Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Erſter Band

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oſcar Brandſtetter,
Papier von Ferd. Flinſch, Einband von Julius Hager
in Leipzig

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Erſter Band

Biographie
Zwiſchen Himmel und Erde
Gedichte

5040

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis
1891

L.germ.40038

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

Herausgegeben von

Adolf Stern

Seiner Hoheit

dem Herzog von Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen

Georg,

dem Landesherrn Otto Ludwigs aus Eisfeld,

in tiefſter Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet

von

der Familie des Dichters

Otto Ludwig

Ein Dichterleben

von

Adolf Stern

Vorwort

Der von Erich Schmidt und mir veranſtalteten neuen Ausgabe der „Geſammelten Schriften“ Otto Ludwigs, die ſich wohl ohne Überhebung als eine erſte Geſamtausgabe bezeichnen darf, ſoll ein Lebensbild des Dichters zur Einleitung dienen, das ich unabhängig von der Sammlung der Werke geplant, in mehrjähriger Arbeit vorbereitet, ſchließlich aber im Hinblick auf das Erſcheinen der Ludwigſchen Werke in derſelben Zeit ausgeführt habe, in der dieſe nach und nach hervorgetreten ſind. In ſich vollkommen abgeſchloſſen und für alle, die nur an den Geſchicken des Dichters Anteil nehmen wollen, eine vollſtändige Darſtellung der Entwicklung, des beſchränkten äußern und überreichen innern Lebens dieſer mächtigen Künſtlerperſönlichkeit, eine Darſtellung, für die ich ſelbſtändige Geltung in Anſpruch nehme, kann ſie gleichwohl beſſer als jede bloße kritiſche Erörterung zum Verſtändnis, zur Erläuterung der poetiſchen Welt dienen, die ſich in Ludwigs Schriften aufthut, und umgekehrt die notwendige Ergänzung jeder Dichter- und Künſtlerbiographie aus eben dieſer Welt empfangen.

Als Moritz Heydrich, der treue, anhängliche Freund Ludwigs, ein Jahrzehnt nach dem Tode des Dichters im erſten Bande der von ihm herausgegebnen „Nachlaßſchriften Otto Ludwigs“ eine „Biographiſche Skizze“

veröffentlichte, die beſtimmt war, neben die ſchon bekannten wertvollen Charakteriſtiken aus der Feder Guſtav Freytags und Heinrich von Treitſchkes zu treten, ging er wohl von der Überzeugung aus, daß die einfachen Erlebniſſe Ludwigs keine eingehendere Darſtellung erforderten, und beſchränkte ſich in ſeinen Mitteilungen über Ludwigs Kindheit und Jugend im weſentlichen auf die Wiedergabe der Aufzeichnungen des damaligen herzoglich meiningiſchen Amtsverweſers Karl Schaller in Kranichfeld, während er ſich für die ſpätere Zeit auf einen fünfzehn Jahre hindurch währenden freundſchaftlichen Verkehr mit Ludwig ſtützen konnte. Hätte Heydrich ſich entſchließen können, ſeine Umriſſe zu einem wirklichen Lebensbilde zu erweitern, ſo würde er jede weitere Arbeit entbehrlich gemacht haben. Da er dies unterließ, ſo blieb der Wunſch nach einer ausgeführteren, aus mannigfaltigern Quellen geſchöpften Erzählung, die die Beſonderheit der Erlebniſſe, der auf den Dichter wirkenden Umgebungen ebenſo ins Auge faßte als die Bedeutung ſeines gewaltigen Talents, eben unbefriedigt und machte ſich immer aufs neue geltend. Obſchon ich nun das Glück gehabt hatte Otto Ludwig im Leben zu kennen, und einen tiefen Eindruck ſeiner Erſcheinung treu und dankbar bewahrte, obſchon ich zu denen gehörte, die ein wirkliches Lebensbild ſchmerzlich vermißten, habe ich doch nicht früher Hand ans Werk gelegt, als bis jede Hoffnung geſchwunden war, daß einer der Männer, die ehemals dem engſten Lebenskreiſe Ludwigs angehört hatten, dieſe Schuld der Pietät einlöſen würde. Als ich aber vom ehrenden Vertrauen der hinterlaſſenen Familie Ludwigs, ſeiner Witwe und Tochter, die noch in Dresden leben, wie ſeiner in Braſilien weilenden Söhne geſtützt, der Aufgabe einmal näher getreten war, habe ich ſie ohne Zögern zu erfüllen geſucht und lege mein Leben Otto

Ludwigs heute den Leſern ſeiner „Geſammelten Schriften“ wie einem weitern Kreiſe vor.

So reich auch das Material war, das mir die Familie im geſamten noch ungedruckten litterariſchen Nachlaſſe, in den Studien und Planheften, in den Tagebüchern (von 1836—1840), den Hauskalendern und einzelnen Aufzeichnungen des Dichters, in Briefen an Otto Ludwig und in Briefen von ihm, die wieder in ihren Beſitz gelangt waren, zur Verfügung geſtellt hatte, ſo wäre dies allein doch nicht ausreichend für die nachſtehende Darſtellung geweſen. Ich habe es an Bemühungen nicht fehlen laſſen, mir weitere Quellen zu erſchließen, und muß es rühmend hervorheben, daß ich neben einer Reihe von Enttäuſchungen (die bei ſolchem Anlaß unvermeidlich ſind) doch eine große Anzahl uneigennütziger und wertvoller Unterſtützungen erfuhr, die nicht nur der Biographie, ſondern auch der Ausgabe der geſammelten Schriften weſentlich zu gute gekommen ſind. Die bedeutende Folge der Briefe, die ſchon im Beſitz der Familie war (darunter die Briefe an Ludwig Ambrunn, an Berthold Auerbach u. a.), wurde durch zahlreiche in andern Händen bewahrte Briefe ergänzt. Frau Eliſabeth Schmidt in Berlin ſtellte die wichtigen an ihren verſtorbnen Gemahl Dr. Julian Schmidt, Frau Bertha Gutzkow in Leipzig die an Karl Gutzkow, Frau Emilie Heydrich in Dresden die an Moritz Heydrich gerichteten Briefe, Herr Dr. Otto Devrient die Briefe Ludwigs an ſeinen Vater Eduard Devrient, ſowie Abſchriften der Briefe ſeines Vaters an Otto Ludwig und höchſt wertvolle und dankenswerte Auszüge aus deſſen Tagebüchern, ſoweit ſich dieſe auf Ludwig beziehen, zu meiner Verfügung. Einige wichtige Briefe erhielt ich im Original oder in Abſchrift durch Herrn Gymnaſiallehrer Dr. Gotthold Klee in Bautzen (an ſeinen Vater, den Rektor Dr. Julius Klee in Dresden), Herrn Dr. jur. Fehling in

Lübeck (an ſeinen Schwiegervater Emanuel Geibel), Herrn Hofburgtheaterregiſſeur Joſef Lewinsky in Wien, den treuſten, aufopferndſten Freund des Dichters, und Herrn Chriſtian Ambrunn in Eisfeld. Viele Briefe Ludwigs ſind leider in Autographenſammlungen zerſtreut, doch war ich glücklich genug, auch eine Anzahl ſolcher Briefe zur Einſicht und Benutzung zu erhalten.

Vom Beginn meiner Arbeit an legte ich den höchſten Wert darauf, die Erinnerungen aller, die mit Ludwig in irgend einer Zeit ſeines Lebens in vertrautem Verkehr geſtanden hatten, als lebendige und vollgiltige Zeugniſſe heranzuziehen. Nächſt Frau **Emilie Ludwig** ſelbſt, die in unwandelbarer Treue und Verehrung nur dem Gedächtnis ihres geſchiednen Gatten lebt, bin ich namentlich dem Herrn Kantor **Friedrich Kramer** in Crock bei Eisfeld, Herrn Oberkonſiſtorialpräſident und Oberhofprediger Dr. E. J. **Meier**, Herrn Profeſſor Dr. **Hermann** Lücke in Dresden für ihre ergänzenden Beiträge zu meiner Arbeit zum wärmſten Danke verpflichtet. Ludwigs Jugendfreunde, der frühere Amtsverweſer Herr **Karl Schaller** in Weimar und Herr Konſul Dr. **Wetzſtein** in Berlin, ſowie Herr **Chriſtian Ambrunn** und Frau **Joh. Recknagel** in Eisfeld haben mich durch aufklärende mündliche Mitteilungen, Herr Schaller auch durch jahrelange Überlaſſung der ſorgfältig bewahrten Briefe aus Ludwigs Jugendzeit unterſtützt, die ſchon Heydrich in Händen gehabt hat. Bei meinen Nachforſchungen in Eisfeld und Meiningen bin ich Herrn Superintendent **Reinhard** in Eisfeld und vor allen Herrn Hofrat Dr. **Rudolf Baumbach** in Meiningen herzlichen Dank ſchuldig geworden. Dr. Baumbach hat nicht nur keine Mühe geſcheut, mir in beſtimmten Fragen Auskunft zu verſchaffen, ſondern auch für mein ganzes Vorhaben eine freiwillig fördernde Teilnahme bethätigt, die ich in froher Erinnerung bewahre.

Wenn ich nicht alle zu nennen vermag, die in irgend einer Weiſe dazu beigetragen haben, dies Denkmal eines tief einſamen und doch ſo gewaltigen und wirkungsreichen Dichterlebens zu bereichern, ſo werden hoffentlich alle aus meiner Arbeit ſelbſt erſehen, daß ich jeden mir anvertrauten Bauſtein zum Ganzen dankbar zu benutzen wußte. —

Wie meine Arbeit wirken kann, muß ich dahingeſtellt ſein laſſen; ich gedenke mich weder meiner warmen Hingebung an den Gegenſtand noch meines Fleißes zu rühmen. Die Hauptſache bleibt, daß das Licht, das von der ſchlichten Größe und reinen Natur des Dichters ausſtrahlt, auch dieſen biographiſchen Verſuch durchleuchtet, und wenn das der Fall iſt, darf ich unbeſorgt um ſeine Aufnahme und um ſeine künftige Wirkung ſein.

Dresden,
im Dezember 1891

Adolf Stern

Otto Ludwig

Heimat und Herkunft

Das waldreiche Hügelland im Herzen Deutſchlands, nach dem Wort eines neuern Dichters „dreifach ſegen, ſagen, ſangberühmt,“ ſeit uralter Zeit und unter allen geſchichtlichen Stürmen und Wandlungen ein Wohnſitz rein deutſcher Stämme, hat ſeine Grenzen vielfach hinausgerückt, vielfach verengert geſehen. Von Tacitus in ſeiner „Germania“ den Gebieten der Hermunduren zugerechnet, im ſechſten Jahrhundert dem großen Thüringerreiche Hermanfrieds zum Kern und Mittelpunkt dienend, danach von Sachſen und Franken bedrängt und weiter Gauen beraubt, vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert als die ſtattliche Landgrafſchaft Ludwigs des Springers und ſeiner Erben wiederum beträchtlich ausgedehnt, ward Thüringen ſchließlich Eigentum des mächtig emporſtrebenden Hauſes Sachſen. Mit der Landesteilung der Wettiner am Ausgang des fünfzehnten und noch mehr mit der Kataſtrophe des ſchmalkaldiſchen Krieges in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, derzufolge das Hauptgebiet und die ſächſiſche Kurwürde den Albertinern zufielen, während die beſiegten Erneſtiner mit einem Hausgut von großenteils thüringiſchen Ämtern abgefunden wurden, trat die Wendung ein, die Geſchick und Eigenart dieſes ſchönen deutſchen Landes für die Jahrhunderte der neuern deutſchen Geſchichte beſtimmte. Der mäßige Landbeſitz der Nachkommen Johann Friedrichs des Großmütigen, wunderlich geteilt und wunderlich verbunden, reichte dennoch von einem Ende des alten Thüringens zum andern; man gewöhnte ſich, die Sachſenherzöge zwiſchen Saale und Werra als die eigentlichen Gebieter Thüringens anzuſehen und auch jene fränkiſchen Lande, die ihnen mit der Pflege Koburg und der hennebergiſchen Erbſchaft zufielen, zu Thüringen zu rechnen. Mehrhundertjährige Gemeinſamkeit der politiſchen Schickſale, gemeinſame Lebensverhältniſſe, die aus den fortgeſetzten Erbteilungen der Erneſtiner und der Entſtehung immer neuer Kleinſtaaten und Reſidenzen hervorgingen, ließen die alte Scheidung durch den Rennſteig des Thüringer Waldes nahezu vergeſſen, und wenn in Mundart, Sitte und Brauch des Landvolkes am Wald und des an der Werra noch [illegible] gewiſſe Verſchiedenheiten herrſchen, ſo bedeut[illegible] wenig gegenüber der Gleichart des Glaubens [illegible]tlichen Zuſtände, der Lebenslage, der Übe[illegible] der Volksbildung, die in dieſen thüringiſchen [illegible] in den angegliederten oſtfränkiſchen Gebieten vorwaltete. In den kleinen Staaten und friedlichen Städtchen fand durch Familienverbindungen eine beſtändige Miſchung des Blutes beider Stämme ſtatt und daneben empfing und nahm auch der fränkiſche Thüringer ſeinen Anteil vom innern Mark dieſes kerndeutſchen Landes: von Sage und lebendiger Poeſie, von Sang und Klang, von Wanderluſt und ſtiller Heimatſeligkeit, von der ganzen wunderſamen Miſchung geiſtiger Erregbarkeit und genügſamen Lebensbehagens.

Kaum eine zweite deutſche Landſchaft erſcheint bis auf die neuere Zeit herab ſo wie Thüringen vom geheimnisvollen Walten der Volksphantaſie und des Volksgemütes erfüllt und durchdrungen. Zwiſchen den friſchen Bergwäldern, in den lauſchigen quellenreichen Thälern gedieh von alters her neben dem ſangbaren Lied eine bunte lebensvolle Mannigfaltigkeit von Sagen und Märchen, von Abenteuern und Erzählungen. Den Überbleibſeln germaniſchen Heidentums: dem Heere Wuotans, das als wütig Heer in den zwölf Nächten die Lüfte durchſauſt, der Holde (Frau Venus, Frau Vrene), die in gefährlicher Schönheit im Hörſelberge weilt oder auch als Frau Holle im Schneefeld ihren Kindern das Bett ſchüttelt, geſellten ſich auf thüringiſchem Boden unzählige Geſtalten und Schatten, verkörperte Natureindrücke und hiſtoriſche Erinnerungen. Gar manche Helden der deutſchen geſchichtlichen Sage bis auf Kaiſer Friedrich den Rotbart, der im Kyffhäuſer an den Grenzen des Landes, jahrhundertelang im Zauberſchlaf ruht, wurden in Thüringen heimiſch; mit friſcher und glücklicher ſagenbildender Kraft belebte und ſchmückte ſich das Volk vor allen die mittelalte[illegible]en Landesherrſcher, die auf der Wartburg hof[illegible] Landgrafen. Ludwig der Springer und Lud[illegible]rne, den der Schmied von Ruhla hart ſch[illegible], der die rebelliſchen volksbedrückenden Ritter [illegible]g über den Edelacker ziehen läßt, Ludwig der Milde, der auf der Kreuzfahrt ſtirbt, Landgraf Hermann, an deſſen glanzvollem Hofe der Sängerkrieg ſtattfindet, Ludwig der Heilige und ſeine ungariſche Gemahlin, die heilige Eliſabeth, alle lebten und leben vom Sagenſchimmer umwebt und verklärt im Gedächtnis ihres Volkes. Selbſt über den Ausgang des eigentlichen Mittelalters hinaus behielten die Thüringer den Trieb und Zug, ſich mit reger Phantaſie Charakterzüge und Lebensſchickſale volkstümlicher Fürſten auszugeſtalten, und von Johann Friedrich dem Großmütigen bis zu Ernſt dem Frommen, ja bis zu Karl Auguſt von Weimar miſchen ſich mit beinahe jeder geſchichtlichen Erinnerung ſagenhafte Elemente. Die Teilung des Landes in zahlreiche Ländchen, die oft kaum mehr waren als große Herrſchaften, rückte hier alle Lebenskreiſe enger aneinander, auch die fürſtlichen Häupter ſtanden den Geringſten im Volke menſchlich näher als anderwärts, und Eindrücke wie Widerſprüche der Wirklichkeit nährten fortgeſetzt die alte Luſt des Volkes an buntem Phantaſieleben.

Nicht das geſchichtliche Daſein allein ward auf und an den Bergen des Thüringerwaldes vom unabläſſigen Walten vielgeſtaltiger Einbildungskraft erhellt und vertieft. Wohl gewann in Land und Stadt von alters her die Maſſe des Volkes ihren Unterhalt bei Feldwirtſchaft und kleinſtädtiſchem Gewerbe, doch dieſe Mehrzahl war mannigfach mit Berufsarten durchſetzt, über denen ein Hauch des Beſondern ſchwebte. Das waldreiche Land hegte Tauſende von Förſtern, Jägern, Forſt und Wildhütern, Holzfällern und Holzfuhrleuten, überall rauchten die Meiler der Köhler, der Vogelſteller war und blieb hier eine volkstümliche Geſtalt, in allen pflanzenreichen Gründen ſuchten die „Balſamträger“ ihre heilkräftigen Wurzeln und Kräuter, mit denen ſie dann hauſierend durch ganz Deutſchland und darüber hinaus wanderten, die Goldwäſcher mühten ſich, dem Sandgrunde der Schwarza und andern Flüſſen jedes Goldkorn abzuliſten, damit die Fürſten von Rudolſtadt ihre Trauringe aus Landesgold ſchmieden und die Herzöge von Hildburghauſen Dukaten aus ſolchem prägen laſſen konnten. Der Bergbau, in frühern Tagen bedeutend und ergiebig, trotz der Ungunſt der Zeiten und der Erſchöpfung der Erzlager bis in unſer Jahrhundert hinein betrieben, da und dort erneuert, nährte noch immer eine Anzahl von Bergleuten und weckte in begierig gehörten fabelhaften Berichten vom ehemaligen Gold und Silber, Kupfer und Eiſenreichtum die Hoffnung auf plötzliche Glückswechſel. Zahlloſe einſam liegende Mühlen, Sägewerke, Glashütten, Eiſenhämmer, Nagelſchmieden waren die Wohnſtätten eigentümlich gearteter Menſchen, deren innerſtes Leben trotz harter Arbeit unter der Herrſchaft der Phantaſie ſtand. Von Geſchlecht zu Geſchlecht durchzogen wunderbare Überlieferungen und wache Träume die ſchlichte Wirklichkeit mit goldnen Fäden, halfen die angeſtammte Lebensluſt verſtärken. Dazu wirkte landauf und landab der Zauber der Töne, Thüringen war, wie Voß in ſeiner „Luiſe“ rühmt, das Land, „wo jeglicher Bauer Muſik weiß“; nicht zufällig hatte die große Kantorenfamilie der Bach hier ihre Heimat; auf dem Grunde einer volkstümlichen Muſikliebe entfaltete ſich in Stadt und Land durch Jahrhunderte hindurch die mannigfaltigſte und reichſte Muſikpflege. Das Volkslied ſcheint hier auch in der Zeit nicht verſtummt und erſtorben zu ſein, wo es überall ſonſt verklang, und in Anlehnung an Kirche und Schule und nicht minder an die fröhliche Luſt der Volksfeſte — Jahrmärkte, Vogelſchießen, Kirmestänze — gediehen in Thüringen der Geſang und jede Art von Inſtrumentalmuſik. Bei beſcheidenen Mitteln ward außerordentliches erſtrebt und geleiſtet und ein gewiſſer Kunſtſinn bis in die Schichten des anſpruchsloſeſten Kleinbürgertums hinein ſchon früh verbreitet. Seine tiefſten Wurzeln hatte dieſer Kunſtſinn bis weit in das achtzehnte Jahrhundert in einem warmen und freudigen proteſtantiſchen Glaubensleben.

Erſchien doch die Erinnerung an die Vergangenheit, ſoweit ſie nicht hiſtoriſche Sage war, dem Thüringer volle zwei Jahrhunderte lang mit der Geſchichte der Reformation und des gereinigten Glaubens verknüpft. Auf thüringiſchem Boden hatte wenn nicht die Wiege Luthers ſelbſt, doch die ſeiner bäuerlichen Eltern und Voreltern geſtanden. Die Wartburg hatte den von Worms Heimkehrenden in einer bedenklichen Kriſis ſeines Lebens geborgen und beſchirmt und den Beginn der Bibelverdeutſchung, die Übertragung des Neuen Teſtaments geſehen. Thüringiſches Land war das ſchmale Erbe des Fürſtengeſchlechts, das mehr als ein andres für die Sache des Evangeliums gelitten und geſtritten hatte. Noch ehe Johann Friedrich, der Beſiegte von Mühlberg, die „fröhliche Wiederkunft" aus kaiſerlicher Gefangenſchaft gefeiert hatte, ließ er ſeine erſte und vornehmſte Sorge die Errichtung der Hochſchule Jena ſein, die als eine Burg der reinen Lehre, wie die Epigonen Luthers ſie auffaßten, ins Leben gerufen ward. Im thüringiſchen Volke galt der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere, der Beſchützer Grumbachs, ebenſowohl als Glaubensmärtyrer wie ſein Vater, und die Belagerung von Gotha, das greuelvolle Blutgericht über die Ächter, die jahrzehntelange Gefangenſchaft des Herzogs im Schloſſe von Wiener-Neuſtadt und die Treue ſeiner Gemahlin, der pfälziſchen Eliſabeth, die dieſe Gefangenſchaft geteilt hatte, erhielten ſich im Gedächtnis vieler Generationen. Unter den proteſtantiſchen Kämpfern des dreißigjährigen Krieges ragten die Brüder Ernſt, Wilhelm und Bernhard von Weimar hervor, und namentlich Herzog Bernhard, der an Guſtav Adolfs Seite gefochten und nach dem Fall des Schwedenkönigs den Sieg von Lützen entſchieden hatte, blieb eine volkstümliche Heldengeſtalt, eine lichte Erinnerung aus dunkler Unheilszeit. Für die Tage der allmählichen Wiederherſtellung Deutſchlands nach dem weſtfäliſchen Frieden aber hatte wiederum Thüringen in der charakteriſtiſchen Perſönlichkeit Herzog Ernſts des Frommen, des Bruders Bernhards, einen vorbildlichen und weithin bewunderten Fürſten beſeſſen, deſſen feſte evangeliſche Überzeugung, deſſen tief religiöſe Empfindung, deſſen ſchlichte Pflichttreue und landesväterliche Sorgfalt über ein Jahrhundert nach ſeinem Tode noch unvergeſſen waren. Konnten die Tugenden des ſeltenen Fürſten nicht auf ſeine zahlreichen Nachkommen vererbt werden, ſo hinterließ Ernſt der Fromme dem von ihm beherrſchten und unter ſeinen Söhnen geteilten Lande in ſeinen Kirchen- und Schulordnungen, in hundert wohltätigen Einrichtungen unverlierbare Grundlagen thüringiſcher Volksbildung und Volkswohlfahrt. Sie erwieſen ihre Kraft noch in Zeiten, wo weder die Glaubensglut des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts noch Herzog Ernſts patriarchaliſches Fürſtentum mehr nachwirkten.

Denn das achtzehnte Jahrhundert zeigte den zerſplitterten thüringiſchen Landen ſein Doppelgeſicht in beſonders bemerkbarer und jäh wechſelnder Weiſe. Der fürſtliche Abſolutismus, die ſchrankenloſe Selbſtregierung großer und kleiner Herren, die ſich einmal auf die äußerlichſte, meiſt komiſche, immer verächtliche Nachahmung des Genußdaſeins und des blendenden Hofhalts zu Verſailles und auf die Erpreſſung der Mittel für ein ſolches Daſein zuſpitzte, und ein andres mal bis in Topf und Tiegel hinein die allwaltende Vorſehung für die Unterthanen ſpielte, hatte in den kleinen Herzogtümern und Fürſtentümern Thüringens mannigfache Vertreter, und die Schickſale der kleinen Städte und Dörfer, über die die Selbſtherrſcher regierten, geſtalteten ſich dementſprechend gar verſchieden. Da es nicht an Miſchungen und zum Teil recht wunderlichen Miſchungen der gegenſätzlichen Elemente fehlte, und die fürſtliche Willkür hier mannigfache Widerſtände und Schranken in der Landesnatur, der Überlieferung und eingewurzelten Gewohnheit, in der Dürftigkeit der Mittel und den Einflüſſen der Nachbarländer fand, ſo ſteigerte ſich die Mannigfaltigkeit der gebietenden Erſcheinungen und Geſtalten, ohne daß die Thüringer Herzogtümer und Fürſtentümer ſo bedenkliche Sultane erhielten, wie Markgraf Karl von Ansbach oder Karl Eugen von Württemberg, oder ſo gewaltſam das Leben aller ihrer Unterthanen lenkende Regenten ſahen, wie Herders erſten gnädigen Herrn, den Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg. — Dafür entfaltete ſich der Drang zu einem aufgeklärten und menſchlich wohlwollenden Regiment, der „Wetteifer in beſchränkten Zuſtänden“ (Ranke), das Streben zur Förderung der aufblühenden Litteratur und Kunſt an den kleinen Höfen Thüringens in freier und glücklicher Weiſe und erhob ſchließlich am Ausgang des Jahrhunderts einen geiſtvollen, großen Fürſten wie Karl Auguſt von Weimar ganz erfüllend, eine thüringiſche Herzogsreſidenz und die Geſamtuniverſität der erneſtiniſchen Häuſer zu den geiſtigen Mittelpunkten Deutſchlands. Sah der Beginn dieſer Glanzzeit noch ſo ausgeprägte Verſchiedenheiten wie die Nachwirkungen der Voltairebewunderung, der franzöſiſchen Bildung und des franzöſiſchen Geſchmacks, die Herzogin Dorothea dem Hofe zu Gotha hinterlaſſen hatte, und den poetiſchen Lebensrauſch, die Luſt an der lebendigen Natur und der kühnen Phantaſie der jungen deutſchen Dichtung, mit denen Goethe und ſein fürſtlicher Freund den Hof von Weimar erfüllten, ſo löſten ſich dieſe Gegenſätze um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in eine Art Einheit auf, und die Zeit der napoleoniſchen Kriege und des Weltfriedens nach 1815 fand die Beſonderheit der Kultur und des Lebens in den thüringiſchen Kleinſtaaten voll entwickelt. In Stadt und Land waltete bei engen, materiell knappen, ja oft dürftigen Verhältniſſen beſcheidne aber ungebrochne Lebensluſt und eine weitverbreitete Bildung und geiſtige Beweglichkeit, die jahrzehntelang von Philoſophie und Litteratur, von Dichtung und Muſik genährt worden war. Nicht umſonſt hatte das große Viergeſtirn über der Ilm geleuchtet und ihre leiſere Welle manches unſterbliche Lied vernommen, nicht umſonſt war man in Jena im Beſitz der neueſten Philoſophie geweſen und „hatte das Vorſtellungsvermögen immer höher hinauf abſtrahiert,“ ein Abglanz all dieſes Lichtes ſtrahlte in die verborgenſten Winkel Thüringens hinein und weckte thätige und genießende Teilnahme an den höchſten geiſtigen Beſtrebungen.

Bis zum Eingang des neunzehnten Jahrhunderts war die Mitwirkung eingeborner Thüringer an dem litterariſchen Leben, deſſen Stätte ihr Land war, eine verhältnismäßig geringe geblieben. Wie vor Zeiten am Wartburghofe Hermanns des Reichen ſich die ritterlichen Dichter aus dem deutſchen Süden und Weſten geſammelt hatten, wie Herzog Wilhelm von Weimar nach dem dreißigjährigen Kriege als Haupt der Palmenordens den wenigſtens an den Grenzen Thüringens geborenen Dichter Georg Neumark von Hamburg her zum Erzſchreinhalter der Fruchtbringenden Geſellſchaft berufen hatte, ſo waren es durchgehend Angehörige andrer deutſcher Stämme, die die Glanzzeit von „Weimar-Jena der großen Stadt“ heraufführten. Selbſt unter den zahlreichen Talenten zweiter Ordnung, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts an den kunſtſinnigen kleinen Höfen ſelbſt oder im Dunſtkreis dieſer Höfe lebten und ſchufen, fanden ſich nur wenige Thüringer, unter ihnen der Gothaer Gotter als letzter poetiſcher Vertreter des franzöſiſchen Geſchmacks in der deutſchen Litteratur, der phantaſiereiche Erzähler Karl Auguſt Muſäus aus Jena und als der talentvollſte und fruchtbarſte von allen der Weimaraner Auguſt von Kotzebue, dem ein ſchlimmes Geſchick und nicht minder ein ſchlimmer Zug ſeiner Natur niemals vergönnten, in der Heimat Wurzel zu ſchlagen. Doch im Wendepunkt des achtzehnten und unſers Jahrhunderts, als Goethe und Schiller ihrer Mitwelt eng verbunden gegenübertraten, die junge Romantik ihr Hauptquartier am Fuß des Fuchsturms aufſchlug, als Fichte Reinhold, Schelling Fichte und Hegel Schelling auf dem Jenenſer philoſophiſchen Katheder ablöſte, da wurden die Einwirkungen der großen Eingewanderten von Wieland bis zu Jean Paul in Thüringen ſelbſt merkbar. In Goethes und Schillers unmittelbarer Umgebung erwuchſen ſinnige weibliche Talente, die Verfaſſerin der „Agnes von Lilien“, Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, die zartſinnige Dichterin der „Schweſtern von Lesbos“ Amalie von Imhof (von Helwig), die ſchwärmeriſche Sophie Mereau leuchteten beſcheidenen, aber zahlreichen Nachahmerinnen voran. Romanſchriftſteller wie Ernſt Wagner aus Roßdorf bei Meiningen, deſſen Romane „Wilibalds Anſichten des Lebens“ und „Die reiſenden Maler“ noch nicht völlig vergeſſen ſind, wie Wagners Freund Friedrich Moſengeil aus Schönau bei Eiſenach oder Herzog Auguſt Emil von Gotha als Verfaſſer des Romans „Ein Jahr in Arkadien“ waren ſchaffende Zeugen dafür, wie Goethes und Jean Pauls Vorbilder und mancherlei Bildungsatome die ſich gleichſam mit der Thüringer Luft miſchten, auch auf die Eingebornen Thüringens gewirkt hatten. Die ſtarke Unterſtrömung der Litteratur aber, die ſich den Kunſtforderungen der großen Dichter zum Trotz auf die Macht des Stoffes verließ und dem Stoffhunger eines unterhaltungs und zerſtreuungsbedürftigen Publikums roh bereitete aber maſſenhafte Nahrung lieferte, hatte auch hier ihre Vertreter. Goethes eigner Schwager Chriſtian Auguſt Vulpius aus Weimar, von deſſen „Rinaldo Rinaldini“ wenigſtens der Titel fortklingt, und der meiningiſche Forſtrat Karl Gottlob Cramer wurden die Väter des neuen deutſchen Ritter und Räuberromans. Um jedes der Hoftheater, die nach dem Vorgang Weimars in den thüringiſchen Reſidenzen erſtanden, ſammelte ſich eine Gruppe einheimiſcher Dramendichter, die bald dem äußerlichen Nachklang des Schillerſchen Pathos huldigten, bald und zwar häufiger in den Spuren Kotzebues meiſt mit mehr gutem Willen als Geſchick dem platten Alltagsbedürfnis kleiner Bühnen zu dienen trachteten. An Erzähler und Dramenſchreiber ſchloß ſich die Schar der Lyriker an, die vom Grabfeld bis zur goldnen Aue in Stadt und Land ſaßen und im Weiterklimpern der lyriſchen Grundtöne des großen Zeitalters ihrem eignen poetiſchen Sinne wie dem ihrer Umgebungen genug thaten.

Wohl mochte Goethe, der als Altmeiſter noch eine zweite Generation thüringiſcher Poeten ſah, die in den zwanziger Jahren zu dichten und zu wirken begann, mit Bezug auch auf ſeine nächſte Umgebung in Thüringen zu Eckermann ſagen: „Das ganze Unheil entſteht daher, daß die poetiſche Kultur in Deutſchland ſich ſo ſehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen ſchlechten Vers macht. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, ſo wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient ſein.“ Und auch jenes andre Wort, daß der heutigen Kunſt „das Männliche fehle“, durfte auf das litterariſche Leben angewandt werden, wie es ſich ſeit dem erſten Jahrzehnt des Jahrhunderts im Umkreiſe des thüringiſchen Landes entfaltete. Gleichwohl war zur Zeit als das eine und das andre Wort geſprochen wurde, der Einzelne, der über alle hervorragen, der das Außerordentliche leiſten und das Männliche zu Ehren bringen ſollte, für Thüringen längſt geboren und wuchs unter den mannigfachen Einflüſſen der Natur und des Lebens, der weitern wie der engern Heimat empor.

Die engere Heimat des künftigen Dichters aber war das kleinſte der kleinen erneſtiniſchen Herzogtümer, die ſeit der Landesteilung unter den Söhnen Ernſts des Frommen vom Jahre 1680 an bis ins neunzehnte Jahrhundert beſtanden. Während die Linien Sachſen-Eiſenberg und Sachſen-Römhild raſch wieder verſchwanden, hatte ſich die Linie von Hildburghauſen nicht eben zum Glück für das Ländchen erhalten, das einen Staat vorſtellen ſollte. Fünf Städte oder Städtchen, vier Marktflecken und wenig über hundert Dörfer hatten hier ein fürſtliches Selbſtgefühl und eine prunkhafte Hofhaltung im Stile Ludwigs XIV. zu tragen gehabt; mehr als drei Menſchenalter hindurch war das unerquickliche Schauſpiel großer Anläufe, pomphafter Abſichten und kläglich dürftiger Ausgänge aufgeführt worden. Herzog Ernſt Friedrich I. (von 1715 bis 1724) verſuchte umſonſt, ſeine kleine Reſidenz durch Prunkbauten und ein Gymnasium academicum (das nur bis 1729 beſtehen konnte) zu einem Mittelpunkte eleganten und geiſtigen Lebens zugleich zu erheben, Herzog Ernſt Friedrich II. (1724 bis 1745) zog ſich zwar die ungeheure Schuldenlaſt, die auf dem Ländchen lag, zu Gemüte, wußte aber gleichwohl nicht zu hindern, daß ſie beſtändig anwuchs, ſein Sohn Ernſt Friedrich III. (1748 bis 1780) vollendete in langer Regierung den Ruin des Landes und ſchließlich ſeinen eignen. Ein prachtliebender, in der Weiſe des achtzehnten Jahrhunderts gebildeter und in ſeiner eigenſten Weiſe gutmütiger aber ſchwacher Herr, hatte er früh verlernt, das Mißverhältnis zwiſchen ſeinem fürſtlichen Selbſtgefühl, ſeiner Neigung zu Pomp und Vergnügen und den Kräften ſeines kleinen ſchon ſchwerverſchuldeten Herzogtums in Betracht zu ziehen. Er verſuchte, militäriſchen Glanz um ſich zu verbreiten, ernannte Generale und Oberſten, ließ Uniformen für mehrere Regimenter fertigen und konnte am Ende kaum eine Kompagnie vollzählig und feldtüchtig erhalten, er gründete eine Bibliothek und ein Hoftheater, zu dem ganz Hildburghauſen freien Zutritt hatte, träumte von der Wiederaufrichtung einer Ritterakademie, beſtritt den unſinnigſten Aufwand Jahre hindurch mit ſchlecht verſilberten Kupfermünzen (zu denen freilich die Ephraimiten Friedrichs des Großen das Vorbild abgegeben hatten) und ließ, als der kaiſerliche Reichshofrat in Wien gegen dieſen ſchmählichen Mißbrauch landesherrlicher Gewalt Einſpruch erhob, gelehrte Druckſchriften ausgehen, als „überzeugenden Beweis, daß von uralten Zeiten her Sachſen-Hildburghauſen das Münzregale zuſtehe.“

Als es 1779 trotz ſchier unerſchwinglicher Steuern, Münzverſchlechterung, Blankoſchuldverſchreibungen, Wechſeln und Handdarlehen bei Juden und Chriſten, Verpfändungen, Titel und Stellenverkäufen zum Bankerott kam, die Entmündigung des verſchwenderiſchen Herzogs unvermeidlich wurde und ſein Oheim, der alte kaiſerliche Feldmarſchall Prinz Joſeph von Hildburghauſen (der Oberbefehlshaber der „elenden" Reichsexekutionsarmee, die mit den Franzoſen zuſammen bei Roßbach geſchlagen worden war), an die Spitze einer kaiſerlichen Debitkommiſſion und der Landesverwaltung treten ſollte, verſuchte der fürſtliche Verſchwender ſich mit Gewalt zu behaupten. Er rief ſein „Landregiment" unter die Waffen, und Hildburghauſen ſah kriegeriſche Pfingſten. Am Ende gab ſich der Herzog grollend in das Unvermeidliche, wurde auf ein kärgliches Einkommen von jährlich zwölftauſend Gulden eingeſchränkt und zog ſich aus der Reſidenz in das Sommerſchloß Seidingſtadt zurück, wo er im September 1780 ſtarb.

Mit der langjährigen Regierung ſeines Sohnes, des Herzogs Friedrich (1780 bis 1826), des letzten ſouveränen Herzogs von Sachſen-Hildburghauſen, ging auch für dies kleine und hartgeprüfte Land ein Spätſommer behaglicher und für die Unterthanen erquicklicher Kleinſtaaterei auf. Das Land hatte ſich nicht weſentlich vergrößert, aber Landbau und bürgerliche Gewerbe doch in dem Maße gehoben, daß das Herzogtum des verſtändigern und beſonnenern Regiments ſeines jungen Fürſten froh werden konnte. Der Hofhalt, der noch immer ſtattlich genug und für die Verhältniſſe vielleicht zu ſtattlich war, wurde doch im ganzen auf den Fuß der andern kleinſten Höfe gebracht, die patriarchaliſch-idylliſche Seite fürſtlichen Daſeins wurde hervorgekehrt, eine Landesregierung mit geordnetem Wirkungskreis errichtet, eine neue landſtändiſche Verfaſſung gegeben, und 1812 ein Gymnaſium in Hildburghauſen begründet, das ſich diesmal als eine dauernde Schöpfung erwies. Gleich den freundnachbarlichen thüringiſchen Kleinſtaaten rettete ſich Sachſen-Hildburghauſen durch die Stürme der Revolution, der großen Kriegszeit hindurch und glitt am Ende friedlich aus dem Rheinbund in den neuen deutſchen Bund hinüber. Die Opfer an Gut und Blut wurden ſchwer empfunden, aber da die gewohnten Verhältniſſe ſo ziemlich unangetaſtet blieben, ſo zeigte das Leben in dem grünen Thal der obern Werra während der letzten Jahrzehnte des Herzogtums in Krieg und Frieden beinahe die gleichen Züge.

Unter dem Einfluß veränderter Anſchauung und Bildung, unter der Wirkung des Hauches, der von Weimar und Jena über Höhen und Tiefen des Thüringerlandes wehte, wandelte ſich auch, am ſpäteſten unter allen, der Hof von Hildburghauſen zum Muſenhofe. Wenn man hier im achtzehnten Jahrhundert in der Prunk und Verſchwendungsperiode wohl auch gelegentlich die Mäcenasrolle verſucht hatte, ſo war ſie recht eigentlich eine Maskenrolle geblieben. Kein namhafter Gelehrter, kein Dichter und Künſtler von Bedeutung oder großem Streben hatte unter dem Hildburghäuſer Rautenſchilde Schutz und Förderung gefunden. Die vereinzelten Beſuche litterariſcher Größen der Zeit waren niemals dem Wunſch entſprungen, an dieſem Hofe geiſtige Teilnahme zu gewinnen; als Klopſtock im Februar 1751 auf der Reiſe von Zürich nach Kopenhagen einige Tage in Hildburghauſen verweilte, geſchah es lediglich, um der erſten Gemahlin Ernſt Friedrichs III., Luiſe von Dänemark, der Schweſter ſeines neugewonnenen königlichen Gönners, ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, als Goethe ſich im Mai 1782 dem Regenten von Hildburghauſen, dem alten Feldmarſchall Prinz Joſeph vorſtellte, der ihm „Audienz im Bette gab und gleich nachher zur Tafel angekleidet war,“

erſchien er lediglich als Geheimrat und Geſandter des Weimariſchen Hofes. Seit dem Regierungsantritt Herzog Friedrichs und ſeiner Vermählung mit der geiſtvollen und liebenswürdigen Prinzeſſin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, einer Schweſter der Königin Luiſe von Preußen, trat hierin ein Umſchlag ein, man lebte auch in Hildburghauſen in den äſthetiſchen Intereſſen der Zeit und hatte nur weniger Glück mit den Trägern dieſer Intereſſen als die Höfe von Weimar, Gotha und Meiningen. Wohl kam Jean Paul 1799 nach Hildburghauſen, wurde an den Hof gezogen; verlebte in der kleinen Reſidenz und im Sommerluſtſchloß Seidingſtadt poeſiereiche Tage und bezeugte die enthuſiaſtiſche Verehrung, die er für die Herzogin Charlotte und ihre ſchönen Schweſtern faßte, durch die Widmung ſeines eben entſtehenden „Titan“ („den vier ſchönen und edeln Schweſtern auf dem Thron“), ſah ſich durch ein Dekret Herzog Friedrichs zum herzoglich ſächſiſchen Legationsrat befördert und verlobte ſich ſchließlich mit der Hildburghäuſerin Karoline von Feuchtersleben. Aber gerade die raſche Wiederauflöſung dieſer Verlobung ward die Urſache, daß Jean Pauls Verhältnis zum Hildburghäuſer Hof nur ein vorübergehendes blieb. Einige Jahre ſpäter glaubte man in dem zum Kammerdirektor ernannten dichteriſch begabten und abenteuerlichen Freiherrn Guſtav Anton von Seckendorff den Mann gewonnen zu haben, den der Hof bedurfte, und mag nicht wenig überraſcht geweſen ſein, als Seckendorff nach kaum einem Jahre ſeinen Abſchied begehrte, um danach als reiſender Deklamator und Vorleſer „Patrik Peale“ Deutſchland zu durchziehen. Beſſer gelang es mit der Pflege der Muſik, die durch eine kleine aber vorzügliche fürſtliche Kapelle und die perſönliche Teilnahme der Herzogin Charlotte, von deren „Nachtigallenſtimmritze“ Jean Paul in den Briefen an Otto ſchwärmt, und die bei größern Aufführungen kirchlicher Muſik wohl ſelbſt eine Soloſtimme übernahm, in bemerkenswerter Weiſe gefördert wurde. Der altherkömmliche naturwüchſige Thüringer Muſikſinn entwickelte ſich unter ſolchen Umſtänden auch in kleinbürgerlichen Kreiſen zu einem bewußten Kunſtſinn und Kunſtgeſchmack. Noch manches Jahrzehnt, nachdem Hildburghauſen aufgehört hatte, eine Reſidenz zu ſein, war es der Stolz der Bürger, daß der jugendliche Karl Maria von Weber in ihrer Stadt (1796—1797) durch den Kammermuſikus (Oboiſten) Johann Peter Heuſchkel ſeinen erſten regelmäßigen muſikaliſchen Unterricht empfangen hatte, noch lange erzählte man von den Kirchenkonzerten unter der Leitung des talentvollen Kapellmeiſters Gleichmann, in denen Herzogin Charlotte die großen Arien mit entzückender Klarheit und Weihe geſungen hatte.

Zu Konzerten dieſer Art, wie zu den derbern althergebrachten Volksfeſten der Vogelſchießen und Jahrmärkte drängten ſich in der kleinen Reſidenz auch zahlreiche Gäſte aus den vier andern Städtchen des Herzogtums zuſammen. Die wichtigſte dieſer Landſtädte war das wenige Stunden von Hildburghauſen gelegne Eisfeld. Als das ſchmale Erbe Ernſts des Erſten 1681 ein ſelbſtändiger „Staat“ wurde, hatte die erlauchte Landesherrſchaft längere Zeit geſchwankt, ob ſie Hildburghauſen, Heldburg oder Eisfeld zur Hauptſtadt erheben ſollte, und um 1683, wo ſich Hofhalt, fürſtliche Kanzlei und Rentkammer bereits in Eisfeld befanden, ſchien die Frage entſchieden. Unbekannte Gründe beſtimmten am Ende doch den Herzog, Hildburghauſen den Vorzug zu geben — man darf ſagen zum Glück für das Städtchen Eisfeld, in dem ein tüchtiger Bürgerſinn herrſchte, der ſich nun durch das ſchlimme Jahrhundert der Verſchwendung und Prunkwirtſchaft behaupteten konnte. Während Hildburghauſen in den Vergnügungstaumel und nachher in den Bankerott des Hofes hineingeriſſen wurde, erhielt ſich in dem benachbarten Eisfeld der alte Geiſt rühriger Arbeitsluſt, beſonnener Sparſamkeit und daher trotz allem Druck der Zeiten eine gewiſſe Wohlhabenheit und die volle Ehrenfeſtigkeit alter Sitte, die die Lebensluſt ja keineswegs ausſchloß. Rühmte noch im Jahre 1851 G. Brückner in ſeiner vortrefflichen „Landeskunde des Herzogtums Meiningen“ den Eisfeldern nach, daß ſie am Alten hingen, „ſtolz auf ihr Bürgertum und Bürgerrecht, äußerſt thätig und ſparſam, freilich oft in Eigennutz übergehend, von gewecktem empfänglichen Sinn und von meiſt noch echter Kirchlichkeit ſeien,“ ſo darf man annehmen, daß alle dieſe Tugenden in den erſten Jahrzehnten unſers Jahrhunderts in noch friſchrer Blüte ſtanden. Auch dieſe kleine fränkiſch-thüringiſche Stadt hatte in ihren Erlebniſſen und Schickſalen ſeit Jahrhunderten Eigenart und Schickſal des Landes geſpiegelt und konnte, als ſie berufen war, dem größten neuern Dichter Thüringens die erſten und nachhaltigſten Eindrücke zu geben, in ihrer Lage und Geſchichte, in Beſonderheit und Sitte ihrer Bewohner ihrem poetiſchen Sohne eine nicht zu verachtende Mitgift an Naturfreude, an friſchem mannigfaltigen Leben verleihen.

Eisfeld — zur Zeit der Geburt des Dichters Otto Ludwig eine Kleinſtadt von 2500 (auch noch 1880 von nur 3500) Seelen — liegt an beiden Werraufern und auf der obern Werraterraſſe, die dicht zum Fuße des Thüringerwaldes heranrückt, in grüner Hügel- und waldreicher Umgebung, in der jeder Reiz mitteldeutſcher Landſchaft ſich entfaltet. Auch heute, wo die Werrabahn das Thalgelände durchſchneidet, erſcheint das Städtchen als friedlichſtiller Ort, der ein paar Jahrzehnte früher, als nur die Straßen von Koburg nach Schleuſingen und Hildburghauſen hindurchführten, noch mehr wie heute das Gepräge der Weltabgeſchiedenheit getragen haben muß. Wer von der Bahnſtation her dem Städtchen zuwandert, erreicht bald an vorſtädtiſchen Häuſern, Gaſthöfen und Ausſpannungen vorüber einen mäßig erhöhten Platz, auf dem ſich die ſtattliche ſpätgotiſche Stadtkirche zur heiligen Dreieinigkeit erhebt, an dem auch der alte ſchöne Bau der Stadtſchule mit lateiniſcher Inſchrifttafel von 1575 und die Predigerhäuſer liegen. Erſt hinter der Kirche beginnt die Hauptſtraße der Oberſtadt, ſodaß der alte Volkswitz mit Recht ſpotten konnte, die Eisfelder gingen zum Thore hinaus, wenn ſie in die Kirche wollten. Der Hauptmarkt mit dem wunderlich betürmten Rathaus, mit der Apotheke, dem Gaſthof zum „Deutſchen Haus“ und einigen kleinſtädtiſch-patriziſchen, ſtilles Behagen atmenden Häuſern gemahnt um ſo mehr an den Marktplatz des Städtchens in „Hermann und Dorothea,“ als auch er aus dem Brande der zwanziger Jahre zum größten Teil neu erſtanden iſt. Über dem Markt, dieſen und die geſamte Oberſtadt noch überragend, bildet das Schloß mit ſeinem runden Turm und einigen Nebengebäuden den Abſchluß der Stadt nach Nordoſten. Es iſt einer der mächtigen Steinkäſten, denen man mehr als einmal in thüringiſchen Städten begegnet, ein Bau aus den Tagen Ernſts des Frommen; zur Zeit der Hildburghäuſiſchen Selbſtändigkeit zum Witwenſitz des fürſtlichen Hauſes, ſeit dem Anfall an Meiningen zum Sitz von Verwaltungs- und Gerichtsämtern und zu Beamtenwohnungen beſtimmt.

Die Alt- oder Unterſtadt an der Werra und am Mühlgraben mit ihrem Gemiſch alter und neuer meiſt nur ein- und zweiſtöckiger Häuſer, vielfach von Gärten umhegt, vervollſtändigt das Bild einer wohlgelegnen, ſich behaglich ausbreitenden Landſtadt, in der Ackerbau und Viehzucht neben dem Handwerk und einer beginnenden Induſtrie noch Raum haben. —

Auch Eisfeld hatte gute und ſchlimme Zeiten geſehen; die Berichte von der frühern Herrlichkeit und dem Ertrag des mittelalterlichen Eiſen- und Kupferbergbaues, wie vom Goldreichtum des Werraſandes mochten ſagenhaft ſein, aber ſicher gehörte Eisfeld zu den zahlreichen Städten, die vor dem großen Kriege eine größre Blüte des Wohlſtandes, gedeihlicher Regſamkeit und bürgerlichen Selbſtgefühls geſchaut hatten, als ihnen nachher beſchieden war. Die ſtädtiſchen Erinnerungen knüpften auch hier zunächſt an die Reformationszeit an, es war der Stolz der Stadt, daß einer der nächſten Wittenberger Genoſſen Luthers, Dr. Juſtus Jonas, nach dem ſchmalkaldiſchen Kriege und der Kataſtrophe Johann Friedrichs in ihrer Superintendentur eine ſtille Zuflucht für ſeine letzten Jahre gefunden hatte und in ihrem Boden ruht. — Der große Krieg, die „Schwedenzeit“ hatte Eisfeld Verwüſtung und grauenhaftes Elend hinterlaſſen, die apokalyptiſchen Reiter Krieg, Peſt, Hunger und Tod waren faſt Jahr für Jahr durch das ſtille Werrathal hindurchgeſprengt, vier große Brände hatten die Stadt wiederholt in Trümmer gelegt, das Friedensfeſt war ſchließlich nur von einem armſeligen Häuflein herabgekommner Menſchen begangen worden. Im Gedächtnis der Nachlebenden aber hatte die Unheilszeit hier wie überall den brennendſten Wunſch nach friedlicher Exiſtenz und die äußerſte Fügſamkeit hinterlaſſen; die ſchlimmſten Erlebniſſe des achtzehnten Jahrhunderts ſchienen den Menſchen erträglich im Vergleich mit dem, was ihre Vorfahren erduldet hatten. So war trotz alles ſchlechten Regiments der frühern Hildburghäuſer Herzöge und trotz aller ſtillen Oppoſition gegen den Reſidenzgeiſt Eisfeld die getreue Stadt ihrer Landesherren geblieben und ſonnte ſich unter Herzog Friedrichs verſtändigem Walten im Strahl einer beſſern und trotz der Kriegsjahre zu Anfang des Jahrhunderts behaglichern Zeit. Wie zum Wahrzeichen dieſer Zeit ward als Mittelpunkt echt thüringiſcher Volksluſt mitten in den Jahren der

Truppendurchmärſche und der Kriegsſteuern (1809 und 1810) der Eisfelder „Schützenhof" erbaut und ein großer Teil der alten Befeſtigungen niedergeriſſen, mit denen Ernſt der Fromme die Stadt umgeben hatte. In dem offnen, baum- und gartenreichern Städtchen entfaltete ſich das Leben, das den thüringiſchen Städten gemeinſam war, und über dem nach dem Weltfrieden von 1815 die Zuverſicht ſchwebte, daß es immer ſo bleiben könnte.

So klein und unbedeutend Eisfeld war, ſo nahe ſich ſeine Bewohner ſtanden, ſo gab es auch hier ein ſtädtiſches Patriziat, das ſich durch mäßigen Beſitz und größere Bildung von der Durchſchnittszahl der klugen, lebensfrohen und ſelbſt kunſtſinnigen Bürger unterſchied. Dieſer kleinſtädtiſchen Ariſtokratie gehörte auch die Familie an, aus der der größte Dichter Thüringens hervorgehen ſollte. Seit dem Anfange des Jahrhunderts war der erſte Juſtizbeamte der Stadt Ernſt Friedrich Ludwig, der die Titel eines Stadtſyndikus und eines herzoglich hildburghäuſiſchen Hofadvokaten führte. Einer im Lande altangeſehnen und nach damaligen Begriffen wohlhabenden Familie entſproſſen, hatte Ernſt Ludwig zu Erlangen und Jena die Rechte ſtudiert und danach das wichtige Verwaltungsamt mit dem Vorſatze übernommen, ſeiner Vaterſtadt nach Möglichkeit gute Dienſte zu leiſten. In der gemütvollen und poetiſch angehauchten Natur des jungen Juriſten waltete offenbar auch ein Element energiſcher Thatenluſt und reformatoriſchen Dranges, die ſich bethätigten, als Ernſt Ludwig an die Umgeſtaltung der Verwaltung von Eisfeld und an die Wegräumung veralteter Mißbräuche ging. Otto Ludwig ſelbſt charakteriſierte in ſpätern Jahren ſeinen Vater als einen ſchroff ehrlichen, bis zum Eigenſinn feſten, innerlich aber zarten und weichen Mann. Die äſthetiſche Bildung, die er nach der Sitte der Zeit erworben hatte, und die in der Herausgabe eines Bändchens lyriſcher Gedichte öffentlich bezeugt wurde, die klare Humanität und ein Anflug von ſchwärmeriſchem Idealismus bekundeten, daß ihn der Geiſtesatem Herders und Schillers umhaucht hatte. Die Luſt an praktiſchen Verbeſſerungen, die er an den Tag legte, verriet, daß er nicht nur der Zeitgenoſſe der Dichter- und Denkerheroen, ſondern auch Salzmanns, Rudolf Zacharias Beckers und ſeines allverbreiteten „Not- und Hilfsbüchleins“ war.

Stand Ernſt Ludwig um ſeiner Abſtammung, um ſeiner Studien und Talente wie um ſeiner Wohlhabenheit willen in gutem Anſehen bei ſeinen Mitbürgern, ſo vermehrte ſich nicht die Achtung, aber die Geltung, die er in Eisfeld beſaß, als er 1807, im Jahre des Tilſiter Friedens, ſeinen Herd gründete und die Tochter des Kaufmanns und Senators Otto, Sophie Chriſtiane Otto heimführte. Sicher darf man nach der ganzen Innerlichkeit wie dem ſpätern Verhältnis der Brautleute, nach der Lebensanſchauung und Lebensſtimmung ihrer Kreiſe annehmen, daß es eine Neigungsehe war, die ſie ſchloſſen, ein Bund, an dem die Liebe den ſtärkſten Anteil hatte, ſo paſſend auch den Draußenſtehenden die Gleichheit der Verhältniſſe erſcheinen mochte. Das Eisfelder Kirchenbuch des Jahres 1807 enthält unter der Rubrik „in die Ehe getreten“ von der Hand des damaligen Superintendenten und Stadtpfarrers J. C. Geudner die Eintragung: „Herr Ernſt Friedrich Ludwig, Herzoglich Sächſiſcher Hofadvokat und Stadtſyndikus allhier, ein Junggeſelle, wurde mit Jungfrau Sophie Chriſtiane Ottoin, des Herrn Johann Chriſtian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, wie auch Lieutenants bei dem herzoglichen Landregiment und Senators einziger Tochter, nach erlangter Dispenſation, ohne Aufgebot von mir, dem Superintendenten abends fünf Uhr in der Stille kopuliert, Mittwochs am 9. Dezember 1807.“ Die

Trauung gegen Abend und in der Stille, die an Schillers Trauung in Wenigenjena gemahnt, muß damals in den thüringiſchen Ländern Mode geweſen ſein. Das junge Paar bezog die Amtswohnung, die dem ſtädtiſchen Rechtskonſulenten zuſtand, eine Wohnung, die die Geburtsſtätte Otto Ludwigs werden, aber in dem großen Brande ſeiner Vaterſtadt, von dem noch zu berichten ſein wird, für immer verſchwinden ſollte.

◆

Knabentage

Dem Stadtſyndikus Ernſt Ludwig und ſeiner jungen Gattin waren in den erſten Jahren ihrer Ehe zwei Kinder bald nach der Geburt wieder entriſſen worden, um ſo lebhafter war die Genugthuung und die Freude, als am 12. Februar 1813, mittags elf Uhr ein Sohn zur Welt kam, in dem man den künftigen Stammhalter der Familie hoffnungsvoll begrüßte. Die Taufe des Neugebornen, der den Namen Otto Ludwig erhielt, fand einige Wochen ſpäter, am 11. März ſtatt; als einzige Taufzeugin diente nach dem Eisfelder Kirchenbuch die Großmutter mütterlicherſeits, Frau Helene Huldreich Otto, „weiland Herrn Johann Chriſtian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, nachgelaßne Witwe.“ Die Zeit war nicht dazu angethan, eine größere Tauffeſtlichkeit zu veranſtalten, das Kriegswetter, das ſich im vorausgegangnen Jahre nach dem fernen Rußland gewälzt, aber mit ungeheuern Durchmärſchen jede deutſche Landſchaft ſchwer getroffen hatte, drohte jetzt aus nächſter Nähe; vom Weſten und Süden her warf Napoleon I. ſeine nach der ruſſiſchen Winterkataſtrophe neugebildeten franzöſiſchen und rheinbündiſchen Bataillone den vordringenden Preußen und Ruſſen nach Thüringen entgegen; auch Eisfeld mußte wieder unter Durchzügen leiden, die Drangſale des Städtchens mehrten ſich während des Waffenſtillſtandes und als die alten Regimenter aus Spanien unter Marſchall Augereau im Spätſommer dem Schlachtfelde von Leipzig zuzogen. Erſt im Frühling von 1814 nach dem Pariſer Frieden atmete man im Werrathal wie anderwärts wieder völlig frei auf und ſah mit größerm Vertrauen in die Zukunft, als man es im letzten kriegsbewegten Jahrzehnt vermocht hatte.

Ernſt Ludwig legte dies Vertrauen dadurch an den Tag, daß er im Juni 1814 den Grund zur Anlage eines großen Luſtgartens erwarb, wie das Städtchen Eisfeld noch keinen beſaß. Zwei „am Heinich“, einem Hügelabhang im Oſten von Eisfeld gelegene gleichwertige Grundſtücke, bisher der Bürgerin Eliſabeth Margarete Mönch und dem Gaſtwirth Konrad Lutz gehörig, beide im Kaufbrief als „frei Stadtgut“ bezeichnet und jedes für den Preis von 380 Gulden fränkiſch erſtanden, wurden mit einem Stück Feld des nachbarlichen Rittergutes Steudach, das der befreundete Beſitzer des Gutes, Herr Johann Chriſtian Hoffmann, dem Stadtſyndikus käuflich überließ, zuſammengefügt und bildeten einen Boden, auf dem der poetiſche Ernſt Ludwig ſeiner Neigung für Naturgenuß genügen und ſeinen Schönheitsſinn entfalten konnte. Sein Garten, der in natürlichen Terraſſen zur Höhe des Hügels anſtieg, hatte die prächtigſte Lage und gewährte von ſeiner obern Begrenzung Ausſicht auf den dunkeln Bergzug des Thüringerwaldes, mit der Dreiherrenſpitze und dem waldigen Quellengebiet, aus dem die Werra, die Schleuſe und Itz hervorſtrömen. Zu Füßen des Gartens aber breitete ſich ein farbiges Bild aus: die Oberſtadt von Eisfeld, um Schloßturm und Kirche gedrängt, das reiche Wieſengelände, der weite Bogen der der Stadt gehörigen Waldungen, über die ſich wieder die Bergzüge der Rhön hinter Römhild und Heldburg erhoben. Im Sonnenſchein wie beim Zug beſchattender Wolken wirkt dieſe Landſchaft mit dem Zauber ihrer friedlichen Stille und ihres maleriſchen Wechſels gleich gewinnend.

Auf dem Boden ſeines neuerworbnen Grundſtücks fand der Stadtſyndikus von Eisfeld einen ſchönen alten Eichbaum und eine Gruppe junger Nußbäume vor, die von vornherein erquicklichen Schatten verbürgten, im übrigen ſchuf er den Garten völlig neu und nach ſeinem Geſchmack. In der Mitte ließ er ein ſtattliches (noch heute ziemlich wohl erhaltnes) Gartenhaus mit einer von zwei Säulen getragnen Loggia und einigen Räumen im Erdgeſchoß, mit einer guten breiten Treppe, einem Vorplatz und zwei geräumigen von großen Fenſtern erhellten Zimmern im erſten Stockwerk errichten. Rund um das Haus ſchuf er Blumenbeete, Baum- und Buſchgruppen, pflanzte Coniferen, Taxus, Weimutskiefern und zahlreiche Zierſträucher an, von denen man in Eisfeld bis dahin kaum die Namen gehört hatte; widmete übrigens auch als guter Thüringer und ſorglicher Hausvater einen guten Teil des großen Gartens dem feinern Obſt- und Gemüſebau. Der Garten gedieh unter der ſorgfältigen Pflege ſeines Beſitzers ſehr raſch. Ernſt Ludwig bewohnte ihn während der Sommermonate mit ſeiner Familie, und Otto wuchs mit den zur Zeit ſeiner Geburt gepflanzten Bäumen heran. Der Garten ſollte im Leben nicht bloß des Kindes, ſondern des Jünglings und werdenden Mannes eine entſcheidende Rolle ſpielen und im guten und ſchlimmen Sinne zu einem Stück ſeines Geſchicks werden.

Vorderhand kamen ſicher die Schattengänge und Raſenflächen des Gartens, Licht und Luft der grünen Thallandſchaft, inmitten deren der Garten lag, dem Knaben nur zu gute. Der Enge der ſtädtiſchen Straße entrückt, verlebte Otto Ludwig in ſeiner Familie und mit einigen Spielgenoſſen glückliche Knabentage. Während dieſer Tage brachen freilich über ſeinen Vater Sorgen, Leiden und Kämpfe herein, die auch dem Kinde die Jugend trübten. Die Urſachen und erſten Anfänge der bürgerlichen Gärungen und Unruhen, deren Folgen dem Stadtſyndikus Ernſt Ludwig Geſundheit, Lebensmut, Vermögen und ſchließlich das Leben ſelbſt koſteten, ſind nicht völlig aufzuhellen. Nur ſo viel iſt klar, daß Ernſt Ludwig durch gewiſſe Neuerungen in der Verwaltung des ſtädtiſchen Vermögens, durch Ablöſung einiger alter Rechte, die mehr Einzelnen als dem Gemeinweſen zu gute kamen, ſich ſchon ſeit Jahren unter der Bürgerſchaft Eisfelds Widerſacher erweckt hatte. Selbſt an zweckmäßigen wirtſchaftlichen Einrichtungen, „Pflanzſchulen, Einführung neuer Futterpflanzen, z. B. Luzernerklee,“ nahm man Anſtoß. Die Finanzlage der Stadt war durch die ſchweren Opfer der Kriegsjahre und der bis zur zweiten Rückkehr der verbündeten Heere aus Frankreich fortdauernden Durchmärſche und Einquartierungen eine mißlichere geworden, und die Oppoſition, die ſich angeſichts dieſer Lage regte, wurde durch die Vorgänge auf dem weitern Schauplatz des kleinen Herzogtums Hildburghauſen geſtärkt und geſtachelt. Im Jahre 1818 wurde die alte landſtändiſche Verfaſſung des Ländchens mit einer neuen Verfaſſung nach dem Muſter der von Großherzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar zwei Jahre zuvor ſeinem Lande verliehenen vertauſcht. Es ſchien ſo natürlich, daß, wenn mit der Mißlage und dem immer noch ſchlimmen Schuldweſen des Herzogtums aufgeräumt wurde, auch die ſtädtiſchen Beſchwerden einmal Erledigung finden mußten.

Seit Jahren hatten ſich zwiſchen dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft von Eisfeld immer neue Zerwürfniſſe ergeben. Verſchleppte alte Prozeſſe, unerledigte Rechnungen, ein nur zu erklärliches, aber der Bürgerſchaft vollkommen unbegreifliches Anwachſen der ſtädtiſchen Schulden gaben reichen Stoff für leidenſchaftliche Kneipengeſpräche und willig geglaubte Verdächtigungen. Wie war Eisfeld ſtolz geweſen auf ſeine wohlgeordneten bürgerlichen Verhältniſſe gegenüber der Zerrüttung des Landeshaushalts und Hofhalts! Und nun ſchien es gar, als ob die Vermögenslage der Stadt ungünſtiger ſei als die des ſteuerüberbürdeten Herzogtums. Der Streit zwiſchen Stadtrat und Bürgerſchaft war im Mißjahr und Hungerjahr von 1816 zu 1817 aufs äußerſte angewachſen, ſchon mehrere herzogliche Kommiſſare hatten umſonſt verſucht, Frieden in den Gemütern zu ſtiften. Zu den am ſtärkſten befeindeten und ~~beſt~~verleumdeten ſtädtiſchen Häuptern gehörte natürlich auch der Stadtſyndikus Ludwig, dem kurzſichtige und unlautre Naturen ſeinen perſönlichen Wohlſtand beneideten. Dazu kam, daß (nach einer Aufzeichnung Otto Ludwigs) „ſein Vater als Landſtand durch rückſichtslos pflichttreues Handeln ſich die Rache einiger Männer der Hildburghäuſer Regierung zugezogen hatte, die, da man ihm ſonſt nichts anhaben konnte, einen Teil der Eisfelder Bürgerſchaft gegen ihn aufwiegelten; ſelbſt das Leben meines Vaters wurde in anonymen Briefen bedroht." Natürlich ging es auch hier wie immer, die Zügel glitten denen, die die bürgerliche Empörung hinter den Couliſſen lenken wollten, kläglich aus den Händen, und das Unheil hatte ſeinen Lauf. Rein äußerlich betrachtet geſellte ſich die Eisfelder Revolution der Jahre 1818 und 1819 dem bekannten Waſunger Krieg und ähnlichen Epiſoden aus der Geſchichte der erneſtiniſchen Kleinſtaaten hinzu, die den Griffel des komiſchen Epikers förmlich herausfordern. Aber dieſe Komik wurde für den Stadtſyndikus Ludwig doch verhängnisvoll. Der Sturm im Waſſerglaſe zog auch eine in ſpätrer Zeit übel berufne und verhaßte, von der öffentlichen Meinung mit Bann und Acht belegte Perſönlichkeit, den Dr. jur. Laurenz Hannibal Fiſcher in ſeine Wirbel, der nachmals als großherzoglich oldenburgiſcher geheimer Staatsrat die deutſche Flotte unter den Hammer brachte, zu dieſer Zeit aber als Syndikus und Landrat der hildburghäuſiſchen Landſchaft in ſeiner Geburtsſtadt und ſeinem kleinen Heimatlande eine Rolle ſpielte. In ſeinen perſönlichen Erinnerungen (Politiſches Martyrtum. Leipzig, 1855) hat der viel verwünſchte Flottenfiſcher ein lebhaftes und getreues Bild der unerfreulichen Vorgänge in Eiſfeld gegeben und zugleich das vollgiltigſte Ehrenzeugnis für Otto Ludwigs hartangeklagten Vater ausgeſtellt.

Fiſcher erzählt: „Mehrere Regierungskommiſſarien hatten eine Ausgleichung ohne Erfolg verſucht, da griff die Bürgerſchaft zu dem damals noch ziemlich ſeltnen Mittel der Sturmpetition. Zweiundachtzig Deputierte rückten dem Herzog zuleibe und verlangten mit Ungeſtüm die Abſendung eines Regierungskommiſſars, dem man den guten Willen und die Kraft zutrauen könne, die verwirrten Zuſtände zu ordnen. Einſtimmig bezeichneten ſie mich als den ihr Vertrauen beſitzenden Mann. Der Herzog willfahrte ihrem Verlangen, ſuspendierte die Polizei- und Juſtizbehörden und übertrug mir die Leitung der geſamten Adminiſtration in der Eigenſchaft als herzoglicher Kommiſſar.“ Der allgemeine Jubel, mit dem dieſe Ernennung und die erſten verſtändigen und klärenden Maßregeln des Ernannten begrüßt wurden, verſtummte, und der Enthuſiasmus kühlte ſich ſichtbar ab, als Fiſcher ſich wirklich als unparteiiſcher Richter erwies. „Es kam nun die Reihe an die finanziellen Beſchwerden. Achtzehn unabgehörte Rechnungen hatten eine unlösbare Wirre und das Reſultat einer Schuldenanhäufung von 48 000 Gulden kundgegeben. Die öffentliche Meinung hatte mit einer an Einſtimmigkeit grenzenden Überzeugung den zeitherigen Rechnungsführer, einen reichen Mann, geradezu der Veruntreuung der Stadtkaſſe beſchuldigt. Ich ſelbſt konnte am Beginn der Unterſuchungen die Wahrſcheinlichkeit nicht außer Zweifel ſetzen. Mit gewiſſenhafteſter Skrupuloſität revidierte ich die Rechnung ſelbſt; aber der Rechner wußte über alle Zweifel ſo beſtimmte Ausweiſe zu geben, daß ihm auch nicht ein Groſchen zur Laſt fiel, vielmehr ſeine Unordnung noch manche ihm zu gute kommende Erſatzforderungen herausſtellte. Ich überſandte Rechnungen und Belege der Rechnungskammer zur Reviſion; das Reſultat ſtimmte mit dem meinigen überein. Nun übergab ich dieſes einer Kommiſſion von ſechs Bürgern, darunter drei der erbittertſten Ankläger. Aber auch ſie konnten nichts Ungehöriges finden. Die Urſache des Defizits erklärte ſich aus dem Umſtande, daß der ſchwache Magiſtrat, um von der lieben Bürgerſchaft alle Gefahr und Beſchwerden möglichſt abzuwenden, eine große Summe Einquartierungskoſten auf die Stadtkaſſe überwieſen hatte.“

Dieſe Überführung der Schreier und Verleumder weckte deren vollſten Ingrimm, der ſich zunächſt nicht gegen den Stadtſyndikus, ſondern gegen den Regierungskommiſſar entlud und zu einem völligen Aufruhr mit perſönlicher Bedrohung des Dr. Fiſcher führte. Es waren wieder draſtiſche Züge zum komiſchen Heldengedichte, daß der letztere ſich mit einer großen Papierſchere bewaffnete und ſolchergeſtalt die vor dem Eisfelder Rathaus verſammelten Rebellenſcharen durchbrach. Der bedrohte Kommiſſar eilte nach der Reſidenz, um dort über das Geſchehene zu berichten und ſchärfere Maßregeln vorzubereiten. „Zwei Tage darauf,“ lautet Hannibal Fiſchers weitrer Bericht, „kehrte ich wieder auf meinen Poſten zurück, diesmal in der Begleitung von 200 Mann Militär.“ („Das ganze Militär des Herzogtums,“ berichtet Otto Ludwig lakoniſch.) „Ich begann mit der Feſtnahme von etwa zehn Rädelsführern. Als dieſe auf Wagen geſchloſſen abgeführt werden ſollten, meldete mir der kommandierende Offizier, daß ſich die Bürgerſchaft bewaffnet verſammle und ſich der Abführung der Gefangnen zu widerſetzen drohe. Meine Inſtruktion war kurz: Wenn die Bürger ſchießen, ſo werden Sie eben Ihre Leute wieder ſchießen laſſen. Mit Gelächter wurde dieſer Befehl von der Pöbelmaſſe aufgenommen; einige freche Kerle drangen mitten in die Reihe der Soldaten und viſitierten die Patrontaſchen derſelben, ließen aber ziemlich verdutzt die Taſchendeckel wieder ſinken, denn ſie fanden wirklich ſcharfe Patronen. Noch erinnre ich mich des ſichtbar deprimierenden Eindrucks, welchen das Laden und das dumpfe Aufprallen der Ladeſtöcke auf die Patronen unter dem Haufen machte. Schnell entwickelte ſich der Knäuel, die meiſten machten ſich raſch aus dem Staube, und die Arreſtantenwagen zogen unter militäriſcher Eskorte ungehindert ab.“

Otto Ludwig bewahrte bis in ſein Mannesalter die Erinnerung an die ſtürmiſchen Tage, die für ſeinen Vater ſo leidvoll waren. Das Fragment einer autobiographiſchen Aufzeichnung beſtätigt den Fiſcherſchen Bericht. „Eine von Hildburghauſen geſendete Kommiſſion konnte meinem unerſchrocknen Vater nichts anhaben;“ er empfand es noch nach vier Jahrzehnten ſchmerzlich, daß dieſem „aus dem, was er aus Liebe zu ſeiner Vaterſtadt gethan, von denen ein Verbrechen gemacht wurde, für die er ſich mühte und opferte.“ Von ſeinen eignen Eindrücken erzählt er nur: „Die Rädelsführer wurden auf einem Leiterwagen in Ketten abgeführt. Ich begegnete dem Zug, damals noch ein Kind, das den Zuſammenhang des Vorganges kaum verſtand; den Schrecken und das Mitleid bei dem Anblick fühle ich heute noch.“

Die meiſten der Verhafteten traf kein ſchlimmes Geſchick; die an Schwäche ſtreifende Milde der herzoglichen Regierung und die wunderlichen perſönlichen Einwirkungen, die in dieſem Kleinſtaate an der Tagesordnung waren, verhalfen ihnen ſo raſch zur Freiheit, daß ſich Dr. Fiſcher noch nach Jahrzehnten darob ſpöttiſch entrüſtete. Aber ſchon die kurze Haft und die Demütigung, daß ihre Anklagen widerlegt worden waren, genügte, um den alten feindſeligen Groll gegen die Magiſtratsmitglieder und namentlich gegen den Stadtſyndikus weiter zu nähren. Auch wurden einige der Anſtifter des Aufruhrs wenigſtens mit ein paar Wochen Gefängnis beſtraft und ſannen ſeitdem fortgeſetzt auf Rache. Das größte Unglück, das die Stadt Eisfeld in neuern Zeiten betroffen hat, der große Brand vom 7. Juli 1822, der hundertunddreiunddreißig Wohnhäuſer zerſtörte, ſchloß ſich den bürgerlichen Unruhen faſt unmittelbar an. „Die Sache hatte noch nicht ausgeſpielt,“ erzählt Otto Ludwig ſelbſt, „ein Angehöriger eines Beſtraften prophezeite eine Himmelsſtrafe in einem Brande, der die Häuſer der Anhänger meines Vaters, die ſeiner Gegner ſchonend, verzehren ſollte. Wirklich trat dies Unglück und zwar an dem vorherbeſtimmten Tage ein, verwüſtete den größten und ſchönſten Teil der Stadt, aber ohne Schonung des Beſitztums der Partei, als deren Rächer die Prophezeiung den Brand bezeichnet hatte, und von deren Gliedern manche ſo feſt im Glauben waren, daß ſie nicht eher an ein Retten dachten, als bis das Feuer ihre Häuſer bereits ergriffen hatte. Der Prophet wurde nach dem Brande gefänglich eingezogen, aber nach längerer Unterſuchung als wahnſinnig entlaſſen.“ Überhaupt fehlte es nicht an nachträglichen Maßregeln, um die Entſtehung des großen Brandes aufzuhellen, ganze Wagen voll Akten fuhren nach dem Bericht Karl Schallers zwiſchen Eisfeld und Hildburghauſen hin und her, ohne daß man zu einem ſichern und greifbaren Ergebnis gedieh.

In dem Brande ging mit dem Rathaus und der Amtswohnung des Stadtſyndikus, auch das Ottoſche Haus, das Vaterhaus der Frau Sophia Ludwig zu Grunde, und die Erſchütterungen des einen Tages ſollten noch nach vielen Jahren nachwirken. „Meine Mutter,“ berichtet der Dichter in dem mehrerwähnten

Bruchſtück weiter, „die nahe ein Vierteljahr krank gelegen hatte, war an dem Brandtage zum erſtenmal außer Bett, mein Vater in die Kirche gegangen. Von da zum beginnenden Brande geeilt, kam er erſt, als ſchon die Flamme die Häuſerreihe uns gegenüber ergriffen hatte, nach Hauſe und ging ſogleich, nachdem er meiner Mutter die Rettung der Repoſitur aufgetragen hatte, wieder dahin. Denn die Gewalt des Aberglaubens lähmte die Löſchenden, ſie meinten, wo Gott ein Urteil vollziehe, ſei Menſchenthun vergeblich, wenn nicht Frevel; mein Vater ſelbſt mußte alle Beredſamkeit aufwenden und überall die erſte Hand anlegen, wenn etwas gethan werden ſollte. Meine Mutter ſah gefaßt einen blühenden Wohlſtand untergehen, die Pflicht fürs Allgemeine dem Eignen voranſetzend. Selbſt von ehemaligen Verfolgern hörte ich ſpäter ſagen, ſie habe damals eine Bürgerkrone verdient. Der ganze Tag und die folgende Nacht, obgleich ich damals erſt neun Jahre zählte, iſt mir noch gegenwärtig, vor allem, was ich empfand, als ich meine ſich nur mühſam aufrecht erhaltende Mutter bei der falſchen Nachricht, mein Vater ſei, da er verſucht, eine Frau aus dem Brande zu retten, von den Trümmern eines einſtürzenden Hauſes lebendig begraben worden, lautlos umſinken ſah.“

„In der Nacht wurde eine von meiner Mutter gerettete Gerichtskaſſe erbrochen und beſtohlen — mein Vater blieb die Nacht und den folgenden Tag auf der Brandſtätte, weil Gerüchte von neuen Gottesgerichten alles in Angſt erhielten, und in unſerm Garten, wo noch viele bekanntere Familien im Haus und im Freien die Zuflucht mit uns teilten, herrſchte Sorge und Verwirrung — zufolge des kam eine Militärwache dahin. Mit den Soldaten des Kommandos ſchloß ich natürlich bald Bekanntſchaft, und beſonders iſt mir noch einer derſelben lebendig im Gedächtnis. Es war ein gebildeter Jude, welcher, da er den Eindruck der von ihm und ſeinen Kameraden geſungnen Volkslieder auf mich bemerkte, was von dergleichen er wußte, für mich zu Papier brachte, ein Schatz, den ich lange wie ein Heiligtum bewahrte. Ich brauchte eines ſolchen idealen Gegengewichts, denn in der Frühreife, durch Kränklichkeit und ſolche Erlebniſſe entſtanden und geſteigert, ward ich in bedenklicher Frühe der Kunſt mächtig, in den Geſichtern der Meinigen ihre mir verheimlichten Sorgen und Kümmerniſſe zu leſen, und indem ich dieſe, ohne es merken zu laſſen, mittrug und mitempfand, wuchs wiederum jene Frühreife zum großen Nachteil meiner ohnehin zu zarten Geſundheit.“

Dies Geſtändnis Otto Ludwigs tritt erſt in die volle Beleuchtung, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß Sorgen und Kümmerniſſe aller Art für die Familie Ludwig die unvermeidliche Folge des großen Stadtbrandes wurden. Die Zerſtörung eines bedeutenden Teiles der fahrenden Habe war noch der geringſte Verluſt. Da es nie entdeckt wurde, wer in der Brandnacht die Depoſitenkaſſe beraubt hatte, und das Geſtohlne ſpurlos verſchwunden blieb, ſo erachtete ſich der Stadtſyndikus für verpflichtet, den ganzen Betrag der entwendeten Gelder aus ſeinen Mitteln zu erſetzen, und dieſer Betrag muß ſo namhaft geweſen ſein, daß die bis dahin wohlhabende, ja im damaligen Sinne reiche Familie von nun an nur noch Vermögensreſte beſaß. Schlimmer als die Einbuße der Kapitalien war der Einfluß der unſeligen Erlebniſſe auf Ernſt Ludwigs Perſon. Hatten ſchon die Gehäſſigkeiten und Verleumdungen, denen er während der bürgerlichen Zwiſtigkeiten jahrelang, Tag für Tag ausgeſetzt geweſen war, höchſt ungünſtig auf ſeine feinere Organiſation gewirkt, ſo nagten jetzt die herben Sorgen für die Zukunft ſeiner Kinder, der Kummer um die durch ſo gewaltſame Erſchütterungen geſteigerte Kränklichkeit ſeiner Frau, der Mißmut über die Beſitzverluſte, die harte, angeſpannte Amtsarbeit, die ihm aus dem Brand und dem Wiederaufbau der Stadt erwuchs, das ſchlimme Bewußtſein, trotz ſeiner treuen Arbeit mehr Feinde als Freunde zu beſitzen, insgeheim am Marke des wackern Mannes. Wohl durfte ihm der Sohn in ſpäterer Zeit nachrühmen: „An ſeiner feſten männlichen Haltung ſah man nichts von ſeinen Leiden,“ aber dem Auge der Liebe entging auch jetzt nicht, daß die Geſundheit des Vaters gebrochen war.

Zunächſt gewann es den Anſchein, als ob ſich das Leben des Stadtſyndikus Ludwig und ſeiner Familie von nun an in friedlichern und freundlichern Gleiſen bewegen würde. Das Ottoſche Haus an der Ecke der Marktgaſſe erſtand raſch und für Eisfelder Verhältniſſe ſehr ſtattlich aus den Brandtrümmern, und Ernſt Ludwig nahm mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Söhnen (der jüngere Bruder Reinhold war 1816 geboren und wuchs neben Otto empor) Wohnung in dem Neubau, und Sophia Ludwig befand ſich ſomit wieder mit ihrem Bruder Chriſtian unter einem Dach. Die bürgerlichen Wirren und jämmerlichen Zwiſtigkeiten waren in dem großen Brande untergegangen. Die tapfere Thatkraft, die der vielgeſchmähte Beamte bei dem Unglück, die uneigennützige Redlichkeit, die er durch den vollen Erſatz der geraubten Depoſitengelder bewieſen hatte, entwaffnete zahlreiche Widerſacher und verurteilte die böſen Mäuler, die ſich durchaus nicht ſchließen konnten, wenigſtens zu gedämpfter Rede und heimlichem Geflüſter. Die verſöhnliche Stimmung aber, die dem allgemeinen Unglück auf dem Fuße folgte, kam für den geprüften Mann zu ſpät.

Ernſt Ludwig ließ um dieſe Zeit „Einige Lieder und andere kleine Gedichte“ (Kulmbach, gedruckt mit Spindlerſchen Schriften, 1822) erſcheinen, die Zeugniſſe ſeines ernſten, dem Schönen zugewandten Sinnes, einer reinen, beinahe kindlichen Empfindung ſind, ſo wenig ſie ſich in Gedanken, Form und Ausdruck über den damals geltenden poetiſchen Dilettantismus erhoben. Die Gedichte ſind mehr ein Spiegel der innern Natur, als der äußern Erlebniſſe Ernſt Ludwigs; unverſiegbare Naturbegeiſterung, tiefe Sehnſucht nach reiner, ungetrübter und von einem höhern Sinn geheiligter Lebensfreude, vaterländiſcher Sinn und ſchlichte Frömmigkeit ringen nach poetiſchem Ausdruck, für den das Pathos Schillers als höchſtes Muſter vorſchwebt. Auch ein gewiſſer Sarkasmus macht ſich gelegentlich geltend; der Poet ſpottet der ſchlechten Prediger, die durch Länge und Langweiligkeit ihrer Reden die chriſtliche Geduld der Hörer gleich auf dem Platze beanſpruchen, der rationaliſtiſchen Toleranz, die ſich um Duldung heiſer ſchreit und im Grunde nichts duldet als ihre Sorte Verſtand, der Juriſten, denen die Göttin Themis längſt entronnen iſt, und die ſich ſtatt ihrer gelehrig von der „Hure Polizei“ führen laſſen, der ſchlechten lehrhaften Dichter. Alles in allem nur unentwickelte Keime, die in der reichern und tiefern Natur des Sohnes aufgehen ſollten.

Die Stimmungen in denen ſich der Stadtſyndikus zu poetiſchen Verſuchen gedrängt fühlte, wollten ſeit ſeinen letzten Erlebniſſen nicht wiederkehren. Schon im Beginn des Jahres 1824 fühlte er ſich krank und kränker. Seinen Dienſtgeſchäften lag er noch immer eifrig ob, und den Genuß ſeines Gartens durfte er ſich im letzten Sommer ſeines Lebens gönnen, aber das Bewußtſein, daß es ſchlimm um ihn ſtehe, kam trotz aller Verheißungen des Arztes über ihn. Unter dieſen Umſtänden war ihm das Zuſammenleben mit dem Schwager Otto tröſtlich, er erblickte in dieſem die natürliche Stütze für ſeine Frau und ſeine Knaben. Chriſtian Otto war unverheiratet und galt als fröhlicher Lebemann, der ſeine Freiheit und ſein Recht, Welt und Leben auf ſeine Art zu genießen, ſorglich wahrte und von dem ſeine Mitbürger meinten, daß er den Kindern ſeiner Schweſter ſein Vermögen hinterlaſſen würde. Galt nun auch dem kranken Syndikus der Schwager nicht als Erbonkel, ſo hielt er es doch für eine glückliche ihn beruhigende Fügung, daß ſein Schwager nicht durch die Sorge für eine eigne Familie in der Teilnahme an den Geſchicken ſeiner Schweſter beſchränkt werde. Es war traurig, daß der Fünfundvierzigjährige ſich Todesgedanken überlaſſen mußte, und noch trauriger, daß ſein zwölfjähriger Sohn ihm dieſe Gedanken vom Geſicht las. Otto Ludwig erzählt, daß er ſchon ein Jahr vor dem Tode des Vaters die ſtummen Qualen der Furcht und des unabweisbaren Vorgefühls kennen gelernt habe. Er war um dieſe Zeit dem erſten Unterricht entwachſen, den ihm der Privatſchreiber ſeines Vaters, Ludwig Ambrunn, erteilt hatte, eine Perſönlichkeit, die in ſeinem Leben eine große Rolle ſpielen ſollte. Ambrunn hatte das Seminar beſucht, um Schullehrer zu werden, hatte auch eine kleine Stelle als ſolcher bekleidet, war aber dann in die Dienſte des Stadtſyndikus Ludwig getreten, aus denen er ſpäter und nach der 1827 erfolgenden Neuordnung der Dinge in die Beamtenlaufbahn überging und Regiſtrator beim herzoglichen Verwaltungsamt Eisfeld wurde. Ambrunn, ſein alter Ambroſius, gehörte für Otto Ludwig lange Jahre hindurch zu den Menſchen, die ihn mit ſeiner Jugend und Heimat fortgeſetzt verbanden, und ſo lange jener lebte, glaubte der Dichter ſelbſt noch ein Stück Jugend zu beſitzen. Ambrunn hatte ihn für die Eisfelder Stadtſchule vorbereitet, in die er Oſtern 1824 eingetreten war. Neben dem Elementarunterricht hatte der muſikliebende Vater dem begabten Sohne ſchon ſeit Jahren Klavierunterricht bei dem alten Organiſten der Stadtkirche Hopf erteilen laſſen. Jetzt wurde der vorzügliche, von echteſten Muſikſinn beſeelte Kantor der Stadtſchule, Morgenroth, nicht nur ſein Lehrer im allgemeinen, ſondern vor allem auch ſein Muſiklehrer. In der „Kantorklaſſe“ ſaßen mit Otto Ludwig zugleich die Spielgenoſſen Karl Schaller und Jakob Beer, die gleichfalls Morgenroths Schüler in der Muſik wurden.

Otto beſuchte die Schule kaum ſeit einem Jahre, als die ſchmerzlich gefürchtete Kataſtrophe im Hauſe eintrat, und Ernſt Friedrich Ludwig, Ottos, Vater „an den Folgen eines Bruſtgeſchwürs“ (Eisfelder Kirchenbuch) am 20. Januar 1825 mittags im kaum angetretnen ſiebenundvierzigſten Lebensjahre ſtarb. Der den Seinen ſo früh Entrißne wurde am 23. Januar morgens ſechs Uhr in der dunkeln Frühe eines kalten Wintertages zur Gruft geſenkt; offenbar hatte ſich in Eisfeld die unerfreuliche Sitte vom Anfang des Jahrhunderts, nach der man den Lebenden jede ſichtbare Mahnung an den Tod zu erſparen trachtete, länger als anderwärts erhalten. Ludwigs Mutter ſtand im tiefſten Schmerze, zu dem ſich noch die nagende Sorge geſellte, am frühen Grabe des Gatten. Noch in ſeinen letzten Lebenstagen ſoll ihr dieſer ans Herz gelegt haben, keinen der Söhne ſeinen Lebensweg betreten zu laſſen, es hätte aber bei den bittern Erinnerungen, die Sophie Ludwig an die oben erzählten Erlebniſſe ihres Mannes hatte, dieſer Beſchwörung wahrſcheinlich gar nicht bedurft. Die Pläne, die ſie für ſich und ihre Kinder (von denen der jüngere kränkliche Reinhold ſeinem Vater ſchon im April 1827 in die Gruft folgte) faſſen konnte, wurden von vornherein beſchränkt und beeinflußt durch den unerfreulichen Stand der Vermögensverhältniſſe. So treulich ihr Ambrunn in der Ordnung des Nachlaſſes und der Abwehr unberechtigter Anſprüche beiſtand, die auch an dieſen gemacht wurden, ſo währte es jahrelang, bevor ſie völlig klar ſehen konnten, wie geringe Reſte der frühern Wohlhabenheit ihr verblieben waren. Sie konnte eben nur hoffen, ihrem Otto, dem bald einzigen Kinde, den Beſitz, der ihrem Gatten am teuerſten geweſen war, den Garten, zu erhalten. Und weil ihr ſelbſt dies ſchwer fiel, ſo gewann der Garten in ihren Augen eine erhöhte Bedeutung und wurde bei allen Plänen, die ſie für die Zukunft Ottos entwarf, Vorausſetzung und Grundlage. Die Beſorgnis der Mutter um das körperliche Gedeihen ihres Kindes war durch den frühen Verluſt des Mannes, das Siechtum und den Tod des jüngern Bruders Reinhold krankhaft geſteigert, ſie glaubte dem nervöſen, zarten, geiſtig zu regſamen, jähen Anwandlungen unerklärlichen Unwohlſeins ausgeſetzten Knaben kaum genug Pflege widmenzu können. Da ihm das friedliche Stillleben im Garten entſchieden wohlthat, und er ſtets nach einigen Sommerwochen im Gartenhaus blühender und kräftiger erſchien, drängte ſich in alle ihre Zukunftsgedanken ein Traumbild von einem glücklichen Manne, der, was er auch ſonſt wäre oder triebe, ſein eigentliches wahrſtes Leben innerhalb der Heckeneinfriedigung finde, die Ernſt Ludwig aufgerichtet hatte, und die ſich jetzt mit jedem Lenz dichter begrünte.

Durch den frühen Tod des Vaters ſollte auch Otto Ludwig zu den Dichtern gehören, die ihr Beſtes, ihres Weſens Keim und Kern, der Natur und der Liebe der Mutter verdanken. Ludwig ſelbſt nennt ſie (im Bruchſtück einer leider nur begonnenen kurzen Selbſtbiographie) „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthuſiasmus für alles Schöne und Gute, die mit ſtrahlenden Augen und geröteten Wangen mir von Sokrates, Leonidas und ſo weiter erzählte, wie vom Doktor Luther.“ Konnte die vielgeprüfte Frau, deren Leben arm geworden war, dem Sohne keine „Frohnatur“ mitgeben, ſo weckte ſie die „Luſt zu fabulieren“ von frühſter Zeit an in ihm. Johann Recknagel in Eisfeld, einer der Jugendgenoſſen Ludwigs, konnte ſich noch in den ſechziger Jahren „erinnern, wie die herrliche Frau, vor der wir wie die ganze Stadt die größte Hochachtung hatten, dem Otto und uns, ſeinen Spielkameraden, faſt täglich aus den ſchönſten Jugendſchriften vorgeleſen und uns dieſe Erzählungen ſo ausgezeichnet ſchön erklärt hat, daß wir Jungen von ſechs bis acht Jahren, und namentlich der kleine Otto, ſo mächtig ergriffen wurden, daß wir alle dieſe Märchen und Geſchichten theatraliſch vorſtellen wollten. Das rief natürlich die poſſierlichſten Auftritte hervor; und wenn auch Tiſche, Stühle und Vorhänge dabei in große Gefahr gerieten, ſo freute ſich die Frau Stadtſyndikus doch herzlich mit uns, zumal wenn Talent ſich dabei hervorhob und keine Ausartungen dabei vorkamen. Schon damals konnte Otto ſich über gelungne Äußerungen und Thaten dermaßen aufregen, daß er konvulſiviſche Muskelzuckungen bekam, ein Übel, das ſich leider ſpäter ſo ſehr ausbildete.“ Einen viel tiefergehenden und viel weiter reichenden Einfluß als durch dieſe erſte Kinderlektüre übte Ludwigs Mutter dadurch, daß ſie ihren Sohn früh mit ihrem Lieblingsdichter Shakeſpeare bekannt machte. Sie erzählte ihm in ihrer phantaſievollen Art die Handlungen einzelner Dramen, ſchilderte ihm einzelne Charaktere als lebendige Menſchengeſtalten, las ihm ergreifende Stellen vor und war höchlich beglückt, als der Knabe, nach mehr verlangend, ſich in den „Kaufmann von Venedig“ und den „Julius Cäſar“ hineinzuleſen begann. Lange vor ſeiner Konfirmation war er in jener poetiſchen Welt zu Hauſe, die er zeitlebens nicht wieder verlaſſen ſollte.

Neben den Shakeſpeariſchen Dramen lernte Otto Ludwig ſchon in dieſer Knabenzeit die Werke Goethes, Schillers, Ludwig Tiecks und E. T. A. Hoffmanns, die in der Bibliothek ſeines Vaters vorhanden waren und nachmals den Grundſtock ſeiner eignen Bibliothek bildeten, kennen. Nach Schallers Bericht an Heydrich zogen ihn damals vor allem die dramatiſierten Märchen und Sagen in Tiecks „Phantaſus“ an, ſie entflammten ſeine Phantaſie und reizten ihn, der bis dahin außer im Puppenſpiel noch kein Theater geſehen hatte, zum Dichten kleiner dramatiſcher Stücke, die freilich wunderlich genug von ihm und ſeiner kleinen Geſellſchaft aufgeführt wurden. „Die ſo erweckte Neigung für theatraliſche Darſtellung zog ſich auch durch die nächſten Jahre hindurch. Improviſierte Trauer- und Luſtſpiele, ſelbſt Opernbruchſtücke, z. B. Szenen aus dem Freiſchütz, wurden mit drollig improviſierter Szenerie und Koſtümierung eifrigſt verſucht. Daß alle nur Sopranſtimmen hatten, Ludwig als Kaſpar, Beer als Max, Schaller als Ännchen, Berbert als Agathe, das genierte nicht, es erhöhte nur den Humor. Für Szenerie und Koſtümierung ſorgte treulich die Mutter, Agathe und Ännchen ſahen im Arrangement der Frau Syndikus gar ſchmuck aus, auch das unvermeidliche Schürzchen fehlte nicht. Der Spektakel der Wolfsſchlucht wurde ſo wirkſam nachgeahmt, daß die Mutter mit einem bedenklichen Blick durchs Fenſter auf die Straße und die dort verſammelten Zuhörer um einige Mäßigung des Feuereifers bat. Der große ſtarke Ladendiener des Onkels ſang als Brautjungfer ſein Brautlied mit feierlichem Behagen durch die Fiſtel. — In Sommerszeit gab es kriegeriſche Schlachtbilder, Feſtungserſtürmungen, Siegeseinzüge in die Stadt, wobei einſt der Feldherr Otto im Gewühl und Getümmel der Schlacht die kurzen Schöße ſeines grauen ſogenannten ungariſchen Frackes als zerfetzte Trophäen abends ſeiner Mutter zu verbergen wußte, ſie aber unverändert am andern Morgen mit in die Schule brachte. Auch das Treiben der alten Ritterzeit mit den ſchaurigen Fehmgerichten wurde mit entſprechendem Koſtüm dargeſtellt, die Abenddämmerung, die vom letzten Brande noch vorhandne große Ruine des alten Rathauſes mit den dunkeln Kellergewölben gab dazu die rechte Stimmung und gute Szenerie.“

Theatraliſche Beluſtigungen, die mit den Knabenſpielen verſchmelzen, bedeuten für Tauſende nichts mehr als frohe Jugenderinnerungen. Wer aber will ſagen, wie weit bei einer ſo eigen angelegten Natur wie der Otto Ludwigs die Wurzeln der ſpätern Entwicklung in die Knabentage zurückreichen, welche Nahrung ſeine früh erregte, unabläſſig thätige Phantaſie aus dieſen Spielen ſog, wer überſchaut die Fäden, die ſich von den kindiſchen Verſuchen, Geleſnes und Geſehnes nachzuahmen, unſichtbar zu den erſten poetiſchen Lebensäußerungen hinüberſpannen? Wirkte doch in der frühen Luſt an allem Dramatiſchen ſelbſt ein ererbtes Element mit; der Großvater väterlicherſeits hatte ſich in Bühnenſtücken verſucht, von denen Abſchriften noch in Ottos Knabentagen vorhanden waren und durch ſeine Hände gingen. Daß ſich der dramatiſche Trieb in ſeiner Seele ganz nur als Spiel äußern und von der einfachen Bildung, die dem Knaben in der Eisfelder Stadtſchule zu teil wurde, zunächſt weder befördert noch beeinflußt werden konnte, wird ſich jeder Leſer ſelbſt ſagen.

Weſentlich anders ſtand es — auch ſchon in dieſer Knabenzeit — mit den kindlichen Übungen in einer andern Kunſt, mit der Ausbildung in der Muſik. Kantor Morgenroth hatte den Klavierſtunden bei ſeinen begabtern Schülern theoretiſchen Unterricht folgen laſſen, und dieſe in die Anfänge des Kontrapunktes und der Harmonielehre eingeführt; er hatte darauf gedrungen, daß jeder von ihnen ein Streichinſtrument erlernte, und erteilte ihnen ſchließlich auch noch Geſangsunterricht. Die drei Unzertrennlichen: Otto Ludwig, Karl Schaller und Jakob Beer bildeten zuſammen eine kleine Geſellſchaft, die ſich an zahlreichen Abenden in der Ludwigſchen Stadt- und Gartenwohnung mit dem Vortrage leichter Trios vergnügte, wobei übrigens unſerm Helden nicht die erſte, ſondern die zweite Geige zufiel, während Karl

Schaller die erſte Violine und Jakob Beer das Cello ſpielte. Der allgemein erweckte und vielgepflegte Muſikſinn ſeiner Heimat ſpornte den Knaben bei dieſen Studien ſchon außerordentlich an, in ſeinem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre aber fühlte er eine förmliche Muſikleidenſchaft erwachen, die durch die Lehre und das Beiſpiel Morgenroths genährt und durch den Wettbewerb mit Schaller, dem die Muſik ein und alles war, geſteigert wurde. So kam es, daß der talentvolle Knabe in ſeiner kleinen Vaterſtadt für einen halben Künſtler galt, ehe er noch die letzte Klaſſe der Stadtſchule hinter ſich hatte, und ehe mit der Konfirmation die ernſte unter den obwaltenden Verhältniſſen doppelt ſchwere Frage der Berufswahl an ihn herantrat.

War bis hierher die Mutter allein für all ſein Thun und Laſſen maßgebend und beſtimmend geweſen, ſo trat jetzt der Oheim Chriſtian Otto in den Vordergrund. Der Kauf- und Handelsherr, der glückliche Beſitzer des ſtattlichſten und nahrhafteſten Kramladens von Eisfeld, hatte den ererbten Beruf jederzeit als eine treffliche Grundlage für ſein vergnügliches Daſein betrachtet. Der „dicke Herr,“ wie er im Volksmunde hieß, und wie ihn ſpäterhin der Neffe ſelbſt nannte, war eine echte Originalgeſtalt alter Zeit. Er hatte in ſeiner Jugend ein Stück Welt geſehen, war ein Freund jedes heitern Genuſſes, ein Liebhaber und wie er meinte ein Kenner des ſchönen Geſchlechts, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer theatraliſcher und muſikaliſcher Werke, wenn ſie ſeiner Unterhaltung dienten, er liebte es, Vergnügungspartien zu Kirmeſſen und Vogelſchießen zu veranſtalten, und fand zu alledem reichliche Mittel im Ertrag ſeines wohlangebrachten Ladens. Er hätte dem Neffen, den er liebte, gern ein Daſein wie ſein eignes gegönnt und ſetzte ſeiner Schweſter mit dem Vorſchlag, ſchließlich mit der ernſten Forderung zu, ihren Otto ins Geſchäft gleichſam hineinwachſen zu laſſen. Die beſchränkten Mittel, über die Frau Ludwig verfügte, die Furcht, die ſie mit nur zu gutem Grund von Zeit zu Zeit überſchlich, daß ſie den Sohn allein und nur auf den guten Willen und die Fürſorge des Oheims angewieſen zurücklaſſen müſſe, die in der Enge kleinſtädtiſcher Gewöhnung und Anſchauung gewichtige Erwägung, daß der Lehrling und Gehilfe ihres wohlhabenden Bruders vorausſichtlich deſſen Erbe ſein werde, verwandelten die Wünſche des Bruders in ſtarke Verſuchungen für ſeine arme Schweſter. Doch widerſtand Frau Sophia zunächſt noch entſchieden, ihre Einſicht und ihr Gefühl für die Natur und die Anlagen ihres begabten Kindes, ihr eigner Ehrgeiz drängte ſie zu der Forderung, daß Otto eine gelehrte Bildung erhalten müßte. Der Onkel, der mit thüringiſcher Lebensluſt und thüringiſchem Kunſtſinn doch auch die thüringiſche zähe Gewöhnung an kleine Verhältniſſe, die nüchterne Sparſamkeit und rechnende Vorausſicht verband, machte der Schweſter den Entſchluß, und als ihr Entſchluß endlich gefaßt war, das Herz ſchwer. Vor der Hand ſiegten die Wünſche der Frau Syndikus, Otto ſollte Oſtern 1828 das Gymnaſium zu Hildburghauſen beziehen. Aber leider konnte ſich ſchon von dem Tage an, wo dieſe Entſcheidung feſtſtand, Frau Ludwig der Zweifel nicht entſchlagen, ob ſie das Rechte gethan und gewählt hätte. Die Notwendigkeit, ſich nun auf Wochen und Monate von dem geliebten einzigen Kinde trennen zu müſſen, mag zur Verſtärkung dieſer Zweifel beigetragen haben.

Zwiſchen dem Tode von Otto Ludwigs Vater und der Überſiedlung des Knaben nach Hildburghauſen war eine tief in alle Lebensverhältniſſe und viele alte Gewohnheiten eingreifende Wandlung in der engern Heimat eingetreten. Das Herzogtum Hildburghauſen hatte in Folge des Ausſterbens der herzoglichen Linie von Gotha-Altenburg und des am 12. November 1826 zu

Hildburghauſen abgeſchloßnen Erbvertrages der erneſtiniſchen Häuſer nach hundertundſechsundvierzigjährigem Beſtande aufgehört zu exiſtieren. Die herzogliche Familie ſiedelte nach ihrem neuen größern Lande Sachſen-Altenburg über, das Hildburghäuſer Ländchen aber mit Otto Ludwigs Vaterſtadt, das Fürſtentum Saalfeld und die Ämter Themar, Kranichfeld und Camburg halfen das Herzogtum Sachſen-Meiningen zu einem der ſtattlichſten deutſchen Kleinſtaaten vergrößern und abrunden. Der heranreifende Jüngling wuchs demnach als Angehöriger der „ſachſen-meiningiſchen Nation,“ wie man in jenen Tagen ſagte, empor; er ſollte weder jetzt noch ſpäter Urſache finden, dieſe politiſche Veränderung zu beklagen.

Der Autodidakt

Als Otto Ludwig im Frühjahr 1828 zum Beſuch des Gymnaſiums nach der Nachbarſtadt Hildburghauſen überſiedelte, ſchien es ſicher zu ſein, daß er in übliche und wohl gebahnte Lebenspfade einlenken werde. Niemand zog ſeine ungewöhnliche Befähigung in Zweifel, mit guten Erwartungen begrüßten der Leiter und die Lehrer des Gymnaſiums den fünfzehnjährigen Schüler, von deſſen ungewöhnlichem Weſen und künſtleriſchem Naturell jedenfalls ſchon Kunde von Eisfeld herüber gedrungen war. Ohne Zweifel nahm man an, daß der begabte Knabe den Weg von der Tertia zur Prima in der üblichen Zeit zurücklegen und danach die Univerſität zu irgend einem gedeihlichen Brotſtudium beziehen werde. Die Jurisprudenz war nach den Lebenserfahrungen des verſtorbnen Vaters und den Wünſchen der Mutter ausgeſchloſſen, ſonſt aber lag das ganze Gebiet der Wiſſenſchaft offen vor ihm. Es war für ſeinen nächſten Lebenszweck ein Übel, daß bei Ludwig die künſtleriſche Phantaſie früh angeregt und beinahe jeder künſtleriſche Trieb im ſtillen, bewußt wie unbewußt fortgebildet, die Pflichten und Aufgaben eines Schülers beeinträchtigten und erſchwerten. Lerneifer und Bildungsverlangen waren bei ihm ſicher ſtärker, als bei der Mehrzahl ſeiner Mitſchüler, er aber hatte ſich bereits gewöhnt, dieſem Eifer auf ſeine eigne Weiſe zu genügen, und fand ſich nicht leicht in die methodiſchen Anforderungen der

Schule. Die unſichern Überlieferungen, die wir über die Hildburghäuſer Schulzeit Otto Ludwigs beſitzen, gipfeln in ſeinem eignen Wort, daß er „vielmehr gedichtet als getrachtet (nach dem Reiche der Wiſſenſchaft nämlich) habe,“ und in Erinnerungen an kleine Konzerte, die der muſikeifrige Knabe im Kreiſe der Mitſchüler zuſtande zu bringen ſuchte. Die Proben ſeiner poetiſchen Befähigung, die er ſeinem Klaſſenlehrer, dem Schulrat Profeſſor Witter, mitteilte, ſtimmten dieſen für den ungewöhnlichen Schüler günſtig, auch ſonſt fand Ludwig fördernde Teilnahme und würde die Schwierigkeiten, die in ſeinem Naturell, ſeiner Geſundheit und ſeinen Knabengewöhnungen den Anſprüchen des Gymnaſiums gegenüber lagen, um ſo gewiſſer überwunden haben, als er ſelbſt den lebhafteſten Wunſch empfand, Folge und Regel in ſein Lernen zu bringen. Es war natürlich, daß die größern Hilfsmittel, die Hildburghauſen, das erſt ſeit zwei Jahren aufgehört hatte, Reſidenz zu ſein, darbot, den muſikaliſch begabten und geſtimmten Schüler verlockten, mehr Zeit als er eigentlich ſollte, an ſeine Lieblingskunſt zu wenden, und es ſtimmte zum Grundton ſeines ſeitherigen Lebens, daß er die Ferien mit Ungeduld erharrte, die ihn nach Eisfeld zur Mutter zurückführten, die Erneuerung der alten Gartenfreuden, der muſikaliſch-dramatiſchen Unterhaltungen im Kreiſe der Spielgenoſſen geſtatteten. In alledem brauchte kein ernſtes Hindernis für die Gymnaſiaſtenjahre zu liegen, wie viele talentvolle Schüler hatten neben ihren Studien „Allotria“ getrieben und doch fürs Leben davongetragen, was ein gutes Gymnaſium zu geben hat. Die Gefahr, daß Otto Ludwig den kaum betretenen Schulpfad wieder verlaſſen würde, entſtammte nicht der eignen Unbeſtändigkeit, ſondern den heimiſchen Verhältniſſen und der hingebenden aufopfernden, aber ganz und gar irregehenden, vom Nächſten allzubefangnen, die Zukunft in falſchem Licht ſehenden Sorge und Liebe ſeiner Mutter. Gewiß fiel es der Witwe ſchwer bei ihren beſchränkten Mitteln, den Sohn auf dem benachbarten Gymnaſium zu erhalten, und da ſie von Ottos erſten Lebensjahre ſich gewöhnt hatte, ſeinen Geſundheitszuſtand ängſtlich zu überwachen, ſo zitterte ſie vor der Möglichkeit, daß er im Verlauf der Schuljahre Entbehrungen ausgeſetzt ſein könne, die ihm ſelbſt ſicher wenig verſchlagen haben würden. Wieder und wieder ſtellte ſich der mütterlichen Bekümmernis als die beſte Ausſicht für eine ſorgenloſe und bequeme Zukunft des talentvollen Sohnes ſein Eintritt in das kaufmänniſche Geſchäft des Oheims Chriſtian Otto und die dereinſtige Übernahme des nahrhaften Kramladens dar. Nach allem, was uns von der Geiſtes- und Herzensbildung der Mutter überliefert iſt, wird es ſchwer, ihr Verhalten in dieſer Angelegenheit zu verſtehen. Sie konnte ſich kaum über den innern Beruf des Sohnes, der ſich ſo früh kundgegeben hatte, täuſchen. Doch auch, wenn ſie angenommen hätte, daß die muſikaliſchen wie die poetiſchen Neigungen des Knaben keineswegs als Regungen und Zeugniſſe eines hervorragenden Talents angeſehen werden könnten, wenn ſie des Glaubens gelebt hätte, daß für ihn künſtleriſche Bethätigung Schmuck des Daſeins bleiben, nicht Zweck werden dürfte, ſo ſprach doch jede Anlage und Geiſtesregung des Knaben gegen einen bürgerlich-praktiſchen Beruf. Nur indem ſie ſich ſelbſt über die Natur ihres Sohnes täuſchte, indem ſie ihr eignes Verlangen nach gewiſſer Zukunft und ſicherm Brot ihres heißgeliebten Otto mit ſeinem Bedürfnis verwechſelte konnte ſie ihren brennenden Wunſch, das Erbe ihres Bruders nicht in fremde unrechte Hände geraten zu laſſen, in den Vordergrund aller Überlegungen ſtellen. Ein wortloſer Kampf fand in den Seelen der drei beteiligten Menſchen des Oheims, der Mutter und des Jünglings ſtatt, in dem zunächſt der jüngſte, der ſechzehnjährige Otto unterlag. Chriſtian Otto, der die Mittel für die ruhige Weiterbildung des begabten Neffen hätte gewähren können, verweigerte ſie, die Mutter dachte mit Bangen an die Entbehrungen, die ihren Liebling erwarteten, Otto aber las in den Blicken der Mutter einen ſtummen für ihn deſto lautern Wunſch und kehrte im Jahre 1829 nach Eisfeld zurück. Er hatte die Kraft, zunächſt zu verbergen, wie viel ihn die Erfüllung des mütterlichen Verlangens koſtete, und nahm ſcheinbar ganz wohlgemut die grüne Schürze, die ſeine neue Würde als Lehrling und Ladengehilfe des Onkels bezeichnete.

Um ganz gerecht gegen Mutter und Sohn zu ſein, muß man ſich immer vergegenwärtigen, daß die Witwe des frühverſtorbnen Stadtſyndikus, an deren Leben ſo viel Kummer und Enttäuſchung nagte, um dieſe Zeit anfing zu kränkeln. Was lag ihr näher als das Bedürfnis, ihr einziges Kind beſtändig um ſich zu haben, was ihm, als das Verlangen, die leidende Mutter zu pflegen und ihre trüben Tage nach Kräften zu erhellen? Jedenfalls blieb es ein Mißgeſchick für den geiſtig Regſamen, daß ſeine Schulſtudien nach ſo kurzer Zeit unterbrochen worden waren. In die neue Lebenslage fand er ſich ſchlecht. Aller gute Wille, ſich in einen ehrbaren Krämer zu verwandeln, zeigte ſich vergeblich, nach dem Zeugnis ſeines Eisfelder Schul- und Spielkameraden Johann Recknagel hatte man „einen wunderlichern, ungeſchicktern Kaufmannslehrling wohl nie geſehen.“ Es war noch das mindeſte, daß die aufſchreckende Ladenklingel den angehenden Kaufmann in der Regel vom Flügel in der Nebenſtube oder von einer poetiſchen Lektüre wegrief. Ludwigs beſter Troſt in der neuen Lebenslage blieb die zerleſene Shakſpeareübertragung, die ihn ſchon auf dem Hildburghäuſer Gymnaſium gelegentlich mehr als billig von Bröders lateiniſcher Grammatik abgezogen hatte.

Die Erholungsſtunden wurden ihm vom Oheim, der zufrieden war, ſeinen Willen durchgeſetzt zu haben, und des Glaubens lebte, wem Gott ein Amt gebe, dem müſſe er mit der Zeit auch den Verſtand dazu verleihen, keineswegs karg bemeſſen. Am Klavierſpiel des Neffen hatte er ſelbſt Freude, und das eigentümliche Talent Ottos, in den Geſichtern der den Laden beſuchenden Leute ein Stück Lebensgeſchichte zu leſen, unterhielt ihn, wenn er es auch nicht loben konnte, daß der junge Phyſiognomiker und Pſycholog über der leidenſchaftlichen Teilnahme an Geſichtern, Eigentümlichkeiten und Schickſalen der Kunden häufig deren Gulden und Kreuzer vergaß. Da Ludwig ſeine alten Triokameraden Karl Schaller und Jakob Beer noch in Eisfeld vorfand, ſo wurden auch die muſikaliſchen Unterhaltungen wieder aufgenommen. Karl Schaller befand ſich jetzt mit Ludwig faſt in gleicher Lage, auch er glaubte und fühlte ſich zur Muſik berufen, mußte aber aus Rückſicht auf ſeine Familie eine Beamtenlaufbahn ins Auge faſſen und natürlich in den kleinen Verhältniſſen des heimatlichen Herzogtums ſehr von unten auf beginnen. Die Freunde wuchſen in dem gemeinſamen Gefühl gleicher Sehnſucht und gleicher Entſagung immer feſter zuſammen, Schaller wurde auch der Vertraute der nur allzubegründeten Sorge Ottos um den Zuſtand der geliebten Mutter.

Seit Beginn des Jahres 1830 war keine Täuſchung mehr darüber möglich, daß eine Lungenſchwindſucht das Leben der Frau Ludwig bedrohte. In treuer Liebe und Hingebung ſuchte Otto der Kranken die letzten Monate ihres Daſeins zu erleichtern und ihr die tröſtliche Hoffnung auf Geneſung zu erhalten. Er duldete kein Dienſtbotenungeſchick und keine Gleichgiltigkeit an ihrem Krankenbett, verrichtete alle Hilfeleiſtungen und alle Dienſte zur Bequemlichkeit der Mutter ſelbſt; derſelbe junge Menſch, der ſich beim

Ladenverkauf ſo wenig gewandt benahm, entfaltete nach dem Zeugnis ſeines einzigen in Eisfeld noch lebenden Jugendgenoſſen, Chriſtian Ambrunn, ein merkwürdiges Geſchick und unermüdliche Geduld als Krankenpfleger. Der Mutter war das Zuſammenleben mit dem Sohne ein Lichtſtrahl und eine Erquickung, aber die bittre Sorge, um deretwillen ſie ihn heimgewünſcht und heimgezogen hatte, wollte nicht von ihr weichen, ſie hatte weder Gewißheit, daß Otto im Kramladen ausharren, noch daß der Kramladen ſein Erbteil ſein werde. So rann die trübe Zeit dahin, in der ſich die Stunden oft bleiſchwer auf die Seele des Jünglings legten, der Zuſtand der Mutter ward immer hoffnungsloſer, und ihr Tod am 21. Noember 1831 verwandelte den bittern Schmerz Ottos, nicht helfen und retten zu können, in den nicht minder bittern des unwiderbringlichen Verluſtes und der troſtloſen Vereinſamung. Über ein Jahrzehnt nach dem Tode ſeiner Mutter ſchrieb Ludwig an Ambrunn, „ſchon als Kind habe er nicht um die Verſtorbenen, ſondern nur um die Dagebliebenen weinen können,“ und in dieſem Sinne vergoß er heiße Thränen beim Tode der Mutter, der er ihre Erlöſung von Sorgen, Kümmerniſſen und ſchweren Leiden von Herzen gönnen mußte. Chriſtian Otto trauerte wohl auch ehrlich um die Schweſter und ſchenkte dem tiefern Schmerz des jungen Neffen einen gewiſſen Anteil, doch volles Verſtändnis für deſſen inneres Leid vermochte er nicht zu gewinnen. Wie ſtets nach heftigen Gemütserſchütterungen fühlte ſich Ludwig auch körperlich leidend, die ererbte Nervoſität ſeines Weſens hatte ſich unter dem Weh und den ſchmerzlichen Aufregungen der letzten Monate weſentlich geſteigert.

Nie zuvor war der Jüngling ungeeigneter für die ihm obliegenden Geſchäfte geweſen als eben jetzt. Seine Tagesarbeit bewährte keine wohlthätige Kraft und übertäubte nicht das Bewußtſein innern Elends. Um der Mutter willen hatte er die Schule verlaſſen und war in den Laden des Onkels eingetreten, und nun lag die Mutter im Grabe. Nicht einmal als ein Vermächtnis konnte er die ungern übernommene Pflicht anſehen, denn auf den Fortbeſtand der bisherigen Verhältniſſe waren die Hoffnungen der Mutter gebaut geweſen, und eben dieſe Verhältniſſe im Hauſe Chriſtian Ottos begannen ſich nur zu raſch nach Sophie Ludwigs Tode zu ändern. Selbſt noch von ihrem Krankenlager aus hatte die vorzügliche Frau den Gang der Wirtſchaft geleitet und die Ordnung des Hauſes aufrecht erhalten. Jetzt zeigte ſich die Notwendigkeit, eine Haushälterin zu ſuchen, und der dicke Herr war in der Wahl ziemlich unglücklich. Er nahm in Eliſabeth Heinlein eine ungebildete, zügellos leidenſchaftliche Perſon ins Haus, die doch ſchlau und berechnend genug war, den alternden hypochondriſchen Junggeſellen in ihre Netze zu ziehen. Ludwig hätte ein ſchlechter Pſycholog und Herzenskündiger ſein müſſen, um ſich über den Ausgang des hier beginnenden Spiels zu täuſchen. Er fuhr noch einige Zeit hindurch fort, Schwefelfaden und Sirup zu verkaufen, aber das Opfer, das er brachte, erſchien ihm ſtündlich ſchwerer und täglich unnötiger. Der Oheim mochte wohl die Stimmung des Neffen merken und ihr nicht eben in der freundlichſten Weiſe begegnen. Es kam zu einem Zerwürfnis, und in Ludwigs Seele reifte der Entſchluß, die vor zwei Jahren unterbrochnen Schulſtudien wieder aufzunehmen. Inzwiſchen aber gab ſich der Jüngling dem Einzigen, was ihm in dieſer bedrängten, leidvollen und ungewiſſen Lebenslage Troſt und Erquickung war, der Muſik, mit immer heißerm Eifer hin. Tief in die Nächte hinein ſaß er an ſeinem Klavier und beſchrieb im ungeheizten Zimmer zahlloſe Notenblätter mit verfrühten Kompoſitionsverſuchen.

Es ſtellte ſich heraus, daß die Witwe des Stadtſyndikus ihrem Sohne nur wenig, doch immerhin ſoviel hinterlaſſen hatte, daß er ſich einige Jahre auf dem Gymnaſium erhalten konnte. Er entſchloß ſich noch einmal zu beginnen, und faßte dafür nicht das Gymnaſium zu Hildburghauſen, ſondern das Lyceum des alten Herzogsſtädtchens Saalfeld ins Auge. Das Lyceum erlebte in jenen Jahren unter der Leitung ſeines Rektors Profeſſor Reinhard und kurz vor ſeiner bereits 1835 erfolgenden Aufhebung eine Art Nachblüte. Otto Ludwig trat im Oktober 1832 in die alte Gelehrtenſchule ein und verſuchte in Saalfeld heimiſch zu werden. Er beſaß hier und in dem gleichfalls meiningiſchen Nachbarſtädtchen Gräfenthal einige Verwandte väterlicherſeits, und ohne an ihnen beſondern Anhalt zu finden, fühlte er ſich wenigſtens anfänglich nicht ganz fremd. Aber das mit friſchem Mut neubegonnene Schulleben ſcheint ihm von vornherein nichts von dem gewährt zu haben, was er erwartet und gehofft hatte. Sein Geſundheitszuſtand war ſchlecht, die in Eisfeld zuletzt erduldeten innern Schmerzen wollten ſich nicht beruhigen. Dazu machte er eine Erfahrung, die zahlreichen Autodidakten vor und nach ihm nicht erſpart geblieben iſt. Er hatte während der Jahre, die ſeit ſeinem Abgang vom Hildburghäuſer Gymnaſium verfloſſen waren, im Schulwiſſen vielleicht geringe Fortſchritte gemacht, aber er war geiſtig ſehr gereiſt und fand es jetzt ſchwer, ſich in die Pfade einer zumeiſt doch formalen Bildung wieder zurückzufinden. Er verſuchte ſein Heil, ſo gut es eben gehen wollte, und die Tagebücher ſpäterer Jahre, die lateiniſchen Citate in ſeinen Briefen laſſen keinen Zweifel darüber, daß ihm auch die Schulzeit in Saalfeld nützlich ward, wenngleich ſie zu der tiefreichenden und beſondern Bildung, die der Dichter ſich in der Folge aneignete, ſchwerlich vielmehr beitragen konnte, als — mutatis mutandis — die Lateinſchule in Stratford am Avon zur vielerörterten und allen ſtarren Schulgläubigen unbegreiflichen Bildung Shakeſpeares.

Otto Ludwigs Leben in Saalfeld kennen wir nur aus gelegentlichen Erinnerungen und Äußerungen des Dichters in ſpäterer Zeit. Briefe und Aufzeichnungen aus jenen Jahren ſcheinen nirgend erhalten zu ſein kein Mitſchüler vom Saalfelder Lyceum hat über gemeinſame Beſtrebungen, Spaziergänge und Spiele berichtet. Die traurigen Schickſale, die innern Kämpfe und die verfrühten, aber doch ungewöhnlichen Verſuche zu eignen Schöpfungen, die Ludwig ſchon hinter ſich hatte, ſchieden ihn von ſeinen Genoſſen. Seine Grundſtimmung war und blieb eine düſtre, unerquickliche, er verzweifelte am Leben und an ſeiner Zukunft. Es mochten zum Teil körperliche Zuſtände ſein, die ihm die Tage trübten und den Lebensmut brachen, aber auch traurige Erinnerungen und ſchlimme Befürchtungen hatten ihren Anteil daran. Seine Bemühungen und Erwartungen waren bisher von dem Glauben an ſein poetiſches Talent getragen worden. Mit einer rührenden Miſchung von Pietät und Unreife hatte er darauf vertraut, daß ſeine erſte poetiſche Veröffentlichung nicht nur ſeinen eignen Namen, ſondern auch den des geliebten Vaters in die Welt hinausklingen laſſen werde. In ſein Exemplar der 1822 in Kulmbach gedruckten poetiſchen Verſuche ſeines Vaters hatte er bereits den neuen Titel „Gedichte von Ernſt Ludwig und Otto Ludwig“ eingetragen, einige der Gedichte des Vaters ſchüchtern verbeſſert, hatte wenige eigne hinzugefügt und vom frühen Beginn einer poetiſchen Laufbahn geträumt. Dieſe jugendliche Zuverſicht auf ſein Talent kam jetzt ins Wanken. Zur Zeit vermochte er weder den dunkeln Empfindungen, die ihn heftig bewegten, Ausdruck zu geben, noch, wie es in ſeinem Lebensalter nur natürlich war, die Schatten der zahlreichen Geſtalten, die durch ſeine Phantaſie gingen, mit Leben zu tränken. Er ſelbſt ſchrieb 1851 an Friedrich Hofmann in Hildburghauſen über ſeine Saalfelder Erlebniſſe und Stimmungen: „Körperliche Schmerzen und geiſtige Erſchöpfung bis zum Lebensüberdruß ſteigend. Ich verliere den Glauben an meine Begabung für Poeſie, ohne Luſt zu gewinnen zu andrer Beſchäftigung.“ Da ihn nur der Vorſatz in einer Gymnaſial- und Univerſitätsbildung die feſte Grundlage für die Entwicklung ſeiner dichteriſchen Natur, der er leben wollte, zu ſuchen nach Saalfeld getrieben hatte, da er jetzt an dieſer Entwicklung verzagte, ſo erſchien ihm ſein längeres Verweilen in Saalfeld als überflüſſig. Die Monate, die er in dieſen qualvollen Zuſtänden in der Schule verbrachte, förderten ihn nicht, und er war jetzt geneigt, ſeine letzte Hoffnung auf die muſikaliſche Begabung zu ſetzen.

Man muß ſich erinnern, daß um dieſe Zeit, 1833, die Ausbildung der Muſiker von Beruf in Deutſchland auf die verſchiedenſte Weiſe erfolgte, daß nicht wie heute tauſend und etliche Konſervatorien das Land mit methodiſch-dreſſierten Halbtalenten und Nichttalenten überſchwemmten. Beinahe jeder Bericht über das Wachſen und Werden hervorragender Muſiker wies andre charakteriſtiſche Züge auf, und ſo war es dem jungen Otto Ludwig wohl erlaubt, zu träumen, daß er, wenn ein Muſiker, Komponiſt oder Virtuos in ihm ſtecke, dieſen auch in der Stille ſeines Heimatſtädtchens reifen laſſen könne. Für irgend eine größere Unternehmung dünkten ihm ſeine kargen Mittel unzureichend. Er wußte wohl, daß er in Berlin oder Leipzig, ja ſchon in Gotha und Weimar beſſere Lehrer und größre Hilfsmittel finden würde, aber bevor er dieſe in Anſpruch nehmen durfte, mußte er ſeiner ſelbſt gewiſſer ſein. Wahrſcheinlich wirkte bei ſeinen gegenwärtigen Entſchlüſſen auch die Sehnſucht nach ſeinem Garten und den Eisfelder Freunden mit. So verließ Ludwig Weihnachten 1833 das

Lyceum und Saalfeld, kehrte nach Eisfeld heim und bezog zunächſt ſeine alte Wohnung im Hauſe des Oheims Chriſtian wieder.

Er hatte inzwiſchen das zwanzigſte Lebensjahr erreicht und war zu einem ſtattlichen Jüngling gereift; ſeine Geſtalt und ſein Geſicht verrieten nichts davon, daß er von Kind auf mit Krankheit gekämpft hatte. Seine Eisfelder Jugendgenoſſen (Karl Schaller, Chriſtian Ambrunn, Johannes Recknagel) berichten einſtimmig, daß er zu dieſer Zeit den Eindruck machte, völlig geſund zu ſein: Eine hohe ſchlanke Geſtalt, in der Ruhe wie in der Bewegung natürliche Würde und Anmut, ein ovales regelmäßig gebildetes Geſicht mit hoher Stirn, edel geformter Naſe, mit lebhaften braunen Augen (die ſchon jetzt etwas kurzſichtig waren und ihn zum Tragen einer Brille nötigten), das dichteſte und ſchönſte braune Haupthaar machten ihn trotz aller Schlichtheit ſeiner Kleidung und ſeines Auftretens zu einer gewinnenden Erſcheinung. Seine Lebenspläne und ſeine Lebensführung erſchienen der größern Zahl ſeiner Mitbürger freilich dunkel und unverſtändlich, aber da man im kleinſten thüringiſchen Neſt an Originale gewöhnt war, auch Ludwig noch immer für den Erben ſeines wohlhabenden Onkels galt, ſo beruhigte man ſich bei den zunächſt gegebenen Verhältniſſen und gewöhnte ſich, in dem jungen Manne eine Perſönlichkeit zu ſehen, deren Gegenwart allen angenehm war, und über deren Zukunft man noch gar nicht urteilen konnte. Der Heimkehrende fand die altgewohnten Verhältniſſe weſentlich verändert. Während ſeiner Abweſenheit hatte die junge Haushälterin den dicken Herrn am 1. Juli 1833 mit einem Sohne, der Adolf getauft wurde, beſchenkt und war ſo ziemlich die Gebieterin des Hauſes geworden. Onkel Chriſtian freute ſich trotz alledem der Rückkehr ſeines Neffen, verzichtete auf den Anſpruch, daß Otto im Kramladen ſeinen Lebensberuf finden ſolle und ließ den Muſenſohn ſeine eignen Wege einſchlagen.

Ludwig dachte in autodidaktiſcher Weiſe durch Studium und durch Verſuche über Weſen und Wert ſeines muſikaliſchen Talents ins klare zu kommen. Er verbrachte wiederum viele Tages- und Nachtſtunden am Klavier, er ſpielte beinahe alles durch, was ihm in Klavierauszügen zugänglich war, widmete ſich aber zugleich ſehr ernſten theoretiſchen Studien, bei denen ihm ſein geliebter Lehrer Morgenroth leider nicht mehr förderlich ſein konnte. Dieſer war 1833, unmittelbar vor Ludwigs Heimkehr von Saalfeld, als Diakonus und Stadtprediger geſtorben. Aber die letzten Ratſchläge, die er ſeinem Schüler erteilt hatte, wirkten nach, und wenn Ludwig noch im Jahre 1839 von Leipzig aus gegen Schaller äußern konnte: „Ich bin nun dahinter gekommen, daß ich im erſten Anfang, da wir zuſammen im Garten wohnten, auf dem richtigen Wege war, es wird mir Mühe koſten, aus meiner Verwirrung mich wieder auf den verlaſſnen guten Weg zu finden," ſo bezeugte er damit nur, wie tüchtig und einſichtig die muſikaliſchen Unterweiſungen und Winke ſeines ehemaligen Kantors geweſen waren. Die Werke des alten Fr. Wilhelm Marpurg, die „Anfangsgründe der theoretiſchen Muſik," das „Handbuch beim Generalbaß und der Kompoſition" und die „Abhandlung von der Fuge," die zu dieſer Zeit freilich ſchon für veraltet galten, leiſteten doch dem Anfänger vorzügliche Dienſte, und Ludwig hoffte auf ein um ſo gründlicheres Studium derſelben, als er für das herannahende Frühjahr 1834 den Entſchluß gefaßt hatte, ſich ganz in ſeinem Garten niederzulaſſen und hier in Gemeinſamkeit mit Karl Schaller, der jetzt Rechnungsreviſoraſſiſtent bei der Eisfelder Amtsverwaltung war, ein Leben nach ſeinem Sinne zu führen.

Schon im März des genannten Jahres richteten ſich Ludwig und ſein getreuer Schaller in dem ſchönen Gartenhauſe ein, wohin Ludwig ſeinen Flügel hatte bringen laſſen, und das von den Tagen des Stadtſyndikus her noch mit allen zwei unverwöhnten jungen Männern nötigen Bequemlichkeiten verſehen war. Zwiſchen den Bäumen und Lauben des Gartens, die ſich in dem gedachten Jahre raſch begrünten, zwiſchen den Raſenabhängen und Blumenbeeten ging den Freunden ein Leben auf, das an Rouſſeaus Jugendidyll in den Gärten der Charmettes, an das Traumleben von Eichendorffs „Taugenichts“ erinnert. Als Ludwig manches Jahr ſpäter die Bekenntniſſe Rouſſeaus las, ſchrieb er in ſein Tagebuch, er glaube ſein eignes Leben an ſich vorüber gleiten zu ſehen, und mochte vor allem an den Frühling, Sommer und Herbſt von 1834 denken. Nach Schallers Erzählung war „die Zeit vom Morgen bis Mittag der Arbeit gewidmet. Ludwig ſaß in der großen Oberſtube des Gartenhauſes am Flügel oder Arbeitstiſch und komponierte an Opern, die entweder ſchon vorbereitet waren oder hier erſt neu entſtanden, während ich mit proſaiſchen Rechnungsreviſionen beſchäftigt war, ohne uns gegenſeitig zu ſtören. Die Mittagsruhe wurde in der Gartenlaube vor dem Hauſe am laufenden Brunnen oder auf den Stufen am Hauseingange im Beobachten der aus den Steinfugen ſchlüpfenden, von uns nach und nach gezähmten Eidechſen abgehalten. Der Nachmittag fand uns im gemeinſchaftlichen Studium meiſt klaſſiſcher Opern im Klavierauszuge, des Marpurgſchen Werkes über die Lehre vom Kontrapunkt und von der Fuge, von Partituren zur Ubung im Inſtrumentieren, im Klavierſpiel und Geſang, die ſpätre Nachmittags- und Abendzeit oft in einer kleinen auserleſnen Geſellſchaft, in und mit der wir in der kleinen Säulenhalle am Hauseingange oder oben in unſerm Wohnzimmer muſizierten. Männerchor und Streichquartette, Arien, Duette, Terzette und Chöre aus guten Opern mit Streichquartett- oder Klavierbegleitung, auch einzelne Partien aus eben komponierten Opernſzenen Ludwigs wurden aufgeführt und probiert. Eine junge mit Ludwig verwandte, von Morgenroth gebildete Sängerin mit bedeutender Sopranſtimme, Sophie Fiſcher (die nachherige Ehegattin Schallers), erfreute an geſelligen Abenden durch trefflichen Sologeſang. — Mozart war als Opernkomponiſt unſer Liebling. Die Oper im allgemeinen, wie ſie damals beſchaffen war, der vom guten Wege Glucks und Mozarts abirrende muſikaliſche Geſchmack, das Eindringen der neuen italieniſchen und franzöſiſchen Muſik, ihr nachteiliger Einfluß auf die deutſchen Komponiſten und das deutſche Publikum, die Vernachläſſigung des dramatiſchen Elements und des Ausdruckes, überhaupt der künſtleriſchen Wahrheit gab unſern Unterhaltungen vielen Stoff."

Nicht nur für Schaller, der offenbar in dieſem ſchönen und reichen Sommer das Herz ſeiner Sophie gewann, ſondern auch für Ludwig war die Erinnerung an den Aufenthalt im Garten vom goldenſten Lichte umwoben. Er empfand damals die tiefe Wahrheit des Rouſſeauſchen Wortes: „Das wahre Glück iſt nicht zu beſchreiben, man muß es fühlen, und man fühlt es um ſo beſſer, je weniger es ſich beſchreiben läßt, weil es nicht aus einer Anzahl von Thatſachen entſpringt, ſondern ein bleibender Zuſtand iſt." Und er äußerte wohl ſpäter gegen Heydrich und Auerbach, jenes Gartenhausleben ſei die glücklichſte Zeit ſeiner Jugend geweſen. Die hoffnungsreiche Arbeit des Sommers 1834 begann mit dem Entwurf einer romantiſchen Oper „Der Liederkönig," in deren Chöre und Romanzen ein Hauch der träumeriſchen und wehmütigen Todesſehnſucht hineinwehte, die den poetiſchen Muſiker oft mitten im Gefühl der Jugend und Kraft überkam:

Wieder ſitz ich an der Quelle,
Und ich lauſch dem alten Klang,
Tönt mir durch den Laut der Welle
Nie des Schwanes Scheideſang?
Leiſe dämmerts in den Auen,
Und der Sonne goldner Blick
Aus der tiefen Flut, der blauen,
Giebt ſich ſcheidend ihr zurück.
Stille wird es. Leis und leiſer
Tönt — bald ſchweigt der Vögel Lied —
Und ich Sänger nur, ich greiſer
Und ich müder, bin nicht müd!

Der Oper „Liederkönig“ ſchloß ſich demnächſt der Entwurf einer komiſchen Oper in drei Aufzügen „Signor Formica“ nach E. T. A. Hoffmanns gleichnamiger Novelle an. Ludwigs Gewohnheit ſcheint es geweſen zu ſein, wenn er den Entwurf einer Oper beendet hatte, einzelne Szenen poetiſch wie muſikaliſch auszuführen, und ſo wird es verſtändlich, daß jetzt wie ſpäter ein Opernplan den andern in den Hintergrund drängte. Ludwigs Stärke war ſchon zu dieſer Zeit das Entwerfen, nicht das Ausführen. Seine ſtarke, unabläſſig arbeitende Phantaſie, vor der Bilder und Geſtalten in voller Deutlichkeit ſtanden, eilte ſeinem Geſtaltungsvermögen raſtlos voraus, und während er ernſthaft die Zukunft als Muſiker vor Augen hatte, regte ſich der poetiſche Antrieb beſtändig wieder. Lyriſche Gedichte, die er teilweiſe zugleich in Muſik ſetzte, Opernentwürfe, aber auch Entwürfe zu Tragödien ohne Muſik beſchäftigten ihn neben der Kompoſition einiger Balladen und dem Gedanken an ein Requiem, mit dem er ſeinen ſpezifiſch muſikaliſchen Beruf zu erweiſen gedachte. Auch der Verſuch, „Romeo und Julia“ zum Stoff einer Oper zu wählen, fiel nach Schallers Bericht in dieſen Sommer. Wahrſcheinlich gehörten Bellinis „Montecchi und Capuletti,“ die ſich eben damals in

Deutſchland zu verbreiten anfingen, zu den Opern, die Ludwig im Hoftheater zu Koburg hörte, wohin er mit Schaller jetzt wie ſpäter Ausflüge, meiſt erfriſchende Fußwanderungen, unternahm, um ſich lebendige theatraliſche Anſchauungen und die Eindrücke eines vollen Orcheſters zu verſchaffen, die er in Eisfeld nicht haben konnte.

Sonſt vermißte der ſtrebende und ringende Künſtler während dieſer glücklichen Zeit in ſeinem Heimatſtädtchen und deſſen Wald- und Bergumgebungen zunächſt nichts. Er war vielmehr von den Eindrücken ſeiner nächſten Umgebung neben den frohgeſelligen Verhältniſſen, die ſich unter dem Zauber gemeinſamer Muſikübung, friſchen Muſikgenuſſes um ihn bildeten, befriedigt und entzückt. So jugendlich heiter er ſich dieſer Geſelligkeit hingab, ſo verleugnete er doch ſchon jetzt nicht den ererbten, tief in ſeinem Blut liegenden, mit ſeinen beſten Eigenſchaften feſt verknüpften Zug zur Einſamkeit. Denn tiefer als einer ſeiner Freunde lebte er ſich mit der Natur ein, die ihm von Kindheit an vertraut war, und die ihm jetzt als Nährerin ſeiner innern Beglückungen, als ſtille Beſänftigerin ſeeliſcher Kämpfe und Wallungen, als nie verſagende Geſundheitsſpenderin bei mancherlei krankhaften Anwandlungen täglich unentbehrlicher ward. Wenn Schaller erzählt: „Jede ſchöne Landſchaft konnte Ludwig bis zur Ekſtaſe begeiſtern, beſonders liebte er den lieblich gemiſchten Laub- und Tannenwald des ſogenannten Eichholzes und die düſter ernſte Vorgebirgskette des Thüringerwaldes im Nordoſten Eisfelds mit ihren tiefblauen Konturen und den herrlichen Fernſichten in die Thüringer Thäler und Orte. Er jauchzte oft laut auf, als wir ſie gemeinſam durchwanderten,“ ſo tritt uns aus Ludwigs eignen Worten entgegen, daß ſein Naturbedürfnis und Naturempfinden nicht an die Luſt jugendfroher Wandertage gebunden war: „Es iſt ſeltſam, daß die Natur für mich perſonifiziert iſt, daß ich nicht nur in ihr lebe, ſondern wie ein Menſch mit dem andern, Gedanken austauſchend, nicht bloß empfangend, und Gefühle, und zwar ſo, daß mir einzelne Plätze förmlich zum Individuum werden, abgeſchieden von den andern und ſozuſagen wandelnd im Bewußtſein, ſodaß ich nicht allein fühle, daß ſie Wirkung auf mich machen, ſondern mir iſt, als ob ich auch auf ſie wirke und die Geſtalt, wie ſie mir erſcheinen, die Spuren dieſer Wirkung zeige.“

Otto Ludwig empfand damals den geheimen Zauber ſolcher Naturſeligkeit und jeden Reiz des träumeriſch einſamen wie des künſtleriſch geſelligen Lebens in ſeinem Garten um ſo unbefangner, als er bei ſeinen Studien und Arbeiten Tag für Tag Fortſchritte machte und mit ſchwungreicher Phantaſie die Hinderniſſe überflog, die zwiſchen ſeinem ernſten Wollen und der Vollendung und Wirkung ſeiner künſtleriſchen Arbeiten noch lagen. Ein gütiges Geſchick gewährte ihm für den Augenblick alles, was andre Kunſtjünger in größern Verhältniſſen vielfach vergeblich erſehnten. Er hatte an Karl Schaller den Freund, der „in jener Zeit der geſchickteſte Geburtshelfer und Pädagog ſeines Geiſtes, zugleich ſein Publikum und Kritiker war,“ er lebte in zwangloſen, behaglichem Verkehr mit einigen jungen Männern ſeines Alters, unter denen ihm J. Burkhardt, der nachmals berühmte und ausgezeichnete Glasmaler, ferner der Bergbeamte im Blaufarbenwerk Sophienau, ein geborner Badenſer, Merlet, einige Schul- und Spielgenoſſen, wie die Gebrüder Johannes und Auguſt Recknagel näher ſtanden. Der „dicke Herr“ ließ zu der Zeit nicht nur den Neffen ſein wunderliches Weſen treiben, ſondern ſetzte auf dies Weſen einige frohe Hoffnungen, die ihm in ſeinen unerquicklichen häuslichen Zuſtänden wohl zu gönnen waren. Ludwig war während des Aufenthalts in ſeinem Garten und Gartenhauſe dem Schauſpiel, das in dem Hauſe des Onkels aufgeführt wurde, ferner gerückt geweſen; als er im Spätherbſt des Jahres wieder in die Stadt zog und ſein Winterſtübchen einrichtete, traten ihm auch die Mißverhältniſſe, in die ſich der Onkel begeben hatte, wieder vor die Augen und zogen ihn aus ſeinen Künſtlerträumen in eine ſchlimme Wirklichkeit.

Obſchon es Abrede zwiſchen Onkel und Neffen war, daß dieſer ſich ſeiner muſikaliſchen und allgemeinen Ausbildung hingeben und zu keinem Ladendienſt verpflichtet ſein ſollte, ſo bewirkten doch Gewohnheit und augenblickliches Bedürfnis, auch mancherlei Rückfälle in ſeine urſprünglichen Anſchauungen, denen Onkel Chriſtian ausgeſetzt war, daß Ludwigs kaufmänniſche Thätigkeit in den Jahren zwiſchen 1835 und 1838 gelegentlich fortgeſetzt wurde. Ludwig ſelbſt fand nichts dabei, dem Oheim und ſeinem Ladendiener Beiſtand zu leiſten, wenn es notwendig erſchien, er wußte ſchon dafür zu ſorgen, daß ſeinen eigentlichen Beſchäftigungen nicht zu viel Abbruch geſchah. Auch wäre in der Enge und bei der unbefangnen Natürlichkeit der kleinſtädtiſchen Verhältniſſe wenig dagegen einzuwenden geweſen, wenn der Kunſtjünger nicht durch dieſe gelegentlichen Hilfsleiſtungen immer wieder falſche Anſprüche ſeiner Mitbürger erweckt hätte. Der dicke Herr aber wurde fortgeſetzt von der Wohlmeinung der Lebensklugen geplagt, die ihm zu bedenken gaben, ob er ſeinen Neffen geradewegs zum Tagediebe erziehen wolle. Zum Mundſtück dieſer Art öffentlicher Meinung machte ſich neben andern auch die vielberufne Haushälterin Eliſabeth Heinlein, die ihre Gewalt über den ſchwachen und frauenſüchtigen Hausherrn je länger um ſo ſtärker zu mißbrauchen begann. Ludwig kümmerte ſich wenig darum, was die ungebildete und klatſchſüchtige Perſon über ihn dachte und ſprach, aber er war ernſtlich um das Glück und Lebensbehagen des Oheims beſorgt, der den leidenſchaftlichen Szenen, die ihm ſeine Hausgenoſſin ſpielte, in keiner Weiſe gewachſen war. Sie hatte ſich in dem ihr ungewohnten reichlichen Leben im Hauſe Ottos dem Trunke ergeben und gefiel ſich in leidenſchaftlichen Zornausbrüchen gegen ihren Brotherrn. Der alternde Lebemann, der nicht mehr wagte und auch kein Recht mehr hatte die wilde Lisbeth zu ihrer Familie heimzuſchicken, flüchtete vor ſolchen Stürmen in das Zimmer ſeines Neffen oder auch wohl in deſſen Garten, den Ludwig im September 1843 nach dem Tode des Onkels in einem Briefe an Ambrunn „den Ort, wo der dicke Herr noch eine Freiſtatt fand vor ihr,“ nannte. Daß dieſe häuslichen Kämpfe, in denen Ludwig „zuerſt die Leidenſchaft in ihren verſteckteſten und furchtbarſten Regungen ſtudierte,“ eine Schule für den künftigen Dichter wurden, konnte der Muſiker, der im Augenblick nur ihre grellen Disharmonien fühlte, nicht ahnen. Aber unter den traurigen Eindrücken dieſer Erlebniſſe regte ſich in der Seele des Jünglings ein tiefes, warmes Mitleid für den geplagten Mann, in dem er eine urſprünglich gute, ja ungewöhnliche Natur beklagte, die durch Mangel an Ausbildung und kleinſtädtiſches Genußbehagen verkümmert war.

Im vielbewegten Jahr 1834 ſah Ludwigs Vaterſtadt die erſten Auswanderer nach Amerika ziehen, zu denen auch einige Perſonen aus Ludwigs engerem Lebenskreiſe gehörten. Eins ſeiner älteſten erhaltnen Gedichte (das nachmals im „Kometen,“ Jahrgang 1840, gedruckt wurde), das „Lied der Auswandrer“:

Ade, ihr Lieben, und nun macht
Das Scheiden mir nicht ſchwer,
Ade, ihr freund mir und bekannt,
Such mir ein neues Vaterland
Da drüben überm Meer.

Gehts übers Meer, da fühlt man erſt,
Wie feſt die Heimat hält,
Da greift es hin durch Mark und Bein,
Die Hände her — laßts Weinen ſein,
Es geht nicht aus der Welt!

Seid ohne Sorgen, kehrt euch nicht
An Ängſten und an Spott.
Auch über fernem Berg und Thal
Iſt blauer Himmel allzumal,
Und überm Himmel Gott!

zeigt den Eindruck dieſes Ereigniſſes auf den jungen Mann, dem bei dieſer Gelegenheit der Gedanke kommen konnte, daß er für ſeine von allem Gewohnten abweichende Entwicklung, ſein Streben einen neuen Boden jenſeits des Meeres ſuchen müßte, während er doch fühlte, daß er unlösliche Wurzeln im Leben der Heimat habe. Zum Glück blieben es auch in ſpätrer Zeit vorübergehende Träume, die ihm vorgaukelten, daß er vielleicht unter dem neuen Volke ein neues Theater gründen könnte. Denn Ludwig beſaß keine einzige der Eigenſchaften, die in Amerika galten und Erfolg verbürgten.

Auch während der Jahre 1835 bis 1838 lebte er fortgeſetzt in Eisfeld, zumeiſt im Hauſe ſeines Onkels, im Sommer und Herbſt oft wochenlang in ſeinem Gartenhaus wohnend, und fuhr fort, teils ſeiner muſikaliſchen und ſeiner allgemeinen Ausbildung obzuliegen, teils in immer erneuten ſchöpferiſchen Verſuchen einen künſtleriſchen Weg und ein bleibendes Zeugnis ſeiner raſtlos arbeitenden Phantaſie zu ſuchen. Während die äußern Verhältniſſe um ihn her gleich blieben, vollzog ſich in ſeinem innerm Leben eine von Jahr zu Jahr wachſende Verändrung. Hatte ſich ſchon der Knabe und der reifende Jüngling von den ihn umgebenden Menſchen durch die Macht ſeiner Anlagen, die Tiefe ſeines geiſtigen Lebens, den unabläſſigen Drang zur Kunſt unterſchieden, ſo trug er jetzt Ideale und Forderungen an ſich ſelbſt in der Seele, für die den Kleinſtädtern, mit denen er lebte (den einzigen Schaller vielleicht ausgenommen), jeder Maßſtab gebrach. Dabei war er in urwüchſiger Heimatliebe, in warmer Anhänglichkeit an die gewohnte Enge (die ihm zur Weite ward, indem er ſie vertiefte) noch weit davon entfernt, ſich hinwegzuwünſchen, und ſuchte, wenn ihm das Mißverhältnis zwiſchen ſeinem Weſen und dem der andern Eisfelder zum Bewußtſein kam, in rührender Beſcheidenheit die Schuld bei ſich ſelbſt. Wenn er im Februar 1837 in ſein Tagebuch einzeichnete: „Beſchloſſen, den Humor einigermaßen abzulegen. Man wird durch ihn verbittert, allen Lebensverhältniſſen entfremdet und dem Leben ſelbſt, und es ſind, wie ich ahne, gerade die unanſcheinlichſten (unſcheinbarſten), in welchen die meiſte wahre Poeſie liegt,“ ſo konnte freilich im Ernſt nicht davon die Rede ſein, ſich einer der Göttergaben zu entäußern, die ihm verliehen waren, aber ſchon der Vorſatz läßt erkennen, wie ernſt es dem jungen Ludwig darum zu thun war, das menſchliche Verhältnis zu ſeinen Heimatgenoſſen nicht zu trüben. Die Behauptung, daß er „apart erſcheine und apart ſein wolle,“ traf ihn noch wie ein Vorwurf, und er ſtrebte redlich ſeinen geiſtigen Gewinn dem Behagen ſeiner Landsleute dienſtbar zu machen. Schallers Wort: „Er war der beſcheidenſte Menſch, von tiefem Gemüt und feinem Gefühl, das ſich bei irgend einer Verletzung nicht nach außen Luft machte, ſondern wie eine Schnecke in ihr Haus ſich nach innen zurückzog und vom Verletzenden kühl abwandte,“ galt für dieſe wie für ſpätre Jahre. Doch fanden in der Zeit der taſtenden und ringenden Selbſtbildung und der unſichern äußern Lage ſolche Verletzungen eben häufiger ſtatt, als in ſpäteren Tagen.

Die Entbehrungen, die Eisfeld ihm auf muſikaliſchem Gebiet auferlegte, wurden von Otto Ludwig und der kleinen Freundesgruppe, die er in ſeine künſtleriſchen Intereſſen hineingezogen hatte, lebhaft genug empfunden. „Nach Beethovens Werken, insbeſondre nach ſeinen Symphonien, die wir damals nur vom Hörenſagen oder aus auswärtigen Relationen kannten, ſagt Schaller und die wir unter den uns umgebenden kleinen Verhältniſſen nicht ſelbſt hören konnten, trugen wir eine tiefe Sehnſucht, die uns erſt viel ſpäter außerhalb der Heimat geſtillt werden ſollte. Öfters machten wir kleine Fußreiſen nach Hildburghauſen zu Konzerten, nach Koburg zu dergleichen und zum Beſuch von Opern, ja ſogar, da in Koburg zu dieſer Zeit klaſſiſche Opern nicht gegeben wurden, eine größre im Winter nach dem zehn Stunden entfernten Meiningen, um den längſt vorher im Klavierauszug ſtudierten »Don Juan« Mozarts, die Lieblingsoper Ludwigs, hören zu können.“ Der Eindruck ſolcher Kunſtgenüſſe beſtärkte den Strebenden in ſeiner beſondern Leidenſchaft für die Oper. Er komponierte zu dieſer Zeit wohl einzelne Lieder, Balladen, begann auch ein Requiem und eine Hymne auszuführen, aber ſeine Hauptthätigkeit galt den früher geplanten und neu entworfnen Opern, für deren Durchführung und Vollendung ihm die Leichtigkeit verhängnisvoll ward, mit der ihm ſtets neue Handlungen und Geſtalten zuſtrömten. Von den Plänen des Jahres 1834 beſchäftigte ihn der zur Oper „Signor Formica“ noch längre Zeit, im Jahre 1837 verzeichnete er die Kompoſition einiger neuen und die Umarbeitung mehrerer ältern Nummern dieſer Oper, macht ſich aber auch in den Tagebuchaufzeichnungen des gleichen Jahres das Eingeſtändnis, daß er des romantiſchen Stoffes wie ſeiner Muſik zu demſelben herzlich müde ſei und nur durch Gründe, die mit ſeinem perſönlichen Leben zuſammenhingen, davon feſtgehalten werde. „Auf die Dauer iſt die komiſche Oper nicht für mich. Er wird auch vorübergehen, dieſer gar zu ſüße Kelch, dieſe obergärig ordinäre Muſik.“ Wie es ſcheint, hatte ſich Ludwig in der Kompoſition dieſes Werkes der herrſchenden franzöſiſchen und italieniſchen Spieloper ſo viel angenähert, als ihm immer möglich war, um ſich ſchließlich doch zu überzeugen, daß niemand über ſeinen Schatten ſpringen kann. Schon im Auguſt 1836 hatte er die Dichtung zu einer neuen großen romantiſchen Oper, „Der goldne Schlüſſel,“ nach einem orientaliſchen Märchen beendet, in den nächſten Jahren entwarf er drei weitre romantiſche Opern: „Lorelei,“ „Frau Diana“ und „Zuma,“ zwei zweiaktige Opern „Amaſis und Tentyra,“ „Spaniſche Nacht,“ eine einaktige Oper „Die Fiſcherin,“ die ſämtlich kaum über die Entwürfe, jedenfalls nicht über die Anfänge hinaus gediehen.

Dem Grübler und Selbſtquäler, der Ludwig auch in dieſen Jugendtagen zu Zeiten war, hätte der Umſtand auffallen ſollen, daß die durch jede Lektüre, jede einſame Stunde in ſeinem Garten neuangeregte Einbildungskraft und Geſtaltungsluſt ſich entſchieden nicht in den Kreis der bevorzugten Muſik bannen ließ. Er ſagte ſich wieder und wieder, daß auf dem eingeſchlagenen Wege nur der Muſiker zum Ziele gelangen, und daß er in Eisfeld allenfalls nur eine ſeinen beſondern Zwecken gemäße muſikaliſche Ausbildung gewinnen könnte. Er wollte ausſchließlich Muſiker ſein und vermochte es nicht. Das poetiſche Talent, das er ſich in Saalfeld abgeſprochen hatte, regte ſich ſtets aufs neue und ließ ſich nicht an die Operndichtung binden. Seine gegenwärtigen Ideale und ſeine vorwiegende Beſchäftigung ließen den Gedanken eines großen Gedichts „Cäcilie“ oder „Polyhymnia“ entſtehen, das „eine Theodicee der Muſik“ ſein und werden ſollte! „Entſtehung der Muſik, Fortbildung bis zum Silberblick Mozart-Beethoven, ihre Wirkung auf den Menſchen; Tanzmuſik, Kriegsmuſik, Kirchenmuſik, Choral, Oratorium, Symphonie, Oper, Schiffergeſänge u. ſ. w." Offenbar hatte Ludwig zur Zeit, als er ſich mit dieſem Plane trug, ſich an Schillers Künſtlern erbaut und begeiſtert; im erhaltnen Eingang des Gedichtes ſchilderte der poetiſche Muſiker, wie die Natur unter Helios Tritten ſich mit Formen und Farben ſchmückt, aber nur dem Auge wohlthut.

Lautlos träg im toten Zwange
Herrſchte in des Lebens Gange
Der Bewegung kalt Geſetz,
Noch nicht ſchlang des Rhythmus Schöne,
Nicht der goldne Fluß der Töne
Hold darum ſein zaubriſch Netz.

Auch die weitere Ausführung dieſes Gedichtes unterblieb, ebenſo wie die des großen Romanzencyklus „Octavian" und des nordiſchen Heldenepos „Svanhildur," weil ihm ſeine muſikaliſchen Pläne wichtiger und ausſichtsreicher vorkamen. Aber neben den Opernplänen drängten ſich Handlungen und Bilder vor ſein inneres Auge, die nur in andern dramatiſchen Formen belebt werden konnten. Die Geſchichten der ſchönen Baderstochter Agnes Bernauer, des Engels von Augsburg, und die des Burgunderherzogs Karls des Kühnen, der umſonſt im treuen Eckart den Warner zur Seite hat, wollten aus ſeiner Phantaſie nicht weichen, eine mit Zaghaftigkeit wunderlich gepaarte Zuverſicht, daß die wechſelnden Geſichte, die er im farbigen Nebel ſah, Geſtalt gewinnen würden, lockte ihn immer aufs neue zur dramatiſchen Poeſie. Zwar beweiſen ſeine Aufzeichnungen, daß er auch für dieſe rein poetiſchen Pläne hier ein Lied, dort ein Melodrama in Ausſicht nahm, doch waren das nur loſe Fäden, die die beunruhigend rege poetiſche Bildkraft noch an ſeinen gegenwärtigen einmal erwählten Beruf knüpfen ſollten.

Gegen den Ausgang des Jahres 1836 wurde in Eisfeld ein Liebhabertheater ins Leben gerufen, das von Haus aus wohl kaum höhere Ziele hatte, als ähnliche Gründungen in andern kleinen Städten. Die Luſt an theatraliſchen Darſtellungen war hier um ſo friſcher geblieben, als ſie nur von Zeit zu Zeit durch wandernde Schauſpielertruppen Befriedigung gefunden hatte. Nach den Berichten über Otto Ludwigs Knabenzeit und ſeine erſten theatraliſchen Eindrücke darf man annehmen, daß in den zwanziger Jahren unter dieſen Wanderbühnen ein paar beſſere ſich befunden hatten. Später aber hatten ſich die dargebotenen Kunſtgenüſſe ſo wenig befriedigend gezeigt, daß den kunſtſinnigen und beweglichern Kreiſen des Städtchens der Gedanke nahe lag, man könnte es ſelbſt beſſer machen. Die Jugend Eisfelds und der Umgebung ſchloß ſich mit Eifer zu dem Unternehmen zuſammen, Luſtſpiele und Singſpiele aufzuführen; in dem Saale des Schützenhofes, der allen allgemeinen Vergnügungen diente, ſchlug man ein kleines aber hübſches und zweckmäßiges Theater auf und unter den freiwilligen Darſtellern entfalteten ſich bald wirkliche Talente. Durch Ludwigs Teilnahme und Eingreifen bekam das Ganze einen höhern Schwung und eigentümlichen Charakter, ſeine „Anſtellung als Theaterdichter und Kapellmeiſter, die er um ſo leichter erhielt, als er ſie ſelber zu vergeben hatte," machten ihn bald zur Seele des Ganzen. Hatte bei Gründung des Streichquartetts, des Männergeſangsquartetts, den frühern Chorübungen Schaller die erſte Hand angelegt, ſo war diesmal, wo etwas Rechtes und die Möglichkeit, die eignen Fähigkeiten zu erproben, in Ausſicht ſtand, Ludwig die bewegende Kraft, ſchon bei den Vorbereitungen und Proben, und empfing von der Exiſtenz der Liebhaberbühne eine kräftige Anregung zur endlichen Ausgeſtaltung eines ſeiner zahlreichen Opernpläne. Seit dem Herbſt 1836 arbeitete er an einer Oper „Die Geſchwiſter," deren einfache Anlage und Szenerie ihm den Gedanken nahe legte, ſie mit den Kräften und Mitteln, die ihm jetzt zu Gebote ſtanden, zur Aufführung zu bringen. In der That führte Ludwig im Winter von 1836 zu 1837 die dreiaktige Oper, oder beſſer das dreiaktige Liederſpiel, deſſen Schauplatz Tirol, und zwar das Tirol des Jahres 1810, das beſiegte, nach der vergeblichen Erhebung wieder in die Hände der Franzoſen gefallne Tirol war, vollſtändig aus. Die einfache Handlung entbehrte nicht einer gewiſſen dramatiſchen Spannung, und die eingeflochtenen Lieder, Duette und Chöre wuchſen aus der Erfindung natürlicher hervor, als im landläufigen Operntext jener Zeit üblich war. Das ganze Werk ſelbſt fand der Dichter „ein bißchen zu pathetiſch und zu altklug,“ meinte aber, da ihm die Vollendung und Abrundung leidlich gelinge und die Muſik wirklich Wohlklang und Leben habe, für ſeine nächſte Entwicklung die beſten Erwartungen hegen zu dürfen. Die Einſtudierung der „Geſchwiſter“ brachte ihn in lebendige Berührung mit einer größern Anzahl von Menſchen; unter dem 7. Februar 1837 rühmte er von ſich ſelbſt: „Bin jetzt ein vergnügter Menſch voller Hoffnung und Luſt zum Werke.“ Bei der Zuſammenſtellung eines Chores und eines Orcheſters kam dem Komponiſten und Dirigenten die angeborne Sangesluſt, die alte und allgemeine thüringiſche Muſikliebe entgegen und zu Hilfe, binnen wenig mehr als einer Woche war namentlich ein ganz ſtattliches Orcheſter beiſammen, in dem neben den Stadtmuſikanten kunſtbefliſſene und eifrige Dilettanten ſaßen. Wo zwei Meilen im Umkreiſe ein Geiger, Celliſt oder Flötiſt lebte, da wurde angepocht, und was für eine andre beliebige Theateraufführung der Eisfelder unerreichbar geweſen wäre, das geſchah dem eignen noch nie aufgeführten Werke des jungen künſtleriſchen Landsmannes zuliebe. Da waren nach Friedrich Hofmanns Erzählung, die auf Eisfelder Erinnerungen fußte: „Förſter, die das Waldhorn, Doktoren, die die Trompete, Maler, die die Flöte, Lehrer, die andre Inſtrumente blaſen, die Violine iſt mächtig beſetzt, das Cello handhabt der alte Pfarrer von Stelzen meiſterhaft, an jedem Pulte ſtehen neben den Muſikern von Profeſſion Freiwillige, die für ihr Inſtrument ihren Mann ſtellen, bis zu den Pauken, die ein langer Amtschirurg bearbeitet, der allemal behauptet »Die Stimm iſt net richtig,« wenn er falſch eingefallen iſt." (Gartenlaube 1865, Nr. 19.) Schon von der erſten Leſeprobe an, die er am 12. März abhielt, demſelben Tage, an dem er das letzte Muſikſtück für ſein Liederſpiel niederſchrieb, erfreute ſich der Poet wie der Komponiſt am Enthuſiasmus der Mitwirkenden und am 27. März bemerkt er nach der zweiten Muſikprobe: „Der Enthuſiasmus der Darſteller und Muſiker ſcheint mich diesmal frei machen zu wollen von meinem gewöhnlichen Ekel an meinen eignen Werken, wenn ſie einmal fertig ſind." Die Proben gaben ihm die willkommne Gewißheit, daß ſein Ohr und ſein Auge der Leitung theatraliſch-muſikaliſcher Werke gewachſen waren. Die erſte Aufführung am Montag den 3. April, der am Sonntag den 9. April eine Wiederholung folgte, „der vielen wegen, die bei der erſten Darſtellung den Saal ſchon geſchloſſen gefunden hatten," ward zu einem Ereignis für die Kleinſtadt am Thüringerwalde, einer Begebenheit, deren Gedächtnis ſich durch Jahrzehnte erhielt. Die Aufnahme, an der landsmannſchaftliche und lokale Teilnahme für den Künſtler, friſche Empfänglichkeit für alles Lebendige und Bewegte und ein geſunder Inſtinkt für echtes Talent gleichmäßigen Anteil hatten, war eine freudige, und der Erfolg ſteigerte ſich bei der zweiten Aufführung. Ludwig bemerkt in ſeinem Tagebuch, daß alles beſſer gegangen wäre, als er erwartet hätte, fügt bedeutſam hinzu: „Es war hohe Zeit!", und jauchzte am 13. April auf: „O was iſt das ein ander Leben jetzt; alle Kräfte fangen wieder an ſich zu regen, es wird wieder Frühling in mir!“

Man fühlt aus den kargen Aufzeichnungen, die er ſich ſelbſt und den eignen Stimmungen gönnte, wie wohl ihm die beſcheidne erſte Wirkung that, die ſeinem Schaffen zu teil geworden war. Und dies Gefühl iſt nur zu erklärlich. Aller tapfre Mut, den ſich der Autodidakt in frühern Lebenskämpfen erworben hatte, alles ſinnende Phlegma, das ihm neben der raſtlos arbeitenden Einbildungskraft angeboren war, hatte ihm das Bewußtſein nicht übertäuben können, daß ſeine Lage und Zukunft wunderlich ungewiß ſeien. So gleichgiltig ihm die hausbackne Weisheit ſeiner Heimatgenoſſen auch immer erſchienen war, in böſen Stunden war ſie ihm doch ins Ohr geklungen, hatte Grillen geweckt und ihn ſeufzen laſſen: „Dies (das Grillenfangen) iſt halt doch das Handwerk, das ich am beſten verſtehe.“ Er vergaß in der grünen Einſamkeit des geliebten Gartens die Sorgen, aber er überwand ſie nicht. Denn alle Verſuche, dem, was er geſchaffen und entworfen hatte, äußere Wirkung zu geben, ſich brieflich mit namhaftern Muſikern in Verbindung zu ſetzen, für Lieder, Romanzen und Erſtlingskompoſitionen Verleger zu finden, hatten ſich bisher vergeblich gezeigt. So riefen denn die Darſtellungen des Singſpiels „Die Geſchwiſter“ und das Echo, das ſie in den nächſten Kreiſen weckten, neuen Lebensmut und die Zuverſicht, daß er auf dem rechten Wege wäre, in Ludwigs Seele hervor.

Es war freilich auch jetzt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht ſtracks in den Himmel wuchſen. Gerade in den Tagen, wo ihn die Einſtudierung ſeines Werkes erfreute, erfuhr er, daß Schaller nach Waſungen verſetzt werde („gehen müſſe,“ ſagte der heimatfrohe Eisfelder), wo ihm eine beſſere Stellung und die Möglichkeit, ſeinen eignen Herd durch die Verbindung mit Sophie Fiſcher begründen zu können, in Ausſicht ſtand. Das Glück des Freundes brachte ihm die eigne Entbehrung ſtärker zum Bewußtſein, mancherlei perſönliche Erfahrungen, die er eben damals machte, erpreßten ihm den Stoßſeufzer: „Da die Urſache die mich hier feſt hielt, erledigt iſt, will ich fort. Es wird mir jeder Tag hier zur Laſt.“

Doch die Vorſätze, Eisfeld den Rücken zu kehren, waren keineswegs raſch und leicht ausführbar. Selbſt nach dem Beweis von Kraft, den der Neffe mit dem vollendeten und aufgeführten Liederſpiel gegeben hatte, zögerte der Onkel, ihn bei irgend einem Vorhaben zu unterſtützen, das man in Eisfeld ein Abenteuer geſcholten haben würde. Ludwig erwog damals die Möglichkeit einer Überſiedlung nach Berlin, Dresden oder München, wo er überall eine blühende Oper vorhanden wußte, und wo er auf ſchnellere Förderung ſeines Talents hoffte. Aber der Oheim wie deſſen welterfahrne Eisfelder und Hildburghäuſer Freunde (unter den letztern ſtand der Bauinſpektor Johann Georg Buck, „Papa Buck,“ in erſter Reihe) waren der Meinung, daß erſt die Aufführung eines größern Werkes an einer größern Bühne geſichert ſein müßte, ehe ein ſo gewagter Schritt unternommen werde. Der arme Kunſtjünger fand nur zu reichlich den guten Rat, den das Laientum, das von Kunſtdingen und künſtleriſchen Notwendigkeiten nicht den leiſeſten Begriff hat, immer äußerſt freigebig zu erteilen pflegt. Er befolgte ihn nach Kräften, Textbuch und Partitur der „Geſchwiſter“ wanderten zu verſchiednen berühmt gewordenen muſikaliſchen Landsleuten, ſo zu dem damaligen erſten Celliſten der Dresdner Kapelle Juſtus Johann Friedrich Dotzauer, der aus Häſelrieth bei Hildburghauſen ſtammte, aber der Heimat ſchon ſeit manchem Jahrzehnt entfremdet keine Teilnahme für das dort entſtandne Werk an den Tag legte. Auch von München, Frankfurt und Leipzig kamen die Manuſkriptſendungen Ludwigs zurück, oft uneröffnet, hie und da von ein paar nichtsſagenden Worten begleitet. Nirgend wollte ſich eine tröſtliche und kräftigende Ausſicht aufthun.

Daß Ludwig ſolchen Rückſchlägen zum Trotz auf dem betretnen Wege bei ſeinen Studien und Arbeiten ausharrte, zeigte wie tief ſeine Natur, wie ernſt und echt ſein innerer Drang waren. Und die Gewichte, die ſich an jeden freien Aufſchwung hängten, wurden im Verlauf der Jahre ſchwerer: der Strebende hatte das fünfundzwanzigſte Lebensjahr erfüllt, ohne bis jetzt eine beſſere Bürgſchaft für ſeine Zukunft zu haben, als die raſtlos arbeitende künſtleriſche Phantaſie und die Gewißheit, daß ſeine durch Muſikübung und Lektüre geförderte, in unabläſſigen Verſuchen eignen Schaffens vertiefte Bildung täglich wachſe. Es iſt erſtaunlich, dieſes Wachſen ſelbſt in den ſprungweis und lückenhaft geführten Tagebüchern Otto Ludwigs wahrzunehmen, und wiederum ergreifend, der tapfern Reſignation zu begegnen, mit der der ſo raſtlos Strebende zunächſt auf alle Preiſe des Lebens verzichtete. Am 17. Februar 1838 geſtand er ſich: „Der Menſch hat ungeheuer viel zu verlieren, das merkt er erſt, wenn es verloren iſt. O daß eine Zeit kommen kann, wo man ſich ſelbſt nach begangnen Narrheiten ſehnen kann. Wir aber wollen ſuchen, uns immer mehr in uns zurückzuziehen, unſer übriggebliebenes inneres Eigentum haushälteriſcher zu wahren, als bis jetzt; bis, was hoffentlich bald geſchieht, eine Pfarrei in der Milchſtraße vakant wird für uns, oder ſei es nur ein Sternwinkelchen, drin aber ein Herz, was die Erde nicht für uns hatte.“

Und doch erſchien ihm dieſe ſo oft quälende Lage wenige Jahre ſpäter in Leipzig unter dem Druck fremdartiger, ſeiner urſprünglichen wie ſeiner anerzognen Natur widerſtrebender Verhältniſſe in einem verklärten Lichte. In der That gab es auch jetzt noch eine Seite ſeines

Lebens, die ſich kein junger Künſtler ſchöner hätte träumen können. Die köſtliche Einſamkeit ſeines Gartens, unberührt vom Staube des Marktes und des Tages, die ſtille Arbeit und der ſchaffende Traum zwiſchen dem erſten und dem letzten Grün, die Beſchäftigung mit ſeinen Bäumen und Blumen waren für Ludwig ebenſoviele beſtändig fließende Quellen der Erfriſchung und Erquickung. Die tiefe Natur des Dichters empfand mitten unter den Mißlichkeiten und Entbehrungen, die ihm auferlegt waren, den ganzen Segen ſeines freien, anſpruchsloſen Daſeins auf dem ererbten väterlichen Grunde. Und die eigentümliche Wärme und Treue ſeines Weſens gewann trotz allem, was ihn von den Eisfelder Menſchen und Zuſtänden innerlich ſchied, ihnen immer wieder die beſten Seiten, Nahrung für Gemüt und Phantaſie ab. Der eigentliche Herzensfreund Karl Schaller ſiedelte, nachdem er in Eisfeld Hochzeit gehalten hatte, Anfang 1838 nach Waſungen über. Die alten „Gevattern," wie ſie ſich ſcherzweiſe anſprachen, unterhielten nun einen Briefwechſel, aus deſſen erſten Blättern hervorleuchtet, wie ſehr Ludwig den getreuen Kameraden vermißte. „Langweilig iſt dirs, langweilig jetzt in Eisfeld über alle Beſchreibung," rief er ihm im Oktober 1838 zu, und dieſe Stoßſeufzer wiederholten ſich, obſchon Ludwig mit Burkhardt, Merlet und andern faſt täglich zum Nachmittagstrunk zuſammenkam, auch gelegentlich einen echt thüringiſchen Ausflug zum Vogelſchießen nach Hildburghauſen oder Schalkau um ſo weniger verſchmähte, als der dicke Herr zu dergleichen immer bereit war.

Das Verhältnis zum Oheim hatte in dieſer Zeit eine weſentliche Veränderung erfahren. Herzliche Freundſchaft verband jetzt den alternden Herrn und den zur Männlichkeit gereiften Neffen. Immer ſtärker war in Otto Ludwigs Seele das Gefühl des Mitleids mit der urſprünglich vortrefflichen aber im kleinlichen

Wohlleben erſchlafften Natur Onkel Chriſtians, und die Teilnahme für deſſen häusliche Qualen geworden. Der dicke Herr hatte den ſchweren Schritt gethan, um ſeines Sohnes Adolf willen Eliſabeth Heinlein zur Frau zu nehmen. Er hatte damit den letzten Reſt häuslichen Behagens geopfert, denn ſeit die frühere Wirtſchafterin ſich Madame Otto nennen laſſen konnte, verſchärften und verſchlimmerten ſich die unliebenswürdigen Eigenſchaften bei ihr nur noch, die ſchon geſchildert wurden; und des Neffens Aufgabe war geworden, in den unſeligen Wirren des Ottoſchen Hauſes vermittelnd einzutreten, die leidenſchaftlichen Szenen, die ſich innerhalb der Familie abſpielten, einigermaßen auszugleichen, und vor allem den jungen Sohn des Onkels, „Meiſter Adolf," wie er in Ludwigs Briefen heißt, vor Zornausbrüchen der eignen Mutter zu bewahren und ihn etwas erziehen zu helfen. Bei der Erinnerung an dieſe jahrelangen traurigen Erlebniſſe durfte Ludwig wohl ſagen, daß ſeine Geſchichte bis zum Beginn des Mannesalters ein fortgeſetzter Kurſus in der angewandten Pſychologie und Pathologie geweſen ſei. Er hatte ſo tieferſchütternde Eindrücke empfangen, daß er ſie nur mit aller Kraft und Tapferkeit der Jugend überwinden konnte. Die Zärtltchkeit, die er für das unter ſo unglücklichen Umſtänden heranwachſende Kind hegte, hatte ihre Wurzel in der Liebe zu dem unglücklichen und nun auch von Krankheit gequälten Bruder ſeiner Mutter. Auch um ſeinetwillen, um ihm Freude zu machen, wünſchte er jetzt lebhaft einen Erfolg ſeiner künſtleriſchen Beſtrebungen, mit unglaublicher Geduld ſuchte er den empfänglichen, aber oberflächlichen Onkel in ſeine tiefern Anſchauungen von der Kunſt hineinzuziehen, und fügte ſich doch wieder mit gutmütiger Nachgiebigkeit in die Lieblingsneigungen des Alten. Aus einzelnen brieflichen Äußerungen Ludwigs ſteigen wunderliche Genrebilder auf: der jugendliche Neffe am Flügel ſitzend und unermüdlich

Walzer trommelnd, während der dicke Herr mit zum Beſuch gekommnen Mädchen tanzt, oder eine Fahrt nach Hildburghauſen zum „Fra Diavolo," den eine Wandertruppe aufführt, und der den Oheim entzückt, während Ludwig an Schaller berichtet, daß er „eine gänzlich beſoffne Oper gehört; Schauſpieler, Maſchinenmeiſter, Regiſſeur, Orcheſter und Kompoſition — alles war beſoffen," aber der Nachklang zu dem allem war doch immer wieder die Wehmut über „die reichen Anlagen zu Ruhm und Glück, die hier ſo jammervoll teils unausgebildet geblieben, teils zu ihrem Gegenteil umgeſchlagen ſind."

Auf Tage und Wochen übte die Beteiligung an dem Eisfelder Liebhabertheater eine erfriſchende und zerſtreuende Wirkung aus. Nach dem Erfolg des Liederſpiels „Die Geſchwiſter" glaubte Ludwig ſeinen Darſtellern wie ſeinem Orcheſter auch eine größre Aufgabe ſtellen zu dürfen. Er dichtete und komponierte 1838 eine neue Oper: „Die Köhlerin," die wiederum zuerſt mit den heimiſchen Kräften in Szene geſetzt werden ſollte, für die aber Ludwig auch eine nachfolgende Aufführung auf dem Meininger Hoftheater und größern Bühnen ſicher ins Auge faßte. Der erſte Entwurf zur Dichtung wurde Oſtern 1838 ins Tagebuch eingetragen, die Ausführung ſchritt während des Sommers raſch vorwärts, obſchon ſich auch jetzt wieder die mächtigern Geſtalten der Tragödie „Agnes Bernauer" zwiſchen die leichtern und beweglichern Figuren der neuen Oper drängten. Dieſe ſollte in zwei Akten und vierundzwanzig „Nummern" „effektvolle, in den dramatiſchen Gang eingreifende Enſembles" erhalten, und die Dichtung arbeitete dieſen muſikaliſchen Abſichten trefflich vor. Es handelte ſich um den uralten Vorwurf vom glücklichen Wiederfinden getrennter aber getreuer Liebenden, die Heldin Bäbi, der der ſehr charakteriſtiſche Amtmann, ein muſikaliſcher Nachkömmling der alten Ifflandſchen Halunken in Amt und Würden, die Hütte über dem Kopfe verſteigert, wird, des Verkehrs mit einem feindlichen Spion verdächtig, ins Gefängnis abgeführt, ſieht aber am Schluſſe ihren geliebten Fritz als Diviſionsgeneral wieder und macht Hochzeit unter kriegeriſchem Ehrengetümmel.

Sicher wies der Text der Oper Leben, Bewegung, draſtiſche Gegenſätze auf und gab dem Muſiker reiche Gelegenheit, in ſchlichter, volkstümlicher Lyrik wie in vielſtimmigen Enſembleſzenen ſeine muſikaliſche Kunſt zu entfalten. Ludwig komponierte und inſtrumentierte mit einer Hingebung, als ob ihn ein Vorgefühl bewegt hätte, daß juſt dieſes Werk eine entſcheidende Wendung in ſein Leben bringen würde. Im Spätherbſt fand die Aufführung auf dem Eisfelder „Theaterchen“ ſtatt, die er ſelbſt nur als eine Generalprobe anſehen wollte, und nach der er ſofort zu einer Neubearbeitung der Oper ſchritt, einige Längen kürzte und Nummern, die ihm „nicht einfach durchgreifend genug“ erſchienen, vollſtändig umkomponierte. Wiederum erſcholl die Kunde von dem eigenartigen, ohne andre als Selbſtſchulung aufgewachſenen Talent über Eisfeld hinaus, wiederum erzählte man ſich, wie nach den „Geſchwiſtern,“ das Werrathal hinab Wunderdinge von dem jungen Dichter und Muſiker, den die Eisfelder in ihrer Mitte hegten.

Und diesmal wenigſtens verrann die erweckte Teilnahme nicht in dem Strom der ſelbſtgefälligen und neugierigen Wechſelrede. Mehr als einmal hatte Ludwig auch bei den umwohnenden Verlegern angepocht, jetzt, nach der „Köhlerin“, erklärte ſich die Keſſelringſche Hofbuchhandlung in Hildburghauſen aus freien Stücken bereit, wenn der Komponiſt „etwas habe, das paſſe,“ ein paar Hefte Lieder, Balladen oder dergleichen von ihm zu drucken. Als Otto Ludwig darauf ſeine

Kompoſitionen der Goethiſchen Balladen „Die wandelnde Glocke“ und „Der Totentanz“ einſandte, war der willige Verleger immer noch vorſichtig genug, bei einer Autorität, wofür hier der Meiningiſche Hofkapellmeiſter Eduard Grund galt, ein Urteil einzuholen. Und obſchon Grund ein entſchiedner Bewundrer der Melodik und des bel canto der neuitalieniſchen Oper geweſen zu ſein ſcheint, ſo war er doch einſichtig und unparteiiſch genug, Ludwigs dem Charakteriſtiſchen zuſtrebende, etwa an die Kompoſitionen Karl Löwes und daran anklingende Balladen zu würdigen und der Keſſelringſchen Handlung zu erklären: „Die Kompoſitionen des Herrn Ludwig haben mein Intereſſe für den Komponiſten ſehr in Anſpruch genommen. Sie laſſen zwar in melodiſcher Hinſicht etwas zu wünſchen übrig, denn die Erfindung der Melodie iſt nicht reich genug, jedoch verraten ſie ein unverkennbar großes Talent.“ Dies Urteil und die Teilnahme Grunds ermutigten Ludwig, Anfang März 1839 auch ſeine „Köhlerin“ an den Meininger Hofkapellmeiſter einzuſenden. Schon nach wenigen Tagen empfing er einen Brief, der nach ſeinem eignen Wort auf ihn wirkte, „wie auf den Wandrer in der Wüſte das Auffinden einer Oaſe.“ Grund ſchrieb (Meiningen, den 6. März 1839): „Mein lieber Herr Ludwig! Das, was ich von Ihrer Kompoſition bis jetzt flüchtig geſehen habe, hat mich ſchon überzeugt, daß Sie viel Kompoſitionstalent haben, es wäre ſchade, wenn es nicht die möglichſte Ausbildung erhielte. Eisfeld, wo Sie nichts hören, iſt kein Aufenthalt für Sie. Ich habe Sie deshalb heute dem Herzog empfohlen und habe auch inſoweit meinen Zweck erreicht, daß er mir aufgetragen, Ihnen zu ſchreiben, daß Sie ſobald als möglich ſelbſt nach Meiningen kommen möchten, bis zum 15. April können Sie hier einige Opern hören — am 12. dieſes iſt die „Somnambula“ von Bellini zum erſtenmale. Kommen Sie nur auf gut Glück her — ich werde nachher mit Ihnen beſprechen, was weiter zu thun iſt.“

So wenig verlockend Ludwig die Ausſicht auf die „Somnambula“ dünken mochte, und ſo ſcharf er den Gegenſatz zwiſchen ſeinen eignen und den Kunſtanſchauungen des wackern Meininger Kapellmeiſters ſelbſt in dieſem Augenblicke empfand, ſo löſte ſich doch ſein ganzes Weſen in Dank und Hoffnung. „Du weißt,“ ſchrieb er an Schaller, dem er (Eisfeld, den 10. März 1839) die Freudenbotſchaft meldete und eine Zuſammenkunft in Meiningen vorſchlug, „daß Zweifel an meinem Talent ein zehrender Roſtfleck an demſelben war, und dieſe Anerkennung ſcheint um ſo weniger parteilich, da ſie von einem herrührt, der einer andern Schule angehört.“ Er entſchloß ſich raſch, dem Rufe Grunds zu folgen. Um die Mitte März muß er in der kleinen Reſidenzſtadt eingetroffen ſein, am 18. bereits empfing ihn ſein Landesherr, dem der Hofkapellmeiſter inzwiſchen weitern Bericht erſtattet hatte, in Audienz.

Herzog Bernhard Erich Freund von Sachſen-Meiningen, der ſeit 1803 unter mütterlicher Obervormundſchaft, ſeit Dezember 1821 ſelbſtändig ſein 1826 weſentlich vergrößertes Land regierte, war unter den deutſchen Kleinfürſten ſeiner Tage eine der hervorragendſten und ausgezeichnetſten Geſtalten. In kräftiger, lebendiger Teilnahme am Wohl und Wehe der etwa 200 000 Unterthanen, die ſeiner Hand anvertraut waren, in unermüdlicher Sorgfalt für das Gedeihen ſeines Herzogtums, bei hellem Blick, feſtem Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl zeigte ſich der Herzog auch beſtrebt, jeden alten Ruhm des erneſtiniſchen Hauſes zu wahren. Nicht in ſo ausgeprägter und hervorragender Weiſe kunſtſinnig wie ſein unvergeßner Vater Herzog Georg, der fürſtliche Freund J. Chr. Reinharts und Jean

Pauls, der Gönner Ernſt Wagners, oder wie ſein Sohn Georg, der gegenwärtig regierende Herzog, war Herzog Bernhard Erich Freund für Kunſtſchöpfungen und Kunſtbeſtrebungen gleichwohl empfänglich und ſetzte einen berechtigten fürſtlichen Stolz darein, die Talente ſeines Landes zu fördern, ſoviel das ſeine beſchränkten Mittel nur immer geſtatteten. Daß bei ſolcher Förderung noch genug von der Art abhing, in der der wohlwollende und willenskräftige Fürſt beraten wurde, braucht kaum erinnert zu werden, und daß Grund, der zunächſt allein ſich Otto Ludwigs angenommen hatte, die entſcheidende Stimme führte, war nur in der Ordnung. Der Hofkapellmeiſter wußte nichts von dem innern Schwanken des ernſten Autodidakten, nichts von dem geheimen Zuge in Ludwigs Seele, der den ſtarken Schöpferdrang des jungen Mannes immer wieder von der Muſik zur Dichtung lenkte. Er meinte einem großen und vielverſprechenden Kompoſitionstalente in Ludwigs Liedern, Balladen und Singſpielen zu begegnen und ſchlug dem Herzog vor, dies Talent der Pflege eines anerkannten, aber jugendkräftigen Meiſters, wie Felix Mendelsſohn-Bartholdy, anzuvertrauen. Der warme Eifer und die Selbſtloſigkeit, die der Meininger Hofkapellmeiſter bei dieſer Gelegenheit an den Tag legte, bleiben alles Preiſes wert, auch wenn der ſchließliche Erfolg gegen ſeinen Rat entſchied.

Am 18. März 1839 meldete Ludwig (Meiningen, in meiner Reſidenz „Zum Hirſch"): „Soeben komme ich vom Herzoge, der mir ſeinen allerdurchlauchtigſten Willen kundgethan, mich in Leipzig bei Mendelsſohn-Bartholdy meine muſikaliſchen Studien vollenden zu laſſen. Ich weiß nicht, ob ich bis Sonntag bleiben kann. Wenn ihr nicht dem Italiener zu Feind ſeid, ſo kommt Mittwoch zur Norma." Schon zwei Tage ſpäter konnte er berichten, daß aus Gründen, die er mündlich darlegen wolle, die „Köhlerin" zur

Zeit in Meiningen nicht aufgeführt werden könne, daß aber inzwiſchen entſchieden worden ſei, er „ſolle im September nach Leipzig, ſintemalen Mendelsſohn im Sommer gewöhnlich auf Reiſen iſt.“ Im gleichen Briefe meldete er ſich zum Beſuch im meiningiſchen Unterlande, d. h. bei dem Freundespaare in Waſungen an. Das Herz war ihm zu voll, und er mußte das Glückgefühl, das ihn durchſtrömte, die freudige Erwartung endlicher klarer und ungehemmter Entwicklung mit dem Freunde genießen, der ſo manche innre Kämpfe, Zweifel und Sorgen der zurückliegenden Jahre mit ihm geteilt hatte. Es waren frohe Lenztage, die dem Künſtler jetzt in Waſungen und in Schallers beſcheidner Häuslichkeit aufgingen. Der dicke Herr und die alten Getreuen — Burkhardt, Ambrunn, Merlet und andre — hatten indes daheim die Kunde, daß der durchlauchtigſte Landesherr an Ottos Talent perſönlichen Anteil nähme und ihm ein mehrjähriges Stipendium bewilligt hätte, raſch verbreitet. Die Ludwig wohlgeſinnten begrüßten die verheißungsvolle Wendung mit herzlichem Jubel, die Kopfſchüttler und Unheilsverkünder nahmen die Miene an, als ob ſie niemals am Erfolg des Landsmannes gezweifelt hätten, und nur die ganz Nüchternen und Ehrenfeſten, die ſich zugleich die Weiſeſten deuchten, gaben zu bedenken, daß man trotz der herzoglichen Protektion erſt abwarten müßte, ob die Stelle, die der Muſiker dermaleinſt vielleicht erhalten würde, den Ottoſchen Kramladen aufwöge.

Freilich war es nur ein mäßiges, im Vergleich mit ſechsjährigem Arbeiten und Ringen geringfügiges Reſultat, das Otto Ludwig von der Meininger Fahrt heimbrachte: die Zuſicherung eines herzoglichen Stipendiums von jährlich 300 Gulden auf drei Jahre. Doch gegenüber dem ſeitherigen hilfloſen Aufſichgeſtelltſein, der quälenden Unſicherheit, in der nur zu oft die Zweifel der Alltagsnaturen in Ludwigs eigne Künſtlerſeele übergegangen waren, bedeutete es doch nicht wenig und drängte ihm mit heilſamem Zwange den Entſchluß auf, nun endlich Eisfeld und die altgewohnten Zuſtände zu verlaſſen.

Auch jetzt löſten ſich Licht und Schatten in ſeinen Erlebniſſen in gewohnter Weiſe ab. An derſelben Stelle ſeines Tagebuches, an der er einzeichnet, daß er im März in Meiningen und bei Schaller in Waſungen geweſen ſei, findet ſich im April 1839 der Ausruf: „Es giebt Schmerzen, die zu groß ſind und zu heilig für die Klage!“ Die Nachricht, daß ſich einer ſeiner Jugendfreunde, ein junger Maler mit ſeiner Geliebten in München erſchoſſen habe, erſchütterte ihn aufs tiefſte. Schon im Jahre 1831 hatte er ähnliche Schmerzen durchlebt, als ſich ſein Schulkamerad der Apothekerlehrling Alexander Berbert, der Sohn des Archidiakonus von Eisfeld aus nicht zu bewältigender Abneigung gegen ſeinen Stand und weil ihm die Mittel für ein Univerſitätsſtudium fehlten, durch Blauſäure vergiftet hatte.

Doch das Leben wollte ſein Recht und Eisfeld fand, daß für Ludwig jetzt keine Zeit zur Trauer ſei. Die Freunde und Mitbürger ſuchten ihre Freude über die eingetretene Wendung auf ihre Weiſe an den Tag zu legen. Am zweiten Oſterfeiertage fand im Schützenhofe ein „Harmonieball“ ſtatt, an dem Ludwig teilnahm; das mit Dilettanten verſtärkte Orcheſter führte „einen Schottiſchen“ aus ſeiner unvollendeten Oper „Lorelei“ auf, der „einen Enthuſiasmus erregte, wie er noch keinen geſehen.“ Der Tanz wurde fünfmal geſpielt, „nach jedem male lärmender Applaus, Da capo-Rufe. Dieſelben Paare, die eben getanzt, machten die Wiederholung mit. Alles tanzte — es war kein Frauenzimmer mehr übrig“.

Die Folge dieſes Ballenthuſiasmus war, daß ſich Ludwig wieder einige Wochen mit dem Plane zur

„Lorelei“ beſchäftigte. In den Sommermonaten hingegen arbeitete er eifrig an dem früher erwähnten Requiem, zu dem er im Auguſt die Fuge Cum tuis sanctis zum Agnus Dei ſchrieb, und an dem im September nur noch das Dies irae zu vollenden war. Der Komponiſt hegte die Abſicht, Gedanken über ſeine Auffaſſung eines Requiem niederzuſchreiben und der Partitur beizulegen. Der Gedanke mochte ihm vorſchweben, ſich dem künftigen Meiſter nach verſchiednen Seiten ſeines muſikaliſchen Könnens und Strebens zu zeigen. Im September ſchrieb er an Mendelsſohn-Bartholdy, dem er eben jetzt von Meiningen her offiziell empfohlen worden war. Gleichzeitig erſchienen die Goethiſchen Balladen „für eine Singſtimme, mit Begleitung des Pianoforte komponiert und Madame Caroline Voit zum Zeichen innigſter Hochachtung zugeeignet“ (Hildburghauſen und Meiningen, im Keſſelringſchen Muſikverlag), die erſte künſtleriſche Arbeit Ludwigs, die durch den Druck der Nachwelt erhalten worden iſt. Anfang Oktober verteilte und verſandte er die ihm von dieſem Werkchen bewilligten zwanzig Exemplare als Abſchiedsgruß.

Weder Ludwig noch ſeine Gönner konnten ahnen, daß der Muſiker, der ſich rüſtete, auf Jahre hinaus ein Jünger des gefeiertſten muſikaliſchen Meiſters jener Tage zu werden, ſchon am Ziele des Weges ſtand, den er — mit mancherlei Abſprüngen, doch im ganzen beharrlich — ſeither verfolgt hatte und nun erſt recht zu beſchreiten vermeinte. Seine Thätigkeit als Komponiſt ſollte mit den Opern und Singſpielen „Die Köhlerin“ und „Die Geſchwiſter,“ mit den zahlreichen Opernfragmenten, den Balladen und Liedern und den bereits erwähnten kirchlichen Kompoſitionen der Eisfelder Zeit abgeſchloſſen ſein und keine weſentliche Folge für ſein Leben haben. Die Beurteiler, die dieſen Jugendſchöpfungen und Verſuchen Talent zuſprachen, hatten recht, und doch war es nicht unſers Autodidakten eigenſtes, tiefſtes und entwicklungsfähigſtes Talent, das in dieſen Kompoſitionen zur Verkörperung und zum Ausdruck gekommen war. Wer damals mit feinem und ſicherm Gefühl für das Selbſtändige, originell Schöpferiſche in aller Kunſt die muſikaliſchen Arbeiten und die lyriſchen Gedichte, die größern poetiſchen Pläne und Anfänge Otto Ludwigs gegeneinander geprüft hätte, der würde zwiſchen den vielen unreifen, mannigfachen poetiſchen Vorläufern nachklingenden Dichtungen, wie in den Entwürfen und Szenen des „Trauerſpiels der Liebe“ und des „Trauerſpiels der Treue“ einzelnen dem tiefſten Innern eines ſehnſuchtsvollen und leidenſchaftlichen Herzens entquollnen Lauten, eigentümlich mächtigen und feſſelnden Zügen einer ſtarken, von keinem Vorbild abhängigen Phantaſie begegnet ſein. Nichts dieſen verheißungsvollen Anfängen Verwandtes lebt und waltet in den viel abgeſchloßneren und fertigern Kompoſitionen. Im Streben nach ſchlichter Volkstümlichkeit lehnten ſich die Opernkompoſitionen Ludwigs teils an Mozarts „Entführung“ und „Zauberflöte,“ teils und noch viel beſtimmter an Joſeph Weigls „Schweizerfamilie“ und verwandte Werke an. Auf ſie trifft zu, was Julius Rietz an Heydrich über dieſe Jugendſchöpfungen ſchrieb: „Vergleicht man ſie mit den Werken gleichzeitiger Muſiker, ſo ergiebt ſich das auffallende Reſultat, daß ſie in Form und Inhalt etwa dreißig Jahre hinter der Richtung des Geſchmacks, der Ausbildung der Kompoſition und der Klaviertechnik jener Muſikperiode zurückliegen. Sie erinnern weder an Beethoven und Schubert, die bereits abgeſchieden, deren Werke aber doch damals faſt allgemein bekannt waren, noch an Mendelsſohn-Bartholdy und Schumann.“ (Nachlaßſchriften. Bd. 1, S. 54.) Die Lieder und Balladen zeigen mehr Verwandtſchaft mit den Geſängen Reichardts, Zumſtegs, allenfalls C. M. von Webers und Karl Löwes in beider jüngern Jahren als mit denen Franz Schuberts. Ein gewiſſer Zug zum Charakteriſtiſchen, Dramatiſchen, der namentlich in den mehrerwähnten Balladen (Ludwig hatte auch Goethes „Erlkönig“ und Schillers „Taucher“ komponiert) und das Gretchenlied „Ach neige, du Schmerzensreiche“ durchdringt, die außerordentliche Friſche innerhalb der knappen, faſt kargen Begrenzung der Melodik, verleihen dieſen Jugendwerken Reiz und Anziehungskraft, und zweifellos hätten auch hier Keime einer höchſt erfreulichen und wertvollen Entwicklung gelegen, wenn Ludwig der unwiderſtehlichen und nie raſtenden Liebe zur Muſik treu geblieben wäre, die ſelbſtändigen und ureigentümlichen Leiſtungen ſo oft voraufgeht.

Es blieb ihm zunächſt verborgen, daß ſeinem neuen Lebensplan eine doppelte Gefahr aus ſeiner eignen Seele und ſeinem eignen Blute herausdrohe. Die erſte war ein Ergebnis der geſchilderten Jahre. Die poetiſchen und muſikaliſchen Antriebe in ihm waren bisher friedlich nebeneinander wirkſam geweſen, er hielt es gerade jetzt für undenkbar, daß die poetiſchen ſo übermächtig werden könnten, daß ſie die muſikaliſchen ins Gedränge zu bringen vermöchten. Beſcheiden, wie er über ſeine Selbſterziehung und ſeine autodidaktiſche Bildung dachte, war er ſich nicht bewußt geworden, daß ihm ſein ungeregeltes, aber unabläſſiges und in die Tiefe ſtrebendes Lernen im Verein mit leidvollen Lebenserfahrungen bereits eine viel reifere und reichere Weltanſchauung gegeben hatte, als ſie junge Muſikſtudenten der Regel nach mitbrachten, daß eine Eigenart und Selbſtändigkeit in ihm genährt worden war, der er im Zuſammenſtoß mit einer veränderten äußern Welt und den Anſprüchen andrer inne werden ſollte.

Die andre Gefahr lag in ſeinen körperlichen Zuſtänden. Seit der Heimkehr von Saalfeld hatte er mehr als einmal mit der aus der Kindheit überkommnen, in guten Zeiten nur zurücktretenden, nicht verſchwindenden nervöſen Reizbarkeit zu kämpfen gehabt. Selbſt aus dem glücklichen Jahre 1834 erzählt Schaller: „Trotz ſeines anſcheinend geſunden Zuſtandes befiel ihn während unſers Zuſammenlebens im Garten öfters Unwohlſein, das mich um ihn beſorgt machte. Gegen den Herbſt hin hatte er öfters beim Nachhauſegehen aus der Geſellſchaft nachts gewiſſe Viſionen, ſodaß er z. B. mich Vorausgehenden über Schlangen oder durch teppichtragende Tiroler hindurch ſchreiten ſah und mit einem Schreckensruf zurückhielt. Er fühlte meiſt zur Nachtzeit Blutandrang nach dem Herzen und Kopfe, der ihn am Schlafe hinderte. Manche Nacht entſtieg er ſeinem Bette und ſaß am meinigen, meinen ruhigen Schlaf mit Verwunderung beobachtend und mich weckend. Da wanderten wir oft die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen ins Freie, und nachdem er in der friſchen Luft »ſeine lieben blauen Berge« wiedergeſehen hatte, war das Blut beruhigt.“ — Im Jahre 1836 war Ludwig wochenlang ſchwer erkrankt und hatte nach ſeinem eignen Zeugnis (Brief an Friedrich Hofmann) den „erſten Anfall der früher vorbereiteten Nervenkrankheit zu beſtehen.“ Während der letzten Jahre in Eisfeld war er dann von eigentlichen Niederlagen verſchont geblieben, wozu die Waldluft des heimiſchen Thales, die Stille ſeines Gartens, die Einfachheit und die unregelmäßige Regelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe (er legte ſich erſt in ſpäter Nachtſtunde nieder und ſtand morgens ſelten vor neun oder zehn Uhr auf) ſicher das meiſte beigetragen hatten. Er dachte jetzt wohl kaum daran, daß dieſe Bedingungen ſeines körperlichen Wohlſeins in der Großſtadt alle mehr oder minder unerreichbar ſein würden. Und auch wenn er daran gedacht hätte, wer in ſeiner Lage würde ſolchen Erwägungen viel Gewicht beigelegt haben!

Mittwoch, den 23. Oktober verließ Ludwig ſeine

Vaterſtadt, reiſte zunächſt nach Hildburghauſen, wo ihn „Papa Buck" mit einigen Empfehlungsbriefen für Leipzig ausrüſtete, verweilte vom 24. bis 26. Oktober in Meiningen und fuhr von dort mit der Poſt über Gotha nach Leipzig. Am 28. Oktober 1839, nachmittags 3 Uhr, langte er nach ſechsunddreißigſtündiger Fahrt, ſchwer erkältet, am Ziele der erſten größern Reiſe an, die er im Leben unternommen hatte.

In Leipzig

Mit einem für Leib und Seele gleich empfindlichen Ruck ſah ſich der Einſiedler von Eisfeld aus der Stille ſeines Heimatſtädtchens in das nach ſeinen Begriffen große und jedenfalls lebensvolle Leipzig, der poetiſche und muſikaliſche Autodidakt an einen Hauptbrennpunkt des damaligen deutſchen Litteratur- und Muſiklebens verſetzt. An die Stelle des Gartenidylls, an dem er noch — kaum wußte er ſelbſt, wie feſt — mit Sinnen und Seele hing, trat eine beſcheidne Stadtwohnung in einer ſchmalen Gaſſe des alten Leipzigs (Thomasgäßchen Nr. 111), an Stelle der unbeſchränkten Selbſtbeſtimmung, in der der Strebende jahrelang ſeinen Träumen wie ſeinen Studien ohne jede Weiſung wie ohne feſtes Ziel nachgelebt hatte, ſollte nach ſeiner eignen und ſeiner Gönner Meinung die Unterordnung unter einen anerkannten und gefeierten Meiſter wie Felix Mendelsſohn-Bartholdy treten. Als Otto Ludwig vor ſeinem Landesherrn geſtanden, und als er ſich zur Fahrt nach Leipzig gerüſtet hatte, war das Gefühl, endlich einen beſtimmten Pfad und hinter dieſem eine lachende Lichtung zu erblicken, in ihm mächtig geweſen. Angeſichts der Neuheit und Fremdheit aller Umgebungen, unter dem leiſen Druck ſeiner notgedrungen veränderten Lebensweiſe überſchlich den Thüringer, und nicht nur in den erſten Stunden und Tagen, ein fröſtelndes Bangen, ob der eben vor Augen geſchaute

Weg auch wirklich gangbar, und die ſonnige Lichtung nicht täuſchendes Sumpfland ſei. Der Unverwöhnte ſollte alsbald erfahren, daß es auch eine tiefreichende Verwöhnung der Entbehrung giebt, die drängenden neuen Eindrücken und Genüſſen nicht ſtand hält, der geiſtig Ringende ſollte, ehe viel Zeit verging, ahnen, daß er mit ſeiner Berufswahl, ſoweit er ſich zum Muſiker beſtimmt hatte, einen falſchen Schritt gethan habe. Vor der Hand freilich verſuchte Ludwig in dem Strome zu ſchwimmen, in den er ſich halb geworfen hatte, halb geworfen worden war, und hielt die ſeeliſchen und phyſiſchen Schmerzen, die ihm das neue, ungewohnte Leben bereitete, für den Einſtand, den jeder Neuling zu zahlen habe. Er war im Herbſt 1839 nach jedermanns Urteil und die Dinge mit aller Augen, nur nicht mit den ſeinen geſehen, zur guten Stunde nach Leipzig gekommen. Seit einem halben Jahrhundert hatte die Pleißenſtadt ſich keines ſo weithin ſichtbaren Aufſchwunges in Geiſt und Kunſt erfreut, als zu Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre.

Zwar die Tage, in denen Leipzig ohne Frage der geiſtige Mittelpunkt Deutſchlands geweſen war, lagen weit und nahezu ein Jahrhundert zurück. Das denkwürdige Menſchenalter zwiſchen 1725 und 1760, wo Gottſched und Gellert, der gefürchtete Geſchmacksdiktator und der liebenswürdigſte, gefeiertſte und geleſenſte Schriftſteller der Zeit, an der Leipziger Univerſität gelehrt und jeder einen andern Kreis von dichtenden, überſetzenden, ſchöngeiſtigen Magiſtern, Kandidaten und Studenten um ſich geſammelt hatte, wo Johann Sebaſtian Bach als Kantor der Thomasſchule die gewaltige Meiſterſchaft und ſchöpferiſche Fruchtbarkeit entfaltet hatte, deren reiche Früchte den Leipzigern mit den unſterblichen Kantaten und Orgelwerken des Meiſters bei ſonntägigen Kirchenmuſiken und

Sonnabendmotetten zu teil geworden waren, ohne daß man die ganze, Jahrhunderte überragende Größe des Komponiſten auch nur ahnte, das Menſchenalter, wo in Leipziger Studentenſtuben die erſten Geſänge des Klopſtockiſchen „Meſſias“ und Leſſings Jugendluſtſpiel „Der junge Gelehrte“ entſtanden waren, wo Karoline Neuber mit ihrer vielberühmten Komödiantentruppe den Hanswurſt zu Grabe getragen und das regelmäßige Drama ſtattlich aufgerichtet hatte, die Zeit, wo Leipzig zu dem „Klein-Paris“ geworden war, das der junge Frankfurter Student Wolfgang Goethe noch vorfand, ſie hatte ſich nicht erneuert. Leipzig war einer der Mittelpunkte des deutſchen Kulturlebens geblieben, aber nie wieder der Mittelpunkt geworden, wie in den Tagen, wo man die meißniſche Mundart für das beſte Deutſch hielt. Die Saat des achtzehnten Jahrhunderts war nicht überall, doch vielfach aufgegangen; im Auf und Ab der Jahrzehnte hatte die Leipziger Univerſität mehr oder minder berühmte, für die allgemeine Bildung und den Geſchmack wichtige oder gleichgiltige Lehrer beſeſſen, dem großen Bach waren beſcheidnere, aber meiſt verdienſtvolle und tüchtige Muſiker im Kantorat der Thomasſchule gefolgt; die ſtehend gewordne Bühne hatte glänzende und dürftige Perioden geſehen. Aber wie die Stadt ſelbſt unabläſſig, auch zwiſchen und unmittelbar nach den weltgeſchichtlichen Stürmen, an Ausdehnung, an Wohlſtand, Reichtum und Gemeinſinn ihrer Bewohner gewachſen war, hatten ſich auch gewiſſe andre Dinge unabläſſig entwickelt. Leipzig war ſeit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts unbeſtritten der Hauptmittelpunkt des deutſchen Buch- und Muſikalienhandels, der Verlag und Vertrieb immer ausgedehnter und bedeutender geworden. Die Zahl der in Leipzig arbeitenden Preſſen und Notenſtechereien übertraf wohl ſchon in den dreißiger Jahren die in drei oder vier der größten deutſchen Städte zuſammengenommen vorhandne Zahl, und von dieſer eigenartigen Betriebſamkeit ging unzweifelhaft eine gewiſſe Wirkung auf die geſamte Bevölkerung aus. Die Anfänge auch jener Buchinduſtrie, die für das litterariſche Bedürfnis der Maſſen weniger zu ſorgen, als dieſes Bedürfnis vielmehr erſt zu erwecken und hervorzurufen ſucht, waren mit dem Brockhauſiſchen Konverſationslexikon, dem „Pfennigmagazin“ und ähnlichen Unternehmungen bereits ins Leben getreten. Sie hatten die Berechtigung aller Anfänge und halfen die Zahl der Menſchen, die eine wenigſtens äußere Beziehung zur Litteratur hatten, unglaublich ſteigern. Aber auch hiervon noch abgeſehen, zog das litterariſche Leben Leipzigs in dieſer Zeit wieder die Augen weiter Kreiſe auf ſich.

Während zum Teil bis in die dreißiger Jahre hinein die Gruppe der ältern namhaften Schriftſteller Leipzigs: Friedrich Rochlitz, Wilhelm Gerhard, Heinrich Blümner, C. A. Clodius (der jüngere), Amadeus Wendt noch der klaſſiſchen Periode der deutſchen Litteratur mit ſchwachem Nachklang angehört hatten, während in den Tagen der Romantik das litterariſche Leipzig ſo unbeteiligt geblieben war, daß Auguſt Apels „Geſpenſterbuch“ und „Wunderbuch“ beinahe die einzigen nennenswerten auf Leipziger Boden erwachſnen Beiträge zur deutſchen romantiſchen Litteratur wurden, hatte die jungdeutſche Bewegung, die mehr oder weniger entſchiedne Wendung der Litteratur zur Politik in der Lindenſtadt einen natürlichen und breiten Boden gefunden. Einige der lauteſten und rührigſten Wortführer der „jungdeutſchen“ Litteratur: Heinrich Laube, Guſtav Kühne, Hermann Marggraff hatten ſich in Leipzig niedergelaſſen und entwickelten in den von ihnen redigierten Zeitſchriften (unter denen die „Zeitung für die elegante Welt,“ abwechſelnd unter Laubes und Kühnes Redaktion, die namhafteſte war), wie in ihren eignen erzählenden und dramatiſchen Arbeiten die wunderliche Miſchung von poetiſchen und publiziſtiſchen Elementen, die man für ein Verjüngungsbad, eine Neubelebung der alt gewordnen deutſchen Dichtung hielt. Die Vorläufer der politiſchen Poeſie, Julius Moſen, Karl Beck, Ernſt Ortlepp, lebten während der dreißiger Jahre ſämtlich längere Zeit in Leipzig und wurden wenig ſpäter von einem jüngern Geſchlechte politiſcher Sänger und (meiſt öſterreichiſcher) Zenſurflüchtlinge abgelöſt. Die harmloſern, aber einflußreichen Belletriſten des Leipziger Parnaſſes: der Böhme Karl Herloßſohn, der die Zeitſchrift „Der Komet,“ die Lauſitzer Robert Heller, der die Zeitſchrift „Roſen,“ und Ernſt Willkomm, der die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater,“ der Dresdner Ferdinand Stolle, der die „Eilpoſt für Moden“ redigierte, ſuchten ſich ſelbſt, ſo gut es angehen wollte, mit der Gärung der Zeit zu durchdringen und beſcheidne, aber fleißige Erzählungskunſt mit der Teilnahme an der Sache des Liberalismus zu verbinden. Zu dieſen für den Tag anerkannten Roman- und Novellenſchriftſtellern geſellten ſich zahlreiche „Litteraten“ zur Zeit noch unbeſtimmten Gepräges, aber bereit, von unreifer und unergiebiger Lyrik zur Überſetzerfron oder zur rein politiſchen Journaliſtik, die mit den „Sächſiſchen Vaterlandsblättern,“ dem „Wandelſtern,“ mit K. Biedermanns Zeitſchriften eben aufzuleben begann, überzugehen. Die kräftige Demagogengeſtalt Robert Blums, der trotz ſeiner Stellung als Theaterſekretär und gelegentlicher Gaſtrollen bei der Belletriſtik nur in der künftigen Revolution lebte und ſelbſt Schillers gefeierten Dichternamen vortrefflich für deren Vorbereitung auszunutzen wußte, drängte mehr als einen der Unentſchiednen in die Zeitungsſchreiberlaufbahn hinüber. Mitten zwiſchen dem Gedränge politiſcher Beſtrebungen und halbpolitiſcher „zeitgenöſſiſcher“ Litteratur verſuchte ein kleines Häuflein geſunder, aber leider wenig bedeutender lyriſcher Dichter, Adolf Böttger, Julius Hammer, Theodor Apel u. a., die nicht tendenziöſe Poeſie, die ſie meiſt von der formellen Seite auffaßten, zu pflegen und zu hüten. Die Zahl der in Leipzig heimiſchen Schriftſteller wurde unaufhörlich durch den Zuzug vorübergehender fremder Gäſte und den Nachwuchs aus ſtudentiſchen Kreiſen verſtärkt. Die litterariſche Bedeutung Leipzigs aber, die ſchon durch dieſe Fülle von wirklichem und ſcheinbarem Leben weſentlich geſteigert war, erhöhte ſich durch ſeine Stellung als großer Verlagsort. So wurde das hervorragendſte kritiſche Blatt jener Gärungsperiode, Ruges und Echtermeyers „Halliſche Jahrbücher,“ zwar in Halle redigiert, aber in Leipzig verlegt, ſo erſchien mehr als die Hälfte der damals Aufſehen erregenden Bücher bei Leipziger Firmen.

Nicht minder bewegt, eigentümlich, vielſeitig und vielverheißend, dabei meiſt erfreulicher und zu längerer Nachwirkung beſtimmt, zeigte ſich um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre das muſikaliſche Leben Leipzigs, das dem Eisfelder Ankömmling trotz ſeiner poetiſchen Neigungen und litterariſchen Verſuche zunächſt näher liegen mußte als das Treiben der Litteratur. Reicher und für muſikaliſche Naturen anziehender, als es ſeit Bachs Tagen der Fall geweſen war, zeigte ſich die Muſikſtadt an allen Enden. Zwar die Oper entſprach unter der knappen und vorſichtigen Verwaltung des ſtädtiſchen Theaterpächters Ringelhardt nur mäßigen Anſprüchen, immerhin erwuchs in jenen Jahren und aus ihrer Mitte ein ſo natürliches und in gutem Sinne volkstümliches Talent wie das Albert Lortzings. Doch der muſikaliſche Glanz Leipzigs ſtrahlte nicht von der Opernbühne, ſondern vom Saale des Gewandhauſes aus. An der Spitze des großen Konzerts, der glücklichſten im ſtillen gediehnen und gereiften

Kunſtanſtalt der Stadt, ſtand ſeit dem Herbſt 1835 der junge Meiſter, der raſcher als einer ſeiner Zeitgenoſſen die Herzen der Leipziger muſikaliſchen Kreiſe im Sturm erobert hatte, deſſen ſchöpferiſches und Dirigententalent durch eine gewinnende und für die beſondern Verhältniſſe, in denen er wirkte, wie geſchaffne Perſönlichkeit unterſtützt wurde, ſodaß ihm alles gelang, was er — da eine feine und weltkluge Mäßigung unter ſeinen Tugenden nicht fehlte — überhaupt in Angriff nahm und erſtreben mochte. Natürlich hatte er im Beginne ſeiner Thätigkeit als Leiter der Gewandhauskonzerte durch den Einſatz ſeines außerordentlichen Talents, eines nicht leicht zu ermüdenden Eifers die Gunſt des wahrhaft muſikaliſchen Publikums gewonnen, aber mit einer gewiſſen Wahrheit konnte Mendelsſohns eigne Schweſter Rebekka Dirichlet in Berlin ſchreiben: „In Leipzig kann Felix wirklich ankündigen, er werde ſich auf den Markt mit einer Nachtmütze hinſtellen, die Leute bezahlen auch Entree.“ Mendelsſohn hatte jene Begeiſterung, jene Hingebung für ſich und alles erweckt, was er ſchuf oder leitete, ja auch was er nur begünſtigte, die ſchließlich kritiklos vertraut und folgt. Und da ihm die Fähigkeit wie das Glück beſchieden waren, die meiſten wirklich ſchöpferiſchen und vielverſprechenden Talente der Zeit zu erkennen und zu würdigen, ſo gab er nicht nur den Aufführungen, ſondern auch den Programmen der von ihm geleiteten Gewandhauskonzerte einen Aufſchwung, der die Mendelsſohnzeit noch heute in der Erinnerung alter Leipziger als eine goldne verklärt, der den Weltruf des Konzertinſtituts eigentlich erſt begründete.

Der wachſende Ruf der Konzerte, wie der Ruhm und die anmutige, liebenswürdige Perſönlichkeit ihres Leiters zogen Winter für Winter hervorragende Muſiker nach Leipzig, von denen viele, wie der Däne Niels W. Gade, der Engländer Sterndale Benett, zahlreiche

Deutſche, längere Zeit blieben oder häufiger wiederkehrten. Die meiſten brachten eigne Ouverturen, Symphonien oder Kantaten, die ſie im Gewandhaus aufgeführt zu hören wünſchten und, ſoweit es mit gutem Kunſtgewiſſen geſchehen konnte, auch aufgeführt erhielten. Andre, Jüngere, wünſchten ſich beſcheidner nur des bildenden Verkehrs mit dem anerkannteſten Komponiſten und Klavierſpieler der Zeit zu erfreuen; gingen doch ſelbſt ſolche, die ſchon Geltung und Namen hatten, bei Mendelsſohn noch einmal in die Schule. In Mendelsſohns veröffentlichten Briefen iſt ein Nachglanz des bunten bewegten Treibens erhalten, das um ihn herrſchte, und worin zumal den leichter und froher gearteten Naturen, den Glückskindern aller Art warm und wohl wurde. Die zahlreichen und großenteils guten, ja ausgezeichneten Konzerte waren in dieſem Muſikleben noch das mindeſte; um die Wette mit ihnen drängten ſich die muſikaliſchen Privatunterhaltungen in Künſtlerkreiſen, wie in den reichen kunſtſinnigen Häuſern der Stadt, und bei alledem lag, verglichen mit der ſtimmungsloſen Haſt und dem nervös überreizten Gehaben der Gegenwart, noch ein Hauch des Behagens, der perſönlichen Freude an der Sache auf dem Ganzen. Man braucht nur die Schilderungen Mendelsſohns von einem Abend mit Chopin oder Moſcheles, von einem Weihnachtseſſen mit Geſangsquartett „bei Keils“ im Löhrſchen Hauſe oder von der großen Soiree mit dreihundertfünfzig Perſonen zu leſen, die er (im April 1840) im Gewandhausſaale für Fr. Liſzt gab: „mit Orcheſter, Chor, Biſchof, Kuchen, Meeresſtille, Tripelkonzert von Bach (Liſzt, Hiller und ich), Chören aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig, Teufel und ſeine Großmutter,“ um zu wiſſen, wie lebensfriſch und verhältnismäßig einfach es mitten in allem Streben, Schaffen und Aufführen, wie in aller geſelligen Luſt von damals zuging.

So ſicher und ſiegesgewiß Felix Mendelsſohn an der Spitze des Leipziger Muſikweſens ſtand, ſo beruht doch Bedeutung, Glanz und Nachruhm jener Tage weſentlich darauf, daß neben ihm und ſeinem engern Kreiſe anders geartete Naturen, andre Kunſtkreiſe vorhanden waren. Daß die „Kantoren“ Weinlig und nach ihm der gelehrte und hochverdiente Moritz Hauptmann in einer gewiſſen Zurückgezogenheit in den Mauern ihrer Thomasſchule ſaßen, ihre Thomaner regierten, weſentlich die Kirchenmuſik pflegten und nur gelegentlich fröhlich in das brauſende, weltliche Muſiktreiben tauchten, lag in ihrem Amt und ihrer Natur. Um ſo lebensvoller, bewegter und leidenſchaftlicher ging es unter der großen Gruppe jüngrer Muſiker und ihrer Freunde zu, die um das Banner der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“ geſchart, ſeit der Gründung dieſes Organs (1834) Geiſt, Phantaſie und tiefere Kunſtanſchauung offenbart hatten, und von denen der größere Teil nicht nur kritiſch, ſondern auch ſchöpferiſch thätig war. Um mehr als Haupteslänge ragte künſtleriſch ſchon damals, wo er nur erſt die genialen, originellen Klavierkompoſitionen ſeiner erſten Periode geſchaffen hatte, der träumeriſche, tiefpoetiſche Robert Schumann über die andern hervor, der mitten in harten Lebenskämpfen um die ihm zur Zeit noch verweigerte Geliebte (Klara Wieck) Kräfte zu entfalten begann, die ſelbſt ſeine nächſten Genoſſen, die „Davidsbündler,“ ſoviel ihrer damals in Leipzig noch um ihn waren, mit neidloſem Staunen erfüllten. Schumann war im Frühling 1839 nach einem geſcheiterten Verſuche, in Wien feſten Fuß zu faſſen, nach Leipzig zurückgekehrt, lebte, ſchuf und ſchwieg wieder in ſeinem alten Kreiſe, beglückt in ſeiner Liebe und beglückt durch das reiche Kunſttreiben um ihn her. So feſt er ſeinen eignen Weg ging und ſchaffend lediglich ſeinem innern Drange gehorchte, ſo empfanden die jüngern Freunde, die um ihn ſtanden und ſtrebten, unter ihnen Verhulſt, Hermann Hirſchbach, Julius Becker, C. F. Becker, E. Ferd. Wenzel und zahlreiche andre, den innerlichen Gegenſatz zwiſchen Mendelsſohn und ihm viel ſchärfer als er ſelbſt. In der von dem damaligen Publikum angenommenen Rivalität zwiſchen Meyerbeer und Mendelsſohn hatte ſich die „Neue Zeitſchrift für Muſik“ mit ſchroffſter Entſchiedenheit auf die Seite Mendelsſohns geſtellt, und hier folgten alle Glieder ſeines Kreiſes der Empfindung und Anſchauung ihres Führers. Aber auch darüber hinaus ließ ſich Schumann an Mendelsſohn nicht rühren. „Mendelsſohn iſt der, an den ich hinanblicke, wie zu einem hohen Gebirge. Ein wahrer Gott iſt er, und du ſollteſt ihn kennen,“ hatte er 1836 ſeiner Schwägerin Thereſe geſchrieben. Jetzt mochte ihn ein ſtärkeres Selbſtgefühl, klareres Erkennen deſſen, was er ſelbſt vermöge, erfüllen, immer aber verwahrte er ſich dawider, eine Parteifahne gegen Mendelsſohn zu erheben. So ſtellte mit allen ſeinen leicht erſichtlichen Verſchiedenheiten und ſeinen unterirdiſchen geiſtigen Strömungen, ſeinen unvermeidlichen Menſchlichkeiten und gelegentlichen Reibungen das Leipziger Muſikleben im großen und ganzen doch eine erfreuliche Einheit dar, überwältigend für den Neuling durch die Fülle des Geleiſteten und Beabſichtigten, durch den Reichtum der Beſtrebungen, der Naturen, der Mittel.

Der vom Herzog von Meiningen empfohlene und mit beſcheidnen Stipendien ausgerüſtete neue Schüler Mendelsſohns empfand gleichwohl nichts oder nur wenig von der Stimmung, mit der die weitaus größte Zahl junger Muſiker in den Zauberkreis von Leipzig trat. Ohne Frage war Ludwig mit ebenſo gutem und feſtem Willen, zu lernen, mit dem Verlangen, nach jahrelangem Durſten zu ſchwelgen, gekommen als irgend einer. Wenn er ſich gleichwohl von vornherein kühler und kritiſcher, gleichſam unempfänglicher verhielt, ſo wirkten hierzu mannigfache Umſtände zuſammen. Sein Koffer mit den Singſpielen und den Balladenkompoſitionen langte von Eisfeld erſt nach Wochen an, und natürlicherweiſe wünſchte Mendelsſohn die Verſuche des ihm empfohlnen Talentes kennen zu lernen. Die erſten Wochen verſtrichen ungenützt für die Hauptſache, Ludwig gewann von ſeinem künftigen Lehrer zunächſt nur einen äußern Eindruck. „Felix Mendelsſohn-Bartholdy," ſchrieb er am 2. November 1839 an Schaller in Waſungen, „iſt ein ſehr artiger Mann — vielleicht noch ein Viertel Jude — dies Viertel hat ſich in ſeine Phyſiognomie, ſeinen ſchwarzen Lockenkopf und ſeine ſchnelle Sprache geflüchtet. Noch bin ich gar nicht in nähere Berührung mit ihm gekommen, weil meine Muſikalien, die er ſehen möchte, nicht angekommen ſind." Schlimmer war, daß auch die Eindrücke eines immerhin größern Theaters, als Ludwig bis jetzt geſehen hatte, ja ſelbſt der Gewandhauskonzerte, Eindrücke, die er gleich in den erſten Tagen empfing, ſeinen Erwartungen nicht entſprachen. Er hörte im erſten Konzert, das er beſuchte, Mendelsſohns „Meeresſtille und glückliche Fahrt" — die „Originalromanteske" ergriff ihn nicht — und danach die Spohrſche „Weihe der Töne," zu der er bemerkte: „In Hildburghauſen klang ſie anders, das waren Töne der Weihe!" Leicht möglich, daß die Spohrſche Symphonie an jenem Abend in der That eine mattere Aufführung erfuhr, aber ebenſo denkbar iſt es, daß der Einſiedler von Eisfeld ſich zunächſt durch die fremde Umgebung gedrückt und aus der empfänglichen Stimmung geriſſen fühlte. Seine Schilderung des Rieſenſaales —, als ſolcher erſchien ihm der alte Gewandhausſaal! — der vier großen Kronleuchter, der fünfhundert glänzenden Manns- und Weibsanzüge in dem erwähnten Brief läßt auf etwas derart ſchließen. Und nun geſchah, was für ihn das ungünſtigſte werden mußte: er fiel, ſoweit es in Leipzig möglich war, in die Iſolierung zurück, zu der ihn ſein ſeitheriges Leben gedrängt hatte. „Denke dir, ſeit Montag bin ich hier ohne Buch und alles — ich habe alle Luſt zum Ausgehen verloren, das Zurechtfragen iſt ein abſcheuliches Ding, ich verlaufe mich immer — ſonſt wäre ich doch einmal in eine Leihbibliothek gegangen. Ich bin in Leipzig noch mehr für mich als in Eisfeld, des Tages gehe ich — es müßten denn Geſchäfte ſein — nur einmal aus, lieber eſſe ich mittags gar nicht, abends punkt fünf Uhr gehts dann zum Biere, da wird ein ›Töppchen‹ getrunken und etwas gegeſſen, cela est tout. Da hat ers doch beſſer neben einer ſolchen Frau und ſolchem Söhnlein zu ſitzen. — Ich ſehne mich, das iſt wahr — aber weniger irgendwohin, als nur von hier weg!"

Stimmungen und Anwandlungen, wie ſie uns aus Otto Ludwigs erſten Briefen in die Heimat entgegentreten, hat wohl jeder zu erfahren, der aus engen, aber von einem warmen und innigen Verkehr belebten kleinſtädtiſchen Verhältniſſen in das ihm fremde und gleichgiltig an ihm vorüberrauſchende Leben einer Großſtadt tritt. Aber des Künſtlers Schickſal wollte es, daß ſich Mißempfindungen, die andre vorübergehend beſchleichen, in ihm feſtſetzten und ihn zu überwältigen drohten. Er ſtieß gleichſam bei jedem Schritt auf Hinderniſſe, Steine und Fußangeln. Um das Maß widriger Geſchicke überfließen zu machen, verſagte ſchon nach dem erſten Halbjahr ſeines Leipziger Aufenthaltes ſeine Geſundheit, die während der letzten Jahre in Eisfeld zu keinen Beſorgniſſen mehr Anlaß gegeben hatte. Die körperlichen Zuſtände trugen zur raſchern Löſung der wunderlichen Verhältniſſe bei, in die ſich der Kunſtjünger verſtrickt ſah, aber die Entſcheidung ſelbſt lag tiefer und hing mit einer geiſtigen Kriſis zuſammen, die ſchon vor dem Ausbruch der Krankheit begonnen hatte.

Die muſikaliſchen Manuſkripte Ludwigs waren noch im November in Leipzig eingetroffen und wurden Mendelsſohn-Bartholdy vorgelegt. Ehe ſie der Meiſter durchſehen und ein Urteil darüber abgeben konnte, riet er Ludwig zu Klavier- und Orgelſtudien, zum fleißigen Anhören der Gewandhauskonzerte, der Quartettabende, der Kirchenmuſiken, gelegentlich auch der Oper. Die Grundſätze, die Mendelsſohn ein paar Jahr ſpäter bei der Errichtung des Leipziger Konſervatoriums ausſprach, daß „tüchtig Spielen und Takthalten, tüchtige Kenntnis aller tüchtigen Werke“ die Hauptſache ſei, wird er auch ſeinen Privatſchülern gegenüber nicht verleugnet haben. In Ludwigs Tagebüchern findet ſich im Dezember 1839 der Entwurf zu einem Briefe an den Herzog von Meiningen, worin der Stipendiat über ſeine von Mendelsſohn geleiteten Studien Rechenſchaft geben wollte. Danach hatte der erfahrene Lehrer ihm geraten, zunächſt nichts weiter zu komponieren, ſondern nur zu hören, Partituren zu ſtudieren und namentlich täglich vier Stunden Klavier zu ſpielen; es gelte, gerade da er geiſtig entwickelter und reifer ſei, als andre Muſiker in ſeiner Lage, vorzugsweiſe den muſikaliſchen Geſchmack zu bilden und zu erfahren, was in allen Fächern ſchon geleiſtet ſei, Ludwig ſcheine wenig zu kennen und keine Überſicht über den Reichtum der muſikaliſchen Litteratur zu haben. Wie weit der Jünger den Willen und die Mittel hatte, die Ratſchläge des Meiſters zu befolgen, iſt nicht völlig klar; an Freund Schaller ſchrieb er, daß das Stipendium des Herzogs zum einfachen Leben, nicht aber zum Beſuch der teuern Konzerte (ein Konzertbillet koſtete ſechzehn Groſchen!) und Theatervorſtellungen hinreiche, daß er außerdem ſeine Geſundheit zu bedenken habe und wirklich in jedem Konzert, das er höre, unwohl werde. In ſein Tagebuch zeichnete er am 3. Januar 1840 ein, daß ihm „Konzerte und Theater verſchloſſen ſeien," nahm ſich aber zugleich vor, das Theater „doch möglichſt zu frequentieren — der Kenntnis der dramatiſchen Mittel wegen." Mendelsſohn hatte ihm offenbar auch empfohlen, ſeinen Herzog um eine Erhöhung des Stipendiums zu fleißigem Konzertbeſuche zu bitten, wogegen ſich Ludwigs Stolz ſträubte.

Auch im Fortgang der Wochen und Monate wollte kein wärmeres und innigeres Verhältnis zu Mendelsſohn gedeihen, die ganze Beziehung gewann nichts von dem vertraulichen Verkehr des Schülers mit dem Meiſter. Ludwig glich in ſeiner perſönlichen Erſcheinung, ſeiner Haltung, ſeinen Gewohnheiten, aber auch in ſeiner geiſtigen Bildung, ſeiner Männlichkeit, ſeiner verborgnen und doch aus ſeinen Augen ſprechenden ſeeliſchen Tiefe ſo wenig den jungen Muſikern, an die Mendelsſohn gewöhnt war, daß der feine, weltkluge Mann an dem wunderlichen Jünger irre wurde und auf falſche Fährten geriet, indem er ihn als viel fertiger, unbeſtimmbarer und ſelbſtbewußter ſchätzte, als Ludwig zu dieſer Zeit war. Die dramatiſchen Kompoſitionen Ludwigs, die er inzwiſchen einer nähern Einſicht unterzogen hatte, ſprachen den Meiſter wenig an. Er ſah, daß in Einzelgeſängen, Chören und Enſembleſätzen ein Zug zum volkstümlich Charakteriſtiſchen, bis ins kleinſte hinein Charakteriſtiſchen vorwaltete, der nach ſeiner Meinung vom Übel, ja eine „Geſchmackloſigkeit" war. Er äußerte, daß es wohl möglich ſei, daß Ludwig mit derartigen Sachen Glück mache, aber er dürfe ihm nicht raten, auf dieſem Wege weiter zu gehen. Ludwig müſſe, wenn er durchaus komponieren wolle, zunächſt verſuchen, ſich in andern, rein muſikaliſchen Formen auszuſprechen. Der Schüler ſchlug dieſen Rat nicht geradezu in den Wind, er begann neben und zwiſchen allem, was ihn damals erfüllte und beſchäftigte, an einer Sonate für Klavier zu arbeiten, von der es ungewiß iſt, ob ihre Anfänge

Mendelsſohn noch vorgelegt wurden. Am 1. Oktober 1840 ſchrieb Ludwig noch an Schaller, daß er ihm die „Symphonie" zuſenden werde, ſobald er ſie glücklich zu ſtande gebracht habe.

Ludwig verſuchte, ſich die Abneigung, die er unleugbar gegen einen fortgeſetzten und nähern Verkehr mit Mendelsſohn empfand, auf die verſchiedenſte Weiſe zu erklären, und es entſprach ſicher den innerſten Empfindungen ſeiner vornehm ſpröden Natur, wenn er äußerte: „Ich halt es für kleinlich, faſt ſchmutzig, fremde Perſönlichkeiten durch gefliſſentliches Anſchmiegen nützen zu wollen für meine eigne, es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, ſie zu ſtreichen, wie die Magd das Kuheuter, damit man etwas herauspreſſe für ſich. Ich achte Mendelsſohn zu ſehr und zu wahr, als daß ich in ein Nutzenverhältnis mit ihm treten könnte, was er erwartet, weil leider in dieſer Welt einer ein Verhältnis, in dem er Nutzen geben kann, nur geſucht glaubt um dieſes Nutzens willen" (an Schaller, Leipzig, 3. März 1840). Dabei verhehlte er ſich nicht, daß er niemals „modern und elegant" werden würde, geſtand ſich aber kaum ein, daß ihn die anmutige und elegante, in einer geſellſchaftlichen Atmoſphäre aufgewachſne und von ſolcher Atmoſphäre fortgeſetzt umhauchte Perſönlichkeit des Künſtlers, deſſen Vorliebe für ſeine Formen, deſſen beſtändiger Verkehr in Lebenskreiſen, die dem einſiedleriſch gewöhnten Eisfelder unnatürlich, unwahr und im eigentlichen Sinne des Wortes leblos erſchienen, ſcheu machten. Trotz ſeiner wahren Achtung vor Mendelsſohns edelm Streben und großer Begabung ſagte er ſich, daß dem Meiſter „das Naive, Natürliche, Nächſte" fern liege. In ſeinem Tagebuch wiederholt er mehr als einmal, daß er ſich die Pfeife nicht abgewöhnen wolle (er muß wohl in Leipzig, wo „ſelbſt die Tagelöhner Cigarren rauchten," einen Augenblick an Aufgeben dieſer Gewohnheit gedacht haben), daß er nicht die leiſeſte Neigung verſpüre, in das hohle, leere Geſellſchaftstreiben, in die Lüge der Salons unterzutauchen, lauter Äußerungen, die eine bewußte und unbewußte Beziehung zu dem Gegenſatz hatten, in dem ſich Ludwig zu Mendelsſohn, zu dem ganzen muſikaliſchen Leipzig, ja zu der Stadt und ihren Bewohnern bereits befand. Die Beſuche bei dem Meiſter wurden immer ſeltner. Als Mendelsſohn am 11. April die Noten, die er Ludwig in den erſten Monaten geliehen hatte, abholen ließ, konnte dieſer, der ſich ſchon ſehr unwohl fühlte, ſich nicht mehr ſelbſt zu einem Beſuche aufraffen, ſondern ſchrieb ein paar entſchuldigende Zeilen und erklärte ſein längeres Wegbleiben mit ſeinem körperlichen Zuſtande.

Noch weniger als zu Mendelsſohn fühlte ſich der ſiebenundzwanzigjährige, ſchwer mit ſich ſelbſt und der Welt ringende Kunſtjünger zu den Muſikern des Schumanniſchen Kreiſes hingezogen. Der Zufall hatte ihn in den erſten Tagen in eine auf dem Thomaskirchhof gelegene Gaſtwirtſchaft geführt, nach der ſein täglicher Ausgang gerichtet blieb, und wo er einige zunächſt auch zufällige Bekanntſchaften machte. Nur hundert Schritte von dieſer ſeiner „Stammkneipe“ fand ſich am Eingang der Fleiſchergaſſe Poppes Wirtſchaft „Zum Kaffeebaum,“ wo ſich beinahe allabendlich Robert Schumann und ſeine Freunde verſammelten. Aber Ludwig, obſchon er ſich nach der Leſung einzelner Nummern der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“ wiederholt vornahm, Schumann ſeinen Beſuch zu machen, ſtand in allen ſeinen muſikaliſchen Anſchauungen und Gewöhnungen — denn auch Gewöhnungen ſpielen bei ſolchen Verhältniſſen eine Rolle — der muſikaliſchen Produktionsluſt und Produktionsweiſe Schumanns und aller ihm verwandten Naturen zu fern, um ſich mit ihr raſch befreunden zu können. Er verſuchte ſich in einige der eben damals erſcheinenden Schöpfungen

Schumanns einzuleben, aber es wollte ihm nicht gelingen. Die „Novelletten“ (op. 21) dünkten ihm — höchſt ungerecht — ein „Produkt der Muſikinduſtrie, die auf neue, ſeltſame Wendungen denke, wie die Coiffeurs oder Friſeurs auf neuen originellen Lockenſchmuck.“ Im Juni ſchrieb er in ſein Tagebuch, daß er ſich mit den Kompoſitionen der „romantiſchen Schule“, namentlich Schumanns, „nicht recht befreunden könne,“ fügte aber hinzu: „Doch jeder lebe ſeines Glaubens.“ Auch hier erſchien ihm „die Muſik vornehm geworden, darf alſo nicht mehr vom Herzen reden; iſts doch in der vornehmen Welt eine Schande, wenn mans nur merken läßt, daß man ein Herz hat!“ Ein Vorwurf, deſſen Unanwendbarkeit auf Schumann die eben im reichſten Strahl emporquellende Liebeslyrik des muſikaliſchen Meiſters bald genug erweiſen ſollte. Zwiſchen der noch gärenden, aber poetiſch reichen und poetiſch echten Innerlichkeit Otto Ludwigs und der Robert Schumanns hätten ſich auf alle Fälle Berührungs- und Verſtändigungspunkte ergeben, wenn eine perſönliche Bekanntſchaft angeknüpft worden wäre.

Die Opern und Singſpiele, die Ludwig in Eisfeld vollendet und entworfen hatte, würden ohne Frage auch eine Annäherung an den Komponiſten der Opern „Die beiden Schützen“ und „Zar und Zimmermann“ erleichtert haben. Ludwig unterließ es jedoch, Lortzings perſönliche Bekanntſchaft zu ſuchen, teils aus gewohnheitsmäßiger, von ihm ſelbſt in den Tagebüchern mehrfach beklagter Menſchenſcheu, teils weil ihn der vorwiegend theatraliſche Umgangskreis Lortzings noch weniger anzog, als die Genoſſen- und Gefolgſchaft der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“ im „Kaffeebaum.“

So blieb der Eisfelder, der mit ſo entſchiednen Hoffnungen eines völligen Umſchwunges ſeiner Exiſtenz nach Leipzig gekommen war, auch nach Monaten auf ganz vereinzelte Anknüpfungen meiſt aus Waldrichs

Wirtſchaft beſchränkt. Einigen Wert legte er ſelbſt nur der Bekanntſchaft mit dem blinden Lyriker Theodor Apel, dem Sohne Auguſt Apels, bei. Ludwig hatte ſich im März entſchloſſen, dem Dichter, der der Angehörige einer angeſehnen altpatriziſchen Familie und Beſitzer des ohnweit Leipzigs gelegnen Rittergutes Ermlitz war, ſeinen Beſuch zu machen, und bemerkte im Tagebuch: „Geſtern bei Dr. Apel geweſen. Ein ſehr lieber Mann, durch den ich in manches ſchöne Verhältnis gelangen kann.“ Es ſcheint, daß Theodor Apel zu den „Litteraten“ gehörte, denen Ludwig nach einem Briefe an Schaller (Leipzig, 2. Mai 1840) einige ſeiner kleinen Gedichte mitteilte, die „ſehr gut aufgenommen“ wurden. Die Anknüpfung litterariſcher Verbindungen aber hing mit Vorgängen in dem Seelen- und Phantaſieleben Otto Ludwigs zuſammen, die in den Winter von 1839 zu 1840 fielen.

In dem ſtockenden Verkehr zwiſchen Mendelsſohn und Ludwig waltete von Anfang an ein Element des Geheimniſſes und der Zurückhaltung mit. Der Meiſter mußte nach allem, was ihm von Meiningen her berichtet war, annehmen, daß er einen ausſchließlichen Muſiker vor ſich habe, und wenn ihm auch ſchwerlich unbekannt blieb, daß ſich Ludwig die Texte zu ſeinen Opern ſelbſt gedichtet hatte, ſo legte doch Mendelsſohn hierauf wahrſcheinlich nicht mehr Gewicht, als auf ſeine eignen gelegentlichen poetiſchen und litterariſchen Verſuche. Soweit der ſchweigſame Thüringer etwas von ſeinen Lebensplänen verriet, wünſchte er in ſeiner Heimat eine muſikaliſche Stellung zu finden, zeigte ſich auch nicht abgeneigt, ſobald er ſich ſelbſt einigermaßen vervollkommnet habe, Klavierunterricht zu geben. Wie hätte Mendelsſohn ahnen können, daß gerade in dieſem Winter, der ganz und gar muſikaliſchen Studien, muſikaliſchen Eindrücken gehören ſollte, bei Otto Ludwig die poetiſche Ader, die geſtaltenſchaffende Phantaſie übermächtig walteten und der Muſik auch ſchon zu einer Zeit gefährlich wurden, wo dieſer ſich noch ausſchließlich als Muſikſtudent fühlte. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen Ludwigs, vom September bis zum Anfang Dezember 1839 unterbrochen, ſprechen auch im Dezember und Januar (1840), wo er noch viel Klavier ſpielte und ſelbſt einige Fortſchritte zu machen meinte, von poetiſchen Vorſtellungen und Plänen aller Art. Die Geſtalten der Tragödie „Agnes Bernauer“ (noch unter dem Titel „Der Liebe Verklärung“), die ihn bis zu ſeinem Lebensende nicht verlaſſen haben, einer „Ghismonda“ (nach Boccaccios Novelle), des treuen „Eckart,“ die erſten Schatten eines Marino Faliero ſuchten ihn in dem beſcheidnen Stübchen des Leipziger Thomasgäßchens heim. Je ſtärker in ſeiner gegenwärtigen Lage die äußern Aufforderungen zu rein muſikaliſchem Leben und Schaffen waren, um ſo ſtärker wurde die innre Luſt des Einſamen am dichteriſchen Träumen und Bilden. Es war eine unwiderſtehliche, wenn auch von Ludwig ſelbſt erſt halbverſtandne Offenbarung der eigentlichen Natur ſeiner Phantaſie und ſeines künſtleriſchen Triebes, die in dieſem Winter über ihn kam.

Im Februar begann Ludwig neben andern krankhaften Erſcheinungen Anſchwellungen ſeiner Hände, eine bedenkliche Verſteifung der Finger wahrzunehmen, die ihn zwangen, alle Klavierübungen vor der Hand einzuſtellen. Am 1. März ließ er das gemietete Klavier aus ſeiner Wohnung wegſchaffen, um nicht die koſtſpielige Miete für das Inſtrument umſonſt zu zahlen. Was einen andern Muſiker entſchieden unglücklich gemacht haben würde, ließ ihn zunächſt um ſo kühler, als er eben jetzt in einer Fülle poetiſcher Gedanken und Entwürfe den reichſten Erſatz für die verſagten muſikaliſchen Eindrücke vor ſich ſah. Er freute ſich, der krankhaften Beſorgnis ledig zu werden, die er einigemale bei nächtigem Feuerlärm wegen des fremden Gutes empfunden hatte, und verſenkte ſich immer tiefer in ſeine Phantaſien und Studien, unbekümmert um den Widerſpruch, in dem ſie zu ſeinem augenblicklichen Beruf und nächſten Zweck ſtanden. In dem ſchon erwähnten Briefe vom 3. März 1840 an Schaller ſchreibt er: „Die Zeit, die zwiſchen dieſen Briefen liegt, war eine Zeit geiſtiger Erhebung, ich hatte keine Anſprache, brauchte ſie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, beſonders poetiſche, füllten ſie aus. Jeden Abend wünſcht ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein ſo zufriednes Stilleben, als ich nie geführt habe.“ Neben den dramatiſchen Entwürfen gingen epiſche her, zu den Tragödienſtoffen, die er in beſondern Planheften bereits auszugeſtalten begann, geſellte ſich ein Myſterium, das die Legende vom heiligen Chriſtophorus behandeln und in eigentümlicher Weiſe erweitern und vertiefen ſollte, der Plan zu einem großen nationalen Heldengedicht, das unmittelbar Ottos des Großen Sieg über die Ungarn darzuſtellen, mittelbar aber alle Lebensfülle des deutſchen Mittelalters in Glauben und Thatkraft, Sagen und Sitten, auch prophetiſche Ausblicke auf die Zukunft in ſich aufzunehmen beſtimmt war. Beſcheidnere Aufgaben ſetzte er ſich mit der Ausarbeitung einiger noch in Eisfeld entworfnen Novellen und dem Entwurf zu einigen neuen, mit der Vollendung eines Heftes volkstümlicher Lieder und mit der Skizze eines ſatiriſchen Geſpräches mit der deutſchen Muſe in Hans Sachſens Manier, in dem die Muſe ihrer Schickſale von urälteſten Zeiten bis auf die elende Gegenwart gedenkt, wo ſie ein Jakobinerkäppel auf dem Haupte und ein engliſches Plaid um den Leib hat, auch ſchon abgetragen, da es noch von Walter Scott herrührt.

Mitten in dieſes „himmliſche Leben, das er gern um jede Entbehrung kaufen würde, falls er es nicht hätte, und es dafür zu haben wäre,“ mitten in dieſe poetiſchen Träume, auf denen er gleichſam unbewußt und unmerklich zur Litteratur hinüberzugleiten begann, traten die Vorboten einer ſchweren Krankheit. Er hatte unruhige und völlig ſchlafloſe Nächte, es „lag ihm auf der Bruſt,“ er litt an Unterleibsbeſchwerden (kein Wunder bei der eingeſchloßnen, beinahe ganz auf das Zimmer beſchränkten Lebensweiſe, die er ſeit Monaten geführt hatte) und fühlte ſich unfähig zu jeder Arbeit. Auch der ungewöhnlich ſchöne Frühling des Jahres 1840, der ihn aus der Stadt in die grünen Umgebungen lockte, brachte ihm keine Heilung. Am 16. April bemerkte er in ſeinem Tagebuch: „Wieder wunderheiter draußen! Solchen wahrhaft grünen Donnerstag hab ich in vielen Jahren nicht geſehen,“ kam aber von dem Nachmittagsſpaziergang nach Stötteritz „ganz marode“ nach Haus und fühlte ſich in den nächſten Tagen ſo ſteif und matt, daß ihn Todesgedanken beſchlichen. „Es wäre zwar jetzt nichts an mir verloren, meinen Leuten würd es durch die Trennung, an die ſie ſich einmal gewöhnt, nur halb aufliegen. Mir wärs aber kaum recht. Es wäre doch vielleicht noch was aus mir geworden.“ Am Oſterſonntage, am 19. April, ſeufzt er: „Der Herr iſt erſtanden — mir aber gehts miſerabel. Ein unverſchämt dicker Backen macht mir meine Oſterandacht unmöglich, die ich bei ſchönem Wetter (und ſo wie es heut iſt, erinnere ich mich nicht, daß es je am erſten Oſterfeiertag geweſen) in meinem Garten hielt, und die mich allemal auf lange Zeit erhob. Eine Nacht voll Fieberbilder und Angſt, und nun wahrſcheinlich ein Tag voll Duſel und Langerweile.“ Aus dieſen krankhaften Gedanken und Zuſtänden raffte er ſich gegen Ende April gewaltſam empor — er hatte eine neue Wohnung zu ſuchen und war nach mehreren Tagen mühſeligen Umhergehens und Treppenſteigens endlich ſo glücklich, ein beſcheidnes

Zimmer in einer verhältnismäßig ſtillen und von grünen Gärten umgebnen Straße einer Vorſtadt, in der Eiſenbahnſtraße in der Nähe des Tauchaer Thores, zu finden. Er wohnte hier Nummer 1479 bei einem kleinen Steuerbeamten Herrn Fritzſche und deſſen freundlicher Frau (ſie entpuppte ſich ſpäter als eine Schweſtertochter Seumes), die beide für ihren Mieter eine menſchlich warme Teilnahme faßten, deren der Muſiker und Dichter in den nächſten Wochen nur zu ſehr bedurfte.

Denn Ludwig hatte kaum am 1. Mai dieſe neue Wohnung bezogen und den Unterſchied zwiſchen ſeinen ſeitherigen Wirtsleuten und den neuen recht empfunden („dieſe ſind ſo liebe Leute, daß ich noch nicht weiß, wie ich daran bin, es iſt mir immer, als wäre ich in meine Heimat zurückgekehrt, die mir ſchon manches Jahr gefehlt“), ſo wurde er ernſtlich bettlägerig. Gleichſam prophetiſch für die Spätzeit ſeines Lebens hatte auch die Krankheit, die ihn wochenlang niederſtreckte und quälte, etwas rätſelvolles. Zu unerträglicher Steifheit aller Gelenke und heftigem Schmerz in der linken verhärteten Wade geſellten ſich kalter Angſtſchweiß, Herzklopfen, Atemloſigkeit, Neigung zum Erbrechen, im Verlaufe fürchterlicher Nächte Bruſtkrämpfe und Erſtickungsanfälle, die ſich nach Mitte Mai milderten. Und erſt am 1. Juni durfte der Kranke wieder eine Stunde außer Bett ſein. „Mußte in geheizter Stube ſtecken, während ich ſonſt dachte, der Frühling könne nicht exiſtieren, ohne daß ich ihn kontrolliere.“ Am 3. Juni ſchlich er an einer Krücke in den kleinen Hausgarten ſeines Wirtes, „war geblendet von dem grünen Glanze der Erde und dem blauen des Himmels, dazu ſo allein und hilflos, auch geiſtig, daß mir wehmütig und überaus ſehnſüchtig zu Mute ward. Die Herrlichkeit der Sommerwelt bedrängte und drückte mich ordentlich.“ Während der ſchlimmſten Krankheitstage hatte er nicht nur mit körperlichen, ſondern vor allem mit ſeeliſchen Schmerzen gerungen. Mit der dunkeln Furcht, allein, in der Fremde zu ſterben, paarte ſich die natürlichſte Beſorgnis über die Ausſichtsloſigkeit ſeiner gegenwärtigen Lage. „Wie bin ich ſo müde! Und ſoll ich immer fort und immer fort ſorgen!“ — „Mut, Vertrauen, Kraft — die letzten Reſte nehmen Abſchied.“ „Von nun an ſoll meine Geſundheit das erſte und ausſchließende Recht auf mich haben — das andre mag werden, wie es will. Berühmt zu werden, bin ich zu alt und zu ſchwach!“ „Bin in einem höchſt ſeltſamen Zuſtande! Wie im Halbtraum! Viele Sehnſucht, mehr Sorge, wenig Hoffnung und am meiſten Reſignation aus Mattigkeit. Das iſt die Miſchung!“ Dieſe und ähnliche Ausrufe in Ludwigs Tagebuch aus jenen traurigen Sommerwochen kennzeichnen hinlänglich die tiefe Hoffnungsloſigkeit des weltfremden jungen Mannes, die teils aus der Krankheit, teils, und zwar größtenteils, aus den erſten Berührungen mit der Leipziger Kunſt- und Litteraturwelt ſtammte. Die Eindrücke, die Ludwig zunächſt empfangen hatte, machten ihm die Unvereinbarkeit ſeines Kunſtdranges, ſeiner Anſchauung, ſeines Wollens mit dem landläufigen und tagesüblichen Treiben bis zur Verzweiflung an der eignen Zukunft klar.

Schon während ſeiner Krankheit und noch mehr während der allmählichen Geneſung regte ſich bei Ludwig ein gewiſſes Verlangen, zu den Muſikſtudien zurückzukehren. In demſelben Augenblicke, wo die humoriſtiſche Novelle „Die Emanzipation der Dienſtboten“ in Herloßſohns „Kometen“ (April 1840) veröffentlicht wurde, auch einige ſeiner Gedichte (darunter das Auswandrerlied von 1834) erſchienen, traten die litterariſchen Pläne in den Hintergrund. War es vor allem ſein ſtarkes Pflichtgefühl, das ihm ins Gedächtnis rief, daß das Stipendium des Herzogs von Meiningen ihm eben nur zur Ausbildung in der Muſik gewährt worden ſei, entſtammte der neue muſikaliſche Eifer dem ſehnſüchtigen Wunſche, als Kantor in Eisfeld oder als Lehrer auf dem Lande eine geſicherte Exiſtenz zu finden, verließen ihn die poetiſchen Geſtalten, die ihn während des verfloßnen Winters unabläſſig umdrängt hatten, ſuchte er für die weichern Stimmungen, die ihn in dieſen Sommermonaten beſchlichen, muſikaliſchen Ausdruck? Schon während der ſchlimmſten Tage ſeiner Krankheit hatte er wieder den Plan zu einer Oper „Blaubart“ entworfen und ſchrieb zu den Grundzügen des Textes: „Wenn man nun wirklich eine neue Form der Oper verſuchte, eine eng dramatiſche, rouladen- und tiradenfremd, nicht aufhaltend am unrechten Orte, ſodaß am Ende der Zuſchauer nicht wüßte, was ihn eigentlich ergriffe, daß er nicht wüßte, ob er ein Drama oder eine Oper geſehen. Nur dann retardierend, wenn es der Text iſt. Aber freilich mit der Ausſprache der Sänger!“ Dieſe Annäherung an die ſpätern Theorien Richard Wagners (der wenige Jahre vor Ludwigs Eintreffen in ſeiner Vaterſtadt Leipzig den umgekehrten Weg zurückgelegt und ſich aus dem Dichter in den Muſiker verwandelt hatte) ſollte bei Ludwig keine künſtleriſchen Folgen haben, ſie zeigt aber, wie der Gedanke einer entſchiednen Umgeſtaltung und Reform der Oper in der Luft lag. Als Ludwig im Juni ſeinen Fuß wieder über den Hausgarten des Herrn Fritzſche hinausſetzen und zunächſt am Stocke weitere Gehverſuche machen konnte, betrieb er die Miete eines Klaviers im Einklang mit dem Vorſatz, den er während der Krankheit (am 28. Mai) ins Tagebuch verzeichnet: „Dieſen Sommer will ich hauptſächlich aufs Studium der muſikaliſchen Formen verwenden, in Sonaten, kurz in allen dieſen Formen mich verſuchen. Damit kann das Klavierſpiel Hand in Hand gehen.“ Am 13. Juni bereits kam das Klavier in ſeiner Wohnung an, er fand zwar das

Spielen bei dem noch fortdauernden Schwächezuſtande anfangs ermüdend, kam aber doch wieder „in das rechte Klavierfeuer" und hielt ſich wochenlang Wort, täglich mehrere Stunden zu üben. Gleichzeitig ſchaffte er ſich das große „Lehrbuch der muſikaliſchen Kompoſition" von Marx an und ſtudierte es ebenſo eifrig als eingehend. Der erſte erneute Kompoſitionsverſuch am 18. Juni fiel zwar nicht glücklich aus („War nichts, kein Gedanke kommt mir mehr. Werde die Agnes Bernauer wieder vornehmen"), aber er übte jetzt einen gewiſſen Zwang gegen ſich aus. Er komponierte einige Lieder, arbeitete an einem Kyrie, „fühlte einigen Kompoſitionstrieb," dachte daran, eine Meſſe zu verſuchen, und verzeichnete ſich Goethes Elfenhochzeit (Oberons und Titanias goldne Hochzeit) als Programm zu einer Konzertouverture.

So brauchte er, als er am 26. Juli im Waldſchlößchen zu Gohlis Mendelsſohn wieder begegnete, ſich minder bedrückt zu fühlen, als wenn er inzwiſchen der Muſik ſchon völlig Valet geſagt hätte. Er war noch immer „ein halber Tragikus, ein halber Muſikus." Man ſieht aus allen Aufzeichnungen dieſer Zeit (die leider mit dem Beginn des Auguſt abbrechen), daß die poetiſchen Neigungen ſich wieder mächtig regten, und daß er umgekehrt beim Klavierſpielen immer wieder „eine Art Mattigkeit in den Fingern, die nichts recht auf dem Klavier gelingen läßt," verſpürte. Doch klammerte er ſich noch ganz entſchloſſen an den Vorſatz, Muſiker zu bleiben, obſchon ihm vor einem zweiten Winter in Leipzig graute. Er hätte bei ſeinen freundlichen Wirtsleuten, wenngleich er immer vertrauter mit ihnen geworden war, Spaziergänge mit ihren Kindern unternahm, ſich Anfang Auguſt ſogar von ihnen bereden ließ, dem „Fiſcherſtechen" auf der Funkenburg beizuwohnen und unter ſechs- bis zehntauſend Menſchen, die den Teich umſtanden, tapfer mit auszuhalten, nicht gut wohnen bleiben können, da ihm die Eiſenbahnſtraße zu weit vom Gewandhaus und Theater zu ſein ſchien. Und ſo leitete denn ein Brief an Karl Schaller vom 1. Oktober 1840, kaum ein Jahr nach ſeiner erſten Ankunft, das Verlaſſen Leipzigs und die Rückkehr in die Heimat ein: „Dieſen Winter ſprechen wir uns vielleicht. Mendelsſohn-Bartholdy hat mir geraten, Partituren zu ſtudieren, und ſich gewundert, daß ich das nicht in Meiningen thue, wo ich es ſo gut könne als hier. Hier fehlt mir das Leben in der Muſik, ich meine ſo recht mitten drinne, ebenſo wie in Eisfeld. Mit den hieſigen großſtädtiſchen Muſikern kann man gar nicht ſo bekannt werden, als zu einem gemeinſamen thätigen Leben in der Kunſt gehört. In Meiningen würde ich auch an dem Privatmuſiktreiben der Muſiker teilnehmen können, z. B. Sonaten mit Begleitung eines Inſtrumentes ſelbſt mit ausführen, was doch weit nützlicher als das bloße Hören, was hier noch dazu unſinniges Geld koſtet, ſodaß ich mir viel davon verſagen muß. Zweitens würde ich auf dieſe Art eigne Sachen hören können, was hier mit Verſuchen nicht angeht und doch die Hauptſache iſt. Nach einem Aufenthalte in Meiningen würde ein Winter in Leipzig mich mehr fördern, als ohne jenen ſechs!"

Niemand, der dem geſchilderten innern Leben Ludwigs mit Anteil gefolgt iſt, wird bezweifeln, daß noch ganz andre Beweggründe, als die Sorge um ſeine Zukunft als Muſiker, ihn drängten, Leipzig zu verlaſſen, und daß der erſte Schritt aus Leipzig hinaus und in die vor einem Jahre verlaßnen Heimatverhältniſſe zurück auch der entſcheidende Schritt zu neuen Lebensplänen und Lebenszielen werden mußte, ſo entſchieden der Dichter auch jetzt noch den Gedanken feſtzuhalten ſchien, der ihn nach der Muſikſtadt an der Pleiße geführt hatte.

In Otto Ludwigs ſeitherigen Erlebniſſen und Gewöhnungen lag es begründet, daß ihm, längſt ehe er den Zwieſpalt zwiſchen ſeiner Natur, ſeinen individuellen muſikaliſchen Neigungen und den ihm von Mendelsſohn wie von der Geſamtentwicklung der Kunſt nunmehr angeſonnenen Beſtrebungen klar erkannt hatte, in Leipzig nicht warm noch wohl werden konnte. Die Gegenſätze zwiſchen dem Daſein, das er geführt und ſich unabhängig von dem Eisfelder Tagestreiben geſchaffen hatte, und dem, was er jetzt vom Daſein der bewegten Mittelſtadt ſah, die für ihn ohne Zweifel eine Großſtadt bedeutete, waren zu grelle und ſchroffe, und es hätte ſeiner dürftigen Vereinſamung, ſeiner Krankheit gar nicht bedurft, um ihn mit Mißmut und Widerwillen gegen Leipzig zu erfüllen. Fürs erſte hätte der Abſtand der flachen Umgebungen Leipzigs, deren zwiſchen Wald und Waſſer verborgne ſpärliche Reize ſich nur dem Suchenden und dem Willigen offenbaren, gegen die Berge und herrlichen Waldgründe des Thüringerwaldes ſchon hingereicht, ihm den neuen Wohnort zu entleiden. Dazu geſellte ſich ein gründliches Mißfallen an Leipziger Art und Sitte. In Ludwigs Briefen an Schaller, an den Oheim Chriſtian Otto in Eisfeld, wie in den Tagebuchaufzeichnungen wird dies Mißfallen in unendlichen Variationen bezeugt. „Wenn einer aus einem kleinen Neſt nach Leipzig ›rein macht,‹ ſo heißts: ›Nun wird dir alles aufgehen‹ — ja in Rauch —, ›nun kommſt du an die Quelle alles litterariſchen Thuns und Treibens‹ — und biſt in Leipzig ſelbſt weiter davon als je — ›da wirſt du Leute ſehn‹ — ja gähnen! — Noch nicht gar zu lange bin ich von einer Bierſchenke in der Nähe gekommen, von deren Gäſten ich nicht begreife, wie ſie die Langeweile nur eine Stunde beiſammen läßt. Ich glaube, deshalb werden hier ſo viel Bücher gemacht, weil die Leute ſo langweilig ſind.“ (An Karl Schaller. Leipzig,

2. November 1839.) Die ſächſiſche Höflichkeit und die ſelbſtgewiſſe kleinliche Klugheit ſeiner neuen Mitbürger beluſtigten ihn bald, bald entrüſteten ſie ihn; die Fähigkeit, ſich in der einen Stunde für etwas Weſentliches, Großes, Wertvolles und in der nächſten für das Nichtigſte und Kleinſte gleichmäßig zu enthuſiasmieren, ſetzte ihn in unbehagliches Erſtaunen. Mit dem Scharfſinn der Abneigung nahm er wahr, daß die örtlichen Vorgänge jederzeit zu Ereigniſſen aufgebauſcht wurden und in der Selbſtbeſpieglung der Pleißathener eine ganz andre Geſtalt erhielten, als ſie in ſchlichter Wirklichkeit gehabt hatten. Namentlich widerwärtig deuchte ihn der gedruckte Glorienſchein, mit dem die Preſſe, vorläufig wie nachträglich, alle Vorkommniſſe umgab. Im Sommer 1840 war Ludwig, ſoviel es ſein damaliger Geſundheitszuſtand zuließ, Augen- und Ohrenzeuge des Gutenbergfeſtes, der vierhundertjährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunſt. „Das ſo auspoſaunte Buchdruckerfeſt iſt, näher mit angeſehen, eine gelinde Kinderei geweſen. Was du von Leipzig oder von Leipzigern hörſt, das mußt du betrachten wie ihre Buchhändleranzeigen. Noch jetzt wehen Fahnen an den Buchdruckereien. Aber wenn die Leipziger ein Volksfeſt feiern, iſts, als ob ein Tauber ins Konzert geht. Sie haben den Sinn nicht, den man haben muß, um ſich zu freuen. Es ſind lauter uralte Leute.“ (An Karl Schaller. Leipzig, Mitte Juli 1840.) Auf dem Feſtplatze machte er die Beobachtung, daß die wirklich Fröhlichen wie Schauſpieler waren, von Unzähligen umſtanden („die ſich höher dünkten und deshalb nur Zuſchauer, ja nicht Mitteilnehmer ſein zu dürfen glauben“), räumlich beengt und bewitzelt wurden, bis ihnen aller Spaß verging (Tagebuch; 27. Juni 1840). Der Mangel an Friſche und unmittelbarer Natur bedrückte ihn in jedem Sinne und machte ihn oft blind und ungerecht gegen Erſcheinungen die nur in etwas

von dem abwichen, was er ſeit vielen Jahren mit Wohlgefallen geſchaut hatte. „Ein hübſches, namentlich Frauengeſicht iſt ſo ſelten hier, daß ich kaum zwei gezählt habe,“ meldete er an Schaller, und ihm wie dem dicken Herrn berichtete er: „Die Leipziger Damen ſehen alle ſo übernächtlich aus, nicht wie Geſchöpfe der Natur, ſondern wie Kunſtfabrikate. Die Mädchen bis zehn Jahre ſind zum Teil ſehr hübſch. Die Weiber in Eisfeld und Leipzig ſind wie eine Wieſe und ein Herbarium.“ Und die Nutzanwendung lautete: „In der großen Welt iſt auch kein Familienglück denkbar; das meiſte ſchon angeſteckt von der glänzenden Krankheit des Wertherismus, der Schamloſigkeit des jungen Deutſchlands, der Unnatur der franzöſiſchen Romantik. Du biſt ein Glückskind. Ich weiß es, eine ſolche Frau, wie du haſt und ich ſie haben möchte, wächſt auch in Eisfeld nicht mehr, aber doch bei weitem eher als in der größern Welt.“ (An Karl Schaller. Leipzig, 3. März 1840.) Und wenn ihm nun auch zur rechten Zeit wieder einfiel, daß ſeine Lage ihm den Heiratstraum fern genug rücke („Wenn ich nur ebenſo des Paſſivums von amo fähig wäre als des Aktivum. Indeſſen — was thät ich damit? Das iſt für andre Leute.“ Tagebuch; 24. Juni 1840), ſo war ſein Sinn für lebendige Friſche und natürliche Reize durch die „unzähligen Variationen eines nichtigen Themas“ in den Geſichtern beleidigt, den „geiſtigen Nachlaß in den ſchlaff hängenden Geſichtsmuskeln und die Lebensmüdigkeit in den glanzloſen Augen“ meinte er überall wahrzunehmen und kombinierte ſie mit andern Eindrücken ſeines Leipziger Lebens, die ihm ſchier ebenſo unheimlich erſchienen. Otto Ludwigs Kritik der Leipziger Frauenwelt hätte ſchon an der Stelle, die ihm die nächſtliegende ſein ſollte, in Mendelsſohns Hauſe eine ſiegreiche Widerlegung erfahren können. Cecile Mendelsſohn, die freilich keine geborne Leipzigerin, ſondern eine Frankfurterin war, gehörte zu den ſchönſten und liebreizendſten Frauen ihrer Tage, und in den Leipziger Überlieferungen jener Jahre klingen andre Namen nicht weniger hell als der ihre. In Wahrheit kam Otto Ludwig mit dem Lebenskreiſe, in dem wirkliche Anmut und Lebensfriſche, auch viel mehr Natur und Natürlichkeit vorhanden war, als er ahnte, ſo gut wie gar nicht in Berührung. Und ſein Auge war für die unerfreulichen Wirkungen eines ungeſunden Stadtlebens und Stadttreibens, für allerhand Wunderlichkeiten und Schiefheiten, für Trivialitäten und Unarten des Leipziger Verkehrs geſchärft, in dem man ſich gehen ließ, ohne darum anſpruchslos zu ſein; ſein Ohr konnte ſich an die Haſt und die verwaſchne Schlaffheit des Leipziger Dialekts ſchlechterdings nicht gewöhnen.

Doch das alles würde Otto Ludwig nicht ſo tief berührt und verſtimmt haben, wenn ihm das Leipziger Kunſtleben in beſſerm Lichte erſchienen wäre. Was er im erſten Leipziger Briefe an Schaller (November 1839) geſchrieben hatte: „Wer die Kunſt in Wahrheit liebt, findet hier beides, ein Roſen- und ein Folterbett“ — das war ſeine Überzeugung geblieben, auch nachdem er den erſten Winter in Leipzig hinter ſich hatte. An Onkel Chriſtian Otto bekannte er (Leipzig, 14. März 1840): „Ihr Leute in Eisfeld und Hildburghauſen habt gar keinen Begriff von der Richtung der Muſik und Poeſie der letzten Jahre. Wer mit den Grundſätzen zur Produktion und Beurteilung beider nach Leipzig kommt, wie mir geſchehen, dem geht es wie einem Landjunkerlein, das nach alter Mode gekleidet nach Paris kommt. Er wundert ſich über die Leute, die Leute ſich über ihn: Ich muß mein bißchen Äſthetik rein auf den Kopf ſtellen. Der Unwille, ja Widerwille, mit dem ich daran gehe, die neuen Kleider anzuziehn, entſteht nicht, weil das Alte mir beſſer gefiel, weil es eben alt und das brütende Element war, ſondern weil ich mich nicht dazu bringen kann, das Beſſere um das Neuere zu tauſchen. Den neuern, ultraromantiſchen, oder wie man ihn nennen will, Standpunkt der Muſik, und den, aus dem man ſie, um ſie ſich zu vermitteln, anſehen muß, zu finden, iſt ſo lange vergebens, als man ſich nicht begreiflich machen kann, daß ſie aus ſich ſelbſt heraus in eine Sphäre getreten iſt, die ihr nur ein künſtliches Daſein erlaubt, daß ſie in einem gemieteten Hauſe lebt, nämlich aus einer Kunſt für das Gemüt eine des Verſtandes geworden iſt. Mir iſt namentlich im Anfang beim Anhören von Muſiken der neuen und neuſten Schule immer die an Grauen ſtreifende Scheu gegenwärtig geweſen, die mich als Kind in der Nähe eines verſteckten mechaniſchen Triebwerks angewandelt; um ein Bild daher zu nehmen: ich kletterte unter den Glocken des Kirchturmes über die Stangen hin, die das Werk und den Hammer vermitteln, ängſtlich vermeidend, auf ſie zu treten, und doch vor aller Grauluſt, dieſem Schwindel an den Gemütsabgründen gepackt, es zu thun; denn ich wußte, trat ich auf eine dieſer Stangen, ſo gellte ein Glockenſchlag in mein Ohr, und während ich ſchwankte zwiſchen Drang und Abwehr, hob ſich die Stange wie von ſelbſt, und der Glockenſchlag, der erſehnte und gefürchtete, ſcheuchte meine Nerven in ſich ſelbſt zurück. Dieſes Drängen und Rückhalten und wieder Drängen und Rückhalten, und auf einmal dieſer Klageton, wie aus der Bruſt eines Dämons! Und ich meinte und meine noch, die Muſik ſolle heilen, nicht zerreißen, ſolle verſöhnen, nicht verletzen. Dazu der Winter, mein Erbfeind, kalte Füße; ich kann euch verſichern, daß dieſe Art Muſik mich manchmal zu zerſtören drohte. Ich ſehe, eine Kaſſandra in Troddelſocken, nach Eisfeld und den andern kleinern Städten, wo noch unverdorbne, unverdrehte Seelen wohnen."

Bei alledem verrieten dieſelben Briefe, in denen der Kunſtjünger ſeinem Widerſtreben Ausdruck gab, daß Ludwig mit entſchiednem Verſtändnis in Mendelsſohn und Hector Berlioz die Führer zweier muſikaliſchen Richtungen erkannte, deren jeder er eigentümliche Entwicklungsfähigkeit zuſprechen mußte. Er blieb freilich dabei, daß die Muſik des letztern „die politiſche Rebellion von 1789, die jetzt in der Muſik nachrebelliert, Metzelei, Verhöhnung des Heiligſten, das ſich in die innerſten Winkel der Seele zurückflüchtet, Königsmord in Tönen“ ſei, er empfand aufs ſchmerzlichſte den Unterſchied zwiſchen der Muſik, die er liebte, und der, die ihm geradezu phyſiſche Schmerzen bereitete. „Was mich ergötzt und entzückt hätte, die Haydnſchen, Mozartſchen, Beethovenſchen Werke, dienten in der Zuſammenſtellung mit jenen nur dazu, mich vollends zu zerreißen. Sie waren die Sonnenblicke im Frühjahr, die alle Knoſpen der Seele nur deshalb herauslockten, daß ſie der Froſt vernichte,“ aber er empfand eine geheime Gewalt in dieſen muſikaliſchen Beſtrebungen, der er ſich nicht zu vertrauen gedachte, weil er in ſich die Macht und Kraft nicht fühlte, ſie ſchaffend zu überwinden, zu beſiegen. Ganz abgeſehen von der Wirkung der Kirchen („in eine Kirche durfte ich mich vorigen Winter aller Sehnſucht nach einer Kirchenmuſik ungeachtet nicht verſteigen“) und Konzertſäle auf ſeinen körperlichen Zuſtand („mit dem Eintritt in den Konzertſaal bekam ich kalte Füße, ich hörte die Muſik, aber ganz anders wie die andern, mit Brauſen und Pfeifen gemiſcht, wobei mein Gehirn glühte und ganz wirr ward von Fieberphantaſien, ſodaß ich beim Schluſſe allemal froh war und ſpäter gar nicht mehr das Herz hatte, die Konzerte zu beſuchen. — Ich verſuchte es ſpäter mit den Gewandhaus-Quartetten, ich mußte auch dieſe laſſen“), ging in ſeinem Geiſte nicht ſowohl eine Revolution als eine Offenbarung der eigenſten Natur ſeines Talents unter ſchweren Kämpfen vor ſich. Wir ſahen, daß er ſchon in den erſten Monaten ſeines Leipziger Lebens die muſikaliſchen wie die geſellſchaftlichen Eindrücke, die ſeiner Natur nicht gemäß waren, die ihn beunruhigten und drückten, durch eifriges Verſenken in ſeine poetiſchen Pläne zu vergeſſen trachtete. Und ſo oft er einen neuen Anlauf zu muſikaliſcher Arbeit nahm, regte ſich gleichzeitig die Luſt, eine größere dramatiſche oder epiſche Schöpfung nicht bloß zu planen, ſondern auch auszuführen. Mit der Litteratur des Tages, mit der jungdeutſchen Tendenzpoeſie und Tendenzkritik war er noch weniger einverſtanden als mit der neuromantiſchen Muſik. — „Im allgemeinen," ſchrieb er (Leipzig, 3. März 1840) an Schaller, „hat mich nun der Ton, der jetzt in der Schriftſtellerwelt herrſcht, verletzt, dieſes von aller Pietät verlaßne Weſen! Jeder Gelbſchnabel will dem Poeten vorſchreiben, wie er dichten ſoll, und hat er den Mut, er ſelbſt zu ſein, ſo entgeht er den ſchlechteſten Perſönlichkeiten nicht. Wer mag da ſeine Kräfte, ſein Leben, ſein Glück, ſeine Geſundheit riskieren! Thue dir ſelbſt genug, dies iſt das wahre innre Geſetz, dem wir möglichſt nachkommen ſollen. Und hat man es nach Kräften gethan, nicht Geſundheit, nicht irdiſches Wohl zu hoch geachtet, ſie auf dem Altar zu opfern, ſo kommen Menſchen, die ſelbſt nichts produzieren, als Kritik in einer zuckerwaſſerverſchwemmten, charakterloſen Proſa, die ich nur einen Ohren- und Sinnenkitzel ohne tiefern Sinn, ja ohne praktiſchen Wert nennen kann, denn man bringts nicht ſo weit, nur herauszuleſen, was ſie wohl mögen gewollt haben — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geſchmack daran gefunden, ſich auf dieſen Oberflächen zu wiegen in der Meinung, es denke, und wer weiß wie tief, die produktiven Autoren über die Achſel anzuſehen und ſich zu freuen, wenn ſie recht gemein heruntergeriſſen werden. Das iſt das junge

Deutſchland. Lies ihre Schriften; es iſt unmöglich, ſich einen Begriff von dieſer Tigergrube zu machen." Er empfand einen noch ſchärfern Gegenſatz zu dieſer Litteratur und Litteraturauffaſſung, als zu Mendelsſohn, R. Schumann oder ſelbſt Berlioz. Aber der Unterſchied war von Haus aus der, daß er der ihm fremden litterariſchen Richtung mit bewußter Gegnerſchaft und der Zuverſicht Auge in Auge trat, ihr gewachſen zu ſein, das Beßre, Geſündere und Lebensfähigere in ſich zu tragen, daß ſein Blick und Inſtinkt für die Unter- und Gegenſtrömungen, die der Herrſchaft des „jungen Deutſchlands" ein baldiges Ende bereiteten, merkwürdig ſcharf war. Und wenn er als Muſiker ausrief: „Seit Beethoven iſt die Muſik gemütskrank geworden, ein ewiges Herumgeriſſenwerden vom Himmel zur Hölle, von Hölle zu Himmel; keine Ruhe, kein gaſtliches Plätzchen, aus jedem Blumenſtrauche ſteckt die ſchöne, furchtbar ſchöne Schlange Wahnſinn die ſpielende Zunge," ſo erkannte er auf poetiſchem Gebiete ſchon jetzt, „Philoſophie ſetzt Grenzſteine, Poeſie ſchafft ſie hinweg," ſo ſetzte er „auf das Drama große Hoffnung; von allen Seiten beginnt man es zu fördern und in ſeine alten Rechte einzuſetzen," ſo wußte er mitten in all ſeiner Unfertigkeit, „den echten Dichter ſchafft die Ganzheit und Fülle ſeiner Stimmung," und empfand in guten Stunden, daß er dieſe Ganzheit und Fülle in ſich trage.

Was ihn gleichwohl nicht zur klaren Entſcheidung über den demnächſt einzuſchlagenden Weg kommen ließ, war das Hinzutreten eines tiefen und leidenſchaftlichen Heimwehs zu allen innern Kämpfen. Vom erſten bis zum letzten Tage dieſes erſten Leipziger Aufenthaltes durchzog eine leidvolle Sehnſucht nach den in der Heimat zurückgelaßnen wirklichen und vermeinten Gütern, das brennendſte Verlangen nach ſeinen alten Bekanntſchaften und Beziehungen die Briefe und Tagebuchblätter Ludwigs. Was er während der Krankheit im Mai 1840 als ſein herrſchendes Gefühl erkannte: „Nur nicht in der Fremde ſterben! Werd ich denn je wieder meinen Garten ſehen? Ich fühls, nicht eher werd ich mich wieder ruhig und behaglich fühlen. Jedes Blättchen darin iſt mir wie ein Bruder. Ich habe mich ſo hineingelebt, daß er ein Teil von mir iſt. Ich höre ihn rauſchen, meine ganze Kindheit, das einzig Schöne im Leben, und was ſonſt mein Gemüt betroffen, alles bezieht ſich auf ihn. Er iſt meine ganze Seelengeſchichte. Nur in ihm lebe ich ein ganzes Leben. Überall außer ihm bin ich fremd und ungern. O Garten, Garten! unter den ärmlichſten Bedingungen ein Einſiedler in dir!“ — das kehrte in hundert Bildern und Ausrufen unabläſſig wieder, heute als rührende Sorge um den „lieben dicken Herrn,“ den Onkel, den er ſo gern in beſſern Händen gewußt hätte, morgen als Erinnerung, wie behaglich, ja reich ſein Leben in Eisfeld gegenüber der entbehrungsvollen Dürftigkeit dieſes Daſeins in der Fremde geweſen ſei, einmal als Überzeugung, daß ihm nur ein kurzes Leben beſchieden ſein werde, und wieder als Furcht, daß er einem Schattenbilde von Wirkung und Ruhm nachjagend ſich um das ſchlichte volle Leben bringen werde, deſſen mit liebevollem Vergeßen ſo vieler Erfahrungen er in Eisfeld gewiß zu ſein glaubt. In dieſen Stimmungen tauchen dann in ſeinen Briefen die ſehnſüchtigen Wünſche auf, „ein eingeſchränktes bürgerliches Glück zu genießen — Schulmeiſter zu werden, womöglich in Eisfeld ſelbſt. Meines Gartens wegen, in dem ich die meiner Geſundheit allein aufhelfende Bewegung finde, und weil ich Zeit genug überbehalte, mein Steckenpferd im ſtillen für mich zu reiten. Morgenroths Zeit fällt mir ein; was iſt nicht in ſeinem Geiſte (ungefähr!) zu leiſten.“ (An Karl Schaller, Leipzig, Juli 1840.) Da malte er ſich in ſeinem Tagebuche ein völliges Idyll aus:

„Im Wachen und Träumen verfolgt mich beſtändig das Ideal eines Schulmeiſterlebens auf dem Dorfe, womöglich in ſchönem Klima, in der Nähe einer kleinen Reſidenz, wo Muſik und Theater blüht, und eine gute Leihbibliothek, etwa bei Meiningen oder Koburg. Im Sommer Botanik getrieben, wozu mir eine ungeheure Luſt erwacht iſt, gepelzt, gepflanzt, eine Kuh gehalten. Ich würde geſund! Ein patriarchaliſches Leben geführt! Das aber nicht eher, als bis ich gute Ausſichten habe. Beſiegt zu reſignieren iſt eine Schande, aber als Sieger reſignieren, freiwillig herabſteigen. — Sodaß ich nicht eher zu dichten oder zu komponieren brauchte, als wenn mich der Geiſt dazu triebe. Dazu einen hoffnungsvollen Jungen, in deſſen Unterricht ich auslernte. Was braucht ich mehr! Ein ſtilles Leben in der Natur und einen Jungen. — Ich will ein Patriarch werden, ſehen, daß ich ein Kind erziehe zu dem, was ich hätte werden können. — Kantor in Eisfeld möcht ich ſein, mit meinen alten Bekannten leben, Schweine ſchlachten und verzehren die paar Jahre, die ich noch zu leben habe. Die Kälte in meinen Füßen und Beinen nimmt mit jedem Tage zu und iſt nicht zu beſiegen. Tabak noch mein einziges Pläſir. Klavier kann ich nicht ſpielen, da meine Hände nicht geſcheit werden, wie bei uns zu Hauſe es heißt. Ich wollte, Schaller würde Amtsverwalter in Eisfeld und ich Kantor; nebenbei durch Schriftſtellerei wäre ſchon ſo viel zu verdienen, daß man ſich einer ſorgenloſen Exiſtenz erfreuen könnte.“ Da jauchzte er auf, wenn er nach langer Pauſe Briefe aus der Heimat erhielt: „Briefe von zu Haus! Wie ich des dicken Herrn Hand auf der Adreſſe ſah! Die Freude hat mich ganz aus der Façon gebracht! — Des dicken Herrn Brief ganz das Abbild einer ſeiner ſchönen Stunden!“

So bedurfte es für den ſehnſüchtig heimwärts blickenden, ungeduldig die Leipziger Verhältniſſe tragenden nur noch eines äußern Anſtoßes, um ſich zu erinnern, daß ihm Mendelsſohn in der erſten Zeit (und jedenfalls in der Verlegenheit, was er mit dem wunderlichen, ſo reiſen und ſelbſtändigen Schüler beginnen ſolle) angeraten hatte, nach Meiningen zu gehen. Den äußern Anſtoß gab die Furcht vor einem zweiten Winter in Leipzig, die prophetiſche Gewißheit eines Rückfalls in ſeine ſchwere Krankheit, die Otto Ludwig zu verſpüren glaubte. Vom 20. Oktober 1840 datiert die letzte Aufzeichnung in Otto Ludwigs Leipziger Tagebuche, ſie bezog ſich ausſchließlich auf ſeine Reiſevorbereitungen. Die Brieſe aus Meiningen, die er noch erwartete, müſſen in den nächſten Tagen angelangt ſein, im Herbſtnebel, wie er gekommen war, eilte er der Heimat wieder zu, ſo ſchnell, als die gewöhnliche Poſt jener Tage eben zu eilen vermochte.

◆

Heimkehr

Als Otto Ludwig Ende Oktober 1840 Leipzig verließ und die Poſtfahrt nach Meiningen zurücklegte, war die Sehnſucht nach ſeiner Heimat in ihm übermächtig geworden, und der Vorſatz, ſich in Meiningen zum Studium von Partituren und zu lebendiger Teilnahme am Privatmuſiktreiben der dortigen Kapellmitglieder niederzulaſſen, kaum mehr als eine Phantaſiebrücke für die beſchloßne Rückkehr nach Eisfeld. Im letzten Leipziger Briefe, den er Anfang Oktober an Schaller nach Waſungen ſchrieb, machte ſich die ihn beherrſchende Stimmung gewaltſam Luſt: „Leb Er einſtweilen wohl, grüße mir ſeine gute Frau und ſeinen Herrn Jungen zum allerſchönſten; ſei Er froh, daß Er fern von den Anfeindungen, Anmaßungen, Intriguen der Kunſtwelt ſein gemütliches Leben führen kann!“ Verſchiedne Umſtände hatten zuſammengewirkt, dieſe Stimmung in ihm zu erzeugen und ſie zuletzt übermächtig werden zu laſſen. Dem Zwieſpalt, in dem er ſich mit den Leipziger muſikaliſchen Verhältniſſen, mit dem in der Muſik herrſchenden Geiſte fühlte, hatte ſich der ſtärkſte Zweifel an ſeinem muſikaliſchen Beruf überhaupt geſellt. Ununterbrochner als jemals zuvor hatte ſich die Luſt am poetiſchen Schaffen, der Drang nach rein dichteriſchen Gebilden in ihm geregt; anſtatt ins volle Leben der Muſik zu tauchen, wozu er nach Leipzig gekommen war, hatte er ſich zuletzt beinahe zwingen müſſen, wenigſtens „ein halber Muſikus“ zu bleiben, und gegenüber jeder

Wolke, die über den Himmel ſeiner muſikaliſchen Anſchauungen und Beſtrebungen zog, war ein poetiſches Hoffnungsgeſtirn aufgeblitzt. Auch die Träume vom Kantorat in Eisfeld, von einem Schulmeiſterleben auf dem Lande hatten doch immer den Unter- und Hintergrund einer poetiſchen, vorzugsweiſe dramatiſchen Wirkſamkeit gehabt; Ludwig wollte in allzufrüher Reſignation auf den Ruhm, nicht aber auf die Ausübung der Kunſt verzichten, und „die Kunſt" war ihm jetzt nicht mehr die Muſik, ſondern die Poeſie. Als er am 29. Auguſt 1840 der Motette in der Leipziger Thomaskirche beigewohnt hatte und von Johann Sebaſtian Bachs „Jeſus meine Freude" beglückt worden war („Thomaner ſingen einzig. Schöne Stimmen, beſonders Diskant- und Baßſolo. Auch nicht um einen Gedanken abgezogen, trotz der Länge des Stücks. Kompoſition wunderbar"), war ihm gleichwohl und auf demſelben Tagebuchblatt, dem er ſein Entzücken vertraute, das Geſtändnis entſchlüpft: „Doch genügt mir das Vage der Muſik nicht mehr! Geſtalten muß ich haben!" und hatte bezeugt, daß die innre Kriſe bei ihm bereits entſchieden war. „So viel ich bis jetzt aus mir klug geworden, iſt es das poetiſche Element in der Muſik, das mich zu dieſer gezogen, hat und ich werde wohl nur in den muſikaliſchen Gattungen, die auf jenes gegründet, etwas zu leiſten vermögen. Der plaſtiſche Trieb, dem ich komponierend genügen wollte, hat, wie es nicht anders ſein kann, mich in mannigfache Irrtümer gebracht. Und dieſer plaſtiſche Trieb ſcheint das Entſchiedenſte in meiner Natur zu ſein. Ich ſehe es, in der Poeſie muß ich meinen eignen Weg gehen; drum nur manchmal ein Freundesangeſicht zur Erquickung." Beim Einpacken ſeiner Habſeligkeiten, die er in keinen Tag entbehrliche und einige Wochen hindurch wohl zu miſſende geſchieden hatte, waren ſeine Trauerſpielpläne (Agnes Bernauer, Ghismonda und der Eckart) wiederholt dem unentbehrlichſten Teil hinzugerechnet worden. Wie er vor Jahren, an ſeinem poetiſchen Talent verzweifelnd, von Saalfeld nach Eisfeld zurückgeeilt war, um in den gewohnten heimatlichen Umgebungen Ruhe und Klarheit über ſich ſelbſt zu gewinnen, ſo trieb es ihn jetzt, beinahe möchte man ſagen willen- und widerſtandslos, in die kleine Vaterſtadt zurück, deren Häuſer und Gärten, deren Zuſtände und Menſchen er ſich in ſeiner Leipziger Vereinſamung und kränklichen Verkümmerung ſo wunderſam vergoldet hatte.

Eine frohe Begegnung und Raſt war Otto Ludwig auf dieſer Rückreiſe in Waſungen gegönnt. Karl und Sophie Schaller verbargen wohl ihr Erſtaunen über den unerwarteten Abbruch der muſikaliſchen Laufbahn nicht, aber ſie nahmen den alten Freund mit gaſtlicher Herzlichkeit auf und ließen ſich von ihm über Leipzig und die Kunſtwelt, der er ſo wenig Gutes nachzuſagen hatte, unterrichten. Über ſeine Zukunft war Ludwig ſchweigſam, er ſchien noch immer die Niederlaſſung in Meiningen zu beabſichtigen, legte aber kein Gewicht auf dieſen Plan und bewegte ſich hauptſächlich in Heimaterinnerungen. Er war im Hauſe der Freunde der Alte und wollte es in jedem Betracht ſein, „glaubte ſogar ſich wegen der Vatermörder und Manſchetten, die er nun trug, bei Schaller entſchuldigen zu müſſen.“ Er ging von Waſungen nach Meiningen, ſcheint hier aber nur wenige Tage verweilt zu haben. Die erſte Unterredung, die er mit Hofkapellmeiſter Grund hatte, belehrte ihn, daß er den Zweck, um deswillen er gekommen war, hier ſchwerlich erreichen werde. Freilich würde ihn niemand gehindert haben, „Partituren zu ſtudieren,“ ſo viel er wollte, aber um ſo mißlicher ſah es mit jeder andern muſikaliſchen Forderung und Hoffnung aus. Da war es natürlich, daß ihm beifiel, über Partituren könnte er in Eisfeld ſo gut ſitzen, als in der kleinen Reſidenz, aber auch natürlich, daß er ſich erinnerte, welche „krankhafte Muſikſcheu“ ihn monatelang in Leipzig erfüllt hatte, „ſo, daß ihm eine angeſtrichne Geige Angſt machte“* und daß ihm die Wochen vor der Seele ſtanden, in denen ihm „jedes Plätzchen in Eisfeld als ein Paradies erſchienen war, aus dem er vertrieben ſei.“ Es drängte ihn, die zehn Stunden bis Eisfeld hinter ſich zu laſſen und ſo an dem Ziele anzulangen, dem er insgeheim ſchon von Leipzig her zugeſtrebt hatte. Im November war er wieder „zu Hauſe.“

Otto Ludwig bezog zunächſt ſeine alte Wohnung im Hauſe des Onkels Chriſtian, den er bedenklich kränker als im vorigen Jahre fand, und der ſeiner Frau und ſeinen Verwandten gegenüber noch hilfloſer geworden erſchien, als ihn der Neffe im Herbſt 1839 verlaſſen hatte. Hier wie überall machte der Heimgekehrte die Erfahrung, daß eine längre Trennung von ſchlimmen und drückenden Verhältniſſen dieſe beim Wiederfinden ſchlimmer und drückender erſcheinen läßt, ſelbſt wenn ſie die gleichen geblieben ſind. Je heißer und tiefer er ſich nach der Heimat geſehnt hatte, um ſo ſchwerer fiel ihm der Empfang auf die Seele, den er jetzt notwendigerweiſe fand. Was wußten die braven Bürger von Eisfeld, was wußten ſelbſt Ludwigs nähere Bekannte von den ſchweren innern Kämpfen, die das Jahr des erſten Leipziger Aufenthalts durchzogen und beinahe erfüllt hatten? Was kümmerte ſie die Wahrheit, die Echtheit, die Größe ſeiner künſtleriſchen Zukunft und die Frage, ob er zur Dichtung wie zur Muſik durch natürliche Anlagen berufen, zur Dichtung aber auserwählt ſei? Was galt ihnen die Summe der Erfahrungen und koſtbaren Selbſterkenntniſſe, die der Künſtler gewonnen hatte? Sie ſahen nur, daß er, wie ſie meinten, vor der Zeit, erfolglos und ausſichtslos heimkam, wohl gar das kaum gewährte herzogliche Stipendium ſchon wieder verloren oder wenigſtens aufs

Spiel geſetzt habe; ſie tauſchten ehrliche und unehrliche Bekümmerniſſe um Ludwigs Zukunft aus, ſie zuckten, wenn er es nicht ſah, die Achſeln und ſuchten ihn über ſeine Leipziger Erlebniſſe und ſeine fernern Pläne auszuhorchen. Man kann ſich eine ſehr deutliche Vorſtellung davon machen, was und wie Otto Ludwig in dieſem Herbſt und Winter in Eisfeld beſprochen und beurteilt wurde, ſeit Jahrzehnten war kein gleich ergiebiger Stoff für kleinſtädtiſche Weisheit und Wohlredenheit zu Markte gebracht worden. Zu ſeinem Glück war unſer Dichter der Mann, der in ſeiner geſchloßnen, feſten und ſchweigſamen Weiſe unbefugter Neugier wie unerbetner Kritik einen unüberwindlichen paſſiven Widerſtand entgegenſetzte. Aber er konnte doch nicht umhin, ſein vorausgegangnes ſchmerzliches Verlangen nach Eisfeld an dieſem wunderſamen Empfang zu meſſen.

Für den Augenblick ſah er ſich wieder Zuſtänden gegenüber, die er jahrelang getragen hatte, ohne je mit ihnen zu verwachſen, und die ihn nun ſchon das kurze Leben in der Fremde unerträglich finden ließ. Wieder mußte er dem leidenden Oheim in ſeinen häuslichen Zerwürfniſſen und gegen die Zornesausbrüche der unholden, wie es ſcheint halb wahnſinnigen Frau beiſtehen. Er hatte ſchon in den verfloßnen Jahren die Erfahrung gemacht, daß ihm eine beſondre Kraft zu eigen ſei, die Tobſuchtsanfälle dieſer Tante zu beſiegen; der feſte Blick ſeiner klaren Augen ſchüchterte ſie ſo ein, daß ſie ruhig ward, davon ſchlich und in Ludwigs Gegenwart ſich eine Zeitlang betrug, wie andre Frauen auch. Leider gab es jetzt Ausbrüche, bei denen Eliſabeth Otto zum Meſſer griff, das ihr dann Otto Ludwig ſo ſicher aus der Hand ſchlug, als wäre es ein Strickzeug. Unter ſolchen Umſtänden war es natürlich, daß ihm im Hauſe des Onkels nicht mehr wohl werden konnte, ſo treue Hingabe er dem bedrängten todſiechen

Manne widmete. Noch viele Jahre ſpäter offenbarte ein Brief Ludwigs (Dresden, 20. Februar 1862) an Chriſtian Ambrunn in Eisfeld, den Sohn ſeines alten Ambroſius, mit welchen Gefühlen er damals am Krankenbett und Sorgenſtuhl ſeines Onkels ſaß: „Wenn ich gern arbeiten möchte, den Kopf und das Herz voll von Geſtalten und Plänen, die nur der Ausarbeitung bedürfen, und vor Schmerzen oder vor der Mattigkeit, die deren langem Anhalten folgt, nicht kann, dann iſt mirs oft eine fühlbare Erleichterung, welche die Phantaſie mir giebt. Wie mein ſeliger Onkel ſo ſchmerzlich am Unterleib litt, brachte ich ſtundenlang vor dem Einſchlafen damit zu, ſeine Schmerzen mir zu wünſchen, wenn dies ihn befreien könnte, mir, der ich jung und voll Mut ſie leichter tragen könnte. Es gereicht meinem Verſtand eben nicht zur Ehre, daß ich, ſeit ich ſelbſt von ſolchen Schmerzen geplagt bin, mir gern und bisweilen bis zur Täuſchung lebhaft vorſtelle, es ſeien dies dieſelben Schmerzen, die mein Onkel hätte leiden müſſen, wenn ich ſie nicht auf mich gelenkt.“ Während Ludwig mit ſo treuen Geſinnungen den Onkel pflegte, litt er ſelbſt an einer heftigen Augenentzündung, die ihn alsbald nach ſeiner Heimkehr befallen hatte, und die bis in den April hinein währte. Er konnte wochenlang weder leſen noch ſchreiben, und der Hausarzt des Onkels, der lebensfrohe und geſchickte Hildburghäuſer Dr. Ferdinand Genßler, verurteilte ihn zu einer Diät von Waſſerſuppe und Butterſemmeln, die der Unverwöhnte geduldig über ſich ergehen ließ. Ärgerlicher war es ihm, daß infolge der häuslichen Zuſtände ein Beſuch Schallers und ſeiner Frau, der in Waſungen verabredet und von Ludwig mit freundſchaftlicher Sorgfalt vorbereitet worden war, nur halben Genuß brachte. Am 24. Januar 1841 hatte Ludwig an Schaller geſchrieben: „Ich hoffe, daß es Sein Ernſt iſt mit dem Beſuch um Oſtern, man wird Sorge tragen, Ihn und

Frau gehörig unterzubringen; an Lichtern ſoll es gleichfalls nicht fehlen, damit Jünglein „ünzen“ kann nach Herzensluſt. Meinen Flügel laß ich jetzt reparieren, damit Er ſein berufnes ſchönes Favoritſtücklein ohne Hindernis möge ausführen können.“ Am Jahresſchluß 1841 aber geſtand er dem Freunde ſeufzend: „Mein Onkel, den ich nicht genug bedauern kann — ſeiner Frau wegen und ſchönen Verwandtſchaft — was mir bei deiner Anweſenheit vorige Oſtern dermaßen im Kragen lag, daß ich ganz aus meiner Haut herausgewachſen war — läßt dich und Sophie ſchönſtens grüßen.“

Doch alle dieſe Mißſtände und der Eisfelder Klatſch dazu, der um den Heimgekehrten geſchäftig war, hinderten nicht, daß Ludwig ſeine weitern Lebens- und Zukunftspläne reiflich erwog und zum feſten Entſchluß gedieh, auf die muſikaliſche Laufbahn zu verzichten und dafür die litterariſche einzuſchlagen. Freilich wies ſich bald genug aus, daß das jahrelange Leben in muſikaliſchen und dichteriſchen Doppelbeſtrebungen, bei denen die Muſik immer das eigentliche Ziel geweſen war, nicht ohne Nachwirkungen blieb. Die entſchiedenſten Vorſätze zur Sammlung ſeiner ſchaffenden Triebe auf Ausübung, ſeiner Selbſtbildung auf Erkenntnis der Poeſie hatten mit eingewurzelten Gewöhnungen der Phantaſie zu kämpfen. Nicht nur in den nahezu zwei Jahren, die Otto Ludwig jetzt wieder in Eisfeld zubrachte, ſondern noch während des zweiten Leipziger Aufenthaltes, ja wohl auch ſpäter regte ſich gelegentlich die Luſt am Komponieren, die der Dichter mehr und mehr zum bloßen Phantaſieren am Klavier dämpfte; noch am 28. Dezember 1845 erzählte er Eduard Devrient nach einer Aufzeichnung in deſſen Tagebüchern bei der erſten perſönlichen Begegnung, daß er, „ſeines Zeichens Muſiker ſei, daß ihn langjähriges Nervenleiden der Muſik entzogen habe, der er ſich nun wieder zuwenden wolle.“

Zur Bekräftigung ſeiner Vorſätze und zum Beginn des neuen Lebensabſchnitts entwarf Ludwig jenen Plan zu ſeiner „Agnes Bernauer,“ der dann im Sommer 1842 als „Der Engel von Augsburg“ vollſtändig ausgeführt wurde, träumte viel von einem größern humoriſtiſchen Roman „Der neue Don Quixote,“ von dem einige Entwürfe und Anfänge aus den nächſten Jahren vorhanden ſind, und ſchrieb die Novelle „Die Emanzipation der Dienſtboten,“ mit der er zunächſt bei ſeinem Landesherrn und fürſtlichen Gönner, dem Herzog Bernhard Erich Freund, den Schritt von der Muſik zur Litteratur zu rechtfertigen gedachte. Vom Mai bis zur Mitte Oktober wohnte er einen letzten Sommer in ſeinem Garten, der ihm in den dunkelſten Tagen des Leipziger-Jahres ſo licht vor Augen geſtanden hatte. Den Garten fand er unverändert, er ſelbſt — das fühlte er — war doch ein andrer geworden, und die luſtigen Vorſtellungen von einem ruhmloſen aber behaglich glücklichen Leben, von einer kleinen Stelle im Heimatſtädtchen, bei der man „nebenbei durch Schriftſtellerei ſo viel verdienen könne, um ſich eines ſorgloſen Daſeins zu erfreuen,“ zerſtoben vor der Wirklichkeit, die er jetzt mit ſchärfern Augen betrachtete, als in der Fremde. Selbſt wenn eine ſolche Stelle mit Ludwigs Gewöhnungen, mit ſeinem alles an alles ſetzenden Verlangen, der Kunſt etwas zu ſein, vereinbar geweſen wäre, wer hätte dem Autodidakten, dem in keiner Weiſe ſtaatlich geeichten und über die erſte Jugend nun ſchon hinausgewachſenen Manne die Hand zur Erlangung einer ſolchen Stelle geboten? Und wenn er Umſchau hielt im Thüringerlande, wie viele von denen, die er jetzt mit ſich im gleichen Falle ſah, die dem poetiſchen Schaffen ſtetiger als in flüchtigen Nebenſtunden oblagen, erfreuten ſich einer feſten bürgerlichen Stellung, und welche von dieſen Stellungen hätte er für wünſchenswert halten können?

In ſeiner nächſten Nachbarſchaft, in Hildburghauſen, hatte ſich ſeit 1828 ein gewaltiger litterariſch-induſtrieller Betrieb, Joſeph Meyers „Bibliographiſches Inſtitut“ mit dem Wahlſpruch „Bildung macht frei“ aufgethan. Eine mit Buch- und Steindruckereien, Kupferſtecher-, Stahlſtecher- und Holzſchneideateliers, mit Kartenſtecherei und Kunſtverlag ausgerüſtete Verlagsbuchhandlung war da vorhanden, die bei unabläſſigen Unternehmungen, bei der Herausgabe von Volks-, Familien-, Kabinetts- und Groſchenbibliotheken der deutſchen Klaſſiker (die ſie auszugsweiſe in hunderttauſenden von Exemplaren verbreitete), bei dem „Großen Konverſationslexikon“ und dem weltberühmten „Univerſum“ immer neuer litterariſcher Hilfskräfte bedurfte, obſchon ihr fleißigſter und federfertigſter Schriftſteller ihr eigner Chef blieb. Joſeph Meyer zog gern junge, poetiſch befähigte, geiſtig regſame Leute an ſein Inſtitut heran, hatte für ſie jederzeit Arbeit vollauf und beſcheidnen aber ſichern Erwerb, nur ſchade, daß ſie bei Erfüllung ihrer Pflichten wenig Zeit und Kraft behielten, der Pflege ihres Talents zu leben. Unter den dem Bibliographiſchen Inſtitut verbundnen Schriftſtellern befanden ſich Friedrich Hofmann aus Koburg, der mit einem Schauſpiel „Die Schlacht bei Fockſan“ einen dramatiſchen Anlauf genommen hatte, mit einem poetiſchen „Rundgemälde von Koburg“ auf deutſch-lyriſchen Boden zurückgekehrt war, ſeit ſeinem Eintritt in die Redaktion des großen vierundfünfzigbändigen Konverſationslexikons poetiſch faſt verſtummte und nur alljährlich noch einen „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ anzündete, eine lyriſche Sammlung aus Beiträgen großenteils thüringiſcher Dichter, die regelmäßig auch einige Gaben des Herausgebers brachte, ſowie der phantaſievollere und höherſtrebende Ludwig Köhler aus Meiningen, der mit Gedichten und einem Burſchenſchafterroman „Akademiſche Welt“ ſich vor allen Dingen als zeitgemäß-freiſinniger Dichter legitimiert hatte, an den mühevollen Arbeiten für die Unternehmungen des Bibliographiſchen Inſtituts gleichfalls jahrzehntelang teilnahm, dazwiſchen aber doch hiſtoriſche Romane mit Revolutionshintergrund („Thomas Müntzer," „Johannes Huß und ſeine Zeit," „Jürgen Wullenweber") verfaßte und ſich ſchließlich ſelbſt mit einem großen Drama „Die Ditmarſen" verſuchte. Seinen Dichtungen und Erzählungen gebrach es nur zu ſehr an künſtleriſcher Reife und poetiſcher Vertiefung, ſie ragten über die Linie kecker und greller Skizzen kaum hinaus, und doch war etwas in ihnen, was Köhler wohl berechtigt hätte, an dem Thüringer Dichterbund teilzunehmen, der in den vierziger Jahren geſtiftet wurde. Ältere und jüngre Talente ſchloſſen ſich zur Pflege allgemeiner und landsmannſchaftlich thüringiſcher Poeſie zuſammen. Dem Bunde gehörten der Gothaer Archivſekretär und Vorſtand der Kunſtſammlungen Adolf Bube an, der Verfaſſer zahlreicher Balladen und zum Teil feiner Naturbilder, der poetiſche Bearbeiter der „Thüringiſchen Volksſagen," eines der vielen nachahmenden Talente, die jeder größern Entwicklung entbehren und auf der Höhe ihrer Laufbahn kaum mehr vermögen, als im Beginn; ferner der volksthümliche Erzähler Georg Heinrich Schwerdt, der Pfarrer von Neukirchen bei Eiſenach; endlich und vor allen Ludwig Bechſtein und Ludwig Storch, damals die geprieſenſten und weithin bekannteſten Thüringer Poetennamen. Ludwig Bechſtein, zu Weimar geboren, aber meiningiſchen Urſprungs, ein Neffe des Naturforſchers Johann Matthias Bechſtein, des Begründers der jetzt aufgehobnen, ſeiner Zeit berühmten Forſtakademie zu Dreißigacker, war als Stipendiat Herzog Bernhard Erich Freunds aus der Apotheke zu Salzungen erlöſt worden, hatte in Leipzig und München Philoſophie und Geſchichte ſtudiert, war Kabinettsbibliothekar ſeines

Landesherrn, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek zu Meiningen geworden. Er war urſprünglich eine wahrhaft dichteriſche Natur, und ſeine frühſten Gedichte, poetiſchen und proſaiſchen Erzählungen waren „aus innerer Quelle gefloſſen, einfach, leicht, nicht ohne Gemüt, aber die Leichtigkeit, mit welcher er die Form handhabte, verleitete ihn zu einer raſchen Produktion, deren Menge mit dem kleinen Talent nicht in richtigem Verhältnis blieb“ (Gödeke). Bechſtein hatte es an Regſamkeit ſo wenig als am Beſtreben fehlen laſſen, ſich durch neue Eindrücke und Bildungselemente neue Stoffe zu ſichern, doch da er unabläſſig nur nach Erweiterung, nicht nach Vertiefung ſeines Anſchauungskreiſes trachtete, ſo ward ein von Haus aus vorhandner Zug zur Trockenheit und nüchternen Äußerlichkeit allmählich herrſchend. Von ſeinen Gedichten hatten „Gevatter Tod“ und „Die Haimonskinder,“ von ſeinen Romanen die „Fahrten eines Muſikanten“ mit ihrem Seitenſtück „Klarinette,“ ſowie der hiſtoriſche Roman „Grumbach“ die meiſte Anerkennung gefunden, als Sagenforſcher und Märchenſammler bereitete er eben jetzt jenes „Deutſche Märchenbuch“ vor, das auch im buchhändleriſchen Sinne großes Glück machen ſollte, und hatte ſeinen ſpätern Veröffentlichungen mittelalterlicher Dichtungen in dieſem Jahre (1841) eine Skizze über den Minneſänger Otto von Botenlauben als „Vorläufer“ vorangehen laſſen. Als herzoglicher Hofrat und Bibliothekar, als Vorſitzender des Hennebergiſchen altertumsforſchenden Vereins, als rechte Hand des Herzogs in litterariſchen Dingen war er für Ludwig, der ſeinem fürſtlichen Gönner die Ändrung ſeines Lebensplans zu eröffnen und zu motivieren hatte, ebenſo von Bedeutung wie als anerkannteſter und verbindungsreichſter Schriftſteller ſeines kleinen Vaterlandes. Phantaſievoller, warmblütiger, kräftiger, dafür um ein gutes Teil unklarer und ungezügelter als Bechſtein zeigte ſich deſſen Altersgenoſſe Ludwig Storch aus Ruhla, der in den volkstümlichen Blättern der erneſtiniſchen Herzogtümer, bei Sänger- und Schützenfeſten „die Thüringer Edeltanne“ hieß, deſſen Naturanlage, Jugend- und Bildungsgeſchichte mancherlei Ähnlichkeit mit denen Otto Ludwigs beſaß. Die ethiſche Strenge und den nie raſtenden Trieb und Zug unſers Dichters zur künſtleriſchen Vollendung abgerechnet, hatte Ludwig Storch mit Otto Ludwig das tiefe thüringiſche Heimatsgefühl, die Frühreife des Talents, die Unregelmäßigkeit des Bildungsganges, das Herabgedrücktwerden in einen unwillkommnen praktiſchen Beruf und das Emporſchnellen der unverwüſtlichen poetiſchen Natur gemeinſam. Aber Ludwig Storch war durch fremde und eigne Schuld früh dem Zwange verfallen, für den Erwerb ſchreiben zu müſſen, und hatte ſein friſches Darſtellungstalent in raſch aufeinanderfolgenden hiſtoriſchen und frei erfundnen Romanen und Novellen verzettelt. Wenn einzelne ſeiner Erſtlingswerke wie das thüringiſche Lebensbild „Vörwerts Häns“ mit ſeinen lebendigen Schilderungen thüringiſcher Volksluſt und der hiſtoriſche Roman „Der Freiknecht“ (den Charlotte Birchpfeiffer alsbald als „Hinko, der Freiknecht“ dramatiſiert hatte) über die Litteratur für Leihbibliotheken hinausragten, ſo gedieh der unglückliche Belletriſt doch zu keiner in ſich abgeſchloßnen und bleibenden Schöpfung.

Hier war überall wenig, was Otto Ludwig zur Nacheifrung, zum Gleichſtreben reizen konnte. Unfertig und unberühmt wie er noch war, überragte er im Hauptpunkt ſchon jetzt die ſämtlichen poetiſchen Landsleute gewaltig. Er trug von Natur und beinahe noch ohne Reflexion die höchſte Anſchauung von der Kunſt und der Lebensaufgabe eines Dichters, die volle Fähigkeit der Hingebung an dieſe Aufgabe, die unbewußte Forderung ſeeliſcher Vertiefung und Ausgeſtaltung jedes Bildes ſeiner regen Phantaſie in der Seele. Er hatte nichts mit der Begnügſamkeit leichter und mittlerer Talente gemein, ſelbſt wenn er nur für die Unterhaltung zu arbeiten dachte, ſtellte er Anſprüche an Lebenswahrheit, Stimmungsfülle und Eigenart ſeiner Verſuche, die ihn davor ſchützten, Erfindungen und Geſtalten in flüchtiger Skizzierluſt raſch zu verbrauchen. Er hatte ſich nicht von der Muſik zur Dichtung gewendet, um ſich die Lebensarbeit zu erleichtern, ſondern betrat den neuen Weg mit dem gleichen Ernſt wie den ſeither verfolgten Pfad.

Spärlich genug fließen unſre Nachrichten über Ludwigs Heimatſommer von 1841. Die Einſicht, daß er in den Verhältniſſen, in die ihn die geheime Gewalt des Gemüts viel mehr als die äußern Umſtände zurückgetrieben hatte, nicht verbleiben könne, nicht neue Wurzeln ſchlagen dürfe, muß gewachſen ſein. Umſonſt verſuchte er ſeine Einbildungskraft auf dem nächſten Heimatboden feſtzuhalten. In dieſer Zeit nahm er einen Plan zu einer Erzählung wieder auf, die an lauter Jugendeindrücke anknüpfen ſollte, und deren Entwurf erkennen läßt, welche friſchen Quellen ihm da ſtrömten und rauſchten, wo andre kaum Rinnſale erblickten. Ludwigs Niederſchrift lautet: „Limbacher Novelle. Schilderung der Waldnatur, des ſüdlichen Charakters namentlich der Waldmädchen. Roheit. Verbildung. Der ſuperhumane Rittergutsbeſitzer. Neugier und Gaſtfreundlichkeit. Malergeſpräche über ihre Kunſt. Buchhalter Lotz. Rektor. Sagen von den Veneziern. Muſik. Einige Porträts; Bettine, das Geſicht, das faſt kretinartig iſt und ſich durch Muſik allemal zur wunderbaren geiſtigen Phyſiognomie bildet, die ein ungeheures innres Talent hat und kein äußres. Die Waldgrazie, ein wunderſames Bild von Fülle und Kraft und Geſundheit, aber voll der ſüßeſten Weiblichkeit, die den jungen Deutſchen kuriert. In der Nähe das Schloß des Graf Pfaffel. Verſchwörung mit den Fabrikanten. Sie machen ſich lächerlich. Der Lügenſack mit ſeinen Bekanntſchaften, ein himmellanger, poſſierlicher Kerl. Der alte Schulz, ſein Zigeunergevatter und Hofmaler. Erſt glaubt man, er ſei der von Zigeunern geraubte Sohn des Kommiſſionsrates. Er iſt ein andrer u. ſ. w. Der Pfarrer von Steinheid. Hypotheſe über die Gräfin Pfaffel die Hauptintrigue. Kolonie, die von der Obrigkeit aufgehoben, doch noch exiſtiert. Der einſiedelnde Schuſter. Böhmiſche Glasmacher, vielleicht mit Bezug auf die Pfaffel. — Noch mehr Beiſpiele, Pfaffel, Einſiedler. Auswandrer mit ihrem Lied, daß die armen Waldteufel nicht fort mögen. Auswandrer: die Heinleins, Robinſonaden. Buchhalter in die böhmiſch-Pfaffelſche Geſchichte verwickelt u. ſ. w." Hier blitzten nahezu alle Bilder des Thüringer Waldlebens auf, wollten alle wechſelvollen und farbigen Jugendeindrücke Geſtalt gewinnen, hier begegneten ſich Erinnerungen mit Erlebniſſen des Tages. Der Bruder von Chriſtian Ottos Frau, ein Eisfelder Schuhmacher, der mit den erſten Auswandrern 1834 nach Amerika gegangen war, war kürzlich zurückgekehrt und mochte Abenteuerliches über ſeine Erlebniſſe im Urwald berichten. Mit dem „Grafen Pfaffel" aber ſpielten Geſtalt und Geſchick jenes rätſelvollen Mannes und ſeiner Gattin oder Lebensgenoſſin in Otto Ludwigs Erzählungsplan herein, den viele Jahre ſpäter Ludwig Bechſtein zum Helden ſeines Romans „Der Dunkelgraf" erkor. „Die Geheimnisvollen von Eishauſen," die langjährigen Bewohner des an der Straße nach Hildburghauſen gelegnen Domänengutes Eishauſen, deren angeblicher Name Vavel de Verſay vom Volksmunde in Graf Pfaffel, „der Pfaffel" ſchlechtweg umgewandelt ward, und deren Lebensgeheimnis durch Jahre und Jahrzehnte, namentlich aber zwiſchen dem Tode der Gräfin im Jahre 1837 und dem endlichen Tode des Grafen

(1845) in aller Munde war und auf tauſendfache Weiſe zu deuten verſucht ward, hatten offenbar auch auf den Dichter, der ſeit ſeinen Knabentagen von den Unbekannten im Schloſſe von Eishauſen unzähligemale gehört hatte, tiefern Eindruck gemacht.

Wenn Otto Ludwig in dieſem Sommer vorzugsweiſe in ſeinem Gartenhauſe lebte und poetiſch thätig war, ſo ſchloß er doch im ſtillen mit dem Traum ab, ſeine geplanten Werke hier zu vollenden und von hier aus in die Welt zu ſchicken. Sollte, wie er zu denken begann, die dramatiſche Poeſie mit oder vor der erzählenden ſeine Lebensaufgabe werden, ſo war er als dramatiſcher Dichter in Eisfeld ſo wenig am Platze, wie als Opernkomponiſt. Was er Silveſter 1841 an Schaller bekannte, wird wohl ſchon für den Sommer gegolten haben. „Ich bin dir nun ganz allein. Es iſt niemand mehr hier, deſſen Gegenwart mir ſoviel Vergnügen gewährte, als ſeine Entfernung. Ausgenommen Ambrunn und Burkhart, mit denen ich zuweilen das Stündlein zwiſchen 5 und 6 Uhr verbringe.“ Dieſe Zuſammenkünfte fanden in der kleinen Gaſtſtube ſeines ſchon erwähnten Schul- und Spielgenoſſen, des Bierbrauers Johannes Recknagel ſtatt, deſſen Bier Ludwig den Vorzug vor jedem andern gab. Der Platz, wo der Dichter zu ſitzen pflegte, wird wißbegierigen Litteraturfreunden noch heute gezeigt — leider aber trug um die Zeit, wo Ludwig auf dem Platze verweilte, die Teilnahme der Eisfelder, wenige ausgenommen, durchaus nicht das Gepräge der Bewunderung oder wenigſtens hoffnungsreicher Zuverſicht. Man war im allgemeinen geneigt, mit Sprichwörtern wie „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ und „Hochmut kommt vor dem Fall“ ſich über die Eigenart von Ludwigs Leben und Weſen zu tröſten und half ſo, ohne es zu beabſichtigen, dem Dichter einige der ſtarken Fäden durchſchneiden, die ihn an dieſen Weltwinkel banden. Fand Ludwig „an dieſer Geſellſchaft keine Freude mehr" und ſuchte er ſich in der Geſellſchaft „der Herren Shakeſpeare, Goethe, Leſſing, Schlegel, Tieck, Beethoven u. ſ. w." zu entſchädigen, ſo konnte er ſich der Einſicht nicht länger verſchließen, daß er deren Geſellſchaft juſt nicht in Eisfeld zu genießen brauche.

Im Oktober 1841 mietete er, als er nicht länger im Garten verweilen konnte, ein eignes Arbeitszimmer beim „Koburger Bäcker" Reinhold Eckardt an der untern Pforte. Er fand, obſchon er, um den Onkel nicht zu kränken, ſein Schlafzimmer wie den Mittagstiſch im Hauſe Chriſtian Ottos beibehielt, daß die ſchwüle Atmoſphäre dieſes Hauſes, über deſſen Verfall und allmählichen Niedergang ſich auch ſeine Liebe und liebevolle Gewöhnung nicht mehr täuſchen konnte, ſeinen Arbeitsplänen höchſt ungünſtig ſei, und ſchuf ſich darum einen Zufluchtsort, der ihm einen Bruchteil ſeines Gartenfriedens gewährte. Er ließ die notwendigſten Zimmergerätſchaften und ſeinen Flügel in dies „Arbeitsſtüblein" ſchaffen und verbrachte hier regelmäßig die ſpätern Vormittags- wie die Abend- und die erſten, manchesmal auch die ſpätern Nachtſtunden. Denn er hatte ſeine alten Lebensgewohnheiten wieder aufgenommen und bekannte in dem ſchon erwähnten Silveſterbrief an Schaller: „Faſt zwei Jahre lang ſuchte ich ein ordentlicher Menſch zu werden, i. e. durch beizeiten Niederlegen und früh Aufſtehen für meine Geſundheit zu ſorgen und eben ſo lange war ich nicht imſtande etwas zu arbeiten vor Lebensüberdruß und Hypochondrie. Seit ich wieder früh — vielmehr ſpät — 9 oder 10 Uhr aufſtehe, nachts 1 oder 2 auch 3 mich niederlege, bin ich wieder ein ganz andrer Kerl geworden. Die Arbeit gerät und fleckt mir, wie du bald ſehen ſollſt, und Eſſen und Trinken ſchmeckt mir beſſer als je." Über Ludwigs Leben und Treiben in dieſem Winter berichtet ein 1889 noch lebender und geiſtig friſcher Augenzeuge: der Kantor Friedrich Kramer in Crock bei Eisfeld, der mehrere Monate hindurch Ludwigs Zimmergenoſſe und in gewiſſer Art ſein Schüler war. Der ſpätere Kantor, der Sohn eines Eisfelder Tuchwebers, hatte nach ſeiner Konfirmation zunächſt Unterkunft als Schreiber im Eisfelder Land- Amts-gericht gefunden, wünſchte ſehnlichſt Lehrer zu werden, ſtieß aber dabei auf den Widerſtand ſeines Vaters, der ihn nötigen wollte, das väterliche Gewerbe zu ergreifen, da bei der Schreiberei überall nichts herauskomme. Otto Ludwig, der am Weihnachtsabend 1841 den weinenden Jüngling aufſuchte, ihm tröſtlich zuſprach, ihn nach Kräften zu unterſtützen, auch ſeine Wünſche bei Kramers Vater zu befürworten verhieß, gab ihm zunächſt als Kopiſten Beſchäftigung (die Reinſchrift der Novelle „Die Emanzipation der Dienſtboten“ die in der Kabinettsbibliothek des verſtorbnen Herzogs Bernhard von Sachſen-Meiningen bewahrt wird, iſt augenſcheinlich von Kramers Hand) und nahm ſich des gedrückten jungen Landsmannes geradezu brüderlich an. Er unterrichtete ihn in den Anfängen des Generalbaſſes und im deutſchen Stil, ſprach die Balladen Schillers mit ihm durch und genügte überhaupt in dieſem Verkehr dem in ihm vorhandnen pädagogiſchen Triebe. Vierzig Jahre hindurch bewahrte Friedrich Kramer in rührender Dankbarkeit die kleinſte Erinnerung an dieſe Tage. Er ſchilderte ſeine Eindrücke folgendermaßen:

„Otto Ludwig war damals noch nicht 29 Jahre alt, von ſtattlichem Wuchs, geſunder Geſichtsfarbe, feinen Zügen und edler Haltung. Seine hohe Stirn, ſein braunes mildfeuriges Auge, ſeine gewinnende Freundlichkeit und treuherzig originelle Sprache berührten angenehm und gewinnend. — In jenem Arbeitszimmer gewahrte man einen Tiſch, einige gepolſterte Stühle, ein altes Sofa, einen Spiegel und einen Flügel. Dies Zimmer mußte in den Wintermonaten mindeſtens auf 18° R. durchwärmt ſein. Sobald er ſein Arbeitszimmer betrat, zog er ſeine weit hinaufreichenden Troddelſocken und ſeinen unanſehnlichen Schlafrock an. Waren dann die erſten Wölkchen ſeiner langen Tabakspfeife entſtiegen, ſo ſchritt er neubelebt und unter häufigem Schütteln mit dem Kopfe ſtundenlang ſinnend im Zimmer auf und ab. Wollte er ſchreiben, ſo ſtrich er die über die Schläfe herabfallenden reichen Haare zurück, knüpfte ſich einen Bindfaden um Stirn und Hinterkopf, legte ſich Papier zurecht und ſchrieb ohne Unterbrechung ganze Bogenſeiten voll. Oft genug freilich rückte er ſich am Nachmittag den Stuhl mit den Worten an den Tiſch: „Jetzt hab ichs, mein Geſchreibſel von heute morgen gefällt mir net. Ich muß die Feile anlegen“ und ſtrich ſchonungslos das Niedergeſchriebne aus und das Verbeſſerte darüber hin. Vor der Abenddämmerung verzehrte er ſein Abendeſſen, wobei er ſich gern mit mir unterhielt; in der Regel beſprach er vor Dunkelwerden noch eine Generalbaßaufgabe. Aus dem Ottoſchen Hauſe oder der Recknagelſchen Gaſtſtube brachte er, wenn er am Spätnachmittage im Arbeitszimmer wieder erſchien, unter dem Arm zwei Krüge voll Bier mit, die er in den Abendſtunden redlich mit mir teilte. Abends von 8—11 Uhr trieb er Engliſch oder vertiefte ſich in die Werke Shakeſpeares und Goethes. Dann konnte er ſtundenlang lautlos ſitzen, ohne zu bemerken, daß der Ofen kalt geworden war und ſeiner Tabakspfeife kein Wölkchen mehr entſtieg. Manchmal hielt er ein Vormitternachtsſchläfchen, um nach Mitternacht ſeine Beſchäftigungen wieder aufzunehmen. Durch Beobachtungen ließ er ſich auch von dieſen abziehen. Als ich auf dem Sofa einmal ſchlief, belauſchte er meinen Atem, bei meinem Erwachen ſagte er: „Sie haben in der reinen Quinte geatmet.“ Ein andresmal verfolgte er nach Mitternacht ſinnend die Richtung des Fluges, die konzentriſchen Kreiſe und den Tod eines Hausheimchens, worüber ſofort ein Gedicht entſtand. — Am Silveſterabend 1841 wünſchten wir uns gegenſeitig Proſt Neujahr! Otto Ludwig veranlaßte mich, meinem Vater in einem Briefe meine Herzenswünſche darzulegen, um dieſen verſöhnlich für mein Vorhaben, mich dem Lehrfach zu widmen, zu ſtimmen. Noch vor Oſtern 1842 ward ich zur Aſpirantenprüfung an das herzogliche Seminar in Hildburghauſen eingerufen, wozu mir Otto Ludwig bereitwilligſt und mit den beſten Segenswünſchen ſein Ränzel borgte. Zwiſchen Oſtern und Pfingſten trennten wir uns — auf Nimmerwiederſehen. Ich kam nach Hildburghauſen, und Otto Ludwig reiſte wieder nach Leipzig."

Manche Einzelheiten des ſchlichten Berichtes des Kantors von Crock werden bis auf das „Bier von Recknagel" durch Ludwigs Briefe an Karl Schaller beſtätigt, dem er am 20. Januar 1842 auch melden konnte, daß er inzwiſchen in Meiningen geweſen ſei und dort ſeine Angelegenheiten glücklich betrieben habe. Die Fortgewähr des herzoglichen Stipendiums auch an den Schriftſteller war vom Urteil über eine litterariſche Leiſtung abhängig gemacht worden. Dies Urteil gab Ludwig Bechſtein, dem ſich Otto Ludwig ſchon früher vorgeſtellt hatte, in einem undatierten Gutachten über die mehrerwähnte Novelle „Die Emanzipation der Dienſtboten" (gedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt" Juli 1843) ab, in dem es heißt: „In der Novelle von Otto Ludwig nimmt gleich der frappante Titel und der ſpannende Dialog der erſten Zeiten für den Verfaſſer ein. — Durch das ganze Buch herrſcht Glätte des Stils, Fülle und Reichtum des Gedankens und eine edle Sprache, die nie um den richtigen Ausdruck verlegen iſt und oft ergreifend wirkt. Die Fabel iſt einfach, ganz anders als man dem Titel nach erwarten ſollte; es herrſcht Reflexion überwiegend über die Handlung vor, aber die Reflexion iſt immer geiſtreich u. ſ. w. Jedenfalls wurde Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zu teil, die Anerkennung und Ermunterung verdient, wenn er auf dem Wege moderner Novelliſtik fortſchreiten will.“ Die Folge dieſes wohlmeinenden Berichtes war die Entſcheidung Herzog Bernhards, daß Otto Ludwig der Fortbezug und die Nachzahlung ſeines Stipendiums bis Oſtern 1843 zu bewilligen ſei. In der Begrenzung auf dieſen Zeitraum aber lag für Ludwig eine entſcheidende Mahnung, ſich von dem, was ihn in Eisfeld noch hielt, baldigſt loszureißen. Nach allem, was noch lebende Zeugen jener Tage berichten, und nach dem wenigen, was der Dichter ſelbſt ſpäter gegen die Seinigen darüber geäußert, erleichterte ihm die Stimmung und das Verhalten ſeiner Mitbürger die zweite Trennung von Eisfeld weſentlich. In einem Briefe aus Leipzig (21. September 1842) ließ Ludwig zurückblickend ein grelles Streiflicht auf die Geſchichte ſeines letzten Aufenthaltes in der Vaterſtadt fallen. Schaller wurde im Hochſommer 1842 nach Eisfeld zurückverſetzt, und Otto Ludwig rief: „Daß du nun in Eisfeld biſt, darauf hatte ich mich ſehr gefreut, und nun iſt mirs nicht recht, da ich, unter uns geſagt, mich in Eisfeld tot ärgern müßte und nimmermehr weder in die Stimmung zu ſchaffen noch deiner mich zu erfreuen dort gelangen könnte.“

Vergleicht man dies Geſtändnis aus einem gepreßten Herzen mit der leidenſchaftlichen Heimatſehnſucht Otto Ludwigs im Jahre 1840, ſo kann man erraten, daß er um ſchwere und unerquickliche Erfahrungen bereichert zum zweitenmale nach Leipzig ging. Gleichwohl ahnte er ſchwerlich, daß er, als er ſich bald nach Pfingſten 1842 zum Aufbruch rüſtete, ſeinem geliebten Garten, dem „dicken Herrn,“ Eisfeld und dem heimatlichen Thüringen überhaupt für immer Lebewohl ſagte.

Leipzig und Dresden

Im Sommer, ſpäteſtens gegen Ende Juni 1842 war Ludwig zum zweitenmale in der Pleißenſtadt eingetroffen, deren äußre und geiſtige Erſcheinung ſich ſeit dem Herbſt von 1840 nur in ganz unweſentlichen Dingen gewandelt hatte. Felix Mendelsſohn war ſeit über einem Jahre abweſend, durch königliche Berufung nach ſeiner Vaterſtadt Berlin gezogen worden, ohne daß man ihm dort eine ſeiner würdige Thätigkeit und einen beſtimmten Wirkungskreis zu ſchaffen vermocht hatte. Die Muſikfreunde Leipzigs, die Eingeweihten des Gewandhauſes lebten in froher Vorausſicht der Wiederkehr des Meiſters im Herbſt; Ludwig aber, der ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalte in Leipzig dieſe Lebenskreiſe nur geſtreift hatte, wich ihnen jetzt völlig aus und ſtellte ſich dem ehemaligen Meiſter im Winter von 1842 zu 1843, wo Mendelsſohn aufs neue die Gewandhauskonzerte dirigierte, nicht wieder vor. Er hatte ein beſcheidnes Quartier in einem jetzt längſt verſchwundnen Hauſe der Dresdner Straße bezogen und ſich zum guten Beginn des neuen Lebensabſchnittes mit allem Eifer der Ausarbeitung ſeines Trauerſpiels „Der Engel von Augsburg“ hingegeben. Nach einer Meldung Ludwigs an Schaller (Leipzig, 21. September 1842) und nach der Angabe auf einer Handſchrift dieſer neuen Geſtaltung des Stoffes, der ſchon ſeit Jahren vor des Dichters Phantaſie ſtand und ihm die Seele erfüllte, hatte Ludwig das Drama vom Juli bis September begonnen und beendigt. Da er während des letzten Aufenthalts in der Heimat fortgeſetzt von Agnes Bernauer geträumt hatte, ſo war die Arbeit dieſes Sommers eben nur die Niederſchrift eines innerlich längſt bis in alle Einzelheiten ausgereiften Entwurfs. Während Ludwig, des beſten Willens voll, nun ſchaffend und wirkend in die Litteratur einzutreten, das Trauerſpiel, von dem er gute Hoffnung hegte, ſeinem Ende entgegenführte, geſtaltete ſich auch ſein Leipziger Leben völlig anders als bei dem erſten Aufenthalte. Die tiefe und beinahe krankhafte Sehnſucht nach der Heimat war durch die Erfahrungen des Jahres 1841 ziemlich beſeitigt, die Eisfelder Verhältniſſe hatten zuletzt offenbar ſo drückend auf ihm gelaſtet, daß er eine gewiſſe Genugthuung und Freude empfand, ihnen entrückt zu ſein. Mit verhältnismäßig größrer Entſchloſſenheit und Munterkeit, als er bis vor kurzem ſich ſelbſt zugetraut hatte, verſuchte er litterariſche Beziehungen anzuknüpfen, erneuerte ſeine Bekanntſchaft mit Theodor Apel, beſuchte den Novelliſten Robert Heller, den Redakteur der „Roſen,“ dem er, wie es ſcheint, ſeine Novelle „Die Emanzipation der Dienſtboten“ vorlegte, ohne ihn geneigt zu finden, dieſe in ſeinem Blatte zu veröffentlichen, und lernte entweder ſchon jetzt oder im Verlauf des nächſten Herbſtes und Winters den einflußreichſten, geſellſchaftlich angeſehenſten Schriftſteller des damaligen Leipzigs Heinrich Laube kennen, der am Schluſſe des Jahres 1842 zum zweitenmale die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ übernahm, und der ſich dem unbekannten jungen Thüringer gegenüber als beßrer Menſchenkenner und Talentſchätzer zeigte, als die große Mehrzahl ſeiner litterariſchen Kollegen. Laube nahm den Namenloſen, deſſen perſönliche Erſcheinung eine ungewöhnliche Natur offenbarte, mit großer Freundlichkeit auf und rechnete es der angebotnen Novelle („Die Emanzipation der Dienſtboten“) zu gute, daß ſie nicht zur Dutzendware der Belletriſtik gehörte. Ludwig erinnerte ſich ſtets voll Dankbarkeit der entgegenkommenden Weiſe Laubes und äußerte in einem Briefe an Ambrunn, daß ihm dies Entgegenkommen in der Zeit ſchwieriger Anfänge ſehr erquicklich und ermutigend geweſen ſei.

Seine eigentlichen Lebensgenoſſen fand Ludwig im Sommer und Herbſt des Jahres 1842 in einem Kreiſe jüngerer und älterer Männer, der ſich in der der Poſt gegenüber gelegnen Gaſtwirtſchaft von Waldrich faſt täglich in den erſten Abendſtunden zuſammenfand. Der junge Schriftſteller erfuhr, daß Leipzig neben den Vertretern der Litteratur und der Wiſſenſchaft, die weithin bekannt waren, jederzeit ganze Reihen von emporſtrebenden, geiſtig gebildeten jungen Männern und eine Überfülle von halblitterariſchen Exiſtenzen barg, für die der Buchhandel eine Art Treibhaus war. Noch Friedrich Spielhagen hat in ſeiner Autobiographie „Finder und Erfinder“ wieder anſchaulich gemacht, wie wohl es in Leipzig möglich war, in geiſtig belebter, litterariſch angeregter Geſellſchaft zu leben, ohne mit der berufsmäßigen Litteratur im engern Sinne des Wortes auch nur in Berührung zu kommen. Ludwig überwand tapfer ſeine Menſchenſcheu, rückte einigen ſeiner neuen Bekannten aus Waldrichs Schenkſtube näher und befreundete ſich wenigſtens mit einem von ihnen, dem um zwei Jahre jüngern Dr. Johann Gottfried Wetzſtein aus Ölsnitz im ſächſiſchen Vogtlande. Der nachmals als Orientaliſt und Orientreiſender wohlberufne, als preußiſcher Konſul in Damaskus, namentlich bei den bedrohlichen Chriſtenverfolgungen des Jahres 1860, hochverdiente, noch heute in Berlin lebende Gelehrte ſaß zu dieſer Zeit mit der Entzifferung und Herausgabe arabiſcher Manuſkripte beſchäftigt in ſeinem Stübchen in der Dresdner Straße, ſodaß er Ludwigs nächſter Nachbar war. Er nahm neben den Intereſſen ſeines beſondern wiſſenſchaftlichen Gebietes den wärmſten Anteil an allem litterariſchen Leben. Auch Wetzſtein war ſcharfſichtig genug, ſchon nach kurzem perſönlichen Verkehr mit Otto Ludwig das Ungewöhnliche in deſſen Natur und geiſtigen Anlagen zu erkennen, und ſobald er das Vertrauen des zurückhaltenden neuen Freundes ſoweit gewonnen hatte, daß dieſer ihm einige Gedichte, ſeine neue Erzählung und die erſten Akte des eben entſtehenden Bernauerdramas mitteilte, auch ſofort zu empfinden, daß er hier einer urſprünglichen Kraft gegenüberſtehe, die im ſtrengſten Sinne des Wortes vielverheißend ſei. Wetzſteins Überzeugung von der Begabung des zur Zeit noch erfolgloſen und unbekannten Dichters wirkte auf einige andre Genoſſen des kleinen Kreiſes zurück, ſie legten in ihrem Verkehr mit Ludwig nicht nur große Achtung, ſondern auch den Wunſch an den Tag, die Abſichten ihres Bekannten nach Kräften zu fördern. Als gute Kameraden erwieſen ſich namentlich Dr. Wimmer, ein geiſtvoller Philolog, der ſpäter, nach längerm Aufenthalte in Petersburg, als Gymnaſiallehrer in Dresden lebte und ſtarb, ein Dr. Peſcheck aus Zittau, aus einer Familie böhmiſcher Exulanten ſtammend und von mancherlei Erinnerungen an dieſe hiſtoriſche Beſonderheit erfüllt, ein Studioſus Kratze, über deſſen ſpätere Lebensſchickſale Ludwig nichts erfahren zu haben ſcheint, und ein junger Notar Portius, der die Kunſt der Handſchriftendeutung mit Vorliebe und kühner Sicherheit betrieb, übrigens gleich Wetzſtein ein leidenſchaftlicher Schachſpieler war. Dieſer engern Genoſſenſchaft ſchloſſen ſich dann mit weniger Regelmäßigkeit eine Gruppe von Männern an, die zur Litteratur ſchon in engern Beziehungen ſtanden. Da war Johannes Minckwitz, der Platenide, der um dieſe Zeit bereits ſeine Stellung als Verkünder der Platenſchen Unfehlbarkeit eingenommen, ſeine Verdeutſchungen der griechiſchen Tragiker zu veröffentlichen begonnen hatte, auch ſchon mit eignen Gedichten und einem Schauſpiel „Der ſächſiſche Prinzenraub“ hervorgetreten war, einer der vielen deutſchen Poeten, denen ihre philologiſche Gelehrſamkeit die mäßige dichteriſche Begabung und jeden Zug zum Leben von vornherein erdrückt; da war Auguſt Kretzſchmar aus Chemnitz, ein junger Litterat, den ſeine Sprachkenntniſſe und ſein Mißgeſchick unter die Überſetzer des Philippiſchen Verlagskomtoirs zu Grimma geführt hatte, und der auch ſpäter mit ein paar Bühnenſtücken nach franzöſiſchen und engliſchen Erzählungen („Das Quiproquo,“ „Ein Tag Wahrheit,“ „Ein Eheteufel“) und einigen Alltagsromanen umſonſt verſuchte, ſich der Überſetzerfronarbeit zu entwinden; da war Friedrich G. Wieck, der Herausgeber der „Deutſchen Gewerbezeitung,“ ein jovialer Geſellſchafter, mit dem und deſſen Familie, mit Wetzſtein und Portius Ludwig im Herbſt 1842 manchen Ausflug zur „großen Eiche,“ auf den Bienitz, nach Meusdorf und St. Thekla unternahm, ohne ſich mit der flachen Gegend um Leipzig ausſöhnen zu können. Alle dieſe und noch manche andre in Waldrichs Wirtſchaft verkehrende Perſönlichkeiten eröffneten dem Dichter und Künſtler, der ſo lange in Abgeſchiedenheit gelebt hatte, einen Blick in ganz neue Lebensverhältniſſe, Beſtrebungen und Geiſtesrichtungen. Ludwig nahm dieſe mit der naiven Bildungsluſt und dem offnen Poetenſinn, der ſeine Freude an der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen hat, auf. In dem ſchon erwähnten Briefe vom 21. September an Karl Schaller berichtete er dem nun wieder in Eisfeld wohnenden Freunde: „Welch intereſſante Menſchen einem hier vorkommen, wünſchte ich dir nicht ſchreiben zu müſſen, ſondern mit dir zu erfahren. Leipzig iſt ein reicher Ort für die Anſchauung, was für einen Poeten die Hauptſache bleibt. Ich wünſchte, du und Ambrunn wäret manchmal unter uns; die Unterhaltung iſt ganz im Geiſte unſrer Heiligendreikönigsabende. Dabei giebts noch viel zu lernen! Ich befinde mich, wie du ſiehſt, ziemlich wohl; freilich iſt ein Unterſchied zwiſchen einer Jugendfreundſchaft oder vielmehr — ſoll ich ſo ſagen — zwiſchen einer, die ſchon vor der Geburt angefangen, und ſpätern. Man lernt auch dann noch Menſchen lieben und achten, aber es ſind ihre Eigenſchaften, die man liebt und achtet, nicht ſie ſelbſt; dieſe Verhältniſſe ſind viel mittelbarer!"

Man ſpürt aus allem, was wir über Otto Ludwig während dieſes Herbſtes und des Winters von 1842 auf 1843 wiſſen, daß er ſich angelegen ſein ließ, die Verbindungen und Beziehungen, die ſich ihm darboten, zu pflegen, und daß er ſich in gewiſſen Dingen den Anſchauungen ſeiner neuen praktiſchen Freunde unterordnete. Er ließ ſich die ſauern Wege zu Buchhändlern und Herausgebern von Zeitſchriften und Taſchenbüchern nicht verdrießen, ließ ſich belehren, daß er das Manuſkript ſeines Trauerſpiels „Der Engel von Augsburg" nicht etwa dem Leipziger Theaterunternehmer Ringelhardt (Ludwig nennt ihn im Briefe vom 21. September 1842 Ringelmann) anbieten möge, da er in dieſem Falle „einer abſchlägigen Antwort im voraus gewärtig ſein müßte," daß er vielmehr einzelne Szenen in „Blättern" abdrucken laſſen ſolle, auf welche „Litteraten" den Theaterdirektor aufmerkſam machen würden, „ſo daß er zu mir kommen muß!" Schade nur, daß der ſchlaue Entwurf nicht zur Ausführung kam, weil ſich weder die betreffenden Blätter noch die Litteraten fanden. Einſtweilen lebte unſer Dichter noch guter Hoffnung, und auch als er ſchon eine Reihe von ſchlimmen Erfahrungen, von der Schwierigkeit, den erſten Fuß breit Boden in der Litteratur zu gewinnen, gemacht hatte, erhob er ſich mit genialem Humor in dem prächtigen „Märchen von den drei Wünſchen“ über jede Enttäuſchung und Demütigung, jede bittre und verdrießliche Nachempfindung der Monate, wo er „mit ſeinen Manuſkripten von Haus zu Haus ging.“ Offenbar erfolgten dieſe vergeblichen Gänge in längern Zwiſchenräumen, denn Otto Ludwig verbrachte einen fleißigen Winter in Leipzig. Er ſchuf außer dem „Märchen von den drei Wünſchen“ die Novelle „Maria,“ er begann und vollendete wenigſtens in der erſten Bearbeitung das Luſtſpiel „Hanns Frei“ (das ſpäter in Dresden nur unweſentlich geändert, aber ſorgfältig „gefeilt“ ward), er faßte von ſeinen ältern Plänen das „Trauerſpiel der Treue“ (der Eckart oder Burgunds Ausgang) ernſtlich wieder ins Auge. Zu ſeinem Glück konnte der ſchaffensfrohe, von den beſten Hoffnungen erfüllte Dichter nicht ahnen, daß von allen eben genannten Arbeiten dieſer Zeit bei ſeinem Leben keine einzige das Licht der Welt erblicken würde. Er ſah ganz klar, daß ſeine Begabung und ſein Wollen von dem der zeitgemäßen Tendenzpoeten jungdeutſcher Schule weſentlich unterſchieden waren, aber er fühlte auch, daß eben um dieſe Zeit, wo Immermanns letztes und reifſtes Werk, der Doppelroman „Münchhauſen,“ einer ganz und unbefangen poetiſchen Darſtellung wieder Bahn brach, wo die erſten Dorfgeſchichten Berthold Auerbachs hervortraten, Wilibald Alexis hiſtoriſche Romane „Der Roland von Berlin“ und „Der falſche Waldemar“ einige Teilnahme beim Publikum fanden, ein Hauch in der Luft ſei, der einen neuen Frühling lebendiger, friſch geſtaltender Poeſie ankündigte. Spürten doch ſelbſt die leiſtungsfähigſten Jungdeutſchen, daß ihr Verſuch, die deutſche Litteratur in einen mit lyriſchen Blumen und proſaiſchen Dithyramben aufgeputzten Brei politiſch-philoſophiſch-litterariſchen Raiſonnements aufzulöſen, gründlich geſcheitert ſei, und ſetzten alles daran, ſich der früher verachteten Formen der objektiven Erzählung und des Bühnenſtückes zu bemächtigen. Warum hätte Otto Ludwig, der die allmächtige Kraft einer unerſchöpflichen Phantaſie und die reinſte Luſt des Geſtaltens in ſich trug an ſeiner litterariſchen Zukunft verzweifeln ſollen? Er ſchlug die Zurückweiſung ſeiner Manuſkripte von den verſchiedenſten Seiten nicht höher an, als eine vorübergehende Prüfung, die jedem Namenloſen auferlegt ſei, und wehrte ſich kräftig gegen jede wirkliche Unbill, die ihm in dem Leipziger litterariſchen Treiben widerfuhr. Er beſuchte im Herbſt und Winter das Leipziger Stadttheater nicht allzu häufig, aber doch häufiger, als bei ſeinem erſten Aufenthalt, und ward gelegentlich einer Aufführung von Roſſinis „Othello“ ſogar durch ſeine Tiſchgenoſſen veranlaßt, als Theaterrezenſent zu debütieren. Er ſandte eine Kritik an die damals in einiger Geltung ſtehende „Theater-Chronik“ ein, die die Buchdrucker Sturm und Koppe herausgaben, und die mit einer der erſten jener Theateragenturen verbunden war, aus denen nach und nach ein Krebsſchaden des deutſchen Bühnenlebens erwuchs. Hierbei machte der journaliſtiſche Neuling wieder eine unliebſame Erfahrung, die bewußte Kritik wurde aufgenommen, aber durch Kürzungen und Einſchaltungen derart verunſtaltet, daß der Sinn entweder entſtellt oder geradezu in das Gegenteil gewendet erſchien. Kurz und ſcharf erklärte Ludwig den über dies Auftreten eines Unberühmten höchlich erſtaunten Herausgebern, daß er einen Widerruf fordre oder öffentlich wegen Mißbrauch ſeines Namens gegen ſie auftreten werde. „Mein Name muß mir ſo wert ſein, als Ihnen der Ihrige.“ Die unbedeutende Angelegenheit hatte wenigſtens das Gute, daß ſie Ludwigs urſprüngliche Abneigung gegen das kleine Tagestreiben der belletriſtiſchen Preſſe befeſtigte und ihn den Ratſchlägen, den lautern und leiſern Zumutungen einzelner ſeiner damaligen Lebensgefährten ſich durch

Beteiligung an Zeitſchriften ein Stück Brot und ein Stück „Einfluß“ zu ſichern, leichter widerſtehen ließ.

So ſchweigſam Ludwig über ſeine perſönlichen Erlebniſſe und Verhältniſſe war, ſo ſorgten die Neugier ſeiner Wirtin, der braven Frau Waldrich, und häufige Beſuche von Eisfeldern und Meiningern im Waldrichſchen Hauſe dafür, daß ſeine gegenwärtigen Lebensgenoſſen über die Unregelmäßigkeit ſeiner Bildung und die Beſchränkung ſeiner äußern Mittel früher ins Klare kamen, als über die Tiefe und den Reichtum ſeines Talents. Während ihn Kretzſchmar und Wieck durch ſeine Vorgeſchichte zum Buchhändlerſchreibſklaven für wohlvorbereitet erachteten und ſich nur wunderten daß er nicht daheim im Hildburghäuſer Bibliographiſchen Inſtitut Anſtellung und litterariſche Beſchäftigung geſucht hätte, konnte ſich der wackre Dr. Wetzſtein nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der eminent begabte Mann auf dem Dornenwege des Autodidakten weiter wandeln müßte, riet ihm, ſich an der Leipziger Univerſität inſkribieren zu laſſen, und verſprach ihm, daß er unter ſeiner (Wetzſteins) Anleitung binnen einem Jahre imſtande ſein ſolle, ein Sanskritdrama zu überſetzen, womit dann ſeine Karriere gemacht ſein würde. Man kann ſich vorſtellen, mit welchem ernſten Kopfſchütteln und ſtillen Lächeln Ludwig alle dieſe wohlgemeinten Erörterungen und Vorſtellungen aufnahm, aber auch, wie innerlich einſam er ſich bei ihnen fühlen mußte. Denn im Grunde bewieſen ſie alle, daß auch die beſten unter ſeinen Bekannten von einer künſtleriſchen Entwicklung, von dem eigentlichen Leben ſeiner Seele und von dem Muß einer echt ſchöpferiſchen Natur höchſt unzulängliche Begriffe hatten. Er war entſchloſſen, auf jede Gefahr hin den betretnen Weg weiterzugehen. Und da ihm eine Aufführung ſeines Trauerſpiels wichtiger und förderlicher erſchien, als der Druck ſeiner Gedichte und Erzählungen, die Ausſicht auf Annahme des „Engels von Augsburg“ am Leipziger Stadttheater mit jedem Tage mehr ſchwand, ſo richteten ſich Ludwigs Blicke nach Dresden, nach der Kunſtſtadt, die in ſeinen Eisfelder Träumen ſchon ſo früh eine Rolle geſpielt hatte. Auch jetzt wurde er von der Heimat aus ermutigt, eine Anknüpfung in Dresden zu ſuchen, und ſein Oheim Chriſtian Otto, der „dicke Herr,“ griff zum letztenmal in das Lebensgeſchick des Neffen ein, indem er dieſen erinnerte, daß in der ſächſiſchen Hauptſtadt und recht im Mittelpunkte des Kunſtlebens dort eine entfernte Verwandte und gute Freundin lebe, der man weitreichenden Einfluß zutrauen dürfe, und den Dichter ermutigte, ſich dieſer Gönnerin zunächſt brieflich und womöglich auch bald perſönlich vorzuſtellen.

Dieſe Verwandte, eine Couſine zehnten oder zwölften Grades nach thüringiſchem und ſchwäbiſchem Brauch, war niemand geringeres als die gefeierte Schauſpielerin Karoline Bauer, die 1842 die abenteuerlichromantiſche Epiſode ihrer Jugend, wo ſie als Gräfin Montgomery in einer Gewiſſensehe mit dem Prinzen Leopold von Koburg im Regentpark zu London gelebt hatte, ſchon über ein Jahrzehnt hinter ſich ſah und ſeit 1835 zu den vorzüglichſten Mitgliedern des damals durchaus vorzüglichen Dresdner Hoftheaters gehörte. Der weit zurückliegende Verkehr mit Karoline Bauer und ihrer Mutter in Koburg, ein Beſuch beider in Eisfeld war eine der großen Erinnerungen des dicken Herrn; am Leben und Ruhm der Künſtlerin nahm er in ſeinem weltfernen Werraſtädtchen lebhaften, ja leidenſchaftlichen Anteil, und als er jetzt von den Trauerſpielnöten Ludwigs vernahm, mahnte er den zaghaften Neffen daran, daß ja auch er als zwölfjähriger Knabe Karoline Bauer kennen gelernt hätte. Ludwig befand ſich in einer Stimmung, in der er ſich ſagte, daß etwas gewagt und gethan werden müßte, auch wenn dies

Etwas den eignen Gewöhnungen und Empfindungen nicht völlig entſprach. Er wußte vom Oheim, daß Karoline Bauer viel im Hauſe Ludwig Tiecks in Dresden verkehre, und richtete alſo an die Schauſpielerin einen Brief, in dem er ſich auf jene freilich weit zurückliegende Begegnung berief und mit anmutiger Wendung ſich den Enthuſiasmus des dicken Herrn aneignete: „Erinnern Sie ſich wohl jenes blöden Jungen noch, der, da Sie im Jahre 1825 ſeinen Onkel Chriſtian Otto und ſeine Mutter Frau Syndikus Ludwig in Eisfeld beſuchten, überraſcht und verdutzt vor Ihnen ſtand? Und der jetzt eben wieder ſo blöde und verdutzt vor Ihnen ſteht, da er, eh man noch recht weiß, wer er iſt, ſchon mit einer Bitte angeſtiegen kommt? Sie können ſich ſeiner nicht mehr erinnern, und er ſelbſt muß Ihnen erzählen, was beſſer durch einen andern geſchähe, wie er ſich von ſeinem Onkel vorſagen ließ von dem ſchönen Verhältnis, was zwiſchen Ihrer Mutter und ihm beſtand, von Ihrer feinen Bildung und ungekünſtelten Anmut, und es ſich um ſo öfter vorſagen ließ, als dieſe Erinnerungen das Einzige ſind, was des armen Onkels Stimmung über das Traurige ſeiner Lage emporheben kann. Wenn man ihn davon erzählen ſieht, ſieht, wie er auf Augenblicke wieder jung wird wie ein alter Baum im Abendrot, ſo wundert man ſich nicht, daß es einem ſelbſt iſt, als hätte man Sie lange gekannt und es ſei eine Luſt, Ihnen Dank wiſſen zu müſſen!“ Daran knüpfte der Dichter die Bitte, das mitkommende Manuſkript („Der Engel von Augsburg“) zu leſen und ihn wiſſen zu laſſen, was die Künſtlerin von dem „wilden Dinge“ halte, es dann aber mit einem (beigelegten) Briefe an Ludwig Tieck gelangen zu laſſen. In dem gleichzeitigen Briefe an das alte Haupt der Romantik berief ſich Otto Ludwig darauf, daß er Tieck von früh auf viel ſchuldig geworden wäre und ihm gern noch mehr ſchulden möchte, bat um ein offnes Urteil, ob der große Dichter und feinſinnige Kritiker ſo viel Talent in ſeiner unfertigen Arbeit erkenne, „als einer weitern Ausbildung wert ſein mag,“ betonte, daß er ſtärkere Farben aufgetragen hätte, als man gegenwärtig zu thun pflege, weil ihm dies durch das Weſen des Stoffs und das Weſen der Bühne begründet erſcheine, und hob endlich hervor, daß es ihm am meiſten darum zu thun geweſen ſei, „nicht mich ſelbſt und meine Eitelkeit in edle Geſinnungen und Sprüche gekleidet unter die ſpielenden Perſonen einzuſchwärzen, in welcher Rückſicht ich wie in mancher andern zu weit gegangen ſein mag.“

Karoline Bauer entſprach den gehegten Hoffnungen Ludwigs und ſeines Eisfelder Onkels inſoweit, als ſie die Handſchrift des „Engels von Augsburg“ in Tiecks Hände brachte. Tieck war damals ſchon vom König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden und im Begriff, ſeine Zelte in Dresden vollends abzubrechen; einen unmittelbaren Einfluß auf das Dresdner Hoftheater, deſſen Dramaturg er ſeit 1820 geweſen war, hatte er ſeit Jahren kaum mehr ausgeübt. Übrigens muß die Hofſchauſpielerin dem Vetter und Dichter aus Eisfeld nicht unfreundlich geantwortet haben, da Ludwig ſie bei ſeiner Überſiedlung nach Dresden alsbald aufſuchte und der letzte Menſch geweſen wäre, der eine kühle oder auch nur rückhaltende Aufnahme ſeines Briefes unbeachtet gelaſſen hätte.

Schon um Neujahr 1843 war es bei Ludwig beſchloßne Sache demnächſt nach Dresden zu reiſen und dort bei längerm Aufenthalt zu verſuchen, ob er nicht ſeine Erſtlingstragödie auf die berühmte Bühne bringen könnte. Der Schritt in die Öffentlichkeit, zu dem er von ſeinen neuen wie von ſeinen alten Umgebungen gedrängt wurde (jeder Brief aus Eisfeld enthielt Mahnungen in dieſem Sinne), ſchien auch ihm unerläßlich. Selbſt ſeine alten muſikaliſch-dramatiſchen Verſuche hatte er noch nicht völlig hinter ſich geworfen, unter den Manuſkripten, die er in ſeinem Hauskalender für 1843 mit den Worten „Nach Dresden mitzunehmen“ aufzählte, fehlte die Partitur der „Köhlerin“ nicht; von Anfängen hoffte er den Roman „Der neue Don Quixote“ und die Tragödie „Der Eckart“ (Burgunds Ausgang) während des Dresdner Aufenthalts weiterzuführen, die Novelle „Maria“ ſollte noch einmal überarbeitet werden; von ſeinen Büchern wählte er nur Cervantes Don Quixote und einige Bände Shakeſpeare aus. Die fertigen Manuſkripte legte er in Dr. Wetzſteins Hände, da ihm der Freund verſprach, die leidige Redakteur- und Verlegerſuche nach Kräften fortzuſetzen. Aus den Briefen Wetzſteins an Ludwig, aus der Thatſache, daß der letztre den größern Teil ſeiner Habſeligkeiten in Leipzig und in Waldrichs Obhut zurückließ, erhellt, daß es zunächſt nur auf eine Reiſe von längerer Dauer abgeſehen und die Rückkehr nach Leipzig in Ausſicht genommen war. Ludwig konnte nicht vorausſehen, daß er in Dresden und ſeinen Umgebungen die Heimat für die ganze zweite Hälfte ſeines Lebens finden ſollte, aber ſah, als er im Frühling 1843 (ſpäteſtens im April, weil ein Brief Dr. Wetzſteins aus Leipzig vom Pfingſtſonntag Abend des gedachten Jahres bereits an den ſeit längerer Zeit abweſenden gerichtet iſt) von Leipzig nach der ſächſiſchen Hauptſtadt fuhr — zum erſtenmal in ſeinem Leben die Eiſenbahn benutzend -- mit großen Erwartungen den neuen Erlebniſſen entgegen. —

Als Otto Ludwig im Frühling 1843 in Dresden eintraf, war die maleriſch gelegne Elbeſtadt in eine der kurzen Glanzperioden ihres geiſtigen und geſelligen Lebens eingetreten, in denen ſie mit Recht als ein Mittelpunkt deutſcher Kunſt gelten durfte. Ihrer räumlichen Ausdehnung und ihren ſozialen Zuſtänden nach immer noch nur eine behagliche Mittelſtadt, mit anmutigen Umgebungen, mit überreichen Hilfsmitteln geiſtiger Genüſſe in ihren herrlichen Kunſtſammlungen, ihrem ausgezeichneten Theater, ihrer ſchon ein Jahrhundert lang gleichmäßig vorzüglichen Hofkapelle ausgerüſtet, jetzt aber, juſt am Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre, von einem veränderten und friſchen Geiſteshauch durchweht, begann ſie neue Anziehungskraft zu üben. Die Reſtaurationsperiode zwiſchen 1815 und 1830 hatte die wunderlichſten Gegenſätze und Widerſprüche auf allen den Gebieten geſehen, auf denen Dresdens Bedeutung und alter Ruhm beruhte. Während die diesſeits der Alpen unübertroffne Gemäldeſammlung die Beſucher zu tauſenden nach der ſächſiſchen Reſidenz zog und das Entzücken aller mit Augen begabten Menſchen bildete, hatte man mit einer bis zum Lächerlichen verzopften, mit den geiſtloſeſten Mittelmäßigkeiten, ja mit unfähigen Stümpern beſetzten Kunſtakademie und mit der Begünſtigung lebloſer und nichtiger Kleinkunſt, Malerei und Plaſtik größern Stils ſchier bis zur Unglaublichkeit verkümmern laſſen; während man am Hoftheater Carl Maria von Weber, den beſten Dirigenten der Zeit, den unſterblichen Komponiſten des „Freiſchütz" und der „Euryanthe," an die Spitze einer deutſchen Oper geſtellt hatte, war man eiferſüchtig und kleinlich bemüht geweſen, die reichſten Mittel, die größten Ehren für die überlebte italieniſche Hofoper vorzubehalten; während man einen wahrhaften und bedeutenden Dichter, Ludwig Tieck, den Romantiker, in jeder Weiſe ausgezeichnet, zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt hatte, und Tiecks Leſepult von der Ariſtokratie umdrängt worden war, hatte man doch alle ſeine offnen und heimlichen litterariſchen Gegner, die Vertreter der Trivialpoeſie, die Männer des Liederkreiſes und der Theodor Hellſchen „Abend-Zeitung," die ebenſowohl Feinde der Romantik als

Feinde jeder tiefen und künſtleriſch edeln Auffaſſung der Dichtung waren, zu begünſtigen, zu ermuntern, zu hegen verſtanden. Die Mittelmäßigkeit, die geiſtige Armſeligkeit hatten einen großen Teil der Dresdner Kunſt und Litteratur jahrzehntelang beherrſcht und in nur zu vielen Kreiſen recht eigentlich als ein beſondres Verdienſt gegolten. Unter der Tarnkappe gemütlicher Einfachheit, anſpruchsloſer Unterhaltung war von der Impotenz der breiteſte Raum beanſprucht und im Gefolge dieſer Dresdner Gemütlichkeit ein häßliches kleinliches Kabalenweſen und unverſieglicher Klatſch gepflegt worden.

Das Jahr 1830 und die ihm folgende Umgeſtaltung der Verfaſſung und aller politiſchen Verhältniſſe des Königreichs Sachſen, die Mitregentſchaft eines liebenswürdigen, echt kunſtſinnigen Fürſten wie des Prinzen und nachmaligen Königs Friedrich Auguſt, der bedeutende Einfluß eines geiſtvollen und hochgebildeten Miniſters wie Bernhard Auguſt von Lindenau waren dem beginnenden Umſchwung zum Beſſern, dem friſchern Zug auf allen Lebens- und Schaffensgebieten ſehr zu gute gekommen.

Um die Zeit, in der der noch völlig unbekannte thüringiſche Dichter Dresden zu ſeinem vorläufigen Wohnſitz wählte, war der Höhepunkt des Aufſchwungs ſo ziemlich erreicht. Ein neues friſches Kunſtleben entfaltete ſich unter der Mitwirkung genialer und ſtrebſamer Künſtlernaturen. Der Berufung des Großes verheißenden Schülers Rauchs, des Bildhauers Ernſt Rietſchel, war die des geiſtvollen und energiſchen jungen Architekten Gottfried Semper gefolgt, mit Eduard Bendemann und Julius Hübner hatte die Düſſeldorfer Malerei ihren Einzug in Dresden gehalten, und was ihren Meiſtern auch fehlen mochte, ſie brachten gegenüber der ſeither in Dresden gepflegten Kunſtweiſe Bewegung, Licht, Leben und Schönheit mit ſich. In den veränderten Zuſtänden war auch für das größte eingeborne Talent, das Dresden beſaß, für den Landſchaftsmaler und den wie kein zweiter aus der Tiefe des deutſchen Lebens und Gemüts ſchöpfenden phantaſievollen Zeichner Ludwig Richter, Raum zu froher Wirkung geworden. — Mit den plaſtiſchen Arbeiten für das neue Theater hatte Ernſt Hähnel ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit begonnen, die neben und mit der größern Rietſchels eine bedeutende und angeſehene Dresdner Bildhauerſchule ins Leben rufen ſollte. Auch jüngre Talente begannen ſich unter dem neuen Lebenshauch zu regen und zu entfalten. Die Dresdner Hofbühne hatte ihre goldnen Tage. Ein Schauſpielerperſonal, dem in voller Leiſtungskraft Emil Devrient, Friedrich Porth, Karl Quanter, Eduard Winger, Guſtav Räder, Franziska Berg, Karoline Bauer und Marie Bayer, eine Oper, der Wilhelmine Schröder-Devrient, Joſef Tichatſchek, Anton Mitterwurzer angehörten, eine Kapelle, der eben wieder in Richard Wagner ein Leiter von glänzender und eigenartiger Begabung gewonnen war, berechtigten die ſächſiſche Hauptſtadt zu dem Stolz, den ſie auf ihr Theater empfand. Dazu ließ ſich die Intendanz des Kunſtinſtituts angelegen ſein, fortwährend neue Talente — wirkliche, nicht Scheinkräfte — heranzuziehen, im Verlauf des Jahres, das Otto Ludwig zunächſt in Dresden verweilte, traten Eduard Devrient als Schauſpielregiſſeur und Darſteller, die jugendliche Johanna Wagner als Sängerin in den Verband der Hofbühne ein.

Auch das Bild des litterariſchen Dresdens der Reſtaurationsepoche war ſchon ein völlig verändertes geworden. Das Scheiden Ludwig Tiecks aus dem Eckhauſe am Dresdner Altmarkt, wo er an hunderten von Empfangs- und Leſeabenden tauſende von Menſchen bei ſich geſehen hatte, hinterließ allerdings eine fühlbare Lücke, da der alte Romantiker der einzige geweſen war, der Sinn und Verſtändnis für poetiſche Originalität, für größere Geſtalten, tiefere Stimmungen und kühnere Laute beſeſſen hatte. Doch kam Tiecks Wegzug den untergeordneten Widerſachern des Meiſters und ihrer ſpezifiſchen Dresdner Poeſie nicht mehr zu gute. Der Tod Karl Förſters (am 18. Dezember 1841) und Friedrich Kinds (24. Juni 1843) hatte den alten „Liederkreis" ſeiner beſten Mitglieder beraubt; eben jetzt (Juli 1843) verkaufte der kluge Hofrat Winkler (Theodor Hell) ſeine vielgeliebte Abendzeitung an einen Rechtsanwalt Robert Schmieder, weil er ſpürte, daß die Tage ihrer Geltung gezählt ſeien. Seit Jahren hatte die jüngere Litteratur einen hochſtrebenden und talentreichen Vertreter in Dresden an Julius Moſen dem Dichter des „Ritter Wahn" und „Ahasver," dem Lyriker und Erzähler beſeſſen, der mit einer Reihe von rhetoriſch-tendenziöſen Dramen den Kränzen, die er mit Recht trug, auch noch den Lorbeer des Dramatikers hinzuzugewinnen ſuchte. Vor kurzem waren die Herausgeber der ehemals Halliſchen, zuletzt Deutſchen Jahrbücher Arnold Ruge und Ernſt Theodor Echtermeyer nach Dresden übergeſiedelt und hatten ſich einen Kreis gebildet, deſſen Anſchauungen freilich bedenklich von der Philoſophie und Litteratur zur Politik hinüberſchaukelten und ſchillerten. Die Erzähler Ernſt von Brunnow, Karl von Wachsmann, obſchon keine ſchöpferiſchen Naturen im höchſten Sinne, überragten doch die Gehe, Tromlitz, Bronikowski der alten Veſpertina ſchon ſehr bedeutend. Auch die jüngern Lyriker wie Adolf Peters, Ernſt Fiſcher und andre ſchlugen kräftigere Töne an, als die vom Liederkreis her gewohnten. Ein Element der Gärung brachte die zwiſchen ihren großen Reiſen jahrelang in Dresden lebende und ein Haus machende Gräfin Ida Hahn-Hahn. Sie ſtand damals auf der Höhe ihres Rufes als Romanſchriftſtellerin, ſie hatte ſoeben vier ihrer

Hauptwerke: „Der Rechte," Gräfin Fauſtina," „Ulrich" und „Sigismund Forſter" veröffentlicht und alle die Probleme und Emanzipationsfragen, mit denen das junge Deutſchland die Literatur zu erneuern meinte, mit vornehmer Inſolenz als das beſondre Eigentum der guten Geſellſchaft in Anſpruch genommen. Ungeſund, wie ihre Lebensanſchauungen und ihre litterariſchen Selbſtverherrlichungen waren, forderte doch die Gräfin Hahn ohne alle Frage größere Maßſtäbe als das triviale Blauſtrumpftum, und der Beifall, den ihre launenhaften Bücher fanden, durfte in Wahrheit ein Zeichen der Zeit heißen. —

Der Neuankömmling hatte zunächſt an alle dieſe Herrlichkeiten ſehr geringfügige Anknüpfungen, und in ſeiner Natur lag es nicht, dergleichen eifrig zu ſuchen. Seiner neuen Gönnerin Karoline Bauer war er von Leipzig her angemeldet worden; mit einer Empfehlung an den Mathematiker und lyriſchen Dichter Adolf Peters, der Lehrer am Blochmannſchen Inſtitut und Vitzthumſchen Geſchlechtsgymnaſium war, ſeinerſeits zu Julius Moſen in Beziehungen ſtand, hatte ihn Johannes Minckwitz ausgerüſtet, von Eisfeld und Hildburghauſen her waren ihm mancherlei Grüße an in Dresden verſchollene Vettern und Freunde aufgetragen. Er hatte das Glück, eine ſeinem Sinne und ſeinen Gewohnheiten ſehr zuſagende Wohnung vor dem Falkenſchlage in einem Gartenhauſe, in dem ſich eine Wirtſchaft „Zur Hoffnung" befand, zu finden, und nahm dies Wirtsſchild für ein gutes Zeichen. Seine Fenſter gewährten ihm einen Ausblick auf Gärten und Felder, auch das gegenüber befindliche Taubſtummeninſtitut lag damals noch völlig im Grünen. Seine Lebensweiſe richtete er ähnlich wie in Leipzig ein, nur daß er in der erſten Zeit ſeines Dresdner Aufenthalts weniger ſchrieb und dafür die Bildergalerie fleißig beſuchte, in deren Schätzen ihm in der That neue Offenbarungen aufgingen, und daß er einen großen Teil ſeiner Abende im Theater verbrachte, was in Leipzig nur in längern Zwiſchenräumen der Fall geweſen war.

Der erſte Brief Ludwigs aus Dresden, der ſich erhalten hat, zugleich der letzte, den er ſeinem Onkel Chriſtian in Eisfeld ſchrieb, trug das Datum des 2. Auguſt 1843 und berichtete natürlich vor allem über das Zuſammentreffen mit der berühmten Couſine und über die Beziehungen zu ihr: „Lieber dicker Herr, ich ſoll dir viele herzliche Empfehlungen von der Bauer ſagen, nächſtens wird ſie dir ihr neuſtes Bild ſchicken. Sie fragte mich, wie es wohl möglich zu machen ſei, daß du ſie, wie du gewünſcht, einmal ſpielen ſehen könnteſt. Von meinem Stücke konnte ich nicht gleich beim erſten Beſuch ſprechen, auch war da noch ein Baron von Bredow aus Berlin bei ihr. Sie empfing mich auf das freundlichſte, freute ſich, daß ſie nun einen Kavalier habe, der ſie auf Spaziergängen u. ſ. w. begleiten könnte und als „Vetter“ dabei nicht dem Verdacht ausſetze, den ſie auf alle Weiſe vermeidet, was bei einem großſtädtiſchen Publikum, welches ſelbſt nichts taugt, ſehr ſchwer iſt. Sie ſchickt mir, ſo oft ſie ſpielt, früh ein Billet in die Loge. Da habe ich ſie denn geſehen im „Fabrikanten“ (von Eduard Devrient), in den „Quälgeiſtern“ und als Maria Stuart. In komiſchen Rollen beſitzt ſie eine unvergleichliche Natürlichkeit, auch die tragiſchen giebt ſie ausgezeichnet; dabei kommt ihre Figur ihr ſehr zu ſtatten, die wahrhaft königlich iſt, und neben der die andern Schauſpielerinnen und ſelbſt die meiſten Schauſpieler klägliche Figuren ſpielen. In den „Quälgeiſtern“ ſaß in meiner Loge noch eine fremde Dame, der Sprache nach eine Ruſſin, eine Frau von vornehmer und dabei bedeutender geiſtiger Bildung. Die war außer ſich über die Bauer und ſagte: „Daß ſie die Männer alle gewinnt, das kann wohl eine andre auch, aber auch die Weiber in ſich verliebt machen, das kann nur die Bauer.“

Eine wunderliche Ironie des Schickſals führte den tiefen, weniger weltunkundigen als weltſcheuen Dichter mit der glänzenden, allgefeierten Schauſpielerin, die nur allzuſehr Weltkind war, kurze Zeit vor der Kataſtrophe zuſammen, in der Karoline Bauer für immer ihre Freiheit und ihr Künſtlertum verſcherzte, ohne das Glück der Liebe und des friedvollen Hauſes zu gewinnen. Gerade in den Sommermonaten des Jahres 1843 und während des Winters von 1843 auf 1844, alſo in der Zeit ihres Verkehrs mit Otto Ludwig, erfuhr die Künſtlerin jene herbe Enttäuſchung durch ihre Verlobung mit dem ſchleſiſchen Landrat von Wichura, die ſie dann dem polniſchen Grafen Ladislaus Broël-Plater in die Arme trieb und ihren Weggang aus Dresden im Frühling von 1844 herbeiführte. Ludwig bewunderte aufrichtig die künſtleriſche wie die perſönliche Anmut ſeiner entfernten Verwandten. Als ſich im Laufe dieſer Zeit eine Hoffnung aufthat, ſein Luſtſpiel „Hanns Frei“ gedruckt zu erhalten, ſchrieb er in der Sprache des Stückes eine poetiſche Widmung „An Fräulein Karoline Bauer“:

Ein Blatt Papier iſt wenig wert,
Ein Stempel drauf macht es begehrt,
Und daß es was Beſondres gilt.
Dein Name ſei des Büchleins Schild:
Iſt Anmut nicht im Buch geweſen,
Stand doch ihr Name drauf zu leſen!

Doch bei alledem empfand er, daß die liebenswürdige Schauſpielerin von einer ſeltſamen Ruheloſigkeit erfüllt war, und ahnte wahrſcheinlich etwas von dem innerlich nicht Befriedigenden ihres zur Zeit noch vielbeneideten Daſeins. Sie hatte ſich Mühe gegeben, den „Engel von Augsburg“ der Dresdner Intendanz zu empfehlen; Ludwig hatte für dieſen Zweck ſeine in Leipzig vollendete Tragödie überarbeitet und namentlich den letzten Akt umgeſtaltet. Herr von Lüttichau aber beſorgte, daß durch dies Liebestrauerſpiel der „nahe verwandte königlich bayriſche Hof kompromittiert werden“ und der bayriſche Geſandte Anſtoß nehmen könnte, und lehnte, mit vielen üblichen Lobeserhebungen des vom Dichter bezeugten Talents, die Aufführung ab. Ludwig beabſichtigte danach „Hanns Frei“ in Dresden einzureichen, unterließ es aber, weil ſich einige trügeriſche Ausſichten in Leipzig zeigten, wo Dr. Wetzſtein der tägliche Schachgenoſſe des künftigen Theaterpächters Dr. Schmidt war, der die ernſte Abſicht hegte, die neue dramatiſche Produktion nach Kräften zu fördern. Erfüllten ſich ſonach die Hoffnungen nicht, die Ludwig zuerſt an die perſönliche Bekanntſchaft mit Karoline Bauer geknüpft hatte, und fiel er nur zu bald in ſeine Gewohnheit zurück, ſich wochen- und monatelang unſichtbar zu machen, ſo bezeugt doch ein (im Konzept erhaltner) Brief aus dem Winter von 1843 auf 44, daß er die gute Freundſchaft aufrecht zu erhalten ſuchte: „Beſte Couſine! Sie müſſen denken, ich ſei durchgegangen oder geſtorben, weil Sie nichts von mir hörten und ſahen. Laſſen Sie mir immer das unſchuldige Vergnügen, mir einzubilden, Sie hätten eins von beiden von mir gedacht — alſo doch wenigſtens einmal an mich gedacht. Ich weiß nicht, ſoll ich mich entſchuldigen, wenn ich nicht beſuche, oder iſts nötiger, wenn ich beſuche. Der unfreundliche Winter macht mich immer ſo kleinmütig und darum leuteſcheu. Oft war ich auf dem Wege zu Ihnen, entweder kehrte ich um, oder ich traf Sie nicht. So kam es, daß ich Ihre Verehrung trieb wie Chriſten, die um ſo frömmer ſind, je weniger ſie in die Kirche gehen. Wie dieſe ihren Gott lieber in ſeinen Werken verehren, ſo that ichs mit Ihnen im Theater und in mir ſelber, in dem auch gar manches Ihr Werk iſt. Weshalb ich mich ſchon jetzt nenne Ihren eigenſten Otto Ludwig." — Ob der Dichter ſeiner Baſe nach dieſem Briefe noch perſönlich begegnet iſt, läßt ſich nicht erraten. Mit ganz Dresden ward er von der Flucht der Künſtlerin im Frühjahr 1844 überraſcht, und da er aufrichtigen Anteil an ihr genommen hatte, ſchmerzlich überraſcht.

Der dicke Herr in Eisfeld erfuhr nichts mehr von der Ablehnung des Trauerſpiels „Der Engel von Augsburg" und ebenſowenig von dem Ausgang der mit Karoline durch ihn angeregten und beförderten Bekanntſchaft Bauer. Das oben erwähnte Schreiben ſeines Neffen aus Dresden vom 2. Auguſt 1843 ſollte für ihn die letzte Lebensfreude ſein. Chriſtian Otto hatte lange und ſchwer gelitten, am 11. Auguſt erlöſte ihn ein ſanfter Tod von allen Schmerzen ſeiner letzten Jahre. Am 15. Auguſt empfing Ludwig durch einen Brief Ambrunns die Nachricht vom Tode ſeines Onkels. Dieſer Verluſt, den er ſchmerzlich empfand („Freilich war er die Hauptperſon in allen meinen Plänen, nunmehr aber braucht er meine einfältigen Pläne nicht mehr; daß ich ihm, dem ich gern ein frohes Leben bereitet hätte, wenigſtens frohe Todesvorſtunden ſchaffen durfte, wird mich ewig freuen!" Otto Ludwig an Ambrunn, Dresden, 15. Auguſt 1843), änderte ſeine äußre Lage inſofern, als ihm das Erbteil, das ihm der Verſtorbne geſichert hatte, bei ſeinen beſcheidnen Bedürfniſſen für den Augenblick, ja auf mehrere Jahre hinaus die vollſte Unabhängigkeit von Erwerb und Erfolg ſicherte. Chriſtian Otto hatte die eine Hälfte ſeines kleingewordnen Vermögens ſeiner Frau und ſeinem Sohne Adolf, die andre ſeinem Neffen hinterlaſſen; am 15. Auguſt ſtellte Ludwig (der in der betreffenden Urkunde vom Dresdner Stadtgericht „Kandidat und Litterat" betitelt wurde und mit dem Petſchaft ſeines Vaters Ernſt Ludwig ſiegelte) eine Generalvollmacht für den Amtsregiſtrator Ludwig Ambrunn zu Eisfeld aus, auf Grund deren Ambrunn in allen folgenden Jahren und ſo lange es etwas zu verwalten gab, den Beſitz des Dichters verwaltete. Das Wohnhaus des Onkels wurde ſchon 1844 von der Witwe Johanna Neuroth in Eisfeld angekauft, auf Otto Ludwigs Anteil entfielen 3600 Gulden. Er überließ die Ordnung dieſer und jeder andern heimiſchen Angelegenheit Ambrunn um ſo ausſchließlicher, als ihn jeder Brief von der unholden Witwe des Oheims, die ſich in jeweiligen „Anfällen von Rachſucht und Bosheit“ an ihn wandte und durchaus ſein Gartenhaus bewohnen und die Pächterin ſeines Gartens werden wollte, in der Abneigung befeſtigte, die Heimat wiederzuſehen. Am 3. September 1843 meldete er Ambrunn: „Ich werde der Madame Otto ſchreiben, daß ich meinen Aufenthaltsort ändre, nur um nicht wieder an ſie erinnert zu werden. Sage ihr doch, ich hätte dir dasſelbe geſchrieben, ſonſt ſchreibt ſie mir, ſo oft ſie eine Bosheit anwandelt, und verlangt, ich ſolle ihr zu deren Ausführung helfen.“ Ernſtlich bekümmerte ihn bei alledem nur, daß es kein Mittel gab, den jungen Sohn des Onkels den Händen ſeiner Mutter zu entziehen; Ludwig mußte es geſchehen laſſen, daß dieſer mit der Witwe Eliſabeth Otto und andern Gliedern der Familie Heinlein nach Amerika auswanderte, wo er verſchollen iſt.

Inzwiſchen lebte ſich Ludwig in Dresden während des ſchönen Herbſtes von 1843 um ſo mehr und um ſo beſſer ein, als er in erfreulichen und dauernden Verkehr mit einigen bildenden Künſtlern und durch dieſe und ſeine Leipziger Bekannten Dr. Wimmer und Minckwitz mit einigen ſchlichtbürgerlichen, aber kunſtſinnigen und für alle geiſtigen Beſtrebungen empfänglichen Familien getreten war. Unter jenen war es namentlich der Kupferſtecher Langer und der Landſchaftsmaler Ernſt Ferdinand Öhme, denen Ludwig näher trat. Öhme, der aufs innigſte mit Ludwig Richter befreundet war, vermittelte die Bekanntſchaft unſers Dichters auch mit dieſem, und der Künſtler fand großes Wohlgefallen an der Perſönlichkeit wie an den Schöpfungen Ludwigs, die ihm in der Handſchrift mitgeteilt wurden, an dem Luſtſpiel „Hanns Frei“, der Novelle „Maria“ und dem „Märchen von den drei Wünſchen.“ Zu den Familien, in deren Kreiſe ſich Ludwig wohl und heimiſch fühlte, gehörte außer denen der genannten Künſtler die des Dr. Jenke, des Direktors des Taubſtummeninſtituts, in deren Garten und behaglichen Zimmern er ſich meiſt am Mittwochabend einfand. Beziehungen wie dieſe, und dazu die Eindrücke Dresdens und ſeiner Umgebungen, die Ludwig wiederholt in Briefen in die Heimat und an ſeine Leipziger Genoſſen zu rühmen wußte, halfen ihm über das Mißbehagen hinweg, das ihn bei der bisherigen Erfolgloſigkeit ſeiner poetiſchen Beſtrebungen da und dort beſchleichen wollte. Aus Leipzig mußte Dr. Wetzſtein melden, daß Laube den Druck des „Märchens von den drei Wünſchen“ beanſtandet habe, daß der Buchhändler Baumgärtner, der das Manuſkript für ſein Taſchenbuch „Vielliebchen“ bereits angenommen hatte, nachträglich den Stachel in der humoriſtiſchen Geſtalt des Verlagsbuchhändlers und Buchdruckereibeſitzers Jammerdegen verſpürt habe, daß auch in der Novelle „Maria“ bei allem Feuer der Phantaſie, bei aller Schönheit des Vortrags „die Kohärenz mit den Anſprüchen der gegenwärtigen Leſewelt“ vermißt worden ſei. Wohl fügte der getreue Freund hinzu: „Was mein Urteil anlangt, ſo bitte ich Sie inſtändig, ſich ja durch ſolche Meinungen nicht irre leiten zu laſſen. Originalität über alles! Und haben Sie einmal einen Verleger gefunden, ſo legt man auch den allgemeinen Maßſtab an Ihre Sachen, und dann können ſie bloß gewinnen, wenn ſie mit dem „laufenden“ Waſſer der Gegenwart wenig zu thun haben.“ Doch den Verleger, der die mit Recht belobten Schöpfungen, wenn auch ohne alles Honorar, gedruckt hätte, wußte auch er trotz ſeiner Bekanntſchaft mit Leipziger Buchhändlern nicht zu finden, und es war gut, daß Ludwig von den Eisfelder Komponiſtenjahren her einige Übung im Warten beſaß.

Wenigſtens ließ ſich der Dichter durch all dieſe Hemmniſſe und Schwierigkeiten den Genuß des Augenblicks und den Gewinn ſeines gegenwärtigen Lebens nicht verkümmern. Die maleriſche Elbeſtadt mit ihren Barock- und Rokokobauten, mit dem Reichtum ihrer Kunſtſchätze war der letzte große äußere Lebenseindruck, den das Geſchick ſeiner Bildung und Entwicklung gönnte. Ludwig wußte ihn zu nutzen, wie wenige. Wenn er mit ſeinen neuen Malerfreunden in den reizvollen Umgebungen Dresdens umherſtreifte, wenn er an einem ſchönen Herbſtabende vom „Weißen Hirſch“ heimkehrend die Stadt mit den Lichtern ihrer Brühlſchen Terraſſe und ihrer (damals noch einzigen) Elbbrücke vor ſich aufleuchten ſah, wurde auch er des Zaubers froh, den vor und nach ihm Tauſende empfunden haben. Wenn er die Meiſterwerke der Gemäldegalerie und der Mengsſchen Abgußſammlung wieder und wieder ſtill genießend durchſchritt, war ihm, als „wachſe ihm ein neuer Sinn.“ Mit unbeſtechlichem Auge und dem untrüglichſten Inſtinkt für alles geiſtig Mächtige und Echte unterſchied er, der bisher ſo wenig geſehen hatte, das Bedeutungsvolle vom bloß Anſpruchsvollen; die Sicherheit ſeines Blicks und ſeine ureigentümliche Faſſungskraft für das Ganze eines Bildes ſetzten die Künſtler ebenſo in Erſtaunen, als die Feinheit ſeines Urteils über tauſend Einzelheiten. In ihm ſelbſt lebten die geſchauten Bilder in leuchtender Deutlichkeit weiter, ſie befruchteten ſeine Phantaſie und wurden noch dem Kritiker in ſpätern Jahren durch den Vergleich ihrer maleriſchen Grundſtimmungen mit poetiſchen Stimmungen wichtig. Und ſo durfte Otto Ludwig mit Wahrheit ſagen, daß er ſich in Dresden heimiſch zu fühlen beginne, und daß die Opfer, die er ſeinem Aufenthalte hier gebracht habe, ihm durch Rafael und Correggio allein bezahlt worden ſeien, noch ganz abgeſehen vom Eindruck des Theaters und der Muſik, der ihm auch nicht verloren ſein ſolle. Doch bekannte er im Mai 1844 in einem Briefe an Dr. Wetzſtein, daß ihm des Außenlebens und der Menge der Eindrücke, die er täglich zu verarbeiten habe, faſt zu viel werde. „Ich muß es demnächſt dem Betteljungen nachthun, den ich aus dem Gedränge der Leipziger Meſſe ſich in ein Winkelchen flüchten ſah, um in Ruhe die Pfennige zu zählen, die er in dem Lärmen erfochten hatte.“

◆

Der Einſiedler von Garſebach und Meißen

Die beiden Jahre, die Otto Ludwig zwiſchen 1842 und 1844 in Leipzig und Dresden verbracht hatte, waren ohne Zweifel die äußerlich bewegteſten ſeines ganzen bisherigen Lebens geweſen. Soviel es ſeiner durch Naturanlage und Jugendeindrücke, durch Neigung und Gewöhnung bereits ſtark einſiedleriſchen Natur möglich war, hatte er Verkehr und Verbindungen geſucht, auch was ungeſucht an ihn herankam, nicht geradezu abgelehnt. Er hatte in Leipzig wie in Dresden den beſcheidnen Lebensgenuß ſeiner eigentlichen Kameraden, der Gelehrten wie der Künſtler geteilt, noch der letzte Brief an Onkel Chriſtian vom 2. Auguſt 1843 enthielt eine aus eigner Anſchauung geſchöpfte Schilderung der glanzvollen Dresdner „Vogelwieſe,“ auf der ein einziges Rieſenzelt, das Felsnerſche, „das ganze Eisfelder Vogelſchießen“ aufnehmen konnte, und die geputzte Maſſe faſt unüberſehlich war. Bei alledem blieb das Verlangen, in möglichſter Stille und Abgeſchiedenheit zu ſchaffen, in ihm herrſchend, und die Erfahrungen und kleinen Erlebniſſe des Frühlings 1844 hatten dies Verlangen noch geſteigert. Schon im Verlauf des Winters meldete Ludwig an Ambrunn, daß er ſich demnächſt in die Gegend von Meißen oder Pirna begeben werde, um irgend einen ſtillen Winkel zu ſuchen. Eben in den Tagen, wo er dieſen Vorſatz äußerte, geſtaltete ſich ſein Dresdner Leben über ſeine

Wünſche hinaus bunt und abwechſelnd. Dr. Wetzſtein empfahl ihm in herzlichſter Weiſe einen nach Dresden reiſenden jungen Dänen, Herrn von Mehren, den Ludwig ſchon beim erſten Beſuche mit beſonderm Wohlgefallen aufnahm, deſſen Bildung und anſpruchsloſer Frohſinn ihn bald zu wiederholtem täglichen und fröhlichen Verkehr veranlaßte. Da auch Wetzſtein ſich auf einige Tage in Dresden einfand, der Künſtlerkreis, dem Ludwig ſchon näher getreten war, ſich um dieſe Zeit beträchtlich erweiterte, war der Ausruf begreiflich, mit dem Ludwig einen (undatierten, aber dem Frühling 1844 angehörigen) Brief an Dr. Wimmer eröffnete: „Ich habe mich lange nicht ungeſtört ſprechen können und habe viel mit mir zu bereden.“ Er hatte bei einem mit den Malern Strauch, Göſſel, Haſſe, Fiebiger, mit dem Kupferſtecher Langer und Herrn von Mehren unternommenen Frühlingsausflug durch das Triebiſchthal und nach Scharfenberg bei Meißen eine halbe Stunde hinter dem „Buſchbad“ den ſtillen Winkel aufgefunden, der zu ſeinen Sinnen und zu ſeiner Seele ſprach und ſich auf der Stelle eine Sommerwohnung dort geſichert. Anfang Juni 1844 verließ er Dresden und bezog im obern Stock der „Schleifmühle“ zu Nieder-Garſebach ein paar beſcheidne Zimmer, in denen eine größere Reihe ſeiner Werke entſtehen ſollte, als er beim Beginn des Sommers von 1844 vorausſetzen konnte.

Ein mit bewaldeten und reich bewachſenen Hügeln und kleinen Felſen eingerahmtes, mäßig breites, überall friſchgrünes, von der klaren Triebiſch durchrauſchtes, im übrigen ſtilles Thal, das ſüdweſtlich von der alten Biſchofsſtadt Meißen, faſt unmerklich anſteigend, ſich gegen Taubenhain und Rothſchönberg hin erſtreckt, wird in kurzen Abſtänden von einigen Dörfern und einzeln liegenden Mühlen belebt. Etwa eine Stunde von Meißen liegt das Dorf Nieder-Garſebach, zu dem die „Schleifmühle“ gehörte, in der der Dichter ſich niederließ. Dies Waldthal mit üppiger Mannigfaltigkeit der Laubbäume und Büſche, nicht ohne einzelne ſchroffere und ernſtere Partien, im ganzen aber doch voll lieblicher und anmutiger Reize, gemahnte Ludwig mit Recht an die verlaßne Heimat. In der ihm ſeither völlig unbekannten Landſchaft fand er Eindrücke wieder, die ihm von kleinauf vertraut und lieb waren, und denen er ſich jetzt aufs neue mit einem lange nicht erlebten Wohlgefühl überließ. Er ſtreifte das Thal auf und ab: überall entdeckte er ſtille Plätze, an denen er ungeſtört nachſinnen und ſchaffend träumen konnte, er machte ſich mit den unterhalb und oberhalb ſeines Aſyls gelegnen Raſtorten bekannt und verweilte beſonders gern unter den Bäumen der gegen Meißen hin hochgelegnen Altenburg und im ſchattig umbuſchten Garten der Preiskermühle. Überall fand er es „gerade wild genug, einem Poeten zu gefallen, und zahm genug, von ihm bewohnt zu werden.“ Und in einem Briefe an Ludwig Ambrunn (Schleifmühle bei Nieder-Garſebach, 19. Juni 1844) ſchilderte er die Reize ſeines Aufenthaltes in friſcher, beglückter Stimmung: „Ich ſchreibe dir aus einem der lieblichſten Winkelchen Erde; links vor mir prächtige Felſen, rechts die kleine kühle Triebiſch, drüber Berge mit grünem Buſch bewachſen, um meine Reſidenz — in einer Schleifmühle — ungeheure, herabgerollte Felsblöcke von mannigfachſten Formen und ſchlanke, grüne, krauſe Erlen bunt untereinander. Und in welcher Richtung ich den Triebiſchgrund durchziehen mag, ſo wirds immer ſchöner. Meine Werkſtatt ſchlag ich bald hier bald da auf, einmal zwiſchen den Felsblöcken an der Triebiſch nahebei — ein alter Erlenſtrunk hält mir das Tintenfaß (den Stecher, den dein Chriſtian, den zu grüßen bitte, mir gemacht), die Mappe auf meinen Knieen iſt mein Tiſch; bald über der Klausmühle, dem romantiſchſten

Punkt, den ich auf der Welt kenne, etwa zwei Stockwerk hoch, einen ſchmalen Weg ſperrend, der durch junges Gebüſch in wunderſchönen Linien herunterläuft, ſo oft geſchlängelt, daß man merkt, er ſelber mag nicht von dem ſchönen Berge herab — was ihm nun freilich zu verdenken, da das Thal noch ſchöner iſt, bald horſte ich, auf meinen poetiſchen Eiern brütend, auf dem Gipfel eines Felſens. Ob ich gleich allein bin, habe ich nicht die mindeſte Langeweile; ich wende meinen Kopf um, ſo hab ich das Thal mit edeln, guten, ernſten, komiſchen, böſen Bewohnern bevölkert. Wenn mirs gefällt, geh ich mit Göttern und Königen um, in einem Anfall von Herablaſſung dagegen kann ich mit Bauern kegeln, die übrigens hier meiſt ſehr reich und ſo gebildet ſind, wie bei uns draußen angeſehenere Bürger.“

Die in ſo beredten Worten geprieſenen ſtillen Reize des Triebiſchthals waren es nicht mehr allein, die den Dichter mit neuer Lebensluſt erfüllten. Schon in den erſten Wochen, in denen Ludwig an ſeinem neuen Wohnort verweilte, hatte eine Begegnung ſtattgefunden, die ſeinem weitern Leben Ziel und Geſtalt geben ſollte. Der einunddreißigjährige Mann hatte bis zu dieſer Zeit jeden Jugendtraum, jede ſich regende Neigung und das natürliche Verlangen nach Liebesglück — angeſichts ſeiner ungewiſſen Lebenslage und in der Hingebung an ſeine künſtleriſchen Ideale — tapfer niedergekämpft, er hatte eben die Gewalt eines unwiderſtehlichen Gefühles noch nicht erfahren. Jetzt ſollte auch ſeine Stunde ſchlagen — die glückſelige Frühlingsſtimmung, die ihn in der idylliſchen Umgebung nach zwei Jahren Stadtlebens durchdrang, hatte gleichſam den Boden gelockert, in dem der Keim einer ſtarken Neigung raſch emporſproſſen und Wurzel treiben konnte.

Ludwig lernte in dieſen Tagen ein junges Mädchen, die Tochter eines Meißner Bürgers, Emilie Winkler, kennen, die bald ſeine Braut und die treue Gefährtin ſeines Lebens in Glück und Leid werden ſollte. Frau Ludwig erzählt warm und ſchlicht aus ihren Jugenderinnerungen: „Im Triebiſchthal, in der Nähe des Buſchbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreund wie wenige, ſpazieren ging. — Wir waren eines Nachmittags auf unſerm Wege ſchon in den einſamern Teil des Thales gelangt, da begegnete uns ein junger ſtattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar ſchönen Haupte, deſſen Blick ich plötzlich wie ſuchend auf mich gerichtet fühle. Er grüßt, bleibt ſtehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen und mein Vater zurückblickt, ſieht er ihn noch immer ſtehen, uns, die er gleicherweiſe als eine unerwartete Erſcheinung betrachten mochte, ſinnend nachſchauend. Einige Tage ſpäter waren wir auf dem gleichen Wege, ich eile Blumen ſuchend voraus den Berg über dem Buſchbad, hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen — und eben dort unter der großen Eiche, die — noch vom Buſchwerk verborgen — jetzt frei vor mir liegt, ſitzt Otto Ludwig. Er erhebt ſich grüßend; der lautloſen und doch ſo bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, ſich uns anſchließen dürfe. — — Wir verlobten uns im Laufe der nächſten Monate des gleichen Sommers.“

Die Geſchichte der Liebe Otto Ludwigs braucht nicht erzählt zu werden, und niemand könnte ihre Einzelheiten ſchöner und wärmer ſchildern, als es in den lyriſchen Gedichten dieſes und des folgenden Jahres, in den „Buſchliedern“ geſchehen iſt. Als der Dichter eine Reihe dieſer Lieder in einem bogenlangen Briefe dem getreuen Schaller in Eisfeld (Garſebach, den 7. Auguſt 1844) mitteilte und dem Freunde ſeine

Erlebniſſe und ſein Glück in dieſer Form eingeſtand, durfte er in Proſa ſchon hinzufügen: „Beſſer kann ſich niemand zu Sophien und dir und mir ſchicken; ich habe von euch erzählt, habe mir ein Zuſammenleben entworfen und ausgemalt! — — — Erzähle mir doch von deinem häuslichen Leben, von deiner Sophie und deinen Kindern. Ich ſage dir, alles Blendende weiſt ſich als ein Nichts aus; der wahre Gehalt des Lebens ruht in ſeinen einfachſten Verhältniſſen.“ Sich ſelbſt und dem Freunde zur Warnung hatte er auf deſſen Klagen über die Enge und geiſtige Öde der kleinen meiningiſchen Städte eine poetiſche Antwort: „Du ſehnſt dich aus dem engen Leben nach einem weiteren geiſtig bewegten; du weißt nicht, was es heißt, eine Heimat, ein Zentrum zu haben. Laß dir meinen fremden Vogel vorſingen:

Aber der fremde Vogel fliegt
Über den Bach und ſieht hinein,
Erſchrickt ob ſeinem Wiederſchein:
So werd ich alt und werd ich grau
Und hab kein Neſt und keine Frau,
Hab alles geſetzt an die himmliſche Kunſt
Und drüber verſäumt die irdiſche Gunſt.
Bereuen will ich das nimmermehr,
Doch iſts wohl ſchlimm und traurig ſehr,
Daß, ſterb ich unter dem fremden Dach,
Kein einzig Vöglein mir ſinget nach;
Muß einſam dulden im fremden Thal
Des Lebens Sorgen, des Sterbens Qual,
Und weiß vielleicht von dem Tode mein
Keine Seel, denn der liebe Gott allein!“

Wie Ludwig geartet war, bei der Stärke und ſtillen Feſtigkeit ſeines Weſens, der Tiefe und Treue ſeiner Seele ſchloß die Liebe für das anmutige blonde Mädchen, die ihn erfaßt hatte, eine Entſcheidung für ſein

Leben ein. Er empfand jetzt nicht nur die Beſeligung ſeiner jungen Neigung, ſondern auch die Gewißheit, daß das Glück des Augenblickes ein dauerndes ſchlichtes Glück verheiße. Mit ſicherm Inſtinkt hatte er die Charaktereigenſchaften, die ungewöhnliche Empfänglichkeit ſeiner Geliebten für ſeine höchſten Lebens- und Geiſtesintereſſen neben und in ihrer anſchmiegenden und weiblich opferfähigen und opferfrohen Natur erkannt; im öftern Verkehr, wurde Emilie Winkler raſch die Vertraute ſeiner poetiſchen Pläne, und er legte ihrem unbefangnen, von keinen Überlieferungen beirrten Urteil den größten Wert bei. Ihr Frohmut, ihre jugendliche Heiterkeit wirkten auf ihn, der ſich mit Recht allzuernſt und zur Melancholie neigend fand, belebend und erfriſchend, was er gegen ſeine Freunde nicht genug rühmen konnte.

Leider war es Ludwig auch diesmal nicht gegönnt, ſich ſeines neuen Glückes ganz unbeeinträchtigt zu erfreuen. Während er ſich ſeit dem zweiten Scheiden aus Eisfeld einer guten Geſundheit gerühmt hatte und „zuletzt ein ziemlich ſtattlicher Kerl geworden war," kämpfte er jetzt mit körperlichen Schmerzen; ein altes Übel, das ſeit 1834 verſchwunden geweſen war, regte ſich wieder. Mit Unmut bemerkte er, daß die krankhaften Zuſtände, die ſchon ſoviel Einfluß auf ſein Leben gehabt hatten, ihm auch jetzt noch Hemmniſſe bereiteten, und ſchrieb an Schaller: „Bedenke ich die Folge meiner Zuſtände, ſo komm ich mir vor, wie das Tier aus dem Traume des Propheten Daniel: Und wie ſein Horn am längſten war, da brachs. Wenn ich nahe daran war, ein geſunder Menſch zu werden, da packte michs und riß mich zurück, hatt ich mich wieder aufgerafft, ging die Prozedur von neuem los." Und wenn dieſer Unmut auch nur vorübergehend war und bald wieder von der Stimmung beſiegt wurde, die jetzt in ſeinem Leben vorwaltete, wenn er ſich ſchaffensluſtiger, ſchaffenskräftiger als je fühlte und voll Zuverſicht und Hoffnung daran dachte, daß er nun nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch für die geliebte Braut zu ringen hätte, ſo empfand er doch auch ſchärfer als zuvor den Gegenſatz ſeiner poetiſchen Natur, ſeines künſtleriſchen Glaubensbekenntniſſes zur Tendenzlitteratur und Tageskritik. In ein paar ſcherzenden Verſen an Schaller ſchildert er, wie niemand ſeine, des fremden Vogels, Liebeslieder hören will, die Elſter allein vernimmt ihn, die den Fuß herauf nach dem Rücken zieht:

Sie kratzt den Hals ſich voll Verdruß:
Daß man noch immer hören muß
Um Liebe klagen! Das hab ich dick,
Am Brett iſt jetzt die Politik.
Ihr ſollt von Liebe und Schmerz geneſen
Und ſollt mir hübſch die Zeitung leſen,
Und ſollt nicht mehr auf der grünen Flur
Euch weiden — auf der papiernen nur!

Und ernſt bekümmert ſetzte er hinzu: „Man will jetzt mit dem Verſtande Poeſie machen, künſtliche; nicht mehr die heiligen Verhältniſſe der Natur — künſtliche Verſtandesſyſteme ſollen den Dichter zum Dichten begeiſtern und den Leſer zum Leſen. Ein Stück Zeit, aus der Geſchichte herausgeſchnitten, ſoll für das All gelten, aus dem der Dichter die Wahrheit in ſeine Gebilde hinüberträgt. Im Dichtwerke muß ſich das All ſpiegeln, die Kinder eines Stückwerkes müſſen Stückwerke werden. In dieſem ewigen Kampfe, in dem immer das Neuere das Neue frißt und vom Neueſten gefreſſen wird, wie kann der Künſtler ſein Leben zum beſchloßnen Kunſtwerke machen, ohne welches er kein Kunſtwerk ſchaffen kann?! — Der Traum jenes Pharao geht nun erſt aus, der von den ſieben dürren Kühen. All das wirkliche, warme Anſchauungs- und Gefühlsleben frißt der dürre Verſtand und wird nur immer dürrer.“

Da war es gut und in der That ein Glück zur rechten Zeit, daß die Liebſte ihm die Falten von der Stirne glätten konnte und ihm Luſt und Mut machte, wie es auch ſonſt komme, die goldnen Sommertage zu genießen. Spaziergänge durch das Thal mit ſeiner Emilie, fröhliche Nachmittage, wenn einer und der andre Dresdner Freund zum Buſchbad, zur Altenburg oder zur Preiskermühle kam, geſellige Abende, bei denen namentlich viel geſungen wurde, brachten in die fleißige Einſamkeit des Einſiedlers in der Schleifmühle den Reiz des Wechſels.

In den erſten Wochen ſeines neuen Lebens, in denen Ludwigs Lyrik in echten Liedern noch einmal friſch aufrauſchte, ſchrieb der Dichter auch ein kleines Idyll „Die Buſchnovelle," der ſeine jüngſten Erlebniſſe zu Grunde lagen, und verſuchte eine humoriſtiſche Novelle, die er noch in Dresden entworfen und die den Titel „Teufelshofratsgeſchichte" führte, zu beenden. Die Hauptarbeit des Sommers aber galt einem großen hiſtoriſchen Drama in Proſa „Friedrich II. von Preußen," das nach ſeinem an Schaller (im mehrerwähnten Briefe vom 7. Auguſt 1844) mitgeteilten Entwurf ein vorzügliches Volksſchauſpiel zu werden verſprach. Ludwig hatte ſchon im verfloßnen Winter in Dresden ſich von Geſchichte und Geſtalt des großen Friedrich ſtark angezogen gefühlt und zunächſt den Verſuch unternommen, die Jugendſchickſale des Kronprinzen in einem Drama zu behandeln, deſſen Grundton deklamatoriſcher, rhetoriſcher erſcheint, als in jedem andern dramatiſchen Fragment Ludwigs, und deſſen Beginn im Januar 1844 zu Dresden geſchrieben wurde, zu einer Zeit alſo, wo Julius Moſen ſein den gleichen Stoff behandelndes Drama „Der Sohn des Fürſten" bereits auf die Bühne gebracht hatte. Jedenfalls ließ Ludwig dieſen urſprünglichen Entwurf raſch fallen, und vor ſeiner Phantaſie ſtand in dieſem Sommer nicht der leidenſchaftlich irrende, mit der väterlichen Härte in den ſchwerſten Konflikt geratene Kronprinz, ſondern der König in der kritiſchſten Situation ſeiner Heldenlaufbahn, zwiſchen der Schlacht von Torgau im Herbſt 1760 und der Rückeroberung von Schweidnitz im Hochſommer 1762. Die Wurzeln dieſes Dramas, ſo realiſtiſch Ludwig bei der Geſtaltung verfuhr und weiter zu verfahren dachte, reichten doch bis in des Dichters ſubjektivſtes Empfinden und ſeine perſönlichſte Stimmung hinab. Es war ihm Bedürfnis, einen Helden darzuſtellen, der unter den Schlägen eines tückiſchen Geſchickes, unter den herbſten Enttäuſchungen aufrecht und mannhaft bleibt und ſich ſelbſt nicht verliert. Rückhaltlos enthüllte der Dichter ſeinem „alten Karl“ (Schaller) den geheimſten Zuſammenhang ſeines Dramas mit ſeinem eignen Leben. Er fährt, nachdem er ihm das Mißgeſchick ſeiner bisherigen poetiſchen Werke vertraut hat, fort: „Ich bin ſchon gezwungen, wie Saturn meine eignen Kinder zu freſſen. Aber von dem, was ich für recht halte, gehe ich nicht ab. Ich hole mir Mut aus dem Heldenſinne des alten Fritz, den ich unter der Feder habe.“

Ob Ludwig außer dem prächtigen Vorſpiel „Die Torgauer Heide,“ das im gleichen Jahre gedruckt wurde, ſchon in Garſebach noch weiteres von ſeinem Plane ausführte, läßt ſich leider nicht mehr feſtſtellen; da er jedoch hauptſächlich um der gehofften Aufführung ſeines „Friedrichs II. von Preußen“ am Leipziger Stadttheater willen im Herbſt zum dritten- und letztenmale nach Leipzig ging, da er um Neujahr 1845 ſeiner Emilie mitteilte, daß er in Leipzig binnen acht Tagen „den Fritz vollendet“ und „der Theaterdirektion eingereicht“ hätte, muß wenigſtens der Gang der Handlung bis in die letzte Einzelheit in ſeiner Phantaſie gelebt haben. Unter Ludwigs Papieren iſt gar nichts von dieſer Schöpfung erhalten; der Entwurf der Handlung iſt nur in dem mehrerwähnten Briefe vom 7. Auguſt an Schaller, und das Vorſpiel durch den Abdruck in der „Zeitung für die elegante Welt" (Jahrgang 1844, Nr. 43 und 44) uns bewahrt worden, ein Abdruck, zu dem Laube bereitwillig die Hand bot, da er ein aufrichtiges und ſtarkes Intereſſe für Otto Ludwigs ſoweit vom „laufenden Geſchmack" abweichende Begabung hegte.

Schwer genug riß ſich Ludwig Ende Oktober von ſeinem Aſyl in der Schleifmühle des Triebiſchthals los. Die alte Sehnſucht nach Abgeſchiedenheit war wiederum mächtiger als je zuvor in ihm geworden. „Das Ziel meiner Wünſche wird immer mehr ein Winkelchen Erde, wo ich unbeachtet und unbekannt mich zu Tod dichten könnte. Ich fühle mich einmal als ein Sohn der Einſamkeit. Mir iſt von Kindheit an Sammlung die liebſte Zerſtreuung geweſen. Selbſt einen Freund ſieht man oft in der Nähe vor ihm ſelber nicht, höchſtens immer nur ein Stück von ihm." Und diesmal galt es eine Trennung nicht nur von dem liebgewordenen Thal und dem Hauſe, in dem er nach Herzensluſt geſchaffen hatte, ſondern auch von dem Mädchen, dem er — wie niemand ſeit dem Tode ſeiner Mutter — ſeine ganze Seele erſchloſſen hatte. Und doch fühlte er, wie notwendig es ſei, dem fortgeſetzten Drängen ſeiner Leipziger Freunde nachzugeben. Er wußte, daß er für die Aufführung eines „Friedrich von Preußen" an der damaligen Dresdner Hofbühne noch viel geringere Ausſichten hätte, als für die des „Engels von Augsburg," er vernahm von Wetzſtein und andern Wunderdinge über den Aufſchwung des Leipziger Stadttheaters unter Dr. Schmidts Direktion und Laubes Beirat. Daß Laube ihn ermahnen und bitten ließ, bald nach Leipzig zurückzukommen, würde Otto Ludwigs Entſchlüſſe ſo wenig beſtimmt haben, als die Meldung Wetzſteins: „Wir ſind zu ſeinen [Laubes]

Abendunterhaltungen eingeladen, wobei (wie man ſagt) ſich nicht ſelten ſchöne und geiſtreiche Damen einfinden.“ Wohl aber durfte Ludwig die bloße Möglichkeit, auf den Leipziger Brettern einen Boden für die Bewährung ſeiner dramatiſchen Kraft zu finden, nicht gering anſchlagen und beſchloß den Winter von 1844 auf 1845 in der Pleißenſtadt zuzubringen.

Die Mehrzahl von Ludwigs Genoſſen von 1842 her lebte noch in Leipzig und hieß den Wiedergekehrten herzlich willkommen, vor allen erfreute ſich der getreue Dr. Wetzſtein des erneuten Zuſammenlebens. Ludwig bezog diesmal eine Wohnung nicht in Leipzig ſelbſt, ſondern im benachbarten Dorfe Reudnitz, im Büchnerſchen Haus an der Chauſſeeſtraße; er war ſo entſchloſſen, thätig und regſam zu ſein, daß er für alle Fälle, und wenn etwa eine Umarbeitung der „Köhlerin“ nötig würde, ſogar ein Klavier mietete. Denn als er angeſichts ſeiner veränderten Lebenslage in dieſem Sommer alle Kräfte und Möglichkeiten überſchlug, überkam ihn flüchtig ſelbſt wieder der Gedanke, daß er auch in der Muſik etwas leiſten könnte.

Im Ernſt konnte Ludwig die Wiederaufnahme der muſikaliſchen Laufbahn nicht ins Auge faſſen, er war jetzt feſt genug von ſeinem poetiſchen Talent überzeugt, hatte die Macht und den Reichtum ſeiner Phantaſie und das Wachſen ſeiner Geſtaltungskraft ſo vielfach erprobt, um den Weg, den er ſeit 1841 eingeſchlagen hatte, entſchloſſen, wenn auch nicht unbeirrt, weiterzugehen. Wohl aber war er wieder zu ungünſtiger Stunde für die Vollendung und die theatraliſche Verkörperung ſeines mit ſo warmer Luſt und friſcher Hoffnung entworfnen Dramas nach Leipzig gekommen. Es war vollkommen wahr, daß die neue Direktion des Stadttheaters mit der dramatiſchen Litteratur des Tages Fühlung ſuchte, doch eben im Begriff des „Tages“ lag auch die bewußte und unbewußte Gleichgiltigkeit gegen alle nicht tendenziöſe, unmittelbare Dichtung, die wunderliche Annahme, daß für lebendige Menſchendarſtellung, für natürliche Leidenſchaft und Empfindung auf dem „modernen“ Theater kein Raum mehr ſei. Für den „laufenden Geſchmack“ hatte Ludwig mit Friedrich dem Großen eine völlig verkehrte, unzeitgemäße Stoffwahl getroffen. Im liberalen Sachſen fühlte man ſich hoch über den großen ſoldatiſchen und unkonſtitutionellen Nachbarſtaat erhaben. Auf der Bühne konnten Cola Rienzi und Ulrich von Hutten, Erich von Schweden, der Bauernkönig, und Patkul, alle Helden des deutſchen Bauernkrieges und der franzöſiſchen Revolution erſcheinen, wenn ihnen mehr oder minder verſchämt die Sprache des „Zeitgeiſts“ in den Mund gelegt wurde, aber für den alten Fritz, einen Helden von Fleiſch und Blut, den wirklichen Träger einer großen vaterländiſchen Entwicklung, fühlte man keinerlei Teilnahme. Die Zeit des „Rokoko“ ließ ſich höchſtens, wie eben Laube mit Glück that, in komiſcher Darſtellung einem erleuchteten liberalen Parterre vorführen; der Verſuch, ohne tendenziöſe Spitze und Tendenzphraſen ein Stück Geſchichte, das zugleich ein Stück großen, echten Menſchentums in ſich einſchloß, dramatiſch zu beleben, galt den litterariſchen Wortführern für hoffnungslos. Und in der That, wie ſpurlos ging das lebensvolle, herzbewegende und farbenreiche Vorſpiel zum Drama „Friedrich II.“ bei ſeiner Veröffentlichung vorüber, aus dem doch der Silberblick eines kräftigen Geſtaltungsvermögens für das blödeſte Auge hervorleuchtete. Mochte die theatraliſche Anlage und Ausführung des Volksdramas noch ungenügend und mangelhaft ſein — keiner von allen, die am Leipziger Stadttheater mitredeten, machte auch nur den Verſuch den Dichter zur Umarbeitung und wirkſameren Ausgeſtaltung ſeines Werkes zu beſtimmen.

So unabhängig ſich der Dichter von dem Zuge des Augenblicks fühlte, der auf Verflachung hindrängte, und ſo unerquicklich ihm die kritiſche Weisheit erſchien, die jetzt überall das Zeichen für die Sache, die zeitgemäße Anſpielung an die Stelle von Leben und Natur zu ſetzen empfahl, ſo konnte ſelbſt er ſich nicht völlig der Einwirkung der gärenden, quirlenden und geſchwätzigen Unruhe entziehn, die rings um ihn her ganz Leipzig erfüllte. Mehr und mehr waren alle (nichtmuſikaliſchen) geiſtigen Intereſſen in Leipzig mit der Politik, den liberalen Beſtrebungen verquickt worden; Robert Blum und ſeine Gefolgsmänner führten zu gleicher Zeit das große Wort im Schillerverein, in den litterariſchen Kreiſen wie im Saale der Stadtverordneten und im Redeübungsklub; ſie verſuchten eben jetzt auch die von Schleſien und Poſen ausgegangne „deutſchkatholiſche" Bewegung in das Bett des allgemeinen Oppoſitionsſtromes zu leiten. Die gut proteſtantiſche Stadt ſah nicht nur die Entſtehung einer deutſchkatholiſchen Gemeinde (der wohl nur Katholiken beitraten), ſondern auch (von 23. bis 26. März 1845) ein erſtes „Konzil" der neuen Kirche. Johannes Ronge war auch in Leipzig der Mann des Tages und wurde in Eiſenbahnzeitungen und Pfennigmagazinen fleißig mit Luther verglichen. Wenn die Wände der Leipziger Kneipen Ohren gehabt hätten, ſo hätten ſie um dieſe Zeit über die plötzliche religiöſe Färbung aller Frühſchoppen- und Abendtöpſchengeſpräche erſtaunen müſſen. Am 17. März 1845 meldete Ludwig an Ambrum: „Hier hatten die Bewegungen in der katholiſchen Kirche auf eine Zeit alle Aufmerkſamkeit gefeſſelt; Leipzig iſt wie eine Glocke; bei ſolchem Anſtoß muß jeder Zoll Erz mit vibrieren, und ich habs denn auch gethan." Ebenſo war es ſicher eine Einwirkung der Leipziger Luft und des halbrevolutionären Hauches in ihr, daß Ludwig ſich um dieſe Zeit mit dem Plane zu einer Tragödie „Charlotte Corday" ernſtlich beſchäftigte, um bald genug zu erkennen, daß einesteils der Stoff ohne eine Geſamtdarſtellung der ganzen großen Revolution nicht nur abgeriſſen epiſodiſch, ſondern auch unverſtändlich bleibe (was dann vorübergehend den Gedanken einer großen Trilogie oder Tetralogie aus der Revolutionsgeſchichte erweckte), und daß er andernteils in Charlotte Corday eine mehr von außen, von der Zeit erregte als eine aus dem innerſten Kern der Natur erwachſene Leidenſchaft darzuſtellen haben würde. Soweit aber war Ludwig bereits, daß er dieſes Kerns der Natur bei keinem poetiſchen Gebilde, am wenigſten bei einem dramatiſchen entraten konnte. Auch die Entſchiedenheit, mit der Ludwig nachher vom Sommer 1845 an zwei bürgerliche Trauerſpiele „Die Fürſtentochter“ (dann „Die Rechte des Herzens“) und „Die Pfarrroſe“ in Angriff nahm und gleichzeitig verwandten Entwürfen (wie „Der tolle Heinrich“) nachhing, mochte zum Teil auf die Leipziger Eindrücke, auf die ernſten, ja leidenſchaftlichen Geſpräche mit Wetzſtein, Kretzſchmar und andern zurückzuführen ſein, die des Dichters weitere Entwicklung gern in die „zeitgemäße“ Bahn gedrängt hätten und ihn wenigſtens überzeugten, daß ein bürgerliches Drama mit dem Hintergrunde der Gegenwart not thue.

Auch während dieſes Winters, wenige Tage nach ſeinem Geburtstage, hatte Ludwig mit einem heftigen Krankheitsanfalle zu kämpfen. Lieſt man in ſeinem Briefe vom 17. März 1845 (an Ambrunn) daß er Tag und Nacht heizen laſſen mußte, um die krampfartigen Fröſte zu mildern, ſo möchte man meinen, daß es ſich um eine Erneuerung jener Krankheit gehandelt habe, die er im Frühling 1840 in Leipzig beſtanden hatte. Der ſchlimme Gaſt ging diesmal raſch vorüber und unterbrach die gewohnte Lebensweiſe Ludwigs nur ein paar Wochen. Über dieſe Lebensweiſe ſelbſt aber hatte er kurz zuvor (15. Januar 1845) ſeinem Eisfelder Geſchäftsträger, ſeinem alten Ambroſius, geſchrieben: „Ich lebe faſt ebenſo einſam hier wie in Garſebach, nur daß ich Örter beſuche, wo man Zeitungen lieſt und davon ſprechen hört, wie das heutzutage zur ‚Poeſie' gehört. Allerlei Abenteuer. Jeden Mittag geh ich, das Wetter mag ſein, wie es will, anderthalbe Stunde in der langweiligen Gegend umher." A. Kretzſchmar, der mehrerwähnte Genoſſe des kleinen Kreiſes in Waldrichs Wirtſchaft, erzählt aus derſelben Zeit, daß Ludwig damals noch immer muſizierte. „So oft er zu mir kam, lenkte er mit der Frage: „Iſt es erlaubt?" aber ohne Antwort darauf abzuwarten, ſeine Schritte zunächſt nach dem Flügel, öffnete denſelben, ſetzte ſich, oft ohne Hut und Überzieher abzulegen, und begann zu phantaſieren, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, ohne daß ihm in ſeinem Eifer eingefallen wäre, ſich der ihm unter ſolchen Umſtänden ſo beſchwerlichen Kleidungsſtücke zu entledigen. Machte man ihn endlich aufmerkſam, ſo blickte er erſt unwirſch, dann lachend empor, warf die ſchweißtreibenden Hinderniſſe ab und ſtürzte ſich mit friſcher Kraft in die Wogen der Töne. Stundenlang habe ich ihm oft ſo zugehört und während mir dieſer Genuß beſchieden war, zugleich innig beklagt, daß dieſe herrlichen, oft meiſterhaft durchgeführten muſikaliſchen Gedanken im engen Bereich meines Zimmers verhallten und für die ganze übrige Welt verloren gingen. — — Einen höchſt eigentümlichen Anblick bot Ludwig beſonders dann dar, wenn man ihn bei der Arbeit überraſchte. In eine faſt undurchdringliche Wolke von Tabaksdampf gehüllt, ſaß er tief über den Tiſch gebeugt. Dabei arbeitete er höchſt unregelmäßig, wie nur eben ſein körperlicher Zuſtand es geſtattete." Im geſelligen Kreiſe beſaß Ludwig nach Kretzſchmars Bericht zu dieſer Zeit noch „beſondre Vorliebe für witzige Anekdoten und war im Erzählen ſolcher geradezu unerſchöpflich. Ich hatte früher geglaubt, auf dieſem Felde ebenfalls etwas zu leiſten, mußte aber, nachdem ich Ludwig kennen gelernt, mir ſelbſt geſtehen, daß ich ihm nicht das Waſſer reichte. Oft machten wir, Dr. W. [Wetzſtein] und ich, es uns zum Spaß, bei irgend einem Gegenſtande der Unterhaltung ihn zu fragen: „Wie war doch gleich die Anekdote, die Sie einmal hierüber erzählten?“ Es war dies natürlich von unſrer Seite bloß ein harmloſes Vorgeben, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Dies gelang uns aber nie, denn nach kurzem Beſinnen ſagte er allemal: „Ach, das wird die geweſen ſein,“ und dann erzählte er eine Anekdote über den fraglichen Gegenſtand, mochte derſelbe nun ſein, was für einer es immer wollte.“ (A. Kretzſchmar, Erinnerungen an einen Jüngſtgeſchiednen. Gartenlaube 1865, S. 222.) Auch der greiſe Konſul Dr. Wetzſtein beſtätigte mir mündlich aus ſeinen ſehr lebhaften, leider nicht aufgezeichneten Erinnerungen, daß Ludwig in dieſem Winter ſeine Neigungen zur ſtillſten Abgeſchiedenheit und alle gewohnte Menſchenſcheu ſoweit überwand, daß er an vielen Tagen, namentlich in den ſpäten Nachmittags- und erſten Abendſtunden geſellig war. Er war nach Wetzſteins Mitteilung in dieſem Winter auch über ſeine poetiſchen Pläne geſprächiger — dem Freunde vertraute er ſogar die Geſchichte ſeiner jungen Liebe ſoweit an, daß Wetzſtein in ſeinen Briefen Ludwig „und noch jemand“ grüßte und ebenſo von ihm und jemand wiedergegrüßt wurde.

Bei alledem empfand Ludwig, als der Lenz herannahte, und die Sehnſucht erwachte, ihn in ſchönerer Umgebung als zwiſchen dem Saatengrün und den gelben Rapsfeldern der Leipziger Ebene zu verleben, daß er ein wirkliches Reſultat ſeines ſechsmonatlichen Aufenthalts nicht zu verzeichnen habe. Da keines ſeiner Dramen zur Aufführung gekommen war oder auch nur zur Aufführung „angenommen“ wurde, fingen wohlmeinende Ratgeber in ſeinem engern Lebenskreiſe wiederum an, ihn von der dornenvollen und ſteilen Laufbahn des Dramatikers zurückzuziehen. Aus den wenigen Erzählungen, die er bis dahin veröffentlicht, und den zahlreichen, die er mündlich vorzutragen wußte, ſchöpften ſie die Zuverſicht, daß er im „ſatiriſchen Roman“ glänzenden Erfolg haben werde. Ludwig hatte jetzt Erfahrungen genug, um zu wiſſen, daß dieſe guten Ratſchläge dem Spiele „Kämmerchen vermieten“ glichen, bei dem in großer Haſt die Stellungen gewechſelt werden, der Übrigbleibende — in dieſem Falle der Beratene — aber immer der Gefoppte iſt. Die plötzliche Zuverſicht einiger ſeiner Freunde auf den humoriſtiſchen Roman traf jedoch, wie wir wiſſen, mit alten Lieblingswünſchen und lange getragenen Plänen zuſammen. Ein Entwurf zu einer größeren humoriſtiſch-idylliſchen Erzählung, einem Schulmeiſterroman, der in der neuentdeckten, Ludwig ſo raſch liebgewordnen Gegend um Meißen ſpielen ſollte, begann eben Geſicht und Geſtalt zu gewinnen. Und ſo tröſtete ſich der Dichter über die in Leipzig erfahrnen Enttäuſchungen, die Theaterſprödigkeit und die vergebliche Verlegerſuche in der beſten Weiſe, die dem wahren Künſtler zu Gebote ſteht, mit ſchöpferiſchen Gedanken, mit neuen Erfindungen und Geſtalten. Am 2. Mai 1845 verließ er Leipzig und kehrte über Meißen, wo ihn ſeine Braut begrüßte, nach der Schleifmühle im Triebiſchthale zurück.

Die Sommermonate der Jahre 1845 und 1846 verfloſſen in ähnlicher Weiſe, wie der Sommer von 1844. Ludwig war eifrig bei der Arbeit und führte, während er die Grundlinien zu dem Schulmeiſterroman zog, auch einzelne Kapitel bereits niederſchrieb, das noch in Leipzig geplante moderne Trauerſpiel „Die Rechte des Herzens“ in raſcher Folge aus. Hatten an der Wahl des Stoffes oder vielmehr an der Ausſtattung des Helden Paul Lubinski mit allen den Eigenſchaften, die der deutſche Liberalismus jener Tage dem polniſchen Flüchtlingstum beimaß, die Anſchauungen des Leipziger Lebenskreiſes unſers Dichters noch einigen Anteil gehabt, ſo ging Ludwig bei der Geſtaltung des Dramas auf nichts weniger als auf tendenziöſe Wirkung aus. Die Zeitſtimmung ward von ſeiner Führung der Handlung und ſeiner Charakteriſtik raſch beſiegt, wer die Geſtalten der beiden Liebenden recht ins Auge faßt weiß alsbald, daß Leidenſchaftsdarſtellung der eigentliche und alleinige Zweck des Dichters iſt. Immerhin war ein Hauch, ein Duft in dem Stücke, der dem tendenziös gerichteten und geſtimmten Publikum der vierziger Jahre zur Hauptſache hätte werden können, wie es faſt gleichzeitig bei Freytags Schauſpiel „Die Valentine" geſchah. Ludwig ſelbſt glaubte nicht an dieſe Gefahr — und als er ſich im Spätherbſt 1845 entſchloß, die Handſchrift ſeines Trauerſpiels an Eduard Devrient zu ſenden, hegte er nur Beſorgniſſe wegen des dramatiſchen Aufbaus und des Verhältniſſes ſeines leidenſchaftlich eigentümlichen Dialogs zum theatraliſch Herkömmlichen, aber keine wegen des Hintergrundes von Oſtrolenka und Warſchau. Ludwig hatte überdies um dieſe Zeit ſo viele Eiſen im Feuer, daß ihm das Schickſal eines einzelnen Werkes wenig Sorgen machte. Wie er in Leipzig, wenn er ſeine Manuſkripte anbot, den Verlegern die abſchlägliche Antwort ſelbſt und im voraus in den Mund gelegt hatte, ſchrieb er auch jetzt an Theaterdirektoren, Schauſpielregiſſeure und tragiſche Liebhaberinnen und bot ihren Ablehnungen die Hand; er wußte ſchon, daß „ſeine Produktionen etwas vom Heckpfennig hätten, der jedesmal zeitig wieder zu ſeinem Herrn zurückkommt." Hätte ihm nicht der Blick auf ſeine Braut, die mit allem Vertrauen reiner Jugend und bewundernder Liebe an ihm hing, die Pflicht nahe gelegt, ſich um die Aufführung ſeiner Schöpfungen zu bewerben und wenigſtens Ausſichten fürs Künftige zu gewinnen, ſo würde er wahrſcheinlich vorgezogen haben, das Fertige ſtill beiſeite zu legen und am Neuen ſtill weiter zu arbeiten. Die Stärke ſeines Produktionstriebes ließ jetzt kein Beſinnen, kein Zögern zu, zwiſchen neue Geſtalten drängten ſich die alten herein, denen er noch kein Leben gegeben, und die er gleichwohl nicht aus ſeiner Phantaſie zu bannen wußte. So kam es, daß während er an einem neuen bürgerlichen Trauerſpiel „Die Pfarrroſe“ arbeitete, ihn doch die Geſichte wieder heimſuchten, die in früherer Zeit die Beſchäftigung mit E. T. A. Hoffmanns dämoniſcher Novelle „Das Fräulein von Scuderi“ geweckt hatte, und gleichzeitig das Verlangen ſich regte, ſeinem „Engel von Augsburg,“ der alten Bernauertragödie, eine neue Geſtalt zu geben.

Beim Beginn des Winters von 1845 kehrte Ludwig weder nach Leipzig noch nach Dresden zurück — eine äußere Nötigung dazu war nicht vorhanden, eine innere verſpürte er nicht, und es ſchien ihm ein zu hartes Opfer, auf den kurzen täglichen Verkehr mit ſeiner Braut zu verzichten. Er bezog in der Stadt Meißen, für deren maleriſche Lage und charakteriſtiſche Bauart er, ſeit er ſie zuerſt erblickt hatte, beſondre Vorliebe hegte, eine hübſch gelegne Wohnung in der Burggaſſe, in der er einen ſehr fleißigen Winter verbrachte. Hier, wo er ganz fremd war und auch fremd bleiben wollte (Wetzſteins Anerbieten, ihn durch ſeinen Studienfreund Dr. Flügel mit einigen Meißnern von geſellſchaftlicher Stellung und litterariſcher Bildung bekannt zu machen, lehnte er entſchieden ab), konnte er ſich noch ungeſtörter als im Triebiſchthale ſeinen Arbeiten hingeben. Während des Winters hörten auch die Leipziger und Dresdner Beſuche auf, der Schriftſteller ſchneite vollſtändig ein, wie er an Schaller meldete, und „ließ ſichs etwas Rechtes wohl ſein in Pläne ſpinnen und Pläne behaglich ausführen." Er ſchrieb jetzt einen großen Teil des Romanes „Aus einem alten Schulmeiſterleben." Vermochte ſich Ludwig in der Anlage und in zahlreichen Partien des humoriſtiſch-idylliſchen Werkes nicht völlig von dem bei dieſem Stoffe ohnehin natürlichen Vorbilde Jean Pauls zu trennen, ſo verleugnete er doch weder den ſtärkern Zug ſeiner Natur zur Geſchloſſenheit der Kompoſition, noch ließ er eine ſchärfere und treuere Wiedergabe der Wirklichkeit vermiſſen. Bei viel breiterer Anlage und ſoweit die ausgeführten Teile (etwa die Hälfte des Ganzen) ein Urteil zulaſſen, zeigte Ludwigs Roman nicht die Genialität und frühe Meiſterſchaft, die aus dem „Märchen von den drei Wünſchen" und der Novelle „Maria" zu uns ſprechen. Aber vieles Einzelne iſt kräftig, charakteriſtiſch und mit echtem Humor getränkt; für Ludwigs damalige litterariſche Situation war es ſicher zu bedauern, daß der Roman unvollendet blieb. Natürlich erſcheint es dagegen, daß, nachdem ihn der Dichter im Mai 1846 aufgegeben hatte, er in ſpätern Jahren auf den alten Entwurf und die alten Anfänge nicht zurückgriff, obſchon ihm einmal (im Jahre 1860) das äußere Bedürfnis die Verſuchung dazu nahelegte.

Der Vollendung des Schulmeiſterromans erwuchs wohl das Haupthindernis durch einen glücklichen Schritt vorwärts, den Ludwig eben auf der dramatiſchen Laufbahn gethan hatte. Zwar ſollte die Aufführung eines ſeiner Dramen noch auf Jahre hinaus nur eine Hoffnung bleiben, aber die perſönliche Verbindung mit Eduard Devrient, die noch am Ende des Jahres 1845 begann, brachte dem Dichter zum erſtenmale die wahre, dauernde und wirkſame Teilname eines dramatiſchen Künſtlers, der mit ſicherm Blick Ludwigs geniale und tief ausgiebige Begabung erkannte und ſich zu mehr als einigen Bewunderungsäußerungen verpflichtet fühlte. Eduard Devrient, einer der drei künſtleriſchen Neffen des großen

Schauſpielers Ludwig Devrient, hatte damals ſchon ſeit Jahren den Beruf des dramatiſchen Sängers mit dem des Heldenſpielers und Charakterdarſtellers im geſprochnen Schauſpiel vertauſcht und war 1844 als Oberregiſſeur an die Dresdner Hofbühne berufen worden, wo man ihm außer ſeinen eigentlichen amtlichen Vollmachten auf der Szene eine Reihe von Tiecks ehemaligen dramaturgiſchen Befugniſſen übertragen hatte. Er ließ in der Richtung ſeines Geiſtes wie ſeiner Darſtellungskunſt erkennen, daß ihm der vielgeprieſene Charakterdarſteller des achtzehnten Jahrhunderts, Konrad Eckhof, als das Ideal und Muſter eines Schauſpielers galt und vorſchwebte. Mehr durch den tiefen Ernſt ſeines Weſens, durch eine unabläſſige Reflexion und durch den Einfluß ſeiner geiſtigen Bildung als durch Phantaſie und Naturell hatte ſich Devrient zu einem in gewiſſen Rollen bedeutenden Schauſpieler, durch die Fähigkeit, das Ganze eines poetiſchen Werkes in ſich aufzunehmen und aus ſich heraus ſzeniſch zu geſtalten, zu einem vorzüglichen Regiſſeur und Theaterleiter erhoben. Mit umfaſſenden Studien über Weſen, Entwicklung und Schickſale des Dramas und des Theaters, die in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“ litterariſch verwertet wurden, erwarb er Namen und Ruf auch außerhalb der Bühnenwelt. Er war nicht ohne einen pedantiſchen Zug, der die aufrichtige Begeiſterung des Künſtlers für die dramatiſche Kunſt gefährdete, er zog im Verlangen nach Reinheit und nach ethiſcher Wirkung und bürgerlicher Ehrbarkeit des Theaters die Schranken des Darſtellungswürdigen, des dichteriſch und ſchauſpieleriſch Möglichen zu eng und empfand nicht, wie abſurd ein Familien-Shakeſpeare wäre, er unterſchätzte die Gefahr, die der Kunſt und ihren höchſten Forderungen von ſeiten der wohlmeinenden geiſtigen Dürftigkeit und des Philiſteriums immer droht. Doch er trug eine lebendige Vorſtellung von einer Bühne in ſich, die im Kulturleben ſeines Volkes mit edler Macht wirken ſollte, er fand ſich nicht leichtherzig mit den Eintagserſcheinungen der dramatiſchen Litteratur ab und ſpähte unabläſſig nach dem Größern, Bleibenden, Zukunftverheißenden aus, was er zu Otto Ludwigs Glück auch im Unfertigen zu erkennen vermochte. Als ihm der Dichter kurz vor Weihnachten 1845 die „Rechte des Herzens“ zuſchickte, empfand er auf der Stelle, daß er hier einer bedeutenden Natur, einer ſtarken Phantaſie und energiſchen Geſtaltungskraft gegenüberſtehe, er verzeichnete es mit einem ihn ehrenden Glücksgefühl in ſeinem Tagebuche, daß ſich da einmal ein Talent zeige, und ſchrieb an Ludwig (Dresden, 22. Dezember 1845), daß ihm das dramatiſche Gedicht außerordentliche Freude bereitet habe, daß es eine wahre Erquickung ſei, einmal wieder einem friſchen, lebendigen, warmen Talente zu begegnen. Er verhehlte ihm nicht, daß Umarbeitungen nötig wären: „Der Dichter muß das machen, aber ich wünſchte zum beſten der Sache, er ließe ſich dabei ſpeziell vom Regiſſeur weiſen.“ Als Ludwig infolgedeſſen am 28. Dezember Devrient perſönlich aufſuchte — der winterliche Sonntagsnachmittag war ſchon ſo weit vorgerückt, daß in Devrients Zimmer die Lampe brannte, — kam es zu einem lebhaften, eingehenden Geſpräch zwiſchen dem Dichter und dem litterariſch gebildeten Schauſpieler. In Eduard Devrients Tagebuch iſt dieſer erſten Begegnung mit den Worten gedacht: „28. Dezember 1845. Nachmittags beſuchte mich der Dichter Otto Ludwig, ein einſiedleriſch ausſehender Mann mit Bart und Brille, im Schnitt des Geſichtes an Oheim Ludwig erinnernd; er blinzt viel mit den Augen. Ich ſagte ihm meine Ausſtellungen an ſeinem Stück, er ging ſehr leicht verſtändigt auf alles ein, war voll Dankbarkeit. Über Theater überhaupt und ſeine Stellung zum Staate. Er iſt verſtändig und geſinnungstüchtig. Seines Zeichens

Muſiker, hat langjähriges Nervenleiden ihn der Muſik entzogen, der er ſich nun wieder zuwenden will.“

Jedes Leben und Geſchick hat einen geheimen, beſtändig wiederkehrenden Zug: in dem Ludwigs ſchloß ſich ſtets an noch ſo wohl begründete Hoffnungen faſt unmittelbar eine herbe Enttäuſchung an. Mit Luſt und Liebe brachte er im Januar und anfangs Februar 1846 die von Eduard Devrient geforderten Änderungen ſeines Trauerſpiels zu ſtande, ſodaß ihm der dramaturgiſche Ratgeber (Dresden, 17. Februar 1846) bezeugen durfte: „Ihre Umarbeitungen ſind vortrefflich und zeugen für eine der wichtigſten Eigenſchaften eines dramatiſchen Dichters, für Gelenkigkeit der Erfindungskraft; das Gedicht iſt nach meinem Geſchmack das ſchönſte, das ich ſeit vielen Jahren in Händen gehabt,“ aber er mußte ihm zu gleicher Zeit eröffnen, daß er infolge heftiger Zerwürfniſſe mit ſeinem Bruder, dem gefeierten Emil Devrient, die Oberregie niedergelegt habe. Devrient geſtand ſich in ſeinem Tagebuch ein: „Ich helfe keinem Dichter mehr auf!“ und erfuhr die Wahrheit davon ſchon am 28. Februar: „Heute fragte ich Winkler (Theod. Hell) um ſeine Anſicht über Otto Ludwigs Stück. O das iſt abſcheulich, ganz unnatürlich und verletzend. Es hat dem Geheimrat auch gar nicht gefallen u. ſ. w. — „Mit rechter Luſt brach er aus, daß er nun das Recht hat, das ſchlecht zu finden, was ich lobe.“ Als ob es am Kriege der Theatergewalten noch nicht genug geweſen wäre, erfolgte gerade in dieſen Tagen die unglückliche revolutionäre Erhebung des letzten kleinen polniſchen Staates Krakau und die Bewegung in Galizien, die die rutheniſchen Bauern im Blute ihrer polniſchen Herren erſtickten. So war jede Ausſicht auf eine Dresdner Aufführung abgeſchnitten. Ludwig fügte ſich raſcher in ſein Schickſal, als ſein neuer Gönner; Eduard Devrient verſuchte noch mancherlei einflußreiche Darſteller und urteilsfähige Kreiſe für das Stück zu intereſſieren. Noch ein Jahr nach der Zurückweiſung (am 3. Januar 1847) verhalf er den „Rechten des Herzens“ durch eine dramatiſche Vorleſung in ſeinem Hauſe zu einer Art von Leben. Über dieſe Vorleſung, die Devrient in gewaltige Aufregung verſetzte, als ob er ein eignes Gedicht vortrüge („ich fühlte doch, daß es ein Unternehmen ſei, ein unbekanntes Werk einem Auditorium zu bieten — ich hatte etwas zu vertreten,“ Devrients Tagebuch vom 3. Januar 1847), berichtete Ludwig eingehend nach der Heimat an Schaller und Ambrunn: „Vorgeſtern fuhr ich nach Dresden, weil Devrient berichtet, er werde mein Polenſtück „Die Rechte des Herzens“ vorleſen. Er lieſt nämlich vor einem wirklich ausgeſuchten Publikum ältere, anerkannte Dramen vor, und zwar nach der ſeit Tieck beliebten Manier, ohne die Namen zu leſen, die Handlung nur leiſe andeutend, wo es nicht anders geht. Eine ſolche Vorleſung iſt mir, wenn ſie gut, weit lieber als eine Aufführung. Ich machte mich per Dampf auf, wurde von Devrient und ſeiner beweglichen aber ſehr angenehmen und geſcheuten Frau und ſeiner Tochter aufs freundlichſte empfangen. Der Anteil, den ſie alle an dem Stücke nehmen, iſt für mich rührend. Nun verſammelten ſich die Herren und Damen, da ſah man Toiletten, aber auch Geſtalten, die ſie nicht gebraucht hätten; die Creme des Dresdner Publikums, zur Hälfte den höhern Ständen angehörig, darunter einige polniſche Grafen, einige hohe Militärs. Der Oberintendant v. Lüttichau war nicht zugegen, wohl aber ſeine Fräulein Tochter, wollt ich ſagen Baroneſſe, und dann die Excellenzen von der Natur Gnaden, z. B. die Akademieprofeſſoren, Bendemann, Hübner, Ehrhardt u. ſ. w., der berühmte Komponiſt Hiller, und einige Litteraten, darunter Uſſo Horn u. ſ. w. Wie nun alles, über fünfzig Mann und Männinnen ſchätz ich, ſich im Salon niedergelaſſen, begann Devrient, an ſeinem Tiſchchen ſitzend, wie er den Gegenſtand betreffend heut eine Ausnahme mache, die er aber zu machen ſich getraue, und überzeugt ſei, daß ſein Publikum ſie genehmigen werde, daß er nämlich ſtatt eines als klaſſiſch anerkannten Stückes ein modernes Trauerſpiel eines noch unbekannten Dichters vortragen werde. — Nun hab ich vergeſſen, zu erwähnen, wie Devrients Frau und Tochter ſich ſchon vorher auf die Neugier und Fragen nach dem Dichter gefreut hatten; denn ich war inkognito zugegen. — Er las die letzten Auftritte des erſten Aufzugs, wo der eine Pole den andern zwingt, ihm zu ſekundieren, ſo ausgezeichnet, daß zwei Schauſpieler unmöglich ſo ineinander hätten ſpielen können, der erſte Aufzug war beendet, und ich hörte aus leiſen Zuflüſterungen und ſah aus Zuwinken, daß er Glück gemacht. Frau Devrient ſagte mir, ſo aufgeregt habe ſie ihren Mann noch nicht leſen hören; ſeine Stimme zitterte zuweilen hörbar, er wußte nur zu gut, wie ſchwer es iſt, einem neuen Poeten zur Anerkennung zu verhelfen. Kurz, mein braver Devrient machte ſeine Sachen ſo gut, daß die Aufnahme des Stückes im ganzen eine ſehr günſtige war. Nach dem Schluſſe trat nun das ganze Publikum in einem Kreiſe zuſammen, der immer enger wurde, und hielt ein Totengericht, das meine Situation nun erſt recht intereſſant machte. Uffo Horn und Hiller fochten an, Devrient verfocht ſeinen Autor mit Feuereifer; die beiden, die auch bei den andern keinen Beifall zu finden ſchienen, erklärten nach langer Debatte und nachdem auch eine hohe und gewaltig gewachſene Dame des Poeten Partei genommen, der eine, daß er mit ſeinen Ausſtellungen keineswegs ſagen wollen, der Poet habe nicht ein großes, ja ſogar ſehr großes Talent — was über alle meine Erwartung ging —, der andre, daß er nicht ſo eifrig Widerpart gehalten haben würde, wenn nicht die eifrige Verteidigung Devrients ihn dazu entzündet hätte. — Dagegen zeigte ſich Profeſſor Hübner eifrig für den Autor, General Lützerode und andre Hochgeſtellte konnten ſich nicht genug wundern, daß das Stück politiſcher Urſachen wegen zurückgewieſen werden ſollte, und zeigten ebenfalls ihr unumwundnes Behagen an dem Stücke. Die Beſtürmung um den Namen des Autors begann von neuem. Einer vermaß ſich, er wolle es herausbekommen, einer wollte gleich andern Tages nach Meißen erkundigungsweiſe ſchreiben, wo der Poet ſich aufhalten ſollte. — So iſt denn der erſte Schritt zu meinem Bekanntwerden auf günſtige Weiſe geſchehen. Anfang Februar ſoll und werde ich nach Dresden ziehen.“

Auf dieſe Umſiedlung und einen ſtärkern Verkehr mit der äußern, der geiſtig geſelligen Welt drang Eduard Devrient ſeit einem Jahre. Er glaubte zu ſpüren, daß Ludwig allen Segen der Abgeſchiedenheit ſchon ausgekoſtet habe, und daß es nötig ſei, ihren bedenklichen Einwirkungen entgegenzutreten. In Devrients Tagebuch (8. Januar 1847) findet ſich die Bemerkung, daß Ludwig nach dem eben geſchilderten Vorleſungsabend in dem gaſtlichen Künſtlerhauſe geblieben ſei, wo es ihm Frau Devrient behaglich zu machen ſuchte. „Er ſprach viel, oft treffend und geſund, oft grübleriſch und phantaſtiſch, wie Einſiedler pflegen.“

In der That hatte Ludwig wieder einen Sommer, den von 1846, in ſeiner Garſebacher Zurückgezogenheit, und die erſten Monate des Winters von 1846 zu 1847 in Meißen verbracht, wo er diesmal im Gaſthof zum „Goldnen Schiff“ wohnte. Durch die Ermutigung Eduard Devrients war ſein wankender Glaube, daß er zur dramatiſchen Dichtung berufen ſei, neu geſtärkt worden, und er gab nicht nur die Fortarbeit an ſeinem idylliſchen Roman auf, ſondern beſchloß die weitern Pläne zu Erzählungen „gleich in der Geburt zu erſticken.“

Dazwiſchen ſpielte er freilich mit dem Gedanken, ſeinen „Friedrich II. von Preußen“ zu einem hiſtoriſchen Roman umzugeſtalten, und meldete an Ambrunn und Schaller, daß er nach Schleſien reiſen und ſich in der Gegend von Schweidnitz, wo das Ganze ſpielen ſollte, gründlich umthun werde. Denn wenn im Drama das Detail des Schauplatzes einer Handlung kaum in Frage komme, ſo verhalte es ſich bei einem Roman ganz anders. Bezeichnend für die mächtige, weit ausgreifende Phantaſie Ludwigs und ſein Bedürfnis, in großer Folge zu wirken, war es, daß er auch hier von ſeinem „erſten hiſtoriſchen Roman“ ſprach und eine Reihe andrer in der Zukunft vor ſich ſah. Er hätte ſich auch ſagen dürfen, daß es kein Zufall ſei, der ſeinen Geſtaltungstrieb von Zeit zu Zeit auf das epiſche Gebiet ablenkte, daß er für den Reichtum ſeiner poetiſchen Erfindungen und Anſchauungen nicht überall den dramatiſchen Rahmen finden und brauchen konnte. Hätte er freilich, um die große Phantaſiearbeit, die längſt vollbrachte Belebung des Stoffes nicht ganz zu verlieren, ſeinen „Fritz“ zum hiſtoriſchen Roman umgeſtaltet, ſo würde er mehr einer äußern als einer innern Nötigung gefolgt ſein, und es lag tief in ſeiner Natur begründet, daß er ſolchen äußern Nötigungen bis zum Martyrtum widerſtand. An die Ausführung eines hiſtoriſchen Romans, für die er ſich nach ſeiner Weiſe erſt einen neuen Apparat herzurichten gehabt hätte, war jetzt, mitten im Feuer der dramatiſchen Produktionsluſt, nicht zu denken. Im Sommer 1846 entſtand die neue Bearbeitung der Agnes Bernauer (die auch jetzt „Der Engel von Augsburg“ hieß). Ludwig drängte in ihr eine beinahe überreiche Fülle bewegter Handlung zuſammen und führte den Dialog dem entſprechend in ſehr charakteriſtiſcher, lebensvoller Proſa aus. Es ließ ſich nicht widerſprechen, wenn Eduard Devrient die Kompoſition, in der Altes und Neues keineswegs völlig ausgeglichen war, „voller Fehler“ fand, aber das echte Talent, der große Grundzug in dieſer dramatiſchen Rittergeſchichte, die Geſtaltungskraft und Farbenfriſche mußten doch zu jedem unverbildeten Sinne ſprechen. Aus manchem viel unbeholfnern und wertloſern Block war ein gut theatraliſches, erfolgreiches Werk herausgemeißelt worden, die lebenswarmen, treuherzig leidenſchaftlichen Geſtalten des Herzogs Albrecht und der Agnes hätten jede Mühe der Umarbeitung gelohnt, Ludwig wäre durch die Gewißheit einer Bühnenverkörperung ſeiner Dichtung leicht an ihr feſtzuhalten geweſen; man kann ſich nicht entbrechen, in Gedanken den Gewinn zu veranſchlagen, den es für ihn bedeutet hätte, jetzt in verhältnismäßiger Jugend von dem Stoffe befreit zu werden, der nicht zufällig, nicht aus einer Willkür oder Hartnäckigkeit, ſondern aus der Gewißheit heraus, daß in ihm ein tragiſcher Typus, ein Stück ſchuld- und leidvolles Menſchengeſchick, eine Welt voll ſtark anſchaulicher, ſinnlicher Gegenſätze, ein Geſtalt gewordner Klang der deutſchen Volksſeele, des deutſchen Volksliedes ſchlummre, mit ihm fortlebte und dramatiſches Leben heiſchte. Nun war es wieder Ludwigs Mißgeſchick, daß Ed. Devrient eben an dieſem Ludwig ins Herz gewachſenen Stoffe wenig Anteil nahm, ſei es, daß er die (ſo lange der Dichter an der hiſtoriſchen Überlieferung feſthält) unüberwindliche dramatiſche Schwäche des Stoffes erkannte, die im Lebenbleiben des Herzogs Albrecht und in der mehr oder minder aufrichtigen Verſöhnung des jungen Herzogs mit ſeinem Vater liegt, ſei es, daß ihm die heiße, alle Schranken des Herkommens und poſitiven Rechts überſpringende Leidenſchaft des ungleichen Liebespaares mißbehagte. Jedenfalls beſtärkte Devrient diesmal Ludwig in ſeiner ſchon allzuausgeprägten Neigung über das, was vor der Hand abgeſchloſſen und ausſichtslos ſchien, raſch hinwegzugehen, und ſetzte mit dem

Dramatiker zugleich ſeine Hoffnung auf die inzwiſchen begonnenen bürgerlichen Stücke, das Trauerſpiel „Die Pfarrroſe“ und ein Drama „Die Wildſchützen,“ „Wilm oder Rolf Berndt,“ „Die Waldtragödie,“ „Das Jagdrecht“ benannt, ein Embryo, aus dem mehrere Jahre ſpäter unter neuen Lebenseindrücken die Geſtalt und die tragiſche Handlung des „Erbförſters“ hervorwachſen ſollte.

An friſcher Erfaſſung neuer Stoffe, an Luſt, etwas durchaus Bühnen- und Lebensfähiges frei aus ſich herauszuſtellen, fehlte es Ludwig zu dieſer Zeit durchaus nicht, ſeine ländliche Abgeſchiedenheit förderte ſeine damals immer rege Arbeitsluſt. — Wenn er ſich des altgewohnten Plänemachens auch jetzt nicht entſchlagen konnte, ſo überwog doch der Drang und die Stimmung des Vollendens in einem Guß. Die Geſundheit des Dichters ließ ſelbſt in dieſen Jahren, ſoviel er ſich auch gekräftigt fühlte, zu wünſchen übrig, in Garſebach und Meißen ward er mehr als einmal von heftigen Magenkrämpfen gequält, ſie überfielen ihn plötzlich auf Spaziergängen mit ſeiner Braut und zwangen ihn mehrfach, ärztlichen Rat zu ſuchen. Auch die wunderliche Unregelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe ſetzte er noch fort. A. Kretzſchmar erzählt aus dem Sommer 1846: „Nach ſeinem Weggang von Leipzig beſuchte ich ihn einmal in ſeinem geliebten Triebiſchthale. Es war gegen zehn Uhr morgens, als ich die Hammermühle (Schleifmühle), in der er ſeine Wohnung genommen, erreichte. Ich fragte die Arbeiter, die jedenfalls ſchon ſeit vier oder fünf Uhr auf den Füßen waren — es war im Monat Juli — nach ſeinem Zimmer. Die rußigen Geſellen fletſchten lachend die weißen Zähne und ſagten, ich würde ihn jedenfalls noch im Bett finden. Und ſo war es auch. Er lag, als ich bei ihm eintrat, in feſtem Schlaf, und nachdem ich ihn geweckt und von ihm wie immer freundlichſt bewillkommt worden, erzählte er mir, daß er am Abend vorher nach ſeiner Gewohnheit in Wald und Flur umhergeſtreift ſei, dann die Nacht hindurch gearbeitet und ſich mit Tagesanbruch zu Bett gelegt habe. Sein körperliches Befinden hatte ſich, wie auch ſein Ausſehen bewies, bedeutend gebeſſert. Da ich ihm nur wenige Stunden widmen konnte, ſo begleitete er mich zurück bis auf das Buſchbad, und hier ſchieden wir auf lange Zeit.“ (Erinnerungen an einen Jüngſtgeſchiednen. Gartenlaube, 1865, S. 223.) In der Hauptſache aber, in glücklichem Lebensmut und in der Zuverſicht, daß es ihm über kurz oder lang gelingen müſſe, war Ludwig jetzt ein andrer Mann als in Eisfeld. Wenn ihn gelegentlich der Unmut überwältigte, daß all ſein Arbeiten bisher ſo wenig ſichtbare Reſultate ergeben („ich will drauf losſchmieren, daß ich wenigſtens die Beruhigung habe, das Meinige gethan zu haben!“ rief er in einem Briefe an Ambrunn, Meißen, 28. März 1846, aus), oder beim Berechnen ſeines noch übrigen ſchmalen Vermögens ihn eine Sorge beſchlich, daß dieſer Bronnen verſiegen könnte, ehe ein neuer durch ſeine Arbeit erſchloſſen wäre, ſo blieben das alles doch nur vorübergehende Schatten in einer im ganzen hoffnungsreichen Zeit.

Ludwig war auch des beſten Willens voll, ſich Devrients freundſchaftlichem Drängen zu fügen und ſich der Einſamkeit, die für ihn ſo viel Glück und innere Befriedigung bot, zu entwinden. Ed. Devrient ſchrieb ihm am 1. Dezember 1846: „Ihren Beruf zum Bühnendichter haben Sie in dieſem Werke (der „Agnes Bernauer“) wiederum auf das beſtimmteſte dargethan, und wie Sie mit dem Zutrauen gegen mich frei herausgegangen ſind, darf ich mir wohl im Intereſſe der Kunſt eine Mahnung an Sie erlauben. Wollen Sie dem heruntergekommenen deutſchen Theater ſich hingeben, wollen Sie dafür arbeiten, ſo dürfen Sie ſich nicht länger aus dem Bereich ſeiner Erſcheinungen, ſeiner Thätigkeit halten. Sie werden mich nicht ſo mißverſtehen, als meinte ich, Sie ſollten von der gegenwärtigen Theaterwirtſchaft die Kompoſition Ihrer Gedichte lernen, aber es iſt unumgänglich notwendig, daß Sie das beſſere Vermögen der Schauſpielkunſt genau und immer beobachten können. Was dem Theater wahrhaft nützen ſoll, muß, glaub ich, aus dem Herzen der Schauſpielkunſt herausgeſchrieben ſein. — — Mich dünkt, Sie ſagten mir, daß Sie unabhängig von Ihrem Aufenthalt ſeien; iſt dem ſo, wie dringend möchte ich Sie auffordern, hierher zu ziehen, wo die Natur ebenfalls Ihrem einſiedleriſchen Hange zuſagen, aber das Theater Ihnen doch auch und leicht zugänglich ſein würde.“ Ludwigs Vertrauen zu dem neuen Freunde hatte ſich vermutlich noch nicht ſoweit erſtreckt, daß er Devrient mitgeteilt hätte, welcher Magnet ihn fortgeſetzt nach Meißen zog und dort hielt. Er folgte indes im Februar 1847 Devrients dringend wiederholtem Ruf und ſiedelte auf ein Vierteljahr nach Dresden über, wo ihm Devrient auf alle Weiſe Weg und Steg zu bahnen ſuchte. Er fand jetzt in Dresden Karl Gutzkow als den neuen Dramaturgen des Hoftheaters vor. Ludwig ſtand den litterariſchen und politiſchen Anſchauungen Gutzkows noch nicht ſo unbedingt entgegen, als einige Jahre ſpäter, hatte ſich wenigſtens ſeine Gegnerſchaft nicht ſo klar zum Bewußtſein gebracht. Gutzkow war im allgemeinen geneigt, junge, ſtrebende und namenloſe Talente zu fördern; ſeine reizbare Eiferſucht erwachte in der Regel nicht den Leiſtungen, ſondern den Erfolgen andrer gegenüber. Er nahm Ludwig bei deſſen erſtem Beſuch freundlich auf, lobte deſſen „Polenſtück,“ was er freilich bei den obwaltenden Anſchauungen am Hofe und Hoftheater unaufführbar nennen mußte, forderte den Dichter auf, ihm Stoff und Entwurf neuer Stücke vor der Ausführung mitzuteilen, damit er ihm zum voraus ſagen könnte, was als verfänglich und unverfänglich gelte, womit er denn allerdings mehr verſprach, als er beim beſten Willen zu leiſten vermocht hätte. Ludwig war von dieſer Anknüpfung ſehr befriedigt, gewann indes in der Folge kein näheres Verhältnis zu Gutzkow und hielt ſich, von ſeinen alten Künſtlerfreunden Ludwig Richter, Oehme, Langer u. a. abgeſehen, hauptſächlich an Ed. Devrient und deſſen Kreis. Devrient trieb Ludwig, fleißig Theater und Konzerte zu beſuchen, führte und lud ihn in Geſellſchaften, Ludwig ließ nachgiebig und herzlich dankbar für ſich Sorge tragen, labte ſich an den theatraliſchen und muſikaliſchen Aufführungen, für die ihm Devrient den Eintritt vermittelte, und meldete ſeinem „lieben, alten Ambroſius“ in Eisfeld: „Ich ſchwimme hier in einem Meer von Genüſſen und wäre, da auch meine Geſundheit ſich bedeutend gebeſſert, ein ganz glücklicher Kerl, wenn ich euch bei mir hätte. Ihr fehlt mir aber, in Sommerzeit in des lieben Herrgotts und Winterzeit in des Königs von Sachſen Theater.“ Er erzählte, daß ihm Eduard Devrient ein Billet zu den von Ferd. Hiller dirigierten Abonementkonzerten im Hotel de Saxe geſchickt („es vergehen mir nicht drei Tage, ohne ein ähnliches Liebeszeichen von Devrient zu erhalten“), und daß er in der Mozartſchen G-moll-Symphonie wie tags darauf in der Aufführung der „Emilia Galotti“ im Hoftheater geſchwelgt habe. Aber kopfſchüttelnd über all den freundſchaftlichen Eifer, der ihn vorwärts zu bringen und gelegentlich ein wenig vorwärts zu drängen ſuchte, vertraute er dem alten Heimatgenoſſen weiter an: „Ich war neulich mit dem bekannten Landtagsdeputierten Brockhaus (dem Chef der Buchhandlung in Leipzig), einigen Journaliſten u. ſ. w. bei Devrient zum Thee, Pfannkuchen und Punſch; ich glaube, es war angeſtellt, um mich jenen anzunähern; was mich dauern ſollte, da ich meiner alten Weiſe nach, die noch viel abgeſchloßner worden iſt, mich nicht beimachen kann, auch wenn ich wollte. Aber die guten Leute ſehen mir meine leider ſchon verknöcherten Thorheiten ſo freundlich nach wie einem Kinde“ (an Ludwig Ambrunn, Dresden, März 1847). Daß man freundlich und nachſichtig war, ſchloß das Bedauern über des Dichters Zurückhaltung nicht aus. Hätte Ludwig einen Blick in Ed. Devrients Tagebücher werfen können, ſo würde er neben den Ausdrücken der reinſten Teilnahme und ehrlichſten Bewunderung doch auch ein und den andern Ausdruck des Unmuts gefunden haben.

Im April 1847 kehrte Ludwig nach Meißen zurück („er entwiſchte wieder nach Meißen,“ meint Devrient), da er in Dresden trotz aller Luſt die neugewonnenen Eindrücke, namentlich die theatraliſchen, zu verwerten, zum Arbeiten nach ſeiner Weiſe nicht gelangte. „Nun wollen wir uns mal zuſammennehmen, wenn der liebe Gott auch weiter Geſundheit gönnt, um zu beweiſen, daß wir, wenn wir auch kein Glück haben ſollten, es wenigſtens verdienen,“ hatte er im vorerwähnten Briefe Ambrunn zugerufen und ſeiner Geliebten nach der Aufführung der „Emilia Galotti“ gemeldet: „So hat mich noch kein Stück fortgeriſſen, alles andre iſt Lumperei dagegen. Es hat mich ſo zum Arbeiten geſtimmt, daß ich heute mit früheſtem über den Berndt herzog, aus dem ſchon auch was werden wird.“ Aber er fand es unmöglich, in dem bewegten Leben, das ihm Devrients Freundſchaft und die mancherlei Unterhaltungen bereiteten, zu denen er ſich hinzugezogen ſah, in die rechte Schaffensſtimmung zu kommen. Eine ſommerliche Zurückgezogenheit deuchte ihm notwendig, und wer hätte ihm verargen wollen, daß er dieſe Zurückgezogenheit wieder da ſuchte, wo ſeiner ein treues, durchaus ergebenes Herz harrte? Er ließ ſich in dieſem Frühling nicht in der Garſebacher Schleifmühle, ſondern im Gaſthof „zu den drei Roſen“ in Niederfähre an der Elbe, der Stadt Meißen gegenüber, nieder, aus deſſen Fenſtern und Laube er das Stadtbild mit Burg und Dom vor Augen hatte, und deſſen Reize er in einem Briefe an Schaller (vom 1. Januar 1848) befriedigt pries: „Nun wollt ich, ich könnte dir die Ausſicht, die ich von meinem Stehpult aus habe, mitſenden, damit du ſie vor dein Fenſter hingeſt. Vor mir habe ich die Elbe, eine Stunde weit, mit einem herrlichen Bogen und ſchönen Bergen, die ſo galant ſind, ſie noch etzliche Meilen weiter zu geleiten. Während der Fahrzeit iſt ſie mitunter mit Segeln förmlich bedeckt. Es giebt nichts Lieblicheres, als ſolch ein Segel in der Ferne.“ Die Wohnung feſſelte ihn dergeſtalt, daß er ſie während längerer Zeit beibehielt und in ihr eine Reihe ſeiner größeren Arbeiten ausführte. Soviel hatte das freundſchaftliche aber unabläſſige Drängen Ed. Devrients bewirkt, daß er dem Vorſatze treu blieb, jetzt nichts zu beginnen und zu entwerfen, ohne es zu vollenden. Während er an ſeinem Wilm Berndt weiter arbeitete, brachte er die Tragödien „Das Fräulein von Scuderi“ und „Die Pfarrroſe“ zum Abſchluß. Daß dieſe ſo grundverſchiednen Dichtungen kurz nacheinander entſtehen konnten, zeigte ſehr deutlich, daß die Hingabe an die Wirklichkeit, die realiſtiſche Geſtaltung, die ethiſche Wirkung, die er jetzt mit Bewußtſein erſtrebte, doch den Zug ſeiner Jugend zur Romantik keineswegs erſtickt hatte. Er hätte ſich darauf berufen dürfen, daß es gerade Romantiker wie Heinrich von Kleiſt, E. T. A. Hoffmann und ſelbſt Tieck geweſen ſeien, die ihm zuerſt den Sinn für die verborgne Poeſie des ſchlicht Wirklichen, des natürlich Einfachen, jedoch auch für das Eingreifen dunkler Elemente und Leidenſchaftsmächte in den Alltag erſchloſſen hatten, er hätte ſelbſt ſagen dürfen, daß die gewaltige Geſtalt René Cardillacs die Verkörperung ſolchen Eingreifens und darum nicht unwirklich geſcholten werden dürfe, wenn er auch eine dämoniſche Figur ſei. Doch geſtand ſich Ludwig, ſobald das erſte Feuer gelöſcht war, lieber ein, daß vor allem der Drang, endlich, endlich ein bühnenfähiges, bühnenwirkſames Werk zu ſchaffen, ihm den unheimlichen Goldſchmied wieder vor die Phantaſie geführt habe. Er vollendete faſt gleichzeitig das ſchon mehrerwähnte „tragiſche Idyll,“ das „Die Pfarrroſe“ betitelt war, und zu dem er vielleicht die erſte Anregung auf den Spaziergängen nach dem Dorfe Taubenhain empfangen hatte, deſſen Namen an die Bürgerſche Ballade mahnte. Er wollte in dieſer Dichtung einen Konflikt verkörpern, den er in der Gegenwart überall erblickte; das Emporſtreben des Weibes zu innerer, um Außenwelt und Schein allzu unbekümmerter Selbſtändigkeit und der männliche Stolz, der ſich zum unüberwindlichen Trotz verhärtet, führen ein prächtiges junges Menſchenpaar einer Kataſtrophe entgegen, in der ſie ſich gegenſeitig verderben. Ludwig hatte, ſo tiefbeſcheiden er war, während der Ausarbeitung dieſes bürgerlichen Trauerſpiels wiederholt das frohe Gefühl, daß er jetzt ſeinen eigenſten Stil gefunden hatte, daß ſeine Menſchen von Fleiſch und Blut und nicht bloß ausgeſchnittene theatraliſche Pappfiguren ſeien, denen man das Bretterholz, auf dem ſie kleben, bei jeder Wendung anſieht. Er empfand, daß er ſich in der Stille — ſeine Weltanſchauung vertiefend, ſeine plaſtiſche Kraft wie ſeine Bildung unabläſſig ſteigernd — zu einem Dichter ausgewachſen hatte, der den Kampf mit der Unnatur, der flachen Herkömmlichkeit und der geſtaltloſen Tendenz zumal aufnehmen konnte.

Auch that ihm dies Selbſtgefühl wahrlich not. Denn wiederum waren zwei Jahre verſtrichen, in denen er, fleißig arbeitend und von ſeinem kleinen Vermögen zehrend, im Sinn der Welt keinen Schritt vorwärts gethan hatte. Sein ſtummes Ringen mit der gleichgiltigen Sprödigkeit der Bühne wurde allgemach zum Martyrium. Immer wieder der Bewundrung ſeines Talents verſichert zu werden („Fülle der Poeſie, Erfindung, Charakteriſtik und wahrhaft dramatiſche Kraft der Situationen“ rühmte Eduard Devrient von der „Pfarrroſe,“ Dresden, 23. März 1849), und dennoch immer wieder zu hören, daß er ſich von Art und Weſen der dramatiſchen Kompoſition entferne, daß er den Forderungen der Bühne nicht gerecht werde, während ihm keiner — ſelbſt Eduard Devrient nicht — klar machen konnte, worin dieſe Forderungen beſtünden, ſtets aufs neue auf die Zukunft vertröſtet, ohne daß auch nur eine Hoffnung und Verſprechung ſich verwirklicht hätte, das erforderte Kraft und ausdauernde Geduld. Zu den inneren Kämpfen, ohne die es in ſolcher Lage nicht abgehen konnte, und die er mit mannhafter Reſignation ſiegreich beſtand, traten jene Störungen ſeines Lebensmutes, die Folge ſeiner körperlichen Zuſtände waren. Ludwig ſchien den ihn oberflächlich Anblickenden völlig geſund. Doch der ſchlimme Feind in ſeinem Blute, der hundert Geſtalten und keinen Namen hatte, raſtete wohl, aber wich nicht. Magenkrämpfe, hochgradige Nervoſität (die er mit Flußbädern und Fußwanderungen energiſch bekämpfte), gelegentliche Fieberanfälle und unregelmäßige Herzthätigkeit mahnten den Vorwärtsſtrebenden auf ſich ſelbſt acht zu haben. Er aber meinte gleichmütig, daß wenn ihm nur erſt häusliche regelmäßige Pflege zu teil werden könnte, — an der es ihm in ſeinem Junggeſellentum und bei ſeiner Achtloſigkeit auf äußere Dinge allzuſehr gebrach —, ſo dürfte er ſeine Geſundheitsumſtände nicht für unverbeſſerlich halten. Seine Lebensweiſe während der Jahre 1847 und 1848 war wieder die eingezogenſte, er verkehrte einzig und allein in der Familie ſeiner Braut, die er faſt täglich nach Tiſch zu Spaziergängen abholte; an Schaller geſtand er im Brief vom 1. Januar 1848, daß er „ein einſamlich

Leben führe.“ „Ich gehe hier mit keinem Menſchen um als mit meinem Schatz, der euch beſtens grüßt und ſeinen Umriß mitſendet, wie ich den meinigen. Sie iſt vor der Hand mein Publikum. Es iſt außerordentlich, wie die Einſamkeit und das Zuſammenhalten und auf einen Punkt richten des Talents dieſes ſteigert, ich wünſchte nur, ich hätte mit ſiebzehn bis zwanzig Jahren angefangen, wie mit dreiunddreißig. Außer meinen Arbeiten iſt Emilie meine einzige Geſellſchaft, und ſie kennt dieſe Arbeiten genug, um mich aufmuntern zu können, was ſie rechtſchaffen thut. Dazu iſt eine ſo klare Natur einem Kunſtmenſchen wie ein Zeichen, das im Winter aufgeſteckt wird, die etwa Irrenden auf die rechte Straße zu bringen.“

Kurze Zeit nach dieſem Briefe hatte die deutſche Revolution der Jahre 1848 und 1849 begonnen. Ihre nächſte Wirkung auf Otto Ludwig war ein Aufjauchzen der Erlöſung und der Hoffnung; in gewaltigen Liedern entſtrömte ſein heißes Gefühl für vaterländiſche Größe und Ehre, ſeine tiefſte, ſchmerzlich lechzende Sehnſucht nach der Einheit des deutſchen Landes und Volkes dem bewegten Herzen. Seinem überall auf den Kern und das Weſen der Dinge gerichteten Sinne war es anfänglich ganz unfaßbar, daß die Gunſt der Stunde unbenutzt verfliegen, daß die ungeheure Bewegung unfruchtbar bleiben, das eine, was not that und was allein erreichbar geweſen wäre, nicht bringen ſollte. Schon noch wenigen Monaten grollte durch ſeine letzten Zeitgedichte der Zorn hindurch, daß es bei der Schmach der Zerſplitterung bleiben und der große Völkerfrühling in einem wüſten Faſching demokratiſchen Taumels und in einer Aſchermittwoch ſinnloſer Reaktion enden werde. Er ſah in der ſächſiſchen Provinzialſtadt, die „beinahe eine Vorſtadt von Dresden“ war, genug und nur allzuviel von den platten und häßlichen Ausartungen des

Zeitgeiſtes und der zweckloſen Maſſenerregung, er durchlebte ein volles Jahr bittrer Stunden, da er zu den wenigen Klarſehenden gehörte, die ſchon ſeit den erſten Sommermonaten nichts mehr für das Geſamtvaterland hoffen konnten. Er wußte anderſeits auch, daß die krampfhafte Haſt, mit der man ſich ſeit 1849 der Wiederherſtellung des Alten hingab, nicht das Ende der weltgeſchichtlichen Bewegung ſei. Im Oktober 1848 rief er Ambrunn zu: „Wir ſind ein halb Jahrhundert älter geworden nach dem Gewicht der Begebenheiten. Der Knäuel iſt einmal im Abwickeln begriffen, und noch manches Jahr wird ängſtlich lauſchen, ob der fallende nun endlich den Boden erreicht hat. Wer es erlebte, von der Höhe der neuen Zeit dieſen Kampf mit einem Blick überſchauen zu können! Denn Geſchichte will wie ein Kunſtwerk in ihrer Ganzheit beurteilt ſein. — Das Ende iſt nicht abzuſehen.“ Da er das Ende nicht zu erleben hoffte, hätte er ſich gern in künſtleriſche Arbeit vergraben, wenn die ſtürmiſche Zeit nicht auch in die kaum keimenden Saaten ſeiner perſönlichen Erwartungen, in ſein ſtilles Lebensgeſchick hereingebrochen wäre. Anfang 1849 meldete er gleichſam achſelzuckend an ſeinen Eisfelder Getreuen: „Es iſt mir etwas wunderlich gegangen. Wie du ſchon weißt, hatt ich gegründete Hoffnung, etwas auf die Dresdner Bühne zu bringen und damit meine dramatiſche Laufbahn glorios zu eröffnen — als das eintraf, was ich im prophetiſchen Geiſte lange befürchtet hatte, wenn ich zuweilen dachte: ſollte mir, da ich faſt fertig, diesmal nichts drein kommen? Es kam, und ich hatte wiederum ſo manchen Tag und ſo manche Nacht meine ganze Kraft erſchöpft, um — einige Buch Makulatur zu machen.“

Unter dieſen Umſtänden trat die Verſuchung, „das Handwerk vor der Hand aufzugeben,“ zum letztenmale an Otto Ludwig heran. Noch einmal ſpielte er mit dem Gedanken eine Anſtellung als Lehrer, womöglich der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften, im Meiningiſchen zu ſuchen. Ja am 24. Mai 1849 ſchrieb er gar an Ambrunn: „Es iſt eine wunderliche Zeit, für mein Handwerk beſonders. Dr. Wetzſtein, ein Freund von mir, iſt nach Syrien ausgewandert, als königlich preußiſcher Konſul in Damask; er hat mir kurz vor ſeiner Abreiſe geſchrieben, ich ſolle ihm folgen, und mancherlei gar nicht zu verachtende Anerbieten gemacht, die redlich gemeint ſind. Aber meine Geſundheit müßte zu ſolchem Unternehmen in anderm Verhältnis ſtehen, als ſie wirklich ſteht, wenn das Ergreifen dieſer Anerbieten kein dummer Streich ſein ſollte. Damaskus hat ein ſehr hitziges Klima und bruſtzerſtörende Winde.“ Dann bemerkt er, man müſſe die böſe Zeit und eine Wiedererhebung der Litteratur und des Theaters abwarten können. „Dazu wäre vielleicht ein Leihbibliothekariat, ſozuſagen, in Dresden ein paſſables Plätzchen, wenn es nicht zu teuer, was ich aber nicht glaube. Ich erwarte ſtündlich die Antwort auf meine Erkundigungen nach Größe, Art, Preis, den übrigen Ausgaben, die die Überſiedlung eines Fremden in ein ſolch Geſchäft in Dresden noch mit ſich bringen muß. Es wär ein Auskommen; dazu wohnte man in Dresden; das Theater wackelt freilich, aufhören wird es nicht. — — Die Kaufſumme wird keinesfalls bedeutend ſein; im ganzen gehen ſolche Bibliotheken jetzt um Spottpreiſe weg. Wieviel würd ich zu dieſem Zweck wohl aufbringen können? Ich weiß wohl, es läßt ſich auch viel, ſehr viel gegen das Projekt ſagen. Aber etwas unternehmen muß man nunmehr!“

Die wunderliche Zeit trieb in der That wunderliche Blaſen! Otto Ludwig als Leihbibliothekar in Dresden, der tiefſinnige Dichter, der ſtrenge Künſtler, der an ſein eignes wie an andrer Schaffen die höchſten Maßſtäbe legte, als Vermittler und Verbreiter der flachſten Unterhaltungslitteratur — es wäre eine Ironie der deutſchen Litteraturgeſchichte mehr geweſen! Zum Glück blieb es ein flüchtiger Plan, der einen unerfreulichen Blick in die tiefe Ratloſigkeit eines großen aber unberühmten Talents thun läßt. Eben in dieſen Sommermonaten von 1849 und unter der Nachwirkung der wilden Zeit gelang es Ludwig, für die lang geplante und getragne Waldtragödie eine neue und wirkſamere Handlung zu erfinden und die erſte Bearbeitung des Trauerſpiels „Der Erbförſter“ an Eduard Devrient zu ſenden. Am 1. Juli 1849 war die Handſchrift der Schöpfung in den Händen des dramaturgiſchen Ratgebers, im September nach mancherlei Umarbeitungen die Annahme am Dresdner Hoftheater erfolgt. Offenbar hatte diesmal der Schauſpieler, der in der Geſtalt des Erbförſters Ulrich eine bedeutende Aufgabe vor ſich ſah, die Bedenken des Regiſſeurs und Dramaturgen in engere Schranken gebannt. Wiederum drang Eduard Devrient darauf, daß der Dichter ſein Meißner Stillleben verlaſſen ſollte, und mit beſſer begründeten Hoffnungen als je zuvor folgte Ludwig zum zweitenmale dem an ihn ergehenden Rat und Rufe des hilfreichen Freundes.

◆

Otto Ludwig aus Eisfeld

Um die Wende der Jahre 1849 und 1850 verbreitete ſich von Dresden aus in litterariſchen und litteraturfreundlichen Kreiſen die Kunde, daß ein neuer Dramatiker von ungewöhnlichem Talent „Otto Ludwig aus Eisfeld“ demnächſt mit einem kraftvollen und höchſt eigentümlichen bürgerlichen Trauerſpiel in die Öffentlichkeit treten werde. Hergebrachtermaßen ward der ſeither unbekannte Poet ohne weiteres ein „junger Dichter“ genannt; widerſprach es doch allem in Deutſchland gewohnten, daß der Träger eines zum erſtenmal auftauchenden Namens ein ſechsunddreißigjähriger Mann war. Die wenigen Veröffentlichungen Ludwigs waren unbeachtet geblieben, und faſt niemand wußte, welche beſondre Entwicklung, welches Ringen in der Stille ſchon hinter dem Dichter lag, der mit ſeiner Waldtragödie „Der Erbförſter“ als ein neuer Mann auf den großen Markt der deutſchen Litteratur trat. Die Mehrzahl aller ſpätern Urteile über Otto Ludwig gingen vom „Erbförſter“ als ſeinem „Erſtlingswerke“ aus, und die aus der Tiefe einer in ſich geſammelten Natur entſprungene, in fortgeſetzter künſtleriſcher Arbeit wie in ſchweren Seelenkämpfen gefeſtigte Selbſtändigkeit des Dichters galt — ſeit man glücklich wußte, woher Ludwig komme — als Mitgabe des Thüringer Waldes. Wunderliche Mythen über die bisherigen Erlebniſſe und Bildungswege des genialen Autodidakten beeinträchtigten ebenſo wie die Unkenntnis ſeiner dichteriſchen Anfänge die klare Einſicht in Ludwigs Entwicklung.

Bleiben doch auch für jeden, der heute teilnehmend Ludwigs Jugendgeſchichte begleitet hat und alle Zeugniſſe ſeiner poetiſchen Stimmungskraft und Bildkraft bis zum Trauerſpiel „Der Erbförſter“ überblicken kann, noch Rätſel genug, und wäre es auch nur das letzte, nie zu löſende, warum die Natur eine ſo gewaltige geſtaltenſchauende Phantaſie und die ganze Energie dramatiſchen Dranges an ein Talent verliehen hatte, das im erſten Vierteljahrhundert ſeines Lebens mehr ahnte als wußte, was Weſen und Wirkung der Bühne ſei, und kaum ein Theater, das dieſen Namen verdiente, geſehn hatte. Die Beſcheidung, daß es nicht immer und überall gelingt, den zeugenden Kern tiefangelegter künſtleriſcher Menſchen mit Sicherheit zu beſtimmen, drängt ſich im Falle Ludwigs bald genug auf. Und doch iſt es nicht unmöglich, wenigſtens einen Teil des innern Werdens unſers Dichters an der Hand ſeiner Jugendverſuche und im Hinblick auf die einwirkenden Lebensmächte und Erlebniſſe klar zu erkennen und ſich zu verdeutlichen, warum eine Phantaſie, übermächtig und überreich wie keine zweite, und eine Natur, die ohne Trotz aber in ſchlichter Feſtigkeit nur ihrem ureignen Geſetz lebte, doch lange Jahre bedurften, um den Dichter des „Erbförſters“ zu zeitigen. Guſtav Freytag hat in ſeinem Otto Ludwig geltenden eingehenden und außerordentlichen feinſinnigen Aufſatz ausgeſprochen, daß „das Schaffen dieſes Dichters wie ſein ganzes Weſen ähnlich der Art eines epiſchen Sängers war aus der Zeit, wo die Geſtalten dem Dichter lebendig mit Klang und Farbe in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt ſchwebten“ (Freytag, Geſammelte Aufſätze, Band 2, Seite 66), und Heinrich von Treitſchke hat in ſeiner geiſtvollen und warmherzigen Studie über Ludwig dieſe Meinung noch verſchärft, indem er ſagt: „Der erlöſende Ruf, der den harmoniſchen, glücklichen Genius früh auf ein beſondres Gebiet des Schaffens drängt, erklang dieſem ringenden Geiſte nicht. Seine Phantaſie war ebenſo unſtet als vielſeitig; ſein Weſen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunſt noch ungeſchieden durcheinander lagen, und der Menſch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte," (H. von Treitſchke, Hiſtoriſche und politiſche Aufſätze, 5. Auflage, Band 1, S. 438). Liegt dieſen Urteilen der unabweisbare Eindruck zu Grunde, daß Otto Ludwig ſtärker und unbedingter unter der Herrſchaft einer ganz elementaren Phantaſie ſtand, als die meiſten neueren Dichter, daß er die Vorgänge ſeiner Erfindungen in ſcharfer Deutlichkeit wie in farbigem Glanze vor Augen ſah, daß er nach innerm Muß ſeine Geſtalten mit vollſaftigem warmem, unmittelbarem Leben erfüllte und tränkte, ja daß die Gewalt dieſer lebenſchaffenden Phantaſie ſich mächtiger erwies, als ſeine theoretiſchen Einſichten und ſeine überſtrenge künſtleriſche Selbſtzucht, ſo laſſen beide Ausſprüche doch die Verſchiedenheit der Zeiten und die beſten Reſultate von Ludwigs Entwicklung zu ſehr außer Augen. Der Thüringer hatte allerdings mit dem Waldhauch ſeiner Berge und mit allen frühen Eindrücken ſeinen reichgemeſſenen Anteil am epiſchen Phantaſieleben ſeines Stammes erhalten, doch der Kraft und Luſt, die ſich am bunten Reichtum des Lebens genügen läßt, war von Jugend auf eine beſondre, ganz perſönliche Kraft gepaart, die zugleich in die Tiefen des Lebens ſtrebte und dieſe Tiefen in Geſtalten und Handlungen voll dramatiſcher Spannung und Stärke zu offenbaren trachtete. Das Vorhandenſein dieſer Kraft und die Ahnung, daß ihm jeder Boden für ihre Schulung und Bethätigung fehlte, hatte Ludwig von dem geraden vorwärtsweiſenden Zug der dramatiſchen Poeſie, der ſchon in den Dichtungen ſeiner Eisfelder Singſpiele, in den älteſten rohen Skizzen zur „Agnes Bernauer“ und zum „Burgund“ oder „Eckart“ unverkennbar iſt, immer wieder abgelenkt, hatte immer neue Pläne zu erzählenden Dichtungen und Proſaerzählungen aller Art gezeitigt, bis ſich dann nach jeder Unterbrechung und Pauſe der Drang zu dramatiſcher Geſtaltung unwiderſtehlich wieder geltend machte. Ohne Anſchauung eines größeren Theaters, lebendiger und bedeutender Wirkungen der Oper wie des Schauſpiels war ihm die zu friſchem Wagnis anregende Wechſelwirkung mit der Bühne, wie ſie Leſſing und Schiller in der Jugend zu teil geworden war, wie ſie vollends alle engliſchen Poeten des Zeitalters der Eliſabeth erfahren hatten, allzulange verſagt geblieben. Wenn Ludwig im Jahre 1848 gegen ſeinen alten Ambrunn bemerkte, „es hat den Teufel, in ſolchem kleinen Ländchen geboren zu ſein,“ ſo war dies ebenſo ſehr, ja mehr ein Stoßſeufzer des Künſtlers als des Politikers. Die mannichfachen Irrtümer über die beſten Wege zu einem früh ins Auge gefaßten Ziel, die hemmenden und verzehrenden Zweifel an ſich ſelbſt, die abnormen Vorſtellungen von einem reinſten und höchſten poetiſchen Wirken in der Abgeſchiedenheit eines Dorfſchulhauſes hatten einen Teil ihrer Wurzeln in den eng begrenzten und doch romantiſch eigentümlichen Lebensverhältniſſen, in denen der Dichter empor gewachſen war, einen andern Teil im Gefühl berechtigter, unüberwindbarer Gegnerſchaft zur „praktiſchen“ Kunſt des Tages, zu den Typen neuerer dramatiſcher Poeſie, die er vorfand, als er in Leipzig und Dresden dem Theater näher trat. Es war und blieb ihm gewiß, daß das echte Drama echteres und volleres Leben fordre, als er in den meiſten dramatiſchen Verſuchen der Gegenwart wahrnehmen konnte, er befeſtigte ſich mit jedem eignen Anlauf tiefer in der Überzeugung, daß weder die geſchickte Architektur eines Werkes, die franzöſiſche Kunſt lebloſen Szenenbaues und unwahrer Szenenſteigerung, noch die Durchgeiſtigung des Schauſpieles mit Tendenzen, mit Zeitgeſinnungen und allgemeinen Gedanken dem Wert und der Wirkung ganzen und warmen Lebens gleichkomme. Auch in den erſten vierziger Jahren, wo neben Shakeſpeare und Leſſing die Romantiker noch ſtarken Einfluß auf ihn hatten, wie die ältern Bernauerbearbeitungen, wie das Luſtſpiel „Hanns Frei“ und noch ſpät „Das Fräulein von Scuderi“ bezeugen, wo er noch keineswegs ein „Realiſt“ geheißen werden durfte, gebrach es keiner ſeiner Jugendſchöpfungen an Realität, an einer Fülle unmittelbarſter Wirklichkeit und warmer Lebensempfindung. Obſchon Ludwig nicht ſowohl von der Muſik her (denn die Poeſie war das erſte und letzte in ihm) als vielmehr über die Brücke der Muſik hinweg zur „Litteratur“ kam, und darin den Muſiker nicht verleugnete, daß es ihm wichtig und unerläßlich blieb, jede ſeiner Erfindungen in eine durchklingende Grundſtimmung gleichſam einzutauchen, ſo hatte doch ſein Geſtaltungstrieb ſehr früh die Verſuchung zum lyriſchen Drama überwunden. Die Fragmente und Entwürfe einiger unvollendeten Operndichtungen, ein lyriſches Drama „Libuſſa“ aus der Mitte der dreißiger Jahre laſſen erkennen, daß dieſe Verſuchung an ihn herangetreten, aber vor dem ſtärkern Drang, Geſtalten zu ſchaffen, vor der plaſtiſchen Deutlichkeit und innern Lebendigkeit dieſer Geſtalten raſch gewichen war. Von der erſten Ausführung des „Engels von Augsburg“ bis zur endgiltigen Geſtaltung des „Erbförſters“ ließen ſich in dem, was er „ſein Handwerk“ nannte, in der dramatiſchen Praxis Ludwigs Vor- und Rückſchritte wahrnehmen, was bei den widerſpruchsvollen Forderungen der „praktiſchen Bühne“ unvermeidlich war. — Aber ſieghaft, im beſtändigen Wachſen blieben ſein Bedürfnis, ſein inneres Muß, alle Schöpfungen mit dem warmen Odem der Wirklichkeit zu durchhauchen, der lebendigen Natur ihre geheimſten Zauber abzugewinnen und ſie in ſeine Geſtalten zu bannen. So mächtig war dies Bedürfnis, daß er darüber die Gefahr, vom Andrang wahrer und gelebter Einzelheiten überwältigt zu werden, ſich an die Wiedergabe einer freilich unerſchöpflichen Lebensfülle zu verlieren, gering anſchlug. Unverkennbar beſtand zwiſchen dem Grundtrieb ſeines perſönlichen Lebens und dem ſeiner poetiſchen Natur eine nahe Verwandtſchaft. Wie Ludwig gegenüber der zerſtreuenden Haſt der modernen Weltbewegung das Bedürfnis der innern Sammlung ſo über alles hinausſtellte, daß er dadurch der Iſolierung anheimfiel, ſo zwang es ihn ſowohl der zur mechaniſchen Eintönigkeit gewordnen theatraliſchen Komponier- und Szenierkunſt, als der redneriſchen Geiſtreichigkeit die Gewalt unmittelbaren Lebens entgegenzuſetzen, auch wenn die „Technik des Dramas“ darunter leiden mußte.

Während Ludwig ſolchergeſtalt auf Wegen die von der ausgefahrnen und vielbetretenen Heerſtraße der Tageslitteratur weit wegführten, den freien und überzeugenden Ausdruck ſeiner poetiſchen Individualität ſuchte, hatte ſich im Kampfe mit widerſtrebenden Verhältniſſen und der vorherrſchenden Zeitbildung ſeine Welt- und Kunſtanſchauung voll entfaltet. War er zur ſtillen Beſchaulichkeit des Idylls gleichſam erzogen worden, blieb die möglichſte Ruhe, das beſchränkteſte Gleichmaß des äußern Daſeins ein Verlangen ſeiner nie zur vollen leiblichen Geſundheit erſtarkenden Natur, ſo hatten ſein geiſtiger Blick und ſein poetiſcher Drang jede Enge der Sinnesweiſe, jede kümmerliche und kleinliche Auffaſſung des Lebens früh überflogen. Der weltumſpannenden Weite ſeiner Einbildungskraft, die in ſeinen zahlreichen dramatiſchen Plänen und Anfängen ſichtbar wird, paarte ſich allerdings im Einklang mit der ſubjektiven Natur des Dichters ein unüberwindliches Mißtrauen gegen den Schein der Dinge, ihm fielen das große und das ſchlichte Heldentum unbedingt in eins zuſammen, aber in Ludwigs Auffaſſung unſcheinbaren gleichwohl echten Lebens, in ſeiner Vertiefung der einfachen ungeteilten Empfindung, in ſeiner Bevorzugung lautloſer vor der lauten Opferfähigkeit lag ein Zug zur Größe. Daß dieſer Zug zur Einſeitigkeit führen könnte, wußte der Dichter recht wohl, mußte ſich indes angeſichts der Tendenzpoeſie der vierziger Jahre, ihrer Überhitzung, ihrer Lüge zur entſchiednen Geltendmachung ſeiner innerſten Empfindung, ſeiner Lebenswahrheit gedrungen und geſtimmt fühlen. Je näher er der herrſchenden Litteratur ins Auge ſah, um ſo entſchiedner ſtieß ihn die von der Natur losgelöſte Willkür, der Mangel an ſchöpferiſcher Luſt, der immer ſtärkere Widerſpruch eines anſpruchsvollen Pathos mit ſeelen- und lebensloſen Scheingeſtalten und ſchließlich die politiſche Frivolität ab. Ein Brief den er Anfang 1848 an Karl Schaller ſchrieb, drückt es deutlich und kräftig aus, wie ihm bei alledem zu Mut war:

„Preiſe dich glücklich, daß du die gerühmte neue Litteratur nicht in der Nähe ſiehſt, ihr Charakter iſt Charakterloſigkeit. Man hat auch einen Namen gefunden, die Sache zu beſchönigen; darin iſt unſre Zeit ohne Widerſpruch groß. Sonſt regelte man ſein Handeln, Wünſchen u. ſ. w. nach den Geſetzen der Vernunft; heutzutage ſchmiedet man die Grundſätze nach ſeiner Bequemlichkeit um, wir wollen totale Freiheit und mißbrauchen das Wenige, was wir davon haben; ob wir dadurch dokumentieren, daß wir verdienen, frei zu ſein? Ein Menſch, den man ſonſt charakterlos, geſinnungslos genannt hätte, der heißt heutzutage ein „Talent.“ Dadurch, daß man dem Dinge einen Namen gegeben hat, hat man ausgeſprochen, daß ein Menſch eben keines Charakters bedürfe. Wer die wahre Freiheit ſucht, müßte doch zuerſt darauf hinwirken, ſich ſelbſt frei zu machen, d. h. ſein Leben zum vollſten Ausdruck der Geſetzmäßigkeit zu machen. Lieber Gott, wenn die Freiheit, die wir erhalten ſollen, denen gleicht, die ſich das Anſehen geben, ſie uns zu verſchaffen, ſo möcht ich meinem Vaterunſer noch eine achte Bitte hinzufügen: „und behüte uns vor der Freiheit.“ Wiewohl ich, wie du weißt, nichts andächtiger verehre, als die wahre Freiheit. — Betrachte einmal das junge Deutſchland, welches jetzt die Krone deutſcher Litteratur repräſentiert. Sie fingen im Politiſchen an, warfen mit Wolfgang Menzel im Bunde Goethe aus der Litteraturgeſchichte hinaus, das will ſagen: ſie wollten; darauf ſattelten ſie plötzlich um, bekriegten Menzel, und wer war nun ihr Panier? Der Goethe, den ſie erſt verfolgt, ſie denunzierten nun den Menzel wie vorher den Goethe, und zwar um des Verbrechens willen, welches ſie ſelbſt mit begangen. — — — Eine litterariſche Verbindung, ich will ſie die Jungböhmen nennen, arbeiten daran, in dem eigentlichen Böhmen einen Deutſchenhaß zu improviſieren. Einen davon kenne ich ſelbſt; ein wohlgenährter gehäbiger Jüngling und dazu ſelbſt ein Deutſchböhme. Dieſen fragt man, wozu der Haß doch eigentlich dienen ſollte, er ſagt: die Nationalböhmen liegen im Schlafe, ſie müſſen aufgeregt werden, und dies zu bewerkſtelligen iſt das nächſte Mittel, den alten hiſtoriſchen Deutſchenhaß wieder in ihnen zu erwecken. — — — Iſt es nun, nachſichtigſt beurteilt, nicht eine wahre Gewiſſenloſigkeit, dieſe Haßerregung? Welches Unglück von Millionen kann die Folge ſein von dieſem Unternehmen, welches die Unternehmer ſelbſt nur aus Langerweile und um einen Namen zu erwerben beginnen! — — Wie kommt dieſes Unheil in die Poeſie und Litteratur? Man will Namen erwerben, Geld verdienen. Die meiſten heutigen Poeten ſind keine gebornen; es ſind geborne

Politiker, Volksredner, Glücksritter, die ſich der Sprache, die wahre Dichter einſt ſo kultiviert, daß ſie, wie Schiller ſagt, ſelbſt dichtet und denkt, zu ihren Zwecken bedienen. Eine Rotte Bilderſtürmer, die aus der ausgeplünderten Kirche kommend ſich und andre mit den Bilderrahmen um die Köpfe ſchlagen. — — Die Litteratur iſt wirklich ein Markt geworden. Und es macht ſich nur komiſch, wenn unſre Freiheitsdichter ſich wie eine Art Märtyrer darſtellen, als gingen ſie in den Tod. Das Heldentum ohne Gefahr iſt etwas Lächerliches. Der Dichter, der nicht mit in das Modehorn bläſt, der iſt ein Märtyrer heutzutag, denn von ihm kauft kein Verleger etwas. Dieſe Freiheitsgöttin thront auf dem Geldſacke der Buchhändler, die jetzt alle „in Liberalismus" machen; dieſer Liberalismus iſt eine Ware. Und das Publikum? — Teils laſſen ſie ſich durch dieſe Komödianterei blenden (die etwas Unſittliches hat, wenn ſie nicht durch und durch unſittlich iſt), teils denken die Leute heutzutage von der Litteratur eben wie von ihren eignen Geſchäften, und warum ſolltens die Poeten nicht machen wie ſie ſelbſt? Wenn man ſein Fabrikat nicht macht, wies die Kunden wollen, ſo verkauft man nichts, und verkaufen will man doch, deshalb arbeitet man ja. Alex. Dumas iſt doch gegen unſre deutſchen Fabrikanten noch ehrlich, wenn er vor Gericht angiebt, wie viel Bogen Ware er im Monat liefern kann. Er macht kein Geheimnis daraus, daß die Induſtrie ſeine Göttin iſt. Der Deutſche iſt nicht naiv genug ſeine Erbärmlichkeit ſelbſt einzugeſtehn, er muß einen Vorwand haben, und wenn auch kein Menſch daran glauben ſollte. Und das ſoll eine Zeit des Fortſchrittes ſein? Warum nicht. Im Worte Fortſchritt liegts nicht, daß man gerade die Richtung zum Beſſern eingeſchlagen haben muß. Mir ſcheint unſer Zeitalter ein überſchnell alterndes."

Es hätte der Wehen und Stürme der Revolution kaum bedurft, um Ludwig in ſeiner zum Abſcheu geſteigerten Abneigung gegen die Hohlheit der Tendenzlitteratur zu beſtärken. Daß er der politiſchen Lyrik, wo ſie echte Leidenſchaft, tiefes, vaterländiſches Gefühl atmete, das Lebensrecht nicht abſprach, bewieſen ſeine eignen Gedichte aus dem Jahre 1848, die ſich den funkelndſten Perlen der deutſchen politiſchen Lyrik anreihen. Was er mit wachſender Überzeugung befehdete und zu überwinden trachtete, war die flache Vermeſſenheit, mit der man die Dichtung ihres natürlichen Bodens, ihrer Wurzeln beraubte und für alle erdenklichen, außerhalb der Kunſt liegenden Zwecke die Formen der Kunſt mißbrauchte. Freilich wußte Ludwig gut genug, daß es ſich hier nur um einen Schein handle, daß dieſe zeitgemäßen Schauſpiele eben keine Dramen, dieſe Tendenzromane keine Romane ſeien, aber er wußte auch, daß das Publikum im ganzen am Schein hing und den Unterſchied nicht erkannte.

Erhebung, Enttäuſchung und jeder Eindruck der Jahre 1848 und 1849 aber hatten entſcheidend auf Ludwigs Lebensauffaſſung, ſein ſittliches Gefühl, ſeine dichteriſchen Vorſätze eingewirkt. Der herbe Schmerz um die deutſche Zerriſſenheit, dem ſich ein wehmütiges Erſtaunen über die ſinnloſe Vergeudung von Kraft und guten Willen, ein bittrer Zorn über die ungeſunde und unſelige Zerrüttung in Geiſtern und Gemütern paarte, zwang den Dichter zu tiefſter Einkehr in ſich ſelbſt. Ihm wars, als ob die Zeit und alles, was er um ſich ſah und erlebte, ihn zur Zuſammenfaſſung aller Kräfte mahnten. Das dunkle Gefühl eines Gegenſatzes ſeiner männlich ernſten, tief ethiſchen Natur nicht nur zur eiteln Frivolität des Tages, ſondern auch zu der Anſchauung, die die Welt des Schönen von der Welt der Wirklichkeit trennte, des Gegenſatzes zum Prinzip des Weiblichen in Leben und Kunſt, das er ſeit manchem Jahr in ſich trug, ward jetzt durch Erlebniſſe und Nachdenken genährt, nahm mehr und mehr von ſeinem ganzen Weſen Beſitz und entſchied über Richtung und Ziel ſeiner Beſtrebungen. Selbſt in der Dichtung Goethes und Schillers empfand er nicht mehr die erlöſende Kraft; die alle Gebildeten des deutſchen Volkes aus den Feſſeln dürftiger, enger und zumeiſt unwürdiger Lebenszuſtände befreit, ihnen Mut der eignen Empfindung und freudigen Schwung gegeben hatte, ſondern grollte mit der weiblichen Weichheit unſrer klaſſiſchen Kunſt, gab der „nicht ſowohl Idealiſierung als Sentimentaliſierung der Geſchichte“ ſchuld, daß wir „uns in ein wirklich politiſches Leben nicht zu finden wiſſen.“ Die „unnatürliche Scheidung, die Goethe und Schiller und auf ihren Spuren die Romantiker in das Leben gebracht, indem ſie das Äſthetiſche. das Schöne vom Guten und Wahren trennten und aus der Poeſie eine Fata Morgana machten, eine geträumte Inſel voll Traumes, die den Menſchen, der ſie ſieht, mit der wirklichen Welt (der ſie die Poeſie entzogen, um ſie dorthin zu bannen!), mit der Welt und ſich ſelbſt entzweit und ihm mit dem Heimatgefühl in dieſer zugleich die Thatkraft raubt, die unnatürliche Scheidung, die unſrer Bildung den weiblichen Charakter aufprägte, habe ich für mich durch das Verſtändnis Shakeſpeares überwunden, und mein ganzes Streben iſt, mit allen meinen geringen Kräften meine Heilung auch auf andre Kranke zu übertragen.“ Kein Zweifel, daß Ludwig hier mit der Einſeitigkeit des ſchaffenden Künſtlers, der ein vollberechtigtes Neues erkannt hat und will, auf die deutſche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zurückſah, kein Zweifel, daß er von der Schuld kleiner Nachahmer und verworrener Epigonen den herrlichen Meiſtern einen viel zu großen Teil zuwälzte, aber ebenſowenig läßt ſich zweifeln, daß er aus dem tiefſten Verlangen ſeiner ſchöpferiſchen Natur wie ſeiner ethiſchen Überzeugung heraus und mit reiner opferwilliger Seele den Kampf aufnahm. Sein Wirklichkeitsdrang, ſein ſittlicher Ernſt blieben mit dem glühenden Leben der Einbildungskraft, dem feinen Verſtändnis der menſchlichen Leidenſchaften im Gleichgewicht; ſeine ſtrenge Wahrhaftigkeit beſiegte die Gefahren, die ihm aus der gewaltigen Kraft ſeiner Situationsdarſtellung erwachſen konnten. Jene Geiſtreichigkeit, die den Boden des Gewiſſens und der Charakterwürde unter den Füßen verloren hatte, galt ihm nichts. Er war weit entfernt davon, der Poeſie einen nüchtern nützlichen Dienſt im Gefolge der Moral oder des praktiſchen Bedürfniſſes anzumuten, er unterſchied ſich durch die poetiſche Mitempfindung der Leidenſchaft, das innere Miterleben aller menſchlichen Gefühle wie durch die Kraft ſeiner Phantaſie und ſeines Geſtaltungsvermögens weit von den kahlen und ſchalen Moralpredigern, die im Grunde auch nur Tendenzſchriftſteller ſind. Er ſelbſt erkannte damals einen verwandten Zug zu Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) in ſich, aber ſeine gewiſſenhafte Reinheit, ſeine tiefe Welterkenntnis hatte im Grunde mit der polternden Kanzelderbheit des wackern und kräftigen Pfarrherrn von Lützelflüh nur wenig gemeinſam; er ſchätzte an dem ſchweizeriſchen Erzähler einen Wirklichkeitsſinn und den Blick für verborgne Züge der Natur, die er ſelbſt in erhöhtem Maße beſaß. Alles in allem: Otto Ludwig vergaß niemals, daß der Dichter frei über die ganze Breite und Tiefe der Welt ſchaltet, daß in ſeiner Darſtellung alle Erſcheinungen ihr Lebensrecht haben, aber ein ſtarkes Gefühl, daß er verantwortlich ſei und bleibe für das Licht, das aus ſeiner Seele auf die Erſcheinungen fällt, war in ihm erwacht und pulſte fortan hörbar durch ſeine Schöpfungen hindurch.

Beim Vergleich der verſchiednen Umgeſtaltungen und Bearbeitungen, die der Plan zum Drama „Die

Wildſchützen“ oder „Wilm Berndt“ zwiſchen 1846 und 1849 erfuhr, mit der erſten Niederſchrift des Trauerſpiels „Der Erbförſter“ zeigt ſich ſehr deutlich, wie ohne jede Verkümmerung des dichteriſchen Wuchſes der rein poetiſchen Eigenſchaften, ja im Wachſen dieſer der ethiſche Grundzug in Ludwigs Individualität und Lebensanſchauung beſtändig ſtärker wurde. Von Haus aus war die Gewalt und Eigenart der Stimmung, die uns in und aus dieſer bürgerlichen Tragödie ergreift, ſchon vorhanden, mit Recht durfte Ludwig (am 27. Juli 1847) an Ed. Devrient ſchreiben: „Der Berndt und ſein Mädchen ſollen ein paar Figürchen werden, die dem Herzen wohlthun. Das Heimlichſte des Zuſammenlebens, das Ergreifendſte, was Geſchick und Leidenſchaft weben können. Und dem Ganzen über die Schulter ſehend der grüne rauſchende Wald.“ Mit der Charakteriſtik, der größern Plaſtik aller Geſtalten, namentlich aber der des Erbförſters gewann auch der ethiſche Gehalt der Schöpfung; als Ed. Devrient am 1. Juli 1849 an Ludwig ſchrieb: „Wenn ich an die erſte Form zurückdenke, in der ich den Hauptcharakter kennen lernte, bin ich erſtaunt und erfreut über die große Gewandtheit und Erfindungskraft, welche Sie in der Umbildung und Sammlung des Stoffes gezeigt haben,“ hätte er hinzufügen dürfen, daß die Handlung, wie äußerlich bewegt ſie auch jetzt noch ſei, in eben dem Maße an Klarheit und Verinnerlichung gewonnen habe, als die Hauptgeſtalt zum Typus des Gemüts- und Inſtinktmenſchen ward, der ſich äußerlich bis zur abſtoßenden Starrheit verhärtet, aber innerlich die verderblichſte Empfindlichkeit und weichſte Reizbarkeit bewahrt. In dieſem Typus wiederum erkannte Ludwig im Sturmjahre 1848 einen ſcharfen Spiegel des eignen von unbewußten zerſtörenden Leidenſchaften bewegten Volkes, und je individueller er die Geſtalt belebte, um ſo höher wuchs ihre Allgemeinbedeutung. Indem aus dem urſprünglichen Gemeindebrauer Wilm Berndt von Rodenwalde der Erbförſter Chriſtian Ulrich herauswuchs, wandelte ſich mit dem Charakter des Helden auch die ganze Atmoſphäre der Tragödie. Der dünkelvolle Rechthaber Wilm Berndt, dem der Ohm ſeiner Frau mit einigem Recht ins Geſicht ſchleudern durfte: „Warum will Berndt Geld? Weil die Seinen hungern? Dummes Zeug, was iſt das weiter? Um Brot arbeitet ſo einer nicht. Aber prozeſſieren muß er doch! Was geht euch Weib und Kind an? Das Recht iſt euer Weib und Kind; das Recht, das heißt euer Eigenſinn! Euer Eigenſinn iſt euer Weib und Kind!“ bildete ſich in der Phantaſie und dem tiefſten Gemüt des Dichters zu einer Geſtalt um, an der ſich wärmſter, innerer Anteil nehmen ließ und zeigt ſo die durchaus verſchiednen Stufen der Entwicklung, auf denen der Dichter 1846 und 1849 ſtand.

Die gewiſſe Annahme ſeines bürgerlichen Trauerſpiels „Der Erbförſter“ am Dresdner Hoftheater brachte einen entſcheidenden Umſchwung in Otto Ludwigs perſönlichen Verhältniſſen hervor und entriß ihn — zur Genugthuung des treuen Ratgebers Eduard Devrient — der Einſamkeit, in die er ſich abermals tief eingeſponnen hatte. Im September 1849 ſiedelte Ludwig wiederum nach Dresden über, wo er in einem beſcheidnen noch beſtehenden Gaſthof, dem „Trompeterſchlößchen“ am Dippoldiswalder Platz, Quartier nahm. Die Thatſache, daß die angeſehene Hofbühne ein größeres Werk des ſeither ungenannten Dichters unter Einſatz ihrer beſten Kräfte zur Darſtellung zu bringen beabſichtigte, genügte, um die wahre Teilnahme und die flüchtige Neugier der kunſtſinnigen und theaterliebenden Kreiſe Dresdens auf den Neuankömmling zu lenken. Der Winter von 1849 auf 1850 führte Ludwig mit einer ſtattlichen Reihe von Perſönlichkeiten zuſammen, davon wenigſtens einige mit ihm in dauernder und förderlicher Verbindung blieben. Eduard Devrient zeigte ſich unermüdlich wie in Empfehlung des neuen Dramas ſo auch in der Vermittlung neuer Beziehungen. Und der Dichter ſelbſt fühlte, daß er ſich einem lebhaften Verkehr mit Gleichgeſinnten und Gleichſtrebenden nicht ferner entziehen dürfe. Die tagebuchartigen kurzen Aufzeichnungen in ſeinem Hauskalender von 1850 gewähren ein farbiges und deutliches Bild ſeines Dresdner Lebens unmittelbar vor und alsbald nach der Aufführung ſeines „Erbförſters." Auch in den Briefen an ſeine Braut hat Ludwig neben aller Sehnſucht nach dem Meißner Idyll von erfreulichen Begegnungen und Ausſichten zu berichten. Am 17. Januar lernte er an einem Tage Guſtav Freytag und Berthold Auerbach kennen und berichtete darüber (an Emilie Winkler, Dresden, 14. Januar 1850): „Ich war im Begriff, von Devrient aufzubrechen, als plötzlich Freytag in einem Fiakerſchlitten ankam. Wir wurden einander vorgeſtellt. Freytag wußte ſchon manches von mir, Devrient hatte ihm öfter von mir geſchrieben. Es war nicht viel Zeit zu verlieren, Freytag, der noch zu Auerbach wollte, fuhr wieder ab; Devrient und ich machten uns zu Fuße nach dem Theater auf. Unterwegs merkte ich, daß ich keine Brille bei mir hatte, und kehrte um. Wie ich dieſe geholt hatte und in das Theater kam, Parterreloge 9, fand ich Freytag ſchon drinnen vor. Nicht lange darauf kam auch Auerbach. Freytag ſagte ihm, wer ich ſei, und wir ſtellten uns nun ſelbſt einander vor. Auerbach erzählte mir, er habe ein Stück, welches aber des Stoffes wegen nicht auf die Bretter kommen werde. Daß er das auf den Stoff ſchob, verdenke ich ihm nicht, wiewohl ich weiß, daß Devrient und Freytag mit der Form desſelben unzufrieden ſind. Als berühmter Mann kann er einem, den er zum erſtenmal ſieht, nicht ein ſolch Geſtändnis machen. Wenn die beiden mit einander ſprachen, war mirs, als ſähe ich Klaus und

Klajus aus meinem Schulmeiſterleben. Freytag lang, ſchmal, blond, dagegen Klaus, wollte ſagen Auerbach klein, rund, beweglich, behaglich und außerordentlich gutmütig. Der erſte iſt ein Schleſier, dem harten Dialekt nach, der andre ſchien mir ein Wiener, bis mir einfiel, daß er ja vom Schwarzwald ſtamme. Devrient hörte die zwei erſten Aufzüge (von Freytags Schauſpiel „Graf Waldemar“) in unſrer Loge mit an, dann ging er heim ſeines Katarrhs zu warten, weil er, wie er zu Freytag ſagte, ſeine Stimme mir ſchuldig ſei. Wir ſprachen nur von ihm, und zwar alle in demſelben Geiſte; er iſt auch eine ſeltne Erſcheinung in unſrer frivolen Welt: durch und durch brav, edel, wahr und im edelſten Sinne fromm. — Mit uns war noch eine Dame in unſrer Loge, die bald aus unſern Geſprächen erriet, daß der Dichter des Stückes zugegen. Auch Bürck, der Bayer Mann, kam zu uns, er war langweilig und trocken gegen die beiden andern gehalten Wie das Stück zu Ende, und wir der Dame Raum zum Gehen gaben, reichte ſie Freytag die Hand, indem ſie ſagte: „So danken wir bei uns in Ungarn.“ Was uns alle freute. Die etwas zuſammengeſunkne Geſtalt des ſonſt ſo friſchen und humoriſtiſchen Freytag beim Anhören ſeines Stückes und Auerbachs gutmütiges ſo zuſagen tröſtendes Zunicken bei beſonders gelungnen und durch Applaus des Publikums anerkannten Stellen erinnerte mich wieder an die Szene im Schulmeiſterleben, wo Klajus verzweifelt an der Wirklichkeit und Klaus ihn aufrecht erhalten will.“

Nicht jeder Tag konnte Ludwig Bekanntſchaften ſo bedeutſamer Art wie die mit den beiden hervorragenden Schriftſtellern bringen, aber doch waren die Monate, in denen der „Erbförſter“ vorbereitet und endlich einſtudiert, auch das Bühnenmanuſkipt gedruckt wurde, reich an ungewohnten Abwechslungen und neuen Eindrücken. Er beſuchte häufiger als je zuvor das Theater, er ließ den Meyerbeerſchen „Propheten“ — die große „Senſation“ jener Tage — an ſich vorüberrauſchen, er hörte mit ſeiner von Meißen herübergekommenen Braut am 13. Februar ein großes Konzert im Hoftheater und entzückte ſich in dieſem zum erſtenmale an Franz Schuberts verſchwenderiſch reicher C-dur-Symphonie; er faßte den kühnen (bald wieder fallen gelaſſenen) Plan ſeine alten Novellen in zwei Bänden herauszugeben er lernte bei Devrient den Maler Pecht kennen und ſuchte ſeine alten Künſtlerfreunde Ludwig Richter, Öhme und Langer auf, er ſah in ſeinem beſcheidnen Zimmer im Trompeterſchlößchen jetzt jeden Tag neue Geſichter und fand ſich auf einmal und noch bevor der „Erbförſter“ eine Wirkung gethan hatte, als den Mittelpunkt eines kleinen Kreiſes jüngrer Männer voll Talent und Enthuſiasmus. Von allen, die ihm damals in den erſten Zeiten begegneten, in denen der Name „Otto Ludwig aus Eisfeld“ in weitere Kreiſe hinausklang, haben nur wenige die bedeutenden Eindrücke, die ſie von der eigentümlichen großgearteten Natur des Dichters empfingen, einer ſpätern Aufzeichnung für wert gehalten. Ein erfreuliches Zeugnis von der tiefen Wirkung der Perſönlichkeit Ludwigs iſt in den ſchlichten und kurzen Erinnerungen eines hochſtehenden evangeliſchen Geiſtlichen, des gegenwärtigen Oberhofpredigers und Oberkonſiſtorialpräſidenten Dr. E. J. Meier erhalten, der damals Kandidat des Predigtamts war und zu Ludwig in nähere Beziehungen trat. Dr. Meier erzählt:

„Otto Ludwig gehört zu den edelſten Menſchen, die ich in meinem Leben kennen gelernt, und ich werde nie den Zauber vergeſſen, mit dem mich, den jungen Theologen, im vollen Drang der jugendlichen Entwicklung, ſeine Geſtalt ergriffen, als ich (durch meinen unvergeßlichen Freund Heydrich ihm empfohlen) ihm zuerſt nahe trat, und er mich im Trompeterſchlößchen in ſeiner beſcheidnen Dichterherberge empfing. So ſehr mich die hohe geiſtige Überlegenheit des Mannes, die aus ſeinen Augen blitzte und aus ſeinen Worten ſtrahlte, mit ehrerbietiger Scheu erfüllte, ſo ungemein zog mich ſeine ſchlichte Einfachheit mit dem Stempel der wahren Größe eines echten poetiſchen Genius und ſeine herzgewinnende Milde an, die aus dem Ton ſeiner Stimme ſo überaus wohlthuend ſprach. In ihm waren Dichter und Menſch in ſeltner Weiſe vereint. Mit glücklich divinatoriſchem Blick erfaßte er die Idee einer jeden Sache in ihrem innerſten Kern und ſchaute alle Dinge mit poetiſchem Auge an, auch das ſcheinbar Unbedeutende und Zufällige wußte er in einen höhern Zuſammenhang zu rücken und es oft überraſchend in einem neuen Lichte zu zeigen, nicht minder aber war er als ein echter Dichter eine kindliche Natur. In keinem Menſchen habe ich wieder ſo, als in Otto Ludwig, heterogene Eigenſchaften vereinigt geſehen, einerſeits den ſchärfſten kritiſchen Verſtand, die grübelnde Reflexion, die nicht ohne Freude am dialektiſchen Spiel unerbittlich die Konſequenzen eines Gedankens bis aufs äußerſte verfolgte, und in der er nicht ſelten faſt grauſam ſeine eignen Schöpfungen zerſetzte, anderſeits eine wahrhaft kindliche Naivität und die treuherzige Einfalt eines deutſchen Gemütes mit ihrer ganzen Traulichkeit und Innigkeit. Durch ſeine Welt- und Lebensanſchauung ging ein ſtark deterministiſcher Zug, und doch war er vollkommen frei von dem Schatten des Determinismus, von einem weltſchmerzlichen Peſſimismus, ſo nahe die Verſuchung dazu bei ſeinem langen und ſchweren Leiden lag; ſeine kerngeſunde, kräftige Thüringer Natur ſchützte ihn davor und bewahrte ihm die dankbare Freude an jeder edeln, menſchlichen Intereſſes würdigen Erſcheinung. Einen ſo durchdringend ſcharfen und ſichern Blick er für die Thorheiten und Verirrungen im menſchlichen Leben hatte, und ſo meiſterhaft er es verſtand, ſie bis ins kleinſte Detail hinein mit mikroſkopiſcher Genauigkeit zu zeichnen, ſo war doch ſein Urteil frei von aller verletzenden Satire; die Schärfe ſeines Blicks wie ſeines Urteils war mit dem liebenswürdigſten Wohlwollen und edler Milde vereint, die auch die Schwächen der Menſchen freundlich zu deuten wußte. Ludwig war mit dem Kopf ein Heide, ein ſtarker Skeptiker mit einer ausgeprägten Neigung, die Widerſprüche in der Welt und im Menſchen zu erkennen und hervorzuheben; mit allem Behagen einer ſpekulativen Natur verfolgte er die Probleme des menſchlichen Lebens, aber ſo ſkeptiſch ſein Kopf war, ſo fromm war im tiefſten Grunde ſein Gemüt, mit dem Herzen war er ein Chriſt. Wie in allen Stücken war er auch in religiöſer Beziehung eine Thüringer Natur mit einem kräftig proteſtantiſchen Bewußtſein, mit tiefer und lebhafter Freude an ſeinem größten Landsmann Dr. Luther und deſſen männlicher, kerngeſunder Frömmigkeit. Noch ſehe ich ſein Auge leuchten, wenn er von ihm ſprach und etwa in Verbindung mit ihm von Shakeſpeare, als dem im eminenteſten Sinne proteſtantiſchen Dichter.

Um einiger charakteriſtiſchen Äußerungen Ludwigs zu gedenken, ſo beſchränke ich mich aus der reichen Fülle derſelben auf einzelne mir perſönlich am nächſten liegende. Als ich ihm auf ſeinen Wunſch meine erſte Kandidatenpredigt vorlas über die merkwürdige Stelle im Ev. Joh. 2, 23 bis 25, verbreitete er ſich über den eigentümlich „gebildeten“ Stil, in welchem der Verfaſſer das vierte Evangelium geſchrieben habe und der einen hohen Geiſt verrate; außerdem ſtimmte er lebhaft dem in der Predigt ausgeführten Gedanken zu, daß gegenüber Chriſtus und ſeiner völlig einzigartigen Erſcheinung niemand neutral bleiben könne; darin liege ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung und ſeine Erhabenheit über alle Heroen der Geſchichte. Als einmal vom Kirchengehen die Rede war, meinte er, daß er bei heiterm Himmel nie gern zur Kirche gegangen ſei, zu rechter Andacht in der Kirche gehöre ihm ein bedeckter Himmel, in die dunkle Welt hinein müſſe das göttliche Licht leuchten. Daß der Geiſtliche jeden Sonntag zu predigen habe, hielt er für eine zu große Aufgabe; der Geiſtliche ſolle nach der eigentlichen, tiefern Auffaſſung ſeines Berufs ein Prophet ſein und als ein Prophet zum Volke reden, was er unmöglich alle Sonntage könne. Am liebſten dachte er ſich einen Geiſtlichen betagt, mit weißem Haar, mit dem Gepräge eines der Wege Gottes kundigen, aus dem Schatz reicher Erfahrung heraus redenden Weiſen, hierin übereinſtimmend mit Fritz Reuter, der gelegentlich einmal ausſpricht, daß keinem Stande des Altwerden ſo gut ſtehe, als dem geiſtlichen Stande. Nach einer Himmelfahrtspredigt ſprach er einmal ergreifend ſchön von dem tiefen Ernſte des Gedankens, daß der Menſch ſein eignes Schickſal, Himmel und Hölle in ſeiner Bruſt trage. Als ein weiſer Mentor warnte er vor geheimen unüberwundnen Zweifeln, durch deren in ernſtem Kampfe gewonnene Überwindung die echte Frömmigkeit nur erſtarke. Wiederholt ſprach er von der Schwierigkeit, mit welcher der Redner wie der Dichter zu ringen habe, den innerſten Gedanken und Empfindungen entſprechenden Ausdruck und Geſtalt zu geben. Wenn man nur, pflegte er zu ſagen, alles, was man drinnen hat, ſo aus dem Kopfe und aus dem Herzen heraus dem andern in ſeinen Kopf und in ſein Herz hineingeben könnte, wie mans drinnen hat!

Als ich noch im Flügelkleide des jungen Theologen einhergehend in das erſte geiſtliche Amt eintrat, begleitete er mich in dasſelbe mit dem für ihn, den Realiſten, charakteriſtiſchen Wunſch und der Hoffnung, daß ich ein rechter Arbeiter im Weinberge des Herrn ſein werde, inſonderheit in dem Sinne, daß ich auch nach Winzerart die ſaure Mühe nicht ſcheue, die Reben vom Ungeziefer zu ſäubern.

Über ſein Leiden ſprach er in ſpätrer Zeit wohl wiederholt, aber nie mit einem bittern Wort, auch als es immer ſtärker wurde und ihn, wie er wohl ſcherzend äußerte, zu einem fixſternartigen Daſein verurteilte. Bewundernswert war der Gleichmut, die männliche Ergebenheit, mit der er ſein Leiden trug, und die nicht ſelten von einem Anflug jenes echten Humors begleitet war, hinter dem der tiefe Ernſt ſteht. Das Andenken des hochbegabten Dichters und wahrhaft edeln Menſchen wird nie in mir verbleichen, und ich werde es immer als ein günſtiges Geſchick preiſen, mit ihm, der mir ein wohlwollender, väterlicher Freund geworden und geblieben war, in Berührung gekommen zu ſein.“

Während ſich um den aus langer Abgeſchiedenheit plötzlich Aufgetauchten das Leben bunter und bewegter zeigte, blieben ihm die kleinen Leiden des angehenden Dramatikers nicht erſpart. Die urſprünglich auf den 29. Januar 1850 angeſetzte erſte Aufführung des „Erbförſters“ verſchob ſich von Woche zu Woche, als Ludwig am 10. Februar mit Devrient zur Probe kam, brachte der Regiſſeur Dittmarſch die Nachricht, daß Frau Bayer-Bürck, die Darſtellerin der Förſterstochter Marie, plötzlich erkrankt ſei, erſt am 2. März konnte die Einſtudierung ernſtlich wieder in Angriff genommen werden. Ludwig erlebte natürlich dabei alle Greuel einer deutſchen Theaterprobe, bei der keiner gelernt hat, er trug nur lakoniſch in ſeinem Hauskalender ein: „Ging nicht ſonderlich“; Ed. Devrient aber, den die Schweigſamkeit des Dichters ein wenig zur Verzweiflung brachte, bemerkte in ſeinem Tagebuch unter dem 2. März 1850: „Probe des Erbförſter. Ging ſehr ſchlecht, niemand that ſeine Schuldigkeit, alle waren in den Rollen unſicher, die Verabredungen waren vergeſſen. Ludwig war gegenwärtig, er wünſchte ein raſcheres Zuſammenſpiel wie in der Natur; weiter war nichts aus ihm herauszubringen..“ —

Am 4. März fand die erſte Aufführung ſtatt, am 7. und am 20. des gleichen Monats erfolgten Wiederholungen, die letztere ſchon vor leerem Hauſe, beide aber mit ſteigendem Beifall. Der Geſamteindruck war ein ſchwer zu beſchreibender. Kein Zuſchauer und Hörer vermochte gleichgiltig und anteillos zu bleiben, atemlos lauſchte man der Entwicklung, erſchreckt und erſchüttert beugte man ſich unter der Wucht der Kataſtrophe. Doch je willenloſer man ſich der Gewalt der Dichtung gegenüber im Augenblicke gefühlt hatte, um ſo ſtärker opponierte man nachträglich und in der Erinnrung dem „grauſigen“ Trauerſpiel. Wie man im vorigen Jahrhundert zu „Othello“ und „König Lear“ andre verſöhnliche Schlüſſe verlangt und erlangt hatte, forderte man jetzt und vielleicht mit ein wenig größerm Recht einen den ſchauſpielhaften Anfängen des Werkes entſprechenden „glücklichen“ Schluß. Ein Teil der Kritik ließ ſich nicht nehmen, die widerſinnigſten Inhaltserzählungen und Urteile in die Welt hinauszuſchleudern; auch in anerkennenden Beſprechungen wurde die Wirkung der Mängel weit ſtärker betont, als die Wirkung der Vorzüge. Trotz alledem durfte ſich Ludwig eines großen und tiefreichenden Erfolges rühmen. Denn ſein „Erbförſter“ war eben nicht bloß ein neues Stück, ſondern ein litterariſches Ereignis, „Otto Ludwig aus Eisfeld“ nicht bloß ein neuer Name, ſondern eine mächtige, in ſich geſchloſſene Dichtergeſtalt, auf die ſich die Blicke zahlreicher Hoffenden zu richten begannen. Einer dieſer Hoffenden, der ſpäter dem Dichter engverbundne Moritz Heydrich, erzählte faſt ein Vierteljahrhundert nach der erſten Darſtellung des „Erbförſters“ am Dresdner Hoftheater: „Ich war Zeuge jener erſten Aufführung und werde ihren gewaltigen Eindruck nie vergeſſen. Es war das Wehen eines originalen echt dramatiſchen Dichtergeiſtes. Ein Werk wie aus der Sturm- und Drangzeit, einem langſam heranrollenden majeſtätiſchen Gewitter gleich, plötzlich hervorbrechend, die Landſchaft blitzſchnell ſeltſam beleuchtend, alle ergreifend, erſchütternd. Kein blauer Himmel nachher. Rätſelhaft, geheimnisvoll. Vielen ein völlig unbegreiflicher „Donnerſturm der Phantaſie. Ein Waldtraumbild, und doch volle Wirklichkeit, echtes Leben. Ein Dichterton ſo neu, ſo ureigen, ſo anheimelnd und doch auch ſo furchtbar und unheimlich, abſtoßend und anziehend zugleich. Das Meteor war ſichtbar. Was es war, die Sternkundigen wußten es. — Tags darauf ſuchte ich den kühnen Jägersmann auf und fand in innigem Herzenseinverſtändnis, unwandelbar treuer Freundſchaft das reinſte, befriedigendſte Glück meines Lebens.“ (M. Heydrich, Nachlaßſchriften O. Ludwigs, Bd. 1, S. 77.) Gleich Heydrich ſuchten andre enthuſiaſtiſch empfängliche Naturen, die in Ludwig die Erfüllung einer langgehegten Sehnſucht erblickten, der realiſtiſchen Treue und Friſche ſeiner idylliſchen Lebensbilder wie der Gewalt und Stärke ſeiner tragiſchen Situationen zujauchzten, die Bekanntſchaft des Dichters; unmittelbar nach der Dresdner Aufführung und der Verſendung des Bühnenmanuſkriptes des „Erbförſters“ ſtrömten Ludwig Briefe aller Art zu, in denen ſich die ſtarke Wirkung des Trauerſpiels auf grundverſchiedne Naturen offenbarte. Bei Überſendung des Werkes an Karl Schaller (der jetzt von Eisfeld nach Sonneberg verſetzt war) hatte Ludwig (Dresden, 25. März 1850) dem Jugendfreunde geſchrieben: „Das beiliegende Stück iſt eine Kriegserklärung gegen die Unnatur und konventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoeſie ſowohl als Schauſpielkunſt. Ich habe alle die Kunſtſtückchen, mit denen man das Publikum packt, aus deren immer neuer Zuſammenſtellung man ſeit zwanzig

Jahren, man könnte ſagen ſeit ſechzig Jahren Schau-, Trauer- und Luſtſpiele zuſammengewürfelt, darin über Bord geworfen, Natur, Wahrheit, ſchöne — nicht zu enggenommne — Wirklichkeit ſind meine Kunſtſtücke geweſen, die ich angewandt. Es wird zu kämpfen geben, denn alle dramatiſchen Handwerker hab ich gegen mich, ſogar einen großen Teil des verdorbnen, verweichlichten Publikums; aber namentlich fallen mir die beſſern unter den Schauſpielern zu. Hier iſt es am 4., 7. und 20. aufgeführt worden, der erſte Eindruck war ein merkwürdiger. Dieſe Totenſtille, die erſten Aufzüge enthuſiaſtiſch applaudiert, bei den letzten eine förmliche Angſt, ſonſt das Lärmen der Aufſtehenden, ſchon wenn das Zeichen zum Fallen des Vorhanges gegeben, diesmal noch nachher zwei bis drei Minuten, wo man jeden einzelnen Atemzug hören konnte; es war, als hätten ſie vergeſſen, daß Komödie geweſen und dieſe nun aus war. Die Schauſpieler übertrafen ſich alle ſelbſt, ſie ſpielten alle mit Begeiſterung, beſonders Devrient, mein erſter Verbündeter. In dieſem Spiele war auch nichts Konventionelles, Herkömmliches, ſo wenig als in der Dichtung, ſchlichte und doch ſo furchtbare Wahrheit.“

Die gleiche Auffaſſung der Bedeutung ſeiner Schöpfung tönte dem Dichter jetzt in vielſtimmigem Echo entgegen. Noch ehe die Dresdner Aufführung erfolgt war, hatten ſich Heinrich Laube, der ſeit wenigen Monaten das Wiener Hofburgtheater leitete, und Karl von Beaulieu-Marconnay, der wahrhaft kunſtſinnige Intendant des Weimariſchen Hoftheaters, entſchloſſen, den „Erbförſter“ auf ihren Bühnen darſtellen zu laſſen; der Eindruck und Erfolg der Wiener wie der Weimarer Aufführungen fielen zu Ludwigs Gunſten ſchwer in die Wagſchale der öffentlichen Meinung.

Über die Wiener Aufführung berichtet Laube ſelbſt: „Das Stück zeigte eine ganz neue, ganz eigentümliche

Kraft. Eine realiſtiſche Kraft, welche mit Romantik verquickt war. — Das Trauerſpiel wirkte bis auf ſeinen Höhepunkt ungemein kräftigend und erfriſchend. Die realiſtiſche Schilderung der Charaktere im Forſthauſe war geiſtig durchhaucht von fein menſchlichen Zügen; die Bewegung des Handlungsſtoffes war ganz natürlich und der Atem der Romantik über alledem erſchien anſpruchslos und reizend. — Eben deshalb wurde das Stück auch vortrefflich geſpielt. Denn die Schauſpieler hängen ganz vom Dichter ab. Sie können keine guten Wirkungen erzwingen, wenn dem Dichter nicht der glückliche Zuſammenhang und der überzeugende Ausdruck gelungen iſt und ſie wirken nur dann leicht und ſicher, wenn der Dichter ins Schwarze trifft. Anſchütz als Erbförſter erquickte durch ſolides, wohlthuendes, ganz und gar einfaches Spiel. La Roche gab in dem Waldläufer Weiler ein Meiſterſtück von Genremalerei, Dawiſon brachte die Wut und das innere Entſetzen eines gemißhandelten Jünglings (Andres) genial zur Anſchauung. (Laube, Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutſchen Theatergeſchichte. Leipzig, 1868, S. 177.)

In Weimar, wo ein Veteran echter Schauſpielkunſt, Eduard Genaſt, die Rolle des Erbförſters mit größter Liebe und Hingebung und entſprechendem Erfolg geſtaltete und an Ludwig ſchrieb: „Ihr „Erbförſter“ iſt das beſte Werk der Neuzeit,“ rief die Stimme aller Urteilsfähigen dem Dichter lauten und freudigen Beifall zu; der damalige Erbgroßherzog, jetzt regierende Großherzog Karl Alexander von Sachſen fühlte ſich von der innern Macht und Lebensfülle der Dichtung unwiderſtehlich angezogen; Franz Liſzt, deſſen künſtleriſcher Inſtinkt für wirklich geniale Begabung und ſchöpferiſches Vermögen beinahe untrüglich war, intereſſierte den um ihn verſammelten Künſtler- und Schülerkreis für die neue poetiſche Wundererſcheinung.

Dem nunmehr an drei Hoftheatern gegebnen Beiſpiel folgten während des Sommers und Herbſtes von 1850 eine Reihe von andern Theatern nach, in Stuttgart, München und Karlsruhe ging der Erbförſter alsbald in Szene, zahlreiche Bühnen tröſteten den Dichter einſtweilen mit der „Annahme" des Stückes. Wo das Trauerſpiel zunächſt nicht dargeſtellt werden konnte, in Leipzig zum Beiſpiel, ſorgten Vorleſungen vor einem größern und empfänglichen Kreiſe für eine wenn auch unzulängliche Bekanntſchaft mit der bedeutenden Schöpfung.

Auf Ludwigs perſönliche Stellung in Dresden wirkten alle dieſe Erfolge zurück. Ihm lag nichts ferner, als die Welt zu ſuchen, doch die Welt ſuchte jetzt ihn. Anfang April wurde er auf Fr. Pechts Vorſchlag mit Einſtimmigkeit zum Mitgliede der Montagsgeſellſchaft erwählt, in der er neben Eduard Devrient und Berthold Auerbach, denen er ſchon näher ſtand, einer kleinen Zahl bedeutender Männer begegnete, zu denen Ernſt Rietſchel, der Bildhauer, die Maler Alfred Rethel, A. von Ramberg, Peſchel und Fr. Pecht, der Rektor des Kreuzgymnaſiums Dr. Julius Klee, einer der geiſtvollſten Philologen und jovialſten Geſellſchafter, der Oberlehrer und Hiſtoriker Dr. Fr. Helbig, einige Ärzte, Anwälte und höhere Regierungsbeamte von tieferer und allgemeinerer Bildung gehörten. Auch der Dichter Robert Reinick, die Maler Bendemann und Hübner ſprachen zuweilen in der Montagsgeſellſchaft ein, die unſerm Dichter Gelegenheit gab, die lange im ſtillen genährte Eigenart wie die Tiefe ſeines Geiſtes, den Reichtum, ſeiner ſelbſt erworbnen Bildung in lebendigem Austauſch zu bewähren. Unter allen Verbindungen, die er um dieſe Zeit in Dresden anknüpfte, wurden namentlich die mit dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeſchichten Berthold Auerbach und mit dem jüngern Schriftſteller Moritz Heydrich für Ludwig von Bedeutung. Auerbach, der damals nach den erſten Bänden ſeiner Dorfgeſchichten und namentich nach der vielgeleſenen Novelle „Die Frau Profeſſorin" auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, hatte ſich ſoeben nach ſeiner zweiten Heirat mit einer Wienerin, Nina Landesmann, in Dresden niedergelaſſen, wo er bei der Rührigkeit und dem immer regen Anſchlußbedürfnis ſeiner Natur raſch in allen Geſellſchafts- und Kunſtkreiſen heimiſch geworden war. Er hatte vom Tage der erſten Begegnung an für Ludwigs Perſon wie für deſſen echtes und großes und wenigſtens nach einer Seite hin dem ſeinen verwandtes Talent eine warme und werkthätige Teilnahme gefaßt, er empfand augenblicklich, daß ihm die herbe Friſche und Stärke wie die geiſtige Tiefe des Erbförſterdichters eine Fülle geiſtiger Anregungen bot; er ſah auch mit einigem Kopfſchütteln, aber mit der regſten Luſt, Abhilfe zu ſchaffen und behend alles zum Guten zu kehren, wie unbeholfen und unerfahren Ludwig in allen äußern Dingen des gemeinſamen Schriftſtellerberufs war. Bereits am 7. Mai 1850 meldete Berthold Auerbach ſeinem Frankfurter Vetter Jakob Auerbach: „Ich habe hier einen ſchönen Menſchenkreis, und an Otto Ludwig, dem Dichter des „Erbförſter," habe ich auch ein Stück Kamerad." (Berthold Auerbach, Briefe an ſeinen Freund Jakob Auerbach, Bd. 1, S. 80.) Trotz tiefreichender Unterſchiede und Gegenſätze in ſeinem und Auerbachs Weſen war Ludwig für Auerbachs Freundſchaft von Herzen dankbar, dachte ſehr hoch vom Talent des Freundes, liebte es, mit ihm häufig und zwanglos zu verkehren, und zeigte ſich jederzeit zu tief eingehenden Geſprächen bereit, wenn Auerbach in ſeinen Arbeiten „etwas flüſſig reden mußte." In die tragiſchen Erzählungen Auerbachs aus den erſten fünfziger Jahren, „Diethelm von Buchenberg" und „Der Lehnhold" iſt ganz erſichtlich, und ohne daß ſie darum minder Auerbach gehören, ein ſtarker Blutstropfen von der tragiſchen Tiefe und Schärfe Otto Ludwigs übergegangen; umgekehrt hatte Auerbach zu dieſer Zeit mit ſeinem freundſchaftlichen Drängen zum Abſchluß, zur äußern Vollendung begonnener Arbeiten auf Ludwig einen günſtigen, fördernden Einfluß. War der geiſtige Austauſch zwiſchen Ludwig und Auerbach der zweier poetiſcher Großmächte, deren jede der andern eigentümliche Seiten der Natur und des künſtleriſchen Schaffens zu offenbaren hatte, ſo blieb im Freundſchaftsverhältnis zu Moritz Heydrich Ludwig meiſt der Gebende, Heydrich der Empfangende. Moritz Heydrich (1820 zu Dresden geboren und 1885 in ſeiner Vaterſtadt geſtorben) verdankte ſeine Bildung dem Thomasgymnaſium und der Univerſität zu Leipzig, an der er Philologie und Philoſophie ſtudiert und ſich namentlich dem geiſtvollen Äſthetiker Chr. Hermann Weiße als treuer Schüler angeſchloſſen hatte. Schwärmeriſch für Drama und dramatiſche Kunſt begeiſtert, hatte er in Hamburg als Schauſpieler die Bühne betreten, von welcher Zeit her ihm ein gewißes leidenſchaftliches Pathos des perſönlichen Auftretens zu eigen blieb, das mit der Schlichtheit ſeines Weſens und der Geſundheit ſeiner geiſtigen Anſchauungen in einem gewiſſen Widerſpruch ſtand. Als wahrhaft begabter Dichter bewährte er ſich mit einer vorzüglich gebauten Tragödie „Tiberius Grachus,“ die 1851 bei ihrer Aufführung im Leipziger Stadttheater mit Recht einen bedeutenden Eindruck hinterließ, und noch glücklicher mit der ihrer Zeit viel aufgeführten Poſſe „Prinz Lieschen,“ beinahe der einzigen Poſſe jener Jahrzehnte, der ein poetiſcher Gehalt und Hauch zu eigen war. Aber dieſen vielverſprechenden Anfängen entſprach die ſpätere Entwicklung des Schriftſtellers nicht; körperliche Leiden hemmten — in verhängnisvoller Ähnlichkeit mit ſeinem größern Freunde — Heydrichs Streben und Schaffen, ſeine ſpätern dramatiſchen Anläufe beſchränkten ſich auf Operndichtung und Liederſpiel. An Ludwig, dem er ſich mit allem Feuer ſeiner Natur und mit der ihn beſeligenden Überzeugung angeſchloſſen hatte, daß der neue Freund alles das erfülle und vermöge, was er ſelbſt bloß erſehnen und begeiſtert verkünden konnte, hing er mit unwandelbarer Treue, und er bewährte dieſe Treue über den Tod des Freundes hinaus in der Mitwirkung an der erſten Ausgabe von Ludwigs Werken und in der Herausgabe der Nachlaßſchriften. Da ſich Heydrich im Jahre 1852 ein ländliches Grundſtück, eine Weinbergshufe in Loſchwitz bei Dresden, erwarb und dauernd hier und in Dresden ſelbſt wohnte, ſo ſollte ihm unter allen ſpätern Freunden Ludwigs der längſte Verkehr mit dieſem gegönnt ſein.

Erweiterte ſich ſolchergeſtalt der Lebenskreis des Dichters ohne ſein Zuthun, und füllte er ſich mit neuen Geſtalten, ſo brachte dieſem ſein „Erbförſter" auch eine Erinnerung an die verlaſſene Heimat. Er hatte nicht verſäumt, an Schaller, an Ambrunn und Burkhardt in Eisfeld, an Papa Buck und Dr. Genßler in Hildburghauſen, an Ludwig Bechſtein und Kapellmeiſter Grund in Meiningen Exemplare des erſten Druckes ſeines Trauerſpiels zu überſenden. Am Abend des 5. April 1850 ward er durch eine ſchlichte, aber herzliche Huldigung, eine Adreſſe von Eisfelder Bürgern überraſcht, deren Wärme nachträglich eine Sühne für alle Zweifel und Mißurteile war, die ihn 1842 aus ſeinem thüringiſchen Jugendparadies getrieben hatten. Sie lautete:

„Hochgeehrter Herr Ludwig! Schon ſeit Monaten durch verſchiedne Zeitungen in erwartungsvolle Spannung verſetzt, hatten wir endlich in dieſen Tagen durch Ihre Güte das bis jetzt nur wenigen vergönnte Glück, das Trauerſpiel in die Hand zu bekommen, welches Ihren Namen zu den gefeiertſten Lieblingen der Nation reihen wird. Wir haben Ihren Erbförſter geleſen und wieder geleſen, wir haben auch durch Vorleſen, ſo gut es in unſern Kräften ſtand, den Geiſt, der in dem Stücke weht, ein größeres Publikum ahnen laſſen; wir haben uns endlich die über das Stück bereits entſtandne Litteratur zu verſchaffen gewußt. Es iſt uns klar geworden, daß der Erbförſter das Erzeugnis eines Fürſten der Geiſter iſt, ein Werk, das ſeinen Meiſter lobt. Die Saiten des Herzens, die darin angeſchlagen werden, haben ihr Echo hier gefunden im Herzen manches Jünglings und Mannes, der, nicht verbildet von der zärtlichen Empfindelei unſrer Tage, die Natur ſtets als einen willkommenen Gaſt aufnimmt; dieſe Klänge haben, wie ſie vom Herzen kamen, das Herz gefunden, ſie haben das Innere erfaßt, weil ſie das Leben deuten.

Wenn wir uns aber nicht darüber zu täuſchen glauben, daß im Erbförſter manch heimelnder Ton anklingt, daß der friſche Tannenwald gemalt iſt, als bekränze er ein thüringiſches Waldthal, daß das Jägerhaus ſein Urbild in unſern Bergen ſucht, daß der Förſter und ſeine ſtämmigen Söhne, die Förſterin und ihre liebliche Tochter, daß Weiler und die beiden Wildſchützen uns längſtbekannte und doch erſt erkannte Geſtalten ſind, ſo verſtatten Sie uns wohl eine freundliche Erinnerung an den Ort, wo Sie Ihre Jugendzeit ſo hinbrachten, daß Sie auch in der Sonne Ihres Glückes noch gerne an ihn denken, wo Ihnen mancher Freund lebt, den Sie kennen, mancher, den Sie nicht kennen, die aber alle Ihre Freude über das gelungne Werk mitempfinden.

Wenn Ihnen die Anerkennung eines einfachen, naturwüchſigen Sinnes etwas wert iſt, ſo empfangen Sie unſre ungeteilte Hochachtung für das ſchöne Werk, mit dem Sie in die Welt eintraten, unſer Entgegenkommen für das Vertrauen, mit dem Sie der neuen Richtung eine Bahn im Volke brechen wollen, die Sie im Erbförſter andeuten, unſern Dank endlich für den Ruhm, den Sie, ein Bürger Eisfelds, auf unſre Vaterſtadt häufen, indem Sie ſie in die Reihe der Städte ſtellen, die es ſich zur Ehre anrechnen können, daß ein

Mann aus ihnen hervorgegangen iſt, den das Volk achtet und liebt.“ —

Der Frühling des Jahres 1850 weckte aufs neue die Sehnſucht nach ſtiller grüner Umgebung; Ludwig verließ Anfang Mai Dresden und ſiedelte ſich für einige Monate unter den ſchönen alten Laubbäumen des Buſchbades bei Meißen an. Hier beſuchten ihn im Laufe des Sommers die neugewonnenen wie die alten Dresdner Freunde, Auerbach und Heydrich, Wilhelm Wolfſohn und Pecht, Oehme und Langer, der ihn vor ſeinem Weggang aus Dresden gezeichnet hatte. Während der fleißigen Wochen im Buſchbad wurde er einigemale zu kurzen Reiſen nach Dresden veranlaßt, einmal, um mit Guſtav Freytag und deſſen Frau einen Mittag in „Stadt Rom“ und einen Nachmittag auf der Brühlſchen Terraſſe zu verbringen, ein andresmal um Eduard Devrient nach deſſen Rückkehr aus Bad Kreuth in Bayern zu begegnen und von ihm über Bedeutung und Wirkung des Oberammergauer Paſſionsſpieles unterichtet zu werden. Als Ludwig Dresden verließ, hatte er den Plan der Tragödie „Der Jakobsſtab“ entworfen und mit Devrient eingehend beſprochen, während der erſten Wochen im Buſchbad beſchäftigte er ſich mit ihrer Ausführung. Als er auf unerwartete Schwierigkeiten und Zweifel ſtieß und ungewiß wurde, ob er nach Devrients Wunſche bis zur Winterſpielzeit ſein Drama vollenden könnte, kam ihm der Einfall, einem oft wiederholten Winke ſeines dramaturgiſchen Ratgebers zu folgen und die Tragödie „Die Pfarrroſe“ in ein Schauſpiel „Die wilde Roſe“ umzuſchmelzen. Binnen wenigen Wochen löſte Ludwig die Aufgabe, die er ſich in einem Augenblick geſetzt hatte, wo er den innerſten unantaſtbaren Kern ſeiner Natur wie ſeines Talents verkannte. Er konnte alles, nahezu alles, das Höchſte wie das Tiefſte, wo er mit der ganzen Seele, der ganzen Kraft und Überzeugung ſeiner Phantaſie und der zeugenden Wärme ſeines Gemüts dabei war, aber die Behendigkeit und das Geſchick des willkürlichen Machens gebrachen ihm, er verlor die Sicherheit der Selbſtkritik, ſobald er nicht er ſelbſt ſein durfte. Wenn Eduard Devrient nach der Leſung der „Wilden Roſe," die er „mit Entſetzen fortgelegt" hatte, in ſein Tagebuch ſchrieb: „Das iſt eine Arbeit, wie im Rauſch gemacht," traf er den Nagel auf den Kopf; der Zwang, den ſich Ludwig bei ſolcher von außen her angeratener und wider die eigne erſte Empfindung ſtreitender Umarbeitung auferlegte, wirkte genau wie ein Rauſch, beraubte ihn des freien Gebrauchs ſeiner beſten Kräfte. Die herbe Kritik Devrients über die „Wilde Roſe" ließ den Dichter denn auch ſehr kühl, um ſo kühler, als er jetzt, im Herbſt 1850, die Geſtalten und großen Situationen ſeiner Makkabäertragödie vor Augen ſah. Noch vor der Rückkehr nach Dresden — im November — hatte er eine erſte Ausführung ſeines Stoffes vollendet, die Devrient freilich nur als „Skizze zum Bild" vorgelegt, von ihm aber doch mit den höchſten Erwartungen begrüßt wurde. Der Winter von 1850 auf 1851 nun zeigte ſich minder erquicklich als der vorangegangne. Ludwig kämpfte wiederum mit Anfällen ſeiner alten Übel, auch mit einer tiefen Hypochondrie, die ihn an Eisfelder und Leipziger Zeiten erinnerte. So bereitwillig er ſich auf Devrients erſtes Andringen gezeigt hatte, die „Makkabäerin" neu zu bearbeiten, ſo fand er es zunächſt unſäglich ſchwer, dem völlig ungeſtalteten Plane die volle ſchaffende Neigung entgegenzubringen. Das tief eigentümliche Motiv der Doppelehe Judahs mit Lea und Thirza und des Todeshaſſes der ältern gegen die jüngere Frau ſchien ihm mit Recht ſo ergiebig als ergreifend; doch gerade dies Motiv erklärte Devrient ſchlechthin für bühnenunmöglich. Am 22. Dezember ſeufzte Ludwig in ſeinem Hauskalender:

„Leſe Schuberts Reiſe in den Orient, bin nicht imſtande, an die Makkabäerin zu denken. Sie iſt mir wie die ganze Welt zuwider.“ Nach einem Weihnachtsbeſuch im Meißen, der ihm das Herz erfriſchte und das Auge lichtete, rief er freilich: „In dieſer Stimmung würde ich die Makkabäerin in vierzehn Tagen vollenden.“ Während der erſten Monate des Jahres 1851 aber ſah ſich der Dichter wiederum viel durch Krankheit ans Zimmer gefeſſelt, am 21. Februar ſchrieb er dem in Leipzig weilenden Heydrich, daß er ſich „körperlich noch immer erbärmlich“ befinde; im März begann er zwar die Ausarbeitung des neuen Makkabäerplanes, mußte ſich aber gleichzeitig einer ſtrengen Kur unter Leitung des Medizinalrates Dr. Trinks unterwerfen, die ihn an allem geſelligen Verkehr und aller freien Bewegung hinderte und im Arbeiten wenigſtens hemmte. Erſt im Juli durfte er wieder aufatmen und ſich dauernd ins Freie wagen, mietete ſich in dem an der Elbe nahe bei Dresden gelegnen Dorfe Übigau eine ländliche Wohnung, in der er vom Auguſt bis Oktober verweilte und die zweite Bearbeitung des Makkabäerſtoffes, die nun den Titel „Die Mutter der Makkabäer“ führte, glücklich zum Abſchluß brachte. Aber ſtärker als je zuvor empfand er in allen guten und böſen Stunden dieſes Jahres, wie unentbehrlich ihm eine feſte Sammlung ſeines Lebens, eine glückliche Häuslichkeit, die endliche Verbindung mit ſeiner Emilie geworden ſei, mit dem Mädchen, die wie niemand ſonſt ſein ganzes Weſen begriff und ehrte, die in äußerer Bedürfnisloſigkeit mit ihm wetteiferte, ja ihn übertraf. Als er im November 1851 aufs neue im „Trompeterſchlößchen“ zu Dresden Quartier nahm, war der Entſchluß gefaßt, ſich auch in einer Nußſchale dem Meer anzuvertrauen; im Dezember ſtellte Ludwig das Geſuch um Aufnahme für ſeine Braut in den herzoglich meiningiſchen Staatsverband und das Bürgerrecht von Eisfeld; am 27 Januar 1852 fand zu Meißen ſeine Trauung mit Emilie Winkler ſtatt, und Ludwig führte ſeine junge Frau alsbald nach Dresden, wo er zu bleiben beſchloſſen hatte, trotz der Einladung, die ihm um eben dieſe Zeit (auf Anregung des Erbgroßherzogs) von Weimar aus zukam, ſich daſelbſt, „wo man ihn auf den Händen tragen werde,“ niederzulaſſen, und trotz der Pietät, mit der er ſeinen Gartenbeſitz in Eisfeld feſthielt.

In der Vaterſtadt des Dichters gab ſeine Heirat den Anlaß zu einer Neuaufführung des alten Ludwigſchen Singſpieles von 1837 „Die Geſchwiſter,“ deren Ertrag zu einer ſilbernen Hochzeitsgabe für das junge Paar verwendet wurde. Den Namen „Otto Ludwig aus Eisfeld“ aber trugen fortgeſetzte Aufführungen des Trauerſpiels „Der Erbförſter“ in weite Kreiſe; während des Jahres 1851 hatten auch die mittlern und kleinern Bühnen angefangen, das Drama zu erwerben und der „Erbförſter“ war in Ulm und Halle, in Graz und Chemnitz, in Hildburghauſen und Meiningen gegeben worden. Überall ſpürten die Empfänglichen, daß der „neue“ Dichter eine ungemeine Erſcheinung ſei und eine ungemeine Entwicklung verheiße.

⁂

Glückliche Jahre

Wenige Wochen nach ſeiner Heirat ſchrieb Otto Ludwig dem alten Eisfelder Freunde und Vertrauten, dem „lieben Ambroſi,“ der krank geweſen war: „Was machſt du? Haſt du dir dein Übel und ſeine Folgen von den Flügeln geſchüttelt? Allem Anſchein nach iſt deine Maladie wenn nicht eine Schweſter doch eine Baſe von meiner geweſen. Ich nehme ſeit meiner Heirat an Geſundheit zu; es iſt doch etwas Schönes um ſolch liebevolle Pflege, wie ſie am Ende niemand als eben eine Frau gewähren mag und gewähren kann. Unſre Wirtſchaft hat vor der Hand noch etwas Studentenmäßiges; wir, ich und meine Frau Studentin, ſtecken zuſammen in demſelben Zimmer des Trompeterſchlößchens, das ich als Junggeſelle ſchon inne gehabt, einem Zimmer, etwa zehn Schritte lang und fünf breit, und einem Kämmerlein, das eben Raum hat für zwei Betten, Koffer, Waſchtiſch und zwei Leute, die ſich freilich mühſam dazwiſchen und aneinander vorbei bewegen können. Mit Beginn des Frühlings wollen wir uns auf dem Lande ein wohlfeiles Logis einfach einrichten, bis dahin ein Stadtlogis zu mieten wäre thöricht geweſen. — — Das ganze Leben kommt mir heitrer vor, und an Arbeitsluſt und Vertrauen auf das Gelingen fehlt mirs ebenſowenig, als an Luſt am Leben und an der Welt. Vormittag wird gearbeitet, nach dem Mittagseſſen durchwandeln wir ein paar Straßen und betrachten uns die Herrlichkeiten in den prachtvollen Gewölben, die eine immerwährende Weihnachtsbeſcherung ſcheinen, ohne irgend jemand zu beneiden, der von allem kaufen kann; das Zeug in den Läden kommt uns vor wie die Blumen, die auch nirgends ſchöner ſind als ungepflückt am Baum oder Buſche, der ſie trägt. Dann wird wieder gearbeitet oder von künftigen Arbeiten geſprochen, und meine Frau ſtellt mit großem Geſchick und gleicher Liebe meinen Regiſtrator, Kopiſten und vorläufig mein Publikum vor. An öffentliche Orte kommen wir kaum und vermiſſen keine Art von Vergnügen, die wir nicht in unſern vier Pfählen finden. Meine Frau geht, und zwar nicht etwa mit Aufopferung, ſo auf alle meine Lebensbedingungen ein, daß ich ſchaudern kann, wenn ich mir denke, ich wär an ein Weſen gekommen, wie jetzt faſt alle ſind; denn das ungeheuerſte Vermögen und was ſonſt wünſchens- und erringenswert heißen mag, würde mir keinen Erſatz geben für das Aufgeben dieſes meinen geiſtigen und phyſiſchen Bedürfniſſen ſo vollkommen entſprechenden Bei- und Füreinanderſeins. — — Ich muß mich einmal nach meiner kleinen Frau Studentin umſehen, die ſchon eine gute Weile die Feder kaut, die, wie es ſcheint, nicht mit ihrem vollen Herzen Schritt halten will.“

Die Arbeit, bei der dem Dichter ſeine junge Frau ſo treulich zur Seite und beiſtand, war die abermalige und diesmal endgiltige Neugeſtaltung der Makkabäertragödie. Während dieſer erſten Dresdner Monate und auch nachdem das junge Paar im Juni 1852 nach dem Dorfe Strehlen übergeſiedelt war, das damals noch nicht als ein halb ſtädtiſcher Vorort Dresdens galt, ging Ludwig in der Hingebung an den gewaltigen Stoff auf, mit dem er rang, und an dem er nicht verzagte, obſchon Devrient und andre Freunde fortgeſetzt neue Anforderungen erhoben. Die mehrfache Umarbeitung ſeines urſprünglichen Planes erfolgte nicht mehr in der unangefochtenen Stille, deren ſich Ludwig zu Luſt und Leid in den Meißner Tagen erfreut hatte, er lebte jetzt nicht umſonſt in einem ſpezifiſch litterariſchen Kreiſe, hinter deſſen poetiſchen Kräften allerlei Journaliſten und litterariſche Neuigkeitsträger ſtanden. Und da der Dichter ſeit dem „Erbförſter“ ein Gegenſtand der Teilnahme wie der Neugier war, ſo waren unterſchiedliche Fabeln und Schiffernachrichten über ſeine neue Tragödie in die Welt gegangen, die zu vorzeitigen Anfragen über Erwerb und Aufführung des Stückes führten. Als die verhängnisvollſte der vorläufigen Verfügungen über die noch unabgeſchloſſene und unvollendete Schöpfung muß die Beſtimmung angeſehen werden, nach der die ausgezeichnete Berliner Schauſpielerin Auguſte Crelinger (frühere Frau Stich) ſich im allgemeinen entſchieden hatte, zur Feier ihres Jubiläums am Berliner Hoftheater, zu der ſie eine große neue Rolle darzuſtellen wünſchte, die Lea in Ludwigs Dichtung zu wählen. Man ſieht leicht, daß dieſer mehrfach betonte Wunſch die Darſtellerin zu nichts verpflichtete, im Falle die dramatiſche Arbeit Ludwigs ihren Beifall nicht fand, aber daß umgekehrt der Dichter und ſein dramaturgiſcher Ratgeber bewußt und unbewußt durch den Gedanken an die natürlichen Forderungen der dramatiſchen Heldenmutter beeinflußt wurden. Otto Ludwig war freilich der letzte Theaterſchriftſteller, irgend einem Bühnenheros oder einer Heroine eine Paraderolle auf den Leib zuzuſchneiden, allein die Mahnung Devrients, die überragende Bedeutung der Makkabäermutter auf alle Fälle feſtzuhalten, klangen ihm doch in der Phantaſie und in den kritiſchen Erwägungen nach, die bei der letzten Ausführung des großen dramatiſchen Planes notwendig waren. Im Verlauf des Juni und Juli 1852 war Ludwig in ſeiner ländlichen Einſamkeit in Strehlen, wo er ſich ſo abgeſchloſſen und verborgen hielt, daß ihn Auerbach auf einer Irrfahrt durch die Dörfer um Dresden faſt nur zufällig auffand, voll heißen Eifers mit der Vollendung der großen Tragödie beſchäftigt. Am 23. Juli hielt Ed. Devrient die fertige Handſchrift in den Händen, beklagte zwar, daß die neue Bearbeitung „viel ältere Schönheiten vertilgt" habe, mußte ſich aber eingeſtehen, daß das Ganze „ſehr ſchön und echt poetiſch" ſei, und eilte am 26. Juli nach Strehlen hinaus, um noch einige Abänderungen zu befürworten. „Über die Makkabäer verſtändigten wir uns leicht, er verſteht ſchnell und fein; wir machten die nötigen Verabredungen," heißt es in Devrients Tagebuche vom gleichen Tage. Der Schauſpieler, der ſich bald in den Intendanten des Karlsruher Hoftheaters verwandeln ſollte, unterdrückte daneben die Bemerkung nicht, daß Otto Ludwig in Strehlen „in ſeiner eignen Weiſe behaglich wohne," die einem andern minder gefalle. Wer überhaupt auf Äußerlichkeiten achtete, fand in den folgenden Jahren fortgeſetzt Gelegenheit, die ſchlichte Bedürfnisloſigkeit des Dichters, die ſeinen Haushalt wie ſeine Perſon durchdrang, zu bewundern oder — je nachdem — zu ſchelten. Die einfachen Gewöhnungen Ludwigs ſchloſſen für ihn zunächſt keine Entbehrung ein, es lebte in ihm der Geiſt jener Tage fort, in denen er geboren und erwachſen war, und in denen beinahe jedes Haus in Deutſchland eine gewiſſe knappe Begrenzung im Hausrat, in allen Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des äußern Lebens aufgewieſen hatte. Ludwig fühlte ſich ſo hoch über alle Zufälligkeiten des Beſitzes erhoben, lebte in unbeirrbarem Ernſt ſo durchaus ſeinen geiſtigen Beſtrebungen, daß ihm im großen und ganzen ſelbſt der Vergleich ſeiner Lebenslage mit der andrer fern lag; er war der höchſten Genüſſe ſo ſicher, daß er andre Genüſſe kaum je vermißte. Wäre Ludwig des eng umſchränkten Glückes und Lebensbehagens für die Zukunft ſicher geweſen, hätte ihm der beſcheidenſte Ertrag eines Vermögens oder ſonſt einer Einnahme, die er lediglich ſich ſelbſt dankte, die Fortdauer ſeiner beſondern Art der Exiſtenz unangefochten verbürgt, ſo würde er mit dem ruhigſten Gleichmut auf alle glänzenden Preiſe des Lebens verzichtet haben. Denn in ſeinen Augen hatte neben dem friedvollen, der Natur und den Lebenszwecken des Einzelnen angemeſſenen Daſein im Hauſe und in der Familie nur eines Wert: die ernſte künſtleriſche Leiſtung, die ein Künſtler mit gutem Kunſtgewiſſen und mit dem reinen Bewußtſein, zum Beſten eines wahren und höhern Lebens in ſeinem Volke geſchaffen zu haben, aus der Stille ſeiner Werkſtatt hinausgehen laſſen kann.

Der Dichter der „Makkabäer“ durfte, wenn einer, dies gute Gewiſſen und dies reine Bewußtſein haben und hegen. Die erſte wie die letzte Bearbeitung der Tragödie, verſchieden in den Motiven und der Führung der Handlung, teilweis verſchieden in der Charakteriſtik der handelnden Geſtalten, zeigen doch den einen Grundcharakter mächtigen tiefen Ernſtes und eines Schwunges, der den ewigſten und unmittelbarſten Empfindungen des Menſchendaſeins und eines geſchichtlichen Volksdaſeins entſteigt. Durchgehends hielt der Dichter die Erkenntnis feſt, daß die Familientragödie im Hauſe des Matthatias der Spiegel der großen Volkstragödie ſei, daß ſich Leben, Handeln und Leiden ganz Israels in den gewaltigen Konflikten zwiſchen den höchſt individuell gezeichneten Spielern und Gegenſpielern einer konzentrierten Handlung wiederhole. Ludwig täuſchte ſich nicht darüber, daß dem in den bibliſchen Büchern überlieferten Stoffe ein epiſcher Charakter anhafte, aber er traute ſich die Kraft zu, ihn in ein vollkommen wirkſames Drama umzuwandeln. Das Gepräge ernſter Würde und einer prieſterlichen Hoheit, die der Makkabäergeſchichte innewohnt, durfte auch die Tragödie nicht verlieren, und ſo blieb Ludwig durch alle drei Bearbeitungen bemüht, dies eigentümliche Gepräge zu wahren, und ſcheute vielleicht nur darum vor einer noch rückſichtsloſern Ausſcheidung aller überlieferten epiſchen Elemente zurück, die in den dramatiſchen Gegenſätzen nicht aufgehen wollten. In der erſten Bearbeitung von 1850 trat entſchieden der thatkräftige Held Judas gegen die beiden Frauen zurück, deren Zwiſt ſein Leben vergiftet, alles Intereſſe, alle Spannung richtete ſich auf den Konflikt zwiſchen der hochfahrenden gewaltigen Lea, die jede Schranke weiblicher Demut überſchreitet, und der engelhaften Thirza, die ſich nur zu ſehr innerhalb dieſer Schranken hält. Es gelang Ludwig weder völlig, Natur, That, Schuld und Sühne ſeines Judas Makkabäus in urſächlichen Zuſammenhang mit dem Kampfe Leas wider Thirza und der daraus erwachſenden Kataſtrophe zu bringen, noch vermochte er das mitſpielende Volk wirkſam zum Untergrunde der tragiſchen Vorgänge zu machen; die Handlung ſpielte ſich auf dem Hintergrunde einer großen Volksbewegung ab, und die Darſtellung dieſer erhielt dadurch ſtellenweiſe den Schein des Äußerlichen, Opernhaften. Daß ſich dieſer Übelſtand hätte beſeitigen laſſen, ohne das urſprüngliche Motiv zu opfern, empfand Ludwig ſehr ſtark, aber nachdem er einmal zugeſtanden hatte, daß die orientaliſche Sitte der Doppelehe auf unſrer Bühne nicht wohl dargeſtellt, am wenigſten zum Ausgangspunkt, zur Vorausſetzung eines tragiſchen Konflikts gemacht werden dürfe, war eine tiefgreifende Umgeſtaltung ſeines ganzen urſprünglichen Planes unerläßlich. Die Umwandlung Leas aus der Frau in die Mutter des Judas, des Haſſes der ältern Gattin gegen die mehr geliebte jüngere. in den Haß der ſtolzen Mutter eines großen und blühenden Hauſes gegen die Sohnesfrau, die ihr des „niedern Hauſes niedre Tochter“ bleibt, wurde bereits in der zweiten Bearbeitung „Die Mutter der Makkabäer“ mit gutem Gelingen vollzogen, aber freilich mußten ganze Szenenreihen voll höchſter Poeſie dabei geopfert werden, und Ludwig zeigte ſich darin ſeinem dramaturgiſchen Ratgeber überlegen, daß er nicht glaubte, alles minder Geglückte ausmerzen, alles Gelungne aber gleichwohl beibehalten zu können.

Die „Die Mutter der Makkabäer“ betitelte (zweite) Geſtaltung der Tragödie ſtand dem Grundgedanken, der Form, in der die Welt Ludwigs größte dramatiſche Schöpfung beſitzt, ſchon bedeutend näher. Wie der Titel beſagt, war auch hier Lea als die eigentliche Heldin der Tragödie, als charakteriſtiſche Vertreterin der Beſonderheit ihres Volkes im Guten und Schlimmen erfaßt und durchgeführt.

Die Beſonderheit der zweiten Makkabäerbearbeitung lag nicht nur darin, daß der Gegenſatz zwiſchen der innern echten Größe, dem männlichen Bewußtſein des heldenhaften Judah und der Scheingröße, der brennenden Eitelkeit des ſchwächern Eleazar bereits in die Erſcheinung trat, ſondern vor allem auch darin, daß hier Judah im Beginn an ſich ſelbſt und ſeinem Beruf zweifelt, ja einen Augenblick (am Schluß des erſten Aktes) durch den kühnen Aufbruch Eleazars nach Jeruſalem („Was macht den Knaben ſo ſelbſtgewiß?) an Eleazars Sendung zu glauben beginnt. Die befreiende That, die in der letztgiltigen Bearbeitung vorbereitet erſcheint, iſt in dieſer zweiten Faſſung viel mehr Eingebung des Augenblickes, Judah hat noch zu Eingang des zweiten Aktes ſtarke Zweifel an ſich ſelbſt, an der Berechtigung ſeines Kampf- und Thatendranges zu beſiegen. Das Verhältnis zwiſchen Lea und Naemi, der Mutter und der Frau Judahs, war ſtärker hervorgehoben, mehr detailliert; Naemi erhält mit jedem Blick, jedem Wort ein Maß, an dem ſie meſſen ſoll, wie klein ſie iſt. Das junge Weib iſt auch nicht wie in der letzten

Faſſung bloß lauter Demut und ſchlichte Liebe, ſondern durch ihre Kindlichkeit ein unbewußtes Werkzeug in den Händen der Simeiten. Alle dieſe Einzelzüge waren ein Verluſt am Reichtum des Details, und doch wußte Ludwig wohl, daß er recht that, die Handlung wie die Charakterdarſtellung auf einfachere Grundzüge zurückzuführen, denen Verſtändnis und Mitempfindung der Zuſchauer raſcher zu folgen vermochten.

In der Bearbeitung und Geſtaltung des Jahres 1852, die geſpielt und veröffentlicht wurde, tritt namentlich der Charakter des Judah in wirkſamer Kraft und großzügiger Feſtigkeit lichtvoller und zwingender hervor. Die Gegenſätze zwiſchen Lea und Naemi, zwiſchen Judah und Eleazar ſind zugleich vereinfacht und doch verſchärft, eine große Anzahl von aufhaltenden und ſchleppenden Details iſt beſeitigt, die ſinnliche Kraft, der dramatiſche Schwung des Ausdrucks durchgängig erhöht — wie der einfache Vergleich der großen Schlußſzenen des zweiten Aktes in der zweiten und der letzten Bearbeitung der „Makkabäer" lehrt. Der zweite und der fünfte Akt wuchſen zu einer Größe und innern Gewalt empor, die ſich nur mit der Größe und Gewalt der höchſten Schöpfungen der deutſchen Poeſie vergleichen ließ. Wenn es Ludwig nicht völlig gelang, ſein Trauerſpiel zu einer ganz einheitlich wirkenden, vom Anfang bis zum Ende in einem Zuge fortreißenden Tragödie umzubilden, ſo trug daran nach unſrer Überzeugung nicht die viel behauptete epiſche Natur ſeines Talents und nicht die Unfähigkeit zur dramatiſchen Sammlung auf einen Kernpunkt die Schuld, ſondern die Ablöſung des Helden der erſten Akte durch die Heldin der letzten Akte. Sollte (wie es urſprünglich geplant war) Lea die Makkabäermutter, deren Hochmut und Ehrgeizſchuld ſo furchtbar gerächt und geſühnt wird, die alleinige Heldin des gewaltigen Werkes bleiben, ſo durfte Judah nicht bis zu der ſelbſtändigen, alles überragenden Bedeutung emporwachſen, und trieb es umgekehrt den Dichter, die Geſtalt des Helden in den Mittelpunkt der Handlung zu rücken, ſo mußte Judah eine ſtärkere Schuld am Untergange ſeiner jüngern Brüder gegeben werden und die ſchließliche Überwindung ſeines eiſernden Heldentums durch das leidende Heldentum der Glaubensblutzeugen noch überwältigender hervortreten, als es in der abgeſchloſſnen Dichtung geſchieht.

Dergleichen Bedenken mußten ſich regen und laut werden, als am Ende des Jahres 1852 und am Beginn von 1853 die große Tragödie auf einigen Bühnen erſchien; ſie wurden nicht verſchwiegen, als Otto Ludwig 1854 die „Makkabäer“ im Buchhandel erſcheinen ließ. Und doch wogen alle dieſe Bekenntniſſe und Erkenntniſſe im Grunde nur für den Dichter ſchwer; für die aber, die den treibenden Geiſt, die ſchöpferiſche Kraft und die Macht edler Leidenſchaft in der Geſammtheit des Werkes zu würdigen vermochten, verſchwanden ſie in der Beglückung über den gewaltigen Wurf des Dichters, über das, was ihm gelungen war. Die große Spannung und das hinreißende Pathos des zweiten Aktes war freilich erſt im fünften Akt wieder erreicht, und es bedurfte großer dramaturgiſcher und ſzeniſcher Kunſt, um das allzu Begebenheitliche, namentlich im dritten Akt, in den Fluß dramatiſcher Handlung zu bringen. Am Burgtheater zu Wien ſcheiterte bei der erſten Aufführung beinahe die ganze Tragödie an dieſem Akte, in Dresden traten die Länge dieſes und des vierten Aktes gegenüber dem echt dramatiſchen Anwachſen und Steigen der beiden erſten und wiederum des fünften Aktes allzu fühlbar hervor, in Berlin errang die Tragödie nur mit dem zweiten Akte einen ganz entſcheidenden, unbeſtrittenen Sieg, überall aber blieb die Empfindung lebendig, daß man etwas durchaus ungewöhnliches, in ſeiner Ganzheit der einzelnen Zweifel ſpottendes geſchaut habe. Die „Makkabäer“

forderten und ertrugen andre Maßſtäbe, als die gewohnten; wer ſich bewußt blieb und lebendig mitempfand, wie hoch Erfindung, Handlung, Charakterzeichnung, Leidenſchaftsgehalt, künſtleriſche und ethiſche Weiſe dieſes Trauerſpieles über den zahlloſen dramatiſchen Verſuchen und Anläufen der letzten beiden Menſchenalter ſtand, der ſchob die kritiſchen Bedenken leicht zur Seite. Emanuel Geibel ſtand nicht allein, als er (München, 7. Auguſt 1855) an Ludwig ſchrieb: „So lebendig mich der „Erbförſter in ſich hineinzog, die Kritik hatte mir bis zum letzten Augenblick ausgereicht. Bei den „Makkabäern“ war das anders. So lang ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die Empfindung, daß etwas Übermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauder, welcher der Menſchheit beſtes Teil iſt, und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Stück vielfach wieder geleſen, leiſe und laut, und die Wirkung iſt für mich und andre ſtets dieſelbe geblieben. Die ganze Handlung iſt in eine Sphäre tragiſcher Hoheit hinaufgehoben, wie ſie ſelbſt bei unſern erſten Meiſtern nur ſelten vorkommt, und doch ſind nirgends die verknüpfenden Bande durchſchnitten zwiſchen Himmel und Erde; es iſt dieſer Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigeſellt, welchen wir an Shakeſpeare bewundern. Daß mir trotzdem bei nachträglicher Erwägung einzelne Mängel des Stückes nicht entgangen ſind, darf ich nun wohl offen hinzufügen. — — — Aber das alles wird von dem inkommenſurabeln Etwas der Poeſie, die das Ganze durchwebt, ſowie von dem reinen Verhältnis zwiſchen Schuld und Buße überreich aufgewogen. Die deutſche Nation mag darauf ſtolz ſein; daß einer ihrer Söhne dies Werk zu ſchaffen vermochte, mir ſelbſt iſt es ein wahres Stahlbad wider allen litterariſchen Peſſimismus geweſen. Wo iſt denn überhaupt das Drama, das gar keine Fehler hätte? — — Mir ſcheint es nicht ſowohl darauf anzukommen, daß das abſolut Tadelloſe, ſondern daß Großes, Hohes und Lebendiges friſchweg geſchaffen werde!“

Niemand, der heute dieſe Zeilen Geibels lieſt, kann ſich des ſchmerzlichen Bedauerns erwehren, daß der letzte Zuruf des Lyrikers nicht ſtärkender und entſcheidender auf Ludwig gewirkt hat. Für die Zeit, unmittelbar nach dem Erſcheinen der „Makkabäer“ drückte Geibel genau und glücklich aus, was die freudig beſchämt empfanden, die nach dem „Erbförſter“ die geſtaltende Kraft, die Wärme und Friſche Ludwigs bewundert, aber gezweifelt hatten, ob dies mächtige Talent ſich in die Region des großen Lebens erheben könnte. Hier war die tendenzloſeſte Verkörperung eines Stückes bibliſcher Hiſtorie, hier war treue Wiedergabe der Eigenart des jüdiſchen Volkes, und doch nichts von archäologiſcher lebloſer Vergangenheitsſchilderung, hier empfingen die urſprünglichſten und ewigſten Leidenſchaften und Lebensverhältniſſe Geſtalt, hier wehte der Odem ſtarker Unmittelbarkeit, der die müßige Frage nach dem Bezug zu Tagesintereſſen und Zeitſtimmungen hinwegblies, hier gab ſich eine Macht der Phantaſie, eine Freude an der Verkörperung des urſprünglichen Adels der menſchlichen Natur kund, die den Dichter ſchon jetzt unter die unvergänglichen reihte. Der Begriff des Epigonentums ward gegenüber ſolcher Schöpfung zum ſinn- und weſenloſen Schlagworte.

Die Genugthuung, die Ludwig aus den beſtrittenen und unbeſtrittenen Erfolgen ſeiner „Makkabäer“ zu dieſer Zeit erwuchs, wurde durch den Verluſt des Freundes beeinträchtigt, der mehr als ein andrer dazu beigetragen hatte, daß der Dichter die Bühne gewann. Eduard Devrient wurde im Herbſt 1852 durch den kunſtſinnigen und einſichtigen Großherzog Friedrich von Baden als Generaldirektor zur Leitung des Karlsruher Hoftheaters berufen. Ließ er ſich auch, ſobald er dort feſt im Sattel ſaß, die Einführung der Werke Ludwigs angelegen ſein und brachte bereits im April 1854 eine Aufführung der „Makkabäer,“ von der er ſich ſelbſt ſagte: „Alle voll von der Senſation, welche die Aufführung hervorgebracht; das wäre denn einmal gelungen und ganz,“ und: „Wie ſehr mir das heutige Stück am Herzen liegt, merkte ich an der kindiſchen Freude, die mir jedes Garderobeſtück machte, das guten Effekt verſprach. Die Vorſtellung iſt das Bedeutendſte, was wir bis jetzt geleiſtet. Wie iſt der Geiſt der Totalwirkung ſchon in das Perſonal gedrungen, wie bildeten und löſten ſich die Gruppen, und wie lohnte ſich meine Sorgfalt an Koſtümen. Eine maleriſche Situation über die andre. Es war eine vollkommen gerundete Vorſtellung, lebendig, zuſchlagend, glänzend und von großem Eindruck.“ Doch wog der Gewinn eines Theaters mehr für den Dichter den Weggang Devrients nicht auf. Seinem unabläſſigen Drängen, ſeiner feſten, ſogar einſeitigen Beharrlichkeit, mit der er Ludwig immer wieder auf die Bedürfniſſe, die berechtigten wie die unberechtigten, doch überlieferten Forderungen des Theaters hinwies, ſeiner Sorge, den Freund nicht allzuſehr in das Einſiedlertum geraten zu laſſen und ihn zu geſelligen Abwechslungen zu veranlaſſen, ja zu nötigen, dankte der Dichter zu einem guten Teil die Lage, in der er jetzt war, und die Ausſichten, die vor ihm ſtanden. Ludwig wußte dies ſo wohl, daß er Devrient am Liebſten nach Karlruhe nachgezogen wäre und ſich eine Zeit lang ernſtlich mit dem Plane der Umſiedlung nach Süddeutſchland trug. Devrient fand es leider unmöglich, aus der Ferne und brieflich in ähnlicher Weiſe auf Ludwig einzuwirken, wie es in Dresden geſchehen war.

Von dieſer empfindlichen Lücke abgeſehen ſtand

Ludwig zu dieſer Zeit ebenſo im Vollgenuß ſeines jungen Familienglücks wie ſeines jungen Ruhmes. Im Jahre 1852 war ihm ſein erſter Sohn geboren worden, der den Vornamen des Vaters, Otto, erhielt, während der zweite, 1854 zur Welt gekommene Reinhold, nach dem früh verſtorbnen jüngern Bruder Ludwigs getauft wurde. Sein Familienleben geſtaltete ſich durch das kräftige Emporwachſen dieſer Knaben nach ſeines Herzens Wünſchen. In ſeinen Briefen ſprach er noch immer gelegentlich von der Heimkehr nach Eisfeld, und man kann ſich der Vorſtellung nicht ganz entſchlagen, daß ein erneuter längerer Aufenthalt auf ſeinem prächtig gelegnen, noch ungeteilten Gartengrundſtücke in Eisfeld ihm körperlich wohlgethan haben würde. Anderſeits war ihm Dresden mit ſeinen Umgebungen durch die Erlebniſſe eines Jahrzehnts zur neuen Heimat geworden, und er geſtand ſich ein, daß, wenn auch im Kunſtleben einer größern Stadt unendlich viel Affektation mit unterlaufe, doch ſelbſt dieſe Affektation zum Beweis diene, „daß die Kunſt eine Macht iſt.“ (An Karl Schaller, Dresden, am 12. Juli 1856). Er mochte die künſtleriſchen Eindrücke nicht entbehren; er hatte ſich im ganzen ſein Leben ſo geſtaltet, daß nur das Beſte und Erquicklichſte des Dresdner Kunſttreibens an ihn herankam, daß er näher nur mit einem kleinen Kreiſe verkehrte, das Theater und die Künſtlerwerkſtätten nur beſuchte, wenn er ſich einen innern Gewinn davon verſprechen durfte.

Nachdem Ludwig im Winter von 1852 auf 1853 in einem Gartenhauſe des Kunſtgärtners Seidel gewohnt hatte, deſſen Wintergarten mit tauſend hochſtämmigen Azaleen, Kamelien und Rhododendren ihm einen öfter gerühmten Augenſchmaus bereitet hatte, ſiedelte er im Mai 1853 nach Loſchwitz über, wohin ihn die Hoffnung und der Wunſch zog, im Laufe des Sommers ein neues Drama zu beenden. Geſtalt und Geſchichte der ſchönen Baderstochter von Augsburg ſtanden wieder einmal anſchaulich vor ſeiner Seele, und es drängte ihn, eine neue Geſtaltung des Stoffes zu verſuchen, mit dem er rang wie Jakob mit dem Herrn: „Ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn.“ Der verfloſſene Winter hatte ihm mancherlei neue Bekanntſchaften gebracht; noch im April, kurz bevor er nach Loſchwitz ging, führte ihm Heydrich Profeſſor Weiße aus Leipzig zu, der dem Dichter eine ungeheuchelte und tiefe Verehrung entgegenbrachte. Der Verkehr mit Auerbach war um ſo lebhafter geweſen, als Auerbach damals einen letzten Winter in Dresden zuzubringen und ſich im nächſtfolgenden Jahre irgendwo in Schwaben anzukaufen beabſichtigte. Zu den häufigern Beſuchern gehörte auch Wilhelm Wolfſohn, der ſich auf dem Gebiete des Dramas zu verſuchen begann und, wie eine Reihe der beſten und ernſteſten unter den jüngern Poeten, in Ludwig einen Meiſter ehrte.

Die Arbeit an einer neuen Geſtaltung des Bernauerſtoffes, die Ludwig ſich für die Sommermonate in Loſchwitz vorgeſetzt, und von der er gehofft hatte, ſie in raſchem Zuge zu Ende zu führen, wurde weder durch geſellige Zerſtreuungen noch durch Krankheit des Dichters, aber durch Bedenken unterbrochen, die Ludwig von außen kamen. Es war die Zeit, wo eine Reihe deutſcher Bühnen abwechſelnd Friedrich Hebbels „Agnes Bernauer“ und Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ zur Aufführung brachten. Auerbach, der immer Praktiſche, ſchüttelte den Kopf zu dem Plane, jetzt mit einer dritten Agnes an die Bühnenleiter heranzutreten, ſo freudig gerade er als Widerſacher Hebbels es geſehen haben würde, wenn Ludwig des letztern Trauerſpiel mit einer volkstümlichern Handlung und einem glücklichern Schluſſe übertrumpft hätte. Wohl nahm Ludwig nun einen alten Schauſpielplan, deſſen Anfänge ins Jahr 1846 zurückreichten, „Das Wirtshaus am Rhein oder der tolle Heinrich,“ wieder auf und begann an dieſem volkstümlichen Soldatenſtück aus der deutſchen Befreiungskämpfen zu arbeiten, aber er „kam nicht in die rechte Brutglut“ (an Berthold Auerbach, Loſchwitz, 18. Juni 1853). Die Kritiken, die er über die „Makkabäer“ von den verſchiedenſten Seiten vernahm, konnten ihn nicht beirren, denn ſchließlich waren die meiſten ſeiner Beurtheiler geneigt, höher von dieſer Dichtung zu denken, als er ſelbſt es in ſeinem Kunſternſt und ſeiner beſcheidnen Strenge vermochte. Er wurde durch alles, was über die „Makkabäer“ öffentlich geſagt wurde, lediglich in dem ſchon zuvor gehegten Wunſche beſtärkt, mit ſeinem nächſten Stücke einen dramatiſchen Fortſchritt zu beweiſen. Neue Geſtalten drängten ſich ihm aus der geheimnisvollen Tiefe ſeines erregten Phantaſielebens vor Augen; die Geſchichte der Maria Stuart, die er in dieſem Sommer las, zeigte ihm auf der Stelle mit wunderſamer Deutlichkeit die Schottenkönigin, ihren Gemahl Darnley und ihren unheimlichen Geliebten Bothwell und er hätte mit der Ausführung nur anfangen dürfen, wenn er nicht zugleich von dem immer wieder erwachenden Gedanken bewegt worden wäre, ſich durch ein neues eifriges Studium Shakeſpeares, Leſſings und der Alten neue Aufſchlüſſe über tragiſche Stimmung und tragiſche Notwendigkeit zu verſchaffen. In den grübleriſchen Zweifeln, die ihn hierbei überkamen, entſchloß er ſich endlich, „das Dramatiſche vor der Hand beiſeite zu legen“ und „im Roman oder in der Novelle künftigen dramatiſchen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen.“ (An Ed. Devrient, Loſchwitz, Juli 1853.) Er folgte hierin dem freundſchaftlichen Rate Auerbachs, der ihm mit Fug verſprechen durfte, ſeine erzählenden Schöpfungen raſch und zu den vorteilhafteſten Bedingungen unterzubringen. Doch machte er die Erfahrung, daß ſich der Sprung aus dem dramatiſchen ins novelliſtiſche Gebiet keineswegs leicht und raſch vollzog, um ſo weniger leicht, als die Dramengeſtalten, die „ihren Leib von ihm verlangten," ſich nur allmählich verſcheuchen ließen.

Aus dieſem Sommer, den Ludwig auf der Höhe von Loſchwitz, in einem mitten in Weinbergen, unter Obſtbäumen gelegenen Häuschen verbrachte, aus dem er einen ſchönen Blick auf Dorf, Elbſtrom und Stromthal bis hinüber zu den blauen Höhen im Süden von Dresden genoß, ſtammen auch meine früheſten perſönlichen Erinnerungen an den Dichter. Bald nach Pfingſten 1853 war ich, damals noch ein halber Knabe, den harte Familienſchickſale allzu früh auf eigne Füße geſtellt und auf autodidaktiſche Bildungspfade gedrängt hatten, mit der Empfehlung eines Leipziger Freundes zu Moritz Heydrich gekommen, und dieſer fand ſoviel Wohlgefallen an meiner jugendlichen Zuverſicht und an meinem Enthuſiasmus für die echten poetiſchen Beſtrebungen jener Tage, daß er ſich freiwillig erbot, mich zu Otto Ludwig zu führen. Ich würde, beſcheiden wie ich bei aller Anmaßung der Jugend war, die Bitte um dieſe brennend erſehnte Gunſt, die nach Ludwigs Wünſchen nur wenigen gegönnt wurde, nicht gewagt haben, deren Möglichkeit mir doch auf dem ganzen Wege von der Dresdner Neuſtadt bis zu Heydrichs kleinem Grundſtück vor der Seele geſtanden hatte. Freudig bewegt und nicht ohne Bangen folgte ich meinem Gaſtfreunde allerhand Weinbergswege und ſteile Treppen empor, die ich heute nicht wieder zu finden wüßte, während das Gemach, in dem ich den bewunderten, leidenſchaftlich verehrten Dichter der „Makkabäer" zuerſt erblicken ſollte, mit allen Einzelheiten treu in meiner Erinnerung ſteht. Der lange Sommernachmittag neigte ſich ſchon zum Abend, Ludwig ſtand beim einzigen Fenſter des Zimmers hinter einem Tiſch, auf dem ſich ein Stehpult erhob. Die hohe Geſtalt, in einem hellen, wie mir ſchien leinenen Sommerrock, gegen den ſich das dunkle Haar und der dunkle Vollbart des mächtigen Kopfes kräftig abhoben, zeigte damals ebenſo wenig als die Züge des männlich ſchönen Geſichts eine Spur von Krankheit. Ich hatte den Eindruck einer bei äußerſter Schlichtheit imponierenden Erſcheinung, und die milde Freundlichkeit, mit der Ludwig den jungen Ankömmling aufnahm, gab mir raſch die Sprache zurück, um eine Reihe von Erkundigungen des Dichters nach Leipziger Perſönlichkeiten und Verhältniſſen beantworten zu können. Wie im Halbtraum ſuchte ich mir währenddes Haltung, Bewegung, Blick und Ton des Dichters einzuprägen, den ich damals nur eine Viertelſtunde zu ſehen und zu hören glaubte. Und wie es in ſolchen Viertelſtunden zu gehen pflegt, ſah ich mehr, als ich ſehen wollte, bald an Otto Ludwigs Haupt vorüber durch das Fenſter ins Freie, wo ich grüne Baumwipfel und dahinter farbige Wolkenſtreifen wahrnahm, bald auf den Tiſch unter ſeinem Stehpult, wo eine Reihe von Büchern ſtand, deren Titel ich mir ſofort unverlierbar einprägte: Beckers Weltgeſchichte, einige Bände Shakeſpeare in der Schlegel-Tieckſchen Überſetzung, ein Band Goethe und Eduard von Bülows „Novellenbuch.“ Alles das könnte ich heute noch malen, und genau beſinne ich mich, daß mir das Zimmer für Ludwigs ſtattliche Figur viel zu eng vorkam, während der Dichter freilich mit voller Behaglichkeit die Pfeife, die er bei unſerm Kommen in eine Ecke geſtellt hatte, wieder in Brand ſetzte. Das Geſpräch nahm bald eine Wendung, die mir ſofort einen tiefen Blick in Ludwigs Eigenart und Lebensanſchauung gewährte. Es war von einer geiſtreichen und vielgeſchäftigen Dame die Rede, die ich, ſolcher Erſcheinungen noch ungewohnt, allzu jugendlich geprieſen hatte. Plötzlich wandte Ludwig ſich mir zu und ſagte mit leichtem Kopfſchütteln: „Sie wiſſen, ja Sie ahnen noch nicht, was eine ſchlichte Natur, ein echtes Weib bedeutet, aber Sie werden es erfahren.“

Und im weitern Verlauf derſelben Unterredung fiel das gewichtige Wort: „Ein Auge zu haben, das von keinem, aber auch gar keinem Schein geblendet wird, muß der Dichter als die höchſte Gottesgabe betrachten.“ Ich wußte damals nicht, in welchem Zuſammenhange dieſe und manche verwandte Äußerungen Ludwigs mit ſeiner wachſenden Shakeſpeareerkenntnis und Shakeſpearebewundrung ſtanden.

Moritz Heydrich, der wohl wahrnehmen mochte, wie ſchwer mir der raſche Abſchied von dem kaum erblickten großen Dichter wurde, unterbrach plötzlich die Unterredung mit dem Vorſchlage den Abend in ſeinem Hauſe gemeinſam zu verbringen. Ludwig nickte beifällig, rief ſeine junge Frau herzu und ſtellte mich dieſer vor. Es wurde verabredet, daß Ludwig ſofort mit uns hinabgehen, Frau Emilie aber ſpäter nachfolgen ſollte. Wir brachen alsbald auf, und im Freien hatte ich erneute Gelegenheit, die prächtige Erſcheinung Ludwigs, die ſchlichte Würde ſeines Auftretens zu bewundern. Wir ſollten aber das Häuschen Moritz Heydrichs nicht erreichen ohne daß ſich noch eine ſehr bezeichnende Epiſode abſpielte. Wir waren eben die Treppe neben einem Weinbergsgrundſtück hinabgeſtiegen, als ſich uns ein wunderlicher Geſell in den Weg ſtellte, der mir als „Schriftſteller Koch“ genannt wurde, und der halb vertraulich halb unterwürfig dem ſehr ernſt und gerade nicht ermutigend dreinſchauenden Ludwig eröffnete, daß er bitten müſſe, eine Stunde zu beſtimmen, in der er — Koch — dem Dichter ſeine Tragödie vorleſen könnte. Ludwig bemerkte kurz, daß er in nächſter Zeit ſchwerlich Muße zum Anhören dieſes Werkes finden werde. Der Autor ſchien dieſe Zurückweiſung nicht verſtehen zu wollen und ſagte endlich mit einem gewiſſen zudringlichen Cynismus, daß es ihm eben nur darauf ankomme, bei Theaterdirektionen und Schauſpielern ſagen zu können, daß Otto Ludwig von ſeinem Werke Notiz genommen habe. „Es iſt ja ein geringer Gefallen, um den ich bitte,“ fuhr der Herr fort, „und ich weiß ja wohl, daß das Stück keinen Schuß Pulver wert iſt, aber —“ „Nun, wenn Sie ſchon wiſſen, daß das Zeug nichts taugt, warum wollen Sie mich noch behelligen?“ gab Ludwig ſcheinbar ganz ruhig, aber mit einem eigentümlichen Blick auf den Bittſteller zur Antwort und ließ weiter wandelnd den Verblüfften am Wege ſtehen, indes wir ihm nacheilten. Der kleine Vorfall aber ward Anlaß, daß der größre Teil des Abends in ſehr ernſten Geſprächen über die ſittlichen Pflichten alles Künſtler- und Schriftſtellertums verging, wobei Ludwig anfänglich in ſeiner kurzen, lakoniſchen, andeutenden Ausdrucksweiſe, dann in immer raſcherm Redefluſſe darlegte, daß das mindeſte, was vom Schaffenden gefordert werden müſſe, das eigne Erfülltſein vom Gegenſtande, der eigne Glaube an die Wahrheit des Erſtrebten bleibe. „Das iſt für die Kunſt noch nichts, für das Gelingen keine Bürgſchaft, aber wer ſo anhebt und es ehrlich meint, wird ja meiſt merken, wieviel und wo es ihm fehlt. Schlimm genug, wenn einer Fratzen malt, wo er Geſichter herausbringen will, aber viel ſchlimmer, wenn er weiß, daß unter ſeinen Fingern nichts andres entſtehen kann, und doch drauf lospinſelt, weil er meint, die dumme Welt damit betrügen zu können. Und zudem iſts wunderlich, die Welt iſt gar nicht ſo dumm, und meiſt merkt ſie dem frechen Sudler ab, daß er ſich noch über ſie luſtig macht. Wenn die Leute nur immer den rechten Mut hätten, zu ſagen, was ſie ſehen.“ Heydrich erinnerte an Anderſens Märchen von den Kleidern des Kaiſers, Ludwig lachte gutmütig und meinte: „Freilich, freilich, es laufen ihrer viele nackt und gerupft umher, die man nicht anrufen darf.“ — Von dem Nachklang der Begegnung draußen kamen wir an dem frugalen Abendtiſche bald los, es war von neuern und neuſten Dichtungen die Rede, Ludwig ſprach ſchwere Bedenken über den unerhörten Erfolg des Redwitzſchen Gedichtes „Amaranth“ aus. „Welch eine Verweichlichung, Verſüßlichung und Verbildung des Publikums gehört dazu, um einem ſo ſchwächlichen Werke eine ſolche Auflagenzahl zu ſichern! Die Dichter ſollen und müſſen jetzt acht haben, auf dem Wege der Verwöhnung und der Nachgiebigkeit gegen die Launen der Unnatur keinen Schritt mehr zu thun — es ſind der Schritte ſchon zuviel zurückgelegt worden.“ Dazwiſchen fiel durch den Hauswirt veranlaßt, der auf ſeinem Klavier die Ouverture zur „Entführung aus dem Serail“ ſpielte, die Rede auf Mozart, und ich, der damals noch nichts von Ludwigs muſikaliſcher Vergangenheit wußte, hatte Gelegenheit, über die Vertrautheit des Makkabäerdichters mit Mozarts dramatiſch-muſikaliſchen Schöpfungen zu erſtaunen. Dann kam eine Stunde, in der wir alle einſilbiger wurden, Ludwig ſchweigend durch das offne Fenſter in die ſtille Nacht hinausſah. Als er ſich mit ſeiner Frau zum Heimgang nach ſeiner Wohnung erhob, reichte er mir herzlich die Hand, und behielt meine Hand einige Minuten in der ſeinen: „Gute Nacht, und weil Sie morgen ſchon reiſen, leben Sie wohl. Sein Sie tapfer, und wenns ſein kann, auch heiter.“ Der Welt- und Seelenkundige hatte mir in den wenigen Stunden, in denen ich kein Wort von meinen perſönlichen Schickſalen geſprochen hatte, doch raſch abgelauſcht, daß es meiner Jugend an Heiterkeit gebrach.

Einen unauslöſchlichen Eindruck, der kräftigend und erhebend wirkte, nahm ich aus dieſer Begegnung mit hinweg, noch nach Monaten konnte ich merken, daß jedes von Ludwigs Worten, ſelbſt ein ganz leichthin zufällig geſprochnes, als ein Gewicht in meine Bruſt gefallen war. Erſt zwei Jahre ſpäter war es mir vergönnt, bei einem Winteraufenthalt in Dresden

Ludwig wiederzuſehen, von ihm freundlich aufgenommen zu werden. Jede Stunde, die ich dann in ſeinem ſchlichten Arbeitszimmer in dem Gartenhauſe der äußern Rampiſchen Gaſſe, in dem er jahrelang wohnte, bei ihm zubrachte, und in der er mich durch ſeine ruhige Güte zu zutraulicher Mitteilung meiner Meinungen, Wünſche und Pläne zu veranlaſſen wußte, ward lehrreich und erziehend; ich ſchaute mit Verehrung auch dann zu ihm empor, wenn ich ihn im Augenblick nicht völlig verſtand. Als ich ihm 1858 meinen erſten größern poetiſchen Verſuch, die erzählende Dichtung „Jeruſalem,“ zugeſandt hatte und nun im Sommer 1858 wieder zu ihm kam, bangte ich vor ſeinem gleichwohl heimlich erſehnten Urteil dermaßen, daß ich mir wenigſtens für den erſten Beſuch dies Urteil noch erſparen wollte. Ich führte deshalb einen Freund, von dem ich Ludwig ſchon früher geſprochen hatte, und der ihn zunächſt als Landsmann intereſſierte, den geiſtvollen Muſiker Felix Dräſeke bei ihm ein. Dräſeke, ein Enkel des gefeierten Kanzelredners Biſchof Dräſeke, war in Koburg geboren, und ſein Vater lebte als Superintendent in dem Eisfeld nahegelegnen koburgiſchen Städtchen Rodach. Ludwig verriet in einer Folge von Fragen ſeine fortdauernde Teilnahme an Zuſtänden und Menſchen ſeiner Heimat. Er erzählte Dräſeke auch, daß er noch immer einen Garten in Eisfeld beſitze (es waren die letzten Monate, in denen er das ſo lang bewahrte und im Herzen gehegte Kleinod ſein nennen durfte), aber dann ſprang er auf Kunſtfragen über und äußerte ſich zunächſt über die muſikaliſchen Erſcheinungen des Tages. Er verhehlte ſeine beharrlich feſtgehaltene Gegnerſchaft gegen Wagner, die unſern Ohren nicht lieblich erklang, auch heute nicht, forderte aber unſern Widerſpruch lächelnd heraus und hielt uns nur ſoweit Widerpart, als nötig war, um alles zu erfahren, was wir dachten. Plötzlich ſetzte er die Pfeife ab, der er, Dräſeke oder mir zuhörend, kleine ſtoßweiſe Wolken entlockt hatte, und ſagte mit dem tiefſten Ernſt: „Sie ſollen recht haben, der Mann hat aus ſich gemacht, was irgend in ſeiner Natur lag, doch Sie werden erleben, wie der Rauſch, in den er die Jüngern verſetzt hat, notwendig endet. Aus Mozart konnte ein Beethoven herauswachſen, das war natürlich, organiſch, und für die Kleinern wie Hummel und Reichardt blieb auch noch Raum. Ihr Wagner aber hat die Muſik in eine Sackgaſſe geführt, aus der ſobald kein Herauskommen iſt.“ Dann, als ob er nicht wünſchte, das Thema weiter zu verfolgen, ſprach er von den geheimnisvollen Nachwirkungen künſtleriſcher Irrtümer überhaupt, und auf einmal ſahen wir uns mitten in der Dekompoſition und Kritik des Schilleriſchen „Wallenſteins.“ Eine Stunde und länger entrollte der Dichter ein Bild des geſchichtlichen Wallenſtein, wie er ihn ſah, und hielt den Schilleriſchen dagegen. Wie oft habe ich in den letzten Jahren beim Leſen und Enträtſeln der Niederſchriften von Ludwigs „Shakeſpeareſtudien“ an jenen Abend zurückdenken müſſen, an dem es mir dem feſſelnden Zauber von Ludwigs Rede gegenüber mehr und mehr zu Mute wurde, als ob der unheimliche kaiſerliche Feldherr im Scharlachmantel, wie ich ihn auf dem Bilde im Friedländer Schloſſe ſo oft geſehen hatte, aus einer der Ecken des Gemachs hervortreten müſſe. So ganz erfüllt war der Dichter von ſeinem Gegenſtand, daß kaum eine Unterbrechung im lebendigſten Fluß ſeiner Rede eintrat, daß er, wenn ſie eintrat, längſt an dem kalten Pfeifenrohr ſog, und daß er die modulationsreiche, mild gedämpfte Stimme mehr als einmal zu gewaltiger Kraft ſteigerte. Als wir, wunderbar bewegt, endlich an den vergeſſenen Aufbruch und Abſchied dachten, wandte er ſich plötzlich noch einmal zu mir und ſagte ein wenig zögernd: „Sie haben mir Ihr Gedicht

„Jeruſalem“ geſchickt, ich habe es geleſen. Sie beherrſchen die Sprache recht ungewöhnlich. Und auch ſonſt — in der Beſchreibung vom Tempelbrand und in dem Pſalm, da iſt etwas!“ Er wünſchte Dräſeke und mir gute Nacht, und wir gingen davon. Mir aber klang ſein Urteil nach, und ich war weit davon entfernt, mir an ſeinem milden Lobe genügen zu laſſen. Die unausgeſprochene Kritik hatte ich ihm, während er ſprach, von der klaren Stirn und aus den dunkeln auf mich gerichteten Augen geleſen, er fand das Gedicht zu rhetoriſch und deſkriptiv und vermißte den echt epiſchen Ton. Das Nachdenken über den Sinn ſeiner wenigen Worte ward mir fruchtbar; ich erfuhr übrigens nur, was alle jüngern Männer, denen Otto Ludwig ernſtliche Teilnahme gönnte, mit ihm erlebt haben. Er wußte wie wenige durch die einfachſten Winke, durch ein plötzliches Licht, in das er Thun und Laſſen des andern rückte, die ſtärkſte Nachwirkung zu erreichen; ohne daß ein ſcharfes Wort fiel, empfing man den Eindruck ſchärfſter Beſtimmtheit der Forderung und des Urteils; wer überhaupt ein künſtleriſches Gewiſſen hatte, dem wurde es ſicher durch Ludwig geweckt. — So oft ich in den folgenden Jahren an ſeine Thür klopfte, ſo oft ging ich mit dem Gefühl innerlicher Bereicherung wieder von dannen. Alles, was er ſprach und oft nur leiſe andeutete, quoll aus der Tiefe des Lebens, nichts erſchien unbedeutend oder gehaltlos. Ich konnte damals, in den letzten fünfziger und erſten ſechziger Jahren, nicht ahnen, daß mir über ein Vierteljahrhundert ſpäter vergönnt ſein würde, das Lebensbild des Dichters zu zeichnen, aber ſo eindrucksvoll, ſo charakteriſtiſch war jede Begegnung, jede Unterredung, ſo gut ließ ſich jede im Herzen und im Gedächtnis bewahren, daß mir viele Jahre ſpäter aus Briefen und Tagebuchblättern doch immer das unvergeßliche mächtige Haupt lebendig hervorſchaute und die gewinnende Stimme wieder herausklang. Ich beſuchte Ludwig zuletzt, als ich im Sommer 1862 von Jena aus, wo ich damals meinen Studien oblag, zur Feier des großen Feſtes zu Ehren Julius Schnorrs von Carolsfeld, das im Park von Siebeneichen ſtattfand, auf einige Wochen nach Dresden gekommen war. Ich mußte dem Dichter, der damals ſchon ſchwer leidend war, und den ich im Gärtchen vor ſeinem Hauſe im Lehnſtuhl traf, von den Vorbereitungen viel erzählen, die die jüngere Künſtlerwelt, und darunter mehr als einen ſeiner jüngern Freunde, in große Bewegung verſetzten. Er kannte den Schauplatz, auf dem das von mir gedichtete allegoriſche Feſtſpiel in Szene gehen ſollte, aus ſeinen Meißner Tagen genau, freute ſich unſers entſchloſſenen Eifers, unterdrückte aber ſchließlich die Bemerkung nicht: „Das heißt nun Ehre und Dank der Welt! Da hat der alte Meiſter zehn Jahre ſeines Lebens aufgewandt, um die Bilderbibel zu vollenden, und nun muß er euch jungen Leuten noch einen Tag herhalten, damit ihr euern Spaß habt.“ Ich erwiderte ihm zwar mit großem Feuer, daß wir nichts wollten, als ein lebendiges, weithin ſichtbares Zeugnis unſrer Verehrung ablegen, aber ich hatte die beſtimmte Empfindung daß es unmöglich ſein würde, ein Ludwigfeſt zu feiern, auch wenn der vor mir ſitzende kranke Mann ganz geſund wäre und alle ſeine begonnenen Schöpfungen vollendet hätte. — Als ich im Herbſt 1864 nach Dresden zurückkehrte, war Ludwig ſchon ſo leidend, daß er nur ſelten Beſuche annehmen konnte, und ſo ſah ich ihn erſt auf dem Totenbette am Morgen vor ſeiner Beſtattung wieder. — —

Um die gleiche Zeit, um die meine perſönlichen Erinnerungen an Otto Ludwig anheben, lernten ihn trotz ſeiner Zurückhaltung auch andre näher kennen, denn für gewiſſe Überzeugungen ſtand der Dichter der „Makkabäer“ im Mittelpunkte der lebendigen und emporſtrebenden Litteratur. Der Sommer von 1853 brachte Ludwig eine Freude, die mit ſeinen Heimat- und Jugenderinnerungen zuſammenhing. Sein alter Ambroſius, der Eisfelder Amtsregiſtrator, hatte ſich auf den Weg gemacht, um ſich perſönlich von der Lage ſeines ehemaligen Schülers und vom Wohlbefinden ſeines Patchens (Ludwigs Erſtgebornem) zu überzeugen. Er wurde mit Jubel bewillkommt, und Ludwig zeigte ihm nach Kräften perſönlich die Kunſtſchätze und Herrlichkeiten Dresdens und fühlte ſich durch ihn noch einmal verſucht, an eine wenigſtens zeitweilige Rückkehr nach Eisfeld zu denken. — Ein ganz andrer Beſuch fand ſich im September ein, und über dieſen berichtete Ludwig an den inzwiſchen längſt heimgekehrten Ambrunn: „Nicht zu vergeſſen, daß Liſzt aus Weimar Heydrich und mich in Loſchwitz beſucht hat. Tags darauf waren wir bei einem Herrn Pohl (dem Muſikſchriftſteller Richard Pohl), einem ſeiner Verehrer in Dresden, wo wir nebſt noch zwei intimern Freunden Liſzt und den alten berühmten Geigenvirtuoſen Lipinski fanden. Hier ſpielte Liſzt uns einiges. Einige Tage ſpäter war er wieder hier in Loſchwitz und ſpielte auf Heydrichs altem Kaſten. Ich wünſchte dich zu uns, ich glaube kaum, daß es je wieder einen ſolchen Klavierſpieler geben wird. In Dresden hat er nicht weiter geſpielt, als bloß vor uns.“ (An Ambrunn, Loſchwitz, 24. September 1853.)

Im Oktober 1853 bezog Ludwig die ſchon mehrerwähnte Dresdner Stadtwohnung Äußere Rampiſche (jetzt Pillnitzer) Straße 35, die den Vorteil großer Stille und eines zwiſchen dem Haupthaus und dem vom Dichter bewohnten Gartenhaus gelegnen Gartens darbot. In dieſer Wohnung wurde ihm 1854 ſein zweiter Sohn Reinhold geboren, deſſen Pate Moritz Heydrich war. In ihr entſtanden die letzten Schöpfungen, deren Vollendung Ludwig von ſeinem dunkeln Geſchick gegönnt wurde, ſie war die Werkſtatt voll angehauener Blöcke, die Entſtehungsſtätte einer ſo gewaltigen Reihe begonnener, nur zum Teil ausgeführter, ſelbſt in ihrer Unfertigkeit geheimnisvoll anziehender und imponierender Werke, wie die deutſche Litteratur keine zweite aufzuweiſen hat.

Im Winter von 1853 auf 1854 begann Ludwig zunächſt die thüringiſche Erzählung „Die Heiterethei" zu entwerfen, die er dann im Sommer 1854 unter fortgeſetztem freundſchaftlichem Ermahnen und Drängen Auerbachs zu Ende führte. Es waren Heimaterinnerungen aller Art, die bei der Kompoſition und Ausführung dieſer Erzählung aus lange verborgen und gleichſam erſtickt geweſenen Quellen über ihn hinrieſelten und ſtrömten, und in denen er ſich der alten Luſt des Detaillierens umſo unbefangner überließ, als die plötzliche Befreiung von den ſtrengen Forderungen des Dramas wie berauſchend auf ihn wirkte. Die Geſchichte der Heiterethei und des Holderfritz, eines einfachen, ſchönen Menſchenpaares, das halb durch den angebornen Trotz braver, tüchtiger und vollſaftiger Naturen, halb durch den kleinſtädtiſchen Klatſch auseinander gehalten wird, wirkt in all ihrer Breite doch nicht ermüdend, weil die hunderte der Einzelzüge, die den Fluß der Erzählung aufhalten, vom goldenſten Gemüt erhellt werden. Der „höchſte Aufwand von pſychologiſcher und ethnographiſcher Treue" den H. von Treitſchke in ſeiner Charakteriſtik Ludwigs der Geſchichte, die er dürftig ſchilt, zum Vorwurf macht, ſchloß doch die volle und echte Künſtlerarbeit ein, durch die alles in Fleiſch und Blut lebendig geſchauter Geſtalten verwandelt wird. Ludwig lag nichts ferner, als der Dorfgeſchichtenmode zu huldigen, aber er hatte die Empfindung, daß es der Poeſie nicht unwürdig ſei, verſchwindende Sitten und Zuſtände, in denen zweifellos manches Stück Menſchenſchickſal beſangen und beſchloſſen war, noch einmal abzuſpiegeln und feſtzuhalten. Auerbach, der vergebens zuerſt die Cottaiſche Buchhandlung für den Verlag der Ludwigſchen Erzählung zu intereſſieren ſuchte, vermittelte den Ankauf der fertigen Novelle bei dem Verleger der „Kölniſchen Zeitung,“ in deren Feuilleton die „Heiterethei“ vom Neujahr 1855 an zum Abdruck gelangen ſollte. Es war immerhin ein Entſchluß der Zeitung, der ihr Ehre machte, denn eine Feuilletonerzählung im Sinne der meiſten Redactionen und Leſer war die Thüringer Geſchichte wahrlich nicht.

Wie wenig Ludwig ſelbſt ſein eigenſtes Bedürfnis nach dem Schönen und nach dem Charakteriſtiſchen in der humoriſtiſchen Erzählung befriedigt hatte, verrät ein ausgeführtes Planheft zu „König Darnley“ aus dem Juni 1854. Wären die Forderungen des Lebens an den Dichter, der jetzt ſein kleines Vermögen nahezu erſchöpft hatte, nicht allzu dringend geweſen, ſo würde er verſucht haben, an dem genannten dramatiſchen Plan, ſeiner „Maria Stuart“, feſtzuhalten. Da er aber aus Erfahrung wußte, welche Kluft bei ihm den erſten feurigen Anlauf und die völlige bühnenmäßige Ausgeſtaltung trennte, ſo legte er den Plan nach einigen Monaten wieder beiſeite und gab dem wohlgemeinten Drängen Auerbachs, den von verſchiednen Seiten an ihn geſtellten Aufforderungen zu Erzählungen nach. Die „Heiterethei“ erhielt ihr Widerſpiel in der humoriſtiſchen Novelle „Aus dem Regen in die Traufe,“ die Ludwig Laiſtner viele Jahre ſpäter bei ihrem Abdruck im „Neuen Deutſchen Novellenſchatz“ die „in ſich vollendetſte und gattungsmäßigſte von Ludwigs novelliſtiſchen Arbeiten“ nannte; im Verlauf des Jahres 1855 aber gelang Ludwig Entwurf, Ausführung und Abſchluß ſeiner großen tragiſchen Novelle „Zwiſchen Himmel und Erde,“ die weiten Lebenskreiſen die Krone aller ſeiner Schöpfungen geblieben iſt.

Die in ihrer Art einzig daſtehende Erzählung Ludwigs ſollte dem Dichter nicht nur den weitreichendſten und nachhaltigſten Erfolg bringen, ſondern auch ebenſo der Gegenſtand eines leidenſchaftlichen Enthuſiasmus wie einer gereizten Polemik werden. Während die unbefangnen und einigermaßen ernſten Leſer der tiefen und erſchütternden Dichtung ſich willig dem Eindruck der eigenartigen Erfindung, der meiſterhaften Charakterdarſtellung in den Geſtalten der ungleichen Brüder, des blinden Vaters der beiden und der von ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit und frecher Gewiſſenloſigkeit um die Wette geopferten Chriſtiane überließen, ſtritten die naturaliſtiſch Geſtimmten mit einer Art Fanatismus für die Äußerlichkeiten der Erzählung, die genauen Schilderungen des Schieferdeckergewerbes und die Haarſchraube des Federchenſuchers Apollonius, und empörten ſich umgekehrt die angeblichen Vertreter des alten Idealismus der deutſchen Litteratur gegen die Ausmalung der Zurüſtungen auf Dach und Turm der Kirche und gegen einen Helden, der im Augenblick, wo die innerlich heiß Geliebte in ſeine Arme ſinkt, von der dunkeln Vorſtellung ergriffen wird, als könnte er ein Tintenfaß über Wäſche oder ein wertvolles Papier gießen. Auch die Genießenden und den ganzen mächtigen Gehalt der Dichtung Erkennenden empfanden den Druck der Enge, in die ſo gewaltige Leidenſchaften zuſammengepreßt ſind, und ſpürten etwas vom Grauen des Alpenſteigers, dem die ſtarren Felswände immer drohender über das Haupt wachſen, während ſich der Abgrund zu ſeinen Füßen bergetief öffnet. Doch wer hätte ſich leugnen können, daß das Leben ſolche Konflikte einſchließt, wer in Abrede ſtellen mögen, daß der gewagte Stoff dem Dichter Anlaß gegeben hatte, die volle Energie ſeiner Leidenſchaftsergründung, die Tiefe und Wärme ſeiner Belebung des Einfachen und Unſcheinbaren, die nur ihm gehörige Erhabenheit im Schlichten zu entfalten? Paul Heyſe, dem niemand weder Mangel an Schönheitsſinn noch ſeines Gefühl für das pſychologiſch

Mögliche abſprechen wird, ſchrieb (München, 3. Dezember 1856) an Ludwig: „Ich habe nun doch darauf verzichten müſſen, teuerſter Herr Ludwig, Sie in dieſem Sommer von Angeſicht kennen zu lernen. — Es iſt mir herzlich leid, daß ich es nicht zwingen konnte. Wie wenig von dem, was ich Ihrer Novelle verdanke, wird Ihnen aus dieſen Zeilen entgegenſehen. Und doch war ſie in der Stille unſers märkiſchen Idylls wochenlang unſer Geſpräch und verleidete uns außer den Seldwylern alles andre, was ſich für Roman oder Novelle ausgeben wollte. Ich habe Ihnen damals über manches Einzelne ſchreiben wollen. Da ich aber die Vormittage an meiner Eſſe ſtand und Verſe ſchmiedete und die Nachmittage verrauchte, verſchlief, verthat — ohne ſie darum im mindeſten „dreifach zu verachten" — ſo blieb zum Glück keine Zeit, Ihnen und mir mit nichtsnutzigen kleinen Bemerkungen läſtig zu fallen. Ein Gefühl, das unſern Frauen bei aller herrlichen Größe des Werkes, die ſie nicht genug anſtaunen konnten, zu ſchaffen machte — und wahrſcheinlich teilen ſie es mit den meiſten ihres Geſchlechts — hatte mich nicht von fern angewandelt. Daß der Held Ihrer Geſchichte ſein Geſchick zu erfüllen hat und eine abſolute, menſchliche, ideale Entwicklung des Verhältniſſes über die Grenzen ſeiner Natur hinausgegangen ſein würde, war mir außer allem Zweifel. Darum aber ſchien mir Ihre Dichtung eine ſo echte und ganze Novelle. — Ich kann mich noch jetzt, wenn ich der Höhepunkte Ihres Werkes gedenke, ſogar phyſiſch auf die Erſchütterung zurückbeſinnen, mit der mich das wunderbare Schickſal anrührte. Wie Orgelmuſik, in welche ſich vom Chor herunter Poſaunen miſchen, durchdröhnte michs feierlich und gewaltſam und melodiſch zugleich. Dergleichen iſt wohl in Proſa nie erſchaffen worden."

Daß auch Naturen, die das Geheimnis der Ludwigſchen Subjektivität nicht mit Künſtlerſinn zu deuten wußten, von der Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde" ähnlich ergriffen wurden, dafür ließen ſich mannigfaltige Zeugniſſe beibringen. Ich erinnere mich eines Abends, an dem mir Otto Ludwigs wackrer Freund, der Rektor Klee in Dresden, von der Aufnahme des Buches in ſeinem Hauſe erzählte. Bei ihm lebte noch ſeine alte Mutter, die ſchon ſeit Jahren wenig mehr und faſt nie etwas neues las. Auf das Drängen des Sohnes entſchloß ſie ſich, die „Schieferdeckergeſchichte" zu leſen, und ſie, die alte Frau, die ſich ſonſt an wenigen Seiten genügen ließ, durchlas in ſtundenlangem Schweigen, empfindlich gegen die leiſeſte Störung, das Werk. Und als ſie geendet hatte, ſagte ſie dem Sohne wie aus einem tiefen Traum auffahrend: „Das iſt aber ſeltſam. Die Erzählung iſt doch etwas ganz andres — aber ich bin ſo ergriffen geweſen, als damals, wo ich zum erſtenmale den Werther Goethes las." Mit untrüglichem Inſtinkt hatte die Greiſin herausgefühlt, daß der geheimnisvolle Strom echten Lebensblutes, höchſter poetiſcher Unmittelbarkeit, der aus der Wertherdichtung heraus die Herzen aller Leſer geſchwellt hatte, auch durch dieſe Kleinſtadtgeſchichte vom Thüringer Wald rann.

Ludwig ſelbſt wäre der letzte geweſen, der eine unbegrenzte Verehrung für ſeine Dichtung in Anſpruch genommen hätte. Er räumte brieflich und mündlich ein, daß das Schickſal des Apollonius das Schickſal des Übergewiſſenhaften ſei, er gab zu, daß der Kern der Tragik dieſes Lebens in der ſcheuen und kleinlichen Verſchämtheit des Helden liege, die ihm im Anfang Chriſtianen gegenüber den Mund ſchließt, dem Bruder Fritz den Betrug und frechen Seelenraub erſt möglich macht; er meinte ſelbſt, daß die trübe Reſignation des Schluſſes nicht für alle gelten könne und nur für Apollonius das ſittlich notwendige bleibe. Er hätte H. v. Treitſchke nicht widerſprochen, wenn dieſer geltend machte, daß die dargeſtellten rein menſchlichen Empfindungen von kleinſtädtiſch konventionellen Begriffen durchſetzt ſeien. Gleichwohl hätte er erwidern dürfen, daß dieſelbe Unfreiheit des Denkens und der Sitte, aus der heraus Apollonius den ethiſchen Konflikt löſt, in den er gedrängt iſt, das unwandelbare Geſchick eines größern Teiles der Menſchheit iſt, und daß es ſchwere Bedenken hat, dem Dichter die warme Teilnahme und die geſtaltende Freude juſt an dieſem Teile unterſagen zu wollen. Ludwig war nur zu geneigt, nachdem er ſich theoretiſch in das Weſen des Epiſchen vertieft hatte, den freien Zug und Fluß des Begebenheitlichen in ſeiner Meiſtererzählung zu vermiſſen und ihre dramatiſche Spannung und Gewalt als einen Fehler zu betrachten. Ohne Frage enthält „Zwiſchen Himmel und Erde“ ſtärkere dramatiſche Elemente, als ſie der rein epiſche Stil fordert, und iſt es gewiß, daß die Szenen auf dem Turm, wo der alte Nettenmayer Fritz zum Sturz in die Tiefe nötigen will, und der letzte Zuſammenſtoß der Brüder ſo gut wie der entſcheidende Bruch der Eheleute am Bett des toten Kindes gewaltig wirkende Teile einer bürgerlichen Tragödie ſein würden. Da jedoch andrerſeits niemand im Ernſt die Verwandlung der Erzählung in ein Drama, die theatraliſche Darſtellung der innern Kämpfe des Apollonius und der erlöſenden That im Gewitterſturm fordern wird, ſo liegt in „Zwiſchen Himmel und Erde“ einer jener Stoffe vor, die nicht rein in dem Begriff einer Gattung aufgehen. Wer mit uns der Meinung iſt, daß, obſchon der Dichter ſich wohl hüten ſoll, die Grenzen unnötigerweiſe zu verrücken oder gemiſchte Wirkungen zu ſuchen, doch das Leben und die Poeſie eher waren, als die poetiſchen Gattungen, und daß die Erweiterung einer Form, ſo oft ſie aus dem unwiderſtehlichen Drange echter Lebensdarſtellung erwächſt, nicht verneint werden darf, kann auch einer Schöpfung wie „Zwiſchen

Himmel und Erde" weder das Lebensrecht noch den Kunſtwert abſprechen.

Die raſche Abkehr Ludwigs von ſeiner Erzählung, die trotz ihres tragiſchen Stoffes, ihrer düſtern Grundfärbung und ihres trüben Ausganges ungewöhnliches Glück machte und zwei Jahre nach ihrer erſten Veröffentlichung (Frankfurt a. M., 1858) bereits in zweiter Auflage erſcheinen konnte, in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt wurde, wurzelte nicht bloß in der tiefen Beſcheidenheit des wahren Künſtlers, der das Beſte was er gethan hat, für nichts erachtet dem gegenüber, was noch zu thun bleibt; nicht bloß in dem Wunſche, zu ſeinen eigentlichen Aufgaben, den dramatiſchen, zurückzukehren, ſondern auch in den früheſten Wirkungen ſeiner Shakeſpeareſtudien. Es war nicht eine Redensart, wenn er ſchon 1853 an Eduard Devrient ſchrieb, daß die erneute kritiſche Beſchäftigung ſeine Anſprüche an ſich ſelbſt bis zum Schwindeln erhöht hätte. Er ließ die Zuverſicht nicht fahren, daß er über kurz oder lang allen dieſen Anſprüchen mit lebendigen Schöpfungen genügen könnte, aber er empfand eine innere Notwendigkeit, ſich ungeachtet der Einnahmequelle, die ihm die Novelliſtik durch Auerbachs freundſchaftlichen Beiſtand und durch den ungeahnten Erfolg der Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde" eröffnet hatte, ganz wieder auf das dramatiſche Gebiet zu beſchränken. Ludwig konnte jetzt im Sommer 1856 um ſo weniger ahnen, daß das letztgenannte Werk auch die letzte ſeiner abgeſchloſſenen Schöpfungen bleiben ſollte, als er um dieſe Zeit noch entſchloſſen war, die kritiſchen Studien, die ihn mehr und mehr zu feſſeln begannen, neben der ſchöpferiſchen Thätigkeit zu betreiben. Am 28. März 1856 war er vom Kabinetsſekretariat des Königs Max von Bayern benachrichtigt worden, daß ihm der kunſtſinnige Fürſt auf ein Jahr ein Stipendium von ſiebenhundert Gulden (vierhundert

Thalern) verliehen habe, daß er vom 1. April an beziehen ſollte. Offenbar hatten Ludwigs einflußreiche Freunde, Geibel zumal, dem König davon geſprochen, daß der Dichter mit einer dramatiſchen Geſtaltung der Geſchichte der Agnes Bernauer beſchäftigt wäre, von der man ſich außerordentliches verſprechen dürfte, und an deren Vollendung Ludwig durch materielle Sorgen behindert würde. Der König, der ſich für die von Hebbel (1852) unternommene Bearbeitung dieſes tragiſchen Stoffes lebhaft intereſſiert und ſpäter die Aufführung von Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ angeordnet hatte, ohne ſeine Erwartungen von beiden Werken erfüllt zu ſehen, knüpfte in Gedanken die Entſchließung ſeiner Hilfe für Otto Ludwig allzuſehr an die Ausführung gerade des Werkes, von dem man ihm geſprochen hatte. Ludwig fühlte bei dem Gedanken an materielle Sorgloſigkeit ſeine Schwingen wachſen; mit der Nachricht von der königlichen Penſion zugleich ſchrieb er (1. April 1856) an Heydrich: „Es ſcheint, mein ganzer Dichtdrang iſt wieder aufgewacht. Und der iſt notwendig, mich über die Kluft, die zwiſchen Theorie und Praxis, zwiſchen Kritik und Schaffen befeſtigt iſt, wieder zurückzuflügeln und mir den Abſtraktions- und Reflexionsſtaub abzuwaſchen, der mir fingerdick auf den Flügeln liegt.“ Doch ſo mutig er begonnen hatte, ſo zuverſichtlich er noch ein paar Monate ſpäter war, „eine Inſel der Poeſie in ſich zu entdecken, die die Zeit und andre Dinge verſchüttet hatten,“ ſo hemmten zwei Umſtände die wirkliche Vollendung des abermals neu entworfnen und in Angriff genommenen Dramas. Zuerſt ward es der Dichtung verhängnisvoll, daß dem Dichter im Überreichtum ſeiner Phantaſie zwei ganz verſchiedne Geſtaltungen des Stoffes, zwei in Empfindung, Anſchauung, Handlungsführung und Charakterdarſtellung gegenſätzliche Dramen aufgingen, denen nur die eine Thatſache der Ehe des Herzogsſohnes mit der

Baderstochter gemeinſam war. Um die Geſtalt der Agnes aus der bloß rührenden Figur der Volksballade in eine tragiſche Heldin zu verwandeln, gedachte der Dichter ſeinem „Engel von Augsburg“ einen Kern von Eitelkeit und Ehrgeiz zu geben, aus dem die Schuld mit überwältigender Gewalt aufſprießen und den frevelnd raſch geſchloſſenen Bund zerſtören mußte, wofür ſich Ludwig wiederum zwei Möglichkeiten mit erſchreckender Deutlichkeit und bis in die kleinſten Züge darſtellten. Er führte die überreich detaillierte, jedes Motiv durch ein neues Motiv noch ſtützende Handlung (die durch das bedenkliche Spiel mit dem Zauberſpiegel, zu dem in der Expoſition Agnes ſich verleiten läßt, und das Gegenſpiel der Iſotta, dem complicirten Intriguenſtück verzweifelt nahe gerückt und nur durch die Tiefe der Leidenſchaft und die Lebensfülle in den Hauptcharakteren wieder darüber erhoben wird) bis zum dritten Akte durch, ohne die Stimme in ſich ſelbſt, die nach der einfachen, dem Stoff allein gemäßen Behandlung als Liebestragödie rief, völlig zum Schweigen bringen zu können. Sodann wurde der Dichter im Herbſt 1856 von einem neuen Krankheitsanfall, einem Vorboten des ſpätern ſchweren Leidens heimgeſucht, der ihn in der Arbeit an ſeiner Tragödie unterbrach. Und ſo wenig er daran dachte, ſie aufzugeben, die Unterbrechung vielmehr wie eine „in ein Außending umgeſetzte Gewiſſensmahnung“ aufnahm, ſo war er doch für den Augenblick unfähig, ſich ſofort in eine neue, innerlich gleichwohl ſchon vollbrachte Umdichtung des ganzen Dramas hinüber zu ſchwingen.

Auch jetzt noch drängte es ihn, ſich über ſeine Studien, die ihn durch Wochen und Monate feſſelten, mit friſcher poetiſcher That empor zu heben. Dem Jahre 1857 gehören zwei der eigentümlichſten und vielverheißendſten dramatiſchen Pläne Ludwigs an, die innerliche Geſtaltung des Trauerſpiels „Genoveva,“ der neben den umfangreichen Planheften ein höchſt lebendiges und farbenreiches Bruchſtück von ſeeliſcher Tiefe und kräftigem Leben entſtammte, und die großangelegte ebenſo leidenſchaftlich geſpannte als farbenreiche Tragödie „Marino Falieri,“ deren ausgeführte mächtige Anfänge das tiefſte Bedauern wecken, daß Ludwig auch dieſe nicht weiterzuführen vermochte, nachdem in ihrer Geſtaltung eine Unterbrechung durch Krankheit eingetreten war. Dies wiederholte aus der begonnenen Ausarbeitung einer Dichtung mit einem ſchmerzlichen Ruck Herausgeſchleudertwerden erzeugte bei Ludwig die Vorſtellung, daß er ſich in Beſitz einer ſo ſichern, ſo unfehlbaren Technik, eines ſo einfachen, nie verſagenden dramatiſch-theatraliſchen Apparats ſetzen müßte, daß es ihm in Zukunft nicht ſchwer fallen könnte, in den Pauſen verhältnismäßiger Geſundheit und Kraft je ein dramatiſches Werk im raſcheſten Zuge auszuführen. Die nächſte Folge dieſer Vorſtellung war es, daß in den folgenden Jahren, den letzten in denen der Dichter eine längere Reihe geſunder, glücklicher Tage ſah, die Shakeſpeareſtudien wieder in den Vordergrund ſeines Denkens und ſeiner Arbeit traten. Die Vertiefung in die Kunſt Shakeſpeares ſollte dem ernſten hochſtrebenden Dichter der Gegenwart den Schlüſſel zum Geheimnis ganzer und unfehlbarer dramatiſcher Wirkung gewinnen helfen. Mit täglich wachſendem Vertrauen auf die heilende und fruchtbringende Kraft dieſer Studien überließ er ſich ihnen nicht ausſchließlich, aber monatelang; in grübleriſchem Nachſinnen, in unabläſſiger Lektüre der Shakeſpeariſchen Dramen; in tagebuchartigen Niederſchriften verfolgte er einen Weg, an deſſen Ende er ein lichtes Ziel, eine völlige Erneuerung, eine Wiedergeburt ſeines dichteriſchen Menſchen winken ſah, wie er an Emanuel Geibel ſchrieb:

„Der Willkür des falſchen Idealismus zu entfliehen war ich dem Naturalismus in die Hände geraten. Die großen Mängel meiner frühern Verſuche ſchrieben ſich von einem Fehler her, in den ich gerathen war, um einem andern zu entgehen. Natürlich, daß ich, ſobald ich jene Fehler erkannte, ſie zu vermeiden ſtrebte. Ich ſah aber bald ein, daß mir dies nicht gelingen würde, ehe ich nicht die Urſache derſelben entfernt hätte. Da dieſe nun als bereits in die innerſte Natur meines poetiſchen Erfindens und Schaffens übergegangen ſich erwies, blieb mir nur die Wahl, in meinem alten Irrwege fortzugehen, der, wie ich wohl begriff, endlich aus aller Poeſie in die gemeinſte Wirklichkeit führen mußte, oder meine ganze Natur zu revolutionieren. Die letztere Partie zu ergreifen war aber nur dann möglich, wenn ich eine längere Pauſe in der Produktion machen durfte. Ich darf auch wohl ſagen, daß ich mit Energie den Prozeß der Wiedergeburt begann und in ſeinem Verfolge mir weder Trägheit noch Mangel an Ausdauer vorzuwerfen habe, denn die mannigfachen Störungen durch Kränklichkeit zu verhindern hing nicht von meiner Willkür ab.“

An Julian Schmidt, an Rektor Julius Klee, an G. Freytag, an alle Freunde, mit denen er dauernd oder ab und zu in Briefwechſel ſtand, ſelbſt an ſeinen alten Ambrunn in Eisfeld teilte er die Hoffnungen mit, die ihn in dieſen erſten Jahren erfüllten und in längern Zwiſchenräumen auch in der ſpätern Leidenszeit wieder aufflammten.

Leider begann ſich um den Ausgang der fünfziger Jahre der Lebenshorizont unſers Dichters mit immer dichtern, den hellen Lebensmut verdunkelnden Wolken zu umziehen. In ſeinem häuslichen Leben, das bei der Beſchränkung des mäßigen Weltverkehrs, den er bis zu Ausgang der fünfziger Jahre unterhielt, mehr und mehr zu ſeinem ganzen Daſein wurde, fühlte er ſich völlig befriedigt und glücklich. Noch im letzten Briefe, den er an K. Schaller richtete, durfte er ausrufen:

„Tauſend Grüße von meiner Frau, die in Geſundheit unverändert, an Seelengüte und allen häuslichen Tugenden fortwährend wächſt und mir trotz Sorge und körperlichen Schmerzen, die nicht klein, das Wort ermöglicht, daß ich nicht glaube, es könne jemand glücklicher ſein als ich.“ Zu ſeinen ſchon kräftig und friſch heranwachſenden Knaben hatte ſich, nachdem ein 1856 gebornes, Alma getauftes Mädchen ihm und ſeiner Gattin ſchon nach wenigen Monaten wieder entriſſen worden war, 1858 wieder ein Töchterchen geſellt, die den Namen einer der rührendſten und lichteſten, dem Sinne Ludwigs und dem Grundton ſeiner Natur innerlichſt verwandten Shakeſpeariſchen Frauengeſtalten, Cordelia, erhielt und deren Taufpathen Guſtav Freytag und Frau Thereſe, Eduard Devrients Gattin wurden. Mit inniger Freude nahm Ludwig wahr, daß ſeine Kinder die Geſundheit der Mutter als Lebensmitgabe erhalten hatten, und in treuherziger, innerlicher Teilnahme belauſchte er die Spiele, die kindlichen geiſtigen Regungen ſeiner „Teufelchen,“ wie er ſie wohl ſcherzend nannte. Er verlor den Ernſt und den pädagogiſchen Takt, der ihm angeboren war, und den er im Verkehr mit ſo manchen Erwachſenen unabläſſig bethätigte, den eignen Kindern gegenüber nicht. Aber wer ihn mit ſeinen Kleinen ſah, empfand doch, daß der warme Odem weicher Zärtlichkeit für die Seinen die Seele des ſtarken Mannes durchdrang, und alle, die ihn ſo zuerſt kennen lernten, bewahrten die Einzelheiten davon wie einen Gewinn des eignen Lebens. Wer ihn kannte, der pries, wie Julian Schmidt das Gemüth, die Augen und die Geſundheit der Seele, die dem Dichter die Augen für jeden Quell der Freude offen hielten, auch wenn er viel entbehrte. In der That drückten neben dem wachſenden körperlichen Leiden ſchwere Lebensſorgen, Sorgen, die der Hinblick auf ſeine ſo fröhlich gedeihende Familie nicht mindern konnte, auf den Dichter. Die bayriſche Penſion war nicht über das Jahr hinaus erſtreckt worden, auf das ſie urſprünglich gewährt worden war. Auch wenn Ludwig nicht in die Shakeſpeareſtudien gebannt, in ihnen gefangen geweſen wäre, ſo hätte er jetzt längſt erkennen müſſen, daß ſeine Art des Dichtens, ſeine Forderungen an ſich ſelbſt jenen litterariſchen Erwerb, der die Sicherheit ſeines eignen Daſeins und die Zukunft ſeiner Familie verbürgt hätte, ſchlechthin ausſchloſſen. Die Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde,“ die erfolgreichſte aller ſeiner Arbeiten, hatte ihm doch nur wenige hundert Thaler eingebracht. Am Ende des Jahres 1858 ſah er ſich genötigt, ſich des ſo lange feſtgehaltnen, mit ſeinen Erinnerungen und mit dem beſcheidnen Selbſtgefühl, doch einen Fleck Erde ſein zu nennen, verknüpften Beſitztums, ſeines Gartens in Eisfeld, zu entäußern. Sein alter Schul- und Spielkamerad Johannes Recknagel, der ihn wie jeder Eisfelder, der nach Dresden kam, im Jahre 1857 beſucht hatte, war der glückliche Erwerber des Gartens, auf dem ſchon längſt, durch das Bedürfnis des Dichters und ſeines Haushalts veranlaßt, mancherlei Laſten ruhten. Für Ludwig war es ein tiefer Schnitt ins Leben, daß er das Grundſtück, das er freilich ſeit nun ſechzehn Jahren nur im Traum mit Augen erblickt hatte, deſſen Bild ſich aber mit tauſend geheimen Fäden aus ſeinem frühern in ſein gegenwärtiges Daſein hinüberſpann, fortan miſſen ſollte. Die wenigen tauſend Gulden, die der Garten ihm brachte, der letzte Reſt ſeines Vermögens, konnten vorausſichtlich die Sorge nur eine gewiſſe Zeit von der Schwelle des Dichters fernhalten, und Ludwig hoffte um ſo zuverſichtlicher, daß ihm in dieſer Zeit gelingen würde, ein großes Drama zu vollenden, als ſich eben jetzt mitten zwiſchen den Shakeſpeareſtudien der poetiſche Trieb in ſeinem Blute mit

Macht wieder zu regen begann, und er Mut faßte, noch einmal, ein letztesmal die Bernauertragödie zu beginnen und auszugeſtalten. Und diesmal ſollte es dem innerſten Weſen und Sinn der Volksüberlieferung, dem eigentlichen Kern der ganzen Bernauergeſchichte entſprechend wiederum eine verwegne Liebestragödie werden, die Darſtellung und der tragiſche Ausgang „einer waghalſigen Liebe, deren ſüße Frucht am Rande einer Schlucht gepflückt wird,“ die Liebe zweier heißblütiger Menſchen, „die ſich gegen den Weltwillen verbinden, aber an ihm ſcheitern, denen die Gefahr den Liebesmut zum Trotz erhebt,“ ſollte es die Darſtellung einer frevelhaften aber ſchönen Liebe auf dem Hintergrunde einer heißblütigen Zeit voll ſinnlicher Kraft und gewaltiger Leidenſchaft werden. In voller Reife war der Dichter zu dem Gefühl und der Anſchauung zurückgekehrt, die ihn in früher Jugendzeit mit einer gewiſſen Beſeligung erfüllt hatte. Wer den allein abgeſchloſſenen erſten Akt dieſer letzten Geſtaltung mit dem immerhin genialen und farbenreichen Fragment von 1856 vergleicht, dem bleibt kein Zweifel, daß die mächtig ſich regende Phantaſie dem Dichter den rechten Weg wies, und daß einzelne Wendungen und Ausdrücke, in denen das allzu ausſchließliche Studium Shakeſpeares zu Tage trat, leicht zu beſeitigen geweſen wären.

In dieſem Sommer von 1859 nahm das Leben des Dichters noch einmal einen frohern und wechſelreichern Aufſchwung. Das Gaſtſpiel der genialen Wiener Tragödin Julie Rettich, die nicht verſäumte, die Bekanntſchaft des Dichters der „Makkabäer“ zu ſuchen, führte Ludwig wiederholt ins Dresdner Hoftheater, die Geſpräche mit der bedeutenden Frau wirkten erfriſchend und anregend, und ſo wenig Ludwig den Enthuſiasmus der Wiener Hofſchauſpielerin für Friedrich Halm teilen konnte und mochte, ſo empfand er die poetiſche Tiefe, die gewaltige Darſtellungskraft der Künſtlerin in ihren Geſprächen. Sie konnte ihm berichten, daß am Wiener Burgtheater die Wiederaufnahme ſeiner beiden Trauerſpiele, des „Erbförſters“ und der „Makkabäer“ bevorſtehe, ſie konnte, was wenige Zeit ſpäter auch durch ihren jungen, für Ludwig leidenſchaftlichen erglühten und begeiſterten Kollegen Joſef Lewinsky geſchah, im Namen Laubes die Bitte an Ludwig richten, dem Burgtheater bald ein neues fertiges Werk aus ſeiner Feder zur Darſtellung anzuvertrauen. Damals durfte Ludwig im Nachklang der erlebten frohen Tage und mancher neuerweckten Hoffnung an Ambrunn berichten: „Für mich ſcheint ſich in nicht zu weiter Ferne endlich eine heitere Ausſicht in die Zukunft zu eröffnen. Darüber ſchreibe ich dir bald mehr. Werde mir nicht krank; bleibe jung, lieber Ambroſi, denn wir müſſen noch ſehr vergnügt mit einander ſein. Ich freue mich ſchon auf meine künftige Arbeiten; ich bin wie eine rechte Mauſekatze, die, wenn ſie recht Mäuſe fangen ſoll, nicht durch den Hunger ſondern durch einen gewiſſen Übermut getrieben werden muß. Alle Arbeit läßt ſich erzwingen und kann durch Anſtrengung geraten, nur nicht die Art Arbeit, die ſchlecht iſt, wenn ſie Anſtrengung verrät, die nur, indem ſie des Arbeitenden Heiterkeit und Behagen wiederſtrahlt, gut ſein kann.“ (An Ambrunn, Dresden, 13. Oktober 1859.) In jenen Tagen und unter dem friſchen Eindruck der günſtigen Nachrichten die er über die Aufführungen des „Erbförſters“ (am 29. September) und der „Makkabäer“ (am 15. Oktober) erhielt, geſtand der ſich niemals Überſchätzende ſich dennoch ein: „Ich habe Grund, überzeugt zu ſein, daß ich nun nach gewiſſenhaften Studien weiß, was zu einem geſunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wiſſens ſicher zu ſein. Nur ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorgloſigkeit, und einige Tragödien ſollten ſich aufbauen, deren ſich meine Nation und Zeit nicht zu ſchämen haben ſollte. Ich ſehe eine ganze Welt von Erfindung und Geſtalten, die ich zwingen könnte, wenn ich von dem niederhaltenden Gewichte befreit wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu ſpät.“ (Ludwigs Hauskalender für 1859)

Niemand, dem das Herz für die Größe und Würde der deutſchen Litteratur warm ſchlägt, und vollends niemand, der Otto Ludwig in der Geſchichte ſeines Lebens kennen gelernt und erkannt hat, wird eine Niederſchrift wie dieſe ohne ein Gefühl tiefer Trauer leſen. Es bleibt eine jener Unbegreiflichkeiten, für die man umſonſt nach einer Erklärung ſucht, daß es den zahlreichen und einflußreichen Freunden des Dichters nicht gelang, ſeine beſcheidnen Wünſche nach mäßiger Sicherung ſeines Daſeins, nach ſorgenloſer Entwicklung zu erfüllen. Wieder und wieder fragt man ſich, ob es unter der ganzen Zahl der kunſtſinnigen deutſchen Fürſten keinen gab, der dem Dichter durch ein Jahrgehalt die ſo heiß erſehnte Unabhängigkeit des Geiſtes und das heitere Gleichmaß der Tage gewähren konnte, das er trotz Krankheit und innern Kämpfen gewonnen haben würde, wäre er nur von den äußern Bedrängniſſen ſeines Lebens befreit worden? Wenn Dichterpenſionen je einen Zweck und Sinn gehabt haben, ſo hätte dem Schöpfer der „Makkabäer“ und der unvergänglichen Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde“ eine ſolche zu teil werden und zu gute kommen müſſen; auch nur ein vollendetes, abgeſchloſſenes Werk Ludwigs hätte die Verleihung reich aufgewogen. Bei den beſcheidenen, auf das Notwendigſte beſchränkten Anſprüchen des Dichters und ſeiner Familie an das Leben würden wenige hundert Thaler jährlich, in einer Form dargeboten, die den berechtigten Stolz Ludwigs geehrt und ſein Zögern in der Ausführung und Vollendung ſeiner dramatiſchen Pläne angeſpornt hätte, hingereicht haben, das letzte Jahrzehnt des Dichters zu erhellen und zu erquicken. Selbſt wenn ſich Ludwigs eigne Empfindung getäuſcht und die ſein Leben wie ſein Schaffen bedrängende Krankheit keine friſche Entfaltung, keine endgiltige Geſtaltung der Schöpfungen mehr zugelaſſen hätte, die ſeine reiche Phantaſie fort und fort erzeugte, ſo hätte er ſchon mit dem bis dahin Geleiſteten die Ehre und die Hilfe eines ſolchen Jahrgehalts wohl verdient gehabt. Es läßt ſich nicht ſagen, daß es in engern Kreiſen an Verſtändnis für den Wert des Mannes und des Talents, an menſchlich warmer Teilnahme für die Lage des Dichters gefehlt hätte. Vor allen Berthold Auerbach, Guſtav Freytag und Julian Schmidt bemühten ſich angelegentlich, Ludwig ein regelmäßiges Einkommen zu ſichern. Die eben ins Leben tretende Schillerſtiftung und die Tiedgeſtiftung beeiferten ſich, aus ihren damals noch ſchmalen und beſchränkten Mitteln dem Dichter ihren Beiſtand zu bieten. Auch der große, vom Prinzregenten und nachmaligen König Wilhelm von Preußen geſtiftete Schillerpreis wurde Ludwig 1861 nachträglich für ſeine „Makkabäer“ zuteil. Schützte dies alles den Bedrängten vor der ſchlimmſten Not und den härteſten Entbehrungen, ſo kamen dieſe Beihilfen doch anfänglich zu unregelmäßig, waren zu unzulänglich, um ihren eigenſten Zweck zu erreichen und ihn wirklich vor den dunkeln Geſpenſtern der Lebensſorgen zu bewahren. In Ludwigs Geſtirnen ſtand es leider geſchrieben, daß er auch in der härteſten Lebensprüfung die ſtille Größe ſeiner Natur und die makelloſe Reinheit ſeines Charakters erweiſen ſollte.

⁂

Leiden und Scheiden

Seit dem Beginn und namentlich ſeit dem Ausgang des Jahres 1860 wurden die Krankheitsanfälle, denen Ludwig auch in den glücklichſten Jahren ſeines Lebens nur allzu häufig ausgeſetzt geweſen war, nicht nur häufiger, ſondern verwandelten ſich in einen dauernden Zuſtand des Leidens, der der Familie wie den Freunden des Dichters Anlaß zu Bekümmerniſſen und ernſten Befürchtungen gab. Hielt Ludwig ſelbſt die Hoffnung aufrecht, wenn nicht völlig geſund zu werden, doch arbeitsfähig und lebensfriſch in ſeinem Sinne zu bleiben („Die Schmerzen haben mich viel gehemmt aber ſie haben mich auch viel gefördert, ſie haben mich genötigt, was von moraliſcher Kraft in mir iſt, zuſammennehmen zu lernen; ſie haben mir gezeigt, daß alles Glück iſt, was man dazu macht, und daß die beſitzenswerteſte Kunſt die iſt, die das vermag!“), flößten einzelne Wochen und Monate entſchiedner Beſſerung auch ſeiner beſorgten Umgebung wieder frohere Zuverſicht ein, und blieb während der fünf Leidensjahre die geiſtige Klarheit und Friſche, die milde, ernſte Ruhe des Kranken immer gleich bewundrungswürdig, ſo war es doch im ganzen überſchaut ein erſchütternder, das tiefſte Mitleid erweckender Zerſtörungsprozeß, dem die Natur des Dichters nach wenig mehr als einem Luſtrum erlag. Die Krankheit zeigte gleich ihren frühern Vorboten ein wunderlich wechſelndes Geſicht und behielt vom erſten bis zum letzten Tage entſchieden etwas Rätſelhaftes. Ludwigs Arzt Dr. Ayrer in Dresden erſtattete darüber bald nach dem Tode des Dichters (im „Dresdner Journal“ 1865, Nr. 79) einen Bericht, von dem ein Teil auch in der biographiſchen Skizze Heydrichs (Nachlaßſchriften Bd. 1, S. 118) mitgeteilt worden iſt, und aus dem zunächſt hervorging, daß Ludwig erſt im Mai 1862 ärztliche Hilfe („aus mangelndem Vertrauen in den Erfolg ärztlicher Leiſtungen“) in Anſpruch genommen hatte. „Er klagte damals über unerträgliche Schmerzen, welche plötzlich eingetreten waren und ſich auf die Gegend beſchränkten, die der Lage der Leber entſpricht und mit Schwellung derſelben ſich kombinierten. Ähnliche, doch keineswegs von gleicher Intenſität begleitete Anfälle hatte Ludwig ſchon öfter gehabt. — Es war die Krankheit, die unter dem Namen Skorbut bekannt, bei Ludwig mit allen ihren Symptomen in intenſiver Weiſe auftrat. Große Blutaustritte, durch ſie bedingt, in der Umgebung der Gelenke, vornehmlich der Fußgelenke, und in ihnen ſelbſt machten die Bewegung unmöglich. Da dieſer Zuſtand häufig als Lähmung bezeichnet wurde, hatte damals die irrige Meinung Fuß gefaßt und hat ſich auch nach ſeinem Tode noch verbreitet, er leide an einer Rückenmarksaffektion. Ganz allmählich nahmen zwar die charakteriſtiſchen Zeichen dieſer Krankheit ab, kehrte auch infolge der Reſorption der Blutflüſſigkeit die Beweglichkeit der Glieder zurück, doch unter augenſcheinlich fortſchreitendem Siechtum des Körpers und nur um neuen Leiden Platz zu machen. In bunter Aufeinanderfolge traten die mannigfachſten zwar momentan nicht lebensgefährlichen, doch quälenden Leiden ein, ſo zwar, daß mit der Beſſerung des einen ſchon das Herannahen des andern bemerkt wurde. Er äußerte deshalb in unter dieſen Umſtänden wunderbar humoriſtiſcher Weiſe, „daß ſich ſeine Krankheit in den

Schwanz beiße.“ — „Meine Anſicht, daß er an Gallenſteinen leide, wiewohl die Diagnoſe bei dem Fehlen einzelner faſt ſtets bei dieſer Krankheit ſich einſtellender Erſcheinungen nicht als völlig geſichert anzuſehen war, wurde durch die vielen bei der Sektion in den größern Gallenwegen der Leber und im Parenchym der Leber vorgefundnen Gallenſteine beſtätigt. Am älteſten iſt die Gallenſteinerkrankung; mit ihrem Auftreten im Organe der Leber geht häufig mangelhafte Beſchaffenheit des Blutes Hand in Hand. Hieraus erklären ſich leicht die Erſcheinungen des Skorbut. Ebenſo ſtehen nicht unwahrſcheinlich die rheumatiſchen Leiden mit der erſten Affektion in innerm Zuſammenhange, die ihm jedenfalls die quälendſten Stunden ſeines Lebens verurſachten. Am heftigſten entwickelte ſich der Rheumatismus am linken Kniegelenke, das bald bis zum doppelten Umfang anſchwoll. Nicht allein, daß jede, auch die geringſte paſſive Bewegung, ja Berührung des kranken Körpergliedes plötzliche, mit Zuckungen des Körpers verbundne Nervenſchmerzen hervorriefen, auch ohne nachweisbare Urſache erſchienen dieſelben und tagelang in intenſivſter Weiſe und in nur durch kurze Pauſen unterbrochnen Anfällen. — Lange noch, wie dieſe akuten Erſcheinungen ihre Kraft verloren, ſchilderte er das ihm ſo entſetzliche Gefühl, ſeine Gliedmaßen als ihm nicht angehörige, von ihm getrennte Objekte betrachten zu müſſen. Dieſer Zuſtand war ihm deshalb ſo fürchterlich, weil, wie er ſagte, mit ihm das Aufhören des „Menſchſeins“ beginne. Zu einer Zeit war Ludwig durch eine Entzündung des Herzbeutels, eine Krankheit, die häufig Begleiterin der rheumatiſchen Affektion iſt, in Lebensgefahr. Während dieſer Periode und der folgenden, welche einen fortſchreitenden Verfall der Körperkräfte zeigte, war Ludwig im allgemeinen arbeitsunfähig, nur momentan hatte er Schaffungskraft; ja es mußten ſogar längere Beſuche ſeiner Freunde, längere Geſpräche beſchränkt werden, da eigentümliche nervöſe Aufregungen ihnen ſtets folgten.

Keineswegs äußerte er ſich in kleinmütigen Klagen über ſeine Leiden, vielmehr wird mir die Energie Ludwigs ſtets unvergeßlich bleiben, jahrelang einen Zuſtand ohne Murren zu ertragen, in welchem unter unſäglichen Schmerzen die Herrſchaft über den Körper geſchwunden, das Bewußtſein aber klar war, daß der rege Geiſt durch die Reaktion körperlicher Krankheit zunehmend getrübt werden mußte. — Während das unbedeutendſte Leiden eines ſeiner Familienglieder ihm die quälendſten Nächte bereitete, fügte er ſich geduldig ſeinem trüben Loſe. Dieſe Energie ſchöpfte er nicht allein aus ſeiner ihm natürlichen geiſtigen Stärke, ſondern auch aus ſeiner echten, im reinſten Herzen wohnenden Frömmigkeit, die ſo oft und ſo ſchön aus ſeinen Worten hervorleuchtete.“ —

Der Bericht des Arztes giebt weder ein vollſtändiges Bild der Krankheit des Dichters, noch erklärt er die Folge geheimnisvoller und rätſelhafter Erſcheinungen, die im Verlauf der Jahre 1860 bis 1865 bei und an Ludwig ſichtbar und fühlbar wurden. Doktor Ayrer fügte ſelbſt dem ſchon mitgeteilten hinzu, daß im Laufe der Zeit „Kongeſtionen nach dem Kopfe, Verdauungsſtörungen, Herznervenzufälle, Schmerzen infolge des faſt bewegungsloſen Liegens ſeines immer mehr abmagernden Körpers, katarrhaliſche Erſcheinungen“ eintraten, und bemerkte, daß ihm nicht entgangen ſei, „daß ein nervös erregtes Leben des Geiſtes und Gemütes in einem männlich kräftig gebauten, doch unleugbar den Typus des Leidens tragenden Körper waltete.“ Wer könnte zweifeln, daß dieſe wachſende geiſtige Erregtheit ihre Wurzel in dem raſtloſen Drange des Dichters nach ſchöpferiſcher Bethätigung ſeiner Kraft und der beſtändig wieder ſchmerzvoll empfundnen

Unmöglichkeit hatte, ſich dieſem Drange unbekümmert zu überlaſſen? Wenn Ludwig am 30. Dezember 1860 an Heydrich melden mußte, daß ſeine Augen ſo unbrauchbar ſeien, daß er beim Leſen „die Wirkung des weißen Papiers nicht ertragen könne, welche die Buchſtaben grün macht und übereinander ſteigen läßt,“ wenn Auerbach ihn um Pfingſten 1863 ſchmerzlich reſigniert ſagen hörte: „Mein Unterleib verlangt Bewegung, meine Füße werden davon krank, und alſo gehts nicht,“ und ihn in einem Zuſtande fand, bei dem er mit der rechten Hand gar nichts halten konnte, „mit der linken höchſtens ein Blatt Papier. Leſen kann er nicht, vorleſen laſſen auch nicht, nichts als rauchen aus ſeiner langen auf dem Boden aufgeſtellten Pfeife“ (Berthold Auerbachs, Briefe an Jakob Auerbach. Band 1, Seite 260); wenn einzelne Beſucher mitten im lebhaften Geſpräch mit ihm ſchon aufs tiefſte ſeine leibliche Hinfälligkeit ſchmerzlich empfanden, ſo waren das zunächſt nur beſonders ungünſtige Momente, die von vielen beſſern unterbrochen wurden. Bleibend aber war vom leidvollen Beginn bis zum erlöſenden Ausgang dieſer Leidensjahre die eigentümliche Erkrankung ſeines Nervenlebens, die keine andre geiſtige Fähigkeit aufzuheben ſchien, als die Willenskraft, die an einer beſtimmten Stelle einſetzen, abſchließen und zu einem Ziel gelangen kann, bleibend der Bruch zwiſchen der Macht der Phantaſie und der Ohnmacht des Arbeitsvermögens, bleibend auch die tief einſiedleriſche Stimmung, die ihn ſelbſt in den Wochen und Tagen, wo er allenfalls das Haus noch hätte verlaſſen und mit der Welt in Berührung treten können, in ſein Zimmer und das Gärtchen vor ſeinem Hauſe bannte. Noch 1860 beſuchte er in langen Zwiſchenräumen eine Theatervorſtellung oder ein Konzert, entzückte ſich am ſeelenvollen Spiel Clara Schumanns, oder ſah mit zweifelndem Erſtaunen die wunderliche Umdeutung, die ein Schauſpielvirtuoſe wie Bogumil Dawiſon mit

Shakeſpeares charakteriſtiſchem Shylock vornahm. (In den „Shakeſpeareſtudien“ ſchrieb er darüber: „Geſehen Dawiſons Shylock. Eine faſt edle tragiſche Geſtalt ohne Jüdeln. Wie er die Rolle zu tief, nahmen die andern ihre zu flach, wodurch alle Haltung verloren ging.“) Nach 1861 ſetzte er kaum je den Fuß über die Pforte des Hauſes hinaus, in dem er wohnte.

Nur die Nächſtſtehenden ſeiner zahlreichen Beſucher, die auch an ſchmerzvollen Tagen und ſolange es irgend anging Zutritt zu ihm fanden, wußten um 1861 und 1862 ſchon, wie krank Ludwig war. Viele andre konnten ſich bei der wunderbaren Friſche ſeines Geiſtes, der Vielſeitigkeit ſeiner Theilnahme an allen höchſten und tiefſten Fragen der Kunſt, bei dem Reiz der ungeminderten Schlagkraft und bei dem Ausdrucksreichtum ſeiner Geſpräche noch jahrelang über ſeinen Zuſtand täuſchen. Das Bedürfnis des Dichters, ſich über ſeinen Zuſtand zu erheben, gab ihm eine Stärke, angeſichts deren Fremde und Fernſtehende unbedingt darauf vertrauten, daß Ludwig nach vorübergehenden Leiden in neuer Geſundheit und Schaffenskraft erſtehen werde. Im eingehenden Geſpräch mit ältern und jüngern Freunden vergaß er nicht nur ſelbſt, was ihm die Schwingen lähmte, er machte es auch andere vergeſſen. Berthold Auerbach in ſeinen Briefen an ſeinen Vetter Jakob, Joſef Lewinsky in den pietätvoll aufgezeichneten und ſpäter veröffentlichten „Geſprächen mit Otto Ludwig“ haben davon Zeugnis abgelegt; ein deutliches Bild, wie die endliche Welt mit ihrer Unzulänglichkeit und Qual vor dem Unendlichen, das in ſeiner Anſchauung und Seele lebte, zurücktreten mußte, gewähren auch die Erinnerungen des Dr. Hermann Lücke — gegenwärtig Profeſſor der neuern Kunſtgeſchichte an der Techniſchen Hochſchule und Kunſtakademie zu Dresden —, der ſeit dem Anfang der ſechziger Jahre zu jenem kleinen Kreiſe jüngerer Künſtler und Gelehrten gehörte, der ſich den ältern unverändert treuen Freunden Ludwigs angeſchloſſen hatte, und zu dem unter andern die Maler Leonhard Gey und Ernſt Schaller (der talentvolle, leider früh geſchiedne Sohn von Ludwigs Jugendfreund Karl Schaller) gerechnet werden müßen. Profeſſor Dr. Lücke berichtet:

„Während meiner Studienzeit in Leipzig war unter dem tiefen Eindruck der Dichtungen Otto Ludwigs der Wunſch auf das lebhafteſte in mir rege geworden, den Dichter perſönlich kennen zu lernen. Die Erfüllung meines Wunſches verdankte ich meinen verehrten Lehrer Chr. Herm. Weiße, der Otto Ludwig befreundet war. Seit dem Frühjahr 1860 bis nahe an die Zeit von Ludwigs Tode war mir das Glück, mit ihm perſönlich zu verkehren, vergönnt. Mit tiefſter Dankbarkeit, mit dem Gefühl innerer Erhebung, aber auch mit tief ſchmerzlichen Empfindungen denke ich an dieſe Zeit zurück. Denn eine Zeit unſäglich ſchweren Leidens war für den edeln Dichter der größte Teil dieſer letzten Jahre.

Unauslöſchlich iſt mir ſein Bild in die Seele geprägt. In ſeiner ganzen Erſcheinung lag etwas ſo Ungewöhnliches und Eigenartiges, daß jeder beim erſten Blick von ihr gefeſſelt ward: eine hohe, etwas gebeugte Geſtalt, das große Haupt von langem, ſchwarzem Haar umrahmt, der Bart bis auf die Bruſt herabreichend, die Stirn über den ernſten tiefliegenden Augen hochgewölbt, trotz des Leidens beinahe faltenlos klar. Die Stimme hatte einen eigentümlich weichen, gedämpften Klang. Die tiefe Innerlichkeit ſeiner Natur gab ſich in jedem ſeiner Worte zu empfinden.

Als ich ihn kennen lernte, geſtattete ihm ſein Leiden noch freie Bewegung; von Zeit zu Zeit konnte er noch kleine Spaziergänge unternehmen, auf denen ich ihn bisweilen begleitete. Später feſſelte ihn die Krankheit immer häufiger ans Zimmer, in den letzten anderthalb Jahren vermochte er das Siechbett nicht mehr zu verlaſſen.

Auch in dieſer letzten Paſſionszeit war er mit poetiſchen Plänen unausgeſetzt beſchäftigt. Eine Welt von poetiſchen Gedanken trug er noch in ſich, die ans Licht wollte. Wenn der Dämon der Krankheit ihm einige Zeit Ruhe ließ, da erhob ſich ſeine ſchöpferiſche Kraft wohl plötzlich und ſtaunenswert mächtig, da entquollen ihr Bilder von überraſchendem Glanz und Töne von wundervoller Tiefe und Innigkeit. Manches von dem, was er in dieſer letzten Zeit geſchrieben hat — namentlich einige Stellen in dem dramatiſchen Fragment „Tiberius Gracchus“ —, gehört ja zum Schönſten, was wir von ſeiner Hand beſitzen. Alles aber blieb Bruchſtück. Wer vermochte die innere Qual dieſes edeln, mit dem hinſiechenden Körper vergeblich ringenden Geiſtes ganz nachzuempfinden. Er war noch ſo reich an großen Entwürfen, er hatte der Welt noch ſo viel zu ſagen, und ihm war auferlegt, zu verſtummen. Bewundrungswürdig war ſein Dulden. Sein ſchwerſtes und tiefſtes Leiden hat er ſtill in ſich verſchloſſen; ſelten ſprach er von ſeinem körperlichen Zuſtande; ein Wort der Klage habe ich nur einmal aus ſeinem Munde vernommen.

Schon lange bevor ſeine Krankheit in das letzte, gefährliche Stadium eintrat, waren ſeine Nerven ſo empfindlich und reizbar geworden, daß er, der muſikaliſch ſo Hochbegabte, auf das Anhören von Muſik völlig verzichten mußte. Für dieſe Entſagung vermochte er ſich freilich, wie er ſelbſt ſagte, ſchadlos zu halten. Er beſaß die Partituren zu allen Mozartſchen Opern, zur Bachſchen Matthäus-Paſſion, zu Haydns und Beethovens Symphonien und zu zahlreichen andern Muſikwerken. In den letzten Jahren waren ſie auf einem Regal dicht an ſeiner Lagerſtätte aufgeſtellt. Das Leſen der Partituren erſetzte ihm, wie er verſicherte, faſt vollkommen den Genuß einer orcheſtralen Aufführung. Noch in der letzten Zeit traf ich ihn mehrmals bei ſolcher Lektüre; von der auf ſeinem Bette liegenden Partitur aufblickend, ſagte er lächelnd, er habe ſich ſoeben ein ſchönes Konzert veranſtaltet.

Mit der ſchlichteſten Liebenswürdigkeit war er jederzeit, wenn ſein Zuſtand nur einigermaßen erträglich war, bereit und geneigt, im Geſpräche ſich mitzuteilen. Immer und ſofort wendete er die Unterhaltung auf Gegenſtände von ernſter Bedeutung. Bisweilen ſprach er zögernd, ſtockend, nach dem rechten Wort ſuchend; dann folgte in der Regel plötzlich ein Ausdruck von ſchlagender, glänzender Bildlichkeit, der den Gegenſtand, um den es ſich handelte, in überraſchendes Licht ſtellte. In der Zeit meiner erſten Beſuche beſchäftigten ihn vornehmlich die Shakeſpeareſtudien; manches Geſpräch hatte nur Shakeſpeare zum Inhalt. Der Stil der großen Tragödie war damals das Ziel, auf das Ludwig ſein ganzes Denken und Dichten gerichtet hatte; an Shakeſpeare ſtrebte er die künſtleriſchen Geſetze dieſes Stils zu ergründen. Mit beſondrer Vorliebe, in immer neuen geiſtreichen Wendungen, kam er in der Unterhaltung auf Shakeſpeares ſtaunenswerte Kunſt im poetiſchen Ausdruck der Affekte und Leidenſchaften zu ſprechen; in der Wirklichkeit äußre ſich der Affekt in der höchſten Steigerung eigentlich nur in Interjektionen; Shakeſpeare mache den Affekt auch in ſolchen Momenten beredt, und bewunderungswürdig ſei, wie die poetiſche Sprache, in die er den Naturlaut überſetze, ſo völlig den Klang, die Färbung des Naturlauts behalte; die verſchiedenartige Bewegung der Affekte ſpiegle ſich ſelbſt im Rhythmus des Verſes. In dem erſten Monolog Hamlets bewege ſich der Vers ſtoßweiſe, in kurzen Intervallen, wie das Atmen des Seufzenden. Von ſich ſelbſt ſagte Ludwig, er ſei im Ausdrucke des Affekts früher häufig zu naturaliſtiſch lakoniſch geweſen. Dieſer Lakonismus wirke beklemmend, während jene poetiſche Beredſamkeit, indem ſie zur Mitleidenſchaft hinreiße, zugleich eine befreiende Wirkung ausübe. Die dichteriſche Kunſt Shakeſpeares in der Sprache, in der Zeichnung der Charaktere, in der Führung der Handlung, das eigentlich Künſtleriſche in Shakeſpeare war der Punkt, auf den es Ludwig abgeſehen hatte, und aus ſeinen ſchon früher veröffentlichten Shakeſpeareſtudien iſt ja bekannt, mit wie genialem Scharfblick er hier überall in die Tiefe drang, wie geiſtvoll er die wichtigſten Momente in Shakeſpeares Kunſt erläutert hat. Freilich wohl hat ihn die Bewunderung Shakeſpeares in der Beurteilung andersgearteter Geiſter vielfach auf das offenbarſte ungerecht gemacht. Auch iſt wohl richtig, daß er ſich bei dieſen Studien nicht ſelten mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit in ein grübleriſches Sinnen verlor, das für ihn ſelbſt etwas Lähmendes hatte. Eine Zeit lang hatte ſich das Leidenſchaftliche ſeiner Natur ſozuſagen in die Reflexion geworfen, ſodaß ſeine produktive Kraft darunter zu leiden begann. Er ſelbſt bekannte, er habe ſich an dem großen Problem zu Zeiten müde geſonnen. Den unermeßlichen Gewinn, den er aus dieſen Studien geſchöpft hatte, ſollte er in einem vollkommen abgeſchloſſenen Werke nicht mehr zu verwerten imſtande ſein. In ſchmerzlichſter Erinnerung ſind mir die Worte, in denen ich Ludwig — es war in den letzten Jahren — jenes einzige mal über ſeinen Zuſtand klagen hörte. „Ich fühle“, ſagte er, „daß ich nichts mehr werde vollenden können; die Mittel, die Inſtrumente habe ich in der Hand und kann ſie nicht anwenden.“

Von ſeinen Arbeiten wendete ſich das Geſpräch nicht ſelten auf das Gebiet der bildenden Kunſt. Das Intereſſe an ihr war in Ludwigs Natur tief begründet. Staunenswert feſt und ſicher waren die Eindrücke, die er von Werken der Malerei ſowohl, wie der Plaſtik empfing. Sein Formengedächtnis war von merkwürdiger Kraft. Die Dresdner Galerie hatte er, als ich ihn kennen lernte, wegen ſeines körperlichen Befindens lange Jahre nicht beſucht, gleichwohl bewahrte er von einer überraſchend großen Zahl von Gemälden die beſtimmteſte, bis in die einzelſten Züge deutliche Vorſtellung. Er hatte die Gemälde, wie er ſagte, auswendig gelernt. Häufig war der Eindruck, den er von bildneriſchen Werken hatte, ſo ſtark, daß er ſie lange in der Deutlichkeit von Hallucinationen vor ſich ſah. Von Rubens berühmter Kreuzabnahme, von der ihm ein Freund eine Photographie gebracht hatte, erzählte er, daß ſich ihm das Bild beim Leſen lange Zeit wie körperlich zwiſchen Schrift und Auge gedrängt und die Zeilen des Buches verdeckt habe. — Als ein Zeugnis für die ungewöhnliche Stärke ſeines Farbengefühls kann ſchon jenes intereſſante Bekenntnis Ludwigs über das „Formen- und Farbenſpektrum" gelten, in dem er in den Shakeſpeareſtudien die Entſtehung ſeiner poetiſchen Geſtalten ſchildert. Die großen Koloriſten der italieniſchen und niederländiſchen Schule hat er ſtets am meiſten bewundert. Von Tizians Gemälden in der Dresdner Galerie war die ſogenannte „Geſegnete", von der er eine treffliche farbige Kopie beſaß, ſein Lieblingsbild. Er erzählte, es habe ſich ihm oftmals von ſolchen koloriſtiſchen Meiſterwerken die farbige Stimmung gleichſam abgelöſt, ſie ſei gewiſſermaßen ſelbſtändig geworden und habe ſeine Phantaſie auf das mannigfachſte poetiſch befruchtet.

Die Gabe des künſtleriſchen Sehens, die bei Ludwig in ſo hohem Maße entwickelt war, hatte, wie natürlich, zu ihrer Vorausſetzung eine tiefe Empfänglichkeit für alle Eindrücke der äußern Welt. Sein realiſtiſcher Blick, die Schärfe der Beobachtung von

Menſchen und Dingen, die aus ſeinen Dichtungen in ſo packenden Zügen ſpricht, dieſe geiſtige Energie in der Erfaſſung der Außenwelt erſcheint doppelt bewundrungswürdig, wenn man weiß, wie ſehr er von Jugend auf geneigt war, einſam und auf ſich ſelbſt zurückgezogen zu leben. Mit der Natur und der ganzen Außenwelt ſtand dieſer uomo singolare, wie die Italiener der Renaiſſance ihn genannt haben würden, in einem — man möchte ſagen — geheimnisvoll innigen Verkehr; ein wunderbar inniges „Mitleben mit und an allen Dingen," wie es Jacob Burkhardt an einem großen Meiſter der bildenden Künſte rühmt, war die Quelle, aus der das intenſive Leben ſeiner dichteriſchen Schöpfungen floß. — Von den Eindrücken ſeiner Jugendzeit in der thüringiſchen Heimat ſagte er, ſie ſeien ihm eine Fundgrube von dichteriſchen Motiven, die ſich nicht ausſchöpfen laſſe. Bisweilen — es iſt das öfters bemerkt worden — hat man bei Ludwigs Dichtungen den Eindruck, als wolle die Macht der Empfindung, die wie ein heißer Strom in ihnen pulſiert, die künſtleriſche Form gleichſam zerſprengen. So mächtig ſeine Geſtaltungskraft war, bisweilen ſcheint es, als habe er ſeine eigne Empfindung und die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie nicht mit voller künſtleriſcher Freiheit zu beherrſchen vermocht. Schiller bemerkt einmal in einem Briefe an Goethe, daß die Iſoliertheit und Eingeſchloſſenheit der Exiſtenz, die dichteriſchen Naturen den Ernſt, die Tiefe und Innigkeit der Empfindung bewahre, ſie nicht ſelten hindre, zu einer vollen Freiheit und Ruhe der künſtleriſchen Geſtaltung zu gelangen. Vielleicht darf man ſagen, daß auch Ludwigs dichteriſches Schickſal von Anfang an auf ähnliche Weiſe bedingt war." —

Hermann Lückes Aufzeichnungen ſpiegeln treu den Eindruck, den die mit Ludwig näher Verkehrenden auch in deſſen Leidensjahren fort und fort empfingen. Nur ſelten getrübte Klarheit des Geiſtes, männliche, klagloſe Ergebung in ein Geſchick, von dem Julian Schmidt mit allem Recht ſagen mochte, daß „der gute Weltgeiſt mit Ludwigs Gliedmaßen abgeſchmackte Experimente vorgenommen habe,“ und unabläſſige geiſtige Arbeit, ſo lange, ja oft länger als ein Widerſtand gegen die Wucht körperlicher Schmerzen und Ermattung möglich war, blieben die Mittel, durch die ſich der Dichter als eine lebendige, in ihrem verengten Kreiſe mächtig wirkſame Perſönlichkeit aufrecht erhielt. Als geiſtige Arbeit aber nahmen die Shakeſpeareſtudien um ſo mehr von Ludwigs Zeit und vom Reſt ſeiner Kraft Beſitz, als die eigentümliche Art, in der er ſie betrieb, ſich mit den wechſelnden Zuſtänden ſeines kranken Körpers und mit den längern Unterbrechungen, zu denen er gezwungen war, am eheſten vereinigen ließen. Die Niederſchriften, die er ſchon im Jahre 1855 begonnen und von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr fortgeſetzt hatte, wuchſen im letzten Luſtrum ſeines Lebens unabläſſig an, und ſo oft er auch jetzt noch den Vorſatz faßte, ſie mit der ſchaffenden Thätigkeit zu vertauſchen, ſo emſig er Seiten auf Seiten in den kritiſchen Betrachtungen der Studien ſelbſt oder neben ihnen, in beſondern Planheften, mit detaillierten Entwürfen künftiger dramatiſcher Werke in immer enger und gedrängter werdender Handſchrift bedeckte, ſo entzog er ſich damit dem dämoniſchen Einfluß einer ihn beherrſchenden krankhaften Vorſtellung je länger um ſo weniger. Nicht das war das Ängſtliche bei dieſen unabläſſig erneuerten Bemühungen, daß ſich dem Dichter die Wertverhältniſſe aller andern Dichtungen gegenüber Shakeſpeares gewaltiger Kunſt verrückten, daß er vielleicht nur darum oder doch mit darum Gervinus Buch über Shakeſpeare ſo hoch pries, weil dieſer in ähnlicher Einſeitigkeit befangen war —, was Ludwig an Genuß und Erkenntnis andrer Dichter verlor, gewann er vielleicht doppelt an Genuß und Erkenntnis Shakeſpeares. Auch das Bedenken war gering anzuſchlagen, daß er bei dem raſtloſen Umwandeln des britiſchen Dichterkoloſſes auf Seitenpfade geriet, die nicht ſeine eigenſten Wege waren, und daß er uns gelegentlich „durch einen Erklärungsverſuch befremdet, der eine fertige hiſtoriſch-philologiſche Bildung verlangt, alſo der Intuition des Künſtlers allein nicht gelingen kann.“ (H. v. Treitſchke, Aufſätze, Bd. 1, S. 455) Das wäre doch immer nur ein Mangel der „Shakeſpeareſtudien“ geweſen, der vor der Veröffentlichung beſeitigt, oder wenn nicht beſeitigt, erörtert werden mochte. Die krankhafte Vorſtellung lag darin, daß ſich Ludwig mit jeder neuen Einſicht in die Kompoſitionsgeheimniſſe Shakeſpeares gedrungen fühlte, eine neue Umwälzung ſeines eignen poetiſchen Menſchen vorzunehmen, daß ihm unter dem Gewicht der grübleriſchen Reflexion über Shakeſpeare und ſeine Vollendung zu Zeiten die einfache Wahrheit entſchwand, daß auch im kunſtvollendetſten und muſtergiltigſten Dichter ein flüchtiges und flüſſiges Element, ein ſubjektives Etwas bleibt, das wohl empfunden und genoſſen, aber in keine äſthetiſche und dramaturgiſche Formel gebannt werden kann, das ſich der greifbaren und praktiſchen Verwertung entzieht. Wenn irgendwo, ſo machten ſich die Wirkungen der Krankheit in der an Eigenſinn grenzenden Beharrlichkeit geltend, mit der von Vierteljahr zu Vierteljahr der kranke Dichter zu ſeinen Shakeſpeareſtudien zurückgriff und immer aufs neue erwartete, den Zielpunkt für dieſe Studien zu finden, der natürlich immer weiter hinausrückte und noch in grauer Ferne lag, als der Sterbende die letzten Blätter mit kaum leſerlichen Unterſuchungen über die Skala von Vorſtellung, Gefühl, Bewegungsdrang und Handlung bei Shakeſpeare oder über die Cäſuren der Shakeſpeariſchen Verſe bedeckte. Die ohnehin zu ſtarke Neigung Ludwigs zur Selbſtbeobachtung, zur kritiſchen Belaurung ſeiner ſchöpferiſchen Regungen wurde durch die Beſchäftigung mit den Shakeſpeareſtudien und den in jedem Augenblick wachen Vergleich der erſt in der Phantaſie entſtandenen und noch nicht verkörperten Werke mit Shakeſpeares Dichtungen ſehr weſentlich geſteigert.

Der einſame Denker glich zuletzt in ſeinem Verhältnis zu Shakeſpeare einem Bergmanne, der bis in die letzten Tiefen, die erſchloſſen und erſchließbar ſind, hinabgeſtiegen, ganz wohl weiß, daß er den Glutkern der Erde nicht erreichen noch erſpähen kann, der aber ein geheimes Gelüſt, auch dies zu verſuchen, nicht überwinden will. Bei jeder neuen Ausfahrt bringt er noch koſtbares Metall zu Tage, das er unbefriedigt um ſich her häuft; aber alsbald treibt es ihn wieder hinab, den unmöglichen Verſuch zu erneuern. Man darf wohl ſagen, daß dieſe grübleriſche Luſt mit dem Wachſen der Krankheit gleichfalls wuchs, was freilich nicht hinderte, daß Ludwig an einzelnen Tagen die ganze Gefahr, die ihm daraus erwuchs, vollkommen überſah und in einzelnen Monaten mit der Macht ſeiner Phantaſie den übermächtig gewordnen Reflexionstrieb vollſtändig beſiegte. Zu Anfang der ſechziger Jahre faßte er den Plan, ſich durch eine Redaktion und Veröffentlichung der Hauptgedankenzüge und der Hauptreſultate ſeiner tagebuchartigen und ungeordneten Niederſchriften von ihnen zu erlöſen; da aber auch dieſe Arbeit eine längere ſchmerzensfreie Zeit erfordert hätte, als ihm damals zu teil wurde, ſo unterblieb auch dies, und Ludwig verſenkte ſich immer von neuem in ſeine Forſchungen und Betrachtungen, die, ihm unbewußt, ſogar die Färbung ſeiner Geſundheitsumſtände annahmen. Fühlte ſich der Leidende einigermaßen friſcher und freier, ſo durchdrang der urſprüngliche Gedanke die Shakeſpeareſtudien, daß ſie Hilfsmittel und Handhaben ſeiner künſtleriſchen Selbſtbildung werden ſollten; überwältigte den

Dichter das Bewußtſein ſeines ausſichtsloſen Siechtums, ſo deuchte ihm wohl gegenüber der Herrlichkeit und ſtaunenswerten Vollendung des Shakeſpeariſchen Dramas alles eigne Schaffen, namentlich in ſo ungünſtiger Zeit, der helle Überfluß. Doch iſt es bezeichnend ebenſowohl für die unverwüſtliche Macht des ſchöpferiſchen Triebes in Ludwig, wie für die Klarheit, zu der ſich ſein Geiſt immer wieder durchrang, daß gerade in den letzten beiden Leidensjahren ſich ſchöpferiſche Anläufe zwiſchen die immer grübleriſcher und unlösbarer werdenden Fragen drängten, die dem raſtlos ſinnenden Kranken aus jeder neuen Lektüre des „Othello" oder „Coriolan" hervorquollen.

Der objektive Werth der „Shakeſpeareſtudien", die Fülle der in ihnen aufgeſpeicherten genialen Erkenntniſſe und tiefreichenden Beobachtungen, wird durch die ſchmerzliche Einſicht nicht gemindert, daß ſie für den Dichter perſönlich nicht erfüllten, was er urſprünglich von ihnen gehofft hatte. Denn für gewiſſe Geiſter und Bildungsrichtungen ſtehen die kritiſchen Unterſuchungen und Offenbarungen Ludwigs ſelbſt höher, als ſeine dichteriſchen Schöpfungen. Ein Ehrenplatz in der dramaturgiſchen und aeſthetiſchen Litteratur mußte ihnen bei ihrer erſten Veröffentlichung ſofort eingeräumt und wird ihnen nie wieder beſtritten werden. Wenn Ludwig in ſpätern Jahren ſelbſt Hoffnungen für ſeine Familie auf dieſe geiſtige Hinterlaſſenſchaft ſetzte, ſo täuſchte er ſich wahrlich nicht über den Reichthum ihres Inhalts, ſondern allein über die Empfänglichkeit weiter Kreiſe für dieſe wunderbaren Zeugniſſe tiefſten Künſtlerernſtes und ſchöpferiſcher Kritik.

Im Beginn der Leidensjahre wachte bei Ludwig gelegentlich noch der Wunſch auf, ſich durch Verzichtleiſtung auf ſeine höchſten künſtleriſchen Forderungen dem Druck der Sorge zu entwinden, der außer dem Druck der Krankheit auf ihm und ſeiner Familie lag. Dann ſchrieb er wohl mitten in die Shakeſpeareſtudien hinein: „Ich bin auf einen Entſchluß gekommen, der mir wieder neuen Lebensmut bringen muß, wenn es mir gelingt, über die Kluft glücklich hinüberzukommen, die tiefer und weiter vor mir gähnt als vorher. Es geht ſo nicht länger fort. Ich muß wenigſtens ſo lange meine Arbeit zu einem Geſchäfte machen, bis ich ein Kapital erarbeitet, groß genug, um dann mit Gemütsruhe wieder an ein wirklich Dichterwerk zu gehen. — Was ich poetiſch wollte, liegt vom Zeitgeſchmacke des Augenblicks ab, iſt aber in einem tiefen, noch nicht genug erkannten Bedürfniſſe des Jahrhunderts begründet und müßte ſich allmählich ſiegend durchſetzen. Aber nicht, wenn das allzu augenblickliche Anpochen der Not Stimmung und Kraft, die ohnehin meine Kränklichkeit mir ſparſam zumißt, paralyſiert, und die Nötigung, zu borgen, den ganzen Menſchen, den poetiſchen zumeiſt, vor ſich ſelbſt erniedrigt. — Das geht nicht mehr. Ich muß es wagen, meine poetiſche Kraft in Gefahr zu ſetzen und meine höchſten Pläne für immer aus den Augen zu laſſen. — Geſetz: „jeden Tag muß ich, ſei es an Erzählendem oder Kritiſchem, ſoviel niederſchreiben, daß ich wenigſtens zwei bis drei Thaler damit erwerbe.“ Doch unmittelbar neben der Niederſchrift dieſes Vorſatzes ſteht das erſchütternde Bekenntnis: „Auf dieſe Weiſe, wie hier neben, mache ich, wenn ich wohl bin, Rechnung ohne den Wirt und vergeſſe, wie wenig ich auf Fortdauer dieſes Wohlſeins rechnen darf. Dies ſchrieb ich vorgeſtern, und heute bin ich kaum imſtande, mich nur wach zu halten, ſo hat Rheuma mir den Kopf bis in den Nacken eingenommen; vorgeſtern beſaß ich geiſtige Gewandtheit, der keine Wendung zu ſchwer erſchien, eine ganze Arbeit überſah ich in Klarheit bis in das kleinſte Detail, heute kann ich mich kaum entſinnen, wovon die Arbeit überhaupt handelt, und aus dem vergeblichen Sinnen wird immer wieder wacher oder wirklicher Schlaf, gänzliche Gedankenloſigkeit. O, das iſt ſchlimm für Frau und Kinder; es wäre es noch mehr für mich, wenn ich mir die Sache klar vorſtellen könnte.“ (Shakeſpeareſtudien, Bd. IV der Handſchrift, S. 99) Ungefähr um dieſe Zeit richtete Ludwig einen längern Brief an den Dresdner Verlagsbuchhändler Kunze, in dem er den Plan darlegte, aus der Fülle ſeiner dramatiſchen Entwürfe ein Novellenbuch zu geſtalten und ſo gleichſam den umgekehrten Weg Shakeſpeares einzuſchlagen, der aus Novellen Dramen herausgebildet hatte. Zwar fuhr Auerbach auf der Stelle mit freundſchaftlichem Eifer dazwiſchen und ſchrieb ihm: „Thu ja nie etwas derartiges ganz allein für dich, du weißt, daß du es dabei immer verfehlt haſt, und daß ich Glück für dich hatte, und ich bin, wo ich ſei, nach wie vor bereit, dein curator bonorum oder Kommiſſionär zu ſein, wie du es nennen willſt.“ (Auerbach an Otto Ludwig, Berlin, 10. April 1861) Er ermahnte zu gleicher Zeit den Freund, ſich wiederum der Erzählung zuzuwenden: „Ich habe dich ja immer beim Dramatiſchen feſthalten wollen, du biſt der einzige, der Theater und Poeſie einen könnte; aber wenns nicht geht, dürfen wir uns nicht ewig mit Intentionen tragen, wir müſſen dem zur Hand ſein, was der Tag giebt und erheiſcht.“ Doch Ludwig überzeugte ſich raſch, daß die Novellen, die er ſeinen dramatiſchen Entwürfen und Bruchſtücken abgewinnen konnte (er begann wirklich, Agnes Bernauer wie er ſie ſchaute, in erzählende Form zu gießen), nicht einmal das ärmliche Bedürfnis des Augenblicks decken würden, und mußte ſich eingeſtehen, daß ihm für die moderne Erzählung das Detail des gewöhnlichen Lebens ganz fremd, bis zum Lächerlichen fremd geworden ſei. Selbſt Auerbach mußte ſich, als er 1863 den ſchon erwähnten mehrtägigen Pfingſtbeſuch in Dresden und bei Otto Ludwig abſtattete, überzeugen, daß es nutzlos ſei, den ſchwer Leidenden zum Arbeiten in ſeinem Sinne, unmittelbar für die Buchdruckerpreſſe, aufzuſtacheln. „Wenn ich Ludwig reden höre," meldete er ſeinem Vetter, dem Frankfurter Rabbiner, „meine ich, er müßte das diktierend zu einer Arbeit zuſammenbringen können, und doch kann er nicht, und wenn ich ihn drängte und weiter drängen will, halte ich bald wieder inne und lenke ein, ich meine, ich ſehe die Schmerzenszüge ſeiner Seele, die ſolche Zumutung doppelt ſchwer empfindet." (Berthold Auerbachs Briefe an Jakob Auerbach, Bd. I, S. 264)

Wohl hatte angeſichts dieſer Lage Auerbach mit dem Stoßſeufzer recht: „Was iſt Leben? Es iſt der Frühling ſo hell, und da liegt der herrliche Freund, und hat das herrlichſte Empfinden in ſich, und kann es nicht artikuliren," aber auch der kranke Dichter war im Recht, wenn er, wie die Dinge einmal lagen, den Reſt ſeiner Kraft und die ſchmerzfreien Tage, auf die er noch hoffte, nur mehr für ſeine dramatiſchen Pläne einſetzen wollte. So oft es ihm gelang, den Ring der Reflexion zu ſprengen, den ſein Shakeſpeareſtudium beengend, ja manchmal preſſend um ihn legte, ſo oft waren es dramatiſche Handlungen und dramatiſche Geſtalten, die er vor Augen ſchaute, und denen er in ſtummer Freude am erſtehenden Leben folgte, bis die Bilder wie die Geſtalten ihm wieder entſchwanden und ihm nur Hoffnung auf ihre Rückkehr ließen. Auch die wenigen äußern Eindrücke, die noch in ſein ſtilles Krankenzimmer drangen, ſchloſſen meiſt eine Mahnung in ſich, daß ſein Talent dem darniederliegenden deutſchen Drama großes verheißen habe. Die letzte Freundſchaft, die Ludwig gegen den Ausgang ſeines Lebens hin ſchloß, war die mit Joſef Lewinsky, einem der Darſteller, die es ganz begriffen haben, daß die große Schauſpielkunſt nur im engſten Bunde mit der ſchöpferiſchen Dichtung gedeiht, und deſſen enthuſiaſtiſche Bewunderung Ludwigs nicht ſporadiſch müßig, ſondern unabläſſig und werkthätig war. Wenn ihm Lewinsky im Winter 1862 nach einer Neuaufführung der „Makkabäer“ im Wiener Hofburgtheater meldete: „Mein teuerſter Freund! Soeben komme ich aus dem Theater, und trunken von der Schönheit des heutigen Abends, erhoben von dem ungeheuern Eindruck, welchen die „Makkabäer“ auf die gedrängte Menge der Zuſchauer hervorgerufen, kann ich in der Freude meines vollen Herzens es nicht über mich gewinnen, davon zu ſchweigen. Und ſo ſage ich Ihnen denn, daß Ihr Werk heute das Haus bis an den Giebel füllte, und die Menſchen halb in der Luft ſchwebend Ihr großes Wort vernahmen und durch das ganze Stück hindurch mit einem wahren Enthuſiasmus erfüllt waren, und der rieſenhafte fünfte Akt der weihevollen Stimmung die Krone aufſetzte. Ach, warum kann ich Sie und Ihre liebe Frau an ſolchen Abenden nicht herzaubern“ (Lewinsky an Otto Ludwig, Wien, 21. Dezember 1862), wachten bei Ludwig die ſehnſüchtigen Wünſche nach freiem Schaffen wieder auf. Und wenn der warmherzige Künſtler die ſchönen Kinder des Freundes grüßen und ihnen ſagen ließ, „ſie mögen Gott täglich bitten, daß er ihrem Vater Kraft und Geſundheit gebe zu ihrem Heile und zum Heile des ganzen deutſchen Vaterlandes; ich bitte meinen Gott oft darum“ (Wien, am 10. Februar 1863), ſo wallte wohl in Ludwigs Seele ein Hoffen auf, daß er Kraft auch ohne Geſundheit an den Tag legen könnte, und er ließ dann im Geiſte die Reihe ſeiner ältern und neuern dramatiſchen Pläne an ſich vorüberziehen, die keineswegs in den verſtaubten Planheften endgiltig begraben waren, ſondern von Zeit zu Zeit auferſtanden.

An die Ausführung gewiſſer Entwürfe aus der Zeit vor den „Makkabäern“ dachte Ludwig jetzt wohl nicht mehr, „Jud Süß“ oder „Der Jakobsſtab,“ „Armin“

und „Der Sandwirt Hofer“ lagen hinter ihm. Aber die beiden am weiteſten vorgerückten ſeiner unvollendeten Tragödien „Agnes Bernauer“ und „Marino Falieri“ traten immer aufs neue wieder in ſeine Phantaſie; an den beiden gewaltigen und vielleicht eigentümlichſten Plänen zum „Albrecht von Waldſtein“ und zur „Maria Stuart“ (König Darnleys Tod) konnte er niemals aufhören zu ſchaffen, und ihre Geſtalten beunruhigten ſelbſt Ludwigs Träume. Dazu hatten ſich in den erſten ſechziger Jahren die gleichfalls mit Herzblut getränkten, in der raſtloſen Phantaſie des Dichters vielmals wiedergebornen, in der reflektierenden Erwägung immer wieder umgebildeten Schauſpielpläne „Die Freunde von Imola“ und „Camiola“ („Die Kaufmannstochter von Meſſina“) geſellt.

Im Jahre 1862 war in Eisfeld der alte langjährige Vertraute Ludwigs, L. Ambrunn, geſtorben. In dankbarer Anhänglichkeit hatte Ludwig, dem das Briefſchreiben bis zuletzt ein Opfer war, dem Alten fortgeſetzt über ſeine Erlebniſſe und Pläne berichtet, ja mit rührender Sorgfalt ſelbſt deſſen kleinſtädtiſchen Neuigkeitsdurſt befriedigt und ihm zum Beiſpiel längere Beſchreibungen des Dresdner Schillerfeſtes von 1859 oder der feierlichen Beſtattung Ernſt Rietſchels im Februar 1861 gemacht. Auch noch unmittelbar vor dem Tode des alten Freundes, als ihm der Sohn Ludwig Ambrunns, Chriſtian Ambrunn, vom Zuſtande ſeines Vaters Meldung machte und ihn fragte, ob er mit dieſem noch etwas in ſeinen Vermögensangelegenheiten zu ordnen hätte, antwortete Ludwig (Dresden, 20. Febr. 1862) nur: „Wir wollen uns über ihm vergeſſen und wünſchen, daß er ſchmerzlos und ohne Kämpfe vollends verlöſche. Um dazu mein Scherflein, ſo wenig es iſt, beizutragen, ſchließe ich einen Brief ein, der an ihn gerichtet iſt und keinen andern Zweck hat, als dazu zu helfen, daß unſer guter Papa in heitern Gedanken entſchlummere. — Allerdings habe ich noch keine Rechnung von ihm über die Verwaltung meines Vermögens, welche ihm bis zum Verkauf meines Gartens überlaſſen war. Ich möchte aber nicht, daß er durch ein derartiges Verlangen über die wahre Natur ſeines Unwohlſeins aufgeklärt würde und in ſeinem ſtill allmählichen Übergange geſtört.“ So liebevoll und mild beſorgt um das Befinden aller andern, ihm Naheſtehenden, blieb Ludwig auch in ſeinen ſchweren Leidensjahren. Immer wieder erhob er ſich um der Seinigen willen über die Mutloſigkeit, die im Gefolge ſeiner Krankheit eintrat, und nur dem verſchwiegnen Papier der Shakeſpeareſtudien vertraute er Ausſprüche wie „Eigentlich wohl iſt der Mangel an Selbſtvertrauen der Hauptgrund, warum ich nichts vor mich bringe. Dieſer Mangel iſt der Begleiter meines chroniſchen Übels.“ (Shakeſpeareſtudien, Bd. IV der Handſchrift, Seite 57)

Es kann zu nichts frommen, die Einzelheiten des Ganges ſeiner Krankheit aufzuzählen. Der kümmerlichen Geneſung folgte faſt regelmäßig der ſchwerere Rückfall. Er blieb bemüht, die beſorgt teilnehmenden Freunde über die augenblickliche Lage zu beruhigen, wie er denn an Lewinsky ſchrieb: „Meine Übel ſind einzeln genommen alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur ſchmerzhaft und ſelten pauſierend, ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, ſondern eine Schar Bremſen hetzt, die immer wieder von einer andern Schar abgelöſt wird. So, ſtets abſorbiert und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, ſchmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, ſondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere.“

In trübem Gegenſatz zu dieſen Beſchwichtigungsworten, aus denen gleichwohl ein tiefes ſeeliſches Leid herausklingt, ſtehen einzelne Aufzeichnungen der letzten

„Hauskalender" des Dichters. Am 1. Februar 1863 ſchrieb er, daß er „auf Stühlen liegen müſſe," am 12. des gleichen Monats, daß er nunmehr das Liegen auf dem Sofa ertragen könne, am 12. September: „Um dieſe Zeit bin ich zum erſtenmale wieder aufgetreten, die erſten Tage einen Gang um den Tiſch gethan, von zwei Stöcken und meiner Frau gehalten, weil ich das Gleichgewicht zu finden noch nicht vermochte." Aber auch dies Wiederauftreten ſollte nur wenige Monate währen, mit dem Eintritt des Jahres 1864 trat die letzte Periode ſeiner Krankheit ein, in der er das Lager nicht mehr verlaſſen konnte — das Leiden war durch die unabläſſigen Wiederholungen bedenklich und gefährlich geworden. Jetzt erſchien der ſchöne ſtattliche Mann als die Leidensgeſtalt, deren ſich die Beſucher der letzten Jahre erinnern. Auerbach fand ſchon 1863: „Der großartige Kopf iſt noch ganz wie ehedem, das volle lange Haar, die Löwenmähne, an den Füßen aber ſieht es aus, wie wenn man Hoſen über zwei Stöcke zöge." Heydrich ſchilderte die prachtvoll gewölbte, nunmehr tief durchfurchte Stirn, das dunkle bis zuletzt volle Haar, die milden, treuherzigen Augen des echten Rembrandtkopfes, „die der hinfälligen edeln Geſtalt etwas unbeſchreiblich Hoheitsvolles und Verklärtes" gaben, Rektor Klee ſagte: „Sein Kopf ſieht immer aus, als ob er jedes Gedankens an Schwachheit und Kleinheit ſpotte." Wie echt und typiſch der Ausdruck des tragiſchen Dichters in dieſem Kopfe vorherrſchte, davon ſollte mir im Frühling 1890 auf einer Reiſe in Italien die wunderſamſte Offenbarung zu teil werden. Als ich mit meiner Frau durch die Säle des Nationalmuſeums (Museo borbonico) in Neapel ging, fiel mir plötzlich eine Büſte in die Augen. Indem ich den Blick meiner Frau nach ihr lenkte und ſie fragte: „Wer iſt das, oder wer ſcheint das zu ſein?" gab ſie mir ohne Beſinnen zurück:

Otto Ludwig! Als wir nun erſt den Katalog befragten, erwies ſich, daß wir eine Euripidesbüſte vor uns hatten!

Daß es immer einſamer um den Kranken wurde, ſchloß nicht aus, daß er ſich nach wie vor, ſo oft es der Arzt nur geſtattete, des geiſtig lebendigen Verkehrs mit den bewährten Freunden erfreute. Die Abgeſchiedenheit Ludwigs vom Leben der Welt und ſelbſt vom Leben der Stadt, in der er weilte, hinderte es nicht, daß ihm von allen Wiſſenden und Klarſehenden eine tiefe Bedeutung für das Geſamtleben zuerkannt wurde. Die bloße Exiſtenz eines Dichters von ſeiner innern Macht und ſeiner künſtleriſchen Anſchauung blieb ein Zeugnis dafür, daß der deutſchen Litteratur trotz verhängnisvoller und ungünſtiger Zeitumſtände weder das künſtleriſche Gewiſſen noch die Kraft ſelbſtändigen Geiſteslebens völlig abhanden gekommen ſei. Die Umſtände fügten es außerdem, daß der kranke Dichter auch für Dresden einer der letzten Vertreter des glücklichen und unvergeßlichen Aufſchwungs der vierziger und fünfziger Jahre geworden war. 1859 hatten Berthold Auerbach und Bendemann, 1861 hatte Gutzkow Dresden verlaſſen, 1861 war Ernſt Rietſchel geſtorben; es ging mit dem kurzen Glanze der Tage König Friedrichs Auguſts immer raſcher zu Ende, und Otto Ludwig war in ſeiner ſchlichten Hoheit eine der lebenden Erinnerungen an dieſe ſchönen und verheißungsvollen Zeiten. So lange ſein lebendiges Wort zu den ernſtern Naturen ſprach, die ihn in ſeiner Einſamkeit aufſuchten, wirkte er auch auf ſeine unmittelbare Umgebung.

Auch ein Wohnungswechſel blieb ihm in der letzten Zeit nicht erſpart; im Oktober 1864 ſiedelte er nach der Pillnitzerſtraße 27 f, vor dem Schlage, über. Damals war es, wo er eine Kiſte voll größtenteils älterer Handſchriften, nachdem er ſie flüchtig durchgeſehen hatte, von den Seinigen verbrennen ließ. Auf Heydrichs Fürbitte für die Erhaltung dieſer Handſchriften erwiderte er, ein Wort wiederholend, das er ſchon oft gegen ſeine Gattin gebraucht hatte: „Die Seelen aus meinen Dramenplänen ſtehen nachts an meinem Bett und fordern ihr Leben von mir. Dem muß ich ein Ende machen. Ich bin zu krank, ich kann den Seelen ihren Leib nicht mehr ſchaffen.“

In der neuen Wohnung erneuerte ſich das alte Leben wie das alte Leiden, körperlich zum Tode erſchöpft, aber geiſtig ſtark rang er gegen die Wogen, die über ihm zuſammenſchlagen wollten. Ohne Trotz und ohne Bitterkeit, noch immer bereit, am innern Leben, am beſſern Glück der andern reinen und wackern Anteil zu nehmen! Ludwig Richter ſchreibt in ſeinem Tagebuche von 1865: „Heydrich, obwohl unwohl, holt mich zur Klamm ab und erzählt mir eine hübſche Äußerung Otto Ludwigs über mein Holzſchnittblatt „Johannisfeſt,“ an dem er ſeine beſondre Freude hatte. Ja, der alte Burſche mit der Roſe auf der Mütze, der ſich über die Kinder freut und in ſeiner wackligen Figur doch noch ſeine Amtswürde zeigt, das iſt die hohe Einfalt der Natur.“ (Lebenserinnerungen eines deutſchen Malers, Fünfte Aufl., 1890. Bd. 2, S. 139) Und Heydrich ſelbſt fügt der Erzählung von dieſem Vorgang in ſeiner biographiſchen Skizze in den „Nachlaßſchriften“ (Bd. 1, S. 113) hinzu: „Das iſt noch einer, ſo ſprach er zu mir, der den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden kann. Nach ihm wirds keiner mehr ſo können. Sieh da, und mit knöchernem Finger zeigte er auf das Johannisfeſtbild des Meiſters — nie ein Strich zu viel, nie einer zu wenig. Das iſt die echte Beſcheidenheit in der Kunſt.“

Die Äußerung Ludwigs wurde an ſeinem letzten Geburtstage, im Februar 1865, zwölf Tage vor dem Tode des Dichters gethan. Als er ſie that, war er nicht nur wieder bei ſeinen Shakeſpeareſtudien, deren letzte Blätter er der treuen Gattin diktierte, ſondern ein wunderſames freundlich-feindliches Geſchick hatte ihm einen letzten Aufſchwung ſeines poetiſchen Genius gegönnt. In den letzten Monaten ſeines irdiſchen Lebens geſtaltete er den Plan einer neuen großen Tragödie „Tiberius Gracchus“ und vollendete den wunderbar ſchönen und ergreifenden erſten Akt dieſes Werkes, der weihevoll wie der Torſo einer mächtigen Statue zu Häupten des Sarkophags eines geſchiedenen Bildners ſteht und als unvergängliches Zeugnis für das letzte edle Ringen des Dichters erſcheint. Todesahnung, Todeswehmut in goldenſter Faſſung zittert durch die Verſe:

Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege ſtand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von ſchönern Tagen;
So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schweſtern eben noch geflüſtert,
Das niemand fallen ſieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin ſcheid ich mit der Sonne!

Wie eine Verkündigung des eignen „klaglos heiligen“ Endes haucht es uns aus der Rede Tibers an. Am 25. Februar 1865 ſchloß der Dulder, der bis zuletzt ein Dichter im höchſten Sinne des Wortes geblieben war, die Augen. Am 28. Februar morgens ward er auf dem Trinitatisfriedhof der Altſtadt Dresden beſtattet. An ſeinem Grabe vereinten ſich ſeine Freunde und Verehrer aus allen Lebenskreiſen Dresdens, Guſtav Freytag und Berthold Auerbach waren von Leipzig und Berlin herbeigeeilt, dem geſchiednen Freunde die letzte Ehre zu erweiſen. Ed. Duboc und Heydrich ſprachen Gedichte zu ſeinem Gedächtnis; alle Teilnehmer dieſer Totenfeier fühlten in dem Ernſt jener Wintermorgenſtunde, wie viel dem Toten, den man hinabſenkte, das Leben ſchuldig geblieben ſei.

Die treuen Freunde Ludwigs, vor allen Joſef Lewinsky, Guſtav Freytag, Max Jordan, Eduard

Duboc und andere blieben auch der Familie, was ſie dem Dichter geweſen waren, ſtanden der tiefgebeugten Wittwe als teilnehmende und treue Berater zur Seite.

Die Hinterlaſſenen Ludwigs waren ſpäter auf die beſcheidnen Erträge der vereinzelten Wiederaufführungen ſeiner Dramen „Der Erbförſter" und „Die Makkabäer", auf die geringen Einnahmen der erſten Ausgabe der „Geſammelten Werke" 1870, der Shakeſpeareſtudien 1872 und auf eine mäßige Penſion der deutſchen Schillerſtiftung, die berechtigſte, die die Schillerſtiftung jemals verliehen hat, angewieſen. Seine Wittwe Frau Emilie Ludwig und ſeine Tochter Cordelia, die das muſikaliſche Talent des Vaters geerbt hatte, aber leider ſchon in den erſten Jahren ihrer mit Eifer und Erfolg betriebnen muſikaliſchen Studien dieſen in Folge einer Überanſtrengung bald nicht mehr in dem Maße obliegen konnte, wie dies zu künſtleriſcher Entwicklung erforderlich geweſen wäre, leben dem Andenken des Gatten und Vaters in Dresden, an der Stätte, an der Otto Ludwig die Jahre ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit und ſeiner Erfolge verbracht hatte. Ludwigs beide Söhne Otto und Reinhold führte ihr Geſchick im Gegenſatz zu dem Vater, deſſen Leben bei weltgroßem Blick und weltweiter Phantaſie in räumlicher Enge verlief, in transatlantiſche Fernen. Otto Ludwig, der ältere Sohn, der ſchon als Kind einen unbeſiegbaren Trieb in die Ferne zeigte und nur auf Wunſch ſeiner Mutter das Gymnaſium abſolvierte, konnte in ſpätern Jahren dem innern Drange nicht länger widerſtehen und ſiedelte, nachdem er ſich vorübergehend in Portugal aufgehalten hatte, nach Porto Alegre in Braſilien (Rio Grande do Sul) über, woſelbſt er in dem erſten dortigen Handelshauſe eine ſeinen Neigungen und Talenten entſprechende Stellung einnimmt; der jüngere, Reinhold Ludwig, der auf der Univerſität Leipzig die Rechte ſtudiert und das juriſtiſche Examen wohl beſtanden hatte, wandte ſich gleichfalls nach der Hauptſtadt der halbdeutſchen Provinz Rio Grande do Sul. Reinhold Ludwig legte dort, als der erſte Deutſche, die Prüfungen der braſilianiſchen Rechtsgelehrten ab und entfaltete als hochgeachteter Rechtsanwalt, als energiſcher Verfechter der deutſchen Intereſſen in der „v. Koſeritz deutſchen Zeitung", desgleichen als Deputirter zum braſilianiſchen Congreß eine große juriſtiſche und politiſche Wirkſamkeit. So wunderbar von denen des Vaters verſchiedne Wege die Söhne einſchlugen, ſo ſcheint doch ein Teil der reichen Talente des Vaters auf ſie übergegangen zu ſein; in den publiziſtiſchen Arbeiten Dr. Reinhold Ludwigs lebt etwas von der Kraft und der Schärfe des Stils, die des Vaters Proſa auszeichnet; ſeine eigne muſikaliſche Begabung bewährte er in der Kompoſition einer Meſſe, die in Porto Alegre aufgeführt wurde, wie er es ſich auch kräftig angelegen ſein ließ als Bahnbrecher der klaſſiſchen Muſik in ſeiner neuen Heimat zu wirken.

Im Jahre 1866 errichtete zunächſt Otto Ludwigs kleine Vaterſtadt Eisfeld am ehemals Ottoſchen Hauſe in Eisfeld eine Gedächtnistafel mit der Inſchrift: „Otto Ludwig von hier, geb. den 12. Februar 1813, geſtorben 25. Februar 1865, verlebte an dieſer Stätte ſeine Jugendjahre. Gewidmet von deſſen Vaterſtadt." Neuerlich ließ der kunſtſinnige Landesherr ſeines Geburtslandes, Herzog Georg von Sachſen-Meiningen, eine Büſte des Dichters in den Anlagen des Parks zu Meiningen aufſtellen. Das eigentliche Denkmal blieben und bleiben die Werke des Dichters. Der erſten Ausgabe „Otto Ludwigs geſammelte Werke mit einer Einleitung von Guſtav Freytag" (4 Bände, Berlin, 1869—1870) folgten die „Nachlaßſchriften Otto Ludwigs" herausgegeben von Moritz Heydrich (2 Bände, Leipzig, 1874). Umfaſſender, vollſtändiger als dieſe

Ausgaben verſucht die vom Verfaſſer dieſes Lebensbildes in Gemeinſchaft mit Erich Schmidt herausgegebene neue Ausgabe von „Otto Ludwigs Geſammelten Schriften“, der dies Lebensbild vorangeſtellt iſt, dem Dichter ein litterariſches Gedächtnismal zu errichten, das lebendig von der Größe ſeines Talents wie ſeiner Perſönlichkeit zeugt. Denn von dem Dichter, der aus der innerſten Wahrheit ſeines geſamten Lebens und Schaffens heraus ſeinem Freunde Lewinsky in der Scheideſtunde ſagen durfte: „Sein Sie ſtets bedacht, in Ihrer künſtleriſchen Anſchauung von der Natur auszugehen. Die Natur iſt ſo namenlos reich in jeder Beziehung, und in ihren Ideen ſo einfach; wir müſſen nur lernen, dieſe Einfachheit zu erkennen und die in ihr liegende Schönheit zu ſehen,“ wird das tiefſinnige Wort Fichtes vom großen Schriftſteller für und für gelten „Unabhängig von der Wandelbarkeit ſpricht ſein Buchſtabe in allen Zeitaltern an alle Menſchen, welche dieſen Buchſtaben zu beleben vermögen, und begeiſtert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage.“

⁂

Berichtigung

Der Titel der Seite 113 erwähnten in Herloßſohns „Komet“ für 1840 abgedruckten Novelle Ludwigs lautete dort nicht: „Die Emanzipation der Dienſtboten“ wie angegeben ſteht, ſondern: „Das Hausgeſinde.“

Gedichte

Einleitung

Otto Ludwigs lyriſche Gedichte ſind bei ſeinem Leben nicht geſammelt, und nur wenige von ihnen ſind in Zeitſchriften und in dem von Fr. Hofmann in Hildburghauſen herausgegebenen „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ überhaupt gedruckt worden. Gleichwohl erſtrecken ſich poetiſche Verſuche und lyriſche Lebensäußerungen des Dichters von ſeinen erſten Jünglingstagen bis ungefähr zu der Zeit, wo er mit dem Trauerſpiel „Der Erbförſter“ vor eine größere Öffentlichkeit trat. In einer großen Anzahl von Heften und zum Teil auch in einzelnen Blättern ſind dieſe einem Vierteljahrhundert entſtammenden Zeugniſſe der lyriſchen Begabung und der lyriſchen Stimmungen Otto Ludwigs erhalten. Der Eigenart des Dichters und ſeinem Entwicklungsgange entſprechend, war der lyriſche Drang und die Luſt an lyriſchen Formen bei Ludwig in der Zeit der Unſelbſtändigkeit, der Nachempfindung poetiſcher Lektüre am ſtärkſten, und aus der Zeit der letzten zwanziger und erſten dreißiger Jahre ſind eine Menge von Gedichten vorhanden, die der Dichter ſelbſt ſpäterhin als völlig unreife und wertloſe Jugenderzeugniſſe beiſeite ſchob, und die lediglich nach der biographiſchen Seite hin als Belege für die raſche und vielſeitige Empfänglichkeit des poetiſchen Jünglings, als Studien zur jeweiligen Bildung des Autodidakten ein gewiſſes Intereſſe darbieten. Dieſe Art Gedichte erſtreckt ſich noch über Jahre, in denen daneben die Ader eigenſter Empfindung, eigenſter Naturanſchauung, einer tief aus dem perſönlichen Leben quellenden Luſt oder Schwermut ſchon durchſchlägt, und Gedichte entſtehen, in denen das muſikaliſche Naturell des Dichters hie und da den Naturlaut des echteſten Volksliedes traf, und die, weil ihm Wort und Ton zu gleicher Zeit klangen, mit dem ganzen Zauber natürlicher Sprachmuſik ergreifen. Die Anlehnungen an Schiller und Goethe, Tieck, Rückert und Uhland, die noch ſtattfanden, galten Ludwig jetzt vielleicht nur als Übungen; mit der Textdichtung ſeiner erſten Liederſpiele und Opern ward auch ſeine Lyrik freier. Bis ums Jahr 1840 währte die Zeit, wo in fortgeſetzter Folge und auch ohne beſondre, wenigſtens ohne erkennbare Anläſſe faſt allmonatlich einige lyriſche Gedichte entſtanden, wo ſich den lyriſchen Gedichten im engern Sinne Balladen und Romanzen, mancherlei Anſätze und Anfänge größerer erzählender Gedichte anreihten. So finden ſich in Ludwigs Nachlaß teils in beſondern Heften, teils zwiſchen lyriſchen Gedichten Bruchſtücke einer poetiſchen Bearbeitung der Edda im Balladenton, die weitausgeführten, wenn auch nur in einigen Romanzen formell ausgereiften Anfänge eines auf hundert Romanzen berechneten „Kaiſer Octavianus.“ Ein Teil dieſer Gedichte wurde von Ludwig, je nach ſeiner fortſchreitenden innern Entwicklung, wiederholter Umarbeitung unterzogen. Denn ſo ſehr er nach ſeiner ganzen zunächſt Selbſtgenügen und die innerliche Beglückung des Träumens und Schaffens verlangenden Natur mit dem Schritt in die Öffentlichkeit zögerte, ſo blieb von jener früheſten Zeit an, wo er ſeines Vaters kleine Sammlung Gedichte im Verein mit eignen Dichtungen neu herauszugeben beabſichtigte, bis um die Mitte der vierziger Jahre der Wunſch in ihm lebendig, in der großen Schar der deutſchen Lyriker ſeine Stelle zu finden.

Seit 1841, ſeit dem Beginn ſeiner dramatiſchen Schöpfungen im engern Sinne, fing die bis dahin ſo ergiebige lyriſche Ader Otto Ludwigs zu ſtocken an, und von vereinzelten bedeutenden Gedichten der Spätzeit abgeſehen, in denen er einer tiefen und unwiderſtehlichen Empfindung Ausdruck gab, ſpringt ſie nur noch zweimal voll auf: in den „Buſchliedern“ der Jahre 1844 und 1845, den entzückend ſchönen Zeugniſſen einer Herzensneigung und beglückten Liebe, und in den „Politiſchen Gedichten,“ die in den Jahren 1845 bis 1848 entſtanden und es lebendig bekunden, wie warm und leidenſchaftlich der Dichter mit ſeinem Volke empfand, wie er die tiefſte Sehnſucht der Beſten nach der endlichen Einheit und Größe des Geſamtvaterlandes teilte. Auch von dieſen Gedichten kam unſers Wiſſens nichts in die Öffentlichkeit; doch wäre es immerhin möglich, daß in vergeßnen Flugblättern und Zeitſchriften jener Bewegungsjahre ſich eines und das andre von ihnen mit dem Namen des Dichters oder ohne ihn fände. Nach der Aufführung des „Erbförſters“ und der Überſiedlung nach Dresden dachte Ludwig vollends nicht mehr an die in verſtaubten Heften begrabnen lyriſchen Gedichte, und die zahlreicher an ihn ergehenden Aufforderungen zu poetiſchen Beiſteuern für lyriſche Sammelwerke blieben meiſt unbeantwortet, immer mit der einen Ausnahme des Hildburghäuſer „Weihnachtsbaums,“ an den ihn heimatliche Erinnerungen knüpften.

Als nach Ludwigs frühem Tode eine Geſamtausgabe ſeiner Werke geplant wurde, richtete man natürlich ſein Augenmerk auch auf den umfangreichen lyriſchen Nachlaß des Dichters. Warum ſchließlich in dem zweiten Bande der „Geſammelten Werke“ (Berliner Ausgabe von 1870) doch nur acht dieſer Gedichte („Der böſe Fleck,“ „Der Städlerin Wunſch,“ „Lied des Mädchens,“ „Das Lied von der Bernauerin,“ „Roſen und Lilien,“ „Julius und Hannchen,“ „Der Oſtermorgen,“ „Zu ſtille Liebe“) Aufnahme fanden, iſt dem Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung nicht recht klar geworden. Denn auch wenn man gemeint haben ſollte, daß die Lyrik Ludwigs gegenüber ſeiner dramatiſchen und erzählenden Kraft und ihren mächtigen Zeugniſſen nur leicht ins Gewicht falle, und wenn man beabſichtigt hätte, nur die tiefſten, die eigentümlichſten und ſchönſten Gedichte Ludwigs in beſchränkteſter Zahl mitteilen zu müſſen, ſo würden doch ſicher an Stelle der Hälfte dieſer acht Gedichte ganz andre für die engſte und ſtrengſte Auswahl in Frage gekommen ſein. Gewiß hat Ludwig, wie faſt alle Dichter ſeines Gepräges, geringern Wert auf die ſprachliche Vollendung, auf Reinheit des Reimes und ähnliche Vorzüge als auf den Einklang von Stimmung und Ton, die lebendigſte Anſchaulichkeit des poetiſchen Bildes, den ſchlichteſten Ausdruck für die Fülle des Inhalts gelegt. Und gewiß bedurfte es bei ihm der guten Stunde, um den reinſten und fortreißendſten Fluß des Verſes mit der Macht oder der Innigkeit ſeines Gedankens und ſeiner Empfindung zu verbinden. Ein Verskünſtler war er nicht, wollte er nicht ſein; die Stärke ſeines poetiſchen Naturells, die Innigkeit und Tiefe ſeines Empfindens ließen ihm gleichwohl Gedichte von höchſter Vollendung gelingen und ſprechen aus andern, formell minder vollkommenen mit der rührenden Unwiderſtehlichkeit aller unmittelbar poetiſchen Natur zu uns. Bei dem Verhältnis ſeiner Lyrik zu ſeiner Entwicklung und angeſichts der Thatſache, daß er ſich zur Zeit ſeiner dichteriſchen Reife nur noch ſelten zu lyriſchen Lebensäußerungen geſtimmt fühlte, konnte gleichwohl aus der Maſſe ſeiner lyriſchen Manuſkripte nur ein kleiner Teil zur Veröffentlichung ausgewählt werden.

Der Herausgeber war hierbei nicht gänzlich auf ſeinen eignen Geſchmack und ſein eignes Empfinden verwieſen. Zu verſchiednen Zeiten hatte Otto Ludwig in ſeinen Jugendgedichten blätternd und daraus auswählend Verzeichniſſe der nach ſeiner eignen Meinung beſten Gedichte entworfen, freilich nicht ohne dieſe Verzeichniſſe wieder durch kritiſche Bemerkungen, wie „ſehr zu ändern“ oder „noch umzuarbeiten,“ zu verengern. Ein ſolches Verzeichnis findet ſich namentlich hinter dem Manuſkripte der „Gedichte von Otto Ludwig, 1839 im Winter begonnen.“ „Zum Teil noch in Eisfeld gemacht, ſind ſie in Leipzig in dieſes Buch geſammelt worden.“ Eine andre ſpätere Auswahl fand ſich durch ein auf Briefblätter von Ludwigs eigner Hand geſchriebnes Manuſkript „Einige Lieder und andre kleine Gedichte“ betitelt, das für den Zweck der Veröffentlichung, und zwar Ausgang der vierziger Jahre geſammelt zu ſein ſcheint. Da die hier getroffne Auswahl einige der zu den „Buſchliedern“ und den ſpätern politiſchen Gedichten gehörige Dichtungen mit umfaßt und ſicher die ſpäteſte Faſſung enthält, die Ludwig einer Anzahl ſeiner Gedichte gegeben hat, ſo konnten nicht nur beinahe alle in dieſer Niederſchrift enthaltnen Gedichte in unſre Auswahl aufgenommen werden, ſondern ſie wurde auch als der letzte Wille des Dichters in Bezug auf die mehrfach umgearbeiteten und in verſchiednen Faſſungen vorhandnen Gedichte angeſehen. — Mit alledem blieb weder die Pflicht erſpart, auch die ältern Gedichthefte und die von Ludwig bei keiner Auswahl berückſichtigten Lieder und Romanzen wiederholt durchzuprüfen, wobei ſich denn in der That einzelne Gedichte fanden, die kein an der innern Entwicklung und Eigenart unſers Dichters wahrhaft Anteilnehmender gern gemißt haben würde, noch konnte die von Ludwig ſelbſt in frühern Jahren getroffene Auswahl unbedingt maßgebend für die Aufnahme ſein. Denn die Frage blieb immer, was Otto Ludwig ſelbſt in einer ſpätern Zeit ſeiner gewaltigen Entwicklung gefordert haben würde. Er würde nach meiner Überzeugung und der ſeiner Familie kaum etwas dawider zu erinnern gefunden haben, daß einzelne Proben ſeines Jugendempfindens und des naiv unfertigen und doch oft ſo ergreifenden Ausdrucks dieſes Empfindens mitgeteilt werden, er würde einverſtanden geweſen ſein, daß die zu unbewußter Vollendung gediehenen lyriſchen Zeugniſſe ſeiner ſpäteren Jahre, von denen einzelne zu den koſtbarſten Perlen neuerer deutſcher Lyrik überhaupt gezählt werden müſſen, nicht ferner verborgen bleiben. Aber er würde ſich mit der ganzen Energie und Strenge ſeiner tiefen und ſchlichten Natur gegen die zur Zeit vielbeliebte wahl- und kritikloſe Veröffentlichung alles Unreifen, Unfertigen, von ihm ſelbſt nur als Studie Betrachteten erhoben haben, das ſich in ſeiner Handſchrift erhalten hat.

❧

Des Dichters Vermächtnis

Der Oſtermorgen

Der Oſtermorgen lächelt,
Ein Bräutgam, in die Welt;
Er ſteigt von Duft gefächelt
Aus ſeinem blauen Zelt.

Und rings herum das Schweigen;
Der Wald, er ſteht ſo ſtill,
Kein Blümchen ſich verneigen,
Kein Läubchen rauſchen will.

Im fernen Kirchlein ſinget
Die fromme Chriſtenſchar,
Hier von den Steinen klinget
Ein Echo wunderbar.

Als wenn aus Bergestiefen
Das Singen quöll hervor,
Als wenn die Felſen riefen:
Er lebt, er lebt! im Chor.

Er lebt! er lebt! — da lauſchen
Die Blümlein, beugen ſich,
Da bücket ſich mit Rauſchen
Der Wald ſo feierlich.

Und mächtger klingts und wieder:
Er lebt! er lebt! vom Stein;
Mir rinnt ein Schauer nieder
Am innerſten Gebein.

Und denk — und muß mich beugen —,
Was dort geſchrieben iſt:
Die Steine werden zeugen,
Wenn mich der Menſch vergißt!

Der Menſch und das Leben

Menſch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuſchter
Tantalus.

Vor dir der Hoffnung
Gaſtliche Schatten,
Saftige Trauben;
Ach und, Lechzender,
Streckſt du die Hände,
Fliehet der Schein.

Hinter dir, Armer,
Der Erinnerung
Goldener Traum —
Dürſteſt du kehren!
Doch blutig vorwärts
Hetzt dich das Leben.

Ach, was vorüber,
Bannt dir kein Zauber –
Und zum Vergangnen
Führt keine Bahn!

Ach und die Sonne
Senkrecht die Spitzen
Bohrt in den Scheitel;
Blutig die Steine
Netzet der Fuß.

Wimmerſt zum Himmel:
Rettet, o Götter!
Wimmerſt umſonſt.
Himmliſchen Nektar
Schlürfen die Seligen,
Hören dich nicht.

Mächtige Stimme
Schicket das Unglück,
Aber des Glückes
Ohren ſind taub.
Stete Sonne
Härtet den Boden:
Suche nicht Hilfe
Bei Glücklichen.

Seitwärts lachen
Kinderumſpielte,
Weinlaubumkränzte
Freundliche Hütten,
Winken dem Müden
Offene Arme,
Ladet den Hungernden
Gaſtlicher Rauch.

O laß mich weilen,
Laß mich, o Leben,
Zürnender Treiber,
Ruhen nur laß mich,
Kurze Erquickung nur
Gönne dem Müden!

Aber der kalte,
Finſtere Treiber
Kennt nicht Erbarmen,
Hetzt ihn vorüber,
Den Weinenden.

Menſch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuſchter
Tantalus!

◆

Reines Herz

Selig, dem
Die Götter geben
Ein reines, edles Herz.
Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
Was er berührt, mit Wonne zu durchſchwellen.
Die enge Hütte dehnt ſich zum Olymp,
Wohin er ſeine Bruſt voll Götter bringt.
Nur dem iſt arm das Leben,
Der es mit armen Augen ſieht.

Ihm ſchmilzt der Dinge Frühling
Unter der gierigen Hand.
Drum, gütige Götter, erhaltet
Ihm, dem Glücklichen, dem ihr ſie gabt,
Die ſelige Gabe, erhaltet ihm
Im Buſen das reine, edle Herz.

⁂

Zu ſtille Liebe

Zwei liebten ſich und wollten ſichs nicht ſagen,
Und küßten ſich auf eines Kindes Munde,
Und ſahen ſich nur in des Kindes Augen,
Und ſprachen ſich nur durch den Mund des Kindes.
Da ſtarb das Kind. Nun konnten ſie nicht küſſen,
Nicht mehr ſich ſehn und auch nicht mehr ſich ſprechen;
Da haben ſie ſich ganz in ſich gezogen,
Und immer fremder ſind ſie ſich geworden
Und haben immer heißer ſich geliebet,
Nach Kuß und Blick geſehnt und ſüßer Rede,
Und ſind am End vor Sehnſucht gar geſtorben.

⁂

Des Kranken Ungeduld

Auf den Winden möcht ich reiten,
Fahren auf der Wolke Rücken;
O wie zög ich mit Entzücken
Durch die fernen blauen Weiten! —

Wie beengen dieſe Räume,
Dieſe Hügel, dieſe Berge!
Wirbeln möcht ich mit der Lerche
Hoch im Blauen meine Träume.

O wie eng, wie blaß die Nähe!
Wer die weite goldne Ferne,
Wer die weiten goldnen Sterne
Unter ſeinen Füßen ſähe!

Nicht am Bücherſtaub mehr kleben
Und in früherem Ermatten
Schatten werden unter Schatten,
Will nicht dichten mehr, will leben!

Aus dem vollſten Becher praſſen,
In des Lebens Tiefſtem wühlen,
Wills mit jeder Nerve fühlen,
Wills mit jeder Muskel faſſen!

In die Kräfte überfließen,
Die des Weltalls Lieder dichten —
Im Erſchaffen, im Vernichten
Jede Wolluſt durchgenießen.

Jetzt um ſeine Scheitel weben,
Glitzernd in der Sterne Blinken
Aus dem blauen Becher trinken,
Drin die goldnen Tropfen ſchweben.

Nun durch ſeine Schluchten keuchen,
Durch die tiefen Adern pochen,
Gährendes Verderben kochen
In den feuerſchwangern Bäuchen.

Nun als Silberbächlein rieſeln
Durch das blumenreiche Bette,
Mit den Fiſchlein um die Wette
Über Wurzeln, über Kieſeln;

Rauſchen bis zur Schattengrotte,
Dort der Nymphe nackt Erbangen
Liebgewältigend umfangen
Mit des Haines üppgem Gotte.

Mit den Wolken ziehn zuſammen,
Durch die grauen, tropfenvollen
Mit den dumpfen Donnern rollen,
Mit den roten Blitzen flammen;

Aus der Wolk' geborſtner Schwere
Mit dem Regen eilbefliſſen,
Mit den Bächen fortgeriſſen,
Mit den Strömen zu dem Meere;

Feſtgepackt des Schiffes Rippen,
Umgewirbelt ohne Raſten,
Und die Decken und die Maſten
Wurfzerſchmettert an den Klippen;

Hoch im brüllenden Getümmel
Aufgeſchäumt mit weißen Kämmen
Schwarz den Fuß im Grunde ſtemmen,
Kraus die Scheitel an den Himmel;

In den Jammerſchrei der Armen
Jubelnd mit den Winden blaſen,
Mit den Trümmern ſchleudernd raſen,
Hohngelächter — kein Erbarmen!

Ziehen mit der Glocke Tönen
Dann vom rotbeglänzten Turme;
Kämpfen jetzt im Nervenſturme,
Dann in Thränen ſich verſöhnen!

Mit den Lüften möcht ich fahren,
Möcht ich mit den morgenhellen,
Pilgerſtörche zu Geſellen
Und der Wanderſänger Scharen.

In der Nachtigallen Werben
Süß auf Sehnſuchtwellen fluten,
Wie ein Seufzer hinzubluten,
Wie ein Lächeln hinzuſterben!

Nun, ein Hauch, den Hirten fächeln,
Klagen wehn durch ſeine Flöte,
Bis ihm Liebesmorgenröte
Bricht aus ſeiner Hirtin Lächeln.

Dann, umkrächzt von Kauz und Eulen,
Mit des wilden Jägers Grauſen
Durch die dunkeln Wälder brauſen,
Durch die dunkeln Schluchten heulen.

Von des Gletſchers Stirne brüllen —
Kaum ein Zwerg noch, ſchon ein Rieſe —,
Goldne Thalesparadieſe
Eiſig in Vernichtung hüllen.

Segel ſpannen die Gedanken,
Und das Herz regt ſeine Flügel.
O zerreiß, mein Herz, die Zügel,
Spreng, o Sehnſucht, dieſe Schranken.

Wer den Weg ins Freie fände
Aus des Lebens banger Enge!
Schwelle, Herz, mein Herz, und ſprenge
Dieſes Buſens Kerkerwände!

◆

Todesahnung

Hörſt du wohl im grünen Dunkel
Durch des Bornes leiſen Fall
Wunderbares Tongefunkel?
Hörſt du wohl die Nachtigall?
Trauernd klang und bang das Tönen,
Süß erſterbend durch die Nacht,
Wie der letzte Sang von Schwänen,
Eignem Tode dargebracht.

Ha — jetzt hebt ſichs im Entzücken
Und es flutet himmelan;
Ach es ſchwindelt meinen Blicken
Vor der wunderbaren Bahn.
Töne funkeln, Töne ſprühen,
Schimmernd wogt die ſüße Flut,
Helles Lebens-Liebesglühen!
Dunkler, tiefer Todesmut!

Beides faßt ſich im Entzücken,
Faßt ſich an in höchſter Luſt;
Solche Wonne muß erſticken
Kleine Nachtigallenbruſt.
Lieber, laß uns eilend gehen
Unter Blumen, unter Duft
Kann ich hören jenes Flehen,
Das ſo ſüß zum Tode ruft. —

„Freund, du ſchwärmſt! Aus grünem Dunkel
Hör ich keine Nachtigall;
Still nur in des Monds Gefunkel
Rauſcht des fernen Bornes Fall.“ —
Ja ich ſchwärme! Nicht das Singen,
Nein mich ruft das eigne Herz.
Auf der Düfte leichten Schwingen
Zog er ein, der ſüße Schmerz.

Sieh die Roſen, wie ſie glühen,
Still ſich beugen lieber Luſt,
Doch aus lebensrotem Blühen
Strömt ein bleicher Nelkenduft. —
„Freund, du ſchwärmſt, du machſt mir bange,
Roſen duften hier allein —
Bleich und bleicher deine Wange,
In dem Auge welcher Schein!“ —

Ja ich ſchwärme! Nicht die Blume
Duftet ſo, es iſt mein Herz.
In dem tiefſten Heiligtume
Quillt und wogt der ſüße Schmerz.
Halte mich in deinen Armen,
Lehne mich an deine Bruſt;
In dem wehmutfrohen, warmen
Herzen woget Todesluſt.

Leg mich hin ins ſtille Dunkel —
Durch des Bornes leiſen Fall,
Stark und ſtärker das Gefunkel,
Hebt ſich neu die Nachtigall.
Sieh, ſie ſchwindet hoch im Blauen,
Stiller, bleicher Nelkenduft,
Nächtig Wogen — lichtes Grauen —
Still — es iſt der Tod, der ruft!

⁂

Der Kranke

Wer ſtehet noch an meinem öden Lager?
Kenn ich die zwei Geſtalten,
Die eine hell wie der Tag uns glänzend,
Die andere wie ſtille Nacht? Wer biſt du?

Die eine Geſtalt

Leben nennen mich jubelnd meine Kinder.
Sieh auf den Bergen die ſchimmernden Lichter,
Herabgefloſſen aus dem Meere von Strahlen,
Das der glänzenden Bogen Blau umwogt.
Sieh die hüpfenden Kähne mit roſigen Wimpeln;
Flügel geb ich dir, darein zu tauchen —
Soll dirs Morgenrot ſein?

Die andre Geſtalt

Oder Abendrot?
Sieh, jetzt dunkelt es mählich. Die Lichter verglühn.
In einen fließen all die Schatten zuſammen.
Stiller wirds.
Hoch herauf am Himmel ziehen die Sterne,
Und mit ihnen erhebt ſich dein innerer Himmel;
Im wunderbaren Wehen der Abendglocken
Erwacht dein inneres Saitenſpiel.

Der Kranke

Mann mit der bleichen Wange — wie nenn ich dich?

Die andre Geſtalt

Nenne mich erfüllte Sehnſucht,
Nenne mich den Ruf deiner Lieben,

Nenne mich die ſtille Abendfeier
Vor der Ruhe der Nacht.
Nenne mich das ſtille Erbleichen der Sterne,
Eh hervortritt ein ſchönerer Tag
Menſchen nennen mich: den Tod!

Der Kranke

Sei mir willkommen! —

◆

Jugendlieder

Alte Liebe

(Volkslied aus dem Singſpiel: Die Köhlerin)

Ein reicher Wechsler kam heran,
Ums Töchterlein zu freien;
Kind, nimm ihn; das iſt wohlgethan
Und wird dich nimmer reuen.
Und Schreine voll von Linnenzeug,
Wie Schnee ſo weiß, wie Seide weich,
Und blank Gerät wie Sonn und Stern
Schaun Mädchenaugen gern —

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und roſtet nicht.

Drauf kam ein Graf mit Band und Stern
Und klopfte an das Thürchen.
Die Mutter ſprach: Den goldnen Herrn
Den laß mir nicht vom Schnürchen.
„Was hilft mir Glanz und hoher Stand;
Nicht hängt das Glück am Prachtgewand;
Wohl freut die Mädchen Schmuck und Tanz
Und goldner Feſtesglanz“ —

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und roſtet nicht.

Die ſeinen Freier läßt du gehn
Und hängſt dich an den Jungen?
Er iſt nicht reich und iſt nicht ſchön,
Weiß Gott, wies ihm gelungen!
„Vereint getragne Luſt und Schmerz,
Die binden feſte Herz an Herz;
Wir haben vereint geweint und gelacht
Manch lieben Tag und manche Nacht.“ —

Chor

Und wenn nichts dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Die alte treue Liebe,
Die welkt und roſtet nicht.

◆

Liebe

(Die erſte Strophe aus einem Volksliede)

O wie iſts möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann,
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir.
Du haſt das Herze mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein andern lieb,
Als dich allein.

Wie doch nur iſts geſchehn,
Daß ich nur dich mag ſehn,
Wie nach dem Sonnenlicht
Blumen ſich drehn.
Nur der Gedank allein,
Daß du nicht mehr wärſt mein —
Ach! auf der Welt kein Tod
Bringt dieſe Pein.

Noch verging keine Nacht,
Die ich nicht durchgewacht,
Die ich mit Schmerzen nicht
Dein nur gedacht.
Ach, vielleicht ſcherzeſt du,
Ach, vielleicht herzeſt du,
Während mich Tag und Nacht
Meidet die Ruh.

Könntſt du mich laſſen doch,
Brechen den Schwur ſo hoch —
Bis ich vor Kummer ſtürb,
Liebt ich dich noch.
Lieben iſt das allein,
Wenn ich will elend ſein,
Iſt alles Lebensglück,
Herzlieb, nur dein!

Der Unzufriedene

(1830)

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen;
Erſt machen ſie mich toll,
Dann heißts, ich fange Grillen.

Und wie ich keinen braucht,
Da kamen ſie in Haufen;
Und nun ich ſie gern hätt,
Sind ſie davongelaufen.

Und wie ich nichts verlangt,
Da brachten ſie zu eſſen;
Und nun ich hungrig bin,
Nun haben ſies vergeſſen.

Und als ich war geſund,
Da wollten ſie mich retten;
Nun ich erkranket bin,
Ziehn ſie mich aus den Betten.

Und als ich nicht geliebt,
Da wollten ſie mich entflammen;
Und nun ich liebe jetzt,
Nun wollen ſie es verdammen.

Und wir verſtanden uns nicht,
Da ließen ſie uns beieinander;
Und wie wir uns wollten verſtehn,
Da mußten wir auseinander.

Und als ich mich gehen ließ,
Da lobten ſie meine Sachen;
Und nun ich mir Mühe geb,
Kann ich nichts recht mehr machen.

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen.
Ei tauſendſapperment,
Und ſagt noch, ich fang Grillen!

◆

Hüttchen im Odenwald

Ein Hüttchen ſteht im Odenwald,
Von Tannen tief verſteckt —
Laß ruhn, laß ruhn, wie biſt du bald,
Mein armes Herz, geweckt.

Am Hüttchen ſteht ein Eſpenbaum,
Der zittert immerdar;
Du haſt, mein Herz, den ſchönſten Traum
Geträumt ſeit manchem Jahr.

Es ſtürzt ein Bach mit voller Macht
Hinab den Tannengrund;
In Thränen hab ich zugebracht
Um dich wie manche Stund!

Es biegen ſich die Zweiglein lind
Herunter und hinauf.
Sei ſtill! ſei ſtill, du lieber Wind,
Weck mir mein Herz nicht auf.

Und wecken ſoll mirs niemand nicht,
Soll ſchlafen immerfort,
Bis daß ſie ſelber freundlich ſpricht:
Wach auf! mit ſüßem Wort.

Das ſchwarze Haar, das Kränzlein drauf,
Wie iſt dirs nah und weit!
Und ſpricht ſie nicht: Mein Herz, wach auf!
So ſchlaf in Ewigkeit.

Die Tannen rauſchen: Faſſe Mut
Und ſei mit Klagen ſtill;
Und iſt ſie dir ja lieb und gut,
Sie kann nicht, wie ſie will.

Es floß ſo mild ein ſtiller Schein
Um uns die ganze Nacht;
Das Lämpchen wars, wobei ſie dein
Mit Schmerzen hat gedacht.

Lied an den Mond

(1833)

Biſt du wieder aufgeblüht,
Blum in Himmelsräumen?
Fülle, fülle mein Gemüt
Ganz mit deinen Träumen.

Flüſternd wiegt der Weſte Wehn
Blum an Blum geneiget;
Allen däuchts noch eins ſo ſchön,
Wenn dein Strahl ſich zeiget.

Breitſt du deine Silberglut
Über Thal und Hügel,
Spieleſt auf der ſtillen Flut
Wie mit Schwanenflügel.

Alles wähn ich dann zu ſehn,
Was das Herz mir ſtillte;
Und was edel iſt, was ſchön,
Strahlt aus deinem Bilde.

Biſt der Unſchuld ſtiller Gang,
Biſt die lichte Wahrheit,
Unberührt von wildem Drang
Schöner Seelen Klarheit.

Biſt der Mutterliebe Hauch,
Der das Kindlein fächelt,
Biſt der Liebe ſelig Aug,
Das durch Thränen lächelt.

Biſt das ſtille Dulderherz,
Das zur Marter gehet
Und im unverdienten Schmerz
Für den Mörder flehet;

Aus des Troſtes Silberborn,
Dem der Schmerz entweichet,
Biſt ein vollgeſchenktes Horn,
Das ein Engel reichet.

Walteſt als die Engelswacht
Über Finſterniſſen,
Warneſt vor der böſen Macht
Schlummernde Gewiſſen;

Biſt ein Träger hilfbereit,
Ohne Weil und Klagen,
Hilfſt dem Armen Druck und Leid,
Glück dem Frohen tragen.

Und vergeſſen manchen Tag
Bleibſt du ſtets der Alte,
Trägſt es nie uns feindlich nach,
Zeigſt uns keine Falte.

Laß mich ziehn ſo gleich und rein
All durch Glück und Leiden
Und, ſoll es geſchieden ſein,
Schön, wie du, mich ſcheiden.

Zöllner, Sünder

Ging ich durch das alte Thor,
Sah zum Fenſter nüber,
Sah ich einen Roſenflor,
Ein Geſichtchen drüber,
Ein Geſichtchen, roſger rot
Als die roten Roſen.
Meinem Herzen that es not,
Mit dem Kind zu koſen.
Rede kam und eilte fort
Stets mit ſchnellen Füßen,
Faſt zum heißen Liebeswort
Kams vom leiſen Grüßen.
Zöllner, Sünder ſtehn allzeit
In der Schrift beiſammen,
Streben hier zu meinem Leid
Wiederum zuſammen.
Ja, dies Schauen her und hin
Iſt ein Liebeszünder;
An der ſchönen Zöllnerin
Würd ich gern zum Sünder.

Drei Mägdlein

Drei Mägdelein ſaßen
Auf blumigem Raſen.

Die Erſte

Und hätt ich ein Lieb,
Ich wär wie ein Dieb,

Und thät er mir wandern,
So ſäh ich nach andern
Und lachte dazu.
So thät ich. Wie du?

Die Zweite

Und wär ich ſo reich,
Ich zög ihn mir gleich,
Ich maulte und ſchmollte;
Müßte thun, was ich wollte,
Sonſt hätt er nicht Ruh.
So thät ich! Wie du?

Die Dritte

O hätt ich die Luſt,
Nur ſein mir bewußt!
Und wär er mir gut,
Ich gäb ihm mein Blut.
Und dächt er mein nimmer,
Doch wär ich ſein immer;
Je mehr mich betrübte,
Je mehr ich ihn liebte.

Der Städterin Wunſch

Ein Pfarrermädchen möcht ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt gar ein glücklich Kind.

So voll, und doch ſo ſchlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein,
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl ſchöner ſein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die ſtehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann ſie ſpazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Paſtorskind zu ſehn.

Da ſtrömt der nieverſiegte Born
Der Schmeichelei alsbald;
Sie aber lauſcht nur auf das Horn,
Das fernher klingt vom Wald.

Der junge Jäger bläſt ſo hell,
Er bläſt ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde ſchnell —
Meint ihr, daß ſie ihn ſieht?

Er bückt ſich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel doch iſt Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt gar ein glücklich Kind!

⁂

Beſcheid

Das Röslein entzückt —
Ich ſoll mich dir ſchenken?
Doch welkt es gepflückt —
Ich will mirs bedenken.
Wie luſtig der Schmaus —
Ich ſollte dich minnen?
Die Reu bleibt nicht aus —
Ich will mich beſinnen.
Die Schwalbe bringt Poſt —
Ich ſoll deinetwegen —?
Oft harrt noch ein Froſt —
Ich wills überlegen.
Begonnen im Scherz —
Ich ſolls mit dir treiben?
Oft endets in Schmerz —
Ich wills laſſen bleiben.

* * *

Frühlingstrunkenheit

Ich gehe umher in Träumen,
Ich weiß nicht, wie mir iſt.
Dies Beben — dies Verlangen —
Der Lenz hat mich geküßt!

Ich bin ein kleines Vöglein,
Das hoch herunter ſieht
Auf Wald und Strom und Berge
Und ſingt ein trillernd Lied.

Ich bin die ſchwanke Woge,
Die fern an Felſen ſchlägt:
Ich bin die kleine Roſe,
Die ſie am Buſen trägt:

Ich zieh mit Silberſchwänen
Die Kreiſe durch den See,
Und in mir ſingt wie Schwäne
Sehnſüchtig Luſt und Weh!

Es wehn mir Mädchenlocken
Und Küſſe um den Mund:
Ihr blauen, ſchwarzen Augen
Macht krank mich oder geſund.

Das iſt ein ſeltſam Treiben
Und wunderbar Elend.
Bedeutets Liebesanfang?
Bedeutets Liebesend?

Ich bin nicht froh, nicht traurig,
Geſund nicht und nicht krank.
Ich habe wohl getrunken
Von einem Zaubertrank?

Der Lenz hat einen Becher,
Geformt aus blauer Luft,
Gefüllt mit Lieb und Liedern
Und Blum und Waldesduft:

Und hat mich aufgehoben
Mit ſeiner weichen Hand
Weit über alle Berge
Bis an des Bechers Rand.

Den hab ich ausgetrunken
Bis auf den tiefſten Grund;
Dann hat er mich geküſſet
Mit ſeinem roten Mund.

Dann warf er mich kopfüber
In all die Blumen hin;
Da iſts denn wohl kein Wunder,
Wenn ich nicht bei mir bin.

Ja ich bin frühlingstrunken,
Der Lenz hat mich geküßt,
Drum irr ich ſinnend und träumend
Und weiß nicht, wie mir iſt.

Klage

O Lindenbaum, du treuer,
Wie deine Blätter rauſchen,
Du alter, ewig neuer,
Wie deine Blätter rauſchen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! iſt wie der Wind!

So hat ſie mir geſchmeichelt,
Wie deine Blätter rauſchen,
So hat ſie mich geſtreichelt,
Wie deine Blätter rauſchen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! iſt wie der Wind!

Dann ſchmeichelte ſie andern,
Wie deine Blätter rauſchen;
Ja Wind und Untreu wandern,
Wie deine Blätter rauſchen.

Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde;
Ich blieb wie du, o Linde —
Sie — ach! iſt wie der Wind!

◆

Alternative

Geſtern ruht ich an der Quelle,
Lauſchte ihrem Murmellauf,
Sieh, da ſtieg aus klarer Welle
Leis ein reizend Weib herauf.

Mit den Lippen wie Korallen,
Mit der Augen tiefem Blau,
Kaum bedeckt von Schleiers Wallen
Nahte mir die holde Frau.

Und ſie ſprach: Sei mir ergeben —
Nein, du willſt, du kannſt nicht fliehn —,
Wie das Bächlein ſoll dein Leben
Froh durch goldne Auen ziehn.

Komm mit mir zu ſüßen Scherzen
In des Fluſſes klaren Grund;
Weckteſt in der Bruſt die Schmerzen,
Mach mich, Jüngling, nun geſund.

Und den zarten, liebewarmen
Spitzte ſie, den roten Mund —
Doch ich ließ ſie ohn Erbarmen,
Ließ ſie krank und liebeswund!

Nimm mich ſchnell in deine Arme,
Sichre dein beneidet Gut,
Mädchen, oder ich erbarme
Mich der Schönen in der Flut!

Bei dem Lächeln leis und flüchtig
Deines Schelmenangeſichts!
Biſt du gar nicht eiferſüchtig?
Kind, ich ſtehe dir für nichts!

Der Beſuch

Ich lag vom Schmerzenstriebe
Verſtört im tiefſten Sinn —
So iſt die Hoffnung der Liebe,
So iſt denn alles hin!

Da hört ich leiſe ſagen
Und hörte leiſen Gruß.
Die Augen aufzuſchlagen,
Selbſt das war mir Verdruß.

Da ſprach die leiſe Stimme:
Denk an dein Liebchen rein!
Da kam erſt recht der grimme
Schmerz in mein Herz hinein.

Ich ſprach: Mein holdes Leben,
Mein einzges, liebt mich nicht;
Das hat den Schmerz mir geben,
Das iſt, was mir gebricht.

Begann die Stimme zu weinen
Und ſprach: Ich liebe dich,
Ja mehr als all die Meinen,
Viel mehr, viel mehr als mich!

Du haſt es nicht geſehen?
Und haſt es nicht gedacht?
Iſt ja auch mir geſchehen,
Hat mir viel Leid gebracht!

Da blickt ich ſtaunend um mich
Und ſah des Liebchens Aug,
Wie Himmelsbläue freundlich,
Trank ihren ſüßen Hauch.

Sie neigt' ihr roſig Köpfchen
Und weint' vor Schmerz und Luſt.
Es ſpielten die blonden Zöpfchen
Um Wange mir und Bruſt.

Wie plötzlich war verſchwunden
All feindliches Geſchick —
Ja trüg ich Todeswunden,
Mich heilte ſolch ein Blick.

* * *

Winterlieder

1

Ha! wie rennts und eilts da draußen;
Leutchen, übereilt euch nicht;
Gebt ihr Flügel Nacht und Grauſen,
Gebt ihr Flügel auch dem Licht.

Wollt ihr Frühlingsduft genießen,
Dürſt den Winter ihr nicht ſcheun;
Spränget wohl mit ſchnellen Füßen
Gern aus Lenz in Lenz hinein?

Dürre bringt die ſtete Sonne,
Stetes Glück macht ſtumpf die Bruſt;
Aus dem Schmerz nur keimt die Wonne,
Aus der Qual nur blüht die Luſt.

Ha! das rennt und keucht und ſchaudert,
Rennt und keucht im Sturme fort;
Wer ein Stündchen ſonſt geplaudert,
Grüßt ſich kaum mit halbem Wort.

Und ſo eilt der Menſch ja immer
Auf der Sehnſucht Fittich hin,
Haſcht nach ferner Blumen Schimmer,
Sieht nicht, die am Wege blühn.

Iſt das Leben euch ſo lang,
Iſt das Leben euch ſo leicht?
Wartet, bis nach kurzem Gang
Müd zum fernen Ziel ihr ſchleicht.

2

War in der Kirche, ſuchte Ruh,
Doch keine konnt ich finden.
Mein Sinn war tot, mein Herz war zu,
Stak tief in meinen Sünden.

Wohl ging ich unerbaut heraus,
Die Seele voller Wehen,
Da hört ich ſingen im kleinen Haus;
Andächtig blieb ich ſtehen.

Am Fenſter ſtand ein junges Weib,
Ihr weinend Kind im Arme.
„Ich ſing und ſag dir Zeitvertreib,
Laß, Knäblein, mir vom Harme.

„Da oben iſt es immer Mai
Und blühen Silberbäume,
Da glühts und funkelts immer neu,
Wie Chriſtusmettenträume.

„Schau auf, mein Kind, zur Dämmerhöh
Und lächl' und ſei zufrieden;
Die weißen Flocken, der leichte Schnee,
Das ſind die ſilbern' Blüten.

„Und manche tänzelt auf dem Wind
Zur kalten Erde nieder;
Sie wirft ein ſchönes Engelskind
Herab für ſeine Brüder."

Sie ſangs und ſchwieg. Ich eilte heim,
War ſelbſt ſo kinderfröhlich;
So macht mich oft ein armer Reim
Aus armem Munde ſelig.

Wiegenlied

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſts ſo kalt,
Dräut dir feindliche Gewalt.
Liebe ſuchſt du, findeſt Schmerzen,
Bleibſt allein mit deinem Herzen.
Ruhſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſts Nacht,
Iſt kein Sternlein mehr, das wacht.
Irrtum ſchleicht auf dunkeln Wegen,
Und das Herz kommt ihm entgegen.
Spielſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſts ſo ſtill;
Kein Vöglein ſingen will.
Hoffnungstod, getäuſchtes Sehnen
Hat zur Sprache nur die Thränen.
Hoffſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſts ſo tot,
Die Liebe iſt verloht.
Läſſeſt dich von Schmeichelblicken,
Herz, mein liebes Herz, berücken.
Trauſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Aus dem Märchen „Libuſſa"

1. Lidas Lied

Wellenmurmeln
Tönt herüber,
Waldesrauſchen
Klingt hinüber.
Weiße Streifen
In dem Grünen —
Sind es wohl noch
Die Undinen?
Plätſchernd, blinkend
Von Gewändern,
Kühlung trinkend,
Neckend, winkend
Mit den Bändern,
Sinds die Silber-
Garbenbinder
Und die frohen
Quellenkinder?

Weh, geflohen
Sind ſie alle,
Und mit traurig
Leiſerm Falle
Murmelt trüb der
Öde Bach
Den Geflohnen
Klage nach.
Nicht mehr weben
Im Geſträuche,
Nicht mehr ſchweben
Um die Eiche
Scherzesreiche
Haineswächter,

Nicht mehr nicken,
Nicht mehr blicken
Durch die Zweige
Lockenweiche
Elfentöchter.

Weh! geflohen
Sind ſie alle —
Und mit ſchaurig
Bangem Halle
Ächzt der Forſt
Ein Sehnſuchtsach
Den geflohnen
Schützern nach!

2. Flirnas Geſang

Und ſo zieh ich immer weiter,
Weiter über Thal und Höhn,
Immer trüb, ach! nie mehr heiter,
Um die Ruh iſt mirs geſchehn.

Ach, nicht Tag, nicht Sterngeflimmer
Schwichtigt dieſes Ungemach,
Jeder neuen Sonne Schimmer
Ruft den alten Schmerz nur wach.

Weh! nicht weiß ich, was beginnen,
Weh! nicht weiß ich, was ich will —
Still und tot iſt alles Sinnen,
Nur die Sehnſucht nimmer ſtill!

Über der Gedanken Trümmer
Schwillt ſie hin, der Wünſche Flut,
Ach, es mahnt der kleinſte Schimmer
Schmerzhaft an verlornes Gut.

Die des Lebens Glück geflohen,
Alles flieht dich, was du haſt,
Denn die Welt gehört dem Frohen,
Und du biſt ein trüber Gaſt.

Dir umſonſt vom Feſtesglänzen
Winkt zur Luſt ein froh Geſicht —
Wankſt vorbei an ihren Tänzen,
Deine Wange färbt ſich nicht!

Wankſt vorbei den Reihentänzen,
Suchſt die Fern' im matten Lauf.
An den längſt verwelkten Kränzen
Blüht dir keine Blume auf.

Eine Blume noch zu finden
Hofft ich — ach, ich hofft es nur,
Denn umſonſt auf Höhn und Gründen
Such ich des Entflohnen Spur!

⁂

Beſcheid

(1881)

Sag mir, ſo ſprach die Spröde,
Was das für Blumen ſind
Hier an dem kleinen Fenſter?
Und ſag es mir geſchwind.

Das haſt du nicht erraten?
Und rätſt doch ſonſt ſo ſchnell.
Es iſt der kalte Winter,
Ein gar verliebter Geſell.

Und wie vorbei er ſauſet
Mit jähem Windesflug,
Schreibt er an alle Fenſter
Des Liebchens Namenszug.

Die langen eiſgen Zapfen
Sind Feder ihm und Stift;
Könnt ich ſie nur entziffern,
Die bunt verſchlungne Schrift!

Es packt mich tief im Herzen
Der Eiferſucht Gewalt;
Du biſts, du biſt ſein Schätzchen!
Was wärſt du ſonſt ſo kalt!

⁂

Des Herzens Winterſchlaf

Wie biſt du doch ſo eigen,
Du wunderliches Herz;
Willſt dich zur Erde neigen,
Begraben dich in Schmerz;
Und willſt ſo ganz verblaſſen
Und dich ertöten gar,
Weil dich ein Herz verlaſſen,
Das nie das deine war?

„Der Schmerz will ſeine Rechte,
Daß er zufrieden ſei,
Sonſt laſſen ſeine Mächte
Dich nimmer wieder frei;
Willſt du dem Schmerz entrinnen,
Er hängt an deinem Schritt,
Trägſt in dein froh Beginnen
Selbſt den Verderber mit.

Laß nur den Jammer toben,
Leer ihn bis auf den Grund.
Den Arzt wirſt du noch loben,
Biſt du nur erſt geſund.
Er iſt die Winterdecke,
Die ſtill die Erde trägt,
Daß, bis der Lenz ihn wecke,
Der Keim ſich lebend regt.

Vertraue nur der Sonne,
Sie kommt zu ihrer Zeit;
Dann ſchmilzt in Frühlingswonne
Das ſtarre Winterkleid.
Mit ſeinem Finger rühret
Der neue Lenz dich an,
Zu ſchönern Freuden führet
Dich neu die neue Bahn."

So ſpinne deine Fäden
Denn, trübe Phantaſei,
Trink dich in deinen Nöten
Denn ſatt, Melancholei.
Doch weile, liebe Sonne,
O weile nicht ſo lang,
Weck bald zu neuer Wonne
Mich wieder, neuer Drang.

Vermiſchte Gedichte

Zerknirſchung

Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben?
Sprengt keine Kraft dies dumpfe Kerkerband?
Muß ewig ich an dieſer Scholle kleben,
Das Lichte ahnend, doch in Nacht gebannt?
So nimm mir, Allmacht, dieſes Sehnſuchtsbeben,
Mach mir zur Heimat dieſes irdſche Land —
Laß mich, wie ſonſt ich Himmelslicht begehrte,
Mit Luſt mich klammern — Erde an die Erde!

Ihm, der durch Dunkel irrt zum dunkeln Grabe,
Ihm nimm den unerquicklich fernen Schein,
Das Licht iſt kein Geſchenk ihm, keine Gabe —
Schufſt Erde mich, laß ganz mich Erde ſein.
Gieb mir des engen, dumpfen Sinnes Labe,
Laß irdiſch leiden mich — mich irdiſch freun;
Laß ſchweigen jene wunderbaren Töne,
Daß ich mit meinen Feſſeln mich verſöhne!

Laß ſchweigen die verheißungsvollen Lieder,
Erfüllſt du ſie dem Schwergetäuſchten nicht.
Ja hoffend blähten ſie mein ſchwach Gefieder,
Aufſtreben wollt aus Nächten ich zum Licht;
Da zog mich lichtgeträumten Staub hernieder
Des tiefen Loſes ſchmerzliches Gewicht!
Schufſt Söhne du — nicht furchtgedrückte Knechte,
So gieb mir Erdenſinn für Erdennächte.

Tod im Berufe

Wo iſt die ſchöne Ros im Gartenland?
Sie iſt an eigner Glut verbrannt.
Die Nachtigall mit ihrer Klänge Luſt?
Ihr eigner Ton zerbrach die kleine Bruſt.
Der Silberquell mit ſeinen Schwänen?
Ertrank in ſeinen eignen Thränen.
Der Sänger mit empfindſamem Gemüte?
Er ſtarb an ſeinem eignen Liede.

◆

Frühlingsahnung

Auf, ihr zarten, ſtill verſchämten Blicke,
Schneeige Glöckchen, quellt hervor;
Läutet ein mein junges Frühlingsglücke;
Sagt mir, daß ich nichts verlor.

Draußen webt der Winter noch im Haine,
Spielt der Sturm mit leichter Flocken Fall,
Doch wer Frühling trägt im Herzen reine,
Frühling iſt ihm überall!

Zieht der Winter ein zu allen Thoren,
Bleibt ein Sommerblümchen nur zurück,
Aus dem einen wieder wird geboren
Alles Sommerglück.

Kehret auch nur eins der Vöglein wieder
In die ödverwaiſte Bruſt,
Zwar den Frühling trägt es nicht hernieder,
Doch die volle Frühlingsluſt.

◆

Abendopfer

(1889)

Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
Freundlich ſchau zum neuen Heiligtume
Aus den dämmerblauen Fernen.
Sieh, ein Heiligtum hab ich bereitet;
Blumen drein gepflanzt und Himmelslichte.
Alles! alles werde mir zu nichte,
Wenn mir nur dein Auge blauet.
Sag mir, wie ich deine Gunſt erlange?
Iſt zum Opfer gnug ein freudlos Leben?
Könnt ich dir ein herrlich reiches geben,
Ach wie wär auch das geringe!
Freudig wollt ichs opfern dir und bringen,
Lächelſt freundlich mir du, Göttin, nieder;
Nur um deine Gunſt und deine Lieder,
Hätt ich Götterkräfte, würd ich ringen!
Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
Freundlich ſchau zum neuen Heiligtume
Aus den dämmerblauen Fernen.

Liebesruf

Tauch herauf, du Feenauge,
Tief und klar wie Himmelsſchein;
Nur aus deinem Anblick ſauge
Ich den Troſt in herber Pein.

Warum biſt du ſchnell verſchwunden,
Da mein erſter Blick dich ſah;
Ach, dein Herz war meinem wunden,
Deinem Mund mein Mund ſo nah!

Tauch herauf, du Lockenfülle,
Tauch herauf, du weiße Bruſt:
Wirf ſie ab, die kalte Hülle,
Gieb für Lieb mir Liebesluſt.

Lieb iſts, was die Vöglein ſingen,
Liebe lacht am Himmelszelt;
Dir nur mag im Buſen klingen
Nicht die lichte Zauberwelt?

Liebend laben ſich die Höhen
Hell im lautern Mondenlicht,
Lieb iſts, was die Lüfte wehen,
Dich allein, dich lockt ſie nicht?

Iſt kein Ton, der aus dem kalten,
Tiefen Wogenſitz dich ruft?
Ach, und dieſem Drangeswalten
Iſt zu kalt die laue Luft!

◆

Des Knaben Lied

Freundliche Stille,
Sanfte Ruh
Schließen das müde
Auge mir zu.

Zitternde Blätter
Singen mich ein,
Nächtliche Grillen
Schrillen darein.

Eilender Welle
Singender Lauf
Weckt mich beim goldnen
Morgenrot auf.

Grüne mein Lager,
Bläue mein Zelt,
Zweige mein Häuschen,
Thal meine Welt.

Thal meine Erde,
Dort in der Näh
Schlößchen mein Himmel,
Schloß auf der Höh.

⁂

Stimmen der Mahnung

I

Was wird geſchehen? Was vergangen;
Das Alte nur iſts — immer neu.
Haſt eins geſcheut, ans andre dich gehangen —
Und willſt du weiſe ſein, ſei frei.

Willſt frei du ſein, darfſt du dich nicht beengen:
Dein rechter Wille ſei dein Recht;
Und willſt du dich in fremde Formen zwängen,
Machſt du dich ſelbſt zum Knecht.

Den Ängſtlichen beherrſcht der Lauf der Stunden,
Ihn höhnt der nie verbürgte Augenblick;
Hat ers nicht zu bequemer Zeit gefunden,
Iſt ihm das Glück kein Glück.

Wo iſt der Augenblick, für den ihr bürgtet?
Was giebt euch die Zufriedenheit?
Wer von der Zeit nichts hofft, nichts fürchtet,
Der iſt der Herr der Zeit.

Und flieh des Vollgenuſſes Klippen,
Lacht dir die Gunſt des Augenblicks;
Nie darfſt du trinken, darfſt du nippen,
Dann biſt du Herr des Glücks.

Die Hoffnung iſt der Dinge Leben,
Ihr Tod wird der Beſitz dir ſein;
Willſt du empfangen, mußt du geben,
Wem du entſagteſt, das bleibt dein.

2

Was willſt du, thöricht Sehnen in die Ferne
Nach blauem Berg mit lichtem Wolkenzug?
Trägſt doch in dir den Himmel und die Sterne,
Fliegſt aus dir nie im kühnſten Flug.

Das ferne Himmelsblau ruht dir im Buſen,
Die Sonne auch und Grün und Sternenpracht.
Glüht nur in dir der goldne Tag der Muſen,
Sei außen ewig dunkle Nacht.

Und zögſt du auch in jene blaue Ferne,
Nur was du haſt, gewinneſt du.
Der Sehnſucht blinken immer neue Sterne,
Aus tiefer Bruſt nur blüht die Ruh.

Mußt zahlen du, was dich erfreut, mit Klagen —
Das Schickſal iſts, das nie ein Opfer bringt;
Verlierſt du dich, der Täuſchung nachzujagen,
Biſt du ein Thor, der nach Enttäuſchung ringt.

Was du beſaßeſt, nie iſt dirs verſchwunden;
Dein Haſchen iſt ſein Fliehn;
Haſt du, eh du geſucht, nicht ſchon gefunden,
Vergeblich all dein Mühn!

Liebesahnung

(1833)

Du ſeltſam Herz, was pochſt du ſo?
Sprich, Herz, was dir gebricht?
Und biſt du traurig? Biſt du froh?
Du weißt es ſelber nicht.

Jetzt fühl ich mich ein Götterſohn
Voll junger Heldenluſt;
Die Erde iſt mein Siegerthron,
Und Himmel hegt die Bruſt.

Durch alle Adern brauſt es warm
Im mächtigen Siegerlauf.
Nach Sternen ſtreck ich keck den Arm,
Und Sonnen halt ich auf.

Bis zu der fernſten Schöpfungsſpur
Der Welten Macht und Graus
Und alle Schrecken der Natur
Ruf ich zum Kampf heraus.

Zum Kampfe ruf ich jeden Schmerz,
Der mit Verzweiflungshand
Zerfleiſcht das ſtärkſte Menſchenherz,
Und halt ihm lächelnd ſtand.

Und jetzo Thränen in dem Aug?
Was dreht ſo ſchnell den Sinn?
Wie Flocken in des Lenzes Hauch
Schmilzt all die Kraft dahin.

Und plötzlich ſpringt manch alter Klang
Der Kinderzeit hervor;
Manch ſchauerſüßer Märchenſang
Umwebt mein trunken Ohr.

Manch freundliche Erinnerung,
Die lang in Nächten lag,
Hebt ſich mit goldnen Fittichs Schwung
Und winkt mir liebend nach.

Und fremde Reiche öffnen ſich
Und ſtrahlen Duft und Glanz,
Im Zauberreich umgaukelt mich
Tſchinniſtans Feeentanz.

Und doch iſt mirs ſo ſeltſam weh
Im tiefen Herzen drin.
Wie eine ſturmbewegte See,
So wogt und wallt mein Sinn.

Das Herz, vom wachen Traum umſchwirrt,
Bebt auf ſo ahnungsſchwer;
Es ängſtet mich, was kommen wird,
Und wünſch es drum ſo mehr.

Wird heut ein Wunder mir geſchehn,
Das mir die Ruhe nimmt?
Soll ich vielleicht das Mädchen ſehn,
Das Liebe mir beſtimmt?

⁂

Das Volkslied

aus dem „Engel von Augsburg“

(1848)

Es hat ein Knab zwei Mädchen ſchön,
Kathrinchen, die war blond,
Und Elsbeth braun, die muß es ſehn —
Er küßt den roten, roten Mund
Ohne Schmerzen.

Was ſtiehlſt du mir den Liebſten mein;
Und 's fehlt an Knaben nicht?
Du nennſt ihn dein, er iſt nicht dein,
Zu ſchön für dein, für dein Geſicht
Ohne Schmerzen.

Und hab ich nun zwei Augen klar,
Dazu den ſchlanken Leib;
Der feinſte Knab, ſo paßts fürwahr,
Freit um das feinſte, feinſte Weib
Ohne Schmerzen.

Mich hat der Knab zum Lieben fein
Und dich zur Narretei!
Braun Elsbeth zog ein Meſſerlein,
Stach ihr das Herz, das Herz entwei
Ohne Schmerzen.

Da ſprang wohl längs der weißen Brüſt
Ihr roſenfarben Blut.
So geht es, wer zwei Liebchen küßt;
's thut wunder — wunderſelten gut
Ohne Schmerzen.

Das Lied

(1840)

Die Sprach iſt ein Markt;
Liegt alles zuhauf!
Drauf wimmelts und drängts
Zum Tauſche, zum Kauf.

Das Auge verlockt
Der Flitterputz;
Sieht außen wie Gold,
Iſt innen nichts nutz.

Bald hat das Aug
Sich ſatt geſehn,
Dann iſts um den Glanz,
Um den Reiz geſchehn;

Es läßt dem Markt
Den bunten Kauf
Und ſucht in der Au
Die Veilchen auf.

Es ſpinnt ſich der Tand
Von ſelber fort.
Die reichſte Kunſt
Such im ärmſten Wort.

Der wilde Strom
Verzerrt das Bild,
Doch treulich giebts
Das Bächlein mild.

Der Stern ſo gern
In ſtiller Flut,
Im ſtillen Sinn
Der Gott gern ruht.

Das ſchönſte Herz
Iſt ſich ſelbſt nicht bewußt;
Der heiligſte Schmerz
In der ſtillſten Bruſt.

Avancer

Du ſtandſt im goldnen Abendſchein
Verklärt in ſtillem Denken.
Da trat ich ſcheu und blöd herein,
Beſorgend, dich zu kränken.

Ich nahte voll verlegner Not;
Kaum wagt ich aufzublicken.
Du ſtandſt, die Wang umhaucht von Rot —
Ich ſah es mit Entzücken.

So ſtanden wir und ſchwiegen lang
Und wagten nicht zu reden,
Doch endlich wich dem ſüßen Drang
Die Furcht des ſcheuen Blöden.

Ich ſprach zu dir: Nicht bin ich wert
Der Stell zu deinen Füßen,
Und nimmer hätt ich das begehrt,
Wüßt ich, dich möchts verdrießen.

Du nickteſt ſtill und ſetzteſt dich
Und haſts mir nicht verwieſen;
Und nieder warf ich froher mich
Und ſaß zu deinen Füßen.

Da ſaß ich froh und ſah hinauf
Und horchte deinen Worten.
Doch wagte meines Blickes Lauf
Sich nicht zu deines Pforten.

Da ſprach ich: Wär ich doch verwandt
Den Engelein, den ſüßen,
Dann dürft ich dieſe Engelshand,
Die weiße, zarte küſſen.

Da reichteſt freundlich du den Schnee
Zur Lindrung mir hernieder,
Doch heißer noch drang mir das Weh
Der Sehnſucht durch die Glieder.

Drauf klagt ich: Ich verdien es nicht,
Ins Auge dir zu ſchauen —
Du gönnteſt mir das ſüße Licht,
Du holdeſte der Frauen.

Ich ſah hinauf und ſah hinein,
Die Erde war verflogen,
So haſt du mit dem ſüßen Schein
Die Seele mir entſogen.

Ich ſeufzt: O wär ich jenes Band,
Dann könnt ichs wohl erringen —
Ich dürft mit liebend leiſer Hand
Den ſchlanken Bau umſchlingen.

Da hobſt du mich, du ſüßes Weib,
Gerührt von meinem Harme.
Da lag der ſchlanke, zarte Leib
Dem Glücklichen im Arme.

Da hab ich nimmermehr gefragt,
Und, Mund an Mund geſunken,
Was ich zu hoffen nie gewagt,
Des Himmels Luſt getrunken.

◆

An Urania

I

Laß mich bleiben nur und ſchauen!
Bann mich aus des Tages Licht
Hin in höllentnachtet Grauen,
Nur von deinem Antlitz nicht.

Laß mich ſterben, laß mich bluten,
Nimm mein letztes Erdenglück,
Vor der Höll ergrimmten Gluten
Schützt mich doch dein Engelsblick.

Könnt aus deiner Huld ich ſpinnen
Goldne Fäden fein und zart,
Könnt ich draus ein Kleid gewinnen,
Wär ich ſicher und bewahrt.

Hätt ich Rüſtung dann gefunden,
Beßre als vom härtſten Stahl;
Doch von Blicken, liebeswunden,
Trüg ich dann wohl ärgre Qual.

3

Mädchen! hat es Gott geduldet,
Daß du ſchrittſt in ſeine Grenzen,
Dich umgabſt mit Himmelsglänzen,
Nun ſo hat ers ſelbſt verſchuldet,
Wenn ich nicht zu ihm mehr bete.

◆

Der junge Dichter

(1882)

Der Götterhauch! der Sturmesdrang!
Der Ruf zur Meiſterſchaft!
Was fragt er viel? was ſinnt er lang?
Geprüft die junge Kraft!

Dem Brandungsſturm raubt er den Hall,
Dem wüſten Wirbelſchlund;
Des wilden Stromes Donnerfall
Birgt er in ſeinem Mund,

Den Ruf, der Schlachtenreihn entlang
Durch Tod und Leben gellt,
Und ſtürmt ihn aus im Heldenſang,
Selbſt jedes Wort ein Held;

Und tönt ihn aus, den Heldenſinn,
Für Wahrheit und für Recht,
Mit Götz wirft er den Handſchuh hin
Dem weichlichen Geſchlecht.

Und gen die Drachen Liſt und Zwang
Mit Sankt Georg erglüht,
Das Rächeraug blitzt ſein Geſang,
Das Feuerſchwert ſein Lied.

Mit Waſa zieht er, ſein Geſell,
Den Steig gefahrumringt;
Den Bogen ſpannt er mit dem Tell,
Der Tod Tyrannen klingt.

Und dort im Teutoburger Hain,
Vom Drängerblute rot,
Mit Hermann brauſt er durch die Reihn
Und ſchmettert Römer tot.

So lang der Kampf im Liede glüht,
Stürmt er den Speer dahin,
Und iſt er mit den Streitern müd,
Umfängt ſie weiches Grün.

Und kühlen mit dem ſüßen Met
Des Kampfes letzten Zorn;
Mit Jubel durch die Reihen geht
Das luſtgefüllte Horn.

Und abgeworfen iſt das Joch,
Erſiegt das Heiligtum;
Von Bergen ſtrahlt die Flamme hoch,
Doch höher noch der Ruhm.

Verweht iſt 's Stampfen von der Au,
Und Tod und Todesgraus;
Dem Himmel raubt er nun ſein Blau,
Schafft Mädchenaugen draus.

Der Lilie keuſcher Schimmer ruht
Auf zarter Formen Grund,
Drauf gießt er hin der Roſe Glut
Für Mädchenwang und Mund.

Mit Zwergen ſchlägt er ſich ums Gold
Im tiefen Erdenſchacht,
Und kräuſelts um die Schläfe hold
Und Silbernackens Pracht.

Vom Himmel holt er Lieb und Treu,
Die ſenkt er ihr ins Herz;
Träuft auf die Wangen zarte Scheu
Und um den Mund den Scherz.

Das ſüße Schmachten dann mit Luſt
Wölbt er ums tiefre Aug;
Und ſenkt die Sitt ihr in die Bruſt,
Des Frauenlebens Hauch.

Und ſtolz und frei umſchlingt er dann
Mit ihm Thusneldens Leib.
Wo iſt dem Deutſchen gleich der Mann,
Und wo ein edler Weib?

Und mit dem Aar im Siegerlauf
Hinauf zum Sonnenlicht,
Und fährt in Wetterwolken auf
Zum großen Weltgericht.

Mit der Poſaune Wunderton,
Der durch die Gräber klingt
Und alle Toten um den Thron
Des Weltenrichters zwingt,

So donnert dann ſein Lied herab,
Das ſturmesbrauſende,
Und zwingt ſie auf aus ihrem Grab,
All die Jahrtauſende.

Und jagt ihm Zittern ins Gebein,
Und reißt ihm vom Geſicht,
Dem Heuchler, ſeinen Heilgenſchein,
Geborgten Glanz dem Wicht.

Und ſchleudert in die Niedrigkeit
Den Sklaven auf dem Thron,
Den König in dem Bettelkleid
Krönt er mit ſeiner Kron,

Und wälzt auf ihn mit Rächerhand
Der Menſchheit Racheruf,
Den Fürſten, der ſein Vaterland
Zum Sklavenkerker ſchuf.

Und ruft ihm zu: Ihr Herrſcher, wißts,
Vom Schmeichelweſt verwöhnt:
Die Mitwelt nicht, die Nachwelt iſts,
Die Könige ſtürzt und krönt.

Doch du, der weiſe nie getrübt
Des Rechtes Heiligtum,
Wie Götterthaten du geübt,
Nimm hin den Götterruhm.

Und wer um des Geſamten Heil
Sein einzeln Leben wagt,
Ein ewger Name ſei ſein Teil,
Von Sohn zu Sohn geſagt.

Drauf mit dem ſtillen dumpfen Kind,
Das gläubig hingeſchmiegt
In ſeiner Einfalt gottgeſinnt
Vor ſeinem Heilgen liegt,

Und die im plump gehaunen Stein
Der Heiland hehr bewegt,
Den ſie aus reichem Herzensſchrein
In ihn hinüberträgt,

Mit ihr liegt er vorm tauben Holz
In frommem Kinderſinn,
Und Gottes Schauer ſchmilzt den Stolz
In ſüße Schmerzen hin.

Und auf die Stirne haucht er ihr
Den reinen Friedenskuß
Und neigt der Palme Siegspanier
Vor ihr im Engelgruß:

Geſegnet ſei, du fromme Maid,
Dir künd ich Heil und Luſt;
Den Heiland trägſt du allezeit,
Einfalt, an deiner Bruſt.

Und unbewußt der Erdenlaſt
Steigt er und fühlt ſie kaum;
Denn was der Denker mühſam faßt,
Dem Dichter wirds im Traum.

Die Schranke fällt vor ihm zurück
Des Raumes und der Zeit,
Die Ferne bannt ſein Seherblick,
Jahrtauſende zum Heut!

Er ſpielt, ein Kind, im blauen Grund
Mit jenen Sternen dort,
Ein Kind nur, doch ſein Kindermund
Lallt manches Götterwort.

Und iſt ein Mann in Kampfesglut —
Sein Wort iſt eine That, —
Ein Greis, wenn ſeine Flamme ruht,
Den Sieg bewährt der Rat.

Was edel und nachahmenswert,
Des Menſchen Recht und Pflicht —
Das Wort hat ihn ein Gott gelehrt,
Und er verſchweigt es nicht.

Der Götterhauch! der Sturmesdrang,
Der mich mir ſelbſt entrafft!
Was frag ich viel? was ſinn ich lang?
Geprüft die junge Kraft!

Vögleins Auferſtehung

Ein Vöglein rang in letzter Not,
Vöglein ganz verwaiſet –
Und endlich fiels darnieder tot,
Vöglein ganz verwaiſet.
O Vöglein, muß dir das geſchehn,
Und haſt noch keinen Lenz geſehn,
Noch hat der Mai mit ſeiner Pracht
Dir, armes Vöglein, nicht gelacht,
Du armes, armes Vögelein.

Sie läuten, horch! dem armen Wicht,
Vöglein ganz verwaiſet.
Ach nein! das gilt dem Vöglein nicht,
Vöglein ganz verwaiſet.
Es kümmert keine Seele, ach,
Dein Glück und auch dein Ungemach;
Es ſchlägt kein Herz, das deiner denkt
Und dir den Troſt der Thränen ſchenkt,
Du armes, armes Vögelein.

Dem lieben Gott, dem that es weh —
Vöglein ſo verwaiſet.
Er nahm das Vöglein aus dem Schnee,
Vöglein ſo verwaiſet,

Und ſetzts auf einen Himmelsbaum,
Da träumt es gar ſo ſüßen Traum
Und hüpft in ewger Frühlingsluſt
Und jauchzt und ſingt aus voller Bruſt:
Ich reiches, reiches Vöglein!

⁂

Des Knaben Abenteuer

(1843)

Gott grüß euch, feines Jungfräulein;
So ſpät bei Nacht im Freien?
Ihr ſollt mir nicht alleine ſein,
Denn ſichrer iſts zu zweien.

Sie ſagte nichts und ging voran;
So dacht ich, daß ſies leide.
Ihr Wuchs war ſchlank und wohlgethan,
Und ihr Gewand von Seide.

Zeigt mir eur ſchönes Angeſicht,
Sprach ich mit ſüßer Rede;
Allein den Schleier hob ſie nicht,
So ſehr ich bat und flehte.

Ich fleht um Lieb, und flehte mehr,
Und flehte lang und länger;
Sie ſchien mit ſich zu kämpfen ſchwer,
Zu atmen bang und bänger.

Und zwiſchen Blüten ſüß von Duft,
Da endlich ſank ſie nieder;
Süß ſchwammen durch die Abendluft
Der Nachtigallen Lieder. — —

Was nun, mein Liebchen, ſoll ich dir,
Du Allerſchönſte, ſchenken? —
Du irrſt dich, Freund, ſprach ſie zu mir,
Willſt du ſo Schlimmes denken.

Ich bin ein vornehm, reiches Kind
Und kann wohl ſelber geben,
Wenn ich wo zu genießen find
Mein friſches, junges Leben.

Und was ich nun gelitten hab,
Die Sehnſucht dir zu ſtillen,
Warſt du kein Fremder, lieber Knab,
That ich dir nichts zu Willen.

Da hätteſt du manch Jährlein lang
Vor Liebe krank zum Sterben
Um das, was dir ſo ſchnell gelang,
Beſcheiden müſſen werben.

Ich gehe fort, du geheſt fort;
Du weißt mich nicht zu nennen;
Und träffſt du mich an einem Ort,
Du würdeſt mich nicht kennen.

Du kennſt mich nicht, ich kenn dich kaum;
Mich kanns nicht ſpäter kränken;
So wars ein ſüßer Frühlingstraum,
An den wir beide denken.

❧

Roſen, Lilien

Er

Hab dich wohl früher ſchon gekannt;
Einſt glichſt du einer Frühlingsroſenaue;
Zwar iſt es noch das Veilchenaug, das blaue,
Doch deiner Wange roſig Rot verſchwand.

Sie

Wohl war die Wang ein Frühlingsroſenbeet,
Eh in die Ferne mir der Freund entwichen,
Und als der Liebe Roſen ſtill verblichen,
Da hat der Kummer Lilien drauf geſät.

Er

Die Reue wandte deines Gärtners Lauf,
Und keine Mühe will ihn nun verdrießen:
Gewiß, wenn treue Thränen ſie begießen,
Blühn röter deine Roſen wieder auf.

⁂

Die Wiederkehr

Ich kam aus fernen Landen,
Entgegen mir ein Zug,
Der aus gebrochnen Banden
Ein Herz zur Ruhe trug.

Da hielt ich ſtill. Mir graute,
Da zogs mich mit hinein;
Rings klangen Schmerzenslaute
Und Seufzer um den Schrein.

Ich harrte, bis ſie ſchieden,
Dann ſchlich ich ſtill hinzu;
Ich ahnte, welcher Müden
Jetzt winkt die lange Ruh.

Da lag mit ſtillen Zügen,
Die ich ſo gut gekannt,
Die bleichen Lippen ſchwiegen,
Die mich ſo oft genannt.

Das blaue Aug geſchloſſen,
Umgrünt vom letzten Kranz,
So lag ſie hingegoſſen
In rührend bleichem Glanz.

Da naht' in ſtillem Harme
Voll Schmerz ihr Bruder mir;
Er nahm mich in die Arme:
Den letzten Gruß von ihr.

Daß du ſie haſt verlaſſen,
Das wars, warum ſie ſtarb;
Ich ſchwur ihr, nicht zu haſſen
Den Mann, der ſie verdarb.

Ich hab es ihr geſchworen
Und halt es für und für;
Du haſt durch Schuld verloren,
Drum traure ich mit dir.

◆

Unbelauſchte Schönheit

Schön wie das Veilchen, das ſich ſchamhaft birgt
In ſeiner Blätter Grün; wie einſam, ſtill
Auf abgelegner Alpentrift das blau
Und goldne Glöckchen, das ſich ſelber duftet,
Von keinem Aug geſehn; wie Sang des Vogels,
Der eines Hörers nicht bedarf, ja den
Bewundrung ſcheucht; ungleich der eiteln Kunſt,
Die auf dem Markte ſitzend, überputzt
Mit Rednerſchmuck zu blenden ſtrebt und angſtvoll
Um jedes Laffen Beifall buhlt, ſtets ſelbſt
Sich miſchend in das eigne Werk: „Seht, was
So groß und ſchön euch rührt, das iſt die Welt nicht,
Die ich euch zeige, nein, das bin nur ich;
Die Welt iſt häßlich, mein Gemüt nur ſchön."
Der Eitle täuſcht den großen eiteln Haufen,
Indes der Kenner von Gefühl ihn flieht,
Waldwärts zur unbelauſchten Schönheit zieht.

* * *

Margareta

Schmachtendes, drängendes Sehnen,
Wonnige, ſchmerzliche Thränen;
Selber nicht weiß ich zu ſagen,
Wie es im Herzen mir iſt.

Jetzo, als krankt ich zum Tode,
Jetzo, als wär es nur Scherz,
Jetzo, als wüchſen mir Flügel,
Jetzo, als ſtürb ich vor Schmerz.

Iſt es denn wirklich die Liebe,
Die mich im Herzen ſo drückt,
Jetzt mich betrübet zum Tode,
Jetzt mich zum Himmel beglückt?

„Margaret,“ ſagte die Mutter,
„Nimm vor der Lieb dich in acht,
Sonſt um die Ruhe geſchehen
Iſt dirs bei Tag und bei Nacht.“

Hab mich ſo lange gehütet,
Nach der Liebe zu ſehn, —
Doch ſie iſt ſelber gekommen,
Will ach! nicht weichen, nicht gehn!

* * *

Der wandernde Muſikant

Es ſcheint die Morgenſonne
Ins Gärtchen hell hinein;
Du Anblick voller Wonne,
Du ſollſt genoſſen ſein!
Ein göttliches Verlangen
Hat dieſen Raum geweiht;
Die Blütenbäume prangen
Im weißen Prieſterkleid.
Sie neigen ſich zu Boden
In frommdemütgem Sinn,
Denn Gottes heilger Odem
Zieht durch die Wipfel hin.

Euch ſegne Gott; belaſtet
Mögt ihr mit Früchten ſtehn;
Ich aber hab geraſtet
Und will nun weiter gehn.

Dort in den Büſchen blinket
Ein nettes kleines Haus,
Aus ſeinen Fenſtern winket
Ein trauter Geiſt heraus.
Der ſpricht: In ſtillem Frieden
Pfleg ich das Häuslein gut;
O wär es dir beſchieden,
Zu ruhn in meiner Hut;
So fern vom Weltgewimmel
Und ſeinem flachen Spott,
So recht im innern Himmel,
So nah dem lieben Gott.
O möge ſeine Milde
Dich, Häuslein, ſtets umwehn;
Ich ruht in ihrem Schilde
Und will nun weiter gehn.

Und aus dem Haus gegangen
Kommt dort ein junges Weib —
Wie morgenrot die Wangen,
Wie ſchön der ſchlanke Leib!
Sie wandelt zu der Quelle
Die grüne Wieſe dar
Und wäſcht in ihrer Welle
Die milden Züge klar.
Wie iſt ihm Heil beſchieden,
Der dich umfing als Braut,
Dem ewigſüßer Frieden
Aus deinen Augen ſchaut.

Um dich und deinen Gatten,
Da mögen Engel ſtehn,
Und Gottes Huld euch ſchatten,
Ich will nun weiter gehn.

Doch aus dem Hauſe ſpringet
Ein Knäblein jetzt hervor.
Es jauchzet, und ſie ſchwinget
Es froh zu ſich empor.
Wie ſchön die Löckchen fliegen,
Die gelben, in dem Wind,
Bis ſich in Armen liegen
Die Mutter und das Kind.
O ſolchen lieben Knaben
An ſolcher Mutterbruſt,
Solch Weib und Kind zu haben,
Das iſt wohl eine Luſt!
Nie laſſe Gott, du Knabe,
Dir ſeine Huld entſtehn;
Nun ich geraſtet habe,
Nun will ich weiter gehn.

Dort unter jener Linde,
Die auf dem Hügel ſteht,
Im friſchen Morgenwinde,
Der rauſchend ſie durchweht,
Dort ſollſt du, Waldhorn, ſagen,
Was mir bedrängt den Sinn;
Dort ſollſt du, Waldhorn, klagen,
Wie ich ſo einſam bin!
Dort, ſieh! bei Weib und Knaben
Steht nun der junge Mann.
Ihr ſollt ein Stücklein haben,
Das ſchönſte, das ich kann;

Ein Stücklein und auch zweie —
Wie ſie herüberſehn!
Nun ſegn' euch Gott, ihr dreie;
Nun will ich weiter gehn.

◆

Aus dem Bruchſtück „Octavian“

(1848)

1

Vorſpiel

Mit der Zeitenwoge ſchreitet
Fort der Menſch und ſein Verſtand.
Doch nicht Zeit, nicht Woge ſcheidet
Ihn von ſeinem Vaterland.

Denn er trägts in ſeinem Herzen.
Nie beſiegt von Wahnes Nacht —
Ewig unter Freud und Schmerzen
Blühts in heitrer Frühlingspracht.

Ewig nur in ſeinem Walten
Iſt die Seele groß und frei,
Alles Neue muß veralten —
Schönes nur bleibt ewig neu.

Iſt nur, was geſchehen, Wahrheit?
Irrt doch durch der Nacht Gefahr
Stets des Menſchen Drang nach Klarheit —
Schönes nur iſt ewig wahr.

Und des Willens ſchwanke Fähre
Treibt und höhnt ein falſcher Weſt.
Nutzen bald, bald eitle Ehre —
Schönes nur bleibt ewig feſt.

Nenn es Glauben, nenns Entſagen,
Nenn es Liebe, nenn es Treu —
Zu den Sternen wirds dich tragen,
Und im Schönen biſt du frei.

Iſt durch Außennacht gedrungen
Dir des innern Himmels Stern,
Haſt das Höchſte du errungen —
Nichts, was groß iſt, iſt dir fern.

*

2

Fides

O laß mir deine Hände,
Du holdes, bleiches Weib;
O laß ſie mir und wende
Nicht ab den zarten Leib.

Die Abendlichter ſchweben
In Lieb herab zu dir;
Ich weiß gewiß, ſie heben
Dich mit — o laß ſie mir.

Aus deinem Nacken drängen
Schon Engelsſchwingen vor;
Feſt will ich an dir hängen;
So ſteig ich mit empor.

*

3

Marzebille

Wie trüb iſt mir zu Sinne,
Wie weh in tiefſter Bruſt,
Wie raubſt du alle Luſt,
Du böſe Minne.

Wie ſüß, ach! jenes Leben,
Die Angſt des Herzens wund —
Der drängende, preſſende Mund —
Ich kann nicht leben!

Es fliehet mein Verlangen,
Mein Denken all zurück;
Wie wär das ſüße Glück
So bald vergangen!

Geküßt zu tauſendmalen
Hat er euch Lippen wund;
Er küßte ſich geſund,
Ihr tragt die Qualen.

Dich drückt' er mit den Händen,
Liebkoſend, arme Bruſt;
Du haſt es dulden gemußt,
Du konntſts nicht wenden.

Was ſuchſt du mir am Herzen,
So weint ich, böſer Mann?
Er ſprach: Den Zauberbann
Zu meinen Schmerzen.

Und wie er klug befliſſen
Mit Trug mein Aug umwand,
Hat mir die liſtge Hand
Mein Herz entriſſen.

Du diebiſcher Geſelle,
Gieb wieder mir mein Herz!
Da ſenkt' er täuſchend den Schmerz
An deſſen Stelle.

◆

Verſchiedenes

Warum ob Vergangnem grübeln?
Warum reißen an den Wunden?
Willſt du nimmermehr geſunden?
Warum doch willſt du vermeſſen
Übel fügen zu den Übeln?
Was an andern du verſchuldet,
Was durch andre du geduldet,
Lern vergeben und vergeſſen.

„Hingeopfert, ach! ſoviel!
Und verfehlt ſo manches Ziel!
Nicht gepflückt ſo manche Roſen!
Die mich heilen, retten wollten,
Manchen hab ichs ſchlecht vergolten,
Manches Herz zurückgeſtoßen,
Eher Liebe nicht erkannt,
Bis ſie weinend ſich gewandt —
Ach! vergeben lern ich wohl;
Doch wer lehret mich vergeſſen!“

*

Einen hatt ich gemacht,
Den bereut ich; ſo macht ich gleich
Den zweiten dummen Streich.

*

Macht ich klug das? Macht ichs dumm?
Wird mirs ſchaden? frommen?
Siehſt bei jedem Schritt dich um,
Wirſt du weit nicht kommen.

*

Ach! es windet nie dein Lauf, Herz,
Deiner Wünſche Fäden ab,
Willſt beneidet ſein? Klimm aufwärts.
Glücklich ſein? Nein, ſteig herab.

*

O ſuche nie dein Glück
Im Weltgewimmel;
Je tiefer in dich zurück,
Je höher im Himmel.

*

Wieder in des Mißmuts Schlingen!
Will ein Plänchen nicht gelingen?
„Ach, gelungen iſt mein Plan;
Ob ich aber recht gethan?“
O gewiſſenhaft Geſchlecht!
Iſts gelungen, iſts auch recht.

*

Jetzt ſenke erdwärts den Flug,
Sonſt wirſt du noch verſchmachten.
Gedichtet haſt du genug,
Nun lern auch einmal trachten!

Eduard Devrient ins Album

(8. Januar 1850)

Wem Edles ſoll gelingen
Muß ſelber edel ſein:
Die edeln Reben bringen
Von ſelbſt den edeln Wein.

Du haſt nicht nur zu lehren
Dies Leben treu geſtrebt:
Du haſt, ſie zu bewähren
Die Lehre auch gelebt!

Buſchlieder

Beim Landſchaftern

26. Mai 1844 unter den ſchönen Linden
auf Scharfenberg

Sitz ich zeichnend unter Bäumen,
Haucht es oft mir um die Wangen,
Fühl ich wie in halben Träumen
Meinen Nacken zart umfangen.
Wend ich mich, da ſchüchtern flieht es,
Schlüpft wie roſger Glieder Funkeln
Schnell dahin, und aus dem Dunkeln
Wie mit Liebesaugen ſieht es.

Wer der flüchtigen Schöne Walten
Doch in heiligem Entbrennen
Ewig in den Armen halten
Könnte und ſein eigen nennen.
Ewig kläng von ihm die Kunde,
Doch ſie läßt ſich niemals zwingen:
Frei nur mag ſie Gaben bringen,
Seltene — die Gunſt der Stunde.

Blauer Himmel, kühne Felſenhänge

Blauer Himmel, kühne Felſenhänge,
Durch das milde Grün Poetengänge,
Und ein kühles Flüßchen drum gewunden.
Ja, ein traulich Bild hab ichs gefunden,
Mit dem Maß der Schönheit vollgemeſſen.
Nur ein Mädchen, das mich juſt verſtände,
Das in mir, in dem ich alles fände —
Nur das Beſte iſt dabei vergeſſen!

⁂

Jetzo hab ich dich, Natur

Jetzo hab ich dich, Natur,
Die mit heiligem Erbarmen
Oft dem wilderregten Sohn
Deine milde Götterruhe
Um die glühnde Stirn gegoſſen —
Jetzo hab ich dich geſehen
Blauend aus zwei tiefen Himmeln
Unter einer Mädchenſtirne
Schön von blondem Haar umzogen —
Jetzo hab ich dich geſehen
Ganz in deiner ſüßen Milde
Um zwei roſge Schweſtern ſpielend,
Um zwei weiche Mädchenlippen,
Alle deine ſüßen Zauber
Um die reinſte Form geſchlungen.
Aber ach! die ſüße Ruhe
Haſt du nicht, wie ſonſt, dem Sohne
Freundlich in das Herz gegoſſen,
Unruh nur und tauſend Wünſche

Und der Sehnſucht ſüßes Bitter,
Die nur du kannſt wieder heilen,
Wenn du mit dem gleichen Finger
Ihr das liebe Herz berührteſt.

Biſt dus?

Biſt du das Weib, wies die Natur
Erſchuf nach ihrem heilgen Bild,
So innig ernſt und tief und mild
Und unverwiſcht der Gottheit Spur?

Biſt du das Weib, das dieſe Welt
Voll Lockung ſich nicht rauben kann,
Das übers Leben hin den Mann
Mit Liebesmacht umſchlungen hält?

So flute denn das Endchen Zeit
Zum Tode ihre Brut und ſich —
Ich faſſe dich, ich halte dich
Für alle, alle Ewigkeit!

Sie denkt

Siehſt du — ich muß die Augen ſenken,
Antwortet dir nicht ſchon der Wangen Glut?
Ob ich dir gut bin? Nur zu gut, zu gut,
Doch ſagen kann ichs nicht — du mußt dirs denken!

⁂

Herz im Wege

Es fragte dich die Tante,
Wie gehſt du wunderlich?
Du tanzeſt wohl im Sande
Menuett und neigeſt dich?

Doch du warſt ausgewichen
Zahlloſen Tierchen klein,
Die auf dem Wege ſchlichen,
Ihr Mörder nicht zu ſein.

Gehſt du noch jetzt die Stege,
Auf Milde ſo bedacht?
Mein Herz liegt dir im Wege —
O nimm mein Herz in acht.

◆

So reich!

Wie ruht ſichs doch an deiner Bruſt
So weich, ſo weich, ſo weich;
Zu zählen all die Götterluſt
Zu reich, zu reich, zu reich!

Und daß ich weiß, du liebſt nur mich
In all der Welt ſo weit,
Wie himmliſch, himmliſch ruht es ſich
In ſolcher Sicherheit.

Wie iſt die Lieb ein ſüßes Gift
Und Arzenei zugleich:
Sie macht ſo arm ihn, den ſie trifft,
Und doch ſo reich, ſo reich.

Und alles, alles, was du haſt,
Dein ganzes, ganzes Sein,
Das halt ich reicher Mann umfaßt,
Ein ſüßes, ſeligs Mein.

◆

Du und ich

Auf bunten Blumenmatten,
Vom Weltgedräng ſo weit,
Im tiefen Waldesſchatten,
In ſüßer Einſamkeit,
Da ſollt ein Leben werden,
Mein Lieb, ſo wonniglich;
Was wärs, das wir entbehrten?
Für uns wär nichts auf Erden,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, als du und ich!

Wenn über Thal und Berge
Der junge Tag ſich hebt,
Und über ihm die Lerche
Auf ſüßen Wirbeln ſchwebt
So ſelig und alleine,
So friſch und feierlich
Die goldnen Morgenſcheine!
Nur Gott im ſtillen Haine,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Wir thäten mit der Sonne
Die ſelgen Augen auf,
Und die ihn ſchloß, die Wonne,
Begänn den Tageslauf.
Du ſchaffteſt und ich ſchriebe
Manch frohes Lied für dich;

Und wer zum Eſſen bliebe,
Das wäre nur die Liebe,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Magſt ſchlafen oder wachen,
Magſt ſitzen oder gehn,
Magſt ſinnen oder lachen —
Ich kann nicht ſatt mich ſehn.
So käm es, daß in Eile
Der Abend uns beſchlich.
In Städten, manche Meile
Von uns wohnt Langeweile,
Hier Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich.

Und käm die Nacht gezogen,
Wir ſchauten Bruſt an Bruſt
Zum blauen Himmelsbogen
Und ſeiner Sterne Luſt.
Und — ſüß dahin geriſſen
Die Sterne ſenkten ſich
Herab auf unſre Kiſſen —
Die Nacht ſollt es nicht wiſſen,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich!

⁂

Es windet zwiſchen Hügeln

Es windet zwiſchen Hügeln
Ein enges Thal ſich fort,
Es ſchwebt mit müden Flügeln
Ein Vöglein überort.

Es tönt ſein leiſes Singen
Trüb übers Bächlein drin,
Das hüpft mit Silberklingen
Durch Rain und Stein dahin.

Und auf den tiefern Matten
Da hat die ſtille Nacht
Aus purpurſammtnen Schatten
Ihr Bette ſchon gemacht.

Hoch an den Felſen drüber
Da webt der letzte Schein
Verwaiſt, verweht vorüber,
Nun muß es dunkel ſein.

Und dunkel iſts, und Schweigen
Ruht über nah und fern,
Am Himmel aber zeigen
Will ſich ein milder Stern.

Der müde Vogel ſinget:
Dank, ſüßer, ſüßer Schein!
Ich ſchlummre ſchon, das klinget
In meinen Traum hinein.

So ſtille Lüfte fächeln,
Es fließt vom Firmament
Herab dein ſüßes Lächeln,
O träumt ich ohne End!

⁂

Des Mädchens Lied

(1844)

Schauſt du mir ſo innig
In das Aug hinein,
Sprichſt du, ewig bin ich,
Meine Liebe, dein;

Muß ich dir erſcheinen
Als ein thöricht Blut;
Laß mich dann nur weinen;
Weinen thut ſo gut.

Fragſt du, welch ein Leiden
Mich zu Thränen zwingt?
Kanns die Harfe meiden,
Daß, berührt, ſie klingt?
Wie der Klang erſcheinen
Muß, der in ihr ruht —
Sieh, ſo muß ich weinen;
Weinen thut ſo gut.

Wie dichs zwingt, zu dichten,
Iſt dein Herz erregt,
Wie dichs muß vernichten,
Was dich ſo bewegt,
Hauchſt du nicht in deinen
Liedern aus die Glut;
Herz, ſo muß ich weinen;
Weinen thut ſo gut.

Daß ſich ſüßer heben
Kann Violenduft,
Muß ein Träufeln beben
Durch die laue Luft;
Wie du gönnſt den kleinen
Blumen Taues Flut;
So laß, Herz, mich weinen;
Weinen thut ſo gut.

◆

Es ſteht in ſtiller dunkler Nacht

Es ſteht in ſtiller, dunkler Nacht
Ein Mann am Elbeſtrand,
Der einzge, der ſo ſpät noch wacht,
Das Aug empor gewandt.

Nun ſchattet wohl der Schlummer lind
Ihr liebes Angeſicht,
Und träumt von mir mein einzig Kind,
O Wogen, neckt ſie nicht.

Dann ſingt ihr leis in ſchöner Nacht
In heilger Sternenluſt,
Die zwei Geliebte durchgewacht
So ſelig Bruſt an Bruſt,

Wie michs dahin reißt mit Gewalt
Nach ihrem ſüßen Kuß;
O ſagt ihr, ſeh ich ſie nicht bald,
Daß ich verſchmachten muß,

Was ich geſucht, erſehnt ſo heiß,
Das Herz ſo ernſt und ſtill,
Das fromme, treue Herz, das weiß,
Was edles Lieben will.

Das will: im treuen Buſenpaar
Ein Herz, nur eins allein,
Das will: ſich ſelbſt vergeſſen gar
Und nur im andern ſein.

Kein Herz iſt glücklicher als ich,
Darf ich ins Aug dir ſehn;
Doch biſt du froher ohne mich,
So will ich ſchweigend gehn.

Das iſt es, was im fremden Thal
Mir linden Troſt noch giebt:
So war ich glücklich doch einmal,
Du haſt mich doch geliebt!

* * *

Schmachtend krümmt ſich das Laub

Schmachtend krümmt ſich das Laub,
Das nicht ein Lüftchen erquickt,
Ach! und der Himmel ſchickt
Keinen Tropfen — iſt dem Jammer taub.

Bis die bebende Glut
Dunkel zur Wolke ſchwillt,
Rauſchend herniederquillt,
Endlich, endlich, ach! die ſüße Flut.

Matt im ſehnenden Schmerz
Gleich ich der dürren Flur;
Schick du, mein Himmel, nur
Einen, einen Gruß nur in mein Herz!

* * *

Langer Sommerregen

Aus allen Himmelsfenſtern fließet
Sein Waſſer ſchon ſo lang und ſehr;
Das gießt und gießt und gießt und gießet
Und kann kein Ende finden mehr.
Wo heitre Tage wir begehrten,
Iſt das fürwahr ein ſchlimmer Kauf —
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden!

Die Roſe hängt das Köpſchen nieder,
Der Ritterſporn ſchaut grimmig drein,
Verdroſſen hüllt Jasmin und Flieder
Sich ſchweigend in ſich ſelber ein.
Die Eiche dräut mit Zorngebärden,
Schilt rauſchend in das Grau hinauf;
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Die Nachtigall iſt ganz verdroſſen,
Das Rotebrüſtchen ſitzt verdutzt,
Die Ammer macht ſatiriſche Gloſſen,
Das Graſemückchen ſchweigt und trutzt.
Kein dankend Lied tönt von der Erden
Mehr zu dem Himmel froh hinauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Ich kann kein Lächeln mehr gewinnen
Von meines Liebchens Augen hell;
Je reicher jene Ströme rinnen,
Je dürftiger meiner Lieder Quell.
Die Reime trotzig ſich gebärden,
Die Füße bring ich nicht zum Lauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

◆

Durch den Grund

Durch den Grund
Säuſelts wie von Liebchens Mund.
Wachtelſchlag
Lockt dir nach:
Gehſt du ſchon?
Horch, ſie ruft mit hellem Ton:

Guckguck
Zuruck
Komm balde, balde;
Hier im Walde
Scheu dich nicht, hier hauſt kein böſer Spuk!

Voll Neid ſchauſt du, wies wohlgemut
Auf ſchmuckem Zweig ſich lebt und gut.
Laß du den Wein — er wirft dich nieder
Und gießt dir Blei in deine Glieder.
Fink!
Flink
Vom Wieſenquell, das ſchafft dir leichtes Blut!

Dir ſeh ichs an: der Liebesſchuh
Jſts, der dich drückt, du Armer du.
Und brach der Falſche dir die Treue,
So laß ihm nur allein die Reue.
Fink!
Flink
Zur Arbeit ſein, das giebt dem Herzen Ruh!

Du möchteſt mit dem Mädchen gehn?
Gieb acht, bald wird ſie um ſich ſehn.
Sie ſagt dir nicht, daß ſie will ſterben,
Dir ziemt es, um das Kind zu werben;
Fink!
Wink
Jhr freundlich nur — ſie wird dich ſchon verſtehn!

⁂

Politiſche Gedichte

Guter Rat

Mein Freund, fehlt dir die rechte Kunſt,
So leih von deinem Stoff dir Gunſt!
Man kann, ſteht er am hohen Ort,
Den Kleinen weiter ſehn.
Du ſtammelſt? Immer ſtammle fort
Von Licht und Freiheit. Solch ein Wort
Klingt auch geſtammelt ſchön.

◆

An manche neuere Dichter

Werdet Männer doch, bei Chriſt!
Bleibt nicht knabenhaft.
Unerſchöpflich Bergwerk iſt
Deutſchen Sinnes Kraft.
Hängt euch nicht an fremdes Wort,
Kehrt zu euch zurück;
Mutig ſchreitet fort und fort,
Vorgewandt den Blick.
Deutſch ſei euer Thun und Buch,
Freunde, folget mir,
Byron wart ihr lang genug,
Seid nun einmal ihr!

◆

Deutſchlands Einheit

Ich alter deutſcher Kaiſer,
Der Rotbart zubenannt,
Ich ſitz in dem Kyffhäuſer
Und warte auf mein Land.

Ich höre, daß die Kunde
Von vierzig Völkern ſpricht,
Nur Deutſche giebts zur Stunde
In meinem Deutſchland nicht!

Soll ich nicht eher kehren,
Als auf der Einheit Gruß,
So wirds wohl ewig währen,
Daß ich hier warten muß.

Ich habe nichts erworben,
Als Kummer, Sorg und Not;
Wär ich nicht ſchon geſtorben,
Ich grämte mich zu Tod!

Der Schütze in Leipzig

(1845)

Melodie: Zu Straßburg auf der Schanz.

In Leipzig auf dem Markt
Da hub mein Trauern an.
Karree wir ſollten ſchließen
Und auf die Bürger ſchießen,
Manch hundert Mann.

Hin ſcholls an unſre Reihe:
Gebt Feuer! laut und ſchwer.
Es feuerten die Glieder,
Es ſanken Menſchen nieder,
  Wohl zwölf und mehr.

Was lag da ſo bekannt
Vor mir im blutgen Sand?
Weh mir! es war mein guter,
Mein einziger, mein Bruder,
  Mein Ferdinand.

Ich war ſein ander Ich,
Er liebte mich ſo ſehr.
So alt die Welt mag werden,
So liebt auf dieſer Erden
  Kein Bruder mehr.

Er lag in ſeinem Blut
Und ſah mich ſterbend an:
„Mein ganzes Leben gab ich
Für dich ſo gern. Was hab ich
  Dir, Fritz, getan?“

Mein Träumen, alles trägt
Sein ſterbend Angeſicht.
Was ich da hab erfahren,
So was — in hundert Jahren
  Vergißt ſichs nicht.

◆

O Deutſchland

O Deutſchland, Deutſchland! Vaterland!
Wer hat dir deine Ehr entwandt?
Wir, deine Kinder, ſtehn voll Mut,
Wir ſtehn mit unſerm beſten Gut,
Wir ſtehn mit unſerm beſten Blut
Dir, Vaterland, zur Seiten!

O Deutſchland, Deutſchland, unbeglückt,
Wer hat dir deinen Kranz zerpflückt,
In vierzig Fetzen groß und klein?
Mit Gut und Blute ſtehn wir ein:
Dein Kranz ſoll neu gewunden ſein,
So Gott uns hilft in Gnaden.

Wenn Deutſchland ruft, dein Vaterland,
Fluch dir, biſt du ihm abgewandt!
Vergiß, vergiß zu dieſer Friſt,
Vergiß, was dir das Nächſte iſt,
Nur das, daß du ein Deutſcher biſt,
Das ſollſt du nie vergeſſen!

⁂

Völkerfrühling

Wie iſts ſo ſonnig doch da drauß,
Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
Der Himmel lockt ſo hell und klar,
Was hör ich nur ſo wunderbar
Hoch über mir erklingen?

Vorbei des Winters Druck und Qual;
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Und immer höher, höher ſchwingt
Die erſte Lerche ſich und ſingt,
Daß mir das Herz im Buſen ſchwillt,
Daß mir im Aug die Thräne quillt.
O ſüß erſehnte Klänge:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Lobt Gott, ihr Völker allzumal.
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Das Eis von allen Strömen ſpringt,
Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt.
Sei du, mein Herz, allein nicht ſtill,
Zerbrich dein Eis und quill und quill
In Frühlingsliedern über.
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutſchlands Gauen allzumal.
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Aus jeder Scholle drängt ſichs grün;
Das wird ein Wachſen, wird ein Blühn!
Brich auf im Frühlingsſonnenſchein,
Brich auf, mein Herz, als Knoſpe rein
Und dufte klingend, ſingend:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutſchlands Gauen allzumal.
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Wie das durch alle Zweige ſchallt,
Aufſchauernd bebt der dunkle Wald;
Aufſchauernd ſink ich in die Knie,
Gebetet hab ich frömmer nie
Als bei dem Lerchenjubel:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutſchlands Gauen allzumal.
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

⁂

1848

Wie biſt du doch verachtet,
Mein deutſches Vaterland!
Daß mir die Seele ſchmachtet,
Mein Herz mir iſt entbrannt,
Seh ich dich, das ſo prächtig
Vor allen könnte ſtehn,
So ärmlich, ſo unmächtig
Und ſo verſpottet gehn.

Daß, Deutſchland, du zerſchlagen
In vierzig Stücke biſt,
Das ſetzt dich jedem Wagen
So bloß und jeder Liſt.
Es feſſeln vierzig Bande
Dir den gewaltgen Leib,
Drum treiben Zwerge Schande
Mit dir, du Rieſenweib.

Und deine Kinder ſchauen
Gleichgiltig deinen Schmerz;
In deinen weiten Gauen
Nicht ein, ein weites Herz?
Solls nimmer anders werden?
Die Schmach unſterblich ſein?
Sieht denn kein Menſch auf Erden,
Kein Gott im Himmel drein?

Wonach die Völker dürſten,
Das eine Vaterland,
Das ſteht, ihr deutſchen Fürſten,
Das ſteht in eurer Hand.
Sie ſchrein in ihren Nöten
Um Hilfe zu euch auf,
Und ihr, ihr habt nur Reden,
Habt nichts als Worte drauf?

Ein großes, ernſtes Loſen
Beginnt zu dieſer Friſt,
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer iſt.
Ihr könnts. O macht zur Stunde
Der Schmach ein glorreich End
Und fügt zum Fürſtenbunde
Ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
Aufjauchzen nah und fern,
Es ſteigt mit neuem Flimmen
Des Vaterlandes Stern.
Dann laßt die Dränger kommen
Von Oſt und Nord und Weſt,
Was ſolls den Drängern frommen,
Steht Deutſchlands Einheit feſt?

Und durch die deutſchen Lande
Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag —
Glorreich die alte Schande
Gelöſt an einem Tag!
Und niemand ſoll dirs wehren,
Zu prangen tadellos,
O Vaterland, voll Ehren
Vor allen Völkern groß!

* * *

Balladen und Romanzen

Julius und Hannchen

(1829)

Draußen im Winterſchein
Sitzen zwei Kinderlein,
Möchten vor Froſt vergehn,
Weinen und flehn.

Stiefmutter trieb uns fort,
Wiſſen, ach! keinen Ort.
Außen im Birkenwald
Iſt es ſo kalt.

Sieh doch! das bleiche Bild —
Iſts nicht die Mutter mild?
Sieh, wie ſo thränenreich
Ach! und ſo bleich.

Vater hat uns geſagt:
Kinderchen, weint und klagt;
Helf Gott in unſrer Not,
Mutter iſt tot.

Stiefmutter war uns feind;
Haben gar viel geweint,
Aber du lebſt ja doch,
Mütterchen, noch!

Aber wie biſt du bleich?
Weiß, deinen Roſen gleich,
Die deine Stirn umziehn
Mit Rosmarin.

Wie in den ſchwarzen Schrein
Sie dich gelegt hinein
Und an den ſtillen Ort
Still trugen fort.

Mutter kehrt nimmermehr!
Klagte der Vater ſehr;
Sieh, und dich bringt zurück
Doch unſer Glück?

„Mutterlieb hat nicht Ruh!
Rufet ihr Kind ihr zu;
Mutterlieb hält nicht ab
Bahrtuch und Grab.

Ach, jede Thrän mit Schmerz
Brennt auf das Mutterherz
Noch in dem letzten Haus,
Treibt ſie heraus.“

Mutter, wie ſchauerlich
Hebt deine Stimme ſich,
Wie Totenglocken bang
Und Grabgeſang.

Mutter, es iſt ſo kalt,
Nimm uns doch aus dem Wald;
Nimm uns zu ſchönerm Ort,
Mutter, mit fort.

„Trag euch in ſchnellem Lauf
Bald zu dem Himmel auf;
Selige Engelein
Sollt ihr dort ſein.

Aber der Weg iſt weit,
Daß ihr mir rüſtig ſeid,
Ruhet euch erſt hier aus,
Kinderchen, aus.“

Das iſt nicht Schnee am Ranft,
Iſt ja ein Bettlein ſanft,
Glänzet im Mondenſchein
Freundlich und rein.

Julius

Bald zu des Himmels Höhn
Trägt uns die Mutter ſchön;
Siehſt, wie ſie freundlich lacht?
Hannchen, gut Nacht!

Hannchen

Hier an des Hügels Ranft,
Hat uns ein Bettchen ſanft
Mutter zur Ruh gemacht;
Julius, gute Nacht!

Schlummern die Kinderlein
Voll ſüßer Hoffnung ein;
Mutter ſie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von ihrer Schulter ſinkt,
Die nun ſo roſig blinkt,
Schleier und Grabgewand
Hin auf das Land.

Heimlich im Mondenſchein
Schlummern die Kinder ein;
Mutter ſie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von Schwingen zart umweht,
Schimmernd ein Engel ſteht
Mutter und küßt die zwei
Geiſterlein frei.

Nimmt ſie in Mutterarm
An Mutterbuſen warm,
Trägt ſie zum ſchönſten Ort
Wehlächelnd fort.

Vater im Winterſchein
Findet die Kinderlein
Wange zur Wang gewandt
Tot an dem Rand.

◆

Der Verurteilte

(1848)

Ach wenn mein Schatz ſollt denken,
Daß ich hier ſterben muß;
Die Blümlein wird ſie tränken
Mit ihrer Thränen Guß.
Ach Gott! ſo zu verderben,
Im fremden Land zu ſterben,
Und kann mir nicht erwerben
Von ihr den Abſchiedskuß.

Sie haben mich gefangen,
Derweil ich fürbaß ging.
Und ſoll nun ſchmählich hangen;
Mein Hoffen iſt gering.
Bald werd ichs müſſen tragen
Und kann Ade nicht ſagen;
O Gott! dir will ichs klagen —
Sie ſchließen ſchon den Ring.

Dort bei der grünen Linde,
Die juſt im Blühen ſtand,
Dort drückt ich meinem Kinde
Zum letztenmal die Hand;
Da floſſen Thränen nieder —
Es ſchwenken ſchon die Glieder —
Du ſiehſt mich nimmer wieder;
Ich ſterb im fremden Land.

Herr Gott, o thu doch beugen
Zur Milde ihren Hohn;
Herr Gott, thu mirs bezeugen,
Ich bin ja kein Spion.
Ach Gott! ich kanns nicht faſſen,
Verloren und verlaſſen
So ſchmählich zu verblaſſen!
Ich klags vor Gottes Thron.

Das zerbrochene Herz

(1844)

Ich ging im nächtgen Schweigen
Dahin am Felſenhang;
Es ſchien der Mond ſo eigen,
Mir war ſo ſeltſam bang.

Da zogen graue Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten ſich im Reifen
Herum wohl tauſendmal.

Und eh ich mich verſehen,
Stand ich ſchon mitten drin;
Da iſt es mir geſchehen,
Daß ich ſo traurig bin.

Alsbald war ich umſchloſſen,
Von Armen weich und hold,
Alsbald war ich umfloſſen
Von Locken hell wie Gold;

Alsbald von Wunderaugen
Da iſt das Herz mir wund;
Alsbald zwei Lippen ſaugen
Mein Leben aus meinem Mund.

Der Sinn war mir zerronnen
In Wonnebangigkeit;
Und wie ich mich beſonnen,
Da war ſie weit ſchon, weit.

Und bog noch in der Ferne
Den ſchlanken Hals zurück.
Wie blieb ich doch ſo gerne
Bei dir, mein ſüßes Glück!

Und breiter ſchwoll und breiter
Zum Nebel ihr Gewand;
Das wogte weiter, weiter
Und weiter und verſchwand.

Und jeden Abend kehrte
Die ſüße Fei zurück,
Und jeder Abend mehrte
Der Liebe ſüßes Glück.

Und wieder zogen Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten ſich im Reiſen
Herum wohl tauſendmal.

Und eh ich mich verſehen,
Stand ich ſchon wieder drin,
Da iſt es mir geſchehen,
Daß ich ſo traurig bin.

Sie ſah mit trüben Blicken
Und ſah mich traurig an;
Und drückte zum Erſticken,
So, wie ſie nie gethan.

Ich konnte kaum noch ſprechen:
Was drückſt du mich ſo ſehr?
Dein Herz will ich zerbrechen;
Du ſiehſt mich nimmermehr.

Und preßte feſt und feſter
Ans Herz das liebe Herz:
Ade, du Liebſter, Beſter,
Du meine Luſt, mein Schmerz.

Und feſter noch umſchlungen,
Gepreßt vom lieben Mund,
Da iſt mein Herz zerſprungen,
Zerbrochen wohl zur Stund!

Sie bog noch in der Ferne
Den ſchlanken Hals zurück.
O Mond! o lieben Sterne!
Nie kehrt mein einzig Glück.

Und breiter ſchwoll und breiter
Zum Nebel das Gewand;
So wogt es weiter, weiter —
O Sterne! und verſchwand.

⁂

Treu Käthchen

„Und wart ihr in Augsburg und habt ihr geſehn
Das Herbergstöchterlein mild und ſchön?
Fein Käthchen, das nette, ſchlanke Kind,
War mir zu hold, zu treu geſinnt.
Nun iſt mir weh und bang zu Sinn
Und reut mich, daß ich gegangen bin;
Nun treibt michs wieder nach Augsburg hinein
Und will nun das ſchlanke, das Käthchen frein.“
Da nahm der erſte Geſell das Wort:
„Zwei Jahre ſinds, da war ich dort
Und thät um das ſchlanke, das Käthchen frein;
Doch die ſah trüb und ſagte nein.“
Da lächelte der Geſell danach
Und ſchwenkte den Reiſeſtab und ſprach:

„So warſt du treu und liebteſt mich doch;
Bei Gott! des ſollſt du dich freuen noch!“
Der Zweite hub drauf an und ſprach:
„Es iſt nun heute Jahr und Tag,
Da ſah ich das Käthchen ſtill und bleich;
Es hieß, ſie ſäh ſich nicht mehr gleich.
Und dennoch wollt ich das Käthchen frein,
Die ſchüttelte traurig und ſagte Nein.“
Da lachte der Geſell danach
Und weinte zugleich und ſchwur und ſprach:
„So warſt du mir treu mit Ach und mit Weh?
Vergeſſe mein Gott, vergeß ich dirs je!“
Da ſprach der Dritte mit ernſtem Wort:
„So komm ich eben nur von dort.
Und wie ich zu gehen kam ans Haus,
Trug man eine tote Maid heraus,
Und einer ſprach, daß aus Treu ſie ſtarb,
Und fluchte dem Mann, der ſie verdarb.“
Da ſtand der Geſell, da wurd er ſo bleich,
Zerbrachen ihm Herz und Kniee zugleich.
„Ach, biſt du von meinetwegen tot,
Erbarme ſich mein der allmächtige Gott!“

Die Kindesmörderin

Da unter der Linde,
  Da liegt mein Kind;
Da wehen die Winde
So ſchaurig lind.
  Die Leute im Dorf —
  Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da küßt' er mich;

Da wehten die Winde
So wonniglich —
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da ſchwoll mein Leib,
Da ächzten die Winde:
Verlaſſen Weib!
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da wollt ich ruhn;
Da rauſchten die Winde:
Biſt Mutter nun!
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Die alte Linde,
Die wies auf mich;
Es höhnten die Winde —
Da rauft ich mich.
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da hab ich bei Nacht
Dem armen Kinde
Sein Gräblein gemacht!
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind,
Da wehen die Winde
So ſchaurig lind.
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

⁂

Falſcher Liebe Lohn

(1848)

O Tochter, wie biſt du ſo ſtill und trüb?
O Mutter, das thut mir die falſche Lieb!
O Tochter, meine Tochter, was iſt dir geſchehn?
O Mutter, ſo muß es der Untreu ergehn!
O Tochter, wie wird dein Geſicht ſo bleich?
O Mutter, Mädchenſinn bleibt ſich nicht gleich!
O Tochter, wie wird deine Stimme ſo ſchwach?
O Mutter, Mädchenlieb läßt bald nach!
Was glänzt ſo rot auf deiner Bruſt?
O Mutter, ſind rote Röslein der Luſt!
O Tochter, wer hat dich ſo blutig gemacht?
Die Röslein hat mir mein Liebſter gebracht!
O Tochter, es iſt ja dein eigen Blut?
Da ſieht man, was falſche Liebe thut!
O Tochter, du ſinkſt mir ins Grab hinab!
Rote Roſen, die pflanzt mir auf mein Grab!

* * *

Die Abrede

(1840)

Drei Stufen hinauf und drei Schritt zu der Thür,
Mein Mädchen, mein Schätzchen, ſchnell, öffne mir!
„Mein Hand ſollſt du faſſen, ſollſt ſehn mein Geſicht;
Doch die Thüre, die Thüre, die öffn' ich dir nicht;
Mein Schatz, das iſt wider die Abred."

So bin ich zur Liebe, zur Lieb dir zu ſchlecht?
Und liebteſt mich wirklich, du liebteſt mich recht!
„Sollſt frieren nicht auf dem kalten Stein,
So komm denn, mein Liebchen, mein Liebchen, herein.
Doch außerdem bleibts bei der Abred."

Wie heimlich, wie traulich dies Kämmerlein,
O ſollt ich hier ewiglich heimiſch ſein!
Nun nimm mich, mein Mädchen, mein Schätzchen, in Arm,
Laß ſchlagen die Herzen am Herzen ſo warm!
„Mein Schatz, das iſt wider die Abred.“

Iſt die Lieb über Nacht wohl geworden ſo alt?
Und das junge Blut ſo bleich und ſo kalt?
„Den Mund noch, da haſt ihn, mein Liebchen, zur Luſt;
Und wiegen und klopfen mag Bruſt an der Bruſt,
Doch außerdem bleibs bei der Abred.“

Nun laß die Gewänder, mein Schätzchen, mein Weib,
Daß die Lieb ſich erfreue am Herzchen, am Leib.
Wie biſt du ſo lieb und ſo hart doch zugleich;
Wie biſt du ſo geizig und biſt doch ſo reich,
Mein Schätzchen, o laß du die Abred.

„Und bin ich ſo lieb, und bin ich ſo reich,
Mein Liebchen, ſo bin ich doch klug zugleich.
Iſt alles gegeben, iſt leer das Haus,
Dann bleiben die loſen, die Bettler aus.
Nein, Schätzchen, es bleibt bei der Abred.“

Und kannſt du mich ſehen ſo weh und betrübt,
So haſt du mich nimmer und nimmer geliebt,
Und biſt du ſo kalt, und biſt du ſo ſtolz,
So drechsle dir einen Liebſten von Holz,
Der hört dir gewißlich die Abred!

„Nein, gehen im Zürnen, das ſollſt du mir nicht,
Nun zeig mir nur freundlich dein liebes Geſicht.
Und können die jungen Glieder dich freun,
Da nimm mich, nimm alles, es iſt ja dein;
Ach, Liebchen, ach, denke der Abred!“

„Was thuſt du, du Lieber, du Böſer, du Dieb?
Darauf ging dein Schmeicheln, darauf deine Lieb?
O ließ ich dich harren, o ließ ich dich gehn!
Nun iſts um die Ruh und die Freude geſchehn!
O hättſt du gehalten die Abred!“

So gehts, iſt das Liebchen dem Liebchen ſo gut,
Kommt zu Schanden das junge, das arme Blut.
Wenn die Wange glüht, und die Jugend lacht,
Wie bald im bergenden Arme der Nacht,
Wie bald iſt vergeſſen die Abred!

Der böſe Fleck

Der bleiche Junker ſteigt vom Pferd,
Der bleiche Junker nach Ruh begehrt.

„Es treibt mich umher ohne Ruh und Raſt
Und bin mir ſelber im Herzen verhaßt.

Dort iſt ein Plätzchen kühlig und ſtill;
Ob dort mir die Ruhe kommen will?

Die Lämmer graſen herab und heran;
Was hat den Tieren das Plätzlein gethan?

Sie drängen ſich ſonſt und ſind hungrig ſehr;
Das Plätzchen allein, das bleibet leer;

Und iſt das blumigſte Flecklein der Triſt.“
„„Herr bleicher Junker, die Blumen ſind Gift.

Und ungeſtraft hier keiner ruht.
Steht auf, Herr Junker, euch wird nicht gut.““

„Was ſolls, du Schäfer, mit deinem Geneck?"
„„Herr Junker, das iſt ein böſer Fleck.""

„Was ſoll das heißen?" Der Junker lacht.
„„Dort iſt eine blutige That vollbracht.

Die Lämmer weichen dem Fleckchen aus;
Den Menſchen darauf erfaßt ein Graus.""

„Herr Gott, wo bin ich? Das Bächlein da?
Drei finſter dunkle Erlen ſo nah?

Der grüne Hügel ſo lang und ſo ſchmal?
Und drüber das Kreuz und das ſteinerne Mal?"

Der Junker taumelt empor vom Stein;
Ein Fieber rüttelt an ſeinem Gebein.

Wie Feuer 's an ſeinem Herzen leckt,
Wie Binſen empor ſein Haar ſich reckt.

Und reitet voran und herum und hinum,
Und reitet und reitet und ſieht ſich nicht um.

Und Morgen wirds und wieder Nacht
Und kann nicht ruhen und immer wacht.

Und reitet voran und herum und hinum,
Und reitet und reitet und ſieht ſich nicht um.

Und reitet und reitet herum und heran,
Doch nimmer das Bangen verreiten kann.

Und wie die zwölfte Stunde ſchlägt,
Der bleiche Junker es nicht mehr trägt.

Noch brummt die Glocke vom nahen Schloß;
Der bleiche Junker, er ſinkt vom Roß.

Der Mond, der ſcheint herab ſo ſtill;
Der bleiche Junker vergehen will.

Von außen faßt ihn der ſtarke Tod;
Von innen faßt ihn die ſtärkere Not.

„Herr Gott! ſchon wieder die Blumen da?
Die finſtern, die rauſchenden Erlen ſo nah?

Der grüne Hügel ſo lang und ſo ſchmal,
Und drüber das Kreuz und das ſteinerne Mal?“

Ein blutig Weib ſitzt auf dem Stein:
Herr Gott! Erbarm dich der Seele ſein.

◆

Das Lied von der Bernauerin

Soll ich die Märe bringen,
Die mir bewegt den Sinn?
So ſagen wir und ſingen
Von der Bernauerin.

„Ich weiß nicht mehr zu raten,
Zu helfen nimmer weiß;
So möge Gott in Gnaden
Aufnehmen meinen Geiſt.

Doch wie ich nun geduldig
Verlieren muß den Leib,
So wahr bin ich unſchuldig
Und meines Herren Weib.

Und ſagt Herrn Ernſtens Schreiben:
Das Badermägdelein,
Das könne leben bleiben,
Wolls ſeine Schnur nicht ſein,

So ſag ichs doch, und ſchwören
Will ichs noch tauſendmal:
Ich bin in Zucht und Ehren
Herrn Albrechts Ehgemahl.

Der Frauen höchſter Adel
Iſt ihre Frauenehr,
Die hab ich ohne Tadel,
Hat keine Fürſtin mehr."

Sie nahm das Ringlein abe,
Das Ringlein war von Gold;
Ihr gabs der edle Knabe,
Den ſie nicht lieben ſollt.

„Leb wohl, der mir ihn geben,
Leb wohl, mein liebſter Knab;
So wohl ſollſt du mir leben,
Als ich geliebt dich hab."

Und um des Hemdleins Falten
Ein Tuch herum ſie wand:
„Sollt mir das Tuch nicht halten,
Das wär mir eine Schand.

Nun bitt ich nur zumeiſten,
Daß nur das Totenweib,
Und keines Manns Erdreiſten
Berühre meinen Leib."

Da griff nun ſo behende
Der wilde Henker dar
Und wand um ſeine Hände
Ihr golden langes Haar;

Und faßte ſie darüber
Mit ſeiner linken Hand,
Und ſchwang ſie hoch hinüber
Über der Brücke Rand.

Es wichen rings die Wellen,
Sowie ſie fiel darein,
Als wollten ſie Geſellen
So ſchlimmer That nicht ſein,

Und trugen, wie auf Armen,
Empor den ſchönen Leib,
Als hätt es ihr Erbarmen,
Das arme Fürſtenweib.

Da faßte mit der Stange
Der Henker wieder dar,
Und wand darum das lange,
Das reiche goldne Haar.

Und tauchte ſie mit Schnelle,
Und hielt ſie feſt darin;
Und traurig zog die Welle
Über die Tote hin.

Da kam ihr Herr von Böhmen
Herangeſprengt zu Roß,
Daß ihm der Schweiß in Strömen
Am Barte niederfloß.

Er thät mit Thränen fragen,
Zerriß ſich ſein Gewand.
„Mein Mund ſoll ſie beklagen,
Sie rächen meine Hand!

Nicht ſoll dem Alten frommen
Die himmelſchreinde That;
Weit mehr hat er genommen,
Als er mir geben hat.

Auf, Fiſcher, fiſcht mir eilig
Nach ihrem ſüßen Leib.
O weh doch um mein heilig
Getreues, reines Weib!

Nie ward ein Weib geboren
Von fürſtlich edlerm Sinn,
Zur Fürſtin je erkoren,
Als die Bernauerin.

Und um ſolch Weib getragen
Hat Jammer nie ein Mann!
So muß ich um ſie klagen,
So lang ich klagen kann."

◆

Treu Friedrich

Der fromme König Abel erlitt viel Ungemach
Durch ſein Gemahl, das ärgſte, das ihm die Treue brach.
Doch einer ſtand ihm feſte, und wenn ihm alles wich,
Das war der treue Jagdbub, der luſtge Friederich.
Friedrich, mein treuer Jagdbub, wie lohn ich deiner Treu?
„Ihr ſollt mich nie verſtoßen, damit ichs immer ſei."
So ſprach der König ofte, und ſo der Bub zurück;
Dem Herren baß zu dienen, das war ſein einzig Glück.

Trarah! Trarah! wie tönen die Hörner vor dem Schloß,
Wie wiehert und wie brauſet, wie lärmt der reiſge Troß.

Wie dir in grüner Freie zur Jagd der Buſen ſchwillt!
Und denkſt nicht, armer König, du ſelber ſeiſt das Wild.
Mit heuchelnder Gebärde die ſchmeichelnd dich umziehn,
Das ſind die wilden Jäger; o dachtſt du zu entfliehn?
Der treue Jagdbub Friedrich, der warnt umſonſt den Herrn:
Schon ſind wir tief im Walde, ſchon ſind die Treuen fern.
Seht, wie aus allen Augen der Tücke Feuer bricht;
Laß kehren uns, o König; trau den Begleitern nicht. —
Was kommt dir ein, mein Jagdbub? der alte König ſpricht;
Sie alle ſind erprobet und ſtets getreu der Pflicht.
Hat ſich ſo ſehr geändert, mein Bub, dein kühner Sinn?
Ich will dich hier nicht halten, und kehre immerhin. —
Der ſprach mit naſſen Augen: Mein Sinn, der blieb ſich gleich;
Für mich iſt nicht mein Sorgen; mein Sorgen iſt für euch. —
Weh mir, daß ich verſchmähet, mein Bub, den treuen Rat,
Schier fürcht ich ſelbſt, ſie ſinnen auf arge Miſſethat.
Sie ziehen ihre Schwerter und dringen auf mich ein;
So muß ich meines Glaubens betrognes Opfer ſein.
Kehr um, kehr um, mein Jagdbub, da ich nun ſterben muß,
Der Gattin bring, der trauten, des Herren Abſchiedsgruß. —
Nicht braucht ihr einen Boten; ſeht eure Mörder an,
Dort werdet ihr ſie finden. — Ha! Lieb und Treu ſind Wahn. —
Vergebens deckt der Jagdbub des matten Herren Leib,
Der Kämpen nur zu viele gehorſam ſind dem Weib.
„Am Brunn dort ſchnürt ihn feſte, dem Wurfgeſchoß ein Ziel.
Doch trefft nicht gleich, ſonſt ſchlöſſe zu bald das muntre Spiel.“

Und die jetzt an ihn legen die gottverruchte Hand,
Sie hat er all beſchenket mit Würden, Geld und Land.
„Der Bub mag leben, will er ſich meinem Dienſte weihn;
Er war dem Herrn ergeben, ſo wird ers mir auch ſein.“
Der ſprach: Das ſei mir ferne; ihm bührt mein Dienſt allein;
Sein Leben muß mein Leben, ſein Tod mein Tod auch ſein;
Mit ſeines Blutes Welle fließ auch das meine fort.
Doch wollt ihr eins gewähren, ſo hört mein flehend Wort.
Ich war ein muntrer Burſche mein ganzes Leben lang;
Nichts ging mir über Bechers und frohen Liedes Klang.
Mein ganzes Leben ließ ich nicht von dem luſtgen Brauch,
Und ſo wie ich gelebet, ſo möcht ich ſterben auch.
Vergönnt, damit mein Leben auf heitern Klängen flieht,
Den leiſen Hornestönen ein froh gemutet Lied.
„Wohlan, dir ſeis vergönnet, doch leiſe ſei der Ton,
Sonſt treffen dich die Schwerter, die harrend ringsum drohn.“
Er küßt den trauten Bogen, den lieben, alten Freund;
Er netzt das Horn mit Zähren, dem armen Herrn geweint;
Dann nimmt ers an die Lippen und weckt den ſüßen Klang,
Ihr ſchändlich Werk vergeſſend ſtehn lauſchend ſie dem Sang.
Da plötzlich nimmt ers feſter, die Lungen hoch geſchwellt,
Daß faſt das Horn zerberſtet, und Wald und Himmel gellt.
Es tauchen ſich die Schwerter mit Schnelle in ſein Blut;
Doch mit dem letzten Atem bläſt noch der Knabe gut.
Und ringsum tönts von Rufen; jetzt klingt es fern, jetzt nah;
Der Jagdbub hörts mit Wonne: es ſind die Retter nah,

Er ſieht den Herrn befreiet und ſegnet noch ſein Glück,
Da lächelt er im Sterben, da ſinkt ſein Haupt zurück.

Und oft beim Feſtesmahle, vom goldnen Weine rot,
Erzählt der fromme König des treuen Knaben Tod,
Erzählt, wie ihm gebrochen ſein eigen Weib die Treu,
Wie ihn die eignen Mannen gefeſſelt ohne Scheu!
Da hebt er ſeinen Becher empor mit Firnewein,
Dann fällt ihm eine Thräne ins goldne Naß hinein.
Der Trunk ihm, der blieb feſte, da, als mir alles wich,
Der Trunk dem treuen Jagdbub, dem luſtgen Friederich.

◆

Der Venusberg

Ach! was treibt euch doch, zu meiden
Eures Lagers ſtille Ruh,
Aus der Liebe ſtillen Freuden
Jenen dunkeln Schluchten zu?
Treibt euch fort mit wildem Sehnen
Durch den Wald in finſtrer Nacht,
Während euer Weib in Thränen
Lange Stunden bang durchwacht?

Und ſie fleht ihn auf den Knieen:
Zwinge deinen wilden Sinn!
„Laß mich! Eilend muß ich ziehen,
Frage nimmer mich, wohin?
Wo die dunkeln Waſſer quellen
Dort am grauen Felſenhang —
Aus den Schluchten, aus den Wellen
Tönt manch wunderhafter Klang.

Tönts von Glück und heißer Liebe,
Girrt wie Nachtigallenſang.
Folgen laß mich meinem Triebe,
Weichen dieſem Götterdrang."
Heiße Lieb in Zucht und Treuen
Hegt euch eures Weibes Sinn:
Herr, mein Herre, böſe Feien
Locken euch zum Felſen hin.

„Seiens Feien, ſeiens böſe;
Ziehen laß mich felſenwärts.
Meiner heißen Sehnſucht Größe
'Gnügt nicht ein geteiltes Herz."
Herr, mein Herr! welch eine Rede?
Seid ihr nicht mein einzig Teil
Nach dem Gott, zu dem ich bete,
Bete nur für euer Heil?

„Seis mit Gott — ich will nicht teilen!
Mag nicht ein gemietet Haus.
Zwing nicht länger mich, zu weilen;
Laß zum Felſen mich hinaus!
Ich will nicht zur Gnade wohnen,
In der Lieb der zweite ſein;
Ich will herrſchen und will thronen
Ohne Teilen nur allein!

Laßt mich! Traum ſind eure Triebe,
Eines Schattens Schattenbild,
Tauſchen ſelber mit der Liebe
Will ich Küſſe heiß und wild,
Wie im wilden Sturmesbrauſen
Flamme ſich in Flamme ſchlingt,
Wo die Wolluſt mit dem Grauſen
Im Vernichtungstaumel ringt."

Herr, o Herr, entflieht den Träumen,
Die die Höll euch zugeweht;
In der Kirche heilgen Räumen
Laßt uns knieen im Gebet.
Reuig flehende Gewiſſen
Nimmt der Herr in Gnaden an.
„Eure Kirchen will ich miſſen,
Eurer Beter hohlen Wahn!

Euren Gott, den qualenreichen,
Den nur Menſchenopfer freun,
Der um ſchmerzliches Erbleichen
Schlingt den blaſſen Heilgenſchein,
Der des Leibes junge Schöne
Feſſelt unter Kreuzeslaſt,
Der des Lebens Wonnetöne
Und die Luſt des Menſchen haßt.

Fliehen aus dem Dunſt der Grüfte,
Der den heitern Tag begräbt,
Wo ſich freudig in die Lüfte
Venus goldner Tempel hebt,
Wo mit nieverarmten Händen
Wonne jeder jungen Bruſt
Ewig ſchöne Götter ſpenden,
Kein Verbrechen iſt die Luſt!"

Keine Bitte kann ihn halten,
Keine Thräne feſſelt ihn,
Ungeſtümen Drangs Gewalten
Rettungslos ihn abwärts ziehn.
Durch des Tages lange Stunden
Harrt ſie ſeiner Wiederkehr,
In der Kluft iſt er verſchwunden,
Und kein Ruf erreicht ihn mehr.

Frommes Wirken übt die Gute,
Gönnt ſich ſorgend keine Raſt,
Trägt für ihn mit heilgem Mute
Jeder Buße ſchwere Laſt.
Einſt zu ihres Schloſſes Pforte
Wankt ein bleicher Pilger ein,
Grauſig tönen ſeine Worte,
Glüht der Augen irrer Schein.

Gott! ſeid ihrs? Er ſei geprieſen!
Ewig neu iſt ſeine Huld,
Ach! ein reuevoll Entſchließen
Wäſcht vom Sünder jede Schuld.
„Laß den zorngen Kreuzerhöhten,“
Ruft der Graf mit wildem Blick,
„Marterſt nimmer mit Gebeten
Mich zum alten Sinn zurück!

Meinen Grimm nur will ich mehren
An verlornen Glückes Schein.
Seiner Gnade mag begehren,
Wer da will verworfen ſein.
Endlich muß den Größern weichen
Euer Gott mit ſeinem Sohn,
Und die alten Götter ſteigen
Wieder auf den heitern Thron.

Aus des Zwangs zerhaunen Fäden
Holt der Dulder ſich ſein Recht,
Und zu hellern Göttern beten
Wird ein kräftiger Geſchlecht.
Den mit Dornenkron und Wunden
Mögen Jammerknechte flehn!“
Sprach es, und er war verſchwunden;
Niemand hat ihn mehr geſehn.

Nur umſonſt ſucht andre Götter,
Wer ſich nicht in frommem Mut
In ſich ſelbſt erneut den Retter.
Nicht umſonſt kommt höchſtes Gut.
Schreckend malt die eigne Wilde
Ihres Gottes Härtigkeit.
Wirſt du mild, wird er dir milde,
Wer ſich naht, ſucht ihn nicht weit.

◆

Zwiſchen Himmel und Erde

Einleitung

Otto Ludwig ſchrieb die Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde“ im Sommer und Herbſt des Jahres 1855 zu Dresden und hatte ſie urſprünglich für die „Gartenlaube“ ſeines thüringiſchen Landsmannes Ernſt Keil beſtimmt, der ihn durch Vermittlung Berthold Auerbachs um Beiträge für ſein Blatt angegangen und, ſobald ihm ein ſolcher in Ausſicht geſtellt war, ſeinen Leſern die zur Zeit noch nicht vollendete Novelle des Dichters des „Erbförſters“ angekündigt hatte. Als Ludwig im Spätherbſt das zum Buche angewachſne Manuſkript ſeines Meiſterwerks an den Leipziger Verleger ſandte, war er vielleicht auf eine Rückſendung der zu lang gewordnen Erzählung, jedenfalls aber nicht auf eine Zuſchrift gefaßt geweſen, in der ihm neben Vorwürfen über die allzugroße Ausdehnung und die minutiöſe Einzelausführung der Rat zu teil wurde, Balzac und die franzöſiſchen Novellenvirtuoſen der „Spannung“ halber zu ſtudieren. Es war gegangen wie ſo oft: der vielbeſchäftigte Verleger und Redakteur des eben aufblühenden Blattes hatte nur flüchtige Blicke in Ludwigs Manuſkript gethan und mit untrüglichem Inſtinkt herausgeleſen, daß „Zwiſchen Himmel und Erde“ für die Leſer der Gartenlaube nicht geeignet ſei. Er war ſich nicht klar darüber geworden, ob die Erzählung unter oder auch über den Anſprüchen ſeiner Leſer liege, räumte aber, nachdem ſie im Sommer 1856 erſchienen war, unumwunden das letztere ein. Am 23. Juni 1856 ſchrieb Ludwig an Auerbach: „Geſtern erlebte ich eine Genugthuung. Keil war mit Ferd. Stolle bei mir und bat, ich ſolle vergeſſen, daß er mir den Rat gegeben (die franzöſiſchen Novelliſten zu ſtudieren), er ſei nun andrer Meinung, er habe die Geſchichte „Zwiſchen Himmel und Erde“ nun geleſen. In beidem, in der unbekümmerten Freimütigkeit des Rates, wie in deſſen Zurücknahme ein echter Thüringer, ich hätte den Landsmann daraus erkennen können. Er hat noch Thüringer Waldharzgeruch an ſich trotz Leipzig und hat mich wie friſche Luft von daher angeweht.“ Auf Auerbachs Vorſchlag war, nachdem auch das Cottaſche „Morgenblatt“ (deſſen Redakteur Hermann Hauff die Erzählung „nach Erfindung und Form ſehr hoch zu ſtellen“ nicht unterlaſſen konnte) an der Notwendigkeit von etwa vierzehn Fortſetzungen Anſtoß genommen hatte, das Manuſkript der Erzählung dem Buchhändler C. Meidinger in Frankfurt am Main zugeſandt worden, der eine neue Monatsſchrift plante, in der auch kürzere Romane und größere Novellen Aufnahme finden ſollten. Meidinger erklärte, daß er die Erzählung doch zu ausgedehnt für eine Zeitſchrift finde, daß es ihm zudem leid thun würde, ſie zerſtückelt zu ſehen, da er vom Inhalt der ganzen Dichtung ſo „tief ergriffen ſei, daß er keine Worte dafür finden könne.“ Er erbot ſich, „Zwiſchen Himmel und Erde“ als Buch zu drucken und zu verlegen. Da der Dichter auf die von dem Frankfurter Verleger vorgeſchlagenen Bedingungen gern einging, ſo begann der Druck (bei C. W. Leske in Darmſtadt) im Februar 1856, Otto

Ludwig verzeichnete anfang März in ſeinem Hauskalender den Empfang der erſten Reviſionsbogen, mitte Mai war der Druck vollendet, anfang Juni erſchien das Buch, fand lebendige Teilnahme und, wenn auch zunächſt in engerm Kreiſe, begeiſterte Anerkennung. Die wenigſten der zahlreich erſcheinenden Kritiken vermochten der ſeeliſchen Tiefe und der echten Meiſterſchaft des Vortrags völlig gerecht zu werden, die realiſtiſchen Äußerlichkeiten der Erzählung, die Schilderungen aus dem Schieferdeckergewerk und dem Schieferdeckerleben galten nur zu vielen Beurteilern als die eigentliche Abſicht des Dichters, und die Macht der Erfindung, der Geſtaltenbildung, der Stimmung trat bei den überflüſſigen Erörterungen, ob kleinſtädtiſches Leben zu tragiſcher Würde und Wirkung erhoben werden könne, bedenklich in den Hintergrund.

Trotzdem erwieſen ſich die Stimmen der Empfänglichern und Verſtändnisvollern doch als ſtark und wirkſam genug, um der Erzählung eine verhältnismäßig raſche Verbreitung zu ſchaffen; bereits im Frühling 1858 veröffentlichte die Verlagsbuchhandlung eine zweite Auflage, und „Zwiſchen Himmel und Erde“ erſchien, auch als es ſpäterhin in den Jankeſchen Verlag in Berlin übergegangen war, in wiederholten Neudrucken. Die Erzählung fand auch außerhalb Deutſchlands Teilnahme und Beifall, und nacheinander wurden franzöſiſche, engliſche, italieniſche, däniſche, ungariſche, holländiſche, ſchwediſche und polniſche Überſetzungen veranſtaltet und veröffentlicht.

Daß Otto Ludwigs Erzählung in Jugend- und Heimateindrücken, in eignen Erlebniſſen ihre tiefſten Wurzeln hatte, iſt nicht in Zweifel zu ziehen, und gewiſſe Teile der Erfindung, wie der zündende Blitz und die Rettung des Turmes und der Kirche von St. Georg, mochten unmittelbare Erinnerungen ſein, die ſich mit den Begebenheiten und Geſtalten der dichteriſchen Phantaſie verbanden. In der Heimat Otto Ludwigs aber war man nur allzugeneigt, überall Wiederſpiegelung angeblich geſchehener und geſchauter Dinge, Anknüpfung an vermeinte Wirklichkeiten zu finden, die erſt nach dem Leſen der Dichtung in der eignen Einbildungskraft der Landsleute erwuchſen. Der Dichter ſelbſt verwahrte ſich bei Gelegenheit der „Heiterethei“ in einem Briefe an den alten Eisfelder Freund Ambrunn nachdrücklich gegen dieſe Neigung ſeiner Heimatgenoſſen, ohne damit viel auszurichten. Auch in die Erfindung von „Zwiſchen Himmel und Erde“ traten gerade da, wo ſie am meiſten Eigentum Ludwigs war, wie bei jedem Dichter, der voll und tief aus dem Leben ſchöpft, bewußt und unbewußt, Einzelzüge, charakteriſtiſche Äußerlichkeiten und Redewendungen hinein, die auch andern bekannt ſein konnten. An dieſe dünnen Fäden knüpfte ſich nun die Mythe an, die alle Ereigniſſe und Menſchengeſtalten der Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde“ in Eisfeld und Hildburghauſen, in Veilsdorf und Schalkau wieder ſucht und findet. So iſt es nachgerade unmöglich geworden, die Überlieferungen und Erlebniſſe, die den Grund für Ludwigs Erfindung abgaben, von den Fabeln zu unterſcheiden, die erſt nachträglich aus ſeiner Erzählung erwachſen ſind. In der That kommt auch nicht viel darauf an, denn für jeden klarblickenden und mitempfindenden Leſer ergiebt ſich von ſelbſt, daß der innere Gang und Zuſammenhang der Handlung, die Menſchengeſtalten und ihre Schickſale, Stimmungen, Farben und Gemütstöne, ſo gut wie der tiefe Ernſt und der ethiſche Gehalt des Ganzen dem Dichter vollſtändig angehören. —

Otto Ludwig ſelbſt hat ſich nur wenig über ſein eignes Werk geäußert und hauptſächlich nur in ſchlichteſter Weiſe den Vorwurf zu entkräften geſucht, daß die ſittliche Weihe der Schöpfung auf eine trübe Aſkeſe hinauslaufe. „Ich zeigte in zwei Menſchen die Extreme, zwiſchen denen es tauſend Nuancen giebt, in deren Mitte das abſolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für tauſend andre ein Glück geweſen, für Apollonius iſt es keins. Seine zu große Gewiſſenhaftigkeit iſt nahe daran, ebenſo ſein Verderben zu werden, als die Gewiſſenloſigkeit das des Bruders wurde. Meine Abſicht war, zu zeigen, wie jeder Menſch ſeinen Himmel ſich fertig mache, wie ſeine Hölle. Er hat ſich zuletzt ſeinen Himmel geſchmiedet, *ſeinen*. Sie und ich beneiden ihn nicht um dieſen Himmel, uns wäre er keiner, ihm iſt er einer, wie unſer Himmel ihm keiner ſein würde. Es galt eben die Darſtellung eines Hypochonderſchickſales; die Schickſale beider Enden der Menſchheit ſind im Werke dargeſtellt, des Frivolen und des Ängſtlichen. Das Ideal liegt in der Mitte. Heiratete Apollonius die Chriſtiane, ſo würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, ſein Wort zu halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch die, die auf ihm ankern, mit ſcheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute That giebt, iſt keine, die einen abſolut neuen Menſchen aus ihm machte — eine ſolche Wirkung iſt nichts als ein Taſchenſpielerſtück des Dichters und ſelber eine unſittliche Handlung —, ſie giebt ihm bloß die Kraft, einen Entſchluß zu faſſen, der für ihn, wie er einmal iſt, der rettende wird, nämlich die Chriſtiane nicht zu heiraten. Dies gegen den Vorwurf der Aſketik.“ In ſpäterer Zeit, als ihn eigne Neigung und ſeine Shakeſpeareſtudien ganz und gar auf das Gebiet des Dramas zurückgeführt hatten, waren ihm ſeine Erzählungen und namentlich „Zwiſchen Himmel und Erde“ ſo fremd geworden, daß er ſich ſelbſt ungerecht darüber ausſprach, was übrigens ſelten geſchah. Der äußere Erfolg der Schöpfung, der ihm anfänglich viel Freude bereitet hatte, erſchien ihm in den Jahren nach 1860 inſofern ſtörend, als wohlgemeinte Ratſchläge und drängende Aufforderungen, zur Novelliſtik zurückzukehren, hauptſächlich an dieſen Erfolg anknüpften.

Das Gärtchen liegt zwiſchen dem Wohnhauſe und dem Schieferſchuppen; wer von dem einen zum andern geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend hat man es zur linken Seite; zur rechten ſieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremiſe und Stallung, vom Nachbarhauſe durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal ſechs grünangeſtrichne Fenſterläden nach einer der lebhafteſten Straßen der Stadt, der Schuppen ein großes graues Thor nach einer Nebengaſſe; die Roſen an den baumartig hochgezognen Büſchen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausſchauen, das den Vermittler macht zwiſchen den beiden größern Schweſtern. Jenſeits des Gäßchens ſteht ein hohes Haus, das in vornehmer Abgeſchloſſenheit das enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptſtraße offne Augen; und ſieht man die geſchloßnen nach dem Gäßchen zu genauer an, ſo findet man bald die Urſache ihres ewigen Schlafes: ſie ſind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, ſieht nicht nach allen Seiten ſo geſchmückt aus, als nach der Hauptſtraße hin. Hier ſticht eine blaß roſenfarbne Tünche nicht zu grell von den grünen Fenſterläden und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu, die Wetterſeite des Hauſes erſcheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharniſcht; mit der andern Giebelwand ſchließt es ſich unmittelbar an die Häuſerreihe, deren Beginn oder Ende es bildet; nach hinten aber giebt es einen Beleg zu dem Sprichwort, daß alles ſeine ſchwache Seite habe. Hier iſt dem Hauſe eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzſtämmen geſtützt, zieht ſie ſich längs des obern Stockes hin und erweitert ſich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer Durchgang aus dem obern Stock des Hauſes. Wer von da nach der „Gangkammer" will, muß aus der hintern Hausthüre heraus und an der Wand hin wohl ſechs Schritt an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnerſteigartigen Treppe, und wenn er dieſe hinaufgeſtiegen iſt, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reiſe wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigſtens im Sommer; und vorausgeſetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezogne Leine iſt nicht durchaus mit Wäſche behängt. Denn im Winter ſchließen ſich die Läden, die man im Frühjahre wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zuſammen, deren Lichtöffnungen über dem Bereiche angebracht erſcheinen, den eine gewöhnliche Menſchenlänge beherrſcht.

Iſt die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche, und ſtechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, ſo vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Geſtalt und glänzender Putz. Die äußerſte Sauberkeit lächelt dem Beſchauer aus dem verſteckteſten Winkel entgegen. Im Gärtchen iſt ſie faſt zu ängſtlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen ſcheint nicht mit Hacke und Beſen gereinigt, ſondern gebürſtet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die ſo ſcharf von dem gelben Kies der Wege abſtechen, das Anſehen, als wären ſie nicht mit der Schnur, als wären ſie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaumeinfaſſung, als würde ſie von Tag zu Tag von dem akkurateſten Barbier der Stadt mit Kamm und Schermeſſer bedient. Und doch iſt der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten ſehen kann, wenn man auf der Emporlaube ſteht, und zwar einen Tag wie den andern in derſelben Minute, noch ſauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geſchieht täglich ſo pünktlich um dieſelbe Zeit wie ſein Kommen —, in ſo untadelhafter Weiße, daß eigentlich nicht einzuſehen iſt, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwiſchen den hochſtämmigen Roſen hin, die ſich die Haltung des alten Herrn zum Muſter genommen zu haben ſcheinen, ſo iſt ein Schritt wie der andre, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Taktes. Betrachtet man ihn genauer, wie er ſo inmitten ſeiner Schöpfung ſteht, ſo ſieht man, daß er äußerlich nur das nachgethan hat, wozu die Natur in ihm ſelber das Muſter geſchaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile ſeiner hohen Geſtalt ſcheint ſo ängſtlich abgezirkelt worden zu ſein, wie die Beete des Gärtchens. Als die Natur ihn bildete, mußte ihr Antlitz denſelben Ausdruck von Gewiſſenhaftigkeit getragen haben, den das Geſicht des alten Herrn zeigt, und der in ſeiner Stärke als Eigenſinn erſcheinen mußte, war ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemiſcht, ja faſt von Schwärmerei. Und noch jetzt ſcheint ſie mit derſelben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der ſein Auge ſein kleines Gärtchen überſieht. Sein hinten kurz geſchnittnes und über der Stirn zu einer ſogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar iſt von derſelben untadelhaften Weiße, die Halstuch, Weſte, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in ſeinem Gärtchen vollendet er deſſen geſchloßnes Bild; außerhalb ſeines Hauſes muß ſein

Anſehen und Weſen etwas Fremdartiges haben. Pflaſtertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu ſpielen, kommt der alte Herr Nettenmair daher geſtiegen, das ſilberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die ſpitze Höhe, ſein blauer Überrock zeigt noch den ſchmalen Kragen und die bauſchigen Schultern einer lang vorübergegangnen Mode. Das ſind Haken genug, ſchlechte Witze daran zu hängen; dennoch geſchieht es nicht. Es iſt, als ginge ein unſichtbares Etwas mit der ſtattlichen Geſtalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die ältern Einwohner der Stadt, begegnet ihnen der Herr Nettenmair, eine Pauſe in ihrem Geſpräche machen, um ihn reſpektvoll zu grüßen, ſo iſt es jenes magiſche Etwas nicht allein, was dieſe Wirkung thut. Sie wiſſen, was ſie in dem alten Herrn achten; iſt er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verſchwindet; dann hebt ſich wohl eine Hand, und ein aufgereckter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund vermöchte, von einem langen Leben mit allen Bürgertugenden geſchmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geſchändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wie viel ſchärfer einem nach außen abgeſchloßnen Daſein nachgerechnet wird. Und ein ſolches führt Herr Nettenmair. Man ſieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn ſein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er ſich gönnt, ſucht er in ſeinem Gärtchen. Sonſt ſitzt er hinter ſeinen Geſchäftsbüchern oder beaufſichtigt im Schuppen das Ab und Aufladen des Schiefers, den er aus eigner Grube gewinnt und weit in das Land und über deſſen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwitwete Schwägerin beſorgt ſein Hausweſen, und ihre

Söhne das Schieferdeckergeſchäft, das mit dem Handel verbunden iſt und an Umfang dieſem wenig nachgiebt. Es iſt der Geiſt des Oheims, der Geiſt der Ordnung, der Gewiſſenhaftigkeit bis zum Eigenſinn, der auf den Neffen ruht und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das ſie von weit umher beruft, wo man zur Deckung eines neuen Gebäudes oder zu einer umfaſſendern Reparatur an einem alten des Schieferdeckers bedarf.

Es iſt ein eignes Zuſammenleben in dem Hauſe mit den grünen Fenſterläden. Die Schwägerin, eine noch immer ſchöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt dieſen mit einer Art ſtiller Verehrung, ja Andacht. Ebenſo die Söhne. Der alte Herr dagegen widmet der Schwägerin eine achtungsvolle Rückſicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernſten Zurückhaltung etwas Rührendes hat; den Neffen beweiſt er die Zuneigung eines Vaters. Doch ſteht auch hier etwas zwiſchen beiden Teilen, das dem ganzen Verkehr etwas rückſichtsvoll Förmliches beimiſcht. Das liegt wohl zum Teile in der ſchweigſamen Geſchloſſenheit des alten Herrn, die ſich den übrigen Familiengliedern mitgeteilt hat, wie denn alle ſeine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendſten Einzelheiten, ſo in körperlicher Haltung und Bewegung, wie in Urteil und Liebhaberei auf ſie übergegangen erſcheinen. Wird in dem Familienkreiſe weniger geſprochen, ſo ſcheint ein Ausſprechen von Wünſchen und Meinungen des einen überflüſſig, wo der andre mit ſo ſicherm Inſtinkte zu erraten weiß. Und wie ſoll das ſchwer ſein, wo alle eigentlich ein und dasſelbe Leben leben?

Es iſt ein eignes Zuſammenleben in dem Hauſe mit den grünen Fenſterläden.

Die Nachbarn wundern ſich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheiratet hat. Es iſt nun dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herr Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünſchte das ſogar, und der Sohn ſelbſt ſchien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geſchah nicht, wennſchon Herr Nettenmair ſich des Familienweſens ſeines Bruders und deſſen Kinder väterlich annahm, auch ſich ſonſt nicht verheiratete, ſo viel gute Partien ſich ihm auch anboten. Damals ſchon begann das eigne Zuſammenleben.

Es iſt natürlich, daß die guten Leute ſich wundern; ſie wiſſen nicht, was damals in vier Seelen vorging; und wüßten ſie es, ſie wunderten ſich vielleicht nur noch mehr.

Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt ſelbſt über die angeſtrengteſte Geſchäftigkeit der Bewohner des Hauſes mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bitterer Schmerz über geſtohlnes Glück, wilde Wünſche ſeine Bewohner entzweiten, wo ſelbſt drohender Mord ſeinen Schatten vor ſich her warf in das Haus; wo Verzweiflung über ſelbſtgeſchaffnes Elend händeringend in ſtiller Nacht an der Hinterthür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwiſchen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor und wieder hinterſchlich. Damals ſchon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Geſtalt, aber den Eigenſinn des greiſen Geſichts dämpfte nicht Milde; wenn ſie über die Straße ſchritt, hielten auch die Knaben im luſtigen Spiele an; aber die Geſtalt ſah nicht ſo freundlich auf ſie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht faſt erloſchen war. Wohl war auch jener ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und verdiente die Achtung ſeiner Mitbürger nicht weniger als ſein milderes Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von ſtrenger Ehre. Er war es nur zu ſehr!

Was dazumal die Herzen in dem Hauſe bis zum Zerſpringen ſchwellen machte, was in den verdüſterten Seelen umging, und zum Teil heraustrat in der Selbſtvergeſſenheit der Angſt oder zur That wurde, zur Verzweiflungsthat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beſchäftigt haben. Es iſt Sonntag, und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienſtes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weiſe zu dieſer Stunde auf einer Bank in ſeiner Laube ſitzt. Seine Augen ruhen auf dem ſchiefergedeckten Turmdach von Sankt Georg, das auch nach ihm zu ſchauen ſcheint. Heute ſind es einunddreißig Jahre, ſeit er nach längerer Abweſenheit auf der Wanderſchaft in die Vaterſtadt heimkehrte. Ebenſo riefen die Glocken, als er durch eine Schnei hindurch an der Straße den alten Turm zum erſtenmale wiederſah. Damals knüpfte ſich ſeine nächſte Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt lieſt er ſeine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergeſſe, der Leſer weiß nicht, wovon ich ſpreche. Es iſt ja eben das, was ich ihm erzählen will.

⁂

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann ſtatt des alten, den wir verlaſſen. Er iſt hochgewachſen wie dieſer, aber nicht ſo ſtark. Er trägt die braunen Haare wie der Alte, am Hinterkopfe kurz geſchoren, über der weißen hohen Stirn in eine ſogenannte Schraube künſtlich gedreht. Auf ſeinem Geſicht erſcheint noch nicht die

Strenge des Alten, dem gutmütigen Ausdrucke iſt die Narbe erlittenen Seelenſchmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtſinnige Unbekümmertheit, die ſonſt ſeinem Alter eigen iſt, und auch nicht das bequeme, nachläſſige Weſen, das dem fahrenden Handwerksburſchen ſo leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt Georgenglocken aus der tief unten liegenden Stadt ſteigen herauf zur waldigen Höhe und dringen durch Baum und Buſch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimat! Was liegt in dieſen zwei kleinen Silben! Was alles ſteht auf im Menſchenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum erſten Genuſſe des heiligen Mahles rief, der jede Viertelſtunde zu ihm ſprach! Im Gedanken Heimat umarmen ſich all unſre guten Engel.

Unſerm jungen Wandrer drangen Thränen aus den ernſten und doch ſo freundlichen Augen. Schämte er ſich nicht vor ſich ſelbſt, er hätte laut geweint. Er kam ſich vor, als hätte er ſeinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt, und nun, da er erwacht wäre, könnte er ſich auf den Traum kaum mehr beſinnen, als hätte er nur geträumt, er ſei ein Mann geworden in der Fremde; als ſei es ihm immer ſchon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht ſei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, wie er bei alledem in dieſem Augenblicke der Aufregung ſeines ganzen Innern den Spinnenfaden nicht überſah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen ſeinen Rockkragen wehte, und daß er die Thränen vorſichtig abtrocknete, damit ſie nicht auf das Halstuch fallen möchten, und mit der eigenſinnigſten Ausdauer erſt die letzten kleinen Reſte des Silberfadens entfernte, ehe er ſich mit ganzer Seele ſeinem Heimatsgefühle überließ. Aber auch ſein Hängen an der Heimat war ja zum Teile nur ein Ausfluß jenes eigenſinnigen Sauberkeitsbedürfniſſes, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung anſah; und wiederum entſprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherm Bezuge zu ſeiner Perſönlichkeit ſtand. Das Kleid auf ſeinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Bergrücken, der vorhin die Ausſicht verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs ſtieg eine Turmſpitze auf. Es war die Spitze des Sankt Georgenturmes. Der junge Wandrer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchſte Gebäude der Stadt ihm zuerſt und vor den übrigen ſichtbar werden mußte, ſeine Sinnigkeit vergaß es über der innigen Bedeutung, die ſie in den Umſtand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Turmes bedurfte einer Reparatur. Dieſe war ſeinem Vater übertragen worden und war der Grund, wenigſtens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreiſe gewillt geweſen war. Vielleicht morgen ſchon begann er ſeinen Teil Arbeit. Dort, ſenkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken ſich bewegen ſah, war die Ausſteigethür angebracht. Dort ſollten die beiden Balken ſich herausſchieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmen würde bis zur Helmſtange, das Tau ſeines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die luſtige Fahrt um das Dach. Und wie es ſeine Natur war, ſich mit feſten Herzensfäden an die Gegenſtände anzuſpinnen, mit denen er in Arbeitsberührung kommen ſollte, ſo ſah er in dem Auftauchen der Turmſpitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als gält es, eine freundlich dargebotne Hand zu drücken. Dann beſchleunigte der Gedanke an die Arbeit ſeinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchſten Kante des Berges ihm die ganze Heimatſtadt vor ſeinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er ſtehn. Dort ſtand das Vaterhaus, dahinter der Schieferſchuppen; in derſelben Vorſtadt, nicht weit davon das Haus, wo ſie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte ſie in ſeinem Vaterhaus, war ſeines Vaters Tochter, ſeines Bruders Weib, und er ſollte von heute an in demſelben Hauſe leben und ſie täglich ſehen als ſeine Schwägerin. Sein Herz ſchlug ſtärker bei dem Gedanken an ſie. Aber keine von den Hoffnungen, die ſich ihm ſonſt an ihr Andenken geknüpft, ließ es ſchwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schweſter geworden, und was ihn jetzt bewegte, ſah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, ſie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die einzige im ganzen Vaterhauſe, die ſein Kommen ungern ſah. Wie war das alles geworden? War nicht eine Zeit geweſen, wo ſie ihm gut zu ſein ſchien? Wo ſie ihm ſo gern zu begegnen ſchien, als ſpäter befliſſen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie ſind die Bäume um das Haus größer geworden, ſeit er von dieſer Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher geſtanden — es war an einem ſchönen Frühlingsabend geweſen, dem ſchönſten, meinte er, den er erlebt — am Pfingſtſchießen. Drin tanzte das übrige junge Volk, er ging ſelig um das Haus herum, in dem er ſie tanzend wußte. Er fühlte ſich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war er damals noch mehr geweſen als jetzt. Wie gern hätte er ihr geſagt — wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu ſagen, und wie gut wußte er es zu ſagen, und führte es ein Zufall, daß er ſie allein traf — und wunderbar, wie geſchäftig der Zufall ſich zeigte, ein ſolch Zuſammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt ſei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Verſteck der tiefſten Seele zurück. So war es geweſen, wie ſie, die Wangen vom Tanz glühend, allein herausgetreten war aus dem Hauſe. Es ſchien ihr nur um Kühlung zu thun; ſie wehte ſich mit dem weißen Tuche zu, aber ihre Wangen wurden nur röter. Er fühlte, ſie hatte ihn geſehen, ſie erwartete, er ſollte näher treten, und daß ſie wußte, er verſtand ſie, das färbte ihr die Wangen röter. Das trieb, da er zögerte, ſie wieder hinein in den Saal. Vielleicht auch, daß ſie einen dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer andern Thüre des Saals. Er hatte die beiden noch ſchweigend einander gegenüberſtehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden geſehen. Du ſuchſt die Beate? fragte unſer Held, um ſeine Verlegenheit zu verbergen. Nein, entgegnete der Bruder. Sie iſt nicht zum Tanze, und das iſt gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine andre anſchaffen, und bis ich eine finde, iſt böhmiſch Bier mein Schatz!

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unſer Held ſah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. Warum kann nichts werden? fragte er. Und wie biſt du nur?

Ja, du meinſt, ich ſoll ſein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen etwa an deinem Rocke ſitzt. Ich bin ein andrer Kerl, und wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht, muß ich mich austoben. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauem Rocke es nicht will!

Der Vater rief dich geſtern in das Gärtchen —

Ja, und zog ſeine weißen Augenbrauen, die wie mit dem Lineal gemacht ſind, anderthalb Zoll in die Höh. Ich hatte mirs wohl gedacht. Du gehſt mit der Beate vom Einnehmer, das hat aufgehört von heut an!

Iſts möglich? Und warum?

Ja, haſt du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum vorgebracht hätte? Und haſt du ihn je gefragt: Warum denn aber, Vater? Ich möchte ſein Geſicht ſehen, fragte ihn einer von uns: Warum? Er hats nicht geſagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben ſoll mit mir und der Beate. Ich habs die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint ich, er deutet nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Das iſt ja der Ort, wo er ſeine Kabinettsbefehle austeilt. Mit dem Einnehmer ſolls nicht gut ſtehn. Es geht die Rede, er braucht mehr, als ſeine Beſoldung hergeben will. Und — nun du biſt ja auch ein Federchenſucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun, aufgehört muß die Geſchichte haben, aber das Mädel dauert mich, und ich muß ſehen, wie ich ſie vergeſſe. Ich muß trinken oder mir eine andre anſchaffen.

Unſer Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß ſeine Reden nicht ſo wild gemeint waren, als ſie klangen, und der Bruder bewies ja ſeine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die That ſeines Gehorſams; dennoch wäre es unſerm Helden lieb geweſen, der Bruder hätte ſie auch im Reden gezeigt, wie im Thun. Der Bruder hatte mit ſeiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unſauberes auf der Seele des Bruders, und er ſtrich unwillkürlich mehrmals mit der Hand über deſſen Rockkragen hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwiſchen. Vom Tanze hatte ſich Staub darauf gelagert; wie dieſer entfernt war, kam ihm die Empfindung, als ſei wirklich entfernt, was ihn geſtört.

Das Geſpräch tauſchte ſeinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu ſprechen, das vorhin ſich Kühlung zugeweht hatte; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege ſeines Denkens führten, ſo hielt es ihn, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar feſt. Er vergaß den Bruder ſo, daß er zuletzt eigentlich mit ſich ſelbſt ſprach. Der Bruder ſchien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Beredſamkeit pries, erſt wahrzunehmen. Er ſtimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus ſeiner Selbſtvergeſſenheit weckte und ſeine Wangen ſo rot färbte, als die des Mädchens vorhin geweſen waren.

Und da ſchleichſt du um den Saal, wo ſie mit andern tanzt, und zeigt ſie ſich, ſo haſt du nicht das Herz mit ihr anzubinden. Wart, ich will dein Geſandter ſein. Von nun ſoll ſie keinen Reihen tanzen als mit mir, damit kein andrer dir die Quere kommt. in
Ich weiß mit den Mädels umzugehn. Laß mich machen für dich.

Sie ſtanden etwa zehn Schritt von der großen Saalthür entfernt, Apollonius ihr mit dem vollen, der Bruder mit dem halben Angeſichte zugewandt. Unſer Held erſchrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren ſollte, was er für ſie fühlte. Dazu kam die Scham über ſein eignes befangnes, ungeſchicktes Weſen ihr gegenüber, und wie ſie davon würde denken müſſen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hatte ſchon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu thun, als die Erſcheinung des Mädchens ſelbſt ihm alles andre verdunkelte. Leiſe und allein wie vorhin kam ſie aus der Thüre geſchritten. Unter dem Tuche, mit dem ſie ſich Kühlung zuwehte, ſchien ſie verſtohlen um ſich zu ſehen. Er ſah wieder ihre Wangen röter werden. Hatte ſie ihn geſehen? Aber ſie wandte ihr Geſicht nach der entgegengeſetzten Seite. Sie ſchien etwas zu ſuchen im Graſe vor ihr. Er ſah, wie ſie eine kleine Blume pflückte, dieſe auf eine Bank legte, und nachdem ſie eine Weile wie zweifelnd geſtanden, ob ſie die Blume wieder aufnehmen ſollte, wie mit ſchnellem Entſchluß ſich wieder nach der Thür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung ſchien zu ſagen: Mag er ſie nehmen; ſie iſt für ihn gepflückt. Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar, und die Haſt, mit der ſie in der Thüre verſchwand, ſchien einer Reue vorbeugen zu ſollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Thun verſtanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren ſchien, hatte noch in ſeiner lebendigen, heftigen Weiſe fortgeſprochen; ſeine Worte waren verloren; unſer Held hätte zwei Leben haben müſſen, ſie zu hören, denn das eine, das er beſaß, war in ſeinen Augen. Jetzt ſah er den Bruder nach dem Saale ſtürmen. Zu ſpät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Thüre. Dort nahm ihn wiederum die Blume gefangen, die das Mädchen für einen Finder hingelegt hatte, für einen glücklichen, fand ſie der, dem ſie zugedacht war. Und unter den leiſen, mechaniſch fortgeſetzten Zurufen ſeines Mundes an den Bruder, der ſie nicht mehr hörte, er ſolle ſchweigen, fragte er ſich innerlich: Biſt dus auch, für den ſie die Blume hierhergelegt? Hat ſie die Blume für jemand hierhergelegt? Sein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, ſo war es das letzte.

Zweimal ſah er verſtohlen in den Saal, wenn die

Thür ſich öffnete; er ſah ſie mit ſeinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in ſeiner haſtigen Weiſe auf ſie hineinreden. Jetzt ſpricht er von mir, dachte er, über das ganze Geſicht erglühend. Er ſtürzte in den Schatten der nahen Büſche, als ſie den Saal verließ. Der Bruder führte ſie heim. Er folgte den beiden in ſo großer Entfernung, als er für nötig hielt, um von ihr nicht geſehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Thüre weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er ſagte: Noch will ſie nichts von dir wiſſen; ich weiß nicht, iſt es Ziererei oder ihr Ernſt. Ich treffe ſie ſchon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugeſtehen, Geſchmack haſt du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe ſeither. Die iſt noch ganz anders als die Beate. Und das will viel ſagen.

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walthers Chriſtianen getanzt und für den Bruder geſprochen, und jedesmal, nachdem er ſie heimgeführt hatte, dem Helden Rechenſchaft abgelegt von ſeinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob ſie ſich nur ziere, oder ob ſie unſerm Helden wirklich abgeneigt ſei. Er erzählte gewiſſenhaft, was er zu des Helden Gunſten ihr geſagt, was ſie auf ſeine Fragen und Verſicherungen geantwortet habe. Er hatte noch Hoffnung, als unſer Held ſie ſchon aufgegeben hatte. Und dieſer hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müſſen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, ſeine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo ſie ihn ſah, ſo angelegentlich, als ſie ihn früher geſucht zu haben ſchien. Und war er es denn geweſen, den ſie damals ſuchte, wenn ſie überhaupt jemand geſucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, ſie abzupaſſen und ſelbſt ſeine Sache bei ihr zu führen. Er bot ſeine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verſchaffen, ſie allein zu ſprechen. Unſer Held wies die Aufforderungen ab, wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, ſie nur noch mehr zu erzürnen.

Ich kanns nicht mehr mit anſehen, wie du abmagerſt und immer bleicher wirſt, ſagte der Bruder eines Abends zu unſerm Helden, nachdem er ihm gemeldet hatte, wie er heute wieder erfolglos für ihn geſprochen habe. Du mußt fort eine Zeit lang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr ſage, du biſt um ihretwillen in die Welt gegangen, wird ſie ſich vielleicht bekehren. Glaub mir, ich kenne, was lange Haare trägt, und weiß damit umzugehen. Du ſchreibſt ihr einen beweglichen Brief zum Abſchied, den bekommt ſie durch mich, und ich will ihr ſchon das Herz weich machen. Und iſts nicht zu erreichen, ſo wird dirs gut thun, wenn du ein oder mehrere Jahre von hier weg biſt, wo dich alles an ſie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen andern Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, beſſer umzuſpringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das iſt ſchon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock iſt ohnehin vom Vetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu ſchicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Taſche gefallen war. Sag ihm nur, du hätteſt aus ſeinen Reden ſo was gemerkt, und wenn ers haben wollte, ſo wolleſt du gehn. Oder laß mich das machen. Du biſt zu ehrlich.

Und er machte es wirklich. Es iſt die Frage, ob ſich unſer Held freiwillig hätte entſchließen können, die Heimat zu verlaſſen, er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne, als in ſeiner Vaterſtadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andre Städte gäbe, und Menſchen drin wohnten, der ſich das Leben und Thun und Treiben dieſer

Menſchen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner ſeiner Heimat es führten, ſondern als eine Art Schattenſpiel vorgeſtellt hatte, das nur für den Betrachter exiſtierte, nicht für die Schatten ſelbſt. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte, wie zufällig, das Geſpräch auf den Vetter in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in ſeiner diplomatiſchen Weiſe gab, als vorbereitende Winke aufzufaſſen, faßte andre, die unſern Helden betrafen, damit zuſammen. Nach öfterm Geſpräche ſchien ers für den ausgeſprochnen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müſſe. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den ſeinen galt, nach ſeiner Weiſe brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden, und auch für die nächſte Zeit keine Ausſicht auf eine bedeutende Vermehrung. Zwei Hände waren zu entbehren, und blieben die im Geſchäft, ſo waren deſſen Kräfte zu einem halben Müſſiggange verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er leiern nannte. Es fehlte nur an einem Widerſtande von ſeiten unſers Helden. Dieſer wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorſchub von ihm zu erwarten bei einem Thun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

Du willſt den Apollonius nach Köln ſchicken, ſagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirſt mich auf die Wanderſchaft ſchicken müſſen. Der Apollonius wird nicht gehn. Wenigſtens heut und morgen noch nicht.

Das war genug. Noch denſelben Abend winkte der alte Herr unſern Helden ſich in das Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaume blieb er ſtehen und ſagte, indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachſen war, entfernte: Morgen gehſt du zum Vetter nach Köln.

Mit ſchneller Wendung drehte er ſich nach dem Angeredeten um und ſah verwundert, daß Apollonius gehorſam mit dem Kopfe nickte. Es ſchien ihm faſt unlieb, daß er keinen Trotz zu brechen haben ſollte. Meinte er, der arme Junge denke trotzige Gedanken, wenn er ſie auch nicht ausſpreche, und wollte er auch den Trotz der Gedanken brechen? Heut noch ſchnürſt du deinen Ranzen, hörſt du? fuhr er ihn an.

Apollonius ſagte: Ja, Vater.

Morgen mit Sonnenaufgang machſt du dich auf die Reiſe. Nachdem er ſo eine trotzige Antwort faſt erzwingen zu wollen geſchienen, mochte er ſeinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorſam. Der alte Herr folgte ihm und kam einigemal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergeſſen ſollte.

Und im Georgenturme tönte eben der letzte von vier Glockenſchlägen, als ſich die Thüre des Hauſes mit den grünen Fenſterläden aufthat, und unſer junger Wandrer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derſelben Stelle, von der er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt hinabſah, hatte der Bruder Abſchied von ihm genommen, und er ihm lange, lange nachgeſehen. Vielleicht gewinn ich dir ſie doch, hatte der Bruder geſagt, und dann ſchreib ich dirs ſogleich. Und iſts mit der nichts, ſo iſt ſie nicht die einzige auf der Welt. Du biſt ein Kerl, ich kann dirs wohl ſagen, ſo hübſch wie einer, und legſt du nur dein blödes Weſen ab, kann dirs bei keiner fehlen. Es iſt einmal ſo, die Mädel können nicht um uns werben, und ich möchte die nicht einmal, die ſich mir von ſelbſt an den Hals würfe. Und was ſoll ein raſches Mädel mit einem

Träumer anfangen? Der Vetter in Köln ſoll ein paar ſchöne Töchter haben. Und nun leb wohl. Deinen Brief beſorg ich noch heut.

Damit war der Bruder von ihm geſchieden.

Ja, ſagte Apollonius bei ſich, als er ihm nachſah. Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder ſonſt einer andern, und wär ſie noch ſo hübſch. Wär ich anders geweſen, jetzt müßt ich vielleicht nicht in die Fremde. War ichs, dem ſie die Blume hingelegt hat am Pfingſtſchießen? Hat ſie mir begegnen wollen damals und früher? Wer weiß, wie ſchwers ihr geworden iſt. Und wie ſie das alles umſonſt gethan, hat ſie ſich nicht vor ſich ſelber ſchämen müſſen? O ſie hat recht, wenn ſie nichts mehr von mir wiſſen will. Ich muß anders werden!

Und dieſer Entſchluß war keine taube Blüte geweſen. Das Haus ſeines Vetters in Köln zeigte ſich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz andres Zuſammenleben als daheim. Der alte Vetter war ſo lebensluſtig als das jüngſte Glied der Familie. Da war keine Vereinſamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Abſonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf ſeiner Hut ſein; keiner konnte ſich gehen laſſen. Apollonius hätte ein andrer werden müſſen, und wenn er nicht wollte. Auch im Geſchäfte ging es anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab ſeine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte ſeinem Anſehen etwas zu vergeben geglaubt durch Ausſprechen ſeiner Gründe, er gab kein Warum, und ſeine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und ſelbſt das Verkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgeſprochen. Über Dinge, die das Geſchäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Vetters Weiſe, ehe er ſelbſt ſeine

Anſicht über einen Punkt des Geſchäftes ausſprach, ſeine Gehilfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wiſſen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten ſie dieſelbe ſiegreich durchkämpfen; irrten ſie, nötigte er ſie, durch eignes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er ſich Helfer, denen er manches überlaſſen konnte, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten. Und ſo hielt er es auch mit andern Dingen. Es waren wenig Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach ſeiner Weiſe mit ſeiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchſprach. Indem er zunächſt nur darauf auszugehen ſchien, das Urteil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundſätzen, die um ſo mehr Frucht verſprachen, da die jungen Leute ſie hatten ſelbſt finden müſſen. Woran der Vetter bei ſeinem Verwandten nicht taſtete, das war deſſen Gewiſſenhaftigkeit, Eigenſinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beiſpielen fehlen, wie auch dieſe Tugenden an Übermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte deutlich, daß ſein Glück ihn zu dem Vetter geführt hatte. Er verlor das träumeriſche Weſen immer mehr; bald konnte der Vetter die ſchwierigſte Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen, und er vollendete jede ohne die Hilfe fremden Rates zu ſolcher Zufriedenheit des Vetters, daß dieſer ſich geſtehen mußte, er ſelbſt würde die Sache nicht umſichtiger begonnen, nicht energiſcher betrieben, nicht ſchneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling ſich ein Urteil bilden über die Art, wie ſie daheim die Geſchäfte geführt hatten. Mußte er ſich ſagen, daß ſie nicht die zweckmäßigſte geweſen war, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, verkehrt genannt werden mußte, dann warf er ſich wohl ſeinen unkindlichen Sinn bitter vor, ſtrengte ſich an, das Thun des Vaters bei ſich zu rechtfertigen, und zwang ſich, war ihm das unmöglich geweſen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe ſeine guten Gründe gehabt, und er ſelbſt ſei nur zu beſchränkt, um ſie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im erſten ſchrieb dieſer, er ſei nun ſo weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen Apollonius von einer andern Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenſtand zu nennen ſie nicht zu bewegen ſei. Aus dem nächſten, der kaum von dem Mädchen ſprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, deſſen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab dieſen Grund nur zu deutlich an. Der Bruder ſelbſt war der Gegenſtand der verſchwiegnen Neigung des Mädchens geweſen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen ſeiner erſten Geliebten entſagt. Er hatte nichts davon geahnt, und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten war, hatte Scham und die Überzeugung, er ſelbſt liebe ſie nicht, ihren Mund verſchloſſen.

Nun begriff Apollonius unter Schmerzen, daß er ſich geirrt, als er gemeint habe, jene ſtummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte ſich, daß er ſeinen Irrtum nicht damals ſchon eingeſehen. War nicht ſein Bruder ihr ſo nah, als er, da ſie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn ſie ihm ſo abſichtlich unabſichtlich allein begegnete — ja wenn er ſich die Augenblicke, die Eigentümer ſeiner Träume, vergegenwärtigte — ſie hatte ſeinen Bruder geſucht, darum war ſie erſchrocken, ihm zu begegnen, darum floh ſie jedesmal, wenn ſie ihn erkannte, wenn ſie den fand, den ſie nicht ſuchte. Mit ihm ſprach ſie nicht; mit dem Bruder konnte ſie Viertelſtunden lang ſcherzen.

Dieſe Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnerſten Schmerzes; aber das Vertrauen des Vetters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emſigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der ſein Weſen durch beides ſchon gereift war, bewährten ſich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein ſpäterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walther, der des Mädchens Neigung entdeckt, und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder ſolle das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte Apollonius ſo gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; ſie war ſchön und brav; ſollte er ſich dem Willen des Vaters entgegenſetzen um Apollonius willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zuſtimmung Apollonius im voraus gewiß, hatte er ſich in die Schickung des Himmels ergeben.

Die ganze erſte Hälfte des folgenden Briefes, in dem er ſeine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Troſtesworten kam die Entſchuldigung oder vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwiſchen dieſem und dem vorigen Briefe zwei Jahre lang nicht geſchrieben habe. Darauf eine Beſchreibung ſeines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm ſein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geſchäft nach ſeiner ſouveränen Weiſe allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeit lang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlaſſen hatte, dann hatte ihn das alte Bedürfnis, zu herrſchen, durch die Langeweile der gezwungnen Muße noch geſchärft, ſich wieder aufraffen laſſen. Nun kannte er die Sache, um die es ſich eben handelte (und an die er ſich bisher nicht gekehrt) nur unzureichend; und wenn er ſie kannte, ſo war ihm darum zu thun, ſeinen Willen als den herrſchenden durchzuſetzen. Und ſchon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt hatte. Was bereits geſchehen, Arbeit und Auslage war verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn zu Hilfe nehmen, und die beſte Darſtellung des Verhaltes erſetzte dem alten Herrn den Mangel der eignen Anſchauung nicht. Zuletzt mußte er einſehen, daß die Sache auf ſeinem Wege nicht ging. Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet, und was ihn noch tiefer traf, er hatte ſich bloßgegeben. Nach einigen dergeſtalt mißlungnen Verſuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an ſich zu reißen, hatte er ſich ganz von den Geſchäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer ſich einem andern unterzuordnen und gar dem eignen Sohne, der bis vor kurzem noch der ungefragte und willenloſe Vollzieher ſeiner Befehle geweſen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beſchäftigung; er konnte ſich neue machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt ſeinen Beſorgern von ſelbſt abgefordert hatte. Er konnte das Alte entfernen, Neues erſinnen und wieder Neuerem Platz machen laſſen, und er that es. Unumſchränkt herrſchend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun an kein Warum mehr laut werden durfte, wo neben dem Geſetze der Natur nur noch ein einziges waltete, ſein Wille, vergaß oder ſchien er zu vergeſſen, daß er früher einen mächtigern Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geſchäfte und dem wunderlichen alten Herrn ſchrieb der Bruder in ſeinen folgenden Briefen von den Feſtlichkeiten der Schützengeſellſchaft der Vaterſtadt und einem Bürgervereine, der zuſammengetreten war, ſein Ergötzen von dem der niedriger ſtehenden Schichten der Bevölkerung abzuſondern. Aus allen den Beſchreibungen von Vogel- und Scheibenſchießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und ſeine junge Frau daſtanden, lachte die höchſte Befriedigung der Eitelkeit des Briefſtellers. Nur in einer Nachſchrift war in dem letzten Briefe des ernſtern Umſtandes leicht Erwähnung gethan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen laſſen und habe ihn mit der Ausführung betraut. Der im blauen Rocke bringe in ihn, Apollonius aufzufordern, in die Vaterſtadt und das Geſchäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, Apollonius werde die ihm liebgewordnen Verhältniſſe in Köln nicht um einer ſo geringfügigen Urſache willen verlaſſen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandnen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden ſein. Der ſchadhaften Stellen an Turm- und Kirchendach ſeien nur wenige. Überdies, ſehe er auch ab von dem Widerwillen ſeiner Frau gegen Apollonius, den er ſeither ſo vergebens bekämpft habe, würde es dieſem eine unnütze Quälerei ſein, alles das ſich wieder aufzufriſchen, was er froh ſein müſſe, vergeſſen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorſam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anſpielung auf ein Verhältnis unſers Helden mit der jüngſten Tochter des Vetters, von dem die Vaterſtadt voll ſei. Der Bruder ließ ſich ihr als ſeiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein ſolches Verhältnis nicht beſtand, Apollonius konnte ſich ſagen, es lag nur an ihm, es in das Leben zu rufen. Der Vetter hatte ſchon manchen Wink fallen laſſen, der dahin zielte; und das Mädchen, von dem die Rede war, hätte ſich nicht geſträubt. Unſer Apollonius war ein Burſche geworden, den ſo leicht keine ausgeſchlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung ſtand. Die Gewohnheit, nach ſeinem eignen Ermeſſen zu handeln und über die Thätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter ſelbſtändig zu verfügen, hatte ſeinem Äußern Haltung, ſeinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von ſeiner frühern Schüchternheit gegen Frauen und der Neigung, ſich träumend in ſich ſelbſt zu verſenken, noch übrig geblieben war, erhöhte noch die ſichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Vetters Schwiegerſohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübſch, brav und ihm zugethan wie eine Schweſter. Aber nur als eine Schweſter ſah er ſie an; es war ihm nie der Wunſch gekommen, ſie möchte ihm mehr ſein. Die Neigung zu Chriſtianen meinte er beſiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur ſie es war, die zwiſchen ihm und des Vetters Tochter ſtand und zwiſchen ihm und jeder andern geſtanden hätte. Als er erfuhr, Chriſtiane liebte ſeinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapſel mit der Blume von der Bruſt genommen, wo er ſie ſeit jenem Abende trug, da er ſie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben hatte. Als Chriſtiane ſeines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapſel mit der Blume ein und ſchickte ſie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer geweſen, aber beſitzen durfte er die Blume nicht mehr. Beſitzen durfte ſie nur der, für den ſie beſtimmt geweſen, dem die Hand gehörte, die ſie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorſam in ihm lebendig. Er ging nicht nur; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr Erlaubnis als Befehl. Wenn die Frühlingsſonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verſchloſſen ſtand, dann ſieht man, es war ſchlafendes Leben, was wie vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt es ſich und dehnt ſich und wird zur ſummenden Wolke und brauſt jubelnd hinein in den goldnen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der Vaterſtadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schweſter — dieſen Namen gab er Chriſtianen — riefen ihn. Er fühlte ſich ſicher, daß es nur die Schweſter war, die ihn zu ihr zog. Doch ſie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geſchrieben; einen Widerwillen, ſo ſtark, daß ſechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft habe. Es war ihm, als müſſe er ſchon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er ſei wert, ihr Bruder zu ſein. Das ſchrieb er dem Bruder in dem Briefe, der ſeinen Gehorſam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten ſollte. Er konnte ihn verſichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet ſei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an ſie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe hinabſah, fragte er ſich: Wird mirs gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schweſter iſt?

Noch eine Weile ſtand er und ſah hinab. Aber ſeine Haltung hatte ſich verändert, und ſein Blick war ein andrer geworden. In Gedanken hatte er die letzten ſechs Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden, träumeriſchen Knaben zum Manne geworden. Als ſein Blick wieder auf den Turm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob ſich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unſichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er ſchalt ſich über ſein kindiſches Gaffen. Er mußte ſobald als möglich die Dinge in der Nähe ſehen, um ſich ein Urteil zu bilden, was zu thun ſei. Die Liebe zur Heimat war noch ſo ſtark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter iſt, die ihn hätſchelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu ſchaffen es ihn trieb.

* * *

Wer heute in das Haus hineinſehen konnte mit den grünen Fenſterläden, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken ſeiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleiſe gingen. Man konnte es ſehen an der Art, wie die Leute aufſtanden und wie ſie ſich ſetzten, wie ſie die Thüren öffneten und ſchloſſen, wie ſie Dinge anfaßten und wieder wegſtellten, mit denen ſie weiter nichts thaten, als ſie nehmen und wieder hinſtellen, und offenbar auch weiter nichts thun wollten. Wer ſich beſinnt, in welcher Gemütslage er am öfteſten die Uhr aus der Taſche zog, und noch ehe er ſie wieder in die Taſche verſenkte, ſchon vergeſſen hatte, welche Zeit es ſei, und ſie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das gethan, ſie an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob ſie noch ging oder nicht, den Uhrſchlüſſel ſuchte und ſie aufzog, vielleicht zum drittenmale in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er ſich noch beſinnen kann auf das, was er ſchon damals nicht wußte, als er es that, erraten können, was die Leute zu aller der zweckloſen Thätigkeit verleitete. Auch der junge Herr, der eben zum ſechſtenmale ſeit einer Stunde ſeine Uhr aufziehen will, iſt ſo wenig mit dem Bewußtſein bei dieſem Geſchäft, daß er es in der nächſten Viertelſtunde zum ſiebentenmale verſuchen wird. Dann ſetzt er ſeine wohlgenährte, kurze Geſtalt auf den Stuhl am Fenſter, und es iſt ungewiß, ob er hinaus auf die Straße ſieht, oder ob er bei den Gedanken iſt, die in derſelben zweckloſen Unruhe, die ſein Äußeres zeigt, wie Wolkenſchatten an ſeinem Bewußtſein vorbeiflattern. Er ſitzt in ſchwarzer Sonntagskleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug, zu ſehen, wie ſchön ſie iſt, wie anmutig ihr das zerſtreute Weſen anſteht, — und es kleidet ſie weit beſſer als ihn. Zuweilen ſcheint er es auch zu ſehen, aber dann iſt es, als wäre es ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenſchatten auf ſeinem Geſichte tiefer und flattern nicht mehr ſo ſchnell darüber hin. Er betrachtet die ſchönen Züge der jungen Frau genauer, ja es iſt, als ob er ſie belauere, als ob er ſich ſorgenvoll frage, ob ſie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis — und klingt dann zufällig ein ſtärkerer Tritt von der Straße herein an ſein Ohr, dann ſchrickt er auf, aber er vermeidet ihre ſchönen offnen Augen, die ſie vom Klange des Trittes geweckt nach ihm hin aufſchlagen kann.

Im Gärtchen kann der alte Valentin einem eben ſo alten Herrn in blauem Rock nichts recht machen. Er iſt zu aufgeregt und horcht und ſieht zu viel durch den Zaun nach der Straße; darüber thut er bald zu wenig, bald zu viel. Und der alte Herr ſchilt manchmal, ſcheint es auch nur, um ſeine eigne Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er unterſucht, ob die Buchsbaumeinfaſſung der kleinen Beete auch ſo eigenſinnig gleichmäßig geſchoren iſt, wie er ſie geſchoren haben würde, beſäße er noch das ſcharfe Auge von ehedem. Der alte Valentin müßte eine Thräne von den hohlen Backen wiſchen, wie es ſo oft geſchieht, über die Hilfloſigkeit des alten Herrn und tauſend Vergleiche zwiſchen ſonſt und jetzt, die ihm der Anblick herbeiruft; aber ſeine Augen und ſeine Gedanken ſind auf der Straße vor dem Zaun.

Hinten am Ende des Ganges neben der Thür des

Schuppens ſitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemütlicher Geſell in Hemdärmeln. Der Ausdruck ſeines Geſichtes wechſelt ohne ſichtbaren äußern Anlaß zwiſchen widerwärtiger Zuthulichkeit und tückiſchem Trotz. Er kramt, ſcheint es, unter ſeinen Geſichtern, wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Vorn durch den Spalt der wenig geöffneten Hausthüre lauſcht das Dienſtmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird ſie auf einen Vorwand ſinnen, die erſte beſte vorüberwandelnde Geſtalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute ſeinen jüngern Sohn aus der Fremde zurück. Einſtweilen ſagt ſie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verſchiednen Gruppen durch ſein Ab und Zugehen in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen iſt. Und ſogleich wendet er ſich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu ſagen, was er vernommen hat. Der alte Hund iſt von der Unruhe der Menſchen angeſteckt. Iſt doch jetzt die Stunde, die er an andern Tagen vor ſeiner Hütte ſchlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit ſcheint ihn zu mahnen, als er an ſeiner Hütte vorbei laufen will. Er legt ſich daneben, aber er ſchließt die Augen nicht; er ſcheint in tiefe Gedanken verſunken. Denkt er ſich die weite Erde mit ihren Bergen und Thälern und Flüſſen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Orte Straßen, und auf jeder Straße Wandrer, fortziehende und heimkehrende?

Wer ein ſcharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu ſehen, die ſich ſpinnen die Straßen entlang über Hügel und Thal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Entſagung an der Spule ſaß, ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgeſpannt, ſo lang die

Herzen leben, aus denen ſie geſponnen ſind: manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wandrers Seele vor ihm her und pocht ſchon an des Vaterhauſes Thür und liegt an warmen Herzen, an Wangen von Freudenthränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfangen und ihn nicht laſſen wollen, während ſein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden ſchreitet. Und ſteht er auf der Flur des Vaterhauſes, wie anders dann, wie anders oft iſt ſein Empfang, als er geträumt! Wie anders ſind die Menſchen geworden! In einer Minute ſagt er zweimal: Sie ſinds, und zweimal: Sie ſinds nicht. Dann ſucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuſer, den Fluß, die Berge, die das Heimatsthal umgürten: die müſſen doch die alten geblieben ſein. Aber auch ſie ſind anders geworden. Oft ſind es die Dinge, die Menſchen, oft nur das Auge, das ſie wiederſieht. Die Zeit malt anders als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zuſammen war, in der Wirklichkeit muß er ſich erſt wieder an ſie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen ſollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müſſe nach ihm ausſehen, als er ſo ſchnell von ſeinem Stuhle aufſtand? Er hatte ſchon die Thürklinke in der Hand. Er ließ ſie fahren. Fiel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblickes erſparen wollte, in dem ſie einander allein gegenüberſtehen müßten? Sie mit dem Widerwillen, und er mit dem Bewußtſein jenes Widerwillens? Jetzt ſtieg die alte Geſtalt des Geſchiednen vor dem Bruder auf, und es war, als befreite ſie ihn von ſchweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er ſich ſonſt von dem

Gegenwärtigen abwandte, und dabei ausſah, als ſagte er zu ſich: Der Träumer! und eine raſche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch ein andrer er ſei, wie beſſer er ſich auf das Leben verſtehe und auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt.“ Er muſterte mit einem beruhigten Blick in den Spiegel ſeine gedrungne Geſtalt, ſein volles, rotes Geſicht, das tiefer in den Schultern ſtak, als er meinte, wenigſtens nicht tiefer, als er für ſchön hielt; er ſteckte die Hände in die Beinkleidertaſchen und klapperte mit dem Gelde darin. Er beſann ſich, ſchon dem Geſellen am Schuppen geſagt zu haben: Es bleibt beim alten in der Arbeit. Du nimmſt von niemand Befehle, als von mir. Ich bin Herr hier! Und der hatte ſo eigen zweideutig gelacht, als ſagte er ein lautes Ja zu dem Redenden, und zu ſich: Ich laß dich ſo reden, weil ich es bin! Fritz Nettenmair dachte: Lange wird er nicht bleiben; dafür will ich ſchon thun! Und über der Bewegung, die wiederum ſagte: Ich bin ein Kerl, der das Leben verſteht, fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute abend noch viel genugthuender empfinden wird, weil er es in allen Augen leſen kann, was er iſt und kein andrer ſo außer ihm.

Seine junge Frau ſcheint ähnliches zu denken. Auch ſie ſieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen ſich darin. Die Ehe ſoll die Gatten ſich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung. Das Zuſammenleben hatte hier zwei Geſichter ſich ähnlich gemacht, die unter andern Umſtänden ſich vielleicht eben ſo unähnlich geſehen hätten. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, ſondern nur eins davon dem andern. Die übereinſtimmenden Züge, das konnte ein ſcharfes Auge ſehen, waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wäre es umgekehrt beſſer geweſen für beide, wenn er es auch nicht eingeſtehen würde, und ſie es nicht fühlte, wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wie viel Zeit mag nötig ſein, wie viel Schmerzen wird ſie zu Hilfe nehmen müſſen, von einem urſprünglich ſo ſchönen Menſchenbilde abzuwaſchen, womit die Gewohnheit von Jahren es beſchmutzt hat!

Die Thür flog auf, das hochgerötete Antlitz des Dienſtmädchens erſchien in ihr. Er kommt! Wer in der Straße zufällig am Fenſter ſteht, ſchaut mit Wohlgefallen auf die friſche, ſchlanke, männliche Geſtalt herab, die daher kommt, den Torniſter auf dem Rücken, den Stock unter dem Arme. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten ſich zugleich an ſeiner linken feſt; ein Umſtand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbarn, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenſter und Thüren. Er hat nun nicht bloß den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch andern zu antworten. Den Alten muß er auf Grüße und Scherzreden erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor errötenden Mädchengeſichtern ſich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben ſeine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; ſie ſehen, wie unmöglich es ihm iſt. Und wo er vorübergegangen iſt, da ſagt ein Winken hinter ihm her: Er iſt noch der alte, hübſche, beſcheidne Junge, und ein gehobner Finger ſetzt hinzu: Aber er iſt kein Junge mehr: er iſt ein Mann geworden, und was für einer! Iſt das Fenſter geſchloſſen, wird alles zu ſeinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, ſein Neigen mit unwillkürlichem Erröten zu erwidern; die ſind ſtiller als ſonſt, und die Sonne, die heute ſo viel heller ſcheint, als an andern Tagen, bringt die ſeltſamſten Wirkungen auf ſie hervor. Zunächſt einen eignen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenſtern ſich zu bewegen; dann ein ebenſo wunderbar plötzliches Wiedererwachen längſt entſchlafner Freundſchaften, deren Gegenſtände in der Nähe des Nettenmairſchen Hauſes wohnen, und die man beſuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröten angeſehen hätte, wäre nur irgend ein Grund dazu vorhanden geweſen.

Ob die Veränderung, die mit unſerm Wandrer in der Fremde vorgegangen iſt, ſeinen Bruder ebenſo erfreuen wird als die Nachbarn?

Er iſt an der Thür des Vaterhauſes angekommen. Vergeblich hat er an den Fenſtern nach einem bekannten Antlitz geſucht. Jetzt kommt ein unterſetzter Herr im ſchwarzen Frack herausgeſtürzt. So haſtig kommt er geſtürzt, ſo wild umſchlingt er ihn, ſo feſt drückt er ihn an ſeine weiße Weſte, ſo nahe drängt er Wange gegen Wange, ſo lange läßt er ſie da ruhen, daß man die Wahl hat, zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will ſich nicht gern in die Augen ſehen laſſen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen laſſen; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Thüre.

Schön, daß du kommſt! Herrlich, daß du kommſt! Es war eigentlich nicht nötig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geſchäft. Aber es iſt wirklich ſchön von dir; es thut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen rot machſt. Deiner Braut! das ſprach er ſo deutlich und mit ſo erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnſtube vernehmen und verſtehen konnte.

Der Ankömmling ſuchte mit feuchten Augen in des Bruders Angeſicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch alles noch darin ſei, was ihm ſo lieb und teuer geweſen. Der Bruder that nichts dazu, ihm das Geſchäft zu erleichtern. Was ihn auch hindern mochte; er ſah nur, was ſich zwiſchen Apollonius Kinn und Fußſpitzen befand. Er hatte vielleicht gedacht, ſich mit der alten Wendung auf den Ferſen an die Spitze des Zuges zu ſtellen. Aber nach dem Wenigen, das er geſehen, paßte „der Träumer“ nicht mehr, und die Wendung unterblieb.

Der Vater hat es haben wollen, ſagte der Ankömmling unbefangen. Und was du da von einer Braut ſagſt —

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in ſeiner alten Weiſe, ſodaß man, ſprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verſtanden hätte. Schon gut! Schon gut! Noch einmal, es iſt prächtig, daß du uns beſuchſt, und vierzehn Tage wenigſtens wirſt du feſt gehalten, magſt du wollen oder nicht. Kehr dich nicht an die, ſetzte er leiſer hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Thüre, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau ſtand mit dem Rücken gegen die Thür an einem Schrank, in dem ſie kramte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte ſie ſich, und nur nach dem Manne. Noch ſah der Schwager nichts als einen Teil ihrer rechten Wange und eine brennende Röte darauf. Was man ſonſt an ihrem Benehmen auszuſetzen gefunden hätte, es zeigte ſich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, ſich anders zu geben, als ſie war. Sie ſtand da, als machte ſie ſich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müſſen. Der Ankömmling ging auf ſie zu und ergriff ihre Hand, die ſie ihm erſt ſchien entziehen zu wollen und dann regungslos in der ſeinen liegen ließ. Er freute ſich, ſeine werte Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch ſein Kommen ſie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu beſiegen, den ſie gegen ihn trage. . . .

In ſo ſchonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er ſprach beide bloß in Gedanken aus. Daß alles ſo war, wie er es ſich gedacht, und doch wieder, ſo ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Mut.

Der Bruder machte der peinlichen Pauſe — denn ſeine Frau antwortete mit keinem Laut — ein willkommnes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten ſich noch immer, unbeirrt von allem, was die Erwachsnen bedrängte, und ſie nicht bemerkten und verſtanden, um den neuen Onkel; und dieſer war froh über den Anlaß, ſich zu ihnen herabzubeugen und tauſenderlei Fragen beantworten zu müſſen.

Die Brut iſt aufdringlich, ſagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er ſah verſtohlen nach der Frau. — Bei alledem wunderts mich, wie ihr bekannt geworden ſeid. Und ſo ſchnell ſo vertraut, fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken ſeine letzte Bemerkung weiter ſpinnen: Es ſcheint, du verſtehſt ſchnell vertraut zu werden und zu machen! Ein Schatten wie von Beſorgnis legte ſich über ſein rotes Geſicht. Aber den Kindern galt die Beſorgnis nicht; er hätte ſonſt dabei nach den Kindern geſehen und nicht nach ſeiner Frau.

Der Ankömmling ſprach immer eifriger mit den Kindern. Er hatte die Frage überhört, oder er wollte vor der zürnenden Frau nicht merken laſſen, weſſen Bild er ſo lebendig in ſich trage. Die Ähnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegneten, als ſeines Bruders Kinder erkennen laſſen. Die Frage aber, wie ſie ſo ſchnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin thun müſſen. War er es doch geweſen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt hatte, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um mit jemand von dem ſprechen zu können, von dem er ſo gern ſprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen ſolchen Geſprächen aus, und der alte Herr machte ſich nicht ſo gemein mit dem alten Geſellen, über Dinge mit ihm zu ſprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgend eine Art

Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch ſagen können, die Kinder wären nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tauſend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegeneilt; es hatte ihm weh gethan, daß nur ſeinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Thür.

Apollonius verſtummte plötzlich. Er erſchrak, daß die Verlegenheit ihn des Vaters vergeſſen gemacht. Der Bruder verſtand ſeine Bewegung und ſagte erleichtert: Er iſt im Gärtchen! Apollonius ſprang auf und eilte hinaus.

Da unter ſeinen Beeten kauerte die Geſtalt des alten Herrn. Er folgte der Schere des alten Valentin, der auf den Knieen vor ihm herrutſchte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geſelle ſofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: Jetzt kommt er! Und wenn er ſo dachte, fuhr die Schere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebrummt haben, hätte nicht derſelbe Gedanke die Hand unſicher gemacht, die nun ſein Auge war.

Apollonius ſtand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht ſprechen. Er hatte lang gewußt, der Vater war blind, er hatte ſich ihn oft in ſchmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er geweſen wie ſonſt, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte ſich ihn ſitzend oder auf den alten Valentin ſich lehnend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt ſah, die hohe Geſtalt hilflos wie ein Kind, die kauernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor ſich hingreifenden Hände. Nun wußte er erſt, was blind ſein heißt.

Valentin ſetzte die Schere ab und lachte oder weinte auf den Knieen; man konnte nicht ſagen, was er that. Der alte Herr neigte erſt wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er ſich zuſammen. Apollonius ſah, der Vater empfand ſeine Blindheit als etwas, des er ſich ſchämen müſſe. Er ſah, wie der alte Herr ſich anſtrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er ſei blind. Er wußte nun erſt, was bei dem alten Mann, den er ſo liebte, blind ſein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in ſeiner Nähe war. Aber wo? auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand dieſe Ungewißheit mit Beſchämung, und zwang die verſagende Bruſt zu dem Rufe: Vater! lieber Vater! Er ſtürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn ſchlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten ſchien, obgleich ſie nur den Jüngling von ihm abhalten ſollte. Der ſchlug die zurückgewieſenen Arme um die eigne Bruſt, den Schmerz da feſt zu halten, der, über die Lippen geſtiegen, dem Vater verraten hätte, wie tief er deſſen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn ſich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Schere machen, die zwiſchen ihm und dieſem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er ſich in ſeinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte ſich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieſer ſo viel Tage fortgeweſen, als er Jahre fortgeweſen war. Du wirſt müde ſein und hungrig! Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen. Wegen des Geſchäftes rede mit dem Fritz. Ich habs aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das iſts eigentlich nicht; junge Leute müſſen auch einmal ſelbſtändig werden. Das giebt mehr Luſt zum Geſchäft!

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas ſagen, das niemand hören ſollte, als der Sohn. Aber er ſchwieg. Ein Gedankenſchatten von Mißtrauen und Furcht, ſich etwas zu vergeben, flog über ſein ſteinernes Geſicht. Er winkte dem Sohn, zu gehen. Aber er ſelbſt blieb regungslos ſtehen, bis ſein ſcharfes Ohr die Thür der Wohnſtube öffnen und ſchließen gehört hatte. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anſtrengung und ſcheinbarer Sorgloſigkeit. Drin ſtand er lange, mit dem Geſichte der grünen Hinterwand zugekehrt, und ſchien die Ranken von Teufelszwirn, die dieſe bildeten, angelegentlich zu muſtern. Allerlei Gedanken zogen über ſeine Stirn. Es waren ſorgenvolle, ſeltner von Hoffnung angeſchimmert, als von Argwohn überdunkelt; und alle galten dem Geſchäft und der Ehre des Hauſes, um das er vor allen, ſelbſt vor den Gliedern dieſes Hauſes, ſich nicht im entfernteſten zu kümmern den Anſchein gab.

Warum er unterdrückt hatte, was er dem Ankömmling ſagen wollte? War es vom Geſchäft oder von der Ehre des Hauſes? Und wußte oder ahnte er, der anſtatt ſeiner nun um beides zu ſorgen hatte, ſtand an die Thür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er mit dem Ankömmling ſprach, und wenn er heimlich mit ihm ſprach, wenigſtens ſehen, daß er dies that? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen laſſen aus der Fremde? Und ſchien ihm noch jetzt jedes Ausſprechen eines Warum mit ſeinem Anſehn unverträglich?

Es war ein wunderlich Beiſammenſein drin in der Wohnſtube am Mittagstiſch. Der alte Herr aß, wie immer, allein auf ſeinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erſt nach dem Eſſen wieder herein. Die junge Frau hielt ſich mehr in der Küche oder ſonſt wo draußen auf; und ſaß ſie einmal wenige Minuten lang am Tiſch, ſo war ſie ſtumm wie bei der Begrüßung; die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zuſtand gewohnt, der Apollonius noch mit erſter Schärfe in das Herz ſchnitt; er erzählte nur von ſeinen Wunderlichkeiten; der im blauen Rock wiſſe ſelbſt nicht, was er wolle, und mache ſich und allen im Hauſe ohne Not das Leben ſauer. Begann Apollonius von dem Geſchäft, von der bevorſtehenden Reparatur des Kirchendachs von Sankt Georg, dann ſprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er ſich freue, dem Bruder ſeinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu machen, und gedachte dieſes Aufenthalts ſtets als eines vorübergehenden Beſuches. Sagte der ihm, er ſei nicht gekommen, ſich zu vergnügen, ſondern zu arbeiten, dann lachte er wie über einen unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu thun, und zeigte, er verſtehe Spaß, und wäre er noch ſo trocken vorgetragen. Dann, war ſeine Frau hinausgegangen, forſchte er nach dem Verhältnis Apollonius zu der Tochter des Vetters und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tiſch kamen die Kinder wieder herein, und mit ihnen mehr Leben und Gemütlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältniſſen noch als vor neuen und fremden ſtand, hatte das neue zu den Kleinen ſchon die ganze Vertraulichkeit eines alten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beſchäftigte den Bruder und, wie es ſchien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich ſein mochte, über dem Eindruck, den er als Hauptperſon bei dem Feſte auf den Ankömmling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum Beginn, ihm durch Erzählungen und hingeworfne Winke von Ehre und Aufmerkſamkeit, die ihm bei ſolchen Gelegenheiten von den angeſehenſten Bürgern erwieſen werde, einen Vorgeſchmack zu geben. Er wurde zuſehends heiterer und ſchritt immer ſtolzer in der Stube hin und her. Das Knarren ſeiner wohlgewichſten Stiefel ſagte einſtweilen, ehe es die Ballgäſte thaten: Ei, da iſt er ja! da iſt er ja! Und wenn er dazwiſchen mit beiden Händen in den Hoſentaſchen mit Geld klapperte, klang es aus allen Saalecken: Nun wirds famos! Nun wirds famos! Und dahin zwiſchen den Bewillkommenden — aber ſchon ging er nicht mehr, er ſchwebte, er ſchwamm auf der Muſik — jeder Tanz war eine Jubelouverture auf den Namen Nettenmair — er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine mehr unter ſich, kaum noch die junge Frau Nettenmair, die neben ihm ſchwamm, an ſeiner rechten Floßfeder hangend, die Schönſte unter den Schönen, wie er der Jovialſte unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.

Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von allen Seiten: Da iſt er!, rief es wirklich aus allen Ecken: Nun wirds famos! Wo ſie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde ſo oft und anhaltend geſchüttelt, als des jovialen Fritz Nettenmairs, keinem Geſellſchaftsmitgliede ſo viel ungeheucheltes Lob in die Ohren gegoſſen, als ihm. Aber wie liebenswürdig war er auch! Wie herablaſſend nahm er alle die verdienten Huldigungen auf. Wie witzig zeigte er ſich; wie gefällig lachte er. Und nicht allein über ſeine eignen Späße — denn das war keine Kunſt; ſie waren ſo geiſtreich, daß er lachen mußte, wenn er nicht wollte —, auch über andre, ſo wenig die es, gegen die ſeinen gehalten, verdienten. Es gab freilich auch Leute, die ſich wenig an ihn kehrten, aber er bemerkte ſie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren Philiſter, Alltagskerle, unbedeutende Menſchen, wie er dem Bruder mit verächtlichem Bedauern in das Ohr ſagte. Es war ganz eigen; man konnte an dem Grad ihrer Verehrung von Fritz Nettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Menſchen und Bürger ganz genau ermeſſen. Da ſtand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl ſeiner Wichtigkeit — und ſeine eigne ſtille Meinung von ſich war noch ungeheuchelter, als die laut ausgeſprochne der bedeutendſten Leute im Saale über ihn — noch mehr als gewöhnlich in die Höhe gezogen hatte, die Arme bald in graziöſer Eckigkeit an den Leib gedrückt, bald ausgeſtreckt, um mit dem Stocke irgend einem der bedeutendſten Leute eine klatſchende Liebkoſung zu verſetzen, die jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert wurde.

Als der Tanz begann, zog Fritz Nettenmair den Bruder in eine Nebenſtube. Du mußt tanzen, ſagte er. Von meiner Frau würdeſt du einen Korb holen, und das wär mir unangenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm iſt und dich im Takt erhalten kann. Nur herzhaft, Junge, wenns auch nicht gleich gehen will!

Fritz Nettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit ſechs Jahre vergeſſen. Der Bruder war ihm noch der alte Träumer, den er zuweilen zu ſeinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als er nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius das Mädchen zuführte, ergab ſich dieſer, um nicht unhöflich zu erſcheinen.

Herr Fritz Nettenmair war der gutmütigſte Menſch von der Welt, ſo lang er ſich als alleinigen Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung wußte. In ſolcher Stimmung konnte er für die, die ſein Glanz in den Schatten ſtellte, Thaten der Aufopferung thun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeutenden Leuten ſaß, die er mit Champagner traktierte, und in den Augen ſeiner Frau die Befriedigung las, mit der ſie ihn mit Ehren überhäuft ſah, kam die Empfindung über ihn, als habe er dem Bruder ein großes Unrecht verziehen, und er ſei ein außerordentlich edler Menſch, der alle die Ehrenbezeugungen verdiene und in wunderbarer Anſpruchsloſigkeit ſich dennoch herablaſſe, ſich durch ſie rühren zu laſſen. Eben tanzte Apollonius vorüber. Er ſah, der war der alte Träumer nicht mehr, aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den ſchönen Tänzer und ſeinen gewandten Anſtand gerichtet. Fritz zog ſeine Frau auf, und in der Gewißheit, wie ſehr er den Bruder überglänzen müſſe, hatte er noch die Wolluſt, dem Bruder wer weiß wie viel Unrecht, das ihm dieſer nie zugefügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ ſich nicht überglänzen. Fritz Nettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein ſteifes Bild dagegen. Der nickte den Takt nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzſaal und ſtach andre Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften; und Fritz Nettenmair übertraf vergeblich ſich ſelbſt.

Es war der ledernſte Ball, den Fritz Nettenmair mitgemacht hatte; er konnte nicht lederner ſein, war Fritz Nettenmair daheim geblieben. Fritz Nettenmair verſicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die ſeinen Champagner tranken, ſtimmten, wie immer, unbedingt in ſeine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen ſprachen gegen Frau Nettenmair ihre gerechte freundſchaftliche Entrüſtung über den Schwager aus. Daß dieſer nicht die Schwägerin zuerſt zum Tanze aufgezogen hatte, bewies eine unverzeihliche Mißachtung. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten ſo tief fühlte, als wäre es ihr ſelber angethan, ſagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er ſich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bewundert und geehrt, und der Ball demzufolge nur immer noch lederner. So ledern, daß Fritz Nettenmair mit ſeiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er ſonſt erſt recht jovial zu werden anfing. Dennoch ſammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in deſſen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er ſie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenſtübchen wieder in den Saal zu ſeiner Frau und verließ mit dieſer unter der ungeheucheltſten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durſt nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenötigten Ritterdienſtes gegen ſeine Dame ſich entledigt hatte, die Thür des Vaterhauſes offen und alle ſeine Bewohner ſchon im Schlafe. Wenigſtens zeigte ſich nirgends Licht, und alles war ſtill. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewieſen. Zu Apollonius Glück hatten die ſechs Jahre das Haus nicht verändert wie ſeine Bewohner. Er ging leiſe durch die Hinterthür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen ſeiner Beſtändigkeit den rauhen Hals ſtreichelte, ſtieg die Treppe hinauf, ſchritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in ſeinem Stübchen. Aber er ſaß noch lang, ehe er ſich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenſter und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlaſſen.

Gedanken und Bilder des Vergleichs ſpielten noch in ſeine Träume hinein. Der Vater ſtand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müſſe noch morgen nach Köln, und inmitten der Rede brach die rüſtige Geſtalt zuſammen und tappte hilflos mit zitternden Händen an der Erde herum und ſchämte ſich ihrer Blindheit.

Der Bruder ſaß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hauſe, das liebliche, offne Geſicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit wie ſonſt; die Blume, die ſie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als ſie den Bruder erblickte, und der ihm neue, fremde Zug von Leerheit, gedankenloſer, eitler Vergnügungsſucht, von grollender Bitterkeit gegen Apollonius legte ſich über ſie wie ein ſchmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend ſich vergeſſen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrſtuhle, daß er faſt hinunterſtürzte aus der Schwindelhöhe auf das Pflaſter, und ſagte, ein Beſuch für vierzehn Tage dürfte nicht arbeiten. Er wollte ja ohnehin wieder heim. Und ſonderbar war es, daß ihm jetzt Köln als ſeine Heimat erſchien, und ſeine Vaterſtadt ſo fremd, daß er ſich die bitterſten Vorwürfe machte in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit. Dann fand er ſich wieder auf dem Fahrſtuhle hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es ſein ſollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun ſtak er in die Ausfahrthür eingeklemmt, ringsum in ſtaubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte ſeine Feſttagskleider an; ſie waren voll Schmutz; er wiſchte und bürſtete, daß er ſchwitzte, und ſie wurden nicht rein.

Und ſo oft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er ſich laut den Entſchluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt hatte. Am nächſten Morgen mußte er wiſſen, was er hier ſollte, mußte ſein Verhältnis zum Vaterhauſe ein klares ſein. War keine Arbeit für ihn, ſo ſah ihn der Morgen noch auf ſeinem Rückwege nach Köln. —

Mit der Sonne war er auf; aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, ſich von ſeinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach St. Georg; er wollte ſich ſelbſt überzeugen, was dort zu thun ſei. Als er wieder zurück kam, traf er auf ſeinen

Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnſtube zu verlaſſen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten ſich. Sie hatten ſchon geſtern auf dem Balle ſich geſprochen, wo der Herr ſich eben nicht als ein bedeutender Menſch und Bürger ausgewieſen, vielmehr zu den Philiſtern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es ſchien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechſelreden kam er auf den Zweck ſeines Hierſeins. Es ſollte dieſen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverſtändigen ſtattfinden über das, was an Kirchen und Turmdach zu thun ſei, damit das Reſultat noch bei der am Nachmittag ſtattfindenden Ratsſitzung vorgetragen und Beſchluß gefaßt werden könnte. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo ſie die übrigen Sachverſtändigen bereits verſammelt wußten.

Der Bruder wollte ſeinen Beſuch, wie er ſagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geſchäften beſchweren; ebenſowenig mochte er ihn — aber das ſagte er nicht — allein daheim laſſen. Er beſtellte Apollonius nach dem Waldhauſe, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius verſicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn ſogar als einen Sachverſtändigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Verſammlung, zwei fremde Schieferdeckermeiſter und die ſtädtiſchen Ratsbauleute, den Ratszimmermann, Maurer und Klempner an der Turmthüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüſtungen zum Behufe der Unterſuchung an dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächſt, ging die Beratung vor ſich. Apollonius ſtand beſcheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau unterſucht und ſich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker ſprachen ſich für die Notwendigkeit einer umfaſſendern Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, ſei wiederum für Jahre geholfen. Ihm ſtimmten die Ratsmeiſter, Zimmermann, Maurer und Blechſchmied eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom geſtrigen Balle, die gewiſſenhaft ſchloſſen, weſſen Champagner man trinke, deſſen Meinung müſſe man ſein. Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Koſten einer umfaſſendern Reparatur und verſchob die höchſt notwendige ſchon lange von Jahr zu Jahr. Da ſie obendrein ſelbſt keine Ausſicht hatten, ſich die Reparatur übertragen zu ſehen, ſo gaben ſie ſich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm ſelber nichts gelegen ſchien. Sie fanden daher im Laufe der Verhandlung immer mehr, daß, je nachdem man die Sache anſehe, auch Herr Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauherr, ein braver Mann, ihre wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Geſicht eine Weile geſchwiegen, als ihm Apollonius einfiel. Er ſah in deſſen Zügen ein Etwas ausgedrückt, das ſeiner eignen Meinung zu entſprechen ſchien: Und was ſagen Sie? wandte er ſich zu ihm.

Apollonius trat beſcheiden einen Schritt näher. Ich wünſchte, Sie ſähen ſich die Sache ſo genau als möglich an, ſagte der Ratsherr.

Apollonius entgegnete, er habe das bereits gethan.

Ich brauche Sie nicht darauf aufmerkſam zu machen, fuhr der Ratsherr fort, wie wichtig die Sache iſt.

Apollonius verbeugte ſich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch ſagen wollte. Aus des jungen Mannes Angeſicht ſprach bei aller Weichheit und Milde ſo ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit und eigenſinnige Redlichkeit, daß der Ratsherr ſich der Ermahnung faſt ſchämte, die er an ihn hatte richten wollen.

Apollonius begann nun mit den Ergebniſſen ſeiner vorhin angeſtellten Unterſuchung. Er ſtellte den Zuſtand der Stellen dar, die er hatte prüfen können, und was ſich daraus auf die übrigen ſchließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfaſſendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen trotzt, iſt das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schifferplatten auf Belattung und Verſchalung aufgenagelt ſind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Teile völlig zerſtört, zum Teil der völligen Zerſtörung nahe gefunden. Das Kirchendach war ein ſehr ſteiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr thaten, hatten ſich viele Platten verſchoben und der Näſſe das Eindringen geſtattet; dort zeigte ſich, ſelbſt wo ſie von Eichenholz war, die Belattung und Verſchalung gänzlich morſch; und ſolcher Stellen waren überall.

Es zeigte ſich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verſchalung der morſchen Stellen durch neue zu erſetzen. Ein Winter noch mußte den Zuſtand um weit mehr verſchlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinſen erſpart wurde; denn dieſe konnte man ohne größten Schaden doch nur höchſtens bis auf das nächſte Jahr hinausſchieben. Er führte die Verſammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht ſelbſt den Schluß, ſondern wußte mit der Kunſt, die er von dem Vetter gelernt hatte, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu thun.

Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unſerm Apollonius wuchs zuſehends. Er wandte ſich im weitern Geſpräch faſt nur an ihn und ſchüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Verſammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt, ſich thätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufaſſen, auf welche Weiſe es am zweckmäßigſten anzugreifen ſei. Apollonius dankte beſcheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entſprechen ſuchen wollte. Über ſeine Mitthätigkeit bei der Arbeit ſelbſt, entgegnete er, habe ſein Vater als Meiſter zu entſcheiden.

Ich gehe gleich mit Ihnen, ſagte der Ratsbauherr, und ſpreche mit ihm.

Hatte gleich der Bruder das Geſchäft bis jetzt geleitet und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meiſter anerkannt und behandelt, er war es noch nicht. Der Alte hatte ihn ſo wenig Meiſter werden laſſen, als ihm das Geſchäft förmlich übergeben; er wollte ſich, wo er es nötig fände, ein ſouveränes Einſchreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden ſchon von weitem und taſtete ſich nach der Bank in ſeiner Laube. Da ſaß er, als ſie eintraten. Nach geſchehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Nettenmairs Befinden.

Ich danke Ihnen, entgegnete der alte Herr; ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen. Er lächelte dazu, und der Bauherr wechſelte mit Apollonius einen Blick, der dem Manne Apollonius ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in ſeiner Beſcheidenheit errötete und lange nicht ſeine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte ſeinen Schirm tiefer in ſein Geſicht, um niemand die Gedanken ſehen zu laſſen, die da wunderlich mit einander kämpften.

Wer unter den Schirm ſehen konnte, hätte gemeint, zuerſt, der alte Herr freut ſich; der Schatten von Argwohn, mit dem er geſtern Apollonius empfing, ſchwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erſchien ein Etwas auf dem Antlitz, das ſich zu ſchadenfreuen ſchien über die Demütigung des ältern. Vielleicht wäre er nach ſeiner Weiſe eingeſchritten mit einem lakoniſchen: Du verſiehſt meine Stelle von nun, Apollonius, hörſt du? hätte nicht der Bauherr deſſen Lob geprieſen, und wäre das nicht ſo verdient geweſen.

Ja, ſagte er in ſeiner diplomatiſchen Art, ſeine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er ſie nur halb ausſprach: ja die Jugend! er iſt jung! — Und doch ſchon ſo tüchtig! ergänzte der Bauherr.

Der alte Herr neigte ſeinen Kopf. Wer ein Intereſſe daran fand, wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: Die Jugend gilt heutzutag in der Welt! Ja er fühlte Stolz, daß ſein Sohn ſo tüchtig, Scham, daß er ſelber blind ſei, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauſes einen Wächter mehr gewonnen habe, Furcht, die Tüchtigkeit, der er ſich freute, mache ihn ſelbſt überflüſſig. Und er konnte nichts dagegen thun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgeſprochen, erhob er ſich ſtraff, wie um zu zeigen, jener triumphiere zu früh.

Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei thätig ſein laſſen. Der alte Herr ſchwieg eine Weile, als wartete er darauf, Apollonius ſolle ſich des Dableibens weigern. Dann ſchien er anzunehmen, Apollonius weigere ſich, denn er befahl in ſeiner grimmigen Kürze: Du bleibſt; hörſt du?

Apollonius begab ſich auf ſein Stübchen, ſeine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt.

So war es beſtimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat ſchaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt.

Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überſchauen wollte, mußte jetzt in ſein Stübchen hineinſehen. Das Hauptziel aller ſeiner Wünſche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er ſprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, verlegte nichts, ſuchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, ſie machte ihn klarer, ja ſie machte ihn eigenſinniger. Kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte, überſah er; er ſtrich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es that, ſah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkoſen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick, was er ſchon beſaß. Alles war ihm noch einmal geſchenkt, und das Verhältnis zu jedem ſeiner Beſitzſtücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rückſichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war ſeine Freude darüber im einſamen Stübchen mit demſelben beſcheiden abweiſenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von andern aufgenommen hatte. Für ihn gab es kein Allein und kein Vor den Leuten.

Als er ſich eingerichtet ſah, ging er ſogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf ſeinen Rat beſchloſſen worden, er war nicht allein als ſeines

Vaters Geſelle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er hatte noch eine beſondre moraliſche Verpflichtung gegen ſeine Vaterſtadt eingegangen; er mußte thun, was in ſeinen Kräften ſtand, ihr zu genügen. Er hätte keiner ſolchen Erweckung bedurft; er hätte ohne dies gethan, was er vermochte; er kannte ſich zu wenig, um das zu wiſſen.

In dieſer erhöhten Stimmung erſchien ihm leicht, was ſein Dableiben von ſeiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu überwinden. Der Bruder wünſchte ſein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu beſiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte ſich ihm im Geſchäft willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wiſſen und zu wollen, ja daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß ſein Bruder ihn beleidigt haben könne. Er wußte nicht, man könnte auch den haſſen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen ſtand der ungemütliche Geſelle grinſend vor Fritz Nettenmair und ſagte: Mit dem erſten Blick hab ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber 's hat nichts zu ſagen. Wird nicht lang dauern das!

Fritz Nettenmair kaute an den Nägeln und überſah die Gebärde, die ihn reizen ſollte, zu fragen, wie der Geſell das meine mit dem nicht lang Dauern. Er ging nach der Wohnſtube und fuhr im Gehen leiſe gegen einen Jemand auf, der nicht da war: Rechtſchaffenheit? Geſchäftskenntnis, wie der Alltagsratsbaukerl ſagt? Ich weiß, warum du dich aufdringſt und einniſteſt, du Federchenſucher! Du Staubwiſcher! Thu unſchuldig, wie du willſt, ich — er machte die Gebärde, die hieß: Ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!

Damit wandte er ſich nach der Thür, aber die Wendung war nicht jovial wie ſonſt. —

Wie mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur ſich!

Der Geiſt des Hauſes mit den grünen Fenſterläden wußte mehr, als Apollonius Nettenmair, wußte mehr, als alle. Er ſchaute nachts durch das Fenſter, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an ſeinem Gutachten ſchrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel ſein bleicher Schatten, und der Schreibende atmete ſchwer auf, er wußte nicht, warum. Dann ſchritt er mit ängſtlicher Gebärde den Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an ſeiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht, warum. Die junge Frau ſah ſeine Hand über des Gatten Stirne fahren; ſie erſchrak, der Gatte erſchrak mit und wußte nicht, warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen ſeinen Balken und wußte nicht, warum. Und der Geiſt wandelte noch lange, als alles ſchon zu Bette war, durch ſeine Zimmer, herauf und hinab, her und hin, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte, warum.

* * *

Zwiſchen Himmel und Erde iſt des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wandrer der Erde, hoch oben die Wandrer des Himmels, die ſtillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden-, jahre-, jahrzehntelang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet ſich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unſichtbare Hände ſchieben zwei

Rüſtſtangen heraus. Dem Zuſchauer von unten gemahnt es, ſie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben ſich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und ſehen herab und ſträuben ihr Gefieder vor Angſt. Die Rüſtſtangen ſtehen wenige Fuß heraus, und die unſichtbaren Hände laſſen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachſtuhls. Die ſchlafenden Eulen ſchrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offne Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entſetzen; das Menſchenkind unten auf der feſten Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lang währt das Pochen, dann verſtummt es. Und den Rüſtſtangen nach und quer auf ihnen liegend ſchieben ſich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erſcheint ein Menſchenhaupt und ein Paar rüſtige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andre trifft ihn mit geſchwungnem Hammer, bis die Bretter feſt aufgenagelt ſind. Die fliegende Rüſtung iſt fertig. So nennt ſie ihr Baumeiſter, dem ſie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüſtung baut ſich nun die Leiter, und iſt das Turmdach ſehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält ſie zuſammen, als der eiſerne Längehaken, nichts hält ſie feſt, als auf der Rüſtung vier Männerhände und oben die Helmſtange, an der ſie lehnt. Iſt ſie einmal über der Ausfahrtthür und an der Helmſtange mit ſtarken Tauen angebunden, dann ſieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Beſteigen, ſo weh dem ſchwindelnden Menſchenkinde tief unten auf der ſichern Erde wird, wenn es heraufſchaut und meint, die Leiter ſei aus leichten Spänen zuſammengeleimt wie ein Weihnachtsſpielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erſt einmal hinaufgeſtiegen ſein —, mag er ſeine arme Seele Gott befehlen.

Dann iſt er erſt recht zwiſchen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteſte Verſchiebung der Leiter — und ein einziger falſcher Tritt kann ſie verſchieben — ſtürzt ihn rettungslos hinab in den ſichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erſchrecken!

Die Zuſchauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verſcheucht, krächzen wildflatternd um ſein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht ſo unberührt, wie ſie. Er iſt kein eitler Wagling, der frevelnd von ſich reden machen will; er geht ſeinen gefährlichen Pfad in ſeinem Berufe. Er weiß, die Leiter iſt feſt; er ſelbſt hat das fliegende Gerüſt gebaut, er weiß, es iſt feſt; er weiß, ſein Herz iſt ſtark, und ſein Tritt iſt ſicher. Er ſieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er ſieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tötliche Schwindel herabtaumeln kann auf ſein feſtes Auge. Die Mitte der Sproſſen iſt die Bahn ſeines Blickes, und oben ſteht er. Es giebt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmſtange und die Leiter, die er mit ſeinem Tau zuſammenknüpft. Der Knoten iſt geſchlungen; die Zuſchauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und ſein Thun hoch oben zwiſchen Himmel und Erde. Schieferdecker ſpielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erſt ſein Werk. Er holt ein andres Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befeſtigt er den Flaſchenzug mit drei Kolben, an den Flaſchenzug die Ringe ſeines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausſchnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer, Nagel und Werkzeugkaſten; zwiſchen den Ausſchnitten vorn das Haueiſen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er ſie eben braucht; dies Gerät, von vier ſtarken Tauen gehalten, die ſich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaſchenzugs vereinigen, das iſt der Hängeſtuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umſegelt. Mittelſt des Flaſchenzugs zieht er ſich mit leichter Mühe hinauf und läßt ſich herab, ſo hoch und tief er mag; der Ring oben dreht ſich mit Flaſchenzug und Hängeſtuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußſtoß gegen die Dachfläche ſetzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menſchenkind mehr unten ſtehen und ſieht herauf; der Schieferdecker und ſein Fahrzeug ſind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen ſich an ihn; ſie ſehen ihn für einen Vogel an, wie ſie ſind, nur größer, aber friedlich, wie ſie; und die Wolken hoch am Himmel haben ſich nie um ihn gekümmert. Die Damen neiden ihm die Ausſicht. Wer konnte ſo frei über die grüne Ebne hinſehen, und wie Berge hinter Bergen hervorwachſen, erſt grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, ſich auf die letzten ſtützt! Aber er kümmert ſich ſo wenig um die Berge, wie die Wolken ſich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeiſen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig iſt mit Hämmern und Nageln. Eines Tages ſind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüſtung verſchwunden. Das Entfernen der Leiter iſt ſo gefährlich, als ihre Befeſtigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes That zwiſchen Himmel und Erde. Die Krähen wundern ſich eine ganze Woche lang, dann iſt es, als hätten ſie vor Jahren von einem ſeltſamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wandrer der Erde, hoch oben gehen noch die Wandrer des Himmels, die ſtillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das ſteile Dach, als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe ſeines Gutachtens noch manche Unterſuchungen angeſtellt. Das Turmdach war mit Metall gedeckt; dieſe Decke lag ſchon nah an zweihundert Jahre. Als er ſie auf ſeinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflöſung nah. Das hatte man gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich teurer, als Deckung mit Schiefer, wenn man dieſen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in ſeinem Fahrzeug mit hinauf, das kann er mit den ungleich ſchwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung mit Schiefer beſorgt der Arbeiter von ſeinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feſte Gerüſte nötig. Apollonius that den Vorſchlag, auch das Turmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechſchmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache ſo gut verſtanden, als die Leute in Köln — das ſollte ein Stich auf Apollonius ſein. Und der Bruder war damit einverſtanden: Hätten die Alten gemeint, Schiefer thue es ſo gut als Blei, ſie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächſter Nähe vorhanden; der Schiefer hätte weit her geholt, und ſo die Schieferdeckung teurer kommen müſſen, als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erſt ſpäter, da die Schiefergruben in der Nähe ſchon im Gange waren, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechſchmied und Fritz Nettenmair nicht oder wollten es nicht wiſſen. Dieſen drückte das wachſende Anſehen des Bruders. Aber

Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorſchlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius Hände legen. Um ſeinen Bruder nicht zu kränken, bat er, davon abzuſehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal ausſprach, warum er ſo bitte. Er war von Köln her gewohnt, ſelbſtändig zu handeln; wie er ſeinen Bruder wiedergefunden hatte, ſah er manche Hemmung durch ihn voraus. Er wußte es, er lud ſich eine ſchwere Laſt auf, als er dem Bauherrn verſprach, die Sache ſolle unter dem zweiköpfigen Regiment nicht leiden. Der wackre Bauherr, der Apollonius erriet und ihn darum nur mehr achtete, ſchaffte ihm die Genehmigung des Rats und nahm ſich im ſtillen vor, wo es nötig ſein ſollte, ſeinen Liebling und deſſen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine ſchwere Aufgabe, die Apollonius ſich geſetzt hatte; ſie war noch viel ſchwerer, als er wußte. Sein Hierſein hatte den Bruder von Anfang an nicht gefreut; Apollonius ſchob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm ſeitdem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrſucht kennen gelernt; dieſer fühlte ſich durch das, was ſeither geſchehen war, gegen Apollonius zurückgeſetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrſucht des Bruders durch äußere Unterordnung zu verſöhnen. War kein weiteres Hindernis vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, ſo ſchwer ſie ſchien, zu löſen. Aber was zwiſchen ihm und dem Bruder ſtand, war ein andres, ein ganz andres, als er meinte. Und daß er es nicht kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn, aus dem Bewußtſein einer Schuld geboren. Was er that, die vermeinten Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, mußte das wirkliche nur wachſen machen.

Wäre er nicht zurückgekommen! Hätte er dem Vater nicht gehorcht! Wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Turmſpitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchendache lebendig. Rüſtige Hände hämmern den Seilhaken in die Verſchalung und ſchleifen mit ſtarkem Tau den Dachſtuhl daran. Er beſteht in zwei Dreiecken, aus feſten Bohlen zuſammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältnis ſeiner Seiten beſtimmt. Denn unten liegt er ſtrohumwunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die quer übergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf ſteht oder kniet der hämmernde Schieferdecker; neben ihm handrecht hängt der Kaſten für Nägel und Schieferplatten, mit ſeiner Hakenſpitze in die Verſchalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Überweiſung der Arbeit. Fritz Nettenmair that erſt wunderlich, indem er zu verſtehen gab, er meine, Apollonius ſei gekommen, hier den Herrn zu ſpielen und nicht den Diener. Es lag in der argwöhniſchen Richtung, die ſein Denken einmal angenommen hatte, allem, was der Bruder thun mochte, eine Abſicht, eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermutete deshalb, Apollonius wünſche die Arbeit auf dem Kirchdach zu übernehmen. Wer hier ſchaffte, konnte zu jeder Zeit ſehen, ob das Fahrzeug am Turmdach beſetzt war oder ledig an der fliegenden Rüſtung hing. Er that arglos, er nehme an, Apollonius ſei lieber bei der Umdeckung des Turmdaches beſchäftigt, die er ja ſelber vorgeſchlagen habe. Apollonius weigerte ſich nicht. Fritz meinte, er willige ein, obgleich es ihm unangenehm ſei, was er aber nicht merken laſſe; Fritz hatte die Empfindung eines Menſchen, dem es gelungen iſt, einen Widerſacher zu überliſten. Eine Empfindung, die ſich erneute, ſo oft er von ſeiner Arbeit auf dem Dachſtuhle hinaufſah nach dem Fahrzeug und der fliegenden Rüſtung am Turm, mit der Gewißheit, der Bruder könne das Fahrzeug nicht verlaſſen und heimgehen, ohne daß er es ſehe und ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer und er ſelbſt war der, der die Welt kannte. Im andern Augenblick vielleicht ſah er wieder den Argliſtigen im Bruder und fand es wohlthuend, ſich dagegen als den Argloſen zu bemitleiden, dem jener Schlingen lege, um nur den Bruder haſſen zu dürfen, der ihn haſſe. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfnis Apollonius, das dieſem den Widerſpruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerſpruch und unterdrückte es abſichtlich. So ſetzte ſein Schuldbewußtſein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben ſich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das raſche und genau berechnete Ineinandergreifen, an das er in Köln ſich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier gehandhabt hatte. Der Decker mußte viertelſtundenlang und länger auf die Schieferplatten warten; die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortierer eine gute Entſchuldigung. Der Bruder lachte halb mitleidig über Apollonius Klage. Eine ſolche Ordnung, wie der ſie verlangte, exiſtierte nirgends und war auch nicht möglich. Bei ſich verſpottete er wieder den Träumer, der ſo unpraktiſch war. Und wäre die Ordnung möglich geweſen, die Arbeit war im Taglohn verdungen. Die verlorne Zeit wurde bezahlt, wie die angewandte. Und als Apollonius ſelbſt dazu that, den Schlendrian abzuſtellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohldiener des Bauherrn und des Rates, er ſelber ſich der ſchlichte Mann, der ſolche Kunſtgriffe verſchmäht. Da wollte ihn jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch Schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen ſollte mit aller ſeiner Argliſt; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde ſich die Hörner ablaufen, wenn er ins Werk ſetzen wollte, was ihm ſelbſt, der die Welt kannte, nicht gelang. Ihm, der ſchärfer auf dem Zeuge war, als ſelbſt der im blauen Rock zu ſeiner Zeit geweſen war.

Fritz Nettenmair meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch ſchriller auf dem Finger pfiff, noch grimmiger huſtete und noch entſchiedner ausſpuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Reſpektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo ſie in Eigenſinn ausartet, Achtung wirkt, die ruhige, in ſich gefaßte Würde einer tüchtigen Perſönlichkeit, das überſah er. Wie er es ſelbſt nicht beſaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an andern wahrzunehmen. Stand ſeine Geſtalt überhaupt im Widerſpruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufkünſtelte, ſo widerſprach ihr ſeine Unruhe und innere Haltloſigkeit jeden Augenblick. Die diplomatiſche Art zu reden ſchien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um ſeine eigne Oberflächlichkeit und Gehaltloſigkeit zu verſpotten. Aus dem ſteifen Weſen des blauen Rockes fiel er dann zu Zeiten plötzlich in ſeine eigne herablaſſende Jovialität und in eine Region derſelben, wo der Spaß den Abſtand von Vorgeſetzten und Untergebnen mit ſchmutzigen Fingern auslöſchte, als wäre er nie geweſen. Rückte er ſich dann eben ſo plötzlich in der Autorität gewaltſam wieder zurecht, ſo brachte das die verlorne Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er ſich von manchen ſeiner Arbeiter überſehen und in ſchwierigen Fällen ſie machen laſſen mußte, was ſie wollten.

Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Vetter, was dem Bruder fehlte; er beſaß die Würde der Perſönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigenſinn. Seine innere Sicherheit galt; ſie mußte ſich nicht geltend machen — er war des ſichtbaren Mühens um Achtung überhoben, das ſo ſelten ſeinen Zweck erreicht, ja gemeiniglich ihn verfehlt. Und ſo gelang ihm, was er wollte. Bald war die muſterhafteſte Ordnung beim Bau, und alle ſchienen ſich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Nettenmair nicht. Das raſche Ineinandergreifen, das wie im Geleiſe einer unſichtbaren Notwendigkeit ging, machte das Weſen im blauen Rocke, in dem er ſich ſo groß fühlte, überflüſſig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging; von demſelben, dem er ſchon ſo viel zu verzeihen hatte und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht oder wollte nicht wiſſen, welchen Zauber eine geſchloßne Perſönlichkeit ausübt, obgleich er ſelbſt widerwillig ſie anerkennen mußte, und noch weniger, daß dieſe ihm fehlte und der Bruder ſie beſaß. Er war bei ſich einig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er ſelbſt mit Genugthuung ſich zu edel fühlte. Dadurch hatte jener die Leute ihm abſpenſtig gemacht. Apollonius hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Argliſtige ſein muß, auf der Hut; denn ſolche Feinde kann man nur mit ihren eignen Waffen beſiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieſer ſeine ſchlimmen Pläne ſicherer zu bergen meinte; er vergalt ihm und machte ihn leichter unſchädlich, wenn er unter derſelben Maske ſeine Wachſamkeit barg. Die gutmütige Willigkeit Apollonius, ſich ihm äußerlich unterzuordnen, erſchien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem

Argliſtigen gewonnen, wiſſend teilnahmen. In ſeiner Empfindlichkeit griff er ſelbſt nach den Mitteln, die er bei dieſem vorausſetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Umſtand, daß Apollonius ihm ſelbſt imponierte, wenn er auch dieſen Grund nicht hätte gelten laſſen. Er legte den blauen Donnerrock beiſeite und ſtieg bis auf die unterſte Sproſſe ſeiner Jovialität herab. Er begann durch Winke, dann allmählich durch Worte ſein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohldieneriſchen Eindringlings ſeufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Mut hatte, ſie zu offner Widerſetzlichkeit zu reizen, ſuchte er ſie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann, ſie täglich zu traktieren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor in dem Geleiſe, das Apollonius vorgezeichnet hatte.

Der gemeine Mann hat den ſcharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen ſeiner Vorgeſetzten. Durch dies Bemühen, das ſie durchſchauten, verlor Fritz Nettenmair noch den letzten Reſt ſeiner Achtung; ſie lernten daraus, wenn ſie es noch nicht wußten, mit wem ſie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären ſie ungewiß geweſen, ſo hätte ſie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder beſtimmen können. Und da ſie nicht ſo fein waren und auch nicht die Gründe dazu hatten, wie Fritz Nettenmair, gab ſich ihre Meinung unverhohlen kund. Sie nahmen ſich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg ſeiner Herablaſſung ein ganz andrer war, als den er beabſichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um ſich zuſammen, pfiff ſchrillender als je, ſodaß es drüben in der großen Glocke wiedertönte; ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal ſo hoch am ſchwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entſchiedenheit ſeines frühern Huſtens und Ausſpuckens war ein Kinderſpiel gegen ſein jetziges. Aber die Arbeiter wußten bald, dergleichen geſchah nur in Apollonius Abweſenheit, und deſſen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die ſchwerſten Gewitter aus der Faſſung.

Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherſtellung ſeiner verlornen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich ſchrieb er auch das Ergebnis ſeiner falſchen Maßregeln auf Apollonius immer wachſende Rechnung. Das Gefühl, überflüſſig zu ſein, packte ihn wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieſelben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem ältern Sohne der Schieferſchuppen. Wenigſtens ſo lange er Apollonius auf ſeinem Fahrzeug oder auf dem Kirchendache ſah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnſtube. Seine Kinder — das war leicht, da er ſelbſt ſich nicht um ſie bekümmerte — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit ſchlechten Mitteln — gewonnen. Dieſe ſchlechten Mittel waren eben die, die er ſelbſt nie anwendete: unabſichtliche Güte und weiſe Strenge der Liebe. Aber auch in ſeiner Frau ſah er immer mehr etwas, wie einen natürlichen Bundesgenoſſen des Bruders gegen ihn. Das ſah er lange vorher, ehe er noch den geringſten wirklichen Anlaß dazu hatte, und das war der Schatten, den ſeine Schuld in die Zukunft ſeiner Phantaſie warf. Ihr altes Geſetz wird ihn zwingen, durch die Verkehrtheit ſeiner Abwehrmittel den Schatten ſelber zur wirklichen, lebendigen Geſtalt zu machen und vergeltend in ſein Leben hereinzuſtellen.

Ahnungsvolle Furcht ſchien ihm, in lichten Zwiſchenblicken vorüberflatternd, von dieſem Kommen zu ſagen, das veränderte Benehmen gegen ſeine Frau müſſe es beſchleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen ſie, aber auch dieſe Jovialität trug ein Etwas von der Natur des ſchwülen Bodens an ſich, aus dem ſie erwuchs.

Man preiſt ein Heilmittel gegen ſolche Krankheit; es heißt Zerſtreuung, Vergeſſen ſeiner ſelbſt. Als ob der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffes, als ob man da ſich vergeſſen müßte, wo es doppelt Vorſehen gilt. Fritz Nettenmair nahm es.

Von nun an fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand ſich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er ſie drohen ſah. Er war mehr außer als in ſeinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nötiger, als ihm. Das rächende Schuldbewußtſein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als ſchon wirklich in die Gegenwart voraus. Und ſeine Frau ſtand noch ſo ſehr auf ſeiner Seite, daß ſie dem Bruder nun zürnte, deſſen Einfluß ſie in dem veränderten Benehmen des Gatten erkannte — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Dieſe Erwartung hatte ſchon dem Kommenden nur die eine Wange zugewandt und die Wange ſo mit Rot gefärbt, als wäre ſie ſchon erfüllt. Wußte ſie denn nicht, er war nur gekommen, um ſie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine ſchwere Wolke drückte, wie eine unverſtandne Ahnung, begriff nur das eine: der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus. Er vermied die Orte, die ſie aufſuchten. Er hätte ſie ſchon vermieden aus dem innerſten Bedürfnis ſeiner Natur, das auf Zuſammenfaſſen, nicht auf Zerſtreuen ging. Die Einſamkeit wurde ihm ein beſſer Heilmittel, als den beiden die Zerſtreuung. Er ſah, wie anders die Schwägerin war, als ſie ihm vordem geſchienen. Er mußte ſich Glück wünſchen, daß ſeine ſüßeſten Hoffnungen ſich nicht erfüllt. Die Arbeit gab ihm genug Empfinden ſeiner ſelbſt; was ſie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfnis ihres Alters, ſich an einem fertigen Menſchenbilde aufzuranken, das Liebe gebend und nehmend ihr Muſter wird und ihr Maß der Perſonen und Dinge, drängten ſie ſich um den Onkel, der ihrer ſo freundlich pflegte, als fremd die Eltern ſie vernachläſſigten. Wie konnte er wiſſen, daß er damit die Schuld wachſen machte in ſeiner Rechnung beim Bruder.

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die ſich rings aufballten um ſein Haus, in ſeiner Blindheit keine Ahnung? Oder war ſie es, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er Apollonius begegnend gleichgiltige Worte mit ihm wechſelte. Dann kämpften zwei Mächte auf ſeiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenſchirm nicht ſah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat ſich ſo tief in die Wolke eingeſponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn, und keiner mehr hinein. Er giebt ſich das Anſehen, als wiſſe er um alles. Thut er anders, ſo zeigt er der Welt ſeine Hilfloſigkeit und fordert die Welt ſelber auf, ſie zu mißbrauchen. Und wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit ſagen? Nein! Er hält die Welt ſo verſtockt gegen ihn, als er gegen ſie iſt. Er fragt nicht. Er lauſcht, wo er weiß, man ſieht ihn nicht lauſchen, fieberiſch geſpannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin iſt; ſeine geſpannte Phantaſie baut Felſen daraus, die ihm die Bruſt zerdrücken, aber er fragt nicht. Er träumt von nichts, als von Dingen, die Schande bringen über ihn und ſein Haus; er leert die ganze Rüſtkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die die Welt kennt. Was keine Schande iſt, ſteigert ſich ſeinem krankhaft geſchärften Ehrgefühl dazu, das keine Ruhe wohlthätig abſtumpft; aber er trägt lieber, was die tiefſte Schande iſt, als daß er fragt. Er thut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Thun zeigt ungeboren ſchon der Mutter Seele ſein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld iſt, daß ſie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verſtrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn ſtehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was ſchlimm iſt, zu neuer Schuld. Wohl dem, der ſich dieſer Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen ſelbſt nicht retten, ſo kann er den übrigen ein Engel ſein. Dieſe vier Menſchen, in all ihrer Verſchiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld verſehrt! Welch Schickſal werden ſie vereint ſich ſpinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Läden?

* * *

Nun waren ſchon Wochen vergangen ſeit Apollonius Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr gemacht. In den erſten Tagen las Fritz Nettenmair ein krampfhaftes Zuſammennehmen, ein verzweifeltes Gefaßtmachen in ihrem Weſen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwundrung erſchien. Er ſah, und nur er, wie ſie immer mutiger den Bruder zu beobachten begann, wo der nicht ahnte, ihr Blick ſei auf ihn gerichtet. Sie ſchien ſein Weſen, ſein Thun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Fritz Nettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide ſich glichen. Er mühte ſich, den Widerwillen der jungen Frau zu ſeiner alten Stärke aufzuſtacheln. Er that es, während er fühlte, wie vergeblich es war; denn ein einziger Blick auf das milde, rechtſchaffne Antlitz des

Bruders mußte niederreißen, was er mühſam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie fein er zu Werke gehen mußte, und wie plump er doch zu Werke ging; denn dieſelbe Macht, die ſein Gefühl für das Maß ſchärfte, riß ihn im Handeln darüber hinaus. Er wußte, was er begonnen, mußte ſeinen Gang vollenden zu ſeinem Verderben. Er ſuchte Vergeſſen und riß ſeine Frau immer tiefer mit hinein in den Wirbel der Zerſtreuung.

Arzneimittel ſollen in übergroßer Gabe angewandt das Gegenteil wirken. So geſchah es mit dem Mittel Fritz Nettenmairs; wenigſtens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte ſie ſich ſonſt nach dem Feſte des Vergnügens geſehnt; nun dies der Alltag geworden war, zog ſie die Sehnſucht nach dem ſtillen Leben daheim. Überſättigt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte ſie nun erſt, es gab auch andre; Leute, die ihren Gatten nach anderm Maßſtabe maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenſchen. Sie dachte an den ledernen Ball den Abend von Apollonius Ankunft. Damals war ſie Apollonius ausgewichen; ſie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt ſuchte ſie mit den Augen durch den Saal; niemand ſah es als Fritz Nettenmair, der es am wenigſten zu ſehen ſchien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer als je. Sie hatte nur das Gefühl der Langenweile, das nach Abwechslung ausſieht; ſie wußte nicht, daß ſie jemand ſuchte. Fritz Nettenmair wußte es und wollte vor Lachen erſticken. Er wußte mehr, als ſie; er wußte, wen ſie ſuchte. Gegen alle andre Welt jovial, that er gegen ſie den blauen Rock an.

Er wird ſie bald dahin bringen, den ſonſt Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie ſaß im Garten, während der alte Herr ſeine ſchweren Mittagsträume träumte. Fritz Nettenmair lag in der Stube auf dem Sofa und trug die Nachwehen einer durchſchwärmten Nacht. Vorher hatte er nach dem Turmdache geſehen. Sie fühlte ſich ſo eigen wohl daheim. Und ſollte ſie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um ſie? Sie dachte nicht daran, wie oft ſie ſich von den Kindern fortgeſehnt hatte in den Wirbel, der ſie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben ſpielten zu ihren Füßen, ſo ſtill, als wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht ſo; war der alte Herr im Gärtchen, ſie hätten ſich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umſchlungen, die ſelber in der Unberührtheit ihres Weſens noch ein Mädchen ſchien. Wenig mehr von der Ähnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche geweſen, nur Äußerliches ſchien die heitern Linien berührt zu haben: kein tiefinnres Erlebnis hatte ſeine Marke ihnen aufgeprägt.

Das kleine Mädchen hatte dem erwachſnen, ſeiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in ſeiner Weiſe manches zweimal, manches nur halb erzählt. Jetzt erhob ſie mit altkluger Ernſthaftigkeit das Köpfchen, ſah die Mutter bedenklich an und ſagte: Was das nur iſt?

Was? fragte die Mutter.

Wenn du da geweſen biſt und fortgehſt, ſieht er dir ſo traurig nach.

Wer? fragte die Mutter.

Nun, der Onkel Apollonius. Wer ſonſt? Haſt du ihn geſcholten? Oder geſchlagen, wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du haſt ihm doch gewiß etwas gethan; ſonſt wär er nicht ſo betrübt.

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war das doch für ein eignes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel fallen laſſen und merkte es nicht. War ſie erſchrocken? Es war ihr, als wäre ſie erſchrocken, etwa ſo, wie man erſchrickt, hat man mit einem Menſchen geredet und wird plötzlich inne, es iſt ein andrer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wolle ſie beleidigen, und nun ſagt das Kind: Du haſt ihn beleidigt! Sie blickte auf und ſah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hauſe kommen. In demſelben Augenblick ſtand ein andrer Mann zwiſchen ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachſen. Es war Fritz Nettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in ſeltſamer Haſt von einer gleichgiltigen Frage auf den „ledernen Ball.“ Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie jedermann ſich beleidigt fühle von der Beſchimpfung, daß Apollonius ſie damals nicht aufgezogen hatte, nicht einmal zum erſten Tanze. Eigen war es, wie ſie jetzt daran erinnert wurde, empfand ſie es ſtärker, als je; aber nicht zürnend, nur wie mit wehmütigem Schmerze. Sie ſagte das nicht. Es war nicht nötig. Fritz Nettenmair war wie ein Menſch im magnetiſchen Schlaf. Er brauchte ſie nicht anzuſehen; mit geſchloßnen Augen, von einem Baumblatt, einer Zaunlatte, von einer weißen Wand las er ab, was ſein Weib fühlte.

Wir werden ihn bald los werden, denk ich, fuhr er fort, als hätte er nicht an der Stallwand geleſen. Es iſt kein Platz für zwei Haushälte hier. Und die Anne iſt weiten Raum gewöhnt.

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „Ledernen“ tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war ſeither öfter hier geweſen, unter Vorwänden, die ihre hochrote Wange Lügen ſtrafte. Auch ihr Vater, ein angeſehner Bürger, hatte ſich um Apollonius Bekanntſchaft gemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

Die Anne? rief die junge Frau wie erſchreckend.

Gut, daß ſie nicht lügen kann, dachte Fritz Nettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen ſich zu verſtellen, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zu gut. Er hatte die Eiferſucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Thorheit, und er bereute ſie ſchon. Sie kann ſich nicht verſtellen; und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verraten, was in ihr vorgeht; ihre Aufregung muß ihr ſelber verraten, was in ihr vorgeht. Noch weiß ſie es ſelbſt ja nicht. Und dann — er ſtand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt; er ſah ſie ſich verſtehen; und dann, zwängte er zwiſchen den Zähnen hervor, daß jede Silbe daran ſich blutig riß, und dann — wird ſies ſchon lernen!

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnſtube. Er muß doch einen Vorwand machen, warum er da vorbeikam, wo er ſie allein dachte, da er weiß, ich hab ihn geſehen! So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnſtube auf ihn. Der Bruder gab ſich durch ſeine Wendung auf den Ferſen recht, als er ihn ſah. Apollonius ſuchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemütlichen Geſellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört und wußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. Und da befiehlſt du, ich ſoll ihn fortſchicken? fragte Fritz und konnte nicht verhindern, daß ſein Groll einmal durchſchimmerte durch ſeine Verſtellung. Apollonius mußte aus dem Tone, mit dem er ſprach, ſeine wahre Meinung herausleſen. Sie hieß: Du möchteſt auch in den Schuppen dich eindrängen und mich von da vertreiben. Verſuchs, wenn dus wagſt!

Apollonius ſah dem Bruder mit unverhehltem Schmerz in das Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rockklappe, als wollte er wegwiſchen, was ſein Verhältnis zu dem Bruder trübte, und ſagte:

Hab ich dir was zu leid gethan?

Mir? lachte der Bruder. Das Lachen ſollte klingen wie: Ich wüßte nicht, was? aber es klang: Thuſt du was anders, willſt du was anders thun, als wovon du weißt, daß es mir leid iſt?

Ich wollte ſchon lange dir etwas ſagen, fuhr Apollonius fort, ich wills morgen; du biſt heute nicht gelaunt. Das mit dem Geſellen mußteſt du erfahren, und es war nicht ſo gemeint, wie dus aufnahmſt!

Freilich! Freilich! lachte Fritz. Ich bin überzeugt. Es war nicht ſo gemeint!

Apollonius ging, und Fritz ergänzte ſeine Rede: Es war nicht ſo gemeint, wie du, Federchenſucher, mich glauben machen willſt. Und anders gemeint, als ichs aufnahm? Du meinſt, ich hab — der Geſelle iſt ein ſchlechter Kerl; aber du hätteſt mich nicht gewarnt, hätteſt du keinen Vorwand gebraucht! Er machte ſeine überlegne Wendung auf den Ferſen; in ſeinen verwüſteten Zuſtand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatiſcher Kunſt, durch Halbſagen zu verſchweigen, gefreut.

Die Freude war ſchnell vorübergehend; die alte Sorge ſchraubte ihn wieder auf ihre Marterbank. Und noch eine jüngere hatte ſich ihr zugeſellt. Er hatte das Geſchäft vernachläſſigt; der Geſelle, in ſeiner Abweſenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu beſtehlen, und ſie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er ſchon lange nicht mehr thätig; Apollonius mußte einen Geſellen mehr annehmen und für den Bruder einſtellen. Er verdiente ſchon lange nichts mehr und verſäumte doch dabei kein öffentlich Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachſende Neigung zum Sinken und war nur durch wachſende Maſſen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte ſich in Schulden geſteckt und vergrößerte ſie noch täglich. Und doch mußte einmal der

Augenblick kommen, wo der mühſam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur ſo lang der Geachtete war, als der Jovialſte der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwert ſolcher Achtung und ſolchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht ſtark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene wie dieſe kam ihm vom dem Bruder, nur von ihm!

Wohligs Anne war öfter dageweſen ſeit Apollonius Ankunft, und die junge Frau hatte in dem Glauben, der in naiven Gemütern die natürliche Folge der eignen Wahrhaftigkeit iſt, an ihren geſuchteſten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich ſo ſcharfſichtig geworden, daß der erkannte Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erſchien. Das Mädchen war ihr zuwider, das ſo falſch ſein konnte, und ſie ſelbſt zu ehrlich, das zu verbergen. Anne ſuchte den Grund dieſes Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menſchen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte ſelbſt geäußert, ſie würde ihm einen Korb geben, wenn er es wagen würde, ſie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzuſehen, ſie ließ ihn des Aufenthalts in ſeinem Vaterhauſe nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; ſie ſprach von ihren Gedanken aus, was ausgeſprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung bloßzugeben. Chriſtiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremdem Munde vernehmen, den ſchon das eigne Kind ihr gemacht hatte.

Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen ſehen. Aber nichts zeigte ſich in ſeinem Geſichte, was ihrer nur halb verſtandnem Furcht recht gegeben hätte. Und ſo ſah auch Fritz Nettenmair, der dem Bruder aus dem Verſteck der Hinterthür nachblickte, auf ihrem Antlitz nicht ſo viel, als er gefürchtet hatte, zu ſehen.

Das Kind ſagt: Du haſt ihm was gethan; die Anne ſagt: Du haſſeſt ihn, du läßt ihn nicht froh werden. Und ſein traurig Nachblicken — bald ertappt ſie ihn ſelbſt unbemerkt dabei — ſagt dasſelbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte zuckte es dazwiſchen, er ſah der Anne nicht traurig nach und auch nicht freudig, nein! gleichgiltig, wie jedem andern ſonſt. Ihr wird geſagt: Du haſſeſt ihn; du haſt ihn beleidigt, und du willſt ihn kränken, und ſie hat geglaubt, er haſſe ſie, er will ſie kränken. Und hat er ſie nicht gekränkt? Sie blickt in lang vergangne Zeit zurück, wo er ſie beleidigte. Sie hat ihm ſchon lang nicht mehr darum gezürnt, ſie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann ſie jetzt noch darum zürnen, wo er ein ſo andrer iſt; wo ſie ſelbſt weiß, er beleidigt ſie nicht; wo die Leute ſagen und ſein trauriger Blick, ſie beleidige ihn? Und wie ſie zurückſinnt, eifrig, ſo eifrig, daß die Muſik wieder um ſie klingt, und ſie wieder unter den Geſpielinnen ſitzt im weißen Kleide mit den Roſaſchleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenſtern entlang, und wieder aufſteht, von dem dunkeln Drang getrieben, und durch die Tanzenden hindurch träumend nach der Thüre geht — da draußen; iſt das nicht dasſelbe Geſicht, das ihr jetzt nachſieht, wenn ſie geht, ſo ehrlich, ſo mild in ſeiner Wehmut? Iſt es nicht dasſelbe eigne Mitleid, das jetzt auf Tritt und Schritt mit ihr geht, und ſie nicht läßt, wie damals? Dann wich ſie ihm aus und ſah ihn nicht mehr an, denn er war falſch. Falſch! Iſt er es wieder? Iſt er es noch?

Eine Nachtigall ſchlug in dem alten Birnbaume über ihr, ſo wunderbar und wie gewaltthätig innig und tief. Vom Georgenturm blieſen vier Poſaunen den Abendchoral. Über ihnen und wie von ihren ſchwellenden Tönen getragen fuhr Apollonius auf ſeinem leichten Schiffe. Das Abendrot vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin ſie ſah, glänzten die treuen, trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachſah, wenn ſie ging. Das kleine Mädchen ſah mit ihnen auf zu ihr und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er ſei. Oder erzählte ſie von damals? Es war keine Zeit mehr, Sonſt und Jetzt war eins. Die letzte Ähnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verſchwunden. Ihre Seele ſchauerte hoch oben zwiſchen Himmel und Erde. Was ſie anſah, war ein Rätſel mit ſüßer Deutung, aber ſie kannte ſie nicht. Sie ſelbſt war ſich ein Rätſel. Ihrem Gatten war ſie es nicht.

* * *

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das ſein möchte, was Apollonius ihm morgen ſagen wollte; morgen, weil ich heute nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchenſucher in meine Karten ſehen laſſen. Hätt ichs nicht, wär er plump herausgegangen; nun hab ich ihn gewarnt und vorſichtig gemacht. Ich bin bin zu ehrlich mit ſolch einem falſchen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will morgen „gelaunt" ſein, ich will thun, als wär ich blind und taub! Als ſäh ich nicht, was er will, und wärs noch deutlicher. Eine Spinnenwebe auf meine Rockklappen, damit er was zu bürſten hat. Ich kanns nicht leiden, wenn mir ſo einer ins Geſicht ſieht, ſolch ein Heuchler!

So vorbereitet und entſchloſſen, den Liſter zu überliſten, gelte es auch die ſchwerſte Probe von Selbſtbeherrſchung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage ſeiner harrend. Auch Apollonius hatte ſeinen

Entſchluß gefaßt. Er wollte ſich von keiner Laune ſeines Bruders mehr irren laſſen; es kam ja eben darauf an, allen dieſen Launen ihre Quelle abzuſchneiden. Fritz bot ihm den unbefangenſten, jovialſten guten Morgen, der ihm zu Gebote ſtand.

Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willſt, ſagte Apollonius, ſo hoff ich, dieſer Morgen ſoll der beſte ſein für dich und mich und uns alle.

Und uns alle, wiederholte Fritz und legte von ſeiner Erklärung der drei Worte nichts in ſeinen Ton. Ich weiß, daß du immer an uns alle denkſt; darum rede nur jovial vom Herzen weg, ich machs auch ſo!

Apollonius ließ die beabſichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorſichtig ſein gelernt, aber klug und vorſichtig gegen einen Bruder ſein, hätte ihm Falſchheit geſchienen. Selbſt hätte er die Falſchheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf deſſen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte ſich ſeine Erfahrung als Täuſchung ausgeredet.

Ich glaube, Fritz, begann er herzlich, wir hätten anders gegeneinander ſein ſollen, als wir ſeither geweſen ſind! Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf ſich. Der Bruder ſchob ihm in Gedanken die ganze zu und wollte jovial das Gegenteil verſichern, als Apollonius fortfuhr. Es war nicht zwiſchen uns, wie ſonſt, und wie es ſein ſollte. Die Urſache davon iſt, ſoviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andre?

Ich weiß keine, ſagte der Bruder mit bedauerndem Achſelzucken; aber er dachte an Apollonius Heimkunſt gegen ſeinen Rat, an den Ball, an die Beratung auf dem Kirchenboden, an ſeine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem letztern arbeite, und wie viel darauf ankomme, ſeine nächſte Abſicht zu erraten und zu vereiteln.

Apollonius ſprach indes fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Abſicht gethan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannſt du mir den Grund ſagen? Ich will ſie nicht anklagen; es iſt möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann iſts gewiß nichts, was zu loben oder nur zu ſchonen wäre. Und ich will dann eben ſo gewiß der letzte ſein, es zu ſchonen, weiß ich nur, was es iſt. Weißt dus, ſo bitte, ſag es mir. Etwas Schlimmes darfſt auch du nicht an mir ſchonen, und thäte dirs auch noch ſo weh. Weißt dus und ſagſt mirs nicht, ſo iſts nur darum. Aber du kränkſt mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz! —

Fritz Nettenmair that, was Apollonius eben gethan hatte; er maß den Bruder in ſeinen Gedanken nach ſich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius Nachteil ausfallen. Apollonius nahm ſein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort.

Weißt dus nicht, fuhr er fort, ſo laß uns zuſammen zu ihr gehen und ſie fragen. Ich muß wiſſen, was ich thun ſoll. Das Leben ſeither darf nicht ſo fortgehen. Was würde der Vater ſagen, wenn ers wüßte! Mir iſts Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es iſt für uns alle beſſer, Fritz. Komm, laß es uns nicht verſchieben!

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er ſollte ihn zu ihr führen! Er ſollte ihn jetzt zu ihr führen! Wußte Apollonius ſchon von ihrem Zuſtande und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn ſie ſich jetzt nur ſahen, mußten ſie ſich verſtehen. Dann war es da, was zu verhindern er ſeit Wochen ſich keine Stunde lang Ruhe gegönnt hatte. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungsanſtrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften jetzt nicht einander gegenüberſtehen; ſie durften ſich jetzt nicht ſehen, bis er eine neue Scheidemauer zwiſchen ſie gebaut hatte. Woraus? Darauf zu ſinnen war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu ihr zu verhindern; Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er:

Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt? Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne ſeine Wahl zu dieſer Frage.

Apollonius war ſchon an der Thür. Er wandte ſich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die dieſem eine teufliſche ſchien, weil er ihm nicht in das ehrliche Geſicht ſah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangſt ertappt haben, hätte dieſer es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, ſo ohne die mindeſte Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängſten könnte, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen.

Früher, entgegnete Apollonius, mußt ich fürchten, ſie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb geweſen ſein, als mir.

Der Bruder lachte und bejahte in ſeiner jovialen Weiſe mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu thun. Und ſein: Und jetzt? ſchien nun vom Lachen halb erſtickt, nicht von etwas anderm.

Deine Frau iſt anders ſeit einiger Zeit, fuhr Apollonius vertraulich fort. —

Sie iſt — antwortete Fritz Nettenmairs Zuſammenzucken wider ſeinen Willen und wollte ſagen, wofür er ſie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würde er ſelbſt, der ſie dazu gemacht hatte, es ihm ſagen? Nein, es iſt noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß, er kann es noch verzögern. Er hält mit Gewalt ſeiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: Und woher weißt du, daß ſie — anders iſt? wüßte er nicht, ſeine Stimme wird zittern und ihn verraten. Er muß ja wiſſen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er ſie ſchon geſprochen? Hat er es ihr von fern aus den Augen geleſen? Oder iſt ein drittes im Spiel? ein Feind, den er ſchon haßt, ehe er weiß, ob er vorhanden iſt?

Apollonius ſcheint ein Etwas von des Bruders unglückſeliger Leſegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; ſein Geſicht iſt abgewandt; er kramt tief im Schranke und ſucht wie ein Verzweifelnder und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius.

Dein Ännchen hat mirs geſagt, entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. Onkel, ſagte das närriſche Kind, die Mutter iſt nicht mehr ſo bös auf dich; geh nur zu ihr und ſprich: Ich wills nicht mehr thun; dann iſt ſie gut und giebt dir Zucker. So hat ſie mich auf den Gedanken gebracht. Es iſt wunderbar, wies manchmal iſt, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Ännchen kann uns allen ein Engel geweſen ſein!

Fritz Nettenmair lachte ſo ungeheuer über das Kind, daß ſich Apollonius Lachen wieder an dem ſeinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet hatte; ihm war das Kind ein Teufel geweſen und konnte es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit ſeinem „verfluchten" Einfall. So ſehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerſtückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. Morgen meinetwegen oder heut nachmittag noch; jetzt hab ich unmöglich Zeit. Jetzt begleit ich dich nach Sankt Georg. Ich hab einen nötigen Gang. Morgen! Über das verwünſchte Kind!

Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernſt das lachende „verwünſcht“ gemeint war. Er ſagte, ſelbſt noch über das Kind lachend: Gut. So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es ſoll ein ganz ander Leben werden, als ſeither! Der gute Apollonius freute ſich ſo herzlich über des Bruders Freude! Noch als er bereits wieder auf ſeinem Fahrzeuge um das Kirchendach flog.

Eben ſo raſtlos umſchwankte ſeines Bruders Furcht, das dunkle Etwas, das über ihm ſchwankte und ihn zu begraben drohte; noch emſiger hämmerte ſein Herz an den brechenden Plänen, den Sturz zu hindern: aber ſein Gedankenſchiff hing nicht zwiſchen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer und immer tiefer, zwiſchen Erde und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

◆

Ännchen hatte die Mutter wieder umſchlungen, die in der Laube ſaß. Sie ſah wieder mit Apollonius Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam ſie nach Kinderweiſe von ihm ab, ſo leitete die Mutter mit unbewußter Kunſt ſie wieder zu ihm zurück. Dann rauſchte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es ſei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht weil es nicht von Apollonius ſprach. Hätte ſie hingeſehen, ſie wäre entſetzt aufgeſprungen von der Bank. Was die Blätter rauſchen machte, war das ſtürmiſche Erzittern einer geballten Fauſt. Darüber ſtand ein rotes Geſicht, verzerrt von der Anſtrengung, die die gehobne Fauſt zurückhielt, ſonſt hätte ſie das lächelnde Geſicht des Kindes getroffen, das, ſo jung, ſchon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderiſche Geſicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau iſt die Lieblingsfarbe Apollonius. Sein Kind trägt ſeines Todfeindes Livree. Und die Mutter — o, Fritz Nettenmair kann ſich noch auf die Zeit beſinnen, wo ſie täglich ſo gekleidet ging wie heute. Und fürchtet ſie das nicht? Glaubt ſie, was damals vorgegangen, giebt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es ſeine Schande iſt? Das alles reißt an der gehobnen Fauſt.

Jetzt ſagt die Mutter vor ſich hin und hat das Mädchen vergeſſen: Der arme Apollonius! — Was hält die Fauſt zurück? — Ich muß Fritz ſagen, wie er mich dauert. Er iſt ſo gut. Nicht, Ännchen? Ännchen ſingt und hört die Frage nicht. Sie bedarf auch keiner Antwort. Fritz iſt zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich habs lang vergeſſen. Er iſt anders, und Fritz thut ihm unrecht, wenn er meint, er iſt noch immer ſo. Und vielleicht iſt er nie ſo geweſen, und die Menſchen haben Fritz belogen. Wir wollen gut ſein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kanns nicht mehr ertragen, wie er traurig iſt. Ich wills ihm ſagen, dem Fritz! So ſchließt die junge Frau ihr Selbſtgeſpräch; ihr ganzes ſüß vertrauliches Mädchenweſen iſt wieder aufgewacht, und Fritz Nettenmair begreift, das Thun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erſchaffen, was noch nicht iſt, muß beſchleunigen, was kommen wird. Er iſt arm geworden, entſetzlich arm. Die Zukunft iſt nicht mehr ſein; er darf nicht auf Tage hinausrechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß feſthalten, was zwiſchen dem gegenwärtigen iſt und dem nächſtkommenden. Und dazwiſchen iſt nichts als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt wie er alles that, wie er ſelbſt war, oberflächlich — und jovial. Das Gewiſſen hat ſeine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verluſt hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätte er ſie früher ſo geliebt, wie jetzt, ihre tiefſte Seele hätte ſich ihm vielleicht geöffnet, ſie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zuſammengelebt, ſind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts von einander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter, iſt ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tiefern Bedürfniſſe ihres Herzens nicht geweckt, er kannte ſie nicht; er hätte ſie nicht befriedigen können. Er erkennt ſie erſt, wie ſie ſich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erſt, was er beſaß, ohne es zu haben, nun es einem andern gehört. Mit welcher Empfindung ſieht er die Knoſpe ihres Angeſichts ſich entfalten, die er ſchon für die Blume hielt! Welch nie geahnter Himmel öffnet ſich da, wo er ſonſt Genüge hatte, ſein eigen Spiegelbild zu finden. Und wie viel er ſah; all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufſtaunen und dienendem Ergeben zu faſſen, der in der Morgenröte dieſes reinen Angeſichtes aufging, war ſein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick ſeinen Haß. Er mußte ſich fortſchleichen, um das Geſtändnis ſeiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, deſſen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, ſo ſanft es war.

Gegen abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerſtimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie ſaß unfern der verſchloßnen Schuppenthür im Graſe. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergaſſe in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den

Bruder mit Wohligs Anne auf. Anne ſei die beſte Partie in der ganzen Stadt, und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe ſchon an ihrer Ausſteuer, und ihre Baſen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Hauſe. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit ſei? Sie hatte ſich entfernen wollen; ſie vergaß es; ſie vergaß das Atmen. Und drauf hätte ſie faſt laut aufgejubelt: Apollonius ſagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht, noch ſonſt eine.

Der Bruder lachte. Drum haſt du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und ſie heimgeleitet?

Mit deiner Frau hätte ich getanzt, entgegnete Apollonius. Du warnteſt mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil ſie ſo unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachteſt mir die Anne, und wie du gingſt, fragteſt du ſie, ob ich ſie heimbegleiten dürfte. Da konnt ich nicht anders. Ich habe nie daran gedacht, die Anne —

Zu heiraten? lachte der Bruder. Nun ſie iſt auch zum — Spaße hübſch genug und der Mühe wert, ſie vernarrt in dich zu machen.

Fritz! rief Apollonius unwillig. Aber es iſt nicht dein Ernſt, beſänftigte er ſich ſelbſt. Ich weiß, du kennſt mich beſſer; aber auch im Scherz ſoll man einem braven Mädchen nicht zu nahe treten!

Bah, ſagte der Bruder, wenn ſie es ſelbſt thut. Was kommt ſie uns ins Haus und wirft ſich dir an den Kopf?

Das hat ſie nicht, entgegnete Apollonius warm. Sie iſt brav und hat ſich nichts Unrechtes dabei gedacht!

Ja, ſonſt hätteſt du ſie zurechtgewieſen, lachte Fritz, und es lag Hohn in ſeiner Stimme.

Wußt ich, ſagte Apollonius, was ſie dachte? Du haſt ſie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts gethan, was ſolche Gedanken in ihr erwecken konnte. Ich hätts für eine Sünde gehalten.

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Chriſtianen fiel es nicht ein, ſie hätten auch auf den Gang kommen können, wo ſie ſtand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war ſelber falſch. Er hatte ſie belogen und Apollonius belogen, und ſie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der ſo brav war, daß er nicht über die Anne ſpotten hören konnte, hatte auch ihrer nie geſpottet. Alles war Lüge geweſen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falſch war, und Apollonius brav. Ihr innerſtes Herz wandte ſich von dem Verfolger ab und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle ſtieg ein neues heiliges ſiegend auf, und ſie gab ſich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unſchuld hin. Sie kannte es nicht. Daß ſie es nie kennen lernte! Sobald ſie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und ſchon rauſchen die Füße durch das Gras, auf denen die unſelige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte ſeine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu ſeinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte ſich nicht entſcheiden. Er wurde noch ungewiſſer, als er vor ihr ſtand. Er las, was ſie fühlte, von ihrem Antlitz; es war zu ehrlich, um etwas zu verſchweigen: es kannte zu wenig, wovon es ſprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte ſie über ihre Gefühle aufklären, ſie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze faſſen. Er konnte ſie zwingen — wozu? Zur Verſtellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung, wenn ſie einmal wußte, was ſie wollte? Würde ſie nicht zu ſich ſagen, den Betrüger betrügen, das Geſtohlne heimlich wieder nehmen, iſt kein Betrug, kein Diebſtahl? Das war es! Das Bewußtſein ſeiner Schuld verfälſchte ihm die Dinge, die Menſchen. Er kannte das ſtarke Ehrgefühl ſeiner Frau, wie die bis zum Eigenſinn feſte Rechtlichkeit des Bruders, und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem Einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu ſein.

So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des Federchenſuchers Narrheiten. Er wußte, kleine Lächerlichkeiten ſind geſchickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben; wie es ihn bei nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei einer Arbeit ſeinen gewöhnlichen Eigenſinn vergeſſen, oder ein Arbeiter hatte das ſtrenge Wort nicht verdient, das er, vom Drang der Geſchäfte erhitzt, gegeben; wie er aus dem Bette aufgeſprungen war, um ein Lineal, das er im ſchiefen Winkel mit der Tiſchkante liegen gelaſſen hatte, in den rechten zu rücken. Dabei ſtrich und blies Fritz Nettenmair ſich eingebildete Federchen von den Ärmeln. Er ſah wohl, ſeine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu ſtärkern Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in ſich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weiſe er ſie öffentlich verſpotte.

Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgeſtiegen. Offne, naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falſchheit, vielleicht weil ſie inſtinktmäßig fühlen, wie waffenlos ſie vor dieſem Feinde ſtehen. Sie zitterte vor Erregung, als ſie aufſtand und ſagte: Du könnteſt das thun, du; er nicht!

Fritz Nettenmair ſchrak zuſammen. In dem Anblick der Geſtalt, die voll Verachtung vor ihm ſtand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der Unſchuld dem Sünder gegenüber. Er raffte ſich mit Anſtrengung zuſammen. Hat er dir das geſagt? Seid ihr ſchon ſo weit? preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hauſe gehen; er hielt ſie auf. Sie wollte ſich losreißen.

Alles haſt du gelogen, ſagte ſie, ihn haſt du belogen, mich haſt du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm ſprachſt.

Fritz Nettenmair atmete auf. So wußte ſie nicht alles. Mußt ichs nicht? ſagte er, indem ſein Auge ſich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. Mußt ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchenſucher dich verachten? Noch drückte ihr Blick den ſeinen nieder. Weißt du, was du biſt? Frag ihn doch, was eine Frau iſt, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkſt du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken ſollteſt? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherſchleichſt, wo du meinſt, ihn zu ſehen. Und meinſt, die Menſchen ſind blind. Frag ihn doch, wie er ſo eine nennt? O, die Leute haben ſchöne Namen für ſo eine!

Er ſah, wie ſie erſchrak. Ihr Arm bebte in ſeiner Hand. Er ſah, ſie begann ihn zu verſtehen, ſie begann ſich ſelbſt zu verſtehn. Er hatte ihren Trotz gefürchtet und ſah, ſie brach zuſammen, das Zornesrot erblich auf ihrer Wange, und Schamröte ſchlug wild über die bleiche hin. Er ſah, wie ihr Auge den Boden ſuchte, als fühlte es die Blicke aller Menſchen auf ſich gerichtet, als hätten der Schuppen, der Zaun, die Bäume Augen, und alle bohrten ſich in das ihre. Er ſah, wie ſie in der Jähheit der Erkenntnis ſich ſelbſt ſo eine nannte, für die die Leute die ſchönen Namen haben.

Der Schmerz ſtrömte ſeinen Regen über die ſchamblutende brennende Wange, und die Thränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und ſein Tritt. Sie wollte ſich gewaltſam losreißen und ſah mit halb wildem halb flehendem Blicke auf, der ſterbend vor den tauſend Augen wieder zu Boden ſank. Er ſah, ſein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das ſchrecklichſte. Er hatte ſeinen ganzen Mut wieder.

Sags ihm, preßte er leiſe hervor, was du von ihm willſt. Wenn er iſt, wie du meinſt, muß er dich verachten!

Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers feſt, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen ſah, gewinkt hatte, herbeizukommen. Er ließ ſie, und ſie floh nach dem Hauſe. Apollonius blieb erſchrocken auf dem halben Wege ſtehen.

Da ſiehſt du, wie ſie iſt, ſagte Fritz zu ihm. Ich hab ihr geſagt, du wollteſt ſie fragen. Willſt du, ſo gehen wir ihr nach, und ſie muß uns beichten. Ich will ſehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der ſo brav iſt!

Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab ſich nicht gleich zufrieden. Endlich ſagte er: Du ſiehſt aber nun, es liegt nicht an mir. O, es thut mir leid!

Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungne Ausſöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte ſie leiſer, und diesmal klangen ſie wie ein Hohn auf Apollonius, wie höhniſches Bedauern über eine verfehlte Liſt.

Chriſtiane war nach der Wohnſtube geſtürzt und hatte die Thür hinter ſich verriegelt. An Fritz dachte ſie nicht; aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberiſchen Gedanken, hinaus in die Welt zu fliehen; aber wohin ſie ſich dachte, im ſteilſten Gebirg, im tiefſten Walde begegnete er ihr und ſah, was ſie wollte, und er mußte ſie verachten. Und was wollte ſie denn? Wollte ſie etwas von ihm? Wenn ſie in Gedanken vor ihm floh und angſtvoll eine Zuflucht ſuchte, war er es nicht wieder, zu dem ſie floh? Wenn ſie in Gedanken eine Bruſt umſchlang, daran ſich auszuweinen, war es nicht ſeine? Der Augenblick, der ſie lehrte, ſie wollte etwas Böſes, hatte ſie ja erſt gelehrt, was ſie wollte. Ännchen war im Zimmer; ſie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem innern Kampfe; Ännchen ſah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umſchlang ſie nach ihrer Weiſe und ſah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius Augen. Ännchen ſagte:

Weißt, du Mutter? der Onkel Lonius — die Mutter ſprang auf und ſtieß das Kind von ſich, als wäre er es ſelbſt. Sag mir nichts mehr von — ſag mir nichts mehr von ihm! ſagte ſie mit ſo zorniger Angſt, daß das Mädchen weinend verſtummte. Ännchen ſah nicht die Angſt, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über ſich ſelbſt. Das Mädchen log, als ſie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht ſelbſt die rote Wange geſehen, mit der ſie ſeiner und des Bruders Frage auswich; dasſelbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem ſie den Heimkehrenden empfangen hatte?

Ach, es war ein wunderlich ſchwüles Leben von da in dem Hauſe mit den grünen Fenſterläden, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam faſt nicht zum Vorſchein, und mußte ſie, ſo lag brennende Röte auf ihren Wangen. Apollonius ſaß vom erſten Morgenſchein auf ſeinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht einbrach. Dann ſchlich er ſich leiſe von der Hintergaſſe durch Schuppen und Gang auf ſein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er ſaß von früh bis in die Nacht in einer Trinkſtube, von wo man nach der Ausſteigethür und dem Fahrzeug am Turmdache ſehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um ſich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerſtreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, ſein Auge flog unabläſſig mit den Dohlen um das ſteile Turmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es ſich, nie ſchlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Hausthür getreten war.

Im Schuppen und in der Schiefergrube ſchaltete der Geſelle an ſeiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geſchäfte; im Anfang ſchrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher, dann nicht mehr. Die Zerſtreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geſelle in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebſtähle vorgekommen; der Geſelle ſtand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängſtlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten ſich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Geſellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünſchen, am allerwenigſten von dem Geſellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmairs Grund, dem Geſellen zu vertrauen und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder geſagt hatte: Es thut mir leid, war er des Geſellen gewahr geworden. In ſeinem Grinſen hatte er geleſen, der Geſelle durchſchaute ihn und wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne auſeinander; eine halbe Stunde ſpäter übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es koſtete wenig Worte. Der Geſelle verſtand, was Fritz ihm ſagte, daß er ſollte; er verſtand auch, was Fritz nicht ſagte und er dennoch ſollte. Fritz Nettenmair traute ſeiner Redlichkeit im Geſchäfte ſo wenig als Apollonius. Er erkannte, der Geſelle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, wovon außer ihm und Fritz Nettenmair niemand Kunde hatte und niemand Kunde haben durfte. Die Unredlichkeit des Geſellen dort haftete ihm für ſeine Redlichkeit, wo er ſie nötiger brauchte. Es war die Sorgloſigkeit fieberhafter Angſt um alles andre, was ſich nicht auf ihren Gegenſtand bezieht.

Der alte Herr im blauen Rock hatte ſchlimmere Träume als je; er horchte geſpannter als je auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus und baute immer größere Laſten über ſeine Bruſt. Aber er fragte nicht.

❧

Es war eines Abends ſpät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenſter der Weinſtube Apollonius ſein Fahrzeug verlaſſen und an das fliegende Gerüſt binden ſehen, er eilte nach ſeiner Gewohnheit aus dem Wirtshauſe, um noch vor Apollonius heimzukommen. Er traf ſeine Frau in der Wohnſtube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geſelle trat herein und machte ſeine gewöhnliche Meldung. Dann ſagte er ſeinem Herrn etwas in das Ohr und ging.

Fritz Nettenmair ſetzte ſich zur Frau an den Tiſch. Hier ſaß er gewöhnlich, bis ein ſchlürfender Tritt des Geſellen im Vorhaus ihm ſagte, Apollonius ſei zu Bett gegangen. Dann ſuchte er ſein Weinhaus wieder auf; er wußte, das Haus war vor Dieben ſicher, der Geſelle war bei der Wache.

Das Gefühl, wie er ſein Weib in ſeiner Hand hatte, und ſie ſich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen ſchwachen Wiederſchein der jovialen Herablaſſung über ihn zu werfen, die ehedem ſonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmairs geglänzt hatte. Heute war der Wiederſchein ſehr ſchwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden geſucht hatte, als es ſein Blick berührte. Er that einige gleichgiltige Fragen und ſagte dann:

Du biſt heute luſtig geweſen. Sie ſollte fühlen, er wiſſe alles, was im Haus geſchehe, ſei er auch ſelbſt nicht drin. Du haſt geſungen.

Sie ſah ihn ruhig an und ſagte: Ja. Und morgen ſing ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht ſoll.

Er ſtand geräuſchvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte ſie einſchüchtern. Sie erhob ſich ruhig und ſtand da, als erwarte ſie einen Angriff, den ſie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiſer und machte eine Handbewegung, vor der ſie erſchreckend zurückweichen ſollte. Sie that es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühls trat auf ihre Wangen. Sie war ſcharfſinnig geworden, argwöhniſch dem Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er ſie und Apollonius bewachen ließ.

Und hat er dir weiter nichts geſagt? fragte ſie.

Wer? fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er ſähe aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammerthür, in der das kleine Ännchen ſtand. Der Spion! der Zwiſchenträger! preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängſtlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen.

Fritz Nettenmair ſah nicht das Flehen in des Kindes Blick: er ſollte der Mutter gut ſein, die Mutter

✓ ſei auch gut. Er ſah nicht, wie das häusliche Zerwürfnis auf dem Kinde laſtete und es bleich gemacht hatte; wie es den Zuſtand mit durchlitt, ohne ihn zu verſtehen. Er bemerkte nur, wie geſpannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Horchen abgerichtet hatte. Es wollte ſeine Kniee umſchlingen, ſein Blick, ſeine gehobne Fauſt drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in ſtillem Schmerz auf die Arme und trug es in die Kammer und in ſein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm thun konnte. Was er ihr thun konnte, das fürchtete ſie nicht. Sie ſagte es dem Manne, als ſie wieder hereinkam und die Thüre verſchloſſen hatte, wie um das Kind vor ihm zu retten.

Ich bin eins geworden mit mir, ſagte ſie, und in ihren Augen ſtand das mit ſo glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin und her ſchritt, um nicht hineinſehen zu müſſen. Ich bin eins geworden mit mir. Die Gedanken ſind gekommen, daran bin ich nicht ſchuld, und ich habe ſie nicht kommen heißen. Ich habe nicht gewußt, ſie waren bös. Dann hab ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd werden, ſo lang ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner ſeligen Mutter geweſen, wo ſie geſtorben iſt, und habe ſie liegen ſehn, und habe die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich habe ihr verſprochen, ich will nichts Unehrliches thun und leiden, und habe ſie mit Thränen gebeten, ſie ſoll mir helfen, nichts Unehrliches thun und leiden. Ich habe ſo lang verſprochen und ſo lang gebeten, bis alle Angſt fortgeweſen iſt, und ich hab gewußt, ich bin ein ehrlich Weib und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir thun willſt, davor fürchte ich mich nicht und wehre mich nicht. Du thuſts auf dein Gewiſſen. Aber dem Kinde ſollſt du nichts thun. Du weißt nicht, wie ſtark ich bin, und was ich thun kann. Ich leid es nicht; das ſag ich dir!

Sein Blick flog ſcheu an der ſchlanken Geſtalt vorüber, er berührte nicht das bleiche ſchöne Antlitz; er wußte, ein Engel ſtand darauf und drohte ihm. O, er erkannte, er fühlte, wie ſtark ſie war; er empfand, wie mächtig der Entſchluß eines ehrlichen Herzens ſchirmt. Aber nur gegen ihn! Er empfand es an ſeiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dieſes Recht hatte er im unehrlichen Spiele verſpielt. Er hätte ihr glauben müſſen, wußte er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es verhindern. Einen Rettungsweg zeigte ihm ſein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unabläſſig ſich mühte, gut zu machen, was er an ihr verſchuldet. Wenn er ihr die Liebe thätig zeigte, die die Angſt vor dem Verluſte ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht ſeine Helfer ſein? Und ihr Pflichtgefühl, das ſo ſtark war? Die tote Mutter, an deren Bett ſie in Gedanken getreten, auf deren Herz ſie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, ſcheucht ihn zurück, wie er ſich ihr nahen will. Er iſt dem Geſpenſte ſeiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderſtehbar treibt, das zu ſchaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange ſtete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen ſind dem Gedanken fremd; der Haß iſt ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hilfe. — Draußen ſchlürft der Fuß des Geſellen auf dem Sande des Vorhauſes. Das Haus iſt ſicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Nettenmair iſt heute im Weinhaus ſo jovial, als er ſein kann. Seine Schmeichler haben Durſt und laſſen ſich ſeine Herablaſſung gefallen. Er trinkt, ſchlägt ſeinen Gäſten die Hüte über die Ohren in das Geſicht, und übt mit Stock und Hand manche andre zarte Liebkoſungen, und belacht ſie als geiſtreiche

Scherze mit bewunderndem Lachen. Er thut alles, ſich zu vergeſſen; es gelingt ihm nicht.

Könnte er mit ſeiner jungen Frau tauſchen, die unterdes einſam daheim ſitzt! Wonach er ſich ſehnt: ſich zu vergeſſen, dagegen muß ſie ſich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt ſie, und es will ihr nicht gelingen — ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. — Was hilft es, daß ſie es dem Kinde verbot? Alle ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, ſie wiche ihm aus, und ſie ſieht, er flieht ſie. Sie ſollte ſich freuen, und es thut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen iſt es, daß ſie ſelbſt ihren Zuſtand ſtrenger oder milder anſieht, je nachdem ſie in Gedanken Apollonius ſtrenger oder milder darüber urteilend glaubt. So iſt er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie ſie iſt, und verachtet ſie? Er iſt ſo mild und nachſichtig; er hat die Anne nicht verſpottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat ſie ſchon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die ſie nicht haben ſollte, und er hat ſie erraten? Iſt ſie ſich doch, als wäre ſie mit allem, was ſie weiß und wünſcht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß, wie ſeine andern. Und ſie hat ihn gedauert; und darum ſah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn ſie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er ſie aus Schonung; ſein Anblick ſollte nicht Gedanken in ihr wecken, die beſſer geſchlafen hätten, bis ſie ſelber ſchlief im Sarg. Er vielleicht ſelbſt hatte es ihrem Manne geſagt oder geſchrieben; und dieſer hatte das Mittel gewählt, ſie durch Widerwillen zu heilen.

War es Zufall, daß ſie in dieſem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibepult blickte? Sie ſah, er hatte den Schlüſſel abzuziehen vergeſſen. Sie erinnerte ſich, er war nie ſo nachläſſig geweſen. Sonſt hatte ſie keine Acht darauf gehabt; jetzt erſt fiel ihr auf, er war, wußte er ſie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu ſchließen und den Schlüſſel abzuziehen. Im oberſten Fache rechts lagen Apollonius Briefe; ihr Blick war ſonſt der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete ſie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Geſtalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte ſie dabei überraſchen. Sie mußte wiſſen, wie es ſtand zwiſchen ihr, Apollonius und ihrem Manne; ſie hätte dieſen gefragt; ſie hätte ſich nicht ſelbſt geholfen, konnte ſie ihrem Manne trauen. Sie bebt vor Erwartung, was ſie finden wird. Ob ſie etwas davon ahnt, was ſie finden wird?

Es waren viele Briefe in dem Fach; alle lagen offen und entfaltet darin, und alle ſchienen nur Abdrücke eines einzigen zu ſein, ſo ſehr glichen ſie ſich; nur daß die Züge in den erſten weicher erſchienen. Wie abgezirkelt ſtand die Anrede in jedem genau auf derſelben Stelle; genau um eben ſo viel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefes. Der Abſtand der ſchnurgeraden Zeilen von einander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war ausgeſtrichen; keine kleinſte Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Verändrung derſelben; ein Buchſtabe genau wie der andre.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den andern, ehe ſie las. Mit jedem ſchlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte ſie Apollonius ſelbſt, und ſie zog die Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallne Kapſel in den Kaſten zurück; die Kapſel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch eines, wie ſie einſt auf die Bank gelegt, damit er es finden ſollte. Sie erſchrak. Jene hatte Apollonius ja noch denſelben Abend. mit Spott und Hohn unter ſeinen Kameraden ausgeboten und gefragt, was ſie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeſchlagen. Dieſer brachte ſie ihr und erzählte ihr es während des Tanzes, und Apollonius ſah zum Saalfenſter herein, höhnend, wie der Bruder ſagte. Jene hatte ſie zerpflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapſel war eine andre. Es mußte in dem Briefe ſtehen, von wem ſie war, oder wem Apollonius ſie ſchickte.

Und doch war es dieſelbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als ſie las, es war dieſelbe! Thräne um Thräne ſtürzte auf das Papier, und aus ihnen quoll ein roſiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte ſich ein Wehen, wie von leiſem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt und durch die Riſſe blauer Himmel lacht und goldne Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer ſinkt, ſteigen rauſchende Wälder auf, grüne Wieſen mit ihrem Blumenſchmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuſer mit glücklichen Menſchen. O, es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Thränen ſtieg, jede färbte ſie regenbogenglänzender, jede rief: Sie war dein, und die letzte jammerte: Und ſie iſt dir geſtohlen! Die Blume war von ihr; er trug ſie auf ſeiner Bruſt in Sehnſucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er ſie, die Botin des Glückes, dem geſchiednen nach. Er war ſo brav, daß er für Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin geſtohlen. Und an ſolchem Manne hätte ſie hängen dürfen, mit allen Pulſen ſich in ihn drängen, ihn mit tauſend Armen der Sehnſucht umſchlingen zum Nimmerwiederfahrenlaſſen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, geſollt! es wäre nicht Sünde geweſen, wenn ſie es that; es wäre Sünde geweſen, that ſie es nicht. Und nun wäre es Sünde, weil der ſie und ihn betrogen, der ſie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht hatte? Der ſie zur Sünde zwang; denn er zwang ſie, ihn zu haſſen; und auch das war Sünde, und durch ſeine Schuld. Der ſie zwang — er zwang ſie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Haſſe, die Gott verbot, ein Recht machen wollten, zu ſchrecklich klugen, verführeriſch flüſternden, wilden, heißen, verbrecheriſchen Gedanken. Und wies ſie dieſe ſchauernd von ſich, dann ſah ſie unabſichtliche Sünde unabwendbar drohen. Mit entſetzlich ſüßem Bangen wußte ſie den Mann ſo nahe, der ihr fremd ſein ſollte, der ihr nicht fremd war, vor dem ſie in der Angſt ihrer Schwäche keine Rettung ſah. Sie floh vor ihm, vor ſich ſelbſt, in die Kammer, wo ihre Kinder ſchliefen, wo ihre Mutter geſtorben war. Dorthin, wo ihr ſo heilig wurde, hörte ſie das leiſe Regen der unſchuldig ſchlummernden Leben, zu deren Hüterin ſie Gott geſetzt hatte, die ruhigen Hauche hinflüſtern durch die ſtille, dunkle Nacht. Jeder Hauch ein ſorglos ſüß aufgelöſtes Sichbefehlen an die unbekannte Macht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett, und lag knieend regungslos davor, und legte die Stirn an die ſcharfen Bettkanten.

Vom Sankt Georgenturme her klangen die Glocken, wie ſie der Schritt der Zeit berührte; und er hielt nicht an im Wandern. Es ſchlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz, und wieder Viertel, und wieder Halb. Das leiſe Wehen der ſchlummernden Kinderſeelen zitterte um ſie. Sie lag, die heißen Hände gefaltet, lange, lang. Da ſtieg es empor aus dem leiſen Weben, ſilbern wie ein Oſtermorgenglockenklang. Was fürchteſt du dich vor ihm? Und ſie ſah all ihre Engel um ſich knieen, und er war einer von ihren Engeln, der ſchönſte und der ſtärkſte und der mildeſte. Und ſie durfte zu ihm aufſehen, wie man zu ſeinen Engeln aufſieht. Sie ſtand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete ſie auf dem Tiſche aus, dann ging ſie zur Ruhe. Ihr Beſitzer ſollte wiſſen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, ſie hatte ſie geleſen. Nicht um ihn zu erſchrecken, nicht als Anklage, wie ſie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtſein ſeiner Schuld darauf ſchrieb; er las aus ſeiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es in das Werk zu ſetzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er ſo rein geweſen, als ſie, er hätte gewußt, ſie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie ſchied ſchwer von den Briefen: aber ſie gehörten nicht ihr. Nur die Kapſel mit der dürren Blume nahm ſie weg und wollte ihm am Morgen ſagen, daß ſie es gethan habe.

Fritz Nettenmair ſaß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Bruſt herab. Er rechtfertigte vor ſich ſeinen Haß und ſein Thun. Der Bruder und ſie waren falſch; der Bruder und ſie waren ſchuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was ſeinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz geſtohlen, konnte für ſie ſorgen. Eben war es ihm gelungen, ſich zu überzeugen, als daheim die Kammerthüre ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgeſtanden und legte auch die Kapſel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte ſie nicht behalten, ſie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht an das Heimgehen, als ſie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über dem Gedanken, ſo fort ſollte Apollonius ihr Leitſtern ſein, und wenn ſie handelte, wie er, blieb ſie rein und bewahrt, ſchlief ſie ein und lächelte im Schlummer wie ein ſorglos Kind.

Das Leben in dem Hauſe mit den grünen Läden wurde immer ſchwüler. Die gegenſeitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rückſichtsloſer, wie ſeine Überzeugung wuchs, durch Schonung ſei nichts mehr zu gewinnen. Dieſe Überzeugung floß aus der immer kältern Ruhe der Verachtung, die ſie ihm entgegenſetzte; er dachte nicht, daß er ſelbſt ſie zu dieſer Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer ſteigende Wechſelwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zuſammentraf, ihr Zerwürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weiſe er ſie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und ſich und ihrem ganzen Hausweſen ſeine Phyſiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbeſiegbaren Widerwillens. Der Bruder that nichts, dieſen Irrtum zu berichtigen; er beſtätigte ihn vielmehr. Zuweilen, indem er ihn überlegen bei ſich verlachte, wenn Weinlaune und geſchmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung thaten. Der Stunden der Erſchlaffung, der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt waren freilich mehr. Dann zwang er ſich, Verſtellung darin zu ſehen, um an dem Mitleid mit ſich ſelber den Haß gegen die andern, in dem ihm wohl war, zu ſchärfen.

Apollonius wußte wenig von der Lebensweiſe des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg ſie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius tüchtiges Weſen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigſten ſich ſelber eingeſtanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß ſie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei ausſah, am wenigſten, wenn es ſeinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet geſehen hätte, mehr als ſich ſelbſt. Aber er hatte bemerkt, Fritz ſah ihn als einen Eindringling in ſeine Rechte an, der ihm Geſchäft und Thätigkeit verleidete. Apollonius fühlte ſich von dem Tage ſeiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war ſeinen Liebſten hier eine Laſt; er dachte oft an Köln, wo er ſich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moraliſche Verpflichtung, die er in Rückſicht der Reparatur auf ſich genommen hatte. Dieſe ging mit raſchen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke ſeine Verwirklichung fordern, und er teilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs ſchwer, den Bruder zu überzeugen, es ſei ihm ernſt mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erſt für einen liſtigen Vorwand, ihn ſicher zu machen. Der Menſch giebt ebenſo ſchwer eine Furcht auf, wie eine Hoffnung. Und er hätte ſich eingeſtehen müſſen, er habe den zwei Menſchen unrecht gethan, die des Unrechts an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müſſen, das dieſer von ihm gelitten. Er fand ſich erſt darein, als es ihm gelungen war, in dem Bruder wieder den alten Träumer zu ſehen und in deſſen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Eingeſtändnis darin ſah, der Bruder begreife in ihm den überlegnen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen ſeines ſchlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte die ganze alte joviale Herablaſſung wie aus einem Winterſchlaf. Seine Stiefel knarrten wieder: Da iſt er ja! und: Nun wirds famos! läuteten ſeine Petſchafte den alten Triumph. Die Stiefel übertönten, was ihm ſein Verſtand von den notwendigen Folgen ſeiner Verſchwendung, von ſeinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als ſei alles wieder ſo gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte ſogar vorgreifend an ſeine außerordentliche Großmut, dem

Bruder zu verzeihen, daß er da geweſen war. Er richtete ſich vor dem Bruder ſchon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geſchäfts dem Ankömmling gegenüber geſtanden hatte; er winkte ihm mit ſeinem herablaſſendſten Lachen zu, daß er es ſchon bei dem im blauen Rock durchſetzen wolle; der ſelber müſſe Apollonius fortſchicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu ſagen. Aber der alte Valentin war nicht ſo klug und wußte nicht, warum er ſo klug ſein ſollte. Der alte Valentin war ein närriſcher Geſelle. Dem alten Herrn ſagte er nichts. Es war wunderlich, wie gewiſſenhaft er ſeine Pflicht an das Haus verteilte, der ehrlichſte Achſelträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt hatte; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen ſo angeſtrengt, als der alte Herr ſelbſt. Aber er war auch den Jungen ſo treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was ſie ſelber wollten, und hätte der alte Herr gethan, was er nie that, nämlich ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war es, als ſollte ihr Engel von ihr ſcheiden. Sie empfand, daß ſie in ſeiner Nähe ſicherer vor ihm war, als von ihm entfernt; denn all der Zauber, der ihren Wünſchen wehrte, ſündhaft zu werden, floß ja aus ſeinen ehrlichen Augen auf ſie nieder; von der Stirn, die ſo rein war, daß ein ſündhafter Blick verzweifelte, ſie befleckend in ſein Begehren mit zu reißen, und ſelbſt gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geſchickt.

Apollonius ſollte nicht gehn, und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt ſein Gehen freute. Freilich wird er die Schuld nicht anerkennen; auch dieſe wird er von ſich ab und auf den Bruder ſchieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn von ſeinem Entſchluſſe geſagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann — der ſonſt alles, was Apollonius thun mochte, ſchon im voraus gebilligt hatte, als könnte Apollonius nichts thun, was er nicht billigen müßte — die Mitteilung mit fremder, wie verwundert einſilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieſer Veränderung zu ſagen. Die braven Männer verſtändigten ſich leicht. Der Bauherr ſagte ihm, nachdem er ſich gewundert hatte, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweiſe wußte, und war der Meinung, Geſchäft und Haus ſeines Vaters könnte ohne Apollonius Hilfe nicht beſtehen. Er verſprach, ſich weiter nach der Sache zu erkundigen, und war bald imſtande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Hie und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen ſchuldig, das Schiefergeſchäft war, beſonders in letzter Zeit, ſo ſaumſelig und ungewiſſenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgeſprungen waren und andre im Begriff ſtanden, es zu thun. Apollonius erſchrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an ſich, aber eben das eigne ſtarke Ehrgefühl ſtellte ihm zuerſt vor, was der alte, ſtolze, rechtliche blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Konkurſes. Er fand ſein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und ſie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein anſehnliches geweſen. Er ſchöpfte Hoffnung, es könnte noch zu helfen ſein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen ſollte ihm zu ſchwer werden. Konnte er den Verfall nicht aufhalten, darben ſollten die Seinigen nicht.

Der wackre Bauherr freute ſich über ſeines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet hatte; es hatte ihn befremdet, daß ſie ſich nicht ſchon früher gezeigt habe. Er bot Apollonius ſeine Hilfe an; er habe weder Frau noch Kinder, und Gott habe ihn etwas erwerben laſſen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erſt ſehen, wie es ſtand, und ſich Gewißheit verſchaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, wenn er den freundlichen Erbieter beim Worte nahm.

Es kamen ſchwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wiſſen und, wenn ſeine Ehre aufrecht zu erhalten war, auch nicht erfahren, daß ſie gewankt habe. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber ſeiner ganzen Feſtigkeit und ſeiner ganzen Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und ſtündlich verzeihen. Schon das war nicht leicht, den Stand ſeines Vermögens, ſeine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius ſeine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht: und hätte er ihm glauben müſſen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte ſich ſelbſt in Apollonius, und haßte ihn darum um ſo mehr, je haſſenswerter ſein eignes Thun ihm erſchien. Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, unterſuchte er den Stand des Geſchäfts und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet hatte. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden ſich Briefe von Kunden, die ſich über ſchlechte Ware und Saumſeligkeit beklagten, andre mit Rechnungen von dem Grubenbeſitzer, der neue Beſtellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt waren. Das Vermögen der Frau war zum größten Teile verthan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reſte davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit ſeinem ängſtlichen Ordnungsbedürfnis mitten in ſolcher Verwirrung; was, mit ſeinem ſtarken Gefühl für ſeine Angehörigen, dem Bruder gegenüber! Und doch ſah dieſer in jeder Äußerung, jedem Thun des Leidenden nur ſchlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Überſicht des Zuſtandes. Es ergab ſich: wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, ſo war mit ſtrenger Sparſamkeit, mit Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit die Ehre des Hauſes zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders ein wenigſtens ſchuldenfreies Geſchäft einſt als Erbe übernehmen. Apollonius ſchrieb ſogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die erſten wollten es noch einmal mit dem Hauſe verſuchen; man ſah, ſie gingen ſicher; ihre neuen Beſtellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu ſehen, welches Vertrauen er bereits in ſeiner Vaterſtadt gewonnen habe. Wenn er die Bürgſchaft übernahm, blieben die ſchuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinſen zur allmählichen Tilgung ſtehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Verſuch, die Wahrheit dieſer Verſicherungen auf die Probe der That zu ſtellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Verſichernden nur noch mehr. Nun ſtellte er dem Bruder anſpruchslos und mit Milde dar, was er gethan habe und noch thun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Notwendigkeit ſo vernehmlich ſprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geſchäftes und des Hausweſens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen ſelbſtändig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin ſehen. In der Sache, in der er ſeine Ehre zum Pfande geſetzt hatte, mußte Apollonius frei ſchalten können. Das ungeſtörte Zuſammenwirken all der Thätigkeiten, durch die allein der beabſichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Das Verkaufsgeſchäft mußte vor allen Dingen wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer ſchlechtere Ware geliefert, und der Bruder ſolche für gute annehmen müſſen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Kapital ſtehen zu laſſen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögensreſten der Frau zunächſt flüſſig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Beſtellung ſogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preiſe gute Ware und konnte auch ſeine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieſer Gelegenheit Apollonius und deſſen Kenntnis des Materials und ſeiner Behandlung kennen lernte, machte ihm den Antrag, da er alt und arbeitsmüde ſei, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er ſtellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber ſo lange er noch in ſchwerer Lage auf ſich allein ſtand, durfte er ſeine Kräfte nicht zwiſchen mehrere Unternehmungen teilen.

Apollonius entwarf ſeinen Plan für das erſte Jahr und ſetzte ein Gewiſſes feſt, das der Bruder zur Führung ſeines Hausſtandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er entließ von den Leuten, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufſeher für die Zeit, wo er ſelbſt in Geſchäften auswärts ſein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemütliche Geſelle ſich mancher Veruntreuung ſchuldig gemacht habe. Fritz Nettenmair, der an dem Wächter ſeiner Ehre wie an ihrem letzten Bollwerke feſthielt, that alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hauſe zu erhalten.

Der Geſelle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Geſellen gern gerichtlich belangt; er mußte ſich genügen laſſen, ihn abzulohnen und ihm das Haus zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, ſo mild er ſeine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangne mußte ſagen, er durfte nicht anders, der Geſelle mußte fort. Auch Fritz Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: Freilich muß er fort! In dem Lachen klang eine Art Genugthuung, daß er recht gehabt habe, eine Schadenfreude, mit der er ſich ſelbſt verhöhnte:

Der Federchenſucher wäre ein Narr, wenn er ihn nicht ſchickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. O, ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen ſo einen. Was gehen ihn meine Schulden an? In ſeiner Gewalt wollte er mich haben; darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Geſellen fortſchicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hauſe wollte er ſein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, damit er mich einſchüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zuſammen zu kommen ohne mich. Und wenn er recht hat, warum läßt er ſich ſoviel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl, wie ich, wäre anders gegen mich. Es iſt ſein bös Gewiſſen. Er wäre nicht ſo, wenn er nicht falſch wäre. Eine Zwickmühle iſts. Was das Einſchüchtern nicht hilft, das ſoll das Einſchmeicheln helfen. Er iſt mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt beſſer kennt, als der Träumer!

Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde beſtärkte ihn nur in dem Gedanken, der ihn um ſo weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um ſo durſtiger wurde, ſein Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte. Er ſah kein äußeres

Hindernis mehr, das die verbrecheriſche Abſicht des Bruders verhindern konnte.

Von nun an wechſelte ſein Seelenzuſtand zwiſchen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja was wohl ſchon geſchehen war, und zwiſchen fieberiſcher Anſtrengung, es dennoch zu verhindern. Danach geſtaltete ſich ſein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verſtellung. Beherrſchte ihn die erſte Meinung, dann ſuchte er Vergeſſen Tag und Nacht. Zu ſeinem Unglück hatte der Geſell im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang ſein Gefährte. Die bedeutenden Leute wandten ſich von ihm und rächten ſich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt hatte und nicht mehr befriedigen konnte; ſie vergalten ihm nun die joviale Herablaſſung, die ſie von ihm ertragen hatten, ſo lange er ſie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Geſellen an die Örter, wo dieſer heimiſch war. Hier griff er die joviale Herablaſſung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Branntweinkneipen von ſeinen Späßen, und dieſe nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten ſie doch in beſſern Zeiten eine wie vordeutende Verwandtſchaft mit dieſen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er ſich nicht mehr ſchämte, der Kamerad der Gemeinheit zu ſein.

Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders auf ſeinem gefährlichen Schiffe hämmert und die Nächte über Büchern und Briefen ſitzt und ſich den wohlverdienten Biſſen abdarbt, um mit liebendem Eifer gut zu machen, was der Bruder verdorben, erzählt dieſer in den Schenken, wie ſchlecht Apollonius an ihm gehandelt habe, weil er brav ſei und der Bruder ſchlecht. Er erzählt es ſo oft, daß er es ſelbſt glaubt. Er bedauert die Gläubiger, die ſich von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der ſie alle betrügen wird, und erzählt dabei erſonnene Geſchichten, die ſein Bedauern glaubhaft machen ſollen. Läge es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens und wachte vergebens bei ſeinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand; er untergräbt nur, was er ſelbſt noch von Achtung beſitzt. Apollonius Vorſtellungen ſetzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird ſeine Treue noch erkennen und ſich beſſern. Seine Hoffnung zeugt beſſer von ſeinem eignen Herzen als von ſeiner Einſicht in das Gemüt des Bruders. Kommt dieſem der Gedanke ſeiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Federchenſucher zu haſſen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo ſich Apollonius ſchon wieder zum Ausgehen rüſtet.

◆

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt ſind, machen in der Regel erſt nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern iſt es anders. Durch die Rüſtungen und das Beſteigen der Dachfläche während des Eindeckens entſtehen unvermeidlich allerlei Beſchädigungen der Schieferplatten, die ſich nicht immer ſogleich zeigen. Die erſten drei Jahre nach beendeter Ein oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbeſſerungen als die fünfzig nächſtfolgenden. Zu dieſer alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg ſeinen Beleg. Die Schieferdecke des Turmes dagegen, die Apollonius allein beſorgt hatte, legte genügendes Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigenſinniger Gewiſſenhaftigkeit. Die Dohlen, die ſie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor ſeinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempnermeiſter ſeinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierat an Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdache umlegen ſollte, um deſſentwillen er diesmal ſeine Leiter an der Helmſtange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er ſie abgenommen.

Unterdes war ſein angeſtrengtes Beſtreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er feſtgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinſen und eine kleine Abſchlagszahlung für das erſte Jahr, das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage; mit ihnen ſeine Hoffnung und ſeine Kraft, die er mit verdoppelter Anſtrengung bezahlte.

Könnte man nur dasſelbe von ſeinem Bruder ſagen! von dem Verſtändnis der beiden Gatten!

Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit ſeiner ganzen Seele bei ſeinem Vorhaben ſein mußte, daß er keine Zeit übrig behielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Auge und Herz zu folgen, zu ſehen, wie der immer tiefer ſank, den zu retten er ſich mühte. Wenn er ſich freute über ſein Gelingen, ſo war es aus Treue gegen den Bruder und deſſen Angehörige; der Bruder ſah etwas andres in ſeiner Freude und dachte auf nichts, als ſie zu ſtören.

Es kam weit mit Fritz Nettenmair.

Im Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für ſeinen Hausſtand Ausgeſetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück, und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfnis, durch Traktieren ſich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden“ Leuten hatte ihn nicht bekehrt. Die Frau hatte ſich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müſſen. Der alte Valentin ſah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltgeld nicht mehr durch ihres Mannes, ſondern durch Valentins Hände. Zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeiſter und gab ihr nie mehr, als ſie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren Händen nicht mehr vor dem Manne ſicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war ſchon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an ſich ſelbſt, an dem Gelingen Apollonius, in ihr ſich zu rächen. Valentin hätte ihn ſchon lang darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau ſelber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugthuung, um den Mann zu leiden, der ja um ſie und ihre Kinder noch mehr litt. Wußte ſie Apollonius im Sturm auf der Reiſe, dann weilte ſie Stunden lang im unbedeckten Hofe: das Wetter, das ihn traf, ſollte auch ſie treffen; ſie wollte eine gleich ſchwere Laſt tragen, wenn ſie die ſeine nicht erleichtern konnte. So weit trieb ſie ihre Opferluſt.

Sonſt benutzte ſie die Zeit, die ihr Wirtſchaft und Kinder übrig ließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte ſie zum Teil — ſie konnte lieber hungern, wenn auch nicht ihre Kinder hungern ſehen — die Wohnſtube mit allerlei zu ſchmücken, wovon ſie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte ſie, Apollonius kam nie dahin, er ſah es nie. Aber ſie hätte es nicht gethan, wußte ſie, er würde es ſehen. Ihr Gatte ſah es, ſo oft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was ſeinem Zorne und ſeinem Haſſe einen Vorwand entgegen bringen konnte. Er ſah die Haare ſeiner Knaben in Schrauben gedreht, wie ſie Apollonius trug; er ſah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entſtehn und wachſen; er hatte ein Auge für alles, was ſeines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, ſelbſt was ihr unbewußtes ſich Hineinbilden in des Verhaßten eigenſte Eigenheit ausplauderte; er verfolgte deſſen

Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fenſterſäule. Dann begann er auf Apollonius zu ſchimpfen, und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wie viel man von fremder Art annehmen könnte.

Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erſte Sorge, ſie zu entfernen. Sie ſollten ſeine Rohheit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um ſeinet, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione“ los war. Ihm war es nicht um die Kinder, nur um ſich ſelbſt. So einſam hatte ihn die Verderbnis ſchon gemacht. Er fürchtete die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau ſelbſt ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, ſie treffe ſich mit Apollonius. Leidenſchaft und wüſtes Leben hatten ſein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Vorausſetzungen mochten ſich widerſprechen, widerſprachen ſie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit ſeiner Leidenſchaft. Alles, was er im Zimmer ſah, war ihm ein neuer Beweis ſeiner Schande. Wie ſollte er glauben, es habe einen andern Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn ſie ihm dann ſagt, ſie möge er ſchimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das ſcharfe Auge der Eiferſucht, wie ſie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft es ihr vor, und ſie leugnets nicht. Sie ſagt ihm: Weil er um mich leidet und um meine Kinder. Er giebt ſein mühſam Erſpartes her, um zu erſetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgeſetzte raubt.

Und das ſagt er dir? Das hat er dir geſagt! lacht der Mann mit wilder Freude, ſie auf dem Geſtändnis zu ertappen, daß ſie ſich mit ihm trifft.

Er nicht, zürnt die Frau, weil der Verachtete Apollonius mit ſeinem Maße mißt. Er, der Gatteverkleinert, was andre für ihn thaten, und rückt, was er für andre thut, dieſen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweiſt, redet er nicht, oder er ſelbſt verkleinert es, um dem andern Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtſein zu erleichtern. Apollonius ſelbſt ſollte es ſagen! Der alte Valentin hat es geſagt. Der hat ja die Uhr ſelbſt als ſeine verkauft, die Apollonius von Köln mitbrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu ſagen.

Und auch zu ſagen, daß ers ihm verboten hat? lacht der Gatte. Und es iſt ein Etwas von Verachtung in ſeinem Lachen. Solche Dinge kann man freilich dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er es ihm nicht zutrauen. Freilich, lacht er noch wilder, ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umſonſt thuts keine. Die Schlechteſte hält ſich eines Preiſes wert. Eine mit ſolchen Haaren und mit ſolchen Augen, ſolchem Leib! Er greift ihr in die Haare und ſieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröten muß, den nur die Verworfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröten für ein Geſtändnis und lacht noch wilder. Du willſt ſagen, ich bin noch ſchlechter als er. Hahaha! Du haſt recht. Ich habe ſolch eine geheiratet. Das hätte er nicht. Dazu iſt er doch nicht ſchlecht genug!

Jeder Tag, jede Nacht brachte ſolche Auftritte. Wußte Fritz Nettenmair den Bruder auswärts oder auf ſeiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er ſeinen Zorn an Tiſchen und Stühlen aus. An der Frau ſelber ſich zu vergreifen, wagt er noch nicht. Erſt muß ihn die Wut einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unſchuld, die Hoheit ſtillen Duldens um ſie zieht. Iſt es einmal geſchehen, dann hat der Zauber ſeine Macht verloren, und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit thun, wovor er jetzt noch zurückſchreckt. Die Menſchen wiſſen nicht, was ſie thun, wenn ſie ſagen: Ich thus ja nur dies einemal! Sie wiſſen nicht, welch wohlthätigen Zauber ſie zerſtören. Daß einmal nie einmal bleibt. —

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben, oder es führte Apollonius ein Zufall an der Thür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang der Stimme der Frau dazwiſchen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verſtehen, was ſie ſprachen. Er erſchrak. So weit hatte er ſich das Zerwürfnis nicht vorgeſtellt. Und er war ſchuld an dem Zerwürfnis. Er mußte thun, was er konnte, den Zuſtand zu beſſern.

Der Bruder blieb erſt wie verſteint in ſeiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menſchen, der plötzlich bei einem Unrechte überraſcht wird. Hätte ihn Apollonius angelaſſen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja verſöhnen und ſprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wiſſen können, er hatte es oft genug erfahren, ſeine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnendem Trotz; er erfuhr es jetzt wieder. Fritz verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand machte, wo er Herr ſei. Ob er ſich deshalb zum Herrn des Hauſes gemacht habe? Er wußte, er an Apollonius Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen laſſen, die er in ſeiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht ſchön zu thun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Thür umſchlichen hatte, um Apollonius in der Stube zu überraſchen. Jetzt war er ja da in der Stube, er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war es, der erſchrecken mußte, Apollonius war der Ertappte, nicht er. Die Verſöhnung war nur der erſte, beſte Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er ſo kleinlaut. Darum erſchrak die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum ſah ſie ſo flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem ſie ihn noch eben gemeſſen hatte, war mit der Larve der erheuchelten Unſchuld plötzlich von ihrem ſchuldbewußten Angeſicht geriſſen. Nun wußte er gewiß: es war nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. Sie bettelt, ich ſoll gehen. Wozu? Ich ſehe zum Fenſter hinaus. Das iſt eben ſo gut. Ich ſehe nicht, was ihr treibt!

Apollonius verſtand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzuſehen. Sie wollte hinaus. In ſeiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug ſie nicht. Der Gatte hielt ſie feſt mit wildem Griff. Er packte ſie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut ſchreien müſſen, zehrte der Seelenſchmerz den körperlichen nicht auf.

Kehr dich nicht daran, daß ſie fort will, ſchluchzte Fritz Nettenmair vor krampfhaftem Lachen und faßte den Bruder ſo mit den Augen, wie er die Frau mit ſeiner Hand gepackt hielt. Brauchſt nicht ängſtlich zu ſein. Ich kehre nur den Rücken, ſo iſt ſie wieder da. So redet doch miteinander. Du, ſag ihm, daß du ihn nicht leiden kannſt; ich glaubs ja; was glaubt ein Mann ſo einer nicht? Und du, gieb ihr Lehren, von Köln, wo du alles gelernt haſt, wie man ſeinen Bruder von Haus und Geſchäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! ſag ihr doch: ein Weib ſoll willig ſein. Was? O ſolch ein willig Weib iſt — ſag ihr doch, was ſo eine iſt. Sie weiß es noch nicht, die — Unſchuld! hahaha!

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte und ſah; aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte ſeine ohnedies dem Bruder weit überlegne Kraft, als er den packenden Arm faßte, ſodaß dieſer die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber ſie brach kraftlos zuſammen. Apollonius fing ſie auf und lehnte ſie in das Sofa. Dann ſtand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder.

Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du biſt ſie nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und wills noch, ſagte Apollonius; du biſt mein Bruder. Du giebſt mir ſchuld, ich habe dich in das Unglück geſtürzt: Gott iſt mein Zeuge, ich habe alles gethan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab ich gethan, was du mir vorwirfſt, als für dich und um deine Ehre, und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich dazu gezwungen, gegen dich ſtreng zu ſein? Für wen ſchaff ich? Für wen wach ich? Wenn du wüßteſt, wie mich ſchmerzt, daß du mich zwingſt, dir aufzurücken, was ich für dich thue! Weiß es Gott, du zwingſt mich dazu; ich habs noch nicht gethan, weder vor andern, noch vor mir ſelbſt. Du weißt es ſelbſt, daß du nur einen Vorwand ſuchſt, um unbrüderlich gegen mich zu ſein. Ich weiß es und will dich ertragen forthin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machſt, auch ſie zu quälen und ſie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das dulde ich nicht!

Fritz Nettenmair lachte entſetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weiſe in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn ſpielen, den unſchuldig Beleidigten, den ritterlichen Beſchützer der unſchuldig Beleidigten. Ein braves Weib! Ein ſo braves Weib! O freilich! Iſt ſies nicht? Du ſagſts, und du biſt ein braver Mann. Haha! Wer muß es beſſer wiſſen, ob ein Weib brav iſt, als ſolch ein braver Mann? Du haſt mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verſtand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie iſt dir abgeneigt? Sie kann dich nicht leiden? Ja, du weißts noch nicht, wie ſehr. Ich darf nur fort ſein, ſo wird ſie dirs ſagen. Dann wird dirs ſchlecht gehn! Sie wird dich erdrücken, damit du ihrs glaubſt. Wenn ich dabei bin, ſagt ſies nicht. So was ſagt eine nicht, wenn der Mann dabei iſt, wenn ſie brav iſt, wie die. Warum ſagſt du nicht, du kannſt auch ſie nicht leiden? O, ich hab ſchon keinen Verſtand mehr! Ich glaub ſchon alles, was ihr mir ſagt!

Fritz Nettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenſchaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius ſtand erſchrocken. Er mußte ſich ſagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in ſeinem Geſichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwille und Schmerz über Verkennung. Und es war alles ſo wahr, was er ſah, daß ſelbſt er es glauben mußte. Er verſtummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn ſchlugen. So wars doch noch zu verhindern geweſen! Noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er ſelbſt — Aber Apollonius — das ſah er trotz ſeiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war ſein Wahnſinn wohl noch gut zu machen, ſo war es vielleicht noch zu verhindern, ſo war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? Wenn er einen wilden Scherz daraus machte. Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja ſchon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm ſagte. Und er ſelber wieder einer, der das Leben kennt, der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigſtens verſuchen. Aber ſchnell, eh Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden hatte, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine ſchaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er ſich ehedem ſeine eignen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünſcht, daß Apollonius ſich glauben machen ließ, Fritz Nettenmair ſei eiferſüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünſchteres auf der Welt paſſiert, als das! Er las in der Frau Geſicht, wie die Wendung ſie erleichterte. Er wagte es, ſich auf ſie zu berufen, wie verwünſcht das ſei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die ſo verwünſcht ſei, ihm zornig vorzuhalten, daß er ſie von der Gnade des Gehaßten abhängig gemacht hatte, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiſte kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank ſo ernſt nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man ſah eben, daß Apollonius noch ein Junggeſelle war!

Apollonius hörte von der Hausflur die Stimme des Bauherrn, der nach ihm fragte; er ging raſch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftrittes werde. Der Bruder hörte ſie zuſammen weggehn. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Geſicht Apollonius hatte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken gekämpft. Fritz Nettenmair war voll Wut über ſich ſelbſt und mußte ſie an der Frau auslaſſen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles thue, was ein Weib ſchlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie ſie ſich ſelbſt verachtete wegen des Ja, das ſie ſich hatte abzwingen laſſen müſſen; wie ſie ſich ſagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben ſei. Er mußte es fürchten, wenn ſie das ſich ſelbſt ſagte. Er durfte ſie ſo weit nicht kommen laſſen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, ſie könne ja auch lügen, ſo geſchickt als irgend eine. Er war nie ſein Herr geweſen; jetzt war er es weniger als je.

◆

In Fritz Nettenmair kämpfte heute eine Leidenſchaft die andre nieder. Die wüſte Gewohnheit, im Trunk ſich zu vergeſſen, zog ihn an hundert Ketten aus dem Hauſe; die Furcht der Eiferſucht hielt ihn mit tauſend Krallen darin feſt. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte, er ſelbſt hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder ſo brav, als er ſich ſtellte, ſeine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Nettenmair hatte es nie ſo lebhaft gefühlt, wie ſchön die Frau war —, ſeine eigne Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zuſammenwohnens, und was all dieſen Dingen erſt die Gewalt gab über ſeine Furcht, das Bewußtſein ſeiner Schuld! Und war Apollonius ſo brav, als er ſich ſtellt — ſolchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an ſeiner Angſt herum und ließ ſeine Frau nicht aus ſeinen Augen. Erſt wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht hat und ſelbſt zur Ruhe gegangen iſt, erſt als er kein Licht mehr ſieht in Apollonius Fenſtern, da laſſen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen deſto ſtärker. Er verſchließt die Hinterthür, die Apollonius von den Räumen des Hauſes trennt, er ſchiebt auch noch den Riegel vor, er ſchließt ſogar die Treppenthür der Emporlaube und zuletzt die Thür, durch die er geht. Er hat Urſache, zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geſelle darf nicht lang mehr warten. Fritz Nettenmair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geſelle aus der Arbeit entlaſſen iſt, und bei der Polizei, daß er morgen ſich nicht mehr in der Gegend betreten laſſen darf. Der Geſelle iſt fertig zur Abreiſe; von dem Wirtshauſe hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abſchied nehmen von ſeinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas ſagen.

Es giebt nicht viel mehr auf der Erde, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebſte war; es iſt unwiederbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geſchmeichelte wird er nie wieder. An ſeiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eiferſucht gefeſſelt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß ſich gehaßt oder glaubt ſich gehaßt in ſeinem Wahn. Das kleine Ännchen würde ſich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er ſcheucht das Kind mit Haß von ſich; ſie iſt ihm „der Spion.“ Nur an einem Menſchen noch hängt ſein Herz, an dem, der es am wenigſten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Menſch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zu Grunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Menſch haßt Apollonius, er iſt der einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Geſellen eine Strecke Wegs. Der Geſelle will ſchneller ausſchreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andre ſcheiden, iſt ihr letztes Geſpräch von dem, was ſie gemeinſam lieben; das letzte Geſpräch Fritz Nettenmairs und des Geſellen iſt von ihrem Haß. Der Geſelle weiß, Apollonius hätte ihn gern in das Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt hätte. Wie ſie nun einander ſcheidend gegenüber ſtehn, mißt der Geſelle den andern mit ſeinem Blick. Es war ein böſer, lauernder Blick, ein grimmig verſtohlner Blick, der Fritz Nettenmair fragte, ohne daß der es hören ſollte, ob er auch reif ſei zu irgend etwas, was er nicht ausſprach. Dann ſagte er mit einer heiſern Stimme, die einem andern aufgefallen wäre, aber Fritz Nettenmair war die Stimme gewohnt: Und was ich ſagen wollte, ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab ihn neulich geſehn. Er brauchte keinen Namen zu nennen, Fritz Nettenmair wußte, wen er meinte. Es giebt Leute, die mehr ſehn, als andre, fuhr der Geſelle fort. Es giebt Leute, die einem Schieferdecker anſehn, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß ſie ihn getragen bringen und ſehn ihn daliegen, nur er ſelber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergeſell hat mir das Geheimnis geſagt, wie man zu dem Frohnweißblick kommt. Ich hab ihn. Und nun leb wohl. Und ergieb dich drein, wenn ſie ihn getragen bringen.

Der Geſelle war von ihm geſchieden; ſeine Schritte verklangen ſchon in der Ferne. Fritz Nettenmair ſtand noch und ſah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geſelle verſchwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wieſen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie ſtiegen empor und verdichteten ſich zu ſeltſamen Geſtalten, ſie kräuſelten ſich, floſſen auseinander und ſanken wieder nieder, ſie bäumten wieder auf. Sie hingen ſich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie ſie dieſe bald verhüllten, bald frei ließen, ſchien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen, oder zerfloſſen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdlich Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild deſſen, was in Fritz Nettenmairs Seele vorging, ein ſo ähnlich Bild, daß er nicht wußte, ſah er aus ſich heraus oder in ſich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezuſammenſchlagen um eine bleiche Geſtalt am Boden, dann ein langſam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald war es der Bruder, der dort lag, den ſie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald ſank es in Mitleid zuſammen, bald miſchten ſich beide, und das eine wollte das andre verſtecken. Der dort lag, den ſie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pauſen des Grabgeſangs klang leiſe ein luſtiger Schottiſcher, den die Zukunft aufſtrich: Da kommt er ja! Nun wirds ſamos. Und neben dem Toten lag unſichtbar eine zweite Leiche, ſeine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verſtohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt ſich einen Engel; er wünſcht, der Bruder müßte nicht ſterben, weil — er weiß, daß der Bruder ſterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaſter der Stadt ſchon wieder unter ſeinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am roten Adler vorüber. Die Saalfenſter ſind erleuchtet, Muſik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt ſtehn und ſieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Taſche, wie ſonſt, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Geſellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geſchieden iſt, ſchon vergeſſen. Der Geſell iſt ein ſchlechter Kerl; gut, daß er fort iſt. Er hat eine Vergangenheit vergeſſen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft iſt wieder ſein; ſie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat ſich ſo ſehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit ſeinem Bruder zuſammenzudenken, daß er es mit ihm in Ein Grab ſteigen ſieht. An die Zerrüttung ſeines Wohlſtandes mag er ſich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er ſie fühlt. Iſt es nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn ſich die Dinge ſelber ihm aufdrängen, dann hilft ihm ſein Leichtſinn. Wie er ſchnell darüber hindenkt, findet er für alles Rat, und was ihm heute nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen iſt auch ein Tag. Und er iſt einer, der — Die Wendung, mit der er in ſeinen Weg einſchwenkt, gelingt ihm ſo jovial als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er ſich, daß man zu der Thür, die er eben aufſchließt, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor ſich vorbeizulaſſen. In das Unabänderliche, ſagt er leiſe, wie ſich überhörend, was er einem Tröſtenden zu antworten habe, wenn es ſo weit ſei, in das Unabänderliche muß ſich der Menſch ergeben! Und wie er die Achſel zu den Worten zuckt, da wird er einen leiſen, ſchlanken Lichtſchein gewahr. Ein Stück davon läuft über ſeinen Ärmel, ein andres liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaſter. Er ſpäht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abſchnitt des Ladens nicht feſt an das Fenſterſims ſchließt. Drin in der Wohnſtube iſt Licht. So ſpät? Der Atem ſtockt dem Lauſchenden, der Alp ſitzt wieder auf ſeiner Bruſt. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er ſtirbt, oder — es iſt ſchon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch iſt die Thür leiſe wieder verſchloſſen und im Augenblick. Eben ſo leiſe, eben ſo ſchnell iſt er an der Hinterthür. Sie iſt nicht offen, aber nur einmal herumgeſchloſſen; und Fritz Nettenmair weiß es, er kann ſchwören, er hat den Schlüſſel zweimal im Schloß herumgedreht, als er ging. Er ſchleicht und tappt ſich zur Stubenthür; er hat die Klinke gefunden und drückt ſie leiſe; die Thür geht auf; ein trüber Lichtſchein fällt auf die Flur. Der Schimmer kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tiſch; neben dieſem ſteht im Schatten ein kleines Bett; es iſt Ännchens Bett, und ihre Mutter ſitzt daran.

Chriſtiane merkt nicht, daß die Thür ſich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; ſie ſingt leiſe und weiß nicht, was ſie ſingt; ſie horcht voll Angſt, aber nicht auf ihren Geſang; ihre Augen würden weinen, machten Thränen den Blick nicht trübe. Aber nun kann die Röte auf des Kindes Wange wieder kommen, nun kann der eigne fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verſchwinden; und ſie ſäh es nicht und ängſtigte ſich noch vergeblich. Ihr iſt es, als müßte jene wiederkehren und dieſer gehen, wenn ſie ſich nur recht angeſtrengt mühte, dieſes Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann ſie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen iſt, was ſie ſo ſehr beängſtigt; wie das Ännchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeſchrien, dann nicht mehr hat ſprechen können; wie ſie aufgeſprungen iſt und ſich angekleidet hat; wie ſie in der Angſt den Valentin, und dieſer, ohne ihr Wiſſen, den Apollonius geweckt hat. Der alte Geſell hatte alle Schlüſſel im Hauſe probiert, bis ſich ergab, der Schuppenſchlüſſel ſchließe die Hinterthür; das wußte ſie nicht. Deſto lebendiger ſtand es vor ihr, wie Apollonius hereingetreten war, wie ihr bei ſeinem unerwarteten Kommen geweſen, wie ſie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung ſich gefühlt hatte. Apollonius hatte ſogleich den Arzt, dann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen geſtanden und ſich über das Ännchen gebeugt, wie jetzt ſie that. Er hatte ſie voll Schmerz angeſehen und geſagt, Ännchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerwürfnis, und es werde nicht geſund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie ſich der Menſch bezwingen könne und müſſe. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Ännchens wegen anbefohlen und war gegangen aus Sorge, der Bruder könnte ſonſt in ſeinem Irrwahn glauben, er wolle ihn auch von dem Krankenbett ſeiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angſt wollte ſie in Apollonius Arme jagen; es war ihr, als wäre alles gut, läge ſie an ſeiner Bruſt, als dürfte ſie ihn nicht wieder von ſich laſſen. Aber wie er ſo zu Häupten des Kindes ſtand und ſprach, da kam er ihr ſo herrlich vor, wie ein Heiliger, vor dem ſie nur auf den Knieen liegen dürfe. Der Bettſchirm hüllte die große, ſchlanke Geſtalt in ſeinen Schatten, nur ſeine Stirn und ſeine hohe Scheitel waren ſichtbar und erſchienen, von dem Lichte auf dem Tiſche angeſtrahlt, wie in einer Glorie. Dachte ſie von ihm weg zu ihrem Gatten, dann krampfte eiſiger Froſt ihr Herz zuſammen, und Widerwillen bäumte ſich darin wie ein Rieſe gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte geſagt, Ännchen werde nicht wieder geſund, wenn das Zerwürfnis nicht ende. Er hatte geſagt, der Menſch könne und müſſe ſich bezwingen; ſie wollte ſich bezwingen, weil er es geſagt hatte. Einer Mutter ſeien Wunder möglich für ihr Kind; dachte ſie an Apollonius Geſicht, wie er ſo ſprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dageweſen ſein müßte, wenn er auch jetzt nicht mehr da war. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgeſtürzt, ſah er nicht den alten Valentin an der Kammerthüre ſitzen. Er wollte warten, bis dieſer einmal das Zimmer verließe, und ſchlich ſich nach dem Stuhle am Fenſter, wo er ſonſt immer geſeſſen hatte, und als ein wie andrer, denn jetzt! Die Frau hörte ſeinen leiſen Tritt; ſein Antlitz konnte ſie nicht ſehen. Ihr ſchien, er wußte um Ännchens Zuſtand und ging deshalb ſo leiſe. Sie ſah Ännchen mit einem Blicke an, der ſagte, was ſie jetzt thun wollte, that ſie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Thür, aus der er gegangen war, ſetzte hinzu: Und weil ers geſagt hat!

Da iſt der Vater, Ännchen, ſagte ſie dann. Sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenſter ſaß; aber ſie konnte ihm ihr Geſicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. Du haſt immer nach ihm gefragt. Du haſt gemeint, wenn er kommt, wird er ſein, wie er ſonſt war, eh du krank geworden biſt. Deine Mutter wills auch — um deinetwillen!

Ihre Stimme klang ſo tief aus der Bruſt herauf, daß der Mann ſeinen Groll mit Gewalt feſthalten mußte. Er dachte: Sie thut ſo ſüß, um dich zu hintergehn. Sie habens verabredet, als er da war. Und der Groll ſchwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen ſie fortfuhr:

Und du gehſt noch nicht in den Himmel. Nicht, Ännchen? Du biſt ja ein ſo gut lieb Kind und bleibſt noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du haſt kein Herz vor dem Vater, du dumm lieb Ännchen, weil er laut ſpricht. Er meints nicht bös deshalb.

Sie hielt inne; ſie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde ſprechen, wie ſie, und durch das Kind mit ihr. Wie ſie von ihm denken mochte, das Kind war doch ſein Kind, und es war krank.

Der Mann ſchwieg und blieb ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen. Ein halb Vaterunſer lang hörte man nichts, als das Ticken der Uhr, und das wurde immer ſchneller, wie das Klopfen eines Menſchenherzens, das Schlimmes kommen ahnt; die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht.

Valentin ſtand auf von ſeinem Stuhle, um das Licht zu putzen.

Die Bruſt des Kindes röchelte; es wollte ſprechen, es konnte nicht; es wollte mit den Händen nach dem

Vater langen, es konnte nicht; es konnte nichts, als die Arme ſeiner Seele nach dem Vater ausſtrecken. Aber des Vaters Seele ſah die flehenden nicht; in ihren Händen hielt ſie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind iſt abgerichtet von ſeinen Feinden, es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wäre es wirklich krank, ſo wäre es abſichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen, und ſtürbe es, ſo würde ſein Sterben noch ein Kupplerdienſt ſein, den es ſeinen Feinden thut. Wäre ſein Auge nicht ſelber ſo krank, daß es ihm außen nur immer das eine zeigt, über dem ſeine Seele innen unabläſſig brütet, er müßte es am Geſichte der Mutter ſehen, an dem Ton ihrer Stimme hören, ſie verſtellt ſich nicht, das Kind iſt wirklich krank und ſehr krank: aber ihre Weichheit, ihre Angſt iſt ihm nur die Angſt ihres Gewiſſens, die Angſt vor ſeiner Strafe, die ſie verdient fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um ſich draußen auszuweinen. Der Mann ſteht auf und nähert ſich leiſe der Frau, ohne daß ſie ihn bemerkt. Er will ſie überraſchen, und das gelingt ihm. Sie erſchrickt, wie ſie plötzlich über dem Bette jäh vor ſich ein entſtelltes Menſchenantlitz ſieht. Sie erſchrickt, und er preßt durch die Zähne: Du erſchrickſt? Weißt du warum?

Sie hat ihm ſelber ſagen wollen, daß Apollonius in der Stube geweſen iſt, aber noch hat ſie es nicht gekonnt; vor dem Bette des kranken Kindes durfte ſie es nicht, weil ſie weiß, er wird auffahren; den Anblick ſeiner Roheit hat ſie dem Kinde erſpart, als es noch geſund war, wenn ſie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber ſie ſieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind.

Er war da! War er nicht da? fragt er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, ſondern um zu zeigen, daß er es nicht erſt zu erfahren braucht. Seine Fauſt hebt ſich geballt: Ännchen kämpft, ſich aufzurichten. Er ſieht es nicht; die Frau ſieht es; ihre Angſt wächſt. Sie ſchlägt die Hände zuſammen, ſie ſieht ihn an mit einem Blicke, in dem alles ſteht, was ein Weib verſprechen, was ein Weib drohen kann; er ſieht nur ihr Erſchrecken, daß er es weiß, was geſchah, und die Fauſt fällt nieder auf ihre Stirn.

Ein Schrei klingt; das Kind rollt ſich in Krämpfen zuſammen, die Mutter, über es hingeſtürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt, Fritz Nettenmair geht in die Kammer.

Er weiß nicht, was in ihm Herr iſt, befriedigte Rache oder Schreck über das, was er gethan hat. Er ſinkt auf das Bett, als hätte der Schlag, den er geführt hat, ihn ſelbſt betäubt; er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft. Ebenſo hört er dieſen kommen und gehn, ebenſo lauſcht er, ob er nicht Apollonius Flüſtern und ſeinen leiſen Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt ſein Thun und nennt Ännchens Krankheit eine Pimpelei: Heute wollen Kinder ſterben, und morgen ſind ſie lebendiger als je!

Aus dem fieberiſchen Horchen und Sichberuhigen wird ein fieberiſches Träumen. Er ſieht Apollonius, wie er ſeine Leiter an der Helmſtange feſtbinden will, und ſagt ſich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröſtend: Jetzt wird er fallen! jetzt! Aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Taue ſollen reißen, in denen Apollonius mit ſeinem Fahrzeuge hängt; ſie reißen nicht. In dieſe Träume hinein hört er die Thür der Stube gehn; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines ſchweren Körpers aus ungeheurer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbſchlummer hört er in der Stube leiſes Gehen, leiſes Reden, leiſes Weinen, und dazwiſchen iſt es wieder ſtill.

Das leiſe Schluchzen, das zum lauten wird und ſich wiederum bewältigt, als ſei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken kann, und wieder leiſe wird, weil es wie über ſich ſelbſt erſchrickt, daß es laut iſt, wo alle Menſchen leiſe ſind: wer kennt es nicht? Wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt?

Fritz Nettenmair weiß es im Halbſchlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. — In das Unabänderliche muß der Menſch ſich ergeben!

Zum erſtenmal ſeit vielen Monden ſchläft er wieder ruhig.

Und warum ſollte er nicht? Aus dem leiſen Weinen wird ein luſtiger ſchottiſcher Walzer. Da iſt er ja! Nun wirds famos! klingt es aus der Ferne vom roten Adler herein in ſeinen Schlaf.

Das Leiſegehen und Leiſereden aber war wirklich und dauerte fort; und eine Leiche war in der Stube, eine ſchöne Kinderleiche. Während Fritz Nettenmair von Leitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Ännchens Seele ſich zu einem beſſern Vater gerettet. Der Leib lag ſtarr in dem kleinen Bettchen. Der Zwiſt der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde That des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen.

Fritz Nettenmair ſchlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius war ſchon lange munter; vielleicht hatte er gar nicht geſchlafen. Der Kampf, den ſein Bruder noch in ſeinem Angeſicht geleſen hatte, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlaſſen ſah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt hatten, ſcheuchte nachts den Schlummer von ſeinem Bett. Der Bruder hatte recht geſehen, ſeine ſcherzhafte Wendung des Geſprächs hatte ihren Zweck nicht erreicht. Und wenn Apollonius das Buch ſeiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er ſich in ſeiner Meinung, der Bruder ſei eiferſüchtig auf ihn, beſtärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen hatte, als er es geſchehen ſah, erhielt Licht von dieſer Annahme und half ſie wiederum beſtätigen. Die Abneigung der Frau ſchien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fern zu halten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könnte ſie anders als mit den Augen eines Bruders und Schwagers anſehen. Und das ſchien begreiflich, da Fritz wußte, ſie war ihm mehr geweſen, bis ſie ſeine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er ſich nicht geſtehen, ſein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen hatte, habe ſeinen Empfindungen für ſie eine Wärme gegeben, die ihn ſelbſt beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn dieſe hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber ſeine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit machte ſich dieſe Wärme ſchon zum Verbrechen. Aber, fiel ihm dann ein, hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte ſie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs ſie ein Märchen genannt, alſo glaubte er nicht daran und meinte, die Frau heuchle ſie nur und empfinde ſie nicht. — Der Vetter hatte oft von der Natur der Eiferſucht geſprochen, wie ſie aus ſich ſelbſt entſtehe und ſich nähre, wie ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife und zu Thaten verführe, die ſonſt nur der Wahnſinn vollbringt. Einen ſolchen Fall ſah Apollonius vor ſich und bedauerte den Bruder und fühlte ſchmerzlich Mitleid mit der Frau.

Aus ſolchen Gedanken und Empfindungen ſchreckte ihn Valentin, der ihn hinunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinunter gegangen war. Es war nicht allein Ännchens Zuſtand, die er wie ein Vater liebte, was auf ſeiner Seele lag; auch das Mitleid mit Ännchens Mutter war gewachſen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er ſich gern ausgeredet hätte, wäre ſolch ein Verfahren mit ſeinem Klarheitsbedürfnis und ſeiner Gewiſſenhaftigkeit vereinbar geweſen. Als der erſte Schimmer des neuen Tages durch ſein Fenſter fiel, ſtand er auf von dem Stuhle, auf dem er ſeit ſeiner Zurückkunft geſeſſen. Es war etwas Feierliches in der Weiſe, wie er ſich aufrichtete. Er ſchien ſich zu ſagen: Iſt es, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einſtehn; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und ſeine Ehre aufrecht erhalten, und ich will in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt habe! —

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht; nur die befriedigte Stimmung, ihr Werk, war ihm geblieben. Er beſann ſich vergebens, was dieſe Stimmung, die ihm ſo lang fremd geweſen war, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebniſſen der Nacht einfiel, war nicht geeignet, ſie zu erklären. Er wußte nur noch, daß ſeine Frau ein „Pimpeln“ des „Spions“ zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zuſammen zu ſein. Mit ihm! Nicht bloß im Geſpräch mit dem Geſellen, auch mit ſich und ſeiner Frau nannte er Apollonius Namen nicht; vielleicht, weil ſein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menſchen dachte und dieſe nicht mit einander zu verwechſeln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt, als ſeinen Haß; und der kannte nur zwei Menſchen,

„ihn und ſie.“ Er dachte ſchon, wie er der Pimpelei ein Ende machen wollte. Mit dieſem Gedanken trat er aus der Thür und ſtand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da ſtand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen: Nicht weiter auf dem Wege, den du eingeſchlagen haſt! Da lag das Kind, das ſein Kind war, tot. Sonſt ſcheuchte er es von ſich; jetzt blieb es und fürchtete ſich nicht mehr, und fragte ihn, ob er es noch haſſen kann, ob er es noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er es im Haſſe genannt. Geſtern ſah er es nicht, wie er über ſeine Angſt hin den Schlag führte; der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den ſterbenden Leib des Kindes hin. Geſtern ſah er es nicht, wie er darüber gebeugt ſtand; jetzt ſieht er es, wohin er die entſetzten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da ſteht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie wußte es ſterbend, und am Sterbebette ihres Kindes thut die Verworfenſte nicht, was er ihr zugetraut hat. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geſchlagen. Das kann kein Mann, und wäre das Weib ſchuldig. Und ſie war es nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche, ſtumme Antlitz der Mutter rief: Du töteſt das Kind; ſchlag nicht! Und er hat doch geſchlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterſtrahl, daß er zuſammenſinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geſchlagen hat; vor dem Bette, in dem ſein Kind ſtarb, weil er ſeines Kindes Mutter ſchlug.

Dort lag er lang. Der Blitz, der ihn dahingeſtreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grauſamer Klarheit; er hatte die beiden unſchuldig geſehen, die er verfolgt. Und keine Schuld, als die ſeine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Laſt auf Laſt, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod iſt der Gipfel. Und vielleicht iſt er es noch nicht! Der Elende ſieht, er muß zurück. Er haſcht nach jedem Strohhalm von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er geſtern ſein Herz verſchloſſen hat: Du haſt gemeint, wenn er kommt, wird er wieder ſein, wie er ſonſt war, eh du krank geworden biſt. Deine Mutter wills auch. — Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach ſeiner Seele ausſtreckte und zur Verſöhnung bot; ſein Schmerz, ſeine Angſt faßten haſtig nach der ausgeſtreckten. Er ſah das Kind im Hemdchen an der Kammerthür ſtehn, wo es ſo oft geſtanden, wenn ſeine Heftigkeit es aus dem Schlummer geweckt hat; die Händchen gefalten; die Augen ſo ſchmerzlich flehend: er ſolle doch gut ſein mit der Mutter; und ſo ängſtlich zugleich: er ſoll doch nicht zürnen, daß es fleht. Nun, da es zu ſpät war, ſah er, das Kind wollte ſein Engel ſein. Aber es war ja noch nicht zu ſpät! Er hörte den leiſen Schritt ſeiner Frau auf der Flur der Stubenthüre nahen. Er hörte ſie die Thüre öffnen. Stand Ännchen jetzt in der Kammerthür, es mußte lächeln. Er wollte gut ſein; er wollte wieder ſein, wie er war, ehe Ännchen krank geworden iſt. Er ſtreckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie ſah ihn und ſchrak zuſammen. Sie war ſo bleich wie das tote Ännchen, ſelbſt ihre ſonſt ſo blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die ſchönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das ſonſt ſo glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte ſich in ihr tiefſtes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr geſtorben Kind. Als ſie ihn ſah, ſtieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten ſtand ſie zwiſchen der Leiche und ihm, als wollte ſie das Kind noch jetzt vor ihm ſchützen. Und doch nicht ſo. Weder Furcht noch Angſt bebte um den kleinen Mund; er war feſt geſchloſſen. Ein ander Gefühl war es, was die ſchön gewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den ſonſt ſo ſanften Augen flammte. Er ſah, es war nicht mehr das Weib, das die ſchmelzenden Friedensworte geſprochen hatte; die war mit ihrem Kinde geſtorben in dieſer ſchrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm ſtand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleichſchreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von ſeinem Heiligtum. Er ſprach — o hätte er geſtern geſprochen! Geſtern hatte ſie ſich nach dem Wort geſehnt; heute hörte ſie es nicht.

Gieb mir deine Hand, Chriſtiane, ſagte er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er ſie ſchon berührt. Ich habe mich geirrt, fuhr er fort; ich wills euch ja glauben, ich ſeh es ein: ich wills nicht wieder! Ihr ſeid beſſer als ich!

Das Kind iſt tot, ſagte ſie, und ſelbſt ihre Stimme klang bleich.

Laß mich in dieſer ſchrecklichen Angſt nicht ohne Troſt. Kann ich anders werden, ſo kann ichs nur jetzt, und wenn du mir die Hand giebſt und richteſt mich auf, ſagte der Mann. Sie ſah auf das Kind, nicht auf ihn.

Das Kind iſt tot, wiederholte ſie. Hieß das, es war ihr gleichgiltig, was mit ihm werden ſollte, da ſeine Beſſerung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte ſie ihn vergeſſen und ſprach mit ſich ſelbſt? Der Mann richtete ſich halb auf; er faßte ihre Hand mit angſtvoller Gewalt und hielt ſie feſt.

Chriſtiane, ſchluchzte er wild, da lieg ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnts nicht vergeſſen, hätt ich vergebens gelegen wie ein Wurm. Denk daran!

Um Gottes willen denk daran; du haſt mich jetzt in deiner Hand. Du kannſt aus mir machen, was du willſt. Ich mach dich verantwortlich. Du biſt ſchuld an allem, was noch werden kann! — Endlich war es ihr gelungen, ihm ihre Hand zu entreißen; ſie hielt ſie weit von ſich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt hatte.

Das Kind iſt tot, ſagte ſie. Er verſtand, ſie ſagte: Zwiſchen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinſchaft mehr ſein, auf Erden nicht und nicht im Himmel.

Er ſtand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blitzes; was jetzt in ihm wirkte, nahm ſeine Gewalt von der Jäheit der Überraſchung. Wenn das Kind in der Erde ruht, deſſen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt hat, wird ſein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an dieſen Augenblick von der Macht ſeiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleiſe des alten Wahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verwiſchen, zu weit iſt er gegangen auf dem gefährlichen Wege, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blitzes müßte ſchwinden, und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in ſeine verſtellenden Nebel. Fritz Nettenmair heulte auf und lachte auf; die Frau fragte ſich nicht, was er that: tiefer Abſcheu gegen ihn verſchloß ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie ſah es nicht, aber ſie fühlte es, daß ſeine Gegenwart nicht mehr den Raum entweihte, darin das Heiligenbild ihres Mutterſchmerzes ſtand. Leiſe weinend ſank ſie über ihr totes Kind.

❧

Die Reparatur des Kirchendaches hatte begonnen. Apollonius wollte dieſe erſt beenden, bevor er die Krönung des Turmes mit der geſtifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbnis des kleinen Ännchens beſorgen; Fritz kümmerte ſich nicht darum. Er mußte ſich auch dieſer Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte ſich ſchmerzlich wohl darin. Koſteten ihm doch die ſchwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andre, ſüßere Wünſche zu bekämpfen und zu beſiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf ſich genommen hatte; er war ja eben nur dem eigenſten Triebe ſeiner Natur gefolgt. Es lag in dieſer Natur, daß er ganz ſein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen ſeiner Jugendliebe und damit dieſe ſelbſt aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke des eignen Hausſtandes fremd geworden. Er kannte keinen andern Lebenszweck, als die Erfüllung jener Pflicht. Aber ſie ſtand nicht als dürres, despotiſches Geſetz außer ihm vor den Augen ſeiner Vernunft; ſie durchdrang ſein ganzes Weſen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühls. So war es ſeit Monaten geweſen. Wenn er auf ſeinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmernd auf dem Dachſtuhl kniete, waren die Geſtalten der Kinder ſeines Bruders, ſeine Kinder, um ihn. Schneller als ſein Schiff flog ſeine Phantaſie der Zeit voraus. Wie ſein Schiff um das Turmdach, drehte ſich ſein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachſen waren, und er ihnen das ſchuldenfreie Geſchäft übergab, wo Ännchen ausſah wie ihre Mutter, und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Ännchens roſiges Geſicht ſtand vor ihm, ſo oft er aufſah von ſeinen Schieferplatten. Als es ihn ſo ſchalkhaft anlachte, war es ſein Liebling; wie das Geſichtchen immer trüber und bleicher wurde, war ſie es nur immer mehr; er ſah ſie oft doppelt durch das Waſſer in ſeinen Augen. Jetzt — o manchmal war es ihm, als arbeite er nun umſonſt! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängſtigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume ſeiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete ſich von Tag zu Tage mehr. Was des Bruders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht hatte, das gelang ſeinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte ſein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu ſchützen; aber er wußte, ſeine Einmiſchung gab ſie nur härtern Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für ſie thun, als daß er ſich ſo entfernt hielt von ihr als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer ſelbſt willen, wenn er richtig geſehen hatte. Hatte er richtig geſehen? Er ſagte ſich hundertmal nein. Er ſagte es ſich mit Schmerzen; deſto öfter und dringender ſagte er es ſich, und fühlte, er dürfe ſie nicht ſehen, auch um ſeinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgiltige Dinge verworren und unſymmetriſch lagen, und er ſie nicht ordnen konnte; hier ſah er Mißverhältniſſe und Widerſprüche in das innerſte Leben deſſen, was ihm das Heiligſte war, gedrungen, in das Herz ſeiner Familie, in ſein eignes, und er mußte ſie wachſen ſehen, und die Hände waren ihm gebunden.

Immer dunkler, immer ſchwüler wurde das Leben in dem Haus mit den grünen Läden, ſeit das kleine Ännchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und ſchwüler in Fritz Nettenmairs Bruſt und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in deſſen Mitte ihn das Bild des toten Ännchens und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geſchreckt hatte. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotne Hand an. Er meinte es wenigſtens. Aber ſie hatte ihn zurückgewieſen, ihm ein Antlitz voll Abſcheu und Verachtung gezeigt: er hatte geſehen, ſie nannte ihn in ihrem Herzen den Mörder des Kindes; ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dageweſen, das alte Geſpenſt, die ſchuldgeborne Furcht. Hat ſie es noch nicht gethan, was er fürchtet, und wird ſie es thun, um ihn für den Schlag zu ſtrafen, an dem Ännchen ſtarb? Je mehr er daran herum greift mit ſeinen Gedanken, deſto klarer fühlt er, wie gelegen ſeinen Feinden — und ſie ſind ſeine Feinde; ſie haben ihm ein Unrecht zu vergelten —, wie gelegen ſeinen Feinden dieſer Schlag kam. Dann ſieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie ſagte nicht: Schlag nicht, das Kind iſt krank; es iſt ſein Tod, wenn du ſchlägſt! Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; ſie ſprach es nicht. O, es iſt klar, ſonnenklar: ſie reizte ihn abſichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden That. Aber wie? Ihres Kindes Tod hätte ſie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, ſie dachte ſelbſt nicht, daß es ſterben würde; ſie wollte nur den Vorwand zum Haſſe, zum Betruge aus Haß, daß er ſie am Bette des kranken Kindes geſchlagen habe. Sie dachte nicht, daß es ſterben würde; und wie es doch ſtarb, wälzte ſie die Schuld von ſich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche geweſen; auch in dieſe Schlinge war er gegangen in ſeiner Argloſigkeit; vor ihr hatte er gelegen wie ein Wurm, vor ihr, die vor ihm hätte liegen ſollen. Und ſie hatte ihn noch zurückgeſtoßen, mit Verachtung zurückgeſtoßen! So oft er an den Augenblick dachte, machte er ſie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte ſie ihn gemacht. Er hatte die Hand gebeten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könnte, und das Schlimmſte war ihm nicht ſchlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf ſie wälzte. Mit reuigem Entſetzen ſollte ſie ſehen, was ſie gethan hatte, als ſie ihn zurückſtieß. Je näher er drohen ſah, was kommen mußte, deſto wilder wurde ſeine Liebe oder auch ſein Haß; denn beide waren beiſammen in dem Gefühl, das ſie immer glühender ihm einflößte. Deſto gelehriger lernten ſeine Augen jeden kleinſten Reiz ihrer Geſtalt, deſto ſchmerzender ſtach dieſe Schönheit durch ſeine Augen in ſein Herz. Dieſe verruchte Schönheit, die die Urſache all ſeines Elendes war; dieſe fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigne Bruder ihn aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes ſelbſt preisgegeben hatte. Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er dieſe Schönheit vernichten könnte, damit ſie ein Ekel wurde dem Buhlen, der um ſeinen Zweck betrogen ihn umſonſt elend gemacht hatte. Und dachte er ſich das ausgeführt, dann lachte er in ſo wilder Schadenfreude auf, daß ſeine ſtarknervigen Trinkkameraden erſchraken, und die Leute, die ihm begegneten, unwillkürlich inne hielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch ſchlimmern. Dazwiſchen fiel ihm dann der Frohnweißblick ein, ſein Traum nach der wilden That wurde zur Wirklichkeit; ſtundenlang ſtand er bald da bald dort, wo man Apollonius auf dem Kirchendache arbeiten ſah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müſſen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachſtuhl hängt. Jetzt müſſen die Leute, die eben noch ſo gleichgiltig aus den Fenſtern ſehen oder über die Straße gehn, aufſchreien vor Schrecken. Dann zählte er immer fieberhaſtiger, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute ſchrieen nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor ſich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: Wärs nur mein Unglück, könnt er mich nur noch elender damit machen, als er mich ſchon gemacht hat, er wäre längſt ſchon tot. Nur weil mich ſein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher ſterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!

Dieſe Furcht ließ ihn nicht los, ſie preßte ihn immer erſtickender. Trug er ſie ſpät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf ſeiner Frau ihn wütend: die ſchlief ruhig, die ihn nicht ſchlafen ließ! Er ſetzte ſich an ihr Bett und rüttelte ſie auf und erzählte ihr leiſe ins Ohr, was er an ihrem Liebſten thun will. Es waren grauſige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angſt und Entſetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch etwas hatte, ſie aus der ſtummen Verachtung zu ſcheuchen, womit ſie ſich gegen ihn gewappnet hatte, und vergaß daran minutenlang ſeine Qual. Dann lachte er faſt jovial; er hat ihr Angſt machen wollen. Es iſt nur einer von Fritz Nettenmairs neumodiſchen Späßen. So weit haben ſie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernſt an ſolche Dinge zu denken. Aber wenn ſie Apollonius davon ſagt, dann muß er es, und ſie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, ſie kann nichts thun, was er nicht erfährt. Und läßt ſie es ihn durch einen Dritten wiſſen, ſo wird er es ihm anſehen. O Fritz Nettenmair iſt einer, der —!

Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenſchaftlichen Angſt wächſt ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenſchaft. Und ſie kann es nicht hindern, denn die Leidenſchaft mehrt wiederum die Angſt; vor dem Gedanken der Angſt hat kein andrer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will ſie ſtürzen, ihn mit preſſenden Armen umfangen, ihn beſchwören — dann wieder will ſie in die Gerichte — aber es iſt ja nur ein wilder Scherz, und ſie wird ihn erſt zum Ernſte machen, ſagt ſie jemand davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube, tritt nicht mehr an ein Fenſter vor Furcht; ſie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung, alles, was nur als ein Umſehen nach Apollonius erſcheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren und meinen kann, ſie trägt ihm eine Botſchaft an Apollonius auf. Und der Mann ſieht ihre wachſende Leidenſchaft, ſieht, wie wiederum ſein Mittel, aufzuhalten, was kommen muß, es nur beſchleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Bretter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe, ſchwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an dem Apollonius die Bekränzung des Turmdaches beginnen wollte. Fritz Nettenmair ſchlich durch die Hinterthür auf den Gang nach dem Schuppen, um nach Apollonius Fenſter heraufzuſehen. Wenn er das Licht darin erloſchen ſah, dann pflegte er die Hinterthür zu verſchließen und ſeinen wüſten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hinterthür mit dem Schuppenſchlüſſel geöffnet hatte, hängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeſchloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair wußte, Apollonius löſchte in ſeiner eigenſinnigen Vorſicht nie das Licht, wenn er ſchon in das Bette geſtiegen war. Es ſtand dem Bette fern auf ſeinem Schreibtiſche; dort ſetzte er es in ein Becken und löſchte es, ehe er nach dem Bette ging. Fritz Nettenmair ballte die Fauſt nach dem Fenſter hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lang. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüſſel zur Hinterthür ſchloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin.

Wenn der Schieferdecker ſeine Platten zurichtet, ſitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Haueiſen, ſein kleiner Ambos eingeſchlagen iſt. An eine ſolche ſtieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und nahm den Stoß als eine Aufforderung, ſich zu ſetzen. Durch eine Lücke konnte er nach Apollonius Fenſter ſehen; er wollte das Auslöſchen des Lichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermannsarbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter ſeinem Werkzeuge. Ein ſolches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er ſich geſetzt hatte. Er hob es auf und hielt es abſichtslos in ſeinen Händen; denn ſeine Gedanken waren mit ihm in der Kammer: er ſaß am Bette der Frau und ängſtigte ſie mit Drohungen. Der Ärger über das Zögern Apollonius machte ſich darin Luft; dieſes Zögern hinderte ihn, ſich im Trunk Betäubung zu ſuchen. Er hat ſeine Hand auf das Bette der Frau geſtützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt ſich in ihre Angſt hinein, er fühlt, wie er ſelbſt Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht; wie ſie morgen ihm entgegen ſtürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären ſie nicht ſeine Teufel, wären ſie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn ſie ihn mit der Glut der Angſt umfaßt, das ſchöne, fluchvoll ſchöne Weib, er müßte nicht Blut in ſeinen Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einſchläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovor die bloße Furcht Fritz Nettenmair zu dem elendeſten der Menſchen gemacht hat, der ſich ſelbſt anſpeien könnte; geſchieht nicht morgen noch, was der Frohnweißblick geweisſagt hat. Und nun ſteht er wieder an der Straßenecke und ſieht wieder hinauf und harrt und zählt verzweifelter als je: er badet ſich in Angſtſchweiß, und die Bretter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. O, er wird den Frohnweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahre, hundert

Jahre, aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch eins, zwei; er ſagt: Nun muß — da hört er das Geräuſch eines zerreißenden Taus und fährt auf aus ſeinem wachen Fiebertraum. Die wilde, angſtvolle Freude iſt vergeblich; er ſteht nicht an der Ecke und ſieht nach dem Kirchendache hinauf. Er ſitzt im Schuppen; es iſt Nacht. Aber das Geräuſch hat er gehört; das war keine Vorſpiegelung der Phantaſie. Und von dort her kam es. Seine Haare ſtehen empor. Dort liegen die Hängſtühle und die Flaſchenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören, jeder Schieferdecker weiß, was es ſagen will, das vorſpukende Geräuſch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerriſſe; und er hat es erſt einmal gehört. Er lauſcht, er preßt die Fauſt auf das Herz. Vor ſeinen Schlägen, vor dem Brauſen des Blutes die Adern hinauf und hinab wird er es nicht hören, wenn es noch einmal klingt und noch einmal. Er lauſcht und lauſcht, und das Geräuſch wiederholt ſich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in den all ſeine Gefühle zuſammengeballt ſind; der Gedanke, dem Schickſal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in ſeinen Händen; abſichtslos iſt er mit der Handfläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtſein, das Beil iſt ſcharf, die Ecke ſpitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken ſteht fertig da; es iſt, als ſtänden ſie ſchon lange, und der Blitz hat ſie nur ſichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius ſeine Leiter an die Helmſtange, dann das Tau mit Flaſchenzügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um ſich und hat das Tau in der Hand. Das Schickſal will ſeine Hilfe; drum legt es ſelber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreiſe um das Tau, kaum zu ſehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines ſtarken Mannes am Tau zieht, und die wuchtende Bewegung des Fahrzeuges um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer ſieht den Stichen an, daß ſie abſichtlich gemacht ſind? Ein Tau, das, getragen, halb an der Erde fortſchleift, kann an allerlei Scharfes ſtoßen. Das Schickſal hat den Schieferdecker, der zwiſchen Himmel und Erde hängt, in ſeiner Hand. Das Schickſal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, ſchadet kein Schnitt; ſoll er fallen, reißt ein unverſehrtes Seil. Und das Schickſal hat ihn ſchon gezeichnet. Ein Tag früher, einer ſpäter, was iſt das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag ſpäter, und es packt einen Verbrecher. Meint es das Schickſal nicht gut, nimmt es ihn vorher aus der Welt? —

All dieſe Gedanken ſchlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele! Im Nu war er entglommen; im Nu ſchlägt der Höllenfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es ſchaudernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flöhe gern aus ſich ſelbſt heraus; kaum hat er den Mut, nach Apollonius Fenſter aufzuſehen. Ein heller Lichtſtrahl kommt von da, Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Buſch. Jetzt bewegt der Strahl ſich zurück. Apollonius war aufgeſtanden an ſeinem Tiſche und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht geputzt. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben den Leuchter unter die Papiere gefallen ſein; es war nicht geſchehen, und er ſtellte das Licht wieder an ſeine Stelle. Fritz Nettenmair kannte ſeines Bruders ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal ſo heben ſehen;

er begriff, es war kein Blut, was ihn erſchreckt hatte. Der Wiederſchein der Flamme war durch Fenſter und Luke gefallen und hatte rot von dem Stahl des Beiles und durch die Nacht des Schuppens geglänzt. Dennoch ſtand Fritz Nettenmair bebend hinter ſeinem Buſche. Der geſpenſtige Schauder verließ ihn, aber nicht ſo ſchnell das Grauen über das, was er gewollt, und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu ſeinem Werke leuchten wollen. Bald verloſch Apollonius Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und ſein Werk vollenden, es ſtörte ihn niemand mehr. Er that es nicht, aber er rückte ſich wieder in ſeinem Haſſe zurecht. Er ſagte ſich: So weit ſollten ſie ihn nicht bringen! Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt hat, rechnet er ſich zu. Er weiß, jeder andre an ſeiner Statt hätte ſchlimm gethan.

Nun verſchließt er Hinterthür und Vorlegſchloß, zuletzt die Hausthür, und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von ſich weiß. Heut hat er mehr zu vergeſſen, als je. Er geht. Ob er nicht wieder kommen wird? Heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? Wenn der Gedanke ſeine Fremdheit für ihn verloren hat? Gewohnheit macht ſelbſt mit dem Teufel vertraut. Dazu ſollen ſie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er ſich nicht ſo weit hat bringen laſſen, und ſich doch noch ſo weit bringen läßt? Zudem, wozu jeder andre an ſeiner Stelle ſich hätte bringen laſſen?

Immer dunkler, immer ſchwüler wurde das Leben in dem Hauſe mit den grünen Läden. Wer jetzt hineinſieht, glaubt es mir nicht, wie dunkel, wie ſchwül es einmal war.

⁂

Von dieſer Nacht an ängſtigte Fritz Nettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius; er begann ſogar, ſie mit einer gewiſſen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwiſchen verlor er ſich ſtundenweiſe in ſtummes Vorſichhinſinnen, aus dem er aufſchrak, wenn er ſich beobachtet ſah. Dann war er noch freundlicher als ſonſt und brachte Scherze aus ſeiner beſten Zeit: er verſuchte ſich ſogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängſtlicher; ſie vermied noch mehr als ſeither, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, ſie wolle ſich Apollonius nähern. Sie wußte nicht, warum. Und wenn ſie ihre Furcht Thorheit nannte, ſie mußte fürchten. Apollonius ſah mit Freuden die Änderung des Bruders und ſuchte ihn auf alle Weiſe darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder ſeine Freude auslegte!

Unterdes hatte Apollonius die Umkränzung des Turmdachs von Sankt Georg mit der geſtifteten Zier begonnen. Er hatte die Rüſtſtangen wiederum herausgeſchoben und innen am Gebälke des Dachſtuhls feſtgenagelt, die Bretter darauf befeſtigt, auf die fliegende Rüſtung die Leiter geſtellt und dieſe an der Helmſtange feſtgebunden: er hatte wiederum den hänfenen Ring um die Helmſtange gelegt, daran den Flaſchenzug, und an dieſem ſeinen Hängeſtuhl befeſtigt. Die geſtiftete Blechzier beſtand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen ſich handlich umgehen ließ. Das Ganze ſollte, nach des Stifters Angabe, der ſelbſt die Koſten der Befeſtigung trug, zwei Guirlanden vorſtellen, die ſich in gleichlaufenden Kreiſen mit herabhangenden Bogen um das Turmdach ſchlangen. Je fünf jener Stücke, bei der obern drei, bildeten einen dieſer Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeſchlagne Niete verbunden, und jedes einzelne noch durch ſtarke Nägel auf die Verſchalung befeſtigt werden.

Da die Ränder der Schieferplatten ſich überall decken, war es nötig, an den Stellen, wo die Vernagelung ſtattfinden ſollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauſchen. Dasſelbe geſchieht, wo die ſogenannten Dachhaken in die Verſchalung eingetrieben werden, an die bei Reparaturen der Schieferdecker ſeine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem ſeine gekrümmte Spitze eingetrieben iſt, durch noch zwei ſtarke Nägel auf die Verſchalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Beſteigung der an dem hervorſtehenden Haken aufgehängten Leiter kommt ſeine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beſchädigen würde. Sie wird deshalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Die Zierat kam, wenn der Wind ſich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch eins zu bedenken. Die Dachhaken liefen, je neun und einen halben Fuß von einander entfernt, in gleichlaufenden Kreiſen um das Turmdach; zwiſchen je zwei Kreiſen befand ſich ein Raum von fünf Fuß. Es galt, die Zierrat ſo anzubringen, daß ſie keinen dieſer Dachhaken überdeckte.

Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechſchmiedmeiſter, der ſeine Zier ſo bald als möglich prangen ſehen wollte, hatte ſich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meiſter zufrieden ſein konnte. Im Anfang trieb dieſer, bald mußte Apollonius den Meiſter treiben.

Es fehlte noch der Teil der obern Guirlande, der als Bogen über der Ausſteigethür hängen ſollte. Apollonius konnte nicht feiern, bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beſchickt; er ließ ſein Fahrzeug bis auf ſeine Zurückkunft an dem Turmdache von Sankt Georg hängen und ging nach Brambach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an die Wohnſtubenthür pochte. Er war ſchon einigemal an der Thür geweſen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Weſen drückte Unruhe aus. Etwas, woran er immer denken mußte, machte ihn ſo zerſtreut, daß er meinte, er müſſe ein Herein in Gedanken überhört haben; er legte das Ohr an das Schlüſſelloch, als ſetze er voraus, es müſſe noch jetzt zu hören ſein, wenn man ſich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerſtreuung. Er pochte zum zweiten und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, faßte er Mut, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm ſchon ſeit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie that es auch diesmal; aber heute mußte er ſie ſprechen. Sie ſaß, abſichtlich von den Fenſtern entfernt, an der Kammerthüre. Der Alte ſah nicht, daß ſie ebenſo unruhig war, als er, und ſein Hierſein ſie noch mehr ängſtete. Er entſchuldigte ſein Eindringen. Als ſie eine Bewegung machte, ſich zu entfernen, verſicherte er, ſein Bleiben ſolle kurz ſein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn ihn nicht etwas triebe, was vielleicht ſehr wichtig ſei. Er wünſche das nicht, aber es ſei doch möglich. Die Frau horchte und ſah immer ängſtlicher bald nach den Fenſtern bald nach der Thür. Müſſe er ihr etwas ſagen, ſolle ers, ſo ſchnell er könne. Valentin ſchien zugleich auf die ängſtlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann:

Herr Fritz ſind auf dem Kirchendach von Sankt Georg. Ich hab ihn eben noch vom Hofe aus geſehn.

Und hat er hierher geſehn? Hat er euch ins Haus gehn ſehn? fragte die Frau in einem Atem.

Bewahre, ſagte der Alte; er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Eſſen und Trinken. Wenn ein Menſch ſo arbeitet — Der Alte brach ab und dachte ſeinen Satz fertig: ſo hat er was vor. Die Frau ſchwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken, dem treuen Alten ihre ganze Angſt anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. Der Nachbar da, Sie wiſſens wohl, fuhr er fort, kann zu Zeiten keine Nacht ſchlafen. Da hat er die Nacht, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen iſt, zu ſeinem Küchenfenſter heraus einen in unſern Schuppen ſchleichen ſehn, den Gang vom Hauſe hinter. Der Alte ſagte nicht, wen der Nachbar geſehen; wahrſcheinlich ſollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie that es nicht; ſie hatte ſeine Geſchichte nicht gehört. Er fuhr fort: Den Abend vorher, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen iſt, hat er das Zeug ausſuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles unterſucht; das thut er immer; aber er hat ſich nicht entſchließen können. Und das iſt ſo merkwürdig, wie daß der Herr Fritz auf einmal ſo fleißig geworden iſt.

Apollonius Name weckte die junge Frau; ſie horchte, als der Alte fortfuhr: Daran hab ich erſt vorhin im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß einer in den Schuppen geſchlichen iſt, hab ich gedacht: Was muß der dort gewollt haben, der dort hineingeſchlichen iſt und bei Nacht? Und wie ich aufgeſehn hab und hab den Herrn Fritz ſo arbeiten ſehn, da iſt eine Unruh über mich gekommen und hat mich in den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinter mir her. Da hab ich mir alles Mögliche vorgeſtellt, was einer drin hat machen können, der hineingeſchlichen iſt. Erſt hab ich das Zimmerbeil an der Thür liegen ſehn, das dahin gehört, wo das andre Werkzeug iſt. Da hab ich gedacht: Hat er was mit dem Beile gemacht? Und hab mir wieder vorgeſtellt, was einer mit dem Beil drin machen kann, der bei Nacht hineingeſchlichen iſt. Mir iſt der Gedanke gekommen, es könnt was an den Leitern ſein. Aber ich hab nichts gefunden daran. An dem Hängſtuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die

Kloben zu betrachten und endlich das Seilwerk. Da war an einem was, als wärs hie und da an was Hartes angetroffen, und das hätt das Seil verſchunden. Da denk ich: Das geſchieht oft, und wills ſchon wieder hinlegen. Aber ich denk auch wieder: Sonſt iſt nichts; und wenn einer hineinſchleicht, hat er was gewollt; und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch was damit gemacht. Da ſeh ich genauer zu und — Gott behüt einen Chriſtenmenſchen! Da war hier mit dem Beil hineingeſtochen, und dort, und noch einmal, und noch einmal. Ich werfs über den Balken und häng mich daran, da klaffen die Stiche auf; ich glaub, wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das Seil iſt imſtand, zu zerreißen! Der Alte war ganz bleich geworden über ſeiner Erzählung. Die Frau hatte immer angſtvoller an ſeinem Munde gehangen; ſie war in den Stuhl zurückgefallen und konnte kaum ſprechen.

Er hat gedroht, ächzte ſie. Der Alte verſtand nicht, was ſie ſagte.

Den Abend vorher wars noch nicht, fuhr er fort. Herr Apollonius, der hat ein Aug für einen Mückenſtich. Er hätts gefunden, wie er alles unterſucht hat. Nun denk ich, der die Beilſtiche gemacht hat, hat die Unterſuchung mit angeſehn und hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal unterſuchen, wenn ers morgen braucht. Und da iſt er bei Nacht hineingeſchlichen.

Valentin, ſchrie die Frau auf und faßte ihn bei den Schultern, halb wie um ihn zu zwingen, er ſolle ihr die Wahrheit ſagen, halb, um ſich an ihm aufrecht zu erhalten. Er hats doch nicht mitgenommen? Valentin, ſo ſags doch nur!

Das nicht, ſagte Valentin. Aber den andern Hängſtuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu, und noch mehr.

Und waren auch dort Stiche drin? fragte die Frau in noch immer ſteigender Angſt.

Der Alte ſagte: Ich weiß nicht. Aber der ſie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird.

Wenn er ſicher gegangen iſt, ſo hat er alle beide — und ich bin ſchuld, ſtöhnte die Frau. Er hat lang gedroht, er will ihm was thun, er that, als wärs einer von ſeinen Späßen. Wenn ichs jemand ſagte, wollt ers im Ernſte thun!

Wer ſo ſcherzt, ſagte Valentin, der macht auch ſolchen Ernſt.

Die Frau zitterte ſo heftig an allen Gliedern, daß der Alte ſeine Angſt um Apollonius über der Angſt um ſie vergaß. Er mußte ſie halten, daß ſie nicht umfiel. Aber ſie ſtieß ihn von ſich und flehte und drohte zugleich: Rett ihn, Valentin, rett ihn. Hilf, Valentin! Ach Gott, ſonſt hab ichs gethan! Sie betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwiſchen auf: er ſei tot, und ſie ſei die Schuld. Sie rief Apollonius ſelbſt mit den zärtlichſten Namen, er ſolle nicht ſterben. Valentin ſuchte in der Angſt nach einer Beruhigung für ſie und fand ein Etwas davon für ſich ſelbſt mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, ſo gab es doch Hoffnung, daß Apollonius ſchon auf dem Rückweg ſein müſſe. Er habe gewiß das Tauwerk noch einmal unterſucht. Wäre er verunglückt, man müßte es nunmehr wiſſen. Zehnmal mußte er ihr das vorſagen, eh ſie nur verſtand, was er meinte. Und nun erwartete ſie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte, und ſchrak auf bei jedem Laut. Ihr eignes Schluchzen hielt ſie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angſt und Ratloſigkeit ihn ſelber mit ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was beginnen; und vielleicht war noch zu retten, wenn man etwas that; vielleicht wußte der alte Herr, was zu thun war, um zu retten.

Der alte Herr ſaß in ſeiner kleinen Stube. Wie er ſich immer tiefer in die Wolken einſpann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm zuletzt auch das Gärtchen fremd. Beſonders hatte ihn die ewige Frage: Wie gehts, Herr Nettenmair? dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm ſein „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen“ nicht mehr glauben, und ſeitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apollonius war, ſo ſehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und ſeine zunehmende Menſchenſcheu nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, deſto ſchwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zuſtand des Hauſes zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in ſeinem Gärtchen nicht abzuſchließen war; es ſchien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in ſeinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleich kamen, vor denen er ihn ſchützen wollte. Hier ſaß der alte Herr den langen Tag zuſammen geſunken hinter dem Tiſche auf ſeinem Lederſtuhl und brütete nach ſeiner alten Weiſe über allen Möglichkeiten von Unehre, die ſein Haus treffen konnten, oder ſchritt mit haſtigen Schritten hin und her, und das Rot ſeiner eingefallnen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung ſeiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das Äußerſte that, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verſtändniſſe war, wurde zu ihm gelaſſen. Der alte Herr, der dem Gaſt, wie jedem andern, ſein Inneres verbarg, erriet bei dieſem dieſelbe Verſtellung und beſtärkte ſich daran in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur ſeine Hilfloſigkeit offenbar machen könnte. Je heißer es in ihm kochte, deſto eiſiger erſchien ſein Äußeres. Es war ein Zuſtand, der in völligen Wahnſinn übergehn mußte, wenn nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm ſchlug und ihn mit Gewalt aus ſeiner Vereinzelung heraus riß.

Heute geſchah ihm dieſe Gewalt. Eben ſaß er wieder brütend auf ſeinem Stuhle, als den Valentin die Angſt zu ihm hineintrieb. Den Geſellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß er es wußte, die Thüre leis zu öffnen und eben ſo hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit ſeinem krankhaft verſchärften Gefühle ſogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denſelben Gang, den all ſein Denken verfolgte. Es war eine dem Hauſe drohende Schmach, was die ſonſt immer gleiche Weiſe Valentins veränderte; es mußte eine entſetzliche ſein, da ſie den alten Geſellen aus der Faſſung brachte und ſeine Verſtellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufſtand von ſeinem Stuhl. Er kämpfte mit ſich, ob er fragen ſollte. Es war nicht nötig. Der alte Geſell beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Bruſt ſeine Befürchtungen, und was ſie rechtfertigte. Der alte Herr erſchrak, ſo gut ihn ſeine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten; aber der alte Geſell ſah nichts davon im Äußern ſeines Herrn; der hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgiltigſte zu ſagen hatte. Als er ausgeſprochen hatte, hätte das ſchärfſte Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Geſtalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den feſten Boden der Wirklichkeit wieder unter ſeinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er ſtand ſo ſtraff vor dem alten Geſellen wie ſonſt, ſo ſtraff und ruhig, daß Valentins Seele ſich an ihm aufrichtete. Einbildungen! ſagte er dann mit ſeinem alten grimmigen Weſen. Iſt kein Geſelle da? Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr ſchickte ihn nach

Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Geſelle ging. Geht er ihm nicht ſchnell genug, er altes Weib, ſo heiß er ihn eilen, damit er bald erfährt, daß er ſich um nichts geängſtigt hat. Aber kein Wort von ſeinem Sums da! Und ſchließ er die Frau ein, damit ſie nichts Albernes anfängt! Valentin gehorchte. Das zuverſichtliche Weſen des alten Herrn, und daß nun wirklich etwas gethan war, hatte kräftiger auf ihn gewirkt, als hundert triftige Gründe vermocht hätten. Er teilte ſeine Ermutigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu ſagen, worauf ſie ſich gründete. Hätte er Zeit dazu gehabt, wahrſcheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlaſſen. Und er ſelbſt ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld ſeines ältern und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode ſeines jüngern Sohnes, während er ihm ſeine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte und den Boten nur geſchickt zu haben ſchien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

Nun wird der alte Narr doch, ſagte Herr Nettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, dem Nachbar das ganze Märchen, das er ſich zuſammenſpintiſiert hat, erzählt haben, und die Frau ſechs Baſen damit in die Stadt herumgeſchickt haben!

Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr auf ſeine in einen Ausruf verkleidete Frage die Antwort erwartete. Werd ich doch nicht! ſagte er eifrig. Des alten Herrn Vermutung kränkte ihn. Ich hab ja da ſelbſt noch nichts Arges gemeint, und die Frau Nettenmair hat keinen Menſchen geſprochen ſeitdem!

Der alte Herr ſchöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abweſenheit hatte er ſich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegeben, den ein Vater in ſeinem Falle nur empfinden konnte; aber er hatte ſich geſagt, man dürfe nicht in unthätigem Jammer dem Verlornen nachwerfen, was noch zu erhalten ſei. Waren die Söhne verloren, ſo war doch die Ehre des Hauſes, ſeine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn bei dem wirklichen Falle die Übung zu ſtatten, die er bei ſeiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte. Wenn die krankhaft gewachſne Empfindlichkeit ſeines Ehrgefühls ihn ſpornte, vor dem Äußerſten nicht zurückzuſchrecken, ſo gingen ſeine Gedanken nun bei dem wirklichen Falle nur denſelben fieberiſchen Gang, den zu nehmen ſie ſich an den weſenloſen Ausgeburten ſeiner Furcht gewöhnt hatten. Verheimlichung alles deſſen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den ältern Sohn werden konnte, ſtellte ſich ihm als nächſte Notwendigkeit dar. Hatten Valentin und die Frau noch niemandem mitgeteilt, was ſie wußten, ſo konnte andres dergleichen bereits bekannt ſein. Solch ein verbrecheriſcher Gedanke entſpringt nicht aus dem Ohngefähr. Er iſt die Blüte eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte ihm erzählen, was ſeit Apollonius Zurückkunft im Hauſe geſchehen war. Wußte Valentin von Fritz Nettenmairs Eiferſucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, deſſen argwöhniſche Gemütsart er kannte, nichts davon ſagen; ſeine Erzählung wurde die Geſchichte eines leichtſinnigen, ehr und vergnügungsſüchtigen Verſchwenders, der trotz aller Bemühungen ſeines beſſern Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüſtling und Trunkenbold herabſank; zugleich die Geſchichte eines treuen Bruders, der dem Verſchwender notgedrungen die Sorge um Ehre und Beſtand von Geſchäft und Haus aus den Händen nimmt, um dieſe Ehre zu retten, und von dem Gefallnen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr ſaß regungslos. Nur die Röte, die immer brennender auf die magern Wangen trat, ſeiner Freunde, längere Geſpräche beſchränkt werden, da eigentümliche nervöſe Aufregungen ihnen ſtets folgten.

Keineswegs äußerte er ſich in kleinmütigen Klagen über ſeine Leiden, vielmehr wird mir die Energie Ludwigs ſtets unvergeßlich bleiben, jahrelang einen Zuſtand ohne Murren zu ertragen, in welchem unter unſäglichen Schmerzen die Herrſchaft über den Körper geſchwunden, das Bewußtſein aber klar war, daß der rege Geiſt durch die Reaktion körperlicher Krankheit zunehmend getrübt werden mußte. — Während das unbedeutendſte Leiden eines ſeiner Familienglieder ihm die quälendſten Nächte bereitete, fügte er ſich geduldig ſeinem trüben Loſe. Dieſe Energie ſchöpfte er nicht allein aus ſeiner ihm natürlichen geiſtigen Stärke, ſondern auch aus ſeiner echten, im reinſten Herzen wohnenden Frömmigkeit, die ſo oft und ſo ſchön aus ſeinen Worten hervorleuchtete.“ —

Der Bericht des Arztes giebt weder ein vollſtändiges Bild der Krankheit des Dichters, noch erklärt er die Folge geheimnisvoller und rätſelhafter Erſcheinungen, die im Verlauf der Jahre 1860 bis 1865 bei und an Ludwig ſichtbar und fühlbar wurden. Doktor Ayrer fügte ſelbſt dem ſchon mitgeteilten hinzu, daß im Laufe der Zeit „Kongeſtionen nach dem Kopfe, Verdauungsſtörungen, Herznervenzufälle, Schmerzen infolge des faſt bewegungsloſen Liegens ſeines immer mehr abmagernden Körpers, katarrhaliſche Erſcheinungen“ eintraten, und bemerkte, daß ihm nicht entgangen ſei, „daß ein nervös erregtes Leben des Geiſtes und Gemütes in einem männlich kräftig gebauten, doch unleugbar den Typus des Leidens tragenden Körper waltete.“ Wer könnte zweifeln, daß dieſe wachſende geiſtige Erregtheit ihre Wurzel in dem raſtloſen Drange des Dichters nach ſchöpferiſcher Bethätigung ſeiner Kraft und der beſtändig wieder ſchmerzvoll empfundnen

Unmöglichkeit hatte, ſich dieſem Drange unbekümmert zu überlaſſen? Wenn Ludwig am 30. Dezember 1860 an Heydrich melden mußte, daß ſeine Augen ſo unbrauchbar ſeien, daß er beim Leſen „die Wirkung des weißen Papiers nicht ertragen könne, welche die Buchſtaben grün macht und übereinander ſteigen läßt,“ wenn Auerbach ihn um Pfingſten 1863 ſchmerzlich reſigniert ſagen hörte: „Mein Unterleib verlangt Bewegung, meine Füße werden davon krank, und alſo gehts nicht,“ und ihn in einem Zuſtande fand, bei dem er mit der rechten Hand gar nichts halten konnte, „mit der linken höchſtens ein Blatt Papier. Leſen kann er nicht, vorleſen laſſen auch nicht, nichts als rauchen aus ſeiner langen auf dem Boden aufgeſtellten Pfeife“ (Berthold Auerbachs, Briefe an Jakob Auerbach. Band 1, Seite 260); wenn einzelne Beſucher mitten im lebhaften Geſpräch mit ihm ſchon aufs tiefſte ſeine leibliche Hinfälligkeit ſchmerzlich empfanden, ſo waren das zunächſt nur beſonders ungünſtige Momente, die von vielen beſſern unterbrochen wurden. Bleibend aber war vom leidvollen Beginn bis zum erlöſenden Ausgang dieſer Leidensjahre die eigentümliche Erkrankung ſeines Nervenlebens, die keine andre geiſtige Fähigkeit aufzuheben ſchien, als die Willenskraft, die an einer beſtimmten Stelle einſetzen, abſchließen und zu einem Ziel gelangen kann, bleibend der Bruch zwiſchen der Macht der Phantaſie und der Ohnmacht des Arbeitsvermögens, bleibend auch die tief einſiedleriſche Stimmung, die ihn ſelbſt in den Wochen und Tagen, wo er allenfalls das Haus noch hätte verlaſſen und mit der Welt in Berührung treten können, in ſein Zimmer und das Gärtchen vor ſeinem Hauſe bannte. Noch 1860 beſuchte er in langen Zwiſchenräumen eine Theatervorſtellung oder ein Konzert, entzückte ſich am ſeelenvollen Spiel Clara Schumanns, oder ſah mit zweifelndem Erſtaunen die wunderliche Umdeutung, die ein Schauſpielvirtuoſe wie Bogumil Dawiſon mit

Shakeſpeares charakteriſtiſchem Shylock vornahm. (In den „Shakeſpeareſtudien“ ſchrieb er darüber: „Geſehen Dawiſons Shylock. Eine faſt edle tragiſche Geſtalt ohne Jüdeln. Wie er die Rolle zu tief, nahmen die andern ihre zu flach, wodurch alle Haltung verloren ging.“) Nach 1861 ſetzte er kaum je den Fuß über die Pforte des Hauſes hinaus, in dem er wohnte.

Nur die Nächſtſtehenden ſeiner zahlreichen Beſucher, die auch an ſchmerzvollen Tagen und ſolange es irgend anging Zutritt zu ihm fanden, wußten um 1861 und 1862 ſchon, wie krank Ludwig war. Viele andre konnten ſich bei der wunderbaren Friſche ſeines Geiſtes, der Vielſeitigkeit ſeiner Theilnahme an allen höchſten und tiefſten Fragen der Kunſt, bei dem Reiz der ungeminderten Schlagkraft und bei dem Ausdrucksreichtum ſeiner Geſpräche noch jahrelang über ſeinen Zuſtand täuſchen. Das Bedürfnis des Dichters, ſich über ſeinen Zuſtand zu erheben, gab ihm eine Stärke, angeſichts deren Fremde und Fernſtehende unbedingt darauf vertrauten, daß Ludwig nach vorübergehenden Leiden in neuer Geſundheit und Schaffenskraft erſtehen werde. Im eingehenden Geſpräch mit ältern und jüngern Freunden vergaß er nicht nur ſelbſt, was ihm die Schwingen lähmte, er machte es auch andere vergeſſen. Berthold Auerbach in ſeinen Briefen an ſeinen Vetter Jakob, Joſef Lewinsky in den pietätvoll aufgezeichneten und ſpäter veröffentlichten „Geſprächen mit Otto Ludwig“ haben davon Zeugnis abgelegt; ein deutliches Bild, wie die endliche Welt mit ihrer Unzulänglichkeit und Qual vor dem Unendlichen, das in ſeiner Anſchauung und Seele lebte, zurücktreten mußte, gewähren auch die Erinnerungen des Dr. Hermann Lücke — gegenwärtig Profeſſor der neuern Kunſtgeſchichte an der Techniſchen Hochſchule und Kunſtakademie zu Dresden —, der ſeit dem Anfang der ſechziger Jahre zu jenem kleinen Kreiſe jüngerer Künſtler und Gelehrten gehörte, der ſich den ältern unverändert treuen Freunden Ludwigs angeſchloſſen hatte, und zu dem unter andern die Maler Leonhard Gey und Ernſt Schaller (der talentvolle, leider früh geſchiedne Sohn von Ludwigs Jugendfreund Karl Schaller) gerechnet werden müßen. Profeſſor Dr. Lücke berichtet:

„Während meiner Studienzeit in Leipzig war unter dem tiefen Eindruck der Dichtungen Otto Ludwigs der Wunſch auf das lebhafteſte in mir rege geworden, den Dichter perſönlich kennen zu lernen. Die Erfüllung meines Wunſches verdankte ich meinen verehrten Lehrer Chr. Herm. Weiße, der Otto Ludwig befreundet war. Seit dem Frühjahr 1860 bis nahe an die Zeit von Ludwigs Tode war mir das Glück, mit ihm perſönlich zu verkehren, vergönnt. Mit tiefſter Dankbarkeit, mit dem Gefühl innerer Erhebung, aber auch mit tief ſchmerzlichen Empfindungen denke ich an dieſe Zeit zurück. Denn eine Zeit unſäglich ſchweren Leidens war für den edeln Dichter der größte Teil dieſer letzten Jahre.

Unauslöſchlich iſt mir ſein Bild in die Seele geprägt. In ſeiner ganzen Erſcheinung lag etwas ſo Ungewöhnliches und Eigenartiges, daß jeder beim erſten Blick von ihr gefeſſelt ward: eine hohe, etwas gebeugte Geſtalt, das große Haupt von langem, ſchwarzem Haar umrahmt, der Bart bis auf die Bruſt herabreichend, die Stirn über den ernſten tiefliegenden Augen hochgewölbt, trotz des Leidens beinahe faltenlos klar. Die Stimme hatte einen eigentümlich weichen, gedämpften Klang. Die tiefe Innerlichkeit ſeiner Natur gab ſich in jedem ſeiner Worte zu empfinden.

Als ich ihn kennen lernte, geſtattete ihm ſein Leiden noch freie Bewegung; von Zeit zu Zeit konnte er noch kleine Spaziergänge unternehmen, auf denen ich ihn bisweilen begleitete. Später feſſelte ihn die Krankheit immer häufiger ans Zimmer, in den letzten angeſagt, ſein Augenleiden ſei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten doch recht haben. Nun nickte ein raſch Vorübergehender, und auf ſein: Wie gehts? lächelte der alte Herr wiederum: Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen. Über jeden andern an Herrn Nettenmairs Stelle würde der Geſell gelacht haben; aber die mächtige Perſönlichkeit des alten Mannes ſetzte ihn ſo in Reſpekt, daß er den Widerſpruch ſeiner ſinnlichen Wahrnehmung mit deſſen Worten auf ſich beruhen ließ und zugleich ſeinen Sinnen glaubte: Herr Nettenmair ſei blind, und Herrn Nettenmair ſelbſt: es habe nichts zu ſagen.

Das Erſcheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und ſicherlich würde es Aufſehen gemacht haben, und der alte Herr durch hundert Händeſchüttler und Frager aufgehalten worden ſein, hätte nicht ein Andres die Aufmerkſamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und ſchnell Ausgeſprochnes durch die Straßen. Zwei, drei blieben ſtehn, das Näherkommen eines dritten, vierten abwartend, der ſich merken ließ, er wiſſe das, was ſie zehn andre ähnliche Gruppen bilden ſahen. Dort verkündete es einer im ſchnellen Vorübereilen. Und immer begann es mit einem: Wißt ihr ſchon?, das oft von einem: Aber was iſt denn geſchehn? herausgefordert war. Herr Nettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm einer zu ſagen brauchte, was geſchehen war; aber er durfte ſich nicht merken laſſen, wie er wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müſſen; man wollte nicht allein wiſſen, was geſchehen war; auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechſchmiedegeſelle meinte, Herr Nettenmair wollte an ihm niederſinken, aber der alte Herr hatte ſich nur an den Fuß geſtoßen, „es hatte nichts zu ſagen.“ Der Geſell fragte einen Vorübereilenden. — Ein Schieferdecker iſt verunglückt in Brambach. —

Wie denn? fragte der Geſell. — Ein Seil iſt zerriſſen. Weiter weiß man noch nichts. — Herr Nettenmair fühlte, wie der Geſell erſchrak, und daß er über dem Gedanken erſchrak, der Sohn des Mannes ſei verunglückt, den er führte. Er ſagte: Es wird in Tambach geweſen ſein. Die Leute haben falſch gehört. Es hat nichts zu ſagen! Der Geſell wußte nicht, was er von der Gleichgiltigkeit des Herrn Nettenmair denken ſollte. Der ſagte zu ſich, indem das brennende Rot auf ſeine Wangen trat: Ja, es muß ſein. Es muß nun ſein! Er dachte daran, es gab Etwas, womit man allen Gerichten, allen Unterſuchungen aus dem Wege gehn kann. Das Etwas, das er meinte, mußte ein hartes Etwas ſein; denn er biß die Zähne zuſammen, als er mit dem Kopfe nickte und zu ſich ſagte: Es muß ſein! Nun muß es ſein! Der Geſell ging, den alten Herrn führend, wie im Traume neben ihm die Turmtreppe von Sankt Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmair war doch ein eigner Mann!

Der alte Herr hatte geſagt, er müſſe den Sohn auf dem Kirchendach ſprechen — wegen der Reparatur. Er hatte ohne Abſicht in ſeiner diplomatiſchen Art geredet.

Es mußte auf dem Kirchendache ſein, und es galt eine Reparatur, aber nicht die des Kirchendachs.

* * *

Zwiſchen Himmel und Erde iſt des Schieferdeckers Reich. Zwiſchen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach von Sankt Georg, ſchaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr ſich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair geflohen vor den Augen der Menſchen, die er alle auf ſich gerichtet meinte, hier herauf hatte er ſich geflüchtet, vor ſeinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in ſeiner Bruſt mit herauf gebracht; und wie angeſtrengt er ſchaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne ſtand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schweiß der Gewiſſensangſt. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelte ſie feſt, ſo angſtvoll haſtig, als nagelte er den Weltenbau feſt, der ſonſt einſtürzen müßte in der nächſten Viertelſtunde. Aber ſeine Seele war nicht bei dem Hämmern, ſie war dort, wo unaufhörlich Stricke riſſen und verunglückende Schieferdecker polternd hinabſtürzten in den gewiſſen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßte er hinunterrufen: Nach Brambach! Er ſoll nicht die Leiter beſteigen! Er ſoll ſich nicht auf ſein Fahrzeug ſetzen! Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameiſen da unten durch einander liefen, in Schreck verſteinert ſtehn, und ſo viel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abſcheu, ſtarrten herauf, und der Häſcher kam und ſtieß ihn vor ſich her die Treppe hinunter; und vielleicht war es doch zu ſpät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: ſtürbe Apollonius nicht, er wollte ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, ſobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — iſts der Häſcher ſchon? Nein. Es weiß niemand, was er gethan hat. Er verzerrt ſein Geſicht in Trotz und fragt: Wer will mir was anhaben? Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerſchläge auf ſein gequältes Herz. Das iſt die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet hat. Wird der fragen, dem ſie gehört: Wo iſt dein Bruder Abel hin? Nein. Er will dem Sohne ſagen, daß jener verunglückt iſt; er meint, es iſt ein Unglückstag, und er ſoll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt er doch, die Antwort iſt faſt ſo alt, als das Menſchengeſchlecht: Soll ich meines Bruders Hüter ſein? Dabei kommts ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater iſt blind. Denn er weiß, ſeine ſehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer haſtiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachſtuhl iſt ſchmal, und der Alte ſpricht ſchon an dem Ausſteigeloch im Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. Nun iſts ſchon gut, hört er den Alten ſagen. Mach er ſeinem Meiſter mein Kompliment; und da iſt etwas für ihn. Trink er eine Geſundheit dafür! Fritz Nettenmair hört, der alte Herr ſetzt ſich auf die bloßgelegte Latte im Ausſteigeloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit ſeiner Geſtalt. Er hört den Dank des Geſellen und ſeine Tritte, wie ſie immer ferner klingen.

Schönes Wetter, ſagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wiſſen, ob noch jemand in der Nähe iſt. Es antwortet niemand; Fritz Nettenmair ſtirbt der Ton in der Bruſt; er hämmert immer lauter und haſtiger. Er wünſcht, die Stunde, der Tag, das Leben wär zu Ende. Fritz! ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fritz Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: Kain, wo biſt du? Hier, Vater, entgegnet er und hämmert fort.

Der Schiefer iſt feſt, ſagte der Alte gleichgiltig; ich hörs am Klange; er blättert nicht.

Ja, entgegnet Fritz mit klappernden Zähnen, er nimmt kein Waſſer.

Er iſt beſſer geworden als früher, fährt der Alte fort; ſie ſind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es ſcheint, du biſt allein. Ein Ja erſtirbt im Munde des Sohnes. Je tiefer er lagert, deſto feſter iſt das Geſtein. Iſt keine Rüſtung weiter in der Nähe?

Keine.

Gut. Komm hierher. Hier vor mich! —

Was ſoll ich?

Hierher kommen. Was geſagt ſein muß, muß leiſe geſagt ſein!

Fritz Nettenmair trat in allen Gelenken ſchlotternd vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch ſuchte er ſeinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Faſſung, aber davon ſprach kein Zug in dem verwitterten Geſicht; nur die Dauer ſeines Schweigens und ſein Atem, der das ſchwere, ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nachzuklingen ſchien. Fritz Nettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen mußte. Er rang nach Trotz. Wenn ers in ſeinem Argwohn errät, wer will mirs beweiſen? Und könnt ers beweiſen, er giebt mich nicht an; davor bin ich ſicher. Warum auch ſonſt will er leiſe reden? Mag er ſagen, was er will, ich weiß nichts, ich bins nicht geweſen, ich hab nichts gethan. Sein Geſicht rang ſich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildeſten Ausdrucke des Trotzes hindurch. Der alte Herr ſchwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag ſchon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius bebte der letzte Sonnenſtrahl. Etwas ferner rauſchte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde: oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Kryſtall darüber gedeckt. Kleine roſige Wölkchen wie Flocken hineingeſtreut. Der Lärm von unten erloſch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit ſich und ſchlug ſie leiſe ſpielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächſten grünen Höhe, wo ſie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Brambach ſein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und ſüß aufgelöſtes Hinſehnen nach Ruhe. Nur zwiſchen Himmel und Erde die beiden Menſchen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht ſeine Flügel. Nur über ſie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnſinn überreizten Ehrgefühls, in dem andern alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

Wo iſt dein Bruder? drang es endlich zwiſchen den Zähnen des einen hervor.

Ich weiß nicht. Wie ſoll ichs wiſſen? bäumt ſich im andern der Trotz.

Du weißt nicht? Der alte Herr flüſterte nur, aber jedes ſeiner Worte ſchlug wie ein Donner in die Seele des Sohnes. Ich will dirs ſagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil iſt über ihm zerriſſen, und du haſts mit Beilſtichen zerſchnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen ſchleichen ſehn. Du haſt vor deiner Frau gedroht, du willſt es thun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen ſies in die Gerichte. Der erſte, der nun die Treppe herauf kommt, iſt der Häſcher, der dich vor den Richter führt. —

Fritz Nettenmair brach zuſammen; die Rüſtung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Elende am Rande des Gerüſtes zuſammen, ſo ſtürzte er hinab in die Tiefe, und alles war vorüber! Alles, was ſein mußte, war gethan! Eine Lerche ſtieg aus einem nahen Garten in die Höhe und ſtreute ihr luſtiges Tirili über Bäume und Häuſer hin. Glücklichere Menſchen hörten den Geſang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitſche und Kreiſel, und ſuchten mit himmelaufgewandten Augen den ſchwebenden klingenden Punkt und horchten mit verhaltnem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den

Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchenſang klingt, was er erhorchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochner Angſtruf. Er horchte erſt voll Hoffnung, dann voll Angſt. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüſtes röchelt ein ſchwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht gethan. Er muß es thun, denn gethan muß es ſein. Sonſt zeigen die Menſchen mit den Fingern auf die Kinder: Die ſinds, deren Vater ſeinen Bruder erſchlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthauſe ſtarb. Und wo es längſt vergeſſen iſt, da dürfen ſie ſich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menſchen wieder mit den Fingern und wenden mit Schaudern ſich von ihnen ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, iſt das Kapital, womit der Menſch anfängt. Es muß ihm erwieſen werden, eh ers hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweiſen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehn? Wie ſollen ſie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menſchen von den Menſchen ausgeſtoßen, müſſen ſie nicht werden, wie ihr Vater war? Und ſein eignes langes Leben voll Anſtrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angeſteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig, zu thun, wie der Vater that, und es kann kein ehrlicher Vater geweſen ſein, der ſolchen Sohn hatte! — Immer brennender glühte die Röte auf der eingefallnen Wange; die zuſammengeſunkne Bruſt richtete ſich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Nettenmair ahnte ihren Sinn und wollte ſich aufraffen und wäre wieder umgeſunken, ſtützte er ſich nicht mit beiden Händen. So lag er auf Händen und Knieen vor dem Alten, als er den Angſtruf ausſtieß: Was willſt du, Vater? Womit gehſt du um?

Ich will ſehn, erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüſtern, ob ichs thun muß, oder ob dus thun wirſt, was gethan ſein muß. Und gethan muß es ſein. Noch weiß niemand etwas, was zur Unterſuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich ſtehn, aber nicht für die, daß ſie nicht verraten, was ſie wiſſen. Wenn du jetzt herabfällſt von der Rüſtung, ſodaß die Leute meinen können, du biſt ohne Willen verunglückt, dann iſt die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, ſteht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, ſo ehrlich, als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld geſtorben iſt. Du biſt ſolchen Tod nicht wert, Bankeruttierer. Dich ſollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausſchleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht haſt und haſt vergiften wollen das zukünftige Leben der unſchuldigen Kinder und mein vergangnes, das voll Ehre geweſen iſt. Du haſt Schande genug gebracht über dein Haus, du ſollſt nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir ſollen ſie nicht ſagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüſt oder im Zuchthauſe geſtorben iſt. Du beteſt jetzt ein Vaterunſer, wenn du noch beten kannſt. Dann wendeſt du dich, als wollteſt du wieder zu deiner Arbeit gehn, und trittſt mit dem rechten Fuß über die Rüſtung. Sag ich, der Schreck über ſeines Bruders Unglück hat ihn ſchwindeln gemacht: mir glaubens die Gerichte und die Stadt. Das iſts, was ein Leben einbringt, das anders geweſen iſt, als deins. Thuſt dus nicht gutwillig, ſo ſtürz ich mit dir hinab, und du haſt auch mich auf deinem Gewiſſen. Die Leute wiſſen, ich leide an den Augen; ich bin geſtrauchelt und hab mich an dir anhalten wollen und hab dich mitgeriſſen. Meines Lebens iſt nach dem, was ich heut erfahren hab, keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erſt an. Und auf den Kindern ſoll keine Schande haften, ſo wahr ich Nettenmair heiße. Nun beſinn dich, wie es werden ſoll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort!

Fritz Nettenmair hatte mit wachſendem Entſetzen die Rede des Vaters gehört. Daß ſeine That noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angſt vor dem gedrohten Tode weckte einen Teil ſeiner Kräfte wieder. Er flüchtete ſich wieder in ſeinen Trotz. Haſtig ſagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: Ich weiß nicht, was du willſt. Ich bin unſchuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilſtichen ſagſt! Er erwartete, der Vater würde auf ſeine Einwendungen eingehn, wenn auch erſt ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen. Eins — zwei. — Vater, fiel er ihm mit ſteigender Angſt in das Zählen, und der Trotz ſeines Tones brach im Flehen: Hör mich doch nur. Die Gerichte hören einen, und du hörſt mich nicht. Ich will mich ja hinunterſtürzen, weil du mich tot haben willſt, ich will ſterben, wenngleich unſchuldig. Aber höre mich nur erſt! Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Elende ſah, ſein Urteil war geſprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch ſagen mochte; und er wußte, was der eigenſinnige alte Mann ſich einmal vorgenommen hatte, das führte er unerbittlich aus. Er wollte ſich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte ſich anhalten, wenn der Alte ſich an ihn hing, um nicht mitzuſtürzen. Das konnte ihm kein Menſch verdenken. Dazwiſchen ſah er ſchaudernd, was ihn erwartete, wenn er floh, und die Gerichte faßten ihn doch. Es war beſſer, er ſtarb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er ſann zurück und lebte ſein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten ſich; er war bald dort bald da und hatte vergeſſen, warum. Er ſah die Nebel ſich ballen, in denen der Geſell verſchwunden war, zugleich ſah er zu den hellen Fenſtern des roten Adlers auf, es klang: Da kommt er ja! Nun wirds ſamos! Er ſtand an den Straßenecken und zählte, und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er ſtand wieder vor der Frau und ſagte über des ſterbenden Ännchens Bett gebeugt: Weißt du, warum du erſchrickſt? und holte aus zu dem unſeligen Schlage; ſelbſt daß er vor dem Vater dalag und hin und herſann in gräßlich angſtvoller Haſt, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann wars ihm, als käme er zu ſich, und unendliche Zeit ſei vergangen zwiſchen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelſchläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müſſe ja alles gut ſein. Er müſſe ſich nur beſinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er ſich angehalten, als ihn der Vater mit ſich hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort ſaß der Vater noch. Er hörte ihn „neun“ zählen und dann ſchweigen. Die Beſinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber ſchwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein ſcharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um ſeiner gewiß zu ſein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerſtandsloſigkeit des Gliedes, das er gefaßt hatte, es ſei unnötig, den Sohn zu halten, er müſſe ohnmächtig ſein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, ſo mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehn. Auch dieſe Ohnmacht konnte den Verdacht entſtehen oder wachſen machen. Er erhob ſich und wandte ſich von der Dachluke nach dem Kommenden. Er war unſchlüſſig, ſollte er die Luke mit ſeinem Körper decken oder dem Kommenden entgegen gehen? Der Geſelle, den er vorhin nach Brambach geſchickt hatte — denn dieſer wars, der ſo eilig kam —, huſtete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüſtung; ja er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf liegenden entziehen, wenn er ihm entgegen ging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewiſſer, als wenn er vor der Luke ſtehn blieb, da es wahrſcheinlich war, er verdecke dieſelbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erſt, wie das, was er heute erfahren, ſeine Kräfte gelähmt habe. Aber der Geſell merkte nichts davon, als er den alten Herrn an den Treppenbalken gelehnt ihm den Weg verſperren ſah.

Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair? fragte der Geſell, indem er auf der Treppe ſtehn blieb.

Wen? fragte Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, ſeine künſtliche Ruhe zu bewahren. War der Geſell in Brambach geweſen, ſo konnte er nicht ſo ruhig ſprechen, er mochte ſprechen, von wem er wollte.

Nun, er wird nunmehr daheim ſein, entgegnete der Geſell. Der alte Herr wiederholte ſeine Frage nicht; er mußte ſich an dem Balken feſthalten, an dem er lehnte. Er war ſchon auf dem Wege, fuhr der Geſelle fort; ich bin mit ihm bis ans Thor gegangen. Da hat er mich zum Blechſchmied geſchickt, ich ſollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wär. Der Jörg ſagte, er hätts ſchon hingeſchafft, und käm eben vom

Kirchendach von Sankt Georg, da hätt er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab ich gemeint, er wird noch oben ſein; und weils ſo eilig war, wollt ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius herausſchicken ſoll.

Jetzt erſt gelangs Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er ſich hatte feſthalten müſſen, herauf und herunter zu betaſten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu unterſuchen. Da er fühlte, ſeine Hände zitterten, gab er ſeine Unterſuchung auf. Er ſagte ſo grimmig, als er im Augenblick vermochte: Ich komme ſelber hinunter. Wart er auf dem Abſatz, bis ich ihn rufe! Der Geſell gehorchte. Herr Nettenmair ſchöpfte tief Atem, als er ſich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atem ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er ſich ſeit Valentins Mitteilung befunden hatte, ſich zu löſen begann, trat erſt der Vaterſchmerz hervor, den die leidenſchaftliche Anſtrengung für die Ehre des Hauſes bisher nicht zu Worte hatte kommen laſſen. Er fand nun erſt Zeit, das Unglück des rechtſchaffnen Sohnes zu beweinen, als ſich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn ſchwebt noch immer in der gleichen Gefahr, ſo lang der ſchlimme ſich in ſeiner Nähe befindet. Auch dieſen Fall hatte er in ſeinem Plane vorgeſehen und ſich geſagt, was er dann thun müſſe. Die bisherige Kraft, die nur eine angemaßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlaſſen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohnes und die Ehre ſeines Hauſes. Er taſtete ſich nach der Dachluke hin. Fritz Nettenmair war unterdes aus ſeiner Betäubung wieder erwacht, und es war ihm gelungen, aufzuſtehn. Der alte Herr hieß ihn von der Rüſtung hereintreten und ſagte: Morgen vor Sonnenaufgang biſt du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein andrer Menſch werden kannſt. Hier biſt du in Schande und bringſt Schande. Nach mir gehſt du heim; Geld ſollſt du haben; du machſt dich fertig. Du haſt ſeit Jahren nichts für Weib und Kind gethan; ich ſorge für ſie. Vor Tagesanbruch biſt du auf dem Weg. Hörſt du?

Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen geſehen; nun ſollte er leben! Leben, wo niemand wußte, was er gethan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräuſch mit dem Wahnbild des Häſchers ſchrecken durfte. In dieſem Augenblicke fühlte er ſelbſt das als ein Glück, daß er fern ſein ſollte von dem Weibe, um das er alles gethan, was er gethan, und in deren Anſchauen er Tag für Tag alles mitſehen ſollte, was er gethan; die ſeine That wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hauſe, in dem ihn ſtündlich alles erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergeſſen hoffte, und ſich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebſten wäre er ſogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt ſtand, dem Rettungshafen zugeeilt.

Apollonius iſt nicht geſtürzt, fuhr der Alte fort, und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel verſank. Das alte Geſpenſt hatte ihn wieder in ſeinen Fäuſten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch ſich gefreut hatte. Mit dem Gegenſtande ſeines Haſſes lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllenflammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler tot. Gewiſſensangſt, das drohende Jenſeits, alles war erträglich, nur eins nicht: ſie in ſeinen Armen zu wiſſen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. Du gehſt, ſagte er, als dieſer ſchwieg. Du gehſt. Du biſt morgen vor Tag noch auf dem Wege nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande ſein, ſo iſts beſſer bloße Schande, als Schande und Mord. Denk, ich habs geſchworen, und nun thu, was du willſt!

Der alte Herr rief den Geſellen herauf und ließ ſich heimführen.

* * *

Unterdes war das Gerücht, das dem alten Herrn auf ſeinem Wege nach Sankt Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Läden ſteht. Vor den Fenſtern erzählte es ein Vorübergehender einem andern. Die Frau hörte nichts als: Wißt ihrs ſchon? In Brambach iſt ein Schieferdecker verunglückt. Dann ſank ſie vom Stuhle, von dem ſie aufſpringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin ſeinen Schmerz um Apollonius über der Angſt und Sorge um die Frau vergeſſen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der ſcharfen Kante des Stuhlbeins bewahren. Da ſaß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von ſeinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Geſicht. Ihre vordern Haare hatten einen Drang, ſich in natürliche Locken zu kräuſeln, den ſie durch das ſcharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten ſie die Ohnmacht ihrer Beſitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte ſich die Hände frei, indem er ihre Laſt vorſichtig leiſe auf den Boden gleiten ließ, und verſuchte die Haare aus dem Geſicht zu ſtreichen. Er mußte ſehen, ob ſie noch lebe. Das verurſachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angſt machte ſeine alten Hände noch ungeſchickter; dazu kam die eigne Scheu, die einen alten Junggeſellen unerbittlich in ſo enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigenſinn der Haare, die immer wieder in krauſem Gelock über dem Geſichte zuſammenſchlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten ſich dagegen, er ſah, wie ſie die Haare mit ihren Schlägen bewegten, und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tiſch ſtand eine Flaſche mit Waſſer; er goß ſich davon in die hohle Hand und ſpritzte es ihr auf Haare und Geſicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung: er half ihr den Oberleib aufrichten und ſtützte ihn. Sie ſtrich ſich nun ſelbſt die widerſtrebenden Haare aus dem Geſicht und ſah ſich um. Ihr Blick hatte etwas ſo Fremdes, daß der Valentin von neuem erſchrak. Dann nickte ſie mit dem Kopfe und ſagte mit leiſer Stimme: Ja. Valentin verſtand, ſie ſagte ſich, ſie habe die ſchreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, ſie ſagte ſich wohl, was geſchehen ſei, aber ſie begriff es nicht. Es war, als ginge es nicht ſie an, was ſie ſich ſagte, und als beſänne ſie ſich, wen es wohl betreffen möchte. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn ſie dahinter kam; aber ſie wußte in dem Augenblick nicht, was Schreck iſt und Schmerz; ein traumhaftes Vorgefühl von Händezuſammenſchlagen, Erbleichen, Umſinken, Aufſpringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem ſie vorbeiwankt, niederſinken möchte, und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wilden Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Bruſt Sinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorgefühl von alle dem wandelte in der Stube vor ihr wie ihr eignes undeutliches fernes Spiegelbild hinter einem bergenden Florſchleier. Näher und unterſcheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum ſtechenden Schmerze wuchs, und das angſtvolle Wiſſen, er müſſe ſie erſticken, wenn ſie das Weinen nicht finden könne, das alles heilen müſſe. So ſaß ſie lange regungslos und hörte nichts von alle dem, was der alte Valentin in ſeiner Angſt ihr vorſprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte ſelbſt nicht an ſeine Troſtgründe, wenn er ihr beweiſen wollte, Apollonius könnte nicht verunglückt ſein; er ſei zu vorſichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geſchichte aus ſeiner Jugend, wo ſich Leute, die nun lange tot ſind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten ſchrecken laſſen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beſchrieb die Perſonen, als müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn ſie den alten Amtmann Kern und ſeine Haushälterin vor den Augen ihres Geiſtes ſähe, wie ſie damals leibten und lebten. Er hätte ſein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er wußte in ſeiner Ratloſigkeit nicht, wie. So ſuchte er ſich ſelbſt über die Angſt des Augenblicks durch immer eifrigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauſchte er die kleinſte Bewegung in den Zügen des bleichen ſchönen Geſichtes; und je ſchöner und jugendlicher es ihm vorkam, deſto ſchwerer ſchien ihm, was ſie litt, und deſto eifriger wurde ſein Erzählen. Als eine ſiebzehnjährige Braut hatte er ſie in das Haus mit den grünen Läden einziehen ſehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vierundzwanzigſtes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen ſpielendes Kind geweſen war, was hatte ſie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie ſchön war ſie immer geblieben in ihrem Dulden, wie ſchön hatte ſie geduldet! Nun lag ſie zerbrochen als halb aufgeſchloßne Blume da vor ſeinen alten Augen, die ſo oft um ſie geweint hatten, mehr über die Milde und unbewußte, unzerſtörbare Hoheit, womit ſie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück ſelbſt. Es giebt rührende Geſtalten, die die Angſt, die ſelbſt der Zorn nicht entſtellt; die in all ihrem Thun, ſelbſt in ihrem Lächeln, ſelbſt in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anſchauen denken müſſen. Es iſt auch keine ſchmerzliche Rührung, die wir da empfinden; und der Schmerz ſelbſt hat auf ſolchem Geſicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu tröſten und rührend zu erheben, indem er uns zum tiefſten Mitleid mit ſeinem Träger dahinreißt. Als eine ſolche Geſtalt hatte Chriſtiane, ſo lang er ſie kannte, vor des alten Valentin Augen geſtanden, als eine ſolche lag ſie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte ſie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf; er ſah, ſie war gerettet. Er las es in ihrem Geſichte, das, ſo ehrlich wie ſie ſelbſt, nichts verſchweigen konnte. Er ſaß und hörte mit ſo freudiger Aufmerkſamkeit auf ihr Weinen, als wärs ein ſchönes Lied, das ſie ihm vorſänge. In den Augenblicken, wo der Menſch der ſtärkern Natur ſich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am ſicherſten ſeine wahre Art. Was von Tierheit im Menſchen unter der hergebrachten Schminke ſogenannter Bildung oder vorſätzlicher Verſtellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Chriſtianens Stimme im hingegoßnen Weinen, die ſie nach dem Schlag über Ännchens Bett im Doppelſchrei von Schmerz und Entrüſtung nicht verloren hatte. Sie hatte ſich ausgeweint und erhob ſich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie machte ſich zum Ausgehen fertig. Ihr Weſen hatte etwas feierlich Entſchiednes angenommen.

Valentin ſahs mit Erſtaunen und Sorge. Ihm fiel ſeine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängſtlich, ſie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. Aber ich darf Sie nicht fortlaſſen, ſagte er. Der alte Herr hat mirs mit Ketten auf die Seele gebunden.

Ich muß, ſagte ſie. Ich muß in die Gerichte. Ich muß ſagen, daß ich ſchuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird ſich meiner Kinder annehmen. Ich möchte den Herren ſagen, ſie ſollen ihn zu dem Ännchen legen; er hats ſo lieb gehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden ſie nicht thun. Nein, davon will ich nichts ſagen!

Valentin wußte nicht, was er erwidern ſollte. Er dürfte ſie nicht fortlaſſen und ſah an ihrer Entſchiedenheit, er würde ſie nicht aufhalten können. Wenn nur der alte Herr erſt da wäre! dachte er. Er ſagte: Thäten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zulieb?

Sie ſah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: Wie ihr fragen könnt! Ihr habt ihn immer lieb gehabt, und das vergeß ich euch nicht, ſo lang ich noch lebe. Er iſt geſtorben, und ich muß auch ſterben. Kann ich euch noch etwas thun, eh ich gehn muß, ſo dürft ihrs nur ſagen. Wenn ichs auch thun kann, und wenn ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehn ſoll.

Nein, ſagte der Alte. Das nicht. Aber wenn Sie nur ſo lang bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortlichkeit ledig bin! Dem Alten wars nicht allein um ſich zu thun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in ſeiner Geiſtesgegenwart ein Mittel finden, wodurch ſie von ihrem Vorhaben abzubringen ſei.

Die Frau nickte ihm zu. So lang will ich warten, entgegnete ſie.

Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu ſehen, ob Herr Nettenmair noch immer nicht komme. Chriſtiane holte ihr Geſangbuch vom Pulte und ſetzte ſich damit an den Tiſch.

Der Valentin blieb länger aus, als er ſelbſt gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinausgegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er ſtand immer im Begriff, etwas zu thun oder zu ſagen, worüber er erſchrak und etwas andres that oder ſagte, und wiederum ungewiß ſchien, ob er nicht auch darüber erſchrecken ſollte. Immer, und wenn er gar nichts geſagt hatte, meinte er, er habe zu viel geſagt. Manchmal wars, als ob er lachte; dann ſah er wieder deſto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er ſprach; denn er redete vom Wetter. Dazwiſchen machte er ſich viel an der Thür zu ſchaffen, die er immer wieder einmal öffnete; zuletzt blieb er im Hausflur ſtehn, wo er den Gang nach dem Schuppen hin überſehen konnte; und es waren die wunderlichſten Vorwände, durch die er all dieſe Thätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erſt die Veränderung nicht, dann beobachtete ſie ihn verwundert und immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er ſie angeſteckt mit ſeinem Weſen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte ſie in Hoffnung auf, wenn er dann ſein trauriges Geſicht machte, drückte ſie die Hände zuſammen und wurde wieder bleich. Sie folgte ſeinen Augen, ihm ſelbſt nach der Thür und erſchrak, ſo oft er ſie öffnete. Dabei ſprachen ſie immer vom Wetter; wären ſie ruhig geweſen, ſie hätten über ihre eignen Reden lachen müſſen; aber man ſah, er fürchtete ſich, etwas zu ſagen, ſie fürchtete ſich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte ſie beide Hände bald gegen das Herz, das das Mieder durchſchlagen wollte, bald gegen die brennenden, hämmernden Schläfe. Der Alte meinte ſie endlich vorbereitet genug, das Wetter fahren zu laſſen. Ja, ſagte er, es iſt ein Tag, wo die Toten aufſtehn möchten, und wer weiß — aber thun Sie mir noch das zu lieb und erſchrecken Sie nicht! Sie erſchrak dennoch. Sie ſagte zu ſich: Aber es iſt ja nicht möglich! Und ſie erſchrak doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. Da ſehen Sie einmal dahinter, ſchluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie ſah den Gang hin; ſie hatte es gethan, eh der Alte ſie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Vorderthür, dem alten Herrn die Freudenpoſt zu bringen; ſelig und ſtolz auf ſein klug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt ſich feſt an dem Thürpfoſten, als ſie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Thürpfoſten ſtand nicht mehr feſt, ſie ſelbſt nicht mehr auf dem feſten Boden; ſie ſchwindelte zwiſchen Himmel und Erde. Und als ſie ihn kommen ſah, war nichts mehr auf der Welt für ſie, als der Mann, um den ſie wochenlang mehr als Todesangſt geduldet; alles ging um ſie im Wirbel, erſt die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter, und ſie würde erdrückt im Wirbel, hielte ſie ſich nicht feſt an ihm. Sie fühlte, wie ſie hinſank, dann nichts mehr.

Apollonius war hinzugeeilt und hatte ſie aufgefangen. Da ſtand er und hielt das ſchöne Weib in ſeinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und ſie war bleich und ſchien tot. Er trug ſie nicht in die Stube, er ließ ſie nicht hinabgleiten auf die Erde, er that nichts, ſie zu beleben. Er ſtand verwirrt; er wußte nicht, wie ihm geſchehen war, er mußte ſich beſinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht geſprochen; er hatte nur durch den Geſellen, der vom Blechſchmied nach Sankt Georg eilte, erfahren, Apollonius folge ihm und werde bald hier ſein. Apollonius war vom Nagelſchmied am Thore aufgehalten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte ſich nicht denken, warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Tambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechſelt hatte, und daß jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächſte Augenblick bringen ſollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte ſogleich zu dem Vater auf deſſen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herſtürzen und mit dem Umſinken kämpfen ſehen und war ihr entgegen geeilt. Und nun hielt er ſie in den Armen. Die Geſtalt die er ſchmerzlich mühſam und doch vergebens ſeit Wochen von ſich abzuwehren gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all ſein Weſen in eine Bewegung brachte, die er ſich als Sünde vorwarf, lag in ſchwellender, atmender, laſtender, wonneängſtigender Wirklichkeit an ihn hingegoſſen. Ihr Kopf lehnte rückwärts geſunken über ſeinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz ſehen, das ſchöner, gefährlich ſchöner war, als ſeine Träume es malen konnten. Und jetzt überflog ein Roſenſchein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den milden, ſelbſtgeſchlungnen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten ſich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun ſah ſie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie ſie hierher und in ſeine Arme gekommen war, ſie wußte nicht, daß ſie in ſeinen Armen lag; ſie wußte nichts, als daß er lebte. Wie konnte ſie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, ſie umſchlang ihn mit beiden Armen, um ſeiner gewiß zu ſein. Und doch fragte ſie noch in angſtvoll drängender Haſt: Und biſt dus denn auch? Biſt dus auch gewiß? Und lebſt noch? Und biſt nicht geſtürzt? Und ich habe dich nicht getötet? Und du biſts? Und ich bins? Aber er — er kann kommen! Sie ſah ſich wild um. Er will dich töten. Er wird nicht eher ruhen! Sie umfaßte ihn, als wollte ſie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß ſie die Angſt über der Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob ers auch ſei. Aber ſie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm alles ſagen, was jener ihm gethan, und was er ihm noch zu thun gedroht. Sie mußte es ſchnell; jeden Augenblick konnte jener kommen. Warnung, ſüß unbewußtes Liebesgeſchwätz, Weinen, Lachen; Seligkeit, Angſt, Schmerz um das verlorne Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Bedürfnis der Liebe, mit allem, was ſie iſt, was ſie freut, was ſie bekümmert, ein Gedanken ſeines Geiſtes, ein Gefühl ſeiner Seele zu ſein, das er denkt und fühlt wie ſeine andern; bräutliche Verwirrung und Vergeſſen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Daſein iſt, — denn alles, was war und werden kann, iſt bloß Schatten — was ſie erzählt, hat ſie geträumt und erlebt, fühlt und weiß es erſt jetzt; was geweſen iſt und kommen wird, iſt geweſen und kommt nur, damit dieſer Augenblick ſein kann; vor und nach dieſem Augenblick iſt die Zeit zu Ende; — alles das durchdrang ſich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klange der fliegenden, ſich preſſenden Rede. Er hat mich und dich belogen. Er hat mir geſagt, du verhöhnteſt mich und hättſt meine Blume vor den Geſellen ausgeboten. Auch du weißts ja noch, beim Pfingſtſchießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du haſts ihm geſchickt. Ich habs geſehen. Ich wußte nicht, warum. Du haſt mich gedauert. Daß du ſo ſtill warſt und trüb und ſo allein, das hat mir weh gethan. Da hat er mir beim Tanz geſagt, du hätteſt deinen Spott über mich. Da gingſt du in die Fremde, und er hat mir geſagt, wie du in deinen Briefen über mich ſpotteſt: das that mir weh. Du glaubſt nicht, wie weh mir das that, wenn ich ſchon nicht gewußt hab, warum. Der Vater wollte, ich ſollte ihn frein. Und wie du kamſt, hab ich mich vor dir gefürchtet; du haſt mich immer noch gedauert, und ich hab dich immer noch geliebt und wußt es nur nicht. Er ſelbſt hat mirs erſt geſagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht ſchlecht werden und wills auch nicht. Gewiß nicht! Dann hat er mich gezwungen, zu lügen. Dann hat er mir gedroht, was er dir thun wollte. Er wollte machen, daß du ſtürzen müßteſt. Es wär nur Scherz; aber, ſagt ichs dir, dann wollt ers im Ernſte thun. Seitdem hab ich keine Nacht geſchlafen; die ganzen Nächte hab ich aufgeſeſſen im Bett und bin voll Todesangſt geweſen. Ich hab dich in Gefahr geſehen und durft es dir nicht ſagen und durfte dich nicht retten. Und er hat die Seile zerſchnitten mit der Axt in der Nacht, eh du nach Brambach gingſt. Der Valentin hat mirs geſagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen ſchleichen ſehen. Ich hab dich tot gemeint und wollte auch ſterben. Denn ich wär ſchuld geweſen an deinem Tod und ſtürbe tauſendmal um dich. Und nun lebſt du noch, und ich kanns nicht begreifen. Und es iſt alles noch, wie es war: die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du biſt doch nicht tot. Und ich wollte auch ſterben, weil du tot warſt. Und nun lebſt du noch, und ich weiß nicht, iſts wahr, oder träume ichs nur. Iſts denn wahr? Sag du mirs doch: Iſts wahr? Dir glaub ich alles, was du ſagſt. Und ſagſt du, ich ſoll ſterben, ſo will ichs, wenn dus nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauſcht, daß ich dirs ſagte, was er will. Schick den Valentin in die Gerichte, daß ſie ihn fortführen, und er dir nichts mehr thun kann!

So ſchwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in ſeinen Armen fort. Alles vergeſſend, wie ein Kind an einem Abgrund ſpielend, den es nicht ſieht, ruft ſie unbewußt eine Gefahr herbei, tötlicher als die, über deren Vorbeigehen ſie jubelt, drohender als die, wogegen ſie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenſchaftlich Thun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkoſungen, was ihr warmes, ſchwellendes Umfangen in dem Manne aufregen muß, der ſie liebt; daß ſie alles thut, was den Mann, deſſen Rechtlichkeit und Edelmut ſie ſich ſo unbekümmert anheim giebt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergeſſen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf ſie in ihm entzündet, und wie ſie ihm den Sieg erſchwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in ſeinen Armen war ſein; der Bruder hat ihn um ſie und ſie um ihn betrogen. Jetzt weiß ers, wo das Weib in ſeinen Armen ihm die Größe des Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat ſie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, gethan hat, verfolgt er ihn noch und ſteht ihm nach dem Leben. Gehört das Weib dem, der ſie ihm geſtohlen, der ſie mißhandelt hat, den ſie haßt? Oder ihm, dem ſie ſchändlich geſtohlen worden iſt, der ſie liebt, den ſie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken; hundert einzelne Empfindungen, die in den Strom Eines tiefen und wilden Gefühls hingeriſſen durch ſeine Adern ſtürzten und die Muskeln ſeiner Arme ſpannten, etwas, das ſein iſt, an ſein Herz zu preſſen. Aber eine dunkle Angſt drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe feſt. Das Gefühl, er will etwas thun, und er iſt ſich nicht klar, was es iſt, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird — er läßt ſich fortreißen; die dunkle Vorſtellung, als ſtehe er wie an ſeinem Tiſche, und bewege er ſich, eh er ſich umgeſehn, könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäſche oder ein wertvolles Papier werfen: alle dem lag die angſtvolle Vorahnung zu Grunde, er könne mit einer Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gut zu machen ſei. Er rang ſchon lange unter den berauſchenden Tönen nach etwas, bevor er wußte, daß er rang und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis ſeiner Natur. Und nun kam ſie ihm und ſagte: Das Wort, das du gegeben haſt, iſt, die Ehre des Hauſes aufrecht zu erhalten, und was du thun willſt, muß ſie vernichten! Er war der Mann und mußte für ſich und ſie einſtehn. Die Klarheit brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung ſprach, mit aller Schmach, die ſie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Geſichtes, das an ſeinem Herzen lag und ſchwärmend zu ihm aufſah, und wie er mehr an ihr und an ſich ſelbſt verderben würde, als das war, worüber er ihren und ſeinen Feind anklagte. Noch ſtand die heilige Scheu ſchützend zwiſchen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick für immer verſcheuchen konnte. Und doch ſah er angſtvoll ſich nach einem Helfer um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußte er ſie aus ſeinen Armen laſſen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über ſeine Schwäche, die die Hilfe außen ſuchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftloſe ſanft auf den Raſen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er ſie erſt. Er mußte ſich abwenden und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da ſah der jüngſte Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in ſeine Arme, drückte es an ſein Herz und ſtellte es zwiſchen ſich und ſie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an ſein

Herz gedrückt hatte, entband ſich der wilde Drang, und nun erſt löſten ſich die geſpannten Muskeln. Er hatte ſie in dem Kinde an ſein Herz gedrückt, wie allein er ſie an ſein Herz drücken durfte.

Die Frau ſah ihn den Knaben zwiſchen ſich und ihn ſtellen und verſtand ihn. Glühende Röte ſtieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erſt, daß ſie in ſeinen Armen gelegen, daß ſie ihn umfaßt und mit ihm geſprochen hatte, wie es nur erlaubte Liebe darf. Sie ſah nun erſt die Gefahr, an deren Abgrund ſie ihn und ſich geſtellt. Sie richtete ſich auf den Knieen auf, als wollte ſie ihn flehen, ſie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte ſie belauſcht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte ſie ihn durch die Freude über ſeine Rettung erſt verdorben. Er ſah das alles und litt es mit ihr. Er hatte ſich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber in ſeinem Innern war der Kampf ſelbſt nicht ausgekämpft. Er neigte ſich zu ihr und ſagte: Du biſt meine brave Schweſter. Du biſt braver als ich. Und über uns und deinem Manne iſt Gott. Aber nun geh hinein, Schweſter, liebe, brave Schweſter! Sie wagte nicht aufzuſehen, aber durch die geſenkten Lider ſah ſie ſeine Milde, das tiefe, unausſchöpfbare Wohlwollen, die unvertilgbare Menſchenachtung auf ſeiner leuchtenden Stirne und um den ſanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßſtab war, wußte ſie nun, ſie war nicht ſchlecht, ſie konnte es nicht werden; er trug ſie bewahrt, wie die Mutter das Kind, vorſichtig auf ſtarken Armen. Er wuchs ihr, wie ſie ihn durch die geſenkten Lider ſah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht ſchaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, ſie aufzurichten. Sie bebte unter der Berührung, und wie ſie noch auf den Knieen lag, ſtieg ihr Gedanke zu ihm auf wie ein Gebet. Er führte ſie an die Thüre: Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Geſellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachſchlich, ſah noch, wie er ſie führte.

◆

Von allem, was er heute gewollt und gelitten, ſtand nichts in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu leſen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundloſe Einbildungen anhören; denn die Geſchichte hatte ſich ausgewieſen, wie ſie war, nicht wie ſie der Valentin zuſammengeängſtelt hatte. Der Reiſe Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lang von dieſem gehegten, aber von ihm erſt heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, ſogleich mit den Geſchäftsbüchern auf des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geſchäftes genau kennen lernen; ſein wahrer Zweck dabei war, Apollonius ſo lange bei ſich in Sicherheit zu behalten, bis ſein Bruder abgereiſt ſei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächſten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reiſe bis Hamburg beſchaffen. Dort wußte er einen frühern Kölner Freund, der ſich in ſehr guten Verhältniſſen befand, und der, um manche geleiſtete Dienſte zu vergelten, ihm öfter und noch neulich eine Geldhilfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stübchen ſchrieb er an ihn. Der Freund ſollte dem Bruder einen Platz auf einem Paſſagierſchiffe beſorgen, ſeine Aufenthaltskoſten beſtreiten und ihm — aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt — eine gewiſſe Summe Geldes übermachen; alles auf Apollonius Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Poſt, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair einſchreiben zu laſſen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher ſollte Valentin auf dem Zeuge ſein und ſich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hauſe mit den grünen Läden immer ſchwüler geworden. Dieſe Nacht mit ihrer ſtillen Unruhe glich der angſtvollen Stille, darin die Kräfte eines Meerſturms ſeinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eignes Treiben. Wer in dieſer Nacht in das Haus, aber nicht in die Seele der Menſchen hätte hineinſehen können, der wäre aus einer Befremdung in die andre gefallen. Sonſt, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reiſe ſich rüſtet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen ſich die übrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden ſie ausgenoſſen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen ſich in ihnen zuſammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu ſehen. Nach Fritz Nettenmair ſahen die Leute im Hauſe nicht. Sie ſchauderten, ihm zu begegnen, als wär er ein ſchreckendes Geſpenſt. Und wie ein ſolches ſchlich er darin umher und wich den Menſchen aus, wie ſie ihm. Und die Menſchen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, ſind nicht fremde; ſein Vater iſts, ſein Bruder, ſein Weib und ſeine Kinder. Ein Reiſender, der nicht geſehen wird, der ſich nicht ſehen läßt, der kein Lebewohl giebt und kein Lebewohl nimmt, und der doch freiwillig reiſt, und deſſen Reiſe die andern wiſſen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geſchäftsbücher vorleſen, ein wunderlich zweckloſes Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiſte bei den Zahlen. Und der alte Herr that noch dazu, als wiſſe er alles ſchon. Daß Apollonius ihm die Gefahr des Hauſes verſchwiegen hatte, erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die ſich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen ſehen. Aus ſeinen diplomatiſchen Reden, zu denen er ſich bisweilen zuſammenraffte, um dem Schattenſpiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehn laſſen, um zu zeigen, wohin es kommen müßte, wenn er die Hand vom Ruder abzöge, und daß er geſinnt wäre, von nun an ſelbſt wieder das Schiff zu leiten. Dazwiſchen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Tambach wiſſe. Apollonius konnte ihm ſagen, er kenne den Mann; es ſei derſelbe ungemütliche Geſell, der vordem bei ihnen geweſen wäre. So? ſagte der alte Herr gleichgiltig; und weiß man, was die Urſache war? Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten geriſſen wäre, ſei ein faſt neues, aber es müſſe an der Stelle des Riſſes rundum mit einem ſcharfen, ſpitzen Werkzeug durchſchnitten geweſen ſein. Der alte Herr erſchrak. Er ahnte einen Zuſammenhang, auf den auch andre kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren habe, müſſe auf dem Rückweg ein Anſchleifeſeil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müſſe einen Zuſammenhang ahnen, wenn nicht mehr als nur ahnen, und habe durch die Antwort an Valentin ihn den Augen des alten Geſellen entziehen wollen. Er ſah, daß Apollonius in ſeinem, des alten Herrn Geiſte verfuhr. Von dieſer Seite war alſo nichts zu fürchten. Aber es konnten Umſtände im Spiele ſein, die trotz Apollonius

Vorſicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ ſeine Zurückhaltung, ſo ſchwer dies ihm fiel, diesmal beiſeite, und auf wiederholte Fragen mußte Apollonius ſagen, was er wußte. Es war folgendes. Den erſten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geſelle war in dem Wirtshaus geweſen, als er ankam. Denſelben Abend noch hatte er ihn über den Hof ſchleichen ſehen. Am andern Morgen fehlte das Seil. Er hatte ſogleich Verdacht auf den Geſellen, aber nach ſeiner gewiſſenhaften Weiſe zögerte er, ihn auszuſprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Thor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen hatte; zugleich, daß der Geſell bei keinem Meiſter geſtanden, ſondern auf eigne Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Tambach unternommen habe. Ein Stück des von ihm hinterläßnen Handwerkszeugs, ein Zimmerbeil, war ſchon von dem rechtmäßigen Beſitzer beanſprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Chriſtianens ihn gewiß, das Seil, durch deſſen Zerreißen der Geſell verunglückt war, wäre das ſeine. Wie die Sache nun ſtand, durfte er ſich natürlich nicht zu dem Eigentumsrechte daran bekennen; er mußte ſeiner Ehrlichkeit ſogar den Zwang anthun, durch Erdichtungen fremder Vermutung der Wahrheit zuvorzukommen.

Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu leſen. Apollonius that es; aber im Geiſte waren beide wiederum bei andern Dingen. Apollonius wollte ſich zwingen. Es war ſeiner ſonſtigen Art geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu ſein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in dieſe gleichgewichtige, wohlgeordnte Seele herüber. — Endlich kam Valentin, erhielt das Reiſegeld für Fritz Nettenmair und die Anweiſung an den Hamburger Freund und die Weiſung, das Gepäck des Reiſenden nach dem Poſthofe zu tragen und etwaigen Auftrages harrend in der Nähe zu bleiben, bis er abgefahren ſei. Eine Stunde ſpäter kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Nettenmair freue ſich auf das neue Leben in Amerika. Sie ſollten ſich wundern über ihn, wenn ſie ihn wiederſähen. Er könnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete ſich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr leſen, und ſchickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzuſetzen, müſſe ſich ein andermal Zeit finden.

❧

Und Fritz Nettenmair? Wie war ihm zu Mut in dieſer Nacht? Als er, ruhelos wie ein gequälter Geiſt, bald händeringend bald fäuſteballend den Gang vom Hauſe nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hauſe ſchlich? Bald ſchrak er vor einem fallenden Blatt zuſammen, bald wünſchte er, das Haus ſtürzte über ihn und begrübe ihn. So oft er den Weg durch den Gang zurücklegte, ſo oft bäumte ſich ſeine Seele im wildeſten Trotz empor und ſank wiederum in die hingegebenſte Hilfloſigkeit zurück. Er war entſchloſſen, zu gehen — und Sie dem Gehaßten zu überlaſſen? Daß ſie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja ſo weit gebracht, um ihn los zu werden; dann war ihr einziger Wunſch erfüllt. Nein! Er wollte bleiben! Er mußte bleiben! — Und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt ſein Wort — und ſchloſſen ihn mit Ketten feſt, und — dann wars dasſelbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. — Fritz Nettenmair bewegte heftig die Arme vor ſich hin, als rüttelte er ſchon an den Gittern des Kerkerfenſters, und atmete ſo mühſam, als erſtickte ihn ſchon der Dunſt der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abſpannung das ganze Bewußtſein ſeines grenzenloſen Elends, der Jammer gänzlicher Verlaſſenheit. Goldne Bilder ſtiegen auf; die verlorne Seligkeit marterte ihn mehr, als die gewonnene Verdammnis. Da hüpfte er als ſchuldloſes Kind den Gang hin, den entlang er jetzt die Überlaſt ſeines Elends ſchleppte; da waren Menſchen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, ſo ſüß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menſchen verachteten ihn; die ihn lieben ſollten, ſchauderten vor ihm. O, nur ein einzig Herz, dem ſein Scheiden weh thäte, und er ginge und würde ein andrer Menſch! Jetzt ſieht er jeden freundlichen Blick, den er in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft nicht beachtet hat. Das Lächeln um die angſtzuckenden Lippen des kleinen Ännchens ſteigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückſtieß, die immer wiederkam, ſo oft er ſie zurückſtieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo ſie ihn retten könnte, wäre ſie nicht tot durch ſeine Schuld; jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit ſo ſchmerzlicher Gewalt, daß er ſein eigen Elend darüber vergäße, wärs nicht ein Teil davon. Das Ännchen iſt tot, aber er hat noch Kinder; ſie müſſen ihn lieben, ſie ſind ja ſein. Sein Herz ſchreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen ſich krampfhaft, etwas, was ſein iſt, an ſein Herz zu preſſen, damit er weiß, er iſt nicht verloren; und verloren iſt keiner, der noch einen Menſchen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, die Hausflur hindurch, durch Stuben und Kammerthür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, giebt dem Vater Schein genug, ſeine Kinder zu ſehen. An dem nächſten kleinen Bette ſinkt er in die Kniee. Ein längſt verlernter Laut flüſtert durch ſeine Lippen, und wie ihn dieſe Lippen nie flüſtern gekonnt. Fritz!

Er will die Kinder nur einmal an ſein Herz drücken, ihre Liebe ſehen und — gehn. Gehn und ein andrer Menſch werden, ein beſſerer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnet er die großen Augen und — erſchrickt. Vor dem Mann an ſeinem Bette fürchtet er ſich. Es iſt ein fremder Mann. Ein ſchlimmerer Mann, als ein fremder Mann. O, ein nur zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es iſt der Mann, der das Kind ſo oft zornig angeblickt hat, der Mann, vor dem die Mutter es in die Kammer ſchloß, weil es nicht ſehen ſollte, was der Mann ihr that. Und dann ſtand es zitternd und horchte an der Thür, dann ballten ſich die kleinen Händchen in ohnmächtigem Zorn. Er hat ja das Kind ihn haſſen gelehrt, nicht ihn lieben.

Fritz, ſagte der Vater voll Angſt, ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich ſchicke dir ſchöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tauſendmal an dich!

Ich will nichts von dir, ſagte der Knabe furchtſam trotzig. Onkel Lonius giebt mir Äpfel; ich mag deine nicht!

Haſt auch du mich nicht lieb? ſagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen.

Der kleine Georg flieht zum Bruder in deſſen Bett. Dort halten ſich die Kinder in Angſt umſchlungen. Dennoch iſt er trotzig, und ſo viel Widerwillen, als ein Kindesauge faſſen kann, blickt aus dem ſeinen. Die Mutter hab ich lieb, den Onkel Lonius hab ich lieb, ſagt das Kind; dich mag ich nicht. Laß uns gehn, ich ſags dem Onkel Lonius!

Fritz Nettenmair lacht in wildem Hohn und ſchluchzt zugleich in hilfloſem Schmerz. Die Kinder ſind ja nicht mehr ſein. Er iſt ja ihr Vater nicht mehr. Er iſts. Er! Seine Kinder ſinds. Er iſt ihr Vater. Er, der ihm alles genommen, hat ihm auch die Kinder genommen. Das, was man dem Elendſten läßt. Wenn Er gehen müßte, Er! Die Kinder hingen ſich an ihn; eher riſſen die Händchen, als daß ſie Ihn ließen. Und das Weib hier, dies ſchöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das ſelbſt die Lampe liebend all ihre Strahlen ſammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt, als ſie von der Lampe; dieſes Weib, Sein Weib, Seins! auch Sein, wie alles, was einmal mein war! Sie iſt in ihren Kleidern zu Bett gegangen; ſie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ginge Er, dieſe Roſen würden bleich, ſie flöſſe ſterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von Ihm zu ſein. Wie ſie auffahren würde, ſagte ihr einer in den Traum hinein, den ſie von ihm träumt, denn ſie lächelt, Er geht! Er, ihr — Nein! ich will nicht gehn! Nein! ich kann nicht gehn! Lieber tauſendmal ſterben! Und er hat ja dem Tode ſchon ins Angeſicht geſehen, vor Stunden erſt, als er vor dem Vater auf der Rüſtung hingeſtreckt lag. Es war ein Kinderſpiel, das Sterben, gegen ſolch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wäre es noch, wäre auch Er noch tot. Und er wäre an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teufliſchen Engelslächeln; und er wäre an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von ſeinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgeſtoßen, an dem toten Ännchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er wars ja nicht. Er mußte gehn: er wurde noch elender, als er ſchon war; und die er haßte, die ihn verdorben hatten, wurden glücklich durch ſein Gehen. Er machte ſie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen gethan; er haßte in ihnen ſelbſt die Gewalt, die er ſich anthun mußte, Teufel in ihnen zu ſehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er ſie angſtvoll ſich verſteckte, ſtanden ſie als Engel über ihm, nun ſo haßte er ſie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Grenze überſchritten, über die keine Rückkehr mehr iſt. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen ſah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, dieſe Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er totgefaßt vor dem Vater lag, und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies ſich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblickes blieb ihm und tauſchte nur die Perſonen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwiſchen Haus und Schuppen hin und hertrieb. Seine Arme bewegten ſich ſo heftig als vorhin, aber es waren nicht Gitterſtäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Läden lag ſo friedlich in ſeinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angeſehen, die es hinter ſeinen Wänden barg; keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlornen Gefäß.

* * *

Apollonius war müde vom Wachen und vom Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wiſſen um des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet hatte. Neben dieſem war erſt noch ein andrer Kampf aufgeglommen. Der Vater ſchien nicht an die böſe Abſicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu ſeinem Schutze aufzurufen, ſchauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders That bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es gelang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt habe. Aber wie? Wenn er — ihn verſicherte, ihm ſchwur, daß er in der Frau nur die Schweſter ſehe? Vor einem halben Jahre noch hätte er das beſchwören können: heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid. Er konnte, wenn der Bruder den entſetzlichen Plan auf ſein Leben nicht aufgab, die Ausführung erſchweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zuſtande, in dem Apollonius ſich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünſcht ſein, als ſchrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewiſſenspein, alle Sorge ein Ende; aber was ſollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er ſich nicht das Wort gegeben, ſie vor Schande und Not zu bewahren? Dieſen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber ſie machte den alten Kampf nur ſchwerer, indem ſie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entſchloſſen war, die Wünſche, die er verdammen mußte, nicht zur That werden zu laſſen. Aber die Wünſche ſelbſt! Wenn kein äußeres Hindernis mehr ihrer Erfüllung im Wege ſtand, mußte ihre Gewalt da nicht wachſen? Die Gewiſſensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo ſie in der täglichen Nähe einen unerſchöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er ſich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebne Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Dieſen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden und Fahrzeug, Flaſchenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte feſt, ſein Auge klar ſein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er ſich nicht erſt ausziehen und zu Bett legen. Er hatte ſich bis jetzt des Sofas, das in ſeinem Zimmer ſtand, noch nicht bedient, darauf zu liegen. Er vermied alles, was zu Verweichlichung führen konnte; ein gleich ſtarker Beweggrund war ſein Bedürfnis, Dinge um ſich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürſten und polieren konnte. Auch in dem Zuſtande von Verſtörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er dieſe Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leiſe liebkoſender Hand über den Bezug des Sofas und ſetzte ſich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf er beim Schreiben ſaß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet hatte. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununterbrochner aufregender Traum. Chriſtiane lag in ſeinen Armen wie geſtern, er kämpfte wieder, aber diesmal ſiegte er nicht; er preßte ſie an ſich. Da ſtand der Bruder neben ihnen, und ſie ſtanden nicht mehr auf dem Gange zwiſchen Schuppen und Haus, ſondern oben am Turmdach auf der fliegenden Rüſtung. Der Bruder wollte ihm die Beſinnungsloſe aus den Armen reißen, um ſie zu mißhandeln; er warf im ſchmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr gethan, und im Kampfe um das Weib ſtieß er ihn von der Rüſtung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müſſen. Als er die Augen öffnete, war es Tag und Zeit, an die Arbeit zu gehn. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen war. Er ſtand auf. Er hoffte, vor der friſchen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Waſſers, das er ſich nach ſeiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünſche, und damit der Gewiſſensvorwürfe über ſie, noch immer ſteigerten, von ihm in ſein Stübchen zurückfliehn. Aber es geſchah nicht; ſie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbſt über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an ſeiner Wange; immer fühlte er ſich in ihrem ſchwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenſchaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm ſtand, aus dem Herzen herauf. Er kannte ſich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er ſich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er ſich nicht mit ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bei der Arbeit wußte. Sonſt hatte er gleichſam ſeine eigne heitere Tüchtigkeit mit hineingearbeitet in ſeine Arbeit, und dieſe mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kams ihm vor, als hämmerte er ſeine unechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen böſen Zauber zurecht, und die Arbeit könnte nicht taugen, nicht haltbar werden.

Der Schieferdecker muß beſonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß ſich auf die Berufstreue deſſen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier ſtand, verlaſſen. Die Ungewiſſenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befeſtigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren an dieſen Haken ſeine Leiter hängt, in den Tod ſtürzen. Es war nicht einzuſehen, daß eine Nachläſſigkeit, ein Verſehen in der Arbeit, wie er ſie heute vollendete, eine ſo ſchwere Folge nach ſich ziehen ſollte; aber ſeine natürliche ängſtliche Genauigkeit war noch von ſeinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Hinter dem Kampfe ſeines Gewiſſens mit den Bildern ſeines ſündhaften Traums drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in ſeiner Zerſtreuung ein künftiges Unheil fertig.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Ring, Flaſchenzug, Fahrzeug und Leiter waren entfernt; die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabſteigens gehalten hatten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüſtung und die Stangen, worauf ſie geruht, vom

Dachgebälke abgelöſt und ſtand allein auf dem ſchmalen Brette, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrtthür hin bildete. Er ſtand ſinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuſchlagen vergeſſen. Er ſah in die Schiefer und Nagelkaſten ſeines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, haſtiger Schritt tönte unter ihm die Turmtreppe herauf. Er achtete nicht darauf; denn eben ſah er im Schieferkaſten eine zurückgebliebne Bleiplatte liegen. Er hatte nur ſo viel Bleibleche mit ſich heraufgenommen, als er brauchte; eine war alſo von ihm vergeſſen worden; in der Zerſtreuung hatte er eine Befeſtigungsſtelle übergangen. Aus der Ausfahrtthür ſah er an der Turmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieſer Turmſeite geſchehen, ſo ließ er ſich vielleicht ohne Fahrzeug beſſern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und ſo war es auch. Etwa ſechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergeſſen, ſie durch die Bleiplatte zu erſetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befeſtigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der Eilende das Ende der Steintreppen erreicht und ſtieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber war er in ſeiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh, bis er ihn entfernt hatte. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Dieſe lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er ſich danach herabbeugt, fühlt er ſich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrtthür zugeſchoben. Unwillkürlich faßt er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens ſeitwärts über ihm; mit der Linken ſucht er vergebens nach einem Halt. Durch dieſe Bewegung wendet er ſich dem Angreifer zu. Entſetzt ſieht er in ein verzerrtes Geſicht. Es iſt das wildbleiche Geſicht ſeines Bruders. Er hat keine Zeit, ſich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt.

Was willſt du? ruft er. Was er auch erfahren hat, er kann ſich ſelbſt nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm:

Du ſollſt ſie allein haben, oder mit hinunter!

Fort! ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze ſind all die Vorwürfe gegen den Bruder in ſein Geſicht hinaufgeſtiegen. Mit ſeiner ganzen Kraft ſtößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück.

Zeigſt du endlich dein wahres Geſicht? höhnt dieſer noch wütender. Von jeder Stelle haſt du mich verdrängt, wo ich ſtand; nun iſt die Reihe an mir. Auf deinem Gewiſſen ſollſt du mich haben, du Federchenſucher! Wirf mich hinunter, oder du ſollſt mit!

Apollonius ſieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er ſich nur mühſam anhält an der ſcharfen Kante des ſtarken Balkens. Er muß den Bruder mit ſeiner ganzen Kraft an den Armen faſſen, ihn herumdrehen und hinunterſtürzen, oder der Bruder reißt ihn mit hinunter. Doch ruft er: Ich nicht!

Gut! ſtöhnt jener. Auch das willſt du auf mich wälzen! Auch dazu willſt du mich bringen! Nun iſts mit deiner Scheinheiligkeit am End! Apollonius würde einen andern Halt ſuchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und ſchon ſtürzt der mit wildem Anlauf heran! Apollonius Hand rutſcht von der Balkenkante ab. Er iſt verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfaſſen, aber dann ſtürzt den Bruder, den kein Widerſtand mehr aufhält, die Gewalt des eignen Anlaufes durch die Thür. Da ſieht er im Geiſte den alten, braven, ſtolzen Vater, ſie und die Kinder; ihm kommt das Wort.

das er ſich gab; er iſt der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demſelben Augenblicke ſtürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen raſſeln, und es ſchlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe geſtört hat, ſchießen wild hernieder bis zur Ausſteigethür und ſchweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines ſchweren Körpers auf dem Straßenpflaſter. Ein Aufſchrei ſchallt zugleich von allen Seiten. Bleiche lebende Geſichter ſehen auf ein bleicheres totes hinab, das blutig auf dem Straßenpflaſter liegt. Dann verbreitet ſich die bleiche Haſt, das Aufſchreien, das Zuſammeneilen, das Händeineinanderſchlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entfernteſten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie ſehen des ſelbſtgeſchaffnen Elends ſo viel unter ſich, daß das einzelne ſie nicht bewegen kann.

◆

Es hat alles auf der Welt ſeinen Nutzen; wenn nicht für den, der es treibt oder an ſich hat, ſo doch für andre. So wurde nun, was Schande über das Nettenmairſche Haus gebracht hatte, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunkſucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn ſchon berauſcht geſehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laſter auf die Rechnung ſtellte. Dieſe Mühe hatten eigentlich nur die erſten; die andern erfuhren ſchon die fertige Geſchichte. Es war gut, daß niemand außer dem

Nettenmairſchen Hauſe davon wußte, daß er nach Amerika gewollt, und daß er ſelbſt, um bei ſeiner Rückkehr weniger aufzufallen, ſich in ſeinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Poſtwagen geſetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf ſeine Auslieferung hatten, meldeten ſich natürlich nicht. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von ſeiner Abreiſe wußte, ſetzte voraus, er ſei zuerſt in ſeinem Hauſe geweſen und habe ſich da umgekleidet; wer ihm auf dem Rückweg begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend ſonſt von einer Arbeit oder Arbeitsrückſprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umſtände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geſchichte erſt zuſammenzuſetzen, da man ſie ſchon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der That an ſeinem gewöhnlichen Zerſtreuungsorte ſtark getrunken und mit ſeiner Wagehalſigkeit geprahlt. Darin hatte er von je ſeiner Natur nach die höchſte Eigenſchaft eines vollkommnen Schieferdeckers geſehen und in der Zeit ſeiner Thätigkeit genug Beweiſe davon gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er ſein Meiſterſtück machen, und war ſtark berauſcht von der Schenke nach Sankt Georg gegangen. Alles Umſtände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur beſtätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampfe vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauherr hatte ſogleich, nachdem er die Geſchichte erfahren, ſeinen Liebling aufgeſucht und brachte dieſe auf den Turmboden, wo er den Erſchöpften ſitzend fand, ſchon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, dieſen zu fragen. Man erzählte ihm, anſtatt ihn erzählen zu laſſen. Es hatte ihn bei ſeinem

Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauſes konnte niemand helfen und den Vater töten. Er ſchwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorne Sohn hatte den Tod abſichtlich geſucht. Er fand, es war ſo gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre ſeines Hauſes ſchonen. Dennoch ängſtete ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umſtände bekannt werden, die den allgemeinen Irrtum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er ſich weder ſeine Meinung noch ſeine Furcht abſehen. Er zeigte ſie ſelbſt Apollonius nicht, der im Glauben, der alte Herr teile die Überzeugung der ganzen Stadt, ihm nun auch verſchwieg, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnötig erſchrecken und beängſtigen. So blieb die erſte Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, unterſuchend einzuſchreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht hatte, ging glücklich vorüber.

Eines Abends ſah man denn die ſchwarze Bahre vor dem Hauſe mit den grünen Fenſterläden, das darüber wegſah, um ſein roſiges Ausſehn zu rechtfertigen. Etwas entfernter ſtanden Frauen und Kinder in Gruppen zuſammen, bald leiſe flüſternd, bald voll Aufmerkſamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld ſtieg. Dasſelbe Treiben, dieſelben Empfindungen, mit der die gebildetere Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauſchen ſoll; dasſelbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierhergezogen, das dort die ſchönſten Gewänder der Stadt verſammelt. Zuweilen kommt ein ſchwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düſtrer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg ins Haus. Endlich geht die Thüre doppelt auf. Der Sarg ſteht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leiſe und in gleichmäßiger Bewegung hebt ſich die ſchwarze wallende Maſſe; nun iſt ſie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt ſichs ſchwankend, flatternd. Obenauf blitzt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und ſagt, was man jetzt der Erde übergiebt, hat ehrlich zwiſchen Erde und Himmel hantiert. Die alten Weiber ſchwemmen mit ſüßen Thränen hinweg, was von Schmutz auf ſeinem Andenken liegt. Innerlich geben ſie ſich das Wort, niemand, den ſie daran hindern können, ſoll Schieferdecker werden. Es iſt gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk zwiſchen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem ſchwarzen Flattern zwiſchen den Brettern liegt, ſo ſtumm er iſt, mit erſchütternder Beredſamkeit. Dann muſtern ſie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er ſieht aus wie der Geiſt des ehrlichen Begräbniſſes ſelbſt. Doch über dem ſchlanken, hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn vergeſſen ſie die ganze Milde, die ſie vorhin geübt haben; ſie graben den Toten wiederum aus den naſſen Totenblumen heraus, womit ſie ſeine menſchliche Blöße bedeckt haben. Seinetwegen wäre der Hammer über ihm voll dunkeln Roſts der Schande, Apollonius iſts, dem er dankt, daß das Werkzeug ſo ehrenblank über ſeinem letzten Bette liegt. Und ob ers um ihn verdient hat? Das will keine ſagen. Könnte ſie der Tote hören vor den Brettern und dem ſchwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieſer an ihm gethan. Und könnte er vollends dem Bruder in das Herz ſehen, aus dem ſein Tod allen Groll verwiſcht hat, das ſich Vorwürfe macht, weil es einen Böſewicht ſah, wo es den unglücklichen Wahnſinnigen hätte bedauern müſſen, er ſteifte ſich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weiſe ihres Geſchlechtes ſchlagen die Klageweiber in Eheſtifterinnen um. Und wahrlich! Sie haben nicht unrecht; ein ſchöneres Paar, eines, das beſſer zuſammenpaßte, das ſeiner gegenſeitig ſo wert wäre, wie dieſes, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am roten Adler vorbei. Es war ſchon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Nettenmair fehlte: gewiß ein lederner Ball! Da iſt er ja! Da iſt er ja! klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber famos konnte es nicht werden trotzdem. Es war derſelbe Weg, den Fritz Nettenmair zurückging, nachdem er den Geſellen begleitet hatte. Damals ſah er im Geiſte den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden ſchwarzen Behänge, und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun wars umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau getragen hätte. Und fort gings immer die Straßen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Thore zerfloſſen wiederum die Weiden in Nebel, oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Nettenmair damals den Geſellen im Nebel verſchwinden ſah, verſchwand er heute ſelbſt darin. Ob es ihn freuen würde, wenn ihm einer ſagte, er werde den Freund wiederſehen? Er werde ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen ſie in Tambach ihn hinaus. Sie haben viel zu ſprechen mit einander. Fritz Nettenmair kann dem Geſellen ſagen, wie ſorgſam er den Gedankenkeim, den jener gegeben, bis zum Zerſchneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Geſell dem ehemaligen Herrn, daß er unter dem Seilſchnitt verunglückt iſt, den dieſer gemacht hat. Der Geiſtliche, der Fritz Nettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die ſeinem Stande ziemen und für Geld zu haben ſind —, weiß nicht, welch fruchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andre Dinge hatten Fritz Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andre dieſe. Auf ſein Grab war ein Stein geſetzt, und darauf ſein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer beſcheinigt und der vergeßlichen Nachwelt mit Meißelſtreichen eingeſchärft worden. Man ſollte meinen, die düſtre Wolke über dem Hauſe mit den grünen Fenſterläden müßte ſich in dem Wetterſchlag entladen haben, der den ältern Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaſter niedergeſchmettert hatte, und das Leben darin müßte ſich nun ſo heiter geſtalten, als ſein äußerer Anblick verſpricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Wittib oder ihre Kinder ſah! Die drei ſchnellkräftigen Weſen hoben die niedergedrückten Köpfchen wieder, ſobald die Laſt entfernt war, die ſie niedergedrückt hatte. Die junge Wittib ſah nicht aus, als wäre ſie ſchon Frau, noch weniger, als wäre ſie ſchon eine unglückliche Frau geweſen; ſie erſchien von Tag zu Tage mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und ſollte ſie nicht? Wußte ſie nicht, daß er ſie liebte? Liebte ſie ihn nicht? Mußte ſie nicht das Necken dritter darauf bringen, fiel es ihr auch nicht ſelbſt ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte ſie ſich fragen laſſen, ob ſie ſchon an ihrer Ausſtattung nähe? Die Kinder fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht ſei? Konnte ſie anders darauf antworten, als mit ſtummem Erröten und indem ſie raſch von etwas anderm zu ſprechen begann? Und ſo machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war ſo natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen ſo notwendig, daß die Ernſtern und die über das Necken hinaus waren, dies unausgeſprochen vorausſetzten und es eben deshalb nicht ausſprachen, weil es ſich ihnen von ſelbſt verſtand. Auch der alte Herr ließ es in ſeiner diplomatiſchen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Chriſtiane ſah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müſſe ſie heiraten, noch immer hoch über ſich: es war ihr in dieſer Beziehung, wie in allen, Bedürfnis, Pflicht und Wolluſt, ſich in ſeinen Willen zu ergeben, den ſie den reinſten und den heiligſten wußte. Wenn ſie trotz dieſer Ergebung Wünſche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? Wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem beſten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt, und er wollte es nicht wieder fahren laſſen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von ſich hatte ihn vergeſſen laſſen, daß er ſchon zweimal zu der Einſicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke ſei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen ſehen müſſe. Er ſollte es zum drittenmal erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius ſeitherigem Handeln falſche Beweggründe unterlegte. Schon als er ſich der Tüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm zugleich die Furcht gekommen, die Valentins Geſtändnis der Verſchweigung ihm zur

Wahrheit machte. Er ſah hinter der vorgegebnen Schonung des Sohnes um ſo natürlicher Eigenmächtigkeit und die Luſt, ein verdecktes Spiel zu ſpielen, als er ihn dabei nur an dem eignen Maßſtabe maß. Es war das Nächſtliegende, daß er in dem Sohne die eignen Neigungen vorausſetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eiferſucht empfunden, daß er ſelbſt der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in ſeiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den ſeine Hilfloſigkeit ihn gelehrt hatte, mußte ihm ſagen, daß Apollonius trotz ſeines mühſamen Verbergens dahinter gekommen war, und ſo ſah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen vom Handeln des Sohnes.

Seit jener Nacht vor ſeines ältern Sohnes gewaltſamem Tode war Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geſchäftes getreten. Apollonius berichtete ihm täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte ſeine Befehle ab. Iſt eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt ſie ſich ſelbſt, und es bedarf von ſeiten des Leitenden nur Beaufſichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es, die Geleiſe erſt zu ſuchen, in denen ſie laufen kann, und aus dieſen wieder das kürzeſte, das ſicherſte und gewinnvollſte auszuwählen. Der Arbeitgeber erſchwert oft die Aufgabe, indem er ſelbſt mit hineinſprechen will, oder beſondre Nebenwünſche hat, die der Meiſter zugleich miterfüllen ſoll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbſtändigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meiſter nicht die bereits laufenden vergeſſen. Wahl, richtige Anſtellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter ſprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden ſein, und ſo überwunden, daß neben Wunſch und Vorteil des Baugebers auch Handwerksehre und Vorteil des Meiſters nicht ins Gedränge gerät. Dazu brauchts offne, klare Augen von raſchem Überblick. Daß Apollonius dieſe beſaß, erkannte der alte Herr ſchon in deſſen erſter Meldung. Dieſe betraf eine beſonders ſchwierige Aufgabe. Apollonius ſtellte ſie mit ſolcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu ſehen glaubte. Es war ein Fall, in dem den alten Herrn ſeine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verſchiedne Wege, ihm gerecht zu werden, und ſetzte den alten Herrn in eine Verwirrung, die er kaum zu verbergen wußte. Über die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenſchirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widerſprechendſten Empfindungen: Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er ſelbſt nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte; dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphiere; Luſt, ihn zu bändigen und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meiſter ſei. Aber wenn er ſich durchſetzen wollte, würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts beſſeres erſinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas andres, ſo beſtärkte er den Sohn in ſeiner Nichtachtung; und der gab ſich dann das Anſehen, des Vaters Befehl zu vollziehen, und that doch, was er ſelber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm ſagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müſſen, was der Sohn ihm ſagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und ſtellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter, war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das ſein konnte, ſtellte er nicht ſelbſt dann erſt ſeine Hilfloſigkeit ins Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte, und mit dem man ſpielte, wie man wollte? Es blieb kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als ſeine diplomatiſche Kunſt. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil ſie Dinge betrafen, die ſich von ſelbſt verſtanden und ohne Befehl gethan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erſt in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorſchläge Apollonius; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptſache auf die Annahme des Vorſchlages hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigſte erſchienen war. Hintennach ſtellte er ſich bei ſich ſelber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt, als den Vorſchlag Apollonius; war er überzeugt, daß, wenn er nur ſein Geſicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er ſich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Notwendigkeit verſetzt wurde, ſeine diplomatiſche Kunſt anzuwenden. Apollonius ahnte ſo wenig von dem Zwang, den er ohne zu wollen dem alten Herrn auflegte, als von deſſen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geſchäften nichts mehr verheimlichen mußte, und daß ſein Gehorſam der Erfüllung ſeines Wortes nicht im Wege ſtand. Auch von dieſer Seite her wurde der Himmel über dem Hauſe mit den grünen Läden immer blauer. Aber der Geiſt des Hauſes ſchlich noch immer händeringend darin umher. So oft es zwei ſchlug in der Nacht, ſtand er auf der Emporlaube an der Thür von Apollonius Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.

⁂

Apollonius hielt ſich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf ſeinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Eſſen wie ſonſt dahin. Es konnte das nicht wunder nehmen. Das Geſchäft hatte ſich unter ſeiner fleißigen Hand vergrößert; es wollte gegen früher mehr als doppelt ſo viel geſchrieben ſein. Der Poſtbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Beſitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verſtand von Köln her den Betrieb des Schieferbaues und hatte ſich einen frühern Bekannten von daher verſchrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverläſſig wußte. Seine Wahl erwies ſich geraten; der Mann war thätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr ſah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe ſeinen Kräften doch zu viel vertraut. Der jungen Wittib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnſtube kam. Die Kinder, die er öfter zu ſich rufen und kleine Dienſte verrichten ließ, wobei ſie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und ſie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie ſelber war deſto öfter auf ſeiner Stube: doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie ſchmückte Thüren und Wände mit allem, was ſie hatte, und wovon ſie wußte, daß er es liebte, und hielt ſich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch ſie bemerkte die Bläſſe ſeines Angeſichts, die jedesmal größer geworden ſchien, ſeit ſie ihn nicht geſehen. Wie ſie nun ganz ſein Spiegel geworden war, ſpiegelte ſie auch dieſe Bläſſe zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber ſie ſuchte ſeine Nähe nicht; ihr ſchien, als ob ihre Nähe das Entgegengeſetzte wirke, was ſie zu wirken wünſchte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen ſie. Das beruhigte ſie wenigſtens über die Furcht, die ihr bei ſeinem Sichzurückziehn am nächſten lag. Wie ſie alle Tugenden, die ſie kannte, in ihn hineingeſtellt hatte wie in einen Heiligenſchrein, hatte ſie die Wahrhaftigkeit, die ihr die erſte von allen war, nicht vergeſſen. Und ſo wußte ſie, er zwang ſich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er ſie nicht empfand. Er ſcherzte ſelbſt zuweilen, beſonders wenn er ihren Blick ängſtlich auf ſeinem immer bleichern Geſichte haften ſah; aber ſie merkte, daß trotzdem ihre Geſellſchaft ihn nicht heiterer, nicht geſunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr ſtand, wagte ſie es nicht; wenn ſie allein war, dann fragte ſie ihn. Ganze Nächte ſann ſie auf Worte, ihm das Geſtändnis abzulocken, und ſprach mit ihm. Gewiß! hätte er ſie weinen gehört, gehört, wie immer ſüßer und inniger ſie ſchmeichelte und bat, die ſüßen Namen gehört, die ſie gab, er hätte ſagen müſſen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwiſchen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte ſie, was ſie ſprach, dann errötete ſie und flüchtete ihr Erröten vor ſich ſelbſt und der lauſchenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute ſie ihre Sorge an. Iſts ein Wunder, ſagte der eifrig; wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag ſich über Gebühr anſtrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufſitzt? Dazu die immer ſteigende Sorge durch den — Gott verzeihs ihm, er iſt tot, und von den Toten ſoll man nichts Böſes reden — durch den Bruder: am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den —, und wenn ſeine Witwe dabei iſt —, ich hab ihn nie beſonders leiden können, und zuletzt am wenigſten. So iſt die Jugend. Ich hab ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewiſſenhaftigkeit! Das iſt keine, die nicht an die

Geſundheit denkt! Der alte Bauherr hielt der jungen Wittib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der ſie nicht hörte. Dann kamen ſie überein, Apollonius müſſe einen Doktor annehmen, wolle er oder nicht; und der Bauherr ging auf der Stelle zu dem beſten Arzte der Stadt. Der Arzt verſprach, ſein Möglichſtes zu thun. Er beſuchte auch Apollonius, und dieſer ließ ſich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünſchten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verſchrieb und verſchrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier ſei ein Übel, gegen das alle Kunſt zu kurz falle; ſo tief hinein, als wo dieſe Krankheit ſitze, wirke keins von ſeinen Mitteln.

Apollonius hatte ſich deshalb den Arzt verbeten. Er hatte wohl gewußt: für ſeine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Urſache davon ſuchte, lag ſie nur zum Teile. Die Überanſtrengung hatte bloß den Boden für die Schmarotzerpflanze beſtellt, die an Apollonius innerm Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, ſondern in dem Zuſtande, worin der Schreck ihn traf. Die erſten Zeichen der Krankheit ſchienen körperlicher Natur. In dem Augenblicke, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod geſtürzt war, hatten die Glocken unter ihnen zwei geſchlagen. Von da an erſchreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm ſchwerere Beſorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit fand, bis ſie beſeitigt war. Jeder Glockenſchlag, der ihn erſchreckte, ſchien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrthür. Es war ihm ſchon aufgefallen, wie unſicher ſein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die er ſonſt kaum bemerkte, ſich wunderlich zunicken ſah, und der feſte Turm unter ihm ſich zu ſchaukeln begann, erſchrak er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgſter, tückiſchſter Feind, wenn er ihn plötzlich zwiſchen Himmel und Erde auf der ſchwanken Leiter faßt! Vergeblich ſtrebte er, ihn zu überwinden; ſein Vorhaben mußte heut aufgegeben ſein. So ſchwer war Apollonius noch kein Weg geworden, als der die Turmtreppe von Sankt Georg herab. Was ſollte werden! Wie ſollte er ſein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denſelben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzuſehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken ſchlugen, als er am gefährlichſten ſtand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter ſeinen Füßen, und wie er hinausſah, nickten die Berge wieder, ſchaukelte wieder der Turm. Er war ſchon auf den unterſten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenſchlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte ſich am Geländer feſthalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Verſuch über Verſuch; er beſtieg alle Dächer und Türme mit ſeiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er ſeine böſen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals ſchon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzuſetzen und den Zierat feſtzunageln vergeſſen. Die Lücke war wie ein böſer Fleck, ein Fleck, wo eine Unthat begonnen oder vollbracht iſt, und kein Gras wächſt, kein Schatten wird; wie eine offne Wunde, die nicht heilt, bis ſie gerächt iſt; wie ein leeres Grab, das ſich nicht ſchließt, eh es ſeinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geſchloſſen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Geſellen auftragen, aber der Gedanke, einen andern ſeine verwahrloſte Arbeit nachbeſſern zu laſſen, trieb das Rot der Scham auf ſeine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem andern aufgenagelt, mußte wieder abfallen; die Lücke rief nach ihm, und nur er konnte ſie ſchließen. Oder den Geſellen faßte das Verderben, das er dort eingehämmert hat, der Schwindel, der dort wohnt, und ſtürzte ihn herab.

Seit das Weib des Bruders in ſeinen Armen gelegen hatte, führte er ein Doppelleben. Er ſchaffte den Tag lang außen, nachts ſaß er in ſeinem Stübchen bei ſeinen Büchern; das ſpann ſich alles mechaniſch ab; er war trotz ſeines Kämpfens nur mit halber Seele dabei; die andre Hälfte hatte ihr Leben für ſich, immer ſchwebte ſie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmdach und brütete, welches kommende Unheil es ſei, das er fertig gehämmert habe jenen Morgen. Seine Seele träumte den ſündhaften Traum wieder durch, kämpfte den ſchrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fiel ihm ein, obs nicht möglich geweſen wäre, den Wahnſinnigen zu retten. Dann ſuchte er ängſtlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten geweſen wäre, und ſchreckte doch zurück, wenn er dachte, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus ſeinen Fugen gezerrt. Aber auch in ſeinem Brüten zeigte ſich noch der Gegenſatz zu ſeines Bruders Natur. In jenem überwucherte die Selbſtſucht, die ſchlimme Anlage; in Apollonius überſpannte ſich, was Gutes in ihm war: ſeine Gewiſſenhaftigkeit, ſeine Anhänglichkeit und ſein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht ſeine Schuld ab von ſich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld des Bruders herüber auf ſich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müſſen, wenn ſein Herz und Kopf nicht voll geweſen wäre von den wilden verbotnen Wünſchen; hätte er dem Wahnſinnigen nicht gezürnt, den er hätte bedauern ſollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit ſeinen böſen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit ſeiner Arbeit fertig, und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu ſpät und gewann Zeit, ſeinen Entſchluß zu bereuen. Und war er noch oben, ſo war er der Stärkere, der Beſonnenere und mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. — Auch im äußern Benehmen zeigte ſich dieſer Gegenſatz mit dem Bruder. Wie dieſer immer ſelbſtſüchtiger, wilder und rückſichtsloſer geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und ſtiller. Er verlor über dem eignen Zuſtande nicht das Mitgefühl mit fremdem Leiden. Er bedauerte nicht ſich. Dachte er an die Menſchen, die ihm liebend nahe ſtanden, ſo war ſein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbſt ſein Sofa vergaß er nicht zu ſtreicheln; er that es, wie man einen Diener tröſtet, der das Unglück ſeines Herrn als ſein eignes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig ſchien. Er mußte ſich ſagen, daß er dachte wie ſie, und daß ſeine Wünſche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß ſie es einmal geweſen, warf ſeinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Beſitz, ſchien ihm wie beſchmutzt. Was Verſtand und Liebe ſagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kams, daß Chriſtianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo ſeine Verdüſtrung ihm ſelbſt wie eine Krankheit vorkam, und er hoffte, ſie werde vorübergehn. Aber auch da trat er Chriſtianen nicht näher, ſo ſehr ſein Herz ihn zog. Er blieb gegen ſie wie damals, wo er den Knaben zwiſchen ſie und ſich geſtellt hatte. Die kleinſte Annäherung ſah er nach ſeiner Weiſe für eine Bindung an, und dachte er ſich die Heirat entſchieden, ſo laſtete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbeſtimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er ſeinen Zuſtand erträglich. Er, der ſonſt ein unklares Verhältnis nicht ertragen konnte! Darin aber war er ſich noch völlig gleich, daß er in ſeiner Vorſtellung eine mögliche Schuld nur immer als die ſeine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umſtänden heilig und rein.

Dem alten Herrn war in ſeinem äußern Ehrbegriff ein Zuſammenleben wie Apollonius und Chriſtianens ohne kirchliche Weihe ein ſchweres Ärgernis. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Gatten der jungen, ſchönen Wittib und ihrer Kinder Schützer und Erhalter ſein. Nach ſeiner Weiſe ſprach er ein Machtwort. Er beſtimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um; und in acht Tagen ſollte die Verlobung, drei Wochen ſpäter die Hochzeit ſein.

Das Leben in dem Hauſe mit den grünen Läden begann wieder ſchwül und ſchwüler zu werden; die neuen Wolken, die unſichtbar darum heraufgezogen waren, drohten einen herbern Schlag, als in dem die alten ſich entladen hatten. Die junge Wittib durfte nun eine Braut ſcheinen. Sie that, wonach man ſie neckend gefragt hatte; ſie vervollſtändigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte ſaß ſie ſchneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Thränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an dieſen Thränen. Sie ſah des geliebten Mannes Zuſtand ſtündlich ſich verſchlimmern und konnte darüber nicht im Irrtum ſein, daß die

Heirat die Schuld davon trug. Je blaſſer und hinfälliger er wurde, deſto milder und achtungsvoller wurde ſein Benehmen gegen ſie. Ja, es war etwas darin, das wie ſchmerzliches Mitleid und unausgeſproche Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung ausſah, deren er ſich gegen ſie ſchuldig wußte. Sie wußte nicht, was ſie davon denken ſollte; nur, daß ſie nichts denken durfte, was des Bildes, das ſie von ihm in ihrer Seele trug, unwürdig geweſen wäre. In ſeiner Gegenwart war ſie ſtill wie er. Sie ſah ſein ſtummes, ſchmerzliches Brüten; aber erſt, wenn ſie allein war, und ihre Kinder neben ihr ſchliefen, hatte ſie den Mut, ihn zu bitten. Stundenlang bat ſie dann wie ein Kind: er ſoll ihr doch ſagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm tragen; ſie muß ja; iſt ſie nicht ſein?

Und Apollonius ſelbſt? Bis jetzt hatte er den Druck dunkeln Schuldgefühls, der ſich an den Gedanken der Heirat knüpfte, zu ſchwächen vermocht, wenn er unentſchieden den Entſchluß in unbeſtimmte Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen, jenes Gefühl ſei eine krankhafte Anwandlung, die vorübergehn werde. Nun der alte Herr ſein Machtwort geſprochen, war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war beſtimmt; mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußte ſich entſcheiden. Er konnte nicht. Die Entzweiung ſeines Innern klaffte immer weiter auf. Wollte er dem Glück entſagen, dann wich das Geſpenſt der Schuld, aber das Glück ſtreckte immer verlockendere Arme nach ihm aus. Es nahm ſeine Ehre zum Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie ſollte er ſein Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in ſeine Arme nahm? Der Vater wollte es; ſie liebt ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menſchen billigen, ja ſie fordern es von ihm. Dann ſah er ſie, eh ſie ihm geraubt wurde, wie ſie das Glöckchen hinlegte für ihn, roſig unter der braunen, krauſen Locke, die ſich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der ſie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angſt und voll Glück in ſeinen Armen. Und ſo ſoll er ſie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch. ihr ſchwellendes Umfangen, durch alle Bilder ſtillen, ſanften Glücks hindurch fröſtelt ihn der alte Schauder wieder an. So wars ſchon in ſeinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um ſie und ihn hinabſtieß von der fliegenden Rüſtung in den Tod. Er ſagt ſich, das war nur im Traum; was man im Traume that, hat man nicht gethan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die böſen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machte deſſen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder ſtürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume geſtürzt. Nun war es ja, wie in dem ſchlimmen Traum, der Bruder war tot, und er hatte ſein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, ſo hat er ihn hinabgeſtürzt. Hat er den Lohn der That, ſo hat er auch die That. Nimmt er ſie, wird das Gefühl ihn nicht laſſen; er wird unglücklich ſein und ſie mit unglücklich machen. Um ihret- und ſeinetwillen muß er ſie laſſen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos dieſe Schlüſſe ſind vor den klaren Augen des Geiſtes, und will er wiederum das Glück ergreifen, ſo ſchwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eiſiger Reif über ſeine Blume, und der Geiſt vermag nichts gegen ſeine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenſchläge von Sankt Georg. Immer fiebriſcher wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebeſſert war. Äußere Anläſſe ſchärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet, die Lücke ſchluckte, die Verſchalung ſog das Waſſer gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterkälte ſtärker ein, fror die Näſſe im Holz, ſo warf ſich die Verſchalung und verletzte die Schiefer. Die Stadt, die ſeiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenſchlag zwei. In der Glut des Fiebers vermiſchten ſich die Schatten. Die Vorwürfe des innern und äußern Sauberkeitsbedürfniſſes floſſen in einander. Immer unwiderſtehlicher forderte die offne Wunde das Gericht; das gähnende Grab den, der es ſchloß. Und er war es, den der Stundenſchlag zum Gerichte rief: er, der das Grab ſchließen mußte, eh das gehämmerte Unheil auf ein unſchuldig Haupt fiel. Sich ſelbſt hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu beſſern. Und wenn er oben war, dann ſchlug es zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, dem Bruder nach.

Der alte wackre Bauherr drang in den Leidenden; er hatte ſich das Recht erworben, ſein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er ſchlug ihm ſein Verlangen nicht ab, aber er ſchob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ſah die ſchöne junge Braut ihn bleicher werden und blich ihm nach. Nur der alte Herr in ſeiner Blindheit ſah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmſten drohte. Es war wieder ſchwül geworden und wurde noch immer ſchwüler, das Leben in dem Hauſe mit den grünen Läden. — Kein Menſch ſiehts dem roſigen Hauſe an, wie ſchwül es einmal darin war.

Es war in der Nacht vor dem angeſetzten Verlobungstage. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte ſchon hatte man das ſogenannte Sankt Elmsfeuer von den Turmſpitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züngeln ſehen. Trotz der trocknen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigne Schwere in den Gliedern. Es regte ſich keine Luft. Die Menſchen ſahen ſich an, als fragte einer den andern, ob auch er die ſeltſame Beängſtigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerung gingen von Mund zu Munde. Die Verſtändigern lächelten darüber, konnten ſich aber ſelbſt des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entſprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorſtehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten ſich dunkle Wolken übereinander gebaut von entſchiednerer Zeichnung und Farbe, als ſie der Winterhimmel ſonſt zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abſtechen müſſen, der Berge und Thal bedeckte und wie ein Zuckerſchaum in den blätterloſen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Wiederſchein den weißen Glanz. Hie und da dehnte ſich der feſte Umriß der dunkeln Wolkenburg in ſchlappen Buſen herab. Dieſe trugen das Anſehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleiſchwärze der höhern Schicht mit dem ſchmutzigen Weiß der Erde und ſeinen ſchwärzlichen Scheinen. Die ganze Maſſe ſtand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeſchoſſe ſchloſſen die Läden; in den Fenſtern der höhern Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, wo ein größeres Stück Himmel zu überſehen war, ſtanden Gruppen von Menſchen zuſammen und ſahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald ſich in die langen, bedenklichen Geſichter. Sie erzählten ſich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorſtädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, ſtoßende Geflatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nikolaus, ſprachen von Erdbeben, Bergſtürzen, wohl auch vom jüngſten Tage. Die Mutigern meinten, es ſei nur ein ſtarkes Gewitter. Aber auch das erſchien bedenklich genug. Der Fluß und der ſogenannte Feuerteich, deſſen Waſſer auf unterirdiſchen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehn. Aber ſo oft ſie hinausſahen: die dunkle Maſſe rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittage hatte ſie ſchon ſo geſtanden; gegen Mitternacht ſtand ſie noch unverändert ſo. Nur ſchwerer, ſchien es, war ſie geworden und hatte ſich tiefer herabgeſenkt. Wie ſollte ſie auch rücken, da nicht ein leiſer Lufthauch auf den Flügeln war? Und ſolche Maſſe zu zerſtreuen und fortzuſchieben hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es ſchlug zwölf vom Sankt Georgenturm. Der letzte Schlag ſchien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das ſo lang anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachſen; wie auf tauſend Flügeln kam es gerauſcht und geſchwollen und ſtieß zornig gegen die Häuſer, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und ſchrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hauſe umher, bis es eine andre Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Läden los und warf ſie grimmig zu; quetſchte ſich ſtöhnend zwiſchen nahſtehenden Mauern hindurch; pfiff wütend um die Straßenecken; zerlief in tauſend Bäche; ſuchte ſich und ſchlug klatſchend wieder zuſammen in Einen reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Luſt herab und hinauf; rüttelte an allem Feſten; trillte mit wildſpielendem Finger die verroſteten Wetterhähne und Fahnen und lachte ſchrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach aufs andre, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an ſteilen Mauern hinauf, daß er vor Angſt in alle Fenſterritzen kroch, und wirbelte ganze tanzende Rieſentannen aus Schnee geformt vor ſich her.

Da man ein Gewitter vorausſah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirksgewitternachtwachen ſowie die Spritzenmannſchaften waren ſchon ſeit Stunden beiſammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtſtube im Rathauſe geſandt, um da ſeine, des Ratsſchieferdeckermeiſters, Stelle zu vertreten. Die zwei Geſellen ſaßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andre zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten ſich in der Wachtſtube, ſo gut ſie konnten. Der Ratsbauherr ſah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf ſich gerichtet und erhob ſich, ſeinen Zuſtand zu verbergen. In dem Augenblick brauſte der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme ſchlug es eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäuſten des Sturms, der ihn mit ſich fortriß in ſeine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenſter, wie um zu ſehen, was es draußen gebe. Da leckte eine rieſige ſchwefelblaue Zunge herein, bäumte ſich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menſchen auf und verſchlang ſich ſpurlos in ſich ſelber. Der Sturm brauſte fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren ſchien, ſo erhob ſich jetzt aus ſeinem Brauſen etwas, das an Gewalt ſich ſo rieſig über ihn emporreckte, wie ſein Brauſen über den Glockenton. Eine unſichtbare Welt ſchien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauſte und pfiff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe, majeſtätiſche Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der That geſättigten Kraft.

Das hat eingeſchlagen, ſagte einer. Apollonius dachte: Wenn es in den Turm ſchlüge von Sankt Georg, dort in die Lücke, und ich müßte hinauf, und es ſchlüge zwei und — Er konnte nicht ausdenken. Ein Hilfegeſchrei, ein Feuerruf erſcholl durch Sturm und Donner. Es hat eingeſchlagen, ſchrie es draußen auf der Straße. Es hat in den Turm von Sankt Georg geſchlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg! Hörner blieſen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: Wo iſt der Nettenmair? Kann einer helfen, iſts der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sankt Georg!

Der Bauherr ſah Apollonius erbleichen, ſeine Geſtalt noch tiefer in ſich zuſammenſinken, als ſeither. Wo iſt der Nettenmair? rief es wieder draußen. Da ſchlug eine dunkle Röte über ſeine bleichen Wangen, und ſeine ſchlanke Geſtalt richtete ſich hoch auf. Er knöpfte ſich raſch ein, zog den Riemen ſeiner Mütze feſt unter dem Kinn. Bleib ich, ſagte er zu dem Bauherrn, indem er ſich zum Gehen wandte, ſo denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und ſeine Kinder. Der Bauherr war betroffen. Das Bleib ich des jungen Mannes klang wie: Ich werde bleiben. Eine Ahnung kam dem Freunde, hier ſei etwas, das mit dem Seelenleiden Apollonius zuſammenhänge. Aber der Ausdruck ſeines Geſichts hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängſtlich noch wild. Durch Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackre Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm ſtand. Das war ganz die ruhige, beſcheidne Entſchloſſenheit wieder, die ihn beim erſten Anblick dem jungen Manne gewonnen hatte. Wenn er ſo bliebe! dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck ſagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über ſein Geſicht hin mit dem wackern Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht habe und ihm noch mehr Schmerz habe machen wollen. Er ſagte mit ſeinem alten Lächeln: Auf ſolche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiederſehen! Der ſchnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sankt Georg, unter dem Geſchrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner ſagte der Bauherr immer vor ſich hin: Entweder ſehe ich den braven Jungen nie wieder, oder er iſt geſund, wenn ich ihn wiederſehe! Er legte ſich nicht Rechenſchaft ab, wie er zu dieſer Überzeugung kam. Hätte ers auch ſonſt gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair? tönte dem Gerufnen auf ſeinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen ſeiner Mitbürger weckte das Gefühl ſeines Wertes wieder in ihm auf. Als er aus der Fremde zurückkehrend die Heimatsſtadt vor ſich liegen ſah, hatte er ſich ihr und ihrem Dienſte gelobt. Nun durfte er ſich zeigen, wie ernſt gemeint ſein Gelübde war. Er überſann in Gedanken die möglichen Geſtalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze ſtand bereit im Dachgebälk, Tücher lagen dabei, um damit, in Waſſer getaucht, die gefährdeten Stellen zu ſchützen. Der Geſelle war angewieſen, heißes Waſſer bereit zu halten. Das Gebälke hatte er überall durch Leitern verbunden. Zum erſtenmale ſeit ſeiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die Gebilde ſeines Brütens wie verſchwimmende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkensfreudigkeit und Spannkraft war wieder herausgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte ſie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle ſind ſie eine ſchwache Waffe. Vergebens ſah ſein Geiſt den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erſchlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein ſtärkeres geſundes Gefühl gegen die ſtarken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte ſie in ſeiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne beſonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entſchluß gefunden, und dieſer war die Quelle ſeines erneuten Daſeins. Er wußte, er wird nicht ſchwindeln, und blieb er doch, ſo fiel er ſeiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten ſtatt ſeiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menſchen angefüllt, die alle voll Angſt nach dem Turmdache hinauf ſahen. Der ungeheure alte Bau ſtand wie ein Fels in dem Kampfe, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umſchlangen ihn tauſend haſtige glühende Arme mit ſolcher Macht, daß er ſelber aufzuglühen ſchien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lieſs an ihm hinauf und ſtürzte gebrochen zurück, dann ſchlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zuſammen. Eben ſo oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Geſichter auf um ſeinen Fuß und ſank wieder ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und ſchlug mit eignen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen und warf ſie mit ſeinem Schneegerieſel, das in dem Schein der Blitze wie glühender

Funkenregen an ihnen herniederſtäubte, als wollte er ſies büßen laſſen, daß er vergeblich an den ſteinernen Rippen ſich wund ſtieß. Und wie die Menſchen bald erſchienen bald verſchwanden, ſo wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und vom Donner überbrauſt und überrollt.

Da rief einer, ſich ſelbſt tröſtend: Es iſt ein kalter Schlag geweſen. Man ſieht ja nichts! Ein andrer meinte, die Flamme von dem Schlage könnte noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunſch, der Schlag möchte nicht ein kalter geweſen ſein, und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte ſich ſchon getröſtet und rächte ſich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele ſahen vor Angſt und Kälte zitternd mit den geblendeten Augen ſtumpf in die Höhe und wußten nicht mehr, warum. Hundert Stimmen ſetzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt betreffen könnte, ja betreffen müßte, wenn der Schlag kein kalter war. Einer ſprach von der Natur der Schiefer, wie ſie im Brande ſchmelzen und als brennende Schlacken ſtraßenweit durch die Luft fliegend ſchon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andre klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünſtige, und daß kein Waſſer zum Löſchen vorhanden ſei. Noch andre: und wäre welches vorhanden, ſo würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meiſten ſtellten in angſtvoller Beredſamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälke, ſo trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häuſermaſſe faſt an den Turm ſtieß. Hier war die feuergefährlichſte Stelle der ganzen Stadt. Zahlloſe hölzerne Emporlauben in engen Höfen, bretterne Dachgiebel, ſchindelgedeckte Schuppen, alles ſo zuſammengepreßt, daß nirgends eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löſchmannſchaft mit Erfolg anzuſtellen war. Stürzte das brennende Dachgebälke, wie nicht anders möglich war, nach dieſer Seite, ſo war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Waſſermangel unrettbar verloren. Dieſe Auseinanderſetzungen brachten Ängſtlichere ſo aus der Faſſung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erſchien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche überſehen konnte, begünſtigte die Fortpflanzung des Irrtums. Es war wunderlich, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geſchrei: Wo? Wo? Sturm und Donner verhinderten die Verſtändigung. Jeder wollte ſelbſt ſehen; ſo entſtand ein wildes Gedränge.

Wo hat es hingeſchlagen? fragte Apollonius, der eben daher kam. In die Seite nach Brambach zu, antworteten viele Stimmen. Apollonius machte ſich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langſamern Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müſſe ein kalter Schlag geweſen ſein, und waren doch im Begriff, ihre beſten Sachen zuſammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Geſell, den er am Ofen beſchäftigt fand, beſaß noch Faſſung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälke, um ſie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter ſeinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einſchlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte ſeine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er ſei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmluken herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein praſſelnder Donner an dem Turme. Apollonius ſtand erſt wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erſchütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er ſprang nach der nächſten Dachluke, um friſche Luft zu ſchöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den oberſten Treppenſtufen ſtehn geblieben. Herauf! rief ihnen Apollonius zu. Schnell das Waſſer! die Spritze! In dieſe Seite muß es geſchlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Waſſer und Spritze an die Ausfahrthür! Der Zimmermeiſter rief, ſchon auf der Leitertreppe, huſtend: Aber der Dampf! Nur ſchnell! entgegnete Apollonius. Die Ausfahrthür wird mehr Luft geben, als uns lieb iſt! Der Maurer und der Schornſteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug ſo ſchnell als möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Geſell einen Topf heißen Waſſers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In ſolchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Thätigen unterordnen ſich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrthüre war ſchmal: durch die verſtändige Anordnung Apollonius fand dennoch alles im Augenblicke ſeinen Platz. Zunächſt Apollonius nach der Thüre ſtand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war ſo gewendet, daß die beiden Männer die Druckſtangen vor ſich hatten. Zwei ſtarke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer ſtand der Schieferdeckergeſelle, um über deſſen Schulter, ſo oft es nötig wäre, von dem heißen Waſſer zuzugießen. Andre betrieben des Geſellen vorheriges Geſchäft; ſie ſchmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Waſſer in der geheizten Türmerſtube, damit es nicht wieder zu Eiſe fror.

Andre waren bereit, als Zuträger zwiſchen Dachſtuhl und Türmerſtube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raſchen Worten und Winken den Plan dieſer Geſchäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter ſchon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrtthür. Die Leute hatten die beſte Hoffnung; aber als durch die geöffnete Thür der Sturm hereinpfiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Maſſen feinen Schneeſtaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachſtuhl auf und abpolterte, und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigſte die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte ſich mit dem Rücken gegen die Thüre kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verſchalung oberhalb der Thüre geſtemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzuſehen. Noch iſt zu retten, rief er angeſtrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochnen Rollen des Donners ihn verſtehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzeſten Schlauchs, deſſen unteres Ende der Zimmermann einſchraubend an der Spritze befeſtigte, und wand ſich den obern Teil um den Leib. Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meiſter, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt! Die rechte Hand gegen die Verſchalung geſtemmt bog er ſich aus der Ausfahrtthür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um ſie an dem nächſten Dachhaken über der Thüre anzuhängen. Den Werkleuten ſchien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich wars, er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zu ſtatten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneeſtaub, der dazwiſchen wirbelte und vom Dache herabrollend in ſeine Augen ſchlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing feſt. Zeit war nicht zu verlieren; er ſchwang ſich hinaus. Er mußte ſich mehr der Kraft und Sicherheit ſeiner Hände und Arme vertrauen, als dem ſichern Tritt ſeiner Füße, als er hinaufklomm; denn der Sturm ſchaukelte die Leiter ſamt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, ſeitwärts über der erſten Sproſſe der Leiter, hüpften bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeſchlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erſchrocken, hierher könnte der Blitz ſchlagen, und er müßte herauf — eine Reihe dunkler, tötlicher Fiebergebilde hatte ſich daran geſchloſſen —; jetzt war alles geſchehen, wie er ſichs vorhin nur gedacht; aber die Lücke war ihm wie jede andre Stelle des Turmdachs, ſchwindellos ſtand er auf der Leiter, und nur Ein friſches tapferes Gefühl erfüllte ihn: der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies ſich nun ſogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, nur das Waſſer, das die Lücke wochenlang geſchluckt hatte, und das nun im Holze gefroren war, ließ die Flamme nicht ſo ſchnell überhand nehmen, als ohne dies Hindernis geſchehen wäre. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner. Der Froſt in der Verſchalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe ſie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiter freſſen konnten. Hatten ſie ſich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und dieſe den durch Froſt gefeiten Raum unter der Lücke überſchritten, dann mußte der Brand bald rieſig über die Turmſpitze hinauswachſen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er ſah, noch war zu retten, und er brauchte die Kraft, die ihm dieſer Gedanke gab. Die Leiter ſchaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, ſie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachbalken locker war — aber er wußte, das konnte nicht ſein —, dieſe Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte ſie an ein hervorſpringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt, nah an einem der Befeſtigungspunkte; aber das andre Ende des Guirlandenſtücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befeſtigen vergeſſen hatte. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt hatte. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagrecht, und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte ſich ſein neugewonnener Lebensmut bewähren, und er thats. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die ſchwankende Leiter hinauf, und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt ſich feſt daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leiterſproſſe; die Füße folgten; er ſtand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen ſchon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang, und ſie rollten ſich ſchmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgeſtreift in die Tiefe. Nun überſah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; ſeine Zuverſicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erſt gegen die Lücke, um die Verſchalung oberhalb des Brandes noch geſchickter zum Widerſtande zu machen. Die Spritze bewies ſich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer ſich einzwängte, ſplitterten dieſe krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes kniſterten und hüpften zornig unter dem herabfließenden Waſſer; erſt dem unmittelbar gegen ſie gerichteten Strahl gelang es, und auch dieſem mehr durch ſeine erſtickende Gewalt als durch die Natur ſeines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Brandfläche lag ſchwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Ziſchen mehr. Da raſſelte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es ſchlug zwei. Zwei Schläge! Zwei! Und er ſtand, und er ſtürzte nicht! Wie anders war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fiebriſchen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da ſchlug es zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle Schuld zu büßen. Das hatten ihm ſeine ſchweren wachen Träume gezeigt. Und er ſtand doch wirklich oben, und die Leiter ſchwankte im Sturme, Schneeſtaub umwirbelte ihn, Blitze umzuckten ihn; mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Thals, die ganze Gegend in Einer ungeheuern Flamme auf, und nun ſchlugs zwei unter ihm, die Glockentöne heulten vom Sturm gezerrt hinaus in den Aufruhr, und er ſtand, er ſtand ſchwindellos, er ſtürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte ſeine Pflicht gethan, wo tauſende ſie nicht gethan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein von der furchtbarſten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieſes Gedankens war in dieſer Seele nur ein Dankgebet. Er dachte nicht an die Menſchen, die ihn preiſen würden, nur an die Menſchen, die nun wieder aufatmen durften, an das Elend, das verhütet, an das Glück, das erhalten war. Und er fühlte ſelbſt nach Monden wieder, was frei aufatmen heißt. Dieſe Nacht hatte ja auch ihm die Luſt wieder gebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er ſich jetzt wieder an das Wort, das er ſich gegeben. Menſchen wie Apollonius iſts der höchſte Segen einer braven That, daß ſie ſich geſtärkt fühlen zu neuem braven Thun. —

Die Menge unten ſchrie noch immer: Wo? Wo? und drängte ſich durcheinander, als der zweite Einſchlag geſchah. Alles ſtand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. Gott ſei Dank! es war wieder kalt! rief eine Stimme. Nein! Nein! dasmal brennts! Erbarme ſich Gott! entgegneten andre. Scharfe Augen ſahen, wenn zuweilen zwiſchen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie ſuchten ſich und lohten, wenn ſie ſich fanden, zuckend in eine größere Flamme zuſammen auf; dann flohen ſie ſich tanzend und ſchlugen wieder zuſammen. Der Sturm bog und dehnte ſie hin und her; zuweilen ſchienen ſie zu verlöſchen, dann züngelten ſie noch höher auf als vorhin. Sie wuchſen, das ſah man; aber raſch war ihr Wachstum nicht. Viel ſchneller und gewaltiger ſchwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angſtvoller Spannung bohrten ſich alle Blicke auf der kleinen Stelle feſt. Jetzt Hilfe, und es iſt noch zu verlöſchen! Und wieder klang angſtvoll der Ruf: Nettenmair! Wo iſt Nettenmair? durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: Er iſt auf dem Turm. Alle Gemüter fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meiſten kannten ihn nicht, ſelbſt die meiſten unter den Rufern. Und die ihn nicht kannten, ſchrieen am lauteſten. In Augenblicken allgemeiner Hilfloſigkeit klammert ſich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Teil ſchiebt damit die Anforderungen des Gewiſſens zu eignem Mühen, zu eignem Wagnis von ſich; und dieſe ſinds, die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er gethan und was er nicht gethan habe. Die andern ſind froh, täuſchen ſie ſich nur über den nächſten Augenblick hinweg. Was ſoll er? rief einer. — Helfen! Retten! andre. — Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagts keiner! — Der Nettenmair gewiß! — Im tiefſten Herzen wußten auch die Vertrauendſten, er wirds nicht wagen! Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöſcht werden konnte, wenn ſie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die ſtumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrthür ſich öffnete und die herausgehaltne Leiter ſichtbar wurde, als es ſchien, es wagt es dennoch einer, wirkte das ſo erſchreckend, als der Einſchlag ſelbſt. Und die Leiter hing und ſchaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklomm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt; die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geſchnitten ſchien, und wie eine Glocke mit ihm ſchaukelte in der entſetzlichen Höhe. Jeder Atem ſtockte. Aus Hunderten der verſchiedenſten Geſichter ſtarrte derſelbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und ſie ſahen den Wagenden doch. Es war wie etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch ſtand jeder einzelne ſelbſt auf der Leiter, und unter ihm ſchaukelte der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwiſchen Himmel und Erde. Und ſie ſtanden doch auch wieder unten auf der feſten Erde und ſahen nur hinauf; und doch! Wenn der Mann ſtürzte, dann waren ſies, die ſtürzten. Die Menſchen unten auf der feſten Erde hielten ſich krampfhaft an ihren eignen Händen, an ihren Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzuſtürzen von der entſetzlichen Höhe. So ſtanden ſie ſicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht geweſen; und doch wars nur ein Augenblick, ſeit ſie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigne über der Gefahr des Menſchen da oben, die ja doch ihre eigne war. Sie ſahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; ſie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erſt als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrthür verſchwunden war und die Leiter ſich nachgezogen hatte, erſt als ſie nicht mehr oben hingen, als ſie ſich nicht mehr an den eignen Händen, Stöcken und Kleidern feſthalten mußten, da erſt kämpfte die Bewunderung mit der Angſt, da erſt erſtickte der Jubel: Zu, braver Junge! in dem Angſtruf: Er iſt verloren! Eine alterszitternde Stimme begann zu ſingen: Nun danket alle Gott! Als der alte Mann an die Zeile kam: der uns behütet hat, da erſt ſtand alles vor ihrer Seele, was ſie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdeſten Menſchen fielen ſich in die Arme, einer umſchlang in dem andern die Lieben, die er hatte verlieren können, die ihm gerettet waren. Alle ſtimmten ein in den Geſang; und die Töne des Dankes ſchwollen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menſchen ſtanden, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuſer hinein bis in das innerſte Gemach und ſtiegen bis in die höchſte Bodenkammer hinauf. Der Kranke in ſeinem einſamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, ſang von ferne mit; Kinder ſangen mit, die das Lied nicht verſtanden und die Gefahr, die abgewendet worden war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche, und Sturm und Donner die rieſige Orgel darin. Und wieder erhob ſich der Ruf: Der Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair? Wo iſt der Helfer?

Wo iſt der Retter? Wo iſt der kühne Junge? Wo iſt der brave Mann? Sturm und Gewitter waren vergeſſen. Alles ſtürzte durcheinander, den Gerufnen ſuchend; der Turm von Sankt Georg wurde geſtürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und ſagte, der Nettenmair habe ſich einen Augenblick im Türmerſtübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen ſie in den Zimmermann, er ſei doch nicht beſchädigt? Seine Geſundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermeiſter konnte nichts ſagen, als daß Nettenmair mehr gethan habe, als ein Menſch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu thun imſtande ſei. Bei ſolchen Gelegenheiten, wie die Rettung heute, ſei der Menſch ein andrer; hintennach erſtaune er ſelber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle ſich alles. Ihn — den Zimmermeiſter — ſollte es nicht wundern, ſchliefe Nettenmair nach der gehabten Anſtrengung drei Tage und drei Nächte „in einem Ritt“ hintereinander fort. Die Leute ſchienen bereit, ſo lange auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach ſeinem Erwachen zu ſehen. Unterdes hatte ein angeſehener Mann auf dem nahen Marktplatze eine Geldſammlung begonnen. Geld lohne freilich ſolch ein Thun nicht, als der Brave heute bewieſen; aber man könne ihm wenigſtens zeigen, man wiſſe, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem einzelnen wiederklang, liefen ſogar anerkannte Geizhälſe haſtig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert darum, daß ſie es eine Stunde ſpäter reuen würde. Wenige von den Wohlhabendern ſchloſſen ſich aus; die Ärmern ſteuerten alle bei. Der Sammler erſtaunte ſelbſt über den reichen Erfolg ſeiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er ſich gelegt, hatte er noch geſorgt, daß die Laternen vorſichtig ausgelöſcht wurden. Er hatte die

Ausfahrtthüre geſchloſſen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Türmerſtube bringen laſſen, damit der Froſt keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu ſtehn. Der Bauherr, der unterdes heraufgekommen war, hatte ihn dennoch halb mit Gewalt in die Türmerſtube hinunterbringen müſſen. Dann hatte der Freund die Thüre von innen verriegelt, Apollonius genötigt, die gefrornen Kleider auszuziehn, und dann wie eine Mutter an ſeines Lieblings Bett geſeſſen. Apollonius konnte nicht ſchlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er ſprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Waſſer fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu ſich nahm, wies den Grog dankend zurück. Der Geſelle hatte unterdes friſche Kleider geholt. Apollonius verſicherte, er finde ſich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzuſtehn. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte ſich vorhin unter der Decke ausgezogen, und ſo zog er ſich wieder an. Der Bauherr kehrte ſich ab von ihm und lachte durch das Fenſter Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius Schamhaftigkeit oder überhaupt aus Freude an ſeinem Lieblinge. Er hatte oft bereut, daß er Junggeſelle geblieben war; jetzt freute es ihn faſt. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen ſo braven, als ein Vater nur wünſchen kann.

Auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm geriſſen; ſelbſt angeſehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden ſo gedrückt und geſchüttelt, daß er ſie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor ſeine natürliche edle Haltung nicht; die verlegne Beſcheidenheit dem begeiſterten Danke, das Erröten dem bewundernden Lobe gegenüber ſtand ihm ſo ſchön an, als ſein mutig entſchloßnes Weſen in der Gefahr. Wer ihn nicht ſchon kannte, verwunderte ſich: man hatte ſich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, überſprudelnd von Kraftgefühl, wohl ſogar wild. Aber man geſtand ſich, ſein Anſehen widerſprach dennoch nicht ſeiner That. Das mädchenhafte Erröten einer ſo hohen männlichen Geſtalt hatte ſeinen eignen Reiz, und die verlegne Beſcheidenheit des ehrlichen Geſichts, die nicht zu wiſſen ſchien, was er gethan, gewann; die milde Beſonnenheit und einfache Ruhe ſtellte die That nur in ein ſchöneres Licht; man ſah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

* * *

Wir überſpringen im Geiſte drei Jahrzehnte und kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unſrer Erzählung beſchäftigten. Wir ließen ihn in der Laube ſeines Gärtchens. Die Glockentöne von Sankt Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienſte; ſie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hauſe mit den grünen Fenſterläden herein. Dort ſitzt er jeden Sonntag um dieſe Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienſt, dann ſieht man ihn, das ſilberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche ſteigen. Kein Menſch begegnet ihm, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun ſind es bald dreißig Jahre her, aber es giebt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können ſie ſagen, was der Mann mit dem ſilberbeknopften Stocke für die Stadt gethan hat in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher geſtiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützenhaus, erhebt ſich aus freundlichem Gärtchen ein ſtattlicher Bau. Es iſt das neue Bürgerhoſpital. Jeder Fremde, der das Haus beſucht, erfährt, daß der erſte Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geſchichte jener Nacht hören, die wackre That des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn geſammelt, und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben hatte als Stamm zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie ſein Beiſpiel Frucht getragen, und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geſchenkt und vermacht hatten, bis endlich nach Jahren ein Zuſchuß aus der Stadtkaſſe Beginn und Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Reſt des Sonntags auf ſeinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer —, oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört, oder vielmehr ſeinen Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er ſich gegeben, war der Gedanke ſeines Lebens geblieben. Was er ſchaffte, ſchaffte er für die Angehörigen ſeines Bruders; er ſah ſich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf ſeinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, ſo dachte er an das todte Ännchen. Sein Gedächtnis war ſo gewiſſenhaft, als er ſelbſt. Dann rief er das Kind zu ſich, ſtreichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderlich zugegangen ſein, fand ſich in den Taſchen des blauen Rockes nicht irgend etwas ſorglich in reines Papier gewickeltes, das er herausnehmen konnte, ſich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte ſich erſt freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Geſtalt etwas ſo Ernſtes und Feierliches, daß das Kind vor Reſpekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über ſaß Herr Nettenmair über ſeinen Büchern und Briefen oder beaufſichtigte im Schuppen das Ab und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt zwölf aß er zu Mittag, punkt ſechs zu Abend auf ſeinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelſtunde, dann ſtrich er mit leiſer Hand über das alte Sofa und bewegte ſich drei andre Viertelſtunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen. Mit dem erſten Viertelſchlage von ein und ſieben Uhr klinkte er die Staketenthüre wieder hinter ſich zu. Am Sonntag iſts anders; da ſitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und ſieht nach dem Turmdache von Sankt Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leſer kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er ablieſt vom Turmdache von Sankt Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch ſchöne Frauengeſicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran zu dem Sitzenden hinüberlauſcht, das weiß der Leſer nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die ſich noch immer gern freimacht, war noch dunkelbraun und voll und hing auf eine faltenloſe Stirn herab, die Wangen darunter ſchwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch, und die blauen Augen glänzten, als ſie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet hatte. Er küßte ſie leiſe auf die Stirn und nannte ſie mit dem Namen „Schweſter.“ Sie verſtand, was er meinte. Schon damals ſah ſie zu dem Manne hinauf mit der Ergebung, ja Andacht, mit der ſie jetzt ſein Sinnen belauſcht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchſichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm ſeinen Entſchluß, nicht zu heiraten, mitteilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken oder nach Köln zurückzugehn. Apollonius Herzen wurde es ſchwerer, als ſeinem Verſtande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge und bleiben müſſe. Er wußte, nur ſeinem Entſchluſſe treu blieb er der Mann, ſein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht ſagen. Erfuhr dieſer das wahre Verhältnis der beiden jungen Leute, ſo drang er nur noch ſtärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch ſagen müſſen, wie der Bruder den Tod gefunden habe. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müſſen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder habe durch Selbſtmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden ſo nah verwandten Menſchen verſtanden ſich nicht. Apollonius ſetzte die innerliche Natur ſeines eignen Ehrgefühls bei dem Vater voraus, und der Alte ſah in der Weigerung des Sohnes und in deſſen Beweiſe, nur er könne der ſchwierigen Lage des Hauſes gerecht werden, nur den alten Trotz auf ſeine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen, der Vater war in ſeinen Augen nichts mehr, als ein hilfloſer alter blinder Mann. Und was dieſe Mißverſtändniſſe verurſachte und begünſtigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den ſie beide gemein hatten. Denſelben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht, hatten die angeſehenſten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerkſamkeit zu beweiſen. Urſache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine ſolche Seele galt, an deſſen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trotzenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geiſtige Überanſtrengung an dem Tage vor dem Tode ſeines ältern Sohnes hatten ſeine letzte Kraft untergraben; nun brach ſie vollends zuſammen. Von Tag zu Tage wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine ſelbſtquäleriſche Luſt, in ſeiner diplomatiſchen Weiſe dem Sohne deſſen Unkindlichkeit vorzuwerfen, indem er beſtändig ſein grimmiges Bedauern ausſprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrſchſüchtigen Vater, der nichts mehr ſei und nichts mehr könne, ſich ſo viel gefallen laſſen müſſe. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes; der Alte glaubte nicht an ſeine Aufrichtigkeit. Dabei konnte er ſich in ſeiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachſenden Ehre und des ſteigenden Wohlſtandes ſeines Hauſes freuen; wenn er ſich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius ſeither im Pachte gehabt hatte. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er ſich gegeben, ſo reich zu erfüllen, als er konnte; und in dieſem war ja auch der Vater mit eingeſchloſſen. Das Gedeihen ſeines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitterwinternacht hatte er dem alten Bauherrn ſeine ganze innere Geſchichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu ſeinem Tode mit ganzer Seele an ihm hing, blieb ſein einziger Umgang, wie er der einzige war, dem ſich Apollonius, ohne ſeiner Natur ungetreu werden zu müſſen, enger anſchließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte ſich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erſt für eine ſehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden ſieghaft aus, das geiſtig in dem Entſchluſſe jener Nacht ſeinen rettenden Abſchluß gefunden hatte. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab ſich auf mannigfache Weiſe rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren ſeine Pfleger. Diejenige, die Natur durch

Liebe und Dankespflicht zur ſorglichſten Pflegerin des Kranken beſtimmt hatte, rief Apollonius nicht an ſein Bett, und ſie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte ſie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeſchlagen, um dem Kranken ſo nah zu ſein, als möglich. Wenn der Kranke ſchlief, winkte ihr der alte Bauherr, hereinzutreten. Dann ſtand ſie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettſchirm. Unwillkürlich nahm ihr leiſer Atem den Schritt des ſeinen an. Sie ſtand ſtundenlang und ſah durch einen Riß im Bettſchirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anweſenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter ſein Schlaf, wie lächelnder ſein Geſicht dann war. Keine Flaſche, aus der der Kranke einnehmen ſollte, die er nicht, ohne es zu wiſſen, aus ihrer Hand bekam; kein Pflaſter, kein Überſchlag, den nicht ſie bereitet; kein Tuch berührte den Kranken, das ſie nicht an ihrer Bruſt, an ihrem küſſenden Munde erwärmt hatte. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr ſprach, ſah ſie, er war mehr um ſie beſorgt, als um ſich; wenn er freundlich tröſtende Grüße an ſie auftrug, zitterte ſie hinter dem Bettſchirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte ſie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker ſchließenden Läden die kalten Flocken in ihr warmes Geſicht, berührte ihr eigner Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eiſig Hals, Kinn und Buſen, dann war ſie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der alles um ſie litt. In dieſen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdiſche in ihr; aus dem Schmerz der getäuſchten ſüßen Wünſche, die ihn beſitzen wollten, ſtieg ſein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der ſie ihn ſonſt geſehen hatte.

Apollonius genas raſch. Und nun begann das eigne Zuſammenleben der beiden Menſchen. Sie ſahen ſich wenig. Er blieb auf ſeinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das Eſſen, wie ſonſt, dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten ſich die beiden, begrüßte er ſie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete ſie den Gruß. Hatten ſie etwas zu beſprechen, ſo machte es ſich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin oder das Hausmädchen zugegen waren. Kein Tag verging deshalb ohne ſtumme Zeichen achtender Aufmerkſamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, ſo hatte er einen Strauß Blumen für ſie, den Valentin abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten ſich ſtattliche Bewerber um ſie. Er wies die Anträge, ſie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr ſtarb und wurde hinausgetragen. Der alte Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchſen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, ſtark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menſchen blieb dasſelbe.

Nun weiß der Leſer die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken ſonntags zum Vormittagsgottesdienſte rufen, in ſeiner Laube ſitzend vom Turmdach von Sankt Georg ablieſt. Heute ſieht er mehr vorwärts in die Zukunft, als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohligs Tochter zum Altare von Sankt Georg und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fenſterläden, ſondern in das große Haus daneben. Das roſige iſt für das gewachſene Geſchäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius ſo viel dankt, iſt lange tot, auch der Sohn des Vetters iſt geſtorben. Dieſer hat das große Geſchäft ſeinem einzigen Kinde hinterlaſſen, der Braut des jüngſten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zuſammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Hauſe mit den grünen Fenſterläden. Der alte Herr hat ſchon lange das Geſchäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe beſteht darauf, der alte Herr ſoll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlaſſenſchaft des alten Bauherrn, den er beerbt hat, für den Reſt ſeines Lebens zurückbehalten; alles andre — und es iſt nicht wenig, Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann — übergiebt er den Neffen; das Zurückbehaltne fällt nach ſeinem Tode an das neue Bürgerhoſpital. Er hat ſein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über ſeinem Sarge wird ehrenblank ſein wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt ſich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn dieſe alles giebt, Eins wird ſie behalten; das Eine iſt eine Blechkapſel mit einer dürren Blume; ſie liegt bei Bibel und Geſangbuch und iſt ihrer Beſitzerin ſo heilig, als dieſe.

Die Glocken rufen noch immer. Die Roſen an den hochſtämmigen Bäumchen duften, ein Grasmückchen ſitzt auf dem Buſche unter dem alten Birnbaum und ſingt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und ſelbſt der ſtarkſtielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt ſeine dunkeln Blätter. Der alte Herr ſieht ſinnend nach dem Turmdach von Sankt Georg; das ſchöne Matronengeſicht lauſcht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen ſingt es, die Roſen duften es, das leiſe Regen durch das Gärtchen flüſtert es, die ſchönen greiſen Geſichter ſagen es, auf dem Turmdach von Sankt Georg kannſt du es leſen: Von Glück und Unglück reden die Menſchen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menſchen Glück und Unglück nennen, iſt nur der rohe Stoff dazu; am Menſchen liegts, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Menſch bereitet ſich ſein Glück und ſpannt ſeinen Himmel ſelber in der eignen Bruſt. Der Menſch ſoll nicht ſorgen, daß er in den Himmel, ſondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in ſelber trägt, der ſucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verſtande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie ſie iſt; ſuche ihr gerecht zu werden, dann wirſt du dir gerecht. Und in dieſem Sinne ſei dein Wandel:

Zwiſchen Himmel und Erde!

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Zweiter Band

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Carl Marquart,
Papier von Ferd. Flinſch, Einband von Julius Hager
in Leipzig

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Zweiter Band

Die Heiterethei und ihr Widerſpiel

Novellen

1293

Bibliotheca Universitatis Lipſienſis 1891.

L.germ. 40038

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

Herausgegeben von
Adolf Stern

Inhalt

des zweiten Bandes

Die Heiterethei 1

Aus dem Regen in die Traufe 303

Die wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen 395

Aus einem alten Schulmeiſterleben 477

Maria 519

Die Heiterethei

Einleitung

Die Erzählung „Die Heiterethei" wurde, nach ältern Entwürfen, im Sommer des Jahres 1854 in Dresden geſchrieben und erſchien zuerſt im Sommer 1855 im Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung." Erſt nach der Veröffentlichung der ſpätern Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde" wurde „Die Heiterethei und ihr Widerſpiel" (das Widerſpiel, die Erzählung „Aus dem Regen in die Traufe," war alsbald nach der Haupterzählung ſelbſt vollendet worden) als erſter Band einer geplanten Erzählungsfolge „Thüringer Naturen" (Frankfurt am Main, Meidingers Verlag, 1857) veröffentlicht. Schon bei ihrem Erſcheinen in der „Kölniſchen Zeitung" rief die humoriſtiſche Erzählung das Entzücken ſolcher Leſer hervor, die die Unmittelbarkeit und Lebensfülle, die ſeeliſche Tiefe inmitten der realiſtiſchen und behaglich breiten Ausmalung thüringiſchen Kleinlebens zu erblicken und zu würdigen verſtanden. Die Erkenntnis des Wertes beider leicht miteinander verbundnen Erzählungen ward allſeitiger und ſteigerte ſich, als das Buch vorlag und die falſchen Anſprüche, die an eine in Fortſetzungen erſcheinende Erzählung ſo leicht geſtellt werden, von ſelbſt in Wegfall kamen. Wie ſehr Ludwig namentlich die „Heiterethei" als ein Ganzes empfunden hatte und anſah, gab er in einem nicht datierten, aber jedenfalls in das Jahr 1856 gehörigen Briefe an

Berthold Auerbach kund, der zwiſchen dem Abdruck im Feuilleton des rheiniſchen Weltblattes und dem Druck des Buches Verbeſſerungen im einzelnen vornehmen wollte, und dem der Dichter entgegnete: „Du ſchreibſt von den ſprachlichen Ausſtellungen als einem Minimum, du denkſt doch hoffentlich nicht an eine ins Innere des Dinges gehende Ändrung? Es iſt alles darin ſo verzahnt, daß, ohne Gewalt der Maſchine zu thun, nichts, wenn auch mit an ſich Beſſerem zu vertauſchen iſt. Dieſe Verzahnung iſt aber das einzige Gute daran. Dazu kommt, daß ich ſelbſt die Überſicht verloren, und bei Änderungen in ſolchem Falle die urſprünglichen Intentionen häufig durchſchnitten werden, was man oft erſt ſpät nach der Umarbeitung (wenn, was uns dazu getrieben, das Intereſſe verloren hat und uns das übrige nicht mehr verdunkelt) mit Schrecken gewahr wird.“ Und da er anderſeits das Bewußtſein hatte, daß den heitern aus dem Heimatboden erwachſenen Erzählungen ein energiſcher und den Leſer mit ergreifender Zug innewohne — was er mit dem Bilde ausdrückte: „Wenn man Überſchuhe und Burnus im Frühjahr ablegt, ſo iſts, als wäre man ſo leicht geworden, daß man Mühe anwenden müſſe, um nur auf der Erde zu bleiben, und man läuft unwillkürlich wie ein Schneider, weil man noch nicht gewohnt iſt, weniger Kraft anzuwenden, und die gewohnte Kraftanſtrengung bei verringertem Gewichte ein ſchnelleres Fortkommen bewirkt, als man vorhat. So ging mirs, als ich mich einmal aus dem dramaturgiſchen Joch losſchnallte, das weit ſchwerer als Burnus und Überſchuh iſt“ — ſo hegte er ſelbſt ein fröhliches Zutrauen zur Wirkung des Buches.

Noch entſchiedner, als bei „Zwiſchen Himmel und Erde,“ bemächtigte ſich die Erklärungsluſt und mythenbildende Kraft von Ludwigs Heimatsgenoſſen der „Thüringer Naturen“ und wußte alle Geſtalten, Abenteuer und Züge der Erzählung oder vielmehr beider Erzählungen auf unmittelbare Erlebniſſe des Dichters zurückzuführen. Dies gab Ludwig Veranlaſſung, bei Überſendung des Buches an ſeinen alten Freund Ambrunn in Eisfeld ſich über dieſe Neigung und die Gewalt, die dem Dichter damit angethan war, einmal ausführlicher auszuſprechen. Am 9. September 1858 ſchrieb er: „Du hätteſt das Büchlein ſchon lange, aber erſtlich mußte ich ſelbſt auf meine Freiexemplare lange warten, dann fürchtete ich, die Eisfelder möchten mehr hineinlegen, als darin ſteht, wie es ſchon vor etwa zehn Jahren oder darüber mit dem Vorſpiel zum alten Fritz „Die Schlacht von Torgau“ geſchah, wo man Anſtoß nahm, daß der alte Feldwebel das Wort „meinetwegen“ als eine Angewöhnung öfter vorbrachte, als wenn auf der Welt niemand ſolch ein Wort oder auch das Wort „meinetwegen“ ſelbſt bei jeder Gelegenheit im Munde führen könnte, als der alte Wirt in Eisfeld, unſers Freundes Martines Schwiegervaters. Nun ſind beſonders in der Heiterethei manche Eisfelder Redensarten, auch Ortsbenennungen, zum Beiſpiel „die Städel, die Zehnt, die Herrenmühle“ vorhanden, was ganz einfach daher kam, weil ich nicht lange nach ſolchen Kleinigkeiten ſuchen mochte, und daß ich einen kleinſtädtiſchen Dialekt brauchte, den ich mir nicht erſt mühſam erfinden wollte, und ich nahm den Eisfelder, weil er der einzige iſt, den ich kenne. Auf gleiche Weiſe ſind ſonſt noch manche Züge hineingekommen, von denen ich vielleicht ſelbſt nicht wußte, daß ſie aus meinen Eisfelder Erinnerungen ſtammten. Nun iſt es Menſchenart, wenn man einmal ſolche Züge findet, die man kennt, man noch mehr zu finden glaubt und mancherlei findet, weil man es ſucht, nicht weil es wirklich vorhanden wäre. Das kann ſo weit getrieben werden, daß man in erdichteten Figuren gewiſſe bekannte Menſchen porträtiert zu finden meint, weil ja doch am Ende jede poetiſche Figur mit wirklichen Menſchen Ähnlichkeit haben muß. — — Wer ſich die Lage von Luckenbach genau vorſtellt, wird wohl finden, daß ſie nicht die Lage von Eisfeld iſt; wer Salfeld, Hildburghauſen und Schalkau und andre Örter der Gegend kennt, wird auch davon Züge in Luckenbach finden. Luckenbach iſt ein Typus einer kleinen Ökonomieſtadt, wie es auch hier welche giebt, zum Beiſpiel Wilsdruff nahe bei Dresden. Die *Geſtalt* der Heiterethei iſt mein eigen, wenn auch der *Name* und die Anekdote mit dem Schubkarren Eisfelder Tradition iſt. Das Häuschen der Heiterethei ſtand in Salfeld, zur Zeit, wo ich dort auf dem Lyceum war, und zwar etwa ſo unterhalb des Gerhardsſchlößchens, wie im Buche das Häuschen der Heiterethei unter der Gringel ſteht. Dies Salfelder Häuschen aber wurde von einer Weibsperſon bewohnt, die den Spitznamen „Mepp“ und ſonſt durchaus mit meiner Heiterethei nichts gemein hatte. Sie war eine liederliche Perſon und damals ſchon ziemlich alt und dabei häßlich. Ich ſelbſt habe ſie öfter bei Spaziergängen an der Saale, woraus im Buche der Zehntbach geworden iſt, der in Eisfeld nicht exiſtiert, durch die großen Löcher in der Lehmwand in ganzer Figur geſehen, wie ſie an ihrem Tiſche ſaß und dem Spotte der Vorübergehenden trotzte. Auch von den übrigen Perſonen iſt keine ein Eisfelder Porträt, ſie ſind ſämtlich typiſche Geſtalten, von denen jede kleine Stadt, faſt jedes Dorf individuelle Verwirklichungen aufweiſen kann. Wenigen wird es an einer geldſtolzen Valtineſſin fehlen, einen Duckmäuſer wie der Morzenſchmied hat jeder Ort. Sollten falſche Deutungen in der von mir befürchteten Art auftauchen, ſo haſt du wohl die Güte, den betreffenden Teil dieſes Briefes zur Verſtändigung mitzuteilen. Daß das, was das Büchlein Anziehendes haben mag, *nicht* auf ſolchen Beziehungen beruht, iſt daraus zu erkennen, daß es am meiſten Anklang in Öſterreich gefunden, wo meine Dichtungen und mein Name überhaupt am populärſten geworden ſind; desgleichen in Rußland, Frankreich und England, wo es natürlich keinem Menſchen einfallen kann, dabei an Eisfeld zu denken, ſie denken eben an Figuren ihrer eignen Bekanntſchaft dabei, und es iſt kein Beweis gegen die Stärke eines Schriftſtellers, wenn jeder meint, die poetiſche Geſtalt ſei das Spiegelbild eines Menſchen, den er kennt. Wegen des Erbförſters und Weilers hatte ich hier auch viel auszuſtehen gehabt; jeder, der das Stück geleſen, wollte das Original dieſer beiden poetiſchen Geſtalten kennen, und ich ſollte alle alten Jäger in Sachſen geſchildert haben, während ich keinen davon nur vom Hörenſagen kannte. Das iſt eben das Wahre in der poetiſchen Produktion, was jeder kennt und mit ſeinen eignen Augen geſehen hat, und Wahrheit ging mir von je über alle Schönheit.“

⁂

Auch zum Gründer Markt, Dorle?

Noch e bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und ſagt, Frau Dotin, ob ihr was hin zu beſtellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Faktor? Und dann gebts ſchnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nötig wär. Und zu ſpät in die Nacht mag ich nicht.

Was das für ein Haſtigthun iſt! ſagte die Wirtin, vor deren Thür dieſes Geſpräch ſtattfand. Man ſollt meinen, die Mädle von jetzt, das wären erſt Mädle. Na, ich bin auch eins geweſt, und nicht das langſamſt; aber Zeit zum Atemholen hab ich mir alleweil noch gegönnt.

Ihr ſeid auch ein Mädle geweſt? fragte Dorle wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirtin war eine jener Geſtalten, die man ſich nicht jung denken kann. Die umherſtehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erſchien in ſeiner treuherzigen Verwunderung noch friſcher als ſonſt. Was für gottloſe braune Augen ſie im Kopfe hat! dachte der Schneider, und ohne Umſtände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt hätte, wie das anfangen. Er hatte ſchon während des ganzen Geſprächs darüber nachgeſonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeſchoſſen, eines ganzen Kopfes länger, als der kleine Mann. Selbſt auf den Zehen ſtehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halſe hinauf gereicht. Und ihren Kopf zu ſich herabziehen zu können, hätte er viel ſtärker ſein müſſen, oder ſie viel ſchwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt ſo ehrlich, wie vorhin ſchalkhaft, als es ſagte: Nichts für ungut, Frau Dotin. Habs nicht ſchlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut iſt der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub.

Du biſt ein Spitzbub das ganze Jahr, ſagte die Wirtin. Kann ſein, daß was da iſt für den Herrn Faktor! Und ſie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirtshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und ſenkten ſich auf ihren Schiebkarren hinab, und verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf fragte er: Aber was willſt du dir nur holen damit?

Einen Mann, lachte der Schmied.

Einen Schmied, entgegnete das Mädchen ernſthaft. Die muß man mit Stricken binden, wenn ſie vom Markt heim nicht in jedem Wirtshaus einkehren ſollen.

Die Schneider nicht? fragte der Schneider faſt neidiſch.

Auch, ſagte das Mädchen; nicht wegen der Wirtshäuſer, nur daß ſie der Wind nicht vom Schiebkarren bläſt.

Du mußt den Holder-Fritz frein, huſtete der Weber. Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchturm von der Kirch und zur Stadt hinaus.

Das käm zu ſpät, ſagte das Mädchen ruhig. Bis dahin habt ihr ihn hinausgehuſtet.

Wo ſtellt ihr ein auf dem Markt, Annedorle? fragte der Schmied. Heimwärts führen wir uns.

Ihr werdet wohl einen brauchen, der euch führt, ſagte das Mädchen; ich nicht.

Die Wirtin kam mit einem Paketchen heraus, das ſchnell auf dem Schiebkarren ſeinen Platz fand. Die

Männer hießen das Mädchen warten; ſie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung ſei halber Weg.

Das glaub ich, ſagte das Mädchen, und drum geh ich allein. Wenn ich wieder etwas an euch mitkriege dort, Frau Dotin, komm ich auf dem Rückwege herein. Und es ſoll mir nicht darauf ankommen, ſo kriegt ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dotin.

Die letzten Worte kamen ſchon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war ſchneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Geſtalt zugetraut hätte. Unwillkürlich ſahen ihr alle nach.

Immer heiter, huſtete faſt ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

Dafür heißt ſie auch die Heiterethei, lachte die Wirtin.

Der Schneider ſann über etwas, dann ſagte er: Man ſollt doch keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt, der auf ihn paßt. Da würds nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernſt und ein Sauſaus Nüchtern hieß, und man wüßt gleich, wenn man nur den Namen hört, wie der Mann beſchaffen iſt. Heiterethei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle ſelber.

Da ſorgt ja, ſagte der Schmied, daß ihr einmal eure Mädle, wenn ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn ſie ſonſt niemand aufzieht, können ſie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Aparts an ſich hat, dem brauchts nicht leid zu ſein darum, den taufen die Leut ohnehin noch einmal.

Auf des Schneiders Geſicht hätte man leſen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der übrigen nicht verraten hätte.

Er ſeufzte nämlich trotz ſeiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter.

Sie nannte ihn nicht anders als den „Jung." Natürlich hieß er von Stund an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen ſo. Man erzählte ſich, ſie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entſprechend. Und mehr als einer wollte geſehen haben, wie die ſtarke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken ſtraff gezogen, während ihre Rechte die Feſtigkeit eines ſpaniſchen Rohres an dem Teil gemeſſen hätte, auf deſſen Ausdauer bei der Schneiderei ſo viel ankommt. Aber was will nicht der und jener Spottvogel geſehen haben, den ein Verhältnis der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Hausthür herausſchoß und dann hineindrohte: Reſpekt muß im Hauſe ſein! dachten die Vorübergehenden dazu: Aber jetzt ſteht er vor der Thür.

Der Schneider achſelzuckte ein ſtummes: Man kennt den Morzenſchmied, was für ein Schabernacker der iſt, ſo duchſig er thut.

Die Wirtin aber erinnerte der fliegende Saum des rotflanellnen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verſchwand, wieder an die Heiterethei. Aber ſie könnte, ſagte ſie, eben ſo gut die Bravethei heißen, als die Heiterethei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann ſingt; wennſchon ein bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schweſter Mutter geworden iſt von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo ſie gedient hat, da hat die Heiterethei ſie fortgeholt und hat ihr einen andern Dienſt verſchafft, ich weiß nicht, wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten haſt, hat ſie zu ihr geſagt, dann will ich wieder deine Schweſter, und ſoll das Liesle dein Kind wieder ſein. So lang aber kommſt du mir nicht wieder ins Häusle, daß dus weißt. Das Kind aber hat ſie behalten, und nicht viel Mütter ſind ſo brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiterethei gegen das Liesle iſt.

Ja, und die Hochmuthei dazu, huſtete der Weber. Wo ſie die Mannsleut verſpotten kann mit Wort oder That, da iſt ſie gewiß bei der Hand. Aber ſie wird wohl ſchon einmal ſchlecht anfliegen, und ich wär nicht der einzig, ders ihr gönnt.

Ein Blick der Zuſtimmung, in dem die übrigen Männer ſich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr geſprochen.

Unterdes waren ſie mit Bezahlen, friſch Tabak ſtopfen und Anbrennen fertig geworden und machten ſich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktflecken. Der letzte rief der Wirtin, welche die leergetrunkenen Gläſer am Brunnen ſchwenkte, zurückſehend noch zu: Prächtig Wetter heut!

Die Wirtin ſah ſich um, und auf dem feinen Dufte haftend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, ſagte ſie: Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt heut nicht Gründer Markt ſein.

⁂

Die Wirtin weiß es, und ſie nicht allein, alle Welt weiß es, wies mit dem Wetter iſt zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt ſo blau und golden, wie es der Farbenkaſten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor ſechzig Jahren; denn damals war alles beſſer, ſelbſt das Wetter; frage nur die Reicker Wirtin, wers nicht glauben will. Kaum iſts Mittag, da ſteigts von allen Seiten auf; da hebts und drängts, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat unter dem alten. Das wär ſchon gut, wenn es nur aufzuhören verſtände zur rechten Zeit. Aber immer noch ſteigts und drängts. Da wird ein Hin und Herwogen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zuſammen und Übereinanderſchieben, daß endlich die Funken davonſtieben, und das ganze

Wolkengewölbe unter ſeiner eignen Laſt zuſammenbricht mit Donnerkrachen, und die Wolkentrümmer an einander in ungezählte Tropfentrümmerchen zerſplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter dieſen letztern iſt; in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Thüren ſich öffnen, in eine kreiſende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Maſſe um ihre und noch einmal beſonders um ſeine eigne Achſe gewirbelt weiß er bald nicht mehr, was ſich dreht, er oder die Häuſer und Buden um ihn herum. Bald erſcheint die rettende Thür, bald verſchwindet ſie, ohne daß ſie ihm näher gekommen iſt. Die Hutkrempe, von Regen und Mitleid erweicht, ſenkt ſich allmählich und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigſtens den Anblick ſeines Schickſals, bis eine Flut ihn plötzlich davon führt, er weiß nicht wohin, und eine Thür ihn einſchlingt, die er nie zu paſſieren gemeint hat. So iſts im Marktflecken ſelbſt; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Ähnlichen doch ein ganz verſchiednes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege iſt, hat die Schritte ſchon eine gute Weile her länger und ſchneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer ſo vorſichtig war, einen Regenſchirm mitzutragen, dem lohnt ſich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, roter, blauer, grauer, ſchwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenſchirm iſt der Mann des Tages. Was keiner iſt, müht ſich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Waſſerkannen, Töpfe, Tiegel, alles vergißt im Drange der Not ſeine eigentliche Beſtimmung. Da huſchen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt, die ausgezognen Strümpfe und Schuhe in den Händen die Straße hin, und neben jeder huſcht ein Mittelding von Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den naſſen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und ſchnaubt und ſtampft und ſpritzt vorbei, daß die Weiber aufſchreien, und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er iſt ſchon voll, und ſchon iſt er vorüber. Die Geborgnen oben lachen ſchon in der Ferne, und die in ihrer Hoffnung Getäuſchten unten ſenden Verwünſchungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die ſie nicht erdacht ſind — wenn das ewig gleiche Plätſchern des Regens ſie nicht vorher überplätſchert. Aber ſtehen bleibt niemand; es müßte denn ein Angetrunkner ſein, der im ſeligen Vergeſſen aller Not mitten auf der Straße ſich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig weinenden Weibervolke mit fortgeſchleppt, halb getragen, halb geſchleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es muß gehen.

Und ſo geſchiehts am Tage des Gründer Marktes, ſeit der Gründer Markt im Kalender ſteht.

Wers noch genauer wiſſen will, höre nur der Reicker Wirtin zu, dies eben ihren Gäſten erzählt. Und er wird, beſonders in Anbetracht der Länge dieſer Erzählung, ſo froh ſein, im Trocknen zu ſitzen, als nur immer unſre Bekannten von vorhin ſein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zuſtand an ſich beneidenswert zu nennen wäre! Es iſt vielmehr ein wahrer Heringszuſtand. Man denke ſich hundert Menſchen in eine enge Dorfwirtsſtube zuſammengepreßt, die Scheitel in die ſchweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabaksrauch und dem Angſtſchweiß naſſer Kleidungsſtücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahlloſen da unter den Tiſchen herum und unter einander liegenden Beinen man an ſich ziehen müßte, wenn es gälte, dem völligen Erſticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden! Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hilfloſigkeit eben nur ſo viel Helle auszuſtrömen, als nötig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es iſt.

Aber eine Not kann zur Wohlthat werden, wenn ſie von größerer Not errettet. Und bald hörte mit der größern auch die kleinere auf. Es regnete ſchwächer, und wen nicht die Sorge um ſein Heimweſen dem leiſern Rieſeln zu trotzen trieb, der flog aus, da auch dieſes endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten ſich Lücken im Gewölke. Das flog nun ſelbſt wie eine endloſe Folge dunkler Regenſchirme in den Händen eilender Rieſen am Himmel dahin.

Der Mond ſtellte ſich auf die Zehen und ſah zwiſchen ihnen hindurch auf die naſſe Straße herab. Die hielt ihm tauſend Spiegel vor, und er ſah wohlgefällig, um wie viel ſchöner und vollwangiger er nun ſeit geſtern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, ſei es aus Behagen am Wirtshauſe oder aus Unbehagen an dem, was ſie daheim erwartete, ruhig ſitzen blieben, um, wie ſie ſagten, den Weg unterdeſſen noch etwas abtrocknen zu laſſen. Unter dieſe gehörte auch unſer Männerkleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenſchmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er ſeiner Morzenſchmiedin etwas aufzuheften oder ſonſt einen Streich zu ſpielen wußte. Hatte er ſie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern ſeiner Straße oder des ganzen Städtchens zuſammengehetzt, dann war es ſeine Luſt, mit Henkergeſchicklichkeit ſie in die größte Angſt hinein zu bedauern. Und höchſt unlieb wäre es ihm geweſen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, ſie klug zu machen. Die Schuſter-Märtineſſin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit einem ganzen Doktorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigne hatten, daß ihre Anfälle begannen, ſo oft ſie ihren Märtines die Treppe heraufkeuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er dieſe wieder hinabhuſtete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eignen Herdes verbitterte, wiſſen wir ſchon.

Dieſe drei Männer ſaßen zuletzt noch faſt ganz allein da, und ihr Geſpräch war ſo ins Stocken geraten, daß ſie, in ſich verſunken, ſelbſt nicht wußten, wie ſehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür ſich vernehmen ließ, ſie zu erwecken. Und dieſe Stimme klang ſo voll und tief aus der Bruſt herauf, daß die vorgeſunknen Köpfe faſt erſchrocken emporfuhren.

Da habt ihr euern Mann, Frau Dotin, ſagte draußen die Heiterethei. Er iſt der allerbeſt, raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn ihr ihn nicht mehr mögt, braucht ihr ihm nur den Kopf abzubeißen.

Dazu iſt er gut, hörte man die Wirtin lachen; und darum krieg ich ihn. Wär er zum Heiraten geweſen, hätt ich ihn ſicher nicht gekriegt.

Ihr müßt einmal gern geheiratet haben, weil ihr noch immerfort ſo gern vom Heiraten ſprecht.

Ja, antwortete die Wirtin, aber wie ich am liebſten geheiratet hätt, da hab ich am wenigſten davon geſprochen. So habens die Mädle und die Weiber, ſo lang die Welt ſteht.

Das ſagt ihr. Jedes meint, wies ihm war, ſo muß dem andern auch ſein.

Und ich denk, wies jeder meint, ſo wirds auch ſein.

Aber es iſt doch nicht ſo! Und wenns ſolche giebt, müßt ihr dann ſprechen: Alle ſind ſo? Sagt meinetwegen: Es giebt ihrer genug, die ſo ſind. Das ſind ſolche, dies nicht allein ermachen können. Wers muß, da hab ich nichts dagegen, aber ich thäts nicht, und wenn ich tauſendmal müßt. Weil die Mädle heutzutag noch ſchwächer und einfältiger ſind als die Mannsbilder ſelber.

Darum iſts nicht. Die Männer heiraten doch auch. Wenn jedes was Stärkeres und Geſcheiteres heiraten will, wen ſollen denn die heiraten?

Meinethalb den Kuckuck von Langenſalz. Was gehn die mich an? Die Männer frein, damit ſie einen Narren haben, und die Mädle, weil ſie ſelber Narren ſind. Gebt mir lieber ein Kärtchen Bier für euer Gerede.

Die Männer und die Mädle! Als wenn du nicht ſelbſt ein Mädle wärſt! Oder was biſte ſonſt?

Ich bin ich. — Und ich frei einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn ihr mir einen auf dem Teller präſentiert, und er wär obenein ein Prinz. Und redt ihr noch ein Wort, ſo weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brot verdien ich allein, wenn ich ſchon ein arm Mädle bin. Ich bin ſtark genug, und bin klug genug, und ich brauch keinen, und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Dabei war die Thür geöffnet worden, und das Mädchen mit rotem Geſichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Geſtalt ſchüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Luſt, das Geſpräch, das ſie mit angehört, weiter zu führen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tiſches. Der Schneider erſah ſich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute morgen ins Werk zu ſetzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um dieſe und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Geſichtes gewichen. Das Mädchen hatte ſo pralles Fleiſch, daß jede Bewegung vorübergehend ſolche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, ſo wie der Druck aufhörte, einer deſto dunklern Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und wieder Erröten vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint, daß ſie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meiſten; jetzt ſchien ihm der trotzige Ausdruck derſelben noch ſchöner, und ihre Augen gefielen ihm ſo wild und ſcheu noch mehr, als da ſie lachten.

Vorſichtig und geräuſchlos begann er, auf der Platte des Tiſches ſitzend, an dem ſie abgewandt ſtand, immer näher an ſie heran zu rutſchen. Saß er hinter ihr, dann bedurfte es nur eines Zurufes. Wenn ſie dann erſchrocken arglos das Geſicht ihm zuwandte, war der Plan gelungen.

Der Morzenſchmied ſchien ganz wo anders hinzuſehen, als nach dem Schneider. Er hielt ſeine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei ſo ſchief ſtanden, daß er der Heiterethei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühſam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, hüſtete und ſprudelte unterdeſſen: Ja, ſo ſtark wie die Weibsleut ſind, und ſo klug wie die Weibsleut ſind! Und doch, wo was ordentlich gemacht ſein ſoll, da muß es der Mann. Wenn ſie mit den Händen wackeln, das muß geärbet ſein, und wenn die Zunge geht, da meinen ſie, das iſt gedacht. Ei ja! Wenn ſie den Stubenehren ein bißle mit dem Beſen kitzeln, daß der lachen möcht, und dreimal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Hand voll Salz aus der Meſte ſoll in den Topf!

Das Mädchen ſchwieg, man hätte gemeint, wie ein geſcholtnes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen ſo eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider ſaß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; eine Schauer rieſelte ihm den Rücken herab, und das Leiſeatmen wurde ihm immer ſchwerer. Noch durfte das Mädchen nicht umſchaun. Drum fiel der Schmied helfend ein: Was? Ich wett, das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf ſich, wenn mit der Junge geärbet wird.

Ihr ſeid freilich ſtärker, ſagte das Mädchen nicht halb ſo keck als ſonſt. Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberleut auf einmal auf eure. — Sie war ſchon einigemal wie mechaniſch mit der flachen Hand über den Tiſch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt ſtrich ſie eben ſo und immer noch mit abgewandtem Geſichte den ganzen Mann herab, ſcheinbar ſo unabſichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tiſche ſtreicht, ohne gewahr zu werden, was man thut.

Alles lachte und ſah nach dem Schneider, der ſo unerwartet auf die Diele zu ſitzen gekommen ſich zu beſinnen ſchien, wie.

Die Heiterethei that noch verwunderter, als der Schneider ſelbſt, indem ſie einen Augenblick nach ihm hinſah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Thränen kamen, und ärgerte ſich doch zugleich und ſchwur bei ſich, nicht zu ruhn, bis er durch einen größern Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eiferſucht. Irgend jemanden ſo duckmäuſerig dem Gelächter preiszugeben, das hielt er für ſein Revier, und die Heiterethei war ihm eine Wildſchützin darin, die geſtraft werden mußte.

Doch wurde er faſt ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verraten, wenn ſie die Verhöhnung des Schneiders beabſichtigt hatte.

Im Gegenteil ſchien es der ungemiſchte Ton des Verdruſſes, in dem ſie nun ſagte: Meinetwegen redet, was ihr wollt. Hätt ich nur erſt meinen Schiebkarren aus dem Schmutz! Wenns ſo ein drei Stunden geregnet hat, iſt da außen ein Lehm, als ſollt der Schloßturm gekocht werden, und man braucht einen Topf dazu.

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünſchte Gelegenheit von ſelber, dem Übermute eins zu verſetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

Ja, ſagte er, das Dorle will uns was weismachen, damit ſie lachen kann, wenn wirs glauben.

Da hat ſichs zu lachen, entgegnete die Heiterethei. Ich muß heim, und allein bring ich den Karren nicht heraus.

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahms für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, deſto höher richtete ſich der Schneider auf.

Ich denk, ſagte der Schmied, und ſeine Augen kamen immer ſchiefer zu ſtehen, ich denk, das Dorle iſt ſtark genug und iſt klug genug und kanns allein ermachen? Wenn ſie ſo klug iſt, wird ſie ja nicht mehr geladen haben, als ſie fahren kann, und wenn ſie alles allein ermachen kann, wird ſie wohl fahren können, was ſie geladen hat.

Wenn das Wetter ausgehalten hätt, ſagte die Heiterethei. Wer kann fürs Wetter?

Ja freilich! das Wetter, huſtete der Weber triumphierend; das iſt den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! Wenn das Wetter nicht wär, da blieben alle verfütterten Säu geſund, da wär Obenhin der beſte Jäter, und alles, was ſie machen, das wär gut, und Zufrüh und Zuſpät die beſten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding ſich ſelber machten, wie das Wetter, da käm keine darauf, daß ſie nur ein Weibsbild iſt.

Und ein ander Ding um einen Mann, flickte der Schneider dazwiſchen, und ſeine geballte Fauſt ſagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Huſten: So ein Ding, das da denkt, lieber die Bein gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen erſieht, das kann ſie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum ſtehts ſchon in der Schrift, daß es ein ſchwach Werkzeug iſt, und der Mann ſoll ihr Herr ſein, denn warum? weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild iſt, hergegen ein Mann, das iſt ein Mann.

Ja, ſagte die Heiterethei, wenn ich mirs ſo hätt auslegen können! Aber deswegen bleibt mein Schiebkarren, wo er iſt.

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen; der Weber fühlte, er mußte ſich ſelber am Kragen feſthalten, und wer weiß, was er noch gehuſtet hätte, wär nicht der Schneider dazwiſchen gefahren: Und wo er bleiben ſollt nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geſchäh einer juſt einmal recht, wenn ſie umladen müßt und würd noch ausgelacht dazu.

Der Schmied, der ſchon lange beſchwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider ins Wort und dem Weber in den Huſten fiel, zum Reden.

Aber das Dorle, ſagte er mitleidig, kann ja doch eigentlich ſelber nichts zu dem Unglück, daß ſie nur als ein Mädle geboren iſt. Und wiederum ſteht in der Schrift, das ſtärkere Werkzeug ſoll ſich über das ſchwächere erbarmen. Aber —

Umſonſt wird nichts! brach der Weber dazwiſchen.

Abbitte muß ſie thun! der Schneider.

Ja von wegen dem, fuhr der Schmied fort, was ſie vorhin geredt hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt ſich nichts ändern.

Ja, ſagte die Heiterethei, und wenn ichs gethan hätt, müßt ich mir doch ſelber helfen und würd auch noch ausgelacht? Hernachen will ichs; aber vorher thu ichs nicht; das ſag ich gleich.

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er ſelbſt, brannte vor Ungeduld, den Karren frei zu machen mit Einem Ruck, und ſo der Heiterethei zu zeigen, was ein Mann ſei. Er ſtaunte ſelber an ſich hinauf und traute ſich das Ungeheuerſte zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr ſitzen und ſpuckte ſchon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiterethei ihnen noch einmal ſo in die Hände lief! Sie durften ſie nicht ſo ſchnell und glimpflich wieder heraus laſſen.

Da dieſe aber, ſo viel ihr ſelber daran gelegen ſchien, die Männer ſollten ſich an ihrem Fuhrwerke verſuchen, auch in der Schelmerei es ſich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, ſo erhob ſich endlich auch der Schmied, und der Zug ſetzte ſich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirtin verſcholl unbeachtet.

Das eigne Wedeln der Heiterethei mit dem Tragband in ihren Händen beim argloſeſten Geſicht erinnerte ſie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermuteten Sprunge. Da die Männer nicht hörten, und ihr ſelbſt über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu ſehen, ſo überließ ſie die Verblendeten der Heiterethei ohne weitere Verſuche, ſie zurück zu halten.

Außen hatte ſich unterdes ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt tretenden mit faſt herbſtlicher Friſche begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regennachſchauer auf ſie warf.

Und wo iſt denn nun das bißle Karren? fragte der Schmied, ſich umſehend.

Die Heiterethei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen; denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier ſtak der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Dieſe nahm einen ſo unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider faſt bedauerte, ſo leicht davon zu kommen.

Ärbet für einen Schneider, ſagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

Schmied oder Schneider, ſagte er und warf den Unterſchied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. Mann iſt Mann; und wärs nicht um einer ſchwachen Weibskreatur wegen, das Ding wär für meinen Lehrjung zu gering.

Aber ſo verächtlich blickend er nun zwiſchen die Handhaben trat, geſchahs doch mit dem Entſchluß, ſeine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen ſollte der Karren, ſo leicht wie ein Vogel, aus dem Schmutz. Und gewiß! Wäre der Schneider ſo energiſch wieder aufgeſtanden, als er ſich bückte, es wäre ſo geſchehen. Aber er ſtand gar nicht wieder auf, wenigſtens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit der andern Schulter, bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten ſchob, der Karren flog nicht, er ſtand wie angewurzelt. Wütend ſprang der Schneider endlich allein wieder empor. Vexation! ſchrie er. Vexation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirtin hat nicht vergeblich geredt. Da iſt was Extras aufgepackt.

Die Heiterethei ſagte: Ja, ſechs Schneider.

Der Weber aber ſchämte ſich in der Seele ſeines ganzen Geſchlechtes, daß er den Schneider vorangelaſſen. Zornig ſchob er ihn aus dem Karren und ſich ſelbſt hinein. Nun ſpuckte er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, ſondern wie ein Mann. Nun faßte er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun tauchte er nieder, als gälts, den Kern der Erde zu ſtürmen; nun rannte er gegen den Karren wie ein wütender Elefant; nun — ja, nun lag er mit der

Naſe auf der Laſt und mit den Knieen in der Pfütze. Der Karren ſtak ſo feſt als zuvor.

Ein himmelverbrenntes Donnerwetter! fluchte nun auch der Weber, indem er ſich aufreckte und den Schmutz von den Knieen abſtrich. Der Schneider hat recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du haſt noch was Aparts aufgepackt. Vexation iſts, Vexation!

Ja, freilich, ſagte die Heiterethei, der iſt vexiert, der ſich auf ein ſo ſtarkes Werkzeug verläßt, wie ihr eins ſeid.

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten ſich die Arme und die Beine zurecht, der Schmied aber lachte ſo fürchterlich, daß die Heiterethei ihn nicht anſehen durfte, wollte ſie ernſthaft bleiben.

Das Mordmädle! dachte er. Ich könnt ihr ordentlich gut ſein für den Spaß da, obgleich ſie mir den Hauptjux verdorben hat, den über ſie ſelber. Und geſchenkt ſoll ihr das gewiß nicht ſein. Dem Weber und dem Schneider geſchiehts ſchon recht; warum ſind ſie ſolche Pfefferkuchenmännle! Aber ein End mach ich nun, ſonſt kommt die noch aus dem Häusle vor Übermut.

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechts, die Ehre nicht anthat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände ſpuckte er ſo beiläufig, als wärs nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem erſten vergeblichen Anſatz ſpuckte er in vollem Ernſt. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von ſelbſt aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bösartig; aber er hatte die Natur vieler ſonſt ganz guten Leute. Die gern jedermann zum beſten haben, ſind, wenn ein andrer das an ihnen verſucht, gewöhnlich die empfindlichſten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber ſeine Schadenfreude von vorhin mit Zinſen zurückgaben.

Heben thut er ſich, ſchrie er endlich, aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelelementskaſten der Teufel ſelber nicht! Aber der Hexe da ſolls gezeigt werden, was das auf ſich hat, Männer zum Narren zu halten! Das ſoll ſie einem andern weismachen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt der Teufel ſelber ſein, der einen Karrn vom Zainhammer bis daher führ ſo beladen wie den.

Ja wenn der Teufel kein Mannsbild wär, entgegnete die Heiterethei, indem ſie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. Aber er machts halt wie alle Mannsleut. Räſonnieren, was ein Mann für ein ander Tier iſt, wie ſo 'n armes ſchwaches Weibsbild, das können ſie; aber ſo nem armen ſchwachen Weibsbild den Karrn aus dem Schmutz thun — ja wenns halt mit der Zungen zu machen ging! Bin nur froh, daß ein Eiſenſtab kein Schweizerkäs iſt, ſonſt hätt ihn der Meiſter Weber durch und durch geſtochen mit ſeiner ſpitzigen Naſen. Und wenn was zu beſtellen iſt an die Frau Morzenſchmiedin, oder wenn der Meiſter Schneider noch aufſitzen will, ſo einen bring ich juſt noch fort; er könnt auf dem Strick reiten da; aber es müßt geſchwind gehn. Ich hab nicht mehr viel Zeit.

Sie ſah nach dem Schneider um, als wärs mit dem Aufſitzen ihr Ernſt. Dann hängte ſie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anſtrengung, den Karren aus dem Schmutz.

Reſpekt muß im Hauſe ſein! rief ſie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße ſo ſchnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder daſtanden, als ſie um die nächſte Ecke verſchwand.

Freilich ſchon hinter dieſer nächſten Ecke machte das Mädchen Halt, um dort von der übermäßigen Anſtrengung auszuruhen, aber nicht ohne erſt vorſichtig herum zu blicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie ſah ſie langſam in das Wirtshaus zurückgehen, und nun erſt überließ ſie ſich dem Jubel, deſſen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerſter Mühe gelungen war.

Sie hätte ſich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, ſtand nicht vom Regen her Waſſer darauf. Sie kauerte, weil ſie ſonſt kein Plätzchen ſah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Ferſen nieder und umſchlang mit beiden Armen ihre Kniee. Und je mehr die verdehnten Sehnen von der Erſchütterung des Lachens ſchmerzten, deſto heftiger mußte ſie lachen. Sie drückte ihr Geſicht in die Schürze, preßte den Zipfel in den Mund; aber die bewährteſten Mittel halfen nicht; ſie mußte den Lachſturm austoben laſſen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbſtändigkeit! Es war ihr, als hätte ſie einen Sieg über alle Männer der Welt davon getragen. Nicht mit dem Glücklichſten tauſchte ſie jetzt. Aber das hätte ſie auch wohl ſonſt nicht gethan. Denn niemandem konnte wohler ſein in ſeiner eignen Haut als der Heiterethei; in eine fremde ſich auch nur hineinzudenken fiel ihr nicht ein. So ſtrotzte jede Fiber an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Übermut.

Bald hatte ſich ihr Körper erholt und das Phlegma der Geſundheit auch die innere Bewegung ſo auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als ſie weiter fuhr, den rüſtigen Gleichtritt kein ſchnellerer Atemzug mehr ſtörte.

Wir können ſie getroſt ſich ſelber überlaſſen; es wird für das Verſtändnis unſrer Erzählung nötig ſein, dem Orte, dem ſie ſo rüſtig zufährt, und dem Treiben und der Art ſeiner Bewohner einen wenn auch nur flüchtigen Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, ſicher, daß ſie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächſt durch eine Doppelreihe von

Städeln und wiſſen nun ſchon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit ſich Ackerbau und Gewerbe teilt. Der Gründer Markt iſt ein Ausnahmstag. Denn was Waren hat, feil zu halten; Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Kegel zu ſchieben oder ſich zu ſchlagen, eine Gurgel, um zu ſingen und zu trinken, ja nur Augen, um zu ſehen, das fliegt heut ſicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches als an andern Tagen. Männer in Hemdenärmeln ſtanden plaudernd und rauchend an befreundeten Fenſtern. Flinke Weiber und Mädchen wuſchen Salat oder ſchöpften mit dem „Kübel“ Waſſer aus den großen ſteinernen Brunnenkäſten in „Bütten und Stutzen.“ Andre raſſelten, die rotflanellnen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straße nach dem Thor oder kehrten langſamer mit dem beladnen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die ärmern, wie die Heiterethei. Wer Töchter hat, mietet keine Mägde. Die angeſehenſte Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater ſpielt, fährt Werkeltags im rotflanellnen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer ſind Handwerker, die Frauen ſind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann ſteht die Brücke leer, der Webſtuhl ruht, Schere und Säge hangen am Nagel; Meiſter, Lehrling und Geſelle tummeln ſich draußen im Felde oder auf der Wieſe.

Wir kehren wieder zu der Heiterethei zurück und treffen ſie ſchon an den äußerſten Städeln. Sie fährt langſamer als vorhin; ſie überlegt, ob ſie hier noch einmal ruhen oder in einem Zuge fortfahren ſoll bis an die Nagelſchmiede, wo ſie ihre Ladung abzugeben hat. Sie iſt ſchon zu dem letzten entſchloſſen, da fällt ihr ein offnes Stadelthor auf, vor dem eine Schnitzbank ſteht. Rings um dieſe liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildeſten Unordnung durcheinander. Und kein Menſch dabei zu ſehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo ſie dergleichen ſah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht ſtehn ſehn, ohne es recht zu ſtellen, und wenn ſie noch ſo gut wußte, wie ſchlechten Dank ſie ſich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ ſie den Schiebkarren zur Erde nieder.

So was! ſagte ſie und ſchlug vor unwilliger Verwundrung mit den Händen auf die Schürze. Da läuft erſt der Meiſter von der Arbeit, hernach die Geſellen und der Lehrer (Lehrling), wie die Säu vom Trog. Freilich! Sollen die Geſellen auf ſeinen Nutzen ſehn, wenns der Meiſter ſelber nicht thut! Aus dem Holders-Fritz wird halt ſein Lebtag nichts Geſcheits.

An jedem andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider geweſen, am Holders-Fritz erregte dieſe ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen ſich Rede zu ſtehn. Aber es regte ſich zugleich ein Etwas in ihr, was ſie freilich gewiß für nichts andres hätte gehalten wiſſen mögen, als wofür ſie ſelbſt es hielt, für Ordnungsliebe. Dieſes Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeſtändnis zum andern ſo lange fortzuſchwatzen, bis er endlich nichts mehr zuzugeſtehn hatte.

Ich werd nicht ſo dumm ſein, entgegnete der Zorn dem Etwas, Ordnung zu machen, wo michs nichts angeht. — Aber über die Schnitzbank, ſagte das Etwas, kann bei Nacht jemand fallen.

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Geſpräch geht fort: Aus dem andern mag werden, was da will! — Wenn ich nicht einmal darüber wär, die Reifen ſollten liegen wegen mir bis zum Gückelestag. — Den Schnitzer und das Schnitzmeſſer — guckt nur! auch das Beil und die Säg haben ſie liegen gelaſſen, die liederlichen Hünd. — Wenn mich nicht das Zeug dauern thät! — So; nun fehlt nur noch, daß ich ſo dumm wär und kehrt auch noch die Spän hinein, aber — nicht einmal einen Beſen haben die da. Es iſt mir nur wunder zu ſehn, ob das Volk nicht einmal einen Beſen hat? Na, das ſoll wohl einer ſein! Würd dem Geſindel keinen Finger koſten, wenn ſichs ſelber einen zuſammen bänd, eh ſie das ſtumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor iſt auch hundert Jahr nicht geſchmiert. Es wär ſchad um den Holders-Fritz, wenns ihm nicht recht geſchäh. Nunmehr müßt der einer ſein. Warum heirat er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, iſts ſchlimmer, als gar keine. Wenn er mich zur Frau hätt, da könnt er noch einer werden. Ich wollts ihm ſchon gönnen; er iſt doch nicht der allerſchlimmſt. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm, ich wollt ihm allerlei ſagen. Ja, damit er Wunder dächt, was ich mit ihm haben wollt? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frein. Und ich möcht ihn nicht einmal. Den nicht und gar keinen. Ich kanns zweimal allein ermachen. Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

So lautete das Geſpräch, das die Gedanken der Heiterethei mit einander führten. Und wie dieſe mit dem Geſpräch, war ſie ſelber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor kreiſchte laut knarrend in der Angel; die Heiterethei ſah ſich erſchreckt um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büſchen gerauſcht. Aber alles war ruhig, und niemand zu ſehen.

Das Thor hatte die Gräſer vor der Scheune geſtreiſt; die hatten gerauſcht. Dennoch war das Mädchen mit Einem Satz auf der Straße. Und nach der Miene, mit der ſie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, ſie komme von Reick, wenn nicht vom Zainhammer her in einem Laufen.

⁂

Schon war ſie faſt an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als ſie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerſtimmen auf ſich zukommen hörte. Erſt wars ihr unmöglich, mehr als: Der Fritz, der Holders-Fritz! ja der Holders-Fritz! na der Holders-Fritz! herauszuverſtehen. Das Geſchrei kam näher und wurde zu einer Art Geſpräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

Der Frankendorfer Wirt, ſchrie der Adams-Lieb, das iſt auch einer, aber gegen den Holders-Fritz iſt er doch nix.

Wenn ich dran denk, lachte ein andrer, wie der Fritz da letzt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle frei gehalten wie ein Fürſt. Teixel, war das eine Luſt!

Aber, jubelte ein dritter, wie er das Pfortenthor aus hat gehoben und runter geworfen in den Steuereinnehmersgarten, und ſechs Mann habens beinah nicht wieder raufgebracht!

Muß da gerad das Gewitter kommen, ſchrie der Adams-Lieb wieder, wie ich ſchon den Rock angezogen hab zum Gründer Markt. Es iſt nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, ſonſt hätt michs doch geärgert.

Mit deinm Gründer Markt! eiferte ein vierter; wo das Bier ſauer iſt, und die Bratwürſt wie die Schwefelhölzle, und die Hammerſchmied thun, als wären ſie Herrn auf dem Tanzboden.

Oho, ſchrie der Adams-Lieb wie beleidigt. Nur net, wenn der Fritz dabei iſt. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehſte mit im Grund. Auf die Hammerſchmied hab ichs lang gemünzt. Den'n mußts einmal weiſen!

Und nun ſchrieen ſie wieder zuſammen, daß man nichts als das: Der Fritz! ja der Holders-Fritz! na der Holders-Fritz! aus dem Geſchrei heraus verſtehn konnte.

Es waren etwa zehn Burſche zwiſchen ſiebenzehn bis zwanzig Jahren, die ſolchergeſtalt das Lob des Holders-Fritz preiſend daherkamen, der in ihrer Mitte einherſchritt, ſchweigend, wie ein mächtiger Fleiſcherhund, umhüpſt von kläffenden Möpſen. Sie geſtikulierten mit Pfeifen, Stöcken und Händen, ſichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltſamkeit des Gebarens zu erſetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man ſah, das wilde Weſen des Holders-Fritz war ihr Muſter. Und das war freilich das Einzige, in welchem ſie ihm ähnlich zu ſein vermochten. Denn ſo ſehr ſie ſich auch ſtreckten und die Schultern zuſammen nahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über ſie hinaus, und aus zwei ihrer Bruſtkäſten wär noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwiſchen den Schultern trug. Er war freilich faſt doppelt ſo alt als der jüngſte unter ihnen: aber man ſah, er that auch von ſeiner Seite das Mögliche, das Mißverhältnis des Alters zwiſchen ihm und ſeinen Gefährten wenigſtens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weſte unter dem kurzen Rock und den Hemdekragen über das keineswegs elegant geſchlungne Halstuch herausgelegt. Wer ihn ſo mit dem ungeheuern weichſelnen Pfeifenrohr ſah, an dem große bunte Quaſten herumbaumelten, hätte ihn eher für einen verwilderten Studenten angeſprochen als für einen ehrſamen Handwerksmeiſter.

Jetzt ſah einer von den lärmenden Geſellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

„Dort kommt die Heiterethei, ſchrie er. Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh ſie wieder heraus iſt. Du, Fritz, mußt ihren Schiebkarren aufhalten, ſagte der Adams-Lieb. Das giebt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht geweſen wär!

Das kam dem Fritz eben recht. Mit zwei Sprüngen waren ſie in dem Hohlwege, und der Fritz ſtellte ſich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiterethei merkte wohl, woraufs damit abgeſehen war, aber ſie hielt nicht an.

Ausweichen, dachte ſie, thät ich nicht, wenns auch möglich wär. Aber die ſollen auch nicht denken, daß ich ſtillhalt oder zurückfahr ihretwegen. Iſt mir nicht bang, er wird ſchon beiſeit ſpringen, wenn ihm der Karren an ſeine Beine kommt. Mag ers haben! Warum läßt er mich nicht gehn!

Aber bis an ſeine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Fritz an mit vorgeſtreckter Hand.

Einen Augenblick ſtanden ſich die beiden hohen Geſtalten ſchweigend gegenüber. Sie ſahen ſich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiterethei ſchob aus allen Kräften, der Holders-Fritz ſtemmte ſich ebenſo dagegen. Die Anſtrengung trieb ihnen das Blut ins Geſicht und beſchleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Mutwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiterethei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladnen Eiſenſtäbe klirrend zuſammenſchlugen. Wieder aufſchnellend wie eine Stahlklinge, bog ſie ſich drohend über das Fuhrwerk und ſagte, Geſicht faſt an Geſicht: Willſt du was?

Der Jubel der Geſellen gab dem Fritz ſeine Ruhe wieder. Er nahm ſich vor, dem Mädle ſeine ganze Überlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

Haſt du denn, was ich will?

Nein; denn was Geſcheits iſts nicht, was du willſt.

Freilich; eine Frau, und das iſt nichts Geſcheits.

Glaubs wohl, daß du eine Frau willſt, aber daß dich eine will, ſchon lange nicht.

Und hättſt mich ſelber gern, wenn ich dich nur möcht. Aber ich will eine andre, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommſt doch weit herum.

Nicht ſo weit, wo ſie dich nicht kännten.

So brauchſt mich nicht erſt zu loben.

Ja doch und auch mich nicht auslachen zu laſſen. Du biſt der Einzig, der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die ſelber hinter deinm Rücken, die dich loben, daß dus hörſt. Frag nur die da. Und ſo iſts, und nu iſts fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannſt noch zu hören kriegen, was die da nicht ſagen, wenn du dabei biſt.

Ja, ſo hat allemal der geſagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, ſo ſag mirs doch. Weil ich keine Frau hab, die mir predigt. Thu mal zum Spaß, als wärſt du meine Frau; du wärſts halt doch zu gern.

Du denkſt, weil ich arm bin, kannſt du über mich ſpotten? Wenn du mich doch zur Frau hättſt, du könntſt vielleicht noch einer werden und liefſt nicht mit ſolcher Brut herum, die noch die Eiſchalen am Schnabel hangen hat. Du denkſt, dich möcht ich? Dich?

Und wenn du einen Rock anhättſt aus lauter Thalern, und an jeds Haar wär ein Dukaten geſpießt, dich möcht ich nicht. Der ärmſt Bettelmann wär mir lieber als du, wenn ich einen möcht. Aber ich mag gar keinen. Und was biſt denn du? Allen Gelbſchnäbeln ihr Schulmeiſter, wo ſie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wärſt. Aber ihr Geckelmann biſt du, der Faxen macht, wenn ſie am Faden ziehn, wie ſie wollen. Und denkſt noch wunder, was du biſt mit deinen Krägelen und deinen Bummelquaſten da. Du denkſt, den Herrenmüller ſein Spitz, das iſt nur ein Hund. O, der iſt noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quaſten. Der macht auch, was ſein Herr will, aber er hat doch nur einen. Aber du haſt ſo viele Herren, als Nixtauger ſind im Städtle. Wenn einer ſagt: Schön, Holders-Fritz, apport! Gieb mir dein Kappen, ſo giebſt du ſie; bezahl mir mein Bier, ſo bezahlſt dus; das iſt ein ſtarker Holders-Fritz! ſo machſt du größre Sprüng, wie der Spitz, wenns heißt: Das iſt ein geſchickter Hund! Und denkſt den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen ſollſt, damit die da dich loben. Denn um was Geſcheits loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menſchen willſt du nicht gelobt ſein. Du denkſt, wär das ein Unglück, wenns hieß: Was der Holder für ein anſehnlicher Mann iſt! Er iſt der ordentlichſt Mann und der tüchtigſt Meiſter in der Stadt; wer was geſcheit anfangen will, muß den Meiſter Holder fragen. Ja das wär doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät, was ſie ſich ſchämten, wenn ſies ſelber ſollten thun. Paß nur auf, wenn ich fort bin, wies heißen wird: Allo faß, Holders-Fritz! Mach du nur Augen, wie du willſt, ich fürcht mich ſchon lang nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßte los! Ich habs wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du biſt, und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts gings durch den Knäuel der Burſche hindurch, die fluchend beiſeit ſprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul“ nicht eins verſetzte, woran ſie lebenslang zu denken hätt. Er ſelbſt begriffs am wenigſten.

Noch aus der Ferne rief die Heiterethei: Hetz, Holders-Fritz, hetz!

Der Holder-Fritz war rot bis unter ſeine wilden Haare; er ſchickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Burſche erſchraken. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende: keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgeſtiegen war, auf ſich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwiſchen den Zähnen: Du Mädle du! Wart, du Mädle du. Einen Augenblick ſtand er ſchweigend, dann fuhr er wie im Trotze auf und ſchrie mit wilder Luſtigkeit: Heut geh ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun ſolls erſt recht heißen: Der wilde Fritz. Heut haben die Zimmerleut ihren Tanz in der Schwan. Will ſehn, wer mich hinausweiſt.

Nun biſt du wieder einer! ſchrie der Adams-Lieb, und ein wildes Lied brüllend zog der ganze Hauſe „der Schwane“ zu.

* * *

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen ſtehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den ſchönſten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen ſo gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinſah?

Hübſch genug ſah es aus, zumal wenn, wie eben heute, der Mond darauf ſchien, — am hübſcheſten aber, wenn der große Holunderbuſch, der das Häuschen unter ſeinem Arm hatte wie einen Hut oder unter ſeinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüte ſtand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, ſo oft hatten die kleinen Tagediebe ſingend ſich darauf geſchaukelt. Das ſchmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, thut auf der kleinen Wieſe dabei, als müßt es vor jedem Büſchchen wieder ein Stück umkehren. Man ſieht, ihm iſts nur darum, nicht zu ſchnell vorbei zu kommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wirds gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hörts ganz auf.

Und juſt da iſts, wo am Zehntbach hin die herrlichſten Tuten und Pfeifen wachſen in der ganzen Gegend, ſo viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Türmer noch das Glockenſeil vom Dreibrotläuten in der Hand, und ſchon füllt Kindergejubel das ganze Weidengebüſch. Da wird das blaue Bächlein ganz roſig vom Wiederſchein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Buſch, wo man, wenn heiterer Himmel iſt, den Neicker Kirchturm ſehen kann. Jetzt im Mondenſchein ſieht man kaum die Walkmühle und das Dreſcherhäuschen. Und zu hören iſt nichts, als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf, und ein leiſes Lüftchen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell, und wenn die Luft etwas ſtärker weht, vorübergehend das Rauſchen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein raſcher Schritt, der näher kommt und näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiterethei hat ihre Laſt beim Nagelſchmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat ſie das Kind ihrer Schweſter unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelaſſen, der für dieſe Dienſtleiſtung die Oberſtube des Häuschens eingeräumt iſt. — Und, ſagt die Heiterethei im Eilen vor ſich hin, die Annemarie kanns nicht beſſer meinen, und das Liesle mag ſie auch; aber ſie wird jeden Tag tappichter, und was kann in ſo ein ſechzehn Stunden nicht alles geſchehn!

Je näher ſie kommt, deſto leiſer wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenſter und pocht leiſe, leiſe. Das Kind muß nunmehr ſchlafen, und die Annemarie hört beſſer als manches Junge. Und ſo iſts auch. Die Alte erſcheint.

Schläfts? Iſt alles gut gegangen? fragt das Mädchen.

Alles, nehmt aber das Strümpfle mit rein, Dorle, von den roten eins, draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hats auch geſagt, es muß Stiefmütterlesthee krieg, ſonſt wächſts noch zu.

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leiſe den Schiebkarren auf den leeren Schweineſtall am Häuschen; dann trat ſie durch die Hausthür, welche die Alte unterdeſſen aufgeriegelt hatte, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnſtube und Küche zugleich war. Ehe ſie noch ein Wort ſprach, nahm ſie die Lampe vom Ofenſims und leuchtete mit der Hand vorſichtig ſchirmend, damit kein Lichtſtrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in deſſen Mitte die Kleine lag wie ein Roſenknöſpchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann ſetzte ſie ſich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen hatte, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen wäre; es ſeien wieder zwei vordere Backenzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

Dachts wohl, ſagte die Heiterethei, es hat nächtens wieder ſo gehuſt. Aber ſonſt iſts doch recht?

Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zähn wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andre ſchmeißts immerfort zurück. Aber der Diktes hat ſchon Zehne getüt. Die Hölzle ſtehn hinterm Ofen. Gut Nacht, Bäs Dorle, ſchlaſt wohl.

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben ſcheint der Mond zu dem kleinen Fenſter herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle ſieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond ſo ungeniert hereinſchaut, ſind wieder größer geworden. War auch ein Regen das! ſagt ſie, geht in ihr Stübchen zurück und ſitzt wohl noch eine Viertelſtunde in Gedanken, darunter ſchweren Hauswirtsſorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, ſo ſchön es ausſah, war ſchrecklich baufällig; vielleicht ſah es eben deshalb ſo ſchön aus. Das Strohdach erſchien an einigen Stellen faſt durchſichtig, während es an andern große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum ſtellte ſeine Mängel nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Holunderſtrauch das Häuschen mit allen ſeinen Armen umſchlang, um deſſen Mängel zu verdecken, oder um ſeine auseinanderſtrebenden Teile zuſammen zu halten. Was davon auch ſeine Abſicht war, er erreichte ſie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! Und ſeine Mutter, die Schweſter der Heiterethei, im fernen Dienſte! O, es war Stoff genug zu ſorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille akkompagnierte unter dem Kachelofen hervor ſeine Kollegen im ſinnenden Kopfe der Heiterethei. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten vor Schläfrigkeit und kämpfte immer ſchwächer zwiſchen Einnicken und gewaltſamem Emporraffen. Zum Glück iſt die Sorge kein dauernder Gaſt bei der Heiterethei, und langes Sitzen iſt auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich ſtraff aufrichtend ſtrich ſie die Schürze glatt und ſagte: Wenns nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm giebts genug am Bach, die Löcher zu verſtopfen. Und wenns keinen mehr gäb! Ich bin geſund und ſtark, und ſie ſollen mich nicht umſonſt die Heiterethei heißen in der Stadt. Mag heiraten, wer will, und ſich krank ſorgen, wer will, ich nicht. Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

⁂

Der Gringel, an einem andern Orte hätte man ihn den Gaſthof zum goldnen Ring genannt, hatte ein andres Geſicht als das Häuschen der Heiterethei. In ſeine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem intereſſanten Weſen hineinzuſchreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchſten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes ſich veilchenhaft tief unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit ſeiner Beſitzerin zu vergleichen, der Gringelswirts-Valtineſſin, ſo genannt, nicht weil ſie ſelber, ſondern weil ihr verſtorbner Ehegatte mit ſeinem Rufnamen Valtines geheißen.

Der Zufall, der die Valtineſſin eben der Morzenſchmiedin gegenüberſitzen heißt, ſcheint dies in ſeiner luſtigſten Laune zu thun; denn beide genannte ſtellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Valtineſſin macht den Eindruck eines über ſeine Ufer getretnen Stromes. Es iſt ein Glück für die Morzenſchmiedin, daß jene nicht auf dem Lederſofa neben ihr Platz genommen hat, ſie wäre rettungslos unter Fleiſch geſetzt worden. Die Baltineſſin iſt eine Geſtalt von ſolcher Unbeſcheidenheit der Ausdehnung, daß der Gaſt, der hereintretend ſeine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es ſind ungefähr vier Wochen vorübergegangen ſeit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gäſten, die neben den genannten Frauen in der Wirtsſtube des Gringels ſich befinden, keiner mehr ſein gedenkt. Dieſe macht einen bei weitem gemütlichern Eindruck, als die Außenſeite des Hauſes. Beſonders iſt dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden thätig. Die langen Tiſche haben ſich ihm ſo nahe gemacht als möglich, und das Beiſpiel der eben vorhandnen Gäſte wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geſchlechtern poliert, beſtärken uns in der Meinung, an dem Getäfel lehnend zu ſitzen, müſſe ein ſchöner Gedanke ſein; beſonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu dieſem Dienſte etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tiſchfuß zu Tiſchfuß im Hin und Zurücklaufen begriffen ſind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers ſcheint in ſeiner Größe für die Formenverhältniſſe der Baltineſſin abſichtlich berechnet. Hier ſchreitet ſie in der maſſiven Grazie, in der etwa der Gringel ſelbſt oder die ganze Reihe Häuſer, deren Stolz und Krone er iſt, ſich bewegen würde, von Gaſt zu Gaſt. Denn obſchon eine große, ſie iſt auch eine herablaſſende Frau, wenigſtens gegen ihre Stammgäſte und deren Angehörige. Von allen andern freilich ſpricht ihre Gebärde: Ich kenne ſie nicht. Aber deren ſind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirts-Baltineſſin-Ev, iſt bei weitem ſo leutſelig nicht. Und ſie verdenkt es in ihrem Herzen der Mutter, daß dieſe nicht ſo ſtolz iſt, als ſie in Betracht ihres Anſehens ſein könnte und der Meinung der Ev nach ſein ſollte. Sie kommt ſelten in die Wirtsſtube und wäre auch jetzt nicht da, befände ſich unter den Gäſten nicht der Adams-Lieb, den wir ſchon kennen. Nicht daß ſie ihm beſonders zugethan wäre, aber er iſts ihr, und ihr erſcheints nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden Fritz wiſſen muß. Und von dieſem iſt eben die Rede.

Ihr ſeid ja auch die Tag bei ihm geweſt, ſagte der Morzenſchmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meiſter Schramm.

Dieſer verwunderte ſich oder ſchien das wenigſtens zu thun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leiſes Kopfſchütteln übrig behalten; das gab ihm ein Anſehen, als verwundre er ſich über alles, ſelbſt über ſich und ſeine eignen Reden.

Ja, entgegnete der Meiſter in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern ſtädtiſchen Würde verlangenden Funktionen auch die Stelle eines Leichenbitters und Anordners verſah. Ja, aber einen desgleichen Menſchen hab ich mein Lebtag nicht geſehn.

Ihr redt vom Holder? fragte der Adams-Lieb und that dabei ſo männlich, als ihm möglich war.

Euch ſollt man eigentlich nach ihm fragen, meinte der Schmied. Ihr ſeid ja das ander Pferd am ſelben Wagen mit ihm.

Kann ſein, lachte der Burſche, daß das einmal iſt geweſt. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders.

Ja, ſagte der Schmied, ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt euch nicht mehr in ſein Haus.

Er läßt? that der Adams-Lieb höhniſch, aber höhniſch wie ein Mann. Ja, ſie ſind ſauer, hat der

Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es giebt mehr ſolche, wo die Leut nicht hereinlaſſen, die von ſelber außen bleiben.

Seit der Geſchicht in der Schwane, begann der Schmied duchſig wieder. Aber ſo ſind die Leut. Sie ſagen, er hätt euch raus geräumt. Am End iſts umgekehrt geweſen.

Der Adams-Lieb ſpuckte wichtig aus. Ja, die Leut hören immer läuten, aber nicht zuſammenſchlagen.

Und ich meint, verſetzte der Schmied, es müßt ein tüchtig Zuſammenſchlagen geweſen ſein. Die Zimmerleut ſind tüchtige Glockenknöppel. Wer da ſeinen Kopf zur Glocken muß hergeben!

Ich hab ihn wollen abwehren, ſagte der Adams-Lieb; da hat er auch über mich wollen kommen. Ich habs ihm aber gewieſen. Das iſt die ganz Sach.

Hab ichs doch gedacht! meinte der Schmied, indem eine unſichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, wär ſein Geſicht nicht ſo ernſt, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. Ja, die Leut! Da haben ſie geſagt, ihr hättet an dem Fritz gehetzt, und ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär ſo in der Rage geweſen, daß er hätt gemeint, ihr wärt auch Zimmerleut, und hätt nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär geweſt. Und da hätt ihm das Alleinſein ſo gefallen, und er hätts auch daheim eingeführt.

Da ſeht ihrs doch gleich, ſagte der Adams-Lieb überlegen. Wenns ſo wär geweſt, ſo will ich einmal annehmen, er thät uns nicht hereinlaſſen. Aber er läßt gar keinen Menſchen herein. Ich habs nicht probiert. Es iſt ſchon lang keine Ehr mehr geweſt, mit dem zu gehn. Ich hab nur immer noch gedacht, ich wollt ihn zurecht bringen. Zuletzt hab ich geſehn, es iſt umſonſt. Und jeder iſt am End ſich ſelber der Nächſt. Haben die Leut doch ſchon angefangen zu reden, als macht ich die Kügele, und der Holders-Fritz thät ſie nur verſchießen.

Der alte Meiſter Schramm verwunderte ſich, daß er von der Sache nur reden wollte. Ja, zitterte er, er läßt gar keinen zu ſich, und wär ich nicht ſein Lehrmeiſter geweſt — aber angekommen bin ich ſchlecht genug. Ich hab gemeint, als ſein alter Lehrmeiſter müßt ich eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weils mir und den Leuten nicht recht wär, wollt ers noch wilder treiben, und wir ſollten die Händ über den Kopf zuſammenſchlagen, was er nun noch angeben wollt. Dabei hat er ſo mit dem Beil in die Reif hinein gehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen ſind, und ich hab gemacht, daß ich noch mit geſunden Gliedern bin herausgekommen, eh er über mich ſelber geraten iſt. Mir iſts recht juſt gerad ſo vorgekommen, als wärs mit ihm nicht richtig.

Jetzt ließ ſich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn ſo hat erbittert? Ein Ding will doch eine Urſach haben.

Der Adams-Lieb räuſperte ſich. Neben der Bemühung, dies ſo männlich zu thun als möglich, klang darin ein: Wenn ich nur ſagen wollt!

Ihr wißts, ſagte der Schmied zu ihm.

Ich? meinte der Adams-Lieb wegwerfend. Was ſoll ich wiſſen? Ich weiß nix.

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich ihm gegenüber. Dann ſchlug ſie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und ſagte: So redt ihr. Aber wer am Gründonnerstag ſechzig iſt geweſt, der läßt ſich nix vormachen. So redt ihr, aber hier ſitz ich und ſag: Ihr wißts.

Auch die Morzenſchmiedin erhob ſich. Wie ſie daher kam, glich ſie einer rückwärts wandelnden Schwarzwälder-Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen ſchwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandſchleifen die Gewichte, und die lange, ſchmale Perſon der Schmiedin ſelbſt das Gehäuſe darſtellten. Der kurze, ſpitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen ärmelloſen blauen Tuchmantels konnte für ein altmodiſch verziertes Geſimſe gelten.

Man ſah, der Adams-Lieb fühlte ſich durch die Frage der Valtineſſin in ſeinem notreifen Mannesherzen geſchmeichelt. Er blickte ſich um, ob auch alle herſähen, zugleich, ob die Ev auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidiſches Schickſal gönnte ihm nicht, ſeine Redekunſt zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zufallen, faſt zugleich öffnete ſich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Geſicht, über deſſen Anblick man etwas noch Ausgeſuchteres vergeſſen hätte.

Er warf ſich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang andauerndes, pfeifendes Huſten zur Antwort.

Die Valtineſſin erhob ſich und ſchleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht hatte, mit einer eigentümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Dieſe Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer ſie genauer beobachtete, fand bald, daß ſie dieſe nie zwecklos veranſtaltete, ſondern ſtets nur da, wo ſie etwas damit ſagen wollte. Und ſie wußte unendlich viel damit zu ſagen, was der Junge unausſprechlich war.

Als dieſe Bewegung ſich als ein wirkungsloſes Mittel erwies, griff ſie zu einem andern, den Mann von ſeinem Huſten zu befreien. Sie wandelte zu dem Huſtenden und verſetzte ihm mit ihrer wohlgenährten

Rechten einige ſanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obſchon der Mann immer noch huſtete, ſo kam doch Verſtand hinein, und es hatte Ähnlichkeit mit der menſchlichen Rede, als er weiter huſtete:

Da unter den Weiden, gleich bei der Heiterethei ihrem Häusle, hat er gelauert.

Er? ſagte die Valtineſſin und ſchwenkte unwillig die Haube. Er iſt niemand. Ein Dieb, will der Meiſter Weber ſagen.

Aber das nahm der Weber übel. Ich bin wohl einer, huſtete er, der vor einem Dieb erſchrickt? Das iſt dem Dieb ſein Handwerk, und über einen, der in ſeinem Handwerk ärbet, erſchreck ich nicht. Freilich hab ich erſt gemeint, es iſt einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch ſehn, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mirs vorgekommen iſt, als müßts der Holders-Fritz ſein der Statur nach, und in ſeinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erſchrocken, daß derjenig über mich erſchrocken iſt, und hat ſich wild umgeſehn, hat ſeine Hand vor ſein Geſicht gehalten, und fort — iſt er geweſt. Ich mein, er iſt in den Bach geſprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen ſollt.

So huſtete der Weber und gab noch einiges zu, was wirkliches Huſten vorſtellen ſollte.

Das unſichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: Hm, hm, hm!

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: Obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, hier ſitz ich und ſag: Das iſt kurios!

Aber ich hab gedacht, meinte die Schmiedin, der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, ſo müßt doch was ſein, worauf er lauern thät.

Ja, ſagte die Valtineſſin, es iſt finſter, und der

Meiſter Weber hat nur gemeint, es könnt der Holders-Fritz geweſt ſein.

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal ſchwer, Verſtand in ſein Huſten zu bringen.

Und er geht nicht aus? rief eine Stimme, die ſo ſchnell redete, daß man meinte, ſie habe die vier Worte zugleich geſprochen. Als ſie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihrem Reden eine eigne Bewandtnis. Das erſte Wort jedes Abſatzes ſtellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erſt durch ein gewaltſames Rütteln aller Geſichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber ſchäumten die andern ihm in deſto ſprudelnderer Eile nach. Der Beſitzer dieſer Stimme, der, ſo oft er ſprechen wollte, hinter dem Tiſche hervorſprang, als wolle er dieſen vor der Gefahr ſeines Erguſſes ſichern, ähnelte auch in ſeiner einſchnittloſen Geſtalt, auf der ein kleiner Kopf ſaß, einer Seltersflaſche. Sein Antlitz war von einer Röte, der man eine Nachhilfe mit geiſtigem Getränk anſah, und ein ſchwarzer Schnauzbart teilte es in zwei faſt gleiche Teile.

E—r geht nicht aus? Mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin, aber das iſt nicht wahr geredt.

Da die Valtineſſin ſich anſchickte, ihm etwas zu erwidern, ſetzte ſich der junge Mann einſtweilen nieder.

Man muß glauben, was ein Menſch ſagt, entgegnete ſie. Der Meiſter Schramm hier iſt ein Luckenbacher, und der ſitzt hier und ſagt, er geht nicht aus.

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luckenbacher und daher gewiſſermaßen kein Menſch ſei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Salfelder, er ſprang wiederum hinter dem Tiſche hervor, rüttelte an ſeinem Pfropfen und ſprudelte: Mi—i—i—it Vergunſt von der Frau Valtineſſin, ich bin Menſch und Böttichergeſelle. Na—

—a—als ein ſolcher hab ich zwei Jahr lang bei dem Meiſter Holder gearbeit, und zwar als einer, der weiter drin iſt geweſt als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Neſt iſt im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeit mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin.

Ein Menſch will er ſein und ein Büttnergeſell? Ein Salfelder iſt er, ſagte die Valtineſſin entſchieden.

Der Meiſter Schramm ſchien die ſcharfſinnige Einteilung vernunftbegabter Weſen in Menſchen, Büttnergeſellen und Salfelder anzuſtaunen. Und die Sache war damit eigentlich abgethan.

Der Salfelder zwar war andrer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. Ddddd—das kann ich dem Meiſter Schramm bezeugen, wie der Meiſter Holder iſt geweſt. Dddd—denn der Meiſter Holder iſt auch auf mich zugekommen mit unvorſichtigen Griffen wie ein Rohaliſt, das er immer iſt geweſt. Mmmm—meiſter Holder, hab ich geſagt, ich bitt ihn inſtändig, ſich nicht zu vergreifen. Wwww—wenn ich meint, einen rechtſchaffnen Menſchen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er geſagt. Jiii—ich hätt ihm noch mehr geſagt, wäwär ich nicht zufällig ſchon draußen geweſt. Uunnd der Spandauer, mein Nebensgeſell, iſt von ſe—elber gegangen vor Zoorn über mich, daß der Mei—eiſter einen rechtlichen Kunſtgeſellen ſo behandelt hat. Ddddenn denn es iſt eine Kunſt und kein Handwerk nicht; da—as Buch ko—oſtet mich ſechzehn Groſchen: Das Gg—ganze der Böttícherkunſt mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin.

Für dieſe war der gute Salfelder gar nicht mehr vorhanden; ſie ſtrich ſein Gedächtnis in Geſtalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: Die Red iſt davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!

Fffreilich geht er, ſprudelte der Salfelder. Mmmüßt mirs der Lehrer (Lehrling) nicht geſagt haben, wo ganz allein bei ihm geblieben iſt, wei—weil er ein Schurk iſt ſeines Namens, uund das ka—ann man ihm nicht verdenken thun, von wweger er iſt erſt ſechzehn geweſt. Ddbder muß nun die Beſtellungen annehmen und mit den Kunden verakkomodieren, von weger weil der Meiſter mit niemand reden will. Ddddda ſitzt der Meiſter auf der Schnitzbank und ſagt: Ththu ichs oder ththu ichs nicht? Ich ththus, und ehs herauskommt, ggeh ich nach Amerika. Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnnitzer vor ſich in die Schnnnitzbank geſtochen wie ein Ttyrann. Und wwie er den Lehrer hat geſehn, daß der iſt in der Wewerkſtatt iſt geweſt, dda iſt er erſchrocken kkäſeweiß, dddaß dem Lehrer 's hat gegruſelt den ganzen Rücken hinunter mit Vergggunſt von der Frau Valtineſſin. Unnnd hernach hat ſich der Mei—eiſter angezogen, ddder Lehrer hats durchs Schlüſſelloch geſehn, aber nicht wie ein Chchchriſtenmenſch, ſondern wie ein italjäniſcher Banditer; ſo hhhat er das Ffutter außenhin gehabt und dddas Tuch inwendig. Es iſt ſchſchon dämmerig geweſt, aber er hat noch gewart, bis es iſt Nnnacht worden, und hat dem Llehrer erſt nnnoch gute Nacht geſagt und geththan, als wenn er ſich niederlegt, eh er iſt gggegangen nach den Wwweiden zu mit Vergunſt von der Frau Vvvaltineſſin.

Nach den Weiden, zirpte das Heimchen, hm, hm, hm!

Die Valtineſſin war eben im Begriff, das ganze Zeugnis des Salfelders auf ihren Knieen heimzuſchlagen, als ſich die Stimme des Uhrmachermeiſters Zerrer erhob. Der Mann ſchien bei ſeinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus ſeinem Knarren und Schnarren ſchien hervor zu gehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauernd getroffen.

Wo denn? fragte das Heimchen. Auch bei der Heiterethei ihrem Häusle?

Es war am Weidenweg, ſchnarrte der Uhrmacher.

Ja, wenn ich mich recht beſinn, ſo iſt mir die Heiterethei nicht lang zuvor den Weidenweg her begegnet geweſt. Ich hab ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtineſſin kanns glauben, ſo gewiß ich ein Luckenbacher bin.

Hm, ſagte die Valtineſſin und ſchwang die Haube. Ich kann mich nur nicht gleich beſinnen, wo Sein Großvater ſelig wohnhaft iſt geweſt in Luckenbach.

Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen, entgegnete der Uhrmacher. Mein Vater iſt erſt hergezogen nach Luckenbach.

So, auf dem — Schwarzwald, ſagte die Valtineſſin und dehnte den Schwarzwald, daß ſeine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu ſtehen kamen. Das iſt, wo die Katholiken ſein, und da heißt einer Florian und der ander Fabian, und machen Mäusfallen.

Das iſt mir nicht bekannt, ſagte der Uhrmacher. Aber von den Schwarzwälder-Uhren weiß die ganze Welt.

Die ganz Welt? ſagte die Valtineſſin und ſchob ſie mit der linken Hand geringſchätzig beiſeite. Das kann ſein. Aber von Luckenbach weiß ſie nix. Und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, Gott ſei Dank! es iſt noch kein Luckenbacher geweſt, der Uhren hätt gemacht.

Die Ev lachte eben nicht ehrerbietig. Nun, ſo wird Sie mirs doch glauben, wenn ichs ſag. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der Mauer beinah über den Haufen gerennt, wie er den Leuten iſt ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab ich ſelber geſehn.

Und die Heiterethei? ſchob das Heimchen hinter dem Ofen hervor ein. Die iſt erſt vorbeigeweſt?

Nein, ſagte die Ev. Aber weit war ſie nicht; das iſt ſchon wahr. Und den Weg iſt ſie hernach auch gekommen. Und nun wird Sies doch glauben, wenns eine beſſere Luckenbacherin ſagt, als Sie ſelber iſt. Ich hab doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr wie Sie.

Ja, was das für ein Mordmädle iſt, lachte die Baltineſſin voll Mutterſtolz, die Ev! Und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, mein Heerle ſelig iſt Burgemeiſter von Luckenbach geweſt, und alle Leut haben geſagt, ich bin ihm wie aus den Augen geſchnitten.

Das war eigentlich der Nachſatz, zu dem jenes Obſchon urſprünglich gehörte. Wenn ſie dies ohne den Nachſatz brachte, ſo war das jedenfalls Beſcheidenheit; und ſie rechnete darauf, daß der Hörer dieſen in ſeinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meiſter Schramm wunderte ſich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen geweſen ſein, aus denen man eine Geſtalt wie die Baltineſſin ſchneiden konnte! Von einem Bürgermeiſter, der ſolche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

Ja, ſagte der Meiſter Schramm, in Luckenbach iſt dafür auch die Frau Baltineſſin der Hanswurſt in der Komödie.

Der Meiſter hatte in dieſe Äußerung nichts Unehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anweſenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte jeder, daß der Hanswurſt die Hauptperſon in der Komödie iſt, und die Baltineſſin nahm das Kompliment mit gütiger Herablaſſung auf. Dann erklärte ſie, da eine Luckenbacherin es geſehen, ſo müſſe man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergeſſen, daß der Adams-Lieb noch ſein Wiſſen um die Sache ſchuldig war.

Ihr wißt noch was, zirpte es, ihr, Adams-Lieb!

Der Adams-Lieb ſah ſich wichtig um und ſchwieg, bis die Baltineſſin die Haube warf und damit erklärte, ſie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Salfelder, und da er meinte, in den Augen der Ev ihr Wohlgefallen an ſeiner männlichen Haltung zu leſen, begann er:

Es iſt nix weiter. Am Gründer Marktabend ſind wir der Heiterethei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarrn aufgehalten, und da hat ſie ihm geſagt, was er für einer iſt. So iſts ihm noch nicht geſagt worden.

Ja, ſo ein gemeines Ding iſt die, ſagte die Ev.

Und, meinte der Schmied, da fabeln die Leut wieder, ihr hättet ihn auf die Heiterethei gehetzt, und ſie hätt ihm auch geſagt, was ihr für einer wärt. Ja, kein Wort ſoll man den Leuten glauben.

Was die Leut ſagen! erwiderte der Adams-Lieb großartig. Die Frau Valtineſſin weiß, wie ich bin, und weiter frag ich den Leuten nichts nach. Der Heiterethei ihr Schiebkarrn, kann wohl ſein, der weiß auch Geſchichten. Aber ich kümmr' mich nur um mich.

Der Schmied ſagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: Hm! Und er war wohl ſehr in der Wut auf die Heiterethei?

So hab ich ihn noch nicht geſehn gehabt, entgegnete der Adams-Lieb. Er hat nicht können ſprechen und hat nur mit den Zähnen geknirſcht und die Fäuſt nach ihr geballt! Und von Stund an iſt er ſo wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch iſt.

Hm! Hm hm! zirpte das Heimchen. Wer einen Verſtand hat, womit er denken kann, der mag ſein Teil denken, wenn er auch nicht redt. Da will einer was thun, daß die Leut die Händ ſollen über den Kopf zuſammenſchlagen. Da will einer was thun und ſticht mit dem Schnitzmeſſer vor Wut in die Schnitzbank und will nach Amerika, ehs raus kommt. Da ſagt einer erſt gut Nacht, als wollt er zu Bett gehn, und geht doch heimlich weg, und hat den Rock verkehrt an, wie ein italjäniſcher Bandit, damit ihn niemand ſoll erkennen, und alle Leut ſollen glauben, wenn was draußen paſſiert, er iſt nicht herauskommen aus ſeiner Werkſtatt. Und er lauert nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß gehn. Und wer iſt die Eine? Das iſt eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können ſprechen und hat nur die Fäuſt geballt und mit den Zähnen geknirſcht. Und da merkt er nicht bei ſeinem Lauern, daß die Leut dahinter müſſen kommen. So ganz toll und blind iſt er in ſeiner Wut und verbeißt ſich nur immer tiefer in ſeinen boshaften Gedanken. Die göttlich Vorſehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut zu reden haben und ſich ein Beiſpiel daran nehmen. Und wenn ſo was in den nächſten acht oder vierzehn Tagen paſſiert, hernachen denkt an mich!

Ja, ſagte die Valtineſſin und ſchlug auf ihre Kniee. Ev, gieb mir den Regenſchirm und die Latern. Eh ſo was ſoll geſchehn, da iſt erſt die Valtineſſin noch da. Und was Warnung und guten Rat betrifft, da ſoll nix geſchont werden.

Der Schmied bekam wieder ſeine unſichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzenanfall zu nehmen pflegte. Die Valtineſſin dachte anders davon.

Sie ſah ihn mit Mißbilligung an und ſagte: In ſolchen Zeiten lernt man ſeine Leut kennen. Der Holders-Fritz iſt nicht der einzig, den das arm Mädle zum Feind hat. Mögen ſie innerlich jubilieren, hier ſitz ich und ſag: —

Und wer weiß, was die Valtineſſin geſagt hätte, wär ihr nicht das Mordmädle, die Ev, in das Wort gefallen.

Was wollt ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo ſich mit allen Mannsbildern auf der Gaſſen zankt? Die dächt wunder, was ſie wär. Das fehlt' mir noch! Und ſo ſpät geht man nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang Zehn getüt. Laßt die, wofür ſie gut iſt, und ihr, bleibt, wo ihr hingehört!

Nu, beſänftigte die Valtineſſin, ſei nur gut, du Mordmädle du. Heut iſts freilich zu ſpät. Aber morgen iſt auch noch ein Tag, wo im Kalender ſteht.

Wenn Sie hingeht, ſagte die Schmiedin noch zur Valtineſſin, ich bin auch dabei.

Der dicke Semmelbeck hatte zu allem kein Wort geſagt. Hm, dachte er, als er ſich erhob. Wenn das wild Ding in die Angſt kommt, wird ſie mich am End ſchon nehmen. Und wenns gut geht, krieg ich ſie zu mir ohne den Supperdent.

Da tütete draußen der Diktes elf Uhr, und eine Viertelſtunde darauf ſchlief der ganze Gringel.

⁂

Als die Heiterethei den Tag nach unſerm Beſuche im Gringel abends auf dem Heimwege war, erſchrak ſie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr entgegen kam.

Iſt was paſſiert? fragte ſie die Alte. Das Lieſle iſt doch nicht krank?

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte bloß und deutete nach dem Häuschen zu.

Sie hats die ganz Zeit her ſchon mit den Zähnen gehabt, ſagte die Heiterethei; ſie hat doch nicht Krämpf gekriegt?

Jetzt bemerkte die Heiterethei erſt, die Alte trug ihre Schuhe in den Händen, als fürchte ſie, ſonſt zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei ſolchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte ſie ſo eigen, und all ihr Winken und Deuten ſtrahlte von Feierlichkeit.

Aber was iſt das nur mit euch? fragte die Heiterethei, indem ſie unwillkürlich ſtehen blieb.

Die Annemarie ſchlug die Schuhe zuſammen, weil ſie die Hände nicht frei hatte, und die Heiterethei mußte wiederum über ihr leiſes und vornehmes Sprechen erſtaunen, als die Annemarie ſagte: Ach, daß Gott erbarm! Drin ſind ſie. Sie ſind drinne!

Wer denn? fragte die Heiterethei ungeduldig.

Ja, die Weiber!

Ja, die Schneiderin da vom —

Die? ſagte die Annemarie ordentlich entrüſtet. Um die zieh ich meine Strümpf nicht an. Gott bewahr! Ich hab nicht gewußt, was ich ſollt denken! Daß mir ſo was noch auf meine alten Tag paſſiert!

Wenn ihrs nicht ſagen wollt, entgegnete die Heiterethei ungeduldig, werd ichs ja ſehn, wers iſt.

Die Annemarie aber hielt ſie auf. Die größten Weiber, wo im Städtle ſind. Die Gringelwirts-Valtineſſin mit ihrem roten Sacktuch, die Morzenſchmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Valtineſſin einen Blick in ihren Augen, der iſt nicht auszuſagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäs Annedorle, die Ehr, die große Ehr!

Ja, lachte die Heiterethei, wenn die Valtineſſin auch nicht die größte Frau im Städtle iſt, die dickſt iſt ſie gewiß!

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und ſchlug die Hände zuſammen, daß die Heiterethei jetzt lachen konnte. Das war ihr, als wenn eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiterethei lachte nur noch mehr, als ſie die Annemarie ſich ſo feierlich gebärden ſah. Eure großen Weiber! So groß iſt doch keine dabei, wie der ſteinerne Chriſtoffel am Rathaus. Und wären ſie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz Wochen verthan.

Die Annemarie hatte nun wieder zu erſchrecken, daß die Heiterethei den großen Weibern etwas zutraute, was ſo tief unter ihrer Würde war. Aber was denkt ihr denn? Meint ihr denn, eine große Frau beſtellt ihre Leut ſelber? Daß Gott erbarm! Und wenns weiter nix war, das hätten ſie mir könnt ſagen.

Ja, aber was iſts denn?

Wenn ichs wüßt! Da iſt die ein um die andre gekommen und hat gefragt, ob ihr noch nicht heim wärt. Und jetzt ſind ſie wieder alle drei drinne. Und was ſie hätten zu ſagen, das wär für euch und ſonſt für niemand.

Aber ihr werdt doch nicht! unterbrach ſich die Annemarie ſelber. Wie ihr einen erſchreckt! Ihr werdt doch nicht ſo hineingehn? Wart't, Annedorle, ich werf euch eure Strümpf zum Hinterfenſter raus. Und hernachen wollt ich euch erſt noch allerlei ſagen. Deſſentwegen bin ich euch entgegen. Ihr ſeid ein bißle grob mit den Leuten und redt immer, wie ihrs meint. Und es iſt gar nicht ſchicklich, wenn man keine Lügen ſagt bei großen Leuten; die Wahrheit iſt nur für die armen Leut, deshalb nennt mans auch die nackt Wahrheit. Und ihr redt auch immer ſo laut, da wollt ich —

Ja wenn ihr mir haußen ſchon die Geduld alle macht, ſagte die Heiterethei ärgerlich, hernachen ſeid ihr ſelber ſchuld, wenn ich drin keine mehr hab. Zieht ihr meinethalb noch ſechs Paar Strümpf auf einmal an; ich will euch noch meine dazu borgen. Meine Füß ſind rein; ich hab ſie erſt im Bach gewaſchen. Und wie ich red, ſo red ich; ziern thu ich mich einmal nicht. Um die ganz Welt nicht, geſchweig um drei alte Weiber. Und nun laßt mich nein.

Aber die Alte umſchlang das Mädchen und bat ſchluchzend: So macht nur wen'gſtens einen Neiger, wenn ihr nein kommt. Seht ihr, Annedorle, ich hab euch gekannt, wie ihr noch wart wie das Liesle; nur einen Neiger! Thut mir nur den Neiger zulieb noch vor meinem End.

Vor dem Herrgott mach ich einen Neiger, lachte die Heiterethei, indem ſie die Alte von ſich abſtreifte. Und eure drei großen Weiber ſind noch lang kein Herrgott. Das iſt mein Häusle, hat ſelber Spitz geſagt und hat den großen Bullenbeißer naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, ſie ſind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, ſo bin ich mir recht, und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß ſie nach dieſem Trumpf noch einen Verſuch hätte machen ſollen. Das iſt einmal eine! ſagte ſie kopfſchüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raſchen Mädchen in die Stube nach.

Drinnen waren die drei großen Weiber eben beſchäftigt, das kleine Liesle und ſeine Garderobe zu muſtern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiterethei ſagte eintretend in ihrer friſchen Weiſe: Einen guten Abend herein. Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiterethei hätte machen müſſen. Als dieſe die Beſchäftigung der Frauen ſah, begannen ſich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: Ja, ſo unverſchämt ſind die großen Weiber! Als wär die Armut und ihr bißle Sach bloß, damit ſie dran könnten ſehn, wie reich ſie ſind.

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich auf den einzigen vorhandnen Stuhl, ſchlug auf ihre Kniee und begann: Was wahr iſt, das muß man ſagen; das Annedorle iſt das ordentlichſt und bravſt von allen armen Mädlen in der Stadt.

Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei, ſagte die Weberin. Es ſah aus und klang, als ſpänne ſie an einem unſichtbaren Spinnrade und ſänge dazu. Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei, das Annedorle, als gäbs keine Weidenbüſch auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt. Wie das klein Kind auf ſelbem Bild, das lacht und in die Händle patſcht; und der Bär hats ſchon beim Kragen. Das iſt die Geſundheit, Frau Gevatter Valtineſſin.

Ja, ſagte dieſe, aber für den Bär, da ſind wir da. Hier ſitz ich und ſag, der Bär ſoll das Annedorle nicht beißen, ſo lang ich eine Zunge hab in meinem Hals.

Die Schmiedin ſagte gerührt: Ja, wenn das Annedorle ſo luſtig iſt, das kann mich ordentlich dauern.

Die Heiterethei ſah die Frauen eine nach der andern verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängſtlich mit ihren Augen.

Ja, es wär nicht halb recht, ſpann die Weberin wieder, indem ſie und die Schmiedin ſich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, es wär nicht halb recht, wenn mans ſo ruhig wollt mit anſehn. Was das aber für ein hübſch Stüble iſt!

Ich meint, ſagte die Schmiedin, da auf dem Herd müßt ſichs gut Kaffee kochen.

Und da auf dem Tiſchle, ſpann die Weberin, beſſer muß der Kaffee gar nicht können ſchmecken, als auf dem Tiſchle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?

In mein Häusle kommt ſolch Zeug nicht, entgegnete die Heiterethei. Mein Kaffeetopf, das iſt draußen der Brunn.

Die Annemarie erſchrak und hielt ſich den Mund zu, als wäre dadurch zurück zu nehmen, was die Heiterethei geſagt hatte.

Ja, ſagte die Valtineſſin, es redt ſich beſſer bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt in den Gringel. Die ſolln mir welchen ſchicken von dem guten in dem obern Käſtle, wo die Fuhrleut kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple und drei Unterſchalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle ſein.

Die Annemarie fühlte ſich geehrt durch einen Auftrag der Valtineſſin. Daß die Valtineſſin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte ſie ſich bei ihr in des Häuschens Namen mit einem Neiger. Indem ſie ging, dachte ſie: Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg eins begegnen und wird mich fragen, wo ich ſo notwendig hin hab. Aber die Furcht, die Heiterethei könnte unterdes daheim was Verkehrtes machen, ließ ſie auf dem ganzen Wege der ihr gewordnen Ehre nicht recht froh werden.

Na, ſagte die Schmiedin, die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd da iſts auf der Gottes Welt nix. Nicht die Küh werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wiſſens allemal, wenn ich weg bin. Ja, ſagt die Schneiderin neben mir, das iſt auch eine Kunſt; man hörts den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenſchmiedin daheim iſt oder nicht. Die denken eben immer nur an die jungen Burſch.

Ja, ſpann die Weberin, an den Lohn denken ſie, aber an die Arbeit? Da muß man alles noch ſelber machen mit ſeinem kranken Leib. So ſchlimm iſts noch nicht geweſt mit den Dienſtboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachſen iſt. Wie wärs denn mit dem Annedorle? Das müßt eine Mäd geben!

Ja, ſagte die Heiterethei, daß ich mir den ganzen Tag ſollt laſſen befehlen von einer Frau, wo nix verſteht? Ich ſeh ſelber, was zu thun iſt, und ſagen laß ich mir nix. Ich hab auch ſo zu thun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigner Herr.

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: Wer am Gründonnerstag ſechzig iſt geweſt, der hat andre Zeiten derlebt. Mein Ev, das iſt ein Mordmädle, was Ärbeten beſagt, aber es iſt zu viel mit den Sachen und Machen und wird noch alle Tag mehr. Ich ſollt auch zu Haus ſein, aber obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz ich und ſag, wos meinen Nächſten gilt, da ſeh ich das Meinig nicht an.

Ja, ſo iſt man einmal, ſpann die Weberin den Faden der Valtineſſin fertig.

Und hernachen, ſchlug ihn die Valtineſſin auf ihren Knieen platt, iſt das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind.

Mein Mann, knüpfte die Schmiedin einen andern daran, der wird auch brummen.

Und meiner huſten, ſpann die Weberin ihn fort.

Na, nahm ihn die Schmiedin zwiſchen beide Hände, wenn die Gevatter Weberin meinen hätt! Die weiß nicht, wie gut ſie dran iſt. Das iſt ein Böſer! Mit dem iſt keine Stund Auskommen. Wenn ich nicht ſo ein gut Tier wär, ich möcht ſehn!

Na, wenn die Morzenſchmiedin klagen will! zerriß der Weberin der Faden. Da iſt meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine kranke Frau, eine ſehr kranke Frau, und doch wird kein Menſch einen Huſter von mir hören. Ich huſt in meinem Kämmerle, aber der? Der iſt geſund wie ein Fiſch und huſt den Leuten die Ohren voneinander aus bloßer Bosheit. O, wenn ich ſagen ſollt, was der für einer iſt! Ich bin die elendſt Frau in der Stadt!

Die Valtineſſin aber ſah die beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zuſammen gegen den ſeligen Valtines, da er noch lebte! Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euern beiden Knieen, ſagte ſie, indem ſie ſich auf die ihrigen ſchlug. An meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär geweſt; alles hat er gethan, was nicht recht iſt. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab keine Klag über ihn gehabt. Ich müßts lügen. Es hat keine einen beſſern gehabt!

Das heißt, ſagte die Schmiedin. Ich brauch meinen nicht zu loben. Sie ſah nicht ein, was ein Toter vor einem Lebenden voraus haben ſollte.

Na, ſpann die Weberin, die Veſt kann froh ſein, wenn ſie ſo einen kriegt, wie meinen. Ich tauſch mit keiner nicht.

Die Heiterethei hatte ſich mit ihrem Geſtrick auf ihr Bett geſetzt, und das Liesle trieb Poſſen um ſie herum. Der Heiterethei wars ſchon komiſch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen ſaßen und ganz vergeſſen hatten, was ſie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz ſie trieb, daß erſt jede die elendeſte, hernach die glücklichſte ſein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieſes ſchoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesles Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen ſich erdreiſten könnte, davon hatten ſie ſo wenig eine Ahnung, als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder thun könne.

Die Annemarie wär nicht halb ſo eilig zur Thür herein gerannt, wenn ſie nicht das Lachen der Heiterethei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin ſei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte ſie. Sie wagte ſogar, von dieſer, nachdem ſie den größten Teil freilich dem Kaffee und den Taſſen auf Rechnung geſetzt, einen ganz kleinen Reſt für das Wiederſehn ihrer Perſon zurück zu behalten, und war glücklicher darüber, als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog ſie ſich ſogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Baltineſſin das fertige gekoſtet und die Geſchicklichkeit der Annemarie belobt hatte, da gabs den Reſt des

Tages über keinen Wunſch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Neiger ſein, den die Heiterethei ihr vor ihrem End noch zulieb thun ſollte.

Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schäle mit uns? fragte die Weberin.

Der Heiterethei kams drollig vor, daß ſie in ihrem eignen Häuschen bewirtet werden ſollte. Sie ſagte: Trinkt nur euer Zeug ſelber; ich mag keins.

Die Annemarie meinte, die Heiterethei hätte ſich eigentlich bedanken müſſen, und machte für die Heiterethei einen Knix.

Bei der zweiten Taſſe war es, daß die Rührung wiederum eintrat, die der Heiterethei Kommen und unbefangnes Weſen erregt hatte. Die drei Frauen ſahen ſich einmal über das andremal an mit ſo „barmherzigem Gethu,“ wie es die Annemarie nach ihrem Abgange gegen die Heiterethei bezeichnete, daß der Alten die Thränen in die Augen kamen, obſchon ſie noch nicht wußte, worüber ſie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Valtineſſin das Bild der Gefahr, die über ihr ſchwebte, vor den Blicken der Heiterethei aufzurollen.

Aber die Heiterethei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders-Fritz mit den brennendſten Farben geſchildert war, meinte ſie: Wenn der Holders-Fritz wild iſt, bin ich noch wilder! Wie ſeines Entſchluſſes „es zu thun,“ ſeiner Verkleidung und ſeines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, ſagte ſie: Er iſt eben in das Weidenwirtshaus gegangen. Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Mutwille zu.

Ja, wenn man nur noch wüßt, was es iſt, das er euch will thun! brach die Schmiedin aus. Das iſt das Schrecklichſt, daß man das nicht einmal weiß.

Ja, beſtätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemütsbewegung, man zerbricht ſich den Kopf und bringts doch nicht heraus.

Ja, was er will? ſagte die Heiterethei mit mutwilligem Ernſt. Was er will, daß er da um das Häusle lauert? Frein will er mich, und ihr werdts nicht hindern.

Über dieſen Frevel ſchlugen die Weiber die Hände zuſammen. Die alte Annemarie that dasſelbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

Weiber, ſagte ſie; die ganz Nacht hab ichs in den Weiden hören rauſchen.

Nu, meinte die Heiterethei, wenn er nicht meinetwegen ans Häusle kommt, ſo hat ers auf euch abgeſehn, Bäs Annemarie. Geſtehts nur gutwillig ein. Denn weiter wohnt keine im Häusle da.

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Baltineſſin verſicherte, die Heiterethei ſei ein Hauptmädle, beinah wie ihre Ev. Die Annemarie lachte mit, ſo ſehr ſie ſich ſchämte. Dazwiſchen faltete ſie einmal um das andremal die Hände und ſah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übel nehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Baltineſſin war die erſte, ders gelang, wieder in das „barmherzige Gethu“ hinein zu kommen.

Sie ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: Jedem, was ihm gehört, dem Ernſt und dem Spaß; die Sach iſt nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier ſitz, ſo will ich auch meinen Fuß nicht weiter ſetzen, bis ich die Annedorle hab errettet.

Ja, laßt euch raten, Annedorle, ſagte die Schmiedin. Geht beileib nicht bei Nacht aus euerm Häusle.

Und verſchließts auch bei Tag, ſpann die Weberin, ſo lang wir nicht bei euch ſind.

Die Baltineſſin ſchwang ihre Haube. Und wenn das Annedorle vernünftig iſt, ſag ich, hernachen geht ſie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus.

Ja, ihr meint, lachte das Mädchen, verhungert iſt auch geſtorben, und wer tot iſt, dem thut kein Menſch mehr was. Da habt ihr ſchon recht. Ich aber denk, es iſt beſſer, es will mir einer was thun, und ich bleib am Leben und wehr mich. Und ich hab auch recht.

Wenn ich das Annedorle wär, ſagte die Schmiedin, ich freit. Und ich weiß mehr als einen, der ſie gern nähm.

Ja, ſpann die Weberin, ein ledig Weib iſt einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran iſt.

Damit hatte es die Weberin getroffen.

Kann ſein, ſagte die Heiterethei gereizt, daß andre Arzneigläſer ſind geweſt, eh ſie gefreit haben; ich bin keins und brauch keinen Zettel. Wenns ſo gefährlich iſt, warum gehn denn die Arzneigläſer herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und ſeinem Auflauern, das iſt obendrein nur dummes Zeug.

Na, nichts für ungut, ſpann die Weberin. Wenn das Dorle nicht will, ſo kann man ſie nicht zwingen. Aber in acht nehmen bricht keinen Finger.

Und zu Nacht, fügte ſie hinzu, ließ ich ihn nicht herein, wär ich das Dorle, er möcht Urſachen machen, was für er wollt.

Das nahm die Heiterethei nun doch im Ernſt übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was ſie geſagt und gethan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Verſichern, man kenne ſie zu gut, um mit dieſer Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

Man weiß ja, ſagte die Weberin, das Annedorle iſt das bravſt unter den armen Mädeln in der Stadt, und niemand weiß nix Unrechts an ihr. Ich hab mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt beleidigen. Deshalb hätt ich doch nicht Ärbet und alles laſſen liegen und wär hierher gekommen mit ſamt meinem kranken Leib.

Aber nu muß ich doch heim, ſagte die Morzenſchmiedin, indem ſie aufſtand und ihr Gehäuſe feſter zuſammen nahm. Die Schneiderin hörts ſonſt an meinen Kühen, daß ich nicht daheim bin.

Ja, ſchloß die Valtineſſin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. Wir wollen das Unſer thun nach unſern Kräften. Die Köpple laſſen wir da. Morgen kann die Morzenſchmiedin den Kaffee mitbringen, und ein paar Stühl will ich laſſen her beſorgen, damit wir dem Himmel eine Seel erretten.

Damit ſtand ſie ſchon quer in der Thür des Häuschens. Dieſe, ſah man, war nicht für ſie berechnet. Es koſtete ihrer maſſiven Grazie einige künſtliche Wendungen, bis ſie ſich hinausgeſchraubt hatte.

Lach Sie nicht, Dorle, lach Sie ja nicht, warnte die Morzenſchmiedin noch von draußen. Das dauert mich zu ſehr.

Wenn ich nicht lachen ſoll, ſagte die Heiterethei hinter den Gehenden her, weinen mag ich nicht! Und die ganz Geſchicht iſt nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Ärbet, und bei Nacht verſchließ ich mein Häusle ohne euch.

Die alte Annemarie hielts für ihre Pflicht, der Heiterethei noch einmal alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Gebärden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt ihr ein Unterſchleif, eine Art Kirchenraub geſchienen.

Die Heiterethei war nicht einzutreiben, und der alte Holunderbuſch ſchien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen waren, hörte man, wie er ſich vor Lachen ſchüttelte.

⁂

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem verſprochnen Beſuche der Valtineſſin, Weberin und Morzenſchmiedin. Die Heiterethei hatte ſich jeden Tag über die wachſende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Teil unter den geſuchteſten Vorwänden zu ihr herein kamen, um ſie zu warnen und ihr raten zu helfen, und um ſo zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte mancher, die ſie bis jetzt für hochmütig, ja für ihr feindſelig gehalten, dieſes in ihrem Herzen abzubitten.

Erſt meinte ſie freilich, nur der Neugierde, ihr Hausweſen zu ſehen, habe ſie den unerwarteten Zuſpruch zu danken. Aber dieſe wäre beim erſtenmale geſtillt geweſen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehn, ohne einzuſprechen. Und nie hatten ſie ſo oft vorbei zu gehn gehabt.

Die Heiterethei dachte jeden Tag beſſer von den großen Weibern. Und wenn ſie ſichs auch nicht eingeſtehn wollte, die allgemeine Teilnahme that ihr doch wohl.

Dafür verwunderten ſich die Frauen immer mehr, daß ſie nicht früher eingeſehen, welch ein braves, aller Achtung und Hilfe würdiges „Tier“ die Heiterethei war; beſonders wie gut und recht ſie an dem Kinde ihrer Schweſter handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung ſeines Bildes dünner und erwies ſich zuletzt ſogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugeſtanden, hielten die Probe nicht.

Die einzige, die für ihn ſprach, war die Heiterethei: Sie konnte es nicht leiden, wenn von einem hinter ſeinem Rücken Böſes geredet wurde, er mochte ſein, wer er wollte.

Und wenns auch wahr wär, das mit dem Holders-Fritz, ſagte ſie, daß er jetzt auf mich lauern thät! Wild iſt er geweſt, das will ich auch zugeben, aber außerdem ſollt keiner was Unrechts von ihm ſagen, und die Leut im Städtle am wenigſten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär geweſt beim Brand vor ſechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirche mehr, wo wir hinein könnten gehn. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut heraus geholt, wo ſonſt wären ertrunken. Ich hab nix mit einem Burſch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigſten, aber man muß reden, was wahr iſt.

Ja, ſagte dann die Schmiedin, das iſt alles recht, aber der Herr Vicares hat erſt den letzten Sunntig noch gepredigt, man ſoll nicht anſehn, was ein Menſch thut, ſondern was ſeine Abſicht dabei iſt. Und die Abſicht iſts, warum man einen Menſchen ſoll loben oder nicht.

Denn warum? fiel die Tiſchlerin ein, wie er die Kirch und die Menſchen hat gerett, da iſts ihm auch nur darum geweſt, daß er ſeine Stärk hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menſchen will retten, ſo muß ers aus Chriſtenlieb thun, und was einer nicht aus Chriſtenlieb thut, das iſt Sünd, denn warum? Wenn einer einen Menſchen nicht aus Chriſtenlieb will aus dem Waſſer ziehn, da iſts beſſer, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat ſchon recht.

Ja aber, ſagte die Tüncherin, man weiß ja auch nicht einmal gewiß, ob ers auch iſt geweſt, der die Kirch hat gerett. Wenn man alles wollt glauben, was die Leut reden, da müßt man einen Kopf dazu haben, ſo groß wie ein Ochs.

Na, ich will nichts ſagen, ſpann die Weberin mit beiden Händen. Aber wenn ich Zeit hätt, da wollt ich Geſchichten erzählen. Wißt ihr noch, wies bei der

Leiermühl war, wie die iſt abgebrannt? Die Knechtsfrau war die alleremſigſt, wo beim Löſchen geweſen iſt: der Amtmann ſelber hat ſich gewundert; ſie hat mehr gethan, wie zwei Männer, hat er geſagt, und ihre ganzen Haar ſind verbrennt geweſt, ſo hat ſie ſich gewagt, wo kein andrer hat das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl angebrennt gehabt? Wer iſts geweſt? Die Knechtsfrau ſelber iſts geweſt. Und ſo, hat der Aktuarius hernachen geſagt, ſo iſts gewöhnlich, und drum paſſen die Herrn allemal auf, wer beim Löſchen und Machen am eifrigſten iſt.

Da ging den Frauen ein Licht auf ſo hell und ſchauerlich, als der Brand der Leiermühl ſelbſt.

Ja, ſagte die Tüncherin leiſe, ich wollt mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt ſelbmal hat abgebrennt.

Und wer den Wolkenbruch hat angeſtift, ſetzte die Beutlerin hinzu.

Die Ruſſenſattlerin machte eine Gebärde, die hieß: Hab ich das nicht ſchon vor zehn Jahren geſagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?

Die Heiterethei aber hätte gelacht, wär nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrat gefallen, der in bedenklicher Schnelle ſeinem Ende entgegen ging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz ein Schickſal.

Die Heiterethei war meiſt in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das ſtörte die ſorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag ſchon früh in das Häuschen. Die Baltineſſin hatte für Stühle geſorgt; ihre Taſſen trugen ſie bei ſich. Jeden Tag hatte eine andre Kaffee und Sahne zu beſchaffen. Wenn man die Heiterethei nicht traf, ſo traf man andre Frauen. Redete man nicht von dem neueſten Überfallsverſuche des wilden Holder, ſo redete man von andern Dingen; und der Fall ſoll in Luckenbach und manch anderswo noch zum erſtenmal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff ſchweigen müſſen. Ging eine mit dem ſchmerzlichen Bedauern, ihre karggemeßne Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, ſo kam dafür eine andre, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuſelte der Kaffeerauch ſeine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Holunderbuſch. Wenn die Heiterethei abends vom Felde heim kam, fand ſie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Raten, ein Befürchten und Beſchwören, daß eine andre als die Heiterethei mürb geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und ſpottete, und je bedenklicher ſie endlich doch ſelber wurde, deſto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eignen Augen hatten ſie davon überzeugt. Sie lachte und ſpottete jeden Tag luſtiger, und jede Nacht verſchloß ſie vorſichtiger ihr kleines Haus.

So iſts, zirpte das Heimchen im Gringel abends hinter dem Ofen hervor, — wer nach ihm ſah, wurde nichts gewahr als zwei ungeheure Brillengläſer. Wenn einmal ein Menſch einen böſen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix anders mehr keinen Sinn. Sagen darf ers niemand, und weil er meint, die Leut ſehens ihm an, ſo weicht er den Leuten aus. Und ſo muß er nun erſt recht in ſeine böſen Gedanken hinein kommen, weil er nix anders hat, womit er ſich könnt eine Zerſtreuung machen. Wenn ſo ein Dieb oder ein Mörder erſt mit einem rechtſchaffnen Gevatter oder ſo aus der Sach reden thät, da würd manchs nicht geſchehn. Wißt ihr, was ich thät, wenn ich Ihr wär, Meiſter Sacher?

Nu?

Ich ging auf der Stell in die Gericht und zeigts an.

Ja, entgegnete der Meiſter Sacher phlegmatiſch, die? Einen hindern, daß er nicht ſchlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn ers iſt, kriegen ſie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen ſchlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut, daß ſie einen Dieb richten, wenn er geſtohlen hat; da muß ihnen daran gelegen ſein, daß die Dieb recht ſtehlen. Wenn ich die Sach zu machen hätt, da frägen ſie nix, wenn ein Dieb ſtiehlt, allein aber für jeden Dieb, der nicht ſtiehlt, einen Louisdor.

So werdt ihr doch in die Gericht gehn, Vetter Mathes? zirpte das Heimchen wieder. Es wär doch ſo ſchrecklich, wenns paſſieren ſollt, und ihr hättets können verhindern und hättets nun auf euerm Gewiſſen!

Ich hab mit dem meinigen genug zu thun, entgegnete der Vetter Mathes trocken.

Aber ihr Leut, ſo wird doch einer von euch in die Gericht gehn? zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über dem Kopf zuſammenſchlug. Ihr müßt nur denken, wenns nicht an die Gericht wird gebracht, können die nix thun. Die geht eine Sach nix an, und wenn ſie ihnen auf der Naſen ſäß, wenn ſie nicht als ein ordentliches Anliegen an ſie gebracht wird.

Als das Heimchen eine Zeit lang geſchwiegen hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: Da ſitzt die ganze Stuben voll. Karten können ſie und von ihren Äckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht gehn kann keiner. Das iſt doch eine ſchreckliche Welt!

Der Morzenſchmied nahm die Sache leichter.

Nun? fragte er die Schmiedin, die, eben heim gekommen, ihren blauen Mantel von ſich that. Die Wacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in der Wachtſtuben, der Feldwebel oder der Korporal?

Laß dus nur die Valtineſſin hören, entgegnete die Schmiedin, die würd dich ſchon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd dir den Korporal eintränken, wie ſich's gehört'.

Du müßteſt einen guten Tambauer geben, Lene, du brauchtſt keine Trommelſchlägel.

Brauchſt nicht zu ſpotten! Wer iſt ſchuld, wenn ich mager bin, als du? Du ärgerſt mich den ganzen Tag.

Nu, erzähl nur aus deiner Wachtſtuben was.

Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Rechts verſetzen thät, du legtſt gleich einen Batzen in den Klingelbeutel, du ſchadenfroher, nachträgeriſcher Mann! Du kannſt dem Mädle das mit dem Schiebkarrn nicht vergeſſen. Spott du nur, ſpott du nur! Weil wir das Annedorle beſchützen, das iſt dein Ärger. Und dir zum Trotz beſchützen wir ſie erſt recht.

Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf ſeine Kniee ſchlägt und ſeine Zunge vom Leder zieht, da reißt ſo ein wilder Fritz aus. Aber Spaß beiſeit. Ich denk ſchon lang nicht mehr ſo, wie ich da red. Du wirſt mir immer kaputter, Lene; du dauerſt mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf.

Die Schmiedin ſah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

Ja guck, ſagte der Schmied, das kommt von deinem guten Gemüt.

Wenn ich ſein Gethu kenn, ſo iſts doch ſein Ernſt, dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: Guck, Lene; verſteh mich recht. Wenn dirs angſt wär, daß der Heiterethei was ſollt geſchehn, das wär Neugier, und ich kümmert mich nicht drum. Aber dich plagts, daß dus nicht weißt, was das iſt, das der Heiterethei könnt geſchehn; guck, das iſt chriſtliche Lieb zu deinem Nächſten, und da will ich dem Fritz einmal aufpaſſen und ſehn, was ich kann rausbringen. Heut iſt die Heiterethei im Leinjäten. Bis ich hinkomm an den Leinweg, da wirds finſter. Wenns wahr iſt, daß er ihr aufpaßt, ſo müßts wunderlich zugehn, wenn ich nicht mit ihm zu ſprechen käm.

Die Schmiedin war ganz erſtaunt und verſprach ihm vor Freude, daß er, wie ſie ſagte, ſo in ihr chriſtlich Herz geſehn, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, ſein Lieblingseſſen, für morgen mittag.

Der Morzenſchmied nickte zärtlich, nahm ſeine Pfeiſe vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkſtatt den Geſellen einen glühenden Hufnagel auf ſeinen Tabak halten laſſen, ſich auf den Weg.

Wenn ers herausbrächt! ſagte die Schmiedin hinter ihm drein. Das weiß die übergeſcheite Gevatter Weberin doch nicht, die alles beſſer wiſſen will. Wenns nur was recht Schrecklichs wär, daß die einmal nix drüber wüßt! Ich gönn dem Annedorle nicht etwa was Schlimms, aber über das Schlimmſt kann man ſich leichter tröſten, wenns einmal nicht zu ändern ſteht, wenn mans nur wenigſtens weiß. Na, wenns zu machen iſt, der Duckmäuſer machts gewiß. Und er iſt doch nicht ſo greulich, wie man manchmal denkt.

Die Heiterethei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Baſe, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete ſich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um ſie anzuziehen.

So ſpät Feierabend, Annedorle? ſagte der Schmied, indem er ſtehen blieb. Eure Bäs hat da ſchönen Lein.

'S iſt eben noch nicht ſpät, entgegnete die Heiterethei, die ihre Schoppe über der Bruſt zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. Und der Lein könnt auch größer ſein.

Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht auflauert! So einſam findt ers nicht gleich wieder. Geht ihr mit den Ulrichsſteg, ſo ſeid ihr nicht allein.

Kann ſein, ich wär jenen Weg gegangen. Nu geh ich den andern. Grüß Gott.

Dabei ging ſie ſingend in einer andern Richtung fort. Der Schmied hatte ſchon wieder ein: Das Mordmädle! auf der Zunge. Aber — Hm! dachte er weiter, kann auch die Furcht ſein, was aus dem Mädle ſingt.

Und das wär kein Wunder geweſen. So einſam und ſtill hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche ſang, als er weiter ſchritt. Lerchengeſang war es eben nicht, was den Schmied von ſeinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich ſchnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der ſich eben hören ließ, bald hier bald dort, wie um den Hörer zu vexieren, traf weit eher eine verwandte Saite im Gemüte des Schmiedes an, — zumal da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in ſeinem Gedächtniſſe beſaß. Dort hatte ja der alte Förſter Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt, und der Morzenſchmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangnen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und ſehr andre Dinge dafür hinein praktiziert.

Er geht immer duchſiger und ſchmunzelt; zuweilen meldet ſich der Ruck von unſichtbarer Hand; er ſchmeckt die Poſſen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Naſe an einen Hagebuttenzweig.

Gut, meint er, daß das Gebüſch ſo dick iſt, ſonſt wär ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das iſt die lange ſchmale Schling, die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drin in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt Schweigaus ſein Leben lang nicht gefangen!

Immer duchſiger und gleichgiltiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge ſich öffnet.

Nun müßt er ins Waſſer ſpringen, lachte er leiſe vor ſich hin, ſonſt hab ich ihn. Er zieht ſein Meſſer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer abzuſchneiden, und ſucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte ſeitwärts, dann eine ſchnelle Wendung, und er ſteht vor dem Fritz. Und der Fritz iſts wirklich, der erſt Miene macht, ins Waſſer zu ſpringen, aber als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und ſeinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgiebt.

Hm, ſagte der Morzenſchmied wie verwundert, biſt dus, Fritz? Aber was machſt du denn da? Hm, ja, 's hat heint warm gemacht, und du willſt ein bißle ins Waſſer. Aber du haſt doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du biſt ſchon im Waſſer geweſt, und in der Eil haſt du beim Ausziehn die Ärmel mitgenommen gehabt, und das haſt du hernachen beim Anziehn nicht gemerkt.

Der Angeredete brummte etwas, das für ein Ja, kann ſein! gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, niemand kam jenem ungelegner, als eben er, und das war ihm um ſo lieber.

Iſts denn wahr, du gehſt nicht mehr mit dem Adams-Lieb und ſeinen Kameraden? Wer hat mirs doch geſagt? Ich hab geſagt: Das iſt vernünftig von dem Fritz. Aber die haben ihren Ärger deswegen, und du kannſt dich immerfort in acht nehmen. Da am Leinweg iſt mir die Heiterethei begegnet, das arme Mädle, der haſt dus recht angethan.

An dem Rauſchen der Büſche, in denen er ſtand, hörte man, der Fritz machte eine raſche Bewegung. Der Name hatte ihn erſchreckt. Den hatte er am wenigſten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Fritz ſagte in einem Tone, der leicht klingen ſollte: Die! wie kommſt du auf die? Was geht mich die an! Angethan? Möcht auch wiſſen, wie!

Nu, entgegnete der Schmied lauernd, die iſt ganz in dich verſchameriert.

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen andern als den Schmied hätte dieſes Lachen geängſtet. Man hörte, er zwang ſich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiterethei zu reden, als er lachte: Die Heiterethei und verſchameriert! Du weißt nicht, was du redſt, oder morgen iſt der jüngſt Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt.

Er ſchien recht im Zuge, zu fragen. Plötzlich ſchwieg er. Es war ihm eingefallen: Der Laurer, der Morzenſchmied iſts, der mit dir redt. Zu viel kann eben ſo leicht Verdacht erwecken, als zu wenig. Da aber auch das Schweigen zu viel verrät, beſonders einem ſo ſcharfen Ohr als dem des Morzenſchmiedes, ſo fügte er noch einige Töne hinzu, die dieſer für ein gleichgiltiges Lachen nehmen ſollte.

Der Morzenſchmied ſagte leiſe vor ſich hin: Hm! Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgiltige Ton beſſer als dem Holders-Fritz: Ja, die Heiterethei und verſchamerieren! Ich mein, das Mädle iſt ein verkleideter Jung. Aber — was ich ſagen wollt von dem Adams-Lieb und den andern. Aber ich muß mich ſetzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren ſein. Die ſprechen, es wär umgekehrt. Du wärſt in die Heiterethei verſchameriert.

Der Schmied wartete das abermalige Rauſchen der Büſche ab und das heiſere Lachen, das der Fritz ausſtieß.

Das iſt die Wut, daß ich nix mehr von denen wiſſen will, lachte der, und der Schmied ſagte: Freilich, das iſts, und das mein ich eben. Sie ſagen, du paßteſt dem Mädle überall auf, um — deine Sach anzubringen. Aber ſie möcht nix von dir wiſſen.

Eh der Schmied das ſagte, war er erſt vorſichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenſtamm ſtand zwiſchen ihnen. Der Schmied war wohl auf ſeiner Hut.

Das Rauſchen des Buſches verriet dieſes mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und ſein Lachen klang immer gezwungner und wilder.

Aufpaſſen, lachte er, möcht wiſſen, wo! Weidenhaun geh ich; da ſiehſt du die Barte. — Er ſchwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann ſagte er: Darin ſollen ſie auch recht haben; nicht mit der Verſchamerierung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpaſſen mein ich. Er hielt einen Augenblick inne und ſah vorſichtig hin nach dem Fritz. Das that er öfter, während er fortfuhr: Da iſt in der Stadt kein Menſch, der dich nicht hinter einer Hecken oder ſonſt wo hätt lauern geſehn, und allemal, wo die Heiterethei vorbei hat gemußt. Und guck, mir mußt du nix weis wollen machen; was thuſt du denn jetzt da im Buſch, wo die Heiterethei vorbei wär gekommen, hätt ſie dir nicht den Poſſen gethan und wär den Weg bei der Herrenmühl gegangen? Ja, du willſts nicht ſagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel.

Er rückte dem Fritz vertraulich etwas näher und ſagte leiſer als vorhin: Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten ſeinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geſchicht vom Gründer Markttag her weiß die ganz Stadt, und wie die Heiterethei von dir redt.

Ho, ho! ſagte der Fritz verbiſſen, vielleicht redt ſie bald anders. Die Leut wiſſen, was die geſagt hat, aber nicht, was ich geſagt hab.

Ja, und ſie meinen, fuhr der Schmied fort, aus lauter Reſpekt vor der Heiterethei wärs, daß du nicht mehr zum Bier gingſt und ein ordentlicher Kerl wärſt geworden, und einmal könnts bei dir heißen, wie beim — Läppelesſchneider: Reſpekt muß ſein im Haus.

Dasmal rauſchten die Büſche um den wilden Fritz, als hätt er ſie mit den Händen gepackt, um ſie auszureißen.

Guck, fuhr der Schmied fort, mir kannſt dus ſagen — du weißt, ich kann die Heiterethei auch nicht leiden, drum ...

Der Fritz hatte ſchon reden wollen. Aber die Abſicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz ſeiner Aufgeregtheit nicht entgangen ſein. Nach kurzem Beſinnen ſagte er mit gepreßter Stimme: Kann ſein, daß ich ihr auflaur, kann ſein. Man will manchmal einen guten Abend ſagen; das bindt man den Leuten nicht auf die Naſen. Aber ich wollt immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab beſtellt.

Ja, das, fragte der Schmied, wo unter die Jacken ſollt zu verſtecken gehn, wenn du ins Reiſhauen gingſt, daß die Leut ...

Iſts fertig? fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

Hm! ſagte der Schmied erſchrocken; aber du willſt doch nicht — du haſt doch nicht etwa ...

Nix werd ich und nix hab ich, lachte der Fritz, der ſich beſonnen hatte; aber dieſes Lachen hatte einen eignen Klang. Ich brauch eben ein Beil. Warum ſoll ich nicht ein Beil brauchen wie andre Büſtner auch? Was ich geſprochen hab da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt und wär wütend auf ſie geweſen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer ſagt: Du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach anbringſt, da wird keiner ſagen: Ja. Und 's kann ſein, 's kann ſchon ſein, daß es einmal heißt wie bei dem Läpplesſchneider: Reſpekt muß im Haus ſein.

Aus ſeinem Lachen klang ſchlecht verhehlte Wut.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das ſchauerliche Lachen, als der Fritz ſchon an ihm vorbeigerannt war. — —

So duchſig, dachte die Schmiedin, als ſie den Schmied zur Thür hereintreten ſah, iſt er noch nicht heimgekommen. Sonſt duchſt er wohl auch, aber aus Duckmäuſerei; aber dasmal iſt er doch ganz wie verblaßt. Und ſo zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er ſie an die Alkovenwand hat gehängt, hat er noch nicht, ſo lang ich ihn hab. Und das Schluckſen hat er auch noch nie ſo ſehr gehabt. Ich ſeh ſchon, er will nicht reden; aber ich will ihn ſchon dazu bringen.

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: 's iſt nix, und ich will ins Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf.

Seine Gebärden ſprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein ſpezielleres Eingehen zu thun, als worauf Hände, Augen und Schultern ſich einlaſſen konnten.

Er duchſte ſchon der Kammerthür zu. Die Schmiedin bemerkte einen Flecken an ſeinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran feſt. Daß du immer die feinen Hemder zur Ärbet anziehſt! Haſt du denn den Fritz getroffen? Nu wart doch nur. Ein Brandfleck iſts doch wohl nicht. Aber warum redſt du nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer ſein. So wirſt du doch zeitig genug ins Bett kommen, du Schlafratz! Heraus zu reiben gehts nicht. Aber, Morzenſchmied, ſo wirſt du doch nur ein Wörtle können ſagen. Und es iſt doch ein Brandfleck, du ruinixiger Mann. Aber, Morzenſchmied, ſo ſag nur wenigſtens, willſt du die Klöß morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat juſt wieder ſo zarte Schüßle. Das iſt doch ſonſt dein Leibeſſen geweſt.

Die Schmiedin ſah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied ſetzte ſich mit allen Anzeichen innerer Erſchöpfung. Die Schmiedin rückte ihm ſo nah als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reiſe ſich zu lang aufhalten oder gar verirren.

Endlich ſagte der Schmied: Ich muß dir ſagen, Lene, ich wollt, ich wär derheim geblieben. Es iſt doch ein grauſig Beiſammenſein mit ſo einem Menſchen.

Wo haſtn denn angetroffen? fragte die Schmiedin.

Dort, wo der Zehntbach die Schleifen macht im Buſch.

Im Buſch? ſchauderte die Schmiedin. Mitten drin im Buſch?

Mitten drin.

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus geweſen, aber der Morzenſchmied blieb länger als eine Minute drin. Denn ſo viel Zeit verging, eh er in ſeiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte ſich unterdes im Geiſt in die Wachtſtube verſetzen! Da ſah ſie ſich ſtehen, die andern Weiber um ſie herum, atemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat ſchon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu ſchlagen, wenn die Schmiedin fertig wäre. Der Korporal iſt gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin — aber ſie weiß ja ſelber noch nicht, was ſie dort ſagt.

Ja, guck, ſagte der Schmied, und die Schmiedin ſaß wieder horchend vor ihm. Das hätt ich mir doch nicht vom Fritz eingebildt.

Aber was denn?

Daß er das thun wird.

Was thun wird?

Das! — Ja, guck, der thut dirs gewiß und wahrhaſtig noch. Dabei ſchlug er die Hände zuſammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachthat. Das ſieht ſie all die Weiber in der Wachlſtube thun. Die arme Frau iſt hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber ſie dort die Weiber ſchon erſchrecken ſieht, denen ſie ſelbſt es erzählt hat, wird zur Pein.

Der verdammt Schlucken! fährt endlich der Schmied fort. Ja, guck, er lauert wirklich der Heiterethei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er geſagt, das er unter der Jacken kann verſtecken. Er hat das nicht ſo deutlich geſagt, wie ichs dir da erzähl, aber es iſt gewiß und wahrhaftig; er iſt wütend auf die Heiterethei. Ich dacht erſt, die Sach wär anders, und hab meinen Spaß mit ihm wollen haben. Aber — na, vor ſo einem Spaß bedank ich mich. Er hat geſagt, die Heiterethei ſoll bald aufhören von ihm zu reden.

Die Schmiedin ſchlug die Hände über ihrem Kopf zuſammen. Sie empfand zugleich, wie ſchrecklich das ſei, und auch, wie ſie ſich ausnehmen wird dabei, wenn ſies den entſetzten Weibern erzählt.

Aber daß du mir nicht — ſagte der Schmied aufſtehend.

Die Schmiedin ſuchte währenddes im Eßſchrank unter den Kaffeetrichtern und Taſſen. Iſt der Fenchelthee ſchon wieder alle?

In der Kammerthür wandte ſich der Schmied noch einmal um. Daß du mir niemand davon ſagſt. Wenn was geſchäh, und die Leut könnten ſagen, wir hättens vorher gewußt . . .

Thee muß da ſein für das Gottlieble. Das wär eine ſchöne Geſchicht auf die Nacht! Und man hat keinen Menſchen, wenn man ſie braucht. Die Mäd hat ſich in den Finger geſchnitten, und die Geſellen kann man nicht von der Ruh abhalten jetzt in der teuern Zeit. Was hilfts, ich muß ſchon ſelber in die Apotheken.

So kämen wir ins Teufels Küchen, hörſt du?

Sag mir nur nix, entgegnete die Schmiedin faſt erzürnt. Ich dächt, du kenneſt mich doch.

Der Schmied verſchwand mit einem bedeutſamen Nicken in der Kammerthür. Die Schmiedin ſetzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuſe um die Schultern. Schon an der Stubenthür blieb ſie noch einmal ſtehen. So glaub ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er iſt ſo ſchlimm, wie der Fritz ſelber. Die Mannsleut ſind lauter geborne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts thun? Das Lachen iſt auf der Gaß geweſt. Er ſchnarcht ja ſchon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finſter das iſt! Was hilfts? Thee muß man im Hauſe haben, ſagte ſie draußen noch.

⁂

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derſelben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Holunderbuſch. Heute dampfte der Schornſtein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nicht verſammelt geweſen; es fehlte niemand als die Schmiedin und die Baderin, und dieſe mußten noch kommen.

Das hatte aber auch ſeinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiterethei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte ſie ſich, ſeit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte ſie auch, was ſchon öfter geſchehen war, dort ſo lange aufgehalten werden, daß ſie erſt bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die

Straße hindurch nicht die belebteſte, und man wußte tauſend ſchreckliche Geſchichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der ſchlimmſten Art.

Die Weberin verſicherte, daß ſie nie die Hähne ſo ganz eigen und zu ſo ungewöhnlicher Zeit krähen gehört, als die letzten Tage. Ja, ſang ſie dem unſichtbaren Rocken zu, an dem ſie ſpann, und es war, als ſuchte ſie das eigne Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen, — ja, wenn ichs nur könnt beſchreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock ſtoßen thut.

Ja, meinte die Tüncherin, das bedeut ander Wetter.

So, ander Wetter? ſagte die Valtineſſin. Und iſts denn anders geworden etwa? Iſts nicht das beſt geblieben? Nur noch zweimal haben ſie ſo gekräht, daß ichs weiß. Das war den Tag vorher, eh der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz, und wie hernachen die Württemberger im Krieg ſeinen Schädel vom Rad haben genommen und daraus getrunken im Schwanenwirtshaus. Die Weberin da iſt meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wiſſen, wie die Hähne in Luckenbach krähn, und andre wiſſens beſſer, ſo weiß ich nicht, was ich hier zu thun hab. Und hier ſitz ich und frag: Warum hat mirs denn die ganz Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?

Die Frauen fürchteten, die Valtineſſin könnte, da ſie eben im Übelnehmen begriffen war, auch übelnehmen, wenn ſie geſtänden, ſie wüßten das nicht. Als ſie ſchwiegen, ſetzte die Valtineſſin noch hinzu: Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Tüncherin weiß auch das beſſer?

Aber, begütigte die Tüncherin, man redt ja nur, Frau Bäs Valtineſſin. Und es iſt wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab ander Wetter hören krähn, gar kein rechter Luckenbacher iſt geweſt. Sonſt hätt ers gewiß der Frau Bäs Valtineſſin nicht zuleid gethan. Denn das müßt kein rechter Luckenbacher ſein, der nicht allen Reſpekt hätt vor der Frau Bäs Valtineſſin.

Die Valtineſſin war ſchrecklich in gerechtem Zorn, aber ſie ließ ſich verſöhnen, und ſo bekräftigte ſie durch ein feierliches Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältnis wieder hergeſtellt ſei.

Die Tiſchlerin aber ſagte etwas zaghaft: Wenns der Frau Bäs Valtineſſin nicht unrecht wär, ſo hätt ich auch geträumt; denn warum? Es fällt mir nicht ein, ſo vornehm zu träumen, wie die Frau Bäs Valtineſſin; man träumt eben, wie mans ſo ins Haus braucht. Die ganz Nacht iſt mirs geweſen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg; denn warum? Mein Mann hat mich zweimal aufgeweckt, weil ich ſo tief hab Atem geholt.

Da die Valtineſſin ſichs von der Tiſchlerin gefallen ließ, ſo hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht ſo vornehm und bedeutſam wie die Valtineſſin, doch etwas, das ſich auf die Heiterethei bezog oder beziehen ließ.

Von den ſchaurigen Träumen, denn das waren ſie alle, kam man auf noch ſchauerlichere Geſchichten. Je ſchauerlicher die wurden, deſto leiſer wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, ſo fing ſchon wieder eine andre an. Denn wenns ſo ſtill wurde, daß man das Rauſchen der Weiden und das Kratzen der Holunderäſte am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann wars noch ſchauerlicher in der Wirklichkeit, als in der ſchauerlichſten Geſchichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geſchichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte, und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und ſah plötzlich in lauter Totengeſichter hinein?

Oder es ſtöhnte irgendwo in einer Ecke, und man ſah doch niemanden; was ſollte da erſt werden?

Wie es vor einem ſchrecklichen Ereignis iſt, das kommen muß: jedem liegts auf der Zunge, es vorher zu ſagen, und es wagts doch keiner. Weil es iſt, als müßt es dann erſt geſchehn, als könnte es vorbeigehn, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es jeden dazu: als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, ſpräche man es vorher nur warnend aus. Alle ſahen während des Erzählens nach der Heiterethei hin. Man durfte ſie nicht fortlaſſen; mit oder wider Willen, bleiben mußte ſie. Aber um ihr das zu ſagen, mußte man die Geſchichten unterbrechen. Und dann wards ſtill, wer weiß, wie lang! und dann hörte man wieder die Weiden rauſchen und den Holunder am Häuschen kratzen wie einen Lebendigbegrabnen an ſeinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der ſchrecklichſten Geſchichte der Faden; juſt da, wo die Räuber im einſamen Wirtshaus im Walde die Thür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da eingekehrt iſt, entſetzt nach ſeinen Piſtolen greift. Und — war das ein Schuß? Nein, es iſt der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirtshaus ſo entſetzlich brauſt. Und doch auch das nicht. Man iſt ja nicht wirklich in jenem Waldwirtshauſe; man iſt in der Heiterethei Häuschen an den Weiden. Und dieſes Brauſen und Ziſchen klingt gar nicht ſo wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum erſtenmal. Aber es braucht erſt das laute Lachen der Heiterethei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entſetzten Gemütern hinweg zu beſchwören. Die Hälfte des ſiedenden Waſſers mußte erſt aus dem Kaffeetopf auf den Herd laufen, ehe man begriff, das ſeltſame Brodeln und Ziſchen ſei das allbekannte, täglich gehörte, das jede ſiedende in die glühenden Kohlen laufende Flüſſigkeit hören läßt.

Der Gegenſatz der ſichern Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders ſei, als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene ſo nahe war, in die man ſich retten konnte aus den Schreckniſſen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, deſſen letzte Töne doch ſchon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel ſei, in ſolchen Augenblicken ſolcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigſtens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man ſich beſonnen hatte, was man doch vorhin ſagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob ſich das Warnen und Raten von neuem, — und um ſo lauter, da man ſich ſelbſt dadurch betäuben konnte.

Ach du lieber Gott! rief die Weberin, wenn doch nur das Dorle freien wollt!

Ja, wenn das ſo geſchwind ging! verzweifelte die Tüncherin. Aufs Rathaus muß das Dorle, in die Gericht.

Die ſitzen auch, bis der Frau Tüncherin ſo was Geſcheits einfällt, ſtrafte die Valtineſſin. Da wär das beſt, das Dorle holt' die Herrn morgen früh, eh ſie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten aufs Rathaus.

Militär muß geholt werden aus der Hauptſtadt, ſchrie die Beutlerin.

Das kommt zu ſpät, ſagte die Tiſchlerin und ſchlug die Hände zuſammen. Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter ſechs Batzen giebt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim.

Aber wer weiß, ächzte die Tüncherin wieder, ob das Dorle ſo viel mit der Fuhr verdient! Ich mein, da ſchickt' das Dorle gleich den Nachtwächter und blieb zu Haus. Da könnt ſies halb abverdienen, was der Nachtwächter koſt.

Ja, ſagte die Heiterethei lachend. Ich fürcht mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet, da braucht ich auch den Nachtwächter nicht zu ſchicken; ich blieb eben daheim, und ſo wärs, und nu wärs fertig. Aber ich fürcht mich nicht, und da frei ich nicht und geh nicht aufs Rathaus und ſchick auch keinen Nachtwächter, ſondern ich fahr in den Zainhammer. Und ſo iſts, und nu iſts fertig.

Es iſt ſchrecklich, ſpann die Weberin wie außer ſich, daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigſtens eine Karten hätt, daß man ſie erſt darauf legen könnt!

Ach, ſagte die Schweſterleins-Evekathrine, ich hab ja eine mit, aber über die Geſchichten hat man alles vergeſſen. Ich will ſie nur geſchwind legen, eh noch was anders drein kommt.

Ja, ſagte die Valtineſſin und ſchlug auf ihre Kniee. Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen ſoll. Wenns aber ſoll ſein, ſo hat man ſeine Schuldigkeit gethan und braucht ſich nichts vorzuwerfen von deſſentwegen.

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Atemzug ließ ſich hören, als die Schweſterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

Ein — zwei — drei — ſechs — eine Reihe Karten lag da. Die Valtineſſin griff an die Naſe, um die Brille herab zu nehmen und zu putzen, die ſie nicht aufhatte. Wo iſt denn das Unglück? ſagte ſie. Das ſieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da iſt ja gar kein Grün. Es wird noch kommen, tröſtete ſie ſich.

Aber es kam nicht.

Liegt denn die ganz Sach, oder iſts noch nicht fertig? Ja, es iſt doch. Aber wo iſt denn das Unglück? Iſt denn das das Eicheldaus und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär ja eine Hochzeit, verzeih mir Gott meine Sünd!

Den andern gings nicht beſſer als der Valtineſſin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuſchten Erwartung.

Es iſt nix mit dem Kartenlegen, ſagte die Valtineſſin. Dummes Zeug iſts. Und wenn einer gewiß wüßt, es träf zu, da ließ er ſie ſich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut ſind, hernachen glaubt ers; ſind ſie aber ſchlimm, hernachen ſagt er: Es iſt dummes Zeug. Und das iſts auch.

Wenn die Evekathrine nicht falſch abgezählt hat, ſagte die Weberin.

Oder falſch gemiſcht, ſagte die Tüncherin.

Ja, ſagte die Schweſterleins-Evekathrine ſelber, ich wollt ſchwören, ich hätts richtig gemacht. Paſſiert mir auch ſonſt nicht, daß ich einen Schnitzer mach. Aber es muß doch wohl. Und wenn man ſo in der Angſt iſt.

Und in der Gemütsbewegung, ſpann die Weberin.

Hm, ja, dachte die Valtineſſin, das könnt ſein. Dann ſchlug ſie auf ihre Kniee. Drum ſitz ich hier und ſag: Die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird ſichs ausweiſen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht.

Und es wies ſich aus.

Ja, ſpann die Weberin, als die Karte von neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, das ſind andre Ding!

Aber, ſagte die Tüncherin, die noch immer unbefriedigt ſchien, da iſt freilich der Herzunter, das iſt das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdaus. Aber das ſollte doch eigentlich beiſammen liegen, wenn das Unglück das Annedorle anging.

Wenns auch nicht beiſammen liegt, meinte die Tiſchlerin mit wehmütiger Freude; denn warum? Man weiß doch, daß es zuſammen gehört.

Ja, ſagte die Evekathrine, es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen triffts ſchon zu.

Ach Gott, es iſt doch ſchrecklich, drehte die Weberin mit ſchmerzlicher Wolluſt den Faden. Das arme Annedorle! Die Laubzehn iſt eine Straßen, das iſt die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das iſt ein böſer lediger Burſch, das iſt der Holders-Fritz. Und das Laubdaus, das iſt eine ſchreckliche Gefahr.

Ja, legte ſich die Tüncherin die Sache zurecht, es kann ja ſein, daß er von weitem lauert, und das Annedorle fährt vielleicht auf der Wieſen neben dem Weg. Und die Gefahr, die iſt ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da iſt noch ein ganzer Tag dazwiſchen.

Ach du Gerechter! ſchluchzte die Beutlerin. Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geſchnitten iſt? Wenn der Holders-Fritz ſo eine kleine Naſen hätt und ſo ein groß Maul, und ſeine Augen ſtänden ſo ſchief! — Wenn auch die Statur anders iſt, aber der Rock und die Schuhe, das iſt doch der leibhaftig Holders-Fritz.

Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle! ſpann die Weberin und netzte mit ihren Thränen.

Dummes Zeug! lachte die Heiterethei. Vorhin, da ſollts falſch gemiſcht ſein, und jetzt fällt ſo was keiner ein. Wenns was bedeuten ſollt, müßts das einemal ausfallen wie das ander. Und wenn ich nu gar nicht fortging morgen, da müßt die Straßen zu mir kommen. Und da der Herzunter, das iſt noch ganz ein andrer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei ſein, wenn ihm was ſoll geſchehn. Wenn ihr flennen wollt, ſo wartet doch wenigſtens, bis was paſſiert iſt, oder flennt wo anders. Mein Häusle iſt an andre Ding gewöhnt.

Die Valtineſſin aber rückte feierlich die Haube, dann ſchlug ſies auf ihren Knieen unwiderruflich feſt: Und obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, nu hat ſichs gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklichs wird geſchehn, das iſt gewiß; Bäs Schreinerin, Sie könnt mir einmal den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt, was! Der Rahm hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz den Tag. Hernachen wär alles gut. Hernachen könnt man ſich doch chriſtlich drein ergeben.

Ja, das Was! das Was! Je gewiſſer ſeine Auflöſung wurde, und je näher ſie kam, deſto mehr peinigte das Rätſel die guten Frauen. Da ſtand der Geiſt der noch ungebornen That wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Geſtalt. Er ſauſte in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er nickte von der Haube der Baltineſſin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er ſah mit ungeheuern ſchwarzen Augen durch die Fenſter herein und pochte gegen die lockern Scheiben; er blickte aus jedem Auge und ſprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entſetzen die Widerwilligen nach ihr zu ſehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Geſtalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es ſich nicht ſehr wähleriſch.

Aber es war auch gar nicht das ſchreckliche rätſelhafte Was, das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengaſſe, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fenſterläden. Ein Weib, weder ſchrecklich, noch rätſelhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, ſie beſteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt.

Auf dem Wege hierher hatte ſie in der Angſt vergeſſen, daß ſie nur die kleine verſchämte Baderin war. Nun ſie die Augen ſo vieler großer Weiber auf ſich gerichtet ſieht, fällt ihr das wieder ein, und ſie möchte ſich in ſich ſelber verkriechen. Es iſt ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob ſie in kurzem nackt vor all den großen Weibern daſtehn müßte, ſo ſehr ſie an den Kleidern zupſt und dehnt.

Das Erröten auf ihrer Wange wird rot vor Scham, daß ſie nur die kleine verſchämte Baderin iſt von der Weidengaſſe, die errötet.

Aber was iſt denn? lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

Ach, es iſt nix weiter. O, es iſt nicht der Müh wert, daß mans vor ſolchen Weibern ſagt.

Und deshalb hat ſich die Baderin ſo außer Atem gelaufen?

Ja, wenns der Valtineſſin ihr Atem wär, denkt die Baderin. Aber meiner!

Die Valtineſſin glaubte: Sie will uns ſchonen. Sie meint, wenn ſies gleich herausſagt, wirds uns zu ſehr angreifen. Aber hier ſitz ich und ſag: Mögs ſein, was es will. Ich will nicht geſchont ſein. Ich halts aus, es mög ſein, was es will.

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da dieſe ſelber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erſchien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch ſchlimmer; deshalb faßte ſie ſich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verſchämte Baderin von der Weidengaſſe ſich eins faſſen konnte, und begann mit faſt geſchloßnen Augen:

Ach, wo ein Arm oder Bein am ſchwerſten heilen thät, hat er meinen gefragt. Und ob einer auf der Stell tot bleiben thät, wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen thät ſchlagen. Der Holders-Fritz nämlich. Es iſt wer weiß wie lang her, hat meiner geſagt, daß er mich ſo hat gefragt. Der Holders-Fritz nämlich. Da hab ich gemeint, weils nur meiner iſt geweſt: Du weißt auch viel, was lang iſt und was kurz. Denn ich hab gedacht: Wann ſoll er ſo gefragt haben, als die letzten Tag?

Ja, ſagte die Tiſchlerin entſetzt, denn warum? Mit ſolchen Dingen iſt er ja erſt in der letzten Zeit umgegangen. Das kann höchſtens vierzehn Tag ſein geweſt.

So? meinte die Valtineſſin. Und das weiß die Bäs Schreinerin auch ſo gewiß? Alſo der Menſch kann nicht ſchon früher ſolche Ding haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an dieſem Fenſter hab ich geſtanden und den meinen Finger von der meiner Hand hab ich aufgereckt, wie ich geſprochen hab: Hier ſitz ich und ſag, es wird gar viel gethan, was nicht gleich heraus kommt.

Zum Beiſpiel, ſchaltete die Tüncherin ein, es geſchehen Bränd.

Und Wolkenbrüch, fügte die Beutlerin an.

O! Ach! errötete die Baderin; ich habs lang prophezeit, mit dem nimmts einmal kein gut End.

Die Heuchelei hab ich ihm ſchon angeſehn, ſagte die Tüncherin, wie er noch nicht hat können laufen.

Das iſt gewiß, meinte die Tiſchlerin, daß er nix Guts hat im Sinn. Denn warum? Ein Menſch, der ſolche Ding gethan hat und hats doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint, er hat ein gut Gemüt, das muß ein Erzböſewicht ſein. Denn warum? So einem Böſewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmſt hat gethan.

Das Was hatte ſchon eine viel beſtimmtere Geſtalt, als ſich die Thür abermals aufthat. Und das war es wirklich ſelber, was nun hereintrat, ſo lang und hager, mit Zügen, die nicht Entſetzen ausdrückten, ſondern das Entſetzen ſelber waren.

Es war das ſchreckliche Was, das ſich nun in Geſtalt der Morzenſchmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit ſolcher Angſt nach der Thür zurück ſah, daß ſie damit die ſämtlichen Weiber anſteckte.

Nur die Heiterethei lachte. Kommt der Holders-Fritz etwa ſelber, Frau Morzenſchmiedin?

Die Morzenſchmiedin deutete erſt, ehe ſie der Sprache mächtig wurde.

Hinter mir her iſts, da vom langen Bau an. Wenns nicht ſchon hinter mir aus der Schmieden iſt gegangen. Ich hab mich nicht umgeſehn vor Angſt. Und es iſt gewiß noch draußen. Und ausſehn muß es wie ein Beſen.

Aber, Bäs Morzenſchmiedin, ſagte die Valtineſſin kopfſchüttelnd, wenn ihr euch nicht habt umgeſehn, wie könnt ihr wiſſen, wie das Ding hat ausgeſehn?

Ich habs gehört, entgegnete die Morzenſchmiedin. Juſt, als wenn eine hinter mir her kehren thät.

Die Heiterethei wollte nachſehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten ſich an ſie und ließen ſie nicht hinaus.

Wenn ihr euch gern unnötig fürchtet, lachte die Heiterethei, meinetwegen!

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär es dieſer mit dem Nachſehen ernſt geweſen.

Die Schmiedin hatte ſichs freilich ausgedacht, wie ſie erſt geheimnisvoll thun wollte und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu ſein. Dann aber wollte ſie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphieren. Denn dieſesmal konnte die Weberin ſie nicht überbieten. Aber die Angſt vor dem Dinge, das ihr hierher gefolgt war, hatte den ganzen ſchönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein ſollte ſie in ihrer Geſchichte ſtecken bleiben, juſt wo dieſe am ſpannendſten wurde. Draußen vor der geſchloßnen Thür flatterte etwas geiſterhaft ſchnell vorüber. Es blieb zweifelhaft, ſollte man es für die Flügelſchläge einer eilenden Taube oder für ein leiſes ſchauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verſtummte. Alle ſahen entſetzt nach der Thür.

Endlich verſicherte die Beutlerin: Wenn ein Beſen lachen könnte, ſo müßt es klingen.

Der Morzenſchmied wars, lachte die Heiterethei.

Der lauſcht draußen. Wiewohl, ein Wunder wärs nicht, wenn auch die Beſen anfingen zu lachen.

Es wäre leicht geweſen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachſehen dürfen. Da die Heiterethei ſitzen blieb, ſo iſt mit Recht zu bezweifeln, ob ſie wirklich dachte, wie ſie ſprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Sauſen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das iſt ſchon zehn. Nein, es iſt ſchon elf. Und noch ein Schlag? Iſts möglich? Zwölf? Aber, um Gottes willen! Wo iſt die Zeit hin? Es iſt ja, als wäre das Dorle erſt vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das ſagt jede, und doch hat keine den Mut aufzubrechen.

Man rettet ſich vor ſich ſelber wieder in das Warnen und Raten hinein.

Ihr geht nicht, Dorle!

Um Gottes willen, bleibt morgen nur daheim.

Daß die Leut mich auslachen, wenn ich nicht geh? Und ich geh ja auch nicht, lacht die Heiterethei. Das iſt mir viel zu niederträchtig. Ich fahr.

Ach du lieber Gott, wenn ich denk, wie jetzt das Dorle ſo friſch und lebendig mit uns redt, und morgen —

Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben.

Dorle! Dorle! wenn ſie euch morgen bringen!

Dumm Zeug, und nu werd ich bös. Es kann jeder machen, was er will. Und ich geh, und ſo iſts, und nu iſts fertig.

So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir ſehn uns nicht wieder. Wenn ihr tot ſeid, wirds euch ſchon reun. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr ſeid ſchon ſo gut wie tot. Ihr ſeid ein tot Mädle, und ihr bleibt ein tot Mädle! Und o! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!

So klingen die Stimmen ſtöhnend und ſchluchzend durch einander. Es iſt, als wäre das ſchon das Leichengeläute der armen, eigenſinnigen Heiterethei. Bald ſcheinen die Töne zu erſterben, bald heben ſie ſich wieder zu voller Macht, wie man vom Turme das Schwanken des ſchwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verſchwinden, bald wieder hervorkommen ſieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die ſeltnern und tiefern Pulſe der Baltineſſin doppelt erſchütternd.

Es gehörte ein Weſen dazu, wie es die arme Heiterethei — vielleicht morgen nicht mehr beſaß, die unzähligen Umarmungen zu überſtehen. Wer der Heiterethei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächſte andre. Wer keine einzelne mehr fand, umſchlang eine ganze umſchlungne Gruppe. Es war ein wahrer Scheidelknäuel, eine durch einander gewirrte Strähne Abſchiedsgarn von Armen, Haubenſchleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubenfleckchen, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen ſchwebte, mit Thränenſtrömen übergoß.

Und ſo oft die natürliche Erſchöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, ſo oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht aufs neue zuſammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn ſchonungslos mit Einem Ruck zerriß. Und eine ſchauerliche Stimme ſprach — o, es war wie friſche Luft für einen Erſtickenden, daß ſie ſprach: Ihr Herrn und laßt euch ſagen. Und ſie ſchien auch nicht mehr ſchauerlich, als man einmal wußte, ſie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie ſie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit ſtehen blieben, wo er tuten mußte, da ſagte die Baltineſſin: Nun mögs gehn, wie es will. Wir haben das Unſrig gethan. Wir haben unſre eigne Sach verſäumt aus

Chriſtenlieb. Ich wollt gern was anders drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär. Aber einen Kranz ſoll ſie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm Mädle in Luckenbach einen hat gehabt.

Die Tiſchlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Holunder geſeſſen.

Dummes Zeug! ſagte die Heiterethei zornig hinter ihr her. Weil ihr ſelber Käuzle ſeid. Ihr kennt meinen alten luſtigen Holunderbuſch ſchlecht. Solch jammerig Geſindel läßt er gar nicht auf ſich ſitzen.

⁂

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende ſucht er abzuwehren, das vorhandne auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es ihm nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die ſinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasſelbe genießt. Mag es nun die unbeſiegbare Luſt ſein, einen Genuß zu teilen, den eine andre ſchon für alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich anſteckend wie das Gähnen; gewiß iſts, auch die Stärkſte kann ſich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und ſo wäre wohl die Heiterethei in das allgemeine barmherzige Gethu der Weiber mit hineingezogen worden, wäre ſie auch nicht ſelbſt deſſen Gegenſtand geweſen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragne Gefühl, der geſunden, kräftigen Naturen eigen iſt und ſie oft hart erſcheinen läßt, wo ſie es am wenigſten ſind, hatte ſie beſchützt, ſo lange jenes ſich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte ſich dieſem Widerwillen verbündet. Nun ſie allein in ihrem Stübchen war, machte ſich jener Einfluß erſt allmählich und darum deſto gewiſſer geltend. Sie fühlte ſich trotz ihres Sträubens gezwungen, alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf den ſie früher nie zu warten gebraucht, wollte dieſe Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, ſuchte ſie ſelber ihn zu entfernen.

Noch dieſe Nacht, ehe ſie zu Bette gegangen war, hatte ihr die Annemarie geſagt: Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da ſind geweſt, da hab ich das Herz nicht dazu gehabt.

Ich mags nicht wiſſen, entgegnete die Heiterethei. Und die Weiber haben das alles nur erdichtet gehabt. Ich hab dumm' Zeug genug müſſen hören; fangt nun ihr nicht auch noch an.

Ja, guckt, begann die Annemarie dennoch, wie ich ſo gelegen hab, da iſt auf einmal ein Mann an mein Bett kommen.

Dummes Zeug! ſagte die Heiterethei. Die Thür iſt feſt zu geweſt.

Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja auch nur ein Traum.

Warum träumt ihr auch?

Ja ihr meint, Bäs Annedorle, weil ihr in euerm ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin geweſt, da hab ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu thun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen iſt, hernachen und ſo iſt er da, da mög man wollen oder nicht.

Ihr fürcht euch doch nicht gar davor? fragte ſie, als ſie die Gänſehaut an den Armen der Heiterethei ſah.

Ich fürcht mich vor nix, entgegnete die Heiterethei. Und ihr habts euch nur eingebildet, es träumt' euch, ein Mann ſtänd an euerm Bett. Wer weiß, was das iſt geweſt!

Nein, Dorle, das hab ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich ſeh ihn noch ſo deutlich vor mir, wie ich euch da ſeh.

Warum habt ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht.

Ja, wenn ich hätt gekonnt, Dorle, aber ich hab nicht können Pips ſagen.

Die Heiterethei ſchauderte innerlich vor dem Gedanken, was ſolch ein Traumbild mit einem hilflos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was ſie von andern hatte erzählen hören, hatte ihr die Vorſtellung gegeben, als ſei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Geſpenſtererſcheinung. Manche Nacht war ihrs vor dem Einſchlafen wie eine Angſt gekommen, ſie könnte heute träumen.

Und der Mann, fuhr die Annemarie fort, hat mir die Kehl zugehalten. O, ich hab mich gewehrt, aber ich habs nicht ermachen können, bis er endlich ſelber gangen iſt.

Und das habt ihr gefühlt? fragte die Heiterethei.

Ich ſpürs jetzt noch, entgegnete die Alte.

Und ſeid auch nicht munter geworden?

Behüte.

Die Heiterethei ſtellte ſich das Traumbild der Annemarie nicht als ein weſenloſes Gedankengeſchöpf der Alten ſelbſt, ſondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube ſich Geſpenſter denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erſchienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn ſie bewegungslos und ſchlafend liegen bleiben müßte.

Hernachen, guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen.

In der Kirchen? Und ſeid nicht aus dem Häusle gekommen?

Im Traum, Dorle

Wenngleich, aber warum ſeid ihr hingangen in die Kirchen? So bei Nacht?

Ja, ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann mans machen, wie mans will!

Habt ihrs denn nicht gewollt?

Ja, daran hab ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, ſo ſchnell iſts gangen.

Auf der Heiterethei Wange zeigten ſich wiederum die weißen Druckflecken, als ſie ſchwieg. Endlich fuhr ſie auf: Dumm Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht nauf in euer Stüble. Es iſt nunmehr Zeit. Morgen müßt ihr früh auf. Mit der Sonn fahr ich fort.

Aber wie ihr ſeid, Dorle! In den Zainhammer wollt ihr morgen, ſo ſehr die großen Weiber haben gebarmt, wo ihr vielleicht bei Nacht durchs Ulrichsholz müßt. Wo euch wirklich was kann paſſieren, da fürcht ihr euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix iſt, da fürcht ihr euch. Denn wenn einer vorüber iſt, ſo iſt er vorbei, und es bleibt nix haften davon. Das iſt, wie wenn man in Gedanken was thut, oder es wird einem was gethan.

Wenngleich! ſagte die Heiterethei. Und wenns wie bloß in Gedanken wär, gefallen will ich mir einmal nix laſſen. Von Fürchten übrigens iſt da kein Red. Nu geht ihr nauf und ſchlaft wohl, und ſo iſts, und nu iſts fertig.

Sie läßt ſich einmal nicht abhalten, hatte die Annemarie geſagt, indem ſie mit ſchweren Füßen ihr Stübchen erſtieg. Sie hatte ihren Thränen und Klagen freien Lauf gelaſſen, wozu ſie in der Heiterethei Dabeiſein den Mut nicht gehabt. Aber dazwiſchen hatte ſie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geſchüttelt und geſagt: Doch kurios, doch kurios! So hat doch jeds ſein wund Fleckle, und ſähs noch ſo geſund aus.

Wir wiſſen nun, warum die Heiterethei nicht ſchlafen wollte. Die alte Angſt vor dem Träumen war ihr wieder gekommen. Aber wenn ſie auch wachte, nichtsdeſtoweniger hatte ſie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Geſpenſtern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; ſie mußte hilflos ſchlummernd ſich alles gefallen laſſen, oder ſie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil ſie jeden Augenblick ſich ſagte: Ich bin wach, und hielt ſich zum erſtenmal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der ſie überſtrömte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das ſonſt ſo ſtarke Mädchen ſo kleinmütig, daß ſie ſchon, ohne es ſich zu geſtehn, auf Vorwände ſann, die ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr ſelbſt rechtfertigen ſollten.

Als der erſte Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochnen Spiegel traf an der Wand, da litt ſies nicht mehr im Bette. Ihr erſter Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo ſie Geſicht, Arme und Nacken wuſch. Wie ſie die Thür öffnen will, fällt ihr ein: Wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch iſt kein Menſch ſonſt in der Nähe. Da ſchlug ihr die Glut der Scham ins Geſicht, und zornig ſtieß ſie die Thür gewaltſam auf.

Herein drang die friſche Morgenluft und umdrang und durchquoll ſie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit eins die ganze Nacht mit ihren Geſpenſtern hinter ihr verſunken, und ſie wieder die Heiterethei.

Das erfriſchte Blut floß wieder im alten ruhig kräftigen Takt durch die geſunden Adern. Und als ſie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das tauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt zwei Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauſchten, es wäre ihr um ſo lieber geweſen.

Es drängte ſie geradezu, mit jemandem anzubinden und aller Welt zu zeigen, ſie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärkſten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte ſie ſich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von ſich laſſen wollen, was ſie ſonſt nie gethan. Die alte Annemarie hatte das als ein böſes Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens friſch abweiſender Antwort nach ihrer Weiſe einen Frevel geſehen.

Die Heiterethei mußte über die Alte lachen. Dieſer war das Bedenklichſte bei der Sache geweſen, daß die Heiterethei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt habe. Eine ſolche Sünde konnte nicht unbeſtraft bleiben, hatte ſie gemeint, und wenn mit dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagnis verbunden geweſen wäre.

Bis nach dem Zainhammer ſah die Heiterethei die Haube der Valtineſſin von einem Ohr zum andern ſchweben. Im wachſenden Übermut agierte ſie dem ſtillen Walde die ganze Abſchiedsſzene vor und ſtimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelaßner Luſtigkeit ein. Die ganze Geſchichte von dem wilden Holder und ſeinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes, drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne ſtand ſchon tief, als die Heiterethei mit ihrer Laſt den Zainhammer verließ. Ehe ſie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, ſtatt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporſtieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als ſchlummerte die Natur, ſondern als läge ſie im Starrkrampf und ſähe, wie die ſchwarzen Wolken als Leichenmänner ſchon Anſtalten machten, ſie lebendig zu begraben, und ſie ränge vergebens nach einem Hilferuf, nach einer Bewegung.

Die Laſt der Heiterethei war heute eine weit geringere als am Tage des Gründer Marktes, und doch ſchien ſie ihr doppelt ſo ſchwer.

Wie ſehnt man ſich auf ſolchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es iſt, als bedürfte man eines thatſächlichen Beweiſes, die Welt ſei nicht ausgeſtorben. Und ein einfaches Grüß Gott oder Dank ſchön berührt die ſchmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüſtigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch geſprochen, als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menſchen!

Schon drei Viertelſtunden mochte ſie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangnen Tag mahnte nur noch ein leiſer violetter Schein, der hier und da immer ſeltner und flüchtiger an einem Föhrenſtamm hinzitterte, wie eine verlorne Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden ſtrebt. Und auch dieſer verſchwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnisvollen Haushalt in dem ſtillen Walde. Wie verhaltner Atem ſäuſelte es jetzt kaum hörbar, jetzt anſchwellend und plötzlich wie vor Schrecken verſtummend dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raſchelte es erſt fern, dann immer näher und plötzlich ſtillſtehend hinter ihr drein, als wollte es ſie locken, ſich umzuſehen. Jetzt ſchleift etwas durch die Büſche. Dort iſts, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiterethei. Dort ſchleift es, als zöge einer einen ſchweren Körper in die Büſche ſich nach, und die verbognen Zweige ſchnellten hinter ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verſchwindet, und wie aus der Erde gewachſen oder plötzlich aus der Luft verdichtet, wird dafür etwas ſichtbar wie Umriſſe einer ungeheuern, abenteuerlichen Geſtalt.

Aber es iſt kein Schreckbild, kein Geſpenſt, was da ſichtbar wird.

Guten Abend allein, ſagt eine Frauenſtimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiterethei gewahr, was erſt von fern ein bloßer Schimmer und näher kommend ein Schreckbild ſchien, das ſind mehrere große Bündel von weißem Tuch, die hoch empor ragen über den Rand des Karrens.

Schönen Dank, entgegnet die Heiterethei und richtet ſich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke ſpalten ſich auch die Rabenflügel des Gewitters am Himmel, und mit einer Art Troſt bemerkt man, der Mond müſſe aufgegangen ſein, ſtecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erſt heraus kommt! Es iſt Vollmond, und der Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch andres Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten beide und laſſen die Karren nieder; beide wiſchen ſich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin ſagt: Ihr müßt es ſein.

Die Heiterethei wundert ſich, wer ſie ſein ſoll.

Ja, ihr ſeid groß und ſtark, und vorhin ſchon, wie ihr auf mich zugekommen ſeid, hab ichs an dem Klirren gehört, ihr habt Eiſen geladen. Ihr ſeids! Nach euch hat er gefragt —

Gefragt? Nach mir? Möcht ich wiſſen, wer!

Ob ihr mir ſchon begegnet wärt. Aber, Gott ſei Dank, ihr warts noch nicht. Und wenn ihrs ſchon wart, nein! Dem hätt ichs nicht geſagt. Dem nicht. Und hätt ich nicht die Axt geſehn, wie ſie hat geblinkt!

Er hat ſie mit der Jacke zugedeckt, ich hab ſie nicht ſollen ſehn, aber ſie war zu groß; ich hab ſie doch geſehn.

Die Heiterethei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauder über den andern rieſelte ihr am Rückgrat hinab. Nicht weil ich mich fürcht, ſagte ſie erklärend zu ſich ſelber; ſondern daß ein Menſch ſo was ſoll können vorhaben.

Ja, ich wills euch nur verzählen, begann die Bäuerin wieder und ſetzte ſich auf ihren Karren zwiſchen die Bündel hinein. Eine ganze Glockenſtund hab ich ſchon nix anders in Gedanken gehabt, als: Wenn ich ſie nur ſollt ſprechen! Wenn ich ihr doch nur ſollt begegnen! Meinen ganzen Karren wett ich da, hab ich gedacht, er iſt nicht euer Bruder, wie er hat geſagt. Aber warum fragt ihr denn? hab ich geſagt. O, da hab ich wohl gemerkt, wie verlegen er geweſen iſt. Es wär nicht ſicher da im Ulrichsholz, hat er geſagt. Ja, hab ich gedacht, das mein ich ſelber. Und wenn ich euch begegnen thät, ſollt ich nicht thun, als hätt er nach euch gefragt. Ja, hab ich gedacht, das mein ich wieder. Und weil ich hab wollen wiſſen, wer er iſt, da hat er gethan, als hört' ers nicht. Und weil er ſo gethan hat, da ſind Leut gekommen, und das ſind Leut aus der Stadt geweſen. Ich hab ihm ins Geſicht wollen ſehen, da iſt er fort geweſen. Die Leut aus der Stadt haben aber gleich geſagt: Wenn das die Heiterethei wüßt! Und wenn ich ihr begegnen thät, ſo ſollt ichs ihr um Gottes willen ſagen. Und weil ich denk, daß ihr die Heiterethei ſeid, ſo kehrt lieber wieder um, als daß ihr dem in die Händ lauft. Aber ich hab noch weit. Wenn ihr mit wollt, ſo kommt.

Damit nahm ſie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiterethei hätte ihren Rat befolgt, wußte ſie ſich nicht gekannt von ihr. Aber die

Bäuerin ſollte erzählen können, die Heiterethei habe ſich vor jemand gefürchtet, ſei vor jemand geflohen? Nein! Der Menſch war groß und ſtark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein. —

Und wenns zwei Holders-Fritze wären, ſagte die Heiterethei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Truckflecken auf ihren Wangen ſehen müſſen, war es Tag, und nickte noch obendrein mit dem Kopfe: Ich fürcht mich vor zwei ſolchen nicht. Wegen vier ſolcher kehr ich nicht um. Und ſo iſts, und nu iſts fertig.

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauder an allen ſeinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiterethei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb ſtehn, wahrſcheinlich, weil ſie meinte, die Heiterethei habe ſich anders beſonnen und werde ihr nachkommen.

Ja, hätt ichs gleich gethan, ſagte die Heiterethei; aber nun ich geſagt hab, ich thus nicht? Und hinter der drein, wie ein klein Kind hinter ſeiner Mutter? — Und noch ehe ſie ſich ſelber geantwortet hatte, war ſie ſchon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den ſie nun einbiegen müſſe, der Blutgrund heiße. Zum erſtenmale vertiefte ſie ſich in die Bedeutung des Wortes, das ſie ſo oft und ſtets gedankenlos ausgeſprochen und eben ſo ohne Gedanken darüber ausſprechen gehört. Und wie der Name, kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andre, wildfremde vor, der man es anſähe, daß hier etwas Schreckliches geſchehen war oder noch geſchehen ſollte.

Dummes Zeug! ſagte ſie endlich zornig zu ihren Gedanken. Das wär, als wenn ich mich fürchtete. Und im Gegenteil hatte ſie nun erſt recht Luſt, in den

Blutgrund einzubiegen, obſchon ihr einfiel, alle Leute ſagten, der Weg durch den Bühel gehe gar nicht viel oder eigentlich gar nicht um; er ſei viel ebner und breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln ſtecken, wie hier.

Fürchten thu ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln ſtecken bleiben, weil eins denken könnt, es wär aus Furcht, wenn ichs nicht thu? Und wos nicht einmal jemand ſieht!

So dumm wollte doch die Heiterethei ſich ſelber nicht vorkommen, wollte ſie ſichs auch nicht geſtehn, wie viel leichter es ihr war, als ſie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter ſich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Baſe. Und nun verflachte ſich auch das Gewölk vor dem Monde zuſehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und ſie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Kirchturme funkeln ſehen. Und der Bach, der neben ihrem Wege hinglitzerte und etwas weiter hin ihn durchſchnitt, war ja der Zehntbach, derſelbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derſelbe, in dem ſie alle Morgen ſich wuſch, darin ſie ſich gebadet in ſo mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieſelte ſie von neuem ein Schauder, als ganz nahe bei ihr ein leiſes „Pſt“ ſich hören ließ.

Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl, flüſterte eine Stimme, und macht, daß er euch nicht anſichtig wird.

Wer ſpricht? und wo? und wer ſoll ihrer nicht anſichtig werden? und wo iſt er?

Ein blaſſes Geſichtchen taucht neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüſch. Das kleine lahme Walkmüllers-Gretle iſt die Warnerin. Sie ſtößt die Krücke in den weichen Boden feſt ein und ſtreckt ſich, mit dieſer ſich ſtützend, auf ihrem geſunden Beine, ſo hoch ſie kann. Mit dem magern Ärmchen zeigt ſie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

Dort auf dem Ulrichsſteg, dort ſteht er und lauert ſchon eine Stund lang. Macht geſchwind fort, ſonſt wird er euch noch gewahr.

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichtern Gewölk ſtreifte jetzt dienſtfertig den Steg und die dunkle Geſtalt, die darauf ſteht. Es iſt, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geſchehen laſſen. Im nächſten Augenblicke iſts wieder ſo dunkel dort als vorher: aber ſie ſieht ihn noch, der auf dem Stege ſteht: und wärs ganz Nacht, ſie würde ihn noch ſehen.

Einen Tumult der entgegengeſetzteſten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefſten Herzen auf; dazwiſchen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durch einander hin.

Alſo iſts doch? Alſo doch lauert er mir auf? Und was hab ich ihm gethan? Warum gerad er?

Alle dieſe Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeſchichten der letzten Nacht wachſen aus dem Boden vor ihr auf wie rieſengroße Schattengeſtalten und dräuen ſie zurück. Sie ſieht die Haube der Baltineſſin, aber ſie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie ſieht das Kind, das ſie weinend zurückhalten will. Sie ſucht Hilfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: Ein Weib iſt doch kein Mann! Sie weiß, ſie wird ſich des Gedankens ſchämen im nächſten Augenblicke. Aber ſie fühlt, jetzt iſt er ihr Herr. Sie biegt ſchon mit den Augen in den Weg ein, den das Grelle ihr geraten hat. Aber wie die Füße folgen wollen, ſieht ſie, der Schneider kommt den Weg her; ſie müßte ihm begegnen. Da ſchlägt ihr die Scham wie eine Flamme ins Geſicht. Sie hört ſeinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott ſchon in Gedanken. Unwillkürlich thut ſie einige Schritte weiter dem Verfolger entgegen. Über die Mündung des andern Weges einmal hinaus, kann ſie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erſt gewiß machen.

Aber iſts nicht beſſer, ſterben, wenns ſein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbſtverachtung preisgegeben? Oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewiſſe Beute? Denn die Warner bringen Rat dahin, aber kein Brot. — Als ob man ſterben müßte! als ob es ausgemacht wäre, der Holders-Fritz ſei ſtärker als ſie!

Und wenn ers wäre! Und trotz ſeinem Beil! Naht ſie ihm, dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen verſteckt, kann er ſie nicht ſehen, das Beil nicht heben, bis ſie an ihm iſt. Im weichen Graſe rollt der Karren nicht, klirrt das Eiſen nicht. So mit dem Vorteile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch die Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung eins! Da müßt es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiterethei iſt ſchon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und ſich ſelber anzuhalten.

⁂

Wir müſſen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen ſeit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er ſein trauriges Schickſal verdient hat, und ob ers um die Heiterethei verdient hat, durch die es ihm geworden iſt.

Wir folgen dem lärmenden Haufen ſeiner Kameraden und dem Holders-Fritz ſelbſt vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir nach dem Zank über den Karren hinüber ſie ſich ſelbſt überlaſſen haben, nach „der Schwane.“

Nicht weit von unſerm Ausgangspunkte klingt uns ſchon Muſik entgegen. Zuweilen wird dieſe von dem Geſchrei vieler durch einander zankenden Stimmen übertönt. Dann macht ein luſtiger Juchheruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer iſt.

Der Adams-Lieb ſchüttelte ſich vor Luſt beinah aus ſeinen Kleidern heraus, die eben ſo wie ſein gewöhnliches altkluges Weſen auf den Zuwachs berechnet ſchienen. — Die ſind ſchon über einander. Mach zu, Fritz! Wir kommen gerade recht.

Aber wie biſt du nur heint? unterbrach er ſich ſelber. Ich meine, du haſt deine Ohren bei deinen Gedanken ſtecken, und die ſind wer weiß wo, den ganzen Tag ſchon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran iſt.

Der Fritz ſchwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wiſſen.

Nun biegen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenſtern lichte Scheine auf das naſſe Pflaſter wirft, über welches umſchlungne Schattengeſtalten, ſich lautlos drehend, hinweghuſchen, iſt „die Schwane."

Fritz! ſchrie ein andrer, du wirſt doch nicht in das Teichle laufen?

An einem Hauſe hin dehnte ſich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von ſchwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingeratenden vor dem Unterſinken oder ſich ſelber vor dem Verlechzen bewahren ſollten. Davon ſtieg eine Verbindung von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrlich machen ſollen.

Wenig Schritte noch, und ſie ſind, in die Thorfahrt eingetreten, an der Wirtsſtubenthür der Schwane.

Gehn wir nicht gleich nauf in den Saal? fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Fritz die Thür öffnete. Ja, du willſt erſt einmal trinken, beruhigte er ſich ſelber.

Und ſo wars.

Die Kameraden intonierten das klaſſiſche Lied: Bier her, Bier her, oder ich fall um! Sie meinten, nur ſchnell im Durchgehn einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Ärger und ihre Verwunderung zugleich, daß er ſich ſetzte, und zwar mit einer Entſchiedenheit, als wollte er nie wieder aufſtehen.

Bier, Kätterle, rief der Holders-Fritz; aber gleich ſechs Maß für mich allein. Das Beſtellen allemal iſt mir zu viel.

Du biſt doch gar nicht mehr wie ſonſt, ſagte der Adams-Lieb; damit hätts Zeit gehabt bis hernachen.

Aber der Fritz entgegnete: Dumms Zeug! und begann dem inzwiſchen vor ihn auf den Tiſch geſtellten Getränke fleißiger zuzuſprechen, als ein bloß menſchlicher Durſt rechtfertigen konnte.

Er iſt noch auf die Heiterethei wild, ſagte ein andrer.

Der wird ers ſchon zeigen, meinte der Adams-Lieb. Aber daß du den Lärm oben kannſt hören und machſt nicht mit, Fritz, das weiß ich nicht, wo ichs hinthun ſoll. Du biſt doch immer ein Kerl geweſt. Schon in der Schul, ſagen ſie, biſt du der Geſcheitſt, aber auch der Allerwildſt geweſt. Und ſo haſt dus hernachen fortgemacht in der Lehr beim Meiſter Schramm und hernachen, wie du Meiſter biſt geweſt, erſt recht. Na, der mag geſchüttelt haben!

Gelt, fragte ein andrer, mit dem Morzenſchmied biſt du in die Schul gangen? Hernachen iſt der Kaſpers-Andres dein Kamerad geweſt. Und nach dieſem der Tuchſcherer in der Weidengaß.

Das ſind alles alte Philiſter geworden, lachte der Adams-Lieb. Und dein letzter vor uns, der Schleiermüller, der thut auch ſchon, als wenn er den alten Schloßturm auf ſeinen Armen hätt getragen, wie der noch ein Wickelkind iſt geweſt. Und iſt kein fünf Jahre älter wie ich. Die haben ſich alle vor den Leuten gefürcht, und was die ſagen. Du biſt ganz allein friſch und jung geblieben. Du biſt doch ein ganzer Kerl. Du machſt dir aus allen Leuten nix, und ſo muß ein rechter Mann ſein. Aber nu geh zu, daß wir nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das ſag ich dir. Wenn du noch lang machſt, geh ich erſt einmal allein. Ich muß wenigſtens erſt ſehen, was es giebt.

Und das that der Adams-Lieb.

Unterdes beginnt der Holders-Fritz alles Mögliche, in das alte Wildthun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll iſt er genug, aber auf andre Weiſe, als er es ſein möchte. Er iſt toll auf die Heiterethei, daß ſie keinen Reſpekt vor ihm hat; und daß er ſich geſtehen muß, ſie habe recht daran, das macht ihn noch wilder auf ſie. So deutlich iſts ihm noch nie geworden, daß der rechte Reſpekt nicht durch die Kraft ſeiner gewaltigen Arme und ſein gewohntes Wildthun zu erzwingen iſt. Darum iſt er toll auf dieſes Wildthun ſelber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling ſtecken geblieben, und Geſchlecht um Geſchlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt war, hatte es an Selbſtvorwürfen und innern Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der andern Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleiſe immer mehr ausgetieft. Je nötiger es erſchien, aus dieſem herauszukommen, um ſo ſchwerer erſchien es auch. Eine ſolche Anwandlung hatte ihn heute vom Beſuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er ſagte ſich nun: Ich hab anders wollen werden und wärs geworden, aber nun die Heiterethei denken müßt, ich thus, weil ſies hat gewollt, nun gehts nicht! Das will er ſich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch ſie notwendig war, daß dieſe erſt ſeinen Stolz gegen ſeine Kameraden hatte aufrufen müſſen, um ihn loszulöſen aus den feſthaltenden Armen der Gewohnheit.

Ich hab mehr ſo dumme Gedanken gehabt, ſagte er zu ſich ſelbſt, aber ich hab ſie nicht laſſen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder geweſt, bis ich ſie los worden bin.

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber iſt gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Geſichtspunkt der Heiterethei unentrinnbar auf.

Er ſieht ſich um. Wenn doch einer käm und was thät, daß ich wild werden müßt, ich möcht wollen oder nicht! denkt er. Er tritt ſich ſelber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zauſend mit der Hand durch ſein Haar, weils ihm kein andrer zu Gefallen thun will. Er trinkt immer haſtiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. Die haun ſich da oben und wiſſen nicht warum! So ein Spaß iſt noch nicht geweſt. Da ſind keine zwei Parten, dies auf einander halten, ſondern jeder haut, was ihm vor die Fauſt kommt.

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeſelle wie aus einer Kanone in die Wirtsſtube hereingeſchoſſen. Aus eigner Macht, ohne fremde Nachhilfe hätte er nimmermehr ſo ſchnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, ſah er ſich herausfordernd um und ſchien die Anweſenden für die hilfreichen Geiſter anzuſehen, deren Beiſtand ihn hereinbefördert.

Nur her, ſchrie er, wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen ſich hinter die mächtige Geſtalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine ſolche Herausforderung nicht abweiſen um ſeines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdes waren dem widerwilligen Eindringling mehrere gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das Hetz! hetz! der Heiterethei wieder in ſeinen Ohren. Er ſah, wie der Adams-Lieb und ſeine übrigen Kameraden ſich zuwinkten. Das hatte er hundertmal geſehen, aber halb aus Gutmütigkeit, halb aus Bedürfnis ihrer Geſellſchaft nicht gerügt. Dadurch waren ſie ſicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, ſie legten ihm ſeine Gutmütigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geſchehen wäre, fiel ihm nicht ein: Das wärs ja, was die Heiterethei hat haben wollen! Die ganze Stadt und ſie ſelber müßte glauben, er folge ihr, wie ein geſcholtner Schulbube ſeinem Lehrer.

Greif nur einer den Holders-Fritz an, ſchrie indes der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, wenn er das Herz hat!

Er erreichte ſeine Abſicht. Denn die Eingedrungnen kamen auf den Holders-Fritz los, der noch immer an ſich spornte. Die Kameraden ließen den Sitzenden und hielten ſich die Thüre frei. Der zuerſt Hereingeſchoſſene machte mit der rechten Fauſt eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieſer empor. Eine kleine Weile ſchien die Wirtsſtube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte ſich der Knäuel, bis er auseinander flog und ſtückweiſe durch die Thür verſchwand. Der Holders-Fritz war alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarerweiſe hatte er in den Zimmern eigentlich auf ſeine Kameraden losgeſchlagen. Wenigſtens war es erſt nur der Zorn über dieſe geweſen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus ſich, wie ein Gewitter einen heftigern Sturm aus ſich entwickelt, als der es zuſammengeblaſen.

Es wäre ſchwer zu ſagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er wars auf die Heiterethei, auf die Kameraden, auf die Zimmergeſellen, auf die ganze Stadt, auf ſich ſelber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, das er beginnen mußte, wollte er jenes laſſen. Er ſchämte ſich vor ſich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er ſchämte ſich auch vor ſich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, ſich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigſtens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das ſich in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verſtrickt hin und herwälzte. Da ſah man, was man nie geſehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwiſchen Köpfe, die den Mund oben, und andre, die ihn unten hatten, menſchliche Rümpfe in allen Stellungen, die nur möglich waren. Welches ſterbliche Auge hätte beſtimmen mögen, was zuſammengehörte? Mit überraſchender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwiſchen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgeſcheuchte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenſeitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäuſten, die Zuthulichkeit, womit ganze

Haarbüſchel ſich um fremde Finger ſchlangen, die Ausdauer, mit der gekrümmte Fingerknöchel anpochend unterſuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da doch eine hohle Stelle ſich finde, oder was eine menſchliche Naſe eigentlich auszuhalten imſtande ſei. Die Muſikanten hatten der Verſuchung nicht widerſtehen können, auf dem Orcheſter all die Kunſtfertigkeiten, die ſie unten im Saale üben ſahen, nachzuahmen. Trompete und Poſaune, Klarinette und Geige wollten ſich von bloßen Stuhlbeinen nicht beſchämen laſſen. Über Mangel an Muſik dabei zu klagen, wäre keinem menſchlichen Gehör eingefallen. Eher war der Muſik zu viel. Für die wenigen Inſtrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem muſikaliſchen Inſtrumente. Das ganze Getümmel war ein großes ſauſendes und quiekendes Hackbrett, das ſich ſelber mit Stuhlbeinen ſchlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tiſche und Bänke wie die letzten Bergſpitzen aus den ſteigenden Waſſern der Sündflut. Auf dieſe hatten die Töchter der Rieſen ſich geflüchtet. Mit Entſetzen ſahen ſie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingeriſſen in die brauſenden Wellen, vergeblich ſich emporzuheben rangen; zuweilen ſpülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, ſie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah hoch über allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Fritz ihre Spur. Vor ihm bäumten ſich die Gewäſſer, und hinter ihm zeigte ſich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er ſtand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, geſcheiterten Tiſchen, zerbrochnen Bierkrügen und Fenſterſcheiben verſchnaufend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerſchlagenen Fenſter hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachſpiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht verſchont, in ein angſtvolles Zittern verſetzte, ſagte zu ihm: Wir beiden ſind die Sieger.

Aber ſchlimmer als außer ihm ſah es im Innern des wilden Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüſter und nüchtern überwachter. Dem „Schwanewirt“ mußte es viel leichter werden, ſeine Stuhlbeine wieder zuſammen zu bringen, als das dem Fritz mit ſeinen zerrißnen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie jenem an der Erhaltung des noch Vorhandnen gelegen. Er wäre lieber ſeine ganzen Erinnerungen und ſich ſelbſt mit los geworden. Mechaniſch ſah er ſich nach ſeinen Kameraden um, aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergeſſen, daß er ſie ſchonen müſſe, ſollte die Heiterethei nicht triumphieren. So hatten ſie das Los der Zimmergeſellen geteilt.

In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie ſein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, ſtatt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüſter, öder, grenzenloſer Ekel.

Burſch! fuhr er auf, indem er ſich an der Bruſt packte mit einem Griff, der einen andern aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, nun iſts aus mit dem Wildthun, das ſag ich dir! Die alt Zeit hat aufgehört. Hierher kommſt du mir nicht wieder!

Und ſo warf der Fritz, nachdem er das mit all den andern aus dem Saale der Schwane gethan, ſich ſelber zugleich aus dem alten, wüſten Leben hinaus.

⁂

Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und ſich auf ſeiner Schnitzbank in den Städeln ſitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchturm; er zählte neun Schläge.

Er ſah ſich nach ſeinen Geſellen um, die eigentlich ſchon ſeit drei Stunden in voller Arbeit ſein ſollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er ſah überwacht aus. Dem Holders-Fritz fiel zum erſtenmal auf das Gewiſſen, wie ſehr zu ſeinem Nachteil der Junge ſich verändert hatte, ſeit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendluſt und Geſundheit geblüht; jetzt erſchien er verdrießlich, und ſein verbleichtes Geſicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz ſich befand, war der Spiegel, den des Lehrjungen Zuſtand ihm vorhielt, nicht zu verbeſſern geeignet. Der Junge warf ſich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermuteten Anblick ſeines Meiſters ihn in ſeiner Stellung verſteinerte, ein ſeltſames Schauſpiel dar.

Wo ſind die Geſellen? fuhr ihn der Meiſter an. Iſts etwa ſechs, daß du erſt kommſt?

Der Junge raffte ſich auf und ſagte noch immer in ſtaunendem Schrecken: Herrjeh, der Mäſter iſt ſchon auf!

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: Ja, wir richten uns nach dem Meiſter. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht.

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er ſchon früher einſehen können, aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, ſeit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, ſeit ſie ihm nicht mehr gelang, und ſie gelang ihm immer ſchlechter, je weniger ſie ihn freute. Er mußte ſich zur Arbeit zwingen, das machte ſie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern that, daran dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehn, wie ſie ging.

Zum Überfluſſe fand er einen Brief von ſeinem bedeutendſten Kunden vor, der ſchrieb, wenn man nicht beßre Arbeit liefre, müſſe er weiter gehn.

Sonſt war des Holders-Fritz Stolz geweſen, der wildeſte, aber auch der geſchickteſte Meiſter zu heißen. Er ſah, er konnte nur noch für den wildeſten gelten, das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme das er bis jetzt ſich in Wildheit betäubend abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Geſellen, von denen wir den Salfelder bereits kennen, waren ebenſo erſtaunt, als es der Lehrling geweſen, wie ſie langſam und mit Gähnen daher ſchlendernd den Meiſter ſchon vorfanden, und zwar mit zornigem Geſicht.

Der Salfelder meinte, ſich ihn zu gewinnen, wenn er deſſen geſtrige Heldenthat in der Schwane, die ſchon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm ſchon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieſes mal geſchah das Gegenteil. Der Meiſter ſtellte eine ſtrenge Unterſuchung an. Es fand ſich, daß ein großer Teil des ehemals übervollſtändigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein andrer in den traurigſten Umſtänden war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Salfelder auf der Stelle fortgeſchickt wurde, und der Hanauer, der ſich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, ſelber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, ſein eignes Bild in zwei treuen Spiegeln zu ſehen. Das lange wilde Haar beſonders, das beide Geſellen nach dem Beiſpiele des Meiſters trugen, das Symbol ſeiner bisherigen Lebensweiſe, war ihm ſo widerwärtig geworden, als dieſe ſelbſt. Ihm ſchiens, als beſeitige er alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer durch ſeine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schickſal traf die Baumelquaſten und das lange weichſelne Pfeifenrohr; die erſtern wurden gänzlich vernichtet, des letztern Länge auf ein beſcheidnes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte ſich zur Arbeit auf ſeine Schnitzbank geſetzt, als der alte Meiſter Schramm in die Werkſtatt trat.

Wir wiſſen, welchen Erfolg ſeine Mahnung hatte.

Die Ändrung, die der Holders-Fritz mit ſeiner Lebensweiſe vorzunehmen im Begriffe war, ſollte das Werk ſeines freien Entſchluſſes ſcheinen. Sie ſollte womöglich den Leuten zum Trotze geſchehen.

Die Leute hatten natürlicherweiſe von Anfang an ſchon ſein Treiben nicht rühmenswert gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und wie der Menſch in ſeiner unbewußten Beifallsbedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beiſatz von abgezwungnem Lob oder gar Bewundrung hineinhört, ſo war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreiſe ſeiner Kameraden verlor er allmählich vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; ſeine erſt eigenwillige Abſondrung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüt ſich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einſtimmens nicht mehr offen ſtand, durch den Trotz anzuerkennen, den er ihr gefliſſentlich bei jeder Gelegenheit entgegenſetzte.

Die Ermahnung des alten Meiſters mußte deshalb das Gegenteil von dem bewirken, was dieſer damit beabſichtigte.

Wirklich hätte der Trotz, wider die Meinung der Leute zu ſchwimmen, den Holders-Fritz faſt zu einem Rückfall in ſein altes Treiben verleitet, wenigſtens zu einer auffallenden Kundgebung gegen ſie. Er wäre dem alten Meiſter nachgerannt, um vor ſeinen Augen in das erſte beſte Wirtshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in ſeinen geſchornen Haaren nur einen Beweis für das Gegenteil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit ſeiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er ſelber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offne Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand ſollte ihn ſehen, bevor ſeine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachſen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Fritz zu forſchen. Es kam auch mancher, um nach beſtellter Arbeit zu fragen oder neue zu beſtellen. Hörte der Fritz ſein wildes Weſen loben und bewundern, dann freute er ſich und ſagte: Ja, denen zum Trotz ſolls anders werden. Tadelten ſie ihn aber und wünſchten, er möchte ſich beſſern, dann war es gut für den neuen Entſchluß des Fritz, daß er gegen ſeine Haare gewütet hatte. Zum Glück geſchah jenes öfter als dieſes. Wenigſtens ſollen ſie nicht denken, ſagte er, daß ichs thu.

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht geraten wollte, ſchnitt er zuweilen wie raſend in die Reiſe hinein. Dann ſagte er ſich: Pfui, Burſch! Das iſt immer wieder das alt Wildern, und der Heitereihei und allen Leuten zum Trotz werd ich ein andrer!

Mittags ließ er ſich das Eſſen holen. Er konnte ſich denken, die Großmutter, die ihm ſein Hausweſen beſorgte, werde ſelber kommen, um zu ſehen, was er mache, weil ſie an ſeinem unberührten Bett bemerken mußte, er ſei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn ſie ihm ſeinen Änderungsentſchluß anmerkte, würde ihm dieſen verleiden.

Allmählich begann die Arbeit, mit der er ſich zuerſt nur zu betäuben geſucht, ihn zu zerſtreuen. Darüber fand er ſeine Luſt daran wieder. Dann ſah er mit Freude, wie ſie immer beſſer gelang, immer ſchneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er ſich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht geſunden Schlafes verſprach. Das war eine ganz andre Empfindung, als die geiſtige Abſpannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, ſogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beſeitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkſtatt begann ihm ſo lieb zu werden, daß er ſich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er ſich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm ſein Kopfkiſſen und ſeine Decke herbeiholen.

Ehe er ſich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hinterthür in den großen Gras und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die ſchöne Ruhe in der Bruſt, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles ſonſt mag ſtehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er ſich ein Aſyl erworben hat, in das ſelbſt die Sorge um den nächſten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine gethan, für die Seinen gethan; er kann und darf an einen andern glauben, der auch das Seine für ihn thun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieſes Gefühl, das alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten ſo ſchön vorkam wie nie vorher. Was war das für eine andre Luft als in den dumpfen, rauchigen Bierſtuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand, nur wer ſein Beſtes gegeben hat, beſitzt den Sinn, wiederum das Beſte andrer zu empfangen. Wie er den Tag thätig war, iſt am Abend alles thätig für ihn. So haben ihm ſonſt die Blüten nicht geduſtet, ſo weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, ſo emſig hat die Luſt ihn nicht gekühlt. Es arbeitet alles um den Preis, den er bereits in der Bruſt trägt. Alles will ſo zufrieden ſein können, als er es iſt. Der Trotz gegen die Heiterethei, gegen die Leute ſchlummert; er hat ihn mit den Leuten vergeſſen.

Hat er auch die Heiterethei vergeſſen? Sie wird ſchon ſorgen, ihn an ſie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh iſt, vergeſſen zu haben.

Denn das iſt ſie doch, die umſchlingend und umſchlungen da drüben mit dem Nagelſchmiede geht? Der iſts, es iſt ſein Stadelgarten, der zweite nach Reick zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiterethei iſts auch; es giebt nur ein Mädchen ſo hoch und ſchlank in Luckenbach. Es iſt ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die ſchmale Mitte; es iſt der rote Unterrock, und es iſt auch ihr federnder Gang, ihre trotzige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es ſind ihre Bewegungen, das Wegwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn ſie ſich der ganzen Welt entgegenſtemmen wollte.

Dem Holders-Fritz ſchießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Geſicht. Er hatte den ſchlanken, glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfaſſenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wiſſen, umgeknickt. Er iſt zornig, ohne zu wiſſen warum.

Alſo ſo iſt die? lacht er grimmig vor ſich hin. Ich geh in die Schwane und trink die ganz Nacht. Heint ſollt den Zimmergeſellen ihr Tanz erſt ſein, hernachen . . . Aber das ſagt er nur, um ſeinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch ſo ſehr als vorhin. Er kommt zu ſich und wundert ſich. Das iſt ja, als wär er der Heiterethei zu Gefallen im

Begriffe, ordentlich zu werden, und um ihre Gunſt zu gewinnen. Und das iſt ihm nie eingefallen. Nein, aber daß ſie ſo iſt! Aber das iſt auch wunderlich. Was gehts ihn denn an, wie ſie iſt? Aber dann ſoll ſie auch andern nichts vorwerfen wollen.

Wie er ſich wieder wendet, ſind beide fort. Er muß über ſich ſelber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigſten. Aber das eigne nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es iſt ſonderbar! Er will nichts mit ihr haben, aber ein andrer ſolls auch nicht.

Nun ſoll er erſt merken, was geſunde Müdigkeit für ein ſchönes Ding iſt. Ohne ſie hätte er weder ſo zeitig noch ſo ununterbrochen die ganze Nacht hindurch ſchlafen können, als er that.

Am Morgen iſt er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit.

Was iſt das für ein andrer Morgen, als er ſeit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er ſeit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es iſt ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht, und daß die Vögel ſingen.

Das Behagen, womit er auf ſeiner Schnitzbank ſchafft oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört ſich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerſchlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unluſtigem Klange, wenn er ſich der Leute erinnert oder der Heiterethei, wie er ſie geſtern belauſcht hat. Aber das kommt immer ſeltner und geht immer ſchneller vorüber.

Die Stadelthür öffnet er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Luſt, noch eine Wand mehr zwiſchen ſich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer ſeiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann muß er ſich Gewalt anthun, daß er nicht ſein Verfahren von vorgeſtern in der Schwane an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speiſe und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachſende Luſt an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Friſche und Freudigkeit, die er noch nie gekannt hat. Das Schwerſte gelingt ihm, das Gelungne baut einen ganz andern Stolz in ihm auf, als ſein früherer auf das Wildthun geweſen iſt. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz andern Gefährten in ſich, als ſeine ehemaligen Kameraden. Er macht ſich über alles ſeine eignen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das ſo und das ſo zu machen, weils ſein Lehrmeiſter ſo gemacht hat, dems wiederum ſein Lehrmeiſter ſo vorgemacht. Er verſucht manches anders. Eins mißlingt, dafür giebt ihm das Gelungne, das ganz ſein Werk iſt, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor ſich ſtehen ſieht, dann ſagt er wohl: Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding, das ſteht auf ſich ſelber da, ſo rund, ſo glatt und ſo feſt, und man kann ſeine Freud daran ſehn, wies gefügt iſt, daß man keine Fuge ſieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuſter das Schönſt, was ſie machen? Der Kerl, der hernachen darin ſteckt, iſt er häßlich, ſo verſchimpfiert er das Werk, und iſt er ſchön, ſo denkt man wieder, der machts. Ich möcht wiſſen, wie ein Schreiber an ſeiner Arbeit könnt ſeine Freud haben, oder ein Kaufmann; denn die Thaler, die der erwirbt, die hat er nicht ſelber gemacht. Dem Muſikanten ſeine Sach, die iſt vollends in die Luft geblaſen. Er ſiehts kein mal ganz vor ſich, was er hat gemacht, daß er ſich könnt drüber freun.

Das Denken über alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigſtens die Leere, die dem vereinſamten Menſchen nicht ausbleiben kann, wenn es ſie auch nicht erfüllt. Allmählich aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es iſt.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen vor dem Stadel. Sie bewundern ſeine letzte fertige Arbeit, die draußen ſteht.

Na, ich bin doch auch ein Büttner, ſagte der eine, und ich mein, nicht der ungeſchicktſt. Aber ſo was von Arbeit hab ich doch noch nicht geſehn. Mein alter Lehrmeiſter iſt der geſchicktſt geweſt im ganzen Land, aber das hat er nicht können machen. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht iſt! Das iſt eine ganz neue Mode.

Sie wollen den Meiſter ſprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorſam, ſagt, der Meiſter ſei nicht daheim, und in ſeine Werkſtatt dürfe er auch niemand laſſen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er ſie hineinlaſſe; ſie ſeien Freunde, dem Meiſter könne es nicht ſchaden.

Ja, ſagt der andre, indem beide gehen, glaubs ſchon, daß er niemand in ſeiner Werkſtatt leiden mag, und Büttner am wenigſten. Da muß manchs abzugucken ſein.

Was iſt das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er ſich hätte ſchämen müſſen!

Ja, Denken, ſagt der Fritz vor ſich hinlachend auf ſeiner Schnitzbank, Denken macht den Mann, und nicht, daß er ſtarke Arm hat am Leib. Stärk und Geſundheit ſind viel wert, wenn ſie richtig gebraucht werden. Und dazu iſt das Denken da. Wie oft hab ich meine und andern ihre Stärk und Geſundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab gehabt, als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt oder nur einen Finger davon, ich wär der elendſt Menſch; und hätt ich einen andern drum bracht, ich könnt nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut ſind doch auch nicht ſo dumm, wenigſtens die fremden nicht.

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmählich ruhig reden hören; freilich, weil er ſich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in ſeinen Gedanken über ſie geſtellt hat. Und es iſt ein eigen Ding! In ſeinen Gedanken kann der Menſch ſich frei machen, aber ſo wie er mit Menſchen lebt, wird er ihr Sklave, und wenn er ſich zu ihrem Beherrſcher aufſchwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, ſeis durch Fügen, ſeis durch Trotz.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigne, aus Schmerz und Zorn gemiſchte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiterethei in ihrem Koſen mit dem Nagelſchmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; ſeine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkſtatt, die ihm die Einſamkeit geöffnet hat, ſind ihm eine ganze Welt. Aber er geht abſichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Urſache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem erſten Abendſpaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht geſehen. Daß ſie beiſammen ſein können, wo er ſie nicht ſieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art ſich bis ins einzelnſte auszumalen, das erregt ihn weit ſtachelnder, als ſie zu ſehen. In dem Augenblicke, wo ſie ruhig zuſammen ſprachen, hat er wenigſtens nicht denken müſſen: Jetzt küßt er ſie, jetzt ſtreichelt ſie ihn!

Heute endlich ſoll er ſie wiederſehen, und zwar in größerer Nähe als jenesmal. Sie kommen, einander jagend, aus der Thür von des Nagelſchmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis faſt an die andre Planke, der Thür gegenüber, dann ſchmiegt ſie ſich um ein ſchlankes Blütenbäumchen und wendet ſich ſchnell in der Richtung nach dem Fritz zu, der hinter einem großen Mehlfäßchenſtrauch ſteht. Im Mutwillen ſpringt ſie über den Hag in den Nachbarsgarten; der Nagelſchmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie ſie über den Hag in den Garten des Holders-Fritz hereinwill, ergreift ſie der Nagelſchmied. Sie will ſich losmachen; er hält ſie feſt. Sie ringen mit einander. Sie macht ſich doch wieder los. Nun warte nur, Annedorle! droht der Nagelſchmied. Du biſt ſchuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es iſt, aber er thut verdammt weh.

Sie meint erſt, es iſt eine Liſt von ihm, durch die er ſie beilocken will. Aber als er in das Gras ſinkt, da kommt ſie näher. Sie muß doch glauben, er hat ſich beſchädigt. Sie kniet bei ihm nieder und ſagt herzlich und bedauernd: Ich bin auch recht dumm. Ja, lacht der Nagelſchmied, indem er ſie umſchlingt, das biſt du, Annedorle, ſonſt hättſt du dich nicht laſſen fangen.

Aber noch lauter lacht der Holders-Fritz hinter ſeinem Mehlfäßchenſtrauch — ſo laut, daß die beiden erſchrecken und in aller Eile wieder dahin zurücklaufen, wo ſie hergekommen ſind.

Sie iſts ja nicht, es iſt ja gar nicht die Heiterethei! wiederholt er wohl ſechsmal und lacht immer wieder dazwiſchen. Er lacht, daß ſies nicht iſt, wie er ſich geärgert hat, weil er meinte, ſie ſeis. Sonſt hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenſcheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er ſonſt vor Freude thun ſoll. Aber die Thür giebt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank ſitzen, legt die Hände auf ſeine Kniee.

Ob das nicht die junge Frau iſt geweſt? ſagt er vor ſich hin. Es hat ſchon lang geheißen, der Nagelſchmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders-Fritz ſonſt wenig gekümmert, drum hat ers vergeſſen. Jetzt fällts ihm wieder ein. Ja, meint er, der Nagelſchmied iſt nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken iſt doch nur eine halbe Sach, wenn man niemand hat, dem mans ſagt. Und ich wär noch hundertmal ſo vergnügt, wenn ich eins hätt, das ſich mit mir könnt freuen. Ja, nun begreif ichs freilich, warum meine alten Kameraden das Wildthun müde geworden ſind, wenn ſie haben geheiratet gehabt. Und hätt ich auch geheiratet, ich könnt ſchon lang da ſein, wo ich jetzt bin, und brauchts nicht heimlich zu ſein.

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun ers weiß, nun fehlts ihm erſt recht. Das Denken, womit er die Leere ſeither verdeckt hat, hilft, nun er ſie ſieht, auch nur, ſie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil ers niemandem mitteilen kann.

Wenn du mich doch hättſt zur Frau, da könnt noch ein Mann aus dir werden! Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. Ja, ſie hat auch darin recht gehabt, die Heiterethei. Und ſie hats doch wohl eigentlich gut gemeint mit allem, was ſie mir am Gründer Markt hat geſagt. Und es war gut, daß ſie das hat gethan. Und wenn ich mirs recht überleg, ſo hab ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär doch nicht anders worden ohne die Heiterethei. Weil ich ihr hab folgen müſſen, das hat mich wild auf ſie gemacht. Und ſo wild ich auf ſie war, ich hab doch nicht anders können. Wenn ich ihr das ſelber könnt ſagen, es wär doch ein ganz ander Ding. Und ſie thät ſich drüber freuen.

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und ſich ihrer geſchämt. So erweichend wirkt Einſamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier

Natur. Aber auch nur vor ſich ſelber konnte er ſich in ſolchen unbewußten Geſtändniſſen ergehen; dachte er ſich in die Welt, unter die Leute zurück, dann ſchämte er ſich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig teilen mußte, ſolcher Gefühle deſto mehr.

Am andern Morgen kam ſeine Großmutter in den Stadel. Sie wollte ſich nicht länger zurückhalten laſſen, nach ihm zu ſehen. Die Gerüchte, die über ihren Fritz in der Stadt umherlieſen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängſtlicher Erwartung und war ganz glücklich, als ſie den geliebten Enkel weder ſtill wahnſinnig noch über ſchlimmen Plänen brütend fand. Sie erſtaunte über die an Eigenſinn grenzende Ordnung, die in ſeiner Werkſtatt herrſchte, über ſeinen Fleiß — denn er allein ſchaffte den Tag über mehr, als früher mit ſeinen beiden Geſellen zuſammen —, am meiſten und freudigſten über ſein heiteres, geſundes und freundliches Ausſehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn ſie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geſchah auch zuweilen, wenn er Bekannte draußen vorbeigehen hörte.

Das „Fräle" ſchüttelte den Kopf, als er ihr ſeine Gründe dazu mitgeteilt hatte, aber ſie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu ſagen. Auch von' den Gerüchten über ihn ſchwieg ſie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufſzureizen.

Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißts net. Guck, Fritz, es wär freilich beſſer geweſt für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter ſelig länger wär am Leben geblieben. Wie du kaum biſt zwölf Jahr alt geweſt, da haſt du armer Jung ſchon nix mehr gehabt als dein alt Fräle. Ja, wenn du noch wen'gſtens hättſt Geſchwiſter gehabt; mit denen hättſt du dich verſtanden, und es wär manchs von euch geredt worden, was gut wär geweſt. Aber was kann ein junger Burſch mit einem alten Fräle reden? Siehſte, das iſt, als wenn ein Franzos und ein Pariſer mit einander wollten reden. Da redt der ein franzöſiſch und der ander pariſeriſch, und hernachen weiß keiner, was der ander eigentlich hat gewollt. Siehſte, da hab ich immer gedacht, wenn das Fritzle nur einmal ſo weit aus dem Gröbſten wär, daß er könnt frein. Und guck, wenn einer auch iſt wie ein Baum, wo einen Stamm hat, wer weiß, wie dick, und einen Wuſt von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erſt, wenn er hat gefreit. Jed Kind iſt hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zuſammenhält, wodrin er ſteht. Nu, du wirſt dir das alles beſſer ausdenken, wies ein alt Fräle dir kann ſagen. Und wenn dirs nicht recht iſt, ſo iſts eben auch ein Wort geweſt. Man redt gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender ſchreibt. Nun ſind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es iſt ſchon eine Zeit her, daß mir die Baltineſſin hat merken laſſen, ihre Ev gäb dir keinen Korb. Die Baltineſſin iſt eine große Frau, und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär davon zu reden. Ich hab freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, obs deine auch könnten ſein. Guck, ich bin ein arm Mädle geweſt, wie mich dein Heerle (Großvater) ſelig hat genommen, er hats aber keine Stund bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab gedacht, eine Reiche müßts nicht ſein, wenns nur eine wär, wie ſie für dich paſſen thut. Es iſt nix leichter, als Frau heißen, aber damit iſts noch nicht gethan. Guck, die Heiterethei haſt du immer ſo gut können leiden, und wenn ich eine Tichterlesfrau nach meinem Guſtum finden müßt, ich braucht nicht lang zu ſuchen.

Der Fritz ſaß rittlings auf ſeiner Schnitzbank. Er ſtreckte ſeine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken ſollte, ihm ſei derſelbe Gedanke ſchon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermutete Zuſammentreffen.

Ihr ſeid nicht geſcheit, ſagte er dann. Ihr habt Einfäll wie ein alt Haus, Fräle. Von mir red ich gar nicht, und bei der Heiterethei, da kämt ihr auch ſchön an.

Ja, du meinſt, entgegnete die Alte, wegen ihrem Gethu? Es iſt aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird geſagt: Willſt du frein? Oder wenn einer ſagt: Willſt du mich frein? Und einem armen Mädle klingt ſell (jenes) wie Spott. Und ſo habens die Leut ihr oft geſagt. Frag du ſie nur, Fritzle: Willſt du mich? Du fragſt gewiß nicht fehl!

Der Fritz zog die Beine wieder an ſich und ſetzte die Füße vor ſich auf die Schnitzbank. Ihr ſeid ein dumms Fräle, lachte er noch einmal. Ihr meint, weil ſie arm iſt. Ja, ſeht ihr, ihr denkt nicht. Und ein alt Fräle, wie ihr ſeid, hats auch nicht nötig. Aber ein Mann, den macht erſt das Denken. Wer fleißig iſt, der iſt nicht arm. Das ſind nur die Leut, die nix machen und ſich umſehn, wo von ſelber was kommen könnt für ſie. Na, ihr verſteht das nicht. Wenn ich einmal will frein — ich hab noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt euch nicht merken, wie ihr mich habt angetroffen. Der alt Schramm und die ganzen Leut ſollen nicht meinen, ſie ſind ſchuld. Und wenn ihr ſagt, ich bin anders geworden, hernachen werd ich gleich wieder wild!

Die Großmutter ging, das alte ehrliche Herz ſo froh, wie ſeit vielen Jahren nicht.

Der Fritz nahm das Schnitzmeſſer wieder zur Hand; aber er legte beide nur auf ſeine Kniee; dafür ſchnitzte er im Kopf an einem Entſchluſſe. Das Holz, daraus der Entſchluß werden ſollte, war verdammt hart und voll Äſte. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Meſſer darüber hin rutſchte, ohne zu packen.

Wenn du mich zur Frau hättſt, begann ſein Selbſtgeſpräch — ja, wenn ſie das nicht im Zorn hätt geſagt! Und das: Du denkſt, dich möcht ich? Dich? Das war ein dicker Aſt. Und wenn du einen Rock anhättſt, und der wär aus lauter Thalern gemacht, und an jeds Haar wär ein Dukaten geſpießt, dich möcht ich nicht. Der ärmſt Bettelmann wär mir lieber als du, wenn ich einen möcht. Aber ich mag gar keinen! Aber das hat ſie eben auch im Zorn geſagt. Der Adams-Lieb und die andern waren dabei und ich ſelber, und ich hab ſie erſt in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätts eben ſo gemacht an ihrer Stell, und ich thäts heut noch, wenngleich ich innerlich nicht ſo dächt. Ja, wenn man wüßt, was ſie ſich innerlich dabei hat gedacht, hernachen! — Und das, was das Fräle hat geſagt wegen ihrem Gethu? Solch ein alt ſtumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell, wo ſie ſchneidt. Den Reif da, wo noch ſeine Rinden hat und ungeſpalten iſt, den mach ich auch nicht ſo um die Stutzen herum. Und ich hab damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht geſpalten geweſt. Sie hat gemeint, wie ich damals bin geweſt, und da verdenk ich ihrs jetzt ſelber nicht, wenn ſie mich nicht hat gewollt. Hergegen, wenn ſie wüßt, wie ich jetzt bin, und daß man ſchon könnt ſagen: Wer was geſcheit will anfangen, der muß den Meiſter Holder fragen! Und wenn ſies nun wüßt und möcht mich doch nicht und thät ſich groß damit, der Holders-Fritz iſt wie dem Herrnmüller ſein Spitz; er thut, was ich will, aber einen Spitz nehm ich doch nicht? Oder ſo; denn ſie hat verwünſchte Reden, wenn ſie anfängt.

Ohne es zu wiſſen, zerhieb er mit dem Schnitzmeſſer den Reif, der vor ihm lag.

Oho! ſagte er dann; das Wildern iſt vorbei! Er packte ſich ſelber mit der nervigen Fauſt vorn beim Hemdekragen. Ich will doch über dich Herr werden, Burſch! Du ſollſt doch nicht der einzig ſein, den ich nicht unterkriegt! Na, da wär ja der alte Fritz wieder! Das iſt was Rechts, einen an der Gurgel packen. Das iſts nicht, ſondern Denken macht den Mann!

Ja, wenn man halt wüßt, was ſie innerlich meint, ſetzte er ſein Selbſtgeſpräch in einem Tone fort, der mit ſeiner Aufregung abſichtlich im Gegenſatze ſtand. Aber wie ſoll man das erfahren? Da ſind wieder die verwünſchten Leut!

Er vergaß, daß er ja ſelber die Wand zwiſchen den Leuten und ſich aufgeführt hatte. Es ging ihm wie allen, die ſich vereinſamen. Er meinte, die Leute machten Oppoſition gegen ihn, während er dies gegen die Leute that. Den Leuten iſts bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu thun. Wär er wieder unter ſie getreten, hätt er offen um die Heiterethei geworben und gezeigt, daß er anders ſei als ſonſt, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas anderm vergeſſen. Aber er ſetzte ſeinen Groll bei allen voraus, er meinte, ihnen ſei es eben ſo eine Sache des innerſten Menſchen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerm Maße begegnet jedem etwas Ähnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was andre über ſeine Reden und Handlungen denken mögen, die längſt von jenen vergeſſen ſind. Er meint, ſie ſind ſo angelegentlich mit ihm beſchäftigt, als er ſelbſt es iſt.

Das Fräle mag ich nicht ſchicken, dachte er weiter. Sie kann nicht gut hören, und ich ſchämt mich, wenn ichs ihr ſollt auftragen. Ich könnt die Heiterethei an einen Ort beſtellen laſſen; das iſt auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt? Sie iſt immer die letzt herein vom Feld. Sodaß ſie meinen müßt, ich käm ſo zufällig den Weg. Und im Zwielicht; und ich müßt paſſen, wenn ſie einmal allein wär, und auch niemand in den Weg kommen könnt. Ja, ich thus! Und die Barten da nehm ich mit. Wenn mir doch jemand begegnet, daß er meint, ich geh Weiden hauen. Finſter iſts gnug! Wenn ich noch den Rock umwend, kennt mich keine Seel. Und merken ſie doch, und die Heiterethei mag mich nicht, hernachen geh ich nach Amerika!

Wir wiſſen, wie wenig es ihm glückte, ſeinen Vorſatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich; ſie war wo anders geweſen, als er gemeint; ein andermal war ſie nicht allein, ein drittes mal mußte er ſeinen Lauerpoſten verlaſſen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen war, deſto verſeßner wurde er darauf, ſie zu ſprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiterethei, und wenn er fleißig arbeitete, ſo geſchah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für ſie mitſchaffte? Auch auf die Leute, die zwiſchen dem Mädchen und ihm hindernd ſtanden, ward er immer zorniger. Und dieſer Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachſten Wege, das Mädchen durch ſeine Großmutter ausforſchen zu laſſen, oder ſie offen in ihrem Häuschen oder ſonſtwo aufzuſuchen. Am ſchlimmſten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, ſie weiche ihm gefliſſentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wiſſe die ganze Stadt, er ſei ein andrer geworden, und zwar aus Gehorſam gegen die Heiterethei, und er bemühe ſich um ſie, die ihn verſchmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, ſich den Anſchein zu geben, als verfolge er die Heiterethei in böſer Abſicht. Er wollte nun wieder der alte werden, wieder der völlige wilde Fritz, der Heiterethei, der ganzen Stadt und ſich ſelber zum Trotze.

Er ſtand ſchon in der Kegelbahn im Schwanengarten, als er zu ſich kam und begriff, es ſei der verkehrte Weg, ſich an der Heiterethei und den Leuten zu rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er that es nur, weil die Heiterethei ihn verſchmähte. Nein, ihnen zum Trotz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiterethei mußte Reſpekt vor ihm bekommen und bereuen, was ſie gethan. Der Schwanengarten ſtieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Hage wegſtieg, kam er unbemerkt wieder in ſeiner Werkſtatt an.

In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon ſtand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von ſeinem Garten ſchied.

Ja, wenns auf mich ankäm, hörte er da die Stimme der Heiterethei ſagen. Er merkt, ſie ſteht im Garten des Nagelſchmieds bei dieſem und ſeiner jungen Frau.

Meinetwegen, ſagt er trotzig zu ſich ſelbſt, ich geh in meine Werkſtatt. Er that das wirklich; es war nur ſeltſam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbarsgarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichſelbüſchen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch ſeltſamer, daß er dort ſtehen blieb. Und doch war dies gar nicht ſeltſam, denn das Rauſchen ſeiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verraten, wenn er weiter ging.

Ja, wenns auf mich ankäm, hatte die Heiterethei geſagt. Ich könnt bei guter Zeit mit dem Eiſen da ſein. Aber im Zainhammer iſts immer, als machten ſie das Eiſen erſt, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der iſt nach Reick gegangen. Hernachen finden ſie die Schlüſſel nicht, und wer weiß, was noch!

Das Annedorle muß nur recht tribulieren, entgegnete der Nagelſchmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heiterethei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für ſie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Verwechſlung möglich war. Wer die junge Frau allein ſieht, der kann ſie wohl für hübſch halten, doch der Heiterethei gegenüber! Aber er hat eben ſelber gar nicht gewußt, wie hübſch die Heiterethei iſt. Das ſieht er jetzt erſt.

Die Heiterethei iſt an jedem Gliede voller als die Nagelſchmiedin, und doch im ganzen ſchlanker. Die Nagelſchmiedin hat viel in der Art, ſich zu halten und ſich zu bewegen, mit der Heiterethei gemein; aber es ſieht ſo zufällig an ihr aus, als könnte ſie es auch anders machen; bei der Heiterethei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders ſein könnte, als ſie iſt. Sie gehört zu jenen ſeltnen Geſtalten, die ganz und nur ſie ſelbſt ſind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein notwendiger Beſtandteil des Ganzen iſt, eine Ausſtrahlung ihres innerſten Weſenkerns.

Der Holders-Fritz ſtellt ſich vor, wie ſie ausſehen müßte, wenn ſie geputzt an ſeiner Seite ginge.

Du biſt mir der recht Denker! ſagt er zu ſich. Da hättſt du gleich daran denken ſollen, daß der Morzenſchmied ein Duckmäuſer iſt, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiterethei aufbringen. Das iſt dumm, daß die, der Nagelſchmied und ſeine Frau, mit der Heiterethei gehn, ſonſt probiert ichs heut noch, dem Duckmäuſer zum Trotz, ob ich mit ihr ſollt zum Sprechen kommen. Aber nun geſchiehts morgen ganz gewiß. Die werden ſie ja im Zainhammer wieder aufhalten bis zum Abend.

Und mit dem Beginne des nächſten Zwielichts iſt er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, iſt ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann ſie noch nicht ſein.

Wenn ſie aber den Bühel fährt, meint er, verpaß ich ſie doch. Den Weg an der Herrnmühl vorbei, den geht ſie nicht; der wär ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichsſteg wart, da kann ich ſie nicht verfehlen.

Und auf dem Ulrichsſteg ſteht er nun ſchon eine ganze Stunde lang.

Alles iſt ſtill um ihn, kein Menſch zu ſehen und zu hören, das ganze Thal hin und her. Wie iſts ſo ſchwül und ſo ängſtlich! Die Weiden flüſtern wehmütig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpft, als möchte er nur ſchnell vorüber ſein, und der Fritz ſollts auch ſo machen. Gar nicht fern rauſcht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er ſehen, ob denn der Holders-Fritz noch immer auf dem Unglücksſteg ſtehe. Dann verhüllt er ſchnell wieder ſein Antlitz, wie einer, der ſich ſeine Angſt nicht will anſehen laſſen. Wenn er herunter ſieht, dann blinkt das Waſſerrad der Walkmühle wie die Silberſtickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdroſſel ſingt ſo ängſtlich eifrig, als wollte ſie einem Scheidenden noch ſchnell ſoviel von ihrer ſüßen Stimme mit auf den Weg geben, als ſie kann.

Nur der, dem all dieſes ängſtliche Bemühen gilt, teilt es nicht, obgleich es allmählich, ohne daß er weiß, warum, ſeine warmen Gedanken anfröſtelt.

Heint muß ich erfahren, wie ſie meint, ſagt der Holders-Fritz vor ſich hin. Will ſie mich, hernachen laß ich die Leut Leut ſein und führ ein Leben mit ihr, wie der luſtig Herrgott von Frankreich, einen Tag ſchöner wie den andern. Da ſollen die Leut einmal ſehn, was ein Büttner eigentlich kann machen, der ſeine Sach verſteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag gehn wir zuſammen nach den Felſenkellern oder zum Tanz wohin. Die Leut ſollen Reſpekt haben, ſie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf tanzen zuſammen — ſtill! iſt das nicht ihr Schiebkarrn, was ſo geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den ſoll ſie mir nicht mehr anrühren. Sie ſoll nix als kochen zu Haus, und was ſie ſelber ſonſt will thun. Wenn ich einmal ſterb, ſoll ſie denken: So lieb hätt mich doch kein andrer gehabt! O, ich wills ſchon machen, daß ſie den Fritz nicht ſoll können vergeſſen. Wie ich aber jetzt nur aufs Sterben komm? Ein Kerl wie ich, da gehts nicht ſo leicht damit, wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab, vollends nicht! Ja freilich: wenn ich ſie hab! —

Aber das iſt ſie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondſchein. Wie das kurios ausſieht. Alles drum rum iſt finſter, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarrn ſind hell. Es iſt ordentlich, als wenn ſie ſelber leuchten thät. Und noch ein Arm daneben, und es iſt, als deutet der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär verwünſcht, wär ſie wieder nicht allein. Jetzt — ja nu iſts weg. Nu iſts dort wieder ſo finſter, wie überall ſonſt. Aber nunmehr müßt ich ſie doch den Weg ſehen kommen daher, wenn auch nicht mehr ſo deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat ſo wunderlich gethan. Hat ſies dem Annedorle doch geſagt, daß ſie mir iſt begegnet, und ich hab nach ihr gefragt? Und weicht die mir doch mit Fleiß aus? Und hat mich da auf dem Steg geſehn? Aber hernachen müßt ſie umgewandt ſein und wieder zurück. Oder hab ich mirs bloß eingebildt, daß ich ſie ſah? Die Leut reden von Ahnungen, wie ſies heißen. Soll ich ſie nicht kriegen? Dann geh ich übermorgen nach Amerika. Jetzt wars doch, als klirrt' was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebſten wär mirs hernachen, ich ſtürb, und lieber heint als morgen. Hernachen wollt ich, es wär eine Ahnung geweſt, und die mich hätt bedeutet. Da unten das dunkle Waſſer unter mir . . .

Der arme Holders-Fritz! Er hat ſie wirklich geſehen; aber er darfs immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will ſich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er ſich wenden will. Einen Augenblick ſieht er das bleiche Geſicht der Heiterethei über ſich; ſo wild und bleich, ſo rollend die braunen Augen, ſo gepreßt die vollen Lippen; es iſt immer noch ſchön. So lange hört er ihr ſchnelles, tiefes, lautes Atmen.

Jetzt ſpritzt das Waſſer um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufſchlagend, fühlt er wieder feſten Boden unter ſich; ein Schmerz zuckt vom erſten Finger der rechten Hand nach ſeinem Herzen zu. Das thut noch ein paar wilde Schläge. In ſeinen Ohren brauſt es, als läg er unterm Walkmüllerwehr. Um ſeine Bruſt ringelt ſich preſſend eine ungeheure grüne Schlange; über ſeine Augen legt ſich ein dunkelrotes Tuch. Er ſchnappt nach Luft und zieht ein kaltes, ſchweres, naſſes, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefſte Bruſt, das er nicht wieder herauszuſtoßen vermag. Das rote Tuch wird ſchwarz mit durcheinander wimmelnden gelben Sternen. Der Boden unter ſeinem Kopfe verſinkt, der Kopf nach in eine endloſe Tiefe. Und dieſe eigne Empfindung, die ſchon in Bewußtloſigkeit übergeht, weiß er, iſt die Empfindung, die jeder Menſch kennen lernt, aber keiner mehr als einmal.

Nicht lange, und keine Blaſe mehr ſpritzt auf über dem Liegenden. Der Waſſerſpiegel ſchließt ſich und zeigt gleichmütig der ſtillen Nacht ihr Bild.

* * *

So, zu langſam und doch zu ſchnell, war der Heiterethei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angſtſchweiß noch eine Ruhenacht, eine Erquickungsnacht geweſen. Da gaukelten nur unbeſtimmte Erwartungen um ſie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute ſtand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was ſie ſelber Schlimmes wirklich gethan.

Immer und immer wieder zwang es ſie, ſich zurück zu rufen, was ſie gern vergeſſen hätte, und hätte ſie alles mit vergeſſen müſſen, was ſie in andern, glücklichen Nächten ſo gern gedacht. Und mit unbarmherziger Gewiſſenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner wurde ihr geſchenkt. Erſt die Genugthuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigern Beſinnung die Angſt vor der Art, die Furcht vor den Folgen der That. Wie es ſie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu ſehen, ob er noch lebe! Und warum ſollte er nicht? Das Bächlein war ja in den heißen Tagen ſo ſeicht und floß dort auf weichem, moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er tot war. Ein ſo tiefes Mitleid entband ſich ſo ſeltſam und plötzlich aus ſeinem Gegenſatze. Ein beredterer Anwalt ſprach dies jetzt für ihn, als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt hatten. Ja ihr war, als habe ſie ſelber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge ſie, und als müſſe ſie ſich verwundernd beſinnen, was ſie doch nur getrieben habe zu der feindlichen That. Er hatte nichts gegen ſie gebrütet; ſie hatte nicht Notwehr geübt. Nein! Ohne alle Urſache hatte ſie ſich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfnis, eine ſelbſtmörderiſche Luſt, ihrer That die geringfügigſten Urſachen unterzulegen, damit ſie ſelber ſich nur recht haſſenswert erſchien.

Aber war jetzt Zeit zu ſolchen Gedanken? Jetzt, wo jeden Augenblick jemand ſie ſehen konnte? Und wenn ſie ſich dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich iſt — ſtehen nicht ſchon Menſchen um den Steg? wohl gar ſchon die Gerichte? Wenn ſie jenen Umweg unter den Erlen einſchlägt, kommt ſie von der entgegengeſetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß ſie im Zainhammer geweſen iſt? Hat der Schneider ſie nicht geſehen?

Die letzten Einwände treffen ſie ſchon auf dem Erlenſteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und iſt es ihr nicht gleichgiltig, ob man ſie ſieht? Ob man ſie ergreift? Wäre ihr in dieſem Augenblicke die Todesſtrafe nicht Wohlthat? O, ich wollt, ſtöhnte ſie vor ſich hin, ſie machten mich auch tot! Warum flieht ſie denn? Warum ſchlägt ſie den Unterrock herauf über den Kopf, um ſich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte ſie jetzt, jetzt niederknieen, und das breite Schwert durchziſchte ihr den Nacken! Aber wenn ſie mit Ketten geſchloſſen über die Straße geführt wird, und die Leute weichen ſcheu vor ihr und flüſtern auch nicht eher mit einander, bis ſie vorbei iſt! Und das Gefängnis! Zwiſchen den engen Steinwänden ſoll ſie ſtill ſitzen, wer weiß, wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl iſt! In der Gerichtsſtube muß ſie ſtehn und ſich von Männern ins Geſicht ſehen und ſich fragen laſſen, wer weiß, was! Stundenlang! Und dazwiſchen iſts ſo ſtill, daß man nur die Federn knarren hört, die aufſchreiben, was ſie gethan. Und die Leute —

aber die Leute wiſſen ja, daß er ſie verfolgt hat; ſie alle könnens bezeugen, ſie alle habens geſehen.

Und ſo oft ſie im gezwungnen wieder und immer wieder Durchleben der Ereigniſſe der ſchrecklichen Nacht an dieſen Gedanken kommt, dann wünſcht ſie den Tag herbei, den ſie doch fürchten muß. Dann ſind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen wird ſie gewiß, daß ſie die That thun mußte, daß ſie Notwehr war, und Notwehr iſt erlaubt. Ja, ſie hat nur Notwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Axt blinken ſehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht? Sollte ſie in ewiger Angſt leben? Nein! lieber ſterben, wenn es ſein muß. Aber muß es denn ſein? Soll ſie ſich nicht wehren? Und wieder ſtand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt ſie mit dem Mute der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder ſtürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt ſie ſich: Ich habs doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt, daß er mir was will thun; ich möcht nur wiſſen, was mir geweſt wär, daß ich ihm das hab gethan! Und wieder endeten und wieder begannen die Ereigniſſe der Nacht ihren ſchwindelerregenden Reihentanz vor den fieberiſch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt eben ſo wie jeder andre.

Die Heiterethei begreift nicht, daß ſein erſter Strahl auf den zerbrochnen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr alles ſo anders iſt. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders ausſehen als ſonſt. Aber der Tag kommt eben daher, wo ſeine ältern Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht; gleichgiltig wie jeder andre, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt ſo blau und golden, als wüßte er ſich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, ſo iſts auch nicht ein Bote des Kriminalgerichtes, ſo iſts nur der alte Holunderbuſch, der ſich behaglich in ſich hineinſchüttelt im luſtigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereigniſſen der ſchrecklichen Nacht.

Die Heiterethei ſieht jedes Kleidungsſtück, das ſie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem ſie ſich wäſcht, erzählt immer noch die alten Geſchichten und nichts von der geſtrigen Nacht.

Wie ſie alles andre ſo feſt ſieht im alten Geleiſe, möchte ſie an ſich ſelber zweifeln. War alles, was ſie erlebt zu haben meint, eben das, vor deſſen ihr unbekanntem Weſen ſie ſich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da ſteht ihr Karren noch mit dem Eiſen. Das hat ſie doch geſtern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelſchmied abliefern können, weil ſie auf dem Umwege ſo ſpät heim kam. Und warum hatte ſie den Umweg gemacht?

So war doch alles wirklich geſchehen!

Aber wie kam es denn, daß man ſie nicht ins Gefängnis holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eiſen muß zum Nagelſchmied. Auf dem Wege dahin wird ſie Leuten begegnen, und die müſſens ihr doch anſehen, daß ſie es iſt, die es gethan hat. Die Gaſſenjungen müſſen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf ſie zeigen: Die, die da iſts! Die iſts geweſen, die hats gethan!

Oder wars nicht ſo gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als ſie gefürchtet hat? Sollte ſie nicht ſterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Unthat auf ihrer Seele tragen müſſen? So will ſie wenigſtens die Ungewißheit loswerden.

Hab ichs gethan, ſo mögen ſie mich einſetzen, ſagte ſie; hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich ſterben, ſo will ichs wenigſtens nicht am Fürchten. Und ſo iſts, und nu iſts fertig.

Aber in dem alten Tone ſprach ſie das nicht.

Nun hört ſie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiterethei muß eilen; ſie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das ſtarke Mädchen vermochte kaum, den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre That mit darauf.

Und wie langſam kommt ſie diesmal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird ſehen, wie ſie zittert, und bedenklich ſtehen bleiben, um ſie recht zu beſehen. Und deſto weniger wird ſie eilen können. So dachte ſie, wie ſie um die Ecke biegend in die Weidengaſſe kam. Und dort ſteht ſchon einer am Fenſter und beobachtet ſie. Er öffnet das Fenſter und ruft: Die iſts! Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hauſe kommt, zu eilen! Aber weshalb? Soll er ihm helfen, ſie beobachten? Oder ſie aufhalten? — Er barbiert wohl den Wirten ihre Fäſſer, und ſeine Kunden können ſich den Bart mit der Scher abſchneiden? So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenſter, und der Bader entgegnet lallend und ſtolpernd: Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter! — Das iſt ja auch wie jeden Tag, ſagt wieder aufatmend die Heiterethei.

Sie kommt durch Gaſſen und Gäßchen; da hat jedermann mit ſich ſelber zu thun; wenn einer auf ſie redet, ſo iſts mit einem herkömmlichen Spaße. Niemand ſieht ihre That ihr an. Nirgends ſtehen Leute beiſammen, die mit einander flüſtern und ſich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches iſt geſchehen. Die Gaſſenjungen ſchlendern der Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf ſie: Die iſts, die hats gethan. Ihre Laſt wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

Ich mein, das Annedorle iſt über Nacht geblieben im Zainhammer, ſagt der Nagelſchmied, der in ſeiner Thür ſteht. Die iſt gut nach dem Tode ſchicken.

Die Heiterethei weiß nicht, ſoll ſie ſagen, ſie ſei die Nacht zu ſpät heimgekommen, um das Eiſen noch zu überliefern. Ich denk, ſagt ſie, damit wartet ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarrn kann ich wohl da bei euch laſſen ſtehn, dann brauch ich nicht erſt noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein nehm ich ihn wieder mit.

Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut ſtehn und rupſt den Lein raus, Annedorle! Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiterethei ruft ihm noch nach: Seht ihr nur eure Naſen nicht für einen glühnden Nagel an.

Dann geht ſie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichsthore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich neben einander. Mit dem einen iſt ſie in der alten Umgebung die alte Heiterethei, mit dem andern eine Verbrecherin, die jeden Blick auf ſich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauſchenden Blatt erſchrickt. Bald ſcheint ihr dieſes, bald jenes Wirklichkeit, und das andre ein Traum.

Nun iſt ſie aus dem Thor; der Weg, den ſie geht, iſt der Ulrichsweg, derſelbe Weg, auf dem ſie geſtern die That verübt hat. Faſt möchte ſie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht ſies wie gewaltſam und wie der Vollendung ihres Verhängniſſes entgegen.

Wie iſt das heute anders als geſtern! Wie viel Menſchen beleben die Gegend, die geſtern ſo einſam war!

Biſt du auch einmal die letzt, Annedorle? ruft ihr eine Stimme zu. Es ſind ihre Mitjäterinnen auf der Baſe Leinfeld, die ſtehn blieben, weil ſie die Heiterethei ſich nachkommen ſahen. Die Heiterethei holt ſie ein. Nun gehen ſie zuſammen weiter. Die Mädchen erzählen ſich allerlei, necken ſich und lachen; von dem Holders-Fritz wiſſen ſie, ſcheint es, nichts.

Nun ſind ſie nahe am Ulrichsſteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehn wird ein ſcherzender Gruß ausgetauſcht, und noch immer hat kein Menſch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte ſchon wieder glauben, ein Traum habe ſie zum beſten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, ſind die Waſſergräſer Menſchenleibs lang niedergedrückt, und darüber ſteht eine Pfütze.

Kein Menſch ſieht danach; die Heiterethei nur mit einem einzigen ſcheuen Blicke. Zugleich fragt ſie: Aber was iſt das für ein Rauch da links in den Bergen?

Ein Rauch? Möcht ich wiſſen, wo! Was du auch manchmal ſiehſt, Annedorle?

Die Heiterethei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Mut, die gelungne Liſt zu nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der andern werden dem ihren folgen, wenn ſie nach der Pfütze ſieht.

Nun ſind ſie über den Steg.

Die Heiterethei trägt ihren Hut an den langen Bändern und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit ſie ſich zurückwenden muß, wenn ſie ihn aufhebt. Aber ſie hat nicht an die Erlen gedacht — dieſelben tief herabhangenden Zweige, die geſtern ihr Heranfahren auf den Holders-Fritz verſteckten, verdecken ihr jetzt die Ausſicht nach dem Bache.

Möcht ich nur wiſſen, wer mir den Hut beſchrien hätt! lacht die Heiterethei und martert ſich während des ganzen Scherzgeſprächs, das ſich an dieſe Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke ſich zu vergegenwärtigen. Aber ſo deutlich vermag ſie es ſich nicht zurück zu rufen, daß ſie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze ſtand oder nicht.

Innerlich damit beſchäftigt, iſt ſie ſchon auf dem Leinfelde und mit ihren Gefährtinnen lange in der Arheit begriffen, und meint noch auf dem Wege zu ſein. Da weckt ſie die Stimme eines Vorübergehenden. Es iſt die Stimme ihres Verhängniſſes ſelbſt.

Wißt ihrs ſchon?

Die Mädchen richten ſich auf und ſehen nach dem Fragenden. Die Heiterethei, die dem Weg am nächſten ſteht, muß an ſich halten — ſonſt merken alle, ſie weiß es ſchon, was der erſt ſagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter ſpricht! Aber nur der Heiterethei, den andern nicht, ſo neugierig ſie ſind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und währenddeſſen muß ſie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müſſen die andern nicht.

Der Holders-Fritz, fährt die Stimme fort, und die Heiterethei zuckt zuſammen, iſt aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichsſteg.

Die Angſt der Heiterethei eilt dem Erzähler voraus: Die Heiterethei hat ihn . . . Aber nein! Der fährt anders fort.

Man weiß nicht, ſagt er, ob er ſelber iſt hineingeſtürzt, oder ob ihn jemand anders hat hineingeworfen, aber tot iſt er.

Die Heiterethei vergißt, Atem zu holen; faſt hätte ſie vergeſſen, zu leben. Aber — ja ſo tot wie wir ſind! lacht eine andre Stimme. Der recht Arm iſt gelähmt, ſonſt nix. Er iſt damit auf einen ſpitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen haun. Ich hab ihn ſelber geſehn.

Auf dem Gericht? fragt der erſte.

Haſt dirs auch laſſen weismachen? Wenn ſich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von ſelber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufſteht und geht allein nach heim, das thät gerad noch fehlen.

Weiter hörte die Heiterethei nichts.

Die andern wußten nicht, was ihr begegnet war, daß ſie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn ſie jemanden umarmen wollte, und in einem Atem weinte und lachte.

Was iſt dem Annedorle? fragte die Baſe erſchrocken.

Nix, ſagte die Heiterethei, noch immer zugleich lachend und weinend. Nix, Bäs, nix. So ein verwünſchtes Viergebein (Eidechſe)! Ich jät der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn ſie nicht die Viergebein abſchafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, laß Sie nur die Viergebein; ſie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt iſt ſo eine luſtige Welt! — —

Seht, ſagte der Gurken-Kaſpar, von ſeinem Kartoffelfeld auf die Heiterethei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiterethei, Heiterethei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen.

Auf einem andern Felde ſtand ein Burſche. Man ſah, er ſuchte ein Geſpräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

Annedorle! rief er, du tanzſt wohl ſchon auf die Kirchweih los?

Ja, ſagte die Heiterethei. Hernachen bin ich fertig, wenn du anfängſt. So bleiben wir im Geſchick.

Auf einer Wieſe lachte man den Abgefertigten aus.

Wann wird der einmal eine geſcheite Antwort fehlen! rief einer.

Wenn du einmal eine haſt, entgegnete die Heiterethei. Das geſchieht in ſieben Jahren nicht!

Der Gurken-Kaſpar ſagte noch hinter ihr her: Die Tag war mirs immerfort, als wär der Kreuzberg nicht mehr an ſeiner Stell; es war mir was, und ich hab doch nicht gewußt, wo ichs hinthun ſoll. Nun merk ichs erſt; das iſt gekommen, weil die Heiterethei nicht mehr ſo getanzt iſt wie ſonſt.

⁂

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir, durch den Anprall der Heiterethei vom Ulrichsſteg herabgeſtürzt, im Zehntbach unterſinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blaſe mehr ſtieg über ihm auf, der Waſſerſpiegel ſchloß ſich über ihm und zeigte gleichmütig der ſtillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus ſeinen Sehnſuchtsgedanken herausgeriſſen worden, zu unvermutet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu ſchnell der betäubende Sturz und das erſtickende Einatmen des ſchlammigen Waſſers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geſchehen und wo er war, und auch der letzte Reſt der Beſinnung mußte ihn verlaſſen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über Leben und Tod entſcheiden ſollte, ein inſtinktmäßiges Aufſtemmen der Hände auf dem ſeichten Grunde des Sumpfes Kopf und Bruſt über die Waſſerfläche empor und hielt ſie da feſt, bis das Eingeſchluckte durch Mund und Naſe wiederum herausgeſtoßen war. Das Dunkel vor den Augen ſchwand; die grüne Schlange wälzte ſich von ſeiner Bruſt herab, ſowie dieſe ſtatt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einſog, und ringelte ſich glitzernd und rieſenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, ſie ſei nichts anders als der altbekannte Zehntbach, und er ſelber liege bis an die Bruſt in des Baches Waſſern. Was über ihm ſchwarz vom blauen Nachthimmel ſich abſchnitt, war der Ulrichsſteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch geſtanden hatte. Er beſann ſich, was er eben gethan und wie er heruntergekommen ſei, und konnte erſt nichts finden, als über ihm vorbei raſend ein bleiches, wildes Mädchengeſicht mit rollenden braunen Augen und zuſammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüſtern ſchwer, raſch und hörbar atmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um ſich auf ihn hinaufzuſchwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte, machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle ſuchen, wo das Ufer ſeichter war, und über einen Teil der Wieſe, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühſam fand er endlich zuſammen, was an und in ihm vorgegangen war in dem Augenblicke zwiſchen ſeinen harrenden Sehnſuchtsgedanken und dem Sturz in das Waſſer. Er hatte dem ſo plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegengeſtreckt und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen ſeine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem erſten Finger der Hand abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen ſein. Aber ſeine erſte tief heraufſchwellende Empfindung war: Wärſt du doch liegen blieben im Bach!

Er wußte nicht, war der preſſende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand, oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Bruſt hinein. Wie ſeine Seele rang zwiſchen Zorn und Schmerz, er fand nur die Frage: Was haſt du ihr gethan? Er empfand mit einer Art ſchmerzlicher Luſt ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anſtatt ihn frei zu machen von ſeiner Liebe zu ihr, trieb es dieſe nur zu größerem Wachstum. Es ſcheint dies wunderlich, aber es iſts nicht. Oft macht, was wir voraus haben vor andern, uns ſie zu lieben geneigt, während wir im Bewußtſein, gegen andre im Unrecht zu ſtehen, in ihnen das Gefühl unſers Zurückſtehens haſſen. Aber ſeinem Stolze kam eine unerwartete Hilfe.

Er hörte ſchadenfroh lachen. Zornig wandte er ſich und fand den Läppleſchneider hinter ſich ſtehen. So hatte das Tier, das dem Holders-Fritz alles zum Poſſen that: die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieſes heute gehört, das wußte morgen das ganze Tier. Da ſtand der alte Groll wieder auf ſeinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe ſtreitig.

Nu kann man wohl lachen, ſagte der Schneider; denn, wie man ſieht, hat dir das — er machte die Bewegung des Schwingens — nix geſchadt. Ja, das iſt ein Teufelsmädle, das!

Wer? fragte der Fritz, der nicht geahnt hatte, einen Zeugen ſeines Sturzes zu haben, wild.

Dächt ich doch, entgegnete der Schneider, noch ſtärker lachend, du wüßtſt, wen ich mein. Spürſt ſie wohl noch in allen Gliedern, denk ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du ſo weit vom Steg biſt geflogen! Mach mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz Stadt, du haſt ihr aufgelauert ſchon eine Wochen lang. Sie hat einmal ſollen ſehn, ſie iſt nicht die Allerſtärkſt und nimmts mit jedem Mannsbild auf. Sie hat ſollen ſehn, du biſt doch ſtärker. Du brauchſt dich nicht zu ärgern, daß dirs quer iſt gangen. Da am Gründer Markt hat ſies mir, dem Morzenſchmied und dem Weber vom Säumarkt nicht beſſer gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach. Muß das ein Griff geweſt ſein! Ja, die hat Arm wie Buchenäſt, das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle — er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszuſehen, — ich hab Stärk wie einer da in meinen Armen, aber bei der iſt der ſtark Holders-Fritz nix. Wir wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie ſoll ſchon Reſpekt kriegen vor uns Mannern.

Ich weiß nicht, entgegnete der Fritz, was du mit deiner Sie willſt und wen du damit meinſt! Ich hab Weiden wollen haun und mich zu weit übergebogen; da hab ich das Geſchick verloren und bin geſtürzt. Kann ſein, es iſt juſt eins über den Steg gegangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dirs da vorgekommen iſt!

Er wußte ſelber nicht, was ihn zu dieſem Vorgehen trieb. Er meinte, es ſei nur die Scham vor den Leuten, und doch war eben ſo viel Sorge um das Mädchen mit dabei.

Ja, ſagte der Schneider, du willſt nicht, daß es heißt: Den ſtarken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerannt. Aber das geht mir nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er ſieht.

Dem Holders-Fritz ſtieg der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildthun greifen mußte. Ich ſag, ich hab Weiden wollen haun und bin ſelber gefallen, und du weißt nicht, was du redſt. Wers anders ſagt, der hats mit mir zu thun!

Ja, meinte der Schneider, da möcht man faſt dem Morzenſchmied recht geben, du hättſt ihr bloß aufgepaßt, du wärſt in ſie verſchameriert und hättſt deine Sach wollen anbringen, weil du ihr nix willſt laſſen thun. Und da iſt die Geſchicht noch närriſcher. Ich hör die Männer ſchon im Gringel lachen. Haha!

Dem Fritz lohte die Scham ins Geſicht.

Ja, es giebt weiter keine in Luckenbach! Und wenn ich wart, wo die Valtineſſin-Ev vorbeigeht oder ſonſt eine, ſo geht das keinen Schneider was an.

So? Haſt dus auf die gemünzt, und die Heiterethei hat gemeint, es gilt ihr? Du haſt mit der Ev wollen kareſſieren, und die Heiterethei meint, du willſt ihr deine Stärk zeigen; das iſt verwünſcht!

Du biſt ſtill mit der Heiterethei! rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, ſie nicht mit dieſem Namen und überhaupt gar nicht nennen ſollte. Und ich ſag dirs noch einmal, wer die Lügen ausſprengt, die du da haſt geſagt, der ſoll ſehen . . .

Der Fritz ſchwang den gewaltigen Arm, um ſeiner Rede mit einem Schlag auf einen imaginierten Wirtstiſch Gewicht zu geben, und zuckte zuſammen vor dem

Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Geſpräches vergeſſen hatte.

Hm, meinte der Schneider, deine Urſach mußt du doch haben. Ja, von der Ev und dir iſt die Red geweſt, und an ſo ein arm Mädle, wie die Heiterethei iſt — na, ich ſag nichts wieder von der Heiterethei, brauchſt nicht ſo aufzufahren, — an ſo eine iſt da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev, die hat ein paar Kaſten und Zeugs darin! Und da meinſt du auch, die Ev wirds erfahren, und du verlierſt den Reſpekt. Ja, und Reſpekt muß im Haus ſein; darauf halt auch ich. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht mich vor dir und bin ſtill aus Furcht. Da kennſt du den Schneider ſchlecht. Ich red ſo nicht von Sachen, wo mich nix angehn. Das ſchickt ſich nicht für einen, wo ein Mann iſt. Deswegen kannſt du ohne Furcht ſein, Fritzle; da kannſt du dich tröſten!

Sie waren im Geſpräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege ſich ſchieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritz erſt, daß ihn fröſtelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er ſagte zu ſich: Ich wollt, mir wär was anders eingefallen, als das Ordentlichſein. Das iſt ſchuld an der ganzen Geſchicht. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das iſt verwünſcht, daß es wieder die Wahrheit iſt. Ich könnt gleich wieder in das alt Wildthun hineinkommen. Ich wollt, ich wär nie anders geweſt. Das Denken iſt dumm Zeug; deshalb iſt das Vieh ſo vergnügt, weils nicht denkt. Jetzt gleich geh ich in die Schwane und geh nicht eher wieder heraus, bis ich die vergeſſen hab.

Er hielt den ſchon ſchneller gewordnen Schritt wieder an und biß die Zähne zuſammen.

Ja, daß ſie mich auslachen da und ſagen: Er iſt wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in den Bach gerennt? Und wenn ſie ihn nicht in den Bach hätt gerennt, wär ſie ihn nicht losgeworden; ſo iſt er ihr überall nachgelaufen. Und daß ſie ſelber ſagt: Er iſt geweſt wie dem Herrnmüller ſein Spitz, und ſo einem muß man einen Tritt geben, ſonſt hat man keine Ruh vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht aufſäſſig kann ſein, und wenn ſie noch ſchlimmer wär und noch niederträchtiger thät! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab ich erſt Zeit zum Aufpaſſen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann ſich der Spitz laſſen treten, ſo viel er Luſt hat. Das wird anders, Burſch, das ſag ich dir! Die Ev ſollſt du frein, ſo wahr ich der Holders-Fritz bin. Das ſoll dir nicht umſonſt eingefallen ſein. Der Schneider hat mirs auch geglaubt; da werdens die Leut ſchon erfahren, daß ich der Ev aufgepaßt hab und nicht jener. Und die Heiterethei..

Er blieb wieder ſtehen. Es fiel ihm ein, da die Heiterethei nichts mit ihm haben wolle, werde ſie ſich nicht ärgern, nähm er die Ev. Und wenn ichs ihr nicht zum Trotz thu, ſo thu ichs dir ſelber zum Trotz, ſagte er dann wieder zu ſich, weil du ſie nicht aus den Gedanken kannſt bringen. Wild thu ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Burſch! Du ſollſt mir die Ev heiraten. Warum willſt du jene nicht vergeſſen?

Er hatte ſich ſelber am Kragen gepackt, ſo wars ihm ernſt.

Es war das eine ſehr mittelbare Weiſe, ſich an der Heiterethei in ſeiner eignen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt ſie feſt.

Fräle, ſagte er zu der Großmutter, ihr habt mir neulich von der — Vallineſſen-Ev geredt, ihr wißt ſchon, was. Das könnt ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach fertig ſein. Ich bin ihr ſchon lang zu Gefallen gegangen

— das könnt ihr ſagen — und hab ſie nicht allein können antreffen.

Die Großmutter wunderte ſich, ihn einmal wieder in ſeinem Hauſe zu ſehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da ſie ſeinen Zuſtand gewahr wurde, ſeine Kleider naß und voll Schlamm, ihn fröſteln und von ſeinem verletzten Finger Blut fließen ſah, geriet ſie außer ſich.

Es iſt nix, ſagte er; beim Weidenſchneiden bin ich in den Zehntbach gefallen.

Die Alte, voll Furcht, er könne ſich erkälten, wollte ihn im Hauſe behalten und bewegen, ſchnell zu Bette zu gehn oder wenigſtens die Kleider zu wechſeln. Er könne den Tod haben davon.

Wär mir juſt recht, dachte der Fritz. Er blieb darauf, ſo wie er ſei, nach ſeiner Werkſtatt zu gehn, und wenn ſie ihm den Bader etwa nachſchicke, der ſolle ſehen, ſeine andre Hand ſei noch geſund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß ſie ſagte: Aber, du bös Tichterle, wenn du krank wirſt, oder der Finger wird ſchlimm, daß du nicht kannſt arbeiten?

Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich ſeh nicht, wozu! Ich ſeh nicht, wozu einer leben will! fuhr der Fritz auf. Wenn ihr was wollt thun, Fräle, ſo macht das geſchwind fertig, ich hab euch geſagt, was. Oder ich geh übermorgen nach Amerika.

Die Vorſtellung, daß einer nach Amerika auswandre, war der Großmutter immer ſchrecklicher geweſen als die des Sterbens. Da, meinte ſie, komme man zu ſeinen Leuten, und dort zu lauter Fremden. Die Valtineſſin-Ev ſchien ihr nicht die Frau, die ſie ihrem Enkel wünſchen ſollte. Doch verſprach ſie ihm, die Sache möglichſt bald in Richtigkeit zu bringen, wenn ſie auch bei ſich dachte: Das iſt die beſt Eil, die nix übereilt, und Gott ſeis gedankt, der Menſchen Gedanken in ihren Köpfen ſind auch nicht ſo feſt, als die Erd unter ihren Füßen.

Sie konnte nicht ſchlafen. Es fiel ihr nun erſt recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelrot, bald totenbleich geſehen, ſein ganzes zerſtörtes Weſen, wie er zuweilen gewankt; wie viel Blut er auf dem Heimwege ſchon verloren haben müſſe. Beſſer iſt beſſer, meinte ſie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengaſſe und weckte den Bader. Mit dieſem kam ſie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkſtatt an.

⁂

Den andern Abend ſaß der Morzenſchmied ganz ſtill im Gringel. Er hatte ſich beiſeite gemacht und ſchien wenig von dem zu hören, was geſprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wiſſen, er ſei krank. Der Morzenſchmied meinte: Ja, einen Schnupfen mag er ſchon gekriegt haben davon. Dann kroch er ganz in ſich hinein und verſank völlig in die Betrachtung ſeiner Pfeiſe. Er hielt ſie wieder und wieder einmal ſo nah vor ſeine Augen, als wär er plötzlich kurzſichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weiſe zuſammen, die nur ihm gehörte, bis ſie ganz ſchief zu ſtehen ſchienen, und immer öfter meldeten ſich Anwandlungen des eignen Schluchzens, das wir ſchon an ihm kennen.

Endlich erhob er ſich, lange vor ſeiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte ſchweigend und duchſte hinaus.

Eben ſo duchſig trat er daheim in die Stube. Ein unmerklbar flüchtiger Blick zeigte ihm, daß ſeine Morzenſchmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles ſaß. Sie nahm ſich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte ſich ſein vorher ganz zuſammengeſchobnes und gefaltetes Geſicht eben ſo in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin ſah ihm eine Weile zu. Die Neugierde ſchraubte ſie mit unſichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es koſtete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie ſo langſam eingeſchlafen als dieſen Abend. Als es endlich doch geſchehen war, ſtand ſie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: Aber was iſt denn?. Was haſt du nur wieder einmal?

Du biſt da? gegenfragte der Schmied über ſeine Schulter. Dann, indem er ſich wandte: Haſt du denn auch Thee genug daheim für die Nacht?

Wie kommſt du auf den Thee, Morzenſchmied? Haſts etwa wieder einmal in der Achſel? Ach, deinen Schlucker haſt du einmal wieder!

Der Morzenſchmied antwortete nicht, ſondern ſagte wie zu ſich ſelbſt: Ich bin nur froh, daß ich froh bin. Dann wandte er ſich zu der Schmiedin: Ich ſag dir, es giebt nix Geſcheiters auf der Welt, als wenn einer ſo eine geſcheite Frau hat wie ich. So gut iſt heut nicht ein jeder dran. Ja ja. Das wird eine ſchöne Geſchicht! Ich habs mir gedacht, was mit der Wachtſtuben noch müßt herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran ſchuld ſind. Ja, du weißts wohl noch gar nicht. Die Heiterethei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht nicht unter denen ſein, die ihr ſo lang haben angſt gemacht, bis ſie deſperat iſt geworden.

Die Heiterethei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es iſt gar ſo gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders-Fräle ſelber hat mirs geſagt.

Ja, ſagte der Schmied, daß er noch lebt, das iſt nicht denen ihre Schuld; das Gericht ſieht darauf, wies hätt können werden. So ſtehts im Geſetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er ſollt ertrinken, und dazu haben ſie die verrückten Wachtſtubenweiber gebracht. Sie haben ihr weisgemacht, der Fritz hätt ein Beil bei mir beſtellt, und was noch ſonſt für dummes Zeug.

Ja, haſt dus denn nicht ſelber geſagt? fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angſt. Und nu ſollens die armen Weiber ſein, du greulicher Mann?

Der Schmied ſchien die Rede ſeiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. Ja, wir beiden können lachen, fuhr er fort. Ich hab freilich auch ſo was gedacht, aber Denken iſt ein andrer Mann wie Sagen. Und der Morzenſchmied iſt kein Eſel ſeines Namens, daß er ſo ſchrecklich gefährliche Ding auf dem Markt ausſchreit. Ich habs niemand geſagt, als dir, Lene; und hab dir das Weiterſagen obendrein verboten. Sag nix; ich weiß ja, das war unnötig. Du biſt das vernünftigſt Weib in der Stadt und verbrennſt dir von ſelber nicht die Finger. Weil ich ſo hab geſehn, wie die andern Manner in Angſt ſind geweſt, da hab ich erſt gemerkt, was ich an dir hab. Und da hab ich dir ein ganz Päckle Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitgebracht, weil du die ſo gern ißt. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten ſie mit glühenden Zangen nix davon abgezwackt, was ich dir hab geſagt, du ſollſts heimlich halten. Und da iſt auch Zeug zu einem Schöpple für dich. Du hättſt längſt gern ſo eins gehabt. Siehſtu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zulieb thun. Mach doch und iß, Lenele. Sie ſind wohl nicht ſüß genug? Sind von den beſten, wo er hat. Denn ſiehſtu, wenn auch die Heiterethei nicht deſperat wär geworden, ſo haben die verrückten Wachtſtubenweiber doch geſagt, der Fritz will ſie umbringen. Ja, das will das Gericht nun beweiſen haben; wer weiß, müſſen die Weiber einen leiblichen Eid ſchwören vor einem Tiſch, der ganz ſchwarz aus iſt geſchlagen, und da liegt ein Totenkopf drauf, und die Geiſtlichkeit ſteht dabei, und der Meiſter Schramm, ihr Hinterviertel, und unten auf der Gaß ſingt der Kantor mit ſeinen Jungen. Der verwünſcht Schlucker! Iß doch, Lenele. Ich mein, es iſt ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmatz hab geben. Komm her, Lenele; thu nicht ſo ſchämerig; eine Frau braucht nicht ſo zu thun. Und wie dir das Schöpple wird ſtehn! Ja es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu laſſen baun, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Alſo Thee haſtu für die Nacht. Ich bin ſchrecklich müd. Was ſchlägſt du denn die Händ da unterm Tiſch zuſammen? Ich meint, du wärſt ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtſtubenweiber? Warum ſind die ſo dumm!

Damit duchſte der Schmied in ſeine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tiſch die Hände. Sie ſtand ſchon halb vor dem ſchwarzbeſchlagnen Tiſche, halb ſtak ſie im Trillerhauſe.

Haſt auch Öl für morgen früh? fragte der Schmied ſchon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie ſetzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem ſie die Haltebänder geknüpft, was nicht ſo ſchnell ging, da Händezuſammenſchlagen und Schleifenbinden Dinge ſind, die zu vereinigen man ein Taſchenſpieler ſein muß, nahm ſie ihr Gehäuſe um und verſchwand in der Finſternis der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaſpar der Heiterethei länger nachſehen können, der Kreuzberg hätte ſich wieder um ein Stück aus ſeiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte ſie nur den einzigen Gedanken gejubelt: Der Fritz lebt! Du haſt ihn nicht auf deinem Gewiſſen! Du wirſt nicht geſchloſſen über die Gaſſe geführt, daß die Leute ausweichend ſchweigen, wenn du vorbeikommſt, und nicht eher flüſtern, als bis du vorüber biſt! Nicht im engen Gefängnis lange Monden lang ſitzen, du ſollſt frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirſche in dem Walde! Der Glanz des Ganzen, der ſo plötzlich die Finſternis vertrieb, hatte ſie fürs einzelne geblendet. Nun ihr Auge ſich an ihn gewöhnte, trat auch dieſes hervor.

Der Fritz lebt, aber ſein Arm iſt gelähmt, und das haſt du gethan. Wie ſoll er ſchaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt; er iſt ſelber gefallen, hat er geſagt. Von ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerſpitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas Süßes hat. Er ſchont dich; und du haſt ihm das gethan, meinte der Schmerz; das Süße daran iſt der Gedanke: Er ſchont dich! Denn heißt das nicht: er iſt dir nicht feindſelig, er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böſes zu thun, vielleicht gar —? Aber dieſes voreilige Vielleicht mit ſeinem blauen Himmel ſchwindet. Denn freilich, ſagt ſie, ſollt es heißen, ein Mädle hat den ſtarken Fritz überwunden? Dazu iſt er zu ſtolz auf ſeine Stärk. Und ich hätts an ſeiner Stell auch nicht können geſtehn. — Warum aber iſt ſie nun traurig?

Ja, der Gurken-Kaſpar ſchüttelte den Kopf, ſäh er ſie ſo vor ſich hingebückt gehen, als läſe ſie ihre Gedanken von der Erde auf.

So iſts. Aber iſt es nicht noch unendlich gut, daß es nur ſo iſt? Und nicht ſo unendlich ſchlimm, als es ſein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als ſie emporſehend ihr Häuschen erblickte und den alten Holunderbuſch, wie er ſchon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

Sind die dummen großen Weiber ſchon wieder da beiſammen? Nun iſts doch mit dem Warnen aus und dem andern dummen Zeug. Wie viel haben die nicht geredt, was ſie müßten verſäumen meinetwegen! Da ſollt man meinen, ſie ſind nun beim Nachholen daheim. Ja, proſt! Ums Plaudern iſts den Weibern zu thun geweſt, und das Häusle ſteht ſo juſt am End; da kann man hineinwiſchen, und es ſiehts kein Menſch, der es könnt bereden. Nu, ich will mirs noch ein Tager etliche laſſen gefallen. Aber hernachen hörts auf; hernachen kehr ich aus. Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Man kann ſich denken, mit welcher Freude die Heiterethei von den „Wachtſtubenweibern“ empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiterethei gerettet, indem er den boshaften Auflauerer in die eigne Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiterethei in den Bach werfen wollen, in den er ſelber nun geſtürzt war. Aber es fragte ſich ſehr, ob der Himmel ohne die Wünſche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein ſolch Exempel ſtatuiert hätte. Und dieſe konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den ſie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit, nur die kleine verſchämte Baderin, die kurz vor der Heiterethei in das Stübchen getreten war, ſchien von andern Gefühlen beſeelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängſtlichen Demut vor den großen Weibern wagte ſie kein Wort und ſchien nur mit ſtummen Blicken und gefalteten Händen die jedesmalige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Geſtraften zu flehen.

Die Weberin ſpann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höhern Fügung, welche die verfolgte Unſchuld geſchützt hatte, ein Ehrenkleid.

Ja, ſchloß ſie ihre Rede, den Böſewicht hat ſo recht der Finger der Vorſehung vom Steg getippt.

Da mög einer, machte die Tiſchlerin begeiſtert die Nutzanwendung, Bonapart heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? Das iſt der Vorſehung egal!

Denn jeder, fügte die Tüncherin hinzu, treibts nur ſo lang, als es geht, und hernachen geſchieht was, worüber ſich Menſchen und Vieh verwundern.

Und wenn die Zeit gekommen iſt, ſagte die Beutlerin, hernachen iſt ſie da.

Und hernachen, nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, ſagt alle Welt: So iſts einmal recht! So hats einmal müſſen kommen.

Bewirkte es nun der ſtumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Beſtrafung des Sünders zu dem höchſten Punkte geſtiegen, wo ſie notwendig in Mitleid umſchlagen mußte, die Tiſchlerin ſagte ſanfter: Ja, aber dauern thut es einen doch; denn warum? Man iſt doch ein Menſch.

Und, meinte die Weberin, die auch in der Milde keiner nachſtehen wollte, er hat doch eigentlich auch ſeine ſchlimme That noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann ſtrafen, aber die Menſchen ſollen mitleidig ſein.

Zumal, beſtätigte die Tüncherin, wenn einer hernachen ſo bußfertig iſt wie der Holders-Fritz. Denn das muß man ſagen, obſchon er ein Böſewicht iſt, ſo iſt er doch eine recht chriſtliche Seel. Wie ein Lamm iſt er, hat das Holders-Fräle geſagt. Und er hat auch gar kein bißle Reu über das, was er hat gethan, ſondern er erträgts als ein frommer Chriſt, der da aus ſeinem Katechismus weiß, der Gottloſe muß viel leiden. Und glücklich iſt, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern iſt, hat der Apoſtel Paulus geſagt.

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indes nicht entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Mut nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehn.

Die Frau Baderin muß doch eigentlich wiſſen, wies mit dem Holders-Fritz ſteht.

Die Baderin erſchrak, daß ſie reden ſollte. Sie errötete über und über und ſtotterte eine Entſchuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wiſſen, was ſo große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die ſie geben konnte, hätte ſie in jedem andern Munde für wichtig und mitteilenswert gehalten; in ihrem eignen aber ſchien ſie ihr ſo unbedeutend, als ſie ſich ſelber vorkam.

Es muß ſehr gefährlich ſein, ſpann die Weberin. Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu ſagen.

Dumms Zeug! lachte die Heiterethei, um ſich ſelber die Furcht zu vertreiben. Er iſt auf den Arm gefallen; daran ſtirbt ſo einer nicht, wie der Holders-Fritz.

Die Tiſchlerin wollte beiden recht geben. Nein, daran gewiß nicht, ſagte ſie, wiewohls ihm kein Menſch könnt wehren, daran zu ſterben, wenn ers abſolut will. Denn warum? Der Menſch iſt wie Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch ſterben.

Ihrer iſt geholt worden? fragte die Weberin.

Ja, entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verſchämt an ihrem Mantel herum, daß es nur ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte ſie ſich ein Herz und fuhr fort: Das Fräle iſt zu Nacht kommen mit ihrer Latern und hat meinen in die Werkſtatt geholt.

Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von ſich. Aber es iſt nix —

Was ſolls denn auch ſein? zankte die Heiterethei mit ihrer Angſt, bei ſo einem Jungen!

Ich mein, fuhr die Baderin fort und wußte nicht, wo ſie hinſehen ſollte, daß ichs ſag; ich weiß, daß ganz andre Weiber da ſind, und es iſt nicht, weil ich dächt, es wär was, weil ichs hätt geſagt, und . . .

Mit wem iſt nix? gab die Weberin der allgemeinen Spannung die Frage. Mit dem Holders-Fritz ſeiner Krankheit?

Die Baderin hatte ſichs ja gedacht, daß ſie die großen Weiber beleidigen würde. Sie ſeufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehn in Angſt und Selbſtverſchmähung ihr völliges Ebenbild war: Mit mir.

Und der Holders-Fritz iſt wirklich von ſich geweſt?

Die Baderin nickte und zuckte die Achſeln, daß ſies nur war, die entgegnete: Und ſo iſts geblieben. Meiner hat ſich alle Müh gegeben, aber ſo iſts geblieben . . .

Die Tüncherin brach aus: Ja, er hat noch geſagt: Ich bin allen Menſchen gut geweſt, drum will ich nu in Gott begraben ſein.

Es iſt nicht wahr, ſagte die Heiterethei zornig und wollte ſich mit Gewalt glauben machen, es könnte nicht ſein, wenn ſies nicht zugäbe.

Es iſt der Marasmus geweſt, hat meiner geſagt, fuhr die Baderin fort. Und ſo iſts geblieben . . .

Die Tüncherin konnte ſich nicht mehr halten. Wie in ſchmerzlichem Triumph über die gläubige Heiterethei wiederholte ſie mit ſchrecklichem Nachdruck nickend: Das hat der Holders-Fritz geſagt. Ich will am Schmarasmus ſterben, hat er geſagt, und hernachen hat er auch noch geſagt, wies mit der Leich ſoll werden.

Darüber geriet die Beutlerin außer ſich.

Da ſolls wohl eine große Leich geben? fragte ſie haſtig. Wann wird er denn begraben? Die Wochen muß ich nach Tambich; das wär doch dumm, wenns gerad die Wochen wär! Ich mach mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn ſo die Kurrendſchüler ſingen, und der alt Meiſter Schramm, der Leichenbeſorger, wackelt ſo barmherzig mit dem Kopf, und der Vikares ſieht oben nauf, wo alles Gute kommt vom Vater des Lichts. Und der Meiſter Schramm nimmt ſeine Pfeifen aus dem Mund und legt ſie auf den Teller, und hernachen gehts fort, ſo ſchwarz und weiß; da muß es einen Hund erbarmen, und ſo einer iſt doch gleichſam nur ein Vieh, geſchweig einen Chri—hi—ſtenmenſchen.

Aber nicht die Beutlerin allein ſchluchzte; die Frauen ſchluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte dem ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieſes Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Beiſpiele zu widerſtehen. Wie gewaltig dies ſei, wußten die Frauen recht gut. Denn ſo oft ihnen die Rührung ausgehen wollte, ſahen ſie einander an und erquickten ſich durch das Bewußtſein der Geſellſchaftlichkeit zu neuem, ſtärkerm Schluchzen.

Die Heiterethei war wie ein Marmorbild; ihr ſpannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöſte.

Die Weberin ließ den unſichtbaren Rocken, denn ſie hob die Arme wie tröſtend. Sterben müſſen wir alle!

Aber ſo jung! ſchluchzte die Tiſchlerin. Er kann noch keine zweiunddreißig ſein. Er iſt gerad ſo alt, wie mein Traugöttle ſelig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die Kirch nicht wieder gerett. Und wenns einen Wolkenbruch thut, muß der alt Gerber ertrinken. Denn warum? Wenn ein Menſch tot iſt, muß man ſagen, was wahr iſt!

Es entſtand eine Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte in ihrer Erzählung fortfahren: Bis meiner ihm einen Topf kalt Waſſer hat über den Kopf goſſen. Hernachen iſt er aufgewacht.

Das war für die Frauen ſelber kalt Waſſer über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den übrigen die Augen trocknete, machte die Heiterethei erſt weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte ſie erſt ſeinen Tod und ihren Schmerz über dieſen, und daß ſie ihn verſchuldet, als wär er wirklich, da ſie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen ſah auf mit halb unwilliger Verwunderung.

Was? ſagte ſie. Da iſt er noch gar nicht einmal geſtorben? Da hab ich für nix geflennt?

Nun, und wenn er auch noch nicht geſtorben iſt, ſchluchzte die Tiſchlerin, die ſich nicht ſo leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte, denn warum? Den Leuten ihre Schuld iſts nicht!

Ach, ſagte die Baderin leiſe, ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zu Leid wollen thun. Er iſt auch ſchon lang gar nicht mehr wild geweſt. Das Holders-Fräle hat geſagt: So ordentlich und ſo die Gutthat ſelber iſt gar keiner mehr, wie mein Tichterle.

Das gab ein neues Erſtaunen. Aber wie man einmal über dieſes hinaus war, wunderte man ſich, daß man hatte erſtaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böſe Abſicht des Holders-Fritz geglaubt habe. Und nachdem die Frauen einmal ſo weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und ſie beſannen ſich, jede hatte dieſen Unglauben auch ausgeſprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfſinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überſpannter Menſch auf eine ſolche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

Aber ſo ſind die Leut, ſagte die Tiſchlerin. Denn warum? Wenns nur nix Guts iſt vom lieben Nebenmenſchen; je ſchlimmer es iſt, je lieber glaubens die Leut.

Freilich! freilich! ſpann die Weberin mit beiden Händen. Weil er ein Beil beſtellt hat? Ich hab gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es iſt zu verrückt. Da dürft zuletzt kein Menſch mehr ein Beil beſtellen. Und er hats ja ſelber geſagt, er iſt über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Büttner keinen Reif mehr ſoll hauen, womit ſoll er denn binden?

Die Tüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unſchuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

Lieber Gott! rief ſie, über die Leut! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt, wos alle Leut hätten geſehn? Was wär da erſt draus gemacht worden, wenn ers nicht einmal bei Nacht hat dürfen thun, ohne daß die Leut reden!

Es iſt ſchrecklich, ſagte die Tiſchlerin noch zorniger. Wenn ichs nicht immer geſagt hätt, wenns hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? hab ich geſagt. Es darf gar keiner mehr ordentlich werden auf der ſchlechten Welt. Denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet, wann ſoll er denn Weiden hauen gehn als wie bei Nacht? Da hats geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut eben ſo gut könnt ſagen, das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf. Denn warum? Weil ſie immer da hat geärbet, wo Weiden ſtehn.

Ja, ſagte die Baderin ängſtlich verlegen. Aufgepaßt hat er dem Annedorle ſchon. Aber nur, weil er ſie hat wollen freien und hats nur vor den Leuten nicht wollen thun.

Das wäre ſchon wieder Stoff zum Erſtaunen geweſen. Aber das Unerwartete war dieſen Abend ſo oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr that.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und ſah die andern Frauen der Reihe nach an. Was hab ich gemeint, wenn ichs auch nicht hab wollen ſagen?

Ja, entgegnete die Tiſchlerin beiſtimmend. Denn warum? Man wär ausgelacht worden. Aber darauf wird ſich jede noch können beſinnen, was ich für ein Geſicht gemacht hab, wie zum erſtenmal iſt die Karten gelegt worden. Denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eicheldaus beim Annedorle gelegen.

Ja, fuhr die Tüncherin fort, und wie die Tiſchlerin das Geſicht hat gemacht, da hab ich die Tiſchlerin angeſehn und hab geſagt: Das iſt eine Hochzig!

Und hernach hab ich genickt und zwei Lacher gethan, ſagte die Beutlerin. Na, die Frau Weberin und die andern werden ſich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab gethan. So: Hahaha! Hahaha!

Und wenns ſonſt niemand ihnen glaubte, ſie hatten ſich ſo hineingeredet, daß jede wenigſtens von ſich überzeugt war, ſo habe ſie gethan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden ſei. Nur freilich! der verletzte Finger konnte ſteif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeſchwächten Jugend bedurfte die Heiterethei, den plötzlichen Wechſel der ſtärkſten Gefühle zu verwinden.

Und wunderlich! Auch ihr gings wie den Frauen. Ihr war, als hätte ſie, ſelbſt in der Aufregung, die ſie zu der wilden That getrieben hatte, im Innerſten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um ſo entſchuldigungsloſer und ſchwärzer ſtand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun ſchoben die Frauen, indem ſie ihr früheres Warnen und Aufregen verleugneten, die ganze Schuld ihr ins Gewiſſen. Das allein zwar hätte ſie nicht ſo ſehr aufgebracht gegen jene;

dieſe Verleugnung erzeugte im Gegenteil das Gefühl der Verachtung in der ſtolzen Seele der Heiterethei. Sie vergaß aber, daß ſie damals die Frauen nicht ſo gekannt hatte als jetzt. Und ſo kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentſchuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf ſich ſelbſt, daß ſie von ſolchen Menſchen ſich habe dazu verleiten laſſen. Dazu verleiten! Und durch ſolche Menſchen! Die Heiterethei, die auf ihre Klugheit und Selbſtändigkeit ſo ſtolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr ſelbſt auf die Frauen hinzulenken. Und dieſe blieb nicht aus.

Dazu that ſich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwirts-Valtineſſin im Sturmſchritt. Hinter ihr her die Schloſſerin drüben von den Weiden und die Ruſſen-Sattlerin. Das geſchah mit ſo eignen Gebärden und mit ſo beredtem Schweigen, daß die bereits Anweſenden vor Neugier und Verwunderung verſtummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Verſicherungen, die ſonſt zum Zeremoniell der „Wachtſtube" gehörten, ſich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wie viel die Valtineſſin daheim zu thun hätte, daß ſie eigentlich kaum aus dem Hauſe gucken ſollte, und doch käme, weil ſie einmal „ſo" ſei. Es hatte etwas Beängſtigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu ſein ſchienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eignes Verhängnis nicht geſchehen laſſen wollen. Sie führten die angebotnen Taſſen mit zitternder Hand zum Munde und ſtellten ſie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tiſch. Und mit Geſichtern! mit Geſichtern! Wunderbar war es anzuſehen, wie in der Spannung von Angſt und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Gebärden der eben angekommnen nachahmten.

Endlich ächzte die Valtineſſin: Ei, du Gerechter!

Die Schloſſerin von drüben ſeufzte: Nein, ſo was!

Die Ruſſen-Sattlerin ſtöhnte: Sollt mans denn meinen!

Dann war wieder alles ſtill. Und wieder begann das Achſelzucken, wieder wurde der Kopf ſeitwärts geworfen, wurden die Hände zuſammengeſchlagen.

So eigen, man möchte ſagen melancholiſch reſigniert und doch zugleich mit einer ſchmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Baltineſſin noch nie über ihrem rechten Ohr geſchwebt.

Man ſoll nicht denken, ſagte die Baltineſſin endlich, als ſie ſaß, aber mehr zu der Stubendecke, als ſonſt zu jemand, man ſoll nicht denken, man hat alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag ſechzig iſt geweſt. Der Holders-Fritz iſt ins Waſſer gefallen? O es fallen mehr Leut ins Waſſer! Er hat Weiden wollen haun? Ja, proſt die Mahlzeit!

Sie ſchlug erſt mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr ſie in Tönen fort, wie ſie der Gringel im Einfallen hören laſſen würde: Obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz ich und ſag: Da liegt eine Kriminaljuſtiz! Ins Waſſer gerennt iſt er worden, der Holders-Fritz!

Tauſend Ausrufe des Schreckens und Erſtaunens, eben ſo viel Fragen waren im Entſtehen. Sie alle erſtickte die Baltineſſin erbarmungslos in der Geburt, indem ſie fortfuhr:

Einem Stuhl und einem Tiſch ſieht man an, wozu ſie gemacht ſind, einem Menſchen aber nicht. Oftmalen ſieht einer aus wie Marzipan und iſt aus eitel Galgenholz geſchnitzt. Und da findet ſich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottſeibeiuns ſelbſt iſt geweſt, und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn einer wild heißt, muß er auch wild ſein, und wenn eine fröhlichen Herzens iſt, ſo iſt kein Falſch an ihr. Ja, proſt die Mahlzeit! Und wenn eine hinter dem Schiebkarrn herkanzt wie weiland der König David ſeliger vor der Bundeslad — aber der Menſch redt ſich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag ſechzig iſt geweſt.

Sie brauchte den Thäter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles ſah erſtaunt auf die Heiterethei.

Aber, fuhr die Valtineſſin fort, indem ſie ihre Haube auf das linke Ohr ſchwang, aber es iſt nix ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh iſt geweſt. Denn der Vorſehung iſt keine Kreatur zu gering. Und kommt ſo was nicht vor die Gericht, ſo iſts von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewiſſen hätt. Aber darum ſoll keine meinen, nun iſt ihrs geſchenkt. Denn dort über dem Häusle da — ſie zeigte hinauf, wo man eben den Holunder am Strohdach kratzen hörte — dort oben, da iſt einer, und dem iſts egal, ob einer König oder Kaiſer oder auch ein ledig Weibsbild iſt. Und der ſieht mit dem einen Aug nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichsſteg. Und wenn ſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, und die Leut, dies trifft, mögen leugnen, wie ſie wollen, hier ſitz ich und ſag: So iſts!

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch verſicherten alle, ſie könntens nicht glauben, ſie könntens wirklich nicht, daß ſo eine, die man für die Beſt, für die Gutthat ſelber gehalten, ſo was ganz extra Schrecklichs ſollte gethan haben.

Die Valtineſſin ſchlug auf ihre Kniee und wiederholte: Ja, mögs leugnen, dies gethan hat, wie ſie will; hier ſitz ich und ſag: So iſts.

Die Heiterethei aber ſprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfre Valtineſſin ruhig ſitzen blieb.

Leugnen? ſagte ſie zornig. Und vor wem? Vor euch? Was ſeid ihr denn, wennſchon ich ein arm

Mädle bin, und ihr ſeid reich und denkt, ihr ſeid wunder was? Und gut; wenns ſo einen giebt über dem Häusle da, wie die Valtineſſin ſagt, ſo weiß er auch, wer ſchuld daran iſt, und wenn ihr euch noch hundert mal mehr wundert. Was ich gethan hab, das hab ich gethan! Und wärs was Schlimmers, ſo bin ich nicht, daß ich nun thät, als wüßt ich nix davon, wies andre machen, die erſt einen reizen dazu, daß mans thut, und hernach verklagen ſie einen noch.

Die einen reizen? rief die Valtineſſin voll Erſtaunen, als die andern verlegen ſchwiegen. Hier ſitz ich und frag: Wer hat einen gereizt?

Da erhob ſich eine Stimme, in deren Ton ſich Angſt und Zorn wunderbar in einander verbiſſen hatten. Alle ſahen nach der Thür; in dieſer erſchien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz ſchimmerte in bläulichem Glanze, und hinter ihm rauſchte unglückverkündend das lange Haubenband als Schweif.

Und da meint die dort, ſchrie ſie, daß man vor Gericht das glauben wird? Und denkt, ſie will ſich weiß brennen, wenn ſie ehrbare Frauen verleumden thut? Die, ſag ich, muß einen leiblichen Eid leiſten, und nicht arme unſchuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich ſag nur, mich ſollen ſie nicht trillern, eher lauf ich in den Zehntbach. Ich hab nix weiter gethan, als was alle haben gethan, wo hier ſind. Und wenn ſies dahin bringt, und die Weiber da laſſen ſichs alle gefallen . . .

Wenn man wüßt, was ſie eigentlich will, die Schmiedin! unterbrach ſie die Valtineſſin. Ich für mein Teil, was das auch mög ſein, hier ſitz ich und ſag: Ich laß mirs nicht gefallen!

Und da wundert ihr euch auch noch! entgegnete die Schmiedin. Zum leiblichen Eid und ins Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber ſie ſoll nur vor Gericht ſagen, ich hätt ſie angeſtift!

Angeſtiſt? ſchrieen alle zuſammen.

Vor Gericht? fragte erblaſſend die Tiſchlerin.

Zum leiblichen Schwur? rief entſetzt die Tüncherin.

Die Beutlerin ſchlug ſchreiend die Hände zuſammen: Ins Trillerhaus?

Und deſſentwegen, ſagte die Valtineſſin vorwurfsvoll, langſam die Haube ſchwingend, ſind wir ſo geweſt? Und haben uns aufgeopfert? Blutig aufgeopfert? Sind alle Tag hergekommen und ſind nicht ſo geweſt und haben das Unſrig verſäumt?

Ich hab euch nicht verlangt, entgegnete die Heiterethei.

Ja, ſagte die Valtineſſin und ſchlug den Takt dazu auf ihren Knieen, freiwillig ſind wir gekommen, unverlangt ſind wir gekommen, nicht um gute Wort und auch nicht um Lohn. Das iſt unſer Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab gewußt, je größer der Dienſt, je größer der Undank; ich bin nicht umſonſt am Gründonnerstag ſechzig geweſt; und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Thür, und wer fort geht, der braucht deshalb nicht wieder zu kommen.

Die Valtineſſin erhob ſich, warf die Haube auf das rechte Ohr und ſchritt der Thür zu. Viele ſchloſſen ſich ihr an. Aber an der Thür wandten ſich alle unwillkürlich zurück, die Valtineſſin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiterethei werde ſie nicht gehen laſſen. Unverkennbar ſah aus allen Geſichtern die Wehmut, den Ort für immer verlaſſen zu ſollen, wo man ſo bequem ſich täglich geſehen, zuſammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Valtineſſin verſteckte dieſe Anwandlung unter feierlichem Ernſt und ſagte: Die Schmiedin iſt zu ängſtlich. Das Annedorle wird ſich hüten, ſolche unkluge Ding zu machen. Und wenn ſies demohnerachtet thut, hier ſteh ich und ſag: Meine Händ waſch ich in Unſchuld. Hier hab ich geſtanden, und den meinen

Finger von der meiner Hand hab ich aufgereckt, wie ich geſagt hab: Annedorle, der Fritz paßt ihr auf, aber das braucht ſie ſich nicht zu Herzen zu nehmen!

Ja und wahrhaftig, beſtätigte die Schloſſerin von drüben, ſo hat die Valtineſſin geſagt, und wie ich dazu hab geſagt: Wenns die Valtineſſin ſpricht, kann ſies glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenſter aufgeriſſen. Das iſt mir, als wärs geſtern erſt geweſt.

Hernachen, beteuerte die Ruſſen-Sattlerin, hat der Kaffee angefangen zu kochen, und da hab ich gemeint, es iſt, als ſagt der Kaffee ja.

Hundertmal klecken nicht, rief die Tiſchlerin, daß ich geſagt hab: Sei ſie geſcheit, Annedorle; das iſt ja lächerlich da mit ihrer Furcht.

Der Heiterethei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob ſie zornig werden oder lachen ſollte. Aber das Wort Furcht überhob ſie der Wahl. Der Tiſchlerin Rede traf ſie da, wo ſie am kitzligſten war.

Furcht? lachte ſie zornig. Furcht? Ihr redt von Furcht? Ich fürcht mich vor niemand. Ich hab mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht und fürcht mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt vor den Gerichten ſagen, ihr ſeid ſchuld, daß ichs hab gethan. Und nun wollt ihr alles auf mich allein ſchieben, und das iſt erbärmlich. Nicht weils mich betrifft, aber daß die Leut ſo ſind, das könnt einem weh thun, wenn man nicht müßt lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten ſo ſpräch, wie ihr meint, da würden die ſagen: Es iſt nicht das Geſcheitſt, was ſie hat gemacht, aber wenn ſie denen gefolgt wär, hernachen wärs erſt recht dumm. Ja, wenn ich ſagen thät: Ich hab den Wachtſtubenweibern gefolgt, da wärs für mich nicht beſſer, und ich würd noch ausgelacht dazu.

Die Valtineſſin beſchwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, die die Annemarie nicht „ausſagen" konnte.

Wenn die Sach, begann ſie dann, nur der Müh wert wär, daß der liebe Kaffee drüber kalt wird. Ich ſag: Ein Wort iſt kein Donnerwetter, und guter Rat kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle ſchon wieder vernünftig ſein. Ich mein, wir ſetzen uns noch ein bißle. So jung kommen wir nicht wieder zuſammen.

Ja, ſagte die Heiterethei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange ſpielten. Setzt euch, wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stüble nicht. Ihr ſagt, morgen wird das Annedorle ſchon vernünftig ſein, aber das Annedorle iſts ſchon heint. Ihr denkt, ich ſoll mich in meinem eignen Häusle ſchlecht laſſen machen und ſoll euch noch Töpf und Holz geben zu euerm Kaffee? So wär ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit ſolchen Leuten will ich nicht zuſammen ſein, die heint ſo reden und morgen ſo. Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Die Frauen hatten ſichs ſchon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernſt der Heiterethei nicht eher, als bis dieſe mit entſchloßnem Schritt dem Herd ſich näherte und den Topf ergriff.

Was halfs, daß die Annemarie ſie von hinten umſchlang, um ſie aufzuhalten, was halfs, daß Tüncherin, Tiſchlerin und Beutlerin heldenmütig ihre Leiber dazwiſchen warfen, daß die Valtineſſin beſchwörend ihren Arm gegen ſie aufhob! Das ſtarke Mädchen ſchob ſie mit leichter Mühe beiſeite. Sie achtete der Wehmut im Geſicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob ſie den Topf, und die braune Flut ſtrömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielſtimmiger Schrei, in dem zugleich das Erſchrecken kreiſchte, der Schmerz ausſtöhnte und der

Zorn drohte, klang in das Praſſeln der erlöſchenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch ratlos an den ziſchenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Greuel einer Waſſersnot. Und nun erreichte auch dieſe das Verhängnis, und ſie verſchwanden ſpurlos unter den Wogen der Flut.

Und ſchwarz ſtand der Herd, die Opferſtätte traulicher Geſelligkeit noch vor einer Stunde; ſchwarz, als hätte nie ein Kaffeeflämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulkan.

Über ihm aber erhob ſich die Valtineſſin, die Oberprieſterin des geſtürzten Opferdienſtes, in ihrer ganzen häuſerbreiten Majeſtät.

Man ſah, noch immer war ſie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, wenn das Annedorle Vernunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr ſchwingen, aber ihr fiel ein, ſie müſſe dieſe bedeutungsvolle Handlung aufſchieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeſchiednen Geiſter des erſtickten Kohlenfeuers aber waren auferſtanden zu einem neuen Leben und glühten racheſordernd aus den Augen der Beleidigten die Heiterethei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. Ich will die Thür zumachen, ſagte ſie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Valtineſſin auf ihrem linken Ohre ſchwebend erhalten. Die Valtineſſin ſelber ſchlug mit beiden Händen auf die Schürze und ſprach: Nun wohlan! Woher wir gekommen ſind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderm Herzen. Aus andern Stuben ſind wir gekommen in das arme Stüble da. Aber wir ſind nicht für uns gekommen. Das chriſtliche Mitleid zu üben ſind wir gekommen mit

Warnung und mit gottſeligen Lehren. Aber wem die Ohren ſeines Herzens verſtockt ſind, der macht auch die Ohren ſeines Leibes zu. Obſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, hier ſteh ich und ſag: Das Annedorle wird wohl ſehen, was ſie hat gemacht. Und ſie ſollt lieber ſehn, wie ſie ihre Sach könnt verdunkeln (verſtecken), als daß ſie den Leuten ſelber auf ihre Sprüng hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauert? Weiden gehaun hat er. Wo ſoll einer anders Weiden haun, denn wo welche ſtehn? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehaun, weil ſie immer um die Weiden herum iſt geweſt? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenns hat geheißen, der Holders-Fritz lauert ihr auf!

Die Heiterethei lief nach der Thür und öffnete ſie ſo weit, als ſie ſich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen ſah, wie ſie ſo ſchlank und hoch an der Thür ſtand, mit einem Holzſcheit in der ausgeſtreckten Hand den Frauen zeigend, wohin ſie ſollten. Die Lippen geſchloſſen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezognen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wiſſen ſchien, leidenſchaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein ſchöner Modell zu dem Engel finden können, der die erſten Sünder aus dem erſten Paradieſe treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängſtlicher Haſt die großlinige ruhige Geſtalt. Der Arm, vor der Spannung der eignen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegeriſch Werkzeug; es war ein Arm, in deſſen Hand das unſchuldigſte Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiterethei zu dieſem Bilde gebrach, ſo war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unſterblichen. Und die Heiterethei war ſterblicher als andre, weil ſie mehr Leben beſaß.

Die Vallineſſin fuhr einen Schritt zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn ſie dieſe anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte paſſieren können. Sie verſtopfte ſich und den andern auf einen Augenblick die Paſſage, ſodaß dieſe im unwillkürlichen Weichen vor der Heiterethei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen Augenblick. Denn ſie war trotz ihrer Häuſerbreite eine raſche Frau, wenn es ſein mußte. Erſt als ſie den Bereich des ſcheitbewaffneten Armes überſchritten hatte, fand ſie den Faden ihrer Rede wieder. Nun begreift man wohl, fuhr ſie fort, indem ſie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte ſie ſich mit dem Häuschen meſſen, nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig iſt geweſt, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat ſie müſſen lachen, wenn wir unſchuldigen Lämmer haben gemeint, wir müſſen ſie warnen vor demjenigen, den ſie ſelber hat verfolgt!

Ja, ſagte die Weberin, indem ſie eilig bei der Heiterethei vorbeiſchlüpfend das Freie gewann, ja weil ſie ſelber die ganz Geſchicht hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf thät lauern. Es weiß jeder, daß ſie toll auf ihn iſt geweſt!

Die Tüncherin war unterdes dem Beiſpiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch ſie war im Sichern, als ſie begann: So was Schrecklichs iſt noch nicht dageweſt von einem ledigen Mädle!

Ja, fuhr die Ruſſen-Sattlerin fort, noch atemlos vom Sprunge, am Gründer Markt einem ledigen Burſch zu ſagen, er ſoll ſie frein! Und ſie könnt einen Mann aus ihm machen!

Und wie er nicht will, ergänzte die Schloſſerin von drüben noch im Vorbeiwiſchen, rennt ſie ihm den Schiebkarrn an die Bein!

Denn warum? ſagte die Tiſchlerin, als ſie wieder Boden fand. Weil wir nicht haben mitgethan, wie ſie den armen Burſch hat wollen verhetzen!

O, ſeufzte die befreite Baderin vor ſich hin, er ſagt, er iſt ſelber gefallen, und zum Lohn rennt ſie ihn vom Steg!

Die Angſt der noch in der Stube Weilenden ſtieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiterethei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil ſie der Thür zunächſt ſtand, ihren Sprung faſſen wollte, hängte ſich die Nächſtfolgende an ſie an, und an dieſe wieder eine andre. Das Gewicht der ganzen Kette mit ſich fortzureißen war die Schmiedin denn doch zu ſchwach. So kams, daß ſie in der Thür zu fallen kam, und die übrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten ſie ſich auseinander; übereinander rollend und krabbelnd kamen ſie um ſo langſamer aus dem Bereiche der Heiterethei, als ſie das überſchnell ins Werk zu ſetzen ſich bemühten.

Die Heiterethei mußte im bitterſten Zorne lachen. Als die letzte aus der Thür war, warf ſie dieſe zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen ſchmolz.

Die Weiber draußen, hörte ſie, gingen noch nicht.

Drum ſoll ſie doch ja nicht meinen, ſagte die Tiſchlerin noch, es möcht eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt vorkommen. Und wer weiß? Denn warum? Es giebt Leut, denen auch das iſt zuzutraun!

Aber nu ſoll die ganz Stadt wiſſen, wie die Sach eigentlich iſt geweſt, ſagte die Weberin.

Eine ſchrie dazwiſchen auf: Man holt ſich da nix als Unrat und Geſchmeiß!

Der alte Holunderbuſch wirtſchaftete wie toll. Er warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

Und wenn ſies dahin will laſſen kommen, ſcholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, die Gericht werden ihrs ſchon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus.

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: Ja, hier ſteh ich und ſag, ſo eine Hochzig, wie ſie hat wollen zunichte machen, ſoll noch nicht in Luckenbach ſein geweſt.

Und nu wird ſich zeigen, rief noch entfernter die Beutlerin, ob das ihrer Schweſter Kind iſt oder ihrs.

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: Und obſchon mein Vater ſelig . . .

Und nun war nichts mehr zu vernehmen, als das Rütteln des Holunderbaumes am Häuschen und das Sauſen der Weiden im Winde.

⁂

Ich wollt wer weiß was drum geben, ſagte die alte Annemarie, indem ſie ihr Lämpchen anzündete, wenn ihr das nicht hättet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt ſind, habt ihr auf euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich euch wollt abhalten, ſeid ihr nur immer noch wilder geworden.

Weil ich recht hab gehabt!

Die Alte ſchüttelte den Kopf. Davon wär noch zu reden, ſagte ſie, und wenn man auch nicht am Gründonnerstag ſechzig iſt geweſt.

Die Heiterethei ſah ſich nach der Alten um, ob dieſe die Redensart der Valtineſſin anwende, um ſie zu verſpotten. Da dieſe aber völlig ernſthaft, ja mit Andacht weiter ſprach, öffnete die Heiterethei das Fenſter, um nichts weiter zu hören.

Ja, wenns euresgleichen wär geweſt, ſpann die Alte an dem unſichtbaren Rocken der Weberin. Die armen Leut haben nur gegen arme Leut recht. Die großen Leut ſind wie das Wetter, das muß man nehmen, wies kommt, und wenns gut iſt, ſo iſt man froh und bildt ſich doch nicht ein, es hätt gut Wetter müſſen ſein. Denn warum? Wenns ſchlecht iſt, muß man immer denken, es könnt noch ſchlechter ſein, und man müßt ſichs auch laſſen gefallen.

Die Heiterethei wandte ſich heftig vom Fenſter nach ihr um. Und da meint ihr, die armen Leut müſſen denen ihre Wetterhähn ſein und müſſen ſich drehn, wie die blaſen! Ja, ihr ſeid ſo eine, die krumm läßt grad ſein, wenn nur die Valtineſſin einen gnädigen Nicker macht, wenn ihr an ihr vorbeigeht und euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben ſind ſie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht mich vor der ganzen Stadt nicht, geſchweig vor euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild!

Ich wollt, ſagte die Annemarie, ich wollt lieber, ihr wärt vier Jahr lang in keine Kirchen gekommen!

Sie ſetzte die Lampe, die ſie eben aufgenommen hatte, wieder auf den Tiſch.

Aber die Heiterethei ſagte ungeduldig: Der Diktes hat getütt; macht, daß ihr nauf kommt in euer Stüble.

Die Alte nahm die Lampe wieder und ſagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eignen Ton: Ich wollt — ich wollt — aber ihr — nicht einmal den Neiger habt ihr mir zulieb gethan — ihr ſeid — na, ich mach ja ſchon. Ich wollt — nu gute Nacht, Annedorle — ſchlaft wohl.

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiterethei öffnete die Stubenthür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte unwillkürlich daran, unter wie ſo ganz andern Gefühlen ſie dies noch vor wenigen Tagen, ja daß ſie es da ſo ſpät vielleicht gar nicht gethan haben würde.

Und wenn ſie mich ſetzen, ſagte ſie, indem ſie hinaus ging, an dem Fritz hab ichs zehnmal verdient, und es iſt doch tauſendmal beſſer, als der Fritz wär tot, und wüßt auch keine Menſchenſeel, daß ichs hätt gethan.

Zwiſchen den Weiden am Bach kauerte ſie nieder, ſchöpfte mit der hohlen Hand von ſeinem Waſſer und warf es ſich in das brennende Geſicht.

Darüber vertiefte ſie ſich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möchte. Je freudiger ſie ſich ihrer Kraft und Selbſtändigkeit der Welt gegenüber bewußt war, deſto tiefer wurde ihr Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen; ſie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte ſich aus, wie er vergeblich ſich mühte, Schnitzmeſſer und Beil zu handhaben, und ſo lebendig, daß ſie unwillkürlich die Hand ausſtreckte, wenn ſie bald dieſe, bald jene Hilfeleiſtung nötig ſah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon ſollte er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr ſchwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im großen und ganzen, Reichtum ſei eine ſchöne Sache, und die Reichen hätten gut leben; aber indem ſie ſich in die Einzelheiten ſeines unglücklichen Zuſtandes hineindachte, nahmen dieſe die Geſtalt an, unter der das Unglück ſich vorzuſtellen ihr in ihrem eignen engen Kreiſe am nächſten lag.

Den Schmerz ſeiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden hätte ihr noch weniger gelingen können, da dieſe Gefühle ihr fremder waren als die innere Geſtalt des Lebens in einem reichen Hauſe.

So ſtand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, ſie hat ſich aus Haß an ihm vergriffen.

Wenn ichs ihm nur wenigſtens könnt ſagen: Es iſt nicht gern geſchehn, und ich machts gern ungethan, wenn ichs könnt! Wenn er freilich ſo klug wär und mich doch noch freit! Er ſollts nicht ſpüren, daß ihm der Finger fehlt, und es ſollt trotzdem doch ein Rechter aus ihm werden. Aber ich bin ſelber daran ſchuld; warum hab ich mich von den dummen großen Weibern laſſen verleiten! Vielleicht, wenn ers erführ, daß ichs nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab gethan. Aber wer ſollt ihm das ſagen? Und wenn ich mir ſo was ließ merken, wie würden die Weiber erſt reden! Und ich weiß nicht einmal, was er ſelber meinen thät. Er dächt wohl gar, es wär mir um ihn zu thun. Ich brauch keinen, ich kanns noch ſelbſt ermachen. Mir iſts nur darum, daß er mich dauert, und ich bin ſchuld daran. Ich wollt, ich könnts machen, und er wüßt gar nichts davon!

Sie ſann vergeblich auf das Wie.

Ein Windſtoß arbeitete ſich eben aus der Erlenkrone über ihr los, die ihn mit den krausbelaubten Äſten kämpfend feſthielt wie ein Spinngewebe eine lärmende Bremſe. Er erinnerte ſie weckend, daß ſie noch am Bach lauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlenſteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erſt gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlenſteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehn geſehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln faſt erſtickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte ſie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf ſie auf das Kind, das im ſanfteſten Schlummer lag.

Dann nahm ſie die Haue vom Nagel, und eilig mit ſchnellem Schritt gings erſt an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Eben ſo flüchtig als geſtern um dieſe Stunde eilte ſie durch das Thal. Eben ſo hatte ſie den Unterrock über den Kopf herauf geſchlagen, daß niemand ſie erkennen ſollte. Wie geſtern erſchrak ſie, wenn es hinter ihr rauſchte. Wie geſtern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeſchärften Ohr. Eben ſo laut pochte ihr Herz, und doch von wie ganz andern Empfindungen als geſtern!

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb ſie ſtehn und gab dem Blute Zeit, ſich zu beruhigen.

Wie ſah der Acker aus! Das ſtand noch ſchlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte ſeine Kartoffeln ganz vergeſſen haben. Sie ſchüttelte immer von neuem wieder den Kopf. Wie nötig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie aufs Geratewohl hingeſät ſtanden die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein andrer wie in einem Thale. Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen ſo feſt zu gehabt, als müßt er die Räuſch verſchlafen, die der Meiſter und die Geſellen ſich trinken! Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrloſung ſeines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor ſeinem Sauſen das Geräuſch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiſeres Lüftchen ſtrich nur mit den äußerſten Flügelſpitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wieſe ſumpfig iſt, läuteten Unken. Und wie das Rauſchen des nahen Wehrs, das ſie übertönend verbergen ſollte, bald leiſer, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiterethei die Nacht hindurch den Takt zu der heimlichen Muſik des Thales. Dazwiſchen tönte hie und da einmal der ferne Stundenſchlag vom Kirchturme der Stadt, den die Rathausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachſende Helle dem heimlichen Geſchäft der Heiterethei Feierabend.

Der Mond erhob ſich, in bleiche, regenkündende Dünſte gehüllt, wie im bloßen Hemde aus ſeinem Lager hinter dem Perleberg.

⁂

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkſtatt in ſeinem Stadel zu gehen, erwies ſich als ein ſehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräle that zwar, ſo ſchnell ſie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um ſo leichter, als der Mond durchs Küchenfenſter herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz ſpannte ſich hilfreich ihren ſchwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengaſſe mit den grünen Fenſterläden konnte ſie ſchon beim Heraustreten aus ihrer Hausthür ſehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuſchchen teilte, und ihn zu verſtändigen, wohin, und was er dort ſollte, das hatte ſeine Schwierigkeit.

Indes war dieſe zu überwinden geweſen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verſtändnis zu Tage kam. Die Alte ſchritt voran, ſorgfältig dem Meiſter Schnödler leuchtend; ſie ſchien zu meinen, ſein unſichrer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel ſei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: Da iſt ein Loch! da iſt ein Stein, Meiſter Schnödler! ſo verſtehen zu müſſen, als meine ſie, er ſolle in das Loch fallen und ſich an den Stein ſtoßen; wenigſtens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewiſſenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir ſeine kleine verſchämte Frau in der Wachtſtube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meiſter Schnödler fanden den Fritz in bewußtloſem Zuſtande auf ſeinem Lager.

Die Alte war außer ſich, aber der Meiſter Schnödler ſagte, um ſie zu beruhigen, geringſchätzig lachend: Da giebts noch ganz andre Ding auf der Welt, Frau Holderin. Das iſt noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen; 's iſt bloß, daß ſein Blut iſt herausgelaufen. Er nickte der Jammernden wie ſchelmiſch zu: Den wollen wir ſchon kriegen, Frau Holderin!

In der Siegesgewißheit wäre er faſt über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurteile von ſeiten der Frau Holderin vorzubeugen, ſagte er: 'S iſt bloß aus Durſt, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte dieſem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellenbogens ſuchte.

Die Alte hing in Angſt an des Meiſter Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: Es iſt aus mit ihm! Dieſer nickte ihr wieder ſchelmiſch lachend zu und ſagte: Ein verwünſchter Kerl! Nicht einmal ſein Puls ſchlägt mehr; aber wir wollen ihn ſchon kriegen!

Aber, Meiſter Schnödler, wo greift er denn hin?

Der Meiſter wurde ſeinen Irrtum gewahr, er rutſchte ſuchend vom Ellenbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um ſeinen Zuſtand nicht eingeſtehen zu müſſen, erklärte er der Alten, ſo ein Kerl, wie der Fritz, ſei nicht wie jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das ſei keine Kunſt, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer ſei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers ſtand ein Krug. Den faßte der Bader. Aber er roch erſt hinein. Es iſt eine Schande, daß ſo ein Kerl Waſſer ſäuft. Das iſt nur dazu gut! Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, ſie ſolle nun aufmerken.

Das that die Großmutter, und mit einer Spannung, als meinte ſie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken geſund werden.

Und wirklich gab dieſer nun ein Zeichen des Lebens von ſich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzelnd zu. Was? Schüttelts ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen. Wir wollen ihn ſchon kriegen. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt gebrochen, das wär ein ganz ander Ding!

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; ſie machte den Bader darauf aufmerkſam. Ach, Meiſter Schnödler, wenn nur der Finger dem Fritz nix ſchadt!

Schadt? entgegnete der Meiſter. Da ſchneiden wir ihn runter!

Die Alte ſah ihren Enkel ſchon verſtümmelt und ſchluchzte laut.

Der Meiſter aber lachte, um ſie zu beruhigen, wie ein Teufel und ſagte: Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleiſch genug am Leib, und thät man ihm alle zehn runterſchneiden und die Füß dazu. Das geht wie ein Donnerwetter; wo hab ich nur mein Meſſer hingebracht? Sieht ſie: Eins! zwei! drei! Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin!

Die Alte hielt dem Meiſter in ihrer Angſt beide

Hände feſt. Sie ſchien ihm zuzutrauen, er ſchnitte dem Fritz einen Finger ab, nur um ihr zu zeigen, wie leicht das ginge, und daß ſie darüber nicht ängſtlich zu ſein brauche.

Was? ſagte der Meiſter. Das iſt die Hauptſach, daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es ſoll ihr nicht angſt werden; dafür bin ich da. Was iſts denn ums Sterben? Und für ſo einen Kerl? Der ſtirbt nur ſo; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch, das wär noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin!

Ach du lieber Gott, er ſtirbt! brach die Alte aus.

Was denn? ſagte der Meiſter. Der? dem fällts noch nicht ein!

Aber er hats ja ſelber geſagt, der Meiſter Schnödler.

Ja, zum Exempel, entgegnete der Meiſter, wie ich ſie beruhigen thät, wenns der Fall wär, er ſtürb. Aber das iſt ja Kinderei mit dem. Höchſtens ein tüchtigs Nervenfieberle und einen ſteifen Finger, weiter iſts mit dem nix. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin.

Dabei ſtreifte er ſich die Ärmel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menſchlichen Händen zum Vorſchein. Er ſchüttelte ſie erſt, um ſich zu verſichern, er habe alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könnte. Dann kramte er ſein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Fritz.

Der Finger wird ſteif, weiter iſts nix, lachte er dann der Alten zu, als meint er ihr wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. Aber ſoll denn gar nix weiter da ſein, als Waſſer? Ich hab heint noch keinen Tropfen getrunken!

Mein Tichterle, ſagte die Alte, trinkt nix anders mehr als Waſſer.

Na und da ſind die Folgen davon! Hätt er ruhig im Gringel geſeſſen und eins getrunken, da wär er nicht in den Bach gefallen!

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meiſter Schnödler auch durch die ſorgloſe Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, ſie habe keine Urſache, ängſtlich zu ſein.

Wenn ich einmal ſo einen unter mein Meſſer hätt gekriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab ſtudiert! Was das für ein Bruſtkaſten iſt, und wie der heraufgezogen iſt! Ja, da iſts keine Kunſt, wenn einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da iſt die Heiterethei, das iſt auch ſo eine!

Der Name Heiterethei wirkte ſtärker auf den Kranken, als vorhin der Überguß mit kaltem Waſſer. Er erhob ſich halb und ſagte mit matter Stimme: Was geht die mich an? Der Gringelwirts-Ev hab ich aufgepaßt. Meint ich doch, ich wär in meiner Werkſtatt, ſetzte er, ſich beſinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders-Fräle, ihren Fritz wieder bei Beſinnung zu ſehen! Sie liebkoſete ihm wie einem kleinen Kinde.

Ihr ſeids, Fräle? Habt ihr das richtig gemacht, ihr wißt ſchon, was?

Aber, Fritzle, entgegnete die Alte, du haſt mirs die Nacht erſt geſagt. Was denkſt du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten gehn, wenn ſie ſchlafen?

So thuts morgen, ſagte der Fritz, redet mit der Valtineſſin!

Er ſank wieder aufs Lager zurück.

Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh, verſicherte die Alte. Dann ſah ſie den Meiſter Schnödler wiederum ängſtlich fragend an. Das Umſinken des Kranken beunruhigte ſie von neuem.

Der Meiſter aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von dieſem ihr antworten wolle.

Das Stehen wird mir ſauer, ſagte er, als ſie an die Schnitzbank kamen. Ich hab heint noch keinen Tropfen getrunken. Er ſetzte ſich und fuhr fort: Ich hab morgen im Gringel zu thun; ich könnts beſorgen.

Die Alte erſchrak. Ja, was denn?

Das Richtigmachen mit der Vallineſſin-Ev.

Die Alte wollte ihn noch nicht verſtehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er ſei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit von einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräle erſt die ganze Geſchichte von dem Auflauern ihres Enkels, und wie man erſt geglaubt habe, er wolle der Heiterethei etwas Böſes zufügen, dann, er ſei ihr zu Gefallen gegangen, bis er ſelbſt erklärt habe, es habe der Gringelwirts-Vallineſſin-Ev gegolten.

Das letzte kam ihr, wie ſie bei ſich ſelber meinte, kurios vor. Freilich die ganze Geſchichte klang kurios. Das Holders-Fräle war gar nicht ſchwer im Begreifen. Nachdem ſie, was ſie noch nicht wußte, dem Bader geſchickt abgefragt hatte, ſodaß ſie das Ganze der Begebniſſe, ſoweit ſie bekannt waren, überſehen konnte, begriff ſie den Zuſammenhang. Das Beſte ſchien ihr, den Fritz ſich erſt wieder beruhigen zu laſſen; denn ſein heftiges Verlangen, die Sache mit der Vallineſſin-Ev richtig gemacht zu ſehen, ging, das ſah ſie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiterethei verſchmäht zu ſein. Wenn ſie ihm den Willen that, mußte er es ſpäter bereuen. Konnte ſie ihn nur ſo lang in dem Wahne laſſen, ſie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte ſich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und alles fügte ſich ſo, wie ſie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünſchenswerteſten ſei.

Das konnte der Meiſter Schnödler mit ſeiner Vermittlerzudringlichkeit vereiteln. Drum ſagte das kluge Fräle nach einigem Beſinnen: Ja, Meiſter Schnödler, was denkt er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritzle jetzt gar nicht ſo recht bei ſich iſt; das muß der Meiſter Schnödler beſſer wiſſen, als ich. Aber bei ſo einer Frau, wie die Valtineſſin, iſts nicht, als wollt ich eine Mäd dingen; da könnt ich euch wohl ſchicken. Aber zu der, da muß ich ſelber. Und hernachen wird der Meiſter Schnödler auch gegen andre Leut ſtill ſein von der Sach. Mein Fritzle iſt gar ein Wunderlicher. Weil die Leut meinen, er hat der Heiterethei aufgepaßt, ſo will er den Leuten zum Trotz die Valtineſſin-Ev. Sagen aber die Leut, es iſt ihm um die Valtineſſin-Ev, hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiterethei. Und wenn er meint, daß die Valtineſſin meinem Fritzle keinen Korb geben wird, ſo wird die Valtineſſin dem Meiſter Schnödler keinen Dank ſagen, wenn er die Sach verderbt hat. Wenn mein Fritzle euch vielleicht fragt, ſo ſagt nur, ich bin dort geweſen, und die Sach wär ſo gut wie fertig. Aber was meint er denn zu meinem Fritzle? Das iſts eigentlich geweſt, was ich ihn hab fragen wollen.

Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtigs, entgegnete der Meiſter. Wenn eine Krankheit in ſo einen Kerl kommt, da iſts nicht, wie wenn ſie in einen Schneider gerät. Hernachen iſts eine Luſt, wie ſie drin herum hantiert. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin. Morgen komm ich wieder, und den wollen wir ſchon kriegen!

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie ſah ihm beſorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadelthür kam ihm ſein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte ſich mühſam und verſicherte: Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!

◆

Des Mondes Prophezeiung erfüllte ſich. Die Heiterethei war noch nicht eingeſchlafen, als es ſchon zu rieſeln begann. Wie ſie erwachte, hörte ſie die fallenden Tropfen im Strohdach rauſchen und auf den Blättern des Holunders zerplatzen. Und noch ehe die Stunde ſchlug, wo ſie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es wie mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam, ihr für heut die beſtellte Arbeit abzuſagen.

Morgen wirds ſchon anders Wetter ſein, meinte die Heiterethei.

Das Mädchen ſagte im Weggehen: Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr ſchickt.

Die Heiterethei ſah ihr einen Augenblick befremdet nach. Dann ſagte ſie: Schadt nix. Iſts nicht da, ſo iſts wo anders. Arbeit giebts genung.

Die Annemarie that dieſen Morgen ganz einſilbig, als ſie herabkam, die Heiterethei in der Wartung des Kindes abzulöſen.

Eben ließ die Valtineſſin die Stühle und Taſſen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen ſchleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu ſehen, that der guten Alten in der tiefſten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte ſie einen wehmütigen Abſchied nach. Die vornehmen Beſuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiterethei hatten dieſer in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, ein Glanz, von dem ein Teil verklärend auf ſie ſelber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten angeerbten Dieners, der in dem Anſehen ſeiner heruntergekommnen Herrſchaft ſein eignes ſcheiden ſieht. Sie hatte die Heiterethei lieb und meinte ſich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiterethei mit den großen Weibern noch eine beſondre Liebloſigkeit gegen ſie ſelber zu ſehen. Es hatte ſie ſchon bekümmert, daß die Heiterethei nicht einmal den einzigen Neiger ihr zuliebe gethan. Und wenn ſie auch den großen Weibern nicht unbedingt recht gab, ſo begriff ſie doch in ihrem Reſpekt vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen ſie könnte recht haben wollen. Daß die Heiterethei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majeſtätsverbrechen vor.

Da die Heiterethei zuhauſe blieb, war ſie überflüſſig und tappte kopfſchüttelnd wieder in ihr Stübchen hinaus.

Das Mädchen hatte ſich mit einer Näherei an das vordere Fenſter geſetzt — das hintere behielt ſich der Holunderbuſch ganz allein zum Hereinſehen vor — und bemerkte in Gedanken vertieft den Abgang der Alten nicht.

⁂

Nie hatte ein Tag dem andern ſo unähnlich geſehen, als ſeit die Heiterethei zum letztenmal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder ſein ganz eignes Geſicht. Es war, als wäre das Stübchen ſeit ſeiner Erbauung zum erſtenmale leer, ſeine Wände rückten immer weiter aus einander. Der Holunderbuſch ſah wie glatzköpfig aus; ſo ſehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tauſendlockigen Perücke herausblicken zu ſehen. Das Kind, das um die Heiterethei ſpielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben war, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden waren. Um die Stelle, wo die Valtineſſin geſeſſen hatte, bewegte es ſich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabſchnitte. Vermied doch die Heiterethei ſelber, im Vorbeigehn mit der ſeitwärts ſchwebenden Haube der Valtineſſin zuſammen zu ſtoßen.

Außerdem vergaß ſie alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Geſpräche der frühern, die Angſt und das Mitleid der letzten Tage hatten ſie ſo ſehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß ſie es nicht mehr wußte, wenn ſie es that.

Eine eigne Wirkung hatte dieſes Denken an den Fritz. Das Bewußtſein ihrer Verſchuldung, ihr Sinnen, wie ſie das, was nicht mehr ungethan zu machen war, wenigſtens zum Teil ausgleichen könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußern Dinge des Lebens geſchlummert hatte. Das zeigte ſich bald auch in ihrem äußern Anſehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daſeins in ihr lesbar geweſen. Es hätte ihn an jene topographiſchen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandnen mit ſchwächern Linien die beabſichtigten Umgeſtaltungen eingezeichnet ſind.

Und Zeit hatte ſie und ſollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwicklung dieſes neuen Daſeins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pauſe gemacht; noch vor der Sonne des nächſten Tages begann er wieder ſeine eintönige Muſik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Holunders unter den zerplatzenden Tropfen. Am vierten geriet der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdlich grau in grau auf die wachſenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerfloſſen; er nahm ſeinen ſchärfſten Stift und ſchien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, ſie unzerſtörbar einzugraben. Das Wachen ſelber konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit ſelber wurde ſchwermütig bei dem eintönigen Liede, das er ſich dabei ſang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechſel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr beſaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterſchieden ſich nur noch durch das Oben und Unten.

Erſt ſah man jede Stunde nach dem Wetterglaſe, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders werden. Erſt ſehnte man ſich, wieder Grün und Blau zu ſehen, zuletzt hatte man vergeſſen, daß es noch andre Farben gab als Grau; man ſah die Zeit kommen, wo Rechen und Haue zu fabelhaften Altertümern wurden, über deren einſtige Beſtimmung man ſich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte, und das Heueinernten für ein ſchönes Märchen alter Tage galt. Die beſonnenſten Leute mußten konſus werden, wie ſie ſich in der neuen Welt einrichten ſollten, wo das Waſſer an die Stelle der Luft zu treten ſchien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgethan.

Wenn man nur auch hätte vergeſſen können, daß man einen Magen beſaß! Von der Herzgrube aus eroberte ſich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erſte Glied der Kette von Schlüſſen, durch die die Gegenwart von neuem an die Vergangenheit feſtgemacht wurde.

Wenn nun ein ſolches Wetter zur Zeit der Heuernte ſelbſt den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinſtehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es geſtern verdient hatte! Und doch war die Heiterethei ſonſt auch bei ſolchem Wetter nie zu feiern gezwungen geweſen. Als Tag um Tag verging und niemand ihrer begehrte, weder zum Waſchen, noch zum Scheuern, noch zu ſonſtiger Haus und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzuſehen, was ſie, wie die Valtineſſin geſagt, angerichtet hatte. Aber ſie wollte es lieber den Umſtänden in die Schuhe ſchieben, als ſich ſelbſt. Freilich! Wer ſoll jetzt waſchen, wo keine Ausſicht iſt auf Trockenwerden? wer ſcheuern laſſen, wo jeder Eintretende die halbe Luckenbacher Flur an den Schuhen mit in die Stuben ſchleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin geſtand ſie ſich ſelber willig ein. Denn ſie ſah das Gegenteil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin ſtand bei ihr nicht in viel größerer Achtung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meiſten Leuten ihres Standes. Wenn dieſe ſelber einmal einen Brief oder ſonſt etwas zu ſchreiben haben, dünkt ſie das ſo ſchwer und peinlich, daß ſie für jeden Buchſtaben gern ein Scheit Holz ſägten oder hackten; an einem andern kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und ſie halten es für unnötig, obgleich es ihnen nötig genug vorkam, ſich darum ſtundenlang zu quälen.

Und an ſolcher Faulenzerei, fuhr die Heiterethei dann in Gedanken fort, hab ich ſelber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder ſchön Wetter werden!

Sie weiß ja, daß ſie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie iſt ſo weſentlich und unentbehrlich zur Heuernte als Sonne und trocknender Wind.

Freilich! Bis dahin iſt verzehrt, was ſie für ein mögliches Krankenlager bisher ſich abgedarbt hat; nicht für ſich — daß ſie krank werden könnte, iſt ein Gedanke, der niemandem einfallen wird, am wenigſten der Heiterethei ſelbſt — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie iſt dafür auf einmal deſto geſuchter. Bald wird ſie zu der Valtineſſin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie ſpricht jeden Tag vornehmer, ſie fängt ſchon an, die Haube zu balancieren wie die Valtineſſin, aber natürlich im richtig bemeßnen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Haubenwerfen verhält ſich zu dem der Valtineſſin wie ein Schweineſchwänzchen zu einem Löwenſchweif. Und geht ſie breiter, denn ſonſt, ſo iſt ihre Grazie gegen die maſſive, ſteinerne der Valtineſſin nur eine aus Holz und Lehm, und ſie ſelber nur ein beſcheidnes bretternes Hintergebäude.

Nur ſelten kann ſie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten hereinzuſehen, und dann läßt ſie gutmütig, ſo viel in der Eile möglich iſt, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Geſtalt der Heiterethei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat ſie nicht den Mut, wenn auch die Luſt. Denn ſie kennt die Heiterethei. Und die giebt ſich auch nicht das Anſehen, als ob ſie etwas bedürfe. Ja, ſie treibt noch Poſſen mit der Annemarie. Sie ſpielt die Perſon der Valtineſſin und der Weberin gegen ſie und weiß das mit ſolcher Geſchicklichkeit der Nachahmung zu thun, daß die Annemarie zuweilen ihr ſüßſaures Lachen vergißt und in unwillkürlicher Täuſchung befangen ſich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiterethei wirklich jene große Frau ſelber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war, als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiterethei in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen erſah die Heiterethei, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

Ich bin keine von euern großen Weibern, ſagte ſie, daß ihr erſt vom Wetter müßt anfangen, wenn ihr mir was wollt ſagen. Da iſt nur eins zu machen, entweder ihr redt, oder ihr redt nicht. Und ſo iſts, und nu iſts fertig. Ihr wollt vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab angezündt.

Vor meinetwegen brennt die Lampen ja nicht an, Bäs Dorle, entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm ſuchte zu ihrem Vorbringen.

Nu, doch wegen dem Liesle da, damit ſich die nicht ſtößt.

Das Liesle ſitzt ja ſo ruhig, und das Öl, das wird ſchrecklich teuer bei der Witterung.

So will ichs noch laſſen gehn, aber nu hätt ich gedacht . . .

Ja, ſagte die Annemarie. Sie dachte, einmal muß es ſein, und gab ſich ſelber einen Stoß, daß ſie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

Weil ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen, ſagte ſie, und es iſt groß genug dazu; ſonſt übrigens außerdem blieb ich lieber bei euch wohnen, als wo anders.

Ihr wollt fort aus meinem Häusle? fragte die Heiterethei.

Ja, ſagte die Annemarie, und der Holunderbuſch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Bruſt nicht mehr ertragen.

Der hat abgeblüht, entgegnete die Heiterethei ruhig. Und wenn ers einmal hat gethan, ſo thut ers das ganz Jahr nicht zum zweitenmal.

Und der Bach, fuhr verlegen die Annemarie fort.

Ja, der Bach, half die Heiterethei der Alten, weil ſie ſah, dieſe wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. Der Bach, der iſt halt ſchrecklich naß. Habt ihr heint ſchon ans Ausziehn gedacht, wie ihr mittag ſeid dageweſt?

Die Alte bejahte nur und geriet ſchon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiterethei ihre Antwort benutzen könnte.

Ja, nu weiß ich, ſagte dieſe, warum das Öl ſo teuer iſt, und warum ihr gerad jetzt kommt, wos finſter iſt. Ihr habt gedacht, ich ſehs euch ſonſt an, daß ihr Vorwänd macht. Wärt ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt geſchlafen, da wärs noch beſſer geweſt; da hätt ichs auch nicht gehört. Und nu will ichs euch auch nicht zuleid thun und die Lampen anbrennen, eh ihr wieder fort ſeid. Ich bin freilich nicht ſo höflich wie ihr. Damit 's nicht zu grob herauskommt, wenn ihr einmal die Wahrheit redt, wollt ihr mir lieber zwei Lügen weismachen. Bei euern großen Weibern iſt das vielleicht das Recht', zumal wenn ihr noch einen ſchönen Reiger dazu macht. Aber ich mein, wenn mir einer Lügen weis will machen, ſo iſt das die größt Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr ſeid euer eigner Herr und könnt in der Valtineſſin ihre Brillenſcheiden ziehen, wenn ihr wollt. Ich hab euch nix zu ſagen und mithin auch nix übel zu nehmen. Was das Liesle da angeht, ſo muß die Sach gehn, wie ſie kann. Mir kanns einerlei ſein und iſts auch, und nu iſts fertig.

Bei der Annemarie wars aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiterethei könne es nicht ermachen ohne ſie. Nicht als hätte ſie gewünſcht, die Heiterethei vermöchte das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, ſo ſehr ſie ihr ſchon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könntens für eine Sünde halten, wenn ſie bei der Heiterethei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlaſſen, darin man ſo lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin geweſen, daß man ihm fehlen werde, das iſt ſo leicht nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbrezel auch faſt gar nichts geweſen war, und gab dieſe dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Ähnlichkeit ihres Schickſals mit dem dieſer Brezel, was ſie dabei ſo mit Wehmut erfüllte.

Wenn ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle! begann ſie mit zitternder Stimme, in der Thür ſich noch zurückwendend.

Und wenn ihr mir nur wen'gſtens den Neiger zulieb hättet gethan vor meinem End, aber ſo . . .

Den Anſtrengungen ihrer Hand gelangs nicht, die vom Schluchzen unterbrochne Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptſächlich deshalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr ſehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte an, daß ſie gegangen war.

Draußen ſtand ſie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem ſie ſelber keine bewies.

Aber die Heiterethei hatte ſich eben ſo ſeltſam widerſprochen, da ſie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie dachte nicht daran, daß ſie ſelber in demſelben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei wars ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deshalb, weil ſie daraus, daß ſelbſt die treue Alte ſie verließ, erkannt hätte, wie ſchlimm man in dem ganzen Städtchen von ihr denken mußte.

Dieſe hatte über ein Menſchenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher ſchon da gewohnt, ehe die Mutter der Heiterethei hereingeheiratet hatte. Eins nach dem andern neben der Heiterethei hatte das Häuschen verlaſſen. Vater und Mutter und ihre eignen jüngern Geſchwiſter hatte ſie hinaustragen ſehen; die ältere Schweſter hatte ſie ſelbſt hinaustreiben müſſen. Nun, da auch die Annemarie ging, wards erſt leer, trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch ſchon ſo lange geregnet und regnete noch. Und der alte Holunder rauſchte jetzt wieder eben ſo eigen wie damals, als ſeine Zweige den Sarg nicht hinauslaſſen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufatmend ſich leiſe ſetzen.

Das alles war ihr beim Abſchied der Alten gekommen, und ſie hätt es der Annemarie geſagt. Dieſe wäre entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiterethei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn ſie rede. Und ehe ſie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Weſen“ ſelber verdächtigte, blieb ſie lieber ſchweigend an ihrem Fenſter ſitzen.

⁂

Verfolgte nun das Schickſal die Heiterethei, ſo nahm es ſich eben ſo ſichtbarlich der Annemarie an. Den Entſchluß, das Häuschen der Heiterethei zu verlaſſen, ſchien es ſelber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte ſie ihre wenigen Habſeligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeſchafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot dieſem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügendern Schutz. Selber bis in ſein Innerſtes von deſſen Waſſern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgeſogner Badeſchwamm vermehrte es durch ſein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimſuchten. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offnen Armen auf, der ſie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beiſpiel der belohnten Verräter mehrte ihre Zahl. Was die Heiterethei hineinklebte, nahm der Regen in derſelben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie ſonſt wohl geſchehen war. Und ging einer vorüber, ſo geſchah es nur, eine offne Schadenfreude zu befriedigen. Der Holunder konnte nichts, als ratlos ſeine Zweige zuſammenſchlagen; ſie wurden ihm immer ſchwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu ſehen, wie feſt ſie noch ſeien, und nach jedem Pochen ſchüttelte er ängſtlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beſchwören, er ſolle nun endlich nachlaſſen. Der hatte keine Antwort für ihn, als ſein ewiges plätſcherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerſchlimmſter Nachbar. Er goß Öl ins Feuer oder vielmehr Waſſer ins Waſſer. Er ſammelte all den Regen, der auf ſeine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die geſammelten Waſſer ſich ein Bett nach dem Häuschen hin ſchufen und von ſeiner Kante darauf herabſtürzten, als hielten ſie das Häuschen für ein Mühlrad, das ſie in Bewegung ſetzen müßten.

Jetzt ſank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewichte. Das Dach wäre nachgeſunken, hätte nicht der Fels mit zu ſpätem Erbarmen jene erſetzt und das wankende mit der eignen Schulter geſtützt. Und nun begann auch der größte Teil der Vorderwand zu weichen. Sie bog ſich matt vornüber, als wollte ſie um die Ecke nach Hilfe ſehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da ſank ihr, ein Bild ſtiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch dieſe ein, und der Tod löſte zu früh, wenn auch mit ſanfter Hand, einen ſo innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geſchloſſen.

Nun glich das Häuschen einer Waſſerkunſt. Über die Furchen des Strohdaches ergoſſen ſich die Waſſer vom Felſen herab in hüpfenden Kaskaden. Unzählige Öffnungen ſchluckten ſie gierig ein, eben ſo viel andre ſpieen ſie in ſchönen Bogen wieder von ſich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Elend ſo luſtig wie eine Wieſe, und der alte Holunder ſtand daneben abgeſpannt und ſchlaff wie ein durchnäßter Regenſchirm in einer Ecke und ſchlug die Zweige über ſeinem Kopfe zuſammen aus Entſetzen vor ſolchem Frevel.

Die Valtineſſin that, als der Bader die Nachricht von dem Schickſal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas ähnliches. Sie ſchlug mit beiden Händen auf die Kniee.

Da ſieht man doch, daß man richtig hat geweisſagt, meinte ſie. Es hat wohl öfter ſchon geregnet, aber der Regen da, das iſt ein ſichtbarlich Strafgericht vom Himmel. Und das ganz Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag ſechzig iſt geweſt, der weiß, was er redt. Hier ſitz ich und ſag: Ein Regen ſoll das ſein? Eine Sündflut iſts.

Ja, ſagte der Meiſter Schnödler mit unſichrer Zunge, die Heiterethei, das iſt ſo ein Kerl, wie die Töchter der Rieſen ſind geweſt. Aber ich will euch ſchon kriegen!

Und der Herr hat wieder einen unſchuldigen Noah gerett, wie ſelbmal, fuhr die Valtineſſin fort. Die Annemarie da, das iſt der ander Noah.

Die Annemarie, die an der Thür Leuchter putzte, that einen Neiger. Sie lächelte, aber innerlich ſeufzte ihr Herz über das Schickſal des Häuschens.

Ja, es iſt kurios, ſagte der Morzenſchmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. Es ſcheint, das ganz Alte Teſtament geht noch einmal für in unſerm Luckenbach. Erſt iſt die Austreibung aus dem Paradies geweſt; jetzund iſt die Sündflut; nu muß der babyloniſch Turm noch kommen und der Auszug der Kinder Israel aus Ägyptenland.

Der iſt geweſt, der Auszug, ſprach die Valtineſſin. Aber nu iſt er erſt fertig. Der Pharao, der ſein Herz hat verſtockt gehabt, nu liegt er im Roten Meer. Ich hab manchmal beinah gemeint, man hätt ihr zu viel gethan, aber nu hat der Himmel ſelber geredt.

Zuviel gethan? beruhigte der Meiſter Schnödler nachträglich. So ein Kerl wie die Frau Valtineſſin, die kann ſchon eine Sünd mehr thun. Wozu wär denn einer reich auf der Welt? Das iſt noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Valtineſſin. So eine kann gar nicht zu viel thun.

Ja, meinte der Schmied, das Zuvielthun iſt andern Leuten ihre Sach.

Der Meiſter Schnödler ſah den Morzenſchmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorſicht für jeden Fall ſagte er dann: Keinen Tropfen, Meiſter Langgut. Der Tropfen, den ich heut getrunken hab . . .

Er wollte ſich eben eines hohen Schwurs vermeſſen, aber die Valtineſſin unterlief ſeine Zunge, indem ſie feierlich warnend die Haube ſchwang. Meiſter Schnödler! Aber was iſt denn da in ſeinem Glas geweſt?

Das iſt Bier geweſt, Frau Valtineſſin. Wenn ich ſag: Einen Tropfen, hernachen mein ich einen Bittern.

Die Valtineſſin ſagte: Ja, wenn ers ſo meint!

Der Schmied und die übrigen gingen. Der Meiſter Schnödler rannte die Valtineſſin an. In ſeinem weißlichen Rocke ſchien er mit ihr Nachtfalter und Pfingſtroſe ſpielen zu wollen. Es ergab ſich aber, er hatte beabſichtigt, der Valtineſſin etwas ins Ohr zu flüſtern.

Von wegen, ſagte er und zeigte auf die Ev, die eben hereintrat.

Ev! rief die Valtineſſin.

Nu, wie iſts denn mit dem? fragte die Ev leichthin, als ſie herangekommen war.

Ja, ſo ein Kerl, lachte der Meiſter Schnödler. Das iſt eine Luſt, wenn ſo ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Valtineſſin, wollt ich, krägs einmal. Die ſollts herumreißen. Das iſt noch lang nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Valtineſſin. Wir wollen ſie ſchon kriegen. Ja, wenns ihn hat, da redt er von nix als der Heiterethei. Ich kann ſie nicht los werden, ſchreit er. Da ſteckt ſie feſt. Jetzt iſt ſie da, jetzt da. Und deutet bald auf ſeinen Bruſtkaſten, bald an ſeinen Schädel. Ein verwünſchter Kerl, aber wir wollen ihn ſchon kriegen. Und wenn er einmal zu ſich kommt, dann fragt er: Fräle, habt ihrs richtig gemacht mit der Valtineſſin? So iſt er auf die Jungfer Ev verſeſſen!

Die Gringelwirts-Ev ſchien andrer Meinung. Aber: Wenn ich ihn nur erſt hab, ſagte ſie zu ſich. Ich will ſie ihm ſchon heraus bringen!

Der Meiſter Schnödler war innerlich der Meinung der Ev, wenn er es auch aus Galanterie oder ſonſt einem andern Grunde nicht wollte merken laſſen.

Der Valtineſſin allein fiel es nicht ein, der Fritz könnte eine Neigung zum König Pharao haben, oder es ſchien ihr nicht der Mühe wert, ſich ſo etwas einfallen zu laſſen.

Und das Fräle? fragte die Ev, und ein liebevoller Zug um den Mund ſagte, ſie brauche eigentlich gar nicht zu fragen.

Sie wills abſolut nicht, daß ichs in Ordnung bring. Das iſt ein Kerl! Aber ich will ihn ſchon kriegen. Wenns eine Mäd zu dingen gält, meint ſie, das könnt ich verrichten. Aber zu einem Kerl, wie die Frau Valtineſſin, da müßt ſie ſelber kommen. Und das geſchäh, ſo wie ſies nicht mehr in den Beinen hätt, daß ſie den Schloßberg könnt ſteigen. Und weiter ſagen ſoll ich nix. Der Fritz wär ein Wunderlicher. Wenn die Leut ſagten: Er freit den Kerl — die Gringelwirts-Ev, da könnt er aus Trotz die Heiterethei noch nehmen.

Hm! dachte die Gringelwirts-Ev. Das Mordmädle erriet richtig, daß das Holders-Fräle ſie nicht haben wollte. Sie dachte: Wenns nur erſt fertig iſt, der will ichs ſchon eintränken!

Ich meint, er wär ſelber alt genung, ſagte ſie, und könnt ſchicken, wen er wollt. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zuſammenthun mit dem rohen Ding da unten und kann ſie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverſchämtes Geſicht. Wenns einer machen thät, einen großen Kuppelpelz kräg er nicht von mir.

Der Meiſter Schnödler verſtand wohl, daß das hieß: Der kräg einen großen Kuppelpelz von mir.

Er ſchmachtete ſie an und ſagte: Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das iſt noch ein ganz andrer Kerl als das Holders-Fräle.

Aber die Baltineſſin ſchwang ihre Haube, ſodaß dieſe auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen ſchien.

Das Holders-Fräle hat recht. So einen ſchickt man nicht zu der Gringelwirts-Baltineſſin, ſagte ſie, in ſolcher Sach. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu reſpektieren hat. Und es wird ihr ſchon aus den Beinen herauskommen, daß ſie den Schloßberg kann erſteigen. Hier ſitz ich und ſag: Der Gringel wirft ſein Mordmädle niemand an den Kopf.

Das Mordmädle griff nach einer Flaſche, darauf geſchrieben ſtand: Spaniſch Bitter, und ſchenkte dem Meiſter Schnödler unverlangt zweimal nach einander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und ſagte: Der Meiſter Schnödler braucht ſich mit der Sach nicht weiter unnütz zu beſchweren. Wie meine Mutter meint, ſo mein ich auch.

Der Meiſter Schnödler verſtand; er nickte der Ev mit lachendem Geſicht zu und gab, nach der Baltineſſin hindeutend, zu verſtehen: Ein verwünſchter Kerl, die Frau Baltineſſin! Aber wir wollen ſie ſchon kriegen!

Der Meiſter ging, und die Baltineſſin wandte ſich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

Ja, ſagte ſie, Annemarie, wär der gerecht Zorn der großen Weiber nicht geweſt, ganz Luckenbach hätt mit dem König Pharao müſſen erſaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, ſo wär vielleicht der ganz Regen nicht geweſt. Was denkt ſich die Annemarie dabei?

Ach, ſagte die Annemarie; aber was meint die Frau Valtineſſin nur? So würd ich mir doch das nicht zu ſchulden kommen laſſen. Und wenns zehn mal ſich für arme Leut ſchicken thät, daß ſie was denken thäten dabei, was die Frau Valtineſſin ſagt. Und die Frau Valtineſſin weiß es ſchon einzurichten, wenn ſie was ſagt, daß nix dabei zu denken iſt. Und wenns ſein könnt, in der Frau Valtineſſin ihrem Beiſein michs zu unterſtehn, das wär mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer ſo reich iſt, wie die Frau Valtineſſin, und iſt am Gründonnerstag ſechzig geweſt!

Die Annemarie iſt eine recht vernünftige Perſon für ihre Umſtänd, genehmigte die Valtineſſin dieſes Erſterben in Demut, drum hat der Herr ſie auch ſo ſichtbarlich mit ſeinem Arm behüt. Und an dem Exempel da kann ſies erſehn, daß der liebe Gott die Welt nicht ſo in den Tag hinein hat erſchaffen, ſondern hat ſich was dabei gedacht, warum er reiche Leut und arme Leut hat erſchaffen.

Die Valtineſſin dachte, als ſie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß ſie noch vor kurzem den Unfall des Holders-Fritz eben ſo beſtimmt den Gäſten des Gringels als ein ſolches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch ſchien ſie recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiterethei ſo weit vollzogen, als wir geſchildert haben, und ſchon machte ſich ein Morgenwind auf, dem weitern Regen zu ſteuern.

Ja, ſagte die Valtineſſin, als zum erſtenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regenwimpern ſah, das iſt ſichtbarlich. Ordentlich gewartt hat der Wind, daß er nicht eher iſt losgebrochen, bis das Strafgericht iſt vollend geweſt. Und daß er nicht hat müſſen warten, bis das Häusle ganz verſtört wär geweſt, daraus kann man erſehn, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, ſondern hat ihn nur wollen demütigen und hat ihn durch Demütigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb Gott ſo was vor hat, ſo ſollen die Menſchen behilflich ſein. Und was mich anbetrifft, hier ſitz ich und ſag: Was ich kann thun, daß der König Pharao wird gebeſſert, das ſoll ehrlich und getreulich geſchehn.

So triumphierte die Valtineſſin in der Seele des Schickſals und faßte den Entſchluß, ihm zum beſten der Heiterethei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenſchlag — denn als ſolcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar ſtolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte ſie doch über das Schickſal des alten Häuschens und die Verſtocktheit und Liebloſigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte ſich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunſt, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenſchlag, da ſie beides allein genießen mußte. Im dickſten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, ſcheuen Schrittes wie ein Geſpenſt um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein ſeinen Lauerer haben. Seit der Fritz dieſe Stelle niedergelegt hatte, verſah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte ſie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie alles hätte ſo ganz anders werden müſſen, hätte die Heiterethei ihr nur gefolgt. Und wunderbarerweiſe that ſie das in den vornehmſten und verbindlichſten Redewendungen, die ſie der Valtineſſin und der Weberin abgelauſcht hatte. So hatte ja ſie immer die Neiger gemacht, die eigentlich die Heiterethei hätte machen müſſen, und jetzt war es, als könnte ſie noch rückwirkend alles gut machen, wenn ſie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiterethei ihr Unglück verſchuldet hatte, nachträglich für ſie erſetzte. Und ſo oft ſie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papiers hinabtauchte, in dem die Abſchiedsbrezel untergegangen war, ſchluchzte ſie wiederum mit ſchmerzlichem Vorwurf: Wenn ſie nur wenigſtens hätt geſagt, ich wollt lieber, ihr bliebt! Aber die —! Nicht einmal den einzigen Neiger hat ſie mir noch zulieb gethan vor meinem End.

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüte zu Beſuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des ſüßeſten Weſtlüftchens geſchienen, als das rauhe Weſen des alten trocknen Geſellen.

Denn rauh und ſtreng mußte er ſein, um all das heruntergekommne Wolkengeſindel, das wochenlang mit ſtrotzenden Waſſerbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurück zu jagen. Unter ſeinem zornigen Schnauben raffte es ſich zuſammen aus ſeiner Zerfahrenheit und floh zurück nach ſeiner Heimat, dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er ſich zum Ruhen legte nach der ſchweren Arbeit, das hing hoch wie ſchneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da ſpann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit roſiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborſtnen Leibe des Grau all die Farben wieder erſtanden, die es verſchlungen hatte! Wie Scharlachſpinnchen auf grünem Papier rannten auf den grünen Wieſen die roten Unterröcke durch einander, dazwiſchen dunkle Jacken und Beinkleider wie ſchwarze Käferchen oder wie lebendig gewordne Tintenkleckſe. Wie vorher der Regen vom Himmel zur Erde gefallen war, ſo in tauſend Strömen ſtieg jetzt der Heuduft von der Erde zum Himmel hinauf. Anſtatt des grauen Regengeplätſchers erklangen unermüdlich die bunteſten Vogelſtimmen. So verlaſſen hatten noch nie der Webſtuhl und die Brücke geſtanden in der dumpfigen Stube, die Schere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Senſe oder Rechen zu führen wußte, konnte ſchwitzen ohne Holunderthee. Kein Paar geſunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das geſundeſte, regte ſich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in dem es ſtak, dank den Anſtrengungen des Regens, luſtig genug geworden, luſtig bis faſt zur Durchſichtigkeit.

Die Heiterethei hätte ſich beim Ein und Ausgehen das Thüröffnen erſparen können. Es war faſt komiſch, daß ſie nicht neben der Thür durch die Wand ging. Die hätte ſie nicht erſt zu öffnen gebraucht. Ja, ſie ſchloß die Thür ſorgfältiger als je, wennſchon ſie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das etwa hundert Quadratfuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn ſie dies jetzt mit noch leichtern Schritten und aufgerichtetern Hauptes that und dabei ein luſtiger Liedchen ſang als je zuvor, ſo ſah man wohl, daß es aus Trotz gegen den Spott der Vorübergehenden geſchah.

Wäre ſie neben der Thür durch die Lücke gegangen, ſo hätte ſie dieſe förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte ſie den Spöttern nicht.

Selbſt ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unverſehrtes Schlafgemach hätte ſie als ein Zugeſtändnis angeſehen, durch das erſt der Zuſtand ihres Häuschens eine feſte Thatſache geworden wäre. So ſaß ſie den ganzen Tag über, da niemand ihrer begehrte, allen Vorübergehenden ſichtbar an ihrem Tiſche. Aber ſie ſchien niemanden zu ſehen; für ſie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Feſt für alle Spottmäuler des Städtchens. Jeder ſuchte der notwendigen Arbeit wenigſtens ſo viel Zeit abzuſtehlen, als er brauchte, die Heiterethei ſo daſitzen zu ſehen, und irgend einem Nachbar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuflüſtern, eben noch laut genug, um von der Heiterethei ſelber verſtanden zu werden. Aber nur, wenn ſie etwa in der Thür ſtand oder durch das eine übriggebliebne Fenſter ſah, nahm ſie von dergleichen Notiz. Dann hatte ſie, ohne irgend ein Zugeſtändnis in Rückſicht des delikaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein friſches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen wars freilich anders. Zunächſt half ihrs noch, daß ſie ſich erſt an das Bewußtſein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden ſichtbar zu ſein, und jedes Geräuſch rief augenblicklich ihren ganzen Trotz wieder wach. Aber wenn nun ſo lange draußen alles ſtill geweſen war, und ihr Stolz die unnötige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte ſich aber auch, wie ſehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Fritz ein ſo unzertrennlicher Gefährte ihrer einſamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiterethei aus dem kurzen erſt ſpät gekommnen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Wiederſchein ſeines erſten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der faſt verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knoſpen. Schnell ſprang ſie aus dem Bette, und wirklich! ſie ſah den ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben haſtiger als ſonſt und ſo niedrig, daß ſie faſt das Waſſer des Baches berührten. Nu werden ſie doch müſſen kommen, lachte ſie in ſich hinein. Das viele Heu, das noch draußen liegt! Und ſo ein Gewitter vor der Sonn kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang dauern, ſo werd ich geholt, aber hernachen thu ich gewiß nicht, als wär mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder dabei geweſt, hernachen iſt mir nicht bang. Wenn ſie nur einmal wieder geſehn haben, was ich ermachen kann!

So ſchnell war ſie nie fertig geworden mit Anziehen und Waſchen. Sie hatte ihren leichteſten Rock angethan, um recht ausbündig ſchaffen zu können. Und bald pochte es auch, erſt einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer einer und derſelbe, der gepocht hatte; es war kein Bote, der zur Arbeit rief; es war nur der alte Holunder. Von einem ſo wertgehaltnen Freunde wahrlich ein ſchlechter Spaß! Sie war nahe daran, zu glauben, auch den alten Buſch hätten ihr die Weiber verhetzt. Und je höher die Sonne ſtieg, deſto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken ſo gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers durchſchien. Jetzt war er leer, und ſeine Ränder liefen von jenem eignen graurötlichen Dufte an, den man den Herauch nennt, und der dauernde Trockne prophezeit.

Der Heiterethei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog ſich, wie der äußere ſich aufklärte, und es fehlte nicht viel, ſo regneten ihre Augen.

Da näherte ſich durch das Gras draußen ſchleifend ein ſchwerfälliger, hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die ſie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wieſen hinausgeſchüttet. Wer konnte es ſein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Dienſtbote oder Lehrling, der, etwas Vergeßnes nachzuholen in die Stadt geſchickt, ſich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiterethei wieder oben; ſie ſaß in ſtraffer Haltung und ſang ein luſtiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiterethei that nicht, als hörte ſie den ſchweren Atem des nun ſtillſtehenden, ſie ſah nicht nach ihm um. Der Atem klang ihr wie der der Valtineſſin; das Blut drängte ſich nach den Augenbrauen, aber ſie ſang noch beſſer als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuſpern, aus dem Verwunderung und Unwille herauszuhören war. Endlich ſagte zürnend die Stimme der Reicker Wirtin: Aber Mädle, biſt du denn der Verzeihmirsgott? Was iſt das für eine Aufführung da?

Die Heiterethei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in dem die Frau das ſagte. Sie iſt eben auch eine von den Großen oder wills wenigſtens ſein, dachte ſie bei ſich; ſie ſoll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder. Dann rief ſie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiſeſte Wort hätte verſtehen können: Iſt jemand da draußen vor der Thür?

Dieſe Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt ſein wollte. Mit mir ſtellſt du keine Faxen an, ſagte ſie. Du biſt nicht der Mann danach!

Trotzdem ging die Heiterethei erſt ans Fenſter und öffnete es auch noch mit großer Umſtändlichkeit. Ihr ſeids, Frau Dotin? Aber warum kommt ihr nicht herein ins Häusle? Ich laß das Fenſter nicht gern auf; das Liesle hats mit den Zähnen, und da kanns die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenſter zu iſt, kann mans nicht gut hören, wenn jemand draußen ſpricht.

Die Reicker Wirtin ſchüttelte mit dem Kopf und dachte: Sollts mit der nicht richtig ſein hinter der Stirn? Aber danach iſt ſie doch nie geweſt, daß das mit dem Häusle ſie ſo ſehr hätt ſollen angreifen. Sie wollte durch die Lücke hinein, da ſie aber die Thür aufſchließen hörte, meinte ſie: Wenn ſie wirklich ſo iſt, ſolchen Leuten muß man den Willen thun, ſonſt können ſie einem was zufügen in ihrer Wut.

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirtin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als ſie die Heiterethei ſo nahe vor ſich ſtehen ſah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geſchichten von Verrückten ein. Als ſie aber die Heiterethei genauer betrachtet und von verwirrtem Weſen, wenigſtens von den Anzeichen eines nahen Wutausbruches nichts gefunden hatte, hinkte ſie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

Guten Tag herein, ſagte ſie dann, wenn man dir nämlich was Guts zu wünſchen braucht. Deinem Geſicht nach ſollt man meinen, es wär nicht nötig.

Ach, entgegnete die Heiterethei luſtig. Guts kann man immer brauchen. Und wenn man gleich keiner iſt von denen, die nix genug können kriegen. Aber ihr fürcht euch wohl gar vor mir?

Du denkſt, du biſt die einzig, die ſich vor gar nix fürcht, lachte die Wirtin in ihrer Erleichterung. Denn ſie ſah wohl, die Heiterethei war noch ganz die alte. Indem ſie ſich in dem Stübchen umſah, ärgerte ſie ſich wiederum, wenn auch in andrer Meinung, darüber, daß die Heiterethei nach ſolchen Erlebniſſen und Thaten noch die alte ſein konnte. Drum fuhr ſie fort und nicht mehr im Tone des Scherzes: Aber nu läßt du mir deine Faxen. Ich bin da, ein ernſthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch wieder fortgehn ohne das, das ſag ich dir!

Die Dotin ſetzte ſich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das ſie mitgebracht, vor ſich auf den Tiſch. Die Heiterethei holte ihren Stuhl vom Fenſter und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Buſentuch, das gehörte zu den nötigen Vorbereitungen, wenn ſie jemandem eine Predigt halten wollte. Dann ſtrich ſie die Schürze glatt, lehnte ſich hintenüber, ſetzte die Brille auf und begann: Aber Mädle! Mädle! was machſt du mir da für Ding! Rennſt den Holders-Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frein, und wie dir die großen Weiber deine Unart verweiſen, biſt du noch ſo unſinnig und jagſt ſie aus dem Häusle!

Weil er mich nicht will frein? unterbrach ſie die Heiterethei zornig. Die Wirtin nahm die Brille ab, wie jederzeit, ſo lang ſie nicht ſelber ſprach. Die Heiterethei aber fuhr fort: Das habt ihr euch weis laſſen machen und hättet doch daran ſollen ſehn, was zu euern großen Weibern iſt. Und ſie ſollen erſt an ihre eigne Unart denken, wie ſie mir ſo lang in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt mir auf und wollt mir was thun, bis ichs hab geglaubt.

Das mög ſein, entgegnete die Wirtin, nachdem ſie die Brille wieder aufgeſetzt hatte, das mög ſein, wies will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach iſt geweſt. Das Ding iſt ſo: du biſt ein arm Mädle, und das ſind große Weiber. Das iſt die Sach, und nicht, wer ſchuld iſt, und wer nicht ſchuld iſt. Denn Reden, ſiehſte, das ſind nur Wörter, und es kommt nix drauf an, was einer redt, ſondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, ſiehſte, die Weiber den Fritz ſelber neingerennt hätten, das bleibt ſich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht ſo kommen, wie du gekommen biſt. Ich hab mir immer gedacht, daß das mit deinem Weſen einmal ſchlimm wird ablaufen. Armut und Hochmut, die führen zuſammen eine ſchlechte Eh, und wird nicht gut, bis ſie ſich ſcheiden und die Armut freit die Modeſtigkeit. Der Hochmut hat dir alle Leut erbittert und hätt dir das Häusle eingerennt, hätts auch nicht der Regen gethan. Aber die Modeſtigkeit, ſiehſte, wenn du die gehabt hättſt, da wär die Wand wieder zugewachſen, du hättſt ſelber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich beizeit bekehrſt! Drum gehſt du heint noch herum und bittſt den großen Weibern dein Unart ab. Die Valtineſſin iſt eine herzensgute Frau, wenn ſie nicht einer mit Gewalt reizt, wie dus haſt gemacht. Hernachen . . .

Auf der Heiterethei Backen hatte ſchon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckflecken den andern gejagt; jetzt fiel ſie jener in das Wort. Ich dächt auch, ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommts auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich ſag euch nur ſo viel: in meine Ohren geht nicht das Zehntel, als in euern Mund!

Die Wirtin ſetzte die Brille wieder auf und ſagte ruhig: Das iſt deine Sach. Mach du, was du willſt; hör oder hör nicht. Ich red, weils meine Schuldigkeit iſt, und es ſoll mir kein Menſch einmal nachſagen, ich hätt meine Schuldigkeit nicht gethan, und du ſelber nicht, wenn dichs einmal reut. Da mit dem Lieſle, das wär recht gut und ſchön, was du an der thuſt, wenn du kein arm Mädle wärſt, das genung für ſich ſelber zu ſorgen hat. Ich weiß, wems iſt, aber das wiſſen nicht alle Leut, und manchmal will einer nicht wiſſen, was er weiß. Und du denkſt, du meinſts gut mit deiner Schweſter, wenn du ihr die Ruten abnimmſt, die ſie ſich aufgebunden hat? Wenn du ihr die Sorg abnimmſt, die ſie vernünftig machen konnt, beſſer als deine Reden, damit ſie ſo leichtſinnig fort kann machen, wie ſie angefangen hat?

Die Heiterethei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr ſtand, mit beiden Armen umſchlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu ſehen, was die Heiterethei auf ihre Reden ſagen könnte, entgegnete dieſe mit leiſerer Stimme als gewöhnlich: Ich red nicht gern davon! Und indem ſie das Liesle auf ihren Schoß ſetzte, fuhr ſie, mehr zu dieſer als zur Dotin gewandt, fort: Es muß jeder ſeine Leut kennen und muß wiſſen, ob das Elend ſie nicht noch ſchlimmer kann machen ſtatt beſſer; und wenn eine ſchlimm wird, iſts beſſer, ſie wirds allein, als daß ſie noch ein anders mit ſchlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die andern ſollten abbitten, und auseinander bringt uns auch keiner, es müßt denn der Totengräber ſein. Und ſo iſts, und nu iſts fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht geſagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich euch hab mitgebracht vom Gründer Markt. Wärs nur ein lebendiger geweſt, der hätt euch aufgefreſſen, ſtatt ihr ihn. Und eine rote Naſe hätt er nunmehr auch von euerm Bier.

Ja, ſagte die Wirtin, indem ſie ihre Brille wiederum im Buſentuch unterbrachte, lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf ſeine alle Vier. Und wenn man denkt, du biſt einmal vernünftig, da biſt du geſchwind mit deinen Faxen wieder dahinter her. So groß und ſtark du biſt, ſo biſt du doch nix als ein pures Kind. Ich hab dir geſagt: Mach, was du willſt; aber denk nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willſt, wenn du mir nicht folgſt. Nicht, daß ichs mit den Weibern in der Stadt nicht möcht verderben um deinetwegen; wiewohl ich nicht wüßt, warum ich das ſollt thun. Aber es ſoll auch nicht heißen, die Reicker Wirtin hat ſie in ihrem Trotz beſtärkt. Und nun will ich auch einmal ſagen: Und ſo iſts, und nu iſts fertig. Behüt dich Gott!

Ja, wie ihrs ſagt, da klingts auch nach was! lachte die Heiterethei. Sie ſah die Dotin ungewiß, ob ſie durch die Lücke gehen ſolle oder durch die Thür. Es iſt eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man herein gekommen iſt. Hätte nicht unbewußterweiſe auch die Reicker Wirtin dieſe Nötigung gefühlt, die Heiterethei wäre mit dem Thüröffnen zu ſpät gekommen. Die Wirtin wartete darauf und ſchüttelte doch ſelber verwundert darüber den Kopf, und ſchüttelte ihn noch, als die Heiterethei ſie nicht mehr ſehen konnte.

Der Heiterethei war es nicht ſo ums Herz geweſen, als ſie die Wirtin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen ſtehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die ſie durch eine Lücke in den Weiden hindurch ſehen konnte. Die Dotin war die einzige, von der ſie noch Teilnahme und Hilfe erwarten durfte gegen die Not, die mit ſchnellerm Schritte dem Häuschen zueilte, als die Alte ſich davon entfernte. Mehr als einmal meinte ſie, ſie noch errufen zu müſſen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede beſtanden, und abbitten konnte ſie nicht, wenn ſie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte ſie dann nur noch in ihrem Trotze beſtärkt.

Waren das böſe Nächte geweſen ſeither für die Heiterethei, ſo zeigte ſich die heutige um nichts beſſer.

Die Not drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter als je. Sie war nie erbitterter auf die Menſchen geweſen, die ſo unbillig mit ihr verfuhren, und doch hatte ſie nie dringender gefühlt, wie nötig ſie ſie hatte.

Meinetwegen? ſagte ſie, kummervoll aufſitzend im Bette, denn nichts verſtärkt das Gefühl innerer Bedrängnis empfindlicher, als die äußere Hilfloſigkeit der liegenden Stellung. Meinetwegen? O, wenn ich allein wär, ſie ſollten mich zu nix zwingen, ſo langs Wurzeln giebt auf den Wieſen und Waſſer im Bach. Aber mit dem Liesle da, wo ich froh bin, daß ichs ſo aufgebracht hab mit Ziegenmilch und Thee! Und hätt ichs nur wenigſtens ermachen können, daß ich die Geiß behalten hätt! Und ſie geben mir keine Milch auf Borg; ich muß froh ſein, wenn ich für Geld welche krieg. Und das iſt nun auch alle. Aber abbitten thu ich doch nicht! Mich anbieten zur Ärbet, das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen ſoll, daß ich zu den Leuten ſoll ſagen: Gebt mir Ärbet, wo ſie ſich vorher haben geriſſen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch thun um dem Liesle ſeinetwegen. Und das thu ich morgen, aber jetzt denk ich nicht mehr dran. Die Gedanken machen einen deſperat. Gut; lachen ſie äußerlich, ſo lach ich innerlich. Am End müſſen die Leut ſich ſchämen, und nicht ich. Und thun ſie das nicht, ſo thun ſie was anders. Ich ſchlaf aber nun, und nun ſeid ſtill, ihr Gedanken, ich ſags euch zum letztenmal, und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Dazu machte die Heiterethei eine entſchiedne Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Geberde zu leihen. Aber es ſchien vergebens. Der Schlaf, den ſie gerufen, kam ihr noch nicht zu Hilfe. Inſtinktmäßig ſuchte ſie nach einem Punkte, an den ſich eine andre Gedankenreihe knüpfen ließe. Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkürlich fiel ihr ein, wie ihre Schweſtern und Bettgenoſſinnen ſich ſchon als Kinder gemüht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchſtaben des Namens ihrer künftigen Männer heraus zu leſen. Sie ſelber hatte dann dieſes Treiben verſpottet; die Schweſtern behaupteten, weil auf ihrer Hand nichts geſchrieben ſtehe, ſo werde ſie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihrs darum zu thun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu geraten, that ſie, was ſie damals nicht gethan. Und ſeltſamerweiſe, als ſie eben dieſes Treibens halb ſich vor ſich ſelber ſchämen wollte, meinte ſie, ganz leſerlich ſtänden zwei verſchlungne Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte ſich über und über erröten und wollte nicht wieder hinſehen; denn ſo keck und friſch vor den Leuten, ſo ſchamhaft war ſie vor ſich ſelbſt.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter ſah und nach ſeiner Weiſe mit ihr zu reden begann, da fürchtete ſich die Heiterethei vor ſeinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die ſie eben entdeckt hatte. Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort ſprechen konnte, dennoch ſuchte ſie es auf andre Gedanken zu bringen.

Sei nicht dumm, Liesle, ſagte ſie ſchnell, um ihr zuvor zu kommen; es iſt ja nicht wahr. Der Mond guckt rein, ob du ein gut Kind biſt und ſchläfſt, und hernachen ſagt ers ſeinen kleinen Brüderlen am Himmel. Guck, er iſt ſchon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erſt eins, hernachen legt er ſich auch nieder und ſchläft.

Das Kind war ſchon wieder im Entſchlummern und ſank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anſtrengung mehr, ſich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte ſich eine Gedankenreihe an, die ſtark genug war, ſich gegen jede andre zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiterethei ſich bei ſich ſelber entſchuldigen müßte, daß ein F und ein H auf ihrem Handrücken ſtand. Denn daß am Ende aus den Verſchlingungen des Geäders zu leſen war, was man wollte, daran dachte ſie in ihrer Unbefangenheit nicht.

Dummes Zeug, ſagte ſie zu ihrem Handrücken, ich brauch keinen Mann. Nicht den und auch einen andern nicht! Wenn ich was möcht, ſo wärs ein Bruder. Schön ſein muß es doch, wenn man einen Menſchen hat, dem man alles kann ſagen. Ja, und zu einem

Bruder, da ließ ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär, und ich wohnt bei ihm, wie wollt ich ihm ſeine Sach zuſammenhalten! Da wollt ich den ganzen Tag in ſeiner Werkſtatt mit ihm ſein und ihm helfen. Er ſollt nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär, da macht ich Ordnung in der Werkſtatt und ſcheuert und macht, was zu machen wär. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief, ich wollt nicht meinen, ich thät zu viel. Zuerſt müßt er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krägeleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quaſten ſchnitt ich gleich den erſten Tag von ſeiner Pfeifen. Rauchen möcht er meinetwegen; es iſt, als wenns einmal zu einem Mannsbild gehört. Und ohne Weſten wie ein Schlenkerles-Jörg dürft er mir auch nicht mehr auf die Gaß. Es iſt ein Jammer, wenn ſo ein hübſcher gewachsner Menſch ſo gar nix auf ſich hält. Er iſt der ſchönſt Burſch, den ich geſehen hab. Aber die langen wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen ſoll; wird nur der Rockkragen ſchmutzig davon. Und ſein Maß Bier den Tag, das wollt ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt ich haben. Er iſt die Gutthat ſelber, und wenn er welchs hat, ſo habens eigentlich andre Leut, und wo ſelber genug haben im Haus.

So ſinnt ſie. Aber ſchon verſagen ihr die Worte, bald auch die Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß ſie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben ſprechen.

Der eine ſagt: Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau notwendiger, denn zuvor, mit ſeinem gelähmten Finger.

Die Heiterethei denkt im Einſchlummern: Die meinen den Fritz.

Und wenn die Ev iſt, entgegnet der andre, wie ihre Mutter, die Baltineſſin! Das iſt eine Tüchtige. So eine könnt ihn zuſammenhalten.

Die Ev — denkt die Heiterethei noch, dann nichts mehr. Sie iſt eingeſchlafen.

Und wie lang ſchläft ſie dasmal! Als ſie erwacht, iſts ſchon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber ſie hat keine Zeit, ſich zu verwundern; ſie hört das Walkmüllers-Gretle drinnen ſagen: Die Heiterethei ſoll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswieſen noch rein. Sie zieht ſich eilend an, während die Baltineſſin dem Gretle antwortet. Jetzt ſchlägt die Baltineſſin auf ihre Kniee, denkt die Heiterethei, und nun gehts los. Richtig!

Denn obſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, hier ſitz ich und ſag: ſie wird gleich kommen, das Annedorle.

Denn warum? fügt die Schreinerin hinzu, ſie will ja noch auf der Ev ihre Hochzeit.

Aber daß das Annedorle ſich in acht nimmt! ſagt die Schmiedin. Er hat ſchon wieder ein Beil bei meinm beſtellt.

Dummes Zeug! ſagt ſie ſelber, nämlich die Heiterethei. Ich fürcht mich vor zehn ſolchen nicht. Dabei wundert ſie ſich über ſich ſelber und denkt: Das iſt ja eigentlich alles lang vorbei.

Aber ſchon iſt ſie draußen und wundert ſich wiederum, daß ſie den Schiebkarren mit ſich führt. Den braucht ſie doch eigentlich nicht. Und ſie iſt auch ſchon weit über des Walkmüllers Ulrichswieſe hinaus. Sie iſt ſchon im Ulrichsholze; ſie fährt ſchon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter ſich. Die Tannennadeln duften ſo ſtark, es nimmt ihr faſt den Atem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichsholz, ſondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt ſie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

Laß mich los, ſagt ſie; ich hab gern meine Händ frei!

Sie ſieht ihm ins Geſicht; das iſt blaß, aber ſo gut, daß es ihr in der Seele weh thut. Und was iſt das auch für ein Blick, mit dem er ſie anſieht! Sie denkt: Wenn ich immer ſo daſtünd, und er ſäh mich immer ſo an!

Gelt, ſagt ſie zu ihm, du haſt mich gewollt? Du haſt dir kein Beil beſtellt? Ich hab ja auch immerfort gedacht, du ſollſt mich nehmen, damit dein Sach gut gehalten wird. Daß ich ſo bei dir könnt ſtehn und könnt dir das ſelber ſagen, das hätt ich mir nimmermehr eingebildt, und es wundert mich noch, indem ichs zu dir ſag. Aber daß du nun die Ev willſt frein!

Ja, ſagt der Fritz und ſieht ſie immerfort dabei an, das iſt freilich ſchrecklich ſchlimm! Aber das Fräle hat einmal ihre Laden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingethan werden. Ja, da iſts nun nicht mehr zu ändern.

Das begreift die Heiterethei. Wenns ſo iſt, meint ſie traurig, da iſts freilich zu ſpät. Aber halt mich nicht ſo närriſch bei der Hand.

Thut dirs weh? Ja, ich bin ſtark. Ich bin der wilde Fritz!

Deswegen? Und wenn du noch zehnmal ſtärker wärſt, vor dir fürcht ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerſpitzen kommen und ſchlängeln ſo heiß den ganzen Arm herauf bis ins Herz. Mir iſt angſt, die thun mir was daran. Es pocht auch ſo ſehr; ich kann kaum Atem kriegen! Und ſieh mich auch nicht mehr ſo an, ich kanns nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willſt du mit der

Gringelwirts-Ev? Guck, ſo eine iſt nix für dich. Du kannſt keine brauchen, als mich. Hätt ich dich doch nicht vom Steg gerennt; nun denkſt du, ich mag dich nicht. Du meinſt, weil ſie ein hübſch Geſichtle hat? Und es iſt nicht einmal ſo hübſch. Nein, hübſch iſts gar auf der Welt nicht, der Gringelwirts-Ev ihr Geſicht! Wenn ich mir denk, wies einmal ausſehen ſoll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat laſſen liegen. So iſt ihre Mode; ſie kehrt nix weg, als was von ſelber geht. Du denkſt, ihre Leut haben Geld; aber ſie haben auch Kinder genung; und wer weiß leben ſie noch wie lang! Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir thuſt! Und dein Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßt, ob dein Stadel wieder offen ſtänd. Das wird ſie hin und herwerfen aus einer Ecken in die ander, wie ſies macht. So ging ich hin, damits ſäh, wies mich dauert. Aber ich ſag dirs noch einmal, laß mich los! So um die Achſel laß ich mich nicht angreifen. So leid ichs von meiner Schweſter nicht, geſchweig von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich ſonſt thu. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mirs iſt! So iſt mirs mein Lebtag nimmermehr geweſt. So müßts im Himmel ſein, wenn nicht die Angſt dabei wär!

Vor was denn?

Ja, das weiß ich nicht.

Wenn nun das Liesle da im Bett dein Kind wär, oder du hättſt ein ander Kind, aber es wär dein?

Aber das von deinem Fräle gefällt mir nicht, daß ſie nur ein Bein hat. Da kann ſie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf.

So? ſagt der Fritz. Hat ſie nur eins? Das hab ich nicht gewußt. Aber ſie kann beſſer damit laufen, als andre mit zwei!

Das iſt alles ſo närriſch, meint die Heiterethei. Aber ſo närriſch Zeug hab ich ja die ganz Zeit erlebt.

Und warum ſoll ich das nicht glauben? Hab ich doch das ander geglaubt.

Aber da kommt gar der Holunderbuſch an mein Häusle. Wo der nur dem alten Schramm ſeinen roten Kirchenfrack her hat gekriegt! Und er bringt die Baltineſſin geführt. Wie die geputzt iſt! Das iſt auch noch nicht paſſiert, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter iſt Brautjungfer geweſt. Ach, nimm ſie nicht, Fritz! Nimm ſie nicht, die Gringelwirts-Ev! Und laß mich los, ſonſt muß ich dich ja drücken, bis du tot wirſt, und hernachen kannſt du die Gringelwirts-Ev nicht frein!

Drück mich tot! Drück mich tot! ſagt der Fritz, umſchlingt ſie und legt ſeinen Mund auf ihren.

Laß mich los, ruft ſie zornig und hält ihn doch ſelber feſt. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen ins Geſicht. Sie giebt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeſchleudert wird, wie damals vom Ulrichsſteg; daß ſie ſelber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es iſt faſt, als wärs gar kein Baum, als wärs eine Kalkwand. Sie taſtet daran herum, denn es iſt plötzlich Nacht geworden; nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber iſt etwas heller; ſonſt iſt die ganze Gegend finſter um den Garten herum.

Ja, es iſt eine Wand, an der ſie ſitzend lehnt. Der Boden unter ihr iſt weich, wie ein Bett. Neben ſich hört ſie einen leiſen Atem. Sie fühlt, ſie iſt im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Geſicht. Der Fritz hat ſie geküßt! Und wie hat ſie mit ihm geredet! War ſie denn das ſelber? So kann ſie ja nicht geſprochen haben! Von einem Manne kann ſie ſich ja nicht haben küſſen laſſen! Aber ſie fühlt ja noch den Druck, mit dem ſie ihn an ſich preßte, an ihrer Bruſt. Sie fühlt ſeine Wärme noch auf ihrem

Munde, das Gefühl noch, das ſie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leiſe Atem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erſcheint, als die übrige Umgebung, iſt ihr Kammerfenſter. Sie ſitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag geweſen ſein, ſeit ſie zum letztenmale einſchlief. Ob das ein Traum geweſen iſt? Ja, ſo hat ſie ſich das Träumen immer gedacht, daß man thun und leiden müßte, was man wachend nicht thäte und nicht litte.

Wie wär das gut! Da wär auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirts-Ev freite. Denn das könnte ſie nicht ertragen. Aber auch, daß er ſie, die Heiterethei, lieber hätte, war dann nur ein Traum. Und das muß ſie wiederum ſchmerzen.

Wenn ſie von neuem einſchliefe, träumte ſie vielleicht ſo fort, und die ſeltſame Angſt, die ſie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was ſie noch thäte im Traum! Und ihr Geſicht brennt noch über das, was ſie ſchon gethan hat. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erſt reden!

Sie weint vor Entrüſtung über ſich ſelbſt, daß ſie die Gefühle nicht wieder los werden kann, ja nicht los werden möchte, um alles nicht!

Ich will nichts vom Fritz, ſagt ſie laut. Mag er die Gringelwirts-Ev frein. Ich mag ihn nicht! Ich mag keinen! Und ſo iſts, und nu iſts fertig. Sie kann ſich zwingen, ſo zu reden, aber nicht, daß ſie ſo fühlt, wie ſie ſpricht. Sie wird aus ſich ſelber nicht klug. Immer wieder verwechſelt ſie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andre beginnt.

Sie ſieht aus dem Fenſter, um ſich zu kühlen; die Luft ſcheint ihr ſo heiß als ihr Geſicht.

Wenn ich baden ging, ſagt ſie zu ſich, dann müßts anders werden.

Das Liesle, das weiß ſie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht ſich an. Denkt ſie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt hatte: Wenn du ein ander Kind hätteſt, aber es wär dein? da ſchmerzt ſie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte ſies verleugnen wollen. Sie bittets der Schlafenden ab. Dann eilt ſie dem Bade zu.

Und wie ſie nun an der heimlichen Stelle ſteht, wo ſie ſo oft um dieſe Nachtzeit gebadet hat, da kann ſies nicht über ſich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonſt entkleidete ſie ſich ſo unbefangen wie ein Kind und ſtürzte ſich in die kühle Flut. Und nun — ſie weiß, es ſieht ſie niemand, dennoch kann ſie ſich nicht entkleiden. Sie ſchämt ſich vor den Bäumen, vor dem Himmel, vor dem Waſſer, vor der Nacht und vor ſich ſelbſt.

Hat ſie denn etwas Böſes gethan?

Denkt ſie der Gringelwirts-Ev, ſo ſchnürts ihr die Seele zu. Da ſieht ſie; die vertraute Tiefe lockt ſie mit tauſend heimlichen Lauten, ſich hineinzuſtürzen, wie ſie geht. Ein leiſer Windſtoß erſchreckt ſie; erſt ſucht ſie ſich in ſich ſelber zu verſtecken, dann flieht ſie heimwärts wie ein ſcheues Reh.

Hat ſie der erſte Traum ſo ganz geändert? Sonſt fürchtete ſie niemanden. Aber es iſt auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eignen Schwäche iſts. Und dieſe hat ſie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erſte Rot des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochnen Spiegel entgegen, als ſie, heimgekehrt, atemlos wieder in ihre Schlafkammer tritt. Sie ſieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abweſenheit. Es hatte ſich aufgeſetzt und geweint; das fühlte ſie an der Bettdecke, wo ſein

Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen wieder entſchlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn geſunken. Ihr wars, als könnte das Liesle über nichts geweint haben als über ſie ſelber. Sie kniete an das Bett hin und ſchlang den einen Arm leiſe um das Kind.

Glaub mirs doch nur, Liesle, ſagt ſie zu der Schlafenden, aber flüſternd, um ſie nicht zu wecken, ich laß dich gewiß nicht, ſo lang ich lebe. Ich brauch kein Kind weiter als dich. Und ich werd auch gewiß nicht ſchlecht. So was, wie vorhin, thu ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub mir nur, Liesle; und die Mutter ſelig vom Himmel wird helfen, daß ichs auch nicht im Traum wieder muß thun!

* * *

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdes ſeine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. Ja, ſagte er, als er auf einem Stuhle in ſeinem Stadelgarten ſaß, es iſt doch kurios, wie alles will gelernt ſein, auch das Krankſein, und hernachen auch das Wiedergeſundſein. Ja, wenn man läuft und redt und hantiert, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erſt hat einzeln auswendig müſſen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man ſie will machen, als wenns halt von ſelber geſchäh. Und wenn ich wieder geſund bin, hernachen werd ichs auch nicht begreifen, daß ich erſt ins Geſundſein gar nicht recht hab hinein können kommen, und daß ichs erſt wieder hab müſſen lernen. Es heißt, wer geſund wär, der thät nicht wiſſen, daß er einen Magen hat. Da möcht ich meinen, er müßt auch nicht wiſſen, daß eine Sonn iſt und ein Himmel und Gras und Bäum. Jetzund ſpür ich das alles, wie ein Kranker ſeinen Magen. Die Bäum drücken mich, der Himmel iſt, als wenn er ſich auf mich legen wollt oder ſchon läg mit ſeiner ſchrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, ſo grün iſts. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da iſts, als müßt ich mich dagegen ſtemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein konfus. Das iſt verwünſcht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das ſich ſeine Flügel putzt, und jeden Grashalm ſpür ich einzeln. Da ſieht man erſt recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildthun iſt geweſt. Gegen das da helfen die Fäuſt nix, da kann man ſich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, ſo kann er doch ein Mann ſein, und ein rechter dazu. Den Mann machts, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig feſt auf dem, was er einmal hat geſagt.

Jetzt ſah er ſeine Großmutter vor ſich ſtehn. Sie weinte.

Was weint ihr denn, Fräle? fragte der Fritz.

Die Alte ſchluchzte: Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! Daß du nu wieder daſitzſt und biſt geſund, das dauert mich ſo!

Es iſt eigen, oft fühlen wir das Mitleid erſt recht, wenn der Grund dazu ſchon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geſchenkte Suppe ißt, rührt uns viel tiefer als vorher der Hunger auf ſeinem Geſichte. Vielleicht, weil wir nun erſt an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangnen Entbehrens ermeſſen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu ſehr erſchreckt, als daß wir den Mut hätten, ſeiner Mitempfindung uns hinzugeben.

Ihr ſeid ein dummes Fräle, ſagte der Fritz. — Habt ihr das nu fertig gemacht, da mit der — ihr wißt ſchon, was?

Mach nur erſt, daß du wieder ſtark biſt und deinen Beſuch kannſt abſtatten!

Weiter fehlt nix? fragte der Fritz. Und ſie wiſſen, daß ich auf die Ev gepaßt hab, ob ich ſie allein könnt ſprechen?

Freilich, Fritzle, freilich, entgegnete die Alte. Es iſt aber doch närriſch mit den Menſchen. Guck, ſag mir einmal, Fritzle, haſt du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt iſt geweſt in der Werkſtatt?

Ihr meint, in der alten Zeit? So nannte der Fritz die Zeit vor ſeiner Änderung.

Ja, entgegnete die Großmutter. Dem Fritz fiels ein.

Ihr habt einmal heimlich das Zeug reingeräumt, weil ihr gemeint habt, ich werd wild, wenn ichs weiß. Damals bin ich auch wild geweſt; ich hab nix können finden.

Ja, meinte die Alte; glaubs wohl, weil du unter den Spänen und in allen Ecken haſt deine Sach aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erſt eine halbe Stund haſt vergebens müſſen ſuchen, da haſt du gemeint, es ſchneidt nicht!

Ja, ſagte der Fritz. Es iſt den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag geweſt, wo ich — ihr wißt ſchon, was; ich denk nicht gern an die alt Zeit. Im Anfang bin ich wild geweſt, daß ich die Sachen dort hab müſſen ſuchen, wo ſie haben hingehört. Auch die Stadelthür iſt angelehnt geweſt.

Und rat einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritzle! Aber ich bins nicht geweſt.

Der Fritz beſann ſich und ſagte dann zornig vor ſich hin: Muß mir denn allemal zuerſt die einfallen? Und wenns was Unmöglichs wär, die fiel mir dabei ein, als hätt ſies gemacht. Und das iſt auch unmöglich, daß die das ſoll geweſen ſein.

Nu, ich will dirs ſagen, Fritzle, die Heiterethei iſts geweſt.

Alſo doch? Dem Fritz ſtieg Dunkelröte in die bleichen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Scham vor der Großmutter zornig auf: Von der Valtineſſin-Ev habt ihr wollen ſprechen!

So ſagte er, und doch hätte er gern gewußt, wars wahr, was die Alte geſprochen? Aber hatte er nicht in ſeiner verbundnen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegenteil? Über ſeine Schwäche zornig, fuhr er fort: Wenns nicht richtig iſt, bis ich wieder kann ausgehn, zieh ich nach Amerika!

Die Alte erſchrak. Sie fing an zu glauben, ſie werde ihren Plan nicht durchſetzen. Damit es nicht auffiele, wenn ſie plötzlich von der Heiterethei abbräche, und weil ſie meinte, ſie müſſe nun noch das Mögliche verſuchen, den Fritz von ſeiner Meinung abzubringen, die Heiterethei verſchmähe ihn, plauderte ſie wie unabſichtlich weiter:

Aber was redſt du nur immer noch, Fritzle? Die Sachen iſt abgemacht. Es iſt alles fertig. Die Valtineſſin hat auf die Knie geſchlagen und hat geſprochen: Hier ſitz ich und ſag: So ein Paar wie mein Mordmädle und der Frau Holderin ihr Tichterle, die hat der Himmel ſelber zuſammen gefügt. Er ſoll nur kommen, der Meiſter Holder. Sie iſt eben guter Laune geweſt über der Heiterethei ihr Häusle, wo der Regen beinah hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiterethei ſo lang angſt gemacht — nu kann ich dirs ſchon ſagen, Fritzle —, du thätſt ihr mit dem Beil auflauern und wolltſt ihr wer weiß was thun, bis die Heiterethei iſt deſperat geworden, und du weißt ſchon, was hernachen iſt paſſiert. Und wie die Heiterethei gemerkt hat, es iſt nicht wahr, was ihr die Weiber haben geſagt, da iſt ſie noch einmal deſperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die ſie dazu haben verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle.

Es war ein Wagnis von der Großmutter, jetzt ſchon vor dem Fritz der Heiterethei That an ihm zu erwähnen, und ſo ihn merken zu laſſen, man wiſſe trotz ſeiner Bemühungen, ihn zu verſchleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte ſie auf andre Weiſe ihm nicht beibringen, daß die Heiterethei, von der er ſich aus Haß angegriffen meinte, nur Notwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, ſich freuen müßte, daß ihre Verſicherung, ſie unterhandle mit der Valtineſſin, ein bloßes Vorgeben geweſen. Aber ſein jetzt noch eben ſo heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirat und ſeine Drohungen erlaubten den Aufſchub der Mitteilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Geſichte ihres Enkels hafteten, während ſie, nur wie beiläufig, des nötigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie ſie miterblaßte, als ſie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen ſah. Sie mußte nun die Vorausſetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er ſich in der Heiterethei geirrt, zeigte ſich in des Enkels Geſicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den ſie darin aufſteigen ſah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe ſich in der Heiterethei geirrt, hätte bringen müſſen, kam ſie nicht zu ſpät. Es war Zorn auf ſich ſelber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt habe mit der Ev, den er nun feſthalten mußte, mit ſo großer Beſchämung er auch einſah, er ſei zugleich ein alberner geweſen. Das Glück mochte er ſich nicht ausmalen, deſſen ihm lächelndes Geſicht er nun erſt erkannte, da er es auf Nimmerwiederkehr von ſich gewieſen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiterethei ihn in den Graben geworfen, ſie wußten ſogar, warum ſie es gethan hatte. Er meinte, ſie müßten über ſein ſchulknabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiterethei der Ev aufgepaßt, eben ſo verächtlich denken, als ihn ſelber Trotz und Scham zwangen, zu thun. Aber er mußte es feſthalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er ſelbſt, ſondern den die Leute ihm anthäten, fuhr er im Zorne darüber auf: Mit euern Leuten! Was wiſſen die? Die ſagen, ich hätt der Heiterethei aufgelauert, damit ſie ihren Ärger und ihren Hohn recht könnten auslaſſen!

Na, ſuchte die Alte ihn zu begütigen, du denkſt, Fritzle, ſie haben dirs verdacht, wie ſie haben gemeint, du biſt dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck, Fritzle, ſo iſts nicht geweſt. Darum haben ſie dich gelobt. Aber daß dus ſo wunderlich haſt angefangen, das, haben ſie gemeint, wär nicht das Richtig geweſt. Wer die Leut wollt blind machen, der thät ihnen erſt die Augen auf. Und wenn einer was wollt verſtecken, ſo meinen ſie, es müßt auch danach ſein, daß mans müßt verſtecken; und was Guts verſteckt man nicht. Daß du dir ſo viel aus den Leuten hättſt gemacht, und wärſt ſo heimlich gangen, und hättſt die Heiterethei ſelber mit deſperat gemacht, und hernachen wieder der Leut wegen geſagt, du wärſt der Gringelwirts-Ev zulieb gangen, das wär nicht das Geſcheitſt geweſt. Auf die Leut dürſt man nix geben, haben ſie gemeint.

Die Sorge der Großmutter wandte ſich auf ſeinen augenblicklichen Zuſtand. Sie war bekümmert und unwillig auf ſich, daß ſie dieſen veranlaßt habe. War ihr doch vom Vader auf die Seele gebunden worden, alle Urſache zu Zorn und Ärger von ihm fern zu halten. Sie ging, ihm einen niederſchlagenden Trank zu beſorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm ſchwer, im Zorne zu bleiben;

und ein traurig Geſicht ihr zu zeigen oder Gedanken an die Heiterethei darin leſen zu laſſen, das litt ſein Trotz nicht. Es wär verkehrt geweſt, daß ich zu viel auf die Leut hätt gegeben? ſagte er zu ſich, indem ſie ging. Und wer hat das gemeint? Die Leut? Wer ſind denn nun eigentlich die Leut? Die da ſagen, man ſoll nix auf die Leut geben, das ſind ja ſelber wieder die Leut. Himmelelement! Wer da nicht konfus ſoll werden! Und das iſt verwünſcht, daß ſie wieder recht haben. So wär doch wirklich ein Narr, der auf die Leut was gäb. Und der ihnen was zum Trotz will thun, noch mehr, als wer ihnen will zu Gefallen leben. Im Fieber, da hab ich immer mein link Bein für einen Hund angeſehn, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab wollen treten, da hab ich mich ſelber getreten. Die Leut ſind nix, wie ſo ein verwünſchter Fieberhund. Du haſt gemeint, die Leut bellen dich an, und haſt ſie wollen treten, und haſt dein ganz Glück zertreten. Und da haſt du gemeint, du biſt ein andrer Kerl worden und ein rechter Denker, und — halt nur ſtill, Burſch, du ſollſt mir nix mehr vormachen, das ſag ich dir! Iſt das alles, was du ſeither haſt gemacht, was anders geweſt, als dein alt Wild und Dummthun, wo du haſt gemeint, du biſt drüber hinaus? Und haſt nicht wieder gemeint, das iſt was Aparts, wo du biſt auslachenswert geweſt, und wo du was Geſcheits haſt wollen thun, da haſt du dich geſchämt? O Himmelelement! Und wenn ichs noch wenigſtens könnt verlaufen oder ausarbeiten; aber ſo muß ich ſitzen bleiben bei meiner Dummheit wie das Kind bei dem, was es hat gemacht!

Ja, wenns wär, was ich mir da denk! Aber es könnt auch wieder ſo ein Fieberhund von Denkerei ſein, wie das die Zeit her iſt geweſt. Das Fräle hat keinmal recht damit heraus gewollt, ob ſie die Sach mit der Ev hat fertig gemacht, und hat immer von dem

Annedorle geredt, daß es ſollt herauskommen, als wärs zufällig geweſt. Ja, ſo ein alt Fräle hat auch noch ihre Äſt. Das wär gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur ſo hätt geſagt und wär noch gar nicht bei der Valtineſſin geweſt. Weiß ich nicht, was ich thät vor Pläſier, wenns ſo wär. Aber ſagen könnt ich dem Fräle nicht, wie lieb mirs wär. Wenn doch am End ſchon alles fertig wär, und eher freit ich den Teufel, als daß ich könnt ſagen wie ein klein Kind: Vorhin iſt mir ſell nicht recht geweſt, jetzund iſt mir wieder das nicht recht. Das Wildthun, das ſoll mir nicht noch einmal kommen, es mög ſich ſtellen, wies will; den Fieberhund kenn ich nu ſchon. Aber die Mannesehr, die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat geſagt, dabei muß er bleiben, und ſollt ihm darüber das Herz entzwei gehn im Leib. Und ſo was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt, ich wär morgen wieder geſund. Sie hat gemeint, ich will ihr was thun, das dauert mich. Und muß nun denken, ſie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur ſollt wiſſen, was ſie dächt, wenn die Leut ſagen, ich hab ſie gewollt! Ob ſies recht ſehr reuen thät? So recht ſehr? Ob ſie wohl könnt weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt was weis gemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt thun darum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt ausholen! Aber der iſt auch pfiffig genung. Es wär verwünſcht, wenn ich die Ev nun müßt nehmen: ich könnt nicht wieder recht geſund werden danach; das weiß ich. Und ich möchts auch nicht!

Der Meiſter Schnödler merkte trotzdem, daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken hatte, was der Fritz wiſſen wollte.

Es lag im Vorteil der Valtineſſin-Ev, wenn er ſo antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte.

Er ſtellte alſo die Sache mit der Ev als ganz fertig dar und zugleich als völlig ſtadtbekannt. Die Leute hätten die Heirat längſt voraus geſehen, deshalb finde die Rede einiger wenigen, die ſich ein weiſes Anſehen zu geben ſuchten, wenn ſie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiterethei gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache ſich auch noch über die weiſen Leute luſtig. Ein ſo wunderliches, grundloſes Hin und Her mit ſeinen Abſichten und Entſchlüſſen traue man einem ſolchen Manne, wie der Holders-Fritz, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien, als die Bewegung ſeines Gemütes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ ſich wieder zu ſeinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch dieſen Umſtand. Er ſuchte die Alte auf und brachte ſie durch wohl angewandte Beruhigungsreden bald in die größte Angſt.

Der Fritz, ſagte er ihr beiläufig, ſcheine zu glauben, daß ſie ihn zum beſten habe mit vorgeſpiegelter Erfüllung ſeines Wunſches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zuſtand des Geneſenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuſcht zu ſein, herrühre. Sie ſolle, da ein gefährlicherer Rückfall in Ausſicht ſei, ein Geſpräch darüber mit ihm vermeiden.

Was der verwünſchte Kerl ſagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn ſchon kriegen. Was? Der braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann ſo ſterben. Er braucht kein Schiff; wenns gerät, braucht er nicht einmal ſeine Beine und wandert noch wo ganz anders hin, als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, kuriert ihn vielleicht die Seeluft. Das iſt ein ganz andrer Kerl, als ſo ein Landwindle. Ich ſoll ſehn, obs wahr iſt, das mit der

Valtineſſin, daß das fertig wär. Und iſts nicht, ſoll ichs machen. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin; auf der See geſtorben, das iſt noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen.

Ja, Meiſter Schnödler, begann die Alte. Aber der Meiſter konnte ſich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung ſeines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen ſcheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben, oder den Vorteil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen laſſen müſſen. Da beide Ausſichten ihm nicht behagten, that er entſetzlich eilig, ſprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er ſie hatte zu Wort kommen laſſen.

Da ſtand nun das gute Holders-Fräle und wußte ihres Leibes keinen Rat. Der Bader ging wahrſcheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatten ſie vollends niedergeſchlagen. Sie hatte das Vertrauen eines ſolchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuſchung rechtfertigen oder auch nur entſchuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zuſtand ihres Fritzle ihr bedenklicher vorgeſtellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß ſie ſich nicht ganz vergaß —, ſo lief ſie Gefahr, ihre Stellung zu deſſen künftigem Haushalte ſelbſt zu untergraben. Und ſo ſchwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Ungeſchicklichkeit einer Werbung durch den betrunknen Bader hatte Gewicht genug, ſich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe ſie bloß ſchrecken wollen, wuchs zu einem Hoffnungskeim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als ſie ihn bleich und matt wieder auf ſeinem Bette liegen ſah, ſogleich wieder erſtickte. Im Eintreten hörte ſie ihn noch mit ſchwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

Ach Gott, dachte ſie, der Bader hat doch recht gehabt: das Fritzle faſelt ſchon wieder. Wenn er wirklich ſollt ſterben, ich könnts nicht verwinden, daß ich ihm die letzt Lieb nicht hätt gethan mit der Baltineſſin-Ev. Und ich wär noch obendrein damit ſchuld an ſeinem Tod.

Da, Fritzle, ſagte ſie, indem ſie mit zitternder Hand den Kremortartaritrank neben ihn ſtellte.

Im Fritz war die Hoffnung, ſeine Großmutter habe ihn zu ſeinem Beſten getäuſcht, noch nicht ganz erſtorben. — Der Schnödler, meinte er, kann von dem Fräle angeſtellt ſein. — Zwar ſchienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu ſtimmen, den er bei der Großmutter vorausſetzte; aber im ganzen ließen ſie ſich nach ſeinem Wunſche auslegen. Er nahm ſie ſo, obgleich er wußte, wenn er ſich ernſtlich fragte, müßte er ſich antworten: Ich glaub es freilich doch nur, weil ich möcht, es wär ſo!

Fräle, ſagte er, ihr habts nicht fertig gemacht, das, ihr wißt ſchon, was. Ihr ſeid wie der Fieberhund...

Die Alte ſchlug in Gedanken die Hände über den Kopf zuſammen. Aber, Fritzle...

Die Leut, mein ich. Ihr ſeid wie die Leut. Ihr wollts nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine andre aufdringen!

Der zornige Ton, mit dem er es ſprach, klang ſo von Schwäche angewelkt, daß er die Alte mehr erſchütterte, als der Inhalt ſeiner Rede ſelbſt. Sie hörte im Geiſt die Sterbeglocke dazu läuten.

Aber, Fritzle, wie kannſt du das denken? ſagte ſie weinend. Sie ſah ſchon den Meiſter Schramm im ſchwarzen Mantel an der Thür ſtehn, und es ſchien ihr nun ſelber, als habe ſie das thun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm ſich vor, ſobald es möglich ſei, noch nachträglich wahr zu machen, was ſie ihm bisher vorgeſpiegelt hatte.

Es iſt ja fertig, und guck, Fritzle, was noch dran fehlen ſollt, das iſt ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, ſonſt wirds ſchlimmer mit dir.

Der Fritz ſah ſie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwinge ſie vielleicht erſt, das zu thun, wovon er ſo ſehnlich wünſchte, es ſei noch ungethan. Gleichwohl wollte er ſich nicht bloßgeben.

Wenns noch nicht iſt, fuhr er daher fort, ſo laßts bleiben, Fräle. Hört ihr?

Sie traute ihren alten Ohren nicht; ſie wandte ſich und nahm die Augen zu Hilfe.

Ihr ſcharfer Blick zeigte ihm, er ſei im Begriff, ſich zu verraten. Er meinte, ihr müſſe es eben ſo verächtlich ſcheinen, wenn ſie ſehe, er ſei mit ſeinem Zorn und ſeiner Reue ein kleines Kind, als ihm ſelber das durch die Augen beſchämten Trotzes angeſehen vorkam.

Ich kanns ſchon ſelber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weismacht, was man will. Ihr ſollt meinetwegen nix thun, was ihr nicht gern mögt.

Dieſe Milde traf das Fräle in das Herz hinein.

Hört ihr, Fräle? Und wenn ichs nicht ſelber kann, ich find ſchon einen.

Den Bader, dachte die Alte mit einer Art eiferſüchtigen Schmerzes. Vielleicht komm ich doch noch eher, als der; es ſind, wer weiß, wie viel Schenken an dem Weg bis zum Gringel.

Von euch will ichs nu nicht. Ihr ſollts nu nicht. Hört ihr? Sonſt verdrießt michs noch mehr.

Was du redſt, Fritzle! Ja, wenns nicht wirklich ſchon fertig wär! Aber es iſt ja ſchon. Und du wirſt noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könnteſt ein bißle ſchlafen!

Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſchien ſich in ihr Geſtrick zu vertiefen. Sie wollte ſein Einſchlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz faſt wieder irr gemacht. Er ſah ein, daß er in der Weiſe, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe ſeiner Sehnſucht mit ſeiner trotzigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch dieſe Scham nichts weiter ſei, als ſein altes Wild und Dummthun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüte der Großmutter ſeine eignen Grillen fürchte. Er triumphierte wiederum mit ſeinem Denkerſtolz, um ſeinem Gedankenergebnis die nötige Wucht zum Todesſtoß auf die widerſtrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken geweſen, ſo mußte er freilich inne werden, daß dieſes ſelbſt weder in ſeinem Ausgangspunkt noch in ſeiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verleugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen ſollte, Trotz und Scham zu überwältigen, dürfte er ſein Geſicht den klugen Augen der Großmutter nicht ausſetzen, ſo wandte er ſich nach der andern Seite.

Fräle, ich will euch was ſagen, aber — ja, wenn ich wüßt — na, ſeid nicht etwa dumm —

Er fühlte die Scham ſchon auf ſeinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dies aber gar nicht geſchah, ſo fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in ſeinen Gedanken unbemerkt, leiſe aus der Thür gegangen ſein. Er kehrte ſich, ſo raſch als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an ſeiner Stelle. Erſchrocken ſetzte der Fritz ſich im Bette auf. Nun iſt ſie erſt zur Valtineſſin gegangen! fiel ihm ein. Nu iſts aus mit dem Annedorle! Er fühlte nun erſt recht, wie in dieſer all ſein Glück beſchloſſen war. Und ich muß die Valtineſſin-Ev frein! Fräle, Fräle! Ihr müßt noch da ſein! Hört doch nur!

Aber das Fräle hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Valtineſſin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es gethan.

Es wird ſo werden, tröſtete er ſich grimmig, ohne das!

Indem er vor die Stadelthür hinauslief, gab er ſich das Wort, von Stund an ernſtlich alles Wild und Dummthun abzuſchaffen und unter keiner Maske mehr an ſich zu laſſen, ſie ſei ſo verführeriſch, als ſie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es iſt eine Eigenheit guter Entſchlüſſe, daß ſie gewöhnlich zu ſpät kommen.

⁂

Glaub mirs nur, Liesle, ſagte die Heiterethei vor dem Bette knieend und den linken Arm um das Kind geſchlungen, leiſe zu dem ſchlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal ſagen, und da ſie es doch nicht wecken wollte, ſo flüſterte ſie: Ich laß dich gewiß nicht, ſo lang ich leb. Ich brauch kein Kind weiter als dich. Und ich werd auch gewiß nicht ſchlecht. So was, wie vorhin, thu ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub mir nur, Liesle! Und die Mutter ſelig vom

Himmel wird helfen, daß ichs auch im Traum nicht wieder muß thun!

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernſt war mit dieſen Vorſätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; ſie fielen eines um das andre vor ſeiner Gewalt in ſich zuſammen, und die Heiterethei ſah halb froh halb traurig die Geſtalt der Wirklichkeit aus den ſinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte ſie nicht mehr zu begreifen, wie ſie ſolch „verrücktes Zeug" nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewiſſer, die wachende Heiterethei hatte für das, was die träumende gethan hatte oder noch thun konnte, nicht einzuſtehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verſcheuchen: die Wirklichkeit, die dem Traume zu Grunde lag.

Bis zu dieſer Nacht war die Seele des geſunden, kräftigen Mädchens in geſchlechtlicher Hinſicht noch ein Kind geweſen. Wenn ſie erſt den Fritz ungern in ſeiner Verwilderung geſehen hatte, ſo war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmütigkeit geweſen. Dann hatte das endloſe Warnen und Raten der Wachtſtubenweiber ſie gewöhnt, ihn zum ſteten Gegenſtand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angſt und Selbſtanklage hatten dieſes Denken an ihn zu inniger Teilnahme geſteigert und ihre Seele vertieft, die aber noch immer geſchlechtslos blieb, bis die Eiferſucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter geweſen, die nach Befruchtung der Blüte abfallen konnten ohne Nachteil für das Wachstum der Frucht. Und dieſe reifte ſchnell zu der ſchwellenden Fülle, die ſie auf ſo ſaftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke: Wenn nur das mit der Ev bloß geträumt iſt geweſt! Hernachen iſt alles gut!

Die Milch zum Frühſtück für das Kind koſtete der Heiterethei ihre letzten Kreuzer. Das berührte ſie nicht. Dieſe tiefen, ſtrömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerſpringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun, Geſicht an Geſicht, vor ihr ſtand, verlor, von ihnen angeſtrahlt, alle ſeine Schrecken. Ohne daß ſie es ſelbſt wußte, kleidete ſie ſich, als wär ein hoher Feſttag. Auch darin zeigte ſich ihre Wandlung.

Wie ſie an dem kleinen Spiegel ſtand, den ſie auf und ab wenden mußte, um ihre ganze Geſtalt darin ſehen zu können, wurde ſie zum erſtenmale in ihrem Leben gewahr, wie hübſch ſie ausſah. Gegen dieſe volle und doch ſchlanke hohe Geſtalt iſt die Ev nur ein Schatten. Und auch ſolche Haare hat ſie nicht, ſo klar und dicht, wie ſie jetzt der Heiterethei über die Schulter fallen, herab bis faſt auf die Kniee, und ſie einhüllen, daß ſie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl iſts in dieſem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, was ſie dem Liesle zurufen läßt: Es wird alles gut, Liesle, es wird alles gut! Sie wundert ſich, daß deſſenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen. Nimms doch nicht übel, Liesle, daß ich ſo luſtig bin! Sie fühlt ſchon, daß ſie es auch bald nicht mehr ſein wird.

Und wirklich, es iſt nun hohe Zeit, wenn ſie gehen will, ſich anzubieten; ſonſt trifft ſie niemanden mehr zu Haus.

Sie iſt fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann ſies nicht im Häuschen laſſen. Daß es um den Fritz wär — wie leicht würde ihr das Sichanbieten ſein! Um den Fritz könnte ſie den großen Weibern knieend abbitten, und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wolluſt des in ihn

Sichverlierens erhöhen. Wie iſt das alles ſo anders in ihr, als nur geſtern noch! Sie drückt das Kind an ihre Bruſt; ſie fühlt halb mit Schrecken, ſie iſt ihm Erſatz ſchuldig, denn ſie hat den Fritz lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum iſt ſie ſchon in der Stadt. Sie fragt ſich, wohin ſie zuerſt will. Daß ſie zu keiner von den Wachtſtubenweibern gehen wird, iſt natürlich. Da ſteht ein Haus, die obere Hälfte grün angeſtrichen, die untere blau; die Beſitzer der beiden Hälften ſind ſich feind und verkünden das ſolchergeſtalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wieſen; er fährt auch ſelbſt mit ſeinen Kühen; vor dem Hauſe ſteht ein Leiterwagen. Der Mann iſt beſchäftigt, die Achſen daran zu ſchmieren; die Frau ſieht aus dem Fenſter und ſpricht mit ihm.

Einen guten Morgen, ſagt die Heiterethei in ihrer gewohnten Weiſe. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wünſche er, es möge es niemand hören. Die Frau ſieht auf die Seite.

Weil ich einmal da vorbeigeh. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk ich, giebts noch ander Wetter. Da werdt ihr mehr Leut müſſen anſpannen.

Es kommt ihr keine Antwort zu Hilfe, kein: Ja, wenn ihr könntet helfen! Der Heiterethei ſchwillt das Herz. Ein Blick auf das Liesle läßt ſie ſich bezwingen. Ich wär imſtand und hälf euch den Vormittag aus, fährt ſie fort.

Ich meint, ſagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, dort käm der Bäs Baltineſſin ihr Knecht. Mach, daß du rein kommſt!

Die Heiterethei ſieht wohl, die Leute fürchten ſich vor der Baltineſſin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht ſie weiter und ſagt im Gehen: Ja, es wird mir doch nicht paſſen. Ihr müßt euch ſchon allein behelfen dasmal.

Der Mann, der ſchon in der Thür war, ſieht, daß ſie geht, und kommt wieder heraus, um ſeine Arbeit fortzuſetzen.

Was kanns helfen! ſagt die Heiterethei; du mußt Milch haben und Brot, du arms Liesle. Und wenn nur das mit der Ev ein Traum iſt geweſt, ſo will ich mir gern noch mehr laſſen gefallen!

Da kommt der Gurken-Kaſpar daher. Ehe er der Heiterethei anſichtig wird, zankt er mit ſeiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, alle mit Rechen bewaffnet. Das kommt von deinen Anſtalten! Hättſt du beizeit dazu gethan, ſo hätten wir nun Leut. Aber dir fällts nicht eher ein, daß du eins willſt beſtellen, als wenns ſchon verſprochen iſt.

Da komm ich gerad recht, denkt die Heiterethei.

Glück zu ins Heu! ſagt ſie laut und ſetzt hinzu, als wenn ſie ſpaßte: Das Annedorle möchtet ihr gern mit haben; ich ſehs euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil ihr wißt, ich bin immerfort ſchon auf Wochen hinaus verthan.

Der Gurken-Kaſpar erſchrickt und ſtottert verlegen: Ja, manchmal, da möcht man wohl — wunderlich Wetter, das iſt — wenn nicht — ſo aber — hat man ſich beinah zuviel vorgeſehn . . .

Der Heiterethei ſchlägt die Glut ins Geſicht. Ich glaub doch gar, lacht ſie, er denkt, ich biet mich an?

Ja ſo, ſagt der Gurken-Kaſpar erleichtert. Er war im Zuge, noch einen Scherz mit ihr zu wechſeln; ſeine Frau aber rannte ihm abſichtlich unabſichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaſpar war der Mann, der einen Wink verſtand, und wenn er noch ſeiner war. Er ſchluckte hinunter, was er hatte ſagen wollen, und ging ſchweigend fürbaß.

Eine von ſeinen Töchtern aber wandte ſich im Gehen: Weißt dus noch nicht, Annedorle? Sonntag über acht Tag macht der Holders-Fritz Hochzig mit der Gringelwirts-Ev.

◆

Der Heiterethei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der ſie mit hundert Krallen faßt, hört ſie die Mädchen kichern. Sie rafft ſich mit aller Kraft zuſammen und lacht: Das wißt ihr heut erſt? Ich habs beinah ſchon wieder vergeſſen!

Eine junge Frau, die ihr begegnet, ſagt zu einer andern: Wie das Annedorle ſich geputzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint ſchon iſt die Hochzig.

Die Heiterethei drückt unwillkürlich das Kind gegen das ſchwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. Werd ich doch noch was Beſſers anzuziehn haben zur Ev ihrer Hochzig, lacht ſie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet ſie ſich zum Liesle auf ihrem Arm: Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir thun den Leuten nicht die Lieb. Sie denken, ſie wollen uns weh thun damit. Lach, Liesle, lach! Und wenns uns weh thät bis in den Tod, wir laſſens doch niemand merken. Daß die Gringelwirts-Ev 's erführ und ſchnitt ein Geſicht, wie ſies macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erſt recht fertig werden thät? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergeſſen ſein? Ich hab ihn nicht gemöcht und möcht ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär. Ich mag den nicht. Ich mag gar keinen! Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Aber ſie ſagt das nur mechaniſch. Sie ſieht ſich verwundert um, wo ſie iſt. Ich hab doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach, ſo lang mich die Leut ſehn! Ja, anbieten hab ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht!

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht geſehen worden iſt, ſeit das gute hölzerne Städtchen auf ſeinen ſteinernen Füßen ſteht. Man meinte, wer nach ſolchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müſſe auch Reue zeigen und ſich demütigen. Aber das that die Heiterethei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Übermute, der größer und beleidigender erſchien, als ihr früherer, weil er mühſam erkünſtelt war. Hinter jedem Lachen ſtak ein mühſam zurückgedrängtes Weinen, und jenes gebärdete ſich nur deshalb ſo wild, damit dieſes nicht den Mut gewinnen ſollte, hindurch zu brechen.

Wenige waren ſo ehrlich, zu geſtehen, daß ſie in dem Gewebe von Vetter, Baſen und Arbeitskundſchaft mit Armen und Beinen gefangen ſeien. Der Hohn, der ihr an andern Orten unverſteckt entgegen kam, ſteigerte ihre künſtliche Laune nur immer höher. Es war, als ſei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen, und ſie verlange, man müſſe ſich bedanken, wenn ſie ſie nur annähme. Und wenn es jemand nicht über ſich gewinnen konnte, ihr geradeaus abſchlägig zu antworten, half ſie ihm ſelber Vorwände zu erfinden. Es ſchien, ſie ſei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Übermute und innerlich zuſammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf ſie auf dem Heimwege mit dem Meiſter Schramm zuſammen, der ihrer Mutter Kurator geweſen war und nun ihrer war.

Der Meiſter ſah ſich kopfſchüttelnd um. Er war derſelbe, deſſen roten Kirchenfrack der alte Holunder angehabt, und ging vielleicht nur deshalb in Hemdärmeln und blauer Schürze, weil der Leiher ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben hatte. Er war, wie wir wiſſen, das lebendige Lokalblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letztern ſpielte er — wir haben das aus der poetiſchen Beſchreibung im Munde der Beutlerin erfahren — eine große und erbauliche Rolle.

Dieſer Mann ſah ſich faſt ängſtlich um, als er von der Heiterethei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen anſichtig geworden, ſagte er: Ich bin eigentlich ſo zu ſagen auf dem Weg zu ihr.

Die Heiterethei nahm keine Rückſicht darauf, daß er ſich über ſein eignes Vorhaben zu wundern ſchien; ſie ſagte: Da haben wir einen Weg, und ſchritt voran.

Der Meiſter wußte es ſo einzurichten, daß kein Vorübergehender merken konnte, er folge der Heiterethei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne ſeiner Gravität etwas zu vergeben, ſo ſchnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er ſie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiterethei erſt nach dem Schlüſſel ſuchen und dann die Thür aufſchließen ſah, da ſchien ſeine ſtehende Verwunderung in Betreff der unnötigen Zeremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen ſetzte die Heiterethei das Kind, das ihr nie ſo ſchwer geworden war, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Überbleibſel des Wachtſtubenglanzes.

Der Meiſter verwunderte ſich auch hierüber und ſagte dann: Sie iſt heut herum geweſen wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgeweſt, wie ſie in mein Haus iſt gekommen. Arbeit hätt ich ihr freilich auch nicht können geben — von wegen . . .

Weiß wohl, half ihm die Heiterethei. Er hat der Leut ſchon zu viel. Ich dacht auch nur, weil ich eben vorbei bin gangen.

Der Leut wegen ſo juſt eigentlich gerad nicht. Und wenn ich ſchon genug zur Arbeit hab, vom Eſſen hätt immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt ſie ſich das bei Abend holen von wegen der Leut halben.

Dieſes Anerbieten war der Heiterethei kränkender als aller Hohn, den ſie heut erfahren hatte. Der weiße Druckflecken zeigte ſich auf ihren Wangen, ehe ſie lachend erwiderte: Eſſens wegen?

Der Meiſter aber ſchien dasmal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu ſchütteln. So wärs doch wahr, ſagte er halb unwillig halb bedauernd, was die Leut ſagen, daß ſie zu eſſen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man ihr angeſehen hätt, ſie ging ſo ordentlich recht juſt bloß zum Schein um Ärbet, und ihr wärs um Ärbet gar nicht zu thun? Und ich ſeh, ſie hat auch keinen Mangel an Kleidern, das wär am Sonntag gut genung in die Kirchen, was ſie anhat da. Sie iſt nicht von mein'n Leuten, aber daß ihr Vater und Mutter ſeliger ſich im Grab ſollen umwenden, daß ſo was aus ihr wär geworden, da hab ich doch erſt noch eine Vormahnung wollen verſuchen.

Die Heiterethei hielt ſich mit ſolcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie ſchob dem Ausbruche, den ſie ſelber fürchtete, eine Frage als Riegel vor, um ruhiger zu werden.

Er merkt wohl, wo ſolche Reden hingehören, ſagte ſie. Was ſteckt er denn da in der Ecken? Da iſt ein Stuhl und eine Ofenbank.

Der Meiſter Schramm aber drückte noch inniger die Wand an ſich oder ſich an die Wand.

Ich meint doch, ſagte er, es iſt juſt gerad recht genung, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut, ihr iſts gar juſt gerad recht geweſt, daß der Regen die Wänd hat verſchwemmt; ſo küntens die Leut in der Nachbarſchaft nicht am Thür Auf und Zugehen hören, wenns zu Nacht etwa Beſuch gäb bei ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut hätten recht. Aber eine ledige Weibsperſon, wo allein wohnt, ſollts gar nicht dazu kommen laſſen, daß ſo eine Frag nur überhaupt ohnehin überdies könnt entſtehn. Das Annedorle, mein ich, kann nix Beſſers thun, als daß ſie ſieht, wie ſie je eher je lieber unter die Hauben kömmt. Denn man vernimmt ja, daß der und jener noch Luſt hat, ſie drunter zu bringen. Und die können ſich weiterhin auch noch der Sach bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut, wird ſie auch benutzt. Einm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin überdies von ſelber ſchon ſcharf nachgerechnet, und wo die Leut gern das Schlimmſt glauben, da geben ſie ſich nicht noch Müh, die Sach erſt nachzuſehn, ob ihr wirklich ſo an dem iſt. So machens die Leut. Ich meinesteils, was mich betrifft, will gern nix Schlimms von ihr meinen, und drum wär mirs recht, wenn ſie den Beck nähm. Der hat mirs ſchon lang laſſen merken, daß er Luſt hat, das Annedorle zu frein, ſo gut und ſchlimm, wie ſie iſt. Aber das Kind da, das müßt ſie freilich erſt von ſich thun.

Die Heiterethei fuhr vor Entrüſtung von dem Stuhl empor, auf den ſie ſich geſetzt. Den? ſagte ſie mit Verachtung. Der ſein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimms von mir glauben und meint, ich nähm den?

Der Meiſter Schramm ſchüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. Bei dem, meint er, bedächt ſich die Valtineſſin ſelber nicht. Er hat acht Küh und kanns kaum erbacken, was er verkauft.

Warum heirat er, fuhr das Mädchen fort, die Küh nicht ſelber, wenn er ſich ſo in ſie verſchameriert hat? Ich mag keine Kuh und auch kein Ochſen. Ich kanns noch allein ermachen. Ich brauch keinen, und wär er der Herrgott ſelber. Und mit ſeinen Leuten? Als wenn ich den'n was Liebers thun könnt, als daß ich ſchlecht thät werden!

Mög das ſein, wie es will, ſagte der Meiſter, indem ſeine Verwunderung einen Amtsrock anzog. Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen ſo ein Ärgernis werden dulden, wie das Häusle da jetzund der ganzen

Stadt giebt. Und ſie wird wohl thun, wenn ſies nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu ihr ſchicken.

Der Heiterethei erblaßte der ganze Arm. Es ſoll mir nur einer kommen, ſagte ſie, ich wills ihm ſchon ſagen! Das Häusle iſt mein. Es giebt mir niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd heraus mach und nix laß ſtehn als die bloße Decken. Ich wills ihm ſchon ſagen, daß er für ſich ſoll ſorgen und andre Leut in Ruh ſoll laſſen.

Ihr redt wie ein Weibsbild, entgegnete der Meiſter und wunderte ſich über die geiſtige Überlegenheit, die er der Heiterethei gegenüber entwickelte. Ihr redt wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt ihr denn, der Polizeier kommt für ſich? Ihn ſchickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Ärgernis nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt, wenn er wird geſchickt. Na, ich hab ihr geſagt, was ich als ihr Kurator ihr hab müſſen ſagen. Thu ſie nun, was ſie will, aber mir kann ſie hernachen keine Schuld geben!

Damit knöpfte der Meiſter die Weſte unter ſeiner Schürze zu und ſchien ſich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er ſich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiterethei Augen verſchwand.

Die Heiterethei hatte keine Zeit, Betrachtungen über ſeine Verwunderung anzuſtellen, ja nicht einmal über ihre eigne Lage. Das Kind forderte ungeſtüm das Stückchen Brot, das es nach der bisherigen Hausordnung ſchon vor einer Stunde hätte haben ſollen. Sonſt, wenn es ſo vor ihr ſtand und mit drolliger Ernſthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprachen hielt, pflegte ſie es lachend zu küſſen. Recht ſo, Liesle, ſagte ſie dann wohl; du wirſt auch einmal eine Heiterethei und bleibſt den Leuten keine Red ſchuldig! Dasmal, nachdem ſie vergeblich alles durchſucht, wo noch ein Kreuzer ſich verkrochen haben konnte, riß ſie das Kind mit plötzlichem Entſchluſſe in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verſchließen. Faſt hätte ſie unwillkürlich das Vorhandenſein der Lücke durch die That anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem ſtattlichen Hauſe des Becken. Die Heiterethei hätte ſich von der Wahrheit der Meinung ihres Kurators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum erbacken, was er verkaufe. Der Laden neben der Hausthür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die äußerſten der ganzen Armwelt vorſtellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenſter heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabſichtlich in Kolliſion mit einander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andre einer überreifen Magd. Aber die Heiterethei hatte für das alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an dieſen Beweismitteln vorüber und mit ſolcher Haſt durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl ſah, ſie eilte, einen Entſchluß auszuführen, ehe er ſie gereuen könnte.

Der dicke Meiſter war eben in der Stube und ſaß behaglich beim Frühſtück. Er ſah aus wie die geſegnete Mahlzeit ſelber und ſchwitzte leiſe vor Wohlſein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich; ſeine weiße Jacke dehnte ſich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf ſeinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlſtaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausſchuhe, alles zerfloß vor Üppigkeit.

Erſt ſchien er ſich über das Kommen der Heiterethei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lüſternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken, der ihm kam: Hm, iſt das wilde Ding endlich mürbe? halb der Heiterethei ſelber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiterethei vor Scham und Unwillen erröten. Er braucht nicht ſo zu nicken, ſagte ſie zwiſchen Verachtung und Zorn. Das Kind da will eſſen. Weiter iſts nix. Sie ergriff ein dortliegendes Brot, und man ſah an der Bewegung, mit der ſie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf ſeine Ware überging.

Ja, rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: Wenn das Dorle bei mir bleibt, ſoll das Kind zu eſſen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kanns auch dableiben.

Die Heiterethei wandte ſich in der Thür. Das Kind kam ihr beſchmutzt vor, wenn er es nur nannte.

Das Kind iſt mein, und er ſolls nicht auf die Zunge nehmen! ſagte ſie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen. So ſeh ich nicht, entgegnete er, warum ich ihm zu eſſen geben ſoll, wenns mich nichts angeht.

Die Heiterethei ſtand einen Augenblick überraſcht. Die Wahrheit der Äußerung traf ſie ſo ſtark, daß ſie das Brot wieder auf den Tiſch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär es nicht darum, ſagte ſie: Daß er meint, es wär geſtohlen? Von ſeinem Brot ſolls gar nicht eſſen. Und es mags nicht einmal!

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnte er ſich vor behaglicher Gewißheit. Elend macht ein ſchön Feuer unter die Leut. Wenn das Küchelchen noch nicht gar iſt, mir iſts gar nicht bang, daß ſies nicht noch wird!

Die Heiterethei aber ſang und ſcherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis ſie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brachs wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein ſolcher ein braves Mädle nur in ſeinen Gedanken ſchlecht machen und beſchmutzen konnte!

Daß mans ihm nicht wehren konnte, von einer wie von der andern zu denken!

Aber draußen hatte es ſchon einigemale gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen ſo laut, daß ſie es durch den innern Tumult hindurch hören mußte.

Mechaniſch drückte die Heiterethei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammerthür hinter ihr aufging. Zorn, daß es jemand wagen konnte, in ihr innerſtes Heiligtum einzudringen, verwiſchte ſchnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes ſchon einem Wüſtling Mut gemacht?

Alle Muskeln der großen ſchlanken Geſtalt ſchwollen an, wie ſies herumriß nach der Thür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut ſtand ſie da.

Guten Tag herein, ſagte eine leichtfertige Stimme.

In der Thür erſchien eine weibliche Geſtalt, kleiner als die Heiterethei und ihr zugleich ſo ähnlich und ſo unähnlich, als ein Mädchen dem andern ſein kann. Es waren zwei ganz verſchiedne Worte, aber mit denſelben Schriftzügen geſchrieben. Eben das, worin ihre Ähnlichkeit lag, machte ſie ſich ſo unähnlich. Wie andrer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Mutwillige an der Heiterethei, wie andrer an ihrer Schweſter! Wie ſpröde, geſchloſſen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiterethei, wie ſorglos hingegeben und doch abſichtlich lockend im Anſehen und Weſen der Schweſter; die Heiterethei immerwährende Spannung, ſteter Nachlaß die Schweſter. Dasſelbe Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig ſehen und zeigte hier ſein ganzes Weiß; von jenem Mund entblößte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze roſige Zahnfleiſch zugleich ſichtbar. Und ähnlich verhielt es ſich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Weſen.

Die Heiterethei erkannte die Schweſter und trat ihr ernſt abwehrend entgegen. Du haſt vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle ſollen kommen, ſagte ſie; was willſt du ſchon, wo das zweit erſt angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrſchaft zu mir, und was willſt du?

Als wenn man immer geſchickt müßt ſein, entgegnete die Schweſter, indem ſie ſich geſchmeidig hereindrehte aus der Thür in die Kammer. Und eine Herrſchaft hab ich eben nicht.

Sie hat dich fortgeſchickt? fragte ernſt die Heiterethei.

Die Schweſter tritt erſt unwillkürlich vor dem Blicke der Heiterethei einen Schritt zurück, dann ſagt ſie trotzig, aber ſie weiß, daß der Trotz ſie hübſcher macht: Ich bin ſelber gangen. Die Leut meinen, Tanzen iſt Sünd, und ich will meine jungen Jahr genießen. Andre machens auch, ſo heilig ſie ſich ſtellen. — Das ganze Zahnfleiſch wurde ſichtbar, als ſie lachend an der Heiterethei ſich vorbei ſchmeicheln wollte. Und nun ſei nicht mehr dumm. Was machts? Iſts geſund?

Die Heiterethei vertrat der Schweſter den Weg zu dem Kinde. Es ſah aus, als wenn ein üppiges Schlingkraut ſich um eine hindernde Marmorſäule herum vorbei winden wollte.

Wärſt du ordentlich worden, ſagte die Heiterethei; aber ſo, [illegible] mir, du rührſts nicht an!

Hm, [illegible] du ſo ordentlich biſt? lachte die Schweſter, und nie ſah ſie der Heiterethei unähnlicher. Ich war einmal ſo dumm, daß ich anders hab werden wollen, weil ich gedacht hab, du wärſt ſo; weil ich nicht gewußt hab, daß du dich nur ſo ſtellſt. Du brauchſt mich nicht ſo von oben anzuſehn. Wenns was Schlimms iſt, ſo iſt die, die vor den Leuten nicht beſſer will ſein, als ſie iſt, immerfort noch nicht die allerſchlimmſt. Und zumal, wenns die Leut doch wiſſen!

Was wiſſen die Leut? fragte die Heiterethei, indem ſie einen Schritt nach der Schweſter zu that.

Die wich zurück und ſagte nicht ſo mutig als vorhin: Frag ſie ſelbſt; aber ich denk, du wirſts immer noch beſſer wiſſen, als die Leut!

Du gehſt hinaus, ſagte die Heiterethei gebietend. In dem Häusle da waren immerfort brave Leut!

Die Schweſter fügte mit noch kleinmütigerem Trotze hinzu: Kann ſein, einmal.

Einmal und immer noch, und drum ſollſt du hinaus. Wen die Leut ſchlecht machen, der iſt darum noch nicht ſchlecht!

Die Schweſter wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß ſie, daß die ſchlimmere noch den Sittenrichter ſpielen wollte. Überdies war ſie die ältere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbiſſen heraus: Aber wers ſelbſt thut, meinſt du, und drum biſt dus nicht.

Ich ſag dirs noch einmal, fuhr die Heiterethei fort; die ſelig Mutter hat ſich meiner noch nicht geſchämt, wenn ſie hat herunter geſehn. Und drum lach ich nur, was die Leut ſagen!

Die Schweſter ſammelte ihren ganzen Trotz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küſſen. Es ſchrie und langte nach der Heiterethei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwiſchte, was die Schweſter an ihm berührt hatte.

Ich ſag, drohte die Heiterethei, und das Kind ſoll wieder brav werden, wie ſeine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der machts, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehſt du und kommſt nicht wieder, bis du brav worden biſt, daß es zu dir mag, und du darfſt es angreifen. Weil ichs hab genommen, daß es ſoll brav werden, und plag mich ſeinethalben Tag und Nacht, ſagen die Leut, es iſt mein Kind. So ſind die Leut, und du weißt, wem es iſt, und könnteſt dran erkennen, wie die Leut ſind. Red wie du willſt; du mußt mirs noch einmal danken. Du müßteſt ſagen: So iſt ſie nicht, wie ſie die Leut machen, aber dir wärs recht, wenn alle wären wie du, daß du nicht brauchtſt zu denken, du ſollſt auch beſſer werden. Und drum glaubſt dus mit Gewalt, obſchon du weißt, es iſt nicht wahr. Und — nun kennſt mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell fortgingſt. Kommſt du brav wieder, ſoll ich deine Schweſter ſein und das dein Kind. Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Die Schweſter machte noch eine vergebliche Anſtrengung, ſich der Heiterethei gegenüber ſo ſtolz aufzurichten, als dieſe that; dann brach ſie zuſammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Mut, noch ein leichtfertig Wort zu ſprechen, aber noch Trotz genug, ihr Unrecht nicht einzugeſtehn. Einen Augenblick ſtand ſie unſchlüſſig, ohne das Anſehen der Heiterethei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo ſie beſſer war und glücklicher, die ihr der alte Holunder zurauſchte, oder der Zuſtand des Häuschens, in dem ſie Kind geweſen war: etwas traf dieſes leichtſinnige Herz, ſtark genug, ihm eine Thräne abzupreſſen. Sie rang noch einen Augenblick ſtillſtehend mit ihrem Trotze, dann kam ſie zurück und bot der Heiterethei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie ſagte: Wenn du wieder brav biſt, hernachen komm.

Die Schweſter wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und ſie war in den Weiden verſchwunden.

So lange wartete die Heiterethei, dann ſchloß ſie die Kammerthür hinter ſich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum erſtenmale völlig zuſammen im Geſtändniſſe: Ein ledig Weib iſt das elendſt Ding auf der Welt! Wie anders hats da ein Mann! Nicht allein, daß ſie recht thut, ſie muß auch ſorgen, daß ihrs recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib iſt wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verleumdung kann ſie der ſtärkſte Arm nicht ſchützen. Der ſchwächſte Mann iſt ſtark gegen ſie. Nicht einmal ihr etwas übel zu nehmen hält man der Mühe wert. Ein Mann kann aufſtehn, auf den Tiſch ſchlagen und zur Rechenſchaft ziehen, wer ihn ſchlecht machen will. Und woran wär er ſo tief zu verletzen, als ein Weib an ſeiner Ehre? So unwiderbringlich? Mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?

Und was nun beginnen! Um Arbeit betteln? Das kann ſie nicht. Lieber ſterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; ſie kanns nicht ſtützen. Das Häuschen, darin ſie als Kind gelacht und geweint, und die Mutter ſie lieb gehabt. Hätte ſie nur Ein Herz, von dem ſie wüßte, es trüg unausgeſprochen an ihren Schmerzen mit! Denn klagen könnte ſie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker, die Annemarie iſt fortgezogen: ihre Schweſter hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat ſie täglich geſprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage faſſen kann. An den alten Holunder, der eben über ihr kratzt und rauſcht, als wollte er ſie an ihn erinnern, denkt ſie nicht; und wenn ſie an ihn dächte, er hat andre Leiden und Freuden, und ſie muß ihm erſt die Seele leihen; ſeine Seele iſt ihr eigen Mitleid und ihre eigne Mitfreude mit ſich ſelbſt. Und was ſoll aus dem Kinde werden? Wird ſies erhalten können und brav erziehen, wie ihre Mutter ſie? Wenn ſie ſtirbt, was ſoll aus ihm werden, wo niemand es lieb hat, und ſo arm, ohne Mutterpflege und Vaterſchutz? Am End iſts beſſer für dich und das Kind, weg von der Welt, wo einen die Leut durchaus ſchlecht wollen haben!

Immer lockender rieſelt draußen der Bach, ſo viel Mühe ſich auch der alte Holunderbuſch giebt, ihn zu überrauſchen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo ſie ſo oft und erſt dieſen Morgen noch kaum die Luſt überwunden hat, ſich hinein zu ſtürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Dieſen ganzen Tag hat ſies immer in ihre Gedanken hineinrauſchen hören, als riefe es ſie; ſie wußte nicht, warum; jetzt weiß ſie es. Und der Fritz — der ſie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirts-Ev —, wenn ers hört, es muß ihn ſchmerzen, er muß an ſie denken, ſo oft er Weiden haut; jeder Reif auf ſeiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die ſchönſten Weiden ſtehen und wo . . . Es packt ſie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entſchluſſe. Sie wendet ſich, die Kleine auf dem Arme, nach der Thür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm ſpaßen. Es ſchlägt die Hände zuſammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es ſinken und ſinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut, und küßt es und weint immer wieder, bis ſie alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belaſtet.

Wie ſchüttelte ſich der alte Holunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiterethei einfiel: Es iſt noch Welt außer Luckenbach, wos nicht mehr heißt: Reſpekt muß ſein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen ſie mich die Heiterethei? Warum hat mir der lieb Gott die ſtarken Arm gegeben und das luſtig Herz, wenn ichs nicht ſollt brauchen für das Liesle und mich ſelber?

Wieder nimmt ſie das Kind auf den Arm: ſie jauchzt mit dem Kind um die Wette. Guck, Liesle, wie wir dumm ſind geweſt! Der reiche Metzger am

Markt, wie oft hat er gefragt: Was will das Annedorle für ihr Häusle? Komm, Liesle, wir gehn gleich hin!

Als ſie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun iſt ihrs gleich, was die Luckenbacher denken davon — in die heitere Mittagsſonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der iſt eben auf dem Weg vom Holunderbuſch in das Gärtchen drüben. Dort ſetzt er ſich auf eine rote Bohnenblüte gleich neben dem großen Stachelbeerbuſch. An dieſem bleibt das Auge der Heiterethei, das ihm folgte, haften.

Wenn die Stachelbeeren reif wären! Du biſt hungrig, du arms Liesle, und ich auch. Das merk ich jetzt erſt. Ja, die alt Annemarie hat recht gehabt. Wenns nur den Menſchen einmal wieder hungert, hat ſie geſagt, hernachen iſt dem Tod ſein Heu verregnet. Dazu kommt dort — aber er iſts doch nicht? Ja, er iſts doch! Der Holders-Fritz iſts; der Holders-Fritz iſts wirklich, der dort von den Weiden herauf kommt. Wie ſieht er anders aus, als ſonſt! Er hat eine weiße Weſte unter ſeinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er —?

Faſt wäre die Heiterethei ſo thöricht geweſen, vergeblich zu erſchrecken. Was ſollte er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es iſt der kürzeſte Weg zu ſeiner Braut; der hochmütige Giebel da oben, der iſt ja vom Gringelwirtshaus.

Aber ſie iſt ſchon erſchrocken, ſo thöricht das iſt.

Wenn er ſähe, daß ſie über ihn erſchrocken iſt — das darf er nicht wiſſen, wie ihrs um das Herz iſt. Niemand darfs wiſſen. Um alles nicht! Das wär erſt ein gefunden Freſſen für die Leut, für die Gringelwirts-Ev, für die Valtineſſin, für alle die großen Weiber und — für ihn ſelber mit! Und wenn ſie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den ſeinen könnte ſie nicht tragen; nicht einen Blick von ihm, der ſo ausſähe, keinen Laut von ihm, der ſo klänge!

Sie ſetzt das Kind an dem Stachelbeerbuſch nieder; zum erſtenmale vergißt ſie, daß es unreife Beeren abreißen und eſſen kann. Sie ſelber ſieht ſich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er ſie nicht gewahr werden ſoll. Aber ſchon kommt er näher. Sie bückt ſich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelblackſtöckchen, das mitten in der Peterſilie ſteht. Der Atem vergeht ihr faſt; ſie ſieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angſt, als hinge Tod und Leben für ſie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angſt wächſt, wie ihr der Traum einfällt. Hier ſtand ſie ja im Traume mit dem Fritz. So hell wars und ſo warm, und ſo ein fröhlich Rauſchen zog durch Büſche und Kräuter.

Der Holders-Fritz iſt indes an den Zaun gekommen.

Sieh, ſagt er, was ich dir hab mitgebracht, Liesle!

Er hält einen Stromweck in die Höhe, ſo gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die unreifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund ſtecken wollte. Es kommt ans Staket und langt danach. Der Holders-Fritz giebt ihm den Stromweck, und es fürchtet ſich ſo wenig vor dem „wilden“ Fritz, als wärs alle ſeine Tage mit ihm zuſammen geweſen.

Der weiß aber auch nicht, was er ſagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er iſt ein ganz andrer als ſonſt. Da iſt nichts mehr von dem übernächtigen, gedankenloſen Blick, von der dunkeln Röte in ſeinem Geſicht; nichts mehr von dem herausfordernden, ſchlagfertigen Weſen. Er hat vielmehr etwas Ruhiges, Sinnendes in ſeinen Zügen, das lange Haar iſt bedeutend kürzer geſchnitten und fliegt ihm nicht mehr ſo wild verworren um das Geſicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus ſeinem Innern hervor; die Stimme iſt nicht mehr ſo heiſer und gewaltſam in die Höhe getrieben. Er iſt ſchlanker als ſonſt; alles an ihm iſt milder und beſcheidner und dennoch männlicher. Er iſt ein ganz andrer; er iſt nun erſt der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erſchaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein; der Fritz ſpricht erſt mit ihr und überſetzt ſich die Reden, die ſie in unbekannten Sprachen hält, ſo gut es gehen will; währenddes iſt er näher herangetreten an den Zaun; nun ſagt er ganz leiſe: Dorle!

Das iſt doch dieſelbe Stimme, wie den Morgen im Traum, denkt die Heiterethei in ihrer wachſenden Angſt. Und wie er ſo freundlich mit dem Liesle iſt, das alle Leut ſonſt ſcheel anſehn! Das iſt ſchön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergeſſen, und wenn er ...

Dorle, ſagt er noch einmal.

Aber ſie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe ſie thut, als würde ſie ihn eben erſt gewahr. Und ſie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß ſie die Augen nach ihm hinzuwenden ſcheint.

Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find, fährt er nun fort. Ich wollt dich nur was fragen!

Mit einem Blicke überſieht ſie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen iſt.

Mich? fragt ſie ſo gleichgiltig und verwundert, als ſie kann.

Ja dich, entgegnet er.

So frag. Aber mach; ich hab nicht viel Zeit.

Du haſt bei mir aufgeräumt ...

Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?

Ja, du; und bei mir. In meiner Werkſtatt in den Städeln, da am Gründer Weg.

Wenn doch nur ein Baum da herum Ja ſpräche! Die Heiterethei kanns nicht, und hinge wer weiß was davon ab.

Guckt doch, lacht ſie. Ich hab weiter nix zu thun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum!

Der Holders-Fritz wird dennoch ſichtlich freudiger.

Wenn du nicht rot würdſt, wollt ichs glauben, ſagt er ſchnell. Und du wirſt noch immer röter!

Er thät ſich freun, denkt ſie, ſagt ich Ja. Warum nur? Was hat er damit? Aber ſie ſagt: Freilich, weil ich mich ſchäm, daß du ſo einfältig redſt. Und weil ich mich gebückt hab. Der Bader ſagt immer, ich ſoll aderlaſſen. Wenn du deinen Spott haben willſt, geh zu deiner.

Der Holders-Fritz ſagt, ſo ernſt er kann: Ich ſpott nicht. Ich denk eben, du ſollſt die Mein ſein. — Ein kleines bißchen Schelmerei war unter den Ernſt gemiſcht, mit dem er fortfuhr: Ich hab gedacht, du brauchſts nicht bei Nacht zu machen; du könntſts am Tage thun.

Die Heiterethei hörte den Ernſt nicht vor der Schelmerei.

Ich hab dir nix gemacht, ſagte ſie gereizt, und dein Gered leid ich nicht. Und nun gehſt du deiner Weg. Ich hab noch nichts mit einem ledigen Burſch gehabt, geſchweig mit einem verſprochnen; am wen'gſten mit dir. Ich dächt, du weißts gut genung. Und ich hab mehr zu thun, als Maulaffen feil halten, und du läßt mich gehn; und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Der Holders-Fritz ſchwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: Dorle, hörſt du? Und als ſie hartnäckig ſchwieg und that, als meine ſie, er ſei ſchon gegangen, ſetzte er hinzu: Na, nix für ungut. Ich hab nur wollen wiſſen, wie du denkſt. 'S war nur gefragt, und eine Frag iſt kein Donnerſchlag. — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er ſieht, ſie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert währenddes wieder am Lackſtock und rauſt unbarmherzig in die Peterſilie hinein, damit es ſcheinen ſoll, ſie habe wirklich notwendig zu thun. Aber ſie fragt ſich: Ich denk eben, du ſollſt die Mein ſein — was will er damit?

Der Holunder nickt ihr von drüben zu: Laß ihn nicht fort. In den Bohnen vor ihr flüſtert die Luft: Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willſt ihn nicht, muß er ja zur Gringelwirts-Ev. Schon aus Stolz ja muß er das nun! Doch ſie weiß ja ſelber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber ſie kann ihn nicht aufhalten, nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn ſie auch einen wüßte. Ja, ſtänd er vor ihr und fragte noch einmal, ſie könnte ihn nichts merken laſſen. Um ſo weniger, je mehr ſie fühlt. Es iſt, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt! Immer weiter außen iſt die Welt, immer tiefer drin die Seele.

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte Diktes die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er ſtehn, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm ſchwer. Er iſt ja noch krank, und daran iſt ſie ſchuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn niemand zurück? Und doch erſchrickt ſie, wie ſie rufen hört: Fritz! Das Kind iſts, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es Fritz! gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder ſtehn, er kehrt um.

Wer hat das Kind Fritz ſagen gelehrt? Die Heiterethei ſelber, ohne daß ſie es wußte, wenn ſie vom Fritz mit ihm ſprach. Das wird er nun erraten. Er muß denken, ſie hats dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und ſchon ſteht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüten des Zauns.

Du haſt mich gerufen, Dorle, ſagt er matter als vorhin. Ich konnts ohnehin nicht glauben, daß du mich wirſt gehn laſſen!

Ich? entgegnet ſie, das brennende Geſicht abwendend. Was dir einfällt! Ich hab nicht an dich gedacht!

So wars das Liesle!

Das? lacht ſie.

Er fragt das Kind, das er mühſam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf ſeinem Arm die Hand vor den Mund. Sei nicht ſo dumm, ſagt ſie haſtig zu ihm. Das Kind kann kein Wort reden!

Als nur Fritz? fragt er blaſſer als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. Das iſt doch kurios!

Das iſt nicht kurios, ſagt ſie noch haſtiger. Weil dem Nachbar ſein Kater Fritz heißt.

Der dort? fragt der Fritz und lockt ihn: Komm, Fritz, Fritz, komm. Der muß anders heißen, fährt er fort, oder er hat ſeinen Namen vergeſſen. Das Vergeſſen ſcheint überhaupt hier Mode!

Die Heiterethei iſt ganz verwirrt, blutrot, zornig vor Scham. Der Kater, ſagt ſie, hört bloß auf ſeine Leut und nicht auf jeden Narren!

Der Fritz ſcheint ſich an ihrem Zuſtande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiſer redend, man ſieht, er wird immer heiterer.

Warum hältſt du dem Liesle den Mund zu? fragt er; es will mir noch was ſagen.

Es iſt nicht wahr, was es ſagen will, ſpricht ſie. In immer noch wachſender Verwirrung traut ſie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Abſicht zu, ſie zu verraten. Und nun wird ſie auch noch gewahr, ſie zeigt dem Fritz, indem ſie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buchſtaben darauf leſen und mit dieſen alles, was ſie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch bläſſer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umſinken, und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefſtes Herz ſchwillt in Mitleid auf und Liebe, aber der Gedanke: Wenn es jemand ſähe! beherrſcht ihr Äußeres.

Es war gut, daß der Zaun zwiſchen ihnen ſtand, ſonſt wär ſie mit umgeſunken. In einem Arm hat ſie den Fritz und das Kind, den andern ſtützt ſie auf den Zaun. Und, wie eigen! Eines von deſſen wilden Röschen ſchwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwiſchen beiden und zittert zugleich vom Atem beider. Eben ſo, Wange an Wange, lagen ſie in ihrem Traume, ſie fühlt, daß ſein Auge, das ſie vor der zu großen Nähe nicht ſehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es iſt dieſelbe Stelle wie im Traume. Dieſelbe Wonneangſt dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie ſieht hinüber nach dem Holunderbuſche und könnte ſich verwundern, ihn nicht in des Meiſters Schramm rotem Kirchenfrack herüber kommen zu ſehen.

Wenn ich könnt ſitzen, ſagt der Fritz! Es wird gleich vorüber ſein. Wegen dem Finger hats nix zu bedeuten; du brauchſt dir kein Gewiſſen deshalb zu machen. Der Bader ſagt, es wird bald wieder ganz gut ſein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es iſt auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht.

Die Heiterethei ſollte ſich darüber freuen, und doch kann ſie es nicht. Er wird ihr fremder, er iſt ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verſchuldung gegen ihn, ihr Selbſtvorwurf war ein Band geweſen, das ſie an ihn gebunden hat. Sie fühlt nur, daß ein Liebesband gelöſt war. In dieſem Gefühle ſagt ſie, und das Drängende des Augenblicks giebt den Ton dazu: Geh zu deiner Braut.

Braut? fragt der Fritz. Das iſt dummes Zeug!

Zur Gringelwirts-Ev, fuhr die Heiterethei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müſſen, und dachte nicht, daß der Zorn eben ſo gut ein Verräter war, als Thränen.

Die Ev? fuhr der Fritz fort. Ja, der Fieberhund — die Leut, mein ich, hätten mich beinah dazu gebracht. Weil ich hab geglaubt, du haſt mich aus Zorn in den Bach gerennt —

Und du willſt doch zu der, ſagte das Mädchen, der das Atmen ſo ſchwer wurde, wie damals im Traume.

Zu dir wollt ich, ſagte der Fritz. Ich wollt wiſſen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen.

Schon wieder?

Und noch um was. (Die Heiterethei fürchtete, er müſſe ihr Herz ſchlagen hören.) Warum du mich vom Steg haſt gerennt.

Weil ich dacht, du wollteſt mir was thun.

Ich?

Du haſt mir doch aufgepaßt, ſagte ſie, von neuem rot, und die Leut —

Freilich aufgepaßt, aber nicht —

Sagten, du wärſt wütend, eilte ſie, um über das Geſtändnis hinaus zu kommen, daß ſie ſich doch gefürchtet habe.

Ja, freilich erſt, entgegnete er. Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab ich erſt nicht gewußt, was ich dir ſollt thun. So war ich des Teufels vor Deſperatheit auf dich, und noch den ganzen andern Tag.

Was ich hab geredt, das iſt die Wahrheit geweſt!

Eben darum, entgegnete der Fritz. Guck, Annedorle, was ich dir jetzt will ſagen, das hätt ich noch vor ein Tager acht nicht können ſagen, dir nicht und auch einem andern Menſchen nicht. Ich habs erſt dem Nagelſchmied ſeinem Hund, hernachen hab ichs meinem Fräle vorerzählt, alle Stunden ein paarmal, bis ich das unrecht Schämen hab verlernt und nicht mehr hab geſtottert und bin rot geworden dabei. Du haſt eben in allem recht gehabt, und auch darin, daß du haſt geſagt, wenn ich dich freit, da — könnt — noch einer aus mir werden. Da iſt mirs doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dirs die Haar verſengen thät, Burſch, du redſt weiter. Wir wollen dich ſchon kriegen, wie der Bader ſagt. Schäm dich, daß du dich ſchämſt, wos verkehrt iſt. Ja, da hab ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wolltſt nehmen. Aber da bin ich heimlich geweſt wegen der Fieberleut und bin nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich haſt gefürchtet.

Gefürchtet? lachte die Heiterethei. Und wohl vor dir?

Ja, du biſt eben noch, wie ich damals bin geweſt, entgegnete der Fritz. Du biſt deinen Fieberhund noch nicht los. Du ſchämſt dich noch, daß du dich ſollſt ſchämen!

Du haſt dumm Zeug genung gemacht, ſagte die Heiterethei, du haſt Urſach genung. Ich hab nix Dummes gemacht, daß ich mich brauch zu ſchämen!

Nu, meinetwegen, entgegnete der Holders-Fritz. Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeiſter machen, wo ich noch an mir ſelber genung zu ziehen hab. Ja, das war alles dumm, was ich damals hab gemacht; und wie ich gemeint hab, nu bin ich geſcheit, das Allerdummſt, das erzähl ich dir ein andermal. Zuletzt iſt das alt Wildthun noch einmal gekommen und hat geſagt: Ich bin das alt Wildthun nicht mehr; ich heiß jetzt Mannesehr, und weil du ein dumm Wort haſt geredt, ſo verlang ich nu von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es iſt nur gut geweſt, daß ich den alten Dieb in dem neuen Röckle noch zur rechten Zeit hab weg gekriegt, und daß ich trotz dem Fieber noch beſſer bin zu Fuß geweſt, wie mein alt Fräle. Guck, Annedorle, ich ſchäm mich nicht, daß ich muß ſagen: Du haſt recht gehabt, und es iſt alles gut geweſt, was mir von dir gekommen iſt. Auch daß du mich in den Bach haſt gerennt. Es iſt ſchon gut, wenn ſich einer einmal in der Einſamkeit auf ſich ſelber beſinnt, aber er darf kein Stadelthor zwiſchen ſich thun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menſchen iſt er hineingeſchaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär immer verbißner geworden in meinem Fieber und hätt immer mehr gemeint, die Leut thäten mir alles zum Trotz, je mehr ich den Leuten hätt alles zum Trotz wollen thun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt ſolln kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hättſt hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem dummen Finger und auch nicht von dem bißle kalten Waſſer, ſondern weil ich hab gemeint, du kannſt mich nicht leiden. Und wär ich nicht krank worden, ſo ſäß ich jetzt drüben in Amerika und dächt immer noch, du haſts auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein, und das brauchts auch jetzund nicht. Genug! Ich bin noch hüben, und wenn du mir haſt aufgeräumt, gehn wir noch heut zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willſt haben, ſo bleib ich ein Junggeſell; eine andre nehm ich nicht als dich, und werd ich noch hundert Jahr.

Wieder barg die Heiterethei ihre Weichheit in Zorn. Aufgeräumt hab ich einmal nicht, ſagte ſie. Wer weiß, wer das iſt geweſt! Und du denkſt vielleicht, weil ich ein Häusle hab, ich hab mehr, als wahr iſt. Und das Liesle da . . .

Nehm ich gleich mit, ſagte der Fritz triumphierend. Du mußt nicht denken, du haſts allein gern!

Und die Leut im Städtle ſind mir erbittert; das ließen ſie hernachen an dir aus!

Was frag ich nach denen! Das ſind Fieberleut. Eigentliche Leut giebts gar nicht!

Da war ja das Herz, nach dem ſie ſich geſehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber ſie ſagte wie zornig: Nu, wenn du denkſt, es iſt dein Beſits, und du willſts durchaus; aber ich dring mich nicht auf. Wahr iſts, du haſt mich gedauert wegen der Gringelwirts-Ev, und ich hab dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchſt. Aber wegen mir — daß ich dich etwa haben wollt, das iſt mir nicht eingefallen. Thuſt dus, meinetwegen, thuſt dus nicht, auch meinetwegen. Brauchſt nicht zu denken, daß ich einen muß haben. Ich habs nicht nötig. Ich kanns noch ſelber ermachen!

Der Fritz hatte ſeine eignen Gedanken bei dieſer Rede der Heiterethei. Er brauchte nur in ſeine eigne letzte Vergangenheit zurück zu blicken, um zu wiſſen, wie er ſie verſtehen müſſe. Er meinte: So iſts recht. Der Mann muß der Frau voraus ſein: das macht den Reſpekt von ihrer Seite und die Lieb von ſeiner. So dachte er, aber er ſagte: Da kannſt du gleich mit angreiſen bei mir, wenn du willſt. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg kein End, wie ſies allein ſoll durchſetzen mit dem Angeben und Kochen; ſie iſt alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug auf dich gehabt, daß du meine Frau ſolltſt werden. Es freut ſich kein Menſch ſo, wie das Fräle, wenn du kommſt. Das Liesle nehm ich gleich mit!

Du denkſt auch, lachte die Heiterethei, ich hab auf dich gepaßt und hab ſonſt nix zu thun und komm gleich wie ein Spitz, wenn man ruft: Hierher kommſt du?

Wie ſichs dir ſchickt, ſagte der Fritz ſchon im Gehen. Du wirſt ſchon deiner Fieberleut wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das iſt nun mein, das iſt das Draufgeld, das wirſt du nicht im Stich laſſen, wenn dichs auch ſollt reun.

Die Heiterethei hielt ſich noch immer am Zaun. Ich komm ſchon nach, ſagte ſie. Denn das kannſt du gleich wiſſen, deſpektierlich behandeln laß ich mich nicht, und laß mir nix ſagen, wo ich ſelber ſeh, was zu thun iſt. Und nun gehſt du, und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Aber wunderlich! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verſchwinden wollte, da fehlte wenig, ſie wär ihm nach, hätt ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgeſagt. Ihr war, als ſollte ein Eiſen um ihren Hals gelegt und ſie damit irgendwo angeſchmiedet werden. Alles das, was ſie noch vorhin ſo heiß erſehnt und dann ſo ſelig als ihr Eigentum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Laſt auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte. Es war, als wäre ſie auf einmal wieder ganz die alte Heiterethei geworden, die in jedem Manne einen Feind ſah, gegen den ſie ſich wehren müßte. Sie bereute, daß ſie nicht gleich den Entſchluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das ſie ſollte, kam ihr wie ein Gefängnis vor. Sie wußte nicht mehr, ob ſie den Fritz lieb hatte, oder ob er ihr zuwider war. Sie ſollte nun nicht mehr thun, was und wie ihrs einfiel: ſie ſollte thun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte ſie, daß der Fritz eben dieſer Mann war, dann wußte ſie, es war nur Widerwille, was ſie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte ſie zugleich, wie ſorgenlos und ſchön ſich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte ſie doch laſſen müſſen, und die fremden Leute, zu denen ſie ging, ſie mochten wohnen, wo ſie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckeßbacher auch. Ihr eignes freies Weſen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menſchen wollen ſich nach andern richten und verlangen, daß dieſe ſich nach ihnen richten ſollen. Wer ſich auf irgend eine Weiſe loslöſt, der muß auch in andrer nicht mehr von ihnen abhangen dürfen. Wer die Menſchen braucht, der muß ſein, wie ſie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zuſtand als den Übergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die ſelber gern aus ihrem Eigenſinn heraus wären und aus Ärger darüber, daß ſies nicht können, nur noch eigenſinniger werden.

So ſchwer war der Heiterethei noch kein Weg geworden, als nach dem Hauſe, in dem ſie in Gedanken ſchon geſchaltet hatte. Sie erſann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre ſie faſt wieder umgekehrt. Erſt hatte ſie ſich geſchämt, hinzugehn, nun ſchämte ſie ſich, wieder umzukehren. Am liebſten wär ihr geweſen, es hätte ſie irgend eine Gewalt ohne ihr Zuthun hineingeführt, oder ſie wäre ſchon drin, ſchon ſeit Jahren drin.

Es war gut, daß ſie nun auch anfing, ſich des langſamen Gehens zu ſchämen. Sie können mir doch nix thun drin, als was ich leiden will, und iſts nicht, als dächt ich, ich müſſe drin leiden, was ſie mir thun wollen, wenn ich ſo langſam geh? Hab ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht, ſo werd ichs jetzt nicht erſt anfangen. Mögen die drinnen ſein, was ſie wollen, ich bin ich; nun geh ich hinein, und ſo iſts, und nu iſts fertig.

Die Geſellen und der Lehrling hatten ſchon gegeſſen und die Wohnſtube wieder verlaſſen; das Liesle ließ ſichs noch ſchmecken, aber der Fritz und das Fräle warteten noch auf die Heiterethei. Die kam endlich, und nicht, wie mans von ihr hätte erwarten ſollen, wenn man ſie ſonſt kannte. Sonderbarerweiſe ſchiens, als habe ſie nicht den Mut, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräle und der Fritz ſie empfingen, ſo fröhlich das Liesle, das ſchon ganz hier zu Hauſe ſchien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte ſie wenigſtens einen Arm oder ein Bein draußen laſſen ſollen, als wärs unhöflich, daß ſie ſo mit ihrem ganzen Körper hereingetreten war. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war ſie wie in ihrem Eigentume. Auch wenn ſie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Eſſen in die Stube kam, erſchien ſie nichts weniger als verlegen. Aber da wollte ſie auch nichts als eſſen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hierher dagegen kam ſie mit dem Anſpruche, hier zu bleiben, das alles, was ſie ſah, als ihr Eigentum zu beſitzen. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, die Leute müßten meinen, ſie dränge ſich auf, wenn ſies auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbſt mit dem Liesle konnte ſie ſich nicht gehaben, wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu ſein, als ſie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die ſie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräle brachte nun das Eſſen und nötigte ſo gutmütig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiterethei war nicht zu vermögen, einen Biſſen anzurühren. Sie ſagte, ſie habe zuhaus ſchon gegeſſen. Den eigentlichen Grund verſchwieg ſie. Es war kein andrer, als das Gefühl, daß ſie hier noch kein Eſſen verdient habe. Darum drückte ſie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie ſollte ſo viel haben und hatte nichts dafür gethan, und zweifelte, ob ſies würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältniſſes hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entſprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging, und die Heiterethei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr beſſer zu Mute.

Was war da alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen ſich all dieſe Dinge, dieſes Steingut, dieſes Zinn, dieſes blecherne Geſchirr einen Augenblick lang als das ihre zu denken, hätte ſie jubeln gemacht wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart bedrückte ſie. Es war nicht, als wenn ſie dieſe Dinge, ſondern als wenn dieſe Dinge ſie beſitzen ſollten. Eine ſolche Beſchränkung der perſönlichen Freiheit liegt in jedem Beſitze, und es iſt begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigentum als eine Laſt anſehen. Dann war die Alte langſam und mußte ſich immer mühſam beſinnen. Die Heiterethei konnte nicht, wie ſie gewohnt war, raſch und in einem Zuge ſchaffen; es war, als müßte ſie einem Stotternden zu Gefallen mit ſtottern. Das Mißverhältnis zwiſchen dem, was zu thun war, und der Langſamkeit, mit der das Schaffen vor ſich ging, war bis zum Lähmenden beängſtigend. Sie ſah nicht, wie ſie auf dieſe Art ſollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war ihr damit der einzige Weg abgeſchnitten, auf dem ſie überhaupt ſich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein ſeinem Bauer entflogner Vogel empfinden muß, als ſie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Dieſe Nacht ſollte ſie noch mit dem Liesle darin ſchlafen, von morgen an beim Holders-Fräle

Sie hatte ſelber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müſſe; jetzt reute ſie's, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißen worden; was ſie gethan hatte, hatte ſie freiwillig gethan; dennoch kam ſie ſich vor, wie in fremder Gewalt, und ſelbſt in dem Vorſchlage, die ſeitherige Schlafſtelle zu verlaſſen, ſchien ihr nun der Fritz ſchon den Herrn geſpielt zu haben.

Als ſie ihr Häuschen und den alten Holunderbuſch wiederſah, jubelte ſie dem Kinde auf ihrem Arme zu: Nu ſind wir wieder zuhaus, Liesle! Wenn die Welt recht ſchön ſollt ſein, müßt ich das Häusle da auf meinem Schiebkarrn in die Welt hinein können fahren.

Und wos recht weit und luſtig iſt, da müßt ichs können hinſtellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wieſen. Und wos uns nicht mehr gefiel, heidi wären wir fort und lachten alle Leut aus! Der Fritz könnt bei uns ſein und auch das Fräle; das wär noch ſchöner. Aber ich müßt können machen, was und wie ich ſelber will; es ſollt ihr Schaden gewiß nicht ſein. Und ich müßt jeden Augenblick fort können!

Du biſt ein närriſch Kind, Liesle, ſagte ſie, als ſie die Kleine, die ſchon halb ſchlief, ins Bett brachte, eigentlich zu ſich ſelber. Es iſt ja noch gar nicht ſo weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns niemand davon. Das mußt du dir nur immer vorſtellen, und du wirſt ſehn, wie leicht die Sach hernachen geht.

Und ſie ging wirklich den andern Tag ſchon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle geſprochen. Das ſagte, als die Heiterethei kam: Wenn ich wüßt, daß du die Sach allein möchtſt machen, das wär mir eine große Lieb. Du haſt einen jungen Kopf, der kann ſich leichter beſinnen, und junge Händ greifen raſcher an. Aber es müßt dir nicht zur Laſt ſein.

Aber was denkt ihr denn, Fräle? entgegnete die Heiterethei froh. Ich muß nur ſehn, daß ichs auch ſo mach, wie ihrs gern habt, und das könnt ihr immerfort ſagen.

Nun ging ein ander Schaffen an, als das geſtern war. Und je mehr die Heiterethei ſah, wie das Fräle ihre Kraft und Geſchicklichkeit bewunderte und ſich darüber freute, deſto beſſer gings ihr von den Händen. Sie verſorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, ſie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wieſen dabei zu ſein, und da gefiel ihrs doch am beſten. Sie dachte ſich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Dieſe nahm die Pflege des Kindes über ſich, und das gedieh ſichtbar. So gings von Tag zu Tag beſſer, bis der Fritz ſie bat, zu beſtimmen, wann die Hochzeit ſein ſollte. Sie hatte abſichtlich den Gedanken daran ſich fern gehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu gethan werden. Man kam überein, in acht Tagen ſollte die Hochzeit ſein. Aber von da an wachten all die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil ſie ſich im Schaffen zu zerſtreuen ſuchte. Aber es zeigte ſich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgiltigſten Worte einen Vorwurf ſah, weil ſie ſich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich ſelber tröſtete ſie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte ſie es dem Fritz in Gedanken übel nehmen, daß er ſo wenig ihre Nähe ſuchte. Er hatte viel mit einem Zimmermanne zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr ſchien es, er verlängere die Unterredung mit ihm abſichtlich über das Nötige hinaus, um nur ſo lange ihrer los zu ſein. Und es waren nur ſo wenig Tage mehr übrig, die ſie noch beiſammen ſein ſollten. Dazu bemerkte ſie, daß man ein Geheimnis vor ihr hatte; bald ertappte ſie einen Geſellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den ſie nicht bemerken ſollte. Sie kam ſich vor wie verraten und verkauft. Dann kränkte es ſie, daß der Fritz keine Dienſtleiſtung von ihr verlangte; zuweilen war ſie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgeherock und dergleichen. Wenn er ſie einmal bat, dachte ſie: Wenn er dich lieb hätt, thät er nicht ſo fremd. Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut ins Geſicht, daß er ſchon den Herrn ſpielen wollte, und faſt täglich ſagte ſie ihm einmal den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute ſie dann wieder, und in ihrem Ärger über ſich ſelbſt ſagte ſie ihm: Ihr habt wohl recht, ich gehör nicht in ſo ein Haus. Ich kanns den großen Leuten einmal nicht recht machen! Dann ſagte der Fritz: Das iſt uns nicht eingefallen, zu meinen, du gehörtſt nicht in unſer Haus. Das weißt du ſelber recht gut. Und du biſt doch nicht von ſelber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du thuſt, als müßteſt du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht ſollt auf dich fallen. Das iſt nix als dein Fieberhund. Du ſelber machſt dir all die Vorwürf, über die du bös wirſt, wir nicht. Ich thu dir keine Gewalt; und wären wir ſchon getraut, es wär nicht anders. Was du mir nicht zulieb thun magſt, das verlang ich nicht. — Sie fühlte dann, daß er recht hatte, ſie fühlte ſeine Liebe in ſeiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf ſich ſelbſt und dadurch wiederum ihre Empſindlichkeit.

◆

War das ein Erſtaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiterethei heimführen. Ein Fragen und ein Erſtaunen und wieder ein Fragen und Erſtaunen. Wie früher die Heiterethei, ſo hatten nun der Holders-Fritz und das Fräle von gutem Rat, Warnungen und Unglücksprophezeiungen zu leiden. Es wundert mich, pflegte der Fritz zu ſagen, wenn ich hinaus komm, daß nicht die Bäum, die Zäun und die Grenzſtein gelaufen kommen mit gutem Rat. Aber ſo weit, wie ſie das Annedorle damit haben gebracht, ſo weit ſollen ſies bei mir nicht bringen!

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewieſen hätte, denn es war ja jetzt ſein Wahlſpruch nicht mehr, Wildthun, ſondern Überlegung und ruhige Feſtigkeit mache den Mann.

Er hatte ſich eine eigne Methode erfunden, auf die er ſich bei ſich ſelbſt nicht wenig wußte. Sagte ihm einer, er ſolle ſich wohl bedenken, eh er den Schritt thue, dann entgegnete er: Ja, bedenken muß man freilich alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er ſich erſt bedacht hätt. Das mein ich auch.

Ihr könntet jede kriegen im Städtle, fuhr dann jener fort, und da ſind reiche Mädle genung. Die Valtineſſin hats nah genung gegeben, wenn er käm, ein Nein thät nicht fallen. Und ich wüßt hundert reiche Burſch, die ſich die Händ lecken thäten nach der Gringelwirts-Ev. Die hat Geld und Sachen; da kanns heißen: Goldmädle, ich mag dich!

Dann ſagte der Fritz: Ja, Reichtum iſt eine Hauptſach, und die Valtineſſin, das iſt eine ganze Frau. Und in dieſer Art ging es weiter, ſodaß der andre am Ende nichts mehr zu ſagen wußte und ging.

Das Holders-Fräle hatte ſich eine andre Art, die Leute mit guter Manier los zu werden, beigelegt. Sie war immer etwas ſchwerhörig geweſen.

Sagte ihr eine: So ein arm Mädle wird doch ihr Fritz nicht nehmen, dann entgegnete ſie wohl: Grämen, meint ihr? Ja, ich hab mich ſchon genung gegrämt darum, und gedoktert hab ich, aber es hat alles nichts wollen helfen!

Ihr verſteht mich falſch, ſprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; ich mein, von wegen der Heiterethei —

Ja, nickte das Fräle. Einerlei; 's iſt alleweil einerlei geweſt, was ich auch hab angewendt. Ja, die letzt Zeit iſts immerfort noch ſchlimmer geweſt.

Dann ſagte die andre ſchreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verſtändlich zu werden, wenn nicht den Ohren: Ihr habt mich nicht verſtanden, ich mein, von wegen euerm Fritz —

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgeriſſen dabei, dennoch kam zum Vorſchein: Hitz? Ja; das iſts eben. Hitz hab ich die ganz Nacht in den Ohren gehabt; und ich wunder mich nur, daß ich heut einmal wieder ſo gut hör. Ja, manchmal iſt das ſo, aber hernachen wirds wieder ſo ſchlimm wie zuvor.

Wenn das gut gehört heißt! meinte dann die andre bei ſich und gab ihren Vorſatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräle nicht irr gemacht: der Heiterethei wunderliches Benehmen that mehr dazu.

Guck, Fritzle, guck wohl, was du da machſt, ſagte ſie zuweilen zu ihrem Enkel. Mir iſt das Annedorle immerfort im Kopfe gelegen, und ich hab gemeint, ſie paßt juſt zu dir. Aber wie ſie jetzt iſt, da wird mirs manchmal angſt; das wird immer ſchlimmer, je mehrs auf die Hochzeit losgeht; was ſoll da hernachen erſt werden!

Laßts nur gut ſein, Fräle, ſagte dann der Fritz. Manchmal möcht ich auch mit den Fäuſten drein haun, aber hernachen würds erſt recht ſchlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das iſt nix, ſondern Verſtand macht den Mann. Paßt auf, es iſt weiter nix, als die alt Heiterethei, die ſich noch geſchwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Chriſtlieb oder meinetwegen ſo einen alten Adam hat jeder Menſch in ſich ſtecken; der muß einmal heraus. Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt Fritz hat auch am ärgſten in mir gewirtſchaft, wie er hat geſehn, nun wirds ernſt, daß er raus muß. Bleibt ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiterethei wärs ſelber lieber, man braucht Gewalt; da könnt ſie ſich erſt recht verſtocken!

Aber nicht allein von der Heiterethei kam ihm Anreizung, ſeiner Philoſophie zu vergeſſen und wieder vom „alten Fritz“ beſeſſen zu werden, welchen böſen Geiſt er mit ſo viel Kraft ſeither hatte von ſich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirſchen geſetzt, damit er die Sperlinge abhalten ſoll, dann lähmt das graue Diebesvolk erſt ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick ſcheucht ſie ſchon davon. Nur hie und da findet ſich ein kecker oder durchtriebner Kopf, der ſich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuſchauen. So grimmig dem Popanz der verbogne Hut ſitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter ſtecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz ſich zornig ſchüttelt. Aber er ſieht, der ſchüttelt ſich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht ſich ſelbſt! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun ſchon in kleiner Entfernung vor ſeinen Augen, wenn er welche hat, Kirſchen naſcht? Aber nur ein wenig näher, und der Wagling ſieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch ſein Beiſpiel andern Mut, dieſe wieder andern. Nicht lange, und das ganze graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreiſe umzirpt, und bald ſitzt der Furchtſamſte darunter dem armen Popanz auf der ſchlagenden Hand und läßt ſich triumphierend mit ihr vom Winde ſchaukeln.

Ähnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burſchen ſeiner ehemaligen Kameradſchaft; der Unterſchied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen ſich in den Moraſt rennen laſſe, das hatte den Burſchen die Augen geöffnet über das Wahnbild ſeiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten ſichs ſo lange und ſo laut in allen Wirtshäuſern vorgeſchrien, bis ſie es ſelber glaubten, nicht die Kraft des Fritz, ſondern die Macht der Meinung von ihr hatte die Wunderthaten vollbracht, die man jener ſonſt zugemeſſen. Es hatte ſich keiner ihm ernſtlich gegenüber geſtellt, weil man gemeint hatte, es ſei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieſer Täuſchung befangen war, da hatte man es mit dem beſten Erfolg gethan. Der und der hatte den Fritz bezwungen, aber niemand hatte es ihnen geglaubt. Und dieſe waren bei weitem nicht einmal die ſtärkſten geweſen.

Das alles war dem Fritz nicht fremd geblieben. Es iſt leicht, beſcheiden auf einen Vorzug zu ſein, der allgemein anerkannt iſt. Als ſeine Stärke bezweifelt wurde, ſtieg ſie ihm wieder im Preiſe, und ſeine neue Philoſophie hatte ſchwere Proben zu beſtehen, um ſo ſchwerere, je mehr er ſeine Geſundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er ſich ſelbſt gegeben hatte, nie wieder an einem Schenkorte handgemein zu werden. Die ſchwerſte Probe ſtand ihm heute bevor.

Zum erſtenmale wieder ſeit dem Gründer Markt beſuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiterethei begleitete ihn, und es war ein ſchöner Anblick, als die beiden hohen blühenden Geſtalten geputzt neben einander nach dem Schützenhofe gingen. Die Muſik tönte ihnen ſchon von weitem entgegen.

In der Heiterethei war ein wunderlicher Kampf. Von dem ſchönſten Burſchen zum Tanze geführt zu werden, ſchien ein Vorzug, der einem Mädchen ſchmeicheln konnte. Aber die Leute mußten ſagen: Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädle, die Männer genommen, und nun nimmt ſie ſelber einen. So lang hat ſie ſtolz gethan, als ſie keinen hat gehabt; da ſieht man, es war nur Neid und Ärger. Unwillkürlich ging ſie immer ſo entfernt vom Fritz, als nur möglich war, und that, als ob ſie gar nicht zu ihm gehöre.

Im obern Stübchen neben dem Tanzſaale war nur noch ein Tiſch frei. Daran ſetzte ſich der Fritz und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiterethei nahm an dem andern Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte ſich wenig an den Fritz.

An den übrigen Tiſchen trank man, um ſich Mut zu machen, deſto mehr, und nicht lange, ſo begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmſte unter all den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erſt ein halbunterdrücktes, und da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauteres Lachen.

Ich möcht wiſſen, wie ſichs im Zehntbach läg, lachte der Adams-Lieb.

Ich ſollt doch meinen, es müßt ſich weich darin liegen, ſagte einer von einem andern Tiſche.

Und kühl, meinte einer aus einer Ecke heraus.

Sonſt würd ſich einer nicht hinein legen laſſen, lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz ſtand auf. Wie die hohe kräftige Geſtalt daſtand, war es doch, als hätte ſich der alte Reſpekt wieder gefunden. Einen Augenblick hielt ängſtliche Erwartung aller Atem an. Der Heiterethei braune Augen lachten einmal wieder wie von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen. Der Fritz war nur aufgeſtanden, die Heiterethei in den Saal zu führen und ſich mit ihr unter die Tanzenden zu miſchen. Die Spottredner faßten neuen Mut, aber auf der Heiterethei Wangen zeigten ſich im bunten Wechſel die weißen Druckflecken mit dunkelm Rot. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und ſeiner Genoſſen Späße.

In der Thür riß ſich das Mädchen von ſeinem Arme los und ſagte leiſe, aber heftig: Ich geh nach Haus. Du kannſt da bleiben. Du hörſt wohl ſolche Reden gern!

Es war, als ſchüttelte eine unſichtbare Hand die Geſtalt des Holders-Fritz zuſammen. Es war ein Ruck, vor dem ſeine Bruſt den ganzen Atem ausſtieß in einem hörbaren Hauche. Dann ſagte er mühſam leiſe, indem er die Hand gegen die Bruſt ſtemmte, wie um keinen zu lauten Ton heraus zu laſſen: Wenn du auch noch hilfſt, du ſollſt mich lieber helfen halten!

Die Heiterethei lachte halb zornig halb geringſchätzig: Sieht nicht aus, als brauchtſt du einen, der dich hielt. Du biſt ja der ſtark Fritz, mein ich, der wird ſich doch allein können halten. Ich geh aber nu, und mich hält niemand, das ſag ich dir!

Der Holders-Fritz hielt ſich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor ſeiner Bruſt feſt. Das iſt die Prob, redete er in Gedanken auf ſich ein, ob du ein andrer Kerl worden biſt wie vordem. Und wenn du die nicht hältſt, hernachen iſt deine ganze Änderung nix als ein dummer Jungenſtreich geweſt, wie die vorher, nur wieder ein andrer. Dein Wort mußt du halten. Das ſag ich dir; du bleibſt ruhig, und wenn der Teufel ſelber in die Heiterethei führ. Sie ſoll ſehn, und alle ſollens ſehn, daß der Mann nicht im Wildthun ſteckt! Dann wandte er ſich ſo ruhig zur Heiterethei, daß die ſich darüber ärgerte. Wenn du willſt gehn, ich bezahl nur, und hernachen geh ich mit.

Ich kann auch allein gehn; ich fürcht mich nicht, entgegnete ſie.

Brauchſt nicht zu ſpotten, ſagte der Fritz. Ich ſag dir nur, ich hab den Saal da wohl zwanzigmal geräumt und ſchäm mich jetzt deshalb, und du ſelber haſt mirs verdacht, und wenn du mirs jetzt verdenkſt, daß ichs nicht thu, ſo ſag ich dir doch: So ſtark bin ich in dem Saal noch nicht geweſt als jetzund!

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirt auf: Ihr könnt den Burſchen drin ſagen, ſie ſollen morgen abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es iſt der Vorabend vor meiner Hochzig, und ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen.

Der Wirt ging in den Saal, und der Fritz und die Heiterethei konnten noch einen Flintenſchuß weit davon das Jubelgeſchrei der Burſchen hören über die Einladung. Dieſe legten die Burſchen natürlich ſo aus: der Fritz wolle ſich wieder beimachen. Sie ſtolzierten um einen ganzen Kopf geſtreckter als zuvor vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf ſeiner Kraft wieder herzuſtellen, mit der Flucht beantwortet. Morgen aber ſollte er Stich halten müſſen. Da wollten ſie ihm zeigen, daß es noch andre Leute gäbe, dies eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiterethei erlebte das alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ ſich nicht vom Fritz führen und war ſo übermütig, aber auch ſo bitter als noch nie. Wenn ſie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch noch heil und ganz ſei, und ob ſie ihn nicht halten ſolle, damit er dem Stein, über den er geſtrauchelt war, nichts thue, da faßte der Fritz noch mehr als einmal nach ſeinen Rockaufſchlägen.

Das Fräle daheim wußte heute noch weniger als die Tage her, wie ſie mit der Heiterethei daran war.

⁂

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiterethei erſchien den ganzen Tag in derſelben Laune wie geſtern; bei ſich hielt ſie immer den Gedanken feſt: wenns ihr einfiele, heute noch in ihr Häuschen zu gehn und nicht wieder zu kommen, morgen war ſie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burſchen fanden ſich alle ein und waren erſtaunt, auch die ältern Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert hatten, da zu finden. Der Fritz und ſeine Geſellen hatten den Tag über mit in den Grasboden eingeſchlagnen Stecken und darauf genagelten Brettern Tiſche und Bänke aus dem Stegreif hergeſtellt. Es war luſtig, beim Biere — denn auch der Schützenwirt und das beſtellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras und Baumgarten zu ſitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange und ein herausforderndes Wort um das andre ließ ſich vernehmen. Der Fritz konnte ſich kaum all derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Raſen einluden. Vergebens gab er ſein neues Glaubensbekenntnis zum beſten: Wer ſtark ſei, ſolle Gott danken und ſeine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an andern Abwehr fordre. Sein Widerſtreben machte ſie nur dringender. Die Heiterethei war am ſchlimmſten. Und da man ihn ſonſt dazu gezwungen hätte, ſeine Kraft mit den Angreifern zu meſſen, ſo machte er den Vorſchlag, damit wenigſtens bis vorm Nachhauſegehen zu warten. Und dieſer wurde endlich, doch nicht ohne Widerſtand, angenommen.

Wie man im beſten Schreien und Trinken war, trat der älteſte Geſelle des Fritz in der Heiterethei alten Kleidern, die er zu erhaſchen gewußt, wunderlich verkleidet unter die Gäſte. Er ſagte, er ſei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim ſeinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache feſtgefahren. Ob ihm nicht einer der Anweſenden, der ſtärker ſei, den Karren herausholen wolle.

Da entſtand ein allgemeiner Aufbruch. Man ſah, es ſollte eine Kraftprobe gelten, da war jeder dabei. Nur der Fritz ſchien ungehalten, daß des Geſellen alberner Einfall das Feſt ſtöre. Er redete ſeinen Gäſten zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehn zu laſſen. Aber ſein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der

Schiebkarren ſchwerbepackt wirklich im weichen Raſen feſtgefahren erſchien.

Jeder wollte nun der erſte ſein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam keiner dazu, und ein älterer machte den Vorſchlag, die Reihe des Zutritts durch Loſen zu beſtimmen. Das geſchah; nur der Fritz ſchloß ſich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauſpiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reicker Wirtshaus geſehen hatte. Eine wahre Muſterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete ſich. Da ſah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Ärger der getäuſchten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davon hinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schickſal andrer ſich tröſten.

Dem Fritz mochte der Anblick nicht behagen; er ging wieder hinauf, wo man erſt geſeſſen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten ſich die ſämtlichen Gäſte ohne Erfolg an dem Karren verſucht, und einſtimmig war man der Meinung, es ſei ein Vexierſpiel. Den Karren vermöge kein einzelner herauszuheben, und ſei er der ſtärkſte.

Vielleicht, lachte die Heiterethei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugeſehen, iſt der Karren ſo verhext, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen!

Alle redeten ihr zu, es zu verſuchen. Man hätte gern noch eine Weile auf fremde Koſten gelacht, um ſich für den Hohn, den man ſoeben erlitten, zu entſchädigen.

Die Heiterethei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch ſchwerer, als der ihre damals. Gelang ihr ſchon mehr als den andern, hob ſie ihn auch, von der Stelle rückte ſie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

Was einem recht iſt, das iſt dem andern billig, ſchrie der Adams-Lieb. Wir ſind alle ausgelacht worden, das muß ſich der Fritz auch laſſen gefallen!

Ja, ſchrie ein andrer, er ſoll hernachen nicht können ſagen: Wenn ich nur gewollt hätt, ich hätt ihn rausgebracht.

Der Fritz wehrte ſich vergebens, die Kinderpoſſen mitzumachen, wie er ſagte. Und was wärs denn nuh? Ob ich ihn rausbrächt oder nicht, deshalb wär ich um nichts beſſer und um nichts ſchlimmer, als ich bin, und ihr alle miteinander nicht!

Ja, ſagte der Adams-Lieb, dann hieß es: Das ſind alles Jungen geweſt, der Holders-Fritz iſt allein einer!

Ein andrer meinte: Und hernachen glaub ich auch, der Fritz hats ſelber angeſtellt, damit die Leut über uns könnten lachen!

Soll ich? fragte der Holders-Fritz die Heiterethei, die neben ihm ſtand.

Nein! entgegnete die zornig.

Was Schlimmers kann nicht werden, ſagte der Fritz, als daß ſie mich auslachen. Und da kann keiner mir was vorwerfen, ſie ſind alle ausgelacht worden.

Aber ich kanns nicht leiden, erwiderte die Heiterethei noch zorniger. Dich ſollen ſie nicht auslachen!

Ja, er hats ſelber angeſtellt! Er hats ſelber angeſtellt! ſchrie alles durcheinander. Da kriegts einer wohlfeil, daß es heißt, er iſt allein der Starke. Er ſoll ſich auch auslachen laſſen, oder er iſt kein ehrlicher Kerl!

Ja, wenn ihr mir ſo kommt! ſagte der Fritz; laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen ſie nicht!

Er ſtand ſchon im Karren und bückte ſich.

Die Mäuler, die ſchon zum Lachen aufgeriſſen waren, blieben vor Verwunderung offen, wie man den Karren gehoben ſah, und als ihn der Fritz nun vollends noch quer den Abhang heraufſuhr, da öffneten ſie ſich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, ſondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Fritz aber ſchien es ſo wenig um ihre Bewunderung zu thun, als er ſich vor ihrem Lachen gefürchtet hatte. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und ſagte: Ich hab euch euern Willen gethan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden!

Alles ſetzte ſich ſchweigend vor Ärger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob ſich, da man dem Biere wiederum zugeſprochen, der alte Preis des ſtarken Fritz ſo laut als je zuvor. Aber dem Fritz gewann er nicht das leiſeſte Lächeln ab. Laßt das dumme Zeug, ſagte er; wie ich geſtern eure Reden ruhig angehört hab und gangen bin, das war hundertmal mehr, als das mit dem Karrn!

Die Braut aber ſaß ſchweigend dort, und die Druckflecken zeigten ſich wie geſtern mit dunkler Röte auf ihren Wangen.

Als alles aufgebrochen war und der Fritz ſie nach Hauſe führen wollte, riß ſie ſich los. Daß dus ſchon anfängſt? ſagte ſie, mühſam das Weinen vor Zorn unterdrückend. Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das ſag ich dir, und gefallen laß ich mir nix. Jetzt hol ich das Liesle; die Nacht ſchlaf ich in meinem Häusle; mach du, was du willſt; ich machs auch. Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

In deinem Häusle kannſt du nicht ſchlafen, ſagte der Erſtaunte, indem er ſich an ſeinen Rockaufſchlägen faßte. Und das Liesle ſchläft nunmehr. Das wirſt du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt dich nicht, das hab ich dir tauſendmal geſagt; daß mirs weh thut, wenn du gehſt, das weißt du ſelber. Und deshalb kannſt du immer die Nacht noch bei deinem Fräle bleiben. Da biſt du ſo gut aufgehoben, wie dus in deinem Häusle wärſt. Wenn dus willſt, gehn wir an deinem Häusle vorbei, ich hab ſo im Sinn gehabt, daß ich dich morgen hin wollt führen vor der Trauung.

Das Mädchen erwiderte nichts, ſie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, ſie ſehnte ſich danach; vierzehn Tage lang hatte ſie es nicht geſehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr ſeinen Arm nicht auf, ſondern folgte der Eilenden ſchweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint das Gras wachſen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken ſich im Tau wieder friſch und richteten ſich leiſe kniſternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges ſein Weſen treibt, das raſchelte am Boden hin oder durchſchnitt in zackigem Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der ſtachelgeharniſchte, ſich ſelber zu ſeinem Marſche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeſchickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das ſie mit ſchweren Flügeln abſummten. Die Grillen durchſtachen der Nacht die ſchwarzen Ohren mit ihrem ſpitzigen Geſange. Der geizige Hamſter zankte ſeine eigne Frau von ſeiner Hausthür hinweg. Hie und da ſtieg ein Kater im Graſe umher und ſchüttelte vornehm nach jedem Tritte den Tau von den hochgehobnen Pfoten.

Von all dieſem Leben und Treiben an ſeinem Wege bemerkte unſer eilendes Paar in ſeine Gedanken verſunken nichts. Eine Weile ſchritten ſie zwiſchen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen ſie unter die Weiden. Die Heiterethei blieb plötzlich ſtehn. Dort, wo ſie ihr Häuschen wußte, ſchimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte, graue Häuschen konnte das nicht ſein. Was aber war es ſonſt? Hätte der Mond hoch am Himmel geſtanden, ſie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erſt hinter dem Felſen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz teilte ihr Erſtaunen nicht; er lächelte, wie einer, der eingeweiht iſt, in das Geheimnis, deſſen Eröffnung einen andern überraſchen ſoll. Wenn er noch ſchneller eilte als die Heiterethei, ſo geſchahs, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Geſichte zu leſen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußern Umriſſe waren es, aber auch nicht, die es ſeit ſeiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt hatte. Es hing nicht mehr im Innerſten zerknickt an dem Fels; es ſtand mit wagrecht abſchneidendem Firſt gerad empor, ſo gerad, als ſich die Heiterethei nicht erinnern konnte, daß es geſtanden hätte. Je näher ſie kam, deſto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte ſich ein Netz aus ſchlanken Balken gewebt und die Maſchen mit Feldern von rot ſchimmernden Ziegelſteinen ausgefüllt, oben darauf ein luſtiges Ziegeldach.

Sie ſtand wie ſelbſt verſteinert davor, bis der alte Holunder aufrauſchte wie vor Freude oder Schmerz des Wiederſehens. Da brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen, und ſie rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefſten Schmerz heraus: Ach, mein gut alt Häusle! Ach, mein gut alt Häusle!

Erſt meinte der Fritz bei ſich: Nu adje, alte Heiterethei! Nu muß ſie heraus! Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da gings ihm ſelber nahe, und er bereute faſt, was er ſo gut gemeint.

Aber, Dorle, ſagte er begütigend, es iſt ja dein alt Häusle noch, wenns auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig iſts noch gerad ſo, wie es geweſen iſt. Und der alt Holunderbuſch, der hat nicht ein Äſtle eingebüßt. Den hab ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär. Auch nicht das Rotſchwänzchenneſt darauf iſt weg!

Nein! ſagte das Mädchen, mein Häusle iſt das nicht mehr. Das geht mich nix an. Ich hab gedacht, wenns nicht mehr geht, zieh ich wieder in mein alt Häusle, und nu hab ich keines mehr. Nun hab ich nix mehr auf der Welt. Nun kann ich fort in die Fremd. Da hab ich nu nix mehr zu ſuchen!

Der Fritz bewegte die eine Hand ſchon halbwegs nach den Rockklappen, indem er erwiderte: Ich hab freilich nicht gedacht, daß du die Sach ſo wirſt anſehn. Aber das iſts auch nicht. Du weißts recht gut, daß ichs nur hab aus Lieb gethan!

Ja, ſagte die Heiterethei, damit du mich recht könntſt plagen, und ich wüßt nicht, wohin! Deshalb haſt dus gethan. Du haſts fortgethan, damit ich nix mehr hätt und dich müßt nehmen!

Der Fritz redete in ſich hinein: Das iſt die alt Heiterethei, und du willſt ein Mann ſein! Mit Gewalt an ſich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: Das wirſt du doch einſehn, daß das Häusle ſo nicht hat können bleiben. Der nächſt Regen hätts vollends weggeſchwemmt.

Ja, ſagte die Heiterethei immer zorniger. Du haſt dich geſchämt, daß das Häusle ein arm Häusle iſt geweſt. Da haſt du müſſen zeigen, daß du ein Reicher biſt. Ich habs allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da haſt du mir noch mein Häusle müſſen nehmen, damit ichs nur recht ſoll fühlen, daß du ein Reicher biſt und ich bin arm.

Der Fritz hatte Mühe, ſich zu halten. Er ſagte ſich: Wenn das Eis geht, da giebts auch ein Gepraſſel; hernachen wirds von ſelber ſtill. Guck, Dorle, hätt ich mich geſchämt des Häusles wegen, ſo hätt ichs laſſen gehn. Und dich zwingen, wie du vorhin haſt gemeint, das iſt mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle haſt gedroht, und du haſt ſollen ſehn, daß ich dir keine Gewalt hab wollen anthun.

Ja, ſagte die Heiterethei noch zorniger, ſag, was du willſt; was ich ſeh, das ſeh ich. Du haſt mich wollen los werden. Ich bin einmal nicht wie andre Leut, drum bin ich auch überall zu viel. Du hättſt michs nicht ſo merken zu laſſen gebraucht. Ich wart von ſelber nicht, bis die Leut ſagen: Nu kannſt du gehn. Und ich geh auch, wenn ſchon du mir mein Häusle haſt genommen. Du denkſt wunder, was du biſt. Ich brauch keinen, und dich gar nicht. Mach, was du willſt, ich machs auch. Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Der Fritz hatte ſich wiederum erſt mit beiden Fäuſten feſt gepackt. Aber er ſah, die alte Heiterethei ſpottete aller milden Mittel. Nun muß es biegen oder brechen. Nu mög draus werden, was da will. Das iſt kein Fieberhund jetzund; das iſt die wahr Mannesehr, und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Burſch, und ohne Wildthun! So dachte der Fritz bei ſich, ſpuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

Ich denk wunder, wer ich bin? Und was denkſt du denn, was du biſt? Ich will dir ſagen, was du biſt. Ein alberns Mädle biſt du, das ſelber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu iſts was rechts, wenn du nur immer was anders willſt, als andre Leut. Armut iſt keine Schand, wenn man ſie nicht ſelber hat verſchuldt, aber ſie iſt auch nix, womit man groß kann thun, wie dus machſt. Aber ein Arms kann ſonſt Tugenden haben. Und die ſinds hernachen wohl, worauf du ſo ſtolz biſt? Nein, du meinſt, der Stolz ſelber iſt eine Tugend; und da biſt du ſtolz, daß du ſtolz biſt.

Oder iſts, weil du meinſt, du biſt ſtark und kannſt ärbeten? So ſtark du biſt, ein Pferd iſt noch ſechsmal ſo ſtark und ärbet dich ſechsmal weg. Da kanns auch noch ſechsmal ſo ſtolz ſein, als du. Das macht den Menſchen aus, daß er Vernunft hat, aber Vernunft haſt du nicht viel mehr wie ein Pferd, ſonſt wärſt du nicht ſtolz. Ja, du meinſt, das iſt Vernunft, daß du ſchnippiſch kannſt thun und machen, daß Leut, die auch nicht mehr denken als du, über Ding lachen, wo du und die Lacher erſt euch die Müh geben ſolltet, ſie zu begreifen. Das iſt Vernunft, daß einer ſucht, die Welt zu verſtehn, und was er darin ſoll ſein, und ſoll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will ſchwimmen und ſich einbilden, er iſt allein geſcheit, und die ganz Welt iſt konfus, und er iſt noch groß im Recht, wenn nicht der ganz Strom umwendt und ſchwimmt mit ihm bergauf. Das iſt Vernunft, wenn man den Leuten erweiſt, was man ihnen ſchuldig iſt, und iſt nicht unbillig gegen ſie in ſeinen Gedanken. Die Leut aber, gegen die dus haſt, das ſind Fieberleut, und die ſind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran iſt dein Hochmut ſchuld. Die wirklichen Leut haben mehr zu thun, als daß ſie Tag und Nacht nur an dich dächten und was ſie dir zum Trotz wollten thun. Die wirklichen Leut ſind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wärs ſelber nicht, wollt man ſich nach allen richten. Die Unvernünftigen läßt man gehn. Denen thut man zu viel Ehr, man mag ihnen zu Gefallen oder zum Trotz wollen leben. Und wer ihnen alles zum Trotz will thun, der richtet ſich eben auch nach ihnen, wie der zu Gefallen, und iſt recht mit Wiſſen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das ſollen wir nicht verachten. Aber wir ſollens auch nicht zu ſehr achten, denn die Vernünftigen ſind noch nicht die Vernunft ſelber. Man muß nix darauf geben, was ſie überhaupt ſagen, ſondern darauf, was ſie ſagen thäten, wenn ſie unſre Sach ſo kännten, wie wir ſelber. Darum müſſen wir eben ſelbſt vernünftige Leut werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch beſſers anſehn, er mög ſich gebärden und ſagen, was er will. Du meinſt, das iſt was rechts, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackſt, aber an dir ſelber hackſt du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thätſt erſticken. Über das Unkraut auf einem Feld ſchimpfſt du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da biſt du ſtolz. Du willſt die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verſtändſt, was das iſt: ein Mann und ein Weib! Hernachen würdſt du nicht darüber ſpotten, ſondern gäbſt dir Müh, daß du eins wirſt. Deine Fieberhünd hab ich mir ſeither laſſen gefallen, weil ich gemeint hab, du wirſt ſie ſelber abſchaffen. Aber nu ſeh ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du ſollſt Reſpekt haben können vor mir, und ich will Reſpekt haben vor dir; ſonſt müßt ich dich nicht lieb haben, wenn mirs gleichgiltig wär, wie du biſt. Ich zwing mich dir nicht auf, aber ich bettel mich dir auch nicht auf. Das Häusle da iſt dein; ich hab nix dran zu ſuchen. Du kannſt wieder hineinziehn. Du kannſt machen, was du willſt. Dir weh thun wollen hab ich nicht und würds nicht, und wenn wir hundert Jahr lang wären getraut; aber wenn ich heirat, will ich der Mann ſein. Nu weißt du, was ich von der Sach denk und von dir. Danach kannſt du dich entſchließen. Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde die Heiterethei aufbegehren und ihr Verhältnis vollends zerreißen. Er fühlte, er habe ſie ſo lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könnte. Er fühlte das um ſo ſtärker, je gewiſſer er meinte, er ſpreche ihrem Zuſammenſein jetzt das Todesurteil. Um ſo überraſchter war er, als ſie auch nun noch ſchwieg, da er ſeine Rede geendet hatte. In ihrem Geſichte konnte er, da der Mond ſich in dicke Wolken gehüllt hatte, nicht leſen. Er horchte auf ihren Atem; ſie atmete nicht raſcher als ſonſt. Erwartete ſie, daß er doch noch ſich aufbetteln würde? Dann hatte ſie ſich geirrt. Er war ſich bewußt, ſo viel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach ſeiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er ſich und ihr ſchuldig geweſen. Deshalb ſchwieg er auch. Sie wandte ſich endlich langſam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege ſprachen beide kein Wort. Das Fräle hatte mit dem Zubettegehen auf die Heiterethei gewartet. Der Fritz ſagte gute Nacht und ging ſtolz und doch herzensbedrängt nach ſeiner Werkſtatt in den Städeln. Er fühlte, daß ſeiner Erklärung heute kein anderweitig Geſpräch mehr folgen dürfe, ſollte ſich ihr Eindruck nicht verwiſchen.

Draußen aber hoben ſich immer noch tauerfriſchte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeſchickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamſter zankten, die Kater ſchüttelten noch immer den Tau von den gehobnen Pfoten. Jedes hatte mit ſich zu thun. Das Häuschen ſchimmerte unbekümmert; nur der Holunderbuſch ſchien zu ahnen, was dieſe Nacht in zwei liebenden Menſchenherzen vorging. Er rauſchte leiſer, wie um ſie nicht zu ſtören.

⁂

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz ſchon wach. Es war ja der Trauungstag ſeines Hauptes. Er ſelber kam mit der Sonne von ſeiner Werkſtatt herein. Nur die Braut ließ ſich nicht ſehen. Die Trauung ſollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiterethei noch ſchlafend, als ſie ihr den geſtrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein feſtlicher Gewand beſorgt worden. Das ſchlief in einem beſondern Bette.

Der Holders-Fritz konnte ſeine Unruhe kaum verbergen, als Viertelſtunde um Viertelſtunde verging und das Mädchen nicht zum Vorſchein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm ſeinen Zuſtand an und ging, nach ihr zu ſehen. Gleich darauf kam ſie erſchrocken wieder. Sie ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: Die Schand! Die Schand!

Der Fritz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte ſie nicht gefunden.

Wenn ſie nicht unten am Brunnen iſt, unterbrach er ſie.

Ich hab mirs ſeit jenem Tag vorgeſtellt, ſagte das Fräle, wo ſie ſo wunderlich iſt worden. Und die ganz Nacht hab ich ſie hören lachen. Daß das meinem Tichterle muß geſchehn!

Der Fritz wurde faſt zornig. Aber ſie iſt da, behauptete er, und ſollt ſie in jenem Schrank dort ſtecken. Er wollte die Gewißheit ſo lange von ſich abhalten, als ihm möglich wäre. — Und macht kein Lärmens davon. Das wär manchen Leuten juſt recht, wenns herumkäm. Und es wär doch nicht wahr! Macht eure Sach ruhig fort, Fräle. Es iſt noch eine Viertelſtund Zeit. Bis dahin iſt ſie wieder da!

Und ſo war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Thür ſich aufthat, und die Thür ſtand lange auf, ehe jemand darin erſchien. Und die Heiterethei, denn ſie war der jemand, wäre, wer weiß, noch länger auf der Schwelle ſtehen geblieben, hätte das Fräle ſie nicht hereingeholt.

Dem Fritz war es ſchwerer, als es zu ſagen iſt, ſeinen innern Jubel zu verbergen. Er gab ihr ſchweigend die Hand und fühlte die ihre in der ſeinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zu geworden ſei.

Die Heiterethei entgegnete, die alte Annemarie habe ſie aufgeſucht und ihr dieſen Dienſt geleiſtet.

Und wo iſt ſie denn? fragte der Fritz. Iſt ſie draußen? Fräle, hol ſie doch herein!

Wie ich runter an den Brunnen bin gangen, ſagte die Braut ſcheu, da iſt ſie wieder heim.

Und da ſagſt du, warf ihr der Fritz vor, der begriff, was die Heiterethei dachte, wir ſchämen uns deiner, und du biſts, die ſich unſer ſchämt. Und wenn wir ſo wären, wie du meinſt, dann hättſt du auch Urſach dazu. — —

So klein der Fritz ſeinen Grundſätzen getreu ſeine Hochzeit hielt, mehr Aufſehen konnte die größte nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Anſehen eines Bienenſtocks, der eben ſchwärmen will. Die Kirche war ſo voll, wie nur ſelten während des Gottesdienſtes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär für zehn Paare zu viel geweſen, geſchweige für eins.

Wir ſchweigen von allem dem und verſichern nur, daß vielleicht nie ein ſchöneres Paar in Luckenbach zuſammen in die Kirche gegangen iſt.

Die Braut hatte ſchon oft den Bräutigam angeſehen, ja ſchon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu ſagen, und doch geſchwiegen und wenn der Fritz fragte: Du willſt mir was ſagen, Dorle? die Augen wieder weggewandt und leiſe geantwortet: Wart nur. Jetzt noch nicht!

Als ſie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkenduft wie ein zarter Schleier in kleinen leiſen Tröpfchen auf ſie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund ſagt.

Jetzt flüſterte ſie: Ich weiß nicht, ob ſichs ſchickt und ob du auch magſt; ich möcht gern an meinem Häusle vorbei zu dir.

Warum zu mir? fragte der Fritz, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einſchlug. Du kannſt nun eben ſo gut ſagen: Zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkſt, daß du zu mir willſt, wenn du heim gehſt in unſer Haus, da will ich zufrieden ſein.

Es war kein unnützer Einfall, der dem Fritz jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren ſie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein ſchönerer Vormittag iſt nicht leicht geweſen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Holunderbuſch hat von dem leiſen Sprühregen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger als der rote Kirchenfrack des Meiſters Schramm; das blinkt und funkelt durcheinander wie tauſend Diamanten, wenn er nach ſeiner Art in ſich hineinlacht; und ſo herzlich und ſelig in ſich hineingelacht, wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter ſeinen Flügeln glänzt, als wär es ſelber eine Braut. Der Fels an ſeiner linken Flanke hatte über ſein graues Hemd einen Rock angethan, aus den ſchönſten, röteſten Pechnelken gewebt, auf ſeinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tiroler. Siehſt du, redete er mit hundert rauſchenden Stimmen auf das Häuschen hinein, all den Glanz dankſt du mir, und haſt mirs übel genommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungebärdig Kind auf dem Knie der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag nur den Holders-Fritz und ſeine

Braut; denen iſts gangen wie dir. — Und auch an Muſik fehlte es nicht. Der alte Holunderbuſch ſtellte in ſeiner wunderbaren Vielſeitigkeit den Brautführer und das Muſikorcheſter zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf ſang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei ſelige Herzen ſchlugen den Takt dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leiſe ihr Angeſicht an des Bräutigams Bruſt und ſagt: Ich muß dirs doch ſagen, Fritz; ich wollt, ich müßts nicht ſagen, und du wüßteſt es ſchon!

Und wenn ichs weiß, ich hörs noch tauſendmal gern, erwiderte der Fritz nur mit ſeinen Augen. Es iſt der Blick, der ihr im Traume ſo weh gethan hat. Und da ſtanden ſie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter ſprechen, aber ſie ſieht ſich erſt noch einmal ſcheu um, ob niemand in der Nähe iſt, und ſeinen Augen weichen ihre aus.

Ich war ein dumms Mädle und bin nur immer dummer worden ſtatt geſcheiter, und geſtern war ich am allerdummſten. Die ganz Zeit her, ſeit wir zum letztenmal haben hier geſtanden — aber guck, es iſt auch nix Gerings, daß alles auf einmal anders ſoll werden, und man ſoll ſein eigner Herr nicht mehr ſein, zumal für ein arms Mädle, das nix hat, als daß es ſich nix braucht ſagen zu laſſen.

Sie ſchweigt wieder. Die dunkle Roſe gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: Nun ſag, ob ſie röter iſt als ich! Der würdigt ſie keiner Antwort und ſetzt ſich auf die Bohnenblüte, wo er dem Mädchen ins Geſicht ſehen kann. Aus dem iſt die alte Heiterethei völlig verſchwunden; über Nacht iſt die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knoſpe geſprengt hat.

Unten in den Weiden rauſcht es ſo heimlich, daß man ſeine Gedanken darüber vergeſſen kann.

Ich hab dir nicht geſagt, fuhr die Braut fort, wie mirs war; ich habs nicht gekonnt und kanns auch jetzt nicht, obſchon ich will. Ich hab damals, wie du an das Gärtle biſt kommen, gethan, als wär mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärſt gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck, ich wär geſtorben. Daß ich den Männern bin feind geweſen, das iſt von meinem Vater ſeliger gekommen. Als ein klein Kind hab ich müſſen ſehn, wie er meine Mutter hat geſchlagen, daß ſie manchmal beinah iſt liegen blieben. Da hab ich meine Arm um die Mutter geſchlungen, daß er mich mit hat müſſen treffen, weil ichs auch nicht hab beſſer haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab ihn auch nie lieb gehabt, verzeih mirs Gott. Ich habs nicht gekonnt, es mag recht ſein oder nicht. Und da hab ichs eingeſogen, daß das Heiraten ein Unglück für ein Mädchen wär, und daß ich den Männern hab zum Hohn gethan, was ich hab gekonnt. Drum hat michs gleich gereut, wie ich mich dir hab zugeſagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab ich erſt begriffen, daß du reich warſt, und ich war arm. Daran hab ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angſt iſt immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärſt geweſt, ich wär nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt. Und wenn ich gangen wär, ich hätts nicht einmal können erleiden; ich wär gewiß bald geſtorben. Ich hab nun freilich eingeſehn, daß du viel beſſer und vernünftiger biſt als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken, und ich hab mir nicht können denken, du hättſt mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir immer noch ſo viel aus den

Leuten gemacht hab, und hab doch gewußt, wie ſie ſind. Du darfſt nicht ungeduldig werden, wenn ich dir alles durch einander erzähl: gerad ſo ſind immer meine Gedanken unter einander herum gefahren. Die ganzen Nächt hab ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab ich mich endlich getröſtet und hab mir eingebildt, ich bin ſtärker als du, wie du den Burſchen ihre Reden ſo ruhig haſt angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben ſollt, der ſchwächer wär denn ich, daß ich keinen Reſpekt haben könnt, und ich hätt wieder ſo gern Reſpekt müſſen haben vor dir. Da hab ich vollends dumm gethan, und wie ſie geſpottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schiebkarrn heraus haſt gehoben, noch dummer, weil ich hab geglaubt, du willſt mich damit verſpotten. Und weil ich geſehn hab, daß du doch ſtärker biſt als ich, da iſt meine erſte Angſt wieder gekommen. Am allerdummſten bin ich geweſt wegen dem Häusle, wo dus haſt ſo gut gemeint. Nein, das iſt nicht dumm geweſt; ſchlecht iſt das geweſt von mir. Ich hab das gleich gewußt, ich hätt dirs mögen ſagen, und hab doch nicht gekonnt; ich hab auch gedacht, du haſt mich nicht mehr lieb, bis du bös biſt geworden und haſt mich herunter gemacht, da hat mir das Herz dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab ich erſt recht geſehn, wie lieb du mich haſt. Und nun hab ichs erſt recht gewußt, daß alles dummes Zeug war, was ich hab gedacht, und du biſt beſſer als ich, und du haſt mich lieber, als ichs verdien, und ich ſollt lieber denken, wie ich gegen dich müßt ſein, als wies ſein könnt, daß du einmal gegen mich wärſt.

Sie ſchwieg an ſeiner Bruſt, und der Fritz jubelte: Sie iſt raus, ſie iſt raus, die alt Heiterethei!

Aber ich muß dir noch was ſagen, fuhr ſie nach einer Weile zögernd fort.

Sags nur, ſags! lachte der Fritz. Kein Stückl alte Heiterethei ſoll drin bleiben!

Ja, ſagte ſie, guck, Fritz, und wer aufgeräumt hat bei dir, das bin ich doch geweſt!

* * *

Und ſo ſprachen ſie weiter. Wir übergehen, was ſie noch ſagte und er noch antwortete. Die Beſſerung, zu dem eines dem andern verholfen, hat ſich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er ſie genommen, hat ſie gehalten; ſie hat es wahr und ihn zum Manne gemacht, und ihm keine Urſache mehr gegeben, den Grundſätzen untreu zu werden, die er ihr verdankt.

Die öffentliche Meinung hat ſich abermals überſchlagen und ſteht nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gutem Rat iſt keine Rede mehr; das Holders-Fräle hört wieder ſo gut als vorher. Den guten Rat trägt man nicht mehr hin, ſondern man holt ihn beim Meiſter Holder und ſeiner Meiſterin. Ja, er iſt nun förmlich zum Ratsherrn gewählt und kanns bis zum Bürgermeiſter bringen. Die Frau Valtineſſin und die übrigen großen Weiber haben Freundſchaft mit der Heiterethei geſchloſſen, denn ſie iſt nun auch eine große Frau, und wenn ſie, ſeit ſie dies geworden iſt, noch von allen großen Weibern denkt wie früher, ſo thut ſie wenigſtens Einer Unrecht. Die iſt ſie ſelbſt. Sie iſt ſchlicht und beſcheiden, ihre Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüt hat ſie ſich erhalten. Die alte Annemarie, die nun im Holdershauſe den eignen Kindern der Heiterethei das iſt, was ſie früher dem Liesle geweſen, thut ſich auf den neuen Glanz der Heiterethei, über den ſich niemand aufrichtiger freut als ſie, mehr zu gute, als die Heiterethei ſelbſt. Sie hat die Redensart: Und ſo iſts, und nu iſts fertig!

an ſich genommen, ſeit die Heiterethei ihr Eigentumsrecht daran aufgegeben hat, und dieſe kontraſtiert wunderlich genug mit dem beſcheidnen Tone, in dem ſie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick iſt geſtorben und hat die Heiterethei in ihrem Teſtamente anſehnlich bedacht. Die Schweſter der Heiterethei iſt verheiratet, und man hört nichts Übels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetiſch gehuſtet hatte, den Kirchturm von der Kirche und aus der Stadt, aber ſie machen den Eltern keine Schande. Oft ſpielen ſie um das verjüngte Häuschen, und der alte Holunder hat ſeine Freude, wenn die ältern auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängſtliche Annemarie nicht teilt.

Die Heiterethei ſagt, ſo oft ſie das wohlhabige Hausweſen und ihren zufriednen Mann anſchaut, immer noch: Ich bin nur froh, daß du mich haſt! Und das iſt nicht ruhmredig gemeint, und er verſteht es auch nicht ſo.

Wir aber ſchließen unſre Erzählung mit dem Wunſche, daß der Leſer jetzt nicht etwa gelangweilt die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unſre Bemühung anwende, indem er ſie umkehrt und verändert: Und nun endlich iſts fertig, und das iſt gut!

⁂

Aus dem Regen in die Traufe

In Luckenbach, faſt am Ende des Städtchens, ſteht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz anſehnliche Häuſer; die meiſten prangen mit zwei Fenſterreihen, ja das Rathaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus beſitzen; häufiger aber findet es ſich, daß ein und dasſelbe Haus zwei Eigentümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem andern das obere Stockwerk. In Keller und Boden ſind Scheidungen angebracht; es iſt ganz genau im Kaufbriefe beſchrieben, welchen Raum der eine, welchen der andre Eigentümer zur Benutzung anſprechen darf. Und das iſt gut. Entſtehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindſchaften zwiſchen den zwei Beſitzern, die zuletzt an dem Beſitztum kleben bleiben, ſodaß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindſchaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach geſehen, das den Haß ſeiner beiden Beſitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte ſeine Hälfte außen rot malen laſſen, ſogleich ſtrich der andre die ſeine grün an. Unter ſolchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fenſterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wär es zur Feindſchaft zwiſchen den Bewohnern gekommen, ſo konnte es eine gefährlichere werden, als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beſtändig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten ſie nicht aus den Händen legen; das ging ſehr natürlich zu: ſie hatten keine Hände. Sie trugen ſie auf dem Kopfe; kurz geſagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie ſtanden ſo nah beiſammen, wie man nur ſo friedliebende Geſchöpfe ſtellen darf, als die beiden ſich immer gezeigt hatten. Und hätte man ſie auch weiter auseinander ſtellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, urſprünglich wohl zu einem andern Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich ſehen, wenn die Thüre nach dem Stalle zu aufging; und eine andre hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem ſchmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen thun: und wer ſich in das Bett legen wollte, konnte die Thür nicht eher ſchließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der ſich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Thür erſt öffnen müſſen, um den Bauch, der ſonſt nicht Platz gehabt hätte, in den Stall hinaus hängen zu laſſen. Die das Gemach jetzt inne hatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlichen Fülle ein zierlich Mädchen; ſie durfte auch nicht einen Zoll länger ſein, als ſie war, ſonſt hätte ſie nicht ausgeſtreckt in dem Bette liegen können. Im obern Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeiſter war oben ſparſamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende Treppe und das Gewinkel darum herum ſich zu lang und breit machte, zuſammen nehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnſtube oben, und das war nicht übel, beſonders für Leute, die wie Frau Bügel leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel ſah nach der „Brücke,“ dem Sitz des Schneidermeiſters und ſeiner Geſellen, wenn er welche hat; und ſie ſagte wohl zum hundertſtenmale dieſen Abend: Wo der Jung bleibt! Der Sapperlot!

Dann fiel ihr Auge wohl auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenſter auf ein Ausklopfſtöckchen von ſpaniſchem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fenſterwand lag, juſt ſo hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte, ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne ſich einigermaßen zu dehnen. Wo der Jung bleibt!

An der andern Seite des Tiſches ſaß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Geſichte hübſch erſchienen wäre. Sie ſah aus, als wünſchte ſie nichts ſehnlicher, als daß jemand irgend einen Dienſt von ihr verlangte, je ſchwerer deſto beſſer. Ihrer Art zu ſitzen ſogar merkte man den Dienſteifer an. Sie ſaß nur auf der äußerſten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgeſprochnes ewiges „Gleich“ zwiſchen ſich; und das ſtehende Lächeln um das runde Näschen verſicherte unaufhörlich, man ſolle doch ſagen, was man von ihr wünſche; es ſei ihr ja eine Luſt, es auszurichten; ſie thu es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel ſagte: Wo der Jung nur bleibt! als wollte ſie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenſter hinausfallen, und da ſie nichts weiter thun konnte, ſtand ſie wenigſtens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder ſonſt etwas in die Augen, was hinwegzuthun oder zurecht zu rücken war, ſo ließ ſie ihren Dienſteifer einſtweilen daran aus, eh ſie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die ſie ausbeſſerte, ſie hielt ſie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie dieſe Hände. Sie mußte den Knaben ſehr lieb haben, dem ſie gehörten, man ſah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr ſehr gut ſtand. Daß ſie aber keine Mutter war, ſah man mit dem erſten Blicke auf die friſche zierliche Geſtalt und das mädchenhafte Weſen.

Der Jung wird alle Tag ſchlimmer, der Nichtsnutz! Da iſt keine Parition mehr. Der Diktes hat ſchon neun gelüt, und er iſt noch nicht da. Iſt das auch eine Zeit für ſo einen Jung, daß er noch draußen iſt? und ſollt nunmehr in ſeinem Bett liegen, der Nichtsnutz. Das iſt eine Sorg, die mich noch unter die Erden bringt. Und was ſoll hernacher aus ihm werden! Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell erſetzt iſt, und ich hab eine Frau für ihn. Denn jemand muß ſein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige ſein, wie ich, den Nichtsnutz, den!

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte ſie den Naſenklemmer — ſo nennt man eine Art Brillen — bis auf die Naſenſpitze vorgeſchoben; nun rückte ſie ihn wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei beidem geholfen, ſie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann ſagte ſie: Ja, der Gründer Markt iſt eine Ausnahm; und der ſchrecklich Regen —

Hat ſchon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt eine ganze Stund ſchon da ſein. Du redſt ihm immer das Wort. Du gäbſt ſchon ſonſt eine gute Frau für ihn; aber ich möcht wiſſen, was hernacher aus ihm ſollt werden. Kräfte zum Arbeiten haſt du ſchon auch, aber keine, den Nichtsnutz ſo fort zu erziehen, wie ich gethan hab.

Das Mädchen wurde rot bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie wars ſchon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen geſprochen hatte. Sie meinte, das Erziehen ſei nicht nötig; er ſei auch kein Nichtsnutz, ſondern ein ſchmucker Burſch, der ſich ein Anſehn geben könne, daß es eine Luſt ſei. Es wäre wunderlich, wenn ſie gar nichts gewußt hätte, was ſie ihm im Falle, ſie wäre ſeine Frau, abgewöhnen müſſe. Jetzt dachte ſie aber an nichts von dem. Möglich, daß ſie noch mancherlei meinte, aber ſie ſagte nichts von allem, was ſie meinte. Sie wurde rot; mehr ſagte ſie nicht. Aber ſie ſtimmte auch nicht in das üble Zeugnis ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie thats auch nicht, wenn es über andre herging, ſo gern ſie ſonſt der Frau Bügel, ihrer Baſe, in allem half, was dieſe that. Da ſie aber der Baſe gern einen Dienſt erwieſen hätte, ſo putzte ſie wenigſtens die Lampe.

Die Baſe ſchob den Naſenklemmer wiederum auf die Naſenſpitze, die dadurch noch ſpitziger wurde als vorher und vor Betrübnis ihre rotblaue Farbe verlor.

Noch iſt nicht dran zu denken, ſagte ſie dann, die langen knochigen Arme lang und ſteif und ſo auf ihre Kniee legend, daß die Ellenbogen ſich faſt berührten. Seinetwegen hats noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der ſind auch noch ein paar ruhige Tag zu gönnen, eh ſie ſich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Thunichtgut, wie ich hab müſſen thun!

Sie hätte wohl eher ſagen ſollen: an die Naſe. Denn dieſe hüllte ſich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Naſenrücken war vom vielen Hin und Herſchieben des Naſenklemmers wie poliert. Man ſpricht von glänzendem Elend, wenn man ein ſorgenvolles Daſein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erſcheint: war das, was ſo blau um der Frau Bügel Naſe ſich lagerte, Herzeleid, ſo war es nicht bloß bildlich ein glänzendes Herzeleid.

Wo der Jung nur bleibt! Sie ſagte es noch zwanzigmal, und bei jedem male wurde der Blick nach dem Ausklopfſtöckchen ausdrucksvoller. Es war weit ſpäter als ſonſt gewöhnlich, daß ſie heute zu Bette ging. Die Sannel erhielt erſt noch den Befehl, ihr morgen genau zu ſagen, wann „der Jung" nach Haus gekommen ſei.

Die Sannel putzte die Lampe faſt aus. Als wollte ſie den ganzen Vorrat ihrer Dienſtbefliſſenheit auf einmal erſchöpfen, damit ſie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerſtrebte, keine mehr übrig behielte.

⁂

Es war wohl um drei ganze Stunden ſpäter, daß drei Wandrer männlichen Geſchlechts die Straße von Reick nach Luckenbach daher kamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu ſagen: drei Männer. Erſtlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat; und den von den dreien, und das iſt der zweite Grund, den von den dreien, der in der Mitte ging, hätte man ſich wohl auch an jedem andern Orte beſonnen, einen Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes iſt, ſo durfte er für einen gelten, denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe und war trotz ſeines Barbiertages heut ſchon wieder ziemlich ſtachlig um den Mund. Verlangt man eine gewiſſe Größe und Stärke der Geſtalt von einem Manne, die über das Maß des kindlichen hinausgeht, ſo war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen ſo hart an ihm vorbei, als ſie vermochten; und es fanden ſich wenige unter den Vierzehnjährigen, die, waren ſie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftſprung über ihn triumphierten. Aber er ſelbſt war das einzige an ihm, was unter dem Maße eines Mannes blieb; ſchien ſeine Geſtalt die eines Knaben, ſo trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es ſonſt nur die Herren vom Amte in Luckenbach thun.

Die drei waren in eifrigem Geſpräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer

Markt hatte ſie der Regen in das Reicker Wirtshaus getrieben. Da war ihnen etwas geſchehn, was ſie noch immer nicht verwinden konnten.

Ja, ſagte der Kleine, wer denkt, daß das verwünſchte Blitzmädle ſolche Kraft hat? Wir ſind doch wahrlich keine Kinder, wir ſind Männer und keine ſchlechten. Und wie das fortging mit dem Karrn, den keiner von uns erheben konnte, als wärs nichts!

Ja, huſtete der zu ſeiner linken Seite, eine lange ſchmächtige Geſtalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleiſch ſtecken ſollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um ſeine Zähne ſchlug. Ja, und daß ſie thut, als könnt ſie den verbrannten Karrn nicht herausbringen aus dem Dreck, und man ſpringt bei aus chriſtlicher Liebe, und es iſt ihr nur darum, daß ſie einen auslachen will.

Ja, ſagte der dritte, eine unterſetzte Geſtalt mit ſchwärzlich angelaufnen Händen und Geſicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer ſchien. Er trug den Kopf zwiſchen den Schultern, aber nur aus Angewöhnung. Ja; ich hätt dem Mädle ſeinen Spaß nicht verderben mögen, und wär der Karrn noch leichter geweſen.

Der Schneider ſah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem andern zurückblieb. Wenn ich einmal was anfaß, da faß ichs an; aber das Ding hat mich gedauert!

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider that, als hätte er den Karren heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. Freilich, ſagte er, wenn ihr nicht ſo ein gut Gemüt hättet, da wär Reſpekt im Haus!

Und der iſt! entgegnete der Schneider und ſchlug der Luſt ausfordernd ins Geſicht, ob ſies leugnen wolle. Reſpekt muß im Hauſe ſein!

Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gaß', ſagte der Schmied.

Ihr kriegt euern Schlucken, meinte der Schneider faſt mitleidig. Da darf man euch nichts übel nehmen. Da reibt ihr euch an Gott und der Welt.

Der Schmied ſah den Schneider an, als wollte er ſagen: Wenn ich mich an euch reibe, ſo reib ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. An eurer Mutter möcht ich mich nicht reiben, ſagte er. Das Ding, das über eurer Brücke an der Fenſterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär! Ich will euch einen guten Rat geben. Seht, daß ihr die Heiterethei freit!

Der Schneider machte ein Geſicht, das hieß: Da müßt ich mich doch erſt beſinnen. Da ſind ganz andre, die ich kriegen könnt. Ich brauch nur den Finger zur Thür hinauszuſtrecken, und es hängt ein Dutzend daran und mehr! Aber er ließ ſich gern mit Mädchen aufziehn. Es war dann, als wenn ihm jemand den Rücken ſtreichelte. Und die Heiterethei war ſchon ein Mädchen, mit der man ſich aufziehn laſſen konnte. Er ſah ihre roten Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war ſchon den Weg über oft genug vor den ſeinen hergeflattert.

Aber ihr ſeid ſchon verthan, ſagte der Schmied. Ei nun, die Sannel da bei euch im Haus, die iſt rotbäckig wie ein Honigapfel und wird auch nicht bitterer ſein, mein ich. Ich verdenks euch nicht, wenn ihr da hinein beißt. An Saft fehlts ihr gewiß nicht. Und ich mein, ihr braucht nicht lang zu ſchütteln, ſie iſt reif: und ihr braucht gar nicht zu ſchütteln, ihr braucht nur den Mund aufzumachen, ſo habt ihr ſie drin!

Der Schneider lachte und reckte ſich höher; ſeine Geſtalt war ein Bild ſeiner Gedanken. Ich wollte ſagen, die Gebärde ſeiner Geſtalt ein Bild der Gebärde ſeiner Gedanken. Denn ſeine Gedanken waren ungeheuer viel größer, als er; er ging dem kleinſten ſeiner Gedanken kaum bis ans Knie.

So wollt ich, ihr hättet euern Holzapfel noch nicht, ſagte er; meinetwegen könntet ihr das Honigäpfelchen haben, das euch ſo ſüß dünkt. Die Sannel iſt ſchon brav, und es kann auch ſein, daß ſie hübſch iſt; ich hab ſie noch nicht darauf angeſehn. Aber ich muß eine haben, verſteht ihr — eine — Seine Augen wurden groß und ſagten damit, was er meinte. So einen Knirps kann ich nicht brauchen!

Ja, ſchluckte der Schmied, ſie iſt kaum einen ganzen Kopf länger als ihr. In der Rundung beträgts etwas mehr. Es hat mich lang gewundert, daß ihr nicht einmal aus Verſehn einen Strumpf von ihr ſtatt eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgeſetzt habt. Aber freilich! er wär um die Hälfte zu weit für einen ſolchen Irrtum. Und ſie iſt auch zu ordentlich; ſie läßt nichts herum liegen. Aber wahr iſts ſchon, ſo lang und breit iſt ſie doch nicht, daß ihr euch vor eurer Mutter hinter ihr verſtecken könnt, wenn die das Ding in den Händen hat, ihr wißt ſchon, das über der Brücke an der Fenſterwand. Und ſie abzuhalten, dazu iſt die Sannel zu gutmütig und zu furchtſam, ſo lieb ſie euch hat, und auch zu ſchwach. Drum mein ich eben, ihr ſollt die Heiterethei frein. Da wollt ich eurer Mutter nicht geraten haben — da brauchtet ihr nicht mehr auf die Gaß zu laufen und zu ſchrein: Reſpekt muß im Hauſe ſein. Da wär er drinnen. Es iſt ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Deswegen? ſagte der Schneider faſt verächtlich. Und ich weiß überhaupt nicht, was ihr wollt. Mit dem Ding an der Fenſterwand oder Gott weiß, wo. Und mit euerm Verſtecken. Ich verſteck mich nicht und brauch mich nicht zu verſtecken. Und wenn ein grober Keil nötig wär, da bin ich ſelbſt einer, und brauch keinen andern. In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red, thut niemand ein Maul auf. Und ich wollts auch niemand geraten haben. Ich bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach iſts aus. Meine Leut kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich thus nicht anders. Reſpekt muß ſein im Haus!

Er ſprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus ſchon zu nah, von dem er ſprach. Die andern führte ihr Weg weiter. Sie wünſchten ſich gute Nacht. Ja, Reſpekt muß ſein im Haus, ſagte der Schmied ſehr laut. Eine gute Nacht will ich euch nicht wünſchen, aber einen guten Morgen und —

Pſt, machte der Schneider. Der Nachbar da hats Nervenfieber. Seine Leut bitten immer, man ſoll ruhig ſein!

Der Schmied und der Weber bogen in eine andre Gaſſe ein. Der Schneider blieb aufgerichtet ſtehn, bis er ſie nicht mehr ſah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für ſein ſcharfes Ohr. Er ſtand ſo, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauſes von dem ſeinen aus nicht ſehen konnte. Dann wiſchte er eilig und leiſe wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem ſeiner Mutter ſchied. Das Häuschen war nicht tief. Daran ſchloß ſich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein andrer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unſer Schneider machte mehr als noch einmal ſoviel, bis er an der Stelle ſtand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Thür bildete. Aber er blieb erſt eine Weile regungslos ſtehen, damit Herzſchlag und Atem ihren ruhigen Schritt wieder finden konnten. Dann horchte er, bis ein leiſes Pſt ſich innen an dem Bretterzaun vernehmen ließ. Schläft ſie? flüſterte er. Eben ſo leis antwortete drin ein „Ja.“ Eine Hand von innen bog an der untern losgegangnen Seite das bewegliche Brett nach außen.

Die Öffnung, die dadurch entſtand, wäre für jeden andern Mann zu klein geweſen; für unſern Schneider war ſie weit genug. Er legte ſich platt auf die Erde und kroch ſo unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erſt mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf furchtſam horchend nach oben wandte. Es iſt nichts, flüſterte die leiſe Stimme. Zwei weiche Hände faßten die ſeinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte ſeinem Gewicht und ſchloß die Öffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm ſchnell und leiſe über den Hof bis in die offne Hinterthür des Hauſes. Sie trugen ihn mehr, als daß ſie ihn führten. Und nun ſtand er vor ſeinem Führer. Es konnte ihn vom Fenſter niemand mehr ſehen; er richtete ſich wieder hoch auf und ſah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entfernteſten mehr ähnlich. Die andre Geſtalt bückte ſich und nahm einen Scheffel neben der Thüre von der Hausflur auf. Dieſer hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andre verſteckte die Flamme, ſo gut es möglich war; ſie ſchimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Geſicht voll Liebe und Sorge und machte die runde Hand wie glühend durchſichtig, die ſie barg.

Sie iſt ſchon lang in ihr Bett gegangen, ſagte das Mädchen leiſe und eifrig. Der Diktes hat nur erſt elf gelüt gehabt. Und daß ſie nach dir hat gefragt, da flecken nicht hundertmal. Die alten Leut haben einen leiſen Schlaf. Um die Zeit iſt ſie manchmal ſchon auf und ſingt und bet —

Und ſchreit um ihre Erdäpfel, wenns zuviel regnet, oder wenns zu lang trocken iſt, um ihren Lein! Der Schneider ſagte das, wenn auch immer noch leiſe, doch weit lauter, als das Mädchen zu ſprechen wagte. Sie ſah ihn an und ängſtete ſich und freute ſich zugleich über ſeine Verwegenheit. Und wie ſtand er da! Wie aufgerichtet und ſtrich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn ſo ſoldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wie viel ſeiner Länge am Soldatenmaß fehlte. Vielleicht brauchte ſie das nicht zu vergeſſen; vielleicht hatte ſie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider that ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß ſich jemand um ihn ängſtigte. Darüber vergaß er faſt die eigne Angſt. Er beſah ſich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsſpiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht habe vom Gründer Markt, wußte ſie; ſie wußte ja, daß die Alte die Kaſſe führte und dem „Jung“ die Kreuzer zuzählte; daß er kaum zu einem Maß Bier für ſich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer ſo merkwürdige Dinge begegnet. Die hübſchſten Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht ſeiner Einkleidung! Die Sannel wußte ja: was liebt, das neckt. — Er hatte Händel mit den tüchtigſten Burſchen gehabt, oder es war nahe daran geweſen. Es war ihre einzige Luſt, ihn als den Gegenſtand der Bewerbungen von Mädchen und als Gegenſtand der Furcht für die herzhafteſten Burſche zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witzbold, der ſich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwiderung dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war ſie ſelig. Das ſchien ihr das Höchſte zu ſein unter allem; vielleicht, weil ihr ſelbſt das das Schwerſte geweſen wäre unter allem.

Ja, ſiehſt du, Sannel, ſchloß jede Geſchichte, Reſpekt muß ſein! Dann ſagte ſie ſeelenvergnügt: Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah. Du biſt doch ein Mordburſch! Und wie wars denn mit der? oder mit dem? Aber red leiſer, ſonſt hörts deine Mutter. Wenn ſie käm und ſäh, du kommſt jetzt erſt nach Haus, da möcht ich lieber mein blau Kattunkleid nicht wieder in die Kirch anziehn! Dann wieder: Aber mach, daß du in dein Bett kommſt, ſonſt biſt du morgen früh verſchlafen, und deine Mutter iſt ſchon ſo bös, daß du nicht zeitig heim biſt kommen! Und doch blieb ſie ſelbſt, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenſtufe ſtehen und verwickelte ihn durch ihre Fragen in neues Erzählen. Vom Kirchturm brummte die Glocke Viertelſtunde auf Viertelſtunde dazwiſchen und erinnerte ſie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht ſo flüchtig geweſen war. Und der Treppenſtufen waren ſo viel, erſt der Stufen bis zum Oberſtock, dann kam noch die Bodenſtiege; denn Hannes hatte ſein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Thür — man ſtieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längſte „Ständchen“ gehalten.

So auch heute. Soviel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit zu hören konnte nicht größer ſein, ſelbſt wenn ſie gemeint hätte, ihm einen Dienſt damit zu leiſten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes Größe vor ſeinen eignen Augen, und in gleichem Maße wuchſen ſeine Geſchichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbeſehn ſeiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war ſo überzeugt als ſie, daß er ein Mordburſch ſei.

Aber nu iſts genug für heint, ſagte ſie endlich. Sie hatte auf der Treppe geſeſſen, die Lampe im Schoß und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunter leuchten ſollte auf den Hausplatz vor der Wohnſtube. Sie ſtand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt hatte, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn ſchon im Erzählen ſeiner Abenteuer irre; er war ſo dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mitteilen mußte.

Noch eins muß ich dir ſagen, Sannel. Was meinſt du: wenn ich die Heiterethei nähm?

Das Mädchen erſchrak, daß die Lampe ihr faſt im Schoß umfiel. Die Heiterethei? ſagte ſie.

Ja, ich wüßt nicht, wer ſo gut zuſammen ſollt paſſen, als ich und ſie!

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten ſchien, die doch ſonſt ſo verſtändig war. Er fuhr eifrig fort: Die hat Haar auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort ſchuldig. Und im Bettſtroh verliert man ſie auch nicht. Weißt du, ſie hat juſt die rechte Größ; und wenn ich einen Hund halten möcht, ſo müßts auch ein großer ſein. Das iſt einmal meine Liebhaberei. Arm iſt ſie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, deſto beſſer. Das hilft zum Reſpekt. Meinſt nicht?

Das Mädchen wiſchte ſich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiterethei und ſahs nicht.

Ja, eine tüchtige Frau gäb ſie ſchon, ſagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den ſchnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen iſt. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein Aber folgen könnte.

Du meinſt, weil ſie wild iſt, ſagte er raſch, um das Aber überflüſſig zu machen. Was ein rechter Kerl iſt, der muß was Wilds an ſich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol der Kuckuck die Schlafmützen! Er hieb in die Luft vor ſich hin, als wäre ſie voll Schlafmützen, und ſah ſo wild aus, wie ein rechter Kerl ausſehen muß. Das ſah die Sannel durch das Waſſer in ihren Augen.

Und wenn ſie noch wilder wär, fuhr der Schneider voll Überzeugung fort, das macht eine Eh erſt kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr ſein, aber wenns ihm zu leicht wird, iſt doch keine rechte Luſt dabei. Du brauchſt nicht zu denken, ſie könnt zu wild ſein für mich. Und wär ſie noch wilder, wie ſie iſt, ziehn wollt ich ſie. Denn du weißt, Reſpekt muß ſein! Daß dich der Kuckuck hätt! Ich wollt —

Red nur nicht ſo laut, Hannesle, bat das Mädchen. Ich glaub dirs ja. Das iſt meinem Kummer ſein Geringſts, Hannesle. Du biſt ein Mordburſch. Aber mir iſt geweſen — wenns nur deine Mutter nicht hört, daß du ſo ſpät nach Haus kommen biſt!

Ei was meine Mutter! ſagte der Schneider immer hitziger. Ich wollt, ſie käm mir jetzt die Quer. Ich wär gerad aufgelegt, daß ich ihr einmal ſagt, was ich denk. Siehſt du: ich gäb drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn ſie jetzt raus käm. Ich bitt dich um Gottes willen, Sannel, ſei ſtill! Mach die Lampen aus. Die Thür iſt gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüſſel hätt!

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Öl in das Geſicht ſpritzte. Sie ſtellte die Lampe neben ſich, ſchob den halbohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wütendes Heer auf den Hannes zugerannt, ſie wäre nicht auf die Seite gewichen. Sei ruhig, Hannesle, ſagte ſie; ich mach meinen Rock auseinander; mach dann deine Thür auf und geh in deine Kammer. Ich ſag, ich bin rauf gangen, ob du noch nicht da biſt. Du ſagſt: Ich bin um elf kommen, die Sannel iſt nicht geſcheit — aber ſie kommt gar nicht. Hörſt du, ſie ſingt und bet und redt mit ſich. Bleib nur ganz ſtill, vielleicht ſchläft ſie wieder ein.

Eine Weile war es mäuschenſtill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel ſang in ihrer Kammer: Wer nur den lieben Gott läßt walten! Und ſprach dazwiſchen jammernd: Ach meine Erdäpfel! Meine ſchönen Erdäpfel! Und ſang: Und baut auf ihn — und jammerte wieder: Meine ſchönen Erdäpfel am Erlenweg! Singen und Jammern wurde leiſer. Bald war alles wieder ſtill; nur die Kuh unten im Stalle, die der Geſang aus dem Schlaf geweckt haben mußte, ſchnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh ſchien wieder eingeſchlafen zu ſein.

Das weiß der liebe Gott, ſagte der Schneider noch zitternd. Ich hab Mut wie einer. Hundert Soldaten ſind mir nichts. Ich fürcht mich vor keinem Menſchen; ich könnt manchmal den Galgenberg umreißen, ſo hab ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör! Die iſt doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß ſein, weil ſie meine Mutter iſt. Ja, wenn ich nicht ſo verwünſcht gutmütig dabei wär. Die Gutmütigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonſt — daß dich der Kuckuck hätt! Siehſt du, Sannel, wärs nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul?

Ja, ſagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöſchten Lampe und betete, als wär ſie noch in der Schule und müßte aufſagen. Du ſollſt Vater und Mutter ehren, damit dirs wohlgeht und du lange lebſt auf Erden. Was iſt das? Antwort. Wir ſollen Gott — und ja, das iſt recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt ſelig Schulmeiſter immer geſagt hat. Es iſt ſchon recht, wenn ein Burſch wild iſt, wie du ſagſt, aber gegen Vater und Mutter ſoll kein Menſch wild ſein. Und es iſt um ſo ſchöner, wenn einer, der ſonſt ein Mordsburſch iſt, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiterethei — aber wie du nur auf die gekommen biſt, Hannesle!

Ja, wie man auf ſo etwas kommt, ſagte der Schneider und fühlte ſich in ſeiner Frömmigkeit und im Reſpekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. Und weißt du: die könnt die Mutter in Reſpekt halten. Die geht das viert Gebot nichts an. Meine Mutter iſt nicht ihre Mutter, und darum braucht ſie ſie auch nicht zu ehren!

Ja, ſagte die Sannel; das iſt ſchon wahr. Du denkſt doch alles aus!

Was? lachte der Schneider. Mit den Kräften und der Courage iſt auch noch nicht alles gethan. Wenn einer einen rechten Merks hat. Nun hab ich mir gedacht, wie ichs an die Heiterethei bringen wollt, denn die iſt ſchnippiſch und ſpöttiſch wie der Teufel. Du könntſt einmal, ſo wie von ohngefähr; nu, du begegneſt ihr doch einmal — weißt du?

Ja, ich ſolls anbringen? ſagte die Sannel. An ihrer immer muntern Bereitwilligkeit hing ein ſchwer Gewicht. Sie ſtreifte es ab, und das klang wie ein tiefer Seufzer. Nu, wenns nicht anders iſt, Hannesle, ich will ſchon, aber bedenk dirs noch einmal. Und nu geh in deine Kammer und ſchlaf wohl. Ich hätt dich nicht ſo lang abhalten ſollen. Du wirſt morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter iſt den Abend ſchon bös geweſt. Ich ſag, du biſt nach elfen heim kommen, ſag du auch ſo. Und wenn das ſein ſoll mit der Heiterethei, ſo wird ſichs ja ſchicken. Gut Nacht, Hannesle. Ich begegn' ihr ſchon.

Der Schneider war bald eingeſchlafen und träumte einen großen Traum. Er ſaß auf ſeiner Brücke und nähte an einem unendlichen Rock. Die Mutter ſaß ganz ſtill auf ihrem Stuhle, denn die Heiterethei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiterethei war noch einmal ſo groß als die Mutter. An der Thüre ſtand ein Hund, ſo groß wie der Mutter Bläſſe im Stall, und ſchnaufte wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das beſte. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute ſich über ihn und ſein Glück. Da war alles gut.

Die Sannel aber ging viel langſamer als gewöhnlich die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie ſie ſonſt liebkoſend that, wenn ihr Herz voll war von Glück über all das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war, und was er ausgerichtet hatte. Wie langſam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erſt zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachſen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr ſeine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in ſeiner Haut, ſo wuchs er in ihrem Herzen. Und ſo, wie bis jetzt, wär es fortgegangen; anders dachte ſie ſichs nicht, wenn ſie ſeine Frau geworden wäre; nur daß ſie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meiſterin hieß. Wie ſie im Bette lag und mit der linken Hand die Thüre ihres engen Gemachs geſchloſſen hatte, ſtreckte ſie ſich, ſo lang ſie konnte. Daß ſie ſich nicht länger ſtrecken konnte, das wars, warum ſie ſo traurig die Treppe heruntergeſchlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War ſie ſo groß wie die Heiterethei, hätte ſie die Treppe herunterſpringen können wie ſonſt. Da hätte ſie nicht die Bläſſe vergeſſen. Aber ſie ſtrafte ſich für ihr Murren, wie ſie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte ſie geſchaffen, wie ſie war; es war Sünde, wenn ſie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Bläſſe gethan, daß ſie leiden ſollte unter der Sannel Leiden? Die Sannel meinte, das Tier könne nicht ruhig ſchlafen, weil ſie ihm nicht zugeſprochen hätte, wie ſonſt. Sie ſtand auf und ging zu der Bläſſe. Es war ſchlecht, ſagte ſie zu der Kuh; was kannſt du dazu? Du biſt mein alt gut Tier! Sie klopfte das Tier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und ſchlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als ſie einmal wieder in ihrem Behälter ſteckte. Die Heiterethei wird alles allein wollen machen, ſagte ſie noch leiſe vor ſich hin. Wenn ich nur wenigſtens da könnt bleiben! Ach wenn ich nur wenigſtens da könnt bleiben!

⁂

Die Frau Bügel war eine konſequente Frau in allem, innerlich und äußerlich eine geradlinige Frau. Wenn ſie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ ſie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt, als ſie. Aber das Sprichwort ſagt: Allzuſcharf macht ſchartig, und: Eine gute Krümm geht nichts üm. Und daß es recht hat, konnte man hier ſehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung“ zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der ſie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengeſetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in ſteter Furcht ſein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, ſich der ſtrengen Zucht zu entziehen. Und das zwiſchen Handwerk und Feldbau geteilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greifluſtigen ſolcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengeſetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine ſichere Kontrolle möglich! Und wie viel Wirtshäuſer ſtanden wie Mauſefallen an dem Wege von dem einen dieſer Grundſtücke bis zum andern offen! Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren ſcharf, aber durch Häuſerwände hindurch konnten ſie doch nicht ſehen. Dabei hätte ſie niemand zu der Einſicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erſt, was ſie verhüten und vermindern wollte. So wurde ſie nur immer ſtrenger; und dem armen Schneider kam nur das zu gut, daß die eifrige Frau einen ſo großen Reſpekt vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider ſicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geſchenkt wurde ihm deshalb nichts. Daheim bekam er mit Zinſen, was ſie ihm außerhalb ſchuldig geworden war. Deſto verhaßter wurde ihm dies Daheimſein. Und ſie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geſchah, und machten ſich auf alle Weiſe darüber luſtig. Der Schmied behauptete ſogar, der Schneider ſei ſo klein geblieben, weil die Mutter ihn beſtändig in ſich hineingejagt habe. Der Schneider ſei eigentlich ein langer ſtarker Kerl, aber er habe ſich in ſich ſelber verkrochen und könne ſich nun nicht mehr aus ſich herausfinden.

Es war noch kaum Tag, als die Sannel ſchon die Treppe und Bodenſtiege hinaufrannte, um an des Hannes Kammerthüre zu pochen. Steh auf, Hannesle; deine Mutter ſingt ſchon den zweiten Vers; da zieht ſie allemal ihre Strümpf dabei an. Und vermerks nicht, daß du gleich nach elf heimkommen biſt. Und wegen der Heiterethei; wenn du dich nicht anders haſt beſonnen; ich geh hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht.

Nein, ſagte der Hannes drin. Was ich geredt hab, hab ich geredt. Aber im Bett iſts doch gar zu ſchön. Iſt ihre Stimm zittrig, Sannel?

Ja, entgegnete das Mädchen, ſchrecklich zittrig. Mach, daß du auf deiner Brücken ſitzſt, wenn ſie rein kommt!

Es iſt doch nirgends ſchöner, als im Bett, ſagte der Schneider drin und dehnte ſich. Aber ſie iſt wohl noch im erſten Vers?

Nu nein. Sie hat ſchon den letzten angefangen gehabt!

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette ſprang, und war mit drei Schritten die Bodenſtiege hinab und in der Küche. 'Er thuts nicht anders, ſagte ſie traurig vor ſich hin, mit der Heiterethei. Wenn ich nur wenigſtens da dürft bleiben!

Der Schneider ſchlich auf den Strumpfſpitzen die Treppe hinunter; die Pantoffeln zog er erſt an der Stubenthür an. Er horchte. Die Sannel ſagte eben drin: Es hat noch kein Viertel geſchlagen gehabt, da iſt er kommen. Und naß iſt er geweſen! Er iſt in Neick eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein bißle warm geworden iſt. Und war noch immer naß, wie er kommen iſt, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer iſt geweſen!

Geſchieht ihm recht, dem Nichtsnutz, entgegnete die Alte. Und nun wird auch ſeine neue Kappen verdorben ſein!

Sie fing an zu ſingen, und der Schneider ſagte zitternd: Wenn ſie nur erſt im Haus wär, die Heiterethei! Oder wenn ſo ein Geſangbuchsvers einen ganzen Tag thät dauern! Dann öffnete er die Thür und ging hinein. Er wußte, ſo lang der Vers dauerte, den ſie ſang, war er ſicher. Er konnte wenigſtens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte ſang fort, ſie wandte das Geſicht nicht gegen ihn, aber ſie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Geſicht zündete ſich an dem blauen Feuer ihrer Naſenſpitze an.

Der Schneider war ſchon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten ſich tief in die Weſtentaſche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieſer vernichtend auf ihn fiele. Sie aber wandte ihr Antlitz ihm noch immer nicht zu. Sie kehrte ſich zu der Sannel, die dem Hannes ſich ängſten half.

So iſt er doch da, der Nichtsnutz? ſagte ſie, und nach ihrer ſparſamen Weiſe ſoviel als möglich in einem Atem. Ich hab gemeint, er wird heut und morgen nicht aus dem Reicker Wirtshaus herauskommen. Denn ein Wirtshaus iſt dem Sapperlot wie der Flieg eine Weinflaſche, wo noch naß iſt inwendig. Da iſt leicht nein kommen, aber ſchwer wieder raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? Er iſt doch da? Hm, hm, hm! Und ich hab glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geſchwemmt, und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt! Wer wird ſo einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm geſtraft iſt und muß ihn behalten. Bis er ſich ins Zuchthaus geſchwemmt hat, da werden ſie ihn behalten. Oder ſie kriegen ihn bald wieder.

Die Frau Bügel ſtand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres geweſen, auf die Fragen der Baſe nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigſtens zu zeigen, es ſei nicht Mangel an Dienſtwilligkeit von ihrer Seite, daß ſie nicht antwortete. Aber die Frau Bügel, wußte ſie, wollte keine Antwort. Der Schneider that einen Atemzug, ſo tief und ſtöhnend, als wüßte er, es iſt ſein letzter. Die Sannel half ihm atmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wäre der Gedanke von dem Mäuſeloch ihr voller Ernſt geweſen. Sie ſah unter Stühle und Tiſch und ſchüttelte das Haupt nach jedem ſuchenden Blick. Alles ſchien ſie zu ſehn, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangſt überzog. Die Sannel half der Baſe widerſtrebend ſuchen.

Wo wird er nur ſtecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus ſein und die gottesfürchtigen Wort hören, die ſeine Mutter redt? Ja, der wär der Recht. Wo wird er ſein? Ja, wenns antworten könnt, wenn ſeine Mutter fragt, das bös Kind!

Nu, da in eurer Stuben, ſchluchzte der Schneider. Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!

Die Frau Bügel dehnte ſich; die Sannel half ihr ſich dehnen, aber mit Widerſtreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fenſterwand, das ſchreckliche Ding. Aber ſie ſuchte fort. Da in der Stuben wär er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt man auf ſeiner Brücken ſuchen? Proſt die Mahlzeit! Im Wirtshaus iſt er. Im Tobaksrauch, daß man ihn ſchneiden kann, da iſt er wie der Fiſch in ſeinem Waſſer. Und noch ein Maß, Frau Wirtin! Und einen Nordhäuſer darauf! Und luſtig, mein Wenzel! Und das Eicheldaus ſticht. Und o du lieber Auguſtin? Was? Nicht im Wirtshaus wär der Jung? Nu, wird er reden, der Sapperlot?

Ja, wenn ihrs haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damits überſtanden iſt. Aber ihr werdt ſehn, ich krieg die Schwindſucht. Alle Leut ſagens. Meinetwegen ja, es ſoll ja das Wirtshaus ſein. Und das iſt der Eichelwenzel da!

Was? Im Wirtshaus iſt er? Und iſt er im Wirtshaus? Nu! will mich der Nichsnutz blind machen, daß ich meine eigne Stuben nicht mehr kenn? Und das iſt nicht des Herrn Burgemeiſter ſeine Weſten? Das iſt der Eichelwenzel? Und das dort iſt nicht mein Schmolkes Schatzkäſtlein und meine Schlafhauben? Iſt das ein Wirtshaus, Jung?

Was ſoll ich denn ſagen, ich armer Burſch? Was ich ſag, das iſt nicht recht. Nu freilich iſt das eure Stuben!

Meine Stuben? So? Und das wär meine Stuben, wo du drin biſt? Und du wärſt, wo du hingehörſt? Und ſäßt auf deiner Brücken? So erbarm ſich der Himmel über ſo ein ſündlich Kind. Aber ich wills ziehn, ſo lang ich meine Arm kann heben. Ich will nicht ſchuld ſein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirtshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Thüre geöffnet. Der Schneider ſchoß wie ein Pfeil von ſeiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um ſein erhitztes Geſicht wehte. Er wußte, nun war er ſicher. Er ſah ſich majeſtätiſch um, gab der Luft einen Klaps mit ſeiner rechten Fauſt und rief: Reſpekt muß ſein im Haus. Dann ging er mit Löwenſchritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leiſe Stimme aus der Thür flüſterte: Sie iſt in ihre Kammer gangen, Hannesle; du kannſt wieder rauf. Nu iſt ſie wieder gut!

Die Sannel ſtreichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur ſtand, und wiſchte mit weichen Händen den Angſtſchweiß von ſeiner kalten Stirn. Sie tröſtete ihn, wie nur die Sannel tröſten konnte. Sie hätte gern ſelbſt ſein Kreuz auf ſich genommen. Und haſt du dirs überlegt, Hannesle? ſagte ſie dann. Ich geh aufs Feld. Vielleicht, daß mir die Heiterethei in Weg läuft.

Du gehſt in die Erdäpfel, ſagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke ſaß. Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu, und ich komm bald nach. Das ſind die Erdäpfel, in die ich geh. Und da brauch ich keine Heiterethei dazu. Und auch keinen Hund. Guck mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh!

Das iſt Schickſal, Hannesle; deswegen gehſt du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schickſal kommen auch von dem, der Eſſen und Trinken ſchickt.

Ach Gott! Die Bas am Unterende hat mir immer Hefenklöß wollen ſchicken; die eß ich ſo gern. Dumms Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geſchweig Hefenklöß geſchickt; ich hab mirs allemal ſelber müſſen verdienen; nicht das Salz dazu hab ich umſonſt kriegt. Und das Schickſal hab ich nicht verlangt; wär nur was Guts dran, hernach wärs gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklöß! Aber die Brüh muß fett ſein. Und Schnitz und Hutzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert Gebot iſt mein Schickſal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh, hernach hats das viert Gebot gethan. Wer weiß, iſt das die letzt Weſten, die ich mach! Guck, da kommt vielleicht der letzt Stich rein, den ich thu. Hernach hats ausgeſchickſalt, und ich eß keine Hefenklöß mehr auf der Welt!

So darf man nicht reden, Hannesle! Die Seel iſt doch mehr wie Hefenklöß. Und ſiehſte, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiterethei. Sags nur der Bas am Unterend, die wirds ſchon anbringen bei deiner Mutter, und es ſchickt ſich ja wohl, daß ich der Heiterethei begegn'. Das iſt hernachen ein gut Schickſal; und die kommen auch, wenn man nur die böſen geduldig erträgt. Wenn du nur denkſt, fuhr die Sannel fort, daß dus mit der Heiterethei ermachen kannſt. Sie iſt doch ſchrecklich wild!

Was wild! ſagte der Schneider. Wenn ſie nur Hefenklöß kann kochen! Sannel, da iſt kein viert Gebot dabei. Sannel, ich ſag dir: du kennſt mich! Und Reſpekt muß ſein im Haus! Und wenn ich erſt einen großen Hund hab! Denn ſo ein Knirps von einem Spitzle darfs nicht ſein. Und ich geh mit der Heiterethei auf den Schützenhof! Was? Karo, komm her! Aport, Karo! Da wirſt du zum Fenſter raus lachen. Ich ſeh dich ſchon. Und Menſchen und Vieh ſollen ſich verwundern. Mach nur, Sannele, und geh; ich hab ſchon keine Ruh mehr. Sannele, du kennſt mich immer noch nicht!

Die Sannel ging. Sie ſchüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er heimgekommen ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was alles er eben gethan, und ſie ſich hineingedacht hatte, als hätte ſie alles ſelber geſehn.

⁂

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiterethei nicht getroffen. Den andern Tag war ſie glücklicher geweſen. Wenigſtens im Finden. Sie wußte ſich was auf die Verblümtheit, mit der ſie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiterethei hatte geſagt, ſie wollte den Schneider erſt mit in den Zainhammer nehmen und ihn ſtrecken laſſen. Aber das würde nicht helfen. Wär er zu ſtrecken, ſo müßt es das Ding an der Fenſterwand ſchon lange gethan haben. Ich bin aber doch nicht ſtill geweſen, ſagte die Sannel, bis ſie geſagt hat: Und ſo iſts, und nu iſts fertig. Hernachen iſts, als hätts der Burgemeiſter unterſchrieben und ſein Siegel darauf gemacht. Ich kenn die Heiterethei! Die Sannel war traurig darüber, aber ſie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes ſeine Gedanken, ſich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die ſtärker wäre, als ſeine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiterethei nicht angebiſſen hatte. Wenigſtens ſagte er das der Sannel.

Schon geſtern iſt mirs eingefallen, ſagte er. Sie iſt doch nicht, wie ich eine brauch. Ihr Kopf könnt um die Hälft dicker ſein, und ihre Händ und Füß ſind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf iſt doch die Hauptſach am Menſchen. Und meiner Mutter ihre Händ, die ſind wenigſtens noch einmal ſo lang. Und wenn eins ſo kleine Füß hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn mans angreift. Und ich greif einmal zu; was ich anfaß, das muß feſt ſein, Sannel. Ja, Sannel, es iſt gut, daß ſie nicht will, und es hätt mich doch einmal gereut.

Das nächſtemal, daß ſie wieder auf der Bodentreppe ſaßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schoße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er ſelbſt. Nur mühſam hatte er etwas zurück gehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

Und nun kommt das beſt. Ich habs bis zuletzt aufgehoben, ſagte er, wie ichs allemal mach, wenn ich eine rechte Freud hab für dich.

Derentwegen, entgegnete die Sannel, brauchſt du dich nicht zu zwingen. Mich freut alles, was du mir ſagſt.

Nu gut; aber heut auch weiter nix. Ich hab eine, Sannel! Weißt du? Und eine andre, wie die Heiterethei. Und nu ſchlaf wohl. — Aber ich will dirs doch lieber noch ſagen, damit du zu Nacht davon kannſt träumen. Aber freu dich nur recht, Sannel. Da ſetz die Lampen fort, damit du dich recht kannſt freun. Und ich will die Jacken runter thun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freuſt du dich denn auch recht?

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuten können, das ſie nicht ausgerichtet hätte!

Nu, ich freu mich ja ſchon, gewiß, Hannesle, ſagte ſie und ſetzte die Lampe weg und half dem Hannes ſeine Jacke ausziehn, damit ja dem Freuen nichts im Wege ſtand.

Ich mein gar, du flennſt ſchon vor Freud, ſagte Hannes. Sie wiſchte die bittern Tropfen weg und ſagte: Ja freilich! Sonſt hätte ſie ihm die Freude verdorben. Und einem Menſchen die Freude verderben, ſo viel ſie konnte, das konnte die Sannel nicht.

Ja, guck, ſagte der Schneider, und das iſt eine andre, als die Heiterethei. Die Heiterethei iſt vielleicht was länger, aber ſie iſt nur eine Haſelgerten dagegen. Wenn meine erſt ein Jahrer zehn von unſern Erdäpfeln am Erlenweg gegeſſen hat, hernachen iſt ſie wie die Gringelwirts-Baltineſſin. Die hat einen andern Kopf als die Heiterethei, und da kann man ſagen: Die hat Händ und Füß! Daß dich der Guckguck hätt, Sannel! Und Haar brandſchwarz und dick wie Pferdehaar und ſteif wie ein gewichſter Zwirnsfaden. Kann ſein, daß die Heiterethei ein paar Haar mehr hat, dafür iſt ein Haar von meiner wie ſechs Haar von der Heiterethei. Und das ſpöttiſch Weſen und das Dummgethu, davon iſt an meiner nicht ſo viel, wie auf mein kleinen Finger geht. Und doch alles ſo reſolut. Und ein Narr iſt ſie in mich!

Es währte lang, eh der Hannes zum Erzählen kam, wie er ſie gefunden und die „Sache" ſich gemacht hätte. Und wie oft unterbrach er ſeine Geſchichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute ſich doch nicht ſo ſehr, als er gedacht.

Die Geſchichte war kürzlich die. Schon ein paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergaſſe ging, war ihm, als würfe jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiterethei im Kopfe und ſah ſich nicht um. Heut, als er ſich wieder geworfen fühlte, meinte er: Sollts die Heiterethei ſein, und ſie hats gereut, daß ſie die Sannel abgewieſen hat? Pfiffig, wie er iſt, blieb er ſtehn, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete ſich dann, ſo ſchnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond ſchien hell genug, daß er ſehen konnte, die Gaſſe war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen war, ſaß eine weibliche Geſtalt auf der Steinbank vor einem Hauſe.

Als ein rechter Burſch, der keinem Mädle gegenüber blöd iſt, warf ſich der Hannes in die Bruſt und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Atem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes iſt nicht dumm. Wenn dich der Guckguck hätt, die iſts geweſt. Und iſt ſies geweſt, ſo iſts nicht umſonſt geweſt! Er ſtrich mit beiden Händen ſeinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr ſtehen blieb und ſagte: Guten Abend, Mädle. Es iſt gut, daß deine Stein nicht ſind, wie dein Kopf, ſonſt hätt ich ſie beſſer geſpürt. Aber daraus gemacht hätt ich mir auch nicht mehr! Er ſagt es nicht, aber ſein ganzes Weſen verriet: Er wär einer, und was für einer! Da frag nur einmal die Sannel bei mir. Die weiß, was der Hannes für einer iſt!

Das Mädchen ſagte: Guten Abend. Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht ſprechen, und der Hannes ſah noch immer nichts von ihr, als die ſchwarzen Haare und daß es eine anſehnliche Geſtalt beſaß. Aber die Beſchuldigung, ſie habe ihn geworfen, konnte ſie doch nicht auf ſich ſitzen laſſen, oder ſie mußte ſich wenigſtens dagegen wehren. Man weiß ja, wie die Mädle ſind, lachte der Hannes in ſich hinein, und ihm war, als wär es nirgend ſchöner als in ſeiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint hätte, es ſei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil ſie nun doch ſich zuſammennehmen und reden mußte, ſo ſah der Hannes allmählich das ganze Geſicht unter den ſchwarzen Haaren, und er meinte, es ſei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber deſto breiter, und darunter ein paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Geſicht, das Geſicht ſelber war es nicht, und Ecken hatte es auch nicht, an denen man ſich ſtoßen konnte. Die konnte es mit ſeiner

Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach ſeinem Geſchmack und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um ſein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiterethei hatte er ſich einen ſchwarzen gedacht; bei der ſchwarzen Frau mußte es ein weißer ſein.

Wer weiß, wer ihn geworfen hat, ſagte das Mädchen und lachte immer noch, ſo viel es ſich Mühe zu geben ſchien, ernſthaft zu ſeinen Reden zu ſehen. Ich hab mehr zu thun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der iſt — ſie ſang nicht: weit, wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte ſich bitter enttäuſcht. Er nahm eine kurze Gut Nacht; aber als er ſich kaum gewendet hatte, fühlte er ſich von neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und ſagte eiliger, als es ſcheinen ſollte: Er geht wohl zu ſeinem Schatz?

Der Hannes dachte: Warum hat ſie nicht ausgeſungen, wies im Liede heißt? Und fragt mich nun ſo? Er blieb ſtehn, wandte ſich aber noch nicht wieder nach ihr um.

Ja, ja, ſagte ſie. Ich glaubs ſchon, es iſt ſchön, wenn ein Burſch zu ſeinem Schatze geht. Ich hab keinen und hab noch keinen gehabt, aber zu glauben iſt das ſchon.

Und haſt doch an deinen Schatz gedacht?

Nun ja; es iſt einer in Gedanken. Es hätt mir nicht daran gefehlt, ſo wenig, als einer andern, aber mir iſt nicht jeder recht. Es muß einer ſein, ich weiß wie, aber ich ſag es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem andern ſag ichs, nur ihm nicht. Und geh er zu ſeinem Schatz; hätt ich einen da drin, ich ging auch zu ihm.

Sie ſtand auf und wollte ins Haus. Der Schneider hielt ſie auf. Seine Arme waren eben lang genug.

ſie zu umſpannen. Das Mädchen wehrte ſich, ſchlug ihn auf die Hände, wollte ſich losreißen, aber er war ihr zu ſtark. Sie mußte bleiben. Sie mußte ſich wieder ſetzen. Er war glücklich, wie ſtark er war. Sie war faſt außer Atem vom Ringen und hatte Luſt zu weinen. Sie dauerte ihn.

Ja, ſagte er, wenn ich zugreif, da iſts nicht zum Spaß. Aber du biſt keine hieſige. Die hieſigen kenne ich alle; ich hätt längſt eine, wenn ich eine hieſige möcht. Ja, du möchtſt wiſſen, wo mein Schatz daheim iſt. Ich hab dir wohl weh gethan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Guckguck, und wenn ich nur ganz leis zugreif, da giebts blaue Flecken. Und wo biſt du denn her?

Von Schackicht, ſagte ſie. Aber was geht das ihn an. Er hat ſchon einen Ort, wo er hin denkt!

Hätt dich der Guckguck, Mädle! lachte der Schneider. Mein Schatz iſt eben daher. Und er hat ſchwarze Haar und — ja, ich pack dir nicht alles auf. Aber es iſt ein prächtiger, das kannſt du glauben. Wenn ich mich nur ſetzen könnt, ich müßt Stunden lang bei dir ſitzen!

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch ſo viel Platz heraus, daß der Schneider ſitzen konnte. Aber ſie mußte ihren Arm um ihn ſchlagen. Sonſt fällt der Branntwein, ſagte ſie.

Wie er ſo neben ihr ſaß, lehnte ſein Geſicht an ihrer Schulter, und ſie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte ſich dennoch was Rechts. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchmal an ſich drücken, weil er ſonſt vom Steine gerutſcht wäre, wie ſie ſagte. Dazu rauſchte der Bach, und von dem Waſſerrad der nahen Kippelmühle ſchimmerte es wie geſchmolznes Silber. Der Mond neigte ſich zum Waſſer, und das Waſſer ſtrebte ſpritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten ſchmiegten ſich ſo bräutlich an die Häuſer, die Fenſter ſogen ſo durſtig den Mondenſchein ein und glänzten dann alle, als wär eine feſtliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und ſagte: Hannesle, du biſt ein Mordburſch!

Ein Wort gab das andre, das das dritte; der Bach war gerade ſo laut, daß die beiden, eins das andre, aber kein drittes die beiden verſtehen konnte. Und als die Zeit des Hausthürverſchließens kam, da waren ſie einig, was mit ihnen werden ſollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Baſe gehn; die mußte die Mutter ſtimmen, ohne davon zu ſagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam, und der ſchon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es ſchon zwiſchen den beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wiſſen. —

Die Bas thut, was ich ihr ſag, meinte der Schneider, nachdem er der Sannel alles erzählt hatte. Und Hefenklöß, hat meine geſagt — ihre Leut haben keine geſſen, als wo ſie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen, und ich will meine Jacken wieder anziehn. Und nu ſchlaf wohl, Sannele, und denk dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab, damit du dich recht freuſt!

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuſchärfen; aber das andre wollte nur deſto weniger gelingen.

⁂

Das Unterend, ſo heißt ein Teil von Luckenbach; ſeine Lage hat ihm dieſen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn auch Bettelumkehr. Dieſe Benennung hat er dem Umſtande zu danken, daß er meiſt aus kleinen, ärmlichen, wenigſtens ärmlich ausſehenden Häuſern beſteht, bei deren

Anblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier ſei für ihn nichts zu holen. Hier wohnte die Baſe, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderloſe Wittib und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermanglung eines beſſern auf unſern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über ſie gebieten. Das hatte er für ſeine Sach benutzt; und ſo kam eines Tages die Baſe über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am andern Ende geſchritten, um ihr mitzuteilen, daß ſie ein Mädle geſehen habe, wie für den Hannes und ſeine Mutter geſchaffen. Das geſchah denn auch, aber erſt nach einer langen Einleitung, wie ſchlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle beſtehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptſache zu kommen, das wäre wie ungenötigt am fremden Tiſche eſſen, und man weiß in Luckenbach, was „ſchickerlich“ iſt.

Da war denn die Baſe auf einem nötigen Gang durch die Gerbergaſſe gekommen, und da hatte ſie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel ſelberts dreißig oder vierzig Jahre vor ſich zu ſehen, ſo tüchtig, raſch und repermandierlich war das Mädle geweſt; ſo breit geſtirnt und breit geſtellt, wie man die Kalben gern hat, denn ſolche geben einmal tüchtige Küh. Und hengſtenmäßig hat ſie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz ſo wär, wie ſie ſelbſt geweſen, für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche ſie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa ſo eine Ziege ſein, wie ſie jetzt meiſt wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenſtaat über ihr Vermögen hinauswüchſen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne ſie ſich beſehen, ehe man ſie handle. Die ſchwarzen Kühe möge ſie ſonſt nicht, ſie hätten alle was vom Gottſeibeiuns; aber keine Regel ſei ohne Ausnahme. Man müſſe ihr nur den Schwanz recht beſchneiden.

Die Baſe hatte erforſcht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lang hier. Aber es wußte, wo Barthel den Moſt holt; das hatte die Baſe aus ſeiner Antwort gemerkt; und war auch „von guten Leuten.“

Die Frau Bügel hatte noch denſelben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen beſetzt, umgethan. Sie war ſo geheimnisvoll geweſen, daß der Schneider, der die Baſe fortgehn ſah, erriet, was ſie vorhatte. Sonſt hätte ers auch nicht erfahren. Wenn der Handel geſchloſſen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein paar Knabenhöschen. Vielleicht ſteht der Knabe in ſeinem ganzen Leben nicht ſo viel Furcht und Hoffnung aus, der ſie tragen wird, als der Schneider, da er ſie nähte! Und das Tuch daran hätte ſicher ſolche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geraden Weges nach der Gerbergaſſe und zu der Dienſtherrſchaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte ſich einen ſcheinbaren Vorwand ausgedacht und kam nur wie gelegentlich auf das zu ſprechen, was ſie wiſſen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

Die fragt nicht umſonſt nach der, dachte ſie. Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt, ſie braucht eine, da könnt ich den ſchwarzen Teufel los werden und müßt ſie nicht fortſchicken. Ich hab ihr ſchon zweimal aufgeſagt, und ſie geht nicht; ſie thut, als könnt ſie mich fortſchicken und wär Herr im Haus. Und mit Gewalt bring ich ſie, mein ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach thut ſie nur deſto wilder. Ich will ſie loben, ſo gut ich kann. Die Schneiderskätter (ſo hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach ſehn, ob ſie ſie zwingt. Da kommt ein Teufel über den andern. Sie mag hernach ſehn, wie ſie ſie los wird!

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Geſicht, wie ſonſt nur auf der Naſe, als ſie das Gerberhaus verließ. Aber eine, wie ſie, ging ſicher. Sie ſtieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geſchickt ſie ihre Sache anfing, auch die erriet, was die Schneiderslätter wollte.

Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Tier gelobt, um ſie los zu werden, Ich werd mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ichs thät, und die erführs wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß anthät!

Aber das Gewiſſen ſchlug der Nachbarin doch, oder wars ihr zuwider, einen Menſchen bloß zu loben? Ja, daß ſie tüchtig, fleißig und brav iſt, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimms von ihr; ich müßts lügen. Aber es ſteckt keiner innewendig drinne. Und man kann nur ſagen, was man gehört hat, und was man ſelber meint. Man ſagt freilich, kurzſtirnige Küh ſind gern ſtößig. Aber das iſt auch bloß Gemeints!

Wenns ſonſt nix wär! ſagte die Frau Bügel zu ſich, als ſie die Treppe hinunter ging. Das iſt keine tüchtige Kuh, die nicht einmal ſtößt. Ich laß mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn ſie nur fleißig und brav iſt und recht ärbeten kann; das iſts, was ich will wiſſen.

Und wo ſie in der Umgegend noch ſich erkundigte, alle ſprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denſelben Grund.

Der Jung braucht eine, die tüchtige Hörner hat, ſagte die Frau Bügel auf dem Nachhauſeweg. Und mein Mann wird ſie nicht ſein, das iſt meinem Kummer ſein Geringſts. Aber der Metzger will erſt ſeinen Griff thun, eh er einſchlägt. Die Unterender ſoll mir ſie einmal an einem Sonntag zum Kaffee ins Haus ſchicken. Ich will ſehn, was ſie für Zähn hat. Hernacher kanns ſchon was werden mit der und dem Jung.

Sie ging ſogleich zu der „Unterender.“ So erfuhr der Hannes an demſelben Abend noch, ſeine Mutter ſei gar nicht „abſtinat gegen die Sach,“ und ſie, die Baſe, ſolle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

Sag mir nur, wies deine Mutter gern hat, ſagte abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank ſaß und ihr geſagt hatte, was er wußte. Es hat jeder Menſch ſo ſein Apartes, und ich machs gern jedem Menſchen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verſpielt mit mir. Sie hats wohl gern, wenn eine hurtig iſt?

Ja, ſagte der Schneider, aber wenn du noch ein bißle zurücken könntſt, das wär mir recht.

Die Schwarze ſuchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm ſie den Schneider in ihre mächtigen Hände und ſetzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; ſie ſagte: Ich halt dich ſchon; du fällſt nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willſt. Es muß nicht immer geleckt ſein. Sag mir lieber, wies deine Mutter hält.

Ja ſiehſte, ſagte der Schneider, wenn du deinen Kaffee getrunken haſt, hernachen mußt du gleich in die Küchen gehn und die Schalen auswaſchen. Und wenn du eine Arbeit ſtehn ſiehſt, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfſt die Küchenthür nicht auflaſſen, ſonſt wird ſie bös. Und widerſprechen darfſt du ihr auch nicht, das kann ſie abſolut nicht leiden. Und darfſt auch nicht ſo laut reden wie ſie. Und ſie ſingt gern einen Geſangbuchsvers, wenn du da den zweiten dazu könnteſt ſingen, ich mein den Baß; da könntſt du dich beimachen.

Das kann keine beſſer wie ich, meinte die Schwarze, ich bin in einem Kantorshaus jung geworden.

Der Schneider ſagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte ſie dann ſo ſchön mit ihm zu thun, daß der Schneider nichts wünſchte, als die Sannel wäre da und ſähe es. Da würde ſie ſich anders freuen, als wenn er es ihr bloß erzählte.

Mit meiner Mutter, ſagte der Schneider, da laß ich mir manchs gefallen wegen dem vierten Gebot, aber ſonſt, da darf mir niemand in den Weg kommen. Daß dich der Guckguck hält, Mädle, ich bin einer! Nu, frag nur die Sannel; die weiß, was ich für einer bin!

Ja, ſagte das Mädchen, du biſt ein Mordburſch. Das weiß ich auch!

Nicht wahr? lachte der Schneider.

Aber wer iſt denn die Sannel?

Das iſt ein kleines Mädle, entgegnete der Schneider; die iſt bei uns im Haus. Sie iſt nicht gröſser wie ſo hoch. Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis ſieben Jahren. Aber einen Hund, den müſſen wir haben, wie eine Kuh ſo groß!

Du ſollſt mir kommen, dachte das Mädchen. Er müßt dich denn freſſen. Aber erſt muß ich drinne ſitzen. Eine Wirtſchaft muß ich haben, wo ich Herr bin, und kein andrer Menſch. Und da ſoll mich keiner wieder herausbringen. Freilich hätt ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt. So dachte die Schwarze; aber ſie ſagte: Was du willſt, Hannes. Wenn wirs ermachen könnten, müßtſt du auch ein Pferd haben. Wenn ich dich nur einmal ſehn ſollt auf einem Pferd reiten!

Ja, Mädle, ſagte der Schneider, es iſt eigentlich ſchad um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir iſt einer verloren. Nu, frag nur die Sannel!

⁂

Den nächſten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienſte ſah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht ſo aus, wie es da ſonſt um dieſe Zeit auszuſehen pflegte. Da ſtand eine große Wanne und allerlei Wäſche darin und Seiſe dabei; und ſie ſtand nicht etwa auf der Bank am Fenſter, wohin ſie gehörte, ſondern auf dem Küchentiſch. Auf dem Herde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Waſſer. Und ſonſt heimelte die Küche ſonntags um dieſe Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all das beſchaffen müſſen, und ſie hätte noch mehr gethan, wenngleich Sonntag war. Aber ſie hatte immer mit dem Kopfe dabei geſchüttelt; und das that ſie noch.

Die Frau Bügel hatte geſagt, ſie wollte ein Mädchen probieren, das heute kommen würde. Beſtehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienſt erhalten. Wo und bei wem? das ſagte ſie nicht. Sie hätte nicht ſoviel zu ſagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was ſie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften ſich nichts merken laſſen. Am ſchwerſten wurde das dem Schneider.

Paß nur auf, ſagte er zur Sannel, ſo oft die Mutter es nicht hören konnte. Das iſt eine! Die iſt unter den Mädlen gerad, was ich unter den Burſchen bin. Ich möcht gleich mit dir tanzen, ſo bin ich aus dem Häusle. Es iſt gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch; ich könnt die Nadel nicht halten, ſo ſüßlich iſt mirs in den Händen. Und meine Füß kann ich nicht ſtill halten; ſie fangen von ſelber an zu hopſen.

Die Sannel ſagte nichts. Sie half ihm ſich freuen, ſo gut ſie konnte; aber im Herzen war es ihr anders Sie ſah immer nach der Thüre; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu ſehen. Es war ja die Thüre, durch die ſie hinaus mußte, wenn die andre einzog. Kam eine junge Frau herein, dann war ſie übrig in dem Hauſe. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in ſeiner Freude nicht ſtören. Und erinnerte ſie ihn daran, hätte ſie das doch gethan. Denn ſo ſehr der Hannes ſie über der andern vergeſſen zu haben ſchien, ſie wußte doch, er würde ſie nicht gerne gehn ſehen.

Aber es hat kein Pfarrer ſo lange gepredigt, einmal hat er doch aufgehört. Und das geſchah auch dieſen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes ſtieß die Sannel an, die mit ihm am Fenſter ſtand. Denn da kam „Seine“ mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an und war braun unter dem ſchwarzen Haar wie eine gutgebackne Brodrinde. Und Schritte machte ſie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten ſich ſittig oder wenigſtens klug auf den Boden geheftet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel iſt, und daß die am erſten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde ſucht. Die Sannel dachte nur: Die ſoll hübſcher ſein als die Heiterethei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat geſehn; mit ſeinen Augen nicht!

Aber es iſt auch keine Thüre, die nicht einmal aufginge, und wäre ſie noch ſo lang zugeweſen. Gepocht wurde ſo leiſe, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner,“ wie ſie ſie geſehen, nicht zugetraut hätte, daß ſie könnten. Die Frau Bügel ſagte: Herein!

Das erſte, als Hannes Mutter und ſeine Künftige einander gegenüberſtanden, war, daß ſie ſich gegenſeitig mit den Augen maßen, ob die andre wohl ihr Mann ſei. Die iſts nicht, ſagte jede in Gedanken zu ſich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre ſonſt zäher gefloſſen. Einen wunderlichen Lauf nahm ſie bei alledem an. Sie ergoß ſich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt hatte, floß hart an der Frau Pfarrerin vorbei und verbreitete ſich dann über allerlei Getier, wie Kühe und Ziegen, und vielerlei Dinge, als da ſind: Brotbacken, Wäſche waſchen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem beſten Erfolg. Sie ließ ſich zum Kaffee erſt im allgemeinen ſechsmal und im beſondern noch dreimal zu jeder einzelnen Taſſe nötigen. Die Frau Bügel nickte ſich ſelber zu: Ja von guten Leuten iſt ſie her; das ſieht man wohl.

Als die Schwarze zum letztenmale leer getrunken hatte und nun mit der Taſſe in die Küche ging, da fing die Naſe der Frau Bügel an, überirdiſch zu leuchten. Sie lachte bei ſich ſelbſt: Das iſt doch noch eine, ſo eine von den beſten, wie ich eine war. Ich hätt nicht gedacht, daß man jetzund noch ſo eine findt! Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn ſie nur wieder hereingekommen wäre. Aber ſie blieb draußen. Den Schneider fröſtelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Naſenklemmer. Es iſt nix, ſagte ſie zu ſich. Es iſt doch nix. So eine könnt ich brauchen, die eine Stund mit einer einzgen Taſſen zubringt. In der Zeit hätt ich den ganzen Marktbrunnenkaſten ausgewaſchen.

Aber in der Küche erhob ſich ein Geräuſch; da war es, als wären ſechs Wäſcherinnen zugleich an der Arbeit. Das patſchte und ſpritzte und ſeifte und rieb. Dann goß es Waſſer zu, und es ſchien, es wären vier Hände, die das alles thäten; ſo ſchnell folgte von neuem das Patſchen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel ſchlug die Hände zuſammen und begann zu ſingen: Sei Lob und Ehr dem höchſten Gut! Und als nun draußen durch das Patſchen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte und den „Zweiten“ ſang zu der Frau Bügel ſcharfem Diskant, da ließ ſie die Hände am Leibe herabſinken, und eine Freudenthräne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchenthüre, öffnete und rief hinaus: Aber Mädle, ich hab dich wohl zur Wäſcherin gedungen? Ob dus liegen läßt und herein gehſt. Aber ſie ſah doch erſt eine Weile dem Waſchen zu, ehe ſie ihr mit Gewalt Einhalt that. Es war wirklich ihre Abſicht geweſen, zu ſehen, wie der Gaſt mit der Wäſche umſpringe, aber ſie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

Nimm ſies nur nicht für ungut, ſagte das Mädchen, und wuſch immer dabei, wie die Frau Bügel ſich ausdrückte, als ſollte ſie gehenkt werden. Aber ich kann ſo eine Arbeit nicht ſehn; ich muß gleich zugreifen. Es iſt recht grob und unſchickerlich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif; das iſt ſchon wahr, und ſie wird bös ſein über mich!

Trotz dieſes Geſtändniſſes mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigſtens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waſchen, und die Frau Bügel hätte ſie doch laſſen ſollen, da ſie einmal darüber geweſen wäre. Endlich aber, da die Frau Bügel faſt ernſthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ ſie ſchnell alles liegen und gab nach ſo vielen andern auch noch die Probe freundlichen, ergebnen Gehorſams.

Als ſie aus der Küche kamen, ſchritt die Frau Bügel ſo feierlich vor der Schwarzen her, als führe ſie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, ſo ſchnell in ihrer „Sachen“ mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in ſeiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tiſche noch einmal nach der Küchenthüre, als fürchte ſie, die Thüre ſei nicht richtig eingeklinkt. Es iſt ſo ſchlecht, wenn eine Thür aufſteht, und ich kanns gar nicht leiden, ſagte ſie.

Das war zuviel für die Frau Bügel. An ſoviel Glück konnte ſie nicht glauben, wenigſtens nicht an die Dauer eines ſolchen Glückes. So gar warme und heitre Tag bringen Regen, meinte ſie bei ſich. Und in ſolcher Luſt hätte ſie nicht den kleinſten Handel abgemacht, geſchweige einen ſo großen. Man muß über eine Sach nüchtern werden. Der Rat, der über die ander Nacht kommt, der hat ausgeſchlafen!

Wenn du Luſt haſt, Mädle, zu mir zu ziehn, und deine Herrſchaft dich läßt gehn, ſo kannſt du bei mir anziehn, wenn du willſt. Red mit deiner Frau, und ich denk, es ſoll dein Schaden nicht ſein! So ſagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da dieſe gehn wollte und verſichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte ſie nur ein Vaterunſer länger vom Hauſe bleiben, als ihr erlaubt ſei. Eine Viertelſtund früher muß ich daheim ſein, das thu ich nicht anders!

Die Schwarze hatte ſich das Ende des Beſuches anders vorgeſtellt. Es war alles ſo gut gegangen, und ſie hatte ſchon gemeint, ſie könnte nicht anders heimgehn, denn als Braut. Ihr Geſicht war viel länger geworden, als vorher, wie ſie ſich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. Zum beſten laß ich mich nicht halten, ſagte ſie zu ſich. Und komm ich nur erſt da rein und ſitz nur erſt feſt, hernachen will ichs der alten Hex wettmachen! Da verlaßt euch drauf!

⁂

Nu, rück ein bißle zu, Mädle, ſagte denſelben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze, wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhauſe ſitzend gefunden, aber die Ellenbogen im Schoß, den Kopf auf den Händen, und das alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er ſein Guten Abend, Mädle! geſagt hatte, da wars geweſen, als bekäme, was unter der Schürze ſteckte, einen Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen oder vor Weinen. Ich weiß ſchon, ſagte er, du willſt hernach recht geſchwind auffahren und mich auslachen, wenn ich erſchreck. Ja Proſt die Mahlzeit; damit mußt du einem andern kommen. Ich erſchreck nicht, und wenn das Rathaus einfällt: frag nur die Sannel. Wie du deine Sach heint haſt gemacht! Du biſt doch auch ein Mordmädle; aber rück ein bißle zu!

Ich hab Platz auf der Bank, ſagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

Ja, aber ich – meinte der Schneider.

Ich hab Platz. Was geht mich ein andrer an. Ich geh auch niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Menſch!

Wie du biſt, Mädle! Und meine Mutter iſt ganz närriſch auf dich!

Ja, ſie kann mich nicht leiden, ſagte das Mädchen und ſchluchzte unter der Schürze.

Nu, wenn die dich nicht kann leiden! Der Schneider ſchlug die Hände zuſammen. Und hat alle Lob und

Danklieder geſungen, wo im alten Geſangbuch ſtehn. Auf das neu hält ſie nichts. Es wär kein rechte Andacht drin. Das im alten, das wär noch der recht Herrgott, vor dem man ſich fürchten könnt. Hernacher hat ſie uns erzählt, wies iſt geweſen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen iſt, wie im Prieſterrock, und anders iſt geweſt, wie andre Leut; und da wars, als redt ſie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht ſo leicht eine.

Die Schwarze erhob ihr Geſicht und ſagte: Nein; ſie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat ſie ſchon gereut, daß ſie geſagt hat, ich ſoll zu ihr ziehn. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird ſich ſchon was finden, daß ſie mich fort kann ſchicken. Nein, ich zieh nicht hin. Ich bin ſo ſchon im Gered. Die Leut ſind wie die Wölf, wo ſo ein arm Lamm von einem Mädle iſt, die niemanden angehört, und das ſich alles muß laſſen gefallen!

Der Schneider erſchrak. Im Gered? Aber mit wem denn, Mädle?

Nu mit wem? Ich hab wohl zwei? Ja ſo iſts. Nu kommſt auch du noch. Und weißts am beſten, wer mich ins Gered hat gebracht. Was haſt du mich nicht ruhig laſſen ſitzen nächtens? Ich hab gut geſeſſen, wie ich hab geſeſſen. Und nu müßt ich nicht hören, daß du noch fragſt und thuſt, als wär ich ſchlecht, und es wären ſoviel, daß man ſich müßt beſinnen, mit wem ich im Gered könnt ſein.

Ja, mit mir, Mädle? fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede ſein ſollte, und zwar ein ſo großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute ſagten; er fragte das Mädchen danach.

Nu, ſagte die, hätt ichs nur könnt denken, ich hätt dich nicht angeſehn!

Aber ſo ſag doch nur, drängte der Schneider. Wie ſagen denn die Leut?

Und willſts auch noch hören, wie du biſt? ſagte das Mädchen ſchluchzend. Nu, daß du ein Schlimmer biſt, der alle Mädle närriſch macht und lachſt ſie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut reden, wenn dus nicht gewußt haſt, und nun geh. Es ſind noch genug Mädle auf der Welt, die du närriſch in dich kannſt machen. Ich bin nicht närriſch in dich. Und zu deiner Mutter zieh ich nicht. Zum beſten laß ich mich nicht halten, von dir nicht und von keinem!

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal ſagen, wie die Leute von ihm redeten. Ich wär ein Schlimmer? Ich hab noch kein Mädle närriſch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab ich auch keine! So ſagte er und wollte ſich krank lachen, aber in ſolchem Tone, daß es das Gegenteil hieß. Um mich iſt noch keine krank worden. Und ſich was angethan um meinetwegen, das hat noch gar keine!

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er beſann ſich, ob nicht, ſeit er ein Burſche war, eine in das Waſſer gegangen wäre. O daß die Sannel da geweſen wär! Daß die Sannel da geweſen wär!

Aber der Hannes hatte, ſo „ein Schlimmer“ er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle, aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meiſten dauerte. Und die ſchluchzte, daß es einen Härtern hätte erbarmen müſſen, als er war.

Ja, die Leut haben geſehn, daß du die Abend her bei mir geſeſſen haſt, ſagte ſie, wenn ſie das Schluchzen dazu kommen ließ. Aber nu kannſt du ſitzen, bei wem du willſt. Ich laß keinen mehr neben mir ſitzen, als wer vor Gott und den Menſchen Meiner iſt, wo niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigſten, wie du biſt!

Aber Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich ſo einer bin? Wenn die Mädle närriſch werden, ich hab noch keine wollen närriſch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt, und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an jeder Haarſpitzen ein Schock, du biſt mir recht; du biſt, wie ich eine brauch. Und nu rück zu, Mädle. Du biſt mir gut genug. Es giebt ihrer, die noch größer ſind und ſchöner als du; aber wo die Lieb hinfällt, da fällt ſie hin; und ich werd Deiner und keiner andern ſonſten!

Ja, und ſo ſagſt du jeder. Aber ich bin nicht ſo dumm wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauchs auch nicht. Ich brauch keinen zu bitten, er ſoll ſo gut ſein und ſoll mich nehmen. Der Müller in Schackigt will mich. Und es ſind noch andre, die mich wollen. Ich hab keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered komm. Ich hab meiner Frau aufgeſagt und kann morgen gehn. Aber zu deiner Mutter zieh ich nicht. Der Müller in Schackigt will mirs ſchriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wiſſen. O man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal ins Gered kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da ſagen die Leut, man iſt nichts wert geweſt.

Der Schneider erſchrak von neuem. Daß dich der Guckguck hätt, Mädle; was ein andrer thut, das thu ich auch. Frag nur die Sannel. Ich ſchreibs heut noch, Mädle. Ich hab erſt geſtern früh wieder Tinten reingethan in mein Tintenfaß; und Papier und Feder hab ich auch in meinem Kaſten. Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück zu. Von dem langen Stehen wird man müd.

Iſts wahr? Und iſts wirklich dein ernſt, Hannesle? fragte das Mädchen einmal ums andre. Nu, ſo will ich dir nur ſagen, ich hätt mich tot gegrämt, wenn ich den Schackigter Müller hätt müſſen nehmen. Nicht öpper, weil er garſtig wär. Er iſt nicht ganz ſo hübſch wie du, aber es ſind doch nicht viel Burſch hübſcher. Und lang iſt er wie eine Stangen, und in der Mitten ſo dünn. Aber ſiehſt du, Hannesle, das kannſt du mir nicht übel nehmen; denn lachſt du mich am End aus, ſo nimmt mich auch der Schackigter Müller nicht. Denn die Burſch in der ganzen Gegend habens auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered iſt geweſen. Das thun ſie, weil ſies ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben, als ſie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehſt du, ich möcht dich gleich erdrücken vor Lieb und Freud. Aber hernach lachſt du mich doch aus am End. Ich greif dich nicht eher an und laß mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachſt!

Und ſie hielt ihr Wort. Der Mond hat noch lange auf die beiden geſchienen, wie ſie dort ſaßen; er kann es bezeugen. Er hat geſehn, wie der Hannes gleich geſchrieben hätte, wäre nur ſeine Tinte und Feder und Papier auf der Gerbergaſſe geweſen und nicht daheim im Kaſten. Aber noch heute wollte er ſchreiben, und die Sannel ſollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, ſowie ſie die Kuh gefüttert hätte. Die, wenn die nur heute dabei geweſen wäre!

⁂

Ja, die Sannel. Aber wer weiß, ob ſie ſich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie ſonſt. Hätte ſie ſich nicht mehr über die Sache gefreut, als ſie ſich über die Erzählung davon freute; da war ſie beſſer daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er ſtürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu ſchreiben, den die Schwarze verlangt hatte.

Ja, ſonſt zieht ſie nicht zur Mutter, ſagte er zu der Sannel, die ihm riet, ſich vorzuſehen, oder ſich doch nur erſt zu beſinnen. Und nimmt den Schackigter Müller, und hernach ſitz ich da, und das viert Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du biſt auch nicht mehr, wie du biſt geweſen; dir wärs recht, wenns nur recht bald all wär mit mir!

Wär ich nicht mehr ſo, wie ich geweſt bin, ſagte die Sannel, hernachen ließ ich dich gehn! Sie ſtreichelte ihn und ſagte: Gelt, Hannes, du ſetzt dich erſt her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, iſts nicht mehr oft, daß wir beiſammen daſitzen!

Möcht ich wiſſen, warum? entgegnete der Hannes und ließ ſich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die ſie derweilen hingeſtellt hatte, wieder auf ihren Schoß.

Guck, ſagte ſie, wenn man das Licht da ſieht brennen, meint man auch, es könnt nicht ausgehn. Ich hab die Tag her allerlei ſolche Gedanken gehabt. Und einmal gehts doch aus. Und es iſt gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab dir nichts davon wollen ſagen, aber einmal muß es doch ſein!

Ich wollt, du ſagſts gleich, was doch muß ſein, ſagte der Hannes. Wenn eins ſo erbärmlich anfängt zu reden, da kanns einem ordentlich angſt werden. Sags doch heraus, was ſein muß; du weißt, Sannel, ich erſchreck nicht ſo leicht. Ich erſchreck nicht, wenns Rathaus einfällt; frag nur die Sannel. Ja ſo, du biſt ja ſelbſten die Sannel. Aber Sannel, du könntſt mirs vielleicht morgen ſagen. Und iſts denn ſo was gar Schrecklichs? Du willſt doch nicht gar fort, Sannel?

Ich will nicht fort, ſagte die Sannel traurig. Ich bin in dem Häusle geweſt und bei dir, ſo lang ich mich kann beſinnen, und von ſelber geh ich gewiß nicht; da brauchſt du nicht zu fragen: das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau rein kommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen iſt, das kann eine machen. Und wo ich wüßt, ich verdiens nicht, da könnt ich auch nicht wohnen und eſſen. Zumal jetzund, wo das lieb Brot ſo teuer iſt, und das Geld ſo ſpäng. Aber deswegen iſts nicht, daß ich ſag, du ſollſt dir die Sach mit der überlegen. Sie ſagen, wenn man einmal was unterſchrieben hat, hernachen iſt man ſein eigner Herr nicht mehr; da iſt einem die eigne Seel wie verſiegelt. Das mit dem Schackigter Müller wird nicht ſolche Eile haben, ſonſt wär ihrs früher eingefallen. Guck, wenn die Heiterethei hereingekommen wär, da wär ich ruhiger gangen. Denn die Heiterethei kenn ich, und es iſt keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh und ihre Ziegen ſind. Und wenn ſie noch ſolche Augen hätt, wie die Heiterethei, wo die helle Gutthat heraus leucht. Guck, du mußts nicht ungut nehmen, wenn ichs ſag, aber das ſind falſche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Geſichter, eins für ſich und eins für die andern Leut. Hannesle, thu, was du willſt, nur verſchreib dich der nicht. Und wenn ſie den Schackigter Müller heirat; du kriegſt noch immer eine andre, und es iſt um ſo beſſer für dich. Und du weißt, ich thu alles, was die Leut wollen, und thus gern, aber wenn du auch ſchreibſt, der trag ichs nicht hin. Sie hat mir nichts gethan, und ich weiß nicht warum; aber ich weiß ſo gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab, mit der rennſt du in den Geißgraben, Hannesle!

Der Hannes beſann ſich nicht gerne. Wenn man ſich über alles noch lang wollt beſinnen, ſagte er, da könnt man vor lauter Beſinnen nichts thun. Und das iſt ſchlecht von dir, daß du mir da eine Unruh machſt, daß ich immer denk, ich muß mich beſinnen; und wenn ich mich beſinn, ſo nehm ich ſie am End nicht, und hernach nimmt ſie der Schackigter Müller. Da iſt eins ſo ſchlimm wie das ander. Und hernachen — was du von ihren Augen ſagſt, das bildſt du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkſt, du biſt übrig und ſollſt fort, das iſt dummes Zeug. Das iſt, als wenn du ſagſt, die Deck da oben, die ſoll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenns ihr einfiel, das wär ein Wort von mir; und was ich ſag, die thuts. Denn Reſpekt muß ſein im Haus. Und da iſts viert Gebot nicht dabei. Du kennſt mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang, nu, frag nur die Sannel. Und nu ſag nichts weiter; ich halt mir die Ohren zu!

Das that er auch wirklich. Sie ſtand noch lange vergeblich vor ſeiner Kammerthür und pochte leiſe und gab ihm durch das Schlüſſelloch die beſten Worte. Aber das Heiratsverſprechen trug ſie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen ſchicken. Dabei ſchmollte ſie nicht und war in allen andern Dingen ſo willig, ja noch williger, als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze los zu werden, und ſagte, dieſe könne gehen, wann ſie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und ſie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hauſe.

Wenn man eine hat, die was taugt, da hält man ſie feſter. Oder man ſagt, ſie kann morgen gehn oder übermorgen; ich will mich erſt nach einer andern umthun, oder auch, ſie ſoll erſt noch das und das im voraus machen, damit man ſich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird ſich alles zeigen. Und wenn ſie die beſt iſt, ſo iſts kein Schaden, daß ich ſie erſt eine Zeit auf die Prob nehm.

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen ſchweren Koffer mit ſich; es war aber nicht alles drinnen, was ſie hatte. Das meiſte, ſagte ſie, und das beſte ſei noch zu Haus in Schackigt bei ihrer Schweſter, der Bäckersfrau.

⁂

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort ſollte. Der Schneider war überglücklich; es koſtete ihn Mühe genug, es nicht merken zu laſſen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein ſein konnte. Die Frau Bügel ſchien ihn auch für „einen Schlimmen“ zu halten, wie die Schwarze that. Es ſchickte ſich jederzeit wie zufällig, daß ſie die dritte war. Aber das kam ihm noch zu gut, daß das Ding an der Fenſterwand aus Rückſicht auf die neue Ankömmlingin in Unthätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermütig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu thun, die Schwarze machte alles, was zu machen war; und es ſchien, ſie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf ſich es bei jedem Biſſen Brot vor, daß ſie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch that ſie alles Mögliche, ſich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte ſie dazu.

Die Frau Bügel war in den erſten Wochen faſt jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachſende Ungeduld und ließ ihren Ärger über die Verzögerung mit Zins auf Zins ſtehn. Wenn ſie einmal feſt ſaß, dann wollte ſie ſich bezahlt machen für all den Zwang, den ſie ſich angethan; damit vertröſtete ſie ſich zwei ganze Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn ſie allein war, dann ließ ſie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geſchirre und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihn entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundliche Hände gewöhnt war, grämte ſich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken ſchien, bemerkte alles. Sie fing an, die Sache zu durchſchauen, wenn auch nicht die ganze. Das eine wurde ihr klar, daß die Schwarze ſich bei dem Kaffeebeſuche verſtellt hatte, wenn ſie auch nicht begriff, warum.

Aber was haſt du nur, Mädle? ſagte Frau Bügel. Du ſiehſt die Tag her aus, als hättſt du immer all die Zähn zuſammen gebiſſen, und red'ſt kaum, und wenn du redſt, ſo iſts, als wenn dir der Ärger die Gurgel verſchnüren thät. Haſt du den Ärger?

Nu freilich', entgegnete die Schwarze. Meine Leut daheim, wo ich hingehör, da iſt ſo ein alt Fegfeuer, die findt kein End und kein Trumm. Aber zum beſten laß ich mich nicht haben, das ſoll ſie nur wiſſen. Ich hab Geduld, wie ſie die Hundertſt nicht hat. Aber wenn mirs zu arg wird, ich will das Trumm ſchon finden.

Ja, ſie ſchicken dir deine Sachen nicht, ſagte Frau Bügel, und haben ſie ſchon vor acht Tagen wollen ſchicken.

Ja, ich will doch ſehn, ſagte die Schwarze, ob ich krieg, was mir gehört. Nu wart ich nicht mehr lang. Das alt Fegfeuer weiß nicht, mit wem ſies zu thun kriegt.

Nu, ich ſollt deiner Schweſter ihre Schwieger ſein, dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. Ich wollt dir das alt Fegfeuer anſtreichen! Die Frau Bügel hatte das eigne, daß ſie niemand zornig ſehen konnte, ohne angeſteckt zu werden. Wenn ſie jemand auf der Gaſſe oder ſonſt zanken hörte, da koſtete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und ſie hätte ſich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr ſchnell zuwider geworden, vielleicht weil ſie im Anfang zu ſehr von ihr eingenommen geweſen war. Vor der Sannel, die ſie kannte, von der ſie wußte, die war wie eine verſchloßne Truhe, zu der ſie den Schlüſſel hatte, verſteckte ſie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falſchen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei ſich: Wenn die Bäs die nur früher hätt weggekriegt! Nu iſts zu ſpät. Nu hat der Hannesle ſich der verſchrieben, und iſt ſein eigner Herr geweſt, und ſeine Seel iſt wie verſiegelt. Und ich wollt, ich ſtürb, denn nu iſt doch keine Freud mehr für mich auf der Welt!

Das Unerquickliche des Zuſtandes nahm nicht ab, mit jedem Tag wurde er verbißner. In der Frau Bügel ſo gut wie in der Schwarzen Herzen hatte ſich der Zunder geſammelt; es bedurfte nur eines Funkens, ſo ſtanden ſie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schickſal einmal Zunder geſammelt hat, da weiß es auch einen Funken hineinzuſchlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es ſei zu wenig zu thun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verſtand nur zu gut, was ſie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzuſetzen war, das wußte ſie lange; das hatte ſie ihm gleich zum erſtenmal angeſehen. Und ſie war gar nicht die Perſon, die einen Vollzieher ihrer Thaten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man ſie gehn hieße.

Und ſo ſtand ſie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und dieſe ſchien ihr noch nicht breit genug; ſie nahm die gewaltigen Arme zu Hilfe, die ſie in ihre Seiten ſtemmte. Dann ſagte ſie kurz, als ſei ſie nicht geſonnen, große Umſtände zu machen: Und wie iſts nu? Wird nu einmal ein End? Nu bin ich beinah drei Wochen in dem armſeligen Häusle. Und ich bin nicht reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu ſein. Ich will nu wiſſen, wie ich dran bin!

Die Frau Bügel ſtand ſprachlos. Dem Schneider auf ſeiner Brücke kam ein Schauder an vor ſeinem Schatz. Er hielt die Nadel wie verſteint in die Luft.

Ich will nu wiſſen, fuhr die Schwarze fort, ob ich werd zu meinem Recht kommen. Länger zum beſten halten laß ich mich nicht!

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig." Sie war nicht die Frau, die ſich lange daran herum machen ließ. Das ſagte ſie der Schwarzen. Die aber verſicherte, ſie fürchte ſich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und ſie ſei in ihrem Recht.

Das da iſt meine Stuben, ſagte die Frau Bügel, und da iſt kein Recht drin, als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin iſt. Da iſt ein Recht drin, daß ich nauswerf, was nicht rein gehört. Ich hab mir dein Geſicht lang genug laſſen gefallen. Du biſt meine Magd, und ich kann dich fortſchicken, wenn mirs gefällt!

In der Stuben da hab ich ſoviel Recht als ihr, ſagte die Schwarze ruhig, weil ſie ihres Vorteils bewußt war. Und ich frag nu, wenn das erſt Aufgebot gehalten wird?

Die Frau Bügel verbiß ihre Wut. So tapfer ſie war, vor tollen Menſchen fürchtete ſie ſich. Und die ſo redete, mußte toll ſein. Sie wollte das Fenſter öffnen und um Hilfe ſchreien.

Aber die Schwarze nahm ſie bei den Armen und hielt ſie feſt. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleiſch und Knochen zuſammen. Solche Kraft hat nur ein toller Menſch. Die Frau Bügel war eine ſtarke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll iſt. Das, was ſie empfand, ging weit darüber hinaus.

Nu bin ich die Geſichter ſatt, ſagte die Schwarze und freute ſich über ihren Triumph. Die Frau Bügel ſah nun, daß ſie ihr Mann nicht war. So leid ichs nicht länger. Es giebt nur ein Gered unter den Leuten, wenn Brautleut ſo lang vor der Hochzeit in einem Häusle beiſammen ſind. Den nächſten Sonntag muß das erſt Aufgebot ſein, und den Sonntag über drei Wochen iſt die Hochzig. Und wenn niemand anders zum Pfarrer geht, ſo geh ich. Ein End muß ſein!

Die Frau Bügel war nahe daran, ſelbſt konfus zu werden. Die Schwarze ſprach wie eine Tolle, und ſprach doch auch, als wäre ſie bei Verſtand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte ſie dem Verſtändniſſe näher. Der Jung hat kein gut Gewiſſen. So iſt alles Betrug geweſt. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erſt noch dabei!

Was haſt du gemacht, Jung? fragte ſie ihn drohend.

Ja, was hab ich gemacht? ſagte der Schneider voll Angſt. Ich bin doch nu ein Burſch — der von Nachbars iſt ſechs Jahr jünger und hat gefreit! Der Schneider war ein geteilter Menſch. Daß er ſah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deshalb hatte er ja die Schwarze hereingeſchwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

Und da thut der Nichtsnutz noch, als müßt er dabei ſein, wenn er ſoll frein. Das iſt meine Sach. Da hat ſo ein Jung ſich nicht drein zu miſchen. Das geht dich nix an, wen du ſollſt frein. Und ſo ſchlecht du biſt, Jung, für ſo ein Hackſtock biſt du noch zu gut.

Da wird nix. Und die da macht nu ein End und packt ſich. In meinem Häusle iſt niemand Herr als ich. Sonſt will ich den Polizei laſſen kommen!

Gut, ſagte die Schwarze, ohne ſich zu rühren. Und wenn das alt Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, ſo laß ich den Polizei kommen. Da iſts, wenn das alt Fegfeuer kann leſen!

Thu ihr ihre Brillen her, wandte ſie ſich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, ſich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl geſagt: Wer ſo was unterſchreibt, iſt ſein eigner Herr nicht mehr, und hernachen iſt ſeine Seele wie verſiegelt. Der Schneider fühlte einen Druck auf ſeiner Seele, als ſtecke ſie unter einer Siegelpreſſe. Aber er tröſtete ſich: Wenn ſie nur einmal ſieht, es iſt nicht anders, hernach wird ſie ſich ſchon beruhigen!

Das ging aber nicht ſo ſchnell. Erſt war die Frau Bügel erſchrocken, daß ihre Naſe all ihre Farbe verlor; dann erholte ſie ſich und ſagte: Was ſo ein Jung ſchreibt, das iſt nix geſchrieben. Was ſo ein Jung ohne ſeine Mutter macht, das iſt nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh verſprechen, denn ich bin eine Frau, aber ſo ein Jung kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelaſſen!

Ei, ich weiß ſo eins, ſagte die Schwarze höhniſch, wo die Leut wiſſen, wenn ſie nein kommen, aber nicht, wenn ſie wieder raus kommen. Und das iſt im Turm, und da hat der Büttel den Schlüſſel dazu. Und wenn einer mündig iſt, da gilts, was er hat geſchrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber ſie braucht einen. Und wenn ſie was ſchreibt, da muß ein Kurator dabei ſein. Und nu will ich ein End und geh auf der Stell zum Paſtor!

Aber noch ergab die Frau Bügel ſich nicht, ſo wenig mehr ſie gegen die Giltigkeit der Verſchreibung aufbringen konnte. Sie ſagte: Recht ſo. Und der Jung kann mitgehn. Aber in mein Häusle ſoll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal ſterb, ſo vermach ichs der Sannel. Hat ers ohne mich geſchrieben, ſo kann er auch ohne mich ſein, der Nichtsnutz der!

Die Schwarze lachte. Ja ſo dumm, wie man ſelber iſt, darf man die Leut nicht meinen, ſagte ſie. Das Häusle kommt von ſeinem Vater, und das bißle andre Hab und Gut iſt auch von ihm. Und nu iſts alles dem Hannes, und nu fragt ſichs nicht, ob ſie mich will rein laſſen. Nu iſts die Frag, ob ich ſie rein laß. Denn in meinem eignen Häusle laß ich mir nicht auf der Naſen tanzen!

Die Schwarze zog ſich zum Ausgehen an. Und das that ſie ſo, daß man auch ſehen ſollte, ſie ſei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in ſich zuſammen gebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgeſpielt würde. Und wie ſchlecht es ſei, ſich ſo durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzuſtehlen.

Ja, ſagte die Schwarze und lachte dazu. Und ſo ein Schiebkarrn von einem Häusle wars auch der Müh wert. Ich hätt eine Wirtſchaft können bekommen, die hundertmal ſo viel wär wert geweſt. Um ſolch Armutei trägts auch aus, ſo viel zu reden. Mich hats ſechsmal gereut gehabt. Aber ich hab einmal meinen Kopf aufgeſetzt gehabt. Es iſt den Ärger nicht wert, den ich hab einfreſſen müſſen. Aber ich will ihn ſchon wettmachen: da hab ich mir die Hand darauf geben!

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und er hilflos in der Gewalt ſeiner Mutter ſein würde. In der Angſt, nur fortzukommen ſagte er: Ich geh mit. Und da die Schwarze nicht wartete, ſo lief er, Jacke und Weſte, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen der Gehenden auf dem Fuße nach.

⁂

Ein junger Fürſt, der einen Thron beſteigt, oder ein neuer Miniſter pflegt, wie man ſagt, alles auf den Kopf zu ſtellen, was ſein Vorgänger auf die Füße geſtellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt. Und vielleicht hat das ſein gutes, wenn der große ewig ſchlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, ſeine gläſernen Augen einmal aufzuthun. Schaden wenigſtens wird es ihm nichts, denn er macht ſie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, iſts ſogar nötig, daß es manchmal auf die andre Seite gewendet wird.

Das Schickſal widerfährt aber auch dem kleinſten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Geſicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen faſt am Ende von Luckenbach. Eine Thüre oder ein Fenſter aufzulaſſen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen geweſen, jetzt verſahs eins bei der Regierung, wenn es ein Fenſter oder eine Thüre ſchloß. Die vorige war eben eine Kabinettsregierung, die eine große Scheu vor der Öffentlichkeit trug; die nunmehrige ſcheute ſich weder vor der Öffentlichkeit noch ſonſt vor etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tiſchen und Stühlen, ein Hin und Herlaufen, Herüber und Hinübertragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was ſie denken ſollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angſt geriet. Hatte die Schwarze damit beabſichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, ſo war ihr die Abſicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher, wie die wilde Jagd, und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder andersgerückte Stuhl oder Tiſch wie ein Stück von ihrem Herzen losgeriſſen. Aber wagte ſie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachſen, wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachſen war, da ſaß ihr Leben. Wer da durchgeſchnitten hätte, hätte es auch zerſchnitten.

Ein Glück für die andern wars, daß die Schwarze meinte, ſie habe ſich genug geplagt auf der Welt; beſonders ſich Gewalt genug angethan, in das Häusle hereinzukommen; ſie wollte es nun auch genießen. Zunächſt begann ſie, was ſie früher am Schlafen verſäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollbracht, wenn die Schwarze ihres anfing. Die Stunden, die ſie länger im Bette verbrachte, als eine Hausfrau ſoll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenſchnitt an einem Gänſebraten iſt. In dieſen Stunden, wo die Sonne des Hauſes noch nicht aufgegangen war, ſtand die Frau Bügel als Mond an des Hauſes Himmel. Da ſchien das Alte wieder hergeſtellt, und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß dieſe Regierung ſozuſagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer als ſonſt. Dieſe hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halſe, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte ſie, als wäre die

Sannel ihre Magd, und plagte ſie, wie ſie nur konnte. Aber die Sannel überſah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hauſe. Sie mußte nun wenigſtens nicht mehr hungern; ſie hatte wieder den Mut, zu eſſen, weil ſie ihr Eſſen wieder verdiente.

Der Hannes hatte ſich eine andre Luſt dabei gedacht, wenn er mit dem großen Mädchen über die Gaſſe zum Paſtor gehn würde, das Aufgebot zu beſtellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daherkommen ſah, lachte. Einer fragte: Nu, Mädle, wo willſt du mit deinem Schneider hin? Andre riefen: Mach, Hannes! Häng dich an ihre Schürze, ſonſt reißt ſie dir aus! Der Schneider ärgerte ſich nicht darüber. Er war ſolche Reden gewohnt. Er ſah ſich um und fragte mit den Augen: Nu, iſt das eine? Er ſah, wie ſie in ihren Herzen meinten, hätt man das dem „Jung“ zugetraut, daß er ſich an ſo eine macht! Die Eitelkeit kam wieder über ihn, und er vergaß für den Augenblick, daß ihn ſeine Mutter dauerte, und daß er an ſeinem Schatze und ſeinem Glückstraume irr geworden war.

Seht nur, wie klein der Schneider iſt, lachte ein Gaſſenjunge dem Paare nach. Der Hannes ſah zurück und ſagte ſtolz: Und nimmt doch ſo eine große Frau!

Zu Hauſe war es anders mit ihm. Nicht, daß er ſich nicht über die Größe ſeiner Braut gefreut hätte. Aber, ſagte er zur Sannel, das viert Gebot, das hats auf mich abgeſehn. Ich möcht nur wiſſen, was ich dem vierten Gebot hätt gethan. Nu iſt die Mutter noch ſchlimmer, wie ſie ſonſt iſt geweſt, und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ichs Meiner ſagen thät, die litts gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwiſchen Thür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter thät, wenn ſies wüßt!

Und das iſt auch recht von dir, ſagte die Sannel, deine Mutter hat ſchon genug von Deiner zu leiden.

Ach, Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen biſt unter die Traufen kommen, wie die Leut ſagen! Was einmal iſt geſchehn, davon ſoll man das beſt reden, aber ich wollt doch, Hannesle! Ich weiß doch, was ich wollt, wenn ichs auch nicht ſag!

Eines Tages, die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigſtens noch nicht aufgegangen am Himmel der Wohnſtube, und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont, pochte es an die Thüre, und auf der Frau Bügel Herein! folgte eine fremde Geſtalt dieſer Weiſung. Das war nicht leicht, denn der die Thüre gebaut, hatte offenbar dabei nicht an eine ſolche Geſtalt gedacht. Es war ein junger Menſch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübſch gewachſen. Etwas phlegmatiſch ſchien er zu ſein; er ſah ſich erſt in der Stube um, und dann ſagte er ſehr langſam: Ihr Diener, Frau Meeſtern!

Die Frau Bügel erwiderte den Gruß und fragte, was er wolle.

Eben ſo langſam wie vorhin ſagte der Menſch: Da unten bin ich einem recht chemütlichen Mädel bechechnet: die chehört wohl ins Haus?

Es wird die Sannel geweſt ſein, dachte die Frau Bügel und ſagte: 'S kann wohl ſein. Wenn er weiter nix will, hätt er ſie ſelber können fragen.

Unterdes hatte der Blick des Menſchen auf dem Schneider geruht, der, ſobald er das gemerkt hatte, ſich ein rechtes Anſehn gab. Was das für ein Eulenſpiegel iſt? dachte der Schneider.

Der junge Menſch hatte wirklich etwas vom Eulenſpiegel in ſeinem Geſicht. Die Hauptſache darin war ein gewiſſes phlegmatiſches Behagen, darauf ein Schalk zu ſitzen ſchien, aber ein ſehr gutmütiger. Aber vielleicht ſahen die blauen Augen nur ſo ſchalkhaft aus, weil ſie wie aus einem Verſteck hervorlugten. Den Verſteck bildeten die vollen, nur leiſe geröteten Backen, die ſich beim behaglichen Lächeln in die Höhe ſchoben. Und dies behagliche Lächeln ſtand ſo verſprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gaſtwirt in der weißen Schürze vor ſeiner Gaſthofthüre.

Gechentlich komm ich, ſagte der Menſch, als ein Schneidercheſelle, der bei den Meeſtern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn iſt.

Donner! ſagte der Schneider in ſeinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf ſeiner Brücke. Eine große Frau hab ich, wenn ich noch ſo einen Geſellen dazu hätt! das wär noch anders wie ein großer Hund!

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loſer Vogel müſſe den Geſellen dahergeſchickt haben. Sie ſagte barſch: Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem gehn, wo ihn hergeſchickt hat!

Der Geſelle ſchien nicht gern zu gehn. Der kleine Meiſter ſchien ihm Spaß zu machen; vielleicht war auch das „chemütliche Mädchen“ im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur ſein natürliches Phlegma nicht, ſich ſchneller nach der Thür umzuwenden, als er that. Er ergriff eben die Klinke der Stubenthür, als die Schwarze im Oſten der Kammerthüre aufging und ihre erſten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Geſell dachte: Sollte das das chemütliche Mädchen ſein? und wandte ſich wieder um, und dasmal etwas raſcher. Er ſah, er hatte ſich getäuſcht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes, und er ſagte: Alſo es iſt keine Arbeit für einen Cheſellen?

Der Schwarzen gefiel der Burſche, und ſie mußte ihm zeigen, daß ſie hier Herrin war.

Wo iſt denn der Geſell daheim? fragte ſie.

Gechentlich, entgegnete der Geſell, in Delitzſch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da ſollt ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eechentliche Grund: Ich ſoll mir eine junge Meeſterin holen. Sie iſt ſelber aus der hieſigen Chegend und meint, hier wachſen die beſten.

Die Frau Bügel bereute es, daß ſie ihn ſo barſch abgewieſen habe, und gab durch ein Nicken kund, ſeine Mutter habe recht und ſei eine, dies verſteht. Freilich dachte ſie nicht an den jungen Wuchs, nur an ſich ſelbſt, und da hatte des Geſellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüt der Schwarzen aber ging ein Gedanke auf. Nach dem guten Anzug des Geſellen mußten ſich ſeine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, ſich zu ſetzen, damit er die Ruh nicht nausträgt, und da er guter Leute Kind zu ſein ſcheint.

Es cheht noch, ſagte der Geſell. Meine Mutter hat zwei Häuſer in Delitzſch und eins in Magdeburg, und das Cheſchäft cheht auch nicht ſchlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Cheſchäft führt mein Onkel.

Das iſt wohl auch ein Reicher? fragte die Schwarze.

Das nich, erwiderte der Geſell. Er iſt arm, aber tuchendhaft, und da haben wir ihn chewiſſermaßen als Vater anchenommen.

Nu, meinte die Schwarze, es iſt juſt nicht ſo notwendig, daß wir einen Geſellen einſtellen, aber weil der Menſch ſo anſtändig iſt, ſo kann mans ſchon machen.

Alſo kann ich kommen, ſagte der Geſell und empfahl ſich höflich. Draußen auf der Treppe ſchnippte er mit den Fingern. Er beſaß die Beobachtungsgabe, die ſo häufig die Mitgiſt und die Entſchädigung des Phlegmas iſt. Dieſe hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von dieſem Hausweſen gemacht worden waren, ziemlich vollſtändig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er ſich wohl den Spaß machen, da Geſelle zu ſein. Auf den Lohn brauchte er nicht zu ſehn, denn was er von ſeinen Umſtänden erzählt hatte, war nicht erlogen. Er wär gern dem chemütlichen Mädchen noch einmal begegnet und ging deshalb noch langſamer, als ſeine natürliche Art war. Nu, ſagte er in der Hausthüre, was heute nich iſt, das iſt morgen. Und preſſiert bin ich nich.

Die Schwarze aber meinte: Das wär ein andrer für mich, wie der dort. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Geſcheitſt ſcheint er nicht. Ich probiers. Der dort und das armſelig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erſt dort drin, dem Unkel will ich weiſen, wo er hingehört!

* * *

Der Geſell war eingetreten und hatte beſſer Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebſten frein würde. Sie müſſe wohl tüchtig auftreten können, da ſein Hausweſen ſo groß ſei.

Ja, ſagte der Geſell, unſer Hausweſen iſt chroß chenug, und eine chroße Frau wär nicht übel. Aber nach der Chröße allein frag ich nich. Chemütlichkeit und Sanftmut hat den chrößten Reiz für mich.

Von dem Augenblick an war die Schwarze die Chemütlichkeit und Sanftmut ſelbſt. Aber auch den alten Fleiß ſuchte ſie wieder hervor. Das Zwiſchenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze ſtand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand ſich dabei nicht ſchlechter. Ging das Zwiſchenreich auf Strümpfen, ſo wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handſchuhn.

Siehſt du, Sannel, ſagte der Schneider, als ſie zufällig allein beiſammen waren; das hab ich gewißt. Sie hats nur übel genommen gehabt, daß die Mutter ſie hat erſt wollen probieren. Sie hat mirs geſagt.

Aber ich hätts auch nicht länger mehr ſo mit angeſehn. Denn Reſpekt muß ſein im Haus. Und ſie iſt mir jetzt noch nicht ſo recht, wie ich ſie will haben. Du ſollſt dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh!

Und wirklich that er das. Je nachgiebiger ſich die Schwarze zeigte, deſto höher ſchwoll ſein Übermut. Zuletzt mußte ſie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln auszziehn. Mit jedem Tag nahm er ſich mehr heraus. Und das ſchien ihr eben recht zu ſein. Je mehr er verlangte, und je trotziger er auftrat, deſto williger ſchien ſie zu werden, deſto ſanfter und chemütlicher zeigte ſie ſich.

Der Schneider war glücklich. Da ſiehſt du, Sannel, was beim Beſinnen raus wär kommen. Nu wär ſie in Schackigt, und das viert Gebot thät noch immer mit mir machen, was es wollt! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, beſinn dich nur nicht drüber!

Die Sannel ſagte nichts, aber ſie ſchüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider ſah es nicht vor dem großen Hunde, an den er dachte. Eine große Frau, ein großer Geſell, ein großer Hund! Denn aller guten Ding müſſen drei ſein, ſagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, ſo ſanft, dienſtwillig und geduldig ſie ſich zeigte, wich ſeinen Liebkoſungen aus. Beſonders vor dem Geſellen. Es iſt eine Schand, ſagte ſie, wenn ein fremder Menſch dabei iſt! Waren ſie allein, dann ſetzte ſie ihn wohl auf ihre Kniee und ſchaukelte ihn, wie man mit einem Kinde thut. Dabei hielt ſie ihn ſo weit von ſich ab, daß alle ſeine Verſuche, ſie zu umfaſſen, mißlingen mußten; wollte er ſie küſſen, dann hielt ſie ihm lachend das Ohr hin; wollte er ſich damit nicht abſpeiſen laſſen, dann wurde ſie wohl ärgerlich und ſagte: Nu laß mich ungeſchoren. Spiel du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab mehr zu thun. Und daß du vor dem fremden Menſchen nicht thuſt, als wenn wir Brautleut wären. Ich ſchäme mich ſonſt!

In acht Tagen iſt unſre Hochzig, ſagte der Schneider, und da erfährts die ganz Stadt, wers noch nicht weiß!

Damit hats Zeit, meinte dann die Schwarze. Damit dann die Leut denken, man kanns nicht erwarten? Und wenns erſt im Winter wird, das iſt immer noch Zeit genung!

Mit dem Geſellen war die Schwarze anders. War ſie einmal mit ihm allein, dann klagte ſie, was ſie im Hauſe dulden müßte. Meine Leut wollen einmal, ich ſoll den nehmen. Und ich bin ſo ein dumm Ding, das alles thut, was die Leut wollen. Hundert Mädle an meiner Stell thätens nicht!

Chewiß, ſagte der Geſell, chewiß. Ich habs manchmal für mich chedacht!

Nu, ich kanns immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer ſo ein ſanft Mädle geweſt. Mein Fräle hat oft geſagt: Du mußts einmal gut kriegen, du verdienſts. Aber Wort ſind Wort, und es geht doch, wies will! Sie ſeufzte tief.

Der Geſell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er ſeufzte mit. Was noch wird, ſagte er, das kann man ſo chenau nicht wiſſen. So was kommt manchmal wie vom Himmel chefallen.

Ja, wenn ich hübſch wär. Nach der Sanftmut, da fragen die Männer heutzutag nicht!

Der Geſell zuckte dann die Achſeln, aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, ſondern zu der Thorheit der Männer heutzutag.

Nu, wenn Sie nicht hübſch ſind! Da weiß ich nich. Aber ſo ne Großmutter iſt nich auf den Kopf chefallen. Und — und — mir hat ſo was chetraumt. Ich chlaube, ich bin nich umſonſt in das Haus da chewieſen worden. Es cheht manchmal wunderlich in der Welt!

Mehr war mit allen Künſten nicht aus dem Geſellen zu bringen. Und es gab keine Kunſt, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, ſtrich ſich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, ſeufzte und wurde ſo chemütlich, daß dem Geſellen hätte angſt werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ ſie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel“ in Delitzſch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und ſie ſich in ihrem Herzen an dem Geſellen ſelber vergriff. Hatte ſie ihn nur erſt, dann wollte ſie ihn ſchon aus ſeiner Ruhe heraus jagen, die ſie jetzt ſo ſehr ärgerte. Die Schwarze ließ ſich nicht zum beſten halten. Und doch ſchien er es darauf anzufangen.

⁂

Jetzt war in der That der Schneider der Herr im Hauſe. Viele Tage vergingen, und man hörte ihn nicht auf der Gaſſe ſchreien: Reſpekt muß ſein im Haus! Die Neugier, wie das kommen möchte, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Geſell, wie man ſagt, alle Hände voll zu thun. Die ſolchergeſtalt den Haushalt in der Nähe geſehen, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Luſt ſei, dem kleinen Meiſter und ſeinem großen Geſellen zuzuſehen. Sie erzählten allerlei Geſchichten, wovon ſie Zeugen geweſen ſein wollten. Da hieß es, der Schneider ſteige, wenn er mit dem Geſellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabſehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Geſell die Hand ausſtrecke, ſo oft er mit ihm rede. Der Geſell habe geſagt: Na, 's wär doch ſchade um den guten Meeſter, wenn er herunterfallen thäte. Die Brücke iſt hoch, und da iſts, damit ich zuchreifen kann, wenn er chetorkelt kommt. Der Schneider ſei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Geſellen mit der Elle vor der Naſe herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und ſei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Geſell habe phlegmatiſch geſagt: Na, hab ichs nich cheſagt? Und gerufen: Aber Meeſter, wo liegt er denn eechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?

Die Bemühungen der Schwarzen um den Geſellen waren zu handgreiflich, als daß ſie nicht hätten bemerkt werden ſollen. Der Frau Bügel erregten ſie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre ſein ſollte, ſo fühlte ſie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und ſie wäre gewiß zu deren Verteidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte ſie: Wenns der Schwarzen gelingt, wird man ſie los. Und weil ſie es wünſchte, ſo glaubte ſie, der Schwarzen werde es gelingen. So viel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in ſolchen Reichtum hineinkommen ſollte, und ſo gern ſie das gehindert hätte. Darum hielt ſie ſich ruhig, that, als ſähe ſie nichts, und ſagte auch dem Schneider nichts davon, der in ſeiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unſchuld vielleicht nichts gemerkt, wäre ſie noch ſo beſchäftigt geweſen als ſonſt. Vielleicht war auch ohne ihr Wiſſen Eiferſucht im Spiele und machte ihr die Augen, die ſich ſonſt ſo geneigt zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu ſehen, ſchärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal ſagte er zu der Sannel: Die Leut wollen mir was zu Gehör reden. Das merk ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man ſie fragte, zu verſchweigen. Aber, wie ſie gewohnt war, den Hannes in allem bei ſich zu rechtfertigen oder wenigſtens zu entſchuldigen, ſagte ſie eifrig: Nein, du biſt ein geſcheiter Burſch, Hannesle. Und wo die Leut meinen, es iſt Dummheit, da iſts manchmal nur zu große Gutthat bei einem.

Nu, du redſt doch auch beinah wie die Leut, ſagte der Schneider. Sodaß es klingt, als thätſt du was damit meinen, und wollſt doch nicht ſagen, was. Was die Leut haben, das weiß ich; das iſt nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl ſein, da ſind ſie gleich da; und was der beſt Rock iſt und von der Nadel weg, da ſolls verſchoſſen ſein, und die Knopflöcher ſind nicht recht umnäht, und die Taſchen ſind zu klein, und ſollts nur der Henkel ſein, als wenn der nicht lang könnt halten. Der Geſell, das iſt ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burſchen mag. Vor ſo einem brauch ich mich nicht zu fürchten. Und ſie müßt nicht ein Narr ſein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?

Ja, das ſchon, entgegnete die Sannel. Aber es hat eins das lieber, und das ander das. Und der Geſell iſt ſchon einer, den ein Mädle lieb gewinnen kann. Und nu hat er drei Häuſer und iſt ein reicher Menſch, und das iſt doch auch nichts Gerings. Und wems um ein Häusle zu thun iſt, dem ſind drei lieber wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig ſtehn! Nein, Hannesle, du mußt nicht ſo ein Geſicht machen!

Wenn ich das wüßt! Sannel, wenn ich das wüßt, Sannel, der Geſell thät mich dauern. Aber wenn einer in der Wut iſt, hernachen fragt er nach nichts! Der Schneider fragte nicht, obs der Luſt weh that, die er mit Fäuſten ſchlug, als hätte ſie drei Häuſer, und ein Mädchen könnte ſie ſchon lieb gewinnen.

Aber es iſt dumm Zeug. Sie iſt die Liebetät ſelber.

Ja, ſagte die Sannel, ſeit der Geſell da iſt und hat geſagt, er wollt eine Frau aus unſrer Gegend, und es müßt eine ſanfte ſein. Da iſt ſie auf einmal ſanſt geworden. Ach ich wollt, Hannesle, ich wollt um deinetwillen, der Geſell nähm ſie; aber ich denk nicht, daß er ſie nimmt. Es wär gut für dich, Hannesle, es wär beſſer für dich, wenn dichs auch erſt ärgern thät.

Mordſapperment, und daß dich der Guckguck hätt, Sannel, nu wirds ſchrecklich. Solch eine Geſchicht hat noch nicht im Schackigter Kalender geſtanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon iſt dabei geweſt!

Der Sannel wurde es bange. Ach Gott, Hannesle, du haſt doch nichts Schlimms vor?

Wenn einer einmal ſo weit iſt, ſagte der Schneider, hernachen hört alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird, aber wenns wird, hernachen wirds was Schrecklichs. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang. Wenn ich anfang, hernachen hats aufgehört. Frag nur die Sannel. Und erſchreck nicht, Sannel, wenns wird.

Die Sannel that, was ſie konnte, ihn zu beſänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnſtube. Die Sannel eilte nach, aber die Thür war hinter dem Schneider ins Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob ſie rufen ſollte. Sie lauſchte in ihrer Angſt am Schlüſſelloch, aber ſie hörte nichts.

Der Geſelle war allein in der Wohnſtube geweſen. Er ſaß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und ſchwang ſich hinauf.

Nu iſts aus, ſagte der Schneider, nu iſts aus!

Der Geſell griff phlegmatiſch in die Taſche und brachte ſein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meiſter verwundert.

Das, was aus iſt, ſagte der Schneider gewaltig, das kann nicht wieder angezündt werden!

Ja, ſagte der Geſell, der Meeſter hat ſeine Pfeife auscheraucht. Ich dachte, ſie wär ihm bloß 'auschechangen. Nu, da iſt zu helfen!

Ja, von wegen, ſagte der Schneider mit ſchrecklicher Stimme und ſchien mit der Fauſt auf den Deckel ſeiner Pfeife zu ſchlagen, aber eigentlich ſchlug er auf den Geſellen. Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End will ich machen. Meine Braut, das iſt meine Braut. Weiß er das?

Ach, der Meeſter iſt doch nich char eiferſüchtig? fragte der Geſell. Die Müh braucht der Meeſter ſich nich zu cheben!

Ich kann mir ſo viel Müh geben, als ich will, ſagte der Schneider außer ſich. Ich bin der Meiſter, und er iſt mein Geſell. Ich laß mir nicht vorſchreiben, was für eine Müh ich mir ſoll geben. Ich geb mir eine Müh, was für eine ich will. Und das geht keinen Menſchen was an, geſchweig meinen Geſell. Und wenn er nicht ſtill iſt, ſo iſt mirs nicht zu viel, ich ſchmeiß ihn zur Thür da naus!

Na, ſagte der Geſell phlegmatiſch, ich hätte doch chemeint, das wär dem Meeſter zu viel. Er müßte chedenken, es auf zweimal zu machen.

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geſelle hatte bemerkt, dem Meiſter war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand geſteckt, ein altes Stück Kleidermaß angezündet und hielt es dem Meiſter auf den Tabak. Während dieſer ſeine Pfeife mechaniſch in Brand ſetzte, aber mit ſchrecklichen Geſichtern andeutete, daß deshalb der Friede noch nicht geſchloſſen ſei, fuhr der Geſelle fort:

Na, und ich dächte, der Meeſter hätte mir einen beſſern Cheſchmack zuchetraut, als daß ich mich um das alte ſchwarze Cheſchöpfe ſollte bemühn. Da kann der Meeſter ruhig ſein. Das kann keinem vernünftigen Menſchen ins Chehirn kommen, wo ſo ein chemütliches Mädchen zuchechen iſt. Ich bin weit herumchekommen, aber ſo hübſch hab ich noch keine cheſehn, wie die Sannel da bei ihm im Hauſe; das müßt ein ander Frauchen cheben!

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß ſeinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heiratbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht geſehen. Der Geſell, wußte er, wollte ſich eine Frau holen. Es kam ihm die Angſt, er möchte die Sannel wollen, und dieſe Angſt zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht geſehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heiraten konnte; und in dem Entzücken des Geſellen ſah er erſt, wie ſchön die Sannel war.

Der Geſelle ſchien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er ſagte: Na, nu wird der Meeſter doch auch auf die eiferſüchtig ſein. So chroß und ſtark der Meeſter iſt, aber zwei für einen ſind doch zu viel.

* * *

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Geſellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zuſammen zu packen und zu gehn. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehn laſſen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geſelle aufgeſteckt hatte. Dafür wollte er den Geſellen fortſchicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erſt, als nach dem Feierabend der Geſell in die Herberge gegangen war, wo er ſchlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die

Schwarze die Klauen zeigen, die ſie unter den Sammetpfötchen der Verſtellung verborgen hatte.

Und das leid ich nicht, ſagte der Schneider, und der Geſell muß fort. Da iſt ein Wort wie hundert!

Ja, ſagte die Schwarze; ein Wort von dir iſt nix, und hundert ſind auch nix. Der Geſell bleibt da, und ich will ſehn, ob mir eine in meinem Häusle ſoll bleiben, wo ich nicht will haben!

Reſpekt muß ſein im Haus, ſchrie der Schneider. Und eh die Sannel raus ſoll, da kannſt du ehnder gehn!

Die Schwarze ſchlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heiratsverſprechen ſteckte. Reſpekt? lachte ſie; wenn du mich nicht thätſt dauern. Du willſt mich ziehn? Weil ich dir die Schuh hingetragen hab und hab dir die Stiefel ausgezogen? Denkſt du denn, es iſt mir was an dir gelegen?

Und haſt dir doch Müh gegeben, bis du mich haſt gehabt, ſagte der Schneider. Ja, da haſt du anders geredt, du falſche ſchwarze Katz. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergaſſen? Und du hättſts verdient gehabt, ich hätt dich laſſen ſitzen und ich wär ſo geweſt, wie du da haſt gemeint. Und nu willſt dus mit dem Geſellen machen, wie dus mit mir haſt gemacht!

Die Schwarze ſah ihn verächtlich an. Du biſt auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Geſellen vergleichſt. Und die möcht ich ſehn, die du haſt laſſen ſitzen. Und meinſt du denn, wenn ich den Schackigter Müller hätt können haben, ich hätt dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt gewollt? Dich nähm keine andre mit dem Häusle, geſchweig gar ohne. Da nähm eine hundertmal den Geſellen, und wenn die Kleider nicht ſein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mitſamt deinem Häusle. Was denkſt du denn? Denkſt du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt was anders im Geſicht haben, wo die Augen ſind. Denkſt du denn, dich nähm eine, die ſich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinterdrein ſchrein, wenn man mit dir über die Gaß geht, und die Leut bleiben ſtehn und lachen! Und denkſt du denn, ich hab dich für einen Mann angeſehn? Da wollt ich mir lieber einen aus der Schule holen; da ſind größere und ſtärkere als du. Und bildſt dir doch ein, man ſoll Reſpekt haben? Die Katz möcht ich ſehn, die Reſpekt hätt vor dir, und wär ſie erſt ſieben Tag alt. Und wenn das Kätzle ſeine Klauen herausthut, da läufſt du davon, wie ein Schneider. Und nu läßt du mich gehn und biſt froh, wenn der Geſell mich nimmt, und du wirſt mich los. Du ſollſt ſehn, wie dirs geht, wenn du macht, daß der Geſell was merkt. Bei Tag ſollſt du auf deiner Brücken ſchwitzen, und die Nacht ſteck ich dich in den Kleiderſchrank. Da kannſt du die Mäuſe verjagen und ſchreien: Reſpekt muß ſein im Kleiderſchrank!

Damit ging die Schwarze hinaus und ſchlug die Thür als Siegel unter ihre Rede.

Als ſpäter die Sannel herein kam, um Abſchied zu nehmen, fand ſie den Schneider vor einem Stuhle knien. Seine Arme lagen auf dem Polſter und ſein Kopf auf ſeinen Armen. So hatte er ſchon lange gelegen. Die Sannel ſah an der Bewegung ſeines Kopfes, daß er ſchluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkoſend ſein Geſicht aufheben. Er ließ es nicht geſchehen.

Sei gut, Hannesle, ſagte die Sannel wie eine Mutter; ſteh auf und ſei gut!

Ja, daß du mich auslachſt, ſchluchzte der Schneider. Die Jungen ſchreien hinter mir her, und die Leut bleiben ſtehn und lachen. Es iſt kein Mädle, wo mich mag, mich armen Burſch!

Du wirſt dir doch nicht ſo was laſſen weismachen? ſagte die Sannel und weinte vor Mitleid. Und kannſt denken, ich lach dich aus?

Nu, biſt du nicht deswegen kommen? ſchluchzte der Schneider. Du biſt falſcher wie alle!

Ich bin kommen, ſagte die Sannel tief bekümmert, weil ich fort muß. Ich bin ſo lang in dem Häusle geweſen; es iſt mir immer noch, als könnts nicht ſein. Ich hab nicht daran gedacht bis jetzt, daß es könnt ſein, ich müßt einmal fort. Ich hab dirs geſagt, und du haſts nicht wollen glauben, und nu iſts doch!

Du willſt fort, Sannel? fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knieen vom Boden. Du willſt fort, Sannel? Du willſt fort?

Ja, ich muß, ſagte die Sannel.

Ja, nu gehſt du fort, ſchluchzte der Schneider; es ſoll auch kein bißle Troſt bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend iſt, hernachen hilft ihm keiner; da ſtoßen ſie einen immer tiefer nein. Nu wird auch der Ofen fortgehn da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zuſamm, und das iſt mir eben recht, wenn michs nur erſchlägt. Aber die ſchwarz falſch Katz müßts auch erſchlagen; da wollt ich luſtig ſein. Das wär eine Hochzig, wie ich ſie möcht! Du denkſt, das iſt nicht mein Ernſt? O, ich bin einer — frag nur die Sannel. Juhu! Hochzig! Aufgeſpielt, ihr Muſikanten; und nu, Häusle, krach!

Die Sannel war außer ſich, als ſie den Schneider ſo reden hörte. Und er tanzte noch zu ſeinen Reden und ſchlug mit den Armen um ſich wie beſeſſen.

Ach Hannesle, du wirſt doch nicht überſchnappen? rief ſie.

Die Angſt des Mädchens um ihn that ihm wohl. Es hing doch ein Menſch an ihm. Er faßte ſich zuſammen und ſagte: Nein, Sannele, da müſſen doch noch andre Püff kommen. Und du bleibſt, Sannele, oder wenn du gehſt, geh ich mit. Die ſchwarz Katz mag das Häusle behalten; ich geh mit dir, Sannele, ich geh mit dir!

Nein, Hannesle, ſagte das Mädchen; das geht net. Siehſte, was ſoll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm Häusle, wenn ſeine Leut alle weggehn? Und die vom Amt, die werdens auch nicht leiden. Du mußt ans viert Gebot denken, Hannesle!

Das ſviert Gebot! Es wär an den andern neun genug geweſt, es hätt nicht auch noch das viert gebraucht. Das viert Gebot, das iſt wie ein Kreuz, an das ich geheft bin geweſt, ſeit ich mich kann beſinnen. Und jede Stund den Tag hat ihren Nagel nein geſchlagen. Ich hab müſſen geboren werden, damit das viert Gebot was gehabt hat, womits hat können ſpielen, wie die Maus mit der Katz. Wenn ich der Papſt wär, ich ließ 's rausſchneiden aus dem Katechismus. Aber wo willſt du denn hin, Sannel?

Guck, ſagte das Mädchen; aber du mußt geſcheit ſein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh ich zur Unterender Bas, die wird mich wohl eine Zeit bei ſich behalten. Und der Magdeburger will mich frein. Er will heim, und hernach will er wieder kommen und mich holen. Er hat mirs geſagt. Noch den Tag will er zum Paſtor und wills beſtellen.

Der Schneider brach zuſammen. Erſt konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach faſt das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem Boden ſaß und in ſeine kleinen Hände weinte, wie ein kleines Kind.

Recht, ſagte der Schneider, und da kann er gleich meine Leich mit beſtellen. Das viert Gebot ſoll ſich verrechnet haben, wenns hat gemeint, es will mich noch lang thürängeln. Geh, Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk dirs nicht. Der Magdeburger, das iſt einer, und ich bin keiner. Das iſt ein großer, ſchöner Menſch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert Gebot hats auch nicht auf ihn abgeſehn. Nein, ſei ſtill, Sannel, du brauchſt nix zu ſagen. Ich verdenk dirs nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab immer geſagt, was ich für einer wär, und hab groß gethan, als wenn ich auch einer wär wie die andern Burſch. Ganz da drin in meinem Herzen hab ichs wohl gewußt, daß ich nicht ſo einer bin geweſt. Und ich hab nur ſo gethan, damit ichs vergeſſen wollt, daß ich nicht ſo einer bin. Von Kind an haben die Leut über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her geſpottet, und ich habs müſſen hören, daß ich nicht bin, wie ein andrer Menſch. Und ein Menſch bin ich doch geweſt, und ein Menſch hat doch eine Seel im Leib, und wenn der noch ſo klein iſt und ſo ſchwach; und die Seel verlangt nach andern Menſchen, daß ſie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater ſelig und meine Mutter haben keine Freud an mir gehabt, und wenn andre über mich haben gelacht, da haben ſie ſich geärgert, und da wars, als wär ich ſchuld daran und hätts ihnen zum Trotz gethan, daß ich ſo klein war und ſo ſchwach. In der Schul iſt mirs ſchlecht gangen. Und hernachen: ſiehſt du, wenn ein junger Burſch einen neuen Rock kriegt, ſo weiß er ſich was und läßt ſich drin ſehn. Ich bin allemal traurig geweſt, wenn ich einen hab kriegt, und hab mich mit verſteckt, wie ich nur hab gekonnt. Denn hernachen haben die Leut auf mich geſehn, und da wars, als hätten ſies vergeſſen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich ſo klein war, und ſie würdens nun erſt weis. Und da ging der Spott wieder von friſchem an. Da hab ichs wollen vergeſſen, daß ich ſo klein bin geweſt und nicht wie die andern Leut. Ich dacht, ſo lang ich nicht dran denk, denken auch die andern Leut nicht dran, und hab gethan, als dächt ich, ich wär wie die andern Leut. Aber da habens die übel genommen und haben gemeint, ſie müſſen mich demütigen, daß ich mir einbilden wollt, ich wär wie ſie. Guck, Sannel, die weichſt Hand wird hart, wenn ſie immerfort harte Ding angreift, und ſo iſt mirs auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab doch gethan, als wär ich was Rechts. Ganz dadrin nur hat mirs wehgethan, und das hat nicht aufgehört, weh zu thun, wenn ich hab gedacht: Ich kann nix dazu, und warum hat mich der lieb Gott nicht größer und ſtärker gemacht. Manchmal iſt mirs geweſt, als wär er wie die Leut, und hätt ſelber ſeinen Spott an mir, und hätt mich ſo gemacht, damit die Leut über mich ſollten ſpotten. Und da iſt mirs nur wohl geweſt bei dir. Siehſt du, Sannele, all die Freud, die ich gehabt hab auf der Welt, die iſt von dir kommen. Und der lieb Gott wird dirs vergelten, was du haſt an mir gethan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht ſchlechter, als die andern Leut ſind!

So ſprach der Schneider aus ſeiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

Aber Hannesle, ſagte ſie und legte ihre Hände wie beteuernd auf ſeine Kniee. Das war nicht nötig. Die Sannel brauchte niemand zu verſichern, ſie meinte es, wie ſie rede, der ſie hörte und ſah. Aber Hannesle, ſagte die Sannel, du denkſt dirs nur, daß du ſo ewig klein biſt, wie du meinſt. Und es iſt ja gar nicht wahr. Wenn ich ſagen thät, du wärſt mir drum nicht vorkommen wie die andern, ich müßts lügen. Der Geſell iſt ein guter Menſch, und ich hab gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, ſo iſt der Geſell mir lieber, wie ein andrer. Aber nicht wie du. Und wenn ich nur da könnt bleiben, mir wärs doch tauſendmal ſo lieb. Dort, wo er her iſt, ſind die Leut anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an geweſt. Siehſt du, Hanneſsle, du biſt ſchlecht, daß du mir nicht willſt glauben. Ich hab keinmal daran gedacht, daß du ſo klein biſt, und wenn ich daran gedacht hätt, das hätt nichts geändert. Und biſt du klein, ſo iſt mirs eben recht, daß du ſo biſt. Und da gefielen mir eher die andern Leut nicht, daß ſie nicht ſo ſind wie du, geſchweig, daß du mir nicht ſollſt gefallen, weil du anders biſt als die andern Leut. Und wenn dirs ſo ſehr anthut, wenn ich den Geſellen nehm, ſo muß ichs ja nicht. Sei nur gut, Hanneſsle. Siehſt du, auf die Leut darfſt du nichts geben, die wiſſen ja nicht, wie du biſt; aber ich weiß von klein Kind an, wie du biſt, und da mußt du nicht traurig ſein. Denn, Hanneſsle, du biſt doch gewiß und wahrhaftig ein Mordburſch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer biſt, ſo biſt du meiner!

Dem Schneider lieſen noch die Thränen aus den Augen, aber er lachte ſo glücklich wie ſonſt. Und da heirat ich doch dich und keine andre, ſagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er ſein eigner Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel ſollte den Geſellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel ſo lieb habe, thue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er ſie jetzt ſah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlöſen.

Eins gab ihm wenigſtens nur Erleichterung ſeines Zuſtandes. Die Schwarze, die des Geſellen Werbung erfahren hatte, befahl ihm, dieſen nicht wieder in das Haus kommen zu laſſen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weiſung, ſie ſolle ſich nicht unterſtehen, heut oder die nächſten Tage aus dem Haus zu gehn, und ſie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh ſie die Sannel machte. Und dieſe durfte ſich wieder ſatt eſſen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen geweſen, kein Haus auf der Erde konnte ſein Glück mit dem des Häuschens meſſen.

* * *

Aber die Schwarze war noch da. Und ſie war ſchwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr ſie in dem Häuschen umher; wohin ſie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall ſchmiegten ſich ängſtlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stallthür vorbei brauſte, das zerbrochne Bodenfenſter oben neben Hannes Kammerthür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wut der Schwarzen die Haustreppe herauf oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiſer Stimme ihren Geſangbuchsvers begann, da raſte die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott iſt tot“ wie ein durchgegangnes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen und ſich lange nicht mehr ſehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichſte von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf ſeiner Brücke mußte er ſitzen von Sonnenaufgang bis die Sterne ihre Schlafmützen aufſetzten. Selbſt das vierte Gebot, ſein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte ſich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offnen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße ſein: Reſpekt muß ſein im Haus! gerufen. Aber über dieſen Geiſt hatte dieſer Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun ſaß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf ſeiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunſch aus ſeiner Seele nach dem Ende ſeines Elends. Wäre er nicht doppelt geweſen, er hätte umkommen müſſen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war ſein Eigentum, ein Eigentum, das er nicht verlieren konnte wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch niemand fragt, ob ſie müde iſt und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit ſein, wenn man nicht, daß ſie Menſchen und Vieh im Hauſe auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang ſaß ſie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe ſie in Elend und Schande gebracht. Und daß ſie ihm nun die unverdiente Ehre, die ſie ihm erzeigt hatte, nicht umſonſt erzeigt haben wolle. Um ſolch eine armſelige Wirtſchaft habe ſie ſich nicht die viele Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in ſchönen Kleidern gehn und gut leben; das Geld dazu müſſe ſie haben; und komme er darüber um, ſo ſeis ihr noch lieber. Hernach könne ſie einen Reicheren bekommen oder doch wenigſtens einen, der ein Mann ſei.

Die Sannel ſchien eine ganz andre geworden als ſonſt, und doch war ſie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergeſſen und verkehrt ſie alles machte, wußte man nicht, ſie war nur darum ſo vergeſſen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und ſeiner Mutter auf ſich zu lenken. Und wie ſeelenfroh ſah ſie aus, ſo oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Geſellen wegen, der ſich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze ſie nicht aus dem Hauſe ſchicken; und das machte die furchtſame Sannel ſo überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer ſchlimmer.

Der Geſelle hatte bei einem andern Meiſter Arbeit bekommen und hatte geſagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuſer, die ſie ſchon für ihr Eigentum angeſehen hatte, keiner andern. Und als ihr einmal nachts zugetragen wurde, der Geſelle habe geſchworen, bis morgen längſtens müſſe er beim Paſtor geweſen ſein, da kannte ſie ſich nicht mehr. Der Schneider, ſeine Mutter und die Sannel mußten ſich durch die Hinterthür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin ſcholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Mut. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war ſo voll Furcht, daß ſie ſich in dem Hofe noch nicht ſicher glaubte. Der Hof hatte keine andre Thüre in das Freie, als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht hatte, das halbledige Brett der Verzäunung. Als die Frau Bügel nach großer Anſtrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, ſagte ſie zu dem Schneider: Dadran biſt du ſchuld. Verzeih dirs Gott, du bös Kind. So gehts; es wird alles vergolten in der Welt. Du haſt mich betrogen, und nu biſt dus ſchlimmer wie ich. Aber es geſchieht dir ſchon recht!

Der Schneider war ſo in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. Und euch auch, entgegnete er. Wer hat mich denn dazu bracht, daß ichs hab gethan? Ja, ihr habt recht, Mutter, es wird einem alles vergolten. Guckt, Mutter; da habt ihr mich dazu bracht, daß ich hab müſſen durchkriechen, und nu müßt ihr ſelber durchkriechen, ſo lang ihr ſeid. Ihr redt davon, wie ich bin geweſt; aber wie ihr ſeid geweſt, davon redt ihr nicht. Und wenn ihr anders wärt geweſt, da wär ich auch anders geweſt. Nu ſeht ihrs, wie mirs geweſen iſt. Gelt, nu mögt ihr auch nicht ins Haus? Und ihr thätet auf der Stell einen recht Starken heiraten, daß er euch nur gegen die da drin hälf, die wild ſchwarz Katz. Gerad ſo iſt mirs gangen. Und je ärger ihr geweſt ſeid darin gegen mich, je unlieber hab ich nein gemöcht, und hab am Häusle und meiner Arbeit meine Freud verloren, und bin lieber in den Wirtshäuſern geweſt, als daheim bei euch. Aber ich wollt doch, es wär noch ſo. Wenn ich euch in euern alten Tagen ſo da haußen muß ſehn ſtehn, und ihr ſeid euer warm Bett gewohnt, da ſtößt mirs das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt lieber, ihr thätet mir noch den Wirtshausteufel austreiben und ich riß euch aus auf die Gaß. Ach, was das für eine ſchöne Zeit iſt geweſt, wo ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab auf der Gaß geſchrien: Reſpekt muß ſein im Haus! Aber das wird nicht wieder werden, ſo lang ich leb.

Ja, ſagte die Frau Bügel, es kommt einem einmal, wo man in ſich muß gehn. Und das iſt nun bei mir kommen. Und du dauerſt mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck, wenn ich auch unrecht hab gehabt, ich habs gut gemeint. Und wenn uns der lieb Gott von der da drin hälf, ſo ſollts nicht wieder werden, wies geweſt iſt. Ich hab den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab ihn nein getrieben. Und nu wollt ich lebenslang nicht wieder nauflangen an die Fenſterwand. Ich weiß nu, was dabei raus kommen iſt. Und wenn uns der Himmel von der da drin befreien thät, die Sannel müßt deine werden, und keine andre auf der Welt. Eine beßre ſieht die Sonn nicht, ſo weit ſie ſcheint. Aber wo iſt ſie nur hinkommen?

Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Und ſo war es jetzt mit der Sannel. Und ſie kam glänzend wie Mondenſchein; der Hannes und ſeine Mutter konnten es nur vor der finſtern Nacht nicht ſehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Baſe zu eſſen geholt; denn von Mittag her hatten ſie alle gefaſtet. Die Schwarze hatte den Küchenſchrank verſchloſſen, und die andern hatten zuſehen müſſen, wie ſie ſelbſt ſich die teure Butter fingerdick auf das Brot geſtrichen; aber zu eſſen bekommen hatten ſie nichts.

Auf dem Weg von der Unterender war ſie dem Geſellen begegnet. Der hatte ſie gefragt, ob ſie ihm noch immer einen Korb geben wollte. Und als ſie das bejaht, hatte der Geſelle wiſſen wollen, wie ſie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes ſtand, und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen war, und daß man ſie gern los würde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Geſell hatte ſich chewundert; er hatte chemeint, ſo was wie dies Heiratsverſprechen müſſe umzuſtoßen ſein. Wofür gäbe es ſonſt Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht ſein ſollte, da müßte man ſich tröſten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es ſei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienſt erweiſen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erſt etwas andres verſuchen. Es ſei billig, daß die Schwarze in ihrer eignen Schlinge gefangen würde. Er wollte ſogleich zu der Schwarzen gehn; vorher teilte er ſeinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerſte daran war, die Schwarze zu überzeugen, der Geſelle habe es von Anfang nur auf ſie gemeint. Des Meiſters wegen, der ihn ſonſt fortgeſchickt haben würde, habe er ſich geſtellt, als ſtäche ihm die Sannel in die Augen. Aber ſeine Verſtellung ſei vergeblich geweſen, der Meiſter habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geſelle, ſei nun bloß deshalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft habe. Nun aber ſei er in ſeine Heimat gerufen worden; er müſſe morgen aus Luckenbach; er könne ſie nun nicht anders ſprechen, als im Hauſe; und ſo habe er es doch gewagt, gegen des Meiſters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geſelle darauf gedrungen, ſie müſſe noch heute aus dem Hauſe. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das ſanfte Weſen länger geplagt würde von den armſeligen Schneidersleuten; die ſeien nicht wert, einen ſolchen Diamant nur eine Stunde lang zu beſitzen.

Aber wenn nun die Schwarze ſich auch bereit zeigte, das Häuschen zu verlaſſen, ſo lange ſie des Schneiders Verſprechen noch beſaß, war nichts gewonnen. Der Geſelle zeigte ſich ſo eiferſüchtig, als es ſeinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß ſie etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverſchreibung gehört, die müſſe er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erſt das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu thun, als wiſſe ſie nicht, wo ſie es hingebracht habe. Sie ſuchte und ſuchte und fand es nicht. Es ſei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Wert darauf gelegt.

Der Geſelle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden ſollte, wenn ſie erſt Mann und Frau wären; er fragte ſie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze ſchmolz zuſehends in der Vorſtellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünſchte Papier fand ſich dennoch nicht.

So müſſe ſie ihm, ſagte der Geſelle, eine Beſcheinigung geben, daß er ſicher ſei, ſie ändre während ſeiner Abweſenheit nicht ihren Entſchluß. Wenn er nun wieder käme, ſie abzuholen, und fände ſie als des Schneiders Frau! Denn dergleichen ſei in allen Romanbüchern und Liedern zu leſen; und wenn er ſie ſo fände, dann wäre es ſein Tod. Dagegen wolle er ſich und was er habe, ihr verſchreiben. Und er ſagte das nicht nur, er that das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmut und Gemütlichkeit; und als ſie des Geſellen Heiratsverſchreibung hatte, da fand ſich denn endlich auch die Verſchreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen ſucht; da liegt die „Sachen" mitten da, und man ſieht ſie nicht. Man wendet alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geſelle verſprach in dem Schein, ſie zu heiraten, ſobald er wieder hierher zurück käme; und das ſollte in längſtens vierzehn Tagen geſchehen. Nach einem zärtlichen Abſchiede ging der Geſelle in die Herberge zurück, ſiegelte da die Verſchreibung des Schneiders in ein Paket, das er an die Sannel adreſſierte. Dazu ſchrieb er nur, das ſolle ſein Hochzeitsgeſchenk an die Sannel ſein.

Der Schneider, ſeine Mutter und die Sannel ſaßen unterdes im Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte, dann machten ſie gute Vorſätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorſätze, denen ſie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben ſind.

Endlich hörten ſie die Hinterthüre gehn und die Schwarze die Nacht laut fragen: Wo nur die Schneidersleut hingangen ſind? Ihre Stimme war ſo ſanft, wie ſie noch nie geweſen war. Sie hatte, ohne es zu wiſſen, noch die Maske vor, die ſie des Geſellen wegen vorgebunden hatte. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häuſern in Delitzſch und Magdeburg. Der Schneider verſtand, was das bedeutete; er ſprang auf und gab der Sannel den erſten Kuß, was ſich um ſo leichter machte, da die Sannel noch ſaß. Zeitlebens glücklich!

ſagte er, und den Sonntig wirſt uns der Paſtor zum erſtenmal von der Kanzel!

Die Frau Bügel war nicht ſo ſchnell zum Hoffen. Aber als ſie in die Stube kamen und die Schwarze reiſefertig auf ihrem Koffer ſitzen ſahen, da wagte auch der Frau Bügel Naſe zum erſtenmale wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu ſchimmern. Die Schwarze that ſehr vornehm. Sie ſchickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen ſollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenſter zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber ſie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenſter hinauszurufen, da hätte ſie der Leute genug im Haus.

So dienſtwillig die Sannel immer geweſen war, ſo raſch hatte ſie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte ſie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablaſſenden Abſchied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da ſolle ſie nur unter dem Thore fragen, oder wo ſie ſonſt wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr ſagen, wo der Schwarzen Haus ſtehe. Und vielleicht finde ſie es auch, ohne zu fragen; es ſei leicht zu erkennen an den ſteinernen Männern, die vor der Thüre ſtänden. Und auch ohne die Männer ſei es zu finden, denn es habe vier Geſtocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenſter. Und ſie ſelber ſei auch nicht ſtolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Geſellen. Der Schneider zerriß ſogleich ſeine Eheverſchreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er ſie wieder in ſeinen Händen hatte. Die Eheverſchreibung des Geſellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längſtens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname ſtand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet hatte, ohne daß der Geſelle zurückgekommen war, und der Schneider mit der Sannel ſchon zum zweitenmal aufgeboten war, ging ſie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr ſie, daß darauf hin nichts zu machen ſei. In vollem Grimm rannte ſie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie that, als hätte ſie des Schneiders Verſchreibung noch unter ihrem Buſentuch, und führte ſich in dem Häuschen ein, als wäre ſie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerrißnen Papiers, und die Frau Bügel ſuchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetnen Gaſt dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachſagen, daß ſie die Hörner in der nächſten Viertelſtunde wieder ablegte und ſie ſeither nicht wieder aufgeſetzt hat. Sie hatte das auch nicht nötig, am wenigſten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen iſt nun wie das Häuschen ſelbſt; es iſt ein kleines beſcheidnes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es iſt voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Wiederſtrahl des innern Glückes ſeiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinſte wie und wo es ſoll. Auch das äußere Glück der Familie iſt im Wachſen; aber das kann noch lange wachſen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo ſie allen Segen unterbringen will. Denn ſie hat das Geheimnis in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Verteilung. Auch an lebendigem Segen fehlt es nicht, und der Schneider iſt glücklich; der Älteſte verſpricht, wächſt er ſo fort, wie bisher, ein Burſch zu werden, dem nichts am Soldatenmaße fehlt. Die Jüngern thun ihm aus Kräften nach. Der Schneider iſt ein andrer geworden und befindet ſich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß ſein will und nach Großem begehrt, ſcheinen die Leute vergeſſen zu haben, daß er klein iſt. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider ſeinen Zauberſpruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel iſt noch immer die alte, der ganze Unterſchied gegen ſonſt, daß ſie nicht mehr ſagt: Du biſt doch ein Mordburſch; jetzt ſagt ſie: Du biſt ein Mordmann, Hannesle! Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder ſonſt einer einmal den Spruch bringt: Reſpekt muß ſein im Haus!

⁂

Die wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen

⁂

Einleitung

Die Märchennovelle „Die wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen" entſtand während des zweiten Aufenthaltes Otto Ludwigs in Leipzig, zwiſchen Oſtern 1842 und 1843, und war der geiſtvolle und originelle Niederſchlag der Eindrücke, die das Leipziger Leben ihm brachte, zugleich der Ausdruck des völligen Gegenſatzes der innern Natur des Dichters zu den wunderlichen und flachen Beſtrebungen, den ewig wechſelnden Tagesſtimmungen, der äußerlichen Beweglichkeit der Umgebung, in die ſich Ludwig nicht gegen ſeinen Willen, aber ſehr gegen ſeine Neigung hineingeſtellt ſah. Indem er den Widerſpruch ſeiner urſprünglichen Gefühle und Anſchauungen mit den Lebenserſcheinungen und Bildungselementen, die jetzt auf ihn eindrangen, humoriſtiſch und ſatiriſch zu überwinden ſuchte, ſchuf er eine prächtige, phantaſievolle Erzählung, die für ſeine Dichterkraft lebendiges Zeugnis gab, aber eben darum in den Rahmen der damaligen Tagesbelletriſtik nirgend hineinpaßte. Der Dichter hatte in jener Zeit ſo ernſtlich den Wunſch, in die Öffentlichkeit zu gelangen, daß er nach einem geſcheiterten erſten Verſuch, die kleine Schöpfung ſelbſtändig zu veröffentlichen, ſeinen Freund, den Orientaliſten und nachmaligen Konſul Dr. Wetzſtein (deſſen Erzählungen aus der Wunder- und Märchenwelt des Orients in ihr nachklangen), im Sommer 1843 von Dresden aus brieflich beauftragte, das im Februar 1848 vollendete und ins Reine geſchriebne Manuſkript an Heinrich Laube zu überbringen. Obſchon dieſer von den übrigen Leipziger Redakteuren eine rühmliche Ausnahme machte und Ludwigs Erſtlingen eingehende und fördernde Teilnahme ſchenkte, ſo dünkte ihm doch die „Geſchichte von den drei Wünſchen“ zu phantaſtiſch, gewagt und — was wohl das Ausſchlaggebende war — unzeitgemäß. Im Oktober meldete Ludwig einem andern Bekannten ſeines Leipziger Umgangskreiſes, dem Philologen Dr. Wimmer: „Das Schickſal der drei Wünſche iſt das, was bis jetzt alle meine Wünſche hatten.“ Er fügte jedoch hinzu: „Ich habe einen Gedanken, die ‚Wünſche‘ dem Profeſſor Richter (Ludwig Richter) mitzuteilen, der wundervolle humoriſtiſche Zeichnungen macht, und im Falle er ſich dazu verſteht, ſie zu illuſtrieren, ſie Arnold (Arnoldſche Buchhandlung in Dresden) anzubieten.“ Das wäre denn in der That ein Weg geweſen, nicht nur die Märchennovelle ins Publikum zu bringen, ſondern auch ihre Eigenart und ihren poetiſchen Inhalt in vollſter Deutlichkeit herauszuſtellen. Wir wiſſen nicht, ob Ludwig es wie ſo oft beim bloßen Vorſatze, dies und jenes für ſeine Schöpfungen zu thun, bewenden ließ, oder ob Ludwig Richter der „Geſchichte von den drei Wünſchen“ das nicht abgewinnen konnte, was ſeinen Zauberſtift ſonſt unfehlbar in Thätigkeit ſetzte. Jedenfalls gehörte auch die Handſchrift dieſer Geſchichte zu den zahlreichen Jugendarbeiten, die der Dichter vor der Hand und von der wirklichen Eröffnung ſeiner dramatiſchen Laufbahn an für immer beiſeite ſchob. Er teilte ſie allerdings im Anfang der fünfziger Jahre Berthold Auerbach mit, als aber auch dieſer nur mäßiges Intereſſe dafür an den Tag legte, kam Ludwig ſelbſt nicht auf ſie zurück. Für die Veröffentlichung in der erſten Sammlung der Schriften ſcheint ſie gar nicht in Frage gekommen zu ſein — und ſo wird ſie erſt jetzt, beinahe ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entſtehung, gedruckt.

◆

Ich kanns durchaus nicht ertragen, ſagte er und ließ die Rouleaux herab. Gerade ſolch ein ſchöner Frühlingstag war es, gerade ſo ſtrömten die Geputzten aus der Stadt. Seh ich ſolch ein ſchlankes Kind, wie es, das Herz voll vom Lerchengeſang der jungen Hoffnung, neben dem ſtampfenden Papa und der ſchleichenden Mama daher trippelt, ſo fällt mir eine Geſchichte ein, über die ich wahnſinnig hätte werden können, wenn ich nicht beſſer wüßte, wie es ſich damit verhält. Aber ich ſehe es an dem einfältigen Geſichte, das du machſt; wenn du mich begreifen ſollſt, muß ich dir erſt erzählen, was mir begegnet iſt, ſeit wir uns nicht ſahen.

Er ſetzte ſich auf den Stuhl am Flügel und begann:

Zu ſtille Liebe, eine Liebesgeſchichte

Weder die Tauſend und eine Nacht, noch ihr in Berlin verſtorbner Vetter, der ſelige preußiſche Kammergerichtsrat Hoffmann, hat eine wunderſamere Geſchichte erdacht, als die iſt, die ich ſelbſt erlebt habe, und die ich dir nun erzählen will.

Daß ich vor zwei Jahren mich hierher nach Leipzig wandte, den Koffer voll von Manuſkripten, das Hirn voll von Hoffnungen, das weißt du. Wie ich — nicht die Manuſkripte, aber die Hoffnungen los wurde, brauche ich dir nicht zu ſagen, denn auch du haſt am Teiche Betheſda gelegen, bis der Engel die Waſſer eines Buchhändlergemütes bewegte. Bei allen bis auf einen war ich geweſen, von allen dieſen war ich Unglücklicher, der keinen Namen hatte, abgewieſen worden; wie ſchämte ich mich vor allen den Magiſtern, Hausknechten, Kommis, der Jugend nicht zu gedenken, die mir begegnete! Jeder, meinte ich, müßte mir anſehen, daß ich Unſeliger keinen Namen hätte. Nun ſtand ich vor dem Hauſe des letzten. Es war palaſtähnlich, ſeine Größe und Eleganz nahm mir das letzte Reſtchen Mut; die Goldbuchſtaben „Jammerdegenſche Verlagsbuchhandlung“ ſchauten wie höhnend auf den Autorenembryo herab, dem vor dieſem Glanze der letzte Hoffnungsſtern, je von der Preſſe geboren zu werden, erblich.

Während meine Seele in Apathie darniederlag, waren meine Füße deſto thätiger. Was nun geſchah, muß ich für eine Fügung des Schickſals halten. Ich ſah endlich wieder auf, und ſonderbarerweiſe kam mir der Gedanke, daß ich ein Paar Stiefel brauchte, in demſelben Moment, als meine Augen der Firma Chriſtlob Fintlein begegneten, unter welcher ein Herrenſtiefel gemalt ſtand. Es geſchah aber in der Fleiſchergaſſe, daß dies Zuſammentreffen ſtattfand und mich beſtimmte, zu Herrn Fintlein hinaufzuſteigen.

Aus einem finſtern Hausplatze gelangte ich auf eine noch finſtrere Treppe. — Hier nicht; vier Treppen hoch. — Ich ergab mich darein und ſtieg weiter. Das war die vierte Treppe — doch ich irrte wohl — dieſe führte unmittelbar unter das Dach. Eine Luke warf gerade ſo viel Licht auf die gegenüberſtehende Wand, daß ich in dieſer eine Thüre gewahr wurde. Noch ſtieg ich, als die Thüre ſich öffnete, und der Lichtſchein wie verklärend auf ein Geſichtchen von ſolcher Anmut fiel, daß man glauben konnte, nur dieſem zu Gefallen habe er es über ſich gewonnen, in dieſe unwirtlichen Räume zu dringen.

Dies Geſichtchen — alle ſeine Formen waren ſchön und edel — es war eins von jenen durchſichtigen, die nur wie ein Florſchleier um eine höhere geiſtige Schönheit ſich ſchmiegen, eins von jenen, die uns zugleich reizen und rühren, die uns ſo fremd und doch ſo lieb und bekannt erſcheinen; es war eins von denen, deren Anblick Frieden und Freude giebt. Aus den ruhigen Augen, über denen die ſeidnen Wimpern faſt ohne Bewegung ſchwebten, ſchaute eine Seele, die ſo über das Stürmen der Leidenſchaft wie über den Wechſel kleiner Launen erhaben ſchien. Dabei war das ganze Gebilde ſo mädchenhaft in ſich ſelbſt geſchmiegt!

Regungslos, wie verzaubert ſtand ich, als das ſchöne Mädchen an mir vorbeiſchritt. Lange war ſie im Dunkel der Treppe unter mir verſchwunden, als die Stimme des Herrn Fintlein mich aus den ſeltſamſten Träumen weckte. Er vernahm mein Begehren und bat mich, bei ihm einzutreten. Das enge Stübchen erzählte von bitterer Armut, dennoch hingen über dem ſchmutzigen Bette einige Chriſtusbilder und flammende Herzen, von ſchönen Reimen umgeben. Madame Fintlein hockte vor dem Ofenloch, und zwei kleine halbnackte Mädchen wollten ſich vor dem Eintretenden in die Rockfalten der Mutter verſtecken, ein ſo mühſames als vergebliches Streben. Ein drittes, etwa zwölf Jahre alt, hatte über ſeinen ärmlichen Anzug ein neues Jäckchen gezogen, und ein Lächeln über dem hungerblaſſen Geſichtchen zeigte, daß ſie ſich für ſehr ſchön geputzt hielt. Damit ich mich ſetzen könnte, wurde der einzige Stuhl, den ich ſah, von ſeiner Bürde befreit. Währenddes begann Herr Fintlein:

Sie ſind hier zu armen Leuten gekommen, aber Armut ſchändet nicht, ſondern Dummheit und Gottloſigkeit. Wollen Sie ſich nun ſetzen? Rittergüter und Kapitalien ſetzt es bei meinen Kindern nicht nach meinem

Tode: aber die Erziehung erſetzt alles. Wünſchen Sie eng ſchließend oder — ?

Weit, ſagte ich.

Sehr wohl, fuhr er fort. Eng kann die Stube ſein, der Geiſt aber und das Herz müſſen weit ſein. Großes Erbe kann ich meinen Kindern nicht hinterlaſſen, aber ich laſſe nichts dahinten, wodurch ſie ſich hervorthun können; ſo laß ich ſie franzöſiſch lernen, und da ſie ſich eng an die Vorſchriften des Magiſter Kauderer halten, haben ſies ſchon recht weit gebracht. Sie wünſchen mit Eiſen?

Ja, ſagte ich

Eiſern, fuhr Herr Fintlein fort, eiſern iſt aber auch ihr Fleiß. Und trotzdem, daß unſer Magiſter eigentlich ſchon unter das alte Eiſen der Gelehrſamkeit gehört — Sie kennen ihn wohl?

Nein, ſagte ich.

Der gute Mann hat ſich eigentlich, fuhr Herr Fintlein fort, dadurch, daß er das Eiſen nicht zu ſchmieden verſtand, als es warm war, in das Halseiſen der Armut geſteckt — die Schäfte wünſchen Sie?

Lang, ſagte ich.

Da es nun, fuhr Herr Fintlein fort, da es nun auf keine Weiſe mehr bei ihm langen wollte, hat ihn die Univerſität in den Spittel eingekauft. Dadurch wäre die Welt, der er noch lange hätte nützen können, zu kurz gekommen, wenn nicht die Langeweile und das Federſchleißen wäre, und der Mann, was ſeine ſchwache Seite, den Schnaps betrifft. nicht zu kurz gehalten würde. Nun deſertiert er, ſo oft er kann, um ſich durch Unterricht ein Schnäpschen zu verdienen.

Herr Fintlein war mit dem Anmeſſen fertig. Sie hatten vorhin einen angenehmen Beſuch, unterbrach ich ihn. Seine Augen begannen vor Freude zu leuchten; dabei nahmen ſeine Züge einen geheimnisvollen Ausdruck an. Haben Sie ihn geſehen?

Er war im Aufbruch begriffen, wie ich kam, ſagte ich.

O ſo iſt, ſagte er, indem er ſeine Hände wie ſegnend auf mich legte, faſt ſchluchzend, Ihnen die Bahn gebrochen zum Durchbruch; ein Verbrechen wäre es, brächen Sie nun nicht die Bande der Wolluſt und Vernunfthoffart durch, die dem Reiche Gottes ohne Unterbrechung Abbruch thun. Der Menſch, der den Stolz ſeiner Vernunft nicht bricht, iſt ein elender Bruch, den nur die Hingebung im Glauben zu einer ganzen Zahl machen kann. O mein Bruder in Gott, brich mir nicht das Herz, indem du den Umgang nicht abbrichſt mit dem Wolfe, der täglich ſinnt, wie er unter die auserwählten Glaubensſchäflein brechen möge!

Dabei ſtreckte er den gelben, hagern Arm mit der pechgeſalbten Hand, in der er noch das Maß hielt, gegen die niedrige Decke; an ſeiner ſpitzigen Naſe rannen zitternd zwei große Thränen herab, die ſich mühſam durch die zuſammengekniffnen Lider und die buſchigen grauen Wimpern hatten hindurcharbeiten müſſen.

Mir ward faſt graulich. Beſter Herr Fintlein, ſagte ich, bemühen Sie ſich nicht vergeblich; ich verlange nichts von Ihnen als die Stiefel und Auskunft über die Dame.

Madame Fintlein ſetzte einen Topf beiſeite, ſchneuzte eins der kleinen Weſen, dann ließ ſie ein gutmütiges Lächeln über die fabelhafte Geſtalt ihres Gemahls gleiten und ſagte: Sie dürfens dem Fintlein nicht übel nehmen, wenn er Sie ein bißchen bekehren will; er meint es gut in ſeinen närriſchen Gedanken. Aber was die Dame betrifft, ſo iſt ſie eigentlich gar keine Dame, ſondern ein lieber Gottesengel. Das ſagte Fintlein ſchon, wie ſie nur zum erſtenmale dageweſen war. Unſer kleiner Jakob, Gott hab ihn ſelig, war gerade im Sterben, und ein Polizeidiener wollte Fintlein mit ſich nehmen wegen der ſechs Thaler, die wir dem Herrn Flötenſpiel, dem geizigen Fleiſcher an der Ecke, ſchuldig waren. Ich hatte mich über mein ſterbendes Kind geworfen und wollte an Gott, an der Bibel und an allem verzweifeln; da ſtand auf einmal das ſchöne Weſen mitten unter uns und gab dem Polizeidiener das Geld, daß er fortging. Da langte Jakobchen, Gott hab es ſelig, das ſonſt zu keiner andern Seele ging als zu mir, nach der Dame, und ſie nahm es auf den Arm, trug es an das Fenſter und ſah es ſo mild an und ſang dazu ſo wunderbar ſchön, daß ich es noch immer in den Ohren höre. Und das Kind, das immer geſchrieen hatte und ſich gewunden, ehe die Dame hereinkam, war ſo ruhig, und ſein Geſichtchen wurde immer freundlicher. Hier ſtand ich und hatte die Hände gefaltet, und dort ſtand Fintlein und hatte auch die Hände gefaltet, und wir beide ſahen einander lächelnd an; und doch wars, als wärs Sonntag, und als wären wir in der Kirche. Aber das Lächeln kam daher, weil jedes wußte, daß es dem andern ebenſo war. Nun legte mir die Dame das Jakobchen auf den Arm; es war ſelig verſchieden. Und fort war ſie, ehe wirs uns verſahen, und auf dem Tiſche lag Geld, daß wir das Jakobchen begraben laſſen konnten und uns Trauerſachen kaufen. Da ſagte mein Fintlein: Uns hat Gott angeſehen, denn ſeiner Engel einer hat uns heimgeſucht. Sie iſt auch in allem ſo ganz anders, wie die jungen Frauenzimmer ſind. Dazu war ihr einmal eine Locke aufgegangen; wie ſie darnach langte, fiel ihr das Obergewand von dem ſchönen bloßen Arm, und da ſah ich, daß durch Arm und Hand roſenrot die Sonne ſchien.

Das erzählte mir Madame Fintlein; Herr Fintlein aber bekräftigte die Wahrheit des Erzählten durch fortwährendes Nicken und andre Geſten, indem er mit der einen Seite ſeines Geſichtes weinte und mit der andern lachte.

Und Sie wiſſen nicht, wo ſie wohnt? wie ſie heißt? fragte ich.

Wenn mir, entgegnete Herr Fintlein, dieſe Fragen auch heiß gemacht hätten, ſo hätte ich dennoch die Neugier ſchweigen heißen, denn es heißt —

Beſter Herr, fiel ihm Madame Fintlein ins Wort, einigemal wollte ich ihr nachgehn oder wenigſtens nachſehen, aber Fintlein litts nicht. Er ſagte, das ſei Fürwitz, und ſie würde dann gewiß nicht wieder kommen.

Ein Meer von unbeſchreiblichen Gefühlen arbeitete in meiner Bruſt. Schneller, als ich heraufgekommen war, eilte ich die dunkle Treppe hinunter; mir war, als müßte ſie mir heute noch einmal begegnen. Ich durchrannte alle Straßen der Vorſtädte, ich durchrannte alle Wege der Promenade. Hie und da rief mich eine bekannte Stimme; das hörte ich fern wie im Traume. Je dunkler es wurde, deſto ſchneller lief ich; hier rannte ich mit einem zuſammen, der mir fluchend nachſah, dort wich eine ängſtlich, einer verwundert mir aus, kaum daß ich es bemerkte.

So rannte ich eben durch die Dresdner Straße. Es war ſchon nacht geworden; ein rauher Wind blies mir entgegen. Da erhob ſich in einem der Häuſer eine Frauenſtimme in ſo wundervollen Klängen, daß michs feſthielt, als wäre ich gebannt. Ich ſah auf; im Scheine der Gaslaterne glänzte mir wieder das goldne: „Jammerdegenſche Verlagsbuchhandlung“ entgegen. Es war ein einfaches Liedchen, was die Stimme ſang, aber dieſe Klänge — ſo wunderſam getragen, ſo ruhig und klar! Mir war, als ſähe ich den ruhigen Blick, der mich heute durchleuchtet hatte, dem wieder zu begegnen ich mich ſehnte. Ich zweifelte nicht, daß beides, Blick und Stimme, derſelben gehöre, die, ſeit ich ſie geſehen, die Herrin meines Herzens war. Der Geſang verſtummte; ein Licht um das andre verloſch in den Fenſtern ringsum. Rauher und immer rauher blies der Wind mich an; in mir aber wehte ſüße Frühlingsluft, und alle Knoſpen meines Innern ſprangen klingend auf. —

Nachdem er ſo weit erzählt hatte, blieb er erſt ſchweigend eine Weile ſitzen, dann ſprang er auf und riß die Binde vom Halſe wie einer, dem es an Luft fehlt. Drauf brachte er aus ſeinen Taſchen eine Anzahl Krämertüten hervor, die er auf dem Tiſche vor ſich ausbreitete.

Ich muß, ſagte er dann, ehe ich in der Geſchichte meiner Liebe fortfahre, einen Abſprung machen; die Gefühle, die die Erinnerung jener Zuſtände in mir hervorruft, würden mich ſonſt aufreiben.

Du betrachteſt dieſe Tüten mit Verwunderung; was wirſt du ſagen, wenn du erfährſt, daß, was auf ihnen gedruckt iſt, im engſten Zuſammenhange mit meiner Geſchichte ſteht. Was wirſt du ſagen, wenn ich dir erzähle, daß ich an einem und demſelben Tage in der einen von dem kleinen Kuchengarten Kuchen heimgetragen und dieſe zweite um ein feines Meſſerchen gewunden erhalten hatte, das mir ein Freund aus Bamberg zum Präſent ſchickte, daß mir an dem Abend desſelben Tages, wie ich durch die Tauchaer Straße gehe, ein Kind nachläuft und mir dieſe dritte giebt, indem es ſagt: Sie haben das Papierchen verloren. Ich laſſe nun von ſolchen Tüten und Emballagen, die ich bekomme, nichts ungeleſen. Du wirſt erſtaunen, wie ich erſtaunte, zu finden, daß dieſe drei Dinge urſprünglich Blätter aus einem und demſelben Buche und, was das ſeltſamſte iſt, unmittelbar aufeinanderfolgende Blätter ſind. Muß man nicht hinter dieſem ſcheinbaren Zufallsſpiel eine höhere Fügung ahnen?

Dieſe Blätter ſind allem Anſcheine nach eine Überſetzung aus einer uralten Sanskrithandſchrift. Ich halte mich nicht bei Vermutungen über ihren Urſprung auf, ſondern bitte dich, ſie durchzuleſen. Sowie ich mich erholt habe, fahre ich dann in meiner Geſchichte fort.

Ich ergab mich darein und las:

Die Geſchichte von der Erſchaffung der Nymphe Urvaſi, von den ſechshundert weißen Pferden, jedes mit einem ſchwarzen Ohr, und dem Fluch des weiſen Cyavana.

Es begab ſich, daß Arjuna und Kriſchna auf die Erde herabſtiegen und ſich von Ahinſa, dem Weibe des heiligen Dharma, abermals gebären ließen. Und Dharma nannte Arjuna Nara, dem Kriſchna gab er den Namen Narayana. Als ſie erwachſen waren, führten die beiden ein ſo beſchauliches Leben, daß die Götter darob ſich ängſteten. Da ſandte Indra, der Gott des Himmels, die ſchönſten Weiber ſeines Reiches, Kama (Liebe) und Vaſanta (Frühling), mit den fünfunddreißig Millionen Aſparaſas oder Himmelsnymphen zu ihnen herab, damit die Schönheit ſie zur Liebe reize und ſie ihrer Buße vergäßen. Die Weiſen ſaßen am Ufer des lotosumnickten Ganges, als die himmliſchen Mädchen herabkamen, und ſchauten ſo ernſt vor ſich hin, daß dieſe nicht wagten, ſie anzureden. Da begannen die Mädchen, in der Hoffnung, dadurch die Aufmerkſamkeit der Weiſen auf ſich zu ziehen, himmliſche Tänze. Sie verſchlangen die Arme zu lieblichen Gruppen in einander, ſodaß es ſchien, Himmel und Erde ſeien durch unendliche Blumengewinde verbunden, indem die Körper wie Roſen und Lilien erſchimmerten, und die grünen Schleier wie durchſichtiges Laub ſie umwehten; bald bildeten ſie ein buntes bewegliches Dach über den Weiſen, bald ſchienen ſie künſtliche Schriftzüge, mit Perlen von Roſenfarbe, Purpur und Silber auf den Sammet des blauen Himmels geſtickt.

Aber Narayana erriet den Plan der Götter. Er nahm den Blick ſeiner Augen von ſeinem Nabel hinweg und richtete ſein Antlitz gegen die Mädchen und hieß ſie willkommen, und die Mädchen freuten ſich ſeiner Freundlichkeit und der Gewalt ihrer Reize. Da nahm Narayana einen Lotosſtengel von der Erde und ſetzte ihn vor ſich auf ſeinen Schenkel. Und der Stengel dehnte ſich und wuchs und ſchwoll, bis er dem Bilde eines Weibes glich, ſchöner als irgend ein Weib im Himmel und auf der Erde. Kama und Vaſanta aber weinten, und es weinten mit ihnen die Nymphen über ihre Schönheit, die nun übertroffen war. Narayana richtete ſein Auge auf das Bild, da ſprang die Rinde des Lotoszweiges und fiel auf beiden Seiten nieder. Und glänzender als die Sonne ſtand die Schönheit des Weibes, das Narayana erſchaffen hatte, da, nur in den Purpur ſchamhaften Errötens gekleidet. Und Narayana mußte lächeln zum erſtenmale in ſeinem Leben, und Kama und Vaſanta mußten lächeln, und mit ihnen die Nymphen trotz ihres Schmerzes, denn ſolche Schönheit kann kein Auge ſchauen, ohne zu lächeln. Von jeder Regung der ſchönen Glieder zitterte die entzündete Luft und ſeufzte melodiſch auf; was der Blick ihrer Augen traf, loderte auf in farbigem Glanz. Wie ſie nun in ſich gebogen dahin ſchritt, tönten die Seufzer zu ſüßen Harmonien zuſammen, und lohte es vor ihr her, wie wenn tauſend ausgebreitete Pfauenſchweife den abendglühenden Himmel fächeln. Narayana nannte das Weib Urvaſi, von Uru (der Schenkel), weil ſie auf ſeinem Schenkel ſtehend von ihm erſchaffen worden war, und übergab ſie Kama und Vaſanta und den Nymphen, ſie Indra zu überbringen. Dazu gebot er ihnen: Saget Indra, an dieſem Geſchenke möge er ſehen, daß Narayana der Geſellſchaft der Schönheit nicht bedarf. Indra aber ſchenkte ſie ſpäter dem Galava. —

Damit endete das erſte Blatt. Wie ich zu dem zweiten greifen wollte, ſchien er ſich wieder erholt zu haben. Er fuhr nun fort in der Geſchichte: Zu ſtille Liebe, wie folgt:

Das Schickſal hatte mich Glücklichen auserſehen, jenes ſüßeſte Leben einer Todesgefahr zu entreißen. Sein vornehmſtes Werkzeug dabei war der wohlberühmte Schneidermeiſter Heidermann. Dieſes zum Ideal des Nobeln mit Gewalt anſtrebende Gemüt hatte die Äußerung einiger Mitgäſte einer benachbarten Dorfſchenke, daß Lords und Barone in London bei Nacht nie anders ritten als mit einer Laterne an jedem Knie, zur Nachahmung ſolcher Sitte begeiſtert, dieſe Sitte aber hinwiederum die hoffnungsvolle Jugend der Stadt zu jubelnder Nachfolge. Das Roß, das ſich nicht ſo leicht in die vornehme Weiſe fand als ſein Herr, ſcheute plötzlich und rannte wütend mit ihm daher, der ſich kaum noch im Sattel hielt. Das Geſchrei und verunglückte Verſuche, es aufzufangen, machten es nur wütender. Noch einige Schritte war es hinter mir, als ich vor mir in dem Fenſter einer Sänfte das lieblichſte Antlitz gewahre. Sie öffnet ängſtlich die Thüre; der eine Träger ſtrauchelt, da er hinter ſich ſehend das nahende Ungeſtüm gewahrt. Die Sänfte will eben umfallen; mit einem Sprunge ſtehe ich zwiſchen Sänfte und Pferd und fange die Dame auf. Das wütende Pferd wirft mich mit dem Kopf gegen die Sänfte, ich raffe mich auf, und nur die Angſt um das lieblichſte Weſen erhält mir eben ſo lange die Beſinnung, bis ich die Ohnmächtige einem Fiaker übergeben und ihn angewieſen habe, wohin er ſie bringen ſoll. —

Sehen Sie doch, werteſte Madame Müller, ſagte der Magiſter Kauderer — und dies waren die erſten Worte, die ich, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm —, ſehen Sie doch, werteſte Madame Müller, der Juvenis macht Anſtalt, wieder zu ſich zu kommen, und ſo empfehle ich mich Ihnen, um in meinen Spittel zurückzukehren, ehe geſchloſſen wird.

Edler Gefährte unſrer Rettungsthat, entgegnete eine weibliche Stimme, die etwas ausgeſungen ſchien, edler Kauderer, Sie werden doch unſre liebenswürdige Madame Flötenſpiel noch begrüßen?

Zugleich vernahm ich von der andern Seite ein Geſpräch zwiſchen zwei jüngern Stimmen.

Und du haſt dich zurückgezogen von ihr, die wir alle für deine beſte Freundin hielten?

Herzensghismondchen, entgegnete die andre, du kennſt mein Zartgefühl. Kann ich mit dieſem Herzen die Freundin einer Tyrannin ſein, der die höhere Weiblichkeit ein Fremdling iſt? Denke dir: Luischen und Belcolore hatten ſich beide Tücher gekauft. Ganz glücklich kommen ſie zu ihr; jede zeigt ihr ihr Tuch und will wiſſen, was ſie dazu meint. Und ſie — nein, es iſt ſchrecklich! man kann es kaum erzählen! — ſie ſagt: Luischen, Ihr Tuch iſt nicht garſtig, aber — nein, die arme Belcolore, dies durchſichtige Weſen — ich kann nicht daran denken, ohne zu weinen — du mußt wiſſen, wie die arme an einem Liebeskummer leidet; Eduard, das ſchwarzlockige Ungeheuer, ſtieß ihr den Dolch der Untreue in die Bruſt — der Menſch trug ſo feine Wäſche, und dennoch war er ein Teufel! Ja ſieh: Belcolore, ſagte ſie — Herzensghismondchen — Belcolore, ſagt die unmenſchliche, Ihr Tuch iſt abſcheulich — denke doch, wie entſetzlich: Belcolore, ſagt ſie, Ihr Tuch iſt abſcheulich.

Nein, ſeufzte die andre tief auf, die Natur wollte eine Tigerin ſchaffen, kein zartes Weib, als ſie ſie geboren werden ließ. Ja, auf das bitterſte mußte dich das erzürnen, du ſanftes Weſen, wie ich dich kenne.

Madame Müller ſtreichelte die beiden mit der rechten Hand, in der ſie eine Priſe hielt, und ſagte zwiſchen Freude und Rührung: Daran erkenne ich meine Pappenheimer. Sehen Sie, teuerſter Magiſter Kauderer, mühſam iſt mein Streben, aber ſo lohnt es ſich.

Indem trat die Erwartete ein, die Herrin des Hauſes, in dem ich mich befand. Magiſter Kauderer und Dame Müller traten ihr entgegen, und da ich mit dem Geſichte gegen die Thüre lag, konnt ich, ohne den Kopf drehen zu müſſen, durch die halbgeſchloßnen Lider alle drei bequem betrachten.

Madame Flötenſpiel war eine Brünette, halb Juno halb Venus, Dame Müller ward neben ihr zum Saturnus. Aus den dunkeln Augen der Madame Flötenſpiel ſchaute ein raſches, entſchloßnes Weſen, dem eine gewiſſe ſüße Begehrlichkeit gar anmutig über die Schulter ſah. Ihre Formen hatten die Fülle, die Frauen über dreißig ſo ſtattlich läßt; ihre Stimme war weich und wohlklingend. Dazu gewann dieſer kräftigen und doch ſo anmutigen Erſcheinung ein gewiſſes gutmütig ſchalkhaftes Weſen jeden Beſchauer. Dame Müller ſchien neben dieſer warmen, konkreten Natur ein abſtrakter Begriff. Sie war Blondine, und zwar von der langen, hagern, ſtarkknochigen Art; dabei eine Beleſene und Denkerin und hatte ſich mit aller Energie ihres Weſens auf die zarte Weiblichkeit geworfen. Magiſter Kauderer — du wunderſt dich, daß ich bei dieſen Nebenperſonen meiner Geſchichte mit Vorliebe weile und über die Hauptperſonen und Hauptumſtände deſto ſchneller hinweggleite. Dir wirds begreiflich werden, wenn ich dir ſage, daß ich alle Aufregung ſorgfältig vermeiden muß; weshalb ich, wie du ſiehſt, meinen Puls beſtändig unter den prüfenden Fingern habe. So laß mich denn nur noch andeuten, wie Madame Flötenſpiel mich mit gleichſam taxierendem Blick überſchaute; wie Magiſter Kauderer, Madame Müller und ihre Töchter uns verließen, und ich mich ſtellte, als käme ich eben zur Beſinnung; wie ich heimkehren wollte; wie Madame Flötenſpiel die Angeln ihrer Blicke in meine Augen einzuſenken begann, indem ſie mich verſicherte, ich ſähe einem Freunde ähnlich, der ihr Herz durch Untreue gebrochen hätte, und mich mit Sirenentönen fragte, ob auch ich ſolcher That fähig wäre; wie ſie in der Wärme der Unterhaltung ſich neben mich aufs Sofa ſetzte, mir ſchalkhaft in die Augen ſah, ob ich, wie ſie ſagte, ſie ehrlich anſehen könnte; wie ſie den einen Arm um meinen Hals legte, damit ich nicht durch Wendung meines Geſichts aus dem Examen liefe; wie ſie dazwiſchen poſſierliche Streiche trieb, und das alles ihr ſo natürlich und anmutig ſtand, daß mir heißer und immer heißer zu Mute ward, und ich fühlte, daß meine Beſinnung zum zweitenmal im Schmelzen begriffen ſei, als, ein rettender Engel, Herr Flötenſpiel eintrat: wie ich, um es möglichſt kurz zu machen, endlich für die Aufnahme dankend mich empfahl und, nur auf das Verſprechen baldigen Beſuches entlaſſen, den herbeigerufenen Fiaker beſtieg. Der Schrecken, die Angſt um die geliebte Geſtalt hatten ein Unwohlſein zur Folge. Vierzehn Tage mußt ich das Bett hüten. Madame Flötenſpiel zeigte ihre Teilnahme durch öftere Nachfragen nach meinem Befinden, über alle Schmerzen aber und ſelbſt über die Langeweile erhob mich das Bewußtſein des Dienſtes, den ich jenem Weſen geleiſtet hatte, das ich mehr liebte als mich: und nur die Sorge, wie auf ſie der Schreck jener Stunde gewirkt haben möchte, konnte der Freudigkeit zuweilen Abbruch thun, von der ich mein ganzes Innere erhellt und erwärmt fühlte.

Hier unterſuchte er ſeinen Puls. Da er ihn zu bewegt fand, machte er abermals eine Pauſe. Ich aber nahm das zweite Blatt der indiſchen Geſchichte und las:

Nun trug es ſich zu, daß Galava, als er hinlänglich unterrichtet war, ſeinen Lehrer, den weiſen Jamadagni, anging, ihm zu ſagen, durch welches Geſchenk er ſeine

Dankbarkeit gegen ihn an den Tag legen könnte. Jamadagni entgegnete ihm, er verlange nichts. Galava wiederholte ſeine Bitte, Jamadagni ſeine Antwort. Da ging Jamadagni hinweg, weil er nicht mehr antworten mochte, aber Galava folgte ihm und ließ nicht ab zu bitten. Und Jamadagni verließ ſeine Einſiedelei und ſeine Säule und floh vor ihm von einem Ende der Welt zum andern, aber Galava verfolgte ihn unermüdlich mit ſeinen Bitten. Da ward der weiſe Lehrer zornig, daß ihm der Bart zitterte. Wohlan, ſchrie er, du Läſtigſter unter allen Menſchen, ſo ſchaffe mir denn ſechshundert Pferde, alle weiß am ganzen Leibe bis auf das rechte Ohr, das ſchwarz ſein muß.

Galava ging in ſeine Einſiedelei und betrachtete hundert Jahre lang ſeinen Nabel und büßte, um ſich auf ſeine Reiſe vorzubereiten. Dann begab er ſich mit Urvaſi, die Indra ihm geſchenkt hatte, auf den Weg. Er durchzog die ganze Welt; zuerſt aber kam er zu dem Könige Pururavas, der zweihundert von den Pferden beſaß, die Jamadagni von ihm verlangt hatte. Dieſem gab er Urvaſi zur Frau und erhielt, da die Nymphe dem König eine Tochter geboren hatte, die zweihundert Roſſe von ihm zum Geſchenk. Drauf entwich er mit Urvaſi, die die Gabe hatte, daß ſie ewig Jungfrau blieb, nach Perſien zu dem Geiſterfürſten Aſumani und vermählte ihm die Nymphe. Da dieſe dem Geiſterfürſten eine Tochter geboren hatte, erhielt er auch von dieſem die zweihundert Roſſe, die er von jener Art beſaß, wie der weiſe Jamadagni ſie verlangte. Nun waren noch zweihundert ſolcher Tiere auf der Welt; ſie beſaß an der weſtlichen Grenze der Welt ein Held und Fürſt, der von ſeinen Landesgenoſſen Herr Dietrich von Berne genannt war. Von dieſem erhielt er ſie auf gleiche Weiſe, wie er die andern von Pururavas und dem Geiſterkönig Aſumani erhalten hatte. Nun brachte er die Roſſe nebſt der ſchönen Urvaſi zu

Jamadagni und ſchenkte ihm beides, die Roſſe und das Mädchen. Urvaſi gebar aber von dem Weiſen ihre vierte Tochter, dann gab ſie Jamadagni dem Galava und Galava dem Indra wieder zurück. —

Das war es, was auf dem zweiten Blatte gedruckt ſtand. Wie ich das dritte beginnen wollte, hatte er ſich wieder erholt und fuhr folgendermaßen in ſeiner Erzählung fort:

Der Schützenhausgarten war angefüllt mit geputzten Figuren. Nur an einem Tiſchchen war noch Platz für mich. Der mir zunächſtſitzende Herr wandte mir das Geſicht zu; es war Herr Flötenſpiel. Er grüßte mich mit der ſüßſauern Miene, die ihm eigen zu ſein ſchien, griff ſodann nach dem Glaſe, das der Kellner mir eben gebracht hatte, trank und ſagte ganz ruhig: Das iſt wohl das Ihre? Mein Arzt hat mir das Bier verboten; nun paſſiert mir immer, daß ich in der Vergeſſenheit ein Glas, das in meiner Nähe ſteht, für das meine anſehe, indem ich denke, ich hätte mir welches geben laſſen. Ich würde Bier trinken dürfen, wie ſonſt, fuhr er fort, wenn ich nicht geheiratet hätte. Jeden Chriſtenmenſchen ſollte man vor dem Heiraten warnen. Aber ſehen Sie, das kommt davon: ich kanns meiner Frau nicht wehren, daß ſie Geld von ihrem Vermögen ausgiebt, und mehr ausgiebt, als mir lieb iſt, denn das hat ſie ſich, wie noch manches andre, wie wir uns heirateten, ſchriftlich ausbedungen. Sie iſt täglich, wo etwas los iſt; es mag nun Wohlthätigkeit getanzt werden oder auch nur ein ſimples Gelärm von einem Gartenkonzert ſein. Nun kann ich nicht zu Hauſe bleiben; ich ſehe innerlich, wie ſie Groſchen vor Groſchen hinwirft, da duldets mich nicht mehr zu Hauſe. Nun gehe ich in denſelben Garten und ſetze mich, wenn es möglich iſt, an einen Tiſch, dem ihrigen gegenüber. Da iſts denn nun meine ganze Unterhaltung, mich zu ärgern. Kein Kind, kein Dienſtmädchen kann das unglückliche Weib ſehen, ohne daß es ihnen die Backen voll Kuchen ſtopft, und wenn nun ſolch ein ausgehungertes Geſicht von Betteljungen ſo recht ins Zeug hineinbeißt, kann ſie ſich vor Freude kaum laſſen, und ich geſchlagner Mann ſitze nun da und zähle Groſchen um Groſchen nach, und mit jedem Groſchen ſetzt mir der Wurm einen Zahn in den Magen.

Als er ſo geſprochen hatte, ſeufzte er tief auf, trank mit einem Zuge mein Glas vollends leer und ſagte trocken: Das iſt wohl das Ihre?

Flötenſpiel, ſagte ſein Vis-à-vis, erzählt uns doch einmal den ſiebenjährigen Krieg. Aber erſt ſchaut einmal dort hinüber, wie dem kleinen Veilchenhändler der Kuchen ſchmeckt, den eure Frau ihm biſſenweiſe in den Mund ſchiebt und ſich tot lachen will, wenn der Kleine den Mund ſchon für den zweiten Biſſen begehrlich öffnet, eh der erſte noch hinunter iſt.

Herr Flötenſpiel ſeufzte auf und drückte ſein Taſchentuch krampfhaft in der Hand zuſammen.

Beruhigt euch, ſagte ein andrer, und alle zuſammen: Erzählt uns den ſiebenjährigen Krieg!

Mir iſts gerade nicht ſo, entgegnete Herr Flötenſpiel; weil ihrs aber haben wollt, ſo kanns geſchehn. Mein Vater war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn — das iſt wohl das Ihre? — Gott hab ihn ſelig, denn er lebte damals noch und hat uns Kindern den ſiebenjährigen Krieg ſo oft erzählt, daß wir ihn auswendig wiſſen. Der ſiebenjährige Krieg war aber ſo:

Die Geſchichte vom ſiebenjährigen Kriege

Es war ſchon ziemlich weit hin, erzählte mein Vater; ich und eure Mutter waren noch auf. Damals nämlich wurde nicht ſo viel geſchlafen wie jetzt, denn die Butter koſtete einen Thaler und acht Groſchen, und das Fleiſch war gar nicht zu bezahlen. Lichte und Öl waren nicht wohlfeiler, drum ſaßen wir im Dunkeln oder auch eigentlich nicht im Dunkeln, denn der volle Mond hing in die Stube herein wie ein Kürbis. Mein Vater war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. — Das iſt wohl das Ihre?

Wie geſagt, es war ſchon ſpät, als mein Vater und meine Mutter noch aufſaßen. Sonſt hatte er abends gewöhnlich in der Bibel geleſen, aber ſeine Augen wurden mit jedem Tag älter, und alles war teuer. Da ſprachen ſie nun von dem und dem und von dieſem und jenem; jetzt ſiel meinem Vater etwas ein, dann meiner Mutter. Manchmal ſangen ſie auch ein Kirchenlied, denn meine Mutter hatte eine ſchöne Stimme, und Öl und Lichte koſteten noch einmal ſo viel als ſonſt. Der Pfarrer aber war klug genug. Damit er das Geleucht erſparte, kam er abends bald zu dem, bald zu dem, und man mußte ihm noch obendrein Papier geben, worauf er dann mit Bleiſtift, wie er ſagte, etwas aufſchrieb, was ihm eingefallen war. Denn wenn der Pfarrer abends zum Beſuche kam, konnte man ihn nicht im Finſtern ſitzen laſſen. Und ſo machte er ſeine Predigten, und die guten Narren mußten ihn in Licht und Papier dabei frei halten. Mein Vater aber war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. — Das iſt wohl das Ihre?

Weil nun, wie geſagt, der Pfarrer dieſen Abend nicht bei meinen Eltern war, ſo ſangen ſie noch: Nun ruhen alle Wälder, machten die Laden zu und dann die Thür und legten ſich in Gottes Namen zur Ruhe. Es gab damals viele Leute, die nicht ſo ruhig ſchliefen, wie meine Eltern, denn die Butter koſtete einen Thaler und acht Groſchen, und das Fleiſch war nicht zu bezahlen; und der Hunger iſt ein unbequemer Bettgenoſſe, er dreht ſich im leeren Magen hin und her, wie einer, der nicht ſchlafen kann, und wer ihn im Leibe hat, dem gehts nicht beſſer. Meine Eltern aber, Gott habe ſie ſelig, ſchliefen, bis ſie aufwachten, und da war die Nacht vorbei, und es war Tag. Denn mein Vater war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. — Das iſt wohl das Ihre? —

Nun trank er früh im Bette gern einen Kümmel. Diesmal aber wußte er nicht, ſollte ers thun, oder ſollte ers nicht thun. Denn es war alles teuer; die Butter koſtete einen Thaler und acht Groſchen, und das Fleiſch war nicht zu bezahlen. Endlich aber dachte er: Geſtern war der Pfarrer nicht da, und du haſt Geleucht und Papier zu ſeiner Predigt erſpart. So, dachte er, kannſt du in Gottes Namen einen trinken. Meine Mutter war ſchon auf; ehe ſie noch ihr Halstuch umhat, ging ſie gewöhnlich an den Schrank, worin die Flaſche ſtand. Dasmal aber wurde meinem Vater ſein Kümmel verkümmelt. Draußen gings auf einmal los, als ſollte die Welt untergehn. Pferde trabten vorbei. Das wieherte und trompetete und raſſelte und fluchte und ſakramentierte dermaßen durcheinander, daß mein Vater mit gleichen Beinen in die Hoſen fuhr. Er war ein beherzter Mann, aber es war ihm nicht einerlei, wie er den Laden aufmachte, um zu ſehen, was es gebe. Und das geſchah nicht nur bei meinen Eltern, ſondern in allen Häuſern war Angſt und Schrecken. Draußen aber war der ſiebenjährige Krieg. — Sehen Sie, das war der ſiebenjährige Krieg, und iſt kein Wort davon oder dazu, denn mein Vater war ein eigenſinniger Mann. Alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. — Das iſt wohl das Ihre?

Nachdem Herr Flötenſpiel ſeiner ſchönen Erzählung halber belobt worden war, forderte man ihn auf, noch etwas Belehrendes der Art zum Beſten zu geben. Er aber deutete auf ſeine Frau, die eben aufbrach, und ſagte: Sehen Sie, lieben Freunde, nun wird ſich wo anders geärgert. Gott behüte einen Chriſtenmenſchen vor dem Heiraten. Ich habe ihr ſechzehn Groſchen Courant nachgerechnet, die ſie hier unnötigerweiſe für Kuchen — ſehen Sie, ſie hat ein Stück liegen laſſen; ehe die Kellner abräumen — Diener von Ihnen!

Der Tiſch, den Madame Flötenſpiel und ihre Geſellſchaft inne gehabt hatte, wurde alsbald von einer andern eingenommen. Ein ältlicher dicker Herr und zwei junge Damen, die eine von überaus edler Geſtalt, nahmen an ihm Platz. Die Damen ſaßen von mir abgewandt und unterhielten ſich; die kleinere zeigte große Lebendigkeit und ſchien die Koſten des Geſpräches faſt allein zu tragen. Der Herr ſenkte wie in ſtiller Beſchaulichkeit ſein Antlitz nach vorn und hielt ſeine Augen unverwandt auf den unterſten goldnen Knopf des feinen blauen Fracks geheftet, der über Nankingbeinkleidern zugeknöpft ſeinen ſtattlichen Leib umgab. Augen, Naſe und Mund waren von ſo bedeutender Größe, daß das ganze Geſicht eben nur aus Augen, Naſe und Mund zu beſtehen ſchien; den träumeriſchen und doch ſcharfen Ausdruck ſeiner Augen verſtärkten noch um ein Großes die ſtarken, langhaarigen ſchwarzgrauen Brauen, die über ſie herabhingen wie Gras und Flechten aus dem alten Geſteine gewachſen über die hohlen Fenſter einer Ruine.

Jetzt wandte ſich die edle Geſtalt — ihr Auge glitt über mich hin — ſie wars, der Engel des Herrn Finklein, die Sängerin, die von mir gerettete! Sie wandte ſich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an den dicken Herrn, dem ſie zu erzählen ſchien, indem ſie zuweilen herüberſah zu mir. Der dicke Herr erhob ſich und kam mit vornehmer Freundlichkeit auf mich zu.

Entſchuldigen Sie — meine Tochter ſagt mir ſoeben, in Ihnen erkenne ſie den Retter aus Lebensgefahr, den uns alle angewandte Mühe bisher nicht auffinden ließ. Darf ich? unterbrach er ſich ſelbſt, indem er eine koſtbare goldne Doſe präſentierte. Es war mir äußerſt unangenehm, fuhr er dann fort; denn ich bleibe nicht gern ſchuldig — mein Name iſt Jammerdegen. Ich bin, wie Sie wohl gehört haben werden, Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann beim Landtage und dergleichen — kommen Sie doch mit herüber. Sie heißen?

Ich nannte meinen Namen und folgte ihm pochenden Herzens. Es iſt wahrlich nichts Kleines, auf einmal mit allen ſeinen Unvollkommenheiten vor der zu ſtehn, um deren Heiligenbild man einen Himmel gebaut hat von geträumten Herrlichkeiten, und nun einem ſolchen Blicke begegnen zu müſſen, vor deſſen Klarheit alles Geckiſche, alles Verwirrte, Düſtere, Unganze in uns abfällt und wir mit Schrecken ſehen, wie arm wir ſind und daß nun eigentlich gar nichts in uns ſtehn bleibt, was ihr gefallen könnte, der zu gefallen der einzige Wunſch unſers Lebens iſt. Und doch lag in dieſem Blick eine Milde, ein Verſöhnendes, Friedengebendes, ein — da haben wirs; mein Puls läutet wieder einmal Fieberſturm.

Er ging auf und ab, um ſich zu beruhigen; derweile nahm ich das dritte Blatt der indiſchen Geſchichte und las:

Die vier Töchter der Urvaſi wuchſen auf und wurden der Mutter gleich an Schönheit und Anmut, ſodaß jede in dem Lande ihres Vaters für das Schönſte galt, was je ein Auge geſehen. Urvaſi, die gern einmal ihrer ſich erfreuen wollte, bat Indra, dieſen Wunſch ihr zu gewähren. Da ſchickte Indra ſeine Gandharvas ab, die ſie während der Nacht von ihrem Lager holten und ſie zu Urvaſi brachten, ohne daß die Schlummernden gewahr wurden, was mit ihnen vorging. So ſehr ſie beim Erwachen ſtaunten, ſich an einem ihnen fremden Orte zu befinden, ſo gewannen ſie ſich bald lieb, und gewannen ſich ſo lieb, daß ſie ſich nie wieder trennen wollten. Auf Urvaſis Bitten wies Indra den Prinzeſſinnen einen der herrlichen Haine von Gandhamadana zum Aufenthalt an. Dort freuten ſie ſich in ewiger Jugend der heitern Gegenwart und ihrer Liebe. Jetzt erquickten ſie die ſchmachtenden Lotosblätter ihrer Glieder in den kryſtallnen Fluten der Mandakini, und es kamen die goldgelben Schwäne herbei, ſchmiegten ſich liebkoſend unter ſie und trugen ſie wie lebendige Kähne am ſchattigen Ufer dahin; wenn ſie ſchlummerten, fächelten ſie unzählige weiße Pfauen mit ihren ſtolzen Schweifen, und der ſüße Kokila wiegte ſie ein und weckte ſie wieder mit ſeinen ſchönſten Liedern. Und ſie liebten ſich ſo, daß ſie umarmt gingen, umarmt ſaßen und umarmt ſchliefen. Und ließen ſich ihre Hände im Schlummer, ſo ſchraken ſie auf und faßten ſich von neuem.

Eines Tages erwachten die drei älteſten eher als die jüngſte, und weil dieſe ſo ſanft ſchlummerte, blieben ſie ruhig neben ihr liegen, damit ſie ſie nicht weckten. Da ſagte die älteſte zu den beiden andern: Sehet doch, Geliebte, welch ſeltſamer Hügel unter den dichten, ſchattenreichen Äſten des breiten Jambu dort!

Es ſind Zellen der weißen Ameiſe, ſagte die zweite, und aus den Zellen iſt Kuſagras gewachſen und buntfarbiges Moos.

Was aber, ſagte die erſte wieder, mag den Glanz verurſachen, der aus dem Hügel durch die beiden Öffnungen dringt, die neben einander ſtehen wie zwei Schweſterſterne?

Gewiß, ſagte die dritte, ſind es zwei edle Steine; wollt ihr, ſo graben wir ſie aus.

Da die jüngſte eben erwachte, ſo begaben ſie ſich zu dem Hügel der weißen Ameiſen; jede der drei älteſten brach einen Kuſahalm ab und fuhr damit in eine der beiden Öffnungen. Kaum aber hatten ſie die Halme eingeſenkt, als Blut aus den Öffnungen drang. Da erſchraken die Mädchen, daß ihre Haut erſtarrte und ihre Antilopenherzen zitterten.

Es war aber Cyavana, der Sohn Bhrigus, des Sohnes Brahma, der gewaltigſte aller Weiſen, der über himmliſchen Dingen brütend, ſeinen Nabel alſo tiefſinnend beſchaute, daß ihn die weißen Ameiſen mit ihren Neſtern überbaut hatten. Aus einigen der verwitterten Neſter war Gras und Moos gewachſen. Urvaſi, die eben daher kam, als ihre älteſten Töchter dem Weiſen mit Kuſahalmen in die Augen ſtachen, fürchtete die Rache des Gewaltigen und bat Indra, er möchte die drei in die entfernteſte Weltgegend entrücken. Indra gewährte ihr die Bitte und entrückte ſie ſamt dem Haine von Gandhamadana in den fernſten Weſten der Welt. Aber der weiſe Cyavana erhob ſich und ſchüttelte im Zorn ſeine Glieder, daß die Ameiſen von ſeinem Leibe weithin in die Lüfte ſtoben. Seitdem findet man die Ameiſen in aller Welt. Und Cyavana fluchte den Mädchen und dem Lande, das ſie aufnahm, und ſprach: So ſoll Flachheit Land und Volk ſtrafen, wohin ihr floht vor meinem Zorn. Einander nahe, ſeid ewig getrennt. Nur dann endet die Kraft meines Fluches, wenn — hier fiel der erzürnte Weiſe in eine fremde Sprache. Folgendes ſind die Worte, die er ſprach, und die bis jetzt kein Brahmane enträtſelt hat. (Hier ſtehen, merkt der Überſetzer an, in Sanſkritlettern folgende deutſche Worte: Wenn, wo ihr lebt, ein reicher Buchhändler einſt einem unberühmten Autor den Verlag eines ſeiner Werke und zugleich ſeine einzige Tochter ſelbſt zum Weibe anbietet). Urvaſi, ſo fährt das Manuſkript fort, Urvaſi, die das Schreckliche vernommen hatte und Schrecklicheres noch befürchtete, fiel ihm zu Füßen und richtete die unwiderſtehlichen Blicke ihrer Lotosaugen bittend auf ihn. Als die Nymphe ſo in dem ganzen verführeriſchen Glanze ihrer Reize vor ihm lag, begann ſein Mund zu ſtammeln, ſeine Augen gruben ſich ein in ihre Schönheit wie zwei lüſterne Bienen ins Schattiginnerſte der Mangoblume, und er vermochte nicht, ihnen zu wehren. Da floh er in eine Einſiedelei, und es währte hundert Jahre der Selbſtbeſchauung und Buße, bis ſeine Bruſt wieder ſo ruhig atmete, daß er die Worte ſeines Fluches fortſprechen konnte. Aber von ſeinem Feuer glimmten nun auch nur die Kohlen noch. Und er ſprach: Barmherzigkeit will ich üben um deiner Schönheit willen, wo ich das Schwert des Rechtes gezückt in meinen Händen führe. Euch ſei das Süßeſte, was Menſchen und Götter kennen, die der Beſchaulichkeit nicht leben, euch ſei die Lieblichkeit der Liebe ein Troſt. Doch jede von euch ſoll dem, den ſie erkieſt, eine Bedingung auflegen, die — der Weiſe ſchien noch viel zu ſprechen, aber er murmelte, ſchon wieder in die Betrachtung ſeines Nabels ſich vertiefend, ſo leiſe, daß der Bart die Worte fraß, und das Ohr der Weltgeſchichte vergeblich lauſchte. —

Das war es, was auf den drei Blättern ſtand; mithin war ich am Ende der Geſchichte von der Erſchaffung der Nymphe Urvaſi, von den ſechshundert weißen Pferden, jedes mit einem ſchwarzen Ohr, und von dem Fluche des heiligen Weiſen Cyavana.

Er fuhr fort in der Erzählung der Liebesgeſchichte: Zu ſtille Liebe. Was ſoll ich zu meinem Schmerze jedes Wort wiederholen, das wir wechſelten, während Herr Jammerdegen in tiefer Beſchaulichkeit den unterſten der fünf goldnen Knöpfe betrachtete; was ſoll ich die Schneide meiner Sehnſucht ſchärfen durch die Aufzählung und Schilderung der Blicke, die bald Boten wurden eines ſüßen Verſtändniſſes! Dir genügt zu wiſſen, daß wir uns öfter ſahen, daß wir beide wußten, daß wir uns liebten, ohne daß ein Wort dies Verhältnis je berührt hätte. Das Kind eines Buchhalters von Herrn Jammerdegen, ein wunderſchöner Knabe, den Fides ſtets um ſich hatte, war das Mittelweſen, in dem wir uns körperlich berührten. Es ſtarb. Ein Lied, wenn man einen ſolchen kunſtloſen Erguß Lied nennen mag, das ich zu jener Zeit aufſchrieb, mag dir die Sache erklären. Späterhin hab ich ihm den Namen gegeben:

Zu ſtille Liebe

Ein Dämmerlied

Zwei liebten ſich und wolltens ſich nicht ſagen.
Sie küßten ſich auf eines Kindes Wange,
Beſchauten ſich nur durch des Kindes Augen
Und ſprachen ſich nur durch den Mund des Kindes.
Da ſtarb das Kind. Nun konnten ſie nicht ſprechen,
Nicht ſehen mehr und auch nicht mehr ſich küſſen.
Da haben ſie ſich ganz in ſich gezogen,
Und immer fremder ſind ſie ſich geworden,
Und haben immer heißer ſich geliebet,
Nach Kuß und Blick geſehnt und ſüßer Rede
Und ſind am Weh der Sehnſucht gar geſtorben.

So ſtanden die Sachen, als eines Tages auf dem Auguſtusplatze ein Freund mir begegnete, der mit wichtigem Blick mich fragte, ob ich eine Neuigkeit wiſſen wollte. Weißt du denn, daß Jammerdegens Fides heiratet?

Soll ich das Chaos von Schrecken, Schmerz, Wahnſinn noch einmal fühlen, indem ich dir erzähle, wie mir bei dieſen Worten zu Mute ward? Der Freund ſchien meinen Zuſtand nicht zu bemerken und fuhr fort: Alle Welt wundert ſich, daß das ſchöne, reiche Mädchen ſolch einen verlebten, kranken Häßlichen heiraten will. Aber die Krankheit und die Häßlichkeit des Patrons iſt es eben, was ſie ihm gewonnen hat. Weil ſie ſo ganz anders iſt wie die andern, iſt ſie allen ein Rätſel. Können ſie doch ſchon nicht begreifen, wie ſie, die nicht etwa eine Kopfhängerin oder ein überzartes Leipziger Weſen, ſondern ein lebenskräftiges und geſundes Mädchen iſt, nicht an Bällen und dergleichen Vergnügen findet und ſich nur wohl befindet, wo ſie helfen kann, unter Armen und Kranken — von denen auch du einer biſt. Dazu kommt noch, daß der unermeßlich reiche Bräutigam ihr eine ſehr bedeutende Summe jährlich zur Dispoſition zu ſtellen verſprochen hat, wenn ſie ihn heirate, mit deren Hilfe ſie ihren Trieb zum Wohlthun leichter befriedigen kann.

Der Freund verließ mich. Ein Froſt ſchüttelte mich, ich fühlte den Tod in allen meinen Gliedern. Ich wußte, daß, was der Freund mir erzählt hatte, nur ein lügenhaftes Gerücht ſein konnte; dennoch wurde mir immer fieberiſcher. So ging ich denn in die Walderichſche Reſtauration, die, wie du weißt, in der Dresdner Straße, der Poſt gegenüber, liegt, um Zerſtreuung und Erwärmung in einem Glaſe Punſch zu ſuchen, eine Hoffnung, die kurz vor mir drei junge Männer hereingeführt hatte, die, wie du bald hören wirſt, an demſelben Übel litten wie ich.

Ich kanns nicht begreifen, ſagte Herr Walderich, wie man ſolche Dummheiten nachreden kann, die irgend ein loſer Vogel erſonnen hat, einem Albernen etwas aufzubinden. Zweierlei kann mich zum unbändigſten Zorn reizen, nämlich wenn einer mir zeigt, daß er mich für ſchlecht, oder daß er mich für dumm hält.

Ich ſage Ihnen, entgegnete einer von den Gäſten, die ganze Stadt iſt voll von den drei Dingen. Erſtlich einmal ſoll ſich am letzten Freitag im Februar auf dem Schneckenberg ein herrliches Schloß haben ſehen laſſen.

Ein langer Seufzer unterbrach den Sprechenden. Er kam von einem Tiſche, an dem drei junge Männer ſaßen.

Zum zweiten, fuhr jener fort, logiert im Hotel de Baviere gegenwärtig eine Dame von unendlichen Reichtümern, die anſtatt eines Kopfes, wie es bei lebendigen Menſchen üblich iſt, einen Totenkopf auf dem Halſe trägt.

Wieder erſcholl von jenem Tiſche her ein Seufzer.

Die dritte Merkwürdigkeit endlich iſt, daß aller acht Tage im Härtelſchen Palais bei Nacht eine wunderſam fremdartige Muſik ſich hören läßt, ohne daß ein lebendiger Menſch drinnen ſich aufhält.

Ein dritter Seufzer erklang von dem Tiſche, an dem die drei jungen Männer ſaßen, und lenkte alle Blicke dahin. Es waren drei blaſſe Geſichter; das eine zeichnete ein außerordentlich langes Haar, das zweite ein ſchwarzes Pflaſter auf der linken Wange, das dritte ein ſtarker Knebelbart aus. Auf jedem der drei Geſichter ſtand in deutlichen Lettern das verlorene Lebensglück zu leſen. Keiner ſprach eher ein Wort, als da die andern Gäſte, im Schachſpiel vertieft, ſie nicht mehr zu gewahren ſchienen. Da mich die drei ungemein intereſſierten, und ich in der Stimmung, in die mich des Freundes Mitteilung verſetzt hatte, mich vor dem tête-à-tête mit mir ſelbſt fürchtete, ſo ließ ich eine Bowle Punſch bringen und bat jene, meine Gäſte zu ſein. Ich erfuhr nun, daß ſie drei Litteraten waren, der Langhaarige gab ſich daneben mit dem Sanskrit ab, der mit dem Pflaſter hatte ſich auf das Altdeutſche und auf die politiſche Poeſie geworfen, der Litteratus mit dem Knebelbarte endlich überſetzte perſiſche Lieder ins Deutſche.

Wir wurden bei jedem Glaſe bekannter. Endlich ſagte ich, indem ich das meine erhob: Was wir wünſchen! Alle drei ſeufzten auf, wie vorhin bei der Erzählung von den drei Gerüchten. Da der Langhaarige meine Verwunderung bemerkte, ſagte er: Sie wundern ſich über den Eindruck, den das Wort Wünſche auf mich gemacht hat; wollen Sie die Erzählung meiner Schickſale anhören, werden Sie ihn begreiflich finden. Er erzählte:

Geſchichte des erſten Litteraten

In meinem ſiebzehnten Jahre, begann der erſte Litterat ſeine Geſchichte, in meinem ſiebzehnten Jahre war ich Laufburſche bei dem Schuhmachermeiſter Fintlein in der kleinen Fleiſchergaſſe. Ich fühlte auf das lebendigſte in mir, daß ich zu andern Dingen beſtimmt ſei, als zum Waſſerholen, Stiefelwichſen und was damals noch ſonſt meines Amtes war. Da ich nun dies alles mit Widerwillen trieb, ſo iſt es kein Wunder, daß es oft nicht zu meinem Lobe ausfiel, und ich böſer Worte genug vernehmen mußte, was meinen Widerwillen nur wieder verſtärkte. Das einzige, was in jenen Tagen trauriger Knechtſchaft mich erhielt, war ein Freundſchaftsbund, den ich mit zwei gleichgeplagten Weſen geſtiftet hatte. Der eine, ein ſchlanker, zarter Junge, war dem Schneidermeiſter Heidermann eine Treppe tiefer das, was ich eine Treppe höher Herrn Fintlein war. Der andre, der Pflegeſohn einer gewiſſen Madame Müller, ein blonder Krauskopf mit treuherzig blauen Augen und roten Backen, wohnte uns gegenüber. Wir wußten uns auf unſern Berufswegen zu begegnen; da ging denn die eine Hälfte des halben Stündchens, das wir zu erübrigen wußten, mit Klagen über die Gegenwart, die andre Hälfte mit Träumen in die Zukunft hin. So ſaßen wir einſt, während unſre Tyrannen uns im Schweiße unſers Angeſichts glaubten, ganz gemütlich beiſammen. Einige noch unbeſetzte Buden und unausgepackte Kiſten, denn es war gerade die Oſtermeſſe, verbargen uns vor jedem

Späherauge, das unſre Muße unſern Tyrannen hätte verraten können. Wir ſaßen auf unſern Holzpantoffeln zu ebner Erde und ſchauten träumend in das helle Frühlingsgewölk hinein, das eilend über uns dahinzog.

Endlich ſagte ich: Wißt ihr, was ich eigentlich werden möchte? Ein ſchwediſcher General! Da dürfte mich Herr Fintlein nicht um jede Kleinigkeit aushunzen, und wenn ich Semmeln holte, ginge ich in Uniform; wie würde der dicke Bäcker dann Reſpekt bekommen, und Madame Nauplius, die hübſche junge Fleiſcherin an der Ecke, was würde die für Augen machen!

Hier unterbrach den Litteraten mit dem langen Haare der Litterat mit dem Pflaſter, und ſeine Stimme zitterte vor Freude: Der ſchlanke Schneiderjunge hatte ſeine Augen feſt auf das große Haus gerichtet, das ihm gegenüberſtand. Wenn ich das große Haus hätte, ſagte er, brauchten wir nicht mehr auf offner Straße zuſammenzukommen, wo einer unſrer Tyrannen uns doch einmal finden kann. Das ſchönſte Zimmer behielten wir dazu; das übrige würde vermietet und dafür Pfefferkuchen gegeſſen.

Der Litteratus mit dem Knebelbarte ſtand auf und ſprach in großer Bewegung: Der kleine blonde Krauskopf aber ſagte: Wer ein Paſcha von drei Roßſchweifen wäre! Dann weinte ich nicht mehr, wenn ich betteln muß, ſondern zöge meinen türkiſchen Säbel heraus. Wie würde mich dann Madame Müller loben, brächte ich nicht bloß ſchlechte Pfennige nach Hauſe.

Noch nicht ausgeſprochen hatte der dritte Litteratus, als ſich alle drei lachend und weinend in den Armen lagen.

Hundert Fragen flogen hin und her. Erzähle du nun fort, ſagte der zweite Litteratus, dann melden auch wir nach der Reihe unſre Abenteuer; auf dieſe Weiſe erfahren wir in kürzerer Zeit und in beßrer Ordnung, wie es jedem ging, und wie es ihm noch geht, als durch verwirrendes Hin und Herfragen.

So fuhr denn der erſte Litteratus in ſeiner Geſchichte fort: Wir träumten, ſagte er, und träumten; darüber verging Stunde um Stunde, und die einbrechende Nacht erinnerte uns zu ſpät an das Nachhauſegehen. Wir ſtoben auseinander und haben einander nicht wiedergeſehen, bis wir uns ſo unerwartet wiedergefunden haben. Wie ich nach Hauſe kam, blieb Meiſter Fintlein ruhig auf ſeiner Brücke ſitzen und ſah ſich nicht einmal nach mir um, ſondern zeigte jene ſchreckliche Ruhe, die einem Gewitterſturm voranzugehn pflegt. Ein alter verabſchiedeter preußiſcher Korporal, der ihn jeden Abend zu beſuchen pflegte, ſaß ihm gegenüber und dampfte aus einem thönernen Pfeifenſtück, das er, wenn er einige Züge gethan hatte, vor ſich hin hielt, indem er es nachdenklich zu betrachten ſchien. Endlich bewegte er nach alter Leute Art erſt wie ſprechend den Mund, ehe er begann: Ich weiß nicht, Monſieur Fintlein, ob Sie die Geſchichte wiſſen vom alten Fritzen, die ſich im Anfang des ſiebenjährigen Krieges zugetragen hat? Herr Fintlein verneinte.

Ja ſeht ihr, ſagte der alte Soldat, der alte Fritz hatte einen Blick in ſeinen Augen, der deſperat war. Wenn er einen armen Sünder nur anſah, ſo fiel der in die Kniee und geſtand alles, was er auf ſeinem Gewiſſen hatte. Wenn er dieſen Blick nicht hatte, war er in der Schlacht bei Lowoſitz verloren. Da ſieht er ſich einmal per Zufall um, und was ſieht er? Einen öſterreichiſchen Grenadier, ſieht er ganz in der Nähe, der die Flinte auf ihn angeſchlagen hat und eben losſchießen will. Da denkt der alte Fritz, wenn der losſchießt, ſo iſt der ſiebenjährige Krieg in den vier erſten Wochen zu Ende. Was thut nun der alte Fritz? Der alte Fritz ſieht den Kerl mit ſeinem deſperaten Blick an, ſodaß der hinfällt vor ihm, die Flinte wegwirft und anfängt, alle ſeine Sünden zu geſtehen, die er in ſeinem Leben begangen hat. Aber der alte Fritz lachte ſich ins Fäuſtchen, daß das Ding ſo gut abgelaufen war, und ritt davon.

Meiſter Fintlein lachte ärger als der alte Fritz und konnte ſich gar nicht wieder zufrieden geben. Der Korporal aber, der nicht ſicherer zu beleidigen war, als wenn man über ſeine Geſchichten lachte, ſtieg von ſeinem Stuhle auf und ging mit einem kirſchroten Geſichte umher, indem er leiſe vor ſich hin fluchte. Ein böſes Ungefähr, wenigſtens hielt ich es damals dafür, ein böſes Ungefähr wollte,. daß er in dieſer Stimmung meiner anſichtig wurde. Ich ſaß in einer Ecke und ſpann Hanf. Er trat vor mich hin, wichſte ſeinen grauen Schnauzbart und ſchnauzte mich an: Willſt du auch ſolch ein Schuſter, ſolch ein Monſieur Pechvogel werden?

Nein, Herr Korporal, ſagte ich in Angſt; ich will kein Schuſter werden, aber ein General will ich werden.

Was? ſchrie der alte Soldat, froh, eine Kreatur gefunden zu haben, an der er ſeinen Zorn auslaſſen konnte. Ich habs nicht weiter gebracht als bis zum Korporal, und ſolch ein Eſel von Schuſterjungen will General werden? Und ſolch ein Monſieur Fintlein will mir meine Geſchichten verdeteſtieren?

Damit zog er mich mit der Kraft eines alten Löwen hinter meinen Spinnrade vor, warf mich über einen Schemel und bearbeitete mich mit ſeinem alten Korporalſtock auf das beſte.

Herr Fintlein aber geriet aus ſeinem Lachen plötzlich in gleichen Zorn. Solch ein Korporalſtecken will dem Fintlein eins aufſtecken? Wers aber nicht ruhig einſteckt, das will ich ihm ſtecken! So ſchrie Herr Fintlein und — ſchlug mit dem Korporal um die Wette auf mich los.

Ich habe andern Leuten meine Geſchichten erzählt;

dem General Möllendorf habe ich meine Geſchichte erzählt. Weiß er das?

Dieſer Junge iſt dazu da, daß ich ihn prügle; es hat niemand anders meinen Jungen zu prügeln. Ich bin ſelbſt alt genug, meinen Jungen zu prügeln. Weiß er das?

So wurden die beiden, indem ſie ſich zankten, immer heftiger, und ich Unglücklicher konnte an einem gewiſſen Teile meines Leibes ihre zunehmende Hitze gradweiſe meſſen. Lange ertrug ichs mit heldenmäßiger Faſſung, endlich aber riß ich mich los und rannte vor Schmerz und Wut laut weinend davon.

Wo und wie lange ich nun, von Schmerz, Scham und Wut betäubt, herumgelaufen ſein mag, das weiß Gott. Die Beſinnung kam mir wieder in der Gegend des Café français, als ich mich vergebens fragte, ob ich wachte oder ob ich träumte. Denn vor mir lag ſtatt des Schneckenberges ein herrliches Schloß, rotglühend, wie aus einem einzigen Rubin geſchnitten. Und rings um das Schloß wiegten rieſige Bäume ihre ſeltſam geformten Blätter in ſommerwarmer, von den ſüßeſten Düften träufender Luft. Große, rote Blumen, wie ich hernach erfuhr, Lotosblumen, winkten aus dem ſmaragdenen Grün wie halbgeöffnete, küſſedurſtige Mädchenmünde. Ohne zu wiſſen, was ich that, ſchritt ich immer weiter in dieſe Herrlichkeit hinein. Jetzt dehnte ſich, zitternd im Mondenſchein, unüberſehbar vor mir ein blinkender See, von weißen und goldgelben Schwänen berudert. Drin ſpiegelte ſich das rubinrote Schloß und die ſchlanken Palmen mit den tauſend und abertauſend Pfauen, deren Flügelſchlag die lauen Lüfte ſanft kühlend bewegte. Der See hatte ſeinen Zufluß von einem Waſſerfall, der in unzähligen Abſätzen von einem Gebirge herabkam, das in dunkeln Wald gekleidet von Höhe zu Höhe aufſtieg, bis ſeine letzten blauen Spitzen mit dem Himmel verſchwammen. Hier rollten die Waſſer mit ſanfter Gewalt zu Thal in den See hinab; ein Brauſen aus der Ferne erzählte, daß ſie weiter oben jäher herabſtürzen mußten. Rechts, wo ein Teil der Waſſer von dem andern ſich trennte, um nach kleinen Umwegen wie verirrt zwiſchen ſchattigem Gebüſche hin und her wankend nach dem See ſich hinzufühlen, glaubte ich unter blühendem Jasmin eine menſchliche Geſtalt ruhen zu ſehen. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war das ſchönſte Weib, das man ſehen konnte. Halb lag ſie, halb ſaß ſie, den rechten nackten Arm hatte ſie wie ſelbſtvergeſſen über ſich ausgeſtreckt, ſodaß das Waſſer des kleinern Falles an ihrer Hand ſich brechend in funkelndem Staubregen über die ganze liebliche Geſtalt dahinſtob, und ſie mit einem Schleier von dem feinſten Silberflor überdeckt ſchien. Über die ſchlanken Glieder, deren Schönheit ein grünes Gewand nicht verbarg, war eine ſüße Mattigkeit ausgegoſſen; der Buſen zuckte von Zeit zu Zeit, wie mit einem Kummer ringend, auf. Das lieblichſte Mädchenantlitz war auf die Seite geſunken; um den Mund wohnte der reizendſte Ausdruck ſchmerzlicher Sehnſucht, und die großen, dunkeln Augen waren halb träumend halb ſuchend nach der Ferne gerichtet.

Ich ſtand in einem nahen Buſche und wagte nicht zu atmen. Da ſagte die wunderſchöne Geſtalt halblaut vor ſich hin: Es kommt wieder keiner, es kommt wieder keiner. Der wunderbar klagende Ton klang mir in der Seele wieder; mein eignes Ungemach war vergeſſen über dem Schmerz, von dem ich dieſes Weſen tyranniſiert ſah, deſſen unausſprechliche Anmut meine ganze Seele eingenommen hatte. Er weckte einen niegefühlten, niegeahnten Heroismus in mir. Ich hielt mich nicht mehr und ſtürzte auf die Kniee vor ihr, die mich verwundert freundlich betrachtete.

Nehmen Sie mein Leben, Mamſellchen, wenn es Ihnen helfen kann! ſo rief ich, indem ich mich innerlich über mich ſelber wunderte, wie ich zu der Herzhaftigkeit käme, ſo zu einer ſo vornehmen Dame zu reden. Schon fürchtete ich, ſie würde es übel nehmen, aber ſie erhob ſich und lachte laut vor Freude und klatſchte in die Hände, wie ein recht fröhliches Kind; aber es ſtand ihr das alles ſo ſchön und majeſtätiſch, wie vorhin der Ausdruck des Schmerzes. Von dem See kamen auf das Klatſchen ſechs Schwäne auf mich zu, die mich, ich weiß heute noch nicht, wie es zuging, in die Luft hoben und mit mir davonflogen. Erſt wußte ich nicht, ſollte ich mich fürchten; bald aber gefiel mir dieſe Partie außerordentlich. Ich lag wie auf dem weichſten Bette und hatte ganz das angenehme Gefühl, als wenn ich zuweilen im Traume flog. Nun ließen ſie ſich ſanft herab und trugen mich in ein grünes, rings mit Spiegeln verziertes Gemach, auf deſſen Boden ein Baſſin von weißem Marmor angebracht war. Als ſie mit ihren Schnäbeln an meinem Schuſterſchurz zupften, verſtand ich ſie und legte den Schurz, ebenſo meine übrigen Kleidungsſtücke und meine Holzpantoffeln ab, worauf ſie mich mit ſanfter Gewalt in das Baſſin drängten, das mit lauem Waſſer ſoweit angefüllt war, daß es, wenn ich drin ſaß, mich bis zum Halſe bedeckte. Da ich zu verſtehn glaubte, was ich ſolle, ſo ſäuberte ich mich nach Kräften. Das Waſſer mußte eine wunderbare Kraft beſitzen, denn ich mußte ſelbſt die Weiße und Zartheit bewundern, die meine Haut nach dem Bade zeigte. Die Schwäne hoben mich abermals auf und trugen mich in ein andres Baſſin, das wie Roſen duftete und, wie ich nachher erfuhr, mit Roſenöl gefüllt war. Als ich aus dieſem Baſſin ſtieg, ſah ich mich in den unzähligen Spiegeln und wunderte mich ſelbſt über mein ſchönes Anſehen. Die Schwäne brachten mir von Jasmin duftende Kleider von fremdartigem Schnitt, in deren Gebrauch ich mich nun ſo leicht fand, als wäre ich von Kind an an dieſe Tracht gewöhnt.

War aber meine Außenſeite verändert, ſo war es mein Inneres noch viel mehr. Der ganze Schuſterjunge war durch dieſes Bad aus meiner Perſönlichkeit herausgeſchwemmt; ich begriff ſelbſt nicht, wie ich zu den hohen Gedanken kam, die in den gewähltеſten Ausdrücken mir nur ſo von der Zunge floſſen.

Als ich der Spiegel nicht mehr bedurfte, rauſchte es rings um mich auf, und ich merkte nun erſt, daß die grünen Wände von den dichten Zweigen des Sambu gebildet waren, daß, was ich für die blaue Decke des Gemachs gehalten hatte, der blaue Himmel ſelbſt, und die Spiegel nichts andres als die ausgebreiteten Schwänze weißer Pfauen geweſen waren. Nun hoben mich die Schwäne abermals auf und brachten mich in einen herrlichen Hain voll von den lieblichſten Vögelgeſängen. Sie hatten mich kaum niedergeſetzt, als ich die ſchöne Jungfrau von einem goldnen Throne herabſteigen und mir entgegenkommen ſah. Sie war herrlich geſchmückt; ihr ſchönſter Schmuck aber war ein wahrhaft königlicher Anſtand neben dem ſchamhafteſten, mädchenhafteſten Weſen. Heil, ſagte ſie, indem ſie ſich entſchleierte und mich mit roten Aſokablumen überſtreute, Heil meinem Herrn! Dann faßte ſie mich bei der Hand und hieß mich, mich auf einen ebenfalls goldnen Thron ſetzen, der neben dem ihrigen ſtand. Teuerſter Prinz, fuhr ſie fort, von nun an ſehe ich euch für meinen Herrn und Gatten an, und alles, was ihr ſehet, dieſer große frucht und tierreiche Hain wie das Rubinſchloß mit ſeinen ſieben Höfen, alles, was ich beſitze, iſt euer Eigentum, wie ich ſelbſt es bin. Aber es iſt ſchon ſpät, und ihr werdet der Ruhe bedürfen. Sie klatſchte in die Hände, und von dem See her kamen die Schwäne, hoben uns auf und trugen uns in das Schloß, und zwar in das herrlichſte, heimlichſte Schlafgemach, das man ſich denken kann.

So ſchnell ich vorhin mich angekleidet hatte — wieviel ſchneller kleidete ich mich nun aus! Als wir beide das Lager beſtiegen hatten, ſchlug ich trunken von Seligkeit meine Arme um ſie. Wie erſtaunte ich, wie ſchmerzte es mich, als ſie meine Zärtlichkeit nicht allein nicht erwiderte, ſondern ſich mir entwand und ſich erhob — wie ich glauben mußte, um mich zu verlaſſen.

Nicht ſo, Prinz, ſprach ſie mit Ernſt. Wiſſet, daß ich Vaſanta bin, eine von den drei unglücklichen Prinzeſſinnen, die dem heiligen Cyavana mit Kuſagras in die Augen ſtachen. Da ich die letzte war, die es that, bin ich, obwohl zu Strafe, doch zu geringerer von ihm verdammt, als meine geliebteſten Schweſtern, dieſe ſo ärmſten und beklagenswerteſten Frauen, wie ſie die ſchönſten und beſten ſind. Dieſe Strafe beſteht darin, daß ich, ihnen nahe, dennoch ewig von ihnen getrennt bin. Nur der Liebe iſt es vergönnt, über dieſes Ungemach mich zu tröſten. Und zwar kann nur ein Goldenſonntagskind mein Gatte werden, da kein andrer weder mich noch mein Schloß und meine übrigen Beſitztümer gewahr werden kann. Jeder andre ſieht nur einen kleinen Sumpf, über den hinweg der Blick einen Ruhepunkt findet, eh er noch der Ruhe begehrt, und einen Ruhepunkt findet in dem unſchönen Hinterteil eines gemäſteten Engels auf der Höhe des Berges von der traurigen Geſtalt.*) Ihr ſeid ſolch ein Goldenſonntagskind, das mir Indra zugeſchickt hat. Ihr ſeid nun mein Gatte und Herr und könnet in ewiger Jugend und Schönheit bei mir wohnen, wenn ihr nur eins zu thun feſt gewillt ſeid. Dies eine iſt, daß ihr nie das Mal zu ſehen begehret, das ich auf meiner linken Hüfte trage. Wollet ihr mich nun ganz beſitzen, ſo ſchwöret mir, dies eine zu halten.

Ich ſchwur. Sie nahm mich hierauf, indem ſie vor Scham und Freude errötete, liebevoll in die Arme, küßte mich auf den Mund und ſagte mit dem ſüßeſten Tone: O halte deinen Schwur, mein liebes Herz, daß du mein bleibeſt, den ich mehr liebe als mich; ſowie du ihn brichſt, ſind wir ewig geſchieden.

---

*) Anſpielung auf das Gellertdenkmal auf dem Schneckenberge.

So führten wir nun ein Leben, in dem Sorge, Ärger und Gram Fremdlinge waren. Sie zeigte mir mit jedem Tage mehr Liebe; jeder Tag wies mir neue Reize an ihr. Weit entfernt, daß der ungeſtörte Beſitz Überdruß oder auch nur vorübergehendes Erkalten erzeugt hätte, wuchs unſre Seligkeit mit jedem Tage, ſie war ſo reich, daß ſie immer neu blieb; jeder letzte Kuß ſchien mir der ſüßeſte. So lebten wir, und ſo würden wir noch leben, wäre ich nicht der Elendeſte und der Haſſens und Verachtungswürdigſte unter allen Menſchen!

Einſt brachten wir, wie gewöhnlich, die ſchönſte tropiſche Nacht im Freien zu. Ich horchte den Geſängen des Kokila; Vaſanta ſah unverwandt zum geſtirnten Himmel auf. Plötzlich verbreitete ſich ein Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, ſchön, wie dieſe Züge ſelbſt, und ſie rief: Heil mir, daß die Zeit gekommen iſt, meinem lieben Herzen einen Wunſch zu erfüllen, wonach es lange geſchmachtet hat! Dann aber wiſchte eine ängſtliche Bläſſe das Lächeln vom Lotos ihres Antlitzes, und mit trauriger Stimme fuhr ſie fort: Wehe mir, daß die Stunde zu kommen droht, da ich die Sonne meines ſüßen Glückes zum letztenmale ſehen ſoll! Damit ergriff ſie beide meine Hände, ſenkte ihre Augen tief in die meinen und ſagte mit einer Stimme, die mir das Herz umwendete: Liebe Seele, brichſt du mir deinen Schwur, ſo ſind wir beide elend; du nur kurze Zeit, denn ihr Menſchen habt den mitleidigen Tod, ich aber ewig und ohne Ende.

Ich ſtürzte ihr zu Füßen und verſchwor mich bei allem, um ſie zu beruhigen, ich Unſeliger! Es gelang mir, wenn ſich das treueſte Herz der Erde nicht nur ſo ſtellte, als ſei ſie beruhigt, um mir nicht einen Augenblick zu verbittern, mir, der ich Unmenſch genug war, aus elendem, kindiſchem Fürwitz ſie und mich zu verderben.

Es begab ſich aber, daß der König von Schweden unerkannt nach Leipzig kam und einige Zeit ſich dort aufhielt. Abends pflegte er mit einem Kammerherrn um das Thor zu wandeln. Bei einem ſolchen Gange fiel ihm ein großer und prächtiger Palaſt auf dem Roßplatze auf. Er hatte nie ein ſchöneres Gebäude geſehen; dazu waren alle Fenſter des Palaſtes prächtig erleuchtet, Trompeten und Paukenſchall ſcholl feſtlich aus dem Palaſte weithin durch die Nacht. Elegante Wagen kamen von allen Seiten her angeraſſelt, prächtig gekleidete Herrſchaften ſtiegen heraus, und ſo oft einer vorfuhr, ſo oft ſprangen zwei Thore von köſtlicher Eiſenarbeit auf, und man ſah in einen unermeßlichen Raum mit ſo unzähligen Lichtern, daß mehr als Sonnenhelle herausdrang, und mit ſchönen Gruppen der herrlichſten fremden Blütenbäume aus allen Zonen in ſolchem Reichtum beſetzt, daß mit jeder Thüröffnung ein wahrer Strom der ſüßeſten Wohlgerüche herausquoll. Der König befahl ſeinem Begleiter, den erſten beſten, der aus dem Schloſſe kommen würde, nach ſeinem Beſitzer zu fragen und nach der Urſache des Feſtes, das er heute feiere. Es währte nicht lange, da ſchritt ein anſehnlicher Mann heraus; dieſen hielt der Kammerherr an, indem er ihn höflich bat, ſeine Neugier zu entſchuldigen. Mein Herr, entgegnete der Gefragte, was ich von dem Beſitzer des Schloſſes weiß, will ich Ihnen gerne mitteilen. Sie fragen nach der Urſache des Feſtes, das er giebt? Darauf kann ich Ihnen nur ſagen, daß er entweder jeden Tag ein Feſt giebt oder gar keins; denn ſo prächtig und laut wie heute iſt das Schloß jeden Tag, den Gott werden läßt. Daraus können Sie abnehmen, wie reich der Beſitzer des Palaſtes ſein muß. Betrachten Sie aber ſeine Gemahlin, ſo wiſſen Sie nicht, weshalb er mehr verdient, beneidet zu werden, um ſeine Reichtümer oder um die Schönheit, die Güte und den Geiſt ſeiner Frau. Man ſagt, daß er einer wunderlichen Grille zu Gefallen in der Welt umher reiſe. Er erwartet nämlich, daß irgend ein Fürſt ihn zum General mache, aber ohne daß er ſich darum auf irgend eine Art bemühen will. In dem Lande, wo er General wäre, würde er dann bleiben. Der Fürſt, der es wüßte und ſeinen Wunſch erfüllte, würde ſeinem Lande keinen geringen Vorteil dadurch verſchaffen, denn es iſt kein König, der mehr Aufwand machte, als der Beſitzer dieſes Palaſtes.

Dieſer, der Beſitzer dieſes Palaſtes, war ich nun ſelbſt, und meine Gemahlin hatte, ohne daß ich es wußte, alles angeordnet, daß es ſo kommen mußte, wie es kam.

Der König von Schweden fühlte eine unbezwingliche Luſt, den Beſitzer des Schloſſes und ſeine Gemahlin kennen zu lernen. Deshalb entſchloß er ſich kurz, mit ſeinem Kammerherrn ohne weiteres hineinzutreten. Sollte der Beſitzer des Schloſſes fragen, was ſie wünſchten, ſo ſollte der Kammerherr ſagen, ſie ſeien Fremde, die morgen mit dem früheſten abreiſen müßten; weil ſie nun ſo viel von der Schönheit des Schloſſes gehört hätten, ſo hätten ſie ſich mit eignen Augen davon überzeugen wollen, ſelbſt auf die Gefahr hin, unhöflich und zudringlich zu erſcheinen. Als ſie dies unter einander ausgemacht hatten, traten ſie auf das Thor zu und verwunderten ſich nicht wenig, daß die Thorflügel vor ihnen aufſprangen, als wären ſie erwartete Gäſte. Ihr Staunen wuchs, als auf der Treppe ich und meine Frau ihnen mit prächtigem Gefolge entgegenkamen und beide, den König und den Kammerherrn, auf die Weiſe bewillkommneten, wie es ihrem Range zukam.

Er konnte ſich kaum faſſen, und beſonders ſchien die Schönheit Vaſantas, die im ausgeſuchteſten modernen

Putze bei weitem alles überſtrahlte, was ein Auge irgend von weiblicher Schönheit und fürſtlichem Anſtand geſehen haben mag, ihn auf das angenehmſte zu überraſchen. Wir führten ihn durch viele Säle, deren jeder anders und ſchöner verziert war als der vorige, in den Speiſeſaal; meine Frau wies ihm und ſeinem Kammerherrn die erſten Plätze an, die für ſie aufgeſpart waren. Die Pracht des Saales und der Tafelausſchmückung, die Vortreffſlichkeit des Orcheſters, das den Gäſten unſichtbar war, die Delikateſſe der feinſten Speiſen und Weine, vor allem aber die geiſtreiche Unterhaltung meiner Frau bezauberten ihn ſo, daß, wie er endlich, von ſeinem Kammerherrn mehrmals erinnert, aufbrach, er ſeinen Rock aufknöpfte und den Guſtav-Waſaorden, den er über dem Unterkleide trug, herabnahm und ihn mir umhing, indem er ſagte: Einen Mann, den das Glück und die Natur bedacht haben wie Sie, können Könige nicht beſchenken. Nehmen Sie dies nur als einen Zoll der Dankbarkeit für den ſchönſten Abend, den ich bei Ihnen genießen durfte. Weil aber nach den alten Ordensgeſetzen dieſen Orden niemand tragen darf, der nicht Generalsrang hat, ſo müſſen Sie ſich ſchon gefallen laſſen, daß ich Sie hiermit zu meinem General der Infanterie ernenne.

So ſprach der König und ging, und am Thore, bis wohin wir ihn begleiteten, ſtand eine köſtliche Staatskaroſſe für ihn bereit, die ihn nach Hauſe brachte.

So war ich denn nun am Gipfel aller meiner Wünſche angelangt, Gatte des ſchönſten, beſten Weibes, und was zu ſein ich ſchon als Kind gewünſcht hatte, ſchwediſcher General: ich war der glücklichſte aller Menſchen, wie ich ſo bald darauf der unglücklichſte werden ſollte — durch meine eigne Schuld!

Es war ſchon am nächſten Morgen, daß das Unkraut des unſeligſten Fürwitzes in mir aufſchoß. Noch war ich im erſten Gefühl der Freude über den neueſten

Liebesbeweis meines Weibes, als ich ſchon mutwillig ihr ganzes Glück vernichten ſollte. Ich war munter und weidete meine Augen an der Schönheit meines Weibes, das noch feſt ſchlummerte. Ihr Köpfchen lag auf meinem linken Arm. Da kam mir der unſelige Gedanke: ſie liegt ſo, daß die kleinſte Bewegung dir das Mal zeigen könnte, das du nicht ſehen ſollſt. Der Gedanke dieſer Möglichkeit erregte mir ſo das Blut, daß ich meine Pulſe ſchlagen hörte. Ich rief alle meine Feſtigkeit zu Hilfe. Ich wünſchte, ſie möchte aufwachen und ſo den Kampf in mir enden. Und doch weckte ich ſie nicht, weil der Fürwitz in mir ſprach: Wer weiß, ob je die Gelegenheit dir wiederkommt, die du jetzt benutzen kannſt, ohne daß ſie es merkt, ohne daß irgend jemand es merkt; dabei ſah ich mich in dem Zimmer um, als wollte ich mich überzeugen, daß niemand mich das thun ſähe, was ich vorhatte. Immer ſchneller wechſelte das Für und Wider in meinen Gedanken, eine Art Wahnſinn kam über mich; ein krampfhafter, wie unwillkürlicher Zuck mit dem Finger, und — die ſchönſte Hüfte lag bloß, wie aus Marmor gehauen vor meinen Augen, die das bewegte Blut wie mit Nebel umhüllt hatte. Gerade auf der Mitte der Wölbung ward das Mal, einer Lotosblume ähnlich, ſichtbar, nur wie ein Erröten auf das zarteſte Weiß gehaucht. Eine eben ſo ſchnelle Bewegung verdeckte es wieder. Nun das Gelüſte befriedigt war, überfiel mich der entſetzlichſte Haß, die tiefſte Verachtung gegen mich ſelbſt. Sie ſeufzte in demſelben Augenblick im Schlafe auf, und ihr Antlitz erbleichte wie von tötlichem Schreck. Hatte ich eine Waffe in den Händen, ich erlebte den Augenblick nicht, in dem ſie die Augen öffnete und mich mit ſo ſchmerzlichem und doch vorwurfsloſem Blick anſah. Ich hatte meine Augen geſchloſſen vor Scham und hatte nicht den Mut, mich nur zu regen. Blinzend, indem ich mich ſtellte, als ſchliefe ich noch, ſah ich, wie ſie aufſtand und ſich anzog, in welcher Beſchäftigung ſie ſich tauſendmal unterbrach, um die Hände zu ringen. Ihr Antlitz war wie verſteinert, und vergebens bemühte ſie ſich zu weinen. Dazwiſchen ſank ſie mehrmal kraftlos auf das Bett zurück. Endlich war ſie fertig. Sie kam auf mich zu; indem ſie ſich über mich bog, kamen ihr die erſten Thränen und kamen in ſolcher Fülle, daß ſie mich wirklich in Thränen badete. Der Schmerz, der mir wie ein glühendes Eiſen durch die Seele ſengte, nahm mir die Beſinnung. Nur noch wie im Traume hörte ich, wie ſie in den ſüßſchmerzlichſten Worten von mir Abſchied nahm, wie ſie mir ſo liebevoll zuredete, mich zu faſſen, und dann wieder in lautes Schluchzen ausbrach; fühlte ich, wie ſie mich mit tauſend Küſſen und Thränen bedeckte, meine Hände und mein Geſicht unaufhörlich an Mund, Wangen, Augen und Buſen drückte.

Wie ich endlich wieder zu mir kam, war ſie verſchwunden ſamt dem Gemach und dem Bette; unfern des Schneckenberges glaubte ich in einem Buſche zu liegen. Eiseskälte rann ſtatt des Blutes durch meine Adern; von neuem floh mir die Beſinnung. Zum zweitenmal erwachend fand ich mich in einem ärmlichen Bette; die guten Leute, die mich umſtanden, hatten mich im bloßen Hemde als einen Fieberkranken im obern Park gefunden. — Und ſo bliebe mir denn weiter nichts zu melden, als daß ich endlich aus Verzweiflung unter die Litteraten gegangen bin. Die langen Haare trage ich, um den Mangel meines rechten Ohrläppchens zu verſtecken, das mein ſcheidendes Glück im Schmerzensſturme des Abſchiedes mir abbiß.

Alle Anweſenden bezeugten mit mir dem erſten Litteraten, wie er ſeine Erzählung mit einem tiefen Seufzer als Punktum geſchloſſen hatte, ihre Teilnahme und wandten ſich nun zu dem zweiten Litteraten, der alsbald folgendermaßen das Wort nahm.

Geſchichte des zweiten Litteraten

Vor allen Dingen muß ich Ihnen, ſo begann der Litteratus mit dem Pflaſter auf der rechten Wange, den Wunſch, den ich als Schneiderjunge that, als ich mit meinen beiden Leidensgefährten hinter den noch unbenutzten Buden ſaß, die uns eine Mauer waren gegen den möglichen Überfall eines unſrer Tyrannen, vor allen Dingen muß ich Ihnen dieſen Wunſch in das Gedächtnis zurückrufen, das große, ſchöne Haus zu beſitzen, dem ich gegenüberſaß, und mich einmal ſatt eſſen zu können in Pfefferkuchen.

Als ich jenen Tag nach Hauſe eilte, fürchtete ich das ärgſte von dem Grimm des Herrn Heidermann, der mir bei ähnlicher Gelegenheit ſchon gedroht hatte, mich fortzujagen, ſobald ich wieder meine Pflicht vergeſſen würde. Dieſen Tag ſollte das drohende Gewitter ohne Ausbruch über mir dahingehen. Herr Heidermann war ausgefahren und wollte erſt ſpät wieder zurückkommen. Sie müſſen wiſſen, daß mein Tyrann — was wahr iſt, muß man ſagen — der nobelſte Tailleur war, den man ſich denken kann. Er beſaß eine nette Equipage und mit einem Kollegen zuſammen einen Kutſcher, aus dem ſein Genie einen kleinen Hofſtaat zu machen wußte, da er ihn vermittelſt mehrerer Livreen bald als Kutſcher, bald als Reitknecht, bald als Jäger auftreten ließ. Dazu war er ein Patriot und Liberaler, voller Flamme gegen den Servilismus, und zwar einer aus der zahlreichſten Klaſſe der Liberalen, einer von denen, die, während ſie gegen Tyrannei deklamieren, Tyrannen ihrer Familie ſind und aller der Unſeligen, die von ihnen abhängen. In ſeiner äußern Erſcheinung war er Kavalier und Lebemann, wußte trotz einem Grafen durch die Naſe zu reden, wenn er den Marqueur rief, in Gebärden und Sprache war der große Kunſt ſein Muſter; was ſoll ich viel Worte machen? er war der Schneider des Jahrhunderts. Auch Madame Heidermann ſtand nicht im Geruche des Servilismus. Vor den Augen der Leute waren Herr Heidermann und Madame Heidermann das zärtlichſte Paar, woraus ich ſchon damals, beſaß ich mehr Erfahrung, hätte ſchließen müſſen, ſie ſeien ſich im Herzen ſpinnefeind.

Wie ich ſchon ſagte, war Herr Heidermann, als ich jenesmal zu ſpät nach Hauſe kam, ausgefahren. Dazu hatte den Studioſus, der uns gegenüber wohnte und zufällig immer etwas zu fragen und zu beſtellen hatte, wenn Herr Heidermann nicht zu Hauſe war, eben wieder ein ſolches Geſchäft herübergeführt. Da nun Madame Heidermann während ſeiner Anweſenheit beſonders guter Laune zu ſein pflegte, kam ich auch bei ihr heute ohne Strafe, ja ſelbſt ohne Strafrede durch.

Ich habe, ſagte der Studioſus Bellin zu Dame Heidermann, ich habe das Gedicht, das Sie zu dem morgenden Geburtstage Ihres Gemahles wünſchten, beſorgt. Schicken Sie nur zu Herrn Sterzing im Gewandgäßchen bei Herrn Reſtaurateur John und laſſen Sie das Gedicht holen, von dem ich mit ihm geſprochen habe, daß es eine Dame würde abholen laſſen.

Dies geſchah ſogleich, und zwar wurde der Auftrag mir. Um mein voriges Ausbleiben gut zu machen, eilte ich nun deſto mehr. Als ich mit dem Gedichte zurückkam, fand ich Herrn Bellin und Dame Heidermann über einem ausgezogenen Sekretärfach gebückt, worin ſie ſehr angelegentlich etwas zu ſuchen ſchienen. Sie fuhren wie erſchrocken auseinander, als ich hereintrat. Herr Bellin hob die Hand hoch auf, in der er eine Stange Siegellack hatte, und rief: Hier hab ichs. Iſt das Gedicht geſiegelt, daß er es für einen Brief halten muß, ſo wirds Herrn Heidermann eine doppelt angenehme Überraſchung verurſachen. Während Herr Bellin die Siegelung vornahm, verbat mir Dame Heidermann bei Strafe ſofortiger Entlaſſung mit Schimpf, Herrn Heidermann etwas davon zu ſagen, daß Herr Bellin in ſeiner Abweſenheit hier geweſen ſei, Siegellack mit geſucht und das Gedicht geſiegelt habe, weil ihm ſonſt, wie ſie ſagte, die Freude der Überraſchung verdorben werden würde. Herr Bellin empfahl ſich und ging.

Der merkwürdige Tag brach an, der der Welt den Heidermann gegeben, eben ſo heiter, als Herr Heidermann ſelbſt als Sonne des Hauſes im Oſten ſeines Schlafzimmers aufging. Der ſtolze Blick ſeiner Augen war gemildert durch eine ſanfte Rührung. So begegnete er mir, feſtlich in ſeine Kommunalgardiſtenuniform geknöpft, auf ſeinem erſten Wege zum Wohnzimmer. Um einen Zentner fühlte ich mein Herz leichter, als er mir im Vorbeiſchreiten lächelnd mit dem Finger gedroht hatte. Im Wohnzimmer, wohin ich ihm folgte, weil ich Zeuge der Überraſchung ſein wollte, die hier vorgehn ſollte, kam ihm Dame Heidermann mit ausgebreiteten Armen entgegen. Das Dienſtmädchen mußte das Pfand der ehelichen Liebe herbeibringen, bei deſſen Erblicken eine neue graziöſe Umarmung erfolgte, wobei Dame Heidermann über die Schulter des Herrn Gemahls einen Feuerblick nach Herrn Bellin hinüberwarf, der gegenüber in ſeinem Fenſter ſichtbar war, und Herr Heidermann mit der Hand des rechten Armes, den er in gefälliger Rundung um den Nacken ſeiner Frau gelegt hatte, dem Dienſtmädchen die pralle Wange kneipte. Dazu ſeufzten beide vor Wonne und Rührung dermaßen, daß erſt der Zuſchneider und dann die übrigen Geſellen, die der großen Szene zuſchauten, in ein lautes Weinen ausbrachen, in das aus Sympathie einzuſtimmen ich als eine weiche Seele mich nicht enthalten konnte. Madame Heidermann führte den König des Feſtes zu dem Tiſche, auf dem die Geſchenke ausgebreitet lagen, unter ihnen das verſiegelte Gedicht. Dies ergriff er, warf einen Blick auf ſeine Gattin, dann zum Himmel. Er erbrachs, entfaltete es, las laut einige Verſe und ſchrie auf, indem ſein Haar ſich ſträubte: Entſetzliches Weib, thuſt du mir das?

Wie er ſo, wie Karl Moor auf der Bühne, mit dem Oberleibe zurückgebogen die geballten Fäuſte weit vor ſich hinſtreckte, ließ ſich faſt zugleich ein unauslöſchliches Lachen und ein ſchmerzliches Weinen vernehmen. Das Lachen kam von Herrn Bellins Fenſter, das Weinen von Madame Heidermann, die mit Schmerz und Zorn erkannte, daß Herr Bellin ein Unwürdiger ſei und ihr Herz ſchändlich betrogen habe. Wie ich ſpäter erfuhr, hatte Bellin Herrn Sterzing, den er gut kannte, gebeten, eins von ſeinen ſchönen Schneiderliedern ſauber abgeſchrieben bereit zu halten, weil eine ſehr gebildete Dame, die dem Volkshumor ſehr zugethan wäre, es abholen laſſen würde. Eine tolle Laune hatte ihn getrieben, das Schneiderlied dem Feſteskönig in die Hand zu ſpielen. Herr Sterzing mußte glauben, ich ſei von jener Dame geſandt. Dies war die Urſache dieſes entſetzlichen Schneiderzornes, und ich ſollte ſein Opfer werden.

Madame Heidermann, das ärgſte fürchtend von dem Zorne des tyranniſchen Gatten, der noch immer ſprach- und bewegungslos, eine furchtbare Gewitterwolke, an dem Horizonte ſtand, deſſen Sonne er eben noch geweſen, rief ſchluchzend: Teuerſter Heidermann, holder Gatte, zürne nicht deinem unſchuldigen Weibe, das bis in den Tod dich liebt; an dem Irrtum iſt der Junge ſchuld, der das Gedicht zu deinem Preiſe beſtimmt holen ſollte und dieſes Unglückspapier gebracht hat.

Mehr brauchte es nicht, um Herrn Heidermanns ganze Wut auf mich Unſchuldigſten zu lenken. Wie ein Tiger ſtürzte er auf mich los. Entfloh ich nicht, ſo war es meine letzte Stunde. Ich hörte ihn noch, indem ich über die Gaſſe lief, wie er vor Wut brüllend

Spiegel, Gläſer und ſelbſt die Fenſter mittels einer großen Schere demolierte, die ihm unglücklicherweiſe gerade zur Hand gelegen hatte.

Ich war lange gelaufen, als ich meinen Schritt anhielt und zu überlegen begann, was nun zu thun ſei. Zu Herrn Heidermann zurückzukehren, dazu hätte mich keine Macht der Welt zwingen können. Wie ich zufällig aufſah, merkte ich, daß ich wieder vor dem Hauſe ſtand, deſſen Beſitz mein größter Wunſch war. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß auch das zarteſte Schneidergemüt immer Courage hat; einen Beleg dazu finden Sie, meine Herren, in dieſem Teil meiner Geſchichte. Jeder andre, jeder Nichtſchneider würde an meiner Stelle der Verzweiflung nahe geweſen ſein; ich hielt mein Haupt keck empor, ſchaute mich um und fragte das Schickſal: Welches von dieſen Häuſern haſt du für mich bauen laſſen?

Über dem Beſinnen, was ich thun ſollte, fiel mir ein Gerücht ein, das Magiſter Kauderer bei Herrn Heidermann erzählt hatte. Im Hotel de Baviere ſollte ſeit einiger Zeit eine Dame von ungeheuern Reichtümern logieren, von der es hieß, ſie ſei nach Leipzig gekommen, ſich einen Mann damit zu kaufen. Manche, Jung und Alt, waren von der Hoffnung angelockt, den Reichtum der Dame zu heiraten, zu ihr gekommen und hatten ſich ihr zum Gemahl angeboten. So lange die Dame den Schleier vorbehalten, hatte es gut gethan; ſowie ſie aber den Schleier gelüftet hatte, waren ſie, vom entſetzlichſten Grauen gepackt, davongelaufen und totkrank oder wahnſinnig geworden; denn ſtatt des ſchönen, blühenden Antlitzes, auf das man von ihrer Geſtalt und ihren ſchönen Händen ſchloß, hatte ſich ein grinſender Totenkopf gezeigt. Schneider haben immer Courage. Ich war wegen des Geburtstagsfeſtes im vollen Putz — ein junger Menſch muß alles verſuchen. Ich blies über meinen blauen Frack hin und — ich brauche es Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß ich den Weg nach der Petersſtraße einſchlug.

In den Thorweg des Hotel de Baviere kaum eingetreten, wurde ich von dem erſten Marqueur, deſſen ich anſichtig ward, noch ehe ich ein Wort geſprochen hatte, auf das artigſte gebeten, ihm zu der Dame zu folgen, die mich erwarte. So ſeltſam dies mir ſchien, ſo ging ich dennoch, ohne das mindeſte von Furcht oder Beſorgnis zu empfinden, dem Voranſchreitenden nach. Denn ich wußte, daß ich mein Glück machen würde, weil ich wußte, daß ich es recht wollte. Man kann, was man will, aber man muß wollen können. Hätte ich es immer gekonnt!

Der Marqueur öffnete und hieß mich eintreten. Wollte ich ſagen, daß meine Faſſung ſich völlig gleich geblieben wäre, ſo würde ich lügen. Die Halbdämmerung, die durch irgend eine künſtliche Art der Beleuchtung erzeugt hier herrſchte, konnte wohl den, den eben noch die Helle des natürlichen Tages umgeben hatte, überraſchen. Dazu war es ein ſeltſam grünliches Licht, das an den ſchwarz beſchlagenen Wänden ſpielte, durch deſſen Wirkung mir meine eignen Hände wie Totenhände vorkamen. Einige lange Minuten ſtand ich in Erwartung deſſen, was da kommen ſollte, allein. Es war eine ſolche Totenſtille, daß mir war, als hörte ich die Gewänder der Zeit vorbeirauſchen. Nun öffnete ſich ohne das mindeſte Geräuſch eine Thür, und herein trat, leiſe wie ein Geiſt, eine hohe, ſchöne Frauengeſtalt. Ein ſchwarzes Gewand umſchloß ihren Leib und bedeckte ſelbſt die Füße und folgte ihrem Schritt in dunkeln Wellen als Schleppe. Den obern Teil ihres Leibes, Geſicht und Schultern verhüllte ein ſchwarzer Schleier von ſolcher Dichtigkeit, daß weder Farbe noch Umriß durch ihn zum fremden Auge ſprach. Zwei weiße Hände von ſeltner Schönheit glichen zwei weißen Roſen auf einem Leichentuche. Eine tiefe Altſtimme von außerordentlicher Weichheit und Anmut, dabei von ſeltſam feierlichem Klang ließ ſich vernehmen, wie ſie mich als einen Bekannten, Längſterwarteten empfing und durch die Thür, aus der ich ſie eben hatte ſchreiten ſehen, in ein Gemach führte, deſſen Beleuchtung und Ausſchmückung noch weit ſchauriger war, als die in dem erſten. Die Wände waren ebenfalls ſchwarz tapeziert; darauf waren in gleichen Zwiſchenräumen Kiſſen gemalt wie von blutrotem Sammet, auf den die zwei Totenbeine, die ſich auf unſern Beinhausverzierungen unter einem Schädel kreuzen, in blendender Weiße glänzten. Man wunderte ſich, daß die Schädel fehlten. Eben das erinnerte aber an die Sage, daß die Dame ſtatt eines blühenden Mädchenkopfes einen ſolchen auf den Schultern trage. Ein Schneider hat immer Courage; nichtsdeſtoweniger fühlte ich Schauer auf Schauer in mir dahingleiten. Die Hand, in der ſie die meine hielt, ſchien mir regungslos glatt und kalt wie Marmor, dafür pulſierten meine eignen Fingerſpitzen; ich zitterte vor dem Augenblick, wo ſie den Schleier heben würde. So ſaß ſie ſtumm vor mir, ohne daß ich ihren Atem hörte oder aus der mindeſten Bewegung ihrer Schleierfalten und ihrer Buſenbedeckung hätte ſchließen können, daß ein lebendiges Herz unter ihnen ſchlage. Dazu ward es dunkler und dunkler und immer dunkler, die ſchwache Beleuchtung ſchien gänzlich verlöſchen zu wollen; der grünliche Schein ward immer grüner.

Endlich ſagte ſie, und ihre Stimme klang wie eine Totenglocke: Sie haben mich noch nicht geſehen; es iſt Zeit, daß Sie mich ſehen. Und ohne daß ſie ſich bewegte, wie von unſichtbaren Händen gezogen, fiel der Schleier zu beiden Seiten zurück — mich ſchüttelte es — ein bleicher weißer Schimmer — jetzt gilts, ſagte ich zu mir, indem ich entſchloſſen die Zähne zuſammenbiß; ſeis, was es wolle, ich mache mein Glück! Und mit feſtem Blicke ſchaute ich — plötzlich ward es tageshell — in das ſchönſte, blühendſte Mädchengeſicht, deſſen Züge von der lieblichſten Freude ſtrahlten.

Alle Götter mögen dich ſegnen, rief ſie aus, mein liebſter Freund, für deinen Mut! Alle, die bis jetzt um mich warben, alle ſahen in dieſer Dämmerung das Geſpenſt ihrer eignen Feigheit, das ſie zum Wahnſinn erſchreckte. Ich bin nun dein mit allem, was ich beſitze, ſelig, das Eigentum eines Mannes zu ſein. Doch ſchwöre mir, eh ich dein Weib werde, daß du nie an einem Montage mich beſuchen willſt oder forſchen, was ich an dieſem Tage treibe. Brichſt du den Schwur, ſo iſt dein Glück und das meine für ewig dahin.

Ich ſchwur, und ſie nahm mich in die Arme, indem ſie mich liebevoll küßte; dabei fiel ihr langes, gelbes Haar um uns beide und deckte die Umfangenen bis auf die Füße, wie eine goldſtoffene Decke. Sie klatſchte in die Hände, da traten zwanzig ſchöne Jungfrauen herein, alle mit blondem Haar und von hohem, ſchlankem Wuchſe, ihnen folgten zwanzig zierliche Pagen und ebenſoviel Ritter in ſchimmernden Schuppenharniſchen.

Wiſſe, ſagte ſie zu mir, daß ich Hildeswind bin, die Tochter Herrn Dietrichs von Berne; und zu jenen gewandt ſprach die Prinzeſſin: Hier ſehet ihn, der nun mein und euer Herr geworden iſt.

Ich war erſtaunt; die Prinzeſſin ſagte lächelnd, indem ſie mich an das nächſte hohe Spitzfenſter des gotiſchen Saales führte: All dieſe Burgen, die du dieſe Waldberge krönen ſiehſt, gehören dir; bis wo der blaue Himmelsbogen ſich müde auf die fernen Gebirge ſtützt, dehnt ſich das Reich Dietrichs von Berne, deſſen König du nun biſt. Tauſende von Menſchen, Sklaven des Tyrannen Gold, ſehen von dieſen Herrlichkeiten nichts; ihnen iſt dieſe Gegend flach, wie ſie ſelbſt ſind. Darauf ſehen ſie eine bunte Maſſe von Häuſern, in denen man mit Kaffee handeln kann und mit Büchern und

Papieren; das nennen ſie Leipzig und bilden ſich viel darauf ein.

Ich muß ſagen, daß mich dieſe Rede faſt verdroß. Ich bin ein geborner Leipziger und habe, wie alle meine Mitbürger, und mit Recht, eine große Verehrung für meine Vaterſtadt. Wer aber kann über ſolche Worte zürnen, wenn ſie von den ſchönſten, friſcheſten Lippen kommen, von Lippen, die ihn ſo liebevoll geküßt, von Lippen, die nur erſt geſprochen: Ich und all mein Land, wir ſind von nun an dein? Und gegen das alles brauchte ich nichts in die Wage zu legen, als je nach ſechs Tagen des Vergnügens einen Tag der Entſagung, einen Tag, der mir ohnedies nicht Langeweile bringen konnte, da es der luſtige blaue Montag war.

Der luſtige blaue Montag — mir raubte er die Luſt meines Lebens.

O Schändlichſter! Heute erfüllt das beſte Weib deinen heißeſten Wunſch, und morgen ſchon dankſt du ihr mit Verrat! Ach! ſie ahnte nichts von ihrem und meinem, alſo umſo mehr ihrem Unglück, als ſie mir das Tuch von den Augen nahm und über mein Erſtaunen lachte, die Hände zuſammenſchlug und wieder lachte wie ein frohes Kind, indem ſie zehnmal wiederholte: Siehſt du, was der heilige Chriſt meinem Kinde beſchert? Siehſt du, was der heilige Chriſt meinem Kinde beſchert?

Vor mir aber ſtand mit unzähligen brennenden Weihnachtslichtern beſteckt jenes große ſchöne Haus, das ich als Kind ſchon zu beſitzen gewünſcht hatte. An der Faſſade des Hauſes waren die herrlichſten Zieraten angebracht, und zwar, wie ich bald ſah und roch, von dem gewürzigſten Pfefferkuchenteig, von Mandeln ſtrotzend und Zitronat. Einen großen Pfefferkuchen gab ſie mir zum Koſten Wie ich ihn breche, um ihn mit ihr zu teilen, habe ich den Schlüſſel zu dem

Hauſe in der Hand; der Pfefferkuchen war in den Kaufbrief geſchlagen. —

Hier geriet der zweite Litterat in große Bewegung. Wiederholt ſchlug er ſich mit den Fäuſten vor die Stirn, indem er mit kläglichem Tone rief: Und all dies Glück mußteſt du ſtören! Du ſelbſt! Was du durch Mannesmut errungen, mußteſt du durch die erbärmlichſte, kindiſchſte Leichtgläubigkeit verlieren! Ach mir ſelbſt ſcheint es jetzt unglaublich! Blauer Montag! Blauer Montag! Was für ein ſchwarzer Fleck biſt du in meiner Geſchichte!

Mußteſt du Unſeliger, fuhr der zweite Litterat fort, mußteſt du Unſeliger in den drei Mohren vier Gläſer Grog trinken? Daß du dem, der innen ſchwärzer iſt, als drei Mohren zuſammengenommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in ſeinem ſchwarzen Herzen um alles dieſes dich beneidete, erzählen konnteſt, wie du dazu gekommen warſt? Mußteſt du ſeine Einflüſterungen anhören? Mußteſt du ihm nicht bei dem erſten zweideutigen Worte, das deine Frau betraf, eine ſtechen? Beim zweiten ihn maſſakrieren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutſcher auf die Pferde ſchlagen muß, ſo ſchlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; ſo ſtürze ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; ſo zertrümmre ich die Thüre zu ihrem Zimmer in meiner Wut; ſo — Gott im Himmel! wie ſchnell kam mir die Beſinnung zurück, da ich nun beſchämt vor ihr ſtand, die erſtaunt, dann ſchmerzlich zürnend zu mir aufſah! Gott im Himmel! wie ſtrich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie ſie von dem Sofa aufſtand und jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen ausrief: So ſeis Gott geklagt, wie du mir lohnſt für meine Liebe! So ſeis Gott geklagt, wie du mich ſtürzeſt in die Tiefe des Jammers!

So ſeis Gott geklagt, wie du mich zwingſt, dich unglücklich zu ſehen! So ſeis Gott geklagt, wie du mich zwingſt, dich zu laſſen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen Mond, einen Tag, eine Stunde nur, um mich deiner noch zu freuen und dich zu tröſten. Ich habe dir die Größe meiner Liebe nicht gezeigt, da du noch mein warſt; das kränkt mich ewig, da es nun zu ſpät iſt. O zeige jeder dem Freunde ſeine ganze Liebe, jeden Augenblick kann das Schickſal euch trennen, und dann bereut ihrs zu ſpät!

So klagte ſie, indem ſie mich, der ich vor Schmerz keines Wortes mächtig war, hundertmal an ſich drückte, immer heftiger, und mich endlich in die rechte Wange biß. Der Schmerz drang durch alle meine Glieder; ich verlor das Bewußtſein. O wäre mirs nie wiedergekehrt! Als ich erwachte, war mir nichts geblieben, als die Laſt peinigender Selbſtvorwürfe. Die Bißwunde in meiner Wange hier unter dem Pflaſter hat ſo wenig heilen wollen, als die Wunden in meinem Herzen. Ich wurde ſpäter Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann in Leipzig; da ich ſeine Kinder das Vaterunſer lehrte, ſagte er: Meine Kinder ſollen keine Katholiken werden! und dankte mich ab. Die alte Deſperation und der neue Ärger wirkten zuſammen, und ſo ging auch ich unter die Litteraten.

So endete der zweite Litterat, wie der erſte gethan hatte, mit einem tiefen Seufzer. Und mit einem tiefen Seufzer begann ſeine Geſchichte der dritte.

Geſchichte des dritten Litteraten

Ich bin, wie ihr wißt, an zehn Jahre jünger als ihr, meine Jugend- und Leidensgenoſſen, mit denen mich an jenem verhängnisvollen Tage derſelbe Schlag traf. Ich beginne aber meine Geſchichte von einer frühern Zeit, von jener Zeit, wo ich von dem Totenbette meiner armen Pflegemutter in die Welt hinaus mußte. Ich wußte nur meinen Schmerz, bis der Hunger mich lehrte, auf dieſer Welt gelte es nicht, Vergangnes zu beklagen; hier gelte es, in die Gegenwart ſich zu ſchicken und dem Zukünftigen zu begegnen. Ach, für mich gabs kein ander Mittel, nicht Hungers zu ſterben, als das Betteln. So lange meine Pflegemutter lebte, hatte ich, ſo arm ſie war, nie betteln müſſen. Kein Wunder, daß ich den Mut dazu nicht finden konnte. In der kleinen Fleiſchergaſſe in der weltberühmten Stadt Leipzig geſchahs, daß auf einmal ein Stimmchen neben mir ſich vernehmen ließ: Madame Müller! Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie fragen, ob Sie morgen, wenns ſchön wäre, mit betteln gingen? Komm herauf, ſagte eine ältliche Dame, die zu einem Dachfenſter herausſah, komm herauf und bringe den Kleinen mit, der da neben dir ſteht. Das Kind, ein kleines Mädchen, nahm mich bei der Hand, und ich, der ich nichts zu verſäumen hatte, folgte ihr willig und gern.

Sehn Sie nur, ſagte die Dame, indem wir in ein ärmliches Stübchen traten, das in ſeiner Art elegant genannt werden konnte, ſehn Sie nur einmal, werteſter Herr Magiſter Kauderer, dieſen kleinen blonden Krauskopf. Aus ſeinen großen blauen Augen ſpricht viel Talent; freilich müßten die roten Backen wegfallen. Wenn er, wie mein geübter Blick mir ſagt, herren- und heimatslos iſt, könnte ich mich entſchließen, ihn an der Stelle meines freundlichen Adelbert zu behalten, den der Tod mir aus den Armen riß, die ihm mütterliche geworden waren.

Und wirklich trat ich, nachdem ein Examen die Schärfe ihres Kennerauges belegt hatte, an jenes Adelbert Stelle. Wie heißeſt du? fragte Madame Müller. Jakob? Der Name klingt nicht, rührt nicht; er iſt einer von jenen gleichgiltigen Namen; von nun heißeſt du Theodor, mein Kind. Sieh, das iſt Belcolore, dies

Ghismonda, dieſe kleine Roſaurabella, talentvolle Anfängerinnen; die ſind nun deine Schweſtern. Nach dieſem feierlichen Aktus fuhr Magiſter Kauderer fort, wo unſer Eintreten ihn im Vorleſen des Sächſiſchen Trompeters geſtört hatte. Und zwar las er zunächſt von einem Paſcha mit drei Roßſchweifen, deſſen Namen er, ſo oft er vorkam, mit ſolchem Reſpekt ausſprach, daß von dieſem Augenblick an der Wunſch in mir lebendig wurde, ein Paſcha von drei Roßſchweifen zu ſein, der mich ſpäter nie wieder verlaſſen hat.

Dame Müller widmete mir einen großen Teil ihrer Zeit. Sie war ungemein von ihrer Kunſt eingenommen und ſuchte auch ihren Zöglingen dieſe Liebe beizubringen. Vormittags übte ſie uns in der Theorie, das heißt: wir mußten rührende Geſchichten erſinnen, wobei ſie durchaus nicht auf äußerſte Wahrſcheinlichkeit drang. Denn ſie ſagte: Ich kenne tauſend Damen, darunter die feinſten, die im Theater oder beim Roman über die unwahrſcheinlichſten Leidensſituationen in Thränen zerfließen und beim wirklichen Elend kalt vorübergehn können. Es iſt alſo nicht die Sache an ſich ſelbſt, die die Wirkung thut, ſondern allein die Behandlung. Das weibliche Herz — und dieſes kommt bei unſrer Kunſt vornehmlich in Betracht, da die Männer leichter geben als die Frauen, und meiſt, ohne daß man Kunſt anwenden müßte — das weibliche Herz iſt ſo zart, daß das wirkliche Elend es nicht rührt, ſondern beleidigt in ſeiner rohen, nicht durch Kunſt gemilderten Erſcheinung. Und daher, eben von dieſer Geiſtigkeit, dieſer Zartheit kommt es, daß das weibliche Herz ſich öfter vor dieſen Eindrücken verſchließt, nicht aber von einer gewiſſen innerlichen Kälte, wie jene Weiberfeinde behaupten, die da annehmen, die Frauen beſäßen nur Phantaſie, aber kein Gemüt.

Doch ich komme von dieſen Äußerungen der Madame Müller, die wenigſtens beweiſen können, daß ſie eine gebildete und denkende Künſtlerin war, wieder zu meiner Geſchichte ſelbſt. Vormittags alſo wurden rührende Situationen erfunden und in Szene geſetzt, das heißt: die nötigen Zuthaten von Geſtikulation, Blicken, Seufzern, Thränen und dergleichen hinzugefügt. Der Nachmittag gehörte der Praxis. Meine Pflegeſchweſtern gingen ſchon ihre eignen Wege; ich aber mußte, nachdem mein zu geſunder Teint durch Faſten etwas gemildert war, mit der Madame gehn. Da galt ich denn bei kinderloſen Frauen für eine Waiſe, die Madame Müller angenommen habe, weil ihr der Himmel die Erfüllung des heißeſten Wunſches, ein eignes zu haben, verſagt habe. Bei Damen, die mit ihren Gatten im Zwiſt lebten, war ich das Kind eines rohen Menſchen, der ſie, meine Mutter, und mich im Trunke zu töten gedroht, weil er uns nicht mehr ernähren könnte, und dergleichen. Sehr ſtolze Damen bat ſie zu Gevatter und verſicherte ſo lange, nicht Eigennutz, ſondern außerordentliche Verehrung vor ihnen ſei die Urſache, bis die gebotene Ablöſungsſumme ihr genügte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie ſie aus der Geſchichte derjenigen ſelbſt, die ſie um Hilfe anſprach, das Hauptmotiv der Geſchichte nahm, die ſie als die ihre erzählte. Dies fiel ihr leicht, da ſie die Dienſtmädchen, denen ſie die Karte ſchlug, oder die Kunden der Leihbibliothek von Ritter, Räuber und Geiſtergeſchichten waren, die Madame Müller nebenbei hielt, auf die pfiffigſte Weiſe auszuhorchen und für ſich zu ſtimmen wußte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie ſie hier die Farben ihrer Schilderung nur hinhauchte, dort wieder mit markigem Pinſel auftrug, hier einen einzigen halbverhaltenen Seufzer ſpielen ließ, dort eine ganze Sündflut von Thränen bereit hatte, je nachdem ſie wußte, was die Nerven der beſtürmten Damen aushielten. Das einzige, was öfter unverändert wiederkehrte, war der

Refrain: Unſereins iſt ſchlimmer dran wie ein Bettler; man leidet im ſtillen.

Der Wohlthätigkeitsſinn der Leipziger iſt bekannt; einer ſolchen Künſtlerin konnte es nicht fehlen.

So lange ich mich als Appendix der Madame Müller paſſiv verhalten konnte, that es gut; wie ich mich auf eignen Füßen bewegen ſollte, zeigte ſich bald meine gänzliche Unfähigkeit. Dazu kam, daß, nachdem ich einigermaßen an das Faſten gewöhnt war, meine Geſichtsfarbe wiederkehrte und mein ganzes Anſehen immer weniger zu meinem Berufe paßte. Sie pflegte mich hungern zu laſſen oder körperlich zu züchtigen, wenn die Gaben, die ihr jene Geſchichten einbrachten, ihr zu gering ſchienen. Das hatte im Anfang die von ihr wohlberechnete Folge, daß, während ſie ihre Dichtungen vortrug, das Vorgefühl meines nahenden Ungemachs mir bittre Thränen erpreßte, wodurch ihre Bemühungen ſehr gefördert wurden. Mit der Zeit aber wurde ich fühllos, und weder das Vorgefühl noch das Ungemach ſelbſt vermochten mehr, mich aus meiner apathiſchen Gleichgiltigkeit zu ſcheuchen. Dame Müller hatte alſo Gründe genug, mit mir unzufrieden zu ſein.

So ſtand ich um die Zeit, als ich euch kennen lernte, deren Unglücksgenoſſe ich ſpäter noch einmal zu werden beſtimmt war, unter derſelben oder noch ſchlimmern Tyrannei wie ihr. Und unſer Träumen und gänzliches Vergeſſen der Außenwelt an jenem Frühlingsnachmittag verurſachte auch in meiner Geſchichte eine Kataſtrophe. Madame Müller empfing mich nicht mit thätlichen Bezeigungen ihrer Unzufriedenheit, wie ich gefürchtet hatte, ſondern richtete mit dem feierlichen Ernſte, den ſie ſo ſehr in ihrer Gewalt hatte, etwa folgende Rede an mich: Lieber Theodor, ich halte es für meine Pflicht, ein ernſtes Wort mit dir zu reden, ein Wort, deſſen Notwendigkeit mich ſo ſehr kränkt, als es dich nur irgend kränken kann, ein Wort, das ich nicht mehr verſchieben darf, wenn ich die Verſicherungen der mütterlichen Fürſorge, die ich dir oft gethan, nicht Lügen ſtrafen will. Lieber Theodor, das Schrecklichſte, was dem Menſchen begegnen kann, iſt, wenn er ſich ſagen muß: Du haſt deine Beſtimmung verfehlt; um ſo ſchrecklicher, je weiter er über das Alter hinaus iſt, in dem man noch hoffen darf, mit Erfolg einen neuen Lebensweg einſchlagen zu können. Noch biſt du nicht über dieſes Alter hinaus. Lieber Theodor, es kränkt mich, deine jugendliche Eitelkeit ſo zerſchmettern zu müſſen, wie ich doch muß, aber ich muß dir ſagen: Du haſt kein Talent zu der Kunſt. Mit der rotbäckigen ſtumpfen Behaglichkeit, mit der du mir eben zuhörſt, als ginge die Sache dich gar nichts an, wirſt du nimmer zu der Objektivität der Darſtellung hindurchdringen. Es giebt, wie du weißt, viele gute Menſchen in Leipzig. Du biſt nicht häßlich und haſt etwas Wackres in deinem Anſehen; vielleicht nimmt einer oder der andre dich als Laufjungen in den Dienſt. Hältſt du dich gut, kannſt du mit der Zeit Markthelfer oder Hausknecht werden, am Ende deiner Lebensperſpektive ſteht vielleicht, wer kann es wiſſen? eine bürgerliche Nahrung. Unſre Nachbarn, der Schuhmacher Fintlein und der Schneider Heidermann, ſind beide willens, ihre derzeitigen Laufjungen fortzujagen. Es käme nun darauf an, was du werden möchteſt, Schuſterjunge oder Schneiderjunge —

Ich hatte ſehr aufmerkſam zugehört, ſo wenig ich auch den größten Teil ihrer Rede verſtand. Ach, Madame Müller, ſagte ich in meiner Unſchuld, Schuſterjunge mag ich nicht werden, Schneiderjunge auch nicht, aber ein Paſcha von drei Roßſchweifen möcht ich werden!

So ſagte ich. Ich weiß nun nicht, glaubte Madame Müller wirklich, ich hätte ſie verhöhnen wollen, oder war ſie der Gelegenheit froh, auf dieſe Weiſe mich los zu werden: Nein, rief ſie, indem ſie mich zornesrot am Arm ergriff und aus der Thür warf, die ſie hinter mir verſchloß; eine ſolche Schlange will ich nicht länger an meinem Buſen wärmen. Komm mir nie wieder vor meine Augen, undankbare Kreatur!

Lange ſtand ich weinend vor der Thüre; ſie öffnete ſich mir nicht wieder. Weinend ſtolperte ich die vier Treppen hinab. Wie ich aus dem Hausthor ging, kam mir erſt recht das Gefühl meiner nunmehrigen Verlaſſenheit; ich rang meine Hände und ſchrie, indem ich bitterlich weinte, unaufhörlich: Ach, Madame Müller! Ach, Madame Müller! Ich will ja gewiß kein Paſcha mit drei Roßſchweifen werden; behalten Sie mich doch nur!

Während ich dieſe Worte unter den ſchmerzlichſten Thränen wiederholte, kam wie eine gute Fee Madame Flötenſpiel die Gaſſe daher. Nachdem ſie mich nach ihrer gutmütigen, lebhaften Art über die Urſache meines ſchmerzlichen Gebärdens ausgefragt hatte, wobei ſie an meinem blonden Kraushaar zupfte und mit der flachen Hand mir auf die Backen ſchlug, indem ſie bald über mein Elend zu Thränen gerührt war, bald über meine naiven Ausdrücke ſich tot lachen wollte, ſagte ſie: Laß gut ſein, Krausköpfchen, und weine mir nicht deine muntern, blauen Augen krank; ich will für dich ſorgen, und wirſt du ſo, wie dein Ausſehen verſpricht, wer weiß, was dann geſchehen kann. In zwölf Jahren ändert ſich gar manches.

Sie nahm mich mit ſich nach Hauſe. Herr Nauplius, denn ſo hieß ihr damaliger Gatte, wohl dreimal ſo alt als ſie, ſchien nicht ſehr zufrieden mit dieſem Zuwachs der Familie; aber ſie verſtand ihn ſo für mich zu gewinnen, daß er allmählich eine wirkliche Zuneigung zu mir zu faſſen ſchien. So ſchlecht es mir ſonſt gegangen war, ſo gut ging es mir jetzt. Die beſten Biſſen wußte Madame Flötenſpiel — laſſen Sie mich meine Wohlthäterin bei ihrem jetzigen Namen nennen — mir zuzuwenden. Und ebenſo mütterlich ſorgte ſie für mein geiſtiges Teil. Ich lernte leſen, ſchreiben, rechnen, franzöſiſch, engliſch, und lernte um ſo fleißiger, je mehr ich merkte, welch Vergnügen ich meiner Wohlthäterin dadurch bereitete. Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, gab mich Madame Flötenſpiel bei Herrn Entenfraß, einem Kaufherrn in der Petersſtraße, in die Lehre. Ich kann den wunderſamen Eindruck, den mein Herr Prinzipal, als ich ihn zum erſtenmale ſah, auf mich machte, nicht vergeſſen. Acht Kommis beſorgten den Verkauf. Herr Entenfraß, ein ziemlich unterſetzter, jedoch ungemein beweglicher Mann, ſchien zwecklos dazwiſchen in dem Gewölbe umherzuſteigen. Mit einer gewiſſen faſt ängſtlichen Unruhe, die ſich in beſtändigem Achſelzucken ausſprach, ſchob er den grünen Augenſchirm, den er immer trug, bald auf dieſe bald auf jene Seite. Dabei rief er von Zeit zu Zeit mit gellender Stimme: Nummer eins de el em, Nummer zwei de el em und geſtikulierte auf das ſeltſamſte mit dem rechten Arm, deſſen Hand mit einer Elle bewaffnet war. Die Bedeutung dieſes Treibens blieb mir, ſo lange ich Lehrling war, ein Rätſel. An dem Tage, mit dem meine Lehrzeit ablief, rief der jüngſte Kommis mich in das Kontor, wo ich Herrn Entenfraß ſamt ſeinen übrigen Leuten in einer magiſchen Dämmerung antraf. Es war eines Sonntags unter der Kirche. Die Fenſterladen waren geſchloſſen, und das myſtiſche Helldunkel rührte von der einſiedleriſchen Flamme einer Kontorlampe her. Herr Entenfraß begrüßte mich, indem er die Elle, die er in der rechten Hand als Kommandoſtab zu führen gewohnt war, vor mir ſenkte, eine Ehrenbezeugung, die mir bis dahin noch nie zu teil geworden war. Rings um Herrn Entenfraß ſtanden die acht

Kommis in feierlichem Schweigen, die Markthelfer hinter ihnen.

Da Herr Fiſcher, ſo begann Herr Entenfraß zu reden, unſre bisherige Nummer eins, uns verläßt, wird Herr Schmidt, unſre ſeitherige Nummer zwei, in die eins vorrücken, die bisherige Nummer drei in die zwei und ſo fort. Und du, Theodor, wirſt als Nummer acht in die Reihe dieſer würdigen Männer eintreten. Und ſo wäre denn die Zeit, das ernſte Geheimnis des De el em dir aufzuſchließen. Es giebt, werteſte nunmehrige Nummer acht, es giebt Menſchen, deren ganzes Streben dahin geht, mit Kaufleuten und Wirten wider den Willen dieſer in Gütergemeinſchaft zu treten. Dazu giebt es zwei Wege: den Weg des Borgens, ohne den Willen zu bezahlen, und den Weg des unmittelbaren Beſitznehmens von einer Sache wider nicht allein den Willen, ſondern auch wider das Wiſſen des bisherigen Beſitzers. Beide Richtungen zählen in unſerm Leipzig viele Anhänger. Und namentlich vor der zweiten mich zu wahren, iſt mein Geſchäft; während meine Kommis verkaufen, die Phyſiognomien und Gebärden der oft nur vorgeblichen Kunden zu ſtudieren. Finde ich etwas Verdächtiges, ſo warne ich die betreffende Nummer durch das ſo unbefangene und doch ſo vielſagende De el em — die Anfangsbuchſtaben der drei Worte: das Luder mauſt! Und nun noch einiges Beherzigenswerte über den Stand, dem du angehörſt. Ein altes Sprichwort ſagt: Lieber zehn Neider als einen Mitleider. So laſſet uns froh ſein! Zeigt ſich der Neid im Verkleinern ſeines Gegenſtandes, in der Bemühung, ihn lächerlich zu machen, ſo fehlt es unſerm Stande nicht an Neidern. Wie viel Spottnamen hat der Neid andrer Stände für uns erfunden! Oder glaubt er, erfunden zu haben! Denn wir würden, wenn wir ſie betrachten wollten, finden, daß wir ſolchen Spott uns leicht gefallen laſſen können, indem er nichts als eine

Anerkennung iſt, die ſich im Ärger, daß ſie ſich nicht verleugnen kann, ſtellen will, als ſei ſie Spott. So nennt man uns zuweilen Induſtrieritter. Sind wir es nicht? Wo liegt das Beſchimpfende? Ich kann es in dem Worte nicht finden. Hat man es im Ärger darüber erfunden, daß wir es ſchneller dahin bringen, wie andre, Pferde kaufen zu können zu unſerm Vergnügen und auf dieſe Weiſe beritten zu werden? Wer belegt uns hauptſächlich mit dieſem Namen? Die ſogenannte gelehrte Kaſte, in unſerm Sinne oft: die geleerte. Was anders treiben denn aber ſie ſelbſt, als Induſtrie? Der eine verkauft ſeine Überzeugung der Kirche oder dem Staate gegen eine jährliche Rente und macht in Aberglauben; der andre marktet mit dem Rechte, der dritte verkauft ſeine Gifte für Geld und arbeitet für den Totengräber, der vierte macht in Syllogismen. Induſtrie iſt alſo auch ihre Göttin; aber Ritter ſind ſie nicht. Wir ſind noch ein Echo jener fahrenden Ritter; während jene gähnend hinter dem Ofen hocken, bieten wir die mutige Bruſt den Winden, den Waſſern des Himmels und den Saugſtacheln hungriger Gaſtwirte auf der Reiſe. Während ſie, was die Zeit in ihrem Fortſchreiten bereits zertreten hat, zu traurigem Scheinleben wieder aufzubrüten ſich mühen, werfen unſre rüſtigen Hände die Weberſchiffchen von Land zu Land, von Meer zu Meer und weben dem neuen Geiſte ein neues Gewand, ziehen wir der Erde den Ringpanzer der Eiſenbahnen an zum Todeskampfe mit tauſendjährigem Dunkel. Wir wiegen und nähren den jungen Geiſt eines neuen kräftigen Lebens auf unſern thätigen Armen, der, ein junger Herkules, noch in der Wiege die Schlangen Despotie und Geiſteszwang zerdrücken wird. Und ſo ſchlage ich denn dich, gegenwärtigen Theodor Eſpe, zu ſolchem Ritter! Theodor, du warſt bis heute Lehrling; Herr Eſpe, von nun an ſind Sie Kommis!

Herr Entenfraß zitterte vor Begeiſterung, als er mit der Elle meine Schulter berührte. Es war ein feierlicher Augenblick.

Die nächſten Jahre bieten meiner Geſchichte nichts, als daß ich von Nummer acht zu Nummer eins emporſtieg. Madame Flötenſpiel konnte ihre wachſende Neigung zu mir nicht bergen, und es war kein Zweifel, daß ich, ſowie Herr Nauplius, der bereits vor Schwindſucht in ſeiner eignen Haut wie in einem Burnus einherging, das Zeitliche ſegnete, der Mitbeſitzer ihres bedeutenden Vermögens werden würde. Nicht vergeſſen darf ich, daß ich in dieſer Zeit für acht gute Groſchen zu Mittag aß, beſtändig das Eleganteſte auf dem Leibe trug, vier Dutzend der feinſten Hemden von ſchleſiſcher Leinwand beſaß, daß ich Konzerte und Theater beſuchte, über alles ſprechen konnte, daß ich die Ritterpflicht nie verſäumte, wenn ich mit meiner Prinzipalin und ihren Töchtern in einem Kaffeegarten oder auf einem Balle zufällig zuſammenkam, ſie auf das galanteſte zu unterhalten. Sie waren ſtolz auf mich und konnten es ſein, denn Urteile wie: Schiller führt uns aus uns heraus, Goethe führt uns in uns hinein, was man auch umgekehrt ſagen kann; Redensarten und Ausdrücke, wie objektiv und ſubjektiv, abſolut und relativ, Sauerſtoff, Stickſtoff, Waſſerſtoff, Kohlenſtoff, die höhere Ironie und dergleichen haſchten ſich auf meinen Lippen. Dabei ſchwärmte ich für die Menſchheit wie Marquis Poſa, und wo zum beſten Armer, Abgebrannter und dergleichen getanzt oder Konzert gehört wurde, da war ich nicht der letzte und ſchonte weder Füße noch Ohren. Dieſes Schwärmen gab mir etwas Intereſſantes, Schmachtendes, vornehm Abgeſtandnes; dazu die unendliche Beſcheidenheit, die ich immer beſaß und noch beſitze — kurz: ich war der liebenswürdigſte und vollkommenſte Jüngling, den das Königreich Sachſen ſeit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Eines Tages — es war in der Oſtermeſſe — trat eine ſchlanke, ſchöne Dame in perſiſcher Tracht in Herrn Entenfraßens Gewölbe. Sie wandte ſich an mich; ich mußte ihr das zeigen und jenes. Sie ließ, was ſie kaufen wollte, beiſeite legen und gab es ihren Begleitern, einem ſchwarzen Sklaven und einer weißen Sklavin, die es nach Hauſe bringen ſollten. Dann nahm ſie den Schleier ab, verbeugte ſich und verließ mit ihren Domeſtiken das Gewölbe. Wie vom Blitz getroffen ſtand ich da. Solche Schönheit hatte ich nie geſehen, nie geahnt. Mit niegefühlter Wonne durchſchauerte mich ihr Lächeln. Ich ſah die blendend weiße Stirn mit den dunkelſchwarzen Bogen der Brauen, die feinſte Adlernaſe zwiſchen zwei dunkeln Sonnen, den ſchmalen, zarten Mund, das lieblich gerundete Kinn, den vollen und doch ſo zierlichen Wuchs, ich ſah dieſe Reize lange noch, nachdem ihre Beſitzerin den Laden verlaſſen hatte, und neu eingetretne Kunden verwundert vor mir ſtanden, daß ich, ſonſt die Gewandtheit, die Geſprächigkeit, das Leben ſelbſt, ein ſteinernes Bild geworden ſchien.

Mit Schrecken fiel mir plötzlich ein, daß die Dame mich nicht bezahlt hatte. Herr Entenfraß war verreiſt; wie ſollte ich vor ihm beſtehn, dem er alles anzuvertrauen gewohnt war! Es war keine Kleinigkeit, was die Waren, die ſie gekauft und mitgenommen hatte, betrugen; es war eine Summe von mehr als tauſend Thalern. Meine einzige Hoffnung war, die ſchöne Perſerin werde ſich erinnern, daß ſie mich nicht bezahlt habe, und das Geld entweder ſelbſt bringen oder ſchicken, ehe Herr Entenfraß zurückgekommen ſein würde.

Und wirklich hatte ich mich nicht getäuſcht. Acht Tage nachher kam ſie wieder mit ihren beiden Begleitern. Ihre Stimme klang mir nun doppelt wie die ſüßeſte Muſik, da ſie ſich entſchuldigte, in der Zerſtreuung das Bezahlen vergeſſen zu haben; ſie nahm noch mehrere Waren heraus, dann bezahlte ſie dieſe und die vorigen mit. Und wieder nahm ſie den Schleier ab, ehe ſie ging; und wieder ſtand ich regungslos wie eine Bildſäule. Der Markthelfer, der mich erinnerte, das Geld einzuſtreichen, das leicht, ohne daß ich es gemerkt haben würde, jemand hätte hinwegnehmen können, mußte mich wecken wie aus dem tiefſten Schlafe.

Von Madame Flötenſpiel kam eine Einladung auf den Abend. So dankbare Geſinnungen ich gegen ſie hegte, ſo war in meiner Seele ihr Bild durch das der Fremden dennoch völlig in den Hintergrund gedrängt. Alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen ſchwärmten wie Bienen um die Blume jener wundervollen Reize. Ob ich ſie wiederſehen würde? Ob und wie ſie meiner dächte? Dieſe und tauſend ähnliche Fragen wandten trotz alles Widerſtrebens meine Gedanken immer von neuem von meinem Geſchäfte ab, daß ich froh war, wie die Stunde des Gewölbeſchluſſes ſchlug. Kaum konnte ich vor Unruhe die gewählte Toilette machen, die Leipzigs Damen an mir zu bewundern gewohnt waren. Ohne eigentlich zu wiſſen, wohin ich wollte, verließ ich meine Wohnung, ſo in Träumen, daß erſt der ungeheure Lärm, aus dem Raſſeln des Dampfkaruſſells, dem Brüllen der Löwen, dem Aborgeln ſchauderhafter Mordthaten und unzähligen andern Elementen gemiſcht, mich lehrte, daß der Weg, den ich unwillkürlich verfolgt hatte, unter die Buden führe, in die lärmende Stadt der Vagabunden, die mit Anfang der Meſſe wie ein Pilz aufſchießt und vier Wochen darauf wie in die Luft zerſtoben ſcheint.

Friede ſei mit euch! ſprach eine Frauenſtimme zu mir; ich ſah auf und erblickte — denkt euch mein Staunen, meine Freude — die Begleiterin des Inbegriffes meiner Wünſche. Allah ſei geprieſen, der mich in euern Zügen leſen läßt, daß die Befürchtungen meiner Gebieterin vergebens geweſen ſind!

Mein Entzücken ließ ſie nicht ausreden. O daß ich alle Befürchtungen Ihrer und meiner Gebieterin zu tilgen vermöchte, wenn es anders möglich iſt, daß Befürchtungen einem ſo vollkommnen Weſen haben nahen können, als Ihre und meine Gebieterin iſt.

Die Sklavin zeigte in ihren Mienen ebenſo viel Freude, als ſie in den meinen bei Erwähnung ihrer Herrin geleſen haben mochte.

Reden Sie, fuhr ich fort, ſprechen, befehlen Sie. Was kann ich thun, ihres Anblickes würdig zu werden, ohne den ich, ich fühle es zu gewiß, nicht mehr leben kann?

Allah iſt groß! rief ſie aus. Wiſſet, daß die liebenswürdigſte Prinzeſſin der Welt, Sonne des Lebens genannt, ſo ſehr nach euerm Anblick ſchmachtet, daß die Perlen ihrer Gazellenaugen nicht mehr über Roſen rollen, ſondern über Lilien. Schlafloſe Nächte haben die Sonne in einen Mond verwandelt, der in Thränenwolken badet.

Während die gute Sklavin ſo ſprach, lenkte ſie ihre Schritte nach dem Königsplatze zu, über den Königsplatz dahin, die Zeitzer Straße entlang; wir waren am Härtelſchen Palais angekommen, als ſie ſtehn blieb und in die Hände ſchlug. Da öffnete ſich die Thüre, der Schwarze, den ich ſchon zweimal in der Begleitung der ſchönen Perſerin geſehen hatte, ließ uns eintreten und verſchloß hinter uns wieder die Thüre.

Eine ſilberne Treppe mit goldnem Geländer führte mich die Sklavin hinan; zu beiden Seiten der Treppe ſtanden ungeheure brennende Wachskerzen. Die Düfte von Moſchus und grauem Ambra zogen in Wolken durch die weiten Räume des ſchönſten aller Paläſte. Ich ſtaunte, indem ich bei mir ſagte: Iſt das nicht, als würde ein Märchen der Tauſend und einen Nacht lebendig? Wirklich, meine Freunde, ich war nahe daran, zu zweifeln, daß, was mir begegnete, Wahrheit ſei, daß ich nicht träumte oder im Fieber phantaſierte. Jetzt ſprangen zwei Flügelthüren auf, und wir traten in einen Saal von unzähligen Säulen geſtützt, die hohen Palmbäumen glichen. Die Kuppel ſchien aus einem einzigen Saphir geſchnitten, und ſeine Farbe war dieſelbe, wie die des Himmels, der durch die großen offnen Fenſter von allen Seiten ſichtbar war. Mitten in dem Saale drängte ein großer Springbrunnen ſeine Waſſerſäule faſt bis zur Decke der Kuppel empor; ſeine Wogen, in tauſend blinkende Sterne zerbrochen, weckten in das Silberbecken zurückfallend die ſüßeſten Cymbeltöne. Ich ſtand und wagte kaum zu atmen. Nun nahte von außen Muſik, eine andre Thüre ſprang auf, und herein traten in ſchöner Ordnung zwanzig ſchwarze Verſchnittene mit gezückten Säbeln, prächtig in goldbrokatne Gewänder gekleidet. Darauf folgten ebenſo viel der ſchönſten Sklavinnen mit Saitenſpielen, die ſie auf die lieblichſte Weiſe rührten. Und nun kam Sonne des Lebens ſelbſt in ihrer Wunderſchönheit. Noch einmal zwanzig Frauen, auf Hoboen blaſend und ſanften Flöten, beſchloſſen den Zug. Die ſchwarze Dienerſchaft reihte ſich hinter dem Tiſche, an den Sonne des Lebens ſich ſetzte, nachdem ſie mich auf das anmutigſte willkommen geheißen und eingeladen hatte, mich zu ihr zu ſetzen. Die Sklavinnen umgaben uns, bald in den lieblichſten Tänzen ihre Reihen verſchlingend, bald in die ergötzendſten Gruppen geordnet. Sonne des Lebens ſchnitt derweile den ſaftigſten Apfel in der Mitte durch und gab die eine Hälfte mir, dann ſchenkte ſie ſelbſt den kühlen Wein in eine Schale, neigte ſich vor mir und trank. Nun reichte ſie die Schale mir, indem ſie mit der ſüßeſten Stimme ſang, wobei die Sklavin, die mich hierher geführt hatte, ſie mit der Laute begleitete.

Sonne, dies war der Sinn der Verſe, die ſie ſang, Sonne des Lebens nennen ſie mich; aber du biſt die Sonne, und ich das Leben, das ohne die Sonne ſterben muß. Bin ich Sonne des Lebens, ſo mußt du Leben der Sonne heißen.

Ich trank, indem ich mich gegen ſie verneigt hatte, und ſang zu den Tönen, die die Sklavin auf der Laute anſchlug: Du biſt die Sonne, ich will der Mond ſein, der dich liebt und dir ewig folgt.

Biſt du der Mond, entgegnete Sonne des Lebens, biſt du der Mond, ſo nimmt von nun die Sonne ihr Licht vom Monde, nicht mehr der Mond ſein Licht von der Sonne; denn ohne dich bin ich dunkel, und meine Strahlen verlöſchen in den Thränen der Sehnſucht, die ich um dich weine.

Schon beim Beginnen dieſes Verſes waren Thränen aus ihren Augen geſtürzt; nun erhob ſie ſich und eilte wie außer ſich auf mich zu; indem ſie ihre Arme um mich ſchlang, ward ſie ohnmächtig. Kaum daß ich ſie nicht fallen ließ und ſelbſt hinſank; ſo bebten alle meine Lebensgeiſter vor der Übermacht dieſer Seligkeit.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſprach ſie: Süßes Leben, das ich endlich in den Armen halte, ſo bin ich nun dein mit allem, was mein iſt; nicht der Gedanke eines Gedankens, nicht der Hauch eines Hauches in mir, der nicht dein wäre, die ich der Schatten deines Schattens bin. Weh mir, daß ein unerbittliches Verhängnis ſechs Tage in der Woche mich dir und mir ſelbſt entrückt. Jede Woche findeſt du mich an dieſem Tage hier, bis die Sonne des künftigen Tages uns wieder für ſechs, ſechs lange Tage trennt. Aber ſchwöre mir erſt, ein Geheimnis ſei unſre Liebe: der Hauch, der einem fremden Ohre das mindeſte von ihr verrät, verlöſcht uns die Kerze ſüßewigen Liebesglückes.

Ich ſchwur. Darauf ſetzten wir uns wieder an unſre Plätze: ſie ſchenkte ein; wir aßen, tranken und ſahen uns in die ſeligen Augen. Auf einen Wink von Sonne des Lebens machten die Tänzerinnen eine Pauſe;

ihr Liebling rührte allein die Laute, und die Schönſte ſelbſt begann ohngefähr folgendes zu ſingen:

O Schmerz, ſechs Tage getrennt zu ſein; ſechs Jahre werden ſie mir ſcheinen; der Tag des Wiederſehens, ach! nur ein Augenblick.

So lange du mich küſſeſt, ſcheint mir die Zeit ſtille zu ſtehn; ach! aber ſie ſcheint es nur und eilt mit verdoppelten Schritten.

So lange du mich in deinen Armen hältſt, fühle ich, daß ich glücklich bin; ſo wie du mich läſſeſt, wird mir bange.

So lange dein Herz mich drückt, bin ich geſund; dann aber drückt mich das meine, und ich kranke zum Tode.

Nur dann wär ich geſund, hätt ich das Gift deines Mundes, an dem ich kranke, beſtändig an meinen Lippen; nur dann wäre mir leicht, ruhte immer die Laſt deines Hauptes drückend auf meinem Nacken; nur dann wär ich frei, läg ich immer in den Roſenketten deiner preſſenden Arme.

Süßes Leben, unſer Glück iſt die Roſe, aber Schweigen heißt der Zweig, der ſie trägt.

Und wie wonnig iſts, zu wiſſen, daß wir uns lieben; zu wiſſen, daß nur wir es wiſſen, daß wir uns lieben!

Mein Glück und dein Glück ſind wie ein Antilopenpaar gelagert. Darum ſchweige, mein Leben. Sprichſt du ein Wort, ſo ſchrickt es auf und flieht, wo du es nimmer wieder ſiehſt.

Thränen ſtürzen aus ſeinen großen Augen, wenn es dich fragt: Da wir ſpielten, warſt du ſo glücklich, warum verſcheuchteſt du uns?

Denk ich, du könnteſt nicht ſchweigen, ſo wird mir bange; die Schatten trüber Zukunft verſchlingen mir den Tag der heitern Gegenwart.

Drum laß uns hingehn, wo wir ungeſehen uns faſſen und uns umfangen halten, ſo lange die Nacht uns beide umfangen hält.

Den preſſenden Armen glaubt die Liebe mehr als dem Munde; dem Munde glaubt die Liebe mehr, wenn er küßt, als wenn er ſpricht.

Damit ſtand ſie auf, nahm mich bei der Hand und führte mich in das ſchönſte Schlafzimmer, das man ſich denken kann. So ſehr wir eilten, ſo lange währte es, bis wir es erreichten, weil wir uns bei jedem Schritte küſſen mußten. Das Lager war weich, Wolken von Wohlgerüchen umſchwammen es; von ferne klang das Saitenſpiel der Sklavinnen und ſüße Wettgeſänge, dazwiſchen ſäuſelte das Klingen der Waſſertropfen auf dem ſilbernen Becken vom Saale her.

Mein Glück war zu groß, als daß es hätte dauern können. Und von ſeinem höchſten Gipfel mußte ich fallen hinab in die Tiefe des Harms. An demſelben Tage, an deſſen Morgen die teuerſte Hand das Dekret des Sultans mir übergab, mittelſt deſſen ich zum Paſcha von drei Roßſchweifen ernannt war, an demſelben Tage verlor ich Geberin und Gabe. Ach! ſie ahnte es wohl! Ehe ich von ihr ging, umfing ſie mich ſo innig, als ſollte ſie mich erdrücken, und biß mir das Stück aus der Oberlippe, weswegen ich den Schnauzbart tragen muß.

Noch desſelben Tages führte mich mein Weg an dem Hauſe des Herrn Naur[illegible] vorbei. Ich ſah mehrere ſchwarzgekleidete Männer ins Haus treten; die Erinnerung an die ſüßeſte Nacht, denn jede letzte war die ſüßeſte, beſchäftigte mich ſo, daß mir nicht einfiel, der Todesfall, den die Anweſenheit dieſer Schwarzgekleideten verkündete, konnte die Familie betroffen haben, der ich ſo viel Dank ſchuldete. Daran wurde ich erſt erinnert, da Madame Flötenſpiel am Fenſter erſchien. So wie ſie mich ſah, öffnete ſie das Fenſter und ſagte: Ich ſehe wohl, daß Sie wenig Zeit mehr für mich haben; bedenken Sie aber, wie ſehr ich jetzt eines Freundes bedarf, ſo ſchenken Sie mir doch vielleicht den kurzen Augenblick, um den ich Sie bitte.

Sie ſprach dieſe Worte mit dem Ausdruck unverkennbaren Schmerzes; ich ſah nun erſt, wie unrecht es war, wie undankbar, eine ſolche Wohlthäterin ſo ganz zu vernachläſſigen, wie ich mir vorwerfen mußte, gegen Madame Flötenſpiel gethan zu haben. Und mit dem feſten Vorſatze, was ich verſäumt hatte, nachzuholen, inſoweit es geſchehen könnte, ohne Sonne des Lebens Rechte auf mich zu kränken, ging ich hinein.

Madame Flötenſpiel führte mich ſchweigend an die Leiche des Herrn Nauplius und ebenſo wieder zurück. Er war mir ein Vater, ſagte ſie, und ihre verweinten Augen ſtraften dieſe Worte nicht Lügen. Dennoch gilt, fuhr ſie fort, mein Kummer nicht ihm allein; die Hälfte meines Kummers gehört einer Hoffnung an, die ich zugleich mit meinem Gatten begraben muß!

So ſprach Madame Flötenſpiel, und ihre krampfhaft aufzuckende Bruſt wiederholte das Geſprochne. Was ſollte ich entgegnen? Ich verſtand nur zu gut, was ſie meinte. Und hätte ichs bei jener Äußerung nicht verſtanden, ſo mußte das, was folgte, mir das Verſtändnis eröffnen. Sie ſah mich einige Augenblicke ernſthaft an, dann, wie ſie ſah, daß ſie mich traurig gemacht hatte, mühte ſie ſich, in das launige Weſen zu fallen, das ſie ſo gut kleidete. Sag mir nur, Krausköpſchen, ſagte ſie, wo du dich jetzt herumtreibſt. Seht nur, welch ernſthaftes Geſicht er macht, damit ich die Lüge glauben ſoll, die er vorbringen will! Und er weiß es nur zu gut, daß ich mir noch ſchlimmeres von ihm gefallen laſſe, als ſolche Falſchheit, wenn ich ihn nur ſehen kann. Er weiß zu gut, wie ich mich vor zehn Jahren in ein kleines Krausköpſchen verliebte, in ein irreflatterndes, verwaiſtes Vöglein, daß ichs an den Buſen nahm und wärmte und ihm mein Herzblut gegeben hätte, wenn dem Schalk damit gedient war; nun fliegt mirs fort und ſieht nicht mehr nach mir!

Bei den letzten Worten hatte ſie die vergebliche Bemühung, ihre Empfindungen unter dem launigen Weſen zu verſtecken, aufgegeben, und nun rächten ſich jene für den Zwang, den ſie ihnen angethan hatte, durch Verdoppelung ihrer Gewalt.

Ich habe kein beßres Herz gekannt, als das der Madame Flötenſpiel; zudem macht es doppelte Wirkung auf uns, ſehen wir einen Menſchen ſo recht traurig, den wir nur froh geſehen haben, und von deſſen Perſönlichkeit wir kaum die heitere Laune trennen können; vorzüglich aber war es der Vorwurf, der für mich ſowohl in ihren Äußerungen als eben in der Art, mit der ſie gethan wurden, lag, was mich auf das heftigſte erſchütterte.

Ihre Äußerungen, entgegnete ich und mühte mich nicht, meine Bewegung zu verbergen, laſſen mich beſorgen, daß Sie mich des ſchändlichſten Laſters fähig halten, das ich mir denken kann.

Wer ſagt das? ſprach Madame Flötenſpiel. Hab ich geſagt, ich hielte Sie eines Laſters fähig? Hab ich Ihnen hilfreich werden dürfen, ſo muß mir das eine Freude bleiben, aber ein Recht giebt mirs nicht über Sie, es müßte denn das Recht ſein, daß ich mirs nicht von Ihnen wehren laſſe, Ihre Mutter ferner zu bleiben. Können Sie einen Vorwurf in dem, was ich ſagte, finden, da Sie wiſſen, daß ich Sie auf keine Weiſe kränken will?

Ich war im Begriffe, zu antworten. Madame Flötenſpiel, die kein trauriges Geſicht ſehen konnte, verſuchte nochmals jenen ſcherzenden Ton. Die Herzensgüte, die ſich darin zeigte, vermehrte nur meine Bewegung.

Glaubſt du denn, Krausköpfchen, ſagte ſie, indem ſie mich am Haare zupfte, ich wüßte nichts von der Prinzeſſin am Zeiher Thor?

Ich Unſeliger nahm in meiner Verwirrung dieſe Worte, mit denen ſie, wie man zu ſagen pflegt, auf den Buſch ſchlug, für baren Ernſt, und ſo mußte ich glauben, ſie kenne das ganze Verhältnis. Wiſſen Sie — wollte ich voll Erſtaunen fragen. Alles, unterbrach ſie mich. Aber ich hätte auf ihrem Geſichte leſen müſſen, daß ſie überraſcht war, wenn nicht ein böſer Genius mich blind und taub gemacht hätte, nur — leider! — nicht ſtumm. Glauben Sie mir, rief ich, alles will ich thun, was Sie wünſchen; ich weiß, wie viel ich Ihnen ſchulde; nur von Sonne des Lebens zu laſſen verlangen Sie nicht von mir! Nur das — ach! einen Augenblick zu ſpät kam ich zur Beſinnung; das unſelige Wort war geſprochen — wie ein Wahnſinniger ſchrie ich auf — wie ein vom Blitz getroffner ſtürzte ich nieder.

Madame Flötenſpiel kniete nieder zu mir, der ſich am Boden wand wie ein Verzweifelter. Beruhige dich doch, armer Schelm, ſagte ſie weinend aus Mitleid mit mir; haſt du das Mädchen lieb, und iſt ſie gut, ſo heirate ſie doch; du weißt ja, was ich beſitze, iſt dein. Beruhige dich doch nur. Ich will ja weiter nichts von dir, als nur manchmal dich ſehen. Beruhige dich doch nur, armer Schelm! Beruhige dich doch nur!

Ich hatte nur Sinn für meinen Schmerz. Fort rannte ich.

Den nächſten Sonnabend abends war ich unter den Buden; es zeigte ſich keine Sklavin, mich zu Sonne des Lebens zu führen. Ich lief an das Härtelſche Palais; es war und blieb verſchloſſen. Ich mietete ein Zimmer in der Nähe. Ich wurde ein Ritter Toggenburg. Herrn Entenfraß, Madame Flötenſpiel hatte ich vergeſſen; Tag und Nacht ſtand ich lauſchend an meinem Fenſter oder rannte wie wahnſinnig um das Palais herum. Vergebens; es öffnete ſich mir nie wieder. Und nun frage ich euch, hatte ich weniger Grund als ihr, unter die Litteraten zu gehen?

So beſchloß der dritte Litteratus mit einem tiefen Seufzer ſeine Erzählung.

Fortſetzung
der Liebesgeſchichte: Zu ſtille Liebe

Während der letzten Worte des dritten Litteraten war ein Gaſt hereingetreten, den ich um dieſe Zeit hier nicht erwartete. Es war Herr Jammerdegen; mit ihm kam eine bleiche, kranke Mannsgeſtalt. Beim Anblick des Bleichen fuhr mirs wie ein Schwert durch meine Seele. Dieſem alſo konnte Fides mich aufopfern? Und warum? Weil er unglücklicher ſchien als ich? So war es nur das Erbarmen eines Engels geweſen, was ich für Liebe hielt. Und dies Erbarmen wandte ſich von mir, da es einen Bedürftigern fand. Gott im Himmel weiß es, daß mich nicht reizt, was tauſend andre verführen kann, Geld, Ruhm, Wolluſt, Macht; was ich ſchon als Kind erſehnt, was noch heute mein heißer, alleinziger Wunſch auf dieſer Erde iſt, ein Herz, unbedingt mir hingegeben, wie ich ihm, das alſo hatte ich verloren oder — nie beſeſſen. Freilich hatte ich ja nie ein Wort davon zu ihr geſprochen. Hatten wir denn aber nicht auf jenes Kindes Lippen den Verlobungskuß geküßt? Hatte mein Auge nicht durch das Auge des Kindes, nicht mein Mund durch den Mund des Kindes um ſie geworben, ihr Auge, ihr Mund auf demſelben Wege mir das beſeligende Ja geſandt?

Herr Jammerdegen nahm neben mir Platz, ſein Begleiter mir gegenüber. Die drei Litteraten ſprachen von den Hoffnungen, die durch jene Gerüchte in ihnen erweckt waren, andre ſprachen andres; ich fuhr fort in meinem Selbſtgeſpräch. Herr Jammerdegen, der bis jetzt nach ſeiner Weiſe auf dem unterſten ſeiner blanken

Fracknöpfe die Augen hatte ruhen laſſen, wandte ſich endlich zu mir und ſprach, und mit jedem Worte wurde er freundlicher: Ich habe ſchon öfter das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen, Herr — er nannte meinen Namen. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wiſſen werden, Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann beim Landtage und dergleichen. Er präſentierte mir ſeine goldne Doſe: Darf ich? — Wiewohl, was ich mit Ihnen zu ſprechen habe, eigentlich nicht hierher gehört. Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet und lieben ſie, wie ich recht gut weiß, obſchon Sie mich es nie haben wiſſen laſſen. Fides hat erklärt, ſie könne nur mit Ihnen glücklich ſein. Ich will ihrem Glücke nicht in den Weg treten; ich kenne ſie zu gut, als daß ich glauben ſollte, eine Laune, die mit den Flitterwochen ſchwindet, ſpreche aus ihr. Sie ſehen, daß ich keiner von den grauſamen Vätern bin, deren ich ſelbſt einige verlegt habe. Ich hoffe, Sie kennen mich nun. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wiſſen werden, Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann beim Landtage und dergleichen. Drum wünſchte ich aber nun auch, daß mein künftiger Schwiegerſohn Ruf hätte, eine Notabilität wäre. Haben Sie etwa ein Manuſkript liegen? Bringen Sie mirs morgen. Ich wills verlegen. Und wenn ichs verlege, ſo iſt Ihr Ruf gemacht. Wir Buchhändler ſinds, die aus den Schriftſtellern etwas machen.

So ſprach Herr Jammerdegen. Was ich empfand! Wie alle Seligkeit gegen meinen Zuſtand im Preiſe fiel!

Ein Donnerſchlag oder ein Erdſtoß zitterte unter unſern Füßen dahin. Herr Jammerdegen ward zuſehends größer; die Schöße ſeines Frackes dehnten ſich und wurden zum Königsmantel; in unbeſchreiblicher Majeſtät ſtand er da. Vor Erſtaunen wie betäubt begann ich: Verehrteſter Herr Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann Jammerdegen —

Jamadagni! entgegnete mit majeſtätiſchem Lächeln der Angeredete; Jamadagni, der königliche Weiſe, der Enkel Brahmas, der durch ſeine Inkarnation als Leipziger Buchhändler den Fluch löſte, der Vaſantaſena, ſeine und der göttlichen Urvaſi Tochter, jahrhundertelang von den geliebten Schweſtern trennte, weil dieſe Cyavana, den die weißen Ameiſen überbaut, mit Kuſagras die heiligen Augen verletzt hatten.

Staunte ich ſchon über die Veränderung, die mit Herrn Jammerdegen vorgegangen war, ſo wußte ich noch weniger, was ich denken ſollte, wie die Straße draußen, von unzähligen Fackeln beleuchtet, ein Schauplatz der wunderſamſten Aufzüge wurde. Faſt zugleich kamen von verſchiednen Seiten her vier edelgeſtaltete verſchleierte Damen, die eine auf einem weißen Elefanten, die andre in einem Wagen von Schwänen gezogen, die dritte auf einem mit Glöckchen behangenen Kamel, die vierte auf einem weißen Zelter von außerordentlicher Schönheit. Ich will gar nicht reden von den goldſtoffnen Sätteln und Decken; ich würde vergebens ihre Pracht zu ſchildern unternehmen. Die zwei erſten Damen trugen indiſche Fürſtengewande, die dritte zeigte ſich in perſiſcher Prinzeſſinnentracht, die vierte war angethan wie Chriemhild in den Nibelungen. Hinter ihnen ein Gefolge von Brahminen und Bajaderen, von ſchwarzen und weißen Sklaven und Sklavinnen, altdeutſchen Jungfrauen, Pagen und Rittern, alle auf das herrlichſte geſchmückt und beritten.

Vaſanta! Hildeswind! Sonne des Lebens! ſchrieen die drei Litteraten zugleich auf, unvermögend vor freudigem Schreck, ihre Sitze zu verlaſſen. Die Damen waren unterdes mit Hilfe des Gefolges von ihren Tieren herabgeſtiegen und lagen lange und ſprachlos ſich in den Armen. Jetzt traten ſie herein und knieeten vor dem königlichen Weiſen, der ſie ſegnete und umarmte. Drei von den vier Damen eilten nun auf die Litteraten zu, die vierte, die edelſte Geſtalt, die je ein Auge geſehen, die ſchlanken Glieder in Purpur gehüllt, auf dem unzählige Perlen prangten, einen Kranz der lieblichſten Blumen in der weißen Hand, nahte ſich mir. Sie ſchlug den Schleier zurück; der himmliſche Friede ſelbſt lächelte mich an aus großen braunen Augen — es war Fides! Sie trat nahe zu mir, über ihre Wangen ergoß ſich das ſüßeſte Rot, als ſie mir den Kranz auf das ſchwindelnde Haupt drückte. Wir ſanken beide in die Kniee, unſre Stirnen berührten ſich; keines aber ſah das andre durch den Schleier der unaufhörlich quellenden Freudenthränen. Von dem Tiſche der Litteraten her rauſchten Küſſe und das Ächzen des höchſten Entzückens. Über uns ſchwebte die ſegnende Hand Jamadagnis, die Wände der Reſtauration wichen zurück und dehnten ſich in unüberſehbarer duftender Grüne, die Decke hob ſich und ſtreckte ſich unendlich und wunderblau über uns hin — ich ſank zurück vor dem Übermaß der Wonne, eine Ohnmacht deckte ihre kühlen Schleier über mich hin.

Zum zweitenmal erwachte ich in ganz fremder Umgebung. Es ſchien mir eine Stube über der Reſtauration des Herrn Walderich, in der ich, wie ich mich zu erinnern glaubte, früher ſchon einmal übernachtet hatte. Wie war ich hierhergekommen aus dem Palmenthal? Wo war Fides, wo Jamadagni, der königliche Weiſe, wo waren die drei wunderſchönen Damen, wo die drei Litteraten hingekommen? Ich ſtand auf und trat ans Fenſter; drüben die Firma: Hahnſche Verlagsbuchhandlung, weiter vorn die Poſt — ich hatte mich nicht getäuſcht. Im Kopfe war mirs düſter, wie nach einer durchſchwärmten Nacht. Ich zog mich an und ging hinunter in die Reſtauration. Ich fand Herrn Walderich allein.

Sagen Sie mir doch um des Himmels willen, fragte ich, wo der königliche Weiſe Jamadagni hinkam, nachdem ich die Beſinnung verloren hatte vor übergroßer Freude? Wo die vier Prinzeſſinnen, die auf Elefanten, Kamelen, Schwanenwagen und Roſſen geſtern kaum hier eingezogen waren?

Herr Walderich ſah mich voll Erſtaunen an, dann ſagte er: Elefanten — Kamele — Jama —

Jamadagni, ergänzte ich, der in ſeiner Inkarnation Jammerdegen hieß und —

Jammerdegen — ach ſo, entgegnete Herr Walderich; Sie meinen den reichen Buchhändler, der geſtern vom Regen überraſcht mit ſeinem Schwiegerſohn hier eintrat.

Schwiegerſohn? fragte ich. Sie reden da Dinge, die ich nicht verſtehe.

Herr Walderich zeigte mir im Tageblatte eine Verlobungsanzeige: Fides —

Einige Wochen nachher kam in der Liſte der Getrauten: Jungfrau Fides, eheleibliche einzige Tochter des Herrn Gottlieb Daniel Jammerdegen, Buchhändlers, Buchdruckereibeſitzers, Stadtrats, Kirchenvorſtehers u. ſ. w., mit — wüßte ich nicht zu gut, wie ſich die Sache wirklich verhält, ſo hätte ich wahnſinnig werden müſſen, wie ich das las. Nur das eine will mir nun nicht klar werden, das einzige, warum dieſe Trennung ſein muß! Warum nahm mich Jamadagni, mich allein nicht mit in ſein Reich, wie er ohne Zweifel mit den glücklichſten der Menſchen, mit den drei Litteraten gethan hat, die nun mit ihren Frauen in den goldenen Hainen von Gandhamadana hauſen in ewiger Jugend der Liebe und des Lebens, unter ſchlanken Palmen, wo der Lotos duftet und der ſüße Kokila ſingt, wo der folgende Tag immer der ſchönere iſt? Wüßte ich nicht, daß Fides-Vaſantaſena durch die Bitten und Thränen ihrer Sehnſucht ihren Vater bewegen wird, mich nachzuholen, ſo — nein; ich muß an andre Dinge denken, ſonſt — dabei fühlte er ſeinen Puls — ſonſt erlebe ichs gar nicht einmal!

Aus einem
alten Schulmeiſterleben

Einleitung

Das Bruchſtück „Aus einem alten Schulmeiſterleben" iſt einer unvollendeten Handſchrift des Dichters entnommen, die den erſten Teil eines größern humoriſtiſch-idylliſchen Romans darſtellt und in ihrer letzten Faſſung von Otto Ludwig im Oktober 1845 begonnen und nach einer vom 27. Dezember bis zum 23. März des folgenden Jahres währenden Unterbrechung bis zum 29. Mai 1846 in einem Zuge niedergeſchrieben, dann aber, mitten in der Erzählung abbrechend, den zahlreichen unvollendeten Arbeiten unſers Dichters hinzugeſellt wurde. Ludwig ſcheint in ſpäterer Zeit die Arbeit an dieſem Romane niemals wieder aufgenommen zu haben. Nach ſeiner Weiſe hatte er ſich während der Arbeit in beſondern Heften Aufzeichnungen über das in der Erzählung ſpäter Auszuführende gemacht, dieſe Hefte ſind noch vorhanden, aber ſie genügen nicht, um das Bruchſtück zu irgend einem Abſchluß zu bringen oder auch nur Rechenſchaft über den beabſichtigten Gang der Erzählung zu geben. Es läßt ſich eben nur erkennen, daß Ludwig ſeine in epiſcher Breite angelegte Arbeit mitten in der Beſchäftigung mit ihr, jedenfalls zu Gunſten eines dramatiſchen Planes, liegen ließ.

Während das Werk, ſoweit es denn gediehen iſt, noch der Zeit der Entwicklung zu ſelbſtändiger Meiſterſchaft angehört und unverkennbar in vielen Zügen und ſeiner Geſamthaltung Anlehnung an ältere Muſter, namentlich an Jean Paul, zeigt, verrät es anderſeits auch ſchon die Kraft und Eigenart der Empfindung und Schilderung, die Ludwigs wenige ſpätere Erzählungen auf ihre einzige Höhe erhoben. Aus dieſem Grunde geben wir eine Epiſode daraus, die in gewiſſem Sinne ſelbſtändig erſcheint, und in der der Held der Erzählung nur eine betrachtende Rolle ſpielt. Dieſer Held iſt ein armes junges Schulmeiſterlein, das durch mancherlei Mißgeſchicke verfolgt in die Geſellſchaft einer Muſikbande geraten iſt und ſo bei der Bauernhochzeit, die den Inhalt dieſer Epiſode bildet, mit aufzuſpielen hat. Der Beginn dieſes Teiles der Erzählung zeigt den Schulmeiſter mit ſeinen Genoſſen auf dem Marſche in das Dorf, das den Schauplatz der Epiſode bildet.

Ludwig hatte in die Anfänge ſeines humoriſtiſchen Romans, deſſen handſchriftliche Hefte mehrfach veränderte Titel tragen („Braut- und Prüfungsjahre einer ehrlichen Seele. Ein Mittelſtück aus einem alten Schulmeiſterleben,“ „Die Brautfahrt. Aus dem Tagebuche eines emerierten Schulmeiſters,“ „Schulmeiſters Leid und Freud. Ein halbes Jahr aus einem alten Schulmeiſterleben“ u. ſ. w.), ein offenbar viel früher entworfnes und ausgeführtes Märchen: „Das Märchen vom toten Kinde“ eingeflochten, das übrigens mit der Erzählung in keinem innern Zuſammenhange ſteht. Dies Märchen iſt nach Ludwigs Tode einmal beſonders gedruckt worden, in Jankes „Hausbibliothek,“ wir glaubten trotzdem von ſeiner Aufnahme in dieſe Geſamtausgabe abſehen zu ſollen, weil es in keiner Weiſe die ſpätere Meiſterſchaft Ludwigs vorausſehen läßt und — auch als Jugendverſuch — keinen erquicklichen Eindruck hervorruft.

Für die Erkenntnis des Weges, den Ludwig zurückgelegt hat, und für die Anſchauung, aus welchen Anfängen er herausgewachſen iſt, werden die „Geſchichte von den drei Wünſchen,“ die Novelle „Maria“ und dies Stück Schulmeiſterleben vollauf genügen.

◆

Wir waren nun Nauendorf näher als Meißen, als uns einige Landleute einholten, ein Burſche und ein Mädchen. Das Mädchen war die häßlichſte nicht und trug allerlei, was ſie eingekauft haben mochten, in einem Tragekörblein, das ihr an den Schultern hing. Der Burſche hatte ein freundlich und offnes Geſicht. Erwiderte deshalb ihren Gruß noch einmal ſo gern.

Das Mädchen wurde ein wenig rot, was, wie ich merkte, ſo oft ſie mit uns ſprechen wollte, geſchah und ihr gar nicht ſchlecht anſtand. Dann ſagte ſie: Die Männer gehn gewiß nach Nauendorf? Was ich im Namen aller bejahte. Zu des Beuſt ſeiner Tochter Hochzeit? Da ich wiederum bejahend antwortete, ſagte der Burſche, der des Mädchens Schatz ſein mochte: Da gehen wir zuſammen. Wir gehören nämlich auch zu der Hochzeit. Meine Maredore hier iſt Züchtjungfer, und ich bin der Brautführer. Soll das ein ſeiden Leben werden. Juchhe!

Das Mädchen ſetzte nach ihrer freundlich geſprächigen Weiſe hinzu, nachdem ſie wieder einmal ein wenig rot worden: Wenn nur alles mit der Hochzeit gut abläuft; Gott behüt es. Es iſt gar mancherlei Nachdenkliches paſſiert. Man glaubt nun nicht an ſolche Geſchichten; es iſt dummes Zeug, aber es trifft gewöhnlich doch zu. Wie der Huchztbitter zum erſtenmale umritt und zu Barthels kam, hatte ſein Pferd das rotſeidne Band vom Schwanz verloren. Nun ſtieg er ab, ging hinein in die Stube und ſagte: Soll 'n Grüß euch ſagen vom

Gutthelf Beuſt und möchtet doch, wenn ihr Luſt hättet, heut über vierzehn Tage zu der Hochzeit von ſeiner Tochter Roſemarie rüber nach Nauendorf auf ſeinen Hof kommen. Wie ſie ihn nun haben ſetzen laſſen und hinaus gegangen ſind, um Wein zu holen, und was ſie gerade ſonſt noch Gutes haben im Hauſe, da kommt das kleine Enkelkind vom alten Barthel mit Blumen und grünem Zeug zu der Thüre herein. Das iſt euch nun ein wahres Wachspüppchen von einem Kind und iſt erſt fünf Jahre und kann ſchon Lieder ſingen und ſo vernünftig reden, wie 'n Altes. Vorige Weihnachten gab es Spaß mit dem Kind. Den Tag nachdem das Chriſtkind beim Großvater beſchert hatte, kamen ſeine Eltern von Nimptzich; ihr wißt wohl, ſein Vater iſt da Pachter auf dem Rittergut; es iſt der, der immer die ſchönen Schweine auf den Meißner Markt hineinſchafft. Und die beſcherten denn auch und ſagten, das hätte das Chriſtkind beſchert. Aber die kleine Annedore ſagte: Geſtern hat mir das Chriſtkind beſchert, das und das, die Puppe dort, die Äpfel, und was es noch mehr war; das aber, was heute kommt, das hat mir Vater und Mutter beſchert und nicht der heilige Chriſt. Und die Alten mochten ſagen, was ſie wollten, ſie blieb dabei, jenes hätte der heilige Chriſt beſchert; das aber hätten Vater und Mutter beſchert. Aber was wollt ich doch nur?

Von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore, ſagte der Burſche. Ei, Maredore, war das mal wieder geſchnackt. Was geht denn die Leute da Annedores Chriſtkind an?

Maredore wurde noch etwas röter als ſonſt und ſpielte halb ſchmollend mit ihrem Schürzenband, wie ſie replizierte: Aber du hättſt mirs auch ſagen können.

Der Burſche ſagte: Das hatt ich mir auch ſchon vorgenommen. Ich dachte, wenn ſie von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore ſo etwa bis auf den türkiſchen Kaiſer kömmt, hernach wirds Zeit. Du warſt aber noch lange nicht beim türkiſchen Kaiſer. Hätt immer noch 'n Stündchen Zeit gehabt. Ja, Plaudern, das iſt euer Vergnügen, ihr Mädels. Na nu erzähle deinen Kram nur weiter. Die kleine Annedore kommt nun mit Blumen und grünem Zeug in Barthels Stube, und Lipp-Chriſtjahns, der Huchztbitter, ſitzt ſchon drin und denkt über den Wein und Braten nach, obs Schweinebraten iſt oder Rinderbraten ſein wird und roter Wein, oder blanker, den er kriegen ſoll.

Maredore aber ſchnitt ihm mit ihren Augen nicht das angenehmſte Freundlichkeitsgericht vor, wiewohl es nur ein kurzer Blick war, den ſie auf ihn werfen wollte; dann erzählte ſie uns weiter: Kommt alſo die kleine Annedore herein, macht ſich, wies die Kinder machen, bald hier bald dort was zu thun und hat ihre rechte Freude an Lipp-Chriſtjahns ſeinem dreieckigen Hut und an den rotſeidnen Bändern daran.

Lipp-Chriſtjahns, wie er ſie gewahr wird, ſetzt er ſie auf ſein Knie, und wie er aufgeweckt iſt, ſchaukelt er ſie und will ein Küßchen haben.

Darüber nun kommt der Barthel-Chriſtlieb wieder mit einer Flaſche herein. Chriſtjahns ſieht nach der Flaſche, um zu ſehen, ob ers vorher erraten hat, was für Wein kommen würde. Nun hatt er blanken gedacht. Das in der Flaſche aber ſah braun aus. Der Barthel ſchenkt ihm nun ein hübſches Glas voll ein und ſetzt die Flaſche auf einen Eckſchrank. Da denkt der Chriſtjahns: So wirds wohl Schiller ſein.

Da kommt auf einmal des Barthels ſeine uralte Mutter am Krückenſtock aus dem Alkoven herein. Die iſt nun faſt taub. Die ſieht den Chriſtjahns und hinkt auf ihn los, und wie ſie bei ſeinem Stuhle ſteht, legt ſie ihm ihre eiskalte Hand auf den Kopf und bückt ſich auf ihn nieder wie ein Geſpenſt und fragt da mit einer grauslichen Stimme: Wann wird ſie denn begraben?

Da erſchrickt der Chriſtjahns, daß er am ganzen Leibe eine Gänſehaut kriegt, und ſchreit der Alten in die Ohren: Wer denn, Mutter?

I, wer denn? ſagt die Alte mit ihrem eignen Lachen. Seid doch ein Grabebitter, Chriſtjahns.

Was? ſchreit der Chriſtjahns und ruckt mit ſeinem Stuhle einen ganzen Schritt von ihr weg. Ein Grabebitter? Hab das rote Band am Hut, und geht nur an das Fenſter und betrachtet mein Pferd, was draußen angebunden iſt. Wer wird den luſtigen Chriſtjahns zum Grabebitter nehmen? Ein Huchztbitter iſt der Chriſtjahns, ein geborner Huchztbitter, und wird den Kreuzſprung mit euch tanzen, Mutter, juchheh! wenn ihr in vierzehn Tagen mit zu Beuſt Gutthelfs Hofe geht.

Aber die Alte ſchüttelte den Kopf und lachte und ſagte: Weiß beſſer; weiß beſſer. Chriſtjahns iſt kein Huchztbitter. Chriſtjahns iſt ein Grabebitter. Soll die Roſemarie begraben werden? Und begann nun leiſe vor ſich hinzubeten und Sterbelieder zu ſingen und ſchlürſt dabei an ihrem Stocke wieder hinaus in ihren Alkoven.

Chriſtjahns aber grauſelts, daß er nach dem Glaſe greift. Und wie ers an den Mund bringt, ſchmeckt er, daß es bittre Pomeranzen iſt. Da wirds ihm noch ängſter. Und er ſteht auf und ſagt, er müßte heut noch weit herum und könnte ſich nirgends lang aufhalten.

Nun ſagt der Vater Barthel, wies gebräuchlich iſt: Na, mer wullens uns eberlaihe. Er ſoll aber doch eſſen und trinken. Aber Chriſtjahns hats wie Kohlen unter den Schuhen; er ſagt, wies gebräuchlich iſt: Na Vater und Mutter Barthel; da eberlaihts euch recht. Ich kumm ufn Sunntich weär un frahe weär nach.

Und geht hinaus und ſetzt ſich auf ſein Pferd, und es wird ihm nicht eher 'n bißchen anders, bis er aus dem Dorf hinaus iſt.

Nun waren meine Kollegen ſo gut wie das Mädchen, da ſie dieſe abgeſchmackten Dinge vorbrachte, ſo weit, daß, da nun der Herr Prinzipal mit ſeiner Baßgeige nah an einem Baume vorbeiging, daß ein herabhängender Zweig das tiefe G pizzicato anſchlagen wollte, alleſamt zuſammenſchraken, und der Herr Prinzipal ein lautes Geſchrei ausſtieß.

Der Burſche aber, der den Brautführer machen ſollte, war noch der vernünftigſte darunter; er ſagte zu mir, da er mich für den Prinzipal hielt, darüber falle ihm ein, daß er mir hätte ſagen wollen, ich ſollte doch mehr Dreher aufſpielen bei der Hochzeit, als andre Tänze; er tanze den Dreher für ſein Leben gern, und es ſollte unſer Schaden nicht ſein. Worin ihm ſeine Maredore bittend beiſtand.

Ich ſagte nun, wie ich der Prinzipal nicht ſei, ſondern der da, indem ich mit dem Finger auf den Meiſter Cyriax zeigte, der unter ſeiner Baßgeige uns mühſam nachſchlich.

Was? ſagte der Burſche und ſah mich darauf an, ob ich ihn auch nicht zum beſten haben wollte. Das alte Männel da, das kleine, das ſich beinah tot ſchleppt? Macht mir keine Wippchen vor. Wird der Prinzipal ſelber die Baßgeige tragen!

Krach in die Bude, brüllte unſer Hannoveraner. Das iſt ſeine Strafe, weil er nicht gefolgt hat, junger Mann. Muß kurz gehalten werden, das Prinzipälchen, damit er nicht über den Strang haut. Hurra!

Der Burſche wurde nur immer zweifelhafter und verwunderter. So muß er doch der Prinzipal ſein, ſagte er zu dem Hannoveraner. Aber das ſchwache alte Männel dauert mich. Ich will ihm die Baßgeige tragen bis Nauendorf.

Gut, ſagte der Hannoveraner, weil ihr mir gefallt, junger Mann, und Tournüre zu haben ſcheint und uns ein guter Freund ſein möchtet im Hochzeitshaus, wenns vielleicht zum Hauen käme, und weil euer Schatz da ſo ſchön zu erzählen weiß, ſoll um euer beider willen dem Prinzipälchen ſeine weitre Strafe geſchenkt ſein. Und der dritte Tanz allemal ſoll ein Dreher ſein. Krach in die Bude, Jungens; die Burſche ſollen ihre Mädel ſchwingen, daß ihre Röcke dem Mond ſeine verſchlafnen Augen auswiſchen ſollen. Hurra!

Aber der Burſche wurde nun ganz erſtaunt, als Meiſter Cyriax, ſo wie ihm die Laſt abgenommen war, ſich nach Kräften ſtreckte und ſagte, allerdings ſei er der Kapellmeiſter, und an ihn müſſe er ſich wenden; und würde er ſoviel Dreher aufſpielen, daß der Brautführer zufrieden ſein ſollte. Und er, der Meiſter Cyriax ſelbſt, trüge die Baßgeige teils, damit ſie beſſer geſchont würde, teils als Auszeichnung, wie beim Militär der Tambourmajor ſeinen großen Stock trüge. Und habe er auch, wie er jünger geweſen, eine ſolche Kraft beſeſſen, daß er mit der Baßgeige vor ſeinen Leuten her eben ſolche Dinge getrieben, wie jene Regimentstambours mit dem Stocke. Außerdem aber regiere er ſeine Kapelle nach dem amerikaniſchen Fuß, wo ein Präſident wäre, der über alle zu befehlen hätte, die Bürger aber thun könnten, was ſie wollten. Und was des mehr war.

Da mir nun, der ich zunächſt vor den beiden herging und das Geſpräch gerade noch hören konnte, die Sache zu langweilig wurde, gab ich mich daran, die Maredore, wie das Mädchen hieß, über ihre abergläubiſchen Fratzen eines Beſſern zu belehren. Wobei ich nun ſo ſchlagende Dinge vorbrachte, daß ich mir ſelbſt vorkam, als ſei ich nun erſt recht davon überzeugt, und ſowohl das Mädchen als auch meine Kollegen ganz mit mir übereinſtimmten, daß ein nur halbweg vernünftiger Menſch über ſolche Dinge nicht anders als nur lachen könnte.

Da ich nun mit meiner Materie fertig war, wurde die Maredore wieder ein ganz klein wenig rot und ſagte: Er hat ſchon recht; das iſt lauter dummes Zeug, und ein vernünftiger Menſch kann nicht daran glauben. Nun reitet aber der Chriſtjahns vollends bei den Gäſten herum, und wie er nun endlich wieder an Beuſts Hofe ankommt und juſt unter den großen Nußbaum vorm Hofe hinreitet, da ſieht Roſemarie aus dem Stubenfenſter. Nun hatte ſie eben ganz betrübt an den Linkenfriede gedacht, und wie ſie nun hinunter ſieht und den Chriſtjahns daher kommen ſieht, da fällt ihrs wieder von neuem auf das Herz, daß ſie nun bald Hochzeit machen ſoll. Der Chriſtjahns aber bindet unten ſein Pferd ans Staket, und wie er die Roſemarie ſieht, ſchwenkt er ſeinen Hut und macht einen prächtigen Kreuzſprung. Den kann in der ganzen Gegend niemand ſo gut als der Chriſtjahns und der alte Roßmann; der iſt nun freilich, ſo alt er iſt, immer noch der Primör (ſollte, ſchätz ich, heißen der Premier). Unter den Weibſen, ſagen ſie immer, ſoll ich den Kreuzſprung am beſten tanzen. Aber ich bin beſcheiden und ſage allemal: Gott bewahre! Unter den Weibſen iſt die Suſſe oder die Roſemarie der Primör, oder welche gerade in der Nähe iſt. Obgleich die andern Mädels den Kreuzſprung herzlich ſchlecht tanzen. Aber wo war ich doch nur?

Der Burſche, ihr Schatz, mußte auch nebenbei auf unſer Geſpräch gehört haben, denn er lief mit ſeiner Baßgeige einige Schritte ſchneller, daß er näher an uns heran kam, und ſagte: Noch lange nicht beim türkiſchen Kaiſer, Maredorchen. Sonſt hätt ich mich drein gemengt. Vor der Hand nur beim Chriſtjahns, der einen Kreuzſprung macht, und der Roſemarie, die aus dem Fenſter ſieht und an den Linkenfriede denkt.

Ja, fuhr nun die Maredore fort, der Chriſtjahns macht einen prächtigen Kreuzſprung und ſchwenkt ſeinen Hut. Die Roſemarie aber thut einen Schrei, daß das ganze Volk aus der Scheune und den Ställen zuſammen läuft. Und wie die den Chriſtjahns ſehen, ſchreien die Weibſen alle auf wie die Roſemarie. Hat der Chriſtjahns anſtatt der rotſeidnen Bänder nichts als Rosmarin am Hut. Nun weiß jeder, daß das nichts Gutes zu bedeuten hat.

Bedeutet ein Begräbnis ſtatt einer Hochzeit, ſagte der Klarinettiſt.

Der Horniſt meinte, der Prinzipal ſolle nach Hauſe ſchicken nach den Leichenarien und Sterbechorälen, die wir bei großen Leichen aufzuſpielen pflegten, damit wir ſie gleich bei uns hätten.

Dergleichen brachten nun auch die andern vor.

Es war nun ſo klar als was, daß das kleine Kind bei Barthels die rotſeidnen Bänder herabgenommen von des Hochzeitbitters Hut und ganz zufällig, da ſie denſelben mit Grünem putzen wollte, den Rosmarin in die Hand bekommen. Ebenſo, daß die Alte, die des Hochzeitbitters Gewerbe nicht vernommen, da ſie des Hochzeitbitters Hut nun mit Rosmarin geſchmückt geſehen, ohne zu wiſſen, daß dies die Kleine gethan hätte, ihn für einen Grabebitter hatte halten müſſen. Hätte das Kind juſt Schafgarbe in den Händen gehabt, ſo würde es den Hut mit Schafgarbe geputzt haben, und es würde keinem Menſchen eingefallen ſein, etwas anders daraus zu nehmen, als daß kleine Kinder gern ſpielen.

Worauf die guten Leute abermals auf meine und der Vernunft Seite fielen.

Die Maredore ſagte, mehrere der geladnen Burſche hätten, wie nach gewöhnlichem Brauch der Huchztbitter ſie gefragt, was ſie für Jungfern geladen haben wollten, gar nicht wählen wollen, weil aus der Hochzeit doch nichts werden würde; was dem Chriſtjahns viel

Schererei gemacht hätte, bis er die Paare, die das Brautvolk geleiten ſollten, richtig zuſammen gebracht. Melzer-Chriſtuph aber hätte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erzählt, wie daß der Bräutigam eine weiße Leber habe —

Eine weiße Leber? fielen wir Zuhörer einſtimmig ein; ich, weil mir das dummes Zeug zu ſein deuchte, die andern aber mit wahrhaftem Entſetzen.

Fragte ſie nun, was denn das Schreckliches ſei, wenn einer eine weiße Leber habe? wenn das ganz und gar möglich ſei?

Wurde mir darauf repliziert: das wüßten ſie nicht, aber es müßte doch ſehr Entſetzliches ſein, weil der Melzer-Chriſtuph es zu dem Chriſtjahns geſagt hätte, und die Maredore ganz bleich geworden wäre, wie ſie es erzählt gehabt. Wiewohl ich ſchätze, die Maredore ſei bleich geworden, weil ſie jene erſchrocken geſehen; da nichts ſo ſehr anſteckt, denn Gähnen und Geſpenſterfurcht, ſodaß immer ein Narr den andern fürchten macht. Sah nun auch mit eignen Augen, wie Leuten dieſer Art, die jederzeit dem letzten Eindrucke recht geben, Vernunft zu predigen die Perle vor die Säue werfen heißt, und ſchwieg als ein Vernünftiger zu dieſen Poſſen forthin ſtill.

Die Maredore war nun, wie es ſchien, wieder in ihrem Lieblingskapitel und erzählte nun, und glaube ich, ſollte es ein Beweis ſein für das mit der weißen Leber: wie den Bräutigam bis jetzt ein eignes Schickſal verfolgt habe, da er nun bei noch ſo jungen Jahren ſchon zum drittenmal Bräutigam ſei. Das einemal habe er eine alte Frau geheiratet, von der er ſein bedeutendes Vermögen habe; die ſei am neunten Tage nach der Hochzeit geſtorben. Die zweite Braut, die Sterzings Hanneruſe, ſei jung und kräftig geweſen, habe ſich aber, weil ſie ihn gezwungen heiraten ſollte, gerade neun Tage vor der Hochzeit gehängt. Er habe ſich daher ſelbſt gefürchtet, wieder zu heiraten, und es habe großer Zureden von ſeiten ſeiner Verwandten gekoſtet, bis er zu Beuſt-Gutthelſen gegangen wäre und um die Roſemarie angehalten hätte.

Nun wollte ein gänzliches Stillſchweigen entſtehen, welches ich für mein Teil nicht unterbrechen mochte, erſtlich, weil es mir in meiner betrübten Lage ohnedies nicht um das Plaudern war, und zweitens, weil das Geſpräch immer wieder auf Maredorens alberne abergläubige Fratzen hinauslief. Die andern ſchwiegen auch eine Weile, und, ſchätz ich, daß ſie, da wir nun ſchon Nauendorf vor uns hatten, innerlich im voraus ſchon mit ganz andern und wirklichern Dingen zu thun hatten.

Der Horniſt, der ein ſehr praktiſcher Mann war, mochte nun wirklich in Ängſten ſein, die Hochzeit könnte in eine Leiche umſchlagen. Fragte daher die Maredore, ob die Roſemarie den Bräutigam gern nähme?

Ach das gute Herz, ſagte Maredore überaus mitleidig. Die nähm lieber einen Froſch oder eine Spinne als den Gepfert-Hansgärge. Das iſt auch ein Block von einem Mannſen. Na, ihr ſollt ihn nur mal Dreher tanzen ſehn! Oder gar den Kreuzſprung. Nein, der kann keine Art an ſich machen. Ich möchte ſein Schneider ſchon lange nicht ſein. Er trägt ſich nun ſo fein wie kein andrer Burſche ſonſt, aber es ſitzt ihm nichts. Er ſieht immer aus, als wären ſeine Sachen einem andern auf den Leib gemacht. Und Lebensart nun vollends, die hat er gar nicht. Er kann auch keinen Menſchen frei und freundlich anſehn. Man ſiehts ihm gleich an, daß er einem lieber einen Knuff gäbe als ein freundlich Geſicht. Er kann kein Kind ſehn, ohne ihm Geſichter zu ſchneiden, daß es ſich fürchtet und weint, keinen Hund, ohne ihm einen Tritt zu verſetzen oder ihm einen Stein nachzuwerfen. Läßt ſich einer was von ihm gefallen, da iſt er obenauf und grob und bösartig. Geht ihm aber einer zu Leibe, dann iſt er ganz ſtill und macht ſich aus dem Staube, ſobald er kann. Da iſt nun freilich der Linkenfriede ein ganz andrer — wenn er noch lebt, das gute Herze. Wer weiß, wo er nun iſt und um ſeine Roſemarie ſich kränkt, in Holland oder in Schweden, wo die Mohren ſein.

Das hieß nun aber doch einen zu großen Bock ſchießen in Geographie, als daß ich mich nicht alsbald daran hätte geben ſollen, ihr wegen der Mohren in Schweden einen richtigern Begriff beizubringen. Wobei ich mich der Baßgeige, die der Burſche auf dem Rücken trug, als eines Erdglobus bediente, um die Sache ihr anſchaulicher zu machen. Womit ich es aber bei meinen Kollegen nicht etwa zum beſten traf, die da ganz unverhohlen herausſagten, wie daß ihnen die Sache mit dem Linkenfriede und der Roſemarie viel unterhaltender deuchte, als Schweden und die Mohren auf der Baßgeige, und am Ende wär es, wenn die Mohren in Schweden wohnten, auch kein größer Unglück, als wenn Gepfert-Hansgärge eine weiße Leber hätte. Schwieg alſo ſtille und vergab ihnen in meinen Gedanken ihre große Albernheit.

Die Maredore aber fuhr nun in ihrer läppiſchen Geſchichte weiter fort, den Linkenfriede herauszuſtreichen, wie er der Liebling aller Bauern geweſen, die ihn gekannt hätten, und die Kinder, wenn er die Straße daher gekommen, ihr liebſtes Spiel hinter ſich gelaſſen und an ihm in die Höhe geſprungen wären, ſodaß er mitunter Arme und Rücken voll gehabt, und was nicht beſſer hätte ankommen können, ſich an ſeine Ellenbogen und Beine gehängt hätte. Und wie nun das Tanzen der Weibſen A und O iſt, und wer ſie recht herumzuſchwingen weiß, bei ihnen Hans in allen Gaſſen iſt, und ſie nur zu oft nach den Füßen kaufen und Kopf und Herz unbeſehen mit in den Kauf nehmen, ſo war es nicht die kleinſte von des Linkenfriede Tugenden, daß er im Kreuzſprung nichts zu wünſchen übrig ließ. Und wunderte mich nur, daß der Burſche, ihr Schatz, faſt noch ein größer Aufhebens von dem Linkenfriede machte als die Maredore ſelbſt.

Ich dachte nun ſchon, ob nicht bald wieder eine abergläubiſche Fratze vorkommen möchte; und, ſchätz ich, daß ich außerdem nicht halb ſo aufmerkſam auf die ganze Erzählung geweſen ſein dürfte, zumal da ich an meiner eignen traurigen Umſtände Geſchichte genug hätte haben mögen. Lehrte mich alſo meine eigne Erfahrung wiederum etwas Neues, daß auf andrer Schwächen lauern dem Menſchen ein ſo unterhaltend Ding iſt, daß er ſeine eignen und wohl gar ein Unglück zeitweilig darüber vergeſſen kann.

Nun fuhr die Maredore fort, indem ſie ſagte, wie der Linkenfriede und Beuſt-Roſemarie ſchon beizeiten ein groß Gefallen an einander gefunden hätten. Wie der Linkenfriede, wenn er zu einer Hochzeit geladen geweſen wäre, ſich die Roſemarie dazu habe laden laſſen, da es gebräuchlich ſei, daß die Burſche, die bei einer Hochzeit wären, dem Huchztbitter die Mädels ſagten, die er dazu laden ſollte. Endlich hätten ſie auch an das Heiraten gedacht. Da ſei ihnen aber das Herz vor die Füße gefallen. Denn der Beuſt habe den Friede ausgelacht und verhöhnt, und zu dem alten Roßmann, der Friedens Freiersmann geweſen wäre, geſagt, er, der Friede, hebe ſeine Augen zu weit in die Höhe; er ſollte ſich in acht nehmen, daß er nicht zum Fallen käme. Ein vernünftiger Mann hebe die Augen nur ſo hoch, daß er den Weg noch ſähe. Er, der alte Roßmann, ſolle dem Friede ſagen, er, der Friede, ſollte, wie es kleinen Leuten geziemte und zukäme, nach eines Häuschenmannes und Gärtners Tochter ſich umſehen. Er aber, der Beuſt, gäbe ſeine Tochter nur einem, der zwölf Kühe im Stall habe; und ſollte er nur ſagen, das hätte der Beuſt geſagt.

Wie der Friede das gehört hätte, wäre er ganz außer ſich geraten und habe gleich ſelbſt hinlaufen wollen. Seine Verwandten aber und der alte Roßmann hätten geſagt, wenn der Beuſt einmal was geſagt hätte, ſo wär das ſo gut wie Ja und Amen, und biſſe keine Maus einen Faden ab. Denn der Beuſt hätte einen Hochmut darauf, daß es in der ganzen Gegend heiße, wenn der Beuſt den Kopf bewege, ſo ſei das ſo gut, wie bei einem andern ein leiblicher Schwur. Auf Bitten aber gebe er gar nichts. Und ſo wäre es auch wirklich, ſetzte nun die Maredore ſelbſt hinzu.

Die Roſemarie nun hätte auch gleich alle Hoffnung aufgegeben, weil ſie ſo gut gewußt hätte wie die andern, was es mit ihres Vaters Wort ſagen wollte, und überdies der Alte zu keinem ſeiner Kinder je einige Liebe gezeigt hätte, weshalb ſie ſich von Kind an nur vor ihm gefürchtet und nun gar nicht hätte hoffen können, ihre Bitten würden etwas über ihn vermögen. Wer ihm ſchmeicheln könnte und ihn einen alten Deutſchen nennte, der könnte alles bei ihm durchſetzen. Sie aber, die Roſemarie, hätte ihm nie ſchmeicheln können, drum hätte er auch nie viel auf ſie gegeben und nicht einmal, wie die Roſemarie ſo krank geweſen wäre, daß man glaubte, ſie würde ſterben, einige Teilnahme gezeigt. Eine ältere Schweſter hätte ſich beſſer in ihn zu ſchicken gewußt. Die wäre aber geſtorben; und er pflegte noch zu ſagen, daß, wie er ſich ausdrücke, der Teufel doch lieber die Roſemarie hätte holen ſollen als die Annaroſe. Und wäre ihm die Roſemarie ohnehin im Wege, und ſie, die Maredore glaubte, daß, wenn der liebe Gott heute die Roſemarie wegnähme, der Beuſt ſchon morgen zu der alten reichen tauben Wittib auf Grohmanns Hofe als Freier ginge. Der Linkenfriede aber wäre vor Jahren ſchon aus Deſperation in die Welt gegangen, es wüßte kein Menſch, wohin.

Nun ſagte ſie noch, daß ſie erſt noch einen Gang in ihrer Eltern Haus gehen wollte; der Burſche aber wollte erſt die Baßgeige nach Beuſtens Hof tragen und ſie dann ins Hochzeithaus hinholen.

Ging alſo die Maredore; der Burſche aber, der, wie ich bei ihrem Abſchied erfuhr, Gutthelf hieß und des Beuſt Pate war, rief ihr nach, wenn ſie unterwegs einem von den Weibſen begegnete, ſollte ſie ſich vor dem türkiſchen Kaiſer in acht nehmen, damit ſie fertig wäre, wenn er zu ihr hinkäme. Und da wir unter dieſen Dingen an Beuſtens Hof angekommen waren, gingen wir vollends hinein.

◆

Hier ſahs nun recht aus wie im Krieg, und rannte immer einer an den andern an vor Geſchäftigkeit. Der Hof, der einem Rittergut möchte Ehre gemacht haben, ſowohl was die Größe betrifft als auch die Sauberkeit, die ſich überall zeigte, wollte mir erſcheinen wie ein großer Bienenſtock oder Ameiſenhaufen. Hier ſchleppten Weibſen noch Kuchen, Bebe und weiß Gott was alles nach dem Backofen, dort hing ein noch nicht ganz ausgeſchlachtetes Rind von einem eiſernen Haken an der Wand herab, nicht weit davon ein feiſtes Schwein, ein Kälblein und ein Schöps. Ein Teil des Volkes und einige von den Burſchen, die das Brautpaar mit ihren Mädeln begleiten ſollten, halfen dem Schlächter und ſeinen Geſellen. Wieder andre luden einen ganzen Wagen voll Eichenlaub, Eibiſchbeeren und Tannenzweigen ab. Die Weibſen, die nicht zu dem Kuchenback-oder Reinigungsdepartement gehörten, auch nicht mit dem Abſchlachten und Rupfen von Gänſen, Enten, Hühnern und Tauben, auch nicht, weil es Abend war, mit dem Abfüttern des Viehes beſchäftigt waren, hockten in einer Ecke des Hofes und banden Kränze und Guirlanden nach der Schwierigkeit. So wie aber etwas fertig aus ihren Händen kam, wanderte es in die Hände einiger Burſchen und fand bald ſeinen Platz entweder über einer der vielen Thüren, die vom Wohnhaus, den Nebengebäuden und der Scheune in den Hof führten, oder wurde durch eine dieſer Thüren entfernt, wahrſcheinlich um dem Hausplatz und den Zimmern zur Zierde zu dienen. Die Säule, auf der juſt inmitten des Hofes das Taubenhaus ſchon mit Kränzen und Guirlanden prangte, waren ebenfalls mehrere Hände beſchäftigt mit Tannenreiſig zu umkleiden.

So bunt der Hof ſich nun in der Verwirrung des Vorfeſtes den Augen erzeigen wollte, ſo war doch die Mannigfaltigkeit, die das Geſchrei der Leute — denn bei ſolchen Gelegenheiten will jeder kommandieren und keiner gehorchen —, das Brüllen und Grunzen des Viehes, das gefüttert ſein wollte, das Geſchrei und Geröchel des Federviehs unter dem Schlachtmeſſer, dazu das Hämmern der die Guirlanden annagelnden Burſche, der Flügelſchlag der vom Felde zurückkehrenden und wieder ſcheu auffliegenden Tauben für die Ohren noch weit verwirrender.

Von einer Gruppe aber zu der andern ging ein kleines mageres Männlein mit gelben Lederhoſen und einer ſpitzigen, an der Spitze etwas geröteten Naſe. Den Rücken herab hatte er einen ſchwarzgrauen Zopf von ungewöhnlicher Stärke. Die Augen unter ſeiner ſchmalen Stirne bogen ſich mit den innern Winkeln etwas abwärts nach der Naſe zu und ſtanden mit dem Winkel nach den Ohren zu etwas höher, und ſeine dünnen Augenbrauen wollten darin die Augen nachahmen. Er ging nun ſo ſtolz, als er konnte, wobei er mit ſeinen langen Armen, die in breiten weißen Hemdärmeln ſtaken, wichtig ſchlenkerte.

Ich konnte mich nicht genug verwundern, wie der die Baßgeige tragende Burſche uns ſagte, der kleine magere Mann ſei ſein Herr Pate, der große Bauer Gutthelf Beuſt, weil ich mir dieſen, ich weiß ſelbſt nicht warum, als einen großen vierſchrötigen, martialiſchen Mann mit einem Doppelkinn, rotem Geſicht und einer gelben Weſte vorgeſtellt hatte.

Bald lief er nun zu dem, bald zu jenen und nahm ihnen, ohne ein Wort zu ſagen, ihre Arbeit aus den Händen, worauf dieſe ihm aufmerkſam zuſahen, wie ers damit machte, und wenn er ſie wieder aus den Händen gab, thaten, als wüßten ſie nun erſt, wie die Sache gemacht würde. Worauf er, ohne ein Wort zu ſagen in ſeiner ſtolzen Weiſe zu einem andern hinging. Wiewohl ich nicht ſagen könnte, daß es mir geſchienen hätte, als habe er die Dinge beſſer oder auch nur ſo gut gemacht, als die er hatte belehren wollen. Und war aus ſeinem Beiſpiel, ſchätz ich, weiter nichts zu lernen, als daß Geld vor Kunſt gehe, und der Gutthelf Beuſt ein ſehr eitler und eingebildeter Mann ſei.

Wie er denn auch auf unſern höflichſten Gruß kaum mit einem leichten Nicken antwortete und zu dem Burſchen ſagte, der den Baß trug, ob er ſich nicht als ſein Pate ſchäme, das Ding zu tragen; die Leute würden ihn für einen Muſikanten anſehen. Was uns, da es faſt zu geringſchätzig klang, ein ſchlechter Eingang deuchte, und zumal meine Schulmeiſterehre ſich nicht ſehr damit zufrieden zeigen wollte. Fiel mir aber dennoch in allem Ärger auf, wie ſeine Eitelkeit und Großhanſigkeit ſich auch in ſeiner Sprache nicht verleugnen wollte. Da er Silbe für Silbe für ſich ganz langſam und pathetiſch und doch wie mit einer gewiſſen Geringſchätzung, wenn ich ſo ſagen ſoll, vor ſich hinſtreute, daß man mit tiefem Bücken ganz glücklich ſein ſollte, daß er einem vergönnen wollte, ſie nur aufleſen zu dürfen. Wandte ſich auch ganz hochmütig von uns, winkte aber doch einem Knecht, der ſich unſer annahm, uns in die Stube führte, wo wir ſchlafen ſollten, die unſerm Empfang freilich nur zu ähnlich ſah. Zumal der Weg dahin durch die Kuchenſtube führte, in der auf hölzernen Geräten, die dazu neu errichtet zu ſein ſchienen, die Kuchen bis an die Decke aufgeſchichtet lagen, und dergeſtalt der angenehme Butter und Würzgeruch, durch den wir paſſieren mußten, die ſchönen Hoffnungen vorſtellte, durch die wir zur nicht gar ſo angenehmen Wirklichkeit hindurch gelangt waren. Hier legten wir nun unſre Inſtrumente ab und folgten dem Knecht dann wieder hinaus in den Hof, allwo er uns einen Tiſch auf eine freie Stelle brachte, die er alsbald mit Eſſen und Trinken übervoll belud. Meine Kollegen ließen ſichs nun bene ſein; ich aber hielt mich ſehr zurückgezogen mit Eſſen und Trinken, damit der Beuſt ſehen ſollte, daß ich meiner Erziehung nach unter beßre Leute gehörte, als unter denen zu ſein die Not mich zwang, und mich derohalber beſſer mit mehr Rückſicht behandeln möchte.

Er ſchien auch mehrmal nach mir herzuſehen, und endlich ſchickte er ſogar einen Knecht ab, der eilig auf mich zukam. Ich ging dieſem einige Schritte entgegen, um ſchon im voraus meine Bereitwilligkeit zu zeigen, da mir der Knecht doch wohl nichts zu bringen haben möchte, als daß ſein Herr mit mir ſprechen wollte. War dies aber nicht mein kleinſter Irrtum, da der Knecht ſo, wie er glaubte, daß ich ihn würde hören können, mich nicht auf das feinſte anſchnauzte: ob ich etwa ſeinen Herrn verachten wollte, und ob mirs wohl nicht gut genug wäre, daß ich nicht äße und nicht tränke, wie es doch meine Kollegen thäten. Der Beuſt hätte geſagt: wenn mirs nicht anſtände mit Eſſen und Trinken, ſo säh ich wohl, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hätte. Bis morgen wollte er zehn tüchtigere Muſikanten für mich einen haben. Da er ſah, wie ſeine Botſchaft mich erſchreckt hatte, der eines ganz andern vermutend war, ſetzte er hinzu, wie daß wir tüchtig eſſen und trinken ſollten, wenn wir bei ſeinem Herrn angeſehen ſein wollten, denn er, nämlich der Beuſt, hätte geſagt: ehe alles auf wäre, was angeſchafft wäre, eher ſollte die Hochzeit nicht aus ſein. Und was der Beuſt ſagte, das wäre ſo gut, als hätte es ein andrer geſchworen. Sollten uns alſo männiglich danach achten.

Damit ging er wieder an ſeine Arbeit, und ich machte mich nun an das Eſſen und Trinken, worin ich mehr leiſtete, als ich bei meinem betrübten Herzen geglaubt hätte, da ein mehrſtündiger Weg an einem heitern Spätherbſttage gemacht ſo recht geeignet iſt, den Appetit nach Gottes eß und trinkbaren Gaben zu erwecken. Und hatten wir delikaten Käſe und Butter, dazu Wurſt and allerlei kalten Braten, bekamen auch neben Bier und Branntwein einen ausnehmenden Kaffee und allerlei Kuchen die Fülle. Und merkte nun wohl, daß von allen unſern Leibes und Seelenorganen bei Gutthelf Beuſt unſer Magen am beſten fahren würde.

Unter währendem unſerm Eſſen und Trinken waren nun auch einige ältere Bauern hereingekommen, die der Beuſt zwar zuvorkommender als uns, aber immer noch geringſchätzig genug empfing. Obgleich einige große Bauern dabei waren, die ihm wenig ſollten an Geld und Gut nachſtehn. Sie waren auch ſehr ſtolz, bis auf einen, der Roßmann hieß und ein hübſcher, freundlicher alter Mann war und ſich auch mit uns unterhielt, wozu der Beuſt nicht das angenehmſte Geſicht ſchneiden wollte.

Auf einmal aber entſtand eine Bewegung unter den vielen Menſchen im Hofe, wie in einem Ameiſenhaufen, wenn man an ſeinen einen Rand Waſſer ſchüttet oder mit dem Fuße daran tritt. Erſt geſchieht unter den nächſten ein ſchnelleres Hin und Herrennen; das wächſt immer weiter fort, bis in gar kurzer Zeit alle wie ungeſcheit unter und übereinander purzeln vor Eile, ohne daß indes die Entfernteren ſchon wüßten, weshalb denn ſo gerannt ſein wollte. Das war denn ein Geſchrei, ohne daß mancher, der mitſchrie, wußte, warum. Die Weiber riefen Gott an, die Männer aber den Teufel. Da hörte man von Weiberſtimmen: Ach du lieber Gott! Iſt ers denn wirklich? Ach du Heiland, der Friede iſt wieder da! Ach du gütiger Himmel, und kommt nun gerade zu ihrer Hochzeit! Dazwiſchen von Männerſtimmen: Wo bringt aber der Teufel den Friede jetzt her? Das wär doch der Teufel, wenn ers wär. Kann der arme Teufel gleich auf ihrer Hochzeit tanzen. Und um den jungen Menſchen, der da in den Hof hereinkam mit ganz bleichen Backen und wie ein Deſperater, drängten ſich bewillkommend und bedauernd Mannſen und Weibſen, ſoviel ihrer auf dem Hofe waren, nur wir und der Beuſt ausgenommen, der ſich ganz ſtolz einen Stuhl ſtellte und ſich darauf ſetzte, als wär er ein König.

Da ſchollen ſoviel Anreden und Fragen, daß der Friede ſie in zwei vollen Tagen nicht hätte beantworten können. Er beantwortete aber dermalen gar keine ſondern drängte ſich mit ſeinem deſperaten Weſen bis zu dem Fleckchen durch, wo der Beuſt, ſeine beiden Arme übereinander geſchlagen, ganz ſtolz auf ſeinem Stuhle ſaß. Dabei ſchrie er: Es iſt nicht möglich! Um Gottes willen! Es iſt nicht möglich, Beuſt!

Aber der Beuſt nickte nur ganz leiſe und hoffärtig und ſagte in ſeiner Weiſe, da er die Silben ſo bedächtig ausholend wie harte klingende Thaler vor ſich hinzählte: Was iſt nicht möglich, Linkenfriede? Und biſt du auch wieder da?

Der Friede ließ ihn nun gar nicht ausreden, ehe er in ſeiner Deſperation weiter ſchrie: Daß ſie der Gepfert haben ſoll, und morgen ſchon, die Roſemarie?

Jſts das? ſagte der Beuſt, indem er ſeine beiden Beine gravitätiſch von ſich ſtreckte. Der Gepfert hat neunmal ſo viel Kühe als du. Was willſt du weiter hier, Linkenfriede?

Der ſchrie nun wieder: Beuſt, ich habe achtzehn Kühe, bin ein größerer Bauer geworden als ihr. Wo ich Knecht war, da in Schwaben, hat mich der Waldenjürge an Kindesſtatt angenommen. Jch wiege den Gepfert dreimal weg.

Das iſt ja ſchön, ſagte der Beuſt noch langſamer denn vorher. Da wirſt du wohl in Schwaben eine Braut haben.

Jch hätte können. Mehr als einmal, ſchrie Friede. Aber ich konnte die Roſemarie nicht vergeſſen. Jch kann nicht von ihr laſſen. Laßt den Gepfert laufen und gebt ſie mir.

Der Beuſt ſchnitt nun zu dieſer Rede nicht ſein freundlichſtes Geſicht. Seine Naſe wurde zur Hälfte rot, wie gewöhnlich nur die Spitze war. Und ſagte:

Du weißt nicht, Linkenfriede, daß der Beuſt wenig ſpricht? Aber jedes Wort, was er ſpricht, wiegt ſein Pfund. Du haſt noch einmal ſo viel Kühe als der Gepfert, aber der Gepfert hat Beuſts ſein Wort.

So werdet ihr ihm doch nicht geſchworen haben?

Wenn der Beuſt nickt, iſts ſo gut, als wenn ein andrer ſchwört. Willſt du zur Hochzeit bleiben, kannſt du morgen um die Zeit mit dem Gepfert ſeinem Weibe tanzen.

Beuſt, ihr ſeid ein harter Mann. Aber ich ſage euch, morgen um dieſe Zeit iſt eure Roſemarie den Gepfert los.

Der Beuſt lachte höhniſch und ſagte: Da könnteſt du ja am Ende noch ankommen, Linkenfriede. Wenn die Roſemarie morgen um dieſe Zeit nicht Gepferts

Frau iſt, ſollſt du ſie in Gottes Namen haben. Dazu lachte er, daß er das Huſten bekam.

Nun wurde der Linkenfriede noch deſperater und bat und drohte mit allem in der Welt. Da er aber ſah, daß nichts mehr zu machen war, rannte er eben ſo davon, wie er gekommen war.

Eine Weile nun war alles mäuschenſtill, bis die Maredore auf einmal aus dem Wohnhaus herausgeſtürzt kam, und von neuem ein Lärmen begann, der nicht klein war, mit Lamentationen, ohne daß man wußte, was aus der Sache werden ſollte. Bis ſie endlich vorbrachte, die Roſemarie liege drinnen in der Wohnſtube und ſei ganz ſteif. Der Beuſt ſolle doch dem Friede nachſchicken und ihn herholen laſſen und der Roſemarie zum Mann geben. Sonſt ſtürbe die Roſemarie gewiß und wahrhaftig.

Worauf der Beuſt im Zorn als ein wahrer Tyrann zur Antwort gab: ſie ſolle ihr unvernünftig Geſchrei einſtellen. Sie wiſſe, daß dergleichen bei ihm nichts fruchte.

Die Maredore aber, die vor Schrecken einige Schritte zurückgewichen war, lief nun wieder hin zu ihm, und da ſie nun auch als ein kleines Töpflein überlief, gab ſie ihm artige Titel: er ſei ein Rabenvater, und der liebe Gott werde ihn ſchon dafür ſtrafen. Und ſeine Tochter würde auch gewiß ſterben und ihm ſeine ganze Hochzeit verderben. Worauf er noch tyranniſcher replizierte: ſo ſeis ihm gleichviel, wenn ſie zum Teufel fahre. Sie ſei nie eine rechte Tochter gegen ihn geweſen, wie Töchter ſein ſollten. Und ſei nun einmal das Vieh dazu geſchlachtet und gebacken, ſo ſolle deswegen kein Riß in der Hochzeit werden und gezehrt und gejubelt werden, bis der letzte Biſſen weg ſei.

Worauf ſich die Maredore lautweinend abſentierte. Gleich darauf aber kam der Linkenfriede außen die Straße vorbei geſprengt, daß ihm die Haare um ſein bleiches Geſicht herumflogen; und wie er vor dem Thore vorbeikam, rief er allen ein Lebewohl zu: er gehe wieder in die weite Welt. Gott werde ſeinem Leid ein gnädig Ende machen.

◆

Wenn unſer Magen ſich auf Beuſt-Roſemaries und Gepſert-Hansgärges Hochzeit einmal eher über das Zuviel als über das Zuwenig zu beſchweren haben ſollte, ſo ward uns dieſen Abend noch eine überaus reichliche Mahlzeit gereicht. Dazu ein nicht unanſehnliches Faß mit Bier, darin ein Bierhahn ſtak. Und ſollten wir bald Gläſer dazu bekommen, auch Branntwein, ſo viel uns gelüſten möchte.

Der gute Knecht, der uns die Gottesgaben gebracht hatte, ſchien aber das letzte vergeſſen zu haben, was uns, da der Durſt uns in unſrer Stube, die unmittelbar am Backofen liegen mochte und wie ein Schwitzkaſten heiß war, nicht ſchlecht zuſetzte.

Es war nun freilich ein Ding wie ein Fenſter vorhanden. Da aber das, was daran aufgehen ſollte, weiß Gott warum angenagelt war, ſo half uns das ganze Fenſter ſo viel als nichts. Mußten uns denn damit begnügen, die Thüre offen zu haben, was aber bei weitem nicht ſo viel half, als wir wohl wünſchten, daß es geholfen hätte. Hatten alſo zu trinken und mußten dennoch Durſt leiden. Nun ging etlichemal einer von uns durch die Kuchenſtube hinaus, um etwa einen Knecht zu erruſen. Waren ihnen auch beiden Knechte begegnet, wie denn ein Umherrennen und Durcheinanderrufen zu hören war, als wäre nun wirklich Krieg. Hatten aber keinen ſtellen können, und ihr Beſcheid war von dem einen wie von dem andern geweſen, ſie hätten keine Zeit. Da war bald friſches

Waſſer, bald Thee, bald Gott weiß was zu holen, da die Roſemarie in Krämpfen liege, und der Beuſt darüber ganz ungeduldig und unwirſch ſich erzeige, da er glaube, es ſei nur Verſtellung von ihr. Er habe ſie ohnehin gleich im Magen und hätte ſchon geſagt: er wüßte, daß ſie gern ſtürbe, wenn ſie ihm nur ſeine Hochzeit dadurch verderben könnte. Aber ſie möchte nun machen, was ſie wollte, die Hochzeit ſollte fortgehen, bis der Biſſen von dem Angeſchafften nicht mehr vorhanden wäre. Einer wohl, eben der, der das erzählt, hatte verſprochen, Gläſer herbeizuſchaffen. Aber er kam ſo wenig als ein andrer.

Der Hannoveraner, den der Durſt am meiſten kränken mochte, machte zuletzt für ſeinen Teil kurzen Prozeß, indem er mit ſeiner unglaublichen Kraft das ganze Faß bis zu ſeinem Munde erhob, den Hahn in ſeinen Mund nahm und in ſeinen Hals hinablaufen ließ, was nur hinablaufen wollte. Erbot ſich auch, mich alſo trinken zu laſſen, was ich, da ich nichts vor den andern voraushaben wollte, mit Dank ablehnte. Und kam nun endlich ein Knecht in die Kuchenſtube, um Kuchen hinaufzuholen, der ſogleich und zwar nicht ſchlecht ins Gebet genommen werden wollte. Er ſagte uns nun, wie wir ihm die Wege erſparen und die Sache am beſten zu unſrer Bequemlichkeit haben würden, wenn wir ſowohl die Gläſer, als was wir ſonſt noch trinken möchten, uns ſelbſt holen wollten. Zeigte uns auch eine Art Vorkeller, in den man aus der Kuchenſtube gelangte, wenn man einige Stufen abwärts ſtieg. Hier ſtanden und lagen nun ſowohl leere Trinkgläſer als auch Flaſchen von allen Größen, die man ſchon mit Wein und Branntwein aufgefüllt hatte, auch ſogar kleine Fäßchen mit Pfeffergurken und Eingemachtem am Boden und auf dazu verfertigten Holzrepoſitorien umher.

Nun will ich nicht ſagen, welcher Jubel bei meinen

Kollegen entſtand; und ſchätz ich, Chriſtoph Columbus und ſeine Leute hätten bei Erblickung des langerſehnten Landes nicht ſo ausgelaſſen ſich gebärden können, als mein Herr Muſikprinzipal und ſein Orcheſter bei Erblickung aller dieſer Herrlichkeiten, von denen ſoviel ihre ſein ſollte, als ſie nur Luſt hätten, ohne daß ſie ſichs erſt vom Papſte hätten ſchenken laſſen müſſen. Beſonders aber brüllte unſer Hannoveraner, daß die Kuchen auf ihren Gerüſten davon erzitterten. Im übrigen Hauſe wurde es dafür um ſo ruhiger. Wenn man bald aufſtehn will, muß man ſich zeitig niederlegen.

Ich nun für mein Teil wäre auch gern in Ruhe geweſen; nicht ſowohl um zu ſchlafen, als um meine Gedanken ungeſtörter bei mir machen zu können.

Es war nun aber auch nicht möglich, einen klaren Gedanken zu faſſen, wenn einem des Hannoveraners Gebrüll und meines Muſikprinzipals und der übrigen Orcheſterglieder Schreien und Lachen unaufhörlich in die Ohren ſcholl.

Der Hannoveraner hatte ein Faß in die Kuchenſtube geſchafft, auf dem er wie auf einem Throne ſaß. Eine Bebe oder Torte, oder was er ſich ſelbſt dazu aus dem Kuchenvorrat ausgeſucht, hatte er wie eine Krone auf den Kopf geſetzt. An einer Schnur, an der Pfeffergürklein anſtatt Perlen gereiht ſich erzeigten, hatte er als einen fürſtlichen Orden ein Krauthaupt hängen. In der linken Hand führte er als Reichsapfel eine runde Branntweinpulle, in der rechten aber eine Weinflaſche als Szepter. Fragte uns brüllend, ob wir den Herrgott von Wien ſchon geſehen hätten, ſonſt wollte er ihn uns zeigen. Und ſollten wir ihn nur anſehen, ſo ſähen wir den Wiener Herrgott. Wobei er wechſelsweiſe und nicht etwa nur ein oder zweimal herzhaft bald in die Branntweinpulle bald in die Weinflaſche biß. Machte auch die andern zu großen Herrn, den

Herrn Prinzipal zum Pfeffergurkenkönig. Nachdem er den auf Ehre und Gewiſſen gefragt hatte, ob er nicht früher ſelbſt eine Pfeffergurke geweſen wäre und einer alten Hökerfrau aus dem Fäßchen davongelaufen. Er ſollte es ihm nur ſagen, es ſollte ihm nichts ſchaden; der Wiener Herrgott wäre ein guter Kerl, der keinen Menſchen bei der Polizei anzeigte. Wäre aber jenes nicht der Fall, ſo müßte entweder eine Pfeffergurke ſeine Pate geweſen ſein, da man, wie es heiße, ſeinen Paten nachgerate, oder ſeine Mutter doch an einer Pfeffergurke ſich verſehen habe. Den Klarinettiſten dagegen machte er zum Herzog Sauerkraut und behauptete, er wäre nichts als ein ungeheures Krauthaupt und bildete ſich nur ein, er wäre ein Menſch, weil er auf einer Vorrichtung ſich einherbewegte, die einige entfernte Ähnlichkeit hätte mit dem Menſchenleibe. Den Horniſten aber nannte er den Preißelbeerenfürſt, der ſeine Unterthanen mit Eſſig einmachte und fräße; im übrigen wäre weiter nichts von ihm zu ſagen, als daß nichts von ihm zu ſagen wäre. Und was der Poſſen mehr waren.

Nun mußten die andern bald eins aufſpielen bald eins ſingen. Ich aber, nachdem ich nur zur Notdurft zu mir genommen hatte, ging hinaus in den Hof, um des Lärmens und der Hitze auf eine Weile quitt zu ſein.

Draußen wars nun kühl genug und wohl ein wenig mehr als genug, und kein Klima dazu, um zu ſitzen oder ſtille zu ſtehn. Nun war mir, als hörte ich in dem Gärtlein zwiſchen dem Wohnhaus und der Scheune ein leiſes Rauſchen und Sprechen. War aber zu finſter, als daß man hätte erkennen können, wer da ſpräche und Geräuſch machte. Und geriet ich bei mir ſelber in große Verlegenheit und Zweifel, ob es nicht vielleicht möchten Diebe ſein, und ich ſchuldig wäre, Lärmen zu machen. Da ich, wenn ich den Diebſtahl zuließe, gleichſam ſelbſt ein Mitſchuldiger und Hehler wäre. Hätte daher gar zu gern etwas von dem verſtanden, was die, welche das Geräuſch machten, ſprachen.

Fiel mir auch bei, ſdaß die Diebe entweichen könnten, eh jemand käme, und ich für einen unnützen Ruheſtörer möchte ausgeſchrieen werden; und wie es das beſte ſein möchte, heimlich die Knechte zu wecken. Einer großen Mauer wegen, die das Gärtlein von den zwei übrigen Seiten umgab, konnten die Diebe dann nicht ſo leicht entkommen, wenn einige, während die andern hineingingen, die Gartenthüre und das bißchen Staket zwiſchen Haus und Scheune beſetzt hielten. Nahm mir aber vor, jedenfalls nicht ungeſchickt die Sache auf den Kopf zu ſtellen und den Beuſt zu zwingen, daß er mich mit Reſpekt hinfüro anſehen ſollte. Lehnte mich daher mit ſo wenig Geräuſch, als mir nur immer möglich ſein wollte, an das Staket, konnte aber nun vor Herzklopfen noch weniger hören, denn vorhin.

Und verlor endlich, da ich ganz deutlich eine Leiter in die Höhe rücken hörte, meinen klugen Vorſichtsfaden, den ich ſo fein geſponnen zu haben vermeinte, ſo ganz und gar aus den Händen, daß ich aus voller Kehle: Diebe! Diebe! ſchrie. Und vor Erregung meiner Lebensgeiſter mich an dem Staket feſthalten mußte, um nicht umzufallen.

Das brachte denn alsbald das ganze Haus in Alarm, machte aber auch denen im Gärtlein Beine. Ich hörte die Leiter umwerfen, dann kam eins, den Tritten nach ein Mannsbild, an mir vorbei und rannte nach der Hofthüre zu. Gleich nach ihm kamen noch zwei aus dem Gärtlein, faßten mich an, ich ſollte ſtill ſein. Was ich nun, auch wenn ich gewollt, wohl nicht würde gekonnt haben, da mein ganzes Geſchrei von Anfang an ganz unwillkürlich und wie in einer Art Todesangſt geſchehen war. Und mag ich nun ſogar noch lauter geſchrieen haben. Die eine von den zwei Perſonen, die mich angefaßt und die nach den paar leiſen Worten, die ich von ihr gehört hatte, und ihren nicht lautern Schritten für ein Weibſen achten mußte, ließ mich nun, für was ich gut war, und lief, was mich durch alle meine Angſt hindurch wunderte, nach dem Wohnhauſe zu. Die andre aber faßte mich nun um den Leib, daß mir faſt der Odem ausging, und ſchrie nun ſelber: Diebe! Diebe!

Hatte aber gar keine Zeit, mich auch darüber zu verwundern. Denn nun gingen die beiden Hausthüren auf, und heraus kam ein ganzes Volk durcheinanderſchreiend in wilder Haſtigkeit nach uns losgeſtürzt. Und nur ein paar Augenblicke, ſo hielten und ſchüttelten mich wohl acht Fäuſte. Dabei fragten ſie, wer von uns beiden der Dieb ſei. Ich ſagte nun, wie der der Dieb wäre, der mich halte. Der aber, der mich hielt, ließ mich nun los. Zugleich entſtand ein allgemeines Geſchrei nach Licht. Drauf erklang ein Lachen neben mir, und der Gutthelf, der Burſche, der den Brautführer machen ſollte, ſagte noch immer lachend: Ihr haltet mich wohl für den Dieb, ihr Teufelskerle? Was wollt ihr mit euern ungeſchlachten Fäuſten an mir? Einer ſagte darauf: Du biſts, Gutthelf? wir denken, es iſt der Dieb. Aber haſt denn du nicht geſchrieen? War mir doch juſt, als wär es deine Stimme geweſen. Dummes Zeug, ſagte der Gutthelf. Wir ſind doch zuſammen herunter gelaufen. Na, nichts für ungut, ſagte die andre Stimme. Wo iſt denn nun aber der rechte Spitzbub. Hier! ſchrieen die, die mich feſthielten, indem ſie mich nicht allein mit ihren derben Fäuſten ſchüttelten, ſondern mir auch einige Kopfnüſſe damit verſetzten, die mich ganz konfus machten.

Nun kamen auch welche mit Laternen. Ich ſchrie, wie ich keiner von den Dieben wäre. Einer davon hätte ſich an mir vergreifen wollen, weil ich geſchrien. Wüßte aber nicht, wo er hin gekommen. Ein andrer wäre nach der Hofthüre zu gerannt, der dritte aber, der ein

Weibſen geweſen ſein müßte, wäre in das Wohnhaus gegangen.

Dummes Zeug, ſagte der Gutthelf, indem er mir mit einer Laterne, die er einem andern abgenommen haben mochte, in das Geſicht leuchtete. Ein Dieb wird ins Wohnhaus laufen, wenn Lärmen iſt. Seht einmal, Jungens, es iſt der halbſeidne Muſikant, der den Leuten auf der Baßgeige zeigt, wo die Mohren wohnen. Er hat alſo geſchrieen, guter Freund? Und wo waren denn eigentlich ſeine Diebe?

Ich ſagte, wie daß ſie im Gärtlein geweſen wäre. Worauf der Gutthelf abermals lachend ſagte: Na, ſeine Diebe haben Herz genug. Eine Treppe hoch ſind die Fenſter von Roſemaries Stube. Bei der Roſemarie iſt Licht, und gleich daneben ſchläft die Maredore, die die Roſemarie wartet. Guter Freund, wo die Diebe Licht ſehen, da laſſen ſie ihr Handwerk ſein.

Nun kam auch der Beuſt und fragte mich aus. Der Gutthelf, der mir immer in die Rede fiel, mußte ſtill ſein, bis ich auserzählt hatte. Dann war der Beuſt eine Weile ganz ſtill; ſah ſich einmal um und blieb mit ſeinen Augen auf dem Gutthelf haften. Dann fragte er Gutthelf, wo er geweſen wäre, wie das Geſchrei losgegangen. Der ſagte: Im Bette, wo wir alle geweſen ſind. Und die Maredore? fragte der Beuſt die Maredore, die unter einem Haufen Weiber ſtand. Die ſagte: Das war ja ein ſchrecklich Geſchrei. Ich war nur eben von der Roſemarie weg. Die ſchlief, da dacht ich, ich wollte auch einen Augenblick ausruhn, weil wir morgen bald wieder auf wären. Und legte mich nur eben ins Bett, wie der anfing, zu ſchreien.

Nun ſagte der Beuſt einem Knecht, er ſollte doch nach den Hunden ſehen. Der kam wieder und ſagte: Die ſind fort, Herr. Die Hofthüre ſteht offen. Die werden doch gerad heute nicht davongelaufen ſein?

Der Beuſt war wieder einen Augenblick ſtill, dann ſagte er: Ihr werdet mir zu vornehm, Gutthelf und Maredore. Der Gutthelf legt ſich im Staat ins Bett, und die Maredore machts nicht beſſer.

Nun fiels uns andern erſt auf, daß unter allen denen, die die Diebe faſſen zu helfen gekommen waren, nur Gutthelf mehr als das Allernotdürftigſte am Leibe hatte. Unter den Knechten war einer ſogar im bloßen Hemde, der auch nun erſt an ſeinen Aufzug dachte und unter dem Lachen der andern davonlief.

Der Beuſt aber ſagte nur noch, daß er der Maredore den übrigen Teil der Nacht die Roſemarie warten helfen wollte, damit ſie nicht zuviel an ihren Kleidern dabei verdürbe. Und ſollten die Knechte das Thor zumachen. Er wüßte die Diebe ſchon und wollte zu ſeiner Zeit ſchon mit ihnen reden. Für heute würden ſie nicht wieder kommen. Und ſollten wir uns alle nur zu Bette legen.

Damit ging er fort. Die andern verliefen ſich auch. Und ich blieb nicht allein im Freien. Wie ich hineinkam, lagen meine Kollegen ſchlafend in der Kuchenſtube auf dem Boden. Der Hannoveraner lallte einigemal noch: Nun, Jungens, krehlt noch eins. Hurra! Dann ſchlief er wieder ein. Der Klarinettiſt aber, der mit dem Rücken am Kuchengerüſt lehnte, hielt ſein Inſtrument noch in den Händen, aber weit von ſeinem Munde, wiewohl er träumen mußte, wie daß er blaſe. Denn er fingerte mit beiden Händen an der Klarinette herum, blies auch ſeine dicken Backen auf und bewegte ſeine großen Lippen und ſogar ſein Haupt nach ſeiner Gewohnheit, das er beim Blaſen bald links bald rechts zu neigen pflegte.

◆

Nun war ich, da ich die Nacht hindurch vor Gemütsbewegung und Hilfeleiſtung an meinen Kollegen nicht hatte ſchlafen können, herzlich froh, wie der erſte Morgen endlich herandämmern wollte. Dieſe aber, die ſich geſtern toll und voll getrunken hatten, befanden ſich mit Ausnahme des Hannoveraners, der noch immer ſchlief, herzlich ſchlecht. War denn eine Not geweſen mit Waſſerholen, daß ich den Born hätte ausſchöpfen mögen. Desgleichen, wenn einer ſich expektorieren wollte, führte ich ihn hinaus in den Hof, damit die Kuchenſtube nicht möchte auf eine dem Appetit nicht zuſagende Art verunreinigt und unſers Namens Gedächtnis mit unangenehmen Anhängſeln in Nauendorf erhalten werden.

War mir deshalb, ohne daß ich mich in Speiſe oder Trank übernommen hätte, etwas übernächtig zu Mute. Da ich aber einmal nicht mehr ruhen ſollte, war mirs ſehr angenehm, wie ich, am Borne ſtehend, die erſte Morgenröte über die Scheune herüber auf mein Glas fallen ſah.

Ließ mir daher das Waſſer über Kopf und Geſicht laufen, was ein prächtiges Mittel iſt, die Folgen einer unruhig verlebten Nacht aus dem Körper herauszuwaſchen. Ging dann hinein zu meinen Kollegen, für deren einen das Waſſer geholt war. Es war nun hohe Zeit, ſich aufzumachen wegen der Ständchen, die wir zu machen hatten. Das wollte meinen Kollegen freilich ſchwer eingehn. Wanden ſich und dehnten ſich auf ihrem harten Lager, daß es zum Erbarmen war. Ich mußte meine ganze Beredſamkeit aufbieten, um ihnen an das Herz zu legen, wie es unklug und unverantwortlich wäre, wenn wir uns gleich zu der erſten Leiſtung ſo träge erzeigten. Auch daß ſchon alles lebendig im Hauſe wäre und ſich wundern möchte, daß ſich noch nichts von den Muſikanten hören laſſe.

Währte aber gar nicht lang, ſo ſchlieſen ſie mir über meiner Rede ein.

Nun wuſch ich ihnen einem nach dem andern das Geſicht, hob ſie auf und führte ſie in unſer Logement. Und gelang mirs endlich doch mit den andern. Der Hannoveraner aber lag wie ein Klotz und war kein Leben in ihn zu bringen.

Die andern ſahen nun ein, daß ich recht hätte mit meinen Reden. Sie machten ſich nun ſo ſchnell fertig, als ſie konnten. Waren aber alle drei invalid. Der Herr Direktor band ſich ein Tuch um den Kopf in der Weiſe, wie die Türken ihren Turban tragen. Darunter hatte er eine Zipfelmütze auf dem Kopfe, die gerade in die Höhe ſtand wie ein Obeliskus. Der Klarinettiſt, der keine Zipfelmütze mit ſich führte, aber das ganze Jahr durch eine große Pelzmütze trug, ſchlug die Klappen, ſo weit es gehn wollte, über die Ohren herab. Der Horniſt hatte ein Tuch um die Backen gebunden. Was ſie aber alle drei überein hatten, das waren die von der Übligkeit bleichen Geſichter. Da wir nun unſern Hannoveraner auch mit vereinigten Kräften nicht erheben konnten, ließen wir ihn einſtweilen liegen. Ich nahm anſtatt ſeiner die Poſaune, und gingen wir ſolchergeſtalt nun endlich an unſre Pflicht. Mußten auch, wie wir hinausgingen, von mehreren Seiten räſonnieren hören, daß wir ſo ſpät anfingen. Mußte den Leuten in meinem Herzen recht geben. Konnte aber die Sache nun nicht ändern.

Wie wir nun das erſte Stücklein beim Brautvater durch hatten, ſo kam ein Knecht und ſagte: der Beuſt hätte geſagt, wie die Muſik aus dem Hofe nicht weit genug in das Dorf hineinſchallte. Wir ſollten doch eins vom Scheunendach herab machen.

Wogegen wir nun etwas proteſtierten; ich, weil ich es meiner Schulmeiſterehre zuwider erachtete, wenn die Leute ſagen könnten, wie ich von einem Scheunendach herab muſiziert hätte, was, wie ich ſchätzte, auch noch gar nicht vorgekommen, auch nicht vom Hochzeitvater vorher bedungen worden war. Der Muſikprinzipal ſchützte den Luftzug vor, den er bei ſeiner rheu- und aſthmatiſchen Konſtitution meiden müßte, der Klarinettiſt war als ein vollblütiger Mann mit dem Schwindel behaftet. Der Horniſt aber half dem Knechte, uns zureden.

Was iſts denn nun weiter, ſagte der Knecht, die paar Stückchen da oben wären nunmehr aus, und wir wären ſchon wieder unten, wenn wir nicht Mäuſe gemacht hätten. Der Beuſt hätt es einmal geſagt, und wir würdens gewiß nicht bereuen.

So ergaben wir uns denn drein. Ich aber nicht, ohne dem Knecht einzuſchärfen, wie er niemandem ſagen ſollte, daß ich ein Schulmeiſter wäre, weil es mir ſonſt zur Schande gereichen könnte. Nun lehnte er eine lange Leiter an das Scheunendach, und ſtiegen wir nun hinauf, der Herr Prinzipal mit der Trompete voran, wobei er erzählte, wie er als ein junger Menſch in Straßburg am Münſter noch drei Stufen höher geſtiegen wäre, als da wären, und von da oben nach allen Seiten ein Kompliment gemacht, wodurch ein allgemeines Aufſehen entſtanden wäre. Dann kam der Klarinettiſt, der ſeine Augen zumachte und bei jedem Schritt voll Angſt fragte, ob wir noch nicht oben wären, und wir ſollten ihn doch halten; er habe noch keinen Gevatter für ſein Jüngſtes und bei ſeinem älteſten Bruder, dem Fleiſcher, ſechs Groſchen gut für ein Zicklein. Das Bürger und Meiſterwerden habe ihn auch ſoviel gekoſtet, daß es ſchlecht von uns wäre, wenn wir ihn fallen ließen. Unſer Horniſt ſtieg die Leiter hinan wie ein vernünftiger Mann, der da eine gegenwärtige Plage über dem Wohl vergißt, das daraus erwachſen will. Mir aber, der ich des Dings ungewohnt war und hinterm Tiſch im Studieren feſter zu ſitzen als auf einer ſchmalen Leiter zu ſtehn wußte, war die Sache nicht einerlei, und die Scheune war nicht etwa niedrig; half mir aber mein feſter Entſchluß, meiner Schulmeiſter und Mannesehre nicht durch furchtſames Bezeigen etwas zu vergeben, glücklich hinauf. Und hatt ich es überhaupt als der letzte, der hinaufſtieg, inſofern beſſer, daß ich nicht erſt noch ein Stück vorzurutſchen brauchte, um andern Platz zu machen, ſondern gleich ſo rittlings auf dem Dachfirſten ſitzen bleiben konnte, wie ich mich geſetzt.

Und huben wir nun unſer in der Luft reitendes Ständchen mit dem Choral an: Lob, Preis und Ehr dem höchſten Gut, als welcher von dem Knechte beſtellt worden. Könnte aber nicht ſagen, daß wir uns mit dieſem Stücklein großes Lob verdient haben möchten. Maßen unſer Klarinettiſt, der die Melodie zu halten hatte, allemal beim zweiten Ton ſein Inſtrument aus dem Mund nahm und ein: Ach du lieber Gott! ein: Was ſoll aus mir werden! Ach meine arme Witwe und meine vier Waiſen, nun würde ſie wohl nicht mehr Tag und Nacht zanken, wenn ſie mich nur wieder hätte; daß ſie nur die alte Weſte nicht vergißt, die noch beim Schneider iſt; ach du heiliger Gott! und andre dergleichen Stoßſeufzer dazwiſchen hören ließ, worauf er ſogleich mit der Klarinette, auf welche er ſich mit Schrecken beſonnen, wieder zwiſchen ſeine große Lippen fuhr. Konnte ſich auch hie und da, während er blies, des Schluchzens nicht enthalten, welches ſeltſame unwillkürliche Triller auf ſeinem Inſtrument hervorbrachte. Auf den Herrn Prinzipal dagegen wirkte die Traurigkeit, die einer durchſchwärmten Nacht zu folgen pflegt, dazu die ſcharfe Luft, die da kurz vor dem erſten Advent früh vorm vollſtändigen Tagesanbruch etwa zwei Stockwerke über der Erde ſich nicht als ein warmes Lüftlein erzeigen wollte, und erweckten ihm beide eine ſolche Neigung zum

Schlaf, daß er vor ſich hinnickend mehrmalen faſt vom Dache herabpurzeln wollte. Und hatten wir, der Horniſt und ich, mit Rufen genug zu thun, um ihn immer wieder aufzuwecken, und mußt ich einigemal bei vorzüglich hartnäckigen Fällen mein Inſtrument zu Hilfe nehmen, was mir, da ich um zwei Mann herumlangen mußte, nicht wenig Mühſeligkeit zu Wege brachte. Gar nicht gerechnet, wie dergleichen unvorteilhaft auf unſer Blaſen wirken mußte! Der Herr Prinzipal aber ſchwieg natürlich, ſo lange er mit dem Schlummer kämpfte; wenn er nun erweckt war, konnte er ſich nicht gleich beſinnen, was wir muſizierten, weshalb er mitunter, indem er ein Tanzſtücklein in Gedanken hatte, uns ſehr der Quere kam, und wir ſchon einigemal nicht weit davon waren, unſern Choral gänzlich umzuſchütten. Nun traf ich unglücklicherweiſe einmal, mit meinem Inſtrument ausziehend, den Klarinettiſten etwas an ſeinen rechten Ellenbogen, welcher vermeinte, es wolle ihn jemand hinunterſtoßen, und darüber entſetzlich zu ſchreien und jammern begann und der Klarinette ſo gänzlich vergaß, daß wir beiden, der Horniſt und ich, ohne Melodie ſo gut als vergeblich weiterſpielen mußten. Was aber auch ein Ende mit Schrecken nahm, da unſer Prinzipal das Geſchrei des Klarinettiſten, welches ihn wiederum aufweckte, in ſeiner Schlaftrunkenheit für eine Geſundheit hielt, die einer ausbringe, und alsbald in das Geſchrei hinein einen herzhaften Tuſch erklingen ließ.

War alſo das beſte, wenn wir, anſtatt die edle Kunſt der Muſik und uns ſelbſt zu blamieren, wiederum hinunterſtiegen und beim Muſizieren gut bürgerlich und beſcheiden unſre gute Mutter Erde mit Füßen traten. Wandte mich deshalb nach der Leiter um, die aber zu meinem und unſer aller größtem Schrecken weggenommen war. Schrieen nach der Leiter, aber es war niemand, der uns hörte. Der Brautführer, der unten ſtand, rief mir durch die Hände lautleiſe zu: ich ſollte doch ſo ſchreien, wie geſtern nachts, wo ich der armen Roſemarie ihr ganzes Lebensglück entzwei geſchrieen und ihn ſelbſt mit ſeinem Paten über den Fuß geſpannt hätte. Worauf er fortlief in das Haus, und ich vergeblich mich beſann, was er doch mit ſeiner Rede meinte?

Ein andrer Knecht aber ſagte, der Beuſt hätte befohlen, es ſollte die Leiter abgezogen bleiben, die der Gutthelf abgezogen hätte, um ihm einen Spaß zu machen. Und ſie dürften nicht gegen ihren Herrn. Wir ſollten ein fein Luſtiges blaſen, ſo würde er, wenn es ihm gefiele, uns wohl herablaſſen.

Wir ſtimmten darauf in der Angſt und Not unſers Herzens das Stücklein an, was damals wohlgefiel: Du biſt der beſte Bruder auch nicht; konnten aber auch dies nicht durchſetzen, weil der Klarinettiſt vor Schwindel ſich auf den Bauch legen mußte und ganz laut jammerte und weinte und in der Deſperation ſeines Herzens mit ſeiner Witwe und ſeinen vier ungezogenen Waiſen ſprach und ihr ans Herz legte, in das Wochenblatt hinter die betrübte Todesanzeige drucken zu laſſen, wie das Geſchäft ihres Mannes ununterbrochen ſeinen Gang behalte.

War alſo nichts weiter zu machen, als ruhig ſitzen zu bleiben und ſich in der Geduld zu üben. Nun iſt die Geſellſchaft ein ſo ſchönes Ding, daß ſelbſt die Übel gern Geſellſchaft halten. Und kam nun bei mir zu dem Froſt und der Unbequemlichkeit wegen des harten Sitzes, auch dem Ärger und der Scham, von allen, die vorbeigingen, ausgelacht zu werden, die ganze Erinnerung meines ſeit einem halben Jahre ausgeſtandnen Unglücks. Und will ich keinem Menſchen ſagen, was ich in dieſen Stunden an Leib und Seele ausgeſtanden, da ich fünf volle Stunden mit meinen Kollegen auf dem ſcharfen Scheunendach als Reiter geſeſſen habe; innerlich aber noch weit ſchlimmere Schmerzen und Ungemach habe erfahren müſſen. Nahm mir zuletzt vor, die Sache als eine Strafe Gottes anzuſehen, was mich jederzeit außerordentlich beruhigt hat, weil in der Strafe eine Verſicherung der Liebe enthalten iſt, und auch ein menſchlich Kind unter den ſtrafenden Händen des Vaters mit jedem Streiche ſeiner zurückkehrenden Freundlichkeit wiederum um eine Station ſich näher gerückt vorſtellen kann.

Nun kamen von allen Seiten die Gäſte daher, und wir ſaßen noch auf dem Scheunendach und klapperten mit den Zähnen, daß es eine Traurigkeit war, zu ſehen. Da kamen die Alten, die Männer mit ihren kurzen gelben Lederhoſen und großen Stiefeln, langen Röcken und Weſten bis an die Beine und dreieckigen Hüten, die Frauen in ihren Korſchotten mit langen Schößen von Kalmank, Wallis, türkiſchem Kattun oder Berkan; darauf breite Kragen mit Freſſur (möchte jetzt wohl heißen Garnitur), um den Hals eine breite Sammetkrauſe mit Spitzen beſetzt, die Röcke kurz und weit, die Schürze bunt oder weiß, hinten übereinandergehend, länger als der Rock; auf dem Kopf ſchwarzſammetne oder ſeidne Hauben mit einer Schneppe faſt bis auf die Naſe und langendigen Schleifen; darüber aber die Bärmütze von Muffpelz, die da ausſah wie eine Koſakenmütze. Die kamen zum Teil ſchon eines weiten Weges daher, und wir ſaßen noch auf unſerm harten Pferde, von welchem das beſte war, daß es keine Sprünge und Männlein machte, anſonſt dieſes Buch nicht möchte geſchrieben worden ſein. Da kamen die Burſche mit ihren Mädchen. Viele davon ließen ſich Handſpritzen nachtragen, davon ich nicht wußte, was denken.

Nun kam aber ſeinerſeits auch der Huchztvater auf den Hof heraus, um die Gäſte zu empfangen, dabei der Lipp-Chriſtjahns, ein kurzweiliger Burſche voll luſtiger Schwänke, als Huchztbitter ſeinen Adjutanten machte.

Wurde aber niemand freundlicher empfangen, denn die reiche, taube alte Wittib vom Grohmannshofe.

Nun kam der alte Roßmann und ſagte: was er denn, der Beuſt, für eine Art von Muſikanten hätte? Ob ſie nicht wüßten oder ihnen nicht geſagt worden wäre, wie bei einer ordentlichen Bauerhochzeit am erſten Tage früh nach des Brautvaters ſeinem auch im Dorfe bei den Gäſten müßten Ständchen gemacht werden. Oder ob ſie eine neue Mode aufbringen wollten?

Unſer Tyrann aber lachte, was er konnte, und ſagte: da auf das Scheunendach ſollte er ſehen; da ſäßen wir ſeit Tagesanbruch und machten mit unſern Zähnen Muſik. Dann ſagte er noch, wie einer von uns betrunken im Hauſe läge, und hätte er uns auf die Scheune geſetzt, damit wir uns nicht alle betränken und am Ende keiner übrig bliebe, um das Brautvolk in die Kirche zu blaſen.

Ich hatte nun wieder mein Bedenken wegen der Handſpritzen, was die bei der Hochzeit ſollten. War mir ſchon vorgekommen, daß bei ſolcher Gelegenheit geſchoſſen, aber noch nicht, daß geſpritzt werden ſollte. Daß aber nun, der Brautführer an der Spitze, die jungen Burſche ihre Spritzen in der Jauchengrube luden, war mir noch merkwürdiger, und bog ich mich ſo recht danach herunter, um doch zu ſehen, was aus der Sache werden ſollte.

Das geſchah denn nur zu bald, und hätt ich wünſchen mögen, ich hätt es nie erfahren. Merkte auch ſogleich, ſobald ich nun eine Spritze voll von dem kalten, übelriechenden Zeug im Geſicht hatte, daß es damit auf uns abgeſehen ſein möchte.

Der einen Ladung folgten nun noch viele, und blieb keiner von uns verſchont; der ſaubre Brautführer aber ſchien für ſein Teil mich allein auserwählt zu haben. Und wurde alſo unſre Lage noch um vieles verſchlimmert, ehe durch den Befehl unſers Tyrannen, die Leiter wiederum anzulehnen, die endliche Erlöſung daraus herbeikam.

Ich war nun ein ſolches Scherzen nicht gewohnt, was ich auch hausbacken genug den Flegeln zu vernehmen gab, und wollte auf der Stelle davongehn und nicht wieder an ihre Hochzeit riechen. Unten aber faßten ſie uns mit Gewalt, indem ſie ſagten, es ſei nur ein Scherz geweſen, und ſolche müßten bei einer luſtigen Hochzeit ſein. Es wär auch ganz gewiß nicht unſer Schade, wenn wir vernünftig wären, und würden wir für einen Rock, wenn der ja verwüſtet ſein ſollte, drei und mehr verdienen.

Warteten aber gar nicht ab, was wir erwidern würden, ſonden riſſen uns die Röcke vom Leibe mit Gewalt. Und mußte mich alſo drein ergeben ſo gut wie meine Kollegen, da ich doch lieber nunmehr gute Miene zum böſen Spiele machen als ohne Rock wiederum nach Meißen und Garſebach zurückkehren wollte. Was wieder ein ſchönes Thema zu Lügen würde abgegeben haben.

Wer aber am meiſten ſeine Schadenfreude über unſer Erleidnis in lautem Lachen und Jubeln gezeigt hatte, das war der Hannoveraner geweſen, der da ſchon wieder halb bezecht unter den Hochzeitgäſten ſtand und vor Luſt umkommen wollte, wie wir ohne Röcke ſo ganz lenden und herzenslahm dahergeſchlichen kamen. Bei meinen übrigen Kollegen wollte nun die Traurigkeit ſehr bald entweichen, da ſie den Teller ſahen, den der Huchztbitter für uns herumtrug, auf dem die Zehn und Zwanzigkreuzer, ſo damals ſehr Mode waren, ſo hoch aufeinander lagen, daß er das Gleichgewicht wohl halten mußte, ſollte nichts herabfallen. Ich konnte nun freilich in meinen damaligen Umſtänden jeden Groſchen nur zu wohl brauchen, da ich mich wegen meiner armen Schulwürmlein für Bücher und Karten beim Buchbinder in Schulden geſteckt hatte. Dazu fingen auch an meinem Frack und Hoſen die Fäden an durchzuſcheinen, und mein Schuhwerk, deſſen ich bei meinem jetzigen Beruf ſo ſehr benötigte, wollte auch heute lieber als morgen bankerott machen. Und wollte doch auch meinem Stande als Schulmeiſter nicht zur Schande ſo gar ärmlich und erbärmlich umherlaufen. Das gewöhnliche Lohn aber, welches ich als Muſikant hatte, wollte kaum für Nahrung meines Leibes zureichen.

Wäre aber dennoch im Gefühl beleidigter Schulmeiſterehre davon gelaufen, wenn mich der Prinzipal nicht ſo flehentlich gebeten hätte, daß ich endlich das Bedauern des Zornes Herr werden ließ. Und hätte er ohne mich, da er ſich auf den Hannoveraner nicht verlaſſen konnte, auch eine ſchlechte Ernte halten mögen. Dazu verſprach er mir auch für künftig das doppelte von dem, was ich zeither als Lohn erhalten hatte. Wußte aber ſchon, wie das zu nehmen war. Da er dies Verſprechen jederzeit gebracht hatte, wenn er mich nicht hatte entbehren können, was er nachgehends allezeit nicht allein vergeſſen, ſondern mir auch noch abgezwackt hatte, wo er ſonſt konnte. Hatte auch, wenn ich die Sache reiflicher überlegte, ſonſt auf der Welt keine Reſſource weiter. Mußte mich alſo wohl nach der Decke ſtrecken und fünfe gerad ſein laſſen.

Nun kam die Zeit, daß wir den Brautzug ſollten in die Kirche blaſen.

Da ſtand ſchon der Huchztbitter voran; hinter ihm der Brautführer, der nun ganz galant und ſchwarz angethan war und eine Schleife von Roſaband im oberſten Knopfloch hatte, und wartete der Braut, die er führen ſollte. Hinter ihm der Bräutigam, ein langer aber ungeſcheiter Burſche, den uns die Maredore ſehr recht beſchrieben hatte, und riß ein Maul auf bis an die Ohren vor Gähnen, und ſtand bald auf dem linken bald auf dem rechten Bein wie ein Ganſert, damit er einen Zeitvertreib hätte, bis die Braut vor ihm und die Züchtjungfer neben ihn getreten wäre, um ihn zu führen. War auch ſchwarz angethan, hatte aber eine grüne Schleife. Dahinter kamen nun die jungen Paare, die das Brautvolk in die Kirche geleiten ſollten. Die Mannſen gingen ſchwarz und galant und mit langen breiten bunten Bändern am Knopfloch. Die Weibſen hatten Kornetten mit goldgeſtickten Fleckchen auf den Köpfen und mit langendigen ſchwarzen oder weißen Schleifen; die ſich mehr deuchten, hatten bunte Umgebinge (waren Bänder um den Kopf herum, deren Enden und Schleifen hinten bis in die Gegend herabhingen, darauf man ſitzt). Dann kamen auch paarweiſe die Alten. Wir waren nun ebenfalls mit Bändern an Kleidern und Inſtrumenten geputzt, und hatte ich ein Roſaband am Zopfe, das im Winde über mir in den Lüften ſpielte, wie eine Wimpel über einem Schiff. Und ſtanden wir noch vor dem Huchztbitter und waren alſo recht die Erſten im Zuge.

Nun währte es den Leuten im Zuge und den Zuſchauern zu lang, wie die Braut immer nicht kommen wollte. Der Huchztbitter brachte zwar allerlei vor, was das Volk zu lachen machte, und ſagte unter anderm auf unſern großen und dicken Hannoveraner deutend, der ſchon wieder ſo ſtark geladen war, daß er hin und herſchwankte: Um Gottes willen, Leute, daß der mit der Baßgeige nicht umfällt, ſonſt ſchlägt er die ganze Muſik tot. Und was des mehr war, worüber die jungen Leute ſich tot lachen wollten. Die Burſche waren nun ſehr ungeduldig, die Mädels aber waren recht zufrieden damit, daß ſie ſich länger vor dem Volk in ihrem Staate zeigen konnten. Die Alten fingen ſchon an mit Kuchenwerfen, indem ſie, wie bräuchlich, rechts und links über die Bruſt weg nicht zu große Stückchen Kuchen in das Volk warfen, das ſich begierig darum balgte. Dazwiſchen hörte man auch, wie ältere Leute aus den Zuſchauern die Gäſte angingen mit: Kinnt mär o ä Stickchen Kuchen zuwarfen. Worauf jene replizierten: Hahlt äch när racht ran. Wer ſich aber recht ſehen laſſen wollte, ließ ſich vier Groſchen wechſeln und warf ſie unter die Leute.

Der Bräutigam aber ſchrie uns mit einer rauhen Stimme zu, wir wollten wohl für jedes Stücklein auch noch beſonders bezahlt ſein? So ſollten wir denn eins machen; er wollte ſechs Pfennige daran wenden.

Worauf ein allgemeines Gemurmel unter den Zuſchauern entſtund, welchen das vom Bräutigam zu knickerig vorkam. Er ſchrie nun, da er das wohl bemerkte: er würde kein Narr ſein und viel Geld ausgeben, um ihnen die Ohren voll muſizieren zu laſſen, die nichts dazu gäben und doch noch räſonnieren wollten. Er wäre nicht ſo ein Narr, und ſie könnten — er wüßte ſchon was.

Hörte ihn noch mehr daher ſchrein, konnte ihn aber nicht mehr verſtehn, weil wir nun angefangen hatten, eins loszublaſen. Der Huchztbitter tanzte dazu den Kreuzſprung um den ganzen Zug herum. Ein Teil von dem Volke ſchrie: der Chriſtjahns wäre der Primör, andre aber ſchrien: Ihr wißt den Teufel; der alte Roßmann iſt der Primör. Wieder andre aber ſchrien, es wäre eine Schande, daß der Beuſt-Gutthelf ſeine Roſemarie einem ſolchen Kniebohrer gegeben hätte, der als Bräutigam nicht einmal Geld auswürfe.

Niemand aber war ungeduldiger als der Beuſt ſelbſt, daß die Roſemarie und die Maredore nicht kommen wollten. Wie die Maredore nun aus dem Hauſe kam, ſchrie er: wo denn die Roſemarie bliebe? Ob ſie ihm noch nicht glaubte Poſſen genug geſpielt zu haben?

Worauf die Maredore ſagte: die Roſemarie wäre längſt beim Zug. Sie, die Maredore, hätte noch an ihrem Rock eine Falte angeſtochen, die losgegangen geweſen. Die Roſemarie hätte ihr einſtweilen vorausgehn wollen, und wüßte ſie nicht, wo die Roſemarie wäre, wenn nicht ſchon eine gute Weile beim Zuge.

Nun erhob ſich ein Rufen, eine um die andre von den Dirnen ging hinein, ſie zu ſuchen, fand ſie aber keine.

◆

Mittlerweile kam ein Junge daher mit einem Myrtenkränzlein, ganz klein von Umfang, aber hoch, oben enger wie unten, dem ähnlich, das die Maredore als Züchtjungfer im Haar hatte, nur daß dieſes bunt war und mit buntem Band geziert, und das, was der Junge brachte, grün und mit grünem Band. Daneben hatte er auch noch ein grünſeidnes Umgebinge in ſeinen Händen.

Den Jungen nun ſah alles verwundert an. Der Beuſt aber wurde ganz rot im Geſicht, wie es ſchien vor Zorn, indem er ſagte, wo er das her hätte?

Der Junge ſagte, er hätte es an der Elbe liegen gefunden auf dem Gras, das Umgebinge aber hätte ſein Vater aus dem Waſſer herausgefiſcht. Nun hätte er gemeint, das Zeug müßte jemand von dem Huchztvolke gehören, und da wär es nun.

Darauf ſtieß die Maredore einen durchdringenden Schrei aus und erzählte nun unter reichlichen Thränen und Schluchzen und wiederholtem Geſchrei und Anrufungen Gottes: wie die Roſemarie geſtern, nachdem der Linkenfriede dageweſen, mehrmal geſchrien hätte: Ach Maredore, morgen ſoll ich die Vogelſcheuche heiraten, den abſcheulichen Gepfert-Hansgärge, und ich kann ihn nicht leiden und kann ihn nicht ſoviel leiden, wie einen Froſch oder eine Werle. Nein, Maredore, eh ich den heirate, lauf ich in die Elbe. Das ſollſt du ſehn. Aber der Gepfert ſoll keine Nacht Ruhe haben vor mir.

Zehnmal will ich ihm erſcheinen jede Nacht, bis er ſich zu Tode gefürchtet hat. Nun brach ſie wiederum in ein Geheul aus, in das eine nach der andern von den Mädchen und Weibern einſtimmte. Am lauteſten aber ſchrie die alte taube Wittib, die vor Schluchzen kaum die Frage herausbringen konnte, worüber doch eigentlich geweint würde? Nun mochte keine die Sache in Beuſts Gegenwart mit dem rechten Namen nennen, mußte daher die gute Frau in Unwiſſenheit darüber bleiben, was aber ihrem Weinen und traurigem Bezeigen keinen Eintrag that.

Der Gepfert-Hansgärge aber wurde immer bleicher und ſchnitt ein Geſicht, über das man im größten Jammer hätte lachen mögen; der Beuſt aber wurde immer röter und begann am ganzen Leibe zu zittern.

Endlich raffte er ſich auf und ging des nächſten Weges nach der Elbe zu. Worin nicht allein die Gäſte, ſondern auch die ſämtlichen Zuſchauer folgten. Und war es merkwürdig, mit welchem Schweigen die Menge, die vorhin ſo bunt durcheinander geſchrien hatte, zuſah, was aus der Sache werden wollte. Muß aber ſelten etwas ſo ſchlecht zu einem andern Dinge gepaßt haben, als die Kleider der Gäſte zu ihren Geſichtern. Noch eh wir aber an die Elbe ſelbſt gelangt waren, kamen uns Leute ganz bleich und verwirrt entgegengeſtürzt: in der Elbe ſchwimme ein Leichnam. Von drüben ſeien ſie daran, ihn herauszufiſchen, und hätten ſchon nach den Gerichten geſchickt.

Und nun konnten wir auf einmal die Elbe ein gutes Stück weit vor uns ſehen. Da ſchwamm denn drüben, wo das Waſſer einen ganz kleinen Bogen machte, ein Weibſen in einem ſchwarzen Kleide mit Spitzen am Halsausſchnitt beſetzt und einem bunten Latz mit Goldtreſſen geſchnürt. Von drüben waren ſie in einer Schluppe herumgefahren an die Stelle, wo man des hohen Ufers wegen nicht zu der Leiche konnte. Sie nahmen ſie nun in die Schluppe und brachten ſie an die Stelle, von wo ſie ausgefahren waren. Daſelbſt ſtanden ſchon einige Herren bereit, die Leiche zu beſichtigen, worauf ſie auf einen Wagen gepackt und fortgefahren wurde. Einer unter den Zuſchauern auf unſrer Seite ſagte: Die wird nach Dresden gefahren auf die Kademie, wo ſie die Leichnamer zerſchneiden. War aber ſogleich wieder ſtill, da ihn jemand mochte angeſtoßen oder ſonſt aufmerkſam gemacht haben, wie daß ja der alte Beuſt nicht weit von ihm ſtünde.

Der aber, nämlich der Beuſt, brachte nun zwiſchen ſeinen zitternden Lippen etwas hervor, was wie ein deſperates Gelächter klang, und ſagte: Geſchieht ihr recht dafür, daß ſie ihren Leuten die Schande angethan hat. Soll mich umſonſt haben ärgern wollen. Sollte heißen, der Beuſt iſt nun auch ein neuer geworden und gilt nicht mehr, was er ſagt: Wer mir keine Tochter iſt, dem bin ich auch kein Vater. Soll ſich geirrt haben, wenn ſie dachte: Nun will ich ihm wenigſtens ſeine Hochzeit verderben. Daß du ſelbſt verderben ſollſt. Was der Beuſt geſagt hat, das hat er geſagt. Man ſoll froh ſein, wenn man ein böſes Kind los iſt. Kommt, ihr Gäſte und Nachbarn; das Vieh iſt einmal geſchlachtet und alles angeſchafft. Der Beuſt hat geſagt: Eher ſoll das Jubeln und Schwärmen nicht aufhören, bis der letzte Biſſen fort iſt. Jetzt geht es ins Huchzthaus zum Kaffee und Eſſen, hernach in die Schenke, und der iſt Beuſts Freund geweſen, der ein finſter Geſicht macht.

Wir wußten nun alle nicht, was wir dazu ſagen ſollten, und ſah immer einer den andern darum an. Er ging voraus, und wir alle folgten ihm nach, und war keiner, der ein Wort hervorgebracht hätte vor Erſtaunen, was das noch werden wollte.

Und gings denn nun vorerſt an den Kaffee. Da gabs Stollen, Bebe, Sternkuchen, Napfkuchen, Manſchkuchen, Pappkuchen, Eierſcheckkuchen, Grieskuchen. Die Gäſte ſetzten ſich, wie ſichs gehört, die Männer zuſammen, und die Weiber zuſammen, die älteſten Paten voran und der Huchztvater und der Huchztbitter ſchenkten ein und nötigten, und es war gar nicht lang, ſo hätte keiner, der etwa der Sache unwiſſend hereingetreten wäre, vermeint, wie daß der Hochzeit die Hauptſache fehlte. Nur ſchätz ich, daß gar manche von den Gäſten ſich ärgerten, daß der Beuſt, auf den ſie alle einen Spieß hatten von wegen ſeines Hochmutes, ſich nicht ſo ſehr über die Sache ärgern wollte, als ihnen lieb geweſen wäre, der aber für ſein Teil recht gut wiſſen mochte, warum er ſich die Sache nicht allzuſehr zu Herzen nahm. Viele mochten ohnehin nur aus Neugierde geblieben ſein; einigen aber lachte die Luſt unverhohlen aus dem Geſicht, daß ſie ſollten herrlich leben und nichts dafür ſchenken. Der Bräutigam aber vergaß ſeinen ganzen Unſtern und titſchte ſolche Brocken in den Kaffee, daß er, wenn ſie noch vollends im Getränke aufgequollen waren, ſein Maul kaum weit genug aufreißen konnte und noch überdies die Hände als Keile zur Hilfe nehmen mußte. Dazwiſchen ſchrie er, was er auch leiſe hätte abmachen können, da der Brautführer neben ihm ſaß, dieſem ins Ohr, daß es alle hören konnten: wie es ihm nun eigentlich lieb wäre, daß die Sache ſo gekommen wäre. Nicht etwa, weil die Roſemarie den verlaufnen Linkenfriede lieber gewollt; denn das wär dummes Zeug, und er hätt ihrs ſchon eintränken wollen. Aber er könnte den Beuſt nicht leiden, der wollte immer regieren, und er wär ſelbſt alt genug. Seine Verwandten hätten ihn dazu überredet, und er wär nur deswegen nicht wieder abgeſprungen, weil er wüßte, daß der Beuſt ein deſperater Kerl ſei und ſchlimmer mit Kniffen wie ein Advokat. Nun machte ſich aber die Sache von ſelbſt. Er wüßte aber auch recht gut, daß der Beuſt ſelber froh wäre über die Geſchichte, wenn er ſichs auch nicht merken ließe. Die Roſemarie ſei ihm immer ein Dorn im Auge geweſen; und ſollte er, der Brautführer, nur glauben, der Beuſt wär imſtande, nun gleich ſelbſt Hochzeit mit der Wittib zu machen, wenn er ſich nicht vor dem Gerede fürchtete.

Der Brautführer fragte ihn, ob er ſich nicht fürchtete, weil die Roſemarie ihm als Geiſt erſcheinen wollte. Das ſchien nun mein Hansgärge ganz vergeſſen zu haben, und fiel ihm vor Schrecken der halbe Kuchen, den er eben in ſein Maul ſchieben wollte, aus der Hand und wiederum in die Taſſe. Nun weiß ich aber nicht, wie er ſich von ſeinem Schrecken wiederum erholt haben mag, da es bei mir nun galt auf die Noten ſehen.

Darüber kam nun ſo allgemach Eſſenszeit heran.

Da wurde aufgetragen, daß die Tiſche ſich biegen wollten. Da kam erſtlich Bierſuppe mit kleinen Roſinen; darauf Rindfleiſch mit Reis und großen Roſinen; pro tertio Karpfen mit Krautſalat und auch mit Sauerkraut, dann alte Hühner, Gänſe, Enten, Tauben, Rinder, Kalbs, Schweine und Schöpſenbraten; dazu rote und weiße Rüben, Stangennüßchen, Preißelbeeren, Rapuntika und Pflaumen; beides, eingelegte und Mus; zuletzt die Butterlämmchen mit rotſeidnen Halsbändlein. Der Herr Schulmeiſter gab, wie ſichs gehört, die Suppe herum und ſchnitt auch Fleiſch und Braten vor, wobei er ſich und dem Herrn Pfarrer, der neben ihm ſaß, nicht das wenigſte und ſchlechteſte behielt. Worüber unter den Gäſten nicht wenig Murrens war, und manche Alte laut über der Geiſtlichen Habigkeit (ſollte heißen: Habſucht) räſonnierten. Und that ſich darin namentlich die älteſte Frau Pate hervor: ſie hätte nun in ſieben Jahren kein Gänſeherzlein gegeſſen, weil ihr Eheherr dasſelbe zu verzehren pflegte. Drum hätte ſie ſich ſo ſehr auf die Hochzeit gefreut, aber nun fräßen der

Pfarrer und der Schulmeiſter das beſte vornweg, und hätte ſie nun, wie die andern Gäſte auch, das Nachſehn. Ein Alter, der ein gut Stück von ihr ſaß, ſchrie ihr zu: ob ihr das was Neues wäre? Das wäre bei keiner Hochzeit anders. Wenn man was Gutes wollte, müßte man warten, bis die Geiſtlichkeit ſatt wäre. Und auch dann, wenn ſie ſelber auch nichts mehr eſſen könnten, rückten ſie aus Neid nicht mit den guten Biſſen heraus. Nun wußte der, nun der noch etwas dazu zu ſetzen; manche waren ganz erboſt, ſchlugen wohl auch auf den Tiſch und ſchrieen, damit die es hören ſollten, die ſie meinten, ganz laut. Andre wiederum lachten darüber. Der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeiſter aber ſchienen ſolcher Dinge ganz gewöhnt, und verdarb das Reden keinem davon den Appetit; der Herr Schulmeiſter, der da meinen mochte, nachholen zu müſſen, was er beim Vorſchneiden verſäumt hatte, hieß deſperate Biſſen verſchwinden und ſchwitzte vor Eifer, daß ihm der Schweiß in Tropfen auf ſeinen dicken Backen ſtand.

Nun kam die Zeit heran, wo das Weibsvolk eine ſchwarzſeidne oder ſammetne Haube, hinten rund, vorn mit langer Schneppe, dazu mit breiten Schleifen heimlich von Hand zu Hand bis zu der älteſten Pate gehn zu laſſen pflegt, die dann mit leiſer Hand der Braut das Kränzlein von den Haaren nimmt und es eben ſo leiſe mit der Haube vertauſcht, und der Bräutigam auf gleiche Weiſe von dem älteſten Paten mit einer Zipfelmütze gekrönt wird. Die Weibſen nun mußten, weil ihrer Komödie der Hanswurſt fehlte, ihre Sache unterlaſſen. Gepfert-Hansgärge aber mußte die Zipfelmütze tragen. Und hatte es der Pate ſo gut gemacht, daß der Hansgärge nicht eher davon merkte, bis ihn alle unter angeſtimmtem lauten Gelächter mit neckiſchen Geſichtern darauf anſahn. Der Gepfert aber verſtand den Spaß ſchlecht. Und da er vorderhand das Maul zu voll hatte, um mit Redensarten anzüglich zu werden, riß er die Zipfelmütze herab und warf ſie grimmig vor ſich hin, ſodaß ſie in das Sauerkraut fiel. Worüber das Gelächter nur zunahm. Nun war es lächerlich zu ſehen, wie er drückte, um das, was er im Munde hatte, hinunterzuſchlingen, wobei ihm die Augen vor Wut und Anſtrengung aus dem Kopfe herausſtraten, damit er ſeinen Zorn in Worten herauslaſſen könnte. Das aber, was er gern verſchluckt hätte, nicht hinunterbringen konnte und vor Ungeduld auf ſeinem Stuhl herumhopſte wie ein kleiner Junge, der da für einen wirklichen Reiter gehalten ſein will.

Und hätte die Sache noch einen übeln Ausgang gewinnen können, wenn nicht der Huchztbitter nun die Gäſte nach ihrer Ordnung aufgezogen hätte, damit in die Schenke gezogen würde. Wir mußten nun wieder voran, und ſtand alles wieder ſo, wie vorher, da es in die Kirche gehn ſollte. Wurde auch unterwegens wieder Kuchen geworfen.

Nun hieß es: Schwenkt euch! Wir ſpielten auf, einen um den andern. Die Alten wollten zwar ihr Bedenken haben, daß getanzt würde, da die Roſemarie ſich nur vor einigen Stunden ertränkt hätte. Die Jungen aber kehrten ſich daran nicht, und war mir doch höchſt verwunderlich, wie ſie einander nach ſolchem Vorgang ſo luſtig ſchwenken mochten, da mir, der die Roſemarie noch gar nicht geſehen, der Ton wollte in der Kehle ſtecken bleiben. Und triebens gerade der Brautführer und ſeine Maredore am ärgſten. Da wurde getanzt: Polſch, Menuett, Länderſch, Steierſch, Zweitritt, Schottiſch, Großvatertanz, Klatſchtanz, Koſakentanz, Hupper, Kreuzſprung und immer dazwiſchen wieder ein Dreher. Der Gutthelf und die Maredore nun tanzten den Dreher, daß es eine Luſt war. Und drehte der Gutthelf die Maredore einen ganzen Tanz über ohne Abſetzen auf einem Fleckchen nicht größer als der Boden von einem

Eimerfaß, ohne daß ſie auch nur um eines Zolles Länge darüber hinausgetreten oder in der Länge des Tanzes von ihrem erſten Flecklein abgekommen wären.

Einmal kam er auch an mich heran und ſagte, ich machte ein Geſicht, weil ſie ſo fröhlich tanzten, hätte aber gar keine Urſache dazu, da ich ja doch und niemand ſonſt an der Roſemarie ihrem Tod ſchuld wäre. Worüber ich mich entſetzte und ihn fragte, wie er etwas ſo aus der Luft greifen könnte. Er aber fragte mich nun wieder, was mir doch das Spionieren vergangne Nacht eingetragen hätte? Was ich noch weniger verſtand, aber nichts deſtoweniger mich ängſtigen mußte. Er aber fuhr fort, wie ſie wohl wüßten, daß ich vom Beuſt gewonnen worden wäre, ſie zu belauern. Und ſollte mich doch ja nicht ſtellen, als hätt ich den Linkenfriede, ihn und die Maredore in Wahrheit für Diebe angeſehen, wie ich ſo ſchrecklich geſchrien hätte, daß der Linkenfriede, der die Roſemarie davon führen wollen und die Leiter ſchon angelehnt gehabt, unverrichteter Dinge fortgemußt hätte. Und ſie auch ferner nicht zu ſtande hätten kommen können, weil der Beuſt hernach ſelber bei der Roſemarie gewacht hätte. Ich ſollte aber ja nicht denken, daß man ſo etwas umſonſt thun könnte. Es würde mir ſchon noch nach Verdienſt gelohnt werden. Ich ſollte dabei nicht ſo dumm ausſehen; er wüßte recht gut, daß ichs hinter den Ohren hätte. Und was des mehr war.

Ich war nun aber ſo erſchrocken über das, was er mir geſagt hatte, daß ich ganz kraftlos auf meinen Stuhl zurückfiel und nicht daran dachte, mich zu verteidigen, ſondern währenden Blaſens ſchwere Seufzer ausſtieß darüber, daß ich ſo ohne Wiſſen und Willen ſo ſchweres Unglück hätte verurſachen müſſen. Und war mir wie einem Mörder zu Mute, der mit Scherzen und Spielen ein ſeiner Meinung nach ungeladen Gewehr auf einen lieben Freund und Geſchwiſter abgedrückt hat. Sah auch keinen Troſt von keiner Seite. Und duckte mich voll Herzensangſt hinter meinem Pulte zuſammen, weil ich dachte, jeden Augenblick müßte aus irgend einer Ecke eine Hand nach mir reichen und ich die Worte hören: Das iſt er, dort! Der mit der Schiffmütze iſt der Mörder. Der in dem grünen Frack iſt ſchuld an Roſemariens Tod. Blies dabei meine luſtigen Melodien wie in wahnſinniger Deſperation in den Tanzboden hinein, ohne zu wiſſen, was ich that.

Sah nur immer auf den Brautführer, und wenn er mit jemand redete, fuhr mirs allemal heiß vom Herzen nach dem Kopf herauf und hinten am Genick eiskalt hinab. Wie nun der Abend herankam, ging er mit ſeiner Maredore und noch einigen hinaus.

Ich hätte mir nun denken können, da ich wußte, wies auf Bauernhochzeiten bräuchlich iſt, daß ſie hinausgingen, um verkleidet wieder hereinzukommen; war aber meines Verſtandes ſo wenig Herr, daß ich voll Ängſten nachſann, was ſie wohl thun wollten, und ob das nicht auf mich ginge. Dazu fiel mir auch mein eigen Unglück ein, kam mir aber vor wie gar nichts neben dem, was ich auf dem Gewiſſen hatte.

Nun wollte es ſchon dämmerig werden, als auf einmal die Thüre weit aufging, und etliche hereinkamen, die Soldaten oder Polizeidiener ſein mochten, worüber mir abermals mein ganzes Blut zu Kopfe ſtieg. Hinter ihnen kam ein Jude mit einem großen Bart, der ſich mit einem ſpeckbäuchigen Mönch führte. Darauf kam einer, der ein Töpfchen anhängen und ein Holz und eine Bürſte in der Hand hatte. Dieſer nun kam, während die Vorhergekommnen, dazu auch einige Tirolerinnen und wendiſche Bauernmädchen auf dem Tanzboden herum gingen, herauf zu uns und wollte mir meine Schuhe ſchmieren. Worüber ich in die größte Verlegenheit geriet, aber alles Deprezieren ohne Frucht blieb, auch daß ich ihm ſagte, ich wäre in ſchwerer Traurigkeit und nicht zum Spaßmachen aufgelegt.

Nun entſtand aber auf dem Tanzboden plötzlich ein ſolches Geſchrei, daß ich meinen Schuhſchmierer vergeſſend mich hinunterbog. Und Wunderdinge ſah, dergleichen ich mir nicht geträumt hatte. Hatte nämlich der Jude den Mönch vor den Bräutigam geführt, und dieſer, nämlich der Mönch, ſeine Kutte fallen laſſen. Der Bräutigam nun ſchrie wie beſeſſen, indem er was haſt du, was kannſt du aus der Thüre und davon lief.

Die andern waren nicht weniger erſchrocken, und merkte ich nun, daß es Verkleidete waren, und zwar an dem Ruf: Roſemarie! daß der Mönch niemand anders denn die Braut war, die wir alle tot und weit fort meinten von hier. Sie war nun ſehr blaß und angezogen, wie wir ſie hatten ſchwimmen ſehen, weshalb ſie der Bräutigam für ihren Geiſt genommen haben mochte. Um den Kopf aber hatte ſie dasſelbe Umgebinge, das der Junge heut hatte wollen gefunden haben, und auf den Zöpfen dasſelbe Krönlein mit Flittern. Da war denn Freude in allen Ecken. Nur der Beuſt, auf den nun der Jude die Roſemarie zuführte, ſchien ſich wenig oder gar nicht über ſeiner totgeglaubten Tochter lebendige Wiederkehr zu freuen. Wenigſtens mochte er haben wollen, daß es alſo ſchiene. Und ſchätz ich, daß er nicht ſo gleichgiltig im Herzen geweſen, als er zu ſein vorgab. Denn obwohl er keinen Zug in ſeinem Geſichte veränderte, wurde er doch einmal ganz blaß, dann wiederum ganz rot.

Der Jude aber warf den Bart von ſich, der alſo ein falſcher geweſen war, und ſah ich nun, daß es kein andrer war, als der Friede, den ich geſtern mit dem Beuſt reden und alsdann wie einen Deſperaten vorbeireiten geſehen hatte. Einer, der ſich ebenſo über ſeine unverhoffte Wiederkunft wundern mochte, als ich, ſchrie:

Und biſt nicht in die weite Welt geritten, Friede, wie du geſtern vorbeikamſt?

Worauf der Friede replizierte: Nicht in die weite Welt, aber nach Meißen, um den Trauſchein und Aufgebotserlaſſung zu holen. Und mußte doch noch ein Krönlein und Umgebinge da ſein, wenn das andre ertrinken ſollte.

Aber, ſchrie wieder ein andrer, wie iſt denn nur die Roſemarie wieder lebendig worden? Haben ſie doch alle mit leiblichen Augen ertrunken geſehn?

Darauf ſagte der Friede wiederum: Einen Haubenſtock ertrinken laſſen, das iſt kein Totſchlag, und naſſe Kleider werden wohl wieder trocken. Die aber den Haubenſtock aufhoben, waren Schulkameraden von mir, wie ihr wißt; von den Gerichtsleuten war ich aber ſelber einer.

Man ſah nun, was der Friede ſich auf ſeine Liſt zu gute that. Den Beuſt aber, ſchätz ich, mochte das zumeiſt kränken, da er immer der klügſte ſein und in ſeinem Leben niemalen geleimt ſein wollen. Wie die beiden nun an den Beuſt gekommen waren, ſagte der mit etwas zitternder Stimme, und hätte, ſchätz ich, viel darum geben mögen, wenn niemand das Zittern gehört, oder er es hätte verbergen können: Linkenfriede, du biſt ſchon wieder zurück aus der weiten Welt?

Das bin ich, ſagte der Linkenfriede, und komme zurück, weil ich denke, ihr werdet vernünftig ſein und werdet denken: Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt, wies im Liede heißt. Und werdet froh ſein, daß ihr den Gepſert ſo mit guter Manier losgeworden ſeid und eure Roſemarie beſſer angebracht habt als an jenen. Ihr ſeid doch einmal ihr Vater, und ihr werdets ihr nicht nachtragen, wenn ihr geſcheit ſeid.

So, replizierte der Beuſt, indem ſeine Naſe ganz ſpitzig und bis an die Spitze ſchneeweiß wurde. So?

Muß ich alſo geſcheit ſein, wie ihr meint? Linkenfriede? Meint, weil ihr ſo gut wegkommt mit eurer Geſcheitigkeit? Wenn ich nun aber nicht ſo geſcheit wäre, wie ihr meint?

Der Friede war ein wenig überraſcht und ſagte: Was? Beuſt? Ihr wollt euer Wort nicht halten? Hier hab ich mehr als zehn Zeugen, was ihr geſagt habt. Wenn morgen um die Zeit, habt ihr geſagt, die Roſemarie noch ledig iſt, habt ihr geſagt, dann, habt ihr geſagt, ſollſt du ſie kriegen, Linkenfriede. Sag ich mehr, ihr Männer, als wahr iſt?

Nein, nein, klang es da aus allen Ecken; das habt ihr geſagt, Beuſt, und dürft euer Wort nicht leugnen.

Nun wurde der Beuſt blutrot und that einen Schritt, um nicht zu ſagen einen Sprung, nach dem zu, der zuletzt geſprochen hatte, und ſchrie: Wer erinnert den Beuſt an ſein Wort? Iſt der Beuſt ſo ſchwach im Kopfe, daß er nicht mehr weiß, was er ſpricht? Wo iſt die Rede da von meinem Wort? Deshalb, daß ein Betrüger ein geſprochen Wort mißbraucht hat, ſoll das Wort ſein Gelten nicht verlieren. Vom Wort iſt jetzund nicht die Rede. Was der Beuſt geſagt hat, das hat er geſagt. Aber daß er ſo geſcheit ſein will, wie der da meint, das hat er nicht geſagt, der Beuſt. Wer kann auftreten und ſagen: Die mich in meiner Ehre gekränkt hat vor aller Welt, ſoll mein liebes Kind bleiben; das hat der Beuſt geſagt? Der Beuſt aber ſagt: Mein Kind iſt ertrunken. Denn es iſt beſſer ſo, als wenn ſie lebt als eine ſolche, die ſich und ihren Freunden zur Schande werden konnte, um zu ihrem Willen zu kommen. Hab ich geſagt: Der Linkenfriede und ſein Weib ſollen meine Erben ſein? Was ſollt ich um fremde Leute ſorgen, Nachbarn?

Bei dieſer Rede nun fiel ihm ſeine Tochter laut weinend um den Hals; er ſollte ihr doch verzeihn. Sie wollten ihn gewiß gut halten, und er ſollte es nicht bereuen, wenn er von ſeiner Härte laſſen wollte. Worauf er ſich ihren Armen entzog und faſt etwas höhniſch replizierte, daß man nicht beides haben und behalten könnte, das Geld und die dafür gekaufte Ware. Und wollte ſie nun auch die Ware, die ſie um das Geld gekauft, wieder hingeben und ihr Geld wieder nehmen, der Handel wäre geſchloſſen. Sollte gehn, wohin ſie wollte; bei ihm ſtünde kein Stuhl mehr für ſie. Und ſollte niemand ſagen, daß er ihr Vater wäre, damit er ſich nicht auch noch ſchämen müßte.

Der Friede war etwas verdutzt und ſagte nun trotzig: Ihr habt geſagt, eure Hochzeit ſoll nicht eher aus ſein, als bis der letzte Biſſen verzehrt iſt. Wollt ihr das leugnen? Ihr könnt es nicht. Fortgeſpielt, Muſikanten! Morgen geht die Hochzeit erſt recht los. Wir tanzen nun den Brautreihn, Roſemarie; ob er vor der Trauung oder nach der Trauung getanzt wird, das iſt einerlei. Heda! einen aufgeſpielt. Der Friede läßt ſich nicht lumpen. Ein Schuft meines Namens, wenn ich euch ein ander Stück aufwerfe, als harte Thaler.

Unſern Prinzipal begeiſterte das mit den harten Thalern, und ſollte die Muſik eben losgehn, als der Beuſt mit lauter Stimme rief: Huchztbitter, ihr wißt, wen ihr geladen habt. Habt ihr den Linkenfriede hier geladen? Nun gut. Wißt ihr, Linkenfriede, was man mit ungebetnen Gäſten thut? Ein ungebetner Gaſt gehört vor die Thür! Geht gutwillig, eh ich meine Knechte rufe.

Wollt ihr Hochzeit machen ohne Bräutigam? ſchrie dagegen der Linkenfriede. Denkt ihr, ihr habt den Hochmut und den Trotz allein gefreſſen? Ihr müßt es euch für eine Ehre ſchätzen: ihr ſeid ein Gärtner gegen mich, ich bin ein großer Mann gegen euch. Und ihr habt geſagt, die Hochzeit ſoll dauern bis zum letzten Biſſen.

Das ſoll ſie auch, ſchrie der Beuſt. Ich und meine Gäſte bleiben zuſammen, bis der letzte Biſſen fort iſt. Ihr aber ſeid kein Gaſt. Seid ihr ein Vagabund, oder was ihr wollt, ihr ſollt hinaus.

Ihr wollt die Hochzeit dauern laſſen ohne Bräutigam? ſchrie der andre wieder. Seht ihr nicht, daß ihr gelogen habt? Ihr ſagtet: die Hochzeit ſollte ſo lang dauern. Iſt das eine Hochzeit, wo kein Brautreihen getanzt wird und nicht glückgewünſcht und geſchenkt? Ihr ſeid kein wahrhaftiger Mann, Beuſt. Ihr ſeid ein Maulmacher, Beuſt. Ein Lügner; wißt ihrs? Ihr müßt euer Wort halten, und ich tanze jetzt mit der Roſemarie den Brautreihn, und wenn ihr zehn Teufel im Leibe hättet. Heda! Aufgeſpielt! Der Linkenfriede legt nicht unter einem Dukaten auf.

Unſerm Prinzipal lief das Maul voll Waſſer, und ſteckte er aus Eifer das Unſchlittlicht, das er eben in der Hand hielt, anſtatt ſeiner Trompete hinein, um nur recht ſchnell los zu blaſen. Konnte nun des Vergreifens halber den Beuſt nicht hindern, daß er wieder hörbar wurde. Und ſagte der Beuſt nun, indem ſeine Naſe abermals kreideweis wurde, noch höhniſcher denn vorhin:

Nun gut, Linkenfriede, ſo will ich denn geſcheit ſein, weil ihr es wollt. Und will mein Wort halten und thun, als wenn einem ehrlichen Mann ein hergelaufner Betrüger befehlen müßte, ehrlich zu ſein. Ihr wißt wohl, ihr Nachbarn, daß ſo einer daherkommen muß, um den Beuſt an ſein Wort zu erinnern. Der Beuſt iſt der nicht, der unerinnert Wort hält. Heda, Muſikanten! Eins für Bräutigam und Braut. Nicht zu ſchnell, im Schritt. Was ein andrer geben will, das hat der Beuſt ſchon gegeben.

Damit nun faßte er das Weibſen, das faſt taub aber eine reiche Wittib war, mit der er, wie ich wohl gemerkt, nach ſeiner Art zum öftern ſcharmiert hatte, unter den Armen und ſchwang ſie herum, daß ſie lachte, wiewohl ſie nun ſo wenig wußte, was Urſache ſie zu Lachen hatte, als vordem mit Weinen. Und wie er ſie wieder an ihren Platz geſtellt hatte, ſo ſagte er nun zu den andern, von denen niemand verwunderter war, als Linkenfriede, wie ſie ſähen, die Hochzeit ginge fort, ohne daß etwas fehlte, und er ſollte unwahr geſprochen haben. Und ſei er ſelbſt der Bräutigam, und die reiche Wittib die Braut.

Nun erhob ſich ein Gratulieren und Knickſen unter den Gäſten, und war es kurzweilig, wie nun die Taube wiederum währenden Lachens und Gegenknickſens bald rechts bald links fragte, warum ſie doch ſo lachten und gratulierten und die vielen Knickſe machten.

Linkenfriede aber erſah zur Genüge, daß er nun in der That möchte überzählig ſein. Schickte ſich daher zum Gehn. Rief aber vorher noch laut in den Tanzboden hinein, wie ſeine Hochzeit ſollte auf Roßmanns Hofe gefeiert werden. Und ſeien alle Gegenwärtigen geladen, ihn morgen in die Kirche zu geleiten und ſeine Gäſte zu ſein beim Kaffee, Eſſen und Tanz. Worauf er ſich, ohne den Beuſt weiter zu beachten, abſentierte, und faſt alle die Jungen, auch einige Alte, darunter der alte Roßmann, ihm folgten.

So war ich nun doch meiner Armeſünderangſt ledig geworden und fühlte mich trotz meines übrigen Unglückes ſo frei, daß ich aus Erfahrung ſagen kann, wie daß es kein wahres und unheilbares und unvergeßliches Unglück weiter giebt als ein böſes Gewiſſen. Wollte es nun gerne geduldig tragen, daß der als Schuhſchmierer verkleidete mir, wie ich nun ſah, vorhin meine ganzen weißen Strümpfe beſchmiert hatte, als wenn es Stiefel wären, und kein Wörtlein darüber ſagen oder auch nur denken.

Nun waren denn zwei Hochzeiten zugleich im Dorfe, von denen jede die andre überbieten wollte. Die

Höfe lagen auch ſo nah, daß es zwiſchen den beiderſeitigen Gäſten gar nicht ſelten zum Wortwechſel kam. Geſchah auch mitunter, daß die von der einen Hochzeit welche von der andern zur Deſertion beredeten.

Nun hatte zwar der Beuſt die Klugheit gebraucht, ſich zuerſt zur Trauung anzumelden; der Linke aber war noch klüger geweſen und hatte von einem Teil der Seinigen das Wirtshaus ſchon beſetzen laſſen, ſodaß der Beuſt nicht mehr hineinkonnte, und ihm ſchon zuvorgekommen war. Verſuchte zwar einen Sturm, wurde aber mit Verluſt zurückgeſchlagen. Worauf er, ſo gut es ging, eine Scheune in einen Tanzboden verwandelte, und allda getanzt und geſprungen und allda und auf ſeinem Hofe gegeſſen und getrunken wurde, bis der letzte Biſſen verzehrt und er ſeines Wortes quitt und ledig war.

◆

Maria

Einleitung

Die Novelle „Maria" ſchrieb Otto Ludwig im Herbſt und Winter des Jahres 1842 zu Leipzig, ſie gehörte zu den Manuſkripten, die er zu weiterer Feile im Jahre 1843 mit nach Dresden nahm. Nach mehrfacher Umarbeitung gedachte er ſie ſelbſtändig zu veröffentlichen und hegte vorübergehend die Hoffnung, daß Ludwig Tieck, der, wie an den Anfängen ſo vieler wahrhaften Talente, auch an denen Otto Ludwigs einen wohlwollenden Anteil gezeigt hatte, ſeine Erzählung mit einer empfehlenden Vorrede in die Welt einführen würde. Tiecks guter Wille erſtreckte ſich aber jedenfalls nicht weit genug, um dem unbekannten jungen Schriftſteller auch einen Verleger ſuchen zu helfen, und die Verſuche, die Ludwig ſelbſt unternahm, ſcheiterten teils an der bekannten Abneigung der Verleger gegen noch namenloſe Talente, teils auch wohl an der beſondern Natur der Novelle. Arnold in Dresden, Brockhaus in Leipzig lehnten ab, obſchon ihnen nicht hätte entgehen ſollen, daß es ſich in der „Maria" zwar um eine gewagte Erfindung handelte, dieſe aber tiefe und echte Poeſie in ſich ſchloß und vom leiſeſten Zuge der Lüſternheit frei blieb. Auch erſcheint es durchaus zutreffend, was Ludwig mit beſcheidnem Selbſtgefühl in einem Briefe an den Dresdner Buchhändler Arnold hervorhob, daß „er nach künſtleriſcher Vollendung ſtrebe."

So wie Ludwig in ſeinen idylliſch-humoriſtiſchen Jugenddichtungen die ſtarke Einwirkung Jean Pauls auf ſeine Entwicklung und ſeinen künſtleriſchen Stil nicht verleugnete, ſo ſteht die Novelle „Maria“ in ihrer Anlage und Vortragsweiſe ſichtlich unter dem Einfluß der Novellen Goethes und Ludwig Tiecks. Gleichwohl iſt auch in ihr der Keim ſichtbar, aus dem ſich ein Jahrzehnt ſpäter die mächtige, ebenſo ergreifende als ureigentümliche Erzählungskunſt Ludwigs entfaltete, und einzelne Züge und Situationen der Novelle wirken mit innerer Gewalt auf den Leſer, während für das Ganze erſichtlich eine gewiſſe Reflexion und die Empfänglichkeit einer Seele in Anſpruch genommen wird, die die Verworrenheit des Weltlaufs in ſich zum Guten ſchlichtet. — Übrigens bewahrte der Dichter bis in eine ſpätere Zeit hinein eine gewiſſe Vorliebe für dieſe Frühſchöpfung. Daß er die erſte Anregung aus einer mündlichen Erzählung ſeines Jugendfreundes Dr. Wetzſtein empfangen hatte, die ihm dieſer auf einem Gange durch die Leipzig umgebenden Promenaden, zwiſchen dem Petersthore und dem Grimmaiſchen Thore machte, erfahren wir aus einem in Ludwigs „Hauskalender“ für 1843 aufgezeichneten Entwurf zu einem Briefe an Wetzſtein. Eine in Dresdner Künſtlerkreiſen verbreitete Überlieferung, daß Ludwig den Stoff zur Novelle „Maria“ Ludwig Richter verdanke, iſt danach zu berichtigen; die „Maria“ war vollendet, ehe Otto Ludwig den Maler Ludwig Richter kennen lernte. Wahr aber iſt, daß der genannte große und liebenswürdige Künſtler für die Geſchichte eine lebhafte Vorliebe zeigte und ſtets bedauerte, daß ſie ungedruckt blieb. Daß Ludwig ſie ſpäter Berthold Auerbach mitteilte, geht aus einer Einzeichnung in ſeinem Hauskalender für 1850 (9. April) hervor. Da nun auch Auerbach das Motiv der Novelle bedenklich fand, verzichtete Ludwig um ſo ruhiger auf die Veröffentlichung, als er um dieſe Zeit, wo der „Erbförſter“ geſpielt wurde und die erſte Bearbeitung der „Makkabäer“ entſtand, in völlig andern Stimmungen und Beſtrebungen lebte. Trotz alledem ſcheint die „Maria“ die einzige ſeiner ältern Handſchriften geweſen zu ſein, die er noch in den folgenden Jahren gelegentlich Freunden mitteilte.

Die Veröffentlichung der intereſſanten Jugendſchöpfung an dieſer Stelle bedarf keiner Rechtfertigung, und Ludwig ſelbſt würde in einer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke der mit ſo vieler Liebe geſchaffnen Novelle die Aufnahme nicht verſagt haben.

1

Sie hatten den Wagen erreicht, den der alte Eiſener, um noch ein Stündchen die Geſellſchaft ſeines Sohnes zu genießen, bis auf die Höhe vorausgeſchickt hatte, von der herab man auf der einen Seite ein enges, durch Mühlen und Fabriken belebtes, auf der andern ein breites Thal mit freundlichen Dörfern vor ſich liegen ſah.

Der Alte ſchob die Reiſemütze tiefer in die Stirn, ſodaß ihr großer Schirm die blendende Röte der Abendſonne von ſeinen Augen abhielt, die er noch beſonders durch ſeine buſchigen ſchwarzgrauen Brauen ſchützen zu wollen ſchien, die er tief herabzog, indem er zu ſprechen fortfuhr: Und je einförmiger das Geſchäft iſt, um das ſein Leben ſich ſchlingt, wie die Pflanze um den ſchützenden Stab, deſto beſſer für den Menſchen. Je kleiner der Punkt, von dem aus er wirkt, deſto mehr wird er wirken. Er wird gezwungen, ſeine Kräfte zuſammen zu halten, und das iſt ſchon ein Vorteil von Bedeutung. Und von dieſem Punkte aus kann er ſich allmählich ausbreiten, ohne Gefahr, ſeinen Schwerpunkt zu verlieren. Hat ers ſoweit, daß nicht nur ſeine Exiſtenz geſichert iſt, daß er ſonſt noch manche Ausgabe beſtreiten kann, ohne jene zu ſchmälern, nun ſo ſchaffe er ſich Bücher an, Bilder und was ihm ſonſt beliebt. So hab ichs gemacht. Mochten meine Bilder andern gefallen oder nicht, kamen ſie dem manieriert vor, jenem blechern, dem dritten Gott weiß wie; mir gefielen ſie. Ihre Betrachtung ſoll mich zerſtreuen. Je weniger ſie Anſpruch darauf machten, mich inniger zu berühren, deſto beſſer für mein Geſchäft und mich. Nur Geſchäftsloſe haben aus dem Betrachten von Bildern, aus dem Beurteilen von Büchern ein Geſchäft machen können, und man ſieht eben wieder daraus, wie der Menſch eigentlich für das Geſchäft geſchaffen iſt. Was man Kunſt nennt, ſoll uns das Leben verſchönern, aber nicht unbequem werden dadurch, daß ſie eigne Geſetze haben will, die wir lernen und reſpektieren ſollen. Was mir gefällt, das iſt ſchön für mich, und wenn mirs nicht mehr gefällt, werf ichs weg. Wenn ichs bezahlen ſoll, ſo muß es ſein, wie ichs brauchen kann. Wenn die Reichen alle den geſunden Lebensſinn beſäßen, ſo würde dieſer gerühmte Künſtlerſtolz bald zu einer Künſtlerdemut, und kein junger eitler Menſch mehr durch dies Phantom verlockt den Vernünftigen zu einem Gegenſtande mitleidigen Achſelzuckens werden.

Der Sohn, auf den dieſe Reden eigentlich abgezielt hatten, fühlte ſich zu verletzt durch ſie, als daß er ſich hätte zutrauen dürfen, wenn er darauf entgegnete, den Ton feſthalten zu können, der dem Sohne dem Vater gegenüber geziemt; zugleich kränkte ihn die Meinung, die ſein Freund, der ſie beide begleitet hatte, ein Künſtler von bedeutendem Rufe, nach dieſen Reden von dem Manne bekommen mußte, den er ſo gern von jedermann geachtet geſehen hätte. Den Alten verdroß dagegen das anſcheinend ſtolze Schweigen des Sohnes, und ſo wurde der Abſchied nicht zugleich ein Abſchluß, was er unter Freunden und ſo nah Verwandten immer ſein ſollte.

Der Alte, der dies empfand, ließ den Wagen noch einmal halten und ſagte zu dem Sohne: Deine Reiſe wird, wenn du ſie ſo, wie ich hoffe, zur nähern Bekanntſchaft mit den verſchiednen Zweigen der Induſtrie benutzeſt, einen vernünftigen Menſchen aus dir machen, den wiederzuſehen ich mich freuen werde. Er nahm die Mütze ab und wies ein Geſicht, in deſſen ſtrengen Zügen ſich mehr Vaterliebe und Sorge zeigte, als die Empfindlichkeit des Sohnes überdauern konnte.

Nachdem er dem Wagen eine Zeit lang nachgeſehen hatte, wandte der junge Eiſener ſich bewegt zu dem Freunde und ſagte mit der Treuherzigkeit, die ihm eigen war: Wenn Sie ihn genauer kennten, würde Ihre Meinung von ihm eine vorteilhaftere ſein. Er iſt der beſte Menſch und voll Liebe; und ſein rauhes, zuweilen tyranniſches Benehmen nur der Ungeſtüm eines redlichen, liebenden Herzens, dem es leider verſagt iſt, aus der Enge einer beſchränkten Lebensanſicht herauszugehn.

Es fragte ſich nun, ſagte Ritter, ob wir umkehren, oder ob wir, da wir einmal ſo weit ſind, vollends nach Marklinde hinuntergleiten, das heute ſeinen großen Jahrmarkt hat.

Marklinde, entgegnete der junge Eiſener; iſts nicht die Paſtorstochter von Marklinde, die der künftigen Himmelskönigin auf Ihrem Bilde: Maria und Magdalena als Mädchen Geſtalt und Züge geliehen hat?

Wie ich das Bild malte, ſagte Ritter, hab ich nicht daran gedacht, daß es Marie und Magdalene als Mädchen vorſtellen ſollte; die ungemeine Ähnlichkeit von zwei mir bekannten Mädchen, deren eine allerdings jene Paſtorstochter iſt, und die einander doch wieder ſo gänzlich unähnlich ſind, hat mir Anlaß und Stoff zu dem Bilde gegeben; es ſind zwei Mädchen auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau, in das Träumen vertieft, das jenem Alter ſo eigen iſt. Ihre Zukunft, deren Geiſt ſie träumend und ahnend beſchwören, tritt für den kundigen Beobachter ſichtbar aus ihren Zügen hervor. Denn der Charakter des Menſchen iſt ſein Schickſal. Ich weiß nicht, wer das

Bild ſo taufte, wie Sie es nennen, und alle, die von ihm reden.

Ich erinnere mich nicht, ſagte Eiſener, je ein freuden und friedengebender Geſichtchen, als das der Marie, geſehen zu haben. Doch iſt es noch völlig das Geſicht eines Kindes; wie auch in der Geſtalt, trotzdem, daß es ihr nicht an Fülle mangelt, noch keine Spur vom Weibe iſt. Während die Magdalene im Auge ſchon das Dunklere, Durſtige, in der Geſtalt ſchon das ſich in ſich Verhüllende, das, ohne es ſelbſt zu wiſſen, locken will, im Ausdruck des Geſichtes und der Geſtalt das Weiche, Nachlaſſende trägt, ſteht die Marie ſo kindlich unbefangen, ſo unbedürftig abgeſchloſſen, daß man nicht zweifelt, die Entwicklung, die bei jener ihren Jahren bereits um vieles vorgeeilt iſt, habe bei dieſer noch gar nicht begonnen. Man ſieht, daß jene weiß, was ſie wünſcht, während dieſer der Gedanke noch gar nicht gekommen iſt, daß ſie noch etwas andres wünſchen könne, als ſie als Kind gewünſcht hat.

Wenn Sie das in dem Bilde gefunden haben, ſagte Ritter, ſo bin ich zufrieden mit meiner Arbeit. Aber Sie müſſen die Mädchen ſelbſt ſehen. Fräulein Agthe, die Magdalene, wie Sie ſie nennen, wird heute wahrſcheinlich zugegen ſein. Sie iſt die Tochter des Rentamtmanns von Marklinde und wird dieſen Ehrentag ihres Geburtsortes gewiß nicht in ihrer Penſion, in dem nicht ſo fernen Dresden, zubringen. Sie werden ſich wundern über das Verhältnis, in dem die kleine Marie zu ihr und den übrigen Mädchen ſteht, wie namentlich zwiſchen dieſen beiden, die ſich ſo ähnlich ſehen, wie ſelten zwei Geſchwiſter, nicht die mindeſte Annäherung ſtattfindet, wiewohl es bei der gänzlichen Verſchiedenheit beider Naturen eigentlich nichts weniger als ſeltſam iſt.

Wird man beide wohl an einem öffentlichen Orte zuſammen ſehen? fragte Eiſener.

Wir gehn, ſagte Ritter, in die Pfarre. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß die Schenke heut überſchwemmt iſt von lärmenden, ſtreitſüchtigen Betrunknen. Alles, was ſich für nobler hält, als jene, geht zum Paſtor; das verſteht ſich wie von ſelbſt. Und wir brauchen um ſo weniger Bedenken zu tragen, als der Paſtor neben ſeiner ſehr guten Stelle ein ebenſo bedeutendes Vermögen beſitzt und dieſen Ehrentag ſeines Dorfes auch für ſeinen anſieht. Dort können Sie ſchon das Pfarrhaus mit ſeinen Umgebungen erkennen. Nach dem Garten zu oder vielmehr im Garten ſehen Sie das kleine freundliche Gebäude, das der Paſtor auf ſeine eignen Koſten dazu gebaut hat. Sehen Sie dort zwiſchen den zwei erſten der drei hohen Pappeln auf dem nächſten Hügel, über den die Chauſſee führt, links von dem buchenbewaldeten Berge; es unterſcheidet ſich von den andern Häuſern und namentlich von dem alten Pfarrhauſe durch die hellere Röte ſeines neuern Ziegeldaches; auf dem Schornſtein hat ein Storch mit ſeiner Familie ſich etabliert; das Neſt verbirgt uns noch der große Lindenbaum, das uralte Wahrzeichen von Marklinde — gleich dahinter blinkt ein Fenſter von der Kirche aus dem Violetgrau von Weinbergen. Wir gehn hier von der Chauſſee ab; betrachten Sie ſich noch einmal jene Berge und das wunderſchöne Thal. Wenn wir dieſem nähern Fußſteige folgen, der uns zwiſchen den grünen Samenfeldern hindurch bis an den Lindenbach, dann zwiſchen Wieſen und den Erlen, die ihn beſchatten, ganz nah an ihm dahinführt, verlieren wir dies Thal ganz aus den Augen, und jene Berge ſehen wir erſt unter dem Dorfe wieder, und zwar von einer weniger großartigen Seite.

Eiſener, der ſo kurzſichtig war, daß er mit unbewaffnetem Auge nicht einmal die weniger fernen Punkte, die Ritter ihm zeigte, deutlich wahrnehmen konnte, ſagte: Ich möchte Sie beneiden um ihr ſcharfes Auge.

Wie glücklich, wer ein gutes Auge hat; die Formen ſind ihm plaſtiſcher, die Farben farbiger, nichts iſt ihm zu fern, ſelbſt der Himmel iſt ihm näher. Der Einfluß eines ſchärfern oder ſchwächern Geſichtes auf den Charakter ſeines Beſitzers iſt unberechenbar. Wieviel entſchloßner, klarer, beſtimmter, lebensmutiger iſt der Gutſehende als der Schlechtſehende!

Eiſener fand den Weg, wie der Freund ihm vorher geſagt hatte. Sie ſchritten rüſtig aus. Nun hörten ſie ſchon die Trompete, die Hörner und den ſchnurrenden Baß der Tanzmuſik auf der Wieſe beim Wirtshauſe. Einige Minuten führte ſie ihr Weg zwiſchen Gärten dahin; der alte ungeheure Lindenbaum bot ſich als Wegweiſer, das Storchneſt tauchte aus den grünen Büſchen; eine Wendung, und Linde und Storchneſt verdeckend ſtand das alte Pfarrhaus vor ihnen. Das Grün des Teufelszwirns, der das alte, aus grauem Sandſtein erbaute Haus faſt ganz überdeckte, gab ihm ein trauliches, gaſtliches Anſehen. Der große Hund, der ſeitwärts an der Kette lag, ſchien den Gebrauch dieſes Tages zu kennen; er empfing die Fremden, ein Bild der Hoſpitalität, mit Schweifwedeln und freundlichem Winſeln, als ob er bedauerte, ihnen die Höflichkeit ſeiner Begleitung nicht erweiſen zu können.

Sie traten hinein. Durch die offne Thüre ſahen ſie ein ſchönes, ſchlankes Mädchen in der Wohnſtube mit zwei Kindern beſchäftigt. Dem Knaben legte ſie ſtatt des beſchmutzten einen neugewaſchnen Kragen um; dabei trieb der Kleine ſolch ausgelaßne Streiche, daß ſie in der Mitte ihrer Strafpredigt vom Lachen unterbrochen wurde. Siehſt du, Muhme Marie, ſagte der Knabe, indem er ſich mühte, ernſthaft auszuſehen; du ſchmälſt mich, und eigentlich biſt du ſelbſt ausgelaſſen und lachſt, wo es gar nicht nötig iſt. Das Mädchen bemerkte unſre Freunde, die ſie freundlich willkommen hieß. Wollen Sie nur dahinter in den

Garten gehn; da finden Sie den Vater und die ganze Geſellſchaft.

Ein kleiner Neffe wohl? fragte Eiſener, dem Knaben die hochrote Wange ſtreichelnd. Das Mädchen ſchüttelte den Kopf und ſagte in ihrer freundlichen Weiſe: Es ſind die Kinder von einem Freunde meines Vaters aus Dresden. Sie leben bei uns, weil die Landluft und die Landkoſt die kleinen Menſchen geſund und ſtark macht. Und giebts nun einmal Unruhe und Unordnung im Hauſe, dann ſind ſie nicht zu bändigen.

Während unſre Freunde über die Hausflur und den Hof gingen, an den der Garten ſtößt, ſagte Ritter: Sie iſt geiſtig noch ſo wenig Weib, daß die Neigung, die ihre ſchöne Bildung einflößt, auch nicht das Mindeſte von der Geſchlechtsneigung hat, und man ſogar ihre körperliche Entwicklung überſieht. Da iſt auch von jener reizenden Scheu, die aus der bloßen Ahnung entſpringt, es müſſe doch etwas andres um den Mann ſein, noch keine Spur. Gleichwohl hat ſie das ſechzehnte Jahr hinter ſich und beſitzt in der Führung des Hausweſens eine Mündigkeit, wie wenig ältere.

Der Paſtor, ein kleiner brünetter Mann von großer Beweglichkeit, kam den Freunden entgegen wie lang erwarteten Gäſten. Im Garten ſaßen auf der einen Seite die Ältern und Verheirateten um einige große Tiſche; das junge Volk ergötzte ſich in einiger Entfernung ſpringend, ſingend, lachend und ſpielend auf ſeine Weiſe. Marie zeigte ſich thätig als Wirtin, war bald hier bald dort, nahm aber weder hier an dem Geſpräche noch dort an dem Spiele teil. Ein ältlicher hagerer Herr von munterm Ausſehen trat zu unſern Freunden und dem Paſtor. Behaltet, ſagte er zu dieſem, den ältern für euch; den andern nehm ich für uns junge Leute in Beſchlag. Was ſollen wir, fuhr er fort, indem er ohne weiteres Eiſenern unter den Arm nahm und hinwegführte, was ſollen wir bei den Alten ſitzen, wir, die wir noch vom Scherzen und Küſſen etwas halten. Die Lippen ſind zum Lachen und Küſſen gemacht, nicht um damit vom Wetter zu plaudern. Sehen Sie hier, nichts als hoffnungsvolle Jugend, die ſich vorgenommen hat, nicht eine Minute vor der Zeit alt zu werden.

Man begrüßte den neuen Ankömmling wie einen alten Bekannten. Fräulein Agthe, der ein junger Jäger viel Angelegentliches mitzuteilen zu haben ſchien, ſah verſtohlen zu dem hübſchen Eiſener herüber, der ſich zwiſchen zwei junge Damen ſetzen mußte, um bunte Reihe zu machen.

Es war eine Pauſe eingetreten. Von der heftigen Bewegung des letzten Spieles, der ſogenannten ruſſiſchen Motion, erhitzt, vom Lachen ermüdet, ſaß man auf Stühlen, Bänken und im Graſe und wehte den glühenden Geſichtern mit Tüchern und Zweigen Kühlung zu. Endlich wandte ſich der Oberamtmann Breitung, ſo hieß der muntre alte Herr, an Fräulein Agthe und ſagte, indem er ihr mit komiſch graziöſer Kniebeugung eine Guitarre überreichte: Lieblichſte aller Julien, ſämtliche gegenwärtigen Lungen bitten durch die meinige Ihren ſchönen Mund, nun auch die Herzen in Bewegung ſetzen zu wollen, von denen ſie behaupten, ſie ſeien bis jetzt auf ihre Koſten geſchont worden.

Fräulein Agthe errötete, ſuchte und fand Ausreden, die nicht angenommen wurden und auch nicht angenommen werden ſollten. So nahm ſie die Guitarre und ſang nach einigem Zureden mit hübſcher Stimme folgendes Liedchen:

Der Städterin Wunſch

Ein Pfarrermädchen möcht ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind;
Ach ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt gar ein glücklich Kind!

So voll und doch ſo ſchlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein;
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl ſchöner ſein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut;
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die ſtehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann ſie ſpazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Paſtorskind zu ſehn.

Die Städter ſind an Artigkeit
Und Komplimenten reich;
Geknetet wird mit Zierlichkeit
Der alte Zuckerteig.

Es ſtrömt der nieverſiegte Born
Der Schmeichelei ſobald;
Sie lauſchet nur dem Jägerhorn;
Fernher erklingts vom Wald.

Der junge Jäger bläſt ſo hell,
Er bläſt ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde ſchnell —
Meint ihr, daß ſie ihn ſieht?

Er bückt ſich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel iſt doch Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt ein glückſelig Kind.

Der junge Eiſener mußte ſich geſtehn, daß Fräulein Agthe ein reizendes Kind genannt zu werden verdiente. Einigemal begegnete ſeinen Augen, die mit Wohlgefallen von dem Spiel ihrer ſchönen Hände zu dem dunkellockigen Köpfchen und von da auf jene zurückwanderten, ein Blick von ihr, den ſeine Eitelkeit zu ſeinen Gunſten zu deuten mehr als nur zu willig war.

Das Liedchen war geendet. Breitung ſagte zu

Eiſenern, nachdem er die Sängerin in ſeiner launigen Art mit Lob und Komplimenten überhäuft hatte, mit einer gewiſſen Weichheit: Für mich hat ein ſolches Pfarrerkind mit rundem Strohhut und langen Zöpfen, friſch wie die Natur, in der es aufgewachſen iſt, wie es über den abgerißnen Bildern vom Stadtleben, die es ſich nach den Äußerungen Beſuchender gemacht hat, brütet, ſie vereinigt, neue hinzudichtet und ſich über ihre eignen Träume wundert, etwas ungemein Anziehendes. Ein Pfarrerkind aber kenne ich, das ich mehr liebe, als ich ein eignes Kind würde lieben können. Jetzt ſteht ſie hinter der kleinen Kokette. Seht hin, junger Freund, wollt ihr das Weib, wie ſie ſein ſollten, neben dem Weibe ſehen, wie ſie wirklich ſind?

Ich meine, ſagte Ritter, der herzugetreten war, die Weiber könnten nicht beſſer ſein; wenn wir Männer nur nicht ſo ſchlecht wären. Wir benutzen die Schwäche der Weiber, weil wir ſchwächer ſind als ſie. Das Bedürfnis, zu lieben, das ſo leicht getäuſchte Vertrauen der Unerfahrenheit wär ihre Stärke und ihr Schutz, wäre der Mann ihnen gegenüber edel, wie er ſein ſollte. So wird die Unſchuld ſelbſt an dem Weibe zur Verräterin, und ſie müſſen ſie ſchon verloren haben, um zu wiſſen, daß man ſie verlieren und wie man ſie ſchützen kann.

Der junge Eiſener reichte dem Freunde die Hand und ſagte: Was Gutes an mir iſt, hab ich den Frauen zu danken. Das Andenken an meine treffliche Mutter hat mich von mehr Unbeſonnenheiten zurückgehalten, als die Lehren und das Beiſpiel der weiſeſten und beſten Männer. Dieſe ſanfte Macht, der zu gehorchen ſo ſüß iſt und ſo lohnend zugleich! Während ſie ſo liebevoll ergeben dem Manne gehorcht, beherrſcht das Göttliche in ihr den Mann, ohne daß er es weiß. Der unmerkliche aber mächtige Einfluß ihrer ſanften Nähe hat ſeinen Entſchluß ſchon beſtimmt, eh er ihn faßte, iſt ſeinem Zorne ſchon wie ein Engel in den Arm gefallen, eh ſeine eigne Kraft ſich wider ihn waffnen konnte, hat ihn ſchon zum Rechten und Schicklichen gewandt, eh er ſich der Wahl bewußt war. Vor ihrem klaren Blick kann das Verworrene nicht beſtehn, ſinkt dem Frechen das rohe Wort unausgeſprochen in die ſchamerfüllte Bruſt zurück; aus ihren Augen trifft den Gefallenen ſchmerzlich mahnend der Glanz des verlornen Paradieſes, lächelt dem Bereuenden der Troſt der ewigen Barmherzigkeit; ſie ſind die Sonne, um die die Sterne des Großen, Edeln und Schönen kreiſen, von ihnen erhellt und erwärmt.

Der alte Breitung weidete ſich an dem glühenden Geſichte Eiſeners, dann ſagte er lächelnd: Für euern Eifer, junger Herr, verdientet ihr ſchon einen freundlichen Blick von den ſchönſten dieſer Sonnen. Aber was ſolch enthuſiaſtiſches Lob des ſchönen Geſchlechtes ſelbſt betrifft, ſo iſt es im Munde eines jungen Mannes mehr dazu gemacht, uns von ſeinem Erteiler gut, als von dem Geſchlechte ſelbſt beſſer denken zu laſſen. Wenigſtens von dem größten Teile des Geſchlechtes, denn alle über einen Kamm zu tadeln möchte wenig klüger ſein, als alle zu loben. Aber wir kommen vor den Weibern nicht zu den Weibern. Seht, wie argwöhniſch ſie zu uns herſehen; ſie ahnen ſo etwas von einer Verſchwörung gegen ſie. Übrigens merk ich, daß es zum Abendeſſen gehn ſoll.

Unter den Bäumen, in denen ein leiſer Abendwind muſizierte, ſaß es ſich frei und luſtig bei Wein und kalter Küche. Eiſener hatte ein Plätzchen gefunden, das ihm außerordentlich gefiel. Er ſaß Julien gegenüber, die ebenſoviel Gefallen an ihm zu finden ſchien, wie er an ihr. Zur Rechten hatte er den muntern alten Breitung, der durch luſtige Einfälle und fleißiges Einſchenken die ihm zunächſt ſitzenden in die Stimmung zu verſetzen ſuchte, die ihn ſelbſt außer dem Hauſe ſelten verließ. Dies gelang ihm vollkommen, und die entfernter ſitzenden hatten nur immer zu fragen und weiter zu erzählen, welch luſtige Thorheit eben von dort ausgegangen wäre. Dem jungen Eiſener, den der eingenötigte Wein mehr als ihm gut war erwärmte, ſchien die ſchelmiſche Julie immer reizender; ein Spiel mit Blicken begann zwiſchen beiden, das den jungen Jäger eiferſüchtig zu machen ſchien. Hingegen empfand Eiſener ſelbſt etwas ganz ähnliches, wenn ſein Nachbar zur Linken, ein junger Beamter, an die emſige Marie Worte richtete, die die Neigung, die ſie eingegeben hatte, nicht verbargen. Faſt mit Ängſtlichkeit lauſchte er ihren Antworten und war entzückt, daß in ihnen auch nicht das Mindeſte einer Entgegnung dieſer Neigung hörbar wurde, und dann wunderte er ſich ſelbſt über dieſe ſeltſame Teilung ſeines Weſens. Im dunkeln Auge Juliens glühte eine Flamme, von der er fühlte, wie ſie ihn entzündete, und ihr Feuer in ihm immer mehr um ſich greifen müßte, ohne daß er ihm würde wehren können, ja ohne daß er dies würde wollen können.

Der junge Beamte ſagte zu ihm: Sehen Sie nur einmal, nirgends fehlt etwas an der ziemlich langen Tafel, und gleichwohl iſts nur Marie, die aufwartet. Alles iſt geſchehen, eh der Wunſch ausgeſprochen, ja eh er gefühlt worden iſt. Und da iſt nicht ein Hin und Hereilen, ein Bringen und Wiederwegtragen. Es iſt immer alles gemacht, und man ſieht nicht, wie es gemacht wird; man denkt unwillkürlich an die alte Sage von den Hausgeiſtchen, die den Frauen unſichtbar helfen.

Eben ſtand die ſchlanke Marie wie ein Heiligenbild hinter Julien, und das reizende Weltkind ſank ihm in aller ſeiner verführeriſchen Grazie neben jener tief im Preiſe. Er fühlte das Bedürfnis, ſich klar zu werden, da ſtieß Breitung mit ſeinem Glaſe gegen das wiedergefüllte Eiſeners. Trinkend und lachend fand er den bunten Wechſel von äußerſt lebhaften Vorſtellungen, der bereits an die Stelle ruhiger Beſonnenheit trat, bald immer weniger bedrohlich und endlich ſogar angenehm und erwünſcht.

Es war Nacht geworden; mehrere von den Gäſten, die fühlen mochten, daß ſie zuviel gethan hatten, ſuchten ihr Lager. Das junge Volk vergnügte ſich, aufgeregt vom Weine, mit Spielen, die, mit Tanz und lebhaften Bewegungen verbunden, die Aufregung nur noch vermehrten. Man lärmte und ſchrie durcheinander, und wenn man merkte, wie ſehr man ſich anſtrengte, ohne weder die andern zu verſtehn noch von ihnen verſtanden zu werden, brach man in Lachen aus und vermehrte den Lärm nun aus Mutwillen und Luſt an der Ausgelaſſenheit. Der junge Eiſener, der von je an Mäßigkeit gewöhnt ſonſt nie an ſolch lärmendem Treiben Geſchmack gefunden hatte, wunderte ſich ſelbſt, wie er ſich heute darin wie in ſeinem eigentlichſten Element befand.

Nun wurde das Handwerkerſpiel geſpielt, in dem zwei Mitſpielende das Zimmer verlaſſen, um ein Werkzeug zu erſinnen, das von den Handwerkern gebraucht wird, als die ſie beim Wiederhereintreten ſich zu erkennen geben. Wird von einem der übrigen Mitſpielenden dies Werkzeug erraten, ſo muß dieſer mit ſeinem Nachbar an die Stelle jener treten, und dieſe nehmen dafür die durch den Abgang jener leer gewordnen Sitze ein. Der ſogenannte Plumpſack, der die Rücken derjenigen trifft, die ſich zu langſam im Gehen und Setzen erweiſen, darf dabei nicht fehlen. Eiſener hatte erraten und mußte mit ſeiner Nachbarin das Zimmer verlaſſen. Ihm wurde ſeltſam, wie er in dem dunkeln Nebenzimmer ſich zu der ſchnellatmenden Julie hinabbog und ſtatt ihres Ohres ihr glühender

Mund ſeinem Munde begegnete, und die weiche pulſierende Geſtalt ihm wie ohnmächtig in die Arme fiel. Im Ringen mit ſich ſelbſt, im Beſtreben, die Beſinnung feſtzuhalten, die ihn zu verlaſſen drohte, faßte er unwillkürlich ihren Arm und ſtand ſchon wieder mit ihr im Geſellſchaftszimmer, eh er noch ſich des Warum bewußt war.

Endlich trennte man ſich ſcherzend und lachend. Der alte Breitung, der einzige von den Ältern, der ſich noch nicht zurückgezogen hatte, wies, wie er denn die Stelle des Haushofmeiſters auch den Tag über verſehen hatte, den jungen Leuten ihre Nachtquartiere an. Jedes Geſchlecht wurde zuſammen untergebracht, die Mädchen in einer großen Stube des Parterre neben den verheirateten Frauen, die jungen Männer neben den ältern eine Treppe hoch. Den jungen Eiſener wies er in ein Zimmer im Pavillon, in dem dieſer ſeinen Freund, den Maler Ritter, bereits ſchlafend fand.

Eiſener ſtellte ſich an das offne Fenſter, um ſein erregtes Blut zu kühlen, und weil er fühlte, er könnte nicht ſchlafen, an der ſchönen Gegend, die im Silber des Vollmondes vor ihm lag, ſich zu erfreuen. Aber ſeine Phantaſie zauberte, ſo oft er ihr auch wehrte, immer wieder jenes dunkle Zimmer um ihn und die reizende Julie in ſeine Arme. Er bereute tauſendmal, ſo ſehr er ſich mühte, ſich über ſeine inſtinktmäßige Flucht zu freuen, daß er das ſüße Gift nicht in vollen Zügen aus dem Becher getrunken, deſſen bloße Berührung ſein ganzes Weſen in dies fieberhafte Pulſieren gebracht hatte. Die Glut, die in ihm wohnte, gab er dem Zimmer ſchuld und ging hinab in den Garten, in dem er die geſuchte Kühlung eben ſo wenig fand. Der Duft der Blumen, das Säuſeln der Blätter und das ferne Rauſchen eines Wehrs wiegten endlich ſeine erregten Lebensgeiſter in jenes angenehme Dämmern, in dem der Wechſel der Bilder ſo ſchnell erfolgt, daß die ermüdete Aufmerkſamkeit weit zurück bleibt, und das Gefühl des Daſeins endlich in der Empfindung einer ſüßen Mattigkeit aufgeht. Er lenkte ſeine Schritte, ſchon in halber Bewußtloſigkeit, dem Pavillon wieder zu, ſtieg ebenſo die Treppe hinauf, öffnete, kleidete ſich aus und legte ſich zu Bette.

Eben war er im Einſchlafen, als ein Geräuſch ihn ſtörte, und er ſeine Augen nach der Thüre wendete, die er leiſe öffnen hörte. Ihm war, als ob er eine weiße Geſtalt hereinkommen ſähe, und doch hörte er keinen Tritt. Jetzt wurde ein Vorhang aufgezogen; der Schein des vollen Mondes drang durch das Fenſter und zeigte ihm eine ſchlanke weibliche Geſtalt, die eine ziemliche Weile ohne irgend eine Regung im Fenſter ſtehn blieb. Seinem ſchwachen Geſichte war es unmöglich, mehr zu erkennen, als eben noch die Geſtalt; überdies wandte ſie ihm jetzt den Rücken zu. Jetzt ging ſie an den Spiegel unweit des Fenſters; indem ſie hineinſah, ſchien ſie ſich auszukleiden. Daß ſie ſich auskleidete, vermutete er mehr, als er es ſah, da der Spiegel im Schatten hing. Jetzt bewegte ſich die Geſtalt nach ihm zu. Er griff mit den Händen nach der Seite, wo Ritters Bett unmittelbar neben dem ſeinigen ſtehn mußte. Er fand es nicht; er mußte in ein andres Zimmer geraten ſein. Der Gedanke, in der Sicherheit der Nacht zum erſtenmale mit einem weiblichen Weſen allein zu ſein, ſchlich erſt wie ein Tropfen Eis, dann wie Feuerglut über alle ſeine Nerven hin. Sein Herz pochte hörbar, als die Geſtalt zu ihm ins Bett ſtieg. Das Seltſame, Abenteuerliche der Situation war nicht gemacht, ernüchternd auf den Berauſchten zu wirken, dem die Erregung bis in die Fingerſpitzen pulſierte. Die Macht der warnenden innern Stimme ſchwand mit der Beſinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.

Die Geſtalt, die ſeine Liebkoſungen ohne Erwiderung, aber auch ohne Widerſtand geduldet hatte, erhob ſich bald wieder und entfernte ſich, nachdem ſie ſich vor dem Spiegel wieder angekleidet hatte, eben ſo geräuſchlos und geſpenſtiſch, als ſie gekommen war.

2

Sehr früh erwachte Eiſener, geiſtig und körperlich verſtimmt. Das ſeltſame Abenteuer dieſer Nacht mühte er ſich für die Gaukelei eines Fiebertraumes zu halten. Er wendete ſich im Bette um und verſuchte, ob er nicht wieder einſchlummern könnte. Aber jenes Abenteuer malte ſich ihm trotz ſeines Mühens, es jetzt zu vergeſſen, in einer lebhaftern Farbe vor; eine wachſende Unbehaglichkeit bemächtigte ſich ſeiner, ſodaß er zuletzt aufſprang und ſich ankleidete, um in einem Morgenſpaziergange die Heilung zu finden, die er ſonſt in ähnlichen Zuſtänden oft mit Erfolg darin geſucht hatte. Auf dem Boden vor dem Spiegel lag eine weiße Spitzenſchleife; ſollte die Geſtalt geſtern dieſe Schleife verloren haben und alſo doch kein bloßes Fieberbild geweſen ſein?

Er nahm die Schleife auf, betrachtete ſie, als könnte ſie ihm Aufklärung geben, und je länger er ſie betrachtete, deſto gewiſſer ſchien ihm, es wäre Wirklichkeit, was er ſo gern für einen Traum gehalten hätte.

Er ſteckte die Schleife zu ſich und ging hinab in den Garten. Die Friſche that ihm wohl. Vor dem heitern Morgenwinde, dem muntern Schlage der Finken, dem Duft der grünen Bäume und der Blumen und dem behaglichen Gefühle, das alles ſei wirklich, verſchwammen ihm die Erinnerungen der Nacht in einen geſtaltloſen Knäuel, der in eben dem Maße an Farbe abnahm, als ſeinem erkräftigteren Geiſte die Farben des jungen Morgens farbiger, und ſeine Töne klingender erſchienen.

In vollen Zügen ſog er den Morgen ein. Durch das Gebüſch ſchimmerte ein roſenfarbnes Gewand. Es war Marie, die an der nächſten Wendung des parkartigen Weges vor ihm ſtand, beſchäftigt, wilde Heckenroſen zu pflücken. Sie hatte ihn nicht bemerkt und wendete ſich mit leichtem Erſchrecken nach der Seite hin, von der ſein Fußtritt hörbar wurde. Es ſchien, ſie wäre ungewiß, ob ſie bleiben oder ſich entfernen ſollte. Eiſener wunderte ſich, indem er an die zutrauliche Sicherheit dachte, in der ſie ſich geſtern immer gezeigt hatte. Sie bückte ſich tiefer, und Eiſenern ſchien der kleine Teil ihrer Wange, den er ſehen konnte, ſowie Ohr und Hals etwas mehr als gewöhnlich gerötet, was freilich auch in der gebückten Stellung und der Friſche der Morgenluft ſeinen Grund haben konnte.

Er ſagte: Sie ſind ſo frühe ſchon munter, Marie? Sie ſah auf und ſagte: Ich muß wohl. Wenn die Leute früh zur Arbeit ſollen, muß man ſelbſt früh auf ſein. Und nun bin ich ſo gerne jeden Tag ein Stündchen im Garten; man ſieht, was zu thun iſt, damit er nicht verwildert, und iſt einmal das wilde Stadtvolk hereingebrochen, dann iſt mirs immer, als wärs mein alter ſchöner Garten gar nicht mehr.

Eiſener wunderte ſich, daß Marie ihm heute größer erſchien als geſtern, oder vielmehr, daß er heute erſt zu bemerken glaubte, daß ſie groß wäre. Übrigens verſcheuchte ihr Anblick auch die letzten Reſte ſeiner übeln Stimmung, und er war feſt überzeugt, daß, was ihn ſo bedrängte, nur ein wilder und ſehr lebendiger Traum geweſen wäre.

Trinken Sie wohl friſch gemolkene Milch? fragte Marie den Nachdenkenden; es giebt nichts Geſünderes und Wohlſchmeckenderes. Bis die andern aufſtehn, währts Ihnen doch mit dem Frühſtück zu lange. Sie ging voran, und Eiſener folgte, indem er ſich an ihrer ſchönen Geſtalt und ihrem elaſtiſchen Gang erfreute.

Die Ställe waren reinlich, ſo die Mägde und das Vieh. Eiſener äußerte ſeine Verwunderung darüber, wie die handfeſten Mägde der jungen Marie an den Augen abzuſehen ſchienen, was ſie wünſchte, und wie willig ſie ſich der Ausführung dieſer Wünſche unterzogen.

Man kann das Geſinde, ſagte Marie, nur zu leicht verwöhnen und verderben. Die Hauptſache iſt, daß man alles erſt recht genau bei ſich ſelber überlegt, damit man keinen Befehl giebt, der zurückgenommen werden muß, oder auf deſſen Ausführung man nicht dringen könnte; man darf nie befehlen, nur weil man zu befehlen hat; was aber einmal befohlen iſt, das muß gethan werden. Viel Plaudern ſetzt einen bei gemeinen Leuten herab und berechtigt ſie zu Vertraulichkeiten, deren Abweiſung ſie aufbringt. Finden ſie, daß, was man gethan haben will, auch immer das Verſtändigſte iſt, ſo führen ſies um ſo lieber aus, und dann thut ein freundlich Wort Wunder, während es, wo die Leute ihre Herrſchaft nicht innerlich achten müſſen, nicht hoch angeſchlagen wird und dieſer noch das Wenige nimmt, was ſie von Reſpekt bei ihnen beſitzen mag. Sehen Sie, wie es die Leute freut, wenn ich ihnen zunicke; wie leicht muß es einem großen Herrn werden, alle Menſchen für ſich zu gewinnen.

Eiſener erſtaunte über den praktiſchen Verſtand und zugleich über die Anſpruchsloſigkeit, mit der die junge Marie ihn zeigte. Sie nahm den breiten Strohhut ab, wuſch ſich die weißen Hände; auch den reinlichen Zuber wuſch ſie noch einmal aus, eh ſie ſich anſchickte, ihre Lieblingskuh, ein großes, ſchönes Tier von Schweizerraſſe, zu melken.

Eiſener ſetzte ſich in der Nähe an ein Tiſchchen, das um den Stamm einer Birke gezimmert war. Der

Himmel war ſo ſchön blau, die Bäume und das Gras umher ſo ſchön grün, die Wege, mit Kies beſtreut, ſo reinlich und glänzend; dazu das ſchöne Mädchen in ſeiner ländlichen Beſchäftigung.

Nur in ſolchem Leben, ſagte Eiſener behaglich vor ſich hin, kann das Glück wohnen, das wahre Glück, das nur aus der Tiefe einer ruhigen Seele geboren und in ihr bewahrt wird. Wie thut dieſe Abgeſchloſſenheit ſo wohl! Das Tier, das mich nährt, iſt mein, und ich pfleg es mit dankbarer Sorge. Das ſchöne Grün der Wieſen erhält ein herzliches Intereſſe für mich, weil es meinem Tiere Nahrung giebt. Die einfachſten und größten Verhältniſſe, Gatten, Eltern und Kindesliebe erhalten die Seele geſund; auch der Schmerz iſt ein heiligerer, unvermiſcht mit den kleinlichen Nebenſchmerzen und Sorgen, die im Getriebe des Weltlebens ſich ihm zugeſellen und uns peinigen und zerbröckeln, wo uns jener erhebt. Der große Schmerz ſtählt und veredelt die Kräfte, die abwehrend gegen ihn in uns aufſtehn; die kleinen Sorgen, Empfindlichkeiten, Kränkungen der Eitelkeit ſind es, die uns allmählich aber ſicher aufreiben.

Marie war unterdes fertig geworden; ſie ließ die gemolkene Milch durch ein weißes Tuch laufen, ſchenkte davon in ein Glas, das ſie Eiſenern freundlich hinreichte. Dann ſtreichelte ſie das Tier, das ſeinen Kopf mit den gutmütigen Augen nach ihr wandte, und ſagte: Glauben Sie, daß mein gutes Tier nur von mir ſich melken läßt; kommt eine von den Mägden, um ſie zu melken, ſo wird ſie ganz wild und beruhigt ſich nicht eher, bis ich komme, oder bis ſie meine Stimme hört.

Die junge Marie ging mit den Mägden, die die Zuber mit der heute gemolkenen Milch ihr nachtrugen, nach dem Hauſe zu; Eiſener ging unter den Bäumen, mit deren Blättern der Morgenwind ein anmutiges Farbenſpiel trieb, indem er bald ihre hellere bald ihre dunklere Seite dem Betrachter zukehrte, und malte an dem Bilde eines heitern Patriarchenlebens, in dem, wie man ſich denken kann, die Geſtalt der jungen Marie nicht fehlte.

Näher am Hauſe begegnete er der reizenden Julie, die im zierlichen Negligee an ihm vorbeihuſchte. Sie wurde rot, wie ſie ihn ſah; er erſchrak — an ihrem weißen Häubchen fehlte eine Schleife.

So war das Abenteuer, deſſen Erinnerung Mariens Gegenwart aus ſeinen Gedanken verdrängt hatte, doch kein wüſter Traum geweſen. Die gefundne Schleife, die an ihrem Häubchen fehlte, das Rotwerden Juliens, und ihr Ausweichen — Julie alſo war der abenteuerliche Beſuch dieſer Nacht geweſen! Die ganze Unbehaglichkeit ſeiner Stimmung von dieſem Morgen kehrte ihm zurück. Die ſchöne Natur that nichts mehr, ihn zu erheitern; umgekehrt nahm der blaue Himmel die graue Farbe ſeiner Stimmung an. Unwille und Verachtung ſeiner ſelbſt war der dunkle Grund; die Erinnerung an Juliens verlockende Bedürftigkeit, an Mariens edle Beſchloſſenheit in ſich waren die Bilder, die auf ihm wechſelten. Das erſte erwärmte ihm allmählich Blut und Eitelkeit, und jenes Unbehagliche ſchwand vor ihm bis auf einen Grad, wo es durch den leiſen Kontraſt nur das Wollüſtige des Zuſtandes erhöhte; das zweite vertrieb wie ein Cherub mit dem Flammenſchwert jene ſeelengefährliche Verſchwommenheit und vertiefte durch ſeine reine Helle jenen dunkeln Grund. Er ſuchte, ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, das erſte, was der Menſch in ſolchem Zerwürfnis mit ſeiner beſſern Natur zu thun pflegt. Unter gleich verführeriſchen Umſtänden, ſagte er zu ſich, wäre wohl jeder gefallen. Befreit dich dies aber, entgegnete die Stimme, die in jedem edlern Gemüte dieſer Entſchuldigung widerſpricht und mit eifriger Parteilichkeit den größern Teil, wenn nicht die ganze Schuld von dem andern ab auf ſich wälzt, von der Pflicht, die du übernommen haſt, indem du vor Gott und der Natur ihr Gatte wurdeſt? Darfſt du dich von den Folgen einer Schwäche durch ein Vergehen frei machen? — Fühlte er, daß ſein Blut glühte bei dem Gedanken, die reizende Julie zu beſitzen, ſo wurde ihm nur um ſo klarer, wie ſein Herz und ſeine heiligern Gefühle nach Marien hinſtrebten.

Es war ihm angenehm, daß Ritter, der eben aus dem Hauſe getreten war, auf ihn zukam.

Wiſſen Sie, fragte Ritter, daß ſich heute nacht die weiße Jungfrau wieder hat ſehen laſſen? Eiſener erſchrak, ohne recht zu wiſſen, warum. Kommen Sie mit, fuhr Ritter fort, zu Mariens Mägden; nichts intereſſanter, als ſolche Wunder aus ſolchem Munde. Eiſener folgte dem Freunde nach dem Wirtſchaftsgebäude, wo ſie Marien fanden und eine Zeit lang ſchweigend beobachteten. Giebt es denn, ſagte Ritter, etwas Reizenderes, als dieſes ſechzehnjährige Hausmütterchen in ihrem wirtſchaftlichen Treiben. Sehen Sie nur; ſie mag thun, was ſie will, ſo thut ſie es auf das beſte und auf das ſchönſte zugleich. Wer hat das Kind die Zierlichkeit gelehrt, mit der ſie die gemeine Operation des Thüröffnens und Schließens adelt!

Marie bemerkte die Freunde, hörte Ritters Wunſch und rief zwei Mägde herbei. Da haben Sie das Für und das Wider. Gretchen iſt unſer Märchenbuch, Hanne die einzige unter den Dienſtboten, die ſie nicht zum Glauben an ſich bekehren kann. Ritter fragte Gretchen, wie es ſich denn eigentlich mit der weißen Jungfrau verhielte.

Ja ſehn Sie, ſagte Gretchen wichtig, indem ſie die linke Hand unterſtemmte und den Zeigefinger der rechten feierlich erhob; viele Menſchen haben ſie ſchon geſehn. Einige ſagen, ſie ſei nicht ſchön; andre wieder wollen nichts Schöners geſehn haben. Soviel aber iſt gewiß, wenn ſie ſich gezeigt hat, kommt allemal etwas Großes in der Zeitung. Der Schultheiß ſagte heut früh, wie ich ihm begegnete: Merkt auf, Gretchen, obs nun nicht in der Zeitung kommt, daß ſie den Sparten-Nero oder Schwarten-Nero gehängt haben; ich weiß doch nicht wo — in Ungarn ſagt er oder in Spanien; dort herum iſts aber.

Die weiß die Zeitung, lachte ein alter Knecht behaglich, indem er Rittern durch eine Art halbvertraulichen Lächelns zeigte, daß er ihm zutraute, er verſtünde, daß er dieſes nur ironiſch geſagt haben könnte; ſie meint den Eſparo, der den Eſparklee erfunden hat.

Meinetwegen kann er den Luzernerklee erfunden haben, ſagte Gretchen lachend, unſereins hat Wichtigeres zu thun als Zeitungsleſen. Wenn er die Geſchichte beſſer weiß, brauch ich ſie nicht zu erzählen.

Mag er heißen, wie er will, den der Schultheiß meint, ſagte Ritter; von der weißen Jungfrau ſoll uns Gretchen erzählen, wo ſie ſich zeigt, wo ſie herkommt, wo ſie hingeht.

Ja ſehn Sie, antwortete Gretchen, ſie kommt allezeit drüben vom Kirchhof und geht auch wieder dahin. Da oben in jenem Fenſter vom Gartenhauſe da ſteht ſie gewöhnlich ein auch zwei Vaterunſer lang und ſieht in den Mond und ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen, wie eins, dems recht weh im Herzen iſt. Hat ſie nun ein Vaterunſer oder zwei dort geſtanden, dann fällt allemal der Vorhang wieder herab, und fort iſts.

Und geſchieht dies in gewiſſen Nächten? fragte Ritter, während es Eiſenern durch alle Adern fröſtelte.

Ja ſehn Sie, ſagte Gretchen, wenn nicht Vollmond iſt, ſieht man ſie nicht. Sie ſoll, wie ſie — Gott behüte uns — wie ſie noch lebte, ein Fräulein geweſen ſein von großem Reichtum und noch ſchöner als reich; die war mit einem jungen Ritter verlobt, der war der ſchönſte, reichſte und beſte auf viele Stunden. Und die Hochzeit wurde prächtiger ausgerichtet, als es zu ſagen iſt. Da wurde muſiziert, getanzt, getrunken, was Hände, Beine und Keller hergaben, bis das Brautpaar kurz vor Mitternacht in die Brautkammer geführt wurde. Aber kaum, daß ſie allein beiſammen waren, da riefs mit einer ſeltſamlichen Stimme draußen vor der Burg: Kunz, komm herab! Kunz, komm herab! und noch einmal riefs: Kunz, komm herab! Die Stimme aber klang ſo klagend und ſo drohend zugleich. Der Bräutigam ſagte: Das iſt mein beſter Freund; er iſt in Not und ruft mir. Das Fräulein aber ſagte: Die Stimme gehört meiner Muhme, die ſie vor zwei Jahren tot gefunden haben. Drum grauſelte ſies, daß ſie eine Gänſehaut bekam über den ganzen Leib, und ſie ſagte zu ihrem Bräutigam: Bleibet bei mir, mein herztauſiger Schatz; die Stimme will euch verlocken; es iſt ſchließlich ein böſer Spuk, denn es iſt um Mitternacht. Der Ritter aber ſagte: Holdſeligſte Jungfrau Braut, das kann nichts helfen; ſeis ein böſer Spuk oder ein guter; mich ſoll niemand vergebens rufen. Das Fräulein aber ſagte: Herztauſiger Schatz, hat ſie geſagt, ſo bleibet nur ſo lang bei mir, bis die Geiſterſtunde vorüber iſt, und der volle Mond aufgeht. Aber der Ritter nahm ſeinen Degen von der Wand und ſagte: Seid luſtig, mein Herz, und grämet euch nicht; bis die Geiſterſtunde vorbei iſt, und der volle Mond aufgeht, bin ich wieder bei euch. Und er ging hinaus. Das Fräulein aber trat an das Fenſter und konnte nichts ſehn vor der Finſternis draußen und vor den Zähren in ihren Augen. Da iſt denn die Geiſterſtunde vorbeigegangen, und der Vollmond iſt aufgegangen, und ſie hat gewartet und gewartet, aber der Ritter iſt nicht wiedergekommen. Da ſchwur ſie, keine Nacht zu ruhn, wenn Vollmond wäre, bis ſie mit ihrem Bräutigam zu

Bette gegangen wäre. Und wie ihr erſter Bräutigam immer und immer nicht wiederkam, ſo wartete ſie auf einen andern, aber es mochte keiner um ſie werben, der um jene Geſchichte wußte, weil jeder dachte, es würde ihm ergehn, wie es jenem ergangen war. Darüber iſt ſie geſtorben; ihr Schwur aber iſt noch immer nicht erfüllt. So oft Vollmond iſt, ſieht ſie hinaus, ob noch kein Bräutigam kommt, und thut ganz kläglich und hebt die Hände weinend gegen den Mond.

So erzählte Gretchen; die andre Magd aber ſagte: Glauben Sies ja nicht; das hat ihr Schreibers Chriſtian erzählt: der erſinnt ſolche Geſchichten.

Wie kommt denn, fragte Ritter die Erzählerin, das Fräulein aber hierher in das neugebaute Haus?

Ja ſehn Sie, ſagte Gretchen, hier, wo jetzt das neue Haus ſteht, da hat ſonſt die Burg geſtanden, und eh das neue Haus gebaut worden iſt, haben Goldenſonntagskinder die alte Burg hier geſehn und das Fräulein am Fenſter, als wenn ſie noch ſtünde. Seit aber das neue Haus gebaut iſt, zeigt ſie ſich in jenem Fenſter, und da ſoll man auch manchmal das Klavier klingen hören, was in der Stube ſteht, wo jenes Fenſter iſt.

Hier miſchte ſich die andre Magd wieder in das Geſpräch. Wenn man freilich, ſagte ſie, ſich vornimmt, etwas zu ſehn, ſo ſieht man wohl etwas, wo nichts iſt. Wer nachts beim Vollmond hier unten ſteht und die Geſchichte gehört hat, kann ſich leicht einbilden, wenn er mit den geblendeten Augen nach dem Fenſter hinauf ſieht, das im Mondenſchein wie Feuer glänzt, er ſieht die weiße Jungfer dahinter. Die weiße Jungfer müßte doch ein Geſpenſt ſein, und das wär Aberglauben, denn es weiß jeder vernünftige Menſch, daß es keine Geſpenſter giebt. Das ſagte immer mein Vater ſeliger, der ein geſcheiter Mann war, und der wußt es; aber ein Schatz, meint' er, könnte da liegen, und wenns auf ſeinem Grund und Boden wäre, und er lebte noch, der hätte lange nachgegraben.

Ritter lachte herzlich. Gretchen antwortete ihrer Gegnerin pikiert: Wer einmal nicht mehr daran glaubt, der hält auch bald den lieben Gott und die Bibel für Aberglauben; und wenn Hannens Vater einmal in die Kirche ging, wunderte ſich das ganze Dorf. Aber wie die Alten ſungen, ſo zwitſcherten die Jungen.

Ich dächte, ſagte Ritter zu Eiſenern, nachdem die Mägde ſich entfernt hatten, wir brächen jetzt gleich auf. Noch iſt es nicht zu warm. Wir gingen durch jenen Wald nach Hauſe, der uns für den etwas weitern Weg durch ſeinen Duft, ſeine Kühle und ſeine fröhlichen Vogelſtimmen herrlich entſchädigen wird.

Eiſener, innerlich mit den ſeltſamſten Vorſtellungen und Gefühlen ringend, hatte keinen eignen Willen; faſt mechaniſch folgte er dem Freunde. Der Paſtor lud ſie ein, bald wieder zu kommen. Marie, die Eiſenern die Hand gegeben hatte, zog ſie wie ängſtlich verlegen ſchnell wieder zurück.

Wenn wir Urſache haben, unzufrieden mit uns zu ſein oder mit unſrer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbſtbedauern alles auf uns und unſre Lage beziehen, wir ſind ſinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwiſchen uns und Dingen zu finden, die wir ſonſt nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erſt erſchaffen. Die Berührung eines Menſchen, wie du biſt — ſagte er zu ſich ſelbſt, während ſie gingen, und Ritter auf beßre Aufmerkſamkeit ſeines jungen Freundes rechnend, ein Geſpräch anknüpfte, das er allein führen mußte —, deine Berührung erregte dem reinen Weſen einen Schauer, ihr ahnend Gefühl warnte ſie vor dir. Wie konnteſt du auch nach den Vorgängen dieſer Nacht ſo frech vor dieſem Engel ſtehn, wie du gethan haſt, ohne zu verſinken im Gefühle deiner Verdorbenheit! So war er wieder im Zuge, willkürlich das Unbehagliche ſeiner

Stimmung zu vermehren, wozu die raſche äußere Bewegung das ihrige that. — Das Geſchehene ſtand nicht zu ändern; ſein rechtliches Gefühl blieb dabei, er hätte in dieſer Nacht einem weiblichen Weſen ein Recht auf ſich gegeben, das er, wenn ſie es forderte, ihr nicht ſtreitig machen könnte; es war ihm eine Beruhigung, ſich auf dieſe Weiſe gleichſam beſtraft zu ſehen. Seiner edeln Seele fiel nicht ein, jenem Weſen einen Teil der Schuld aufzubürden, was ſo nahe lag; vielmehr fand er eine wachſende Luſt darin, was davon wirklich das Werk vieler in einander greifender Umſtände war, ſich als das Reſultat einer kalten ruhigen Berechnung von ſeiner Seite vorzuſtellen. Der ſolchergeſtalt aufgeregten Seele wurde es zuletzt zur Möglichkeit, die Geſtalt könnte eine geſpenſtiſche geweſen ſein, und die Unzufriedenheit mit ſich ſteigerte ſich zum mit Schauder gemiſchten Widerwillen.

⁂

3

In dieſer Stimmung brachte Eiſener Tage und Wochen zu. Breitung hatte ihn und Rittern eingeladen, ihn in dem alten Schlößchen, das er in angenehmer Gegend bewohnte, zu beſuchen. Ritter, der Eiſeners zunehmende Verſtimmung nur zu deutlich wahrnahm und doch dem Vertrauen des Freundes auf keine Weiſe weder durch Frage noch durch Andeutungen vorgreifen wollte, ſuchte ihn durch kleine Partien zu zerſtreuen. Eines Tages kam er ziemlich früh zu Eiſenern. Wenn Sie nichts andres heute vorhaben, ſagte er, ſo beſuchen wir unſern Freund Breitung. Eiſener war bald zum Mitgehen fertig; ſo machten ſie ſich denn auf den Weg. Ich verſpreche mir gute Unterhaltung in Roſnigrode, ſagte Ritter. Gewiß, entgegnete Eiſener, Breitung müßte denn über Nacht die gute Laune verloren haben, die mir unverwüſtlich ſcheint. Das iſt es eben, ſagte Ritter. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß der alte Breitung nur außerhalb ſeines Gutes der heitere, oft ausgelaßne Lebemann, als den Sie ihn kennen, in ſeinem Hauſe aber und unter den Seinigen der ärgſte Griesgram und Hypochonder ſein ſoll. Hat ihn ein heiterer Beſuch vergeſſen machen, daß er zu Hauſe iſt, ſo bedarf es nur eines Umſtandes, der ihn entfernt daran erinnert, um ihn in der Kürze eines Augenblicks zu ſeinem Gegenteil zu machen. Ritter erzählte einige ergötzliche Anekdoten als Belege, die er von einem vertrauten Freunde Breitungs gehört hatte. Eiſener hörte wenig davon. Indem er daran dachte, wie leicht er ſelbſt, durch den kleinſten Umſtand an den Gegenſtand ſeiner übeln Stimmung erinnert, dieſer anheimfalle, hatte er die Wahrheit dieſer Bemerkung ſchon durch die That bewieſen.

Gerne hätte er Rittern das Abenteuer jener Nacht mitgeteilt: für ſeine Perſon hätte er ſich durch dies Geſtändnis wie durch eine Art Buße erleichtert gefühlt; aber ſeine Denkart erlaubte ihm nicht, das Weſen, an dem er ohnedies geſündigt zu haben glaubte, auch noch zu kompromittieren. Nun erfuhr er von Rittern, daß ſie Julien heute bei Breitung treffen würden. Gab ſie ihm Grund — ſo kam er zum Entſchluſſe —, gab ſie ihm Grund, ſich überzeugt zu halten, ſie wäre der geſpenſtiſche Beſuch jener Nacht geweſen, ſo wollte er ihr Herz und Hand anbieten. Den Zweifel, ob ſie es verdiente, der nahe genug lag, wies er zurück als einen Vorwand, den er ſich machen wollte, um nur glauben zu können, er dürfte ſich losſagen von dem, was er für ſeine Pflicht erkennen mußte. Daß ſein Vater, der bereits eine reiche Partie für ihn hatte, ſeine Bewilligung verſagen würde, war vorauszuſehen. Aber eben das beſtärkte ihn eher in jenem Entſchluſſe, als daß es ihn wankend gemacht hätte. Schon ſeit einigen Jahren hatte er ſich mit dem Gedanken getragen, ſeiner Lieblingsneigung, der Neigung zur Malerkunſt, folgend, ein Geſchäft aufzugeben, gegen das er nur Widerwillen empfand, und dadurch zugleich von der Despotie ſeines Vaters ſich zu befreien, die ihm mit jedem Jahre unerträglicher geworden war.

Während er aber ſeinem rechtlichen Gefühl folgte, nach dem er ſich für das Eigentum Juliens anſehen mußte, konnte er ſich nur immer weniger verhehlen, daß das Innerſte ſeines Herzens Marien zugehörte. Aber er hatte in dieſen Tagen ſich gewöhnt, das gute Mädchen für ein Weſen zu halten, das ſo hoch über ihm ſtünde, daß ſeine Liebe es entweihen müßte. Denn ſich ſelbſt verachtete er, wenn er an den Stolz auf ſeinen ſittlichen Wert zurückdachte, der ſeit jener Nacht zertrümmert war; alles Bewußtſein des Edlern in ihm ſchien ihm eine Selbſttäuſchung. Kam nun zu dem allen, daß Ritter, den er liebte und achtete, auf den er das Ideal übergetragen hatte, an das er glauben mußte, wenn er es auch nicht mehr in ſich ſelbſt fand, vielleicht ſchon in den nächſten Tagen ihn verließ, um ſich dem gelobten Lande der Kunſt, Italien, zuzuwenden, ſo iſt leicht zu begreifen, daß ſeine Seele, anſtatt ſie zu beherrſchen, ein Raub der mannigfaltigen Eindrücke, von dem einen zu dem andern ſchwankend, keines klar bewußt werden, keinen tief fühlen konnte.

Unſre Freunde waren kaum noch einen Büchſenſchuß von Breitungs Wohnung entfernt, als ein Knecht, der von dem Schlößchen herkam, in der angeſtrengteſten Eile an ihnen vorbeilief. Nicht lange, ſo begegnete ihnen ein zweiter, noch eiliger als der erſte, und dieſem folgte kurz nachher ein Berittener. Ritter rief den Reitenden an, dieſer gab vorbeiſprengend durch Zeichen zu verſtehn, er hätte keine Zeit, zu plaudern. Allem Anſchein nach, ſagte Ritter zu Eiſenern, kommen wir Breitung jetzt nicht erwünſcht. Iſt nun jemand, vielleicht er ſelbſt, plötzlich gefährlich krank geworden? — Etwas ſcheint vorgegangen zu ſein, was uns beſtimmen könnte, unſern Beſuch zu verſchieben. Es wird ſich ja wohl noch ein Dienſtbote finden, der uns Rede ſteht.

Indem hörten ſie ſeitwärts in den Gebüſchen eine leidenſchaftlich erhobne Stimme. Nach einigen Lauten, von denen unſre Freunde nicht wußten, bedeuteten ſie einige Seufzer oder ein ſchmerzlich verbißnes Lachen, ſagte die Stimme: Gut! gut! ſo iſt er hin. So wird doch alles noch zu Grunde gehn!

Die Stimme klang unſern Freunden wie die Breitungs; einige Augenblicke darauf ſahen ſie wirklich Breitung aus dem Gebüſche treten. Geſicht und Gebärden paßten zu jener leidenſchaftlich erhobnen Stimme. Wie er die Freunde ſah, heiterten ſeine Züge ſich auf, er drückte beiden die Hände und hieß ſie mit Freundlichkeit willkommen. Dieſe Freundlichkeit, durch die die mühſam verſteckte Bekümmernis dennoch hindurchſah, hatte etwas Rührendes. Er führte die Freunde in ſeine Wohnung. Seine Frau, der er ſie vorſtellte, eine ſtattliche Geſtalt mit angenehmen Zügen, begrüßte ſie ſo herzlich als ihr Gemahl, aber mit einer unbefangnen Heiterkeit, die ſeltſam mit ſeinem bekümmert feierlichfreundlichen Weſen kontraſtierte. Eiſenern fiel ein, wie wenig ſchmeichelhaft Breitung von den Frauen zu ſprechen pflegte; er glaubte die Urſache zu begreifen und bedauerte ſeinen alten Freund, wie er wahrnahm, daß die Frau, ohne die mindeſte Rückſicht auf ihres Mannes Stimmung zu nehmen, deſſen Gegenwart ſie ſogar halb und halb ignorierte, ſich ihrem heitern Temperament überließ, und verdachte ihm nicht, daß er nun auch ſeinerſeits ihre Gegenwart gar nicht zu bemerken ſchien.

Unſer Eiſener ſaß bei Tiſche zwiſchen Julien und Rittern. Die geiſtige Unruhe gab ihm die äußere Beweglichkeit, der Zwang, den er ſich anthun mußte, ſein Bewußtſein über den Wogen zu erhalten, die in ihm brauſten, das Beſtimmte des Weltmanns, das ihm ſonſt fehlte, und ſo kam es, daß er äußerlich die Geſellſchaft beherrſchte, während er innerlich nichts weniger war als ſein eigner Herr.

Breitung wurde heiterer, als er das Geſpräch auf Marien gelenkt hatte, wie er ſo gern that, und zwar diesmal, weil ihm die Aufmerkſamkeit Eiſeners gegen Julien, die ſo ſehr einer wachſenden Neigung glich, mißfiel. Er hatte Eiſeners treuherziges Weſen lieb gewonnen, und es war ihm ein Anliegen geworden, ſeine beiden Lieblinge, Marien und ihn, vereinigt zu ſehen, ein Anliegen, das Ritter und ſeine Frau, und zwar das einzige Anliegen, das ſeine Frau mit ihm teilte.

Freilich wußten alle drei nicht, wie ihr Lob bei Eiſenern gerade die der erwünſchten entgegengeſetzte Wirkung that, wie ſie die Kluft, die er zwiſchen Marien und ſich ſah, nur immer erweiterten, obgleich ſeine Neigung zu Marien an den Schmerzen wuchs, die aus ſeinen Vergleichungen von Mariens Werte mit ſeinem Unwerte hervorgingen.

Marie, ſagte er, iſt nicht zur Liebe geſchaffen, nur zur Verehrung. Die Liebe iſt ein Bedürfnis und wendet ſich nur dem Bedürftigen zu. Dieſe in ſich abgeſchloßne Seele wird, wie ſie an ſich ſelbſt das Bedürfnis nicht fühlt, es auch an andern nicht verſtehn. Die Neigung, die um ſie würbe, müßte ſie ängſten und ihre Nähe meiden machen. Und welcher Mann verdiente auch, daß ſie ſeine Neigung gegen ſie erwiderte!

Über die Idealiſten, rief Breitungs Frau mit ſcherzendem Zorn. Ihr armen deutſchen Mädchen, glaubt ihr euch geliebt von dem, der ſich mit den Künſten eines Poeten in euer Herz geſchlichen, und der der Odem euers engen, treuen Daſeins geworden iſt? Euch hat er nicht geliebt; ein Schillerſches Wahnbild hat ſeine Phantaſie mit euern Zügen überkleidet, und ihr müßt ſeinen Irrtum büßen. Um ſeinetwillen habt ihr den Anſpruchloſen abgewieſen, der euch ſelbſt liebte, eure Schwächen kannte und euch doch liebte, der euch ein feſter Stab geworden wäre, wo jener in ſeiner Künſtlichkeit für ſich ſelbſt keinen Halt hat und ihn in eurer Idealität eben ſucht. Ihr habt das warme Herz um den warmen Kopf verſchmäht. Habt die Liebe zu euch hingegeben um die Verliebtheit der exaltierten Gemütseitelkeit in ſich ſelbſt, die ſich in euch nur beſpiegeln wollte. Gehören Sie auch zu dieſen Böſewichtern? In dem Tone, mit dem ſie die letzten Worte ſprach, war mehr Ernſt als Scherz.

Der junge Eiſener war noch nicht ſo verkünſtelt, daß ihn nicht getroffen hätte, was von Wahrheit in dem lag, was er eben hatte hören müſſen; aber die beleidigte Eitelkeit, die eben durch dieſe Beleidigung in ihm wieder ins Leben trat, deckte ſogleich über den verwundeten Teil die Spinnenwebe der Selbſttäuſchung einer großartigen Reſignation, daß das Edle verkannt werden müßte.

Wiſſen Sie, daß in jener Nacht, die wir in Marklinde zubrachten, eine geiſterhafte Schöne unter uns gewandelt hat? fragte Breitung. der, wenn er ſah, daß das Geſpräch ſich um ein Thema drehte, das ſeine Frau intereſſierte, ſogleich etwas jenem ganz Fremdes auf das Tapet brachte.

Eiſener wandte unwillkürlich bei dieſen Worten ſeine Augen wie fragend nach Julien, die errötete und ihre Verlegenheit kaum zu bergen wußte. Er erſchrak; denn an dieſer Gewißheit fühlte er erſt, daß er gewünſcht hätte, es möchte anders ſein, fühlte er erſt, wie er Marien liebte.

Das Geſpräch wurde jetzt auf andre Weiſe unterbrochen. Ein junger Mann, wahrſcheinlich Breitungs Verwalter, kam ſchnell herein. Breitung, der zu erſchrecken ſchien, wie er ihn ſah, heftete fragend ſeine Augen auf ihn. Der Verwalter begrüßte nur ganz eilig die Geſellſchaft: er bückte ſich zu Breitung nieder und ſprach ihm eifrig in das Ohr. Die Umſitzenden verſtanden nur die Worte: Wilm ſagt, ſie haben den Baron im Schierlitzgrunde gefunden, aus einer Wunde blutend.

Breitung erhob ſich eilig, ſtammelte einige Entſchuldigungen und entfernte ſich haſtig mit dem Verwalter. Breitungs Frau knackte währenddes gleichgiltig einige Mandeln, deren Kerne ſie mit Julien teilte, der ſie dieſelben ohne weiteres in den kleinen Mund ſteckte. Die ganze übrige Geſellſchaft war verſtört und verlegen. Als der Hausherr immer und immer nicht wieder kam, erhoben ſich alle von den Stühlen. Einige empfahlen ſich. Auch Ritter und Eiſener hatten eben ihre Hüte genommen, als Breitung wieder hereintrat und ihnen mit Aufhebung aller Freundſchaft drohte, wenn ſie gingen.

Er ſchien weit heiterer als vorhin und geriet nun im Garten, wohin die Überbleibſel der Geſellſchaft ihm gefolgt waren, beim Wein und intereſſanten Geſpräch in jene Stimmung, in der ihn die Freunde als den muntern Breitung vom Marklinder Jahrmarkte wieder erkannten. Seltſam war es, daß in demſelben Maße, in dem Breitungs gute Laune wuchs, ſeine Frau einſilbiger und zuletzt ganz ſtill und nachdenklich wurde.

Endlich war alles Beängſtende vergeſſen, und die jungen Leute begannen zu ſpielen und zu tanzen.

Ritter unterhielt ſich mit der Dame vom Hauſe, deren geſunder Verſtand über einen Reichtum von

Kenntniſſen disponierte, der ihn in Verwunderung ſetzte. Sie mochte gemerkt haben, wie ihr gleichmütiges Benehmen während ihres Gemahls Unruhe und ſchlecht verhehlter Bekümmernis ihr in Ritters Meinung geſchadet hatte. Sie ſagte: Es that mir leid, wie ich ſah, daß Sie und Ihr Freund durch die Unart meines Mannes leiden mußten, der ſich einmal nicht bewältigen kann.

Es giebt, entgegnete Ritter, Lagen und Stimmungen, in denen man ſich allem Bemühen zum Trotze nicht bewältigen kann, dann tritt von ſeiten der andern die Rückſicht ein, die jener zu nehmen nicht mehr imſtande iſt.

Und was glauben Sie denn, fragte die Dame, ihn mit großen Augen anſehend, das meinem bedauernswürdigen Gemahl widerfahren ſei?

Es wäre indiskret, ſagte Ritter, hier forſchen zu wollen. Einigen Äußerungen nach betrifft ſeine ängſtliche Sorge einen teuern Freund, einen Baron, den ich nicht kenne, und der ſich ſeiner Beobachtung entzogen hat, vielleicht um — nun er ſoll gefunden worden ſein — aus einer Wunde blutend.

Madame Breitung konnte der Übermacht ihrer Lachluſt nicht länger widerſtehn. Sie nahm Ritters beide Hände und bat ihn tauſendmal, ihr zu verzeihen, daß ſie über den verſuchten Selbſtmord des jungen Barons lachen müßte, und lachte immer wieder. Ach der gute Baron, ſagte ſie, oft vom Lachen unterbrochen, der gute blondbärtige intereſſante junge Mann; er hatte etwas Melancholiſches in ſeinem Blick, doch ſchien er ſich ganz gemütlich in ſeinem Pelze zu befinden.

Ritter konnte nicht unwillig auf ſie werden, ſo herzlich bat und lachte ſie. Ich will nicht hoffen — ſagte er, ſelbſt lachend.

Hoffen Sie immer, entgegnete die Lachende. Schon öfter ängſtigte man ſich um ihn; Boten flogen vergebens nach allen Revieren der Umgegend — der Baron iſt nämlich ein großer Liebhaber der niedern Jagd. Dort ſollte er verwundet, dort tot gefunden worden ſein, bis er plötzlich und unerwartet aus irgend einer Ecke, wo er ſanft geſchlafen hatte, mit graziöſem Dehnen und leiſem Tritte ganz gemütlich in das allgemeine Lamento hereingeſponnen kam. Wahr iſts, man kann nicht leicht einen ſchönern Kater ſehen, als den Kater Baron. — Man möchte weinen, müßte man nicht lachen, fuhr ſie fort, indem ſie durch Ton und Gebärde die ungemeine Beweglichkeit der weiblichen Stimmung belegte, muß man dergleichen mit anſehen und anhören. Was ſoll man dazu ſagen? wie ſich dabei benehmen? Ich bin ihm nicht ſentimental genug, nicht tief genug empfindend, und ſo denkt und ſpricht er ſich in ſolche Bekümmerniſſe hinein, nur um ſich ſelber bedauern zu können und von andern, die die wahre Sachlage nicht kennen, bedauert zu werden, daß er einen Eisblock zur Frau hat. Dazu giebt ihm nun der Kater, den ich, wie er weiß, nicht leiden kann, die ſchönſte Gelegenheit.

Während die Dame vom Hauſe ſolchergeſtalt Rittern ihre Not klagte, hatte ihr Gemahl ſeinen jungen Freund am Arme genommen und ihn einen Laubgang hindurch nach einem Laubholzwäldchen geführt.

Lieber Eiſener, ſagte er zu ihm, erlaſſen Sie mir die Verſicherungen, daß ich Sie achte und liebe, die ich Ihnen nach Weltart erſt machen müßte, um meine Berechtigung zu Wink und Warnung darzuthun; glauben Sie mir jenes unausgeſprochen. Freund Eiſener, Ihre Weiber! Ihre Weiber! die Sie ſo hoch verehren; ſie werdens Ihnen ſo ſchlecht vergelten, wie ſie jedem thun, der ſie in ſeinem Herzen achtet. Sie haben kein Gemüt; auch das Tiefſte in ihnen iſt noch Oberfläche. Ein ganz klein bißchen Engel, ein ganz klein bißchen Teufel, und entſetzlich viel Eitelkeit in eine

Sammethaut eingefaßt — und das Weib war fertig. Sie ſind nie etwas, ſie ſcheinen nur. Sie können noch lügen, auch wenn ſie lieben, drum iſt ihr ganzes Lieben nur Lüge. In dem innigſten Augenblicke, wenn ihr glaubt, ihre Seele habe alle Verhüllung abgeworfen, hängt ſie noch einen Schleier mehr über ſich. Auch die Wahrhafteſten geſtehn nur Fehler ein, mit denen ſie kokettieren können, und ich wette, am jüngſten Tage erſcheinen ſie noch vor dem Weltenrichter in Trickots.

Breitung hatte ſich in einen gewaltigen Eifer hineingeſprochen; Eiſener hielt ſolche Äußerungen einem Manne zu gut, der dem ganzen Geſchlechte die Kälte und Herzloſigkeit vorwarf, die ſeine Frau, wie Eiſener geſehen zu haben glaubte, ihm zeigte.

Breitung fuhr fort: Nehmen Sie ſich in acht vor jener kleinen hübſchen Schlange. Während ſie, wie ich recht gut weiß, alle Angeln ihrer Reize nach Ihnen auswirft und Sie glauben machen will, daß ſie Sie liebe, ja vielleicht — wer weiß es denn — wirklich ein wenig in Sie verliebt iſt, giebt ſie ſich mit andern Liebhabern nächtliche Rendezvous. Sahen Sie, wie ſie rot wurde, als ich von der Schönen ſprach, die als Geiſt unter uns gewandelt wäre? Mir fiel in jener Nacht auf, daß der junge Jäger, den Sie ja geſehen haben, ſich ganz heimlich aus dem Zimmer ſchlich, nachdem er erſt noch feſt zu ſchlafen geſchienen hatte. Schon damals kam mir der Verdacht auf Julien, der durch ihr Erröten und ihre Verlegenheit vorhin mir nun zur Gewißheit worden iſt.

Eiſener ſchwankte wieder zwiſchen jenen beiden ſich widerſprechenden Gefühlen. Er empfand, daß er Julien nicht liebte; denn er wünſchte, Julie möchte die Rechte nicht an ihn haben, die ſie, war ſie jener nächtliche Beſuch, an ihn gewonnen hatte; gleichwohl fühlte er eine Aufwallung eiferſüchtigen Verdruſſes, wenn er ſich dachte, ſie hätte dem Jäger in jener Nacht ein Rendezvous gegeben.

Übrigens konnte Breitung vielleicht ihm die Gewißheit verſchaffen, ob Julie jener Beſuch geweſen wäre oder nicht; um dies zu erfahren und zugleich doch den Anteil ſeines Herzens an der Frage zu verbergen, ſagte er mit dem gleichgiltigſten Tone, deſſen er eben mächtig wurde: Ich glaubte, Sie meinten das Fräulein, das bei Vollmond im Marklinder Pfarrhauſe umgehn ſoll?

Breitung, der hinter dieſer Frage die Abſicht vermutete, dem Geſpräch einen andern Gegenſtand zu geben, ging darauf ein, weil er noch Gelegenheit zu finden meinte, ſeine Warnung zu wiederholen.

Ja dieſes Fräulein, entgegnete er, das bei Vollmond in dem Fenſter des Zimmers ſich zeigt, neben dem Sie mit Ritter übernachteten — haben Sie es geſehen?

Ritter ſagte von dem Spuk, und eine von den Mägden Mariens hat uns ſeine Geſchichte erzählt, antwortete Eiſener.

Marie, ſagte Breitung, und Eiſener wunderte ſich nicht, daß ſein Wirt von dem Fräulein auf Marien überſprang; an ſeinem wachſenden Eifer ſah man, wie gern er von ihr ſprach; Marie iſt ein wunderſames Kind; wenn man die Ruhe, wenn ich ſo ſagen darf, die Kühle ihres Weſens und das Unbedürftige, Geiſtige desſelben betrachtet — ein Apfel und ein Schnittchen Brot iſt ihre gewöhnliche Mahlzeit und völlig zureichend für einen ganzen Tag —, ſo möchte man faſt glauben, ſie wäre urſprünglich gar nicht von dieſer Erde, ſondern etwa auf dem Monde zu Hauſe, der mehr Einfluß auf ſie zu üben ſcheint, als jene. Schon als Kind war ſie ein eignes Weſen; ſie ſprach eine Sprache für ſich, die nur der Eingeweihte oder ein ſehr poetiſcher Menſch verſtehen konnte. Alles Lebloſe war ihr lebendig; in Blumen, Bäume, Bauwerke, ja ſogar in Möbel und Kleider trug ſie die Empfindungen einer menſchlichen Seele hinüber. Sie vermiſchte die Sinneseindrücke in ihren Reden auf die ſeltſamſte Weiſe, ſodaß ſie von Tönen behauptete, ſie ſähen rot oder blau, und umgekehrt von den Farben, ſie klängen munter oder traurig. Ein Mädchen, einige Jahre älter als ſie, die Tochter eines Dorfkrämers, nannte ſie das blaue Lied.

Mit dem ſiebenten Jahre etwa gab zum Erſtaunen aller, die wir das Wachstum des lieben Kindes mit Freude und Bewundrung verfolgten, die Neigung zum Spielen und zweckloſen Träumen, die mit ſo lebendiger, beweglicher Phantaſie ſtets verbunden iſt, der jener gerade entgegengeſetzten Richtung Raum. Von da begann ſie im Leben zu wurzeln mit der ganzen Innigkeit, die ihrem Weſen eigen iſt. Schon mit dem zwölften, dreizehnten Jahre beſorgte ſie das Hausweſen ihres Vaters zur Verwunderung aller, die ſie beobachteten. Ein himmliſcher Segen ſchien dabei alles zu begleiten, was ſie unternahm; alles wuchs ihr unter den Händen. Vorübergehend wohl konnte ſie an den idealiſtiſchen Träumen der Dichter und ihrer Bekannten ſich erfreuen, aber ihr eigentliches Element war die Wirklichkeit.

Mit dem Beginn der Reife trat ein einziger Einfluß aus jener frühern Zeit wieder in Wirkſamkeit, aber nur zeitweiſe und gleichſam verſtohlen. Der Mond war ihr Liebling und ihre Sehnſucht geweſen; als kleines Kind hatte ſie ſtundenlang ohne Abwechslung in den Mond ſehen können; war ſie krank, ſo mußte Mutter oder Wärterin ſie an das Fenſter tragen, durch das ſie den Freund ihrer kleinen Seele erblicken konnte. Seit etwa einem halben Jahre hat der Mond den Einfluß, den er ſonſt auf die Wachende übte, auf ihren Schlaf geltend gemacht. Zur Zeit des vollen Mondes verläßt ſie öfter ihr Lager, kleidet ſich an und geht hinauf in das Eckzimmer im Pavillon. Hier ſteht ſie einige Zeit und wendet die geſchloßnen Augen dem Monde zu; dann läßt ſie den Vorhang herab, entkleidet ſich und legt ſich in das Bett, das an dem Orte ſteht, wo ſie als Kind zu ſchlafen pflegte. So wie der Mond die Fenſter dieſes Zimmers verläßt oder durch die Fenſter ihres jetzigen Schlafgemachs ſcheint, erhebt ſie ſich wieder, kleidet ſich wieder an und kehrt dahin zurück. Sie ſelbſt weiß nichts von dieſen Wandrungen und was man gethan hat, ſie während derſelben zu erwecken, iſt vergeblich geweſen. Der Arzt meint, daß dieſe Anfälle von Mondſucht mit der vollendeten Reife oder wenigſtens mit ihrem erſten Kindbette auf immer ſich verlieren werden. —

Hier wurde Breitung von dem Durcheinanderſchreien vieler Stimmen unterbrochen, die ſeinen Namen riefen. Er drückte mit einer Art Rührung Eiſeners Hand und bat ihn um Entſchuldigung, wenn er ihn jetzt auf kurze Zeit ſich ſelbſt oder der übrigen Geſellſchaft überließe. Wäre Breitung in dieſem Augenblicke weniger zwiſchen Hoffnungen und Befürchtungen geteilt geweſen, die ihm näher lagen, ſo hätte ihm die Bewegung nicht entgehn können, in die ſeine Erklärung ſeinen jungen Freund Eiſener verſetzt hatte.

Dieſer ſuchte ſich die einſamſte Stelle des Parkes. Dort lehnte er ſich an den Stamm einer großen Buche. Vergebens ſuchte er die Klarheit über ſich ſelbſt, die ihm von Kind auf Bedürfnis geweſen war. Vergebens legte er die fieberheiße Stirn in die kühlen Blätter der Büſche. Sein Herz klopfte ſo gewaltig gegen den Stamm, den er mit den Armen umſchlungen hielt, daß es mit jedem Schlage ſeinen ganzen Körper zurückdrängend erſchütterte.

Es war der Schmerz über den Vorwurf, an allem, was dem Menſchen das Heiligſte ſein muß, ſich vergangen zu haben, an der Unſchuld ſelbſt, an der Gaſtfreundſchaft, an der heiligen Hilfloſigkeit des Schlafes — und doch fühlte er zugleich eine Art Erleichterung, daß nicht Julien, eine Art Freude, daß Marien ſeine Verpflichtungen gehörten, die er durch jene Vergehen eingegangen war. An dieſer Gewißheit reifte ſeine Liebe zu dem ſchönen Mädchen, deren Schuldner er ſich in ſo hohem Grade fühlte, zu ſolch freudiger Stärke, daß ihr Licht jenen Schatten in ſeinem Gemüte das Gleichgewicht hielt, wenn nicht ſie aufwog. Zerſtreute Bilder einer ſchönen Zukunft glitten ihm ſo ſchnell vorüber, daß er vergebens ſich mühte, nur eins davon feſtzuhalten. So oft er ſich körperlich ruhebedürftig ſetzte, ſo oft trieb ihn die Unruhe ſeiner Seele vom Sitze wieder auf. Ohne recht zu wiſſen warum, vermied er die Wege; es that ihm wohl, wenn die kühlen Zweige ihm in das heiße Geſicht ſchlugen. Ein nahes Rauſchen lockte ihn — die Unruhe im Menſchen geſellt ſich gern der Unruhe in der Natur —; nun ſtand er am Ende des Parkes, vor ihm die zwei Arme der Schierlitz, die ſich unlängſt getrennt, um ſich hier wieder zu vereinigen. Gleich unter dem Vereinigungspunkte rauſchte ihr Waſſer über ein Wehr, etwas weiter hin in den emſigen Rädern einer Mühle. Ihm gegenüber öffnete ſich zwiſchen weißſtämmigen Birken eine liebliche Ausſicht. Nette Häuſer an einem ſanften Hügel hingeſtreut, drunter der breite Fluß, drüber die violetten Weinberge. Auf einem der größern Häuſer ward ein Storchneſt, daneben die breite Krone einer rieſigen Linde ſichtbar. Er mühte ſich, zwiſchen den fernen Häuſern und Bäumen ein roſenfarbnes Gewand zu entdecken. Was eine erſte Liebe beſeligendes haben kann, all das empfand Eiſener zum erſtenmale und mit der ganzen Innigkeit ſeines Weſens. Alles andre, was ihm teuer war, fühlte er mit doppelter Luſt als das Seine, indem er es über jenem zu vergeſſen ſchien.

Seine heiligſten Erinnerungen, ſeine ſchönſten Hoffnungen, alle ſeine Neigungen fühlte er wiedergeboren und verklärt durch dieſe ſüßeſte. Alle Wonnen ſeines Lebens umarmten ſich in dieſer.

Als er endlich ſich wieder zu der Geſellſchaft fand, hatte dieſe ſich vermehrt. Ein früherer werter Bekannter Ritters, Baron Wildſprung, der ihn zu der Reiſe, die ſie zuſammen zu machen gedachten, erſt morgen hatte abholen wollen, war ſchon heute gekommen, weil ſein Oheim, der Graf Waldern, ihn gebeten hatte, den letzten Abend vor ihrer Abreiſe ihm zu ſchenken und Rittern, von dem er viel gehört, und den er kennen zu lernen wünſchte, mitzubringen.

Ritter hatte nur Eiſenern erwartet, um von dem jungen Manne, den er liebgewonnen hatte, Abſchied zu nehmen. Eiſener fuhr mit den beiden bis an den Gaſthof im Gebirgsgrunde, wo er ſich einlogiert hatte. Gern hätte er Rittern ſeine neuen Gefühle und Entſchlüſſe mitgeteilt; er tröſtete ſich mit dem Briefwechſel, den ſie verabredet hatten.

Sie waren an dem Gaſthofe angelangt; Eiſener ſtieg aus. Noch ein Händedruck, und bald verſchwand Ritter dem Freunde in den Staubwolken der frequenten Straße, die an heißen Tagen pilgernden Naturfreunden den wunderſchönen Grund gänzlich verleiden.

⁂

4

Eiſener war noch nicht lange auf ſeiner Stube, als eine dunkle Wolke, die den ganzen Nachmittag drohend ſtill geſtanden, ſich zu ergießen begann. Der Regen wurde immer ſtärker, die Wolke ſchien ſich ganz in den Grund hinein legen zu wollen. Eiſener konnte durch die dichten großen Tropfen, die der Sturmwind durchwirbelte und in gedankenſchnellem Wechſel lichter und dunkler vor ſeinen Augen hin und hertrieb, auch die Umriſſe des nahen gegenüberſtehenden Thalufers nicht erkennen. Auf der Straße unmittelbar unter ſeinen Fenſtern eilten Obdachſuchende in groteskem Aufzug, Tücher oder Teile der untern Kleidung über den Kopf gezogen, aufgeſchürzt, ſo hoch man es mit der Notwendigkeit entſchuldigen zu können ſich getraute, mit ſich allein hinreichend beſchäftigt oder einen Teil ſeiner Sorge Kindern, Alten oder dem Vieh zugewandt, das man eilig einem Thorwege oder, konnte man dieſen nicht ſchnell genug erreichen, dem ausgebreiteten dichten Laubdach einer Buche zutrieb oder zog, im Vorbeieilen nach Temperament oder augenblicklicher Stimmung, Tracht und Eile an ſich oder den andern belachend, klagend oder fluchend. Eiſener hatte die Stirn an das Fenſter gedrückt und ſah mit dem einen Auge in ſich hinein, mit dem andern auf die Straße, dort Flucht und Verwirrung wie hier. Aus der Gedankenloſigkeit, in die er verfallen war, riß er ſich mit Anſtrengung auf, um von neuem in ſie zu verfallen.

Jetzt endete der Regen ſo plötzlich, wie er begonnen hatte. Der Himmel glänzte rein und freundlich wie vorher, am Horizont roſig angehaucht von der Abendſonne. Der leiſe Luftzug vermochte kaum die letzten Tropfen von den ſchweren Blättern zu ſchütteln; nach immer längern Zwiſchenräumen ließ ſich der eigentümliche Laut vernehmen, den der fallende Tropfen hören läßt, indem er Laub und Äſte ſpritzend ſtreift oder auf der Fläche eines Blattes zerſpringt, von dem Rauſchen des Blattes begleitet, das der Erſchütterung einen Augenblick leiſe wiegend nachzittert.

Eiſener hatte das Fenſter geöffnet. Der Staub, der ſonſt die Luft des Grundes verdickt und den Augen wie den Lungen beſchwerlich fällt, war durch den

Regen niedergeſchlagen worden; die gereinigte, erfriſchte Luft, die warmen Töne des Abendhimmels, die durch die feinen, zart und bräunlich umkräuſelten Birkengipfel auf den Höhen der gegenüberſtehenden Bergwand leuchtete; der rötliche Abglanz auf dem ſchmalen Streifen des Baches, den die Schatten der Erlen noch unverhüllt laſſen mußten, und auf dem überdies noch frühlingsbraunen Wieſengrund lockten Eiſenern aus dem Hauſe.

Unwillkürlich ſchlug er die Richtung ein nach Marklinde. Mit jedem Schritt wurde ſeine Stimmung heiterer. Während er mit ſeinem Innerſten ſelig bei Marien war, ſagte er vor ſich hin: Jedem andern iſt die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen iſt ſie eine Perſon, die mit ihm empfindet, wie er mit ihr. Von ſeinem innern Reichtum leiht er die Seele, deren Sympathie ihn tröſtet, erheitert, erhebt; ſie iſt ſein Echo, ſein Spiegelbild, das ihm als ein Selbſtändiges entgegentritt, und ſo iſt ſeine Zuſammenſtimmung mit der Natur nur ſeine eigne innere Harmonie. Wer dieſe Harmonie aus ſich herausgetrieben hat, der findet ſie auch außer ſich nicht mehr; wer ſich der Natur nicht verſchließt, dem verſchließt ſich auch die Natur nicht.

So ſprach er vor ſich hin und ſchien nicht an Marien zu denken; aber es war eine innere Gewißheit ſeines Glücks, die durch jedes ruhige Wort klang, und ſo erzählte doch die ganze Rede nur von Marien, deren frieden- und freudegebendes Bild die leidenſchaftlichen Selbſtanklagen, mit denen er vor ganz kurzem noch ſich zu peinigen Behagen fand, zum Schweigen gebracht hatte. Der Entſchluß ſtand feſt in ihm, nicht als Ergebnis einer Wahl, ſondern als etwas, was ſich von ſelbſt verſteht und gar nicht anders ſein kann: Marie wurde ſein. Der Alte ſchlug einen Schwiegerſohn, an deſſen Perſönlichkeit er ſein Gefallen bezeigt hatte, und der überdies ein ſehr reicher Erbe war, ſo wenig aus, als Eiſeners Vaters ſeinem Sohne gegen das Verſprechen, dem Geſchäfte von nun an mit ungeteilter Seele zu leben, zu einer ſolchen Verbindung ſeinen Segen vorenthalten konnte. Mariens war er gewiß, ohne ſagen zu können, ja ohne ſich zu fragen, warum. Kurz, er ſah keine Schwierigkeit, kein Hindernis; und das bedeutendſte würde ihm in dieſer Stimmung leicht überſteiglich geſchienen haben.

Eiſener blieb, eben als der Mond aufging, an einem Häuschen ſtehn, vor dem ein alter Bauer auf einer Raſenbank ſaß und durch den Dampf ſeiner Thonpfeife behaglich vor ſich hinſah. Mit freudiger Überraſchung erkannte er, dem Augenmaße nach kaum fünf Minuten entfernt, die breite Krone der wohlbekannten Linde, links davon das rote Ziegeldach. Iſt das Marklinde? fragte er den Bauer, obgleich er den Ort recht gut erkannt hatte; das eine glänzende Fenſter mußte es ſein, an dem die Erſcheinung jener abenteuerlichen Nacht geſtanden und in den Mond geſehen hatte, der damals, wie jetzt, von ihm wiederſchien.

Der Alte antwortete. Eiſener hätte wohl die ganze Rede überhört, die jener mit der freundlichen Geſchwätzigkeit des Alters an die kurze Antwort anhing, hätten nicht die Worte: Dort wird bald Hochzeit ſein, ſeine Aufmerkſamkeit getroffen. — Nun dort im Pfarrhaus, entgegnete der Alte. Und woher wißt ihr das ſchon? fragte Eiſener verwundert. Der Alte entgegnete: Der junge Herr Janſen iſt ja ganz verſeſſen auf die Mamſell. Janſen — Mamſell — wiederholte Eiſener und wunderte ſich nun über ſich ſelbſt, wie er hätte glauben können, der alte Bauer wüßte um das, was er noch als Geheimnis in ſeinem Herzen trug.

Der junge Herr Janſen, ſagte der Bauer, iſt Kontrolleur da drüben in dem Kohlenwerke; er iſt faſt jeden Tag bei dem Paſtor, und die werden gewiß ein

Paar. Wer iſt denn die Mamſell, von der er ſpricht? fragte Eiſener, indem es ihm war, als müßte er eine andre Antwort hören, als die er, wie er wußte, hören würde, wenn er es nur feſt wollte. Aber der Alte erwiderte dennoch ganz ruhig: Was denn ſonſt für eine — und wurde freundlicher, je länger er von ihr ſprach — was denn ſonſt für eine, als die Mamſell Marie vom Herrn Paſtor. Er iſt ein hübſcher, guter Herr, und ich gönne ihr ihn von Herzen, denn ſie verdient noch einen beſſern, mit allem Reſpekt vor dem Herrn Kontrolleur, und es iſt keiner im Lande, der zu gut für ſie wäre. Wär ich der Herr Paſtor, ich hielte mit ihr zurück; es kommt ſchon noch einmal einer, der gut bietet. Sie iſt ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke.

So ſeltſam iſt der Menſch, daß das müßige Geplauder eines fremden Alten von der möglichen Hochzeit unſern Eiſener herab aus ſeinen Himmeln warf und ſein „Sie iſt ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke“ ihn wieder hinaufhob.

Der Alte ſagte: Wenn ich der Herr wäre, ich ginge die paar Schritte noch bis zum Herrn Paſtor; die Leute ſind freundlich und bewirten jeden Fremden gern. Und ſie könnens auch, ſetzte er hinzu, indem er ſeine Pfeife an der Fläche der einen Hand ausklopfte; die könnens auch, denn wo die Mamſell Marie wirtſchaftet — Gott behüte ſie; ich will ſie nicht beſchreien —, da fehlts nie.

Der Alte wünſchte eine gute Nacht und trippelte die Stufen, die unter einem ſchiefwinkligen Vorbau von ungeſchälten Stämmen und halb ausgewaſchenem Lehm in ſein Häuschen führten, hüſtelnd hinauf. Eiſener zog es mit Macht nach dem Pfarrhauſe hinüber.

Im Gehen ſah er, wie eben in der Wohnſtube des Pfarrhauſes Licht angezündet wurde. Eine Weile dämmerte es, dann leuchteten die Fenſter recht gaſtlich lockend ihm entgegen. Nun wurde es wieder düſterer, nun wieder heller; das Licht bewegte ſich wiederholt nach einem benachbarten Zimmer, deſſen Fenſter es erhellte, dann wieder zurück in das erſte, bis endlich beide erhellt blieben.

Eiſener dachte ſich die geſchäftige Marie mit dem Lichte in der Hand, ſah vom Schein der flatternden Flamme die Finger der vorgehaltenen Hand und die lieblichen Züge roſig umzittert, malte ſich ſelbſt mit auf das trauliche Phantaſiebild, wie er behaglich ſitzend dem wirklichen Treiben des ſchönen Weſens zuſah. Als er an der Thür angekommen war, ſtand es feſt in ihm, noch heute müßte über ſeine Zukunft entſchieden werden, und die Entſcheidung könnte nur ſo ausfallen, wie er hoffte, wie ſie ausfallen mußte, ſollte er nicht ſo unglücklich werden, als er im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ſeiner Hoffnungen ſich glücklich fühlte. Es handelte ſich hier nicht allein um den Beſitz des geliebten Mädchens, es handelte ſich um die Möglichkeit, durch Liebe und Aufopferung gut zu machen, was er an ihr verbrochen hatte.

Er hatte die Hausthür geöffnet. Im Hausflur bewegte ſich ein Licht, er hörte durch die angelehnte Stubenthür ein Durcheinander von leiſem Flüſtern, eiligen leiſen Schritten; die Thüren in die Küche und Kammern an der Wohnſtube wurden leiſe in das Schloß gedrückt und wieder ebenſo leiſe geöffnet. Es war bei aller Bemühung, auch den mindeſten Lärm zu vermeiden, etwas Raſtloſes, Wirres in alledem; es ſchien gar nicht, als ob Mariens ruhige Klarheit hier hauſte.

Um nicht abſichtslos zum Lauſcher zu werden, trat er vernehmlich in die Stube, die nur erſt von eiligen Schritten verlaſſen worden war. Ihm gegenüber über einer nur angelehnten Thür hing die alte Schwarzwälderuhr, unter ihr links Mariens runder Strohhut mit dem Roſabande; auf dem alten Klavier zwiſchen der Thür und dem Fenſter ſtanden einige Blumentöpfe mit Epheu, deſſen Ranken ſich um eine Art Spalier, aus Tannenſpänen geſchnitzt, gelehrig ſchmiegten. Über dem braunen Sekretär des Pfarrers hingen eine Anzahl Schattenriſſe um das Porträt eines alten Leipziger Profeſſors der Theologie gruppiert. Zwei Weinreben waren durch das Luftloch in die Stube hereingezogen; die eine rankte ſich folgſam durch die Maſchen von Bindfaden an der Decke hin; die andre hatte ſich frei gemacht und hing innen am Fenſter herab, als wollte ſie ſehen, wie Mutter und Schweſtern draußen ſich gehabten.

Ein männlicher, aber leiſer Tritt näherte ſich; ein junger Mann trat herein; Eiſener erkannte in ihm ſeinen Tiſchnachbar und Bekannten vom Marklinder Jahrmarkte; indem ihm einfiel, welche Verehrung der junge Mann Marien damals gezeigt hatte, war er gewiß, es wäre kein andrer als Herr Janſen, der Beamte bei dem Kohlenwerke, derſelbe, den ihm der alte Bauer als wahrſcheinlichen Eidam des Paſtors genannt hatte. Herr Janſen ſah ſehr blaß aus, der Ausdruck ſeines Geſichtes, mit dem er Eiſenern die Hand gab, erſchreckte dieſen.

Ich will nicht hoffen, ſagte Eiſener, daß ich unſern freundlichen Paſtor krank finde, vielleicht gar —

Krank mag er wohl ſein, entgegnete Janſen mit gedämpfter Stimme, krank am innerſten Herzen. Marie iſt geſtorben.

Wie ein elektriſcher Schlag zuckte es durch Eiſenern hin; im Augenblicke darauf fühlte er eine ſeltſame Gleichgiltigkeit, wie wir ſie wohl mitunter im Traume bei Dingen empfinden, von denen wir heftig ergriffen ſein ſollten, und uns deshalb wundern über uns, ja uns Vorwürfe machen. Dabei war ihm, als könnte ja Marie gar nicht ſterben oder gar ſchon geſtorben ſein.

Es kam ihm ſelber ſeltſam vor und als etwas, was nur im Traume geſchehen könnte, wie er immer leiſe und ruhig vor ſich hinſagte: Das iſt Betäubung, was du für Ruhe hältſt; der Schmerz kommt nun erſt.

Sie kommen wie gerufen, fuhr Janſen fort; bei des Paſtors heftigem Weſen iſt das Schlimmſte für ihn zu fürchten. Er hat getobt wie wahnwitzig; nun iſt er aus Mattigkeit ruhig; ſehen Sie ſelbſt —

Er führte Eiſenern durch die Thür unter der Schwarzwälderuhr, neben Mariens Strohhut. Eiſener ſtieß an den Hut; der Hut fiel herab. Beide bückten ſich, ihn aufzuheben; wie Eiferſucht wogte es einen Augenblick in Eiſenern auf; ſo lang empfand er den ganzen Schmerz, den ihm der nächſte Augenblick wieder in die gleichgiltige Ferne einer lange vernommenen und halb wieder vergeßnen Erzählung oder eines Traumes entrückte, deſſen man ſich nicht deutlich mehr erinnern kann.

Da lag Marie in ihrem roſenfarbnen Kleide, in dem er ſie jenen Morgen geſehen, mit über der Bruſt gefalteten bleichen Händen, das Geſicht durchſichtig und geiſterhaft ſchön; zu ihren Füßen quer über das Bette hingeworfen der Paſtor, ebenſo bewegungslos; ſeine Hände faßten krampfhaft in die Decke, und von Zeit zu Zeit zuckte eine Bewegung über ſeine Geſtalt hin, als wollte der Schmerz, der alle ihre Muskeln zum Widerſtande geſpannt hatte, ſich im Schluchzen löſen.

Eiſener ſetzte ſich, die Kniee verſagten ihm den Dienſt, auf einen Stuhl am Bette; eine ſeltſame Kühle fühlte er durch ſeinen ganzen Körper ſich verteilen. Janſens Worte hörte er, ohne ihren Sinn zu faſſen, wie aus der Ferne hallend.

Sie war ein ſeltenes Weſen, ſagte Janſen, und es war kaum zu beſtimmen, ob er zu Eiſenern ſprach oder zu ſich ſelbſt. Vor der Ruhe und Klarheit ihres Daſeins konnte keine leidenſchaftliche Täuſchung aufkommen. Weil immer die Sache in ihrer wahren Geſtalt vor ihrem ungetrübten Blicke lag, ſo konnte ſie niemand unrecht thun und das Unrecht, das ſie litt, leicht verzeihen; dann war ſie nur über die Reue betrübt, die das andre, wie ſie ja wußte, empfinden mußte, wenn es endlich auch zur Beſinnung und Einſicht kam. Und niemand wurde es leichter, einem Irrenden zur Einſicht in ſeinen Irrtum zu verhelfen, als ihr, weil niemand ſo leicht als ſie die Eitelkeit ihres Ichs fallen laſſen und ſich in das innerſte Weſen eines andern verſetzen konnte als ſie. Sie war nie unzufrieden; fehlte ihr etwas, ſo freute ſie ſich deſto mehr über das, was ſie hatte. So bat ſie auch als Kind nie um etwas, was die Eltern ihr hätten abſchlagen müſſen. Was ſie von ſich ſelbſt mit Strenge forderte, nahm ſie von andern als ein Geſchenk; ſo verzieh ſie allen, nur ſich nichts. Hatte ſie ein Bedürfnis, ſo war es Thätigkeit, Sorge um die Ordnung und Nahrung des Hauſes, um die Zufriedenheit und das Gedeihen ſeiner Bewohner. Wo ſie lieben konnte, war ſie glücklich und daheim; doch ſelbſt die Liebe zu ihrem Vater ſprach ſich nie leidenſchaftlich und ſtets mehr in unermüdeter Aufmerkſamkeit und Sorge auch für das kleinſte Bedürfnis, das nur ſie erraten konnte, als in lebhaften Bezeigungen aus. Überall ging ſie den nächſten Weg, gleich entfernt von weit Ausholen als von Übereilung und Zufahren. Wo man glaubte, es wäre erſt die Vorbereitung, war die Sache ſelbſt ſchon fertig. Sie vermäntelte nicht; was andre durch Verſtecken erſt recht ſichtbar, durch Schonung erſt beleidigend, durch Milderung auffallend machen, ſagte ſie gerade heraus, aber ſo, daß man geſtehn mußte, das Zartgefühl wäre am beſten dabei gefahren. Das einzige, was ihr zu fehlen ſchien, das Weiche, Anſchmiegende, Weibliche, hat ihrem Bilde der Tod gegeben, der ihr das, was ſie beſaß, raubte. Seit dem letzten hieſigen Jahrmarkte war ſie verändert, in jener einen Nacht ſchien die Blume der Weiblichkeit, die in dem zu ruhigen, zu klaren, kalten Bilde geſchlummert hatte, zauberſchnell zu Knoſpe und zu duftender Entfaltung zugleich erwacht. Wer hätte geahnt, daß dies Phänomen nur der Vorbote eines baldigen, eines zu frühen Todes ſein ſollte!

Seit jener Nacht? fragte Eiſener voll Angſt.

Seit jener Nacht, entgegnete Janſen, ohne zu bemerken, was Eiſeners totenbleiches Geſicht von den Bewegungen ſeiner geängſteten Seele erzählte.

Janſen wurde hinausgerufen.

Seit jener Nacht, wiederholte Eiſener, indem er ſich bemühte, den ganzen Sinn zu faſſen, der für ihn in dieſen Worten lag.

Jetzt erhob ſich der Paſtor und zeigte Eiſenern ein Geſicht, vor dem dieſer erſchrak. Er wandte es in die Höhe, ſtreckte die krampfhaft geballten Hände nach oben; ſeine Stimme und Sprache, leiſe und accentlos, faſt gleichgiltig klingend, kontraſtierten ſeltſam mit der Leidenſchaftlichkeit ſeiner Gebärden und dem Inhalt ſeiner Worte.

Warum gabſt du mir ſie, wenn du mir ſie wieder nehmen wollteſt? Warum mußt ich leben, wenn ich an dem Leben verzweifeln ſollte? Ich habe mich nicht in das Leben hereingedrängt; wer gab dir das Recht, mich zu ſchaffen? Ich wollte nicht ſein; du brauchteſt ein Daſein, das du zu deiner Luſt zerſchmettern konnteſt, und ſo werden wir und — ſollen dirs noch danken?

Eiſener graute vor dem Treiben des Paſtors, deſſen Verzweiflung er für ſein Werk anſah. Er wagte nicht, die ſchöne Leiche durch einen Blick, wie er meinte, zu entweihen, eh er die Stube und das Haus verließ und ſein Herz voll Kummer und Gewiſſensangſt hinaustrug in die ſchöne Nacht, ſo ſchön und heiter, als gäbe es keinen Kummer auf der Welt.

Er taumelte gegen einen Baumſtamm; der Schmerz brachte ihn wieder zu ſich. Er hielt ſich an einem Aſte feſt. Sie war ſo ſehr die Unſchuld ſelbſt, ſagte er zu ſich, daß die bloße Berührung eines Elenden, wie du biſt, ſie töten mußte. Und es fehlte eben nur noch, daß du, der Verbrecher an dem Heiligſten, an dem Gaſtrecht, an der Unſchuld, an der Hilfloſigkeit des Schlafes, dich haſſen mußt als ihren Mörder, als den Buben, der ein glückliches Vaterherz dem Kummer, der entſetzlichſten Verzweiflung preis gab.

Die ganze Nacht brachte unſer armer Freund im Freien zu, bald ruhig ſtehend, um ſich ſo recht in die ſelbſtmörderiſche Luſt zu verſenken, die ihm dieſe Vorwürfe gewährten, dann, von körperlicher Unruhe und Angſt getrieben, mit Haſt dahineilend, als wollte er ſich ſelbſt entfliehn. Er wünſchte, toben zu können wie der Paſtor, nur um des Bewußtſeins ledig zu werden, das ihm unermüdlich mit kalter Deutlichkeit entgegenhielt, was als überdachte, berechnete Bosheit betrachtet, wie ihn jene Luſt zu thun trieb, eine ſtärkere Seele als die ſeine zerbrechen mußte.

5

Wäre Eiſener nicht ſchon am Morgen jener Nacht voll Herzensangſt und Gewiſſensbiſſe auf der Reiſe nach Amerika geweſen, es wären ihm Jahre des Kummers erſpart geblieben. Ob er dabei gewonnen hätte?

Einmal muß der idealiſtiſchen Lüge in uns, wir ſeien alles das, wozu wir höchſtens die unausgebildeten Anlagen beſitzen, die glänzende Larve abgeriſſen werden, damit wir wahre und gute Menſchen werden können. Wir müſſen an uns ſelbſt überzeugt werden, wie ſchwach der Menſch iſt, damit wir einſehen, man müſſe bei der Beurteilung des Einzelnen ihn nicht an das Maß der ganzen Menſchheit, des Idealen, halten; wir müſſen aber als Sieger aus jenem Verluſte hervorgehn, daß wir an uns das Göttliche, was dennoch in dem Menſchen lebt, erkennen und den Menſchen mit ſeinen Schwächen lieben lernen.

Der Idealismus junger Menſchen iſt Eitelkeit. Mit einer gewiſſen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes ſich enthuſiasmieren, er braucht es nur mit ſeiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was ſagt dieſer Eitelkeit mehr zu, als die erhabne Verachtung, mit der er von der Höhe einer ſchmeichelnden Selbſttäuſchung auf das Wirkliche und Menſchliche als auf das Gemeine herabſieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es ſelbſt leiſtet — nein — weil er es ſich nur zutraut.

Und was traut er ſich nicht zu! Wer hat nicht in jenen Jahren, wenn ſein Kopf erwärmt war, in Gedanken unterdrückte Länder befreit, den Tyrannen in das Gewiſſen geredet auf die wahrſcheinliche Gefahr hin, ſeinen Mut und ſein Rechtsgefühl mit dem Leben zu bezahlen? Und wenn wir uns nicht leugnen konnten, daß unſer Vollbringen ſo unendlich weit hinter unſerm Wollen zurückblieb, ſo waren es die Umſtände, das Schickſal, deren Ungunſt wir anzuklagen hatten; im ſchlimmſten Falle ſetzten wir ſchon ein Verdienſt in das Wollen, in das Wollenkönnen; unſre Eitelkeit brachten wir jederzeit ins Sichere.

Jeder Menſch hat wenigſtens eine Stelle in ſeinem Charakter, an der ſeine Selbſtbeobachtung vorſätzlich mit geſchloßnen Augen vorübergeht. Wir fühlen, daß uns zu wenig bliebe, wollten wir alles das von uns nehmen, was, wenn wir es nur genau ins Auge faſſen wollten, ſich als unhaltbar ausweiſen würde.

Ja, wir dichten uns als ideale Ergänzungen ſogar

Schwächen an. Eine ſolche iſt der erhabne Zorn, von dem der zu weiche und ſanfte ſo gern andern und ſich ſelbſt erzählt, daß er hineingeraten könne und bei Gelegenheit wohl ſchon hineingeraten ſei; und er ſpricht ſich in das Gedicht bis zur eignen, bleibenden Illuſion hinein.

Die Skepſis, die, wenn ſie kommt, nach dem Enthuſiasmus, und als ſein Gegenſatz aus ihm geboren, kommt, iſt die große Ausbildungskrankheit unſers innern Menſchen und die Bedingung dieſer Ausbildung. Wir müſſen an unſerm eingebildeten Werte verzweifeln, um unſers wirklichen gewiß zu werden. Der Eigennutz der Eitelkeit iſt der Schmutz, der durch dieſe Gärung aus dem Organismus des innern Lebens herausgeworfen werden muß. Was der Menſch vorher von andern verlangte, ohne zu wiſſen, ob er ſelbſt es leiſten könnte, das wird er nun leiſten, ohne es von andern zu verlangen. Wie ſonſt all ſein Begehren danach hintrieb, geliebt, bewundert, beweint zu werden, iſt es ihm nun eine ſtille Luſt, zu lieben. Wie er vorher tyranniſch, was ihm begegnete, ſich aſſimilieren wollte, ſo achtet er nun in jeder Richtung die Berechtigung, die aus der Natur des Individuums organiſch hervorgeht.

Das Höchſte, wozu er ſich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu ſterben; jetzt erhebt er ſich zu dem Größern, für etwas ruhmlos zu leben.

Wenige Menſchen nur beſitzen dieſe Innigkeit, der es keine Selbſtverleugnung iſt, ſich ſelbſt zu verleugnen, als Natur; Marie gehörte zu dieſen.

Es war ein Scheintod geweſen, der den jungen Eiſener mit Qualen belaſtet durch die Welt jagte, was Mariens heftigen Vater vergeſſen ließ, was er ſich und ſeinem Stande ſchuldig wäre, und dem wohlmeinenden Janſen Gelegenheit gab, ſeine Teilnahme an der Familie des Paſtors thätig zu zeigen. Marie erwachte von dem Starrkrampf, der ſie zwölf Stunden lang ihrer ganzen Umgebung hatte tot erſcheinen laſſen.

So heftig vorher des Paſtors Schmerz, ſo über alles Maß erſchien jetzt ſeine Freude. Janſen behielt ſeine männliche Mäßigung. Auch ſchien man zur Freude gar noch nicht berechtigt, denn Marie erlangte ihre vorige blühende Geſundheit noch nicht wieder und kränkelte fort und fort, bis der herbeigerufne Arzt erklärte, hier würde im guten Falle nur die Hilfe der Hebamme nötig werden, nicht die des Arztes. Man kann denken, wie das heftige Gemüt ihres Vaters dieſen Ausſpruch aufnahm. Sein Zorn wendete ſich zuerſt gegen den Arzt, und da der Zuſtand Mariens bald keinen Zweifel mehr gegen die Wahrheit jenes Ausſpruches zuließ, gegen das gute Mädchen ſelbſt, die geglaubt hätte, was ſie fühlte, was man ihr ſagte, wäre nur ein lebendiger, ſchwerer Traum, wenn nicht die mehr als kränkende Behandlung von ſeiten ihres Vaters ſie nur zu unſanft von der Wirklichkeit ihrer Lage überzeugt hätte.

Daß ſie Mutter werden ſollte, erſchien ihr ſo ſeltſam und wunderlich, daß ſie ſich ſelbſt wie eine andre vorkam oder wie plötzlich in eine andre Welt verſetzt mit fremden Menſchen, Tieren und Bäumen. Der Klang ihrer eignen Stimme, der Ton der Glocke ſchien ihr ein andrer, fremder.

Nicht viel anders ging es allen denen, die Marien zu kennen geglaubt hatten, bei der unerwarteten Nachricht von ihrem Zuſtande. Breitung, ihr wärmſter Freund, kam nach Marklinde, um ſich ſelber von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, dem er keinen Glauben ſchenken wollte.

So ſehr es ihn ſchmerzte, ſich geſtehn zu müſſen, daß er ſich in ihr geirrt hätte, nahm er doch ihre Partei gegen ihren Vater, um dieſen zu milderer Behandlung der Gefallnen zu ſtimmen. Was geſchehen iſt, ſagte er zu dem Paſtor, läßt ſich nicht mehr ändern. Was noch geſchehen kann, ſteht zum Teil in deiner Hand; unmännlich wärs, aus Ärger über den Schaden den Schaden zu vergrößern. Bedenke, daß dem Beſten die ſchwache Stunde ſchlagen kann, daß dieſe ſchwache Stunde ſich ſelbſt nur zu bitter ſtraft, und die Geſtrafte dein Kind iſt, dein einziges, dein unglückliches Kind, dem das heilige Recht auf dein Mitleid, auf deinen Beiſtand zuſteht.

Dem Paſtor zuckte es um den blaſſen, eingekniffnen Mund, und es lag in den Worten, die er an Marien richtete, und darin, daß er ſie an Marien richtete, die Antwort an den Freund und die Größe der Erbitterung, die nur ihren Gegenſtand im Auge hat. Ich will ruhig ſein, ſagte er; ich will nicht einmal einen Vorwurf machen — es iſt mein Tod, und ich will thun, als wär es nichts — ſiehſt du, ich laſſe dichs nicht mit einer Miene entgelten, daß du, du mich alten Mann um ſein ganzes Lebensglück gebracht haſt, du, die gerade — ſiehſt du, ich unterdrücke alles, was ich dir ſagen könnte, weil dein Wohl mir mehr am Herzen liegt, als mein eignes, das du zertrümmert haſt — Gott verzeihe dirs, wenn er kann. Siehſt du, ich rede wie ein Kind mit dir, als hätteſt du — ſiehſt du, ich will thun, was kein gekränkter, gemordeter Vater mehr thut, ich will deine Ehre zu retten ſuchen: ſage, von wem es iſt; und wärs der geringſte Knecht, und wärs mein Feind — ich will nichts dawider haben, wenn du ihn heiraten willſt.

Marie ſah ihn freundlich an; ſie fühlte es ja ſo beſtimmt in ihrem Herzen, daß eine Zeit kommen würde, wo ihr Vater bereuen müßte, ſie ſo lieblos behandelt zu haben; ſie fühlte das ſo lebhaft, daß ihr war, als könnte ſchon jetzt ihre Freundlichkeit, ihr Bezeigen, als hätte ſie den Schmerz ja gar nicht empfunden, den er ſich würde vorwerfen müſſen, ihr zugefügt zu haben, ſeine Reue lindern. Aber dieſes Lächeln reizte den Paſtor nur noch mehr, der es mißverſtand, und machte Breitung an ſeiner Schützlingin vollends irr. Vater, ſagte ſie, ich weiß ja, daß du mir nicht ſo böſe ſein könnteſt, wenn du mir nicht ſo gut wärſt, als du biſt. Sonſt könnt ichs auch nicht ertragen. Ach, glaube mir doch, daß ich dir nie etwas verheimliche; wie könnt ichs gerade jetzt thun, wo ich ſo recht ſehe, wie lieb du mich haſt.

Der Paſtor überwand ſich mit einer Stärke, die Breitung ihm nicht zugetraut hatte. Sein Lachen nur zeigte die Bitterkeit, die es verheimlichen ſollte, wie er ſagte: Du thuſt wohl daran, von Liebe zu ſprechen; das iſt ſo Sitte, wenn man keine wirklich empfindet. Warum ſagſt du aber nicht — glaub ich das eine, glaub ich wohl auch mehr —, die ganze Geſchichte ſei aus Liebe zu mir geſchehen, um mir eine unverhoffte Freude zu machen. Er lachte bei dieſen Worten krampfhaft auf; man konnte dies Lachen für ein Schluchzen halten. Breitung fühlte ſich erleichtert, wie Janſen jetzt den Paſtor um ein Geſpräch unter vier Augen bitten ließ, da jenes Lachen das Vorwort ſchien zu einer Szene, die bei Mariens Angegriffenheit nur üble Folgen nach ſich ziehen konnte.

Beſte Marie, ſagte Breitung, als der Paſtor das Zimmer verlaſſen hatte. Sie wiſſen, daß ich Sie lieb habe und immer lieb gehabt habe, als wären Sie mein eignes Kind; und täuſch ich mich nicht ſehr, ſo beſaß ich dafür ſeit Ihrer frühſten Kindheit Ihr unumſchränktes Vertrauen. Wenn ich kam, eilten Sie mir entgegen; Ihre kleinen Sorgen wie Ihre Freuden wußt ich, eh ich noch in die Stube trat. Und war es irgend möglich, ſo half ich Ihren Sorgen ab. Ich bin noch der Alte. Vertrauen Sie mir, ſagen Sie mir, was Ihr Herz beſchwert, und es wird alles gut.

Marie ſah ihn mit der ganzen Freundlichkeit ihrer gutmütigen Augen an, und ihr blaſſes Geſichtchen ſchimmerte einen Augenblick in dem friſchen Jugendrot, in dem es ſonſt geblüht. Ach werden nur Sie nicht irr an mir, ſagte ſie, indem ſie die gefalteten Hände wie ein Kind zu ihm aufhob; ich will ja alles tragen, was ſo unvermutet über mich gekommen iſt, ich weiß nicht, wie; werden nur Sie nicht an mir irr, nur Sie nicht!

Das will ich nicht, das werd ich nicht, entgegnete Breitung; Sie ſelbſt müßten mich irre machen, wenn ich es werden ſollte. Und ſo laſſen Sie uns nicht unnötig die Zeit verlieren. Ihr Zuſtand erſpart Ihnen einen Teil Ihres Geſtändniſſes. Sie brauchen mir nur einen Namen zu nennen. Hat ſein Beſitzer Ihre Neigung noch — Ihr Vater legt Ihrer Verbindung nichts in den Weg, und die Sache iſt gut. Sind Sie ein Opfer der Gewalt oder der Liſt geworden, ſprechen Sie nur; Ihr Vater wird Sie eine Schuld nicht länger entgelten laſſen, die nicht die Ihre iſt.

Ach, ich fürchte, ſagte Marie, wenn ich Ihnen antworte, glauben Sie mir nicht, und doch kann ich nicht anders ſagen.

Breitung verſtand dies ſo, als möchte ſie den Mann nicht nennen, weil ſie ſich ſeiner ſchämen müßte. Sollte er ſich ſo ſehr in Marien getäuſcht haben? Es ſtiegen ihm Vermutungen auf und wurden ihm zur Wahrſcheinlichkeit, über die er noch vor einer Viertelſtunde ſich ſelbſt gezürnt haben würde. Kaum und erſt nachdem er in ihre oſſnen, treuen Augen geſehen hatte, konnte er den väterlich freundlichen Ton wieder finden, in dem er fortfuhr: Sprechen Sie nur, Marie; ich will Ihnen glauben; denn mich dürfen Sie nicht täuſchen, mich können Sie nicht täuſchen!

Ach, daß ich ſprechen ſoll, ſagte Marie, indem ſie ihn ängſtlich fragend anſah, zeigt mir ſchon, daß Sie mir nicht glauben — und ich kann doch nichts ſagen; ich weiß ja ſelbſt nicht, wie das alles kam.

Breitung empfand bei dieſen Worten einen Widerwillen gegen Marien, der nah an Verachtung ſtreifte. So war Marie von Kind an eine Heuchlerin geweſen. Er hatte, von der Gleisnerin getäuſcht, ein Wunder in ihr geſehen und war dieſem ein ſo übereifriger Apoſtel geweſen, daß ſie nun ihm zutrauen konnte, auch das Unglaubliche würde er, ginge es nur von ihr aus, glauben. Er konnte, wie viele gutmütige Menſchen, alles verzeihen, nur nicht, für dumm gehalten zu werden. Und dieſe Heuchlerin traute ihm ſo wenig Klugheit zu, daß ſie erwarten konnte, er würde die Verehrung ſo weit treiben, daß er ſie durch eine übernatürliche Einwirkung in den Zuſtand verſetzt glaubte, der allein ſchon den ſchlichteſten Menſchenverſtand zu einer entgegengeſetzten Meinung von ihr bewegen mußte, als die ſie von ihm erwartete. Der Ausdruck ihres Geſichtes, ihres ganzen Weſens, wie ſie ſo geſpannt auf ſeine Antwort und doch bei aller Ängſtlichkeit ſo zutrauensvoll und ihrer ſelbſt gewiß nach ihm aufſah, mußte, da die Gründe gegen ſie überwogen, als Kunſt erſcheinen und den Verdacht, den er hätte widerlegen müſſen, nur vergrößern.

Schien ihr der einzige Freund, auf deſſen Teilnahme wenigſtens ſie hatte rechnen zu dürfen geglaubt, entfremdet, ſo zeigte ſich ihr ihr Vater, der eben wieder eintrat, wider Erwarten deſto freundlicher.

Herr Janſen, ſagte er, hat um dich angehalten, und nun weiß ich endlich trotz aller Geheimthuerei, wie die Sache ſteht. Konnteſt du es nicht ſagen, thörichtes Ding, was zwiſchen euch vorgegangen war? Gut iſt es freilich immer nicht, doch weit beſſer, als du mich fürchten machteſt, daß es wäre. Konntet ihr nicht, fuhr er wie in einer Anwandlung heitrer Laune fort, entweder ſpäter küſſen oder früher reden? Zumal da ich eure Verbindung, wußt ich um euer Verſtändnis, weder verhindert noch verzögert haben würde?

Marie ſah ihren Vater ängſtlich geſpannt an, dann ſagte ſie, und es ſchien weniger eine Antwort als eine Frage: Er hat mir die Hand geküßt am vorigen Markte. Sie verſuchte in des Vaters Antlitz die Antwort auf die Frage zu leſen, die ſie ſich bei dieſen Worten gedacht hatte; auf den Ausdruck von Unglauben, dem ſie darauf begegnete, und den ſie als eine Verneinung deutete, fuhr ſie lebhafter fort, als ſie ſonſt zu reden gewohnt war: Nie hab ich das, wovon du ſprichſt, nie hab ich das gethan!

Der Paſtor begann zu zweifeln an dem, was er ſich ſo leicht überredet hatte, weil er wünſchte, es möchte ſo ſein. Die neue Ungewißheit machte den lebhaften Mann ungeduldig. Soll ich glauben, ein ehrenhafter Mann, als den ich den Kontrolleur kenne, der von keiner Familie der Umgegend als Werber einen Korb zu fürchten brauchte, ſoll um eine Gefallne werben und ihr Kind als das ſeine anerkennen wollen können, wenn die Gefallne es nicht durch ihn iſt, und das Kind das ſeine, und ſo Ehre und Gewiſſen ihn treibt, ihre Schande mit zu tragen? Und glaubt er es irrig; du wirſt die Gelegenheit nicht entfliehen laſſen, wieder zu Ehren zu kommen, die ſich dir vielleicht nie wieder bietet.

Vater, ſagte Marie mit zitternder Stimme, das willſt du nicht, das iſt nicht dein Ernſt. Ich weiß, daß alle, die mir freundlich waren, nun ſich von mir abkehren, als hätt ich etwas gethan, was Spott und Verachtung verdient — ach! ich weiß ja nicht einmal, was —; iſt nun aber Schande mein Los, ſoll ich den einzigen, der nicht irr wurde an mir, in dieſes traurige Los verflechten? Nein, Vater; dann verdient ich ja erſt Verachtung, und verdient könnt ich ſie nicht tragen.

Der Paſtor wurde totenblaß und fragte die Tochter: Du weißt nicht, was du gethan haſt? Höre, du weißt nicht, was du gethan haſt?

Ach, es glaubt mirs niemand, ſagte Marie leiſe vor ſich hin.

In des Paſtors Zügen wurde der Ausdruck der tiefſten Verachtung ſichtbar. Er wandte ſich zu Breitung; er ſchien ihm etwas auf Marien bezügliches ſagen zu wollen. Eine unwillkürliche Bewegung der Mundwinkel ſprach nur zu beredt. Eine Bewegung der flachen Hand nach dem Sofa, von dem die arme Marie vergebens ſich mühte, aufzuſtehn, um ſich vor dem Vater flehend niederzuwerfen — und wieder ſtatt der Rede jenes verächtliche Spiel der Mundwinkel; wie er ſich ſo entſetzlich gleichgiltig von ihr abwandte, als hätte ſie nie einen Anſpruch auf ihn oder er auf ſie beſeſſen, und mit Breitung aus der Thüre ging, war ihr, als müßte nun ihr innerſtes Herz zerbrechen. Und doch war der Schmerz noch zu groß, und ſie zu erſchöpft, als daß ſie ihn ſchon in ſeinem ganzen Umfang und ſeiner ganzen Tiefe hätte faſſen können. Es war, als wenn alles Blut ihr nach den Augen ſtrömte, um als Thränen herausdringend ſie zu erleichtern; aber hier blieb es und preßte das Gehirn, daß ſeine Fibern dröhnten; mit einer ſeltſam ängſtlichen Haſt drückte ſie die Augen mit den Fingern; ſie blieben trocken; ein Schmerzensſchrei ſollte die Seele entladen — kein Laut begleitete die mit krampfhaftem Zittern ausgeſtoßne Luft.

Der alte Knecht, der nach einiger Zeit eintrat, fand ſie mit der Bruſt an dem Sofakiſſen liegend, den Kopf gewaltſam zurück gewandt. Er trat leiſe auf. Der alte Mann hatte Marien von ihrer frühſten Kindheit an geliebt. Er ſchlug bekümmert die Hände zuſammen. Sie erkannte ihn und litt es geduldig, daß er ihren Kopf in eine weniger gezwungne Stellung brachte.

Sie ſah ihn ſo ſcharf an, als wollte ſie ſich überzeugen, ob er auch der wäre, für den ſie ihn hielt. Seine Kalmückenzüge ſchienen ihr ſo ſchön, als die Seele, die ſie verbargen und verleugnen zu wollen ſchienen. Die Freundlichkeit, die Neigung, die ſo unverkennbar aus dem altbekannt graubärtigen, ſonnenverbrannten Geſichte ſprach, that ihr unendlich wohl. Aber als könnte ſie ihr immer noch nicht glauben, fragte ſie: Iſt ers denn auch, Juſt? Und er will mich noch kennen? Und flieht nicht vor mir?

Was denken Sie denn von dem Juſt, herziges Mamſellchen? ſagte der Alte. Und warum ſollt ichs denn? Sind wir Menſchenkinder nicht allzumal ſchwach? Und ſoll der einzige Augenblick, wo Sie thaten, was Sie nicht thun ſollten, die vielen Jahre zunichte machen, wo Sie brav und gut waren und fromm? Nur dürfen Sie ſich dort drin nicht rein brennen wollen; was ich nicht leugnen kann, das darf ich auch nicht leugnen wollen. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen was Beſſers bringen, als ich leider Gottes Ihnen bringen muß. Der Herr Paſtor hat befohlen, Sie ſollen ihm nicht wieder vor ſeine Augen kommen.

Marie wollte aufſpringen; der Alte hielt ſie ſanft zurück und ſagte: Ruhen Sie lieber jetzt aus. Sprechen können Sie ihn nicht mehr. Er iſt verreiſt und will ſein altes ſchönes Pfarrhaus nicht eher wieder betreten, bis Sie fort ſind.

Ich will ja, ſagte Marie ſchnell und tonlos, indem ſie mit einer Haſt aufſprang, vor der der alte Knecht erſchrak, ich gehe gleich — gleich — wenn nur die Kniee hielten — ich gehe ſchon. Wie der alte Knecht ſie ſich ſo unheimlich gebärden ſah und das totenbleiche Angeſicht und das Zucken, das den ganzen zarten Körper von Augenblick zu Augenblick erſchütterte, brach ihm das Herz, und er weinte laut, weil er glaubte, ſie wäre irr. Das bekümmerte Bezeigen des alten Mannes, die

Treue und Liebe, die darin ſichtbar wurde, berührte die arme Marie auf die wohlthätigſte Weiſe und löſte den Krampf, der ihr ganzes Weſen gefeſſelt hatte. Es war ihr, als fiele das ganze rohe Gewicht des Körpers von der freien Seele, wie alle Muskelſpannung nachließ und ſie niederſank, den ſtrömenden Thränen nach. Der Alte fing ſie auf. Er ſetzte ſich auf das Sofa. Sie lag quer über ſeinen Schoß hin; auf ſeiner linken Hand lag ihr Kopf, mit der andern hielt er ihren Leib feſt, daß er nicht hinabglitt. Ihr war, als weinte ſie ihr ganzes, ſchweres Daſein aus. Der alte Knecht hielt ſie mit zitternder Hand und ſchwerem Herzen.

Allmählich wurde das Schluchzen ſchwächer, gewannen ihre Muskeln wieder einen Halt. Nicht lange, und ſie ſtand ſo ſtraff vor dem alten Juſt, daß dieſer glaubte, in der Ausrichtung ſeines Auftrags fortfahren zu dürfen. Faſſen Sie nur Courage, beſtes Mamſellchen, begann er. Jetzt müſſen Sie freilich folgen, ſonſt erzürnen Sie den Herrn Paſtor nur noch mehr. Aber wenn er eine Zeit ohne Sie wirtſchaftet, da werden Sie ihm fehlen; und von Tag zu Tage wird ers mehr ſpüren, was er an Ihnen gehabt hat. Und wir alle werden beten, daß der liebe Gott Ihrem Herrn Vater das Herz bewegen ſoll, denn Sie waren immer ſo gut gegen uns, und die armen Leute im Dorfe haben Sie lieb gehabt wie eine Mutter, weil Sie halfen, wenn Sie konnten, und nie eine Seele beleidigt haben, weder mit Worten noch mit Werken. Hier ſchickt Ihnen der Herr Paſtor Ihr Mütterliches; das iſt der Konſens von dem kleinen Kapital, was bei der Gemeinde in Sonnenborn ſteht. Weiter hätten Sie nichts von ihm zu erwarten. Das ſieht freilich aus, als ſollten Sie nie wieder hier wirtſchaften; aber ich weiß es, Sie kommen doch über lang oder kurz wieder zu uns. Ich will dafür ſorgen, daß die ganze Wirtſchaft fortgeführt wird in Ihrer Manier, damit Sie, wenn Sie wiederkommen, nicht die Mühe haben, alles wieder von neuem einzurichten. Ihrer Lieblingskuh ſolls an nichts fehlen. Seien Sie nur vergnügt und unbeſorgt unterdeſſen; ich ſehe ſchon die Freude und das Pläſier von uns allen vor meinen Augen, wenn Sie wiederkommen. Jetzt machen Sie Ihre Sachen zuſammen, Mamſell Mariechen; Sie gehn einſtweilen zu meiner Schweſter in Sonnenborn; dort finden Sie ein kleines Quartierchen und nicht die ſchlechteſte Pflege. Während Sie ſich fertig machen, ſchreib ich einen Brief, den Sie mitnehmen an meine Schweſter.

Marie gehorchte dem Rat des freundlichen Alten. Sie nahm in ihrer Gewiſſenhaftigkeit außer dem hellblauen Kleide, das ſie eben trug, noch das roſenfarbne, ihr Lieblingskleid, aus der nußbraunen Kommode in ihrer bisherigen Schlafkammer — da fiel ihr ein, ſie müßte ja bald für noch ein Weſen ſorgen, und ſie fügte noch ein grünes Kleidchen, das ihr bereits zu enge geworden war, dazu; dieſe drei Kleider hatte ſie ſich ſelbſt geſchafft, ſowie einige Wäſche, die ſie mit den Kleidern in ein Bündel packte. Dabei dachte ſie mit ſtillem Kummer daran, wie ihr Vater nun ohne ihre Pflege leben müßte; ſie fühlte zwar, daß alles wieder gut werden müßte. Der Frühling kommt freilich wieder, ſagte ſie zu ſich, aber wer unterdes ſtirbt oder krank wird, der genießt ihn doch nicht. Dazwiſchen kamen ihr Gedanken an die Zeit, wo ſie in einer neuen Heimat Mutter ſein ſollte, und ihr ward, als würde ihr Leben zum Märchen.

Unterdes war der Alte mit ſeinem Briefe fertig geworden, der keineswegs als Muſter im Briefſtil gelten konnte. Er war ſeltſam und hochtrabend ausgefallen, wie die Schreibereien gemeiner Leute auszufallen pflegen, die da glauben, ſie dürfen ſchreiben, wie ſie wollen, nur nicht ſo ſchlecht und recht, wie ſie ſprechen. Der Alte ſagte ihr: ſeine Schweſter ſei eine alte Jungfer, und alte Jungfern ſeien ſauergewordne Menſchen. Die Frauensleute, ſagte er, ſind wie der Wein, erſt hart und herb, dann weich und ſüß; wenn man den Wein in dieſer Zeit nicht genießt, ſo bekommt er eine Schärfe und geht in Säure über.

Marie mußte den Brief ſelbſt ſiegeln; ſie packte ihn mit in ihr Bündel. Dann gab ſie dem alten Juſt die Schlüſſel, die ſie bisher geführt hatte. Sie zählte ihm die Wäſche vor, bei der in jedem Fach ein ſauber geſchriebnes Verzeichnis lag von dem, was ſich darin befände. Sie war dutzendweiſe mit Roſaband zuſammengebunden. So geſchah es, ſo ſehr Juſt ſich ſträubte und verſicherte, er glaubte ihr alles auf das Wort, mit dem Silber und dem Zinn. Mach er nur, guter Juſt, ſagte ſie, den Herrn Paſtor — den Vater wagte ſie nicht zu ſagen — aufmerkſam, daß er nicht nach ſeiner Gewohnheit die Schlüſſel ſtecken läßt; das iſt weder für die Herrſchaft noch für die Dienſtboten gut.

Der Alte begleitete ſie durch eine Hinterthür, da ſie möglichſt vermeiden wollte, einem Bekannten zu begegnen. Sie hatte ein kleines Schnittchen Brot eingeſteckt, von einem niederhängenden Zweige nahm ſie zwei grünliche, aber mürbe Äpfel; mehr brauchte ſie nicht für einen Tag.

Jetzt trat ſie über die Schwelle des Pfarrgartens auf den vorüberführenden Weg, neben dem ein Bächlein herlief, über das zwiſchen Erlen kleine kunſtloſe Brücken führten nach kleinen Häuschen, die zum Teil faſt in Wein verſteckt in maleriſcher Unordnung verſtreut lagen. Der Weg führte allmählich aufwärts, indem er das Bächlein verließ. Jetzt wurde er zwiſchen den aus Feldſteinen kunſtlos aufgeſchichteten, zum Teile ſchon wieder halbverfallnen Weinbergsmauern zum Hohlwege, in dem den Augen kein ander Grün begegnete, als hin und wieder eine ungewöhnlich üppige Diſtel. Nun war die Höhe gewonnen, auf der die ſeltſame, faſt wie ein Wartturm geſtaltete graue Kirche ſteht. Marie brauchte ſich nicht umzuſehen nach den Stellen, wo das Glück wohnte, von dem ſie nun ſcheiden mußte; die veränderte Richtung des Weges zeigte ihr bald das breite Haupt der großen Linde, das ſchön rote Ziegeldach mit dem Storchneſte auf dem Schornſtein. Zwei Bekanntinnen Mariens, des Apothekers Töchter, die ihr entgegen kamen, drehten ihr den Rücken zu und konnten kein Ende finden mit Kichern und Lachen. Die ſchlanke Marie aber ſchritt ihres Weges weiter, kummervoll, aber freundlich und mild, wie ein gutes Kind; mit der Linken hielt ſie den Feuerglanz des Abendrotes und ſeinen Wiederſchein, der auf dem breiten Fluſſe in der Tiefe vor ihr zitterte, von den ſchmerzenden Augen; in der Rechten trug ſie das Bündel mit ihrem ganzen kleinen Vermögen. Die Töne der Dorfglocke, die zum Abendgebete läutete, vernahm ſie noch, wie ſie in das Erlengehölz des Schierlitzgrundes eintrat, unter deſſen Laubdach die Nacht ihr Sammetzelt bereits aufgeſchlagen hatte.

6

Es flüſterte ganz eigen durch die dunkelgrünen Erlen; hie und da ſchleifte die Abendluft einen Vorboten des Herbſtes, ein gelbes Blatt, an dem Sandboden hin, deſſen Helle hie und da durch das Gebüſch blinkend ſtärker mit ſeinem Grün kontraſtiert hätte, wenn nicht der kalte, bleiche Schimmer, den der Mond herabgoß, den Farben die Energie genommen hätte, die in dieſer Zuſammenſtellung beim Tageslichte das Auge des Beſchauers auf ganz eigentümliche Weiſe anſprechen. Die kleinen graugrünen Inſeln, die von beſtaubtem Schachthalm und ähnlichen Gräſern gebildet den hellen, lockern Sand in den mannigfachſten Geſtaltungen durchſchneiden, der Reichtum von kleinen, zierlichen Formen und die Mannigfaltigkeit heller, lebendiger Farben, die mit einer gewiſſen Keckheit und Naivität neben einander ſtehn, haben etwas Anregendes für den Beſchauer, während die Beſchränktheit der einzelnen Anſichten, da der ganze Thalzug, wie die kleine Schierlitz ſelbſt jeden Augenblick auszuruhen ſcheint von ihrem Weg, durch den lockern, tiefen Sand, ein Gefühl in ihm hervorbringt, das dem der Müdigkeit, des Nachlaſſens am nächſten kommt. Bei warmer Beleuchtung haben dieſe Stillleben der Natur etwas wunderbar Gemütliches; in der Herbſtmondnacht, in der die junge Marie aus dem väterlichen Hauſe geſtoßen ſie durchwanderte, waren ſie nicht geeignet, das kummervolle Herz des Mädchens durch ihren Einfluß zu erheitern. Der lockere, tiefe Sand, in dem ſie trotz ihres leichten Ganges bei jedem Schritte bis über die Knöchel einſank, raubte ihr bald den Reſt von Kraft, den Kränklichkeit und Gemütsbewegung ihr gelaſſen hatten.

An einer Stelle, wo die Schierlitz, ſtärker hier als irgend ſonſt, die ganze Breite des Grundes einnimmt, einer kleinen Inſel gegenüber, auf der eine Erle und zwei weißſtämmige Birken ſtehn, ſank ſie todmüde nieder. Die Einſamkeit der Gegend vermehrte ihr die Stärke des Gefühls der gänzlichen Verlaſſenheit. All die lieben Kindererinnerungen, in deren Schutz ſie flüchten wollte, wandten ſich zürnend von ihr ab. Mit Thränen flehte ſie zu Gott um ein Herz, das ſie lieben, um das ſie thätig ſorgen dürfte. Denn es war ihr, als läge ein Fluch auf ihr, der ihr alle Herzen entfremdete; mit Herzensangſt dachte ſie daran, daß das Weſen, dem ſie das Daſein geben ſollte, ſich ebenſo von ihr abwenden könnte, wie alles gethan hatte, was ſie liebte. Und indem ſie in dieſen Gedanken ſich verſenkte, ſchlich ein andrer wie mit ſchüchterner Schnelle ihr durch das Bewußtſein: Alles wäre gut, wenn du hier ſtürbeſt. Eine Art Schwindel kam über ſie; es war, als müßte ſie in den Fluß; unwillkürlich griff ſie nach den Schuhen, ſie abzuziehen, da überfiel ſie ein Schauder, und ſie raffte ſich auf, vor der gefährlichen Stelle vorüberzueilen.

Da hörte ſie weiter unten in den Erlen ein Geräuſch. Die Stimme eines Kindes ließ ſich in klagenden Tönen vernehmen. Ach Vater, klangen die angſtzitternden Töne, ich will nach Hauſe zur Mutter. Sterben thut weh im kalten Waſſer. Ach Vater, laß mich doch! Ich habe dir ja nichts gethan!

Eine dumpfe Männerſtimme antwortete: Willſt du mich erſt wahnſinnig machen? Ich erdroßle dich, ſprichſt du noch ein Wort ohne Gebet!

Nun ſchwiegen beide; nur das Angſtgeſtöhn des Kindes war zu vernehmen; drauf begann die Männerſtimme, wie es ſchien, zu beten. Marie zitterte vor Schrecken und Angſt. Dennoch eilte ſie, ohne recht zu wiſſen, was ſie wollte, dem Orte zu, woher die Töne kamen. Da rauſchte es ſtärker in den Erlen; ein ſchöner Knabe von etwa fünf bis ſechs Jahren ſtürzte ganz nackt aus dem Gebüſch, ein umgebundnes rotes Tuch um den Hals, deſſen Enden in der Luft flatterten, wie er, von der entſetzlichſten Angſt gejagt, auf Marien zueilte, die er ſich entgegenkommen ſah. Er umklammerte ſie, die ſich zu ihm hinabgebogen hatte, krampfhaft mit ſeinen nackten kalten Armen, indem er vor Froſt und Angſt zitternd hundertmal nacheinander mit der Haſt der Todesangſt den Ruf: Mutter! hervorſtieß.

Die gute Marie wandte ſich abſeits, um aus ihrem Bündel, das ſie neben ſich auf die Erde gelegt hatte, etwas herauszunehmen, worin ſie den Frierenden hüllen wollte; aber das Kind klammerte ſich von neuem an ſie, indem es rief: Ach du willſt es leiden, daß er mich tot macht? Sie ſtreichelte beruhigend das arme Weſen mit der einen Hand, während ſie knieend mit der andern das Bündel öffnete. Ach, läſſeſt du mich denn gewiß nicht totmachen? fragte das Kind unaufhörlich und umſchlang ſie von neuem heftig mit ſeinen Armen, als es zurückblickend nach der Stelle, von wo es entflohen war, eine männliche Geſtalt leiſe hervortreten ſah. Marie fühlte eine wunderſame Kraft in ſich; ſie fühlte, das Kind, das ihr Gott zugeführt, könnte ihr niemand entreißen.

Sei doch ruhig, mein armes Kind, ſagte ſie ſchmeichelnd: ich laſſe dir nichts thun; du mußt nur folgen und dich anziehen laſſen. Dort — dort, ſagte das Kind weniger ängſtlich, indem es mit dem Finger hinter ſich zeigte. Marie richtete ſich hoch auf, indem ſie mit beiden Händen wie ſchützend das Kind bedeckte. Ihr Blick traf auf eine unterſetzte Mannsgeſtalt mit bärtigem Geſichte, einen Lederſchurz um den Leib, wie Bauhandwerker ihn tragen. Der Mann ſchien zu erſchrecken. Er hatte ſchon vorher ſonderbare Bewegungen mit den Armen gemacht; jetzt ſah es Marie deutlicher, daß er die Hände rang. Nun verſchwand er zurückgehend im Gebüſche.

Nun Marie wieder für jemand zu ſorgen hatte, war ſie auch wieder ganz das ruhige klare Weſen. Sie hüllte ihren Findling auf das beſte ein, worin ſie der Kleine durch ſeine Liebkoſungen nicht wenig hinderte. Er konnte nicht aufhören, ſie zu küſſen und zu ſtreicheln.

Endlich war er phantaſtiſch genug herausgeputzt; ſeine Bekleidung beſtand aus den verſchiedenartigſten Stücken und war in ihrer Zweckmäßigkeit und Niedlichkeit ein Beweis für die ſeltene Gabe Mariens, aus allem alles machen zu können, der zu dem ſchnellen Auge für das Bedürfnis die gleichſchnelle Hand zu ſeiner Abhilfe nicht fehlte.

Sie trug den Kleinen auf ihrem Rücken; wenn ſie zu müde wurde, führte ſie ihn, bis ſie wieder Kraft gewonnen hatte, ihn zu tragen. Wie heißeſt du? fragte ſie ihn. Johannes, ſagte das Kind, heiß ich, aber wie heißt denn du? Ich heiße Marie, ſagte das Mädchen. Und wo kommſt du denn her? fragte der Knabe weiter; nicht vom Himmel? Wie ſollt ich denn? entgegnete das Mädchen; ich komme von Marklinde. Wohnſt du denn da? Haſt du vielleicht einen Vater da? Marie konnte nicht antworten. Du weinſt, fuhr der Knabe fort; ſo biſt du auch gewiß kein Engel? Ach was du plauderſt, ſagte Marie, indem ſie durch ihre Thränen lächeln mußte. Du biſt ein Engel, den mir der liebe Gott in meinem Elend geſendet hat. Nun mußte der Kleine lachen. Wenn ich ein Engel wäre, ſagte er, ließ ich mich doch nicht von dir tragen; da trüg ich dich und flöge, bis ich in den Himmel käme. Du wirſt mir ſchon fortfliegen, ſagte Marie wehmütig. Fortfliegen? ſagte der Kleine, ach du denkſt doch wirklich gar, ich kann fliegen? Nein, entgegnete Marie; aber ſie werden dich mir nicht laſſen. Du wirſt fortmüſſen von mir, zurück zu deinen Eltern. Nein, da ſei doch ja ruhig, ſagte der Kleine altklug, da kommts doch auf mich an. Und wenn du nur halbwege ein Spielzeug haſt, ſo bleib ich bei dir. Und wenn du auch keins haſt, ich bleibe doch bei dir. Man muß ja nicht ſpielen, und dich hab ich lieb wie den lieben Gott. Ei, ei, Johannes, ſagte Marie eifrig, das thue doch ja nicht. Ein guter Menſch muß den lieben Gott am meiſten lieben, denn die Menſchen, die er lieben darf, hat ja Gott ihm gegeben, und daß er ſie lieben kann und von ihnen geliebt werden, das kommt ja auch von ihm. So will ich, ſagte der Knabe, dir zu Gefallen den lieben Gott am meiſten lieb haben; aber viel lieber als dich hab ich ihn nicht; das will ich dir nur gleich ſagen.

So unterhielt ſich Marie mit ihrem Schützlinge. Da leuchteten zu ihrer Rechten zwei kleine Fenſter im Mondenſchein; in dem Häuschen an der Straße mußte Juſts Schweſter wohnen. Marie fragte ein Vorübergehendes: Wohnt hier Juſts Roſine? Nun freilich, ſagte das Angeredete. Marie ging mit ihrem Schützling durch die Bohnenlaube, die einige Stufen erhöht von der Straße zu der Hausthüre führte, an die Marie pochte.

Was giebts noch ſo ſpät? rief innen eine tiefe Weiberſtimme. Es iſt jemand da vom Juſt in Marklinde, entgegnete Marie etwas beklommen. Die Thüre that ſich auf, und eine große, ſtarke Frauensperſon trat ihren Gäſten entgegen. Sie hielt, wie ſie des ſchönen Mädchens, den phantaſtiſch geputzten Knaben auf dem Rücken, anſichtig wurde, die Hand vor die Öllampe, mit der ſie beide beleuchtete, um ſich zu überzeugen, daß ſie auch recht ſähe. Marien wurde es leichter um das Herz, denn das Geſicht der Alten, das übrigens viel hübſcher war als das ihres Bruders, hatte doch viel ähnliches von dieſem. Sie hatte unter gutmütigen Augen eine ſtarke, gebogne Naſe, die in der Beleuchtung der ſeitwärts gehaltnen Lampe noch weiter hervortrat aus dem wohlgenährten Geſichte. Um den ſtarklippigen Mund war ſie ganz der alte gutmütige Juſt. Der molante Altjungfernzug um den Mund wurde erſt, nachdem die Spuren des Erſtaunens und der erſten Neugier von der Tafel ihres Antlitzes getilgt waren, darin wieder ſichtbar.

Sie hieß Marien ſitzen; der Kleine holte ſich einen Schemel und ſetzte ſich vor Marien. Den Kopf legte er in ihren Schoß. Nicht lange, und die Müdigkeit machte ihren Einfluß auf ihn geltend. Mariens milde Stimme, der er horchte wie einem Wiegenlied, klang bald in ſeine Träume hinüber; von Zeit zu Zeit drückte er ſich, von ihr träumend, feſter an ſie an. Jungfrau Roſine hatte ſich Marien ganz nahe gegenüber auf einer Lade niedergelaſſen, auf der das Paradies mit ſeinen Tieren und dem Sündenfall in grellen Farben und eben ſo grotesken Formen abgebildet zu ſehen war.

Marie brachte den Brief hervor, den ſie ihr übergab. Jungfer Roſine faßte ihn zuäußerſt an einer Spitze und betrachtete ihn von allen Seiten, wie man etwas betrachtet, von dem man nicht weiß, was man damit anfangen ſoll. Nun holte ſie aus ihrem hochroten Buſentuch eine hörnerne Brille hervor und klemmte ſie auf ihre Naſenſpitze, wiederholte die Beſchauung des Briefes mit nicht beſſerm Erfolg. Dann ſagte ſie: Meine Augen werden mit jedem Tage ſchlechter, ſodaß ich Geſchriebnes bei Nacht gar nicht mehr leſen kann. Dabei hielt ſie die Adreſſe verkehrt in der Hand. Die Jungfer hat noch junge Augen; die könnte mir wohl den Brief vorleſen. Marie that ihr auf wiederholtes Bitten und weil ſie kein ander Mittel ſah, Roſine mit dem Inhalt des Briefes bekannt zu machen, den Willen.

Sie entfaltete den Brief und las mit vieler Anſtrengung den nicht zu deutlich geſchriebnen, wobei ſie zuweilen innehalten mußte und manches Wort wiederholte.

Liebe Schweſter, ſo ſchrieb Juſt, wenns Gott gefällt, und du noch wohl biſt, ſo bin ich nun fünfundſechzig geweſen, und du wirſt auch deine ſechs Kreuze auf dem Rücken haben —

Zweiundvierzig, verbeſſerte Roſine; ſeh ich wohl aus wie ſechzig? Sie zog mit einem Spane den Docht weiter aus der Lampe, die ſie, Marien zum Leſen leuchtend, in der erhobnen Hand hielt, und bog den Kopf vor Neugier, das Weitere zu hören, ſo weit vor, daß Mariens Stellung eine ſehr unbequeme wurde. Weiter zurückſetzen wollte ſie ſich nicht; weil ſie das Kind, das unmittelbar zwiſchen beiden ſchlief, hätte wecken müſſen. So fuhr ſie denn fort: Unſer alter Schulmeiſter pflegte immer zu ſagen: Juſt, der Tod iſt uns allen gewiß; drum hoff ich zu Gott, du wirſt unſre Mamſell, die dir dies zu wiſſen bringen wird, gut empfangen und nach beſten Kräften aufbewahren; beſonders aber ſorge für ein gutes Bette, denn ſie hat an der Armut in unſerm Dorfe viel Gutes gethan, und iſt — das will ich übergehn, ſagte Marie, ſich ſelbſt unterbrechend, indem ihr Thränen in den Augen ſtanden. Wer ein gut Gewiſſen hat, ſagte Roſine, der darf hören und leſen, was die Leute von ihm ſprechen und ſchreiben. Nun wirds ſchon kommen, das von der Aufführung mein ich. Die Zeiten werden immer gottloſer; ich bin mit Gottes Schutz ſechzig — oder vielmehr zweiundvierzig alt geworden —, ich meine, nach dem, was ich erlebt habe unter den ſündhaften Menſchen, könnt ich ſagen, ich ſei ſechzig, ja ich ſei hundert Jahre alt geworden. So bin ich alt geworden in Tugend und Rechtſchaffenheit, und Chriſti Blut mein Ehrenkleid, ſodaß mir kein Menſch was nachſagen kann, und jetzt ſind die Mamſellchen ſchon mit dem ſechzehnten in der Leute Mäulern. Das iſts nicht, ſagte Marie bekümmert, aber ohne Empfindlichkeit; es iſt nur, daß der Juſt mich lobt, wie ichs nicht verdiene. So iſts in der Welt, ſagte Jungfrau Roſine, wers verdient, der wird nicht gelobt. Nur zu, Mamſellchen, leſen Sie nur Wort für Wort.

Und iſt, fuhr Marie ganz leiſe und ſchnell fort, ein wahrer Gottesengel, und der Segen Gottes iſt mit allem, was ſie thut. [Jungfrau Roſine mühte ſich nicht, ihr Lachen zu verbergen. Sie leuchtete mit der Lampe über Mariens Geſtalt hin. Marie ſagte ernſt: Es iſt nur, ob ich für Geld und gute Worte hier bleiben kann; ich kann auch weiter gehn. Dabei ſah ſie mit Mitleid auf den ſanft ſchlafenden Johannes, den ſie hätte wecken müſſen und von neuem den Einflüſſen der feuchten Herbſtnacht ausſetzen; man ſah durch die kleinen Fenſter den ſilbergrauen Nebel draußen in ſich weben und wanken.

Nun, ſein Sie nicht böſe, Mamſellchen, entgegnete Jungfrau Roſine gutmütig. Fleiſch und Blut iſt ſchwach, und ſechzehn Jahre ſind kein Gegengift gegen Fleiſch und Blut. Dazu hab ich gar oft von Ihnen erzählen hören, und ich kannte Sie gleich, wie ich Sie nur genau anſah, nach dem, was ſie von Ihnen erzählt haben. Was iſt denn aber das für ein Würmchen, das gar nicht wie ein Chriſtenkind ausſieht? Marie erzählte ihr Abenteuer. Ach, das iſt der Zimmerdavid geweſen, ſagte Roſine; er iſt zuweilen nicht richtig und hat ſchon einmal ſeine Frau und ſeinen Jungen umbringen wollen, weil er ſich dann gewöhnlich einbildet, wenn ſie länger auf dieſer verderbten Welt lebten, ſo kämen ſie um ihre Seligkeit. Sonſt iſt er ein treuer und fleißiger Mann. Gott behüte uns alle davor — dabei deutete ſie an ihre Stirn. Aber Sie werden müde ſein? Todmüde, ſagte Marie. Nun ſo kommen Sie, fuhr Roſine fort. Sie führte Marien, die ihren kleinen Schützling ſorgfältig aufhob und mittrug in ein Kämmerchen unter dem Dache. Es iſt freilich klein, ſagte die Wirtin, aber eine Wiege wird gerade noch hereingehn. Marie fühlte nun erſt ihre Mattigkeit; ſie ſank, nachdem ſie den Kleinen ausgekleidet und in das Bett gelegt hatte, angekleidet neben ihn hin. Sie war zu müde, um gleich ſchlafen zu können. Sie dachte an ihren Vater, der ohne die kleinen Dienſte, die er von ihr ſo ſehr gewohnt war, zu Bette gehn mußte, und der vor Kummer und Zorn eben ſo wenig mochte ſchlafen können wie ſie. Dann dachte ſie an Breitung, an die Apothekerstöchter; dazwiſchen fiel ihr, ſie wußte ſelbſt nicht, wie es kam, der junge Eiſener ein, und eine Art Neugier, ob wohl auch Eiſener ſo unfreundlich ſich von ihr gewendet haben würde wie Breitung. Sie malte ſich aus, bald wie er ſie mit Verachtung bald wie er ſie mit Freundlichkeit anſah, wie an jenem Morgen, deſſen ſie ſich ſo gern erinnerte. Dazwiſchen mengte ſich ihr Abenteuer mit dem kleinen Johannes. Alles pulſierte an ihr. Im wachſenden Fieber wechſelten immer ſchneller, immer lebendiger die Bilder, und erſt gegen morgen verſchleierte ihr die freundliche Hand des Schlummers das zornige Antlitz, das das Leben nur erſt ſeit kurzem ihr zeigte.

* * *

7

Die Alte zeigte ſich beſſer, als ſie bei Mariens Empfang ihren Reden nach geſchienen hatte. Und gab ſie einmal einer böſen Laune Raum, ſo ſchien es Marie nicht zu hören, die die Menſchen, mit denen ſie verkehrte, ſtets im ganzen auffaßte und zu gutmütig war, um empfindlich zu ſein über etwas, wovon ſie wußte, daß es der andre bereuen würde, es gethan oder geſagt zu haben. Dann ſuchte es auch die Alte auf alle Weiſe wieder gut zu machen, worüber Marie ſich unendlich freute. Ein freundlich Wort, ein freundlicher Blick konnte ſie zu Thränen rühren. In den ſchmerzlichen Augenblicken der Verſtoßung aus dem Herzen und dem Hauſe ihres Vaters hatte ſie alle Anſprüche auf das Leben aufgegeben, darum war ihre Freude über die Freundlichkeit andrer mit einer Art der Verwunderung verbunden, daß man ihr eine Freude konnte machen wollen; und mit Dankbarkeit, weil dieſe Freude ihr ein Geſchenk ſchien, das erwarten ſie weder konnte noch durfte. Das immer ſich Gleiche in Mariens Weſen, dem man leicht anſah, daß es kein Kind der Berechnung, ſondern eine Notwendigkeit ihrer Natur war, gewann ihr mit jedem Tage mehr von dem Herzen der Jungfrau Roſine, wie es ihr jedes Herz gewinnen mußte, die hinwiederum die Neigung Mariens dadurch ſich zu erwerben wußte, daß ſie faſt täglich für ſie Nachricht hatte, wie es in Marklinde ſtand. Nicht mit derſelben Freundlichkeit behandelte Roſine den kleinen Johannes. Dieſer wäre dennoch ganz glücklich geweſen, denn Mariens liebevolle Pflege hätte ihn Schlimmeres vergeſſen machen; aber die Angſt, ſein Vater, den er nicht ohne Urſache ſo ſehr fürchtete, könnte ihn wieder fortholen von Marien, ſtand wie eine ferndrohende Wetterwolke an dem Himmel ſeines Glückes. Die kurzen Tage füllten Marien ſeine Pflege und der Unterricht, den ſie ihm erteilte, der voller Andacht vor ihr auf dem Bänkchen ſaß und ihr mit ſeinen großen ſchwarzen Augen unverwandt in das Geſicht ſah, das ſie oft wie verwundert von ihrer Arbeit erhob, wenn ihr der Gedanke ſo recht lebhaft kam, dieſe Mützchen und Kleidchen ſollte das Kind tragen, das ſie bald haben ſollte — ihr Kind. Die Verwunderung ging dann in eine Vorahnung unbeſchreiblicher Wonne über. Die Tage nahmen ab und nahmen wieder zu, und eines Tages war jene Vorahnung zur Wirklichkeit geworden. Sie hatte einen Knaben geboren.

Jungfrau Roſine hatte eine Freude über den kleinen Ankömmling, als wäre er ihr Enkel, und wie man ſie nicht von ihr hätte erwarten ſollen. Bei ſolch einfachen Menſchen ſiegt gewöhnlich das gute Naturell über die Macht herzloſer Vorurteile. Der Knabe wuchs zuſehends, und Marie blühte ſchöner als je vorher. In ihrer mütterlichen Sorge für ihr Kind und ihren Schützling befand ſie ſich in ihrem Elemente. Dazu nahm ſie ſich der Wirtſchaft Roſinens an mit Rat und That, und die gute Jungfrau ſah mit Verwunderung, wie recht ihr Bruder gehabt hatte, wenn er ihr von Marien ſchrieb: Der Segen Gottes iſt mit allem, was ſie thut.

Je mehr Marie den kleinen Säugling mit Wonne beſchaute über ſeine geſunde und ſchöne Bildung — nur an dem rechten Ärmchen hatte er ein kleines Mal, von dem ſie ſich aber bald überredete, daß die Schönheit des kleinen Weſens dadurch nur gewönne, — je mehr wuchs das anfänglich nur wie inſtinktartig gefühlte Bedürfnis, jemand zu haben, der ſich mit ihr des Kindes freute, nicht aus bloßem Mitgefühl mit ihr, wie die gute Roſine, ſondern weil er gleiches Recht dazu hätte und ſo, daß ſie ſich wieder über ſeine Freude freuen könnte, wie er ſich über die ihre. Ohne daß ſie wußte, wie und warum, dachte ſie wieder an den freundlichen, treuherzigen Eiſener; ihre Träume brachten ſein Bild in den lebendigſten Farben vor ihr inneres Auge; ihr war, als wäre es Eiſener, der ſich mit ihr des Kindes freuen müßte. Sie eilte unter Freudenthränen auf ihn zu, den ſchönen Knaben in ſeine Arme zu legen, und wenn ſie nun bei ihm ſtand, dann hatte ſie kaum das Herz, ihm den Knaben zu zeigen; dann ſchlug ſie die Augen nieder und ſagte wie verlegen: Sehen Sie nur das ſchöne Kind hier, Herr Eiſener.

So war es wieder Frühling geworden. Unſre kleine Familie, Jungfrau Roſine, Marie mit ihrem Georg und ihrem Schützling Johannes konnten ſchon einzelne Nachmittage im Freien verbringen. Von der Bohnenlaube vor der Hausthüre war nur erſt das wettergraue Holzgerüſt zu ſehen, aber in dem Gärtchen zu beiden Seiten der Laube zeigte ſich ſchon der Krokus, und hin und wieder zitterte unter einzelnen dürren Blättern, die noch vom Herbſte her lagen, ein blaues Veilchen in der Frühlingsluft. Drüben über der Straße dehnte ſich eine große Wieſenfläche, über deren äußerſter Linie gerade die untergehende Sonne hinabrollte. Über dem frühlingsbräunlichen Grün lag der warme Wiederſchein des Abendhimmels wie ein roſenroter Florſchleier. Die kleinen Gräschen nickten in der Abendluft, als ſprächen ſie emſig und heimlich zuſammen. Weiß und dunkelgraues, hoch über einander gerolltes Frühlingsgewölk, an den Enden rötlich geſäumt, zog Furchen von violetten Schlagſchatten über die weite goldrotglänzende Ebne dahin. Die Stämme der Erlen am Bach, der mit ſeinem Gebüſch die Ebne auf der rechten Seite vom Horizont abſchnitt, ſchimmerten purpurn; dahinter lagen ſammetne Schatten; die nackten Wipfel hoben ſich dort wie krauſe Gewebe von braunen Fäden vom grünlichgoldnen Himmel ab.

Marie ſaß auf einer Bank in der noch nackten Laube, auf dem Schoß den kleinen Georg. Johannes lief dem erſten Schmetterling nach. Da kam eine junge Frau, ein Kind auf den Armen, die Straße daher; wie ſie Marien ſah, winkte ſie grüßend mit der Hand. Es war Julie, die nun zu Marien hereintrat in die Laube.

Marie ſtaunte über die Veränderung, die mit Julien vorgegangen war. Ihr Anzug war mehr als nachläſſig; die vordern Haare hatte ſie in Locken hinter den Ohren herabhängen. Dieſe Tracht gab ihrem Ausſehen etwas Freies. Dazu waren die Locken zum Teil aufgegangen und vermehrten den Ausdruck einer leidenſchaftlichen Wildheit, den die raſtlos bewegten ſchwarzen Augen dem blaſſen Geſichte gaben.

Wieviel iſt uns begegnet, ſeit wir uns zum letztenmale ſahen, ſagte Julie; ich bin auf dem Wege nach Hermsau zu ihrem Vater — dabei zeigte ſie auf das Mädchen, das ſie auf den Armen trug. Man ſoll keinem trauen. Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Er läßt uns ſitzen, und wir bekommen keinen Mann. Ach, was gäb ich drum, wär ich nicht auf dem Jahrmarkt in Marklinde geweſen, nur dies einzige mal nicht. Eigentlich hatte mir der Eiſener gefallen — ich weiß ſelbſt nicht, wie es zuging. Nun iſt er Förſter in Hermsau geworden; da will ich ihm noch einmal ſagen, was er mir ſchuldig iſt.

Marie empfand, ſie wußte ſelbſt nicht warum, einen leiſen Widerwillen gegen Julie; ſie ſagte ruhig: Was man nicht verſchuldet hat und nicht ändern kann, muß man geduldig tragen.

Julie, die noch eben geweint hatte, lachte bei dieſen Worten Mariens laut auf. Doch war ſie zu gutmütig, Marien beleidigen zu wollen; ſie bewältigte ſich und ſuchte nach Worten, die, wie ſie meinte, Beleidigte wieder zu verſöhnen. Der kleine Johannes, der das Mädchen auf ihrem Schoß betrachtet und ihren Worten aufmerkſam zugehört hatte, ſagte voll Bedauernis zu der Kleinen: Du haſt auch einen Vater? Da iſt der Georg ein glücklich Kind; der hat keinen Vater, und Marie iſt ſeine Mutter.

Julie ſah nach Marien hin. Der Ausdruck von unſchuldiger Ruhe auf Mariens Zügen that ihr weh, die nach ihrer Meinung nicht mehr verbrochen hatte als jene. Gereizt ſagte ſie: Ach ja; das iſt ja das Wunderkind, das keinen Vater hat.

Marie ſah ſie freundlich an, indem ſie in die Höhe zeigte und ſagte: Nicht, Georg; du haſt einen Vater da oben.

Julie wußte nicht, was ſie zu den Worten Mariens und zu ihrem ganzen Weſen, das mit jenen ſo im Einklange ſtand, denken ſollte. Es wurde ihr wie unheimlich. Wie zu ſich ſelbſt ſagte ſie, indem ſie ſich zum Gehen anſchickte: Poſſen! Der ganze Unterſchied iſt, daß eine klüger iſt wie die andre, außerdem iſt eine wie die andre. Und die iſt nicht einmal klüger geweſen und thut ſo heilig. Und man ſollte noch meinen, es wäre ihr ernſt. Ja wenn der Kleine nicht nein ſagte. Nicht wahr, Kleiner, hätte deine Mutter deinen Vater nicht geküßt, du lägſt noch in dem Brunnen, wo der Storch die Kinder holt.

Damit ging ſie lachend weiter, und Marie hätte die große Veränderung, die mit Julien vorgegangen war, ſelbſt in dem ſchleppenden ſorgloſen Gange erkennen müſſen, der, wie ihr ganzes Weſen, ſo ſehr im Kontraſt ſtand mit der frühern reizenden Zierlichkeit ihrer Bewegungen, wäre ſie nicht mit ſich beſchäftigt geweſen. In ihr Inneres hatten Juliens Reden einen Gärungsſtoff geworfen, wodurch auch in ihr eine Veränderung hervorgebracht werden ſollte.

In dieſem Denken oder Träumen oder wie man die Thätigkeit nennen will, durch die Marie Licht über ſich ſelbſt und ihren Zuſtand zu erlangen ſuchte, wurde ſie durch Johannes Mutter geſtört und noch mehr durch das Bewußtſein der Notwendigkeit, das liebe Kind, an das ſie ſich ſo ſehr gewöhnt hatte, wieder von ſich laſſen zu müſſen. Der kleine Johannes hängte ſich an Mariens Hals, indem er weinend rief: Ach behalte mich doch nur, Marie, ich will gewiß auch ein frommer Menſch werden, wie du es haben willſt. Marie erbot ſich, den Kleinen an Kindesſtatt zu behalten; die Frau ſagte: Ich hätte ihn ſchon längſt geholt, wär ich nicht krank geweſen. Es iſt ſchon möglich, daß es beſſer für ihn wäre, ließ ich ihn hier, aber ich hab ihn mit Schmerzen geboren, und nun ſoll er mich dafür tröſten, wenn mein Mann mir Sorgen und Kummer macht. Er iſt die einzige Freude, die mir von ſeinem Vater gekommen iſt. Ich laß es niemand merken ſonſt im Dorfe, wie ich elend bin mit dem Manne; einen Menſchen aber muß der Menſch haben, der ſeine Thränen ſieht und freundlich mit ihm iſt, wenn er nicht verkommen ſoll.

Der Knabe zeigte ſeine Freude, weil er glaubte, Marie würde ihn behalten, durch die zärtlichſten Liebkoſungen. Das war zuviel für das leidenſchaftliche Herz ſeiner Mutter. Mit einer Art eiferſüchtiger Wut riß ſie den Knaben Marien aus den Armen, welches Benehmen ſie im nächſten Augenblick unter bittern Thränen der freundlichen Marie abbat.

Als dieſe ſah, daß die Mutter auf keine Weiſe ihr Kind ihrer Erziehung länger überlaſſen würde, redete ſie dem Kleinen tröſtend zu; dem Willen der Eltern dürfte man nicht widerſtreben, wollte man ein frommer Menſch werden. Es währte lang, bis er ſich in ſein Schickſal ergeben konnte.

Die Mutter will's, und du willſt es ja auch, ſagte er endlich, Marie mit ſeinem bleichen Geſichtchen bekümmert aber freundlich anſehend; man ſah, er wollte ſich ſelbſt Mut einreden. Du haſt ja ohnedies jetzt deinen Georg, den du auch lieb haben mußt; und haſt du den Georg, ſo iſt's billig, daß meine Mutter auch ein Kind hat. Er verſprach Marien noch, ſeinen Eltern zu gehorchen und, wie er altklug ſagte, ein braver Menſch zu werden. Marie hielt mühſam um ſeinetwillen ihre Thränen zurück, bis er mit ſeiner Mutter aus der Thüre war. Sie dachte ſeiner die ganze ſchlafloſe Nacht hindurch, wie man eines geſtorbnen Lieben denkt, und malte ſich ſeine ſchöne Geſtalt vor, das blaſſe Geſichtchen, deſſen Züge wie ſein inneres Leben durch frühe Leiden eine Tiefe und einen Ernſt gewonnen hatten, die ihm für ſeine Jahre viel zu früh gekommen waren.

Zuweilen knüpfte ſich an dieſe Erinnerungen eine Sehnſucht, die mit jeder Wiederkehr wuchs, weniger nach der Gegenwart ihres Schützlings, als nach etwas Neuem, ihr noch Unbekanntem, von dem ſie aber fühlte, daß es nun kommen müßte. Es war der ſeltſame, ängſtlich ſüße Zuſtand der Liebesreife, die den Gegenſtand noch nicht gefunden hat, an dem ſie ſich aufſchließen ſoll. In jener Nacht erweckt, bis nun von größern Schmerzen in den Hintergrund gedrängt, drohte dies Bedürfnis nun in dem ihm unbeſtrittnen Eigentum alle übrigen Neigungen und Gefühle zu überwachſen. Unvermerkt verwandelten ſich die Züge des kleinen Johannes in die Eiſeners. Sie klagte ſeinem

Bilde ihren Kummer, daß der Knabe ihr vom Herzen geriſſen wäre, und lieh ihm freundliche Reden, die ihr ſo wohl thaten, daß ſie den Traum immer wieder durchzuträumen begann. Mit jedem Tage bildete ſie dieſen kleinen Roman mehr aus. Die Reden Juliens, die um ſo mehr auf ihre Phantaſie wirkten, weil ſie ſie nicht verſtand, verloren nach öfterer Wiederkehr in ihr Gedächtnis ſo viel von dem, was ſie erſt, ohne daß ſie wußte, warum, beleidigt hatte, daß, was davon übrig blieb, nur den Reiz vermehrte, ſie von neuem zuſammen zu ſtellen.

Ein rauher Mai ſchien nachholen zu wollen, was der ſchöne März und April vergeſſen hatten. Marie ſaß ſtrickend und träumend an Georgs Wiege, der ſüß und feſt ſchlief trotz des Sturmes, der draußen vor dem Fenſter die nackten Zweige der großen Akazie klappernd zuſammen ſchlug. Es war Jahrmarkt in Marklinde; ſie ging in ihrem Roſakleid früh im Garten, ehe die lärmenden Städter aufgeſtanden waren, und pflückte wilde Heckenroſen. Sie erſchrak, denn es rauſchte hinter ihr, und ſie wußte, daß Eiſener es war, der ihr nachkam. Sie bog in einen andern Weg ein; ihr war wie angſt, ihm zu begegnen, und doch wünſchte ſie, er möchte ihr nachgehn. Indem ſie ſich nach einem Blümchen neben ſich bückte, warf ſie ſogar einen flüchtigen Blick hinter ſich. Sie wurde rot, weil er den Blick bemerkt haben konnte, und doch wärs ihr lieb geweſen, er hätte ihn bemerkt. Wenn er doch alles wüßte, flüſterte ſie vor ſich hin; aber ſagen könnt ichs ihm nicht, und auch merken laſſen könnt ichs ihn nicht. Ich müßte nein ſagen; wenn er es doch als ja verſtünde!

Da ſtand er plötzlich neben ihr; er hatte ihre Hand gefaßt und ſah ihr in die Augen; ſie bückte ſich, er neigte ſich ihr entgegen; ihr wurde es ſo ſeltſam — ihre Lippen berührten ſich — Marie ſprang erſchreckt, errötend und unwillig von dem Stuhle auf, als wär es Wirklichkeit, was ſie träumte.

Eine wunderſam gemiſchte Empfindung — ſie fühlte ſich durch etwas in ihrem Tiefſten aufgeregt, was ihr Gefühl eben ſo verletzte, als es ihr Verlangen reizte — trieb ſie vom Stuhl zum Fenſter, vom Fenſter auf den Stuhl zurück. Sie flüchtete zu ihrem Kinde. Sie mühte ſich, etwas andres zu denken; vergebens. Jener Gedanke kehrte immer wieder zurück und verlor allmählich das Erſchreckende. Bald empfand ſie es nur noch wie ein ſüßes Grauen, und ſo gab es jener Vorſtellung nur doppelten Reiz, indem es die Neugier weckte, warum und wovor ſie doch eigentlich ſich grauen müßte. Und wenn ſie nun das Kind anſah, kam es ihr ſo märchenhaft vor, daß ſie, Mutter und doch Mädchen, die Wonnen ſo gar nicht kennte, deren Frucht das kleine Leben ſein ſollte. Die Worte Juliens ſummten ihr beſtändig in den Ohren: Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Es gab ihr unendliche Genugthuung, ſich lebendig in die Situation zu dem jungen Eiſener zu denken, daß all ihr Unglück die Folge einer Freude, die ſie ihm gegönnt hätte, ohne zu wiſſen, welch eine Freude dieſe geweſen ſein müßte.

So gewöhnt ſich die Seele allmählich an die Warnung des Inſtinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt, und am Ende ſelbſt der Untergang in der Gefahr, daß ſie nahe daran war, Julien zu beneiden um das, was dieſe unglücklich gemacht hatte und ſie ſelbſt noch unglücklicher hätte machen müſſen, als jene war.

Doch konnte bei einem ſo ruhigen, klaren Weſen, wie Marie war, dieſe Neigung, ſich ſolchen Träumen hinzugeben, nur vorübergehend ſein. Je geſunder ſie körperlich wurde, und je thätiger ſie ſein konnte, deſto mehr gewann ſie Kraft, das von ſich abzuwehren, deſſen Nachteiligkeit ihre reine Seele ahnte. Von allen jenen

Regungen wurde nur die zur ſüßen Gewohnheit, des jungen Eiſener zu denken als eines lieben fernen Verwandten und Freundes, des ſich zu erinnern im frohen Augenblick die Freude erhöht, im trüben den Schmerz mildert, weil man weiß, daß er, wäre er hier, den einen ſo redlich mit uns teilen würde als die andre.

Es war ſchon wieder in der Mitte des Mai. Der Tag war mild und ſtürmiſch geweſen; die Nacht war es noch mehr. Der Wind brauſte in den hohen Pappeln der Straße draußen und pfiff zwiſchen den Häuſern hin; ruhte er einen Augenblick, ſo hörte man den Regen in dichten und großen Tropfen auf den Strohdächern rauſchen und in die Pfützen klatſchen, die erraten ließen, es regnete nicht erſt ſeit heute.

Marie fuhr ſchon wieder aus dem unruhigen Schlafe auf, der mit Fieberbildern wechſelte. Ihr war, als riefe eine Stimme draußen: Marie! Nun rief es wieder. Es konnte keine Täuſchung ſein. Es klang ihr wie die Stimme des kleinen Johannes. Nur leicht bedeckt eilte ſie an das kleine Fenſter, in Angſt es öffnend. Wenn der Kleine in dieſem Wetter draußen ſtand!

Marie, darf ich denn zu dir hinein? klang des Kleinen Stimme eben wieder, ſchwach und zitternd aber mit unendlicher Innigkeit. Marie weinte vor Jammer und Luſt, wie ſie die kleine Treppe mit zwei Schritten hinabeilte und mit einer Schnelligkeit die Hausthür öffnete, die nur der Angſt oder der Freude oder beiden zugleich möglich iſt. Eben ſo ſchnell hatte ſie den naſſen, zitternden Knaben gefaßt, auf den Arm gehoben und ihn hinaufgetragen in das Stübchen, eben ſo ſchnell hatte ſie ihn oben ausgekleidet und in ihr Bett gelegt, das noch von ihrem Leibe erwärmt war, eben ſo ſchnell hatte ſie Licht und Feuer gemacht. Und nun küßte ſie ihn und wurde nicht müde, ihn zu ſtreicheln. Und wo kommſt du denn her, mein Kind? fragte ſie ihn freundlich. Von zu Hauſe, ſagte der Knabe. Der Ton ſeiner Stimme erſchreckte ſie; er hatte etwas hohles und ſeltſam ſingendes. Sein Ausſehen entſprach ſeiner Stimme. Sein Körperchen war abgemagert; er ſchien viel kleiner als ſonſt. Sein Geſicht war viel bläſſer als ſonſt, und nur die Augen waren ſich gleich geblieben, ja ſie ſchienen noch dunkler, größer, und ihr Ausdruck noch inniger als ſonſt.

Und haſt deine Mutter verlaſſen? fragte Marie weiter, ohne den Mut zu haben, einen auch noch ſo ſanften Vorwurf in den Ton ihrer Stimme zu legen. Der Kleine ſagte, wie bittend, daß ſie ihm auch in Gedanken keinen Vorwurf machen möchte: Meine Mutter iſt geſtorben. Ach es ging uns ſehr ſchlecht, und meine Mutter war krank. Ein fremder Mann, der ihre Hand in ſeinen Händen hielt, ſagte endlich: Es iſt aus, und mit ihrem Kleinen da wirds auch bald aus ſein. Da wurde es mir noch ängſter; du hatteſt geſagt, wer tot wäre, den ſähen wir im Himmel wieder, drum war mirs nicht um meine Muter; aber ich dachte, wenn du nicht noch einmal Marien ſehen ſollſt, eh es aus iſt mit dir, wie der fremde Mann geſagt hat! Da lief ich denn fort; immer der Straße nach, die ich mir gemerkt hatte, damit ich einmal wieder zu dir könnte. Gute Leute ließen mich ausruhen bei ſich und gaben mir Wein; ich dachte nur immer an dich, und da konnt ich nicht viel müde ſein. Aber nun iſts bald mit mir aus; es wird mir ſehr angſt. Marie fühlte, wie heftig ſein Herz ſchlug; es bewegte ſeinen ganzen Körper. Sie fühlte, daß er recht haben könnte, und vermochte nicht zu ſprechen. Sie wollte ihm Thee kochen, aber er ließ ſie nicht von ſich. Nach einer kleinen Weile ſagte er noch leiſer: Ach laß mich doch deinen Georg ſehen. Marie hielt ihn mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern bog ſie die Wiege nach ihm zu, ſodaß er den Knaben ſehen konnte. Erſt ſah er Georg, dann

Marien mit ſeinen freundlichen Augen an, die immer größer und glänzender wurden. Er nickte, wie er ſonſt that, nach ſeiner altklugen Art vor ſich hin und ſagte: An dem wirſt du viel Freude erleben. Und auch an dir, ſagte Marie leiſe weinend. Er ſagte: Ich möchte den Georg wohl ſtreicheln, aber ich wills nicht thun; er möchte aufwachen. Eine Weile drauf ſagte er: Wie gut iſts, daß du nun den Georg haſt. Noch einmal ſah er ſie aus glänzenden Augen voll Freundlichkeit und Liebe an: ein Nervenzug fuhr über ſein Geſichtchen hin: er war geſtorben.

Marie ſank über ihn hin im heftigſten Schmerz, aber ſie weinte leiſe, ihren Georg nicht zu wecken. Es war ein Grundzug ihrer Natur, daß ſie auch in der heftigſten Erregung die kleinſte Rückſicht nicht vergaß, die aus Menſchenfreundlichkeit und Achtung vor der Freude ſowie vor dem Schmerz des andern hervorgeht.

8

Während Marie, aus dem väterlichen Hauſe geſtoßen bei Jungfrau Roſinen lebte, deren Wirtſchaft durch den Segen, der alles Thun Mariens begleitete, ſich zuſehends vergrößerte, während ſie ihren Georg gebar und ſäugte und ihren Pflegling, den kleinen Johannes, fand und wieder verlor, durchreiſte Eiſener England und Nordamerika, ließ Länder und Städte hinter ſich, aber nicht ſein Gewiſſen. Sich ſelbſt, die Träume und Hoffnungen ſeiner Jugend hatte er für jenes Vergehen zur Sühne geopfert. Sein Vater war anfangs überaus zufrieden mit dem Fleiße und der Genauigkeit, womit der Reiſende die Fabriken und Manufakturen, die er aufgeſucht, die Art ihres Betriebes, die Größe ihres Abſatzes, und was ſonſt den Kaufmann daran intereſſieren kann, beſchrieb; deſto weniger aber gefiel ihm die Stimmung, in der die ſämtlichen Briefe des Sohnes geſchrieben waren. Aus allen ſprach eine Seele, die unter der Laſt des Lebens ſo ſehr erlegen iſt, daß ſie ſelbſt den Wunſch, die Laſt von ſich werfen zu können, nicht mehr hegt; ſodaß der gute Alte nun lieber geſehen hätte, der Sohn hinge noch mit geſunder Seele den Neigungen nach, die er ſonſt nicht gutheißen wollte, als daß er nun in lebensmüder Reſignation ſich zu gehorſam erwies. Die Nachrichten, die er von Geſchäftsverwandten über das Ausſehen und Benehmen des Sohnes erhielt, waren von ſolcher Art, daß ſeine Sorge um ihn von Vierteljahr zu Vierteljahr dringlicher wurde.

Er ſchrieb ihm nun ſogar, wenn er meinte, durch die Beſchäftigung mit der Malerkunſt ſeine alte Heiterkeit wiederzufinden, ſo wollte er nichts dagegen haben, wenn er ſich derſelben ganz widmete. Wenn er ſonſt einen Wunſch hätte, deſſen Erfüllung ihn dem Leben wiederzugeben vermöchte, ſo ſollte er dieſen unausgeſprochen als gewährt anſehen.

Seine Antwort auf ſolche Anerbieten war jederzeit liebevoll und dankbar, ja er hätte den Alten über die Begründung ſeiner Sorge täuſchen können, wenn nicht die Nachrichten jener Bekannten mit ſeinen eignen immer mehr in Widerſpruch wären zu ſtehn gekommen. Der Alte hoffte im Anfang noch von dem Reiſen eine gute Wirkung auf des Sohnes Zuſtand. Nun ſich dieſe Hoffnung als eitel erwies, ſchien das einzige, was vielleicht noch helfen könnte, ein gemütliches, häusliches Leben, die Pflege eines ſchönen, edeln Weibes, die ſchönſten aller Freuden, die ſein Geſchlecht kennt, die Vaterfreuden.

Er ſollte nach Deutſchland zurückkommen. Der Vater wollte ihm entgegen; in der ſchönen Gegend, in der ſie den letzten Abſchied genommen, wollten ſie ſich wieder treffen. Ritter, der nur erſt aus Italien zurückgekehrt ſeit einigen Tagen in der großen Stadt ſich aufhielt, für deren reichſten Kaufmann der alte Eiſener galt, hatte dieſem gern verſprochen, mit ihm zu reiſen und den Ankömmling durch ſeine unvermutete Begegnung freundlich zu überraſchen.

So war denn der junge Eiſener nach einer Abweſenheit von drei Jahren wieder in Deutſchland angelangt. Sein Weg nach dem Orte, wo er früher drei ſchöne Monate lang gewohnt, wo er das höchſte Glück und das tiefſte Unglück ſeines Lebens in dieſen kurzen Zeitraum zuſammengedrängt empfunden hatte, und wo nun ſein Vater ihn treffen wollte, führte ihn über Dresden. Übermorgen war der von dem Alten beſtimmte Termin; der junge Eiſener fürchtete ſich vor einem längern Aufenthalt an jenem Orte, wo ſo viel trübe Erinnerungen ſeiner harrten; er beſchloß, den Tag, den er übrig hatte, in der reizenden Gegend der ſächſiſchen Königsſtadt zuzubringen.

Ein Spaziergang führte ihn an dem neuen Theater vorbei. Er blieb betrachtend ſtehn. Ein junger Mann, der unweit von ihm ſtand, ſagte: Ihnen fällt, wie ich merke, auf, wie wenig mit den Figuren der großen Dichter die Niſchen im Verhältnis ſtehn, in denen ſie angebracht ſind. Das Mißverhältnis der Werke dieſer Dichter mit ihrer Aufführung in dieſem Theater iſt noch größer. Man begreift nicht, warum man deutſche Dichter an den Eingang eines Theaters geſetzt hat, das das franzöſiſche Luſtſpiel und die welſche Oper regieren. Dresden iſt ſeines Geſchmackes halber nicht berühmt; man vergißt ihm nicht, daß es den Calderon auspfiff und den Clauren in ſeinen Armen wiegte. Am Ende iſts ihm aber nicht zu verdenken, wenn es lieber ſchlechte Stücke gut als gute Stücke ſchlecht aufgeführt ſieht. Iſt es aber irgendwo in ganz Deutſchland anders, beſſer? Das Theater hat ſich von der Litteratur losgeriſſen und iſt von der Höhe einer Kunſtanſtalt, eines Weckers und Erhalters nationalen Sinnes, was es eigentlich ſein ſollte, zum bloßen Amüſement, wenn dieſer Ausdruck nicht noch zu ſchonend iſt, herabgeſunken. — „Ehe die Talente an der Gleichgiltigkeit der Bühne zu Grunde gehn, gehe doch das Theater an der Gleichgiltigkeit der Talente zu Grunde!“ ſo ſchrieb mir kürzlich ein berühmter Freund aus Thüringen, und dieſer Spruch ſcheint mir ſchon wahr geworden.

So wird die Frivolität und Entſittlichung, die ſtets mit dem Geſchmacksverderbnis Hand in Hand geht, von oben herab ſo lange gehegt und befördert, bis dieſe ſelbſt an ihren eignen Pflegern und Beſchützern als Rächerinnen der wahren Kunſt aufſtehn werden. — Der Muſikfreund thut beſſer, ſeinen Winter in Leipzig zuzubringen, wo er ſchwächere Kräfte gut angewandt und von Meiſterhand geleitet findet. Nur der Freund der bildenden Kunſt und der ſchönen Natur findet hier ſeine Rechnung. Sind Sie ein Verehrer der Malerkunſt, wird es Sie nicht reuen, mich jetzt begleitet zu haben.

Eiſener folgte dem jungen Manne, dem er ſeinen Dank ausſprach für die Freundlichkeit, mit der er dem Fremden entgegen gekommen war. Was jener ſonſt geſprochen hatte, war eine Meinung, für die Eiſener ſonſt in Feuer und Flamme geraten konnte; er wunderte ſich ſelbſt über die Abſpannung ſeines Weſens, er wunderte ſich, daß er ſich darüber nur verwunderte und nicht erſchrak. — Nur der Schmerz, die Reue über ſein Vergehen, über den Mord, den er ſich ſchuld gab, an der verübt zu haben, an deren Gedächtnisbilde er nun mit all der Liebe hing, die er — durch ſeine eigne Schuld — ihr ſelbſt nicht mehr zeigen konnte, die Reſignation, mit der er, in der Selbſtverleugnung eine ſchmerzliche Luſt findend, nur in den Wünſchen ſeines Vaters lebte — dies war der ganze Inhalt ſeines Daſeins. Alles andre, was ſonſt ihm das Schönſte, Edelſte, Wünſchenswerteſte erſchienen war, lag ſo weit außer ihm, daß es ihm auch ein augenblickliches Intereſſe nicht mehr abgewinnen konnte. So folgte er auch jetzt mehr mechaniſch, als weil er ſich einen Genuß verſprach, dem jungen Manne.

In dem Lokale des Kunſtvereins auf der Brühlſchen Terraſſe war das Bild aufgeſtellt, von dem jeder Kunſtliebhaber einen großen Genuß ſich verſprach, ſchloß er von der Anzahl derer, die vor, mit und nach ihm eintraten, und die ihm aus dem Saale entgegen kamen, auf die Schönheit des Bildes. Es ſollte einen Beſuch der heiligen Jungfrau mit dem Jeſuskinde bei ihrer Freundin Eliſabeth vorſtellen. An den vier Figuren, der Jungfrau, dem Heiland, der Eliſabeth und ihrem Johannes, wurden beſonders die Köpfe bewundert, die übrigens Porträt zu ſein ſchienen. Einige hielten die kindliche Majeſtät der Unſchuld in dem Antlitz der jungfräulichen Mutter, einige das durchſichtige, geiſtige, wunderſam ſchwärmeriſche Kindergeſicht des Johannes, die Innigkeit, mit der er ſeine großen ſchwarzen Augen auf dem lieblichen Jeſusknaben ruhen ließ, für das Anſprechendſte des Bildes. Man vernahm von Kennern und Nichtkennern die mannigfaltigſten, widerſprechendſten Urteile. Ein Teil der nicht ſelbſt räſonnierenden Beſchauer bequemte ſein Gefühl dem Urteile an, das ihm entweder am verſtändlichſten war oder von einem kam, den er als den gewiegteſten Kenner hatte nennen hören oder ſeiner entſchiednen Sprache wegen dafür hielt; ein andrer Teil kehrte ſich an all das Ausgeſprochne nicht, die einen, weil ſie durch Anerkennung der Kritik in ihrem Enthuſiasmus nur geſtört worden wären, der nur unbedingtes Lob und unbedingten Tadel kennt und nichts in der Mitte; die andern, weil ſie in einem Werke der Kunſt nur den Stoff zu ſuchen und ſich von der dargeſtellten Geſchichte, nicht von der Darſtellung rühren zu laſſen gewohnt waren.

Eiſener hörte von alledem nichts; er ſah kaum etwas von den übrigen Figuren des Bildes, über die ſein Blick nur flüchtig hinglitt, von dem Bilde der Jungfrau unwiderſtehlich angezogen und feſtgehalten. Es war Marie, die Marie, die er geliebt, die Marie, deren Verderber, deren Mörder er war, deren Züge dieſe Jungfrau trug. Er ſtand und ſog mit unerſättlichen Augen die unnennbare Lieblichkeit in ſich; der Zauber dieſer Züge, dieſer ſchlanken Geſtalt war ſo mächtig, daß er über ihn die Qualen vergaß, deren Stärke an dieſer Erinnerung hätte wachſen müſſen. Er ſtand unbeweglich. Die Gehenden zeigten den bleichen, unermüdlichen Beſchauer den Kommenden; viele Geſchlechter wechſelten um ihn; er ſtand und ſah ſie nicht; die Thüre ſollte geſchloſſen werden; er ſtand noch. Er konnte es kaum begreifen, als man ihm bemerklich machte, daß er das Zimmer nun verlaſſen müßte. Als dies endlich gelang, fragte er nach dem Maler, nach dem Preiſe des Bildes. Er zitterte vor der Möglichkeit einer Antwort, wie er ſie dennoch erhielt. Das Bild war bereits das Eigentum eines reichen Kaufmanns; der Kaſtellan wußte weder Namen noch Wohnort des Glücklichen zu nennen. Und zwar würde es morgen ſchon dem Eigentümer zugeſchickt.

Eiſener verließ das Haus, mit Plänen beſchäftigt, wie er ſchnell genug in Beſitz dieſes Bildes oder wenigſtens einer guten Kopie kommen könnte. Dieſer Beſitz ſchien ihm das einzige Glück, das das Leben ihm noch zu bieten vermöchte. Er dachte ſich die reichen Kaufleute ſeiner Bekanntſchaft, von denen er wußte, daß ſie jährlich ein Bild oder mehrere zu kaufen pflegten, und ſann ſich müde, auf welche Weiſe er, wenn einer von dieſen der Beſitzer ſein ſollte, dieſen zu bewegen hoffen dürfte, das Bild ihm abzutreten. Seiner innern Unruhe entſprach die Eile, mit der er an den ſchönſten Partien der reizenden Landſchaft vorbeiſchritt, ohne ſie zu ſehen. Erſt ſpät kam er geiſtig und körperlich ermattet in ſeiner Wohnung an.

Nach einer Nacht voll bunter, lebendiger Träume erwachte er mit Tagesgrauen. Eine eigne ungewohnte Weichheit fühlte er an die Stelle dumpfer Reſignation getreten. Alles, deſſen er gern gedachte, ſogar ſeine frühſten Kindererinnerungen lagen näher und in derſelben warmen Beleuchtung vor ſeinem innern Auge, wie an jenem Abend, wo er nach Marklinde hinüberſah, die Gewißheit einer ſeligen Zukunft im Herzen, der er von Mariens Hand geführt glaubte entgegen gehn zu dürfen. Eine eigne Unruhe, als müßte er etwas ereilen, duldete ihn keine Stunde mehr in Dresden. Er ſollte ja auch ſeinen Vater nach jahrelanger Trennung wiederſehen.

Wie er über die Brücke fuhr, barg ſich dem Umſchauenden die Altſtadt in Nebel, der nun die Spitze des katholiſchen Turms, nun eine der Statuen ſeiner Kirche, nun ein Stück der Faſſade des Theaters frei ließ, um das einen Augenblick lang morgenſonnenangeſtrahlte ſogleich wieder zu verdecken; über der Elbe ſchimmerte der Nebel in purpurgrauen Wogen, drüben aber blitzte der rötlichblaue Morgenhimmel in völliger Reinheit und Kläre. Es erfreute ihn in dieſem Augenblick, in dieſem Bilde für ſeine Reiſe eine heitere Vorbedeutung zu ſehen.

Die Unruhe wuchs je mehr, je näher er dem Ziele ſeiner Reiſe kam. Es duldete ihn zuletzt nicht mehr im Wagen. Er ſtieg aus und befahl dem Kutſcher, voraus zu fahren; vor Marklinde würde er ihn wieder einholen. Es war in einem freundlichen Birkenwäldchen, wo er ausſtieg; die Straße lief von da in wenigen und unbedeutenden Bogen einem freundlichen Dörfchen zu, das er bereits vor ſich liegen ſah. Mit Freude bemerkte er die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, die Wiederkehr des empfänglichen Sinnes für die Schönheiten der Natur; er konnte ſich nicht zürnen, daß er ſeine Buße zu vergeſſen begann.

Das Dörfchen lag außerordentlich ſchön an einem ſanften Hügel, ſo nett zuſammengerafft die kleinen Häuſer mit ihren maleriſchen Formen um die alte Kirche, aus der ein ſanfter Choralgeſang tönte. Eiſenern fiel es erſt ein, daß heute Sonntag wäre, obgleich ihn ſchon vorher die Ruhe, die Einſamkeit der Fluren und der Straße in Verwunderung geſetzt hatten.

Zu äußerſt an dem Dörfchen liegen einige Häuſer, nach der Straße zu von einer Art niedrigem Umbau wie von einer Mauer umgeben, durch den ein Thor führt, das gerade geſchloſſen war. Dieſer Umbau iſt durch ſein eignes Gewicht, durch die Nachläſſigkeit oder Armut ſeiner Beſitzer und durch die Unbilden des Wetters ſo aus ſeiner urſprünglichen Richtung gekommen, daß der Lehm an mehreren Stellen geborſten iſt, und das dünne Gebälk, das das Ganze eben noch hält, in ſeiner Verſchobenheit einen eigentümlichen Anblick gewährt. Das verwitterte Strohdach des Umbaus, an einigen Stellen wie der Umbau ſelbſt eingedrückt, an andern maleriſch auf den ſanft anſteigenden Kirchweg überhängend, ſtellenweiſe von luſtig grünem Mooſe überwuchert, bildet mit ſeinem hier ins Gelbliche dort ins Violette ſpielenden Blaßgrau mit dieſem und den blauen Blütentrauben der zahlreichen Holunderbüſche, die von beiden Seiten daran hinaufſtreben und ſich darüber hinabbücken, einen Kontraſt, der die wunderſam gemütliche Wirkung der maleriſchen Formen bis zum Reizenden erhöht.

Über dem Kirchwege drüben hatte ein berühmter Landſchaftsmaler aus Dresden mit ſeinen Schülern Poſto gefaßt. Der Lehrer ſtand auf von ſeinem Feldſtuhle, wie er den ihm bekannten Eiſener ſah, und begrüßte ihn freundlich; die jungen Männer grüßten ihn und arbeiteten emſig fort. Beide freuten ſich, einander wiederzuſehen. Der Maler geleitete den geachteten Bekannten den ſchmalen gepflaſterten Kirchenweg hinauf. Von Zeit zu Zeit ſahen ſie, ohne ihr Geſpräch zu unterbrechen, nach der maleriſchen Ecke zurück.

Jeder, ſagte Eiſener, der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, ſollte, wenn es ihm möglich iſt, im Freien und von einem tüchtigen Landſchafter geleitet — wenn ich ſo ſagen darf — Sehſtudien machen. Wie ſich der Kreis ſeines Wiſſens um das Schöne, das eine Landſchaft enthalten kann, erweitert, erweitert ſich der Genuß bei ihrer Beſchauung. Das belehrte Auge haftet mit größerm Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte überſieht.

So iſt es, entgegnete der Maler, mit Büchern und am Ende mit dem Leben ſelbſt. Was dem gewöhnlichen Beſchauer ſchon Form iſt, das iſt dem Kenner noch Stoff; der echte Kunſtgenuß entſpringt nur aus dem liebevoll hingegebnen Vertiefen in das Kunſtwerk, dem Suchen nach ſeiner geiſtigſten Form, deren Exiſtenz der gewöhnliche Beſchauer höchſtens ahnt. Wir müſſen dem ſchaffenden Geiſte des Künſtlers auch in den kleinſten Zügen zu begegnen ſuchen, denn oft ſind es dieſe, worin er das Tiefſte ſeiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menſchen ſchafft, in dem kleinſten Zuge; wer dieſen Künſtlerblick für das Leben beſitzt, wird nie an den Menſchen verzweifeln müſſen. Ihm iſt eine Fülle aufgethan von dem, was ihn belehren und veredeln kann.

Nah an der Kirchhofthüre begegnete ihnen ein Geiſtlicher noch im Ornat. Weil der Gottesdienſt geſchloſſen ſchien, gingen Eiſener und der Maler in die noch offenſtehende Kirche, um ſie zu beſehen. Das Schiff war auffallend lang und niedrig; es war ſo dunkel darin, daß Eiſener, der nicht zu den Weitſehenden gehörte, ſeine Augen erſt an die Finſternis gewöhnen mußte, eh er ſah, daß die grellen, bunten Farben an den niedrigen Emporlauben Bilder bedeuten ſollten. Eine Stimme, die aus der Sakriſtei zu kommen ſchien, ließ ſich mit einer feierlichen Eintönigkeit vernehmen. In der Abſicht, eine feierliche Handlung nicht zu ſtören, unterbrachen ſie ihr Geſpräch und traten leiſer auf. Zu ihrem Erſtaunen aber zeigte ſich, daß die Stimme einem Dorfbeamten gehören mußte, der verſchiedne Gegenſtände verauktionierte. Jetzt drang durch eine Thüre, die ſich im Schiff öffnete, der goldne Schein des Tages; ihm folgte mit Geräuſch eine Menge Menſchen. Die Stimme von vorhin, die, wie Eiſener nun ſah, zu einem roten Geſicht gehörte, das ſich zwiſchen weißen Haaren ganz ſtattlich ausnahm, verſteigerte die Kirchenthüren, deren eine, die für fünfzehn Groſchen erſtanden worden war, der nunmehrige Beſitzer ohne weiteres aus den Angeln hob und auf ſeiner Schulter forttrug. Es hatte das Anſehen, als hätte das Chriſtentum aufgehört, und man wäre darüber, die Kirche, die nun keinen Zweck mehr hätte, und ihren Inhalt ſtückweiſe zu verſteigern.

Die Seltſamkeit des Schauſpiels, das in dieſem Helldunkel vorging, vollendeten die Schüler des Malers, die jetzt unter Lärmen und Lachen hereinſtürzten und ſich unterbrechend und überſchreiend erzählten, daß plötzlich die Beſitzerin des Hauſes, ein altes, hexenartiges Weib mit einem Beſen bewaffnet, fluchend und ſchimpfend aus dem Thore gekommen wäre und ſie alle in die Flucht geſchlagen hätte. Das Gelächter und Geſchrei verdoppelte ſich, als jetzt der letzte kam, der, wie er erzählte, aus übergroßer Eile, zu entfliehn, mit dem Feldſtuhle umgefallen und erſt liegend von der

Zornigen mit dem Beſen bearbeitet, dann den halben Weg zur Kirche entlang verfolgt worden war.

Die jungen Männer entfernten ſich wieder. Eiſener kam im Geſpräche auf den Beſuch der Jungfrau bei ihrer Freundin Eliſabeth. Er zeigte ſeine Ungeduld, zu wiſſen, wem das Bild gehörte. Der Maler ſah ihn verwundert an und ſagte: Sie wiſſen nicht, daß Ihr Vater das Bild gekauft hat?

Man kann ſich denken, wie dieſe Nachricht die Heiterkeit Eiſeners vermehrte, die er in der Gegend wieder gewinnen zu ſollen ſchien, wo er ſie verloren hatte.

Nach einigen Freundſchaftsverſicherungen trennte ſich Eiſener von dem Maler. Der Weg, den er zu verfolgen hatte, führte um die Kirche herum und fiel, nachdem er ſich an dem bebuſchten Hügel langſam hinabgeſchlängelt hatte, unten wieder in die Straße, die an kleinen Häuſern durch das breite Thal führte und endlich neben dem tiefblauen Flüßchen im dunkeln Waldesgrün des Schierlitzgrundes verſchwand.

Die Gegend links an der Straße hatte etwas Bekanntes für ihn. Er ſann; ſie erinnerte ihn an die Landſchaft des Bildes, deſſen er eben mit Freude als des Eigentumes ſeines Vaters dachte. Die Ähnlichkeit wurde immer auffallender, wenn man jene morgenländiſche Landſchaft in eine deutſche überſetzte. Noch mehr! Aus dem Fenſter eines kleinen Häuschens, das nur ein eben ſo kleiner Garten von der Straße ſchied, ſah — das Geſicht der Eliſabeth auf dem Bilde.

Eiſener erſchrak. Wenn dir nun die Marie entgegenträte! ſagte er vor ſich hin, indem er ſtehn blieb. Ich weiß nun, daß es unmöglich iſt; ich weiß es nur zu gut, und dennoch iſt mirs, als könnte es doch möglich ſein, ja als müßte ſie mir entgegentreten. War die Ähnlichkeit der Alten, die aus dem Fenſter ſah, mit jener Eliſabeth vielleicht nur eine Täuſchung? Er ſah mit doppelt bewaffneten Augen nach dem Fenſter; das Geſicht war verſchwunden. Aber in der Laube vor der Hausthür ſaß eine ſchlanke, weibliche Geſtalt, den Rücken ihm zugewandt, in roſenfarbnem Kleide.

* * *

9

Nun braucht es nur noch, daß dieſe ſchlanke Mädchengeſtalt Mariens Züge trägt, und das Märchen iſt fertig. So ſagte Eiſener leiſe zu ſich ſelbſt, indem er der Bohnenlaube ſich näherte. Die Geſtalt hatte ein Kind auf dem Schoß, mit dem ſie ſcherzte. Der Kleine konnte nicht aufhören, zu lachen. An dem Mädchen emporſteigend zeigte er Eiſenern jetzt über der linken Schulter des Mädchens ein lachendes Kindergeſichtchen, das Eiſenern das ſchönſte deuchte, was er je geſehen. So, dachte er, indem er einen Augenblick ſtehen blieb; ſo könnte ſie jetzt ſitzen mit deinem Kinde. Und du kämeſt nun ganz leiſe daher, um ſie ſcherzend zu überraſchen; und ſie hätte dich doch bemerkt und wendete ſich nun — erſchrocken blieb er ſtehn, denn ſie wandte ſich wirklich und zeigte ihm Mariens Antlitz, erſchrocken, aber noch ſchöner als ſein geliebtes Erinnerungsbild. Die Ähnlichkeit hätte den ruhigſten Beobachter in Erſtaunen ſetzen müſſen. Es war die Marie des Bildes — warum konnte es nicht ſeine Marie ſein! Es war ganz der liebliche Kontraſt von Mutterſorge und Mädchenhaftigkeit, der auf jenem Bilde alle Beſchauer auf die lieblichſte Weiſe rührte und anzog.

Er bat, ſich ihr gegenüber ſetzen zu dürfen. Sie ſagte nichts, ſo verwirrt war ſie; aber ein ängſtlich freundlicher Blick antwortete bejahend, der dem Blicke der verſtorbnen Marie völlig geglichen haben würde, wäre ihm nicht etwas Jungfräulichverſchämtes und zugleich etwas Wehmütiges beigemiſcht geweſen. Dieſe Formen waren voller und weicher geründet, die Züge hatten mehr Seele, die Haltung war mehr in ſich zurückgewendet, die Bewegungen geſchloßner als die ſeines Erinnerungsbildes; aber jene Geſtorbne war auch um ſo viel Jahre jünger geweſen, als dies ihr Ebenbild reifer erſchien. Und dieſes beſaß ſogar Eigenheiten, die er an jener gekannt — das eigne, treuherzige, leiſe Nicken mit dem Kopfe, wenn ſie etwas bejahte, den langſamen, wie verwunderten Augenaufſchlag gegen den Fragenden. Er überredete ſich mit einer Art Ängſtlichkeit, ſie wäre nicht jene Marie, um ſich nicht einer Täuſchung hinzugeben, deren Aufhebung ihm zu ſchmerzlich werden mußte; er fühlte, er könnte es nicht überleben, ſie zum zweitenmale zu verlieren.

Er ſagte, um ſeinen prüfenden Blick zu entſchuldigen: Ja, ich irre nicht; ſie ſind dieſelbe, die ich auf einem Bilde mit dieſem ſchönen Knaben als Madonna abgebildet geſehen habe. Auch die Eliſabeth des Bildes glaube ich in dieſem Häuschen da geſehen zu haben. Nur noch der kleine Johannes mit ſeinen dunkeln, halb in ſich zurückgerichteten Augen, und das ganze Bild iſt beiſammen. Dabei ſah er ſich um, als müßte nun der Genannte ſich zeigen.

Die Freude, die ſich auf des Mädchens Geſicht gezeigt, wie er den Knaben „ſchön“ genannt hatte, wich einem Ausdruck der Wehmut. Sie ſagte: Der Johannes iſt geſtorben. Wie der fremde Maler hier in den Garten kam und uns bat, wir möchten nur ein Viertelſtündchen noch in der Stellung bleiben, in der wir gerade waren, und dann malend vor der Laube ſaß, dacht ich nicht, daß er ſo früh ſterben müßte. Sonſt hätt ich mir ihn malen laſſen. — Jenes Bild iſt mein, entgegnete Eiſener: ich will es kopieren laſſen; an wen adreſſiere ichs aber? — Wollten Sie dann Bild und Rechnung an Roſine Juſt in Sonnenborn ſchicken, — ſagte das Mädchen. So — Sie heißen Roſine? fragte raſch und wie verwundert Eiſener. Das Mädchen ſagte: Nein, ich heiße Marie. Eiſener erſchrak wie vorhin, als ſie ihm ihr Geſicht zuwandte. War es denn möglich, daß ſie es war? ſeine Marie? Konnte ſie nicht ſcheintot geweſen ſein — er war abgereiſt, ehe ſie begraben worden war! Er hatte den Mut nicht, zu fragen.

Ängſtlich haſtig ſagte er endlich: Das Kind gehört einer Schweſter von Ihnen — er konnte keine Frage in den Ton legen, womit er das ſprach. Sie bejahte verlegen. Sie hatte eine Schweſter, ſo war es ſeine Marie nicht. Kann ſie es nicht werden? Meine Marie? Ich bin nicht gebunden — mein Vater hofft, durch eine glückliche Ehe mich hergeſtellt zu ſehen. Ich fühl es, ich würde es auch, wär ſie mein Weib.

Nein, fuhr er in ſeinem leiſen Selbſtgeſpräche fort, dieſe ſüßen Züge würden als Rächer aufſtehn für das Gedächtnis derer, die blühen müßte, wie dieſe, hätteſt du ſie nicht — gemordet. — Doch du könnteſt an dieſer gut machen, was du an jener verbrochen haſt, ſoweit dirs möglich iſt — du könnteſt — Nein, unterbrach er ſich wieder, nur der ſchändlichſte Eigennutz iſts, der dich überreden will, das Los dieſes reinen heiligen Weſens an das eines Verbrechens zu knüpfen. Ein Blick auf ſie, und er hatte die Kraft nicht mehr, zu entſagen. Er ſuchte ängſtlich nach Hilfe von außen, da er an ſeiner innern Kraft fühlte, verzweifeln zu müſſen. — Sind Sie noch frei, Marie? fragte er endlich wie ſelbſtvergeſſen und in einem Tone, dem man es anhörte, daß die innere Bewegung es ihn vergeſſen ließ, dieſe Frage müßte bei ſo kurzer Bekanntſchaft ſeltſam, wenn nicht unſchicklich erſcheinen. Iſt Ihnen ein Mann teuer? Das Mädchen bückte ſich errötend; in ihren Augen glänzten Thränen, wie ſie ihren Kopf langſam bejahend neigte; dann ſah ſie zu ihm auf wie ängſtlich fragend. Das ſah er nicht mehr. Das Nicken hatte ſeinen Entſchluß gerettet, und die Zufriedenheit, die ſtets die Folge eines kräftigen Entſchluſſes iſt, verdrängte den Schmerz, den er über ihre Antwort empfand, und der mehr von der Eiferſucht hatte, als er ſich geſtehn mochte. Das Mädchen ſah ihm ſchmerzlich und unverwandten Blickes nach, bis er in den Erlen des Schierlitzgrundes verſchwunden war.

Sie hatte ihn bei dem erſten Blicke erkannt. Das Mitleid, womit ſeine Bläſſe, ſein niedergeſchlagnes Anſehn ſie erfüllte, zeitigte die Neigung, mit der ſie unbewußt an ſeinem Erinnerungsbilde gehangen hatte. Ihr fiel ein, wie ſie in ihren wachen Träumen auf ihn zugeeilt und ihren ſchönen Georg ihm gezeigt hatte, als wüßte ſie, er müßte ſich über ihn freuen. — Wie anders war das in der Wirklichkeit geworden! Wahr von Kind auf gegen jeden — unwahr nun gegen ihn, der ihr doppelten Anſpruch auf ihre Offenheit zu haben ſchien, hatte ſie ihm ihren Georg verleugnet, um den ſie jeden Augenblick willig und freudig des bitterſten Todes geſtorben wäre. Sie kannte ſich nicht mehr. Sie knieete drin neben dem Bettchen nieder, worin der kleine Georg lag, drückte ſeine beiden Händchen an ihre Bruſt und bat ihm das Unrecht, das ſie an ihm gethan hätte, tauſendmal ab. Er ſah ſo bleich, ſagte ſie, ſo traurig; das that mir weh; nun dacht ich, wenn auch er ſich von mir wendete, zürnend und verachtend, wie die andern thaten deinetwegen, ja ſo dacht ich in dem Augenblicke, das könnt ich nicht ertragen. Verzeih mirs doch, du guter, armer Georg! — Wenn er wieder zurück käme, daß ichs ihm ſagen könnte! Aber er ging ſo plötzlich. Wußt ers? und ging deswegen ſo plötzlich? Und ſprach nicht mehr mit mir? Ach, er kommt wohl nie zurück.

Nun, ſie fühlte es zu lebhaft, nun erſt war ihr alles dahin. Jetzt erſt erkannte ſie, daß, was ſie in den Stunden des Kummers aufrecht erhalten, nichts anders geweſen war, als das dunkle, aber gewiſſe Vorgefühl eines ſeligen Lebens mit Eiſener und ihrem Georg.

Eiſener hatte derweilen den melancholiſchen Schierlitzgrund durchwandert und näherte ſich dem Orte, wo einſt ſeine Hoffnungen gewohnt hatten. Schon ſah er das Storchneſt und die breite Krone des alten Lindenbaums. Er war eben in den Weg zwiſchen den Gärten eingebogen, den er vor Jahren in ſo ganz andrer Gemütsſtimmung mit Rittern gegangen war. Und ſeltſamerweiſe hörte er an der Schenkwieſe wieder das Brummen einer alten Baßgeige, die nachſchlagenden Hörner — es war ja wohl derſelbe Ländler, über deſſen komiſch traurige Weiſe er mit Rittern damals gelacht hatte. Es war ja heute der Marklinder Jahrmarkt, der Geburtstag ſeines kurzen Glückes, ſeines längern Unglückes. Dazu der Widerſtreit von Gefühlen und Wünſchen, die das liebliche Ebenbild der geſtorbnen Marie in ſeiner Bruſt erregt hatte, die längſt ſolche Gäſte nicht mehr gewohnt war.

Er fürchtete ſich, einen ſeiner alten Bekannten hier zu treffen. Drüben auf der Landſtraße bewegte ſich ſein Wagen. Er eilte von dem Wege, der dicht an dem alten Pfarrhauſe vorbeiführt, nach der Straße hinüber, um, ehe dieſe die Mauer des Pfarrgartens erreichte, den Wagen beſteigen zu können, der ihn in möglichſter Schnelle vorbeitragen ſollte.

Es begab ſich ganz anders, als er dachte. Der Kutſcher hielt, wie er ſeinen Herrn daherkommen ſah. Der Pfarrer, der unſern davon in der offnen Gartenthüre ſich mit einigen Bekannten bekomplimentierte, ging in der Meinung, der Wagen brächte ihm einen Gaſt, auf ihn zu und kam zu gleicher Zeit mit Eiſenern an dem Schlage an. Er zweifelte einen Augenblick, dann rief er: Sie ſind es ja doch! Wie wird ſich

Breitung freuen, der ſo oft von Ihnen geſprochen hat. Dabei faßte er Eiſenern unter den Arm, der nicht daran denken durfte, fort zu kommen, ohne wenigſtens eine kurze Zeit hier verweilt zu haben, weil keine ſeiner Entſchuldigungen gelten ſollte. Indem ſie durch den Garten dem Raſenplatze zuſchritten, auf dem die Gäſte des Pfarrers trinkend und plaudernd ſaßen, ſagte der Pfarrer: Sie betrachten mich verwundert über die Veränderung, die mit mir vorgegangen iſt, ſeit wir uns nicht geſehen haben. Wann und wie trafen wir uns doch das letztemal?

Ich mag Sie kaum daran erinnern, ſagte Eiſener; Sie hatten eben einen Verluſt erlitten, der nie verſchmerzt werden kann.

Ich dachte das jenesmal am Bette der Toten, ſagte der Pfarrer. Sechs Monate darauf am Bette der Lebenden wünſchte ich, ſie möchte geſtorben ſein.

Verſteh ich recht? fragte ſo freudig erſchrocken Eiſener, daß der Paſtor über ihn erſtaunte. Marie lebt? Dabei ſah er ſich im Garten um, ob er ſie nicht erblickte. Dann fuhr er haſtig fort: Ihr Ebenbild in Sonnenborn — nein; die trug das Kind ihrer Schweſter auf dem Arme — haben Sie zwei Töchter?

Erſtaunt über dieſe Wärme, die nicht dem bloßen bekanntlichen Mitgefühle entſtammt zu ſein ſchien, entgegnete der Paſtor: Das Kind war das ihre, und Sie haben Marien ſelbſt geſehen.

Eiſener ſchwankte auf den Wegen zweier entgegengeſetzten Empfindungen. Der Freude wenn man das beſeligende Gefühl, einer Gewiſſensſchuld, die ihn jahrelang allem, was den Menſchen zu erheitern, zu beglücken vermag, verſchloſſen gehalten hatte, ledig zu ſein, Freude nennen darf; des Schmerzes, daß Marie, die Marie, zu der die Liebe in ihm durch ihren Tod zur ſchwärmeriſchen Andacht und nun, da er wußte, ſie lebte, plötzlich zur Leidenſchaft angewachſen war, einem andern angehörte. Die äußerſte Aufregung nur konnte eben die ſcheinbare Ruhe geben, mit der er zum Paſtor ſagte: So iſt ſie verheiratet in Sonnenborn —

Sie nehmen ſolchen Teil, entgegnete jener, daß ich Ihnen erzählen muß, was uns begegnete, ſeit ich Sie zum letztenmale ſah. Marie, die wir für tot hielten, lebte; der Starrkrampf, der ſie unter dem Scheine des Todes gefangen hielt, war eine Folge ihres Zuſtandes — ſie ſollte Mutter werden. Sie wurde es. Durch wen ſie es geworden iſt, hab ich weder durch Bitten noch durch irgend ein ander Mittel von ihr erfahren können. Sie blieb dabei, ſie wüßte ſelber nicht, wie es gekommen wäre. Endlich mußt ich an ihrem Charakter irre werden. Im Übermaße zornigen Schmerzes verſtieß ich ſie.

Mit Marien war Glück und Segen aus meinem Hauſe, aus meiner Wirtſchaft, Ruhe und Freude aus meinem Herzen verſchwunden. Sie fehlte mir überall. Ich hatte ihr längſt im Herzen verziehen, das ſich nach ihr ſehnte und das Geſchehene ihr abbat, als mich die Rückſicht, nicht inkonſequent zu erſcheinen, noch abhielt, ſie zurück zu holen, die mich nun auch nicht länger hindern ſoll, meinem Herzen zu genügen. Ich hätt es heute gethan, wär mirs nicht um die Fremden. Ihre Rückkehr wird dem ganzen Dorfe ein Feſt ſein.

Laſſen Sie mich Ihren Boten ſein, und noch in dieſem Augenblick! rief Eiſener, und eh der Paſtor noch entgegnen konnte, war er ſchon aus der Thüre. Es trieb ihn mit ſolcher Haſt dem Dörfchen zu, wo es ſich entſcheiden ſollte, war er der glücklichſte, war er der unglücklichſte aller Menſchen, daß er den Gedanken, dahin zu fahren, auf den den Vorübereilenden der Anblick ſeines Wagens brachte, abwies, weil ihm in dieſem Augenblicke den Wagen zu beſteigen, dem Kutſcher zu ſagen, wohin er fahren ſollte, Dinge von unendlicher Umſtändlichkeit und Langwierigkeit zu ſein ſchienen.

Marie knieete noch immer voll Bekümmernis und Reue an dem Bette ihres Georgs. Der Vollmond, der durch das kleine Fenſter auf Mutter und Kind fiel, ließ Marien den haſtig eintretenden Eiſener nicht gleich erkennen. Der ungewiſſe, ernſte Blick, mit dem ſie aufſtehend nach ihm hinſah, gab der hohen, mondbeleuchteten Geſtalt etwas Feierliches und dabei Kaltes, das ihn auf der Schwelle feſtbannte und die geflügelten Worte der Leidenſchaft von den geöffneten Lippen in die Bruſt zurückſchreckte. Kaum, daß er mit halben Worten ſein Hereinſtürmen zu entſchuldigen vermochte.

Seine Ängſtlichkeit und Verlegenheit teilte ſich ihr mit, die ihn nun erkannte. Sie lud ihn ein, ſich zu ſetzen. Er ſetzte ſich ſtumm; ſie ſaß ihm eben ſo ſtumm ganz nahe gegenüber in der kleinen Stube.

Sie kennen mich noch? fragte er endlich verlegen. Gewiß, ſagte ſie freundlich; heute aber kannten Sie mich nicht. Ich glaubte Sie tot, entgegnete Eiſener, aber ich wurde irr; ſolche Ähnlichkeit, und ſogar das Roſakleid, das ich an Ihnen kannte, das Sie an jenem ſchönen Morgen trugen. Jenes Morgens dacht ich jeden Tag. Marie ſagte: Jenen Morgen kann ich auch nicht vergeſſen. Es war alles noch ſo ſtill, ſo feierlich; die Gäſte ſchliefen alle noch. Mir wars nie ſo zu Mute geweſen; mir wars an jenem Morgen, als wär alles mein voriges Leben nur ein Träumen geweſen, und nun ginge erſt das Leben an; ich kam mir vor, als wäre ich plötzlich größer geworden und wäre nun erſt kein Kind mehr. Jenes Roſakleid iſts nun freilich nicht mehr; aber ſeit jenem Morgen bin ich der ſchönen Farbe doppelt gut geworden. Sie wollte auf des Knaben Röckchen zeigend hinzuſetzen: Das iſt von jenem Kleide noch, aber eine eigne Scham hielt ſie ab, gegen Eiſenern des Knaben zu erwähnen. Aber Sie ſind wohl krank, unterbrach ſie ſich, da ſie ihn noch bleicher werden ſah. Nein, ſagte Eiſener, ich bin ſehr ſchnell gegangen; ſolche kleine Anwandlungen gehn ſchnell vorüber. Weil ich Sie geſtorben glaubte, bin ich krank geworden; nun ich weiß, daß Sie leben, muß ich ja wieder geſund werden.

Er faßte ihre Hand. Sie erſchrak. Seine Hände waren ſehr kalt. Er ſagte: Ich glaube, hätt ich ein Glas friſches Waſſer, mir würde beſſer.

Marie eilte, das Gewünſchte herbeizuholen.

Das wäre eigen, ſagte Eiſener matt vor ſich hin, wenn ich jetzt ſterben müßte vor Freuden, wenn ich erführe, daß ſie mich liebte, daß der ſchöne Knabe — ihn ergriff eine Sehnſucht, das Kind zu betrachten, zu liebkoſen — die Wonne wurde dem Angegriffnen vor Übermaß zur Angſt, dachte er ſich das Kind als das ſeine, ſich ſo plötzlich, ſo unerwartet in dem Beſitz von Gütern, auf die er noch geſtern für immer verzichtet hatte. Er wankte nach dem Bettchen zu, bog ſich über den wunderſchönen Knaben hin, ſah das kleine Mal an dem Ärmchen, deſſen weiter Ärmel durch eine Bewegung im Schlafe ſich zurückgeſchoben hatte, und brach über dem Bettchen ohnmächtig zuſammen.

Marie, die mit dem Waſſer hereintrat, kam eben noch zeitig genug, die Gefährlichkeit des Falles zu verhüten. Sie ſetzte ſich neben ihn auf den Boden, hielt ihn in ihren Armen; ſein Kopf ruhte an ihrer Bruſt. Ihr totenbleiches Geſicht hatte ſie über das ſeine gebeugt, und ſie wiederholte nur immer die dringlichen Worte: Ach Gott, Herr Eiſener, ſo ſterben Sie doch nicht! als meinte ſie, er könnte es ihr nicht zuleide thun, zu ſterben, wenn ſie ihn nur recht herzlich darum bäte.

Er ſchlug ſeine Augen wieder auf und fragte: Biſt dus denn auch, Marie? Und biſt du mir denn gut? Sie ſchwieg und bückte ſich in ſchamhafter Verlegenheit ſo nah auf ihn, daß ſie einander nicht ſehen konnten. Aber er fühlte ihre Thränen auf ſeinen Wangen; er fühlte, daß ſie heftig zitterte.

Sie half ihm aufſtehn, ohne ihm in die Augen zu ſehen, und führte ihn an ihr Bette, damit er ruhen könnte. Der Knabe wurde unruhig; ſie nahm ihn auf die Arme und trug ihn leiſe ſingend und in den zitternden Armen wiegend von dem Bettchen nach dem Fenſter und wieder zurück. Es war ihr immer, als müßte ſie, wie in ihren Träumen, den Knaben zu Eiſenern tragen, und doch hatte ſie den Mut nicht, es zu thun.

Marie, ſagte Eiſener, verzeihſt du mir denn? Ich habe gebüßt drei ſchwere Jahre lang. Sie verſtand ihn nicht. Er warf den Rock ab, ſchob den Hemdenärmel zurück und zeigte ihr das Mal, das er auf dem Arme trug, auf derſelben Stelle und von derſelben Geſtalt wie der kleine Georg. Siehſt du, Marie, dein Georg iſt auch mein Georg, und ich bin ſein und dein. Die glückliche Marie verſtand ihn nur mit dem Herzen.

In dieſem Augenblicke that ſich die kleine Thür auf, und herein traten der Paſtor und Breitung mit dem alten Eiſener und Ritter, die der Paſtor, ihrem und dem eignen Andringen folgend, hierher geführt hatte, wo ſie nach ſeiner Erzählung den Sohn und Freund zu finden wußten.

◆

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Dritter Band

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oſcar Brandſtetter,
Papier von Ferd. Flinſch, Einband von Julius Hager
in Leipzig

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Dritter Band

Dramen

5040

Bibliotheca
Univerſitatis
Lipſienſis
1891.

* * *

Lit germ 40038

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

Q 1238

(13.)

Herausgegeben von

Adolf Stern

Inhalt

des dritten Bandes

Seite
Der Erbförſter. Trauerſpiel in fünf Aufzügen 1
Das Fräulein von Scuderi. Schauſpiel in fünf Aufzügen . . 121
Die Makkabäer. Trauerſpiel in fünf Akten. 287
Szenen aus der Dichtung „Die Makkabäerin“ 421
Die Pfarrroſe. Trauerſpiel in fünf Aufzügen 457
Hanns Frei. Luſtſpiel in fünf Aufzügen 555
Die Rechte des Herzens. Trauerſpiel in fünf Aufzügen . . . 677

◆

Der Erbförſter

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

Einleitung

Otto Ludwigs Trauerſpiel „Der Erbförſter“ war das erſte ſeiner poetiſchen Werke, das zu einer allgemeinern Kenntnis gelangte und, wenn man von dem Singſpiel „Die Köhlerin“ der Eisfelder Jugendzeit abſieht, die erſte ſeiner zahlreichen dramatiſchen Dichtungen, die die Bretter beſchritt. Auch dem „Erbförſter“ waren verſchiedne Entwürfe und begonnene Ausführungen, die den Titel „Die Wildſchützen,“ „Willem Brandt,“ „Eine Waldtragödie“ führten, vorangegangen, deren Planhefte und angefangne Szenen in die Jahre 1846 bis 1848 zurückverweiſen. Am Ende gaben gewiſſe Eindrücke des Jahres 1848 den Anſtoß zur letzten Geſtaltung der Handlung und der verhältnismäßig raſchen, in der Hauptſache endgiltigen Bearbeitung. Der Dichter ſchrieb das bürgerliche Trauerſpiel, das gegenwärtig vorliegt, in ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit bei Meißen im Frühling und Sommer des ſtürmiſch bewegten und vielfach blutigen Jahres 1849. Anfang September dieſes Jahres war es nach mannigfachen Beſprechungen und ſchriftlichen Erörterungen mit Eduard Devrient, der ſich des weltſcheuen und einſamen Dichters nach Kräften annahm, Erörterungen, bei denen ſich nach Devrients eignem Zeugnis der Dichter „nur zu willig ſeine Arbeiten zu verwerfen“ zeigte, vollſtändig beendet, am

17. September las Devrient das Stück dem Intendanten der Dresdner Hoftheaters, Freiherrn von Lüttichau, und deſſen geiſtvoller Gattin vor und bewirkte ſofort die Annahme des Erbförſters. Die Proben zu dem Werke begannen im Februar 1850, die erſte Aufführung in Dresden fand am 4. März ſtatt, nachdem kurz zuvor durch Guſtav Freytag in den „Grenzboten" (Nr. 5 des Jahrgangs 1850, wo Otto Ludwig nicht nur als ein „großes Dichtertalent," ſondern auch „Der Erbförſter" ſelbſt als „eine hoffnungsvolle Arbeit, ein wahres Juwel in unſrer Zeit" gerühmt wurde) die erſte Mitteilung über die neue Waldtragödie und das bedeutende und kräftige Talent ihres ſeither unbekannten Dichters in die Öffentlichkeit gelangt war. Die Beſetzung war eine ſo vorzügliche, als das damalige Dresdner Hoftheater zu geben vermochte. Eduard Devrient als Erbförſter Ulrich und Marie Bayer-Bürck als ſeine Tochter riefen den tiefſten Eindruck hervor. Die Aufnahme blieb gleichwohl weit hinter dem Werte der Schöpfung wie hinter den Wünſchen der Verſtändnisvolleren zurück; die Wucht und Düſterkeit der tragiſchen Handlung, die ſtarre Unerbittlichkeit im Charakter des Haupthelden ſtanden mit dem Gewohnten in ſo entſchiednem Gegenſatz, daß die offenbar vorhandne Empfänglichkeit, ja die aufatmende Freude an der echten Geſtaltungskraft und dem naturfriſchen Grundton des Werkes beeinträchtigt, gleichſam beengt wurde. Ludwig bemerkte lakoniſch in ſeinem Hauskalender: „Erbförſter zum erſtenmal. Das Publikum, auch König, Königin und Prinzeſſinnen auffallend ſtill und aufmerkſam. Devrient, der wunderbar ſpielte, und die Bürck mehrfach applaudiert. Während der letzten zwei Aufzüge ſchien das Publikum wie perplex, noch nach dem Schluſſe einen Moment tiefe Stille, dann ich von mehreren Stimmen gerufen. Ich hatte gehofft, man würde die Schauſpieler rufen, dies ver-

dient hatten." Und ungefähr übereinſtimmend mit den Wahrnehmungen des Dichters verzeichnete Eduard Devrient am gleichen Tage in ſeinen Tagebüchern unter „4. März: Aufführung des „Erbförſters" (ich die Titelrolle geſpielt). Die beiden erſten Akte machten glänzende Wirkung. Vom dritten Akt an erlag das weichliche Publikum unter den Martern der nahenden Kataſtrophe, nur einzelne behielten zuletzt den Mut zu ohnmächtigen Beifallsäußerungen." Dem entſprechend lauteten die erſten in der Tagespreſſe laut werdenden Urteile über die neue Tragödie in kaum glaublicher Weiſe abfällig, die leicht erkennbaren Mängel wurden gedankenlos oder gehäſſig in den Vordergrund gerückt, die gewaltigen, vom ſtärkſten poetiſchen Vermögen zeugenden Vorzüge des Werkes wie des Dichters kurzerhand als allverbreitete und von vornherein unerläßliche poetiſche Eigenſchaften aufgefaßt. Dazu ward Ludwig in dieſer Art Kritik als ein Neuling behandelt, während für jeden Urteilsfähigen die männliche Reife der Schöpfung, die mit ihrer Friſche und Urſprünglichkeit im Gleichgewicht ſtand, erkennbar war. Der Ton, den die Kritiken des „Dresdner Journals" (Nr. 67 und 68 von 1850), der Leipziger „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" und andre anſchlugen, dünkt uns Nachlebenden ſchier unglaublich.

Natürlich fehlte es auf der andern Seite nicht an Naturen, die die vollſte Empfänglichkeit, das reinſte Verſtändnis, die lebendigſte Begeiſterung für die Bedeutung der neuen Schöpfung und der neuen Dichtererſcheinung an den Tag legten. So trat Berthold Auerbach im „Neuen Dresdner Journal" (14. April 1850) für das „Stück echter Poeſie" ein, ſo erklärten ſich in den Wiener großen Zeitungen („Lloyd," „Oſtdeutſche Poſt," „Wiener Zeitung") die Referenten unbedingt für den Dichter. Da im Verlaufe des Jahres 1850 der „Erbförſter" noch am Hofburgtheater zu Wien, an den Hoftheatern von Weimar, Karlsruhe, München, Stuttgart, den Stadttheatern von Königsberg, Breslau, Ulm, Prag und Graz aufgeführt wurde, denen Leipzig, Köln, Schwerin, Hannover, Bremen u. a. in den nächſten Jahren folgten, ſo war mannigfache Gelegenheit zu öffentlichen Meinungsäußerungen gegeben, die je länger je mehr zu Gunſten des Dichters lauteten. Es blieb denn doch nur der hohlſten Gewöhnung an die Tendenzphraſe und der völligen Unfähigkeit, den Atem des Lebens in der Dichtung zu verſpüren, möglich, auf die Länge die Lebensfülle und die dramatiſche Kraft in dem bürgerlichen Trauerſpiel Ludwigs zu verkennen. Zunächſt war gar nicht die Frage, ob das Stück den letzten und höchſten Kunſtforderungen gerecht würde, ſondern ob in dem Dichter ein bedeutendes und vielverheißendes Talent, eine urſprüngliche Phantaſie, gepaart mit dem Tiefblick für die Wahrheit des Lebens, für den Grund und Kern aller menſchlichen Dinge vorhanden wäre, lauter Eigenſchaften, deren die deutſche Dichtung im allgemeinen, die dramatiſche im beſondern dringend bedurften. Die Gewißheit dieſer Eigenſchaften mußte zuerſt und muß auch zuletzt ſtärker ins Gewicht fallen, als die unverſöhnliche Herbheit des Schluſſes und die Undeutlichkeit des Opfertodes der Förſterstochter, durch die dem Trauerſpiel „Der Erbförſter“ der Anſchein einer Rückwendung zur Schickſalstragödie gegeben wurde.

Es konnte nicht fehlen, daß dies Schlagwort, einmal ausgeſprochen, von Blatt zu Blatt, von Buch zu Buch ging und am Ende zu einem jener traditionellen kritiſchen Gemeinplätze wurde, an denen die deutſche Litteratur überreich iſt. Der Dichter ſelbſt, der wahrlich ſtrenge Selbſtkritik übte, gab nicht zu, daß er dem blinden und willkürlichen Zufall ein Recht in ſeinem Werke eingeräumt hätte. In einem Briefe an Julian Schmidt, der den erwähnten kritiſchen

Vorwurf gleichſalls erhoben hatte, ſchrieb Ludwig: „Der andere Punkt iſt der im Erbförſter gerügte Zufall, den ich aber nicht darin finden kann. Wie die Geſchichte daſteht, iſt ſie ſo: Der Alte ſieht den Robert und ſchießt auf ihn; Marie läuft abſichtlich in den Schuß, ſie wird getroffen ſtatt Roberts. Es iſt keine zufällige Verwechſelung der beiden, kein zufälliger Freiſchützenfehlſchuß durch Wanken des Gewehrs oder etwas dergleichen oder gar durch überirdiſchen Einfluß, er zielt und ſchießt vollkommen ſicher und würde den Robert treffen. Nur weil ich die Stimmung des Furchtbarerhabenen wollte, habe ich das Verhältnis etwas ins Unklare und Undeutliche geſpielt, das ein weſentliches Ingredienz desſelben iſt. An ſich iſt es ganz klar und durchaus kein Stück Schickſalstragödie. Das dämoniſch Erſcheinende kann keinem tragiſchen Dichter verwehrt werden, wenn es als wahrſcheinliches und natürliches Glied der Kauſalwirkung eingeflochten iſt. Hier iſt es natürlich und wahrſcheinlich, es iſt kein Wunder, es geht natürlich zu, nur die Stimmung des Wunders iſt darüber gebreitet. Die wunderbaren Motive ſind das Fehlerhafte in den Schickſalsſtücken, und ich bin ein ſo großer Freund der realiſtiſchen Motive, daß ich ſelbſt von den durch die Konvenienz geheiligten idealen Motiven nur mit größter Vorſicht Gebrauch mache. Selbſt die Ungewißheit iſt realiſtiſch aus des alten Förſters Zuſtand notwendig herzuleiten. Ich weiß wohl, ich hätte dergleichen Ausſtellungen vorbeugen können, wenn ich das Verhältnis abſtrakt hätte markieren wollen. Aber ich bin ein ſolcher Realiſt, daß mir meine eigene Einmiſchung in die Handlung auch nicht viel weniger abſurd erſcheinen würde, als die Einmiſchung von etwas Übernatürlichem. Dann hielt ichs für milder und notwendig zum Abſchluß, wenn ich Marien erſchießen ließ anſtatt Robert. Denken Sie ſich die notwendigen Folgen, und vielleicht ſtimmen

Sie mit mir überein. Was wäre für Marien mit einem Leben gewonnen, das die Erinnerung an den Tod des Geliebten durch das Verbrechen des Vaters vergiften müßte; was für den alten Förſter, denken zu müſſen, daß ſein Liebſtes ein vielleicht langes vergiftes Leben hindurch mit Schauder und Abſcheu an ihn denken müſſe! So ſtirbt ſie einen ſchnellen Tod und ſtirbt als die Retterin ihres Geliebten; ſo iſt ihre Reſignation auf ſeinen Beſitz um ihres Vaters willen erſt etwas, wenn ſie eine Liebe zu beſiegen hat, der man ſie fähig ſieht, ihr Leben zu opfern. — In dem „Erbförſter“ habe ich die Gefahr darſtellen wollen, in der der Inſtinktmenſch ſchwebt, dem die Reflexion nur um ſo ſchlimmere Dienſte thut, wenn er meint, ſie los zu ſein. Daß, wer bewußt den Verſtand verachtet und vertreiben will, unbewußt der Sophiſterei verfällt. Daß das Herz nicht allein der Führer durch das Leben ſein kann, daß, wo der Menſch am ſelbſtändigſten auf ſeiner Einſeitigkeit zu ſtehen glaubt, er in Wirklichkeit am unſelbſtändigſten iſt. Denken Sie ſich ihn etwa als eine Umkehrung und Ergänzung des Hamletproblems. Wie Hamlet ein Warnungsbild für das Übergewicht der Reflexion, ſo iſt der „Erbförſter“ eins für das Übergewicht des Inſtinkts; wo der eine den klarſten Beweiſen nicht traut, weil er halb unwillkürlich einen Vorwand für ſeine Thatflucht ſucht, glaubt der andre den ungewiſſeſten, unwahrſcheinlichſten Gerüchten und läßt ſich von einem Bibelſpruch beſtimmen, weil dieſer wie jene dem aufgeweckten Tiere in ihm, der Rachſucht entgegenkommen.“

Natürlich entſcheiden dieſe Darlegungen des Dichters die Frage nicht allein, aber ſie verdienen alle Erwägung, ehe über die Mängel der Waldtragödie abgeurteilt wird, und ſie erweiſen auf jeden Fall, daß Ludwig bei der Geſtaltung der letzten Akte des „Erbförſters“ keineswegs einem unklaren Effektbedürfnis genügte, und am wenigſten von „bunter Zufallswirtſchaft“ und „einem wahren Hagelſchauer von Mißverſtändniſſen, der ein als Luſtſpiel beginnendes Stück zur Tragödie niederregnet“ (Gottſchall: „Die deutſche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts“) die Rede ſein kann und darf.

Der „Erbförſter“ wurde zuerſt als Bühnenmanuſkript (Dresden, 1850, Druck von E. Blochmann und Sohn) gedruckt und erſchien als erſter Band von „Otto Ludwigs dramatiſchen Werken“ (Leipzig, J. J. Weber, 1853). Von jenem früheſten Dresdner Drucke dürften wohl nur wenige Exemplare noch exiſtieren; in die erſte Veröffentlichung der Dichtung als Buch wurden gewiſſe Änderungen aufgenommen, die Ludwig angeſichts der Theatererfahrungen getroffen hatte. Namentlich der letzte Aktſchluß, nach dem der Erbförſter ſich ſelbſt erſchießt, weicht von dem im Bühnenmanuſkript befindlichen Schluß, nach dem ſich Chriſtian Ulrich einfach den Gerichten überliefert, in bemerkenswerter Weiſe ab. Der ſpätere Wiederabdruck des Trauerſpiels im erſten Bande von „Otto Ludwigs geſammelten Werken“ (Berlin, bei Janke) ſchließt ſich genau an den Druck in der eben erwähnten Sammlung der dramatiſchen Werke an.

Perſonen

Stein, ein reicher Fabrikherr und Güterbeſitzer
Robert, ſein Sohn
Chriſtian Ulrich, Förſter des Gutes Düſterwalde, genannt der Erbförſter
Sophie, ſeine Frau
Andres, Forſtgehilfe bei Ulrich ⎫
Marie ⎬ beider Kinder
Wilhelm ⎭
Wilkens, ein großer Bauer, der Förſterin Oheim
Der Paſtor von Waldenrode
Möller, Steins Buchhalter
Jäger Gottfried, genannt der Buchjäger
Weiler, Ulrichs Holzhüter
Der Wirt von der Grenzſchenke
Frei ⎫ Wilddiebe
Lindenſchmied ⎭
Kathrine
Baſtian, Steins Diener
Zwei Träger

Das Stück ſpielt abwechſelnd im Jägerhaus von Düſterwalde und in Steins Schloß zu Waldenrode, einmal im dritten Aufzug in der Grenzſchenke und im heimlichen Grunde

Erſter Aufzug

Jägerhaus von Düſterwalde

Im Hintergrunde des Zimmers eine Flügelthür und ein Schrank, zu beiden Seiten gewöhnliche Thüren. Rechts ein Fenſter; links im Hintergrunde der Ofen; weiter vorn eine Schwarzwälderuhr; dann ein Riegel, an dem mehrere Flinten, darunter zwei doppelläufige, Jagdtaſchen und dergleichen Gerät hängen, und ein Bücherbord, auf dem Bibel und Geſangbücher liegen

Erſter Auftritt

Man hört in der Szene Muſikanten ein Stückchen blaſen

Weiler, langſam ſich umſehend durch die Mittelthür; die **Förſterin** zugleich geſchäftig von links. Dann **Andres**, **Wilhelm**, zuletzt **Marie**

Förſterin. Da ſind die Muſikanten ſchon. Wo hab ich nur den Kellerſchlüſſel? Die Muſik muß zu trinken haben. — Der Weiler?

Weiler. Der Weiler. Wo iſt denn der Alte? Der Förſter?

Förſterin. Mein Mann? Iſt er nicht draußen?

Weiler. Von wegen mit den Holzhauern. —

Förſterin. Kann er nicht warten?

Weiler. Warten? Behüte. Alle Hände voll zu thun.

Förſterin. So mach er, daß er fortkommt.

Weiler (ſehr ruhig Tabak in ſeine kurze Thonpfeife ſtopfend). Ja.

Förſterin. Sollt er vielleicht ſchon mit dem Herrn Stein —

Weiler. Ja; Sand geſtreut ſchon am Dienstag. Und die Guirlanden draußen an der Thür — Heut iſt doch gar die Verlobung vom Herrn Robert Stein und der Jungfer Marie? Da wird die Freundſchaft noch erſt recht dick werden, wenns heißt: Der Herr Schwiegervater Stein! Und das iſt noch nicht einmal alles. Der Stein hat nun auch das Gut gekauft, worauf der Ulrich Förſter iſt. Der dicke Advokat aus der Stadt hats geſtern richtig gemacht. Und der Stein iſt heut als Herr von Düſterwalde aus ſeinem Bett geſtiegen.

Förſterin. Hier den Tiſch —

Weiler (indem ſie den Tiſch zuſammentragen, auf der linken Seite). Wirds der Ulrich gut kriegen, nun ſein alter Freund ſein Herr geworden iſt und noch obendrein ſein Schwiegervater wird.

Förſterin. Weiter nach dem Ofen zu. Noch einer muß herein.

Weiler (in ſich hineinlachend). Wahre Keſſelflicker die beiden, der Stein und der Ulrich. Alle Tage einmal Zank.

Förſterin. Warum nicht gar Zank? Scherz iſts. (Geſchäftig hinaus, gleich darauf wieder herein.)

Weiler (hinter ihr her geſtikulierend bis an die Thür). Scherz? Da hat ſichs. Der eine hitzig, der andre eigenſinnig. Seit ſichs um den Kauf handelt, da iſt das Durchforſten der tägliche Zankapfel. Die reichen Leute wollen doch immer auch was verſtehn, wenns auch nichts iſt damit. Da meint der Stein, wenn er allemal die andre Reihe Bäume wegſchlüg im Wald, da bekäm die erſte mehr Licht und mehr Platz zum Wachſen. Kann auch ſein, daß der Buchjäger das aufgeſtöbert hat in einem alten Buch. Aber damit kommt er dem Ulrich ſchön an. Noch vorgeſtern denk ich, ſie freſſen einander auf, daß von keinem was übrig bleibt. Der Stein: Es wird durchforſtet. Der Förſter: Es wird nicht durchforſtet. Der Stein: Aber es wird durchforſtet. Der Förſter: Aber es wird nicht durchforſtet. Der Stein: Aber es wird durchforſtet. Der Förſter: Aber es wird nicht durchforſtet. Der Stein auf; den Rock zu, zwei Knöpfe auf einmal, zwei Stühle über den Haufen gerannt und — fort. Ich, denk ich, nun wirds doch einmal aus ſein mit der Freundſchaft? Ja, proſit Mahlzeit. Das war vorgeſtern Nacht, und geſtern früh — kaum wars Tag —, wer da vom Schloß daher gepfiffen kommt und an des Förſters Fenſter pocht, als wär nie nichts paſſiert — das iſt der Stein. Und wer ſchon eine Viertelſtunde gewartet hat und drin ſein Gleich! unter dem weißen Schnauzbart hervorſchnarcht — das iſt der Ulrich. Und nun miteinander hinaus, mir nichts, dir nichts — in den Wald — als wär nie nicht kein Zank geweſt. Und das fällt auch keinem Menſchen mehr auf. Nachts gezankt und früh mit einander in den Wald — als müßts ſo ſein. Aber macht ers denn mit ſeinem Jungen anders, der Stein? Mit dem Robert? Der Stein? Hat der nicht ſchon ein halb Dutzend mal fortgewollt? Und hernach iſt er wieder zu gut. Konfuſe Wirtſchaft das! (Während des letztern iſt er Schritt vor Schritt vor dem Tiſch zurückgewichen, den Andres und Wilhelm hereingetragen bringen und an den bereits zur Linken ſtehenden Tiſch fügen, der in der Richtung von der Rampe nach dem Hintergrunde ſteht)

Förſterin. Hierher. So. Und nun Stühle, Jungens. Aus der obern Stube. Der Weiler könnte wohl —

Andres und **Wilhelm** ab

Weiler (preſſiert, indem er ſich zum Gehen fertig macht). Wenn er nicht die Hände voll zu thun hätte, der Weiler! Draußen mit den Holzmachern — dann wegen des Tannenſamens und von wegen mit dem Salz — da — ich kann nicht zu Gedanken kommen vor der Arbeit. Und der Alte — (Gebärden, Ulrichs Strenge andeutend)

Förſterin. Na; ich will nicht ſchuld ſein, wenn er etwas verſäumt. (Geht wieder)

Weiler (ganz ruhig). Ja. (Den Finger an der Naſe) Aber ob er auch jetzt allemal der erſte ſein wird, der die Hand bietet? Der Stein? Wenn er nun des Förſters ſein Herr iſt? Ja; ich will nicht prophezein, aber — der Herr hat doch allemal recht, weil er der Herr iſt. Hm. Wenns mal was Ernſthaftes gäbe! Hab ohnehin mal wieder die luſtigen Geſichter ſatt.

Förſterin (mit Andres und Wilhelm die Stühle tragend). Sieben, acht, neun, zehn Stühle (zählt nochmals leiſe). Ja.

Weiler. War auch kein übel Geſicht das, was der Buchjäger geſtern ſchnitt, Mosjeh Andres; Sie haben auch wieder was mit ihm vorgehabt.

Förſterin. Mit dem rachſüchtigen, brutalen Menſchen? (Sie deckt die Tafel)

Andres. Wer kann mit dem in Frieden leben?

Förſterin. Nun; geſchehn iſt geſchehn. Aber in acht nehmen darfſt du dich vor dem.

Weiler. Sela. Denn es iſt kein Glied an dem Kerl, woran der Kerl nicht ſchlecht wär.

Andres. Ich fürcht ihn nicht.

Förſterin. Du, Wilhelm, ins Gärtchen. Kaiſerkronen, Löwenmaul, Ritterſporn — nur was Großes, damit es ein Anſehn hat im Glas. — Steins werden bald kommen mit Herrn Möller, dem Buchhalter —

Weiler. Dem Hageſtolz —

Förſterin. Sieh doch, Andres, ob der Vetter Wilkens noch nicht kommt?

Andres, Wilhelm ab

Weiler. Der Wilkens kommt auch?

Förſterin (betonend). Der Herr Wilkens? Wird nicht ausbleiben, wenn ſeiner Muhme Tochter Verlobung hat!

Weiler. Hm, freilich. Hat Geld, der Herr Wilkens. Der größte Bauer in der Gegend. Ich war auch einmal ein Herr Weiler. Eh mir die Gläubiger meinen Kaffeeladen zugeſchloſſen. Da haben ſie den

„Herrn" in die Thür geklemmt. Da ſteckt er noch. Nun iſts „der Weiler" ſchlechtweg. „Der Weiler könnte" — „weil der Weiler doch einmal da iſt" etcetera. Manchmal, wenn mirs Vergnügen macht, ärgr' ich mich drüber. Ein eigen Vergnügen, ſich zu ärgern — aber es iſt eins. Hui, da kommt die Jungfer Braut.

Marie tritt auf; während des Folgenden wird von den Frauen die Tafel gedeckt

Weiler. Hui! Wie ein Eichhörnchen.

Förſterin. Der Weiler will dir eine Schmeichelei ſagen, Marie. Er hat ſeine aparte Art.

Weiler. Ja. Schadt nichts. Grob oder fein. Wenn das Weibſen nur merkt, daß es geſchmeichelt ſein ſoll, da iſt es ſchon zufrieden. Wie wenn die Jungen ſo 'n glattes Kätzelchen ſtreichen. Sanft oder rauh, wohl oder weh, es kann ſichs nicht erwehren, zu ſpinnen.

Marie. Und der Vergleich war wohl auch eine Streichelei?

Weiler. Wenn Sie ſpinnen müſſen, wirds ſchon geſtreichelt geweſen ſein.

Marie (durchs Fenſter ſehend). Er kommt, Mutter.

Förſterin. Der Robert?

Weiler. Da will ich nur zu meinen Holzmachern. Sonſt ſludert der Alte! (ab)

Förſterin (nachrufend). Wenn er nicht hereinkommen kann, will ich ihm ſein Teil aufheben. — Ein ungemütlicher Menſch! Und höflich wird er nunmehr auch nicht. Das kommt noch aus ſeiner guten Zeit her. Und deshalb ſiehts ihm auch dein Vater nach. Weil ſie alte Kameraden waren. Der Buchjäger gehörte auch dazu. Wie der ſein Vermögen vertrunken hatte, kam er an den Stein. (Die Tafel überſehend) Hier oben der Bräutigamsvater. Daneben deiner. Dann der gute, launige Herr Paſtor. Wenn der nicht wär, wär der Robert längſt fort.

Marie. Mutter, dasmal war der Robert ſo wild, ſo ungeſtüm —

Förſterin. Ja; dasmal konnten der Paſtor und wir ihn kaum halten (zählt die ſchon Genannten noch einmal) Dann hier Herr Möller. Und dort dein Herr Pate, der Herr Vetter Wilkens. Dann hier ich, dort Robert und du. Untenan endlich Andres und Wilhelm. Wie die Zeit vergeht! Wenn ich an meinen Verlobungstag denke! Da war ich nicht ſo glücklich als heut.

Marie. Mutter, obs jedem Mädchen ſo iſt, das eine Braut werden ſoll, wie mir?

Förſterin. Hat nicht jede ſo große Urſache, froh zu ſein, wie du.

Marie. Aber iſt denn das auch Fröhlichkeit, was ich fühle? Mir iſt ſo ſchwer, Mutter, ſo —

Förſterin. Freilich; wie dem Blümchen, an dem ein Tautropfen hängt. Es hängt den Kopf, und doch iſt der Tau ihm keine Laſt.

Marie. Als wärs unrecht von mir, daß ich den Vater verlaſſen will — wenns gleich um Robert iſt.

Förſterin. Das Wort Gottes ſagt: Das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und am Manne hangen. — Bei mir wars noch anders, als bei dir. Dein Vater war ſchon ein ſchmucker Mann — nicht mehr ſo jung, aber hoch und ſtraff wie eine Tanne; ſein Bart war damals noch kohlſchwarz. Es ſah gar manche nach ihm um, die ihn gern gehabt hätte; das wußt ich. Aber er war mir zu ernſt und ſtreng; alles nahm er ſo genau, und aufs Vergnügen hielt er gar nichts. Es war nicht leicht, ſich in ihn zu ſchicken. Brotſorgen hab ich nicht gehabt. Und daß er mich etwa barſch behandelt hätte — das müßt ich auch lügen, wennſchon er barſch thut.

Marie. Und mehr hattſt du nicht gehofft? Mehr nicht?

Förſterin. Wenn der liebe Gott alles erfüllen ſollte, was ſolch ein Mädchenherz hofft, das ſelber nicht weiß, was es will! Aber da kommt Robert. Wir wollen recht fröhlich ſein, damit er nicht in ſeine Gedanken fällt.

Zweiter Auftritt

Robert. Vorige

Robert. Guten Morgen, liebe Mutter. Guten Morgen, Marie.

Förſterin. Guten Morgen, Herr Bräutigam in Hoffnung.

Robert. Wie ich mich freue, Sie ſo heiter zu ſehn. Aber du, Marie? Du biſt traurig, Marie? Und ich bin ſo froh. So überfroh! Den ganzen Morgen ſchon bin ich im Wald. Wo die Büſche am hellſten funkelten vom Tau, da drängt ich mich durch, daß die feuchten Zweige mir ins glühende Geſicht ſchlagen mußten; da warf ich mich ins Gras. Aber es litt mich nirgends. Mir war, als könnte mir nichts helfen, als wenn ich laut weinte. — Und du, ſonſt ſo friſch und munter wie ein Reh — du biſt traurig? heute traurig?

Förſterin. Sie freut ſich gewiß, lieber Robert, aber Sie kennen ſie ja von klein auf — wo andre laut werden, da wird ſie ſtill.

Marie. Nein, Robert; traurig bin ich gewiß nicht; mir iſt nur ſo feierlich. Den ganzen Morgen ſchon. Wo ich geh und ſteh, als wär ich in der Kirche. Und —

Robert. Und —

Marie. Und daß nun bald das Leben wie hinter mir abreißen ſoll, wie unter mir verſinken, und ein neues angehn ſoll, ein ſo ganz neues — ſei nicht böſe, guter Robert! — das iſt mir ſo eigen, ſo ängſtlich —

Robert. Ein neues Leben? Ein ſo ganz neues Leben? Es iſt ja noch immer das alte Leben, Marie, nur ſchöner. Es iſt ja noch immer der alte liebe Baum, unter dem wir ſitzen, nur daß er blüht.

Marie. Dann, daß ich den Vater verlaſſen ſoll! — und die Mutter! Das Alte ſeh ich vergehn, das Neue ſeh ich nicht kommen; das Alte muß ich laſſen, und das Neue kann ich nicht erreichen —

Robert. Mußt du denn den Vater laſſen? Bleiben wir nicht alle beiſammen? Hat nicht deshalb mein Vater das Gut Düſterwalde gekauft?

Förſterin. Das iſt die Angſt, die man im Frühjahr hat, man weiß nicht woher? und nicht warum? Und im Frühjahr weiß man doch, daß es nur immer noch ſchöner werden muß, und fürchtet ſich doch. Man fürchtet ſich eben vor dem Glück. Nun ſollen ſich meine liebſten Wünſche erfüllen, und — geht mirs denn anders? Kann ich mir nicht ordentlich wünſchen, es wär ein Braten verbrannt, oder es zerbräch etwa von den feinen Tellern einer? Glück iſt wie Sonne. Ein wenig Schatten muß ſein, wenns dem Menſchen wohl werden ſoll. Ich will nur nachſehn, obs in der Küche nicht ein wenig dergleichen Schatten geſetzt hat. (Ab links)

Marie (nachdem ſie und Robert einige Augenblicke ſchweigend gegenüber geſtanden). Fehlt dir was, Robert?

Robert. Mir? Nein. Vielleicht —

Marie. Du biſt noch auf deinen Vater böſe? Und er iſt ſo gut!

Robert. Daß er ſo gut iſt! Daß ſeine Güte faſt ſchwerer zu tragen iſt, als ſeine heftigen Launen! Sein Zorn verletzt nur, ſeine Güte demütigt. Seinem Zorn ſetz ich meinen Stolz entgegen — aber was ſeiner Güte?

Marie. Und du wollteſt fort, du böſer Robert, und uns alle verlaſſen!

Robert. Ich wollte, aber ich bin ja noch da.

O das war eine böſe Zeit! Ich war an allem irr, an dir, Marie, an mir ſelbſt. Aber das iſt ja nun alles vorbei. Ein wenig Schatten muß ſein, aber nur nicht zuviel. Komm, Marie. Hier im Haus iſts ſo ſchwül. Die Muſikanten ſollen uns das fröhlichſte Stückchen aufſpielen, das ſie können. (Sie wollen ab)

◆

Dritter Auftritt

Der Förſter, die Förſterin hintgr ihm. **Vorige**

Marie (wie ſie den Förſter ſieht, läßt ſie Robert und umſchlingt jenen)

Förſter. Daß dich — Mädel! (Sich los machend) Iſt das ein Sonnenblick nach einem Regentag, daß einem die Bremſen an den Kopf fliegen? Habt ihr dem Robert die Ohren voll gelamentiert; Weibsvolk? Albernes Ding da. (Schiebt Marie von ſich) Ich hab mit Robert zu reden. Ich hab Sie geſucht, Herr Stein.

Robert. Herr Stein? Nicht mehr Robert und du?

Förſter. Hat alles ſeine Zeit, das Du und das Sie. Wenn das Weibsvolk weg iſt —

Förſterin. Wir machen ſchon Platz, alter Werwolf. Red immer!

Förſter. Ja. Sowie ihr draußen ſeid.

Robert (führt ſie). Nicht böſe, liebe Mutter!

Förſterin. Da könnte man auch nicht aufhören, böſe zu ſein.

Förſter. Macht die Thür zu; hört ihr?

Förſterin. Nu — nu —

Förſter. Wer iſt hier Herr? Element!

◆

Vierter Auftritt

Förſter. Robert

Förſter (wie ſie allein ſind, wird er verlegen und geht einigemale auf und ab)

Robert. Sie wollten —

Förſter. Freilich — (Wiſcht ſich den Schweiß) Hm. Setzen Sie ſich, Herr Stein.

Robert. Dieſe Vorbereitungen —

Förſter (zeigt auf einen Stuhl am Ende des gedeckten Tiſches)

Robert (ſetzt ſich)

Förſter (nimmt die Bibel vom Bord, ſetzt ſich Robert gegenüber, thut die Brille auf, ſchlägt auf, räuſpert ſich). Sprüche Salomonis, ein und dreißig, zehn: Wem ein tugendhaft Weib beſchert iſt, die iſt viel edler, denn die köſtlichſten Perlen. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides ſein Leben lang. (Kleine Pauſe, dann barſch nach dem Fenſter, indem er ſitzen bleibt) Wilhelm, ob du dich vorſehen wirſt da draußen! Und dann weiter unten am dreißigſten. Wird er mir doch den ganzen Buchsbaum vertreten, der Element! Lieblich und ſchön ſein iſt nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben. — — Robert —

Robert (aus Gedanken). Vater Ulrich —

Förſter. Wiederum Sirach da am ſoundſovielſten. — Herr Stein —

Robert. Schon wieder „Herr"?

Förſter. Ich muß ſchon noch einmal du ſagen. Sonſt geht mirs nicht los da von der Lunge. — Robert —

Robert. Sie ſind ſo feierlich!

Förſter. Feierlich? Kann ſein. Die Sache iſt auch danach. Man iſt kein Heide. (Stellt ſich in Poſitur) Du haſt dich alſo in Gott entſchloſſen, Robert —

Robert. Aber —

Förſter. Ja, wenn du mich ſo anſiehſt. — Du willſt heiraten, Robert?

Robert (ſteht auf, verwundert). Aber Sie wiſſens doch —

Förſter. Freilich. Aber eine Einleitung muß doch ſein. Setz dich nur. Aber du mußt mich auch einmal ausreden laſſen. Hab ſonſt eine geſunde Bruſt. 'S iſt mir aber, wenn ich predigen will, als ſäh ich den Paſtor im Chorrock hinter einem Haſen her. (Erleichtert) So; jetzt hab ich die Fährte. Es wechſelt ein Hirſch vom Lutzdorfer herüber. Hörſt du, Robert? Und nun paß auf. Hier die Gabel iſt der Hirſch. Hier da, ſiehſt du? Hier das Salzfaß, das biſt du. Und der Wind kommt vom Teller daher. Was machſt du nun, um den Hirſch zu beſchleichen? Was? (Einhelfend) Du — nun?

Robert. Ich muß —

Förſter (nickend). Mußt — (Gebärden)

Robert. Ihm den Wind abgewinnen.

Förſter. Wind abgewinnen. Richtig. Merkſt du nun, wo ich hinaus will? Du mußt ihm den Wind abgewinnen. Das iſts. Siehſt du, deshalb mußt ich mit dir reden. (Feierlich) Du mußt dem Hirſch den Wind abgewinnen. (Steht auf) Und nun — mach ſie glücklich, Robert, meine Marie. (Will gehn)

Robert. Aber was hat das mit Marien zu ſchaffen?

Förſter. Ja; du haſt mich noch nicht verſtanden? Siehſt du? Der Hirſch darfs nicht merken, daß dirs um ihn zu thun iſt, und die Frau noch weniger. Du machſt zu viel Sachen mit den Weibern. Kinder dürfen nicht wiſſen, wie lieb man ſie hat, beileibe nicht; aber Weiber noch weniger. Sie ſind auch nichts als erwachſene Kinder, nur pfiffiger. Und die Kinder ſind ſchon pfiffig genug.

Setz dich, Robert. Ich muß dir doch was erzählen. (Sie ſitzen am Rande des Tiſches, dem Publikum zugewendet) Wie meine Marie vier Jahr alt war — nicht höher als ſo —, komm ich einmal ſpäter am Tag nach Haus als gewöhnlich. Wo iſt die Marie? frag ich. Eins ſagt: In der Kammer, das andre: Vor dem Haus. Sie wird ja kommen. Aber proſt die Mahlzeit; es wird Abend, es wird Nacht und — keine Marie da. Ich geh hinaus. Im Garten, im Grenzbuſch, an den Klippen im heimlichen Grund, im ganzen Forſt — keine Marie. Meine Frau ſucht indeſſen bei euch, dann im Dorfe Haus für Haus. Wen ſie nicht findt, das iſt die Marie. Soll ſie jemand geſtohlen haben? Ei, ſie war ein Wachspüppchen von einem Kind, die Marie. Ich komm in kein Bette die ganze Nacht; die Marie war ſchon damals mein ganzes Leben. Den andern Morgen biet ich das ganze Dorf auf. Da fehlt keiner. Sie waren alle vernarrt in die Marie. Ich will doch wenigſtens die Leiche begraben. Im heimlichen Grund, weißt du? das Tannendickicht — unter den Klippen am Lautenſteg, wo der alte Felsweg drüber hingeht überm Bach — daneben die Weide. Dasmal kriech ich das ganze Dickicht aus. In der Mitte iſt der kleine Wieſenraum; da ſeh ich endlich was Rotes und Weißes. Gott und Herr! und ſie iſts — und nicht etwa tot oder krank, nein, friſch und lebendig im grünen Gras drin und hat ſich rote Bäckchen geſchlafen wie die Feuerblumen. Robert! — Aber (er ſieht um, leiſer) ſie wirds doch nicht etwa hören? (Er rückt näher an Robert; wenn er ſich einmal vergißt, ſpricht er dann deſto leiſer) Ich ſage: Biſt dus denn? Freilich, ſagt ſie und wiſcht ſich die Augen, daß ſie funkeln. Und lebſt? ſag ich, und biſt nicht geſtorben? ſag ich, vor Hunger und vor Angſt? ſag ich. Einen halben Tag und eine ganze Nacht im Wald allein, im dickſten Wald? Komm, ſag ich, daß die Mutter ſich unterdes nicht tot ängſtigt, ſag ich. Sagt ſie: Wart noch, Vater. Aber warum und worauf? Bis das Kind wieder kommt, ſagt ſie. Und nimms auch mit;

bitte Vater; das iſt dir ein liebes Kind. Aber was denn um alle Welt für eins? frag ich. Das zu mir gekommen iſt, ſagt ſie, wie ich vorhin von euch fortgelaufen war um den gelben Schmetterling, und nun auf einmal ſo allein war im Wald und weinen wollte und nach euch ſchrein, und mir Beeren geſucht hat und ſo ſchön mit mir geſpielt hat. Vorhin? ſag ich. Iſts denn nicht einmal Nacht geworden unterdeſſen? ſag ich. Das wollte ſie nicht glauben. Wir ſuchten das Kind und — fandens natürlich nicht. Die Menſchen glauben an nichts mehr; aber ich weiß, was ich weiß. Verſtehſt du, Robert? Sag nichts. Ich dächte, ich hätt es verſchändet, wenn ichs auf die Zunge nähm. Da, drück mir ſtillſchweigend die Hand. Gut, Robert. — Daß ſie nicht hört, was wir von ihr reden. (Geht leiſe nach der Thür; ſieht nach)

Marie (draußen). Willſt du was, Vater?

Förſter (lacht dem Robert heimlich zu, dann barſch). Nichts! Und komm mir nicht etwa herein, eh ich — (kommt wieder; halbleiſe) Siehſt du, ſo mußt dus machen. Du machſt viel zu viel Sachen mit dem Mädel da. Sie iſt (noch leiſer) ein Mädel, auf das jeder Vater ſtolz ſein könnte, und ich denk, ſie ſoll eine Frau werden nach dem Herzen Gottes. Ich hab eine; ſiehſt du, dir ſag ichs, weil ich weiß, daß dus ihr nicht wieder ſagſt; denn ſie darf nichts davon wiſſen, ſonſt wär alle Arbeit umſonſt. Und Arbeit hat michs gekoſtet, bis ich ſie ſo weit gebracht hab; Arbeit, ſag ich dir. — Daß du mir mein Mädel nicht verdirbſt, an das ich ſo viel Müh gewandt hab, ſie richtig zu erziehn.

Robert. Sie können denken — aber ich verſtehe Sie gar nicht.

Förſter. Das iſts ja eben. Mit Fleiß thuſt dus nicht. Aber tauſend Element! mach mir nicht ſo viel Sachen mit dem Mädel, hörſt du? Wenn du ſo fortmachſt, hat ſie dich in vier Wochen im Sack. Die

Weiber wollen immer Herr ſein; darauf geht ihr ganzes Dichten und Trachten, ohne daß ſies ſelber denken. Und wenn ſies ſind, dann ſind ſie doch unglücklich. Weiß ich mehr als ein Beiſpiel davon. Ich ſeh nur zur Thür hinein, und da weiß ich ſchon, was der Mann wert iſt. Ich ſeh nur das Vieh an. Iſt die Katze oder der Hund nicht gezogen, ſo ſinds die Kinder auch nicht, und die Frau noch weniger. Was? Meine Frau kennt mich noch immer nicht, was das da (zeigt aufs Herz) betrifft. Und hält ſie mir das einmal abgeluchſt — dann heidi, Autorität! Die Frau kann ein Engel ſein; der Mann aber muß thun wie ein Bär. Und abſonderlich ein Jäger. Das gehört dazu wie der Schnauzbart und der grüne Rock.

Robert. Aber ſollte denn —

Förſter (eifrig). Nein, Robert. Ein für allemal nicht; da iſt kein Ausweg. Entweder er zieht ſie ſich, oder ſie zieht ſich ihn. — Zum Beiſpiel, wie mans da machen muß, nur Ein Exempel. Meine Frau kann keinen Menſchen leiden ſehn — da kommt denn das Elend haufenweiſe, und ich möchte wiſſen, was draus werden ſollte, wenn ich ſie noch ins Geſicht loben wollte darum. Da brumm ich denn und fluch eins wie ein Landsknecht, aber dabei mach ich ganz ſachte Platz, daß ſie freie Hände kriegt. Und merk ich nun, ſie iſt fertig, da komm ich wieder wie von ungefähr gebrummt und gewettert. Da heißts: Der Erbförſter iſt ſchlimmer auf die Armut wie der Teufel, aber ſeine Frau und ſein Mädel, das ſind Engel vom Himmel. Und das ſagen ſie, daß ichs hören ſoll. Und ich hörs auch; aber ich thu nicht dergleichen und lach mir inwendig eins, und äußerlich thu ich noch um eins ſo barſch. — Es ſcheint, draußen kommen die Gäſte ſchon. Robert, meine Frau und mein Mädel, meine Marie — wenn ich einmal — du verſtehſt mich, Robert. Gieb mir die Hand. Gott ſieht uns. (Wiſcht ſich über das Auge) Himmelelement! — Daß du den Weibern nichts merken läßt — und regierſt ſie, wies ſein muß — (er wendet ſich um, ſeine Weichheit zu verbergen, mit Gebärden ſeinen Zorn ausdrückend, daß er ſie nicht bezwingen kann. In der Thür trifft er auf:)

Fünfter Auftritt

Stein. Müller. Wilkens. Marie. Förſterin. Vorige

(Begrüßungen mit dem Förſter)

Stein. Wohin ſo raſch, Alter? Habt ihr ſchon Händel mit dem da?

Förſter. Ja; ich hab ihm die Leviten gegeigt, dem jungen Herrn, von wegen mit dem Weibsvolk da.

Stein. Hochverrat gegen die Majeſtät des Pantoffels? Und das dulden Sie, Frau Schwiegermutter?

Förſter. Ein bißchen mehr, ein bißchen weniger — wo man ſich einmal auf ſo viel hat einrichten müſſen! — Und da ſag einer, die Frau da wär nicht geſcheit genug, einen unter den Pantoffel zu bringen. Aber gieb uns Karten. Ich hab dem Stein da Revanche verſprechen müſſen auf heut vor dem Frühſtück noch —

Stein. Und die muß ich haben.

(Der Förſter und Stein ſitzen einander gegenüber rechts und ſpielen Karte)

Förſterin (ſieht einen Augenblick zu; dann zu Robert, indem ſie geſchäftig abgeht). Wenn ſie nur heut nicht etwa wieder auf das Durchforſten kommen!

Möller (links zu Wilkens tretend; indem er auf Marie zeigt, die eben mit der ab und zugehenden Mutter und Robert ſpricht). Das nenn ich eine ſchmucke Braut.

Wilkens. Und auch kein Bettelkind, Herr Buchhalter.

Möller (galant). Wer weiß nicht, daß Herr Wilkens ihrer Mutter Oheim iſt?

Wilkens (geſchmeichelt). Hm.

Möller. Und Herr Wilkens braucht ſich, mein ich, des Hauſes Stein und Sohn nicht zu ſchämen.

Wilkens (ruhig). Bewahre.

Möller (wird ganz Feuer). Herr, die Firma Stein und Sohn! Ich diene der Firma zwanzig Jahr. Das iſt meine Ehre und mein Stolz. Die Firma iſt mein Weib und Kind!

Wilkens. Ei ja.

Möller. Die erſten Häuſer in Deutſchland würden ſichs für eine Ehre rechnen, ſich mit Stein und Sohn zu verſchwägern.

Wilkens. Glaubs ſchon. (Wendet ſich zum Brautpaar)

Möller (grimmig für ſich). Und der Kerl thut noch ſo bauernſtolz, als müßte ſich Stein und Sohn auf ſein Jägergänschen da noch was Rechtes einbilden. Seine fünfundvierzig gehn in drei Teile, und das erſt nach ſeinem Tod. Die einzige Tochter von Löhlein und Kompagnie mit ihren achtzig! Das war ein ander Kapital ins Geſchäft; und flüſſig von heut ab. Die Mißheirat iſt unverzeihlich. Was hilfts? Man muß —

(Draußen ertönt ein Dreher)

den Ärger vertanzen. Kann ich die Ehre haben, Frau Förſterin, im Grünen? (Mit alter Junggeſellengrazie)

Stein. Ob ich einmal Karten bekomme!

Förſterin. Soviel haben wir wohl noch Zeit?

Wilkens. Der Wilkens läßt ſich auch nicht wegwerfen; (in der Taſche kramend) der Wilkens muß auch noch einmal ſeinen Thaler auflegen für die Muſikanten. Es wird wohl erlaubt ſein, Herr Bräutigam?

(Möller führt die Förſterin, Wilkens Marien hinaus. Robert folgt)

Sechſter Auftritt

Stein. Förſter

Stein (wirft die Karten hin). Hab ich denn Einen Trumpf?

Förſter (meldend). Zwanzig in Grün.

Stein (nimmt ſeine Karten wieder auf; ungeduldig). Warum nicht Vierzig? Da über dem Grün fällt mir ein — Haſt dus überlegt nun, das mit dem Durchforſten?

Förſter. Der Kerl iſt ein — (Sie ſpielen fortwährend)

Stein. Welcher Kerl?

Förſter. Der das ausgeheckt hat.

Stein. Ich?

Förſter. Dein Buchjäger da —

Stein (wird immer hitziger; betonend). Mein Buchjäger?

Förſter (immer ruhiger und leichter). Na, meinetwegen meiner.

Stein. Was du immer mit dem haſt!

Förſter. So laß ihn weg.

Stein. Als wenn ich — du — bei jeder Gelegenheit bringſt du den. Du kannſt nicht von ihm loskommen. Wie Teig hängt er dir in den Zähnen.

Förſter (ſehr ruhig). Wie zum Exempel jetzt.

Stein. Du haſts einmal darauf abgeſehn, mich zu ärgern.

Förſter. Dummes Zeug; dir iſts nur ums Krakehlen.

Stein. Mir? — Aber was ſtichſt du da gleich, wenn ich mich verwerſe?

Förſter. Verworfen iſt verſpielt.

Stein (wirft ſeine Karten hin). Nun, da haſt du die ganze Geſchichte! (Springt auf)

Förſter. Ich gebe. (Miſcht ganz ruhig und giebt)

Stein (der Schritte gemacht). Ich ſpiele nicht mehr mit dir.

Förſter (ohne ſich ſtören zu laſſen). Aber das Geben iſt an mir.

Stein (ſetzt ſich wieder). Alter Eigenſinn!

Förſter. Gleich oben hinaus.

Stein (nimmt ſeine Karten; noch heftig). Nicht nachgegeben! Und wenn ſein Unrecht klar iſt wie der Tag!

◆

Siebenter Auftritt

Müller, der die **Förſterin** geführt bringt. **Wilkens.** Der Walzer draußen zu Ende. Die **Vorigen**

Förſterin. Aber nun dächt ich —

Förſter. Noch einmal herum.

Förſterin. Fertig wär alles —

Förſter. Der Paſtor —

Förſterin. Mit dem Frühſtück ſollten wir nicht auf ihn warten, hat er ſagen laſſen. Aber punkt elf käm er zur Verlobung.

Förſter. So ſetzt euch und eßt.

Stein. Bitte — laſſen Sie ſich nicht abhalten.

Förſter. Ob wir hier ſitzen oder dort. — Jetzt einmal vierzig in Grün! (Immer im Spielen)

Stein. In Gottes Namen.

Förſter (ſiegreich). Fällt dir der Buchjäger nicht wieder ein? Und das Durchforſten? — Das wäre —

Stein (hält an ſich). Nu ſiehſt du doch —

Förſter (immer raſcher). Daß der Kerl ein Eſel iſt. Der Ober iſt ein Freimann.

Stein. Ich denke daran, daß wir nicht allein ſind.

Förſter (etwas vom Spiel erhitzt). Und Trumpf — und Trumpf! — Durchforſten!

Stein. Es iſt genug, ſag ich. Der Einfall war mein.

Förſter. Und Trumpf!

Stein. Und wenn ich — (Er bezwingt ſich)

Förſter (ſiegreich). Ja und was denn? (Macht die Karten zuſammen)

Stein (äußerſte Gewalt ſich anthuend, nicht loszubrechen). Und wenn ichs haben wollte — und wenn ich drauf beſtünde — ſo —

Förſter. Bliebs, wie es iſt.

Stein. So würde durchforſtet.

Förſter. Nichts würde.

Stein. Das wollen wir doch ſehn. Und nun wird durchforſtet.

Förſter. Nichts wird.

Stein. Herr Förſter!

Förſter (lachend). Herr Stein!

Stein. Es iſt gut. Es iſt gut.

Förſter (mit Seelenruhe). Wies iſt.

Stein. Kein Wort —

Förſter. Und kein Baum —

Stein (ſteht auf). Keinen Widerſpruch und keinen Hohn. Das bitt ich mir aus. Das muß ich mir ausbitten. Ich bin Herr von Düſterwalde.

Förſter. Und ich bin Förſter von Düſterwalde.

Stein (wird immer hitziger; man ſieht, welchen Anteil an ſeiner Empfindlichkeit und zugleich an ſeinem Bemühn, dieſelbe zu bezwingen, die Gegenwart andrer hat. Der Förſter behandelt die Sache leicht, wie etwas, was alle Tage vorkommt. Die Förſterin ſieht voll wachſender Angſt von einem zum andern. Wilkens verändert keinen Zug. Möller ficht ſeines Herrn Partei geſtikulierend mit durch. Immer raſches Zuſammenſpiel)

Stein. Sie ſind mein Diener. Und ich befehle: es wird durchforſtet. Oder Sie ſinds geweſen. Es wird durchforſtet!

Förſter. Alter Hitzkopf!

Stein. Oder Sie ſind mein Förſter geweſen.

Förſter. Dummes Zeug.

Stein. Und der Buchjäger wird in Ihre Stelle kommen.

Förſter. Recht ſo. Ich gratuliere.

Stein (knöpft ſich ein). Es wird durchforſtet.

Förſter. Es wird nicht durchforſtet.

Förſterin (zwiſchen den beiden). Aber —

Stein. Es thut mir unendlich leid. — Herr Möller! — Ich empfehle mich allerſeits. (Ab)

Möller. Bravo! Endlich einmal ausgeſprochen wie Stein und Sohn! Ganz Gehorſamſter. (Folgt Stein)

Förſter. Ich gebe — (er ſieht beim Wiſchen auf) Aber — So laßt ihn laufen! Wenn er nicht eine Stunde ſitzen kann, ohne loszugehn, der alte Pulverſack der —!

◆

Achter Auftritt

Förſter, der gleichmütig dort ſitzt, **Förſterin** neben ſeinem Stuhle ſtehend. **Wilkens** tritt zum **Förſter**

Förſterin. Aber was ſoll nur das werden?

Wilkens. Er hätt ihm nachgeſollt.

Förſter. Alter Hitzkopf.

Förſterin. Ich bin wie aus dem Himmel gefallen. Am Verlobungstag!

Wilkens. Aber er wird doch nicht um die paar elenden Bäume da —

Förſter. Elende Bäume? Donnerwetter! In meinem Forſte iſt kein elender Baum! — Dummes Zeug. Lamentiert mir da um nichts.

Wilkens. Aber der Herr Stein —

Förſter. Wird nicht weit laufen. Wenn er ausgebrauſt hat, iſt er der erſte, der — Er iſt beſſer, als ich.

Wilkens. Aber —

Förſter. Ihr habt doch immer ein Aber. So macht ers alle Tag. Seit zwanzig Jahren —

Wilkens. Aber heut iſt er ſein Herr.

Förſter. Herr oder nicht; durchforſtet *wird* nicht.

Wilkens. Aber ſo verliert er die Stelle.

Förſter. An den Buchjäger? Litanei. Der Stein kann den Buchjäger ſelbſt nicht leiden und weiß, was er an mir hat; ich brauche mich nicht zu loben. Zeig er mir den Forſt in der ganzen Gegend, der daſteht wie meiner. — Hört ihr? Da iſt er ja ſchon wieder. Setzt euch. Und wenn er hereinkommt, thut mir nicht dergleichen.

◆

Neunter Auftritt

Möller raſch herein. **Vorige.** Zuletzt **Andres**

Förſter (nicht aufſehend). Na, ich gebe. (Nimmt die Karten, bemerkt ſeinen Irrtum) Sie ſinds, Herr Möller?

Möller (feierlich). Aufzuwarten.

Förſter. So ſetzen Sie ſich. Iſt er wieder kühl, der alte Hitzkopf? Warum kommt er nicht herein? Ich ſoll ihn holen? (Will gehn)

Möller. Herr Stein läßt den Herrn Förſter fragen, ob er ſich beſonnen hätte?

Förſter. Dächt ich doch!

Möller. Daß Sie durchforſten wollen.

Förſter. Daß ich nicht durchforſten will.

Möller. Das heißt, daß Sie die Förſterſtelle aufgeben.

Förſter. Das heißt — daß Sie ein Narr ſind.

Möller (ſehr feierlich). Ich habe den Auftrag von Herrn Adolf Friedrich Stein, Chef des Handelshauſes Stein und Sohn, im Fall Sie den Befehl Ihres Herrn auszuführen noch ſich weigern ſollten, Ihnen Ihre Abſetzung anzukündigen und auf der Stelle dem Buchjäger zu notifizieren, daß er Förſter von Düſterwalde iſt.

Förſter. Und das wär Ihnen ein Vergnügen —

Möller. Von mir iſt hier nicht die Rede; hier iſt die Rede von der Firma Stein und Sohn, die zu vertreten ich die Ehre habe. Ich laſſe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit. (Tritt ans Fenſter)

Förſter. Abſetzen? Mich abſetzen? Wiſſen Sie, was das heißt? Einen Mann, der vierzig Jahre lang redlich gedient? Himmelelement, Herr! Wenn ich thäte, was er will — dann wär ich abſetzenswert. Durchforſten! Und der Berg liegt gegen Nord und Nordweſt offen wie ein Buch —

Wilkens. Hm! Aber von ſeinen Bäumen iſt dahier auch gar nicht die Rede.

Förſter. Daß der Wind ſich hineinlegt und alles zuſammenknickt? Element! Dummes Zeug. Es iſt gar nicht ſein Ernſt. Wenn er ſich nur erſt beſinnt. —

Wilkens. Drum und ſo ſagt ich ja. Bis es zum Hauen kommt, kann einer ſich noch hundertmal beſinnen. Und das ſieht er doch, daß es dem Herrn Stein hier nicht abſolut ums Hauen iſt? Sondern nur, daß er ſein Anſehn behaupten will. Wenn er Herr iſt, ſo muß er doch Recht behalten.

Förſter. Aber er hat unrecht, und zu einem Unrecht ſag ich nicht ja. Vierzig Jahr hab ich das Meine nicht geachtet um das, was mir anvertraut war, hab ich —

Wilkens. Hm, und ſo dächt ich, wenn ers vierzig Jahr mit ſeinen Bäumen treu gemeint hat, ſo könnt er das nun auch einmal mit Frau und Kindern und mit ſich ſelbſt.

Förſter. Weiß er, daß das dem Stein ein Schaden werden kann von ſechstauſend Thalern? Was? Um die ich ihn brächte mit meinem Ja? Und dann ſollt einer auftreten und ſagen: Der Ulrich hat ja dazu geſagt? In fünfzehn Jahren konnte ein Schlag daſtehn, daß ein Jägerherz aufgehn mußte davor, und —

Wilkens. Hm; und das kann ja noch immer —

Förſter. Wenn der vermaledeite Wind von Hersbruck her einmal drin gelegen hat? Er redt, wie ers verſteht.

Förſterin (furchtſam). Aber was ſoll aus uns werden?

Förſter. Wir ſind ehrliche Leute, und das wollen wir bleiben.

Wilkens. Hm! Wenn hier von der Redlichkeit ganz und gar die Rede wäre!

Förſter. Aber zum Teufel, Herr, von was ſonſt? Was? Pfötchen geben? Schlagt nur zu! Ihr werdet ſchon klug werden. Und ins Fäuſtchen lachen? Nur kein ehrliches, offnes Wort. Das iſt eure Bauernmoral ſo. Wenns euch nur nicht an den Geldbeutel geht, ihr laßts gehn. Wo ihr nicht müßt —

Wilkens (ſelbſtzufrieden). Hm, ja. Wo der Bauer nicht muß, da regt er nicht Hand und nicht Fuß. Da hat er ſchon recht; das iſt ſo die Bauernmoral. Und ich ſag ihm, die Bauernmoral iſt nicht dumm. Hätt er die Bauernmoral befolgt, ſo hätt er ſeine Schuldigkeit gethan und nicht für den Heller mehr, und hätte das Seine an ſich gewandt und an Frau und Kinder und nicht an fremdes Gut; ſo könnts ihm nun auch egal ſein, was draus wird. — Wes Brot ich eſſe, des Lied ich ſinge. Er wird nicht bezahlt, daß er Herr, ſondern daß er Diener ſein ſoll. Wenn alſo ſein Herr ſagt: Es ſoll durchforſtet werden —

Förſter. So muß ich dafür ſein, daß es nicht geſchieht. Der redliche Mann geht vor den Diener.

Wilkens. Hm! Da wären wir ja glücklich wieder beim Anfang. (Wendet ſich)

Förſterin. Er will doch nicht gehn? Er iſt noch mein einziger Troſt, der Herr Vetter. Er wird ſich ja noch beſinnen. Auf den Herrn Vetter giebt er noch das meiſte.

Wilkens. Das merk ich.

Förſterin. Die Verlobung! — Die Marie! — Und daß auch der Herr Paſtor nicht da iſt! Wenn doch nur der Herr Vetter —

Andres tritt auf

Wilkens. Er hat einen Schädel von Eiſen. Kann man ihm denn was deutlich machen?

Möller (der bis jetzt ruhig aus dem Fenſter geſehen, ſieht nach ſeiner Uhr und wendet ſich dann feierlich gegen den Förſter). Herr Förſter; nun möcht ich um Ihre letzte Erklärung bitten.

Förſter. Was ich geſagt hab, das hab ich geſagt. (Schritte; bleibt ſtehn) Und übrigens kann ers gar nicht, das mit dem Abſetzen. Er kann mich ja gar nicht abſetzen. Erſt muß er mir nachweiſen, daß ichs verdient hab. Um nichts und wieder nichts kann er mich nicht abſetzen.

Möller (mit Anſehn). Alſo Sie wollen nicht? Rund heraus: Sie wollen nicht?

Förſter. Wenns Ihnen noch nicht rund genug war, nein! Runder kann ichs nicht zuſammenbringen. Ein Schurke will ich nicht ſein, und einen redlichen

Mann kann er nicht abſetzen. Iſt das nun rund genug, daß es rollt? Ich bin Förſter und ich bleibe Förſter, und — durchforſtet wird nicht. Das ſagen Sie Ihrem Herrn und Ihrem Buchjäger und wem Sie wollen!

Förſterin. Haben Sie nur ein wenig Geduld mit ihm. Das kann ja gar nicht Herrn Steins Ernſt ſein und Sie haben ſchon ſoviel Güte gehabt —

Möller. Wenn ichs wäre, ich, Juſtus Möller — was thät ich nicht, der Frau Förſterin zu Gefallen? Aber ich ſtehe hier als Bevollmächtigter von Stein und Sohn.

Förſter. Wenn er ein Recht zu haben glaubt, ſo mag ers verfolgen. Und du ſollſt mein gutes Recht nicht ſo beleidigen, Weib, daß du beim Unrecht betteln gehſt. Guten Tag, Herr Möller. Wünſchen Sie ſonſt noch was? Nicht? Haben Sie mir ſonſt noch was zu ſagen?

Möller (ſehr feierlich). Nichts, als daß Ihre Förſterſchaft von dieſem Augenblick an zu Ende iſt. Hier iſt die Beſoldung, ein Halbjahr voraus. — Dafür werden Sie ſobald als möglich, ſpäteſtens in drei Tagen, das Forſthaus räumen, damit der nunmehrige Förſter hereinziehn kann, der von dieſem Augenblick an ganz allein für den Forſt zu ſorgen hat.

Förſter muß ſich ſetzen

Förſterin (zu Andres, den ſie immer zurückhalten müſſen, und der nun nach der Thür eilt). Wohin, Andres?

Andres. Dem Robert ſagen, was ſein Vater —

Förſterin. Daß du nicht etwa —

Andres. Laß mich, Mutter, eh ich den am Kragen faſſe da — (heftig ab)

Förſter. Schon gut. Schon gut. Daß du mir ſtill biſt, Weib! (Steht auf) Guten Tag, Herr Möller. Hier haben Sie Geld liegen laſſen. Herr, ſonſt werf ichs Ihnen nach. (Tritt ans Fenſter und pfeift)

Möller. Sie ſehen, Frau Förſterin, ich thu meine Schuldigkeit mit Schmerzen. Ich gehe zum Buchjäger.

Förſter (ohne ſich nach ihm zu wenden). Glückliche Reiſe!

◆

Zehnter Auftritt

Der **Förſter** ſteht am Fenſter und pfeift. **Wilkens** ſucht Stock und Hut. Die **Förſterin** ſieht ratlos von einem zum andern. **Möller** im Abgehn ſtößt auf **Robert** und **Andres**, die hereingeſtürmt kommen. **Marie** hängt an Roberts Arm, den ſie zu beſänftigen ſucht

Robert (zornig im Hereintreten). Er ſoll nachgeben, er ſoll den ſchönen Tag nicht ſtören.

Andres. Geh zu deinem Vater; der hat den Streit angefangen.

Möller. Gut, daß ich Ihnen begegne, Herr Stein. Sie möchten ſogleich nach Hauſe kommen. (Ab)

Robert. Ulrich, Sie geben nach, Sie müſſen nachgeben.

Förſter (ſich vom Fenſter wendend). Sie, Herr Stein? Was ſuchen Sie bei mir? Marie, du gehſt dort hinaus. Was ſuchen Sie denn bei dem Mann, den Ihr Vater abſetzen will?

Robert. Aber warum wollen Sie nicht ja ſagen?

Andres. Weil er ein rechtſchaffner Mann bleiben will und ſich nicht zum Schurken machen laſſen will von euch. (Förſter winkt ihm zu ſchweigen)

Robert. Mit dir red ich jetzt nicht, Andres.

Förſter. Sie ſind mit Ihres Vaters Bewilligung hier, Herr Stein? Außerdem — Herr, und wenn Ihr Vater mir meine Stelle nehmen könnte und meine Ehre — daß ich ein unbeſcholten Kind hab, das kann er mir nicht nehmen. Und ein andrer — was? Junger Herr, hier bin ich kitzlich. Verſtanden?

Förſterin. Aber willſt dus noch mit dem letzten Freund verderben?

Förſter. Die Marie hat einen Ruf zu verlieren. Wenn er ein Freund iſt, weiß er ohne mich, was er thun muß.

Robert. Ich weiß, was ich thun muß, aber Sie wiſſens nicht; ſonſt ſetzten Sie ihrer Kinder Glück nicht an eine Laune — an —

Förſter. Oho; das ſagen Sie Ihrem Vater, junger Herr.

Robert. An einen Eigenſinn. Ich hab Ihr Wort, und Marie hat das meine; ich bin ein Mann und will kein Schurke ſein.

Förſter. Und weil Sie kein Schurke ſein wollen, ſoll ich einer ſein? Solls heißen: Der Ulrich hat Vater und Sohn auseinander gebracht? Herr, mein Mädel da iſt zu gut, als daß es heißen ſoll von ihr, ſie hat ſich in die Familie geſchlichen. Herr Stein, hier bin ich zu Haus. Sie wiſſen, was ich meine.

Förſterin. So laß die Kinder wenigſtens —

Förſter. Einen dummen Streich machen? Und ihr ſeht zu, und hernach wißt ihr nichts als Heulen.

Robert. Marie, wie es auch werden mag —

Förſter. Ich weiß nicht, ob ich die Marie kenn. Wenn ich die Marie nicht kenn, ſo iſts beſſer, du gehſt gleich mit ihm.

Marie. Vater, er meints ſo treu.

Förſter. Gut; ſo geh mit ihm.

Förſterin. So hart —

Robert. Bei dem Himmel, Marie, der uns einander beſtimmt hat —

Förſter (wie vorhin zur Förſterin). Und daß du mir nicht etwa — Hörſt du, wenns geſchäh — (Er wendet ſich mit ihr nach dem Hintergrunde)

Andres (losbrechend). Nun iſts genug, Marie, du gehſt, oder der hier geht.

Förſterin. Nun fang auch du noch an, Andres. (Sie geht zu ihm auf die linke Seite)

Andres. Ich hab lange genug geſchwiegen. Laß mich, Mutter. Sein Vater hat meinen Vater beſchimpft, der ſoll nicht auch noch meine Schweſter beſchimpfen.

Robert. Du biſt mein, Marie. Den will ich ſehn, der uns — Fort mit der Hand!

Marie. Robert, es iſt mein Bruder!

Andres (drohend). Nur einen Schritt weiter, ſo —

Robert. Fort, ſag ich, um Gottes willen —

Andres. Du biſt mein Mann nicht —

Robert. Nicht mit der Fingerſpitze ſollſt du berühren, was mein iſt. Euch allen zum Trotz —

Andres. Hörſt dus, Vater?

Förſter (zwiſchen die beiden tretend). Zurück da, Burſche! Wer iſt Herr im Haus?

Andres. Biſt dus, Vater, ſo zeig, daß dus biſt, oder laß michs dem zeigen da.

Förſter. Andres, jetzt gehſt du dorthin und muckſt mir nicht.

Andres. Vater —

Förſter. Ob du Parition leiſten wirſt!

Andres (reißt eine Flinte von der Wand)

Förſter. Was machſt du da?

Andres (verbiſſen). Nichts. Hier im Hauſe biſt du Herr: draußen iſts niemand; draußen ſind wirs alle.

Förſter. In meinem Forſt bin ichs.

Andres. Aber keinen Schritt weiter.

Förſter. Was heißt das? Antwort!

Andres. Nichts weiter, Vater. Es brauchts nur der dort zu wiſſen. Wenn du auf deine Ehre nicht hältſt — für der Marie ihre ſorg ich. Das iſt für den, der der Marie zu nahe kommt.

Förſterin. Was für Reden!

Robert. Reden eben. Kinder fürchten ſich vor Reden.

Andres. Bei Reden ſolls nicht bleiben, ſo wahr ich ein Mann bin.

Robert. Wärſt du ein Mann, du drohteſt nicht, du —

Andres. Wären wir wo anders, du höhnteſt nicht —

Förſter. Andres!

Robert. } Gieb Raum —
Andres. } Fort, ſag ich.

Förſter (faſt zugleich pfeift durchdringend auf dem Finger)

Andres. Wo du nicht mehr —

Förſter (indem er zwiſchen die beiden tritt). Rebelliſche Jungens! Ruhe da. Daß ſichs keiner einfallen läßt! Blitzjunge da! Wenn ich einen Vormund brauche, ſo nehm ich keinen Gelbſchnabel dazu. Bin ich Herr hier, oder iſts ſonſt jemand? Was haſt du hier zu thun, Burſche? In den Wald mit dir; dem Weiler auf die Hände ſehn, daß er nicht faulenzt; dann ein Dutzend Ahornpflanzen in der Baumſchule herausgenommen, in feuchtes Moos geſchlagen; der Haslauer Bote, wenn er kommt, daß er nicht warten muß. Kein Muck. Vorwärts!

Andres (gehorcht und geht, nachdem er Robert noch einen herausfordernden Blick zugeworfen, den dieſer beantwortet)

Förſter. Und Sie, Herr Stein; guten Tag, Herr Stein; Sie wiſſen, was ich meine.

Förſterin. Wenn Sies Ihrem Vater vorſtellten; aber ſanft und freundlich! Und brächten ihn zurück.

Marie. Dann ſäh ich, wie lieb du mich haſt, Robert.

Förſter (milder). Eher kommſt du mir nicht wieder. Adieu, Robert. Und läßt mir das Mädel da in Ruh.

Robert. Ich gehe. Aber wies auch werden mag, mein Recht an die Marie geb ich nicht auf. (Ab)

Förſterin. Muß heut denn alles zum Schlimmſten ausgehn? Und er, Herr Vetter, auch er will uns verlaſſen?

Wilkens. Hm! Wenn einer abſolut mit der Stirn durch die Wand will! Der Narr bin ich nicht, der die Hand dazwiſchen hält. (Ab)

(Vorhang fällt)

Ende des erſten Aufzugs

Zweiter Aufzug

Im Schloſſe

Erſter Auftritt

Blein allein; er ſitzt

Verwünſchter alter Eigenſinn! Der ganze ſchöne Tag verdorben. Jetzt ſäßen wir bei Tiſch. Recht mag er ſchon haben, daß das Durchforſten nicht taugt. Aber muß er mich deshalb ſo in Rage bringen? Freilich, ich mußte klüger ſein als er. Meine Hitze war ſchon auch mit ſchuld. — Mich dauert nur die Förſterin — und die Kinder. Ich will auch — (Steht auf, ſetzt ſich wieder) Was denn? Eine Thorheit mit der andern gut machen? So unüberlegt im Nachgeben ſein, wie ichs im Übelnehmen war? Alter Sprudelkopf! Aber das ſoll mir eine Lehre ſein. — (Kleine Pauſe, dann ſteht er wieder auf, nimmt Hut und Stock und wirft beides wieder hin) Nein, es geht nicht; .es geht durchaus nicht. Was? Das wär eine Blamage, nie wieder gut zu machen. Dasmal muß er kommen; ich kann ihm nicht helfen. Aber er hat vielleicht ſchon — iſt das nicht Möller? (Raſch dem Kommenden entgegen)

◆

Zweiter Auftritt

Robert. Stein

Robert (erhitzt hereintretend). Sie wollen mein Glück zerſtören, Vater?

Stein (überraſcht, unwillig). Robert!

Robert. Das dürfen Sie nicht.

Stein. Daran fehlts, daß auch du kommſt und mir den Kopf warm machſt.

Robert. Vater, von der Verlobung laſſen Sie mich wegholen, wie das Kind vom Spielzeug; aber ich bin kein Kind, dem man giebt und nimmt, wies einem einfällt, ich hab Ihr Wort, und Sie müſſen es halten. Sie wollen mein Glück einer Laune opfern? Soweit geht kein Vaterrecht!

Stein. Aber was willſt du nun eigentlich?

Robert. Sie fragen, ob Sie ſich mit dem Förſter verſöhnen wollen?

Stein. Junge, wie kannſt du dich unterſtehn? Willſt du mich zur Rede ſtellen? — Geh zu dem Eigenſinn; er hat unrecht, er muß nachgeben.

Robert. Vom Förſter komm ich; er wies mich zu Ihnen —

Stein. Ich kann nichts thun, und nun laß mich in Ruh.

Robert. Sie wollen nichts zur Verſöhnung thun?

Stein. Nichts, wenn er nicht nachgiebt; und nun geh deiner Wege.

Robert. Wenn Sie nichts zur Verſöhnung thun, betret ich ſeine Schwelle nie wieder. Andres und ich ſind Todfeinde geworden; vielleicht ſteh ich ihm heut noch auf Tod und Leben gegenüber. — So mags kommen, wies will; ich hab alles gethan, was ich thun konnte. Vater — mich kann kein Vorwurf treffen. Wenn ein Unglück geſchieht — Sie konntens verhüten, und der Förſter konnt es verhüten — Marie iſt mein, und nicht Sie und nicht der Förſter ſollen mir ſie nehmen.

Stein. Biſt du raſend, Junge? Den Augenblick auf dein Zimmer! Hörſt du?

Robert. Vater, ich frage Sie —

Stein. Zu gehorchen haſt du, nicht zu fragen!

Robert. Der Jähzorn reißt Sie hin. Vater, ich bitte Sie, reißen Sie die Narbe hier nicht auf, die nur halb geheilt iſt. Ich wills erwarten, bis Sie ruhig geworden ſind, bis Sie Ihrer wieder mächtig ſind.

Stein. Du ſiehſt, daß ich meiner mächtig bin; du willſt mich mit Gewalt reizen, und es gelingt dir nicht. Aber nun kein Wort mehr! Keinen Laut!

Robert (außer ſich). Kein Wort? Hundert Worte, tauſend Worte, ſoviel die Bruſt erträgt. Ich will reden; bis ichs los habe da vom Herzen, will ich reden. Ihrem Möller, Ihren Schmiedeknechten verbieten Sie zu reden, mir nicht. Zeigen Sie Ihre Ungeduld, wie Sie wollen, bleiben Sie oder gehn Sie — reden will ich. Sie ſollens einmal wiſſen, daß ichs nicht mehr ertragen will, wie ein Knabe behandelt zu ſein, daß ich frei ſein will, daß ich allein ſtehn kann, daß Sie mich ſollen achten müſſen, daß ich weder Ihr noch irgend eines Menſchen Spielball ſein will.

Stein. Drohſt du mir mit dem alten Lied? Ich kanns auswendig. Du biſt noch da? Ich denke, du biſt gegangen. Ja ſo; reden willſt du, reden. Rede, thu, was du willſt; ich halte dich nicht.

Robert (ruhig im Tone des Entſchluſſes). Und wenn Sies nun wollten, es wär zu ſpät. Auf meinem Recht beſteh ich, und ſollt es mein und eines andern Leben koſten; aber Sie und den Förſter mach ich verantwortlich dafür.

Stein (den ſeine Hitze ſchon zu reuen beginnt). Junge — Robert. Leben Sie wohl — vielleicht auf ewig! (Stürzt ab)

Dritter Auftritt

Stein allein, dann der **Paſtor**

Stein (ſich vergeſſend einen Schritt nach). Wohin? — Robert! Junge! — Verwünſcht! Kaum die Hitze verredet, und den Augenblick darauf — Aber iſts auch nicht, als hätten alle ſich verſchworen, mich mit Gewalt nicht aus dem Harniſch herauskommen zu laſſen? Wenn er ſich wirklich verfeindet hat und rennt mit den Hitzköpfen zuſammen — Aber nachlaufen kann ich ihm doch nicht. — Kommt er wieder?

Paſtor tritt ein

Stein. Sie, Paſtor? Sie treffen mich da —

Paſtor. Habs ſchon gehört. (Giebt ihm die Hand)

Stein. Der Robert, der Junge —

Paſtor. Hat mich faſt über den Haufen gerannt. Er will wieder einmal fort? Was? Den wollen wir ſchon feſt machen.

Stein. Und mit dem alten Eigenſinn —

Paſtor. Weiß ſchon. Iſt auch die alte Geſchichte, die ewige Geſchichte, von der man das Ende allemal vorher weiß.

Stein. Dasmal doch nicht ſo gewiß.

Paſtor. Ja; ſie iſt verwickelter als ſonſt, weil zugleich die mit dem jungen Herrn drein kam. Und noch überdies iſt der junge Herr dasmal auch mit dem Andres zuſammengerannt, indes —

Stein. Iſt er das nicht, der hier kommt?

* * *

Vierter Auftritt

Möller. Die Vorigen

Stein. Sie, Möller? Wie ſiehts aus? Er giebt nach?

Möller. So wenig, daß er Ihnen vielmehr ſagen läßt, Sie könnten ihn gar nicht abſetzen.

Stein. Ich könnte nicht? — (Ruhiger) Wenn er noch meinte, ich könnte es nicht wollen. — Und Sie haben alles verſucht?

Möller. Alles.

Stein. Auch mit dem Buchjäger gedroht? Als ſollte der Förſter werden, als ſollten Sie dem ſogleich die Beſtallung bringen, wenn —

Möller. Als ſollt ich? — Mein Auftrag klang beſtimmter. Ich bringe Ihnen den gehorſamſten Dank des Buchjägers; er nimmt die Stelle an.

Stein. Er nimmt — er nimmt ſie an? Er nimmt ſie wirklich an? Was das für ein dienſtwilliger Menſch iſt, der Buchjäger! Und Sie dazu — mit Ihrer Eile. — Sind Sie ganz des Teufels, Herr? Ein Schreckſchuß ſollt es ſein für den Ulrich. Der ſollte vernünftig werden — nachgeben. Und wenn ichs in der Hitze ſo geſagt hätte, wie Sies verſtanden, ſo hätten Sies anders verſtehen müſſen. Sie wiſſen, daß ich im Herzen nicht daran denke, den alten Mann da, der tauſendmal mehr wert iſt — aber Sie habens auch, Sie habens richtig verſtanden, aber — ich erinnre mich nun zu ſpät, Sie haben immer gegen dieſe Heirat geſprochen.

Möller. Ich habe zwanzig Jahre der Firma Stein und Sohn gedient, Zeit genug, einmal zu erfahren, daß man auch zu gewiſſenhaft dienen kann. Ich habe nichts gethan, als buchſtäblich Ihren Auftrag erfüllt. Und wenn Sie mich dennoch verkennen wollen, ſo muß das mein Troſt ſein: Ich habe der Würde von Stein und Sohn nichts vergeben. (Er ſetzt ſich zur Arbeit)

Stein. So mags Ihnen die „Würde von Stein und Sohn“ danken, was Sie da gemacht haben, ich nicht. (Pauſe) Aber freilich, bei Lichte beſehn, was war auch anders zu thun? Nach dem, was vorgegangen war. Beruhigen Sie ſich nur. — Ich hab einmal den Herrn geltend gemacht. —

Paſtor. Der obendrein noch ſo neu iſt.

Stein. Ich hab einmal die verwünſchte Wahl geſtellt. Vor dem alten Wilkens da. Ich kann doch nicht — So ein verwünſchtes raſches Wort! Und das man noch nicht einmal recht innerlich ernſt gemeint hat, und das nun zum Schickſal wird, weil wir uns nicht die Mühe gaben, ſein Herr zu ſein —

Paſtor. Ja, der Beſonnenheit wird es verwünſcht ſchwer, für die Schulden einzuſtehn, die die Hitze gemacht hat. Warum haben Sie auch nicht wie gewöhnlich bloß unter vier Augen gezankt!

Stein (der Schritte gemacht). Nein, es geht nicht. — Und dennoch, wenn ich an die hitzigen Jungen denke. — Möller, ſchicken Sie doch gleich nach meinem Robert, laſſen Sie ihn ſuchen; ich hätte mit ihm zu reden.

Möller geht und kommt bald wieder

Stein. Ich kann dem alten Eigenſinn nicht helfen; dasmal muß er zu Kreuze kriechen. Ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, das muß er ſelbſt einſehn. Und nunmehr kann er auch zu Verſtande gekommen ſein. — Aber damit er ſieht, daß ich bereit bin, zur Verſöhnung zu thun, was ich nur irgend kann, ohne mich zu blamieren — wie wärs, Paſtor, wenn Sie zu ihm gingen? Die Stelle freilich, die muß er vor der Hand aufgeben, aber ſeinen bisherigen Gehalt, den kann er — ja, den ſoll er verdoppelt fortbeziehn; er mag ihn einſtweilen als eine Penſion anſehn. Ich dächte — er iſt doch die Hauptſchuld an der Geſchichte — damit bezahlt er ſeinen Teil daran billig genug.

Paſtor. Ich mache mich gleich auf den Weg.

Stein. Und ich begleite Sie ein Stück. Muß ich doch nicht ganz allein promenieren.

(Beide links ab)

◆

Fünfter Auftritt

Möller allein, dann der **Buchjäger**

Möller. Und wenn nichts aus der Hochzeit würde da mit der Löhlein, ſo hat Stein und Sohn doch einmal durchgegriffen. Die Galle hat mirs umgewendet, wenn er allemal der erſte war — Dasmal bin ich zufrieden mit meinem Alten und will ſeine Naſe gern einſtecken. — Aber was poltert nur da draußen herum? (In der Thür) Ein Glück, daß die durch die Zimmer gingen. Es iſt der Buchjäger. Und in welchem Zuſtand! Iſt das auch ein Menſch? (Er bringt den betrunkenen Buchjäger hereingeführt)

Buchjäger (erſt noch in der Szene). Wo iſt der Stein? Heda, Kerl! der Stein! Seid ihrs, Möller?

Möller (mit Gönneranſehn). Daß ihrs ſeid, darüber kann man nicht im Zweifel ſein. Was wollt ihr hier?

Buchjäger (indem ihn Möller auf einen Stuhl ſetzt). Bedanken, man muß ſich doch bedanken. Holt mir den Stein. Bedanken, — 's iſt einmal Mode ſo.

Möller. In dieſem Zuſtand?

Buchjäger (indem ihn Möller mit Anſtrengung auf dem Stuhl niederhalten muß). Zuſtand? Was geht euch der Zuſtand an? Daß ich mich bedanken will, das iſt Zuſtand genug. Laßt mich mit dem Zuſtand zufrieden. Iſt er drin? Was?

Möller. Da drin iſt niemand. Seid froh, daß niemand drinnen iſt. Euch iſt nicht zu helfen. Ihr wollt einmal auf keinen grünen Zweig kommen. Eure Gönner können keinen noch ſo klugen Streich für euch machen, ohne daß ihr ſelber gleich einen hundertmal ſo dummen drauſſetzt, der alles wieder verdirbt. Den Herrn reuts ſchon, daß er euch die Stelle gegeben hat, und ihr gebt ihm auch gleich —

Buchjäger. Ihr dummer Kerl ihr, das ihr ſeid. Mit eurer Gönnerſchaft, das ihr ſeid. Wenn ihr nicht den Stein und den Ulrich auseinanderbringen wolltet der Löhlein wegen! Und wenn ich ſo dumm wär, wie ſo ein verwetterter, vermöllerter, vergönnerter Kerl. Baſta. Daß ich Einen Tag Förſter bin? Denn zwei Tag dauerts nicht, bis die zwei Keſſelflicker wieder einig ſind; hernach iſts wieder aus mit meiner Förſterſchaft. Ihr denkt, weil ihr keinen Durſt habt, ſeid ihr ein honetter Kerl? Einen Tag weiß ichs — einen Tag bin ichs — Du — Durbitationsförſter nämlich — und den Tag hab ich angewandt, Bruderherz — an Ulrich Andres — angewandt, Bruderherz. Komm, Bruderherz, denn ich bin fidel, Bruderherz. Du vermöllerter Gönner du! (Fällt ihm um den Hals)

Möller (ſchamhaft und äußerſt verlegen ſich ſeiner erwehrend). Aber was denken Sie denn? Wenns jemand ſähe! So ſchämen Sie ſich doch! (Sich in der Autorität gewaltſam zurechtrückend) Mit Ulrichs Andres habt ihr was vorgehabt? Was?

Buchjäger. Vorgehabt, vorgehabt, den hab ich vorgehabt, wißt ihr? von wegen geſtern, wißt ihr? und von wegen der Galle auf ſeinen Alten, wißt ihr? Ihr wißt nichts, wißt ihr? Seinen weißen Katzenbart, der Alte, ſoll er zerbeißen vor Wut, wenn ers hört —

Möller. Aber was mögt ihr nur mit dem Andres angeſtellt haben?

Buchjäger. Was? Nichts. Werdets Zeit genug erfahren. Was? Durſt, Durſt, das iſt mein Jammergeſchrei, das iſt mein Siechtum, mein Elend, das iſt mein Gichtbruch, daran muß ich noch umkommen in meinen jungen Jahren. Wo iſt der Stein?

Möller. Jetzt kommt ihr mit auf meine Stube und trinkt eine Taſſe ſchwarzen Kaffee, damit ihr vernünftig werdet. Ich muß dann nach dem Hochofen; da nehm ich euch mit bis an die Mühle am heimlichen Grund. Und ihr geht vollends heim. Man muß euch die Hände binden, wenn ihr euer Glück nicht wegjucken ſollt.

Buchjäger (indem ihn Möller abführt). Wo iſt er? Heda! Wo iſt er? Der Stein?

* * *

Im Jägerhaus

Sechſter Auftritt

Die **Förſterin** allein, dann **Weiler** und ſpäter der **Förſter**

Förſterin (das Fenſter ſchließend). Er kommt noch immer nicht zurück, der Robert, und der Herr Paſtor auch nicht.

Weiler (indem er durch die Mitte tritt). Na, wenn der nicht auf die Naſe fällt! Aber wer iſts denn nun eigentlich? Ob mir die Frau Förſterin was aufgehoben hat? Aber ich hab ohnehin keinen Appetit. Hm.

Förſterin. Kalt wirds geworden ſein. (Holt einen Teller mit Speiſen aus dem Ofen, Brot u. ſ. w. dazu aus dem Schrank und ſetzt es auf den Tiſch zur Linken)

Weiler. Wir werden alle einmal kalt. (Setzt ſich zum Eſſen)

Förſter (iſt ſeitwärts eingetreten). Hat er den Hirſch wieder geſpürt da aus dem Lutzdorfer?

Weiler. Will dich ſtolzieren. Aber ſo iſts. So wies heißt Mann und Frau, Herr und Diener — dann iſt Lieb und Freundſchaft heidi!

Förſter. Und was heißt das da mit dem Stolzieren?

Weiler. Mit allen vier Beinen ſtand er da am Grenzbuſch im Hafer drin und fraß.

Förſter. Wer?

Weiler. Der Hirſch da aus dem Lutzdorfer.

Förſter (nachdrücklich). Ein Hirſch hat Läufte und keine Beine, und frißt auch nicht, ſondern er äſet.

Weiler. Meinetwegen.

Förſterin (ſeine Mahlzeit beſorgend). Aber was iſt denn nur?

Weiler. Hm.

Förſterin. Ob mans nun erfährt? Wenn man nichts wiſſen will, da wird er nicht fertig.

Förſter (bleibt vor ihm ſtehen; ſtreng). Weiler, hört er?

Weiler. Na, der Buchjäger da. Sechs Zoll iſt der heut gewachſen, hat gleich ſeinen Hut mit den Treſſen aufgeſetzt und ſeinen Hirſchfänger umgethan und zwei Bittre und ein ſechs Kümmel mehr getrunken als gewöhnlich; hat aber auch einen Weg nötig, noch halb ſo breit wie ſonſt.

Förſter. Iſt er fertig?

Weiler. Beinah! Aber wer iſt denn nun eigentlich der richtige Förſter von Düſterwalde? Der weiſt ſchon die Holzhauer zum Durchforſten an, da muß ers doch ſein! Aber ihr thut auch, als wärt ihrs noch?

Förſter. Ich bins auch noch; ich bin Förſter von Düſterwalde, und niemand ſonſt.

Weiler. Ihr wollts durchſetzen? Aber ich will euch ſagen, wer heutzutage Recht behält. (Pantomime des Geldzählens) Wer den längſten Atem hat. — Wer kommt da ſo eilig?

Siebenter Auftritt

Wilkens in ſeiner Art haſtig herein. **Weiler** eſſend. **Förſter. Förſterin**

Wilkens (eintretend). Aber was iſt denn nur paſſiert dahier? Einen guten Tag herein.

Förſterin (erſchrocken). Paſſiert? Aber um Gottes willen — iſt denn was paſſiert?

Förſter. Gleich oben hinaus.

Wilkens. Er wird doch noch ſehen mit ſeinem Eigenſinn.

Förſterin. Aber was denn nur?

Wilkens. Weiß ichs? Begegnet mir der konfuſe Hanns da am Scheibenweg und ſicht mit den Händen, als wenn er auf jemand losſchlüge, und weiſt daher nach dem Jägerhaus —

Förſter. Er wies auf den Wald; das Durchforſten meint er —

Wilkens. Mein Weg war eigentlich ein andrer, aber ich denke, ich muß doch ſehn. Und da ſteht auch gleich eins in tiefen Gedanken, da nicht weit vom Haus. Iſts der Andres. Denk ich, den fragſt du. Hm. Wie mich der kommen hört, fährt er auf, ſieht mich wild an, und — fort iſt er. Ich ruf ihn; hm; der hat ja ſeinen Namen vergeſſen. Ich lauf ihm nach, aber der — fort, als hätt er kein gutes Gewiſſen.

Förſterin. Was das nun wieder iſt!

Förſter (ruft aus dem Fenſter mit Autorität). Andres!

Weiler. Da kommt er ja ſchon.

⁂

Achter Auftritt

Der **Paſtor.** **Vorige.** **Weiler** ſitzend

Weiler. 's iſt der Herr Paſtor. (Begrüßung)

Förſterin. Gott ſei Dank! Der gute Herr Paſtor!

Förſter. Sie meinen zur Verlobung zu kommen, Herr Paſtor — aber —

Paſtor. Ich weiß alles, was ihr angeſtellt habt.

Förſter. Der Herr Stein —

Paſtor. Von dem komm ich eben. Und was ich Ihnen zu bringen habe — ich weiß, Sie nehmens deshalb um nichts unfreundlicher auf, weil ichs bringe.

Förſterin. Wenn der Herr Paſtor vom Herrn Stein kommen, da kann noch alles gut werden. Aber Sie wiſſen nicht, Herr Paſtor, wie eigenſinnig der Mann da iſt.

Paſtor. Was denn? Ich weiß alles. Aber er iſt doch nicht der Hauptſünder; ſonſt käm ich nicht als Steins Geſandter. Der will den erſten Schritt thun.

Wilkens. Ich thät ihn nicht, wenn ich der Herr wär.

Paſtor. Ja, alter Freund Ulrich, dem Stein thuts leid, daß ſeine Hitze die Urſach gegeben hat, den ſchönen Tag zu ſtören.

Förſter. Hört er, Vetter Wilkens?

Paſtor. Das mit dem Abſetzen war gar nicht ſo ſchlimm gemeint.

Förſter. Hört er, Weiler?

Paſtor. Daß es nun freilich ſein Bewenden dabei haben müßte —

Förſter. Sein Bewenden — Herr Paſtor, was ſoll das heißen?

Paſtor. Daß er ſein Wort nicht ſogleich wieder zurücknehmen könnte, ohne ſich zu blamieren — Das müßten Sie ſelbſt einſehn.

Förſter (gedehnt). So? Und der Buchjäger?

Paſtor (zuckt die Achſeln). Iſt vor der Hand Förſter von Düſterwalde; das iſt nicht zu ändern —

Förſter. Das ſagen Sie; aber ich ſag Ihnen, Herr Paſtor, der Buchjäger iſts nicht; Förſter von Düſterwalde bin ich. Und ich bins, Herr Paſtor, und ich bleibs, Herr Paſtor, bis der Herr Stein bewieſen hat, daß ich gegen meine Pflicht gehandelt hab.

Paſtor. Damit Sie aber ſähen, wie bereit er ſeinerſeits wär, ſein Teil Unrecht auszugleichen und das alte gemütliche Verhältnis wieder herzuſtellen, ſollen Sie Ihren bisherigen Gehalt verdoppelt fortbehalten als Penſion.

Förſter (macht Schritte und pfeift)

Paſtor. Soweit mein Auftrag, alter Freund; und nun —

Förſter (bleibt vor dem Paſtor ſtehn). Wofür, Herr? Will er mir meine Ehre damit abkaufen? Herr Paſtor, meine Ehre iſt mir nicht feil. (Schritte und pfeift)

Paſtor. Aber alter, wunderlicher Freund —

Wilkens. Ja wenn er einen Menſchen anhörte!

Förſter (wie vorhin). Solls ein Gnadengehalt ſein? Ich brauche keine Gnade. Ich kann arbeiten. Umſonſt nehm ich nichts. Ich nehme keine Almoſen. Ich weiß, er kann mich nicht abſetzen, wenn ich nicht ſchlecht geweſen bin; das weiß ich aus mehren Exempeln, zum Beiſpiel vom Jäger Rupert in Erdmannsgrün. Wenn ich mich willig abſetzen ließe, ſo geſtänd ich ſelber ein, daß ich ſchlecht wär. Dem Rupert konnten ſie auch nichts beweiſen, und er blieb in ſeinem Dienſt. Und wer nimmt einen Abgeſetzten in Dienſt? Herr Paſtor, ich hab von Vater und Großvater eine Ehre ererbt und bin ſie meinen Kindern und Kindeskindern ſchuldig; mein Vater hat vor mir die Stelle gehabt, und mein Großvater vor meinem Vater; ſie heißen mich den Erbförſter im ganzen Thal; ich wär der erſte aus meinem Stamm, der abgeſetzt wäre. Gehn Sie hinaus in meinen Forſt, Herr Paſtor, und wenn Ihnen nicht die Seele davor aufgeht — Herr Paſtor, ich habe den Forſt bis auf den Kirchhof gezogen; da liegt mein Vater und mein Großvater, und von ihren Herrn ſteht das Zeugnis auf ihren Steinen: Sie waren redliche Männer und treue Diener. Sie liegen, wie ſichs für Jägersleute gebührt, unter grünen Tannen. Herr, und wenn mein Kindeskind einmal dahin käm und fragte: Aber warum liegt der nicht unter den Tannen, der ſie gepflanzt hat? Warum haben wir nichts mehr da zu ſuchen? Iſt der ein Schurke geweſen, daß ſein Herr ihn hat abſetzen dürfen? Und wenn ſie meinen Grabhügel ſuchen und finden ihn hinter der Kirchhofsmauer? Herr, wenn Sie ohne Ihre Ehre leben können, ſo iſts gut für Sie — oder vielmehr, ſo iſts ſchlecht von Ihnen. Aber ſehen Sie, Herr Paſtor, für mich giebts nur Eine Wahl, entweder neben meinem Vater und Großvater unter die Tannen oder — hinter die Kirchhofsmauer. Herr Paſtor, ich bin Förſter hier, oder er müßte öffentlich erklären, der Herr Stein, daß er an mir gehandelt hat als ein Schurke. Das Meine hab ich in ſeinen Forſt gewandt; ich will nichts herausnehmen als den Stock, an dem ich in die Welt gehe und in meinen alten Tagen einen neuen Dienſt ſuche; aber von mir muß die Schande abgewiſcht ſein, und auf ihm muß ſie kleben bleiben. Ich bin in meinem Recht und wills behaupten.

Wilkens. In ſeinem Recht? Hm. Was will er mit dem Recht? Recht koſtet Geld. Recht iſt ein Spielzeug für die Reichen wie Pferde und Wagen. Hm. Mit ſeinem Recht und Unrecht da. Sein Recht, das iſt ſein Eigenſinn; er reißt noch Frau und Kindern die Kleider vom Leibe, damit er nur ſeinen Eigenſinn warm halten kann.

Paſtor. Aber —

Neunter Auftritt

Wilhelm. Vorige

Wilhelm. Vater, der Andres iſt draußen und will nicht herein. Ich habs ihm geſagt, daß du ihn gerufen haſt.

Förſterin. Komm, Wilhelm, wir wollen hinaus zum Andres —

Förſter. Stille da, Weib! Daß ihr ihn vollends konfus macht mit Lamentieren? Entweder ihr verhaltet euch ruhig, oder ihr geht dahinaus, und ich zieh hinter euch den Schlüſſel ab. (Er geht feierlich nach der hintern Thür) Andres! Du kommſt ſogleich herein. Hörſt du?

◆

Zehnter Auftritt

Andres. Vorige

Andres (in der Thür; wie er die Menſchen ſieht, will er zurück)

Förſter. Andres, du kommſt herein. Vor deinen Vorgeſetzten. (Setzt ſich wie zu einem Verhör)

Förſter, **Förſterin**, **Weiler**, **Wilhelm** auf der linken Seite; **Paſtor**, **Wilkens** auf der rechten; **Andres**, der niemand anzuſehen wagt, in der Mitte

Förſter. Hierher, Forſtgehilfe Andres Ulrich. Wo kommſt du her?

Andres. Vom Gehege, Vater.

Förſter. Wo haſt du deine Flinte, Andres Ulrich?

Andres (ſchweigt)

Förſter. Wer hat ſie?

Andres (dumpf). Der Buchjäger.

Förſter (ſteht unwillkürlich auf)

Förſterin (voll Angſt). Ulrich!

Förſter (ſetzt ſich wieder). Hier hat niemand zu reden als der Forſtgehilfe Ulrich und ſein Vorgeſetzter. Andres —

Andres. Vater —

Förſter. Warum ſiehſt du mich nicht an?

Andres. Ich kann niemand mehr unter die Augen ſehn. Ich will als Schiffsjunge nach Amerika. Laß mich, Vater!

Förſter. Junge, du haſt zu antworten, wenn dich dein Vorgeſetzter fragt. Was hat der Buchjäger? Heraus damit.

Andres. Ich war eben drüber, die Ahornpflanzen in der Baumſchule herauszunehmen —

Förſter. Wie ich dir befohlen hatte.

Andres. Da kam der —

Förſter. Der Buchjäger. Weiter, Andres Ulrich.

Andres. Mit ſechs Holzhauern vom Brandsberg her —

Förſter. Vom — weiter, Andres Ulrich.

Andres. Er war betrunken —

Weiler (halblaut). Wie gewöhnlich — (auf einen Blick des Förſters, als hätt er nichts geſagt)

Andres. Und die Holzhauer warens auch. Er ließ die Korbflaſche umgehn. Hier wird angefangen, ſagt' er; der Ulrich hat ſchöne Wirtſchaft gemacht, ſagt' er; darum iſt er abgeſetzt. Wie er das geſagt hatte, trat ich vor —

Förſter. Tratſt du vor — (Steht auf)

Andres. Und ſagte, er wär ein elender Verleumder. Und übrigens hab er nichts anzuordnen im Forſt.

Förſter (ſtreckt ſich). Im Forſt.

Andres. Und ſollte gehn, wohin er gehörte.

Förſter (nachdrücklich). Gehörte. (Setzt ſich) Und der —

Andres. Lachte —

Förſter (ſteht auf, ſetzt ſich wieder, pfeift und trommelt vor ſich auf dem Tiſch; dann) Weiter —

Andres. Und ſagte: Was will der Kerl?

Förſter (mit ſtarker Stimme). Andres!

Andres. Vater —

Förſter. Und du? Weiter, weiter.

Andres. — Hat da Pflanzen aus meinem Forſt in der Hand? (Leiſe) Haltet mir den Holzdieb, den Pflanzenſtehler!

Förſter (kleine Pauſe). Und die —

Andres. Hielten mich.

Förſter. Und du —

Andres. Es waren zuviel — mein Wehren half mir nichts.

Förſter (der den Kampf mitkämpft). Half nichts; es waren ſechs über einem.

Andres. Ich war wütend, wie ich ſah, was er wollte. Sie zogen mich — aus. Ich ſagte, er ſollte mich erſchießen, ſonſt wollt ichs ihn, wenn er mich lebendig gehn ließe. Dazu lacht' er. Die — mußten — mich — halten —

Förſter (ſpringt auf). Und der —

Andres (widerſtrebend, flehend). Vater —

Förſter. Und der hat —

Andres. Hat —

Förſter (ſchwach). Hat —

Andres (außer ſich). Vater ich kanns nicht ſagen. Das hat mir noch kein Menſch gethan auf der Welt!

Förſter (tiefatmend). Stille jetzt. Sags hernach — Andres. (Pauſe, er geht bei Andres vorüber, der nun zur Förſterin tritt) Schönes Wetter heut, Herr Paſtor — zuckt mich da auf einmal wieder der alte Fluß im Arm. Und die Mücken ſpielen ſo tief — Es wird noch Gewitter geben heut. — Andres, er hat dich — ich habs nie, und ein Fremder — ein — ſag nichts, Andres — ich verſteh dich. (Macht Schritte)

Förſterin (zu Andres). Daß du auch den Buchjäger geſtern gereizt haſt!

Weiler. Hab ichs nicht prophezeit?

Förſterin. Du biſt totenblaß. Ich will dir Tropfen geben —

Förſter (bleibt ſtraff vor Andres ſtehn, die Förſterin weicht ängſtlich zurück). Hör, Andres. Und er, Weiler. (Weiler kommt vor) Aufgepaßt. Wer in meinen Forſt kommt mit der Flinte — angerufen! Verſteht ihr mich?

Weiler. Hm.

Förſter. So iſt die Inſtruktion. Angerufen! Ich bin der Förſter und niemand ſonſt, und ihr ſeid meine Leute. Der Herr und ſein Sohn paſſieren. Wer aber ſonſt in meinen Forſt kommt mit einer Flinte, hört ihr? mags ſein, wers will; mag er einen grünen Rock am Leibe haben oder nicht — der iſt ein Wildſchütz, der wird angerufen: Halt! Flinte weg! Wies die Inſtruktion beſagt. Wirft er ſie hin, gut; wirft er ſie nicht hin, drauf gebrannt — wies die Inſtruktion beſagt. — Und du, Wilhelm, gehſt auf der Stelle zum Advokat Schirmer in der Stadt. Dem erzählſt du alles. Er ſoll eine Klage machen gegen den Stein und ſeinen Buchjäger und ſoll ſie einreichen bei den Gerichten. Vergiß nichts, Wilhelm; daß mein Vater und mein Großvater die Stelle hatten, daß ſie mich den Erbförſter heißen, das Exempel vom Rupert in Erdmannsgrün; es wird nicht nötig ſein, aber aus Vorſicht; daß der Forſt offen liegt gegen Mitternacht und Abend, vergiß mir nicht; und daß der Stein mich abſetzen will, weil ich nicht als ein Schurke an ihm handeln will. Wenn du jetzt gehſt, kannſt du noch vor Nacht wieder heim kommen. Andres und ich begleiten dich bis an die Grenzſchenke. Da kann dich der Andres abends erwarten, wenn du wieder kommſt. (Zu Andres, der unter den Flinten wählt) Nimm die doppelläufige mit dem gelben Riemen, Andres. Ich nehm die andre.

Andres (tut es). Mutter, ein Tuch; mich überläuft es ſo kalt.

Förſterin (holt es aus dem Schrank). Aber du ſollteſt heimbleiben, Andres, auf den Ärger. (Hilft ihm das Tuch um den Hals binden)

Wilkens. Und er ſieht nicht, daß er abſolut unrecht behalten muß? Er iſt mit ſehenden Augen blind?

Paſtor. Des Abſetzens wegen wollen Sie klagen? Das können Sie nicht.

Förſter (der ſich unterdeſſen den Hirſchfänger angeſteckt hat). Das kann ich nicht? So iſts recht, daß er mich abſetzen will?

Paſtor. Unbillig iſts gewiß, unrecht vor dem Herzen, aber nicht vor dem Gericht.

Förſter. Was vor dem Herzen recht iſt, das muß auch vor den Gerichten recht ſein.

Paſtor. Wenn Sie ſichs erklären laſſen wollten —

Förſter. Erklären? Hier iſt alles klar bis auf Ihre Hirngeſpinſte da, womit einen die Herren eintreiben möchten, daß man an ſeinem eignen Verſtand irr werden ſoll. Mit Aber und Wenn, das kenn ich. Die Aber und Wenn, die kommen ganz oben aus dem Kopfe; da weiß das Herz nichts davon; das ſind Praktikenmacher. Nun gut, Herr Paſtor, erklären Sie doch einmal. Aber mit Ja und Nein. Was drüber iſt, das iſt vom Übel. Die Aber und Wenn ſind vom Übel. Der Herr Stein will mir meine Ehre nehmen; meine Treu und Rechtſchaffenheit will er mir mit Schande vergelten; in meinem fünfundſechzigſten ſoll ich daſtehn als ein Schurke. Nun, Herr Paſtor, auf Ja und Nein: iſt das recht?

Paſtor. Auf Ja und Nein? — Freilich; recht iſts nicht im gewöhnlichen Sinne, aber —

Förſter (fällt ein, ſiegreich). Alſo recht iſts nicht? Und wenns nicht recht iſt, ſo muß es unrecht ſein. Und dazu ſind die Gerichte da auf der Welt, daß Unrecht nicht geſchehen ſoll. Mich ſoll kein Menſch irr machen an meinem guten Recht; und der iſt mein Freund geweſen für immer, der mir noch das Wort vom Nachgeben ſpricht. Amen. Wenns nur ein Aber brauchte, Unrecht aus Recht zu machen, ſo wollt ich lieber unter den Wilden leben, ſo wollt ich lieber das erbärmlichſte Tier ſein auf Gottes Erdboden als ein Menſch. Seid ihr fertig, Jungens?

Andres und **Wilhelm.** Ja.

Förſter. So kommt, Jungens. Alles andre kann zum Teufel gehn, Herr; aber Recht, Herr, Recht muß Recht bleiben!

(Indem er geht und die andern folgen, fällt der Vorhang)

Ende des zweiten Aufzugs

Dritter Aufzug

Grenzſchenke

Erſter Auftritt

Lindenſchmied. Wirt. Möller tritt herein; nach ihm **Frei**

Möller. Herr Wirt, ein Glas. (Für ſich) Wird ja nunmehr ſeinen Weg vollends heimfinden, der Buchjäger. Von der Mühle da am heimlichen Grund hat er kaum eine Viertelſtunde nach Haus. — Einen guten Abend.

Frei (noch außen). Ein Glas im Vorübergehn. (Tritt ein) Da hinüber ins Herzogliche. Da gehts luſtig zu.

Wirt. Gott behüt uns vor der Sorte Luſtigkeit. Wohl bekomms, Herr Buchhalter!

Möller. Eine ſchöne Geſellſchaft!

Wirt. Wollen Sie ſich nicht ſetzen, Herr Buchhalter?

Möller. Danke. Ich muß noch nach dem Hochofen den Abend; meine Leute ſind ſchon voraus. (Für ſich, indem er das Glas an den Mund nimmt) Auf glückliches Zuſtandebringen der Heirat mit Löhlein und Kompagnie.

Frei. Da drüben weiß man ſchon nicht mehr, was oben und was unten iſt, und bei uns gehts heut oder morgen noch los. Der Erbförſter hat ſich ſchon in ſeinem Jägerhaus verbarrikadiert.

Wirt. Dummes Zeug. Der! Die Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt!

Frei. Man iſt ſo lange gewiſſenhaft, als es geht. Ein Hundsfott, ders eine Stunde länger iſt. Den Buchjäger will er oder ſeine Leute erſchießen, wo ſie ihn finden. (Gebärde) Und der Erbförſter fackelt nicht; da kenn ich den alten Teufelskerl mit ſeinem weißen Schnauzbart.

Lindenſchmied (heller lachend). Oho!

Frei (ſieht ſich nach ihm um). Wollt ihr etwa dem Buchjäger ſeine Partei nehmen? Was, Lindenſchmied?

Lindenſchmied (wie vorhin). Dem Buchjäger ſeine —

Frei. Weiß jedes Kind, wie lieb ihr den habt.

Lindenſchmied (mit Gebärde, wie vorhin). Haha!

Frei. Der Weiler hats den Erbförſter ſelbſt ſagen hören. Und ich ſag euch, was der Erbförſter ſagt, das iſt ſo gut, als hätts ein andrer ſchon gethan.

Lindenſchmied. Wird ſich hüten, der — Erbförſter. — (Gedämpft) Wenn die nicht wären, die am grünen Tiſch. Und der nicht wär, der — (deutet pantomimiſch an, daß er den Nachrichter meint)

Frei. Der hat aufgehört. Der — Denn jetzt iſts (ſchlägt auf den Tiſch) Freiheit! Der Erbförſter ſoll leben! Und wers ſchlimm mit ihm meint — ich zeig auf niemanden —

Möller (eilig). Hier, Herr Wirt. Schon faſt acht.

Wirt. So eilig, Herr Buchhalter?

Möller. Im Hochofen warten ſie auf mich.

Wirt. Sie bekommen —

Möller (ſchon an der Thür). Laß er nur. Ich behalt es gut auf morgen. (Ab)

◆

Zweiter Auftritt

Vorige, ohne Möller

Frei (ſteht auf; die Fauſt hinter ihm her ballend). Nichts ſollt ihr gut behalten, du und deinesgleichen da. Es ſoll euch alles bezahlt werden. Lindenſchmied, geht ihr mit da hinüber ins Herzogliche?

Lindenſchmied. Hab meinen Weg für mich. (Kommt vor) Die hinter ihrem grünen Tiſch! Daß ein ehrlicher Kerl erſchrickt, wenn ein Blatt rauſcht, und hinter ſich ſieht, ob nicht der Büttel hinter ihm drein iſt.

Frei. Wird umgeworfen der, der grüne Tiſch — ſag ich euch. In zehn Jahren ſolls niemand mehr erfragen können, was ſo'n Büttel mal für ein Ding geweſen iſt. Jetzt iſt Freiheit, und die Ordnung hat aufgehört; jeder kann machen, was er will, kein Büttel mehr, kein grüner Tiſch mehr, ſag ich euch; kein Turm, keine Ketten. Hätt der Herrgott die Haſen expreß für den Edelmann gemacht, ſo hätt er ihnen gleich ſein Wappen in den Pelz gebrannt. War eine Kleinigkeit das für einen Mann wie der Herrgott. Das wiſſen die Menſchen jetzt, daß die in den Zuchthäuſern verehrungswürdige Dulder ſind, und die Vornehmen ſind Spitzbuben, und wenn ſie noch ſo ehrlich wären. Und die Fleißigen ſind Spitzbuben; denn die ſind ſchuld, daß die braven Leute, die nicht arbeiten mögen, arm ſind. Das könnt ihr in den Blättern gedruckt leſen. Und wenn der Erbförſter den Buchjäger vornimmt (Pantomime), ſo kann ihm niemand was anhaben drum; denn der Buchjäger hat die ehrlichen Leute ins Zuchthaus gebracht, wenn ſie geſtohlen hatten.

Lindenſchmied. Und wird nicht geſtraft? Nicht? Und auch ein andrer nicht, wenn ers thut?

Frei. Und auch ein andrer nicht, ſag ich euch. Da drüben haben die ehrlichen Leute das Schloß angebrannt und geplündert; mehrere Menſchen ſind dabei verunglückt; kräht kein Hahn danach. Wer jetzt ſo was auszuwetzen hat. Und der Ulrich braucht nicht weit zu lauſen; der Buchjäger torkelt da im heimlichen Grund herum, hat den Hut verloren —

Lindenſchmied (fährt krampfhaft haſtig in die Taſchen). Und nichts — gar nichts — nicht ein ſtumpfes Meſſer bei mir!

◆

Dritter Auftritt

Andres. Vorige

Andres (hereintretend). Iſt das heiß hier! (Er nimmt ſein Tuch ab) Guten Abend. (Wickelt das Tuch um das Flintenſchloß und lehnt die Flinte neben ſich an) Daß ſich niemand da vergreiſt; die Flinte iſt geladen. (Zum Wirt) Ich weiß nicht, was das iſt. Wird mir auf einmal ſo elend da herum. Ich wollte auf meinen Bruder warten an der Grenze.

Wirt. Machen Sie ſichs bequem, Herr Forſtgehilfe.

Andres. Noch kommt der Wilhelm wohl nicht. (Er wirft ſich auf eine Bank, legt bald die Arme auf den Tiſch und den Kopf darauf)

Frei (ſchlägt ſein Glas auf den Tiſch auf). Noch eins, Wirt. Und das iſt Gnade, daß ich jetzt bei ihm trinke, wos noch was koſtet. In acht Tagen muß er ſchaffen, und kein ehrlicher Menſch braucht ihm mehr einen Pfennig zu bezahlen dafür, ſag ich ihm.

Lindenſchmied (von nun an unverwandt bald nach Andres, bald nach der Flinte ſchielend). Wenn er einſchlief einmal — der da! (Über den Tiſch gelehnt zu Frei heimlich) Da im heimlichen Grund, ſagt ihr? — Und meint ihr auch gewiß, Frei, daß nichts mehr geſtraft wird?

Frei. Vorurteil, ſag ich euch. Wenn ihr was anſtellt, und ſie hängen euch, ſollt ihr mich einen Schuft nennen euer Leben lang. Seht ihr. Was man ſonſt einmal Treu und Ehrlichkeit genannt hat, das haben uns die alten Weiber weis gemacht. Und ein Kerl, der ſein Wort hält, das iſt ein Schuft, und ſo einem trau ich nicht über die Thürſchwelle. Das Volk iſt ehrlich an und für ſich, weils das Volk iſt. Ihr ſollt nur die Herren da reden hören; war ein Profeſſor dabei, der muß es wiſſen.

Lindenſchmied (führt ihn fort). Aber mit dem Gewiſſen? Und von wegen mit dem da drüben?

Frei. Vorurteil. Nichts weiter, ſag ich euch.

Lindenſchmied. Habs immer gedacht das; aber ſonſt durfte man ſo was nicht ſagen.

Frei. Dem Volk haben ſie von Himmel und Hölle weis gemacht, damit der gnädige Herr ſeine Haſen allein behalten ſollte. Den armen Leuten haben ſie von Kind an ein Gewiſſen eingetrichtert, damit ſie ſichs gefallen laſſen ſollten, wenn die Reichen herrlich und in Freuden lebten.

Lindenſchmied. Und er iſt im heimlichen Grund?

Wirt (wird aufmerkſam)

Frei. Wer?

Lindenſchmied. Der — (knöpft ſich ein)

Frei. Wo wollt ihr hin?

Lindenſchmied. Schulden bezahlen, eh die Welt neu wird. (Während er Andres verſtohlen beobachtet, mit der Linken in der Weſtentaſche, um den Wirt zu bezahlen) Kanns nur nicht heraus kriegen da mit der —

Frei. Eure Finger an der Linken ſind ſteif —

Lindenſchmied (mit Gebärde). Die an der Rechten werden noch krumm.

Frei. Habt ihr einen Fluß gehabt?

Lindenſchmied (heiter lachend). Ja, einen bleiernen. Zwei Lot Pulver und drei Schrot. (Er ſpricht immer gedämpft, um den Andres nicht zu wecken) Ein Denkzettel von dem da im heimlichen Grund —

Frei. Vom Buchjäger?

Lindenſchmied. Weil ich Thaler ſchlug aus dem Strahlauer Herrn ſeinen Rehen. Lief ungemünztes Geld genug im Wald herum.

Frei. Noch eins, Wirt! (Giebt dem ſein Glas)

Lindenſchmied (in ſich verloren, allein im Vordergrund). Sechsmal lief ich hinaus, wo er vorbeikommen ſollte; aber er kam mir nicht. Damals war das Gewiſſen noch Mode. Da dacht ich: Jetzt ſolls nicht ſein, und verſchobs, wenn er mir einmal von ſelber käme, ſodaß ich ſehn müßte, es ſollte ſein. Nächte lang hats mich gewürgt wie der Alp und von meinem Blut gezehrt, daß ich nicht an ihn ſollte, und jetzt — ha ha ha! (Lacht krampfhaft kurz, weckt ſich damit aus ſeinen Gedanken und ſieht ſich betreten um)

Frei. Habt ihr gelacht, Lindenſchmied?

Lindenſchmied. Weiß nicht, ob ichs war.

Frei. Ihr habt eine kurioſe Lache. Geht ihr mit, Lindenſchmied? Ins Herzogliche?

Lindenſchmied (ſchlägt ihn auf die Schulter). Mann, jetzt iſt Freiheit! Hab meinen eignen Weg.

Frei. Meinetwegen! (Tritt in den Hintergrund zum Wirt) Was hab ich zu zahlen zu guter Letzt? Hier; gebt heraus.

Wirt. Da ſind drei, vier —

Lindenſchmied hat den Augenblick benutzt, wo niemand ihn beobachtet, Andres Flinte verſtohlen hinwegzunehmen, und eilt mit derſelben ab

Frei. Welche Zeit, Wirt?

Wirt. Achte durch.

Frei (im Abgehn). Adies!

* * *

Vierter Auftritt

Wirt. Andres

Andres (ſchrickt auf). Acht? — Nun kann der Wilhelm kommen.

Wirt (naht ſich Andres ängſtlich). Sie ſind ein braver Menſch; Ihnen kann ich meine Angſt ausſchütten. Das iſt eine greuliche Brut, die da eben gingen. Worte ſind gefallen! Der Buchjäger iſt betrunken im heimlichen Grund, und der Lindenſchmied, ſein Todfeind, ihm nach. Unter Reden! Er ſprach von Fingerkrummmachen. Und der Menſch iſt zu allem fähig.

Andres. Er meint, der Lindenſchmied will dem Buchjäger ans Leben?

Wirt. Aber geſagt hab ichs nicht. Wenn ichs anzeige, brennen die mir das Haus über dem Kopf zuſammen. Und wenn ich nichts thu — (macht Schritte)

Andres (wollte aufſtehn, ſetzt ſich wieder). Um den? — Mag ihm geſchehn, was Gott zuläßt. Um den geh ich nicht.

Wirt (wie vorhin). Was ich nur anfang da?

Andres. Der Vater ſagt: Wenns Hilfe gilt, muß jeder tüchtige Menſch einſtehn, und nachher erſt fragen: Wem hab ich geholfen?

Wirt. Ob ichs doch anzeige? Aber —

Andres (ſteht raſch entſchloſſen auf). Ich gehe. Ich will ſehn, ob ich ihn finde, den Buchjäger. Dem Wilhelm wird ja nichts geſchehn. Sind nur die paar Schritte bis heim. Was ſuch ich da nur? Mein Tuch. Da in den Schläfen hämmerts und ſauſt. Wo hab ichs doch? — Ich habs um die Flinte gebunden. (Da er die nicht findet) Aber wo iſt meine Flinte?

Wirt. Ihre Flinte fehlt?

Andres. Hier hatt ich ſie angelehnt. Die mi dem gelben Riemen.

Wirt. Die hab ich erſt noch lehnen ſehn.

Andres. Hat er ſie vielleicht aufgehoben?

Wirt. Ich? Nicht angerührt. Allmächtiger Gott! Wenn der Lindenſchmied — Sie lagen, und ich zählte juſt — was iſt da zu machen?

Andres. Nichts. Ich geh ohne Flinte. Ich hab nicht Zeit, erſt eine andre zu Hauſe zu holen.

Wirt. Aber unbewaffnet —

Andres. Laß er nur. Wenn mir nur nicht noch ſchlimmer wird da auf der Bruſt. (In der Thür) Wenn ich nur nicht zu ſpät komme! (Draußen) Gute Nacht, Meiſter Wirt. (Sie ſind beide unterdes abgegangen)

Verwandlung

Im heimlichen Grund

Pittoreske Waldſchlucht: hinten querüber der Bach, jenſeits desſelben Felſen, an welchen ein ſteiler, ſchmaler Weg mit dem Bach gleichläuft; Dämmerung

Fünfter Auftritt

Robert hat eine Flinte umhängen. **Kathrine**

Kathrine. Wie ſchauerlich das hier iſt! Wir ſind ſchon ſo weit vom Schloſſe. Wo ſind wir nur, Herr Robert?

Robert. Im heimlichen Grund, Kathrine.

Kathrine. Im heimlichen Grund? Wos ſo unſicher iſt? Wo immer die Wilddiebe aus dem Herzoglichen —? (Sieht ſich ängſtlich um)

Robert. Ohne Sorgen, Kleine; wir haben einen ſichern Begleiter bei uns. (An ſein Gewehr ſchlagend) Siehſt du dort?

Kathrine. Etwas ſchimmern wie eine weiße Wand und dunkle Läden daran —

Robert. Das iſt das Jägerhaus.

Kathrine. Wirklich? Ja, Gott ſei Dank! Jetzt ſeh ich das Hirſchgeweih oben am Firſt gegen den Abendhimmel.

Robert. Hier iſt der Brief. Aber ſo frei in der Hand darfſt du ihn nicht tragen. — Haſt du auch einen Vorwand? Wenn der Alte dir begegnen ſollte?

Kathrine (verſchämt und ſelbſtzufrieden lächelnd). Ach, Herr Robert, ſollte ein Mädchen ſo dumm ſein? Da machen Sie ſich keine Sorge. Meine kleinen Schweſtern lernen ſtricken und nähn bei der Mamſell — da —

Robert (macht den Brief zuſammen, in den er ſah). Nun hier, Kathrine. Aber nur in Mariens oder ihrer Mutter Hände giebſt du den Brief, niemandem ſonſt, auch Andres und Wilhelm nicht. Nur in ihre eignen oder in ihrer Mutter Hände.

Kathrine. Aber ſo weit ſoll ich noch allein?

Robert. Kaum zwei Büchſenſchüſſe weit. Mich darf niemand in der Nähe des Jägerhauſes ſehn. — Heimwärts gehſt du die Straße. Nur wenn du den Brief nicht haſt anbringen können, kommſt du hierher zurück.

Kathrine. Aber daß Sie auch nicht fortgehn.

Robert. Nein, Kathrine. Hier bleib ich.

Kathrine ab

Sechſter Auftritt

Robert allein, dann der **Buchjäger**, zuletzt **Möller** mit zwei **Arbeitern**

Robert (ſieht Kathrinen eine Weile nach; dann Schritte). Ob ſie kommen wird? Ob ſie ihren Vater laſſen wird um mich? (Bleibt ſtehn) Als ein Jäger geh ich in die Welt. Ich bin jung, kräftig und verſteh mein Handwerk aus dem Grund — warum ſollt es nicht glücken? (Sich in Gedanken verlierend) Und dann — ſo aus dem Walde heimkommen — ſo kräftig müd vom Tagewerk im Freien! Und ſie hätte ſchon nach mir umgeſehn — und käme mir entgegen — und nähm mir die Flinte ab — um auch etwas zu tragen — und hinge ſie um — und ſo ſtände mein Jägerhaus wie das dort — ſo rauſcht' es in den Bäumen, und ich umſchlänge ſie und jubelte: Nur das Glück iſt ein Glück, das man ſich ſelber dankt! — Und dann —

Ein Schuß fällt und weckt ihn

Buchjäger (noch in der Szene, aufſtöhnend). Schurke!

Robert. Was iſt das?

Buchjäger (kommt auf die Szene getaumelt; Robert eilt auf ihn zu und faßt den Sinkenden). Ich — bin — hin —

Robert. Gottfried! Ums Himmels willen! Iſt auf Sie geſchoſſen worden? Heda! Niemand in der Nähe? Heda! zu Hilfe!

Möller (in der Szene). Schnell, Leute, dort hinüber! Vom Steg her kommt das Rufen!

Robert. Dort kommen Menſchen. Hierher! Hierher! Zu Hilfe!

Möller (wie vorhin). Das iſt Herrn Roberts Stimme.

Robert. Wenn hier Rettung möglich iſt, muß ſie ſchnell kommen. (Öffnet des Stöhnenden Rock und Weſte)

Möller. Ja, Sie ſind es, Herr Stein. (Tritt auf mit zwei Arbeitern) Aber —

Robert. Möller — Sie ſind es? Sehn Sie, was hier geſchehen iſt. — Leben Sie noch, Gottfried?

Buchjäger. Noch — aber —

Möller (hinzutretend). Der Buchjäger. Barmherziger Gott!

Robert. Meuchlings erſchoſſen. Die Kugel ging durch den Rücken.

Möller. Gottfried reden Sie; wer hats gethan?

Buchjäger. Er hatt — die Flinte — mit dem gelben Riemen —

Robert. Andres Flinte?

Buchjäger. Er hat — mirs — gedroht —

Robert. Es iſt nicht möglich!

Möller. Wars der Andres, Gottfried?

Buchjäger. Der — Andres — ja —

Möller. Er ſtirbt. (Pauſe) Leute, nehmt ihn auf. Und Sie, Herr Stein — das iſt eine Mördergrube dahier. Kommen Sie! Kommen Sie! Es lauern noch mehr dahier herum; nur erſt begegnete uns der Weiler mit dem Gewehr — der boshafte Menſch; der ſpionierte das iſt klar. Das iſt eine förmliche Jagd. Kommen Sie! Aber um Gottes willen, warum wollen Sie nicht —

Robert. Gehn Sie nur.

Möller. Aber was haben Sie nur vor? Und Ihr Herr Vater — wenn ich Sie allein in der Gefahr laſſe — wenn ich Sie nicht mitbringe. Wie ſoll er mir glauben, daß ich Ihnen zugeredet habe?

Robert. Sie haben ja Zeugen hier bei ſich. Ein Wort für tauſend — ich bleibe hier. (Macht heftige Schritte)

Möller. Nun ſo kommt, Leute; ihr habts gehört. (Im Abgehen) Allmächtiger Gott! Was wird das noch werden.

Die Arbeiter haben die Leiche aufgenommen; **Möller** mit ihnen ab

Siebenter Auftritt

Robert allein, ſpäter **Andres**, zuletzt **Lindenſchmied**

Robert. Schändlich! Schändlich! Einer ſolchen Rache wär Andres fähig geweſen? Und ich muß es glauben — ich muß! Der Sterbende ſagt', es; er hatt es gedroht — es war ſeine Flinte — und alles iſt wirklich — hier ſtarb der Gemordete — hier iſt — er ſchriebs mit ſeinem Blut in den Raſen, damit ich nicht zweifeln dürfte. Und ſolche Menſchen ſtehn zwiſchen mir und meinem Glück? Steh feſt, Robert, hier gilts das Äußerſte! Du haſts mit Menſchen zu thun, die keine Unthat ſcheun. — Wer kommt dort? — Er iſt es ſelbſt — Andres — (dem Andres, der noch nicht ſichtbar, entgegen) Nur heran! Wenn du mich ſuchſt, Mörder. Mich findeſt du nicht wehrlos und ungewarnt wie den Buchjäger —

Andres (indem er bleich und wankend auftritt). Der Buchjäger —?

Robert. Dort tragen ſie ihn hin. Er iſt gemordet, und du haſt es gethan.

Andres (aufwallend). Ich, Robert?

Robert. Der Gemordete hat dich erkannt und deine Flinte — und dein Gewiſſen zeichnet dich.

Andres. Hör mich — um Gottes willen —

Lindenſchmied kommt hinten über den Felsweg geſchlichen

Robert. Flieh, Mörder. Jeder Schritt trägt dich dem Blutgerüſt entgegen. Hier iſt das Blut, das dich anklagt, und du ſelbſt trägſt das bleiche Geſtändnis vor dir her; das Fieber, das dich rüttelt, zeugt gegen dich.

Andres. Das Fieber über dich, ſchändlicher Lügner! Die Flinte ſtahl mir der Lindenſchmied, der dem Buchjäger aufpaſſen wollte. Ich eilte nach, wie ichs erfuhr; ich wurde ohnmächtig — riß mich mit Gewalt aus der Ohnmacht auf und —

Robert. Der Lindenſchmied hätte —

Andres. Glaubſt du mir nicht, ſieh dorthin nach dem Felſenweg —

Robert. Mörder, ſteh! Oder ich ſchieß dich nieder.

Lindenſchmied eilt auf dem Felswege über die Bühne. **Robert** folgt ihm unten

Andres (wankt ihm nach). Sieh dich vor, Robert! Der Menſch iſt verzweifelt — es geht um Tod und Leben!

Lindenſchmied (hinter der Szene). Bleibt zurück; ich ſchieße!

Robert (ebenſo). Die Flinte weg und ſteh!

Andres. Er ſchlägt an — ſpring ſeitwärts, Robert! (Es fallen zwei Schüſſe nacheinander) Da iſts geſchehn! (Er verſchwindet in den Büſchen)

Verwandlung

Schloß

Achter Auftritt

Stein unruhig herein; dann **Baſtian**, ſpäter der **Paſtor**

Stein. Ob der Möller vergeſſen hat, den Robert ſuchen zu laſſen? Oder ob der Junge — der Zwiſt mit dem Andres! Baſtian!

Baſtian in der Thür

Stein. Wo iſt der Buchhalter?

Baſtian. Gegen abend noch nach dem Hochofen gegangen.

Stein. War mein Robert nicht wieder zu Hauſe ſeit heut mittag?

Baſtian. Der Herr Robert haben ſich reiſefertig gemacht und ſind dann mit Kaſtellans Kathrine weggegangen.

Stein winkt. **Baſtian** geht

Stein. Und der Paſtor — könnte nun auch längſt zurück ſein —

Baſtian (in der Thür). Der Herr Paſtor —

Stein. Wie gerufen.

Paſtor tritt auf

Stein (giebt ihm die Hand). Endlich! Endlich! Bringen Sie gute Nachricht?

Paſtor (achſelzuckend). Sie könnte beſſer ſein.

Stein. Sind Sie dem Hitzkopf, dem Robert begegnet?

Paſtor. Nein.

Stein. Ich hofft es ſchon — weil Sie ſo lange blieben, Sie würden ihn mitbringen.

Paſtor. Ein Kranker, zu dem man mich von meinem Weg hierher abrief, hat mich bis jetzt aufgehalten.

Stein. So denken Sie nur, Sie kommen vom Kranken zum Kränkern. Wenn Ungeduld, Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſchlimme Befürchtungen Krankheiten wären, ſo wär ich ein gefährlicher Patient. — Aber die Antwort. — Ich laſſe Sie auch nicht einmal zu Atem kommen. (Deutet ihm an, Platz zu nehmen; ſetzt ſich, ſteht gleich wieder auf) Wenn ich nur wenigſtens ſitzen könnte. Sechs mal ſchon hatt ich den Hut mechaniſch in der Hand; ſo reißt mich die alte Gewohnheit des Zuſammenlebens mit dem Förſter in Händen und Füßen, ſchlimmer als das Podagra. Unterdes hatt ich einen Gedanken — aber erſt: wie iſts mit dem alten Eigenſinn?

Paſtor. Ich kam eben nicht zum beſten bei ihm an mit Ihrem Anerbieten. Und doch, wer weiß, ob er ſich nicht noch dazu verſtanden hätte, wenn nicht unglücklicherweiſe die Geſchichte mit dem Andres —

Stein. Mit dem Andres? welche Geſchichte? (Springt auf) Er iſt doch nicht mit dem Robert zuſammen gerannt?

Paſtor. Dasmal nur mit dem Buchjäger —

Stein (ſetzt ſich wieder). Sie ſehn, ich zittre vor Ungeduld —

Paſtor. Der Buchjäger, betrunken wie gewöhnlich, hat ihn wie einen Holzdieb behandelt, ihn ſchlagen laſſen —

Stein (ſpringt wieder auf).

Paſtor. Da wars denn kein Wunder, daß der Alte auf nichts mehr hörte und jeden, der außer Ihnen mit dem Gewehre in den Forſt kommt, als einen Wilddieb behandeln laſſen will.

Stein (der Schritte gemacht). Baſtian!

Baſtian in der Thür

Stein. So wie Möller kommt — die Kanaille wieder abgeſetzt — eingeſperrt ſoll die Beſtie werden — hörſt du?

Baſtian. Der Buchhalter?

Stein. Der Buchjäger — und der Möller mit, wenn er — Kommen Sie, Paſtor! (Nimmt Hut und Stock)

Baſtian ab

Paſtor. Sie wollen —

Stein. Sie fragen? — Hin zum Alten! Die Grillen wegwerfen, allen Willens und Möllers zum Trotz!

Paſtor. Recht ſo! Ich bin dabei. (Er ſteht auf)

Stein (bleibt ſtehn). Warten Sie noch, Paſtor. Soll ich vergebens den guten Gedanken gehabt haben? Hören Sie, was mir vorhin einfiel — wie vom Himmel herunter. Paſtor! wenn ich dem Robert heut noch Düſterwalde abträte? Als ſelbſtändiges Eigentum? Er könnt ihn mit allen Ehren wieder einſetzen, den Alten, und niemand wär blamiert. Augenblicklich ſetz ich die Ceſſion auf. Sie ſchnell ins Jägerhaus, Paſtor —

Paſtor. Mit dieſer Botſchaft —.

Stein. Eh der Alte oder die hitzigen Jungen oder alle drei einen Streich machen, der — (Er macht ſich zum Schreiben fertig)

Paſtor. Und morgen —

Stein. Als wär kein Heute geweſen —

Paſtor. Kommt Herr Stein wie gewöhnlich um die Jägerhausecke und pocht ans Fenſter, und der weiße Schnauzbart drin ſchnarcht ſein „Gleich“ —

Stein. Und wenn Sie den Robert treffen —

Paſtor. Bin ich der erſte, der dem neuen Gutsherrn von Düſterwalde gratuliert —

Stein. Und heute bringen Sie alle mit, den Alten, die Jungen, die Mutter und die Braut, dann (kommt zum Paſtor nach der Thüre) brechen wir zum Vorfeſt meinem älteſten Johannisberger den Hals. — Was iſt aber da draußen? Wer ſtürmt da die Treppe herauf? (In der Thüre) Was iſt paſſiert?

◆

Neunter Auftritt

Vorige, Möller, ſpäter **Baſtian**

Möller (außer ſich herein). Gräßlich! Gräßlich!

Stein. Aber was iſt denn?

Möller. Ein Mord! Ein entſetzlicher Mord!

Stein. Aber ſo ſagen Sie doch —

Möller. Der Herr Robert —

Stein. Mein Sohn! (Sinkt in einen Stuhl)

Paſtor. Robert iſt gemordet? (Tritt beſorgt zu Stein)

Baſtian tritt ein

Möller. Noch nicht; noch, hoff ich, nicht. Aber — ich bin ganz außer mir. — Den Buchjäger hat er ſchon erſchoſſen, Ulrichs Andres. Die machen förmlich Jagd auf ihre Feinde, die vom Jägerhaus. Den Buchjäger ließ ich heimſchaffen. Der Menſch ſieht gräßlich aus; die Kugel ging links am Rückgrat ein. Er iſt in Herrn Roberts Armen geſtorben. Ich fragt ihn noch:

Wars der Andres, Gottfried? Der Andres wars, ſagt' er, — der Andres wars — und ſtreckte ſich, und aus wars mit ihm. Ich bat Herrn Robert, um Gottes willen mit heimzukommen; er war ganz außer ſich und wollte nicht. Und keine zweihundert Schritt war ich mit den Leuten, da ſielen wieder zwei Schüſſe hinter uns.

Stein (ſteht auf: außer ſich). Augenblicklich zu Pferde — Sie können's tot reiten — nur ſchnell — Militär aus der Stadt — den ganzen Wald beſetzen — die Mordbande einfangen da vom Jägerhaus. Du, Baſtian, ſchnell meine Lütticher, die geladne — dann die Arbeiter zuſammenrufen — ſich bewaffnen — nach — wo wars, Möller?

Möller. Beim erſten Lautenſteg — im heimlichen Grund, kaum eine halbe Viertelſtunde überm Jägerhaus drüben.

Paſtor. Gott gebe nur, daß das Schlimmſte noch zu verhüten ſteht.

Stein (ſtampft mit dem Fuß). Baſtian! Baſtian! Und was ſtehn Sie noch da! So eilen Sie doch!

Möller ab

Stein. Und ich — während — Baſtian!

Baſtian bringt die Flinte

Stein (reißt ſie ihm aus der Hand). Ich komme! Robert; halte dich! — ich komme!

Alle ab. Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs

Vierter Aufzug

Jägerhaus

Dämmerung

Erſter Auftritt

Wilkens. Die **Förſterin**

Wilkens. Ihr Mann iſt abgeſetzt; da beißt die Maus nicht den Faden ab. Und wenn er bleiben will, iſts juſt der verkehrte Weg, den er da einſchlägt; durch Aufruhr darf ſichs ſchon der Stein nicht abtrotzen laſſen. Der Buchjäger iſt jetzt Förſter. Hm. Der Buchjäger iſt ein brutaler Mann; aber hier iſt er im Recht. Wenn ſie nun zuſammenrennen, Ihr Mann und der Buchjäger? Und jeder den andern als Wilddieb behandeln will? Oder der Buchjäger noch einmal über den Andres gerät? Und der thut, was ihm ſein Vater befohlen hat? Oder der Andres und der junge Stein geraten an einander? Hm. Und im beſten Fall, ſo iſt der Ulrich ein abgeſetzter Mann, den kein Menſch wird in ſeinen Dienſten haben wollen nach dem offnen Aufruhr, den er ſich hat zu ſchulden kommen laſſen. Und was ſoll dann aus ihr werden und aus ihren Kindern?

Förſterin. Der Herr Vetter Wilkens wird ſeine Hand nicht von uns abziehn. Wenn der Herr Vetter nur noch einmal mit ihm ſpräch.

Wilkens. Nach dem Trumpf, den er drauf geſetzt hat? Und wenn der nicht wär; einem Tauben zu predigen, da iſt mir meine Lunge zu lieb dazu. — Sie muß von ihm weg mit den Kindern. Das ſagt ich mir unterwegs vorhin und gab mir die Hand drauf, daß ichs durchſetzen wollte, und kehrte wieder um, damit ichs ihr ſagte. Eh ſie eine Leiche oder einen Mörder im Hauſe hat.

Förſterin (ſchlägt vor Schreck die Hände zuſammen). So ſchlimm wirds ja nicht werden.

Wilkens. Hm. Sie wills drauf ankommen laſſen; ſie iſt mir auch eine kurioſe Mutter. Ich bin aber nicht ſo gleichgiltig wie ſie und will kein Unglück auf meinem Gewiſſen haben, wenn ichs verhüten kann. Ich habe noch den weitſten Weg. Kurz und gut: Läßt ſie den und kommt mit ihren Kindern zu mir, ſo ſolls zur Stunde gemacht werden, daß ſie und ihre Kinder meine Erben ſind. Bis morgen mittag kann ſie ein Langes und Breites überlegen. Iſt ſie morgen mittag bis zwölf in der Grenzſchenke, da will ich ſie erwarten, ſo gehn wir auf der Stelle in die Stadt zum Notar; iſt ſies nicht — auch gut. Aber ich bin ein Schurke meines Namens — und ſie weiß, dem Wilkens ſein Wort wiegt ſein Pfund — und die Hand an mir ſoll verflucht ſein, die ihr oder ihren Kindern dann noch den Biſſen Brot abſchneidet. (Geht)

Förſterin (erſt überwältigt, indem ſie ihm ängſtlich eilig folgt). Aber, Herr Vetter! Herr Vetter Wilkens —!

⁂

Zweiter Auftritt

Marie allein; dann die Förſterin zurück

Marie (hat ein Briefchen in der Hand). Daß ichs doch genommen hab! Bis ich mich beſann — und da hatt ichs ſchon in den Händen — und die Kathrine war auch ſo ſchnell wieder fort. — Ich hätts nicht nehmen ſollen.

Förſterin (auftretend). Die harten Männer! Da hilft kein Bitten. Was haſt du da, Marie?

Marie. Einen Brief von Robert.

Förſterin. Wenn den dein Vater ſäh!

Marie. Ich weiß auch gar nicht, wie ich ihn genommen hab. Aber der Robert dauerte mich ſo ſehr. Die Kathrine ſagte, er ſtänd unten im heimlichen Grund und wartete. Da fiel mir auch mein Traum ein von heute nacht.

Förſterin. Ein Traum?

Marie. Da war ich dort am Quell bei den Weiden an meinem Lieblingsplätzchen und ſaß in den bunten Blumen und ſah nach dem Himmel hinauf; da ſtand ein Gewitter, und mir war ſo ſchwer, daß ich vergehen wollte. Und das Kind, weißt du, das bei mir geweſen war vor vierzehn Jahren, wie ich mich verirrt hatte, das ſaß neben mir und ſagte: Arme Marie! und zog mir den Brautkranz aus dem Haar und ſteckte mir dafür eine große, blutrote Roſe an die Bruſt. Da ſank ich hinter mich in das Gras zurück, ich wußte nicht wie. Drüben im Dorfe läuteten ſie, und das Singen der Vögel, das Zirpen der Grillen, die leiſe Abendluft in den Weiden über mir — das alles war wie ein Wiegenlied. Und der Raſen ſank mit mir tiefer und immer tiefer, und das Läuten und das Singen klang immer ferner — der Himmel wurde wieder blau, und mir wurde ſo leicht — ſo leicht —

Förſterin. Ein eigner Traum. Haſt du den Brief aufgemacht?

Marie. Nein, Mutter; und ich wills auch nicht.

Förſterin. So laß ihn wenigſtens den Vater nicht ſehn. — Ach! Marie, wir werden fort müſſen vom Vater!

Marie. Vom Vater? Wir?

Förſterin. Er kommt; laß dir nichts merken. Steck den Brief ein. Nimm die Bibel da vor dich, daß er dir nichts anmerkt. Ich wills noch einmal verſuchen — wenn er denkt, wir gehn ſonſt, giebt er doch vielleicht nach, und wir können bleiben.

Dritter Auftritt

Die Bühne wird immer dunkler

Der **Förſter.** Die **Vorigen**

Förſter. Der Wilhelm noch nicht da?

Förſterin. Ich hab ihn noch nicht geſehn.

Förſter (tritt ans Fenſter und trommelt gedankenvoll daran)

Förſterin (beginnt einzupacken)

Marie. Aber, Mutter —

Förſterin. Stille jetzt, Marie, und meng dich nicht ins Geſpräch.

Förſter (hat ſich gewandt und eine Weile ſeiner Frau zugeſehn). Was machſt du da?

Förſterin (ohne aufzuſehn). Ein paar Kleider pack ich ein — wenn ich fort muß —

Förſter. Wir müſſen nicht. Dafür giebts ein Recht.

Förſterin (kopfſchüttelnd). Dein Recht? (Fährt fort) Ich werde fort müſſen mit den Kindern.

Förſter (überraſcht). Du wirſt —

Förſterin. Wenn du nicht Frieden machſt mit dem Stein.

Förſter. Wenn —

Förſterin. Du brauchſt dich nicht zu ereifern, Ulrich; du kannſt nicht anders, und ich auch nicht. Ich mache dir keinen Vorwurf; ich ſage nichts, gar nichts. Du willſt für deinen Feind anſehn, wer dir zum Nachgeben rät — und der Vetter Wilkens will die Kinder enterben, wenn du auf deinem Kopf beſtehſt, und ich nicht mit den Kindern bei ihm bin bis morgen mittag; ich kann da nichts thun als — ſchweigend gehn.

Förſter (tief atmend). Du willſt —

Förſterin. Ich will nichts; du willſt, und der Vetter Wilkens will. Ihr harten Männer macht das Schickſal, und — wir müſſens erdulden. Wenn du nachgäbſt, ja, dann könnten wir bleiben. Glaubſt du, ich geh gern? Für mich — ich wollte aushalten bis zum Tod. Aber um die Kinder — und um — dich mit.

Förſter (finſter). Wieſo um mich?

Förſterin. Du biſt abgeſetzt, du haſt kein Vermögen; und einen andern Dienſt in deinem Alter — nach deiner Geſchichte mit dem Stein — du könnteſt —

Förſter (heftig). Almoſen nehmen? Von Frau und Kindern?

Förſterin. Ereifere dich nicht. Ich ſage ja nicht: Gieb nach; ich will dir ja nichts aufdringen. Du kannſt nicht nachgeben, und ich — kann nicht bleiben — wenn du nicht nachgiebſt. — Müſſen wir auseinander (ihre Stimme zittert) — ſo wollen wirs im Guten. Wir wollen einander verzeihn, was das andre uns zuwider thut, oder (mit leiſem Vorwurf) — wovon das andre denkt, daß man ihm zuwider thut.

Förſter. Du willſt alſo zu Wilkens?

Förſterin. Ich muß.

Förſter. Und die Kinder ſollen mit?

Förſterin. Um die iſts, daß ichs thu.

Förſter. Wollt ihr nicht auch noch den Nero mitnehmen? draußen? den Hund? Was ſoll er länger bei ſeinem abgeſetzten Herrn, der Hund? Nehmt ihn mit, den Hund. Und wenn ich recht behalte, wie ich recht behalten muß — und als kein Schurke mehr daſteh vor der Welt — dann — kann er ja wiederkommen, der Hund. Ihr meint, er geht nicht von mir? Wird doch die Beſtie nicht dümmer ſein, wie die Menſchen ſind. Weib und Kinder ſind klug, und ſo ne arme Beſtie will allein dumm ſein? Man muß der Beſtie einen Tritt geben für ihre Dummheit. Ein alter Mann — ein ruinierter Mann, der als Schurke daſtänd, wenns dem Stein nachging, in ſeinen weißen Haaren, und ſo ne Beſtie will nicht Vernunft annehmen? Fünfzig Jahre redlich gedient und aus dem Dienſt als ein Schurke, weil ich kein Schurke ſein will — hab das Meine zugeſetzt dabei, und die arme Beſtie will in ihrem Hundehaus dankbarer ſein, als der reiche Stein in ſeinem Schloß? Da ſollte man doch das ganze Beſtienzeug vor den Kopf ſchießen, wenns zu weiter nichts da wär, als daß ſich der Menſch vor ihm ſchämen müßte. — (Schritte; er kehrt ſich zu ihr; weicher) Wir ſollen Zwei ſein? Nach fünfundzwanzig Jahren? — Gut. So mag jedes allein tragen von nun an — ſo lang das Herz hält.

Förſterin. Ulrich — (Sie muß Marien immer abhalten, die zum Förſter ſtürzen will)

Förſter. Wir ſind Zwei von nun. Geht, geht. Der Willens iſt reich, und ich bin ein armer Mann trotz meinem Recht. Ihr zieht dem Gelde nach. Ich halt euch nicht. Aber wenn ihr ſagt, ihr habt recht gethan — dann — Und nun iſts abgethan. Nicht mehr das *Wort* davon.

◆

Vierter Auftritt

Wilhelm. Die **Vorigen.**

Förſter (ſitzt rechts). Komm her, Wilhelm. Wo haſt du den Andres gelaſſen?

Wilhelm. Ich hab an der Grenzſchenke eine Viertelſtunde lang auf ihn gewartet.

Förſter. Hat er gedacht, du kommſt ſpäter —

Förſterin (für ſich). Der Andres iſt nicht mit? Des Ohms ſeine Reden kommen mir nicht aus den Gedanken.

Marie (zündet die Lampe an und ſetzt ſie auf den Tiſch zum Förſter).

Förſter. Haſt du den Advokaten gefragt, bis wann die Sache aus ſein kann? Daß ich mein Recht hab.

Wilhelm. Er will keine Klage machen.

Förſterin (tiefatmend für ſich). Das wär noch eine Hoffnung —

Förſter (ſteht auf, ganz perplex). Er will —

Wilhelm. Du wärſt nicht im Recht, Vater.

Förſter. Nicht im Recht —? (muß ſich ſetzen)

Förſterin (wie vorhin). Daß er doch noch nachgäb!

Wilhelm. Die Staatsdiener wären, die könnten nicht abgeſetzt werden, wenns ihnen nicht zu erweiſen ſtünd, daß ſies verdient hätten. Aber du wärſt keiner; dein Herr wär nicht der Staat, ſondern der, dem der Forſt gehörte, der Gutsbeſitzer.

Förſter (verbiſſen). Alſo wenn ich ein Staatsdiener wär, dann dürfte mir der Stein nicht unrecht thun. Und weil ich keiner bin, ſo darf er mich zum Schurken machen? — Du haſt ihn nicht verſtanden, Wilhelm.

Wilhelm. Er hat mirs dreimal vorgeſagt.

Förſter. Weil du ihm die Sache nicht vorgeſtellt haſt, wie ſie iſt. Daß dein Urgroßvater ſchon Düſterwalder Förſter war, und dein Großvater nach ihm, und daß ſie mich ſchon vierzig Jahr den Erbförſter heißen im ganzen Thal.

Wilhelm. Das, ſagt' er, gereichte Herren und Dienern zur Ehre, aber vor Gericht darauf zu gründen wär nichts.

Förſter. Aber er weiß nicht, daß der Stein mich abſetzen will, weil ich für ſein Beſtes war, daß der Forſt gegen Mitternacht und Abend offen liegt. So ein Advokat weiß nicht, daß ſo ein Wald wie ein Gewölbe iſt, wo immer eins das andre hält und trägt. So hälts alle Gewalt aus, aber brecht nur ein Dutzend Steine mitten heraus, ſo holts der und jener.

Wilhelm. Dazu zuckt' er nur die Achſeln.

Förſter (immer eifriger). Und das Meine, was ich hineingewendet hab? Und daß ich die Bäume alle ſelber gepflanzt hab? Was? Die der Wind nun um nichts und wieder nichts zuſammenknicken ſoll?

Wilhelm. Dazu hat er nur gelächelt. Du möchteſt ein recht braver Mann ſein, aber vor Gericht gält das nicht.

Förſter (ſteht auf). Wenn einer brav iſt, das gilt nichts? So muß einer ein Schelm ſein, wenns was gelten ſoll vor Gericht? — Aber der Rupert von Erdmannsgrün! Was? Wilhelm?

Wilhelm. Der wär eben ein Staatsdiener geweſen. Nachher ging ich noch zu einem andern Advokaten; der lachte mir geradezu ins Geſicht. Aber dem hab ichs geſagt, *wie* ein Jägerjunge.

Förſter. Gut. Aber der Andres? Was?

Wilhelm. Wie der Andres in den Wald gegangen wär, hat er geſagt, wärſt du ſchon abgeſetzt geweſen. Das müßteſt du ſelber wiſſen, daß kein Fremder in einem Forſt Pflanzen herausnehmen dürfe, ſo mir nichts dir nichts, und ohne des Förſters Wiſſen und

Willen. Der rechtmäßige Förſter wär aber da ſchon der Buchjäger geweſen, und ſo hätt der Andres ſichs allein zuzuſchreiben, wenn er wie ein Holzdieb behandelt worden wär. Und da würd er ſelber einſehn, daß er beſſer daran thät, wenn er die Zurechtweiſung ruhig ertrüg und nicht weiter an die Sache rührte und froh wär, daß er noch ſo davon gekommen wär.

Förſter (hat ſich wieder geſetzt; eine Pauſe; dann pfeift er und trommelt vor ſich auf dem Tiſch)

Förſterin (ihn ängſtlich beobachtend). Wenn er ſo ruhig wird —

Förſter. Alſo ich muß ein Schurke bleiben vor der Welt? Gut. — Warum packt ihr nicht ein, Weiber? Wilhelm, hol mir eine Flaſche Wein.

Förſterin. Du willſt Wein trinken. Und weißt, er thut dir kein gut, Ulrich? Und noch dazu in den Ärger hinein —

Förſter. Ich muß andre Gedanken haben.

Förſterin. Du wirſt allemal ſo außer dich auf den Wein, du kannſt dir den Tod darin trinken.

Förſter. Beſſer den Tod trinken, wie als ein Schurke leben. Und ein Schurke muß ich bleiben vor der Welt. Wilhelm, eine Flaſche und ein Glas. Bin ich ſchon nicht mehr Herr im Haus? Vorwärts!

Wilhelm geht

Förſterin. Wenn du dir noch einen andern Gedanken faßteſt; aber du thuſts nicht, und — ich muß fort.

Förſter. Das iſt abgethan, Weib, und mein Gedanke iſt gefaßt. Lamentiert mir nicht. Morgen gehts fort. Wenn ich ſchon kein Staatsdiener bin, und — heut will ich noch einmal luſtig ſein.

Wilhelm bringt Wein; der Förſter ſchenkt ein und trinkt öfter, jedesmal ein volles Glas; dazwiſchen pfeift und trommelt er

Förſter. Thut mir das Licht da weg, daß ich meinen Schatten nicht ſeh.

Wilhelm (ſtellt die Lampe auf den Tiſch der Frauen, ſetzt ſich zu dieſen und nimmt die noch offne Bibel vor ſich)

Förſterin (für ſich und zu Marien). Der Andres kommt immer noch nicht, und 's iſt ſchon lang dunkel. Und ich muß gehn morgen. Jetzt ſag ich wohl: Ich muß gehn, und weiß noch nicht, wenns dazu kommt, ob ichs auch kann. Wenn man zwanzig Jahr zuſammen gelebt hat in Freud und Leid. Und vom Wald Abſchied nehmen, der den ganzen Tag ſo grün zu allen Fenſtern hereinguckt. Wie ſtill 's uns vorkommen wird, wenn wir das Rauſchen nicht mehr hören und den Vogelgeſang und den Axtſchlag hallen den ganzen Tag. Und die alte Schwarzwälderuhr dort — ſo ging ſie ſchon, wie ich noch eine Braut war, und nun biſt du ſchon eine geweſen. Dort in jener Ecke ſtandſt du zum erſten mal auf und liefſt, Marie, drei Schrittchen weit, und da, wo der Vater ſitzt, ſaß ich und weinte vor Freude. Iſt das das Leben? Ein ewig Abſchiednehmen? Wenn ich doch bliebe? Wenn ich dran denke, was der Ohm ſagte, daß alles geſchehen könnte! Wenn der Brief vom Robert — Wilhelm, geh doch in den Garten. Ich muß das Trinkglas beim Born vergeſſen haben oder in der Laube oder ſonſt da herum.

Wilhelm geht

Fünfter Auftritt

Vorige ohne **Wilhelm**

Förſterin und **Marie** vorn an der Lampe arbeitend. Der **Förſter** bald hinten ſitzend, bald am Tiſche vorbei Schritte machend ans Fenſter

Förſterin (nachdem ſie gewartet, bis Wilhelm hinaus iſt). Wenn du ſäheſt, was der Robert ſchreibt.

Marie. Ich ſolls öffnen, Mutter?

Förſterin. Vielleicht läßt ſich noch alles gut machen, und der Robert ſchreibt uns, wie. Wenn dus nicht öffnen willſt, gieb mirs. Wenn ichs thu, brauchſt du dir nichts vorzuwerfen. (Sie öffnet) Wenn ich leſen könnte bei Licht! Wenn ich die Brille nähm, müßt ers merken. Lies mirs vor, Marie.

Marie. Ich ſolls leſen, Mutter?

Förſterin. Wenn ich dirs heiße, kannſt dus wohl. Da legs neben die Bibel. Und wenn er näher kommt, oder wenn er aufmerkſam wird, ſo lieſt du aus der Bibel.

Marie. Aber was?

Förſterin. Was dir zuerſt in die Augen fällt. Wenn ich huſte, lieſt du aus der Bibel. Zuerſt das Briefchen.

Marie (lieſt). „Liebe Marie. Ich hab dir ſo viel —"

Förſterin. Er ſteht ſchon wieder auf von ſeinem Stuhl; lies aus der Bibel, bis er am Fenſter iſt.

Marie. „Um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einen Menſchen hat verletzet, ſo ſoll man ihm wieder thun."

Förſter (trommelt am Fenſter)

Förſterin (ihn immer beobachtend). Nun den Brief, Marie; bis ich huſte.

Marie. „Ich hab dir ſo viel zu ſagen. Komm den Abend oder die Nacht in den heimlichen Grund an den Quell unter den Weiden; da will ich dich erwarten. Komm, Marie. Morgen früh geh ich in die Welt, dir und mir ein Glück zu erwerben. Kommſt du nicht, ſo weiß ich, wie dus meinſt, und du ſiehſt nie wieder —"

Förſterin. Er will fort? in die Welt? Für immer, wenn du nicht gehſt? Dann wär alles verloren!

Marie. „Du ſiehſt nie wieder deinen Robert."

Förſterin (huſtet, da der Förſter ſich eben vom Fenſter wendet). Aus der Bibel, Marie.

Marie. „Wie er einen Menſchen verletzet hat, ſo ſoll man ihm wieder thun. Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein, den Fremden und den Einheimiſchen, denn ich bin der Herr, euer Gott.“

Förſter (iſt aufmerkſam geworden, bleibt ſtehn). Was iſt das da vom Recht?

Marie. „Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein —“

Förſter. Es ſoll einerlei — Wo ſteht das da?

Marie. Hier, Vater; da links oben.

Förſter. Leg was darauf, wo das anfängt, was du da geleſen haſt vom Recht. — Seht ihr nun, daß ich recht hab? Wennſchon ich unrecht behalten muß. Daß das alte Herz dadrin kein Lügner iſt? „Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein.“ Nicht eins für Staatsdiener apart. — Damals war das Recht noch geſund, da wohnt' es noch nicht in den ſtaubigen, dunſtigen Stuben. Unter den Thoren im Freien wurd es gehalten, wie man da lieſt. Wenn ich zu ſagen hätte, müßten die Gerichte im Walde ſein; im Walde bleibt dem Menſchen das Herz geſund; da weiß man, was recht und was unrecht iſt ohne Wenn und Aber. Mit ihren heimlichen Karten haben ſies verabert und verwennt, in ihren dumpfen, ſtaubigen Stuben, da iſts krank und ſtumpf geworden und iſts welk geworden, ſodaß ſies kneten können, wie ſie wollen; und nun muß beſiegelt werden und muß verbrieſt werden, was recht iſt, ſonſt ſolls nicht recht ſein; nun haben ſie dem Manneswort die Geltung genommen und einen Spitzbuben daraus gemacht, ſeitdem man nur das zu halten braucht, was man beſchworen hat und beſiegelt hat und verbrieſt, und haben aus dem alten guten Recht einen Achſelträger gemacht, daß ein alter Mann, der nicht das Federchen an ſeiner Ehre gelitten hat, als ein Schurke daſtehn muß vor den Menſchen — weil die in ihren Stuben zwei Rechte haben ſtatt eins.

(Er ſetzt ſich und trinkt)

Förſterin. Es wird immer dunkler, und der Andres kommt nicht. Und bei ſolchen Reden wird einem erſt recht angſt. Wenn du zum Robert gingeſt —

Marie. Zum Robert? Aber was denkſt du denn Mutter?

Förſterin. Daß das ein Gottesfinger iſt — das da mit dem Robert ſeinem Brief.

Marie. Ich ſoll zum Robert? Jetzt? Nach dem heimlichen Grund?

Förſterin. Und was wärs? Fürchten thuſt du dich nicht.

Marie. Fürchten auch! (ſtolz) Ulrichs Mädchen!

Förſterin. Wie oft biſt du tiefer in der Nacht draußen geweſen!

Marie. Aber der Vater wußts auch. Wenn der Vater will und du, weiß ich, ſteht hinter jedem Baum ein Engel. — Und der Vater ſagte: Wenn ich die Marie nicht kenn —

Förſterin. Ich kann nicht ſo gut fort, ohne daß ers merkt. — Es konnte alles noch gut werden — aber — es ſollte nicht ſein. Und dein Traum? Dir wurde ſo leicht, der Himmel wurde ſo blau — Siehſt du, im heimlichen Grunde, am Quell unter den Weiden, da ſoll dein und unſer aller Gram aufhören.

Marie (den Kopf ſchüttelnd). Meinſt du, Mutter?

Förſterin. Wenn du gingſt. Wir könnten dann beim Vater bleiben, der Robert redete noch einmal mit ſeinem Vater, der Ohm Wilkens gäb auch nach, und der Brautkranz ſollte dir zum zweitenmal noch ſchöner ſtehn.

Marie. Ich ſoll den Vater betrügen, Mutter? Dann glaubt ich, mir könnts nie wieder gut gehn auf der Welt.

Förſterin. Gingſt du doch für ihn. Vielleicht wenn er morgen hinaus muß ins Elend, oder wenn ſie ihn einſetzen in den Turm, oder noch was Schlimmeres geſchieht —

Marie. Dem Vater?

Förſterin. Ja. Dann wirſt du vielleicht zu ſpät denken: Wär ich doch gegangen!

Marie. Aber Mutter, wenn ich nun im Walde wär, und der Vater begegnete mir? Oder träf uns beiſammen?

Förſterin. Wir müſſen ihn fragen, ob er heim bleibt.

Marie. Ich kann ihn nicht anſehn, ohne daß mir das Herz zerſpringen will.

Förſterin. Frag ihn wegen der Suppe.

Marie. Ich will ihn gleich fragen. (Sie nähert ſich dem Förſter ängſtlich, ſteht neben ihm, ohne daß er ſie bemerkt)

Förſterin (aufmunternd). Sei kein Kind!

Marie (leiſe). Vater. (Sie beugt ſich über ihn: außer ſich vor Mitleid) Vater, armer Vater! (Sie will ihn umſchlingen)

Förſter (ſieht ſich um; rauh). Was giebts? Ohne Lamentieren!

Förſterin (da Marie ohne Faſſung ſteht). Die Marie —

Marie (bezwingt ſich). Gehſt du heut noch in den Wald?

Förſter. Warum?

Marie. Weil —

Förſterin (fällt ein aus Furcht, Marie möchte die Wahrheit ſagen). Der Suppe wegen; ob ſie die wärmen ſoll?

Förſter. Nein. Und was willſt du noch, dummes Ding? (Wendet ſich ab. Da Marie zögert, rauh) Hörſt du?

Marie (zur Förſterin zurück). Mutter, er hat geweint! Ich ſah eine Thräne an ſeiner Wimper hängen, Mutter! Und ich will ihn betrügen!

Förſterin. Er weint, daß er in ſeinem Alter noch ins Elend ſoll. — Und du — mußt ja nicht gehn.

Marie. Wenn du ſo ſprichſt, Mutter! — Ich gehe ja.

Förſterin. So ſag gute Nacht; Zeit iſts nunmehr. Ich helfe dir dann aus dem Fenſter ſteigen. Jetzt wartet der Robert ſchon, du kannſt bald zurück ſein.

Marie. Ja, Mutter, ich will gehn. Aber nicht um den Robert, Mutter, und um mich; nur für den Vater. Ich wills ihm ſagen. Robert, will ich ihm ſagen, du findeſt noch ein Mädchen, ſchöner und beſſer als mich, aber mein Vater findet kein Kind mehr, wenn ich ihn laſſe. Ich wills ihm ſagen; Robert, will ich ihm ſagen, ich will dich vergeſſen; Gott wird mirs geben, daß ich dich vergeſſen kann. Bleib fern von mir, daß ich dich nicht wiederſeh. Er wirds, nicht, Mutter? Er wirds; ich hab ihn ja ſo ſehr geliebt.

Förſterin. Geh nur; ſag gute Nacht und laß dir nichts merken.

Marie (ſteht beim Förſter).

Förſterin. Die Marie will dir gute Nacht ſagen.

Förſter. Kannſts nicht ſelbſt, dummes Ding.

Marie (ſich beherrſchend). Gute Nacht, Vater.

Förſter. Gute Nacht. — Ihr braucht nicht auf mich zu warten morgen, wenn ihr zum Ohm geht. Ich bin vielleicht ſchon aus. Ich hab einen Gang; weiß nicht, ob ich wiederkomme — morgen. Und nehmt den Nero mit — und was ſonſt noch da iſt, nehmt alles mit. Ich brauche nichts mehr — als mein Handwerkszeug, meinen Stutz und — Pulver und Blei. Die andern Flinten könnt ihr verkaufen. Geh zum Wilkens du, armes Ding, der verſchafft dir vielleicht den Robert noch — wenn ich nur erſt fort bin; wenn die Leute nur erſt vergeſſen haben, daß dein Vater ein abgeſetzter Mann war.

Marie. Gute Nacht. (Außer ſich) Gute Nacht, Vater!

Förſter. Mädel, das iſt ja eine gute Nacht wie auf ewig. — Haſt recht, Marie. So ein Flecken muß weg, wie ich einer bin auf euerm guten Namen. Geh, Marie. Hörſt du, Marie?

Marie. Du ſollſt bleiben, Vater, und gehſt du, geh ich mit dir.

Förſter. Was ich für einen Weg hab, den geht man allein. Geh, Marie.

Förſterin. Leg dich, Marie.

Förſter. Gute Nacht; und nun iſts gut; du weißt, ich kann das Lamentieren nicht leiden.

Marie. Du gehſt nicht ohne mich, Vater, du kannſt nicht leben ohne mich, Vater; Vater, das fühl ich jetzt an mir.

Förſter (abwehrend). Ja doch. Was ſo 'n Gelbſchnabel nicht fühlt.

Marie. Du wendſt dich ab, Vater, damit ich nicht ſehn ſoll, daß du weinſt; Vater, ſtell dich wild, wie du willſt —

Förſter (will ſich losmachen). Dummes Ding da —

Marie. Ich geh mit dir. Du hältſt auf dein Recht, und ich auf meins, und das iſt, daß ich dich nicht laſſen darf. Vater, ich fühls nur jetzt erſt ſo, daß ich niemand auf der Welt ſo lieb hab als dich. Morgen gehn wir zuſammen — wenn du gehn mußt. Ich zieh vom Wilhelm Kleider an. Es giebt ja noch grünen Wald auf der Welt. Und lamentieren hören ſollſt du mich gewiß nicht: deshalb fürchte dich nicht. Ich kann ja die Nächte weinen, wo dus nicht ſiehſt. Aber dann ſiehſt du mirs am Tage an den Augen an. Ich muß ja gar nicht weinen. Nur lachen will ich und vor dir herhüpfen und ſingen; die ſchönen Jägerlieder. — Siehſt du, Vater, das iſt die letzte Thräne um den Robert; und die iſt ſchon trocken, ſiehſt du? Wir wollen ſchon noch ein Glück finden auf der Welt — wenn du fort mußt, Vater. Und wenns nicht ſein ſoll, ſo wollen wir Gott danken und bitten, wenn er uns nur brav ſein läßt. Dann wollen wir denken:

Es iſt zuviel verlangt, wenn wir auch noch glücklich ſein wollen. Hab ich nicht dich? Haſt du nicht dein gutes Recht und deine Marie? Was brauchen wir mehr? (An ſeinem Hals)

Förſter (der ſie immer abgewehrt hat, laut wild, weil er ſich der Weichheit kaum mehr erwehren kann). Freilich! Freilich! Dummes Ding. (Ruhiger) Und ein Tiſchchen deck dich, ein Goldeſelein ſchlag aus, und das Märchen iſt fertig. Nun leg dich, Marie. (Rauh) Hörſt du?

Förſterin. Komm, Marie.

Marie (an der Kammerthür ſieht ſie ſich um, ſie eilt nochmals zu ihm; ihn außer ſich umſchlingend). Gute Nacht! Gute Nacht!

Sie eilt in ihre Kammer. Die **Förſterin** folgt

Förſter (ihr nachſehend). Mein Mädel, mein armes Mädel. Hier darfs nicht ſein, wenn ich mir ein Ende mach! — Element, ſchäm dich, alter —

⁂

Sechſter Auftritt

Weiler. Der **Förſter**

Weiler (grüßt ſchweigend; er iſt ſehr aufgeregt; er hängt die Flinte an den Riegel und macht ſich mit dem Jagdzeug zu thun). Hm.

Förſter (wird ihn gewahr). Er? (Fällt wieder in Gedanken)

Weiler. Ich.

Förſter. Wo kommt ihr noch her?

Weiler. Aus dem Walde. — Am Staket hab ich euern Wilhelm geſprochen. Alſo ſeid ihr doch abgeſetzt.

Förſter. Weils zweierlei Recht giebt.

Weiler. Und das habt ihr nicht vorher gewußt?

Förſter. Euern Lohn habt ihr auf drei Monate voraus.

Weiler. Und könnt gehn; das weiß ich auch. Wo iſt denn euer Wilhelm? Ja ſo; ich bin ihm begegnet. Und euer Andres?

Förſter (halb abweſend). Nicht zu Haus.

Weiler. Aber ihr wißt doch wohl, wo euer Andres iſt?

Förſter (ungeduldig). Was wollt ihr noch? Laßt mich in Ruh.

Weiler. Meinetwegen. Mir kanns gleichviel ſein.

Förſter. Drum denk ich, ihr geht.

Weiler. Alſo der Andres. Und ihr wißt nicht, wo er iſt?

Förſter. Immer der Andres! Habt ihr was, ſo ſeid nicht wie ein Gewitter, das ſtundenlang ſteht.

Weiler (zeigt nach dem Fenſter). Da unten überm Lautenberge kommt eins herauf. Die Kibitze kreiſchten ſo ängſtlich. Dachts vorher. Es war zu ſchwül. — Ulrich (kommt zu ihm), vor einer Stunde iſt einer erſchoſſen worden.

Förſter. Ihr wißt, wer?

Weiler. Ihr wißts nicht? Wenn euer Andres zu Hauſe wär —

Förſter. Immer vom Andres! Ihr wißt was von ihm.

Weiler. Hm. Die Büchſe — hört mal, hatt euer Andres die mit dem gelben Riemen?

Förſter. Warum?

Weiler (wie in Gedanken). Ich kenne doch eure Büchſe —

Förſter. Ihr wollt mich konfus machen?

Weiler. Ihr habt ſie nicht zu Haus?

Förſter. Ich antwort euch nicht mehr. Hab ohnehin Wein getrunken.

Weiler. Gebt wohl acht, daß ihr euch nicht irrt.

Förſter. Gebt wohl acht, daß ich euch nicht am Kragen faſſe.

Weiller. 'S iſt nicht zum Spaß —

Förſter. Das ſollt ihr ſehn.

Weiller. Aber ich weiß nichts, als was ich gehört hab und geſehn hab. Und ſetzt euch. Mir iſts auch nicht, wie lange ſtehn. Muß ausſehn, mein ich, wie meine Thonpfeiſe da. (Der Förſter am Tiſche rechts ſitzend; Weiller hat ſich einen Stuhl dicht zu ihm gerückt, erzählt haſtig, mit unheimlich gedämpfter Stimme.) Wie ich vorhin zum Feierabend von meinen Holzhauern weggeh, hör ich einen Schuß da, da nach dem heimlichen Grunde zu. Ich denke, wenn ihrs vielleicht wärt, und geh drauf zu. Aber es mußts der Robert Stein geweſen ſein. Der geht euch da bei dem erſten Lautenſteg hin und her wie eine Schildwache. Denk ich: Worauf muß denn der lauern? Auf ein Wildbret nicht; denk ich, das mußt du abſolvieren. Machſt dich hinter die hohe Eiche. Da ſiehſt du alles und wirſt nicht geſehn. Aber ich bin euch noch nicht dort, da wird ein Hallo hinter mir. Und was hör ich da? Euern Andres und den Robert im ärgſten Zank. Ich konnte nichts Ordentliches verſtehn, aber man hörte, daß ſie auf Tod und Leben hintereinander waren. Ich will mich eben näher ſchleichen; da kommen ſie ſchon gerannt. Der eine drüben auf dem Felſenweg über dem Bach, der andre hüben. Der hüben, das war der Robert, die Flinte am Backen. Zwei Schritt von mir bleibt er ſtehn. „Steh! oder ich ſchieß dich nieder!“ Auf dem Felſenweg kann niemand ausweichen. Da heißts: Menſch, wehr dich deines Lebens! Und nun piff paff — zwei Schüſſe hintereinander. Dem auf dem Felſen ſeiner pfiff zwiſchen dem Robert und mir in die Büſche hinein. Aber dem Robert ſeiner — Ulrich; ich hab manchen Schuß gehört, aber ſo keinen, man konnts dem Blei anhören, es witterte Menſchenleben. Ich weiß nicht, wie mirs war, wie der da drüben zuſammenbrach wie ein getroffner Hirſch —

Förſter. Der Andres?

Weiler. Wer ſolls ſonſt geweſen? Was? Iſt er denn zu Haus etwa? Wißt ihr etwa, wo er ſonſt iſt? Und der Getroffne hatte die Flinte mit dem gelben Riemen. Die hielt er feſt; der Riemen leuchtete ordentlich wie ein Notzeichen durch die Dämmerung. Das klang ſchauerlich, wie das Eiſenzeug an der Flinte über die Klippen herunterklapperte und die Leiche nach durch die Büſche knickte und ſchleifte — bis der Bach unten aufklatſcht, als führ er vor Schrecken zuſammen. Und wies nun ſo kurios ſtill wurde darauf, als müßt es ſich ſelber erſt beſinnen, was doch paſſiert wär, da wars, als jagte mich einer. Ich müßte ſchon eine halbe Stunde da ſein, wenn ich mich nicht verlaufen hätte. Ich, der jeden Baum kennt daherum. Da könnt ihr euch nun denken, wie mirs war. Erſt am zweiten Lautenſteg da nach Haslau zu hatt ich das Herz, einen Augenblick zu verſchnaufen. Dort, wo der Bach in Felsſtücken ſpektakelt. Ich ſeh zufällig hinunter. Da hantiert der Bach mit einem bunten Lumpen. Da iſts. Kennt ihrs vielleicht? (Bringt Andres Tuch zum Vorſchein und hälts ihm vor die Augen; der Förſter reißts ihm aus der Hand)

Förſter. Lauter Geſtalten vor meinen Augen — der Wein — (er hälts bald ferner bald näher, ohne es ſehen zu können)

Weiler (kleine Pauſe). Ihr ſeid ſo ſtill. Fehlt euch was?

Förſter (ſtößt einen einzigen lauten Atem aus und hält das Tuch immer noch mechaniſch vor ſich hin, ohne es zu ſehn)

Weiler. Euer Geſicht iſt ganz verzerrt. Will eure Frau rufen.

Förſter (macht eine Bewegung, als ſchöb er mit äußerſter Anſtrengung eine Laſt von ſich). Laßt nur; 'n bißchen Schwindel. Hab heuer noch nicht zur Ader gelaſſen; der Wein dazu — 's geht ſchon vorüber — Sagt niemand was davon — (erhebt ſich mühſam)

Weiler. So ſind die doch richtig zuſammen geraten, der Andres und der Robert. Aber was wollt ihr denn nun thun? Als ein abgeſetzter Mann? Wenn der ſagt: Ich hab den Wildſchütz angerufen; er hat das Gewehr nicht weggeworfen? Ihr wißts am beſten, dann darf der Jäger drauf brennen. Er braucht nicht einmal zu rufen; wenn er nur richtig trifft, ſo hat er auch recht. Und wer nun vollends wie euer Andres zwei Stock tief vom Felſen ins Waſſer gefallen iſt, dem ſteht die Zunge ſtill ohne Pulver und Blei. Ihr kennt ja das Recht, wie es heutzutage iſt! Und euch werden ſie obendrein noch einſtecken wegen Widerſetzlichkeit. Ihr dauert mich. Ich möchte nicht ihr ſein. Was?

Förſter. Das Wetter iſt ſchon über den Lautenberg, hört ihr? Wenn ihr lang macht, erwiſcht euch der Regen.

Weiler. Es blitzte ſchon vorhin. Wie ich die Lärchenhöhe herkam, macht' es die ganze Gegend hell. Da ſah ich, der Robert geht noch immer hin und her bei den Weiden unten.

Förſter (geht nach der Thür, damit Weiler gehn ſoll, er wartet auf deſſen Gehn).

Weiler. Wollt ihr nochmal zum Advokaten gehn? Ja, wenn ihr ein Staatsdiener wärt. Aber was wollt ihr ſonſt?

Förſter. Nichts.

Weiler. Wers glaubt —

Förſter. Narr, der ihr ſeid; zu Bette gehn.

Weiler. Iſt noch gar nicht ſo weit.

Förſter. Die Thür zumachen und die Laden.

Weiler (da er nicht anders kann; zögernd). Nun ſo ſchlaſt wohl, Ulrich — wenn ihr könnt.

(Ab; der Förſter hinter ihm.)

Siebenter Auftritt

Die **Förſterin**. Später der **Förſter** und **Wilhelm**

Förſterin (aus Mariens Kammer). Nun kann ſie ſein, wo die Weiden anfangen. (Am Fenſter) Er macht die Laden herum. Ich muß der Marie ihren zum Schein ſchließen, damit ſie hereinſteigen kann, wenn ſie zurückkommt. Der Andres noch immer nicht da! Wird mir doch auf einmal, als hätt ich die Marie nicht fortlaſſen ſollen.

Förſter mit **Wilhelm** eintretend: die **Förſterin** geht wieder in die Kammer

Wilhelm (im Eintreten). Vater, Kramers Lore kam ans Staket, der Stein wäre außer ſich; man hätte Schüſſe im Walde gehört — der Robert fehlte, und der Stein hätte den Möller in die Stadt geſchickt; der ſollte Soldaten holen. Die ganze Mörderbande im Jägerhaus ſollten ſie gefangen nehmen, hat er geſagt. Der Möller wär eben im Karriere vor Kramers vorbeigeſprengt. Vor eins könnten ſie da ſein.

Förſter (indem die Förſterin aus Mariens Thür tritt). Was haſt du noch draußen? (Sieht ſich um)

Wilhelm. Im Garten, Vater. Mutter, in der Laube war nichts.

Förſterin (bleibt an der Thüre). So muß es doch hereingekommen ſein. (Zum Förſter) Suchſt du was?

Förſter. Ich? Nein. Ja, die Büchſe mit dem gelben Riemen. Wo die herumſtehen muß? Vielleicht in der Marie ihrer —

Förſterin (unwillkürlich die Thür deckend; raſch). In der Marie ihrer Kammer iſt keine Flinte.

Wilhelm. Die hat doch der Andres mit, wie er mich begleiten ging.

Förſter. Gut. (Zeigt das Tuch) Hab ich da ein fremdes Tuch in der Taſche; iſts dein, Wilhelm?

Förſterin. Das rot und gelbe Tuch? Das gehört dem Andres.

Förſter. Er hats geſtern liegen laſſen, und ich habs in Gedanken eingeſteckt.

Förſterin. Geſtern? Heut erſt, eh ihr gingt, hab ichs ihm gegeben.

Förſter. Haſt dus ihm — gut.

Förſterin (kommt näher). Ja! Ja! das iſt Andres Tuch. (Sie betrachtets) Hier iſts gezeichnet.

Förſter (wills ihr nehmen). Gieb her.

Förſterin. Es iſt naß. — Und was iſt das für Blut da an dem Tuch?

Förſter. Blut? (Bezwingt ſich) Von meiner Hand. Ich hab mich da am Flintenſchloß geriſſen. Geh nur!

Förſterin (beſchäftigt ſich auf der andern Seite der Bühne)

Förſter. Wilhelm, komm her. Lies einmal da, da in der Bibel, von da an, wo das Zeichen liegt.

Wilhelm. Mitten im Kapitel?

Förſter. Vom Zeichen da. Vorwärts! (Holt ſeinen Hut)

Wilhelm (lieſt). „Welcher des Herrn Namen läſtert, der ſoll —“

Förſter. Das iſts nicht. (Hängt die Flinte um)

Wilhelm. „Wer irgend einen Menſchen erſchlägt“ — iſts das?

Förſter (ergriffen, tritt einen Schritt näher). Nein — aber lies nur. (Er ſteht bei Wilhelm; während des Folgenden nimmt er unwillkürlich den Hut ab und faltet die Hände darüber)

Wilhelm. „Wer irgend einen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben. Wer aber ein Vieh erſchlägt, der ſolls bezahlen Leib um Leib. Und wer ſeinen Nächſten verletzet, dem ſoll man thun, wie er gethan hat. Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einem Menſchen gethan hat, ſo ſoll man ihm wieder thun. Alſo daß wer ein Vieh erſchlägt, der ſolls bezahlen. Wer aber einen Menſchen erſchlägt, der ſoll ſterben.“

Förſter. Der ſoll ſterben.

Wilhelm. „Es ſoll Ein Recht ſein unter euch, den Fremden und den Einheimiſchen, denn ich bin der Herr, euer Gott.“

Förſter. Amen. (Setzt den Hut auf und will gehn; wendet ſich) Wann könnten die da ſein, Wilhelm?

Wilhelm. Die Soldaten?

Förſter. Vor —

Wilhelm. Vor eins.

Förſter. Noch Zeit genug.

Wilhelm. Wozu, Vater?

Förſter. Zum — Ausſchlafen.

Wilhelm. Vater, wie ſiehſt du mich nur an?

Förſter. Zu Bett, Wilhelm. (Da die Förſterin eintritt) Gieb der Mutter die Hand.

Förſterin (überraſcht). Willſt du noch fort, Chriſtian?

Förſter. Ja.

Förſterin. Hat der Weiler vielleicht den Hirſch wieder geſpürt?

Förſter. Ja. Kann ſein.

Förſterin. Wie du ausſiehſt! Man könnte ſich fürchten vor dir, wenn man nicht wüßte, wies wird, wenn du Wein getrunken haſt.

Förſter. Drum will ich ins Freie.

Förſterin. Dann ſiehſt du alles anders, wies iſt. Du kannſt in die Schlucht ſtürzen.

Förſter. Dann ſchneidſt du das Blatt dort aus der Bibel und legſt mirs mit in den Sarg.

Förſterin. Was das für Reden ſind!

Förſter. Zu Bett, Wilhelm. (Wilhelm ab) Bete — oder bete nicht —

Förſterin. Was iſt mit dir, Chriſtian? Warum wird mir ſo angſt? Bleib, um Gottes willen bleib! Dein Geſchäft wird ja noch Zeit haben!

Förſter. Nein; es muß heute noch gethan ſein. (Er geht)

Förſterin (will ihm nach). Ulrich —

Förſter (in der Thür ſich wendend, leiſe vor ſich hin). Aug um Auge — Zahn um Zahn. (Ab)

Förſterin (vor dem Schein des Wetterleuchtens zurückweichend, der durch die geöffnete Thüre dringt). Gott ſei uns gnädig! (In der Thür) Ulrich! (Draußen verklingend) Ulrich!

(Vorhang fällt)

Ende des vierten Aufzugs

Fünfter Aufzug

Jägerhaus

Nacht. Kurze Zeit das Theater leer, dann

Erſter Auftritt

Förſterin (allein, kommt mit einer Lampe herein, leuchtet in Mariens Kammer hinaus, ſtellt die Lampe auf den Tiſch, geht an das Fenſter, öffnet den Laden, durch den der Schein des Wetterleuchtens hereindringt, ſieht hinaus; dann ſchließt ſie beides wieder, nimmt die Lampe wieder und leuchtet abermals in die Kammer. Dazwiſchen horcht ſie manchmal auf und zeigt große Angſt). Noch immer nicht! Wenn er ihr begegnet wär! Wenn er ſie beiſammen getroffen hätte! Nun müßte ſie da ſein. Daß ich ſie auch fortgelaſſen hab! Und der Andres kommt auch nicht. Und die ſchwüle Wetternacht dazu! (Sie horcht auf) Das war ſie doch? Endlich! Gott ſei gelobt! (Leuchtet in die Kammer) Nein; ſie iſts nicht. Der Wind ſtieß den angelehnten Laden auf.

Zweiter Auftritt

Wilhelm in Hemdärmeln. **Förſterin**

Wilhelm. Sind die Soldaten da, Mutter? (An Mariens Kammertür) Mutter, wo iſt der Vater?

Förſterin (erſchrickt und ſchließt die Thür ſchnell)

Wilhelm. Und die Marie? Sie iſt nicht in ihrer Kammer?

Förſterin. Was du dir einbildſt.

Wilhelm. Ihr Bett iſt noch wie friſch gemacht.

Förſterin (horcht erſchrocken). Iſt das der Vater? Wilhelm, ſag nichts davon vor dem Vater!

Wilhelm. Ich bins auch, der den Angeber macht. Aber du mußt mir ſagen, wo die Marie iſt.

Förſterin. Nach dem heimlichen Grund, um den Robert zu bitten —

Wilhelm. Mutter, wir betteln bei niemand. Ich hole ſie.

Förſterin. Bei dem Wetter?

Wilhelm (zieht ſeine Jacke an). Das wär mir auch mein Jägerjunge, der ſich aus ſo 'nem bißchen Blitzen was machte. Sag mir nur, welchen Weg die Marie gegangen iſt. Den untern am Waſſer? Gut. Sie iſt nicht wie die andern, aber ſie iſt doch nur ein Mädchen. Und das fürchtet ſich. (Ab.)

Dritter Auftritt

Förſterin (allein; ihm nach). Wilhelm! Wilhelm! (Kommt wieder) Er iſt ſchon fort. Und das Wetter wird immer ſchlimmer. Unten ein Nebel, und oben das Gewitter immer näher. Und vom Brandsberg her kommt noch eins dazu. Und der Ulrich draußen, und keins von den Kindern zu Haus. Und ſo ganz allein in dem einſamen Jägerhaus mitten im Wald, und ſo tief in der Nacht — (Man hört eine Thür zuſchlagen; ſie ſchrickt auf) Barmherziger Gott! Er iſts. Wenn er in die Kammer ſäh und ſäh die Marie nicht! Oder —

Vierter Auftritt

Der **Förſter** haſtig herein; bleich und verſtört. Die **Förſterin**

Förſterin (ihm entgegen). Biſt dus ſchon — (ſich korrigierend) endlich?

Förſter (ſich ſcheu umſchauend). Hat jemand nach mir gefragt?

Förſterin. Nein. Sind ſie hinter dir?

Förſter. Wer?

Förſterin. Der Buchjäger —

Förſter. Warum?

Förſterin. Weil du kommſt wie gehetzt.

Förſter. Die Soldaten meint ich. — — Daß ich überall die Marie ſeh. Im heimlichen Grund —

Förſterin (erſchrickt). Im heimlichen Grund — (für ſich) Großer Gott!

Förſter. Und auf dem ganzen Rückweg hört ich ſie hinter mir gehn.

Förſterin. Auf dem Rückweg —

Förſter. Wenn ich ging, hört ich ſie hinter mir; wenn ich ſtand, ſtand ſie auch, aber ich ſah nicht um.

Förſterin (erleichtert). Du ſahſt nicht um?

Förſter. Ich wußte ja, es war nichts. — Mir iſt, als müßte ſie jetzt noch hinter mir ſtehn.

Förſterin (will ablenken). Haſt du was geſchoſſen? Liegts draußen?

Förſter (unwillkürlich ſchaudernd). Draußen?

Förſterin. Vor der Thür. Wie ſiehſt du mich an? — Was iſt das an dir?

Förſter (wendet ſich unwillkürlich ab). Was iſts?

Förſterin. Ein Fleck —

Förſter. Was du ſiehſt —

Förſterin. Warum willſt dus nicht zeigen.

Förſter. Es iſt nichts. (Er wendet ſich zum Tiſche rechts, legt die Flinte ab) Die Suppe warm? Die Zunge klebt mir an.

Förſterin (nimmt einen Teller und Löffel aus dem Schrank, geht damit zum Ofen, wo ſie die Suppe eingießt). Wenn er in die Kammer ſäh! Was ich frage, das frag ich nur in der Angſt, daß er die Marie darüber vergeſſen ſoll. (Sie ſetzt die Suppe vor den Förſter auf den Tiſch zur Rechten; horcht) Regt ſichs nicht in der Kammer? (An des Förſters Stuhl, um ihn zu beſchäftigen) Ulrich, meinſt du nicht, daß der Robert noch alles wieder gut machen könnte?

Förſter (macht eine Bewegung)

Förſterin. Was fährſt du ſo auf?

Förſter. Weck mir die Marie nicht. — War nicht jemand am Fenſter?

Förſterin. Das iſt der alte Roſendorn draußen, der immer ſo ängſtlich nickt und ans Fenſter pocht, als hätt er Unglück zu verhüten, und niemand hörte auf ihn. (Pauſe; für ſich) Es iſt ſo ſtill. Ich muß nur reden, ſonſt hört er meinen Atem und merkt mir die Angſt an. Und daß er die Marie nicht hört, wenn ſie ins Fenſter ſteigt. (Öfter dazwiſchen lauſchend) Den ganzen Abend liegt mirs im Sinn. Geſtern noch ſagte mir der Robert —

Förſter. Immer der —

Förſterin (hat ſich zu ihm geſetzt). Wir gingen an den Weiden hin; dort wo das Tannendickicht iſt, unter dem Felſen, im heimlichen Grund —

Förſter (heftig). Laß den weg —

Förſterin. Fährſt du auf! Es war in der Abendſonne; und wie ich mich umſeh, da kommts hervor unter den Tannen — ſo rot. Ich — erſchrocken — um Gottes willen, ſag ich, das iſt doch Blut!

Förſter (wirft den Löffel hin und ſteht auf)

Förſterin. Da ſpiegelte ſich das Abendrot in dem Waſſer. — Aber was haſt du nur?

Förſter. Immer mit deinem Grund. Was kümmert dich der Grund?

Förſterin. Iſt dir was begegnet dort? Es ſoll nicht richtig ſein dort. Robert hat mirs geſtern erzählt. Es ſoll ein böſer Fleck ſein dort. Da hat einer einen andern umgebr—

Förſter (faßt nach der Flinte). Was weißt du?

Förſterin (voll Angſt zurückweichend). Ulrich! —

Förſter. Wirſt du ſchweigen?

Förſterin (bleibt vor ihm ſtehn; ſchaudernd und ahnend). Ulrich! Was haſt du gethan?

Förſter (hat ſich gefaßt). Dummes Zeug da. Iſt das eine Nacht für ſolche Geſchichten? (Verſinkt)

Förſterin. Schieß zu. Eine Stunde früher, eine Stunde ſpäter; du haſt mich doch auf deinem Gewiſſen. (Sinkt in einen Stuhl links)

Förſter (Pauſe; dann, während er langſame Schritte macht. mit denen er ihr zögernd allmählich näher kommt). Ich muß dir was ſagen, Sophie. — Wenn dus nicht ſchon weißt. — Es läßt mir keine Ruh. — Ich bin im Recht. Aber — und dann weiß ich nicht, iſts wahr, oder iſts nur ein ſchwerer Traum? — So einer, wo man nicht thun kann, was man will — und ſich abmattet — weil man immer thun muß, was man nicht will. — Komm her. Hörſt du? Leg die drei Finger auf die Bibel.

Förſterin. Großer Gott! was wird das ſein!

Förſter. Es wär gräßlich, wenn ich ſie umbringen müßte, und am Ende wär alles doch nur — und dann hätt ichs vergeblich — Sophie — (Ganz nahe; leiſe) Es ſoll ein Toter liegen im heimlichen Grund.

Förſterin. Du biſt im Rauſche oder im Wahnſinn.

Förſter. In meinem Recht bin ich. Sieh mich an, Weib. Glaubſt du an einen Gott im Himmel? Gut. Gut. So leg die drei Finger auf die Bibel, da hierher. Da ſteht mein Recht. Nun ſprich mir nach: „So gewiß ich ſelig werden will —“

Förſterin (matt). So gewiß ich ſelig werden will —

Förſter. „So gewiß ſolls ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre.“

Förſterin. So gewiß ſolls ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre. (Sie muß ſich ſetzen)

Förſter. Und nun merk auf. — Es iſt kurz — kein Aber und kein Wenn dabei — es iſt klar wie das Recht — und Recht muß Recht bleiben — ſonſt brauchen wir keinen Gott im Himmel! (Nachdem er ſchon einigemal angeſetzt, gedrückt und leiſe, indem er ſie vorführt) Erſchrick nicht. — Der Robert hat unſern Andres erſchoſſen, und ich — ich hab ihn gerichtet.

Förſterin. Ach Gott! (Sie kann ſich kaum mehr halten; ſie will nach dem Stuhl; er hält ſie feſt)

Förſter. Ich hab ihn gerichtet. Wies dort ſteht, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich hab ihn gerichtet, weil die Gerichte nicht recht richten. Sie haben zweierlei Recht, und hier ſtehts: Ihr ſollt einerlei Recht haben. Ich hab ihn nicht gemordet; ich hab ihn gerichtet. (Er macht Schritte, verſinkt dann wieder an der Stelle, wo er die Förſterin noch glaubt, die nach dem Stuhle ſchleicht) Aber ich weiß nicht, obs auch geſchehen iſt — das, was geſchehen iſt. Im Kopf iſt mirs ſo wild und wüſt — (beſinnt ſich mühſam) aber es iſt doch wohl geſchehen — was geſchehen iſt — und wies geſchehen ſollte — was geſchehen iſt — da kommt mir die Marie in die Augen, als ſtellte ſie ſich vor ihn und winkte mir zurück und ſchrie: Es iſt ja der — nun der, den du weißt. Es war dummes

Zeug; es war nur in meinen Augen. Auf den Wein geht mirs allemal ſo, daß ich Dinge ſeh, die nicht da ſind. Und wenn ſies geweſen wär — der Schuß war ſchon nicht mehr in meiner Hand.

Förſterin. Allmächtiger Gott! (Sie ſchleppt ſich mühſam in Mariens Kammer)

Förſter (wirds nicht gewahr und fährt vor ſich hinſtarrend fort, als ſtände ſie noch neben ihm). Sie wars nicht. Wie ſollte die Marie dort hinkommen? Es iſt eben der Wein, daß ich ſie heut überall ſeh. Aber ich war doch erſchrocken, bis ich ſah, es war nur der Rauch geweſen vom Schuß. Es ging alles im Kreis vor meinen Augen. Aber wie der Rauch weg war — das war ein Augenblick — da ſah ich den — noch immer daſtehn wie vorhin, aber nur einen Augenblick — da brach er zuſammen, da wars geſchehen, was geſchehen iſt. Da faltet ich die Hände über meinem Stutz und ſagte: Dir iſt dein Recht geſchehn. Und betete: Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig. Da flog ein Schwarm Eulen auf und krächzte. Das war, als ſagten ſie Amen; da ſtand ich wieder ſtraff auf meinen Füßen. Denn das Recht will Gott und Erd und Himmel und alle Kreatur.

(Er verſinkt ins Brüten)

◆

Fünfter Auftritt

Förſter verſunken, allein; dann **Stein**, der **Paſtor**, erſt noch in der Szene

Stein (noch draußen). Ulrich!

Förſter (erwachend, mechaniſch). Stein!

Stein (wie oben). Hörſt du?

Förſter (auf einmal im Zuſammenhang). Es iſt doch geſchehn. (Er faßt nach der Flinte, bezwingt ſich aber) Nein; nicht den Gedanken mehr als mein Recht!

Stein (eintretend, der Paſtor hinter ihm). Wo iſt dein Andres, Ulrich?

Förſter. Was willſt du von meinem Andres?

Stein. Meinen Robert von ihm fordern.

Förſter. Deinen Robert? Von meinem Andres? — Hier ſieh her. (Zeigt das Tuch)

Paſtor. Um Gottes willen! — an dem Tuche klebt Blut!

Stein. Was iſt das?

Förſter. Das iſt meines Andres Blut, und dein Robert hats vergoſſen. Und du haſt deinen Möller nach Soldaten geſchickt. Und du haſt mich zum Schurken gemacht vor der Welt. Mit euern zwei Rechten! Daß ihrs biegen könnt, wie ihr wollt. Aber hier (auf ſeine Bruſt ſchlagend) giebts noch ein Recht: das könnt ihr nicht biegen und eure Advokaten nicht.

Sechſter Auftritt

Andres erſt noch draußen. Die **Vorigen**

Andres (draußen leiſe). Vater —

Paſtor. Wer ruft?

Stein. Iſt das nicht Andres Stimme?

Förſter (fortfahrend). Hier ſteht es: Einerlei Recht ſoll ſein. Und das Recht hat euch gerichtet. Wer einen Menſchen erſchlägt, der —

Andres. Vater!

Förſter (zitternd nach der Thür ſtarrend, tonlos, mechaniſch). Der — der — ſoll — ſterben —

Andres tritt ein

Stein (Andres entgegen). Gott ſei Dank! Andres, du lebſt!

Förſter (rafft ſich zuſammen). Es iſt nicht wahr. Er iſt tot. Er muß tot ſein.

Andres. Vater!

Förſter (die Hand abwehrend gegen ihn ausgeſtreckt). Wer biſt du?

Andres (immer ängſtlicher). Kennſt du deinen Andres nicht mehr?

Förſter. Mein Andres iſt tot. Liegſt du erſchlagen im heimlichen Grund — dann ſollſt du mein Andres ſein, dann iſt alles gut, dann wollen wir jubeln, dann wollen wir ſingen: Herr Gott, dich loben wir!

Paſtor. Er iſt wahnſinnig.

Stein. Andres, mein Robert —

Andres. Sie haben mein Tuch, das der Lindenſchmied mir geſtohlen hat, eh er den Buchjäger erſchoß?

Stein. Der Lindenſchmied hat den Buchjäger erſchoſſen? Und mein Robert —

Andres. Robert verfolgte ihn. Er zwang Robert, auf ihn zu ſchießen.

Förſter. Der? Der hatte deine Flinte?

Andres. Mit meinem Tuch geſtohlen.

Förſter. Und der Robert hat ihn —?

Andres. Der Lindenſchmied war nicht tödlich getroffen; da ließ ich ihn in der Mühle verbinden und in die Gerichte ſchaffen —

Förſter (immer mehr zuſammenbrechend). Ich hab unrecht! (Sinkt in einen Stuhl)

Andres. Drum komm ich jetzt erſt heim.

Förſter (ſteht auf, geht mit dem Gewehr zu Stein). Stein, thu mir mein Recht.

Stein. Was ſoll das?

Förſter. Aug um Aug, Zahn um Zahn —

Stein (den Paſtor anſehend). Wa iſt das wieder?

Förſter. Der Weiler hielt den Lindenſchmied mit der Flinte für meinen Andres. Dein Robert hat den

Lindenſchmied getroffen, und ich — hab deinen Robert dafür erſchoſſen.

Paſtor. Allmächtiger Gott!

Andres (zugleich). Den Robert!

Förſter (faſt zugleich). Schieß zu.

Stein (hat die Flinte an ſich geriſſen). Mörder du! (Der Paſtor fällt ihm in den Arm)

Andres (ſchnelles Zuſammenſpiel). Den Robert, Vater? Der Robert lebt.

zugleich

Stein. Er lebt?

Paſtor. Er lebt?

Förſter. Er — lebt?

Andres. Er lebt, ſo gewiß ich lebe!

Förſter. Es war nur ein Traum? Ich wär kein Mörder? Ich wär ein unbeſcholtener Mann?

Paſtor. Das ſind Sie, Ulrich. Verſcheuchen Sie den unglücklichen Wahn.

Stein. Mann, wozu hättſt du mich verleitet! (Legt die Büchſe weg)

Förſter. Du haſt ihn geſehn? Wann haſt du ihn geſehn, Andres? Jetzt, Andres? Jetzt erſt, Andres?

Andres. Nur jetzt, wie ich heimging, begegnet ich zwei Männern aus der Mühle mit einer Tragbahre. Der Robert hatte ſie ſoeben aus den Betten gerufen; ſie gingen nach dem heimlichen Grund; Robert war ihnen ſchon voraus.

Förſter. Nach dem heimlichen Grund?

Paſtor. Mit einer Bahre?

Stein. Was lauert da noch?

Förſter (iſt nach Mariens Kammerthür gelaufen; zieht jetzt die Hand vom Drücker wieder zurück). Gott ſei Dank! (Horchend) Ich hör ſie atmen. O ſie hat einen ruhigen Schlaf. Eine Welt von Sorgen, und ſie atmet ſie einem weg von der Bruſt. Hören Sie, Herr Paſtor, hören Sie?

Stein. Der Unglückliche! Sein Wahnſinn kehrt wieder.

Paſtor (nach einer ängſtlichen Pauſe, in der der Förſter an ſeinem Geſichte hing). Ich höre nichts. Das iſt Ihr eigner ſchwerer Atem, den Sie hören.

Förſter (beginnt wieder zuſammenzubrechen). Mein eigner ſchwerer Atem, den ich höre — (Er rafft ſich zuſammen, öffnet) Meine Augen lügen. Wo ſie nicht iſt, da ſeh ich ſie, und wo ſie iſt, da ſeh ich ſie nicht. Herr Paſtor um Gottes willen ſagen Sie: Dort liegt Marie. (Er hat den Paſtor krampfhaft beim Arm gepackt)

Paſtor. Ich ſehe ſie nicht. Das Bett da iſt unberührt, die Fenſter offen — die Frau Förſterin —

Förſter (ſtürzt in die Kammer). Weib! Weib! Unglückliches Weib!

Siebenter Auftritt

Förſterin geſpenſtig; kann kaum gehn und ſprechen, vom **Förſter** mit Gewalt hereingeriſſen. **Vorige**

Förſter. Wo haſt du mein Kind?

Andres. Mutter, was iſt dir? (Er unterſtützt ſie auf der einen, der Paſtor auf der andern Seite)

Förſterin. Andres! Doch Einer!

Förſter (ſchüttelt ſie). Mein Kind! Mein Kind! Wo haſt du mein Kind?

Förſterin (mit Abſcheu, aber ſchwach). Laß mich, du —

Förſter. Meine Marie!

Förſterin. Nach dem heimlichen Grunde — du —

Förſter. Rabe, du lügſt!

Förſterin. Zum Robert —

Förſter. Ja, ſie iſt mir begegnet — im Nebel — wie ich kam —

Förſterin. Das war der Wilhelm —

Förſter. Die Marie wars, Weib, die Marie!

Paſtor. Sie kann nicht mehr antworten. Sie iſt ohnmächtig.

Stein. Macht ſie von dem Raſenden los!

Förſter. Du willſt ſagen, ich hätte mein Kind —

Andres. Mutter! Mutter! (Er und der Paſtor um ſie beſchäftigt, am Tiſche rechts)

Stein (der unterdes den Förſter von ihr abzuhalten ſucht). Laß ſie los, Wahnſinniger!

Förſter. Wahnſinnig? Gott gebe, daß ichs bin! (Es pocht; entſetzt tritt er einen Schritt zurück und ſtreckt abwehrend die Hand gegen die Thür) Dummes Zeug! Was wollt ihr denn? Ihr alle da? Das iſt ja die Marie. Sie ſteht draußen und traut ſich nicht herein, weil ſie in der Nacht hinausgelaufen iſt. Sie hat das Herz nicht; ich bin ſtreng — o ich bin ſtreng. Dummes Mädel! (Er reißt ſich ſelber auf) Komme, was da will! (Er ſtürzt nach der Thür; eh er ſie erreicht, pocht es nochmals; er tritt wieder entſetzt und ohnmächtig zurück) Das hitzige Fieber graſſiert — weiter iſts nichts. Das ſind die Vorboten; Zähneklappern und Fröſteln am Rückgrat herab. Holunderthee — 's iſt um eine Nacht Schweiß oder zwei. — Was hat das Pochen mit dem Fieber? Warum macht niemand auf? Ruf doch eins herein. Warum ſeid ihr alle ſo bleich und bringt die Zähne nicht von einander? Hat eins ein Märchen erzählt, und ihr graut euch? Meine Marie war ein lebendiges Märchen — ſie iſt — ſie iſt, will ich ſagen. Daß die Marie tot wär, das thut ſie mir nicht zuleid. Sie weiß, daß ich nicht leben kann ohne meine Marie. Hört ihr ſie kichern draußen? Nun wird ſie hereinhüpfen und mir die Augen zuhalten, wie ſies macht, und ich darf ihr den Spaß nicht verderben. O es iſt (er will lachen und ſchluchzt) — ein (wie außer ſich) — Einmal muß es doch — Herein! (Er wollte nach der Thür, ſinkt aber mit zugehaltenen Augen in einen Stuhl links)

Achter Auftritt

Robert, Wilhelm, dann zwei Männer mit einer bedeckten Bahre, die ſie hinſtellen und gehn. Die **Vorigen**

Stein. Robert! (Ihm entgegen) Siehſt du, Ulrich? Er lebt!

Robert (ihm in die Arme fallend, bleich und außer ſich). Vater! Vater!

Stein. Was iſt dir?

Robert. Daß der Mörder mich getroffen hätte! Vater Ulrich, ſei ein Mann!

Förſter (zuſammengerafft mit letzter Anſtrengung). Nur zu. Ich will ſehn, ob ich einer bin.

Robert (nimmt die Decke weg)

Stein. Großer Gott!

Förſterin (die von Andres und dem Paſtor unterſtützt an der Bahre in die Knie geſunken iſt). Marie!

Andres. Ach Gott! ſie iſts, die Marie.

Stein (Zuſammenſpiel aller). Wie iſts geſchehn? Erkläre, Robert!

Paſtor. Mir iſts entſetzlich klar.

Robert (mühſam ſeine Faſſung erhaltend). Sie betete: „Gott, laß mich nur meines Vaters ſein.“ Ich will ihr ſagen: Marie, du läßt mich? Da ſpringt ſie auf mich zu, als wenn ſie mich decken wollte mit dem eignen Leib, winkt und ruft nach dem Walde zu. Ich ſehe niemand; ich verſtehe ſie nicht; ich will fragen: Was iſt dir, Marie? da fällt ein Schuß, ſie bricht mir in den Armen zuſammen, ich ſtürze über ſie, eine Kugel hat ihr Herz getroffen.

Förſterin. Das war ihr Traum.

Stein (hält Robert in ſeinen Armen, faſt zugleich). Sie ſtarb für dich.

Förſter. Sie ſah mich auf ihn zielen und lief abſichtlich in meinen Schuß. Ich wollte richten und —

hab mich ſelbſt gerichtet. Verbrechen und Strafe mit eins. Ich betete: Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig; ich betete für mich, und die Eulen haben Amen gekrächzt und meinten mich!

Robert (tritt entſetzt zurück). Allmächtiger — er hats ſelbſt —!

Stein. Du haſts nicht mit Bewußtſein gethan. Ein ſchrecklicher Wahnſinn trieb dich wider deinen Willen.

Paſtor. Nicht ſo ſtarr, Mann. Gott legt nicht den äußern Maßſtab an die That. Unſchuld und Verbrechen ſtehn an den Enden des Menſchlichen; aber den Unſchuldigen und den Verbrecher trennt oft nur Ein ſchnellerer Puls.

Förſter. Gebt mir Worte des Lebens für euer Hirngeſpinſt, kein Wenn und kein Aber. Sagt mir was, daß ichs glauben muß. Eure Reden zwingen nicht. Was tröſtet ihr meinen Kopf? Tröſtet mein Herz, wenn ihr könnt. Könnt ihr mein Kind lebendig machen mit euerm Troſt, daß mirs in die Arme fliegt? Dann tröſtet zu. Jedes Wort, das mein Kind nicht lebendig macht, ſchlägts noch einmal tot.

Stein. Flieh nach Amerika; ich will dir Päſſe beſorgen; all mein Geld iſt dein. Dein Weib und deine Kinder ſind die meinen!

Förſter. Hörſt du, Andres, was der Mann da ſagt? Er will euch Geld geben. Dafür kauft euch eine Leierorgel. Damit zieht auf den Märkten umher und ſingt von dem alten Mordkerl, der ſein Kind erſchoß. Um nichts, um gar nichts, auf der Welt um nichts. Ihr braucht kein Bild. Nehmt die alte Frau da mit; ſo malt euch kein Maler die Geſchichte, wie ſie auf ihrem Geſicht geſchrieben ſteht. Streicht mir das Kind heraus. Beſchreibt ſie ſchöner als ſie war — wenn ihr das könnt, wie ihr euch den ſchönſten Engel denkt, und dann ſagt: Sie war doch noch tauſendmal ſchöner.

◆

Und den alten Mordkerl ſtellt mir hin, daß über das Kind ein Waſſerfall kommt von Thränen, und auf den Alten jeder Gaſſenjunge die Fäuſte ballt. Das wär ein Herz, wies der alte Mordkerl hatte, ders erſchoß, das die Geſchichte hörte und euch nicht mit klappernden Zähnen den letzten Pfennig gäb, und hätts zehn verhungernde Kinder zu Haus, und nicht zu Gott betete für das Kind und dem alten Mordkerl fluchte, ders erſchoß. Sagt nicht: Der Mann war redlich ſein Leben lang und hat ſich gehütet vor dem Böſen und hat einen Gott geglaubt und hat kein Stäubchen gelitten an ſeiner Ehre, ſonſt glauben ſies euch nicht. Sagt, er ſah aus wie ein Wolf, ſagt nicht, ſein Bart war weiß, wie ers that, ſonſt giebt euch niemand was. Das glaubt euch niemand, daß einer ſo alt ſein kann und doch ſo ein Böſewicht. Und unten hin macht noch ein Bild, wo der alte Mordkerl ſich erſchießt und als Geſpenſt umgeht bei Nacht. Und wo ers that, da ſitzt er wimmernd die Mitternächte hindurch mit ſeinen glühenden Augen und ſeinem weißen Bart; und da kühlt kein Lüftchen, und da fällt kein Tau und kein Regen; da wachſen giftige Blumen, das iſt verflucht, wie er ſelbſt. Und das Tier, das ſich hin verirrt, brüllt vor Angſt, und den Menſchen rüttelts wie ein Fieber. Und einem Engel geht ein Streifen aus dem Mund: Da ſitzt er, den Gott gezeichnet hat. Abel war ein Mann, und Kain nur ſein Bruder, aber das war ein Kind, und ders erſchlug, war ſein Vater. Für den Kain noch eine Seligkeit, aber für den alten Kindesmörder keine — keine — keine! — O einen Troſt! Einen Troſt! Einen Strohhalm nur von einem Troſt. Ich wollt meine Seligkeit drum geben, wenn ich eine zu erwarten hätte. Gott will ich fragen, obs noch einen Troſt giebt für mich. (Er nimmt die Bibel und lieſt, erſt an allen Gliedern zitternd, mit ſtoßendem Atem) „Wer irgend einen Menſchen —“

Paſtor. Nicht weiter, Ulrich. Laſſen Sie mich Ihnen Worte des Lebens zeigen, Worte der Menſchlichkeit. „Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich beſſere und lebe —“

Förſter (der die Bibel feſthält und ſich losmacht, faſt zugleich). Laßt mich, ihr Unmenſchen, mit eurer Menſchlichkeit. (Er lieſt weiter, mit jedem Wort wird ſein Weſen ruhiger und gewiſſer, der Ton ſeiner Stimme kräftiger) „Wer irgend einen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben.“ (Legt die Bibel hin)

Stein. In dieſen Worten findet er Beruhigung.

Paſtor. Gönnt jedem den Troſt, der ihn tröſtet.

Förſter (nimmt die Bibel wieder auf: der Ausdruck ſeines Weſens ſteigert ſich bis zur Freudigkeit). Das iſt Gewißheit, das iſt Verheißung, das zwingt; kein Aber und kein Wenn. Wer irgend einen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben; das heißt: dann iſts gebüßt, dann iſts ausgelöſcht, und er iſt wieder rein. (Er ſetzt ſeinen Hut auf und knöpft ſich ein) Ich geh in die Gerichte. (Will gehn)

Stein. Und du meinſt, ſie werden dich töten?

Förſter (bleibt ſtehn und wendet ſich)

Paſtor. Man hat Schuldigere begnadigt als Sie.

Förſter. Zum Zuchthaus — was? wie den Lentner? der — Ja, ſie richten nicht recht, nicht, wies daſteht, in ihren Gerichten; weiß ichs doch — aber — gut — gut — (nimmt die Flinte)

Stein. Was willſt du!

Förſter. Nichts. Die Flinte da muß ich mithaben, womits geſchehen iſt. O ſie nehmens genau damit. — Lebt wohl, Andres, Wilhelm — Haltet die Mutter gut. (Giebt allen die Hände) Stein — Herr Paſtor — Robert — Sophie — Sie iſt ohnmächtig; Gott wird ſie mir bald nachſchicken. — Begrabt mir mein Kind. Laßt die Glocken läuten; ihren Brautkranz legt auf ihren Sarg — o ich bin ein altes Weib — Wenn wir uns wiederſehn, bin ich kein Mörder mehr. (Grüßt noch einmal mit der Hand)

Stein. Du willſt —

Förſter (wendet ſich an der Thür). Mein Recht — und dann (zeigt in die Höh) zu meinem Kind. (Ab)

Kurze Pauſe, in der die übrigen mit Verwundrung und Rührung ihm nachſehn

Stein (von Ahnung ergriffen). Wenn der andre Lauf noch geladen iſt — ſchnell, eilt ihm nach — (Vor der Thür fällt ein Schuß) Zu ſpät! — Ich ahnt es.

Faſt zugleich

Andres, Wilhelm (hinauseilend). Vater!

Robert (in der offnen Thür vor Schreck und Schmerz feſtgehalten über das, was er ſieht). Er hat ſein Recht!

Stein (auch an der Thür). Zum zweitenmal ſein Richter!

Paſtor (hinzutretend). Ihm geſchehe, wie er geglaubt!

Vorhang fällt

Ende des fünften Aufzugs

◆

Das Fräulein von Scuderi

Schauspiel in fünf Aufzügen

Nach E. T. A. Hoffmanns Erzählung

Einleitung

Das Schauſpiel „Das Fräulein von Scuderi“ ſchrieb Otto Ludwig in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts in Garſebach und Meißen, ſpäteſtens am Schluſſe des Jahres 1848 wurde es beendet, und der Dichter machte den Verſuch, eine Aufführung am Dresdner Hoftheater zu erwirken. Er ſandte am 6. Januar 1849 die Handſchrift ſeines Werkes an Gutzkow, der damals Dramaturg dieſer Bühne war. Obſchon Gutzkow die Dichtung nicht ungünſtig aufnahm und ſich erbötig zeigte, ſie mit Bemerkungen und Vorſchlägen zu verſehen, die Ludwig eine theatraliſch wirkſame Bearbeitung ermöglichen ſollten, ſo regte ſich bei dem Dichter noch raſcher als ſonſt die Kritik, die ihn bis zur Ungerechtigkeit gleichgiltig gegen ſeine abgeſchloßnen Arbeiten machte. Da er das „Fräulein von Scuderi“ zu einer Zeit beendete und an Gutzkow einſchickte, wo er mit den Entwürfen der Tragödien „Die Pfarrroſe“ und „Der Erbförſter“ einen völlig andern Lebensboden betreten hatte und ſich der Grundſtimmung, aus der er zum Entwurf und zur Geſtaltung des dämoniſch romantiſchen Schauſpiels gelangt war, weit entrückt fühlte, ſo fiel es ihm noch leichter als ſonſt, ſeine Schöpfung zu begraben. Die eigentliche Geburtsſtunde des „Fräuleins von Scuderi“ lag um manches Jahr zurück, in einer Periode ſeiner Entwicklung, in der Ludwig den Romantikern und den Nachromantikern der geheimnisvollen Probleme eben viel näher ſtand, als um die Zeit, wo das Schauſpiel vollendet wurde.

Den Stoff entnahm der Dichter einer gleichnamigen Novelle von E. T. A. Hoffmann, die zuerſt im „Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft für 1820“ und kurz darauf im dritten Bande der Novellenſammlung „Die Serapionsbrüder“ erſchienen war. Ihrer Erfindung und Durchführung nach zu den bedeutendſten und abgerundetſten Erzählungen Hoffmanns gehörig, verleugnet ſie die Eigenart dieſes phantaſtiſchen Schriftſtellers, die Vorliebe für Nacht und Grauen, geſpenſtige und kriminaliſtiſche Motive, für krankhafte, unter unüberwindlichen dämoniſchen Antrieben ſtehende Naturen nicht und teilte auch dem Dramatiker, der ſich der Novelle als Stoff bemächtigte, mehr von dieſer Eigenart mit, als Ludwig in ſpäterer Zeit lieb war. Die Welt und Kunſtanſchauung, zu der er ſich ſeit der Vollendung ſeines „Erbförſters“ durchgerungen hatte, ließ ihn die Mängel ſeines Schauſpiels mit größter Schärfe verurteilen, von jeder Veröffentlichung durch Druck oder Aufführung abſehen; ein dunkles Gefühl, daß das „Fräulein von Scuderi“ gleichwohl ein gewaltiges und eigentümliches Zeugnis ſeines dramatiſchen Talents, ſeiner Dichterkraft überhaupt bliebe, verhinderte ihn jedoch, die Handſchrift zu vernichten.

Als der poetiſche Nachlaß des Dichters zwiſchen den Jahren 1865 und 1869 von einer kleinen Zahl ſeiner Freunde durchgeſehen und für eine erſte Geſamtausgabe geprüft wurde, trat die Bedeutung des Stückes allen Beteiligten ſo überzeugend entgegen, daß die Veröffentlichung dieſer Schöpfung ohne weitere Erwägungen beſchloſſen wurde. Was Dr. Hermann Lücke im Nachwort zur Jankeſchen Ausgabe ausſprach, läßt ſich auch heute nur beiſtimmend wiederholen: „Das „Fräulein von Scuderi“ gehört noch in die romantiſche Periode Ludwigs; es iſt eine dramatiſche Bearbeitung der gleichnamigen Erzählung Hoffmanns, deſſen ſeltſame Phantaſien auf Ludwig eine beſonders ſtarke Anziehungskraft ausübten. Das Bizarre in der Erfindung jener Geſchichte erſcheint in dem Drama noch geſteigert, das Unheimliche der dort geſchilderten fieberhaft-phantaſtiſchen Leidenſchaft tritt hier in den grellſten und ſchärfſten Zügen hervor. Die ganze Kompoſition trägt die Merkmale einer noch unreifen dichteriſchen Kraft, deren Energie und Tiefe ſich aber an einzelnen Stellen in ergreifenden machtvollen Klängen vernehmen läßt. In der Art der Charakterſchilderung ſind bereits Vorzüge bemerkbar, die der romantiſchen Schule völlig fremd geblieben ſind, gewiſſe Feinheiten, in denen ſich ſchon der künftige Meiſter der pſychologiſchen Darſtellung ankündigt.“

Weil dieſe Vorzüge und jene Energie und Tiefe jedem Leſer des Dramas, mit dem Ludwig von den romantiſchen Idealen ſeiner Jugend gleichſam Abſchied nahm, in die Augen ſpringen, weil beſonders die unheimlich-mächtige Geſtalt des Goldſchmieds Cardillac für bedeutende Charakterdarſteller eine unwiderſtehliche Anziehungskraft ausübt, iſt es neuerdings mehrfach verſucht worden, das „Fräulein von Scuderi“ für die Bühne zu bearbeiten. In Wien und Berlin wurde eine Bearbeitung von Ernſt von Wildenbruch, am Hoftheater zu München eine andre von Wilhelm Buchholz aufgeführt, und noch dürfte die Reihe dieſer Verſuche, das Stück für die theatraliſche Darſtellung zu ändern und zu gewinnen, nicht abgeſchloſſen ſein. So bewußt ſich Ludwig der Mängel und Längen ſeines Schauſpiels war und blieb, ſo wird doch nur eine Bearbeitung, die ſich am engſten an *ſeine* Geſtaltung, *ſeine* wo nicht erreichte, doch durchſcheinende poetiſche Abſicht anſchließt, gegründete Ausſicht auf Erfolg und tiefere Wirkung haben.

Das „Fräulein von Scuderi“ in ſeiner Originalgeſtalt wurde ſeither nur einmal, und zwar im erſten Bande der Jankeſchen Ausgabe von „Otto Ludwigs geſammelten Werken,“ gedruckt. Der Wiederabdruck in unſrer Ausgabe ſtimmt mit dieſem überein, iſt aber ſorgfältig mit Otto Ludwigs Handſchrift des Dramas verglichen und an einigen Stellen verbeſſert worden.

◆

Perſonen

Louis XIV, König von Frankreich
Graf Mioſſens
Serons, ein berühmter Arzt in Paris, der Scuderi Hausfreund
Degrais, Polizeilieutenant von Paris
Bontems, Louis Kammerdiener
René Cardillac, ein Goldſchmied in Paris
Olivier Bruſſon, ſein Geſelle
Meiſter Martin, ein Maler
Meiſter Lejean, ein verarmter Goldſchmied
Baptiſte, der Scuderi Kammerdiener
Jérome, Bedienter des Grafen Mioſſens
Fräulein von Scuderi
La Martiniere, ihre Kammerfrau
Madelon, Cardillacs Tochter, Bruſſons Braut
Caton, Haushälterin Meiſter Claude Patrus, des Mietsmanns in Cardillacs Hauſe
Gendarmen

Das Stück ſpielt in Paris, anfangs des achtzehnten Jahrhunderts

Erſter Aufzug

Bei der Scuderi

Einfaches Zimmer. Ein Bücherſchrank, Schreibtiſch mit Papieren, nicht ängſtlich geordnet. Eine Thür im Fond und eine Seitenthür.

Erſter Auftritt

Graf Mioſſens. Herons im Geſpräch

Herons

Ja, mein Herr Graf von Mioſſens, es ging,
Seit ihrs verließt, in Frankreich wunderlich.

Mioſſens

Ich glaube das Unglaubliche nur euch.

Herons

Kein Band mehr heilig. Von des Argwohns Eishauch
Des trauten Herdes letzte Glut gelöſcht.
Der Vater traut den eignen Kindern nicht;
Der Mann ißt nicht von ſeines Weibes Koſt;
Der Bruder ſieht im Bruder ſeinen Mörder.
Und wohl ihm, muß ich ſagen, wenn ers thut.
Denn ohne Mitleid wütete der Giftmord
Wie eine Seuche durch das ganze Land.

Mioſſens

Das Übel war verzweifelt, und verzweifelt auch,
Ja noch verzweifelter, mein ich, die Kur.

Ein Tribunal, ſo unbeſchränkt an Macht
Als dieſe chambre ardente, iſt unerhört.
Und dieſer unerbittliche la Reynie
An ſeiner Spitze. Spanien hat nun
Nichts mehr voraus vor Frankreich. Der Gerichtshof
Wiegt Spaniens heiliges Gericht noch auf.

Serons

Wahr iſts; die fernſte Möglichkeit genügt,
Das kleinſte Wort, das man willkürlich auslegt,
Und frech dringt er ins Innerſte der Häuſer
Und reißt den Vater aus der Seinen Arm.
Da ſchützt kein Rang, kein Ruf, kein wohlerworben
Verdienſt. Der Henker der Tortur arbeitet
Für den Kollegen auf dem Blutgerüſt;
Denn eher giebt der Tod ein Opfer wieder,
Als dieſer la Reynie. Aus ſeinen Kerkern
Führt nur Ein Weg: der Weg aufs Blutgerüſt.
Und Gnade dem, der laut ein Urteil wagt
Über dies Treiben! Gegen euch, Herr Graf,
Sonſt gegen niemand thu ichs.

Mioſſens

Meiſter Serons,
Daß eur Vertrauen ich zu ſchätzen weiß,
Beweiſt, daß ich es argwohnlos erwidre.
Denn hier beſchützt mich die Geburt ſo wenig,
Als euch der Ruf von eurer Meiſterſchaft
Als Arzt. Den Pair des Reichs, den Grafen trennt
Kein Vorrecht mehr von dem gemeinen Pöbel.
Die Kammer iſts nicht mehr der Pairs, die ihre
Mitglieder richtet. Vor ein königlich
Tribunal wie den Bürger und den Bauer
Schleppt man den Herzog, Grafen und Baron.
Dem König konnte nichts gelegner kommen
Als dies Verbrechen, das dem neuen Griff
In unſer Recht erwünſchten Vorwand lieh.

Ein Stückchen Staatskunſt, das dem ſchlauern Schüler
Des ſchlauen Lehrers Ehre macht. Das iſt
Ein Kunſtſtück noch aus Mazarinis Schule.
Damit bricht er des Adels Anſehn vollends
Und ſichert ſich zugleich des Pöbels Gunſt
Und ſpielt uns dieſes Werkzeug aus den Händen,
Und wie erſt wir es gegen ihn gebraucht,
Wird ers zu brauchen wiſſen gegen uns.
Der Ananas lebt von gemeinem Dünger —
Und dieſer große Ludwig ward ſo groß,
Weil er es nicht verſchmäht, ſo klein zu ſein,
Dem Kote ſchön zu thun an ſeinen Sohlen.
Alt, uralt iſt die Wahlverwandtſchaft zwiſchen
Der Hefe und dem Schaum.

Herons

Und wirklich war es nur des Volkes Gunſt,
Was dies Tribunal möglich machen konnte,
Das ſich herausnimmt, was der König ſelbſt
Nicht wagt, und ſeine Eiferſucht heraustrotzt,
Die keine Macht im Staate ſonſt mag dulden,
Als die wie Strahlen von der Einen Sonne
Ausgehn allein vom Königsdiadem.
Doch ſchon beginnt die leichtgeſchürzte Gunſt
Des Volks den alten Günſtling zu verlaſſen.

Mioſſens

Ein Lied ſcheint jetzt der Günſtling von Paris.
Schon vor dem Thor empfing es mich; bald lieſs
Neben mir her, bald kam es mir entgegen.
Ein alter Schuſter brummt' es bei der Arbeit;
Die jungen Herrn — ihr wißt — die eben nichts ſind
Als jung, begrüßten ſich damit, als wärs
Ihr Bundesgruß; den Kunden gabs der Krämer
Unter den Buden als Zulage drein.

Herons

Das Volk ſpielt gern mit ſolchem Wort. Es läuft,
Iſts einmal ausgeprägt, wie eine Münze
Von Hand zu Hand. Wer nicht von ſeinem Eignen
Die Schuld der Unterhaltung tilgen kann,
Stutzt ſeine Armut mit Entlehntem auf.
Ich kenne manchen, der nicht hundert Worte
Im Vorrat hat und dennoch ſich was weiß;
Und neunundneunzig ſind geborgt davon.
Die meiſten Menſchen leben von der Phraſe
Und ſind drum ſelber nur lebendge Phraſen.
Ein eignes Sein wird immer ſeltener.
Solch Wort fliegt wie ein bunter Federball
Hin und zurück durch den Verkehr, bis ſich
Die Farb vergriffen, oder bis ein andrer
Und bunterer des Borgen Gönner erbt.
„Liebe ſei der Helmſchmuck ſein,
Den nur Tapferkeit ſoll tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein.“
Das Verschen, das ihr meint: iſts dieſes nicht?

Mioſſens

„Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein —“
Ganz recht. Das iſts.

Herons

Wißt ihr, wer dieſe Münze
Hat ausgeprägt? Die liebenswürdge Dame,
Die wir erwarten hier in ihrem Zimmer.

Mioſſens

Das Fräulein Scuderi? Bei meiner Seele!
In dieſem Wort weht was von ihrem Atem.
Und kommts von ihr, dann hat dies kleine Lied

Eine Geſchichte, die mich intreſſiert.
Von ganzem Herzen acht ich dieſe Dame.

Herons

Und wenn ſies nicht verdient, verdient es keine.

Ulioſſens

Bewundernswürdig iſt, ja unbegreiflich,
Wie dieſes Fräulein aus des Alters Schiffbruch
Der Jugend Reize ſich gerettet hat.
Von ſiebzig Jahren zeigen ſich kaum dreißig.
Der ſüße Duft der Mädchenhaftigkeit
Liegt über die Erfahrung hier gebreitet,
Die nur ein langes Leben geben kann.
Und ſo vereinigt ſie, was beide Zeiten,
Den Winter und den Sommer, reizend macht.
Wenn man nur ſie ſieht, meint man, weißes Haar
Gehöre zur vollkommnen Frauenſchöne;
Sie iſt die Anmut ſelbſt in weißen Haaren.

Herons

Der Seele Jugend iſt der warme Boden,
Der dieſes Fräuleins ewge Blüte treibt.
Inmitten dieſer ſittenloſen Stadt
Steht ſie in wunderbarer Reinheit da;
Selbſt die Verleumdung hat es nie gewagt,
Ihr Schwarz in dieſes reine Weiß zu malen.
Arm iſt ſie, und doch iſt ſie reich im Geben,
Weil Weisheit ihre Güte unterſtützt.
Kann ſie nur wenig geben, giebt ſies ſo,
Daß dieſes Wenig Viel den Armen wird.
Denn ſie giebt nicht nur, um zu geben, wies
Die Reichen thun; nein, ſie giebt, um zu helfen.
Bis ſie nach Hauſe kommt von ihrer Andacht
Zu Notre-Dame, verkürzet euch vielleicht
Die Zeit, zu hören, wie jenes Lied entſtand.

Mioſſens

Erzählt mir, Meiſter Serons; ſeid ſo freundlich.

Serons

Trotz Regnies Strenge, trotz der Schlauheit Degrais,
Des Polizeilieutenants, treibt eine Bande
Von Mördern in den Straßen von Paris
Allnächtlich ungeſcheut ihr gräßlich Handwerk.
Es hat damit ganz eigene Bewandtnis.
Denn nur den Adel trifft der Meucheldolch,
Nur auf Geſchmeide ſcheint es abgeſehn.
Wo iſt der Edelmann jetzt in Paris,
Der nicht ſein Liebchen hätte, das er nachts
Geheim beſucht? Und wer geht dieſen Weg,
Der nicht zuweilen ein Geſchenk, ſei es
Ein edler Schmuck, ein Ring, ein reiches Armband,
Auf ſeinem Herzen trüg für ſeine Herrin?
Ein böſer Geiſt ſcheint jener Bande dienſtbar,
Der ihrs verrät, ſo oft ein Kavalier
Mit ſolchem Schmuck zur Liebſten nächtlich wandert.
Denn früh am Morgen findet man ihn tot,
Und ſonſt iſt nichts ihm als der Schmuck geraubt.
Der ſchlaue Degrais tobt, daß ſeine Liſt
Vor einer größern weichen muß. Vergeblich,
Daß die Marechauſſee, ein kleines Heer
An Zahl, die Straßen von Paris allnächtlich
Bei jedem Stundenſchlag durchzieht; vergeblich,
Was irgend Liſt erſinnen mag, Verkleidung,
Verſtecke — nichts, nichts ſpürt die Thäter auf,
Und ihre Spur erneuert jeden Neumond
Ein und derſelbe Dolch — ſcheint es doch faſt
Ein und derſelbe Arm; ſo gleicht ſich ſtets
Des Stoßes Richtung und der Wunde Form.

Mioſſens

Und keinem noch gelangs —?

Serons

Wenn er allein ging.
War er verloren.

Mioſſens

Das geſchieht noch jetzt?

Serons

Vor wenig Nächten noch. —

Mioſſens (für ſich)

Dies Wagnis könnte
Mich reizen. Nunmehr iſt der Schmuck wohl fertig,
Mit dem der Narr, der Goldſchmied Cardillac
Mich faſt ein ganzes Jahr hat hingehalten.
Die Nacht noch, wenn es möglich iſt. Ich will
Den Arm doch ſehn, der ſchwerer wiegt als meiner.
Ein Harniſch unterm Kleid —; ich will doch gleich
Zum Goldſchmied ſchicken. — Beſter Meiſter Serons,
Mir fällt ein wichtiges Geſchäft da ein.
Beendigt nur, ich bitt euch, die Erzählung.
Vielleicht kommt unterdes das Fräulein. Sonſt
Erſuch ich euch, mich zu entſchuldigen
Bei unſrer Freundin, komm ich ſpäter wieder.

Serons (verneigt ſich)

Die Herrn vom Hofe wandten ſich vor kurzem
Deshalb in einer Schrift, von Dichterhand
Geſchrieben, an den König. Ein Gericht —
Das war des Schreibens Inhalt — zu beſtellen
Mit größrer Vollmacht und Befugnis noch,
Als die von des la Regnie Tribunal.
Das Schreiben wußte Ludwigs Eitelkeit
So wohl zu treffen, daß er ſchon bereit ſchien,
Ihm zu willfahren. Faſt ſchon unterlag ſein
Bedenken, als ſein Auge wie aus Zufall
Auf unſre Freundin fiel — es war in den

Gemächern der Marquiſe Maintenon.
Und unter andern Herrn und Damen auch
Das Fräulein gegenwärtig, das der König
Vorzüglich ſchätzt und achtet. Bei ihr bleibt
Er ſtehn und fragt — er fordert ſie zuweilen
Zum Scherz heraus — ſie lächelnd, ob nicht ſie auch
Den Rittern um der edeln Minne willen
Geholfen ſehen möchte. Da erhob
Das Fräulein ſich. Ein Rot, wies morgenröter
Die ſiebzehnjährge Wang nicht kleiden kann,
Umwob die edeln Züge; zwiſchen Scham
Und edelm Zürnen ſprach ſie aus dem Stegreif:
„Liebe ſei der Helmſchmuck ſein,
Den nur Tapferkeit darf tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein.“
Der König, überraſcht von dieſer Verſe
Erhabnem Sinn, verneigte ſich voll Achtung
Und ließ ſofort die vier gereimten Zeilen
Als Antwort ſetzen unter das Geſuch.
Von dieſem aber war nicht mehr die Rede.

Mioſſens

Nun, Meiſter, nehmt den Dank für eure Güte.
Ein wichtiges Geſchäft ruft mich. Empfehlt mich
Dem würdgen Fräulein und lebt wohl für heut. (Ab)

⁂

Zweiter Auftritt

La Martinière. Serons

Martinière (in der Thür)

Sie ſind allein?

Serons

Ich bins. Soeben ging
Der Graf Mioſſens.

Sie kommt herein

Seid ihr krank? Was iſt euch,
Frau Martinière? Iſt dem Fräulein was?
Ihr ſeid ſo ängſtlich —

Martinière

Meiſter Serons, wie
Hab ich den Augenblick erwartet, euch
Allein zu ſprechen.

Serons

Nun, ſo ſprecht! Wir ſinds.

Martinière

Denkt euch, die vorge Nacht — das Fräulein war
Bei Hof — und ich allein in dieſem Zimmer,
Baptiſte war in die Nachbarſchaft gegangen,
Ich weiß nicht anders, als die Hausthür hat
Baptiſte verſchloſſen — denkt, wie ich erſchrecke,
Als ich die Vorhausthüren gehen höre
So haſtig, daß ich weiß, Baptiſte iſts nicht,
Und eh ich mich beſinne nur, warum ich
Doch ſo erſchrecke — Meiſter Serons! wird
Die Thür hier aufgeriſſen, und ich bin —
Denkt euch — allein mit einem Manne hier
Mit wildem Blick, von wildem Haar umflattert,
Todblaß — zwei glühnde Augen — „Schweigt" — ſo ſpricht er
Mit drohnder Stimme, drohnderen Gebärden —
„Schweigt, wenn ihr euer Leben liebt!" Ich mußte
Wohl ſchweigen. An der Kehle packte mich
Der Schrecken feſt mit unſichtbarer Hand.
„Wo iſt das Fräulein Scuderi?" — Was ich
Auch ſtammeln mag, er glaubt mir nicht. Bald droht er,

Bald ruft er, wie im tiefſten Jammer weinend:
Die einzge Hoffnung ſeis in ſeinem Elend,
Dem Fräulein Scuderi ſein Herz zu öffnen, —
Spricht von der Qual, die ſeit acht langen Tagen
An ſeinem Leben zehre. Endlich hab ich
Die Stimme wieder, rufe nach Baptiſte.
Die Gaſſe her lärmt die Marechauſſee.
Das giebt mir meinen ganzen Mut zurück.
Auf ſeinem Antlitz war es, als erblaßte
Die Bläſſe ſelbſt; ein Schrei rang ſtöhnend ſich
Aus ſeiner Bruſt, der mir das Herz durchſchnitt.
Ein Käſtchen holt' er unterm Mantel vor
Und ſtellts hier auf den Tiſch, und händeringend
Stürzt' er davon. Baptiſte fand offne Thüren,
Wie er zurück kam. Dann, als heute mittag
Ich mit dem Fräulein nach dem Hofe fuhr,
Da reißts den Schlag euch auf, daß wir erſchrecken.
Ein bleich Geſicht, von Haaren wild umflogen,
Sieht euch herein — es war derſelbe, ganz
Gewiß derſelbe, der den Schmuck gebracht.
Wir ſchreien auf vor Schreck. Er gleitet ſtöhnend
Vom Tritt herab — ich weiß nicht, wo er blieb.
Hats nicht geſchellt? Ja — Gott ſei Dank! Da kommt
Mein Fräulein. Ach, ihr wißt nicht, werter Meiſter,
Wie mich ſeit geſtern abend alles ängſtet.
Sie ſollte nicht allein gehn, doch ſie thuts.
Beſeht einſtweilen euch das Käſtchen und
Was drinnen iſt. Dies Käſtchen iſts, das geſtern
Der ſchauerliche Zuſpruch hat gebracht.
Entſchuldigt mich; ich komme gleich zurück.

⁂

Dritter Auftritt

Serons (allein; betrachtend)

Ein Etui für einen Schmuck, wenn ich
Nicht irre. Und ich irre nicht. (Nimmt heraus)
Das iſt
Ein Schmuck für eine Königin. So wertvoll
Der Stoff — die Kunſt hier überwiegt ihn noch.
Nie ſah ich ſolchen Wert, nie ſolche Arbeit.

Vierter Auftritt

Fräulein Scuderi. Martinière. Serons

Fräulein (giebt Serons die Hand)

Ihr ſeid mir nicht willkommner, alter Freund,
Als ſonſt; das iſt nicht möglich. Doch bedürftiger
Des Freundesrates fanden Sie mich nie.
Sie wiſſen alles? Haben auch die Zeilen
Geleſen?

Serons (hat ihr die Hand geküßt)

Zeilen? — welche?

Fräulein

Hier, worin
Der unheilvolle Schmuck gewickelt iſt.

Serons

Hier iſt etwas geſchrieben.

Fräulein

Leſen Sie,
Und iſt es möglich, tröſten Sie mich dann.

Ich habe ſiebzig Jahre leben müſſen,
Um ſoviel Hohn und Schimpf noch zu erleben!

Herons (lieſt)

„Liebe ſei der Helmſchmuck ſein,
Den nur Tapferkeit darf tragen;
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein!“

„Euer ſcharfſinniger Geiſt, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weiſe vergeudet werden ſollen, vor großer Verfolgung errettet. Als Zeichen unſrer Dankbarkeit nehmt dieſen Schmuck, das Koſtbarſte, was wir ſeit langer Zeit auftreiben konnten. Wir bitten, daß ihr uns eure Freundſchaft und euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget. Die Unſichtbaren.“

Fräulein

Und was ſagt ihr dazu?

Herons

Ich weiß nicht, was
Ich denken ſoll. Der wunderliche Baum
Der Zeit wirft euch die allerwunderlichſte
Von ſeinen Früchten in den Weg. — Wollt ihr
Den Schmuck behalten?

Fräulein

Ich? Doch nimmermehr! —
Wär er nicht gar ſo wertvoll, könnt ich glauben,
Die Sache rühre von den Rittern her
Als Rache für den unbedachten Scherz.
Ich möchte mit des Himmels Gabe hadern,
Die harmlos mich ſo tief herabgewürdigt,
Daß eine Rotte Böſewichter mich
Für ihren Advokaten halten darf.

Serons

Deshalb, mein Fräulein, zürnt der Gabe nicht,
Die — harmlos, wie ihr ſelber ſagt — ſo oft
Den Freundeskreis euch hat entzückt. Was wär
So herrlich, daß gemeine Bosheit nicht,
Wenns ihr nur dient, ſich drauf berufen ſollte?

Martinière

Sie ſind nie billig gegen ſich.

Fräulein

Was würden
Sie thun an meiner Stelle?

Martinière

Weg erſt mit
Dem Schmuck hier. Weſſen Blut mag daran kleben!
Geben Sie ihn der nächſten beſten Kirche.

Fräulein

Das darf ich nicht.

Serons

Sie dürfens nicht?

Martinière

Warum?

Fräulein

Ich darf nicht fremdes Eigentum verſchenken.

Martinière

Wie wollen Sie den rechtlichen Beſitzer
Ermitteln? Mags die Kirche dann!

Fräulein

Ich ſehs
Ihm an den Augen an. Mein alter Freund
Hat etwas ausgefunden.

Martinière

Denn Sie können
Die Sache doch zum Stadtgeſpräch nicht machen.
Wenn Degrais was davon erfährt. Das wäre
Genug, euch in la Regnies Hand zu liefern.

Fräulein

Laß unſern Freund —

Serons

Was ich davon verſtehe,
Giebts einen Goldſchmied nur, der das kann machen,
Nicht in Paris allein, nein, in ganz Frankreich,
In ganz Europa. René Cardillac
Iſt dieſes Schmucks Verfertiger. Laßt ihn
Her zu euch kommen; laßt den Schmuck ihn ſehn.
Er muß es wiſſen, wem er ihn gemacht,
Und dieſem gebt ſein Eignes dann zurück.

Fräulein

Nun ſiehſt du, Martinière, Serons denkt
Wie ich. Und war Baptiſte ſchon bei dem Goldſchmied?

Martinière

Er fand ihn nicht daheim. Zu Saint-Sulpice
Fand er den Meiſter. Der will kommen, wie
Er ſeine Andacht nur beendigt hat.
Ihr könnt ihn jeden Augenblick erwarten.

Serons

Erſchreckt mir nicht, mein Fräulein, wenn er kommt.
Er iſt ein ſeltſamer Geſell. So wie
Es Menſchen giebt, die unter Engelslarven
Den Teufel bergen, ſo giebts Menſchen auch,
Die Teufel ſcheinen und doch Engel ſind.
Zu dieſen ſtellt den Cardillac. Nie barg
Eine rauhre Nuß euch einen ſüßern Kern.

Ein langes, frommes, tadelfreies Leben
Voll Biederkeit und jeder Bürgertugend
Steht für die wunderliche Larve ein.
Er iſt ein Künſtler, der ſo ganz verſunken
In ſeine goldnen Träume iſt, daß ihm
Die Wirklichkeit zum bloßen Traum geworden,
Der Traum zur Wirklichkeit. Nachtwandlern gleich
Geht er durchs äußre Leben und erſchreckt
Die Wachenden.

⁂

Fünfter Auftritt

Baptiſte. Die Vorigen. Dann **Cardillac**

Baptiſte

Der Meiſter Cardillac!
Er hat nicht lange Zeit. Noch in zwei Kirchen
Muß er den Abend, ſagt er.

Fräulein

Laß ihn kommen.

Baptiſte (abgehend)

Ihr könnt eintreten, Meiſter Cardillac.

Cardillac tritt unbeholfen ein

Fräulein

Seid ihr der Meiſter Cardillac?

Cardillac verneigt ſich

Serons

So wenig
Kann dieſer Meiſter ſich verleugnen, als
Seine Arbeit. Beide rät man gleich.

Cardillac

Ihr ſeid
Sehr gütig, Herr.

Fräulein

Ich ließ euch, Meiſter, bitten,
Zu mir zu kommen. Eine Frage hab ich
An euch.

Cardillac

Habt tauſend, und antworten will ich.

Fräulein

Seht dieſen Schmuck und leſet dieſe Zeilen.
Ein Unbekannter brachte geſtern nachts,
Als ich abweſend war, dies beides und
Entfloh.

Cardillac (lieſt und beſieht)

Hm! Ja! Das glaub ich.

Fräulein

Ihr ſeht nun,
Daß ich das nicht behalten kann, woran
Das Blut des Eigners klebt.

Cardillac

Klebt Blut daran?
Zeigt doch! Hm! Ich für meinen Teil, ich ſeh
Hier nichts von Blut. Das macht verdammte Flecken.
Das müßt ich ſehn.

Serons

Das Fräulein meints nicht wörtlich.
Man ſagt ja wohl: An dieſem oder jenem
Klebt Blut, wenn drum ein Mord begangen iſt.

Cardillac

Hm, ja! das ſagt man freilich. Und die Frage?
So iſts das nicht?

Serons
Zwei Fragen ſinds. Die erſte
Iſt: ob ihr dieſen Schmuck gemacht?

Cardillac (wird eifrig)
Ob ich?
Das iſt die Frage? Und nun frag ich euch?
Wenn ihrs erlaubt, ob hier noch Frage ſein kann?
Warum habt ihr nicht euer Aug gefragt?
Muß man mich fragen, ob ich das gemacht,
Was keiner ſonſt kann machen, als nur ich?
Die Arbeit, Herr, von mir, die euch nicht ſelbſt ſagt,
Wer ſie gemacht hat, ſeht, die nehm ich ſo
Und ſchlag ſie euch zu Brei. Herr, habt ihr Augen?
Und fragt mich, was ihr ſelber ſehen könnt?
Warum fragt ihr mich nicht, ob das hier gelb,
Das rot und das — ei, geht mir doch zum Henker!

Serons
Ei, Meiſter, ſeid ihr kurz —

Cardillac
Herr, ſeid ihr lang
Mit euern Fragen. Nunmehr könnt ich auch
Die zweite wiſſen.

Serons
Gut. So ſagt dem Fräulein,
Für wen ihr dieſen Schmuck verfertigt habt.

Cardillac
Ihr fragt ſchon wieder unnütz, Herr. Für wen
Denn ſonſt als für das Fräulein?

Serons
Habt ihr mich
Zum beſten?

Cardillac
Wem? wenn dem nicht, der ihn hat?

Zerons

Wenn ihr es ſo nehmt, freilich; wenn ſie ihn
Einmal beſitzen ſollte, war er auch
Für ſie gemacht. Doch ſeht ihr, daß das Fräulein
Ihn nicht beſitzen will. Deshalb ja eben
Seid ihr gefragt. Man will von euch nun wiſſen,
Wem dieſer Schmuck hier rechtlich angehört,
Wem ihr ihn auf Beſtellung habt gemacht?

Cardillac

Den macht ich, Herr, auf eigene Beſtellung,
Das heißt — wenn ihr es hören wollt —: ich ſuchte
Ein's Tags das Schönſte von Demanten aus,
Was ich beſaß. Ich bin ſo arm nicht, Herr,
Daß ich nicht kaufen könnte, was ich mache:
Den Schmuck hier macht ich mir zum heiligen Chriſt,
Und als er fertig war, da ſagt ich mir:
Du biſt ein großer Sünder, Cardillac,
Du willſt den Schmuck zur Buße deiner Sünden
Den Heilgen opfern, wenn du dich erſt ſatt
Geſehen haſt. Und legt ihn in die Truhe.
Da war er eines Morgens fort — weiß Gott,
Wie es geſchehn — der einzge Schmuck allein
War fort; ſonſt fehlte nichts. Was iſt das anders
Als Himmelsſchickung? ſag ich nun. Mir war
So fromm zu Mut, da ich den Schmuck gehämmert,
Und wie ich nun das edle Fräulein ſeh,
So wird es hell mir vor den innern Augen:
Da weiß ich endlich, daß ich ſonſt für niemand
Den Schmuck gemacht als für das edle Fräulein.

Zerons

Ei ſeht; ihr glänzt in allen Farben, Meiſter,
Trotz euerm Schmuck hier. Daß ihr fromm ſeid, wußt ich;
Daß ihr galant ſein könnt trotz einem Hofherrn,
Damit habt ihr mich überraſcht.

Fräulein (verwundert lächelnd)

Hab ich
Euch recht verſtanden?

Cardillac

Wenn ihr gütigſt mich
Verſtehen wollt, bitt ich euch nicht vergebens:
Helft meinem frommen Traume zur Erfüllung,
Behaltet gütigſt, was nur euch gehört.

Fräulein

Nein, Meiſter, ſeid ihr denn —? Was fällt euch ein?
Wär ich, was ich geweſen bin, noch jung
Und, was ich nie war, ſchön; dann, ja; wer weiß,
Was dann geſchäh. Denn wär ich jung und ſchön,
Wär ich auch eitel. Aber, aber, Meiſter —
Auch abgeſehn davon, daß ich nicht weiß,
Wie ich nun eben zu der Gabe komme;
Was ſoll dem welken Arm der friſche Schmuck,
Der nur erinnern wird an das, was fehlt?
Und was dem Halſe der Matrone, die
Sich putzt, indem ſie ihn verſteckt? Ich weiß,
Es ziert ein Schmuck die Schönheit nur allein,
Die ſchön genug iſt, auch den Schmuck zu zieren.
Soll er in ewger Ruh begraben liegen?
Nein; eine Sünde wärs an ihm und euch.

Cardillac

(hat, während das Fräulein ſprach, den Schmuck in die Hand genommen und mit Überwindung wieder hingeſetzt; jetzt faßt er ihn krampfhaft mit zitternder Hand; ſein Weſen iſt im Kampf; was er ſpricht, mehr Selbſtgeſpräch)

Ihr wollt ihn nicht. Durchaus nicht. Wollt ihn nicht.

(Er ſchiebt ihn mit Gewalt wieder von ſich)

Geb ichs der Kirche, hat die Armut nichts.
Doch in des Fräuleins Hand da wuchert es,
Bringt Segenszinſen hundert, tauſendfach,

Und was ich vorhab, dazu brauch ich Segen.
Und ſicher bin ich vor dem böſen Geiſt.
Sie iſt ein Kind des Lichts. Aufkommen kann
Er nicht vor ihr. — Nein, nein. Mein edles Fräulein,
Ihr müßt —
(Er faßt ihn, um ihn dem Fräulein hinzureichen; wie er ihn in der Hand hat, zuckts ihn, und er zieht ihn zurück)
Ihr wollt ihn nicht. Bricht mir der Schweiß
Da aus. Ich bitt euch, habt Barmherzigkeit
Mit einem Sünder, nehmt ihn hin —
(Er nimmt den ſchon hingeſchobnen wieder zurück; ſchwer aufatmend)
Ihr wollt
Ihn nicht — durchaus nicht — wollt ihn nicht? Ah, ah
Er bleibt mir an den Händen kleben, und
Doch brennt er mich.
(Er bricht in Schluchzen aus)
Nehmt ihn doch nur. Nehmt ihn.
O, all ihr Heiligen! — Ich — hm — ja — ich —
Muß ſchnell nach Haus; da fiel mir etwas ein.
(Bleibt ſtehn und hebt die Hand nach dem Schmuck; bezwingt ſich)
Ob — ja — nein. Ich muß fort, muß fort. Ja, ich
Muß fort. Hm, ja; da wartet einer — ſeht —
(Bezwingt ſich noch einmal)

Fräulein

So nehmt doch —

Cardillac (kratzt ſich an den Ohren)

Iſt das eilig! Iſt das eilig!
(Als wenn ihn jemand gerufen)
Ich komme ſchon!
(In polternder Eile, wie gejagt, ab)

⁂

Sechſter Auftritt

Vorige ohne Cardillac

Fräulein (nach einer Pauſe verdutzt, wie alle)
Kränkt ihn die Weigrung ſo?

Serons
(der die unbehagliche Stimmung durch einen Scherz verſcheuchen will)
Mein Fräulein, nehmt mir euer Herz in acht!
Um euer Herz will euch der Meiſter bringen.
Das iſt der Fiſch, nach dem der Schmuck hier angelt.

Martinière
Ja; er iſt raſend, wenn er nicht verliebt iſt.

Fräulein (lachend)
Das wär mir doch noch eine Goldſchmiedsbraut:
Geſetzt von Jahren und von echtem Adel.
Wenn er — wir ſcherzen, und doch iſt es uns
Kein rechter Herzensernſt mit dieſem Scherz.
Ich will es nur geſtehn, was ich empfinde.
Mich kränkt es, daß ich einem Ehrenmann
So unrecht thun muß, und kanns doch nicht ändern.
Sein Hierſein preßte mir, ein Alp, die Bruſt,
Und kaum barg unter Scherzen ich die Angſt.
Mehr wars als Widerwillen — Grauen wars,
War Schauder, was der Mann mir hat erregt.
Serons zum Gehen fertig

Martinière
Verliebt iſt er. Das laß ich mir nicht nehmen!

Vorhang fällt

Ende des erſten Aufzugs

Zweiter Aufzug

Cardillacs Werkſtatt

Erſter Auftritt

Olivier ſitzt arbeitend. **Madelon**, von ihm nicht bemerkt, naht ſich ihm; zuweilen hält er inne und ſeufzt auf; wie er das wieder thut, neigt ſie ſich zu ihm; aufſehend ſieht er ihr Geſicht an dem ſeinen

Madelon

Schon wieder?

Olivier (ſchrickt auf)

Madelon?

Madelon

Wie klingt das kläglich!
Das heißt nicht: Madelon iſt all mein Glück.
Böſer Olivier, biſt du ſo falſch?
Du ſagteſt: Madelon, du biſt mein Ich;
Und weiß dein Ich allein nicht, was dich kränkt?

Olivier

Mein Glück iſt dein; den Schmerz laß mich behalten.

Madelon

Gieb lieber mir den Schmerz. Den Schmerz vertraut
Man nur dem Freund; das Glück teilt man mit jedem;
Vertrauſt du mir den Schmerz, bin ich dein Freund.
Bin ich dein Freund nicht? Ach, ſo täuſcht ich mich!
Dir wollt ich alles ſein; und nun giebſt du

Die beßre Hälfte mir zurück. Du denkſt,
Ich bin ein kindiſch Mädchen, gut nur, wenn du
Erheitrung brauchſt. Ernſt muß der Freund dir ſein.
Ich bin nicht kindiſch nur; ich kann auch ernſt ſein.
Wie quält ich mich! Er überſchätzt mich, dacht ich,
Hält mich für beſſer, klüger, als ich bin.
Nun ſeh ich, wie ich irrte, und du zwingſt mich,
Mich ſelbſt zu loben. Alles dir zu ſein,
Hofft ich — und bin dir nichts.

Olivier

Du biſt mir — zu viel!

Madelon

Doch haſt du recht. Ich bin ein albern Kind.
Gewiß! Sonſt könnt ich raten, was dir fehlt.
Ich kanns nicht, kann nur weinen, kann nur bitten,
Wenn dich was ängſtet, das dich treffen ſoll,
Laß michs mittreffen!

Olivier (thut ſich Gewalt an)

Eine Grille iſts.
Du würdeſt lachen, wenn dus wüßteſt. Komm
Und laß uns ſcherzen.

Madelon

Sag mir, iſts mein Vater?

Olivier (kann eine Anwandlung nicht bergen)

Dein Vater?

Madelon

Claudes Caton ſagt' es mir.
Er hat dich hart behandelt meinetwegen,
Armer Olivier! Für dich nicht hätt er
Mich aufgezogen — doch was iſt dir?

Olivier (aus Gedanken aufſchreckend)

Wo-
Von ſprach ich doch?

Madelon

Von meinem Vater.

Olivier

Was
Hab ich —

Madelon

Wie er dich aus dem Haus geſtoßen,
Weil er erfuhr, daß du mich liebteſt. Ich
Hatt es ihm ſelbſt geſagt. Olivier,
Nicht wahr? Ein Kind darf ſeinem Vater nichts
Verſchweigen? Wollt ich auch, ich könnt es nicht.
Und er iſt gut, wenn er auch manchmal zürnt.
Das einemal ſchien all mein Flehn umſonſt,
Doch in der Nacht —

Olivier (wieder aus Gedanken aufſchreckend)

Was weißt du von der Nacht?

Madelon

Du närriſcher Olivier: wie du fragſt!
Hatt er ſichs anders überlegt. Da fiel
Ihm bei, wie du ſo fleißig doch und wie
Geſchickt du biſt. Früh kam er vor mein Bett
Und ſagte: Wohin denkſt du, daß ſo früh
Ich gehe? Auf den Markt wohl? — Albern Kind!
So früh? Ich gehe zu Olivier Bruſſon,
Und will er, ſeid ihr Bräutigam und Braut. —
Da litt michs freilich auch im Bett nicht mehr.
Du ſchrickſt? Ich hörs am Tritt. 'S iſt Claudes Caton;
Sie darf uns nicht beiſammen ſehn, ſonſt zieht
Sie uns mit ihren Scherzen auf.

⁂

Zweiter Auftritt

Caton. Vorige

Caton (noch in der Thür)

Weil ich
Doch juſt vorbeigeh. Guten Tag herein!
Wo Liebesleute ſind, brauchts nicht den Wunſch.
Ich muß mich ſetzen, wenn ihr mirs vergönnt.
Vor Schrecken zittern mir die Knie. Stets mächtiger
Wird der Gottſeibeiuns. Ei, ei, ei, ei!
'S geht nirgends toller zu, als auf der Welt.

Madelon

Ihr habt doch ſtets was Neues.

Caton

Ja; das Neue,
Gott ſeis geklagt. Seit vierzig Jahren hab ich
So vieles Neue nicht erlebt, als nun
In einem Monat. Hm; das Neue, das —
Iſt neu; das Alte aber iſt das Gute.
Und doch iſt jetzt nichts neuer als das Gute.
Doch das iſts nicht, was ich zu ſagen kam.
Ja, braver Meiſter Cardillac, jetzt müſſen
Die Frommen ſich zuſammenthun. Denn ſoll
Die Welt Ein Jahr noch halten, koſtets Knieen
Und Beten, Faſten, Beichten, Händeringen. —
Der fromme Meiſter — in der Kirch iſt er
Gewiß. Wo ſollt er anders ſein? Ganz recht,
'S iſt ſeine Zeit. O ja, in dieſer Zeit
Iſts endlich Zeit, auf nichts mehr Zeit zu wenden,
Als daß beizeit — du lieber Gott! bin ich
Da in die Zeit gekommen — was doch — ja,
Mich wundert gar nichts mehr; i Gott bewahre!
Die Welt geht jetzt ſo raſch, daß man ſich nicht

Verwundern darf, will man zurück nicht bleiben.
Der Meiſter Cardillac — kenn ich ihn vier
Und zwanzig Jahr? Wie ſo? Und war ſein Ja
Nicht mehr, als wenn ein andrer ſchwur, ſein Nein,
Nicht wie ein eiſern Thor, dadurch kein Aber,
Kein Außer und kein Doch den Weg mehr fand?
Und doch! Heut ſchilt er laut, das Angeſicht
Zornflammig: Fort mir dir! Aus meinem Haus!
Für dich hängt dieſe Frucht zu hoch. Mein Kind
Solch einem Burſchen? Und denſelben Burſchen,
Den er heut ausgewieſen, führt er ſelber
Mit ſeiner ſelben Hand durch ſelbe Thür
In ſelbes Haus und in die ſelbe Stube,
Zur ſelben Tochter, die er erſt ihm hat
Verſagt. Da möchte man doch ſelber nicht
Den ſelben Augen und den ſelben Ohren —
Ich ſage weiter nichts; auch wollt ich damit
Gar eigentlich nichts ſagen. Sonſt einmal,
Wenn einem eine Taub ins Maul geflogen,
Will ſagen: wenn ein Menſch ein Glück gemacht,
So war er fröhlich auch von Angeſicht
Und lobte Gott und die ihm wohlgethan —
Ihr meint, das geht auf euch? Nun, wen es traf,
Der wirds wohl ſpüren. Aber ſolch ein Bräutlein —
Euch mein ich nicht, Herr Bruſſon. Ja, des Königs
Erhabene Perſon, wär er nichts mehr
Als eines Bürgers Kind, dürfte ſechs Kerzen
Von weißem Wachſe ſeinem Heilgen ſtiften.
Was meint ihr? René Cardillacs, des bravſten
Und angeſehnſten Bürgers in Paris
Erwählter Schwiegerſohn — und ein Geſicht,
Als wär — ich nenne niemand, nein; ich nicht!
Doch kommen einem allerlei Gedanken.
Ein gut Gewiſſen macht nicht bleich — ich meine
Den Mann im Mond —, und wenn ein großer Haß
So plötzlich ſich in Lieb verwandelt, wer

Muß denn auch gleich an Liebestränke denken!
Ein frommer Menſch denkt heutzutag gar nicht.
Nun bin ich fertig für diesmal.

(Schritte außen; indem ſie öffnet)

Der Meiſter?
Ja. Und der arme Lejean iſt mit ihm.

⁂

Dritter Auftritt

Cardillac raſch herein; hinter ihm **Lejean**. **Die Vorigen**

Cardillac

Ihr wollt? — Was wollt ihr? Kommt ihr mir ſchon wieder?
Hab ich nicht erſt —? Wer ſaugt am Bürger nicht
Sich voll? Der Hof, die Kirche; muß auch ſolch —
Ihr kommt zu mir, als müßt es ſein. Zu wem
Geh ich denn nun?

Lejean

Wärt ihr ein braver Armer,
So ſagt ich: Geht zu René Cardillac!
Wenn Gott nicht hilft, ſo hilft der Cardillac.

Caton

Bei Gott! Er iſt ein Sieb. Von oben ſchüttet
Der Herrgott; unten lieſt das Armut auf.

Cardillac (als ſollt es niemand ſehen, daß er giebt)

So; gebt die Hand — ſo, Tölpel. Muß es denn
Jed Mutterkind mit anſehn?

(barſch)

Ich euch geben
Und immer geben! Fragt doch, ob ich ſolch
Ein Schwamm bin, den man nur zu drücken braucht.

Lejean

O, Meiſter —

Cardillac

Haltets Maul! — Sie nennen mich
Freigebig hier? Ich bins nicht. Ich bin geizig.
Und ſagt ihrs jemand — Überlaufen wird
Man ohnedem von Freund und Feind. Schon gut.
Noch eins! Wenn ihr wo ſagen hört: Der Mann,
Der Cardillac iſt doch ein geizger Schuft;
Da zuckt die Achſeln, ſagt: Das weiß der liebe
Gerechte Gott, und ich — ich habs erfahren!
Sagt ihr mir irgendwo, daß ich euch gab —
(wieder barſch)
Nun geht und laßt mich ungeſchoren!

Lejean

Tauſend
Und aber tauſend —

Cardillac

Wollt ihr gehen? frag ich.

Lejean

Laßt einen alten Mann —

Cardillac

Schert euch zu dem
Und jenem —

Lejean

So nimm du den Dank, o Gott,
Den dieſer gute Mann —

Cardillac

Zum Henker! Bringt
In dieſer gotteslästerlichen Zeit
Die Menſchen noch zum Fluchen!
(wieder, als ſollt es niemand ſonſt hören)
Seid mir ſparſam,

Und jeden Freitag könnt ihr —
(wieder barſch)
Wart, ich will
Euch Beine machen!
(er kommt mit einem Hammer auf ihn zu)
Lejean entflieht

Vierter Auftritt

Vorige ohne **Lejean**

Caton

Wunderbar! O über
Den Mann, der aller Heilgen wunderlichſter
Und aller Wunderlichen heiligſter!
Ihr ſeid mir ein Johannes in der Wüſte.
Wie jener ſeinen Leib in hären Kleid,
Verſteckt ihr eure Milde hinter Zorn.

Cardillac

Gieb mir mein Hauskleid, Madelon — Daheim
Iſt doch daheim.

Caton

Doch, Meiſter Cardillac,
Wo wir auch ſind, ſind wir bei Gott zur Miete.

Cardillac

Und mit der Zunge tragen wir ſie ab.

Caton

Weshalb ich eigentlich gekommen bin —
Laut red ich nicht davon. Ihr wißt, daß man
Faſt jeden Morgen hier in Gottes liebem
Paris Erſchlagene gefunden hat.

Cardillac

Und wenn ichs weiß?

Caton

So wißt ihr nichts; ich meine,
Nicht, wers gethan.

Cardillac

Und das iſt juſt ſoviel,
Denk ich, als einer weiß. 'S weiß keiner mehr.

Caton

Ganz recht. Und einer weiß es doch. Wißt ihr,
Der eine, der das alles angeſtellt.

Cardillac (wild)

Der eine? Dumm Geſchwätz! Was wißt ihr da
Von einem? Hol euch der und jener! Hat
Man euch ein Märchen aufgeheftet? Ja?
Mit euerm einen? Dichtet ihm doch gleich —
Seid einmal drüber — einen Namen an.
Bringt noch unſchuldge Bürger ins Gerede
Mit euerm —

Caton

Ei, geratet ihr in Zorn,
Verblaßt euch ganz.

Cardillac

Verblaßt? Ich bin nicht blaß.
Was ſucht ihr mir da im Geſicht herum?
Was einer? Nein, ich ſag euch: hundert ſinds,
Hundert zum wenigſten. Es langen hundert
Noch nicht. Und einer? Warum nicht ein Halber?
Das wär der Teufel!

Caton

Freilich doch, nun freilich!
Der iſts ja eben, den ich meine.

Cardillac

Was?

Caton

Ja; der Gottſeibeiuns. Das weiß ich ſo
Genau, als wär ich ſelbſt dabei geweſen.
Seht ihr, hätt ich die Hörner ihm befühlt
Mit meinen Händen, wüßt ichs nicht genauer.
Warum denn ſonſt der Lärmen der Patrouillen
Mit Räuſpern und mit Stöcken durch die Straßen?
Als wollten ſie den Dieb zu fürchten machen
Mit ihrer Furcht? Lärmt auch die Katze, wenn
Sie Mäuſe fangen will? Wann wars doch? Wars
Vorgeſtern nicht, daß euch der ſchlaue Degrais,
Der Polizeilieutenant — er war vermummt
Und ſchlich auf allen Vieren durch die Straßen
Im Schatten fort; und wie er in Gedanken
Der Mutter Gottes zwanzig Kerzen ſtiftet
So dick wie er, wenn ſies gelingen läßt —
Da ſingts und tanzts die Straße her, wie nur
Ein Kavalier, wenn er zur Liebſten ſchleicht.
Nun — ich verleidge ſolche Gänge nicht,
Ich nicht. Die Strafe war auch gleich dahinter:
Ein Fauſtſchlag wie ein Donnerſchlag. Da liegt
Der Kavalier. Der Polizeilieutnant
Schreit laut: Nun hab ich euch, ihr Mörderbande!
Stößt in ſein Horn, oder vielmehr er wills,
Will ſchreien und will ſtoßen. Ach, du heilger
Sebaſtian! Was ſchreit er, und was ſtößt er?
Er ſchreit Miau. Vor Schrecken fährt er ſich
Hinter die Ohren. Da war keine Haut mehr,
Ich meine, keine Menſchenhaut. Er greift
Sich ins Geſicht — ach, nichts und nichts als Hammel-
Und Katzenfell. Der Teufel aber ſpringt
Euch wie ein Hund, ſo groß als wie ein Kalb,
Mit Augen — hört, mit Augen! na — mit Augen,

Ich ſage weiter nichts davon. Hättet
Ihr ſie geſehn — na, ich vergeſſe ſie
In hundert Jahren nicht.

Cardillac

Ha, ha, ha, ha!
Ihr waret ſelbſt dabei?

Caton

So was man ſelbſt
Dabeiſein nennt, ſo eigentlich nun nicht.
Das weiß doch aber alle Welt, was der
Gottſeibeiuns für Augen hat. — Der ſpringt
Auf Degrais los. Der will ſchnell auf die Beine,
Ich meine, auf die Menſchenbeine. Das
Iſt Häckerſpinnen. Nun, ſo läuft er denn
Als Katze auf vier Beinen fort. Der Hund,
Groß wie ein Ochſe, immer hinterher.
So geht es ſtraßenauf und ſtraßenab.
Die Katz macht Sprünge groß wie ihre Angſt,
Doch der Gottſeibeiuns mit ſeinem langen
Kamelhals immer hinterdrein, bis endlich
Degrais die Genovevenkirch erreicht, —
Da war er ſicher. Der Gottſeibeiuns
Sah durch die Kuppelfenſter —

Cardillac

Kuppelfenſter?
Das nenn ich doch in kurzer Zeit gewachſen.
Und Degrais, wuchs der mit?

Caton

Nein; der ward kleiner.
Durchs Schlüſſelloch entkam er in die Kirche.
Da ſchlug es eins, und Degrais ſaß, geſtaltet

Wie ſonſt, in einem Beichtſtuhl. Doch ihm wars,
Als wär er nur aus einem Traum erwacht.
Der Gottſeibeiuns aber war entwichen.

⁂

Fünfter Auftritt

Martin. Vorige. Caton im Abgehn

Martin

Gott grüß euch. Seid ihr Meiſter Cardillac?

Cardillac

Zuweilen.

Martin

Wie?

Cardillac

Ich meine, Meiſter! — Cardillac
Heiß ich nun fünfzig Jahr. Ihr ſeht, ich hab
Zu thun.

Martin

Ihr überraſcht mich nicht. Ich muß es
Geſtehn: der Ruf von eurer Seltſamkeit,
Nicht mein Geſchäft allein führt mich zu euch.

Cardillac

Den Leuten, die wie alle andern ſind,
Deucht jeder ſeltſam, der iſt, wie er ſelbſt.
Ich bitt euch, geht! Wer Kurzweil kommt zu ſuchen,
Bringt Langeweile mit. Ich merk ſchon, euer
Geſchäft iſt, einen Narren mir zu zeigen.
Vergebt; ich bin gern grad heraus.

Martin (für ſich)

Was iſt
Das für ein Menſch! Welch ſtechend unſtet Auge!

Iſt dieſes trocken biedre Weſen Wahrheit,
Hat keine Seele je unpaſſender
Als dieſes Mannes Seele hier gewohnt.

Cardillac

Ihr habt wohl ſelten ein Geſicht geſehn?
Ich kanns nicht leiden, dieſes Spionieren.
Ihr ſeht, ihr ſtört mich. Wollt ihr was, ſo ſagts
Und geht.

Martin

Hier bring ich, Meiſter Cardillac,
Fünf edle Steine, nichts Beſonders eben —

Cardillac

Seid ihr ein Kenner? Nichts Beſonders? Hm.
Euch ſoll doch gleich — Wenn ihr kein Auge habt,
So laßts die edeln Steine nicht entgelten!
Hm, hm, ei, ei (indem er ſie in der Hand zuſammenſtellt)
Das macht ſich. Hm; ja. Seht
Die ſchönſten Mädchenaugen einem Fiſch
An ſeinen Bauch. Was? Augen ſind nicht Schuppen,
Und euer Goldſchmied war ein Stümper. Hol ihn
Der Teufel. Schön iſt alles. Nichts iſt häßlich,
Wenns nur an ſeiner rechten Stelle ſteht.
Was iſt das Schöne? Was an einem Schmuck?
Die Steine ſind es nicht; das Gold iſts auch nicht.
Stellt ſie ein wenig anders, als ſie müſſen,
Es iſt dasſelbe Gold, dieſelben Steine,
Doch mit der Schönheit iſts vorbei. So wie
Des Mondes Abglanz in dem Krug mit Waſſer,
So iſt das Schöne eines Schönern Abglanz,
Das ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.
Ihr könnt nichts weiter thun, als euern Krug
So ſtellen, daß der Mond ſich drinnen ſpiegelt,
Und ſteht er recht, ſcheint ſchlechtes Waſſer Gold. —
Hm. — Nichts Beſonders. Wartet nur. Ich kenn euch!

Der fadſte Hans, der nicht ſein leichtes Handwerk
Begreift, ſpricht man von Kunſt, da reckt er ſich
Und reißt ſich ſelber zur Bewundrung hin
Mit weiſem Urteil und mit Lob und Tadel.
Und hätt er nur nichts Beſſeres zu thun,
Er würd uns zeigen, wie mans machen muß.
Gebt her und ſagt mir, was es werden ſoll.
Ein Halsband? Armband? Diadem?

Martin

Ein Halsband.

Cardillac

Recht. Recht. Nun geht zum — daß ichs nicht vergeſſe,
Ihr heißt?

Martin

Ich heiße Martin.

Cardillac

Martin? Seid —
Ich will doch hoffen —

Martin

Wohne Faubourg Saint
Germain.

Cardillac

Seid ihr der große Maler, der
Die heilgen Könge in der Notre-Dame
Gemalt?

Martin

Was weiter?

Cardillac

Ei, zum Teufel, Herr!
Was weiter? Nichts. Denn weiter geht es nicht.
Seht, ich verſtehe nichts von Proportionen
Und von Verkürzungen. Doch für die Farbe
Und für den Schmuck, da hab ich Sinn für Hundert.
Da an des Mohrenkönigs Säbel habt

Ihr Edelſteine angebracht — man ſieht,
Ihr habt Verſtändnis von der Steine Weſen.
Ihr ſeid ein großer Maler.
(Er dringt ihm ſeine Steine mit heftiger Gebärde wieder auf)
Da — da, nehmt,
Laßt euer Halsband machen, wo ihr wollt.
(Er ſetzt ſich wieder zur Arbeit)

Martin (erſtaunt)
Plagt euch —? Nur eben wolltet ihr —

Cardillac
Ich wollte;
Nun will ich nicht.

Martin
So ſagt mir wenigſtens
Warum?

Cardillac
Wenn einer erſt ins Fragen kommt.
Warum halt ich den Hammer mit der Rechten?
Könnt ich ihn nicht auch in der Linken halten?
Wenn ich ihn nun mit meinen Zähnen faßte?
Ihr fragt: warum ich euch nichts machen will?
Wenn ich nun frage: warum fragt ihr mich?

⁂

Sechſter Auftritt

Jérome. Die Vorigen

Cardillac (barſch)
Was giebts?

Jérome
Graf Mioſſens, mein gnädger Herr,
Will ſich nicht mehr gedulden mit dem Schmuck —

Cardillac

Ah, mit dem Schmuck. Kommt wieder, guter Freund,
In acht — in vierzehn Tagen. Heute iſt
Der erſte; fragt am letzten wieder nach.

Jérome

Zehn Monde ſchon habt ihr mich ſo zum Narren.
Jetzt reißt dem Grafen die Geduld. Wenn nicht
Den fertgen Schmuck, ſo will er ſeine Steine;
Ich geh nicht eher, bis ihr mir ſie gebt.

Cardillac

Hol euch der -- da, ins Teufels Namen, nehmt!
(Er bringt den Schmuck zum Vorſchein)

Jérome

Nun endlich iſt er fertig!

Cardillac

Fertig? Wißt
Ihr auch davon? Wärt ihr erſt ſelber fertig!
Und kurz und gut: ich geb ihn euch noch nicht.
(Er will den Schmuck wieder wegnehmen)

Martin

Ein herrlich Stück. Erlaubt. Und das nennt ihr
Nicht fertig?

Cardillac

Was? Ein Stuhl, ein Tiſch, ein Sattel,
'Ne Pflugſchar, die wird fertig. Denn das Handwerk
Iſt endlich. Iſt es brauchbar, iſts geraten.
Das Schöne wird nie fertig; immer könnt es
Noch ſchöner ſein. Und ihr, ein Künſtler, ſprecht
Von Fertigſein?

Martin

Das Schöne iſt ein Maß.
Was drunter und was drüber, iſts nicht mehr.

Cardillac (lauernd)
Was, guter Freund? Ihr braucht es doch noch nicht?

Jérome
Ich ſag euch, morgen muß der Graf es haben.

Cardillac
Was morgen? Übermorgen. Iſts denn gar
So eilig?
Jérome
Ein Geburtstag iſt im Jahr
Nur einmal.
Cardillac
Ein Geburtstag; hm; 's hat freilich
Zweifachen Wert, kommt es zum rechten Tag.
Und die Frau Gräfin — iſt wohl jung und ſchön —?

Jérome (lachend)
Ja; ſie iſt ſchon zum zweitenmale jung.
Sie war ſchon einmal zwanzig; jetzt wird
Sies noch einmal dazu.

Cardillac
Spitzbube du!
Der Burſch iſt witzig. Gut. Den Schmuck ſchlag ich
Zuſammen noch einmal. So wie er iſt,
Paßt er für zwanzig Jahre, nicht für vierzig.

Jérome
So gebt ihn nur; denn — im Vertraun — der gnädgen
Frau Gräfin wird der nicht zu teil. Der kommt
Gar nicht ſo weit von hier. Wißt ihr? — Da um
Die Ecke —
Cardillac
Um die Ecke —

Jérome
Von der Straße

Nicaiſe; da gleich bei der langen Mauer —
Da wohnt —

Cardillac

Was kümmerts mich? Laßt mich zufrieden
Mit euerm Sündenleben.

Jérome

Mein Herr Graf
Kommt nur ſoeben aus dem Krieg zurück.
Wer aus der Fremde kommt — ſo iſts Gebrauch —
Der muß — ihr wißt ſchon — ſchwitzen —

Cardillac

Dacht ichs nicht?
Ja; dies Paris; das iſt ein neues Sodom.
Da hilft kein Warnen mehr, kein Himmelszeichen.
Und ſchickt der Herrgott einmal eine Peſt,
Muß der Straſengel noch zum Kuppler werden.

Jérome (will fort)

Nun gebt ihn her —

Cardillac

Kommt morgen wieder, morgen.

Jérome

Nun gut. Vor zehn Uhr aber, ſag ich euch!
Punkt elfe pflegt mein Herr — iſts juſt nicht Vollmond —
Ihr wißt nun, welchen Weg zu gehn. Er wird
Mich ſchelten, daß ich heut den Schmuck nicht bringe. (Ab)

⁂

Siebenter Auftritt

Vorige ohne Jérome

Cardillac (für ſich)

Da um die Ecke — und Punkt elf —

Martin

Ich ſehe,
Man hat mich nicht belogen. Zwingen muß
Man euch, will man zu dem Beſtellten kommen.

Cardillac

Gebt ihr ein Bild, an das ihr euch gewöhnt,
So gern aus euern Händen, Meiſter Martin?
Ein Bild wird erſt durch den Beſchauer fertig.
So iſts mit Büchern auch. Ein Buch iſt ſchlecht,
Wenns nicht den rechten Leſer findet, der
Im Leſen erſt es fertig macht. Es lieſt
Kein Leſer mehr heraus, als er hinein lieſt.
Dem andern iſt dasſelbe Buch ein anders.
Macht ihr ein Bild, ſo iſts die Wirklichkeit,
Durch euer großes Auge angeſchaut.
Der Kluge weiß euch Dank; indem er ſie
Durch euer Auge ſchaut, glaubt er die Klarheit,
Die Ruh, die euerm Anſchaun eigen iſt,
Die wohn in ſeinem Aug. Er fühlt ſich größer
In eurer größeren Perſönlichkeit;
Das nennt er Kunſtgenuß und dankt es euch. —
Hol euch — da der Gedanke macht mich wild:
Mein Werk ſoll ich hingeben, mich, mich ſelbſt,
So wies dem Herrn beliebt zu winken!
Hört ihr? das macht mich toll. Was meint ihr? Wie?

Martin

Was hilfts. Ein jeder Stand hat ſeine Rechte.
So wollt es Gott. Drum laß ich mirs gefallen.

Cardillac

Hat ſeine Rechte? Schwatzt mir nicht ſo zahm.
Gott ſchuf das Recht; die Rechte ſchuf der Teufel.
Ich ſag es euch nur, Meiſter: Frankreichs Adel
Iſt faul. Dem ſchönen Frankreich fehlt ein Gärtner,
Der ſchneidet, ſchneidet, bis aufs Leben ſchneidet.

Davon ein andermal. Was, Meiſter Martin?
Ihr macht den Stuhl und dürft nicht ſitzen drauf.
Ihr ſchafft, damit ein andrer ſchwelgen kann.
Aus euern Mühen deſtilliert er Wein. —
Und trunken von dem Wein ſieht er ſich um,
Ob ihr ein ſchönes Weib nicht habt; ob er
Nicht der Geſundheit euers Hauſes kann
Das Gift einimpfen, das ſein Blut verpeſtet.
Und was ihr ſchuft, was euerm tiefſten Weſen,
Da es erregt in heißen Wogen ſchwoll,
Entſtieg wie jene Göttin aus dem Meere,
Wovor ihr ſelber knien und ſchmachten möchtet
Ein ganzes Leben lang, — um die verſtumpften Sinne
Empor zu ſtacheln, holt er ſich die Kraft
An euerm Bild, um euer Haus zu ſchänden.
Ihr müßt euch ſelbſt verkaufen. Denn das Bild
Iſt mehr ihr, als ihr ſelbſt — denn ihr müßt leben.
Ihr müßt ihn ſelber waffnen, euch zu ſchänden
Mit euerm Heiligſten — denn ihr müßt leben.

Martin

Er kauft die Leinwand, doch das Bild bleibt mein;
Er holt es in ſein Haus, doch bleibts bei mir.
Dem, der es ſchaffen kann, gehört das Schöne,
Der Reiche hat den Marmor — wir den Gott.

Cardillac

Zum Teufel, nein! ſag ich. Denn, wenn er will,
Kann er den Marmor, den er kauft, zerſchlagen. —
Mein iſt nur, was ich ſtraflos kann zerſtören; —
Und thut er das, hat euer Gott ein Ende.
Aus eurer Göttin macht er ſeine Dirne
Durch frech Betrachten. —

(Er hat den Schmuck in der Hand)

Dieſe Himmelsfunken,
Die ſüßen, wonngen Tropfen meines Herzbluts,

Die ſoll ein andrer — Herr, was ſagtet ihr,
Wenn ihr ſo einen bei der Tochter fändet?
Solch einen Blutvergifter? — Seht, das kann
Mich wütend machen.

Martin

Seid ihr wunderlich!
Ihr liebt den König, weiß ich, und doch wollt
Ihr ihm nichts ſchaffen, habt, ſo hört ich einſt,
Ihn auf den Knien gebeten, ihm nichts ſchaffen
Zu müſſen —

Cardillac

Ich lieb ihn, ſchmied ich gleich ihm nichts.
(fromm)
Erhalt uns Gott den lieben Bürgerkönig,
(für ſich)
Die große Ratte, die die kleinen frißt!

Martin

Und dann liebt ihr den Adel nicht, und dennoch
Arbeitet ihr nur für den Adel. Mich,
So ſcheint es, achtet ihr, und dennoch weiſt
Ihr ſelber mich zu einem andern Meiſter, —
Ich kann nicht denken, welchen Grund ihr habt.

Cardillac

Ich lieb den Adel nicht, und dennoch — muß
Man denn zu allen Dingen Gründe haben?
Genug, ich thus. Warum trägt einer Luſt
Zu dem? warum der andre zu was anderm?
Warum ſtehlt ihr nicht, und ein andrer thuts?
Kommt das auf euch an?

Martin

Seid ihr bei Vernunft?
Der böſe Keim liegt freilich in uns allen,
Doch unſre Schuld iſts, überwächſt er uns.

Nur ſelten ſah ich einen Arm wie euern;
Nicht Ruh, die Arbeit hat ihn ſo geſtählt.
Durch Übung wächſt das Gute und das Böſe.

Cardillac

Was da? Was könnt ihr gegen eure Art?
Seid ihr ein Kind des Tags, liegt euer Weſen
Am Tag, und was ihr thut, ihr wißt, warum!
Und ihr könnt ſagen: Morgen will ich das,
Und in zehn Jahren will ich noch dasſelbe!
Das kann der Menſch nicht, den die Nacht regiert.
Er iſt ſich ſelbſt ein Rätſel. Dunkler Drang
Regiert ihn, und er kann nicht, wie er will.

Martin

Pah! Das iſt euer Scherz nur. Nennt euch doch
Paris den wackerſten von ſeinen Bürgern;
Zum Wohlthun fleißig wie zu dem Gebet.

Cardillac

Drum denk ich: iſt er ſonſt nur fromm und gut,
So gönnt dem alten Kauze ſeine Launen!

Martin

So muß ich meine Steine weiter tragen?

Cardillac

Wärt ihr von Adel, ſo behielt ich ſie.
Ihr ſeid es nicht; ſo geht in Gottes Namen!

Martin

Und fragt mich einer, ſo verſchweig ichs nicht:
Paris hat keinen ſeltnern Kauz als euch. (Er geht)

⁂

Achter Auftritt

Vorige außer **Marlin**

Cardillac (in Gedanken hin und her)

Punkt elf — und um die Ecke — zwanzig Schritte
Von hier — ſo mags. Was ſummt mir ſtets im Ohr?
Ich wills nicht wiſſen. — Hm, ihr ſeid nicht klug —
Der böſe Keim liegt freilich in uns allen,
Doch unſre Schuld iſts — Was iſt Schuld? Was iſts?
Der Narr! Die Schuld trägt, der uns ſchuf. Ich hab
Mich nicht geſchaffen. Wär ich nicht, ſo wär
Ich nicht ſo, wie ich bin. Und bin ich nicht,
Wie er mich möchte — warum hat er mich —
Wie kann mich einer ohne meinen Willen
Ins Leben ſetzen und beſtimmen noch
Dazu: Du ſollſt dich plagen, beſſer werden,
Als ich dich ſchuf. — Hm — alſo punkt elf Uhr —

(verſinkt wieder ins Brüten)

Das, was ein Hüben hat, hat auch ein Drüben,
Dasſelbe Ding iſt licht und dunkel, je
Nachdem es ſteht, die Seite bald, bald die.
Gut war nicht ohne Bös; wers Gute ſchuf,
Der ſchuf das Böſe mit. Und ſchufs ein Gott,
So iſt das Böſe göttlich wie das Gute.
Er kann nichts ſchaffen, was er ſelbſt nicht iſt.
Und hats ein andrer — warum litt ers dann?
Und mußt ers leiden, kann ers auch nicht ſtrafen.
Albernes Zeug. Das Drüben iſt ſo nötig,
Als wie das Hüben. Wie der Tag, die Nacht.
Da um die Ecke — ſtill mit deinem Summen,
Verwünſchte Weſpe! — zwanzig Schritte nur —

(Er fährt auf und gewahrt Madelon und Olivier, die beide bei ihrer Arbeit ſitzen)

Hm. Mit dem Jungen muß ich endlich reden.

He, Madelon, du ſtörſt mich. Geh hinunter
Zu Claudes Caton. Hörſt du?

Madelon

Väterchen,
Ich gehe ſchon. Siehſt du?
(Sie legt ihre Arbeit in Ordnung und will ihn umarmen)

Cardillac (abwehrend)

Schon gut. Ich rufe.
Eh komm mir nicht. Schon gut. Schon gut. Ja; ja.
Madelon ab

⁂

Neunter Auftritt

Cardillac. Olivier

Cardillac

(ſieht ihr nach; dann macht er Schritte, mit denen er ſich Olivier nähert. Plötzlich bleibt er bei dieſem, der erſchrickt, ſtehn)

Hör du, Olivier, du biſt mir ſo
Verändert. Biſt nicht der mehr, der du mir
Vor vierzehn Tagen warſt. Das hat 'nen Grund.
Was fehlt dir, Junge?

Olivier

Fragt euch ſelbſt. Ihr wißt es
Beſſer als ich.

Cardillac

Kommſt du ſo außer dich!
Wie du mir bleich wirſt. Hm; das muß doch was
Bedrohlichs ſein! Sagſt dus?

Olivier

Entſetzlicher!

Auf euch ſtand all mein Hoſſen. Keinen Vater
Liebt' ſo ſein Sohn —

Cardillac

Das laß beiſeite jetzt.
Jetzt möcht ich wiſſen, was du weißt, was du
Von mir zu wiſſen glaubſt — verſtehſt du? glaubſt?
Ich habs gern reinlich zwiſchen mir und andern.
Ein redlich Wort verhütet Mißverſtand.

Olivier

Sprecht ihr von Redlichkeit?

Cardillac

Und ſollt ich nicht?
Du haſt von mir geträumt jene Nacht —

Olivier

Geträumt,
Bis jene Nacht mich gräßlich hat geweckt.
Ihr ſeid ein Ungeheuer. In der Fauſt
Zuckt mirs. Fort, Mörder! Fort von mir.

Cardillac (ganz ruhig und kalt)

Kurios.
Sonſt ſeh ich wie ein Tiger ſcharf bei Nacht
Und höre leiſer als der Haſe hört,
Der bangend ſich im hohen Graſe birgt.
Dich hört ich nicht, der meinen Schritten folgte,
Nicht eher, als mein ſchauriges Geheimnis
Dir meine That verriet, das Degrais Liſt
Und aller Wachen Wachſamkeit verhöhnt.

(Indem er die Thür abſchließt)

Der , [illegible] du nicht, hat mich dir entlarvt.
Recht , [illegible]ein Junge. Recht. So weiß man doch
Nun, wie man ſteht.

Olivier (ſpringt auf)

Was wollt ihr, Gräßlicher?

Wollt ihr mich morden? Kommt mir nicht zu nah.
Ich bin nicht ungewarnt, wie eure Opfer.

Cardillac

Zu ſpät entdeckt ich dich; und doch noch nicht
Zu ſpät. Es war Ein Sprung, Ein Stoß. Der Löwe
Springt ſichrer nicht. Der Blitzſtrahl ſchmettert nicht
Mit ungeſtümrer Kraft ſein Opfer nieder,
Die Lungen um den einzgen Schrei betrügend.
Ich ſchone dich. Warum? — Wenn ich dir ſage:
Ein Stoß, und mein Geheimnis war begraben
Bis zu dem Tag, der alle Gräber öffnet.
Trotz deiner Jugendkraft biſt du ein Kind
Nur gegen mich. — Und wollt ich noch — was wärs?
Ein armer Burſch wie du verſchwindet ſpurlos
In dieſer ungeheuern Stadt. — Ich geh
Zu der Genoſſen einem: Hattet ihr
Die Steine nicht, nach denen ich geſchickt?
Ihr habt geſchickt? — Nun freilich. Meinen Burſchen.
Und weil ich vieles Geld ihm mitgegeben,
Und er nicht heimkommt, mach ich ſelbſt mich auf.
So geh ich, und der Juwelierer lacht
Mir nach und denkt: Wie iſt der Mann ſo ehrlich,
Der einem Burſchen ſoviel Geld vertraut.
Ich frage noch in eingen Häuſern nach.
So läuft die Sache mir voraus, und komm ich
Aufs Rathaus, kommt ſie da mir ſchon entgegen,
Begleitet von Bedauernis und Warnung
Von wegen der zu großen Ehrlichkeit.
Nun ja. Bin ich nicht René Cardillac,
Das Muſter eines wohlgeſinnten Bürgers?
Derweil im tiefſten Keller du vermoderſt,
Hetzt deinen Namen Scherg und Schande matt.

Olivier

Sei du ſo klug und ſtark; aus Furcht nicht ſchwieg ich.
Doch Madelon! — O dreimal heilger Gott!

Mir iſts um Madelon, und thu ich unrecht,
Thu ichs um Madelon und nicht um dich.

Cardillac (heiſer lachend)

Um Madelon —

Olivier

Die Nachricht wär ihr Tod.

Cardillac

Wie rührend, wenns ein andrer hörte. Mich
Täuſcht ihr mit ſolchen Phraſen nicht. Aus Liebe?
Der Menſch thut nichts aus Liebe, macht ers auch
Sich ſelbſt und andern weiß. Ich wills euch ſagen,
Warum ihr ſchwiegt. Wenn ihr Beweiſe hättet
Und Zeugen, ſchwiegt ihr nicht. Und was denn hättet
Ihr ſagen wollen? Etwa das: ihr ſucht
Vergeblich jener Bande Spur, die frech
Auf offner Straße Mord und Diebſtahl paart?
'S iſt keine Bande. Einer nur thut alles.
Unmöglich! Und wer wär der eine dann?
Der René Cardillac? Der Goldſchmied? Habt
Ihr Zeugen? Oder ſonſt Beweis? Ihr habt
Sie nicht? Ihr ſeid ein Thor, wenn nicht ein Schurke,
Die wunderlich beſchränkte Künſtlerſeele,
In frommen Träumen heimſcher denn auf Erden,
Der unbeholfen Kinder lachen macht,
Der jede Laune harmlos walten läßt
Und ehrlich ſagt, was dümmere verſchweigen,
Der Bettler ſchilt und immer wieder giebt;
Der wär entſchloſſen wie ein Löwe, ſchnell
Und blutig wie ein Tiger, liſtig wie
Ein Fuchs? Dem hätte jener Schlaukopf Degrais
Vergeblich tauſend Fallen ſchon geſtellt?
Und wußte man, daß ich dich fortgejagt,
Wie nah dann lags, der Burſche will ſich rächen?
Ihr hießet vor der Welt und Madelon

Ein undankbarer Böſewicht. — So ſtands
Noch kürzlich. Da war ich dein ſicher ſchon,
Als ich den Schmuck dir heimlich anvertraute —
Und hätts nicht, wenn das Fräulein ſelbſt zu Haus war.
Zurückgekehrt zu mir, gingt ihr dann auch
Zu klagen, und man glaubte auch, ihr ſtändet
Nun als mein Helfer da und mein Genoſſe;
Und Madelon —

Olivier

Ihr wißt, womit ihr mich
Zu allem treiben könnt. Um Madelon
Schweig ich. Ich ſollte ſagen: Madelon,
Dein Vater iſt — Verzeih mirs Gott, ich kann nicht.
Doch euers Treibens Helfer werd ich nicht.
So wahr ich lebe, niemand ſollt ihr mehr
Berauben, niemand töten mehr; ſoll michs
Mein Leben koſten oder euch das eure.

Cardillac

(hat Schritte gemacht, nun bleibt er wieder vor Olivier ſtehen: ſein Ton iſt verändert)

Du hältſt mich für ein Scheuſal — und ich bins.
Du thuſt mir recht, und doch thuſt du mir unrecht.

(Stellt Stühle nahe zuſammen)

Komm, ſetze dich, Olivier; du ſollſt,
Der einzge, ſchaun in meines Buſens Hölle.
Mir iſt, als müßt es mir das Herz erleichtern.
Und ſieh, ich glaub an Himmelsſchickungen.
So eine iſts, die dir mich hat verraten.
Zu meiner Beßrung hat ſie dich geſchickt.
Verworfen bin ich, doch, Olivier,
Elender noch, als ich verworfen bin.
Ich bin ein Elender, weit elender,
Als es der Säufer und der Wüſtling iſt,
Der das verachtet und verwünſcht, dem er,
Kaum daß er es verſchwor, aufs neu verfällt.

Das iſt des Böſen ſchwerſte Strafe, daß
Er nicht ganz bös kann ſein. In ſeinem Herzen
Bleibt unverwüſtlich noch ein Stückchen Himmel,
Ihn ewig ans Verlorne zu erinnern,
Ein Stern, vor dem die Nacht ſich ſchaudernd krümmt,
Ein kühler Hauch, der noch die Gluten anfacht,
Die kein Erbarmen löſcht. — —
Und gäbs für Tugend ſonſt kein Zeugnis mehr,
Das Laſter ſelbſt muß für die Tugend zeugen.
Leis iſt der Stimme Ton, doch unbeſtechlich.
Wenn ich auf meinen Knieen betend ringe
Um Selbſtvergeſſen in der Andacht Taumel,
Dann flüſtert ſie: Du lügſt, dir iſts kein Ernſt;
Du möchteſt Gott betrügen und dich ſelbſt.
Dann fahr ich auf: Es iſt kein Gott! und bau
Aus Gründen mir ein Bollwerk auf, und ſchließ ich
Hohnlachend dann: Es iſt kein Gott! dann flüſterts
Wie Echo irgend aus des Zimmers Ecke:
Und doch iſt einer! — Und ſo leis es flüſtert,
Es überbrülltens tauſend Donner nicht.
Und kämpft um mich der Himmel und die Hölle,
Kann ichs nicht ändern, wenn die Hölle ſiegt.

(Eine Pauſe, während Cardillac einige Schritte macht: ſein Ton wieder verändert)

Eh ich geboren ward, ſechs Monde früher,
Warf meines Vaters Herr — er war Leibeigner —
In Ketten ihn. Warum? Weil meine Mutter,
Die ihm gefiel, ihm nicht zu Willen war.
Doch einen Vorwand brauchte man. Mein Vater
Sollt edeles Geſtein zum Schmuck ihm faſſen;
Damit er nun nicht in Verſuchung komme,
Sei er bewacht, bis er das Werk vollendet.
Meine Mutter war, wie junge Weiber ſind,
Nach Schmucke lüſtern. Mit des Mannes Arbeit
Und dem Verſprechen, dann ihn frei zu laſſen,
Beſtach der Edelmann des Weibes Tugend.

Den Morgen nach der ſündgen Nacht war endlich
Mein Vater frei, wie es der Graf verſprochen.
Doch kaum in ſeiner Hütte, als der Graf
Mit ſeinen Schergen auf dem Fuß ihm folgte.
„Hier," rief der Graf, „dies Weib hat einen Schmuck
Von mir bekommen, weil es mir an Münze
Gebrach, ſogleich ihr die Gefälligkeit,
Die Kurzweil einer Nacht nach Wert zu lohnen.
Hier iſt das Geld; nun gebt das Pfand heraus!
Gutwillig, oder man entreißt es euch!
Mein Vater — was der fühlte, denk dir ſelbſt.
Meine Mutter — was die that? Sie leugnete,
Bis ſie der Schmuck, gefunden, Lügen ſtrafte.
Schnell war mein Vater, doch der Graf war ſchneller,
Hatt auch den Dolch zur Hand. — Aus ihrer Ohnmacht
Erwachte meiner Mutter Seele nie
Zur vollen Wirklichkeit. Barmherzig täuſchte
Der Wahn, wo Wahrheit nur Verzweiflung bot.
Bei Tag und Nacht, nie dachte ſie was anders
Mehr als den Schmuck. Der Wahnſinn ſpielt wie Kinder;
Er macht aus allem alles. Einen Strohhalm
Band ſie um ihren Arm und jauchzt ihm zu;
Verlor ſie ihn, ſo war der Schmuck geſtohlen,
Im nächſten Strohhalm war er wieder ihr.
Ich wurde ungeboren ſchon der Erbe
Von ihres Wahnſinns Keim. Der Anblick edeln
Geſteins erregte ſchon des Kindes Triebe,
Und kams aus meinen Augen, war es mir
Geſtohlen, faßte mich ein Schmerz und Grimm
Auf den, der es beſaß, was mein doch war.
Dazu ein Haß auf alle, die genoſſen,
Ohne zu ſchaffen, während der Arbeiter
Aus ſeinem eignen Schweiß ſein dürftig Brot
Nicht kneten darf, giebt er das beſte nicht
Dem faulen Dränger hin. —

Der Schein des Bluts
Schlich ſich durch meiner Mutter brechend Aug
In meiner Zukunft Schlummer als ein wild
Vordeutend Traumgeſpenſt. Da ſchlief es, bis
Der Haß es weckte und des Wahnſinns Erbtum.
Meines Vaters Mörder war der erſte, den
Es fraß; der erſte wars, der letzte nicht.
Nun ſtehts blutrot an meines Bettes Fuß
Und macht mich toll und zeigt die Spangen mir,
Die ich aus meiner Hand gegeben habe —
Läßt mir die Steine blitzen in das Herz
Und wendet ſie bald ſo bald ſo — wie es
Ein üppig Weib mit ſeinen Reizen thut.
Im halben Wahnſinn faß ich nach dem Schmuck
Und greife leere Luſt. Ich ſchließ die Augen,
Um nicht zu ſehn. Vergeblich. Seh ichs mit
Den Augen nicht, ſo ſeh ichs mit dem Herzen.
Dann flüſterts: Fort mit dem, der dir ihn ſtahl!
Fort mit dem Dränger! Fort mit dem Verführer!
Zapf das verdorbne Blut ihm aus den Adern,
Eh er das Weib, die Tochter dir vergiftet.
René, auf! Straf ihn. Räch an ihm das Elend.
Im Traum eil ich ihm nach und faß ihn feſt
Und bohr den Stahl ihm in die Bruſt; und wieder
Seh ich ihn gehn, und wieder treff ich ihn.
Und eher kehrt nicht Ruh in meine Bruſt,
Bis, was ich träumte, wirklich iſt geſchehen,
Und meinen Schmuck ich halt in meiner Hand. —
Hab ich ſo das Geſpenſt mit Blut verſöhnt,
Dann iſt mir leicht, als hätt ich recht gethan.
Doch lange ruht der blutge Wahnſinn nicht.
Sieh her —

(Er öffnet eine geheime Wandthür)

Die Schmucke hier im Schrein. Bei jedem
Ein Blatt, worauf geſchrieben ſteht, wem er
Auf nächtgem Gang das Leben hat gekoſtet,

Damit nach meinem Tod das ungerecht
Erworbne Gut an ſeinen Eigner kommt. —
Du kennſt den Grund von meinem Elend nun,
Doch meines Elends Tiefe weiß nur ich.
Ein Zufall, der die ſchwangern Mütter ſchreckt,
Prägt unſern Seelen ihre Zukunft auf.
Das Leben iſt nichts anders, als die Seele,
Aus ſich herausgeſtellt, ihr Spiegelbild,
Erſchien ein Engel meiner ſchwangern Mutter
Am Oſtermorgen beim Geläut der Glocken,
Wär meine Seele weiß wie ſein Gewand.
So ſchwankt ſie ruhlos in den dunkeln Tiefen.
Mein Äußeres wär ihrer Schwärze Bild,
Prägt ich nicht die Verräter des Gewiſſens
Mühſam mit eiſerner Beharrlichkeit
Zu ihren Gegenteilen um. Es muß
Der herrenloſe Zuſtand meines Innern,
Wenn meine Seele meiner Fauſt voraneilt,
Und Reue ſie vergeblich halten will,
Zerſtreutheit ſcheinen, wie ſie Künſtlern eignet;
Und zwiſchen der Affekte zackge Klippen
Breit ich das Thal erheuchelten Gemüts,
Werf über meines innern Leibs Gebrechen
Den Schleier allen Greuls, Scheinheiligkeit.
Und ſo erſchein ich ein gutmütger Poltrer.
Bete für mich, Olivier! Ach, bete,
Daß das Geſpenſt mich läßt. O bete, daß
Ich fromm kann werden. Keine Seligkeit
Muß reichen an den frommen Seelenfrieden.
Wie ein Verdammter, ſiehſt du, könnt ich heulen,
Meß ich die Himmelshöhe jener Wonnen
An meiner Qualen Höllentiefe ab. —
Der Hoffnung grünes Eiland, ewig grün,
Des Glaubens blauer Himmel drüber hin —

(Er verliert ſich ins Brüten)

Hm ja; Aquamarin läßt ſchon ſich ſehn;

Jubelnder der Rubin; doch der Demant
Hat alle Farben, weil er keine hat,
Iſt die Kokette drunter — — — —
(Wie aus einem Traum auf)
Ja, — der Schmuck —
Der Schmuck, den ich der Scuderi geſandt —
(Sich beſinnend)
Du haſt ihn hingeſchafft, Olivier.

Olivier

Ihr wißt es doch; ich hab ihn hingeſchafft.

Cardillac

Du haſt ihn hingeſchafft. —
(Für ſich)
Ich wollte doch,
Er wär noch da.

Olivier (für ſich, ihn beobachtend)

Gott! womit geht er um?

Cardillac (wie vorhin)

Erblaſſen, dacht ich, ſollte das Geſpenſt
Vor jener Heilgen — denn ſo ſtrahlt ſie mir
Wehthuend in der Seele Aug. Sie iſt
Ein Kind des Tages. — Fort, Geſpenſt! Es geht
Nicht fort. Vielleicht, wenn ich was anders in
Die Händ ihm ſpiele. Morgen mag der Graf
Mioſſens —
(Wie erleichtert, reibt die Hände)
Ja; das hilft; der muß — der muß.
Punkt elf — da um die Ecke — zwanzig Schritt.
Schon gut. — Der Himmel will mich nicht. Er ſtößt mich
Zurück. — Und dennoch wollt ich doch, ich hätte
Den Schmuck noch von dem Fräulein — —
Ah! Du biſt

Noch da, Olivier? Es iſt ſchon ſpät.
Schlaf wohl. — Läg er im Meer. — Ich ſchließ die
Hausthür. (Ab)

Zehnter Auftritt

Olivier allein, ſpäter Cardillac in der Thür

Olivier

Ich weiß nicht, wach ich, oder träum ich ſchwer?
Was will er von dem Fräulein Scuderi?
Will er ſie morden um den Schmuck? — Wenn ich
Verhindern könnte, was der Unmenſch brütet!
Da leuchtet mir zum zweitenmal der Stern;
Iſts Gottes Fügung, daß der Teufel ſelbſt
Mich an die Retterin erinnern muß?
Heut nacht noch, wenn er ſchläft, mich niemand ſieht,
Steig ich durchs Fenſter und durch die
Geheime Thüre. Ja; ich muß zu ihr!
Diesmal wird mirs gelingen, ſie zu treffen.
Wenn ich ihr ſage: Anne Guiots Sohn
Fleht euch um Rat, um Hilfe und um Rettung —
Behalten darf den Schmuck ſie nicht. — Gewiß!
Sie iſt ſo gut, ſo klug. Gewiß, ſie weiß
Mir Rat, wie Cardillac unſchädlich wird,
Ohne daß Madelon davon erfährt. —

Cardillac (erſcheint in der Thür)

Biſt du noch auf? Leg dich zu Bett. (Ab)

Olivier

Ja, Meiſter.
Ich geh zu ihr, und ſie wird Hilfe wiſſen. (Ab)

◆

Beim Fräulein von Scuderi

Eine Thür im Fond und eine Seitenthür

Elfter Auftritt

Baptiſte und die **Martinière** kommen im Streit durch die Fondthür

Martinière

Kein Menſch kann durch verſchloßne Thüren gehn.
Das kann nur der Gottſeibeiuns.

Baptiſte

Drum hätten
Sie ſchließen ſollen.

Martinière

Ich?

Baptiſte

Sie hatten mir
Die Schlüſſel abgeſchwatzt.

Martinière

Geſchwatzt? Mit Ihnen
Da ſchwatzt man auch. Ich ſchwatze nicht mit Ihnen.

Baptiſte

Ich werde wachen.

Martinière

Sie? O gehn Sie immer
Zu Bett. Die Augen fallen Ihnen zu.
Ich glaub, Sie ſchlafen ſtehend ſchon.

Baptiſte

Madame!

Martinière

Monſieur!

⁂

Zwölfter Auftritt

Das Fräulein. Die Vorigen

Fräulein (aus der Seitenthür)

Ei, Kinder! Lebt ihr ſtets im Krieg?

Martinière

Der Herr hier —

Baptiſte

Dieſe Dame hier —

Martinière

Er will —

Baptiſte

Sie denkt —

Fräulein

Schon gut. Schon gut. — Was euch entzweit,
Ihr wunderlichen Kinder, ſollt euch einigen.
Ich weiß, es iſt die Lieb und Treu für mich.
Du, lege dich, Baptiſte. Ich weiß, du haſt
Die ganze vorge Nacht gewacht. Und du,
Martinière, hilf mir mich entkleiden.

(Da Baptiſte zögert)

Ei was! Ihr müßt mir folgen, junges Volk.
Schlaft. Ihr bedürfts. Was fürchtet ihr für mich?
Ein armes Fräulein, das nichts hat, als Bücher
Und etwas Staat, darin an Hof zu gehn,
Das iſt, ſo hoff ich, doch vor Räubern ſicher.

Baptiſte

Gehn will ich; aber ſchlafen? Gnädigs Fräulein —

Martinière

Mein Gott, ſo gehn Sie nur.

Baptiſte

Sie — Sie — o Sie —

Fräulein (giebt ihm die Hand)
Kehr dich doch nicht an die. Schlaf wohl, Baptiſte.

Baptiſte
Die heilge Frau thu, was Baptiſte nicht kann.
(Küßt ihr die Hand und geht)

Dreizehnter Auftritt

Das Fräulein. Die Martinière

Fräulein
Heut nacht träumt ich zweimal von Anne Guiot.

Martinière
An was man denkt, das träumt man. Sie verdient nicht,
Die Undankbare, daß Sie an ſie denken.

Fräulein
Wie hart du biſt.

Martinière
Was Sie an ihr gethan,
Die rechte Mutter that es nicht. Sie nahmen
Das Mädchen von der Straße auf, in Lumpen
Gehüllt, vor Froſt und Hunger zähneklappend;
Erzogen ſie mit Muttertreu und Sorgfalt,
Und als ein braver Werber ſich gefunden,
Entblößten Sie ſich ſelbſt, um ſie zu kleiden.

Fräulein
Wer weiß, welch traurig Schickſal ſie verhindert,
Ein Zeichen ihres Lebens mir zu geben,
Wenn ſie noch lebt. Ich müßte mich erkundgen.

Martinière
Und haben Sie das nicht gethan?

Fräulein
Ja. Doch
Wie einer nur, der etwas thut, damit
Er ſich nichts vorzuwerfen haben will.

Martinière
Ich leid es nicht, daß Sie ſich unrecht thun.
Sie thaten, was Sie konnten.

Fräulein
Zwanzig Jahr
Nun müßt Olivier ſein, wenn er noch lebt,
Das arme, liebe Kind; wer weiß, wo es
Jetzt darbt, und ich leb hier im Überfluß.

Martinière
Nun freilich. Und nun fehlt nur, daß Sie ſagen:
Sie ſind an ſeinem Unglück ſchuld.

Fräulein
Vielleicht,
Wenn ich es ſagte, ſagt ich nur die Wahrheit.
Ich ließ ſie ziehn mit ihrem Mann.

Martinière
Er hatte
Das Heimweh. Wollen Sie den Schweizer halten,
Wenn ihn das Heimweh faßt? Das wär ſein Tod.

Fräulein
Du biſt ein guter Anwalt, wenn es mich
Verteidgen gilt. Nun geh. Daß du nicht wachſt!
Die Straße wird nicht leer von Degrais Wächtern.
Schlaf wohl. Vielleicht giebt mirs ein freundlicher
Engel im Traum, wo Anne Guiot lebt.

(**Martinière** küßt ihr die Hand)

Martinière

Ich ſchließe nur die Thüren.

Fräulein geht ab durch die Seitenthür

Martinière

Sie iſt ſelbſt
Ein Engel. Und die Martinière fleht,
Der Himmel ſoll ihn noch der Erde gönnen,
Bis ſie ihn einſt begleiten darf.

Sie geht. Gleich darauf kommt

⁂

Vierzehnter Auftritt

Olivier außer ſich; die **Martinière** hinter ihm

Martinière (erſt noch in der Szene)

Baptiſte!
Schnell rufen Sie die Wache! Räuber! Mörder!

Olivier

Ich muß ſie ſprechen. Still! wollt ihr nicht ſterben!

Martinière

(hat ihm die Seitenthür abgewonnen, die ſie mit ihrem Rücken deckt)

Verſuchts! Doch lebend laß ich euch nicht zu ihr.

Olivier

O Gott! So nah dem Ziel, und ſollt es nicht
Erreichen. — Habt Erbarmen! Die Verzweiflung
Trieb mich, den Dolch zu ziehn. Ich muß ſie ſprechen.
Frau Martinière, denn das ſeid ihr doch; —
Hier liegt mein Dolch. Iſt euch ihr Leben lieb,
Laßt mich zu ihr. Ich bin —

⁂

Fünfzehnter Auftritt

Das Fräulein. Die Vorigen

Olivier

Da iſt ſie ſelbſt.

O Gott ſei Dank.

Fräulein

Wer rief nach mir?

Martinière

Laßt ihn
Euch nicht ſo nah. Dank ſei der heilgen Jungfrau —
Hört ihr die Waffen? und Baptiſtes Stimme?
Die Wache kommt!

Olivier

So muß ich eilen. Fräulein,
Bei Gott und allen Heilgen fleh ich euch,
Schickt morgen jenen Schmuck an Cardillac,
Den ihr zu nacht erhieltet. Schickt ihn hin,
Er ſoll die Steine anders faſſen. Mehr
Kann ich nicht ſagen. Mich vertreibt mein Schickſal.
Schickt, Fräulein, ſchickt. — Eur Leben hängt daran.

(Ab)

◆

Sechzehnter Auftritt

Vorige ohne Olivier

Fräulein

Was wollte dieſer Menſch?

Martinière

Nach euch verlangt' er.

Der Schreck! Die Angſt! Nun die Gefahr vorbei iſt,
Nun fühl ich erſt, wie ich erſchrocken bin.
Ob ſie ihn haben? (Am Fenſter)
Nein; da eilt er hin,
Der Böſewicht.

Fräulein

Die Haare flogen wild
Ihm um die bleiche Stirn; es zuckten ihm
Die Lippen fiebriſch, doch im Auge ſelbſt
Lag etwas freundlich Frommes. Faſt erinnert
Er mich an Anne Guiot —

Martinière

Freilich, was
Das Herz erfüllt, das kommt uns in die Augen.
Sind wir betrübt, gleicht alles unſerm Kummer.
Ich ſah ihn ſchon einmal; es iſt derſelbe,
Der von den Räubern euch den Schmuck gebracht.

Fräulein

Nicht möglich!

Martinière

Darum ſprach er von dem Schmuck.
O gebt ihn weg, den unglückſelgen Schmuck.
Es iſt kein Segen dran. — Da kommt Baptiſte.

⁂

Siebzehnter Auftritt

Baptiſte. Vorige

Martinière

Nun? Haben Sie den Menſchen? Ja; Sie ſind
Der Rechte!

Baptiſte (keuchend)

Er war ſchon zu weit. Er hatte
Zuviel Vorſprung.

Martinière

Zwei Schritte.

Baptiſte

Wenigſtens
Zweihundert.

Fräulein

Laß es gut ſein, ehrlicher
Baptiſte. Sie neckt dich nur. Sie machts nicht anders.
Du kennſt ſie ja. Dafür iſt ſie ein Kind
Auch noch.

Baptiſte

Ein Kind von fünfzig Jahren.

Martinière

Fünf
Und vierzig erſt, wenn Sie erlauben, Herr.

Fräulein

Da biſt du fünfzehn älter, mußt drum klüger
Auch ſein, Baptiſte. — Ja, Jugend hat nicht Tugend.
Man hat ſeine Not, in Ordnung euch zu halten,
Ihr junges Volk. Nun geht; geht. Gute Nacht.

(Alle gehen)

Vorhang fällt

Ende des zweiten Aufzugs

◆

Dritter Aufzug

Cardillacs Werkſtatt

Erſter Auftritt

Cardillac (allein; arbeitend)

Wer kommt da? Ah; der Graf von Mioſſens
Wird ſchicken nach dem Schmuck.
(Er holt den Schmuck herbei)
Hol euch der Teufel,
Ihr Laſtervolk!
(Betrachtet den Schmuck)
Dich wollen ſie mir nehmen,
Mein Kleinod! Meine Seele! So wie dich,
Liebt ich noch keinen. Und dich, armes Herz,
Will man mir nehmen, einer Dirne hängen
An den verbuhlten Hals. — Du mußt es dulden,
Du armes Ding. Doch ich, ich wills nicht dulden!
Daß ich an jenen denke, den die Scuderi
Nun hat, das ärgert dich. Ich wär ein Narr,
Dächt ich an jenen. Du biſt tauſendmal
So ſchön. Recht! Äugle, Schelm, mit mir, daß ich
Jenen vergeſſe. — Eine Heilge iſt
Das Fräulein; ihr Ein Haar möcht ich nicht krümmen;
Doch dieſer — Graf und ſeinesgleichen! Ja;
Der Himmel will mich nicht, und dennoch ſchon ich
Und ſchäume nur den Moder oben ab.
Kein heilſam Kraut, langhälsge Gräſer nur

Reut ich, die frech die Kräuter überwuchern.
(Schritte in der Szene)
Das iſt der Graf Mioſſens ſelbſt. Was ſolch
Ein Fußtritt ſich herausnimmt. Wie ein Herold
Zieht er voran und ruft: Platz da, Geſindel!
Hier kommt des Herrgotts feinſtes Backwerk! Doch
Will ich den Hochmut dulden. Er iſt noch
Beſcheiden gegen jenen Hochmut von
Herablaſſung. Läßt Gottes Kuchen ſich
Soweit herab, zu Gottes Schwarzbrot ſich
Herabzulaſſen, wie läßt ſich das Lächeln
So gnädig dann herab, dem Glücklichen,
Der die Herablaſſung erdulden muß,
Bis auf den Zoll die Tiefe vorzurechnen,
In welche ſich der gnädge Herr ſo gnädig
Herabgelaſſen, um zu thun, als wär er
Nichts, als ein bloßer Menſch, nichts, als Canaille.

⁂

Zweiter Auftritt

Mioſſens. Cardillac

Mioſſens

Bin ich hier bei dem Goldſchmied Cardillac?

Cardillac

Iſts euch gefällig; nun ſo denkt, ihr ſeids.

Mioſſens

Mein Schmuck iſt fertig. Gebt ihn.

Cardillac

Wißt ihr das,
Herr Graf?

Mioſſens

Ich höre: Will man ſein Beſtelltes
Von euch, ſo muß man ſelbſt es holen. Gebt.
Die Rechnung wird mein Diener morgen holen.

Cardillac

Ihr meint, wenn ihr befehlt, muß man gehorchen.
Sonſt bät ich euch: Herr Graf, ſeid nicht ſo kurz.

Mioſſens

Meint ihr, Graf Mioſſens ſoll mit euch ſchön thun?
Meine Hände ſind zu ſchwer dazu. Ich bin
Zu ſtreicheln nicht gewohnt und rat euch Gutes,
Herr Bürger.

Cardillac

Euer Rat, ihr wißts wohl, iſt
Zu gut für einen Bürger. Drum behaltet
Ihn ſelbſt.

Mioſſens

Ihr wollt mir trotzen? Wagt, mir ſo
Zu kommen, ihr elender Knecht? Her mit
Dem Schmuck.

Cardillac

Ja, ja! Hier. Hier. Nehmt ihn und — geht.
Dies Zimmer hier iſt mein. Begreift ihr das?
Ihr edler Herr, ihr gnädger Graf? Seht ihr,
So werf ich euch die Trepp hinab, ihr hoch-
Geborner Herr! Was unterfängt ſich nicht
Solch ein elender Knecht! Denn ſeht, ſolch einer
Hat Arme juſt wie ihr. Daran habt ihr
Wohl gar noch nicht gedacht? Ihr meintet wohl,
Ihr Herren nur ſeid Menſchen und habt Köpfe,
Habt Arme, Beine und dergleichen mehr?
Ich will euch zeigen, daß wir Arme haben,
So gut und beßre noch als ihr.

Mioſſens

Fort mit
Der Hand, verrückter Knecht! Solch ein Verrückter
Hat mehr als Menſchenkraft. Heiß ich Mioſſens,
So kommt euch teuer dieſes Thun.

Cardillac

Verzeiht,
Mein gnädger Herr, wenn ich in allertiefſter
Demut euch hier beim gnädgen Kragen packe
Und euch in tiefſter Unterwürfigkeit
Die Trepp hinab — 's iſt eines Knechtes Treppe
Und drum nicht wert, daß ihr hinunter geht —
Wollt ihr das nicht, ſo packt euch huldreichſt ſelbſt!

Mioſſens

Wahnſinniger, ich gehe ſchon. (Ab)

⁂

Dritter Auftritt

Cardillac (allein)

Ha ha,
Ha ha ha ha. —
(Pauſe; dann fährt er auf)
Er geht mit meinem Schmuck.
Halt ich ihn auf? Laß ihn nur. Laß ihn nur.
Er wird nicht weit gehn. — Da — Da um die Ecke —
Punkt elf. — Gott ſeis gedankt. Das war ein Stein
Vom Herzen; das betrügt den wilden Geiſt
Da drin. — Statt jener werf ich den ihm vor.
Was wär das eine Schurkenthat geweſen,
Das Fräulein morden, das ein Engel iſt.
Verbrecher morden, das iſt kein Verbrechen.

Thuts doch der Richter auf dem Richterſtuhl,
Auf den ihn Gott geſetzt. Er thut es freilich
Nur an den Kleinen. Große Miſſethäter
Zerreißen ihm ſein Netz. Um das, worum man
Das Schächerlein hängt an das große Kreuz,
Hängt man ein Kreuzlein an den großen Schächer.
Das machen ihre angebornen Rechte.
Ha, ha; mein Thun iſt mir auch angeboren,
So mach ich draus ein angeboren Recht
Und bin der Herr von Adelshaß, der Ritter
Vom Dolch, ha, ha! der Graf von Straßenmord.
    Der Straßenmord, der iſt ihr altes Recht,
Davon iſt dies Paris ihr Pergament,
Und fleißig haben ſies mit Blut beſiegelt.
Warum, was ſie Jahrhunderte gethan,
Warum nicht ahmen das wir ihnen nach,
Wie wirs mit Kleidern und mit Sitten thun?
Scheint ſich der Bürger doch ein Bauer, geht er
Nicht wie ein Herr gekleidet. Was? — Schlag elf —
Nun iſt es zehn erſt, und kaum das. — Das iſt
Mein Morgen; da wird meine Seele friſch
Und ſtark. Ein anderer bin ich bei Nacht.

(Schritte; Gebärden, zuweilen ein Gelächter; ſein Selbſtgeſpräch wird mählich wieder lauter)

Ha ha — ja doch — hm ja. Was iſts? Was iſts?
Ein Leuchten wie von faulem Holz; ein — ja doch —
Ein Krampf, der durch des Dunkels Wimpern zittert,
Am totenfahlen Blei der bunte Moder;
Der Ausſchlag böſer Säfte; wie der Pilz,
Die Blatter auf der kranken Haut der Erde,
So bunt und ſeltſam und ſo flüchtig auch.
Die offne Wunde an dem ſtummen Nichts,
Und wir die Maden drin, und eine macht
Die andre Made fürchten mit Vergeltung,
Dem nebligen Popanz; ſo macht das Nichts
Im Nichts das Nichts mit künftigem Nichts zu fürchten.

Je ſchärfer mans beſchaut, je kleiner wirds,
Und endlich ſchwindets; 's iſt im Auge nur,
Nicht außer ihm und in der Wirklichkeit,
Krankheit des Augs und ſchwindet mit der Krankheit — —
Dieſe Zofe der Verweſung, unermüdlich
Mit Schmink und Putz; wie bunt und frech — es bleibt
Der alte Tod; er wechſelt nur die Kleider.
Schmink iſt das Leben auf der Wang des Todes
Und weiter nichts. Und doch iſt ein Geſchrei
Wenn einer, der der Narren Narr nicht iſt,
Ein Tröpſchen Schmink verwiſcht. Ho! ein Geſchrei
Von Tugend, Glauben, Liebe. Seifenblaſen
Von weitem Weltenſterne, in der Näh
Zwei Tropfen Seifenwaſſer, wenn der kalte
Verſtand ſie anhaucht. Kommt mir an, ihr Blaſen,
Baſtarde ihr vom Tag, dem Millionenteil
Des Augenblickes Leben; kommt mir an!
Der Tag iſt nur die krankgewordne Nacht,
Nur ein Erbleichen auf der Mohrin Antlitz,
Das kaum die Wang ihr mit dem Fuß berührt.
Tag iſts, ſo lang die Nacht ſich nicht beſinnt.
Da kommt 'ne Blaſe. Tugend? Ja, die kenn ich:
Wenn Müdigkeit des Menſchen wirkliche
Natur einmal einnicken macht, dann ſteigſt
Du auf, und Narren rufen: Welche Tugend!
Dann iſt der edele Entſchluß gefaßt,
Das nicht zu nehmen, was man nicht mehr mag,
Und juſt ſo lang hält der Entſchluß wie du!
    Noch eine Blaſe? — Wie 'ne rote Mütze.
Von Gottes Gnaden war hier Ein Tyrann,
Nun ſind es hundert in der Freiheit Namen.
Die Thaten nicht, die Thäter wechſeln nur.
Ob Einer ſie beſitzt, ob Hunderttauſend —
Wer die Gewalt hat, der mißbraucht ſie auch.
    Noch eine Blaſe? Her damit. Es iſt
'Ne Arbeit. Ha ha! Eine Krücke kommt

Geflogen; drum ein Heilgenſchein von Seife.
Nach fremden Göttern rafft um ſich die Ohnmacht,
Die ſich nicht ſelber Gott kann ſein, und tauſcht
Des Lebens wilden, ſturmdurchbrauſten Baum
Um dürres Holz, 'ne Krücke. Eine Krücke
Für Lahme nennt man Glauben. Ha ha ha!
Drum liebt er ſeinen Glauben, ſeine Krücke,
Und haßt den Starken, der ſie nicht bedarf,
Und wütet, wenn man nach der Krücke faßt.
Noch eine Blaſe? Eine noch? Die Liebe;
Ein ſtolzes Schifflein auf der Jugend Welle,
Und falſche Schwüre blaſen in die Segel.
Der Zwitter, oben Geiſt und unten Vieh.
Das Feuer liebt das Holz, das Holz das Feuer.
Des Mannes Lieb iſt Herrſchſucht. Wie das Feuer
Ums Holz, ſchlägt er verzehrend ſeinen Arm
Um des Weibes Selbſt und ſchlingt es gierig in ſich.
Und iſt nichts zu verzehren mehr, dann ekelt
Ihm vor der Aſche, und er flackert weiter.
Des Wolfes Liebe iſt, das Lamm zu freſſen;
Des Lammes Liebe, ſich vom Wolfe freſſen
Zu laſſen. — Und die Menſchenlieb, die Milch,
Von der der Menſchheit Brei ſo ſüßlich ſchmeckt,
Die Kinderſpeiſe für entnervte Magen?
Haß iſt der wilde Atem der Natur:
Haß iſt der Atem in der Menſchenbruſt,
Der ſie zu markiger Geſundheit ſchwillt,
Und Liebe nur ihr lungenſüchtig Keuchen.
Kampf iſt des Tieres Leben. Die Vernichtung
Ernährt uns; wir ernähren die Vernichtung.
Die Lunge frißt, ein gierig Tier, die Luſt;
Das Auge ſchlingt die lichten Strahlen ein;
Die Argliſt lauert dem Vertrauen auf;
Der Wille ſucht die Willen zu verſchlingen.
Und wenn wir nicht die Dinge mehr vernichten,
Vernichten uns die Dinge. Fried und Ordnung

Sind für die Schwäche; denn da iſt der Schwache
Der Starke, und der Starke iſt der Schwache.
Still da, du Stimm im Buſen, wildes Tier;
Daß du mir nicht die Vorſicht überſchreiſt. —
Punkt elf — da an der Mauer hin. Huſch nur,
Verbuhlter Luftzug, an dem Buſentuch
Der ſtillen, traumverſunknen Gäßchen hin.
Die Nacht läßt leben, hält ihr Ohr gern zu.
Ihr habt die dunkeln Straßen gern; ich auch.
Nur zu — nur zu — ihr kommt mir ſchon. Ich will
Meinen Schmuck ſchon haben. — Klirrt nur mit den Sporen,
Beſorgt eur eigen Grabgeläut. Still — ſtill —
Die Nacht hält ihren Atem an — ihm nach —
Treu wie ſein Schatten — lautlos leicht wie er —
Dem trüben Blick einſamer Lampen, die
Vor Langweil nicken und ſich mühſam nur
Einmal aufrecken und dann wieder nicken —
Jetzt biegt er ein — ſchnell hinterher — die Mauer
Entlang — des Vorſprungs Schattenmantel um
Die Bruſt geworfen — flink an ihm vorbei,
Denn ihm zuvorzukommen gilts. Hier hinter
Das Heilgenbild — das Heilge iſt gefällig,
Deckt das Unheilge gern — und nun nicht atmen —
Schon recken ſich des Armes Muskeln — ſtill —
Noch fünfzehn Schritt — noch zehn — ſo; nun den Arm
In die Höh; der andre drückt den ſchweren Atem
Zurück — noch fünf — noch drei — noch zwei — noch —

(Ein Sprung beſchließt die Viſion und ein Stoß, mit der Hand, in der er den Dolch zu haben meint)

So;
Nun iſts geſchehn, und nun den Schmuck, den Schmuck;
Her mit dem Schmuck. Nun hab ich —

(Er erwacht wie aus einem Traum, matt)

Nein — ich hab
Ihn nicht. 'S war nur ein Traum. — Ich hab ihn nicht,

Meinen Schmuck. Ich hab ihn nicht. — He, munter!
munter! —
Es lauſcht doch niemand? Nein. Verwünſchtes Träumen!
Ich ſchließ die Thüre. Meine Leute müſſen
Zu Bett. — Die Satan lauſcht mir ſo umher.
'S iſt hohe Zeit. Kommt jemand? Ja. Bewahr —

(Er ſingt)

Bewahr uns unſer beſſer Teil,
Bewahr uns unſer Seelenheil.
Laß es dem Satan nicht gelingen,
Daß er uns fängt in ſeinen Schlingen.

⁂

Vierter Auftritt

Olivier. Cardillac

Cardillac (unterbricht ſich im Singen)

Kommſt du, mein Junge? Wo iſt Madelon?
Zeit iſts, zu ſchließen. Ich bin ſchläfrig.

Olivier (für ſich)

Nein.
Er täuſcht mich nicht. Er geht mit etwas um —

Cardillac (hat für ſich fortgeſungen: gähnend)

Was meinſt du? Ah, ah. Sagteſt du nicht was?

Olivier

Ich? Nein. Ich ſagte nichts.

Cardillac

Nun, ſo ſchlaf wohl,
Mein Junge. Dieſe Nacht hab ich geträumt:
Ich war ein andrer Menſch. Ich will es werden.

Schwer iſt es, doch wenn man nur wollen will,
So kann man können. Leg dich. O es iſt
Ein Wohlgefühl, das fromme Wollen. Tugend
Geht über allen Schmuck — den Schmuck — er hat
Ihn noch — den —

(Er reißt ſich mit Gewalt los)

Wie geſagt — wie? ſagt ichs nicht?
Daß ich — nun freilich; ah, ich bin ſchon halb
Im Schlaf; bin heute müd geworden. Voll
Eine Stunde hab ich in Notre-Dame gekniet.
Ich ſchließe. Leg dich. — Gute Nacht, mein Junge.

(Er geht, ein Licht in der Hand; man hört ihn ſingen und gähnen)

⁂

Fünfter Auftritt

Olivier allein; gleich darauf **Madelon**

Olivier

Daß mit dem Fräulein wieder mirs mißlang!
Gott! ſie hat nichts geſchickt, hat meine Warnung
Verachtet, und der Unmenſch — o, es iſt
Nur zu gewiß, er brütet ihren Tod.
Was thu ich? Nein, er darf es nicht. Dann wär ich
Sein Helfer, ſein Genoſſe. Um Madelon
Schweig ich, doch nicht, daß er —

Madelon

iſt eingetreten und während der letzten Worte, ohne darauf zu hören, von hinten nach ihm zugeſchlichen und hält ihm die Augen zu

Rat, rat, wers iſt?

Olivier

Du —

Madelon (immer noch mit veränderter Stimme)
Nein. Ich nicht. Es iſt Herrn Claudes Caton.

Olivier (will ſich nichts merken laſſen)
Du wart —
(Geräuſch; erſchrickt)

Madelon
Erſchrickſt du? Fährſt du auf um nichts?
Es war das Thor, das in den Angeln kreiſchte.
Der Vater ſchließts. —

Olivier (für ſich)
Daß ich ihn nicht verfehle!

Madelon
Dich wunderts auch —

Olivier (wie vorhin)
Ging ich vor ihm, er merkt es.

Madelon
Er iſt ſo eigen ſonſt und ſpart kein Öl,
Und läßt das durſtge Thor doch immer ſchrein.
Was pocht da noch? Gewiß iſts Claudes Caton.
Was die nur immer auf den Treppen ſchleicht.
(Während ſie öffnet und Caton eintritt, ſpricht)

Olivier
Ich will ihm nach. An der geheimen Thür
Wart ich auf ihn. Bin ich nicht jung und ſchnell?
Er ſoll nicht! Nein, ich duld es nicht. Wie geſtern
Steig ich aus meinem Fenſter. Gott, laß mirs
Um Madelon gelingen!
(Er eilt ab, ohne Caton zu bemerken)

⁂

Sechſter Auftritt

Caton. Madelon

Caton

Na, das heiß ich
Es eilig haben. — Keine gute Nacht —
Nichts. Im Vorbeigehn, dächt ich, gute Nacht,
Angenehme Ruh oder ſonſt was zu ſagen,
Das könnt die ſchnellſte Eile noch erlauben;
Guten Tag, gute Nacht, Mamſell Caton. Hat ers
Doch ſonſt gekonnt. — Ich will nicht lange ſtören.
Die Lamp wirds ohnehin nicht lang mehr machen.
(Sie löſcht ihre Lampe aus und ſtellt ſie hin)
Die junge Welt — wenn ich was loben kann,
Thu ichs; das weiß die ganze Welt. Wo Caton
Die Achſeln zuckt, da ſchlagen andre Fraun
Die Hände ſchreiend überm Kopf zuſammen.
Na — na; ich ſage nichts. Wenn ich nicht täglich
Den Meiſter Cardillac mit Augen ſähe —
Das iſt ein Troſt noch, ſolchen Mann zu ſehn.
Ich kam an ſeinem Kämmerlein vorbei
Und hörte ſeine frommen Seufzerlein.
Der Mann — Gewalt thut er dem Himmel an;
Gott ſelber kann ſich ſeiner nicht erwehren.
Horcht nur —
(Sie öffnet die Thür; man hört Cardillac ſingen)
Hört ihr?
(Sie ſingt mit)
Daß er uns fängt in ſeinen Schlingen.
Dich fängt er nicht, dich nicht, du frommer Mann.
Ich aber bete für dein armes Kind.
Behüte Gott die liebe Madelon.
Denn, fürcht ich, fürcht ich ſchier, der Satan ſinnt,
(Sie bekreuzt ſich, ſingend)
Wie er ſie fängt in ſeinen Schlingen.

Madelon

Es iſt ſchon ſpät, Frau Caton —

Caton

Eine Seele
Zu retten aus des Gottſeibeiuns Klauen,
Iſts nie zu ſpät.

Madelon

Der Vater hats nicht gern,
Wenn ich nach ihm noch auf bin.

Caton

So? Und er
Iſt ſtreng; ich weiß es. Ja, ich möchte nicht
Mit ihm zuſammenkommen anders als
In Fried und Frömmigkeit. Ich zünde nur
Mein Lämplein wieder an.

(Sie beginnt, kann aber nicht damit fertig werden)

Ich ſage nur:
Die Menſchen leben froh und unbekümmert
Und laſſen Gott den guten Vater ſein;
Warum muß ich denn nur den Böſen ſehn,
Wo ich nur hinſeh? und mich drob ereifern?
Die andern, o wie ſind ſie glücklich blind;
Warum muß mich denn nur der Geiſt regieren,
Daß ich mich über alles ärgern muß
Und überall Gottloſigkeit entdecken,
Daß ich drein ſchlagen möcht mit Hand und Füßen?
Ich denke, Gott hat etwas mit mir vor.
Ich gehe ſchon. Nur eins. Ich ſage nur —
Ich weiß, ihr hörts nicht gern; doch ſprechen muß ich,
Wenn mich der Geiſt regiert. Ich frage nur:
Was kann ein junger Menſch darunter haben,
Bleich auszuſehn, wenn er ſein gutes Eſſen,
Sein Trinken hat und ſeine rechte Ordnung
In allen Dingen, nicht für Wäſche braucht,
Noch für Geleuchte, Betten, Knecht und Vieh,

Noch ſonſt für was zu ſorgen? Was? Wie kann er
Sich unterſtehn da, blaß zu ſein? Und da vorbei
Mir nichts und dir nichts ſtürzen, als wär ich
'Ne Nadel, und das bin ich, dank Gott, nicht.
Ein gutes Auge kann mich noch erkennen.
Ich ſage nur: Was hat er blaß zu ſein?
Kann er nicht ſagen: Guten Abend; wie?
Und daß ichs euch nur ſage: Was ſteigt er
Aus ſeinem Fenſter nachts? Kann er das nicht
Den Herren laſſen? — Nicht als lobt ich die —
Und hat ein Bräutchen wie ein Nelkenſtöcklein!

Madelon

Ihr ſcherzt, Frau Caton; das iſt eure Art ſo.

Caton

Meint ihr, Unart ſei meine Art? Da ſchlüg ich
Doch noch in meinem Alter aus der Art.
Ich ſag euch: Das iſt eine Art von dem
Gottſeibeiuns. Nehmt euch vor dem in acht.
Ich ſags ihm ſo noch, daß es eine Art hat.
Ei, mag er klettern doch, ſoviel er will,
Was geht das mich an? Aber zu verſchwinden,
Spurlos verſchwinden, ſag ich euch, rein von
Der Gotteserde wegverſchwinden, ganz und gar
So mir nichts dir nichts und, weiß Gott, wohin?
Das geht euch nicht mit rechten Dingen zu.
Was iſt er bleich und ſagt nicht guten Abend?
Als wenn er mich nicht ſäh? Hat ſeinen Grund:
Der Gottſeibeiuns mag von mir nichts wiſſen;
Er weiß, ich bin ihm immer auf dem Dach.
Na, nichts für ungut. Ja; ihr glaubt mir nicht.
Ihr ſeid verliebt; da ſeht ihr freilich nicht.
'S iſt eine wilde Nacht heut, ſchaurig, ſchaurig,
Über die Maßen ſchaurig. Nun, wir ſtehn
Und reden hier im warmen Kämmerlein,

Derweil vielleicht da draußen auf der Straß 'nem
Vornehmen Mutterkind der kalte Dolch
Ins warme Herz fährt —

Madelon

Macht ihr mich zu fürchten.
Sprecht nicht ſo garſtge Dinge, böſe Caton.
Gewiß ſteck ich die Nacht bis an die Stirn
Unter der Decke. Daß ein Menſch ſo was
Soll können; doch ich glaubs euch nicht.

Caton

Ich glaube,
Ihr glaubt, es glaubt es jemand gern? — Für heut
Nun weiter nichts, als eine gute Nacht.
Schlaft ihr nur. Schlaft ihr nur. Wir wollen deſto
Munterer ſein. Die Maréchauſſée — hört
Ihr ſie? — die iſt mein Adjutant; ein frommes Lied dazu —
Nun laßt den Böſen bellen. — Gute Nacht.
Schlaft nur. Denn Gott und Claudes Caton wacht.

(Ab)

⁂

Siebenter Auftritt

Madelon (allein)

Was die nicht ſieht! Ich zittre ordentlich
Vor Furcht. Daß es ſo böſe Menſchen giebt!
Wie glücklich bin ich doch, du lieber Gott,
Daß ich ſo guten Menſchen angehöre.
Man ſagt: So fromm wie René Cardillac.
Da muß ich dankbar ſein, ſo lang ich lebe;
Könnt ich nicht eines böſen Menſchen Kind ſein? —

Ob ſolche böſe Menſchen Kinder haben
Und Bräute? Und was könnten die dazu?
Ach, das iſt ſchrecklich, wenn man ſichs nur denkt!
Ich wills nicht denken, krank könnt ich ſonſt werden
Vor bloßer Furcht. Nein, ich will beten. Gott,
Ich kann es nicht dem Vater danken, daß er
So gut iſt und ſo brav. Hörſt du ein Kind,
O ſo vergilt dus ihm! Und meinen Bräutgam —
Ich weiß nicht, was ihm fehlt; doch iſts kein Unrecht,
Das weiß ich ſo gewiß — laß wieder ſein
So froh und heiter, als er ſonſt es war. —
Wird das ſo ſeltſam ſein, wenn man mich Frau nennt,
Und ich nicht mehr im bloßen Kopf kann gehn,
Ein Häubchen tragen muß. Wie ich mag ausſehn?
Ach, ich muß lachen, wenn ich nur dran denke.
Und ſchämen werd ich mich zuerſt. Warum?
'S wird ja nicht anders, als es jetzt ſchon iſt —
Was iſts denn weiter, wenns Frau Bruſſon heißt?
Das iſt ſchon wahr. Und doch werd ich mich ſchämen.

(Sie geht mit ihrer Lampe durch die Seitenthür, nachdem ſie das Licht ausgelöſcht hat)

⁂

Achter Auftritt

Einige Zeit bleibt das Theater leer, dann Schritte und das Werda der Maréchauſſée auf der Straße. Dann bringt **Olivier** den verwundeten **Cardillac** mehr getragen als geführt

Cardillac

Oh — hierher — hierher — oh. Der Teufel ſelbſt
Hat ihm die Hand geführt. — Langſam — nur langſam —
Ich bin des Todes.

Olivier

Setzt euch in den Stuhl hier.
Gott! ich bin ganz verwirrt — ſo wie im Traum.
Sagt nur, was ich beginnen ſoll?

Cardillac

Meinen Schmuck!
Meinen Schmuck!

Olivier

Iſt das entſetzlich, wie er ſtiert
Und mit den Händen taſtet in der Luft.
Was thun? Was thun? Kommt zu euch, Meiſter, ſagt,
Ich bitt euch, Meiſter, ſagt, was ich beginne?
Fahrt ihr ſo fort, ſo tötet mich die Angſt.

Cardillac

Es wär ein Gott? Es wär ein Gott? Du lügſt.
Ich ſoll nicht ruhig ſterben.

Olivier

Meiſter, ich
Hab nichts geſagt.

Cardillac

Nein, nein, du biſts auch nicht.
Und doch ſprichts immerfort. Sieh hin, ſieh hin
In jene Ecke; dort kommts her. Sieh hin,
Wer dort iſt?

Olivier

Dort iſt niemand.

Cardillac

Aber hier
In dieſer; oder dort. — „Es iſt ein Gott.“
Hörſt du, Olivier? „Und doch iſt einer,
Und doch!“ Wahnſinnig könnte man da werden.
Sieh hin ans Fenſter du. Vielleicht ſpricht jemand
Durchs Fenſter: 'S iſt ein Gott, und doch iſt einer!

Olivier

Spräch jemand, Meiſter, ſo hört ichs doch auch.

Cardillac

Wies flüſtert: 'S iſt ein Gott, und doch iſt einer —
Und doch! und doch! und immer, immer, immer:
Es iſt ein Gott! Es iſt ganz nah herum —
'S iſt in mir ſelber, glaub ich. Wie das brennt
In meiner Seele Ohr. Wie wird mir angſt.
Nimm mir den ſchwerſten Hammer, ſchlag damit
Den Amboß, bis er weißlich glüht. Laß! Laß!
Bräch ſelbſt der ehrne Himmel müd zuſammen,
Kreiſchten die Stern in ungeölten Angeln,
Und ging der Donner mit dem Reiter durch
Und ſchlüg den Huf der Wolk in ihren Rücken,
Daß ſie aufſtöhnte hunderttauſendſtimmig —
Das Flüſtern übertönt es nicht: „Es iſt
Ein Gott!“ O brüllt es ſelbſt mit Sturmpoſaunen
Daher, ſo wär es doch zu tragen noch;
Vor einem Lärmen kann die Seele flüchten
Unter der Betäubung Vampirflügel. Dieſem
Entſetzlich leiſen Flüſtern muß ſie ſtehn.
Das hält ſie feſt und leuchtet unbarmherzig
Ihr alle Falten aus, ſodaß ihr ſelbſt
Vor ihrer wüſten, leeren Tiefe graut.
„Und doch iſt einer!“ Hörſt du? „Doch iſt einer!“
Ha ha ha! „Doch iſt einer — doch iſt einer!“
Wär ich wahnſinnig, dann wär alles gut.

Olivier

Die Seele, angſtverwirrt, vergreift ſich, mengt
Die Gegenteile ſchaurig lächerlich.
Der Jammer flucht, und die Verzweiflung jubelt,
Das Lachen weint, das Weinen lacht. Und mir
Reißt Schwindel hier an dieſes Abgrunds Kluft

Die Stütze der Beſinnung aus der Hand.
Ach großer Gott, wie bin ich ratlos.

Cardillac

Schaff
Mir Madelon. Vielleicht, wenn ich ſie ſeh —

Olivier (pocht an Madelons Thür)

He, Madelon! Hörſt du mich, Madelon?
Steh auf! Steh auf! Dein Vater —

Cardillac

Nimm den Dolch
Mir aus der Bruſt. Verſteck ihn. Sag ihr nicht,
Daß ich gemordet bin. Deck mir was über
Die Bruſt, daß ſie das Blut nicht ſehen kann.

Olivier

(ſteckt den Dolch in die Taſche, bedeckt Cardillac die Bruſt und pocht wieder)

Sie hört mich nicht.

Cardillac

Solang man jung iſt, hat
Man guten Schlaf, und jeder Traum iſt ſüß
Vom Zucker der Gewiſſensruh.

Olivier

Hörſt du?
He, Madelon!

Madelon (draußen)

Was iſt?

Olivier

Schnell komm heraus.

Madelon

Ich komme ſchon. Ich zieh mich nur ſchnell an.

Olivier

Eil dich.

Cardillac

Meinen Schmuck! Meinen Schmuck!

Olivier

Wie ſchauerlich!
Das Fieber rüttelt ihn ſchon wieder.

Cardillac

Gieb
Mir meinen Schmuck, und du ſollſt leben bleiben.
Ich will dir einen andern ſchaffen. O,
Ich weiß ſchon, wie man Schmucke ſchafft. Still doch,
Wenn ich dir was erzählen will. Hör du,
Warum iſt rot das Gold und weiß das Silber?
Still doch; ſo was ſagt man nicht gerne laut.
Das Gold iſt rot von all dem roten Blut,
Das drum gefloſſen iſt; das Silber bleich
Vor Schauder über das, wozu es lockt.
Sie ſchliefen ſüß unſchuldgen Kinderſchlaf —
So heißts, wenn man noch keine Träume hat —
Am Erdenherzen, bis das Raubtier Menſch
Der alten Mutter in das Eingeweide
Die Klauen ſchlug. Die arglos Schlummernden,
Sie mußten Räuber, Kuppler, Mörder werden;
Nun rächen ſie ihre Unſchuld am Verführer;
Aus Knechten werden ſie des Menſchen Herr
Und treiben ihn zu allem Gräßlichen.
Alles iſt gut, was noch nicht Menſchen dient,
Dem ſchlauen Feind der Unſchuld der Natur.
Die ewgen Sterne ſelbſt am Himmel dort,
Wenn ſie des Menſchen Gier erreichen könnte,
Die müßten ſeiner Lüſte Kuppler werden. —
Her mit dem Schmuck. Fort mit dem Schmuck. Fort! —
Her! —
Die Steine brennen. Bunte Flammen ſinds,
Die durch das Aug mit glühnden Zungen züngeln
Und, durſtge Vampirn, an dem Hirn mir ſaugen.

Das brennt! Das brennt! Das brennt! Dasſelbe, was
Des Menſchen Himmel iſt, iſt ſeine Hölle.
'S giebt Menſchen, die nur beten dürfen, und
Ablaſſen muß der böſe Geiſt von ihnen.
Ich kann der Kirche ſchenken. Die Kirch iſt feil.
Für Geld verkauft der Prieſter mir den Himmel.
Für Geld iſt Erd und Himmel feil. Ha ha!

Olivier

Ein jedes Haar bäumt einzeln ihm die Angſt,
Und Schauer kräuſeln flüchtig ſeine Haut,
Wie Wirbelwind den Staub am Boden hin.
Aufzuckt Entſetzen jeder Nerv an ihm,
Ein jeder Nerv ein Menſch im Todesringen.
Jetzt faltet er die Hände. Welch ein Beter.

Cardillac

'S könnt jemand lauſchen; Claudes Caton etwa —
(Er ſingt)
Und laß dem Satan --
Hol euch die Peſt, ihr Blutvergifter — halt ihn!
Mir nach, Olivier, ſchnell! halt ihn! halt ihn!
Halt ihn! Da läuft er fort mit meinem Schmuck.
Mach mir die Füße frei, Olivier;
Eine Spinn umſpinnt ſie mir — da fall nicht über
Den roten Faden — ich lauf und lauf und lauf
Und komm nicht von der Stelle — und muß dort ſein
Punkt elf — da an der Mauer. Gieb die Schmucke;
Hörſt du, Olivier? Laß Meſſen leſen.
Dann hol ich ſie mir wieder. — So was kommt
Nicht alle Tage vor; die werden lachen;
Was ſteht ihr da und ſchüttelt euch! Bin ich
Der Cardillac nicht mehr, der fromme Bürger?
Ha ha ha ha; die Guten ließ ich leben,
Hab nur die Schurken abgethan. Ha! ha!
Hörſt du? hörſt du? wies hämmert hier? Ha ha,

Und hin und herächzt in der Nerven Kreuzgang?
Wies angſtvoll an die leeren Zellen pocht?
Wies ruft, wies trippelt hin und her und ſtöhnt?
'Ne arme Seel, die ſoll begraben werden
Und hämmert jetzt ſich ſelber ihren Sarg.

(Singt)

O du heilig ewig Gut,
Nimm uns du in deine Hut!

Ich will euch — Harniſch unterm Koller tragen,
'Nen tugendhaften Mann zum Narren haben,
Mit meinem eignen Dolche mich bedienen —!

Olivier

Sie kommt. Gott! wenn ſie ſeine Reden hört,
Wenn ſie erfährt —

Cardillac

Ich will euch, Schurkenpack!
Halt ihn! Halt ihn! Halt ihn! Olivier!
Er hat meinen Schmuck noch. Bohr ihm durch den Harniſch!
Such ſeine Seele mit dem Dolch! Halt feſt
Und laß ſie nicht! Die Seelen ſind wie Luft,
Wie Blaſen. Halt ſie feſt! Nagle ihm die Seele
Ans Herz! Häng ſie an ſeinen Därmen auf!
Halt ihn! Halt ihn! Zapf ab! Zapf ab! Zapf ab!

(Singt)

Und faſſen uns des Todes Wehen,
Laß deine Engel um uns ſtehen.

Neunter Auftritt

Madelon im Nachtkleide und aufgelöſten Haaren; mit einem Licht.
Die **Vorigen**

Cardillac

Was iſt da — da — da — da? — ein weißer Engel?
Er thut mir in der Seele Augen weh.
Ich kann das Weiße nicht — hat er meinen Schmuck?
Und wenns ein Engel iſt, meinen Schmuck ſoll er
Mir geben.

Madelon (vom erſten Schreck erholt)

Vater! Vater! Was iſt dir?

Cardillac

Ich hab ein Kind? — Ach, ſo ein frommes Kind.
Dein Atem kühlt mit ſüßem Veilchenduft —
Das wäre ſchön, wenn nicht — jetzt faßt er mich,
Der Tod — Laß — laß — oh — oh —
(Er kann nicht mehr ſprechen)

Olivier

Siehſt du? Er winkt.
Die Hand ſollſt du ihm geben —

Madelon

Vater, ſtirb
Mir nicht! Ach, ſtirb mir nicht! Was hab ich dir
Gethan, daß du mir ſtirbſt?

Olivier

Er legt deine Hand
In meine — ſieht nach dem Schranke — wie? was
meint ihr?
Er deutet — macht ein Kreuz — ja, ich verſteh euch.
Ja; ja; er zuckt! es iſt vorbei. —

Madelon

Nein! Nein!
Er ſoll noch leben! Nein, er muß noch leben!
Laß ihn nicht ſterben! Liebſt du mich, laß ihn
Nicht ſterben! Wenn du Mitleid haſt mit mir —
Ich will dir alles, was du willſt — nur laß ihn
Nicht ſterben! —

Olivier

Madelon! Mein armes Mädchen!

Madelon

Gott, hier iſt Blut — iſt — Hilf! er iſt ermordet!

Olivier

Um Gottes willen, ſchweig! — Wenns jemand hörte!

Madelon

Olivier! Hilfe! Hilfe!

Olivier (außer ſich)

Du ſollſt ſchweigen!
Die Wache zieht vorbei. Ach, Madelon,
Komm zu dir!

Madelon

Du? Du biſts? Und hätt ich mich
Verloren, hier in deinem Aug fänd ich
Mich wieder. Ach, Olivier, könnt ich
Nur weinen!

Olivier

Horch! Was iſt das?

Madelon

Nun hab ich
Nur dich noch auf der Welt, nur dich allein!

Olivier

Um Gottes willen! horch; da auf der Treppe —
Es klingen Sporen. Gott! wer wird mir glauben!

Madelon

Was fürchteſt du? Iſt nicht mein Vater nun
Ein Engel? Fühlſt dus nicht? Mir iſt, es weht
Um uns wie leiſer, lauer Flügelſchlag.
Nun bet ich noch um eins ſo gern zu Gott.
Bei ihm iſt ja der gute Vater nun!

Zehnter Auftritt

Caton, **Degrais**, **Gendarmen**, erſt noch in der Szene.
Die **Vorigen**

Caton (draußen)

Hierher, Herr Polizeilieutenant Degrais!
Hier wars, hier oben. O, ich kenne noch
Den Gottſeibeiuns; der macht Claudes Caton
Nichts vor.

Degrais (weiter entfernt als Caton)

Nicht einen Fußbreit dieſes Hauſes
Laßt undurchſucht.

Caton

Wenn eure Leute nur
Stand halten.

Degrais

Ihr ſeid ſicher.

Caton

Meinetwegen?
Mit meinem Roſenkranz und frommen Sprüchlein
Nehm ichs allein auf mit dem Gottſeibeiuns.
Laßt ſehen, wer den andern ſchützen wird.
Ihr mich, oder ich euch? Nur hier herauf.

Kein Wunder, daß ihr nicht den Böſen fangt;
Der wird euch leichter fangen, als ihr ihn.
Er hat euch ſchon. Das Liebeln, Trinken, Spielen,
Das Fluchen und das weltliche Erzeigen,
Das ſind die Henkel, dran er Menſchen faßt.
Nehmts nicht für ungut, Herr, doch ich muß ſprechen,
Wenn mich der Geiſt regiert. Wie kommt ihr mir?
Ihr wäret mir die rechten Himmelsfechter.
Wozu das Schwert? Einen Weihwedel hängt
An eure Seiten. Ein Gebetbuch faßt
Anſtatt des Stabs in eure Hand. Was ſoll
Dies weltliche Gekröß von Poſamenten?
Hängts Paternoſter um. Das iſt euch beſſer.
Dann fangt den Satan ihr; ſo fängt er euch.

Degrais

Gut iſts, Frau Caton, was ihr ſprecht. Doch beſſer,
Wenn ihr jetzt ſchweigt.

Caton

Glaubt ihr, ich kann nicht ſchweigen?
Doch muß ich ſchweigen, bin ich unnütz hier.

Degrais

Wir brauchen euch, Frau Caton.

Caton

So; ihr braucht mich?
Ich brauche niemand. Doch — wenn ihr mich braucht,
Claude Patru iſt mein Herr; ich weiß nicht, ob er
Euch kennt? — Nein, Gott ſei Dank, er kennt euch nicht.
Und ging ich, nicht um euretwillen ging ich,
Denn ſeht: Ich ſteh in Gottes Namen hier.
Doch ihr ſollt ſehen, daß ich ſchweigen kann. —
Nur immer hier heran. Hier iſt die Thür,
Hier in der Stube war der wilde Zank.
Ich wohne gleich darunter. Hier iſt vorhin

Geröchelt worden. Hier herein, ſo fangen
Wir den Gottſeibeiuns in ſeinem Neſt.
Ich habe nicht umſonſt gewacht. Ich wußte:
(ſie tritt ein mit ihrer Lampe)
Der Herrgott hatte Großes mit mir vor.

Degrais (tritt ein, Gendarmen beſetzen die Thür)

Im Namen des hochpeinlichen Gerichtshofs
Chambre ardente; was iſt hier geſchehn?

Caton

Ihr fragt noch, Herr? Seht ihr nicht hier? Da liegt er,
Der tugendhafte Mann — doch ich kann ſchweigen.

Degrais (unterſuchend)

Gemordet? Leuchtet her.

Caton

Gott ſei uns gnädig!

Degrais

Ha, endlich. Gott ſei Dank!

Caton

Seid ihr ein Heide?
Wollt ihr uns alleſamt — doch ich kann ſchweigen.

Degrais

Dieſelbe Wunde. Endlich, endlich ſind wir
Der Mörderbande auf der Spur. Wer iſt
Der Burſche hier?

Caton

Olivier Bruſſon, ſein
(auf die Leiche zeigend)
Geſelle.

Degrais

Seht, wie er erbleicht.

Olivier

Herr, wenn ich
Erbleiche, ſo iſts nicht aus Schuld. Ich bin
Unſchuldig. Bleich macht der Gedank mich nur,
Daß ich als ſchuldig euch erſcheinen muß.

Degrais

Müßt ihr? Das mein ich eben.

Olivier

Ihr müßt glauben:
In dieſem Zimmer ſei die That geſchehn,
Und ich der Thäter.

Degrais

Ja; das muß ich denken,
Bis ihr mir, daß es anders iſt, beweiſt.
Frau Caton, ſprecht: Habt ihr an dieſem Burſchen
Bemerkt, daß er jähzornig iſt? daß er
Im Streit mit ſeinem Meiſter war?

Caton

Hm ja;
Jähzornig? Nun, das weiß ich ſelber nicht.
Noch vor acht Tagen, das weiß ich gewiß,
War er ein andrer. Wie 'ne Taube, ſeht,
'Ne ausgeſtopfte Taube, luſtig, rot
Von Wangen — ei, er war ein hübſcher Junge.
Ein Hammerſchlag, ein muntrer Ton, und wieder
Ein Hammerſchlag: ſo ſchmiedet er ein Lied
Und eine Arbeit miteinander fertig,
Und Lied und Arbeit, beides war geraten.
Ja, damals hatt er ſtets ein freundlich Wort,
Einen guten Tag, Frau Caton; und ſeit geſtern,
Glaubt ihr, daß mich der Böſewicht nur einmal
Gegrüßt hat? — Und wie ich euch ſchon geſagt,
Der Meiſter jagt ihn fort und bracht ihn doch
Den nächſten Morgen ſelbſt ins Haus zurück.

Olivier

So wahr ich lebe, und ſo wahr ihr lebet,
In dieſem Haus iſts nicht geſchehn. Der Meiſter
War ausgegangen —

Caton

Ausgegangen? Seht doch!
Euch wird ſchon noch der Lügenatem ausgehn.

Olivier

Und in der Straß Nicaiſe ſtach ihn einer
An meiner Seite tot. Ich trug ihn heim.

Caton

Ihr trugt ihn heim? Durchs Fenſter? Durch den Schornſtein?
Ihr trugt ihn heim?

Degrais

Nach euern Worten ſcheint es,
Es führt kein zweiter Eingang in das Haus.

Caton

So wenig als zwei Wege in den Himmel.
Und dieſen einen Weg hielt ich belagert
Mit allem Sturmgeſchütz der Frömmigkeit.
Hab mit den Augen hier den Seligen
Die einzge Thür verſchließen ſehn; bin dann
An ſeinem Schlafgemach vorbeigekommen,
Da ſang er einen gottesfürchtgen Vers —
Es iſt noch keine Stund vorbei ſeitdem —,
Und bin ſeitdem nicht von der Trepp gekommen.
Und wär er ausgegangen, was doch nicht iſt,
So müßt er mir vorbeigekommen ſein —
Das wär er nimmer ohn ein freundlich Wort;
Und müßt die Thür alsdann geöffnet haben —
Denn durch verſchloßne Thüren geht kein Menſch.
Und nur vorhin hab ich den Seligen

Mit ganz erſtickter Bruſt hier röcheln hören:
„Halt ihn! Halt ihn!“ Und, Herr, wie klang euch das!

Degrais

Was ſagſt du nun? Wie, Burſche?

Olivier

Herr, ſo wahr
Ein Gott im Himmel iſt, der Meineid ſtraft,
Ich kann nichts anders ſagen, als ich ſagte:
Vor meinen Augen ſtach ihn einer tot.

Degrais

Geſchahs, ihn zu berauben?

Olivier

Herr, ich weiß nicht.

Degrais

Und du hieltſt nicht den Mörder ab? Du ſtandſt
Dabei und ließeſt es geſchehn? Standſt ruhig
Dabei? Riefſt nicht um Hilfe?

Olivier

Herr, zum erſten
Kam ich zu ſpät. Und Hilf herbeizuholen,
Verbot der Meiſter ſelbſt. Ich durft es nicht.

Degrais

Wenn ihr wollt lügen, lügt wahrſcheinlicher.
Und was hatt er ſo ſpät in jener Gaſſe
Zu thun?

Olivier

Ich weiß nicht.

Degrais

Was du ſelbſt?

Olivier

Ich kanns euch
Nicht ſagen.

Degrais

So? Kommt mir doch etwas näher.
Ihr blutet wohl zuweilen aus der Naſe?
Oder habt ihr euch geritzt?

Olivier

Als ich ihn trug,
Da floß das Blut von ihm auf mich herab.

Degrais

Und ließ, der ihn erſchlug, den Dolch zurück?
Nahm er ihn mit ſich?

Olivier (verwirrt)

Herr, das weiß ich nicht.

Degrais

Es ſcheint, wir wiſſen mehr als ihr. Er nahm
Ihn mit ſich. Wußt er, daß der That Genoſſe
Auch ihr Verräter würde ſein —
(mit feierlich erhobner Stimme)
He! Ihr,
Olivier Bruſſon,
(er reißt ihm raſch den Dolch aus der Taſche und hält denſelben ihm vor die Augen)
wovon iſt der Dolch
In eurer Taſche blutig bis ans Heft?

Olivier

Ich bin verloren! Ohne Schuld verloren!

Degrais (unterſucht)

Das Meſſer und die Wunde hier verleugnen
Sich nicht. Mit dieſem Dolche iſts geſchehn.

Olivier

Der Meiſter wollt es ſo, daß ich den Dolch
Ihm aus der Wunde nahm und ihn verſteckte;
Er wollte nicht, daß es ſein Kind erführe —

Degrais

Er wollte? Ihr, ihr wolltets nicht. Genug.
Faßt ihn und legt ihm Ketten an die Hände.
Vielleicht, wenn er die ſpanſchen Stiefel trägt,
Fällt dann ihm ein, was jetzt ihm iſt entfallen.

Olivier

Gott! Die Tortur! Allmächtiger Gott! Sie werden
Mich zwingen, zu geſtehn, was ich nicht weiß.
La Regnie läßt kein Opfer aus den Händen.
Feſſelt mich nicht — und ich bekenn euch alles.
Ich bin unſchuldig, doch —

Degrais

Und doch unſchuldig?
Hört man euch Buben ſelbſt, ſeid ihr nie ſchuldig.

Olivier

Ich will euch nichts verſchweigen. Ihr ſollt ſehn,
Daß ich der Schuldige nicht bin. Zwei Thüren nur
(mit einer Bewegung nach dem geheimen Wandſchrank hin)
Brauch ich zu öffnen, und ihr müßt mir glauben.
Unglücklich bin ich; ſchuldig bin ich nicht.
Laßt mich, und ihr ſollt ſehn.

Degrais

Wohlan, ſo laßt ihn;
Zeig uns, daß du unſchuldig biſt, und du
Biſt frei.

(Sie laſſen ihn)

Olivier

Was thu ich?

(Nach Madelon blickend, um die, da ſie ohnmächtig, Caton beſchäftigt iſt)
Madelon! — Ich darfs nicht.
Nein. Führt mich fort.
(Sie halten ihn wieder)
Nein, laßt mich! Großer Gott!
(Er ſinkt auf die Kniee)
Was thun? Was thun? O Gott, erleichtre mir
Den Kampf. — Hier ſterben, ſchmerzens, ſchreckensvoll,
Und doch unſchuldig — dort, o Madelon,
Meine arme Madelon! Es wär ihr Tod.
Wie haſt du ſo entſetzlich mich verlaſſen!
Und doch, ſterb ich, ſo muß ſie mich verfluchen —
Und trag ich alles, das ertrag ich nicht.
Ich will ſie fragen. Madelon!
(Sie fährt aus ihrer Lethargie auf und umſchlingt ihn leidenſchaftlich)
Kann ich
Sie laſſen? Ich muß leben! Ich muß leben!
Dies Auge ſoll ich nicht mehr ſehn, wies Frieden
Und Ruh mir in die trübe Seele blickt —
Ja; ich will leben! Ihr ſollt ſehn, daß ich
Unſchuldig bin. Ich bin der Mörder nicht.
Ich will euch zeigen, wer der Mörder war.

Madelon

Mein frommer Vater, hilf uns doch vom Himmel!
Olivier, ſei unverzagt. Er iſt
Ja dort und wird dir helfen. O, ich weiß es!

Olivier

Du weißt es, daß er dort iſt? — Ja; ſo muß
Ich ſterben. Eins nur, Madelon, nur eins,
Eins laß mich fragen: Hältſt mich du für ſchuldig,
Wenn ſie mich töten? —

Madelon

Dich, Olivier?
Wenn ſie dich töten, will ich auch nicht leben.

Olivier

Glaubſt du an meine Unſchuld?

Madelon

Wie an Gott
Und meinen Vater.

Olivier

Ja; es muß! — So führt mich,
Wohin ihr wollt. Ich bin bereit, zu ſterben.
Verdien ichs, iſt es nicht um dieſen Mord.
Schuldig bin ich — und doch bin ich unſchuldig.

Degrais

Schließt ihn und führt ihn fort. Wer iſt dies Mädchen?

Caton

Des Selgen Tochter, Herr. Ein Engel.

Degrais

Weiß
Sie von der That?

Caton

Ich ging nur erſt von ihr.
Sie legte ſich zu Bett.

Olivier

Als ich ſie weckte,
War alles ſchon geſchehn.

Caton

Seht ihr, wie ſie
Sich ſchämt, daß ihr ſie ſo betrachtet?

Degrais

Vorwärts!

Madelon (an Olivier hängend)

Ach, Herr, nehmt ihn mir nicht. Ich habe niemand
Mehr auf der Welt, als ihn. Er iſt unſchuldig.

Seht, wenn er ſchuldig wär, liebt ich ihn nicht.
Er iſt ſo brav, ſo gut. Ach, Herr, warum
Sollt ich das ſagen, wenn es anders wäre!
(Auf ein Zeichen von Degrais bewegt ſich der Zug)
O Gott, ihr hört mich nicht. Ihr wollt ihn töten.
Ich aber laß ihn nicht. Erſt tötet mich.
Wenn ihr ihn tötet, tötet ihr mich mit,
Und wenn ihrs nicht wollt. Führt mich mit!

Degrais

Das könnte
Noch werden. — Vorwärts!

Madelon

Führt mich mit! Wo er iſt,
Muß ich ſein. Wo er nicht iſt, kann ich ja
Nicht ſein, kann ich nicht leben. Habt Erbarmen!
Ihr tötet mich doch einmal, trennt ihr uns.

Degrais

Zurück!

Olivier (indem er weggeführt wird)

Ach Madelon! arme Madelon!
Meine arme Madelon!

Degrais

Vorwärts!

Madelon

(will zu Olivier; dieſer aber iſt ſo von Gendarmen umgeben, daß ſie nicht zu ihm kann)

Olivier!

(Sie ſinkt um; Caton bemüht ſich um ſie)

Olivier

(an der Thür ſchon, hält mit Gewalt an)

Ihr zürnt mir, Frau Caton. Nicht um mich
Erfüllt mir eine Bitte. Schützt die Arme,
Die ſtützenlos nun in der Welt ſoll ſtehn.

Betet für mich, denn ich muß ſterben, weiß ich.
Ihr haltet mich für einen Böſewicht;
Und ich nur weiß, daß ich unſchuldig bin.

(Auf erneuten Wink Degrais drängen die Gendarmen ihn mit ſich fort. Indem fährt Madelon aus Catons Armen auf, ſieht ſich wild um und eilt außer ſich nach. Einige tragen den Leichnam ab)

Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs

Vierter Aufzug

Bei der Scuderi

(wie früher)

Erſter Auftritt

Serons und **Martinière** im Geſpräch; ſie ſprechen leiſe, um **Madelon** nicht zu wecken, die auf einem Ruhebett ſchlafend liegt

Martinière

Da ſchleppte man den Mörder eben fort.

Serons

Den Mörder Cardillacs?

Martinière

Den Leichnam trugen
Zwei Männer nah genug an uns vorbei,
Daß ich erkennen konnte, wer es war;
Obgleich nur eben erſt die Sonne aufging.

Serons (auf Madelon zeigend)

Das Mädchen aber —

Martinière

Hing wie außer ſich
Dem Mörder um den Hals; und als man ihn
Gewaltſam von ihr trennte, ſchlug ſie nieder
In Ohnmacht auf das Pflaſter. Wie ſie das ſah,
Da ließ mein Fräulein halten. Alles war

Vergeſſen, Landpartie und Freundin — alles.
Das war ſo Waſſer auf des Fräuleins Mühle,
Die Jagd auf die Verlaßnen macht. Sie nahm
Das Mädchen von dem Pflaſter in den Wagen;
Zurück gings, und wir waren wieder hier,
Von wo wir kamen.

Herons

Und das Fräulein?

Martinière

Damit
Wars nicht zu Ende. Recht gings nun erſt an.

Herons

Die Kleine blieb dabei, ihr Bräutigam ſei
Der Mörder nicht —

Martinière

Ja. Und mein Fräulein hat
Sichs nun geſchworen, unverſucht will ſie
Nichts laſſen, was den Menſchen retten kann.

Herons

Das ſieht dem Fräulein ähnlich, wie das Mitleid
Den Engeln. Doch vergeblich müht ſie ſich.
Eh windet ſie dem Satan eine Seele
Aus der Hand, als dieſem la Regnie ein Opfer.
Und gegen ihren Schützling ſpricht zu viel,
Als daß man ihre Meinung teilen könnte.

Martinière

Nun gings ſechs Tage lang von Pontius zu
Pilatus, zu la Regnie, zu — weiß ichs?
Sie ißt nicht, ſchläft nicht — und da hilft kein Wort.
Jetzt eben iſt ſie wieder auf der Straße

(Nach Madelon zeigend)

Wärs nicht ein gar ſo liebes Kind, ich könnte
Der Kleinen dort in vollem Ernſte gram ſein.

Herons

Da kommt ſie ſelbſt.

* * *

Zweiter Auftritt

Fräulein. Martinière. Herons. Madelon ſchlafend

Martinière

Und ganz erhitzt.

Herons (küßt ihr die Hand)

Mein Fräulein.

Fräulein

Mein alter Freund, willkommen.

Herons

So erhitzt —

Martinière (ſtellt ihr einen Stuhl)

Ruhn Sie erſt aus, bevor Sie ſprechen.

Fräulein (betrachtet erſt Madelon liebevoll)

Ruhn?
La Regnie ruht nicht.

Herons

Laſſen Sie doch den.
Was geht Sie der an?

Fräulein

Seht, er weiß noch nicht,
Daß ich ein Advokat geworden bin.

Ei, das verſteht ihr nicht, ihr jungen Leute;
Ein junger Anwalt, der muß rührig ſein.

Serons (will ihr den Puls fühlen)

Sie müſſen —

Fräulein (immer im Scherz)

Dacht ichs nicht? Er will den Puls
Mir fühlen. Ja, das iſt ſo hergebracht.
Wenn man das Rechte will mit rechtem Ernſt
Und nicht bloß auf die eigne Ruhe denkt,
Dann fühlen uns die Leute an den Puls.

Serons (ebenſo)

Wenn jemand will Unmögliches erzwingen,
Dann iſts am Platz. Sie, beſtes Fräulein, ſollten
Sich ſchonen.

Fräulein

Schonen. Ja; das iſt das Wort.
Man muß das Unrecht dulden, wo es ſei,
Wenns uns nur nicht betrifft; das heißt: ſich ſchonen.
Ich dachte ſchon, Serons, auch euch zu werben
Zu einem Kämpfer der bedrohten Unſchuld.
Ihr geltet was beim König, und man hört euch.
Hab ich die Rechnung ohne Wirt gemacht?
Helft ihr mir, Freund? Oder müßt ihr — euch ſchonen?
Wie?

Serons (bedenklich)

Fräulein —

Fräulein (ahmts ihm nach)

Fräulein — O, nun iſts ſchon gut.
Inkommodiert die Zunge mir nicht weiter.
Antwort genug hab ich an dieſer Probe.

Serons

So machen ſies, die Ritter von dem Recht;
Niemand iſt ungerechter — um das Recht.

Fräulein

Und ihr ſeid ein Beſonnener, der vor
Beſonnenheit nicht zur Beſinnung kommt.
An euch, ich ſehs ſchon, darf ich mich nicht wenden.
Was ich bedarf iſt Hilfe, wackre That.
Ich weiß, was man bei euch, ihr Klugen, findet:
Rat, der nicht rät, und Hilfe, die nicht hilft.
Ihr, die ihr bis zur Unbeſonnenheit
Beſonnen ſeid, geht mir, geht. Einen brauch ich,
Der ſich vergeſſen kann. Das könnt ihr nicht.

Serons

Und doch — geſetzt —

Fräulein

Ja, wenn und in dem Fall
Der Fall vorfiele, daß, im Fall der Fall wär —
Die einzge Antwort, die ich brauchen kann,
Die heißt: Ja oder Nein. Ich will, will nicht.
Atem vergeudet, wer die That will ſparen.
O, ihr Beſonnenen, ſo zeigt mir doch
Das Große, was ihr auf der Welt gethan?
Das Größte, was geſchah, — die Klugheit nicht,
Die Einfalt thats in edelm Selbſtvergeſſen,
Und die Beſonnenheit — hat zugeſehn.
Vielleicht thu ich euch Unrecht, und ihr ſeid
Noch nicht verloren, ſeid noch zu entflammen.

(Sie führt ihn vor das Ruhebett)

Hieher, Serons, hier kommt mir her und ſeht
Dies Antlitz. Seht es noch einmal und wagt
Mir nur mit eines Zweifels Hundertteil
Die Wahrheit dieſer Stirne zu verleumden.
Ihr ſollt dem Mund nicht glauben, wenn er wacht;
Euch will ichs glauben, Mund und Wachen lügt.
Doch Aug und Stirn und Schlummer lügen nicht;
Seht her und wagts, zu ſagen: Dieſes Mädchen

Liebt einen Mörder. — Wär es; ja, dann traut ich
Mir ſelbſt nicht mehr. Und ſagt' mir einer dann:
Der Meiſter Serons hats gethan, ihr ſelbſt
Habt ihm geholfen — dann — dann glaub ichs ihm;
Dann glaub ich alles, wärs auch noch ſo toll;
Dann iſt der Schöpfer ſelber der Verfälſcher.

Serons

An dieſes Kindes Reinheit zweifl' ich nicht.
Doch alles, was man weiß, ſpricht gegen ihn;
Ihr ſeids allein, die ſeine Sache führt.

Fräulein

Die Welt iſt hart; ſie glaubt das Schlimme lieber.
Der Angeklagte iſt den meiſten Menſchen
Schon ein Gerichteter. Was gegen ihn ſpricht,
Das weiß man; weiß man auch, was für ihn ſpricht?
Was ihn verdammen kann, drum müht ſich jeder,
Da weiß der was und der; zu ſeinem Beſten,
Ach, da hat niemand Luſt und niemand Zeit.
Ihr ſeid, wie alle. So ſpricht der la Regnie,
So Degrais. Ach, an Härte ſind die Menſchen
Sich alle gleich.

⁂

Dritter Auftritt

Baptiſte (ängſtlich). **Vorige**

Fräulein

Was fehlt dir?

Baptiſte

Nur erſchreckt
Mir nicht; ach, gnädges Fräulein —

Fräulein

Närriſcher
Baptiſte; warum ſagſt du nicht: Erſchreckt mir?
Denn beides ſagt daſſelbe. Und nun ſprich,
Warum?

Baptiſte

Der Polizeilieutenant —

Martinière

O Himmel!
Was will der bei euch?

Baptiſte

Degrais will euch ſprechen.

Fräulein

Seid ihr ſo kindiſch noch und fürchtet euch
Vor einem Titel? Laß ihn ein.

Baptiſte

Es iſt
Nie etwas Gutes, was der bringt. Und einen
Verhängten Wagen führen ſie mit ſich.

Fräulein

So iſt er nicht allein?

Baptiſte

Am Wagen unten
Da halten vier Bewaffnete.

Fräulein

Laßt ihn
Nicht warten.

Baptiſte geht kopfſchüttelnd

◆

Vierter Auftritt

Degrais. Vorige

Degrais

Edles Fräulein, ihr entſchuldigt
Mein Kommen mit des Präſidenten Auftrag.

Fräulein

Entſchuldigt, daß ich ſitze, Herr, und thut
Das gleiche, dann —

Degrais

Mein Auftrag lautet nur
An euch.

Fräulein (zu Serona)

Mein werter Freund —

Serona küßt ihr die Hand und entfernt ſich

Fräulein (zur Martinière)

Geh, Martinière, nimm die Kleine mit dir.

Martinière weckt die Madelon, bedeutet ſie, und beide gehn durch die Seitenthür ab

⁂

Fünfter Auftritt

Fräulein. Degrais

Fräulein

Und nun ſind wir allein. Nun ſprecht. Ich höre.

Degrais (hat auf ihren Wink Platz genommen)

Der Präſident la Regnie würd euch nicht
Beläſtigen, mein Fräulein, kennt er nicht

Eure hohe Tugend, euern edeln Mut.
Es liegt in eurer Hand das letzte Mittel,
Der Sache Wahrheit an den Tag zu bringen,
Die euch ſo wichtig ſcheint als uns.

Fräulein

Ihr ſprecht
Von dem Olivier Bruſſon. Redet weiter.

Degrais

Er dringt in uns mit flehentlichen Bitten,
Ihm zu erlauben, daß er euch, mein Fräulein,
Sein Herz entdecke. Alles will er euch
Geſtehn. Laßt euch herab, mein gnädigs Fräulein,
Und ihr erſpart vielleicht ihm die Tortur.

Fräulein

Ich ſoll —

(Sie ſteht auf, ernſt)

Mein Herr, hab ich euch recht verſtanden?
Ich zweifle noch, ob man es wagt, mir eine
Gemeinheit zuzumuten ſolcher Art.
Aushorchen ſoll ich den Unglücklichen?
Soll ſein Vertraun mißbrauchen und verraten?
Und wär er auch der Mörder, der er ſcheint,
Und hört ich ihn, ſo ruhte ſein Bekenntnis
Mir als ein Beichtgeheimnis in der Bruſt.

Degrais

Vielleicht, mein Fräulein, änderte ſich dann
Euer Entſchluß. Erinnert euch: ihr batet
Den Präſidenten ſelbſt um Menſchlichkeit.
Ihr ſollt allein ihn ſprechen. Niemand ſoll
Behorchen, was er euch vertrauen wird.
Ihr könnt es dann entdecken, könnts verſchweigen,
Könnt ſoviel davon ſagen, als euch gut dünkt;
Das alles hängt von euerm Willen ab.

Und daß ihr nichts zu fürchten habt von ihm,
Dafür ſteh ich mit meinem Leben ein;
Er ſpricht von euch mit brünſtiger Verehrung.

Fräulein

Ihr habt ihn bei euch?

Degrais

Sprecht ihr ja, ſo ſteht er
Den Augenblick vor euch. Und ſprecht ihr nein,
So geht die Unterſuchung ihren Gang,
Und die Tortur —

Fräulein

O Gott!

Degrais (zuckt die Achſeln)

Wir müſſen ein
Geſtändnis haben —

Fräulein

Ein Geſtändnis; ja,
Und wärs ein falſches, ein Geſtändnis nur!
Geht, geht, ihr Helfer der Gerechtigkeit;
Ihr machtet einen Engel zu dem Mörder,
Nur daß ihr nichts vergebens habt gethan!
(Nach kurzem Beſinnen)
So laßt ihn kommen.

Degrais (aus der Thür)

Olivier Bruſſon, kommt
Herein!

⁂

Sechſter Auftritt

Olivier. Vorige

Degrais

Ich mache Platz.

Fräulein (wie ſie den Olivier ſieht)

Was ſeh ich? Laßt mich
Mit dieſem Menſchen nicht allein. Gott! iſt
Es der? — Hört, nehmt ihn fort. Den Menſchen will ich
Nicht ſprechen.

Degrais

Kommt denn, Burſche.

Olivier

Großer Gott!
Auch diesmal ſoll mirs nicht gelingen?

Fräulein

Geht!
Geht! Hört ihr?

Degrais mit **Olivier** ab

⁂

Siebenter Auftritt

Das **Fräulein** allein, bald darauf **Madelon**. **Martinière**

Fräulein

O ſo iſt es doch! iſt doch!
Es iſt derſelbe, der das Käſtchen — Gott,
Warum durft ich nicht ſterben, eh ich das
Erfuhr!

Madelon ſtürzt herein. **Martinière** ſucht vergeblich ſie zurückzuhalten

Madelon

O Mutter! Meine zweite Mutter!
Er iſt gerettet! Nicht? Ach nein. Ihr weint.

Fräulein

Geh — geh —

Madelon

Was iſt euch? Hab ich euch gekränkt?
Was hab ich euch gethan?

Fräulein

Nichts. Nichts. Das Herz
Gebrochen — weiter nichts.

Martinière

Was iſt euch nur?

Fräulein

Geht! Geht mir! Ihr ſeid alle falſch. Ich mag nicht
Mehr leben.

Martinière

Gott! Was iſt hier nur geſchehn?

Fräulein

Und hätts ein Engel mir geſagt, — die Schrift
Auf dieſes Mädchens Stirn iſt nachgemünzt.
Die Thränen fließen nicht des Vaters Tod,
Sie fließen ſeinem Mörder, dem Gedanken
Der eignen Schuld, der Furcht vor eigner Strafe,
Vor — Gott! wohin gerat ich da!

Madelon

Ihr ſeht
Mich nicht mehr an. Und ich weiß nicht —

Fräulein (die ſich mühſam gefaßt zeigt)

Geh, tröſt
Über den Mörder dich, den ein gerechtes
Gericht verfolgt. Und mögs die heilge Jungfrau
Verhüten, daß nicht auf dir ſelbſt ein Teil
Der Blutſchuld laſte.

Madelon

So iſt alles, alles
Verloren!

(Sie ſinkt um; die Martinière um ſie beſchäftigt)

Fräulein

Meine Welt iſt mir zerbrochen,
Meine Welt voll hoher, edeler Geſtalten;
Die Scherben ſtechen mir die Seele wund.
Und in la Regnies Welt ſoll ich nun leben.
Wie bin ich hilflos, ſchwach und ganz verlaſſen
In dieſer kalten, ſchauerlichen Welt!
Wenn ich nicht unbedingt mehr trauen darf —
Wo fängt der Zweifel an? wo hört er auf?

Madelon (knieend)

Ach Gott! Mein Vater, der du nun bei Gott biſt,
Biſt du nicht mehr ſo gut? liebſt mich nicht mehr,
So wie du mich geliebt, da du noch lebteſt?
O, iſt der Himmel dir ſo ſchön, daß du
Dein armes Kind vergißt, das du auf Erden
Zurückgelaſſen haſt in Not und Zagen?

Fräulein

(die ſich erſt von Madelon wegwenden wollte, um nicht beſtochen zu werden, kämpft mit dem Eindruck)

Hör auf. Hör auf. Zerreiß mir nicht das Herz
Noch vollends. — Wer kann dieſe Töne hören
Und doch mißtraun? — Und muß ich denn? Wer kann
Mich zwingen? Hab ich ſiebzig Jahre der Tugend
Gelebt, nur um im einundſiebzigſten
An ihrem Daſein zu verzweifeln? Nein!
Vertrauen, Lebensatem meiner Seele,
Dich will ich atmen, bis ich nicht mehr atme.
Du Martinière, ſchnell! Baptiſte ſoll eilen,
Degrais zu ſagen, daß er wiederkehre.
(Da Martinière ſprechen will)
Nein. Geh erſt, und dann rat mir ab!

Martinière ab

⁂

Achter Auftritt

Vorige ohne die **Martinière**

Fräulein
(kann ſich nicht mehr bemeiſtern; ſie nimmt Madelon in die Arme)

Mein Kind!
Meine Madelon. Mein liebes, armes Kind.

Madelon (umſchlingt ſie leidenſchaftlich)
Ach, nun iſt alles gut. Sie liebt mich wieder!

Fräulein
Muß ich auch noch dich ängſten, liebes Weſen?

Madelon
Ja, du wirſt helfen, meine zweite Mutter!

Fräulein
Vertrau mir nicht ſo. Rot werd ich, ich fühls,
Wenn du mich ſo beſchämſt. Nur kaum, daß ich
Die Welt geſchmäht um ihrer Härte willen,
War ich ſchon ſelber hart. — Ach, ſchon ſein Namen —
Olivier Bruſſon — mußte mich zur Milde
Bewegen. Gott, nun fällt mir ein, was mich
So eigen anſprach in des Menſchen Zügen,
Es war etwas von Anne Guiots Antlitz.
Es war ihr Aug. Wie konnt ich nur —! Sie ſelbſt
Hab ich von mir gewieſen in dem Armen.
Gewiß, nur Schmerz ſprach aus den milden Zügen.
Sie kommen ſchon. (Zu Madelon)
Mein liebes Leben, geh jetzt,
Laß mich allein.

Madelon umarmt das Fräulein leidenſchaftlich und geht

⁂

Neunter Auftritt

Martinière. Degrais. Fräulein. Dann Olivier

Degrais

Mein edles Fräulein, ihr
Befahlt --

Fräulein

Entſchuldigt, daß ich mich ſo kindiſch
Benahm. Ich habe mich gefaßt und will
Ihn ſprechen.

Degrais

(wartet, bis Martinière auf des Fräuleins Wink in die Seitenthüre ab, die das Fräulein ſelbſt verriegelt, dann öffnet er die Mittelthür)

Kommt herein, Olivier Bruſſon.
Anderthalb Stunden Zeit durft ich euch gönnen.
Davon iſt ſchon ein großer Teil verſtrichen.
Drum faßt euch kurz. — Ich gehe. (Zum Fräulein)
Ein Glockenzug
Ruft mich, wenn ihr mich braucht. (Ab)

* * *

Zehnter Auftritt

Olivier. Fräulein

Fräulein

Unglücklicher,
Nun ſprecht; wir ſind allein.

Olivier

Verehrtes Fräulein,
Erſchreckt nicht vor mir. Mit dem rechten Namen
Nanntet ihr mich. Und bin ich ſchuldig, bin ich

Weit unglücklicher, als ich ſchuldig bin. —
Ach, kennt ihr mich denn gar nicht mehr? Iſt euch
Mein Antlitz ſtumm? Spricht nicht mein Auge mehr
Die Sprache, die euch wiedertönt im Herzen?
Ihr meintet ſelbſt, wie ich ſo klein noch war —

Fräulein

So trogs nicht. Ihr ſeid Anne Guiots Sohn.
Sie wars, die mich aus dieſen Augen anſah.
Und lebt ſie noch, die gute Anne?

Olivier

Nein.
Ein gütig Schickſal ſchloß ihr Aug, daß ſie
Nicht ſehn muß, was aus ihrem Kind geworden.

Fräulein

Die Anne tot? Und euch, mein Kind und Annens Kind,
Muß ich ſo elend wiederſehn?

Olivier

Wie gern
Erzählt ich euch von meiner Mutter. Wie ſie
Undankbar ſchien, zudringlich nicht zu ſcheinen;
Wie ich — doch meine Worte ſind gezählt,
Und reden muß ich euch von andern Dingen.
Die Welt hält mich für meines Meiſters Mörder
Und für ein Glied von jener Räuberbande,
Will mich zur Auskunft zwingen über ſie.
Ich weiß, mein Fräulein, ich allein, wer jene
Verruchten Thaten alle hat begangen,
Mein Leben könnt ich retten, nennt ich ihn.
Doch will ich ſterben, und nur ihr, nur ihr
Sollt wiſſen, was mit mir begraben wird.
Ihr ſollt mich nicht verkennen. Weiß ich nur,
Daß ihr verſchweigen wollt, was ich euch ſage —

Fräulein

Das will ich, meiner Anne armes Kind;
Könnt ich mehr thun für dich, als das!

Olivier

So hört.
Es ſind die Worte eines Sterbenden,
Die ihr vernehmen werdet. Sterben will ich.
Was ich euch ſage, — mich zu retten, ſag
Ichs nicht. Weshalb ſollt ich euch drum belügen?
Doch Eilen gilts. Degrais zählt die Minuten.
Darum verſchweig ichs, wie zu Cardillac
Ich als Geſelle kam. Genug; da war ich,
Und Madelon, des Meiſters Tochter, war
Mir hold; wir liebten uns. Deshalb ſtieß mich
Der Meiſter eines Tages aus dem Haus;
Denn nicht für mich hab er ſein Kind erzogen.
Nun denkt euch, was die Zeit mir nicht zu ſagen
Erlaubt, denkt meinen Schmerz. Euch wirds nicht wundern,
Wenn ich die Nacht hindurch verzweiflungsvoll
Das Haus umirrte, das mein Liebſtes barg.
Mein Schickſal wollt es ſo. In dieſer Nacht
Sollte der Zufall mir enthüllen, was
Selbſt Degrais Scharfſinn unenthüllbar blieb.
Da ſtand ich an der Wand, die fenſterlos
Vom Hauſe Cardillacs nach einem engen
Und dunkeln Gäßchen weiſt. Da hör ichs knarren
Sechs Schritt von mir, und — denkt euch mein Erſtaunen —
Ein Heiligenbild, die einzige Verzierung
An dieſer Wand bewegt ſich, dreht ſich leis
Wie eine Thür nach innen, und heraus
Kommt Cardillac geſchlichen. Tiefer Schatten
Verbirgt vor ſeinen Lauerblicken mich.
Nun eilt er flüchtig und auf leiſen Sohlen

Hart an den Häuſern hin. Ich — eil ihm nach
Ohn einen andern Grund, als dunkle Ahnung:
Ich könnte, eilt ich nur, etwas Entſetzliches
Verhindern. Gott! Die Ahnung trog nicht, inſofern
Sie das Entſetzliche vorausempfand.
Doch zum Verhindern kam ich ſchon zu ſpät.
Ich ſah nur noch den Tigerſprung, ſah lautlos
Das Opfer fallen, ihm den Schmuck entreißen,
Und ſchon verbarg der Schatten jenen wieder.
Ich warf mich auf das Opfer, ihm zu helfen
Und es zu retten, wenn noch Rettung möglich.
Es war ein junger, ſchöner Kavalier;
Doch furchtbar ſicher war der Stoß geweſen.
Nun rannt ich durch die Straßen; das Entſetzen
Hinter mir her. Erſt ſpät zwang Müdigkeit
Mich, in der Herberg mir ein Bett zu ſuchen.
Ich ſchlief noch nicht, als mit der Sonne früh
Ein Mann zu mir herein ins Zimmer trat.
Gott! wie erſchrak ich. Es war Cardillac,
Und mit gutmütgem Poltern, wies ihm zu
Gebot ſtand, und als wäre nichts geſchehn,
Hieß er mich aufſtehn und nach Haus ihm folgen,
Wo Madelon, die einmal ohne mich
Nicht leben könne, mich als Braut erwarte.
Dann ſagt' er mir, er ſei ein großer Sünder,
Durch mich jedoch gedenk er ſich zu beſſern.
Ich ging mit ihm. Da gab er ſpäter mir
Einen Schmuck; es war derſelbe, den ich euch
Auf ſein Geheiß gebracht —

Fräulein

Nun wird mir klar —
Erzählt nur weiter.

Olivier

Als er euern Namen
Ausſprach, da war mir ſchon, als wär geholfen.

Ich dachte mir: dem Fräulein ſagſt du alles,
Was dich bedrängt, und ſie wird Hilfe wiſſen,
Wird wiſſen, wie der Cardillac unſchädlich
Zu machen iſt, ohne daß Madelon
Die Schande des verruchten Vaters teilt
Und je erfährt, was ſie — ach, teures Fräulein,
Sie ſieht in ihrem Vater einen Heiligen,
Und Wahnſinn oder Tod brächt ihr das Wiſſen.

Fräulein
Ja; leidenſchaftlich, wie ſie iſt —

Olivier (freudig überraſcht)
Ihr kennt ſie?

Fräulein
Ich ſah ſie neulich.

Olivier
O, ſo wißt ihr ſelber,
Daß ſie ein Engel iſt, o, ſo begreift ihr,
Warum ich lieber ſterben will, als ſie —
Seht, teures Fräulein; ſollen die Gerichte
Ihres Vaters Leichnam aus dem Grabe reißen
Und die vermoderten Gebeine noch
Brandmarken? — Madelon wird mich beweinen
Als den unſchuldig hingerichteten.
Die Zeit wird dieſen Schmerz ſie tragen lehren.
Doch tötlich, nimmer heilbar tötlich müßte
Verzweiflung über ſie die Wahrheit bringen.
Drum will ich ſterben.

Fräulein (ihre Rührung bemeiſternd)
Und du trafſt mich nicht.
Du ſuchteſt mich noch einmal auf; auch da
Gelang dirs nicht. An meines Wagens Schlag —

Olivier
Ich wars; ich war der Elende, der euch
So oft erſchreckte, ohne daß es ihm

Gelingen ſollte, euch ſein Herz zu öffnen.
Mein böſes Schickſal wollt es ſo; denn anders
Ständs nun um mich, gelang mirs, euch zu ſprechen.

Fräulein (wie vorhin)

Und Cardillac? — Er war —

Olivier

Er wars allein.
Nicht eine Bande wars von Mördern. Ihn
Trieb angeborner Wahnſinn zu dem Ärgſten.
Ihn quälten wilde Träume, hetzten ihn,
Bis er den Schmuck, den er gefaßt, dem Eigner
Gewaltſam heimlich wieder abgenommen.
Eines Tags erzählt' ers mir. Er öffnete
Einen geheimen Schrein mir in der Wand.
Drin hängen all die Schmucke, die er gewaltſam
Durch Mord gewonnen, und bei jedem ſteht
Auf einem Zettel Jahr und Tag und Namen,
Wem er und wann das Leben hat gekoſtet.

Fräulein

Entſetzlich! Ja, ſo trog ſein Anſehn nicht,
Trog nicht der Schauder, der mich damals faßte,
Als — doch erzähle weiter.

Olivier

Heilig hatt
Ich mir verſprochen, zwar um Madelon
Den Schleier nicht zu lüften, der des Vaters
Unthaten barg; doch — ſei es mit Gefahr
Des eignen Lebens — neue Greuel zu
Verhindern; ſonſt war ich ſein Mordgenoſſe.
Da zeigte ſein Geſpenſt ihm euern Schmuck.
Was hab ich da gelitten! Ganze Nächte
Lag ich verſteckt bei der geheimen Thür.
Ich warnt euch; meine Warnung war vergebens.

Er ging. Ich eilt ihm nach. Doch diesmal galt es
Dem Grafen Mioſſens. Zum erſtenmal
Gelang der Stoß ihm nicht. Ihn ſelber traf
Das Schickſal, das den Grafen treffen ſollte.
Ich trug ihn eilend heim auf meinen Schultern —
Den Sterbenden — durch die geheime Thür.
Hier legt' er röchelnd unſre Hände noch
Ineinander, dann — ihr wißt, wie man mich bei
Dem Toten fand und für den Mörder nahm.
Alles ſprach gegen mich, und was für mich ſprach,
Das Daſein der geheimen Thür, des Schrankes
Mußt ich verſchweigen wegen Madelons. —
Noch eins drückt mich. Der Sterbende hat mich,
Da er ſchon ſprachlos war, mit Blick und Zeichen
Beſchworen, den geraubten Schatz der Kirche
Zu übergeben. Ach, vielleicht wird euch
Es möglich, ſein Begehren zu erfüllen. —
(Pauſe. Das ganze Gefühl ſeiner Lage kommt über ihn; er ſinkt weinend mit vor das Geſicht geſchlagnen Händen in die Kniee. Die Scuderi weint auch. Er faßt ſich und erhebt ſich)
Ich weiß, was mich erwartet. — Ihr, ihr ſeid
Gewiß von meiner Unſchuld überzeugt.
Nichts hab ich ſonſt gethan, als daß ich ſchwieg;
Doch keine Marter ſoll mir das entpreſſen.
Und nun, — ach, hört die Bitten Anne Guiots;
Sie iſts, die euch in meinem Jammer fleht. —
Und nun, ach! hört mich, hört die Bitten eines,
Der ſterben muß ſo jung und ohne Schuld:
Erbarmet euch der armen Madelon,
Und dankbar will ich euch noch ſterbend ſegnen!

Fräulein (umarmt ihn, kann kaum ſprechen)

Mein armes Kind!

Olivier

O, wie ihr mich beſeligt,
Wie ihr das Sterben mir erleichtert!

Fräulein

Gott!
Das Sterben! Iſt kein Weg denn mehr, dich zu
Erretten. Ach! wenn ich verſpreche, alles
Zu thun, um dich zu retten, was ich kann —
Wie iſt das ein geringer Troſt! Was kann ich,
Die arme Greiſin, ich, das ſchwache Weib,
Als weinen, beten und vor Jammer ſterben.

(Sie beſinnt ſich)

Eins kann ich doch. Kann eine Freude dir
Bereiten. Höre; du ſollſt jemand ſehn.
Rätſt du den jemand? (Sie ruft durch die entriegelte Thür).
Madelon!

Olivier

O Gott!
Sie iſts? Sie hier? Sie ſoll ich ſehn?

Elfter Auftritt

Madelon. Vorige

Madelon (ſtürzt in ſeine Arme)

Olivier!

Olivier

Du biſts? Mein Einzigs?

Madelon

Biſt dus denn? Ich kann dich,
Vor Thränen noch nicht ſehn.

Olivier

Ich hab dich wieder!

(Weinend und lachend)
Ha ha, ich hab dich wieder, meine Seele!

Madelon
Ach, du biſt bleich, Olivier; mein armer
Olivier!

Olivier
Ich bin nicht arm jetzt. Nein.
Ha ha, ich will den ſehn, der reicher iſt!

Fräulein (ebenſo glücklich wie die Liebenden)
Sein Ich hält der Verdorbne krampfhaft feſt;
Er hat nichts weiter auf der Welt. So ſelig
Vergeſſen kann ſich nur das reine Herz. —
Den kalten Degrais hör ich ſchon. Ihr müßt
Euch trennen, Kinder. Madelon! Sie iſt
Ohnmächtig. Hilf, Olivier; wir tragen
Sie da hinaus. Ach, arme, arme Kinder!
(Es geſchieht: ſie ſchließen die Thür)
Martiniere, ſorg für das arme Kind.

Zwölfter Auftritt

Degrais. Die Vorigen

Degrais
Entſchuldigt, edles Fräulein, wenn ich ſtöre.
Die Friſt iſt um, die mir der Präſident
Bewilligt hat. Olivier Bruſſon —
(Aus der Thür ſprechend)
Legt ihm
Die Ketten wieder an — ihr müßt nun gehn.

Olivier
Mein Fräulein, heißen Dank — und lebet wohl! (Er geht)

Fräulein

Lebt wohl, Olivier Bruſſon! Hört mich Gott,
Sag ich euch nicht zum letztenmal Lebwohl.
(Zu Degrais, der ſie fragend anſieht)
Mein würdger Meiſter, der Beklagte hat mir
Glaubwürdig ſeine Unſchuld dargethan,
Und nur ein edelmütiger Entſchluß,
Die Unſchuld ſelbſt nicht zu vernichten, hält ihn
Zurück, euch ſein Geheimnis zu entſchleiern.
Ein Entſchluß, den ihr ſelbſt bewundern würdet,
Der um ſo edler iſt, als er geheim bleibt.

Degrais (fein lächelnd voll Höflichkeit)

Den Präſidenten wird es freun, wenn es
Bruſſon bei ſeiner hohen Gönnerin
Gelungen, ganz ſich zu rechtfertigen.
Doch was den edelmütigen Entſchluß
Mit dem Geheimnis anbetrifft, wirds ihm
Unendlich leid thun, daß die Chambre ardente
Dergleichen Edelmut nicht würdgen kann,
Der ihr ein Vorwand nur erſcheinen darf,
Und ſich, bis das Geheimnis ihr bekannt,
Nur an das Nichtgeheime halten muß.
Zum Beiſpiel daran, daß, ſolange nun
Olivier Bruſſon in Verwahrung iſt,
Der Straßenmord ſchon feiert —

Fräulein

Haltet ein.
Um Gottes willen folgert nichts daraus,
Daß Bruſſon nun — ich darf nichts ſagen. Wüßtet
Ihr — Soviel nur kann ich euch ſagen: er
Iſt nicht der Mörder Cardillacs; er iſt
Unſchuldig an dem Straßenmord. Ein böſes
Geſchick zwingt ihn, der Schuldige zu ſcheinen,
Und was ihn retten könnte, zu verſchweigen.

Degrais (immer ſehr verbindlich)

Der fromme Glaube, der euch ziert, dem Richter
Würd er ſchlecht anſtehn. Gut, ihr ſagt, mein Fräulein:
Er muß verſchweigen, was ihn retten kann,
Und Edelmut iſts, was dazu ihn treibt; —
Mein Fräulein, dieſe Worte ſprach er ſelbſt,
Als ich ihn griff: „Ich bin bereit zu ſterben.
Verdien ichs, iſt es nicht um dieſen Mord.“
Und worum ſonſt? Wenn nicht um dieſen, doch
Um andre? — Ging der Edelmut ſo weit,
Muß er verſchweigen, was ihn retten kann,
Daß er noch ſpricht, was ihn verderben muß?

Fräulein

O, dieſes unheilbringende Geheimnis,
Was für ihn zeugen ſollte, klagt ihn an.
Und doch —

Degrais

(achſelzuckend, macht ſich zum Gehen bereit, immer ſehr höflich)

Der Präſident that, was er konnte.
Des Richters Pflicht iſt, Unſchuld oder Schuld
An den Tag zu bringen. Weil nun, wie ihr ſagt,
Nur des Geheimniſſes Entſchleierung
Die Unſchuld ihm beweiſen kann, ſo weiſt ihr
Den Weg uns ſelbſt, der zu dem Ziele führt.
Wir ſind ſo unbeſcheiden nicht, in euer
Vertrauen uns zu drängen. Uns bleibt immer
Ein Mittel noch.

Fräulein

Ihr lächelt? Gräßlich iſt
Das Lächeln wie das Mittel. Geht; mich ſchaudert.

Degrais

Auch könnt es ſein, daß wir des Toten Tochter —

Fräulein

Was wollt —

Degrais

Bedürften bei dem weiteren
Prozeß, Den Präſidenten würd es ſchmerzen,
Da er es weiß, daß ihr euch ihrer annehmt,
Wenn die Notwendigkeit unvorbereitet
Euch träfe —

Fräulein

Sie —? O, ihr ſeid keine Menſchen.
Was wollt ihr mit der Armen? Wollt ihr ſie
Noch ärmer machen? noch unglücklicher?
Wollt ihr — vor euerm eiſernen Geſicht
Erſtarrt mein Blut! Nein — ich will nicht vergebens —
Gut — thut, was ihr — ihr dürft ja alles thun,
All das, weshalb ihr andere beſtraft.
Doch glaubt nicht, daß ſie ſchutzlos iſt, bin ich
Auch nur ein Weib. Geht, geht, mein Herr.

Degrais (immer ruhig und äußerlich höflich)

Deshalb,
So bittet er inſtändig euch, mein Fräulein,
Daß ihr mit dem Gedanken euch vertraut.
Denn ſchmerzen würds ihn, wenn ihr ihn verkenntet.
(Verbeugt ſich tief und geht)

Dreizehnter Auftritt

Fräulein allein. Dann **Baptiſte**

Fräulein

Nein; ich verkenn euch nicht. Glaubt ich, ihr wärt
Ein Menſch mit einem Herzen; ja, dann thät ichs.
Und was nun — was nun thun? Und was nun laſſen,
Die Unſchuld aus des Molochs Arm zu retten?

Baptiſte

Der Graf von Mioſſens.

Fräulein

Es thut mir leid.
Ich kann ihn jetzt nicht ſprechen. Ich bin krank.
Bin —

Baptiſte

Um Olivier Bruſſon —

Fräulein

Was ſagſt du?

Baptiſte

Käm er. Notwendig ſeis, daß er euch ſpreche
Wegen des Bruſſon.

Fräulein

Wie? noch einer, der mich
Abmahnen will? Und doch — wars nicht der Graf
Mioſſens, der — vielleicht — er iſt willkommen.

⁂

Vierzehnter Auftritt

Graf Mioſſens. Das Fräulein

Mioſſens (küßt ihr die Hand)

Ich will nicht lange ſtören, teures Fräulein.
Ihr ſeid, ſo hör ich, Bruſſons Gönnerin;
Und ihn betreffend, kann ich eine Nachricht
Euch geben, die vielleicht ihm nützlich iſt.
Von euerm ritterlichen Spruch begeiſtert:
„Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein —“

Beſchloß ich, einen Harniſch unterm Rock,
Mit einem Schmuck allein auf nächt'gem Wege,
Dem Harniſch und dem ſichern Arm vertrauend,
Das blutige Gezücht der Nacht zu treffen.

Fräulein

Und das gelang euch.

Mioſſens (nachdem er ſie einen Augenblick angeſehen).

Es gelang mir. Ja.
Doch wär mirs ohne Harniſch nicht gelungen,
So übermenſchlich war des Räubers Kraft,
Und ſo entſetzlich ſeiner Muskeln Schnelle.
Noch rang ich mit dem einen, als ein andrer
Ihm beizuſtehen kam. Der eine ſtürzt'
Zur rechten Zeit. Ich kann den Degen noch
Gegen den andern ziehn. Da tönen Schritte
Und Waffenklirren Straß herauf. Ich floh,
Um nicht la Regnie in die Hand zu fallen.

Fräulein

Der andre aber —

Mioſſens

Eilte zu dem Leichnam —

Fräulein

Und rafft ihn auf und trug ihn fort —

Mioſſens

Ihr wißt —
So ſah ich recht; ſo wars derſelbe, den
Degrais jetzt hat an mir vorbeigeführt.

Fräulein

Jetzt ſaht ihr recht, doch neulich nicht. Der jenem
Zu Hilfe, wie ihr meint, herbeigeeilt,
Der kam, um jenes Freveltat zu hindern.
O Gott ſei Dank! Nun tagt es endlich! endlich!

Euch ſendet Gott mir, der die Unſchuld ſchützt:
Denn euer Zeugnis muß den Armen retten.

Mioſſens (tritt einen Schritt zurück)

Mein Fräulein, mißverſteht mich nicht —

Fräulein

Wer euch
Für edel hält, der mißverſteht euch nicht.

Mioſſens

Euch ſagt ich, was ich ſagte; niemand ſonſt.

Fräulein

Euch glaub ich, was ihr ſagt; nur nicht das eine,
Womit den eignen Mut ihr wollt verleumden.

Mioſſens

Graf Mioſſens weicht keinem Gegner, der
Mit ſeinen Waffen ficht. Doch gegen Ränke,
Spitzfindgen Schein, der mit der Schwere des
Geſetzes ſich bewaffnet, kann ich nichts
Und bin ein wehrlos Opfer wie ein andrer.
Und wagt ichs doch, müßt es ein andrer Preis
Als eines ſolchen Menſchen Rettung ſein.

Fräulein

Eines ſolchen — wie ihr das verächtlich ausſprecht!
Gilts ſeinem Rufe? Gilt es ſeiner Herkunft?
Gilt es der letztern, ſag ich euch: ihr ſteht
So hoch, nicht um den Niedern zu zertreten.
Ihr ſteht ſo hoch, die Niedern zu beſchützen,
Wenn Unrecht ihn bedrängen will. Heißt ihr
Ein Edler darum, daß ihrs nicht zu ſein braucht?
Wollt ihr ein Ritter ſein, ſo ſeid ein Retter.
Seid ihr ein Mann, ſo ſeid ihr es, damit
Ein Weib nicht wünſchen muß, ein Mann zu ſein.

Gilts ſeinem Rufe nur, ſo ſag ich euch,
Ich, die ihr nie als Lügnerin gekannt,
Daß er unſchuldig iſt an alledem,
Was man ihm ſchuld giebt.

Mioſſens (ausweichend)

Doch iſts nicht das Sein,
Mein Fräulein, nur der Schein, was hier verdammt.

Fräulein (öffnet die Seitenthür)

Und ſeht dies Mädchen dort. Dies Mädchen liebt ihn,
Wie wärmer nie ein Mädchenherz geliebt;
Liebt ihn —

Mioſſens

Welch wunderbare Ähnlichkeit!
Es iſt die Herzogin von la Vallière,
Um vierzig Jahre jünger nur. — Ja; jetzt
Begreif ich wohl, warum der König noch
Nach ſoviel Jahren der Zerſtreuung kann
Mit Wehmut ſeiner Jugendliebe denken.

Fräulein (ſchließt die Thür wieder)

Was ſagt ihr nun? Wenn ihr mit euerm Ruhme,
Mit euerm Rang —

Mioſſens

Mein Fräulein, wißt ihr nicht,
Wie lang dieſer la Regnie jenen tapfern
Herzog von Luxemburg, den Stolz von Frankreich,
In der Baſtille Kerker ſchmachten ließ,
Und um ein Horoſkop, um weiter nichts,
Das er ſich ſtellen laſſen? Was half ihm
Ruhm und Verdienſt? Und meine Lage wär
Ungleich gefährlicher. Ich traf den Mörder
In jener Nacht mit ſeinem eignen Dolch.
Nun denkt, in welchem Rufe Cardillac

Von Frömmigkeit und Bürgertugend ſtand.
Freigebig gleicht des blutgen Todes Unrecht
Die allgemeine Meinung durch Verklärung
Des Lebens aus, das ihm vorhergegangen.
Und ſelbſt geringe Ausſaat ſolchen Lebens
Bringt ſolchem Tod oft hundertfache Ernte.
Ich bin der Lebende; er iſt der Tote.
Was man dem Toten zuviel giebt, das nimmt man
Dem Lebenden. Vom allgemeinen Zorn
Borgt ſich die Klage Macht und ſchüchtert die
Verteidgung ein. — Und nun bedenkt, was an
Den Dolch ſich knüpft. Wer dieſes Dolches Herr,
Der ſo genau in all die Wunden paßt,
Dem lädt Verdacht die Morde ſämtlich auf.
Und ſagen: Dieſe eine That hab ich,
Heißt ſagen: Alle hab ich ſie gethan. — — —
Zu einem will ich mich erbieten, wenn
Daran ihr Gnüge finden könnt. — Was ihr
Durchſetzen wollt, als Recht könnt ihr es nicht
Durchſetzen vor la Regnies Richterſtuhl,
Und wollt ich opfern, was ich nicht will opfern.
Ihr müßt euch an den König wenden, nur
Auf ſeine eigne Überzeugung, ſein
Gefühl, das, wo der Richter ſtrafen muß,
Das königliche Gnadenrecht darf üben,
Euch klug berufen. Dazu will ich euch,
Mein edles Fräulein, helfen, das ich achte,
Mehr als ich irgend jemand andern achte.
Ihr ſollt euch bei dem Könige geheim
Auf mich berufen, und — ich will nicht fehlen.

Fräulein

Ja; ihr habt mir den einzgen Weg gezeigt.
Ihn will ich gehn an eurer Hand. Dank euch.

Mioſſens küßt ihr die Hand und geht

Fünfzehnter Auftritt

Fräulein allein. Dann die **Martinière**

Fräulein (durch die Seitenthür, die ſie dann ſchließt)

Schnell, Martinière, daß ich nicht die Zeit
Verſäume, wo den König ich allein
Bei der Marquiſe Maintenon kann treffen.
(Wieder durch die Thür)
Baptiſte ſoll eine Sänfte holen. Dann
Hilf mir mich kleiden. (Schließt wieder)
Den unſelgen Schmuck
Von Cardillac leg ich heut an. Das muß
Den König ſelbſt auf die Geſchichte bringen.

Martinière kommt durch die Seitenthür; ſie möchte gern abraten; das Fräulein läßt ſie nicht zu Wort kommen in ſchelmiſcher Eilfertigkeit

Fräulein

Schnell putze mich. — Ja; das iſt eine Kunſt,
Solch einen alten Menſchen aufzuſtutzen,
Der Müh nicht wert, die man ſich giebt —

Martinière
(während des Anziehens, kommt endlich vom Zeichen zum Wort)
Allein —

Fräulein

Und aller Putz, mit dem die Alten ſich
Aufdonnern —

Martinière

Aber —

Fräulein

Zeigt nur eben, daß es
Vergeblich Mühen iſt.

Martinière

Doch —

Fräulein

Doch? — Schon gut.
Ich ſeh die Aber all in deinen Augen
Was ſollſt du deinen Mund bemühn! du weißt,
Wer recht behalten will, behält auch recht.
Drum laß mich gehen; mir iſt nicht zu helfen —
Es muß gelingen. Muß! Und drum gelingts. —
Daß ich ſo alt ſein muß, jetzt, wo ich jung
Sein müßte. Muß ichs auch? Muß ich denn alt ſein?
Und müßt ichs, hab ich keine Zeit dazu.
Ich kann nicht alt ſein; denn das koſtet Zeit!

Vorhang fällt

Ende des vierten Aufzugs

◆

Fünfter Aufzug

Wieder bei der Scuderi

(wie im vorigen)

Erſter Auftritt

Das **Fräulein** liegt in einem Seſſel krank, die Füße in Decken gehüllt, auf einem Taburett; dieſe umſchlingend, ſitzt ſchlafend **Madelon**. **Serons** ſitzt neben dem Fräulein auf einem Stuhl. Die **Martinière** bei einer weiblichen Arbeit, von der weg ſie immer nach dem Fräulein ſieht

Fräulein (mitleidig auf Madelon blickend)

Das arme Ding! Rück ihr das Köpſchen doch
Ein wenig höher, gute Martinière,
Doch weck ſie nicht. (Es geſchieht)
Das Lächeln, das ihr freundlich
Ein ſüßer Traum auf ihre Lippe zaubert,
Soll vorſchnell nicht die Wirklichkeit verſcheuchen.
So. — Noch etwas. — Das arme Mädchen hat
Die ganze Nacht gewacht in dieſer Stellung,
Bis ſie den Morgen früh nach Kinderart
Über dem Weinen eingeſchlafen iſt. —
Ja, lieber Meiſter Serons, huldreich hörte
Der König mich, verſprach, was ihm nur möglich,
Wollt er für meinen Schützling thun. Und hat
Nur Mioſſens das Seine auch gethan,
Hoff ich das beſte.

Serons

Zweimal ſchon war er,
So hört ich, bei dem König. Einmal blieb
Er eine Stunde voll mit ihm allein. —
Noch etwas. Heute morgen war ich in
Cardillacs Haus, um etwas zu erfragen,
Wenns möglich, was für euern Schützling ſpräche.
Frau Caton, Meiſter Patrus, dort des Mietsmanns,
Haushälterin, erzählte mir von Wundern.
Zwei Nächte ſchon ſei über ihrer Wohnung
In Meiſter Cardillacs ehmalger Werkſtatt
Ein Schreiten und ein lebhaftes Geſpräch
Geweſen. Da es bei verſchloßner Hausthür
Geſchehn, und ſonſt kein Eingang mehr ins Haus,
So ſei kein Zweifel, daß der Gottſeibeiuns
In eigener Perſon der Redner ſei.
Sie fürchte nun den Gottſeibeiuns nicht,
Sei drum dem Treiben einſt ſo nah als möglich
Geſchlichen, und wenn ſie nicht wüßte, daß es
Nur eitel Blendwerk damit ſei, ſo würde
Sie ſchwören, daß ſie den Olivier Bruſſon
Und Degrais miteinander ſprechen hören.

Fräulein (erheitert)

Ei, das kommt immer beſſer. Seht mich nicht
So fragend an, warum, was ihr erzählt,
Mich ſo erfreut —

Serons

Mein Fräulein, ihr vergeßt
Die Hausthür, die geſchloſſen war. Das Reden
Klang eben nur in der Frau Caton Hirn,
Sonſt nirgends.

Fräulein

Doch verſichr' ich euch, es klang
Wo anders noch — Still, ſtill! ich ſag zuviel.
Horch, Martinière, ſchellt es nicht im Vorhaus?

Martinière

Ich hörte nichts.

Fräulein

Doch ich. So ſilbern klang mirs,
Als hätt es gute Nachricht mir zu melden.

Martinière ab

Fräulein

Daß ich hier liegen muß. So Freud als Kummer
Drückt doppelt auf den Liegenden. So was
Hilfloſes iſt im Liegen. Alter Freund,
Laßt mich nur auf ſein, und ihr werdet ſehn,
Nur ſchneller dann genes ich.

Herons

Ruhe muß
Der Unruh Folge tilgen. Zuviel wars,
Was dieſe Tage eure Seele hat
Dem Körper zugemutet.

Fräulein

Und nun mutet
Der Körper noch weit mehr der Seele zu.
Doch muß ich euch geſtehn: einmal ſchon hab ich
Verſucht heut, aufzuſtehn, und konnt es nicht.

Martinière

(freudig herein, einen Brief in die Höhe haltend)

Hier iſts! Hier! Hier!

Fräulein

Ei junges Volk, was giebts?

Martinière

Vom Hof, mein Fräulein.

Herons

Ihr verfärbt euch; ſeht,

Ich ſollt es nicht erlauben, daß ihr jetzt
Euch um die Sache kümmert —

Fräulein

Beſſer, jetzt
Erblaſſen, als nachher erröten. Gieb. Das iſt
Die Hand der Maintenon. — Wie mir das Herz pocht.
Nur junge Mädchen, dacht ich, hätten Herzen.
Nun weiß ichs beſſer. Sieh; ich kann das Blatt
Vor Zittern nicht erbrechen. Brich und lies.

Martinière

Geht mirs doch nicht viel beſſer. Gott, nun iſt
Ja alles gut! (Sie lieſt)

„Ich bedaure, mein ſehr würdiges Fräulein, daß ich in der euch bewußten Sache nichts thun kann. Das Volk will des Angeklagten Tod. Es gilt, dem Volke die Gerechtigkeit ſeines Königs zu zeigen. Ihr wißt, wie der König in dieſem Punkte denkt; ebenſo, daß ich, euch zu gefallen, ſchon zu weit über meinen Grundſatz hinausgegangen bin: mich auf keine Weiſe in die Geſchäfte zu miſchen." (Eine Pauſe der Betretenheit)

Martinière

Ach, ihr verblaßt euch ganz.

Fräulein

Schlimm, ſchlimm genug,
Daß ich nichts beßres weiß zu thun. Jetzt, wo
Geholfen werden muß. — Sie ſagt ſich los,
Und alles in dem Brief iſt hoffnungslos.
Und ich — hier lieg ich —

Martinière

Nein; ihr werdet mich
Im ganzen Ernſt nun böſe machen! Habt ihr —

Fräulein

Was hab ich? Nichts hab ich gethan. Wer nicht
Genug gethan hat, der hat nichts gethan.

Martinière

Ach ja. Euch ähnlich ſiehts. Warum packt ihr
Euch nicht die Schuld noch auf, daß es mißlang?
Bis jetzt hab ich geduldig zugeſehn.
Nun aber wirds zuviel. Ich leid es nicht,
Daß Sie noch etwas thun in dieſer Sache.
Sie haben nun das Ihrige gethan.

Fräulein

Dir iſt der Grund genug, weil du nur mich
Entſchuldgen willſt. Du kannſt das, aber ich
Darfs nicht. Ich darf mich nicht entſchuldigen.-
Was kommt da noch? Das iſt Baptiſte.

◆

Zweiter Auftritt

Baptiſte. Vorige

Fräulein

Was iſt?

Ferons (will Baptiſte abhalten von dem Fräulein)
Sie haben Schlimmes —

Martinière

Schweigen Sie.

Fräulein

Sprich nur,
Baptiſte; ich heiße dirs.

Baptiſte

Heut noch, heut noch
Soll die Hinrichtung ſein.

Fräulein

Von wem?

Baptiſte

Von —

Martinière

Daß Sie uns
Das Fräulein töten? Sie —?

Baptiſte

Mein Gott, was ſoll
Ich denn nun thun?

Fräulein

Laß dich nicht irre machen,
Mein ehrlicher Baptiſte. Und ſprecht mir leiſe,
Daß ihr das arme Kind nicht weckt. Es iſt
Ihr Urteil, fürcht ich, was du ſprechen willſt.
Das Reſtchen Traum, das ihr Geſicht umlächelt,
Vielleicht, vielleicht iſt es ihr letztes Lächeln,
Denn ſeine ſichre Rettung träumt ſie noch.
Heut ſchon will man ihn töten? Gott, und wann?

Baptiſte

Den Abend noch. La Regnie hat geſchworen,
Kein Engel ſoll ihn retten.

Fräulein

Großer Gott!

Baptiſte

Das Volk iſt ganz empört.

Fräulein

Empört? Was ſagſt du?
Worüber denn empört, wenn er ſoll ſterben?

Baptiſte

Darüber eben, daß er ſterben ſoll.

Fräulein

Und haſt du recht gehört?

Baptiſte

Da braucht man nicht
Sehr aufzuhorchen. Hört mans doch von hier
Wie ferne Wellen brauſen. Nieder mit
La Regnie, ſchreit das Volk, der König lebe!
Der König ſoll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie! Keinen mehr
Will es hinrichten laſſen, den la Regnie
Verurteilt.

Fräulein

Und doch ſchreibt die Maintenon
Das Gegenteil?

Serons

Sie ſchreibt, wie ſies erfuhr.
Der König iſt ein Haupt, das ſeinen Augen
Und Ohren ſelten trauen darf. Und eh
Der Ruf des Volks in ſeine Höh gelangt,
Iſt er oft ſo undeutlich ſchon geworden,
Daß es nur kleiner Müh bedarf, aus ihm
Sein Gegenteil zu deuten. Eben ſo
Umlagert in unruhger Zeit das Volk
Ein Haufe feiler Schmeichler, der, was ihm
Vom Throne kommt, verfälſcht. Sicher iſts: das,
Was Ludwig für des Volkes Stimme hält,
Iſt Regnies nur und ſeiner Kreaturen.

Martinière

Was? Ihr wollt aufſtehn? Jetzt? Bei eurer
Schwäche?

Fräulein

Jetzt
Darf ich nicht ſchwach ſein.

Martinière

Doch ihr ſeids. Und Ruhe
Nur kann euch helfen jetzt.

Fräulein

Wo jetzo muß
Geholfen werden, hilft die Ruhe nicht,
Da hilft nur Thätigkeit.

Martinière

Und was denn wollen
Sie thun?

Fräulein

Zum König gehn. Den König ſprechen,
Dem König ſagen, wie man ihn belügt.

Serons

Sie kommen nicht zu ihm.

Fräulein

Um dieſe Zeit
Beginnt der Staatsrat in der Maintenon
Gemächern.

Serons

Doch Sie kommen nicht dahin.
Die Schwäche läßt Sie nicht. Und wärens nicht
La Regnies Ränke. Glauben Sie, er wird
Sie vor den König laſſen?

Fräulein

Was la Regnie
Wird thun, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, was
Ich thun muß.

Serons

Welchen Gegnern werfen Sie
Den Handſchuh hin?

Fräulein

Der Gegner nicht, das Recht iſts,
Was man bedenken muß.

Serons

Der Mutigſte
In Frankreich wagt nicht, was Sie wagen wollen.
Es iſt la Regnie, iſt der allgewaltige
Miniſter Louvois, ſein Buſenfreund!

Martinière

O Himmel! Säh ich nicht, wie es muß kommen!
Ich ſeh es, was das End wird ſein. Des Königs
Ungnade —

Fräulein

Und du meinſt, die koſtet mir
Den kleinen Jahrgehalt, von dem ich lebe?

Martinière

Von dem ſo viele Arme leben; ja.

Serons

Vielleicht noch mehr. Die Rache des la Regnie kann
Sie bluten laſſen —

Fräulein (lächelnd)

Nun, da käm ich ja
Über die Ungnad weg mit beſter Art.

Serons

Die Aufregung ſchon kann Sie töten.

Fräulein

Seht doch!
Da ſchlüpft ich dem la Regnie aus der Hand.

Martinière

Und die paar Jahre, die Ihr Alter Ihnen
Noch gönnt, ſo hinzuwerfen!

Fräulein

Iſts ſo wenig,
So iſts auch nicht ſo großer Schonung wert.
Und werf ich ſie denn hin für nichts? Such ich
Sie für den höchſten Preis nicht loszuſchlagen?

Martinière

Und ſelbſt die Maintenon hat Sie verlaſſen.

Fräulein

So nötiger iſt es, daß ich ſelber handle.
Schnell, Martinière, gieb mir den Mantel um.
Und du, Baptiſte, bring eine Sänfte her.
Sagt, Serons, ſeht auch ihr die Ähnlichkeit
Zwiſchen dem Mädchen und der la Vallière?

Serons

Sie kann nicht größer ſein — doch —

Fräulein

Hör, Baptiſte,
Zwei Sänften bring, und ſchnell. Nun, Meiſter Arzt,
Wo iſt die Schwäche denn? Steh ich nicht ſtraff
Wie ihr?

Serons

Der Körper borgt noch von der Seele —

Fräulein

Dann mag die Seele von dem Körper borgen.
Ich muß ſie wecken nun. He, Madelon,
Wach auf! — Wir können uns nicht putzen erſt.
Dem Veilchen ſteht nichts ſchöner als ſein Laub,
Der Frucht nichts ſchöner als ihr leiſer Duft.

Nicht ein Gedanke von Gefallſucht darf
Dies ſchöne Bild der Reinheit heut entſtellen.
Wach auf!

Madelon (erwachend)

Ja, meine Mutter. Ach, ich glaube,
Doch war ich eingeſchlafen. Zürne nicht.

Fräulein

Sagt ihr noch nichts. Vielleicht iſt ihr der Schmerz
Noch zu erſparen.

Martinière

Ach, Sie denken nur
An andrer Schmerz —

Fräulein

Das beſte Mittel iſts,
Den eignen zu vergeſſen. — Sei nicht böſe;
Auch du mußt mit. Wenn ich einmal beſchwere,
Dann thu ichs ordentlich. Ich weiß nicht, was
Mir widerfahren kann. Und du, Baptiſte,
Bleibſt heim.

Baptiſte

Ich nicht, mein Fräulein. Der Baptiſte
Bleibt nicht daheim. Er geht mit euch zum König.
Gings in den Tod, der alte Baptiſte ließ
Euch nicht allein.

Ferons

Erlaubts ihm, Fräulein, und
Erlaubts auch mir. Erlaubt mir, daß ich über
Eure Geſundheit wachen darf.

Fräulein

Still! Still!
Ihr böſen guten Menſchen. Wollt ihr mich
Zum Weinen bringen jetzt mit eurer Liebe?
Ihr ſollt mir doch — bei Gott, ich müßte weinen,

Hätt ich die Zeit dazu. Nun, ſeht ihr nicht,
Daß ich muß helfen, wo ich kann? Wie ſoll ich
Denn ſonſt Gott dankbar ſein für eure Liebe?
(Sie ſtützt ſich auf Martinière und Madelon; im Gehen)
Es geht noch langſam. Doch laßt das nur gut ſein.
Komm ich erſt in den Gang, dann überhol ich
Euch alle. Und nun vorwärts. — Hat er ein
Und ſiebzig Jahr gehalten mir bis jetzt,
Der alte Leib, wird er auf Einen Tag
Mehr oder weniger nicht intereſſiert ſein.
Kommt, Kinder, kommt. Schon gehts was beſſer.
Kommt.
(Alle ab)

Verwandlung

In den Gemächern der Marquiſe Maintenon

Eine Mittelthür. Zwei Seitenthüren vorn

Dritter Auftritt

Das **Fräulein,** geführt von der **Marlinière** und **Madelon,** durch die Mittelthür. **Serons**

Fräulein

Da wären wir. Dies iſt das Zimmer. Hier
Kommt er vorbei.

Serons

Die Maintenon ſtellt euch
Dies Zimmer zur Verfügung. Doch ihr ſelbſt

Möchte vergönnt ſein, wegzubleiben. Sie
Will euch nicht hindern; doch ihr ſollt auch nicht
Auf ſie zählen.

Fräulein

Kommt nicht jemand? Ja. Nun geht,
Ihr lieben Menſchen. Laßt mich nun allein.

Martinière

Ihr zittert.

Fräulein

Es iſt kühl hier. Sonſt um nichts.
Du, Madelon, mußt an der Thüre bleiben,
Daß ich dich gleich —

Madelon

Ja, Mutter; ich will nah ſein.

Fräulein

Heut bin ich eine wichtige Perſon.
Ich fühls bis in die Füße. Gebt mir doch
Einen Stuhl. — Hier muß ich auf der Lauer liegen.
Dorther kommt mir mein Wild. Sollt ichs erlaufen,
Da wär es ſicher heut vor mir.
(Der Stuhl wird ihr nahe an die rechte Seitenthür geſetzt)
Nun geht.
(Giebt allen die Hand)

Vierter Auftritt

Das Fräulein allein

Bis jetzt hab ich geſcherzt, die lieben Menſchen
Mir heiter zu erhalten, die um mich
Sich ängſten. Und nun wird mir ſelber bang.
Muß ich die Thür hier lang anſehn und denken:

Hier wird er kommen, geht mirs wie dem Kranken,
Dem man das Meſſer vor die Augen hält,
Das ihm ſoll helfen. — Iſt dies auch ein Kampf?
Mein alter Leib, nur jetzt verlaß mich nicht,
Wo alles mich verlaſſen hat, und ich
Allein auf mich muß ſtehen — oder ſitzen!
Ich muß verſuchen, über dieſe Spanne
Voll ſchwerer Spannung mich hinwegzuſcherzen.
Der gute Gott ſoll dieſes freundliche
Geſchenk mir nicht umſonſt verliehen haben.
Er ſelbſt iſt ja ein heitrer Gott, und alles,
Was er geſchaffen, iſt ſein heitrer Spiegel.
Scheint einem Menſchen dieſer Spiegel trüb,
Iſts nur ſein eignes trübes Angeſicht,
Was ihm daraus ſo trüb entgegenſieht.
Der gute Wille lächelt, Frömmigkeit
Und Tugend, Glaube, Liebe, Hoffnung lächeln;
Die gute That hat keine finſtre Stirn.
Heiter iſt alles Gute; doppelt gut,
Wenns doppelt heiter iſt. — Nun komme, was
Da will! —

(Schritte; ſie ſchrickt zuſammen und ſteht auf)

⁂

Fünfter Auftritt

Bontems. Fräulein

Fräulein

Das iſt Bontems, der Kammerdiener
Des Königs, nicht der König ſelbſt.

Bontems

Mein Fräulein,
Erwartet ihr den König?

Fräulein

Sonſt wär ich
Nicht hier.

Bontems

Ihr ſeid es um des Bruſſons willen? —

Fräulein

Um der Unſchuld willen, Freund.

Bontems

So gut die Sache
Erſt ſtand, unwiderbringlich iſt ſie nun
Verloren. Seine Majeſtät der König
Wollte den Bruſſon ſelber ſehn. Schon iſt er
Hierhergeführt und wartet auf den Wink.
Wenn ihn der König einmal ſah, war er
Gerettet. Denn wie Licht und Wärme von
Der Sonne, geht der Strahl der Gnade von
Der Majeſtät aus. Aber la Regnie
Kam dem zuvor. Bei der Gerechtigkeit,
Deren Bild die Majeſtät ſoll ſein, beſchwor er
Den König, ſtellt des Volkes Wut ihm vor,
Wenn dieſer Sünder, deſſen Tod das Volk
Zu ſeiner eignen Sache macht und laut
Zum König aufſchreit um ein ſtrenges Beiſpiel,
Begnadigt würde. Das iſt ſeine Seite,
Wo er verwundbar iſt. Im Kampfe gegen
Den Adel muß er auf das Volk ſich ſtützen.
Jetzt eben führt man den Unglücklichen
Zurück in die Gewalt der ſtrengen Richter,
Und ſeinen Tod kann niemand mehr verhindern.
Der König iſt ſo ungehalten auf des
Bruſſons Verteidiger, daß er kein Wort
Für ihn mehr hören will; ja nicht den Namen
Des Bruſſon darf ihm jemand nennen, der
Den höchſten Zorn nicht auf ſich laden will.

Mein Fräulein, laßt euch raten; gebt es auf,
Alles in dieſem Spiel zu wagen, wo
Ihr nichts gewinnen könnt. Wollt ihr, ſo nah
Dem Grab, ſo ſchwere Laſt noch auf euch laden,
Den Zorn des Königs und jenes la Regnie
Allmächtge Rache? Nein, mein edles Fräulein.
Ich kann etwas bei Seiner Majeſtät,
Und wo es ſonſt mag ſein, glaubt meinem Wort,
Dürft ihr auf meine Dienſte ſicher rechnen.
Doch hier — des Königs Zorn iſt noch zu neu,
Und dieſer Richter Rächerarm zu eilig. — —
Er kommt. — Der König kommt. — Sie wollen
dennoch —?
Mag Gott Sie ſchützen bei dem kühnen Wagnis.

(Er zieht ſich zurück)

⁂

Sechſter Auftritt

Das **Fräulein** allein, gleich darauf der **König**

Das Fräulein erhebt ſich; der König tritt ein aus der rechten Seitenthür; wie er das Fräulein ſieht, verfinſtern ſich ſeine Züge; er ſchwankt einen Augenblick, ob er nicht wieder umkehren ſoll; er will ſchnell vorbei; um das Fräulein nicht zu Wort kommen zu laſſen, ſpricht er während des Gehens

König

Ah. Seht. Mein edles Fräulein Scuderi.
Ich habe dringende Geſchäfte —

Fräulein

Majeſtät,
Das dringendſte Geſchäft für einen König iſt
Gerechtigkeit!

König (bleibt verwundert ſtehen)
Die rufen Sie an? (Will gehn)

Fräulein
Majeſtät,
Im Namen Ihres Volks ruf ich ſie an.
Im Namen Ihres Volks Gerechtigkeit!

König
Die ſoll dem Volke werden. Doch uns deucht,
Die wir gewähren wollen, iſt die nicht,
Um die Sie bitten.

Fräulein
Hören müſſen Sie!

König
Wohlan; ich will Sie hören. Einen Namen
Nur nehm ich aus. Wenn Sie den Namen nennen —

Fräulein
Den ſollen Sie nicht hören. Einen Fremdling
In dieſen Zimmern bring ich, wenn ſein Name
Auch oft genannt wird —

König
Muten Sie mir jetzt
Nicht zu, ſpitzfindge Rätſel aufzulöſen —

Fräulein
Das Volk, mein König, ruft zu euch um Recht
Gegen die Mörder —

König
Das wird ihnen ſchon.

Fräulein
Nicht gegen die, mein König, die bei Nacht
Und heimlich morden; nein, mein König. Recht

Gegen die Mörder, die bei Tage morden
Und öffentlich, und die dem Recht zum Hohn
Sein heilig Schwert zum Mörderdolch entweihn;
Gegen die Mörder, die, was ſie verletzen,
Zum Vorwand ſelber nehmen der Verletzung;
Die unterm Namen der Gerechtigkeit die
Gerechtigkeit verhöhnen; die dem König
Des Volkes Lieb entfremden. Darum ruft
Das Volk, das ſeinen König lieben will,
Recht gegen die Entfremder, die Entweiher,
Recht gegen die la Regnie!

König

Fräulein, ihr
Seid kühn.

Fräulein

Ich weiß es, was ich wage, daß ich
Den Fremdling hier einführen will: die Wahrheit.
Ihr wollt das Recht, mein König, doch la Regnie
Wills nicht. Ihr wollt, das Volk ſoll euch vertrauen,
Seinen Vater in euch ſehn; ihr wollt es, aber
La Regnie will es nicht. Ihr wollt die Wahrheit;
Ihr ſeid ſo groß, die Wahrheit nicht zu haſſen,
Selbſt wenn ſie euch nicht zeigte, was ihr wünſcht;
Ihr wollt die Wahrheit, doch la Regnie will
Sie nicht. Mein König, gebt dem Volk, was ihr,
Nicht, was la Regnie will.

König

Die Klage will beweiſen,
Verdächtigung will nur ſchaden.

Fräulein

Majeſtät,
Ich ſteh am Grabe. Mich erwartet ſchon
Ein höhrer Richter, als ihr ſelber ſeid,
Der Richter, der auch euch einſt richten wird,

Der zwiſchen uns entſcheiden wird. Glaubt ihr
Nicht mir, ſo ſendet Boten, doch nicht jene,
Die in la Regnies Solde ſtehn. Denn die
Geſchöpfe loben ihren Schöpfer. — Mich
Führte mein Weg durch große Hauſen Volks.

(Auf einen Wink des Königs Bontems ab)

„Nieder la Regnie! Doch der König lebe!
Der König ſoll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie. Keinen mehr
Soll dieſer Schlächter ſchlachten!“ Solche Worte
Hört ich von hunderten, und nicht allein
Vom Pöbel, der nur, um zu ſchreien, ſchreit.
Wut gegen den la Regnie und Vertrauen
Zu ſeinem väterlichen König ſpricht
Von jedem Mund. Rechtfertigt, Herr, das letzte,
Indem der erſten ihr ihr Recht verſchafft.
Sie wollen nicht zwei Könge, ſagen ſie,
Sie wollen nur den einen, gottgeſetzten,
Den König, den ſie lieben, der ſie liebt,
Und der vom andern ſie befreien wird,
Den alle haſſen, und der alle haßt!

König ſteht ſinnend. **Fräulein** holt Madelon

Siebenter Auftritt

Madelon. Vorige

Fräulein (Madelon an der Hand)

Sag dus ihm, Unſchuld, was ſein Volk begehrt
Von ſeiner Liebe. Fleh im Namen aller
Unmündgen um das Recht der Unſchuld, um
Der Schwäche Schutz! Sag ihm in ihrem Namen:
Kein Alter, kein Geſchlecht, kein ſchwer erworben

Verdienſt, kein Ruf ſchützt vor la Regnies Schergen.
Das Geſtändnis iſt ſchon fertig vor der Frage.
Das Vorgeſagte zwingt die Henkerqual,
Dem — Richter nachzuſprechen, und die Unſchuld
Geſteht Verbrechen, die ſie nicht dem Namen
Nach kennt. Aus ſeiner Kinder Armen reißt er
Auf bloße Möglichkeit den Vater. Der
Weiß nicht, warum? Das brauchts ja nicht. Man wirds
Ihm auf die Zunge legen ſchon, was er
Geſtehen ſoll. Er wird es gern. Denn das
Geſtändnis lohnt der Tod, der endliche
Befreier aus der Kerkermodergruft
Und — (ſie wird immer ſchwächer)
aus der Quäler Händen —

Bontems (der unterdes wieder erſchienen)

Ha! wie ſchlau!
Die la Vallière ſelber —

König macht eine Bewegung zu gehn

Fräulein (wankend)

Recht, mein König! —
Mein König — Recht — Ich ſterbe — mir wird übel —

König (zu Madelon)

Schnell rufen Sie um Beiſtand —

Er fängt die Sinkende auf; Bontems ſtellt ſchnell einen Stuhl, worauf ſie der König gleiten läßt. Der König geht bis zur andern Seitenthür, wohin Bontems auf ſeinen Wink ihm folgt; dort bleibt er ſo lange ſtehen, bis er Madelon mit der Scuderi Leuten zurückkommen ſieht

⁂

Achter Auftritt

Das **Fräulein**, die **Marlinière**, **Madelon**, **Serons**

Fräulein

Ich muß ſterben

Und — hab — nicht — (will aufſtehn und dem König nach)
Recht, mein König!
(Sie fällt der Martinière ohnmächtig in die Arme)

Martinière
Ach! ſie ſtirbt?

Madelon
Sie ſtirbt? Ich laß dich nicht! Du darfſt nicht ſterben!

Martinière
Ach! iſt ſie tot, nimm mich mit ihr, mein Gott!

Zerons (um ſie beſchäftigt)
Noch ſtirbt ſie nicht, macht uns noch nicht zu Waiſen.
Reibt ihr die Stirn mit dieſen Tropfen. So
Seht ihr, ſchon wirkts.

⁂

Neunter Auftritt

Olivier. Vorige

Olivier (erſtaunt)
Meine Mutter? Madelon? Ich
Bin frei! Gott, ich bin frei! Ich muß nicht ſterben!
Ich muß in Regnies Kerkern nicht verſchmachten.
Frei bin ich! Keine Kette raſſelt mehr
Und weckt mich aus dem goldnen Freiheitstraum
Zur Verzweiflung auf. Noch immer fürcht ich, jetzt,
Jetzt wird ſie klirren. Nein, es iſt kein Traum! Ich
Bin frei, frei wie der Vogel in der Luft,
Frei wie der Fiſch im Meer. Hab ich nur erſt
An den Gedanken mich gewöhnt. — Meine Madelon,
Hier laß uns danken! Hier zu ihren Füßen
Der Retterin. Hier danken, weinen, jubeln!

Fräulein (öffnet die Augen)

Wo bin ich? Wenn ich nicht im Himmel bin?

Olivier

Ihr ſeid ein Engel. Wo ihr ſeid, da iſt
Der Himmel.

Fräulein

Meiner Anne Guiot Sohn —

Olivier

Iſt frei durch euch, frei wie des Himmels Wolken!

Fräulein

Ihr, Serons — Martinière — Madelon —
(giebt jedem die Hand)
Ja; ich bin in der Maintenon Gemächern,
Wo ich den König — doch wo iſt der König?
Ohnmächtig war ich wohl? Ihr lieben Menſchen
Seid ſo bekümmert, und um mich. Daß ich
Euch ſoviel Sorgen mache.

Martinière (bei ihr knieend, faſt zürnend)

Ewig ſieht
Sie nur das Wenige der andern; für
Ihr eignes Viel hat ſie kein Aug. Ein jeder
Thut ihr genug; ſie ſelber nur kann nie ſich
Genug thun.

Fräulein (abwehrend)

Still! Wer kommt?

⁂

Zehnter Auftritt

Bontems. Vorige

Bontems

Mein edles Fräulein,
Ihr habt geſiegt. Von Herzen meinen Glückwunſch.

Soeben fliegt der Bote fort. Die Chambre
Ardente hat aufgehört. Mit Regnies Reich
Iſts aus. Schon habt ihr euern Schützling wieder.
In Frankreichs Namen dankt der König euch.
Es ſei kein Wunder, ſagt' er; weſſen Sache
Die Tugend ſelber führt, der muß gewinnen.
Hier ſendet er an euers Schützlings Braut
Einen Abſchlag nur von dem, was Frankreich ſchulde,
Sie auszuſteuern, wies der Braut geziemt
Von euerm Schützling. Beide ſollen aber
Von dieſem Augenblick das Land verlaſſen
Und ſich in ſeine Heimat Genf zurückziehn,
Wo ſie der König nicht vergeſſen wird.
Doch allen Dank verbittet ſich der König.
(Er verbeugt ſich und geht ſchnell ab)

Elfter Auftritt

Vorige ohne Bontems

Fräulein

So geht, ihr Kinder. Gott und dieſer Kuß
Mit euch.

Olivier

Ihr wollt allein uns ziehen laſſen?
Nein. Ihr geht mit uns.

Madelon

Mutter, ihr zieht mit.

Fräulein

Ihr dummen Kinder, denkt ihr denn, es iſt
'Ne Kleinigkeit —? Denkt nur, die hundert Schachteln;
Meine Tauben und den alten Staar — ei ja,
Ihr junges Volk wißt, was dazu gehört,

Wenn ſolch ein altes Fräulein reiſen ſoll,
Und gar im Augenblick. — Geht; geht, ihr Kinder,
Und dankt dem König durch Gehorſam. Laßt
Nunmehr die Raupe ſich einſpinnen, wo ſie
So lang gewohnt. In meinem Alter reißen
Die alten Fäden nicht ſo leicht, und ſpinnen
So leicht ſich neue an. Geht, Kinder, geht!
Und wirds euch wohl, wenn ihr die neue Heimat
Erblickt, bin ichs, die euch entgegen kommt
Von dort. — Thut mir die Liebe! Nein. — Kein Wort mehr.
Doch eins! Olivier, komm noch einmal.
Der Biſchof von Paris wird jene Schmucke,
Als ihm von einem reuig Sterbenden
Dazu vertraut, den Eignern wiedergeben.

Olivier

O meine —

Fräulein

Stille! Still! Kein Wort jetzt mehr,
Wenn ihr mich liebt. Lebt wohl.

Madelon

Lebt wohl. Doch kommt
Uns nach!

Olivier

Denn ohne euch iſt unſer Glück
Ein halbes nur!

Olivier und **Madelon** ab

Zwölfter Auftritt

Vorige ohne **Olivier** und **Madelon**; bald hernach **Baptiſte**

Fräulein

(zu Serons; man merkt, daß ſie ſich in Gegenwart der eben Abgehenden Gewalt angethan hat)

Gut, daß ſie gehen müſſen,
Bevor ich ſie betrüben mußte —

Zerons

Meint ihr —

Fräulein

Ich mein es nicht; ich weiß es; wußt es ſchon
Vorher. Mein letztes Haus darf ich beſtellen.
Meine Seele hat dem alten Leib zuviel
Geborgt. Nun iſt ſie bankerutt wie er. —
Nun geh ich gern.

Martinière

O ſprecht nicht ſo.

Fräulein

Ich denk
Euch wenig Sorgen mehr zu machen. Hoff ich doch,
Mein heiter Leben ſchließt ein heiter Ende.

Baptiſte *echauffiert herein*

Fräulein

Was iſt, Baptiſte? Wo haſt du deinen Atem
Gelaſſen?

Baptiſte

Fräulein! Ach, mein gnädig Fräulein!
Das iſt mein ſchönſter Tag in dieſem Leben.
Wenn ihr — ach, ganz Paris iſt euch ein Sprachrohr
Für dieſen Einen Ruf: Das Fräulein Scuderi!
Die Retterin! Die Helferin! Die — *(ſchluchzend)* ich —
Ich überleb die Freude nicht. Die Chambre
Ardente ſei aufgelöſt. Den Boten trugen ſie
Auf ihren Schultern. Ach, mein Fräulein, geht
Jetzt nicht, denn ſie zerreißen euch vor Liebe
Und Dankbarkeit.

Fräulein

Das Schickſal mußte mir
Was Bittres miſchen in das allzuſüße
Getränk. Muß ich das Stadtgeſpräch noch werden?
Was hab ich denn gethan für ſolchen Preis?

Soviel als von dem Beifall das Verdienſt
Überſteigt, ſoviel verliert der Beifall ſelbſt
An ſeinem Wert. Zu große Ehre macht
Sich ſelber wohlfeil. Und ein ſtiller Blick
Des Gleichverſtehns ehrt Geber und Empfänger
Mehr als der Straßen lärmendes Gepränge.
Ein ſolcher Dank würdigt allein vor Gott
Sich ſelber nicht herab. Die Maintenon
Wird mir den Aufenthalt bei ihr vergönnen,
Bis dieſe guten Menſchen wieder ruhig
Genug ſind, mich nicht ſchamrot mehr zu machen.

(Sie wendet ſich, auf die Martinière geſtützt, zu gehn. Die andern folgen)

Vorhang fällt

Ende des Stückes

Die Makkabäer

Trauerſpiel in fünf Akten

Einleitung

Otto Ludwigs größtes und unvergänglichſtes dramatiſches Werk, die hiſtoriſche Tragödie „Die Makkabäer,“ wurde in der Geſtalt, wie es auf der Bühne erſchien und gegenwärtig vorliegt, vom Dichter zu Ausgang des Jahres 1851 begonnen und im Herbſt des Jahres 1852 beendet. Es entſtand teils in Meißen teils in Dresden und kam zum Abſchluß in dem Dorfe Strehlen bei Dresden, wohin ſich Ludwig im Sommer 1852 zurückgezogen hatte. Doch war dieſe Tragödie bereits die dritte Bearbeitung eines Stoffes, der den Dichter ſchon früh mächtig angezogen hatte. Noch im Jahre 1850 hatte Ludwig in Dresden ein Trauerſpiel „Die Makkabäerin“ geſchaffen, das zwar den gleichen hiſtoriſchen Vorgang, die religiöspatriotiſche Erhebung des jüdiſchen Volkes unter der Führung des Judas Makkabäus, zum Hintergrund hatte, aber in der Erfindung, dem dramatiſchen Aufbau wie in der Charakteriſtik von dem veröffentlichten Makkabäertrauerſpiel ſehr weſentlich abwich. Das Hauptmotiv gab in dieſer erſten Dichtung die jüdiſche Doppelehe ab; Judas hat zwei Frauen, die ſtolze, hochgemute Lea, die Witwe ſeines Bruders, die ihm Söhne zugebracht und eigne Söhne geboren hat, und die jüngere demütig liebevolle Thirza, gegen die Lea eine brennende, ſich bis zum Wahnſinn und zum Verbrechen ſteigernde Eiferſucht und Verachtung empfindet. Die gewaltige und ſpannende Entwicklung des Verhältniſſes der beiden Frauen zu einander wurde zum Mittelpunkt der Handlung, und die große Volksbefreiung durch Judas trat ihr gegenüber in den Hintergrund; die erſte Makkabäerausführung erhielt dadurch einen Anhauch des Opernhaften, der dem Stoffe wie dem innerſten Weſen Ludwigs fremd war. Anderſeits war das Grundmotiv der erſten Handlung ſtark und von außerordentlicher dramatiſcher Wirkung, und Ludwig fühlte dies ſo ſehr, daß er in einer ſpätern Niederſchrift dies Motiv „den Kern des ganzen Stücks“ nannte. Einige Szenen dieſer erſten „Makkabäerin,“ die M. Heydrich im erſten Bande von Otto Ludwigs Nachlaßſchriften veröffentlicht hat, ſind, um etwas vervollſtändigt, als Anhang zu den „Makkabäern“ auch in unſrer Ausgabe mitgeteilt worden. Eduard Devrient, dem die Handſchrift der „Makkabäerin“ zuerſt vorgelegt wurde, nahm ſeiner Natur und Lebensauffaſſung nach den ſtärkſten Anſtoß an der unſern Sitten fremden Vorausſetzung einer Doppelehe und drängte Ludwig zu einer Umarbeitung, die nach Lage der Sachen eine völlige Neudichtung werden mußte. Nachdem ſchon in einer dem Jahre 1851 angehörigen (in Dresden begonnenen, in Übigau an der Elbe zu Ende geführten) zweiten Bearbeitung, in der die echte Heldengeſtalt des ſchlichten Judah ſtärker in den Vordergrund trat und der Konflikt zwiſchen den grundverſchiednen Naturen zweier Ehefrauen in den uns näher liegenden zwiſchen der ſtolzen, hochſtrebenden Schwiegermutter und einer ihr verhaßten Schwiegertochter verwandelt wurde, die ganz Liebe, ganz Hingabe, ganz weibliche Demut iſt, die Grundlage zur gegenwärtigen Tragödie gelegt war, ſchritt Ludwig zu der dritten Bearbeitung, die wohl gewiſſe Schönheiten der zweiten Ausführung aufopferte, dafür aber die mächtigſten Szenen des zweiten und fünften Aktes erſt völlig herausbildete. Der Dichter bewährte den untrüglichen Inſtinkt eines großen Dramatikers bei dieſer zweiten und dritten Geſtaltung des bibliſchen Stoffes im Feſthalten an der Anſchauung, daß juſt beim jüdiſchen Volke Volkstragödie und Familientragödie zuſammenfallen, aber es entging ihm und ſeinem dramaturgiſchen Ratgeber, daß die Geſtalt der Lea, bis zum Schluſſe des zweiten Aktes noch entſchieden überragt durch die Geſtalt des heroiſchen Sohnes, in den ſpätern Akten der Tragödie dieſen Sohn überwächſt und damit die tragiſche Einheit und die ungeteilte, ungebrochne Wirkung gefährdet. So allein war es möglich, daß die mächtigſte und innerlich lebensvollſte hiſtoriſche Tragödie, die ſeit 1830 gedichtet worden war, die einzige, deren Phantaſiereichtum und leidenſchaftliche Kraft den Vergleich mit den Meiſterwerken beſſerer Kunſtzeiten nicht zu ſcheuen hatte, von Bühnen, Publikum und Kritik nicht augenblicklich nach ihrem vollen Werte gewürdigt werden konnte. Die verderbliche Gewohnheit, der großgearteten und ungewöhnlichen Leiſtung gegenüber zunächſt viel ſtärker hervorzuheben, was man noch miſſe, als was man habe und empfinde, machte ſich bei den erſten Aufführungen der „Makkabäer“ am Hofburgtheater zu Wien, an den Hoftheatern zu Dresden (9. Januar 1853) und Berlin (21. April 1853) wieder einmal geltend. Während im Grunde ein ſtarkes Gefühl vorherrſchte, daß eine echte Dichterkraft hier eine jener Schöpfungen hervorgebracht hätte, deren Vorzüge im Verlaufe der Zeiten ihre Mängel zu Boden drücken, gefiel man ſich zunächſt doch in der Hervorkehrung dieſer leicht erſichtlichen Mängel. Niemand ſchien zu ahnen, daß wiederum Jahrzehnte verſtreichen ſollten, ohne ein Werk von gleichem poetiſchen Gehalt und Schwung zu bringen.

Am ſtärkſten in Frage ſtand das große Trauerſpiel Ludwigs auf der Stelle, wo es ſpäterhin am nachhaltigſten zu künſtleriſchem Leben gedieh, in Wien. Über die wunderlich widerſpruchsvollen Eindrücke und Schickſale der erſten Aufführung der „Makkabäer“ im Hofburgtheater hat deſſen damaliger Leiter Heinrich

Laube in ſeinem bekannten Buche „Das Burgtheater" (Leipzig, 1868) lebendig und getreu berichtet. „Alle Kräfte wurden angeſtrengt, ſie (die Tragödie „Die Makkabäer") würdig in Szene zu ſetzen. Das ungemein große Perſonal des Stückes war für uns nicht zu groß, wir konnten es ſtellen, und konnten es tüchtig ſtellen, und wir waren ſo glücklich, endlich ein bedeutendes einheimiſches Stück einſtudieren und vorführen zu können. Aber dies Jahr hatte ſeine Tücken gegen große Unternehmungen des Burgtheaters — es brachte das heimatliche Stück in noch größere Lebensgefahr als das engliſche. — — Welch Schickſal hatte die erſte Aufführung? Am Schluſſe des zweiten Aktes ein unerhörter Erfolg, im dritten Akte eine völlige Niederlage. Die verwirrenden Nachrichten, das jüdiſche Markten um Worte, der fortwährende Widerſpruch — wurden ausgelacht. Die letzten Akte hatten Mühe, dem Stück wieder aufzuhelfen von ſolchem Falle. — — Die erſte Aufführung hatte das Stück diskreditiert. Mörderiſche Stichworte verfolgten es, wie „Die Synagoge auf dem Burgtheater," und wer iſt denn glücklicher, als der Schauerträger des Publikums, wenn er Unglück berichten kann, wer iſt geſchäftiger? — Da half uns die Preſſe redlich. Sie klärte auf, ſie würdigte, ſie pries das Preiſenswerte. Namentlich Friedrich Uhl unterſtützte das Stück in nachdrücklicher Weiſe. So wurde es mühſam erhalten. Jeden Spätherbſt brachte ich es nach ſorgfältigen Proben wieder, und mit jedem Jahre wurde die abfällige Stimme leiſer, endlich verſtummte ſie, und die „Makkabäer" wurden ein Feſtſtück. Leider nur auf dem Burgtheater." — Die Aufführungen in Dresden und Berlin brachten der Dichtung und dem Dichter unbeſtrittenen augenblicklichen Erfolg, der ſich aber minder nachhaltig erwies, als die unter Kämpfen errungene Anerkennung in Wien. Die Tageskritik waltete nur in wenigen

Fällen ihres Amtes mit geſunder Unterſcheidung dafür, daß beim „bewundernden Zweifel,“ den Leſſings Skala für den Meiſter fordert, der Accent auf dem erſten Worte liegt. In Dresden hielt Otto Banck („Dresdner Journal“ vom 11. Januar 1853) dieſen Accent feſt. „Der Name Ludwig erweckt in allen Freunden der vaterländiſchen Litteratur für die Veredlung des modernen Dramas lebendige Hoffnungen. Dieſe werden nicht nur durch den Hinblick auf ein bedeutendes Talent genährt, ſondern nicht minder durch die Erſcheinung des tiefen, raſtloſen Ernſtes, der heiligen Verehrung der Sache, mit der jenes Talent ſeinen poetiſchen Gang verfolgt. — Vor allem entzückt die ernſte, männliche Kraft, die ſowohl die Phraſe als die moderne Tendenz gänzlich verſchmäht und für das buhleriſche Streben, ſogenannte zeitgemäße Anſpielungen in einen hiſtoriſchen Stoff ſpekulativ hineinzuſpinnen, lieber die reine Begeiſterung für die Objektivität dieſes Stoffes ſelbſt giebt. Es iſt ein Tauſch, der uns bereichert, und den ich um ſo wärmer willkommen heißen muß, da ich ihn ſchon ſeit einer Reihe von Jahren vergeblich erſehnte.“ Auch in Berlin verſuchte die eine und die andre Stimme die Bedeutung der tragiſchen Dichtung zu erweiſen. Mit echtem Künſtlerſinn hatte die große Schauſpielerin Auguſte Crelinger die „Makkabäer“ bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Bühnenjubiläums zu der ihr bewilligten Benefizvorſtellung gewählt. Sie konnte eine große Meiſterleiſtung geben, aber weder die im Trauerſpiel mitwirkenden zu ihrer Höhe emporreißen noch die Gewöhnung des damaligen Berliner Publikums wie des größten Teils der Kritik überwinden, gerade der mächtigen Anlage, dem hohen Streben kühle Skepſis und witzelndes Beſſerwiſſen entgegenzuſetzen. Als Probe der ſachlichern Urteile konnte die Kritik der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ (Nr. 98, Sonnabend den 23. April 1853, von Theodor Fontane?) gelten, die „Die Makkabäer“

zu den Erſtlingen eines jedenfalls bedeutenden poetiſchen Talents rechnete, „deſſen großartigen Intentionen noch nicht überall die volle Wirkung glückt, weil eben der Dichter noch nicht die volle Herrſchaft über die Szene hat. Aber ſchon die Wahl des Stoffes, der in ſeinem ſchweren Ernſt fern abliegt von den leichten Gaukeleien des Tages, macht dem Dichter Ehre. Der Hauptfehler der Tragödie iſt es, daß dieſe ſich ſchon im zweiten Akte zu einem Höhepunkt erhebt, gegen deſſen nicht mehr zu überbietenden Aufſchwung das Nachfolgende in Schatten tritt. Dennoch feſſeln auch in den folgenden Akten noch große Schönheiten den Zuſchauer, wenigſtens den ſinnigen. Der Konflikt im dritten Akt zwiſchen dem Helden, der vorwärts ſtürmen will auf der Siegesbahn zum letzten alles entſcheidenden Triumph, und den ſich ihm in den Weg ſtellenden Felſen des Sabbathgeſetzes, an dem ſein Wille zerſchellt — ferner das Wiederfinden von Judah und Naemi in der Wüſte, das in menſchlichem Schmerz brechende Herz der gottbegeiſterten Heldenmutter im fünften Akte ſind poeſiereiche Perlen.“ Aber die Verſuche, dem Dichter und ſeinem großen Anlauf gerecht zu werden, blieben vereinzelt, und den Grundton des Berliner Urteils gab Titus Ulrich, der kurz wegwerfend ſchrieb: „Fama ſaß wieder einmal mit vollen Backen auf den Spitzen der Türme und verkündete einen neuen dramatiſchen Meſſias. Herr Otto Ludwig, der Verfaſſer der „Makkabäer,“ iſt unzweifelhaft ein geiſtvoller Mann, ein beachtenswerter Dichter, ein Dichter von Schwung und Kraft, aber nicht der das Höchſte verſprechende Dramatiker, wofür man ihn ausgiebt. Ludwigs „Makkabäer“ gleichen einem Edelſtein, der wohl prächtige Blitze wirft, aber nicht wärmt, ſie beſchäftigen unſern Verſtand und unſre Phantaſie, aber nicht unſer Herz und unſer Gemüt“ (National-Zeitung Nr. 185, vom 23. April 1853). Die kritiſche Öde, die einen geiſtvollen Mann, einen

Dichter von Schwung und Kraft wie etwas Alltägliches und Unzulängliches anſah und ſchlichtweg einen Shakeſpeare begehrte, gründete ihre Geringſchätzung zudem auf eine Fabel. Niemand gab Otto Ludwig für einen dramatiſchen Meſſias aus, ſelbſt die „Grenzboten,“ die es vor andern Zeitſchriften als Ehrenpflicht erachteten, auf das große und ausgiebige Talent des Dichters wieder und wieder hinzuweiſen, rühmten nur, daß ſich in den „Makkabäern“ ein dramatiſches Talent zeige, das „die Kraft hat, große tragiſche Gefühle in imponierender Weiſe durch hohes Pathos und dramatiſches Detail herauszubilden“, „ſtarke Leidenſchaften kunſtgemäß darzuſtellen“ (Grenzboten 1853, Heft 1, S. 4), übten aber ſtrenge Kritik am Gange der Handlung und einzelnen Geſtalten der Tragödie. — Und in ähnlicher Weiſe ward nach den Aufführungen in Breslau, München, Karlsruhe, Leipzig und anderorts geurteilt, die ſich im Verlauf des Jahres und der Jahre folgten. Doch beſtätigte ſich nach verhältnismäßig kurzer Zeit die alte Wahrnehmung, daß das natürliche Schwergewicht großangelegter poetiſcher Schöpfungen auf der Wage unzulänglicher Kritik nicht gemindert wird, und unter den poetiſchen Leiſtungen des Vierteljahrhunderts nach Ludwigs Tode waren wenige dazu angethan, eine Tragödie wie die „Makkabäer“ vergeſſen zu machen. Zu den Mißgeſchicken der Dichtung gehörte es noch, daß nach ihr ein Opernbuch bearbeitet wurde, zu dem Anton Rubinſtein die Muſik komponierte. Alles dies hinderte das Wachſen der Erkenntnis nicht, daß Ludwigs „Makkabäer“ eine der bleibenden Schöpfungen der nachklaſſiſchen deutſchen Litteratur ſeien. Die neuern Aufführungen in Berlin und Wien durften als erſte öffentliche Zeugniſſe dieſer Erkenntnis gelten. Ob die Tragödie ein volkstümliches Werk von allſeitiger und unbeſtrittener Geltung je werden kann, läßt ſich heute kaum ermeſſen und hängt ebenſo ſehr von der Entwicklung der deutſchen Bühne als von der der Litteratur ab; daß ſie aber nicht vergeſſen und nie unwirkſam werden wird, läßt ſich ſchon heute mit Sicherheit behaupten.

Otto Ludwig ſelbſt, der nach ſeiner Weiſe in den nächſten Jahren nach dem Abſchluß und den erſten Darſtellungen der „Makkabäer“ (von denen er nur die Dresdner ſah und hörte) zunächſt nur die Mängel des Werkes empfand, war gegen das Ende ſeines Lebens doch wieder von der Überzeugung durchdrungen, mit dieſer Dichtung auf dem rechten Wege geweſen zu ſein.

„Ich hätte den Weg feſt im Auge behalten ſollen, den ich in den „Makkabäern“ — hier und da ſtrauchelnd, im Ganzen ſicher — betreten hatte. Ich ließ mich zu weit nach der bloß realiſtiſchen Darſtellung hinüberdrängen — die zum hiſtoriſchen Drama nicht ausreicht“ bekannte er (September 1862) ſeinem Eisfelder Freunde Ambrunn.

Die „Makkabäer“ wurden zuerſt als Bühnenmanuſkript (Dresden, Druck von E. Blochmann und Sohn, 1852) gedruckt, dann als zweiter Band der „Dramatiſchen Werke von Otto Ludwig“ (Leipzig, J. J. Weber, 1854) veröffentlicht. Bei dieſer Gelegenheit widmete ſie Ludwig ſeinem Landesherrn und ehemaligen Gönner, dem Herzoge Bernhard Erich Freund von Sachſen-Meiningen, „in tiefſter Dankbarkeit und Ehrfurcht.“ Der Wiederabdruck im zweiten Bande der Jankeſchen Ausgabe ſtimmt mit dem Druck von 1854 völlig überein; für unſre Ausgabe konnte neben den erſten beiden Drucken die Handſchrift der Bearbeitung von 1851, die erhalten geblieben iſt, verglichen werden.

Perſonen

Antiochus Eupator, Antiochus Epiphanes Sohn, König von Syrien
Gorgias
Nikanor ſyriſche Feldherren
Mattathias, ein jüdiſcher Prieſter zu Modin
Lea, ſein Weib
Simon
Judah
Jonathan
Eleazar beider Söhne
Johannes
Joarim
Benjamin
Naemi, Judahs Weib, Boas Tochter
Jojakim, Sohn eines jüngern Bruder Mattathias
Simei, ein jüdiſcher Prieſter zu Modin
Amri, ſein Sohn
Boas, Simeis Bruder, Judahs Schwiegervater
Aaron, Sohn eines andern Bruders Simeis
Iſſaſchar, ein Älteſter von Modin
Uſiel, ein jüdiſcher Hauptmann
Nathan, ein jüdiſcher Krieger
Joſuah
Eliah
Miſael Bürger von Modin
Ruben
Ämilius Barbus, römiſcher Geſandter an Judah

Ein jeruſalemitiſches Weib
Ein Greis, ihr Vater
Ein ſyriſcher Hauptmann

Syriſche, jüdiſche Hauptleute und Krieger. Gefolge des Barbus. Volk von Modin und Jeruſalem. Mägde Leas. Bekränzte Kinder, Frauen und Greiſe. Jungfrauen mit Flöten und Zimbeln

Die Szene vor den Thoren von Modin, einmal im dritten Akt ein Hügel bei Ammaus, im vierten bei Rahels Grab und in Jeruſalem, im fünften im Lager des Antiochus vor Jeruſalem.

Die Zeit zwiſchen den Jahren 167 und 161 vor der chriſtlichen Zeitrechnung.

Erſter Akt

Vor den Thoren der Bergſtadt Modin im Gebirge Judah

Rechts vom Schauſpieler die Häuſer der Familie Simei, links die des Hauſes Mattathias; rechts führt ein Felſenweg aus dem Thale herauf, das den Berg, auf dem Modin liegt, umgiebt; die daher Kommenden werden erſt mit den Häuptern, dann allmählich ganz ſichtbar; links vorn mündet eine Felſenſchlucht aus. Hinten ein Thor der Stadt Modin; über der Stadtmauer, die meiſt aus natürlichen Felſen beſteht, die Häuſer der Stadt, und über dieſen fern und ferner die zackigen Hörner des Gebirges Judah; der Horizont hoch angenommen. Palmen und Terebinthen den Thalweg herauf und ſonſt verſtreut. Links vorn ein ſteinerner Tiſch und Raſenbänke

Lea, den Thalweg herunterſehend. **Joarim**, kränzewindend auf einer Raſenbank. **Benjamin**, zuhörend vor ihm. Hinten kränzewindende Mägde

Joarim

(indem er lebhaft erzählend auf die Bank tritt und in das Thal hinunterzeigt)

Da — diesſeits in dem Thal der Terebinthen
Lag Saul, dort Goliath mit ſeinem Heer.
Dort aus dem Bach nahm David ſich den Kieſel —
Iſts nicht ſo, Mutter?

Lea

Bei der Eiche dort
Traf er auf Goliath.

Joarim

Und ſchlug ihn nieder.
Und Saul und unſers Volkes Krieger jagten

Die Brüder Goliaths durchs ganze Thal
Bis an das Thor von Ekron und von Gaza.

Benjamin

Von Salomo erzähl mir, Joarim.

Joarim

Da Saul geſtorben war, ward David König,
Und nach ihm Salomo, ſein Sohn. Da war
Israel groß — nicht, Mutter?

Benjamin

Da wars groß?

(er läuft zu Lea)

Was heißt das, Mutter? Sag mir: Wer iſt groß?

Lea

Der, den man fürchtet, auch wenn er nicht droht.

Benjamin

Und ſo war Salomo?

Lea

Er wars; es knieten
Fünf Heidenkönige um ſeinen Stuhl,
Froh, ihm zu dienen.

Joarim

Schiffe ließ er baun —

Lea

(im wachſenden Eifer vergißt ſie auszuſchauen und nähert ſich mit Benjamin dem Joarim. Beide Kinder ganz Ohr)

Und ſeine Segel trugen ſeinen Ruhm
Das Meer entlang, ſo weit als Menſchen wohnen.
Bis an Ägypten dehnte ſich ſein Reich,
Von Typhſa bis gen Gaza zahlten ihm
Die Könige Tribut. Die Tochter Pharao

Erkannt es für ein Glück, ſein Weib zu ſein,
Und bracht ihm Gaza zu in Kanaan.
Er ſaß auf elfnem Stuhl mit Gold bedeckt,
Und pur von Gold war all ſein Trinkgefäß.

Benjamin (ausbrechend)

O, daß ich groß wär!

Lea (lächelnd)

Du?

Benjamin

Damit, wenn du
Von mir erzählteſt, deine Augen glänzten,
Wie wenn du uns von Salomo erzählſt,
Und du nicht weinteſt mehr, daß Israel
Zerfiel und ſchwach ward und des Fremden Knecht,
Und nun der Syrer ſitzt auf Davids Stuhl.

Joarim

Ich weine nicht. Was würde Judah ſagen!
Ein Mann und weinen?! Pfui!

Lea

Biſt du ein Mann?

Joarim

Nein; werden will ichs, daß du nicht mehr traurig
Mußt ſagen: Israel hat keinen Mann!

Lea (ihn liebkoſend)

Das willſt du! Du!

Benjamin

(von der andern Seite ſich beiſchmiegend)

Ich auch; doch du mußt froh ſein.

Lea

O, hielte ſtets der Mann dem Kinde Wort,
Wer dürft es mehr als ich? Doch ſo iſts nicht.

Joarim

Warum auch weinen? Kommt nicht einſt der Retter,
Der Israel befrein wird und erhöhn?
Zum großen Volk uns wieder machen, hoch
Auf Zion herrſchend, wies einſt David that?
Das hat der Herr verheißen, unſer Gott,
Da er noch zu den Menſchen redete.
Drum laß den Gram und ſei uns fröhlich, Mutter,
Will er aus Judahs Stamm ihn doch erwecken,
Aus Davids Haus, und biſt doch du auch, Mutter,
Aus Judahs Stamm und von des Davids Haus!

(Eleazar kommt den Thalweg herauf)

Benjamin

Sieh, hier kommt Eleazar.

Lea (Eleazar entgegen)

Iſt die Schafſchur
Beendet ſchon? Kommt euer Vater?

Eleazar (er iſt haſtig und aufgeregt)

Mutter,
Hilf mir von hier!

Lea

Was iſt dir? Biſt du nicht
Vom Vater mir geſandt? Was ſollteſt du? —
Daß er nicht zürne. Ihr da,
(ſie küßt die Kinder)
zu den Mägden;
Helft Kränze winden zu des Vaters Feſt. (Sie gehorchen)
Nun, Eleazar? (Sie führt ihn vor)

Eleazar

Vor dem Hauſe will
Er eſſen, und ſchon ſind ſie auf dem Weg.

Lea

Wen bringt er mir zu Gaſte?

Eleazar

Judahs Schwäher,
Den Boas, deſſen Bruder Simei
Und Amri —

Lea

Freunde, Mattathias würdig?
So weis er im Geſetz, im Leben iſt
Ers nicht. Ein Kind durchſchaute dieſe Heuchler,
Doch ihn macht ſeine eigne Treue blind.
Iſt Judah bei der Schafſchur?

Eleazar

Wußt ich nicht,
Nach Judah würdſt du fragen? Wär ich Judah,
Nach Eleazar hättſt du nicht gefragt.

Lea

Was iſt dir? Biſt du krank?

Eleazar

An Judah krank ich.
Nur eben erſt da an dem Felſenſteig:
„Wer iſt der ſchlanke Knab mit Feueraug
Und ſtolzem Weſen?“ „„Von des Judah Brüdern
Iſts einer.““ „Judah? Kennſt du den?“ „„Ich ſollte
Nicht kennen, der die einzge Hoffnung iſt
Des Volkes?““ „Ja, einen Mann laß uns erſchaffen,
So ſprach der Herr, und Judah ward. Er, der
Nun Lamm, nun Löwe iſt, und wieder Lamm,
So wie der Augenblick ihn heiſcht; ſo ſtolz
Im Denken, ſtark im Thun und ſchlicht von Wort.
Iſt er der Mann nicht, Israel zu retten,
So iſt es keiner!“ So wetteifert Jung

Mit Zung, ihn lobend; Eleazar iſt,
Der Gegenwärtige, vergeſſen, jeder
Lebt im Abweſenden. Und ſollt er nicht?
Judah nur iſt etwas, und Eleazar
Ein Namenloſer, einer, der nichts wäre,
Wär er des Allgenannten Bruder nicht.
Laß mich von hier!

Lea

Wohin?

Eleazar

Gleichviel; nur wo
Ich nicht mehr Judahs Bruder heißen muß.

Lea

Wollt ihr mich beide laſſen, böſe Knaben?

Eleazar

Mich wirſt du nicht vermiſſen, bleibt nur er.

Lea

Judah? Verließ er nicht die Mutter ſchon,
Wie er ſich an die Simeitin hing,
Die niedre Magd, des niedern Hauſes Tochter,
Vom jüngſten Sohn des jüngſten Aarons?
Das unterm Heuchelſchleier Abfall birgt?
Der Herr will Mattathias Haus erhöhn
Und durch des Mattathias Haus ſein Volk;
Den König wählt er ſich, den Helden wählt er,
Der jenen krönen ſoll aus dieſem Haus
Und —

Eleazar

Was ſprichſt du? Wer iſt es, den der Herr
Zum König ſich erwählt? Iſts Judah?

Lea

Nein.

Ihn zog ich auf zu ſeines Volkes Helden,
Zum Retter aus des Fremden Drängerhand —

Eleazar

Ein König — jagteſt du — aus unſerm Haus?

Lea

Der Gram verriet, was Hoffnung heimlich hegte.

Eleazar

Wer iſt er? wer der König, den du meinſt?

Lea

Du biſt er.

Eleazar

Ich? — Doch woher ſprichſt du das?

Lea

Frag nicht; laß dir genug ſein, daß ichs ſprach.

Eleazar (ſinnend)

Ja. — Du haſt mir, da ich ein Kind noch war,
Schon einmal ſo geſprochen. Um den Stolz
Gegen die Brüder hatte Mattathias
Mich ſtreng beſtraft; ich ſaß und weinte; da
Tratſt du zu mir; nur einen Augenblick,
Damit der Vater es nicht merkte; ſtreichelteſt
Die naſſe Wange mir — als ſprächſt dus jetzt,
Hör ich dein Wort: Vergiß dein Weinen, Kind;
Die Zeit wird kommen, wo du ſtolz ſein darfſt.

Lea

Das merkteſt du?

Eleazar

Lehr mich mich ſelbſt vergeſſen!
Eh lernt ich alle Weisheit dieſer Welt,
Eh daß ich dieſes einzge Wort vergäße!

Lea

Soll ichs ihm ſagen? Quillt aus ſeinem Eifer
Doch Troſt, er wird nicht ſein, wie Judah iſt!
Weil Mattathias mirs verbot? Der Weisheit
Soll man gehorchen, nicht dem Mund. So höre —
Doch deinen Mund verſiegle kluges Schweigen:
Vor zwanzig Jahren, da, als ich mit dir
Geſegnet, las ich einſt im Jeſaias,
Wie ich gewohnt war ſchon von Kindheit auf,
Da, wo er von des Retters Zukunft ſpricht,
Der wieder Davids Stuhl erhöhen ſoll;
Da faßte mich der ganze Schmerz des Falls
Des Hauſes David, meines Väterhauſes,
Und ſeiner Knechtſchaft unter fremdem Arm,
Der ganze Schmerz um meiner Söhne Schmach,
Da zu gehorchen, wo ſie herrſchen ſollten,
Um dich, die Knoſpe, die, noch nicht geöffnet,
Im Mutterſchoße ſchon die Ketten trug.
Und Aſche ſtreut ich auf mein Haupt und ſchloß
Mich einſam ins Gemach und faſtete
Und hielt den Schlummer fern drei Nächte lang.
So lang ſchrie ich zum Herrn um ſeine Hilfe:
Herr, mich laß weinend in die Grube fahren,
Doch meine Kinder laß den Retter ſehn
Dein Volk erhöhen von der Erde Völkern
Und ihren Stuhl erhöhen vor dem Volk,
Wies Fürſtenkindern ziemt. Ja — weiter ging ich —
Herr, ſchrie ich endlich, wecke deinen Retter
Aus meinem Samen! — Da, wie ich ſo ſchrie —

Eleazar

Wie du ſo ſchrieſt, da — was geſchah da?

Lea

Da
Fiel Müdigkeit vom Herrn auf mein Gebein,
Und — das Geſicht des Herrn kam über mich.

Eleazar

Des Herrn Geſicht? — Doch wie —

Lea

Es brannten rings
Die Wände, wie um Moſeh einſt der Buſch,
Und oben — wich die Decke weit und weiter
Und dehnte ſich, und wie ein Saphir wars.
Und durch den unermeßlich weiten Raum
Ging erſt ein Donner,
Dann eine Stimme, ſäuſelnd wie die Luft,
Wenn ſie bei Nacht in Palmenwipfeln ſäuſelt,
Und rieſelnd, wie ein Quell in Wüſten rieſelt,
Und ſprach, doch ich verſtand nicht, was ſie ſprach.
Und doch wußt ich, ſie ſprach: Erheb dein Auge.

Eleazar

Und du erhobſt dein Aug und ſahſt — was ſahſt
Du da?

Lea

Aarons Hut ſah ich ſich langſam
Herniederlaſſen. Über meinem Schoß
Hielt er im Schweben wie ein Adler, der
Mit ausgeſpannten Flügeln auf der Luft
Zu ruhen ſcheint — ſo lang, als ſprachlos ich
Und wie gelähmt zurückgeſunken lag —
Und um
Den Hut lief wie ein Kranz die Krone Davids.

Eleazar

Die Krone Davids? Um Aarons Hut
Lief wie ein Kranz die Krone Davids? um
Den Hohenprieſterhut —

Lea

Die Königskrone.

Eleazar

Und ſchwebte über deinem Schoß, und du,
Mit mir warſt du geſegnet, nicht mit Judah?

Lea

Mit dir.

Eleazar

Doch dann! doch dann!

Lea

War es verſchwunden
So plötzlich, wie ein Wolkenſchatten ſchwindet,
Und ich ſank auf die Knie —

Eleazar

Das wars, was mit
Geſang zu Nacht im Thal der Terebinthen
Einſt vor mir herzog wie Prophetenruf!

Lea

Schon naht dein Vater uns —

Eleazar

Ja, alles eint
Sich, um zu rufen: Ein Geſicht wars und
Kein Traum! Den nächſten Anſpruch hat zur Würde
Des Hohenprieſters nach dem Haus Onias,
Der jetzt den Hut auf ſeinem Haupte trägt,
Des Mattathias, meines Vaters Haus —
Doch — welche Welt von Hinderniſſen legt
Sich in Onias Söhnen, ſeinen Enkeln
Dem raſchen Glauben in den Weg!

Lea

Du glaubſt
An Hinderniſſe? Hinderniſſe findet
Nur der, der an ſie glaubt.

Eleazar

Was heißt das?

Lea

Nichts.
Wenn du mich nicht verſtehſt, ſo ſprach ich nicht
Zu dir. Komm.

Eleazar (kämpfend)

Nur beſonnen laß uns bleiben!

Lea

O freilich! Faſten und durchwachte Nächte
Und Jeſaias flammend Wort — iſts denn
Ein Wunder dann, zu ſehn, was nirgend iſt
Und dem Beſonnenheit den Glauben weigert?
O ſo beſonnen ſein, das koſtet wenig
Beſinnen! Doch ſchon kommt dein Vater. Birg,
Was dich bewegt. Wir reden mehr davon.

Judah kommt, einen toten Löwen über der Schulter

Lea

Du, Judah?

Judah

Friede ſei mit meiner Herrin.

Lea

Zu deines Vaters Feſt kommſt du allein?

Judah

Hier bring ich einen Gaſt, der ungebeten
Oft einſprach;

(er wirft ihn in die Öffnung der Felsſchlucht)

's iſt ein ſonderbarer Kauz;
Dasmal mußt ich ihn nötgen.

Lea

Wußt er nur

In Demut ſeine Tücke zu verhüllen,
Dann —

Judah

Dann war er kein Löwe. Ganz gewiß.
Kommt dort nicht Mattathias?

Lea

Warum kommſt du
Allein?

Judah

Du ſiehſt, ich komme nicht vom Haus;
Und käm ich auch vom Haus, ich ſparte dir
Verhaßten Anblick, ihr Demütigung.

Lea

Doch deinem Haus erſparſt du dieſe nicht,
Wie —

Judah

Laß das abgethan ſein, bitt ich, Herrin.

Lea

Wie Judahs Liebe zu der Mutter iſt,
Ja abgethan, wie Judahs großes Streben,
Ja abgethan, wie all der Größe Saat,
Mit Thränen in die Seele dir geſtrömt,
Vor einer Demutslarve falſchem Lächeln!
O Judah, harrſt du ſo des Herren Ruf?
Der Stunde ſo, mein irrgelocktes Kind,
Die Mattathias Haus erhöhen ſoll,
Daß du, du ſelbſt, der es erhöhn ſoll, es
Erniedrigſt? Komm zurück zum Herrn, zur Mutter,
Trenn dieſen Ehbund, wirf die Heuchlerin
Zurück in ihres Loſes Niedrigkeit!

Judah

Kein Los iſt niedrig, das die Seele adelt.
Und wahrlich, Mutter, nicht hinab, hinauf

Sehn muß ein ſolch gewöhnlich Menſchenaug
An ihr, als deines Judah iſt. So hoch
Erhebt ſie ihrer Demut Niedrigkeit,
Als nicht des Stolzes kühnſtes Wagen ſchwindelt,
So rein — doch wozu zwingſt du mich? Ich lobe,
Was mein iſt. Gut, daß mich kein Fremder hörte,
Sonſt ſäh er mich erröten.

Lea
(wollte antworten; da ſie die Kommenden hört, ſchweigt ſie)

Simei, **Mattathias** von **Johannes** geführt, **Boas**, **Amri**, **Simeon**, **Jonathan** kommen den Thalweg herauf. **Judah** begrüßt die Kommenden

Simei (indem er ſichtbar wird)
Was beklagſt du,
Was deine Schuld nicht iſt?

Judah (für ſich)
Schon wieder jammernd!

Mattathias (wird ſichtbar)
Die Schuld der Väter iſt der Kinder Schuld.

Boas (eben ſo)
Allein Ergebung hilft ſie leichter tragen.

Amri
Hat dich dein Gott mit voller Hand geſegnet,
Daß über fremdes Leid du klagen ſollſt?

Mattathias
Iſt mir mein Bruder fremd? mein Volk ein Fremder?

Simei
Wahr iſts, es könnte beſſer ſein, wies iſt.

Judah (für ſich)
Könnts wirklich?

Simei

Doch zu unſrer Väter Zeit
Wars noch weit ſchlimmer. Sind wir nicht im Lande
Von Jakobs Erbteil mindſtens? Haben wir
Nicht unſern Hohenprieſter noch?

Judah (wie vorhin)

So lang er
Des Syriers Schatten iſt.

Simei

Und unſern Gott?

Judah (wie vorhin)

So lang der Syrier ihn wohnen läßt
Bei ſich zur Miete.

Simei

Sind wir ſozuſagen
Nicht noch ein Volk für uns? Antiochus
Der Ältere iſt ein Tyrann, doch hält ihm
Der Herr die Hand gebunden wider uns.
Sein Sohn, Antiochus der Jüngere,
Der in Jeruſalem jetzt ſitzt, iſt uns
Gewogen.

Judah

Ja, er ſucht uns abzuſchmeicheln,
Was uns ſein Vater noch nicht abgetrotzt.
Herr, wenn aus andern Gründen auch, doch rat ich
Wie Simei, laß deinen Kummer fahren.
Weinteſt du mit dem Weinenden — nun das
Begriff ich, doch du weinſt um den, der lacht,
Du weinſt im Haus, das eine Hochzeit feiert.
Du ſiehſt im Geiſte, Herr, ein ander Volk.
Dies Volk ſitzt nicht mehr unter Thränenweiden,
Und Jeremias Harfe, Herr, hat längſt
Schon keine Saiten mehr. Dies Volk iſt nicht mehr

Dem Volke Jeſaias gleich; ſo abgegriſſen
Iſt von den vielen Händen das Gepräg,
Durch die es ging. Du ſeufzeſt nach dem Retter,
Der Altes wiederbringen ſoll? Die Zeit
Geht vorwärts; tot iſt das Vergangene,
Und Volk und Kinder greifen nach dem Neuen.
Herr, ziehſt hinauf du nach Jeruſalem —
Daß dirs nicht geht wie mir! Ich ſtand verdutzt.
Rings griechiſche Gewänder! — iſts auch noch
Die alte Davidsſtadt? — und alt und jung
Wie auf verdrehten Knien! — Wie gottgeſandt
Kam mir da Joel, unſer alter Gaſtfreund,
Entgegen. Joel! rief ich; vor dem Ruf
Erſchrak der Mann und wich vor mir; ich nach,
Und erſt in einem kleinen Gäßchen nah
Am Schafthor blieb er ganz verlegen ſtehn.
„Ich bitte dich: nenn mich nicht Joel mehr,
Denn Menelaus heiß ich 'jetzt, ſo wie
Onias jüngſter Bruder. Freund, man merkt,
Daß du vom Lande kommſt; ich bitte dich:
Sprich griechiſch oder laß mich gehn. Nennſt du
Verdrehtes Bein das angezogne Knie,
Mit dem die Griechen ihre Götter bilden,
Das ſo weit ſchöner iſt, als unſer jüdiſch
Gemeines Stehn auf ſtraffem Bein? Ja, Freund,
Solch alter Vorurteile wie dies Stehn
Auf ſtraffen Beinen ſind wir voll; das kommt
Von unſerm Eigenſinn, mit dem wir uns
Dem Strom der griechſchen Bildung abgeſchloſſen,
Draus alles abgeſtorbne Völkertum
Des Morgens neues Leben trinken muß.
Doch Jaſon wird uns retten!“ Jaſon? Was
Soll uns der Grieche? fragt ich. „Nun beim Zeus!
Entgegnet' er, Modin liegt aus der Welt.
Onias Bruder iſts, des Hohenprieſters —
In der geſtreckten Kniezeit hieß er Jakob —

Er iſts, der uns die Fechterſchulen baut,
Der uns zu Menſchen machen wird, ſobald
Er an Onias Stelle ſitzt. Schon hat er
Antiochus vierhundert Zentner Silbers
Geboten, daß er ihn nicht hindern ſoll,
Wenn er ſich mit Onias Krone krönt.
Und ſchon —“

Mattathias

Halt ein! Der Mund müſſe verſtummen,
Der lachend ſo ein frommes Ohr zerſticht,
Den Pfeil des Unglücks noch mit Hohn vergiftet! —
Der Unglückſelge wirft den frommen Namen,
Mit dem ſein Vater ihn genannt, von ſich!

Boas

Die Sprache, die der Herr geheiligt, da er
Vom Sinai zu ſeinem Volk ſie ſprach!

Mattathias

Aarons Prieſterhut macht er zur Ware.

Judah

Die man beim Syrierkönig kauft —

Mattathias

Er lockt
Das Volk mit griechſchem Greul vom Herren fort!

Boas

Wie gehſt mit deinem Volk du zu Gericht!

Simei

Ich ſag euch: Thorheit iſts, 's iſt Lüge von
Dem — Menelaus oder wie er ſonſt heißt.
Vierhundert Zentner Silber! wie käm Jaſon
Dazu?

Judah

Der Tempelſchatz iſt reich, mein Ohm,
Und Schlüſſel giebts wohl zu dem Heiligſten.

Mattathias

Vom Schatz des Herrn! Der Waiſ' und Witwen Armut?
Entſetzlich! mehr, als eine Zunge kann
Ausſprechen, mehr als hören kann ein Ohr.
Doch Fromme giebts noch in Jeruſalem,
Gewiß noch Männer in der Davidsſtadt,
Die eng um das Geſetz des Herrn ſich ſcharen;
Sie werden Schulter ſich an Schulter ſtemmen —

Judah

Herr, ſie verfluchen ſich einer den andern,
Der ſo abſcheulich thut, daß im Geſetz
Er einen Buchſtab anders lieſt als er.
Die einen nennen ſich die Heiligen,
Die andern die Gerechten. Beide macht
Die Wut des Haſſes blind fürs Allgemeine.
Der Laue höhnt, der Syrier lächelt — Herr
Sieh hin, das iſt das Volk, um das du klagſt.

Mattathias

Herr, ſende deinem Volk bald einen Retter!

Judah

Herr, ſende deinem Retter bald ein Volk!

Mattathias

Zweifaches Weh häufſt du auf deinen Knecht.
Sein Volk hat ſich von dir gewandt, und der
Die Blüte ſeiner Hoffnung war, iſt nun
Ein Höhner, der des eignen Volkes Schmach
Herzlos verſpottet, wie der Spötter Ham
An Noah einſt, dem eignen Vater, that!

Judah

Und ſoll ich ächzen? Meiner Väter Gott!
Gäbs keinen andern Weg zu deiner Gnade
Als nur durchs Ächzen — außen müßt ich bleiben;
So wenig iſt von einem Junikätzchen
Im Judah.

Simei

(zu Mattathias, der ſich von Judah ab nach hinten wendet)

Er iſt ſcharf wie Bergesluſt.
'S iſt Jugend, von ſich ſelber überfüllt,
Und Kraft, die mit ſich ſelbſt nicht weiß, wohin?
Laß ihn nur, Alter; oft hab ichs erlebt:
Die wildſten Knaben wurden mit der Zeit
Die zahmſten Männer.

Lea

Herr, irr nicht zu früh
Im eignen Kind. Haßt er das Volk, ſo haßt ers
Aus Liebe. Dieſen Haß und dieſe Liebe
Laß für ihn bürgen. — Nur des Diamants
Harrt dieſer Stahl, der würdig iſt, den Funken
Zu wecken, der in ſeiner Kühle ſchläft.
Den großen Mann in ihm zu wecken, brauchts nur
Den großen Augenblick. — Boas und Simei
Und Amri, Mattathias lud euch ein,
So wünſcht er, daß ich euch willkommen heiße.
Und nun, Herr, wirf die Sorgen weg. Schön ſitzt
Sichs unter dieſer Palme Schatten heut;
Ein Lüftchen, kühl vom Schnee des Libanon,
Erfriſcht die Sinne. Was von Sorge noch
Und Laſt des Tags dich drückt, — ſieh hin: dort nahn
Bekränzte Dirnen, mit dem Saitenſpiel
Und leichten Tanz es dir hinweg zu ſcherzen.

(Sie gehn nach hinten: Mägde ihnen mit Kränzen tanzend entgegen)

Simei (zu Amri)

Sie heißt willkommen uns, weil er es wünſcht.
Gleichviel! Ihr Mahl iſt beſſer als ihr Gruß.

(Beide folgen)

Jojakim wird den Thalweg herauf kommend ſichtbar

Jojakim

Weh über Iſrael!

Mattathias

Was für ein Ruf?

Jojakim

(bleibt wie entſetzt ſtehn, wie er das Bekränzen ſieht)

Iſt das des Mattathias Haus?

Mattathias

So fragt
Des Mattathias Brudersſohn?

Jojakim

Der Zorn
Des Herrn auf Iſrael, und Mattathias
Hält Feſte? Iſrael in Sack und Aſche,
Und Mattathias kränzt ſein Haupt? Dort Stöhnen,
Hier Saitenſpiel?

Mattathias

Eh du uns zürnſt um etwas,
Das wir nicht wiſſen, meld es uns. Iſts von
Onias?

Simei

Wie? er wär entſetzt?

Jojakim

Entſetzt,
Meinſt du, und ſtehſt ſchon bleich? Was willſt du thun,
Vernimmſt du, was ihm wirklich iſt geſchehn?

Fort mit den Kränzen! Staub auf euer Haupt!
Tot iſt Onias!

Mattathias (wie alle erſchrocken)

Tot?

Simei

Tot?

Lea

Tot, ſagſt du?
Hörteſt dus, Eleazar?

Eleazar

Staunend —

Lea

Schweig;
Ruf all dein Leben jetzt ins Ohr.

Joſakim

Ich ſagt es —
Gemordet — Herr der Rache, weck den Rächer
Für deinen Knecht und deines Knechtes Haus!

Mattathias

Sein Haus?

Boas

Was lauert mehr noch?

Eleazar

Auch ſein Haus?

Lea

Ich atme kaum —

Joſakim

Des Greiſen ſpärlich Blut
Genügte ſeinen Mördern nicht; ſie wollten ſich
In Blut berauſchen. Alle ſieben Söhne

Onias — ja, als lebte noch der Greis
In jedem ſeiner Enkel fort — das Blut
Des ganzen Hauſes ſchreit zum Rächer auf.

Lea (zu Eleazar)

Zweifelſt du noch?

Eleazar

Woran? an meiner Seele?
Den Königsreif fühl ich ſchon um die Stirn.

Lea

Vor dir ſend ich, der dir den Weg bereitet.

Mattathias

(der wie die übrigen überwältigt geſtanden)

Onias tot? Weint, Töchter Israels!

Boas

Er war ein Quell im Thale Israel —

Jojakim

Und Menelaus zieht herauf.

Lea

Auch der?
Er will Onias rächen?

Jojakim

Nein; er will
Von Jaſons Haupt, er, den der Herr verfluche,
Die Kron entreißen des Verfluchten Haupt,
Sich ſelbſt damit zu krönen.

Simei

So beſtiehlt
Der Dieb den Dieb.

Lea (zu Elazar)

Und treibt uns ſelbſt zur Eil,
Ihm zu begegnen.

Simei

(ſie haben ſich mit den Augen verſtändigt)

Amri, komm; wir gehn.

Lea

Da mit Verwirrung ſo die Zeit uns droht,
Die Stadt Modin verlangt von euch ein Beiſpiel —
Beſchließt drum, Männer, wie ihr handeln wollt.

Simei (für ſich)

Soll ich die Stufe ſein für fremden Fuß? —
Nun ſo beſchließ ich, daß es wenig taugt,
Sich ſelber das Geſind zu überlaſſen. (Zu Boas)
Komm, denn du fehlſt ſo gut als ich daheim.

(Simei geht mit Amri)

Mattathias

Ihr geht? Nun Rat und Hilfe nötig, laſſen
Die Freunde mich? Boas, auch du?

Boas

Was iſt
Boas, daß er ein Beiſpiel geben ſollte?
Der Mann der Demut? Welch ein Beiſpiel kann
Modin von Boas fordern, als Ergebung
In Demut? Sei der Herr mit dir, mein Bruder!

(Umarmt Mattathias und geht)

Lea

Laß ſie; denn der Verluſt iſt ein Gewinn.
Ließen uns alle, die den falſchen Sinn
In Demut hüllen. Alles laß! Denk jetzt
Nur an den Anſpruch, an der Söhne Recht.

Mattathias

Biſt du berauſcht? So wie dem Trunknen glüht
Die Wange dir.

Lea

Von Mutterſeligkeit
Denn wär ich trunken; doch ich bin es nicht.
Die Mutterſorge heißt mich, mich beſinnen,
Denn nur Beſonnenheit führt zu dem Ziel.

Mattathias

Du ſprichſt von unſerm Anſpruch?

Lea

Soll ich nicht?
Nun da kein Hindernis —

Mattathias

Vergiſſeſt du
Onias Brüder?

Lea

Die durch ihre Schuld
Längſt ſelber dem Vergeſſen ſich geweiht?
Kann auch der Abgefallne Prieſter ſein?
Ihr Anſpruch liſcht in ihres Abfalls Greul,
Dein Name ſteigt voll Reinheit leuchtend auf,
Ein Stern, nach dem ſich alle Blicke richten.

Joſakim

Ja, Herr, nach dem Geſetz bührt dir der Hut.

Lea

Dir hält das Alter ſchon den Fuß gebunden;
Send einen deiner Söhne denn hinab,
Was man von deinem Anſpruch denkt, zu hören.
Die Gleichgeſinnten gilts dann zu vereinen,
Das Volk ſich zu gewinnen ohne Aufſehn

Und ſcheinbar ohne Zweck; klug dann abwarten,
Bis des Onias Brüder ihre Kraft
Und die Geduld des Volkes ſelbſt vergeudet,
Und alles von Verwirrung überſättigt
Im andern Zuſtand ſchon den beſſern ſieht.
Dem Syrier ſelbſt wird es gelegen kommen,
Kann Ruh er ſchaffen und den Schein doch wahren.
Schnell ſende, Herr, eh uns die Haſt der Zeit
Verliert und unſre Reu vergeblich nachweint.
Du ſiehſt dich um und wählſt? Den Überlegnen, der
Verwirren kann und ſelber feſt doch ſtehn
In der Verwirrung. — Sieh, ob ich vorhin
Zuviel ſprach.
(Zu Judah, der in ſich kämpfend daſteht, feierlich)
Judah! Mattathias Sohn!

Judah

Es rief? Und du warſts, Herrin?

Lea

Ich? Die Stunde rief,
Die Größe ſelbſt: Auf, was in Judah Mann iſt!

Judah

Den Schakal? —

Lea

Träumſt du jetzt vom Jagen?

Judah

Bis
Der Löwe kommen wird, und — kommen wird er.

Lea

Verträumteſt, was die Toten wecken müßte?
Du weißt nicht, was geſchehn?

Judah

Doch, doch; ich weiß es.

Lea

Der Mann in Judah fände ſeine Stunde,
Die Stunde nicht in Judah ihren Mann?

Judah

Ich bin ein Freund der Ruhe — und was ſollt ich —
Hier, wo es Worte künſtlich ſetzen gilt,
Ein feines Spiel zu ſpielen — was ſoll da
Der ungelenke Judah? Den Gewinnenden,
Den Glänzenden, den Redner ſende, Herrin,
Send Eleazar!

Mattathias

Siehſt du deinen Judah?

Lea

Hat dieſes Weib ihn mir ſchon ſo verderbt?

Mattathias

Sein Hohn verſchont des eignen Bruders nicht.

Judah

Ihn ſendet, er hat Ehrgeiz; Judah, wißt ihr,
Hat keinen.

Lea

Herr, folg ihm.

Mattathias

Der Leichtverführte
Iſts, der euch Weiber leicht verführt. Klug iſt er,
Allein ihm fehlt die Feſtigkeit des Manns.

Lea

Herr, iſt dir das Geſicht, das mir der Herr
Einſt ſandte, noch ein Traum? da wundervoll
Für ſeine Wahrheit ſchon Erfüllung zeugt?

Hat nicht der Herr den Ungebornen ſchon
Erwählt? Und meinſt du, ſeinem Boten wird
Der Herr nicht geben, was er braucht? Und ſieh:
Iſt er nicht ſchon ein andrer, als er war?
Wie jetzt der Größe Schwing ihn trägt — Herr, ſieh
Ihn an — wo iſt die Krone, Herr, die ihm
Mehr Glanz zu leihn vermag, als er der Krone?
Nun kommt herein, daß —

Eleazar

Nicht die Schwelle, Herrin,
Vom Vaterhaus beſchreitet Eleazar,
Eh er des Herren Botſchaft ausgeführt.
Laß meinen Stab mir holen.

Lea (winkt)

Joarim!

Joarim ins Haus

Lea

Sieh, wie der Eifer ſeine Stirn vergoldet,
Daß ohne Krone ſchon er König iſt.
So bleib, mein Kind!

Eleazar

So, Herrin; kleiner nie
Als meine Größe. Nie ſoll Eleazar
Sich Größe leihn von etwas außer ihm,
Und wärs die Krone.

Mattathias

Herr, verſchließ dein Ohr!

Lea

So ehrt dein Denken deiner Mutter Ahnen.

Joarim bringt den Stab

Hier nimm den Stab; wärs ſchon das Szepter Davids!
Nun ſegn' ihn, Herr, und heiß ihn ziehn.

Mattathias

Iſt das
Dein Segen? Iſt das einer Mutter Segen?
Die Mutter ſoll das Kind vor Leidenſchaft
Behüten, die den Reifern oft dahinreißt, —
Und du, du ſelber füllſt des Knaben Hirn
Mit Schwindelbildern? Reizeſt ſeinen Stolz
Zur Überhebung, deiner gleich? Weh dir!
Daß dich der Herr nicht an dem Gegenſtand
Der Überhebung ſtrafe, daß du nicht
Dem Liebling fluchen müſſeſt!

Lea

Iſts denn beſſer
Zum Abſchied zürnen? Sieh, noch ließ ich keinen
Von meinen Söhnen in die Fremde ziehn;
Soll ich ihn niederdrücken, wenn er geht?

Eleazar

Herr, laß mich ziehn und gieb mir deinen Segen.

Lea

So leicht läßt du die Mutter? — Geh und kehr
Dich nichts an mich; das Mutterherz iſt thöricht.

Mattathias

Geleit ihn, Jojakim, ſei ſein Gewiſſen!

Lea

Vorſichtig, Kind, ſei mit dem Syrier.
Sei freundlich mit dem Niedrigſten; ein Lächeln,
Das nichts dich koſtet, tauſcht dir Herzen ein.

Mattathias

Sei oft in ſeinem Hauſe, halte dich
Zu ſeinen Knechten —

Lea

Sei aufmerkſam, daß du
Geſund bleibſt. Schwerer iſt die Luſt da unten,
Und man wird leichter krank. O daß ich dich
Mit dieſem Kuß verſiegeln könnte wie
Ein Kleinod, daß dich keine rauhe Hand
Berühren könnte und kein giftger Hauch,
Bis daß dich Größ erbräch und leuchtend hoch
An ihrer Stirn hieß glänzen. Leb — leb wohl!

Mattathias

Nimm dieſe Lehren noch: Thu mehr als not
Und denk, du hätteſt weniger gethan.
Siehſt du, daß andre falſch ſind, ſei du ſelbſt
Gerecht, ſo mußt an der Gerechtigkeit
Der Welt du nie verzweifeln und behältſt
Die Thatkraft unzerbrochen. Laß dich nicht
Irr machen am Geringſten im Geſetz.
Denn Zweifel frißt wie Feuer fort und wird
Nur hungriger vom Freſſen. Werde nie
So reich am Geiſt, daß arm du würdſt am Herzen.
Des Menſchen iſt der erſte Schritt, der zweite
Nur halb, der dritte ſo nur, wie ein Schiff
Auf hoher See des Eigners iſt; drum, wenn
Den erſten Schritt du thun willſt, denke, daß
Du in dem erſten ſchon den dritten thuſt.
Nun geh, mein Sohn, der ſei geſegnet, der
Dich ſegnet, wer dir flucht, der ſei verflucht.
Leb wohl, mein Jojakim, ſei, wie du biſt.

Jojakim

Dein Auftrag, Herr, ſei deines Knechtes Seele.

Lea

Leb wohl und laß uns öfter von dir hören.
Was hilfts, zu zaudern, zu verſchieben, was

Doch einmal ſein muß. Lieber eile, Herz,
Dem Jetzt voraus, vergiß ſein wirklich Gehn,
Indem du ihn im Geiſte kehren ſiehſt,
Die Herrlichkeit der Könige mit ihm.

Eleazar

Nun, Herr und Herrin! Brüder, lebet wohl!
Es heften Flügel ſich an meine Füße.
Der Herr trägt mich auf ſeiner Hand dahin.

Die Brüder

Leb wohl!

Lea

Noch dieſen Kuß nimm, Leas Sohn,
Und dieſen Gruß, (wirft ſich vor ihm nieder)
Israels künftger König!

Eleazar (hebt ſie auf)

Nicht ſo. Vor dir kniet einſt das weite Land,
Zu deinen Füßen dieſes Landes König.

(Ab. Die andern folgen, außer)

Judah

(der einen Augenblick den Gehenden nachſieht)

Geh hin und ſei der Sklav des Scheins, der Schatten
Des Syriers. Judah will ſein. Ihn treibt
Ein andrer Ehrgeiz, der das Höchſte nur
Sein wert hält. — Einziger Gedanke du,
Der dieſen Buſen bis zum Springen ſchwellt,
Reif in des Schweigens Schatten. Nur die That
Soll deine Zunge ſein.

(Indem er nach der andern Seite geht, fällt der Vorhang)

Ende des erſten Aktes

* * *

Zweiter Akt

Szene wie im erſten

Judah, **Naemi** vom Thale herauf, aus dem Hauſe **Lea**; dann **Mattathias** von **Jonathan**, **Johannes**, **Joarim**, **Benjamin** geführt

Lea

Gut, daß mein Bote dich ſo ſchnell getroffen.

Judah

Dein Bote? Sandteſt du nach mir?

Lea

Die Hand
Des Herrn fiel plötzlich auf ſein Haupt —
(Sie zeigt auf Mattathias, der eben aus dem Hauſe kommt)

Judah

Was ſeh ich?

Lea

Der Todesengel folgt dem müden Schritt
Schon mit gehobnem Schwert. Bald wird es fallen.
Der Sterbende verlangte nach Naemi,
Der Simeitin —

Naemi (flehend, Judahs Unwillen zuvorzukommen)

Zürne nicht der Mutter
Um dieſes Wort, Herr —

Judah

Hörſt du? Mattathias
Verlangt nach Judahs Weib. — Geh zu ihm, Demut.

(Sie geht nach einem bittenden Blicke auf Mattathias zu; Judah und Lea folgen)

Mattathias

Noch einmal ſei mein Stab, du blühend Reis.

Naemi (indem er ſich auf ſie ſtützt)

Noch tauſendmal, erhört der Herr Naemi.

Mattathias

Heiß mich nicht leben. Tagesmüd bin ich
Und durſte nach der Ruh, ſo wie ein Knecht
Zur Zeit der Ernte nach dem Schatten durſtet
Und nach dem Quell der Wanderer ſich ſehnt.
Hierhin, mein Kind, (zeigt nach der Bank) hier endet ſich mein Weg,
Hier laßt mich ſitzen, wo mein brechend Aug
Die Stätten ſieht vom Ruhme Israel,
Dort, wo Sennaherib dem Herrn erlag,
Dort, wo Iſais Sohn den Rieſen ſchlug.
Süß wie der Atem einer jungen Braut
Weht hier die Luft, und lieblich wie ihr Mund
Auf ihres Liebſten Mund liegt kühler Schatten
Auf dieſer Stelle, da ich ſterben will.

(Sie helfen ihm ſich niederlaſſen und unterſtützen den Sitzenden, um ihn knieend)

Gott Abrahams! wie haſt, Barmherzger, du
Den Knecht geſegnet; wie ſo wenig war,
Herr, ſeines Dienſtes und wie reich ſein Lohn!
Herr, zürnſt du, daß ich, den du reich gemacht,
Aus eignem Trieb ein armer Bettler war?
Daß ich die Freude, die du täglich reichteſt,
Aus meinen Händen gleiten ließ und nach

Dem Jammer griff, mit dem dein Volk du ſchlugſt?
Ach, die einſt herrſchend ſaß, die Königin
Der Völker liegt verachtet nun im Staub,
Vor deren Blick die Völker zitterten —
Zerteilung hat ſie ſchwach gemacht; nun iſts
An ihr, zu knien und fremden Hohn zu tragen.
Glied wütet wider Glied; voll Schadenfreude
Lacht nun der Starke, ſtraflos höhnt der Schwache;
Beut ſich die Rechte ſelber doch dem Feind,
Der Linken Kraft zu feſſeln, jubelt doch
Der Fuß dem Feinde zu, drängt der das Haupt.
O Schmach, wenn Kinder Einer Mutter ſich
Befeinden! Schmach dem Mann, der ohne Scham
Die Schande ſeiner eignen Mutter mehrt!
Kommt, Söhne, eh der Tod mein Aug verlöſcht,
Daß ich euch ſegne. Wo iſt Eleazar?
Iſt nicht nach ihm geſandt?

Lea

Schon muß er kommen.

Mattathias

Und Judah? — Sendet nicht nach ihm. Soll er
Den Sterbenden verhöhnen?

Judah

Herr —

Mattathias

Das iſt
Der Arm von Erz, iſt meines Judah Arm,
Doch das iſt meines Judah Herz nicht mehr.

Judah

Herr — ſoll ich prahlen? — jetzt?

Lea

Herr, reg dich nicht

So auf. Erheitre dich! Wirkt Eleazar
Doch für dein Volk!

Mattathias

Für ſich, nicht für ſein Volk!
Nur für ſein Haus, nicht für des Herren Größe.
Was kann des Herren Volke Gutes kommen,
So lang 's ein Knecht iſt in des Fremden Hand?
Mein Leben frißt der Tod mit meiner Hoffnung,
Daß meine Augen noch den Retter ſähn.
Herr, laß ſie brechen, denn dein Retter iſt
Noch fern. Wie wird mir? (Sinkt in Ohnmacht)

Lea

Seht nach Eleazar!
Kommt er noch nicht?

Jonathan (umſchauend)

Herrin, er kommt.

Lea

So heißt
Ihn eilen.

Jonathan (winkt)

Jojakim iſt mit ihm.

Lea.

Wer
Hat Jojakim gerufen?

Eleazar (erſt noch in der Szene)

Lebt er noch? (er tritt auf)
Daß er mich ſegne.

Jojakim (tritt auf)

Daß er dich verfluche!

Lea (tritt Jojakim in den Weg)

Willſt du ihn töten?

Jojakim (will immer Eleazar folgen)

Beſſer iſts, er ſtirbt,
Als daß du länger ihm die Wahrheit birgſt.

Lea

Du nahſt ihm nicht! (hält ihn ab)

Eleazar (beim Vater knieend)

Schon kehrt ſein Geiſt zu ihm.

Mattathias

Sind das nicht meiner Söhne Häupter?

Eleazar

Vater!

Mattathias

Die Stimme meines Eleazars? Ja; ich ſeh ihn.
Noch einmal an des Hauſes Fenſter tritt
Die Seele, eh ſie es für immer läßt. —
Wie ſteht es unten?

Eleazar

Gnade hat dein Knecht
Geſunden vor dem Aug Antiochus
Des Jüngern.

Jojakim

Gnade? Um den Preis der Gnade
Des Herrn.

Mattathias

Iſt das nicht Jojakim?

Eleazar

Mich höre,
Nicht dieſen, Herr! Antiochus iſt edel,
Und ſeine Schweſter iſt ein hehres Weib,
So wie der Grieche ſeine Herä bildet,
Doch ſüßer Reiz dämpſt lieblich ihre Hoheit.

Sie ſteigt von ihrem Thron zu mir herab,
Wie Selenä einſt zu Endymion.

Lea

Wer könnte ſich erwehren, ihn zu lieben!

Mattathias

Mußt du dein Süß in Bitter hüllen? Was
Schmähſt du mein Ohr und deinen Mund mit ſolch
Unheilgen Lauten? — Weh! ich ſehs, es wird
Die Tochter Syriens ſein ſchwaches Herz
Zu ihren Göttern lenken!

Jojakim

Weh dir, Mann
Des Todes, ſtirb, doch fluch ihm erſt. Er hat
Geopfert vor dem Aug des Syriers.

Mattathias

Geopfert?

Lea

Doch nach unſerm Brauch. Siehſt du,
Warum der Herr den Starken nicht erwählt?
Er wollte nicht das Schwert. Das Koſen ſollte
Sein Bote ſein. Er machte, daß das Herz
Der Tochter Syriens nach deinem Sohn
Sich ſehnte, Freundſchaft goß er in das Herz
Antiochus für deinen Sohn, wie er
In Jonathans für David goß.

Jojakim (auflachend)

Ha, Freundſchaft?

Eleazar

Ja, Freundſchaft! Dir zum Trotze und den Deinen,
Dem Neid, der jeden Atem mir belauert. —
Und ſeines Vaters Tod erharrt er nur,

Der noch die Hand hält über Menelaus,
Damit er mich zum Hohenprieſter ſetze;
Und meine Brüder ſollen Fürſten ſein.

Jojakim

Vom Dornbuſch Feigen, und vom Heiden Freundſchaft!
Unſeliger, der nur die Angel iſt,
Mit der der Heide fäht nach deinem Volk,
Und die er fallen läßt, hat er den Fiſch!
Unſelger, der um Flitter, Kinderland
Von Schmeichelei ſein eigen Volk verrät!

Mattathias

Weh mir! Soll ich dem eignen Kinde fluchen?

Lea (tritt dazwiſchen)

Wenn du mußt thun, was dich der Fremde heißt,
Der Neider, dem der Neid die Seele frißt,
Sei blind; ſieh nicht, wie Jeſaias Wort:
„Dann wird Ägypten und Aſſyrien
Zum Herren flehn auf ſeinem heilgen Berg"
Durch Eleazar ſich erfüllen ſoll;
Fluch ihm, der Jeſaias Wort erfüllt,
Dem eignen Kind! Was fluchſt du nicht? Mußt du
Nicht fluchen? Wills nicht Jojakim?
(Stellt ſich vor Eleazar)
Wohl! fluch ihm, doch
Mir fluche mit!

Aaron, Simei kommen von Anah den Feldweg herauf

Aaron

Der Syrier!

Simei

Weh uns! der Syrier!
Er kommt!

Aaron

Es kommen Reiſige, vom Zorn
Des Syriers ausgeſandt!

Mattathias

Was überſchreit
Den Jammer Mattathias? Häufſt du, Herr,
Noch mehr auf einen Sterbenden?

Aaron

Er zieht
Herauf ſchon gen Modin!

Boas (kommt aus ſeinem Hauſe)

Wozu dies Schrein?
Ein Haufen Jaſoniten, Reiſige
Von der Partei des Menelaus, der
Hinabzieht nach Jeruſalem. Geht heim
Und fleht in Demut, daß nicht Schlimmres komme!

Aaron (ins Thal zeigend)

Herr, ſieh ſie ſelbſt!

Simei (ebenſo)

Hier ſind ſie ſchon. Sie ſteigen
Herauf. —

Judah (hinabſehend)

Nikanor iſts und Gorgias —

Eleazar (ebenſo)

Antiochus des Alten beide Hände.

Boas

Ein Durchzug nach Ägypten iſts —

Simei

Wer kommt
Da atemlos?

Aaron
Und gärend wie der Schlauch,
Den zu zerreißen droht ſein Inhalt?

Amri (kommt den Thalweg heraufgeſtürzt)
Er
Iſt in Jeruſalem —

Judah
Wer?

Amri
Er — der König —
Der Syrier — der Alte — er hat den Tempel
Erbrochen und entweiht! Er hat das Heiligſte
Beſudelt mit dem Blut unreiner Tiere.

Judah (zornig)
Er hat — o gut! er hat dem Volke endlich
Ans Herz gegriffen!

Amri
Er hat den Schaubrottiſch
Geraubt — den Rauchaltar hat er genommen —
Den ſiebenarmgen Leuchter weggeführt,
Und aus der Bundeslade hat er das
Geſetz geriſſen und hat es zerriſſen,
Mit ſeiner Hand zerriß er das Geſetz.

Joſakim
Der Herr reckt ſeinen Arm; ſein Volk, thu Buße!

Amri
Geriſſen hat ers aus der Bundeslade
Und hats zerriſſen; mit den eignen Händen
Zerriß er das Geſetz —

Judah (für ſich)
Und unſre Ketten,
Wenn dieſes Volk noch zürnen kann.

Nikanor, Gorgias mit ſyriſchen Kriegern den Feldweg herauf. Es iſt Volk zuſammengelaufen. Eine Pauſe der Erwartung

Gorgias

Hier ſorge,
Nikanor, daß der Altar ſich erhebt.
Und ich verkündge den Befehl indes.

Nikanor

Dort ſeh ich Steine haufenweis geſchichtet.
Macht euch ans Werk, ihr Krieger!

Simei

Was ſoll das
Uns werden?

Gorgias

(tritt in die Mitte, ſo oft er den Namen Antiochus nennt, neigen ſich die Syrier, die Simeiten und welche im Volk)

Unſer Herr Antiochus,
König von Syrien und Babylon,
Armenien, Meſopotamien,
Aſſyrien, Bithynien, Israel,
Von Paphlagonien, der Herr von Pontos,
Von Kappadokien und Pergamos
Und von Galatia wie von Ägypten,
König von Indien, Antiochus,
Der unſer aller Herr, thut euch zu wiſſen:
Nachdem es mir gefallen hat, daß alle,
Die in dem Schatten lagern meines Stuhls,
Hinfür zu meinen Göttern beten ſollen,
Alſo ſollt ihr auch, Männer von Judäa
Und Israel, in euern Städten, ſollt
Auf euern Bergen ſteinerne Altäre
Errichten, meinen Göttern da zu opfern.

Nikanor

So ſpricht der [illegible], unſer Herr und eurer.
Gehorcht ihm denn, ihr Männer dieſer Stadt.

Helft Steine tragen und den Altar ſchichten.
Greift an!

Simon (tritt vor)

Herr, das ſei fern von uns. Denn unſer
Geſetz verbeut uns, irgendwo 'nen Altar
Zu haben, außer in dem Tempel zu
Jeruſalem; wie unſer Gott, der Herr,
Ein Einzger iſt, und keiner neben ihm,
Und hier nicht wohnt und ſonſt auch nirgendwo,
Als nur im Tempel zu Jeruſalem.

Gorgias

Im Tempel zu Jeruſalem wird Zeus
Olympios wohnen; in dem Tempel, der
Sich hier erheben wird, die herrſchende
Athenä.

Simei

Hier ein Tempel?

Aaron

Hier ein Altar?

Nikanor

Murrt ihr, Verſtockte, wider euern Herrn?
Meint ihr, der Herr der halben Welt entſendet
Uns in dies Ländchen, um mit ſeinem Knecht
Zu handeln? Er befiehlt. Der Herr gebeut,
Der Sklav gehorcht. Greift an!

Mattathias

Herr Zebaoth,
Laß uns ſo tief nicht ſinken!

Gorgias

Welcher hier
Iſt Mattathias?

Eleazar

Hier der Sterbende.

Simon

Herr, laß ihn ruhig ſterben; ſprich mit uns!

Gorgias

Ihr ſeid die Söhne Mattathias?

Simon

Herr,
Du ſagſt es.

Gorgias

Und du heißeſt?

Simon

Simon, Herr.

Gorgias

Nun wohl denn, Simon, Mattathias Haus
Iſt angeſehn beim Volke dieſer Stadt
Vor allen; weiſe gehs denn allen vor
Mit gutem Beiſpiel, ſich und ſie zu retten
Vorm Zorn Antiochus.

Simon

Herr, ſchlimmer wäre
Der Stadt des Herren Zorn, als der des Königs.

Nikanor

Du zeichneſt ſelbſt dich als des Königs Feind?
Er wird dich finden.

Gorgias

Euch, ihr übrigen,
Geb ich Bedenkzeit, bis das Werk vollendet.

Auf der Raſenbank links vorn **Mattathias**, von **Naemi** und **Benjamin** gehalten, das Haupt zurückgeſunken an des hinter ihm ſtehenden **Joarim** Brun; die Seinen um ihn gruppiert und zwiſchen ihn und den Vorgang geteilt: ganz vorn **Judah**; dann **Eleazar** und **Lea**; rechts **Simri**, **Amri**, **Boas** und Verwandte beratend; in der Mitte hinter dem Altar, den die Krieger errichten, **Gorgias** und **Nikanor**; ſowie der Altar fertig, ſtehn die Krieger im Halbkreis hinter ihnen. Das Volk, darunter rechts ganz vorn **Aaron**, hinter ihm Anhänger **Simeis**, auf der rechten Seite **Iſſaſchar**, **Uſiel** und andre Anhänger des Hauſes **Mattathias**, umgiebt die drei Gruppen im Halbkreis

Judah

Halt an dich, Herz! nicht unreif reiß die Frucht
Vom Baum der Rettung! Jonathan! du, eil
Zu meinem Hauſe bei den Terebinthen;
Voll iſts von Waffen, bring ſie her; und du,
Johannes, mit Poſaunen ruf das Volk
Der Stadt hierher, und auf dem Wege ſprich
Mit tauſend Feuerzungen zu dem Volk —

Jonathan

Herr —

Judah (bittend)

Fort.

Johannes

Bedenke —

Judah

Erſt helft mirs vollbringen,
Dann widerratet — dann will ich bedenken.

Jonathan, **Johannes** ab

Lea (zu Eleazar)

Siehſt du die Augen glühn? den Atem ſtocken?
Die Fäuſte, die ſich unwillkürlich ballen?
Die Hände, die nach Waffen in der Luft
Schon ſuchend greifen, eh der Kopf noch weiß,
Wozu? Nur eines Worts bedarfs,
Das dieſem Zorn, der nach dem Ausdruck ringt
Und ihn nicht finden kann, die Zunge leiht,

Den dumpfen Drang ſich ſelbſt verſtehen lehrt —
Und hingeriſſen ſind ſie wie im Sturm
Über ſich ſelbſt aus dem gewohnten Dulden
Zu einer That, die kein Beſinnen un-
Gethan mehr machen kann und ſchwanker Reu
Den Weg abſchneidet, je zurückzukehren;
Und was nicht Mut, das wird Verzweiflung enden.
Der Herr hat ſelbſt den Augenblick geſandt.
Groß ſollſt du ſein durch dich, nicht durch die Gunſt
Des Syriers; du ſollſt der Frommen Zweifel
An dir beſchämen, ſollſt —

Eleazar

Doch denkſt du auch,
Israel iſt der Saum nur am Gewand
Des Syriers? ein Nichts vor ſeiner Macht?
Dem Syrier gehorcht die Welt. Und nur
Der Alte iſts, der uns bedräut. Und wird
Er ewig leben? Ein Gewitter brauſt er
Vorbei, und Heitre bringt ſein milder Sohn.

Gorgias

Schon wendet thränenſchwer ihr mildes Antlitz
Die Gnade. Einmal noch winkt ihre Hand.

Nikanor

Weh euch, weicht ſie dem Zorn, eh ihr gehorchtet!

Simei (der ſich lebhaft mit den Seinen beratet)

Was thu ich?

Amri

Folg dem Syrier, ſo bewahrſt du
Des Volkes Leben vor Verderben; ſo
Hebſt du dein Haus vor Mattathias Haus.

Joas

Demütig beug dich vor des Herren Hand,
In der der Syrier nur die Rute iſt.

Simei

Der Menſch will leben, wenn er ſonſt nichts will!

Gorgias

Vollendet ſteht der Altar; hebt das Bild,
Das ſegenbringende, der Göttin drauf!

Joſakim

(ſich wegwendend, das Geſicht ins Gewand verhüllt. Viele thun desgleichen)

Das Auge müſſe nie das Heilige
Mehr ſchaun im Tempel zu Jeruſalem,
Das dieſen Greul geſehn!

Mattathias

Herr, ſchlag mein ſterbend Aug
Mit Blindheit!

Gorgias

Jammert keinen dieſer Stadt
Verderben, daß er opfre, ſie zu retten?

Nikanor

So hört, ihr Raſenden: Wer noch von nun
Israels alten Gott verehrt, muß ſterben!
Wer unſers Königs Götter höhnt, muß ſterben!

Lea

Noch immer wählſt du?

Eleazar (taumelnd)

Wozu willſt du mich
Hinreißen!

Judah

Halt! o halt an dich, mein Herz!

Nikanor

Wenn nicht von dieſem Altar Opferduft,
Von Einem dieſer Stadt entzündet, ſteigt,

Eh dieſes Stundenglaſes Sand verrann,
Soll von Antiochus und ſeiner Rache
Die Stätte predgen bis zum End der Zeiten,
Das Stoppelfeld vom abgehaunen Trotz,
Und fern im Schweiß vor des Ägypters Pflug
Die Witwen euch der Knechtſchaft Sonne ſengen.

Judah (für ſich)
Herr Zebaoth, laß keinen ihm gehorchen!
O Waffen! Waffen! Eil dich, Jonathan!

Simei (ſich Gorgias nähernd)
Halt ein!

Judah (ihm in den Weg)
Was willſt du?

Simei
Opfern will ich, retten!

Judah
Verderben! — Und mein eigner Ohm! Herr, halt ihn
Zurück. Soll einer gehn, ſo ſei's ein andrer!

Simei
Geh aus dem Weg mir.

Judah
Herr, ich fleh dich, geh nicht!

Amri
Was will der Thor? Geh, Herr, wer darf dich hindern?

Judah
Ich. — So wahr Gott lebt, leben ſoll der nicht,
Der geht, um dieſe Bubenthat zu thun.
(Die Simeiten ſtehn unentſchloſſen)

Lea (zu Eleaſar)
Siehſt du ſie zagen? Was ein Mann vermag!
Und kannſt es tragen, daß du keiner biſt?

Eleazar (kämpfend für ſich)

Ihm nachthun? — Eher trag ich Vaterfluch,
Eher vergäß ich Volk und Gott! Er ſoll
Der Erſte wieder ſein und Eleazar —

Nikanor

So wählt ihr eurer Stadt und eur Verderben —

Simei

Du hörtſt den Drohenden —

Gorgias

Antiochus
Vermag nicht, den Gehorſam zu beſchützen?
Umgebt ihn ſchirmend, Krieger, der dem Altar
Gehorchend naht —

Nikanor

Und haut den Raſenden,
Der ihn zu ſchrecken wagt, in Stücken!

Naemi

(zwiſchen Judah und Simei, indem die Krieger mit Doppelreihen eine Gaſſe zu dem Altar bilden)

Herr,
Geh nicht. Sieh meine Angſt! Geh nicht, mein Ohm!
O hör Naemis Stimme! Wenn du gehſt,
Wer kann dann wiſſen, wo es endet? Hör mich!
Und hör auch du mich, Herr!

(Sie ſinkt Judah ohnmächtig in die Arme)

Judah

Hör ſie!

Simei

Hör du ſie!

Judah

Dein eigner Ohm verwirſt dich, armes Weib.
Geh — (Er wirft ſie Simon zu)

Simei

Herr, ich gehe ſchon —

Judah

In dein Verderben!

Mattathias

Ein Jude geht! So nimm mich zu dir, Herr!

Simei

Laß deinen Diener Gnade finden, Herr;
Wenn er will opfern — wie vollendet ers?
Nie ſah er einen deines Glaubens opfern.

Gorgias

Knie hinter den Altar und heb die Hände.

Amri, Aaron, Boas

Er kniet. Geſegnet, der das Volk errettet!

Joiakim (ſich krümmend)

Thut Buße! Seine Hand iſt ausgereckt!

Judah

So ſei ſein Blut auf ihm! Ich kann nicht anders.

Gorgias

Nun heb die Augen zu der Göttin auf,
Dann bete für dein Volk —

Judah

(hineilend, durch die Doppelreihe der Krieger brechend)

Bete für dich,
Abtrünniger! So eiferte Pinehas
Für das Geſetz des Herrn —

(er hat einem Krieger das Schwert aus der Scheide geriſſen und erſticht Simei, der hinter den Altar fällt: dann zerſtört er mit den Füßen den Altar) faſt zugleich.

Simri (ſinkend)

Ich ſterbe.

(Einen Augenblick Stille der Überraſchung)

Amri

(auf Judah zu, von deſſen Blick auf halbem Wege feſtgebannt)

Nieder mit
Dem Mörder!

Eleazar

(der Judah einige Schritte nachgeeilt, kann jetzt erſt ſprechen)

Was thuſt du?

Nikanor

(vor Überraſchung einen Schritt zurückgetreten; die Krieger ſind vor Judah auf die Seite gewichen)

Was unterfängſt du dich?
Verwegener!

Judah

(hat die Statue heruntergeworfen, daß ſie zerbrach; mit einem Fuß auf der Statue ſtehend, das Schwert in der Rechten über ſeinem Haupte ſchwingend. Poſaunen in der Szene immer näher, in die folgenden Reden)

Der Herr iſt Gott allein,
Der Herr, der war, der iſt, der ewig ſein wird,
Iſraels Gott, er, der lebendge Gott,
Der Gott, der nicht von Menſchenhand gemacht,
Der Mächtge, der auf Feuerſäulen wandelt,
Und alle Himmel beben, wenn er ſchilt,
Er ſpricht: Ich bin dein Gott, und ſonſt iſts keiner!
Anbeten ſollſt du keinen Gott als mich. —
Was ich mich unterſange, fragſt du, Heide?
Ich ſetze meinen Fuß auf deinen Gott.
Er liegt zertrümmert. Wo iſt ſeine Macht?
Kann er ſich ſelbſt nicht helfen, und ſolls euch?
O arme Beter! ärmrer Gott!

Nikanor

Zu lang

Schon dulden wir des Buben Schmähn. Greiſt ihn!
Reißt ihn in Stücken!

Judah

Volk von Israel,
Ich bin ein Einzelner. Was bäumt denn dieſe
Zurück unſichtbar? überfüllt ihr Auge
Mit Schrecken, der die ehrnen Arme lähmt?
Das iſt der Gott Jehovah Zebaoth,
Der mich umkreiſt mit ſeines Fittichs Schrecken.
Er wills! der Herr wills! Wenn der Herr es will,
Wer widerſtrebt?

Jojakim

Er wills!

Simon, Iſſaſchar, Uſiel

Er wills! Er wills!

Volk (anwachſend)

Er wills! Der Herr wills! Ja, er wills! er wills!

Nikanor

Auf, Krieger!

Judah

Heran, ihr Götzenknechte, kommt!
Ich bin ein Einzelner; was zagt ihr denn?
Ich höhne eure Götter — kommt heran!
Ich diene noch dem alten Gotte Jakobs,
Dem Gotte, der ſein Volk erretten wird.
Er ſchüttelt meinen Arm, und bleicher Tod
Fällt von ihm nieder wie die Frucht vom Baum,
Und Jammer rauſcht wie Hagel von ihm nieder!

Volk (immer näher drängend)

Er wills!

Uſiel

Bringt Waffen!

(Es werden von hieran Waffen auf einen Haufen zuſammengetragen,
die das Volk aufrafft, ſich zu bewaffnen)

Volk

Waffen! Waffen! Waffen!

Nikanor

Scheucht ein Verrückter euch den Mut davon?
Greift ihn! Ha, Schande! Seid ihr Krieger? ſeid
Ihr Buben? Muß ich ſelber euch beſchämen?

Volk

(während die, die ſchon Waffen aufgerafft, ſich um Judah ſcharen)
Ha, Waffen! Waffen! Steht zu ihm! Gott wills.

Jonathan, Johannes, Prieſter mit Poſaunen, Volk

Gorgias (Nikanor mit Gewalt zurückhaltend)
Wirfſt du umſonſt dein Leben hin?

Nikanor

Schmach! Schmach!

Gorgias

Die Schmach zu tilgen, laß uns leben.

Nikanor

Und

Es kommt der Tag!

Judah

Ihr geht?

Gorgias

Ja, doch wir kehren

Mit Hunderttauſend.

Judah

Gott allein iſt Tauſend

Mal Tauſend!

Nikanor

Bebt dem Zorn Antiochus!

Judah

Er ſoll nur kommen, ſoll nur holen ſeinen
Zerbrochnen Gott!

Gorgias

Du ſpotteſt bald nicht mehr.

Nikanor

Jetzt höhnſt du, doch du bebſt einſt, wenn wir kehren.

Judah

Vor Luſt, ja, wie ein Baum im Regen bebt.

(Die Syrier ins Thal hinab, ab. **Boas**, **Aaron**, **Amri** tragen **Simeis** Leiche, Weh und Rache rufend, nach ihren Häuſern zu)

(Bis zu Ende des Aktes Waffenbringen und Waffnen, wobei Frauen und Kinder helfen, Abſchiednehmen, immer noch Zuſtrömen des Volkes und näher und ferner Poſaunen und der Ruf: Er will's! in der Szene)

Jojakim

(von einigen aus dem Volke gefolgt, hinter den Syriern her)

Laßt ſie nicht fliehn! Ergreift ſie! Tötet ſie!

Eleazar (will ihn halten)

Unſinnige! Ruft ſie zurück —

Judah

Weh dem,
Der meine Boten an den König kränkt!

(ſie gehorchen ihm; er reißt ſeinen Mantel ab und in Stücken, die er den Nächſtſtehenden zuwirft, die damit, nachdem ſie nach ſeinem Gebote gethan, abgehn)

Taucht dieſe Stücke in des Frevlers Blut,
Tragt ſie durchs Land, mit lauter Stimme rufend:
So that der Judah dem Abtrünnigen.
Wer denkt wie er, der ſammle ſich zu ihm.
In Judahs Felſenwüſte harrt der Aar,
Bis ihm zum Flug die ſtarken Schwingen wachſen.
Johannes bleibt euch, Frauen von Modin,
Der Herr und dieſer Felſenfeſte Schutz.
Nun, Männer, reißt das Liebſte von dem Herzen,
Denn wen der Herr erwählt, den will er ganz.

Lea

Hört Mattathias, denn der Geiſt des Herrn
Iſt über ihm.

Mattathias (mit Hilfe der Nächſten ſtehend)

Judah, mein Sohn! mein Herz
Dröhnt wie die Harfe unter Spielers Hand.
Der Herr rührt mich mit ſeinem Jubel an,
Daß ich erzittre wie das Blatt im Sturm,
Und klinge, wie der Harfe Saiten klingen.
Zeuch hin, mein Judah, Streiter Gottes, zeuch!
(Judah kniet vor ihm; der Alte legt ſeine Hände auf Judahs Haupt)
Er ſchickt den Sieg vor deinen Scharen her.
Folgt ihm, ihr Söhne, den Sein Atem treibt;
So wie ihr Judah folgt, folgt euch mein Segen,
Doch wer von Judah läßt, der ſei verflucht!
(**Eleazar**, der ſich von der ihn zurückhaltenden **Lea** losgemacht und reden wollend ſich ihm genähert, wankt einen Schritt zurück)
Du haſt mir deinen Retter noch gezeigt —

Eleazar

Laß mich! Herr, ſtirb nicht, bis du mich gehört —

Mattathias

Nun laß, Herr, deinen — Diener ziehn in —
(Er ſtirbt)

Judah (knieend über ihn gebeugt)

Frieden
Mit dir, mein Vater!

Lea

Fliehſt du?

Eleazar

Muß ich nicht?
Treibt mich ſein Fluch nicht fort und euer Eifer?
(für ſich)
Den ich verdienen muß, da er mich traf. —

Das Volk zu retten kehr ich einſt, das ihr
Verderbt —

Judah (aufſtehend)

Und ewgen Haß dem Syrier,
Und uns nicht Ruh, eh uns der Sieg ſie gönnt!

(**Uſiel** reicht ihm eine Lanze und einen Helm)

Eleazar (zu Lea)

Es kommt der Tag, da ich dich fragen komme:
Iſt Judah noch der Größere?

Judah (ſetzt den Helm auf)

Nun tönt,
Poſaunen, in das Kriegsgeſchrei: Er wills!

Die Bewaffneten (ſich rangierend)

Er wills! Der Herr wills!

Judah (hebt den Speer)

Schwert des Herrn und Judah!

(Poſaunen; die Gewaffneten, **Judah**, **Simon**, **Jonathan**, **Uſiel** an der Spitze, ab; **Eleazar** reißt von ſich **Lea** los und eilt den Felsweg hinab; indem die Zurückbleibenden Anſtalt machen, **Mattathias** Leiche aufzuheben, fällt der Vorhang)

Ende des zweiten Akts

Dritter Akt

Ein Hügel am Schlachtfeld von Ammaus

Poſaunen und Geſchrei: Sieg! Sieg mit Judahs Schwert! in der Szene. Es kommen **Simon**, **Jonathan**, **Hauptleute**, **Krieger**

Jonathan

Die Syrier fliehn!

Simon

Beth Horon und Ammaus,
Ihr kleinen Sterne, kaum beachtet ſonſt,
Nach euch wird nun der Blick des Forſchers ſehn!

Jonathan

Beth Horon hat Israel neu geboren;
Ammaus hat es aufgeſäugt mit Blut.

Judah kommt mit **Ämilius Barbus** und Gefolge

Judah

Willkommen, wackrer Römer!
(Er bleibt an der Couliſſe und ſpricht hinein)
Heißt die Reiter
Den Sieg verſolgen! Jenen größern Hauſen
Nehmt in die Mitt'; zerdrückt ihn zwiſchen Fluß
Und Fels und eurer Wucht! Die kleinen hier
Und dort zerſtäubt. (Vorkommend)
Schnell, Simon, nach Modin;
Jonathan nach Jeruſalem mit dieſem
Ölblatt von Glück und Sieg und baldger Heimkehr!

Simon

Nicht umſehn will ich auf dem Weg. Lebt wohl! (Ab)

Jonathan

Und ich — hilft gute Botſchaft eilen, wie
Sich ſchlimme hindernd an die Ferſen hängt,
So maß kein ſchnellrer Schritt je meinen Weg.
Lebt wohl! (Ab)

Judah

Lebt wohl. (Zu Ämilius) Verzeih die Unterbrechung.

Ämilius

Mich ſendet der Senat von Rom zu dir,
Und glücklich fügten es die Götter ſo,
Daß ich, vom eignen Aug belehrt, daheim
Verſichern kann, daß deines Bildes Größe,
Wie ſie es ſehn, nichts der Entfernung dankt.
Doch laß mich Worte ſparen —

Judah

Römiſch iſts:
Ich weiß, ſo ſparſam iſt der Römer nicht
Mit ſeinem Herzblut, als mit ſeinem Atem.
Er achtet nur die That.

Ämilius

Du ſprichſt es aus,
Was Roms Senat bewog, mich dir zu ſenden.
Denn ſeinem immer wachen Aug entging
Kein Zug vom Antlitz deines Heldenlaufes;
Die Kühnheit nicht, die dein erſchlafftes Volk
In ihren Strom hineinriß, hinter ihm
Abſchneidend jeden Rückweg ſeiner Feigheit
Zum altgewohnten Dulden, daß Verzweiflung
Den Mut erſetzen mußte; nicht die Weisheit
Und die Enthaltſamkeit, mit der, indem

Du nie dein junges Glück auf einmal wagteſt,
Nie Größres wagteſt, als du durfteſt, bis du
Das Größte wagen durfteſt, aus Verzweiflung
Du Mut ſchufſt; nicht das Zeugnis deiner Schlachten,
Daß du die Feldherrnkunſt verſtandſt, zu ſiegen
Und — wie die Hand der ewgen Götter auch
Die Würfel lenkte — nie beſiegt zu ſein.
Und nun von ſolchem Heldenlauf gewonnen,
Beut dir die große Roma ihren Schutz.

Judah

Sag Rom, das dich geſendet, Judahs Dank
Für ſeine gute Meinung, wünſcht er ſchon,
Sie wäre beſſer noch, doch auch verdienter,
Und nicht ſein Lob ſo auf des Volkes Tadel
Gebaut. Denn, wahrlich! dieſes Volk hat mehr
Gethan, als du von Judah rühmſt; und nur
Des Volkes Meinung ſprech ich aus, ſag ich:
Der ſoll nicht ſtehen wollen, der es nicht
Auf eignen Füßen kann. Und grad heraus:
Wir ſtehn ganz leidlich. Zwanzig Schlachten hat
Dies Volk geſchlagen, und mit dieſem Sieg
Den Weg geöffnet nach Jeruſalem.
Dem Syrier fehlts an Menſchen und an Geld.
Vergolde, bitt ich, was ich dir geſagt,
Zu unſcheinbar ſonſt iſts mit deiner Kunſt.
Und nun — Rom bietet ſeinen Schutz — Rom will
Damit, ich weiß es, nicht ruhmredig ſein;
Ich nehms als eine Form der Höflichkeit,
Wie unter ſeinesgleichen man ſie wechſelt,
Und, ſie erwidernd, bietet denn durch mich
Das große Israel Rom ſeinen Schutz.

Ämilius

Ich ſehe, daß die Näh dich nicht verkleinert
Wie manche Ruhmesgrößen. Lebe wohl! (Ab mit Gefolge)

(Jojakim kommt)

Judah

Leb wohl! — Schon ſinkt der Abend. — Gebt das Zeichen
Zum Einhalt den Verfolgern!

(Ein Hauptmann; Poſaunenſignal)

Laßt die Wachen
Ablöſen! Vorſicht ſei des Glückes Siegel.

(Ein Hauptmann ab)

Wie ſtattlich dieſe Römer. Selbſtgefühl,
Wie zierſt du ſelbſt im Übermaß ein Volk!
Im kleinſten Römer lebt das große Rom.
Wird mirs gelingen, nur die Hälfte dir,
Die Hälfte nur von Roms Zuviel zu geben,
Mein Volk?
Roms Schützling ſein? — Im Stärkern wähle Menſch
Und Volk den Herrn, doch nie den Freund, ſonſt wird
Der Freund zum Herrn. Hat nur der Fuchs die Pfote
Im Taubenſchlag, bald iſt er ſelber drin.
Geh, ſtolzer Römer, lieber Feind als Freund. —
Nun heißt die Krieger lagern, Schar für Schar!
Den Vorrat öffnet, geizt nicht mit dem Wein;
Laßt ſie des Siegs ſich freun!

Jojakim

Herr, keinen Wein!
Laß ſie nicht jubeln, laß ſie beten, Herr;
Laß ſie nicht trinken, laß ſie faſten, Herr!
Laß ſie demütig ſein und ſich nicht rühmen;
Denn niemand hat geſiegt, als nur der Herr,
Und überheben ſoll ſich nicht das Werkzeug!
Des Herren Sabbath kommt hereinzubrechen,
Von dem der Herr zu Moſen redete:
Wer nicht an meinem Tage ruht, ſoll ſterben!
Du ſchickteſt deine Brüder, Herr, zu reiſen,

Botſchaft zu bringen; ſende nach, ruf ſie
Zurück, zwing ſie nicht gegen das Geſetz!

Judah

Wenn ich dir folgte, zwäng ich nicht die Boten?
Wärs neue Sünde nicht? Drum, heilger Eifer,
Laß es genug ſein an der Einen Sünde,
Und nicht —
(Geſchrei in der Szene: Flieht! Flieht! Nein! Steht und ſterbt!)
Was ſoll das Schrein? Was iſt geſchehn?

Nathan kommt eilig

Nathan

Herr, flieh, denn fürchterlicher naht der Feind,
Als den du ſchlugſt! Gen Abend ſtarrt das Thal
Von Spießen zahllos, und der Schilde Glanz
Im Abendſchein iſt eines Meeres Glanz.

Judah

Der Feind? — Der Wein iſt deines Hirnes Feind.
Geh, leg dich! Solchen Feind beſiegt der Schlaf,
Und unſre Wachen ſtehen weit ins Land.

Nathan

Die Wächter kehrten heim, vom Siege ſicher
Gemacht.

Jojakim

Vom Siege nicht; nein, weil der Sabbath
Beginnt hereinzubrechen. Herr, ſie thaten
Nach dem Geſetz, und alle Heilgen lobtens
Und ſagten, daß ſie heilig dran gethan —
Denn niemand mehr ſoll herrſchen, als der Herr —
Und ihrer iſt die Mehrzahl deines Heeres.

Judah

Tod über euch, ihr Raſenden, iſts wahr!
Heilig gethan? Heilig? — Ich ſag euch: wahrlich!

Ihr hättet heiliger gethan, ihr hättet
Alles Geſetz des Moſes übertreten
Und meinem Wort gehorcht —

Jojakim

Ha! welche Läſtrung!
Herr, Herr, verſchließ dein Ohr!

Uſiel tritt auf

Judah (ihm entgegen)

Schnell, Uſiel,
Zurück und heiß ſie ſich zum Rückzug ordnen.

Uſiel

Zu ſpät, Herr, denn der Feind iſt ſchon zu nah.

Judah

So heiß im Rückzug ſie ſich ordnen, kämpfend
Die Hinterſten den Feind abtreiben, bis
Die Nacht uns von ihm ſcheidet!

Uſiel

Deine Meinung
Sah ich voraus, doch fehlte der Gehorſam.
Auf deines Vaters Brudersſohn beruft
Das ganze Heer ſich, denn der Sabbath nahe,
Und keiner dürfe fechten.

Judah

Keiner dürfe —
Der Sabbath — ſie berufen ſich — auf wen?

Uſiel

Auf Jojakim.

Judah

Auf Jojakim? Auf dieſen?
Du haſt verkehrt gehört. Judah befiehlt,
Und — ſie berufen ſich? — geh, ſcherz mit andern!

Wars Judah, der die zwanzig Schlachten ſchlug
Und ſiegte? Nein! wie ließ das Volk dann Judah,
Von einem Thoren von ihm fortgelockt,
Der nichts vermag als eiſern; nein; es iſt
Unmöglich. Geh! Judah befiehlt, hörſt du?
Der Judah, der ſein Volk befreit, befiehlt
Dem Volk, zu fechten. Geh! Kein Wort mehr, eh du
Zurückkehrſt!

Jojakim

Schon' der Deinen Blut. Sieh hin,
Dem Syrier bieten wehrlos ſie die Bruſt,
Doch deinen Joel ſchlagen ſie zu Boden,
Der ſie will zwingen zu verfluchter That.

Judah

So weit ſchon wärs? Was jahrelanges Mühn,
Was der Gedanke eines ganzen Lebens
Geſchaffen, ſoll ein Hauch aus Thorenmund
Zerwehen können? Sprich Vernunft zum Volk!
Nur dieſen Sieg noch, und es iſt gerettet!

Jojakim

Iſt dies auch Judah? dies auch Jojakim?
Wenn eure Mutter Größ' euch predigte,
Stand Jojakim verachtet unter euch —

Judah

Iſts das? — Hier nimm den Führerſtab; mein Mund
Soll durch den deinen reden, meine Hand
Durch deine ſiegen; mein ſei nur die Müh,
Und dein der Ruhm des Sieges und der Rettung!
Iſt dies Gebot dir noch zu klein? Komm, laß
Den Handel gelten, heilger Neid, dein Volk
Nicht zu verderben!

Jojakim

Mund voll Läſterung!

Bin ich wie du? Herr, deinen Heiligen
Will er beſtechen, daß um ſaulen Ehrgeiz
Dein Knecht dich laſſe. Unglückſeliger,
Weit beſſer iſts, das ganze Volk verdirbt,
Als daß von dem Geſetz Ein Buchſtab nur
Werd übertreten!

Judah

Weisheit, du wirſt Unſinn
Im Mund des Schwärmers, und die Thorheit furchtbar,
Anſteckender und ſonnverſinſternder,
Als Peſt und als Heuſchreckenſcharen ſind!
So untergehn? — ſo elend lächerlich,
So — Volk, das nach der Schande jagt, wie andre
Völker nach Ehre! — So den Kelch am Mund,
Verdurſten; die Dattel ſchon am Gaum, verhungern;
So — an der Spitze ſchon des Speers den Sieg —
Und — untergehn — ſo, ſo — als tötete
Der Tod allein nicht, hälf nicht Schmach dazu?
Nein! Nein! er ſoll nicht! hier mit dieſen Händen
Erwürg ich dich, wenn du dein Volk nicht retteſt!
(Alle Anweſenden ſcharen ſich ſchützend um Jojakim, außer Uſiel)

Jojakim

Laßt ihn; er mags vollenden. Auf die Läſtrung
Häuf er den Mord am Heiligen. Laßt Jojakim,
Ja, laßt ihn ſterben für ſein Volk!

Die Hauptleute (um Jojakim)

Tod, wer
Den Heilgen Tod droht!

Judah

Recht! recht! recht! Drückt noch
Die Schlange, die euch ſticht, feſt an den Buſen
Und küßt des Löwen Zahn, der euch zerreißt!
Elendes Volk, zum Werkzeug nur gemacht,
Leih dich dem eigenen Verderben dar,

Straf ſo dich ſelber! Volk, was warſt du, eh
Dich Judah aufnahm aus dem Staub? Das wirſt
Du wieder werden, ärmer denn zuvor.
Du hatteſt nichts — nichts — gar nichts — ſelbſt der Mut
In deiner Bruſt, der Witz in deinem Hirn
War Judahs Mut und Witz; ich, den du zwangſt,
Dich zu verachten, that der eignen Seele
Gewalt um dich, und — und ſo vergiltſt du mir?
Verflucht der Arm, der für dich ſchlug! verflucht
Dies Herz, verflucht das Aug, das für euch wachte!
Die Kröte wollt ich zu 'nem Adler flügeln;
Hin in den Sumpf, der deine Heimat iſt,
Werf ich dich wieder! (Es kommen immer mehr Krieger)

Jojakim

Hört ihr? hört ihr? hört ihr?
Mein Hirn erſchwindelt ob der Läſterung,
Mein Blut ſchwillt gärend auf wie Moſt im Schlauch,
Der Herr füllt wider Willen mich mit Eifer.
Er prahlt mit dem, was nur geliehn ihm war!
Wir alle nichts, der Herr nur hat gethan.
Der Böſe wie der Gute thut unwiſſend
Und meinend, nur dem eignen Antrieb folg er,
Des Herren That. Der Herr braucht auch den Böſen,
So lang er will, zu ſeiner Zwecke Werkzeug;
Läßt ſeine That geſchehn, bis er ihn hinwirft
Und ihn verdirbt um ſeiner Abſicht Bosheit.
Das neue Syrierheer kommt von dem Herrn.
Er ſelbſt hat es erweckt, uns zu verſuchen,
Ob wir ihm folgen oder ſeinem Feind.

Uſiel

Was willſt du thun? Du fliehſt? Du giebſt es auf?
Denn alles iſt verloren.

Judah

Geb ichs auf,

Dann iſts verloren — Fliehen? Sterben? Feig
Sich ſelbſt einreden, Tod für etwas ſei
Das Größte? Leben iſts! Was iſts, den Schaum
Vom Kelch des Lebens ſchlürfen, wenn er brauſt?
Hinſinken, um in Liedern aufzuſtehn,
Eh man des Bechers Grund geſehn? Nein, Tropfen
Um Tropfen koſten; ſo die bittre Hefe
Auskoſten bis zum letzten! Undank tragen,
Verdächtigung, zerſtört zu ſehn und wieder
Zerſtört und immer wieder, was man ſchuf,
Zerſtört, durch die zerſtört, für die man ſchuf.
Und dennoch nicht ermüden! Heuchler, ſieh,
Was du vermagſt; ſchlag deine Bruſt und roll
Dein glühend Aug, hier leuchtet Judahs Schwert,
Hier ruft die Stimme, die dem Sieg gebeut!

Jojakim

Der Tod iſt Sieg hier, und der Sieg iſt Tod.
Stirb, Volk, dem Gotte, der den Sabbath ſchuf!

Judah

Gott ſchuf den Sabbath, da er ruhte, doch
Er ruhte erſt, da er ſein Werk vollendet;
So thu, ſein Volk; erſt Sieg, und dann den Sabbath!
Mir nach, ſein Volk, zum Sieg! (Ab. Uſiel folgt ihm)

Jojakim

Mir nach zum Tod! (Ab)

(Die übrigen folgen Jojakim)

Von der andern Seite kommen **Antiochus**, **Eleazar**, **Nikanor**, Gefolge

Antiochus (zu Nikanor)

Du bringſt uns ſchwere Nachricht, doch du bringſt auch,
Was uns ſie leichter tragen machen kann.
Ein Troſt iſt bei des Vaters Tod dies Heer,
Das er in Perſien warb vor ſeinem Tode,

Und das in ſeinem Sinn gebraucht zu ſehn,
Ihm, der ein Gott nun auf uns niederſchaut,
Das ſchönſte Sohnesopfer dünken muß.
Mit in ſein Grabmal ſchließ ich meine Milde,
Und ſeinen Zorn nehm ich in meine Bruſt.
Nur ſolchen ſoll der Zweig der Milde blühn,
Die ſo wie du, mein Ajax, freigewillt
Aus ihres Volkes düſterm Wahnesmoder
Herauf ſich retteten ans heitre Licht
Der Götter ihres Königs.

Eleazar

Deiner Götter.
Sie waren deine, und ſo mußten ſie
Auch deines Ajax Götter werden, Herr.

Gorgias (kommt eilig)

Herr, Nikomedes hat den Kampf begonnen,
Wie du gebotſt.

Antiochus (wendet ſich nach der Couliſſe)

Der Kampf — iſt das ein Kampf?

Nikanor

Was iſt das? Iſts ein Wüſtenbild, das hier
Uns äfft? Doch hier iſt keine Wüſte. Wehrlos,
Den Schild nicht brauchend, laſſen ſie ſich ſchlachten.

Gorgias

Noch mehr — unglaublich iſts — die einen knien
Und ſingen Pſalmen, andre werfen ſich
Selbſt in der Unſern Schwert.

Antiochus

Als wärs ein Glück,
Sich ſchlachten laſſen, und ein Liebesdienſt,
Sie ſchlachten, von den Unſern.

Nikanor

Sie berauſchen ſich
Im Trank des Tods.

Antiochus

Nur Einer, mächtig ragend
Wie Ares, kämpft und ruft zum Kämpfen auf.
Iſt das nicht Judah, iſts der Kriegsgott ſelbſt!
Er ſpricht und wirft ſich in den Kampf, der Meinung,
Daß ſie ihm folgen. Seht, die Unſern weichen
Vor ihm allein. Nur tauſend Judahs, und
Mit meinen Hunderttauſend wär ich nicht
Des Siegs gewiß. Er ſieht ſich kämpfend um,
Ob ſie ihm folgen, eilt zurück und trifft ſie
Mit Reden, ſchärfer denn ein ſyriſch Schwert;
Nun mit geſchwungnem Speer ſtürzt er von neuem
Ins blutge Bad — vergebens — wendet nun,
Den Speer — ſo wie der Treiber auf das Vieh
Läßt er die Schläge auf die Trägen regnen.
Umſonſt. Nun droht er mit dem Schwert. Er haut
Den Nächſten nieder; doch der Nebenmann
Erhebt ſich nicht; er will den Tod, komm er
Vom Judah oder von dem Feind. Dies Volk
Bezwing ich wohl, doch dieſen Judah nicht.

Eleazar (für ſich)

Verfolgt mich ſeine Größe überall?
Beſiegt ſelbſt, ſiegt er!

Antiochus

Wer erklärt dies Rätſel?

Eleazar

Der Sabbathtag, an dem kein Heiliger
Was anders thut, als ruhn, bricht eben an.

Antiochus

Iſts ſo, benutzt die Thorheit! Gorgias, du

Wirfſt mit dem halben Heer dich auf den Feind
Und ſchlägſt die Thoren mit der eignen Thorheit.
Wir mit der andern Hälfte ziehen weiter,
Den Schreck der Überraſchung vor uns her.

(zu Nikanor)

Du ſendeſt Boten nach Jeruſalem
Im Namen ihres echten Hohenprieſters —
Und daß ers wirklich ſei, nimm ihr Geſetz
Zu Hilfe und der Prieſter Stammregiſter.

(Nikanor ab)

Uns nennt Tyrannen dieſes Thorenvolk?
Sein einziger Tyrann iſt ſein Geſetz;
Brecht auf. Des nächſten Abends Rot ſieht Ajax
Als Hohenprieſter. Gen Jeruſalem!

(Alle ab)

* * *

Verwandlung

Szene wie im erſten und zweiten Akt

Früheſter Morgen. Waffengeklirr und Geſchrei Kämpfender in der Szene. Ein Volkshaufen wirr durcheinander rufend aus der Stadt nach vorn

Joſuah

Getöſe wie von Waffen!

Eliah

Schrein vom Felſenpaß!

Miſael

Und mondenlang von Judah keine Nachricht!

Ruben

Gott Israels! es ſind die Syrier!

Alle

Wir ſind verloren!

Iſſaſchar (tritt aus der Mündung des Felſenpaſſes)

Nicht, weil Lea lebt.

Volkshaufe (durcheinander)

Wer iſts? ’S iſt Iſſaſchar, der Sohn Medinnah!
Der Ältſte von Modin! Herr, ſprich, was iſts?

Iſſaſchar

Ein Haufen Syrier, derſelbe, der
Vor Judahs Annahn ins Gebirg zurückwich,
Iſt eingedrungen in den Felſenpaß,
Der hier herauſſührt aus dem Terebinthenthal.
Verrat hat dieſen einzgen Weg zur Feſte
Den Feind gelehrt, den nur die Bürger kennen;
Doch Leas Wachſamkeit vereitelte
Den Bubenſtreich und die Natur des Paſſes,
So eng und ſteil voll Steingeröll und Dornen,
In dem ein tapſrer Mann ein ganzes Heer
Abhalten kann — und ſeht! ſchon iſt ſie Siegrin.

Lea mit Anhängern, den gefangnen Aaron in der Mitte, aus der Mündung des Felſenpaſſes

Jubelt ihr zu: Ein langes Leben Lea!
Der Mutter von Modin Tag ohne Ende!

Johannes mit Gefolge und dem gefangnen **Boas** aus der Stadt, von einem zweiten Volkshaufen begleitet, der ſich hinter **Lea** gruppiert)

Joſuah, Eliah, Miſael, Ruben

Der Mutter von Modin Tag ohne Ende!

Miſael

Fallt vor ihr nieder!

Lea

Nicht ſo. Nur dem Herrn,
Dem Schutzgott Israels gebührt der Preis
Und Judah, dem Erwählten; dann den Treuen,

Von deren Thun mein Aug ich Zeuge ſein hieß,
Damit mein Mund vor Judahs Ohr ſie rühme,
Vor Judah, der der That nichts ſchuldig bleibt.
Ich ſeh ihn, wie ſich ſeine Heldenſtirn
In Wolken hüllt, vernimmt er, wie Verrat
Modin bedroht, ein Bürger von Modin
Dem blutgen Feinde ſelbſt den Weg gezeigt,
Bis Sonnenſchein die Nachricht ihm entlockt,
Wie Treue den Verrat beſiegt und den
Verräter ſelbſt gefangen nahm. Zeigt ihn
Dem Volke!

(Es geſchieht)

Joſuah, Eliah, Miſael

Aaron!

Ruben

Der Bruderſſohn
Von Zimei!

Alle

Weh über Aaron!

Johannes

Herrin, noch mehr hat der Verrat gewagt.
Rückkehrend von den Thoren, die, wie du
Befohlen, ich mit treuer Hut beſetzt,
Ergriff ich dieſen hier. Er ſprach zum Volke,
Es ſchreckend mit erlognem Dräun der Zukunft,
Um ſie von dir hinweg, dem Syrier zu
Zu ängſtigen.

Lea

Wer iſt er?

Iſſaſchar

Tod den beiden!

Johannes

Hier iſt er.

Lea

Boas?

Volkshaufe

Weh! Weh über Boas!

Joſuah

Weh über Simeis ganzes Haus!

Miſael

Ergreift ſie!

Iſſaſchar

Werft ſie vom Felſen ihren Freunden zu!
Eh iſt nicht Sicherheit fürs Volk Modins.

Amri, von einem dritten, größern Volkshaufen begleitet, aus der Stadt

Amri

Streut Aſche auf das Haupt!

Dritter Volkshaufe (in großer Aufregung)

Streut Aſche! Aſche!
Der Syrier kommt!

Lea (tritt vor)

Volk von Modin —

Amri

Biſt du
Die Retterin, ſo rette jetzt!

Dritter Volkshaufe (drohend)

Ja, rette!

Lea

Volk von Modin, der Syrier dräut nicht mehr.
Und du, Sohn Simei, dein Verrat mißlang.
In unſrer Hand ſind deines Plans Geſellen,
Und abgeſchlagen iſt der Syrier.

Amri

Der Syrier? Der Hauſe — ha, was hilfts,
Den Hauſen? Schlag die Heere von Beth Horon,
Die Heere von Ammaus tilg uns aus!

Dritter Volkshauſe

Die Heere von Beth Horon! von Ammaus!

Lea

Der zwanzig Syrierheere hat vertilgt,
Lebt er nicht mehr, auch dieſe zu vertilgen?

Amri

Und halt des Königs Wagen auf, wenn er
Rückkehrt aus Perſien von Elymais,
Da, wo der Tempel ſteht aus purem Gold,
Die Fenſter von Demanten; jeder Zoll
Prägt hundert Krieger. Alles Volk umher
Schickt Sklavenhändler ſeinem Heere nach;
Das Kind im Mutterleib ſchon iſt verkauft.
Biſt du die Retterin, ſo rett uns nun;
Biſt du erwählt, ſo zeigs jetzt, thu ein Wunder!

Viele Stimmen aus dem dritten Volkshauſen

Ja, rett uns! Zeigs.

Der übrige dritte Volkshauſe

Ein Wunder! Thu ein Wunder!

Erſter Volkshauſe

(indem er, der bis dahin auf der andern Seite ſtand, nach rechts auf Leas Seite hinübergeht, um ſich mit dem zweiten zum Schutze Leas zu vereinigen. Amri und der dritte Volkshauſe zieht ſich aus der Mitte nach links)

Der Herr mit Lea aus dem Stamme David!

Lea

Schmach auf das Volk Modins, wenns beßres nicht
Will heißen, als der Stimme Tochter des

Verräters! Laſſt du ſeine Läſtrung nach,
Der dich will reißen in den eignen Abfall?
Was hat denn Simei für dich gethan,
Daß du die Seele ſeiner Hand vertrauſt?
Wie des Tyrannen Knechte hier den Altar
Erbauten, wie der Syrier dir griff
Nach deinem Gott, wars Boas, der dir half?
Wars Amri, der den Altar ſchlug, daß klingend
Das Bild des Greuls zerbrach? Nein, er beriet ſich
Und ſprach: Süß iſt das Leben.

Erſter, zweiter Volkshaufe und Iſſaſchar

Er beriet ſich —
Weh über Simei!

Boas

Herr, wer bin ich,
Daß ich vor deinem Volke ſprechen dürfte?
Und doch nimmſt du mir ſelber das Gewand
Der Demut ab und ſetzeſt mirs aufs Haupt
Wie einen Helm den Zorn zu zürnen des
Gerechten. Simei, mein Bruder, kam
Zu gehn zu opfern — ging er ſonſt um was,
Als um des Volkes Leben? War Antiochus
Der Ältre ewig? Hatten wir nicht Ruh,
Bis daß ſein Sohn den Szepter nahm und uns
Zurückgab unſern Gott und ſein Geſetz?
Iſt das nun beſſer, was dein Judah that,
Daß er begann, was er nicht enden kann,
Daß er die Söhn uns nimmt und wirft ſie hin
Dem nimmerſatten Syrierſchwert zum Opfer?

Dritter Volkshaufe

Daß er die Söhn uns nimmt? Weh über Judah!

Erſter Volkshaufe

Hoſianna Mattathias Sohn! Hoſianna!

Lea

O freilich hatten wir nicht Ruh, wenn Judah
Des Manns der Demut Bruder opfern ließ?
Ja, eben ſo, wie du demütig biſt,
So, wie dein Zorn gerecht, ſo wahr ging jener
Zu opfern, um ſein Volk zu retten. Heuchler,
Den keine Scham mehr bändigt, rettet' er
Das Volk, wenn er es lockte von dem Herrn?
Nein; er verdarbs mit ewigem Verderben,
Wenn Judah nicht, den ſich der Herr berief,
Das eigne Leben hinwarf in die Wage!

Erſter, zweiter Volkshaufe und Jſſaſchar

Weh Simei und ſeinem ganzen Haus!

Dritter Volkshaufe ſteht ungewiß.

Boas

Den ſich der Herr berief! Hat das der Herr,
Wer dann will Judah ſchmähn? Und hat ers nicht?
Sagts Judahs Mutter nicht: Er hats gethan?
Sitzt nicht ihr Hochmut mit im Götterrat?
Wer weiß es anders? Hat nicht alles Volk
Gehört, wie Gott den Judah rief? Jſts nicht ſo?
Ihr ſagt: Wir haben nichts gehört; es redet
Der Herr von Angeſicht nicht mehr mit Menſchen,
Nur durch die Schrift und Bücher des Geſetzes?
Nun gut; ſo ſtehts geſchrieben irgendwo?
Es ſteht geſchrieben: Retten will der Herr
Sein Volk zu ſeiner Zeit; er wills, der Herr
Wills retten; ſonſt ſteht in den Schriften nichts.
Es ſteht nicht drin: Der Judah ſoll es retten,
Noch irgend wer, denn nur der Herr. Und wenn
Ers will, braucht er den Judah? braucht er ſonſt wen?
Jſt er nicht ſtark genug, es ſelbſt zu retten?
Jſts Läſtrung nicht, zu ſagen, daß der Herr
Den Judah dazu braucht, noch irgend wen?

Dritter Volkshaufe und Amri (immer drohender)
'S iſt Läſterung! 'S iſt Läſterung!

Boas

Nun wenn
Der Herr den Judah nicht bewegt, was ſonſt?
Hat er aus Lieb zum Volk ihm vorgegriffen?
Denn vorgegriffen hat er ihm, wenn nicht
Der Herr ihn hat gerufen —

Dritter Volkshaufe und Amri
(immer drohender **Lea** auf den Leib rückend, indem von dem erſten und zweiten Volkshaufen immer mehr von ihr zurücktreten. **Iſſaſchar**, **Joſuah**, **Eliah**, **Miſael**, **Ruben** verweilen am längſten bei **Lea**)

Ja; er hat
Ihm vorgegriffen! hat ihm vorgegriffen!

Lea

Er hat ihm —

Amri (lachend)

Lieb zu ſeinem Volk? Er hats
Gehaßt, er hats verſpottet, hats verachtet.

Lea

Wagt man —

Dritter Volkshaufe

Er hats verſpottet! hats verachtet!

Lea

Sein Leben für den Feind?

Dritter Volkshaufe (immer aufgeregter)

Er hats! er hats!

Boas

Gott ſelbſt gab Israel in Feindes Hand,
Wos bleiben ſoll, bis er es ſelbſt errettet.
Mit Skorpionen wird ers züchtigen,

Ausſchütten all ſein Mark! Weh, weh dem Samen
Von Jakob, weh dem Volk von Israel,
Kehrts nicht freiwillig unter ſeine Hand!

Die Meiſten aus dem Volke

Weh Jakob! weh dem Volk von Israel,
Kehrts nicht freiwillig unter ſeine Hand!

Lea (ſteht verlaſſen)

Weh Jakob! weh dem Volk von Israel,
Folgt es dem Rate der Abtrünnigen!
Verblendet Volk, hör meine Stimme —

Amri

Fort!
Der Syrier ſteht am Paſſe; laßt ihn ein!

Volk

Ja! fort zum Syrier und laßt ihn ein!

Lea (hat ihnen den Paß abgewonnen, Joarim und Benjamin an den Händen)

Zurück! Nie! Nimmermehr! Und ſollt ich ſelbſt
Der Pforte Riegel ſein, dahingeſtreckt
Zur Erde dieſen Leib, der Israels
Erretter trug! Zwei Kinder und ein Weib
Zertretet erſt!

Amri

Noch haltet. Woran wird
Der Syrier in uns den Freund erkennen,
Daß er uns nicht mit ſeinen Feinden töte?

Volk

Ja, ſprich, woran?
(In der Szene immer näher kommend Muſik von Zimbeln, Flöten, Pauken)

Lea (reißt die Kinder an ſich)

Ha! ich verſteh ſein Aug.

Wachſt feſt an meiner Bruſt! Eh reiß der Tiger
In Stücken uns, eh er uns lebend trennt!

Amri

Bring ihm des Judah Brüder, daß er ſich
An ihnen räche! Über ihrem Haupt
Mach unſern Bund, Herr, mit dem Syrier.

Lea (indem Amri die Kinder ihr nehmen will)

O nun ein Wunder! Herr, ein Zeichen, biſt du
Mit Leas Sohn! Ein Zeichen, Herr! ſonſt war
Ein Traum nur dein Geſicht!

Amri

Gieb ſie gutwillig!

(Aus der Stadt kommen roſenbekränzte Jungfrauen, auf Flöten, Zimbeln, Pauken muſizierend, hinter ihnen roſenbekränzte Kinder, Frauen, Greiſe im feierlichen Zug; zuletzt **Simon.** Große Bewegung unter dem Volke)

Boas

Was kommt dort?

Aaron

Feſtlicher Geſang.

Amri

Was ſoll
Die Thorheit?

Aaron

Will das Volk den Retter preiſen?

Lea

Sie ſind nicht aus Modin.

Johannes

O wär es Judah!

Lea (aufſchreiend)

Es war kein Traum! Ha, Sieg!

Die Jungfrauen

Sieg! Sieg!

Boas

Verflucht!

Johannes

Simon!

Simon

Wir bringen Sieg. Mit deinem Judah
Der Gott der Zebaoth!

Amri

Bruſt, Bruſt, bleib ganz!
Der Judah Sieger? Thoren! Bei Beth Horon
Dort ſteht der Herr, die Wag in ſeiner Hand,
Und wägt ſein Volk, und in der Syrier Schale
Wirft er noch ſeines Zorns Gewicht. Der Herr
Wird richten!

Simon

Wird? Schon hat der Herr gerichtet.
Der Syrier Hunderttauſend wogen leicht;
Der Herr warf ſein Gewicht in Judahs Schale.
Der Judah rief den Herrn, da wandelte
Ein Rauſchen in den Palmen über ihm
Und wirbelte den Sand empor und warf ihn
Den Syriern in die Augen, daß ſie blind
Des Judah Schwert nur fühlten und nicht ſahn.

Lea

Der Herr geht vor dem Judah her, hört ihr?
Der Herr gehorcht, wenn ihn der Judah ruft!

Erſter Volkshaufe (wieder um Lea)

Er iſt! er iſt! der Herr iſt mit dem Judah!

Amri

Unſelige, was raſt ihr da? Ein Kind
War bei Beth Horon Syriens Heer; ſo wie

Ein reiſger Mann gegen ein Kind, ſo iſt
Das Heer, das bei Ammaus ſteht, gegen
Das von Beth Horon. Nicht die Waffen brauchts.
Wenn ſie vom Jordan trinken, wird er leer;
Sie atmen, und die Luft iſt weggeatmet
Über Israel; all ſein Vieh verſchlingt
Ein Mahl; vor ihrem Auftritt bebt die Erde;
Der Wind von ihrem Schrei wirft Judah ſchon.
Der Herr läßt ſich mit Glück den Frevler mäſten,
Eh er ihn ſchlachtet zu der Rache Mahl.
Und er wird richten! bei Ammaus wird
Er richten.

Simon

Dort gerichtet hat er ſchon,
Dort bei Ammaus hat der Herr gerichtet!
Wer zeigt die Stoppeln noch von ihrer Saat?

Iſſaſchar

Weh, Weh und Tod dem Hauſe Simei!

Lea

Der Herr ſetzt Judah auf des Herren Stuhl
Und läßt ihn richten über Syrien.
Judah iſt mehr, als Menſchen ſind; er iſt
Aus Erde nicht geſchaffen!

Amri

Einen Fluch,
Der mich erleichtert! Noch nicht. Kehren laß
Antiochus von Elymais erſt.

Simon

Er iſt gekehrt —

Amri

Und wird euch ſchrecklich richten!

Simon

Niemand mehr richtet, den der Herr gerichtet;
Denn unterwegs ſchlug ihn des Herren Hand.

Warf tot ihn von dem Wagen auſ das Feld;
Ein Denkmal. Seht: ſo ſtraft der Herr Tyrannen!

Lea

Gnügt dir dies Wunder, wunderhungrig Volk?

Iſſaſchar

Tod über Boas; über Amri; Tod
Über Simeis ganzes Haus!

Volk

Er ſterbe!

Iſſaſchar

Reißt ſie aus ihren Häuſern! Steinigt ſie!

Volk (indem ſie die Simeiten ergreifen)

Ja, ſteinigt ſie!

Iſſaſchar

Hier mit des Altars Steinen,
Auf denen Simei geſündigt hat.

Volk

Laßt keinen fliehn!

Naemi (flehend den Saum von Leas Mantel faſſend)

Herrin!

Lea

Was geht die Tochter
Boas mich an? Fort!

Volk

Boas Tochter? Hin
Mit ihr zum Tod, mit Boas ganzem Haus!

Simon

Herrin, rett Judahs Weib!

Lea

Aus Königstöchtern
Wählt Judah ſich ſein Weib. Willſt du den Zorn
Des Herrn verewgen? Wer, wenn zu Gericht
Er geht mit ſeinen Feinden, hindert ihn?
Nun auf, ihr Fraun von Israel, zum Reihn,
Zum Siegesreihn mit Zimbeln und mit Pauken!
(Sie nimmt einer von den Frauen die Zimbeln, ſetzt ſich an die Spitz des Zuges und führt ihn zimbelſchlagend linksum über die Bühne)

Naemi (indem ſie fortgeriſſen wird)

Ich bin des Judah Weib! Um Judahs willen!
Die Menſchen hören nichts; hör du mich, Herr!

Volk

(hat die Zweiten auf die Knie geriſſen, hält die Hände über ſie)
Nieder! Ihr Blut über ihr Haupt! Sie haben
Den Herrn geläſtert!
(Sie laufen zurück, um Steine zu holen)

Boas (knieend)

Halt!

Amri (ebenſo)

Ein Bote!

Boas

Hört
Den Boten erſt!

Nathan (kommt aus dem Thore)

Weh Israel!

Amri

Ha, Rettung!

Lea (den Zug aufhaltend)

Ein Bote? (ihm entgegen) Welchen neuen Sieg kommſt du
Zu melden?

Amri

Keine Taube mit dem Ölblatt!
Ein Hiobsbote!

Nathan

Weh dir, Israel!
Antiochus zieht auf Jeruſalem.

Lea (nimmt eine Spange von ihrem Gewand)

Da, nimm das Kleinod hier für deinen Scherz
Und gieb uns ſeinen Kern! Welch neuer Sieg
Lieh deinen Atem?

Nathan

Iſts ein Scherz, ſo iſts
Ein blutger, den nur Wahnſinn kann belachen.
Antiochus —

Lea

Wenn du nicht ſcherzeſt, lügſt du,
Doch viel zu ungeſchickt, um uns zu täuſchen,
Sagſt du, die Toten ziehen in das Feld!

Nathan

Der Junge iſts, der Alte nicht; er zieht —

Lea

Noch beſſer! Thor, du weißt nicht, daß der Junge
Israels Freund iſt? Nun, ſo kommt er denn,
Bekehrt von Eleazar zu den Unſern,
Um Judah zu begrüßen.

Nathan

Feindlich kommt er;
Sein Liebling Ajax, ein Abtrünniger
Aus Israel, iſt ſeines Zuges Seele.
Er hat den König uns zum Feind gemacht.
Schon zieht er auf Jeruſalem.

Lea

Er komme!

Dort bei Ammaus ſteht der ſtarke Judah;
Er mag nur kommen; er wird wieder gehn!

Nathan

Dort bei Ammaus ſteht kein Judah mehr —
Unaufgehalten zieht Antiochus
Mit ſeinem Volke nach Jeruſalem;
Dort herrſcht der Hunger und die Peſt; es kann
Sich keinen Tag lang halten gegen ihn.

Jojakim (aus der Stadt)

Heil Israel!

Lea (zu Nathan)

Hörſt du?

Jojakim

Du biſt gerettet!

Lea

Nun ſcherze weiter.

Jojakim

Judah —

Lea

Hat geſiegt —

Jojakim

Den Frevler ſchlug der Herr —

Lea

Den Syrier.

Jojakim

Den Judah. Gott verwarf ihn!

Nathan

Hörſt dus nun?

Lea

Sie raſen —

Jojakim

Den Verruchten, der das Volk
Am Tag des heilgen Sabbaths kämpfen hieß.
Doch Jojakim ſchuf, daß ſie wehrlos ſtarben.

Lea

Wahnſinniger! Er hat das Volk verderbt
Und rühmt ſich noch der That. Zum Tod mit ihm!
(Niemand gehorcht; das Volk verläßt einer um den andern Lea)

Jojakim

Du haſts verderbt. Verfluchter noch als Kain,
Hat dieſes Weib ſein ganzes Volk erſchlagen!

Lea

Was ſteht ihr bleich? Verloren iſt noch nichts;
Hinausgerückt nur iſt das Ziel, damit ſich
Des Herren Wort erfülle. Noch iſt nichts
Verloren, noch lebt Eleazar!

Jojakim

Ajax —

Lea

Verflucht er und ſein ganzes Haus! In Martern
Müß ihn die Mutter ſterben ſehn! —

Simon

Halt ein —

Jojakim

Fluche nur zu!

Lea

Nenn mir ihn nicht. Noch lebt
Ein Richter ihm, und nun iſt ſeine Zeit,
Der Tag, an dem er fragt: Iſt Judah größer?
Ihn und nicht Judah krönte das Geſicht.
Nun wird er auferſtehen, wie die Sonne wird
Er auferſtehen, wie die Sonne wird er wandeln

In ſeiner Thaten Glanz. Judah war nur,
Der vor ihm herging, nur ein Stern der Nacht,
Doch Eleazar wird die Sonne ſein!
Er wird ihn faſſen, den Abtrünnigen!

Jojakim (auflachend)

Den Ajax Eleazar?

Lea

Ihn und dich.

Simon

Weh mir und dir, daß ſo des Vaters Wort
Zur Wahrheit wird!

Lea

Was willſt du, Thor? Welch Wort?

Simon

Du ſelber müßteſt einſt dem Liebling fluchen.

Lea

Du raſeſt —

Simon

Ajax iſt dein Eleazar.

(Alles weicht entſetzt einen Schritt zurück)

Bei meiner Brüder Leben! ſelber ſah
Ich ihn in Jericho, da ich verkleidet
Als Späher dort verweilt.

Lea (ſteht ganz verlaſſen)

Weh! — Wer ruft Weh
Hier, wo die Sieger jubeln? Steht ihr bleich?
Iſts Sitte, bleich ſein, wenn ein Rabe krächzt?
Auf, Töchter Israels, zum Siegesreihn!

(Sie thut einige Schritte; der Zug bleibt vor Entſetzen ſtehn; ſie ſelbſt, wie ſie ſich auf den Geſichtern orientiert, wie erſtarrend)

Weh mir, und weh dem Tag, an dem ich ward!

(Sie zerreißt ihr Gewand)

Jojakim

Er ſollte König ſein: nun iſt ers. Schreckt
Dich deines Hochmutstraums Erfüllung nun?

Lea

So wär des Herren Wort? — zweideutig Heil
Vorſpiegelnd, doch Verderben —

Simon

Nein, er hält
Sein Wort; ob uns zum Lohn, ob uns zur Strafe,
Giebt er in unſre eigne Hand.

Lea (lachend gen Himmel)

Ich hab
Noch Kinder!

Amri

(reißt ihr Jojakim von den Händen und führt ihn nach links, wo er gleich feſtgehalten und abgeführt wird)

Nun nicht mehr.

Simon

(ſtürzt auf ihn zu, als Amri auch Benjamin nehmen will)

Verruchter, fort
Die Hand —

Amri

Auch du kommſt mit. Ergreift ihn, Männer!

(Sie thuns)

Und jenen!

Johannes, auf den er zeigt, wird gepackt. Nun reißt er ſelbſt auch Benjamin von ihrer Seite und eilt mit ihm ab)

Lea

(will nach; die noch zurückgebliebnen Männer halten ſie zurück)

Meine Kinder!

Amri (im Abeilen)

Hol ſie dir

Beim König! (Mit ſeiner Partei und den Gefangenen ab)

Lea

Meine Kinder!

(Will nach; indem ſie erſchöpft zu Boden ſinkt und die Jungfrauen ſich um ſie bemühen)

Meine Kinder!

Vorhang fällt

Ende des dritten Akts

Vierter Akt

Auf dem Wege von Modin nach Jeruſalem

Mehrere Felswege kreuzen ſich unter Sykomoren und Granaten. Schroffe Felswände zu beiden Seiten. Vorn rechts eine große Sykomore; links ein Granatenbuſch. Hinten Jeruſalem. Es dämmert

Aaron und **Gefolge** mit dem gefangenen **Johannes**

Aaron

Hier haltet einen Augenblick, bis Amri
Uns mit den Kleinen eingeholt.

Amri und **Gefolge**, in deſſen Mitte **Joarim** und **Benjamin**

Amri

Wo iſt
Mein Oheim?

Aaron

Herr, voraus.

Amri

Hier laßt uns raſten!

Benjamin (zu Joarim)

Dort kommt die Mutter. Wer iſts, der ſie führt?

Joarim

Sie wankt' und fiel und rafft' ſich wieder auf
Und fiel von neuem —

Johannes
Welch ein Anblick!

Joarim
Da
Erbarmte ſich ein ährenleſend Mädchen
Und lief herzu und hob ſie auf.

Johannes
O ſeht!
Zerriſſen das Gewand; wie ein Gewölk
Vom Wind gepeitſcht das Haar um ihre Schläfe;
Vom öftern Stürzen auf den Felſenkanten
Das Antlitz blutig und voll Staub!

Benjamin
Ach, Mutter!

Joarim
Du arme Mutter!

Lea (erſt noch in der Szene)
Weile, blutger Amri!

Amri
Still, Brut, wenn ſie am Leben bleiben ſoll.
Bei Simei! der Schwur iſt heilig. Fort!
(Er winkt; Amris und ein Teil von Aarons Gefolge mit den Kindern ab)
So ächzt der Kiebitz hinter ſeiner Brut.
Erſt macht es Spaß mir, doch nun Langeweile.
Schnell fort, daß ſie zurückbleibt!
(bleibt ſtehen und packt Aaron)
Daß der Herr
Dich treffe, Knecht! wo haſt den Simon du,
Den Älteſten?

Aaron
Du biſt nicht wütender
Als ich, und ich nicht ſchuldiger als du.

Amri
Nicht ſchuldiger, tilg ich mit dieſem Meſſer
Die Schulden dir!

Aaron
Erſt höre, wies geſchah.
Dort, wo der ſteilſte Fels auf ſchmalſtem Weg
Uns Mann nach Mann zu gehen zwang, dort ſprang er,
Wo die Gazelle nicht zu ſpringen wagt —

Amri
Und keiner hielt ihn?

Aaron
Doch. Aſſarja,
Der Nächſte hinter ihm; ihn riß er mit
Und — lebt er? iſt er tot? Ich weiß es nicht.

Lea
(tritt auf, von einem Mädchen geführt)
Häuf nicht des Rächers Grimm! Gieb mir die Kinder,
Daß er dich ſchone!

Amri
Machſt auch du den Kopf
Mir warm?

Lea
Wo ſeid ihr?

Amri
Hörſt du? Bleib zurück!

Lea
Johannes! Benjamin! Hört ihr?

Amri
Ich will
Mir Ruhe ſchaffen. Bindet mir das Weib
Dort an die Sykomore!

Lea
Binden? Mich,
Die ſchon die Schwäche bindet?

Amri
Schnell! Hierher!
(Sie wird ergriffen; das Mädchen flieht)

Lea

Thus nicht! Thus nicht! Der Herr wird es nicht dulden,
Daß du es thuſt. — Läßt du die Luſt doch mitgehn;
Sieh, die Gedanken könntſt du mir nicht binden,
Daß ſie nicht folgten deinem Schritt, und ſieh,
So ſtill wie ein Gedanke will ich ſein.
Nicht einmal bitten will ich mehr!

Amri

(zeigt an die vordere Seite des Stammes der Sykomore)

Hierher.
Vorwärts! (zu einem) Nicht weinen ſollſt du, binden,
Schurke!

Lea

(während ſie hingeſchleppt und gebunden wird)

Unmenſchen, ein ohnmächtig Weib zu binden!
Nein, nicht Unmenſchen! denn ihr könnts ja nicht.
Seht, hier ſind meine Hände; wie ein Kind
Laß ich mich binden; denn ihr könnts ja nicht.
Und hättet ihrs gethan, ihr fluchtet euch
Vor Mitleid ſelbſt und ſchnittet wieder auf —

Amri

Lernt Hochmut ſelber betteln?

Lea

Sieh, wie ruhig
Dein Schmähn ich trage.

Amri

Schwäche iſt geduldig.

Lea

Mann, weine nicht; wenn du um mich weinſt, was
Soll ich dann um die Kinder thun? Wenn du
Nur ſeufzeſt, müßt ich untergehn in Thränen.

Amri

Uns ſiedſt du nicht in Thränen weich; verſuchs
Nun mit dem Strang! Vielleicht reißt er aus Mitleid.

(Amri, Aaron und Gefolge gehn)

(**Naemi** tritt mit dem Mädchen auf, das auf **Lea** zeigt)

Lea

Ich weiß, ihr könnt nicht gehn, nicht ſo mich laſſen —

Naemi

Sie iſts! ich danke dir.

(Mädchen geht)

O, welch ein Anblick!

Lea

Weh mir! was iſts ſo ſtill? Sie ſind gegangen,
Und ich — was folg ich nicht? Elendes Seil,
Willſt du die Mutter von den Kindern trennen?
Sieh, was die Mutterliebe kann; ſo reiß
Ich dich in Stücken!

(Vergebliche Anſtrengung; es wird Nacht)

Weh mir! So allein
Im wilden Felſenthal muß ich verſchmachten,
Und meine Kinder ſterben fern von mir!

Naemi

Ich knüpf ſie los. O Hände, zittert nicht!

Lea

Wer ſpricht hier? Wem gehört die Helferhand?
Wer knüpft mich los? Auf meinen Händen fühl
Ich Thränen; weiche Locken fallen drauf.
O, das ſind Haare, ſo wie Joarims,
Ein Veilchenatem, ſo wie Benjamins.
O, wer du biſt, wenn du kein Engel biſt,
Laß deine Mutter nicht! laß dich nicht ſtehlen!
Sieh, auf den Knieen, wär ich frei, läg ich
Vor dir: o Kind, gehorch ihr, iſt ſie doch
Die Bruſt nur, und du biſt das Herz darin.
Doch redet ſie von Große, hör ſie nicht!
Iſt ihr der Thron zu niedrig, Größe ſelbſt
Nicht groß genug für dich, hörs nicht; jed Wort

Zuckt tauſend Schwerter einſt auf dich und ſie.
Und rief der Herr dich ſelbſt, o hör es nicht!
Wir müſſen thun nach unſerm Wort; er thut,
Was ihm gefällt; wer rechtet mit dem Herrn?
Er zieht den Vorhang ſeiner Wolken zu,
So wie die Mächtigen der Welt es thun;
Stürm deine Klage hin, du Leidender;
Schrei auf um Unrecht, das ſie dir gethan;
Sie lächeln ihrer Macht und hörens nicht!

Naemi

Ein Arm iſt frei.

Lea

O Kinder! meine Kinder!
Ihr ſolltet Helden, ſolltet Könge ſein; —
O wärt ihr Bettler, doch ich hätt euch hier,
Wärt ihr verachtet, doch in meinen Armen,
Wärt ihr verabſcheut, doch an meiner Bruſt!

(Sie iſt losgebunden)

Herr, was ſtrafſt du die Kinder? Strafe mich!
Such meine Schuld, Herr, an mir ſelber heim!
Was ſchläfſt dein Donner? Herr, ruf deinem Blitz!
Laß deine Winde raſen, dein Geſchoß,
Den Hagel, wirf nach mir; ſieh, ſelber bahn
Ich deinen Fluten einen Weg zu mir!

(Sie reißt ihr Obergewand ab)

Fort, Spangen! Fluch, was glänzt und was verlockt!
Verflucht ſei Größe, außen ſtrahlenblendend,
Innen voll Dornen! Ruhm, verflucht ſeiſt du,
Ein Treiber ohn Erbarmen! Winde, peitſcht

(Sie reißt die Haare los)

Mit meinen eignen Haaren mich! — O ſtill:
Ein Hamſter ſchleicht zu ſeinem Neſt; er hat
Die Backen vollgefüllt für ſeine Kinder.
Der Vogel auf dem Zweig ſchrickt aus dem Schlaf;
Ein Habicht hat die Kinder ihm geraubt,

So träumt er, und er rafft ſich auf, der Schwache,
Vom Starken ſie zu retten. Seht mich, Mütter
In Feld und Wald, am Himmel und auf Erden,
Hier eine Mutter, unnatürlich, wie
Sonſt keine! Sieben Söhne, wie ſie nie
Ein Mutterauge ſchöner ſah, hat ſie,
Sie ſelbſt verderbt! Helft mir der Tigrin fluchen!
O, keine Tigrin hätte das gethan! —
Der am einſamen Bett der Hindin ſteht,
Ihr aushilft in der Stunde der Geburt,
Wenn ihre Seele zagt, Herr, ſieh verblutend
Ein Mutterherz aus ſieben Todeswunden,
Das ganze Weib Ein brechend Mutterherz,
Und ſprich: Es iſt genug! (Sie ſinkt zuſammen)

Naemi (ſie haltend)

Herrin, du ſinkſt,
Erquicke dich an dieſem Quell.

Lea (matt)

Wer ſpricht?
Die Ährenleſerin, die heut mich aufhob
Und führte? Geh und ſei geſegnet; iſts
Auch nur der Segen eines armen Weibes.
Geh heim; ich bleibe hier; ich will hier ſterben.

Naemi

Von ihrem Schmerz erfüllt, kennt ſie mich nicht.
Trink, Herrin!

Lea

Deine Stimme thut mir weh.
Geh, Mädchen! Mädchen? Nein, du biſt kein Menſch!
Die Mutter trinken, wenn die Kinder ſchmachten?

Naemi

Um deiner Kinder willen ſtärke dich,
Daß du ſie retteſt!

Lea (wie erſchreckt)

Retteſt? Was ſagſt du?
Sie retteſt?

Naemi

Iſt der König doch ein Menſch;
Er wird die Kinder deinem Flehn nicht weigern.

Lea

Er wird — biſt du ein Engel? wird er? ja!
Er wird! Kennteſt du meinen Benjamin;
Sähſt du ihn lächeln, o du müßteſt ſagen:
Er kann den Kindern nichts zu leide thun!
Fort! Weh mir! Nun ich retten könnte, bin ich
Gelähmt.

Naemi

Hier trinke, daß dein Geiſt zurückkehrt
Zu dir. Ich führe dich und, wirſt du matter,
So trag ich dich —

Lea

Gieb! Gieb den Trank. Vergebt
Mir, Kinder, daß ich trinke! (Sie trinkt) Trink ich doch
Nur, euch zu retten. — Sieh, nun bin ich ſtark.
Doch wohin führt der Weg zum Syrier nun?

Naemi

Schon ſuch ich ihn. Hörſt du die fernen Klänge?
Ein Bußpſalm — dorther kommt er, wo das Licht
Der Nacht den milden Silberduft ſich ſelbſt
Voranſchickt und den breiten, dunkeln Hügel
Abzeichnet, hinter dems heraufkommt. Dort
Der Hügel muß der Ölberg ſein, dort liegt
Jeruſalem —

Lea

Die Stimme! Das iſt nicht
Die Ährenleſerin —

Naemi

Und dort im Thal

Seh ich des Königs Zelte ſchimmern. Komm
Den Weg hier; ſchon wirds hell.

(Der Mond geht über Jeruſalem auf)

Lea

Du biſt Naemi!
Was willſt du dort?

Naemi

Die Kinder retten.

Lea

Du?
Fort! ſei barmherzig! — Du, die ich gehaßt?
Die ich verfolgt?

Naemi

Du mußteſt mich verfolgen,
Damit du endlich meine Treue ſähſt.

Lea

Dem Glücke folg; ich hab nichts mehr zu geben.
Zu deinem Vater geh, zu ſeinen Göttern!

Naemi

Ich geh mit dir, wohin dein Fuß dich führt.
Dein Gott iſt mein Gott; wo du ſtirbſt, da ſterb
Ich auch; da will ich auch begraben ſein.
Kehr dich nicht weg. So wahr der Herr lebt, nur
Der Tod ſoll mich von Judahs Mutter ſcheiden.

Lea ſinkt vor ihr auf die Kniee

Naemi

Was thuſt du, Herrin?

Lea

Laß mich! Du biſt beſſer
Als ich. Vergieb mir und dann ſegne mich,
Damit ich gehe!

Naemi

Ohne mich?

Lea

Wohin
Ging ich von nun, daß du nicht mit mir gingeſt
Als meiner Seele beßrer Teil? O ſieh,
Schon hab ich meiner armen Kinder Erbe
An dich gegeben, meine letzten Thränen. —
Soll dich, das ſchöne, junge Weib, das Aug
Der rohen Krieger ſehn? Nein, bleibe hier
Und warte mein; bald kehr ich mit den Kindern.

Naemi

Gehorſam deinem Worte bleibt Naemi,
Und es geleiten dich des Herren Engel!

Sie führt ſie ab. Von der andern Seite kommen **Judah**, **Uſiel** und einige **Krieger**

Judah

(zu den Kriegern im Auftreten)

Schnell fort und rufts durchs ganze Israel;
Ich ſchleiche nach Jeruſalem mich durch.
Dort herrſcht der Hunger und die Peſt; doch hat
Die Herzen nur die Not noch nicht gelähmt,
Und kann ichs halten, bis ihr Hilfe bringt,
Dann, Syrier, ſitz feſt auf deinem Thron,
Sonſt ſchüttelt Judah dich wie reifes Obſt!

(Die Krieger gehn; Naemi kommt zurück)

Naemi

Hier im Granatenbuſch will ich mich ſetzen,
Doch ſchlafen nicht; ſonſt ſäh ich ſie nicht kehren.

Judah

(einige Schritte nach hinten)

Wie Sicherheit hier mit bequemem Flügel
Dies Lager brütet. Kein Verhau! Kein Graben!
Iſt Judah tot? Iſt er ein Thor geworden,
Daß man ihn höhnen darf? Geduld, bis dir
Die ausgefallnen Schwingen wieder wachſen;

Dann zahl die neue Schuld ihm mit der alten.
Nun nach Jeruſalem!

Naemi (aufſchreckend)
Es nahen Männer!
Die Stimme — ja er iſts!
(Sprachlos zu ſeinen Füßen)

Judah
Was will dies Weib?

Naemi
Mein Herr!

Judah
(überraſcht, er hebt ſie auf)
Röslein von Saron! Lilie
Im Garten Salomo!

Naemi (weinend)
Voll Staub und Blut —

Judah
Nichts; nur mein Bett hat abgefärbt.

Naemi
Du ſchlieſſt
Auf Stein, mein armer Herr? und ohne Polſter?

Judah
Wie mancher ſchlief die Nacht gar ohne Kopf.

Naemi (lachend)
Daß ich dich wieder habe, lieber Herr!

Judah (ſie an ſich drückend)
Blüh auf, mein Röschen, blüh; hier iſt dein Boden.

Naemi
So ſchlug die Nachtigall, wie du zuerſt
Hierher mich pflanzteſt, und ſo wob der Mond
Um ſie und den Granatbuſch all ſein Gold.

Judah

Und doch, mein Röschen, deine Nachtigall
Um einen Mund voll Brot, all deinen Mondſchein
Um einen Becher Wein, und wär er ſauer!

Naemi

Du Armer hungerſt, und ich habe nichts!

Judah

Hör, Uſiel, ein Rätſel. Sprich, was iſts?
Der Männer hunderttauſend ſprengens nicht,
Doch füllt ein einzig flüſternd Weib es aus. —
Doch wie kommſt du hierher? Was macht meine Mutter?
Was, meine Brüder?

Naemi

Deine Brüder ſind —
Beim Syrier.

Judah

Mehr, als ich fürchtete.
Und meine Mutter? wo, als bei den Kindern?
Wie? ja, ich trafs?

Naemi

Sie hofft —

Judah

Sie hofft —? Kein Weib
War weiſer, keine Mutter thörichter!
(Zu Uſiel)
Ich eile nach Jeruſalem; hörſt du
Uns aus den Thoren brechen, wirf dein Häuflein
Vom Fels in ihre Sicherheit. Vom Syrier
Hoffſt du die Kinder, Mutter? Selbſt ein Kind
In deinem Wahn. Der Syrier wird ſie geben
Nicht deinem Flehn, doch deines Judah Schwert!
(Will gehn, bleibt)
Und wenn — nein — bleib — hinunter, Herz; ich kann
Nicht helfen, Mutter! Mit Jeruſalem

Iſt Israel verloren. Nein; ich darf
Das Spiel nicht wagen. Hier verblute, Menſch
In Judah; wohn von hier in dir allein,
Errettung Israels, des Judah Seele!
Ich laſſe dich im Schutze Uſiels,
Mein Weib. Leb wohl! Vielleicht ſehn wir uns wieder.

Naemi

Nie, wenn du mit Vielleicht Naemi töteſt!
Herr, wer giebt dir das Recht, allein zu ſterben?
Ich geh mit dir; mein Leben iſt in deinem.

Judah

Nicht ſterben, leben will ich! Geh! Leb wohl!

Er geht einige Schritte nach hinten. Uſiel und Naemi nach der Seite; er bleibt ſtehn und wendet ſich unwillkürlich noch einmal nach Naemi; er ſchämt ſich, den wahren Grund ſeines Umwendens merken zu laſſen und ruft)

Uſiel!

Uſiel

(indem er und Naemi ſich wenden)

Ja, Herr; was willſt du?

Judah

. Nichts; es kam
Mir ein Gedanke nur, doch nahm ich ihn
Zurück.

(Naemi ſprachlos in ſeinen Armen)

Röslein von Saron — (Er bezwingt ſich) Geh! Leb wohl!

Er macht ſich los und geht raſch nach hinten, Uſiel und Naemi nach der Seite ab

* * *

Verwandlung

Eine Straße in Jeruſalem mit Ausſicht nach dem Tempel; Mondſchein, Gewitterwolken am Himmel

Hungernde und Kranke vor den Thüren, vorn ein Weib mit einem Kinde und ein Greis

Simon von der einen, **Jonathan** von der andern Seite, ſehn ſich, wenden ſich traurig ab, dann fallen ſie ſich ſchluchzend in die Arme

Simon

O daß ich nie entrann den Händen Amris!

Jonathan

O Simon!

Simon

Jonathan!

Jonathan

Alles verloren!
Durch Zions Gaſſen rief ich auf zur Wehr —
Keine Antwort, kaum ein Blick, der matt ſich hob,
Als wollt er fragen: Wer ſtört mich im Sterben?
Und ſchwach zurückfiel, eh er mich erreicht.

Simon

Kein lebend Menſchenaug ſah, was das meine
Den kurzen Weg durch Akras Straßen ſah.
Hier tot ein junges Weib, das Kind verſchmachtend
An ihrer Bruſt, und über ſie hinweg
Lacht wild der Wahnſinn aus dem Aug des Gatten.

Jonathan

Ich ſah, wie Sterbende ſich niederlegten
Gleichgiltig ſo, als wärs zum Schlaf, und Leichen
Zum Polſter nahmen für ihr Haupt, um andern
Denſelben Dienſt zu leiſten.

Simon

Hunger dient
Der Peſt, und die dem Tod, ſchrecklich wetteifernd

In ihres Dienſtes Haſt; und wo nicht Tod,
Da ſchaut Verzweiflung aus den ſtieren Augen.
Sie haben keinen Fluch mehr, keine Thränen.
Der Feind pocht an das Thor; ſie hörens nicht.
Kein Ruf weckt die lebendgen Leichen mehr.

Das Weib
(zu Jonathan, ſein Gewand faſſend)
O, einen Biſſen nur! Sieh, Herr, mein Kind
Verſchmachtet. Einen Biſſen nur, und wär er
So, daß dein Hund ihn ekelnd liegen ließ!

Jonathan (reißt ſich los, ſchmerzlich)
Unglückliche, wer giebt mir, euch zu geben?
Wollt ich von meinem eignen Fleiſch dir geben,
Nicht ſoviel ließ mir Hunger; dich zu ſättgen.

Das Weib
Um deines Bruders Judah willen, Herr!
Meine Mutter, Herr, und meine ſieben Brüder,
Sie hofften bis zum letzten Augenblick:
Käm Judah nur, dann wären wir gerettet.
Sie ſtarben alle, und kein Judah kam.

Jonathan
Unglückliche, hier hilft kein Judah mehr!

Greis (ohne ſich zu bewegen)
Kommt Judah?
Weib
Hörſt du, Herr? Er hörte uns
Den Judah nennen. Nein, mein armer Vater!

Simon
Was iſt das? Hörſt du? Fernes Schrein —

Jonathan
Das iſt
Der Syrier, der unſre Schwäche nutzt.
Auf, Volk Jeruſalems! der Syrier ſtürmt!
Auf! zu den Mauern, Krieger!

Simon

Auf die Steine:
Sie hören dich; doch dieſe Leichen nicht.

Jonathan

Schon naht der Lärm; er iſt ſchon in den Mauern.
Herr, was beginnen?

Simon

Frag die Weiſen hier;
Beredt iſt ihre ſtumme Antwort: Sterben!

Jonathan

Doch das iſt weder Kriegsgeſchrei noch Wehruf!

Simon

'S iſt Jubel —

Jonathan

Näher kommts. Sie rufen —

Volk
(erſt noch in der Szene ganz fern)

Judah!

Jonathan

Deutlich hör ich den Ruf! Er iſts!

Volk

Er iſts!

Die Herumliegenden (halb aufgerichtet)
Der Judah?

Weib (zum Greiſe)
Hörſt du, Vater? Judah kommt!

Greis

Der Judah — (Er ſtirbt)

Weib

Herr, er ſtirbt! Weh mir, er ſtirbt
Und hat den Judah nicht geſehn!

Volk (näher jubelnd)

Er iſts!

(Die Herumliegenden ſitzen voll Spannung: manche raffen ſich auf)

Simon

Aufrafft ſich, was halbtot ſchon lag; nur einer
Iſt auf der Welt, der das vermag.

Volk (näher)

Der Judah!
Der Vater!

Weib

Ja, er iſts!

Die Übrigen (ſich aufraffend)

Er iſts!

Weib

(zu ihrem Kinde, das ſie hoch hebt)

Schau, Joel,
Mein Knäblein, Judah, unſer aller Vater!

Jonathan

Sieh, wie ſie ſeine Knie umfaſſen. Kaum
Kann er den Fuß erheben. Lachend, ſchluchzend,
Wie Kinder zu dem lang vermißten Vater,
Durſten ſie auf zu ſeinem Heldenantlitz
Und trinken Mut aus ihm.

Simon

Sieh, wie dies Weib
Mit ausgezehrtem Arm ihr Kind erhebt,
Daß es ihn ſeh!

Jonathan

Todkranke Greiſe ſchleppen
Sich mit der letzten Kraft in ſeinen Weg,
Nur um des Helden Kleider zu berühren.
O Schauſpiel ſondergleichen! Wunderanblick!
So wie ein Adler ſeine Kinder trägt,
So trägt er Israel auf ſeinen Schwingen.

Wie hinter Scherzen er ſein Mitleid birgt,
Der Mann, der ſeine Tugenden verhüllt,
Daß unſre Armut nicht an ſich verzweifle!

Simon

Willkommen, großes Herz von Israel!
Laß uns entgegen, wenn es möglich iſt,
Dies Volksmeer zu durchſchwimmen! (Beide ab)

Volk

(hereindringend, durcheinander. Die Frauen ihre Schleier ſchwingend)

Hoſianna!
Hoſianna in der Höh! Judah, der Vater!

Judah tritt auf mit **Simon** und **Jonathan**. Das Volk kämpft darum, an ſeinem Weg knieend, ſeine Kleider zu berühren

Judah

Mein Volk —

Volk (wie vorhin)

Still, Judah ſpricht! Tod, wer ihn ſtört!

Judah

(iſt aufgeregt und bezwingt gewaltſam ſeine Rührung)

Ihr hungert, Kinder? Deſto beſſer wirds
Euch ſchmecken, wenn der Syrier heimgejagt
An trocknen Rinden kauen muß. Und bald
Jag ich ihn heim. Nur noch zehn Tage haltet
Jeruſalem, dann zieht ein Heer von Brüdern
Heran, euch zu befrein.

Jonathan

Zehn Tage, Herr
Und Bruder? —

Simon

Kaum drei Tage reicht der Vorrat,
Das Leben ärmlich uns zu friſten, nur
Daß wir nicht ſterben.

Judah

Steht es ſo? — Dann hat
Der Herr uns auf uns ſelbſt geſtellt, zu zeigen,

Was er vermag. — So bringt, was ihr noch habt,
Zu einer Mahlzeit in des Tempels Vorhof;
Daß Kraft den ſchwachen Gliedern wiederkehre;
Dann in des Wetters Schutz, und wenn der Mond
Vom Himmel wich, mit leiſem Tritte ſchleichen
Wir in des Syriers Lager uns, die Prieſter
Mit den Poſaunen auf die Berge rings
Umher; und wenn die letzten unſrer Krieger
Im Lager, dann weckt ihr Poſaunenruf
Den unſern und ringsum den Ruf der Höhn
Und die Verwirrung in dem Syrierlager,
Die, ſich bedrängt von allen Seiten meinend,
Dem Tod im Innern ſelbſt entgegen fliehn.

(Es wetterleuchtet)

Was zagen? Lebt der alte Gott nicht mehr?
Zieht er nicht ſelber ſeinem Volk zu Hilfe?
Dort in der Wetterwolk ſteht er gelagert
Mit allem Himmelsheer. Seht ihr das Glühn
Der Helm'? der Schwerter Glanz? der Speere Blitzen?
In ſeinen Händen hält er ſeine Donner;
Die Sterne ſtreiten mit aus ihrer Bahn,
Wie da Deborah einſt und Barak ſiegten.
Nun laßt umarmt uns ſitzen bei dem Mahl,
Von dem Geſetz des Herren uns erzählend,
Wie oft dem Volke half ſein Helfergott!
Wer einen Feind hat unter ſeinen Brüdern,
Der ſuch ihn auf, mit ihm ſich zu verſöhnen,
Umſchling ihn mit dem Arm, der ihn umſchlingt,
Und küß den Friedenskuß auf ſeine Stirne,
Daß wir ein heilig Heer ſind vor dem Herrn.
(Zu dem Weibe, indem er das Kind ihr von den Armen nimmt)
Läßt du dein Kind? — und ſoll der Herr uns laſſen?
Sein Kind? Sein Knäblein Jeſchirun?

(Er nimmts auf den Arm und ſchwingts in die Höhe)

So wird

Ers heben mit den Armen ſeiner Macht;
So wird er lächeln, wie dies Kindlein lächelt.

(Er giebt das Kind wieder)

Auf, Brüder, nun zum Mahl und dann zum Sieg!

(Er geht ab, Simon und Jonathan umſchlingend)

Volk

(indem es ihm begeiſtert umarmt folgt, durcheinander)

Ein heilig Heer des Herrn zum Mahl! zum Sieg!

(Alle nach hinten)

Vorhang fällt

Ende des vierten Akts

Fünfter Akt

Im Zelte Antiochus; ein Thronſeſſel mit Baldachin; das Zelt aus prächtigen Stoffen durch von der Decke herabhängende Ampeln erleuchtet. Wenn die Hinterwand ſich öffnet, Ausſicht über das übrige Lager auf das hoch liegende Jeruſalem, erſt vom Monde beſchienen, der dann von Gewitterwolken verdeckt wird und ſpäter untergeht

Antiochus, **Eleazar**, **Nikanor** (eben eintretend). Ein **Hauptmann** als Ordonnanz am Eingang

Nikanor
(beugt die Knice vor dem ſitzenden Antiochus)

Herr, alles iſt gethan, was du gebotſt.
Des Marterofens Flamme leuchtet weit,
Ein glühnder Warnungsfinger, um den Unſinn
Zu ſchrecken aus des Wahnes altem Trotz.

Antiochus

Und noch kein Bote von Jeruſalem?
Ein Schritt naht eilend. Iſts der Bote endlich?
Jeruſalem ergiebt ſich?

Nikanor
(der durch den Eingang geſehn)

Hoher Herr,
'S iſt Gorgias.

Antiochus

Den erſt ich heimgeſandt?
Was wendet den Vermeſſenen zurück?

Gorgias

(eilend herein, beugt das Knie)

Herr, zürn der Botſchaft, doch dem Boten nicht.

Antiochus

Was iſt?

Gorgias

Du glaubteſt auf dem Wege mich.
Schon war ichs, als auf ſchaumbedecktem Roſſe
Mir Lyſias entgegen kam.

Antiochus

Den ich
Auf meinen Stuhl hieß ſitzen, bis ich kehrte?
Was treibt ihn treulos weg von ſeiner Pflicht?

Gorgias

Er war ihr treu; drum mußt er ſie verlaſſen.

Antiochus

Ha, Aufruhr?

Gorgias

Eil und Sorge warf ihn nieder.
Sein Wort an dich heißt: Unzufriedenheit
Mit dieſem Judenkrieg, durchs Siegerbeiſpiel
Der Juden kühn gemacht, trägt frech den Aufruhr
Durch deine Lande. Kehr, Herr, um zu ſteuern!

Antiochus

Was mehr?

Gorgias

In deinen Heeren Meuterei.
Drum rechne nur auf das, ſo mit dir iſt
Auf dies auch rechne, Herr, nicht zu gewiß!
Führ ſie zurück, dann bürg ich ihre Treue;
Doch gegen Juden —

Eleazar

Die ſie erſt beſiegt?

Gorgias

Ich habe manches Sieges ſtählenden
Einfluß geſehn auf Siegerheere wirken
Und weiß, daß Sieg den Sieg gebiert. Allein
Der bei Ammaus über Waffenloſe,
Die ſelbſt dem Schwert die unbewehrte Bruſt
Entgegenboten, Herr, das war kein Sieg,
Wie er Beſiegte ſchwächt und Sieger ſtärkt.
Die Krieger überfiel ein Graun im Schlachten,
Sie fühlten ſich nicht Krieger mehr, nur Mörder.
Die Wut des Feindes weckt die eigne Wut
Und ſcheucht den Sinn der Menſchlichkeit von dannen;
Doch kalt zu morden, das iſt grauenhaft.
So kams, daß die Empfindungsloſigkeit,
Mit der die Sterbenden den Tod begrüßten,
Indem ſie lächelten und lächelnd ſtarben,
Das Lächeln von der Sieger Wange pflückte
Und bleiche Reu drauf ſäte und Beſorgnis,
Wie ſonſt man im Geſicht Beſiegter lieſt.
„Mit ſolchem Feind zu kämpfen, den ſolch furchtbar
Gewaltger Gott erfüllt, daß er, was menſchlich
Im Menſchen iſt, den Sinn für Schmerz verzehrt?
Sie lachen unſrer Streiche, und wir werden
Die ihren doppelt fühlen, wenn ihr Gott,
Der ſie beſeelt, es will!“ Das und noch Schlimmres
Sagt' ihre Bläſſe und ihr trüber Blick.

Eleazar

Wenn das erfahrne Auge dasmal nicht
Im fremden las, was in ihm ſelbſt nur ſtand.

Antiochus

Vollende, denn die Wolk auf deiner Stirn
Birgt mehr noch.

Gorgias

Philipp, dem dein Vater ſterbend
Auftrug, daß er zum König dich ernenne,
Braucht dieſen Vorwand treulos, der Regierung
Des Reichs ſich anzumaßen. Kehrſt du nicht,
So geht er weiter. Thu es, Herr!

Eleazar

Eh daß
Der Juden Unterwerfung du vollendet?

Gorgias

Noch mehr; der Sohn von deines Vaters Bruder,
Demetrius, erhebt den alten Anſpruch
Auf deinen Thron. Gelandet iſt er ſchon
An deinem Strand und naht der Hauptſtadt eilend,
Und alles fällt ihm zu, wohin er kommt,
Denn er verſpricht den Frieden mit dem Judah,
Der großen Scheuche von ganz Syrien.
Kehr eilend —

Eleazar

Den Triumph des Feinds im Rücken,
Der den Rebellen laut zurufen wird:
Harrt aus wie wir, wie wir, dann müßt ihr ſiegen?

Nikanor

Herr, zieht dein Zögern dieſen Aufruhr groß,
Rankt ſich an ſeinem Siegerſtab die Hoffnung
Der Juden neu empor, und zwiſchen Feinden
Wirſt du erdrückt.

Eleazar

Schickſt du den Ruf vom Siege
Voran, beſiegſt den Arm du durch das Ohr.
Ein Tag beendet alles!

Antiochus

(der Gorgias mit dem abgegangenen und wieder eingetretenen Hauptmann reden ſieht)

Iſts der Bote?

Gorgias

Die Wache bringt ein Weib. Für Judahs Mutter
Giebt ſie ſich aus, die dich zu ſprechen fleht.

Eleazar (für ſich, erſchreckend)

Meine Mutter? Jetzt? Weh mir! Was bringt ſie her?

Antiochus

Des Judah Mutter? Geh und heiß ſie kommen!

(Der Hauptmann ab)

Und muß ichs töten, ums zu unterwerfen,
Will ich auf dieſes Volkes Leichnam ſtehn.

Lea wird vom Hauptmann hereingeführt, ſie kniet am Eingang des Zeltes nieder. Nikanor führt ſie auf den König zu; ſie wirft ſich ſchweigend vor dem König nieder; während des:

Eleazar

Sie iſts! O welch ein Anblick, Tiger zähmend!
O Mutter! Mutter! Kaum noch halt ich mich,
Dein heilig Knie in Staub gebeugt zu ſehn!
Sturm Gottes, wie du dieſes Prachtgefäß
Zerſchlugſt, von Menſchenhoheit überfüllt,
Du konnteſt ſeinen Inhalt nicht verſchütten;
Noch predigt jede Scherbe Majeſtät. —
Klag ich das Schickſal an um meine That?
Still, Eleazar! Dort liegt Graun und Schwindel.
Was ich gethan, hätt ich umſonſt gethan.
Verbirg dein Mitleid, ſchlings zurück in dich;
Ihr hälf es nicht, und dich würd es verderben!

Antiochus

(nachdem Lea eine Weile vor ihm gelegen)

Wer biſt du?

Lea

Herr, ein Weib, verarmt an allem
Und ſelbſt an Thränen; eine Mutter, Herr,
Die deine Majeſtät zu flehen kommt:
Herr, biſt du Gottes Bild an Macht und Größe,
Seis auch an Gnade, gieb mir meine Kinder!

Antiochus

Sind ſie in meiner Hand?

Gorgias
(der mit dem Hauptmann geſprochen)

Drei Brüder, Herr,
Des Judah, von dem Hauſe Simei
Als Zeichen ſeiner Treue dir gebracht.
Sie harren deines Spruchs.

Eleazar (für ſich)

Auch meine Brüder?
Aus allen Adern ſtrömt mein Leben fort.

Lea

Um deinen Eleazar! gieb ſie mir.
(Sieht um und bleibt auf Eleazar haften, der ſich abwendet)

Eleazar (für ſich)

Nacht, ſei mitleidig! birg mich ihren Augen!

Lea

O meiner Seele Kind, noch ungeboren
Begnadigt ſchon mit göttlicher Verheißung,
Mußt du nun ſo der Mutter Auge fliehn?
Und weh mir! durch der Mutter eigne Schuld?
Herr, ſieh ihn an; wie angenagt vom Wurm
Die ſüße Blüte welkt; gieb mir auch ihn;
Wenn du ihn liebſt — und, Herr, ich weiß, du liebſt
ihn —,

Willſt du nicht ſeinen Tod und giebſt ihn mir!
Neig deinen Szepter Herr, und ſieh, wie ſchön
Sich Majeſtät in Dankesthränen ſpiegelt.

Eleazar (für ſich)

Halt, Eleazar, dich! Du darfſt nicht reden.

Antiochus

Du flehſt um deiner Kinder Leben?

Lea

Um
Ihr nacktes Leben.

Antiochus

Tod und Leben liegt
In ihrer eignen Wahl.

Lea (erſchreckend)

Wie meinſt du das?

Antiochus

Bekehrung heißt ihr Leben, Weigrung Tod.

Lea

Das wollteſt du? Herr! Herr! was ſprichſt du da?

Antiochus

So will es das Geſetz Antiochus.

Lea

Nein, Herr! Sprich: Das Geſetz, das ich gemacht,
Kann ich vernichten.

Antiochus

Bald, das ſchwör ich dir,
Soll es euch heilger ſein als das von Moſes.
(Zu Nikanor)
Führ ſie zum Marterofen; thu mit ihnen,
Wie das Geſetz gebeut!

Nikanor

So thu ich, Herr. (Will gehn)

Lea (hält ihn)

Nein, bleibe noch!

(Wirft ſich wieder nieder vor Antiochus)

Herr, höre mich; laß mich
Nur erſt der Schreckensworte Sinn verſtehn!
Ihr ungeahnter Klang hat mich erſchreckt.
Sieh, meine Sinne ſchwindeln von dem Schlag.
Abfallen oder ſterben? —
(zu Nikanor) Bleib noch! — Sterben?
Du kalter Laut, du lügſt Gleichgiltigkeit.
Wer hört die Angſt der Kreatur dir an,
Alles zu laſſen, was das Auge ſieht,
Das Auge ſelbſt? Und ſelber was wir haſſen,
Wird lieb uns, wenns es laſſen gilt. Wie klein
Der Sprung, und doch liegt eine Welt von Sträuben,
Anklammern angſtvoll zwiſchen ſeinen Ufern.

(Sie hält Nikanor wieder auf, der gehn will)

O alles! alles! Nur nicht Tod! nicht Tod!
Und doch — Herr, bleib noch! Kann ich ſie erſt ſehn?
Wie ſind ſie? Laſſen ſie von ihrem Gott?

Nikanor

Sie ſind voll Trotz.

Antiochus

Voll Trotz? Ich will ihn brechen.

(Er winkt, Nikanor will gehn)

Lea (hält ihn wieder)

Sie ſind voll Trotz? O freilich! Strenge wirkt
Nur Trotz. Mit Drohn verlangtens fremde Männer,
Da bäumt ſich in dem Kinde ſchon der Mann;
Doch wenn die Mutter fleht, da wird der Mann
Zum Kind und läßt ſich lenken. Herr, vergönne
Die Frage mir: Darf ich die Kinder ſprechen?

Antiochus

Wenn du zu ihrem Heile reden willſt —

Lea

Wie ſonſt? Wie anders ſoll die Mutter reden?
Darf ich allein ſie ſprechen?

Antiochus

Laß dir gnügen —

Lea

Wie du willſt, Herr; ich meinte nur, ſprech ich
Vor deinem Angeſicht, ſie würden glauben,
Ich rede deine Rede. Seis darum!

(Antiochus winkt; der Hauptmann bringt **Johannes**, **Joarim** und **Benjamin**)

Eleazar (für ſich)

Antiocha, ſchütz du mich, ſüßes Bild!

Benjamin

(Lea erblickend und auf ſie zulaufend)

Die Mutter! Joarim, da iſt die Mutter!

Joarim

O Mutter! Mutter!

Johannes (umfaßt ihre Knie)

Herrin!

Lea (alle umarmend)

Kinder! Kinder!

Antiochus

Zur Sache!

Lea

Ja, mein Herr; ſo thu ich ſchon.
Dorthin ſeht. Jener Mann dort iſt der König;

Er will euch leben laſſen, wenn ihr euch
Von euerm Gott zu ſeinen Göttern wendet —

Benjamin

Wir haben ihm ja nichts zu leid gethan;
Weshalb ſollt er uns töten?

Lea

Doch er wirds.

Joarim

So laß ihn, Mutter. Er iſt nur ein Menſch,
Wie du und ich und meine Brüder ſind.
Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menſchen.

Lea

Mein Heldenkind! — Vergieb mir, Herr; es iſt
Ja ſo natürlich, daß die Mutter freut,
Wenn ihr die Kinder nachgeartet ſind.
Von ihrer Mutter haben ſie den Trotz.
Kommt her, du böſer Joarim, und du,
Mein Benjamin und mein Johannes; legt
Die Hände mir aufs Haupt, ſchwört mir, zu thun,
Was ich euch ſagen werde!

Joarim

Doch nichts wider
Den Herrn!

Lea

Ich ſchwör euch zu für euern Schwur,
Zu euerm Heil nur fordr' ich dieſen Schwur.

Benjamin, Joarim, Johannes

(die Hände auf Leas Haupt)

Wir ſchwören, Mutter!

Johannes

Und nun ſprich!

Eleazar

(bewältigt ſich, daß er ihnen nicht laut zuruft)

Schwört nicht!

Antiochus

Zeigt ihr den Marteroſen, eh ſie ſpricht!

(Die hintere Zeltwand fällt: Ausſicht auf das Lager, über dem hinten Jeruſalem mit dem Tempel, vom Monde erleuchtet; der Himmel übrigens bewölkt; von der Seite fällt ein Feuerſchein auf die Bühne; Wetterleuchten)

Lea

(vor dem Feuerſchein entſetzt zurückwankend)

Gott Israels! (knieend) Herr, ſei ein Menſch! Du hatteſt
Eine Mutter, und du weinteſt, wie ſie ſtarb, —
Gewiß! Du weinteſt! Herr, du ſelbſt haſt Kinder
Und liebſt ſie, Herr! Gewiß! Du liebſt ſie, Herr!
Gehorch ich dir, gehorch ich nicht — ich muß,
Ich ſelbſt, die Mutter ihre Kinder töten.
O, denke deiner Mutter, deiner Kinder
Und ſprich: Es iſt genug; lebt euerm Gott!

Antiochus

Nun komm zum Ende!

Lea

Ja, zum Ende komm ich,
Zu meinem Ende! — Nur ſo lange, Herr,
Laß mir den Atem, bis ich ſie gerettet
Nicht vor des Königs, nur vor deinem Zorn!
Mein Fluch auf den, der brechen wird den Schwur!
Nun hört, was ihr geſchworen: Bleibt getreu
Dem Gott der Väter; er allein iſt Gott!
Und du nun, Herr, nicht mehr um Gnade fleh ich:
Sei nur gerecht! Sie können nun nicht anders;
Nur mich laß ſterben; ich allein bin ſchuldig!

Antiochus

Nur du ſollſt leben! Meinen Schwur an deinen!
So fremd ſei mir Barmherzigkeit, als dir
Die Mutterliebe iſt. — Führt ſie zur Marter,
Den Älteſten zuerſt, zuletzt den Jüngſten!

(Von hier an ferner, allmählich näher kommender Donner)

Lea

Du biſt ein Henker, kennſt das Mutterherz;
Ein feiger Henker, der ſich ſchmähen läßt!
Wärſt du ein Mann, ich lebte ſchon nicht mehr,
Um dich zu ſchmähn!

Antiochus winkt **Nikanor**; dieſer will die Kinder abführen

Lea

(hält Nikanor auf, ununterbrochen ſprechend)

Was ras ich, Herr? Hör nicht,
Was Wahnſinn aus mir redet. Bei dem Gott
Des Himmels und der Erde: ſei ein Menſch!
Nur diesmal ſei ein Menſch!

Antiochus

Was flehſt du mich?
Ihr Tod und Leben ſteht in deiner Hand.
Du hörtſt, ich ſchwur. (Wendet ſich zu gehen)

Lea (kleine Pauſe des Kampfes)

So ſchwurſt du dein Gericht —
Denn dieſe wird der Herr, ihr Gott, erwecken,
Wenn du ein Schatten biſt im Totenreich.
Thor, der du meinſt, die Kinder zu verderben,
Und biſt das Werkzeug nur, ſie zu erhöhn!
Denn über ihrer Marter wird der Herr
Von ſeinem Volke wenden ſeinen Zorn.
So lang ein Odem weht, wird er ſie preiſen,
Doch du wirſt ewiglich verworfen ſein!

Eleazar (für ſich)

Sie reißt mich fort ſo wie auf Adlerſchwingen.

(Da **Antiochus** wieder winkt, ſtürzt er vor ihm auf die Kniee;
Nikanor bleibt noch erwartend)

Herr, laß ſie leben! Herr, laß ſie! um mich,
Herr, laß ſie leben, ihrem Gotte leben.
Herr, ſieh: ich bin ihr Bruder; ſieh, ihr Volk
Iſt mein Volk, ſieh, ihr Gott mein Gott; ich muß
Ihr Schickſal teilen, welches auch es ſei.

Antiochus

Wirfſt du zu früh die Larve hin, Verräter?

Eleazar (aufſchreiend)

Verräter? ich, der alles dir geopfert,
Volk, Vater, Mutter, Brüder, Gott und mich?

Antiochus

Dem ſollt ich trauen, der ſein Volk verriet?

Eleazar (auflachend)

Das Herz geriſſen aus der Bruſt und dir
Geopfert und nun weggeworfen wie
Ein totes Werkzeug, das man nicht mehr braucht!
Du biſt gerecht, furchtbarer Gott, du ſtrafſt
Verräter durch Verräter. Zittre drum,
Tyrann, auch dein Verrat wird ſich beſtrafen.
Vor deinem Diener zittre, der dir treu iſt,
Und zwing durch Mißtraun ſelbſt ihn zum Verrat.

Antiochus

Aus meinen Augen!

Eleazar

Strafſt du ſo, Tyrann?
Aus deinem Aug? Das heißt: aus Nacht und Tod
Ins Leben, in das Licht und in die Freiheit!

(Wirft ſich den Seinen in die Arme)

Ich hab euch wieder!

Lea

Zweimal mir Geborner,
Doppelt mein Kind!

Eleazar

Ich hab euch wieder, Mutter,
Euch, Brüder! Aus des dunkeln Thales Irrweg
Gerettet, ſteh ich an des Vaters Thür.
Sieh, wie ſich dir des Herrn Geſicht erfüllt;
Wir alle tragen Kronen jetzt, ſind Fürſten
Des Duldens, du der Schmerzen Königin. —
Daß der Tyrann nicht meine, ſeine Ohnmacht
Füll uns mit Bangen! — Judah grüß mir noch.
Sag ihm: Ein Königreich warf Eleazar
Von ſich — und ſag ihm, daß ich ihn geliebt
Wie — Nun leb wohl! Sieh her, Tyrann, der du
Dich Sieger meinſt, ſieh her: wir ſind die Sieger!
Wir höhnen deiner Qual und deiner Götter,
Denn mit uns iſt der ewig einzge Gott.

(Er umſchlingt **Johannes** und **Joarim** und eilt mit ihnen ab, indem er anſtimmt und die beiden einſtimmen)

Wen er behütet, der kann lachen,
Denn wer iſt herrlich ſo wie er?
Der Herr iſt mächtig in den Schwachen,
Schickt ſeinen Sieg vor ihnen her.
Halleluja!

(**Nikanor** und **Gorgias** folgen. Die folgenden Reden begleitet der Pſalm, bald ſchwächer, bald ſtärker, melodramatiſch; Donner immer ſtärker und in kürzern Zwiſchenräumen. Der Sturm reißt am Zelte und verlöſcht eine Ampel nach der andern; das Mondlicht immer düſterer unter den Gewitterwolken)

Lea (unwillkürlich nach)

So laßt die Mutter ihr? ohn Eine Thräne,
Ohn Einen Kuß, eh noch das Mutterherz —
Weh mir! Was thu ich? Falſche Thräne, fort!
Wollt ihr dem Henker feile Helfer ſein?
Wenn jetzt du weinſt, haſt du ſie nie geliebt.

Zu ſtählen gilt es jetzt, nicht zu erweichen! —
Geht hin, zu kämpfen, wie ein Löwe kämpft,
Geht hin, zu ſterben ſo, wie Lämmer ſterben.
Hörſt du, mein Kind? (nach dem Himmel zeigend)

Benjamin

Jehovahs Stimme donnert,
In Wolken donnert hoch der große Gott.

Lea

Er iſt euch nah; der Herr ſieht, wie ihr leidet,
In ſeines Atems Sturm iſt er euch nah.
In ſeinem Donner redet er zu euch,
Daß über euerm Haupt er wenden will
Den Zorn von ſeinem Volk. Er will euch rächen
Und euch erwecken wieder von dem Tod.
Vergebens birgſt du unter deinem Lächeln
Der Seele Angſt, die deine Bläſſe plaudert!
Wo willſt du hinfliehn? wo, Tyrann, wenn er
Herniederfährt im Sturm, um dich zu richten?

(Der Sturm verlöſcht zwei Ampeln)

So wie er deine Lampe jetzt verlöſcht,
So wird er dich verlöſchen! — Benjamin,
Hörſt du Schaddais Ruf?

Benjamin

Haſt keinen Henker,
Tyrann, du mehr für Benjamin?

Antiochus

Welch Weib!
Und welch ein Kind! — Im Schein der letzten Ampel
Steht er ſo wie mein Perſeus vor mir da.
Solls heißen: Seine Heere ſchlug Ein Mann,
Ihn ſelbſt ein ſterbend Weib mit ihrem Knaben?
Schenk ſeinen Schwur ihm, Weib; gehorch und rett ihn.

(Eine einzige Lampe flackert noch; der Mond iſt unter)

Lea

Rette dich ſelbſt!

Antiochus

Und er ſoll groß —

Lea

Er iſt

Größer als du.

Antiochus

Gieb ihn dem Leben.

Lea

Leben

Wird er, wenn dich des Todes Nacht umfängt.

Antiochus

Auf deiner Seele laſt er denn. Sprich ſelber

Sein Urteil ihm.

Lea

Er ſterbe. Nehmt ihn hin!

(Sie hält ihn, bei ihm knieend, unwillkürlich feſt)

Geh! — Seid barmherzig! nehmt ihn mir!

(matt, indem ſie ihn mit Gewalt fortſtößt)

Geh! Geh!

Benjamin geht, die Hände erhoben, in den Geſang einſtimmend ab. **Lea** kniet; ſie ſtemmt mit Anſtrengung ſich auf eine Hand, um nicht zu ſinken; ohne zu hören, was geſprochen wird, ſieht ſie Benjamin ſtarr und atemlos nach

Gorgias kommt eilend zurück

Antiochus

Gehorchen ſie?

Gorgias

Für ſolche Menſchen, Herr,

Giebts keine Marter. Sieh und hör ſie ſelbſt.

Ein ſolch Verachten aller Qual ſah ich

An keinem Weſen noch.

Nikanor eilend herein

Nikanor

Herr, laß es enden!

Die Krieger ſtehn entſetzt. Von Bruſt zu Bruſt,

Von Zelt zu Zelt ſchleicht die Entmutigung.
Die Meuterei hebt ſchon ihr Schlangenhaupt,
Die Schar, die die Gefangnen ſoll bewachen,
Befreit ſie ſelber. Aus der Brüder Qual
Weisſagen ſie das Ende Syriens.
Die Simeiten, die ſie dir gebracht,
Zerriſſen ſie im Zorn; ich konnts nicht hindern.
„Fort,“ hört ich einen rufen, „eh das Weib,
Das rieſige, den Himmel niederbetet,
Uns zu erdrücken!“ Andre ſchwuren drauf.
Judahs Poſaunen klängen durch die Donner.
Herr, laß dein Schauſpiel enden.

Antiochus (nach kleiner Pauſe)

Macht ein Ende.

(Der Hauptmann ab)

Zum Aufbruch blaſt! Zurück nach Syrien!

(Noch ein aufjubelndes Hallelujah, dann ſchweigt der Pſalm plötzlich)

Lea (zuſammenbrechend)

Gelobt ſei Gott, der Herr! es iſt vollbracht.
Nun — end — dein Werk an mir — ſonſt trügt, dir
untreu,
Dein — Scherge Tod — dich um — die Marterluſt.

(Die letzte Ampel verlöſcht)

(Von allen Seiten Poſaunen in den Donner)

Antiochus

Poſaunen? Sinds die unſern?

(Erſtes Frührot: das Gewitter verzieht ſich)

Judahs Gefolge erſt noch in der Szene

Judahs Gefolge

Schwert des Herrn
Und Judah!

Geſchrei im Lager

Ein Überfall! Ein Überfall!

Von der einen Seite kommt **Judah** mit **Gefolge**; von der andern **Syrier**, alle mit bloßen Schwertern

Judah

Birg, Syrierkönig, dich im Kern der Erde,
Der Judah gräbt ſich nach! — Du biſts; ſonſt lügt
Dein ſtolzes Angeſicht. Steh meinem Schwert!

Nikanor

Den König ſchützt!

(Die Syrier ſcharen ſich um Antiochus; ſie ſtehn bis in die Couliſſen hinein, ſodaß man an ihre Menge gegen Judahs Häuflein glauben kann)

Antiochus

Halt ein! Biſt Judah du,
Scheuch an die Seit zurück der Deinen Schwerter
Und hör mich reden. Nicht aus Furcht — ſieh her,
Unüberſehbar folgen meine Treuen.
Ihr ſeid vom Hunger abgezehrt, die Meinen
Sind ſtark; was irgend Sieg verſpricht, das ſteht
Auf meiner Seite.

Judah

Wer den Sieg verſpricht,
Iſt unſer Gott, der Herr, der uns beſeelt.
Biſt deines Schwerts du ſo gewiß, was ziehſt du
Die Zunge? Zieh dein Schwert!

Antiochus

Wollt ichs bekränzt
Vom Siege ſehn, ſo zög ichs; doch den Frieden
Zu reichen genügt die unbewehrte Hand.
Ich will euch nicht vertilgen. Lebt fortan
Und ſterbet euerm Gott; bei meinen Göttern
Und euerm Gott ſchwör ichs.

Judah

Gieb mir die Mutter,
Die Brüder, die Gefangnen meines Volkes,
Und zieh in Frieden.

Antiochus

Deine Brüder kann
Kein Gott dir wiedergeben.

Judah (wütend, will auf ihn ein)

Kindermörder!

(Die Seinen folgen, die Syrier ſetzen ſich zur Wehr; da erhebt ſich **Lea** zwiſchen beiden mit dem Aufwand der letzten Kraft)

Lea

Zurück, Sohn Mattathias! laß ihn ziehn!
Im Namen des, der war und iſt und ſein wird!
Er ſpricht durch mich: Zieh, Syrier, hin in Frieden!

(Die Syrier ziehn ab; **Lea** hält **Judah** zurück)

Und du — ſetz nicht der Brüder Sieg aufs Spiel,
Den ſterbend ſie erſiegten. — Hier hat Gott
Geweilt; — bet an!

(Sie ſinkt; **Judah** hält ſie)

Judah

Wie wird dir?

Lea (immer ſchwächer)

Meine Leiche
Und deiner Brüder bring zu Mattathias
In unſer Erbbegräbnis nach Modin.
Dann nach Jeruſalem und reinige
Sein Haus vom Heidengreul und weihs ihm neu.
Noch nach Jahrtauſenden wird unſer Volk
Das Feſt von Judahs Tempelweihe feiern.
Wie Moſen das gelobte Land, ſo zeigſt
Du meinem letzten Blick die Herrlichkeit,
Die neue deines Volks, und ſo — wie Moſeh —
Sterb ich — dich — preiſend —

(Sie ſtirbt: Judah läßt ſie nieder und kniet bei ihr)

Jonathan, Simon, jüdiſche Krieger, Prieſter und Volk

(Sonnenuntergang: der Himmel iſt rein: ein ferner Donner verhallt leiſe bis zum Ende des Stückes)

Krieger, Prieſter, Volk

Fort iſt der Tyrann!
Judah ſei König! Judah ſeis, der Retter!

Judah (halb für ſich)

Er braucht den Starken nicht; er haucht die Schwäche
Mit ſeinem Odem an, und ſie wird Sieger;
Es überhebe keiner ſich vor Gott. —
Nehmt auf den toten Leib!

(Es geſchieht; er ſteht auf)

Sein Prieſter will
Ich ſein, doch König iſt allein der Herr!

(Er erhebt den Speer; indem man ſich zum Abzug ordnet, einige Poſaunenakkorde; der Vorhang fällt ſchnell)

Ende des Stückes

Szenen aus der Dichtung: Die Makkabäerin

Erſter Aufzug

Der Vorhang geht auf unter idylliſcher Muſik. Die Szene zeigt eine Palmenlandſchaft vor den Thoren zu Modin. Mehrere Häuſer zur Vorſtadt gehörig, darunter das Judas maleriſch in Terebinthengeſträuch; ein Felſenvorſprung rechts, darunter unter Ölbäumen Tiſch und Bank aus Felsblöcken. Man ſieht in der Ferne Kamele und Herden ziehn. — (Judas hier immer in Ludwigs Handſchrift, nicht Judah, wie in den zwei ſpätern Umdichtungen)

Erſter Auftritt

Nahor von der Seite mit Wanderſtab, gegürtet, **Nathan** von hinten; dann aus dem Hauſe **Judas**

Nahor (bleibt ſtehn, ſieht ſich um)

Ein reiches Buch voll Luſt. Und Segen ſteht
Auf jedem Blatt geſchrieben. Muntre Herden
Zerſtreun ſich bald, bald ſammeln ſie ſich wieder,
Wie ſie das Gras bald lockt und bald die Quelle,
Die eilend hier des Felſen Arm entſchlüpft.
(Er ſieht Nathan)
Gott ſei mit dir, mein Freund. Du ſagſt mir wohl,
In welchem dieſer Häuſer Judas wohnt,
Des Mattathias Sohn? —

Nathan

Du meinſt den Prieſter
Des Herrn?

Nahor

Ihn mein ich.

Nathan

Hebe deine Augen
Denn auf. Hier iſt ſein Haus. Und dieſe Herden
Sind ſein. Der Mann, mit dem du redeſt, iſt
Von ſeinen Knechten einer. Und er ſelbſt,
Wenn du dein Angeſicht ein wenig wendeſt
Nach deiner rechten Hand, ſo ſiehſt du ihn.

Judas

(von hinten; da er Nahor ſieht, kommt er ſchneller)

Wie ſegnet mich der Herr. Iſts nicht der Sohn
Manaſſe, Nahor, den mein Aug mir zeigt?
Des Herrn Diener zu Jeruſalem?

Nahor (Sie umarmen ſich)

Er ſei mit dir. Sein Knecht iſts, den du ſiehſt.

Judas

Sei mir willkommen, ſein Geſegneter!
Du, Nathan, eil ins Haus, bring meinen Frauen
Die Freudenbotſchaft. Dieſer Mann iſt Nahor,
Manaſſes Sohn, mein Bruder und mein Freund,
Von dem ich beiden oft geſagt. Damit
Sie ihn willkommen heißen, grüßend ihn
Einführen unter meines Daches Schatten.

(Nathan ins Haus)

Was bringſt du mir, mein Herr und Freund und
Bruder?
Kann ich dir dienen? Sprich.

Nahor

Ein Herz bring ich
Voll' ſchweren Grams, das ich in deinen Buſen,
Wenn dus vergönnſt, ausgießen will.

Judas

Du findeſt
Ihn offen, findſt ein Auge, Freund, mit dir
Zu weinen, eine Hand, um drauf zu lehnen.

Nahor

Die Augen werden immer ſeltener.
Nach Modin muß ich wandern, ſie zu finden.
Ach, in Jeruſalem vergißt das Volk
Des Herrn den Herren und ſich ſelbſt. Was ſoll
Aus Juda werden? Seine Sünde zwang
Den Herrn, es in der Feinde Hand zu geben,
Dreihundert Jahre wars des Fremden Knecht,
Des Babyloniers erſt, danach des Perſers,
Des Macedoniers, dann des Syriers.
Viermal gab es der Herr in Feindes Hand,
Weil keine Langmut es zum Rechten führte,
Aus Liebe zürnend, und noch wendet ſich
Das undankbare nicht zu ſeinem Gott
Zurück. In der Verbannung Not hielt es
An ſeinen heilgen Sitten doch noch feſt.
So ſehr der Gnaden unwert, fürcht ich, war
Es nie wie jetzt. Der Herr, der Milde müd,
Wird ganz ſein Antlitz wenden, Zions Burg
Nie herrſchend wieder ruhmvoll ſich erheben!

Judas

Was deine Zunge noch zu ſprechen zaudert,
Sagt mir dein Auge ſchon. Daß etwas iſt
Geſchehn, was Juda neues Unheil droht.

Nahor

Du ſagſt es. — Jaſon hat Aarons Stuhl,
Auf dem Onias ſaß, ſein beßrer Bruder,
Um ſchnödes Silber vom Antiochus
Gekauft, das er dem Tempel erſt entwandt.

Judas

Gekauft? Was ſagſt du?

Nahor

Keine Silbe mehr
Als wahr iſt.

Judas

Kauft man jetzt Aarons Stuhl?

Nahor

Du ſagſt es.

Judas

Kauft ihn von den Götzenknechten?
Den Syrern? dem Tyrannen, der uns knechtet?

Nahor

Von ihm.

Judas

Was ſagt das Volk und was die Prieſter
Dazu? Sie duldens?

Nahor

Wichtigere Dinge,
Mein Freund, hat man zu thun.

Judas

Dein bittres Lächeln
Sagt, wie dus meinſt. Und was denn macht das Volk
Den Herrn vergeſſen?

Nahor

Du ſcheinſt weit zurück
Hinter der Zeit. Biſt du auf Timons Seite?
Oder auf Ajax? Was?

Judas

Du ſpotteſt mein!
Du nennſt mir Namen, die ich nie gehört
Unter des Volkes Weiſeſten und Beſten.
Dem Klange nach ſinds Fremdlinge —

Nahor

Kommſt du
Nach Davids Stadt, Freund, wird man dich belächeln.
Mitleidig wird man mit den Achſeln zucken,
Fragt man dich, wer am beſten ſchlägt den Ball,

Ob Timon oder Ajax, und du ſchweigſt
Verduzt.

Judas

Iſts möglich?

Nahor

An Morijas Hügel,
Im Angeſicht des heilgen Tempels ſpielen
Die Syrer Ball, und Prieſter und Leviten
Vergeſſen ob dem Gaukelſpiel die Pflicht.
Es giebt noch Männer, die das Fremde haſſen,
Der alten Freiheit Herrlichkeit gedenkend
Sich rein erhalten ihrer Väter Sitte;
Doch ihre Hoffnung, Davids Reich verjüngt
Erſtehn zu ſehn aus unſrer Ketten Trümmern
Erliſcht vor dieſem Greul; ſie fragen ſich:
Heiſcht er erſt Strafe? iſt er Strafe ſchon?
Ich und mein Haus, wir haben Aſche uns
Aufs Haupt geſtreut und vor dem Herrn gerungen.
Als ich ſo lag, am Jammer ganz erkrankt,
Rief mirs mit eines Himmelsboten Stimme:
Noch lebt ein Mann, der Juda retten kann.
Da ſtand ich auf, nahm meinen Stab zur Hand,
Ihn aufzuſuchen, ging und ruhte nicht,
Bis ich ſein Haus gefunden. Mattathias Sohn,
Hab ich den Mann gefunden?

(fixiert ihn: ſchüttelt dann traurig das Haupt)

Nein; ich hab
Ihn nicht gefunden. Judas eifert nicht
Um das Geſetz mit Feuereifer mehr.
Mein Wort ſchlug nicht entzündend in ſein Herz,
Denn keine Zornesflammen lodern auf,
Unwiderſtehlich alle Herzen zündend.

Judas

Suchſt du den Retter hier?

Nahor

Hier ſucht ich ihn.
Leb wohl.

Judas

Noch hat mein Dach dich nicht beſchattet.

Nahor

Ich gehe.

Judas

Willſt du weiter?

Nahor

Heim und — ſterben.

Judas

Hörſt du? Du haſt kein Ohr mehr für den Freund!

Nahor

Der Freund kein Herz für ſeines Volkes Schmach.

Judas

Hier gilt es mehr als Zürnen. Zorn allein
Beſiegt den Syrer nicht. Der Zorn brennt nur
Den eignen Herrn, den Feind nicht. Weiber zürnen,
Und Männer handeln. Doch zum Handeln brauchts
Die rechte Zeit. Und kommt die rechte Zeit,
So findet ſich der rechte Mann von ſelber.

Nahor (bleibt ſtehn)

Und was bis dahin denn?

Judas

Geduld.

Nahor

Du höhnſt mich.
Deswegen kam ich von Jeruſalem? (will gehn)

Judas (hält ihn)

Du kamſt, den Freund zu ehren. Thu das nun.
Du haſt mich überraſcht. Laß mich nur erſt
Mich ſammeln. Laß uns weiter davon reden.
Nahor und Judas können ſchwerlich ſo

Verſchieden denken, daß nicht brüderlich
Die Arme ſich verſchlingen ſollten.

Nahor (weich)

Judas!
Mehr biſt dem Herrn du ſchuldig als ein andrer.
Wenn Reiche knauſern, darbt das Volk. Dir gab er
Der Rede goldnen Fluß in deinen Mund,
Der That gewaltgen Stab in deine Fauſt,
Des Rates Öl um die gewölbte Stirn.
Liegt Teurung auf der Speiſe, muß der Reiche,
Und auf der That, dann muß der Tüchtge zahlen!

(Sie wollen nach dem Hauſe; wie ſie ſich wenden, kommen:)

◆

Zweiter Auftritt

Lea mit ihren Söhnen, **Peru Ja** und noch einigen Verwandten.
Thirza erſt noch in der Szene. **Die Vorigen**

Judas

Blick auf, mein Herr und Bruder. Deine Schweſtern,
Des Bruders Frauen, kommen, dich zu grüßen.

Nahor

(in die Szene blickend, wo man ſich die Thür denken muß)

Die eine ſieht gewaltig, bräunlich ſchön
So wie der Herbſt und, glaub ich ihren Augen,
Ein Herbſt voll Glut und fruchtbarer Gewitter.

Judas

Lea, Naemis Tochter. Meines Bruders
Wittib hat ſie die älteſten Vier der Söhne
Mir zugebracht, die ſie geleiten. Jene drei,
Die jüngſten, ſind die meinigen. Gewaltig,
Wie du ſie nennſt, ſo iſt ſie. Doch daß ſie

Nicht ganz des Weibes Grenzen überſchreite,
Hat die Natur ſie Mutter werden laſſen,
Und hier bezahlt ſie doppelt, dreifach ihr
Den Zoll, den ſie als Weib ihr oft verweigert.

Nahor

Doch dort, mehr Knoſpe noch als Roſe, naht
Ein zarter Frühlingshauch als Weib geſtaltet.

Judas

Thirza, mein jünger Weib.

Nahor

Wie jene der Stolz,
Scheint ſie die Demut ſelbſt zu ſein.

Judas (innig)

Sie iſts.

Nahor

Die Junge grüßt die Ältere; doch die
Hat keinen Blick für ſie.

Judas

Das iſt der Wurm,
Der meines Hauſes Blüte nagt. Sie haßt
Die Arme unverdient.

Nahor

Die Ältere
Umgiebt ein Kranz von Freunden und von Kindern.

Judas

Was ſie beginnt, krönt Glück. Der Herr iſt ihr
Gewogen. Wo ein Schatten lockt, dort eilen
Die Menſchen, ſich zu lagern.

Nahor

Doch die Junge
Vermeiden alle.

Judas

Leas Eiferſucht
Scheucht ſie. Die Arme hat nur mich zur Stütze.

Nahor

Und dennoch miſcht kein Bitter ſich entſtellend
In ihres Weſens milde Süßigkeit?

Judas

Sie ſtrebt mit Liebe, jener Haß zu wenden.

Lea kommt auf der einen mit den Söhnen und Verwandten, **Thirza** auf der andern Seite allein näher; beide beugen die Kniee vor Nahor

Lea

Geſegnet unſers Daches Schatten, das
Du heimſuchſt, den der Herr geſegnet. Kinder,
Neigt euch dem Freund des Vaters.

Thirza

Herr, ſeid uns
Willkommen.

Nahor

Friede ſei mit euch, und Friede
Mit denen, die euch ſegnen. Endlich ſeh ich
Mit meinen Augen, wie mein Freund und Bruder
Ein Baum geſegnet ſteht an Waſſerbächen.

Lea

Herr, laß dich nieder, du wirſt müde ſein.

(Auf ihren Wink nehmen Mägde Nahor die Sandalen ab und baden ihm die Füße)

Ein kühles Lüftchen ſchmeichelt ſanft ſich an.
Erfriſche dich an dieſen Früchten, Herr.
Und was du wünſcheſt, das verſchweige nicht;
Die Schwelle deines Knechtes iſt die deine.

(Sie ſitzen um die Felsplatte)

Nahor

Nein. Was ich wünſche, das verſchweig ich nicht.

Sei dieſe Wohnung ſtets ein vollgeſchenktes
Gefäß voll Frieden und voll Eintracht, die
Die Häuſer ſtärkt und Völker. Nimmer finde
Die Zwietracht, nie die bleiche Eiferſucht
Den Eingang.

Lea (betroffen für ſich)

Meint er mich? Hat ſchon ein Feind
Von mir ſein Ohr gefunden? — Herr, ſo ſeis.
Und die Verleumdung ſteh nie vor dem Thor
Als falſcher Wächter. Leicht ſpricht vieles ſich,
Was ſchwer iſt zu erweiſen.

Nahor

Ja, ſo ſeis.
Und Demut ſei der Weihrauch in der Ampel
Des Glücks.

Lea

Ja, Demut vor dem Herrn und denen,
Die er erhebt. Es beuge ſich der Glückliche
Dem Glücklichern. Deshalb erhebt der Herr
Den Liebling nicht, daß er ſich beugen ſoll.

Nahor

Er ſchmückt ihn, daß der ſelber ſeinen Schmuck
Vollende. Denn die güldne Spang iſt Demut
Am ſilbernen Gewand des Glücks.

Lea

Ich grüßte
Den Fremdling, doch er ſchalt, da ſchwieg ich ſtille.

Judas (zu Thirza)

Du lächelſt ſtill in dich zurück wie ein
Zufrieden Kind. Iſt, Liebe, dir ein Gutes
Geſchehn von irgend einem, ſprich, von wem?
Daß ich ihn ſegne, daß ichs ihm vergelte.

Thirza

Ja, Herr, das iſt.

Judas

Von wem?

Thirza

Vom Herren, der
Den Troſt der Träume ſchickt.

Judas

Du haſt geträumt?

Thirza

Ja, Herr, und einen wunderbaren Traum.

Lea

So ſei doch ſchnell. Erzähle. Sieh, dein Äugeln,
Das Demut ſcheinen ſoll, fand ſchon den Käufer.

Thirza

Wenn dichs verdrießt, ſo will ich ſchweigen.

Lea

Schweigſt du,
Verdrießt es Weiſere denn mich. Und ſtör ich,
So denke dir, ich höre nicht darauf.

Judas (nach Nahor zeigend)

Der Gaſtfreund wartet, daß du ſprichſt.

Thirza (bittend)

Du haſt ſie
Gekränkt. Du weißt, wenn du zu mir dich wendeſt,
So ſchmerzt ſie das. Verſöhne ſie, damit ſie
Nicht michs entgelten läßt. Du biſt unwillig
Auf ſie. Um meinetwillen ſei ihr freundlich.

Judas

Erzähle.

Thirza

Unter Thränen ſchlief ich ein —

Lea

Die ich dir ausgepreßt. Warum verſchweigſt dus?
Glaubſt du, mit Blicken ſagſt dus ſchneidender?

Judas (zornig)

Verzeih mir, Herr, wenn unter meinem Dach,
Das Ruhe dir vor allem bieten ſollte,
Ein eifernd Weib mit ekler Galle dir
Dein Ohr beleidigt. Rechn' es mir nicht zu,
Erzähle weiter, du. Beleidige
Nicht du auch noch den Gaſt durch Ungehorſam.

Thirza

Herr, ſchelte ſie nicht ſo um meinetwillen.
So lang ich ihre Magd war, war ich mehr
Ihr Kind als ihre Magd, hat ſie nur Liebes mir
Erwieſen. Sie verkennt mich nur. Laß mich
Durch Treue ſie verſöhnen, und ſie wird
Mir alles wieder ſein, was ſie mir war.

Judas

Du ſchliefſt. Erzähle weiter.

Thirza

Ob ich ſchlief,
Das weiß ich kaum zu ſagen; ſo lebendig,
So grün und ſaftig ſah ich einen Ölbaum
In einem Palmenthal an Bächen ſtehn.
Von ſeinen Zweigen hingen ſieben Früchte,
Zur Hälfte reif, zur Hälfte reifend nieder.
So ſchoß er ſtolz empor am Sonnenſchein
Der Gnade. Zu ſtolz; denn er ſprach: „Die Sonne
Sei meines Hauptes Schmuck. Noch übern Himmel
Hinauf will ichs erheben und die Sterne
Wie Tropfen Taus auf meinen Locken wiegen.“
Nicht weit davon auf trocknem Felſen kroch
Ein kleines Bäumlein ſaftlos, früchtelos,
Das bat den fetten Baum um ſeinen Schatten;
Der würdigte das Bäumlein keines Blicks.
Darob ergrimmte Gott. Er machte heiß
Die Sonne dürſten, daß der fette Baum

Ein Becher war vor ihrem Mund, daraus
Sie trank, bis daß er leer an Stillung ſtand.
Und einen Mann in Waffen ſandt er her
Vom Aufgang; der ſchnitt ab mit Stahles Schneide
Den ſiebenfachen Stolz der Frucht und warf
Ihn unter ſeine Füße. Aber bei
Dem Bäumlein ſtand der Herr mit einem Stab
In ſeiner Hand; damit berührt er kaum
Den nackten Fels, da ſprang von deſſen Adern
Hochſtrömend eine auf, und klarer Brunnen
Troff rings im kühlen Strom am durſtgen Bäumlein
Hernieder, und das wuchs und brachte Früchte,
Und alle Bäume neigten ſich vor ihm,
Am tiefſten der, der erſt es ſtolz verhöhnt.
Da ſah ich ſchärfer nach dem Herren hin.
Zu ſeinen Füßen war es wie ein Saphir;
Auf ſeinem Haupt die Krone Aarons,
Auf ſeiner Bruſt die Namen Israels.
Von ſeinen Lippen, von den Wangen floß
Ihm auf die Bruſt ein dunkler Bart herab.
Da warſt dus, Herr, der in den Lüften thronte.
In deinem Schatten lag ein ſchönes Weib
Im Schlummer ſorglos da, Jeruſalem,
Die Städte Judas um ſie her wie Kinder.

Nahor

Es ſegne dich der Herr. In deinem Traum
Iſt Weisſagung. In Judas Schatten lag
Jeruſalem —

Dritter Auftritt

Nathan. Vorige

Nathan

Ein Haufen ſyriſcher
Bewaffneter ſteigt aus dem Thal herauf.

Mit ihnen iſt der Prieſter Simei
Nebſt Amri, ſeinem Sohn, und ſeinem Bruder
Boas und vielem Volk. Herr, willſt du ihnen
Entgegen und ſie fragen, was ſie bringen,
Oder ſoll ichs?

Judas

Ich gehe ſelbſt.

Nahor

Und ich
Begleite dich.

(Judas, Nahor, Jeru-Ja und die Männer außer Nathan ab)

⁂

Dritter Aufzug

Die von Amri geblendete **Lea** wandert von **Thirza** geführt, die in Knabentracht ‚verhüllt' ſich ihr unter dem Namen Zebulon geſellt hat, übers Gebirge nach Jeruſalem

Lea

In meine Nacht fällt keines Wechſels Troſt.
O ſprich; laß mich mit deinen Augen ſehn,
Wie ſchön die Welt, des Herren Kleid, erglänzt,
Daß ſeine Herrlichkeit die enge Seele
Mir weite, mir der Füße tote Kraft
Aufs neu belebe.

Thirza

Dort im Mond erglänzt
Der Tempel von Jeruſalem. Von dort
Wie Bienen, die beim Sammeln ſich verſpätet,
Einzeln die Luft durchſummen, kommen Töne
Gezogen. Flehend liegt das Volk vor Gott
In ſeiner Stadt, vor ſeinem heilgen Hauſe,
Daß ers bewahre vor den wilden Feinden,
Die, rings gelagert, ihm Verderben drohn.
Hoch oben, im Gewölbe von Saphir
Der Himmel, ſchwankt an unſichtbarer Spange
Das Licht der Nacht. So klar dahin gegoſſen
Scheint ſie des Tages Schweſter, bleicher nur
Und ſinnender und ſtiller. Um den Nacken
Wogt ihr wie ſchwarze Locken ein Gewölk,
In dem, ein Schmuck von funkelnden Demanten,
Ein fernes Wetterleuchten zitternd bebt.

Lea

So nah biſt du mir, heilge Stadt des Herrn?
Doch wo, nach welcher Seite wend ich mich,
Die müden Arme grüßend hinzubreiten?

Thirza (dreht ſie)

So; noch ein wenig wende dich. Nun liegt
Jeruſalem vor deinem Angeſicht.

Lea (erhebt ſich auf den Knieen)

Du heilige, du Stadt des Herrn, wo er
Sein Haus hat mitten unter ſeinem Volke.
Stadt Davids! Stadt der Könige! wo, wenn
Du deines Volkes dich erbarmt, die Schmach
Der Knechtſchaft von den Schultern ihm genommen,
Du ſeinen neuen König ſalben wirſt,
Den freien König deines freien Volkes;
Und unter ſeinen Fuß die Völker ihm
Die ungezählten geben wirſt, die wohnen
Vom Aufgang fernhin bis zum Niedergang,
Damit dein Volk der Erde König ſei,
Und du, Herr, deines Volkes Königs König. —
— — Iſt das des Kidron Rauſchen nicht, was mir
Die Seele tröſtend kühlt? Kommts von dem Ölberg
Herüber? Rafft die Seele mit ſich fort
Zum Thale Joſaphat, ſchwingt ſie ſich mit ihr
Hinauf zu Sions und Morijas Hügeln!
Sprich, Zebulon.

Thirza

Das Rauſchen, das du hörſt,
Kommt nicht vom Kidron, nicht vom Ölberg, kommt
Von dort, wo weit geſtreckt aus Wanderzelten
Der Feinde Kriegerſtadt ſich auferbaut,
Womit ſie rings Jeruſalem umdrohn.

Lea (will aufſtehn, kann nicht)

Weh mir! Des Geiers Horſt, wohin der Habicht

Die Kinder mir geſchleppt. Und ich bin hier;
Verlaſſen, matt und kraftlos lieg ich hier,
Nur eine Scherbe noch von ehemals.
Herr, haſt du mich verlaſſen? Biſt mir taub,
So will ich ſchrein, bis du mich hören mußt.
Wie Jakob, da er vor dem Eſau floh —
Die Nacht bei Beth El, will ich mit dir ringen,
Bis du die Kinder mir vom Feind erretteſt,
Damit die Feinde ſehn, du biſt mit mir
Und haſt mich nur geprüft, mich zu erhöhn;
Und meine Feinde ſiegten nur zum Schein,
Wie Pharao, der erſt dein Volk gedrängt,
Bis du, Herr, deines Volkes Dränger drängteſt
Und ihn verſchlangſt in deiner Wogen Mund.
Du mußt, Herr, mußt, eh laß ich nicht von dir,
Du mußt! mußt mich an meinen Feinden rächen.
Zu ſei der Himmel über ihrem Haupt,
Zu ſei die Erde unter ihren Füßen.
Die Schlange Thirza faſſe, Herr —

Thirza (vor Grauen ſich vergeſſend)

Halt ein!

Lea

Verdirb ſie —

Thirza

Sprich nicht weiter!

Lea

Was haſt du
Im Beten mich geſtört? Du ſtörteſt mich
Um jener willen. Was iſt jene dir,
Daß du um ſie mich ſtörteſt im Gebet?

Thirza

Ich hörte ſagen, daß ſie dich nicht haßt
Um Judas willen.

Lea

So. Das hörteſt du?

Sie haßt mich nicht — um Judas willen? und
Das hörteſt du?

Thirza

Ich hört es ſagen.

Lea

Und
Um Judas willen? — Kennſt den Judas du,
Den ungerechten Mann?

Thirza (warm)

Das iſt er nicht.

Lea (lauernd)

So iſt er häßlich doch und mißgeſchaffen —

Thirza (die ſich immer mehr vergißt)

Der ſchönſte Mann im Land iſt nicht mehr ſchön,
Wenn er ſich neben Judas ſtellt.

Lea (für ſich)

So ſpricht
Kein Knabe. — Wie? Doch höher ſollt er ſein?

Thirza (begeiſtert)

Die Ceder auf dem Libanon ragt nicht
So ſchlank und hoch (ſie beſinnt ſich)

Lea

Du ſchweigſt? Warum?

Thirza

Ich hab ihn
Nicht ſelbſt geſehn —

Lea

Und kennſt ihn ſo genau?

Thirza

Mein Vater ſagt, der Judas wird das Volk
Des Herrn erretten; meines Landes Jungfraun

Singen vom Judas; unſrer Feinde Furcht
Nennt ihn den Hammer.

Lea

Nennt ihn? Und du weißt
Noch nicht —

Thirza

Was?

Lea

Komm doch näher. Stütze mich.
Sieh, du haſt Locken, weich wie Frauenlocken;
So zarte Haut hat nicht ein jeder Knabe.
Du haſt geweidet ſonſt auf dieſen Bergen?
Ha! — Komm! Was fliehſt du mich?

Thirza

Dein Zittern ſchreckt mich.
Dein Atem iſt gepreßt; ſo wie ein Krampf
Durchſchüttelts deine Glieder, nah ich dir;
Ich weiß nicht, ziehſt du mich an dich, ſtößt du
Mich fort?

Lea (matt)

Das weißt du nicht —

Thirza

Was ſagſt du?

Lea

Nichts.
Du weißt noch nicht, daß Judas —

Thirza (ängſtlich)

Was?

Lea

Komm her.

Thirza

Was iſt mit Judas?

Lea

Komm —

Thirza

Du ängſteſt mich.

Lea

Erſt ſtütze mich — (Thirza hilft ihr aufſtehn)
So. Laß mich an dir lehnen —

Thirza

(voll Angſt in ihrer Umſchlingung)
Was willſt du? Laß mich los! Was —
(Will ſich losmachen)

Lea

Nichts.
(Pauſe, während ſie ſie mit den beiden Armen umfaßt)
Der Judas — —
Iſt tot.

Thirza

(aufſchreiend, Lea in die Arme ſinkend)
Weh mir!

Lea (ſtößt ſie von ſich)

Nun höhne doch! Haſt du
Ihn nun, den du mir ſtahlſt? Biſt du nun noch
Die Vorgezogene? Was hilft dir nun,
Daß du die Kinder mir verraten haſt?

Thirza

Ich hab dir deine Kinder nicht verraten.
Weh mir, daß Judas tot iſt. Weh! Ich wollte
Die Kinder retten helfen.

Lea (hohnlachend)

Retten? Du?
Der Fuchs des Haſen Brut? Der Löwe der
Gazelle Junge?

Thirza

Weh, daß Judas tot iſt! —
— — — — — — — —
Wär ich wie du, ſo ließ ich dich im Elend
Der Blindheit irren. Doch es iſt ja nicht
Um dich allein. Komm, folge mir.

Lea (hohnlachend)

Daß du mich
An einen Abgrund führſt, in den ich ſtürze?
Daß du ſo lang mich irre führſt, bis ich
Die Kinder nicht mehr retten kann?

Thirza

Du wirſt
Den Weg verfehlen. Komm —

Lea (ſtößt ſie von ſich)

Rühr mich nicht an!
Spar deinen Hohn für dich! —

Thirza

O Herr, ſieh nicht,
Was ſie mir thut.

Lea

Rufſt du zum Herrn? Er müſſe
Im Staube dich demütigen vor mir,
Du müſſeſt kinderlos und einſam ſterben.
Dort hör ich Tritte unter Waffenklirren.
Der Herr wird mich behüten bei dem Feind.
(Will gehn, wendet ſich raſch)
Du lachſt?

Thirza

Ich?

Lea

Hör ich nicht, daß du mich höhnſt?
Darum, daß du mich höhnſt, müſſe der Herr
Wahr machen, was ich ſagte. Liegen müſſeſt
Du heute noch vor mir, daß alle ſehen,
Wen ſich der Herr erwählt, wen er verwarf! (Ab)

* * *

Vierter Aufzug

Zwölfter Auftritt

Lea, Judas, dann Jeruſa

Lea
(die leiſe für ſich fortgeſprochen, zuſammengekauert, lauter)

So lang die Säulen ſtehn von Israel,
So lange müſſen ſeine Jungfraun ſingen
Von meiner Löwenſöhne Lämmertod.

Judas (iſt ſtehn geblieben)

Was hör ich? Iſt das Leas Stimme? (Sieht ſie) Ha!

Lea

Ihr habt gekämpft, ſo wie ein Löwe kämpft,
Ihr ſeid geſtorben, ſo wie Lämmer ſterben.

Judas (tritt näher)

Lea!

Lea

Du biſts? Doch nein; es iſt dein Geiſt.

Judas

Sein Geiſt nicht, Judas ſelbſt.

Jeruſa (iſt eilig aufgetreten)

Herr, wie die Syrier
Hinſtrömten über das Gefild, da ſtanden
Die von Jeruſalem in ihrem Weg.

Die Unſern drängten nach, ſo wie ein Mühlſtein
Die Körner an den andern reibend preßt.
Der Sieg iſt unſer, Herr. Doch deine Kinder
Zu retten kamen wir zu ſpät.

Judas

Du ſahſt ſie?

Jeruja

Wie ich dich ſuchte jetzt, ſah ich den Jüngling,
Der uns geführt, von fern am Boden knien.
Ich ſah ihn weinen, ſah, wie er den Arm
Voll Schmerz um einen Toten ſchlug; ich eilte.
Doch wie ich hinkam, war er nicht mehr da,
Nur deiner Kinder Leichen fand ich noch.

Lea

Der Engel küßte ſie; er wird ſie rächen.
Wo iſt der Engel?

Judas

Meinen Schwertknopf gab
Ich ihm, als er mich rettete.

Lea

Ruft mir
Den Engel, daß ich dankend vor ihm liege,
Ihn flehe, mich zu rächen und die Kinder!
Geht, ſucht ihn, laßt nicht ab, bis ihr ihn findet.

Judas (nach einer Pauſe, dumpf)

Und unſre Knaben, Lea?

Dreizehnter Auftritt

Nathan, Thirza in einen Mantel gehüllt von links; er nähert ſich; ſie bleibt zurück. **Vorige**

Lea

Herr, ſie ſind
Geſtorben, treu dem Herrn, dem ſie gelebt.

Judas (ſchlägt die Hände vors Geſicht)

Lea

Der Syrier konnte ſie nur martern, ſie
Vom Herrn entfernen konnt er nicht.

Nathan

(indem die Kinder gebracht und hinter das Zelt gelegt werden, wo Judas bei ihnen ſteht)

Herr, ſie
Bereiteten den Pfad vor deinem Sieg.
Gefangen von den Syriern, ſah ichs
Mit an. Sie gingen aufrecht wie ein Held
Unter der Leiden Krone. Von der Ruh
Auf ihrem Antlitz ging Entſetzen aus
Auf ihre Peiniger. In ihrem Blut
Floß deiner Feinde Kraft dahin.

Judas

So will ich
Die Ruh euch nicht mit Weiberthränen ſtören.
Dem Herrn will ich lobpreiſen, daß er euch
Ließ Männer ſein, wo Männer Kinder ſind.

Lea

Doch ohne Rache laß ſie nicht. Den Gleisner,
Der heuchelnd dir von ihrem Tod erzählt,
Herr, nimm ihn feſt, ihn und die Schlange Thirza.
Geh zum Gericht mit den Verrätern, Herr.

Nathan

Herr, ſtrafe mich nicht irrend, wie mich Lea
Irrend verklagt.

Lea

Laß dich nicht blenden, Herr.
Er weiß zu lügen, daß dus glauben mußt.

Judas

Auf, Uſiel, Jeruja. Sie ſoll er
Mitbringen, deren Hut ich ihm vertraut.
Hör ich nicht Zimbeln da und Flöten? Nahor,
Jſts mit den Helden von Jeruſalem.

Vierzehnter Auftritt

Nahor und **Prieſter** und **Krieger**. **Vorige** ohne Jeruja

Nahor

Ja, Nahor iſts, der dich, den Retter, grüßt.

Judas

Jch bin der Retter nicht. Ein Jüngling, Freunde,
Den wir nicht kennen, iſts, der euch gerettet.
Vergebens fleht ich, droht ich. Mutlos lagen
Die Krieger nur. Da plötzlich flog es durch
Die Reihn: „Ein Engel kommt, ein Engel rettet!
Dort zieht er ſchon vorauf vor Judas Helden!“
Ein Wunder wars, wie ſchnell da bleiche Wangen
Sich röteten, wie funkelnd Feuer plötzlich
Erloſchne Augen flammten; wie die lang
Erſchlaffte Muskel, wie die Sehn am Bogen
Aufſchnellt, Ein Schrei, Ein Sprung, Ein Griff, und hoch
Geſchwungen Schwert und Lanze ſich ergoß
Wie der Gewitterſtrom am Fels herab
Den Weg, den niemand ſonſt geahnt, den uns
Der Jüngling in des Lagers Mitten führte.

* * *

Fünfzehnter Auftritt

Uſiel. Die **Vorigen.** Immer noch kommen **Krieger,** darunter **Aaron** gefangen

Uſiel

Herr, du haſt mich gerufen.

Judas

Wo iſt Thirza?
Du bringſt ſie nicht? Du ließeſt ſie entfliehn?

Lea

Siehſt du, ſie floh. Was flieht ſie denn, wenn ſie
Gerecht iſt?

Judas

Von dir fordr' ich ſie.

Uſiel

Herr, ich
Geſtehe dir, ich half ihr fliehn. Laß mich
Nichts weiter ſagen.

Judas

Sprich bei deiner Seele!

Uſiel

Nun denn: Sie wars, die uns den Weg geführt.
Nun laß mich ſterben, genügt das deinem Zorn,
Verfolge nicht, die Iſrael gerettet.

Judas

Die Iſrael gerettet!

Lea

Glaub ihm nicht,
Der Lügner ſteht mit ihr im Bund und Nathan.

Nathan

Herr, ſie war dir getreu und deinen Kindern.

Lea

Der Engel küßte meine Kinder; er
War Thirza nicht. Herr, du haſt ihn geſehn!
Beſtrafe dieſe Lügner.

Judas

Sein Geſicht
Hat er mir nicht gezeigt.

Lea

Weil Sterbliche
Nicht würdig ſind, des Herren Glanz zu ſehn.

Judas

Er wandte ſich.

Nathan

Wie ich ſie töten wollte,
Wie Lea mir befahl –

Judas

Haſt du ihm das
Befohlen?

Lea

Ja: und hätt er mir gehorcht,
Die Kinder lebten noch.

Nathan

Da, Herr, verlangte
Sie einen Tag nur Friſt; dann ſtelle ſie
Sich ſelber mir, wie Jephtas Kind gethan.

Judas

Weh mir! Sie that es nicht, ſo iſt ſie tot.
Weh! meine Härte hat mein Weib getötet!

Nathan (mit Thränen kämpfend)

Nein, Herr, tot iſt ſie nicht. Sie ſtellte ſich.

Lea (hohnlachend)

Du glaubſt ihm das? Du biſt — ein Held im Glauben.

Nathan

Wie alle Stimmen ſie als Retter prieſen
Und einen Engel Gottes in ihr ſahn,
Da kam ſie wie ein Lamm zur Schlachtbank:
„Hier bin ich, Nathan, dir zum Schwur zu helfen.
Doch eile! ſonſt weiß ich nicht was ich thu!
Mein Herr lebt — eile, daß mein Herz der Schwur
Nicht reut, den ich dir that, und ich verzweifle.
Eil, Nathan, eil und rette mir die Seele.“

Judas

Weh mir! Und du haſt ſie gemordet?

Nathan

Nein.

Judas

Sie lebt? Wo iſt ſie denn? So ſprich doch, ſprich.

Nathan

Herr, wenn mich Lea meines Eids entlöſt,
Will ich ſie ſchaffen.

Lea

Nimmermehr. Du lügſt,
Das weiß ich. Mich ſollſt du nicht täuſchen, wie
Den Judas. Herr, was töteſt du mich nicht?
Biſt du gewohnt doch, meiner Feinde Wort
Zu folgen. Laß doch rufen durch das Feld,
Daß ſich der Engel ſtelle. Wär es Thirza,
Dann wollteſt du zur Königin ſie machen
Und mich ihr unterthan als ihre Magd.

Nathan

Du irrſt. Das alles lockt ſie nicht.

Lea

Weil ſie
Kein Engel iſt, kein Retter! Weil ſie nicht
Den Mut hat, aufrecht vor mir da zu ſtehn,

Die Mörderin vor der Erſchlagnen Mutter.
Das Blut der Kinder ſchreit zum Himmel auf.

Judas

Schweig du, die nur dem Argwohn folgt, der dein
Unweiblich Herz erfüllt. Fluchſt du der Unſchuld,
So fällt auf dich zurück dein Fluch.

Lea

Er falle!

Judas (zu Nathan)

Wo haſt du ſie?

Nathan

Wenn meine Bitte du
Erfüllen willſt.

Judas

Ich will!

Nathan

Und Lea mich
Des Eids entläßt —

Lea

Was marterſt du mich doch?
Nun gut; wenn Thirza doch der Engel iſt,
So ſchaffe, daß ichs ſelber glauben muß
Und du ſollſt quitt des Schwurs und ledig ſein.

Nathan

Nun denn, Herr, Thirza bittet meine Bitte,
Laß Lea nicht entgelten, Herr, was ſie
An Thirza thut.

Lea (hohnlachend)

Wie ſchnell ſie iſt! Sieh erſt,
Ob du Vergebung findeſt für ſie ſelbſt?
Wer unrecht hat, iſt eilig mit Verzeihn,
Weil er Verzeihung braucht. Doch der Gerechte
Verzeiht nicht und verlangt Verzeihung nicht.

Nathan nimmt Thirza den Mantel ab. **Thirza** ſteht verſchämt und verweint

Alle

Der Engel!

Lea

Ha; er kommt, um euch zu zeigen,
Daß er nicht Thirza iſt. Er kommt, mich zu
Erhöhn und meine Feinde zu zerſchmettern.
Wo ſteht er, daß ich ihn verehre?

Nathan (führt ſie hin)

Hier.

Lea

Geſegnet du, geſegnet, den Gott ſendet.
Machs offenbar, der Herr iſt nur mit mir.
An Thirza räche mich und meine Kinder,
Anbetend, ſieh, lieg ich vor dir im Staub.

Thirza (die ſie ſchon hat erheben wollen)

Steh auf. Demütige dich nicht vor mir.
Ich bin kein Engel; ich bin deine Magd.

Lea

Ha!

Judas

Thirza, herrlich Weib, wie hab ich dir
Unrecht gethan!

Lea (matt)

Haſt du den Schwertknopf? Biſt du
Der Engel, zeig den Schwertknopf.

Thirza

Herr, hier iſt er.

Lea

Ich ſprach: Wenn ſie unſchuldig iſt, dann falle
Mein Fluch auf mich. Er iſt erfüllt. Ich hab
Im Staub vor ihr gelegen heute noch.
Sie hat die Kinder nicht verraten.

Aaron

Nein.

Boas ſchlich Nathan nach, wie er den Kindern
Zu eſſen zutrug, ſo fand Amri ſie.

Thirza

Nun, Herr, verzeih ihr. Reich ihr deine Hand.
Ich thu es auch —

Lea

Rühr mich nicht an. Du glaubſt,
Ich liebe dich? Nie hab ich ſtärker dich
Gehaßt als jetzt. Du biſt nicht meinesgleichen.
Dein Thun iſt Thorheit, und doch iſt der Herr.
Mit dir. Der Herr thut, was er will. Wer zieht ihn
Zur Rechenſchaft? Ich hab dem Herrn gedient,
Und doch verläßt er mich. Er ſagt: Ich will
Die Treue lohnen. Wer kann mit ihm rechten?
Er thut, wie ihm gefällt, ſo oder ſo.
Ich aber will demütig ſein, als hätt er
Gethan nach ſeinem Wort.

Nahor

Selbſt ihre Demut
Iſt Hochmut.

Sechzehnter Auftritt

Zeruja. Vorige

Zeruja

Israel, dein Sieg iſt groß!
Es wütet Aufruhr rings in Syriens
Provinzen. Seines Königs Seele hat
Der Herr dem Wahnſinn in die Hand gegeben.

Nahor (tritt vor)

So hat der Herr ſein langgeknechtet Volk
Befreit und hat es offenbar gemacht,

Daß wir ſein Volk noch ſind, das Volk des Herrn,
Das er geſtraft nach ſeinem Zorn und nun
Nach ſeiner Gnade wiederum erhebt.
Er will der Kön'ge Zeit erneun, die große,
Wo ſich die Völker beugten ſeinem Volk.
„Ihr ſollt ein prieſterliches Königreich,
Ein heilig Volk mir ſein“; ſo ſprach der Herr
Zu Moſen. Kehrt die Herzen zu dem Herrn.
Er ruht in ſchwerer Wolke über uns.
Iſt es dein Wille, Herr, ſo ſegne uns.

(Ein Regenbogen)

Seht ihr das Zeichen ſeines neuen Bundes,
Den er, der Herr, mit ſeinem Volk will ſchließen?
Wie damals, da der Waſſer Schwall verlief,
Der Herr zu Noah ſprach: Das ſei mein Zeichen,
Daß ich die Erde nicht vertilgen will.
So jetzt, da unſrer Knechtſchaft Flut verläuft,
Verkündets unſers Volkes ewge Dauer.
Nun, Israel, wer ſoll dein König ſein?

Volk

Der Judas!

Andre

Unſer König ſei der Judas.

Andre

Der Retter!

Nahor

Hörſt du, Mattathias Sohn?

Judas (beugt ſich)

Sein Knecht bin ich. König iſt er allein!

Nahor

Herr, iſts dein Wille? Segneſt du dein Volk?
(Ein ferner Donnerſchlag, der bis zu Ende des Stückes mählich verhallt)
Er ſpricht mit ſeinem Volk. Hin in den Staub,
Sein Volk, vor ſeinem Angeſicht. Bet an,

Volk, vor dem Herrn im Staub. Jehova ſegnet
Sein Volk. (Pauſe; er ſteht auf; die andern auch)
Und nun folgt mir zum Tempel nach
Jeruſalem.

Lea

(zu Judas und Thirza, die ſie mitführen wollen)

Laßt mich. Ich bin kein Gaſt
Für eure Feſte. Laßt mich einſam ziehn,
So wie mein Leid nicht ſeinesgleichen hat.
Der Herr hat meiner Früchte Glanz gepflückt,
Der Herr hat meiner Zweige Kraft verſengt,
Zu zeigen, daß der Menſch nichts iſt vor ihm.
Geht eures Weges. Mich laßt meinen ziehn!

(Auf einen Wink Nahors laſſen ſie ſie; eine Magd führt ſie ab. Die Krieger erheben Judas und Thirza auf ihre Schilde, der Himmel heiter, wie der Zug mit Zimbeln und Flöten ſich in Bewegung ſetzt)

Vorhang fällt

Ende des vierten Aufzugs

◆

Die Pfarrroſe

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

⁂

Einleitung

Das bürgerliche Trauerſpiel „Die Pfarrroſe“ ſchrieb Otto Ludwig zu Garſebach und Meißen im Sommer und Herbſt 1845; die erſte Anregung dazu ſtammte unverkennbar aus der Bürgerſchen Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.“ Doch verdankte der Dichter dieſer Ballade eben nicht mehr als den erſten Gedanken zu ſeinem Stück. Aus der Natur des Stoffes ergaben ſich gewiſſe Übereinſtimmungen in der Schilderung bürgerlicher Zuſtände mit der vor Zeiten ſo erfolgreichen Weiſe Ifflands, aber von einer Anlehnung an Iffland konnte ebenſo wenig die Rede ſein als von einer ſolchen an Bürger. Erfindung und Ausgeſtaltung fielen in eine Zeit, in der ſich Ludwigs Phantaſie und Geiſt mit Macht zu der ihm angebornen, aller Muſter ſpottenden ſelbſtändigen Eigentümlichkeit durchrangen. Bis auf die Neigung zum breiten Ausmalen charakteriſtiſcher Einzelheiten, zur warmen Belebung der Szene durch kleine Züge, eine Neigung, in der ſich nachmals der Erzähler genug that, zeigen ſich in der „Pfarrroſe“ die außerordentlichen Vorzüge des Dichters wie gewiſſe Mängel, die mit ſeinem ſtarren Wahrheitsdrange, ſeinem leidenſchaftlichen Widerwillen gegen die überlieferte Phraſe und ſeinem Verlangen nach Natur und realiſtiſcher Wirkung zuſammenhingen, in voller Deutlichkeit. An der poetiſchen Kraft und dem poetiſchen Berufe Ludwigs hätte niemand zweifeln dürfen, der auch nur dies Trauerſpiel kennen gelernt hätte. Die Handſchrift der „Pfarrroſe“ wurde indes nur wenigen vorgelegt; ſowohl Eduard Devrient als Gutzkow (der zum Dramaturgen des Dresdner Hoftheaters ernannt worden war, nachdem Devrient die Oberregie niedergelegt hatte) erklärten das Stück um ſeiner grellen Wirkung willen für undarſtellbar. Ludwig würde ſich nach ſeiner Gewohnheit hierbei beſchieden und das ausgeführte Werk wiederum als eine bloße Studie zurückgelegt haben, wenn nicht Ed. Devrient ihm wiederholt zugeſprochen hätte, die Dichtung zu einem Schauſpiel mit verſöhnlichem und verſöhnendem Schluß umzuarbeiten.

Nach der Aufführung des „Erbförſters“ im Jahre 1850, wo es dem theatraliſchen Berater Ludwigs von beſondrer Wichtigkeit erſchien, daß der Dichter die eben erklommene Bühne mit neuen Werken vollends erobere, ermutigte er ihn aufs neue zur Umarbeitung der „Pfarrroſe“, und Ludwig ſchrieb wirklich Ende Juni bis Anfang September, wo er im Buſchbad bei Meißen wohnte, ſein Trauerſpiel zu einem Schauſpiel „Die wilde Roſe“ um, das er am 17. September 1850 an Ed. Devrient ſandte. Dieſe Arbeit brachte dem wohlmeinenden Ratgeber eine empfindliche Enttäuſchung, es ſtellte ſich heraus, daß die ſchon im Trauerſpiel etwas künſtliche und verwickelte Handlung durch die Wendung zum glücklichen Ausgang nicht einfacher und überzeugender geworden war, mit dem Aufgeben der tragiſchen Folgerichtigkeit und der mit ihr verknüpften Stimmung hatte der Dichter gleichſam die Zügel der Führung verloren. Das Trauerſpiel war ohne Frage nicht nur urſprünglicher, einheitlicher und poetiſch ergreifender geweſen als das neue Schauſpiel, es würde auch mit einigen Nachhilfen und Abänderungen ſich weit eher zur Aufführung geeignet haben. „Alles, was gut daran iſt, iſt aus der erſten Bearbeitung," geſtand ſich Devrient in ſeinem Tagebuch am 3. Oktober 1850 ein.

Für Ludwig war nach dem Mißlingen dieſes Verſuches die Sache erledigt, er verzichtete auf jede Veröffentlichung des Trauerſpiels wie des Schauſpiels. Aber ſchon bei den Vorbereitungen zur erſten Sammlung von Ludwigs Schriften kam die Mitteilung der „Pfarrroſe" ernſtlich in Frage. Ohne ſich über die Mängel der Dichtung zu täuſchen, glauben die Familie des Dichters wie der Herausgeber, daß die Schönheiten dieſes bürgerlichen Trauerſpiels, die lebendige Kraft in der Darſtellung des Lebens und der Leidenſchaft, die Tiefe der Empfindung, der Reichtum der Stimmungen die Mängel weit überwiegen, und daß man ihnen aus der abermaligen Zurückſtellung der talentreichen und eigentümlichen Schöpfung in ſpäterer Zeit einen gerechten Vorwurf machen könnte. Der Abdruck iſt nach der Handſchrift (Reinſchrift) des Dichters erfolgt und ſorgfältig mit dieſer verglichen worden.

⁂

Perſonen

Friedrich von Falkenſtein, Jagdjunker
Major von Wüſtenfels
Paſtor Döring
Arzt Werner
Forſtgehilfe Freitag
Verwalter Undank
Die Paſtorin
Roſe, ihre und des Paſtors Tochter
Sabine, Werners Schweſter
Friederike } junge Mädchen
Suſanne } junge Mädchen

⁂

Erſter Aufzug

Wohnſtube bei Paſtors

Eine Thür im Fond, eine rechts. Ein Klavier, darauf ein Epheuſtock an einem Spannrahmen gezogen; Papier, Tintenzeug. Eine Kommode mit mehreren Fächern. Über der Thür im Fond eine Schwarzwälderuhr mit Gehäuſe. An der Wand einige Kleidungsſtücke; an der Kommode lehnend einige lange Tabakspfeifen

Erſter Auftritt

Die Paſtorin allein, vor der Kommode knieend und in einem halb ausgezogenen Fach kramend

Paſtorin. Ich muß alles wieder legen, wie es lag. — Nichts zu finden. Und von ihr ſelbſt erfahr ich nichts mehr. (Horcht auf) Das iſt ſie wohl gar. (Einiges, was ſie herausgelegt hat, thut ſie ſchnell wieder ins Fach, das ſie zuſchiebt; einiges vergißt ſie in der Eile; ſie ſteht ſchnell auf) Nein. — Es klopft. Herein!

* * *

Zweiter Auftritt

Sabine. Paſtorin

Sabine (hat die Paſtorin noch aufſtehen ſehen). Schönen guten Morgen, Frau Paſtorin.

Paſtorin. Ach, Sabinchen, was bringen Sie mir Gutes?

Sabine. Die Roſe nicht zu Haus?

Paſtorin. Sie iſt ausgegangen.

Sabine. Einen ſchönen guten Morgen von meinem Bruder —

Paſtorin. Er läßt ſich gar nicht mehr bei uns ſehn, der Herr Doktor Werner. Setzen Sie ſich doch. Die Mittagsſonne wird ſchwül. Ein Täßchen —

Sabine. Ich komme nur davon, und mein Bruder hält nichts auf den Kaffee.

Paſtorin. Die Herren Ärzte! Mein Mann ſieht alle Stunden aus dem Fenſter, ob Herr Werner nicht kommt. Ich denke doch nicht, daß der Herr Doktor abſichtlich nicht mehr kommt.

Sabine. Deshalb hat er mich hergeſchickt. Er ſagt, um Roſens wegen —

Paſtorin. Der Herr Doktor nimmts zu ernſthaft mit dem Mädchen.

Sabine. Ich kanns ihm eigentlich nicht verdenken. Die Frau Paſtorin kennen mich —

Paſtorin. Sie ſind ein braves, liebes Mädchen, an dem jedermann ſeine Freude haben muß.

Sabine. Mir kommen die Thränen, wenn Sie ſo ſprechen. Und mein Bruder iſt wie ich. Nein, ſolch ein Gemüt. Drum iſt er auch ordentlich krank. Das ſagt ich Roſen neulich. Für unglückliche Liebe, ſagt ich, ſollteſt du wenigſtens Schonung haben. Unglückliche Liebe? ſagt ſie ganz barmherzig. Das iſt freilich eine ſchreckliche Krankheit. Ich möchte lieber den Schnupfen haben oder gar den Huſten als unglückliche Liebe. Aber er hat ja die Apotheke im Haus und ein Mittel drin, das für alles hilft. Aber was denn für eins? frag ich ganz ehrlich. Da neben in der Apothekenecke, ſagt ſie noch barmherziger. Da in dem kleinen rot und ſchwarzen Schränkchen, das zweite

Fach von unten. Der Schlüſſel liegt hinter der großen Spiritusflaſche. Ich denk ja immer noch nicht, was ſie meint. Sagt ſie: Hat ers uns doch erſt neulich gewieſen. Ich ſage: Doch nicht Opium? Das furchtbare Gift? Und ſchlage die Hände zuſammen vor Schreck. Und, ſag ich, mein Bruder, ſag ich, ſagt immer: Ein Mädchen ohne Gemüt, das iſt wie eine Blume ohne Duft. Da hält ſie ſich die Naſe zu. Ich ſage: Aber warum denn nur. Lacht ſie: Ich hab ſchwache Nerven, und du dufteſt mir zu ſtark. Damit, ohne guten Tag zu ſagen, hüpft ſie fort, läßt ihren breiten Hut an den Bändern hinter ſich herfliegen und wirbelt wie eine Lerche.

(Es pocht und ſcharrt draußen)

Paſtorin. Herein! Aha, das iſt der Herr Verwalter Undank.

⁂

Dritter Auftritt

Undank feierlich komplimentierend. **Vorige**

Undank. Freundlichſten Bongſchur vom gnädigen Herrn Jagdjunker, und der Herr Paſtor nebſt Madame und Mademoiſelle wären hiermit freundlichſt eingeladen zu einer kleinen Überraſchung dieſen Abend punkto acht im grünen Pavillon.

Sabine. Der Herr Inſpektor verzeihen gütigſt. Erzählen die Leute da — ich bin nicht neugierig. Ich denke, was geht michs an, was der gnädge ſelige Herr Onkel in ſeinem Teſtament beſtimmt hat.

Undank (will gehn). Sehr wahr —

Sabine. Da ſollte an des Junkers zweiundzwanzigſtem Geburtstag die junge Gräfin Diemar, die

Verwandten alle punkt zwölf zu Nacht auf dem Schloſſe hier verſammelt ſein. Und ſollten ſich erklären, ob ſie einander — nun Sie wiſſen ſchon — heiraten wollten, der Junker und die Gräfin, und dann ſollten ſie des ſeligen Onkels Gut zum Hochzeitsgeſchenke haben.

Undank (mit Verbeugung). Haben — aber (will gehn)

Sabine. Aber wenn der Junker die Komteſſe nicht wollte, ſo ſollte das Gut der Komteſſe gehören und wenn die Komteſſe ſich weigerte, ſollte das Gut dem Junker ſein.

Undank (zart korrigierend, wie oben). Gnädigem Junker ſein —

Sabine. Mir kanns einerlei ſein. Ich frage nicht nach andrer Leute Geheimniſſen. (Undank ſtimmt durch Verbeugung bei, ſieht aber nach der Thür) Und ob ichs weiß, ob ſein einundzwanzigſter — aber es iſt wohl unſchicklich von einem unverheirateten Mädchen, von eines jungen Herrn Geburtstag zu reden. — Ein ſittſam Mädchen hat ſich um ſich genug zu kümmern.

Undank (den Ruhepunkt benutzend). Daher bitte ich, mich dem Herrn Paſtor ergebenſt zu empfehlen, Frau Paſtorin — Mademoiſelle —

Sabine. Empfehle mich ergebenſt.

Paſtorin (ihn begleitend). Entſchuldigen Sie nur, daß mein Mann — ſeit dem letzten ſchweren Anfall giebt er dem Mittagsſchläfchen eine Stunde mehr zu. Aber machen Sie unſer unterthänigſtes Kompliment und — (abgehend mit Undank) entſchuldigen, Sabinchen — ich bin —

Sabine. Thun Sie ſich keinen Zwang.

⁂

Vierter Auftritt

Sabine allein

Sabine. Was liegt da nur? Die Frau Paſtorin ſpionierte in Roſens Kommodenfach. Wie ich kam, ſchob ſie ſchnell zu. Da iſt das herausgefallen. War auch eine ſchöne Ordnung drin. (Sie hat ein Blatt aufgehoben, lieſt) Das iſt doch gar — bin ich erſchrocken! So hätten die Leute doch recht, der Junker wollte die Roſe heiraten und das Gut verſchenken? — Ich beneide ſie nicht darum. Ich nicht. Und es iſt am Ende gar nicht einmal ein Heiratsverſprechen; ſie kann ihn gar nicht drauf verklagen. — Er verſpricht ihr mit ſeinem eignen Blut — ja, es ſieht ſo rötlich aus — (ſehr erleichtert) ewige Liebe. Wie das rührend iſt. Aber verklagen kann ſie ihn nicht darauf. — Die Frau Paſtorin — (legt ſchnell das Papier wieder hin und ſteht beim Ephen)

Fünfter Auftritt

Freitag. Sabine

Sabine. Wie der Epheu gewachſen iſt, Frau Paſtorin.

Freitag. Na; wenn ich eine Frau Paſtorin! Die knixt draußen mit dem unendlichen Herrn Inſpektor.

Sabine (wendet ſich überraſcht nach ihm). Freitag? Du biſt hier?

Freitag. Herr Forſtgehilfe Freitag. Aber nicht der heutige Freitag, ſondern ein zukünftiger; nämlich Fräulein Sabinens Zukünftiger, der gekommen iſt —

Sabine (retiriert in ein Fenſter). Wenn uns jemand ſo allein beiſammen ſieht!

Freitag. Dummes Zeug. Hab meine Mütze liegen laſſen, eh ich zum Paſtor hinaufging. (Er nimmt die Mütze vom Klavier) Dem hab ichs geſagt. Wegen ſeiner Perſon von Tochter. Meine Mutter iſt gebrechlich; das kommt von Gott, und keine Pfarrmamſell braucht ſie deswegen zu verhöhnen. Aber weil ich da einmal bei meiner Mutter bin im Erzählen, da hat ihr jemand eine ganze Rolle Geld heimlich ins Fenſter gelegt. Und das hat niemand anders als der Junker. Da wett ich. Für den lief ich auch ins Feuer. Wenn ich nur wüßt, ob das wahr wär, daß der Junker in der Pfarrmamſell ihre Dohnen gefallen ſein ſoll, wie ein Krammetsvogel —

Sabine (raſch). Das kannſt du nur glauben. Ich habs ſelbſt geſehn.

Freitag. I du grüner Krautſalat! Und was nur?

Sabine (wie vorhin). Die Verſchreibung — (Sie beſinnt ſich)

Freitag. Eine Ehverſchreibung? Da ſollt doch —

Sabine (verlegen). Eine Liebesverſchreibung nur.

Freitag. Was? Und du haſts ſelbſt geleſen?

Sabine. Nun freilich — du denkſt wohl, hinter ihrem Rücken? — Sie — wies mirs — und meinte — ob man —

Freitag. Ob man —

Sabine (weinerlich). Ob man — nun was ſonſt? — Ob man — was damit ſollte machen können — nun vor der Obrigkeit.

Freitag (hat einen Gedanken). Gehſt du mit, Sabine?

Sabine (entrüſtet). Denkſt du, ich bin ſo eine wie die Pfarrroſe?

Freitag. Na, adjes denn. Aber deinen Bruder darf man doch wohl beſuchen. (Ab)

⁂

Sechſter Auftritt

Sabine allein; gleich darauf die **Paſtorin**

Sabine. Nein, ſo in Verlegenheit, wie ich war! Konnte doch nicht ſagen, daß ichs hinter ihrem Rücken geleſen hatt. So eine wie die Pfarrroſe hätt ſich nichts daraus gemacht.

Paſtorin (kommt zurück). Sie haben warten müſſen, liebes Sabinchen.

Sabine. Wie Sie gut ſind! Wer auch ſo eine Mutter hätte!

Paſtorin. Wie die Menſchen zuſammen paſſen, ſind ſie ſelten beiſammen.

Sabine. Wie Sie aus meinem Herzen reden. Aber mein Bruder — ſagt er, er wüßte nicht, wie er dran wär. Und würdens nicht ungütig nehmen, wenn er nicht eher wieder in die Pfarre käm, bis die Roſe ſich beſtimmt erklärt hätte. Es gingen da Gerüchte, als wenn Sies mit der Roſe auf den Junker abgeſehn hätten und meinen Bruder hielten Sie hin; wenns mit dem Junker nichts wär, wär mein Bruder noch gut genug. Wir glauben von niemand Schlimmes, beſte Frau Paſtorin, aber aufs Renommee muß man halten. Es iſt abſcheulich von den Leuten.

Paſtorin. Weil meine Tochter und der Junker mit einander aufgezogen und wie Geſchwiſter ſind. — Aber ich weiß. Weil ich mich nicht mit aller Welt gemein mache.

Sabine. Sie ſind auch adlig von Geburt; ich weiß es.

Paſtorin. Nicht, als wenn ich darauf ſtolz wäre. Gott bewahre.

Sabine. Nun, wenn Sie ſtolz ſind! Sie könntens ſein.

Paſtorin. Neid iſts. Aber ich lache nur. — Sagen Sie nur Ihrem Herrn Bruder, ich wollte ernſtlich mit dem Mädchen reden.

Sabine. Vielleicht, wenns nicht zu ſpät wird, komm ich auf dem Rückweg noch einen Sprung herein. Einen gehorſamſten guten Morgen an den Herrn Paſtor. Und einen Gruß an die Roſe. (Knixt.)

Paſtorin (ſie begleitend). Meine Empfehlung an den Herrn Bruder.

⁂

Siebenter Auftritt

Paſtor im Schlafrock, Käppchen und langer Pfeife kommt von der Seite, geht meditierend auf und ab. **Paſtorin** kommt wieder herein, geht nach dem Fenſter und ſieht Sabinen nach

Paſtorin (für ſich). Sie ſieht nicht vom Weg auf. So zuſammengerafft. Wenn die Roſe ſo wär!

Paſtor. Wo iſt die Roſe, Mutter?

Paſtorin. Im Wald oder auf dem Felde. Weiß ichs, wo ſie iſt? Ich weiß nur, wo ſie ſein ſollte.

Paſtor. Immer das alte Lied. Und ich dächte, endlich einmal müßte die Vernunft — ſiehſt du, Mutter —

Paſtorin. Bemüh dich nicht. Ich kanns auswendig nunmehr. Das Weib muß ſelbſtändig ſein, und der Mann ſtolz. Sie ſoll ſein Freund ſein, nicht ſeine Magd. Wer als Jüngling nicht ſtolz war, hat als Mann nichts, worauf er beſcheiden ſein könnte. Die Roſe braucht nicht das Recht des Schwächern anzurufen. Sie iſt an Kopf und Herzen emanzipiert, Und der Junker iſt ein voller, friſcher, ſtolzer Menſch, und beide ſind ſo erzogen, daß ſie gar nicht unglücklich werden können. Du ſiehſt, ich kann meine Lektion. Ich hab ſie oft genug gehört.

Paſtor (will antworten, beſinnt ſich anders). Nun iſts halb vier.

Paſtorin. Ich ſage nur, es wäre beſſer, ſie wären ſo erzogen, daß ſie ins Leben paßten. (Kleine Pauſe)

Paſtor (ungeduldig hin und her). Aber da ſein könnte ſie nunmehr. Sie weiß, daß ich nur die Kaffeeſtunde meinem großen Werke über Erziehung abſparen kann. Und daß michs ſtört, wenn jemand fehlt. — Du könnteſt —

Paſtorin. Das Rauhe herauskehren, und wenn ſie ſich auf dich beruft, behalt ich noch unrecht. Soll ich auf ſie warten mit dem Kaffee?

Paſtor. Nein. Aber ich werde wieder hinaufgehn, ohne getrunken zu haben. — Wo Werner einmal bleibt? Ich hatte mich ſo an ihn gewöhnt, und er verſtand mich ſo. Wenn wir ſo Ein Haus ausmachten mit Werners. Wenn Fritz verheiratet iſt, wirds einſam bei uns werden. Sieh doch, ob ſie noch nicht kommt? Faſt vier. Morgen früh will ich ſelbſt zu Werner hinüber und ihn fragen.

Paſtorin (am Fenſter). Da kommt ſie den Berg herunter wie ein wilder Junge. (Für ſich) Wenn ich mir dagegen die Sabine denk!

⁂

Achter Auftritt

Vorige. **Roſe** erſt noch in der Szene. Die **Paſtorin** arrangiert den Kaffeetiſch, ſchenkt ein u. ſ. w.

Roſe (kommt ſingend näher)

Ein Pfarrermädchen möcht ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.

Ach, ſolch ein Paſtortöchterlein
Iſt ein zu glücklich Kind.

(Dabei tritt ſie ein, ihren breiten Strohhut an den langen Bändern ſchwingend und die feuchten Haare mit der Hand abtrocknend)

Die wilden Roſen auf dem Berge laſſen dem Herrn Paſtor ihren Gruß ſagen, und die wildeſte ſollt ihn ausrichten. Da mußt ich gehn, es war keine wildere da.

Paſtor (nach der Uhr ſehend; der Ton ſoll ſehr ſtreng ſein). Vier vorbei —

Roſe. Ich dächte, Väterchen, du wärſt froh, daß du mich nur wieder haſt. Ich wär noch nicht da. Was weiß man da draußen von der Uhr? Das weiß alles ſeine Zeit ohne Uhr. Nur in den finſtern Städten und Dörfern rechnet man nach Stunden, damit man einander erzählen kann, wie lang man ſich gelangweilt hat. Aber ſcharf hinter mir her leuchte ein langer, ſchwarzer Herr, der drückte ſeinen naſſen Mantel aus über Berg und Thal. (Sie zieht den Paſtor, der ſeine ernſte Miene zu behalten ſucht, mit ans Fenſter) Sieh, Väterchen, da iſt er ſchon auf dem Falkenberg da drüben. Die Schafe flüchten, der Schäfer mit. Das ſieht aus, als wär eine Lockenperücke toll geworden und liefe davon — und der Zopf hinterdrein.

Paſtor (mühſam ernſt). Ja doch. — Höre du. Der Freitag war da und hat dich verklagt. Wie war denn das? Du hätteſt ſeine gebrechliche Mutter verhöhnt.

Roſe (die ſchon in ſich hineingelacht hat). Das iſt einfach ſo geweſen. Ehgeſtern wie ich nachts den Fritz hinausleuchte, fängts an zu ſprühn, juſt wie jetzt. Da dauert mich der Junge, daß er im Regen noch bis ins Schloß laufen muß, während ich im Trocknen bin. Und ich denke, ich will auch nichts vor ihm voraus haben. Und ſtell das Licht herein in die Küche und laufe hinaus nach dem Buſch zu.

Paſtorin (von der Arbeit aufſehend). Da war doch das Nächſte, du gabſt ihm den Regenſchirm mit und —

Roſe. Das iſt auch wahr. Aber wer denkt an das Nächſte? Jetzt, rechn' ich, iſt er am Parkthor, jetzt am grünen Pavillon. Das iſt halber Weg. Wenn du jetzt umkehrſt, kommt ihr zugleich nach Haus. Und wie ich das thun will, ſeh ich ein ängſtliches Lichtchen in der Näh; das hatte kaum das Herz zu brennen. Wars das Fenſterchen von Freitags Mutter. Wie muß das heimlich ſein, dacht ich. Wie müſſen die Freuden und Sorgen da drin ſo eng beiſammen ſtecken. Wie gern wär ich nur ein halbes Stündchen lang die alte Frau ſelbſt geweſen. Weil das nicht zu machen war, dacht ich, ſiehſt du wenigſtens einmal durch das kleine Fenſter. Da ſaß das alte Mütterchen am Herd auf einem Schemel und trank aus einem kleinen Topf. Das rauchte ſo luſtig, und ſie lachte und nickte ſo hochmütig und doch auch ſo herablaſſend vor ſich hin, als wollte ſie ſagen: Aber was haſt du denn eigentlich, du armer lieber Gott, was du mir noch beſcheren könnteſt? Darauf antwortete ich in meinen Gedanken: Für dich nichts, aber für deinen Gottlob. Wenn du jetzt aufſäheſt und ſäheſt auf einmal eine Rolle Geld im Fenſter und dächteſt: Das hat ein Engel gebracht für meinen Gottlob! Und wie ich das einmal in Gedanken geſehn hatte, ließ mirs keine Ruh, bis ich meine Sparbüchſe umgekehrt hatte und das Geld, das eigentlich für ein neues Kleid beſtimmt war, durch das kleine Fenſterchen hineingeſchoben war. Und faſt hätte mich der Freitag darüber ertappt. Ich war ganz verwirrt und ſchäme mich jetzt noch, daß er denken könnte, ich wär ſeinetwegen erſchrocken.

Paſtorin. Und glaubſt du denn, du haſt die Alte nicht mehr erſchreckt als erfreut. Anſtatt ſo vergnügt bei ihrem Kaffee zu ſitzen, erſchrickt ſie nun bei jedem Laut, ob nicht ein Räuber ihren Schatz wittert und ſie darum erſchlagen will. Und anſtatt dir Dank zu wiſſen, ſitzt ſie vielleicht bei einer Nachbarin und macht ihre boshaften Gloſſen darüber, daß ihr Sohn dich hat nachts allein im Buſche gehn ſehen. Die Leute glauben einmal, man ſtellt ſich beſſer, als wie man iſt, da —

Paſtor (ſteht ungeduldig auf). Das ſind die Leute. Die Leute ſind eben die Leute. Sollen wir deshalb keine Menſchen ſein, weil die Leute die Leute ſind. Der Leute wegen das Ebenbild Gottes, der die Wahrheit iſt, verunſtalten? Manchen Menſchen kann man aber auch nicht —

Paſtorin. Ich ſage ja nichts mehr. Aber — (ſie unterdrückt ihre Gereiztheit)

Paſtor (wollte etwas ſagen, zuckt die Achſeln wie bedauernd, ſetzt ſich wieder zu Roſen). Da ſeh ich noch nicht, daß du die Alte beleidigt haſt.

Roſe. Geſtern ging ich wieder vorbei, da ſaß die Alte auf der Schwelle ihres Häuschens und ſah mit ihrem Hunde in einen Topf. Da wollte das Unglück, der Topf fiel die Stufen hinunter und ſchüttete ſeinen ganzen Inhalt aus. Der alte Hund aber und die alte Frau ſaßen ganz erſtarrt vor Schrecken da und ſahen einander an. Die alte Frau wackelte mit dem Kopf, der alte Hund mit der Naſe. Als fragten ſie ſich: Aber was fangen wir nun an? Hätt michs das Leben gekoſtet, ich mußte lachen. Dazu fiel mir auch ein, ich käme des Weges wohl gar, damit die Alte merken ſollte, das Geſchenk käme von mir. Da lacht ich erſt recht, damit des Geſchenks wegen kein Verdacht auf mich fallen ſollte. Das einemal hatt ich in der Haſt nicht ſo viel aus der Sparbüchſe herausgebracht, wie ich gemocht hätte. Da war ich geſtern abend noch einmal dort — (verdrießlich) bin aber dasmal ertappt worden.

Paſtor. Da wird der Freitag bald kommen und dirs abbitten. — Deine Lockenperücke da drüben iſt wieder vernünftig geworden, und der lange Herr iſt ſeiner Wege. — Schon weit über vier. Ein andermal wart ich nicht wieder. (Geht)

Roſe (ihn liebkoſend begleitend). Und ein andermal — aber nur nicht wieder dich krank arbeiten, Väterchen!

⁂

Neunter Auftritt

Paſtorin. Roſe

Paſtorin (wenn ſie meint, der Paſtor könne ſie nicht mehr hören, mit gedämpfter Stimme, in der aber die ganze, vorhin unterdrückte Gereiztheit klingt). Nun wollen wir ein Wort zuſammen reden, Mamſell.

Roſe (tritt ruhig ans Klavier und öffnet)

Paſtorin (noch gereizter). Hörſt du?

Roſe (ruhig) Ich weiß es, eh Sie ſprechen.

Paſtorin. Werners Sabine war vorhin da. — Du brauchſt über die nicht zu lachen. Du nicht über die. Wollte Gott, du wärſt wie ſie. Werners Sabine iſt ein ſittſames Mädchen. Und ihr Bruder — was haſt du an beiden auszuſetzen?

Roſe. Ich? Gott behüte mich, daß ich tadeln ſollte, was er geſchaffen hat. Und es ſind ſo reinliche Seelen, die da wiſſen, Gott verzeiht, aber die Leute verzeihen nicht. Und ſollts ein Fleck ſetzen, lieber an der Haut als am Tuch.

Paſtorin. Dir iſts mit nichts ernſt. Dir iſt nichts heilig. Du lachſt über alles.

Roſe. Über ſolche Dinge kann ich nicht ernſthaft mit Ihnen reden. Aber eben, weil mirs zu heiliger Ernſt iſt damit.

Paſtorin. Mit dem Junker iſts aus. Ein für allemal.

Roſe. Wiſſen Sie auch noch, daß ich an den Junker nicht gedacht hätte ohne Sie? Wer hat mir von Kind an vom Adel erzählt? Und daß in mir Ihre Anſprüche auf eine hohe Stellung erfüllt werden könnten? Wenn ich nur — (betonend) vernünftig und Ihnen gehorſam ſein wollte.

Paſtorin. Und das iſt der Weg dazu, den du für dich nun einſchlugſt? Ich wollte dich glücklich machen. Ich hab meine Mutterpflicht erfüllt.

Roſe. Der Durſtige will dem Hungrigen Wein einnötigen; der Kranke dem Geſunden von ſeiner Arznei. Das nennen ſie glücklich machen. Und wenn der Hungrige nicht trinken will, heißt er noch obendrein undankbar.

Paſtorin. Ich wollte, du ſollteſt den Junker in Ehren an dich ziehn. Das darf jedes brave Mädchen. Aber nicht ſich wegwerfen an ihn, wie du thuſt. Und kurz! Ich dulde keine Unſittlichkeit in meinem Hauſe.

Roſe (aufflammend). Wie können Sie ſo reden, Mutter? Mit einem Manne vor den Leuten ſcherzen, das iſt Ihnen unſittlich. Aber einen Mann um das Heiligſte, was er beſitzt, um ſeine Liebe betrügen, das iſt Ihnen nicht unſittlich. Wenn Ihnen die Sittlichkeit weiter nichts iſt als ein Taſchentuch, das man vor den Mund nimmt, als eine Vorſichtsmaßregel gegen die Verleumdungsſucht der Menſchen. Mir iſt ſie mehr.

Paſtorin. Dir. — Drum nennt dich auch alle Welt eine Kokette.

Roſe. Das war ich, wie ich mir täglich von Ihnen vorſagen ließ, was ich heute thun und was ich morgen laſſen ſollte, um dem Junker das Netz immer feſter über den Kopf zu ziehn. — Was wußt ich? Und nicht den Junker allein mußt ich belügen, auch dieſen Werner, damit einer ſicher bliebe. Und ich folgte

Ihnen, weil ich dachte, das müßte ſo ſein. (Kleine Pauſe, dann mehr zu ſich ſelbſt in der Erinnerung) Bis ichs wußte, bis ichs fühlte, bis an jenen Tag! Wo ich auf einmal die ganze Erbärmlichkeit meines Treibens einſah. Wo ich mich hätte verachten müſſen, wär ich einen Augenblick länger die Kokette geblieben, zu der Sie mich erzogen hatten. Ich durft es ihm nicht einmal geſtehn. Ich hätte Sie bloßgeſtellt. Und von meinem Vater hatten Sie mich entfernt, ohne daß ichs merkte. Während ich ihn belog, war der Traum von meiner Offenheit und Wahrhaftigkeit ſein Stolz, ſein Alles. Wenn er mich anſieht, ſo tief aus ſeiner Seele herauf — da — aber ich muß ſchweigen. Ich muß fortlügen. Der Arzt ſagt, ein Schreck könnte ſein Tod ſein.

Paſtorin. Du rechneſt noch auf den Junker?

Roſe. Wie auf Gott und auf meinen Vater.

Paſtorin. Und heut iſt der Tag, an dem die Gräfin Diemar — Ich ſage nichts mehr. Ich weiß, es hilft nichts. Du haſt lange deinen eignen Willen. Ich ſage dir nur das: bis morgen haſt dus mit Wernern ins Gleiche gebracht. Er will nicht eher wieder zu uns kommen, bis du dich erklärt. Und morgen früh will dein Vater ihn aufſuchen und ihn fragen — und dann —

Roſe. Aber wie ſollt ich? Er iſt den ganzen Tag nicht zu Haus. Ich müßte ſchreiben.

Paſtorin. Sabine wird bald wieder vorbeikommen. Die könnt es mitnehmen. — Merke nur das Mit eurer neuen Weisheit werdet ihr die Welt nicht belehren. Und — du achteſt freilich nicht, was die Leute Ehre und Schande nennen. Denn du und dein Vater, ihr habt eure eigne Ehre und eure eigne Schande. Aber ich gehöre zu den übrigen, zu den Leuten, über die ihr euch immer luſtig macht, die ihr verachtet. Und geſchieht, was die Leute Schande nennen, ſo bin ich deine Mutter nicht mehr. Ich wollte dich vornehm und glücklich machen in Zucht und Ehren, aber du willſt lieber — dort iſt Papier — ich ſage nichts weiter. Mach, was du willſt. (Geht ab)

Zehnter Auftritt

Roſe allein

Roſe (indem ſie Papier und das Tintenfaß auf den Tiſch holt und ſich daran ſetzt, noch aufgeregt). Schreiben. Aber was? Wenn ich mit ihm reden könnte. Ich bin juſt in der rechten Laune, etwas zu thun, worüber jene die Hände überm Kopf zuſammenſchlügen, wenn ſies wüßten. — Was liegt aber dort an der Kommode? Hab ich doch einmal den Schlüſſel ſtecken laſſen, und man iſt — ſo ſittlich geweſen, in meinen Sachen zu ſpionieren? Und gerade das hat ſie nicht bemerkt. Das ſoll mir eine Warnung ſein. Ich wills nicht wieder von mir laſſen. (Steckts in den Buſen, ſetzt ſich und ſchreibt) „Wir ſind heut abend beim Junker im grünen Pavillon.“ Die Laube daran iſt nah an ſeiner Apotheke. „Mit dem Schlag halb zehn auf einen Augenblick in der Laube dabei. (In ſich lachend) Es iſt ſo ein heimlich Plätzchen, daß du dich nicht zu fürchten brauchſt.“ Wollt ich doch eben fragen: Wo iſt nur die luſtige Pfarrroſe hingekommen? „Meine Ungnade, wenn du ausbleibſt. Roſe Döring.“ (Während ſie das Blatt bricht, lachend) Nur das Geſicht möcht ich ſehn, wenn er das lieſt. „An Herrn Werner hier.“ (Ihr Blick fällt aufs Fenſter: ſie ſpringt ängſtlich auf; ehe ſie das Fenſter erreicht, bleibt ſie ſchreckverſteint ſtehen) Über die breite Schlucht weg. Um ein Haar lag Pferd und Reiter zerſchmettert unten. Der garſtige Junge. Noch einmal. — Er thuts der Wette wegen. Solch ein

Junge ſteckt die Gefahr wie eine Feder auf den Hut. Er kommt hierher. Es iſt doch ein ſtolzer blonder Junge!

Elfter Auftritt

Paſtorin. Roſe

Paſtorin (eintretend). Die Sabine kommt die Straße her.

Roſe. Ob ich mich verſtecke?

Paſtorin. Iſt das der Brief? Hörſt du, Roſe?

Roſe. Ja doch, Mutter.

Die Paſtorin ſiegelt mit einer Oblate.

Zwölfter Auftritt

Paſtorin im Abgehn. **Roſe.** **Falkenſtein** erſt noch in der Szene

Falkenſtein. Tiras! Sultan!

Paſtorin (iſt fertig und geht mit dem Briefe rechts).

Roſe. Ich will meinen Vater ſpielen. Da ſein Sammetkäppchen, ſein Sonntagsſchlafrock; eine lange Pfeiſe und ein Stück alter Zeitung. (Sie ſitzt ſo angethan mit dem Rücken nach der Thür)

Falkenſtein (in der Thür, ſpricht hinaus). Wollt ihr draußen bleiben, ſchmutziges Geſindel. Glück ins Haus! (Sieht einen Augenblick nach Roſen, lehnt ſein Gewehr in die Ecke; er iſt in Jagdkleidung, hat einen jungen Haſen über der Jagdtaſche hängen)

Roſe (agiert ihren Vater). Guten Morgen, Fritz. Von der Jagd? (Huſtet von der Pfeife) Paſſieren da Dinge. Iſt auch der Kaiſer Franz geſtorben. Hm hm.

Falkenſtein (lachend). Vor ſechs Jahren, Herr Paſtor. (Nimmt ſie beim Kopf) Guten Morgen, kleiner Herr Paſtor.

Roſe (wie vorher). Aber Fritz, wie Sie auch heute ſind. Geht man ſo mit der Geiſtlichkeit um?

Falkenſtein. Mit der Art Geiſtlichkeit, freilich!

Roſe (wirft Schlafrock u. ſ. w. weg, aufſpringend, in ihren eignen Ton). Und was willſt du denn eigentlich?

Falkenſtein. Nichts. Ich bringe „leiblich Brot fürs geiſtliche.“ (Nimmt den Haſen ab)

Roſe. Nun! wenn alles Brot ſo lange Beine hätte. Das Jagen möcht ich ſehen.

Falkenſtein. Brot hat keine Beine, und doch jagt ſich mancher danach außer Atem. Aber hier! (Hält triumphierend ein Papier in die Höhe) Hier! Was hab ich hier? Heut iſts ein Vierteljahr!

Roſe. Ach die Wette!

Falkenſtein. Nun? Haſt du mirs denn abgeſchmeichelt, Schmeichelkatze du? Und weißt, was drinnen ſteht?

Roſe (drollig). Schwarze Buchſtaben; freilich!

Falkenſtein. Alſo du weißts nicht. Und nicht eine Woche ſollt ichs vor dir geheim halten können. Und nun betracht es genau. Iſts dein Siegel noch? Ja. Und nun machs auf und ſieh, was drinnen ſteht.

(Roſe thuts)

Siehſt du! die große Wette haſt du verloren. Und die kleine auch. Wo iſt denn nun das Mädel, das man nicht überraſchen und nicht erſchrecken kann? Nun lies doch. Wenn deine Stimme nicht zittert, ſollſt du die kleine noch gewonnen haben.

Roſe (lieſt). Fritz Falkenſtein — und —

Falkenſtein. Und? — Und Roſe Döring empfehlen ſich als Verlobte. Falkenſtein, am erſten Juni. Das iſt heut. Und morgen ſtehts in der Zeitung. Und weißt du nun, warum ich gleich fortlief, wie dus geſiegelt hatteſt? Dem Notar abzuſchreiben wegen heutnacht. Er, die Gräfin, die Verwandten, niemand brauchte zu kommen. Ich hätte ſchon eine Braut. Noch vor Mittag ging der Brief ab. Und weißt du nun die Überraſchung, auf die ich deine Eltern heut einladen ließ in den grünen Pavillon? Was hätte das für Weitläufigkeiten geſetzt wegen der dummen Baronin. Aber wenn nun heute nacht ſo plötzlich meine Leute, die Muſik aus der Stadt, die Raketen, die Transparents mit unſern Namenszügen, die Kanonen und „Vivat Fritz von Falkenſtein und Roſe Döring, ſeine Braut,“ und wir beide da in bengaliſchem Feuer — was will er denn machen, der gute, liebe, alte Herr Paſtor? Als ja ſagen und uns ſegnen? Aber du dummes Mädel biſt mir ganz verſteint. Fehlt dir was? Deine Hände ſind wie Eis. Roſe! (Sie ſchüttelt erſchöpft mit dem Kopf.) Soll ich Waſſer holen? (Sie ſchüttelt; er läßt ſie ſetzen.) Und das iſt das Mädel, das man nicht erſchrecken und nicht überraſchen kann? Und wie wars vorhin am Fenſter?

Roſe. Der arme Schimmel auch.

Falkenſtein. Spitzbube du?

Roſe (mit gefaltenen Händen wie ein Kind zu ihm auf). Bitte, bitte, mach nicht mehr ſo gefährliche Dinge mit dem armen Schimmel.

Falkenſtein. Noch gefährlichere, bis du geſtehſt, daß dirs um den Reiter iſt und nicht um den Schimmel. Aber ich muß heim. Undank hat mir ſagen laſſen, mein alter Lehrer von der Kadettenſchule und jetziger Duzbruder iſt auf dem Schloß angekommen. Der beſte Reiter und Fechter im Land. Aber du kennſt ihn ja — den Major Wüſtenfels. Und nun heut, eh deine Eltern gehn, an der hintern Gartenthür. Ich hab keine Ruh bis meine Überraſchung angebracht iſt. Aber daß du nichts verrätſt und mirs nicht noch ein paar Stunden vorher verdirbſt. Da — (wirft ihr den Haſen zu) und den nicht etwa mit dem Fell brätſt — du

Mädel, das man nicht erſchrecken kann, und das einem alles abſchwatzt. (In der Thür) Sultan! Tiras! Wo ſteckt ihr Geſindel? Adieu Roſe, adieu. (Ab)

Roſe (noch matt; herzlich in ſich hineinlachend). Und doch hatt ichs erraten! Und doch! (Sie ſpringt auf und ihm nach) Adieu, Tiras! Adieu, Schimmel! Adieu, Fritz!

Vorhang fällt

Ende des erſten Aufzugs

⁂

Zweiter Aufzug

Ein Zimmer auf dem Schloſſe Falkenſtein

Erſter Auftritt

Falkenſtein. Wüſtenfels kommen im Geſpräch

Falkenſtein. Noch einmal herzlich willkommen. Von hier kannſt du das ganze Thal überſehen. Undank ſorgt indes für eine ſolidere Erfriſchung.

Wüſtenfels (am Fenſter). Hübſch, hübſch. Sehr ſchön ſogar. Aber ſehr — ja die Kirche da im Buſch wie die Gluckhenne mitten unter den Häuschen.

Falkenſtein. Und dort die Bergkette, der Fluß —

Wüſtenfels (gähnt oft). Außerordentlich langwei— hübſch, hübſch. Dort iſts wohl, wo die kleine Roſenkönigin vorm Jahr gekrönt wurde. Lebt deine Diane noch? Ein kapitales Tier. Und die Bläſſe. Gott ſtraf mich! wenigſtens dreiviertel arabiſch. Der Schweif konnte voller ſein. Es war ordentlich Begeiſterung in ihrer Ausgelaſſenheit. Und immer niedlich. Die göttlichſten Einfälle jagten ſich. Und dieſe Geſtalt. Dieſe Fülle. Und wenn ſie dahin raſte im Tanz. Wenn man ſie faßte zum Tanz wars wie ein elektriſcher Schlag. Jeden Augenblick kam ſie einem einmal unter den Händen weg. War ſie wieder eine andre. Sanft, malitiös, neckiſch, großartig; wies ihr eben einfiel. Mächtig leidenſchaftlich, daß einem angſt werden konnte, wenn man ſie ſich verliebt dachte. Donnerwetter! Ich hätt ſie doch behalten. Dein Schimmel iſt ein prächtig Tier. Aber die Bläſſe! drehte ſich ſechsmal auf einem Fleckchen wie ein Schachbrett groß. (Immer gähnend) Und die Diane? Die Kartoffeln laſſen dir wohl keine Zeit zur Jagd? Aber kokett war ſie, verdammt kokett. Und auf dich hatte ſies abgeſehn.

Falkenſtein (nicht eben angenehm berührt). Die Bläſſe oder die Diane?

Wüſtenfels. Fällt mir ein. Im letzten Städtchen hört ich erzählen von einem Junker in der Gegend, den eine Kokette in ihrem Garn haben ſoll. Und der Alte — ich denk, es war ein Schulmeiſter — was weiß ich? und ſeine Frau machen die Gelegenheit. Thun nicht, als ob ſies merkten, und die kleine Kokette hälts noch zugleich mit einem andern, und der Einfaltspinſel — (gähnt) was da? Dazu ſind die Narren da, daß ſie angeführt werden. Wollte nach dem Namen fragen. Aber ich vergeſſe heute alles. — Das verdammte Gähnen, ſo oft ich im Winde reite.

⁂

Zweiter Auftritt

Undank mit Serviette, Flaſchen, Tellern u. ſ. w. **Vorige**

Wüſtenfels. Du biſt nun vierundzwanzig, Bruderherz?

Falkenſtein. Zweiundzwanzig heut.

Wüſtenfels (auf Undanks Bürde zeigend, die dieſer eben auf den Tiſch ſetzt). Für ſolche Jugend iſt das ein geſcheiter Einfall. (Er ſetzt ſich und nimmt die Serviette vor) Ich bin nun fünfzig, Bruderherz. (Koſtet den Wein) Der iſts noch nicht. Aber er hat ſeine Zeit beſſer benutzt. (Schenkt Falkenſtein ein) Trink!

Falkenſtein (lehnt ab). Danke.

Wüſtenfels. Soviel der Wein Jahre hat, ſoviel nimmt er ſeinem Trinker.

Falkenſtein. Du behältſt dann fünfundzwanzig. Mir nähm er mehr, als ich habe.

Wüſtenfels. Es iſt wohl keiner, der mit fünfzig Jahren nicht wünſchte, er wär noch einmal zwanzig. Aber er dürfte nichts von dem vergeſſen, was er weiß. Dummes Zeug! Jung ſein iſt eben dumm ſein. Das göttliche Privilegium, dumme Streiche machen zu dürfen. Und — hol mich der — ein Streich, der nicht zugleich in gewiſſer Hinſicht ein dummer Streich iſt, iſt auch kein geſcheiter. Klugheit iſt eine Schwäche, eine Krankheit mit Runzeln und Podagra. Ein kluger Menſch von zwanzig Jahren müßte ſich aus der Welt hinaus langweilen. Wie ich dich auf der wilden Schecke ſah, die keiner ſonſt bändigen konnte, und ihr Stolz vor dem deinigen die Segel ſtreichen mußte, und du deine Unterlippe nagteſt — ein Geſtus, in den ich mich verliebt habe —, da dacht ich: Der ſoll meine Zwanzig und ich will ſeine Fünfzig ſein. Heut iſt die Zeit der Geſellſchaften. Wir führten ein Kompagnieleben. Du gäbſt das Kapital Jugend, und meine Erfahrung wär techniſcher Kompagnon. Trink doch. Deliziös. — Aber zum Donnerwetter! (Steht auf) Weshalb ich da bin. Das verdammte Reiten im Wind. Ich komme als Geſandter von deinem Notar.

Falkenſtein. Von meinem Notar?

Wüſtenfels. Wegen der Geſchichte da mit deinem zweiundzwanzigſten Geburtstag und der kleinen Gräfin Diemar.

Falkenſtein. Was iſt da noch? Ich habs ihm abgeſchrieben. Sie mag die Baronie behalten, und ich meine Freiheit.

Wüſtenfels. Hm. Wenn du noch mehr Baronien wegzuwerfen haſt, möcht ich mir doch auch eine ausbitten.

Der Notar meint, die Formalität müßte einmal ſein. Es iſt ſchon länger her, daß ich dich beſuchen wollte und mit ihm davon ſprach. Donner! es kann ein Vierteljahr ſein. Ich verſprach ihm, dirs auszurichten. Aus der Reiſe wurde nichts, und ich vergaß es. Vergeſſe doch ſonſt nicht ſo leicht. Alſo er meint, die Formalitäten wären einmal vorgeſchrieben, und die Verwandten würden die Sache nicht ſo übers Knie brechen laſſen. Und wollteſt du die Diemar nicht, ſo hätts mit der Erklärung immer noch Zeit bis zu dem Geburtstag — das iſt heute — nachts zwölf Uhr. Vielleicht beſännſt du dich ſelbſt bis dahin anders. Und es wär ja auch möglich, daß die kleine Diemar Luſt hätte, das Gut zu verſchenken, das heißt: einen andern zu heiraten als dich. Das könnteſt du ja abwarten.

Falkenſtein (aufflammend). Abwarten! Abliſten! Abſchleichen! (Ruhiger) Dieſen Geſchäftsleuten iſt alles Geſchäft. So hätt ich die ganze Verwandtſchaft heute noch zu erwarten, während ich denke, die Geſchichte iſt abgethan. Undank!

Wüſtenfels. Alſo ausgerichtet hab ichs. Nun mach, was du willſt. (Setzt ſich wieder zum Eſſen)

Falkenſtein. Noch was. Du wünſchteſt zu wiſſen, wie der Junker heißt, von dem du gehört haſt da im letzten Städtchen. Ich glaub, ich kenn ihn. Aber die Sache iſt anders, als du ſie gehört haſt.

Wüſtenfels. Kann ſein. Vielleicht iſt ers, der ſich einen Spaß macht. (Er ißt)

Falkenſtein. Weder das eine noch das andre. Das Mädchen iſt rein und herrlich wie die unentweihte Natur —

Wüſtenfels (wird aufmerkſam). Hm?

⁂

Dritter Auftritt

Undank. Vorige

Falkenſtein (indem er ſich zu Undank wendet, der etwas meldet). Und der Junker iſt ein Ehrenmann.

Wüſtenfels (während jene ſprechen, kauend, gähnend und trinkend). Ein Ehrenmann? Sich ein Vergnügen machen — was benimmt ihm das an ſeiner Ehre? Ein Ehrenmann iſt einer, (etwas ins Feuer geratend) der der Ehre gegenüber das Leben für nichts höher achtet, als es wert iſt — alſo als nichts. Ein Ehrenmann iſt einer den Männern gegenüber. Seinem Stande gegenüber. Das heißt ſich keine Linie zu nah treten laſſen. Dafür iſt der da (ſchlägt an ſeinen Degen). Das andre iſt ſeine Sache. (Immer dazwiſchen gähnend) Ein Ritt im Wind. Macht das ſchläfrig. — Wenn du noch eine Partie Whiſt zuſammen bringen könnteſt.

Falkenſtein (mit Undank ſprechend). Er wird doch warten können.

Undank. Das will er nicht.

Wüſtenfels (gähnend). Geniere dich nicht, Bruderherz. Der Wein und der Ritt. Ich werde ein gewaltig Loch in mein Bewußtſein machen. Thu mir den Gefallen und thu, als wär ich nicht da. Donnerwetter! iſt das ein Stuhl. (Er hat ſich zum Schlafen zurecht geſetzt und kehrt Falkenſtein und der Thür den Rücken)

Falkenſtein. So laß er ihn herein. (Undank ab)

Wüſtenfels. In ſolch einem Stuhl — hätt — Napoleon ſeinen Ruhm verſchlafen — (Streckt die Beine von ſich)

⁂

Vierter Auftritt

Freitag. Vorige ohne Undank

Freitag (redet mit ſich ſelbſt im Eintreten; geſtikuliert). Was werd ich da Dinge machen! Hab ich nicht neben ihm geſeſſen in der Schule? Sodaß ſich des Schulmeiſters Bakel immer auf mich verirrte, wenn er einen Streich gemacht hatte? (Greift in die Halsbinde, dann in die Haare; er ſieht den Junker, richtet ſich erſchrocken gerade) Gott zum Gruß.

Wüſtenfels (immer für ſich). Ein närriſcher Kerl.

Falkenſtein. Guten Abend, Freitag. Biſt du auch einmal wieder bei uns? Was bringſt du mir?

Freitag (Mut faſſend). Na; er kennt doch meinen Namen noch. Meine alte Mutter, ihro Gnaden —

Falkenſtein. Fehlt deiner Mutter was?

Freitag. Freilich. Die Jugend.

Falkenſtein. Die fehlt allen alten Leuten —

Freitag. Und dann der Entenſumpf, wenn Gnaden ſich erinnern.

Falkenſtein. Deine Mutter iſt doch nicht in den Entenſumpf gefallen?

Freitag (lacht ſehr). Nimm mirs nicht übel, Fritz. Aber, Gnaden nehmens nicht ungnädig, das iſt zu dumm. Ich war ja in den Entenſumpf gefallen. Und damals war er tief. Du thuſt auch, als könntſt nicht drei zählen, euer Gnaden. Wiſſens denn gar nicht mehr, wie Sie mitſamt den Kleidern hineinſprangen und das Gottlobchen herausholten?

Wüſtenfels. Was der Kerl nun eigentlich will?

Freitag. Meine Mutter aber, das iſt mein Alles auf dieſer Welt. Wer meiner Mutter einen Pfennig giebt, der hat mir einen Thaler geſchenkt. Ich will alles erleiden, wenns ihr nur wohl geht (wiſcht die Augen). Aber wir wiſſen auch recht gut, wo das Geld neulich herkam da auf dem Fenſterbrett. Ja, ſtell du dich, euer Gnaden, wir wiſſen den Dieb.

Falkenſtein. Es ſcheint, du glaubſt —

Freitag. Halts Maul, euer Gnaden. (Thut geheimnisvoll) Und denkſt du nun, dafür ſoll ich ruhig zuſehn? Wenn ſie dich in den Sack ſtecken? Die Pfarrers? Und keinen Muck thun?

Falkenſtein (ſteht auf). Für deine Mutter will ich ſorgen. Adieu, Freitag.

Wüſtenfels. So wär er doch der Junker in der Geſchichte —

Freitag (verblüfft). Aber —

Falkenſtein. Ich mag keine Ohrenbläſer. Geh. Danks unſrer Schulfreundſchaft, wenn ichs nicht ernſter nehme.

Freitag (traurig). Daß ich eine treue Seele bin, denk ich, das weißt du, euer Gnaden. Und wenns ein dummer Teufel iſt, mein ich, ſoll man ſein Wort nicht verachten, wenn ers redlich meint.

Falkenſtein. Kein Wort mehr, oder wir ſind Freunde geweſen.

Freitag (in ſich hinein brummend, indem er gehn will). Gut. Ich will nichts ſagen. Du haſt mich aus der Gefahr gezogen, und ich will dich drin ſitzen laſſen. Gieb ihr meinetwegen noch eine Verſchreibung, die vor Gericht gilt. Und wenn du ſie nach Werners Häuschen ſchleichen ſiehſt, wie geſtern und ehgeſtern nacht, dann mach deine Augen zu, damit du ihnen nicht ſo ſchlecht zu begegnen brauchſt wie dem Freitag.

Falkenſtein (betroffen). Was haſt du da für ein Märchen von einer Verſchreibung?

Freitag. Ein Märchen? Die Sabine meint, es wär freilich nur auf ewige Liebe ausgeſtellt, wenns ſchon mit Blut geſchrieben wär — (Falkenſtein muß ſich ſetzen) Aber ſie könnte dir doch einmal eine ordentliche abſchmeicheln — denn das verſteht ſie; ich meine ein Heiratsverſprechen, das vor Gericht gilt, womit ſie dich zwingen kann oder wenigſtens ein rechtes Stück

Geld abnehmen — wenn du tief genug hineingelappt wärſt — du verſtehſt mich ſchon — (Falkenſtein ſteht bald auf, bald ſetzt er ſich wieder: will ſich nichts merken laſſen) O es iſt eine Kokette. Seit ſie die Roſenkönigin machte vorm Jahr, wo du zum erſtenmal wieder hier warſt — mit dem andern Herrn, hat ſies auf dich abgeſehn; das ſagen alle Leute.

Wüſtenfels. Die Roſenkönigin! Und der andre Herr der bin ich. Lauter alte Bekannte.

Freitag. Ich ſeh ſie da immer im Buſche ſchleichen bei Nacht da bei Werners zu; erſt geſtern wieder, wie ich von meiner Mutter ging. Und mit den Briefeln an den Werner hätt ichs der Sabine immer nicht geglaubt, wenn ſie mir nicht geſtern eins gewieſen hätt.

Falkenſtein (fährt auf). Von wem? (Bezwingt ſich)

Freitag. Ja, von der Pfarrroſe.

Wüſtenfels. So nannten ſie die Kokette im Städtchen!

Freitag. Den Werner will ſie ſich nämlich aufſparen, wenns mit dir nichts iſt. Aber der iſt nicht ſo dumm. Ich hab mirs abgeſchrieben.

Falkenſtein. Gieb —

Freitag. Ich habs geſchrieben. Kanns aber auch niemand leſen wie ich. (Er lieſt) „Wir ſind heut abend beim Junker im grünen Pavillon. Mit dem Schlag halb zehn auf einen Augenblick in der Laube dabei.“

Wüſtenfels (will auf). Die Canaille! (Sitzt wieder wie ſchlafend)

Freitag. „Es iſt ſo ein heimlich Plätzchen, daß du dich nicht zu fürchten brauchſt.“

Wüſtenfels. Sie ſpricht Mut zu! Gewöhnlich iſts umgekehrt.

Freitag. „Meine Ungnade, wenn du ausbleibſt. Roſe Döring.“ Aber was machſt du auch, ihro Gnaden? Läuft dir das Blut an den Händen herunter.

Falkenſtein. Nichts. Ich hab aus Verſehen ein Glas in der Hand zerdrückt.

Wüſtenfels. Aus Verſehen. Solch einen Koloß von Glas.

Freitag. Aber was wahr iſt: ſie iſt am Ende doch nicht allein ſchlecht. Es iſt gleich von Anfang an auf dich abgeſehen geweſen, euer Gnaden. Das ſagen auch alle Leute. Drum hätt der Paſtor dich gleich zu ſeinem Schwiegerſohn erzogen — gar nicht ſo auf den Hochmut los mit dem gnädigen Junker — na, du verſtehſt mich ſchon. Und der alten Paſtorin ihr Stolz der iſt bekannt; daß ſie keine Bauerfrau für voll anſieht, weils nicht adlig geboren iſt wie ſie. Die Leute bedauern dich auch recht, euer Gnaden, daß du dich ſo ſchlachten laſſen willſt wie ein gutes Schaf. Andre wieder ſagen: Der Junker iſt nicht ſo dumm. Man müßt nicht wiſſen, wies die Edelleute machen. Derzeit ſie denkt, er iſt ihr Narr, iſt ſie ſein Narr geweſt, und reibt ſich die Händ und lacht ſie aus.

Falkenſtein (zwingt ſich zu lachen). Deine Leute ſind nicht ſo dumm — die letzten mein ich —

Freitag. Na, ich dacht es doch. Nun iſt mir ein Stein vom Herzen. Die Junkers ſind Vocativus. Na, leb recht adieu, euer Gnaden. (Reicht ihm die Hand)

Falkenſtein. Laß dir unten bei Undank eine Flaſche vom Beſten geben und trink meine Geſundheit darin.

Freitag. Das will ich, euer Gnaden. Du biſt doch immer noch ein prächtiger Kerl. (Er geht knickſend)

⁂

Fünfter Auftritt

Falkenſtein. Wüſtenfels

Falkenſtein (ſteht die Hände wider das Herz gepreßt. Kleine Pauſe. Dann ſpringt er auf, nimmt zwei Piſtolen aus einem Kaſten, will gehn, kehrt um). Aber was willſt du, Fritz? Ihn ſtrafen, daß er — ſo klug iſt wie du? Daß ſie ſich kitzeln ſoll, daß ihretwegen — Nein! (Legt die Piſtole hin) Aber was ſonſt? Erſt Gewißheit! Und von wem? Soll er dir den Puls fühlen und — Von ihr? Daß ſie dir Märchen vormacht? Sie warnen, daß ſie ihr Spiel noch feiner treibt? Noch Gewißheit? Ha ha, freilich! So was hat man gern gewiß. Schwarz auf weiß. Um Lebens und Sterbens willen. Das mit der Verſchreibung — das mit dem Stelldichein — iſt nur eins davon wahr, ſo iſts genug. Für den Kopf genug. Für das Herz zuviel! Wo ich — wo ich — — wenn ich zu tief. Solche Gemeinheit faßt kein Herz. Und du willſt noch fragen? Ob das die Sonne da? Ob das Wein? Ob das — Geh hin und frag den alten Heuchler. Und wenn er ſeine ehrwürdige Fratze macht und ſagt: Nein, Fritz; ſo zieh ein Schafsgeſicht und ſag: Nun freilich. Ich müßts doch auch wiſſen, wenn ich ein Narr wär! Ich mußt es ſehn, wenn ich nicht blind war! An dem Benehmen der Paſtorin mußt ichs ſehn. Wenn die Tochter nicht geſchickter heuchelte als die Mutter. Aber — ſo wahr ich ein Mann bin und kein Bube, mit dem man macht, was man will — ich will das Lehrgeld nicht ſchuldig bleiben. (Er macht Schritte, ſieht bald aus dem Fenſter, packt die Piſtolen bald ein bald aus)

Wüſtenfels (ihn verſtohlen im Spiegel beobachtend). So recht, Junge! — Wenn er ſo an der Unterlippe nagt, möcht ich ihn freſſen. Wie ein kleiner Apoll von Belvedere. Ich will — nein; ich darf nicht thun, als hätt ich was gehört. Das brächt ihn vollends außer ſich.

Falkenſtein (bleibt ſtehn). Sehn, ob das mit der Laube — und dann — die Dirne herausreißen, und ſollt ich das Herz mit zerreißen. Ertappen, überführen, vor ihrem Buhlen, vor ihren Helfershelfern, vor dem ganzen Dorfe —

Wüſtenfels. Sinne was aus, Junge. An mir ſollſt du einen Bundesgenoſſen haben. Solche Schmarotzer müſſens fühlen!

Falkenſtein (ruft aus der Thür). Undank! — (Schritte) Sie ſoll die Betrogne ſein!

Wüſtenfels. Ich muß thun, als hätt ich die ganze Geſchichte verſchlaſen.

⁂

Sechſter Auftritt

Undank. Vorige

Falkenſtein. Wie iſts mit dem Feuerwerk, Alter?

Undank. Halten zu —

Falkenſtein. Was giebts?

Undank. Sind Sies auch, Herr Jagdjunker?

Falkenſtein. Nein; ich bin eben Oberjägermeiſter geworden.

Undank. Aber —

Falkenſtein. Was ſpioniert er ſo? Hat er noch keinen Menſchen geſehn?

Undank. Aber —

Falkenſtein. Sieh er hin, wohin er will. Wer hat die Lampen angemacht?

Undank. Joſeph — als ein alter Feuerwerker.

Falkenſtein. Schon gut. Ich werde ſelbſt mit ihm reden. Er ſoll — geh er. Wein laß er bringen. Geh er.

Undank kopfſchüttelnd ab

⁂

Siebenter Auftritt

Falkenſtein. Wüſtenfels

Falkenſtein. Wenn ich ſo tief — o es kann werden.

Wüſtenfels (gähnend, als erwach er eben). Bruder — herz —

Falkenſtein (für ſich). Doch Ein geſcheiter Streich, daß ich Wüſtenfels nicht — nein; ich hab ihm nichts davon geſagt — wenn er nicht — (Er füllt zwei Gläſer)

Wüſtenfels. Fritz! — Biſt du noch da? (Er erhebt ſich)

Falkenſtein (bringt ihm ein Glas auf). Ich und noch ein guter Kamerad. — Auf fröhliches Weltmannsleben!

Wüſtenfels. Aber ich denke, du trinkſt keinen Wein?

Falkenſtein. Weil ich vorhin? — 'S war meine Zeit noch nicht. Komm, Wüſtenfels, ſetz dich. Und hübſche Mädchen! Davon hältſt du nichts? (Er trinkt, ſchenkt wieder ein; das thut er jedesmal, wenn ihn Wüſtenfels anſieht, um deſſen Blick auszuweichen) Man iſt nur einmal jung.

Wüſtenfels. Und wenn mans ſo iſt wie du, muß mans genießen und genießen laſſen.

Falkenſtein (trinkt). Genießen und dann wegwerfen wie eine ausgepreßte Citrone. (Schenkt wieder ein)

Wüſtenfels (für ſich). Will der ehrliche Junge den Roué ſpielen. Was der verwundete Stolz für Sprünge macht.

Falkenſtein. Trink. Wie eine ausgepreßte Citrone, ſag ich dir. Das iſt der Hautgout dabei. Und zertreten, daß ſie niemand aufheben mag.

Wüſtenfels. Zuviel iſt vom Übel, Junge. Wer wird ſo hartherzig ſein.

Falkenſtein (ſtößt an Wüſtenfels Glas, das auf dem Tiſche ſteht). Hunde! Pferde! Hübſche Mädchen! Stoß an, Bruderherz!

Wüſtenfels. Wie du glühſt. Und gleich darauf wirſt du wieder bleich —

Falkenſtein. Stoß an! Denen, die Moral predigen, iſts ſelbſt kein Ernſt. Und wärs ein Geſicht wie vom heiligen Sebaſtian, die Augen zwei Fenſter in den Himmel, und die Stimme wendet dein Herz dir um im Leib, und du mußt glauben, wenn du nicht willſt, und er zieht dir die Seele aus dem Leib und macht mit ihr, was er will, daß du mit thränenden Augen dich der Tugend zuſchwörſt — (Schlägt aufſpringend mit der Fauſt auf den Tiſch) Lüge iſts! Lüge! Lüge! Schändliche Lüge! Je mehr Frömmigkeit und Herzlichkeit, deſto größer der Schelm, der ſich dahinter verbirgt. (Trinkt und ſchenkt ſich wieder ein)

Achter Auftritt

Undank mit Wein. **Vorige**

Wüſtenfels. Der Undank hat dir was zu ſagen, Junge.

Undank. Ein Vorreiter, gnädiger Herr. Gegen zehn Uhr nachts würde die gnädige Comteſſe von Diemar und ihre Geſellſchaft die Gnade haben —

Falkenſtein. Gieb ihm Wein. Er ſoll luſtig ſein. Sag er ihm, ſein Herr wär ein Lebemann. Wer weiß, was er für Geſchichten gehört hat. Er ſoll trinken und die Mädchen leben laſſen.

Undank (verdutzt). Aber —

Falkenſtein. Lebendiges Aber! Gevatter Aber. Aber er ſoll gehn, Alter. Zum Petrus an der Himmelsthür ſagt er noch aber.

Undank achſelzuckend und kopfſchüttelnd ab

Neunter Auftritt

Wüſtenfels. Falkenſtein

Wüſtenfels (nach ſeiner Uhr ſehend). Jetzt iſts halb acht. Noch dritthalb Stunden —

Falkenſtein. Eben noch Zeit zu einer Poſſe. Der Pfarrer und die Pfarrerin kommen in einer halben Stunde. Empfang ſie ſtatt meiner. Führ ſie in den grünen Pavillon und — laß ſie nicht weiter. Was ſiehſt du mich ſo an? Trink, Bruderherz. (Trinkt)

Wüſtenfels (für ſich). Ah; in der Laube am grünen —

Falkenſtein (klingelt). Die alte Paſtorin iſt hochmütig. Wenn du ſie kitzelſt, kannſt du göttlichen Spaß haben. Zeig ihr die Transparents an den Bäumen — das F und R — gieb ihr zu verſtehn oder — hahaha, es iſt göttlich.

Wüſtenfels. Das hieße Fritz und — wie weiter?

Falkenſtein. Haha — Roſe — was? Ganz recht. Ganz recht. Das wär zu meiner Verlobung. Und mach ſie recht geſpannt, hörſt du? auf eine angenehme Überraſchung, die ich vorhätte dieſe Nacht. Verſtehſt du? Fritz und — und ſo weiter. Und hältſt ſie feſt, bis ich euch hole.

Wüſtenfels. Aber wozu —

Falkenſtein (haſtig). Trink —

Wüſtenfels (nimmt ihm das Glas). Keinen Tropfen mehr! Vergißt du die Diemar und den gnädigen Schweif von Vettern und Muhmen?

⁂

Zehnter Auftritt

Undank. Vorige

Falkenſtein. Was läuft er immer fort, wenn man ihn braucht? Schon gut. Ich kenne ſeine Aber ſchon. Den Joſeph muß ich ſprechen wegen der Überraſchung. Iſt er unten? Gut. (Er wendet ſich zum Gehn) Sie wollen nicht geachtet ſein. Sie lachen über den dummen Jungen, der wie das Allerheiligſte verehrt, was jeder haben kann, der nicht zu blöde iſt. Ein Pferd hat eine Seele. Ein Hund hat eine Seele, an der man ſich verſündigen kann. Ein Weib hat keine. Die ganze Süße herausgepreßt einen wilden, ſeligen Augenblick lang — und weggeworfen. Und mit dem Fuß zertreten! (Er geht)

Vorhang fällt

Ende des zweiten Aufzugs

⁂

Dritter Aufzug

Park

Im Vordergrund links eine Laube mit zwei Eingängen, einem nach vorn, einem dem grünen Pavillon gegenüber, der rechts iſt. Über Büſchen und Bäumen weiter hinten links das Schloß auf einer bewaldeten Höhe, rechts die Kirche. Es wird allmählich dunkel

Erſter Auftritt

Werner. Freitag im Geſpräch von rechts

Freitag (eifrig erzählend). Deine Leute, ſagt er, ſind nicht ſo dumm, hat er geſagt. Werner, verſtehſt?

Werner. Hm.

Freitag. Und der Kerl dort hinter der Laube. Frag ich, was er macht? Macht der Kerl eine Geſchichte daher von einem Feuerwerk; das ſollt er loslaſſen zur Überraſchung in der Laube.

Werner. In der Laube —

Freitag. Und punkt halb elf auf der Lauer ſein und ſich nicht regen, damit er losbrennen könnt, ſowie der Junker mit Händeklatſchen das Zeichen gäb. Was?

Werner. Halb zehn. Mit Händeklatſchen —

Freitag. Aber nun ins Dorf. Wer Beine hat, ſoll mit Eichenlaub pflücken. Punkt zehn kommt die Gräfin. Da kommt deine Schweſter. So ſpät. Das muß was Apartes ſein.

Zweiter Auftritt

Sabine. Vorige

Sabine. Der Müller hat ſchon dreimal geſchickt. Ich ſah dich hier ſtehn. Dacht ich, wenns ſchon Abend iſt; wenn man vielleicht ein Menſchenleben retten kann —

Werner (giebt ihr die Hand). Soll ichs mit Worten entweihn, was ich fühle?

Sabine. Nein, du edler Menſch. Mein Gemüt verſteht dich ohne das. Sähſt du, wie mir die Augen übergehn!

Freitag. Mir auch, wenn ich euch zuſammen reden höre.

Werner (küßt Sabinen auf die Stirn). Adieu, durchſichtig Gemüt.

Freitag. Apropos, durchſichtig Gemüt; gehſt du heut mit zum Tanz? — Hätt ich mir die Zunge verbrannt!

Werner (zu Sabinen im Ton des Verſtändniſſes). Die höhere Bildung kann ſich herablaſſen in das niedere Sein; nicht umgekehrt.

Sabine. Wie du aus meinem Herzen ſprichſt. Mich verſteht niemand als du. (Ab)

Freitag. Du redſt am End franzöſiſch und weißts nicht.

Werner. Guter, einfacher, unſchuldsvoller Sohn des Waldes, wie deine Naivität rührend iſt. Wir ſprechen uns noch. (Giebt ihm die Hand) Adieu, Gottlob.

⁂

Dritter Auftritt

Werner allein

Zeigt ihm die Gans das Billet, und der Eſel iſt auch Ochſe genug, die ganze Geſchichte gleich — und erzählt mirs da auch noch, als wärs wer weiß wie ein geſcheiter Streich. Könnte mich in ſchöne Kolliſion bringen mit dem Brauſepulver von Junker da oben. War noch ein Glück, daß — hm — ob nicht aus der Dummheit noch wirklich ein geſcheiter Streich zu kneten geht? Einmal durchkalkuliert. Was will die kleine Kokette? Daß ihrs nicht ernſt iſt mit dem Brief; daß ſie eine Neckerei vorhat — Donnerwetter, wie neulich! Wo ich die drei Seiten aus dem Jean Paul da juſt, wie die Sonne untergeht im Stübchen am Garten, ſo gefühlvoll herdeklamiere, als wärens meine eignen, augenblicklichen Gedanken! Und ſie hört ſo ehrbar zu, daß ich immer noch hitziger werde. Und wie ich einmal ſtecken bleib in der Aktion, hat die Canaille den Jean Paul vor ſich liegen und hilft mir da ein — wer zum Teufel denkt, daß die den Jean Paul auswendig kann? Aber ſie iſt mir auch ſo in den Tod zuwider, möcht ich ſie nicht ihres Geldes wegen, daß ich ſie aus Haß, aus Rachſucht heiraten könnte!

Zweitens: Was will der Junker? Durchkalkuliert. Los will er ſie ſein, jetzt da die Gräfin Diemar mit guter Art. Deshalb will er uns zuſammen überraſchen. Rechnet denn der Menſch nicht? Denkt er nicht daran, daß die Laube hier zwei Eingänge hat. Glaubt der Narr, man wird hier ſtill halten, bis er mit den alten Pfarrers dort aus dem Pavillon kommt? Und deswegen hat er ſie doch hierher einladen laſſen. — Hätt er was Gefährliches gegen mich im Sinn, ſo würd er nicht illuminieren laſſen. — Er will aber einmal gern überraſchen; und man muß ſchon ſehn, wie man ihm zu ſeinem Willen verhelfen kann. Alſo: wenn ich ihm helfe — kalkuliert. In meinen Armen müßte ſie geſehen werden. Sie wird ſich ſträuben, das gilt natürlich für Verſtellung. Da giebts nun zwei Wege für ſie; nur zwei. Entweder vor den Alten und dem Junker dazu für eine Dirne zu gelten, oder meine großmütig dargebotene Hand zu faſſen. Ich fühls an mir, daß ich ihr zuwider bin. Aber der verletzte Stolz, die Erbitterung gegen den Junker, mit dems ohnehin aus iſt; die Verwirrung, Schreck, Scham. Und wenn das alles nicht wirkte, ſo iſt der Gedanke allein genug, daß ſie den Alten damit umbringen kann, wenn ſie als Dirne daſteht. Hm. Dann hätten wir ja alle drei unſern Zweck erreicht; ſie die pikante Situation, er ſeine Überraſchung, und ich — ihre vierzehntauſend Thaler. Überraſche nur zu, liebenswürdiger Junge. Ich wär ein Narr, wenn ich mich nicht von dir überraſchen ließe! — Da kommt der alte Schnauzbart aus der Reſidenz. Bringt mich da auf einen Gedanken. Ob nicht von der Aufopferung um die Pfarrers ſoviel Zeug überbleiben ſollte, daß eine geſchickte Hand noch ein warmes Verdienſtchen um den Junker daraus zuſammenſchneidern könnte. Und wenn er auch nur hinterher erführe, daß ich ihm in die Karten geſpielt habe. Denn die Praxis auf dem Schloß büßt ich ungern ein.

⁂

Vierter Auftritt

Wüſtenfels. Werner; dann Undank

Wüſtenfels (von rechts; ſieht ſich um). Kommt er, Undank?

Werner. Um Vergebung, mein Herr; ich ſuche den Herrn von Falkenſtein —

Wüſtenfels. Iſt nicht zu Hauſe.

Werner. Höchſt dringend —

Wüſtenfels. Thut mir leid. Heut wird er nicht zu haben ſein. Undank, kommt er denn endlich? Das iſt der grüne Pavillon?

Undank. Das ſind der grüne Pavillon. Einen guten Abend, Herr Doktor. (Er öffnet den Pavillon und beſchäftigt ſich darin)

Werner. So möcht ich wohl — Sie ſind ein Lebemann. Man iſt eben auch nicht von — In dieſer Laube ſprech ich zuweilen — hm hm —

Wüſtenfels (für ſich). Zuweilen — ja, hol dich! — Sie ſind —

Werner. Arzt Werner.

Wüſtenfels. Richtig.

Werner. Und ich könnte Ihnen verſichern, daß ichs nicht bin, der ſich darum bemüht —

Wüſtenfels (für ſich brummend). Da hat er recht. — Aber, mein Herr, Sie ſind eben nicht diskret. Und ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre Ihrer Konfidenzen komme. Überdies — ſehn Sie —

Werner. Daß Sie beſchäftigt ſind. Deshalb würd ich Sie bitten: ein Wort an Ihren Freund, der auch der meine iſt. Halb zehn ſoll er heimlich hinter der Laube hier ſein. Sagen Sie ihm, Werner werde die Falſchheit entlarven. Werner werde ſich für ihn opfern.

Wüſtenfels. Hm — daher — Sie wollen —

Werner. Wie wir uns begegnen, Mann! Deutſcher Mann! Ich wollte, wenn er —

Wüſtenfels. Erkenntlich wär —

Werner. Herr von Wüſtenfels, ich muß Sie um eine Erklärung bitten.

Wüſtenfels (will gehn). Wir verſtehn uns, mein ich —

Werner (legt ihm die Hand auf die Schulter, ſieht ihn erſt ſchweigend an). Wir verſtehn uns — aber im edelſten Sinne des Wortes, oder — wir mißverſtehn uns gänzlich. (Verneigt ſich, geht einige Schritte und bleibt plötzlich kalkulierend ſtehn)

Wüſtenfels. Wär nicht übel, wenn man die beiden zuſammenbringen hülfe, den — und die Kokette. Schlimmer könnte man alle beide nicht beſtrafen. —

Was will der Kerl noch? Wollen Sie noch etwas? Sie ſehen, ich bin geſund, und — raſiert bin ich auch. Alſo —

Werner (verneigt ſich immer in Gedanken verbindlich lächelnd und geht noch einige Schritte).

Wüſtenfels. Iſt das der Paſtor, der dort kommt, Undank? Sieht mir nicht aus, als ob euch der tüchtig herunterkanzeln könnte.

Undank. In der Moralität und dem Kapitel vom freien Willen ſind der Herr Paſtor ſtark. Aber in der Erbſünde ſind der Herr Diakonus ſtärker.

Wüſtenfels. Nun mach er ſeine Anſtalten wegen der Gäſte für heut nacht. Ich muß die Honneurs machen.

Undank links, **Wüſtenfels** rechts ab

Fünfter Auftritt

Werner (allein; ſein Selbſtgeſpräch wird laut). Und ich möchte nicht einmal, daß es ſo glau abginge. Daß ſies einmal mit jedem Atemzug einſchlucken müßte. Und dem alten Tugendnarren ſeine Menſchenkenntnis und ſeine ſchiefgewickelten Erziehungsideen einzutränken. (Lachend) Ein Menſchenkenner das! und mit ſehenden Augen blind. Da heißts: Hinter dem Ofen ſitzen auch Leute. Und der alten hochmütigen Schachtel, dies einem in jeder Taſſe Kaffee zu trinken giebt, daß ſie adlig geboren iſt. Die ganze Familie bekäm ich in meine Gewalt. Ja. Der Anſatz iſt richtig. Richtig kalkuliert iſts auch. So muß die ganze Rechnung treffen, und — die Vierzehntauſend, Werner, ſind dein.

(Links vorn ab)

⁂

Sechſter Auftritt

Von rechts die **Paſtorin**, von **Wüſtenfels** mit groteſker Galanterie an den Fingerſpitzen geführt. Der **Paſtor**

Wüſtenfels (nach dem Pavillon zeigend). Gnädge Frau —

Paſtorin. Ich bin nur bürgerlich, gnädiger Herr.

Wüſtenfels. Vergebung denn, gnädige — oh, Frau Paſtorin wollt ich ſagen. Es iſt ſehr verzeihlich, hier zu irren. Sie haben ſo ein je ne sais quoi — daß man unwillkürlich —

Paſtorin. Sie ſcherzen, gnädiger Herr. Das Glück ſchien mich zu etwas Höherem zu beſtimmen —

Wüſtenfels. So holt es heut nur einen Teil ſeiner Schuldigkeit nach — ich darf nichts verraten. Aber wir wollten die Namenszüge an den Transparents entziffern. R D

Paſtorin (unendlich geſpannt mit zitternder Stimme; leicht hin). D — die Gräfin Diemar —

Wüſtenfels. Heißt Adele, ſoviel ich weiß. Wie kommen Sie — ach ja, mir fällt ein, der Onkel hätt es gern gehabt. Sagen darf ichs nicht, gnädge Frau; Sie müſſens ſelbſt erraten. R? Laſſen Sie ſehn. Richardine — Riekchen — Ro — (ſchlägt ſich auf den Mund) Rolandine. Aber wir ſind — (Will ſie in den Pavillon komplimentieren)

Paſtor. Wollten Sie einſtweilen voranſteigen?

Paſtorin (einſchaltend). Die Gnade haben —

Paſtor. Wir werden ſogleich —

Paſtorin. Die Ehre haben, dem gnädigen Herrn zu folgen.

Wüſtenfels (verneigt ſich und geht voraus in den Pavillon, er wird zuweilen ſichtbar).

Paſtor. Und was hieß das alles? Mit der Überraſchung, dem Glück und den Namenszügen?

Paſtorin (ſo aufgeregt, daß Lachen und Weinen unwillkürlich in jedem Wort hörbar). Was es ſollte?

Paſtor. Du ſchienſt ihn beſſer zu verſtehn.

Paſtorin (für ſich; wie vorhin). Nach zwanzig Jahren der Erniedrigung mein täglich Gebet erhört!

Paſtor. Ich hoffe, ich hab ihn falſch verſtanden.

Paſtorin. Und wärs ein Unglück?

Paſtor. Du haſt deine Hand im Spiel gehabt, wenn ich recht verſtanden habe. Sonſt müßt ich am Menſchen verzweifeln. (Muß ſich ſetzen) Weiß die Roſe davon?

Paſtorin (faſt ausbrechend). Willſt du deinem Kind ſein Glück nicht gönnen?

Paſtor. Wenn ſie darum weiß —

Paſtorin. Du ſollteſt froh ſein, wenns noch in Ehren abgeht. Haſt du nicht ſelbſt den Anlaß gegeben?

Paſtor (zürnend). Den Anlaß? Dazu? Der Wahrheit, der Tugend hatt ich zwei Tempel gebaut. Und nun wirds — wer wird glauben, daß ich nichts wußte?

Paſtorin. Das ſind ja nur die Leute. Und auf die Leute giebſt du ja nichts.

Paſtor. Es iſt nicht um die Leute. Seine Familie — wenn ers je bereute — und Roſe —

Paſtorin. Sei froh, Alter, daß dein Stolz und deine Selbſtändigkeit nicht zu viel Schlimmerem geführt haben.

Paſtor. Das Schlimmſte iſts nicht — wenn die Roſe nicht darum weiß. Aber wir müſſen — hilf mir auf. Stand ihr nicht mein Herz offen für die flüchtigſte Empfindung. Und wann hätt ich nicht ſelbſt zu ihren Kinderſorgen das Doppelte von dem Meinen zugelegt — wars Freude oder Leid. Nein, Mutter, ſie hätte mirs nicht verſchwiegen. Siehſt du wohl, ich hab ihr Unrecht gethan. Sie weiß nichts davon. Und mit Fritz werd ich reden. Iſt er nicht auch unſer Kind? Komm. (Indem ſie gehn, gutmütig lachend)

Das ſieht ihm ſo ähnlich, dem Fritz. Er wußte, wollt er ſeinen Zweck erreichen, mußt er uns alle überraſchen, die Roſe am meiſten. Wo war deine Menſchenkenntnis, Alte! Es iſt ein gutmütiger toller Kinderſtreich von ihm. Er iſt noch ein völliges Kind.

Beide in den Pavillon ab, deſſen Thüre **Wüſtenfels** hinter ihnen ſchließt. Es iſt unterdes dunkel geworden und wirds noch mehr. Einige Augenblicke die Bühne leer

⁂

Siebenter Auftritt

Falkenſtein, **Roſe**, die plaudernd an ſeinem Arme hängt, raſch von links hinten, bei der Laube bleibt er ſtehen

Roſe. Wie ich dich plage, du armer Fritz. Mein Geplauder anhören und auch noch ja ſagen, wenn ich frage: Nicht, Fritz? Wie. Fritz? Und werd ich müde ſo zu fragen? Ich thus und weiß es nicht. Wenn ich mit mir ſelber rede, ſag ich: Nicht, Fritz? Wenn ich den Vater oder die Mutter rufen will, merk ich eben noch, daß ich Fritz rufen wollte. Wenn ich erſchrecke über was, ruf ich unwillkürlich Fritz, als müßteſt du immer um mich ſein, um mir zu helfen. Iſt **das** nicht drollig, Fritz? Wie, Fritz?

Falkenſtein (für ſich). Ich hab den Brief nicht ſelbſt geſehn. Wenn ſie jetzt heuchelte, dann —

Roſe. Siehſt du, mein ganzes Sein iſt nur eine Frage, worauf die Antwort Fritz heißt. Wie meine Bruſt atmet und mein Herz ſchlägt ſchlafend und wachend, ſo denkt meine Seele ſchlafend und wachend dich. Aber wie biſt du, Fritz? Du biſt nicht wie ſonſt.

Falkenſtein. Ich? Du irrſt.

Roſe. Wie biſt du nur? Es iſt Nacht. Und doch ſeh ich, du biſt bleich. Ich ſehs mit der Seele. Ich hörs an deinem Atem, an deinem Sprechen. Biſt du krank, Fritz? Sag mirs. Sag mirs. Wonach ſiehſt du immer um? Ich bin bei dir, und dir fehlt was? Wonach pocht dein Herz ſo heftig, daß ichs hören kann? Daß michs fortſtößt von deiner Bruſt? Was horchſt du ſo auf?

Falkenſtein. Ich? — Die wilde Taube dort drüben im Park —

Roſe. Sie girrt ſüß. Der Wald hält den Odem an. Die Bäume träumen von einer Welt, wos nie Winter wird. Ich faſſe dich und habe dich nicht. Was iſts, das zwiſchen uns ſteht. Du biſt mein und biſt mir fremd.

Falkenſtein (losbrechend). Sie girrt zu ſüß; ich glaub ihr nicht.

Roſe. Wie biſt du wild? Und fährſt auf?

Falkenſtein (für ſich). Halt an dich!

Roſe. Was ſagteſt du, Fritz? Ich verſtand dich nicht. (Es ſchlägt halb) Du erſchrickſt?

Falkenſtein. Ich? Was du nicht träumſt.

Roſe. Ich fühlt es, wie du zuſammenſchrakſt. Biſt du krank?

Falkenſtein. Laß — (für ſich) Wenn das Verſtellung wär, ſie wär ſchändlicher, als ein Menſch ſein kann. (Mit dem Ton der Liebe) Roſe! Ich — (er bezwingt ſich)

Roſe. Das war der Fritz!

Falkenſtein (zitternd). Ich weiß nicht, klang mirs in den Ohren, oder ſchlugs — was ſchlugs da?

Roſe. Ich hörte nichts.

Falkenſtein (beobachtet ſie zwiſchen Furcht und Hoffnung). Zwei Schläge —

Roſe. Warum? Du willſt nun zu den Eltern? Die Überraſchung? Fritz! mein Vater!

Falkenſtein. Geduld. Geduld. Das war halb zehn. Kennſt du die Laube da noch? beim grünen Pavillon?

Roſe (erſchrickt). Was ſchlugs, Fritz?

Falkenſtein. Was gehn uns die Stunden an?

Roſe. Halb neun?

Falkenſtein. Halb zehn —

Roſe (ängſtlich). Halb zehn?

Falkenſtein (für ſich). Erſchrickt ſie?

Roſe (für ſich). Wenn Werner jetzt — Komm, Fritz.

Falkenſtein. Wohin?

Roſe. Zum See. Laß uns zum See, Fritz!

Falkenſtein. Zum See? Und warum?

Roſe. Hier iſts ſo ſchwül, ſo ängſtlich. Das Plätzchen beim See iſt das heimlichſte.

Falkenſtein. Iſts hier nicht heimlicher? Kennſt du die Laube nicht mehr? Hier ſchwuren wir. Hier verſchrieb ich mich dir mit meinem Blut. Die Schwüre ſäuſeln noch im Laub — und du haſt ſie vergeſſen?

Roſe. Am Fels — (für ſich) — Soll ichs ihm ſagen? Nein. Geſtern konnt ichs noch. Aber heut nicht mehr. Fritz, am Fels. Ob die Äolsharfe klingt? Laß uns — Fritz, du läufſt nicht ſo ſchnell als ich — was gilt die Wette? (Will ihn fortziehn)

Falkenſtein (hält ſie; thut ſich die äußerſte Gewalt an). Man muß ſie hier hören. Wenn du nur ſtill wärſt. Aber du ſprichſt ſo laut, als ſollte — mans im Pavillon hören. Biſt du krank, Roſe? Wonach klopft dein Herz ſo heftig, daß ichs hören kann? Was ſiehſt du immer um?

Roſe. Fritz, ich muß dir was ſagen — Warum reißeſt du dich los? Du haſt mir weh gethan.

⁂

Achter Auftritt

Werner. Vorige

Werner kommt leiſe hinter dem Pavillon hervor und hinten herum, ſodaß er ſich dem Seiteneingang der Laube nähert

Falkenſtein (ſich ſo ſtellend, daß er mit dem Geſicht, Roſe mit dem Rücken nach Werner ſteht; für ſich). Er kommt.

Werner. Er hat mich bemerkt. Nun, Werner; du verdirbſt dirs ſelbſt, wenn dus ihm verdirbſt.

Roſe. Biſt du böſe?

Falkenſtein. Böſe? Solch einem — treuen Täubchen?

Roſe. Was haſt du doch?

Falkenſtein. Warte hier. Geh nicht weiter. In einem Viertelſtündchen — früher nicht — hol ich dich zur Überraſchung. Daß ich dich hier finde. (Er geht zum Pavillon und klopft leiſe an)

⁂

Neunter Auftritt

Wüſtenfels, die **Paſtorin**, der **Paſtor** kommen auf das Klopfen leiſe heraus. **Falkenſtein** führt ſie vor bis dem Seiteneingang der Laube gegenüber; er wendet ſie der Laube zu. **Roſe** in der Laube. **Werner** tritt eben hinein

Roſe. Daß die Laube ſo einſam — die Nacht ſo dunkel — Fritz! Ich muß ihm nach. Muß es ihm ſagen —

Poſthörner in der Szene; **Roſe** will dem **Falkenſtein** nach

Werner (hält ſie zurück). Roſe —

Roſe (wendet ſich erſchrocken). Was iſt?

Werner. Ich bins — Werner —

Roſe. Geh. Ich bitte dich!

Werner. Du wollteſt mir ſagen —

Roſe. Meinem Vater, wenn er dich fragte, nicht von mir und dem Junker — es hätte ſein Tod ſein können — nun brauchts nicht mehr — (Sie will fort)

Werner (für ſich). Nun überraſche, Junge. (Roſe umfaſſend, als wolle er ſie feſthalten) Dort ſind Menſchen. (Ganz laut) Roſe!

Paſtorin (verwundert). Das iſt Werners Stimme?

Falkenſtein (faſt zugleich, in die Hände ſchlagend). Licht! Joſeph! Licht!

(Die Laube in bengaliſchem Feuer. **Roſe** erſchrocken einen Augenblick noch in **Werners** Armen, dann macht ſie ſich los)

Ein lebendes Bild. Die Treue in den Armen der Vergeltung.

Roſe (reißt ſich los). Laſſen Sie mich, Unverſchämter! (Erblickt ihren Vater, der ſich ſetzen muß) Mein Vater! (Sie ſinkt, die Hände vor das Geſicht geſchlagen, in die Kniee)

Falkenſtein. Das iſt der Zweite ſeit einer halben Stunde, den dieſe — gutwillige Treue beglückt. Wir wollen nicht genieren. Ein Dritter könnte ſchon warten. Warum applaudieren Sie nicht?

⁂

Zehnter Auftritt

Undank eilig. **Vorige**

Undank (zu Falkenſtein). Die gnädigſte Comteſſe, Graf Treuenfurt, der Notar und noch ſechs bis ſieben Wagen. Sie wollen den gnädigen Junker überraſchen. Sie ſind dicht hinter mir.

Wüſtenfels (nimmt Falkenſtein unter den Arm). Das müſſen wir verhüten. Komm, Junge. Gratuliere gnädige Frau. So muß es ſolchen Schmarotzern gehn.

Falkenſtein von **Wüſtenfels** fortgezogen will noch etwas ſagen; es gelingt ihm nur ein krampfhaftes Gelächter

⁂

Elfter Auftritt

Vorige ohne Falkenſtein, Wüſtenfels, Undank

Die Paſtorin (hart vor Roſen). Nun, wird die Mamſell mich mit hinein melieren wollen?

Roſe (ſieht ſie an, als müßte ſie ſich beſinnen, noch auf den Knieen). Sie? — Nein.

Paſtorin (dem Paſtor entgegen, der ſich der Roſe nähert). Komm. (Will ihn fortziehen)

Paſtor. Erſt muß ich ſie fragen.

Werner (will ſich an den Paſtor wenden, der dreht ihm den Rücken zu; ebenſo die Paſtorin)

Paſtor. Hörſt du? — Sprach der — wahr?

Roſe (muß ſich auf jede Antwort beſinnen). Der? — ja.

Paſtor. Du hätteſt mich hintergangen? Du?

Roſe. Ich? — Lange —

Paſtor. Und du wärſt — hörſt du? — du wärſt?

Roſe. Ja.

Paſtor (nach kleiner Pauſe leiſe aber ſchneidend). Der Augenblick, wo du mir dein Geſicht aufdringſt, iſt mein Tod. Fluchen will ich nicht. Segnen kann ich nicht. Fahr hin, du haſts dir ſelber bereitet. (Er geht, die Paſtorin folgt)

Roſe (hat ſtarr angehört; jetzt faltet ſie die Hände mechaniſch und ſagt) Amen.

⁂

Zwölfter Auftritt

Werner. Roſe, die ſich allmählich wieder erholt

Werner. Da ſteh ich wie ein — (ſchlägt ſich an die Stirn) kalkuliert und kalkuliert und — doch verrechnet. Mit Menſchen zu thun zu haben, die nicht rechnen und dem Rechnenden nur ſein Exempel verwirren. Das unterſcheidet eben den Menſchen vom Tier, daß er rechnet. Daß die da mir umfällt, anſtatt — wer kann das vorher wiſſen? Halt, Werner. Die Rechnung iſt noch nicht zu End. Nur fortkalkuliert. Den alten — Menſchenkenner kenn ich nicht, oder morgen oder übermorgen bittet er ſie um Verzeihung, daß er an ihr und ſeiner Erziehung irr geworden iſt; er muß nur erſt einen Sündenbock ausfindig gemacht haben. Und ſie — wird auch rechnen, wenn ſie nur erſt wieder bei ſich iſt. Bei den Weibern muß man nur immer und immer daſſelbe Fleckchen treffen, und die Sprödeſte wird weich. Es gilt einen Verſuch. (Er reibt ihr die Stirne mit Tropfen) Roſe! Teure Roſe! (da ſie etwas aufſieht) Und wo wollen Sie nun hin?

Roſe (ſieht ſich um). Ich?

Werner. Zu Ihrem Vater?

Roſe. Nein.

Werner. Hier im Freien können Sie nicht bleiben.

Roſe (legt die Hand an die Stirn). Ich — weiß nicht.

Werner. Sie ſind in ſchrecklicher Spannung. Weinen Sie. (Er hilft ihr dabei auf; ſie ſitzt noch immer betäubt auf der Bank in der Laube)

Roſe. Ich — kann nicht.

Werner. Sie haben unrecht an mir gehandelt!

Roſe. Ja. Alle Menſchen hab ich belogen. So mußt es dann kommen.

Werner. Aber was that Werner? Der hintangeſetzte, der verſpottete Werner? In dem ſchrecklichen Augenblick, wo der Undankbare Sie beſchimpfte? die Eltern ſelbſt Sie verließen? Er hielt aus. Er hält noch. Er ſagt: Roſe, werden Sie mein Weib.

Roſe. Aber ich lieb ihn noch.

Werner. Und ich liebe Sie darum. Denn ich liebe Sie, wie Sie ſind mit all Ihren Schwächen. Nur eins vermöcht ich nicht zu entbehren: den Segen Ihrer Eltern. Ich bin noch ſo von der alten Zeit. Ihr Vater iſt ſo edel. Er wird ſein einzig Kind —

Roſe. Nicht enterben. Und ich hab auch noch einen alten reichen Onkel ohne Kind.

Werner. Wären Sie eine Bettlerin. Wernern ſo zu verkennen! — Sie werden wieder das heitere, poetiſche Weſen ſein; dazu meine Schweſter, das tiefe Gemüt — wir drei —

Roſe. Können uns für Geld ſehen laſſen.

Werner (für ſich). Canaille! — Roſe —

Roſe (ſteht auf). Sie können ein Mädchen wollen, das Sie für ſchlecht halten. Aber ich mag keinen Mann, der das kann. (Wendet ihm den Rücken)

Werner (wird malitiös). Roſe — o Fräulein Döring —

Roſe. Dank dir, Gott, daß du in dieſer Stunde dieſen Menſchen mir geſchickt haſt. Du duldeſt ſolche Menſchen. Du kannſt edle Menſchen nicht untergehen laſſen!

Werner (wütend; erſt für ſich). Verwünſchte Gans! — Mamſell — o man wird — weil man nicht zum Lückenbüßer — (Er ſieht ſich und fällt in ſeinen ſalbungsvollen Ton) Werner zürnt nicht. Werner bedauert. Werner hat ſeine Genugthuung in ſeinem Bewußtſein.

⁂

Dreizehnter Auftritt

Roſe (allein). Mußt du dich zuſammen ſuchen, Roſe? Der unglückliche Brief und dieſer — Werner. Fritz mußte ſich betrogen glauben. Und ich? — Es überſtürzte ſich alles. Wie ich meinen Vater ſah, da raffte mirs wie mit glühenden Fingern durchs Hirn. Daß ich ihn betrogen hatte von Kind an — weiter wußt ich nichts — alle Gedanken gefeſſelt von dem einen — alle Kraft verſchlungen von dem einen, aller Wille gelähmt von dem einen! — Und hätts ein

Wort gekoſtet — nur eins, und alles war wieder gut — das eine Wort hätt ich nicht ſprechen können. (Sich ſelbſt ermutigend) Und es hätt es auch. Ein Wort, nur eins, und alles war erklärt, und — da kniet das dumme Ding. Roſe? Gänſeblümchen mußt du heißen. Nur an den Vater darf ich nicht denken, jetzt nicht, wenn ich — Wie oft haſt du gewünſcht: wenn du ein Mann wärſt, damit du kämpfen könnteſt um deine Liebe. Nun, Gänſeblümchen, kannſt dus. Schnell, Gänſeblümchen, ſchnell aufs Schloß! Ein Wort, und alles iſt wieder gut. (Links nach hinten ab; man hört ſie noch in der Szene „Gänſeblümchen“ rufen)

Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs

⁂

Vierter Aufzug

Zimmer im Schloß. Eine große Flügelthür in der Mitte, durch die man, wenn ſie geöffnet iſt, in reich erleuchtete Gemächer ſieht; darin geputzte Gäſte, Bediente ab und zu gehend. Muſik. Eine Seitenthür. Ein Sekretär. Vorn ein Tiſch

Erſter Auftritt

Falkenſtein angegriffen auf einem Stuhl. **Undank** vor ihm ſtehend

Undank. Der Joſeph, der das — Unglücksfeuer angezündet hat, hat alles mit angehört. Fahr hin, ſagte der Paſtor, und die Mademoiſelle ſagten Amen.

Falkenſtein (ergriffen; will's verbergen). Weil ſie wußten, daß jemand horchte.

Undank. Und wie der Paſtor gegangen waren, und der Herr Doktor ihr ſeine Hand antrugen, ſagte Mademoiſelle Döring: wenn der Herr Doktor ein Mädchen wollten, das ſie für ſchlecht hielten, ſo möchten ſie einen Mann nicht, der das könnte.

Falkenſtein. Und um ihm das zu ſagen, beſtellt ſie ihn nachts in eine einſame Laube. (Er möchte gern mehr hören) Iſt er fertig mit ſeinen Märchen?

Undank. Auch das hat der Joſeph gehört. Die Mademoiſelle hatten Herrn Wernern bitten wollen, dem Herrn nichts zu ſagen, der ihn dieſen Morgen mit Früheſtem fragen wollen, weils ſein Tod hätte ſein können, wenn —

Falkenſtein. Schon gut. Geh er nur.

⁂

Zweiter Auftritt

Falkenſtein (allein, aufſpringend, ſowie Undank gegangen iſt). Wenns kein Märchen iſt. Wer ſagt mir, obs kein Märchen iſt? Des Lauſchers wegen erfunden, der mirs zutragen ſollte? Wen frag ich, ders nicht achſelzuckend weiter trägt? Jetzt, wo ſie für die Betrogne gilt? O ich war glücklich. Geſtern. Heute noch. Und nun, wie im Fiebertraum — Reue, Grimm, Jammer, Wut, Liebe, Haß — und im tiefſten Grollen ihre Stimme „Fritz,“ und ihre weiche Hand auf der meinen, wie ſie ſo gern that, ſo innig und doch — verdorben! Und die Locken aus dem Geſicht ſchüttelte und mich anſah wie ein Frühlingsmorgen auf einem Berg, daß die Seele kühl vor Tau und blau vor Himmelsfriſche und — all das im dunkeln Wald allein — das umzittert mich wie flehende Hände — über die Wurzeln ſtrauchelnd, wenn ein Nachtvogel aufrauſcht, wenn ſie der Wind bei den Haaren faßt und „Fritz, was hab ich dir gethan?“ — und daß das alles dennoch vielleicht Lüge iſt, den mitleidigen Thoren zu fangen — und mit alledem unter dieſen Menſchen lachen, ſcherzen — ich will trinken, trinken — Einen Zug Vergeſſen, und kredenzte ihn der Tod! (Sinkt in den Stuhl zurück)

⁂

Dritter Auftritt

Wüſtenfels. Falkenſtein

Wüſtenfels (echauffiert, Champagnerflaſche und zwei Gläſer in der Hand aus der Mittelthür). Endlich. — Aber, Menſch, wie du göttlich ſein kannſt. Wenn du willſt. Aber was iſt das mit dir? Drüben klingt noch der Saal vom Beifallruf. Du haſt alles enthuſiasmiert, enchantiert, eskamotiert — die Herzchen nämlich. Alles ſucht nur deiner habhaft zu werden. So lang du da biſt, brennen die Kerzen hell. Alles iſt hingeriſſen von deinem Wuchs, deinem Stolz, deiner Naivität. Die Naivität wird Mode werden. Und ich laufe dir nach von Zimmer zu Zimmer, um deiner auch einmal habhaft zu werden. Und da ſitzt der Held des Feſtes, der Abgott der Damen wie ein bleichſüchtig Mädchen allein und — liebäugelt mit dem Mond. Was muß die Gräfin denken. Komm, Fritz. Alles erwartets nunmehr. Ich bring den Brauttoaſt aus. Nimm! (Will ihm ein Glas aufdringen)

Falkenſtein (abwehrend). Noch nicht —

Wüſtenfels. Noch nicht?

Falkenſtein. So weit iſts noch nicht, ſag ich dir.

Wüſtenfels. Und warum ſo weit noch nicht. Und was willſt du denn endlich? Es muß doch einmal zur Sprache kommen, daß ihr Brautleute ſeid, daß — Zum Teufel! ſie wiſſens nicht anders, als dieſe Nacht noch die feierliche Verlobung. Haſt du deine Edelmutsgrillen noch nicht aufgegeben, ſo thus jetzt; du kannſt deinen Geburtstag nicht würdiger feiern. — Dem Treuenfels wärs ſchon recht. Dem Kerl ſieht der Neid, die Eiferſucht aus den Augen. Donnerwetter aber auch! Dieſe Gräfin! Eine Himmelsfrucht von den Grazien ſelbſt auf einem Teller präſentiert, der aus ſechs Rittergütern gemacht iſt. Und noch eins extra an den Hals geworfen! Du ſiehſt, ich werde poetiſch, und das werd ich nicht um jede Taille! Konverſation! Tournüre! Das einzige Dumme an ihr, daß ſie ſich in dich vergafft hat. In deine Dorfmanieren, dein Feuer — was weiß ich? Weißt du, was ſie ihrem Oheim antwortete, der von deiner Heftigkeit ſprach? Der iſt vom Treuenfels gewonnen. Weißt du? Ich bin da, ſagte ſie, zu mildern, zu verſöhnen. Wo ich anſpornen müßte, da wär ich nicht an meiner Stelle. Denk dir das mit ihrer Grazie —

ich bin da zu mildern — aber wo du jetzt ſein magſt, Fritz?

Falkenſtein (in Gedanken). Trink nur. Ich hab ſchon zu viel —

Wüſtenfels. So ſcheints. Jeder Rauſch hat ſeine Nachwehen. Und hat das Herz ſich berauſcht, müſſen ſich die Augen übergeben. Die Kolette ſpukt noch — was gilts! Hör du, Junge; das war doch nicht recht von dir — da mit der — Pfarrroſe oder wie ſie heißt —

Falkenſtein (fährt auf). Pfarrroſe — (beſinnt ſich) willſt du was?

Wüſtenfels. Und wenn ſie dir was anders angethan hätte; du haſts zu arg gemacht —

Falkenſtein (es ſoll leichthin klingen). Meinſt du?

Wüſtenfels (für ſich). Spiel Verſteckens. Freilich ſitzt ſie ihm noch im Kragen. Aber ſie muß heraus.

⁂

Vierter Auftritt

Undank. Vorige

Wüſtenfels. Was iſt?

Undank (zu Falkenſtein). Mademoiſelle Döring wünſchten den gnädigen Junker zu ſprechen.

Wüſtenfels (ſieht Falkenſtein fragend an, der ſeine Bewegung verbergen will).

Falkenſtein. Ich kann jetzt nicht —

Undank (bleibt ſtehen)

Falkenſtein (die Dazwiſchenkunft Wüſtenfels erwartend). Hört er?

Undank. Halten zu Gnaden, wenn Sie ein Herz dazu haben. Ich hab keins dazu —

Wüſtenfels. Was hilfts, Fritz? Du mußt deine Härte gut machen. — Selbſt mit ihr zu reden — rat ich dir nicht. Aber auch keinem den Auftrag geben, der das Verhältnis zu roh angreift.

Falkenſtein (es ſoll leichthin klingen). Du meinſt? Nun gut. Weil dus meinſt. Als techniſcher Kompagnon — haha — (ihm kommt ein Gedanke; raſch) Wenn — (er beſinnt ſich auf die Verſtellung) du um — was? und ſo recht fein — ich meine — du hörteſt —

Wüſtenfels. Was ſie zu ſagen hat. Aber wenn ſie nun ſagt: Mit dir hab ich nichts? Womit ſoll ich mich beglaubigen? Wenn du noch ein paar Zeilen — iſt hier nicht Tinte und Papier? (Giebts ihm; Falkenſtein ſetzt ſich zum Schreiben; für ſich) Er hofft ſie unſchuldig zu finden und mag ſie doch nicht ſelbſt fragen; da ſoll ich — verſtehe, Bruderherz.

Falkenſtein (ſchreibend). „Herr von Wüſtenfels“ —

Wüſtenfels. Zitterſt du, Junge!

Falkenſtein. Der viele Wein —

Wüſtenfels. Das begreift ſich.

Falkenſtein (ſteht auf, lieſt und giebt). „Thut in allem meinen Willen.“ Und nun laß ſie recht ſchwatzen. Es iſt was Drolliges um ſolch ein Mädchengeſchwätz. Und — vergiß mir nicht — frag doch nach der Verſchreibung, die ich ihr gegeben hätte — aus Spaß nämlich. Ich frage hernach — wenn ichs nicht vergeſſe. Du kannſt hereinſehn, wenn ſie fort iſt, damit — wie geſagt, wenn ichs nicht vergeſſe. Wer denkt immer an dasſelbe? Ha ha ha.

Wüſtenfels. Willſt du durch die Wand, Junge?

Falkenſtein. Der Wein — (in der Thür wendet er ſich, um noch etwas zu ſagen; er unterdrückts und geht raſch in den Saal)

Fünfter Auftritt

Wüſtenfels. Undank

Wüſtenfels. Schließ er die Thüren, daß uns niemand überraſchen kann. (Undank thuts; Wüſtenfels kramt im Sekretär, findet Geld) Das kommt recht. Wo iſt das Mädchen heraufgekommen?

Undank. Die kleine Treppe.

Wüſtenfels. Schließ er den Korridor ab, daß ſie die kleine Treppe wieder hinunter muß, wenn ſie geht. Die Gäſte dürfen ſie nicht ſehn. Was will er noch? Laß er ſie herein.

Undank. Halten zu Gnaden, aber —

Wüſtenfels. Er iſt ein Liebhaber von den Abern —

Undank. Weil ich keiner bin von den Os und Wehs und von den: Wenn ich gewußt hätt und andern dergleichen lahmen Nachzüglern. Wie ich den gnädigen Junker kenne, iſt die Mademoiſelle Döring die einzige, mit der ſie auf ihre Art glücklich werden können. (Wiſcht ſich über die Augen)

Wüſtenfels. Er iſt ein Narr mit ſeiner Philoſophie. Führ er ſie herein. Und laß er mich ſorgen.

⁂

Sechſter Auftritt

Wüſtenfels allein, dann **Roſe**

Wüſtenfels. Wie ſich das auch treffen muß, daß ich gerad heute hier bin, wo ſichs um des Jungen Lebensglück handelt. Gerade ich, dems der Junge angethan hat, der — ich bin des Teufels, wenn er ſagt: Wüſtenfels, gieb dein Leben für mich, wenn ichs ihm nicht hinwerfe, da, Junge! wie einen faulen Apfel. Der Sache muß ein Ende werden.

Roſe (eintretend). Er iſt nicht hier. (Umſehend) Sie, Herr von Wüſtenfels?

Wüſtenfels. Wer ſind Sie? Und wen ſuchen Sie?

Roſe. Ich ſuche jemand, der mich kennt.

Wüſtenfels. Sie kommen, eine Rechtfertigung zu verſuchen wegen der Szene heut?

Roſe (ſtolz). Ich komme, eine Rechtfertigung zu hören. Aber wo iſt er? (Geht nach der Thür)

Wüſtenfels (ihr den Weg vertretend). Sie können ihn nicht ſprechen.

Roſe (ruhig). Aber ich muß ihn ſprechen.

Wüſtenfels. Immer beſſer. — Was Sie zu ſagen haben —

Roſe. Ihnen? Ihnen hab ich nichts zu ſagen.

Wüſtenfels. Denn Sie fühlen, daß Sie eines Grades von Gläubigkeit bedürfen, den Sie bei mir nicht vorausſetzen dürfen. — Um Ihnen und ihm eine Mühe zu ſparen. Herr von Falkenſtein will ein übriges thun. Und Sie werden es mit Dank erkennen. (Verbeugt ſich leicht und wendet ſich)

Roſe. Ein übriges? Das wäre —

Wüſtenfels (wendet ſich raſch wieder zu ihr; erleichtert zu ſich). Iſt das der rechte Ton? Der Junker will für Sie ſorgen.

Roſe. Will er?

Wüſtenfels. Ich freue mich, Sie ſo vernünftig zu finden. (Geht nach dem Pult)

Roſe. Das iſt alſo Vernunft.

Wüſtenfels. Wollen Sie hier ſpaßen?

Roſe. Ich? Nein. Aber Sie. Alſo —

Wüſtenfels. Der Junker wird Ihre Ausſteuer beſorgen, wenn Sie ſich — der Junker hat hübſche Jäger.

Roſe (lachend). Ja.

Wüſtenfels (lacht mit; gutmeinend nach ſeiner Meinung, weil ſie keine Schwierigkeiten macht). Und wenn Sie den Junker nicht vergeſſen können — ſo — es ließe ſich vielleicht arrangieren, daß die Intrigue — Sie begreifen —

Roſe. Nun, warum unſre Vornehmen franzöſiſch ſprechen. Sie haben ſo viel zu ſagen, was ſie deutſch zu ſagen ſich ſchämen.

Wüſtenfels. Es giebt Männer genug, die ein Auge zudrücken um ein ſolides Glück — (läßt eine Rolle in Roſens Hut gleiten, den ſie auf dem Tiſche ſpielend hin und her bewegt) Was meinen Sie?

Roſe. Daß Sie Ihr Geſchlecht das ſchöne Zeugnis nicht hören laſſen ſollen, das Sie ihm da ausſtellen. (Sie hat, indem ſie mit dem Hut fortſpielte, dieſen, wie ohne es zu wiſſen, fortgezogen, ſo daß die Rolle zur Erde fiel) Fiel nicht etwas? — Fünfhundert Thaler. Das müſſen Sie haben fallen laſſen.

Wüſtenfels (hebt verdutzt auf)

Roſe (während ſie ihm dazu leuchtet, auch gutmeinend). Ei, Herr von Wüſtenfels, Sie ſind zu heftig in Ihrer Bewerbung um meine — Achtung. Ehrlich oder klug — eins davon ſollte man wenigſtens zu ſein ſcheinen. Wenn man auch keins davon iſt. Wer heißt Sie die Leute für ſo leichtgläubig halten? Der Herr von Falkenſtein kann heftig ſein. Er kann irren. Er kann irrend ſich übereilen. Warum nicht? Das alles kann er, und das alles können Sie von ihm ſagen. Aber gemein ſein? Das kann er nicht. Das ſcheinen nur Sie zu können. Verachten Sie darum den guten Rat nicht, weil er von einem Landmädchen kommt. Und — aber unſer Geſchäft, mein ich, iſt abgemacht. (Sie will mit leichter Verbeugung gehn)

Wüſtenfels. Bedaure, daß ich Ihre blanke Weisheit mit nichts anderm als einem ſo abgegriffnen Spruch zu erwidern weiß, als der iſt — aber es würde Anmaßung ſein, Ihrer Weisheit vorzugreifen — wo die Nutzanwendung ſo nahe liegt als (giebt ihr das Papier) hier. (Indem er nach hinten geht, um die Rolle wieder im Pult unterzubringen) Sie iſt göttlich! Aber ſie iſt Kokette durch und durch — und noch was Schlimmres.

Roſe (hat geleſen; hält das Blatt immer noch mechaniſch vor ſich hin). Es iſt nicht möglich. Aber es ſteht da. Und les ichs tauſendmal, ſo ſag ichs tauſendmal: Es iſt nicht möglich — und tauſendmal ſtehts doch da. O, es iſt ſchändlich! Über alles ſchändlich! Es iſt unmöglich! — Aber es ſteht da. Wenns möglich wär, es wär — aber es iſt nicht möglich! Aber es ſteht da. Es iſt unmöglich. Aber es ſteht da.

Wüſtenfels (kommt wieder vor; da ſie ſchweigt, deutet er äußerſt höflich nach der Thür). Wenn Sie fertig ſind — Genieren Sie ſich nicht. Ich hab auch noch Zeit. (Er thut, als wenn er in einem Buche leſen wollte, das er vom Pulte mitgebracht hat) Ah, Sie glauben noch an eine Reſſource —

Roſe (richtet ſich auf; indem ſie das Papier hinlegt, mit Verachtung). Eine Reſſource?

Wüſtenfels (ruhig). Wegen der Farce mit der Verſchreibung.

Roſe (bald kalt, bald ſich vergeſſend). Gut, daß Sie mich an dieſe Farce erinnern. (Nimmt das Blatt aus dem Buſen, reißt es durch und läßts in die Stube fallen) Eine Reſſource — wohl gar — ſehn Sie, Herr von Wüſtenfels. Sie könnten Verdacht ſchöpfen, Sie kluger Mann — man möchte — man könnte — pfui — und wenn — dergleichen ſich knieend anbettelte — (Bewegung, als wenn ſie etwas voll Ekel von ſich ſchöbe; im Gehen lachend) Eine Farce, gewiß! Denn wie könnte Ihresgleichen im Ernſt eine Seele verſchreiben! Etwas, was Sie nicht haben. Da käm der beſte Advokat zu kurz. — Sie müßten ſich eine vom Schneider machen laſſen. (In der Thür lachend ſich verneigend) Denn der gute Mann hat ja wohl auch das andre beſorgt. (Sie geht)

⁂

Siebenter Auftritt

Wüſtenfels (allein; etwas konfus). Solch ein Teufel ſteckt hinter dieſem lächelnden Lärvchen! Aber ſie iſt göttlich! hinreißend! genial! Aber — ſchlecht iſt ſie doch. (Man merkt, er muß ſich doch erſt wieder in dieſe Überzeugung hineinreden) Hm. Und wenn ſies nicht wäre; nach dem Skandal heute könnte keine Rede mehr ſein. Aber ſie iſts. Wie unweiblich dies Kommen. Und wärs noch in Thränen geweſen, verzweifelt, außer ſich. Aber nein: Ganz ruhig und nonchalant. Wie zu einem Geſchäft. Zu einem Handel. Die Gräſin dagegen: Pfui. Die Gräſin mit der vergleichen heißt die Weiblichkeit ſelbſt an den Pranger ſtellen. Und vergißt du denn die Einladung in die Laube, dieſe Thatſache? Dieſes Herrn Werner Konfidenzen? Die Erzählung im Städtchen? Und was du mit deinen Augen geſehen haſt, wie Mutter und Tochter zuſammenhalfen, ihn zu fangen? Verſteht ſich. Bei der erſten Andeutung mußte ſie aufflammen, wenns ihr Ernſt war. Dieſer tugendhafte Zorn, daß — es nur fünfhundert Thaler waren, und das Komplott hatte ſich auf mehr Rechnung gemacht. Ein Junker und — ſolch ein Knauſer! Und zuletzt das — wie würde ſie beides ausbeuten, wenn ſie ſelber ihn zu ſprechen bekäme. Und dann — ſtänd ich auch nicht für ihn. Was kann ſolch ein warmherziger Junge von zwanzig Jahren gegen ſolch eine Kokette, die warm und kalt iſt, wie ſies eben braucht. Hat ſie mich doch faſt konfus gemacht, mich alten Kerl! — Aber dafür müſſen wir thun. Das Komplott wird natürlich alles verſuchen. Da gelten alle Waffen. Nichts darf hereingeſchwärzt werden. Kein Brief. Nichts. Den Jungen bewach ich ſelbſt. Sie ſoll nicht leiden. Wenn ſie ſieht, daß es mit ihren Künſten nichts iſt, wird ſie zugreifen wie eine andre auch. Aber der

Junge ſoll mir das Herzeleid nicht anthun, ſich unglücklich zu machen. Hier kann nur eine Operation retten. Auf ſeine Weigerung darf mans nicht ankommen laſſen. Die Geſchichte iſt wichtig genug, ſein Schickſal zu ſpielen. Vorwärts, Wüſtenfels! Junge, ich kann dirs nicht erſparen. (Er öffnet die Thür und ſieht hindurch, dann tritt er in die Nähe des Fenſters) Das Meſſer angeſetzt, ohne daß ers weiß. Die Zähne zuſammengebiſſen. Eins. Zwei. Drei. Wenn er gerettet iſt, wird er mirs danken.

⁂

Achter Auftritt

Falkenſtein. Wüſtenfels

Wüſtenfels. Da iſt er ſchon.

Falkenſtein. Wollteſt du was? Winkteſt du mir nicht?

Wüſtenfels. Wegen der kleinen Kokette —

Falkenſtein. Haſt dus mit Mädchen zu thun?

Wüſtenfels. Ich denke, die Kleine wird außer ſich ſein. Vor unglücklicher Liebe. Sieh mal. (Zieht ihn ans Fenſter) Dort geht ſie noch. Was, Junge? Geht ein Mädchen ſo, das Zahnweh hat? Geſchweige Liebesſchmerz? Wie ſie mit dem Hut ſchlenkert und kokettiert, als wär ihr ſchon irgend ein Laffe gewiß. Schlenkert ſie nicht deutlich: Die Männer ſind ja billig heutzutag! Für tauſend Thaler hab ich die Auswahl. Und das zurückgeworfne Köpfchen, erzählt es nicht allen, die ihr begegnen: Die Farce war ich lang überdrüſſig. Ja wohl eine Farce! Und wenn dergleichen knieend ſich anbettelte —

Falkenſtein (von jetzt ſich immer mehr vergeſſend). Hat ſie das geſagt?

Wüſtenfels (ſpricht ſich in Eifer hinein, um die Lüge ſich ſelbſt wahrſcheinlich zu machen). „Knieend ſich anbettelte.“ Glaubſt du, ich lüge? Dabei machte ſie eine malitiöſe Bewegung, ſo etwa — als ſchöb ſie was von ſich, wovor ihr ekelte. Fritz, ich bin ein Narr, daß ich mich ſo ärgre. Die Kokette — „knieend ſich anbettelte“ —

Falkenſtein (faßt ihn bei der Schulter). Wüſtenfels!

Wüſtenfels. „Knieend ſich anbettelte“ — Und freilich; die tauſend Thaler hatte ſie ſchon.

Falkenſtein (dasmal zweifelnd und zugleich drohend). Wüſtenfels!

Wüſtenfels (hebt ruhig die Verſchreibung auf). Hätt ich faſt die Quittung vergeſſen. (Giebt ſie ihm)

Falkenſtein (ſieht auf das Papier; dann eilt er außer ſich nach dem Fenſter, das er öffnet)

Wüſtenfels (ihm nach). Was willſt du aber?

Falkenſtein (aus dem Fenſter). Tiras! Sultan! Martin! Chriſtoph! Hetzt mir die Dirne dort mit Hunden vom Schloß. Fünfhundert Thaler, der ſie bis ins Dorf hetzt!

Wüſtenfels (der ihn vergeblich abhalten wollte). Junge! — Und die Kerle folgen auch und hetzen. Und ſie flieht nicht. Kehrt ſich nicht daran. Geht ſtolzer noch wie vorher. Fritz, das iſt unmenſchlich!

Falkenſtein (wie wahnſinnig). He! Pack an, Tiras! Pack an, Sultan! Pack — (er ſtürzt am Fenſter bewußtlos zuſammen)

Neunter Auftritt

Vorige, gleich darauf **Undank**

Wüſtenfels (klingelt, dann gießt er Falkenſtein ein Glas Wein ins Geſicht; ſchließt die Thür. Undank tritt auf). Hebt ihn mit auf, Alter. Stellt zwei Stühle zuſammen.

Undank (erſchrocken). Aber —

Wüſtenfels. Helfen. Nicht philoſophieren. (Sie legen Falkenſtein auf Stühle) Der Schnitt ging tief. Aber die Jugend verwindet alles.

Undank. Gott ſei Dank! Sie kommen zu ſich.

Falkenſtein (im tiefſten Schmerz). Roſe! (Er richtet ſich auf und ſieht die Helfenden einige Augenblicke fremd an)

Undank. Erkennen Sie den alten Undank? Die Mademoiſelle Döring —

Falkenſtein (ſchwach, aber voll Verachtung). Wer fragt nach ſeinen Mamſells?

Wüſtenfels (unwillkürlich). Armer Junge!

Falkenſtein (erhebt ſich bleich aber ſtolz). Wen meinen Sie, Herr von Wüſtenfels? Wenn man fragen darf.

Wüſtenfels (als hätt er überhört). Iſts ein Wunder? Der Wein. Aber hier ſitzeſt du nun und konverſierſt mit deinem Rauſch von Tiras und Sultan, während drüben die Gräfin —

Falkenſtein (immer mehr ſich erholend). Der Wein. Ja, du haſt recht. Es iſt eine Schande. Hilf mir auf. Der Wein iſt tückiſch.

Wüſtenfels (für ſich). Auf dem ehrlichen Elfer wirds da wohl mal ſitzen bleiben.

Falkenſtein. Aber er ſoll wieder gut machen, was er verdorben hat. (Er kann kaum ſtehen)

Wüſtenfels. Wie du ausſiehſt. Ich fürchte, du biſt wirklich krank.

Falkenſtein. Und ich fürchte, du wirſt im Brauttoaſt ſtecken bleiben.

Wüſtenfels (freudig überraſcht). Iſts dein Ernſt?

Falkenſtein. So gewiß du ſtecken bleibſt.

Wüſtenfels. Du meinſt? Es gilt!

Falkenſtein. Zwanzig Flaſchen Champagner.

Undank (kummervoll). Aber —

Falkenſtein. Champagner und kein Aber! Laß er Wein heraufholen, ſo viel der Keller hergiebt. Die fremden Domeſtiken, die Falkenſteiner Nachbarn, meine Leute, wer meine Verlobung mitfeiern will. (Sieht nach der Uhr) Es wird bald zwölf ſein. Hört er? Punkt zwölf müſſen die Trompeten ſchmettern, die Pauken wirbeln und die Kanonen donnern. Das Feuerwerk nicht zu vergeſſen. Das R D auf den Transparents — heißt Rudolfine Diemar. Damit ſie wiſſen, wie ſie zu rufen haben.

Undank. Aber —

Falkenſtein. Lad er ſeine Aber in die Böller oder erſäuf er ſie im Champagner. Ich kann ſie nicht brauchen. Vorwärts, Alter! (Undank unter Zeichen der Bekümmernis ab) Geh nur voraus. Ich folg dir auf dem Fuß.

⁂

Zehnter Auftritt

Falkenſtein (allein). Ich will glücklich werden! Ihr zum Trotz. Mein Glück ſoll im ganzen Lande zum Sprichwort werden. Damit ſies täglich hören muß. Es ſoll heißen: Glücklich wie Fritz von Falkenſtein. Wein! Muſik! Kanonen! Ich will glücklich ſein! (In den Saal ab)

⁂

Verwandlung

Kirchhof

Kirche hinten; rechts vorn das Pfarrhaus; über der Kirche etwas links auf der Höhe das Schloß. Im Vorgrund ein großer Leichenſtein. Mondſchein

⁂

Elfter Auftritt

Freitag, Suſanne, Friederike von links nach rechts, die Mädchen mit Körbchen über die Bühne

Suſanne. Was das nur für ein Bellen und Schreien iſt da auf dem untern Weg?

Freitag. Ein Dieb wirds ſein, den ſie hetzen.

Friederike. Wo iſt denn die Sabine?

Freitag (zeigt auf das Pfarrhaus). Da bei Pfarrers da drüben.

Suſanne. Es iſt oben und unten Licht.

Freitag. Der Pfarrer hat einen von ſeinen gefährlichen Anfällen gekriegt. Aber Sapperment, vor zwölf noch müſſen wir mit den Gläſern aus der Schenke zurück ſein. Das ganze Dorf ſoll mit trinken vorm Schloß. (Ab)

Zwölfter Auftritt

Roſe (allein; weiter vorn links; bleich aber ſtolz und langſam gehend). Können ſie mich noch ſehen? Sie ſollen ſich nicht kitzeln, die Henkersknechte und ihre Herren — Nicht einen ſchnellern Schritt, Roſe. Nicht einen Laut! Nein. Sie kehren zurück. Mich ſieht niemand mehr. (Sie ſetzt ſich ſchweigend auf den Leichenſtein, legt den Kopf in die Hände. Dann ſieht ſie auf) Und was nun? Den Himmel ſtürmen mit Vorwürfen? (Bitter lachend) Er iſt taub. Und die ewige Liebe drüben iſt ein Märchen. Willſt du ſie fragen, warum ſie dich zum Menſchen ſchuf? Warum uns eine Seele, die menſchlich fühlt? Ein zähes Herz, das nicht brechen will? Wenn du uns den Männern zum Spielzeug erſchufſt, das ſie ſtraflos verwüſten dürfen? — Aber das Spielzeug für ſolch plumpe Hände mußte dauerhaft ſein. Und freilich! freilich! das iſts ja eben, was du den Herren der Schöpfung zum Eingebinde gabſt — die Luſt an unſrer Qual. — Ich lebe noch? Bin ich doch ein Weib. Ich hoffe noch? Weil Jugend nicht zu ertöten iſt. Aber — du liebſt ihn noch? ihn, der — ihn, pfui, pfui-der — (Ein Gedanke macht ſie plötzlich aufſpringen) Aber ſeine Stimme zitterte, wie er rief. Warum zitterte ſeine Stimme? Er ſtand über mir, ſchön wie der bleiche Mond über der ſchauernden Wolke. Warum war er bleich? Er zürnte. Verachtung zürnt nicht. Nur die Liebe zürnt. Die verzweifelnde Liebe. Roſe! Er hat dich nie mehr geliebt, als da er nach den Hunden rief. — Die Schrift war von ihm. Aber der Auftrag nicht. Und wenn ihm der das Blatt zeigte, das ich hinwarf? Wie mir die Schrift? Und ſagte: Ich hab ihr Geld geboten. Sie hat dich aufgegeben für Geld. Hier iſt das Blatt. Dennoch durfſt ers nicht glauben. Aber hab ichs nicht auch? Ich durfſt es nicht glauben und that es doch. Das iſt ja eben die Liebe — zwei Herzen und kein Kopf! — Er mußte mir zürnen. Sonſt liebte er mich nicht. Er mußte heftiger zürnen. Er mußte — durfſt ich denn leben? Thu ihm nicht unrecht, Roſe. Der arme Junge. Leidet er nicht mehr als ich? Aber dennoch ſolls ihm nicht geſchenkt ſein. Er ſoll mirs beichten, was ſie ihm aufgebunden haben. (Lacht in ſich hinein) Wie er ſich trotzig hinter ſeine Wimpern ducken wird. Ich ſeh ihn ſchon. — Und nun, mit der Gewißheit in allen Adern! Sie laſſen mich nicht zu ihm; das iſt gewiß. Aber der alte Undank und — ich ſchreibe. Es braucht ja nur, daß er erfährt, wie ich betrogen werden ſollte in ſeinem Namen. — Nun, Herr von Wüſtenfels, nun ſehn Sie, was Sie können. Hier liegt mein Handſchuh. (Sie eilt nach dem Pfarrhaus; vor der Thür bleibt ſie ſtehn) Halt! dahinein darfſt du noch nicht wieder. Roſe — nur jetzt keinen Jammer. Mißlingt es, haſt du noch Zeit genug dazu. Aber es kann nicht mißlingen. Da iſt Sabine. (Klopft ans Fenſter) Sabine!

⁂

Dreizehnter Auftritt

Roſe. Sabine erſcheint innen am geöffneten Fenſter

Sabine (weiß nicht, ob ſie nicht wieder ſchließen ſoll) Du — Roſe?

Roſe. Du erſchrickſt?

Sabine. Ich dachte nur — wenn uns jemand beiſammen ſäh. Du nimmſt mirs gewiß nicht übel.

Roſe. Nein. Nein. Aber einen Brief beſorgſt du mir doch? An Undank —

Sabine. Ich müßte Freitag ſchicken.

Roſe. Und bitte, Sabine; dort auf dem Klavier — (Sabine verſchwindet vom Fenſter; Roſe zeigt und ſpricht leiſe hinein) links unter dem Epheu — liegt Papier und Bleiſtift — und dort unter der Guitarre — aus dem Tintenzeug eine Oblate. Es geht ſchwer auf — du mußt an der Seite drücken. So. So. (Sabine giebts heraus; wie ſie das Fenſter ſchließen will) Bitte, laß das Fenſter nur Einen Augenblick — wie mir das alles ſo lieb und — Roſe! Nicht klagen! Roſe! Handeln! (Sabine verſchwindet innen)

⁂

Vierzehnter Auftritt

Roſe (allein). Aber wo nun ſchreiben? Hier der Leichenſtein muß mein Tiſch ſein. Der Mond leuchtet. Es geht alles, was gehen muß. (Sie kniet am Leichenſtein. Vom

Schluß ein Adagio, dann ein beliebter Tanz) Was iſt? Ach ja. Der Geburtstag. (Spricht und ſchreibt dabei) „Mein Fritz. So gewiß du mich liebſt; und du liebſt mich mehr als je — ſo gewiß weiß ich, daß du mich nicht betrügen willſt, daß du mich verkennſt.“ (Betrachtet das Geſchriebne) Wie das froſtig ausſieht. Und das ſoll ſchmelzen? Das ſolls ausdrücken, wenn ich aus dem tiefſten Herzen herausatme: Mein Fritz? (Schreibt ſich und ſpricht ſich immer tiefer in die Rührung hinein) „Nicht, Fritz? das Geld, das Wüſtenfels in deinem Namen mir bot, das kam nicht von dir? Trotz deiner Unterſchrift. Ich riß das Blatt aus meinem Buſen, das du mit Blut geſchrieben haſt, und warfs ihm zu dem Gelde vor ſeine Füße hin. Wenn ſie dirs anders ſagen, ſo lügen ſie. Sie laſſen mich nicht zu dir; darum muß ich ſchreiben. Ich bin nicht falſch, Fritz. Wärſt dus, ſo könnt ich dich vergeſſen und glücklich ſein. Seis nicht, Fritz. Laß mich lieber dein denken und unglücklich ſein. — Mußt du mich laſſen? Mußt du, ſo will ich Schmerz und Schande allein tragen. Und du ſollſt nur ſagen: Arme Roſe, wie du mich dauerſt. Nein. Nur: Arme Roſe. Und auch das nicht, wenn dirs zu viel iſt. Nur eine Thräne — nein, nur einen flüchtigen Blick — nein, einen ſtummen Handwink mit abgewandtem Geſicht, wenn du dich ſchämſt. Ich wollt ihn ſprechen lehren. Tauſendmal die Stunde ſollt er mir vorſagen: Und doch — und doch — Roſe, und ich hab dich doch geliebt. Leb glücklich. Roſe Döring.“ (Brechend und ſiegelnd) Sabine!

⁂

Fünfzehnter Auftritt

Sabine immer am Fenſter. **Roſe**

Sabine (für ſich). Das haſt du für deine Gemütlichkeit von der. Sollts einem danken, daß man mit ihr ſpricht.

Roſe (iſt fertig; giebt ihr den Brief). Aber ja in des Junkers eigne Hände ſolls Undank geben. Mein und ſein ganzes Glück hängt davon ab.

Sabine. Gieb nur. Deine Mutter ruft mir eben.

Roſe. Nur einen Augenblick noch. Wie kommts, daß Licht in der grünen Stube iſt? Doch nicht —

Sabine. Der Herr Paſtor —

Roſe. In der grünen lag er, wie er ſo krank war —

Sabine. Nun ja: er iſt ganz von ſich. Mein Bruder kommt nicht von ſeinem Bette.

Roſe. Ich muß zu ihm!

Sabine. Um Gottes willen nicht. Mein Bruder ſagt, wenn er dich jetzt ſäh, wärs ſein Tod.

Roſe. Wärs ſein Tod. — Meine Mutter, bitte, Sabine. Nur ein Wort wollt ich mit ihr reden.

Sabine. Ich wills ihr ſagen. (Sie verſchwindet vom Fenſter)

Sechzehnter Auftritt

Freitag. Suſanne. Friederike kommen zurück über den Kirchhof; im Geſpräch. **Roſe** tritt in den Schatten

Suſanne. Wenn ich die Roſe wär, mich ſäh niemand wieder.

Friederike. Ich lief heut noch in den Fluß.

Freitag. Die läuft nicht. Es müßte denn mit einem Junker ſein oder von einem zum andern. Aber die Gräfin. Was, ihr Mordmädels? Das iſt eine Dame. Es iſt bald zwölf. Donnerwetter! lauft. Sonſt verſäumen wir die ganze Verlobung. (Miteinander ab)

◆

Siebzehnter Auftritt

Die **Paſtorin** in der Thür. **Roſe**

Roſe. Verlobung? — Um Gottes willen, Mutter! Wiſſen Sie von einer Verlobung auf dem Schloſſe?

Paſtorin. Du warſt die Braut, wenn du mir folgteſt.

Roſe (voll Angſt). Ich muß zum Vater. Mutter, laſſen Sie mich!

Paſtorin. Daß du noch zur Vatermörderin würdeſt? Das iſts, was du noch werden kannſt.

Roſe. Und würd ichs — wer wär ſchuld? Wer hats auf dem Gewiſſen, was aus mir geworden iſt? Daß mir die feurigen Stiche durchs Hirn gehn? Daß ich mich halten muß, daß ich nicht lache und ſpringe über den Jammer wie eine Wahnſinnige? Wahnſinn? Als obs nichts Schlimmeres gäb als Wahnſinn! Mutter, wenn jetzt ein Engel ſagte: Streck deine Rechte aus, und dein Vater iſt geſund. Oder ſtreck deine Linke aus, und dein Fritz kehrt zu dir zurück. Aber nur Eins. Das oder jenes. Und hier liegt der alte Pfarrer bleich und tot auf der Bahre, die alten, lieben Hände über der Bruſt ins Kreuz gelegt. Und die Glocken klängen. Und die Schüler ſängen. Und die Neugierigen drängten ſich dort um die Kirchhofsthür. Und dort auf der Straße — weißt du, was ich thäte? Mutter? Mutter? Ich zögerte? Ich fragte? Ich beſänne mich? Ich wählte? Nein! Nein! Die Linke ſtreckt ich, ich entſetzliches Kind! Die Linke ſtreckt ich. Und dort. Dort käm er. Die Hunde voran. Hoch zu Roß. Mit dem ſtolzen Weſen. Mit der wehenden Feder. — Glaubs nicht, Mutter! Glaubs nicht. Die drüben haben den Himmel. Die noch auf Erden ſind, wollen glücklich ſein. Ich will ſo viel Glück zuſammenraffen, als ich in meinen Armen halten kann.

Paſtorin. Ich gehe.

Roſe (hält ſie zurück). Glaubs nicht, Mutter! Glaubs nicht. Aber du haſt mich nie geliebt. Du haſt niemand geliebt. Nur den Reichtum und die Größe haſt du geliebt. Und ich ſollte dir das Mittel dazu ſein. Glaubs nicht, Mutter! Glaubs nicht, was ich ſage. Ich rede nur ſo in der Angſt, damit ich mich ſelber vergeſſen will. Ich bin nicht wahnſinnig, Mutter. Aber damit ichs nur nicht werden muß. Wer iſt ſchuld daran, als du? Du haſt mich in das Lügennetz verſchlungen, daß ich mich nicht halten konnte. Glaubs nicht. Und was hab ich gethan? Hätt ich nur immer gelogen und geheuchelt, es wär alles gut. Nur offen ſoll kein Menſch ſein und großmütig und wahr.

⁂

Achtzehnter Auftritt

Sabine am Fenſter. **Vorige**

Sabine (atemlos). Frau Paſtorin! Um Gottes willen kommen Sie nur.

Paſtorin. Was iſt denn?

Sabine. Der Herr Paſtor — ich hört ihn röcheln — ich lief ans Bett — da fuhr er auf und ſtreckte ſich — und ſein Geſicht iſt ſo lang geworden — ach Gott! Er iſt geſtorben.

Roſe (außer ſich: will hinein). Fort!

Paſtorin (hält ſie auf). Fort du! — Willſt du den Vater noch im — Nimmſt du den Werner? Er will ſo gnädig ſein. Fühlſt du, wie gnädig ein Mann ſein muß? Nimmſt du ihn?

Roſe (es ſchlägt zwölf am Kirchturm). Nein, Mutter!

Paſtorin. Biſt du noch ſtolz? So fahr hin, wohin du willſt.

Roſe (hält ſie gewaltſam feſt). Du mußt mich halten. Du haſt mich geboren.

Paſtorin (ſich losringend). Rühr mich nicht an. Ich bin eine ehrliche Frau. Du haſt deinen Vater umgebracht. Deiner Mutter für ihre Liebe das Herz gebrochen. Dir muß es vergolten werden. Im Spittel mußt du ſterben, Landſtreicherin. Das haſt du an deiner Mutter verdient. (Geht, wirft die Thür hinter ſich ins Schloß)

⁂

Neunzehnter Auftritt

Roſe allein. **Freitags** und viele andre Stimmen fern vom Schloß her

Roſe (ſchwindelnd). Das geht ſchnell. Hahahaha. Jetzt die Kirche. Jetzt das Schloß. Hahaha. Und wieder die Kirche, und wieder das Schloß. Was iſts denn nur? Der alte Pfarrer iſt tot? Aber was kann ich denn dazu? Und wer weiß denn, obs wahr iſt? An Schmerz wär er geſtorben? An ſeinem Kind? Wer ſtirbt heutzutag an Schmerz? Am Huſten, am Schnupfen, wenns ſein ſoll? An Schmerz? Spaßmacher ihr! Wenn man an Schmerz ſterben könnte, wär ich ſchon tot. So — nun ſteht das Schloß wieder ſtill. Nun will ich hinauf. Aber was will ich denn oben? Unterwegs wirds mir ſchon einfallen. Verlobung? Und eine Gräfin? Wo ſollte die herkommen? Wenn die Gräfinnen vom Himmel fielen! Oder ſoll ich erſt in die Apotheke? Da iſt ja ein Mittel, das für alles hilft. Hat ers nicht ſelbſt geſagt? In dem Schränkchen in der Ecke — und der Schlüſſel hinter der großen Spiritusflaſche. — Nein. Erſt will ich aufs Schloß. (Wie ſie ſich dahin wendet)

Freitag (in der Ferne). Vivat der gnädige Junker Friedrich von Falkenſtein und ſeine hochgeborne Braut Gräfin Rudolfine von Diemar!

Viele Stimmen. Hoch! (Muſik, Transparente im Park ſichtbar)

Freitag. Und abermals —

Stimmen. Hoch!

Roſe (war zurückgeſunken: ſie ſpringt wie eine Raſende nach dem Schloß zu und ruft in den Lärmen hinein). Und Fluch! Und Fluch! Und Fluch! Fluch der Lippe, die ihn küßt! Fluch der Hand, die ihn ſtreichelt! Fluch hüben! Fluch drüben — (Sie ſinkt vor Schwäche in die Kniee; kann die Hände nicht falten) Und laß ihn glücklich ſein — erhöre mich doch, Fritz — er — (Immer ſchwächer) Bete — und wollte fluchen. Dazu — Kraft — wenn ich wieder Kraft — dann wieder fluchen — bis ich nicht mehr — und wieder beten — bis — und wieder fluchen — und beten und fluchen — ſo ſolls — die ſchwarzen Monde — war in der Apotheke — das Sauſen — was wollt ich —

Freitag. Und noch einmal Vivat der hochgebornen Braut —

Stimmen. Und noch einmal — und noch einmal —

Roſe (kaum vernehmlich). Und noch einmal — Vivat — und — noch — einmal — (Sie ſinkt um)

Stimmen. Hoch!

Die Muſik ſpielt den beliebten Tanz von vorhin. Das Schloß in bengaliſchen Flammen. Kanonenſchläge

Der Vorhang fällt langſam

Ende des vierten Aufzugs

Fünfter Aufzug

Am Ende des Dorfes Werners Häuschen; über der Hausthür die Firma „Apotheke.“ — Eine Raſenbank und Tiſch davor. Rechts näher das Schloß, ferner die Kirche. Frühester Morgen. Die Fenſterladen des Häuschens noch geſchloſſen

Erſter Auftritt

Freitag (in ängſtlicher Eile von rechts, findet die Thür geſchloſſen). Ei ſo ſchlaft! — Oder ſind noch bei Paſtors? Wär ich zum wenigſten geſtern bei meiner Mutter geweſen. Wenn ich nur Sabine ſprechen könnte. Die Roſe — die arme, gute Roſe! Ich will doch einmal aufs Schloß. Vielleicht iſt jetzt ein Pförtchen offen. (Wieder rechts ab)

⁂

Zweiter Auftritt

Werner. Dann **Sabine**

Werner (raſch von links). Der Oſtwind bläſt mir in meine Segel. Man kann nicht mehr Lungenentzündungen wünſchen. (Er pocht an einen Laden) Sabine! Hörſt du? (Der Laden wird geöffnet)

Sabine (erſcheint im offenen Fenſter)

Werner. Wie ſtehts mit der Roſe?

Sabine. Der Wärter konnte ſie kaum zwingen. Immer wollte ſie in die Apotheke. Jetzt iſt ſie ruhig. Aber bei ſich iſt ſie noch immer nicht.

Werner. Mit dem Paſtor ſtands auch ſchlecht. Dasmal kommt er noch davon. Und richtig; wie ich vorher ſagte. Kaum, daß er aus dem Starrkrampf erwacht war, verlangte er nach der Roſe.

Sabine. Er iſt nicht tot geblieben?

Werner. Gieb mir das gelbe Etui. (Sabine verſchwindet von dem Fenſter; Werner ſpricht hinein) Ich hab ihn nur mit Müh abhalten können, wie er einmal wußte, daß ich die Roſe hatte zu uns bringen laſſen, und daß ſie krank iſt. Damit er warten ſollte, bis ich wiederkäm. Ich muß ſchnell in die Mühle. (Laut und in ſeinem pathetiſchem Ton) Mit der Roſe fahr ſo fort. Du biſt Werners Schweſter. Ich ſage weiter nichts.

Sabine. Iſt auch nicht nötig nach dem, was geſtern in der Laube vorgefallen iſt. Pfui. Und ſo einer —

Werner. Mit der Tochterſchaft bei der Paſtorin wars dasmal nichts. Was? Hahaha. Aber ich heirat die Roſe. Bleibts doch in der Familie. (Sich umſehend, dann wieder pathetiſch) Sabine. Schweſterherz! — Mehr ſag ich nicht. (Geht links nach hinten)

⁂

Dritter Auftritt

Sabine iſt am Fenſter verſchwunden und erſcheint in der Hausthür, die ſie geöffnet hat. Gleich darauf **Freitag**

Sabine. Pfui! Pfui! Wie ich mich ſchäme wegen dem.

Freitag (kommt wieder). Noch alles zu. Der Wüſtenfels will niemand zum Junker laſſen, ſagt der Joſeph. — Sabine —

Sabine. Du biſts. Bin ich erſchrocken. Ich bin noch in den Nachtſachen. (Will gehn)

Freitag. Ich erbärmlicher Menſch! Wenn ich doch — hörſt du, Sabine? (Hält ſie auf) Das Geld war von der Roſe. Deshalb ſchlich ſie heimlich um das Häuschen herum und erſchrak. Beſchenkt meine Mutter und — ich geh hin wie ein Judas —

Sabine. Doch nicht zum Junker?

Freitag. Und ſag ihm —

Sabine (immer ängſtlicher). Aber was denn nur?

Freitag. Nu, von der Verſchreibung, die ſie dir gezeigt hatte, und von den Briefen; was du mir geſagt hattſt — davon rührt ja eben das ganze Unglück her.

Sabine (erſchrocken). Und das trägt er auch gleich — Aber ſo gehts mir nur. So eine wie die, die darf ſagen, was ſie will. Der geht alles zum beſten aus. Aber ich darf nur einmal aus Zartgefühl ein Wörtchen mehr ſagen —

Freitag. So iſts am End gar nicht einmal wahr, das mit der Verſchreibung?

Sabine. Die Paſtorin hatte in der Roſe Fach gekramt, da wars herausgefallen —

Freitag. Und du haſts —

Sabine. Nun freilich hab ichs geleſen. Und in der Verlegenheit — und du ließeſt mir auch eher keine Ruh — bis ich — wer weiß was geſagt hätt. Wenn ich ſo keck wär wie die Pfarrroſe!

Freitag. Und du biſt beſſer, weil du lügſt? Das hätt ſie freilich nicht. Zu lügen — dazu iſt ſie zu keck. Und die Leute ins Unglück zu bringen, dazu gehört Gemüt. Und was willſt du denn nun thun vor Gott und deinem Gewiſſen?

Sabine. Sie hat mir einen Brief gegeben. Der ſollte alles wieder gut machen, ſagte ſie. Ich hab ihn doch noch? Ja; hier.

Freitag. Gieb her. Und wenn nun zehn Wüſtenſelſer wären, ſie ſollen mich nicht vom Junker abhalten, bis ichs ihm gegeben und alles erzählt hab, wie es war. Aber mit uns iſts aus von der Stund an. Ich werd mein Lebtag nicht wieder froh. (Wieder rechts ab)

* * *

Vierter Auftritt

Sabine allein; gleich darauf **Roſe**

Sabine (ruft ihm weinend nach). Freitag! — Was ich für ein armes Mädchen bin mit all meiner Sittſamkeit. Mit all meinem Inachtnehmen. Nun wirds heißen: Die Pfarrroſe war brav; aber die Wernerſabine hat ſie hineingebracht.

Roſe (kommt aus der Apotheke, wahnſinnig; umſehend, als hätte ſie etwas vor)

Sabine. Kann ſie denn nicht bei Tag Almoſen geben? Wos alle Leute ſehn? (Wird Roſen gewahr) Da kommt ſie. (Mitleidig) Nun ihr gehts auch darnach. Eine andre wär freilich nicht ſo gutmütig wie ich. Wie ſie geht mit ihren Haaren, das arme Ding! Sie hat mich hineingebracht ins Unglück. Aber ich trags ihr nicht nach; ich nicht. Ich bin andrer Leute Richter nicht.

Roſe. Wenn man allein wär. Die paſſen immer auf.

Sabine. Ob ſie nicht jetzt kommt? (Voll Mitleid) Soll ich dir einen Stuhl heraus holen? Wie du mich dauerſt. So gehts. Ich bin freilich öfter ſitzen geblieben beim Tanz. Und wenn du mit jungen Herren herumſpaziert biſt, da ſaß ich ſittſam hinter meiner Arbeit und ſah nicht auf. Und du haſt über mich geſpottet. Jetzt iſts umgekehrt. Aber ich? Ich ſpotte nicht. Ich nicht.

Roſe. Habt ihr auch einen Brunnen, junge Frau?

Sabine. Soll ich dir vielleicht ein Glas voll holen?

Roſe (knickſend). Wenn ihr ſo gut ſein wollt. Gottes Lohn, junge Frau.

Sabine. Das iſt doch ein Unglück. (Sie holt ein Glas im Haus)

Roſe (in ſich hineinlachend). Die Roſe iſt klug. O, die Roſe iſt klug. Die wartet, bis ſie alle fort ſind. Die ſtellt ſich ruhig. Sonſt kann ſie nicht in die Apotheke.

Sabine (mit einem Glas). Ich komme gleich zurück.

(Ab)

Fünfter Auftritt

Roſe (allein; ſie ſieht Sabinen nach). Im Schränkchen links — o, ich weiß es noch! Im dritten Fach von oben — und der Schlüſſel — hinter der großen Spiritusflaſche. — Jetzt iſt ſie fort. (Sie eilt in die Apotheke)

Sechſter Auftritt

Der **Paſtor**, gleich darauf **Roſe** zurück

Der **Paſtor** kommt mühſam von links hinten; er ſetzt ſich

Roſe kommt wieder mit einem Fläſchchen, das ſie verſteckt hält und erſt im Proſzenium behutſam hervorbringt

Paſtor. Sie iſt es ſelbſt. Roſe!

Roſe (in die Betrachtung des Fläſchchens vertieft). Das hilft gewiß. Das hilft ganz gewiß.

Paſtor (indem er ſich erhebt). Mein Kind.

Roſe. Wer ſagt es nur immer die Nacht? Nein;

das war der Perpendikel an der Uhr; der ruhte nicht einen Augenblick.

Paſtor. Ich komme dich heimzuholen.

Roſe. Wenns was Schlimmes wär, da hätt ichs trinken müſſen. Und wenn ichs nicht gewollt hätt. (Sie lieſt an dem Fläſchchen) O—p—i—u—m. Was das heißen ſoll? Hm! .O—p—i—u—m. Halb voll. So, nun iſts auf. Nun — (will trinken)

Paſtor (ihr näher kommend). Du willſt nicht?

Roſe (erſchrocken, ſucht das Fläſchchen zu verſtecken). Wieder einer, den ſie ſchicken —

Paſtor. Du biſt frei. Aber raten darf ich dir doch? Und wenn du wo ſichrer ruhſt als am Vaterherzen — dich hinbringen?

Roſe. Daß man nicht geſund werden ſoll.

Paſtor. Du haſt kein Wort für mich? Muß ich zu meinem Stabe ſagen: Komm, ſtütze du mich, alter Stab? Mein Kind will mich nicht ſtützen?

Roſe (hat das Fläſchchen in Sicherheit gebracht, nun wendet ſie ſich nach ihm)

Paſtor. Nein! Ich ſehe falſch. Das kann ja nicht möglich ſein!

Roſe. Ihr ſeid der Meiſter Totengräber? Ach ja. Jetzt erkenn ich euch. In dem halben Jahr, ſeit die Pfarrroſe geſtorben iſt, hab ich ſo viel geweint, daß meine Augen ſchlimm geworden ſind. Ein Kind muß doch eine böſe Krankheit ſein, weil man dran ſterben kann. Wenn der alte Paſtor noch lebte — (ihn betrachtend) Nein; wer einmal geſtorben iſt, wird nicht wieder lebendig. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Aber verratets ihnen nicht mit dem Mittel. Bitte. Bitte. Sollt auch recht hübſch ſein, und der liebe Gott wirds euch vergelten.

Paſtor (muß ſich wieder ſetzen). Großer Gott!

Roſe. Es hieß, an unglücklicher Liebe wär ſie geſtorben. Aber es iſt nicht wahr. Ich wills euch ſagen, woran? Zwei waren dran ſchuld, daß ſie geſtorben iſt. Das eine war ein alter Paſtor, und das andre eine junge Gräfin. Der alte Paſtor war gut. Er war nur zu gut. Aber das ſagen alle Leute: Sein Kind, das hätt er anders erziehen ſollen!

Paſtor. Das wars, was dieſe Nacht mich marterte. Nein, mein Kind, nein.

Roſe. Ja wenns ein Junge geweſen wär. Und ich will euch was im Vertrauen ſagen: Das iſt die Stärkſte, die es weiß, daß ſie ſchwach iſt. Wenn ich nicht ſo viel zu merken hätte. Und da oben, ganz oben in meinem Kopf, da iſt etwas, das wills nicht leiden, daß ich mich beſinne. Seht ihr; ſie lud einen fremden Mann in eine Laube. Nachts. Aber warum? Eine andre hätts doch nicht gethan. Eben darum. Eben darum. Weil ſie anders erzogen war als alle andern. Da dachte ſie wunder, was es wär, was die andern nicht das Herz hätten. Davon rührt die ganze Geſchichte her.

Paſtor. Nein, nein! Nur die Einflüſterungen der ehrgeizigen Mutter und ſeine Falſchheit waren ſchuld. Und hat er nicht mich betrogen, der die Menſchen kennt? Und du, ein argloſes Kind —

Roſe (argwöhniſch vor ſeiner Aufregung). Ich hätt ein Mittel? Ich hab keins. Wo ſollt ichs herhaben? Ihr könnt alle meine Sachen durchſuchen danach. Das ſagen alle Leute, Menuett tanzt keine mehr ſo graziös. Seht ihr? Seht ihr? (Sie tanzt)

Siebenter Auftritt

Falkenſtein. Die Vorigen

Falkenſtein (erſt noch in der Szene). Roſe! Roſe! Hier iſt das Häuschen — (Er iſt in Jagduniform mit Jagdmeſſer wie geſtern; hat Roſens Brief offen in der Hand. Wie er Roſe tanzen ſieht, erſchrickt er)

Roſe (tanzend). Roſe? Was ſie nur alle von der Roſe wollen? Die Pfarrroſe? Meint ihr die? Die iſt nicht zu Haus. Die iſt tot und begraben. Da iſt der Totengräber noch; der kanns bezeugen. Jetzt kommt Chaine, dann Ronde, meine ſchönen Herrn und Damen.

Paſtor (faßt Falkenſtein beim Arm). Siehſt du, was du gethan haſt, Elender? Einen alten Mann betrogen und ſeinem Kind das Herz gebrochen. Stell dich nicht erſchrocken und bekümmert. Wozu ſollſt du jetzt noch heucheln? Ich alter Mann kann dir nicht ſchaden.

Falkenſtein. Großer Gott! Was hab ich gethan?

Paſtor. Machen Sie ſichs bequem. Sie ſind ja hier in Ihrer Ordnung. Klatſchen Sie nicht?

Roſe. Ja, Meiſter Totengräber, ſo gehts. Aber wenn die Gräfin geſtorben iſt, die begrabt mir ſechsmal ſo tief als andre Leute. Wer ſpricht denn da von einer Gräfin? Stille doch! Stille! Ich kann ſie in den Tod nicht leiden. — Nun kommt Ronde, meine ſchönen Herrn und Damen. (Sie betrachtet den Paſtor) Ich glaube gar, ihr weint? Und wenn ihr der beſte Menſch ſeid, und ein Ziegel fällt euch auf den Kopf, ſo müßt ihr ſterben wie der ſchlechteſte. Da hat keiner was voraus. Aber die Menſchen denkens doch? Sie denken, wenn ſie brav ſind, muß der liebe Gott einen Unterſchied machen? Aber der macht keinen. Gott bewahre. Gott bewahre. Gott bewahre.

Paſtor (zu Falkenſtein). Nehmen Sie doch Platz. Es ſieht ſich beſſer mit an ſo. Ich ſitze auch — weil — Fritz, das konnteſt du? Um Vergebung. Ich bin ſiebzig Jahr — zwanzig Jahr an meinem Herzen gewärmt — und ich hätte — ich ſpreche da, ich weiß ſelbſt nicht, was. Bitte tauſendmal — ich habe die Ehre — Roſe, du kommſt auch nicht —

Falkenſtein (hält ihn). Vater, thu mir nicht unrecht —

Paſtor. Herr von Falkenſtein —

Falkenſtein. Sie müſſen — Vater, man zeigte mir einen Brief. — Roſe ſollte mein Weib werden. Ich fürchtete deine Einwendungen — ich wollte dich überraſchen — dich zwingen geſtern nacht. Da zeigten ſie mir einen Brief, worin ſie den Werner nachts in die Laube lud. Ich hätte nicht irr werden ſollen, aber ich wards — mein Stolz raſte — Vater, haſt du mich nicht ſelbſt zum Stolz erzogen?

Paſtor. Auch du klagſt mich an?

Falkenſtein. Ich wollte lieber der Betrüger ſcheinen als der Betrogene — ein Schurke — dieſer Wüſtenfels benutzte es, mich zu gängeln wie — Vater —

Paſtor. Siehſt du? Siehſt du, Fritz. Der Stolz wars nicht. Meine Erziehung wars nicht. Ein Böſewicht hats gethan. Fritz — ich hab auch dir unrecht gethan.

Roſe. Fritz? Fritz? (Sie geht auf Falkenſtein zu; wie der ſie faſſen will, bedeutet ſie ihn, ſie zu laſſen; ſie betrachtet ihn ſinnend immer näher; kopfſchüttelnd) Hm — hm — was — wenns nur da oben — aber — nein — (Sie nimmt ſein Geſicht in beide Hände) da iſt doch was, das — ja, wer ſich beſinnen könnte — da hier — da — ja — da um die Augen dahier herum — die Augen hab ich doch ſchon geſehn. Die freundlichen Augen. Ja. Wo denn nur? Ach ja, warte doch — jetzt, jetzt — ach du lieber Gott vom Himmel, das iſt doch der Fritz? Freilich! Freilich!

Falkenſtein. Vater, ſie erkennt mich wieder.

Paſtor (gen Himmel). Ja; du biſt doch die Liebe!

Roſe. Ja freilich! Jetzt weiß ichs ja. Du biſts. Ich konnte dich nicht ſehen vor dem Schleier hinter den Augen. Du biſt wohl lange weg geweſen? Und ich hab ſo ſchwer geträumt. Ja du biſts. Ich hab in der Laube gewartet. Du wollteſt zum Vater um ſeinen Segen. Mir wirds immer heller!

Falkenſtein. Ja, zum Vater. Vater, ſegne deine glücklichen Kinder. (Sie knieen vor dem Paſtor)

Paſtor. Nimm mein alles, Fritz. Beiden geb ich euch mein beſtes, mein alles. Keinem kann ich mehr geben, als ich ihm gebe. Dir meine Roſe, dir meinen Fritz. Und ſoll Verkennung zwiſchen uns treten: wir kennen nun ihr Geſicht. Sie kann uns nicht mehr täuſchen. Kommt, Kinder.

Falkenſtein (wie ſie gehn wollen). Vater, das iſt ihr Lächeln nicht mehr.

Roſe (immer in ſich hineinlachend). Daß ichs immer nicht herauskriege —

Paſtor. Roſe — beſinne dich.

Roſe. Ob das der Hochzeitsbitter iſt oder —

Falkenſtein. Siehſt du mich nicht mehr?

Roſe. Freilich! freilich! Der Leichenbitter ſeid ihr. Und da kommen ſie ja ſchon.

Paſtor. Roſe —

Roſe. Stille doch. Seht ihr, die da drüben geht. Aber wo ſeht ihr nur hin? Dort. Dort. Das iſt die Gräfin. Wenns die Locken thun; die hab ich auch. (Reißt ihre Haare vollends auf; dann faßt ſie die beiden an den Armen und zieht ſie mit dem eingebildeten Zug entgegen) Das iſt ſie alſo? Das? Die hochgeborne Braut? Iſt ſie ſchöner als ich? jünger als ich? klüger? beſſer? Was hat ſie vor mir voraus? Die drei Buchſtaben und ſonſt nichts? Laßt ſie meine Kleider anziehn, und dann fragt, wer die Gräfin iſt. Was ſagt ihr? Was? Sie iſt hoch, ſagt ihr? und bleich wie eine Lilie, ſagt ihr? Laßt nur. Laßt. Das Blut wird mir gleich ins Geſicht treten, dann bin ich wieder die Roſe. Wie ſie ſtolz iſt, ſagt ihr? Ich will noch ſtolzer ſein, wenn ſie vorbeikommen. Ob ich nicht auch ſo groß blicken kann? Ob ich nicht auch ſo wegwerfend lächeln kann? Iſts ſo recht? Seht einmal. Oder ſo? Und wär ſie noch höher, ſag ich euch, ich will auf ſie herabſehn. Was iſt ſie denn? Eine Gräfin? Nichts weiter? Nur eine Gräfin? — Ich will eine Königin ſein, wenn ſie vorbeiziehn. (Grüßt herablaſſend mit der Hand) Schon gut. Schon gut. Ich dank euch. Ich dank euch. Das iſt die kleine Gräfin? Nicht häßlich. Adieu, ma petite. (Als wehrte ſie einen Handkuß ab) Ich kann das Händeküſſen nicht leiden. Schon gut. Schon gut. (Sie ſieht in majeſtätiſcher Stellung dem eingebildeten Zuge nach, bis er verſchwindet, dann fährt ſie mit der Hand ans Herz) Ach Gott! Ach Gott! Ach Gott! Sie hat mirs angethan. Ich muß — (Sie greift nach dem Fläſchchen; verbirgts wieder)

⁂

Achter Auftritt

Wüſtenfels erſt noch in der Szene. Die **Vorigen**

Wüſtenfels. Richtig. Hier iſt er —

Roſe. Wenn ſie wegſähn! Wenn ſie nur einmal wegſähn!

Wüſtenfels (iſt aufgetreten; echauffiert. Er ſieht die Gruppe). Und bei wem? Fritz, ſiehſt du, wie mir die Scham auf den Backen brennt für dich? Jetzt noch ſich fangen laſſen. Nach der Verlobung und allem — o Donnerwetter! Dein Glück ruinieren und auch noch (zurückſehend) den Vettern und Muhmen dort — Gott verdamme ſie — ein Schauſpiel geben! Muß ich mich in deiner Seele ſchämen?

Falkenſtein (eiskalt). Sie kommen wie gerufen, Herr von Wüſtenfels. Sehn Sie doch einmal hier — (Hält ihm Roſens Brief vor und zeigt auf eine Stelle)

Wüſtenfels. Erſt komm mit weg.

Falkenſtein. Wir bleiben hier. Einer wenigſtens bleibt hier.

Wüſtenfels. Laß die Dirne, ſag ich dir!

Falkenſtein. Du haſt gelogen, ſag ich dir.

Wüſtenfels (zwiſchen Drohung und Bitte). Fritz!

Paſtor. Herr, weil ich alt bin? Mein Kind iſt unſchuldig, Herr.

Falkenſtein (immer noch den Brief vorhaltend). Sie haben gelogen, Herr?

Wüſtenfels (zum Paſtor). Unſchuldig? Herr. Und wenn ſies wäre, Herr. Was ſie ſcheint, bringt das Weib dem Manne mit. Und Falkenſtein iſt mein Freund, Herr. Was wiſſen Sie von Ehre, Herr? Wenn der Mann auf ſeines geringſten Knechtes Stirn das Urteil ſeiner Ehre lieſt? Herr? In meinen Lumpen bin ich ein Ehrenmann gegen den. Ich hab wenigſtens ein ehrlich Weib — keine, die andre Männer nachts in einſame Lauben — was red ich da mit — Fritz; du kommſt mit, ſag ich dir.

Falkenſtein. Was weißt du von Ehre, ſag ich dir. Du haſt gelogen, ſag ich dir.

Wüſtenfels. Zum Teufel — und wenn. So wars, weil nur eine Lüge dich retten konnte. Wirfſt du mir das vor? Du konnteſt nicht an dein Glück denken, ſo that ichs. Und du mußt mirs danken.

Falkenſtein. Danken; das mein ich eben. Herr von Wüſtenfels, wer hat Sie zu meinem Vormund — (wild) Heraus mit der Plempe!

Wüſtenfels (ruhiger). Biſt du heiß —

Falkenſtein. Wir wollen uns abkühlen. Einer muß kühler werden von uns.

Wüſtenfels. Mit deinem kurzen Jagdmeſſer gegen meinen Degen? Fort damit, Fritz. Es wird dummes Zeug.

Paſtor. Was willſt du, Fritz? Er hat recht. Strafe mich.

Falkenſtein. Ihre Ehre hat einen langen Atem, Herr von Wüſtenfels.

Paſtor. Es iſt meine That, Fritz, was du thuſt.

Wüſtenfels. Fritz, ich ſage dir, du thuſt mir unrecht.

Falkenſtein. Lügen Sie vor Weibern. Hier hilft keine Lüge durch. (Eiskalt) Nun denn; vor allen deinen Spießgeſellen, Memme! (Will ihn ſchlagen)

Wüſtenfels (fährt auf). Wenn Sie das meinen, Herr von Falkenſtein — (Zieht und legt ſich aus) Kommen Sie an! (Sie fechten. Wüſtenfels faßt ſich wieder; er ſucht nur ſich zu decken und zu verhindern, daß der Wütende ſich ſelbſt in ſeinen Degen rennt) Ich kann dir nichts thun, Fritz. Ich bin im Vorteil — aber — (Er wird getroffen; wankt) Sagt ich nicht, es wird dummes Zeug? Ich habs. Es iſt gut. Einmal muß es ſein. (Er ſinkt zuſammen; zugleich)

Roſe (die während des Gefechts vorkam). Jetzt endlich —

Falkenſtein (zum Paſtor). Ich bin gleich wieder hier. Nur mein Pferd — (Ab)

⁂

Neunter Auftritt

Vorige ohne Falkenſtein. **Sabine** mit Waſſer

Paſtor (bei Wüſtenfels knieend). Einen Arzt! (Umblickend ſieht er Sabine) Sabine, Ihren Bruder! Schnell!

Sabine ſtellt das Glas auf den Tiſch und eilt ſchnell ab

Roſe. Jetzt ſieht niemand. Jetzt! (Sie trinkt; muß ſich während des Folgenden ſetzen)

Wüſtenfels. Kommt mir nicht mit euerm Schröpfkopf, Meiſter Hohlkopf. Ich mag keine Geſichter mehr ſehn. Mit dem dort laßt mich reden. Holt eure Weiber — aus dem Spinnhaus — laßt euch — meinetwegen. Aber daß ein Menſch ſeinen beſten Freund erſchlägt — um eine Dirne ſeinen beſten Freund — das will ich nicht überleben. Heirat eine, die — ich kanns nicht mehr hindern. — Ich hab niemand als dich. Meine Schecke iſt mein ganz Vermögen. Magſt du ſie nicht — ſtich ſie auch tot wie ihren Herrn. — Adieu, Fritz. Du dauerſt mich. Jetzt wirds — aus. Mein — Paß — iſt viſiert. (Er ſtirbt; der Paſtor kniet bei ihm)

⁂

Zehnter Auftritt

Falkenſtein haſtig zurück. Die **Vorigen**

Falkenſtein. Die Straße ſchon beſetzt. Wir müſſen über den Fluß. Roſe!

Roſe (hat im Todeskampf ihr Bewußtſein wieder). Wie komm ich hierher? Vater, bei dir? und Fritz? — Hab ich ſo ſchwer geträumt? Mir träumte, ich nahm eine Arznei —

Falkenſtein. Schnell, Roſe. Auf meinen Schultern trag ich dich über den Fluß. Im Vorwerk ſind ich Pferde. Eil, ſonſt wirds zu ſpät.

Roſe. Wohin, Fritz?

Falkenſtein. In die Welt. Einerlei, wenn nur mit dir. Wenn ſie die Furt gewinnen!

Roſe. Flieh. Ich kann nicht auf. — Wie wird mir ſchlimm, als müßt ich ſterben.

Falkenſtein. Was haſt du da in deiner Hand? Zwei Totenköpfe? (Lieſt) Opium.

Roſe. Der Geſchmack in meinem Mund. Hab ich denn getrunken? Hab ich denn wirklich getrunken?

Falkenſtein. Das Fläſchchen iſt leer.

Roſe. So muß ich ſterben. Flieh, Fritz.

Falkenſtein (reſigniert). Ja; mit dir. Geh voran. Ich folge.

Roſe. Ich muß ſterben. Jetzt, wo die Welt ſo ſchön iſt, muß ich ſterben! Jetzt, wo ich dein bin, muß ich ſterben! Laßt mich doch nicht ſterben. Es iſt Frühling, und ich ſoll ſterben! Die Roſen blühn, und ich ſoll ſterben! Nein; ich will nicht ſterben. Die Liebe kann ja alles! (Die Männer helfen ihr aufſtehn. Ihre Gruppe verdeckt Wüſtenfels Leiche)

Paſtor. Gott ſei Dank. Dort kommt Werner.

Falkenſtein. Zu ſpät, Vater. — Roſe, wie du zitterſt.

Roſe (ſehr zitternd, von beiden Männern gehalten; immer heftiger). Zitterſt? Ich? Das denkſt du nur. Ich muß ja nicht ſterben. So kräftig hab ich mich nie gefühlt. Ich darf ja leben, Fritz. Und wie wollen wir leben? Jeder Tag der ſchönſte — und immer der folgende doch noch ſchöner. Seht ihr? Gott will, daß ich lebe. Die Schmerzen laſſen nach. Und ſeht ihr das Morgenrot und die ſchimmernden Regenbogen, die in den Bäumen hängen? Und die Luft ſo ſüß. Das Klingen durch die Blätter als wärens lauter Äolsharfen. O wir wollen leben. Fühlſt du die Geſundheit in meinen Armen? Zitterſt du vor meiner Liebesmacht? Und ſterben wir einſt, ſo ſterben wir zuſammen — Arm in Arm — wenn wieder die ſüßen fernen Glocken klingen wie jetzt, und das Herz ſchwillt heller und heller, daß es ſtrahlt — und wenn es aufbricht, dann blüht die Blume hinauf — Zitterſt du vor Wonneangſt? Wird dir ſo frei wie mir? Zum Fliegen? Die Luft ſo weich — der Himmel ſo blau. Ach laßt mich doch! Haltet mich nicht nieder! (Fährt mit der Hand ans Herz; mit veränderter

Stimme) Vater — Fritz — mein — (Sie ſtirbt; Falkenſtein läßt die Leiche niedergleiten und kniet bei ihr)

Falkenſtein. Roſe!

Paſtor. Sie iſt tot.

Falkenſtein. Roſe, meine Roſe!

Paſtor. O mein Kind!

Falkenſtein (ſteht nach kleiner Pauſe gefaßt auf; er ſieht ſich um). Die Furt iſt beſetzt. Das brauchtet ihr nicht. Hier iſt etwas, das hält. Ja, Roſe, du ſollſt keine Lügnerin ſein. Sterben wir, ſo ſterben wir zuſammen. Wo betten wir uns hin, mein Weib. In meinem Erbbegräbnis iſts ſo moderig, und die ſeligen Hochgeboren bekämen noch in den Särgen Migräne über dich. Und auf den Kirchhof laſſen ſie dich nicht. Wen ſie im Leben verlaſſen, der ſoll auch im Tod ausgeſtoßen ſein. Vater, an den Buſen der freien Natur leg ihr lieblichſtes Kind. Hinter die Kirchhofmauer, wo der Fluß vorbeizieht — wo wir ſo oft beiſammen ſaßen — unter den kühlen Linden. Dorthin. Und zu ihr den letzten Falkenſtein. (Erſticht ſich)

Paſtor (will ihm in die Arme fallen). Fritz, was thuſt du?

Falkenſtein. Ihr Wort mach ich wahr. Leb wohl. Ich grüße ſie von dir.

Paſtor (bei ihm knieend). Gehſt du mit einem Groll auf mich hinüber? Er iſt bei Gott. Ich bin der Schuldigſte; drum muß ich leben bleiben —

(Pauſe)

So geb ich ſie dir zurück, allmächtiger Gott, die du mir anvertrauteſt. Unglücklich, verzweifelt durch mich, der ich nichts wollte auf Erden als ihr Glück. Hätt ich ſie verwahrloſt — vielleicht lebten ſie noch und wären glücklich. Vielleicht iſts Vorwitz, hier glücklich zu ſein und glücklich machen zu wollen! Weh dem, der unter Verleumdung und gemeinem Neid dein Ebenbild tragen will frei und wahr. Auf einem andern Sterne vielleicht wohnt das Glück der Wahrheit. Dieſer Erde König iſt der Schein.

Und dennoch, wunderbarer Geiſt, der ſich unſerm endlichen Auge mit Rätſeln gürtet, die uns ängſten. Und dennoch biſt du die Liebe. Schmerz und Verzweiflung ſind die Arme, mit denen du uns an dich ziehſt. Du kannſt ja nur thun, wofür wir dir danken müſſen. Ich danke dir — ohne dich zu begreifen.

Vorhang fällt

Ende des fünften Aufzugs

Hanns Frei

Luſtſpiel in fünf Aufzügen

Einleitung

Das Luſtſpiel in Verſen „Hanns Frei“ iſt die älteſte der dramatiſchen Dichtungen Otto Ludwigs, die in unſre Geſamtausgabe Aufnahme gefunden haben. Es wurde begonnen im Jahre 1842 zu Leipzig und ſpäteſtens in den erſten Monaten des Jahres 1843, vor des Dichters Überſiedelung nach Dresden beendet. Ludwigs „Hauskalender“ von 1843 enthält den Entwurf eines Briefes an Ludwig Tieck, in dem der greiſe Romantiker um Rückſendung der beiden ihm zugeſchickten Handſchriften namentlich des Luſtſpiels gebeten wird, und es läßt ſich annehmen, daß die Zuſendung bereits vor Wochen erfolgt war. Trotz dieſer Mahnung erhielt der Dichter ſeine „Agnes Bernauer“ wie ſeinen „Hanns Frei“ erſt am 31. März 1844 wieder, bei welcher Gelegenheit ihm Tieck ſchrieb: „Ihr Luſtſpiel iſt ein Schwank in der Art von Hans Sachs. Sprache, Einfälle, Situationen ſehr zu loben. Aber — in fünf langen Akten! Höchſtens iſt der Stoff zu zweien ausreichend. Auch iſt gar viele faſt ſteife Symmetrie in der Anordnung der Szenen.“

So zweifellos Tieck recht hatte, wenn er das Haupthindernis einer theatraliſchen Wirkung für das Luſtſpiel in der allzu großen Breite und allzu behaglichen Ausführung des Einzelnen ſah, ſo blieb ſeine Schätzung des anmutigen Jugendwerkes unſers Dichters doch hinter dem wahren Wert des Luſtſpiels zurück.

„Hanns Frei“ iſt mehr als ein Faſtnachtsſpiel nach dem Muſter des alten Nürnberger Dichters, es nähert ſich dem romantiſchen Luſtſpiel, das ſeine Anregungen aus Shakeſpeare und den Spaniern empfangen hatte, aber eben darum nie ganz heimiſch in Deutſchland geworden war. Indem der jugendliche Dichter dieſen Anregungen folgte, trat er doch mit entſchiednem Schritt in Anlage, Charakterzeichnung, Versform auf deutſchen Boden zurück, bewahrte echten Humor und ein glücklich anmutiges Behagen an dem einfachen aber ergiebigen Motiv, am Spiel und Gegenſpiel ſeiner lebendigen Geſtalten. Das Ganze nimmt ſich bei alledem aus, als ob es einige Jahrzehnte früher, in der Zeit der Übergänge von der romantiſchen zur modernen Poeſie entſtanden wäre, Übergänge, die Otto Ludwig in ſeiner eigentümlichen Entwicklung noch einmal durchleben mußte. Aber die lebensfriſche Heiterkeit, die Stimmungsfülle, die bewegliche Gewandtheit der Darſtellung können auch jetzt, nachdem wiederum ein halbes Jahrhundert ſeit der gleichſam auch ſchon verſpäteten Entſtehung des Luſtſpiels verfloſſen iſt, ſinnige Leſer erfreuen. Eine theatraliſche Bearbeitung mit ſtarken Kürzungen würde immer noch möglich ſein, wenn unſre Theaterverhältniſſe nur irgend danach angethan wären. Und auf alle Fälle dient „Hanns Frei“ zum Zeugnis für eine wenig beachtete Seite von Otto Ludwigs Talent und kann die Meinung vom Umfang und der urſprünglichen Geſundheit ſeiner großen Dichterbegabung nur verſtärken und erhöhen. Das Luſtſpiel wird hier zum erſtenmale aus Otto Ludwigs Handſchrift (Reinſchrift) vom Jahre 1842 oder 1843 abgedruckt.

Perſonen

Theophilus Pirkheimer, Ratsmann in Nürnberg
Albrecht, ſein Sohn, ein Maler
Sibylle, ſeine Baſe, eine reiche Witib
Sebaldus Moskirch, Ratsmann und Pirkheimers Freund und Nachbar
Engeltraut, ſeine Enkelin
Felicitas, ſeine Baſe und Engeltrauts Geſpielin
Hanns Frei, ein Verwandter der beiden Häuſer
Deſiderius Leblank, ein Vergolder
Zwei Burſche **Leblanks**

Die Szene Pirkheimers und Moskirchs Gärten nebeneinander, in den drei erſten Aufzügen durch eine Hecke geſchieden, durch die vorn eine Thür führt, über der eine bretterne Sonnenuhr angebracht iſt. Hüben und drüben im Vordergrund, der Thür gegenüber Lauben, nach vorn geöffnet; aus jeder und hinter jeder Laube Ausgang in die übrigen Teile der Gärten, die man ſich an Thüren in das Freie endend denken muß. Nach hinten aus jedem Garten eine Thür in das Haus, zu dem er gehört.

Die Zeit: im ſechzehnten Jahrhundert.

Erſter Aufzug

Erſter Auftritt

Auf Roßkirchs Seite **Hanns Frei** und **Felicitas** im Geſpräch

Hanns Frei

Ihr ſeid fürwahr brav aufgeſchoſſen
Und, wie ich merk, auch unverdroſſen
Mit Hand und Fuß und mit der Zung,
Allein fürwahr nicht ſchön genung,
Daß ich mich drein verlieben ſollte.

Felicitas

Das wärs auch grade, was ich wollte!

Hanns Frei

Ei ſeht nur, wie ſie ſchnippiſch thut!
Vor euch ſei mancher auf der Hut.
Solch Trutzigthun, das fängt die Männer,
Nur nicht Hanns Frei, der iſt ein Kenner.

Felicitas

Es wär mir juſt um euch zu thun,
Und ſing ich euch, was wärs denn nun?

Hanns Frei

Das wär fürwahr ein Meiſterſtück,
Ein Heldenſtreich und großes Glück.
Das, Bäschen, kann ich füglich ſagen.

Felicitas

Das Glück wär eben noch zu tragen.
Müßt euch umführen in der Welt
Als Wundertier für gutes Geld.
Das iſt der Mann über alle Männer,
Hanns Frei, der große Weiberkenner.
Der hat die Schule durchgelaufen
Und alle Weisheit zu verkaufen,
Iſt witzig ſehr und klug unbändig,
Er weiß die Weiber ganz auswendig,
Und ihre Ränke, ihre Tück,
Das kennt er alles Stück für Stück;
Nur darf ihm keine freundlich ſehn,
Sonſt iſts um ſeinen Witz geſchehn,
Und lächelt ihn mal eine an,
Iſts um den ganzen Mann gethan.
Denn was er weiß und was er kann,
Der Arme bleibt ja doch — (bedauernd) ein Mann.

Hanns Frei

Das bleibt er auch, da ſteh ich für.
Doch muß ich ſagen nach Gebühr:
Wie wir noch ſpielten hier im Garten,
Ließ ſchon euer Zünglein was erwarten;
Doch hat es wirklich alles Hoffen
In ſeinem Wuchs weit übertroffen.

Felicitas

Doch, Vetter, euer Übermut
Gedieh, ſcheint mir, nicht minder gut.

Hanns Frei

Damit euer Zünglein möge zeigen,
Es ſei ihm auch was Gutes eigen,
Thut mir von den Geſpielen kund:
Leben ſie noch? Sind ſie geſund?

Felicitas

Der Albrecht wohl? die Engeltraut?
Die ſind nun Bräutigam und Braut.

Hanns Frei

Nun ja; das war voraus zu ſehn,
Thäten von je zuſammen gehn;
Die Alten auch —

Felicitas

Die wollens ſchon;
Die Jungen, die ſind weit davon,
Mögen ſich nicht mit Augen ſehn.

Hanns Frei

Iſts möglich? Konnte das geſchehn?

Felicitas

Je mehr die Alten in ſie dringen —

Hanns Frei

Aha; ich hör ein Vöglein ſingen.

Felicitas

Je weniger die Jungen wollen.

Hanns Frei

Was gilt es? wie? — die Jungen ſollen!

Felicitas (ironiſch)

Gewiß; dazu ſeid ihr der Mann.
Ja — was der Vetter alles kann.

Hanns Frei

Nun ſpottet nur. Euch, Baſe, ſag ichs,
Hab ichs einmal gehoben, trag ichs.
Und wo ich einmal dran thu rühren,
Das kann ich auch zum Ende führen.
Und was ich weiß, daß ich es bin,
Das ſag ich ſtolz und offen hin;
Duckmäuſerei kann ich nicht leiden.

Felicitas
Ihr, Vetter, ſeid nicht zu beſcheiden.

Hanns Frei
Ihr habt von mir noch keine Proben,
So muß ich mich wohl ſelber loben.

Felicitas
Das thut, Herr Vetter, doch erlaubt:
Ihr zwingt wohl keinen, daß ers glaubt?

Hanns Frei (eifrig)
Ich will mich weiter nicht vermeſſen;
Ich kann kein flammend Feuer freſſen,
Hab keinen Drachen noch erſchlagen.
Doch dürſt ihr nur den Schwaben fragen.
Zu einem Hauptmann macht der Bund
Derzeiten keinen Lumpenhund.
Und ſolche güldne Ehrenketten
Trägt auch kein Dummbart, will ich wetten.
Doch abgeſehn von dieſen Dingen —
Der Heiratsplan will nicht gelingen.
Was mag die Jungen doch bewegen,
Sich gegen einander aufzulegen?

Felicitas
Erſt fleh ich eure hohe Gnaden,
Der Schuld mich gnädigſt zu entladen,
Daß eure niedrig arme Magd
Zu zweifeln frevelnd hat gewagt,
Die ohnedies ein Weib nur iſt,
An eurer weltberühmten Liſt.
Dann ſag ich euch mit kurzem Wort:
Nur wenig Jahre wart ihr fort,
Da ging auch Albrecht — in die Lehr
Als Maler, ſah ſie dann nicht mehr;
Iſt in der Welt umhergefahren,
Hat die Kinderliebe nicht können bewahren.

Und Engeltraut hat unterdeſſen
Den kleinen Bräutigam auch vergeſſen.
Da fiels den beiden Alten ein,
Sie wollten ernſtlich Schwäher ſein
Der alten Lieb und Freundſchaft wegen,
Und weil die Häuſer nah gelegen.
Daß beide ſich noch gerne ſehn,
Das mußte ſich von ſelbſt verſtehn.
Der Albrecht wurde heimgeſchrieben
Und wäre gern noch ausgeblieben.
Und kein Entſchuldgen wollte frommen,
Und wollt er nicht, er mußte kommen.
Und wie er kam nach viel Beſchwer,
Kaum daß ſie ſich noch kannten mehr,
Viel wen'ger daß ſie Lieb empfanden.
Vergeblich, daß ſie dies geſtanden,
Da half kein Flehn, kein Reden — nein!
Die Alten wollten Schwäher ſein.
Die Jungen ſollten ſich bequemen
Und mit Gewalt einander nehmen.
Es wär zu aller viere Frommen,
Die Lieb, die würde ſchon noch kommen.
Die Alten wurden immer grilliger,
Die Jungen wurden nimmer williger
Und wollen ehr des Todes ſein,
Als ſie gehorchen und ſich frein.

Hanns Frei

Gebt acht nur, Baſe, mich laßt machen,
Und anders ſtehen bald die Sachen.
Mein Seele wett ich, meinen Leib,
In kurzem ſind ſie Mann und Weib!

Felicitas

Dürft ich bei der Gelegenheit,
Weil ihr einmal darüber ſeid,
Mir einen hübſchen Junggeſellen

Bei euch, Herr Frei, zum Mann beſtellen?
Und das in möglichſt kurzer Zeit.
Das iſt euch eine Kleinigkeit.
Ausſehen dürſt er wie eur Gnaden;
Wär er was ſchöner, würds nicht ſchaden.
Und was beſcheidner, wär mirs lieb —

Hanns Frei

Ja wartet nur, ihr kleiner Dieb!
Einem jeden wird nach ſeinen Gaben;
Ihr ſollt einen Duckmäuſer haben;
Sollt alle ſagen, daß Hanns Frei
Zur rechten Zeit gekommen ſei.

Felicitas

Seht ihr, Hanns Frei, da ſind die Alten.

Hanns Frei

Die noch wie ſonſt zuſammenhalten.

◆

Zweiter Auftritt

Pirkheimer und **Mooskirch** kommen durch Pirkheimers Garten in den Garten Moſkirchs. **Vorige**

Pirkheimer

Da iſt ein Fremder.

Hanns Frei (ihnen entgegen)

Gott zum Gruß,
Herr Sebald, Herr Theophilus.

Pirkheimer

Wir grüßen euch; doch gebt Beſcheid,
Herr Kriegsmann gütigſt, wer ihr ſeid?

Hanns Frei

Meine Herrn, ich will nicht ſelbſt mich nennen;
Beſchaut mich nur; ihr müßt mich kennen.
Und bin auch gar nicht unbekannt,
Beſonders in dem Schwabenland;
Der Utz, der hat vor mir Reſpekt —

Moskirch

(erkennt ihn, giebt ihm die Hand)

Weil in Hanns Frei der Teufel ſteckt.

Pirkheimer

Hanns Frei?

Hanns Frei

Der iſts.

Pirkheimer

(giebt ihm auch die Hand)

So ſeid willkommen.
Wir haben viel von euch vernommen,
Wie ihr die Männer habt geſchlagen,
Den Fraun die Herzen fortgetragen.
Wir hörten euer gutes Lob
Und freuten uns von ferne drob,
Daß nach Verdienſt und Würdigkeit
Ein Hauptmann ihr geworden ſeid.
Baſe Felicitas, habt acht,
Daß er euch nicht die Fehde macht.

Felicitas

Er iſt ſchon mit dem Wein im Krieg,
Und täglich hat der Wein den Sieg.
Ach Gott! die vielen Niederlagen;
Der arme Mann iſt ſo geſchlagen.

Moskirch

Seht, ſeht; ſie fordert euch heraus.

Felicitas

Nein; gar zu ungleich wär der Strauß.

Was er nicht umbläſt mit der Lunge,
Das ſticht er nieder mit der Zunge.

Moskirch (ſcherzhaft drohend)

Du, du —

Felicitas

Das iſt das Kleinſte nur.
Er zwingt euch ſelber die Natur,
Macht Haß zu Lieb in wenig Wochen,
Hat mir auch einen Mann verſprochen.

Hanns Frei

Ei ſeht, es ſcheint, ihr wollt die Fehde.

Felicitas

Das hängt allein an eurer Rede.
Sagt eure Meinung ſchlecht und recht,
Herr Frei, vom weiblichen Geſchlecht.

Hanns Frei

Ich ſag euch, wie ich heiße, frei,
Meine, daß es geſchaffen ſei
Den Männern nur zur Schnabelwetzung
Und zur gelegentlichen Letzung,
Wie Schmauſen oder Zechen nun,
Da man nichts Beßres weiß zu thun.
Zum Spielwerk in der Friedenszeit.

Felicitas

Hanns Frei, die Rede bringt euch Leid!
So wahr ich helfe dem Geſchlecht
An ſeinem Feind zu ſeinem Recht,
Zur feierlichen Ehrenerklärung
Und zu des Weiberfeinds Bekehrung.

Hanns Frei

Schon gut, ſchon gut. Ihr werten Herrn
Wißt: was man liebt, das neckt man gern,
Wißt, daß ein allzuheftig Nein

Pflegt ein verſtecktes Ja zu ſein,
Wißt, daß die Frauen nur ſich ſpreizen,
Um ſicherer zum Kampf zu reizen,
Und dieſer Kampf, der iſt nur eben
Ein Vorwand, um ſich zu ergeben.
Wollt einer eher Frieden ſchließen,
Das würde mächtig ſie verdrießen.
Der wunderlichſte Krieg auf Erden,
Sie ſiegen, wenn beſiegt ſie werden.

Meskirch

Ja, Baſe, der iſt euch zu fein;
Mit dem Hanns Frei laßt euch nicht ein.

Felicitas

Was die Verleumdung doch gleich ſpricht.
Die Feinheit iſt ſein Fehler nicht.
Ficht er ſo blind und taub vor Hitze
Mit ſeinem Schwert wie mit dem Witze,
Lebt alles noch, was er erſchlug.

Hanns Frei

Wir treffen uns noch bald genug.
Doch jetzt will ich vernünftig reden.

Felicitas

Das thut, Hanns Frei, das iſt von nöten.

Hanns Frei

Daß ich der Dümmſten keiner bin,
Das ſagt ſich ſo von ſelber hin.
Doch muß ein Ding man erſt erproben,
Eh man mit Wahrheit es kann loben.
Ihr ſollt, ihr Herrn, bei ja und nein
In kurzem frohe Schwäher ſein;
Es ſollen euerm Wunſche fügen
Die Kinder ſich — und mit Vergnügen.
Und fragt ihr, wer das ſchaffen kann?
So wißt: Hanns Frei, der iſt der Mann.

Pirkheimer

Euerm Verſtand ſteck ich kein Ziel,
Doch denk ich, ihr verſprecht zu viel.

Moskirch

Ei, lieber Vetter, uns wärs recht,
Allein bedenkt, was ihr verſprecht.
Die Kinder ſollten — mit Vergnügen? —
Sie ſollten — nein, ich müßte lügen,
Sagt ich, Herr Frei, ich glaub euch das.
Eh mein ich, es iſt euer Spaß.

Hanns Frei

So ſollt ihr mir den Kopf abſchneiden,
Und was ihr ſonſt wollt, will ich leiden.
Doch wenn ich euch die beiden fange,
So gebt ihr mir, was ich verlange.

Pirkheimer

Ihr ſeid voll Zuverſicht dabei —

Hanns Frei (bietet die Hand)

So kommt —

Pirkheimer

Wir ſchlagen ein!

Moskirch

Es ſei!
Doch merket, habt ihr euch vermeſſen,
Kein einzger Punkt wird euch vergeſſen.

Pirkheimer

Das ſag ich euch: ſollts anders kommen,
Ihr werdet bei dem Wort genommen.

Hanns Frei

Nur müßt ihr, ſoviel an euch iſt,
Mitwirken zu der Kriegesliſt.

Moskirch
An uns, verſteht ſich, ſolls nicht fehlen.

Pirkheimer
Auf unſre Hilfe könnt ihr zählen.

Felicitas
Und hier, Hanns Frei, hier meine Hand!
So lange Waffenſtilleſtand.

Hanns Frei
Nun werd ich erſt rekognoscieren,
Herum erſt horchen, ſpionieren,
Den Plan dann ſorglich konzipieren
Und unſre Bündner inſtruieren,
Marſchieren, attakieren, viktoriſieren!

(Ab in Pirkheimers Haus)

Dritter Auftritt

Vorige ohne Hanns Frei

Pirkheimer
Das iſt ein muntres, raſches Blut
Voll Keckheit und voll Übermut.

Moskirch
Doch muß ich ſagen, 's ſteht ihm gut.
(zu Felicitas)
Euch ſieht er wohl zu trutzig drein?

Felicitas
Etwas beſcheidner dürft er ſein.

Moskirch
Dem Kriegsmann iſts nicht zu verdenken,
Mag er ſich weniger beſchränken.

Ihm drängt ſich in der Stunden Enge
Zuſammen oft des Lebens Länge,
Ein jeder iſt der letzte Tag,
Des er gewiß ſich freuen mag;
Gilt morgen es vielleicht ſein Blut,
Faßt er das Heut mit froherm Mut.
Nicht? Solche Männer ſingt er lieber,
Als Burſchen, in das Liebesfieber
Schmachtend verſenkt, bis an die Ohren?
An dem iſt eure Kunſt verloren.

Felicitas

Er iſt an meiner Kunſt verloren.
Dem Übermut hab ichs geſchworen,
Meinem Geſchlecht zu Recht und Ehren
Soll ſich der Weiberfeind bekehren.
Solch trutzig Wort wird nie verziehn.
Abbitten ſoll ers auf den Knien.

(Ab in Moskirchs Haus)

Vierter Auftritt

Vorige ohne Felicitas

Moskirch

Verſucht es nur; doch, iſt mir recht,
So iſts euch nicht um das Geſchlecht,
Iſts euch um eine nur von allen,
Die ihm vergebens will gefallen —
Ich nenne — ſieh doch, iſt ſie fort? —
Das gäb ein Pärchen auf mein Wort!

Pirkheimer

Ei, Nachbar, ſorgt ihr ſchon um Fremde?
Iſt der Rock euch näher als das Hemde?

Moskirch

Die Hoffnung hab ich aufgegeben,
Das, was wir wünſchen, zu erleben.
Sie will, wen ich nur wähle, frein,
Nur zu dem Albrecht ſagt ſie nein.
Dem Meiſter Leblank, dem Vergolder,
Und jedem andern ſei ſie holder.

Pirkheimer

Er nehme jede von mir als Braut,
So ſpricht er, nur nicht Engeltraut.
Will lieber die Baſe Sibylle nehmen,
Als unſerm Wunſche ſich bequemen.
Ich geb ihm weiter keinen Gruß;
Ob er will, ob nicht — der Junge muß!

Moskirch

Nein, weiter zwingen möcht ich nicht.

Pirkheimer

Sie zwingen, iſt nur Vaterpflicht.

Moskirch

Würden ſie glücklich nicht zuſammen,
Sie würden uns im Grab verdammen.

Pirkheimer

Ei ſeid doch — iſt nurs Kreuz gemacht,
Die Liebe kommt dann über Nacht.
Sie ſind doch beide hübſch und gut —
Was wills denn mehr, das junge Blut?

Moskirch

Ja wüßt es, Nachbar, was es wollte,
So thät es ſelber, was es ſollte.
Hanns Frei, ob ders wird möglich machen?

Pirkheimer

Damit ſeid ſtill — das iſt zum Lachen.

Moskirch

Hanns Frei — hört, er iſt wirklich klug.

Pirkheimer

Zum Wunderthun nicht klug genug.

Moskirch

Es wär auch einem Wunder gleich.

Pirkheimer

Gebt acht, es wird ein toller Streich. —
Er kommt mit Albrecht in den Garten.

Moskirch

Wies wird, das müſſen wir erwarten.

◆

Fünfter Auftritt

Die Alten ziehen ſich zurück; **Albrecht** mit **Hanns Frei** aus Pirkheimers, darauf **Engeltraut** mit **Felicitas** aus Moſkirchs Hauſe

Albrecht

Bei allen gut und böſen Dingen,
Ich mag ſie nicht, laß mich nicht zwingen!

Hanns Frei (ehrbar)

Gehorſam iſt man den Vätern ſchuldig.

Albrecht

Laß ſich ein anderer geduldig
Feſt ſchmieden an ein Weſen an,
Das er nicht leiden, nicht ſehen kann!

Hanns Frei (an der Thür)

Sieh, Albrecht, ſieh, da kommt ſie eben.

Albrecht

Bei Seel und Leib und Blut und Leben,
Niemand ſoll mich zu zwingen hoffen!
Da ſteht die verdammte Thüre offen.

(Er wirft ſie zu)

Hanns Frei (indem er ſie öffnet)

Magſt du nicht, ſo laß andre ſehn
Die Roſe bei den Roſen ſtehn.

Albrecht

Einem andern kann ſie Venus ſein;
Hat jeder ſeinen Geſchmack allein.

Hanns Frei

Nein, Vetter, nie ſah ich fürwahr
Zuvor ſolch reiches, goldnes Haar.

Albrecht

Ich mag nun einmal an den Frauen
Durchaus nur dunkle Haare ſchauen.

Hanns Frei

Und die Geſtalt, ſo ſchlank und hoch!

Albrecht

Meintwegen ſei ſie höher noch.

Hanns Frei

Ein Männerauge ſieht mit Luſt
Solch zarten Hals und junge Bruſt
Und ſolcher Hüſten ſanften Schwung
So zierlich und doch voll genung.
Vom Samt bald züchtig eng umſchloſſen,
In großen Falten bald umfloſſen.
Und dieſer Gang und dieſes Weſen,
Wie einfach und wie auserleſen,
Und wie ſie geht und wie ſich wendet,
Iſt alles edel und vollendet.

Hör, Freund, nicht allerwege findt
Man ſolch ein nettes, feines Kind.
Wie zart die vollen Wänglein blühn,
Und ihre Augen —

Albrecht

Die ſind grün.

Hanns Frei

Biſt du geſcheit?

Albrecht

So ſind ſie grau;
Und kurz: ich mag ſie nicht zur Frau.
Nicht Hüft noch Bruſt noch Angeſicht —
An ihr gefällt mir alles nicht!

Engeltraut
(läuft vor Felicitas, die zu ihr ſpricht)

Ach Gott! wie wird man nur geplagt,
Und hat mans tauſendmal geſagt!

Felicitas

Doch, Baſe, wenn die Eltern wollen,
Wißt ihr doch, daß die Kinder ſollen;
Und das iſt mehr nicht als Gebühr —

Engeltraut (ſieht die Thüre offen)

Steht ſie ſchon wieder auf, die Thür?
(Wirft ſie zu)

Hanns Frei

Das heiß ich vor der Naſe geſchloſſen!

Felicitas

Was hat dich nur an ihm verdroſſen?
Iſt ſolch ein junges hübſches Blut
So ſanft und doch dabei voll Mut.

Engeltraut

So ſei ihm denn nur ſelber gut.
Doch, Baſe, mich laßt aus dem Spiele;
Und wenn er aller Welt gefiele
Und hätt unſäglich Leut und Geld —

Felicitas

Nun, er gefällt auch aller Welt.

Engeltraut

Hör auf; mich ſchmerzen nun die Ohren.
Ein jedes Wort iſt hier verloren,
Das man für jenen Knaben ſpricht.
Ich will ihn nicht! Ich mag ihn nicht!

Felicitas hat die Thüre offen

Albrecht

Iſt denn die Thür ſchon wieder — nein!
Die Thüre ſoll nicht offen ſein! (Schließt ſie)

Hanns Frei

Mit ihm, da wär ich nun im Reinen,
Nun ſpionier ich bei der Kleinen.

(Öffnet die Thüre, die Engeltraut zuwirft)

Engeltraut

Die Thür will ich nicht offen haben;
Ich frage nichts nach ſolchen Knaben.

Hanns Frei

Aha! Stehts ſo? — Nur wenig Wochen!
Hanns Frei hat nicht zuviel verſprochen.

Felicitas (öffnet)

Sollt wohl Hanns Frei noch drüben ſein?

Albrecht (wirft zu)

Was käme ſonſt der Jungfrau ein?
Sie dächte, man will ſie begaffen.

(Frei öffnet, Engeltraut wirft zu)

Engeltraut

Ich habe nichts mit dem zu ſchaffen!

(Felicitas öffnet; Albrecht ſchlägt die Thüre mit Gewalt zu)

Hanns Frei (abwehrend)

Sie hörts —

(Engeltraut öffnet die Thüre ſelbſt und wirft ſie mit Gewalt wieder zu)

Felicitas (abwehrend)

Er merkts —

Engeltraut

Er ſoll es merken!

Albrecht

Sie ſolls! Ich will ſie nicht beſtärken.

Engeltraut

Der Thor!

Albrecht

In ihrem eiteln Wahn!

Engeltraut

Daß ichs mit Vorbedacht gethan!

Albrecht

Die Jungfrau bildet ſich ſonſt ein —

Engeltraut

Felicitas, komm mit herein
Ins Haus, daß er nicht denken mag —
Zum Lachen iſts —, man läuft ihm nach.

Albrecht

Man will, o Thorheit! um ſie werben.

Engeltraut

Nein! eh ihn nehmen, eher ſterben!

Albrecht

Kommt mit, Hanns Frei, ins Haus hinein.
Eh ich — will ich des Todes ſein!

* * *

Sechſter Auftritt

Hanns Frei, dann die Alten

Hanns Frei (lachend)

Ich komme gleich zu dir ins Haus.
Nein, das war komiſch überaus,
Dies Schelten, dieſes Thürzuſchlagen.
Ich mein, ſie faßten ſich beim Kragen.
Will man Hanns Frei nur machen laſſen,
Sollt ihr euch bald beim Kragen faſſen
Zum Nimmerwiederſahrenlaſſen.

Pirkheimer (der mit Moskirch kommt)

Nun, Vetter, habt ihrs ſelbſt geſchaut?

Hanns Frei

Bald iſt das Bräutigam und Braut.

Moskirch

Ihr wolltet dennoch es verſuchen?

Hanns Frei

Ich ſage: Backt die Hochzeitkuchen
Und pflückt die Myrten zu dem Kranz,
Die Füße ſalbt zum Hochzeittanz;
Denn was Hanns Frei euch hat verſprochen,
Das macht er wahr in wenig Wochen.

Moskirch

Ihr ſeid von Zuverſicht ſo voll;
Ich weiß nicht, was ich denken ſoll.

Hanns Frei

Nun ruft mir die Felicitas,
So ſollt ihr hören, wie und was
Zu thun, damit wirs führen aus.

Moskirch

Felicitas! he! kommt heraus!

(Während des Folgenden kommt Felicitas aus dem Hauſe; Hanns Frei und die beiden Alten gehn ihr dabei in Moskirchs Garten entgegen und dann wieder im Geſpräch zurück)

Hanns Frei

Es liegt einmal in der Natur,
Daß bei der jungen Kreatur,
Die ſich voll Leben fühlt und Mut,
Der Zwang verkehrte Wirkung thut.
Und ſind ſie ohnehin ſchon ſtutzig,
Macht ſie Gewalt noch vollends trutzig.
Die Jungen ſind wie gute Klingen;
Je mehr ſie wollt zuſammenzwingen,
Je mehr ſie auseinander ſpringen.
Doch unterſagt bei ſchwerer Pön
Zwei jungen Menſchen, ſich zu ſehn,
Dann fällt es erſt den Leckern ein,
Es müßte ſich geſehen ſein.
Und was ihr ſie wollt treiben lehren,
Das dürſt ihr ihnen nur verwehren.

Moskirch

Es iſt nicht ohne, was ihr ſprecht.

Hanns Frei

Iſts nicht? — Hanns Frei hat allzeit recht!
Nun ſtellet euch, ihr Herrn, mit Liſt,
Als wäret ihr in großen Zwiſt
Geraten, heftig uneins worden.
Den Kindern ſagt mit ſcharfen Worten,
Sie ſollen ſich für ewge Zeiten

Bei euerm Zorn und Fluche meiden; —
Je höhern Trumpf ihr darauf ſetzt,
Je ſchärfer ihren Trotz ihr wetzt —
Wenn ihr ſie ſeht beiſammen ſtehn,
Ja aus der Ferne ſich beſehn,
So wollet köpfen ſie und henken,
Wenn ſie nur aneinander denken.
Drauf laßt die Gartenthür vermauern.
Nicht lang — und beide werden lauern,
Wenn es doch möcht, und wie, geſchehn,
Daß ſie einander könnten ſehn;
Und finden ſo ganz allgemach,
Es ſei doch wirklich eine Schmach,
Daß man ſolch ſchönes Bild verkannt
Und ſich mit Haß davon gewandt,
Das Glück ſei zu bezahlen nicht,
Zu ſchaun ſolch liebes Angeſicht,
Und, eh ſies merken mit Erſchrecken,
Bis an den Hals in Liebe ſtecken!

Ende des erſten Aufzugs

Zweiter Aufzug

Erſter Auftritt

Pirkheimer. Moskirch. Hanns Frei. Felicitas

Moskirch
Der Plan, ſo dünkt mich, ſei zu loben.

Pirkheimer
Nun gut; ſo wollen wir ihn proben.

Hanns Frei
Nun, liebe Baſe, Felicitas —

Felicitas
Ei! „liebe Baſe?“

Hanns Frei
Spaß — nur Spaß.
Für Weiber hat Hanns Frei kein Herz;
Sag ich dergleichen, iſts nur Scherz.

Felicitas
Die Männer dauern mich, die armen;
Hör ich dergleichen, iſts — Erbarmen.

Hanns Frei
So ſeid denn ſo barmherzig nun,
Von mir zu hören, was zu thun.

Felicitas

So ſeid ſo ſcherzhaft, mir, Herr Frei,
Zu ſagen, was jetzt nötig ſei.

Hanns Frei

Ihr geht zu Engeltraut hinein,
Erſchrocken, odemlos zum Schein.
Wie plötzlich und wie arg der Zwiſt,
Das überlaß ich eurer Liſt
Gehörig in das Licht zu ſetzen.

Felicitas

Euer Vertraun weiß ich zu ſchätzen. (Ab)

Hanns Frei

Ihr müßt ihr auf dem Fuße nach
Und thun, Herr Moskirch, wie ich ſprach.
Ich hol den Albrecht euch indeſſen,
Herr Theophilus. — Nicht zu vergeſſen! —

(Schließt hinter Moskirch die Gartenthür und geht in Pirkheimers Haus)

⁂

Zweiter Auftritt

Pirkheimer. Moskirch

Dann zu erſterm **Hanns Frei** mit **Albrecht**, zu Moskirch ſpäter **Engeltraut** und **Felicitas**

Pirkheimer

Der Frei, der Tollkopf, zwingt mich nun,
Daß ich bejahrter Mann muß thun,
Dergleichen jung ich nicht gethan.
Das ſteckt wie eine Krankheit an,
Und wie er ſelbſt von Tollheit voll,
Macht er auch andre Leute toll.

Hanns Frei

(zu Albrecht, der mit ihm kommt, auf Pirkheimer zeigend, der ſich müht, einen Zornigen vorzuſtellen)

Seht nur den Alten! — Nein, ſo was,
Das iſt doch, Vetter, außerm Spaß.
Da ſtanden ſie juſt wie zwei Drachen
Mit grimmen Klauen, weitem Rachen;
Sie konnten beid vor Wut nicht ſprechen
Und ſich nur mit den Augen ſtechen,
Weit offen und wie Blut ſo rot;
Sie wären alle beide tot,
Wenn grimme Blicke Degen wären!

Albrecht

Ich kann mirs, Vetter, nicht erklären.

Hanns Frei

Und Leute, die ſeit ſoviel Jahren
Bekannt, vertraut, die Brüder waren —

Albrecht

Die keinen halben Tag allein
Ohne den andern konnten ſein —

Hanns Frei

Ein Glück, daß ich dazwiſchen kam,
Ehs eine ſchlimmre Wendung nahm.
Ja, zwiſchen dem und jenem Haus
Jſts mit dem Frieden ewig aus.

Moskirch

Da kommt ſie ſchon. Wie ſoll ichs machen?
Soll zornig thun und muß doch lachen.
Es iſt einmal nicht anders nun;
Ich muß ſchon wie ein Zorn'ger thun.

Felicitas
(mit Engeltraut aus dem Haus)

Du, Baſe, nur haſt nichts gehört?
Sie waren ſo von Zorn bethört,
Daß ſie nicht an die Nachbarn dachten.
Die Fledermäus am Tag erwachten;
Die Katze ſtand am Taubenboden
Vor Schrecken auf den Hinterpfoten.

Engeltraut

Was hat es aber nur gegeben?

Felicitas

Es war, als gings um Tod und Leben.

Pirkheimer

Die Thür laß ich ſogleich vermauern!

Moskirch (zu Engeltraut, rauh)

Was, Jungfrau, was giebts hier zu lauern?
Ich will euch auf den Zehen ſtehn,
Nach dem Gelbſchnabel drüben ſehn,
Das will ich euch vertreiben noch.

Engeltraut

Großvater, aber ſagt mir doch,
Ihr wißt doch, ich kann ihn nicht leiden —

Moskirch

Ihr mögt —? ihr, Jungfrau, ſollt ihn meiden.

Pirkheimer

Ich will, ſo wahr ich ehrlich bin —
(fährt Albrecht an)
Wo ſiehſt du hin?

Albrecht (verwundert)

Ich? nirgendhin.
Das iſt doch ſeltſam —

Pirkheimer

Ihr ſeht mir nicht
Mehr drüben nach dem Milchgeſchäft;
Ihr ſollt nicht denken mehr an ſie.

Albrecht

O, da ſeid ruhig; ich wills nie!

Moskirch

Ich will dem Ding ein Ende machen!
(Beiſeite) Da koſtets Mühe nicht zu lachen.
Sie ſoll — ich will — ich ſtelle Wachen!

Pirkheimer

Ihr ſollt es euch nur unterſtehn
Mit einem Blick nach ihr zu ſehn.
Ich will ſchon kräftge Mittel brauchen;
Ich laß ihn nicht mehr aus den Augen.

Engeltraut

Großvater, bitte, ſagt mir doch —
Was habt ihr nur?

Moskirch (gerät in Verlegenheit)

Das fehlte noch; (beiſeite)
Weiß ichs denn ſelber?

Engeltraut (faßt ſeine Hand)

Nein, ihr müßt
Mir ſagen —

Moskirch (beiſeite)

Wenn ichs ſelber wüßt.

Engeltraut (hängt ſich an ihn)

Ich laß euch nicht, bis ihrs geſagt.

Moskirch

Was ſag ich nur — Gott ſeis geklagt! —

Engeltraut (ihn liebkoſend)

Bitte —

Moskirch

Das liebe Angeſicht — (faßt ſich)
Laß mich; jetzt weiß ichs ſelber nicht!

(Entläuft ihr)

Felicitas (leiſe zu Moskirch)

Recht ſo. Faſt war es um den Plan
Und um die Schwäherſchaft gethan.

Moskirch

Ei über Frei und euch dazu.
Tollköpfe, laßt mich bald in Ruh!

Felicitas (zu Engeltraut)

Laß ihn; er wird ſonſt böſer immer;
Durch Fragen, Baſe, machſt dus ſchlimmer.

Albrecht

Was habt ihr, Vater? ſagt mir nur? —

Pirkheimer

Ihr laßt mir jene Kreatur,
Junkherr, noch einmal will ichs ſagen.
Ihr habt nach gar nichts hier zu fragen.
Genug iſts euch, daß ich es thu.

Hanns Frei

Recht ſo, recht ſo; nur immer zu.

Pirkheimer
(zeigt zugleich ſeinen Ärger über Frei)

Hier giebts kein Aber und kein Nein.
Ich will es, und drum ſoll es ſein.
Hört ihr? ihr widerbellt mir nicht.
Fort mit dem gelben Angeſicht.
Ich will ihn zwingen ſchon, den Thoren.
Fort! Geh und laß mich ungeſchoren!

Hanns Frei
(im Tone des Bedauerns: treuherzig)

Wie euch das Stirngeäder ſchwillt!
Man meint, ihr ſeid im Ernſte wild.

Pirkheimer

Zum Teufel auch! Kann kaum mehr ſchnaufen,
Von dem verdammten Schrein und Laufen.
Hol euch der Satanas, Herr Frei,
Mitſamt der ganzen Narretei!

Hanns Frei (ernſthaft ſich verbeugend)

Damit hats doch ſo lange Zeit,
Bis ihr zwei frohe Schwäher ſeid?

Pirkheimer

So hab ich mich in Zorn geſprochen,
Daß alle meine Adern kochen,
Als hätt ich Grund, erzürnt zu ſein.
Hielt ich mich nicht, ſo ſchlüg ich drein;
So juckt es mich in Arm und Händen;
Ich muß nur gehn und muß es enden.

Dritter Auftritt

Vorige ohne Pirkheimer und Moßkirch

Hanns Frei

Nun, Vetter, freu dich, du biſt frei,
Denn mit der Heirat iſts vorbei.

Albrecht

Das alles kam ſo recht zum Frommen!
Doch kann ich noch nicht zu mir kommen
Vor Staunen und Verwunderung.
Hanns Frei, ich bin nicht klug genung,
Das Widerſprechende zu faſſen —
Ich ſoll — ich, denkt nur, ſoll ſie laſſen,
Als hätt ich irgend ſie gewollt!

Hanns Frei

'S iſt ſeltſam; ihr habt ja geſollt!

Albrecht

Dem ſei nun, Vetter, wie ihm ſei;
(nicht ſo fröhlich, wie man denken ſollte)
Bin ich doch glücklich! bin doch frei.

Engeltraut

Nein, denk doch nur, mir zu verbieten,
Was ich ja eben hab gemieden.
Nein, hab ich denn nur recht gehört?

Felicitas

Gewiß, der Zorn hat ihn bethört —
Und noch dazu mit welchen Worten!

Engeltraut (wie vorhin Albrecht)

Genug! ich bin doch frei geworden.

Hanns Frei (nach der Thür gehend)

Komm, laß uns hören, wies geſchah.

Felicitas

Wer öffnet nur die Thüre da?

Hanns Frei (zu Albrecht in der Thür)

Komm mit —

Engeltraut

Wer iſts, der drüben ſpricht?

Felicitas

Hanns Frei

Hanns Frei (betonend)

Ja ſo, du darfſt ja nicht.

Felicitas

Der hier ſo oft uns rumgejagt
Und ohne Ruh geneckt, geplagt —

Engeltraut

Ei ſieh, das loſe, wilde Blut;
Allein von Herzen war er gut.

Albrecht

Nicht weil ich ſoll, thu ich ſie meiden,
Du weißt doch, ich kann ſie nicht leiden.

(Als wenn er fortwollte: er bleibt aber ſtehn und kommt allmählich näher an die Thür)

Engeltraut

Wer iſt mit ihm?

Felicitas

Der Albrecht —

Engeltraut

Der —

(Wendet ſich zu gehn)

Felicitas (bedauernd)
Wenn nur das ſtrenge Muß nicht wär!

Engeltraut
(kommt wieder und allmählich ebenfalls der Thür näher)
Das Muß? Deswegen könnts geſchehn,
Doch will ich den, mag den nicht ſehn.

Hanns Frei
Nein, ſagt mir nur, Felicitas:
Wie kam denn das? was wird denn das?

Felicitas
Ich weiß euch nichts davon zu ſagen,
Ihr müßt die Alten ſelber fragen.

(Während Frei und Felicitas weiter reden, beobachten Albrecht und Engeltraut ſich gegenſeitig verſtohlen)

Albrecht
Ganz unrecht will ich Frei nicht geben,
Es iſt ſo ein Geſichtchen eben —
Doch daß mir viel in dieſen Zügen
Gefiele, nein; das müßt ich lügen;
'S iſt eben ein paſſabel Kind,
Wie hunderte zu Nürnberg ſind.

Engeltraut
Er hat kein häßlich Angeſicht,
Doch ſchöner iſt es eben nicht,
Als hundert andre junge Knaben,
Die man in Nürnberg ſieht, es haben.

Hanns Frei (zu Felicitas)
Indes die ſo verſunken ſtehn,
Laßt ſchnell uns zu den Alten gehn.
Sie müſſen rufen erſt, dann bald
Die Jungen holen mit Gewalt

Und wie zwei eiferſüchtge Drachen
Die Jungen tagelang bewachen,
Daß Ungeduld und Langeweile
Dem Zwange noch zu Hilfe eile.

(Frei und Felicitas in die Häuſer, aus denen ſie bald wieder kommen)

Albrecht

Das reiche Haar wie helles Gold
Auf rundlich weiße Schultern rollt;
Das Füßchen auch iſt nicht ſo ſchlecht,
Der ganze Wuchs gerade recht,
Zu voll nicht und auch nicht zu klein,
Könnt anders, doch nicht ſchöner ſein.

Engeltraut

Ich glaube ſchon, daß andre Frauen
Den Knaben mit Vergnügen ſchauen.
Ach ja; er iſt ſchon hübſch genug,
Das knappe Kleid von feinem Tuch
Steht ihm ganz zierlich zu Geſicht.
Doch hier bleib ich nun länger nicht,
Die Knaben gleich zu denken pflegen,
Steht man wo ſtill, 's iſt ihretwegen.

(Will gehn und bleibt)

Hanns Frei (zurückkommend)

Albrecht, ihr ſollt zum Vater kommen.

Felicitas

He! Baſe, habt ihr nichts vernommen?
Schon zweimal der Großvater rief! —
Die ſind in ſich verſunken tief.

Albrecht

Was ſagſt du, Frei?

Engeltraut

Felicitas —

Albrecht

Du riefſt mir wohl?

Engeltraut

Du ſagteſt was?

Albrecht

Ich komme ſchon —

Engeltraut

Ja, Baſe; gleich.

Hanns Frei (zu Felicitas)

Mühmchen, iſts nicht ein Meiſterſtreich?

Albrecht

Das Köpfchen iſt ganz hübſch fürwahr,
Was ſag ich, es iſt ſchön ſogar.
Und aus den blauen Augen drin
Spricht ſo ein klarer, tiefer Sinn.
Und Magdlichkeit, ein Schleier mild,
Umfließt das ganze zarte Bild;
Ein wahr Madonnenangeſicht;
'S iſt wahr, ein ſchönres ſah ich nicht!
'S iſt ſeltſam, daß ichs jetzt erſt ſehe;
Doch hohe Zeit iſts, daß ich gehe.
Sie denkt ſonſt —

Pirkheimer (ruft drinnen)

Albrecht!

Engeltraut

Ich geſtehe,
Er könnte mancher wohl gefallen.
Was ſag ich? Nein — er muß es allen.
Und ſolch ein feines Angeſicht,
Das flehte wohl vergeblich nicht.
Ihm iſt im Aug die Treu zu leſen,

Dazu in ſeinem ganzen Weſen
Das Adelige, Ehrenfeſte —

Moskirch (drinnen)

He! Engeltraut!

Engeltraut

Die Schönſte, Beſte
Iſt er ſchon wert. Wies nur geſchah,
Daß ich das nicht ſchon früher ſah?

Felicitas

Hört, Engeltraut, ihr ſollt hinein.

Albrecht

Noch einmal ſchöner dürft ſie ſein,
Ich bliebe doch bei meinem Nein.

Hanns Frei

Euer Vater, Albrecht, will euch haben.

Engeltraut

Und hätt er dreifach größre Gaben,
Ich möcht ihn doch zum Mann nicht haben.

Felicitas

So hört doch —

Albrecht

Hätt ſie ſchwarzes Haar,
Wer weiß — doch ſo hats nicht Gefahr.

Hanns Frei

Zum Henker, Albrecht!

Engeltraut

Hübſch genung,
Allein mir iſt er viel zu jung.

Ich könnte vor ſo jungem Knaben
Reſpekt und Achtung nimmer haben.

Albrecht

Denn ſchwarze Augen müßtens ſein,
In die ich ſchaute gern hinein.

Engeltraut

Müßt ſein ein Mann in reifen Jahren,
Der viel erlebt und viel erfahren.

Albrecht

Ja, dann vielleicht wohl macht es ſich.

Engeltraut

Doch der iſt dümmer noch als ich.

Albrecht
(der Ton paßt nicht ganz zu den Worten)

Gut iſts, daß es ſo weit gekommen
Mit unſern Alten, mir zum Frommen.

Engeltraut (ebenſo)

Gewiß, mir ſpart es viel Verdruß,
Daß ich ihn nun nicht freien muß!

Hanns Frei
(faßt Albrecht beim Arme, der wie aus einem Traum auffährt)

Albrecht!

Albrecht

Ach ja —

Hanns Frei

Das heißt verſunken.

Albrecht

Ich — bin — von einem Bilde trunken,
Das ich mir eben ausgedacht.

(Geht zögernd, ob er ſie wohl noch einmal verſtohlen ſehen kann, mit Frei ab)

Felicitas

Nun, Baſe, ſchlaſt ihr oder wacht?

Engeltraut (erſchreckt auffahrend)

Ich hab — woran denn nur? gedacht.
Es ſauſt und brauſt in meinen Ohren,
Als hätt ich das Gehör verloren.
Du rieſſt wohl mehrmal —

Felicitas

Freilich doch;
(führt ſie ab)
Herr Moskirch wird ſonſt zornger noch.

Vierter Auftritt

Deſiderius Leblank
kommt durch die äußere Thür des Moskirchiſchen Gartens

Leblank (bleibt überlegend ſtehn)

Drei Weiber hab ich nun genommen,
Bin jedesmal ſchlecht weggekommen,
Hab glücklich wieder ſie verloren,
War jedesmal wie neugeboren;
Und nun wir nach der vierten ſehn,
Da wollen wir behutſam gehn!
Ach ja; die Jungfrau Engeltraut
Giebt eine allerliebſte Braut,
Doch was für eine Frau? Das iſt
Die erſte Frag zu dieſer Friſt.
Denn ſie iſt jung und ſchön daneben,
Da wirds viel Leckermäuler geben,
Die gern von fremden Gärten naſchen;
Kann ſie nicht ſtecken in die Taſchen.

Die Frau iſt ſicher Tag und Nacht,
So ſagt man, die ſich ſelbſt bewacht;
Viele bewachen ſich nur zu gut,
Nehmen den Dieb mit in die Hut.
Das fürcht ich nun von dieſer nicht,
Wenn keine Tugend ihr gebricht,
Ich meine, keine von den dreien,
So werd ich kühnlich um ſie freien.

⁂

Fünfter Auftritt

Leblank. Felicitas, die ſich durch die Gartenthür nach Frei umſieht

Felicitas

Ei ſieh, Herr Deſiderius;
Seid uns willkommen.

Leblank

Gott zum Gruß,
Mein allerſchönſte, ehrenfeſte
Jungfrau; euch wünſch ich alles beſte.

Felicitas

Ihr wart im Sinnen, als ich kam,
Ich ſtört —

Leblank

Dies weniger. Ich nahm
Im Kopf nur die drei Weiber vor,
Die ich genommen und verlor.
Ich war, da ſie noch lebten, ſchon
Am allerliebſten weit davon.
Mit keiner ich lang alleine blieb,
Und war mir jede Störung lieb;

Beſonders ward ich gern geſtört,
Wenn ich Kollegia gehört.

Felicitas

Drei Weiber habt ihr —

Leblank

Glücklich begraben.

Felicitas

Erlebt mögt ihr da manches haben.

Leblank

In Not, Gefahr und Angſt dabei
Denkt man mit Freuden, iſts vorbei.
Thät ich euch nicht mit Langweil quälen,
Wollt ich das Wichtigſt euch erzählen. —
Mein erſtes Weib war ſehr modeſt,
Gab mir jedoch beinah den Reſt.
Sie zankte mit Beſcheidenheit
Den ganzen Tag zu jeder Zeit.
Braucht' ſich dabei ſo ſanfter Stimm,
Als unſanft war ihr ſteter Grimm;
Zankt' unermüdet; ſehr behende
Fand ſie den Anfang, ſchwer das Ende.
In einem Stück noch war ſie recht;
Es ſteht den Frauen nichts ſo ſchlecht,
Als wenn ſie ſo aus weitem Rachen
Wie Pferde wiehern, ſchrein und lachen.
Weil lächelnd ſie thät alles ſagen,
War auch das Schlimmſte noch zu tragen;
Weil ſie nur leiſe zankt' im Haus,
So konnte mans nicht hören drauß,
Und blieb doch wenigſtens der Schein,
Ich ſei der Herr im Hauſe mein.
So war, wie auf der Wund ein Pflaſter,
Eine Tugend noch bei ihrem Laſter.

Hätt ſie die Zankſucht nicht beſchwert,
War ihre Sanftmut rühmenswert.
  Die zweite war euch immer froh,
In Dulci, ſagt man, jubilo.
Ein fröhlich Herzlein tadelt keiner,
Doch ihr Verſtand war um ſo kleiner.
Und lachte ſie ob vielen Sachen,
So gab ſie noch weit mehr zu lachen.
Doch darin ihre Tugend ſaß,
Daß ſie des Tags nur einmal aß,
Und war ihr Eſſen nur gering;
Das war an ihr ein köſtlich Ding.
Denn nichts den Weibern ſchlechter ſteht,
Als wenn ſie eſſen früh und ſpät,
Und was nur durch die Zähne geht.[1]
Hätt ſie nicht mehr gehüpft, geſprungen,
Nicht mehr geplaudert und geſungen,
Als ſie gegeſſen hat alltäglich —
Da war die Frau noch ſehr erträglich.
  Die dritt zum Ende lobeſan
Zog jeden Tag, den Gott gethan,
Zwei neugewaſchne Strümpfe an.
Das war auch ihre einzge Tugend.
Sie war nicht ſchön in ihrer Jugend,
Wurds immer wen'ger mit den Jahren.
Sie wußte nicht das Geld zu ſparen,
Macht' ſich mit dem Geſindelein
Zu ſehr vertraut, ja gar gemein,
Und zankte bald und ſchlug darunter,
Da machtens dies nur immer bunter;
Dann war ſie freundlich überaus,
Da lachte das Geſind ſie aus.
Von allem Ärger, den ſie litt,
Teilt' ſie mir täglich redlich mit,
Gab viel Prozente noch Profit.
Ich trugs rückſichtlich ihrer Jugend

Und ihrer einzgen ſeinen Tugend;
Ihr Fuß war klein und wohlgethan,
Und ſchneeweiß ſtets der Strumpf daran. —
Ei, riecht das trefflich nach Reſeden,
Die ſtehn wohl dort auf jenen Beeten.
Nicht lieber riech ich Gänſebraten;
Doch meine ſind nicht gut geraten.

(Er betrachtet die Reſeden; währenddes kommt Albrecht aus dem Hauſe geſchlichen)

⁂

Sechſter Auftritt

Vorige. Albrecht, ſpäter **Pirkheimer**

Albrecht

Er iſt zur Baſe hinaufgeſtiegen,
Die läßt ihn nicht gleich wieder fliegen. —
Was will ich aber nur hieraus? —
Soll ich denn ewig ſtecken im Haus?
Er denkt, ich laufe der drüben nach;
Hätts haben können Jahr und Tag;
Das braucht er mir nicht zu verbieten;
Die laß ich lebenslang in Frieden.

(Er nähert ſich wie zufällig der Gartenthür)

Von dieſen roten Roſen allen
Will mir doch keine recht gefallen;
Dort ſind auch weiße an dem Thor;
Die gelben aber zieh ich vor.
Ich ſah doch heute welche ſtehn —
Da drüben — richtig; ich muß doch ſehn.

Pirkheimer (in der Szene)

Albrecht!

Albrecht (fährt zuſammen)

Ei, was erſchreck ich nur?

(Entfernt ſich ſchnell nach der andern Seite)

Pirkheimer (in der Thür)

Kommſt du?

Albrecht

Hier hab ich eine Spur
Gefunden.

Pirkheimer (führt ihn hinein)

Heda! nur herein.

❧

Siebenter Auftritt

Vorige ohne Albrecht und Pirkheimer. **Engeltraut** iſt unterdes, vorſichtig ſich umſehend, aus dem Hauſe gekommen; dann **Mooskirch**

Engeltraut

Er ſchlief ein ganz klein wenig ein
Und dächt gewiß, würd er jetzt wach,
Ich lief dem — dem da drüben nach.
Deswegen will er mich bewachen.
Nein! Das iſt wirklich doch zum Lachen!
Die Thüre wird — ich muß nur ſehn —
Gewißlich wieder offen ſtehn.
Nicht wahr? — Das kann mich recht verdrießen;
Ich muß nur hin und muß ſie ſchließen.

(Sie geht hin, faßt die Thüre ganz langſam, während ſie wie in Gedanken hindurchſieht; währenddes:)

Felicitas

Die Wege ſind ein bißchen enge;
Seht, weiter dort ſteht noch die Menge.

(Indem ſie in den Couliſſen verſchwinden)

Leblank

Ja ſeht; thu ich nach einer Frauen,
Verehrte Jungfrau, wieder ſchauen,
So muß ſie die drei guten Gaben
Der ſeligen drei Weiber haben,
Muß leiſe ſprechen, wenig eſſen,
Den weißen Strumpf nicht zu vergeſſen.

Moskirch (drinnen: gähnend)

He, Engeltraut!

Engeltraut (ſchlägt die Thür erſchrocken zu)

Bin ich erſchrocken —
Großvater! — all mein Blut muß ſtocken —
Nun denkt er ſicher — Gott ſei Dank,
Da iſt der drollige Leblank.

(Sie eilt dabei hinter die Couliſſe und kommt dann mit Felicitas und Leblank wieder zum Vorſchein)

Moskirch (in der Thüre)

Wo hat ſie ſich nur hingeſtohlen?
He, Engeltraut! Soll ich dich holen?

Engeltraut

(tritt während ihrer Rede mit jenem auf)

Großvater, iſts denn ein Verbrechen,
Mit Herrn Leblank ein Wort zu ſprechen?

(Während **Moskirch** und **Leblank** ſich bekomplimentieren, fällt der Vorhang)

Ende des zweiten Aufzugs

⁂

Dritter Aufzug

Die Thüre iſt verſchloſſen

In Moskirchs Garten

Erſter Auftritt

Hanns Frei. Felicitas

Hanns Frei

Drin ſitzt er neben ſeinem Alten,
Das Angeſicht in ernſten Falten,
Als wärs ſein eigner Wille, zu ſitzen
Und ſo vor Langerweil zu ſchwitzen;
Allein aus ſeinen Augen blitzen
Der Ärger, der verbißne Grimm.

Felicitas

Der Baſe gehts nicht wen'ger ſchlimm;
Sitzt wie die Jungfrau bei dem Drachen,
Dem Weinen näher als dem Lachen;
Dem Alten war noch ſchlimmer dabei,
Wünſcht' leis zum Henker den Hanns Frei.
Wie ich die beiden ſah ſich plagen,
Wußt ich nicht, wen ich ſollte beklagen,
Wer mehr in Not und Ärger ſaß.

Hanns Frei

Das iſt ja eben der wahre Spaß.
Pirkheimer lief auch gern davon;
Doch ich nahm ſie in Ambition;
Ich könnte ſie nicht Männer nennen,
Sie nicht für mündig anerkennen,

So alt ſie auch an Jahren wären,
Wenn ſie auf halbem Weg umkehren.
Und dennoch, glaub ich, hats ein Ende,
Sobald ich nur den Rücken wende,
Und leider muß ich heut verreiſen.

Felicitas

Da wird der Zeiger anders weiſen.

Hanns Frei

Doch kehr ich wieder heut zurück.
Und find ich nur in einem Stück
Meine Befehle übertreten,
So ſollen ſie peccavi beten.
Sie ſind eroberte Provinzen
Und müſſen folgen ohne Blinzen.

Felicitas

Herr Übermut, wollt ihr nicht ſagen,
Ihr habt auch mich aufs Haupt geſchlagen?

Hanns Frei

Aufs Haupt? Nein, Baſe, das wär Scherz;
Sagt lieber, Baſe, auf das Herz.
Das hab ich, kaum nur angekommen,
Ein Cäſar, gleich mit Sturm genommen.

Felicitas

Mit Sturm? — Das heißt: mit vielem Wind
Wart ihr, Hanns Frei, nur zu geſchwind.
Doch wißt ihr ſchlecht, wie man im Krieg
Mit Mädchen ſich erringt den Sieg. (Beiſeit)
Der Schelm — er weiß es nur zu gut,
Welch Mittel ſeine Wirkung thut.
Des Herzens Wall iſt nicht mit Naſen,
Mit ſanftem Hauch nur umzublaſen,
Und Jerichos Poſaun erträgt
Das Herz, das eine Flöte ſchlägt.

Ihr müßtet flehen, weinen, ſchmachten,
Sonſt iſt vergebens euer Trachten;
Was ſonſt ihr proben mögt, Herr Frei,
Mein Herz bleibt ungerührt dabei.

Hanns Frei

Das herzensgute Herzchen das!
Wie läßt es ohne Unterlaß
Sich merken, wieviel ihm dran liege,
Daß mans gefälligſt doch beſiege;
Und daß es baldigſt ſei gethan,
Giebt es noch ſelbſt die Mittel an.
Ich kann davon, ſo leid mirs thut
Nicht profitieren —

Felicitas (drohend)

Herr Übermut!

Herr Übermut!

Hanns Frei (ſich verbeugend)

Fräulein Zungenfertig.

Felicitas (ihm nach)

Seid ihr des Endes nur gewärtig!

Zweiter Auftritt

Felicitas. Gleich darauf **Engelkraut**

Felicitas (ſieht ins Haus)

Wer kommt denn da ſo ſehr geputzt?
Die Baſe hat ſich aufgeſtutzt,
Als wollte ſie Gevatter ſtehn
Oder wohl gar zur Trauung gehn.
Ei, Baſe, du ſcheinſt ja recht froh.

Engeltraut

(die aus dem Hauſe geſprungen kam und Felicitas um den Hals fiel)

Ach, Baſe, liebſte Baſe, ſo,
So muß dem kleinen Vogel ſein,
Fliegt er ins goldne Blau hinein,
Läßt froh das dumpfe Haus zurück,
Füllt ſchmetternd den Wald mit ſeinem Glück.
Ach Baſe, Baſe, hab ich denn Flügel?
Über Hügel und Thal und Thal und Hügel
Und weiter ſollt es geflogen ſein
In das ferne, duftge Blau hinein!
Es war ſo eng, ſo dumpf dadrinnen
Und ſollte ſitzen, ſollte ſpinnen,
Und außen ſchien die Sonne prächtig,
Und alles grünt' und wuchs ſo mächtig,
So übermütig in die Luft.
Da drinnen iſts wie in der Gruft,
So ängſtlich, ſo ein dumpfes Sehnen,
Man möchte wachſen und ſich dehnen,
Die Wände leidens aber nicht,
Die Decke drückt wie ein Gewicht.
So juſt muß es den Blumen ſein,
Die in die Stub man ſtellt hinein. —
Ich bin doch ſonſt im Hauſe viel,
Die Arbeit iſt mir wie ein Spiel;
Es war nur, daß ich nicht ſollte heraus,
Was mich nicht drin litt in dem Haus.
An dem ganzen Ärger, der Ungeduld
Iſt nur der — der da drüben ſchuld.
Es läßt nicht raſten mich, nicht ruhn,
Ich möcht ihm recht, recht wehe thun!

Felicitas

Dem iſt es ebenſo gegangen;
Er ſitzt vielleicht noch jetzt gefangen.

Engeltraut

Das iſt doch ſeltſam —

Felicitas

Soll nicht gehn,
Befiehlt ſein Vater, euch zu ſehn.

Engeltraut (angelegen)

Und ging er denn?

Felicitas

Man dächt es bald;
Wozu denn braucht es ſonſt Gewalt?

Engeltraut (etwas verdrießlich)

So müßt ich auch nach ihm verlangen;
Ich war ja auch deshalb gefangen.

Felicitas

Möcht er doch immer nach euch ſehn —

Engeltraut

Nach mir? — er ſoll ſichs unterſtehn.
Will nicht von ihm geſehen ſein.

Felicitas

Da giebt er, Baſe, gern ſich drein.

Engeltraut (geht nach der Thür)

Er ſoll mich laſſen in meiner Ruh —
Die Thüre, Baſe, iſt ja zu.

Felicitas

Ja, Baſe, das iſt dir ja recht.

Engeltraut

Nun ja; — es iſt doch aber ſchlecht —
Ich hätt ihn gern —

Felicitas

Am Ende gar —

Engeltraut

Geſehen? — Nein, das iſt nicht wahr.
Meinen Zorn hätt ich an ihm gekühlt,
So daß ers merkt und daß ers fühlt,
Wie wenig ich ihn leiden kann!

Felicitas

Das hilft dir nichts bei einem Mann.
Machs ihm ſo bunt und noch ſo kraus;
Das legt er nicht für Feindſchaft aus.

Engeltraut

Er legt —? Nein, ſieh, das hätt er nicht!
Geſagt hätt ichs ihm ins Geſicht.

Felicitas

Gerätſt du über ihn in Wut,
Dann glaubt er erſt, du biſt ihm gut.

Engeltraut

Du denkſt wohl ſelbſt — nein, ganz in Ruh
Hätt ichs und hätt gelacht dazu.
Nein, Baſe, nein; du haſt doch recht;
Wer weiß denn, was er ſich erfrecht.
Die Thüre wär leicht eingeſchlagen,
Drum laß den Tiſch dahin uns tragen,
Und vor die Thür —

Felicitas (lachend)

Was fällt dir ein?
Der Albrecht wird nicht raſend ſein;
Meinſt du, er kommt mit Axt und Meſſer?

Engeltraut

Sieh, Baſe; beſſer iſt doch beſſer.
Auch muß ſichs prächtig ſitzen dort.
Im Garten iſt kein ſchönrer Ort,
So ſchattig und ſo kühl gelegen.

Felicitas

Gewiß; des vielen Schattens wegen
Hat man mit gutem Vorbedacht
Die Sonnenuhr hier angebracht.

Engeltraut

Ja, ſcherze nur —

Felicitas

Du ſcherzteſt nicht?
Nein, ſieh mir einmal ins Geſicht.

Engeltraut (ausweichend)

Wär er nur leicht, hät ich nicht mehr,
Doch mir allein iſt er zu ſchwer.

Felicitas

Du ſollſt die Augen nicht verwenden!

Engeltraut (will gehn)

So will ich auch kein Wort verſchwenden!

Felicitas (hält ſie)

Du kannſt mir nicht ins Aug mehr ſchauen,
Du Schelm! Dir darf man nicht mehr trauen.

Engeltraut

Ich mag nur eben jetzt nicht lachen,
Und du willſt mich nur lachen machen. — (Bittend)
Und thuſts auch mir zuliebe nicht?

Felicitas

So komm, du Schelmenangeſicht.

(Sie tragen den Tiſch miteinander vor die Thüre)

Iſts ſo nun recht, du kleiner Dieb?

Engeltraut (beiſeit)

Ich hab ſie ſonſt von Herzen lieb,
Doch jetzo wär ich gern allein. —

Großvater hat in ſeinem Schrein
Ein ſchönes Buch mit Reimen viel,
Darinnen ſteht ein Trauerſpiel
Vom Siegfried aus dem Niederland,
Der einen Drachen überwand;
So ſchön iſt keins noch dageweſen.
Komm mit; das müſſen wir heut leſen.

(Führt Felicitas faſt mit Gewalt in das Haus)

Felicitas

Ei Bäschen, Bäschen, welche Haſt;
Du haſt heut weder Ruh noch Raſt. (Beiſeit)
Ich merke ſchon den ſchlauen Gaſt.

Dritter Auftritt

Albrecht; dann **Moskirch**; ſpäter **Teblank**

Albrecht (in Gedanken)

Ein beſſer Muſter find ich nicht
Zu dem Madonnenangeſicht.
Nur hab ich leider unterdeſſen
Die Nas und ſelbſt das Aug vergeſſen.
Die Stirne noch, wohl auch das Kinn
Mal ich aus dem Gedächtnis hin. —
Sie ſelber darf davon nichts wiſſen;
Dächt wunder ſonſt, was mich gebiſſen.
Beim erſten Blick fleht man um Gnaden,
Beim zweiten will man ſie heiraten —
Was bildt ſich nicht ein Mädchen ein? —

(Sieht ſinnend an der Mauer hin)

Was wird nun hier das beſte ſein?

Moskirch

(kommt ſchnell aus dem Hauſe, will durch die Gartenthüre und lacht über ſich ſelbſt, da er vergebens hat öffnen wollen)

Geſchieht dir recht, du alter Thor;
Das wußteſt du doch wohl zuvor.
Soll man die Stirne ſich zerbrechen,
Wenn man den Nachbar hat zu ſprechen?
Iſt weiter was mit dieſem Plan,
Als Ärger, Plag und Not gethan?
Denkt nur der Nachbar ſo wie ich,
Öffnet die Thür noch heute ſich.

Albrecht

Iſt an der Uhr vielleicht ein Brett,
Das von dem Nagel ledig geht?

(Lehnt eine Leiter an die Thüre)

Sie iſt gewohnt, um dieſe Zeit
Dort in der Laube gar nicht weit
Von hier ein Stündchen ſtill zu ſitzen —
Da ſind wohl Sprünge, ſind wohl Ritzen,
Doch für das Durchſehn viel zu eng.
Hier iſt ein kleines Brett, das ſpreng
Ich hier von dieſem Nagel los.
Nur langſam, langſam, denn ſonſt ſtoß
Ich um das ganze Würmerneſt;
Der ganze Kram da hält nicht feſt;
Sonſt fällt der ganze morſche Plunder
Mit großem Lärm und Staub herunter.

Moskirch

Da kommt Herr Leblank durch das Thor
Feſtlich geputzt. Was hat der vor?

Albrecht

Ich bin ſo ſeltſam aufgereizt;
Wovon ich ſonſt zu allerweitſt,
Das ſchüfe jetzt gerad mir Luſt.

Mich würd es ſchmerzen in der Bruſt,
Könnt ich ſie recht zu weinen machen,
Und glaub, ich könnte dabei lachen.

Vierter Auftritt

Albrecht. Moskirch. Leblank

(Während der letzten ſtummer Bekomplimentierung)

Moskirch

Was bringt ihr, Herr Deſiderius?

Leblank

Zuerſt, Herr Sebald, Gott zum Gruß.
Ich komm zu euch, um euch zu fragen,
Ob — (ſieht ſich um und zögert)

Moskirch

Nur heraus dürft ihr es ſagen,
Worinnen ich euch dienen kann.

Albrecht

Noch einen Ruck, ſo muß es gehen;
Nun kann ichs wie ein Thürchen drehen.
Mir wars, als hört ich jemand nieſen;
Es kommt. Schnell läßt ſichs wieder ſchließen.
(Lehnt die Leiter ab und zieht ſich zurück)

Leblank

Verehrter, vielgeſchätzter Mann,
Wills euch geheim erſt vorher ſtecken,
Und, was ich bringe, euch entdecken.
Einſtweilen nur ganz kurz und roh,
Und gleichſam auch inkognito.

Moskirch

Ihr macht mich, Nachbar, ſehr begierig;
Sprecht nur heraus; kein Wort verlier ich.

Leblank

Nämlich wie ich den Witwerſtand
Nachgrad und nun recht bitter fand,
Und ich desſelben ſehr verdroſſen,
So hab ich mich mit Gott entſchloſſen,
Mit ſeiner Hilfe dergeſtalten
Um eure Jungfrau anzuhalten,
Ob ihr die Tochter Engeltraut
Mir geben wollt zu einer Braut?

Moskirch

Wenn ſie euch will; mir iſts eine Ehr —
Doch —

Leblank

Herr Sebaldus, bitte ſehr,
Ich habs euch heimlich nur bericht;
Offiziell iſt es noch nicht.
Im Garten wirds nicht ſchicklich ſein,
Erſuch euch drum, ſofort herein
Gütigſt in euer Haus zu kommen,
Damit die Werbung vorgenommen
Und drauf erwidert werden mag.

Moskirch

Ihr ſeid —

Leblank

Ich bitt euch ſehr; hernach.

Moskirch

Im Haus, im Garten, wärs im Wald —

Leblank

Müßt ungeworben gehn ſobald.

So — wollt ich lieber keine Frau
Je führen wieder zu der Trau.

(Da Herr Moskirch ſprechen will, fährt er eifriger fort)

Ja wollt ich lieber doch ein Weib
Ganz ungethan an ihrem Leib,
In allem Laſter gar verdorben,
Als gegen Sitt und Schick geworben,
Welchergeſtalt nur dieſe beiden
Vom Tier den Menſchen unterſcheiden.
Erſt pocht man an, dann heißts: Herein;
Man lädt den Gaſt zum Sitzen ein;
Der Freier aber ſetzt ſich nicht
Und räuſpert ſich gefragt und ſpricht.
Der andre will, hat man geſprochen,
Bedenkzeit wenigſtens drei Wochen.
Nun, Lieber, geht hinein ins Haus,
Und klopf ich an, ſo ſeht heraus
Und fragt dergleichen, wie ihr ſollt —

Moskirch

So will ichs machen, weil ihrs wollt.

(Komplimente. Moskirch geht ins Haus; Leblank aus der Gartenthüre, kommt aber gleich wieder herein, als wär er noch nicht dageweſen, ſieht ſich um)

Leblank

Herr Moskirch ob zu Haus wird ſein?
In Gottes Namen geh ich ein.

(Geht in das Haus)

◆

Fünfter Auftritt

Pirkheimer und **Sibylle** kommen aus dem Garten und wollen in ſein Haus; dann **Engelkraut** aus Moſtkirchs Haus

Pirkheimer

Kommt, laßt uns erſt hinüber gehn,
Nach Herrn Sebaldus umzuſehn.
(Da er die Thür verſchloſſen findet und ſich beſinnt)
Zum Teufel! der Hanns Dampf. der Frei!
Der Narr mit ſeiner Hexerei!
So kann ichs — warte nur — ich will
Dem Ding ein End — Muhme Sibyll,
Hab ich euch je einen Dienſt gethan,
So hört mich einmal freundlich an.
Mein Albrecht hat, das merk ich ſchon,
Auf euch eine große Paſſion.
Ihr ſollt ihn — Muhme, ſagt nicht nein;
Ich duld es nicht! — noch heute frein.

Sibylle

Ei ei, Vetter, was fällt euch ein?

Pirkheimer

Er iſt euch reich und hübſch genung,
Und ihr ſeid noch paſſabel jung,
Könnt Kinder kriegen noch die Meng.

Sibylle

Ei ei; ihr treibt mich in die Eng.
Die Sache ließe ſich ſchon lenken:
Laßt mir nur Zeit, mich zu bedenken.

Pirkheimer

Ihr Weiber wollt doch immer Zeit,
Und das Warten iſt euch ſelber leid.

Sibylle

Dem Antrag folgt das auf dem Schritt;
So wills die alte, gute Sitt.

Dazu hab ich einen Skrupel noch.
Ich freit nach Geld; das wißt ihr doch,
Und thät mich deſſenthalb bequemen,
Einen alten, kranken Mann zu nehmen,
Damit ich ſpäter nur dürfte frein,
Stellt ſich der rechte Werber ein.

Pirkheimer

Will euch nur einer erſt zur Frau,
Nehmt ihrs mit ihm nicht ſo genau.

Sibylle

Der muß gar manche Tugend haben,
Die man nicht findt bei jungen Knaben.

Pirkheimer

Ach, Muhme, das iſt dummes Zeug;
Das ſoll nichts gelten, ſag ich euch.
Man weiß es, Muhme, ja: die Jugend
Iſt euch die erſte Männertugend.

Sibylle

Das mag bei vielen Frauen ſein;
Was mich betrifft, ich ſage: Nein.
Wer mich will zu erlangen ſuchen,
Der darf nicht ſchwören, darf nicht fluchen;
Auf Frömmigkeit ſein Thun muß zielen
Und darf nicht trinken, darf nicht ſpielen,
Darf keinen Knoblauch lieben im Eſſen
Und, wos anſtändig und angemeſſen,
Mit Gunſt zu ſagen nicht vergeſſen,
Muß ſchneeweiß jederzeit und nett
In Händen ſchwenken ſein Facilet,
Nicht tanzen wie die jungen Geſellen,
Muß einen Fuß vor den andern ſtellen,
Muß ſich langſamer Rede befleißen.

Pirkheimer

Poſſen, Weiber! Das ſoll nichts heißen.
Iſt euch der Mann nur hübſch und jung,
So iſt er euch auch fromm genung.

(Gehen ſprechend ins Haus)

◆

Sechſter Auftritt

Engeltraut

(die währenddes herausgekommen iſt und vorſichtig umſchauend dem Tiſche ſich nähert)

Die ſitzt nun drin beim Leſen feſt. —
Ob ſich wohl etwas merken läßt
An ihm, ob es zur Freud ihm iſt,
Oder es ihn vielleicht verdrießt,
Daß er mich nicht mehr ſehen ſoll?
Ich bin ſo von Erwartung voll! —
Was geht der Knabe dich nur an?
Es iſt, als wär mirs angethan. —
So ſeltſam leicht und froh und frei
Und doch ſo eigen trüb dabei,
Und weiß nicht was mich macht ſo froh,
Weiß nicht, was mich doch ängſtet ſo. —
Sollt er wohl Kummer merken laſſen,
Ich glaub, ich würd ihn wenger haſſen.

(Steigt auf den Tiſch)

Könnt ich nur einen Spalt erkunden —
Sieh doch, was hab ich da gefunden!
Da an der Sonnenuhr ein Brett,
Das hin und her zu biegen geht.
Jetzt dreh ichs auf — ein Stuhl — ich glaube
Doch gar — ganz recht! es iſt die Laube,
In der er ſitzt oft ganz allein.

Kann mans von drüben ſehen? Nein.
Heut abend noch erlauſch ich ſo,
Ob er auch traurig iſt, ob froh.

(Sie ſchließt das Brett und ſteigt, da ſie Moskirchs Stimme hört, herab und zieht ſich ins Gebüſch zurück)

* * *

Siebenter Auftritt

Moskirch. Leblank erſt noch im Hauſe

Moskirch

Sie iſt, ſo glaub ich, euch nicht gram.
Als ich heut früh herunter kam,
In ihrem Feierſchmuck ſie fand
Und fragte: Wozu ſolcher Tand?
Sie träume wohl von Feiertagen?
Da wurd ſie rot bis in den Kragen
Und ſtottert da ein Zeug daher,
Wie ihr Gewand nicht ſchön mehr wär,
Und wer uns zu beſuchen käme,
Wohl einen Anſtoß daran nähme.
Ich ſag: Wer ſoll denn kommen heute?
Es kommen immer hübſche Leute,
So Nachbar Leblank, der Vergolder.
Es ſcheint, dem Nachbar biſt du holder
Als irgend einem ſonſt? Sie ſchlug
Die Augen nieder auf ihr Tuch
Und ſagte mit verlegnem Ton:
Ach ja, ich kann ihn leiden ſchon.
Sie iſt allein im Garten hier.
So werdet einig nur mit ihr.

* * *

Achter Auftritt

Leblank ſieht ſich um. **Engeltraut** kommt lauſchend aus dem Buſche und ſtößt auf ihn

Engeltraut

Sie ſind wohl wieder fort? — Ach nein —

Leblank

Erſchreckt nicht, herzig Jungfräulein,
Daß ihr mit mir hier ſeid allein,
Wie Eva war im Paradeis
Mit Adam auf des Herrn Geheiß;
Es ſollten ſein der Menſchen zwei,
Daß einer nicht alleine ſei.
Und wie der Herr ein einzig Paar
Geſetzt hat in dem Eden dar,
So ſetzet er den Eden jetzt,
Wo einſam ſich ein Paar ergetzt./
Drum laſſet uns des Zwieſprachs warten,
So wird zum Paradeis der Garten.

Engeltraut (beiſeit; ungeduldig)

Was er da ſchwatzt. Wär er doch fort.

Leblank

O Paradeis, du ſelger Ort!

Engeltraut

Das währt noch ſicher an zwei Stunden.

Leblank

Darin ich meine Evam funden,
Du ſeiſt gepreiſt, Halleluja.

Engeltraut

Ich muß nur immer ſagen: Ja,
So werd ich ihn am ſchnellſten los.

Leblank (beiſeit)
Die Blödigkeit iſt noch zu groß;
Iſt ſie nur Frau, der kleine Dieb,
Wird ſie mehr plaudern, als mir lieb.
Nicht wahr, herzliebſte Jungfer —

Engeltraut
(mit immer geſpannterer Aufmerkſamkeit nach drüben horchend)
Ja —
Ach Gott! er iſt noch immer da —
Und drüben rauſchts —

Leblank
Sie hats verſtanden;
Das iſt die Möglichkeit — und mehr!
Das, muß ich ſagen, freut mich ſehr;
Am Aug des Mannes Wunſch abſchauen,
Iſts erſte Stück zu einer Frauen.
Sie weiß ſchon, was ich meine, doch
Iſt zu verſchämt die Jungfrau noch,
Mag es in Worten nicht vernehmen.
Und darum will ich mich nicht grämen.
So wäret ihr mir wirklich holder,
Als —

Engeltraut
Ja — ja — ich bin auf der Folter.

Leblank
So wär es meinem Gottentzücken
Erlaubt, das Händlein euch zu drücken,
Das ihr mir ſchenken wollt?

Engeltraut
Ja; ja —

Leblank
So eil ich denn auf Liebesſchwingen,
Herrn Moskirch das zu hinterbringen.

Engeltraut
Ich denk, ihr ſeid ſchon längſt gegangen.

Leblank

Die zittert förmlich vor Verlangen.
Ich eile, ſonſt wird ſie verdrießlich,
Herrn Moskirch es zu melden ſchließlich,
Wie ſie es kaum mehr kann erwarten,
Mit mir zu gehn im Liebesgarten.

(Geht ins Haus)

⁂

Neunter Auftritt

Engeltraut. Albrecht, der ſchon während der letzten Reden nach der Mauer hingeſchlichen, um zu lauſchen

Engeltraut

Nun endlich, endlich iſt er weiter.

Albrecht

Ganz leiſe lehn ich an die Leiter.
Mir ſchlägt das Herz —

Engeltraut

Hör ich nicht ſprechen?

Albrecht

Als wär mein Thun hier ein Verbrechen.
Jetzt gilt es: ſich in acht genommen!

Engeltraut

Großvater wird ja jetzt nicht kommen.

Albrecht

Schickt nur kein Unglück jetzt den Alten.

Engeltraut

Herr Leblank wird ihn feſt drin halten.

Albrecht

Nur leiſe —

Engeltraut

Leiſe —

Albrecht (ſieht ſich um)

Kommts denn nicht?

Engeltraut

Wer iſts nur —

Albrecht

Nichts iſts.

Engeltraut

Der hier ſpricht?

Albrecht

Iſts nicht, als wenns da drüben rauſchte?

Engeltraut

Gott! wenn mich jemand jetzt belauſchte!

Albrecht

Bald bin ich oben —

Engeltraut

Wenn der Tiſch

Nur nicht —

Albrecht

Was das für ein Geziſch?

Ach Poſſen!

Engeltraut

Wenn mich Leute ſehn —

Albrecht

Nur zu.

Engeltraut

Hier auf dem Tiſche ſtehn!

Albrecht

Mich kümmerts nicht —

Engeltraut

Nun kann es gehn.

Albrecht

Nun mach

Engeltraut

Nun will

Albrecht

ichs auf.

Engeltraut

ichs drehn.

Albrecht

Nun iſts

Engeltraut

Nun iſts

Albrecht

gemacht.

Engeltraut

geſchehn.

(Beide ziehen; die morſche Sonnenuhr giebt nach und fällt herab; da ſie beide das Aug an das Brett gelegt, ſtehen ſie plötzlich Geſicht an Geſicht ſich gegenüber, erſchrecken, fahren auseinander; in ihrer Verlegenheit verneigen ſie ſich mehrmals gegeneinander)

Albrecht

(nach einer Pauſe der Verlegenheit)

'S iſt heut recht ſchön.

Engeltraut (ebenſo)

Heut iſts recht ſchön.

Albrecht

(nach einer Pauſe; will ſpaßhaft ſein)

Ihr könnt hier über die Planken ſehn.

Engeltraut (verlegen, gereizt)

Nach euch wohl? —

Albrecht (ebenſo)

Oder ich nach euch?

(Lachend; gezwungen)

Ei warum das nicht?

Engeltraut (ebenſo)

Dummes Zeug.

Albrecht

Sie denkt, es iſt um ihretwegen —

Engeltraut

Er denkt, mir iſt an ihm gelegen. —

Albrecht

Das bildet euch doch ja nicht ein.

Engeltraut

Ich müßte doch — wahnſinnig ſein!

Albrecht

Das ihrs nur wißt, ich mag euch nicht.

Engeltraut

Verhaßt iſt mir eur Angeſicht.

(Sie ſtehen ſich wieder eine Weile ſtumm gegenüber, dann holen ſie tief Atem)

Engeltraut (wie zuerſt)

Heut iſts recht heiß.

Albrecht

(als wenn er ſich den Schweiß abtrocknete)

Entſetzlich heiß.

Engeltraut (wie vorhin)

Es geht kein Wind —

Albrecht

(ſtreckt die Hand in die Luft)

Er geht ganz leis.

Engeltraut
(wieder nach einer Pauſe der Verlegenheit)
Mich friert etwas —

Albrecht (reibt die Hände)
Es wird recht kalt.

Engeltraut
Der Herbſt kommt —

Albrecht
Es wird Winter bald.

Engeltraut (ziemliche Pauſe)
Wir haben jetzo wohl den Mai?

Albrecht (ſeufzend)
Das Frühjahr kommt nun ſo herbei. (Pauſe)

Engeltraut (in größter Verlegenheit)
Ihr ſeufzt recht tief; ihr dauert mich —

Albrecht (gekränkt)
Behalt ſie ihren Spott für ſich,
Die Jungfrau. Nach ihr ſeufz ich nicht.

Engeltraut (faſt weinend beiſeite)
Nein, das iſt doch ein Böſewicht. —
Ei ſeht nur, wie beklag ich euch;
Euer Vater hat als Vogelſcheuch
Euch aufgeſtellt in ſeinem Garten;
War ſonſt von euch nichts zu erwarten.

Albrecht (innig gekränkt beiſeite)
Nein! nein! das iſt nicht zu ertragen!
Euer Vater hat mit weißem Kragen
Hier einen Uhu hergeſetzt,
Weil ihn der Vogelfang ergetzt.

Engeltraut
(mit wachſender Erbitterung; beiſeite)

So recht mit Luſt er mich verletzt!
Wenn wir nach magern Spatzen ſingen,
So dürſtet ihr nicht lang mehr ſingen.

Albrecht (ebenſo)

Sie will mich zur Verzweiflung bringen!
Dem Uhu nur der Witz gebricht;
Solch Ding fängt auch den Dümmſten nicht.

Engeltraut
(ſie werden immer hitziger und ſprechen immer ſchneller)

Ei ſeht, ich denk, ihr ſeid von Holz,
Mit Lumpen ausſtaffiert ſo ſtolz
Und ſprecht? —

Albrecht

Seht, ihr ſeid ſo langweilig
Und häßlich, daß das Holz ſelbſt eilig
Vor Abſcheu Sprache gewinnt und ſpricht:
Fort, Eule, fort; ich mag euch nicht!

Engeltraut

Es bleibt dennoch nur taubes Holz!

Albrecht

Eul bleibt die Eul trotz ihrem Stolz.

Engeltraut

Doch nach der Scheuche fragt ſie nicht.

Albrecht

Gleichgiltig, was eine Eule ſpricht.

Engeltraut

Geht weg —

Albrecht

Geht ihr doch!

Engeltraut

Fort von mir!

Albrecht

Ei ſeht; zum Trotz euch bleib ich hier!
Geht ihr doch —

Engeltraut (immer ſtärker)

Ihr.

Albrecht (ebenſo)

Ihr.

Engeltraut

Ihr.

Albrecht

Ihr.

Engeltraut

Ihr.

(Sie ſtehen ſich wieder ſchweigend und ſeufzend gegenüber)

◆

Zehnter Auftritt

Vorige. **Pirkheimer** mit **Sibyllen**, **Moskirch** mit **Teblank**, die, von jenen nicht bemerkt, verwunderte Zuhörer und Zuſchauer des letzten Zanks geworden ſind

Pirkheimer

Sie kommen ſich noch in die Haar.

Moskirch

Daß nicht Hanns Frei zugegen war!
Er müßte ſeine Klugheit loben.

Pirkheimer (zu Albrecht)

Heda! Was treibt ihr mir da oben?

Moskirch (zu Engeltraut)

Wie kommt ihr, Jungfrau, da hinauf?

(Die beiden Jungen in neuer Verlegenheit)

Engeltraut (kleinlaut)

Da von dem Stuhl ſtieg ich herauf.

Albrecht (ebenſo)

Ich ſteh hier, Vater, auf der Leiter.

Pirkheimer

Das ſeh ich. Wißt ihr ſonſt nichts weiter?

Engeltraut

Ein Mard —

Moskirch

Ein Mard —?

Albrecht

Die kleine Katze —

Pirkheimer

Was iſt mit der?

Engeltraut

Oder eine Ratze —

Moskirch

Nun, werd ichs hören?

Pirkheimer

Wird ers ſagen?

Engeltraut

Hat mir mein Täubchen fortgetragen.

Albrecht

Iſt dieſen Morgen durchgegangen;
Da wollt ich es nun wieder fangen.

Engeltraut

Herr Leblank ſchenkt es neulich mir.

Albrecht

Von Frau Sibyll das ſchöne Tier.

Moskirch (zu Leblank bedeutend)
Hört ihr, Herr Leblank?

Pirkheimer (ſo zu Sibylle)
Merket ihr?

Moskirch
Ach Schnack! dort iſt dein Täubchen ja.

Pirkheimer
Dein Kätzchen, Narr, iſt ja noch da.

Engeltraut (thut ſehr verwundert)
So?

Albrecht (ebenſo)
Ei?

Engeltraut
Hm! hm!

Albrecht
Das wär doch viel.

Pirkheimer
Nun hab ich ſatt das Narrenſpiel.

Moskirch
Das nenn ich Haß, über die Planken
Zu ſteigen, nur um ſich zu zanken.

Pirkheimer (für ſich)
Die werden nimmermehr ſich gut.
Was ihr nun noch da oben thut?
Schnell, Junker, euch herabgeſchoben.

Moskirch
Was wollt ihr, Fräulein, noch da oben?
(Sie ſteigen trübſelig langſam herab)

Pirkheimer
(führt Sibylle zu dem Herabſteigenden)
Weil er euer Kätzchen fangen will,
So fangt ihn ſelber, Frau Sibyll!

Moskirch
(thut daſſelbe mit Leblank und Engeltraut)

Für euer Täubchen, Herr Leblank,
Nehmt nun das meine hin zum Dank.

Pirkheimer (öffnet die Thüre)

Mit euerm Plan, Hanns Frei, iſts aus.
Die ganze Hege ſoll heraus;
Sind beide wieder nur ein Haus;
Und morgen der Verlobungsſchmaus.

(Pirkheimer und Moskirch geben ſich in der offnen Thür die Hände; Leblank und Sibylle ſprechen mit den beiden Jungen, die über das letzte erſchrocken ſind)

Ende des dritten Aufzugs

◆

Vierter Aufzug

Die Scheidung der beiden Gärten iſt hinweggenommen

Erſter Auftritt

Pirkheimer. Moskirch. Hanns Frei

Hanns Frei

Die weichen Herzen ſtreben bald
Der Liebe zu als einem Halt.
Den ſtärkern Herzen iſt jedoch
Die Lieb ein aufgezwungen Joch.
Der wunde Stolz der jungen Seelen
Will ſich hartnäckig ſelbſt verhehlen,
Was ſie mit Macht zuſammenzieht,
Dem, ob er kämpfet, ob er flieht,
Er doch zuletzt ſich muß ergeben.

Moskirch

Wir werden das nur nicht erleben.

Hanns Frei

Sie mögen ſelbſt ſich nicht geſtehn,
Daß ſie einander gerne ſehn,
Doch noch viel wen'ger merken laſſen,
Daß ſie ſich lieben und nicht haſſen,
Weil jedes irrig noch vermeint,
Das andre ſei ihm tödlich feind,
Und ſich vor ſeinem Spotte ſcheut.

Pirkheimer

Bei dem Verlobungsſchmauſe heut,
Herr Frei, habt ihr Gelegenheit,
Zu zeigen die Beredſamkeit,
Die jetzt vergeblich ihr verſchwendet;
Die Sach iſt fertig und beendet.

Moskirch

'S iſt wahr; ſpart euer Wort, Herr Frei;
'S iſt, wie es iſt, und bleibt dabei;
Das ſag ich —

Hanns Frei (in komiſchem Zorn)

Was? Wollt ihr die Fehde,
Trompeter, ſtoß in die Trompete!
Wall, Banner, in die Luft hinein!
Ihr ſagts —? und ich, ich ſage: Nein!
Wie? Wollt ihr mir mein Werk verderben?
Ich ſoll an Witzverhaltung ſterben?
Und an verhärtetem Verſtand?
Hier liegt der Schuh von meiner Hand.
Und eh zum Lügner wird mein Mund,
Schieß ich ganz Nürnberg in den Grund.
(Geht ab)

Moskirch

Was wird der Tollkopf nun beginnen?
Für neue Tollheit nun erſinnen?

Pirkheimer

Wäre nur heut der Ratstag nicht.
Ich machs Sibyllen erſt zur Pflicht,
So lang ich weg bin, ſoll ſie gut
Den Albrecht haben in der Hut.
Wir werden, wie ich ſchon vernommen,
Heut abends ſpät nach Hauſe kommen.

Moskirch

Leblank ſoll ſeine Braut bewachen;
Das will ich ihn gleich wiſſen machen.
Wir gehn an ſeinem Haus vorbei;
Verſucht denn, was ihr könnt, Hanns Frei!

(Beide ab)

⁂

Zweiter Auftritt

Hanns Frei. Felicitas. Albrecht. Engeltraut. Die beiden letzten vermeiden, einander nahe zu kommen; ſie ſehen zornig aus und ſuchen ſich ihre Mißachtung zu zeigen; dazwiſchen ſehen ſie verſtohlen nacheinander hin)

Hanns Frei (treuherzig)

Daß nun der Zaun hier weggeriſſen,
Das mag euch, Kinder, recht verdrießen.

Felicitas

Braucht doch die Thür nicht mehr zu ſchließen.

Hanns Frei

Den Alten hab ich abgeſagt,
Weil ſie zu trotzen mir gewagt.
Der Freier läßt euch, Engeltraut —

Albrecht zeigt Freude

Sibylle wird nicht deine Braut —

Engeltraut zeigt Freude

Deshalb ſeid, Kinder, ohne Sorgen;
Doch erſt verſprecht mir zu gehorchen.

(Sie nehmen jedes eine ſeiner dargebotenen Hände und ſehen ſich dabei grimmig und verächtlich an, indem ſie ihren Schmerz verbergen, von dem andern ſo angeſehn zu werden)

Herr Leblank nimmt ſein Tag kein Weib,
Sie ſei die ſchönſt an Seel und Leib,
Die häufig ſpeiſt und häufig lacht,
Nicht jeden Tag, den Gott gemacht,
Zwei neugewaſchne Strümpfe trägt.
So zieht nun braune Strümpfe an,
Sie ſeien rot, vom Schmutz daran
Erſt braun gefärbt; ſo müßt ihr ſagen,
Felicitas; mit ſchweren Klagen
Losziehn auf Baſe Engeltraut,
Sie eſſe viel, ſie lache laut,
Und das ſo lange, bis ihm graut.
Ich unterdes mit andern Grillen
Mach ſchwer das Herz von Frau Sibyllen.
Dann rühmt ihr ihm die Wittib an,
Wie ich bei ihm mit ihr gethan.
Und fangen ſie nun an zu flammen,
Dann führen wir ſie ſchnell zuſammen!
Nun geht ihr beiden jetzt hinein,
Sie werden bald zugegen ſein.
Doch erſt nehmt Abſchied ſein manierlich,
Verneigt euch, faßt und küßt euch zierlich.

(Als wenn er ſie zuſammen führen wollte; **Engeltraut** reißt ſich los und läuft zornig hinein; **Albrecht** zeigt ebenfalls Zorn, ſieht ihr aber dann wehmütig nach; **Frei** lacht)

Hanns Frei (zu Albrecht)

Ihr wißt ſchon, wie ihrs machen ſollt,
Wenn ihr die Braut verlieren wollt.

(**Engeltraut** ſieht ſich wehmütig in der Thür um)

Da ſind die Würfel, ſind die Karten;
Nun geht; wir wollen ſie erwarten.

* * *

Dritter Auftritt

Hanns Frei. Felicitas

Hanns Frei (Felicitas beobachtend)

Die ſieht dem Burſchen zärtlich nach —
Hanns Frei! Hanns Frei! werde nicht ſchwach!

Felicitas (beiſeite)

Der ſoll mir doch noch Feuer fangen.
Das dumme Mädchen ſoll man hangen,
Das nicht den klügſten Mann bethört.
Nun aber, lieber Vetter, hört.

Hanns Frei

„Lieber," nun das läßt ſich wohl hören.

Felicitas

Nur dürſt ihr nicht auf Worte ſchwören.
Glaubt ihr, es wird uns noch gelingen,
Den Plan zum guten End zu bringen?
Ihr wißt, was man im Treibhaus pflegt,
Die freie Luft nicht leicht verträgt.
Und dieſe Neigung wuchs nun auch
Nicht auf nach altem, freiem Brauch!
Euch, Vetter, wär die Engeltraut,
Das ſag ich euch, die rechte Braut.

Hanns Frei

Die Peſt! Das Teufelsmädchen baut
Sich eine Brücke über mich,
Daß ſie den — Albrecht kriegt für ſich?
Zum Wetter! würde meine Kunſt
An der allein zu Rauch und Dunſt!
Die kleinen Herzchen zu erſchrecken,
Daß ſie vergeſſen, ſich zu decken.

Hab ich der Dirne Zeit gelaſſen,
Sich zu beſinnen, ſich zu faſſen?

Felicitas (lachend)

Ei, über dieſen Weiberkenner:
Hanns Frei, der Mann über alle Männer
Mit all ſeiner Verwegenheit
Iſt ſehr in der Verlegenheit.
Ei, Vetter, Vetter, Eiferſucht —
Kennt ihr ſie auch, die bittre Frucht?

Hanns Frei

Ei Baſe, Baſe Eitelkeit!
Wie ſeid ihr doch vom Ziel ſo weit.
Das Herzchen hab ich nur zu ſicher;
Es ſpreche ja beſcheidentlicher!

⁂

Vierter Auftritt

Vorige. Leblank; hinter ihm zwei Burſchen mit einem Korbe.
Frei im Abgehen begriffen

Leblank

Ihr dummen Menſchen, ſachte, ſacht.
Das Zeug iſt nicht von Holz gemacht —
Daß ihr mir keinen Schaden thut!

Hanns Frei (zu Felicitas)

Nun macht mir eure Sachen gut.

Leblank

Mein Herr und Jungfrau, Gott zum Gruß.

Hanns Frei. Felicitas

Willkommen, Herr Deſiderius.

Leblank

Nun wollt ich, alles wär vorbei;
Der ganze Spaß, die Freierei,
Der ganze Ehſtand mit dabei,
Das Kirchgehn, Laufen mancherlei,
Die Schickerei, die Plackerei,
Die Kocherei, die Backerei,
Die Trinkerei, die Schmauſerei,
Die Brauſerei, die Sauſerei;
Der Hochzeitstag ſowie die Nacht
Nur eitel Müh und Arbeit macht.
So iſt der ganze Eheſtand
Nur Mühetag und Weheſtand.

Hanns Frei

Ich zweifle, daß das ernſt euch ſei.

Leblank

Ja, laßt euch ſagen nur, Herr Frei,
Es giebt der Menſchen dreierlei.
Die einen freuet nichts, es ſei
Denn ſchon vorüber und vorbei.
Erinnerung iſt ein Vergolder,
Macht alle Dinge ſchöner, holder.
Die andern tanzen auf der Schneid
Der Gegenwart; es ſauſt die Zeit
Unter ihnen fort und kommt und geht,
Sie meinen aber, daß ſie ſteht,
Sehn nicht davor, ſehn nicht dahinter;
Das ſind des Augenblickes Kinder.
Die dritten aber leben nur
Vorgreiflich auf der Zukunft Spur
In banger Furcht und frohem Wähnen
Und immer neugefaßten Plänen.
Ich bin nun von der erſten Art.
Erſt wenn das Jetzt zum Ehmals ward,

Dann kann ichs recht erſt überſchauen
Und kanns genießen und verdauen.
So, wollt ich, wär vorbei die Trau,
Und wär geweſen meine Frau,
Und ſanft und ſelig ſchon verſchieden,
So könnt ich nun in ſtillem Frieden
An all die ſchönen Stunden denken
Und in das Herzleid mich verſenken
So recht nach der Behaglichkeit.

Hanns Frei (lacht)

Weil ihr ein Philoſophus ſeid.

Leblank (ſelbſtzufrieden)

Ja, ja: ſo etwas ſagt der Neid.
Gehöre ſchon zum ſeltnen Orden;
Was anders wär aus mir geworden,
Wenn ich was anders worden wär.

Hanns Frei

Das glaub ich, beſter Herr, recht ſehr.
Doch hab ich zu beſorgen mehr.
Euch werd ich ſpäter wiederſehn. (Ab)

Leblank

Das würd mich freuen, ſollts geſchehn.
(Zu Felicitas gewandt)
Ich meine, zu den vielen Gaben
Sollt ich auch Unterweiſung haben.

Felicitas

Was habt ihr nur im Korbe da?

Leblank
(indem er eine dicke vergoldete Puppe aus dem Korbe und wie ein Kind auf den Arm nimmt)

Etwas, wie niemand noch es ſah.
Schaut her, den dicken ſüßen Knaben

Soll Jungfrau Moskirch heute haben.
'S iſt Hymen, ſeht, ein Gott der Ehe,
Wie ihn die Griechen hatten ehe.
Er iſt von Pfefferkuchenteig
Und, wie ihr ſeht, vergoldet reich.
Das iſt eine Allegorie
Auf unſern Ehſtand; ſeht ihr, wie
Er innen ſüß wird ſein und hold,
Dieweil er — (Pantomime des Geldzählens)
außen echt vergoldt.

Felicitas

Ei, der wird ihr gelegen ſein,
Herr Leblank, bringt ihn nur hinein,
Den ißt ſie euch auf einen Sitz.

Leblank (erſchrickt)

Den ißt ſie — wer denn ißt — potz Blitz?

Felicitas

Nun, wer denn ſonſt als Engeltraut;
Und lachen hör ich ſie ſchon laut
Vor Luſt.

Leblank

Mir iſt das keine Luſt;
Ihr wälzt einen Stein auf meine Bruſt.

Felicitas

Wenn das die Luſt euch kann verderben,
Müßt ihr um Frau Sibyllen werben,
Die leiſe wie die Heimchen ſpricht,
Und wahrlich! viel mehr ißt die nicht,
Als was ein Heimchen eſſen kann.

Leblank

Beneidenswert iſt dann ihr Mann.
Ißt eure Muhme ſtets ſo viel?

Felicitas

Ach nein; ſie ſteckt ſich noch ein Ziel,
Wißt ihr, des alten Herren wegen!
Da kommt ſie ſelbſt mit Saus und Braus.
Der Alte, wißt, iſt nicht zu Haus.

Fünfter Auftritt

Vorige. Engeltraut ſingend und ſpringend aus dem Haus

Leblank

Sagt, Jungfrau, doch, iſts nie ihr Brauch,
Zu tragen weiße Strümpfe auch?
Ein weißer Strumpf läßt doch gar fein,
Macht auch anſehnlicher das Bein.

Felicitas

Doch will das oft gewaſchen ſein.
Damit läßt ſie ſich nicht gern ein.
Und trägt ſie erſt ihr eigne Taſchen,
So will ſie gar nicht ferner waſchen.
Sie läßt bloß rote Strümpfe ſchaun —
Die werden ſo allmählich braun.

Leblank

Ach, Jungfrau, ihr erweckt mir Graun. —
Wüßt ich nur, ob ich dürfte traun.

Engeltraut

(als habe ſie ihn erſt bemerkt, hüpfend und ſingend auf ihn zu)

Ach ſeht, Herr Nachbar, ſeid willkommen!

Leblank

Hab die Erlaubnis mir genommen,
Zu bringen dieſen Hymenus
Benebenſt meinem feinſten Gruß.
Wollt ihn betrachten — unterdeſſen —

Engeltraut (lacht laut)

Ein Wechſelbalg — iſt das zum Eſſen?

Leblank (ſchmerzlich)

Mein Gott! mein Gott! — Der Gott der Ehe,
Wie ihn die Griechen hatten ehe,
Und iſt von Pfefferkuchenteig.

Engeltraut (will ihn nehmen)

So will ich ihn verſuchen gleich.

Leblank
(entflieht ihr, den Hymen wie ein Kind auf dem Arme; ſie nach)

Es ſoll Herr Moskirch erſt ihn ſehn.

Engeltraut

Das kann dann immer noch geſchehn.

Leblank

Jungfrau, ihr greift mir an mein Herz.

Engeltraut

Gebt her, gebt her; treibt keinen Scherz.

Leblank

Es iſt ein Schauſtück unter Glas —

Engeltraut

So gebt doch her; treibt keinen Spaß.

Leblank

An ſicherm Orte aufzuheben.

Engeltraut

Nun freilich; das will ich ja eben.

Leblank

(außer ſich; giebt den Hymen dem Burſchen und ſtellt ſich mit ausgebreiteten Armen davor)

Entreißt dem Löwen ſein Junges nicht.

Engeltraut

Er gleicht euch auch von Angeſicht —

(Beiſeite traurig)

Ach Gott! wie michs im Herzen ſticht.

(Felicitas muntert ſie auf)

Vor Hunger ſterb ich nicht deswegen.

(Sie bringt Lebensmittel aus der Taſche und ißt)

Den Kopf laßt mich herunterreißen.

Leblank

Ihr habt doch, ſeh ich, noch zu ſpeiſen.

Engeltraut

'S iſt nur, daß man was hat zu beißen;
Ein Viertel Gans, ein magres Huhn;
Du lieber Gott! was iſt das nun?
Nur daß der Mund hat was zu thun.

(Traurig beiſeite)

Ach Gott! Ach Gott! ich möchte ſterben.

Leblank

Leblank, um dieſe laß du werben,
Wer rennen will in ſein Verderben!

Engeltraut

(die traurig daſtand, fängt, da er ſie anſieht, wieder an zu ſingen und hüpft zurück ins Haus)

Sechſter Auftritt

Vorige ohne Engeltraut; die Burſchen gehen auf ein Zeichen von Leblank

Leblank (nach einer Pauſe)

Ihr ſpracht vorhin von Frau Sibyll;
Hört an, was ich euch fragen will:
Hat ſie wohl einen alten Mann
Oder der lang noch leben kann?

Felicitas

Ach, die iſt Wittib; doch verlobt
So halb und halb —

Leblank

Sei Gott gelobt!
So etwas kann ſich wieder trennen.
Ich wünſchte ſehr, die Frau zu kennen.

Felicitas

Aus der Verlobung wird wohl nichts.
Will einen Mann ernſten Geſichts;
Darf ſpielen nicht, ſich nicht vermeſſen,
Wo es ſich ziemt und angemeſſen,
„Mit Gunſt“ zu ſagen, nicht vergeſſen,
Beileib auch keinen Knoblauch eſſen
Und muß manierlich, weiß und nett
In Händen ſchwenken ſein Facilet;
(**Leblank** holt ſchnell ſein Taſchentuch heraus, womit er ſchwenkt:)
Darüber nun noch vieles haben,
Was man nicht findt bei jungen Knaben,
Desgleichen iſt, der um ſie wirbt.
Mit der, glaubt mir, kein Mann verdirbt;
Sie iſt nicht alt und reich dazu
Und hat manch Leinen in der Truh.

Leblank (bewegt)

Nein, wie ihr ſagtet, was ſie liebe.
Wars nicht, als wenn man mich beſchriebe
Vom Scheitel bis zur Zeh? Fürwahr,
'S iſt Himmelsſchickung offenbar.
Ihr müßt mir ſpäter mehr noch ſagen,
Ich kann den Ärger nicht vertragen,
Mir zittert Kopf und Arm und Bein;
Wenn ihrs erlaubt, geh ich hier ein;

(zeigt auf die Laube)

Ich muß jetzund ein wenig ruhn,
Abſeit ein kleines Schläflein thun. (In die Laube)

Felicitas

Wir fügen hier des Himmels Willen;
Nun träumt nur recht von Frau Sibyllen.

◆

Siebenter Auftritt

Hanns Frei. Sibylle. Felicitas wird zuweilen ſichtbar;
dann **Albrecht**

Hanns Frei

(führt Sibyllen zierlich an der Hand)

Das iſt ein trefflich ſeltner Mann,
Wie ich mit Wahrheit ſagen kann;
Dafür, was er von ſeinem Weib
Verlangt, auch nicht zum Zeitvertreib.
Muß leiſe ſprechen, wenig eſſen
Und nicht die Hauptſach zu vergeſſen,
Zwei Füße haben wohlgethan
Und täglich weiße Strümpfe dran.

(Sibylle betrachtet ihre wechſelweiſe ausgeſtreckten Füße mit Genugthuung)

So kann ihm auch das laute Lachen
Von Frauen großen Ärger machen.
Sehr liebt er, was auf dieſem Beete
Hier wächſt, ich meine die Reſede.

(Sibylle pflückt welche und ſteckt ſie an ihre Bruſt)

Sibylle (ſehr leiſe)

Ihr habt beſchrieben mich vorhin
In dieſen Dingen, wie ich bin;
Freut mich, daß meinen Gaben allen
Ein ſolcher Mann ſchenkt ſein Gefallen.
Ich möcht es Himmelsſchickung nennen
Und wünſchte ſehr den Mann zu kennen.
Wer kommt denn da herausgeſprungen?
Der Albrecht iſts; was fehlt dem Jungen?

Hanns Frei

Vielleicht ein Gläschen Wein zuviel
Oder Verluſt im Würfelſpiel;
Ihr wißt ja, wie die Jungen ſind.

Sibylle

Iſt ſonſt doch ein gezognes Kind.

Hanns Frei

Er treibt es jetzo nur ganz ſacht,
Der Alte giebt zu fleißig acht.
Drum will er gar zu gern heiraten
Der alten Närrin alte Dukaten!

Sibylle

Ei ei; das iſt ein Böſewicht —
Wenn nicht der Neid aus dieſem ſpricht.

Albrecht (als wäre er berauſcht)

Gotts Daus und Zinken! Das iſt klug.
Eins, zwei, drei — Wetter! grad genug.

Geſchwinde, Vetter, Baſe, geſchwind.
Dort in der Laube weht kein Wind,
Der uns die Karten könnt verjagen.
Ein Donnerwetter dem in Kragen,
Der ſchimpfen will auf unſern Orden.

(Er hat Frau Sibylle halb mit Gewalt in die Laube geführt; bringt Karten und Würfel zum Vorſchein)

Sibylle

Ach Gott, Herr Frei; mit ſolchen Worten
Kann man die Seel im Leib mir morden.

Hanns Frei (zuckt die Achſeln)

In Welſchland iſt er ſo ruchlos worden.

Sibylle

Mir wird es angſt; wir wollen gehn.

Albrecht (würfelt)

Heda — wer hält; das waren zehn.
Beim ſchwarzgeſchwänzten Satanas
Seht, alle achtzehn waren das.

(Er ſingt)

Das Daus und die Seß und die Zinken, die Acht,
Die haben gar manchen zum Schelmen gemacht.

(Zieht eine Flaſche, reicht ſie, nachdem er getrunken, an Sibylle)

Auf, Bruder, trinke. Du ſollſt leben
Und dort (auf Frei zeigend) die Baſe auch daneben,
Denn iſt die Ratte zum Haus hinaus,
Dann tanzt die Katze mit der Maus.

(Beiſeit traurig)

Ach Gott! ach Gott! ich halts nicht aus!

(Faßt ſich wieder)

He trinke flinke, finke, Finke!
Hör trinke, ſag ich, hörſt du? trinke!
Ein Millionen— in deinen Zopf,

Ich faſſe dich bei deinem Schopf
Und abbrevier dich um den Kopf.

Sibylle

Er wird doch nicht — Gott ſteh mir bei —
Er zieht vom Leder — Herr Hanns Frei!

Albrecht (die bloße Klinge in der Hand)

Was willſt du, Vetter, mit der Grille,
Du denkſt, du biſt die Muhme Sibylle
Und dieſe da (deutet auf Frei) der Vetter ſei?
Das iſt die Vaſe, du der Frei.
(Deutet mit der Klinge)

Sibylle

Ach, all ihr Heiligen im Himmel!

Albrecht
(will die Klinge einſtecken, was er nicht zuwege bringt)

Die kümmert nicht das Weltgewimmel.
Die trinken ihren kühlen Wein
Und knöcheln mit den Engelein.
Die Engeltraut — was wollt ich ſagen?
Die Englein — Englein — Engelein,
Die traut —

Hanns Frei

Komm, Albrecht, geh hinein.

Albrecht

Als hätt ich wirklich mich im Wein
Berauſcht, ſo — Vaſe (zu Frei) laß das ſein —
(Zu Sibyllen) Trink, Vetter —

Hanns Frei (treuherzig)

Thut ihm ſeinen Willen.
So könnt ihr ihn am beſten ſtillen;
Merkt euch das Mittel für die Zeit,
Wo ihr glückliche Gatten ſeid.

Albrecht

Ich kann nicht mehr — bin ſo beklommen,
Als wär mir alles Glück genommen.

(Nimmt Karten und Würfel und wankt in das Haus zurück, indem er vor ſich hinſingt)

Das Daus und die Seß und die Zinken, die Acht,
Die haben gar manchen zum Schelmen gemacht.

Sibylle (währenddes)

Herr Frei, die Zeit wird nimmer kommen.
Mag frein, wer will, den Böſewicht.

(Beiſeite)

Ich frei nur einen — oder nicht.

(Auf einen Wink von Frei hat Felicitas Leblank geweckt und kommt nun mit ihm aus der Laube: Sibylle und Leblank zeigen Überraſchung, wie ſie ſich erblicken)

Sibylle (beiſeite)

Das Faciletlein in der Hand,
Der Ernſt in Mienen, der Verſtand;
Sah keinen Mann noch ſtattlich ſeiner.
Sibyll, iſts der nicht, iſt es keiner!

Leblank (ebenſo)

Fürwahr, das iſt ein ſtattlich Weib
Und anmutvoll an Seel und Leib —
Dies Lächeln — dieſer Fuß — Triumph!
Noch ſah ich keinen weißern Strumpf.

(Sie neigen ſich gegenſeitig: Leblank iſt ernſt, dabei ſanft und galant, Sibylle ſpricht ſehr leiſe, lächelt, riecht zuweilen an die Reſeda und zeigt ihre Strümpfe)

Hanns Frei (vorſtellend)

Hier Frau Sibylle, tugendreich —
An Tugend kommt ihr keine gleich.

(Leblank freudig überraſcht)

Felicitas (vorſtellend)

Und hier Herr Leblank, der Vergolder —
Natur und Glück ſind keinem holder.

(Sibylle freudig überraſcht; abermals Komplimente)

Sibylle (verbindlich)

Vergolder, hört ich öfter ſchon,
Sei eine ſchöne Profeſſion.

Leblank (witzig)

Vergolder iſt, mit Permiſſion
Nur ſag ichs, keine Profeſſion.
Vergolder, ſag ich euch, mit Gunſt,
Vergolder iſt die freiſte Kunſt!

Sibylle

Einwendung kann ich euch nicht machen,
Ihr denket reiflich ſolcher Sachen,
Ich ſag, es iſt ein ſelten Stück
Für eine Frau und großes Glück,
Wenn ſie in ihrem Thun und Denken
Ein kluger Mann mag freundlich lenken.

Leblank

Und für den Mann das höchſte Gut,
Wenn ſeine Frau mit ſanftem Mut
Die Klugheit ihres Mannes faſſen
Und ſich von ihr mag lenken laſſen.
Dagegen Störrigkeit mir auch
Zuwider iſt wie Knobelauch.

Sibylle (erfreut)

Den Knoblauch könnt auch ihr nicht leiden?
So ſehr thu ich den Knoblauch meiden,
Als gern ich die Reſeden mag.

(Riecht daran)

Leblank (erfreut)

So ſind wir ganz von einem Schlag.

(Sie läßt ihn riechen; er verneigt ſich)

Sibylle

Vergolder alſo iſt, mit Gunſt,
Verehrter Herr, eine feine Kunſt

Leblank

Und die auch redlich ihren Mann
Ernährt, wie ich euch ſagen kann,
Und nicht nur ihren Mann allein,
Sie ſchafft zu leben wohl noch zwein,

(Schalkhaft)

Und drein und vieren, Frau Sibyll,
Und fünfen, ſechſen — wie Gott will.

Sibylle (ſchämt ſich; dann)

Ich merke ſchon, ihr ſeid ein Mann,
Der feine Worte ſetzen kann.

Leblank

Ihr ſeid eine Frau, das merk ich ſchon,
Sehr angenehmer Komplexion.
Doch dürft, verehrte Frau, ichs wagen,
In Züchten etwas euch zu fragen —
Wie oft am Fuße wie gedrechſelt
Ihr, werte Frau, die Strümpfe wechſelt?

Sibylle

Verehrter Herr Vergolder, glaubt,
Was einem, das iſt euch erlaubt;
Kein Strumpf kommt zwieer an meinen Leib.

Leblank (beiſeite)

Es iſt ein auserleſen Weib.

Sibylle

Das iſt mein Stolz, muß ich euch ſagen,
Stets Neugewaſchenes zu tragen.

Leblank (mit äußerſter Zierlichkeit)

Wär es erlaubt, nach dreizehn Wochen
Beſcheidentlicheſt anzupochen?

Sibylle (beiſeite)

Nach dreizehn — nein! wie zart geſprochen. —
Würdet mir dann ſechs Monat ſchenken,
Um mich gehörig zu bedenken.

Leblank (beiſeite)

Mehr Sittſamkeit iſt nicht zu denken.
Nein, das iſt außerordentlich!

◆

Achter Auftritt

Vorige. Pirkheimer. Moskirch

Hanns Frei

Da kommen ſie; die werden ſich
Verwundern.

Pirkheimer

Kommt nun, Frau Sibyll —

Moskirch (zu Leblank)

Kommt, beſter Herr Leblank, ich will —

Leblank (ſehr höflich)

Ihr wollt — und ich will mich empfehlen.

Moskirch

Wie? Wollt ihr jetzt davon euch ſtehlen,
Eh noch — Eidam, ſeid ihr geſcheit?

Leblank (noch höflicher)

Verehrter Herr, es thut mir leid,
Doch muß ergebenſt deprezieren
Und auf den Eidam reſignieren.

Pirkheimer

(mit Sibylle im Geſpräch)

Ich werde die Geduld verlieren.
Wer hats euch in den Kopf geſetzt?

Sibylle

Somit empfehl ich mich euch jetzt.

(Komplimente zwiſchen ihr und Leblank; Pirkheimer und Moskirch ſtehn erſtaunt)

Leblank

Ich will es euch nur ſtecken ſchnell,
Doch iſts noch nicht offiziell,
Daß morgen ichs euch will verkünden,
Was ich will thun, ſamt meinen Gründen.

(Geht komplimentierend ab; die Burſchen tragen ihm den Korb nach)

Neunter Auftritt

Vorige ohne Leblank und Sibylle

Pirkheimer

Zum Henker! ſagt, was das bedeut't?

Hanns Frei

(verbeugt ſich vor ihm; treuherzig)

„Bei dem Verlobungsſchmauſe heut,
Herr Frei, habt ihr Gelegenheit,
Zu zeigen die Beredſamkeit,
Die ihr vergeblich jetzt verſchwendet.“
Vergeblich ward ſie nicht verſchwendet;
Die Freier ſind nach Haus geſendet —
„Die Sach iſt fertig und beendet!“

Moskirch

Ihr denkt, daß ſie beendet ſei,
Herr Frei, mit eurer Schelmerei!

Hanns Frei

(ſanft und treuherzig höflich)

Ihr mögt nun weinen oder lachen,
Mögt Fäuſtchen in den Taſchen machen,
Mögt Feuer ſchreien wie die Drachen,
Hanns Frei beendet ſeine Sachen,
Wird mit Gewalt euch glücklich machen;
Ihr mögt euch wie ihr wollt gebärden,
Hilft nichts, ihr müßt nun Schwäher werden.

(Da Moskirch reden will, verbeugt er ſich gegen ihn und fährt immer höflicher und gutmeinender fort)

’S iſt wahr! ſpart euer Wort, Herr Frei;
’S iſt, wie es iſt, und bleibt dabei: —

(In ſeinem gewöhnlichen Ton)

Still; ſeht die beiden ihre Klagen
Heraus ins ſanfte Mondlicht tragen.
Zieht euch zurück. Wollt ihr nicht ſtören,
So werden wir vielleicht was hören
Von Reden an den Mond verlauten,
Der Liebe wirklichen Vertrauten;

Dazu iſt er auch taub und ſtumm,
Hat er das Privilegium. (Ziehen ſich zurück)
Die Lieb will immer vom Liebchen ſagen
Und will nur ſelber antworten und fragen;
Drum wär er nicht ſtumm, ſie ließen ihn ſchon,
Und wär er nicht taub, lief er ſelber davon.

Zehnter Auftritt

Vorige. Albrecht. Engeltraut. Beide kommen in Gedanken verſunken aus den Gärten nach den Häuſern zu

Albrecht

Ich weiß nicht, was das werden ſoll;
Mein Herz iſt mir ſo übervoll! —

Engeltraut

Von dieſem Wogen in der Bruſt
Hab ich noch nie, noch nie gewußt —

Albrecht

Die Unruh läßt mich nimmer drin;
Ich weiß gar nicht mehr, wie ich bin —

Engeltraut

Das Freude bald, bald Ängſten giebt —
Ich fürchte, ich bin gar verliebt.

Albrecht

Daß mich es drängt ohn Ruh und Raſt
An die zu denken, die mich haßt.

Engeltraut

Die Liebe, hört ich, drängt und peinigt,
Bis ſich die Liebenden vereinigt

Für immer ſehn und allezeit. —
Das wär für mich ein großes Leid —

Albrecht

O ſchöner Name, Engeltraut,
Den ſelgen Engeln angetraut —

Engeltraut

Müßt ich ihn lieben, großer Gott,
Dem ich zum Hohne bin und Spott. —

Albrecht

Die mich ſo trüb und elend macht —

Engeltraut

Der mich ſo kränket, ſo veracht —

Albrecht

Es halten Engel bei dir Wacht.

Engeltraut

Du — du da drüben — gute Nacht.

(Beide ab)

Elfter Auftritt

Die **Vorigen** ohne Albrecht und Engeltraut kommen wieder

Hanns Frei

Wer blieb der Sieger in der Schlacht?

Pirkheimer

(ihm die Hand drückend)

Ihr habt ein Meiſterſtück gemacht.

Moskirch

Hanns Frei, das hätt ich nicht gedacht.

Felicitas

Der letzte, der am besten lacht.

Hanns Frei

Trompeten! Pauken! Siegsgeſchrei!

Felicitas

Jauchzt nicht zu früh, Hanns Frei! Hanns Frei!

Vorhang fällt

Ende des vierten Aufzugs

◆

Fünfter Aufzug

Erſter Auftritt

Albrecht ſitzt malend in der Laube auf Pirkheimers Seite. Bald darauf in der auf Roßkirchs **Engelkraut** ſichtbar

Albrecht

Vom Fuß bis zu den vollen Lenden
Umwallt von faltigen Gewänden,
Und von der Hüſt in ſanftem Zug
Einbeugend ſteiget bald genug
Anwachſend wieder dann mit Luſt
Der Rücken zierlich, voll die Bruſt,
Demütig ſtolz der Nacken auf
Zum ſchlanken Hals, dem Köpfchen drauf,
Auf deſſen jugendvollen Wangen
Sich Ros und Lilie froh umfangen,
In deſſen langbefranſten Augen
Sich Erd und Himmel ſehnend tauchen. (Beſieht)
Ja, dieſem leis erſchloßnen Mund
Sind aller Engel Grüße kund! — (Malt weiter)
Nun von der Lippen Purpuroaſe
Steigt majeſtätiſch ſanft die Naſe
Bis zu der Stirne freiem Bogen,
Vom Gold der Locken ſchön umzogen,
Womit Natur als Heilgenſchein
Umſpann die Wölbung frei und rein. —
Ein Knäblein nun an ihre Bruſt
Beſchaut mit frommer Mutterluſt,

Sie Liebe nur und nur Gewährung —
Des Weibes irdiſche Verklärung.
Und noch ein Krönlein obenhin,
Iſts eine Himmelskönigin. (Er ſpringt auf)
O ſolch ein Kind! Solch eine Braut
Im ſelgen Arm! — Ach, Engeltraut!
Ich kann mich nicht mehr ſelbſt belügen,
Ich fühls, nach dieſen lieben Zügen
Drängt all mein Sein, mein Leben hin!
Ich fühl es, daß ich elend bin,
Gebannt — und über dieſe Schranken
Hinüber fliehn — nur die Gedanken! (Malt fort)
Und Männer, Weiber tief gebückt
Die heilge Gegenwart entzückt.
So ſoll das Engelsantlitz ſtrahlen
Und lindern aller Herzen Qualen,
Die gläubig fromm und mit Vertraun
In ſeinen offnen Himmel ſchaun;
Das ſüßeſt Antlitz weiß und zart,
Daran ich ach! zum Kranken ward;
Das ſelge Lächeln um den Mund,
Daran ich ward zum Sterben wund;
Die reine Stirn — ſo mild gerötet
Das ſüße Antlitz, das mich tötet.
Ach einzigſt einzge Engeltraut —
Unſelger ich! warſt meine Braut.
Die Lilien all, die roten Roſen
Hab ich ſo heftig fortgeſtoßen,
Daß an dem Dorn ich hängen blieb.
Wie hat ich doch mein Unglück lieb;
Wie war vom Wahnſinn ich beſeſſen —
Nun ſo geſtraft, wie ſonſt vermeſſen!

* * *

Zweiter Auftritt

Vorige. Hanns Frei zu Albrecht herein; legt ihm die Hand auf die Schulter; Albrecht bedeckt ſein Bild und wendet ſich überraſcht

Hanns Frei (betrachtet ihn achſelzuckend)

Nein Vetter, ſagt mir, was euch quält.
Ich ſeh es, ſchon ſeit Tagen fehlt
Euch ganz die alte Heiterkeit.
Ob ihr mir nicht zu fleißig ſeid?
Zeigt doch; was macht ihr da? —

(Nimmt das Bild, eh Albrecht es hindern kann)

Ei ſchaut;
So leibt und lebt die Engeltraut. (Gleichgiltig)
Wird nun doch wieder eure Braut.

Albrecht (ſich mühſam faſſend)

Wieſo? —

Hanns Frei

Weils um den neuen Plan
Mit Leblank und Sibyll gethan,
Wird wieder, wie ich hörte reden,
Der alte an ſeine Stelle treten,
Ich meine: der mit Engeltraut.

Albrecht (will gleichgiltig ſcheinen)

Was ſagſt du, Frei? Sie meine Braut?

Hanns Frei

Nun freilich —

Albrecht (beiſeit)

Jauchzen möcht ich laut
Und darf es mir nicht merken laſſen.

Hanns Frei

Du ſcheinſt noch immer ſie zu haſſen?

Albrecht

Du weißt es doch, ich mag ſie nicht —
Es müßte denn die Kindespflicht —

Hanns Frei

Nein, Freund, iſts das — vertrau auf mich;
Nein, eher opfr' ich mich für dich.
Du ſollſt doch ſagen, daß Hanns Frei
Ein treuer Freund auf Erden ſei.

Albrecht

Dich opfern? Nie geb ich das zu.

Hanns Frei

Deswegen, Freundchen, bleib in Ruh.
Das Opfer iſt nicht gar zu ſchwer.
Ich weiß, ich find kein Mädchen mehr
So ſchön und von ſo ſanftem Mut.
Und überdies — (vertraulich) ſie ſcheint mir gut.

Albrecht (erſchrocken)

Sie ſcheint —? (beiſeit) mir iſt mein ganzes Blut
Erſtarrt —

Hanns Frei

Du kennſt das Spiel mit Blicken —

Albrecht

Das Spiel —? (beiſeit)
Dies Spiel wird mich erſticken —
Im Schmerz —

Hanns Frei

Du kennſt das Händedrücken —

Albrecht (beiſeit)

Das drückt mein Herz in blutge Stücken.
Frei! Frei! Laß du dich nicht berücken.
Sie lockt die Männer mit Gewalt,
Und ſind ſie heiß, dann iſt ſie kalt.

Hanns Frei

Siehſt du, das ſpricht der Haß aus dir.

Albrecht (immer heftiger)

Nein, Vetter! Vetter! Glaub dus mir.
Nein, Vetter! nein! ich duld es nicht.
Siehſt du, ich wär ein Böſewicht,
Ließ ich dich taumeln ins Verderben —

(Sich vergeſſend)

Siehſt du denn nicht: ich müßte ſterben —

(Sich faſſend)

Nein doch — ich wollte ſterben lieber —

Hanns Frei (beiſeit)

Ich glaubs, am eiferſüchtigen Fieber. (Geht)

Albrecht (ihm nach)

Eh ich unglücklich ſehe dich;
Nein, ſiehſt du, lieber opfr' ich mich.
Soll glücklich ſein durch deinen Schaden? —
Sieh, jetzo muß ich ſie heiraten.

◆

Dritter Auftritt

Engeltraut (erhebt ſich)

Ach einmal nur ganz dein zu ſein,
Ach einmal nur ſo dein, ſo dein,
So zwiſchen Sterben, zwiſchen Leben
Ein ſelger Engel hinzuſchweben.
Ach, Albrecht, ach! wie lieb ich dich!
Ach, Albrecht, und du — haſſeſt mich.
Ich bin doch ſchön und bin doch jung
Und bin doch gut und reich genung.

Und ſehlt mir auch an Klugheit nicht;
Was iſts doch nur, was mir gebricht?
Und wär ich häßlich immerhin,
Hundertmal ärmer, als ich bin,
Und nichts als ſeine Liebe mein,
Welch glücklich Mädchen wollt ich ſein!

⁂

Vierter Auftritt

Engeltraut. Felicitas

Felicitas (eilend)

Jetzt Vaſe, wird es ernſt fürwahr;
Ihr dauert mich, ihr armes Paar.

Engeltraut

Was für ein Paar?

Felicitas

Nun du —

Engeltraut

Und wer?

Felicitas

Der Albrecht —

Engeltraut
(außer ſich, was ſie zu bergen ſucht)

Da — da drüben der —
Wer ſagt denn das?

Felicitas

Ei nun die Alten.

Engeltraut (beiſeit)

O Gott! wie muß ich an mich halten!
O Gott! o Gott!

Felicitas (bedauernd, treuherzig)
Schau, Bäschen, ſchau —

Engeltraut

Bin ich nur einmal ſeine Frau,
Ich weiß, er muß mich lieb gewinnen! —

Felicitas (wie vorhin)

Der Schrecken bringt dich ganz von Sinnen —

Engeltraut (beiſeit)

Nun muß ich es nicht merken laſſen,
Daß ſich in Lieb gewandt mein Haſſen,
Kann ſtill mich freuen am Gelingen,
Wenn ſie zu meinem Wunſch mich zwingen! (Ab)

⁂

Fünfter Auftritt

Felicitas, dann **Hanns Frei**, **Pirkheimer** mit **Albrecht**, **Mooskirch** mit **Engeltraut**

Felicitas

Dort kommt er ja. Hanns Frei! Hanns Frei!
Nun kommt ihr ſelber an die Reih;
Die Alten ſind mit mir im Bund,
Zu ſtrafen euern Läſtermund!
Seid ihr ein Rieſ an Seel und Leib;
Hier ſeid ihr Mann, und ich bin Weib.

Albrecht
(zu Pirkheimer, mit dem und Hanns Frei er kommt)

Ja, Vater, ſehr hab ichs bereut,
Will meine Beßrung zeigen heut,
Will euch fortan nie widerſtreben
Und freien, wen ihr mir wollt geben,

Und ſollt ſie mir zuwider ſein
Wie Giſt — ich will nicht ſagen: Nein.

(Giebt ihm die Hand)

Pirkheimer (zu Frei)

Spitzbube du! ergiebt ſich drein,
Daß er nach ſeinem Wunſch ſoll frein.
Und macht mit liſtger Reubezeigung
Noch ein Verdienſt aus ſeiner Neigung.
Doch ohne Strafe gehts nicht ab.

Engeltraut und Moskirch treten auf

Moskirch

Du machſt mir Freude nun genung
Durch deine Sinnesänderung.

Engeltraut

Ich hab euch gar zu ſehr gekränkt,
Drum nehm ich nun, wem ihr mich ſchenkt,
Und wär es gleich mein ärgſter Feind —

Moskirch (gegen Felicitas)

Wir wiſſen, Jungfrau, wie ihrs meint.

Pirkheimer (zu Moſkirch)

Gebacken ſind die Kuchen nun,
Geſchlachtet Rind und Gans und Huhn,
Und ſchade wär es, käm es um;
So iſt mein Rat, Herr Moſkirch, drum,
Wir richten den Verlobungsſchmaus
Noch heut in Gottes Namen aus —

Moskirch

Ihr nehmt das Wort mir aus dem Mund —
Und ſchließen denn mit Gott den Bund.

Pirkheimer (nimmt Albrecht bei der Hand)

So nimm denn, Albrecht, deine Braut —

Moskirch (Engeltraut bei der Hand)
So nimm den Bräutgam, Engeltraut,
Aus meiner Hand.

Pirkheimer
Die Baſe ſei
Dein glücklich Weib.

Moskirch
Kommt doch, Herr Frei.

(Pirkheimer legt Albrechts Hand in die Felicitas, Moskirch Engeltrauts in die Freis. Die kaum verhehlte Freude der Jungen verwandelt ſich in Schrecken; vor Schmerz vergeſſen ſie, ſich gegen einander zu verſtellen, und ſehen ſich voll Schmerz an)

Engeltraut (unwillkürlich)
Ach Albrecht! Albrecht!

Albrecht (ebenſo)
Engeltraut!

(Sehen ſich ängſtlich zweifelnd an)

Engeltraut
Träum ich?

Albrecht
Gilt mir der ſüße Laut.

(Sie nähern ſich einander)

Engeltraut
Gott! wär es möglich —

Albrecht
Wär es wahr?

Hanns Frei
In Eile hol ich den Notar. (Ab)

◆

Sechſter Auftritt

Vorige ohne Frei

Engeltraut

Er liebt mich! —

Albrecht

Was ich nimmerdar
Zu hoffen wagte!

Engeltraut

Großer Gott!

Albrecht (ſtürzt vor ihr auf die Kniee)

Verzeihſt du mir denn all den Spott?
Es hat mein Herz dabei geblutet;
Mir war es nicht wie Spott gemutet,
Mir that es weher noch als dir.

Engeltraut

(kniet nieder zu ihm; ſie halten ſich bei beiden Händen zwiſchen Lachen und Weinen, ohne an etwas außer ſich zu denken)

Ach, guter Albrecht, ſage mir,
Daß du nicht zürnſt, daß ich bis jetzt
So oft und bitter dich verletzt.
Aus Schmerz und Kummer kränkt ich dich,
Weil ich geglaubt, du haßteſt mich!

Albrecht

(nach kleiner Pauſe, in der ſie ſich in die Augen ſahen; lachend)

Nein! nein! ſo tolles Zeug zu machen!

Engeltraut

(lachend; die Reden Schlag auf Schlag; immer fröhlicher)

So ſehr — nun muß ich drüber lachen.

Albrecht

Vor Lieb ſich immerdar zu zanken!

Engeltraut
So ungleich Worte und Gedanken!

Albrecht
Nein, höre doch —

Engeltraut
Nein, denke nur —

Albrecht
Die Gartenthür —

Engeltraut
Die Sonnenuhr —

Albrecht
Die Angſt —

Engeltraut
Die Scham —

Albrecht
Ach! und die Katze
Dazu —

Engeltraut
Das Täubchen — und die Ratze,
Dann mit Herrn Leblank —

Albrecht
Mit Sibyllen

Engeltraut
Und ſeinem Kram —

Albrecht
Und ihren Grillen.

Engeltraut (lachend und äußerſt froh)
Ach Albrecht —
(Sie kommt zur Beſinnung: ſehr traurig)
Albrecht!

Albrecht (ebenſo)
Engeltraut!
Ach Gott; du biſt nun eine Braut.

Engeltraut (faſt weinend)

Und du biſt nun ein Bräutigam;
Ach Gott! wie das ſo traurig kam.

(Steht langſam trübſelig auf)

Großvater!

Albrecht

Vater!

Pirkheimer
(ſelbſt zwiſchen Rührung und Lachen)

Seid ihr zahm?

Albrecht

O laßt ſie mir, ſonſt muß ich ſterben!

Engeltraut

Nehmt ihr mir ihn, iſts mein Verderben!

Moskirch

In Gottes Namen.

Pirkheimer

Habt euch denn!

Felicitas (ſich zwiſchen ſie ſtellend)

Geduld! es gilt hier noch ein Wenn.

Pirkheimer

Wenn ihr wollt thun, was wir euch ſagen.

Engeltraut

So ſagt nur, was?

Albrecht

Könnt ihr noch fragen?

Felicitas

Kommt Frei zurück, wird er erzählen —
Nie pflegt er etwas zu verhehlen,

Was ihm zum Lob gereichen kann —,
Wie er das feine Fädchen ſpann,
Das eine Wette ihm gewann —
Allein ihr merkt nicht auf, ihr Diebe!

(Sie thun ſehr aufmerkſam)

Und euch zuſammen bracht in Liebe.
Hat ers erzählt, zeigt alſobald
Gegen einander euch ganz kalt;
Nun ihr es ſäht, ihr wärt betrogen.

(Sie ſpricht leiſe mit den beiden)

Albrecht

Ja doch —

Engeltraut

Ja —

Felicitas

'S iſt nur euch zum Frommen.

◆

Siebenter Auftritt

Vorige. Frei. Felicitas tritt ſchnell von dem jungen Paare hinweg

Hanns Frei

Er wird nicht lange warten laſſen.
Und nun, wie ſtehts? Hat Frei das Haſſen,
Wie er verſprach, in Lieb verkehrt?
Hat er euch, was er kann, gelehrt?
Ihr Herrn, ihr könnt nicht ſagen nein;
Ich bin Hanns Frei, die Welt iſt mein.
Ihr ſeid — und tragt es nur geduldig —
Seid mir, was ich begehre, ſchuldig.
Ich könnte nun was Rechtes fangen,
Doch will ich Beſſers nicht verlangen

Als zwei paſſabel rote Wangen,
Nicht ſchöner, als man täglich ſah,
Nichts weiter, als das Bäschen da.
'S iſt freilich wahr, 's iſt nicht gar viel;
Doch käm zu teuer ſonſt eur Spiel.
Auch iſts dem Kinde angethan,
Thät ſich wohl gar ein Leides an;
'S iſt nur, daß man vom Tod ſie rettet.

Albrecht

Laßt hören doch; ihr habt gewettet?
So waren wir nur euer Spiel,
Herr Frei, und euers Witzes Ziel?
Wie konntet ihr es aber wagen,
Ihr kluger Herr, das uns zu ſagen?
Mir habt ihr keinen Dienſt gethan.
Es war nun unſrer Väter Plan
Zur Reiſe friedlich ſo gekommen.
Ihr habt aufs neu den Trotz empört
Und das Gelingen ſelbſt geſtört.
Denn nun ich weiß, daß ich betrogen,
Iſt mir die Lieb auch ganz verflogen.

Engeltraut

Das ging mit einem Zauber zu,
Wie ſchnell ich wiederfand die Ruh.

Albrecht

Euch, Vater, halt ich nun beim Wort,
Laß mich nicht gängeln fort und fort.
Laßt nur das Wort, das ihr geſprochen,
Als braver Mann nun ungebrochen.
Laßt mir nur die Felicitas.

Hanns Frei

Zum Satan! iſt das Ernſt? iſts Spaß?

Pirkheimer

Das habt ihr klug, Herr Frei, begonnen!
Doch ſag ich euch, mich freut es nicht.

Hanns Frei (fängt an zu glauben)

Mich wenger noch, bei dieſem Licht!

Pirkheimer

Wißt ihr, wem ihr das ſchuldig ſeid?
Der übergroßen Eitelkeit.

Moskirch

So gehts mit ſolchem Übermut;
Ja allzuhoch das fährt nicht gut.

Hanns Frei (wild)

Wollt ihr mich mit Dreipfennigreden
Und mit Gevatterweisheit töten?
Zum Satan! mit ſo billgem Kauf
Geb ich die Sache noch nicht auf. (Beiſeit)
Das Schlimmſt von allem, was es giebt —
Ich merke nun: ich bin verliebt
Und ärger, als ich ſagen mag —
Hanns Frei, pariert mir dieſen Schlag!
Nein, hört mal, kleine Baſe dort,
Und ihr allein, ihr ſprecht kein Wort.
Wie, ſchöne Muhme, ſeid ihr ſtill?

Engeltraut (leiſe)

Herr Frei, weils Großvater ſo will —

Hanns Frei (beiſeit)

Das drehte ſich, ſeis Gott geklagt.
Nun wird der Jäger ſelbſt gejagt.
Noch iſt in dieſer Nacht ein Licht.
Felicitas, ihr wollt ihn frein?
Aus eurer Seele ruf ich: Nein!

Felicitas

Man ſoll ſich ohne Widerſtreben
In Gottes Fügung ſtets ergeben.

Hanns Frei (mit nachlaſſender Zuverſicht)

Zum Sa— ſie iſt damit zufrieden?

Felicitas

Ich nehm es, wie es mir beſchieden.

Hanns Frei

Felicitas, denkt, was ihr thut —
Geſtehts, ihr ſeid doch mir nur gut.
Er nimmt euch nur aus Trotz, aus Wut.
Felicitas, es wird dich reuen.

Felicitas

Ich wills geſtehen ohne Scheuen:
Nicht ungern hätt ich euch gefreit;
Doch lange währt kein ſolches Leid,
Dergleichen giebt ſich mit der Zeit.

Hanns Frei (wird wieder mutiger)

Was willſt du mit dem zahmen Knaben?
Du mußt einen Soldaten haben;
Es ſteht dir auf der Stirn geſchrieben,
Du kannſt gar keinen andern lieben.
Kannſt du es leugnen, daß Hanns Frei
Expreß für dich geſchaffen ſei?
Und du, wozu biſt du gemacht,
Als mich zu ärgern Tag und Nacht?

Felicitas

Gewiß, Hanns Frei, zu meinem Glück
Ging euer kluger Plan zurück.

Hanns Frei
(immer dringender und weicher)

Zu deinem Glück? das glaub du nicht;
Glaub du nur, was die Liebe ſpricht.

Felicitas (ebenfalls ſehr ſanft)
Ihr habt an euch gar manches Stück,
Was einer Frau von euch kein Glück
Läßt hoffen, ja was großes Leid
Der beſten ſelber prophezeit.

Hanns Frei
Siehſt, Bäschen, ich bin ja bereit —

Felicitas
Zum Beiſpiel: euer Übermut;
Mit dem fährt eure Frau nicht gut.

Hanns Frei
Fährt meine Frau — ſo ſoll er fahren
Zum Satanas und ſeinen Scharen,
Giebt ohnedies ſich mit den Jahren.

Felicitas
Doch eure ſchlimmſte Eigenheit,
Daß ihr ein Fraunverräter ſeid.
Denn nur der bare Wahnſinn trachtet,
Um den zu ſein, der ihn verachtet.

Hanns Frei
Auch dieſe hab ich nicht gepachtet.
Das wird ſich, Mühmchen, alles geben;
Wir gehn zu einem neuen Leben!

Felicitas
Das ſagt ihr; kennt man nicht Hanns Frei,
Glaubt man, daß es die Wahrheit ſei.

Hanns Frei (knieend)
Siehſt du, mein Mühmchen, iſts nicht wahr,
Sollſt du mich haſſen immerdar.

Felicitas
So weiß ich doch, wie ſchnöd und ſchlecht
Ihr denkt vom weiblichen Geſchlecht.

Ihr ſagtet neulich erſt, Herr Frei,
Daß mein Geſchlecht geſchaffen ſei
Dem euern nur zum Schnabelwetzen —

Hanns Frei (komiſch bereuend)
Ich widerrufe mit Entſetzen.

Felicitas
Und zur gelegentlichen Letzung —

Hanns Frei
Des Heilgen frevelnde Verletzung.
Glaub mirs, mein Mühmchen —

(Er ſieht Engeltraut und Albrecht in ſeinem Rücken koſen; beiſeit)

Donnerwetter!
Iſt das verflogne Liebe, Vetter?
Wie? habt ihr mich zum Hohn und Spott?
Iſt das Verſchwörung? ein Komplott?
Ihr ſollt nicht denken, daß Hanns Frei
Nicht klüger als ihr alle ſei.

(Er ſteht mit ſcheinbarer Reſignation auf)

Ich ſeh, es hilft kein Widerſtreben;
Ich muß mich männlich drein ergeben.

(Geht mit ſeiner alten Munterkeit zu Engeltraut)

Nun kommt nur, meine kleine Braut,
Der Prieſter wartet, der uns traut.
Wir wollen nicht mit Plaudern, Träumen
Den kleinſten Augenblick verſäumen.
Es wär — bei aller Liebe Schmerzen! —
Ein Kirchenraub an meinem Herzen.

(Indem er Engeltraut an der Hand nimmt, als wolle er ſie abführen, zu Felicitas, die wie alle die andern verdutzt daſteht)

Ich wünſch euch alles Heil und Glück,
Muhme Braut, zu euerm Meiſterſtück.

Pirkheimer
Was will der Tollkopf nur beginnen?

Moskirch

Wohin, Hanns Frei?

Felicitas (erſchrocken)

Iſt er bei Sinnen?

(Zu Hanns Frei; es ſoll ſcherzhaft klingen)

Hanns Frei, hab ich zuviel gethan?

Moskirch

Nehmt ſie zu Gnaden wieder an.

Pirkheimer

Nehmt nicht zu ernſt den kleinen Schwank.

Hanns Frei (zu Felicitas)

Für eure Güte meinen Dank.

(Überaus ſanft und freundlich)

Ihr habt an euch gar manches Stück,
Was einem Mann von euch kein Glück
Läßt hoffen, ja was großes Leid
Dem Beſten ſelber prophezeit.
Zum Beiſpiel: eure Eitelkeit —

(Wendet ſich, um zu gehen)

Nein, wir verderben nur die Zeit.

Pirkheimer

Herr Frei —

Hanns Frei (wendet ſich)

Was ſolls?

Pirkheimer

Wo wollt ihr hin?

Hanns Frei
(ſehr höflich, aber entſchloſſen)

Glaubt ihr, daß ich der Mann nicht bin,
Zu wahren, was ihr mir gegeben?
An Engeltraut ſetz ich mein Leben;

Und wenn ihr alle ſchreit und tobt —
Iſt meine Braut, iſt mir verlobt.
Mein Plänchen war für euch zu fein;
Es iſt gelungen — ſie iſt mein.
(Geht wieder einige Schritte)

Albrecht
Iſts denn kein Ernſt?

Felicitas (entgeiſtert)
Ich werde Stein.

Moskirch
Hanns Frei, ſo hört —
(Führt ihm die Felicitas zu, indem er ihm in den Weg tritt)

Hanns Frei (höflich ausweichend)
Ihr müßt verzeihn
(Er führt die Engeltraut vor, als wolle er auf der andern Seite mit ihr abgehen)

Engeltraut (ängſtlich bittend)
Herr Frei!

Albrecht (ebenſo)
Hanns Frei!

Felicitas
(furchtſam, doch ſehr innig)
Hanns Frei —
(Er bleibt in der Mitte des Vorgrundes ſtehen, wendet ſich nach ihr um; ſie beginnt zu weinen, indem ſie die gefalteten Hände bittend zu ihm aufhebt, wie ein Kind)

Hanns Frei (nach kleiner Pauſe)
Es ſei.
(Er wirft Engeltraut dem Albrecht zu, Felicitas fällt ihm in die geöffneten Arme; Pirkheimer und Moskirch zu beiden Seiten; er drückt Felicitas an ſich, dann mit komiſchem Pathos gegen alle die andern gewandt)
Betrügt noch einmal den Hanns Frei!

Ende des fünften Aufzugs

* * *

Die Rechte des Herzens

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

⁂

Einleitung

Das bürgerliche Trauerſpiel „Die Rechte des Herzens“ ſchrieb Otto Ludwig während der beiden erſten Jahre ſeiner Zurückgezogenheit in Garſebach und Meißen. Es war im Herbſt 1845 vollendet, und ſeine Einſendung an Eduard Devrient (der ſeit einem Jahre Oberregiſſeur des Dresdner Hoftheaters war) vermittelte die wertvolle Verbindung des einſam lebenden Dichters mit dem hervorragenden Schauſpieler und Dramaturgen. Die erſte auf Ludwig bezügliche Einzeichnung in Eduard Devrients Tagebüchern (vom 20. Dezember 1845) bekundet das Erwachen der lebhaften und werkthätigen Teilnahme, die Devrient durch eine lange Reihe von Jahren für den Dichter bewähren ſollte. Sie lautet: „Das Stück von Ludwig zu Ende geleſen. Da zeigt ſich einmal ein Talent. Wenn man das emporbringen könnte!“ Die Theaterkataſtrophe, die ſchon in den erſten Monaten des Jahres 1846 Devrient aus der Oberregie der Dresdner Hofbühne vertrieb, ſchwächte ſein Intereſſe für Ludwigs Beſtrebungen und Schöpfungen nicht ab. Schwerlich wäre er auch im Beſitz ſeiner frühern Stellung und ſeines Einfluſſes in den Verhältniſſen der vierziger Jahre und angeſichts der Rolle, die der ruſſiſche Geſandte an jedem kleinern deutſchen Hofe ſpielte, imſtande geweſen, dem „Polenſtück,“ zu dem ſich für Intendantenanſchauungen „Die Rechte des Herzens“ zuſpitzten, zur Aufführung zu verhelfen. Die idealiſtiſche Auffaſſung des polniſchen Flüchtlingstums in dem bürgerlichen Trauerſpiel Ludwigs war ein Nachklang von Jugendeindrücken, ſtellte ſich nur als ein Element des Werkes, nicht aber als Kern der Handlung und unentbehrliches Motiv des tragiſchen Konflikts dar. Es würde nicht allzuſchwer geweſen ſein, die polniſchen Flüchtlinge in flüchtige Edelleute eines andern Volkes zu verwandeln — was aber freilich, da das Trauerſpiel nicht um ein paar Jahrhunderte zurückverlegt werden konnte, gegenüber den Bedenken der Hoftheater wenig geholfen hätte. Daß Ludwig nicht daran dachte, ſeine Schöpfung als ein Tendenzſtück anzuſehn und anſehn zu laſſen, geht am beſten aus der Thatſache hervor, daß er darauf verzichtete, ſein Trauerſpiel den Stadttheatern anzutragen. Es war die Zeit, in der die größern deutſchen Stadttheater (namentlich die von Leipzig, Hamburg, Frankfurt und Königsberg) durch die Darſtellung neuer, den Hoftheatern bedenklicher und von ihnen beanſtandeter Dramen eine vorübergehende Bedeutung gewannen, und es hätte nur der beſondern Betonung der Polenverherrlichung und der Erinnerungen an den polniſchen Kampf von 1831 in den „Rechten des Herzens“ bedurft, um dem Werke Eingang und Teilnahme bei den gedachten und ähnlichen Bühnen zu verſchaffen. Dem Dichter aber lag es fern, ſich unter die freiſinnigen und zeitgemäßen Poeten des Tages einreihen zu laſſen, und als ſich die Aufführung ſeines Trauerſpiels auf der Bühne, zu der er Vertrauen gehegt hatte, als unmöglich erwies, legte er es ruhig wieder beiſeite. Die Vorleſung, die Eduard Devrient an einem ſeiner Leſeabende von dem Stücke veranſtaltete, und die in der Lebensgeſchichte Ludwigs durch einen ausführlichen Brief des Dichters an ſeinen Jugendfreund Karl Schaller lebendig geſchildert worden iſt, hatte ihn unzweifelhaft noch beſſer als die vorhergegangne Kritik ſeines theatraliſchen Gönners über die Mängel ſeiner Schöpfung belehrt. In Devrients Tagebüchern findet ſich unter dem 3. Januar

1847 die Eintragung: „Mit dem Polenſtück beſchäftigt, in allem Ernſt und Eifer, gekürzt, geändert, eine ordentliche Arbeit. Ich fühlte doch, daß es ein Unternehmen ſei, ein unbekanntes Werk einem Auditorium zu bieten; ich hatte etwas zu vertreten. — Die Geſellſchaft war zahlreich. Ludwig kam vor der Vorleſung. Ich las in großer Aufregung, als wäre es mein eignes Gedicht, der Eindruck fehlte nicht. Zuletzt etablierte ſich eine Debatte über das Stück. Hiller und Horn opponierten, ich verteidigte es, fand Unterſtützung, und Ludwig ſtand nicht weit davon, ich dachte: „Hör nur zu, es ſchadet dir nicht.“ Den Namen nannte ich nicht.“

Dieſe halb öffentliche Vorleſung war auf länger als zwei Jahrzehnte hinaus die einzige Öffentlichkeit, die die „Rechte des Herzens“ erfuhren. Der Dichter verzichtete auf die Aufführung ſeines Werkes. Bei der erſten Ankündigung ſeiner „Dramatiſchen Werke“ ſcheint der Druck des unaufgeführten Trauerſpiels ins Auge gefaßt geweſen zu ſein, unterblieb aber. Auch in die Jankeſche Ausgabe der „Geſammelten Werke“ wurden die „Rechte des Herzens“ trotz der gegenteiligen Abſichten der Herausgeber nicht aufgenommen, wohl aber etwas ſpäter als unſcheinbares Bändchen (14 und 15) der Jankeſchen „Hausbibliothek“ gedruckt. In dieſer Ausgabe blieb die Dichtung ſo gut wie unbekannt, ſelbſt zahlreiche Freunde des Dichters haben ſie nie geleſen, und ihre mit dem Originalmanuſkript des Dichters ſorgfältig verglichne Wiedergabe an dieſer Stelle läßt ihr im Grunde zum erſtenmal das Recht widerfahren, das ihr nach ihrer Bedeutung gebührt.

Perſonen

Ein mediatiſierter deutſcher Fürſt
Ein Malteſer, ſein Schwager
Paul Lubinski | gēächtete Polen
Michael Czarinski | geächtete Polen
Ein Prieſter | geächtete Polen
Thaddeus, Pauls Diener
Ein Kammerdiener des Fürſten
Der Kaſtellan des Schloſſes
Eugenie, des Fürſten Tochter
Die Baroneſſe, ihre Gouvernante
Mariane, ihre Geſellſchafterin

Schauplatz in und bei einem Schloſſe des Fürſten am Rhein

Zeit kurz nach dem letzten Polenkriege

◆

Erſter Aufzug

Eine abgelegne, einſame Stelle des Parks. Über einen Bach führt maleriſch eine Knüppelbrücke; nahe daran unter einer rieſigen Linde ein Steintiſch und eine Moosbank. Im Hintergrunde ſieht man ein kleines Stück vom Schloſſe, einige Bogenfenſter der Schloßkapelle über dichtem Taxusgeſträuch

Erſte Szene

Die **Baroneſſe** und **Mariane** kommen im Geſpräch einen Laubgang daher

Baroneſſe. Und die wonnevolle Ausſicht auf dieſe ſechs, ſage ſechs langen, ſechs ewigen Wochen, die wir hier verbringen ſollen, bis der Fürſt aus Italien zurückkommt! So lange ſoll kein Sonett auf meine Augen gemacht werden! So lange ſoll ich nicht einen, nicht einen einzigen Anbeter des Tages zwanzigmal zum glücklichſten und zwanzigmal zum unglücklichſten aller Sterblichen machen können! — nicht einmal — Mariane, wie bin ich eurer langweiligen ſchönen Natur ſo ſatt!

Mariane. Ich liebe das Landleben, aber ein thätiges. Aber tagelang ohne ernſte Beſchäftigung an dieſen ſchaurigen Stellen hier zu weilen wie die Prinzeſſin —

Baroneſſe. Was? Kräuter ſuchen und Arzeneien kochen für kranke Bettler, ſtundenlang in den ſchmutzigen Hütten herumkriechen, deren bloßer Anblick einem Gemüte

Schauer erregen kann, das weiße Wäſche mit Leidenſchaft liebt! Das nennſt du keine ernſte Beſchäftigung? Wen hat Ihre fürſtliche Hoheit doch jetzt in der Kur? Noch immer den alten — wie nennt mans doch? — Die Leutchen, die in der ſchönen Natur wohnen, nennen dergleichen, glaub ich — Keſſelflicker — Gott ſei bei uns! —

Mariane. Die kranke Pächterin in der Meierei dort drüben iſt jetzt ihr einziger Patient: der Pächter iſt ſchon Rekonvaleſcent. Nein, Julie, die Güte eines Menſchen ſollte nie Gegenſtand des Spottes werden. Die Armen vergöttern ſie.

Baroneſſe. Ich will keinen Menſchen verſpotten. Bis zum ſechzehnten Jahr in einem einſamen Kloſter aufgewachſen zu ſein, wo man außer dem Beichtvater keinen Mann, nicht einmal den eignen Vater geſehn hat: von einer überſpannten Tante mit philoſophiſchen Grillen, heidniſchen Tugendgeſchichten, mit Vorſtellungen von der Welt und den Menſchen angeſteckt worden zu ſein, über die man weinen möchte, wenn man nicht lachen müßte — das iſt ohne Spott ſchon Unglück genug.

Mariane. Ja; ſie ſieht in den Menſchen Engel, ſie ſieht alles beſſer und ſchöner, als es iſt. Iſt das eine Krankheit, ſo könnte man keinen beſſern Arzt für die Prinzeſſin finden als Sie, Julie. Ihrer Geſchicklichkeit, ſchöne Täuſchungen zu zerſtreuen, kommt nur die Bereitwilligkeit gleich, dieſe Geſchicklichkeit anzuwenden. Dieſe Geſchicklichkeit iſts, die die Prinzeſſin vollends melancholiſch machen wird. Nein, Julie; das kann zu nichts Gutem führen.

Baroneſſe. Stille mit Predigen, ſtille! Dieſer Ort iſt ſchauerlich genug, auch ohne Beihilfe der Langeweile einem die Laune zu verderben. Mir iſt, ſo oft ich hierher komme, als müßte hier jemand heimlich begraben ſein. Aber nun endlich etwas Vernünftigeres! Dort im Dörfchen halten ſich derzeit zwei polniſche Flüchtlinge auf, von denen ich den einen kenne. Er hatte ſich — der Aar! — an dem Lichte meiner Schönheit bereits die Schwingen verſengt, als die polniſche Revolution ihn vor dem völligen Verbrennen rettete. Der Kaiſer von Rußland hat den Trotzkopf nicht fangen können; die Ausſicht auf dieſe langen, ewigen ſechs Wochen könnte mich verleiten, einen Verſuch zu machen, ob meinen Augen nicht gelingen ſollte, was der ruſſiſchen Majeſtät mißlungen iſt. Und was die Melancholie der Prinzeſſin betrifft; ich will mich fünf Jahre älter angeben, als ich bin, wenn es etwas Schlimmeres iſt als eine recht bösartige Langeweile, die ſich auf die edeln Teile geworfen hat! Sie muß leben lernen, und das lernt ſich nur vom Leben ſelbſt. Unſre Geächteten kommen täglich um dieſe Zeit hierher — die Prinzeſſin hab ich ſchon präveniert; wo es etwas zu tröſten giebt, iſt ſie gleich bereit; ſie macht auf Kranke und Unglückliche förmlich Jagd.

Mariane. Sie wollen die Prinzeſſin in Ihren — Roman, oder wie Sies nennen, was Sie ſpielen wollen, verwickeln?

Baroneſſe. Verwickeln? — Du biſt ſo ſchwerfällig wie die Prinzeſſin. — Eine Lektion geben in der angewandten Lebenskunſt. Glaubſt du, ich verliere die Fäden aus der Hand?

Mariane. Sie kommt.

⁂

Zweite Szene

Eugenie. Baroneſſe. Mariane

Baroneſſe. Nun, ſchöne Gottheit des Waldesdunkels, gönnen Sie uns armen Sterblichen einmal

Ihren Anblick. Was finden Sie nur an dieſen alten knorrigen Bäumen?

Eugenie. Was ich nicht ſuche; und was ich ſuche, das find ich nicht.

Baroneſſe. Götter lieben dunkle Sprüche. Schöne Gottheit, ſprechen Sie menſchlich mit Menſchen.

Eugenie. Du möchteſt mich wieder ärmer machen. Dir iſts eine Luſt, mich irre zu machen an allem, was ich glaube. Du nimmſt nur immer und giebſt nie etwas dagegen. — O daß ich noch in meinem Kloſter wäre! Wenn ſonſt die Menſchen ſo herrlich waren, warum ſollten ſie es jetzt nicht mehr ſein können? Nein, nein, ich glaub dirs nicht. Du könnteſt nicht ſo heiter ſein, wärs dein Ernſt.

Baroneſſe. Aber was verlangen Sie nur von den Menſchen? Ich bin ſchon froh, wenn ſie mich nicht gähnen macht — ich weiß nicht, was Sie mehr wollen von dieſer armſeligen Welt! Die Welt, von der Sie träumen, wartet noch auf ihren Columbus. Noch iſts am größten Hofe wie im kleinſten Bauernhaus der wirklichen Welt die Selbſtſucht, die befiehlt und die gehorcht. Süße Göttin, wer glücklich ſein will, muß leben können; ich meine, der darf das Leben nicht als ein ernſtes ſchweres Geſchäft betrachten, ſondern als eine heitere leichte Kunſt. Wollen Sie ſich für den langen ſchweren Weg noch mit dem Gewichte von Tugenden behängen, die lange nicht mehr im Kurs ſind? Das Leben wird jedem das, wofür er es nimmt. Dem einen wird die Arbeit zum Spiel, dem andern das Spiel zur Arbeit — Sie ſehen, ich weiß auch zu philoſophieren. — Sie werden leben lernen. Schön, jung, vornehm, liebenswürdig werden Sie ſich eher heimiſch fühlen in dieſer verkehrten Welt, als Sie denken.

Eugenie. Du glaubſt es? — Ich glaub es nicht, oder die Welt iſt beſſer, als du ſie ſiehſt.

⁂

Dritte Szene

Thaddeus, erſt noch in der Szene. **Vorige**

Thaddeus. Nein, das war ſchlecht von Ihnen. Sie mögen ſagen, was Sie wollen; das heißt ſchlecht gehandelt an mir altem Mann. Nein! Nein. Seine Entſchuldigungen ſollen nicht gelten!

Baroneſſe. Mit wem ſpricht aber der Alte?

Mariane. Es ſcheint, er ſpricht mit ſich ſelbſt.

Thaddeus (indem er auftritt). Seine Entſchuldigungen ſollen nicht gelten!

Eugenie. Der arme Alte. Seine Füße tragen ihn kaum mehr. Gute Mariane, du bringſt ein Glas Milch und Brot aus der Meierei drüben. Ich heiße ihn unterdes ſich ſetzen. — Guter Alter, es iſt ein heißer Tag, und ihr ſeid müde; ruht euch ein wenig hier aus.

Thaddeus. Das Mädchen iſt ſchön wie ein Engel und freundlich wie ein Engel. Hier will ich ruhn. Vergelt ihrs Gott. — Ich ſetze mich ſchon. Wenn ich heut abend bete, will ich für ſie mitbeten. Aber ſie brauchts nicht. Hätt ich eine ſchwere Sünde begangen, müßte ſie für mich beten. Ihr kann der liebe Gott gewiß nichts abſchlagen. Vergelts Ihnen der liebe Gott.

Eugenie. So; nehm er doch ſein Bündel ab, armer Mann.

Thaddeus. Ja, armer Mann! Und ein gekränkter Mann! Gott belohn Ihre Freundlichkeit gegen einen armen Mann, einen gekränkten Mann. Ihnen könnt ich alles klagen, was mir fehlt, und dann dächt ich, mir wäre geholfen.

Eugenie. So; ſtell er ſeine Füße auf das Bänkchen. Iſt er einer von den unglücklichen Polen, armer Mann?

Thaddeus. Einer von den unglücklichen Polen? — (Schüttelt den Kopf) Polen hats einmal gegeben, aber es giebt keine Polen mehr. —

Eugenie (giebt ihm haſtig Geld). Hier — hier; — hätt ich mehr, ihr ſolltet alles haben.

Thaddeus. Danke. Danke. Nein; hier hab ich was. (Zeigt auf ſeinen Bündel) Da iſt das ganze Geld für das Häuschen und die Wirtſchaft noch, ſchöne blanke Thaler und Papier. Der liebe Gott hat dem alten Thaddeus überall die Herzen aufgeſchloſſen; er mußte nichts nehmen davon. Nein; beileibe! ich wär lieber verhungert; das muß ich ja haben, wenn ich ihn finde. Wenn Sie ſich ſo gar ſehr um einen alten gekränkten Mann bemühn, muß Thaddeus weinen wie ein altes Weib. Sehen Sie, ich hab ihn auf meinen Armen getragen, auf dieſen zwei alten Armen hier; ich hab ihm Bogen und Pfeile geſchnitzt, hab ihm Vögel ausgeſtopft und hab ihn unſre ſchönen polniſchen Lieder ſingen gelehrt — und nun vergilt er mirs ſo ſchlecht in meinem Alter.

Eugenie. Es muß traurig ſein, ein ungeratenes Kind zu haben.

Thaddeus. Ungeraten? Nein, nein, das iſt er nicht. Er iſt gut und freundlich, wie Sie ſind, er iſt tapfer und brav; kein Pole hat tapferer gekämpft für ſein armes Vaterland als er, kein Held iſt tapferer, kein Menſch menſchlicher. Er iſt mein und aller Polen Stolz. Nur an mir hat er ſchlecht gehandelt.

Eugenie. Das glaubt ihr vielleicht nur, Alter, wenn er ſonſt ſo brav iſt.

Thaddeus. Wenn er ſonſt ſo brav iſt? — Wenn er voraneilte, daß die langen ſchwarzen Haare hinter ihm her flogen, und ein Freiheitslied ſang mit ſeiner Stimme, die die Trompeten übertönte, da riß es die Menſchen mit Gewalt hinter ihm drein; wie ein Rauſch kam es über den Nüchternſten, der ihn ſo zuverſichtlich dahinfliegen ſah, als wüßte er, er ſei des Sieges Lieblingsſohn. Und wie der Bräutigam die Braut, umarmte er die Gefahr auf dem Schlachtfelde; wo ſie war, ſuchte er ſie auf. Nach der Schlacht ging er tröſtend und erquickend von Verwundeten zu Verwundeten; wer ihm die Hand noch einmal drücken konnte, der ſtarb glücklich. Sie wußten, ihre Witwen und Waiſen waren ſeine Schweſtern und ſeine Kinder. Er war der reichſte Mann in Polen, aber ſeine Reichtümer gehörten ſeinem Vaterlande, wie er ſelbſt; er ſah ſich nur als ihren Verwalter an.

Eugenie (tief ergriffen für ſich). Lebt doch ſolch ein Menſch? Gott! wer ein Mann wäre und ſein Freund! Erzählt mir noch von ihm, guter Alter.

Thaddeus. Er hatte einen Freund, mit dem er von Kindheit an aufgewachſen war. Der hieß Leo Sombinski. Die beiden hatten nur einen Willen zuſammen. Sie konnten nicht ſein ohne den andern. Sah man den einen, wußte man, der andre war nicht weit. Wie es immer ſchlechter wurde mit Polen, da ſchickte er den andern ins Ausland, ſeine bedeutenden Güter, die er beſaß, zu verkaufen und Pferde dafür einzuhandeln und Waffen für Polen. Da fiel Polen, und mein Herr wurde geächtet. Was aus Leo geworden iſt, weiß niemand. Es hieß, er hätte ſich in der Fremde angekauft von Pauls Gelde und lebte unbekümmert um dieſen guter Dinge; aber meinen Herrn durfte niemand dergleichen hören laſſen. Leo, ſagte er, kommt zu mir, oder er iſt tot.

Eugenie. Und dieſer Menſch irrt nun heimatlos? arm? verlaſſen? O Gott! Alter, ihr habt mich unglücklich gemacht.

Thaddeus (leidenſchaftlich). Das hat er mir gethan, das hat er mir gethan. Wie ich mich freute, wenn ſie von ihm erzählten, da dacht ich nicht, daß er zuletzt ſo ſchändlich an mir altem Mann handeln könnte, wie er gethan hat. Wenn ich ihn fände, ſollt ers fühlen. Seine Ausreden ſollen nicht gelten!

Baroneſſe (zu Eugenien). Einen beſſern Lobredner könnt ich keinem Menſchen wünſchen, als ſolch eine Entrüſtung ſeines Dieners.

⁂

Vierte Szene

Paul Tubinſki. Vorige

(Paul und Thaddeus werden einander gewahr und erſchrecken; Eugenie erſchrickt mit und zeigt die wärmſte Teilnahme, die Baroneſſe iſt verwundert. Paul eilt, ohne die andern zu bemerken, in Thaddeus Arme, der ſich Gewalt anthun muß, ſeine Entrüſtung feſt zu halten, und deshalb jenem nicht in das Geſicht ſieht)

Paul. Biſt dus denn, Thaddeus? Biſt dus denn wirklich, du teurer Alter? Hab ich Vater, Bruder, Vaterland, hab ich alles wieder einen ſeligen Augenblick lang? Du guter, alter, treuer Thaddeus, wo kommſt du nur her?

Thaddeus. Ja, guter alter, treuer Thaddeus — dadurch machen Sies nicht gut, daß Sie ſo ſchlecht an mir gehandelt haben.

Paul. Schlecht? An dir? Biſt du klug, du lieber, närriſcher Alter?

Thaddeus. Ja, ſchlecht haben Sie an mir gehandelt. Schändlich haben Sie an mir gehandelt. Ich habe Ihren Eltern über fünfzig Jahre gedient, und das iſt mein Lohn.

Paul. Thaddeus, ich habe an keinem Menſchen ſchlecht gehandelt — du kennſt mich von Jugend auf — wie ſollt ichs an dir?

Thaddeus. Das kann ich beſchwören. Dafür hab ich Sie auf meinen Armen getragen und Ihnen unſre ſchönen polniſchen Lieder gelehrt. Um ſo ſchlechter iſts von Ihnen, daß Sie an einem alten Mann, der jeden Augenblick ſein Leben für Sie hingegeben hätte, ſo handeln konnten.

Paul. Ja, die Lieder, die du mir lehrteſt! Ach, Thaddeus, erinnere mich nicht an das, was mir ewig verloren iſt. Großer Gott! — Einen Strahl nur von meines Vaterlandes Sonne! Einen Hauch nur von der Luft, die um Polens Höhen weht! — Thaddeus, was macht meine Mutter? meine Schweſter? (Er hat ihn krampfhaft bei beiden Händen gefaßt)

Thaddeus. Ihre Mutter und Ihre Schweſter?

Paul. Hat man ſie entehrend behandelt? Hat man — um Gottes willen ſprich!

Thaddeus. Nein; nein. Sie ſind wohl; ihnen iſt beſſer als uns.

Paul. Sie ſind tot? —

Thaddeus. An der Nachricht von Polens Ende und ihres Sohnes Ächtung ſtarb Ihre Mutter; Ihre Schweſter bald darauf an Polens und ihrer Mutter Tod.

Paul (nach einer Pauſe des Schmerzes). Nein — nein — ich will nicht klagen. — Thaddeus — du haſt ſie gekannt — nein, ich will nicht klagen. Thaddeus, wärs nicht, wenn ich klagte, als gönnt ichs ihnen nicht? — Warum durften ſie nicht aus Freude ſterben über Polens Rettung? — O Gott, meine Mutter — nein, nein; Thaddeus, ich kanns eher tragen; ſo iſts beſſer; ſo iſts gut. (Faßt ſich gewaltſam) Aber du biſt müde, mein alter, guter — nein, nein; ſo iſts beſſer, nun weiß ich, — ſie duldet meine Leiden nicht mehr mit — du biſt angegriffen; komm mit mir; du mußt etwas genießen, ſo gut oder ſo ſchlecht ichs eben habe. Dann ſollſt du mir ſagen, womit ich dich gekränkt habe — ja, ſo iſts beſſer; ſo iſts gut.

Thaddeus. Nein; eher will ich keinen Biſſen eſſen, eher will ich keinen Tropfen trinken, bis ich meinen Groll vom Herzen geredet habe. Sie gehn fort aus Polen und ſagen mir nicht und ſchreiben mir nicht, wohin? als wenn ich ein Hund wär, der nichts zu wiſſen braucht. Und wenn ich ein Hund war, konnt ich noch Ihre Spur finden. So muß ich alter gekränkter Mann aufs Geratewohl in die Welt hineinlaufen.

Paul. Wunderlicher Thaddeus, ſollt ich dich in mein Unglück mit hineinziehn? War ich glücklich — glaubſt du, du hätteſt mir fehlen dürfen? Thaddeus, es iſt gräßlich, kein Vaterland haben, wie das Tier des Waldes gehetzt umherirren. Du Alter ſollteſt mein Los nicht teilen. Glücklich ſein könnt ich nicht ohne einen meiner Freunde; muß ich dulden, will ichs allein.

Thaddeus. Sie machen mir nichts vor. Sie machen mir nichts vor. Sie können ſich nicht rein brennen! Sie haben mich alten Mann im Stiche gelaſſen, wie kein braver Pole ſeinen Hund im Stiche läßt.

Paul. Thaddeus, ich bin arm; das Wenige, was ich noch hatte, iſt bald verzehrt. Du ſaßeſt daheim in deinem Häuschen und hatteſt dein Auskommen —

Thaddeus. Ich habe ſo lang von Ihres Vaters Tiſche gegeſſen und Sie wollen mich verachten? Nun verkauf ich zu Hauſe mein Bißchen und muß herumirren. Wo ich hinkam, waren Polen geweſen, aber ihren Namen konnte man mir nicht ſagen. Es iſt Zufall, daß ich Sie noch finde. Wenn ich alter Mann nun aus Herzeleid in der Fremde geſtorben wäre, das hätten Sie auf Ihrem Gewiſſen gehabt.

Paul. Thaddeus, mein Stolz iſt alles, was mir übrig geblieben iſt. Biſt du aus Polen mir nach, um mich zu demütigen?

Thaddeus (außer ſich). Sie wollen mich alten Mann von ſich ſtoßen, der wie ein Hund Ihnen nachgelaufen iſt? der ſeine ganze Zuverſicht auf Sie geſetzt hat?

Gut. Gut. Dort bleiben und zuſehen, wie ein andrer auf Ihren Gütern wirtſchaftet? Das konnt ich nicht. Mit dem Bißchen, was ich hier mitbringe, dacht ich nun für meine alten Tage zu ſorgen. Darauf hatt ich gerechnet. Dafür, dacht ich, muß er dir verſprechen, daß er dich nicht wieder verlaſſen will, und wenn er wieder in beſſere Umſtände kommt, dir alles erſetzen und doppelten Lohn geben will von heute an gerechnet. Gut. Gut. Nach Polen komm ich nicht wieder, und behalten will er mich alten Mann nicht. Gut. Gut. An der Straße will ich ſitzen, und fragt mich einer, was mir fehlt, will ich ſagen: Mein Herr, dem ich gedient habe von Kindesbeinen an, hat mich nun, da ich alt bin, von ſich gejagt und mich hinausgeſtoßen in die Fremde. Gut. Gut. Da will ich ſitzen, bis ich ſterbe vor Hunger und Herzeleid, aber Gott im Himmel will ichs klagen.

Paul. Thaddeus, du marterſt mich.

Thaddeus. Das will ich auch! Das will ich auch! Wenn ich wüßte, was Sie am meiſten kränkte, das wollt ich thun, bis Sie ſagten: Ich will dich nicht in die Fremde hinausſtoßen, Alter; bleib bei mir.

Paul. Ich muß es ſchon ſagen, alter Thaddeus, aber —

Thaddeus. Aber alles erſetzen, und doppelten Lohn von heut an gerechnet. Sonſt bleib ich nicht.

Paul. Thaddeus! Thaddeus!

Thaddeus. Geben Sie mir die Hand darauf, damit ich meiner Sache ſicher bin. So. Nun will ichs Ihnen auch vergeſſen, wie Sie mich gekränkt haben. Nein; verzeihen will ichs Ihnen; vergeſſen kann ichs nicht.

⁂

Fünfte Szene

Mariane kommt zurück mit Milch, Brot und Früchten
Die **Vorigen**

Baroneſſe. Da wäre ja ein Romänchen angeknüpft für einige von den unendlichen ſechs Wochen. Dort kommt mein alter Bekannter, der andre Pole, dem ich ganz zufällig begegnen muß. (Zu Eugenien) Tröſten Sie den hübſchen Polen. Aber — wohl verſtanden — wir ſind hier aus der Meierei, Verwandte von der Pächterin. (Lachend zu Mariane) Dir, Mariane, fällt der Alte zu. Wie? Führ ihn ins Luſthäuschen, da mag er ſchlafen. (Ab)

Eugenie (mit Milch). Es iſt ſehr heiß. Die Milch iſt friſch und wohlſchmeckend. Nein — Sie zürnen nicht. (Geht nach dem Orte, wo Mariane die Früchte hingeſetzt hat, um ſie zu holen)

Paul (verwundert und verlegen). Ich weiß nicht — Thaddeus, wir ſind nicht allein. Wer iſt das Mädchen? Sie iſt ſchön wie Polens Sonne. Ihre Stimme klang mir wie ein Glockenton aus meiner Kinderzeit. So lang ich ihr Lächeln ſah, war ich ein Glücklicher.

Thaddeus. Sie wird wohl in die Meierei dort gehören. Ich erzählte ihr von Ihnen, da weinte ſie vor Freude, daß es ſolche Menſchen gäbe.

Paul. Nein, Thaddeus, wenn du von mir ſprichſt, erzählſt du Märchen. Das iſt nicht gut.

Thaddeus. Freilich; Sie möchten ſich ſelbſt verkleinern. Ich mußt ihr mehr von Ihnen erzählen. Die großen Tropfen fielen ihr aus den Augen. Die Hände hielt ſie über dem pochenden Herzen gefaltet, als wenn ſie betete. „Wer ein Mann wäre und ſein Freund!“ ſo rief ſie. Ich hätte ihr den ganzen Tag von Ihnen erzählen mögen, nur um ſie ſo lange lächeln zu ſehn.

Paul (ſteht bewegt auf, will mehr ſagen, ruft aber nur). Thaddeus!

Eugenie kommt mit Obſt zurück

Mariane (zu Thaddeus). Kommen Sie, Alter; Sie ſollen ſich ausruhn. (Mit Thaddeus ab)

⁂

Sechſte Szene

Paul. Eugenie

Paul. So freundliche Sorge iſt mir lang nicht geworden. — Ich hatte — haben Sie Geſchwiſter, mein Fräulein?

Eugenie. Nein.

Paul. Ich hatte eine Schweſter in Ihrem Alter. — Aber Ihre Eltern leben noch —

Eugenie. Mein Vater; aber ich hab ihn nie geſehn.

Paul. Iſts möglich? — Er weiß nicht, wie ſchön und gut Sie ſind.

Eugenie. Ich wurde im Kloſter einſam erzogen. Meine Tante war eine herrliche Frau. Wie glücklich war ich, wenn ich zu ihren Füßen ſaß, und ſie mir erzählte von herrlichen Menſchen der Vorzeit; es war nichts Großes und Schönes, was nicht das Bürgerrecht hatte in ihrem Herzen. Aber dennoch ſehnt ich mich, einen Bruder zu haben oder eine Schweſter.

Paul. Ja, man hat an ſich ſelbſt mehr Freude, lebt jemand, der uns liebt. Der lebt nur ein halbes Leben, der allein ſteht in der Welt. Ich hatte, was der Glücklichſte nur haben kann. Ich hatte Eltern wie ſelten ein Kind; ich hatte Bruder und Schweſter; ich hatte einen Freund! Mein Bruder war glücklicher als ich. Er ſtarb für Polens Freiheit; ſein letzter Blick ſah ſein Volk als Sieger; mein Vater teilte ſein ſchönes Los. Mutter — Gott meine Mutter! — (Sich faſſend) Mutter und Schweſter ſind geſtorben, der Freund iſt verſchollen — ich allein lebe noch, kann man Leben nennen, was keine Gegenwart, keine Zukunft hat. Nichts ſteht mir freundlich nah, nichts hab ich zu hoffen: meine Seele irrt, wie ein ruheloſer, heimatloſer Geiſt, heimatlos, wie ich ſelbſt, über den Stätten ehemaligen Glücks. Denn was ich liebte, was mir nahe ſtand, das birgt das Grab.

Eugenie (fortgeriſſen von Mitleid). Nein, nein, nicht alles! Wüßten Sie, wie mich ſchmerzt, daß ich nur ein Mädchen bin. Was ich ſagen mag, es ſind nur Worte; das beſte, was ich habe, ſind nur Thränen. Wär ich ein Mann, ich zöge mit Ihnen. Dürft ich mit Ihnen dulden, wie wollt ich ſtolz ſein!

Paul (ſieht ſie verwundert und gerührt an). Ihr Vater weiß nicht, wie glücklich er iſt. Und Sie haben Ihren Vater nie geſehn?

Eugenie. Ich ſoll ihn ſehen. In wenig Wochen ſoll ich ihn ſehn. Ich träume nichts andres. Wenn ich einen Wagen höre, denk ich, er iſts; hör ich jemand kommen, ſpring ich auf!

Paul (bewegt). Das Leben hat noch ein Glück, das ich nie ahnte. Ich habe alles aus dem blutenden Herzen reißen müſſen — und lebe noch; — dies könnt ich nicht! — Sie wohnen hier reizend.

Eugenie. Gott! Wie konnt ich Sie an ein Glück erinnern, das — und doch mußt ichs Ihnen erzählen. Ich kanns ſonſt niemand — ſie ſind alle ſo kalt, ſo gleichgiltig. — Ich erzähle Ihnen, wie glücklich ich bin — ach, ich ſollte nicht glücklich ſein; es iſt Sünde, glücklich zu ſein, wenn ſo edle Menſchen unglücklich ſind.

Paul. O, erzählen Sie mir. Ich fühle mit Ihnen. Ich bin glücklich, hör ich, daß Sie glücklich ſind. Mir iſt, als hätt ich eine neue Heimat gefunden, als fühlt ich wieder, wie ſchön das Leben iſt. Der Himmel lächelt mich an, als wäre aller Schmerz nur ein Traum.

Eugenie. Er iſts ja, iſt nur ein Traum. Wir ſollens jauchzend empfinden, wenn wir erwachen.

Paul (faßt ihre Hand). So Hand in Hand einſchlafen zum Erwachen auf ewig! — Großer Gott! nun ahn ich erſt, was heimatlos ſein heißt. Naht die Freude dem Unglücklichen, ſo wirkt ſie wie der flüchtige Blitz; ſie macht die Nacht nur dunkler. Laſſen Sie mich fliehn, ehe der Fluch, der an meinen Freuden haftet, Sie erreicht. O ſehen Sie: Sie traten freundlich tröſtend zu mir wie ein ſeliger Engel — wie hab ichs vergolten? Ich habe Sie traurig gemacht.

Eugenie. Nein, nein, nicht traurig. Ich wars, eh ich Sie ſah; nun bin ichs nicht mehr.

Paul. Und doch. Sie weinen; ich habe Sie beleidigt.

Eugenie. Nein, nein! Was müſſen Sie von mir denken! Nein, ich bin glücklich. So glücklich war ich nie. Noch vor wenigen Minuten dacht ich: O daß du ihn ſehen ſollteſt, nur ſehen! Und doch — dacht ich —, was iſt ſolch einem Mann, was ein unbedeutend Mädchen für ihn empfindet; und nun — nun — zürnen Sie nicht, daß ich weine; ich weine aus Freude.

Paul. Du empfandeſt für mich, du ſüße Unſchuld?

Eugenie. O wie das eigen iſt! Wie ich von Ihnen hörte, wagt ich nicht in Gedanken zu Ihnen aufzublicken, ſo hoch ſah ich Sie über mir — und nun ſind Sie ſo freundlich, ſo mild, daß mir iſt, als hätt ich Sie immer gekannt, als müßt ich Ihnen ſagen, was mich freut, und klagen, was mir nur irgend fehlt, als müßten Sie alles mitfühlen, was ich fühle. Sie ſind ſo ganz anders als andre Männer. So dacht ich mir die Männer in meinem Kloſter.

Paul. Ihre Verwandte kehrt wieder. Darf ich Sie morgen wiederſehn.

Eugenie (freudig). Sie ſähen mich gerne wieder?

Siebente Szene

Baroneſſe eilig und aufgeregt. **Vorige**

Baroneſſe (zu Eugenien). Ihr Vater iſt unerwartet früh in der Stadt angekommen. Er wünſcht, daß wir ihm entgegen kommen. Wir müſſen uns eiligſt umkleiden.

Eugenie. Umkleiden erſt?

Baroneſſe. Sie kennen Ihren Vater nicht. Er verzeiht Ihnen, wenn Sie ungern kommen, aber er verzeiht Ihnen nicht, wenn Sie die Fürſtin vergeſſen. Die Zeit iſt zu kurz. Ich möchte Ihnen noch manchen Wink geben —

Eugenie. Erſt laß mich ihm ſagen, daß ich morgen wieder hier bin.

Baroneſſe. Wem ſagen? Wer iſt der Ihm?

Eugenie. Ihm — dem Polen. Sieh nicht finſter. Ich bin ſo glücklich.

Baroneſſe. Der unglückliche Einfall! Das iſt vorbei. Sie dürfen ihn nicht wiederſehen. Ich will ihn verſtändigen. Gehn Sie unterdeſſen.

Eugenie (zu Paul). Mein Vater —

Paul. Glückliche vergeſſen gern. Sie werden über den Vater —

Eugenie (lebhaft). Nein, nein. Das fühl ich zu gewiß. Ich müßte mich ſelbſt vergeſſen. Nein; ich werde ihm erzählen von — ach; ich weiß Ihren Namen nicht —

Paul. Paul — Lubinski hieß ich einſt.

Eugenie. Und ich will nur Eugenie heißen.

Baroneſſe (betont). Der Wagen iſt bereit. Der Durchlauchtigſte Fürſt, Ihr Vater, wird unwillig werden.

Paul (erſchrocken). Der Fürſt? — Gnädigſte Prinzeſſin —

Eugenie. Nein, nein; ich heiße Eugenie, nicht Prinzeſſin. Mich ſchmerzt, wenn Sie erſchrecken.

Baroneſſe (verneigt ſich gegen Paul und will Eugenie abführen)

Eugenie (für ſich). Nein; ſo kann ich nicht gehn. (Macht ſich los und geht zu Paul; mit dem innigſten Tone) Wenn Sie traurig ſind, kann ich mich nicht freuen. Morgen ſind Sie wieder hier. (Will gehn; bleibt aber noch) Gewiß, mein Vater iſt nicht, wie Julie ſagt. Es ſoll herrlich werden, wenn Sie nur bleiben! (Sie ſieht ihn noch mit bittendem Blick und gefalteten Händen an und geht mit der Baroneſſe)

Achte Szene

Paul Tubinski allein

Paul. Paul! Paul! Nimm dich in acht! Nimm dich in acht! — Wenn du noch kannſt. — Biſt dus denn noch ſelber, der ſich ſchwindelnd zu beſinnen müht, daß er ein Unglücklicher war, der von dem Leben nichts mehr erwartete? Der Klang dieſer Stimme — dieſes Lächeln — jeder Laut ſprach es, jeder Blick rief es, wovon die ſüße Unſchuld noch nicht weiß, daß ſie es verſchweigen ſollte. Ich habe gelitten, ich habe gekämpft wie ein Mann. Das Unmögliche will ich noch — nur dies Glück von mir zu weiſen habe ich nicht den Mut.

⁂

Neunte Szene

Michael Czarinski. Paul Tubinski

Michael. Gut, daß ich dich endlich treffe, Paul. Wie, Paul? Ich muß dich ſprechen, Paul. Weißt du? Ich habe dir von ihm geſagt. Wie? — Das nennt dieſe Canaille ihr Vaterland — wie er bei Warſchau vom Pferde abſteigt und bis an die Knöchel in den Schmutz einſinkt. Hol ihn der Teufel — den Vandamme mein ich, wenn ers geſagt hat. Und ich ſtand nicht zwei Schritte davon, wie der ſeinem Prinzen — Friedrich oder wie er heißt, dieſe Geſchichte von Vandamme erzählt. Wie, Paul? „Das nennt dieſe Canaille“ — und wie er die Vogelſcheuche von Prinzen dabei angrinſt und dieſer wieder das Gerippe von einem Vertrauten. Zum Teufel! Sollen zwei Kerle, die zuſammen nicht ſo viel wiegen, wie der bloße rechte Arm eines Mannes, einem Polen ſo etwas ſagen? Und dies Kichern dazu, wie ein paar dumme Jungen, die einem rechtſchaffenen Mann, ohne daß ers merkte, ein Papier an den Kragen geheftet haben. Aber, Paul, du hörſt nicht auf mich. —

Paul (in Gedanken). Doch doch —

Michael. Höre, Paul, hier herum wohnen hübſche Weiber. Eben begegnete mir eine. Hatte ich nicht den Kopf voll über dieſen Burſchen, ſo konnte mirs ſchon an das Herz gehn. So hat der Kopf ſeine Schuldigkeit gethan und das Herz gerettet. Noch dazu wars eine alte Amour, aus beſſerer Zeit noch her. Iſt dir auch eine begegnet? Höre, du wirſt mir rot. Sei geſcheit, alter Paul. Höre; ein Polenherz kann kein Liebchen mehr haben als die Ehre allein. Die nimmt mit dem bloßen Herzen fürlieb. Dummes Zeug. Wenns zum Ernſte gehen ſoll, ſollſt du einen Heimatſchein aufweiſen und kommſt nur in Verlegenheit. Wie, Paul?

Paul. Nun freilich hör ich.

Michael (ſieht ihn mitleidig an). Du hörſt? Nein; du träumſt, Paul. Laß dich nur von der Hoffnung nicht verlocken. Du weißt, wie wir mit dieſer Dame ſtehn. Armer Paul, willſt du mehr vom Schickſal, als einen ehrenvollen Tod? Morgen gehn wir. Dezember wirds ja wohl noch Krieg geben, wo man für ein zu Grunde gerichtet Leben einen rühmlichen Tod kaufen kann. — Aber erſt, Paul, dieſen — höre, damals gleich ſchrieb ich ihm ein Briefchen, das er nicht hinter den Spiegel ſtecken ſollte. Aber er war ſchon abgereiſt. Vorhin kommt der Fürſt im Städtchen an, dem dies Gut gehört — und mein Bekannter von damals iſt in ſeinem Gefolge. Heute noch will ich ihm ſeinen Paß ſchreiben. Du ſekundierſt mir.

Paul. Du willſt —

Michael. Dieſem Major ein Thürchen in den Leib machen, aus dem ſeine Bedientenſeele gehorſamſt unterthänigſt herauskriechen kann.

Paul. Biſt du raſend? Glaubſt du, er wird ſich ſtellen? Du bedenkſt nicht, daß wir Flüchtlinge, daß wir Geduldete hier ſind? Wie gern man einen ſolchen Vorwand ergreifen wird, uns los zu werden.

Michael. Einen Vorwand? — Hm, du biſt auch nicht träg mit Vorwänden. Das muß in der Luft liegen. In Polen warſt du anders. Paul! Paul! ich kenne dich nicht mehr. Dich, deſſen Feuer ich täglich von meinem Phlegma zugießen mußte, muß ich nun anblaſen! Paul, du biſt kein Pole mehr. Ich, der ich ſonſt ein armer Sünder gegen dich war, bin nun ein ganzer Kerl gegen dich. Wie du zu deinem ſterbenden Vater ſagteſt: Leben iſt nichts! Sterben iſt nichts! Freiſein iſt alles! und wir wieder in das ruſſiſche Feuer rannten — dein Vater ſtarb nicht; er vergaß das Weiterleben aus Freude, ſolch einen Sohn zu haben. Da warſt du noch ein Pole! Wenn dich Leo jetzt ſähe! Gut, daß er tot iſt; ſo ſieht er nicht, daß du es biſt.

Paul. Faſſe mich nicht bei dem Schwur an meines Vaters Leiche. Zwinge mich nicht, Micha — es koſtet mich mein letztes, ſchönſtes Glück!

Michael. Ich wollte dich nicht ſelbſt an deinen Schwur erinnern. Du haſt dich anders beſonnen. Du willſt kein Pole mehr ſein. Gut. Ich gebe dir dein Wort zurück. (Will gehn)

Paul. Das rafft mein Glück in der Knoſpe hinweg! — halt, Micha — ich ſekundiere. (Beide ab)

Vorhang fällt

Ende des erſten Aufzugs

Zweiter Aufzug

Zimmer der Prinzeſſin. Zu beiden Seiten Thüren. Hinten gotiſche Fenſter, vor denen wilder Wein und Roſenbüſche

Erſte Szene

Eugenie. Baroneſſe

Eugenie (aus tieſen Gedanken auffahrend). O eine Bruſt! eine treue Bruſt, an der ich meine Sorgen ausweine! Wonach ich faſſe, um mich daran zu halten, das weicht fliehend zurück, und was ich zu halten wähne, zergeht mir ſpurlos in den Händen wie die Bilder eines Traumes. Keine Hoffnung hält mir Wort. — Julie! Wie wir vorfuhren am Schloſſe; wie ich zitternd, außer mir, eine Waiſe, die einen Vater finden ſoll, aus dem Wagen eile — nein, heraus fliege, falle in ſeine Arme, — o Gott, da tritt er zurück. Unzufriedenheit wars, was er empfand, wie er ſein Kind zum erſtenmale ſah; Unzufriedenheit — von keinem Zug der Liebe, der Freude gemildert. Ich ſpähte mit der Angſt eines Menſchen, der ein lang geträumtes Glück verlieren ſoll, nach einem Zug, einem einzigen Zug, einem einzigen, einzigen der Freude, der Liebe in ſeinem Geſicht. Ach, es war ein Geſicht von Stein, kein gaſtlicher Anhalt drin für ein Tochterherz. In den Tönen ſeiner Stimme klang kein Herz. — Kein Wort — kein freundlich, herzlich Wort für ein einzig Kind! Für ein Kind, das jahrelang die Seligkeit dieſes Augenblickes geträumt hatte. Durch alle Adern drang nur Eiſeskälte; ich fühlte mich innerlich erſtarren. Mein Herz erkaltete fühlbar; ich konnte kein Glied regen; mir war, als würd ich Stein. Er ſprach — ich verſtand ihn nicht; ein freundlich Wort, nur eins! Ich wäre glücklich geweſen. Ich konnte nicht antworten. Hätt ich mein Herz reden laſſen, er wäre noch kälter geworden; ich wußte nicht, was auf ſeine förmlichen Reden erwidern. Ich ſehe den Zug der Unzufriedenheit wachſen. Hätt ich nicht weinen können, ich hätte ſterben müſſen! Wie im Traume — als ginge michs gar nicht an, als ſpräch — ein Fremder von einer Fremden — hört ich nun, wie er zu einem ſeines Gefolges ſpricht: Man rufe den Arzt; die Prinzeſſin ſcheint von der Reiſe angegriffen. Und zu mir ſagt er mit froſtigem Lächeln: Sie ſind unwohl; ich hoffe, Sie anders wiederzuſehen. Er führt mich an den Wagen und verbeugt ſich kalt; und ſieht ſich nicht ein einzig, nicht ein armes einziges mal nach mir um. Dieſes „anders“ war ſo ſcharf betont; ich mußt es verſtehn. Dies „anders“ erfüllt mich mit Angſt, ihm wieder zu begegnen. Julie! ich muß ihn fürchten. Ich Unglückliche kann meinen Vater nicht lieben. Ich kanns nicht, kanns nicht, kanns nicht! Ach ich hatte mirs ſo ſchön ausgedacht. Von Paul wollt ich ihm erzählen —

Baroneſſe. Von Paul — von dem Polen? Sind Sie bei Sinnen? Das iſt vorbei; den Polen kennen Sie nicht mehr. Was geht Sie der Pole an? Es ſollte ein Scherz werden, ein Zeitvertreib für ſechs lange Wochen —

Eugenie. Was hat dir der arme Pole gethan?

Baroneſſe. Daß um Gottes willen der Fürſt nichts von Ihrer Teilnahme für dieſen Polen erfährt! Er würde glauben —

Eugenie. Was könnt er glauben?

Baroneſſe. Nein, Sie ſind — zu unſchuldig. Man möchte lachen, wenn man nicht weinen müßte. Er würde glauben, Sie hätten mit dem Polen ein Verhältnis —

Eugenie. Er iſt anders wie mein Vater. So dacht ich mir meinen Vater, nur älter.

Baroneſſe. Dieſer unglückſelige Pole. Er muß fort — noch heute! Was hat Ihnen der Unglückſelige geſagt?

Eugenie. Es macht ihn glücklich, mich zu ſehen.

Baroneſſe. Das wagt' er? Und Sie hörten ihn an? Wieſen den Unbeſonnenen nicht zurück?

Eugenie. Er ſprach, wie er fühlte. Sollt ich ihn belügen?

Baroneſſe. Was können Sie, die Fürſtentochter, gemein haben mit einem Geächteten?

Eugenie. Ich ſoll ihn verachten, weil er unglücklich iſt? Ihn verachten, der von ſeiner ſtolzen Höhe zu mir armem Mädchen ſich herabbeugt? Der mir vertraut und mir allein, nachdem er alles verloren! Und der letzte, ſchwerſte Schlag ſollt ihm von mir kommen? Handeln Frauen ſo, ſo wollt ich lieber eine Schlange ſein als ein Weib.

Baroneſſe. Und was mußt er ſelbſt von Ihnen denken? Die Männer verachten das Entgegenkommen an den Frauen. Dem Manne gegenüber iſt auch die Fürſtentochter Weib; und will ſie ihren Rang, ſo darf ſie ihrem Geſchlechte nichts vergeben. Die höchſte Fürſtentochter kann mit allem Glanze ihres Standes das gefallene Weib nicht bedecken. Sie kennen die Männer nicht. Es iſt Notwehr, wenn wir der Falſchheit der Männer Verſtellung entgegenſetzen.

Eugenie. Du ſagſt, die Männer ſind ſchlecht und die Frauen müſſen ſchlecht ſein? Ich möchte nicht leben in deiner Welt!

Baroneſſe. Mir glauben Sie, Eugenie; ich kenne das Leben.

Eugenie. Biſt du ein Engel? Soll ich dir glauben, wenn du zu den Menſchen gehörſt, die du mir verdächtigſt! Nein, du machſt mich nicht irr an ihm. Ihr alle ſeid falſch; er iſt der einzige, der mich nicht betrügt. Nein! Ich will glauben! ich muß glauben, ſonſt kann ich nicht leben!

Baroneſſe. So laſſen Sie Ihren Vater um des Polen ſelbſt willen nichts von dieſem erfahren. Sie haben an ſeinem Empfang geſehn, daß Ihr Vater die Regungen des Herzens für Schwäche hält. Ihr Glauben an die Menſchen. der Sie alle ſo ſehen läßt, wie Sie ſelbſt ſind, könnte ſich fürchterlich beſtrafen. Laſſen Sie ſich das Schickſal Ihrer Mutter eine Warnung ſein. Sie liebte Ihren Vater mit Leidenſchaft, die er, der nie gefühlt hat, was Liebe iſt, mit einer Kälte erwiderte, an der ihr Herz zu Tode fror.

Eugenie. O ſo iſt nur ein Glück auf Erden möglich — das Glück, als ein Kind zu ſterben.

⁂

Zweite Szene

Die Thüre links wird durch einen Lakaien geöffnet, durch die bald darauf hereintritt

Der Fürſt. Eugenie. Baroneſſe

Baroneſſe. Der Fürſt ſelbſt. — Um Gottes willen faſſen Sie ſich. Sie zittern —

Eugenie. Um Gottes willen geh nicht von mir. Er wird mich fragen; ich werde nicht antworten können vor Angſt. Julie, verlaß mich nicht!

Baroneſſe. Thun Sie ſich nur diesmal Gewalt an und faſſen Sie ſich.

Eugenie. Siehſt du das ſteinerne Angeſicht? Dieſer Mann, der kein Herz in der Bruſt trägt, dieſes geſpenſtiſche Bild, vor dem mir ſchaudert, iſt mein Vater. Ich kann ihn nicht anſehn. Halte mich feſt in deinen Armen, an deinem warmen Herzen, damit ſein Blick mich nicht verſteinert.

Baroneſſe. Sie ſind wirklich fieberkrank, Eugenie.

Der Fürſt (tritt auf; zu Eugenien). Sie haben ſich ennuyiert in dieſem öden Steinhaufen — (Da Eugenie ſchweigt, fährt er fort) Es hieß jungen Damen viel zugemutet — — dafür bin ich Erſatz ſchuldig — Sie ſcheinen nicht gern zu ſprechen? —

Eugenie (ohne ihn anzuſehn). O es iſt ſchön, ſehr ſchön hier.

Fürſt. Was könnte Ihnen hier gefallen haben?

Eugenie. Man iſt ſo allein mit ſich.

Fürſt. Mit ſechzehn Jahren ſucht man die Einſamkeit ſonſt nicht —

Eugenie (verbeugt ſich).

Fürſt (zur Baroneſſe). Folgen der Kloſtererziehung, die bald verſchwinden werden. (Zu Eugenien) Ich habe Ihnen etwas zu ſagen. (Die Baroneſſe will ſich zurückziehn; da Eugenie ihr ängſtlich nachſieht, als wollte ſie ihr folgen, ſagt der Fürſt zu der Baroneſſe:) Bleiben Sie. (Zu Eugenien) Soeben erhalte ich Nachricht, daß Prinz Friedrich morgen hier eintreffen wird. Sie haben das Kloſter verlaſſen, um ſich ihm zu verloben. — (Er beobachtet Eugenien, die kein Zeichen von Teilnahme giebt, einige Augenblicke, dann fährt er fort) Sein Bruder, der Fürſt, iſt krank; aus gewiſſer Quelle weiß ich, daß die Krankheit eine unheilbare iſt, daß die Ärzte ihn aufgegeben haben. So wie er ſtirbt, wird Prinz Friedrich Regierender. — — Sie werden ein glückliches, ein beneidetes Los haben. Der Prinz iſt angenehm, ein ſchöner Mann, geiſtreich, nachgiebig, wenn Sie ſeiner Lieblingslaune, ſchöne Herzen zu erobern, nachſehen wollen, haben Sie ihn in Ihrer Hand. — Ich hoffe, Sie werden ſich ihm von einer vorteilhafteren Seite zeigen als mir.

Dritte Szene

Mariane außer ſich, ohne den Fürſten zu bemerken auf die Baroneſſe zu, die ſich weiter nach dem Hintergrunde zu etwas zu thun macht. **Vorige**

Mariane. Wiſſen Sie ſchon? O es iſt gräßlich!

Baroneſſe (ſucht ſie durch Zeichen auf die Gegenwart des Fürſten aufmerkſam zu machen)

Mariane (verſteht ſie nicht). Ein Schuß im Hölzchen, dort bei der Kapelle — ein Duell — die Polen, ſagt man. — Einer iſt geblieben. Der Schuß ging über dem rechten Aug in die Stirne — ſolch ein Schrecken — ich weiß nicht, ob ich lebe —

Fürſt. Was iſt?

Mariane (erſchrickt, den Fürſten zu ſehn)

Baroneſſe (zum Fürſten, indem ſie durch Zeichen andeutet, die Prinzeſſin dürfe es nicht hören). Ein Duell ſoll im Hölzchen bei der alten Schloßkapelle ſtattgefunden haben. Einer von den Duellanten ſoll geblieben ſein durch einen Schuß in die Stirne —

Mariane. Über dem rechten Auge — es heißt, die Polen — einer blieb auf der Stelle —

Eugenie. Großer Gott! (Sie ſinkt bewußtlos in einen Stuhl; die Baroneſſe eilt ihr zu Hilfe)

Baroneſſe (zu Mariane). Sie Unvorſichtige! Wie können Sie die Prinzeſſin ſo erſchrecken. Sie kann nicht von ſolchen Dingen reden hören — ihre Nervenſchwäche! Geben Sie den Flacon dort her.

Fürſt (zu Marianen). Laſſen Sie ſchnell einen Arzt beſorgen. (Mariane ab) Die Polen? Wer ſind dieſe Polen —

⁂

Vierte Szene

Der **Kammerdiener**, gleich nach ihm der **Malteſer**. Die **Vorigen** ohne **Mariane**

Kammerdiener (meldend). Fürſtliche Hoheit, Prinz Hermann. (Ab)

Der Malteſer (der gleich hinter dem Kammerdiener eintrat). Guten Morgen, Schwager Max.

Fürſt (ihn förmlich begrüßend). Was verſchafft mir die ſeltene Ehre?

Malteſer. Wozu da hinterhalten. In ſolchen Fällen iſt gerade heraus das beſte. Ich komme erſtlich, die Herrſchaft, die der gewonnene Prozeß mir zuſpricht, in Beſitz zu nehmen —

Fürſt (auf Eugenien zeigend). Sie ſehen, hier iſt nicht der bequemſte Augenblick für Geſchäfte —

Malteſer. Zweitens ſodann — wollten Sie dieſe Papiere anſehn?

Fürſt (erſchrocken). Wollen Sie mich demütigen?

Malteſer. Hier, was Sie dem großen Juden ſchuldig geworden ſind — die Ceſſion der Schuld an mich — dann hier und hier. — Sie haben übel gewirtſchaftet, aber es iſt um mein Nichtchen dort, dem der liebe Gott einen tüchtigen Mann beſchere und — den Gemahl meiner Schweſter durſt ich nicht fallen laſſen. Sie ſind niemand mehr etwas ſchuldig außer mir.

Fürſt. Ich kann Sie jetzt nicht bezahlen. Wollen Sie mich zu Grunde richten?

Malteſer. Na; nur, daß es geſagt iſt. Damit hats Zeit, bis Sie können. (Er betrachtet Eugenie) Macht ers mit dem armen Dinge da wie vorzeiten mit ihrer Mutter? (Zum Fürſten) Was fehlt meinem armen Nichtchen?

Fürſt. Das Gerücht von einem Duell —

Malteſer. Aha! Ich kam dort vorbei. Der Major iſt garſtig zugerichtet —

Fürſt. Der Major? — der verdienſtvolle Liebling des Prinzen Friedrich?

Malteſer. Geweſen. Eine Piſtolenkugel hat dieſer übermäßigen Aufhäufung von Verdienſten ein Ende gemacht. Dieſer verdienſtvolle Liebling! Sein unſchätzbarſtes Verdienſt beſtand in der Kunſt, mit der Schere papierne Männchen auszuſchneiden — wenn man nicht die Fertigkeit, auf der hohlen Hand den Klang des Poſthorns nachzuahmen, für noch verdienſtlicher hält. Soviel ſteht feſt für einen künftigen Biographen des großen Mannes, daß er hauptſächlich durch dieſe beiden Dinge die Gunſt ſeines fürſtlichen Herrn gewonnen, der mit Recht viel darauf hält, da er ſelbſt in dieſen Künſten nicht ungeſchickt iſt.

Fürſt. Der Major? Das iſt höchſt unangenehm! höchſt unangenehm!

Malteſer. Man ſagt von Polen — doch iſts nur ein Gerücht. Einem Polen bin ich auf der Spur, den ich ſchon ſeit Monden ſuche. Find ich ihn, ſo hat die gewonnene Herrſchaft gleich ihren Herrn. Er wird mein Erbe. Zum Teufel mit den Ausſchneidern und Virtuoſen auf der hohlen Hand. Der Pole wird mein Erbe und muß mein Nichtchen hier heiraten.

Fürſt. Ihre Güte ſetzt ſich vergeblich ſo ſehr in Unkoſten, Herr Schwager. Denn ich habe die Ehre, Sie zu verſichern, daß meine Tochter derzeit noch keines Vormundes bedarf. Ich hoffe, Sie ſind morgen mein Gaſt zur Verlobung der Prinzeſſin mit dem Prinzen Friedrich.

Malteſer. Hm. Ich habe davon flüſtern gehört. Daraus wird nichts. Er möchte wohl, aber er hat keinen Willen, und ſein Onkel, der ihn an ſeinen Fäden hat, hat ſich bereits weiter umgeſehen.

Fürſt. Ich weiß, daß man von mehreren Seiten gegen dieſe Vermählung gearbeitet hat; ich bedaure, daß es vergeblich geſchah. Doch möchten wir ſo delikate Sachen nicht lieber auf dem Marktplatze des Städtchens verhandeln? Ich bin untröſtlich über den unglückſeligen Vorfall mit dem Duell. Mußte der unglückſelige Major gerade auf ſeiner Sendung an mich, als mein Gaſt ſich von ſeinem Schickſal erreichen laſſen?

Malteſer (für ſich). Ja; der verdienſtvolle Mann konnte delikater ſein.

Fürſt. Ich muß alles Mögliche thun, den Prinzen von meiner Teilnahme an dieſem ſchmerzlichen Vorfall zu überzeugen. Sie verzeihen —

Malteſer. Bitte — ich begleite Sie. Vielleicht erfahr ich etwas, was meinen Polen betrifft. (Beide ab)

⁂

Fünfte Szene

Eugenie. Die Baroneſſe

Eugenie. O ſage mir: Er lebt! Sei barmherzig und ſage: Er lebt! Hab Mitleid mit einem Mädchen, das ſeinen Vater verloren hat und ſeinen Glauben an die Menſchheit, das verkauft werden ſoll an einen Fremden, den ſie nicht kennt, den ſie haßt. Julie! Julie! ſprich: Er lebt!

Baroneſſe. Dieſen Polen hat ein unſelig Geſchick hieher gebracht.

Eugenie. Ihr ſeid ihm alle feind. O ich durchſchaue euch. Wer euresgleichen ſcheint, den laßt ihr gelten; wenn ihr ſeht, daß einer beſſer iſt als ihr, das könnt ihr ihm nicht vergeben! Du biſt falſch, wie ſie alle ſind. Und doch will ich dich lieben, mehr als das beſte Kind die beſte Mutter liebt, ſagſt du: Er lebt!

Baroneſſe. Um Gottes willen —

Eugenie. Nein! Nein! Er kann nicht tot ſein! Wie ſollte der Himmel ſein ſchönſtes Werk zertrümmern? Nein; nicht zertrümmert hat ers; er hats der Welt genommen, die ſein nicht wert war — er iſt tot. Ja, er iſt tot; ich hoffe ja, daß er lebe; wie ſollt er da leben können! Du ſagſts, du ſagſt: Er iſt tot. O ſag es nicht noch einmal. Deine Augen ſagens ſchon. Laß deinen Mund es nicht nachſprechen, willſt du mich nicht töten.

Baroneſſe. Wie Sie ſo heftig ſind! Der Major iſt geblieben, ſonſt niemand. Nun um Ihret-, meinet- und um des Polen ſelbſt willen begeben Sie ſich in Ihr Kabinett und legen ſich zur Ruhe. Wenn der Fürſt wiederkehrte und Sie von dem Polen phantaſieren hörte, des armen Polen Schickſal würde ein trauriges. Ich will mich unterdeſſen nach allem erkundigen, was man von dem Duell weiß — aber Sie müſſen mir gehorchen.

Eugenie. O ſieh, wie ich gehorche, wie ſchnell ich gehe — (kehrt in der Thüre um) nunmehr ſollteſt du wieder da ſein, und biſt noch nicht fort!

Baroneſſe. Nicht eher geh ich, bis ich Sie in Ihrem Kabinett weiß.

Eugenie (kehrt wieder um). Du biſt ſo langſam, und mir wird der Augenblick zur Ewigkeit. (Ab)

(Baroneſſe ſchließt die Thür hinter ihr)

Sechſte Szene

Die **Baroneſſe**, allein, wirft ſich erſchöpft auf einen Stuhl

Baroneſſe. Einen Augenblick muß ich ruhn. Ich zittre an allen Gliedern. Großer Gott, wie ſoll das werden! Alle Schuld wird zuletzt auf mich fallen. O daß ich nie dies Schloß geſehen hätte! (Geht)

⁂

Siebente Szene

Paul Lubinski, den Michael Czarinski mit ſich fortziehen will

Paul. Laß mich! Laß mich, ſag ich.

Michael. Was willſt du hier?

Paul. Weiß ich, was ich will? Ich weiß nur, was ich nicht kann — gehn!

Michael. Und gerade hier, wo man uns finden muß?

Paul. Gleichviel. — Bleiben! Bleiben! Frag mich nicht. Ich habe keine Antwort als: Bleiben! Was ich will? In einem Felsloch wohnen, und wärs nicht größer als das Lager des Dachſes. In Büſchen atemlos lauſchend kauern wie der gehetzte Hirſch, im Moos mich eingraben wie die verfolgte Schlange — nur nicht gehn, nicht gehn!

Michael. Paul, ſei geſcheit. Willſt du auf ihrer Hochzeit tanzen oder an einem Kirchenpfeiler lehnen, bis die Trauung beendet iſt, und dann hinfallen liebesgeckenmäßig wie ein Froſch, daß der Kalkant vor Schrecken Wind zu machen vergißt? Paul, Paul, ſei geſcheit; ſei ein Mann. Nur erſt eine ſichere Zuflucht. Dann ſchreib ihr. Frage ſie, ob ſie mit dir gehen will. Will ſie; gut. Will ſie nicht: auch gut — deſto beſſer; ſo haſt du nichts an ihr verloren. Daß ſie eine Prinzeſſin iſt? Dummes Zeug. Der liebe Gott hat Männer und Weiber erſchaffen und keine Lakaiengötter und Zofengöttinnen. Und ich möchte kein Mädchen freien mit Bewilligung von Vater, Mutter, Gevattern und Baſen. Seine Liebe herausholen wie aus einer Löwengrube — das freut den Mann! Aber zum Teufel, die

Zeit vergeht, und der Teufel holt, was uns von Freiheit geblieben iſt. Meine Gründe ſind wahrlich gut, Paul.

Paul. Gründe ſind gut, nur nicht für den, der keine hören will. Laß mich! Bei Gott, ich bin nicht zum Hören aufgelegt.

Michael. Du willſt nicht. Willſt durchaus nicht. So muß ich dich deinem Schickſal überlaſſen. Ich habe gethan, was ich konnte; mit eigner Gefahr hab ichs gethan. Du ſelbſt biſt mein Zeuge. Dir können ſie doch nicht ans Leben. Hörſt du? über der nächſten Grenze erwart ich dich. Leb wohl! Leb wohl, mein alter braver Paul! (Küßt ihn und geht)

⁂

Achte Szene

Die **Baroneſſe** begegnet Michael in der Thüre. Sie erſchrickt, wie ſie **Paul** gewahr wird

Baroneſſe. Unglücklicher, was wollen Sie hier? Ihnen wird nachgeſetzt. Fliehen Sie. Was wollen Sie hier?

Paul. Zu ihr. Sie muß ich fragen —

Baroneſſe. Raſender, wollen Sie die Prinzeſſin verderben?

Paul. Eins, nur eins, eins will ich nur! Alles andre hab ich aus dem blutenden Herzen geriſſen. Das letzte kämpf ich dem Schickſal ab. Der Menſch kann, wenn er können will!

Baroneſſe (ſtellt ſich abwehrend vor die Thüre der Prinzeſſin). Fort, Raſender. Sie können ſie nicht ſprechen. Sie dürfen ſie nicht ſprechen.

Paul. Raum für einen Verzweifelten, der die letzte Frage thun will an ſein Geſchick!

Baroneſſe. Unbeſonnener, retten Sie Ihr Leben, Ihre Freiheit.

Paul. Meine Freiheit? Ha ha, ich bin frei wie die Wolke, die der Sturm peiſcht, wie der Hirſch, dem die Hunde folgen. Wer ſagt Ihnen, daß ich leben will? Ich wills nicht, kann ichs nicht für ſie!

⁂

Neunte Szene

Eugenie. Die **Vorigen**

Eugenie (zwiſchen Freude und Schreck). Paul!

Paul. Eugenie!

Baroneſſe. O nun iſt alles verloren!

Eugenie (ſchaudernd zurücktretend). Haſt du ihn getötet? Klebt Blut an deinen Händen?

Paul. Ich nicht.

Eugenie (faßt ihn bei den Händen). O, das iſt gut; nun iſt alles gut.

Baroneſſe. Schlimm iſts, ſchlimm, wenn jemand den Raſenden bei Ihnen ſieht. Reden Sie ihm zu — geben Sie ihm Hoffnung, nur daß er geht. Er ſoll fliehen — wenn Sie es wollen, thut ers. Wenn der Fürſt käme! (Geht nach der Thür, in der ſie zuweilen lauſchend ſichtbar wird)

Eugenie (ſieht ihr verachtend nach). Hoffnung geben? Ich ſoll die göttliche Tröſterin entweihen, um ihn zu betrügen? O, der Gedanke iſt euer wert. — Nein, himmliſche Wahrheit, ich bleibe dein Kind. — Paul flieh, rette dich!

Paul. Ich wills, weiß ich, daß du mich liebſt.

Eugenie. Fingen ſie dich, ich müßte ſterben.

Paul. Ich will ſterben, wenn du mich nicht liebſt.

Eugenie. Rette dich. Rette dich mir.

Paul. Hab ich dich nicht; was ſoll ich retten? O ſage mirs.

Eugenie. Wärſt du wie andre Männer, du könnteſt mirs verdenken. Laß michs nicht ſagen. Glaube mirs ungeſagt.

Paul. Du ſollſt einem andern gehören.

Eugenie. Nie. Nimmermehr. O glaube du an mich, wie ich an dich glaube.

Paul. Du biſt ein Engel und weißt, dich muß lieben, wer dir naht. Ich bin ein Menſch und muß die Gewißheit umſchlingen, wenn ich nicht ſinken ſoll.

Eugenie. Ein ungewöhnlich Schickſal hat uns erfaßt; ein unwiderſtehlich drängender Strom hat uns in ſeine Wirbel geriſſen, eh wir noch wiſſen, wie uns geſchehen iſt. Was ſonſt Monden, Jahre braucht, iſt in wenig Stunden des Schreckens und Schmerzes gereift. Ein großes Geſchick hebt uns über das Hergebrachte. Ja, Paul, ich darf es ſagen: Wir mußten uns finden und lieben; und fanden wir uns nicht, wir hätten nicht geliebt, bis wir uns dort gefunden hätten. Und gefunden hätten wir uns! Bei dieſem Herzen, das der Wahrheit heilig iſt: ich bin dein, und du biſt mein. O ſprich: wo wäre die Gewalt, ein Herz zu zwingen, das wollen kann? Glaubſt du mir nicht?

Paul. Dir glaub ich, dir! Strafe die Wahrheit ſelbſt Lügen, und ich glaube dir.

Baroneſſe (voll Angſt herein). Er kommt! Er ſelbſt! — Sie — ſchnell in Ihre Zimmer, legen ſich zu Bette, ſind ſo krank, daß Sie niemand ſprechen können — und Sie — es bleibt kein andrer Weg: Sie müſſen durch dies Fenſter. Sie bleiben in den Büſchen um die Kapelle, bis die Nacht Sie deckt und Ihre Flucht.

Paul (voll Schmerz). Eugenie —

Eugenie (ebenſo). Du willſt fort? — Ach ja, du mußt —

Paul. Leb wohl! Ich laſſe mich ſelbſt zurück.

Eugenie. O Gott! Seh ich dich wieder, ach! nur einmal auf dieſer trüben Welt? — Paul? — Nein; flieh, flieh; gieb nichts auf mich thörichtes Mädchen.

Baroneſſe. Ein Augenblick verdirbt uns alle. Laſſen Sie ihn doch!

Eugenie (bricht in Thränen aus). Leb wohl — geh und nimm mein Leben mit dir —

Paul (preßt ſie an ſein Herz). Leb wohl. Du glaubſt, ich gehe, und ich bleibe doch.

Eugenie. Gottes Engel und mein Herz mit dir!

Baroneſſe (drängt Paul ans Fenſter; indem er im Fenſter ſteht)

Paul. Mein Bild für ſie — glücklicher als ſein Urbild! (Er giebt der Baroneſſe ein Medaillon und ſpringt aus dem Fenſter; da die Baroneſſe zugleich nach der Thüre ſieht, in der Eugenie mit dem Schmerzensruf: Paul! verſchwindet, fällt das Medaillon zu Boden. Die Baroneſſe wendet ſich danach hin; ſie kann, indem der Fürſt eintritt, nur noch ihr Tuch darauf fallen laſſen)

⁂

Zehnte Szene

Der **Fürſt.** Die **Baroneſſe**

Der Fürſt (nachdem er ſeine Blicke zwiſchen der Baroneſſe, die ihre Aufregung nicht ganz bergen kann, und dem offnen Fenſter wechſeln laſſen). Wie befindet ſich die Prinzeſſin?

Baroneſſe (nach Faſſung ringend). Ihr Unwohlſein hat auf bedenkliche Weiſe zugenommen. Ich glaubte, es würde ihr zuträglicher ſein, ſich zu Bette zu begeben.

Fürſt (indem ſie nach dem offnen Fenſter geht, an dem noch der Stuhl, über den Paul ſtieg). Ich erwarte jeden Augenblick den Arzt aus der Stadt. (Während er durch das Fenſter ſieht, will die Baroneſſe das Tuch mit dem Bilde zugleich aufheben) Was haben Sie da? Zeigen Sie doch — ich meine, das Medaillon, das Sie da aufhoben.

Baroneſſe (indem ſie es giebt, für ſich). Ich bin verloren.

Fürſt (betrachtet das Medaillon). Ein ſchöner Kopf. Der Uniform nach ein Pole. Ganz recht. Hier ſteht Paul Lubinski. — Ganz artig. Gewiß Pariſer Miniature. Nur hier ſollt ich es nicht finden. (Fixiert die Baroneſſe) Gehört dies Zimmer nicht zu denen der Prinzeſſin? — Und der Bote, ſeh ich, der es brachte, hatte es eilig; ſonſt hätt er die Büſche hier mehr geſchont. Und man fand noch nicht Zeit, den Stuhl hier zu beſeitigen. Madame —

Baroneſſe (fällt auf die Kniee). Gnädigſter Herr, Vergebung! Ich habe Strafe verdient. Ich flehe Sie nur an, die Prinzeſſin nichts davon erfahren zu laſſen, die ich veranlaßte, ſich zu Bette zu legen — nur — um den Mann hier ungeſtört ſprechen zu können, der — mir teuer iſt und — den ich, da er zu fliehen gezwungen war, nur dieſen Augenblick noch ſprechen konnte. Ich kanns nicht mehr ertragen, daß er mir teuer iſt; Gnade, gnädigſter Herr, Gnade für ihn — ich werde freudig ergeben dann meine Strafe, meine verdiente Strafe erdulden.

Fürſt (ernſt und mit Nachdruck). Es iſt möglich, was Sie da ſagen, und ich will es Ihnen glauben; verſtehn Sie mich? ich will es Ihnen glauben — um Ihrer ſelbſt willen will ich Ihnen glauben. Ich will ſelbſt, um Sie nicht zu kompromittieren, die Verfolgung der Schuldigen nicht weiter betreiben. — — Ihr Beſuch kam noch zu rechter Zeit. Eine Viertelſtunde ſpäter, und Sie waren auf der Reiſe nach der Reſidenz. (Aus der Thüre ſprechend) Den Reiſewagen!

Baroneſſe (will nach der Thüre der Prinzeſſin). Durchlaucht erlauben mir, nur das Nötigſte —

Fürſt. Ihre Garderobe und was Sie ſonſt hier beſitzen, wird man Ihnen nachſenden. Ich habe das Vergnügen, Sie an den Wagen zu begleiten. Sie haben Aufträge dahin erhalten, die Ihre Eile nötig machten.

Sie haben es in der Hand, die Meinung der Welt über Ihre ſchnelle Abreiſe zu berichtigen, und werden dies Spiel geſchickter arrangieren als das eben verlorne. Die Folgen Ihres Benehmens fallen auf Sie zurück. Ich bitte um Ihren Arm. Das Medaillon werd ich Ihnen mit Dank zurückſtellen. (Er führt ſie ab)

Vorhang fällt

Ende des zweiten Aufzugs

◆

Dritter Aufzug

Vor den Fenſtern der Gemächer, in denen der zweite Aufzug ſpielte. Dichtes Taxusgebüſche nach der Seite hin, wo die Faſſade der Schloßkapelle ſichtbar wird. Wild verraſter Platz, die Schloßfenſter von Wein und andern Rankgewächſen umwachſen; hohe, blühende Linden überſchatten den Platz

Erſte Szene

Der **Malteſer**; der **Kammerdiener**

Kammerdiener. Aus jenem Fenſter dort; die Baroneſſe half ihm heraus. Gleich darauf erſcheint der Fürſt in dem Fenſter. Der Wagen wird angeſpannt, und die Gouvernante reiſt ab, wie ſie eben geht und ſteht, ohne erſt zu der Reiſe ſich anzukleiden, ohne Abſchied zu nehmen von irgend jemand. An dem Fenſter dort in dem Zimmer droben ſah eine weinende Dame mit dem Tuche winkend dem Fliehenden nach, der in größter Eile im Gebüſche verſchwand.

Malteſer. Ein Liebeshandel dieſer eiteln, leichtfertigen Baroneſſe.

Kammerdiener. Aber die weinende Geſtalt, die ihm nachwinkte, war die Baroneſſe nicht.

Malteſer. So war ſie ſonſt eine von den Damen. Alter, beruhigt euch über das vergoſſene Waſſer. Eine Thränendürre iſt nicht zu befürchten.

Kammerdiener. Mariane, die Geſellſchafterin der Prinzeſſin, war eben nur bei mir geweſen. Und ſonſt war keine Dame um die Prinzeſſin. Warum durfte die Baroneſſe vor ihrer Abreiſe niemand ſprechen? Hier ſprang er heraus und dort in das Gebüſch hinein; eben dort erſchien die Baroneſſe und der Fürſt — aber von den Fenſtern daneben winkte es ihm nach; — Gott behüte die lieben Hände, die ihm nachwinkten!

Malteſer. Ich merke, ich ſoll erraten; ihr wünſchtet, ich wüßt es, und doch möchtet ihrs mir nicht geſagt haben — Alter, hab ich euch verſtanden?

Kammerdiener. Wollte Gott, es wär anders. Ich ſehe nichts als Unheil vor uns. Warum ſchleicht ſein alter Diener immer noch hier herum!

Malteſer. Ihr meint, ſein Herr ſei — wer iſt ſein Herr?

Kammerdiener. Ja, gnädigſter Herr, ich fürchte, der unglückſelige Pole iſt noch in unſrer Nähe.

Malteſer. Pole? Der unglückſelige Pole? Einer von denen, die den Major —?

Kammerdiener. Ganz recht —

Malteſer. Und derſelbe, den ihr herausſpringen ſaht? Wenn ihr nicht irrtet —

Kammerdiener. Eine ſolche Geſtalt vergißt man nicht leicht und verwechſelt man nicht leicht. Großer Gott, wie ſoll das werden! Soll ichs dem Herrn melden? Soll ichs nicht? Vielleicht bringt er heute ſchon den Prinzen mit. Sie kennen ihn. Wenn ers erfährt! Sie wiſſen — wie hat mir das Herz geblutet, wie die ſelige Fürſtin, Ihro fürſtlichen Gnaden Schweſter noch lebte. Sie lebte ſo unglücklich, als ſie ſchön und gut war; ich ſehe ſie noch vor mir; Prinzeſſin Eugenie iſt ihr vollkommenes Ebenbild. Was hab ich gelitten, wenn ich ſah, wie das ſchöne Vermögen, das er von der ſeligen Fürſtin hatte, im unmäßigen Aufwand dahinging, erſt die Kapitalien, dann die Herrſchaften, eine um die andre —

Malteſer. Ja, Alter; ihn hatte auch nur die reiche

Erbin aus angeſehenem Hauſe gereizt. Für ihre perſönlichen Vorzüge fehlte ihm der Sinn.

Kammerdiener. Ja; ſie war ihm zu ſanft, zu gut. Ein kaltes, ſtolzes Bild wollte er aus ihr machen, und das gelang ihm nicht. Sie zerbrach unter ſeinen harten Händen. Und ihre Tochter, ihr ſchönes Ebenbild! Gnädigſter Herr, ich bin ihm ſtets treu geweſen, aber ich habe oft für mich den Kopf geſchüttelt; es iſt das erſtemal, daß ich ſo von ihm rede. Ich hab ihn immer verteidigt gegen andre. Gegen Sie allein kann ich mein Herz ausſchütten. Hat er denn je verlangt, ſein Kind zu ſehn? Und nun ers zu ſich kommen läßt, iſt es ſein Herz, das ſie ruft?

Malteſer. Ja; ſein Aufwand hat ihn zu Grunde gerichtet; dieſe Heirat ſeiner Tochter mit Prinz Friedrich ſoll ihm wieder aufhelfen. Dazu für ſeinen grenzenloſen Ehrgeiz die Ausſicht, ſein Eidam müſſe in kurzem Regierender werden. Aber mit dem Eidam iſts nichts. — Alter, ein Vertrauen um das andre; könnt ihr euch noch eines polniſchen Grafen erinnern, Leo Lubinski, der öfter bei mir war? Ihr erſchreckt?

Kammerdiener. Drum war er mir ſo bekannt! Ich konnte mich nur nicht erinnern. Drum war mir, als hätt ich ihn ſchon geſehn. Ja, das lange ſchwarze Haar —

Malteſer. Ein bleiches ſchönes Geſicht darunter —

Kammerdiener. Groß und ſchlank —

Malteſer. Stolz in der Haltung —

Kammerdiener. Ja, ſo ſchnell er in den Büſchen —

Malteſer. In den Büſchen? Menſch, verſteh ich dich recht? Der, den du dort herausſpringen ſahſt? Was iſt mit dem?

Kammerdiener. Dreißig Jahre machen manches Erinnerungsbild bleich. Aber ich müßte meinem Gedächtnis nicht mehr trauen dürfen, wenns nicht jenes Grafen Ebenbild war —

Malteſer. Menſch! Menſch! Alter! Sollte —! Dieſen Grafen mit meiner Schweſter zu vereinigen, die er liebte, war einſt mein Lieblingswunſch; nun iſts der, beide in ihren Kindern vereint zu wiſſen. Damals kam ich zu ſpät; meine Schweſter hatte ſchon die unglückliche Neigung zu dieſem Fürſten gefaßt. — Wie ich unter fremdem Namen in den Reihen der Polen mitfocht, lernt ich ſeinen Sohn kennen, ſchön, glühend, raſch, mutig und edel wie ſein Vater. Da ſchwur ich, alles zu thun, die mir die Liebſten waren, in ihren Kindern zu vereinen. Verwundet und unfähig zum Kämpfen verließ ich Polen. Ach nur zu bald folgte mir die Kunde, Polen ſei gefallen und ſeine edelſten Männer geächtet. Mein Freund war geblieben, ſein Sohn unter den Geächteten. Umſonſt hab ich bis jetzt alles verſucht, ihn aufzufinden, und nun — Alter! iſt ers, ſo wäre ja alles gut. Aber — aber Alter — iſt ers nicht, und ſie iſt, wie ihre Mutter war — ſchnell gefaßt, ewig gehalten — Alter, das wäre ſchlimm.

Kammerdiener. Sehn Sie, dort kommt der Alte, ſein Diener. Er ſchleicht umher, als hab er eine heimliche Beſtellung. Jetzt wird er uns gewahr und will uns ausweichen. Ich ruf ihn. Er kann Ihnen gewiß Auskunft geben, ob ſein Herr es iſt, den Sie ſuchen, und, iſt ers, wo er ſich aufhält. — Ja, Alter, kommt einmal hierher; der vornehme Herr hier will mit euch ſprechen.

Zweite Szene

Thaddeus. Die Vorigen

Thaddeus. Was wollen dieſe Menſchen vom alten Thaddeus? Er muß ſchon bleiben, ſonſt ſchöpfen ſie Verdacht.

Malteſer. Seid ihr ein Pole, Alter?

Thaddeus. Könnte ſein, Herr.

Malteſer. Kennt ihr Paul Lubinski, Alter?

Thaddeus. Könnte ſein, Herr. Wer kannte Paul Lubinski nicht? — Pfui, Thaddeus, nimm dich in acht.

Malteſer. Recht, Alter: er iſt der Polen Bravſter.

Thaddeus. Iſt er?

Malteſer. Zweifelt ihr daran? So kennt ihr ihn nicht.

Thaddeus (immer wärmer). Ich kenn ihn nicht?

Malteſer. Oder ihr ſeid ſein Feind.

Thaddeus (hitzig). Ich, Herr? Ich? Und wer hat ihn getragen, wie er noch nicht laufen konnte, als dieſe beiden alten Arme hier? Wer hat ihm vom Sobieski und vom Kosziusko erzählt, wenn nicht der alte Thaddeus? Das erſte Wort, das er lallen konnte, war „Polen“; wer hats ihn gelehrt, Herr, wenn nicht der alte Thaddeus? Wer hat ſeine Heimat hinter ſich gelaſſen und iſt ihm nachgelaufen in die weite Welt, als der alte Thaddeus? Und der alte Thaddeus wäre ſein Feind? Das iſt dumm geredet, Herr.

Kammerdiener. Heda, Alter! Es iſt der Schwager des Durchlauchtigſten Fürſten, der mit euch ſpricht.

Thaddeus (für ſich). Halt, Thaddeus, was machſt du da? Mußt du deinen Herrn verraten, alter Dummkopf? Keine Silbe mehr ſollen ſie hören vom alten Thaddeus. Oho; Thaddeus iſt nicht ſo dumm.

Malteſer. Der Eifer gefällt mir an euch, Alter. Hier habt ihr zwei Dukaten; ihr ſollt zehn haben, hundert ſollt ihr haben, ſagt ihr mir, wo Paul Lubinski lebt.

Thaddeus (für ſich). Pfui mit dem Blutgeld. Nehmt eure Dukaten wieder; ich ſtehe nicht in euern Dienſten. Ich mag eure Dukaten nicht. Was weiß ich von Paul Lubinski? Fragt einen, der von ihm weiß.

Malteſer. Ihr traut mir nicht, Alter?

Thaddeus. Könnte ſein, Herr.

Malteſer. Haſt du nie von dem deutſchen Oberſten, dem Oberſten Max gehört?

Kammerdiener. Von dem deutſchen Fürſten, der mit euerm Herrn focht?

Thaddeus. Ich weiß von keinem Herrn. Was ſoll ich wiſſen? Ich bin ein alter, dummer Mann; ich kann nicht leſen und nicht ſchreiben. (Er geht; die andern folgen ihm im Geſpräch)

Malteſer. Alter, wartet doch einen Augenblick noch.

Thaddeus. Ich muß zu Hauſe ſein, ehs dunkel wird. (Ab)

Malteſer (im Abgehn zum Kammerdiener). Aus dem Alten iſt nichts heraus zu bringen. Folgen wir ihm, wird er nur noch mißtrauiſcher. Wir müſſen ihn treuherzig machen. Thut, als merktet ihr nicht, was er will.

(Alle ab)

⁂

Dritte Szene

Eugenie, bald darauf **Mariane**

Eugenie (kommt tiefſinnig daher und bleibt plötzlich ſtehn, als wenn ſie etwas ſähe). Flieh, flieh, Paul! hinter dem Buſche lauert ein Feind — und hier — und hier — (als ſchräke ſie aus einem Traum auf) — Großer Gott! ja es war nur ein Traum. — Gott, wo mag er jetzt irren, allein — nein nein! all meine Wünſche ſind bei ihm!

Mariane (mit einem Handkörbchen). Sie erſchrecken? — Ich bins ja, Ihre treue Mariane.

Eugenie. Haſt du das Körbchen zu den Kräutern für den Thee für die Pachterin? Was macht ihr Mann?

Mariane. Das Tränkchen, das Sie ihm bereiteten, hat Wunder gewirkt.

Eugenie. Ja; es iſt eine kräftige Arznei. — Ich erſchrak, wie ich dich kommen hörte. Ich glaubte, es ſei der Fürſt mit dem Prinzen, dem er entgegengereiſt iſt. Nicht, Mariane, es iſt ſchlimm, wenn ein Kind erſchrecken muß vor ſeinem Vater? Nun hilf mir Lindenblüte pflücken. Im Kloſter dacht ich nicht, wieviel Dank ich meiner Tante ſchuldig war, daß ſie mich dieſe Arzneien brauen gelehrt. Nun weiß ichs. Giebt es etwas, was eignes Unglück mildern kann, ſo iſt es die Freude, fremdes mildern zu können.

Mariane (leiſer). Der alte Thaddeus begegnete mir eben; er hatte auf mich gewartet und gab mir dies Brieſchen für Sie.

Eugenie (erſchrocken). Gieb! Gieb! Großer Gott!

Mariane. Sie können es vor Zittern nicht öffnen. Ich will Ihnen helfen.

Eugenie (ſetzt ſich). Dank, gute Mariane. — Pflück indeſſen.

Mariane (pflückt Lindenblüte in das Körbchen).

Eugenie (lieſt). „Ich wohne unter den Toten; im Grabgewölbe unter der Kapelle. Unter den dichten Sträuchern drum herum fand ich eine Lücke in der Mauer. Willſt du mir gehören, ſo komm dieſe Nacht zu mir herab; ein polniſcher Prieſter, ein Unglücksgefährte, den mein Thaddeus aufgetrieben hat, vereinigt uns unzertrennlich für dieſe Welt. Dir wird es leicht, wenn du dir den Schlüſſel verſchaffſt zu der Thüre, die aus der ſtets offnen Kapelle in das Grabgewölbe führt. Schreibe nicht; ſage meinem Thaddeus nur „Leben“ oder „Tod.“ Schreibſt du Bogen voll, es würde nur eine Umſchreibung eines dieſer Wörter werden, und ein unglücklich Geſchick könnt es in unrechte Hände bringen. Sagſt du „Leben,“ ſo leb ich und trotze dem Schickſal ein Glück ab für dich und mich; ſagſt du „Tod“ — deine fürſtlichen Ahnen werden den Geächteten unter ſich ruhen laſſen, wenn es wahr iſt, daß der Tod verſöhnt.“ — (Nach einer kleinen Pauſe, in der ſie vor ſich hin geſehen hat) Iſt das nicht Schierling dort an der Mauer?

Mariane. Wie kommen Sie darauf? Ja, das iſt Schierling.

Eugenie. Iſt nicht Schierling ein Gift? Nicht, Mariane, es wirkt Schwindel?

Mariane. Der Abſud davon wirkt den Tod. Ich weiß, daß eine ganze Familie davon ſtarb. Aber was iſt Ihnen? Sie werden ſo bleich?

Eugenie. Nichts. Nichts. Ich dachte nur daran, wie ähnlich dieſer Schierling dem Leben iſt. Er ſcheint ſo ſaftig und friſch, und innen — lauert der Tod. Mariane, was verſprach mir das Leben! Es hielt ſein Wort nicht; der, an den es mich wies als an den Freund, den Vater, der wendet ſich fremd von mir, und dem Fremden, in dem ich den erſehnten Freund fand —

Mariane. Geben Sie mir ein Briefchen an den Alten?

Eugenie. Hol ihn her, gute Mariane; ich muß ihn ſelbſt ſprechen.

⁂

Vierte Szene

Eugenie, dann **Mariane** zurück mit **Chaddeus**

Eugenie (pflückt Schierling). Und nun komm, du Wunderkraut, das ſeinen Beſitzer der Furcht des Wechſels überhebt. Komm, Zauberblume, vor der die Schlöſſer ſpringen. Vielleicht bedarf ich deiner. Dich nennen die Menſchen Gift und fliehen vor dir — o ſie verkennen dich! Du biſt die Arznei; das Leben iſt der Gifttrank. (Sie wirft die Lindenblüte aus dem Körbchen, füllt es mit dem Schierling und deckt Lindenblüte darüber) Gottes Barmherzigkeit wird verhüten, daß ich dich brauche, aber beſitzen muß ich dich. Das Schwerſte wird leicht, weiß man, daß man es abwerfen kann, wenn man will.

Mariane und **Thaddeus** treten auf

Eugenie (zu Marianen). Nun, Liebſte, geh zum Kaſtellan; den Schlüſſel zum Grabgewölbe ſoll er mir ſchicken. Ich will mirs betrachten; das wird mich zerſtreuen. (Mariane ab) Und nun, Alter, lieber Alter; nun können wir unbeobachtet reden. Alter, guter Alter, du verſtehſt mich, ohne daß ich dich frage.

Thaddeus. Ja; Gott ſegne Ihre Freundlichkeit für meinen Herrn. Nunmehr lauert er, daß es Nacht werden ſoll, denn bei Tage darf Thaddeus nicht an ſeinen Verſteck. Er ißt nicht, er trinkt nicht; unbeweglich ſitzt er unten zwiſchen den Särgen und ſieht vor ſich hin, daß einem das alte Herz zerſpringen möchte, wenn man ihm zuſieht; und nun vollends, wer ihn gekannt hat in ſeinem Glücke, wie der alte Thaddeus. Dabei iſt er ſo ruhig und mild; kein Ton des Schmerzes, keine Klage; er iſt ein Mann im Unglück wie im Glück. Eſſen Sie doch nur etwas, ſagt ich: Sie verkommen mir ſonſt. Ja, ſagt' er, Thaddeus, wenn du mir die Antwort gebracht haſt, dann will ich eſſen, dann will ich thun, was du willſt.

Eugenie. Armer Paul! Armer Paul! — Sag ihm „Leben!“ guter Thaddeus. Hörſt du? „Leben!“ Daß du dich nicht verſprichſt, du lieber Alter, und „Tod“ ſagſt oder „Sterben.“ Um Gottes willen nicht! Hörſt du? Ich will dir das Wort aufſchreiben.

Thaddeus. Wird der alte Thaddeus das Wort vergeſſen, mit dem er ſeinen armen Herrn glücklich machen kann?

Eugenie. Wenn du dich aber verſprächeſt —

Thaddeus. Und wenn ich mich verſpräche, hätt er die Botſchaft mir ſchon von der Stirn geleſen. Er iſt des alten Thaddeus Einziges, weiß er. Bin ich froh, bin ich traurig, ſo iſts ſeine Freude, iſts ſein

Kummer. Er wird aufſpringen und mir ins Geſicht ſehen, dann wird er laut aufſchreien vor Freude. Gott ſegne Sie für die Freude, die Sie meinem Herrn machen. Gott ſegne Sie für die Freude, die Sie dem alten Thaddeus machen, daß er ſeinem armen Herrn ſolche Botſchaft bringen darf. Wenn ich nur eben ſo gewiß den Brief hier nicht vergeſſe, den Herr Michael-Czarinski von der Grenze hergeſchickt hat.

Eugenie. Dort kommt der Kaſtellan ſelbſt. Es darf uns niemand beiſammen ſehn. Geh, lieber Alter, ſag ihm „Leben“; mein Leben iſt ſchon bei ihm. (Thaddeus geht)

⁂

Fünfte Szene

Kaſtellan. Mariane. Eugenie

Eugenie. Sie bringen mir den Schlüſſel ſelbſt?

Kaſtellan. Durchlaucht, ich bring ihn, aber ich flehe, verlangen Sie ihn nicht.

Eugenie. Sie wollen —

Kaſtellan. Sie blühn in voller Jugendſchöne. Sie gehen dem Schönſten entgegen, was das Leben bieten kann; hören Sie die Bitte eines Greiſes, verlangen Sie den Schlüſſel nicht.

Eugenie. Ich verſtehe Sie nicht. Was hat der Schlüſſel mit meinem Glücke zu ſchaffen?

Kaſtellan. Sie würden meine Gründe für Aberglauben halten. Ich bin nicht abergläubiſch, aber es giebt Dinge, die eine Ausnahme von dem machen, was uns natürlich ſcheint.

Eugenie. Geben Sie mir den Schlüſſel, Alter; die Gründe ſchenk ich Ihnen.

Kaſtellan. Sie ſcherzen darüber. Mir iſt, als ſäh ich Sie an dem Rande einer Gruft hinſcherzen. Gleichwohl — verzeihen Sie dem Greiſe, deſſen Haar im treuen Dienſte Ihres Großvaters und Vaters erblichen iſt — gleichwohl ſcheint dieſes Lächeln den Schmerz zu kennen. Ich weiß nicht, was Sie thun wollen, aber es iſt etwas, was über das Glück Ihres ganzen Lebens entſcheidet.

Eugenie (für ſich). Der Mann iſt ein Prophet. Ja, ſolcher Art iſts, was ich thun will.

Kaſtellan. Das Grabgewölbe will ein Opfer, wird es ohne Not geöffnet. Drei Fälle hab ich erlebt, die es beweiſen; mehrere noch wußte mein Vorgänger zu erzählen. Es iſt an mehreren Stellen baufällig; die Furcht hielt mich ab, bauen zu laſſen, weil ich es hätte öffnen müſſen. (Mit einer gewiſſen Feierlichkeit) Und ſo oft es geöffnet wurde ohne Not, ſo oft ſtarb ein Glied Ihrer fürſtlichen Familie eines gewaltſamen Todes. Fürſt Nikolaus ſtürzte mit dem Pferde; zehn Jahre darauf wurde Prinzeſſin Natalie von Dero Bruder unvorſichtigerweiſe auf der Jagd erſchoſſen; beide ſtarben nicht vierundzwanzig Stunden nach Öffnung des Gewölbes. Prinz Georg, der dritte, der es ſeit meinem Gedenken öffnete, entleibte ſich in einem Anfall von Melancholie noch in derſelben Stunde.

Mariane (hängt ſich voll Schauder an die Prinzeſſin). Heißen Sie ihn gehn mit ſeinem Schlüſſel. Er ſieht ſelbſt aus wie ein Geſpenſt.

Eugenie (nach einer Pauſe; für ſich). Wer es unnötigerweiſe öffnet? — Nein; unnötigerweiſe öffne ichs nicht. Käm ich nicht, er würde ſich betrogen glauben und — Gott im Himmel! eine zu raſche That — Nein; hier iſt keine Wahl. Mag ſich unſer Schickſal erfüllen — Paul, ich komme! — Ich habe Sie geduldig angehört, Herr Kaſtellan, und nun will ich den Schlüſſel zum Lohne dafür. Der Fürſt, mein Vater, will ihn haben. (Für ſich) So zwingt ſein Märchen mich zur Lüge. Heilige Wahrheit, verzeih mir dieſe erſte Lüge. Geben Sie.

Kaſtellan (faltet die Hände und ſieht ſie mit traurig flehenden Blicken an, dann giebt er). Hier, Durchlauchtigſte Prinzeſſin, iſt der Schlüſſel. — Gott wende alles zum beſten. (Er wiſcht ſich die Augen, verbeugt ſich und geht)

Eugenie. Guter Alter, deinen Wunſch bet ich aus innerſter Seele mit. — Sorge dafür, Mariane, daß mich niemand ſtört, während ich die Arznei bereite. — Ja, guter Alter; Gott wende alles zum beſten! (Beide ab)

Vorzimmer des Fürſten

Unter einem Spiegel hängen zwei Piſtolen. Auf jeder Seite eine Thüre, die rechts in des Fürſten Kabinett, die links auf den Korridor. Nacht

⁂

Sechſte Szene

Der **Fürſt** im Reiſerocke, vom **Kammerdiener** begleitet

Der Fürſt (einen Brief in der Hand). Sein Bruder geſtorben, der Regierende — allerdings ein zureichender Grund. Ich will mir nicht denken, er könnte einen andern Grund gehabt haben, nicht zu kommen, nachdem von beiden Seiten die Zuſammenkunft beſtimmt worden war. — Morgen will er mich hier beſuchen — doch, damit ich nicht irrig dem Verdacht Raum gebe, er könnte einen andern Grund gehabt haben. Nun verlang ich, daß man ſich über die Heirat entſcheidet; dieſes Hinhalten kompromittiert die Prinzeſſin. Dann giebt er meinen Feinden Gelegenheit, ſich in die Sache zu mengen. Dieſer Malteſer — (Sein Blick fällt auf den Kammerdiener) Geben Sie mir das Hauskleid. (Kammerdiener hilft ihm ſich umziehn) Konvenieren ihm die Zimmer?

Kammerdiener. Durchlaucht halten zu Gnaden, von —

Fürſt. Hören Sie nicht? meinem — dem Prinzen Hermann?

Kammerdiener. Er bedauerte, Sie hier beengen zu ſollen; er hätte ebenſogut im andern Flügel oder in einer andern Etage —

Fürſt. Iſt ſeine Hoheit ſo anſpruchslos? Die übrigen Zimmer ſind nicht eingerichtet. Nunmehr wird er ſich zurückgezogen haben?

Kammerdiener. Er ſchreibt Briefe —

Fürſt. Hm — an den Hof des Prinzen Friedrich —?

Kammerdiener. Wünſchen Durchlaucht ſeine Geſellſchaft?

Fürſt. Ich will wiſſen, ob ich vor ſeiner Geſellſchaft ſicher bin. Die Form iſt ihm kein hinreichender Grund, zu unpaſſender Zeit mit Beſuchen zu verſchonen. Ihre Geſellſchaft ſcheint er zu lieben.

Kammerdiener (betreten). Durchlaucht —

Fürſt. Schon gut. — Wie iſt das Befinden der Prinzeſſin?

Kammerdiener. Der Arzt findet den Zuſtand der Prinzeſſin aufgeregt, aber nicht krankhaft. Er hat einiges verordnet.

Fürſt (tritt auf ihn zu). Haben Sie ſonſt etwas zu melden? — Ich wünſche nicht durch andre zu erfahren, was Sie mir ſagen konnten. Bis jetzt hab ich Ihnen trauen dürfen.

Kammerdiener. Um Gott, Durchlauchtigſter Herr, könnten Sie zweifeln?

Fürſt. Ich liebe thätige Beweiſe. Ich bin kein Freund von Redensarten. — Ich werde einen Teil der Nacht den Geſchäften widmen. Bleiben Sie in der Nähe. (Wendet ſich in der Thür) Noch eins; hören Sie? Ich lieb es nicht, wenn ſich meine Diener ausforſchen laſſen. (Ab in ſein Kabinett)

⁂

Siebente Szene

Kammerdiener allein, dann der Kaſtellan

Kammerdiener. Gott! Was ſoll das werden? Ich ſeh das Ärgſte kommen und kanns nicht ändern. — Wer kommt da noch ſo ſpät?

Der Kaſtellan (tritt auf atemlos und verſtört)

Kammerdiener. Wie ſehen Sie aus? Was iſt Ihnen begegnet?

Kaſtellan. Ich muß den Fürſten ſprechen, muß ihn augenblicklich ſprechen. Ich wollte zu der Prinzeſſin, aber der ganze Flügel iſt abgeſchloſſen. Alter! Alter! wir gehen ſchrecklichen Dingen entgegen.

Kammerdiener. Iſt etwas geſchehen?

Kaſtellan. Noch, hoff ich zum allmächtigen Gott im Himmel, nichts. — Ich Unſeliger, daß ich den Schlüſſel hergab; ich durft ihn nur in des Fürſten eigne Hände geben.

Kammerdiener. Den Schlüſſel? welchen Schlüſſel?

Kaſtellan. Zum Grabgewölbe. — Glauben Sie, daß Geiſter erſcheinen können?

Kammerdiener. Aber wem gaben Sie den Schlüſſel?

Kaſtellan. Der Prinzeſſin.

Kammerdiener. Gott! nun wird mir alles klar. — Der Fürſt darf den alten Mann nicht hören. Hören Sie, der Fürſt iſt beſchäftigt; ich darf niemand vorlaſſen. Gehen Sie. Kommen Sie morgen wieder.

Kaſtellan. Vielleicht iſts noch zu verhindern. Nein, ich wills nicht auf meinem Gewiſſen haben.

Kammerdiener. Gehen Sie; ich darf niemand vorlaſſen. Gehen Sie.

⁂

Achte Szene

Der Fürſt. Vorige

Kaſtellan. Laſſen Sie mich zu ihm, oder ich rufe Gewalt!

Kammerdiener (den Fürſten gewahrend). Nun iſt alles verloren.

Fürſt (zum Kaſtellan). Was wollen Sie?

Kaſtellan. Durchlaucht, auf meinen Knieen beſchwör ich Sie; brauchen Sie den unglückſeligen Schlüſſel nicht!

Fürſt. Welchen Schlüſſel?

Kaſtellan. Den Sie mir heute abfordern ließen.

Fürſt. Ich hätte Ihnen einen Schlüſſel abfordern laſſen? Durch wen?

Kaſtellan. Durch die Prinzeſſin Eugenie.

Fürſt. Sie phantaſieren, alter Mann.

Kaſtellan. Nein! Nein! ich weiß es nur zu gewiß.

Fürſt. Was war es doch für ein Schlüſſel?

Kaſtellan. Der Schlüſſel zum Grabgewölbe. Ich wollte ihn nicht geben, aber Durchlaucht ſelbſt hätten es befohlen; da gab ich ihn, ich Unſeliger!

Fürſt (nach kleiner Pauſe). Ganz recht; ich beſinne mich. Eh ich abreiſte˙ gab ich den Auftrag. Welch ein Lärmen um einen Schlüſſel! — Ach ja, mir fällt ein, man erzählt ſich Märchen vom Grabgewölbe.

Kaſtellan. Wärens Märchen! In dieſem Grabgewölbe — gnädigſter Herr, mit meinen Augen hab ichs geſehen, mit meinen Ohren hab ichs gehört. Noch fröſtelt mirs durch alle Adern, noch ringelt ſich der Schauder mir am Rückgrat herab. Mich reut es, daß ich den Schlüſſel gegeben hatte, eine Angſt, wie ich ſie nie gefühlt habe, ließ mich nicht ruhn. Es trieb mich wie Gewiſſensbiſſe, die Prinzeſſin ſo lange zu flehn, bis ich den Schlüſſel wieder hätte. Aber ich fand den ganzen Flügel abgeſchloſſen, den die Prinzeſſin bewohnt.

Meine Angſt wuchs. Ich hätte mich vor die Thüre der Kapelle geſtellt und mit meinen letzten Kräften jedermann den Eintritt gewehrt. Aber der Korridor, der zu der Kapelle führt, war mit abgeſchloſſen. Ich entſann mich, daß die Mauern des Grabgewölbes nach außen zu ſo verfallen ſind, daß man, wenn man durch die dicken Büſche drum herum hindurch gedrungen iſt, hineinſehen, wohl auch hinabſteigen kann in das Gewölbe. Hier wollt ich bleiben, und hört ich von innen jemand nahen, meine Stimme noch einmal flehend und warnend erheben, weil ſonſt kein Weg übrig blieb, das Entſetzliche zu verhüten. Und wie ich näher komme durch die Büſche, ſo iſts, als ob ein bleiches Licht herausſtrahle durch die Mauerlücken, und ein rieſenhafter Schatten ſich drinnen bewegte. Mir pochte das Herz, alle meine Glieder flogen, dennoch blieb ich. Da hör ich drinnen eine leiſe hohle Stimme ſagen: „Kommſt du, Thaddeus? Bringſt du Leben in das Reich der Toten?“ So ſprachs. Mir aber wars, als faßten hundert geſpenſtige Krallen nach meinen Kleidern; ich rannte davon. Wie ich erfuhr, daß mein Durchlauchtigſter Herr angekommen wäre, eilt ich hierher. Gott laſſe mich nicht zu ſpät gekommen ſein!

Fürſt. Legen Sie ſich zu Bette, Alter, und erholen Sie ſich von Ihrer Furcht. Ihren treuen Willen erkenn ich an, aber Sie haben ſich ohne Not abgeängſtigt.

Kaſtellan (voll Angſt). Durchlaucht —

Fürſt (winkt). Ich will allein ſein. Gute Nacht.
(Wendet ſich. Kaſtellan ab)

Fürſt (wendet ſich nach dem Kammerdiener, fixiert ihn bedeutend). Der Alte faſelte, aber er meinte es redlich. Das iſt mehr, als andre von ſich ſagen können. Sie können gehn. Ich werde mich allein entkleiden.

(Kammerdiener ſteht betreten, auf wiederholten Handwink des Fürſten geht auch er)

⁂

Neunte Szene

Der Fürſt (allein. Eine Pauſe). Die Schatten meiner Furcht ſind Weſen geworden; gut; ſo kenn ich meinen Feind. — Dieſes Malteſers Sklave ſollt ich werden? Und dort greift die freche Hand eines heimatloſen Abenteurers nach dem Innerſten meiner Ehre. Meine eignen Diener werden meinen Feinden willige Werkzeuge. Jenes leichtſinnige Weib mochte mich belügen — ſie that es ungeſchickt genug; aber daß der Mann mich verkauft, dem ich dreißig Jahre lang getraut! — (Pauſe) Dieſe Heirat muß zuſtande kommen; ſonſt ſeh ich nirgend Rettung von der ſchandevollen Bevormundung eines übermütigen Verwandten. Das leiſeſte Gerücht von dem Fehltritt der Unbeſonnenen muß die Heirat rückgängig machen. Noch liegen die Fäden allein in meiner Hand. Dieſe Nacht (er unterſucht die Piſtolen und findet ſie geladen) tilgt jede Spur jenes Fehltritts oder einen Namen von der Liſte der Lebenden, der zu ſtolz war, das Leben zu behalten, wenn er die Bürde der Schande zugleich mit abwerfen konnte. (Er nimmt die Piſtolen zu ſich und geht ab)

⁂

Zehnte Szene

Nachdem die Bühne einige Augenblicke leer geſtanden, kommen der **Malteſer**, der **Kammerdiener**

Kammerdiener. Hören Sie? Er ſchließt die Korridorthüre ab. Er geht durch den Park nach dem Grabgewölbe.

Malteſer. Warum durch dem Park?

Kammerdiener. Die Prinzeſſin hat ihren ganzen Flügel abſchließen laſſen. Der Kaſtellan ſchwatzte von einem Lichtſchein im Grabgewölbe und von einer Stimme drin. Die Prinzeſſin hat den Schlüſſel zum Gewölbe; es iſt nur zu gewiß, daß es ein Rendezvous dort gilt.

Malteſer. Von einem Schein ſchwatzt er? Höre; ſolch ein Schein bedeutet, daß ein Schatz zu heben iſt. Sollte mein Pole dort wohnen? Alter? — Was erſchrickſt du?

Kammerdiener. Die geladnen Piſtolen ſeh ich nicht mehr, die nur vorhin noch unter dem Spiegel hingen.

Malteſer. Donnerwetter! Er ſoll ſein Pulver ſparen zum Feuerwerk. Wie kommen wir hinaus? Wir müſſen ihm auf dem Fuße nach.

Kammerdiener. Wir müßten durch das Pförtchen —

Malteſer. Nur ſchnell! ſchnell, Alter! Mein ganzes Glück ſteht auf dem Spiel! (Beide eilig ab)

Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs

Vierter Aufzug

Das Innere des Grabgewölbes unter der Schloßkapelle, von einer Lampe ſpärlich erleuchtet. Links führt eine Treppe zu der Thür in die Kapelle; rechts die Lücke in der Mauer und die Büſche darum ſichtbar. Der Mond kommt etwas ſpäter und erleuchtet die Fenſter und die Büſche vor der Lücke

Erſte Szene

Paul Tubinski liegt auf der Erde zwiſchen übereinander geſchichteten Särgen ſchlafend ausgeſtreckt; bald nach dem Aufzuge des Vorhangs kommt **Thaddeus** durch die Mauerlücke; er ſtellt das Geſchirr, das er mitgebracht hat, im Vorgrund auf einen Sarg, dann geht er zu dem Schlummernden und betrachtet ihn eine kleine Weile

Thaddeus. Ob der alte Thaddeus ihn weckt? Oder ob er ihn fortſchlafen läßt? Freilich braucht er Ruhe, aber er muß doch etwas genießen, dann die Antwort von der Prinzeſſin und der Brief — (Paul ſeufzt im Schlafe tief auf) Er träumt ſchwer, da iſts beſſer, Thaddeus weckt ihn. Herr Graf! (Schüttelt ihn) Beſter Herr Graf, werden Sie munter.

Paul (erhebt ſich halben Leibes und ſtreckt die Hände abwehrend gegen Thaddeus). Fort! Fragt nicht mich! — Fort, hohläugiges Geſpenſt!

Thaddeus. Was ſehen Sie denn, Herr Graf? Erkennen Sie Ihren alten Thaddeus nicht mehr?

Paul. Du biſts, Alter?

Thaddeus. Ich ſah, daß Sie unruhig ſchliefen, und weckte Sie.

Paul. Gott ſei Dank, es war nur ein Traum. Die Särge barſten, und heraus ſtiegen ihre Bewohner, Männer und Frauen, hohläugig und bleich. Sie umringten mich und erinnerten: Uns iſt ein Was verſprochen. Das Leben vertröſtete uns auf den Tod, aber der Tod iſt ſtumm. Alles war Wechſel und Schein, Sinnestrug und Glaubenstäuſchung; gieb uns ein Gewiſſes, an das wir uns halten, ein Licht, das uns erwärmt. Einer glühte für Freiheit, ein andrer für das Wiſſen, für ein geliebtes Weſen der dritte. Aber die Freiheit war ein Schemen, das Wiſſen ein Nichts; ſie ſtarben, wie das Hirn ſtille ſtand; die Liebe wohnt nur in der Wärme des Blutes. Wir waren Freunde, Brüder, Schweſtern, Gatten; uns wieder zu ſehen über den Tod war unſre ſüßeſte, gewiſſeſte Hoffnung. Und nun kennen wir uns nicht mehr, wir haben in uns nur das geliebt, was wir waren, was wir nicht mehr ſind. — Und während ſie ſo wimmern und das Grauſen mich verzehren will, ſchwebt über mir in goldnen Wolken Eugenie wie ein rettender Engel und reicht mir den Arm, um mich hinauf zu heben zu ſich. Aber all die Geſpenſter faßten nach mir mit knöchernen Händen und halten mich feſt und wimmern: „Erſt gieb uns ein Gewiſſes, erſt ein Licht, das uns erwärmt, eher laſſen wir dich nicht.“ Da wecteſt du mich.

Thaddeus. Es iſt kein Wunder, daß Sie ſo ſchreckliche Dinge träumten. Ich könnte hier nicht ſchlafen.

Paul (ſich erhebend). Du bringſt Antwort?

Thaddeus. Die bring ich. Aber erſt ſollen Sie mir etwas genießen, Sie verkommen ſonſt.

Paul. So gieb mir einen Becher Wein, guter Thaddeus, aber erſt die Antwort.

Thaddeus. „Leben,“ Herr! (Er holt einen Becher Wein aus einer Flaſche, die er mitgebracht hat)

Paul (jubelnd). Leben! Leben! Ja, ich wußt es! Thaddeus, in meiner Seele wird Frühling. Bilder

der Wonne drängen ſich und machen mich trunken. Sonnige Tage, blauer Himmel mit Frühlingswolken, ein traulich Häuschen, und unter blühenden Bäumen — mein ſüßes Weib, goldlockige Kinder um mich. Meine Liebe, mein Glück, mein lehrend Glück, dir dieſes Glas! (Er trinkt) Thaddeus, Thaddeus! Nur ein Winkelchen Erde mein — und ſie ginge mit mir!

Thaddeus. Sie dürfen nur den Mut nicht ſinken laſſen, ſo wird ſich alles noch finden. — Es iſt eine weiße Roſe aus ihr geworden. „Sag ihm: Leben," ſagte ſie: „mein Leben wohnt ſchon bei ihm."

Paul. Den Mut ſinken, Thaddeus? Bei Gott, ſolch ein Weib iſts wert, um ſie ein Mann zu ſein. Laß ſie aufſtehn, alle, die hier ſchlafen, um mir ſie zu rauben. Laß das Schickſal alle ſeine Schrecken aufbieten — Thaddeus —, ich kämpfe ſie ihm ab.

Thaddeus. Nein. Freveln dürfen Sie nicht; das heißt den lieben Herrgott, der helfen will, vor den Kopf ſtoßen. Aber nun thun Sie mir die einzige Liebe und genießen was.

Paul (ſinnend). Iſt nicht heut der fünfundzwanzigſte? Weißt du, Thaddeus, was dieſer Tag mir bedeutet?

Thaddeus. Soll der alte Thaddeus nicht wiſſen? — Ich wollte Sie nur nicht daran erinnern.

Paul. Und warum, Thaddeus? Es klebt kein Ehrenmakel an dem Tag. Wie ich mein Gewiſſen durchblättere, es iſt kein Fleck darin, den ich ſchamvoll überſchlagen müßte. Unglück ſteht darin, doch hab ich es getragen wie ein Mann. Thaddeus, den Kräftigen ſchmückt die Laſt, unter der er ungebeugt einhergeht.

Thaddeus. Heut vor fünfundzwanzig Jahren — iſt mirs, als wars geſtern — ſo was ſehn meine Augen nicht mehr, ſolch eine Pracht und einen Glanz. Eine ganze Woche vorher gings zu wie im Krieg. Hatten wir das ganze Schloß ausgeputzt mit Fahnen und grünem Zeug. Meilenweit her kamen die Menſchen. Der beſte Wein floß in Strömen. Hei! hatten die Köche zu thun, all die Mäuler ſatt zu machen, die gekommen waren, zu gaffen und zu jubeln. Wo man hinhorchte, geigt' es und hüpft' es, was Saiten und Sohlen hielten. Der alte Thaddeus aber hatte ſeine eignen Gedanken und ſeine Freude im voraus, denn er hatte ein Feuerwerk in der Arbeit, wie Polen noch keins geſehen hatte. Tanzt, dacht ich bei mir, tanzt nur zu; ihr werdet euch wundern. Und wies nun hieß, daß die gnädige Gräfin eines Söhnleins geneſen war! 'S war heller Mittag. Das Feuerwerk ſollte freilich erſt bei Nacht abgebrannt werden; in der Freude meines Herzens denk ich: Was Tag! was Nacht! und los gings wie ein Wetter. Die Feuerräder ſprudelten, die Raketen ziſchten, und die Menſchen purzelten übereinander und dachten, der jüngſte Tag geht los. War das luſtig, alter Thaddeus!

Paul. Ja Alter; heut vor fünfundzwanzig Jahren ſahs anders mit uns aus. In ſeidnen Windeln lag ich; meine Wiege war mit Silber ausgelegt; nur dadurch, daß ich geboren wurde, war ich Herr von majeſtätiſchen Wäldern, prächtigen Schlöſſern, lachenden Fluren. Eine Schar glänzender Diener folgte dem Handwink meines Vaters — jetzt hab ich nicht, wo ich mein Haupt hinlege, der Mietsmann des Moders, der Nachbar der Molche, die ungern nur den Eindringling unter ſich dulden. Kein Vater, kein Bruder mehr denkt meiner; keine Mutter ſegnet den fernen Sohn im Herzen und übt an Fremdlingen die Milde, die andre ihrem Liebling erweiſen ſollen. Thaddeus, mein Gedächtnis iſt ein Totenacker; über jedem teuern Namen ſteht ein Kreuz. — Was der Jüngling Teures hatte, das legte er zu ſeinem Teuerſten, ſeinem toten Vaterlande in den Sarg; doch vor dem Manne ſteht eine goldne Zukunft — ein Weib, rein, ſchön, wahr wie die heilige, unentweihte Natur. Sage nicht, Thaddeus, ich kenne ſie erſt ſeit geſtern. Wie ich noch ein Knabe war, in ſtillen Mondnächten — Thaddeus, für Leo wär ich geſtorben — aber es war etwas andres als Freundſchaft, wonach ich in ſüßer Unruhe umherirrte, vergeblich die glühende Stirn in die tauesfeuchten Blätter drückend, etwas andres, was mich ſelbſt im Siegesjubel plötzlich aufſeufzen machte. Sage nicht, ich kenne ſie erſt ſeit geſtern — ſchon als Kind ſucht ich ſie, ſehnt ich mich nach ihr. Nein, Thaddeus; es war nicht bloß das Bedürfnis nach Liebe — ich hätte früher geliebt —, die Macht über den Sternen hatte uns einander beſtimmt; drum riß ſie mich aus teuern Armen, trieb mich aus dem Vaterlande, daß wir uns finden mußten. — Haſt du dem Prieſter geſagt, Thaddeus? —

Thaddeus (ſchlägt ſich an die Stirne). Alter Thaddeus — oben wartet er noch im Park. Ich will ihn nur gleich herunter holen. (Ab durch die Lücke)

⁂

Zweite Szene

Paul Tubinski allein; gleich darauf **Eugenie**

Paul. Knarrt nicht die Kapellenthür in den Angeln? Ja; es naht jemand. Die Thür wird geöffnet. Sie iſts! (Ihr entgegen)

Eugenie kommt, eine brennende Kerze in der Hand, durch die geöffnete Thüre und ſchreitet eilend die Treppe herab

Paul. So ſchwebt der Engel der Seligkeit über der Nacht der Gräber!

Eugenie. Paul!

Paul. Eugenie! — Und dich grauſte nicht vor dieſem Wege?

Eugenie. Er führte zu dir! — Die alten Ahnenbilder ſchienen unwillig aus ihren Rahmen herausſteigen zu wollen — das Echo höhnte mir geiſterhaft meine Schritte nach; in der Kapelle lag der Schatten wie ein lauerndes Untier zuſammengerollt, das, zum Sprunge bereit, ſeiner Beute lauert. Mich grauſt nicht. Und lag der Tod ſelbſt in meinem Wege, ich wär über ihn dahingeſchritten mit geflügeltem Fuß. Es galt ja: zu dir!

⁂

Dritte Szene

Thaddeus mit dem **Prieſter**. Die **Vorigen**

Paul. Hier kommt der Prieſter, der uns vereinigen will. — Hab ich Sie nicht ſchon geſehn?

Prieſter. Am Tage nach der Schlacht bei Oſtrolenka war es, wo ich den jungen Helden hoch zu Pferde ſah, den ich ſo lange zu ſehn gewünſcht, von weinenden Weibern und Kindern umringt, die die Schlacht zu Witwen und Waiſen gemacht hatte. Er hob Kind um Kind zu ſich auf das Pferd, ſtreichelte und küßte ſie und ſagte zu den Müttern: Lehrt ſie Gott bitten, daß er ſie einſt ſo ſchön ſterben laſſen will, wie ihre Väter. Die ſind nun meine Kinder; ich habe ſie geerbt —

Paul (verlegen abwehrend). Laſſen Sie ruhn, was die Zeit begraben hat.

Prieſter. Das Große und Schöne begräbt keine Zeit. Es lebt und wirkt belebend in die fernſten Zeiten hinüber. — Die glücklichen Mütter umfaßten freudeſchluchzend ſeine Knie, ſie riſſen ſich um ſeine Hände, ſie mit Küſſen zu bedecken. Aber der Held, ſchamrot wie eine Jungfrau und verwundert wie ein

Kind, daß andre für groß hielten, was ihm nur natürlich ſchien, wehrte ihnen und ſprach: Ihr wunderlichen Leute, thu ich denn mehr als ein Pole?

Eugenie. Mein Paul! wie unverdient glücklich ich bin!

Thaddeus. Thaddeus! Thaddeus! fällt dir der Brief endlich ein? Damit ichs nicht wieder vergeſſe. Herr Michael Czarinski ſchickt ihn von der Grenze. Es ſei ſehr Wichtiges.

Paul. Guter Alter; gieb (will den Brief einſtecken, ſieht dabei die Adreſſe und erſchrickt)

Eugenie. Was iſt dir, mein Paul? Du erbleichſt.

Paul (erbricht den Brief, überfliegt ihn und ſetzt ſich erſchöpft auf einen Sarg; Eugenie lehnt ſich mit zärtlicher Teilnahme an ihn; mit matter Stimme) Gehſt du mit mir?

Eugenie. Du fragſt?

Paul. Fort aus deinem Vaterlande?

Eugenie. Wo du biſt, iſt mein Vaterland.

Paul. Du willſt alles verlaſſen?

Eugenie. Was verlaß ich, darf ich dir folgen?

Paul. Dem Heimatloſen folgen, dem Ärmſten, der nichts hat — nicht eine Hütte, in die er dich führen kann.

Eugenie. Dem Ärmſten — haſt du nicht mich? Mich rechneſt du nicht? — Gott, wenn du weinſt, zerbricht mir das Herz.

Paul (trocknet die Augen). Ja; Glück iſt ſchwerer tragen als Unglück. Dem Unglück hab ich den Mann gezeigt; das Glück macht mich zum Weibe. — Der Brief iſt von Leo.

Eugenie (freudig). Er lebt?

Paul. Er lebt mir doppelt in deiner Freude. — Und was er ſchreibt! — (lieſt) „Lubinski in Neupolen in Nordamerika. — Mein Paul“ — (muß inne halten) Meine Mutter tritt mir unbezwinglich ins Auge — ich kann nicht leſen. — Leo und dich im Arm — und ich frage das Geſchick, ob es einen Glücklichern ſchaffen kann. — Nun brauchſt du nichts zu entbehren, was du gewohnt biſt. Mein iſt die Wonne, mein Lieb ſchmücken zu können mit allem, was die Welt Schönes hat. Ich — eben noch der ärmſte Mann, der Heimatloſe, der Gehetzte — ich rufe: Wo iſt der Glücklichere? Zeigt ihn mir, und all mein Glück hab er dazu, iſt er glücklicher als ich. — Leo hat mein Vermögen gerettet. Er erfährt, ich ſei geblieben — ſonſt lebte kein Erbe mehr — ſo geht er damit nach Amerika, um das Geld, das er dem Beſitzer nicht mehr zurückgeben kann, nun wenigſtens in deſſen Sinn zu verwenden. — In einer Gegend von Nordamerika, die unſrer verlornen Heimat ähnelt, hat er Land gekauft zu einer Zuflucht für geächtete Polen. „Den Fluß, der die Ländereien durchfließt, tauft ich die Weichſel" — und nun legt er alles an, Park und Gebäude, wie es in meines Vaters Gütern angelegt war. Leo! Leo! Du herrlicher Leo! „An dem Fluß baut ich den Pavillon aus dem Schloßgarten deines Vaters auf, wo wir zuſammen träumten als Knaben ſchon von Polens Freiheit." Ja; ja; dort laſen wir Sobieskis Geſchichte. Du, alter Thaddeus, hatteſt uns den türkiſchen Feldherrn aus Holz geſchnitten, nach dem wir mit Armbrüſten ſchoſſen; er hatte einen Generalshut auf dem Kopfe und ſteife Stiefeln an den Füßen. Wir lachten über den ſteif geſtiefelten Türken, und du lachteſt mit; wir ſtellten ihn an den künſtlichen Felſen — ob Leo — ja, ja, auch den Felſen hat er gebaut, wie er in meines Vaters Parke ſtand. — In dem Pavillon wollen wir ſitzen, du, Leo und ich! Der alte Thaddeus muß uns wieder einen Türken ſchnitzen —

Thaddeus. Damit Sie wieder über den alten Thaddeus lachen können —

Paul. Und der alte Thaddeus mit — wir wollen leben, daß uns die Seligkeit nichts ſchenken kann. —

„So baut ich“ — Leo! Leo! — „in dem freien Polen, das ich über dem Meere gründete, dir, dem vermeintlich Toten, ein lebendig Denkmal.“ Und nun erfährt er — von einem Geächteten, der ſeine Zuflucht aufſucht —, daß ich noch lebe. Er übergiebt dieſen Brief einem aus Amerika zurückkehrenden Deutſchen aus dem Nachbarlande, der ihm verſpricht, mich ausfindig machen zu wollen. Der muß zu Czarinski gekommen ſein. — Nun fragt Leo an, ob ich nach Amerika kommen will, oder ob ich einen Ort in Europa beſtimmen will, wohin er mir das Gerettete bringe. Auf den erſten Fall liegt ein Schiff in Havre bereit, uns überzuführen. Hier ſendet er einen bedeutenden Wechſel auf ein Haus in Havre. Eugenie, folgſt du mir in meine neue Heimat?

Eugenie. Dahin, mein Paul, heute noch! Fort aus dieſer Welt der Lüge und des Eigennutzes. Ich kleide mich nur ſchnell —

Paul. Thaddeus beſorgt die Pferde. Die Grenze iſt nah. Wenig Stunden noch, und nichts kann uns mehr trennen! Das erſte Grauen des Morgens ſieht lachend auf unſre Sicherheit. Kommen Sie nun, unſern Bund vor dem Altare zu weihen. Hier treffen wir uns wieder!

Eugenie. Hier und bald! — Du erſchrickſt?

Paul. Du wurdeſt bleich —

Eugenie. Ein Echo wiederholte dein: Hier treffen wir uns wieder. Es klang, als käm es aus den Särgen.

Paul. Und dein: Hier und bald! wiederholte das Echo, als riefens uns die Toten nach.

Eugenie (von einer Ahnung ergriffen, hält ſich an ihn). Paul!

Paul. Reut dich dein Vorſatz?

Eugenie. Nein! nein! ich fürchte den Tod nicht mit dir! (Alle nach der Kapelle ab)

⁂

Vierte Szene

Nachdem die Bühne kurze Zeit leer geſtanden, kommt durch die Mauerlücke langſamen Schritts

Der Fürſt (nachdem er ſich umgeſehn). Ja; dieſe Räume bewohnt ein Lebender. — Hier die Lampe — und was ſchimmert dort? (Er hebt etwas auf) Ihr Bild, auf der Rückſeite ihre Hand. Die Unbeſonnene! Ich hoffte, zweifeln zu dürfen. — Nun bleibt nur der Weg der Ehre. — (Pauſe) Der Elende kommt. — Iſt das einer, ſo verdreifacht das Echo ſeine Tritte. Nein; ich höre ſprechen — (Er tritt hinter einen Pfeiler)

⁂

Fünfte Szene

Paul Kubinski, Thaddeus, der **Prieſter** zurückkommend; die beiden letzten gehen, während Paul ſpricht, durch die Mauerlücke ab. Der **Fürſt**

Paul. Nun ſei jung, mein alter Thaddeus; dieſe Nacht nur ſei wieder jung. Eh der Morgen graut, müſſen wir über der Grenze ſein. Wenn du mit den Pferden am Ausgange des Parkes angekommen biſt, läßt uns der fromme Prieſter, der uns begleitet, es wiſſen. Nur behutſam. Alter! Alter! Alles wird wieder gut.

⁂

Sechſte Szene

Paul Kubinski. Der **Fürſt**; zuletzt der **Malteſer**

Paul. Ja, du biſt zurückgekehrt, mein wankelmütig Glück, und ſchmiegſt dich reuig zu den Füßen deines Herrn. Du wollteſt mich vernichten durch deine Entfernung, aber du ſahſt, ich war ſtärker als du. Ihr feigen Dämonen des Geſchickes! Den Weichenden verſolgt ihr feindlich; vor dem Mutigen werft ihr euch dienend in den Staub. Mein Glück halt ich feſt in meinen Armen — wer ringt mirs ab?

Fürſt (tritt vor). Einer von uns hat ſeine Rechnung falſch gemacht. Einer von uns verläßt nicht lebend dieſen Ort.

Paul (überraſcht). Wer ſind Sie, der in der Wohnung des Friedens ſein Verderben ſucht?

Fürſt. — Verderben, aber nicht meines. Kennen Sie dieſes Bild? Ein Schurke hat die Unerfahrenheit dieſer Armen benutzt, ſie zu verderben. — Nichts weiter. (Reicht ihm ein Piſtol) Hier, nehmen Sie. Fühlen Sie die Rache des beleidigten Vaters, oder vollenden Sie Ihr Verbrechen an der Tochter. Einer von uns darf nicht lebend dieſe Stätte verlaſſen. Nehmen Sie; Sie haben den erſten Schuß.

Paul (entſetzt). Ich? Nimmer!

Fürſt. Feiger Sünder! Hatten Sie nur zum erſten Schritt Mut! und erbleichen vor dem zweiten? Was zögern Sie? Das Herz meiner Ehre haben Sie getroffen. Was Sie noch thun können, iſt weniger, als was Sie ſchon gethan haben.

Paul. Um Gottes willen, hören Sie mich! Verderben Sie nicht Ihr einzig Kind.

Fürſt. Elender, Sie haben es verdorben. Ich will es rächen oder ſterben.

Paul (ſich bezwingend). An meinen Worten hängt meines Weibes Glück und meins! — ich muß ruhig bleiben — ich muß um Gottes willen ruhig bleiben. Hören Sie — Sie müſſen mich hören. Ich bin der Gatte Ihrer Tochter. Ich darf nicht ſchießen. Gott und die Menſchen verzeihn dem nicht, der gegen den Verwandten wütet.

Fürſt. Gott und die Menſchen verzeihn dem nicht, der die heilige Unſchuld zu Schurkenplänen mißbraucht. Einen Bund, den der ehrloſe Betrüger mit dem Betrognen ſchließt, heiligt kein Gott. Der Unerfahrnen haben Sie Liebe geheuchelt — mich wollten Sie brandſchatzen. Wie hoch ſtellen Sie die Abfindungsſumme? Sie ſind erkannt; laſſen Sie immer die Maske fallen.

Paul. Mein Herz, mein ſtolzes Herz, halt an dich! Vergiß nicht, daß dieſer Mann ihr Vater iſt. Sei Gott mein Zeuge, wie meine Ehre fleckenlos iſt. Meine Verwandtſchaft entehrt Sie nicht. Ich bin Graf Paul Lubinski; mein Name iſt edel wie Ihrer. Ich will nichts von Ihnen, als Ihre Tochter — ich bin nicht reich, aber ich habe genug, ſie ſtandesgemäß zu erhalten. Wollen Sie einen Menſchen zwingen, zum Mörder an dem zu werden, was er liebt? O machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich. Menſchlich ſein ſchändet keinen Fürſten. Um Menſchlichkeit bitten für das Teuerſte entehrt keinen Mann.

Fürſt. Um ſein Leben betteln entehrt nur den Mann von Ehre.

Paul. Selbſt das will ich. Ja, ich will um mein Leben bitten, das meinem Weibe gehört; ich will um Ihr Leben bitten, das Ihrer Tochter gehört. Gott iſt mein Zeuge, wie das Herz mir blutet bei der erſten Erniedrigung meines Lebens — und dennoch — (er kniet) Vernichten Sie nicht meine Seele; laſſen Sie mich nicht vergebens bitten! Es wäre gräßlich, müßt ich zum Mörder werden an dem Vater meines Weibes. (Er erwartet Antwort; der Fürſt wendet ſich mit verächtlichem Lächeln)

Paul (indem er ſich taumelnd erhebt). Nur nicht dies verächtliche Zucken mit den Mundwinkeln — um Gottes willen haben Sie Barmherzigkeit mit uns allen — ſagen Sie ſchnell — (aufſchreiend) Gott! ich habe gekniet — habe vor einem Menſchen gekniet, — vergeblich gekniet — der Menſch duldet nur, was er kann — Gott ſei mir gnädig — geben Sie — Sie ſinds, der es will — Sie mach ich verantwortlich vor Gottes Richterſtuhl — Gott ſieht es, und Gott weiß es — geben Sie. (Wie der Fürſt das Piſtol geben will, hört man außen die Stimme des Malteſers)

Malteſer. Hier — hier ſchimmert ein Licht durch die Büſche; hier finden wir ihn. Kommt, Alter.

Fürſt (wild). Muß dieſer, — (er bezwingt ſich: leiſe zu Paul) Sind Sie ein Mann von Ehre, ſo wollen Sie nicht, daß meine Tochter kompromittiert wird. Vernichten Sie, was in unrechte Hände kommen könnte, und finden Sie mich, jedoch allein, in einer Stunde an der Brücke im Park. Einer nur darf die Stelle verlaſſen. Sie kommen, auf Ehrenwort.

Paul (raſch). Auf Ehrenwort, ich komme!

Fürſt (dem Malteſer ſchnell entgegen, der eben in der Lücke ſichtbar wird). Sie wundern ſich, mir hier zu begegnen. Der Kaſtellan faſelt von Geſpenſtern. Es iſt der Schein von faulem Holz, was hier leuchtet. Keine Spur von etwas Lebendem. Kommen Sie; ich habe mit Ihnen zu reden. (Ab mit dem Malteſer)

⁂

Siebente Szene

Paul (allein). Ich komme! Er ſoll nicht leben, der mich knieen geſehn hat vor ſich — hohnlachend mich knieen geſehn hat vor ſich. — Paul! Paul! — Herr Gott, was willſt du thun? Herr Gott, was haſt du gethan? Unglücklicher, den du töten willſt — es iſt ihr Vater! — Nein; ich wache — es iſt kein ſchwerer Traum [illegible] iſt Wirklichkeit. Hier ſtand er — hier — mir [illegible]über — ich bat, — bat vergebens — das Gefühl entſetzlicher Kränkung übermannte mich — kein guter Geiſt warf ſich verſöhnend zwiſchen mich und mein brennend Herz — o hätt ein einzger Zug aus dieſem Marmorgeſicht geſprochen! Ein Klang ſeiner

Stimme mich an ſie erinnert! Ich nahm die Forderung an, verſprach, verſprach mit meinem Ehrenwort — Gott! was verſprach ich! (Er ſinkt zwiſchen den Särgen zuſammen. Nach einer Pauſe erhebt er ſich nicht ruhig) An der Brücke im Park — wo ich ſie zum erſtenmale ſah — wo dieſer Himmel ſeliger Unſchuld mir aufging, deſſen Glanz dies Auge nie mehr trinken ſoll; wo all mein Leben dem Zauber einer Engelſtimme ein jubelnd Echo wurde, worin dies Ohr ſich nicht mehr berauſchen ſoll? — An der Brücke im Park — ich muß — mich bindet mein Wort. Und einer nur verläßt die Stelle lebend? — Gut. Ich bin der Eine nicht.

Achte Szene

Thaddeus. Paul Lubinski

Thaddeus (kommt mit ſich redend). Sag ihm erſt, daß er auf ſeiner Hut ſein ſoll, alter Thaddeus. — Herr Graf, löſchen Sie die Lampe. Es ſchleichen Geſichter da in den Büſchen herum. Ich höre hinter mir herkommen; da drück ich mich in einen von den weißblühenden Büſchen, bis ſie vorüber ſind, und wer iſt dabei? Gerade das Geſicht mit der Narbe längs der Stirn, das mich heute, wie ich das Briefchen beſtellen wollte, nach Ihnen ausfragte und mir hundert Dukaten geben wollte, wenn ich ihm ſagte, wo Sie wären. Aber der alte Thaddeus war nicht ſo dumm.

Paul. Grüßen mich alle meine Freunde noch? Ja, die Stimme, die uns vorhin ſtörte, war die Stimme des Malteſers. Thaddeus, thu mir dem Mann nicht unrecht. Er iſt der edelſte Menſch, den ich kenne.

Thaddeus. Um ſo beſſer. Nun aber, alter Thaddeus, lauf! In einer halben Stunde bin ich mit den Pferden am Park.

Paul. Laß das, Thaddeus. Wir brauchen keine Pferde.

Thaddeus (verwundert). Brauchen keine Pferde?

Paul (ſchreibt und ſpricht dabei). Bei Ihrer Freundſchaft, die mein Stolz war, beſchwör ich Sie, forſchen Sie nicht weiter nach mir. Leben Sie wohl. Mein alter Thaddeus, der Ihnen dies bringt, iſt mein Vermächtnis an Sie. (Faltet das Billet) So, Thaddeus. Dieſe Zeilen bringſt du dem Mann, der nach mir forſchte.

Thaddeus. Herr Graf, was geht mit Ihnen vor?

Paul. Und nun hier Leos Wechſel. Das iſt dein. Deine Treue und Liebe kann ich nicht lohnen; ich muß dein Schuldner bleiben. Ich träumte eine Stunde lang von Glück — wir müſſen uns trennen, Thaddeus.

Thaddeus (niedergedonnert). Trennen? Ich alter Mann? Geben Sie acht, was Sie ſagen; das geht ja gar nicht!

Paul (ſchreibt). „Du biſt mein Erbe.“ (Faltet) Ich weiß es, edler Leo, unſre unglücklichen Gefährten beerben mich; du biſt nur der Verteiler. Mein alter Thaddeus, dies Blättchen couvertierſt du morgen. Hier iſt Leos Adreſſe.

Thaddeus (nimmt ſprachlos vor Beſtürzung Pauls Billet und Leos Brief)

Paul. Noch eins, du guter, alter Thaddeus. In zwei Stunden geh mit einem Spaten in den Park, an die ſchöne düſtre Stelle bei der Brücke —

Thaddeus. Wo ich Sie traf —?

Paul. Ganz recht. Dort an der Brücke wirſt du einen Leichnam liegend finden; weißt du die hohe Linde dort? Unter ihr ſaßen wir, wie ich ſie zum erſtenmal ſah. Da begräbſt du die Leiche, machſt die Erde über ihr eben, ſtreuſt Zweige und Blätter darauf, damit man das Neugegrabene nicht ſieht, und ſprichſt über die Stelle ein leiſes Gebet.

Thaddeus. Heiliger Gott, Herr, womit gehn Sie um? Ich bin Ihnen aus Polen nach, Ihre Kinder auf meinen Armen zu tragen, wie ich Sie getragen habe, aber nicht — nein, nein Herr Graf! —

Paul. Es konnte ein ſeliges Zuſammenleben werden, Alter. — Still, ſtill! Mach mich nicht weich, Thaddeus. Bin ich nicht ein Krieger? und ein Pole? Nein, Thaddeus, einen Mann ſoll der Tod an mir finden. Komm, thu mir mein Ehrenkleid an, in dem ich für mein Polen focht. In ihm will ich begraben ſein.

Thaddeus (holt eine Uniform aus einem Bündel und hilft Paul ankleiden). Aber warum wollen Sie ſterben, jetzt wo das Glück Ihnen wieder freundlich iſt? Und ſo ſich begraben laſſen ohne Sang und ohne Klang, ohne Prieſter und auf ungeweihtem Boden?

Paul. Du biſt der einzige, der darum wiſſen darf. Ja, ich bins, den du finden und begraben und über deſſen Grabe du beten wirſt. Meine alte Heimat, mein Vaterland iſt dem Heimatloſen verſchloſſen; meine neue Heimat iſt, wo ich ſie fand; und hier will ich ruhn. Und du ſollſt mich begraben, alter treuer Freund. Eine Thräne aus deinen lieben alten Augen iſt mir mehr als Glockengeläute und das handwerksmäßige Gebet der Prieſter.

Thaddeus. Nein! Nein! Sie müſſen nicht ſterben! Sie dürfen nicht ſterben! Und müſſen Sie ſterben, ſo ſtirbt Thaddeus mit. Schon einmal haben Sie ſo falſch an mir gehandelt. Erſt gingen Sie ohne mich in die weite Welt, und nun wollen Sie ohne mich ſterben? Das iſt ſchlecht von Ihnen! Das iſt ſchlecht von Ihnen. Nein! Nein! Sie mögen ſagen, was Sie wollen, das iſt ſchlecht!

Paul. Thaddeus, ich hielt dich für meinen Freund; ich habe auf dich gerechnet. Soll ich mich verrechnet haben? Du haſt mir nie einen größeren Dienſt erwieſen, als den, um welchen ich dich jetzt bitte, und grade dieſen wollteſt du mir nicht erweiſen? Nein; da kenn ich meinen Thaddeus beſſer.

Thaddeus (ſchluchzend). Ja, Sie wiſſen, daß Sie alles mit mir machen können, auch was nicht recht iſt. Aber ich will diesmal nicht gehorchen. Zu Ihrem Freunde, zu dem Schwager des Fürſten, will ich gehn; Sie ſollen gezwungen werden, nicht zu ſterben!

Paul. So geh, du hartes Herz; mich aber ſiehſt du nie wieder. Ich wäre geſtorben mit dem freudigen Bewußtſein, Thaddeus iſt mein treueſter Freund auf Erden. Nun ſoll ich glauben, du biſt falſch. Du willſt mir den Tod ſchwer machen. Gut. Geh. Ich halte dich nicht.

Thaddeus (kehrt um). Verzeihs Ihnen Gott, was Sie an mir thun. Solls nicht anders ſein, im alten Thaddeus ſollen Sie nicht geirrt haben.

Paul. Alter Thaddeus, kein Menſch darf um meine Liebe wiſſen; gieb mir die Hand darauf. O die Verleumdung iſt geſchäftig! Drum ſoll niemand des Geächteten Leiche finden; drum ſoll der Malteſer nicht forſchen. Sein edler Eifer könnte abſichtslos das kränken, was mir das Teuerſte iſt. Ich muß verſchwinden wie ein Geiſt, deſſen Fuß keine Spur zurückläßt. — Leb wohl, du treueſte Seele auf dieſer Welt; (er umarmt ihn) mich ruft mein Verhängnis. (Ab)

Thaddeus (ſinkt zuſammen). Gut. Gut. Ich will ihn begraben und will ſeine Briefe beſtellen; dann will ich auf ſeinem Grabe heulend liegen wie ein Hund, bis ich auch ſterbe. Aber Gott im Himmel will ichs klagen! Gott im Himmel will ichs klagen! (Indem er geht, fällt der Vorhang)

Ende des vierten Aufzugs

Fünfter Aufzug

Zimmer der Prinzeſſin

Durch die offene Balkonthür hinten ſieht man den Sternenhimmel

---

Erſte Szene

Eugenie. Mariane

Eugenie. Nein, gute Mariane; du mußt mir folgen.

Mariane. Sie ſind gewiß krank. Laſſen Sie mich bei Ihnen bleiben. Ich ſehs Ihnen an, der Schreck und Kummer dieſer Tage hat Ihnen ein Fieber zugezogen. Ich will Ihnen vorſchwatzen, was ich weiß; vielleicht zerſteut Sies.

Eugenie. Du meinſt es gut, liebe Mariane. Aber mir fehlt nichts als Ruhe. Ich kann nicht ſchlafen, wenn ich denken muß, ſie ſitzt meinetwegen auf.

Mariane. Ich kenn es; wenn man krank iſt und nicht ſchlafen kann und Stunde nach Stunde ſchlagen hört, und man ſich vorkommt wie der einzge lebendige Menſch auf der Welt!

Eugenie. Kann ich nicht ſchlafen, ruf ich dich. Was? So haben wir beide unſern Willen.

Mariane. Aber rufen Sie mich auch. Sie ſtören mich ja nicht, wenn Sie mich rufen. Die Sorge wird mich ohnehin nicht ſchlafen laſſen.

Eugenie. Nun, gute Nacht, Mariane, du gute Mariane; du meinſt es mit mir wie eine Schweſter. So, nun geh. Gute Nacht! (Mariane entfernt ſich traurig)

Zweite Szene

Eugenie allein

Eugenie. Und nun ſchnell! ſchnell! Den Regenmantel gegen die kühle Morgenluft. — Gewiß! nunmehr erſchrickt er freudig bei jedem Geräuſch und glaubt, ich komme. Nun dies Käſtchen. Die mir es gab, verklärte Tante, ich weiß, dein Geiſt umſchwebt mich ſegnend, ſchützend. Du weißt, daß ich nicht anders kann, will ich wahr bleiben und gut. (Will gehn) Eugenie, es iſt deines Vaters Haus, das du auf ewig verlaſſen willſt. Haſt du keinen Abſchiedsgruß für ihn? Er hatte keinen Gruß für ſein Kind, das er zum erſtenmale ſah. Er rief es ja nicht aus Liebe zu ſich: nein, um es ſeinem Ehrgeiz zu opfern. Ihn verläßt nicht frevelnd ein geliebtes Kind, um einem Verführer zu folgen; aus ſeinen zwingenden Händen rettet ſich ein armes Opfer. — Erſt aber, Zeugnis meines zu geringen Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit, komm, Fläſchchen mit dem todbringenden Saft, den ich braute, dich vernicht ich — (horchend) ſtill! Nahen nicht Schritte? (Sie ſtellt das Fläſchchen, das ſie aus dem Fenſter werfen wollte, auf den Tiſch) Den Korridor entlang? Der Unbeſonnene! Er iſt es ſelbſt. Ich zögerte ihm zu lang. Ich komme, Paul! mein Paul, ich komme!

(Wie ſie gegen die Thür eilt, öffnet ſich dieſe)

⁂

Dritte Szene

Der **Fürſt**. **Eugenie**

Eugenie (fährt zurück: mit ſchmerzlicher Reſignation). Hier ſolls nicht ſein. — Herz, ſieh nach andern Sternen auf.

Fürſt (als bemerke er weder ihre Reiſekleidung noch ihre Bewegung). Mir iſt unwohl; ſolche Anwandlungen vergehn leichter in lieber Geſellſchaft. — Doch ſollt ich keinen Nachſchlüſſel nötig haben, um zu meiner Tochter zu gelangen. Kennen Sie das Bild? Die Hand, die dieſes Billet ſchrieb, thäte wohl, dergleichen beſſer aufzuheben. Künftig bedenken Sie beſſer, was der Braut des Prinzen Friedrich ziemt.

Eugenie. Göttliche Wahrheit, gieb mir deinen Mut. — Ich kenne den Prinzen nicht —

Fürſt. Dieſen Morgen noch werden Sie ihn kennen lernen: Sie werden ſich ihm verloben.

Eugenie (entſchloſſen). Ich? Nimmermehr!

Fürſt. Sie ſprechen ſehr entſchieden.

Eugenie. Ich will nur wahr ſein; ich muß wahr ſein.

Fürſt (mit mildem Tone). Kaum gefunden wollen Sie mich ſchon wieder laſſen, Eugenie?

Eugenie (für ſich). O daß er härter ſpräche. Dieſer Ton ſchmilzt meine Kraft. Dem erſten väterlichen Worte, das ich von ihm höre, darf ich nicht gehorchen!

Fürſt. Ich kanns nicht glauben, daß ein Fremdling Ihnen näher ſteht als der Vater.

Eugenie. Gott! ich weiß nicht, ob ich ein Herz zu ihm faſſen darf. Mein Vater — wenn ich Sie ſo nennen darf —, Sie wiſſen alles; ich kann Ihnen nichts verheimlichen, und könnt ich es, ich wollte nicht. O Gott, ich weiß noch nicht, ob ich Sie gewonnen habe, und muß ſchon fürchten, Sie wieder zu verlieren. — Ich trat aus dem Kloſter, um dem lang erſehnten

Vater zu gehören. Sie nahmen mich kalt auf, unzufrieden, unwillig. Die Baroneſſe raubte mir meinen Glauben an die Menſchen. O Vater, er iſt mir kein Fremdling! Wie Sie mir ſo fremd daſtanden, und ich, vernichtet in all meinen Hoffnungen, zerknickt in meinem innerſten Leben dahinſank, trat er zu mir — ich hätte ſterben müſſen, fand ich nicht Ein Herz, ein edles warmes Herz. O laſſen Sie ihm, was Sie ihm danken — großer Gott! ich weiß nicht, ob Sies ihm danken, daß er Ihr Kind bewahrte vor Verzweiflung; ich weiß nicht, ob Sie ein Herz haben für Ihr Kind!

Fürſt. Ich habe ein Herz für mein irrendes Kind, das ſeine Rettung in ſeiner Schande ſieht.

Eugenie. Ich verſtehe Sie nicht. Gott! wüßt ich erſt, ob ein Vater mit mir ſpricht.

Fürſt. Es ſchmerzt mich, daß ich es ſagen muß. Ein Verführer hat Ihre Unkenntnis des Lebens benutzt, ein Elender, Unwürdiger —

Eugenie. Ein Unwürdiger? Sie ſprechen von einem andern.

Fürſt. Eugenie, ich zeige Ihnen mehr Geduld, als Sie verdienen. Ein Unwürdiger hat Sie getäuſcht, ein Betrüger, der auf die Summen rechnete, mit denen man Sie von ihm loszukaufen ſuchen würde. Und Sie waren nur zu willig, für kalte ſtudierte Floskeln die Ehre Ihrer Familie preiszugeben.

Eugenie. O Gott! ſo träumt ich! —

Fürſt. Ja, Sie träumten. Danken Sie Gott, daß es Ihrem Vater gelang, Sie zu wecken, eh es zu ſpät war.

Eugenie. Das iſt Ihnen gelungen. Ja, Sie haben mich aus einem ſchönen Traum geweckt. Dieſe väterlichen Töne, träumt ich, galten Ihrem Kinde; o ſie galten nur Ihren Zwecken. Gott! o Gott! ich ſollte flehn, ſollte ihn zu erweichen ſuchen — aber ich kann nicht; ich kann ihn nicht Vater nennen; ich kann nicht heucheln — mir graut vor ihm.

Fürſt. Eugenie, Sie treiben mich zum Äußerſten. Nun denn, ſo hören Sie: Noch dieſe Nacht erklären Sie ſich für des Prinzen Braut, oder einen ſehen Sie nicht lebend wieder, Ihren Vater oder Ihren Verführer; oder morgen hab ich Ihre Ehre gerächt, oder Sie können ſich ohne weitern Widerſpruch auf Erden in die Arme ſtürzen, von denen das Blut Ihres Vaters träuft.

Eugenie (ſchaudernd). Sie wollten? — Gott, das wäre zu enſetzlich! Nein, nein; das wollen Sie nicht thun, das können Sie nicht thun wollen! Nein! Nein! Und haben Sie kein Vaterherz, ſo ſind Sie doch ein Menſch und können nicht unmenſchlich ſein. Nein, nein, Sie könnens nicht. Wärs wahr, und ich wollte gehorchen, müßt ich dem Gatten die heilige Treue brechen, und will ichs nicht — nein! nein! auf beiden Seiten ſteht Sünde und Wahnſinn! Großer Gott!

Fürſt. In das Unvermeidliche ſich ergeben iſt Pflicht.

Eugenie. Das Unmögliche zu verlangen iſt unmenſchlich. Nein! Sie könnens nicht! Sie dürfens nicht! Sie glauben nicht an die Rechte des Herzens. Vater — daß ſie nicht aufſtehn als Rächer! Vater, mein Herz könnte, was Sie an meinem Gatten thun, an Ihrer Tochter rächen.

Fürſt. Ihr Herz wird Ruhe belohnen für das tugendhafte Opfer. Sie werden nicht immer denken wie jetzt. Das Frauenherz iſt ſo weich, daß ſchnell und tief etwas ſich ihm eingräbt, aber das Eingegrabene ſich wiederum ſchnell verwiſcht. Sie werden das harte Mittel, das Sie mir jetzt abnötigen, einſt ſegnen. Sie werden mirs danken, daß ich Sie abhielt, einer flüchtigen Jugendgrille das Glück Ihres Lebens zu opfern. Ich laſſe Sie mit ſich allein.

Eugenie. Sie dürfen nicht gehen und mich der fürchterlichen Angſt überlaſſen. Nein; es iſt nicht Ihr Ernſt. Sie wollten mich ſchrecken, überraſchen; das iſt Ihnen gelungen —

Fürſt. Ihr Schickſal ſind Sie ſelbſt. Drei Loſe ſind in Ihre Hand gelegt —

Eugenie (auf den Knieen). Nein! nein! Sie müſſen mich aufheben, müſſen ſagen: Ich habe das Äußerſte verſuchen wollen, aber ich bin ein Menſch. — Gott! Sie haben ſo viel menſchliche Mittel — Sie können mich verſtoßen, Sie können — mich töten — ich will die Hand küſſen, die mir den Gnadenſtoß giebt — nun um Gottes willen, Vater — Gott! wie fang ichs an, Sie zu rühren — wälzen Sie nicht — wären Sie ein Menſch — ein Wurm, der ſich ſo vor Ihnen krümmte, müßte Sie erweichen — Vater! Vater! Seien Sie barmherzig — bei Ihrer Seele — bei dem Richter, der einſt richten wird zwiſchen Ihnen und mir —

Fürſt. Ich laſſe Ihnen eine halbe Stunde, ſich zu entſcheiden. (Geht, nachdem er nach der Uhr geſehn.)

Eugenie (erhebt ſich reſigniert). Nun denn — ich habe gethan, was mir möglich war; ein menſchlich Herz wäre weich geworden. Nun ſoll keine Bitte bei dem Unmenſchlichen mehr dein Weib erniedrigen, mein edler unglücklicher Paul. Mag er thun, wozu ſein hartes Herz ihn treibt. Er handelt, wie er muß; ſo will auch ich handeln.

⁂

Vierte Szene

Eugenie (allein). Nun, mein Herz, mein armes Herz, was mußt du thun? Die heilige Treue brechen?

oder den Gatten töten durch des Vaters, oder den Vater töten durch des Gatten Hand? Gräßlich klug iſt der Anſchlag ausgeſonnen, ein ſchwaches Weib zu zwingen — eins nur hat der kalte Rechner vergeſſen, eins, was nicht in ſeinem Buche ſtand — die Unbeſiegbarkeit der Liebe! — Wie lautete doch ſeine froſtige Weisheit? Das Frauenherz iſt ſo weich, daß ſchnell und tief etwas ſich ihm eingräbt und das Eingegrabene ſich eben ſo leicht wiederum verwiſcht? Herz, mein Herz, biſt du ſo treulos, wie er ſagt, ſollſt du nicht leben, bis die Zeit dich zum Verräter machen kann! (An der Thür) Einen Becher Wein, liebe Mariane; aber ſchnell — Der Vater ſoll den Gatten oder der Gatte den Vater mir töten, brech ich nicht mein heilig Wort. Aber daß ich Dir zuvorkommen könnte — daran dachteſt du nicht? Du biſt ſo entſchloſſen, und dir fiel nicht ein, deine Tochter könnte etwas von deiner Entſchloſſenheit beſitzen?

⁂

Fünfte Szene

Mariane. Eugenie

Mariane (bringt Wein). Sie wollen ſo ſpät noch — und trinken ſonſt gar keinen Wein?

Eugenie. Weißt du nicht, liebe Mariane: tauſende trinken in dieſen goldnen Tropfen Vergeſſen ihres Grams. Vielleicht gelingt mirs auch. Es iſt nur, um dieſe Fieberbilder los zu werden, um ruhig zu ſchlafen. Ein freudiges Erwachen wird Gott ſchenken.

Mariane. In Ihren Blicken iſt etwas, was mich ängſtigt.

Eugenie. Laß gut ſein; jede Angſt vergeht. Und nun — ſchlaf wohl.

Mariane. Sie ſprechen ſo feierlich.

Eugenie. Der Fürſt wird bald wiederkommen, um mir anzukündigen, daß ich eines Prinzen Braut bin. Glaubſt du, ich weiß nicht, was einer glücklichen Braut ziemt?

Mariane. Großer Gott! ich hörte Sie vorhin — mir brach das Herz.

Eugenie. Nicht, Mariane? Hätt er ein Herz, es wäre weich geworden. O hätt er deins! — Ich habe dir noch gar kein Andenken gegeben, liebe Mariane. (Öffnet das Käſtchen) Hier, Mariane, nimm dieſen Ring; er iſt echt wie deine Treue. So oft du ihn anſiehſt, denk an mich und dieſe Stunde. Du weinſt und kannſt nicht ſprechen? Gieb dir keine Mühe zu ſprechen; ich verſtehe deine Thränen. Mich hat der Schmerz die Sprache gelehrt, die keine Worte hat. Daß dich die Freude ſie lehrte!

Mariane. Bitten Sie den Fürſten, daß Sie mich mitnehmen dürfen. Mein ganzes Leben gehört Ihnen.

Eugenie. Nein, Mariane; mitnehmen darf ich dich nicht. Aber folgen wirſt du mir. (Für ſich) Gott gebe, ſpät und glücklicher. Und nun geh; ich erwarte den Fürſten. (Wie Mariane an der Thür iſt, geht ſie ihr nach, umarmt ſie; dann drängt ſie die weinende mit ſanfter Gewalt aus der Thür, die ſie ſchließt) Gute Nacht, gute Nacht, Mariane.

⁂

Sechſte Szene

Eugenie (allein. Sie hebt den Becher feierlich und gießt von dem Wein auf die Erde). Nimm, Mutter Erde, wenn du, die Hoffnung hat, das edelſte Blut zu trinken, ſolch geringes Opfer nicht verſchmähſt. — Nein! dies edelſte Blut wirſt du nicht trinken; denn die ihn morden ſoll, vertilgt ſich ſelbſt. Komm, du Fläſchchen mit Tod gefüllt, wecke du mich aus dem ſchweren Traum des Lebens. (Sie gießt aus dem Fläſchchen den Becher voll) Paul, mein Paul — dies trink ich — (ſie will trinken)

⁂

Siebente Szene

Eugenie. Paul Tubinski erſt noch in der Szene

Paul (fern). Eugenie!

Eugenie (fährt auf und ſtellt den Becher hin). Um Gottes willen! was war das? Will das Schickſal, daß ich eile? Und ruft mich mit ſeiner Stimme, weil es weiß, daß ich dieſer Stimme nichts verſagen kann? Was rauſcht da draußen in der Linde am Balkon? Rief's nicht zum zweitenmal? — Ein Menſch erklimmt — Gott im Himmel! (Paul ſpringt über das Geländer des Balkons in ihre Arme)

Paul. Eugenie!

Eugenie. Paul! (Sie können beide nicht ſprechen)

Eugenie (ſich faſſend). O nun iſt alles gut. Wir fliehn.

Paul. Nichts! Nichts iſt gut! Ich habe dich verdorben.

Eugenie. O faſſe Mut, Paul! Winkt uns doch über dem Meere ein Aſyl.

Paul. Ich darf nicht fliehn.

Eugenie. Was hielte dich?

Paul. Mein Wort — mein Ehrenwort. Ich verſprach —

Eugenie. O Gott! meinem Vater?

Paul. Du weißt? —

Eugenie. Du willſt ihn töten?

Paul. Leb wohl.

Eugenie. Ich verſtehe dich — du willſt ſterben. Mein edler Paul! — Nein — mein eigennütziger Paul. Ich ſoll leben. — Wer ſtirbt, iſt der Glückliche.

Paul (ſieht ſie an und ſtürzt vor ihr nieder)

Eugenie (erſchrocken). Mein Paul!

Paul. Laß! laß! Ich darf mein Auge nicht zu dir erheben! Der Verdammte zu dem Engel. Ich darf nicht ſehen, welch himmliſch Bild ich vernichtet habe. Selig preiſt ſich, wer es anſchaun darf — ich habs vernichtet. Dem Fluche, der mich verfolgt, hab ich Ungeheuer das reinſte Leben geopfert. Hier lieg ich, wo ich ewig liegen ſollte! im Staub vor dir. Ich war ein Mann, bis das Gewiſſen mich zerbrach. O fluch ihm nicht, der ſich ſelbſt verflucht! Nein, fluche ihm, daß ich aufſehn kann zu dir. Deine Reinheit tötet mich.

Eugenie (um ihn bemüht, zärtlich, weinend). Paul! mein Paul! kränkſt du, was mir das Teuerſte iſt? Iſt das Edle fluchenswürdig, ſo iſts auch der, der es liebt. Bin ich nicht du? Willſt du mir fluchen, Paul? Paul! Paul! laß uns klar bleiben; wir brauchen Klarheit. Nein du liebſt mich nicht, denn du hörſt mich nicht. Hilf mir ſinnen, mein Paul. Siehſt du, deiner Liebe ſinken ſchon die Flügel; halte dich an mir; meine Liebe trägt uns beide. Laß uns ſinnen, Paul, ehs zu ſpät wird, eh er wiederkehrt, der Feind unſers Glücks. Iſt keine Hoffnung mehr unter dieſem Himmel, Paul? Kein Weg mehr, den wir vereint gehen dürfen? Der Himmel wär ſo heiter, die Erde ſo ſchön, und wir müßten unglücklich ſein? wir allein unter den Tauſenden rettungslos unglücklich? Kein Weg mehr, Paul?

Paul. Keiner — keiner — keiner mehr.

Eugenie. O doch, kleinmütiger Paul; einen giebts noch, einen Weg; ich geh ihn. Es iſt ein Weg für den, dem keiner auf Erden mehr offen ſteht. Nur dann nicht iſt es Sünde, dieſen Weg zu gehn, wenns Sünde iſt, ihn nicht zu gehn.

Paul (freudig überraſcht). Verſteh ich dich? — In dieſem Becher —

Eugenie. Iſts, was uns vereint. Auf ſeinem Grund liegt Freiheit und unvergängliche Wonne. Oder fürchteſt du, Paul, der Tod könne uns trennen? Nein! nein! ich weiß gewiß! Laß die Glücklichen zweifeln; die Unglücklichen wiſſens, daß ein Jenſeit iſt, ein Wiederſehn.

Paul. Du biſt eine Heldin. Du biſt ſtärker als ich.

Eugenie. O ſieh; der Himmel feiert unſre Brautnacht mit ſeinen ewigen Fackeln — dort am Saume naht die Sonne ſchon. Auf den Tag nach dieſer Nacht bring ich dir den Gruß — den letzten Gruß für dieſe Welt, mein Paul! (Sie trinkt und reicht den Becher, den ſie von neuem füllt, an Paul)

Paul. Und ſo erwidr' ich ihn! (Trinkt)

Eugenie. Dein Teil war der beſſere. Du haſt mich übervorteilt, Paul. Mein Trank war mit Wein verdünnt. Und du haſt mir nichts über gelaſſen. Warte, du böſer Paul. — O Paul, wie konnten wir glücklich ſein!

Paul. Sind wirs nicht, mein Weib? Sterben wir nicht vereint? Wie viele ſind ſo glücklich, die das Leben ſcheidet?

Eugenie. Ja, mein Paul, wir ſind glücklich. Komm, laß uns einſchlummern, wie wir erwachen wollen —

Paul. Herz am Herzen —

Eugenie. Aug im ſeligen Auge — der Tod iſt nur eine kurze Pauſe in unſerm Glück, ein Umſehen, ein Schließen der Augen und Wiederöffnen! So macht die Wonnethräne im Aug einen Augenblick lang den Geliebten uns unſichtbar, und eh wirs noch dachten, iſt ſie herabgerollt, und vor dem feuchten Auge ſtehn die ſüßen Züge glänzender als vorher.

Paul. Siehſt du, ſo wird es wahr, dies: Hier treffen wir uns wieder! hier und bald! Drum erſchütterte uns der eigne Ruf; unſer Schickſal ſprach in unſern Worten.

Eugenie. Wir haben das Schickſal beſiegt, mein Paul. Tief unter uns rollen ſeine donnernden Wogen; wir ſtehn ſelig umfangen auf ſonnigem Gipfel.

Paul. Süße Schenkin, dein Trank iſt kräftig, ſchon fühl ich meine Glieder erſtarren; all mein Blut dringt ſehnend nach meinem Herzen, um deinem Herzen nah zu ſein.

Eugenie. Mein ſchöner Paul, du leuchteſt bleich wie ein Stern, wenn der Morgen naht.

Paul. Er naht — leb wohl — komm — bald —

Eugenie. Eilſt du mir voraus? — Noch einmal, eh mir der müde Arm verſagt, laß mich dich ſehen — ſo — vollſaugen ſollen meine Augen ſich, daß dein Bild mir leuchtet im letzten Kampf — auf dem letzten Wege — (Sie küßt ihn)

Paul. Mein — (Er ſtirbt)

Eugenie. Dein — ja dein! — Wie bleich du biſt, mein Paul. Du biſt bleich vor Gram, daß ich ſo lange zögere, dir zu folgen. Weg werf ich die hindernde Laſt des Lebens und bin bei dir. Gott! Schon weht mich der ſchaurig kühle Fittich an. Herz — dem bangen Lebewohl folgt ſchnell ein ſelig — ſeliges — Willkommen! (Sie deckt den roten Teppich, womit das Sofa bedeckt war, über ſich und Paul)

⁂

Achte Szene

Der **Fürſt.** Der **Malteſer.** **Vorige**

Der Fürſt (indem er einen Brief in ſeinen Händen krampfhaft zuſammenknittert). Ja; nun iſts klar, man hat mich zum beſten gehabt. — Ich warte hier — und ſchon hat man anderweit für ihn geworben. Schon rüſtet man die Vermählung; an allen Höfen wirds bekannt und — ich bin kompromittiert.

Malteſer. Gut, Max; morgen ſchon deklarierſt du die Verbindung deiner Tochter mit Paul Lubinski, meinem Erben. So haſt du die Wortbrüchigkeit wett gemacht.

Fürſt. Ich werde nicht anders können. Doch —

Malteſer. Was noch?

Fürſt. Die Mißverſtändniſſe zwiſchen dem Grafen und mir —

Malteſer. Heißen ſie, wie ſie wollen, ich gleiche ſie aus —

Fürſt. Ich bin in Verlegenheit, wie ich die Form rette.

Malteſer. Laß deine traurige Form, Bruder Max. Wags einmal, ein Menſch zu ſein. — Du weißt, wo er iſt, du weißts gewiß — wo iſt er? auf der Stelle hol ich ihn.

Fürſt (lächelnd). Wie Sie nun ſind. Die Vermählung wird morgen deklariert; dieſe Nacht noch ſchreib ich an die nächſten Höfe. Prinz Friedrich ſoll ſeinen Zweck nicht erreicht haben. Mit dem Grafen übereilen Sie nichts. Nur unter einer Bedingung kann ich meine Zuſtimmung geben. Graf Lubinski wird heimlich und unbemerkt abreiſen; wir werden uns brieflich über den Ehrenpunkt verſtändigen; dann kehrt er ſeinem Stande gemäß zurück — es heißt, er kommt aus Italien, dann —

Malteſer (ungeduldig). Gut, gut; aber —

Fürſt. Sie finden den Grafen in der Krypte unter der Kapelle. Von meinen Dienern darf ihn keiner ſehn —

Malteſer. Soll mir doch eins gelingen auf dieſer Welt! Donnerwetter! Das alte Schloß ſoll ſchnauben unter der Laſt jubelnder Gäſte. Daß ich nur den Hals nicht breche vor freudiger Eile. I ſo ſoll dich! Hab ich dich endlich? Das kam —

Eugenie (erhebt ſich mit letzter Kraft; der Teppich fällt zur Seite). Zu ſpät —

Malteſer (hält den Becher in die Höhe). Um Gottes willen — war das Gift?

Fürſt (nach der Thüre). Den Arzt!

Eugenie. Gieb uns — Ein — Grab. (Sie ſtirbt)

Fürſt. Den Arzt!

Malteſer. Das iſt kein Blut in ihren Wangen; das iſt der Morgen, der ſie trauernd rötet. Hier hilft kein Arzt mehr. Über deine traurige Form! Sieh, du haſts nicht hindern können. Die ſind vereint. Die trennt nichts mehr.

Neunte Szene

Dienerſchaft erſchrocken. **Mariane** ſinkt über der Prinzeſſin weinend zuſammen. Der **Fürſt** erhebt ſich mit mühſam errungener Faſſung von dem Stuhl, auf den er ſank. **Vorige**

Malteſer. Max, ihre letzte Bitte wirſt du gewähren?

Fürſt (bejaht ſprachlos und wendet ſich, um zu gehen)

Vorhang fällt

Ende

Druck von Oscar Brandſtetter, Leipzig.

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Vierter Band

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Carl Marquart,
Papier von Ferd. Flinsch, Einband von Julius Hager
in Leipzig

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Vierter Band

Dramatiſche Fragmente

3858a

Bibliotheca
Univerſitatis
Lipſienſis
1891.

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

14.

Herausgegeben von
Erich Schmidt

Inhalt

des vierten Bandes

Vorbericht von Erich Schmidt 3
Die Torgauer Heide 57
Der Jakobsſtab 77
König Alfred 123
Der Engel von Augsburg 183
Agnes Bernauerin 225
Genoveva 267
Marino Falieri 279
Die Freunde von Imola 351
Die Kaufmannstochter von Meſſina 375
Tiberius Gracchus 397

Dramatiſche Fragmente

Vorbericht

von Erich Schmidt

Nachdem ich ſchon in Wien durch Joſeph Lewinskys Güte manchen ſinnenden Einblick in allerlei Handſchriften unſers Dichters habe thun dürfen, iſt mir die Sichtung der dramatiſchen Entwürfe und Bruchſtücke des Nimmermüden anvertraut worden, die ſich neben den raſch hergezählten fertigen Werken wie ein Scherbenberg auftürmen und den Betrachter mit ebenſoviel Bewunderung als Wehmut erfüllen. Eine einſame Werkſtatt voll angehauener Blöcke thut ſich auf. Keinen Dramatiker können wir ſo bei der in unabläſſigem Fluſſe begriffnen Arbeit belauſchen, denn Otto Ludwig denkt ſtets mit der Feder und bedeckt Blatt auf Blatt mit Skizzen und grübleriſchen Selbſtgeſprächen über dieſe ins Grenzenloſe wachſenden und mit einander ſtreitenden Niederſchriften. Solches Drehen und Wenden jedes Vorwurfs wurzelt im Grund einer peinlichen Gewiſſenhaftigkeit, die, von der höchſten und ſtrengſten Kunſtanſchauung durchdrungen, ſich nicht genug thun konnte. Auch das Leben trug überreich dazu bei, ihm nichts leicht zu machen. Wie er ſcharfäugig immer wieder um Shakeſpeares Gebilde herumging, ihnen das Geheimnis ihrer Urkraft bis zur feinſten Faſer abzugewinnen, ſo umwitterte er in raſtloſem Kreislauf die eignen Verſuche, ein großer Stofffinder und Rechenmeiſter, dem aber vor lauter Nachſinnen über das Schaffen ſein naſſer Thon eintrocknete und die Farbe der Entſchließung, die frohgemute Sicherheit, der beherzte Griff des Verdichtens abhanden kam. Unſre Bühne würde viel reicher ſein, wenn dieſem raſtlos ſtrebenden, grundehrlichen, denk- und ſprachkräftigen Talent der Sporn eines klugen und reſoluten Theatermenſchen erhalten geblieben wäre. Er ſtand abſeits vom Wege, ſeine beharrlichſte Heimſuchung war Krankheit. So findet ſich der Dichter, ſtündlich leſend, ſtündlich ſchreibend, allgemach in einem Urwald, der gerodet werden muß; doch bald ſind die gebrochnen Wege von friſchen Schlingpflanzen der Reflexion überwuchert. Derweil er ſchon Giebelzierraten ausmeißelt, reißt er das Erdgeſchoß ein. Manche Stoffe werden von Grund aus umgeformt, manche Geſtalt durchläuft eine lange Seelenwanderung. Während ſich Hebbel dem Tiger vergleicht, der nur einen Sprung thut, wirbt Ludwigs Dramatik ſiebenmal und öfter um die „Agnes Bernauerin.“ Aus den Trümmern eines verworfnen Werkes ſchießt die Urzelle eines neuen auf, und vielverſchlungne Pfade führen mit plötzlichen oder gemächlichen Wendungen, zuletzt ohne ſichtbare Spur des geheimen Zuſammenhangs, von der „Waldburg“ zu den „Wildſchützen,“ zum „Erbförſter.“ Ein Hauptcharakter wächſt geradlinig fort, aber ſeine Nachbarſchaft erlebt die durchgreifendſten Wandlungen. Der Platz im erſten oder zweiten Vordergrund wechſelt den Inhaber. Ein Stoff wird in ſüdliches Erdreich umgepflanzt oder in einer ganz andern Zeit angeſiedelt. Aus großen Maſſen erheben ſich geſchloßne Einzelpläne, beſondre Vorwürfe dehnen ſich zur Trilogie oder zum loſeren Cyklus. Viele Skizzenbücher laden uns ein, nicht ſowohl die Verſchiebung der Handlung als die Stufen in der Charakterentwicklung zu verfolgen; und ſolche Studien, wo Ludwig genial eine Fülle von Eigenſchaften und

Symptomen aus ſeinem Bergwerk emporſchürft, ſind die Glanzpartien ſeiner Planhefte und auch Meiſterſtücke prägnanter Sprache. Seine Geſchöpfe hält dieſer Dichter gern in durchgehenden typiſchen „Nennern,“ unter Tiermasken, mittelſt der Analogie feſt oder durch warnende Seitenblicke von falſcher Ähnlichkeit fern. Der „Kauſalnexus“ der Charaktere und Handlungen und die „Totalität“ der Entwicklung bleibt das vornehmſte Ziel; dahin weiſt der erſte „Überſchritt“ oder „Springſtock,“ der „Gedankentitel,“ die unermüdlich wiederholte Grundformel. Dem Charakteriſtiker hat jeder Vorwurf und innerhalb des Ganzen jeder einzelne Träger einen eignen Stil, eine beſondre Sprache. Niemals ſubjektiv dreinzureden, jede Ichdichterei zu unterdrücken, iſt ein immer wiederkehrendes Hauptgebot. Rührend, wie der Kranke, italieniſchen Stoffen zugewandt, ſeine Phantaſie in den nie geſchauten Süden ſendet und Landſchaften entwirft, die an die Geſichte ſeines großen Gegenfüßlers Schiller mahnen. Über die Art ſeiner Empfängnis, jenen erſten ſeltſamen muſikaliſchen, dann optiſchen Nervenreiz und den plötzlichen Anblick einer abgerißnen Situation und ſein weiteres Verfahren hat Ludwig vielberufne eingehende Geſtändniſſe abgelegt. Wie anfangs die Szenen unbewußt aufſchießen ohne deutliches geiſtiges Band, dann ihre „Idee“ geſucht, das Wirre gegliedert, weiter ein pſychologiſches Präparat oder Geripp rein verſtandesmäßig bis ins einzelne hergeſtellt wird, endlich die Ausführung Abſtraktes in Konkretes umſetzt, den Eindruck der Naivetät erzeugt und die volle „Einfleiſchung“ leiſtet — oder vielmehr leiſten ſoll, denn Ludwig hat nach den „Makkabäern“ keine „prima retouchiert.“ An ſeinem Leibe zehrte langjähriges Siechtum, an ſeinem Bette ſaß neben treuer Liebe auch die graue Sorge, auf ſeine Schöpferkraft drückte eine beklemmende Reflexion. So kam dieſer heldenhafte reiche Geiſt nicht mehr zu freiem Flug und entbehrte ſchmerzlich der Selbſtgewißheit des Talents, das mit gleichen Füßen in einen Stoff hineinſpringt und ihn meiſtert. „Ich ſehe alles, ich hab's vor mir, deutlich, aber Machen, der Sprung über den Graben vom Denken zum Feſtſetzen geht nicht; ich bin wie eine Kreißende, bei der die Wehen ausbleiben.“ Schreibt er auf den Kopf einer Seite „Neueſtes Bleibendes,“ ſo iſt das nur ein Meilenzeiger auf endloſer Bahn. Trotz allen „Generalnennern“ und „idealen Nexus“ wird ſein Geſpinſt oft durch ein fieberhaftes Aufdröſeln und die Unzahl neuer Einſchläge immer wirrer, den Kartons des Grünen Heinrich vergleichbar. Einem „Alſo“ tritt raſch ein „Oder ſo?“ auf die Ferſen, und ein „Ganz anders!“ zerreißt im nächſten Heft, ja oft auf demſelben Blatte den bisherigen „pragmatiſchen Nexus.“ Nur die Muſterung der Manuſkriptberge zur „Bernauerin,“ zu den „Freunden von Imola,“ zur „Kaufmannstochter von Meſſina“ kann eine rechte Vorſtellung davon geben, wie Ludwig im einzelnen Fall den Charakteren zahlloſe Zergliederungen, der Fabel oder „Novelle“ des Stückes ein paar Dutzend Inhaltsangaben, den „Stämmen“ und „Gelenken“ Szenar über Szenar gewidmet, vielen Perſonenverzeichniſſen gleich eine Dresdner Beſetzung beigeſchrieben, die allerpeinlichſten Bezifferungen angeſtellt, die Reden gezählt, Variante neben Variante gepreßt, die „Auslebe-, Puffer-, Zuſtands-, Handlungs-, Spielſzenen“ hin und her geſchoben, eine Maſſe von Spänen der Shakeſpeareſtudien abgelagert hat; wie er vom Anfang zum Ende, vom Ende zum Anfang geſprungen oder geſchlichen, in die Ausmünzung auch des kleinſten Motivs verbohrt und an den Haltepunkten der dämoniſchen Arbeit ſich über die lähmenden Gebreſten ganz klar geweſen iſt. Die vielen Warnungstafeln auf dieſem ehrfurchtgebietenden Trümmerfeld beweiſen es ſattſam. Immer hofft er noch ſchöpferiſch zu geneſen, beſonders nach einem ſhakeſpeariſchen Erquickungstrank, und die Überſicht des Ganzen nicht mehr im Vorauserfinden und Spezialiſieren der einzelnen Teile und Teilchen, im Zuviel der Abſichten, in zu individueller Charakteriſtik, im Mikroſkopiſchen zu verlieren, ſondern die Mannigfaltigkeit in eine Einheit zu binden. Aber wenn er auf einem Blatte mit vielen kräftigen Notabene- und Ausrufungszeichen das „Veräſteln" abwehrt, ſo „verzaſelt" er wohl gleich auf dem nächſten ſein Holz, und die zahlloſen Befehle „ſchlank! geradlinig! konkreter! alles viel kürzer! kompakter! einfachſt! gedrängteſt!" ſind in den Wind geſprochen. Es wirkt wie tragiſche Ironie, daß Ludwig keine Worte öfter gebraucht als „naiv" und „ſchlank," während die Überwachung der Einbildungskraft durch den Kunſtverſtand immer ſchärfer und ſpitzer wurde, und die Entwürfe ſich chaotiſch ausbreiteten. Kleiner und kleiner wird zuletzt das Gekritzel der Feder oder des Stiftes, ein Netz von Verweiſen iſt ausgeſponnen, Nachträge kaum mit der Lupe zu entziffern bedecken oft die äußerſten Ränder. Er mußte den Faden drehen, ſo lang er den Atem zog. Niemand kann eines dieſer Hefte unerſchüttert durchblättern, ohne Hochachtung vor dem ringenden Künſtler, ohne Liebe zu dem guten tapfern Manne.

Es iſt ſchlechterdings nicht erdenklich, eine Bibliothek all der kaum überſehbaren Skizzen Otto Ludwigs zu drucken. Zuſammenfaſſende Darſtellungen müſſen hier helfen und Einzelforſchungen, wie ſie für die „Bernauerinnen" und den „Waldſtein" in Vorbereitung ſind. Auch iſt nun dank der Frau Großherzogin Sophie von Sachſen dafür geſorgt, daß dieſen gewaltigen Maſſen wie den Shakeſpeareſtudien Otto Ludwigs von Eisfeld das auf Goethes und Schillers Namen getaufte thüringiſche Dichterarchiv zur bleibenden Stätte ſich öffnet. Das von Heydrich in dem Band „Skizzen und Fragmente“ 1874 beobachtete Verfahren konnte nach keiner Seite für unſre Ausgabe der „Werke“ vorbildlich ſein. Es galt nur eine Reihe großer und runder Bruchſtücke zu wählen, vorn aber die Maſſen, womöglich mit Ludwigs eignen Worten, aus der Vogelperſpektive knapp zu muſtern, Inhalt, Wege und Ziele der einzelnen Entwürfe ohne ängſtliche Sorge um den mäandriſchen Fluß ihrer Faſſungen zu beſtimmen und Stichproben dergeſtalt herauszuheben, daß dem Leſer im engen Raum doch ein Eindruck der Überfülle des — trotz einem 1864 vollzogenen Brandopfer — Vorhandnen und der Arbeitsweiſe Otto Ludwigs nicht fehle. Beim Sichten und Abſchreiben haben mir Mitglieder meines Seminars freudig und eifrig geholfen.

Die folgende Überſicht läßt die Textbücher des Eisfelder Muſikers außer Acht. Von „Guſtav Waſa,“ „Johann von Schwaben,“ „Maſaniello“ ſind nur die Titel erhalten.

* * *

1. Agnes Bernauerin. 1835—1846, 1854—1864. Trotz drei Ausführungen, einer Menge verſchiedenartigſter Bruchſtücke und mehr als dreißig Plan- und Skizzenheften liegt das Material dieſer Siſyphusarbeit nicht vollſtändig vor. Wir müſſen uns auf ein paar Andeutungen beſchränken. Eine Studie von Julius Petri ſteht in Ausſicht.

Die früheſte Bearbeitung ſtammt aus dem Jahre 1835, „Der Liebe Verklärung“; ein Teil des erſten und der zweite Akt fehlen. Agnes, Herzog Albrechts Gemahlin, wird von dem tückiſchen Kämmerer Weißenbeck, der ſie für ſich erobern möchte, der Untreue verdächtigt, gefangen geſetzt und zum Tode verurteilt. Weißenbeck bietet ſich nun als Retter an, Agnes aber wendet ſich ihrem Jugendgeliebten Raimund wieder zu und findet den Tod in der Donau. Ein Nachſpiel deckt die Intrigue auf. Alles in wilder, gegen das Ende von Jamben abgelöſter Proſa, voll greller Wirkungen.

In der zweiten Bearbeitung „Der Engel von Augsburg,“ Trauerſpiel in fünf Aufzügen vom Sommer 1842, iſt die Anlage dadurch noch wirrer geworden, daß Weißenbeck ſelbſt nur das Werkzeug ſeines Dieners Franz iſt, den er ſich durch Verführung der Schweſter zum Todfeinde gemacht hat. Albrecht ſteht hier ganz beiſeite. Das Thema lautet: ein Diener zwingt durch tückiſche Anſchläge ſeinen verhaßten Herrn, die Geliebte zum Tode zu verurteilen, um ihn ſo der furchtbarſten Gewiſſenspein zu überantworten. Die Sprache iſt gemildert und namentlich in den Liebesſzenen reiner geſtimmt; Jamben, von Proſa unterbrochen. 1842 hat L. die hiſtoriſche Darſtellung Lipowskis (1800) excerpiert. Die Überarbeitung vom Juni 1843 kommt namentlich dem verfehlten Schlußakt etwas zu gute.

1846 heißt das Stück „Der Engel von Augsburg. Eine dramatiſche Rittergeſchichte in fünf Abteilungen, einem Vorſpiel und einer Vorrede von dem Landsknechte Hanns Rinken.“ Auf Grund hiſtoriſcher Studien iſt mehr Geſchichtliches in der Handlung herausgearbeitet. Die böſe Intrigue erſcheint hie und da vereinfacht. Die Charaktere Bernauers und der Agnes haben an Tiefe gewonnen, doch fehlt die tragiſche Konſequenz. Lebhafte Proſa.

Die Arbeit ruhte bis 1854. Mittlerweile war Hebbels von L. ſcharf beurteiltes Drama erſchienen. L. ging zu Graf Törrings biederm Ritterſtück „Agnes Bernauerinn“ (1780; vergl. Otto Brahm, Quellen und Forſchungen. Heft 40. Straßburg, 1880; derſelbe in Edlingers Litteraturblatt, Wien, 1878, Heft 20 f.) zurück. Nun ſetzen die zahlreichen Planhefte ein; leider fehlen die erſten. Die Handlung wird der alten Intrigue entledigt und auf geſchichtlichen Boden geſtellt. Der älteſte erhaltene Entwurf bewegt ſich breit hiſtorienhaft in ſechs ſtoffreichen Akten. Allmählich wird das Übermaß beſchnitten. Die ſpätern Pläne und Bruchſtücke keimen ſchon hier. Die Überlegung, ob der Stoß von innen oder von außen zu führen ſei, ob die ungleiche Ehe in ſich verunglücken und damit der Agnescharakter zerbrechen, oder ob die Gewalt der Politik und des Staates den Bund ſprengen ſolle, modelt fortan den Stoff.

Das Hauptfragment von 1854 reicht bis in den dritten Akt. Die Ehe eines Thronerben mit einem Bürgerkind führt zum Untergang des Mädchens, weil der Bund ohne Segen iſt und das Staatsintereſſe die Trennung heiſcht. Agnes nimmt die Hand des jungen fürſtlichen Schwärmers, durch Eitelkeit und Ehrgeiz geblendet. Albrecht wird irre an ihr. Nun erſt erwacht in Agnes eine reinere Liebe. Das Gegenſpiel, von den beiden Vätern geführt, ſiegt. Die ſterbende Agnes giebt Albrecht ſeinem Vaterlande zurück. Um die Schuld der Agnes aufzuklären, führte L. erſt die gefangne Walpurgis als Zeugin einer Komödie mit dem Zauberſpiegel ein (vgl. Genoveva). Dann verſchwindet dies Motiv zu Gunſten eines „weiblichen Jago,“ der die Liebenden entfremden ſoll.

Beide Motive verſchmelzen in dem — von uns abgedruckten — Bruchſtück „Der Engel von Augsburg“ 1856 und 1857. Hier iſt das eheliche Mißverhältnis ſtärker betont als das Staatsintereſſe, das nur als Nebenrad mitläuft, und wiederum wächſt die Intrigue zu gefährlichem Umfang.

Die Erkenntnis dieſer Mängel rief die Gruppe der letzten Bearbeitungen hervor, kleine Bruchſtücke, von denen nur das — hier zum erſtenmal abgedruckte — von 1859 den erſten Akt vollſtändig bringt. Der Titel wechſelt; auch die Haltung der Charaktere ſchwankt.

Im großen und ganzen aber ſteht das Thema feſt: die Ehe des Thronerben mit dem Bürgermädchen führt zum Tode beider Liebenden (mindeſtens der Agnes), da das Staatsintereſſe ihr Glück zerſtört. Kein innerer Zerfall. Der Stoß kommt von außen. Eine ſtürmiſche, heißblütige Zeit giebt den Hintergrund. Die Liebenden kämpfen gegen den Befehl der Trennung, Agnes wird von dem Adelsgericht verurteilt, Albrecht fällt im Kampf um ihre Rettung.

Noch 1864 hat L. in unleſerlichen Skizzen ſowohl die alte Intrigue als auch die eben verzeichneten geſünderen und einfacheren letzten Pläne hin und her erwogen.

Überlegungen aus einem großen Planheft 1854: „Agnes. Ein kräftiges, vollſaftiges Weib, innen voll Liebesſüße und Schmachten, äußerlich friſch bis zur Herbheit. Äußerſt irritabel bei äußerer ſpröder, ſtolzer Friſche und innerer reichſter Liebesfülle. Im Thun und Entſchließen raſch, dem ihre Totalität gleich Wucht giebt. Ei, ſagt die Anne, ihr ſchnellt in die Höhe wie ein Haſelzweig, wenn man euch berührt. Ihre Kämpfe gewaltig, in ihr wie in Albrecht wütet die Leidenſchaft wie Krankheit in einem geſunden Körper. Ihre Träume voll weicher, ſüßer und tiefſter Lebensbedürftigkeit, aus denen ſie der bloße Gedanke, beobachtet zu ſein, aufſchnellt und ſie nun äußerlich ſo herb erſcheinen läßt bis zum Spott, als ſie innerlich ſüß iſt. Kein Käthchen oder Gretchen; ſie kämpft mit dem Schickſal, das ſie herausgefordert; ſie liebt wie das hingegebenſte Weib und kämpft für den Beſitz dieſer Liebe wie ein Mann. Zu erkennen der Einfluß, den die allgemeinen übertriebnen Huldigungen auf ſie ausgeübt. Ohne dies wär' ſie nicht zu dem Schwindel gekommen. Ständchen und ſonſtige Auszeichnungen, daß ſie der Engel heißt. Das muß in der Expoſition ſehr markiert werden. Die Körbe, die ſie gegeben. Erſt iſts die Herzogin ſehr mit. Dagegen er vollkommen jünglingsidealiſtiſch.“ — „Wenn ohne Falſchheit, ſo könnte das Intereſſe ganz einfach auf dem Kontraſt der beiden Naturen beruhen, auf ihrer Borniertheit und ſeiner Unendlichkeit, ihrer Innigkeit und ſeiner Extenſion, ſeinem Enthuſiasmus. Ihre wenigen, aber tiefen Gefühle, Liebe und Ehrgefühl, äußern ſich inſtinktmäßig und das zweite in der traditionellen Weiſe. Ihr iſt alles, Sitte u. ſ. w. ein Gegebenes, an dem ſie nicht weiter mäkelt; ihm iſt es bloß eine Form, ein Äußerliches. Ihn feſſelt dieſe Engheit an ſie, die ihm ſo neu. Hier iſt Wahrheit, Glaube und Liebe. Sie umgekehrt der Glanz der Bildung an ihn, aber in einander aufgehn können ſie nicht. Was jedem an dem andern gefällt, zeigt im kritiſchen Moment beiden ihre Fremdheit; die Unterſchiede ſtehn ſich feindlich gegenüber. Dieſe Idee muß in dem Verhältnis der beiden durchleuchten. So iſt ein innerer Grund, der ſie ſcheidet. Ihr iſt die Sitte ein Gegebenes, ſein ſouveränes Umſpringen damit iſt ihr ein Greuel. Wo er die Rechte und Freiheit einer höchſten Liebe dem poſitiven Sittebuchſtaben entgegenſetzt, da ſieht ſie Verführung. Was ſie an einander reizt, trennt ſie auch. Sie kann ihr Leben, ihr Glück ihm opfern, aber nicht ihr ſittliches Gefühl. Sie meint, durch die Heirat dürfe ſie ihm gehören. Verheiratet nun erfährt ſie, was aus ihm werden könne dadurch. Sie ſieht ſich nun für die Urheberin ſeiner Verwilderung an; er glaubt nicht an ihre Liebe. Sie ſtirbt, die Schuld an ihm zu ſühnen und ihm ihre Liebe zu beweiſen. Sie eine ſittliche, er eine äſthetiſche Natur. — Alſo entweder kämpfen ſie und gehen den Kampf ihres Rechtes mit ihren Pflichten und der äußern Gewalt bewußt ein, führen ihn glorreich bis zum Untergang. Dann müßte Bernauer tyranniſch mit ihr umgehen wollen. Der Schuldigere muß leben. Sie wiſſen, was ſie einander opfern, jeder fühlt ſich des andern Schuldner und deshalb zuletzt ſich gedrängt, das andere zu retten. Beide wiſſen, was ſie wagen, aber um das Liebſte. Dann ſetzen ſie das Recht ihrer Perſönlichkeit durch, ſo weit ſie können. Der Zuſchauer ſieht ihr Unrecht, das ſie nicht ſelber ſehen. — Oder Liebe ſucht ihren Gegenſtand zu beſitzen, wagt ihre Exiſtenz und ihr Gewiſſen daran. Wie ſie aber merkt, ſie ſei auf dem Wege, den Gegenſtand ſelbſt unglücklich zu machen, da kämpft ſie, beides zu vereinen, ſeine Wohlfahrt und ſeinen Beſitz; was ſie thut dazu, rennt ihn erſt hinein in die Schuld, die ſie ihm erſparen wollte; nun ſtraft ſich das Mittel, durch das ſie erſt ſeinen Beſitz errang, er muß ſie falſch glauben. Er kann nicht zurück und will ſterben, ſo die Ehe löſend und ſeine Schuld an ſeinem Lande u. ſ. w. büßend; ſie kommt ihm durch ihren Tod zuvor und rettet ihm dadurch Leben, Pflicht und ſich ſeine Liebe und Meinung. — Oder: Liebe hintergeht den Vater um den Geliebten; die Kindesliebe rächt ſich an ihr; damit der Geliebte nicht noch ſchuldiger werde durch ihre Schuld als ſie, will ſie ihm entſagen, und macht dadurch ihn an ihrer Liebe zweifeln. Er will ſterben, ſie kommt ihm zuvor, rettet ihn und beweiſt ihm ihre Liebe. — Oder: Liebe trügt um den Beſitz Geliebten und Vater; ſie will gut machen und doch beſitzen; ſie ſieht ihn verderben durch ſie; er, ihren Trug erfahrend, ſcheidet ſich, will ſterben; ſie rettet ihn durch ihren Tod und beweiſt ihm ihre Liebe.“ — „Durch Agnes ganze Entwicklung müßte der Kampf zwiſchen Liebe und Lüge und das Gewiſſensleiden um die Lüge gehn. Sie ſelbſt zeigt ſich eben in der Lüge, eine wie wahrhafte Perſon ſie iſt.“ — „Die Falſchheit zeigt ſich immer als ein Hineingelegtes, dem Stoffe innerlich Fremdes.“ — „Das Einfachſte bliebe: Agnes wird Albrechts Weib gegen den Willen ihres Vaters. Er ihr Gatte gegen ſeine Fürſten- und

Sohnespflicht. . . . Sie muß ſterben, um ihn nicht ganz zu verderben, und weil ſie ihn verdorben; er muß ſich ſagen: du haſt ſie getödtet, die dich liebte und weil ſie dich liebte und du zweifelteſt." — „Wenn ſie nun gar nicht verheiratet ſind?" — „Liebe treibt beide, gegen Elternwillen ſich zu verheiraten. Nun ſieht ſie, was ſie dadurch aus ihm gemacht hat. α. Alſo entweder frevelnde Liebe, die keine Warnung hört (1. frevelnde Liebe, bis in den Tod hinein frevelnd. Dann ohne innern Konflikt. 2. Frevelnde Liebe, die zu ſpät zur Beſinnung kommt und durch Gutmachenwollen nur ſchlimmer macht). β. Falſchheit, die Anlaß zum Verkennen giebt (Liebe bringt die Charaktere mit ſich in Streit). γ. Mißehe." — „Oder die Geſchichte zweier Liebenden, die nicht von einander laſſen wollen. Eine ſchöne Liebesgeſchichte, wo zwei Menſchen alles über ihrer Liebe vergeſſen, weder äußere Gewalt noch Intrigue ſie von einander bringen oder an einander irre machen kann." — „Zwei Menſchen von gewaltiger Liebe erfaßt, ſodaß ſie nach nichts fragen, auch nichts hören und ſich gegen den Weltwillen durchſetzen wollen, aber an ihm ſcheitern. Wenn Albrecht nicht ſtirbt, muß er wenigſtens zuletzt bewußtlos ſein. Die Ausſicht: entweder er ſtirbt oder er überſteht die Kriſis und wird ein beßrer Fürſt, als er ohne das geworden wäre. Albrecht müßte ein Mann der That ſein, kein Brüter und Grübler. In Agnes keine Umkehr im Gefängnis. Sie verwirft die Rettung, die die Liebe ausſchließt. Beide frevelnd, wenn ſie ſich ſchwören, nichts ſoll ſie trennen. Er und ſie ſind gewarnt. Mitten in der Gefahr vergeſſen ſie dieſe über ihrer Liebe. Die Gefahr erhöht nur den Liebesmut zum Trotz. Sie wollen ſich beſitzen, und weiter fragen ſie nicht. Eine frerelhafte, aber ſchöne Liebe. Sie weiß von vornherein, daß ſie die Welt gegen ſich hat. Jene Zeit mit ihrer Totalität, ihrer ſinnlichen Kraft, ihrer gewalligen Leidenſchaft. Sie fragen nicht, der Alte fragt nicht (Kaſpar), der Vizedom fragt nicht. Die Maſchine einfachſt. Eben ſo in dem Paare kein Zweifel. Äußerſte Wahrheit, Einfachheit, nichts Gekünſteltes, Geſuchtes, Gequältes in Handlung und Charaktern. Äußerſte Schlankheit im Verlauf. Keine Sprünge. Stetigkeit. Einheit der Situation.“

Erwähnt ſei endlich, daß eine Seite in einem Heft von 1840 das ſhakeſpeariſierende Proſageſpräch zweier Mörder enthält, die im Korridor eines Ritterſchloſſes auf einen Lenardo lauern. Dieſer kommt, den „wackren Douglas“ erwartend; drei Verſe.

2. Burgunds Ausgang (Der Eckart), Tragödie in fünf Aufzügen. 1837 ff., 1851 (im Kalender 16. Mai „Neuen Plan zum Burgund gemacht“). Reiche Planhefte mit Ausführungen, anfangs trilogiſch eingeteilt, kleine iambiſche Bruchſtücke. Das Stück, das ſich aus verworrener Überfülle und verzerrter Romantik immer mehr zur Charaktertragödie entwickelte, beginnt im Lager vor Granſon 1477. Der letzte Entwurf ſchiebt den Eckart hinter Karl von Burgund zurück. Der Eckart, in einigen Zügen dem Bancban Grillparzers verwandt, iſt ein grilliger, altersſchwacher, aber noch zu ſeiner frühern Heldengröße bisweilen ſich aufreckender Greis, ein „tragiſcher Polonius,“ von „bedientenmäßiger, hündiſcher Treue,“ ſich ſelbſt und die Seinen um den Dienſt vergeſſend, ein einfältiger Sittenvormund aus der Zeit Philipps. Graf Campobaſſo, der falſche und buhleriſche Neapolitaner, verkörpert adlige Ehr- und Habſucht und macht ſich ſcheinbar zum Sklaven der Fürſtengunſt, um die andern zu knechten. Eine breite Rolle hatte, bis das Drama in Motiven und Ton vereinfacht wurde und politiſche Gegenſätze ſtärker hervortraten, der „geiſtig verkrüppelte“ Narr Burgunds. Schweizer, Franzoſen, Holländer. Frauenkontraſt war in der ſinnlichen Gräfin und in Eckarts

Tochter Alma (Blanda) gegeben. Alles Politiſche ſ
nur der Rahmen ſein, ohne „liberale Tiraden,“ „
rhetoriſch auf Schillers Art,“ „nicht Gründe g
Gründe, wie zu handeln, ſondern gehandelt.“ Ha
ſache wurde die Charakteriſtik Burgunds, die
ſtellung fürſtlicher Ruhm- und Abenteuerſucht,
„Adelsherrlichkeit der nivellierenden Neuzeit gegenüb
„Der Krieg iſt ihm wie ein irrender Ritterzug ge
das antiritterliche Element.“ „Eine Art tragiſcher
Quixote,“ „bald Hannibal, bald Amadis.“ Er iſt
Ritter, nicht Landesherr. Das Volk iſt ihm wie
Roß, ein Schwert. Seine Ritterlichkeit widerſt
als „abſolutes Prinzip“ den Schweizer Bauern wie
ſchmeichelnden Tyrannei Frankreichs und Lothring
Herrſchertugend. Er iſt nie kleinlich. Seine Mann
wird durch Hinderniſſe zum Trotz und dehnt ſich
dem Wachstum des Mißgeſchicks in Wahnſinn hine
Neben ſeiner Leiche erfriert der blödſinnige Na
Eckart ſtirbt nach Campobaſſos Tötung, Lothring
und Alma verbinden ſich im Morgenrot einer neu
Zeit.

3. **Chriſtus** (1840 im Tagebuch). „Skizze ein
Dramas nach dem Evangelium, in einfacher Sprac
naiv auszuführen. Chriſtophorus, ein Myſterium.
Die Charaktere wären leicht zu faſſen. Judas, wie
abtrünnig wird, giebt ein pſychologiſches Gemälde. E
einziger Stoff. Zur Glorie der chriſtlichen Religio
Ich will ein Chriſt dadurch werden und hoffe manc
in unſerer indifferenten Zeit dem Chriſtentume wied
zuzuführen. Einfachheit und Wahrheit die Augen
merke. — Die Jünger ſelbſt, wie ſie ihn falſch ve
ſtehen. Maria, Martha, ein ſchönes Idyll — das ab
leicht verdorben werden kann, wenn nicht der einz
richtige Ton getroffen wird. Es muß ſelbſt dem weni
Unterrichteten das Evangelium im Zuſammenhan
ſeiner Geſchichte und Lehren geben, daß er, was dor

auseinanderliegt, zuſammen habe. Es muß die ganze Seelengeſchichte der Menſchen darin vorkommen; der ganze Kreis des Menſchlichen vollendet werden. Petrus, Ehrſucht, trotzig und verzagt, wacker. Zarte Liebe der Maria, Lazari Schweſter. Alles Maſchinenartige, Effekthaſchende muß vermieden werden, ebenſo alle ſpinnenbeinig ausgreifende Spekulation: doch dieſe vielleicht im Nikodem, deſſen Theorie und Denkgerüſt durch eine einzige Wortthat des Heilandes umgeworfen wird. Dazu ein Engelchor. Der kalte Denker weint und nimmt mit Entzücken wahr, daß er ein Herz hat und im Herzen einen Himmel, das in ſich, was er mit Anſtrengung außer ſich geſucht hat. Jede Szene muß ein Gemälde ſein oder eine plaſtiſche Arbeit. Das Entgegenſtemmen der jüdiſchen Schriftgelehrten, verſchiedene Charaktere und alſo verſchiedene Bedingniſſe des Widerſtandes, hierin kann eine ganze Kulturgeſchichte liegen. Alles kindlich gehalten. Ölbergſzene. Weder die Perſonen noch der Dichter — und der am allerwenigſten — dürfen Begeiſterung zeigen, der Leſer muß begeiſtert werden. Gerade das Widerſpiel von der Meſſiade muß es werden. Jeder Prunk und Malerei ſtört hier. Die höchſte Einfalt, dabei ein Schatz von Lebensweisheit. Der Geiſt des wahren Chriſtentums und des Menſchentums muß darin wehen, fern von aller Polemik und Kontroverſen. Wie aber nun? Der Heiland als Menſch oder Gott? Iſt nicht das Reinmenſchliche dem Göttlichen näher als alle ſtorchfüßigen Tiraden? Dieſe beſonders zu vermeiden. Er geht ins Kleinſte ein, hat Sinn für das Beſchränkteſte, zeigt ſich menſchlich beſorgt um Kleines, aber nie grübelnd. Nichts, was ihm nicht wichtig wäre. Alles Menſchliche iſt an ihn gewieſen. Jeder Schmerz, jede Sorge, ſei ſie auch ungegründet, iſt auch die ſeine, denn die Kranken bedürfen des Arztes. Ebenſo erfreut er ſich der Freude, ſelbſt der ungeſchickten, unbequemen.

Alles Myſtiſche, Karfunkelmäßige, Symboliſche in der Behandlung ausgeſchloſſen. Die Anſicht der Natur eine freundliche, lebenskräftige. Das Stück muß die reine Form werden, durchſichtig und klar wie ein Tautropfen. Nichts von Weltſchmerzen und anderer moderner affektierter Nervenſchwäche. Die wunderlich ehrſüchtigen Träumereien der Jungen, deren jeder ihm ſeinen eigenen Plan unterlegt, ſeine lächelnde Geduld mit ihnen, wie mit Kindern, ſein liebend gutmütiger Scherz und ſcheinbares Eingehen auf ihre Ideen, durch welches er ſie ſelbſt zur Einſicht ihrer Träumereien bringt, ohne daß ſie noch wiſſen, welche andere Abſicht ſie ihm unterlegen ſollen. Petrus, der Ehrgeizigſte, wird ſogar einmal bitter und trotzig, wie Kinder, denen ihr Wille nicht geſchieht. Durch wenige ſanfte Worte weiß ihn der Heiland ſo zu rühren, daß er wie ein Kind weint und bittet. — O, es iſt ein göttlicher Stoff, aber welch ein kindlicher Dichter gehört dazu." ...

4. Fraglichen Urſprungs iſt Die Gräfin von Salisbury (nach Sterns Mitteilung 1840 im Tagebuch unter andern Plänen flüchtig erwähnt); haſtige, unklare Skizze eines romantiſchen, mit Komik und Verwechslungen ausgeſtatteten Stückes aus dem engliſchen Mittelalter, worin ein verzärteltes und hochmütiges Fräulein nach allerlei Ränken und Nöten ſamt ihrer Begleiterin, der „Luſtigen," zur rechten Liebe und Ehe gelangt.

5. Ludwig der Sechzehnte. Planheft (Leipzig 1842 f.) ohne Ausführung außer ein paar Reden, durch eine Überſicht der geſchichtlichen Ereigniſſe von 1787 bis zum Juni 1792 eröffnet; nach Mignet. L. zeigt den König in freundlichem Licht, Marie Antoinette zwieſpältig erſt als „Cäſarentochter," dann als fromme Märtyrerin, Eliſabeth als ideale Tröſterin; Lafayette wird einmal mit Poſa verglichen, dem Kraftmenſchen Danton der „dämoniſche" Marat und der

lauernde Robespierre gegenübergeſtellt, die Zeichnung der Parteien in Verbindung mit der abzuſtufenden Sprache erwogen, der Rolandſche Kreis „in altrömiſche Anſchauungsweiſe eingekleidet,“ wofür L. Seneca, Corneille, Voltaire nachleſen will. Bald ſchien eine Teilung der anſchwellenden Fülle von Motiven geboten.

Charlotte Corday. Marats Ermordung iſt frei verbunden mit Familien- und Herzensgeſchichten. In dem Heftchen ſind beſonders die vier erſten Akte kurz ſkizziert. „Charlotte eine Judith, Debora, aber immer ein Weib.“ Die Ausführung ſoll L. vernichtet haben. Er dachte an eine Trilogie, mit „Marat“ als Anfang; „oder gar 1. Ludwig XVI. 2. Das Triumvirat. 3. Charlotte Corday. 4. Die Gironde.“

6. **Das Schloß in den Cevennen,** hinten im Heft „Charlotte Corday“ ſkizziert als verwickelte Familientragödie. Hauptfigur iſt eine ſtreng hugenottiſche Gräfin. „Der Gedanke der Pflicht ſteht wie eine eiſerne Säule in dieſem felſernen Charakter und äußert ſich anfangs ſchneidend und vornehm, zuletzt mild und gemütlich“; ein verſtoßener, die Geſchwiſter überlebender katholiſcher Sohn; ein rachedurſtiger Baſtard — mit dem Sohn identiſch? Die Fabel verändert ſich dann völlig in die Geſchichte eines am Bauernaufruhr beteiligten natürlichen Grafenſohnes und fließt zu jenen jäh aufſchießenden Ausläufern der „Waldburg“ hinüber, die, nachdem der Kaſtellan einem von Haus aus rechtlichen Mann gewichen war, durch das Wildſchützenmotiv endlich den „Erbförſter“ hervorbrachten, aber auch nach dieſer „Waldtragödie“ als ſelbſtändiger Vorwurf weiter bedacht wurden; wie denn L. noch im Februar 1856 den alten Waldburgſtoff in einer Kalendergeſchichte verarbeiten wollte.

7. **Friedrich II. von Preußen.** Ein Heft vom Januar 1844 enthält „Erſter Teil. Der Kronprinz“

1,1–2,3 (648 Verſe), äußerlich Gutzkows „Zopf und Schwert“ verwandt, den Verhältniſſen des Frühlings 1730 in ſehr jugendlicher, teils deklamatoriſcher teils politiſch trockner Weiſe gewidmet; der Schlußakt ſollte im Gefängnis zu Küſtrin ſpielen. Aber ſchon am 7. Auguſt 1844 entwickelt L. in einem langen Brief an Karl Schaller ſeinen neuen Plan: „Ich denke den Fritz in der ganzen Breite und Tiefe ſeines Charakters zu faſſen mit all ſeinen Schwächen und Wunderlichkeiten, durch welche aber ein großer, wahrhaft königlicher Sinn hindurchblickt.“ Vgl. nun Schillers Fridericiade, an Körner 10. März 1789. „Eine Hiobspoſt nach der andern; Fritz ſchreibt ſich den Verluſt von Schweidnitz ohne Not ſelbſtqualluſtig ſelbſt zu, ſchenkt ſein Vertrauen dem ſchleſiſchen Baron Warkotſch, der ihn verraten wird.“ Die politiſche Lage ſcheint troſtlos. „Den ſchlimmern Feind aber hat er in ſich, Zweifel und das Gelüſt nach einem ſtoiſchen Selbſtmord à la Cato, Kodrus, Hannibal, Mithridat, welchen er ſchon ſeit Jahren ſich vertraut gemacht und mit den ſchönſten Farben der Äſthetik und blendenden Gründen falſcher Philoſophie ausgeputzt hat.“ Nach der Untreue des Biſchofs Schaffgotſch greift er in einem Monolog zum Gift, aber das große Unglück, der Verluſt Kolbergs, richtet ihn wieder auf, er begegnet der dumpfen Reſignation im Heer mit machtvollen Reden und reißt alle hin, wird durch den ruſſiſchen Thronwechſel begünſtigt, aber durch ſein blindes Vertrauen auf Warkotſch gefährdet. Die Entdeckung des Verrats erhöht ſeinen Mut. Warkotſchs Ränke ſind mit der Liebesepiſode verflochten, die zwiſchen ſeiner Tochter und einem Offizier ſpielt. „Anna iſt im Anfang ein liebes, lebensfrohes Kind, keine Philoſophin, die über ſich ſelbſt und über ihr Schickſal nüchtern genug iſt in Liebe und Schmerz allgemeine Betrachtungen anzuſtellen, wie Schillers Frauen.“ Sie hilft dem Vater zur Flucht und trennt ſich von Leſtwitz, um dieſen von jedem Verdacht zu reinigen. Er rettet bei Reichenbach den König. „Leſtwitz ſtirbt an ſeinen Wunden für den Fritz. Hier zeigt ſich der König als Menſch: Leſtwitz, du haſt Not und Gefahr mit mir geteilt, und nun alles gut iſt, willſt du mich verlaſſen? Andre Freunde verlaſſen einen in der Not, du im Glück! Er läßt, damit der Sterbende es noch hören ſoll, Viktoria ſchießen. Er nimmt den Hut ab — das thun ihm alle nach — und drückt dem Sterbenden die Hand. Dazu ſtimmen die Muſikchöre ein Tedeum an. So ſchließt die Geſchichte brillant und großartig hiſtoriſch und die Weiber rührend zugleich. Was mir am beſten gelingt, ſeine Charakter- und pſychologiſche Züge u. ſ. w., davon giebt natürlich dieſer allgemeine Umriß keinen Begriff. NB. Der Fritz muß ein plaſtiſches Charakterbild werden; der ganze hiſtoriſche Charakter muß hingeſtellt werden, wie ihn kein Geſchichtſchreiber hinſtellen kann. Ich denke, die Sache iſt im größten hiſtoriſchen Stil aufgefaßt, alles Kleinliche vermieden. Was es dem jetzigen Publikum annehmlich machen kann, iſt, daß es ein Spektakelſtück wird mit Lagerfeuern, Muſik und Pulverdampf, dazu der fromme alte Zieten, der feurige Greis Hülſen u. ſ. w. NB. Wär' ich geſund, müßte dies Stück mit dem Wallenſtein ringen; es hat dieſer Stoff vor jenem voraus, daß er ſich nicht an einen Einzelnen knüpft und mit ihm endet, ohne daß etwas Großes oder Bedeutendes damit entſchieden würde, ſondern es iſt hier die ganze preußiſche Nation, um deren Leben oder Tod es ſich handelt, und am Ende ſteht ſie ſiegend da. Das wird ſchon in der Rede eines Feldwebels nach der Schlacht bei Torgau, einer halb humoriſtiſchen und halb heroiſchen und tragiſchen Szene angedeutet."

Das „Vorſpiel" Die Torgauer Haide erſchien in der Zeitung für die elegante Welt 1844 Nr. 43 f. mit Kürzungen von Heinrich Laube. Die Urſchrift iſt nicht erhalten.

8. Der tolle Heinrich (Fritz). Im loſeſten Zuſammenhang mit einem heitern Singſpiel „Die Köhlerin“ 1838 ſchrieb L. — 1844? — einen tragiſchen Einakter: die Braut eines ehrenfeſten Soldaten iſt verführt worden, der Heimkehrende rächt ſich blutig, rechnet mit Lotte und ſeiner frommen Mutter ab und tritt den letzten Gang an. 1846, 1849, 1851 wurde ein Zweiakter ſkizziert, worin auch der Zuſammenſtoß mit dem Kuppler, das Kriegsgericht mit dem Verführer als Richter und Heinrichs Herzensfreund auf die Bühne kommen. Daran ſchließt ſich, wie es ſcheint bis ins Jahr 1861 hin, der Plan einer fünfaktigen Tragödie Das Wirtshaus am Rhein: Fahnenflucht, Schenkenſzenen, Untreue des Mädchens, eine neue Kataſtrophe; Volkslieder, Bilder aus den Befreiungskriegen. „Der Krieg treibt Selbſtſucht und Aufopferung alles auf die Spitze, ein potenziertes Leben.“ Auch eine dramatiſche „Novelle“ taucht auf mit ſtändiſchem Gegenſatz: an Lottens Stelle tritt eine Adlige, die Kriegswirren werden ganz andre. Vier Hefte.

9. Armin (Hermann), der Cherusker. Trauerſpiel in fünf Akten. 1850 f. (Heydrich: 1848—1851). Vier Planhefte mit abgerißnen iambiſchen Ausführungen, die unter jugendlicher Deklamation und Weisſagungen deutſcher Zukunft leiden. Im Gegenſatz zu großen und geringern Vorgängern beſchränkt ſich L. nicht auf die Hermannsſchlacht, ſondern gliedert die ganze Geſchichte Armins von der Gährung gegen Varus an bis zum Tode des Helden, Thusneldens Ende in der Mitte. Tacitus hat er eifrig geleſen und Wendungen der „Germania“ herübergenommen, auch Möſer aufgeſchlagen. Die Einteilung in drei kleinere Stücke (man vgl. auch Klopſtocks Trilogie), Hermanns-

ſchlacht, Thusnelde, Hermanns Tod, wurde bedacht. Der Gang iſt ungefähr: 1. Zuſtände vor der Schlacht, 2. Varusſchlacht, 3. fernes Ende der von Germanicus umbuhlten Thusnelde; Auseinanderſetzung Armins und Marbods, 4. Wirren, Verſchwörung, 5. Armins Tod. Der Schwärmer Siegmund erſticht ihn. Armin, durchweg als heitrer, wackrer, vertrauensvoller, aber iſolierter Held gedacht, muß „herrſchen oder fallen, König gejochter Völker leben oder ſich der Freiheit opfern"; nicht Rache an den deutſchen Feinden, ſondern Rache an Rom iſt ſein Teſtament. Eine Seherin. Eins der Perſonenverzeichniſſe enthält lauter knappe Beiwörter, ſittliche Typen oder anſchauliche Tiermasken: Segeſt „Fuchs," Inguiomar „wildes Pferd," Adgandeſter „Wolf, anſpringendes Raubtier," Germar „Stier, das nackenfeſt widerſtehende Tier," Thumelich „Bär, der Hinterwäldler, das Phlegma, das nicht los kann," Katwald „der unruhige, der mißtrauiſche augenumwerfende Luchs," Marbod „der Löwe, der gerade zu ſchreitet," Armin „Adler." Solche Vorſtellung liebt L. wie Grillparzer. — Motive des „Armin" gingen frei vertieft in die „Makkabäer" über.

10. Der Allerweltumkümmerer (Godel), 1850, modernes Luſtſpiel, ſkizziert im Heft „Zum Jud Süß," teils in einem Kaufmannsladen, teils auf dem Lande angeſiedelt, mannigfach verſchoben ſowohl der Handlung als den Figuren nach, unbedeutend, einmal flüchtig an den Anfangszank im „Erbförſter" erinnernd. Iſt der Eintrag im Kalender 10. Februar 1851 „die erſten Umriſſe eines Dorfdrama" heranzuziehen?

11. Cromwell. Kurze Skizze in einem Eckart-Heft, Notiz im „Jakobsſtab" 1850. Der Held dämoniſch, voll „ſchauerlichen Schickſalswerkzeugshochmuts," geiſterhaft ſchreitend, erhaben reizend in ſeiner koloſſalen Furchtbarkeit, finſter grübelnd und wieder heldenhaft leuchtend, kalt verachtend und wieder maßlos in ſeiner

Vaterliebe, Patriot, durchweg im Kontraſt zu dem weichen König, der ſich endlich als Dulder über ihn erhebt, Diener und Bote eines zornigen Gottes, vorwärts gedrängt, ſo viel Leiden dies Vorwärtsſchreiten ihm auch bringt und er zugleich das, was ihm das Liebſte, zertreten muß: ſeine dem König ergebene Tochter. In den Glauben an ſeine Sendung fallen Zweifel, wie bei Saul. Die Vaterliebe „wie ein verſpäteter Abendſonnenſtrahl auf einem wüſten Felſen. Damit wir nicht dem Wallenſtein zu nah kommen, der ſich auch für auserkoren hält.“ Die Skizze gilt faſt nur dem Hauptcharakter.

12. Colombo. Ein Blatt mitten in demſelben Eckart-Heft, wo der „Cromwell.“ Intriguen, eine tragiſche Liebe. „5. Er ſtirbt. Nachricht, daß Amerigos Name ꝛc.“ „Das Genie macht den Menſchen verfemt. Das Genie, mißverſtanden von dem einen, verhöhnt und verfolgt von dem andern, alles aufgebend um der großen Aufgabe willen, dem Gott folgend, der ihn treibt.“

13. Der Jakobsſtab (Der Aaronsſtab, Der Jude und ſein Kind, Jud Süß), Trauerſpiel in fünf — einmal: ſechs — Aufzügen, angeregt durch Hauffs Novelle vom Juden Joſeph Süß Oppenheimer. 1850, zwei umfangreiche Planhefte (und Blatt in einem Armin-Heft), ſechs Heftchen Szenar und Ausführung von drei Akten, zum Teil doppelt, meiſt in ſkizzenhafter Proſa; ausgearbeitet iſt der ganze erſte Akt in der eine Zeit lang herrſchenden italieniſchen Verpflanzung, die den Charakteren und Hauptmotiven weſentlich treu bleibt, aber den Stoff vollends von allem württembergiſchen Staatsintereſſe befreit. Er blieb im Fluſſe; die ſichtbare Welt des Fürſten und der Maitreſſe verſchwand; die Ausſcheidung andrer Geſtalten, gelegentlich ſogar des Löb, wurde erwogen. Den Vordergrund hat immer der Jude inne; neben ihm ſeine Schweſter (Tochter),

die ganz weltfremd auferzogene zarte Lea, „eine Art Mignon, kindlichſter Gehalt in — auch durch ihr Phyſiſches bedingter — leidenſchaftlichſter Form," voll tiefer Kindergedanken und bibliſcher Vorſtellungen vom Leben, das ihr nun neu in der Liebe aufgeht und mit jähem, faſt durchweg als Vergiftung geplantem Tod endigt. Ihr Liebhaber Julius Lanbeck iſt ein von Humanität überſprudelnder Jüngling, im engen und weiten Sinne „Judenadvokat," während ſein Freund Guſtav die Vorurteilsloſigkeit einer neuen Zeit nach der frivolen Richtung vertritt, dagegen Vater Lanbeck, der „Brutus," rauhe Bürgertugend und „romaniſierenden Patriotismus," die zärtliche Mutter ſtrenggläubiges Chriſtentum. „Sie haben alle recht." Holwachs iſt der Egoiſt kleinen Stils, Leas Freier Löb der gemeine Geldjude. Süß (Hirſch, Mardochai) aber ein jüdiſcher „Napoleon," deſſen urſprünglich edle Natur durch chriſtlichen Haß vergiftet wurde und aus Menſchenverachtung die Klugheit zur Lebensmaxime nimmt, der einzigen Lea liebend, doch auch ihr mit Berechnung zugethan. Er iſt ein „genialer Proteus" im Verkehr, trotz „Tigerliebkoſungen" und „Klapperſchlangenblick" behaglich, ſogar wohlthätig, immer aber von der Allmacht der Klugheit und des Geldes dämoniſch durchdrungen. Durch den Übermut dieſer Klugheit, das „Schickſalſpielen," die „Iſolierung ſeines Menſchen" wird er „ein Minierer, der ſich mit der eignen Mine in die Luft ſprengt." „In dem Netz, in dem er die andern alle an ſeinen Fäden zu regieren glaubt, muß er ſelbſt ſich fangen." „Nicht die Klugheit der andern, ſeine eigne zu künſtlich geſpitzte verdirbt ihn." Scheinbar ganz „ſtabfeſt," ſieht er endlich alles zerſtört; der Tropf Löb iſt mit des Klugen Geld entflohen; er geht am Jakobsſtab, der aus dem Glücksſtab ein Bettelſtab geworden, als Hauſierer von dannen. Der Plan iſt größtenteils ſehr bühnenmäßig entworfen, wuchtig ein

Zuſammenprall im Hauſe Lanbeck. „Alles polyphoniſch!“ heißt es auf dem Titelblatt.

14. Der Sandwirt von Paſſeyr (Sandwirt Hofer, Andreas Hofer). Zwei Planhefte aus verſchiedener Zeit, 1850; vorn hiſtoriſche Überſicht nach Lewald. Die Kompoſition, auf fünf (erſt ſechs) Akte mit oder ohne Vorſpiel berechnet, machte große Wandlungen durch, zumal in den frei erfundenen Motiven, immer aber geht Ludwig darauf aus, nicht wie Schiller ein kämpfendes Alpenvolk zum Helden zu machen, ſondern eine Charaktertragödie zu ſchaffen: Hofer iſt „das Zentrum, um das ſich alle liebend oder haſſend bewegen“; „der Sandwirt eine gediegene Perſönlichkeit, voll Naivetät und frommen patriotiſchen Selbſtgefühls, mild und freundlich, wie ein Menſch, der die ganze Welt lieb hat; er iſt Herzensmenſch, das Schlechte und Böſe macht ihn unglücklich“; „das Impoſante Hofers liegt in ſeiner großartigen ruhigen Weiſe, in ſeinem Selbſtgefühl, in der Tiefe ſeines Gefühls, mit der er nicht prunkt, die er aber auch nicht verſteckt, in ſeiner unendlichen Durchſichtigkeit und großen Naivetät, vermöge der er das Größte ſo unbefangen und unbewußt ſpricht und thut wie ein Kind, in ſeiner fürſtlichen Repräſentation und Perſönlichkeit, die ihm, ohne daß er darum weiß, angeboren iſt.“ Aber ſein Selbſtgefühl treibt ihn zur Selbſtüberſchätzung, die eine ungeheuer verantwortungsvolle Aufgabe ergreift, ohne ihr gewachſen zu ſein, bis ihm ſeine ehrliche Gewiſſenhaftigkeit ſagt, er habe, von Öſterreich, dem „Franzl,“ getäuſcht, ſelbſt ſein Tirol betrogen; der „einzige Retter“ ſieht ſich mit demſelben naiven Stolz als „einzigen Verderber,“ als Urſache aller Leiden und kann die bewegte Maſchine nicht mehr anhalten. „Hofer begeht ein Wagnis und weiß, daß ers begeht. Ein gewiſſer tragiſcher Übermut darf Hofer nicht fehlen, damit er das Impoſante, den tragiſchen Heldenadel behaupte.

Es genügt, daß er ſich ſelber ſchuldig findet." „Seine fabelhafte Popularität verführt ihn gewiſſermaßen." „Hofers Weſen iſt in einer gewiſſen plaſtiſchen Ruhe gehalten, er iſt nicht genial und von blitzender Thatkraft, vielmehr hat er ein gewiſſes melancholiſches Phlegma, das ihm nebſt ſeiner geiſtigen Beſchränktheit Aplomb verleiht. Kein Ideenjäger. Er ſpricht nicht von Treue, von Freiheit und dergleichen Abſtrakten. Sein Begriff vom Staat iſt ſo beſchränkt wie er ſelber." Neben Hofer ſteht ſein Schreiber, „der Humoriſt," ein „ſtudierter Diogenes," der ihn geiſtig überſieht, aber dem herzhaften Menſchen mit liebevoller Treue anhängt. Ihm gegenüber der Judas Raffl. Frei geſtaltet iſt die Gattin des ſchlimmen Diplomaten Roſchmann, eine Figur, die ſich aus der in einen jungen Älpler Toni verliebten Engländerin des erſten Entwurfs glaubhafter entwickelt hat: dann wurde ſie „eine Titanide, zugleich eine Jungfrau von Orleans und eine Thekla," dann aber eine Kokette, endlich mit einem Ruck abgethan als „ein Nebenherz, ein Paraſit an der Geſtalt Hofers. Nur keine Unnatur, keine Romaneffekte, keine pſychologiſchen Wagniſſe und Unmöglichkeiten." Zu Gunſten der herrſchenden Hauptgeſtalt iſt auch den Perſonen dritten Ranges im Stücke, der nicht zu ſehr einer Stauffacherin genäherten Frau Hofer, ſeiner Tochter, dem entſchiedeneren Jäger Speckbacher, dem von Frauen- und Vaterlandsliebe bewegten Heldenjüngling Toni, dem fanatiſchen Lanner, dem glaubensſtarken Haſpinger, dem verſchlagenen Pater Donay, wenig Raum gegeben. „Das Epiſche, die Kriegsſzenen ausgelaſſen oder nur leiſe angedeutet." Eine leichte mundartliche Färbung ſollte nicht fehlen.

15. König Darnleys Tod (Maria von Schottland), 1853 ff., mit Benutzung von Beckers Weltgeſchichte, Mignet, Hume, den Briefen an Bothwell. Große Skizzen mit geringer Ausführung, auch im

Genoveva-Hauptheft, bis in die letzte Zeit erwogen. Die „Grundidee“ iſt, daß das Böſe ſich ſelbſt beſtraft, „die ſchauerliche Majeſtät des rächenden Gottes vor, während und nach der That.“ Die Liebe ſtirbt im Mord, „Liebesbeſitz vergiftet ſich ſelbſt durch das Mittel des Verbrechens“ Bothwells und Marias, „dieſer großartigen Verbrecher,“ die erſt ſchlecht werden durch ihre That und durch Kraft und Trotz bis zuletzt Reſpekt einflößen, wozu die „größte Delikateſſe“ in Behandlung des Liebesverhältniſſes und „fürſtliche Repräſentation“ beiträgt. „Keine Nebenſpannung, kein Rad von außen, das Stück konzentrierteſt“; „ſo viel als möglich alles hiſtoriſch,“ aber der hiſtoriſch-politiſche Verlauf im Hintergrunde, denn der Vordergrund gehört dem „Seelen- und Leidenſchaftsgemälde,“ „die Form erſcheint wirklich bloß das naſſe Gewand der Idee,“ alles „groß zugeſchnitten,“ „alles typiſch, nichts novellenhaftes.“ 1856: „Kein Seelengemälde, ſondern ein hiſtoriſches Gemälde. Weniger die innern Vorgänge in ihren feineren Zügen, als die Thatſachen machen das Stück.“ Die Wildheit und Sinnlichkeit des ganzen Zeitalters ſoll überall erſcheinen, die Liebe ohne Gemüt und ſittliche Würde als Kind unbegrenzter Phantaſie und gewaltiger Sinne. Die ältere Expoſition ſtellt neben dem ſchwachen Darnley noch den übermütigen Rizzio dar, Maria für Bothwell glühend, den ſie im zweiten Akt zum Morde des Gemahls antreibt; er zaudert und wird 2, 3 von ſeinem Opfer, dem „Unmann,“ vor dem verzehrenden „Überweib“ gewarnt. Bothwell, der „Übermann,“ öffnet nach der That ſeine Bruſt ſtatt der erloſchenen Liebe dem Ehrgeiz des Thronprätendenten, denn für Mordgenoſſen giebt es nur noch Selbſtſucht. Er haßt die That und damit die Verführerin. Er kann nicht heucheln. Er wird nun Marias Tyrann. 5, 2 erfolgt ſein Tod im Beiſein ſeiner früheren ländlichen Braut; ſchließlich Marias Abreiſe.

Im zweiten Plan, wo die Geſchichte größere Macht hat, ſollen alle Geſtalten jene Zeit verkörpern, „die einen Puff vertragen konnte," beiden muß die That leichter werden, Bothwell „klirrender" auftreten. „Die That iſt die Wegſcheide. Er wird ein andrer. Das Gelenk iſt nicht ſtark genug zu markieren." „Nicht ſo viel kleine Schritte, breiter, plaſtiſcher, austönender, ſtetiger. Die Geſtalten größer, ſtolzer, pomphafter." Beide — nun auch Maria — lernen gleichmäßig einander haſſen. Die Expoſition, nach Rizzios Tod, gilt ſofort den Anſchlägen gegen Darnleys Leben, der zweite Akt ſetzt raſch mit einer Szene an der Leiche ein, im vierten fällt Bothwell, der fünfte, nach Marias Flucht, vereinigt Klagen Jakobs mit einem Ausblick auf die für Maria unentrinnbare Nemeſis, die auch die kleinern Mordgenoſſen erreicht hat. „Äſchyleiſch!"

Es mögen hier, ſchon des Gegenſatzes zu Schiller halber, einige Charakterſtudien aus beiden Plänen folgen; der zweite zeigt eine Wandlung Marias in der abſteigenden Handlung.

1. „Ein Überweib voll Entſchloſſenheit und Geiſt, von edeln, vornehmen Formen, der Künſte der Repräſentation vollkommen mächtig, der äußeren Selbſtbeherrſchung und Verſtellung, jung, ſchön, von einer Leidenſchaftlichkeit, die nicht ihr Wille, ſondern die ihren Willen unbedingt beherrſcht, Mangel an irgend welcher inneren Selbſtbeherrſchung — ihr Äußeres iſt vollkommen in ihrer Gewalt, wie ſie ſelbſt in der ihrer Leidenſchaften — von bloß äſthetiſcher, nicht moraliſcher Bildung — voll ungemeſſenſten weiblichen Stolzes und Empfindlichkeit — dennoch und eben darum ſo in der Leidenſchaft zu einem Manne untergegangen, daß ſie nur noch in ſeiner Seele iſt, was ſie iſt, ehrgeizig, glanz- und größeſüchtig, empfindlich und ehrgefällig. Sie verſchwindet ſich vor ſeinem Bilde; ſie iſt Königin, was iſt ihr das? — wär' er König! und ſie ſeine

Magd; ihr Ideal, ihn groß zu ſehen nicht bloß, nein groß zu machen. Es ſchmerzt ſie, daß er ſelbſt mithelfen muß dazu; ſo viel verliert ihr Thun an Verdienſt und an Genuß. Gegen ihn öffnet ſich das Süßeſte ihrer Natur, ihre ganze weibliche Milde und Weichheit, Kindlichkeit und Innigkeit; dafür gegen Darnley die ganze Härte und Kälte und Bittre einer Natur, die ebenſo ausſchweifend iſt in ihrem Haß als in ihrer Liebe. Sodaß ihre Vertraute ſagen kann: Iſt das noch dasſelbe Weib? Bloß an dem Übermaße erkennt man in dieſer Liebenden und Haſſenden dieſelbe.“ — „Sie iſt jung, heißblütig, ſtolz, entſchloſſen, dämoniſch in Liebe und Haß, ihr Außeres beherrſchend, voll Klugheit und Repräſentation, voll Faſſung und Kunſt, aber ohne tiefe Innerlichkeit und ohne Sittlichkeit. Eine reizende, mächtige Sinnlichkeit, in der wildeſten Leidenſchaft beſonnen, eine Franzöſin — es iſt ihr zu kalt, zu neblig in Schottland — den Künſten und Luxus zugethan. Zögling Katharinas. Ihre Leidenſchaft liegt in Phantaſie und Sinnlichkeit, nicht im Herzen. So iſt auch ihre Sprache. Das entgegengeſetzte Extrem der Agnes Bernauer. Eine dämoniſch überhobene Figur, nicht ſich bei ſich ſelbſt entſchuldigend in Schwäche, ſondern bewußt gegen das göttliche Geſetz anſtrebend. Iſt ſie nicht Königin? Nicht Schülerin der Katharina? Die weibliche Schwäche empört ſich als krampfhafte Stärke. Die Geſtalt muß etwas Grandioſes haben. Nur gegen Bothwell iſt ſie ſchwach. — Maria keine Lady Macbeth, ſondern ein Weib, warmblütig, aus Liebe zu allem Guten und Schlimmen fähig. — Sie iſt die ſchöne Sinnlichkeit ſelber. Die Emanzipation. So die Feſte bei Hof, von Phantaſie verklärt. Ihre Geſtalt ſelbſt, impoſant und doch ſchmachtend, ein lyriſches Ungeſtüm in ihr. Das Königliche wie eine ſcharfe Wehr um das hingegoſſenſte Weib. Klaſſiſches Heidentum und Katholizismus. Alles wird an ihr zur Lockung, ſelbſt ihr Zorn. Die lebendige Verführung. Alles pulſiert Genuß an ihr. Sie gewinnt allen Dingen die Genußſeite ab. Eine potenzierte Adelheid aus dem Götz. Selbſt der Zorn ſchmachtet an ihr. Eine Frau Venus. So erobert ſie den Bothwell von Braut und Unſchuld weg durch alle Künſte der Koketterie und Liebe zugleich und erzieht ſich in ihm eine Strafe dafür. Funken ſprühen aus ihren Locken. So weiß ſie auch den Darnley zu beherrſchen, und ſowie ſie ihn beherrſcht, verliert er ihren Reſpekt und ihre Liebe.“ Nach der Mordthat ſiegen Liebe, Genußſucht, weibliches „Abſtraktionsvermögen“ über alle Gewiſſensbiſſe; die Liebe zwingt ſie, jeden unklugen Schritt Bothwells mitzuthun; dieſe verbrecheriſche Liebe empfängt ihren Lohn durch Marias Gefangennahme in England.

2. „Hat ſie einmal die zarteſte Rückſicht aufgegeben, dann iſt das Weib ganz Rückſichtsloſigkeit, und der männiſchſte Mann zimperlich. — Sie iſt leichtſinnig, ungeheuer leidenſchaftlich. Ihre Liebe keine Herzensliebe, ſondern Amuſement; ſie liebt, nicht weil ſie muß, ſondern des Genuſſes wegen; ſo ſtürzt ſie ſich in die Liebe aus Genußſucht; darum will ſie die Liebe erhalten, ja ſelbſt Hingebung iſt Genußſucht. Wie er ihren Stolz tödlich trifft, läßt ſie ihn fahren, das Werkzeug ihrer Luſt, und haßt ihn tödlich. Durchaus keine Liebe des tiefſten Herzens. Wenigſtens muß dieſe Auffaſſung für den Kundigen immer durchſcheinen.“ — „Immer wieder Devrient über die Rachel als Roxane zu leſen.“

Zuletzt im erſten Tiberius-Heft: „In Darnley weibliche elegiſche Poeſie mit Sprudeln von Leidenſchaft, Liebenswürdigkeit, wenn es nicht Schwäche wäre und Unmännlichkeit, wogegen die kontraſtierende Härte und Unliebenswürdigkeit in Bothwell eben Auswüchſe und Symptome der rückſichtsloſen Männiſchkeit“ — was als der „Zauber, dem die ſonſt äſthetiſche Königin als Weib unterliegt, auch ihr Schickſal typiſch prophezeit.“

16. **König Aelfred**, Schauſpiel (dramatiſche Romanze) in fünf Aufzügen. 1855—1857. Fünf Hefte mit großen proſaiſchen und iambiſchen Fragmenten der beiden erſten Akte. „Bis hierher iſt alles noch zu ſchattenhaft, unplaſtiſch, gehaltlos, flattrig und harmlos, nicht wirklich und dramatiſch genug. Zu weitſchweifig, gezerrt.“ Aelfred der Große im Dänenkrieg 878 iſt der Held des freiromantiſchen Dramas, das von der verwickelten Expoſition an, nicht ohne Harfen- und Balladenklang, einen ſhakeſpeariſchen Narren und humoriſtiſche Epiſoden, die Läuterung des Helden mit der Liebe zu dem Knabenmädchen Alswith verbindet. Aelfred ſtößt die Treuen von ſich, giebt den Falſchen die Macht, erkennt in Knechtsgeſtalt die Gebrechen des Staates wie ſein Unrecht gegen das Volk und gewinnt kämpfend die echten Herrſchertugenden, die unter ſeinen jugendlichen Leidenſchaften ſchlummerten. „Das Ganze müßte heißen können: Königsſchule.“ „Erſt muß man den Kopf ſchütteln über Aelfred; dann muß er unſer tiefſtes Mitleid, dann unſre größte Bewunderung davon tragen. Das Problem des Richard II mit glücklicher Löſung.“ „Lauter Szenen wie in den Makkabäern, kühn auf Steigerung gebaut, aber mit einander genau zuſammenhängend, jede aber mit ihrer eignen Stimmung, die freilich wieder zur Grundſtimmung führt, und wieder jede Szene wie ein Moment in der großen Szene des Ganzen zur frühern in geſteigertem Verhältnis.“ Aber das Ganze iſt von unſicherer Hand geführt.

17. **Die Schweſtern von Henneberg.** Wann? Ludwig erzählt die Sage aus dem vierzehnten Jahrhundert im Anſchluß an G. v. Heeringens „Maleriſches und romantiſches Deutſchland“ 2, 20 ff., um ſich dann ganz ſelbſtändig in den Gegenſatz der Schweſtern zu

vertiefen: „Anna eine ſtille Nonne in Geſtalt eines Weltweibes und einer Fürſtin, Sophie ein glühendes Weltweib und Fürſtin in Geſtalt einer Novize; Anna melancholiſch-phlegmatiſch, Sophie choleriſch-ſanguiniſch.“ Zwiſchen beiden ſteht der Freier Graf Ludwig. Auch novelliſtiſche Behandlung wurde überlegt.

18. **Genoveva**, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1856 f. Ein großes Planheft, und in drei kleineren der fragmentariſche erſte Akt drei- oder vierfach, dazu Szenen des dritten. Die fließende Handlung läßt ſich im weſentlichen dahin zuſammenfaſſen: der alte Graf Siegfried, in den Maurenkrieg gerufen, nimmt Abſchied von ſeiner jungen tugendſtrengen Gemahlin, die eben ihre Lieblingsdienerin Elſe (in der Überlieferung flüchtig als Töchterlein der Amme Golos erwähnt) wegen eines Vergehens wider weibliche Zucht verſtößt. Elſens Mutter Margarete ſchürt rachedurſtig das Feuer in des gegen Wunſch und Bitte als Wächter daheimgelaſſenen Golo Bruſt. Genoveva, ſelbſt von einer geheimen Schwäche angeglüht, weiſt den heißen Golo um ſo ſchroffer zurück. Golo eilt dann (3.) auf Othos Burg zum kranken Grafen mit der Verleumdung, Genoveva bleibe einer Buhlſchaft halber von ſeiner Pflege fern. Margaretens Schweſter, die Hexe Walpurgis, beſtätigt das im Zauberſpiegel. Golo erhält den Befehl, Genoveva und ihren vermeinten Buhlen zu töten. Er veranſtaltet (4.) zu Hauſe eine Komödie mit Winfried, die den Grafen und das Geſinde überzeugt. Der ſchwer erkrankte Graf fordert die Vollziehung des Urteils vor ſeiner Geneſung. Golo nähert ſich vergeblich der Gefangnen. Die Mörder entlaſſen ſie gegen den Eid völliger Weltabgeſchiedenheit. Golo wird adoptiert (5). Aber die wahnſinnige Margarete dingt den einen Mörder — es iſt ein Köhler, bei dem Elſe Zuflucht gefunden hat — zur Tötung des Grafen, dem der Gedungne alles entdeckt. Siegfried findet

Genoveva mit Schmerzenreich im Walde. Golo tötet ſich. Die Schlußpartien, die tief in der Legende wurzeln, ſchufen dem Dramatiker unüberwindliche Verlegenheit, und der Zauberſpiegel hätte nicht aus dem alten Apparate weiter geſchleppt werden ſollen.

L. hatte anfangs, auch im Titel, Golo zum Helden gemacht, dann Golo und Genoveva gleichmäßig hervorgehoben, bis der Gräfin die herrſchende Rolle zuteil wurde, indem er den ungeſtümen Drang, das Liebesfeuer, die Eifer- und Rachſucht, endlich die Gewiſſenspein Golos, die von Hebbelſcher Grübelei frei bleiben ſollte, extenſiv, nicht intenſiv dämpfte.

Die Hauptklippe des nach den Jeſuiten und Volksſchauſpielern von Müller, Tieck, Hebbel bearbeiteten Stoffes als eines dramatiſchen Vorwurfs, die reine Paſſivität der Heldin, ſuchte L. tiefbohrend und ſeelenkundig dadurch zu meiden, daß er zur „Urſchuld“ Siegfrieds (ſeiner ungleichen Heirat und ſeiner übel begründeten Zurücklaſſung des nach Kraftproben dürſtenden Jünglings), zu dem Gebrodel der Leidenſchaften in Golo, zu den Ränken jener Schweſtern u. ſ. w. als bedeutendſte Motive für Genoveva einen „Überſchritt“ gleich im Anfang und eine Gedankenſchuld im weitern Verlauf erfand. „Die Urſchuld aus Glücks- und Tugendhärte“ der Stolzen gegen Elſe, womit auch Margarete einen ſtarken perſönlichen Anſtoß erhält und für den letzten Aufzug eine Reinigung vom Tugendſtolze vorgezeichnet wird. Und „die zweite Schuld, die Folge der erſten,“ wie ſie am Abgrund ſpielend „einduſelt und geweckt wird und zugeben muß, ihre Tugend iſt eine Glückstugend,“ ihr Gefühl für Golo anders als nur pflegemütterlich, bis ſein wildes Werben den Schutz harter Drohung herausfordert. Dieſe Genoveva iſt ein Weib, keine Legendenheilige.

Was der Romantiker Tieck in ſeinem muſikaliſchen Myſterium obenhin geſtreift hatte, will L. zum Hauptintereſſe machen. Aus der Menge der Niederſchriften nur eine ſchroffe: „Die Gräfin ein großliniges Weib, ein echtes Kind ihrer Zeit und der Bedingungen, die in ihrer Erziehung, in ihrem Stande liegen. In ihrer Sicherheit und ungeprüften Tugend ſtolz auf etwas, was nicht ihr Verdienſt iſt. Sie iſt nie in Gefahr geweſen; noch hat ſie Liebe nicht berührt. Jugend, anerzogener weiblicher Ranges- und Standesſtolz haben ſie davor bewahrt; doch hat ſie die Möglichkeit derſelben in ſich, das zeigt ihre Entrüſtung über betrogene Freundſchaft. Nun kommt alles, was Liebe erregen und wachſen machen kann; ihre Sicherheit verblendet ſie, ſie ſieht keine Gefahr und ergreift deshalb keine Waffe. Sie ſpielt, ohne es zu wiſſen, mit Golo und ſich ſelbſt; nun auf einmal wird ihr die Binde vom Auge genommen; was wie Mutterliebe und Mitleid ausſah, iſt Geſchlechtsliebe und eine verbotene; ſie, die Stolze, die die Elſe geſtraft ohne Erbarmen, weil ſie in der Sünde die Perſon haßte vor übergroßem Ekel vor der Sünde, iſt nun eines größeren Verbrechens ſchuldig und muß ſich, ihren Stolz bis auf die Wurzel zerſchmetternd, geſtehen, daß es nicht ihr Verdienſt, wenn ſie nicht noch unendlich tiefer ſank, ſie ſieht, daß ſie mit all ihrem Tugendſtolze der tiefſten Verderbnis fähig." — Von dieſen Plänen führen mehrere Brücken hinüber zu:

19. Marino Falieri, Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Angeregt — nach Heydrich ſchon 1839 — durch Hoffmanns Novelle „Doge und Dogareſſa." 1857—1860, eine wirre Überfülle von Skizzen und Bruchſtücken in ſieben Heften (auch im Genoveva-Hauptheft) auf- und abflutend, auf die Herausarbeitung der Charakter- und Ehetragödie aus der Staatsaktion gerichtet, Falieri, Steno, Angiolina im Vordergrund, als „Nebenſtamm" die von demſelben Steno zerſtörte Ehe des alten Bertuccio und der Liſena. L. ſchwankte, wie weit er

ausholen, und wie er die erſte Beziehung Stenos zu Angiolina faſſen ſollte, während Abweiſung, Pasquill, Urteil, Verſchwörung, Ende ziemlich feſtſtanden, und er die eigentliche Triebfeder, den Gegenſatz zwiſchen Falieri und Steno, ſowie die von fern an Grillparzers Erny erinnernde Charakteriſtik der Dogareſſa mit ſicherer Hand hielt. „Löwe und Schlange“ lautet die bündige Formel für den „Altjüngling“ und den blaſierten tückiſchen jungen Greis. Der „Helden- und Löwenanteil“ gehört dem Dogen. Falieri iſt ein ehrenfeſter, zuverſichtlicher, offner, kühner, kraftvoller, ſeines Alters unbewußter Soldat, der „Generalnenner ſeiner Natur: Jünglingsunvorſicht aus Naivetät,“ die zu den beiden „Jünglingsſtreichen“ führt: Doge zu werden unter ſolchen Umſtänden und ein blutjunges Weib zu freien. Seine fürſtliche Rückſichtsloſigkeit führt ungeheure Exploſionen herbei. „Immer muß man das Gefühl haben: er geht an der Jünglingshaftigkeit ſeiner eignen Natur unter, mehr als daß er uns als ein Opfer intriguierender kleinlicher Schlechtigkeit anderer erſchiene. Er muß alles Thun ſeiner Gegner herausfordern; ſie ſind nur das Meſſer, mit dem er in ſeinem Mangel an Altersnatur, Beſonnenheit und Vorſicht ſich ſelbſt zum Tode verwundet. Dies iſt das einzige Mittel, die Schickſalsidee ungetrübt und auch ſeine Rolle im Vorgrund zu halten, ſodaß z. B. Steno ſie nicht überwuchert, was eine Hauptklippe.“ „Falieri ſchlägt den erſten Funken in dieſen aufgehäuften Schickſalszunder, indem er um die Angiolina wirbt.“ Die Beleidigung ſeiner Liebesehre kann der Doge nicht wie ein Privatmann rächen, und da die Signoria, immer „in gentilſter Form,“ die Verfaſſung zu ſeinem Schimpfe benutzt, wird er Verſchwörer und duldet mit Rieſenzwang die „tappige Kameradſchaft des Pöbels,“ aber vergeblich. „Rachſucht eines ſtolzen Mannes für in eines ſchwärmeriſch verehrten unſchuldigen ſittlich hohen Weibes Seele empfundene Ehrenmißhandlung, zu der er die Gelegenheit gab, als er ſie heiratete, der Alte die Junge in der verdorbenen Stadt. Kontraſt des fürſtlichen Außenſcheines mit der faktiſchen Gebundenheit des Dogen durch die Verfaſſung — für den Befehl und keinen Widerſpruch gewohnten Dogen.“ „Das Politiſche und eigentlich Hiſtoriſche auf die Seite, es iſt ein Novellendrama, ein bürgerliches Schauſpiel im Dogenpalaſt in Venedig. Das Politiſche und Hiſtoriſche nur der Rahmen, giebt der Handlung nur ein Relief.“

Endlich noch eine häufende Bemerkung über den Stil: „NB. Zur Geſchloſſenheit wird beitragen, wenn die Bilder u. ſ. w. alle aus Venedigs Lage, Natur und Verfaſſung genommen ſind. Das Meer, die Lagunen, die Winde, Scirocco, Hafen, Sandbänke, die Schiffahrt, der Handel, Wechſelausdrücke, Buchhaltungsausdrücke, die Muſcheln, Dammbau, Kanalbau, Schiffbau, Ebbe, Flut, Schifferkunſt der Gondoliere, Fiſchfang, Murazzi, der Löwe von S. Markus, venezianiſche Gebräuche, desgleichen orientaliſche, die Verbindung Venedigs mit dem Orient, das alles muß das Material zu den Bildern und Metaphern geben. Die Sprache muß das See- und Kaufmänniſche, Prächtige, Schmuckreiche, Grandioſe, Südliche, Üppige, Großpatriotiſche, Herrſchende, mit allen Weltteilen Verkehrende, Ariſtokratiſch-Strenge, ſüdlich Weiche (auch des Dialektes), das italieniſch Lebendige und Leidenſchaftliche, Marmorne, Meerſpiegelnde, das Gegenwärtige, Plaſtiſche, das keine Sehnſucht, kein Schmachten kennt, als das des Blutes, keine Dämmerung, keine Mitteltinten, das Ariſtokratiſche, Familienalterſtolz, nichts Ahnungsvolles u. ſ. w., das Hautleben, Kulturſpitze, das ſüdlich Beredte, ja Schwatzende“ haben.

20. Die Freunde von Imola (Die Freunde, Die Freunde von Siena), Schauſpiel (Komödie) in

fünf Aufzügen. An zwanzig Hefte Skizzen und große wie kleine Fragmente, einiges zuſammen mit der „Kaufmannstochter von Meſſina,“ aus den Jahren 1860 und 1862. Der tragiſche Urentwurf einer überſchwenglichen Freundſchaft zwiſchen den Söhnen feindlicher Familien wich bald den ans Trauerſpiel nur ſtreifenden Faſſungen, deren ruheloſer Kreislauf durch viele hundert Seiten verfolgt werden kann. Ein patriotiſcher „Springſtock“ im Verhältnis der Jünglinge wurde beiſeite gelegt. Die Vorausſetzungen erinnern an „Romeo und Julie,“ aber eine helle Färbung, der Halbſchlummer des Familienzwiſtes, auch die Narreteien eines Dieners ſollen die Tragik fernhalten. Marco Brizzi (Salimbene) ſchließt mit Rimiero Mendoli (Tolommei), der ihn bei einem Überfall verteidigt, einen Seelenbund über den Hader der Geſchlechter hinweg; Anſaldo, Haupt einer Seitenlinie der Mendoli und friedfertiger Mittler wie Kleiſts Jeronymo Schroffenſtein, begünſtigt die Verbindung ſeiner Schweſter Violanta mit Marco; die Freundſchaft der Jünglinge hat die Probe einer Nebenbuhlerſchaft und Todesgefahren zu beſtehen; umſonſt ſchürt der tückiſche Rusconi das Feuer; die Familien verſöhnen ſich; Rimiero findet ſein Glück bei Agna Brizzi. „Das Ganze, beſonders die Szenen der beiden Helden gehen auf dargeſtelltes Ausleben der Leidenſchaft der Freundesliebe.“ Unermüdlich ſchafft L. neues „Auslebefleiſch“ für die abſtrakteren Entwürfe herbei. „Das Ganze muß aus allen Poren Poeſie hauchen; der heitre Himmel, der italieniſche; man muß den Orangeblütenduft riechen“; „Ein lebendig gewordner Paolo Veroneſe.“ „Es muß recht fühlbar werden, daß das Ganze in der Renaiſſancezeit ſpielt“: der eine betet die antiken Helden, der andre die antiken Philoſophen und Dichter an. „Alle haben etwas Friſches, den Atem einer kräftigeren, naturnäheren

Menſchheit," auch die Jugendſchwärmerei zeigt nichts von deutſchem Traumnebel, ſondern heitre Gentilezza, ſchöne Freiheit und freie Schönheit: „das Leben iſt der Schönheit nicht feind, nicht von Roſſeshuf zertreten zu werden iſt das Los des Schönen auf der Erde." „Sie (Violanta) muß durchaus Menſch und Weib ſein, nichts von Goldpapier! keine Theaterprinzeß. nirgend oſtentierend." „Vor allem darf ſie (Agna) nichts von der Altklugheit Theklas haben." „Die Figuren müſſen alle nur Menſchen ſein, Mittelſchlag, weder geiſtige noch ſonſt an Tugend Wundertiere." Für das Hiſtoriſche und Örtliche las L. Leos italieniſche Geſchichte, wobei der Gedanke an eine Papſttragödie „Bonifaz VIII." aufblitzte. [Alles ein Chaos, das auch faſt fertige Akte immer wieder in ſeine Strudel hinabſchlingt. Methodiſch fällt auf, wie ein dickes Heft hindurch die Perſonen nur typiſch bezeichnet werden: der warme Alte, der kühle Alte, der Idealiſt, der Realiſt, die Überlegene, die Naive, der Vermittler, der Pfiffkopf, der Phantaſt. Die beiden Freunde aber ſind drollig genug auf zahlreichen Blättern als die winzigen, mit einander verwachſenen Zwillinge der Solinger Schmiede hingezeichnet.

„Ich glaube, ich bin jetzt auf dem rechten Wege der dramatiſchen Erfindung, und muß mich bemühen, in weiteren Arbeiten ihn nicht wieder zu verlieren. Die Handlung muß aus den Charaktern hervorgehen, d. h. aus Menſchencharaktern, nicht aus Gerippen und anatomiſchen Präparaten. Menſchenarten aus dem Leben gegriffen, aus Geſchichte oder der eignen Erfahrung, aber nicht pſychologiſche Abſtrakta oder chemiſche Verbindungen, künſtliche vorher durch Analyſe gewonnener Elemente. Aus der Betrachtung des ganzen Lebens ganze Exiſtenzen mit ihren Wurzeln und Umgebungen. Eine Geſtalt iſt ein Umriſſenes, kein bloßer Umriß; nicht die Linie iſt die Geſtalt, ſondern das, was ſie umſchließt.“ — „Ich fühle, daß ich ſchon wieder in meinen Fehler des übermäßigen Individualiſierens gefallen bin. Da iſt ſchon wieder ein Netz von Verſtandesbeziehungen, in dem ich wie gefangen bin und alle Freiheit der Bewegung dadurch verliere. Die Reflexion tritt ſoweit über das Faktiſche hinaus, daß das Drama faſt unmöglich wird.“ — „Nur nicht den Mut verloren!“ — „Erſt nur das Nötige, etwa was beim Streichen ſtehen bleiben müßte. Später wird dieſes geſchmeidiger, flüſſiger gemacht und noch indirekt charakteriſtiſches Auslebefleiſch dazwiſchen gebracht. Wenn nur alles nötige Detail erſt beiſammen iſt; die Form wird ſich dann ſchon finden. Nur ſo kann ich mir den Othello, beſonders deſſen I entſtanden denken.“ — „Die Hauptſache iſt, die Figuren nehmen, wie ich ſie ſonſt nahm, z. B. den Erbförſter u. ſ. w. Ich ſah ihn, er exiſtierte für ſich und außer mir, und ich brauchte mir ihn nur in eine Lage hineinzudenken, ſo lebte er ſich und ſie aus, ohne meine Reflexion zu fragen, unbekümmert um mich, unvermiſcht mit mir; ich hatte nur aufzuſchreiben, was ich von ihm ſah und hörte. So lebendig muß nun auch die urſprünglich durch Reflexion entſtandene Figur werden. Aber es iſt nicht nötig, zu reflektieren. Nur einen Reflexionsſatz bedarf es als Zentrum, und die Phantaſie bildet von dieſem Punkte aus ſelbſtändig, abſtrahiert, ſetzt zuſammen, ſteigert, ſtimmt und kontraſtiert und verſetzt ſich dann ſelbſt in das nötige Feuer.“ — „Was mich jetzt am meiſten hindert, iſt meine Tendenz ad intra. wie es Schiller nennt.“ — „Es ſcheint, ich bin wieder mit vollen Segeln auf meinem alten Irrwege. Welcher Turm von Babel von Detail und Entwicklung baut ſich hier auf! Ich muß wieder eine Zeitlang Shakeſpeare leſen, um den Maßſtab wieder zu finden.“ — „NB! NB! NB! Heute im Shakeſpeare leſend habe ich ein ganz andres Maß erhalten fürs

Dramatiſche, als ich es hatte, da ich den neuen Plan entwarf.“ — „Wir geraten ſchon wieder ins Mikroſkopiſche. Videant consules!“ — „Das Stricheln und Punktieren muß ich mir abgewöhnen. Es muß nicht jeder Auftritt ein Drama werden ſollen.“ — „Alles wieder umgeworfen.“

21. Die Kaufmannstochter von Meſſina (Camiola, Das Mädchen der Ehre), Schauſpiel in fünf Aufzügen (mit oder ohne Vorſpiel). 1860, 1862, 1864. Ludwig iſt in freieſter Weiſe ausgegangen von Philip Maſſinger's tragicomedy The maid of honour (1632; Plays, London, 1813 3, 1 ff.), die aber ſchon mit der Trauung vor Gericht ſchließt und zum Teil in Siena ſpielt. Drei Hauptfiguren, Camiola, Orlando (Bertoldo, the king's natural brother, a knight of Malta) und Pedro (Roberto, king of Sicily), ſind hier im Umriß gegeben; wohl nach einer älteren Novelle.

Eine ungeheure Maſſe von Skizzen voller Wiederholungen und Verſchiebungen, mit vereinzelten iambiſchen Fragmenten, überreich an eingehenden Charakterſtudien für das Hauptpaar, voll allgemeiner Winke, feſſelnd auch durch die Selbſtzucht, die kraft des Hinweiſes auf beſtimmte Muſterwerke Shakeſpeares, z. B. die Expoſition des „Lear,“ das „zu weit getriebne Spezialiſieren“ abſtellen und der Aufſchwellung immer wieder durch ein „geradlinig,“ „einfachſt,“ „rund, gedrängt, geſchloſſen,“ „ja kein Veräſteln ins Unendliche“ u. ſ. w. Halt gebieten möchte. Aber umſonſt, denn auch die „aller-allerneueſte und bleibende Redaktion“ ergießt ſich uferlos in eine „aller-aller-allerneueſte,“ und die ſogleich folgende „aller-aller-aller-allerneueſte“ findet kein Ende. Ludwig ſchreibt da einmal: „Es wäre nun wohl die erſte Ausarbeitung mehr eine abſtrakte Zuſammenſtellung des ganzen Materiales, ein Chaos, aus dem dieſe kleine Welt geordnet und natürlich hervortreten müßte, der Klumpen, aus dem die Bärenmutter den jungen Bären herausleckt.“ Auch der Stil ſchien ihm mißlungen: „Die Sprache in dem bereits Ausgearbeiteten iſt zu leicht, gaukelnd, dünnflüſſig, nicht breit, repräſentierend und nachdrucksvoll genug.“

Die Handlung ſpielt im vierzehnten Jahrhundert. Der Admiral Orlando, König Pedros Bruder, wird nach einer unglücklichen Seeſchlacht von der mitleidsvollen Patriotin Camiola losgekauft, was Pedro, der ſelbſt dem überkühnen Jüngling nicht helfen kann und darf, endlich gegen ein Eheverſprechen zugiebt. Orlando, ein ritterlich ſtolzer Phantaſt, weigert ſich, trotz geheimer Neigung zur „Krämerin,“ der Pflicht; Camiola, die ebenſoviel Kraft ſittlichen Unwillens wie ſelbſtvergeßnen Mitleids hegt, bringt es zum Rechtsſpruch und weiſt danach Orlando ab. Pedro erniedrigt ihn. Orlando wird in ſchlechter Verkleidung Retter des Vaterlandes in Kriegsgefahr. Camiola, im Begriff den Nonnenſchleier zu nehmen, findet ihn innerlich gereinigt wieder und „rehabilitiert“ ihn. Wahre und falſche Ehre — auch mit der Folie epiſodiſcher Komik — iſt der Angelpunkt und Gedankentitel des Stückes. Auf allen Stufen dieſer Entwicklungen ſetzte ſich L.s Reflexion immer wieder feſt.

„Ich dächte, wie der Stoff nun iſt, müßte er der Phantaſie, dem Verſtande, dem Gemüt und dem ſittlichen Gefühl in gleichem Maße genug thun; der Phantaſie durch die wunderbare Begebenheit, die Schönheit und Idealität der Charaktere, die Entlegenheit in der Zeit, die ſüdliche Färbung, den reichen äußern Wechſel; dem Verſtande durch den Sinn des Ganzen, die Wahrheit, Klarheit und Natur der Charaktere und ihrer Entwicklungen; dem Gemüte durch die Teilnahme an den rührenden Situationen, an der menſchlich ergreifenden Geſchichte der beiden Helden, durch die Harmonie des Ganzen; dem ſittlichen Gefühle durch die Gerechtigkeit des Schickſals und die ſittliche Lehre, die es enthält. — Da iſt das reizvolle ferne Sicilien, das romantiſche Mittelalter. Überall die dem ſinnlichen Leben und ſeinem ſüdlichen Reichtum zugewandte Seite. Keine Spur von metaphyſiſchen Schatten. Eine katholiſche Nuance — doch bloß als Koſtüm über dem Ganzen, ein Teil oder Ausfluß des ſinnlich glühenden Lebens. Über all den bunten Begebniſſen, der farbigen Kraft und der ſcharfen Zeichnung der weiche, klare, blauliche Südenduft. Drüber ſieht der langrückige, grimme Ätna. Die ſchwärzlichen Wege nach Nord und in Licht zerſchmelzende nach Süden. Der Kanal von Meſſina mit Fata Morgana, Schwertfiſchen, Delphinen, Scylla und Charybdis, Seeſchlacht, das unzugängliche Felſenſchloß der Scylla mit Ausſicht auf die verlorene Heimat und das wilde Meer dazwiſchen als Gefängnis des erſt ſo Siegesgewiſſen; die reiche Kaufmannstochter, ihr ſchönes Mitleid, ihr Prozeß mit dem undankbaren geliebten Fürſtenjüngling, ihre von ihm erzwungene Verachtung, Gericht, Vorbereitung zur Trauung und Zurückweis erhabener; da iſt der Fall des verwöhnten Fürſtenjünglings aus der Gunſt des Glücks, zu ſpäte Liebe und Reue, die Demütigungen, die Barbaresken, das Kloſter am Meere in einem Pomeranzen-, Lorbeer- und Myrtenhaine; der reichen Kaufmannstochter Abſchied von den Treuen, ihr Wegwerfen der Welt, ihre Jugend, Schönheit und ihren Edelmut im einſamen Kloſter zu begraben, ihre Güte ihn beſchämend; der Barbareskeneinfall; der Fürſtenjüngling in Lumpen gehüllt als Held und Sieger, als Gerufener und aus Schmerz und Reue Entſagender; wie er hinſinkt, zu ſterben wünſchend namenlos und verborgen; wie die Geliebte, zur Nacht am Kloſterglöckchen läutend, ihn findet, ſeine Änderung wahrnimmt und ihn rehabilitiert unerkannt, ja ſein Anwalt wird gegen ſie ſelbſt; wie ſie erkannt wird, er erwacht und ſie erkennt, die ihn unerkannt gepflegt, und der heitere Ausgang. Iſt das nicht ein Stoff voll Poeſie und echt menſchlichen Intereſſes, der nur eine ebenſo poetiſche Ausführung verlangt, um eine reine poetiſche und doch reiche und mildſtarke Wirkung zu machen. Gewiß! Dieſe poetiſche Ausführung, dieſem Stoffe angemeſſen, aus ihm hervorgehend, muß denn unſer Streben ſein. Poetiſch, d. h. zunächſt Sinn, Phantaſie und Gemüt anſprechend mit verſteckter Hilfe des Verſtandes. Alſo ja nicht die Sache à la Leſſing, ſondern à la Shakeſpeare angefaßt.“ — „Das Stück kann den Makkabäern in der Behandlung ähnlich gehalten werden, nur ſeiner charakteriſtiſch die Perſonen, mehr Ruhepunkte — zu welchen Zwecken die Auslebeſzenen. Dort lagen die Fehler hauptſächlich im Plane; er war zu epiſch, das Intereſſe nicht genug auf einen Vorgang zwiſchen den Helden konzentriert. Ich hoffe, ich kehre hier zu dem Guten zurück, das die Makkabäer hatten, ohne deren bedeutende Fehler; damit das Ausleben der Charaktere verbunden, den Vorzug des Erbförſters. Dazu kommt dem Stücke zu gute, daß nichts Gewaltſames und keine Furcht vor Gewaltſamem tragiſche Peinlichkeit erregt und der heitere Ausgang doch tragiſche Tiefe des Ganzen nicht hindert. Ein idealer Stoff, real behandelt. Es iſt nicht nötig, daß alle oder nur viele Bilder ins Detail gemalt werden, die paſſen, ſodaß die Phantaſie des Zuſchauers oder Leſers produktiv gemacht, plaſtiſch erregt wird, das Bild und die einzelnen Teile desſelben weiter zu malen. Das liegt überdies im Weſen eines idealen Stoffes und realer Ausführung, die dramatiſch mehr andeutet als ausmalt. Die Szene, die Begebenheit und die Charaktere, auch der Grundgedanke in ſeiner Einfleiſchung, die auch nur eine angedeutete, geben der einmal romantiſch erregten Phantaſie tauſend Anknüpfungspunkte zum Weiter- und Weiterausdichten. So iſt es eben mit den mehr bloß angedeuteten Motiven, die Verſtand und Phantaſie zur Ausführung, zur erklärenden, anregen. Ähnlich wie es in der Natur der Volksballade liegt. Die Stimmung kann ſich zu tauſend andern Kombinationen kryſtalliſieren. Das alles klingt mit den wirklich angeſchlagenen Tönen in einen zauberiſchen, ahnungsvollen Akkord zuſammen, es iſt, als zeigte ſich nur ein kleinſter Teil eines vorhandenen Ganzen und dieſes Kleine regt an, ſich das Ganze zu reproduzieren. Darum ja keine ermüdende Ausführlichkeit in den Motiven; die Handlung ſelbſt muß ſich aus ſich erklären. Wie? eine ähnliche Behandlung wie im Erbförſter, nur wie ſie die Versſprache geſchmückter und plaſtiſcher verlangt; eine charakteriſtiſche Skizze. So klingt das Romantiſche des Vorganges mit dem Naiven der Darſtellung in ein Ganzes zuſammen." — „Die Charaktere und Situationen im Geiſte der Zeit gedacht und empfunden, doch ſo, daß die Motive ihr typiſch allgemein Menſchliches nicht verlieren. Ein Teil der Charaktere iſt der hiſtoriſche Boden, d. h. Zeitdenk- und Gefühlsart, Nationalität; ein Teil die Situation: Stand, Geſchlecht, Alter, Verhältniſſe; der Kern bleibt im Temperament, d. h. habitueller Beſchaffenheit des Gefühlsvermögens, und im individuellen Charakter, d. h. habitueller Beſchaffenheit des Begehrungsvermögens. Vortretendſt iſt, denn in alledem werden die beiden Helden kontraſtiert, der Kontraſt von Geiſt und Seele, Autonomie und Sitte, Extremität und ſchönem Maße, leidenſchaftlichem und ruhigem Naturell, Erhabenheit und Schönheit, Glanz und Schlichtheit, Kraft der Expanſion und Intenſität. Nun ſteht im Vorgrunde das Verhältnis oder die Situation von Don Orlando und Camiola und deſſen Entwicklung. Dies iſt das eigentliche Stück, der Zweck, zu dem ſich alles andre verhalten muß wie Mittel zum Zweck. Don Orlando muß etwas Impoſantes haben und darf es nie verlieren, auch wo er zu ſeinem Nachteile erſcheint. Aber auch was ihn ſo erſcheinen läßt, muß eine ſchöne Quelle haben, und er darin mitleidswürdig erſcheinen und in gewiſſem Sinne ſelbſt achtungswert. Dazu muß ſeine Folie im Gegenſatze des Don Pedro erſcheinen. Dieſer iſt der Verſtandes-, der Planmenſch ohne Großheit, Idealität und Genialität, beſonnen, nüchtern. So hätten wir bis jetzt drei Verhältniſſe: Orlando-Camiolas, Orlando-Pedros und Camiola-Pedros (im letztern iſt Pedros zum Bürgerſtande mitgeſetzt). Die Motive ſind: Behauptung der Autonomie und ihrer Freiheit, Behauptung der äußern Stellung, Behauptung der Sitte und des Hochſinnes."

22. In einem Camiolaheft: „*Stoffe.* Ein Kulturmenſch, müde der Mängel der Kultur, verläßt ſeine Umgebung, um unterm Volke ſein Ideal zu ſuchen. Dies dichtet er in die ruhigen Dörfler hinein, aber eine Änderung der Sachlagen macht die Haltloſigkeit des Naturalism ſichtbar; da der Zauber zerſtört iſt, wird er die übrigen ſchlimmen Seiten gewahr, findet das, vor dem er floh, hier und kariktiert und nicht von ſchöner Form verborgen wieder und kehrt zurück, nun einige, von denen er entfloh, für die auf dieſer Welt mögliche Realiſierung deſſen reuig erkennend, was er vergebens unten geſucht, dabei aber auch heiter die eignen Schwächen kennend." — „Er war einer von jenen Menſchen, welche die Gabe haben, dadurch, daß ſie es ſagen, das Empfundenſte zur Phraſe zu machen, jener wahren Entjungferer der Empfindung."

23. **Leben und Tod Albrechts von Waldſtein,** Herzogs von Friedland und Mecklenburg. Tragiſche Hiſtorie in fünf Aufzügen. 1861—65 (1856 zuerſt geplant?). Zwei engſtgeſchriebne Planhefte ohne Ausführung (die hiſtoriſchen Daten nach Ludwigs vertrautem Handbuch, dem Becker), durchaus auf die den

Shakeſpeareſtudien entſprungene und gegen Schiller ankämpfende Überzeugung gegründet, das Geſchick des Helden müſſe als Ganzes entrollt werden. Flüchtig tauchte ſogar der Gedanke eines Cyklus auf: 1. Luther, 2. Johann Friedrich, 3. Moritz von Sachſen, 4. Waldſtein. Der erſte Aufzug auf Waldſteins Schloß und in der Hofburg u. ſ. w. ſollte die Gährung vor dem Regensburger Reichstage behandeln, der zweite Waldſteins Abſetzung, der dritte Guſtav Adolfs Auftreten und Waldſteins neues Steigen darſtellen, der vierte die Schlacht von Lützen als Wendepunkt bringen, der fünfte die Anklage beim Kaiſer und Waldſteins Ermordung; alles mit idealer Behandlung von Raum und Zeit, mit Epiſoden aus der Maſſe, „Tableaux.“ Eine Charaktertragödie der Vermeſſenheit, des Stolzes, der grenzenloſen Überhebung. Waldſtein iſt der Typus eines dämoniſchen Emporkömmlings, der hinaufſteigt ohne die Eigenſchaften, ſich oben zu erhalten. Sein Trutzwort vor Stralſund bezeichnet die Tonart. Und immer wieder wird geſagt: „Die Seele des Stückes iſt: er kann ſich nicht beſcheiden.“

Hier, wo der großartigen Fülle und Gewalt der Skizzen gegenüber ein peinliches Beſcheiden geboten iſt — Franz Servaes verſpricht eine eingehende Unterſuchung —, wird am beſten Ludwigs briefliche Zuſammenfaſſung des Plans an einen Hiſtoriker mitgeteilt. Es heißt da nach allgemeinen Bemerkungen über den Emporkömmlingstypus: „Max (von Baiern) hat dem Kaiſer, der bedenklich ſtand, eine größere Macht wiederum erworben, als der Kaiſer vor dem böhmiſchen Kriege hatte; aber der Kaiſer ſteht auf fremden Füßen. Des Baiern Spiritus, wie Waldſtein ſelbſt in ſeinem aſtrologiſchen Jargon das notwendige Verhältnis des überlegeneren Geiſtes zu dem geringeren ausdrückt, dominiert den Spiritus des Kaiſers; ebenſo natürlich und notwendig iſt es, daß der geringere Geiſt ſich davon gedrückt fühlt und dies Gefühl das aus der materiellen Abhängigkeit entſpringende noch ſchärft. Der Kaiſer möchte auf eignen Füßen ſtehen; ſeine Feldherrn, durch welche dieſes möglich werden konnte, Bouquoi u. ſ. w. ſind gefallen, da tritt Waldſtein mit ſeinem Anerbieten vor ihn, und die dämoniſche Gewalt dieſes Mannes beſiegt ſeine Bedenklichkeiten. Von nun an iſt der eigentliche Kern der Geſchichte der Kampf der überlegenen Charaktere um den Kaiſer, in dem bald der Baier, bald Waldſtein ſiegt. Der Baier faßt den Kaiſer bei den idealeren Handhaben, bei dem Gewiſſen, Waldſtein bei der Ehrſucht und Herrſchſucht, jeder bei der Seite, die den Grund ſeines eignen Handelns ausmacht. Wallenſtein macht den Kaiſer groß, um ſelbſt groß zu werden. Dabei wird er, was dem Emporkömmling nur zu nahe liegt, Zuvieldiener; er beleidigt die Fürſten obendrein durch ſeinen Stolz und ſchärſt dadurch ihren Haß gegen den Eindringling; er taſtet in des Kaiſers Namen ſelbſt das Heiligtum der Reichsverfaſſung an. Nun möchte der Kaiſer ſeinen Sohn zu ſeinem Nachfolger erwählt und noch einiges; er findet Widerſtand bei den Fürſten, die den Fall Waldſteins als Bedingung ihres Zuwillenſeins fordern. Wallenſtein dringt in den Kaiſer, die Bahn der Gewalt, die er ihm gewieſen, und auf der er ihn bis jetzt geführt, weiter zu verfolgen. Er will den Sitz des Reichstages überrumpeln und die Fürſten zwingen. Der Kaiſer, dem bei ſeinen pflichtwidrigen Fortſchritten ſelber nicht ganz wohl, wird durch eine herzliche Anſprache des Baiern gewonnen, der ihn beim Gewiſſen packt; er läßt Wallenſtein, wenn auch ungern, fallen. Nun benutzen die Fürſten dies, der Kaiſer erreicht ſeinen Zweck nicht und bereut, daß er Wallenſtein geopfert; Guſtav Adolfs Fortſchritte thun das ihrige, und der Kaiſer unterhandelt mit Wallenſtein. Dieſer, der während deß ſeinen Ehrgeiz und ſeine Rachſucht gegen die Fürſten, die Urheber ſeines Sturzes, unter ſcheinbar ſelbſtzufriedner Spielerei mit den Quaſten ſeines Fürſtenmantels geſchickt verborgen, heuchelt Unluſt zu dem, wonach in Wahrheit ſeine Seele brennt, und benutzt die ihm angethane Kränkung, die Bedingungen, unter denen er den Oberbefehl wieder annimmt, ſo hoch zu ſchrauben, als es möglich iſt. Der Kaiſer, der trotzdem den Alten wieder in ihm zu finden hofft, zahlt jeden Preis; Waldſtein iſt ein Kaiſer neben dem Kaiſer, und der Vertrag geſchloſſen, der notwendig zu Waldſteins Verderben führen muß. Es war Thorheit, das Alte nach ſolchen Vorhergängen wieder erneuern zu wollen, die hohen Bedingungen verſchlimmern noch; Waldſtein kann dem Kaiſer, der Kaiſer Waldſtein nicht mehr trauen. Waldſtein, den ſein wachſender Stolz immer mehr iſoliert, der das Rätſel ſpielt im dämoniſchen Selbſtvertrauen in ſich und ſein Glück, thut nichts, was der Kaiſer erwartet; er ſcheint die hohen Bedingungen nur erzwungen zu haben, um dem Kaiſer gegenüber ſelbſtändig auf das Recht zu trotzen, das jener ihm unklug eingeräumt. Aber er, der das Recht mit Füßen getreten, der die Verfaſſung des Reiches nicht geachtet, darf er erwarten, daß man ihm einen Vertrag halten wird, den er erzwungen und ſeinerſeits nicht erfüllen zu wollen ſcheint? Man braucht keinen Verrat von Seite Wallenſteins anzunehmen, um ſeinen Untergang zu erklären. Er will ſtehen, wo kein Menſch ſtehen kann; er handelt nach Gutdünken und läßt ſich nicht herzu, Rechenſchaft zu geben, ja nur den ſchlimmen Schein, der ſo natürlich und notwendig auf das Rätſel fällt, zu dem er aus Stolz ſich macht, zu zerſtreuen. Dazu hat er durch Rache an den Fürſten, beſonders durch die Demütigung des Baiern, der das Verſprechen ſeiner Hilfe durch eine brüderliche Umarmung des verhaßten Emporkömmlings vor dem Angeſicht zweier Heere erkaufen mußte und dennoch ohne Hilfe blieb, den alten Haß der Fürſten gegen ihn erneut und verſtärkt. Der Kaiſer muß das Schlimmſte fürchten und hat nicht die Macht, ſeinen Unterthan mit Gewalt zur Verantwortung zu ziehen; er muß Liſt anwenden, ſich mit andern gegen ſeinen eignen Unterthan verſchwören. Waldſtein hat, da ſein Stolz den Verluſt der Schlacht von Lützen auf eine Anzahl ſeiner Offiziere wälzte und ſie hinrichten ließ, die andern ſich entfremdet und eine Blutſchuld auf ſich geladen; ſo hat er ſich auf allen Seiten ſelber untergraben. Buttler („der Löwenjäger“), der den Auftrag erhält, des Feldherrn ſich — wenn es nicht anders ſein kann, tot — zu bemächtigen, wird zum Zuvieldiener, indem er dem Auftrage ohne Not die blutigſte Erfüllung giebt, und ſo wird in Waldſteins Tod zugleich ſeine eigne frühere Zuvieldienerei beſtraft.

Er kann Aſtrolog bleiben, doch ſo, daß damit keine fremde dämoniſche Macht neben der göttlichen, d. h. der ſittlichen in das Stück hineintritt, er die Ausſprüche der vermeintlichen Wiſſenſchaft gegen Senis Warnungen u. ſ. w. nach ſeiner Leidenſchaft auslegt und ſo nicht anders handelt, als er ohne Aſtrologie gehandelt haben würde, nämlich nicht anders, als die Leidenſchaft handelt, die ihn erfüllt; wodurch ſeine Geſtalt noch charakteriſtiſch und theatraliſch gewinnen muß, wenn er im Übermut des ſtolzen Selbſtvertrauens ſogar den Sternen und ihren Ausſprüchen Gewalt anthut.“

Nach einer Zwiſchenrede gegen das „Verſentimentaliſieren des großen und gewaltigen Geſchichtsgeiſtes“ durch idealiſtiſche Dichter und Hiſtoriker beteuert L.: „Will man dieſe Geſchichte in eine Tragödie bringen, ſo muß dieſe die ganze Geſchichte umfaſſen. Nur neben Max und Guſtav Adolf geſtellt, kommt der Charakter Wallenſteins und die Tragik zu ihrem

Rechte, wird die Schuld deſſelben klar, und tritt zugleich das Impoſante einer Geſtalt völlig zu Tage, die durch die Triebkraft lediglich der Leidenſchaft ſo gewaltig in die Höhe wächſt, ohne der Stütze einer Idee zu bedürfen.“

„Eine Anekdote wäre einzuflechten. Er ſpricht einſt nach ſeiner Weiſe einem Übertreter im Vorbeifahren ſein gewöhnliches Urteil — er pflegte ſolches nie zu motivieren —: Hängt die Beſtie! Der Soldat ſchlägt das geladne Gewehr auf den Feldherrn an. Die Kugel ſauſt unmittelbar neben Waldſtein durch die Wagenwand; Waldſtein ſagt ruhig: Laßt die Beſtie laufen. In ihrer rohen Geſtalt dürfte die Anekdote nicht eingeſchoben werden, und zwar nur ſo verwendet, daß der Soldat ihm als der beſte und kaltblütigſte Schütze in ſeinem Heere bekannt iſt, und dies Nichttreffen ſeine dämoniſche Sicherheit vermehrt, und wiederum zwar, da der Zuſchauer ſchon weiß, daß er ſterben ſoll.

Noch eine Anekdote fällt mir ein, die wahrſcheinlich erfunden, aber ganz in dem Geiſte jener Zeit, dem echt tragiſchen, erfunden iſt. Einer der Offiziere, die er wegen des Verluſtes der Schlacht bei Lützen erſchießen ließ, ein Obriſtlieutenant oder Oberſt, ich weiß nicht mehr den Namen (Maſſenbach), ſoll, wie er von des Urteilſprechenden Antlitz hinweg zum Tode geführt wurde, ſich noch einmal umgewandt, den Herzog als ſeinen Mörder vor Gottes Gericht gefordert haben, und zwar die Zeit des Erſcheinens beſtimmend, die nun jetzt ſehr natürlich mit dem Tage von Wallenſteins Tode zuſammentrifft.

Man müßte den Wallenſtein darſtellen, der, wenn ſeine hohe hagere Geſtalt von der Feder auf ſeinem Hute bis zur Roſe auf ſeinen Schuhen in Scharlach gekleidet (als den „Scharlachroten“ ſieht ihn L. im Entwurf) mit dem kurz abgeſchnittnen brandſchwarzen

Haar und bleichbraunen Geſichte nachts durch das Lager ſchritt, dem beherzteſten Soldaten einen geſpenſtigen Schauder durch das Gebein jagte (geliebt nur „wie der Tierbändiger von den Beſtien“).

Das Elend Deutſchlands während des Krieges, die Wendung vom Gottes- zum Eroberungskriege, die Folgen für den politiſchen Zuſtand — letzteres natürlich in bekümmerter Vorausſagung — müßten markiert werden.

Das eine Gegenbild Wallenſteins, der bairiſche Max, würde eine Hauptperſon, das andre, Guſtav Adolf, müßte wenigſtens einmal erſcheinen. Der Bigottismus des katholiſchen Max und der pietiſtiſch-heroiſche menſchliche Proteſtantismus Guſtavs müßten ganz objektiv gehalten ſein; das Ganze wäre dennoch in proteſtantiſchem Geiſte gedacht. Beide aber ſtünden der abſtrakten Selbſtſucht im Wallenſtein als Träger derjenigen Beſcheidung gegenüber, die allein dem Wallenſtein zu ſeinen großen und glänzenden Anlagen fehlt als dasjenige, was ſie gekrönt und heilbringend für ſich und andre gemacht haben würde. Der Dichter natürlich unparteiiſch in äußerlich konfeſſioneller Hinſicht; die Katholiken müßten in Max, die Proteſtanten in Guſtav ihr Ideal realiſiert ſehen; der eine will das Volk zwingen, ſelig zu werden, der andre will ihr Gewiſſen von fremder gewaltſamer Beſtimmung befreien. Solche Vorausſetzungen, wie religiöſer Glaube, liegen vom Ethiſchen fern, und die Partei des Ethiſchen iſt die einzige, die der Dichter ergreifen darf; der Zweck iſt bei jedem von beiden aus dem Gewiſſen hervorgegangen. . . . Dennoch ſteht er (Max) mit ſeinem guten Willen, mit der Hingebung an eine Idee — wenngleich zu leidenſchaftliche, was ihn aber eben zur tragiſchen Perſon macht — dem, wenn auch gewaltigeren, impoſanteren Blick der abſtrakten Selbſtſucht, Waldſtein, als Sieger gegenüber. Der Märtyrertod des frommen

Guſtav hebt ſich noch leuchtender ab von dem Tode Waldſteins, der unbeklagt fällt, deſſen Hinſcheiden ein ähnliches Gefühl erregt, als der Abzug eines furchtbaren Gewitters....

Ich habe das Excerpt der Geſchichte Wallenſteins an die Spitze meines Briefes geſetzt, gleichſam als Illuſtration, als ein Skelet, um daran meine oſteologiſchen Meinungen deutlich zu machen. Dort fänden wir alſo als Beiſpiel das typiſche Schickſal eines Emporkömmlings, dem nur das eine fehlt, was zu gutem Ausgange führen konnte, die Schmiegſamkeit, das Beſcheiden; der in ſeinem Charakter die beiden Dinge zugleich hat, dasjenige, was ihn emportreibt, was das Gebäude politiſcher Größe bauen will und bauen kann, und dasjenige, was jeden Teil des Grundes, auf den jenes baut, in demſelben Augenblick unterminiert, ſodaß man nicht weiß, ſoll man ſagen, dieſer Menſch habe jahrelang an ſeiner Größe oder er habe an ſeinem Sturze gebaut. Soll dies wirklich klar werden, ſoll der pſychologiſch-ethiſche Gehalt vollſtändig zu Tage kommen, ſo muß man die ganze Bau- und zugleich Minierarbeit von dem erſten Steine an miterleben. Will uns einer bloß etwas ſagen, braucht er kein Drama dazu. Wir müſſen ſehen, wie der Menſch der Schmied ſeines Schickſals, nicht mit einem Hammerſchlage, ſondern Tag für Tag daran arbeitend.“

24. **Tiberius Gracchus.** Drei ſtarke Skizzenhefte aus der letzten Zeit, 1862 bis in den Januar 1865 hinein; das ſchon 1870 (nebſt einigen Betrachtungen des Dichters, vgl. auch Preußiſche Jahrbücher XXII Heft 4) von Lücke in die Werke aufgenommene Bruchſtück liegt nicht mehr urſchriftlich vor. Sorgfältige räſonnierende Auszüge aus Plutarch. Strenge Hut vor dem „Zuweitausholen, Zuweitausbilden, Zuweitemanzipieren“ macht ſich L. gleich anfangs nachdrück-

lich zur Pflicht. Todkrank ringt er nimmermüde mit dem Stoff, der ohne alles „Brettermäßige, Goldpapierne,“ auch ohne alle Schillerſchen „Sprachrohre“ zur Entwicklung des Helden ausgebeutet werden ſollte, dem Widerſpruch zwiſchen maßloſem Mitleid und Patriotismus: von den Folgen ſeiner idealiſtiſchen Träumerei ins Schlepptau genommen, muß Tiberius auf dem gefährlichen Wege weiter. „Die beiden Stimmen fortwährend: er handelt verkehrt; wenn er nicht anders handelt, iſt er verloren; und: wenn er anders als verkehrt handelte, wäre er nicht ſo ſchön.“ Er ſteht zwiſchen Coriolan und Brutus und zeigt, „wie ein Menſch aus Humanität gewaltſam, aus Mitleid haſſend, aus Geſetzlichkeitsſinn Geſetzbrecher werden kann“ ohne jede Umkehr; Idealismus für die Volksſache ohne die nötige politiſche Kunſt und Beſonnenheit (Naſica), Wollen ohne Können, Poeſie gegen Proſa (Octavius). Sein Leiden aus Mitleid und ſittlichem Unwillen beginnt ſofort, der erſte „Überſchritt“ iſt der Verfaſſungsbruch zu Gunſten des Volkes, ſeine Peripetie fällt in die Einſicht, daß er „an ſeinem dritten Ingrediens, dem idealen Römertum, ſchuldig“ geworden iſt und dadurch auch an ſeinem wirklichen Vaterland, ein „jugendrigoriſtiſcher Gemütsmenſch und Gefühlspolitiker.“ „Sein Generalnenner iſt Liebe, nur zu leidenſchaftliche Liebe, das macht ſie tragiſch.“ „Dramatiſch-charakteriſtiſche Teilzüge an Tiber: Sieht er den Affekt kommen, ſo ſucht er ihn zu bekämpfen, er nimmt ſich vor, ruhig zu ſein, ſich nicht ſelbſt zu fangen, die Gegner womöglich mit ihren eignen Waffen zu ſchlagen. Aber wenn er meint, ruhig zu ſein wie Naſica, ſo iſt dies ein Irrtum, und ſein »Ich bin kalt« mit Umſchreibung muß jedem Zuſchauer ſagen: »Ich bin es nicht.« Die Steigerung in der Regel kurz, d. h. die von außen; das Schmähen auf das Volk ſchlägt durch, und die andre größere

Hälfte der Steigerung übernimmt er ſelbſt; Naſica oder das Volk ſchweigt dann oder hat nur einzelne kleine Zwiſchenwerfer; ſein Affekt erhitzt ſich vollends aus ſich ſelbſt, er redet ſich in Mitleid mit dem Volk und Zorn gegen deſſen Dränger vollends hinein, aus dem heraus er dann handelt. Er iſt nicht immer in Affekt, aber in Affektnähe. Seine Rolle ein fortwährendes Wiederherſtellen der Güte und Sanftheit, des Glaubens an die Menſchen und an die Exiſtenz des Guten und Schönen und ein deſto ſtärkeres Wiederaufgeregtwerden durch die Widerſprüche der Welt. Der Sanguinismus der Liebe mit ſeinem ewig neuen Hoffen und Vertrauen.“ Dem Tiber ſtehen der Ariſtokrat Naſica, der kühle lakoniſche Mittribun Octavius, der gemeine Demagog Saturejus gegenüber. Strabo ſollte naiv ſelbſtſüchtig, treuherzig pfiffig Seele und Mund des Volkes ſein, für deſſen Ausdrucksweiſe L. auch die römiſche Komödie einzuſehen gedachte. „Immer Dinge und Menſchen im römiſchen Geiſte denken!“ — Diktate von ungelenker Kinderhand miſchen ſich wahrhaft herzergreifend unter kaum entwirrbare Bleiſtiftſkizzen des hinſterbenden Vaters. Voluit Quiescit.

◆

Die Torgauer Heide

Vorſpiel
zum hiſtoriſchen Schauſpiel: Friedrich II. von Preußen

* * *

Perſonen

Friedrich II, König von Preußen
Ziethen, General der Kavallerie und Chef eines Regiments
Leſtwitz, Huſaren-Major
Eine Ordonnanz
Feldwebel vom Regiment Forcade
Nepkow, Sergeant vom Grenadier-Regiment Anhalt-Bernburg
Franz ⎫ ſeine Söhne, Grenadiere von demſelben
Wilhelm ⎭ Regiment
Ein Grenadier vom Regiment Manteufel
Ein Grenadier vom Regiment Prinz Heinrich
Ein Dragoner vom Regiment Baireuth
Ein Küraſſier vom Regiment Schönaich
Ein Huſar von Ziethens Regiment
Ein preußiſcher Tambour
Zwei ſchwarze Huſaren
Eine preußiſche Marketenderin
Zwei öſterreichſche Grenadiere
Ein öſterreichſcher Küraſſier
Ein öſterreichſcher Pfeifer
Ein Franzoſe in kaiſerlichen Dienſten
Preußiſche und öſterreichſche Soldaten von allen Waffengattungen

Zeit: nach der Schlacht bei Torgau, vom 3. auf den 4. November 1761. Schauplatz: ein Teil der Torgauer Heide.

Erſte Szene

Auf der Torgauer Heide

Um ein Feuer kauern Grenadier **Manteufel**, der ſchwer verwundete **Nepkow**, ein **Tambour** und mehrere **Preußen**. Nacht. In der Ferne unabſehbare Wachtfeuer zerſtreut

Grenadier Manteufel (zu Nepkow). So kommt doch näher an das Feuer, Alter. Puh! iſt das feucht und kalt. Die Nacht frißt mehr Menſchen, als der Tag gefreſſen hat. Ihr könnts doch haben, Alter; aber wer verwundet iſt und ſich nicht an ein Feuer mehr ſchleppen kann —

Tambour. Und das Höllengeſindel, das auf der Heide umher wacht und den armen Teufeln, die das Wundfieber ſchüttelt, noch die Jacken auszieht, daß ihnen der Froſt vollends den Garaus macht. Kommt doch, Alter.

Nepkow. Nein; zu ehrlichen Soldaten darf ich mich nicht ſetzen.

Tambour. Er faſelt wohl? Alter, ſchüttelt euch das Wundfieber?

Grenadier. Er iſt vom Regiment Bernburg, dem der Fritz vor Dresden die Säbel genommen hat und die Hutſchnüre — da kommt Geſellſchaft.

Zweite Szene

Feldwebel, Küraſſier **Schönaich**, **Baireuth-Dragoner**, Grenadier **Prinz Heinrich**, die **zwei öſterreichiſchen Grenadiere**, der **öſterreichiſche Küraſſier**, der **Franzoſe** in kaiſerlichen Dienſten, und andere **Preußen** und **Öſterreicher**, vor Froſt zitternd und ermattet

Tambour. Weiß und blau durcheinander.

Dragoner. Gut'n Morgen, Kameraden. Preußen?

Grenadier **Manteufel.** Allemal. Bringt ihr Gefangene?

Dragoner. Feldwebel, ſagt den Kameraden unſre Konvention.

Feldwebel. Nämlich. Da wir hier nicht wiſſen, wer die Schlacht gewonnen hat, ſo haben wir eine Konvention untereinander geſchloſſen, Preußen und Öſterreicher —

Dragoner. Und des gräßlichen Wetters wegen —

Feldwebel. Nämlich. Und die Punktation iſt die: Erſtlich: Waffenſtillſtand die Nacht durch —

Dragoner. Und gütliches Vertragen —

Feldwebel. Zweitens: Sowie gewiſſe Nachricht kommt, wer geſiegt hat, ſo ergeben ſich die Kameraden der ſiegreichen Armee als Gefangene. Seid ihr dabei?

Grenadier **Manteufel.** Wär ich noch friſch, ich beſänne mich.

Tambour. Gut. Wir ſind dabei.

(Die Angekommenen haben ſich unterdes zu den andern um das Feuer gelagert)

Küraſſier (ſtreckt ſich). Ah! thut das wohl.

Dritte Szene

Ziethen-Huſar mit der Marketenderin. Vorige

Huſar. He, Kameraden! Was ich da bringe.

Dragoner. Ja, die Ziethenſchen, denen entgeht nichts.

Grenadier Manteufel. Lotte, bringt mir einen hierher; ich kann nicht auf.

(Mehrere haben die Marketenderin umringt)

Marketenderin. Geduld, meine Herren, Geduld!

Grenadier Manteufel. Meine Herrn, ihr ſeid alle noch ziemlich auf dem Zeuge. Hier liegt ein alter, ſchwer verwundeter Kamerad. Ich will zuletzt haben, aber der alte Brave da muß zuerſt bekommen.

Dragoner. Brav geſprochen, Pommer. Gebt dem Alten zuerſt, Lotte.

Marketenderin. Da iſts ſchon.

Grenadier Manteufel (reichts an Repkow). Trinkt, Alter!

Repkow. Nein, ich darf nicht trinken mit ehrlichen Soldaten.

Grenadier. Seid kein Thor.

Repkow. Wenn wir unſre Säbel wieder haben, dann wollen wir eins zuſammen trinken.

Grenadier. Darüber müßt ihr euch hinwegſetzen. Ihr habt eben das Unmögliche nicht möglich machen können. Ihr ſeid der Übermacht gewichen. Nun greift aber zu! Seht ihr nicht, wie ich vor Froſt zittere? Zum Teufel, ich kanns nicht mehr halten. So trinkt doch!

Repkow. Seht ihr, ich hab immer auf Ehre gehalten. Ich bin ein Brüner aus preußiſch Weſtfalen. Meine älteſten Söhne dienten dem Fritz. Wie die Franzoſen uns zuſammen genommen hatten, lachten die Jungen; nun wir nicht mehr preußiſch wären, dürften ſie dem Fritz nicht mehr dienen, und deſertierten. Und ſo thatens noch andre Brüner. Aber wir nahmen ſie nicht auf, ſondern jagten ſie mit Schande aus der Stadt; wir wollten ſie nicht mehr für unſre Söhne anſehen, wenn ſie nicht augenblicklich zum Fritz gingen. Und ich nahm meinen Dritten und meinen Vierten, meinen Franz und meinen Wilhelm — mein Fünfter konnte noch keine Muſkete tragen — und wurde in meinen alten Tagen wieder Soldat, weil der Fritz Leute brauchte. Und nun muß mirs paſſieren, daß unſer Regiment zurückweicht; da hat uns der Fritz die Säbel genommen und unſern Offizieren die Huttreſſen.

Dragoner. Seid ihr einer von den braven Brünern? Zum Teufel! ſo ſoll keiner von uns ein Glas berühren, bevor ihr getrunken habt. Das ſoll man den Brünern nachreden, ſo lange noch ein treues Herz ſeinen Preis gilt.

Grenadier Prinz Heinrich. Auf den Siptitzer Höhen wirds wieder ganz dunkel und ſtill. Dort muß es grauſam wild hergegangen ſein. Wie ein feuriger Drache wälzte ſichs brüllend nach der Heide herunter.

Huſar. Vater Ziethen kam von drüben über die Höhen.

Grenadier Prinz Heinrich. Und Leſtwitz ſchrie: Freiwillige vor! Da trat das ganze Bataillon Bernburg, was bei dem Korps war, zuſammen vor.

Nepkow (geſpannt). Das andre Bataillon iſt beim Ziethen. Das ganze Bataillon?

Grenadier Prinz Heinrich. Was davon noch auf den Beinen war, und dem Leſtwitz hinterdrein; der wie ein Teufel vorweg auf Dauns Batterie zu.

Nepkow. Fällt Bajonett! Vorwärts, Jungen. Nur dem Leſtwitz nach; der führt euch nicht in die Schande.

Grenadier Prinz Heinrich. Und Hülſen hinterher mit ſeinem Korps. Er fuhr rittlings auf einer Kanone.

Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erſchoſſen; er war verwundet und konnte nicht gehen. Da ſagt' er: Setzt mich auf eine Kanone, aber ſchnell, denn ich hab Eile! Und auf dem eiſernen Pferde ritt er nun ins Feuer, daß ihm die weißen Haare flogen im Wind.

Grenadier-Manteufel. Aber der Fritz? Wo iſt der Fritz?

Huſar. Der iſt gewiß mitten drin. Bei Kolin, wie alles ſchlecht ging, hielt er einen Haufen Flüchtlinge auf, und führte ſie rechtsum! gegen eine Batterie. Wie ſie ſo nah waren, daß die Kugeln ſie erreichten, gingen ſie zum zweitenmale durch. Das wurd' der Fritz in ſeinem Eifer gar nicht gewahr; endlich ſprengt' ihm unſer Major Le Grand nach und ſchrie: Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern? Da betrachtet der Fritz die Batterie noch einmal durch ſein Glas, ſo kaltblütig, als ſpielten dort Jungen mit Erbſen, und dann ritt er ganz langſam durch den Kugelregen wieder zurück.

Erſter öſterreichiſcher Grenadier. Das iſt halter viel.

Huſar. Ja, er iſt verwegen, der Fritz. Das hat er mehr als einmal gezeigt. Aber der Himmel hält ſeine Hand über ihn. Wo wars denn nur, daß er nach der Schlacht ſeinen Rock aufmachte und eine Kugel herausfiel?

Öſterreichiſcher Küraſſier. Wie er ſeinen Rock aufmachte? Wie macht er das?

Huſar. Wies andre Leute auch machen. Er knöpft eben einen Knopf nach dem andern auf, ſo wirds von ſelbſt.

Erſter öſterreichiſcher Grenadier. Mit Gunſt, meine Herren, das iſt nicht vom Rechten. — Man weiß es auch im ganzen Reich; er iſt — ihr verſteht mich ſchon —

Feldwebel. Nämlich. — Bei euch ſcheint der Aberglauben noch recht im Schwange.

Grenadier Manteufel. Er trägt eine Rüſtung auf dem bloßen Leib.

Feldwebel. Dummes Zeug! Ein Etui trägt er auf der Bruſt; daran fuhr die Kugel, die ſchon matt war.

Erſter öſterreichſcher Grenadier. Nun ja; ſagt ichs nicht? er hat ein — Etui? Behüt uns Gott und die heiligen elftauſend Jungfrauen vor einem Etui. Ein Chriſtenmenſch und der an Gott glaubt, hat nichts mit einem Etui zu ſchaffen. Der Prinz Eugenius war ein Feldherr trotz einem; aber mit ſolchen Dingen ließ er ſich nicht ein.

Zweiter öſterreichſcher Grenadier. Wie heißt ſo ein Ding?

Erſter. Ein Etui.

Zweiter. Ein — ein — Gott ſei bei uns; ich will ein ſolch ſündlich Ding nicht auf meine Zunge nehmen.

Nepkow (phantaſierend). Immer drauf, Jungen, drauf! Den Säbel an die Seite oder auf den Sarg!

Feldwebel. Das mit der Kugel, das war bei Hochkirch, wo die vierte Batterie zum Teufel ging. Weder eine Kanone noch ein Mann davon iſt wieder geſehen worden.

Marketenderin. Sein Wort in Ehren, Feldwebel, aber was er da ſagt von der vierten Batterie, das iſt gelogen.

Feldwebel. Nämlich. — Lotte, Sie drückt ſich nicht höflich aus.

Marketenderin. Höflich oder nicht — die Wahrheit muß gelten. Und wer mir die vierte Batterie antaſtet, der taſtet mein Kind an; denn ich kann ſagen, ich bin die Mutter von der vierten Batterie.

Huſar. Muß das eine ſchwere Geburt geweſen ſein!

Feldwebel. Die vierte Batterie, ſag ich, iſt zum Teufel gegangen mit Mann und Maus.

Marketenderin. So? Und wars nicht etwa der ſchwarze Philipp, der Feuerwerker von der vierten Batterie, den der Fritz gefragt hat: Wo habt ihr eure Kanonen, Kinder? Die hat der Teufel bei Nacht geholt, ſagt der Philipp. So wollen wir ſie ihm bei Tage wieder abnehmen, ſagt der Fritz.

Vierte Szene

Zwei ſchwarze Huſaren mit blankem Säbel und vorgehaltenen Piſtolen. Vorige

Erſter ſchwarzer Huſar (zum zweiten). George, nimm ſie in die Flanke. Vorwärts! Ergebt euch!

Zweiter (von der anderen Seite). Ihr ſeid Gefangene.

Grenadier Manteufel. Was ſtellt das vor?

Dragoner. Biſt dus, Fritze?

Erſter ſchwarzer Huſar (verdrießlich). Preußen?

Zweiter. Sind die Weißen da euer, Kameraden?

Tambour. Seid ihr bei Troſt? Zwei Mann, und wollt eine ganze Geſellſchaft fangen?

Feldwebel. Nämlich. — Hier iſt Waffenſtillſtand. Hier iſt nichts für euch zu ſuchen, ihr müßtet euch denn wärmen wollen oder eins trinken. Lotte, einen für die ſchwarzen Kameraden!

Marketenderin. Da! Aber die vierte Batterie — ich will den ſehen, der mir ins Geſicht ſagen will: die vierte Batterie —

Feldwebel. Nämlich. Halt Sie das Maul von ihrer vierten Batterie.

Ziethen-Huſar. Recht ſo, Feldwebel, bringt die vierte Batterie zum Schweigen.

Marketenderin. Zum Schweigen? Mich? Ihr wollt mich zum Schweigen bringen? Was wärt ihr denn, wenn ich nicht euer bißchen Courage im Fäßchen da mitſchleppte? Will mein eigner Kümmel wider mich rebellieren? Zum Schweigen — mich zum Schweigen bringen! Nein, ſeh nur einer!

Schwarze Huſaren. Adieu, Kameraden.

Fünfte Szene

Vorige ohne die Schwarzen

Ziethen-Huſar. Seid ihr geſcheit? Wollt ihr die greuliche Nacht euch in die Elbe locken laſſen? Sie ſind ſchon fort. Die Schwarzen haben einen Sporen zuviel. Zwei Mann ſechzig fangen!

Grenadier Manteufel. Das haben ſie mehr als einmal gemacht. Und denen ergiebt ſich auch gleich alles. Wo ſich die ſchwarzen Kerle nur ſehen laſſen, iſt Furcht und Zittern.

Huſar. Nun, ihr Herrn Pommern ſeid auch nicht die höflichſten, wenn das wahr iſt, was ich gehört habe. Bei Neiße war euer Regiment, mitten unter Laudonſchen Reitern, wohl vier Regimenter ſtark, abgeſchnitten von aller Hilfe. Laudon ſchickt einen Offizier: ihr ſollt euch ergeben; dann ſollt ihr eure Bagage behalten. Außerdem will er euch bis auf den letzten Mann in die Pfanne hauen. Manteufel dreht ſeinen roten Schnauzbart und ſagt: der Offizier ſoll ſeine Pommern ſelbſt fragen, ob ſie ſich ergeben wollen. Der Offizier trägts nun vor; eh er aber ausgeredt hat, ſchreit das ganze Regiment aus einem Halſe: Wir wollen euch was — und ſo weiter.

Grenadier Manteufel. Das iſt wahr. Bis unter die Kanonen von Schweidnitz war er hinter uns her; aber wir wehrten uns unter fortwährendem Marſchieren, daß er mit großem Verluſt endlich abkratzen mußte; und bis jetzt iſt er nicht wiedergekommen.

Grenadier Prinz Heinrich. Die Schwarzen geben kein Quartier; das iſts.

Feldwebel. Nämlich. Das iſt ein Märchen. Die Franzoſen wollten in Brandenburg Winterquartier machen. In der Affaire von Roßbach ſchrieen die Franzoſen „Quartier!“ Die guten Brandenburger kannten das Wort nicht und hieltens für Hohn und bezogens auf die Winterquartiere, die die Franzoſen in ihren Häuſern beziehen wollten. Sie ſchrieen: Wart, wir wollen euch Quartier geben, — und ſäbelten drauf los wie die Fleiſcher, bis die Franzoſen ſich auf das Wort: Pardon! beſannen; das verſtanden nun die guten Märker. Daher kommt das Märchen von den Schwarzen. (Alle lachen)

Küraſſier Schönaich (empfindlich). Das waren wir, die Schönaich-Küraſſiere, und nicht die Schwarzen. Was iſt drüber zu lachen?

Feldwebel. Nämlich. Es iſt ſelten alles beiſammen; der eine hat den Kopf, der andere das Herz und den Arm. Es giebt aber Leute, die beides haben.

Küraſſier. Ihr müßt euch nur ſelber loben. Andere brauchens nicht, verſteht ihr?

Feldwebel. Nämlich. Donnerwetter! Weiß er, was der Fritz geſagt hat? Weiß er? er — er — Nämlich. Wenn ich Soldaten ſehen will, hat er geſagt, muß ich das Regiment Forcade anſehn, hat er geſagt.

Dragoner (mißbilligend). Feldwebel —

Feldwebel. Na — nichts für ungut, Küraſſier. Wir wollen uns nichts drauf einbilden, ob wir von dem Regiment ſind oder von dem; aber darauf wollen wir uns was einbilden, daß wir unter dem Fritz dienen. Bildet er ſich doch was drauf ein, daß er uns kommandiert. Bei Lowoſitz ſagt' er: Meine Truppen haben ſich nie ſo geſchlagen, ſeit ich die Ehre habe, ſie zu kommandieren. Was, Lotte? Sie iſt ein vernünftiges Weib; hab ich nicht recht?

Marketenderin. Er hat recht, Feldwebel; aber was die vierte Batterie betrifft, da hab ich recht. Die vierte Batterie —

Feldwebel. Weib, will ſie uns umbringen mit ihrer vierten Batterie?

Marketenderin. Die vierte Batterie —

Feldwebel. Ich wollte, ſie führ' ihr in den Leib und die fünfte und ſechſte dazu.

Viele (trinkend und lachend). Halloh die Lotte und die vierte Batterie!

Nepkow. Fritz, gieb uns unſre Säbel wieder!

Grenadier Manteufel. Der hats noch immer mit ſeinen Säbeln zu thun.

Nepkow (aufgebäumt phantaſierend). Ins Feuer, Jungen, ins Feuer! Mir nach! Heut muß Dresden ausgewiſcht werden. Der Fritz ſoll den Hut ziehen vor uns und ſoll ſagen: Da, Kinder, habt eure Säbel wieder und eure Huttreſſen, und ein Hundsfott, der noch übel ſpricht von euch. Vivat der Fritz! Schreit, Kinder, wenn er an der Fronte herunterkommt. Mein Jüngſter iſt vierzehn Jahr; ſobald er eine Muskete tragen kann, ſollſt du ihn auch haben. Nun laßt uns eins ſingen:

Hinein! hinein! Die Fahnen dort, die brachten ſie nur mit,
Daß wir ſie ſollen nehmen. Hinein mit ſchnellem Schritt!
Die brüllenden Kanonen thun in der Fern ſo barſch;
Wir woll'n ſie in der Nähe ſehn. Im Sturmſchritt! Marſch!

Huſar. Was iſt das? Horcht!

Dragoner. Der alte Brüner dort ſingt im Fieber.

Huſar. Das iſt in der Ferne mein' ich, dort zu —

Grenadier Manteufel. Wo der Alte den Odem herkriegt. Er iſt ſchon ganz verblaßt.

Grenadier Prinz Heinrich. Wie er den Arm aufſtemmt; ſeine Augen werden immer gläſerner.

Zweiter öſterreichiſcher Grenadier. Das iſt grauslich anzuſehen — und wie er mit den Zähnen klappert und mit den Fingern hantiert.

Grenadier **Manteufel.** Es iſt der preußiſche Grenadiermarſch, den er vor ſich hinbrummt.

Zweiter öſterreichiſcher Grenadier. Lauf doch einer zum Hochwürdigen. Ob er ein bös Gewiſſen hat, daß er nicht erſterben kann.

Grenadier **Manteufel.** Ein bös Gewiſſen? Donnerwetter! Ein preußiſch Soldatenherz hat er im Leib, das die Schande kränkt, und das nicht fragt nach Leben oder Sterben, ſondern nach Schande oder Ruhm.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Was iſt das? Blaſen nicht die Ziethenſchen da drüben Viktoria?

Huſar. Die kommen näher. Die Ziethenſchen Trompeten unterſcheidet man eine Stunde weit. Ihre Stimme greift durch wie Vater Ziethens Vorwärts.

Nepkow. Vorwärts. Bernburg bekommt ſeine Säbel wieder. Viktoria. (Singt)

Der alte Grenadier noch ruft, indem er ſterbend ſinkt,
Kamraden, über mich dahin, bis euch der Sieg gelingt,
An mir iſt nichts gelegen, behält der Fritz das Feld.
So ſtirbt ein preußiſcher Siegesheld!

Mehrere. Horcht!

Nepkow (wiederholt, geſpenſtig aufgebäumt, mit ſtarker Stimme)

An mir iſt nichts gelegen, behält der Fritz das Feld.
So ſtirbt ein preußiſcher Siegesheld!

(Er bricht zuſammen)

Grenadier **Manteufel** (der mit den andern nach der Gegend hingeſehn, aus der ſie Ziethens Trompeten zu vernehmen glauben, wendet ſich nach dem Umgefallenen). Was iſt mit dir, Kamerad? Haſt du ſo eilig? Ja, der hats ausgemacht. Der Tod hat Reſpekt vor ſolch einem grauen preußiſchen Helden; er hat geduldig gewartet, bis der Alte mit ſeinem Liedchen fertig war. Der iſt aus Kummer über ſeinen Säbel geſtorben, nicht an ſeinen Wunden. Fahr wohl, Alter!

Grenadier Prinz Heinrich. Die öſterreichſchen Kameraden ſind ja auf einmal ſo ſtill. Sind ſie auch hinüber?

Erſter Öſterreicher. Sie ſind eingeſchlafen.

Dragoner. Laßt ſie ruhen. Sie haben Ruhe verdient; ſie haben ſich geſchlagen heute wie die Löwen.

Der Franzoſe (im Schlaf). Bien vite, Jean! Ecoute!

Huſar. Der träumt von ſeinem Friſeur. Hat ihm Seidlitz ſeinen Puder genommen, wie er mit ſeiner Handvoll Reitern den Soubiſe mit 8000 Mann aus Gotha jagte und mit ſeinen Offizieren das fürſtliche Eſſen verzehrte, das die armen franzöſiſchen Teufel in der Angſt unangerührt hatten ſtehen laſſen?

Erſter Öſterreicher. Er wird halter noch müde ſein vom Laufen bei Roßbach.

Grenadier Prinz Heinrich. Seht doch. Ihr habts hinter den Ohren, ihr Öſterreicher.

Grenadier Manteufel. Iſts aber nicht ſchmählich, daß wir uns das Fell zerhauen, Preußen und Öſterreicher, und dieſes Franzvolk unſrer guten alten Mutter Deutſchland auf den Rippen herumkrabbeln laſſen, daß ſie uns die paar Laſter, die unſre Vornehmen noch nicht aus Paris geholt haben, vollends herüberſchleppen?

Erſter Öſterreicher. Gewiſſermaßen halter ſind wir freilich alle beide Deutſche, Öſterreicher und Preußen; das iſt ſchon wahr. Mutter Thereſe will auch den Frieden.

Feldwebel. Nämlich? — Zweimal wollte der Fritz Frieden ſchließen, wie die Sachen im Gleichgewicht ſtanden; einen ſchimpflichen Frieden aber ſchließt der Fritz nicht. Die Sache handelt ſich um die Nationalehre der Preußen, und ich kenne den Fritz; der ſtirbt lieber, als daß er der preußiſchen Reputation etwas vergiebt. Und ſeine Armee denkt ebenſo; der geringſte Trainknecht hat ſeinen Stolz. Drum bringt die ganze Welt den Fritz nicht nieder. Wir ſchießen uns nicht um den Haß oder um die Habgier unſeres Königs; unſre Säbel führt nicht ſein Neid oder ſonſt ein perſönlich Gelüſten, was das Volk nichts anginge; ſondern der Fritz kämpft für uns und unſre Ehre, drum fechten wir für Fritz und ſeine Ehre.

Dragoner. Brav geſprochen, Feldwebel; von uns Soldaten denkt keiner anders.

Feldwebel. Zum Teufel! kein Preuße denkt anders. Der Bürger und der Bauer opfern mit Freuden ihr letztes; das letzte Pferd ſpannt der Bauer aus dem Pfluge, den letzten Sohn nimmt er aus den Armen der Mutter und bringt ihn dem Fritz. Und wenn der Bauer ſo denkt, Donnerwetter! was ſoll der Soldat thun? Und geht über Preußen hinaus! Der Thronfolger von Rußland trägt dem Fritz zu Ehren preußiſche Uniform; nur zwei Augen dürfen zufallen, und das Blättchen wendet ſich. Die Engländer feiern Fritzens Geburtstag wie den ihres Georg; der Pitt ſagt: Eh der Tower in London nicht mit dem Schwert in der Fauſt erobert iſt, laß ich nicht vom Fritz. Vom Ende der Welt her ſchickt der Tartarkhan Geſandte an den Fritz. Alle Welt tauft ihre Kinder nach dem Fritz. — Die in Wien dachten nicht, einen chriſtlichen Krieg zu führen. Auf Preußens Vernichtung wars abgeſehen. Der Koſak im fernen Aſien hatte keine Ruhe vor der Rachſucht der Kaiſerin; der Schneemann, der Schwede, dachte an der deutſchen Sonne und an den deutſchen Mädchen aus ſeinem Winterſchlafe aufzutauen; der unruhige Franzoſe war froh, daß es in Deutſchland Geld zu ſtehlen geben ſollte, Schlöſſer dafür zu bauen in Paris und ſeine Maitreſſen drin mit Zucker zu füttern. Nämlich — Donnerwetter! Nämlich —

Erſter Öſterreicher (ſteht auf). Kameraden Preußen, iſt unſre Konvention aufgehoben?

Dragoner. Gut; Feldwebel, geht nicht zu weit. Unſre Konvention muß gehalten werden. Laßt den Streit.

Huſar. Iſt kein Trompeter hier? Laßt uns eins ſingen, was die Kameraden Öſterreicher mitſingen können.

Grenadier Manteufel. Da iſt ein Tambour.

Grenadier Prinz Heinrich. Und hier ein Pfeifer. Vorwärts, die Pfeiſe heraus.

Pfeifer. Meine Finger ſind verfroren.

Grenadier Prinz Heinrich (macht Platz). Da, ſetzt euch näher ans Feuer und macht los, ſo taun ſie auf.

Pfeifer. Aber was denn für eins?

Feldwebel. Nämlich. Lotte, ſie iſt ſonſt ein kluges Weib und weiß immer ein Auskommen.

Marketenderin. So? Aber mit der vierten Batterie hat er recht! Und die vierte Batterie ſoll mir in den Leib fahren! Und die vierte Batterie iſt zum Teufel! Und die vierte Batterie —

Feldwebel. Sie ſoll recht haben, Lotte, Sie ſoll recht haben. Sie hat einen Vierundzwanzigpfünder von einer Zunge im Hals; ſie hat ein ganzes Geniekorps im Schädel! Wir ſchlagen Schamade.

Marketenderin. Und nun die Ochſen am Berge ſtehen, muß doch die Lotte ihr bißchen Verſtand vorſpannen. Gebt Acht! ich will eins vorſingen, und eins, was gegen die Türken geht, was jeder Chriſtenmenſch mitſingen kann mit gutem Gewiſſen. (Sie trinkt noch einmal erſt, dann beginnt ſie zu ſingen: Prinz Eugenius. Der Pfeifer und Tambour akkompagnieren, das ganze Chor fällt ein. Während des Geſanges kommt)

Sechſte Szene

Friedrich II. kommt, von einer Ordonnanz begleitet, auf ſeinem Schimmel geritten

Vorige (Geſchrei durcheinander). Der Fritz! der Fritz! Vater Fritz! Guten Morgen, Vater Fritz!

Grenadier Manteufel. Der Fritz iſt auch nicht müßig geweſen; das ſieht man an ſeinem Rock.

Friedrich. Guten Morgen, Kinder. Iſt noch Platz bei euch? Singt in Gottes Namen zu! (Der Tambour bringt ſeine Trommel an das Feuer, auf welche Friedrich ſich ſetzt.) Puh! iſt das eine Nacht!

Grenadier Manteufel. Biſt du verwundet, Vater Fritz?

Friedrich. Geritzt, Kamerad. Ein Preuße nennt das keine Wunde. (Er ſchreibt auf dem Knie)

Ordonnanz (zu den Soldaten, die ihm Platz gemacht haben am Feuer). Gott behüte vor ſolcher Nacht. Gott laſſe mir den Tag leben, und ſei er noch ſo heiß; man ſieht ſeinem Feinde doch in die Augen. Um ein Haar hätten ſie den Fritz gefangen und uns mit. Das iſt eine Verwirrung, wie der Himmel ſeit dem Turmbau zu Babel keine wiedergeſehen hat. Freund und Feind rennt an einander und purzelt über einander; zwei fangen einen und werden wieder gefangen. Dazwiſchen das Zähneklappern, Heulen und Fluchen der Verwundeten, die der Froſt an den feuchten Boden angenagelt hat. Und die unzähligen Feuer durch die Heide machen einen vollends blind. Und an allen Blau und Weiß durcheinander.

Friedrich (ſpricht zum Schreiben). Sobald der Morgen graut, wieder formieren, die Infanterie nicht feuern, mit gefälltem Bajonett. — Ordonnanz!

Ordonnanz. Hier.

Friedrich (giebt ihm das Papier). Da, an Hülſen.

Ordonnanz. Wo?

Friedrich. Auf dem Schlachtfeld. Wo die meiſten Toten und Verwundeten — das iſt ſeine Spur. Avant!

Ordonnanz (ab).

(Trompeten in der Ferne freudig)

Huſar. Straf mich Gott, Fritz; das iſt die Stimme der Ziethenſchen!

Siebente Szene

Franz, den ſchwer verwundeten **Wilhelm** auf den Armen, legt ihn am Feuer nieder, ohne Fritz zu gewahren. **Vorige**

Franz (zum Grenadier Manteufel). Grenadier, habt ihr meinen Vater geſehen?

Grenadier Manteufel. Den alten Repkow? O ja.

Franz. Lebt er noch? Iſt er geſund?

Grenadier Manteufel. Ob er lebt? Ob er geſund iſt? Ihm fehlt nichts mehr auf der Welt, als ſein Säbel. Der kränkt ihn im Himmel noch.

Franz. Iſt er tot?

Grenadier Manteufel (deutet auf die Leiche). Da, fragt ihn ſelbſt.

Franz. Und hat nicht gewußt, daß wir geſiegt haben?

Grenadier Manteufel. Das erſte Wort, was wir hören. Der Fritz hat geſiegt! Viktoria! (Will aufſpringen und fällt wieder zurück) Ja ſo — es geht nicht.

Franz. Der Wilhelm wirds auch nicht mehr lange machen.

Grenadier Manteufel. Kurz und gut; ſo lob ichs. (Ganz fern beginnt eine Stimme zu ſingen: Nun danket alle Gott; dazwiſchen ferne Trompetenfanfaren. Allmählich fallen mehr Stimmen und fernere und nähere Muſikchöre in den Geſang ein. Franz hat Wilhelm zu der Leiche des Vaters gelegt. Es wird allmählich Tag)

Huſar. Da kommen zwei in weißen Mänteln. Straf mich Gott, Vater Ziethen iſt der eine; der andere der Leſtwitz. Vater Ziethen, hierher! Hier iſt der Fritz!

* * *

Achte Szene

Ziethen. Leſtwitz. Vorige

Friedrich. Ziethen? Was bringt er?

Ziethen. Den Sieg von Torgau, Fritz. Iſt das ein guter Morgen?

Friedrich (reicht ihm die Hand). Er grüßt nicht anders. Danke.

Ziethen. Nicht mir. Dem jungen Herrn da, der zur rechten Zeit mit einer Handvoll wackerer Kerle mir entgegen kam und die Daunſchen verwirrte und aufhielt, bis Hülſen auf ſeiner Kanone geritten kam, und wir die ganze Geſchichte zwiſchen uns hatten.

Friedrich. Leſtwitz, ich bin ſein Schuldner.

Leſtwitz. Nicht meiner, Sire. — Das Bataillon Bernburg hat ſeine Ehre gerettet. Ich rief: Freiwillige vor! Das ganze Bataillon ſchrie: Hier! Und ſo gings in Dauns Batterien hinein, und keiner ſah ſich um.

Franz. Fritz, gieb uns unſre Säbel wieder. Wir haben Dresden ausgewiſcht.

Friedrich. Ihr ſollt ſie haben. (Lüftet den Hut) Kinder, vor dem Regiment Bernburg hab ich Reſpekt. — Adieu! (Er beſteigt ſeinen Schimmel und reitet, von Ziethen und Leſtwitz begleitet, ab)

Neunte Szene

Vorige ohne Friedrich, Ziethen und Leſtwitz

Alle. Adieu, Vater Fritz!

Erſter öſterreichſcher Grenadier (überreicht Uhr und Börſe dem Grenadier Manteufel, der ihm zunächſt ſitzt.) Kamerad, ich bin euer Gefangner.

Grenadier Manteufel. Behaltets, Kamerad; könnts weiter brauchen.

(Dasſelbe thun die übrigen Öſterreicher)

Grenadier Prinz Heinrich. Behaltets als ein Andenken an die Konvention auf der Torgauer Heide.

Franz (kniet bei Wilhelm und kann vor Schluchzen nicht reden). Ach, daß der Vater noch lebte! Ach, daß der Vater noch lebte!

Wilhelm (mit immer ſchwächerer Stimme). Bekommen wir ſie wieder, Franz? Daß ichs dem Vater drüben ſagen kann!

Franz (außer ſich.) Freilich, Wilhelm, Herzenswilhelm! Sag dem Vater, der Fritz hat den Hut gezogen vor unſerm Regiment und hat geſagt: Kinder, vor dem Regiment Bernburg hab ich Reſpekt! Und ſag ihm, hörſt du, ſag ihm: ſein Franz hat ſich wacker gehalten, ſein Franz hat den Hülſen herausgehauen, wie er von der Kanone gefallen war — hörſt du? Und der Fritz hat den Hut gezogen, Wilhelm, der Fritz —

Wilhelm. Wie er ſich freuen wird. Franz, mir wird ſchlimm.

Franz. Und der Fritz hat geſiegt, hörſt du? Vergiß nicht —

Wilhelm. Gott erhalt ihn, den Fritz! — Grüß mir die Guſte! (Er ſtirbt)

Franz. Ich wills. Ich will ſie grüßen, bleib ich am Leben. Ach, Wilhelm! Herzenswilhelm! — Er hats ausgemacht. —

(Sonnenaufgang; der Geſang kommt immer näher; die auf der Bühne ſtimmen mit ein. Das Orcheſter nimmt den Choral auf und ſchließt, nachdem der Vorhang gefallen, mit einer Jubelſymphonie)

Ende des Vorſpiels.

Der Jakobsſtab

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

⁂

Perſonen

Der Herzog von Siena
Ben Mardochai, Marcheſe von Belcomo, Bankier
Lea, ſeine Schweſter
Rebekka, ihre Aufſeherin
Brizzi, Rat und Günſtling des Herzogs [Holwachs]
Antonio Vaccai, Advokat [Lanbeck]
Bertha, ſeine Frau
Giulio, beider Sohn, Advokat
Benvenuto Saſſa, Oberſt [Guſtav]
Baruch Löb, ein deutſcher Jude, Leas Verlobter
Schmetterling, ein alter Kommis Ben Mardochais
Erſter
Zweiter } Bedienter
Dritter

Das Stück ſpielt in Siena, bald bei Ben Mardochai, bald bei Antonio Vaccai, einmal, im vierten Aufzug, auf dem Schloſſe des Herzogs.

Zeit: voriges Jahrhundert.

Erſter Aufzug

Ein Garten Ben Mardochais; links dem Zuſchauer eine hohe Mauer, hinten ein palaſtähnliches Haus, rechts ſchließt ſich ein Park an den Garten; in der Mitte eine Waſſerkunſt mit Statuen; vorn links ein Tiſch mit Stühlen und Schreibzeug, rechts eine Bank. In den Büſchen Käfige mit fremdem Geflügel, bunte Lampen, desgleichen auch am Haus. Aus dieſem führen eine größere und eine kleinere Thür. Erſt wirds allmählich Abend, ſpäter Mondſchein und pittoreske Beleuchtung des Gartens

Erſter Auftritt

Erſter, zweiter, dritter Diener, Schmetterling

Erſter Diener. Mein Herr iſt der vornehmſte Mann in Siena.

Zweiter. Mein Herr iſt des Herrn Marcheſe Buſenfreund.

Dritter. Mein Herr läßt den Herrn Marcheſe —

Schmetterling. Einer nach dem andern, wenns gefällig iſt.

Alle drei. Mein Herr läßt —

Schmetterling (zum erſten). Fangt ihr an, guter Freund —

Erſter. Alſo — ſeid ihr ein Chriſt, Herr Buchhalter?

Schmetterling. Das dürfte euch bekannt ſein, aber —

Erſter. Und der einzige unter eures Herrn Leuten?

Schmetterling. Aber wozu —

Erſter. Ihr dient dem Herrn Marcheſe Belcomo. Ich will nicht ſagen, daß das eine Schande iſt, inſofern euer Herr ein Marcheſe iſt; aber inſofern er ein Jude iſt — ſeht ihr —

Zweiter. Könnt ihr euch ſelbſt abſolvieren, wenn ihr etwas beiſeite bringt, ein angeſchnittenes Huhn, Lichtſtümpfe oder dergleichen. Ihr müßt euch nur in Gedanken verwahren, daß ihr nicht den Marcheſe Belcomo beſtehlen wollt, ſondern den Juden Ben Mardochai. Und einen Juden beſtehlen iſt keine Sünde.

Dritter. Sünde iſt, wofür man beſtraft werden kann, und ſeit Ben Mardochai Krieg und Frieden macht in Italien, iſt die größte Sünde in Siena, ihn beleidigen.

Schmetterling. Ihr redet alle drei nicht chriſtlich: mein Herr handelt chriſtlicher, als ihr redet.

Zweiter. Mag er. Selig wird er drum doch nicht.

Schmetterling (gerührt). Er läßt keinen alten Diener darben —

Erſter. Mein Herr jagt zum Teufel, wer ſtumpf iſt; dafür iſt er getauft.

Schmetterling. Euer Gewerbe, guter Freund?

Erſter. Mein Herr, der dicke Gualteri, läßt ergebenſt anfragen, wie dem Herrn Marcheſe das zu ſeinen Ehren gefeierte Feſt bekommen ſei?

Zweiter. Mein Herr, der Governator von Siena, läßt den Herrn Marcheſe fragen, wann er die Gnade haben könnte, ihm aufzuwarten.

Dritter. Mein Herr, der Kardinal Bertazzi, bittet inſtändig, der Herr Marcheſe wolle nicht verſchmähn, den Araberhengſt von ihm anzunehmen, der bei dem Aufzuge Gnade vor des Herrn Marcheſe Augen fand.

Schmetterling. Wartet einen Augenblick, Leute, ſo bring ich euch des Herrn Marcheſe Antwort. (Ab)

Erſter. Ich bin nicht ehrlich, wenn ich mich nicht in meines Herrn Seele hineinſchäme, ſo oft ich dem Juden den Hof machen muß.

Zweiter. Mein Herr wirft ſich nicht ſo weg.

Erſter. Erſt geſtern ſah ich ihn des Juden Stallmeiſter machen; er ſtieg ab, um des Juden Geſchirr in Ordnung zu bringen.

Zweiter. So? That er das? Aber dann that ers gewiß mit Anſtand und nicht wie ein Speichellecker.

Erſter. Nein, das muß man ſagen, er leckte den Speichel mit Anſtand.

Dritter. Was alle thun, iſt keinem einzelnen ein Vorwurf.

Erſter. Aber von einem Juden. Ein Marcheſe ſein! Gelehrter als der Herzog ſelbſt! In ganz Italien lebt ſo was nicht mehr.

Zweiter. Ja, das iſt ſchändlich.

Erſter. Und die Mauern da. Was? Das gehört wohl zu ſeinem — wie heißen ſies doch drüben in der Türkei?

Zweiter. Ja, er hat einen Käfig voll der ſchönſten Chriſtenmädchen. So geheim er das hält, die ganze Stadt weiß es.

Erſter (zeigt nach links). Wem gehört nur das Haus daneben?

Dritter. Dem Herrn Benvenuto Saſſa, dem Oberſten, den der Herzog aus dem Lager hierhergeſchickt hat mit der Friedensbotſchaft.

Zweiter. Das war der rechte für eine Friedensbotſchaft. Ärgert ſich gewiß keiner mehr drüber, als der.

Erſter. Wenn ich der wäre, ſäh ich dem Juden gewiß einmal über ſeine Mauer.

Zweiter. Chriſtenmädchen! Es iſt doch ſchändlich!

Dritter. Was wahr iſt, er giebt wöchentlich hundert Scudi an arme Chriſten.

Erſter. Weil er Juden aus ihnen machen will.

Zweiter. Wenn er kein Jude wär, wär er ein braver Mann.

Erſter. Aber Chriſtenmädchen, ihr Leute!

Zweiter. Und wer weiß, wo er die erſchachert hat.

Erſter. Ja, man ſollte ihm doch einmal an den Leib. Das Hummelneſt da auszunehmen, lohnte wohl die Müh.

Zweiter. Und die leichten Münzen, die er geprägt hat während des Krieges! Und daß er ſich mit dem Blutegel verſteht, dem Brizzi!

Erſter. Und die Chriſtenmädchen! Aber das wär alles nicht, wenn er nicht ein Jude wär. Wir ſollten zu den Vaccai gehen. Das ſind Männer, die Herzen haben fürs Volk, und die auf unſre Rechte halten.

Schmetterling (kommt zurück). Der gnädige Herr Marcheſe ſind allzu beſchäftigt; ſie laſſen ſich freundlichſt empfehlen und würden Antwort ſagen laſſen.

Drei Diener (abgehend). Chriſtenmädchen! Das iſt doch ſchändlich. Gute Nacht, Herr Buchhalter. Das iſt abſcheulich.

(Alle ab)

Zweiter Auftritt

Giulio Vaccai, **Benvenuto Baſſa** erſcheinen auf der Mauer links, wo ſie früher ſchon einmal ſichtbar wurden. Sie tragen eine Strickleiter

Benvenuto

Hier in der Pinie Schatten, mein ich, wär
Die beſte Stelle für die Leiter. (Läßt ſie da herab) So.

Giulio (hinunterſehend)

Noch zeigt ſich niemand, noch iſt nicht die Zeit,
Wo dieſes Himmels ſüßer Mond erglüht.

Benvenuto

Das Judenſchätzchen zeigt ſich nur bei Nacht.
Die ſüße Knoblauchblüte öffnet nur
Der Nacht den Kelch.

Giulio

Wenn ſie für immer mir
Verſchwunden wäre!

Benvenuto

Wollte Gott! Wir brauchten
Die Leiter nicht.

Giulio

Daß ich ſo unvorſichtig
Mich auf der Mauer neulich ſehen ließ!
Gewiß ſie muß für meine Neugier büßen.
Wer weiß, an welchem Gitterfenſter jetzt
Die Ärmſte ſeufzt!

Benvenuto

Vielleicht.

Giulio

Und auf mich zürnt,
Daß meine Neugier ihr die Freiheit ſtahl.

Benvenuto

Vielleicht auch nicht.

Giulio

Gewiß! Der Jude hat
Sie eiferſüchtig eingeſperrt.

Benvenuto

Er ließ
Die Mauer hier erhöhn. Wozu, wenn ſie
Sein Liebchen nicht verſtecken ſoll? Der Jude

Thut nichts umſonſt. Er nieſt nicht ohne Zweck
Und hört nicht nieſen, ohne daß er fragt:
Was hat der Mann darunter, daß er nieſt?

Giulio

Neugier nenn ichs, was all mein Weſen ſo
Zu dieſem holdern Weſen reißt, was mich
Nicht in mir ſelber mehr daheim ſein läßt?
Ich nenn es Neugier. Nein, ich thu mir unrecht.
Und wenn ich ſage, Mitleid iſts, es iſt
Der Wunſch, dem Feind die Unſchuld zu entreißen —
Was mich erbeben macht, ſo oft die Thür
Mir ſcheint zu gehn, das ſtraft mein Heucheln Lügen —
Das iſt —

Benvenuto

Das Erbe deiner deutſchen Mutter,
Ein Flöckchen deutſcher Nebel; weiter nichts,
Der Zauber, der das Ferne ſtets verklärt.
O Träumer! Träumer! Träumſt dir ein Idol
Zuſammen da aus Unſchuld und weiß Gott
Was ſonſt noch! Wenn ſie doch unſchuldig iſt
Und tugendhaft dem Dränger widerſteht,
Dann rief ſie doch, als ſie dich ſah, um Hilfe?
Verwünſchte dieſer Mauern Höhe? — Nein,
Der Unſchuld war die Mauer noch zu niedrig.

Giulio

Niedrig du ſelbſt! Niedrig bin ich, hör ich
Geduldig noch ein Wort von dir.

Benvenuto

Heda!
Herr Giulio Vaccai! Gott ſei Dank;
Ganz ausgetauſcht iſt er noch nicht; da unter
Dem deutſchen Nebel flammts noch italieniſch.
Hitziger Junge! Treff mich dies und das,
Merk ich nicht erſt, wie lieb der Burſch mir iſt.

Sprich, undankbarſte Seele auf der Welt,
Wer iſts, der dieſes Paradies dir öffnet,
Als ich? Wer will, daß du ſie ſprechen ſollſt?
Wer macht das alles möglich?

Giulio

Wenn du mich,
Wenn du das Edle, das du ſchmähſt, begriffeſt —

Benvenuto

Dann wär ich freilich ein ganz andrer Kerl,
Ein Engelsköpfchen ohne Rumpf wie du,
Gnadlos verachtend, wer auf Beinen geht.

Giulio

Du hilfſt mir, doch ich weiß es wohl, warum?
Du hältſt mich für gemeiner Art —

Benvenuto

Um nichts
Gemeiner, als ein Menſch nun eben iſt.

Giulio

Ein edler Menſch —

Benvenuto

Pah! Ein edler Menſch
Iſt auch ein Menſch. Ihn friert, ihn hungert, dürſtet.
Und wenn er ſatt iſt, macht er ein Verdienſt
Sich draus, daß er nicht länger ißt. Er wird
Des Beſten überdrüſſig, wie ein andrer,
Allein er tauft das dann Reſignation
Und will, daß man ihn noch bewundre drum.

Giulio

Sprich, was du willſt. Ich kenn dich, Benvenuto,
Dich freuts, hält man dich ſchlimmer, als du biſt.

Doch — hörſt du? Geht die Thüre nicht da unten?
Iſt ſies?

Benvenuto

Dann eil und ſieh ſie in der Nähe,
Und ich bin ſicher, daß geſund du kehrſt.

Giulio (hinunterſehend)

Wie leiſes Grauen haucht michs warnend an,
Zu fliehn. Wovor? Es wär zu ſpät. Schon drängt michs
Hinab geheimnisvoll dem Strom entgegen,
Der mich in ſeinen Strudel reißen will.

⁂

Dritter Auftritt

Ben Mardochai, Brizzi erſt noch im Hauſe, die **Vorigen** im **Abgehen**

Ben Mardochai

So laßt michs hören —

Benvenuto

Still! Das iſt der Jude.

Brizzi

Ihr wißt noch nichts?

Benvenuto

Mit ihm der Hofſchranz Brizzi.

Giulio

Muß der mir jetzo kommen?

Benvenuto

Und, was gilts?
Er kommt, um deinen Vater zu verklagen,
Vielleicht auch dich. Sie kommen ſchon. Schnell, daß

Die Leiter niemand ſieht und uns. Wir ziehn uns
Zurück, bis — (verſchwinden beide mit der Leiter)

Ben Mardochai (auftretend)

Nun ſind wir allein. Ihr ſeid
Sehr aufgeregt.

Brizzi

Und ihr ſehr ruhig.

Ben Mardochai

Ja;
Das pfleg ich, hab ich keinen Grund dazu,
Es nicht zu ſein.

Brizzi

Den bring ich, ſolchen Grund

Ben Mardochai

So iſts noch immer Zeit, bis ich den weiß.

Brizzi

So hört! Der Herzog kommt vielleicht noch heut
Der Friede iſt geſchloſſen; nichts hält ihn
Im Felde mehr zurück.

Ben Mardochai

Iſt das der Grund?
Den Frieden hab ich ſelber eingeleitet.

Brizzi

Ihr ſelber? Nun, ſo habt ihr unſer Grab
Gegraben.

Ben Mardochai

Hm; ich denke, unbegraben
Noch manches Jahr zu bleiben.

Brizzi

Die Vaccai
Mit ihrem Anhang werden ſich erheben.

Ich ſehs aus allen Zeichen. Dieſer Krieg
Hat allerlei erfordert, was uns kann
Als Sünde aufgerechnet werden, und
Das Volk iſt aufgebracht. Wenn ſich Vaccai,
Der Alte, der des Volkes Götze iſt,
Der Aufregung bemächtigt und den Herzog
Bedrängt — ihr wißt, wie ſchwach der Herzog iſt.

Ben Mardochai

Und wenn ers iſt?

Brizzi

So iſts uns zum Verderben.

Ben Mardochai

Ich denke, zu dem „Wir“ gehör ich nicht.

Brizzi

Seid ihrs nicht, der die Münzen hat verſchlechtert?
Nicht, der die Steuern ausgeſchrieben hat?

Ben Mardochai

Hab ich das, nun ſo wars wohl nötig.

Brizzi

Aber
Das Volk wird das nicht glauben. Die Vaccai
Werden nicht dulden, daß das Volk das glaubt.
Man wird den Herzog zwingen, alles das,
Was wir in ſeinem Abſein angeordnet,
Zu unterſuchen, wird uns die Vaccai
Zu Richtern geben, wird — und ihr ſeid immer
Noch ruhig?

Ben Mardochai

Ja, warum ſoll ichs nicht ſein?

Brizzi

Ich kann mich ärgern über eure Ruhe!

Ben Mardochai

Und ich kann über euern Ärger nicht
Unruhig ſein. Ihr ſprecht von Unterſuchung —
Da braucht es Zeugnis —

Brizzi

Die Befehle —

Ben Mardochai

Zeugen
Nur gegen euch.

Brizzi

Verdammt! Drum habt ihr
Nicht unterſchrieben?

Ben Mardochai

Damals hätt euch das
Einfallen ſollen; wißt ihr doch, ich thu
Nichts ohne Grund.

Brizzi (ſchlägt ſich vor die Stirn)

Verdammte Eitelkeit!

Ben Mardochai

Dem Volke hab ich wohl gethan durch euch,
Hab manches durchgeſetzt. Euch ließ ich machen,
Damit dafür ihr meinen Willen thatet.
Der Zweck war gut, wenn auch das Mittel nicht.
Doch ſo ſchafft die Natur; ſie will nichts rein,
Will ſich nur in gebrochne Farben kleiden.
Darum hat ſie Gut und Böſes von einander
Abhängig gemacht. Der Gute muß das Böſe
Zum Mittel ſchmieden, und der Böſe kann
Nicht hindern, daß ſein ſchlimmer Halm nicht müßte
Des Guten Ähre tragen. — Träumer meinen,
Wenn ſie das Böſe ſich nicht eingeſtehn,
So ſeis nicht auf der Welt. Dann wandelts boshaft

Was ſie beglückend wollen, zum Verderben.
Der Kluge aber wirbt aus dem Verderben
Den Helfer, reiht ihn in der Folgen Kette
Und zwingt ihn mitzuſchaffen, macht das Feuer
Zum Sklaven, läßt wie ein gelehrig Hündlein
Den Bergſtrom an der Mühle Rädern drehn.
Das haben alle wahrhaft große Fürſten,
Staatsmänner, Stifter von Religionen
Gethan. Gott ſelber fehlen die Soldaten,
Schickt er den Satan nicht auf Werbung aus.
Was kann man mir vorwerfen? Daß die Mittel
Ich nahm, wie ich ſie fand? Iſt drum das Gute,
Was ich gethan, von ſchlechterm Wert, weil ichs
Durch euch gethan?

* * *

Vierter Auftritt

Rebekka. Vorige. Dann Löb

Rebekka

Entſchuldigt Herr, daß ich
Euch ſtöre.

Prizzi (für ſich)

Jude, das bezahlſt du mir
Noch teuer!

Rebekka

Baruch Löb aus Deutſchland will
Euch ſprechen.

Ben Mardochai

Baruch Löb? Entſchuldigt doch.
Gleich bin ich wieder bei euch.

Grizzi

Bitte ſehr.
Laßt euch nicht ſtören.

Ben Mardochai
(auf der andern Seite der Bühne zu Rebekka)

Baruch Löb, ſagſt du?
Er iſts, den ich erwarte, meiner Schweſter
Verlobten, den ich nie geſehn. Sieh mir
Ihn an, Rebekka, ſag mir dann dein Urteil.
Laß ihn herein. Wie wird er ausſehn? Wird
Er weiſe ſein? Ein Mann für meine Lea?

Rebekka (iſt abgegangen)

Löb (tritt ein)

Ben Mardochai
Seid mir willkommen, Enkel meines Freundes.

Löb
Mein Vater läßt euch grüßen, Herr Marcheſe.
Das übrige, ſo meint er, wüßtet ihr.

Ben Mardochai
Und euers Vaters Vater, iſt er wohl?

Löb
Zu ſeinen Vätern hat ihn Gott verſammelt.

Ben Mardochai
Was ſagt ihr? Iſt er tot? So iſt geſchieden
Ein braver Mann.

Löb
Hätt er nicht eins gethan,
Gäb ich euch recht. Doch ihr habt alle Urſach,
Ihn zu beklagen. — Ruft ihr meine Braut?
Ich bin gern raſch.

Ben Mardochai
Erſt haben wir zu reden.

Löb
Zu reden? Iſts Geſchäft doch abgemacht.
Was wollt ihr weiter reden?

Ben Mardochai
Seid mir erſt
Nochmal willkommen! Dann, ſo bitt ich, ſeht
Einen Augenblick euch hier den Garten an,
Dann ſteh ich euch mit Hand und Mund zu Dienſten.
(Zu Brizzi)
Habt ihr noch ſonſt was?

Brizzi
Daß ich nichts vergeſſe;
Die Gräfin ſchickt euch dies Papier.

Ben Mardochai
Gebt her.
(Er lieſt)
Für eine Rente will die kluge Frau
Mich zum allmächtigen Miniſter machen,
Den Herrn umgeben mit erwählten Leuten.
Wißt ihr davon?

Brizzi
Kein Wort.

Ben Mardochai
Hier ſteht, daß ich
Gegen ein Kapital, das ich geliehn,
Ihr lebenslang jährliche Rente ſchulde.
Es fehlt nur meine Unterſchrift.

Brizzi
Deshalb
Wohl hieß ſie mirs euch geben.

Ben Mardochai

Und warum
Die Gräfin mir das ſchickt? Wißt ihr das nicht?
So hört, ich ſags euch. Eine alternde
Maitreſſe und ein Günſtling, der ſich nicht
Mehr feſt weiß, haben dies Papier geſchmiedet.
Die Dame für den Fall, wo ſie nicht mehr
Die Hand hat in des Landes Schatz; der Günſtling
Will mich befeſtgen, ſich an mir zu halten,
Wenn — hm! — es wär ein Federzug. — Ihr habt
Auf meinen Ehrgeiz ſpekuliert. Ihr habt
Nicht glücklich ſpekuliert.

Brizzi (erſchrocken)

Ihr wolltet wirklich
Mich fallen laſſen?

Ben Mardochai

Hab ich das geſagt?
Das hab ich nicht geſagt. Ich gebe nicht
Die Fäden gern aus meiner Hand. Ich habe
Gern mehre Wege vor mir. — Nehmt es mit.
Laßts da. — Eins aber merkt euch, guter Freund:
Verletze dies Gebot und das und wärs
Das heiligſte, vielleicht wird dirs verziehn;
Nur eines weiß ich, das ſich allzeit rächt,
Und doch ſtehts bei den zehn Geboten nicht.
Das heißt: Sei klug. (Steht auf) Nehmts mit. Laßts da -

Brizzi

Ich laß es
Bei euch zurück und frage heut noch nach.
Dich, übermütger Jude, faß ich noch. (Ab)

Ben Mardochai

Ein Mittel nur giebts wider den Betrug;
Das heißt: Trau niemand! Trau dir ſelber nicht!

Ich ſoll ihn ſtützen, bis er, wieder ſtark,
Die Stütze übern Haufen wirft. Er haßt
Mich; ich veracht ihn. Zwiſchen uns ſteht es,
Wie zwiſchen einem Tiger und dem Menſchen,
Der ihn bezähmt. In jedem einzeln Blick
Muß er beſiegt ſich fühlen. Hm. Laß ich
Ihn fallen? Heb den jüngeren Vaccai
Ich an die Stelle? — Doch ſieh, da vergeß
Ich meinen Gaſt. (Er geht zu der Bank vorn, wo Löb ſitzt)
Habt ihr euch umgeſehn?
Und wie gefällts euch hier?

Löb

Wärs nicht ſo prächtig,
So wärs ganz hübſch.

Ben Mardochai

Da hier im Sande habt ihr
Doch gar gerechnet? Recht ſo, junger Mann,
Ihr könnt nicht unbeſchäftigt ſein. Was habt ihr
Doch da gerechnet?

Löb

Ja, da weiß ich nicht,
Ob ihrs gern hören werdet.

Ben Mardochai

Zweifelt ihr?

Löb

Seht, wie ich das Baſſin beſah, ſo dacht ich:
Ein kleines Meer in Marmor eingefaßt!
Doch warum Waſſer in ſo prächtger Schale?
Warum nur Waſſer? Warum ſpringt nicht Wein
Aus goldner Röhre hier?

Ben Mardochai

Da rechnetet —

Löb
Ich rechnete, wieviel, wär aller dieſer
Unnütze Prunk auf Zinſen ausgeliehn,
Er jährlich bringen müßte.

Ben Mardochai
Hm. Ja — ſo —

Löb (auf die Vögel zeigend)
Die bunten Dinger freſſen da Prozente —
Seht ihr, ich bin ein Kaufmann und ſo muß
Ein Kaufmann denken.

Ben Mardochai
Hm, ihr habt ſchon recht —

Löb
Na laßt mich nur erſt hier ſein; das muß alles
Sich ändern —

Ben Mardochai (für ſich)
Nein; das iſt kein Mann für Lea.

Löb
Und dieſe Mauern hier — 's war hohe Zeit,
Daß ich hierher kam. Wartet nur, ich will euch
In Ordnung halten, Schwager. Was iſt das
Da für ein alter dürrer Stecken hier —
In Gold gefaßt! Verwünſchter Einfall!

Ben Mardochai
Hört ihr
Was ich dem Stab hier danke, dann lacht ihr
Gewiß nicht über dieſen Einfall mehr.

Löb (ſtreckt ſich bequem aus)
Na, ſo laßt hören. Denn ich merke ſchon,
Das iſt von den Geſchichten eine, die ihr
Jedwedem Kunden in den Kauf mitgebt.

Ben Mardochai (hat geſonnen)
Es war ein armer Judenknabe einſt —

Löb (lacht)
Es war einmal — das iſt der rechte Anfang.

Ben Mardochai
Von ſeinem armen Vater in die Welt
Hinausgeſchickt, ſich ſelbſt ſein Glück zu ſuchen.
Sein Weg führt' ihn bei Samuel Ben Micha
Vorbei, der ein gewaltig reicher Mann,
Doch, was noch mehr, ein weiſer Mann —

Löb
Und was
Das allermeiſte, mein Großvater war.

Ben Mardochai
Du haſts geſagt, mein Sohn. Der Samuel
Stand an der Thür und ſah den Knaben ziehn
Und rief ihn zu ſich, gab ihm gute Lehren
Und jenen Stab —

Löb
So wert eins wie das andre.

Ben Mardochai
Der Knabe dankt' und nahm den Stab mit ſich.
Nicht lang, ſo rief der Alte ihn zurück.
Schon viele prüft' ich mit dem Stab, ſprach er,
Der eine meinte ſich gehöhnt und ließ ihn
Zurück; der andre warf, ſo bald er meinte,
Er ſei mir aus den Augen, ihn von ſich.
Du nahmſt ihn an mit Demut und behieltſt ihn
Und freuteſt dich der armen Gabe. Sieh,
Nun kauf ich dir ſie ab. Er nahm den Stab
Aus meiner Hand und gab mir Geld dafür.

Dann ſchenkt' er mir den Stab nochmal und fragte:
Was denkſt du dir dabei? Herr, ſagt ich, das:
Man ſoll nicht Geld verſchenken. Recht ſo, ſprach
Der Weiſe freudig; deine Seele iſt
Der meinen Schweſter; du haſt mich verſtanden.
Früchte verſchenken darf man, doch nicht Späne
Vom Baum. Verſchenktes Geld macht arm den Geber
Und den Beſchenkten doch nicht reich. Noch vieles
Fragt' er, und jede Antwort freut' ihn mehr.
Da endlich ſagt' er: Hätt ich ſolchen Sohn
Wie dich! Fruchtbar wird ſtets die Hand dir ſein.
Der dürre Stock wird Wurzel in ihr ſchlagen
Und dich beſchatten. Und wie er ſo ſprach,
Kniet ich vor ihm; er aber legte mir
Die Hand aufs Haupt und gab mir ſeinen Segen.

Löb

Ja, meines Vaters Segen gab er euch.
Oft hats mein Vater uns geklagt; ihr wuchſet
Von ſeinem Segen, und er wurde kleiner;
Von Stund an nahm der Herr ſein Glück von ihm
Und gabs an euch.

Ben Mardochai (hat geſonnen)

Ich wurde groß; durch mich
Wurd es mein Vater, und aus Dankbarkeit
Hat er die Tochter ſeines Alters euch
In der Wiege ſchon verlobt.

Löb

Damit der Segen
Rückkehre auf das Haupt, dem er genommen.

Ben Mardochai (für ſich)

Ich muß ihn prüfen, ob er nicht vielleicht
Doch zarter denkt, als ich befürchte, daß
Er denkt. — Euch wundert dieſes Gartens Pracht;

Ihr ſcheltet mich darum. — Vielleicht, wenn ihr
Erfahrt, was mich ihn ſchmücken ließ, ſo lobt
Ihr mich darum. — Seht, wie mein Vater ſtarb,
Nahm ich die Schweſter, eure Braut, zu mir.
Sie war ein ſchönes Kind, mehr Geiſt jedoch
Als Leib; eins von den Kindern, die zu gut
Uns ſcheinen für die Erde. Jeder Tag
Macht' ihr die Schwingen leichter, daß ich ſchon
Die Stunde nahen ſah, da ſie entflog.
Die Ärzte wußten keinen Troſt. Nicht über
Die Jahre, die vom Kind die Jungfrau ſcheiden,
Könne ſie leben. Wär es möglich, ſie
Bis über jene Jahre hinzufriſten,
Dann wär es möglich, daß ſie ganz geſund
Mir würde. Heitre Ruh und freie Luft
Und liebevolle Pflege könnten viel.
Damals war ich noch weich, nicht abgehärtet
Wie jetzt für Hohn und liebloſe Verfolgung,
Und hatte viel zu leiden von den Chriſten.
Darum — das größte Übel ſcheint uns ſtets
Das gegenwärtige — ſo dacht ich mir:
Sie ſoll nichts wiſſen von dem Los der Juden,
Das ich, ein ſtarker Mann, kaum tragen kann.
Gott wird mich leben laſſen. Hab ich ſie
Dann über jene Jahre hingetäuſcht,
Und ſie iſt mir geſundet, dann enttäuſch ich
Die Starke über das, was mir die Schwache
Hinſterben machen würde vor der Zeit.
Und wenn mirs nicht gelingt, und wenn ſie doch
Mir früher ſtirbt, ſo hab ich doch den Schmerz
Hinweggenommen aus dem kurzen Leben.
Damit die Freiheit und die Pflege nicht
Ihr fehle, ſeht, ſo ſchuf ich dieſen Garten.
Hier wuchs ſie auf in ungetrübtem Frieden.
Sie weiß nicht, daß es Chriſten giebt, nicht, daß
Ihr armes Volk verhöhnt iſt und verachtet.

Löb (kopfſchüttelnd)

Und nun —

Ben Mardochai

Wirſt du an meine Stelle treten.

Löb

Und eure Thorheit erben? Fort und fort
Das Geld verſchwenden an den Märchenprunk?
(Für ſich)
Ja, er hat gut vergeuden; gehts doch von
Dem Meinen. Fremdes Geld verthut ſich leicht.
Bin ich nur erſt ihr Mann, dann ſoll ſichs ändern. —
Hm, aber wenn ſie nun dahinter kommt?

Ben Mardochai

Du wirſt ſie nicht dahinter kommen laſſen.

Löb

Wenn ſie nun aber doch dahinter kommt?

Ben Mardochai (nach einer Pauſe)

Ich prüft euch nur; vergebt mir. Wenig Wochen
Nur habt Geduld. In wenig Wochen iſt
Sie fünfzehn Jahr, iſt der Termin, den ich
Mir einſt geſetzt, bis wann ich zögern wollte,
Sie aufzuklären. So lang müßt ihr euch
Gedulden, Baruch, eure Braut zu ſehn.
Ihr wohnt bei mir, wie ſichs von ſelbſt verſteht.
Ein Diener wird euch eure Zimmer zeigen.
Bald bin ich wieder bei euch. (Beide hinten ab)

◆

Fünfter Auftritt

Rebekka, die vorhin zuweilen ſichtbar geworden; **Ben Mardochai**, wieder zurück

Ben Mardochai

Dir gefällt
Er nicht, Rebekka? Mir gefällt er auch nicht.
Ben Micha war ein weiſer Mann; wie er
In Briefen mir ihn lobte, that er das
Als Ahne, nicht als weiſer Mann.

Rebekka

Muß es
Denn eben jener ſein? Muß es denn eben
Ein Jude ſein?

Ben Mardochai

Rebekka, was hilfts ſprechen
Von Dingen, die beſchloſſen ſind.

Rebekka

Sind ſie
Denn auch beſchloſſen?

Ben Mardochai

Hat mein Vater ſie
Doch ſeines Vaters Sohn verlobt.

Rebekka

Ihr ſeid —

Ben Mardochai (einfallend)

Ihr Bruder —

Rebekka

Euer Vater war der Vater
Der Sterbenden, der Aufgegebenen.

Die iſt geſtorben; die Lebendige,
Die wunderbar Erhaltne dankt ihr Leben
Nur euch. Ihr ſeid der Neubelebten Vater.

Ben Mardochai (lächelnd)

Wie du verſchlagen biſt! An dir verdirbt
Ein Ränkeſchmied von Advokaten.

Rebekka

Wär
Ich ihr, ein langverwehtes Wort das ſollte
Mich nicht zur Thorheit zwingen. Wenn eur Vater
Noch lebte, ganz gewiß! es reut' ihn ſelber.
Ihr habt die Auswahl. Wer in dieſem Land
Wär ſo erhöht, der ſich nicht glücklich prieſe,
Dürft er euch Schwager nennen? Sagt mir doch!

Ben Mardochai

Schon gut. Schon gut. Und wenn? — Haushalten lernſt du
Mit deinem Atem nicht.

Rebekka

Ja, wär ich ihr,
Wüßt ich, wen ich zu meinem Schwager machte.

Ben Mardochai

Du biſt nicht ich; drum laß die Sorge mir.

Rebekka

Ihr ſolltet ihn nur ſehn. Mit welchen Blicken
Er dieſe Mauer mißt, ſeit ihr ſie höher
Habt bauen laſſen, und er nicht herüber
Mehr ſehn kann.

Ben Mardochai

Sprichſt du wieder irr? — doch iſts
Ein Wunder? Hm. Ich ſeh den Jungen nicht

Mit Weiberaugen an — hm, ja; ich wollte,
Der Löb ſäh aus wie der Baccai, der Löb
Hätte den halben Geiſt nur des Baccai.
Daß du nicht ſolche Dinge mehr da vorbringſt!
Haſt du ſie vorbereitet, wie ich wollte?
Siehſt du: ich dachte mir, wenn Löb nicht ſo,
Wie wir es wünſchten — da ihm Lea doch,
Wie er auch ſein mag, eigen werden muß —
Wie das geſchehen könnte ohne Zwang.

Rebekka

Einſchwärzen wollt ihr ihn in ihre Seele,
Ich kann mirs denken, durch die fromme Lüge,
Er komme, den Gott ſelber ihr beſtimmt.
Und wenn ſie dann nichts anders denkt, als wie
Sie, Gott demütig ehrend, ſich ihm gebe,
Dann wie zufällig ſoll Löb vor ihr ſtehn.

Ben Mardochai

Ja, du biſt klug, Rebekka, und wirſt helfen.

Rebekka

Ja, ihr ſeid klug, ſeid zu klug, zu gewiß
In eurem Traun auf eure Klugheit, fürcht ich.

Ben Mardochai

Schmäh mir die Klugheit nicht. War ich nicht jung?
Hatt ich kein Herz zum Lieben und zum Haſſen?
Was hat das Herz mir eingebracht? Was mehr
Als Gram und Reu? Was mehr? Was thut ein Jude
Mit einem Herzen? einer aufgemalten
Zielſcheibe für der Chriſten Hohn? Von unten
Kam ich herauf; ich war ein armer Jude,
Vor dem man ſich nicht zu verbergen braucht.
Ich ſah ſie durch und durch; ich ſah, das Geld
War ihr Gott mehr noch als der unſere.
Ich dachte, hab ich ihren Gott, dann hab ich

Auch ſeine Veter, wandte jeden Groſchen,
Eh ich ihn ausgab, jeglichen Gedanken,
Eh ich zur That ihn machte, zehnmal um.
So lang ich liebte, war ich ihr Beherrſchter,
Wer ſie verachtet, dem gehorcht die Welt.
Schmäh mir nicht den Verſtand, du Thörichte.
Er hat mich groß gemacht, die Schweſter mir
Erhalten; ſchmäh mir den Verſtand nicht mehr.
Doch red ich da! — Von dem Beſtimmten alſo.
Du haſt ihr ſchon davon geſprochen?

Rebekka

Sie
Denkt nichts, ſie fühlt nichts, weiß nichts mehr, als nur
Daß der Beſtimmte kommen wird.

Ben Mardochai

Regt ſie
Das auf? Verwünſcht, daß unſer Will zu ſehr
Geſchehn kann. Ruf ſie her. Ich will ſie ſelber —
Doch ſchließ die andern Thüren erſt. — (Rebekka ab)
Der Löb
Gefällt mir nicht. —

⁂

Sechſter Auftritt

Lea. Ben Mardochai. Rebekka

Rebekka (mit Lea heraustretend)

Geduld; er wird ſchon kommen!

Lea (eilt zum Bruder und küßt ihn)

Was zögert er? Wenn er auch lange zögert,
Doch weiß ich, wie er ausſieht.

Ben Mardochai (ſie liebkoſend)
Kleine Thörin,
Noch hat ihn Gott dir nicht gezeigt.

Lea
Und doch,
Doch weiß ichs! Willſt dus wiſſen, ja dann mußt
Du gute Worte geben.

Ben Mardochai
Nur erhitz
Dich nicht ſo ſehr. Dann will ichs. Sieh, ich thu
Es ſchon. Sag mirs, ich bitte.

Lea
Sieh, eh ich
Einſchlafe, bet ich: Meiner Väter Gott,
Zeig mir ihn, den du mir beſtimmt, im Traume.
So that ich geſtern, und kaum ſchwieg ich, ſieh,
Da ſtand der Traum an meinem Lager ſchon,
Da ſah ich den Beſtimmten, wie ich dich
Jetzt ſehe, ganz ſo klar und nah und deutlich.
Hätt ich die Hände ausgeſtreckt, ich hätt ihn
Gefühlt.

Ben Mardochai
Und war er ſchön?

Lea
O er war ſchön!

Ben Mardochai (für ſich)
Das Mittel war verkehrt, das ich gewählt;
Nun wird er deſto häßlicher ihr ſcheinen.

Lea
Sein Antlitz leuchtete ſo hell und doch
So ſanft, wie wenn der Mond in Wolken ſteht
Und uns nicht blenden will mit ſeinen Strahlen.

Wüßt ich nur, wie — ja, wenn ich zeichnen könnte!
Wenn ich — ſieh, hätteſt du den Mann geſehn,
Der neulich, wie die Mauer nicht ſo hoch
Noch war, von dort herunter ſah; dort, ſiehſt du,
Wo der geſchweifte Stein ſo rötlich glänzt;
Daneben gleich iſt eine kleine Höhlung.
Ganz ſo erſchien er von Geſicht und Weſen.

Ben Mardochai (leiſe zu Rebekka)
Wer war das?

Rebekka (ebenſo)
Seht ihr, wie ihr ſelbſt dem jungen
Vaccai die Werbung leicht gemacht.

Lea
Warum
Siehſt du ſo finſter? Hab ich was gethan,
Was ich nicht ſollte?

Ben Mardochai
Denk an jenen nicht,
Der von der Mauer ſah. Ich kenn ihn wohl,
Er iſt ein Chriſt.

Lea
Er iſt ein Chriſt — iſt das
Was Schlimmes? Einmal hört ich ſchon von Chriſten
Dich mit dir ſelber reden voll Verachtung.
Sind Chriſten keine Menſchen? Sind ſie nicht
Wie wir? O bitte, laß mich einen ſehn.

Rebekka (war nach einer Thür gegangen)
Der Schmetterling wünſcht euch zu ſprechen, Herr.

Ben Mardochai
Laß ihn herein. Und ihr — geht auf die Seite.

Siebenter Auftritt

Schmetterling. Vorige

Ben Mardochai (ihm entgegen)

Was giebts?

Schmetterling

Von den Marcheſen Viarotta,
Belſaſt und Givia unterthänigen
Reſpekt, und wenns gefiel' dem Herrn Marcheſe,
So kämen ſie, Eur Gnaden abzurufen.
Es wär —

Ben Mardochai

Schon gut.

Lea

Iſt der ein Chriſt? Gewiß.
Wie demutsvoll er daſteht und wie ängſtlich
Er an des Bruders Blicken hängt. Das ſchmerzt mich.
O bitte, bitte, Joſeph, ſei ihm freundlich.
Gieb ihm die Hand und heiß ihn zu dir ſitzen —

Ben Mardochai (abwehrend)

Biſt du noch da, du kleine Thörin; geh.

Rebekka

Laßt doch den Bruder. Wollt ihr denn, er ſoll
Mit ſeiner Diener niedrigſtem verkehren,
Als wär er ſeinesgleichen?

Lea

Sagſt du nicht,
Die Menſchen kommen alle nackt zur Welt,
Der Jude wie der Chriſt? Was giebt dem einen
Denn nun das Recht, den andern zu verachten?

Ben Mardochai (hat mit ihm geſprochen)

So, Schmetterling, nun ſlieg er wieder fort.

Schmetterling (abgehend)

Ha ha, ha ha! O ganz ſcharmant — „nun ſlieg er“ —
Ein ganz ſcharmanter, exquiſiter Witz!

Ben Mardochai

Du weinſt? Worüber?

Lea

Um den armen Chriſten.

Ben Mardochai

Hab ich ihn hart behandelt?

Lea

Nein, ach nein!

Ben Mardochai

Und warum ſonſt?

Lea

Ach daß er wie ein Hündchen
Entzückt war, weil du freundlich ſprachſt. Drin lags,
Daß du ihn ſchlagen durfteſt, und er hätt es
Geduldet. Daß du nicht unfreundlich warſt,
Das hat ihn ſchon entzückt. Mich ſchmerzt es, daß
Ein Menſch kann ſchmeicheln wie ein Hund. Ich fühlt es,
Als wär ichs ſelbſt. O hätt ichs nie erfahren,
Daß es ſo arme, arme Chriſten giebt.
Sind alle Chriſten ſo, o dann iſt er,
Den ich auf jener Mauer ſah, kein Chriſt.
Die armen Chriſten!

Ben Mardochai

Ob ich jetzt ihr alles
Erkläre? Wär ſie nicht ſo aufgeregt!

Es ſind nur wenge Tage noch, dann iſt
Ihr ſechzehnter Geburtstag. — Regſt du dich
So auf, du dummes Kind? Denk heitre Dinge
Und ſieh mir fröhlich aus, damit du mir
Geſund bleibſt. Hörſt du? Thuſt du mirs zuliebe?

Lea

Ja doch. Ich will an den Beſtimmten denken. (Setzt ſich)
Sag, wird er plötzlich kommen? unverhofft?
Kommt er vom Himmel?

Ben Mardochai

Närriſch Kind; je klüger
Und ruhiger du biſt, ſo eher kommt er.

Lea

So will ich ſtill ſein, ſchlafen, von ihm träumen.

Rebekka

'S iſt ohnehin eur Stündchen jetzt zu ruhn.

Ben Mardochai

Hörſt du, Rebekka? (Spricht ſeitwärts mit ihr)

Lea

Herr du meiner Väter,
Der Knecht von Abraham ſprach: Welch ein Mädchen
Mir die Kamele tränkt, die ſoll es ſein;
Die will ich meines Herren Sohne frein.
Und wie — er aufſah — ſieh, da — kam — Rebekka
Und tränkte — Gott du meiner Väter — laß mich
Ihn ſehen — den du — gute Nacht — und — gieb
Den — armen Chriſten — daß —

Ben Mardochai

Sie ſchlummert ein.
Sag mir, Rebekka, doch belüg mich nicht,

Meinſt du, daß dieſes Rot nichts Schlimmes deutet?
Iſt es gewachſen? Wie?

Rebekka

Ich dächte nicht.

Ben Mardochai

Nicht wahr? Gewachſen iſt es nicht. Es iſt
Viel kleiner worden. Kaum das Fleckchen deckts
Da unterm Aug. Ins Blaue ſpielts, iſt größer,
Wenn es Abzehrung kündet. Solche Flecken
Hat jedes Mädchen. Sieh, der Atem windet
Sich leicht in langen Zügen von der Bruſt.
Was iſt?

Rebekka (iſt an die Thür gegangen)

Der Schmetterling. Die Herren ſind
Wohl da.

Ben Mardochai

Ich komme gleich. Dann ſieh, ob Löb
Verſorgt iſt, wie es meinem Gaſt gebührt.

Rebekka (ab)

Ben Mardochai

Ich hab dich unter Schmerzen neu geboren,
Mit Sorge jeden Atem dir gemeſſen,
Von dir gehalten, was dich kränken konnte,
Hab ſtets das Soll zum Wollen dir verſüßt,
Daß du dir frei ſchienſt, wo du mir gehorchteſt,
Und mir gehorchteſt als zu deinem Heil.
Und nun ſoll ich dich von mir laſſen, ſoll
In fremde Hand dich geben, daß die Welt
Des Herzens Reinheit dir vergiftet, dich
Zur Lüge zwingt. O daß kein Menſch mehr darf
Im Paradieſe bleiben. Jene Chriſten,
Um die dein Mitleid ſeine Arme ſchlingt,

Die ſich vermeſſen, ihren Feind zu lieben,
Ja, uns wie ihresgleichen — Gott behüt uns
Vor ſolcher Liebe. O daß du ſie nie,
Nie müßteſt kennen lernen! Und die Hand,
Die dich von nun an führen ſoll, iſt hart,
Noch härter, fürcht ich. O mein Herz iſt ſchwer
Um dich, du meines Vaters armes Kind.
(Er geht)

Achter Auftritt

Eva ſchlafend. **Giulio** und **Benvenuto** erſcheinen wieder auf der Mauer

Giulio

Nun iſt der Garten leer. Nur ſie allein —
(Läßt die Strickleiter wieder herab)

Benvenuto (ihm helfend)

Nun gutes Glück, Herr Träumer. Ganz berauſcht
Steigt ihr hinunter und ganz nüchtern, hoff ich,
Wieder herauf. Ich muß jetzt fort. Wir ſehn
Uns wieder. (Ab)

Giulio

Geh, der du nichts Edles glaubſt,
Stör meiner Seele fromme Feir nicht mehr.
(Tritt zurück, in die Szene redend)
Und nun Muſik! (Muſik) Duft für der Seele Atmen
Verkünd ihr, daß ich komme. Zauberiſch
Glänzt die Fontän im letzten Abendſchein.
Doch um die Tiefen ſchmiegt ſich ſchon die Nacht
Wie aufgelöſter Rabenlocken Pracht.
O du verdienſt den Namen Träumer ganz,
Zerfließeſt in Empfindung, wo du dich

Zuſammenraffen ſollſt zu kühner That.
Die Zeit höhnt fliehend dich. Hinab und rette!
(Er ſteigt an der Strickleiter hinab; der Mond kommt herauf)

Lea

Er iſt es! Dank dir, Traum, der mir ihn zeigt.
O er iſt ſchön. So ſchön dacht ich mir Gott.

Giulio (bleibt vor ihr ſtehn)

Hier iſt ſie. Ja, es iſt das Angeſicht,
Wovon das Bild in meinem Herzen wohnt,
Doch ſchöner, unbeſchreiblich ſchöner noch,
Und meine Phantaſie iſt nur ein Stümper.
Die ſchwere Erde hat an dieſem Leib
Nur wenig teil. Harr ich, bis aus den Schultern
Ihr Engelflügel brechen und ſie mir
Himmelhinan entziehn? Klammr' ich mich feſt
An ſie, daß ſie mich mit gen Himmel trägt?
O Thor, betrügſt du ſo die raſche That
Um ihre Zeit? O Schlaf, verzeih, daß ich
Aus deinem ſchönſten Wohnſitz dich verſcheuche.

Lea

Iſts nur ein Bild, was ſchöne Träume malen?
Doch ſpräch es dann?

Giulio

Du wachſt?

Lea

Du biſt kein Traum?
Kein bloßes Bild? Du biſt es ſelbſt?

Giulio

Kennſt du
Mich denn?

Lea

Hab ich dich doch ſchon lang geliebt,
Eh ich noch wußte, daß dus biſt. Und dir
Gings ebenſo.

Giulio

Das weißt du?

Lea

Weiß ich doch,
Daß meiner Väter Gott dich mir beſtimmte.
Herr, ich bin deine Magd. So nimm mich hin.

Giulio

Ich ſollte ſagen: Eile! Komm mit mir,
Daß ich dich rette aus der Hand des Drängers;
Doch deine Ruhe macht mich irr. Iſts doch,
Als bliebſt du gern, und doch kann kein Verdacht
Aufrecht in deiner Reinheit Sonne ſchaun.
Du kommſt mit mir!

Lea

Und bleibſt du nun bei mir?

Giulio

Eh noch dein Dränger ahnt —

Neunter Auftritt

Rebekka. Die Vorigen

Rebekka (erſchrocken)

Was ſeh ich? Hier
Ein Fremder? Bei ihr? Es iſt Giulio
Vaccai. Was wollt ihr hier?

Lea

Wie du nur fragſt!

Rebekka

Wenn ihn eur Bruder fände!

Lea

Iſt ers doch,
Den Gott mir hat beſtimmt.

Rebekka

Flieht! Flieht!

Lea

Warum?
Weil er ein Chriſt iſt?

Giulio

Du wärſt eine Jüdin?

Lea

O ſei nicht bang, biſt du auch nur ein Chriſt.
Was kannſt denn du dazu, daß die Geburt
Dich hat erniedrigt? O gewiß! Wer niedrig
Geboren iſt, der muß deshalb nicht niedrig
Von Seele ſein.

Giulio

Fährſt du ſo fort, ſo fühl ich
Es ſelbſt als einen Mangel, daß ich Chriſt bin.
Ha, ſchwärm ich ſelber? Iſt dies ſüße Bild,
Weh mir! an unglückſelgem Irrſinn krank?

Rebekka

Nein, Herr, das iſt ſie nicht; doch weiß ſie wenig
Noch von der Welt, und was ſie weiß, bedarf
Berichtigung. Sagt mir, meint ihr es redlich?

Giulio

Frag mich, ob ich bei Sinnen bin?

Rebekka

Dann ſollt ihr
Sie öfter ſehn. Doch meint ihrs nicht, dann geht
Und ſtürzt dies liebe Kind nicht ins Verderben.

Giulio

Welch Ungeheuer müßt ich ſein, könnt ich
Das wollen nur. Lieſt du auf meiner Stirn
Etwas von dem, was du befürchteſt?

Rebekka

Nein.
Viel müßt ihr thun, um alles das zu halten,
Was eure Stirn verſpricht.

Giulio

Du biſt erſtaunt?

Lea

Ich hör euch reden und verſteh euch nicht.

Giulio

Verſteh ich dich, du ſüßes Rätſel, denn?
Verſteh ich mehr von dir, als daß ich weiß:
Ich bin dein Eigentum?

Rebekka

Hört ihr? Er kommt.

Giulio

Wer kommt?

Lea (freudig)

Mein Bruder.

Giulio (ängſtlich, ahnend)

Doch wie heißt dein Bruder?
Wenn ich recht ahnte!

Rebekka

Der Marcheſe von
Belcomo.

Giulio

Der Marcheſe —

Lea

Du erſchrickſt?

Giulio

Ben Mardochai?

Rebekka

Hieß er ſonſt.

Giulio (ausbrechend)

Iſt der
Ihr Bruder, darf ich nimmer wiederkehren!

Rebekka

Ihr dürft. Laßt mich nur machen. Doch jetzt eilt.
Ich bitt euch, ich beſchwör euch. Er iſt euch
Nicht gram — doch jetzt —

Lea

Du fürchteſt meinen Bruder?
Du wirſt ihn lieben, kennſt du ihn nur erſt.
Komm, ich will dich in ſeine Arme führen;
Du mußt nicht ängſtlich ſein.

Giulio

Angſt iſt es nicht,
Schmerz iſts, was ich empfinde. O der Jude iſt
Ihr Bruder!

Lea

Siehſt du, wär er ſo wie du
Ihn fürchteſt, wie er nicht iſt — wär er ſo —

Ja droht' er dir den Tod, er ſollte nicht —
Eh wollt ich ſelber ſterben, als er dir
Ein Haar nur krümmte. Ja gewiß, ſiehſt du,
Ich lüge nicht.

Giulio

O ſchweige! ſchweige! Du
Ziehſt mich und dich in das Verderben. Hör
Ich dich, dann hab ich keinen Willen mehr.

Rebekka

O geht! Geht!

Giulio

Recht! Ich danke dir, und doch
Hab ich die Kraft nicht mehr. Leg in dein „Geht"
Den Schmerz der halben Welt; in ihrem Blick,
In ihrer Stimme Klang liegt ungemeſſen
Viel mehr als eine ganze Welt von Glück.

Rebekka

Ich treff euch irgendwo; laßt mich nur machen.
Ihr ſollt ſie wiederſehn; nur folgt mir jetzt
Und geht.

Giulio

Ja, ich muß gehn. O faßte jetzt
Ein Engel mich, wärs mit erzürnter Fauſt,
Und riſſe mich dahin, wo meine Mannheit
Ich wiederfände!

Rebekka

Kommt! (Öffnet eine Thür in der Mauer)

Giulio

Recht! Reiße mich
Aus dieſem Zauberkreis, der mich —

Lea

Du gehſt?

Giulio

Ich komme wieder. Nein — ich komme nicht —
Und doch — leb wohl! — Nur einmal ſaß ich dich.
O Himmel, reiß mich los! — Leb wohl! Leb ewig —
(Rebekka läßt ihn aus der Thür; indem ſie dieſe ſchließt, tritt auf)

Zehnter Auftritt

Ben Mardochai. Lea. Rebekka

Lea

Er flieht? (Sieht den Bruder) O Joſeph!

Rebekka

Schweigt! Laßt ihn nichts merken.

Ben Mardochai

Was iſt? Du glühſt? Du zitterſt?

Lea

Er war da!

Ben Mardochai

Er war —? Wer iſt der er?

Lea

O du wirſt zornig.

Ben Mardochai

Sprich doch!

Lea

Doch du mußt freundlich ſein. Gott hat ihn
Geſchickt.

Ben Mardochai

Gott hat ihn — wen? Wars Löb, Rebekka?
Doch nein; der konnte nicht — ich will nicht denken,

Ein andrer könnts geweſen ſein. Doch nein.
Du haſt geträumt, du haſt lebhaft geträumt.
Kaum daß ich ging und dich hier ſchlafend ließ,
Du träumteſt, und erwacht hältſt du den Traum nun
Für Wirklichkeit.

Lea

Frag die Rebekka nur.
Sie hieß ihn gehn. Aus dieſer Thür iſt er
Gegangen.

Ben Mardochai (muß ſich ſetzen)

Nun ſo ſei mir hundertmal
Verwünſcht, thörichte Klugheit!

Rebekka

Seht, ich ahnt es.

Ben Mardochai

Kein Unglück iſt, was euch nicht hat geahnt.
Erſt macht ihrs, und zuletzt dann ahnt es euch:
Es war ein Unglück, was ihr habt gemacht.

Rebekka

Ihr thut mir unrecht. Wie ich kam, fand ich
Ihn bei ihr. Thu der Herr mir dies und das,
Weiß ich, wie er hereingekommen iſt.

Lea

Dort, wie die Engel von der Himmelsleiter,
Sah ich im halben Schlaf ihn niederſteigen.
Ich ſchloß die Augen, um den Traum von Gott
Nicht zu verſcheuchen —

Ben Mardochai

Von der Mauer? Wär er
Herabgeſtürzt! Ein Traum von Gott? Ein Traum
Vom Teufel! Ein Traum, den du vergeſſen mußt.

Lea

Nein! Nein! Ich weiß, Gott ſelbſt hat ihn geſchickt.
O wüßt ich alles ſo gewiß! Sag nicht:
Es iſt nicht wahr; ich dürfte ſonſt dir nicht
Mehr glauben. Schelte lieber, ſtrafe mich.
Es macht mich glücklich, darf ich für ihn leiden!

Ben Mardochai (ſchmerzlich)

Lea!

Lea

Siehſt du, dich reut es, daß du ihm
Unrecht gethan.

Ben Mardochai

Mich ſchmerzt, daß du dich irreſt.

Lea

Du biſt mein guter Bruder, ja mein Vater.
Du ſelbſt haſt mich gelehrt, an Gott zu glauben;
Du ſelbſt haſt mir geſagt, er werde kommen,
Den Gott mir vorbeſtimmt; und nun er kam,
Willſt du ihn mir nicht nehmen.

Rebekka

Gebt nur Ruhe.
Wie euch das Herz ſchlägt! Wie ihr zittert!

Ben Mardochai

Lauf
Zu Nathan. — Kind, komm zu dir, liebes Kind!

Rebekka

Laßt ſie dabei. Ihr wißt, die Seele macht ſie
Geſund und krank. Wollt ihr nach andern ſchicken,
Wo ihr der einzge Arzt ſeid, der kann helfen?

Ben Mardochai

Wie iſt dir, Kind?

Rebekka

Ohnmächtig wird ſie.

Lea

Nimm mir
Ihn nicht!

Rebekka

Er thut es nicht. — So ſagt nur was,
Sie zu beruhigen.

Ben Mardochai

Wär nicht das Wort
Des Vaters —

Rebekka

Geht mir doch! Weil euer Vater
Ein unbeſonnen Wort geſagt, ſo ſoll
Sein Kind es büßen? Hat er eine Sünde
Gethan, daß er das Thorenwort ihm gab,
So thut die zweite nicht, es auch zu halten.

Ben Mardochai (hin und her)

Du weißt nicht, was du ſprichſt. — Nimm etwas Waſſer
Und netz die Stirn ihr. Hm! Des Vaters Wort —
Und doch — der Löb — er iſt kein Mann für ſie.
Hartherzig, unſanft, gierig, ohne Rückſicht.
Und der Vaccai — laß doch ſehn! Was hat der
Darunter, daß er in den Hof mir ſteigt?
Reib ihr die Schläfe — ja, was denkt er ſich?
Du gehſt zu weit. Wer rechnet, dem läßt ſich
Nachrechnen; zwanzig Jahre rechnen nicht.
Hm ja; es gälte den Gedanken bloß
Ins Aug zu faſſen, wenn ich die Vaccai
Erhöbe, dieſen Brizzi — er wird ſo
Mir unbequem — aufgäbe? Nun es iſt
Ein Wenn und weiter nichts als nur ein Wenn.

Geſetzt jedoch, es würde mehr — man müßte
Dann klug verfahren. Noch ſind alle Fäden
In meiner Hand; noch iſt kein Schritt gethan,
Den man zurück zu thun uns könnte zwingen.
Und auf den Fall, es würde mehr als nur
Ein bloſes Wenn, ſo zeichn' ich und verbünde
Der Klugheit noch die Allmacht.

Rebekka

Bald wird ſie
Erwachen, habt dann nur ein gutes Wort
Für ſie.

Ben Mardochai

Wie nahm er ſich?

Rebekka

Der Giulio
Baccai? Wie ein Menſch, der treu es meint.
Ich bin kein Kind mehr, das ſich täuſchen läßt
Mit Männerworten. Doch wie er erfuhr,
Daß ihr des Mädchens Bruder wärt, da ſank ihm
Die Hoffnung. Er iſt edlen Bluts, doch arm.
Ihr könnt ihn reich und vornehm machen, könnt
Die Kluft ausfüllen zwiſchen euch und ihm.

Ben Mardochai

Ich zeichne — (hält inne) Doch noch immer iſts ein Wenn,
Nichts weiter. Öffnet ſie das Aug?

Rebekka

Nun habt
Ein freundlich Wort.

Lea

Nicht? Du nimmſt mir ihn nicht,
Den Gott mir hat beſtimmt?

Ben Mardochai

Den Gott dir hat
Beſtimmt — wer nähm dir den? Mein liebes Herz,
Sei ruhig. Unterſuchen will ich nur,
Ob ers auch iſt, den du geſehn, den Gott
Dir hat beſtimmt.

Lea

Du wirſt es ſehn, er iſts.

Ben Mardochai (indem er unterſchreibt)

Ich zeichne. — Doch noch iſts ein bloßes Wenn!

Vorhang fällt

Ende des erſten Aufzugs

⁂

König Alfred

Aus dem erſten Aufzug

Zweiter Auftritt

Eine andre Gegend des Waldes. Ein Felſenthal. In der Mitte ein Eichengebüſch. In der Szene bald nahender, bald ſich entfernender Hörnerſchall

Alswith (in Knabenkleidern tritt auf)

Ich kann nicht weiter. Niederſitzen muß ich,
Wärs auch nur einen Augenblick. Der Mittag,
Hier zwiſchen ſteilen Felſen eingepreßt,
Stickt an der eignen Glut. — Ruhn will ich hier,
Doch ſchlafen nicht, wie ſchwer ichs wehren mag.
Hör ich nicht fernen Horneston? Sie ſinds!
Gewiß! Sie ſinds! Noch an dem Felſenſteig,
Eh ich vom Roſſe ſtieg, das kraus Gezwing
Dem fliehnden Reh zu folgen hinderte,
Sah ich mein ganz Gefolg. Dann ſpäter noch
Im Dickicht hört ich Sintrams ſchweren Schritt
Im Schlingkraut hinter mir. Als plötzlich dann
Wie von des Felſens Wänden eingeſchlungen
Das Reh verſchwand, war ich allein. Und, fürcht ich,
Mein müdes Aug verwechſelte die Richtung,
Und all mein Eilen macht den Raum nur größer,
Nicht kleiner, der mich von den Meinen trennt.
(Sie horcht)
Der Hörnerruf kommt näher. Sintram iſts
Gewiß. O Müdigkeit, drück nicht ſo ſchwer
Mein Aug, ſonſt ſchließt ſichs, ſieht die Diener nicht,
Wenn ſuchend ſie ſich nahn, läßt ſie vorbei,
Und wenn ſichs' wieder öffnet, iſts zu ſpät.
An was nur denk ich, das mich munter hält?
An meinen Vater Guthorm, meine Mutter,

An ihre Sorge, bleib zu lang ich fort,
An Vaters Schelten, komm ſo ſpät ich heim.
Bin ich ein Jäger doch nur ihm zulieb.
Was hilft es? Doch kein Knabe! ſagt ſein Aug.
O dann iſts ſchweres Los, ein Mädchen ſein,
Wirft man ihr vor, daß ſie kein Knabe iſt.
Wär ichs, ich wäre nicht ſo müd. Ja wär ichs! —
Ich kann nicht mehr. Komm, ſei mein Wächter, Dolch!
Ein Knabe legt ſich ſchlafen, wo er will,
Denn nur das Leben kann man ihm bedrohn.
O Guthorms Tochter, wärſt du — Guthorms — Sohn.
(Sie ſinkt um und ſchläft ein)

Alfred, Athelſtane, Trolf, Cedrik, Jäger von der andern Seite

Alfred

Die Jagd war gut. Es ſtellte ſich der Bär,
An Hirſchen fehlt' es nicht.

Athelſtane

Die Hunde packten;
Nur wie die Hitze wuchs, ward alles träg.

Cedrik

Der Hirſch verſchlief den nahen Todesruf —

Alfred

Sein Glück, daß, ſo wie ihm die Vorſicht einſchlief,
Auch unſrer Hunde Spürluſt ſchlummerte.

Athelſtane

Ja, alles ſchlief, der Hirſch im Fliehn, der Hund,
Der Jäger ſchlief ihm folgend. Ja, und wahrlich,
Ich ſchlafe jetzt, da ich vom Schlafen rede;
Nur einer ſchläft nicht, und das iſt der Durſt.

Alfred

Ich ſuch ein Plätzchen uns an jenem Buſch.
Dort breitet unſern Vorrat aus. Laßt baden

Des Himmels Spiegelbild im kühlen Wein
Und ſchlürſt dann beides, Wein und Himmel, ein,
Und keiner denk an eine Welt da draußen.
Ich bin nicht König Alfred jetzt; ich bin
Von ſeinen Förſtern einer. Nachbarförſter
Seid ihr, die mich beſucht.

Athelſtane

Ei ja zum Teufel!
Du kannſt ſo ſprechen, aber wir —

Alfred

Laß! Laß!
Sei luſtig, alter Athelſtane.

Athelſtane

Ei was!

Alfred

Hierher!
(Er geht dahin zu, wo Alswith liegt. Jäger mit Decken, Wein und Speiſe nach)
Was iſt das?
(Die andern umgeben mit ihm die Schlafende)

Athelſtane

Ei!

Alfred

Ein Knab.

Athelſtane (für ſich)

Ein Mädchen!
Eine Nymphe! eine Venus! ein Traum für einen Satyr!

Alfred (ſie betrachtend, leiſe)

Hab ich je einen Knaben ſchön genannt,
So log ich. Seht, er ſchlummert. Süßern Duft,

Als dieſer Lippen friſcher Purpurkelch,
Haucht keine Roſe. – Weck ich ihn? Erwart ich,
Bis ſeiner Wimpern ſeidner Vorhang ſelbſt
Sich hebt? Wie er ſo hingegoſſen liegt
Wie ſchmelzende Muſik ins Schattendämmer!
Ein leuchtend Bild auf grünen Grund geſtickt.
Das Köpfchen auf den Arm geſtützt, ſo fand
Der Schlaf ihn, als er ſeine Glieder löſte,
Und Arm und Köpfchen glitten leis zurück,
Derweil die andre Hand matt in den Schoß
Ihm ſank. Der Schlaf wird zürnen, ſcheuch ich ihn
Von ſolchem Lager. Denk ich dann, wie ſtaunend
Von einem er zum andern blicken wird,
Die Augen reiben, um das neue Traumbild
Sich zu zerſtreun, von neuem ſtaunend, wenn es
Als Wirklichkeit ſich zeigt, erwart ichs kaum.
Kommt, ruft das frohſte Lied aus euren Hörnern
Und weckt ihn, wie man Jäger wecken muß.

(Jäger blaſen ein Liedchen)

Friſch auf, mein Junge! Iſt das Jägerart,
Zu ſchlafen, weil die Sonn am Himmel ſteht?
Seht! Schon erwacht er. So errötet wohl
Ein Mädchen, das erwachend um ſein Lager
Sieht Männer ſtehn.

Athelſtane

Getroffen! Wahrlich juſt ſo!

Alswith

Sintram, ſeid ihrs?

Alfred

Sintram? Gewiß ſein Lehrer.

Alswith

Nein! Fremde Männer! (Springt auf) Kommt mir nicht zu nah!

Alfred

Laß ruhn den Dolch. Mach dir die Augen klar.
Wir ſind nicht Räuber — Jäger, Knab, wie du.

Alswith

O Gott ſei Dank! Und doch — (für ſich) ja ſo; vergiß nicht,
Alswith, du biſt ein Knabe.

Alfred

Guten Morgen,
Mein kleiner Jägersmann! Biſt du nun friſch?

Alswith

Drum laßt mich. Gebt mir Raum. Ich muß nun weiter.

Alfred

So eilig? Ei was ſchliefſt du dann?

Alswith

Drum weil
Ich ſchlief, hab ich Verſchlafnes nachzuholen.

Alfred

Gut. Thus. Doch erſt ſei unſer Gaſt. Und willſt
Du deinen Wirten lohnen, ſei ihr Mundſchenk.
Komm, trink mirs zu. Auf gutes Jägerglück!

Alswith

Mich dürſtet nicht. Fürs Anerbieten dank ich
Und geh.

Alfred

Ein Wort nur, Knabe. Wohnſt du hier?
Im Walde, mein ich.

Alswith

Hier im Wald? Nein. — Ja. —
Ich wohn, doch nicht im Walde. Gott behüt euch.

(Sie geht)

Alfred

Bleib, Knabe! Hörſt du? Noch ein Wort? Er geht.
Wie trotzig! Und wie ſanft doch Aug und Stimme
Den Trotz der Rede Lügen ſtraft! O ſeltſam,
Wie mir ſein Weſen bis ins tiefſte greift.

Athelſtane (beiſeit)

Wenn das Aug trinket, wird das Herz berauſcht.
Den Namen hat der Schelm von Trieb vertauſcht,
Nun ſteht er neckiſch hinterm Zaun und lauſcht.
Was zu dem Knaben euch die Sehnſucht weckt,
Wärt ihr nicht ſelbſt noch Knab, euch wärs entdeckt:
Ei nun! das Weib, das in dem Knaben ſteckt.

Alfred

Hab ich ihn ſchon geſehn? von ihm geträumt?
„Ich dürfte nicht. — Fürs Anerbieten dank ich.“ —
Der Knab ſtahl einer Nachtigall die Kehle,
Da ſie zerfloß in ſanfte Melodie
Und Wald und Fels mitſchmelzend fluteten
Im Duftkelch einer ſüßen Sommernacht.
Hingeht er. Mit Gewalt möcht ich ihn halten,
Schämt ich mich nicht. Mir iſt, als flöh 'ne Welt
Noch ungebornen Glücks mit ihm von mir.
Hingeht er. Werd ich wieder ihm begegnen?
Wenn nicht, wozu der wunderbare Zug?
Dann ſpielt Natur mit unſern Regungen,
Wie ſies mit Moos und Stein und Ranken thut
Und mit dem Schein von Abſicht uns betrügt.
Ein Thor, der über ſolche Dinge grübelt
Und über dem, was da wohl könnte ſein,
Vergißt, was wirklich iſt. — So ſtill, Leolf?

Leolf

Ich mein, du dichteſt, und will dich nicht ſtören.

Cedrik

Er weiß, aus ſeines Reimens Raſerei
Iſt es gefährlich einen Dichter wecken.

Athelſtane

Er wirft dir einen Fuß an deinen Kopf,
Wenn auch nur einen Versfuß.

Cedrik

Gehn wir heim?

Alfred

Die Hitze überbot ſich den Mittag
Und lehrt das Schickſal des Verſchwenders nun,
Der noch vor Nacht muß darben.

Athelſtane

Zeigt euch anders.
Hebt auf die Lehre wie ein Geiziger
Den Nagel, der vom Schuhe jenem fiel,
Doch nicht wie er, um ihn zu euerm Schatz
Zu legen, wo er nutzlos ſchlafen muß.
Wer in der Ruh ſich übernimmt, zeigt ſich
Zugleich als Geiziger und als Verſchwender.

Alfred

Sagt das den Hörnern, ſie verſchweigen nichts;
Sie plauderns aus, die lärmenden Begleiter,
Und Wald und Thal und Felſen rufens weiter!

(Alle ab)

◆

Der Engel von Augsburg

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

(1856 f.)

Perſonen

Der Herzog von Baiern
Albrecht, ſein einziger Sohn
Des Herzogs Vizedom in Straubing }
Der Kanzler } des Herzogs Räte
Graf Törring }
Hanns Zenger, ein Augsburger } Ritter und
Seibelſtorfer } bairiſche } Albrechts Freunde
Gundelfinger }
Ritter Landsberg
Der Pfleger vom Albrechts-Schloſſe Straubing
Kaſpar Bernauer, ein Bader in Augsburg
Raimund, ſein Geſelle
Ein Herold
Giulio, ein Diener der Iſotta
Ralf, der klugen Frau aus Ungarn Gehilfe
Ein Knecht des Vizedoms
Ein Zimmermann
Iſotta, Gemahlin Hanns Zengers
Agnes, Bernauers Tochter
Walpurgis, Bernauers Schweſter, genannt die kluge Frau aus Ungarn
Beate, Agnes Pflegeſchweſter
Gäſte beim Bankett Hanns Zengers in Augsburg
Ritter, Knappen, Turniergäſte in Regensburg
Kammerfrauen, Geſinde, Söldner auf Schloß Straubing
Söldner des Vizedoms

Die Szene im erſten Aufzug in Augsburg, im zweiten in Regensburg und auf dem Schloſſe zu Straubing, im dritten und vierten auf dem Schloſſe zu Straubing, im fünften auf dem Schloſſe und in der Nähe des Schloſſes von Straubing.

Zeit im Jahre 1436 der chriſtlichen Zeitrechnung.

Erſter Aufzug

Ang[illegible]

Erſte Szene

Bei der klugen Frau aus Ungarn

Walpurgis. Agnes

Walpurgis

Siehſt du, das iſt mein Zauberſpiegel. Dahinter thu ich ein Bild oder einen lebendigen Menſchen —

Agnes

Aber merkts denn keiner, der hineinſieht, daß ein Bild oder ein lebendiger Menſch dahinter iſt?

Walpurgis

Keiner; ſonſt ſäh lange ſchon niemand mehr hinein. Wer den Spiegel anſieht, meint, ſein Glas iſt in die Mauer gefügt. Wer denkt, daß die Wand hohl iſt! Und der ſeidene Flor hinter dem Glaſe und der feine Rauch, den mein Burſche zwiſchen dem Glaſe und dem, was dahinter iſt, aufſteigen läßt. Nun haſt du denn nicht ſelbſt hineingeſehn?

Agnes

'S iſt wahr, Baſe, es kanns kein Menſch erraten. Wieviel ſchlägts da vom Perlaßturm?

Walpurgis

Neulich hätt ich dich beinah in den Spiegel geſetzt, wie der junge Damian ſeine künftige Frau ſehn wollte.

Agnes

Schlug das neun?

Walpurgis

Warum?

Agnes

Um neun Uhr geht Hanns Zengers Bankett an. Aber der Raimund und die Beate ſind noch nicht da. Sie wollen mich abholen zum Bankett. Was, wie ich mich darauf freue!

Walpurgis

Dein Vater weiß nicht, daß du bei mir biſt?

Agnes

Nein, Baſe. Ihr wißt ja, ich ſoll nicht zu euch. Ich darf auch niemand ſagen, daß ihr meine Baſe ſeid. Der Vater iſt wunderlich.

Walpurgis

Mir recht. Es wär auch eine rechte Ehr für mich, wüßten die Leute in Augsburg, daß ich des Baders Bernauer Schweſter bin. Zu der weiſen Frau aus Ungarn kommt Vornehm und Gering, in ihren Spiegel zu ſehn; zur Walpurgis Bernauerin, dem Augsburger Stadtkind, käm kein Hund, und ich müßte verhungern. Hätten ſie mich in Augsburg nicht vergeſſen, ich wär nie wieder hierhergekommen.

Agnes

Hats nicht draußen gehuſtet? Wärs der Raimund und die Beate, ſie kämen herein.

Walpurgis

Du kannſt das Bankett nicht erwarten.

Agnes

Ja, die vielen Lichter und die vornehmen geputzten Leute. Wie die glücklich ſind! Und doch — ſagt mir nur, Baſe, wie ſo eine traurig ſein kann!

Walpurgis

Du redſt von des reichen Hanns Zengers junger Frau.

Agnes

Ja, wie ſie heut mit durch die Straßen zog. Die dicken ſchwarzen Locken voll Edelgeſtein, wie Johanniswürmchen in einem dunkeln Buſch, die weichen weißen Hände, Finger an Finger golden vor Ringen, wie eine Fürſtin, den weißen runden Hals zurückgebogen, ich und all die Menſchen darum ſahn nichts, als ſie, und ſie — ſo kalt, ſo finſter, ſo — als wär ihr ihr Glück zum Ekel — ſagt mir nur, Baſe, wie ſo eine ſo ſein kann.

Walpurgis

Nun, ſie wird an ihre Heimat gedacht haben; ſie iſt aus Genua in Welſchland; ich war auch dort mit meinem Spiegel; da iſts anders als hier. Und ſie ſoll den Hanns Zenger nicht gemocht haben; ihre Eltern haben ſie gezwungen, ihn zu frein; und vielleicht hät ſie einen andern lieb gehabt; wer weiß das?

Agnes

Wenn tauſendmal! Ich an ihrer Stell hätt alles vergeſſen.

Walpurgis

Du denkſt; ja, du weißt noch nicht, wie Liebe thut.

Agnes

Doch, Baſe; hab ich nicht den Vater lieb und den Raimund?

Walpurgis

Ja, was du jetzt lieb haben nennſt.

Agnes

Aber das iſt der Raimund doch?

Ralf tritt herein

Ralf

Eine vermummte Dame will euch ſprechen, kluge Frau; aber allein.

Walpurgis

Geh in die Kammer ſo lang. Eine Lampe iſt drin. Da haſt du was zu ſpielen.

Agnes

Der ſchöne Schmuck! darf ich ihn auch umthun?

(Sie geht in die Thür)

Walpurgis

Wie du willſt; nur halt dich ruhig. Nun laß die Dame herein, Junge.

Iſotta tritt vermummt herein

Iſotta

Seid ihr die kluge Frau aus Ungarn?

Walpurgis

So nennen ſie mich im Reiche, in Frankreich, Welſchland und Böhmen. Kommt näher, edle Dame. Was wollt ihr, edle Dame? Wollt ihr den Spiegel fragen, den Albertus Magnus durch ſeine dienenden Geiſter aufgerichtet hat? Edle Dame, was wollt ihr? Edle Dame, ſagt an.

Iſotta

Nicht ich; ein anderer will euern Spiegel fragen. Aber laßt eure Fratzen; bei mir ſind ſie nicht angewandt. Hier ſeht — was ſeht ihr hier?

Walpurgis

Einen Beutel voll Gold, edle Dame. Dukaten aus Ungarn, aus meinem Vaterland. — Ei ja, mein Vaterland ein reiches Land!

Iſotta

Soviel vorher, und zweimal ſoviel nach dem Dienſt, den ihr mir leiſten ſollt. Wollt ihr?

Walpurgis

Ihr ſeid raſch, edle Dame; ihr ſeid kein deutſches Blut, edle Dame.

Iſotta

Das kümmert euch nicht. Ich bin raſch, weil die Zeit mich eilen heißt. Wollt ihr? Laßt michs wiſſen.

Walpurgis

Ei nun, vielleicht, edle Dame — wenn ich ihn erſt weiß, edle Dame, den Dienſt.

Iſotta

Nun ſo hört: Der junge Herzog Albrecht von Baiern iſt hier in Augsburg zu Hanns Zengers Nachhochzeit als Gaſt. Er wird zu euch kommen und euern Spiegel fragen — ich ſag euch vorher, was. Er wird euern Spiel fragen nach dem Weibe, das ihn lieben kann. Ihr lacht und habt eine falſche Antwort auf der Zunge. Er meint das Weib, das ihn lieben kann, den Albrecht, den Menſchen, nicht den Fürſten. Oft betrogen, noch zuletzt von einer fürſtlichen Braut, traut er ſchwer. Sein Vater und deſſen Räte bringen auf eine neue fürſtliche Verlobung; er will nur ein Weib, das er ſelbſt gewählt, deſſen Liebe er gewiß, ſei ſie Fürſtin oder Bettlerin.

Walpurgis

Ja, edle Dame, die Zeit ſteht auf dem Kopf, edle Dame: Oben will hinunter, Unten will hinauf. Die neue Lehr da von Böhmen herüber — vor acht Tagen haben ſie dreißig Menſchen verbrannt, da um in Regensburg — jeder will ſein Geſetz aus ſich nehmen. Der heimlichen Heiraten ſind mehr denn der öffentlichen; Gott beſſers, bet ich; denn, edle Dame, ich bin keine Hexe, ja, edle Dame, ich bin keine Hexe; ich bin nur eine kluge Frau. Aber euer Begehr, edle Dame, euer Begehr?

Jſotta

Schlugs nicht vorhin am Perlachturm? Ich muß fort. Mit einem Worte denn. Ihr ſollt dem Herzog Albrecht in euerm Spiegel eine Dame zeigen, die Dame, die den goldenen Lohn euch bietet, die mich ſchickt.

Walpurgis

Hm, ſie iſt vornehm; ſie will Herzogin ſein. Sie meint, eine Krone iſt drei ſolcher Beutel wert. Sie meint, um drei ſolcher Beutel kann ein Spiegel lügen.

Jſotta

Wahrlich, nie ſprach euer Spiegel ſo wahr, als wenn er die Dame, die mich ſchickt, ihm zeigt. Sie will nicht Herzogin ſein; ſie iſt ſchon gebunden. Der Zwang der Eltern verkaufte ſie einem reichen Werber, den ſie haßt, wie ſie den Herzog Albrecht liebt. Doch ſie will nicht fremde Schuld büßen, nicht ſchon bei ihrem Leben, ein marmorn Weib, liegen auf ihrer Gruft; den Hund zu des Grabſteins Füßen läßt ſie den Närrinnen des Buchſtabens. Liebesbedürftig, reich an ungeweckter Liebe, ſrei vom Formelkram der Welt, wie Herzog Albrecht —

Walpurgis (für ſich)

Hm; die Dame ſeid ihr ſelbſt.

Iſotta

Doch wozu das?

Walpurgis

Ei, ich will ſehn, ich will ſehn, edle Dame. Will der Spiegel dem Herzog die Dame zeigen; nun, ich will ihn fragen. Ich ſags euch morgen wieder.

Iſotta

Morgen denn, und fragt den Spiegel, was euer Lohn ſein wird; vielleicht zeigt er euch einen Beutel mit Dukaten mehr. Ich muß fort. Alſo morgen. (Sie geht)

Walpurgis

Hm, vier Beutel ſolcher Dukaten. Hundertmal ſchon hab ichs billiger gethan, was die verlangt. — Neſel, komm heraus; ich bin allein.

Agnes mit dem Schmuck geziert, tritt herein

Agnes

Nun, Baſe, gäb ich eine edle Rittersfrau?

Walpurgis

Wie du ſchön biſt! wie du ſchön biſt! Kein Wunder, daß dich die Augsburger ihren Engel nennen.

Agnes

Und geh ich auch wie eine Rittersfrau? Seht her.

Walpurgis

Wahrlich, du könnteſt einen dazu bringen, daß er ſein Wappen und deine Abkunſt vergäß!

Agnes

Geſtern hört ich wieder einen hinter mir her ſagen, wie ich von der Kirche kam: Wahrlich, wär der ärmſte Ritter ihr Vater, ſie ſollte meine Gräfin ſein!

Walpurgis

Was mir da für ein Gedanke kommt! Mädel, du könnteſt ein Herzogsſchätzchen werden, wenn du wollteſt. Wirſt du rot bis in den Hals hinein? Nun, was iſt dir, Mädel? Warum wirfſt du den Schmuck auf den Tiſch?

Agnes

Ich geh heim. Der Vater hat recht. Ich komme nie wieder zu euch.

Walpurgis

Nun nun, ei ei —

Agnes

Weil ich arm bin und eines Baders Tochter, meint ihr, ihr könnt mit mir reden, wie —

Walpurgis

Mädel! Mädel! biſt du ſo ſtolz? Du weißt, wie gut dir das ſtolze Weſen ſteht.

Agnes

Könnt ihr zu mir ſo reden? Hab ich euch Anlaß gegeben dazu?

Walpurgis

Wahrlich, ich glaub, du brächtſt ihn dazu; und wär er nicht ſo, wie die Dame ſagte; wenn er dich ſo ſäh. Und wär er ein Eisblock, und ein Mann iſt er doch!

Agnes

Ich weiß nicht, was ihr redet da? Ich geh, Baſe —

Walpurgis

Nun, ich meins nicht bös. Der Herzog Albrecht iſt hier; er will in meinen Spiegel ſehn. Das Weib will er ſehn, das ihn lieb haben könnte; da dacht ich, wenn er dich ſäh.

Agnes

Redet ihr wieder ſo?

Walpurgis

Nein, an das Schätzchen dacht ich nicht mehr. Nein, Neſel; aber er will nach ſeinem Sinne heiraten — und wärs eine Bettlerin, die ihn lieb hätte, er würde ſie zu ſeiner Herzogin machen.

Agnes

Was ſagt ihr, Baſe? Und er will ſie in euerm Spiegel ſehn?

Walpurgis

Es war ein Einfall. Ich bin eitler in dir, wie ichs in mir war. Und ich war auch nicht häßlich; wahrlich nicht; aber ſo ſchön wie du — Neſel, wenn ich dich ſo anſeh, ich glaub, es iſt nie ein ſchöner Weib auf der Welt geweſen — Neſel, ich glaub, ſäh er dich in meinem Spiegel, du würdſt ſeine Herzogin.

Agnes

Das ſagt ihr nur ſo. Ein Herzog und eine arme Baderstochter. Das wär das erſtemal.

Walpurgis

Ei, alles iſt einmal zum erſtenmal geweſen; und was nun alle Tage geſchieht. Die Sonne iſt einmal zum erſtenmal aufgegangen. Nun, es war ein Einfall. Und wer weiß, obs dein Glück wäre. Ei, ich hab mich umgeſehen in der Welt; ich hab die Herzen pochen hören unter dem Sammt und unter dem Bauerntuch;

aus dem ſonnenverbrannteſten Geſicht ſtrahlten die hellſten Augen, leuchtete das hellſte Herz.

Agnes

Baſe, ich wollt, ihr hättet mir nichts geſagt.

Walpurgis

Denk, es war Scherz.

Agnes

Das will ich auch; das will ich auch, Baſe.

Ralf tritt ein

Ralf

Zwei Ritter ſind draußen; der eine will in euern Spiegel ſehn. Es iſt der Herzog Albrecht; er will nicht gekannt ſein. Das Geſicht hat er vermummt, aber ſein ſtolzes Weſen nicht. Laß ich ihn herein?

Walpurgis

Wart noch. Was zeig ich ihm? Er muß morgen wiederkommen; die vier goldnen Beutel laß ich nicht im Stich.

Agnes

Er iſts? Baſe! Und ihr meint wirklich —

Walpurgis

Was, Neſel?

Agnes

Ihr wißts —

Walpurgis

Mädel, ſei klug! Ja, ich wollt, ich hätte dir nichts davon geſagt. Und haſt dus nicht vergeſſen wollen? Du zitterſt?

Agnes

Was, weil ich denke, jetzt iſts in meiner Gewalt, und thu ichs nicht, müßts mich reun, ſo oft ich daran dächte. Erſt wars, als könnts nicht ſein; nun iſts, als könnt ich nicht leben, wenns nicht wär. Baſe, ſagt mir nur, meint ihr, daß es werden kann —

Walpurgis

Wenn dus klug anfingſt, wie er iſt, und wie du ausſiehſt. Mädchen, du machſt, daß ich ſchwindle wie du.

Ralf

Er will nicht mehr warten.

Agnes

Baſe, laßt mich in den Spiegel!

Walpurgis

Und wenn dichs reute? Wenn du mir die Schuld gäbſt einmal?

Agnes

Nein, Baſe, nie; mags werden, wie es will.

Walpurgis

Nun ſo komm. Laß ſie herein, Ralf, die beiden Herrn.

Ralf

Geht nun; und ich will euch erſcheinen und verſchwinden laſſen, als wär ich ein Hexenmeiſter geweſen, ſchon wie der Teufel noch in die Schule ging. Kommt herein; bald wird die kluge Frau erſcheinen.

Albrecht, Seibelſtorfer

Seibelſtorfer

Und ihr glaubt mir nicht? Hunderte ſind als Zweifler hier hereingekommen und als Gläubige wieder gegangen. Die ſchwierigſten Fragen, wenn man noch von ſchwierigen Fragen in Augsburg reden kann, ſeit die kluge Frau aus Ungarn hier iſt —

Albrecht

Pah; Fragen iſt nie ſchwierig geweſen, nur das Antworten.

Seibelſtorfer

Aber was wollt ihr hier, wenn ihr nicht glaubt?

Albrecht

Guter Junge, was ich den Spiegel fragen will, zeigt mir keiner, und wär er, was man von dieſem ſagt, allwiſſend. Was ich ſehen möchte, iſt nicht auf der Welt.

Seibelſtorfer

Und doch wollt ihr ihn fragen?

Albrecht

Bis zum Beginn von Hanns Zengers Bankett iſt noch eine ganze halbe Stunde. Der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Stunde ſechzig Minuten; daß jede dieſer Minuten zur Ewigkeit werden kann, davon hat deine lammäugige Geduld keine Ahnung; du wirſt erſt nach deinem leiblichen Tode ins Fegefeuer kommen. Ich will mich im voraus an den Minuten rächen; ich will ſie töten, bis die kommt, die mirs mit Gleichem vergilt.

Seibelſtorfer

Dort unter dem roten Vorhang iſt der Spiegel. Hier in dieſem Kreiſe müßt ihr ſtehn, wenn ihr ihn fragt! Dann — aber da kommt die weiſe Frau ſelbſt.

Walpurgis

Walpurgis

Ich bins, die ihr nennt. Welcher von euch iſts, der den Spiegel Albertus Magnus fragen will? Seid ihrs?

Zeidelſtorfer

Ich nicht.

Albrecht

Nein, ich, weiſe Frau.

Walpurgis

Wer ſeid ihr, Herr?

Albrecht

Ein Mann, der kam zu fragen, nicht gefragt zu werden.

Walpurgis

Was wollt ihr fragen, Herr?

Albrecht

Nichts, was ich von euch beantwortet haben möchte. Iſt dies euer Spiegel?

Walpurgis

So fragt ihn.

Albrecht

Wie? Höflichkeitshalber? Seine Geiſter halten auf Etikette. Seinem Kredite wär es förderlicher, müßt er nicht nach der Frage fragen. Nun gut; aber ich wills ihm nicht leicht machen.

Nun denn, ihr Wundermächte dieſes Spiegels,
Wie uns die zuverläßge Kunde meldet,
Hineingebannt von Albert Magnus ſelbſt,
Verdrießts euch nicht, ſo redet zu dem Frager.
Doch thut ihr eure Wunder nur am Glauben,
So, fürcht ich, bleibt ihr meiner Frage ſtumm.
Ein Etwas trag ich tief in meiner Seele,
Unglücklich, weil ichs außer mir nicht finde.

Jſts irgend außer mir, nun denn, ſo zeigt mirs.
Jetzt rollt der Vorhang auf, und es muß kommen.
Wie nun? Jſt das die Antwort? Graue Schatten,
Wie wenn am Morgen in Geburtswehn ſich
Der Nebel windet in der Felſenſchlucht;
Und eben ſo wird die Geburt auch ſein,
Ein windig feuchtes Nichts. Hier nehmt, Sibylle.
Das große Nichts der Welt tritt für das kleine
Des Spiegels ein und hilft ihm
Aus der Verlegenheit. Komm, Seibelſtorfer.
Doch — wie? — 's iſt nicht zu End? Da flammt ein Blitzſtrahl;
Die Nebel fallen — roſig ſteigts empor — —
Ha! ſeh ichs denn? — ich ſelber noch in mir?
Ein Weib auf Blumen ausgeſtreckt zum Schlummer,
Jm Traume ſüß errötend, hingegoſſen,
Wie ſchmelzende Muſik im ſtillen Thal,
Wie Mondenſchein, wenn Nachtigall am Bach
Jm Hauch dahin ſtirbt, der das Menſchenherz
Jn Sehnſucht ſchwellt, dem Menſchenmund unſagbar.
Bei meinem Gott! Das iſt es, was mir fehlt.
Und, Spiegel, deinen Geiſtern bitt ich ab
Den Zweifel, der dich kränkte. Doch das Bild
Glaub ich nicht dir, nein, dich glaub ich dem Bilde.
Du könnteſt lügen, dieſes Weib kanns nicht;
Wie ſchön iſt dieſes Weib, bei Gott, dies Weib iſt ſchön!
Doch das iſts nicht — Wahrheit — das iſts — der Duft
Unabgeſtreift urwirkender Natur,
Als käm es eben aus der Schöpfrin Hand,
Umduftet noch von ihrem Hauch. Wo biſt du?
Daß ich dich finde! Biſt du frei? Ja, noch
Schrieb Liebe nicht in dieſes Himmelsbuch.
O Wahrheit, meine Göttin, fleiſchgeworden!
Wie? ſchwindſt du hin? Jhr Silberwölkchen, muß
Wahrheit verſchleiert ſein auf dieſer Welt
Nach kurzem Augenblick des Schauns? Noch einmal.

O Spiegel, ſei des Bilds Gebärerin,
Mein Herz ſoll ſeine Amme ſein, es ſäugend
Mit Sehnſucht, bis ſein Urbild ich gefunden.
Fort iſts, und nur mein eigen Bild zeigt mir
Das taube Glas.

Walpurgis

Spart euch die Müh, edler Herr. Mein Spiegel antwortet keinem Menſchen mehr als einmal, edler Herr.

Albrecht

So ſchwellend reich an Treu in armer Hütte
War einſt des reichen armen Heinrichs Weib,
Das arme Schloßverwalterskind, da es,
Den Herrn vom ſchuppgen Ausſatz zu befrein,
Der Schande Trotz böt und dem blutgen Tod
Und mit ihm zog, das zarte Weib, allein.
So lag ſie unterm Meſſer dort des Schlächters,
So ſah ſie Heinrich, als geſtürzt er kam,
Das Meſſer wegriß aus des Schlächters Hand
Und rief: Nein, lebe! ich will elend bleiben.
Dies ſüße Antlitz wars, das zürnend weinte,
Zum erſtenmal dies ſanfte Leben zürnend, —
Und Zorn ſtand lächelnder auf dieſem Antlitz,
Als Lächeln auf dem Antlitz andrer Fraun —
Daß ſie nicht ſterben ſollte, ihn nicht retten;
So lächelnd, daß das Schickſal ſelber weinte
Und Heilung lächelte dem armen Heinrich
Ohn Opfer und des treuen Weibes Willen,
Zu ſterben, für die That ſich gnügen ließ.
Und nun, wie jener Heinrich einſt, in Gold
Gehüllt das arme Schloßverwalterskind,
Den Brautkranz in die blonden Locken flocht,
So, von noch ſchlimmrer Peſt durch dich geheilt —
Denn nur die eignen Glieder ſchuppt' ihm Ausſatz,
Doch meines Leidens Leib war eine Welt —

Thu ich mit dir; ſei du noch niedriger
Als Niedrigkeit, als Armut ärmer noch,
Ich nenn dich Weib und meine Herzogin,
Und ſchlägſt du deine Wurzeln all in mich,
Mit meinem ganzen Herzblut nähr ich dich.
Demanten gehn verloren, Sterne nicht;
Gedächtnis! einer Schwäbin war die Tracht;
Ich will ſie finden, ſollt ich Hütt um Hütte
Durchſuchen müſſen. Dieſe Nacht noch reiſ ich.
Und find ich dich — ſei du noch niedriger —

Seibelſtorfer

Und das Bankett Hanns Zengers, gnädiger Herr?

Albrecht

Wie? giebt es andre Dinge noch? So ſieht
Das Aug, das in die Sonne ſah, erſt nichts
Als ſie, auch noch, wenn es ſie nicht mehr ſieht.
Nun denn! Zu dem Bankett, denn ich verſprachs.
So lange wandle, Schatten unter Schatten,
Und thu, als wärens Menſchen, rede, lache,
Wovon die Seel nichts weiß; als wärſt du hier,
Derweil du fern biſt auf dem Weg zu ihr.
Hier nimm, Sibyll, und mehr noch ſend ich dir.
Doch dann ſuch deinen Pol, Magnet, fühllos
Der ganzen leeren Welt, die ſie nicht iſt.

Albrecht und **Seibelſtorfer** ab. **Ralf** tritt ein

Walpurgis

Dank, edler Herr; bitte, edler Herr, rekommandiert meinen Spiegel weiter, edler Herr.

Agnes tritt auf

Agnes

Nun komm heraus, Mädchen; es iſt gelungen. Er will dich ſuchen in ganz Schwaben; er muß dich finden, wenn und wo ers nicht erwartet, noch heut auf Hanns Zengers Bankett. Wer iſt da draußen?

Ralf

Der Raimund, euers Vaters Geſelle, und Jungfer Beate, eure Geſpielin.

Walpurgis

Sie kommen, dich zum Bankett abzuholen. Sei klug, Mädchen, ſei klug. Thu nicht, als wüßteſt du von ihm. Es weiß niemand, daß ich deine Baſe bin, als die Deinen, und die ſagens niemand. Aber nicht einmal, daß du mich kennſt, darf jemand wiſſen, er, der Herzog, am wenigſten.

Raimund, Beate

Raimund

Hörtet ihr mich nicht rufen, Jungfrau Agnes?

Beate

Komm, ſchnell; das Bankett iſt ſchon angegangen.

Walpurgis

Und doch, Neſel, wenn du dirs aus dem Kopfe ſchlägſt und gingſt gar nicht hin.

Agnes

Gebt euch keine vergebliche Müh, Baſe; und ſollts mein Tod werden, ich muß hin. Kommt! (Gehen ab) A

Walpurgis

Pack zuſammen, Junge; dieſe Nacht müſſen wir heimlich aus Augsburg. Spute dich.

⁂

Zweite Szene

Nebengemach zum Bankettſaale bei Hanns Zenger

Hanns, Iſotta, Kanzler, Seibelſtorfer von der einen, der Vizedom und Törring von der andern Seite herein

Kanzler

Geſchäfte allerlei -- ei, nun man hats
Erlebt, daß mit dem beſten Willen man
Zum Lügner wurde — Frage, Rat, Beſprechung,
Das ſpinnt ſich aus ſich ſelber unvermerkt,
Daß Zeit, in ihre Maſchen eingefangen,
Sich ſelbſt vergißt —

Hanns

Ja, in der That, Herr Kanzler,
Eur ſpätes Kommen thut dem Feſt zu nah.

Kanzler

Ei, bitte ſehr, nur mir. Vor zwanzig Jahren
Fand ich vielleicht den Vorwurf mehr gegründet.
Doch wie es zu geſchehen pflegt, das Schlimme
Entſchuldigend oft machen wir es ſchlimmer.
Drum ſoll Entſchuldigung nicht länger mir
Verhindern, was nicht zu entſchuldgen wäre;
Des Feſtes Dame ſchuld ich noch den Gruß.

Hanns

Hier, Herr Kanzler, ſeht die hübſche Italienerin, die ſich mir an den Hals warf, als ich, kaum in Genua angekommen, den linken Fuß noch im Steigbügel hatte.

Vizedom (näher tretend)

Verzeiht Hanns Zengern ſeine Art, Madonna.
Denn ſo verwachſen iſt ſein Guts und Schlimmes,
Daß man nicht ſchneiden darf.

Iſotta

Herr Vizedom,
Noch fragt ich keinem nach; gleichgiltig iſt mir
Das eine wie das andre.

Kanzler

Wie nur gelangs euch,
Den ſchönſten Strahl Italiens heitrer Sonne
Dem nebelvollen Deutſchland zu gewinnen?

Hanns

Ei, das bedarf auch der Erzählung. Kennt ihr das alte Lied nicht, Herr Kanzler? Sie ſahen ſich und ſchmachteten; ſie wollten zuſammen oder ſterben. Ich verbrauchte zwei Lauten, die eine zerſpielt ich, die andre ging von meinen Thränen aus dem Leim. Madonna ſtarb vor Sehnſucht fünfundzwanzig mal jeden Tag, bis die Kupplerin Sonne erwachte, den Lilienkelch ſchaukelte, da floſſen die beiden Tautropfen darin ineinander. Ei, Madonna, mein Evangelium erbaut euch nicht.

Iſotta

Bemüht euch nicht, ich höre nicht darauf.

Hanns

Nun das wars, was mich an euch reizte. Über die Narren, die aus der Ehe einen ewigen Liebesrauſch machen wollen. Ei, Liebe als Lebensaufgabe betrachtet macht den Mann zum Weibe! Alſo vernünftig zu reden: Madonnas Vater, Graf Viviani, und ich begriffen, alles ſei vorhanden, was zu einer vernünftigen Ehe notwendig, Gleichheit des Standes und der Güter; nichts fehlte, als was in Fleiſch gefaßtes Ächzen Liebe nennt, und das war nur ein Vorzug unſrer Ehe mehr, wenn es auch Madonna damals nicht begriff. Aber was? ſeid ihr ſchon zum Gehen gerüſtet, geſtrenger

Herr Vizedom und Herr Graf Törring? Wollt ihr meinem Feſte einen gewaltſamen Tod bereiten, indem ihr ihm den Kopf nehmt?

Vizedom

Es wäre niemand, der es uns mehr verdenken müßte, als ihr, Herr Zenger, vergäßen wir das Turnier zu Regensburg. Wir ſind zu deſſen Vögten erwählt und müſſen die erſten auf dem Platze ſein. Madonna, dürft ich mit ſtechen, ihr müßtet meine Dame ſein. So empfehl ich mich eurer Huld. Seine fürſtlichen Gnaden Herzog Albrecht ſeh ich nicht beim Feſte. Euch und ihn begrüß ich übermorgen beim Turnier. Und ſo lebt wohl.

Hanns

Wollt ihr den Ehrentrunk verſäumen? Ei, geſtrenger Herr Vizedom, ohne den ſollt ihr mir nicht gehn.

(Alle ab)

Albrecht und Agnes treten auf

Agnes

Mein Vater will, der Raimund wird mein Mann.

Albrecht

Und ihr? Wollt ihr das auch?

Agnes

Was kanns euch helfen,
Wenn ihr das wißt?

Albrecht

Wenn ich der Raimund wär,
Sagt mir, fiel' dann euch das Gehorchen ſchwer?
Schwerer als nun?

Agnes

Was fragt ihr? Laßt mich gehn.

Albrecht

Nicht eher, bis ich dir ins Aug geſehn.

Agnes

Ich bitt euch —

Albrecht

Gut; doch ſüßer mußt du bitten.

Agnes

Faßt mich nicht ſo; das hab ich nie gelitten!

Albrecht

Wollt ich dir weh thun, ſo beſcheine nicht
Der Strahl mehr deiner Himmel mein Geſicht.
Doch ſprich, was ich gefragt.

Agnes

Wollt ichs euch ſagen,
Ihr ängſtetet mich nur noch mehr mit Fragen.
Ihr kennt mich wenig Stunden noch,
Wart vorhin ſo beſcheiden doch.
Nein, ſeid nicht traurig; ich will euch nicht kränken,
Allein was müßtet ſelbſt ihr von mir denken?

Albrecht

Von dir? Was von dir denken?
O, von der eignen Lüge angetrübt,
Vergiſtet, Peſt bis in die Fingerſpitzen,
Säh nicht die eigne Wolk in dich hinüber.
Was von dir denken? Was vom Demant denken,
Des tiefſte Seele, Licht, den ganzen Leib
Erfüllend, ihn durchgeiſtet?
Und wie? Nur wenig Stunden kenn ich dich?
Und warſt in meiner Seele, weil ſie weiß,
Erſt ſchlummernd, dann erwachend mit ihr ſelbſt,
Ihr erſtes Sehnen und ihr letztes, bis

Du ſelber dir entgegentratſt, dich fandeſt
Und an dir ſelbſt beſeligteſt?
Und wärſt du mir noch fremd — zu lange wählt,
Wer das Vollkommne nicht beim erſten Blick
Ergreift; zu kurz, wer um den Mangel
Sich jahrelang im Wählen dreht. —

Agnes

Ja, nun verſteh ich euch ſchon wieder nicht.

Albrecht

Gut ſo; verſtändeſt dus, du wärſt es nicht.

Agnes

Ich bin ein ehrlich Mädchen, laßt mich, Herr!
Die Leute werden reden.

Albrecht

Was von euch denken? Und was denket ihr
Von mir?

Agnes

Laßt michs nicht ſagen — nein —

Albrecht

Errötſt du?
So ſchämt Natur ſich ihrer nackten Schöne,
Weil Bildung, überputzt, ſtolziert
Mit ihrer Häßlichkeit. O Flittern! Trödelkram!

Agnes

Ich kanns nicht, bin ſo klug nicht, wie ihr ſeid.

Albrecht

Ha! bin ich etwas mehr? Dann weg damit!
Denn Mangel iſts, nicht Reichtum. Was ich klüger
Als du, bin ich zu klug. Mit Bildung überkupfern wir
Das Silber der Natur. Sprich, ſprich: was denkſt du
Von mir?

Agnes

Das Beſte dächt ich gern; gewiß!

Albrecht

Ihr kennt mich nicht?

Agnes

Nein, Herr.

Albrecht

Seht mich, wie ich hier ſtehe,
Ein Mann von Anſehn, ſo wie andre auch,
Mit dem, was Glück die Leute nennen, reicher
Bedacht als viele, dennoch ärmer
In meinem Wiſſen, dem dies Glück nichts weiter
Als müßge Zierat, als ein goldner Knopf
Am Mantel; doch 'ne Welt trag ich in mir
Für euch, darin zu herrſchen; ſeht, ein Mann,
Der ganz ſich giebt, doch ganz auch nehmen will.
Sprecht, daß ihr mein ſeid, und ein Prieſter fügt
Die Hände uns, den Seelen nachzuthun.

Agnes

Der Raimund und die Beate werden mich vermiſſen.

Albrecht

So würzt die Blum der Tau in ſüßen Nöten.
Wie, ſprichſt du nicht? Vor Wonne bang;
O ſo, mein ſüß Erröten,
Schweigſt du beredter, denn je Rede klang.

(Beide in den Saal)

Hanns, Iſolta, Zeibelſtorfer

Zeibelſtorfer

So iſts. Er ſah die Dirne im Spiegel der Hexe, fand ſie hier, ließ die heimliche Trauung beſtellen, der Prieſter wartete im Margaretenkirchlein, eh er noch geworben hatte — Sehen, Vergaffen, Werben, Heiraten, alles in kaum vier Stunden und — nun, Baiern hat eine Herzogin.

Hanns

O Donnerwetter! ich handelte und zankte mit meinem Schwiegervater eben ſo viel Tage lang um ein elendes Pferd — nein, elend war es eben nicht, aber doch nur ein Pferd — das ich noch haben wollte, und — Wahrheit muß ans Licht, Madonna — gab euer Vater den Schecken nicht, ich brach die Verhandlungen ab und ließ euch ſitzen. Und der — hat man je ſo was gehört!

Iſotta

Und ſuchtet ihr nicht ihn abzuhalten?

Hanns

Abhalten? Den? ei, ihr kennt ihn nicht. Ihm widerraten, um ihn nur eigenſinniger zu machen? Was wollt ihr ihm ſagen? Sagt ihm: Ihr wollt Fürſt ſein und ein Liebeheld zugleich? Eins wird das andere verderben, der Fürſt wird am Liebhaber ſcheitern, der Liebhaber am Fürſten; ihr werdet beides verlieren. Sagt ihm das, und er antwortet euch: Eben darum, um euch zu beweiſen, daß ich beides zugleich kann. Was ihr ihm einwenden mögt in Rückſicht auf Stand, Staatsklugheit und was ſonſt ſeine Heirat zu einem dummen Streiche macht — nun, es ſind eben Vorurteile, und er wird euch weiſen, daß man die Wahrheit des Lebens in der Wirklichkeit durchſetzen kann. Sagt ihm: Man darf nicht Großes und Kleines um denſelben Preis kaufen und jedes mit ſeinem ganzen Ich bezahlen, ei, dafür iſt die Scheidemünze da; man muß dem Augenblick geben, was ihm gehört, aber nicht mehr, ſonſt findet uns der andre Tag bankerott; ſagt ihm das, ſagt ihm, was ihr wollt; er wird die Achſel zucken und aus der Glorie ſeiner vermeinten Überlegenheit heraus ein mitleidig lachendes: Ihr ſeid eben der kalte Hanns, ſprechen. Hitze, Tollheit iſt ihm die einzige Tugend, die er gelten läßt. Kommt, Seibelſtorfer, laßt uns mit Wein hinunterſchwemmen, was unſer Verſtand nicht ſchlucken mag. Er wird die Dirne auftrinken, wie ein heißer Sonnenſtrahl den Tropfen Tau. (Ab)

Seibelſtorfer (für ſich)

Und ihr werdet mit eurer Kälte euer heiß italieniſch Weib wohin treiben, wo eure Ehre toll werden muß, ſie zu finden. Ich lobe mir eine Ehe, weder vom Verſtand der Liebe noch von der Liebe dem Verſtand zum Trotze geſchloſſen. (Ab)

Iſotta

Klar iſts, die Hexe hat benutzt, was ſie von mir wußte, die Dirne in ſeine Liebe einzuſchwärzen. Es darf ihr nicht gelingen, Herz!

Giulio

Gnädige Frau —

Iſotta

Was thun? — Giulio, du mußt dem Vizedom nach und ihm einen Zettel in die Hand ſpielen, doch ſo, daß er dich nicht fragen kann. Dann — weißt du an die Hexe zu kommen, die ſich die kluge Frau aus Ungarn nennen läßt?

Giulio

Ihren Helfershelfer lernt ich in Genua genauer kennen, als ihm lieb war, und friſchte hier die Bekanntſchaft auf.

Iſotta

Geld, Liſt, Gewalt, brauch, was du willſt! Noch dieſe Nacht mußt du mir ſagen können, wie die Dirne zu ihr ſteht, die ſie Herzog Albrecht dieſen Abend in ihrem Spiegel zeigte. Geh — doch ich muß erſt den Zettel ſchreiben für den Vizedom — komm!

Seibelſtorfer zurück

Seibelſtorfer

Schnell, gnädige Frau! Die Dirne iſt entführt; wir ſollen Zeugen ſein bei der heimlichen Trauung; euch blüht die Ehre, der Baderherzogin Geſellſchafterin zu werden. Hanns Zenger holt ſeinen Mantel und flucht. Eilt, ich bitt euch.

Iſolta

Ich werfe nur ein Gewand über gegen Nachtluft und neugierige Augen. Komm, Giulio, den Zettel an den Vizedom!

(Alle ab)

Raimund (kommt)

Ich finde ſie nicht, ſie nicht und die Beate nicht. Fortwährend tanzte ſie mit dem Manne, der Herzog Albrecht geweſen ſein ſoll. Er ſprach in ſie hinein, ſie hörte nichts als ihn. Raimund! Raimund! wärs wahr, was du fürchteſt. Was dann? Lärmen machen? Nein. Ich geh heim und rufe den Meiſter!

(Ab)

◆

Dritte Szene

Eine Straße in Augsburg. Mondſchein

Ein Glöcklein läutet

Es treten auf **Albrecht**, **Agnes** am Arm, **Hanns**, **Iſolta**, **Seibelſtorfer**, alle vermummt

Albrecht

Und ſo verklang der letzte Orgelton;
Der Mönche Glöcklein ſchwingt die Silberzunge
Und kündet zu den goldnen Sternen auf,

Nie heiliger ward eine Eh geſchloſſen.
Du weißt nun, wer ich bin, mein ſüßes Lieb.

Agnes

Ja, Herr —

Kaſpar und Raimund

Raimund

Da ſind ſie!

Kaſpar

Dirne, hab ich dich?

Agnes

Mein Vater, Herr!

Albrecht

Das trifft ſich gut; mein Lieb,
Erblaß nicht ſo! Willkommen, wackrer Alter;
Ihr trefft uns auf dem Weg zu euch.

Kaſpar

He, Dirne!
Fort, her zu mir und mit nach Haus! Hörſt du?

Albrecht

Hört ihr uns, Alter?

Kaſpar

Ei, nichts da, mit der
Hab ich zu ſchaffen hier und ſonſt mit niemand!
Das iſt mein Kind. Wie? oder biſt dus nicht?
Biſt du 'ne Dirne?

Agnes

Vater, ſprecht nicht ſo!
Ich bin ein ehrlich Weib —

Kaſpar

Ein ehrlich — pfui doch!

Hanns

Kennt ihr mich, Alter?

Kaſpar

Ja; ihr ſeid Hanns Zenger.

Hanns

Was gebt ihr auf mein Wort?

Kaſpar

Nach dem es iſt;
In andrer Sache viel, in dieſer nichts.

Seibelſtorfer

Ich, Kunz, der Seibelſtorfer, ſchwör euch zu:
Der Mann hier und dies Weib ſind Mann und Weib,
Durch heilgen Schwur und Kraft des Sakraments
Und Prieſterſegen am Altar geeint.

Hanns

Und ſo thu ich, mit Namen Hanns von Zenger.

Kaſpar

Ja, Spiegelfechterei!

Seibelſtorfer

Und ſo gebt Raum!

Kaſpar

Nicht für den Teufel, aller Lügen Vater,
Noch für 'nen Neſtling ſeiner Brut,
Juſt klug genug, ein Gänschen zu betölpeln,
Wo eigne Dummheit dritter Mann im Spiel;
Mich angelt ihr mit ſolchem Köder nicht.

Agnes

Ihr kennt mich, Vater; nicht um alle Welt,
Um allen Glanz und alle Pracht ward ich

Nicht meines Herrn noch irgend eines Mannes,
Gott weiß und ihr, als etwas andres ſonſt,
Denn als ſein ehrlich Weib allein. Vor Zeugen,
Die Lichter brannten, und der Prieſter eint' uns;
Vorm heilgen Altar tauſchten wir die Ringe;
Die Orgel klang vom Chor, das Glöcklein ſchallte;
Der Prieſter fragte, und wir ſagten Ja,
Der Prieſter ſegnet', und wir ſprachen Amen.
Nichts ward vergeſſen, auch das Kleinſte nicht.
Recht iſt die Eh, und ich ein ehrlich Weib.

Kaſpar

Und wärs,
'Ne dumme Dirne ſeid ihr. Was 'ne Kett
Von Eiſen euch, dem iſts ein Strohband nur.
Weißt du, wie lang geheime Eh den bindet?
Nicht länger als des Blutes Hitze raucht,
Die ſie geknüpft.
Meint ihr, der Sammt zu eurem Antlitz trägt ſich
Nicht ab, wie andrer Sammt? und länger hält eur Lärvchen,
Als einen kurzen Dirnenſommer durch,
So lang als Roſen blühn und Käfer ſchwärmen?
Und ſolche Liebe länger, als eur Lärvchen?
Und länger ſolche Treu, als ſolche Lieb?
Und länger ſolche Eh, als ſolche Treu?
Ein kurzer Sommertag, und euer Sammet
Iſt abgetragen, welk und fadenſcheinig.
Soll er euch länger tragen, als ſein Wams?
Dann fort mit euch und mit dem Wams zum Trödler!

Raimund

Vom Vater und vom Himmel mir beſtimmt,
Was wollt ihr bei den Großen? an dem Hofe,
Mit euerm Kindsvertraun, das ſie benutzen,
Und ohne Freund? Ein Eindringling ſeid ihr

Dort nur, den man ſich gern vom Halſe ſchafft;
Im kleinen Häuschen ſeid ihr ſeine Seele.
Glaubt, nach dem Gärtchen ſehnet ihr euch noch,
Das jetzt zu klein euch iſt. Er wirds bereun;
Denkt an das arme Fürſtenweib in Holland,
Das teuer zahlte mit dem Tod ihr Lieben.

Iſotta

Glaubts nicht; ſchlägt jedes Herz am Hof nur halb
In meines Herzens Takt, nie mißt ihr Freunde.

Raimund

Glaubts doch! Am Hofe, heißts, meint ders am ſchlimmſten,
Der ins Geſicht am freundlichſten ſich zeigt.
Ich bin ein armer Burſch, doch euern Standes;
Was wollt ihr mit dem großen Herzog? Seht:
Vornehm erzogen, hat er andre Wünſche,
Iſt anderes gewohnt, als ihr; was will
Das Vögelchen, im niedern Buſch geworden,
Beim Adler, der auf kalter Höhe wohnt?

Kaſpar

Noch iſt die Eh vollzogen nicht, wenn Ehe,
Und noch zu trennen.

Raimund

Laßt ihn, geht mit uns.

Albrecht (für ſich)

Jetzt zeige, Liebe, dich, daß echt du biſt.
Ich ſtells in eure Hand, hört: ihr ſteht frei:
Mein neues Recht geb ich freiwillig hier
Zurück dem Manne, der es ſonſt beſaß;
Nur euer freies Wort traut euch von neuem
Zum Weibe mir — Wahr iſts, ihr kennt mich, Agnes,
Seit Stunden erſt, und ſeine Lieb iſt älter,

Als euer Denken; jeder eurer Tage
Trägt eine Liebesnarb von ihm im Antlitz.
Wahr iſts: ſo, wie er ſagt, wirbt Luſt der Großen
Und hält geheime Eh als Köder hin,
So ſchnell zerriſſen, wie geſchloſſen. Hört ihr?

Agnes

Ihr ſagts und ſeid ſo klug; euch glaub ichs, Herr,
Die ganze Welt iſt ſchlimm, doch ihr ſeids nicht.

Albrecht

Und bin ichs nicht, kann ichs nicht werden noch?
Macht einen Gott aus mir! Ich bin ein Menſch,
Ein Menſch wie jeder, ſeht, von Fleiſch und Blut.
Mein Denken iſt begrenzt, mein Fühlen wechſelt
Wie andrer Menſchen Fühlen; was Gewalt
Hat über andre, das beherrſcht auch mich.
Gebrechlich iſt ſo Lieb als Haß in mir.
Nein, ſprecht nicht jetzt, ſonſt ſchelt ich euch leichtſinnig.
Ein Kind, das läuft von einem Spiel zum andern —
Sprecht ihr und habt bedacht nicht, was ihr ſprecht.

Agnes

Nun, Vater, ſeht ihr doch, wie brav er iſt?

Kaſpar

Ich ſeh, wie klug er iſt. Nun ſag: Ich folg euch,
Mach ihn vom Vorwurf der Verlockung frei.
Wie denn? du heiße Dirne, rennſt du nicht —
Läßt du ſo lang ihn locken? — in die Falle?

Agnes

Herr, ich bin euer Weib und muß euch folgen,
Was auch mein Schickſal ſei!

Albrecht

Biſt dus? biſt dus?
Nein, Alter, geht noch nicht. Erſt hört mich, Alter!

Du, Seel der Wahrheit ſelbſt, du hörtſt mich jauchzen,
Bräch tiefſtes Mitleid mir die Stimme nicht,
Daß ich dich ſo gequält. — Kommt, Vater, folgt uns!

Kaſpar

Dem Teufel, doch nicht euch.

Albrecht

Was ſoll ich ſagen,
Daß ihr mir glaubt?

Kaſpar

Sagt nichts; das glaub ich euch.

Albrecht

Ihr zürnt —

Kaſpar

Ei gar. Bin ich nicht Dank euch ſchuldig?
Blind war ich ſiebzehn Jahr, ihr macht mich ſehend
Im Augenblick. Wie nun? wer nennt euch ungleich?
Gleich im Betrug, betrügt euch — nun, es gehe,
So lang es geht. Sie lockt euch, ihr lockt ſie.
Doch fällts noch mal euch ein, zu prüfen, ſagt ihr:
Sie ſoll nicht eure Herzogin mehr ſein,
Und ſeht, wie lang dann ihre Liebe hält.
Die Liebe von zwei Stunden ſchon ſo ſtark?!
Ein ehrlich Weib! iſts nicht 'ne ſchöne Scheide,
Die Fürſtin drin zu ſchützen vor dem Roſt?
Ihr ſeid 'ne Dame; nehmt zum Beiſpiel euch
Die Dirne, die mein Kind hieß. Thoren giebts
Genug; doch jeder, merkt, iſts nur einmal.
Gewiſſen, Eltern zwiſchen euch, 'ne Welt,
Seht, ob eur Leichtſinn das auch überſchwatzt.
Ich ſegn' euch nicht und brauch euch nicht zu fluchen;
Ihr flucht euch ſelbſt, eur Thun iſt euer Fluch.
So geh ich, denn ich ſprach und that genug.

(Kaſpar mit Raimund ab)

Albrecht

Beſtürm ihn wärmer; er muß mit uns gehn!

(Albrecht und Agnes folgen)

Seibelſtorfer

Er machte ſie faſt ſelber irr.

Hanns

Wärs ihm gelungen! Teufel, mach geſchehen ungeſchehn und nimm, was ich habe!

Seibelſtorfer

Euer ſchönes Weib ausgenommen.

Hanns

Nichts ausgenommen, nichts!

Iſotta

Nun, ihr könntet es billiger haben.

Hanns

Was?

Iſotta

Etwas, das, jetzt noch ein unſichtbarer Wurzelkeim, anwachſen könnte, Felſen ſprengend, geſchweige den übereilten Bau dieſer Ehe.

Hanns

Was meint ihr?

Iſotta

Sagt mir: Wenn der Herzog, der die Wahrheit in eigener Geſtalt in dem eiteln Dinge zu beſitzen meint, glauben müßte, die Dirne ſelbſt habe im Spiegel geſeſſen, wenn —

Hanns

Wie? Könntet ihr das? Der Narr einer einfältigen Dirne in all ſeiner Geiſtesüberlegenheit? das packte ihn an ſeiner kitzlichſten Stelle! Wenn ihr das könntet! Aber — er würde Beweiſe verlangen.

Iſotta

Bis morgen, denk ich, hab ich ſie. Und wenn ihr helfen wolltet —

Hanns

Nur? Nur helfen? Was? Ein Lautenſpieler will ich werden, alle Mäuſe Schwabens mit eurem Lobe tot ſingen, Sonette machen auf eure Schönheit, noch mehr; die Saiten meiner Natur umſtimmen, daß ſie ſelber eine Laute wird für den Milchſinger des blinden Kerlchens Liebe —

Iſotta

Bemüht euch nicht; behaltet oder gebt, wer es haben mag. Mein Grund wäre, daß ich nicht die Magd einer Bürgerdirne ſein will.

Seibelſtorfer

Stille! Das Paar kommt unverrichteter Sache zurück. Der Baderſchwiegerpapa war unerbittlich.

Hanns

Thut es, um welchen Preis ihr wollt; nur, laßt euch beſchwören, thuts!

Iſotta (beiſeite)

Kann auch dieſer Eisblock warm werden? So ſoll meine Liebe ſeine Freundſchaft in ihren Dienſt werben, und er ſelbſt ſoll gezwungen mich zwingen, nach dem zu ringen, wonach jeder meiner Pulſe glüht.

Albrecht, **Agnes** zurück

Albrecht

Geliebts euch, Hanns, ſo ſind wir dieſen Reſt
Der Nacht euch Gäſte. Morgen dann mit frühſtem

Nach Straubing, meinem Schloß. Dort gilt mein Weib,
Madonna, eure Freundin, bis Natur —
Doch unſer Wunſch eil ihr nicht vor, nein, heiße
Sie zögern — jenen Tagen Grenze ſetzt,
Die meiner Tage Quell. Dann führ ich dich
Im Diadem auf ſtolz geſchmücktem Roß
Als Herzogin heim in mein Väterſchloß.

(Sie gehen alle)

Vizedom und Törring im Vorübergehen

Vizedom

Ich fühlte den Zettel hier mir in die Hand gedrückt. Aus Gedanken aufſehend, ſah ich keinen Bringer.

Törring

Ich meinte, ihr ließet ihn mit Willen gehn, und faßte ihn nicht weiter ins Auge.

Vizedom

Des Mondes Helle reicht nicht hin; in der Herberge will ichs leſen — oder auf dem Wege nach Regensburg, denn ſchon dämmert der Morgen. (Beide ab)

Raimund

Raimund (zurückſehend)

Sagt ja niemand, Meiſter, wohin ſie iſt, und was ſie geworden iſt. Ja nicht! Ich geh zu des Vizedoms Werbern, der in Straubing regiert an Herzog Ernſts Stelle. Dorthin will ſie Herzog Albrecht führen. Damit ſie eine treue Seele in ihrer Nähe hat; und daheim konnt ich nicht bleiben. Sie wird meiner nicht bedürfen! — iſts doch ordentlich, als thäte mir das leid. — Hier ſeh ich das Häuschen noch, wo ſie — Still! Ade, Augsburg! Mein Glück, ade! (Ab)

* * *

Vierte Szene

Zimmer in Hanns Zengers Hauſe

Agnes. Jſolta

Jſolta

Eur Vater wird wohl ſchweigen, teure Fürſtin —
So nenn ich euch ſchon jetzt, dem Herzen folgend,
Das jetzo ſchon als Herrin euch erkennt —

Agnes

Ja, ihr ſeid herzlich gut, gewiß! ich weiß.

Jſolta

Dennoch, wie leicht ſetzt das Gerücht aus Fetzen,
Von unbemerkten Lauſchern aufgeſchnappt,
Zuſammen oft, was heimlich bleiben ſollte,
Und ſchreits auf offnem Markte aus. So kommt
Der Herzog, euer Herr, wenn er erſcheint
Auf dem Turnier zu Regensburg zur Zeit,
Wo man entführt euch hält, ihm klug zuvor.

Agnes

Es war Hanns Zengers Rat —

Jſolta

Ja, ſeine Kälte
Sah, was eur Herr, in ſeines Glückes Wärme
Sich wiegend, überſehn gern hätte.

Seibelſtorfer

Seibelſtorfer

Fertig
Zur Reiſ iſt alles, gnädige Frau. Auch ſteckt
Der Morgen ſeine goldne Fahn ſchon auf.
Eur Herr auf ſeinem Weg nach Regensburg

Wird, ſchaut er um, ſchon Augsburg nicht mehr ſehn.
Nach Straubing denn, wohin ſein Wort uns weiſt!
Ich bitt euch, nicht zu zögern.

(Seibelsdorfer und Agnes ab)

Giulio

Iſotta

Geht voran!
Ich folg euch ſchleunig. (Zu Giulio)
Kommſt du endlich, Giulio? Eil dich — nur das Was jetzt, das Wie auf dem Wege.

Giulio

Der Vizedom hat euern Zettel, und die Hexe — iſt des alten Baders Bernauer Schweſter. Die neue Herzogin war vor dem Bankett bei ihr und —

Iſotta

Genug! Mach dich fertig, dem Herzog nach Regensburg zu folgen. Ich ſchreibe ſchnell die namenloſen Zeilen, die du ihm geſchickt in die Hände ſpielen mußt, daß er nicht ahnt, woher. Mach dich fertig, Giulio!

(Giulio ab)

Iſotta

Fort muß die Fälſcherin! Mein Zettel ſagt ihm,
Wie er betrogen iſt, und wiſcht die Schminke,
Die ihn bezaubert, von der Dirne Wangen,
Daß er nichts ſieht, als was ſie wirklich iſt.
'Ne dumme Dirne, die vom Stolz gekitzelt
Gern Fürſtin möchte ſein. „Ja, Herr — Nein, Herr —“
Sonſt nichts! Und wenn zu Wundertönen tief
Und mächtig Lieb ſein Dichterherz erregt:
„Ja, jetzt verſteh ich euch ſchon wieder nicht —“
Und dann das dumme Nicken mit dem Kopf:
„Ei ſeht doch! Nun, das glaub ich ſchon“ — ſo gänſehaft phlegmatiſch,

Daß ſich ſein ſtolzer Geiſt empören müßte,
Zur Dummheit ſelbſt geſpannt zu ſein, wär er
Des Zaubers los, der ſie zum Wunder lügt.
Daß das geſchehe, Klugheit, dopple dich,
Und, Liebe, zeig, wie du erfindriſch biſt:
Zeig ihm dich, wie du biſt, und anders doch,
Sodaß er ſehn muß, du biſts, was er erſehnt,
Doch nicht die Abſicht merkt, die dies ihm zeigt.
Verbirg den blutgen Hohn und Groll, der aufſchwillt
Bei ihrem bloßen Anblick, mach die Dummheit
Zur Pupp in deiner Hand, zur Helferin
Gegen ſie ſelbſt, durch plumpe Schmeichelei,
Und ſchreck vor nichts zurück, daß dein er ſei!
So raub dem Räuber ihn, ſtiehl ihn dem Diebe,
Der dir gehört nach allem Recht der Liebe. (Ab)

Ende des erſten Aufzugs

Zweiter Aufzug

Erſte Szene

Turnierplatz bei Regensburg

Zwei Zimmerleute ſind noch an den Schranken beſchäftigt.
Ein **Herold** mit ſeinen Dienern

Herold

Wer bei dem Turniere zu Regensburg mit ſtechen will, der bringe ſein Wappen, damit wir unterſuchen, ob es echt ſei und rein, ob er mit ſtechen darf, und es zurückweiſen oder aufhängen zu den andern. Zur Waffenſchau! Zur Waffenſchau, ihr edlen Ritter!

Der **Vizedom**, **Törring**, **Landsberg** und noch einige **Ritter**

Vizedom (lieſt von einem Zettel)

In dieſem Augenblicke macht Herzog Albrecht eine ſchwäbiſche Baderdirne zur Herzogin von Baiern. Herr Vizedom, Säule des Rittertums, duldet ihr das? — So lautet der Zettel, der mir vor meiner Abreiſe in Augsburg, wie ich euch ſagte, in die Hände geſpielt wurde, und den ich erſt auf dem Wege las. Meint ihr, der Zettel lügt? Und wenn er Wahrheit ſpricht, was dann?

Törring

Dann frag ich mit dem Zettel: Herr Vizedom, wollt ihr das dulden?

Vizedom

Und ich antworte für den Vizedom: Bei den Gräbern meiner Ahnen, nein!

Landsberg

Und ich für den ganzen bairiſchen Adel: Keiner von uns! Nie ſoll eine Baderdirne über unſern edlen Frauen ſitzen!

Vizedom

Darum erſt zur Frage: iſts wahr?

Landsberg

In dem Trotz, den ſie vorausſetzt, trüge die That Herzog Albrechts Stempel. Zeigte er nicht, ſeit er ein Mann, ſich derart, daß wir den Kopf ſchütteln mußten in ernſter Beſorgnis, deutete ein Finger auf die Stunde, in der Herzog Ernſtens Tod ihn zum Herzog macht und zu unſerm Herrn? Fuhr dann nicht unwillkürlich die Rechte nach dem Schwertgriff, als gälts ſchon jetzt, bedrohte Rechte zu verteidigen? In ſchwächlicher Kindheit von den welſchen Denkern und Dichtern ſeiner Mailändiſchen Mutter erzogen, gewann er nie ein Herz für Adelsehre und Rittertum.

Törring

Im letzten irrt ihr, Herr Landsberg. Kräftiger geworden als Jüngling, holte ſein Stolz in feuriger Eile nach, was der kranke Knabe verſäumt. Er ruhte nicht, bis er die Beſten übertraf in ritterlichem Thun.

Vizedom

Doch nicht aus Freude an ritterlichem Thun, Graf Törring. Wahrlich nur, um auf dieſe Vorzüge, die er an ſich ſelbſt nicht achtet, bei andern mit beſſrer Miene herabſehn zu können. Sein Hochmut ruht auf ſeinem Witze. — Was iſt das?

Landsberg

Jauchzen des Volkes; es kommt näher, es kündigt ſein Hierherkommen an. Er bringt ſeinen Schild zur Waffenſchau.

Vizedom

Dieſen Spielmann, der ihm voranzieht, wirbt er mit ſeinem Adelshaſſe, um ihn einſt gegen uns und unſre Rechte zu brauchen.

Törring

Den Zettel muß Herzog Ernſt ſehn.

Vizedom

Damit, leugnet der Sohn Abſalom, die Sache abgethan iſt? Bei meinem Eide, nein! Wir fordern ihm im Namen des ganzen bairiſchen Adels ſein Ritterwort ab, er ſei nicht der ſchwäbiſchen Baderin Gatte. Giebt ers, ſo iſt ers nicht; verweigert ers, ſo giebt er dem Zettel recht, ſo geſteht er öffentlich ein, was den Herzog Ernſt und den ganzen Adel Baierns gegen ihn bewaffnen muß.

Albrecht und Kanzler

Albrecht

Ich ſoll mehr an meines Vaters Hofe ſein, Herr Kanzler?

Kanzler

Dann wünſcht euer Vater, unſer Herr, ihr möchtet ſeine Räte beſſer behandeln.

Albrecht

Er ſollte wünſchen, ſie wären beſſre Leute, dann gäbe ſichs mit der Behandlung von ſelbſt — euch ausgenommen, verſteht ſich, euch ausgenommen, Herr Kanzler! Aber ſeht ſelber dieſen Vizedom von Straubing, wie er einhertritt, wie ein Feſtroß mit dem Verdienſte ſeiner Ahnen als Decke auf dem Rücken. Gut, daß ſeine Ahnen ihn adelten, er hätte ſie nicht geadelt; ſein eigen Verdienſt reicht kaum hin, ihn allein warm zu halten. Fleiſchhackerverdienſt!

Kanzler

Ihr ſeid ſcharf, gnädiger Herr, ihr ſeid ſcharf —

Albrecht

Wenn ihr mich wetzt. Was giebts, Hanns?

Hanns Zenger

Hanns

Der Vizedom weiß von eurer Heirat, weiß Gott, woher. Er will euch euer Ritterwort abfordern, ihr ſeiet nicht vermählt, um eure Weigerung dem ganzen bairiſchen Adel als ein Ja auszulegen. Hütet euch! Seht, er ſteht ſchwarz wie ein Gewitter — wenn er ſo ſchweigſam iſt —

Albrecht

Entſchuldigt, Herr Kanzler, einen Augenblick. Ja, er weiß, daß der Thaler Groll durch jedes Zornwort um einen Groſchen Thatkraft ärmer wird; und nie ſah ich einen beſſern Haushalter mit ſeinem Groll als dieſen Vizedom. Bei meinem Eide, ſein bloßer Anblick wendet mir die Galle um.

Hanns

Vermeidet ihn, gnädiger Herr.

Albrecht

Daß ſeine Eitelkeit ſich kitzelte, ich ſei vor ihm geflohn? Eher werf ichs ihm in die Zähne, was er erlauern will.

Hanns

Denkt an euren Vater —

Albrecht

Ich will ihn nicht zum Worte kommen laſſen. Ohne Sorgen, Hanns; ich will den kalten Hanns noch überkalthannſen. — Und ihr fandet mich ſo ſchnell, Herr Kanzler?

Kanzler

Die Liebe des Volkes führte mich auf ihres Gegenſtandes Spur.

Albrecht

Pah, auch ein Herkommen, wie die Verſe unſerer höfiſchen Poeten. Die Welt iſt eine andere geworden; aber ſollen ſie umſonſt von ihren berühmten Großvätern eine Form geerbt haben? Hörtet ihr nie die Lieder, die jetzt Handwerksburſchen, Schüler und andere fahrende Leute dichten? Die laſſen den Dingen ihre eigene Haut; iſt ſie noch ungelenk und rauh, auf dem Wege von Mund zu Mund wird ſie ſchon glatt werden und eine Art von Schönheit finden, die ſich mit der Wahrheit verträgt. Alſo ihr meint, das Volk liebt mich?

Kanzler

Sein Atem trug euren Namen in die Wolken, und ihre Hände warfen ihm einen bunten Knäul von Mützen und Hüten nach.

Albrecht

Mein Schneider verſteht ſein Handwerk gewiß. Aber warum ſpringt ihr ab?

Kanzler

Vergebung, gnädiger Herr, den Vorwurf mach ich euch. Ich redete von dem Jubel des Volkes, der euch galt, um —

Albrecht

Noch einmal: der mir galt! — und ſagt ich euch nicht, er galt meinem Schneider? Ich fürchte ſehr, trug ich das zerlöcherte Wams des Bettlers, der um jene Ecke ſchlottert, mit euerm Beweiſe ſäh es eben ſo windig aus.

Kanzler

Ihr wolltet euch verkleiden? ihr, gnädiger Herr? Ja, wenn der Fürſt bei euch in den Kleidern ſteckte; und das mag vorkommen, gnädiger Herr, das mag vorkommen! Aber der Dichter würde ſagen —

Albrecht

Was er nicht verantworten kann, wenn ihrs für euch anführen wollt.

Kanzler

„Durch jedes Loch der Jacke blickt der Fürſt."

Albrecht

Der Fürſt. — Ah! ſeht ihr, ſo galt der Jubel des Volkes dem Fürſten, nicht mir.

Vizedom (hinzutretend)

So fein ſpalten hat euch nicht der Waffenmeiſter gelehrt, gnädiger Herr. Erlaubt, daß wir als Vögte des Turniers euch in Regensburg willkommen heißen!

Albrecht

Wir danken und grüßen euch, Herr Vizedom. Da wir vom Fürſten reden, Herr Kanzler — ich möchte euch gern in die Enge treiben, ſagt mir doch, wer iſt ein Fürſt? Wir reden von nichts, Herr Vizedom, aber wenn von nichts reden verboten wäre, müßten die Höfe zu Trappiſtenklöſtern werden. Alſo immer zu, Herr Kanzler; was iſt ein Fürſt?

Kanzler

Ein Fürſt? — nun —

Albrecht

Kurz und bündig; nicht mehr als drei Worte; wer euch mehr zugiebt, iſt verloren.

Kanzler

Nun denn —

Vizedom

Wenn ihr mir erlaubt, gnädiger Herr: ein Mann, der fürſtlich denkt oder wenigſtens — fürſtlich denken ſollte.

Albrecht

Sollte! Ei, wer fragt, was er ſein ſollte? Was er vielleicht einmal werden wird? Die Frage iſt: was ein Fürſt iſt, was er jetzt iſt! Nun, Herr Kanzler?

Kanzler

Ihr treibt mich ein, gnädiger Herr — man hats erlebt — laßt ſehn! laßt ſehn! — Nun denn: einer —

Albrecht

Einer —

Kanzler

Der regiert.

Albrecht

Wie lang ſeid ihr erſt am Hofe? Ich werde irr —

Kanzler

Faſt fünfzig Jahr. Ich kam —

Albrecht

Ein halb Jahrhundert faſt am Hofe und — wißt nicht beſſer dort Beſcheid? Sagt: einer, der regiert wird. Der keinen Schritt thun kann, wie ihn Menſchen thun, ohne an ein Adelsprivilegium, ein Herkommen oder an ſonſt eine hölzerne Rückſicht anzuſtoßen. Der Diener ſeiner Diener, der Hammer, mit dem ſie ihr Glück und ihrer Feinde Verderben ſchmieden; ein armer Mann, der den Unzähligen ſchmeicheln muß, die er braucht, damit die Wenigen ihm ſchmeicheln, die ihn nicht entbehren können.

Vizedom

Gnädiger Herr —

Albrecht

Ein — Kommt, laßt uns mit dieſen Leuten hier reden. An ihnen iſt noch etwas von der erſten Hand der Natur. Zu ſolchen Schurzfellen muß man fliehn, wenn man ſich von den Geſpenſtern des Herkommens erholen will. Ihr, Mann im Schurze, was treibt ihr da?

Melchior

Wißt ihrs nicht? Nun ſo könnt ihr lernen, daß das Schurzfell vor dem Harniſch geht, wenngleich ihr ſelber gemacht ſcheint, einen zu tragen.

Albrecht

Wie ſo? Der geſtrenge Herr Vizedom möcht es wiſſen; er iſt ein großer Bürgerfreund.

Melchior

Nun: erſt müſſen wir die Schranken baun, erſt muß unſer Schwert dabei geweſen ſein, eh der Ritter das ſeine ziehen kann.

Albrecht

Euer Schwert? Der Mann hat Verſtand für zwei Federbüſche, Herr Vizedom. Du meinſt die Axt; und wahrhaftig! die Axt iſt des Zimmermanns Schwert, und das Schwert die Axt des Ritters. Es braucht ſo wenig Kopf dazu, die eine wie das andere zu regieren. Und mit dem Schwert baut der Ritter ſein Haus, und mit der Axt haltet ihr eure Feinde, Hunger und Sorge, euch vom Leib.

Melchior

Richtig. Aber wißt ihr auch vom Hunger? Ja, vom Hörenſagen. Nu, der Herrgott hat alles gut ausgeteilt: der eine hat den Hunger, der andere zu eſſen.

Albrecht

Und einer die Würde, der andre das Verdienſt — wenigſtens bei Hofe, ſagt man.

Melchior

Und doch giebts ſolche Allesbitterſchmecker, die ſich nicht dabei beruhigen wollen.

Albrecht

Aber wie geht ihr mit dem Stamm da um? Dieſer Stamm war ein Baum, hatte ſeinen grünen Federbuſch, der nickte im Wind, und ſeinen braunen Küraß wie einer, als er noch im Walde ſtand. Und der Hauch der Gunſt buhlte mit ihm, die Sonne der Majeſtät vergoldete ihn, und ſeine Schmeichler, die Vögel in ſeinen Zweigen, machten Muſik dazu. Und jetzt — ja, das könnte ſich manche bunte Feder und manche hoffärtige Elle Seide und Sammt zu Herzen nehmen. Derſelbe Wind, der heut ihre geſtickten Rippen bläht, wird in acht Tagen ihre Fetzen da im Staube fegen. Pfui, was dünkt ſich eine Hand voll lebendigen Staubes gegen die andere! Wie, Herr Vizedom? Und was baut ihr da für Verſchläge in Gottes freie Welt hinein, daß ehrliche Leute darüber ſtraucheln müſſen? Und paart den friſchen, grünen Zweig da mit der dürren Stange? Und habt ihn losgeriſſen von dem Heideblümchen, zu dem er ſich neigte im Wald. Was? iſt der grüne Zweig ein Junker, und das Heideblümchen ein Bürgerkind? Und nun nagelt ihr ihn an das dürre Fräulein Stange? Oder hat der Zweig ſelbſt das Blümchen verlaſſen? So hat er unehrlich gehandelt, obgleich ihr ihn darum lobt. Ihr ſagt: Die Ehre ſeines Geſchlechtes hat es verlangt. Was iſt das für eine Ehre, die Ehrlichſein empört? Wie? der Bürger hat keine Ehre? Hat er das nicht, was ihr Ehre nennt — vor Gott iſt er um ſo ehrlicher. Was habt ihr aus Gottes Welt gemacht! Ihr und euersgleichen! Was macht ihr noch jeden Tag aus Gottes Welt! O, das ſind unverſchämte Geſellen, geſtrenger Herr Vizedom. Ich grüß euch noch einmal; wir ſehen uns öfter während des Turniers. Jetzt lebt wohl, ihr Herren. Ich muß fort, ſoll ich nicht zornig werden; und dies Gelichter iſt eines ehrlichen Zornes nicht wert. Was? Sollen Stangen und Riegel den lebendigen Menſchen meiſtern? Ich ſage euch, es giebt Menſchen, die ohne Krücke gehn können, und — was mehr iſt — die es wollen!

(Ab mit Hanns Zenger)

Kanzler (zu Gundelfingen)

Laßt ihn! laßt ihn! Ein Boden für Fürſtentugend, wenn auch noch zu üppig. Aber die Zeit nutzt Menſchen ab und Dinge. Nun, wir habens erlebt. Sie brachte das jugendliche Zuviel auf das rechte Maß, während das rechte Maß in der Jugend ſchon im Mannesalter nur zu oft unter ſich ſelbſt herabſank. (Ab)

Landsberg

Und ihr ertrugts, Herr Vizedom? Er wollte euch reizen.

Vizedom

Pah! ſeinen Witz auskramen wie ein Mädchen ſeine Bänder; ſoll die Welt nicht wiſſen, was der Knabe von ſeinen welſchen Spitzfindlern gelernt? Und — um die Ecke, eh die Rute, die er verdient, niederfiel!

Törring

Alles, was er ſprach, war ein verblümtes Ja auf unſere noch ungethane Frage. Man ſah, wie ſein Stolz mehr unſern Glauben fürchtete, er halte die Heirat aus Feigheit heimlich, als ſeine Klugheit unſer Wiſſen darum.

Landsberg

Dazu gab ſeine Rede jeder unſerer Befürchtungen recht. Dieſe Ehe iſt ein Vorbild des Bundes zwiſchen Thron und Volk zu des freien Adels Unterdrückung, ein Eiſenhandſchuh, den er uns hinwirft.

Vizedom

Sei es. Ich nehme ihn auf. Herold, kommt her. Hört: wenn Herzog Albrecht ſein Schild vor euch bringt, weiſt es zurück. Nicht eher darf er ſtechen in dieſem Turnier, bis er den Makel von ſeinem Wappen gewiſcht, womit es beſchmutzt ſteht; bis er euch ſein Ritterwort gegeben, er ſei nicht einer Augsburger Baderdirne Gemahl. Werdet ihr bleich, Herold? Er wird raſen. Aber euch ſchützt das Turniergeſetz und ich, der Vizedom von Straubing, der erſte Vogt und euer Oberer bei dieſem Turnier.

Törring

Doch der Herzog Ernſt?

Vizedom

Mag er zürnen, er muß es billigen und mir danken. Wenn nicht, ſo ſchlag ich ſeine Gunſt in die Schanze.

Landsberg

Schon kommt er zurück.

Vizedom

Ruft mich zu euerm Schutze. Und ſo thut eure Schuldigkeit, Herold. Auf die Tribüne, ihr Herren, bis unſre Zeit kommt. — Der verzogene Fürſtenknabe lerne den Vizedom von Straubing kennen; der Witzling hüte ſeinen Witz! (Beſteigen die Tribüne)

Albrecht und **Hanns**

Hanns

Noch einmal: kehrt um. Der Vizedom ſtand totenbleich, ſeine Lippen bebten.

Albrecht

Noch einmal: nein! Ich bin in der Laune, ihm zu ſagen, was er wünſcht; mich reut, daß ich es nicht that! Ehre ſelbſt ſchämt ſich in mir. Herold, hier hängt dieſen Schild auf.

Herold

Verzeiht, Herr Herzog —

Albrecht

Was ſolls?

Herold

Auf euerm Wappen haftet Verdacht unebenbürtiger Verbindung.

Albrecht

Haftet — Sklav, häng auf.

Herold

Nicht eher, als bis dieſes Schildes Glanz gereinigt ſtrahlt.

Albrecht

Wie? Was? Wozu?

Herold

Gebt euer Ritterwort, gnädiger Herr, ihr ſeiet nicht einer Augsburger Baderstochter Gemahl.

Albrecht

Gut, Sprachrohr, gut! Kein Wort verloren. Den Mund kenn ich, der durch dich ſpricht. Und wußt ich nicht, dieſe ſchwarze hagere Schlange würde noch nach mir ſtechen, eh ich ſie zertrat? Das mir? Mir? Und ich zertrat ſie nicht, eh ſie ſtach? Solche Früchte wachſen an euerm Baum, Hanns Zenger. Wo iſt er? Sei klug für dich und ihn, Herold; häng auf!

Herold

Im Namen des Turniergeſetzes —

Albrecht

Im Namen des Vizedoms, Lügner! Wo? — Fort, Sprachrohr; dort ſteht mein Mann. Hierher, Herr Vizedom!

Vizedom

Nicht auf euren Befehl. Vergeßt nicht, daß ich hier nicht bloß eures Vaters Diener bin.

Albrecht

Des Teufels Diener! Das Schild da hinauf. Befehlt eurer Puppe.

Vizedom

Im Namen des Turniergeſetzes: nein!

Albrecht

Im Namen Albrechts des Wittelsbachers: ja! Häng auf, du Sklav!

Vizedom

Noch einmal: nein!

Albrecht

Ja! ja!
Und noch einmal: ja! und hunderttauſend: ja!

Vizedom

Im Namen auch gemeiner Ritterſchaft,
In Regensburg hier zum Turnier verſammelt,
Von denen der Geringſte ſo nicht ſich
Entehrt, zu ſtechen mit dem Gatten einer
Gemeinen Dirne —

Albrecht

                    Dirne? — Nun ſo hör —
Einer Dirne? — Bauer! Bauer! Bauer!
Gemeiner Bauer du! So hör — 'ner Dirne?!
Hörs Erd und Himmel denn und wer es mag:
So üb ich Fürſtenrecht, ein wahrer Fürſt,
Nicht Fürſtenpuppe, von der Lüg gegängelt,
So üb ich Fürſtenrecht und heilige
Durch heiligen Gebrauch das oft Entehrte,
Wahrheit und inneres Verdienſt erhebend
Und Lüge ſtürzend, Scheinen ohne Kern,
Und thu dir, wie der Himmel pflegt, im Zorn
Zur Strafe deinen Wunſch. So hör es jeder —
Und ob uns ſchmerzt, den heißgeliebten Vater
Zu kränken, denn nur ſeinethalb verſchleiert
Ein Kleinod ich, und ſonſt um keine Welt,
Mit Heimlichkeit und Schweigen — Ehre zwingt
Uns nun, der keiner ſich entziehen darf,
Laut zu erklären — Baiern hörs und Reich —
Frau Agnes, eines Baders Kind aus Augsburg
Und mir vor Gottes Aug durch Prieſterhand
Als Hausfrau angetraut, zur Herzogin
Von Baiern; dieſen aber hier, der wider
Verdienſt der Vizedom von Straubing hieß,
Durch dieſen Streich mit flachem Schwert entehrend
Zum Bauer, ſo den beiden nichts gewährend,
Als ihr Verdienſt; nichts nehmend, als was Glück,
Die Metze, dem Verdienſte ſtahl und aufhing
Dem, ders entehrte. Denn nicht adl' ich jene,

Sie adelnd, nein, ſie adelt unſern Thron —
Und den entehrend, nehm ich wahre Ehre
Ihm nicht; ich nenn ihn das nur, was er iſt.
Und ihr da, Herold, laßt die Schranken brechen,
Zu End iſt das Turnier, eh es begann,
Und niemand bricht 'nen Speer hier. Fort! Ich ſag es, ich
Albrecht der Wittelsbacher.

(Ab, von Hanns, den Knappen und Rittern gefolgt)

Vizedom

(der hatte ziehen wollen, taumelnd von Törring und Landsberg gehalten worden war)

Oh!

Törring

Wie iſt euch, Herr Vizedom?

Landsberg

Ein Schlagfluß hat ihn gelähmt. Sein adlig Herz brach unter der Übergewalt ſeines Zornes über unadlig Thun, wie eine Leier unter eiſerner Spielerhand. Könnt ihr nicht ſprechen, Herr Vizedom?

Vizedom

Bringt mich hinweg. Tod iſt in mir; ich ſterbe —
Am eignen nicht; geſamten Adels Tod
Trifft ſo mich mit, den einzelnen — ſchwört mir —

Landsberg

Was, Herr Vizedom?

Törring

Könnt ihr fragen?

Landsberg

Rache! —

Törring

Was ſollen wir thun, euch zu rächen?

Landsberg

Wo?

Vizedom

Nicht mich, des Adels Ehre, an der Urſach,
Wo es am tödlichſten ihn trifft — an ihr,
Der Dirne, — ſie muß ſterben, ihm im Arm,
Wo's iſt — Kommt — Laßt mich —

Landsberg

Ihr könnt nicht allein ſtehn.

Vizedom

Führt mich zur Herberg.
Dort will ich euch — dort ſchwört mir auf mein Schwert,
Statt meiner einzuſtehn, faßt mich der Tod,
Bevor — ich kann nicht mehr —

Törring

Kommt, ihm zu ſchwören.
Sterbt einmal ihr, ſo lebt ihr zweimal fort
In uns, um euch zu rächen.

Landsberg

Racheerben
Laßt ihr zurück. Die Dirne — ſie ſoll ſterben!
(Sie führen den Vizedom ab)

Giulio (kommt eilig)

Giulio

Es iſt gelungen! er hat das Papier. Er zerknittert es in ſeinen Händen, ohne noch zu wiſſen, was es enthält, ohne nur zu wiſſen, daß er etwas in ſeinen Händen hält; ſo in Aufregung drängt er ſich durch die Menge, durch das Murmeln und Murren der Ritter und das Jauchzen des Volkes. Hanns Zenger ſah mich deſto genauer an. Er erriet, woher der

Zettel kam, und half mir, unbemerkt vom Herzog zu entſchlüpfen. Fort! da kommen ſie. Damit er ſeinen Arzt nicht ſieht. Ich wette, das niederſchlagende Mittel wird ihn ſo bleich machen, als er jetzt rot iſt. Sie kommen. Fort und heim zur Madonna! (Ab)

Albrecht und Hanns

Hanns

Was haltet ihr für ein Papier in euern Händen?

Albrecht

Ich will der Welt zeigen, ich bedarf des Sattels der Herkommen nicht, um zu Pferde zu ſitzen.

Hanns

Wie kommt ihr zu dem Papiere da?

Albrecht

Ich weiß nicht. Fort mit den Franzen und Quaſten der Gewohnheit und Lüge!

Hanns

Wollt ihr mirs erlauben? Vielleicht eine Warnung, die ihr nicht unbeachtet laſſen dürft. Ihr habt den Vizedom und in ihm den bairiſchen Adel aufs tiefſte beleidigt; ſie ſtecken die Köpfe zuſammen; beſſer — (Er ſieht in den Zettel) Hm.

Albrecht

Was iſt? Was wollen ſie —

Hanns

Nichts vom Adel — nichts, Herr, überhaupt nichts.

Albrecht

Mir das? Und doch — Aber was haſt du? Gieb her.

Hanns

Laßt; ich zerreiß es.

Albrecht

Erſt will ichs ſehn. Sieht dies Nichts ſeinem Spiegelbilde in eurem Antlitz gleich, ſo iſts ein Was, und ich muß es ſehn.

Hanns

Sehts nicht! O Baiern! o alter Ernſt! o Baiern!

Albrecht

Du prüfſt, was ich nicht habe, meine Geduld.

Hanns

Prüfen! Prüfen! — Daß ihr meintet, an euerm eignen Atem zu erſticken — daß es heraus mußte! das Gedächtnis des alten Ernſt verzehrt in der Glut! und — um was? Nein, laßt michs zerreißen; es kann zu nichts mehr helfen; und jetzt dürft ihr nichts leſen, jetzt nicht, jetzt, wo — nein, es müßte euch raſend machen.

Albrecht

So brauchſt dus nicht zu thun. Zum Teufel, gieb! (Er reißts ihm aus der Hand und lieſt, was Hanns verhindern zu wollen ſich ſtellt) „Des großen Herzogs Albrecht Stolz fiel ſich über einer Dirne kleinen Fuß zu tot.“ —

Hanns

Und Baiern! und Baiern mit! die Erde dröhnt noch vom Fall des Rieſenleibes.

Albrecht

Was ſolls — Hand, zittre nicht. „Die kluge Frau aus Ungarn iſt“ —

Hanns

„Des Baders Bernauer in Augsburg Schweſter, und die klügere Dirne war am heiligen Helenenabend vor dem Bankett Hanns Zengers bei ihr. Prüft ſelbſt, und ihr werdet es ſo finden.“ —

Albrecht

Ja Lüge! Lüge! ungeheuer wie
Noch keine! Menſchen redeten im Leichtſinn
Und dachten nicht der Folgen; Frömmigkeit
Verbarg die Wahrheit um der Folgen willen;
Was Lüge hieß bis jetzt, war gute Meinung,
War Schonung, Liebe, Scherz und Neckerei,
Ein ſchuldlos Kind nur, gegen die gehalten;
Mit dieſer erſt kam Lüge auf die Welt.

Hanns

Riet ich euch nicht gut, ihr ſolltet das jetzt nicht leſen? Jetzt, wo eure Liebe den teuerſten Preis bezahlt hat mit Vater, Fürſtenpflicht, vielleicht mit dem Ruin Baierns, mit allem, was euch heilig ſein muß — die Ware nichts nutz. Jetzt erfahren, eure Klugheit ſei betrogen, im Netz gefangen von einer dummen Dirne?

Albrecht

Ich glaubte nicht dem Spiegel nur, ich prüfte.

Hanns

Ja, ihr prüftet die Schlange und — fandet ſie klug.

Albrecht

Sie ging mit mir, gab alles hin um mich —

Hanns

Bis auf die Krone, wie ihr Vater ſagte, der ſie beſſer kennt. Warum lerntet ihr ſie nicht erſt kennen?

Ein Pferd, einen Hund zu kaufen nahmt ihr euch mehr Zeit.

Albrecht

Nicht wahr! Sie kannte mich nicht. Tod, wenn ſie im Spiegel ſtak, wars noch eine Lüge mehr! Nein, es iſt nicht möglich! Dies Himmelsantlitz, jeder Blick ein Taubenbote aus dem Paradies, jeder Hauch ſüße Unſchuld, jedes Wort ein Klang vom Himmel! Wahrheit auflegen wie Schminke, Natur aufſetzen wie geborgtes Haar — es iſt nicht möglich! es iſt nicht möglich! Fort, nach Straubing! Du ſollſt ſehn, es iſt nicht. Pferde! Pferde! es kann nicht ſein. ’s iſt Lüge, wer auch ſie erdacht hat. Fort nach Straubing! es muß ſich zeigen! (Beide ab)

Kanzler, Gundelfingen

Kanzler

Verwünſcht! verwünſcht! Hat mans nicht erlebt? Nein, wahrlich nicht! Das paßt nicht hierher; nein, man hats noch nicht erlebt, ſo alt wir ſind. Und es fehlte nichts, als daß auch wir den Kopf verlören, ſo alt wir ſind. Wenn eines einzelnen Ungebührnis auch die andern aus ihren Kreiſen drängt, da gilts den einzigen Vorteil zu brauchen, den Alter nicht nimmt, ſondern giebt. Der Adel ſchwierig, ein alter Feind lauert vor der Thüre, dem nichts lieber wäre, als Zwiſt und offne Fehde zwiſchen Vater und Sohn. Das iſt der Punkt, wo wir alle Stützen unſrer Kraft anſetzen müſſen, ſoll Baierns Bau, von dem Stoße wankend, nicht umſtürzen. Herzog Ernſt muß abgehalten werden, Gewalt brauchend, die Kluft zwiſchen Albrecht und dem Adel auch zwiſchen ſich und dem Sohn zu ſetzen. Verſteht ihr wohl? Wie wir den Vizedom kennen, wird er auf eigne Hand verfahren und die Dirne, das Ärgernis, ſchleunigſt wegſchaffen, wies geht. Herzog Ernſt muß außer dieſer Sache bleiben. Nun, wir habens erlebt

— und hier paßt die Redensart wieder — mehr als ein verlorner Sohn kam zu ſeinem Vater reuig zurück, und es war Freude darüber, mehr als über dreißig Gerechte. Laßt uns nach München; Herzog Ernſt muß alles durch uns erfahren, und ſo zugerichtet, wies unſerm Plane dient. Er wird dennoch heiß werden. Nun, wir habens erlebt: die Sache mußte doch gehn, wie wir es wollten — unbeſchadet unſerer Ehrfurcht vor der Majeſtät und lediglich zu Nutz und Frommen des Schiffes, das wir ſteuern. Kommt! (Beide ab)

◆

Zweite Szene

Erleuchtet Gemach auf Albrechts Burg
zu Straubing

Nacht

Giulio und Iſotta

Giulio

Den ganzen Weg hierher waren der Herzog und euer Gemahl mir auf den Ferſen.

Iſotta

Und du weißt nicht, was das Papier wirkte?

Giulio

Nichts, als ſeine Eile, die meine faſt überholt hätte. Und die Heimlichkeit ihres Einritts; denn ſeht, ſchon ſtehen ihre Roſſe im Schloßhof. Ich entferne mich jetzt, denn jeden Augenblick können ſie hereintreten. (Ab)

Iſotta

Warum ſo eilig? Warum ſo heimlich? Herz, verrate dich und deine Spannung nicht durch dein lautes

Pochen. Fürchteſt du? Er hatte ſie zur Herzogin erklärt, den Vater, den Adel tödlich beleidigt, als er den Verrat erfuhr; das bringt ſein Gewiſſen auf meine Seite. Es muß gelingen! Da ſind ſie ſchon.

Albrecht, Hanns treten auf

Iſotta

Wie? gnädger Herr, ſeid ihrs? Entſchuldigt, trefft ihr
Uns nicht gerüſtet noch, euch zu empfangen.
Doch wie? noch kaum begann das Ritterfeſt
In Regensburg, und ſchon — ja, eur Entſchluß,
Es zu beſuchen, reut' euch unterwegs
Und führt' uns euch zurück.

Albrecht

Ganz recht; ſo iſts.
Doch wo iſt ſie?

Iſotta

Eur fürſtliches Gemahl?

Albrecht

Ja, ſie. Weiß ſie von unſrer Ankunft ſchon?

Iſotta

Wohl ſchwerlich; unerwartet und ſo heimlich —

Albrecht

Gut; ſorgt, daß ſie nicht eher davon hört,
Als wir es wünſchen — bitt ich.

Iſotta

Ei, ihr wollt
Ein Feſt ihr gönnen für das Feſt, das ihr
Euch ſelbſt verſagtet.

Albrecht

Bitte, ſeht, ob ſie
Noch wacht — ja, da ihrs doch erraten habt,

Es giebt 'ne Überraſchung. Bitte, ſeht,
Und bringt die Nachricht uns hierher.

Iſotta

Ich gehe.
Sie ſoll nichts wiſſen, eh ihr ſelbſt es wollt,
Und bald erfahrt ihr, wacht ſie oder nicht. (Ab)

Albrecht

Doch! Doch! ſo ſoll es ſein. Denn, iſt ſie falſch —
Doch iſt ſies nicht; ihr Falſchſein machte Treu
Zum Gaukler und entvölkerte den Himmel
Von ſeinen Engeln — iſt ſie falſch, ſo iſt ſie
In Falſchheit Meiſterin, und Forſchen tröge
Sich ſelbſt und wär gelegne Warnung nur
An ihre Vorſicht — Schnell verſammle, Hanns,
Das ganze Schloßgeſind; in Feierkleidern —
In jeder Hand 'ner Kerze Licht, in jedem Mund
Der Ruf: Lang lebe unſre Herzogin
Frau Agnes! Drein im Jubel der Trompete
Beſchwingter Ton, dem Ohr ein buntes Wimpel
Über dem Jubel flatternd — alles, was
Zum Schwindel ſchwellen kann die Eitelkeit!
Und wenn nur einen Augenblick Verſtellung
Im Anſturm jäher Überraſchung kann
Ihr nüchtern Spiel vergeſſen machen, ſo
Beſchwör den Geiſt ich, wenn ers iſt, der ſie
Beſitzt, herauszutreten auf ihr Antlitz,
Es Lügen ſtrafend
Ein unbewußt Geſtändnis abzulegen,
Ob ſie der Ehrgeiz zog und Liebe nicht. / A
Du, an des Zuges Spitze, huldigſt ihr
Und ſo, als riefe ſie mein Vater ſelbſt,
Des ganzen Landes frohe Zuſtimmung
Sie auf den Thron. Nun eile dich: ich hole
Derweil der Mutter reichen Fürſtinſchmuck
Aus ſeinem Schrein. (Ab)

Iſotta (kommt wieder)

Sie wird nichts erfahren —

Hanns

Habt ihr gehört? Wißt ihr, was er vorhat?

Iſotta

Noch eine Probe.

Hanns

Er will den Finger ins Feuer ſtecken, um es zu prüfen, ob es brennt.

Iſotta

Ich fürcht es; doch —

Hanns

Doch? Doch? Habt ihr noch ein Doch? Packt es ein mit eurer ganzen Kunſt. Seine Feder iſt ſchlaff geworden; euer Drücken daran iſt vergebens.

Iſotta

Und doch entlarv ich ihm die Dirne!

Hanns

Pah! Was wollt ihr einem zeigen, der ſeine Augen abſichtlich ſchließt, um nicht zu ſehn, was ihr ihm zeigt. Ich möchte wiſſen, wann ein Menſch etwas anderes gefunden hätte, als er finden wollte. Den ganzen Weg über ſann er auf Mittel und verfiel in Fieberhaft von einem Entſchluß auf den andern, bis er dieſen ausgegrübelt hatte, den, der unter allen möglichen am wenigſten zum Ziele führen kann — und eben darum. Er will finden, ſie ſei nicht falſch, oder Ausflüchte übrig behalten.

Iſotta

Er ſoll keine übrig behalten. Eben jetzt läuft die Dirne mit einem Diadem, das ich ihr ſchenkte, von

Zimmer zu Zimmer, von Spiegel zu Spiegel, iſt ſchon Herzogin in ihrem Schwindel, ziert ſich, ſpricht vornehm zu den Damen und dem Volke, die der Rauſch ihr vorgaukelt, verneigt ſich und führt ganze Schauſpiele auf. Ich will ihn heimlich zu ihr führen; er muß ſie, unbemerkt von ihr, beobachten, ſehn, wie Eitelkeit ihre Puppe an allen Drähten zieht. Ich führ ihn hin, eh ſie des Spieles müde wird. (Ab)

Hanns

Da kommt er ſelbſt, und hab ich Augen, ſchon wieder ein andrer als vorhin. Verflucht der Wahnſinn Liebe, wenn er ſolche Dinge knetet aus einem Dinge, das ein Mann war, eh ſie darüber kam. Und nur ein Bruchteil mehr Kälte in dieſer hitzigen Miſchung, und der Neid ſelbſt müßte ſagen: Er iſt einer.

Albrecht (kommt, den Schmuck in der Hand)

Wer glaubt, wird ſelig. Wie? wird ſelig? Nein!
Wer glaubt, iſt ſelig ſchon. — Daß keine Brücke,
Kein Kahn zurück uns führt zu jenem Eiland,
Dem Paradies der goldnen Kinderträume,
Den Mann, der ihre Dämmerung, gelockt
Von Durſt nach Licht, verließ! Den zweiten Mutterſchoß,
So weich, daß Tauſende freiwillgen Schlummer
Darin vorziehen der Geburt ans Licht;
Der roſenhändgen Künſtlerin,
Die um der Wahrheit knöchern Schreckensbild
Das Fleiſch der Täuſchung wölbt, die ſammtne Lüge,
Aus Ros und Lilie gewoben, ſpinnt.
Wer wär ein Held, vergoldete die Bahn
Nicht Ruhm mit ſeinem Gold, wenn weſenlos
Und nichtig auch, wie Abendſonnenglühn?
Wer wär beglückt durch eines Weibs Beſitz,
Säh durch ihr Koſen er ihr in das Herz?
Wer möchte ſterben, gält der dürre Scherge,

Der Tod, der Führer nicht zum Wiederſehn?
Und wenn ich glaubte nun, wär ich nicht glücklich?
Ja — ſchärfte mir den Zweifel nicht Gewiſſen.
Zuviel hab ich geopfert, mit dem Scheine
Nur des Errungnen, innrer Anklag Kampf
Zu ſchwichtigen: wiewohl Notwendigkeit
Die eignen Ketten polſtert und mir ſagt:
Ergieb dich, denn untrennbar iſt das Band!

Hanns (für ſich)

Wärt ihr ein Mann nur wieder, trennbar wärs.

Albrecht

Und Liebe, die nicht laſſen will vom Glauben,
Und Stolz, der nicht betrogen gelten will —

Hanns

Das iſts. Nun wahrlich! Euern Stolz will ich
Bewaffnen gegen Liebe und ſich ſelbſt.
Ihr ſollt die Probe machen, wollt ihr nicht,
Die ihr erſonnen und nun laſſen möchtet.
Ich geh die Dirne doch zu überraſchen:
Ihr ſollt vergebens nach der Täuſchung haſchen. (Ab)

Iſotta (kommt)

Hier find ich euch —

Albrecht

Was iſts?

Iſotta

Sie wacht und — nein,
Ich ſags euch nicht, ihr müßt es ſelber ſehn,
Was euch erglühen macht', und wärt ihr Marmor.

Albrecht

Was iſts?

Iſotta

Ein ſeliges Geſchöpf! Wollt ihr
Ihr ſüßes Treiben ſehn, ſo folgt mir leiſe,
Und heimlich führ ich euch in ein Verſteck,
Wo ihr ſie ſehen könnt, doch ſie nicht euch.
Und ſelger überraſcht ſie euch, als ihr
Sie überraſchen könntet, glaubt das mir.

Albrecht

Sie betet? ſingt ein ſchlichtes Lied von Scheiden
Und Wiederfinden? ſpinnt des Liedes Stimmung
In wache Träume aus, den Faden netzend
Aus ihren Augen? ſpricht mit mir, den ſie
Noch ferne wähnt? Wie?

Iſotta

Kommt nur, gnädger Herr.

Albrecht

Ich folg euch. Hoffend, daß der Anblick endet
Die Zweifel all und Furcht in Wonne wendet. (Beide ab)

Hanns und der **Pfleger** des Schloſſes

Hanns

Wie geſagt, Herr Pfleger, was in Regensburg vorgegangen, davon ſoll bei Herzog Albrechts Zorn vor ſeiner fürſtlichen Gemahlin nicht geſprochen werden. Er will nicht, daß die Geſpenſter Furcht und Sorge ihr junges Glücksgefühl welkend anhauchen. Und nun kommt, damit die Huldigung, die wir vorhaben, durch Zögern nicht den Reiz einer Überraſchung verſcherze.

Pfleger

Ich habe das ganze Geſinde, auch die Söldner, die unter meinem Befehl ſtehen, in die große Halle zuſammenrufen laſſen.

Hanns

So kommt. Keinen Augenblick verloren. (Beide ab)

Ein andres Gemach

Mondſchein durch die Fenſter, ſonſt keine Beleuchtung

Iſotta, Albrecht treten auf

Iſotta

Schnell, hierher, hinter den Vorhang. Sie wird gleich hereintreten. Haltet den Atem an, damit ihr die ſüßen Geſpenſter ihrer Träume nicht verſcheucht. Seht ihr ſie? So thut ſie, wenn ſie allein iſt, ſeit wir in Straubing ſind. Iſts nicht ein ſüß Geſchöpf?

Albrecht

Auf ſelger Inſel
Sitz wieder ich bei dir, und ferne brandet
Das leere Treiben und der Lärm der Welt;
Des Zweifels Larven ſinken tot zur Tiefe.
O zaubervoll Geſchöpf in reicher Armut,
Kaum halt ich mich, dich an mein Herz zu reißen.
Ein enges Stübchen, wenig Möbel nur,
Doch feſt, im Herzen wenige Gefühle,
Doch unergründlich tief — fort, bunte Menge!
Herz, deine wahre Heimat iſt die Enge!

Iſotta

Sie kommt —

Albrecht

Da iſt ſie! Wie? ein trüber Schatten
Über dem Himmel? — Sehnſucht? Sorge? Ja!
Nimmt Liebe jeden Abſchied doch für ewig,
Jed Wiederſehn als neugeſchenktes Glück.
Die Liebe liebt den Schmerz; ſie fürchtet gern,
Weil ſie im Fürchten tiefer ſich genießt;
Herz, fürchte nicht; ich lebe, bin dir nah!

Iſotta

Still!

Agnes, mit einem Diadem geſchmückt, tritt herein

Agnes

Ich könnte mir Lichter bringen laſſen; werd ich doch einmal Herzogin hier, aber ich ſchäme mich. — Im Monde blitzt das Geſtein nicht ſo hell aus dem Spiegel. — Ach ja, die Vaſe hat Recht; ich bin ein ſchönes Weib, ſo ſchön! — und klug bin ich auch — und ſo vornehm. Ich glaub, ohne den Spiegel wär ich Herzogin geworden. — Herzogin — ich bins ja noch nicht. Wenn ich nur nicht häßlich werd vorher — Ich will nicht daran denken; ich will lieber denken, wies ſein wird, wenn ich Herzogin bin. — Was denn zuerſt?

Albrecht

Was iſt das? Liebe, rede mir es aus!

Iſotta

Ich verſtehe nicht, was ſie mit dem Spiegel meint. Aber habt ihr je was Reizenderes geſehn?

Albrecht

Mein Vater! Baiern!

Iſotta

Still; mäßigt euer Entzücken, Herr. — Nun, Dirne, plaudre zu.

Agnes

Flüſterte nicht etwas? — Es iſt die Donau, die von dort drüben herüber rauſcht. Nun bin ich Herzogin und mit meinem Herrn in Augsburg, um den Vater zu holen. Ja, ſo ſolls ſein. Wir ſind in Augsburg. Die Leute drängen ſich, wie ſonſt, mich zu ſehn. Da iſt der Engel! Da iſt der Engel! Der Engel? ſagen andere; das iſt ja die geſtrenge Herzogin von Baiern, Frau Agnes. Die Trabanten voran. Nun ſind wir ſchon an des Vaters Häuschen. Mein Handſchuh fällt mir aus der Hand, (ſie läßt einen Handſchuh fallen) Hanns Zengers Hausfrau hebt ihn auf. (Sie hebt ihn auf und überreicht ihn) — Hier, gnädige Frau, — ſie iſt gut, und ich hab ſie lieb; aber vor den Leuten muß ich ſagen: Gut ſo, ich danke euch. — Da kommt der alte Philipp um die Ecke. Da, Herr Seibelſtorfer, gebt ihm das. Nein; kein Armer ſoll leiden, wenn ich Herzogin bin: Dankt nicht, Philipp! Schon gut, ſchon gut. Aber, Herr Schultheiß von Augsburg, kein leichtes Mädchen duldet mir auf den Gaſſen und auch an den Fenſtern nicht, ſonſt geh ich auf der Stelle. Und nun kommt der Vater aus dem Häuschen. Wie er ſtaunt! Ja, ich bins, und, ſeht ihr, die Eh iſt doch giltig. Wie ihr mir leid gethan habt — nun, ihr glaubt mirs nicht. Und wenn ihr auch nicht vornehm ſeid, ich will mich euer nicht ſchämen. Wir können nicht alle vornehm ſein, gewiß nicht. Und habt ihr den Raimund noch bei euch? Siehſt du — oder ſeht ihr, Raimund? Ja! das wird ſich beſſer ſchicken! — wie lieb ſie mich alle haben? Seht ihr nun, Raimund, wie ihr den Vornehmen Unrecht gethan habt? — Aber da träum ich, und es iſt noch gar nicht ſo weit. Wer weiß, wie lange noch — nein! ich will ja nicht mehr daran denken. (Es tönen Trompeten) Und nun iſt Bankett auf dem Gewandhaus; wir treten herein, da klingen Trompeten und —

(In der Szene noch Trompeten und der Ruf:)

Hoch, Frau Agnes! von Gottes Gnaden Herzogin von Baiern!

Hanns Zenger, der **Pfleger**, das **Schloßgeſinde**, alle mit brennenden Kerzen herein; ſie bilden einen Halbkreis um **Agnes**, wiederum von den Söldnern der Beſatzung umgeben; **Albrecht** und **Iſotta** haben ihren Verſteck verlaſſen

Alle

Hoch! und abermals hoch!

Hanns

Herzog Ernſt in München grüßt euch als ſeine geliebte Schnur, Frau Herzogin. (Knieend)

Pfleger (ebenſo)

Und wir ſind die erſten unter euren Unterthanen, gnädige Frau, die euch huldigen.

Iſotta (den Schmuck aus Albrechts Hand nehmend)

Und ich bin ſo glücklich, euch mit dem Herzoginnenſchmuck zu ſchmücken, den euer Herr mitgebracht.

Albrecht

Es iſt nicht wahr, und doch — es iſt. Es iſt nicht möglich, und doch — es iſt.

Agnes (ſich umſehend, wird Albrecht gewahr, läuft auf ihn zu)

Seid ihrs denn, lieber Herr? bin ichs? Und träum ich auch nicht? Und ich bin Herzogin? und ich ſeh euch?

Albrecht

Ihr ſeht mich; doch es konnte geſchehn, daß ihr mich nicht wiederſaht.

Iſotta

Wie das, gnädiger Herr?

Albrecht

Ich ſtürzte unterwegs —

Iſotta

Ihr ſtürztet? Wie ihr mich erſchreckt.

Albrecht

Mein Pferd ſtrauchelte hart an einem Abgrund —

Iſotta

Ihr ſielt doch nicht — o, ſo redet doch!

Albrecht

Sie hörts kaum — ſie müßte fragen.

Hanns

Die Tiefe öffnete einen Rachen voll ſcharfer Felſenzähne, ſpitzig genug, einen Harniſch zu durchbeißen. Wahre Reihnadeln und ſo lang, daß ſo viel Fallende, hintereinandergeſpießt, daran Platz geſunden hätten, als Lerchen an einem Bratſpieß.

Iſotta

Ihr ſeid doch nicht verletzt, gnädiger Herr? Gewiß, ihr ſeids, und verhehlts uns nur, uns nicht zu ſchrecken.

Hanns

Was ſpringt da für ein Wild aus dem Buſch?

Agnes

Immer wieder möcht ich fragen: iſts wahr? Hundertmal hab ich das alles ſchon daheim geträumt. Wie war ich dann traurig, wenn mich der Vater weckte. Wie ich albern bin, lieber Herr! Glaubt ihrs wohl, jeden Augenblick fürcht ich, jetzt wird er rufen, und es iſt wieder nur ein Traum?

Iſotta

Eine größere Gefahr drohte euch. Euer Herr — ihr wißts nicht —

Agnes

Wie ihr ängſtlich ſeid; da ſteht er ja geſund. — Und es iſt doch wahr!

Albrecht

Ja, es iſt wahr! es iſt doch wahr!

Agnes

Und wie der Schmuck ſchön iſt — ach, ſeht doch nur, lieber Herr.

Albrecht

An dem Weibe, das ihn trug — Mir flirrts vor den Augen. Hinaus, wo mich niemand ſieht. Nicht der Mond darf mich beſcheinen. (Ab)

Agnes

Wie nennt man das?

Iſotta

Ein Diadem, gnädige Frau.

Agnes

Wird mirs auch ſtehn? Seht doch einmal. Meine Hände zittern vor Freude. Wie meint ihr, Herr? Wo iſt er?

Beate

Er ging hinaus.

Agnes

Und ſagte nichts? Wär er doch krank?

Beate

Er ſah finſter aus; er war blaß wie die Wand.

Iſotta

Und kam ſo heiter von Regensburg, und wars mir eben noch!

Beate

Gewiß, ihn hat was recht bitter verdroſſen.

Iſotta

Nun — aber gewiß nur der Leute wegen.

Agnes

Wißt ihr, was?

Iſotta

Nun — aber verzeiht, gnädige Frau — ihr ſpracht nicht, redetet die Leute nicht an. Hörtet ihr, wie er an ſeine Mutter dachte? denn ſie trug den Schmuck vor euch. Seine Mutter hätte an eurer Stelle mit den Leuten geredet. Sie war eine Fürſtin! Sie ſprach ſo, daß Gelehrte verſtummten, und in ſich allein verliebte Kunſt ſich ſelbſt vergaß, um keines ihrer Worte zu verlieren. Sie war die Huld ſelbſt im Reden; mit wem ſie ſprach, der fühlte ſo lang ſich größer, und doch verlor ihre eigne Größe nichts dabei.

Agnes

Ich hätte reden ſollen, meint ihr?

Iſotta

Ja, doch nur der Achtung willen, die Achtung erzeigen euch eingebracht hätte. Es wäre nur natürlich, wollte er euch geachtet ſehn; und vielleicht — nun vielleicht — daß er erwartete, ihr würdet ſein angefochten Urteil thätig in Schutz nehmen.

Agnes

Ich verſtehe euch noch nicht.

Iſotta

Denn ſeht: Wärt ihr eine geborne Fürſtin, man nähme für Recht, was ihr thätet; da ihrs aber nicht von Geburt ſeid, müßt ihr durch euer Benehmen die Menſchen zwingen, euch herzoglich zu finden. Schwerer jederzeit wirds dem, der aus eigner Kraft geſtiegen, ſich oben zu halten, denn die alles bezwingende Macht der Gewohnheit kommt ihm nicht zu Hilfe, ja ſie iſt ſeine Feindin.

Agnes

Ihr meint, ich bin nicht geweſen, wie eine Herzogin ſein ſoll? Ich will ihm nach. Meint ihr nicht? ich will ihm verſprechen —

Iſotta

Nein, gnädige Frau, ihr ſeid kein Bürgerweib. Nie ſah ich das eine Fürſtin thun. Denkt, daß all die Leute hier eure Gebärden beobachten. Seht heiter aus, doch voll Würde. Die Niedern rächen ſich gern an dem, dem ſie gehorchen müſſen, durch Spott hinter ſeinem Rücken; drum laßt ſie nicht in euer wahres Herz ſehn; ihr Urteil über euch, das er in ihren Mienen läſe, müßte ihn kränken in ſeiner und eurer Seele.

Agnes

Sind die Leute wirklich ſo? Mir iſt, als preßte der Schmuck mir das Herz zuſammen.

Iſotta (für ſich)

So treib ich die alberne Dirne in ein ſteifes Gebaren, deſſen Zwang ihre Hoffart rächend ſtraft und, ſeinen Zweifeln recht gebend, ihn von ihr ſcheiden muß.

Agnes

Was ſagtet ihr?

Iſotta

Mir fiel ein, ich könnte doch irren.

Agnes

Nein, ſo wird es ſein, wie ihr ſagt. Daran hab ich nie gedacht; jetzt erſt fällt mirs aufs Herz.

Iſotta

Seid heiter, ich will nicht müde werden, die ſchwere Laſt der Größe euch tragen zu helfen. Kommt, gnädige

Frau. Die Frau Herzogin dankt gnädigſt euch allen und wird ſich in ihre Zimmer zurückziehn.

Hanns

Darf unſer ehrerbietiger Jubel euch begleiten?

Agnes

Was ſag ich? Ich bin in mir ſelbſt irr. Ich bin hier fremd; jetzt weiß ichs erſt. Wie anders iſt das alles, wie ich mirs dachte! Nehmt euch meiner an.

Iſotta

Um Gott, ſtolz aufgerichtet! Laßt ſie keine Verlegenheit merken. Fürſtliche Gnaden erlaubt euch, ſie bis an ihre Zimmer zu begleiten.

Agnes

Ich dank euch, euch allen; gewiß, ich dank euch.

Hanns

Nach Augsburg an euer Baderfaß! Dafür wollt ich euch danken.

(Alle mit Hochrufen und Muſik ab und den Kerzen, daß nur Mondſchein das Zimmer erhellt)

Albrecht (tritt auf)

Hierher verfolgt mich die Muſik nicht mehr,
Der Hölle Hohn ins Ohr mir gellend; hier iſt
Kein Auge mehr, das mit dem Spott mich ſtachelt,
Den ich ihm ſelber leihe. — Schändlich! ſchändlich! ſchändlich!
Und ſchlimmer noch als ſchändlich; lächerlich!
Der Wahrheitsjäger ſelbſt im Netz der Lüge,
Ein zappelnd Wild, und nicht durch fremde Liſt,
Durch eigne Überklugheit! wie zum Hohn
Vor Lüge fliehnd ihr in den Arm geflohn.
Und dann geprahlt noch — o des Witzes Krone! —

Ein Narr, ein feierlicher Narr, ein heldenhaft
Geſpreizter Hanswurſt, nasgeführt, gehänſelt
Von einer Gaukeldirn, in toller Poſſe
Den Fürſtenhut vermählt der Narrenkappe,
Entweihend, was zu weihn er ſich vermaß,
Und Lüg als Wahrheit auf den Thron geſtellt!
Recht, Mond, verhüll dein Aug im Schleier, ſchäm dich
Für mich, da ichs nicht thu, im jähen Abfall
Verhärtet zu 'nem alten Poſſenreißer,
Der Ehr in Schande ſucht, taub für Verhöhnung,
Die Brücke von dem Herzen in die Wange
Zerbrochen, und das Blut, vom häufgen Anſturm
Träg, feil und fühllos jedem Sporn der Scham;
Und berge noch mit glatter Mien, damit
Der eigne Hohn nicht ſchwillt zum Hohn der Welt.
Und hingeworfen — was, darf ich nicht denken —
Iſts möglich? und mich gängelt Liebe noch?
Noch, nun, da bloß die bare Lüge ſteht,
Nur im Gewand der eignen Häßlichkeit,
Ein eitel gaukelnd Ding, ein Schmetterling,
Halt ich den Schleier, den ſie ſelbſt läßt fallen —
So mich nun mühnd im eigenen Betrug,
Da ſie nicht Mühn mehr wert des Mühens hält —
Auf ihren Schultern feſt, und ſchließ die Augen,
Der Wahrheitshungrer, Wahrheit nicht zu ſehn?
Und doch — beim heilgen Gott — wüßte ſie Lüge ſich,
Sie würde ſich verbergen, ja, beim Himmel!
Und ſich verraten durch das Übermaß
Des Mühns darum, nicht der Mühloſigkeit.
Das Weib iſt eitel; und ein armes Mädchen,
Das ſtill im Thal ein niedres Veilchen kroch,
Tief überdeckt von ihrer Blätter Schatten,
Geriſſen an der Hoheit blendend Licht,
So plötzlich in die Höh, ſoll ſchwindeln nicht?
Ja wahrlich! ſie nicht tadl ich, nur die Probe,
Und mich, daß ich den Augenblick

Nahm für den ganzen Menſchen; daß ich treulos,
Geſundheit krank zu ſchelten, ſelbſt Geſundheit
Erkranken machte. Nein; erſt laß entweichen
Den Schwindel, dann wird ſie ſich Wahrheit zeigen!
(Ab)

Ende des zweiten Aufzugs

Dritter Aufzug

Erſte Szene

Zimmer im Schloſſe zu Straubing

Früher Morgen

Albrecht (tritt auf)

„Doch fällts nochmal euch ein, zu prüfen, ſagt ihr,
Sie ſoll nicht eure Herzogin mehr ſein."
Wie? iſts ſchon Tag? — „nicht Herzogin mehr ſein,
Und ſeht, wie lang dann ihre Liebe hält,
Die Liebe von zwei Stunden" — wie?
Kannt er ſie ſo?
Ha, Zweifel, laß mich, oder nimm mich ganz —
So oder ſo, und wieder wär ich Mann!
Doch hin und hergeriſſen — „von zwei Stunden,"
Ja wahrlich! eine Liebe von zwei Stunden,
Nicht älter einen Augenblick!
„Und ſchon ſo ſtark" — Wie? iſt ſies nicht bei mir?
Ein Augenblick iſt lang genug, 'ne Krankheit
Zu zeugen, die oft ſpäter Tod erſt heilt;
Warum nicht — „ſagt ihr" — doch mit welchem Vorwand,
Daß Prüfung nicht, durchſchaut, ſich ſelber höhnt?

Agnes (naht ſchüchtern und lehnt ſich an ihn)

Albrecht

„Sagt ihr“ — Was ſoll das?

Agnes

Zürnt nicht, Herr!

Albrecht

Seid ihrs?

Ich will allein ſein.

Agnes

Herr, ſeht nicht ſo finſter,
Ich kann nicht reden ſonſt, und Herr, ihr glaubt nicht,
Wie ſchwer mirs ward. Und doch, ihr ruft mir nicht,
Ich mußt ein Herz mir faſſen.

Albrecht

Ein Herz?
Habt ihr ein Herz? Ha, welch ein Zauber
Geht mit dem Mond, daß er die Wolken bannt,
Die er doch ſelber auffog aus dem Meere,
Den wilden Zorn nicht toben läßt und ihn,
Indem er ſelber doch ihn reizt,
Zum Schmerze dämpft?

Agnes

Ich weiß nicht, Herr,
Doch heißts, der volle Mond vertreibt Gewitter.
Ihr ſprecht von geſtern abend?

Albrecht

Ja, und länger.

Agnes

Ja, geſtern ſah ichs ſelbſt. Der ganze Himmel
War ſchwarz von Wolken, in der Fern ſchon blitzt' es,
Da ging der Mond auf.

Albrecht

Wie 'ne Herzogin.
Verglicht ihr nicht?

Agnes

Doch, Herr; ich dacht an euch,
Und wie ihr freundlich wart in jener Nacht,
Da ihr von dem Turniere kamt, dann zürntet
Und ſagtet nicht, warum; und wie ſo oft
Ich an dem Fenſter ſtand ſeitdem und ſah
Euch hin und hergehn bange Nächte lang,
Und ſah euch doppelt durch die naſſen Augen,
Und tauſend gute Nacht wohl ſandt und weinte,
Daß keine einzige zurück mir kam; —
Wie nun der volle Mond aufging, da ſchwanden
Die Wolken bis auf eine, die ſtand tief
Und ward zu Regen; da wart ihr der Mond,
Der bleich über der Wolke ſtand im Zürnen;
Und ich die Wolk, die unter ihm zerfloß.

Albrecht

Das kann nicht Lüge ſein; ſo wahr — wie wahr?
Wie da, als ſie mir log, ich ſei ihr fremd,
Und dort, o Höll, im Spiegel!?
Und Blödheit ſelbſt, die ſich verraten ſo,
Griff nach der alten Lüge hier.

Agnes

Herr, ſeid ihr krank?
Die Nacht, als ihr von Regensburg zurückkamt,
Wart ihr geſtürzt.

Albrecht

Damals vergaßt ihr mich —

Agnes

Helft mir, mein lieber Herr,
Allein find ich nicht aus, was euch ſo quält!

Albrecht

O liebteſt du, du tauteſt Seligkeit!
Was iſt das?

Agnes

Herr, Trompeten.
Sie künden einen Gaſt.

Albrecht

Heda! wohin?
Bleibt, bitt ich: 's iſt der Kanzler Tuchſenhauſer,
Ein Gaſt, dem freundlichen Empfang wir ſchulden.
Ha! muß ich euch jetzt bitten?
Heda! die Fraun der Herzogin!
Nehmt euch zuſammen; zeigt dem Gaſt nicht dies
Geſicht; ihr habt ja zwei Geſichter, wie?

Agnes

Ich weiß nicht, was ihr meint.

Albrecht

Ihr ſollt die Herzogin jetzt ſpielen, mein ich.
Wie? habt ihr das Geſicht verlegt? Ihr hattets
Nur neulich noch, als Gundelſingen kam.
Da wart ihr fürſtlich.

Agnes

Herr, ich gab mir Mühe,
Doch war ichs nicht, denn ihr wart unzufrieden.
Ihr ſagtets nicht, allein ich fühlt es wohl.
So ſcharf ſaht ihr nach mir, ihr meintet nicht,
Daß ich es merkte, doch das machte mich
Verwirrt; ich wußte nicht mehr, was ich ſprach,
Noch was ich that; nur daß ich immer mehr
Mich mühte, daß ihr immer finſtrer blicktet
Statt freundlicher; gewiß, ich macht euch Schande,
Und doch, gewiß! ich wollt es nicht.

Albrecht

Ha, wie?
Mir zu gefallen gabt ihr euch die Müh?
Ei, armes Weib, das ſo ſich zwingen muß
Zu thun, was ihr zuwider iſt. Da kommt der Gaſt.
Ich bitte, ſeid was ſteifer. So!

Der Kanzler, Hanno, Iſotta

Albrecht

Ei willkommen, alter Herr. Begrüßt ihn, Frau Agnes: ſagt ihm, ihr freut euch, ihn zu ſehn.

Agnes

Ich freu mich, Herr, gewiß.

Albrecht

Ei ſtolzer! ſtolzer!

Agnes

Seid uns willkommen.

Albrecht

Hirn, ich werde irr.
Kann wer ſo heucheln?

Agnes

Wär er wieder fort.

Kanzler

Tiefſten Dank, gnädiger Herr, und euch lege ich mein Herz zu Füßen —

Albrecht

Hat man das erlebt?

Kanzler

Was, gnädiger Herr?

Albrecht

Daß ihr euer Herz einer Dame zu Füßen legtet? Böſe Menſchen — nicht am Hofe, denn da giebt es keine böſen Menſchen — böſe Menſchen behaupten von euch, ihr hättet es euch ausſchneiden laſſen, weils euch hinderlich war am Hofe, und in der Maſchine —

Kanzler

Ja, gnädiger Herr, wie es die Läufer mit ihrer Milz thun? Doch ihr verderbt mir meine Rede. Nun, man hats erlebt —

Albrecht

Alſo doch —

Kanzler

Daß man ſich fing in ſeiner eigenen Redekunſt —

Albrecht

Ah ſo.

Kanzler

Euch dank ich ehrerbietigſt, hohe Herzogin — der Schönheit Königin —

Albrecht

Würde der Dichter ſagen. Allein — doch davon hernach. Und ſomit, Frau Agnes, bitten wir euch um Urlaub. Bei ſeinem Gehn wird der Herr Kanzler die Herzogin von Baiern begrüßen, hoff ich.

(Agnes, Jiotta, Damen ab)

Albrecht (nachſehend)

Wahr und doch Lüge, Lüge und doch wahr!
Das drückt die Sporen ein und reißt zurück doch
Und bäumt das Hirn zum Wahnſinn
Und macht mich Weib genug, ihr nachzuſehn,
Taufeucht, wie Erd der Scheideſonne Gehn.

Ha, ich vergeſſe mich.
Und nun zu dem, was ihr mir bringt, Herr Kanzler.

Kanzler

Hier, gnädiger Herr, ein Schreiben von eures Vaters fürſtlicher Gnaden eigner Hand.

Albrecht (hat geöffnet; für ſich)

Die Zeilen ſtrafen mich, und jeder Buchſtab
Läuft Sturm auf ſeines Sohnes Herz, es braucht
Des Sinnes nicht, der ſie beſeelt. — Ich will
Es ſpäter leſen und die Antwort ſenden.
Was Neues ſonſt, Herr Kanzler Tuchſenhauſer?

Kanzler

Gnädiger Herr, die Ritterſchaft und die Städte von Baiern — da eures Vaters fürſtliche Gnaden ihnen zu lange zu zögern ſcheint in dem, was ſie für nötig halten, — ja, die Stände haben einen Tag und einen Ort geſetzt, um unter den Flügeln des Herrn Burggrafen von Nüremberg wegen des zu beraten, was ſeit dem Turniere zu Regensburg alle Herzen erregt, und was, obgleich nicht neu mehr, doch ſo neu erſcheint, daß es alles Neue neben ſich alt macht.

Albrecht

Himmel! ſolchen Lärmen um einen umgeſtoßenen Haubenſtock! Mit Hirn ausſtopfen wäre der beſte Rat für Schädel, die ſo an überflüſſigem Echo krank ſind. Aber es ſind ſchlechte Jahre für dies Gewächs; es will nicht geraten.

Kanzler

Im Intereſſe meines gnädigen Herrn forſcht ich ſelbſt auf meiner Reiſe — anderwärts ließ ichs durch Freunde thun —, um aus den einzelnen Meinungen mir den Spruch, der erfolgen möchte, vorbildend zuſammenzuſetzen. Das Reſultat war — aber verzeiht, gnädiger Herr, ich muß in ihrer Sprache reden.

Albrecht

Ja, ihr redet lieber fremde Sprachen; daß ich es anders halte, werdet ihr, hoff ich, bald hören.

Kanzler

Nun, die Meinung iſt — ich benutze eur fürſtlichen Gnaden Vergünſtigung — fiel' es euch ſchwer, euch von dem — Gegenſtande eurer Anbetung zu trennen, ſo möchtet ihr ſie behalten, als — verzeiht — als euer — Schätzchen —

Albrecht

Als — Himmel und Erde! ſprecht mir das Wort nicht noch einmal aus!

Kanzler

Da aber Baiern der Erbfolge und davon abhangender Ruhe und Sicherheit wegen einer Herzogin bedürfe — wolle ſagen: einer wirklichen, das heiße: einer geborenen Fürſtin, ſo werde man fürſtliche Gnaden — ernſtlich vermahnen müſſen, zu ſolcher ebenbürtigen Verbindung —

Albrecht

Wie? Mir das? Albrecht dem Wittelsbacher?

Kanzler

— des Nächſten zu ſchreiten. Widrigenfalls —

Albrecht

Widrigenfalls —

Kanzler

Nun, man habe es erlebt — euer fürſtlichen Gnaden ſeien die Anſprüche nur zu bekannt, die euer Vetter, der Bärtige, Herr Ludwig zu Jngolſtadt fürſtliche Gnaden, wiederholt an eurem Herzogtume geltend zu machen verſuchen wollen — und ſo —

Albrecht

Und ſo — ich will euch der undankbaren Mühe entheben, fremden Unſinn weiter nachzuſchwatzen, Herr Kanzler — und ſo — werden ſich fürſtliche Gnaden, Herr Albrecht, durch den Popanz der Entſetzung einſchüchtern laſſen — und ſo — Wie? muß man fortwährend um ſich haun, um von dieſen auserwählten Spatzen der Weisheit nicht für einen alten Hut, über Stroh und Lumpen hängend, gehalten zu werden? Kein Vater wird einen Sohn ſo gehorſam finden, als mein Vater mich, wo ich ihm gehorchen darf; aber jenen Puppenſpielern der Majeſtät ſagt, Albrecht der Wittelsbacher habe die Drähte zerſchnitten, an denen ſie ziehn. Jhm gelte nur der adlig, den ſein Verdienſt adle, fürſtlicher ſei kein Weib an Wahrheit, Ehr und Treue und würdiger des Baiernthrons, als das ſeine, und ob er ſelbſt ein höheres Anrecht an dieſen Thron geltend machen könne, als das zufällige der Geburt, ei nun, ſie ſeien in dem Falle, darüber Aufklärung ſich zu verſchaffen. Und — doch genug, übergenug davon; wie lange werdet ihr bei uns bleiben, Herr Kanzler?

Kanzler

Gnädiger Herr, ich habe nicht Muße, meine Flügel zuſammenzufalten. Vergönnt mir noch, mich bei eurer hohen Gemahlin zu beurlauben.

Albrecht

Jch folge euch, aber den Abſchiedstrunk ſollt ihr mir nicht vergeſſen, eh ihr weiter fliegt.

(Kanzler ab)

Albrecht

Wars wahr, ich ſprach ein großes Fürſtenwort.
Doch fühlt ich, was ich ſprach? Ein hohler Prahler,
Ein Schatten, der nachäffend vorges Sein
Verhöhnt! Ha, Mühlgeklapper, weiter nichts!
Drin liegt des Werkes Seel, der Müller tot,
Drauß klappt indes die Mühl mechaniſch fort,
Nicht Körner mahlend mehr und darum nur
So lauter klappernd. Wie? Was thu ich denn,
Mein Dräuen wahr zu machen? Such ich Freunde?
Und werbe Söldner? Häuf ich Waffen auf?
Die ſchlechte Gegenwart belügend, macht ich
Zum Lügner beſſere Vergangenheit
Und ſetze Mannespläne, die als Knab
Ich faßte, nun als Mann zu Knabenträumen
Herab, vom Zweifel hin und her und Glauben
Geſchaukelt zwiſchen Stolz und Reu, am Zweifel
Die Reue wachſend, und an Reu der Zweifel
Im Wechſelzeugen ohne End. — Stets thu
Dem Manne, Schickſal, ſo, der zweier Dinge
Sich frevelnd ſo vermißt, daß keinem er
Gerecht wird, und am einen krankt das andre.
Gewißheit! Könnt ich wünſchen doch, ihr Drohn
Wär Wahrheit ſchon, und ich der Kron entſetzt,
Dann weiß ich ſicher, ob dies Weib mich liebt,
Ob nicht, und die Gewißheit, dieſe Mutter
Der Manneskraft, gebäre mich
Zum zweitenmal zum Mann. Ha wie — wenn ich —
Hier dämmert der Gewißheit Morgengrauen,
Die Sonn verkündend — Strahl, erliſch mir nicht,
Eh du die Hoffnung mir entzündet! — wie?
Ja, ſo halt ich dich feſt. Wenn ſie erfährt,
Was mich bedroht, und finſtrer mal ich Nacht,
Als ſchon ſie iſt, und ich ihr ſage:
Willſt du nicht Herzogin mehr ſein, bin ich
Gerettet? Ja, ſo ſeis; und ſagt ſie ja,

Dann, Erd und Himmel trotzend, halt ich ſie
Auf meinem Schild als Baierns Herzogin —
Was ſag ich? Deutſchlands Kaiſerkrone ſetz
Ich einſt ihr auf ihr Haupt. Doch ſagt ſie nein, / Probe
Von dieſem Herzen
Reiß ich ſie los, und ſollts zerriſſen ſein!

(Ab)

Der **Pfleger** des Schloſſes, Ritter **Landsberg** treten auf

Landsberg

Den Lärmen von dem Beſuche des Kanzlers bei eurem Herrn benutzt ich, mit Hilfe dieſes Reitermantels mich euch unerkannt von andern zu nähern.

Pfleger

In fremder oder eigener Geſtalt, ihr ſeid mir willkommen, Herr Landsberg. Noch willkommner, könntet ihr mir Gutes von dem Befinden des Herrn Vizedoms ſagen.

Landsberg

Dieſe Zugabe zu eurer Freundlichkeit kann ich mir nicht zu nutze machen. Der Vizedom krankt ſeit dem Turnier von Regensburg — nun, ihr wißt — von Tag zu Tag dem Tode ſichtbar entgegen, und nur die Gewalt eines Gedankens, eines noch ungelöſten Gelübdes hält die reiſefertige Seele noch in dem verfallenden Hauſe zurück. Ich wünſchte, ihr führtet mich an einen Ort, wo unſerer Unterredung Störung weniger droht als hier.

Pfleger

Kommt mit und ſprecht euch aus. Ich hab ein Ohr, das zu empfangen, was ihr mir mitteilen wollt; aber keinen Mund, es weiter zu geben. Herr, mit dem Vizedom ſtirbt die bairiſche Adelsfreiheit, und — doch kommt, Herr. Es wäre manches zu ſagen.

(Gehen ab)

Agnes, Beate von der Halle zurück

Beate

Ja, euer Gnaden —

Agnes

Sei ſtill, Beate.

Beate

Muß ich nicht ſo zu euch ſagen? Ei, gefällts euer Gnaden nicht mehr, euer Gnaden zu heißen? Ja, ihr ſollt lachen, darum ſprech ich ſo, nicht, damit ihr noch trauriger werden ſollt. Das hättet ihr nicht gedacht in eures Vaters Gärtchen, daß eine der Herzogin müde werden kann?

Agnes

Nimmermehr!

Beate

Daß ihr nicht ſingen ſollt, nicht in den Garten laufen, wenn ihr Luſt habt — und immer der Schweif von ſteifen Damen hinter euch drein.

Agnes

Ja, was mir lieb iſt und was ich kann, das darf ich nicht, und ſoll thun, was ich nicht kann. Und doch wollt ich nicht müd werden, ſäh ich nur, es hälfe. Aber er wird nur immer wunderlicher. Ich glaub ſchon, es iſt nicht darum, aber warum ſonſt, das ſagt er nicht. Manchmal, wenn ich im Bette aufſitz die lange Nacht und kann nicht ſchlafen, da fällt mir ein, was mein Vater ſagte.

Beate

Wie? daß er es falſch meint und wollt dich nur verlocken?

Agnes

Nein! ich bin falſch, du biſt falſch, die ganze Welt iſt falſch, er iſts nicht!

Beate

Aber was ſonſt?

Agnes

Nun, daß es ihn reute.

Beate

Muß ers dann an dir auslaſſen? Haſt du denn ihn dazu gebracht, oder er dich?

Agnes

Ich wollt, ich wär nie bei der Bas geweſen — nein, dann wär ich nicht ſein Weib geworden. Damals war mirs nur um die Herzogin; ich glaub, damals hatt ich den Raimund lieber als ihn; bis ich ihn ſah, und er auf dem Bankett um mich warb. Und auch nachher hab ich zu viel an die Herzogin gedacht und zu wenig an ihn.

Beate

Weißt du, der Raimund iſt hier?

Agnes

Auf dem Schloſſe?

Beate

Nein, in der Stadt, er iſt Söldner geworden beim Vizedom. Wenn du den Raimund genommen hättſt, der wär nicht ſo geworden gegen dich, wie der Herzog. Komm, wir wollen in das abgelegenſte Zimmer gehen; da wollen wir unſre alten Liedchen ſingen und plaudern und wollen denken, wir ſind wieder im Gärtchen.

Agnes

Ja, im Gärtchen, wie wars ſchön! Daß ich noch im Gärtchen wär! Aber mein Herr müßte mit ſein, aber nicht ein großer Herzog, ein armer Badergeſell, wie der Raimund war. Der arme Raimund.

Beate

Komm, ſei luſtig.

Agnes

O mir iſt das Herz ſchwer, mir iſt das Herz ſchwer, es glaubt mirs niemand, wie ſchwer mein Herz mir iſt. (Beide ab)

Es treten auf **Albrecht, Iſotta**

⁂

Agnes Bernauerin

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

(Mai 1859)

Perſonen

Der Herzog von Baiern
Albrecht, ſein Sohn
Der Vizedom von Straubing
Der Kanzler } Räte des Herzogs
Graf Landsberg
Hanns Jenger } Freunde Albrechts
Georg von Gundelfingen
Leonardo, ein italieniſcher Sänger
Albrechts Pfleger zu Straubing
Ritter Seibelſtorfer
Doktor Pirkheimer, des Kanzlers Gehilfe
Der Stadtſchreiber von Augsburg
Kaſpar Bernauer, ein Bader in Augsburg
Sein Gevatter Melchior
Raimund, ſein Geſelle
Gerichtsſchöppen
Zwei Söldner
Ein Herold
Ein Schließer
Ein Bauer
Agnes, Bernauers Tochter
Beate, eine Verwandte bei Bernauers
Eine reiche Augsburger Patrizierwittib
Hoffrauen, Gäſte beim Volksfeſte, Ritter und Herren
Söldner, Bürger, Volk

Die Zeit iſt das Jahr 1436. Der Schauplatz bis zur Verwandlung im vierten Akte in der ſchwäbiſchen freien Reichsſtadt Augsburg, dann in und bei Straubing.

Erſter Aufzug

Erſte Szene

Freier Platz in Augsburg

Erſter Auftritt

Hanns Zenger mit Gundelfingen im Geſpräche

Gundelfingen

Nun, der Friede iſt fertig zwiſchen Baiern und Augsburg. Aber dieſe Augsburger Reichsbürger ſind trotziger und übermütiger, und der Stolz des alten Herzogs iſt empfindlicher, als beide ſein müßten, dem Frieden lange Dauer zu verheißen.

Hanns

Ich will beiden Zuwachs wünſchen, dem Übermute der Reichsbürger und dem Stolze des alten Herzogs. Wie? Sollen uns die Arme, unſern Hengſten die Beine ſteif werden aus Mangel an Bewegung? Horch! Trompeten; der Feſtzug kehrt aus der Kirche zurück.

Gundelfingen

Hier kommt ein jemand, der nicht denkt wie du, obgleich er ſo wenig Anteil an dem Frieden nimmt, vom Feſtzuge wegzubleiben.

Hanns

Ich würde ihn darum loben, hätte er einen andern Grund —

Gundelfingen

Ja, wie zum Beiſpiel: hätte er den Zug verſäumt, weil er einen Turnierhengſt Probe ritt und die Welt darüber vergaß; oder weil der Schenkwirt ihn um ſein Votum über den neuſten Jahrgang ſeines Laubenheimers bat.

Hanns

Vorausgeſetzt, er wäre kompetent in beidem, was ich aber beſtreite. Gut; immerhin wichtigere Dinge, am Maßſtab eines Mannes und Ritters gemeſſen, als Verſe ſchmieden oder ſingend in einem Buſche ſitzen wie ein nickendes Grasmückenhähnchen. Was? iſt es ſoweit mit dir gekommen? Iſt es nicht genug, daß die Rechtgläubigkeit deiner Mannesgeſinnung von der huſſitiſchen Ketzerei der Versfüße und Reime, Stanzen, Konſon-, Diſſon- und dem Greule noch andrer Anzen angeſteckt iſt; muß dieſer Zuſtand des Verderbniſſes in den Verderbten ſich noch über die Geſundheit im Geſunden aufhalten? An ſeinem Mute, das zu thun, hätte ich die Nähe ſeines Urhebers erkannt, auch wenn meine Augen ihn mir nicht zeigten.

Zweiter Auftritt

Albrecht und **Leonardo** treten auf

Gundelfingen

Sieh, wie ſchwebend über der ſchlechten Welt. Meinen Kopf zum Pfande, er hat den Feſtzug verträumt.

Hanns

Und verreimt.

Albrecht

Dann fragt, ob er der Stunden noch gedenkt,
Wo Heloiſens Brief an Abälard
Wir laſen? Bleibt ihm ſein Gedächtnis ſtumm,
Dann malt ihm eines Haines ſchattig Bild,
Heißt Phantaſie ihn rauſchend überwölben
Mit eines rieſig hohen Eichbaums Krone,
Und um die nackten Wurzeln auf dem Grund
Ins ſchwellend weiche Grün des Heidekrauts
Malt, Arm in Arm geſchlungen, hingelagert
Ein ſanftes Jünglingspaar, ſtill horchend, außen
Der Moldau Murmeln und dem Vogelſang
Und innen ihrer Träume Melodien.
Dann ſagt ihm, wie er glücklich ſei, dem nur
Der eignen Neigung Hauch die Segel bläht,
Nach einer Richtung treibend Flut und Wunſch,
Indes — genug davon; mehr ſagen hieße
Mit giftgem Hauch Geſundheit preiſen, Glück
Vergiften durch den Glückwunſch. Beſſer teilt
Der Kranke des Geſunden Wangenröte,
Als daß ſein Bleich des Freundes Roſen töte.
Drum, bitte, ſagt ihm, daß ihr froh mich fandet;
Sagt ihm, wir lachten brav, und dann — Wie? ragt
Da nicht der Perlaßturm? So durch Erinnrung wird
Vergangenheit zum Dieb an Gegenwart,
Der ſie beſtiehlt, wo er ſie zu bereichern
Den Schein annimmt. Wie? trugen unſre Füße
So ſchnell nach Augsburg uns zurück, indes
Uns Phantaſie betrog, daß wir in Böhmen
Zu wurzeln glaubten?

Leonardo

Gnädger Fürſt, ſo iſts.
Und Urlaub nehm ich nun, mich euch empfehlend.

Albrecht

Der Böhmenkönigin, meiner Muhme, bringt
Den wärmſten Sohnesgruß von mir. Bei ihr,
In ihrer ſanften Nähe wuchs ich auf.
Ihr dank ich all der Kräfte Ausbildung,
Die hier, wo man ſie nicht zu ſchätzen weiß,
Ja ſie verachtet, nimmermehr die Sonne
Gefunden hätten, die aus ſpröder Knoſpe ſie
Ins Leben küßte. Selber Künſtlerin,
Wird eur Talent in beßrer Fördrung Boden
Sie pflanzen, als ich hier ihm bieten konnte.
Nochmals dann grüßt den Freund mir, ſchmält ihn aus,
Er ſei ein trägrer Schreiber, als ſelbſt Freundesnachſicht
Entſchuldgen könne. Über alles: wahrt
Mir eurer Stimme Silberſchatz.

Leonardo

Als wär ſie ſelbſt,
Was ich ihr danke, eurer Hoheit Anteil
An meinem armen Selbſt. So geh ich denn.

Albrecht

Mein werter Leonardo: daß ihr nicht
Vergeßt, der Träge ſoll mir fleißger ſchreiben.
(Leonardo ab)

Dritter Auftritt

Hanns

Das vergeſſen? Es werden Dinge vergeſſen, die näher liegen und wichtiger ſind, gnädiger Herr, als Träumen und Briefe ſchreiben über Träume.

Albrecht

Ei Hanns, biſt du auch hier? Recht, Hanns. Und andre, die vergeſſen werden ſollten, brüſten ſich im vollen Scheine des Lämpchens Aufmerkſamkeit.

Hanns

Zufällig oder auch nicht. Des alten Herzogs Gnaden, euer Vater, gnädiger Herr, möchte über dieſe Dinge andrer Meinung ſein als ihr.

Albrecht

Ich fürchte ſehr, nicht allein über dieſe. Aber du haſt ein „zum Beiſpiel“ auf der Zunge; armer Hanns, ſoll ich ſchuld ſein, wenn du an zurückgetretener Weisheit ſtirbſt?

Hanns

Nun denn, gnädiger Herr; euer Vater hätte nicht über dem Abſchied von einem welſchen Sänger ſo Wichtiges vergeſſen —

Albrecht

Als ein Feſtzug in die Kirche iſt? Nein; nicht ein Ausſpucken fürſtlicher Gravität. Aber — ich will nicht ſpotten; ich bin nicht in der Laune, zu ſpotten; nein, wahrlich, ich ſpotte nicht. Überdies biſt du im Irrtum, Hanns; nicht vergeſſen habe ich den Feſtzug.

Hanns

Um ſo ſchlimmer, gnädiger Herr, wenn ihr ihn abſichtlich verſäumt habt. Eine volle halbe Stunde warteten die Herren auf euer Kommen; die Bürgermeiſter von Augsburg wollten noch länger warten; aber euer Vater war dunkelrot über den Augenbrauen und gabs nicht zu! Er wollte euch ſtrafen, glaube ich.

Albrecht

Ja, er ſtraft mich, wie er mich lohnt, mit dem, was ihm Strafe ſein würde. Er will mir aufdringen, was er Glück nennt. Mich dürſtet, und ich ſoll eſſen, weil er hungert. Sein Leben war, beginnen, damit ich vollenden könnte; Baiern die alte Größe zurückgewinnend ſoll ich groß werden. Hanns, mein Vater dauert mich; ich weiß keinen Menſchen, der weniger Anlage beſäße, zu werden, was er aus mir machen will.

Hanns

Sagt, weniger Neigung, gnädiger Herr, nicht weniger Anlage.

Albrecht

Was hilft es, mit andern Worten dasſelbe ſagen? Aber es wird hier ein Gedränge geben, wovon ich kein Freund bin.

Gundelfingen

Kunz Reichsfrei, der Spießbürger von Augsburg, ſucht Nadel und Webſtuhl wieder auf, von dem er hinweggelaufen war, goldne Wämſer anzuſtarren.

Albrecht

Ein Zeichen, daß die Herren vom Zuge wieder zurückgekehrt ſind. Laßt uns dem Getümmel ausweichen. O ihr grünen Schatten meiner kühlen Wälder um Vohburg; wann träum ich wieder unter euch?

Hanns

Laßt erſt Kunz Reichsfrei euch zujubeln.

Albrecht

Dem Herzogsmantel auf meinen Schultern? Ich verſtehe den Ehrgeiz nicht, den es kitzelt, ſich in fremder Schätzung als Zulage zu fühlen zu dem Golde ſeiner Kleidung. Kommt hierhin. Machte kalte Ehrſucht und rückſichtsloſe Gewaltſamkeit den Fürſten, wahrlich, nicht der Ärmſte unter dieſen leiblich und geiſtig Armen ſehnte ſich dann ſo heiß, mit mir zu tauſchen, als ich mit ihm. (Er geht ab)

Vierter Auftritt

Gundelfingen

Wie kommt ein ſolcher Vater zu einem ſolchen Sohne! Sag mir nur das eine, Hanns; wie kann ſolch eiſerner Deutſcher von Vater einen ſolchen Sohn haben!

Hanns

Nein, frage, wie eine verſemachende Italienerin von Mutter einen andern Sohn haben konnte! Frag, wie eine Muſikantin wie die Böhmenkönigin einen andern Zögling haben kann. Weiberarbeit, Junge! Weiberarbeit! Oder, wenn dir die Anwort nicht recht iſt, Ausgleichung der Natur, meinetwegen eine Art Rache oder wenigſtens Schadlosßhaltung. Ich ſage dir, der erſte Freigeiſt war der Sohn eines überfrommen Vaters. Iſts denn ſo ſeltſam, wenn der Geizige den Verſchwender erzieht? wenn des klugen Heuchlers Sohn ein brutaler Dummkopf wird? und umgekehrt? Frag dein eigen Geſtern und Vorgeſtern, und du wirſt finden, deine Vorſicht war das Kind deiner Übereilung; ein Tag der Völlerei hatte einen Faſttag zum Sohne. Und dann — Nun, was fragſt du mich? Betrachte den allgemeinen Weltlauf ſelbſt und ſieh, wie du allein mit deinen Zweifeln fertig wirſt. Meine Beine ſind ſtramm genug, den Weltlauf mitzulaufen, aber mein Kopf beſitzt nicht Weisheit genug, ſeine Rätſel aufzulöſen. Nur ſo viel, Junge, was mich betrifft; ſo wahr mir das Wiehern eines Roſſes lieber iſt, als das Gezwitſcher aller Darmſaiten im heiligen römiſchen Reiche, ich ziehe meine Hände ab von dem Muſikanten; ich bin mirs ſelber ſchuldig. (Sie folgen Albrecht)

Unter dem Volke, das von Anfang des letzten Auftrittes über die Bühne zog, kamen **Kaſpar**, **Raimund**, **Agnes**, **Beate**; von der andern Seite **der Stadtſchreiber von Augsburg**, letzterer im Putze; nun kommen ſie zuſammen vor

Fünfter Auftritt

Beate

Ei, prächtig wars und ſchon wert, danach zu laufen. Aber warum war der junge Herzog nicht beim Zuge, Vetter Kaſpar?

Kaſpar

Weiß ichs, Jungfer Neugier? Da frag den ehrenfeſten Herrn Stadtſchreiber; der ſitzt im Staatsgeheimnis wie der Wurm in der Nuß.

Stadtſchreiber

Gewiſſermaßen — wiewohl — dennoch; es wäre viel zu ſagen; verſteht, Mann: hohes Amt —

Kaſpar

Macht tiefe Verantwortung. Da heißts: ein Schloß vor den Mund!

Stadtſchreiber

In Anſchauung deſſen und deswegen —

Kaſpar

Sehr wahr! ſehr wahr! euer Hochedeln! verſteht ſich!

Stadtſchreiber

Begreift ihr das, Mann? Es freut mich, daß ihr das begreift.

Beate

Die alten ſtolzen und trotzigen Geſichter! War der junge Herzog dabei, dann hätt es doch noch wie Frieden ausgeſehn.

Kaſpar

Wahr iſts. Wären die andern Fürſten und Herren dem jungen Herzog gleich, die Geſchäfte würden aufkommen; er mißgönnt nicht. Und ihr da, — was murmelt ihr da in euch hinein, Burſch?

Raimund

Mußten wir Frieden machen, Meiſter?

Kaſpar

Du und ich? oder ein hochedler Rat? Ei, eure grüne Weisheit war andrer Meinung. Laßt euern Bart grau werden, wenn ihr einen habt; dann fragt wieder nach.

Raimund

Darf der Baier ſo ſtolz thun? Jeder Blick von ihm hatte zehn Zungen, und jede ſagte: Ich thus aus Bedauern mit euch armem Pack. Sein Grüßen ſah aus, als würf er uns den Frieden zu, wie ein Reicher einem Bettler einen Pfennig zuwirft; weniger aus Mitleid mit ſeiner Not, als aus Verachtung ſeiner Niedertracht.

Kaſpar

Richtig! — Nein, Herr Burſch, ich wills euch beſſer ſagen, was euch zwackt, euch und die andern Gelbſchnäbel von jungem Volk in Augsburg. Ihr ſeid Raufer geworden in der langen Fehde; eure Galle iſt eure Weisheit. Ei, ſolcher Kranken giebt es mehr, die die Krankheit nicht ſo haſſen als den Arzt. Der Friede ärgert dich, nicht der Baier. Zum Schnepper! zum Schnepper, Herr Burſch! Das lange Schwert iſt nicht mehr Mode! Entſchuldig eur Hochedeln —

Stadtſchreiber

Ei was; ich rede mit euch. Sonſt iſt niemand für mich zugegen; ich weiß, was ich meiner Stellung ſchuldig bin. Ich fragte euch neulich etwas; ſagt mir nun die Antwort. Ich habe keine Zeit, und — nun ihr ſeid alt genug, ſelbſt zu wiſſen, wie wenig es ſich mit der Gravität verträgt, zuviel mit euresgleichen an den Gaſſenecken herumzuſtehn. Deshalb ſagt mir kurz und bündig eure Antwort.

Kaſpar

Ja, eur Hochedeln ſagte, ihr wolltet meine Tochter zu euerm ehrlichen Weibe?

Stadtſchreiber

Recht, alter Mann; ich will meine Ehre mit ihr teilen.

Kaſpar

Nun, alle ſchuldige Achtung vor eur Hochedeln unangetaſtet, ſo iſt meine Meinung darüber: mein Kind hat von Ehre juſt ſoviel ſie ins Haus gebraucht; hat ſie an meiner Ehre und an ihrer eignen Ehre nicht genug, ſo muß ſie ſich zu tröſten ſuchen.

Stadtſchreiber

Ihr vergeßt, wer ich bin, alter Mann, ihr vergeßt, wer ich bin!

Kaſpar

Mit Vergunſt, eur Hochedeln hatte es vergeſſen; ich erinner euch nur daran. Ihr tragt da einen feinen Sammt zu eurem Wamſe.

Stadtſchreiber

Von Utrecht, Mann.

Kaſpar

So dicht er iſt, er wird vom Tragen fadenſcheinig.

Stadtſchreiber

So fadenſcheinig, als eure Weisheit geworden iſt, wie man ſieht, alter Mann.

Kaſpar

Gut. Aber meint ihr denn, der Sammt von einem Weiberlärvchen trägt ſich nicht ab wie der an eurem Staatswamſe da? Der Käfer Neigung ſchwärmt keine Stunde länger, als der Schönheitsſommer ihn wärmt, der ihn ausgebrütet hat; darum ſucht Klugheit, was länger warm hält. Iſt euer Wams abgetragen, fort damit zum Trödler! Eine abgetragene Frau werdet ihr nicht los, wie eine abgetragene Kappe. Seht, der Burſche da, etwas hitzig noch, doch das heilt die Zeit, der ſoll —

Stadtſchreiber

Das iſt eure feſte Meinung?

Kaſpar

Feſt, Herr, wie alles, was ich einmal meine, eiſenfeſt. Darum —

Stadtſchreiber

Genug. Der Stadtſchreiber von Augsburg braucht nicht unter ſeinem Stande nach einer Frau umzubetteln.

Kaſpar

Richtig! Habt ihrs nun? Habt ihrs nun? Das wärs, eur Hochedeln. Gleich und gleich; das iſt ein goldener Spruch.

Stadtſchreiber

Nun, ſo vergeßt meinen Antrag. Erfährt ihn auch ſonſt niemand, verbleiben wir euer wohlgeneigter Gönner.

Kaſpar

Niemand, der ein Ohr hätte, es ſeinem Munde zu verraten, eur Hochedeln. Seht, der Burſche da iſt mit meinem Mädchen aufgewachſen; er wird ihr Mann und, ſetz ich mich zur Ruhe, der Meiſter von meinem Geſchäft. Wenn ihr einmal zu viel Blut habt oder Haare laſſen möchtet haha! mit Vergunſt vor eur Hochedeln — oder ſonſt dergleichen, ſeht, er ſchlägt euch die Ader, daß euch das Herz lacht; nun, er hat es von mir; und die Gunſt, die eur Hochedeln ihm ſchenkt, iſt mir erhalten.

(Stadtſchreiber geht ab)

Sechſter Auftritt

Kaſpar

Beim Kreuz! ich fürchte, geht das Ding ſo fort,
Nimmt meine Baderei ein End mit Schrecken,
Denn jeder abgewieſne Freier droht mir
Mit eines Kunden Einbuß. Junges Volk,
Ein End wird! Noch den Sommer macht ihr Hochzeit.

Raimund

Sagt: „Heut noch,“ Meiſter! lieber heut als morgen!

Beate

Was denkt ihr denn? So ſchnell? Das wär mir Brauch!
Ei wohl; noch iſt die Ausſtattung nicht fertig.
Das wär mir eine Hochzeit! Agnes, ſag
Den Männern doch, was erſt geſchafft will ſein,
Geſchnitten und genäht.

Kaſpar

So macht euch dran.

Beate

So? Nun, es braucht nur, daß ihrs ſagt, nicht wahr,
Sonſt dachten wir nicht dran? Nun, Gott behüt euch.
Wir paßten nicht, bis ihr uns hießt: Fangt an;
Und ſind wir fertig, ſollt ihrs ſchon erfahren.

Kaſpar

Ei werdets oder nicht; mein Wort bleibt ſtehn.
Nun heim, ihr junges Volk; zum Maientage
Da gafft euch ſatt; jetzt hinter Scher und Nadel!
Hörſt, Raimund? Bring die Dirnen mir nach Haus.
Die ſchwatzt den Kopf mir wüſt; ich geh voraus.

(Geht ab)

Siebenter Auftritt

Raimund

So kommt.

Beate

Wo nur der junge Herzog ſteckte?
Er war bei ſeinem Vater nicht im Feſtzug;
Und iſt doch hier. Nachbars Kathrine ſah ihn.

Raimund

Was ſoll euch der?

Beate

Vielleicht ſehn wir ihn noch.

Agnes

Ja bitte, Raimund, eilt nicht ſo nach Haus.

Beate

Bitt ihn nur recht; ſag nur, nun kann er zeigen,
Obs wahr iſt, wenn er ſagt, er hat dich lieb.

Raimund

Ihr ſäht ihn gern?

Agnes

Er heißt ſo mild und ſchön;
Ja, für mein Leben gern möcht ich ihn ſehn.

Raimund

Ihr ſaht ihn ſchon; wo ſaht ihr ihn doch nur?

Agnes

Ich? Nirgends.

Raimund

Ei, was kümmert euch der Herzog!

Beate

Nun, dacht ichs doch; ſchon wieder eiferſüchtig.

Agnes

Ja, Raimund, ſeht mich nicht ſo finſter an.
Sagt ihr mit ſolchem Blick, ihr habt mich lieb?
Ei, ſo jung bin ich nicht, dem Wort zu glauben,
Wenn ihm das Auge widerſpricht.

Raimund

Nun, ihr
Seid alt genug, zu wiſſen: klüger nicht
Weicht ihr verdientem Vorwurf aus, als wenn ihr
Ihm ſo zuvorkommt, daß ihr ſelbſt ihn macht.
Wie Jugend Klugheit birgt, auf Trug befliſſen,
Zu jung nicht iſt die Jüngſte, das zu wiſſen.

Beate

Doch Eiferſucht wird nicht durch Alter klug,
Zu wiſſen, wie ſie ſelber zwingt zum Trug.
Wollt ihr, eur Weib ſoll nicht nach andern ſpähn,
So ſeid danach, daß euch ſie gern mag ſehn.

Agnes

Ich weiß nicht, was ihr meint: doch bitte, Raimund,
Wie? lieber Raimund, thut die Liebe mir
Diesmal nur; und nicht wieder plag ich euch.

Raimund

Ei, ſeht, nach wem ihr wollt, doch ohne mich.

Beate

Nein, Mädchen, viel zu viel haſt du Geduld!

Agnes

Nein doch; iſt er nicht gut, trag ich die Schuld,
Weiß ich auch nicht, worin. So komm, wir gehn.
Für eine Liebe lohnt er mit der andern.
Ihr hattet wieder Streit; nein, leugnets nicht;
Ich weiß, ihr hattet.

Raimund

Nun, euch kümmerts nicht.

Agnes

Nein, ſagt nicht ſo; ihr wißt es auch recht gut
Und ſprecht nur ſo, weil ihr mich gerne ängſtet.
Kein Mond vergeht, wo einmal nicht des Morgens
Man einen Toten findet auf der Straße;
Die lange Fehd hat euch verwildert; ja
Der Vater hat ſchon recht.

Raimund

Ei nun, was wärs?
Läg ich 'nes Morgens tot, ihr weintet nicht.
Ihr wärt den überläſtigen Bräutgam los,
Und ich die ewge Qual der Eiferſucht.
Sagt nichts, ich weiß es doch, ihr nehmt mich ungern.

Agnes

Nein, Raimund; möcht ich ſchon noch eine Zeit
Ein Mädchen bleiben — ſeh ich doch an andern,
Wie Jugend kurz iſt, und der Schwur am Altar
Die Sorge mitbringt, die nicht wieder freiläßt,
Und von des Lebens Baum die Blüte bricht.

Doch, Raimund, ſeht: nähm ich auch jeden, den mir
Der Vater gäbe, keiner wär mir lieber;
Bin ich euch doch, ſo lang ich denke, gut.

Raimund

Ihr mir? und wie! laßt hören doch, wie gut?
Wie euerm Vogel? Schlagt mich auf den Mund
Für meine Unverſchämtheit. Nehm ich mir
So viel heraus? Ei nun, warum laßt ihr
Mich raten! Sagt doch wie?

Agnes

Wie einem Bruder.

Raimund

Haha!

Agnes

Kann man wem beſſer ſein?

Beate

Ei nun;
Der Bruder wahrt die Schlüſſel zu der Neigung,
Bis Neigung ſelbſt ſie weiter ſchenkt. Verwalter
Sind keine Herren!

Raimund

Wißt ihr das noch nicht?
Wüßt ich den andern, ders euch lehren könnte,
Tod ſollte ihn und mich vorher verzehren.

Beate

Nun, ihr treibts nicht danach, ſie es zu lehren.

Achter Auftritt

Albrecht, Hanns Zenger und Gundelfingen kommen zurück

Albrecht

Heißt das nicht Frieden; ihr mißbraucht das Wort,
Das holdeſte im ganzen Kreis der Sprache,
Das aus der Menſchheit goldner Urzeit blieb
Als tröſtende Verheißung, da ſein Inhalt
Verſcheucht zum Himmel floh, Gewaltſamkeit,
Unrecht und Trotz, des Unrechts feindlich Kind,
Den ewgen Krieg begannen um die Herrſchaft.
Heißt das nicht Frieden, Ausruhn nur des Krieges,
Um neue Kraft zu ſammeln. Muß es ſein?
Muß Menſch den Menſchen — muß — muß — Ewger
Himmel!

Raimund

Nun that ich euern Willen, und nun kommt.

Beate

Wie, Mädchen, iſt er ſchön? Sagt ich genug?

Agnes

So ſchön dacht ich die Engel nur im Himmel.
Und wie ſo gut!

Raimund

Wie Teufel im Gewand
Von Engeln! Ei die goldnen Treſſen thuns,
Das höfiſche Weſen. So gewürzte Brüh
Macht Weiberwankelmut die Redlichkeit
Des ſchlichten Bürgers unſchmackhaft, wär er
Auch ſchöner von Geſtalt, wenn das ihm fehlt,
Woran die Armut reicher macht, Verſtellung.

Beate

Er ſieht nach dir.

Agnes

Nach mir? Nein.

Beate

Doch! und wie!

Raimund

Sie lügt, ihr Blut iſt ehrlicher als ſie.
Nein, Antwort giebts auf ſeinen frechen Blick.
Fort! Dem Geſpräch mach ich ein End. Nach Haus!

Beate

Sie ſchämt ſich. Nun, ihr ſeid ein Grobian.

Raimund

War ichs doch früher, klüger fing ichs an.
Fort! Scham iſt Sünde, die noch ungethan
Gethan ſein möchte. Wem die Luſt gebricht
Zum Sündigen, dem färbt die Wang ſich nicht.
Thor, der ich war, zu thun, was mich gereut,
Hab ſelbſt das Korn ich meiner Furcht geſtreut.

(Er geht ab mit den Mädchen)

Neunter Auftritt

Albrecht

Ha! war das wirklich? Sah ich, was ich ſah?
Sah ichs? Hier ſtand es, und dort ſchritt es weg!
Wenns wirklich war, wenn Phantaſie, entzündet
Von ihrer Sehnſucht, nicht dem ſüßen Wunſche
Im Augenblick, wo ſie ſich ſelbſt verſtand —
Zuſammendrängend in ein einzig Bild,
Was ſonſt in dieſer Welt der Wirklichkeit
Sich flieht, wo Mangel ſich an Fülle heftet,
Der Fehl den Vorzug ſcheltend Nachbar nennt —
So engelgleichen Körper anerſchuf:
Wars wirklich? Saht ihrs? Wißt ihr ſeinen Namen?

Gundelfingen

So gewiß war es, als ich ſprachlos ſtand, gnädiger Herr, und was ihren Namen betrifft, aus Unwiſſenheit ſprachlos bleiben muß. .

Hanns

Ach was! Weiß ich auch der Dirne Namen nicht, für ihre Wirklichkeit getrau ich mich noch einzuſtehn. Gott helfe mir! Sah ſie aus wie ein Geiſt? Nun, gnädiger Herr, wenn da, wo das wärmſte Blut durch den Schnee eines Fleiſches äugelt, das einen Geiſt wieder zu leiblichem Verlangen aufwecken könnte, nicht Wirklichkeit iſt, ſo hat das magere Kalb des Scheins die fette Kuh der Wirklichkeit bis auf den letzten Knochen aufgefreſſen.

Gundelfingen

Gnädiger Herr, ihr habt einen Freibrief, in lichte Flammen aufzuſchlagen, wenn der kalte Hanns zu rauchen beginnt.

Hanns

Was ſag ich? Davon giebts nicht mehr ſo viel Wirklichkeit mehr auf der Welt, als ein kleines Kind im Bett ertragen kann, ohne zu weinen.

Albrecht

Nun Sehnen, haſt du deinen Gegenſtand,
Du Daſein einen Zweck; nun fand mein Stern
Die Sonn, um die zu kreiſen er erſtand.
Wo ſchwand ſie hin?

Zehnter Auftritt

Kanzler und **Graf Landsberg** treten auf

Kanzler

Der Herzog, euer Vater —

Albrecht

Des Weibes Urbild ſelbſt, wies aus der Hand kam
Urſchaffender Natur, umduftet noch
Von ihrem Schöpferhauch, ſo rein, ſo ganz
Unangewelkt noch von dem Reif der Zeit! —
Unzeitig Zwiſchenſpiel! — Ihr ſeids, Graf Landsberg?

Landsberg

Ja, gnädger Prinz, geſchickt von eurem Vater;
Gefiel' es euch, durch mich ihn anzuhören?

Albrecht

Ihn, euch und wer ſich ſolchen Mund darf leihn.
Und unterdes verlier ich Bild und Spur?
Entſchuldigt, Herr, ich bin zerſtreut, auch ruft mich
Ein unaufſchiebbares Geſchäft; doch hoff ich,
Ich ſeh euch wieder, wie es abgethan, —
Wohlauf, mein Stern, ſuch dir die neue Bahn.

(Albrecht ab, Gundelfingen folgt)

Elfter Auftritt

Kanzler

Was ſetzt ſeine Hoheit ſo in Atem, Herr Ritter?

Hanns

Was ich euer Hochwürden unzweifelhaft mitteilen würde, wüßt ich es ſelbſt. Da ich es nicht weiß, Herr Kanzler, ſo begnüg ich mich, euch einen guten Tag zu wünſchen.

Kanzler

Ihr ſeid ein Spötter; geht nur, geht.

(Hanns geht ab)

Zwölfter Auftritt

Landsberg

Ich weiß, was ſeine Hoheit ſo in Atem ſetzte, daß er nicht Zeit hatte, ſeines Vaters Befehl zu vernehmen. Herr, eine Jugendlaune ſollte ſo nicht das Gepräge der Fürſtenwürde überkräuſeln, daß ſeine Schriftzüge unleſerlich würden. Ich ſah es. Einer gemeinen Dirne zu folgen war das unaufſchiebbare Geſchäft; nun, der Herzog mag die Antwort erfahren.

Kanzler

Ei unentſchuldbar! Unentſchuldbar! Wiewohl ich euer Gnaden angelegentlich empfehlen möchte — freilich iſt es nicht zu entſchuldigen! Durchaus nicht! Doch würd ich euer Gnaden erſuchen, bei ſeiner Hoheit eignen Worten ſtehn zu bleiben; nein, zu entſchuldigen iſt es nicht! Wenn auch euer Gnaden Beobachtung verſchwiegen werden möchte! Nein, unentſchuldbar — indeſſen —

(Beide gehen ab)

Zweite Szene

In der Herberge des Herzogs von Baiern in Augsburg

Dreizehnter Auftritt

Es treten auf Ritter **Seibelſtorfer** und Doktor **Pirkheimer**

Seibelſtorfer

Des Herzogs Unzufriedenheit mit ſeinem Sohne hat ſich vermehrt.

Pirkheimer

Ja, durch deſſen neuliches Wegbleiben vom Feſtzuge.

Seibelſtorfer

Es haben ſich ſeit geſtern Umſtände ereignet, die ſeine Abreiſe dringend beſchleunigen; er wünſchte den Sohn vorher wenigſtens noch zu ſprechen.

Pirkheimer

Hier kommt er ſelbſt; und es ſcheint, noch iſts ihm nicht gelungen, des Geſuchten habhaft zu werden.

Vierzehnter Auftritt

Es treten auf der **Herzog von Baiern**, der **Vizedom** und Gefolge des Herzogs

Der Herzog

Wir wollen, daß kein Zögern uns verklage,
Noch thatlos Zuſehn, ſchmachvoll, wie ſichs auch
Mit Vorwand ſchminke, der des Pöbels Urteil
Beſticht, als Milde, Nachſicht, Menſchlichkeit,
Als höbe neuer Schwäche Zugeſtändnis
Den alten Vorwurf auf. Nichts dieſer Art!
Ihr habt die Boten abgeſandt? ſogleich,
Wie ichs euch hieß, Herr Vizedom?

Der Vizedom

Eur Hoheit,
Und läuft das Roß, wie ich es angeſpornt,
So flattern aufgerollt ſchon eure Banner.

Der Herzog

Wie? meint uns unſer Vetter laß zu finden,
Der uns noch nie auf dieſem Fehl betraf,
So oft er probte unſrer Thatkraft Raſchheit?
Und zu oft nur — bei meinem Eid — geſchahs!
Er rüſtet — gegen wen, meint er nicht uns?

Vizedom

Und meint er eure Hoheit, wie ſchon oft,
Auch diesmal nicht gelingts ihm, wie er hofft.

Fünfzehnter Auftritt

Graf Landsberg und der Kanzler treten auf

Der Herzog

Wie nun, Graf Landsberg und Herr Kanzler, fandet
Ihr unſren Sohn und hießt ihn eilig kommen?
Was zögert er, da uns die Stunde mahnt
Zur Abfahrt? Fandet ihr ihn nicht?

Landsberg

Doch, Hoheit;
Allein nicht in der Stimmung, uns zu hören.

Herzog

Nicht in der Stimmung? Redet ihr im Ernſt?

Kanzler

Ja, allerdings; er war nicht in der Stimmung;
Doch ſo, daß jedenfalls ein unaufſchiebbar
Geſchäft, ſo unaufſchiebbar, wies allein
Rechtfertgen kann, was tadelhaft erſchiene
An ſeiner Weigrung, wenn das Weigrung hieße,
Was nicht —

Herzog

Nun, bei der Mutter Gottes! er
Iſt nicht geſtimmt, und Weigrung iſt nicht Weigrung —
Wie? meint ihr mich geſtimmt, mich nicht zu weigern,
Tiſcht ihr mir Unſinn auf?

Landsberg

Soviel ich ſah —

Kanzler

Entſchuldigt, Herr Graf Landsberg —

Herzog

Schweigt ihr, Herr,
Und laßt den Grafen ſprechen. Find ich dann
Vermittlung nötig, nun, dann kommt zum Wort.

Landsberg

Zu melden was ich ſah und ohne Zuthat:
So hinderte Herrn Albrecht eine Dirne
Uns anzuhören, die er aus dem Auge
Verlor, macht' er ſich nicht zu ihrem Schatten.

Kanzler

Verzeiht, ſo ſchien es euch —

Der Herzog

Euch nicht, Herr Kanzler;
Vielmehr: ihr wollt, mir ſoll es nicht ſo ſcheinen;
Dennoch — wie? nur zu ähnlich ſieht ihm ſolch
Benehmen; und nur Schwäche, die den Wunſch
Umſtempeln läßt der unwillkommnen Wahrheit
Gepräge und ſich wiſſend ſelbſt belügt,
Heilſames Bitter ſich zu ſparen, ſpräche:
Ich glaub es nicht.

Kanzler

Doch wär es auch an dem,
Was einzuräumen ich mich noch bedächte,
So läge hier ein Fall vor, wohl geeignet
Als Ausnahm auch in der Beurteilung
Ausnahmsweiſ nachſichtig gefaßt zu werden,
Mit Fingerſpitzen, um uneigentlich
Zu reden. Gnädger Fürſt, ich kenn ſie wohl,
Die Dirne mein ich, und wer nie ſie ſah,
Hat wohl von ihr gehört. So ſeltne Schönheit,

Solch auserleſner Adel der Geſtalt
Bei aller Grazie von Kinderunſchuld
Und Wunderreiz nur erſt erſchloſſner Knoſpe
Schmückt dieſes Weſen, zehnfach noch verdoppelt
Durch Unbefangenheit, die glauben macht,
Sie habe keinen Spiegel noch geſehn,
Es habe ſelber ſolches ſeltne Selbſt
Nicht Ahnung noch von ſeiner Seltenheit,
Wiewohl, ob ſie nur eines Baders Kind,
Des Volkes ſtumpfer Sinn bei ihrem Anblick
Sich ſelbſt entrückt, zulächelt dem Bekenntnis,
Was Fremdes ſei hier, über dem Verſtändnis
Des Werkeltages, und von End zu End
Des Schwabenlands ſie Augsburgs Engel nennt.
Wo ſelbſt das Alter brennt, da ſei Erglühn
Von Billigkeit der Jugend wohl verziehn.

Der Herzog

Was? Dirn iſt Dirne. Nur verlorne Zeit,
So nicht verloren. Wo ihm Weide lacht,
Da tummle ſich entzäumt das junge Blut
Und ungeſcholten; doch mit ſtrengſtem Tadel
Gegeißelt, wo die üppge Kurzweil Raub übt
Am Lebenszweck und wie ein ſchädlich Schlingkraut
Die Kraft dem Baum entſaugt. Wir waren auch jung
Und kein Kopfhänger, traun! und ſcheuten nicht
Den dickſten Wuchs der Luſt, allein wir ſtanden
Stets nur mit einem Huf darin und hielten
Das ſcharfe Ohr geſpitzt, den leiſeſten
Trompetenton der Mahnung zu vernehmen,
Wenn Ehr uns zu ſich rief. Ganz ungleich uns,
Nicht Spieler mit der Neigung, nein, ihr Spielwerk,
Liebt unſer Sohn ſich zwecklos gehn zu laſſen,
Wie Jugendlaune ihm das Segel bläht.
Mit welſchen Sängern reimen, Dirnen haſchen
Und fern von unſerm Hof und abgewandt

Die Hand vom Steuer unſers Staats, das mit
Zu lenken ſein Beruf, im Waldesſchatten
Hindämmern, Feierabend ſchon am Morgen —
Ziemt ihm das, der der Erbe ſollte ſein
Von unſern Plänen, wie er Erbe iſt
Von unſern Ländern, reicher durch die Zukunft
Als durch die Gegenwart? Wie? Will er ſtill ſtehn,
Wo allgemeines Schreiten Stilleſtehn
Des Einzelnen zum Rückwärtsgehen macht?
Allüberall regt ſichs mit mächtgem Triebe;
Der Städter ſtrebt den Ritter, ja den Fürſten
Zu überwachſen, der Vaſall denkt nur
An eigene Vergrößerung, vom Ganzen
Des Kirchentums, dem Zwang zum Heil der Geiſter
Reißt ſich der Einzle los und will ſich ſelbſt
Geſetz ſein, wild entflammt der Kräfte Chaos
Kreiſt ob der Schöpfung einer neuen Welt.
Es droht des alten Landesfeindes Rüſten,
Iſt das 'ne Zeit, die Hand in Schoß zu legen,
Zu ſagen: Ich bin fertig? Nun, fürwahr —
Doch wir vergeſſen uns und Zeit und Stunde.
Iſt das Gefolg bereit?

Seibelſtorfer

Es iſt und harrt
Auf euer Hoheit Wink zum Aufbruch.

Der Herzog

Gut denn.
Wir gehn, doch kehren zum Turnier hierher
Zurück nach Augsburg. Ihr, Herr Vizedom,
Da ihr in Augsburg bleibt, ſagt unſerm Sohn,
Bei dem Turniere rechnen wir darauf,
Ihn ſelbſt zu ſprechen. Lebt denn wohl. Zum Aufbruch!

(Alle gehen ab)

* * *

Dritte Szene

Freier Platz am Ende der Vorſtadt. Abenddämmerung

Sechzehnter Auftritt

Es kommen unter andern, die während dieſer Szene über die Bühne gehn, der **Stadtſchreiber** und die **Patrizierwittib**

Wittib

Verzeiht, der junge Herzog iſt noch hier?

Stadtſchreiber

Vom Friedensfeſte her, Frau Sibylla.

Wittib

Ich hörte, er ſei auch zum Maientage eingeladen.

Stadtſchreiber

Recht, Hochzuverehrende: und da er zugeſagt, unter dem gemeinen Pack zu erſcheinen, durften wir uns in Herablaſſung nicht übertreffen laſſen; auch brannte ich, gewiſſen Leuten mein Glück zu zeigen.

Wittib

Euer Hochedeln macht meine Wangen brennen vor Scham. Was den Herzog betrifft —

Stadtſchreiber

Ei dieſer Herzog iſt dem ſchönen Augsburg ein gefährlicher Gaſt.

Wittib

Er iſt ſchön, mild, freundlich, ohne Stolz und doch vornehm und fürſtlich dabei, gewiſſermaßen wider ſeinen Willen; er verſteht — wie ſoll ichs euer Hochedeln ſagen — nun er iſt ſo recht ein Weibermann.

Stadtſchreiber

Überall ein zweideutig Lob für einen Fürſtenſohn, nur in dieſem Munde nicht. Ei, Frau Sibylla, Frau Sibylla, ihr werdet mich in Wahrheit eiferſüchtig machen.

Wittib

Nun, Gott behüte euer Hochedeln und mich! Denn ich fürchte, ich würde euer Hochedeln ſo ſehr bedauern müſſen, daß euer Hochedeln Mitleid mit meinem Bedauern euer Hochedeln Eiferſucht auslöſchen müßte. O, euer Hochedeln —

Stadtſchreiber.

Ach, Hochzuverehrende! Doch die Fackeln ſind ſchon angezündet auf dem Maienplane; vergönnt, Holdſelige, inſonderheit Hochzuverehrende!

(Sie gehen ab)

Siebzehnter Auftritt

Es treten auf **Albrecht, Hanns, Gundelfingen**

Gundelfingen

Ich dachte es wohl, daß es der Engel müſſe geweſen ſein. Es war nicht nötig, gnädiger Herr, dem ſilbenſtechenden Landsberg davonzulaufen. Ein Demant geht nicht leicht unter Kieſeln ſpurlos verloren. Wars ebenſo leicht, ſie zu ſprechen, als zu finden — Nun, thut der Burſche nichts, der ſo dreiſt jede Annäherung zu verhindern wußte, heute auf dem Maientag muß es euch gelingen.

Hanns

Ja, wenn ſie kommt. Aber ſag, Gundelfingen, was hat der Weg zum Ehſtand mit dem Weg zur Hölle gemein?

Gundelfingen

Alles, bis auf den Namen.

Hanns

Nicht übel! Und unſer Weg hat das mit dem Wege zum Eheſtand gemein, daß er paarweiſe begangen wird, und die Flammen an ſeinem Ende mit dem Weg zur Hölle.

Albrecht

Und wärs der Weg zur Hölle ſelbſt; von ihr
Beſprochen hauchten Kühlung ſeine Flammen,
Luſt würde ſeine Qual, mit ihr geteilt.

Hanns

Darin iſt mehr Rechtgläubigkeit eines Liebenden, als eines Chriſten.

Albrecht

O ſtill; da naht ſichs wieder. Heilge Schönheit,
Du meines Atems Göttin, all mein Herz
Liegt auf den Knien vor dir. Nimm hin dein Eigen.

Hanns

Dies Fleiſch wäre noch einmal ſo heftig ohne das trockene Zugemüs von Kunz Reichsfreis Sippſchaft.

Achtzehnter Auftritt

Kaſpar Bernauer, Agnes, Raimund, Beate kommen

Raimund

Ihr tanzt nicht mit dem Herzog, wenn er kommt
Zum Maientanze; ſagt, ihr tanzt nicht mit ihm.

Agnes

Er wird nicht kommen, er hat beßre Kurzweil.

Kaſpar

Hier wartet, junges Volk, ich rufe nur
Einen Gevatter ab. Zu alt zum Springen
Such ich ein ſtill Geſpräch von ernſten Dingen.
(Geht ab)

Neunzehnter Auftritt

Beate

Doch, Vetter, denkt daran, wir haben Eile,
Und daß langweilger nichts, als Langeweile!

Agnes

Wir ſehn einſtweilen zu; nichts iſt ſo ſchön,
Tanzt man nicht ſelbſt, als andre tanzen ſehn.

Beate

So ſchön, als für den Durſtigen, nur zu ſchlürfen,
Iſt tanzen ſehn und ſelbſt nicht tanzen dürfen.

Raimund

Doch wenn er kommt?

Beate

Ei, hört nun einmal auf!
Gönnt euch und andern einmal freien Lauf.

Agnes

Er wird nicht kommen.

Raimund

Wird er nicht, nun wahrlich,
Er wird nicht kommen, denn er iſt ſchon da.
Ihr tanzt nicht mit ihm, hört, ich bitt euch, Agnes.

Agnes

Nein, Raimund, alle würdens uns verdenken,
'S wär wider allen Brauch, jemand ſo kränken.

Raimund

Ich bin eur Bräutigam, und ich wills nicht dulden.

Beate

Ei ſeht! Und wär es Brauch, die möcht ich ſehn,
Die ſich ſo kirren ließe. Allen Männern
Der Welt zulieb, und beſſern, als ihr ſeid,
Thät keine das. Ei, denkt ihr, es iſt nichts,
Beim Fiedelton im goldnen Kerzenſchein
Vom Tanz gewiegt der Neid von allen ſein?

Raimund

Wie Fiedelton und falſcher Schein der Kerzen
Im falſchen Wind, ſo falſch ſind Weiberherzen.
Agnes —

Agnes

Nein ſeht; da fehlt an euerm Wamſe
Eine Schleife; nun geſteht es nur, die riß euch einer
Beim Raufen ab.

Raimund

Was Schleife! Weicht ihr aus?
Ich laß euch nicht, bis ihr mir zugeſagt —

Beate

Ihr wärt der Mann, um neuen Brauch zu ſchaffen!

Agnes

Nein doch! ihr wollt nur nicht geſtehn, wie ihr
Die Schleife da verlort. Seht, hier das Röschen
Verſteckt das leere Fleck.

Raimund

Ihr tanzt nicht mit ihm?

Beate

Sie ſolls; und euch zum Trotze nun erſt recht.

Agnes

Wie ihr unfreundlich ſeid. Da, haltet ſtill —
Nein, werfts nicht weg, ich bitte, lieber Raimund,
Hier vor den Leuten nicht.

Raimund

So wollt ich, 's wär
Ganz Augsburg hier. Ei ſehen ſolls, wer will,
Er und der Teufel über ſeiner Schulter.
Fort, falſches Rot!

Beate

Lägs nur an mir, das ſtrafte
Sich, wies verdient; hört ihr? lägs nur an mir!

Raimund

Was? Er hebts auf? für ihn warf ichs nicht hin.
Die Höll auf ihn! Die Ros iſt mein, gebt her!
Was wollt ihr von dem Mädchen da?

Albrecht

Nichts ſonſt;
Zurück nur geben, was die Roheit wegwarf,
Was ich behalten würde, treu es hegend,
Mein Leben minder achtend, als ſolch Pfand,
Wards mir zu teil. — Verzeiht mir, holde Jungfrau,
Denn kränkt ich euch, mir ſelbſt würd ich verhaßt;
Laßt dann die ſüße Blume nicht entgelten,
Wenn eine Hand ſie reicht, die euch zuwider.
Die Stelle, wo ſie glomm, eh ihr ſie weggabt,
Macht, was ſie nur berührte, ewig rein,
Daß nichts es kann erniedern noch entweihn.

Raimund

Wie? nehmt ihr ſie nicht? Geben heißt fragen,
Nehmen antworten. Iſt die Frage nicht deutlich genug?
Ihr verſteht doch, was er fragt? Ei freilich, ihr ſchweigt

und heißt eure Wangen antworten. Er kann nicht mehr Antwort verlangen; mehr kann ein Weib nicht ſagen, und hetzte ſie ihre Zunge bis zum Erſticken außer Atem. Ei ihr antwortetet mit roten Wangen, als ihr ihn zum erſtenmale ſaht; euer Blut war ſo hitzig, ihm zu antworten, ehe er den Atem zur Frage fand. Laßt ſie mit Worten reden, und ſie wird ſagen: Nein. Das nehmt immer für ja. ’s iſt Weibermode ſo. Recht, nehmt die Blume. Der Teufel lacht dazu, und der Handel wäre fertig, gäbs nicht einen Bräutigam hier. Laßt mich für euch reden; das kommt mir zu, und auch anders zu reden als ihr.

Beate

O über euch! o über euch!

Albrecht

Ihr dankt der Nähe Schonung, die ihr läſtert;
Wärt ihr allein, nicht ſäumte Züchtigung.

Raimund

Züchtigung? Ich habe eine Plempe von ſo gutem Eiſen als eure, und mein Mut iſt in eben ſo guter Schmiede gehärtet als eurer. Hole der Teufel den Frieden, ohne den ich euch auf den Wällen begegnen würde oder auch draußen; ja mitten in euerm Lager; mir gleichviel! —

Albrecht

Euch ſchützt, was ihr beleidigt. Rohe Welt,
So ſündigſt du an dem, was dich erhält.
Mit Gehn will ich mir eur Verzeihn verdienen.
Um nicht mit Willen mehr noch euch zu kränken,
Als ich ſchon widerwillig that, laß ich
Die ſüße Näh, wo Zorn erſterben ſollte,
Und wilde Glut in ſanftem Tod vergehn,
Vor Schmerz, ſich ſo unähnlich ihr zu ſehn.

(Albrecht und Freunde gehen ab)

Zwanzigſter Auftritt

Raimund

Ja, geht nur; euer guter Geiſt heißt euch gehn. „In Tod vergehn“ und „ſüße Blume“! Tragt eure ſüßblumigen Redensarten an den Hof zurück, wo ſie gewachſen ſind, und wo kein reiner Waldgeruch von Redlichkeit vorhanden iſt, den ihr Duft überduftend vergiften kann; haltet ſie feil, wo ihr Markt iſt: wir drängen uns auch nicht unter euresgleichen.

Beate

Thätet ihrs doch! Ihr dürftet immer Sitte lernen; ihr braucht es, wahrlich, ihr braucht es!

Raimund

Über die ſchwere Kunſt, den Mund zu ſpitzen! — Holde Jungfrau, ich beſitze ein Anrecht auf dieſes ſüße Kind des Frühlings. Was? iſts ſo ſüß genug?

Agnes

Ihr ſeid nicht, wie ihr ſolltet.

Beate

Ja, euch ſteht das auch!

Raimund

Holde Jungfrau —

Beate

Ihr ſeht ohnedies häßlich genug neben dem Herzoge aus; ihr braucht nicht noch abſichtlich euch zu entſtellen.

Agnes

Nein, ihr ſolltet mich nicht ſo behandeln, wie ihr thut.

Raimund

Ei, gefällt euch das Süßholzweſen nur an mir nicht?
Nun denn gut bürgerlich: gebt mir die Roſe.

Beate

Wir ſind Freundinnen geweſen, wenn du ſie giebſt.

Agnes

Was giebt ein Recht euch, ſo mich zu behandeln?
Ich nahm die Blum, weil er mich dauerte;
Er war ſo gut, und ihr benahmt euch ſo —
Nein, freundlich wart ihr nicht, nicht einmal artig.
Was iſt das nun? Nein, ihr wißts nur zu gut,
Was ihr mir bieten dürft. Iſt da ein Grund?
Was kann ich mit dem großen Herzog haben,
Das arme Bürgerkind?

Raimund

Ei, das und das;
Ein guter Markt, wer das Geſchäft verſteht;
Viel Ehre, wers für Ehre hält; wie lang?
Ei nun, ſo lang es dauert. Gebt die Blume.

Agnes

Auf ſolche Reden hab ich keine Antwort.

Raimund

Die Blume! gebt die Blume!

Agnes

Daß ihr ſie wieder hinwerft? — Raimund, nein.
Ihr quält mich, ſeit ich weiß, nun ohne Anlaß
Und halben Grund, obſchon ihr wißt, ich thu
Nicht um die Welt der Mädchenehr zu nahe;
Seht, heftger würd ich reden, lauter mich
Beklagen, ſchluchzen und je wilder mich
Gebärden, als ich mich unſicher fühlte —

Und wahrlich, was ich ſagen mag, mir iſt
Das Weinen nur zu nah — doch weiß ich wohl,
Wenn ich mich auch nicht rühme, nicht iſt Ehre
Am reinſten da, wo ſie am lautſten iſt.
Geb ich euch giltgen Anlaß, kränk ich je —
Doch weiß ich ſicher, daß dies nie geſchieht —
Verletz ich jemals meine Mädchenehre,
Dann ſtraft mich unnachſichtig; wie ein Kind
Dann ohne Murren trag ichs und küß euch
Die ſtrengen Hände noch, heißt ihr mich einſam,
Wenn alle andern jungen Mädchen ſingend
Des Abends durch die blühnden Hecken gehn
Zum Maienreihn und ſonſt zu frohem Tanze,
Jahraus jahrein in dumpfer Stube ſitzen
Bei ſchwerſter Arbeit, nur die bleiche Reu
Meine Geſpielin; dulden will ichs, geb ich
Euch Anlaß je; doch thu ichs nicht, und ihr
Kränkt mich nicht unnütz mehr, wie, guter Raimund?

Raimund

Was ſoll die Predigt? Von der Blum da iſt
Die Rede. Gebt die Blume, gebt mir ſie.

Beate

Still da, der Vetter kommt zurück.

Agnes (vor ſich)

Was ſagt ich?
Ich meint es wahr und fürchte doch, ich log.
Freut mich denn noch, was irgend Mädchen freut?
Einſam Heimſitzen, fern von lauter Luſt,
Könnt ich nun wählen, was ich Strafe nannte.
Iſt heimlich ſein gedenken doch nicht Schande.

Einundzwanzigſter Auftritt

Kaſpar Bernauer kommt mit ſeinem **Gevatter** zurück

Kaſpar

Wie geſagt, Gevatter Melchior.

Gevatter

Richtig.

Kaſpar

Seht euch nur um. Die drei Sonnen und die drei Monde neulich zugleich am Himmel, die drei Päpſte und drei Kaiſer zugleich auf Erden; das Neigen von oben herab und das Drängen von unten hinauf; wohin ihr ſeht, heimliche Ehen hinter der Väter Rücken; wo ihr nachfragt, Fortfreſſen der huſſitiſchen Ketzerei trotz Kirchenbann und Scheiterhaufen. — Nichts will in ſeinen Grenzen bleiben — Wozu ſind Väter auf der Welt? was? und Päpſte und Konzilien, Gevatter?

Gevatter

Richtig; nur vor acht Tagen haben ſie in Regensburg wieder dreißig Stück Ketzer verbrannt, Männer, Weiber und Kinder.

Kaſpar

Keiner, der nicht ein Schneider iſt, macht ſich ſein Gewand ſelber, aus Furcht, das Zeug zu verſchneiden; an ſeinem Lebensglück und an ſeiner Seligkeit wird jeder unbedenklich zum Pfuſcher.

Gevatter

Wahr Wort, Gevatter. Die Pfuſcherei iſt erſtaunlich nur allein in meinem Handwerk; der Rat iſt viel zu nachſichtig, Gevatter. Aber euer junges Volk wird ungeduldig über euch; der Burſch da iſt ganz rot.

Kaſpar

Na, ſo kommt. Ei waren wir nicht auch ſo, Gevatter? Die Nadelſpitze war ein Berg, der ſich zwiſchen unſern Wunſch und unſer Vergnügen ſchob. Nun ſo dreht ſich die Welt, Gevatter, Tag für Tag, und bleibt doch dieſelbe!

Gevatter

Richtig; richtig.

Agnes

O wär er Raimund! oder wär ich tot
Und ſchlief', an meiner Bruſt das Röschen rot.

Raimund

So wollt ich doch, du hättſt ihn nie geſehn!
Wird Redlichkeit und treue Lieb verachtet,
Ein Schelm dann, wer ſich nicht zu rächen trachtet.

(Kaſpar und die Seinen gehen ab)

Zweiundzwanzigſter Auftritt

Albrecht und **Freunde** kommen zurück

Gundelfingen

Sah je eines Menſchen Auge ſolchen Liebhaber?

Hanns

Ein echtes Stück ſtädtiſcher Reichsfreiheit; eine kraushaarige, ſteifnackige, trotzgeſteifte Elle Hausleinwand von Reichsſtadtburſchen, ein rechtes Muſter, vor ein Dutzendpaket zu ſchnüren, eins wie elf und elf wie eins!

Gundelfingen

Welche unpolitiſche blinde Truthahnseiferſucht, dem Nebenbuhler ſelbſt den Eindruck auf die Geliebte zu verraten und ihr Schamrot zum Zeugen zu fordern gegen ſeinen eignen Vorteil!

Hanns

Einmal ſtand er mir in der Fehde gegenüber; er focht nicht nach der Schnur, aber Überfluß an Kraft und Unerſchrockenheit machte den Mangel dreifältig gut; und auf ſeinen Wangen glühte eine Flamme von Verwegenheit und Trotz, die mich verliebt machte in den Burſchen. Er ſollte nicht anders werben als das Schwert in den Händen und mit jenem Rot auf der Wange; der Burſch iſt liebenswürdiger im Haſſen als in der Liebe.

Gundelfingen

Gnädiger Herr, ihr ſeid der Paris dieſer Schwabenhelena, ihr Menelaus hat euch ſelbſt euern Weg verraten.

Hanns

Und verſchaffen helfen, indem er eure Folie war.

Albrecht

Der arme Junge dauert mich. So wirbt
Für Schmerz die Liebe. Welche Welt! Der eine,
Verirrt im Liebesübermaß, vereitelt
Den eignen Zweck, unliebenswert im Lieben;
Der andere, trotz Wiſſens und Vorausſicht,
Trotz Mahnung der Vernunft und des Gewiſſens,
Treibt willig willenlos den Klippen zu
Noch nie verſuchter Wagnis. — Fort, ihr nach!
Hier iſt nicht Wahl mehr, Liebe muß erwerben,
Wenn nicht, das Leben mit der Liebe ſterben.
Und täuſchte Hoffnung, Leiden würde Luſt.
Mein Auge, ſieh nicht rückwärts mehr! Gewußt
Und ungewußt wird unſer Schickſal fertig.
Komme, was kommen will, ich bins gewärtig!

(Gehen ab)

Ende des erſten Aufzugs

Genoveva

Aus dem erſten Aufzug

Vierte Szene

Graf Siegfried, Genoveva, Olho, Golo, Vaſallen, Frauen kommen; Elſe entfernt ſich

Graf

Und Roß und Mannen harren vor dem Walde,
Wie ich befahl? — So muß es ſein, mein Weib.
Was ſagt ihr?

Genoveva

Daß mein Flehen euch begleitet
Und wie ein Heer von Engeln euch umſchreitet.

Graf

Mehr nicht?

Genoveva

Und doch; mit Herz und Seel und Leib
Bleib ich, wenn fern auch, eur gehorſam Weib.

Margaretha (tritt vor)

Jetzt ſeid ihr weich, ihr müßt es ſein, da euer
Gemahl und Herr den letzten Gruß euch ſagt.
Die Elſe — Gott erbarme ſich — das Ding,
Mein armes Kind hieß dieſe Stund mich nützen;
„Wenn ſie vergeben kann, ſo thut ſies jetzt,
Die gute Gräfin“ — ſeht, ſo ſagte ſie

Graf

Was wollt ihr, Frau? Ihr wählt die Zeit nicht gut.
Habt ihr zu bitten etwas bei der Gräfin,
Laßts, bis ich fort bin.

Genoveva

Laßts auch ſpäter noch.
Euch quält ihr, gute Frau, und mich vergebens.

Graf

Was iſts?

Genoveva

Herr, eine Dienerin entließ ich,
Die Tochter dieſer Frau.

Margaretha

Ja, Herr, mein Kind,
Die braune Elſe; nun, ihr kanntet ſie.

Graf

Iſts nicht das Mädchen, das ihr ſo geliebt?

Genoveva

Ja, Herr, geliebt, ſodaß ich meinen Rang
Vergaß und ſie wie eine Schweſter hielt,
Die Stunde halb nur lebte, die allein
Und ohne ſie ich lebte; Herr, ich ſchloß
Mein Herz in ihre Bruſt —

Graf

Und laßt ſie nun?

Margaretha

Mehr, Herr! Nicht aus dem Dienſt nur ſoll ſie, ſoll
Auch fort, ſoll dieſe Stunde noch die Burg
Verlaſſen.

Genoveva

Atmen will ich nicht die Luſt
Mit dieſer!

Margaretha

Ach, gewiß! Sie wirds nicht tragen.

Graf

Doch was ſo Schlimmes that das Mädchen euch,
Daß euch, die ihr die Milde ſelber ſeid —
Denn fand an euch der Tadel ſelbſt zu tadeln,
Und wahrlich! ſchwer genug dann wurd es ihm,
So wars um Übermilde nur, und darum,
Da ihr gewiß zu wenig Härte zeigt,
Verging das Mädchen ſich zu ſchwer an euch,
Als daß Gerechtigkeit nicht noch die Laſt
Der Strafe mehren müßte, die ihr auflegt.
Was that ſie? Nutzte ſie den Aufenthalt
In euerm Zimmer, eur Vertraun, das nichts
Vor ihr verſchloß, zu eines Kleinods Diebſtahl?

Margaretha

Nein, ſolches, Herr, that nie mein ehrlich Kind.

Genoveva

Und wärs nur das, erſetzbar war der Raub,
Und ich vergaß ihn über dem Erſatz,
Ja, ſchenkt ihn ihr vielleicht und' überging
Den Fehler ſchweigend.

Graf

War es mehr als das?
Bei meinem Eide, dann entgeh ſie nicht
Der ſchwerſten Züchtigung. So nutzte ſie
Den Glauben andrer, der erwuchs daraus,
Daß eur Vertraun ſie hatte, zur Verleumdung
Von eurer Ehr und meiner? Tod! iſts das?

Margaretha

Nein, Herr, nie log mein wahrhaft Kind auf euch.

Genoveva

Und das auch hätt ich ihr vielleicht verziehn.
Ein Wort dann war es nur, und das glitt ab
Vom reinen Spiegel meiner Ehr und eurer.

Graf

Bei meinem Eid! Was dann war ihre Schuld?

Genoveva

Muß ichs noch nennen? Nein, erlaßt mir das,
Leſts auf der Wang mir, was das Schlimmſte iſt,
Womit ein unvermähltes Weib ſich ſelbſt
Und ihr Geſchlecht und ihren Gott kann kränken;
So ganz vergeſſen ihrer Ehr und Sitte.

Graf

Was?

Margaretha

Herr, mehr Unglück iſts als Laſterthat.
Wär ſie ein Weib, es ehrte ſie, was nun
Als Mädchen ſie verklagt.

Graf

Iſts weiter nichts?

Genoveva

So ſprecht ihr, Herr?

Margaretha

Drum laßt ſie bleiben, Herrin.
Und ſeht, am Himmel türmen Wolken ſich
Empor und drohn der Nacht mit wildem Sturm.
Schon ſinkt die Sonne, und des Wegs Gefahr
Im Waldesdickicht mehrt noch Finſternis.

Die Nacht, nur dieſe Nacht noch duldet ſie
In dieſer Mauern Sicherheit; dann morgen
Beim erſten Schein des Tags, wenn euer Herz
Nicht den Entſchluß geändert, heißt ſie ziehn.

Graf

Thut ſo und denkt, nicht ſie, die Schwäche nur
Sündigt in ihr, und ihre Schwäche nicht,
Die Schwäche des Geſchlechts, dem ſie gehört.

Margaretha

Erzürnt euch nicht!
Nein, ihr ſeid ſtark, und ihr vielleicht allein
Von allen; doch bedenkt, auch Tugend wird,
Iſt ſie ſo ſtreng, daß ſie nicht Nachſicht kennt
Für andrer Fehl, getadelt, wie die Sünde,
Stammt ſie aus Lieb, verziehn. Und wie ſo arm
Oft würde reiche Tugend, nähme Glück
Sich weg, was ihm daran gehört. O manche
Fiel nicht, weil Prüfung ſie verſchonte, Rang
Und Stand das Aug der lüſternen Begier
Abſchreckte, ihr zu nahn; weil Elternſorge
Das Kind ſchon wappnete mit Sitt und Ehr
Und noch die Jungfrau ſchirmt, mit der Erfahrung
Geſchärftem Auge die Gefahr erkennend,
Wo Unſchuld keine ſieht. Wie reich oft würde Sünde
An Gnade, gäb Verführung, gäbe Not
Und Mangel an Erziehung, gäbe Liſt
Der Leidenſchaft, die leiſe, Dieben gleich,
Durchs Auge ſchleicht und ſchläfert ein den Wächter
Verſtand, gäb die Gelegenheit, die große
Verführerin der Welt, zurück, was ſie
Ihr nahm.

Genoveva

Nein, läſtre nicht die Tugend ſo.
Sie wohnt nicht im Palaſt, im Reichtum nicht,

Noch auch im goldenen Gewand; ſie wohnt
Im Herzen, und im Herzen gärt Verderbnis,
Und nicht Verführung, Liſt der Leidenſchaft,
Nicht Not und Armut ſchaffen ſie. Herr, redet
Nicht mehr davon; ich bitt euch.

Graf

Und ſo ſoll
Sie fort? in Nacht, und was die Wolken drohn?
Und rings auf weite Strecke iſt kein Haus.
Verzeiht mir, doch mir ſelber deuchts zu hart.

Genoveva

Iſt euer Ohr ſo weich, was ſtraft ihr dann,
O Herr, ein Laſter in der Welt? Denn welches,
Und wär es Raub, ja wär es grimmer Mord,
Das nicht den Vorwand fände? All ſolch Thun
Beſchädigt nur den einzelnen, doch dieſe
Entehrt nicht ſich allein, nein, ſich und mich,
Ihr ganz Geſchlecht, übt Mord am Frauennamen
Und Raub, nicht an dem äußern Schmuck und Zier,
Nein, an dem tiefſten Herzen des Geſchlechtes
Und ſeinem innerſt höchſten Heiligtum.
Und um ſie zu entſchuldgen kränkt ihr mich,
Sagt, ſchwach ſind Fraun. Und wären ſies, wer trüge
Die Schuld? Thut ihrs nicht ſelbſt,
Sät ihr im Mitleid neue Sünde aus?
Geſündigt wird, auch wenn ihr ſtreng ſeid, noch,
Doch Milde wirbt für Sünde, ſchafft ſie erſt.
Herr, da ihr mich heimführtet in eur Haus,
Nicht ahnt ich, daß die neue Heimat mir
Auflegte, Tugend zu verteidigen,
Nach Gründen ſuchen, das vor euch zu ſchützen,
Was ſelbſt des Wilden Einfalt heilig hält.
Nun wohl; befehlt denn, daß ſie bleiben ſoll;
Ihr könnt es, ſeid der Herr in dieſem Haus.

Doch mir erlaubt dann, daß ich gehen darf.
An meines Vaters Hofe zu Brabant
Gekränkte Tugend immer Zuflucht fand.

Graf

So meint ichs nicht. Da ſei Gott vor, daß ich
Euch kränken ſollte einer Dirne willen.
Nein, ihr ſeid Herrin über eur Geſind
Und frei in euerm Schalten. Fand ich auch,
Verzeiht mir, eure Tugend allzuſtreng,
Doch kann ich eur Empfinden wohl begreifen.
Denn wenn von mancher andern Leidenſchaft
Durch meine Jahre freigeſprochen, doch
Denk ich in nah verwandtem Punkte gleich,
Und das Gefühl verletzter Mannesehre
Trieb oft mich weiter, als in dieſem Fall
Euch führt die Kränkung eures Frauenſtolzes.
Wir handeln ſo, obgleich wirs, ruhig, tadeln,
Wir tadelns, doch ich weiß nicht, ob mit Recht,
Denn oft ruht unſre Kraft auf unſrer Schwäche,
Und unſer Schlimmes, ausgeſchnitten, nähm
Wohl unſers Guten Beſtes mit ſich fort.

Margaretha

So bleibts bei euerm Spruch. Verzeiht mir, Herrin,
Mein Flehn, denn was auch Mutterſchmerz mich thun hieß,
Doch muß ich ſagen: Ihr habt recht. Gewiß,
So iſts, und obs auch weh mir thut. Der Dirne
Geſchieht ihr Recht; hab ich ſie nicht gewarnt?
Und daß ſie euch beleidigt, ſolche Tugend!
Verzeiht ihr mir denn auch?

Genoveva

Ihr dauert mich.

Margaretha

Ja ja, gewiß; ob ich ſchon wert nicht bin,
Daß eure Tugend ſich ſo tief herabläßt.

Graf

Zu lang ſchon hielt der Zwiſchenfall uns auf.
Sagt mir ein letztes Wort des Abſchieds denn
Und heißt mich ziehn, wer weiß es, auf wie lang,
Vielleicht auf immer.

Genoveva

Nein, mein edler Herr,
Sprecht ſo nicht. Zieht ihr doch, ein Kämpfer Gottes,
Ins Feld.

Graf

Als Kämpfer Gottes kann ich fallen,
Dann ſein erſt recht.

Genoveva

Nein, Herr, ich weiß gewiß,
Ihr werdet kehren. Gläubiges Vertrauen
Hält feſt den Troſt: Ich werd euch wiederſchauen.

Graf

Doch ſchiens, der Dirne Gehn erregt euch ſtärker.

Genoveva

Ihr redet ſo, mein Herr, und glaubt es nicht;
Noch ſonſt, noch hier verkenn ich meine Pflicht.

Graf

Ei, haltet ihr ſo ſtreng die Linie ein?
So zäh iſt nicht der Kaufmann auf dem Markte:
Er giebt wohl etwas drüber zu. — Laßt uns

Im Sprechen gehn; die Mannen warten mein;
So ſchwer es wird, es muß geſchieden ſein.

(Alle gehen, außer Margaretha)

Margaretha

Noch ſonſt, noch hier verkennt ihr eure Pflicht?
So braucht ihr Gnade nicht, die ihr nicht gebt?
Wißt ihr nicht, daß ihr frevelt? Wißt ihr nicht,
Hochmut zerſtört ſich ſelber? Geht nur, geht!
Seid ihr kein Weib, wenn auch der alte Graf,
Kalt, wie er iſt, euchs nicht gelehrt? Wie Sicherheit
Euch kitzelt, dennoch ſeid ihr eins; und wißt
Ihrs nicht, ei deſto ſchlimmer dann für euch.
Geht, geht nur, meint eur Fleiſch von anderm Stoff,
Als andrer Frauen Fleiſch, eur Blut gemiſcht
Aus andern Teilen. Glaubt euch unzugänglich
Der Leidenſchaft, meint eure Tugend Stahl,
Verführung nur ein gläſern Schwert. Nur zu.
Gut, daß der Graf den Golo bei ihr ließ,
Jung, ſchön genug, um Heilge zu verlocken,
Und ſo voll ungeſchwächter Jugendkraft
Und Zunder für die Leidenſchaft, daß nur
Ein Funken gnügt, und ſchon ſteht er in Flammen
Und zündet weiter. Wie? ein ſolcher Jüngling
Mit ſolchem jungen Weibe, ſo verblendet
Von Sicherheit, die die Gefahr nicht kennt
Und ſpielt mit ihr, bis ſie ſich ſelbſt verſpielt,
Auf Monden faſt allein? Natur
Allein vollbrächt es; und ſah ich ihr Auge
Auf ihm nicht ruhn mit ſüßem Wohlgefallen,
Wenn unbewußt ſchon? Pack ich euch nur ſchlau —
Und bin ich nicht gewandt und hab gelernt,
Von Kind in großer Herren Dienſt, die Kunſt
Der Schlangenzunge, die mit Warnung lockt,
Verführt mit Tugendſprüchen, Wahrheit ſelber macht

Zum Köder an der Lüge Angelhaken
Und mäſtet dürre Sünde, die den Sünder
Mir zinsbar macht, mit Gründen, ſo zum Recht
Sie ſtemple und zur Sünde das Geſetz,
Das ſie verbeut? — Merkt auf, ihr ſeid wie alle,
Gefahr verachten führt zum ſichern Falle.

Marino Falieri

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

Perſonen

Marino Falieri, Graf von Treviſo, Feldherr, dann Doge der Republik Venedig

Orio Steno, Oberhaupt des Rates der Zehn in Venedig

Jacopo Loredano, Mitglied des Rates der Zehn

Michel Steno, Orios Sohn, eins der drei Oberhäupter des Rates der Vierzig

Domenico Malipiero, desgleichen

Tommaſo Morenigo
Ercole Balbi } Mitglieder des Rates der Vierzig
Vitale Michieli

Israelo Bertuccio, Arſenalaufſeher

Pietro Dandolo, deſſen in Ruhe geſetzter Vorgänger

Calandorio, ein Bildhauer

Ein Arſenalarbeiter

Erſter
Zweiter } **Bürger von Venedig**
Dritter

Ein Offizier des Dogen

Ein Diener Michel Stenos

Signora Eufemia, Loredanos Gattin

Signora Angiolina, beider Nichte

Liſena, Dandolos Tochter

Santa, ihre Amme

Drei Kammerfrauen Angiolinas

Priorin des Kloſters San Zacharia in Venedig

Der Rat der Vierzig. Gefolge des Dogen und der Dogareſſa. **Masken. Verſchworene Bürgerliche.** Arſenalarbeiter. **Söldner. Diener. Volk**

Die Szene iſt in Venedig. Zeit: Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Erſter Aufzug

Erſte Szene

[Nach einem Volksauflauf]

Straße in Venedig. **Falieri** mit **Morenigo** und anderen, das bloße Schwert in der Hand

Falieri

Gehorſam will ich. Bei Sankt Markus Löwen!
Wir habens mit Bewehrten nur zu thun.

Morenigo

Entſchuldigt, Herr, den Eifer, überſchreitet
Sein edler Drang das Maß.

Falieri

Nun, wahrlich
Ein edler Drang, der ſo die Luft ermordet
Und totſchlägt alte Kleiderſetzen, Tote
Noch einmal tötet. Ja, bei meiner Seele!
Ich kenn ihn wohl, den edlen Drang, den ſo
Ein fliehnder Rücken ſchwellt mit Mut und Zorn,
Daß für Geſichter, die ihm zugewendet,
Er das Gefühl verliert. Das Kriegerſchwert
Macht Krämerhand zur Elle. Edler Drang,
Der des Geſindels breite Rücken mißt.
Beim Löwen von Sankt Markus, ſeis Gemeiner,

Seis Nobile, ich ahns mit ſtrenger Fauſt,
Mißachtet wer mein Wort, das Gnad verhieß
Dem, der die Waffen fallen läßt. Bei Gott!
Kein Wort mehr! denn ich duld es nicht.
Den edlen Krieg verkrämert ſo zu ſehn,
Reißt die Geduld mir.

Ein Offizier (tritt auf)

Edler Feldherr, wißt:
Die Ruh iſt hergeſtellt, und wie ein Hündchen
Schmiegt ſich zu deinen Füßen der Gehorſam.

Falieri

Beſetzt, was ſich als feſter Punkt läßt brauchen,
In jedem Stadtteil.

Offizier

Herr, ſchon iſts geſchehn.

Falieri

Seid wachſam dann.

Offizier geht. **Loredano** mit Gefolge tritt auf

Falieri

Iſts nicht Herr Loredano,
Der ſich uns naht? Nun, alter Freund, wie ſtehts?
Noch ließ mich Arbeit nicht zur Frage kommen.
So feierlich?

Loredano

Wie es dem Boten ziemt,
Der von Venedigs hohem Rat geſendet
Dem Hochverdienſte huldgend bringt den Lohn.
Euch iſt bekannt, daß, während ihr zur See
Den Doria der Genueſer ſchlugt,
Venedigs großer Doge Dandolo
Durch ſeinen Tod den Dogenſtuhl zur Waiſe,
Zur Wittib machte das betrübte Meer.

Falieri

Mir kam die Kunde, Herr, ich lag vor Algeri,
Schon an die Heimkehr denkend. Doch was mehr?

Loredano

Daß ſich die Wahl des neuen Dogen länger
Verzögerte, als ſonſt gewöhnlich iſt,
Verſchuldete nun nicht getrennte Meinung
Der Wähler; Wahl iſt unter gleichen nur,
Das einzige ergreift man ohne Wählen.
Und da das Hindernis, der Hefe Aufſturm,
Der jedes andere Geſchäft beiſeite ſchob,
Nun ſelber wich, verſchritt man zu dem Akt,
Und ſein Ergebnis, Herr, ruft euch ſofort
Zum Dogenpalaſt, da dem innern Wert
Den äußern Schmuck zu leihn, der ihm geziemt.
Hört ihr? die Glocke von dem Campanile,
Allein geheiligt dieſem ſeltnen Dienſt,
Rollt über dieſes Waldes von Paläſten
Marmorne Wipfel, über die Lagunen
Den Freudendonner: Nicht mehr blüht verwaiſt
Die königliche Meeresros Venedig,
Und ſeinen Gatten wieder hat das Meer.

Und ſo grüß ich euch, Graf Marino Falieri, im Namen und Auftrag des großen Rates, des Rates der Zehn und der Vierzig, als des neuerwählten Dogen Durchlaucht von Venedig.

Sein Gefolge

Hoch Marino Falieri, neuerwählter Doge von Venedig!

Falieri

Nehmt meinen Dank, Herrn, einen Dank nicht kleiner
Noch größer, als ihn eine Ehr erheiſcht,
Die man nicht ſuchte, und die man zurück
Nicht weiſen darf. — Denn ſoweit kenn ich wohl

Des Staats Geſetz. — Entſchuldigt, iſt vom Hofmann
Zu wenig und zu viel von dem Soldaten
In meiner Art zu danken. Wenig war
Ich an dem Hof des alten Dandolo,
Der wohl ein Hofmann war — man ſagt' mirs, und
Ich glaub es; denn hierin hab ich kein Urteil.
Von Kind an war der Krieg mein Element,
Und ungern tauſcht ich meinen Eiſenhelm
Um eine Mütze, wärs 'ne goldne auch.
Drum hoff ich, daß der große Rat Venedigs
Mich ſeinen Feldherrn bleiben laſſen wird,
Sonſt müßt ich ſeine Wahl nicht gut erkennen.
Mailand ſteht auf als Schutzherr Genuas
Und wartet auf das Schickſal ſeines Schützlings.
'Nen beſſern Dogen gab es wohl als mich,
Doch ich allein kann dieſen Krieg beenden
Zum Ruhm Venedigs. — Alter Freund, wie gehts?

Loredano

Ich dank euch herzlich, Hoheit; doch nun kommt.
(Alle ab)

Es treten auf **Orio Steno**, **Malipiero**, **Balbi**, **Michel Steno**
und andere Senatoren

Balbi

Noch bin ich wie im Traum. Nicht glaublich iſts!
Und ſah ichs nicht, Erzählung fände mich
Verſtockt, und käm ſie vom bewährtſten Mann;
Ja, öffnete auf ſeiner ſchlanken Säule
Sankt Theodor den ehrnen Mund und ſpräche —

Malipiero

Und ſpräch Sankt Theodor, er würde warnen,
Es ſchnaubte, da die Glocke kündete
Die Wahl, Sankt Markus Leu. — Verzeiht mir, Herr
Orio, ehr ich eure Weisheit tief —
Und Proben zahllos nötgen mich dazu —

Was dieſer Mann vermag, wir ſahn es heut;
Und mögen wirs nicht wieder ſehn, es könnte uns
Die Augen koſten, wenn nicht mehr.

Orio Steno

                                        Erlaubt.
Das Element des Feuers ſchreckt euch wohl,
Wenn es empor ſich reckt im Brand zum Himmel
Und keine Macht erkennt mehr über ſich;
Doch mögt in eurem eignen Haus ihrs dulden
Als emſgen Knecht in eurem Dienſt. Ihr zwängt ihn
In eures Herdes ſteinern Wams; da muß er
Sich mühn als Koch und Bäcker, euch den Pelz
Erſparen, wenn es kalt. Von ſeinem Heere
Genährt kann dieſe Flamme Falieri,
Bläſt Freiheit in die ſtolze Glut, zum Brand
Anſchwellen, der des Staates Säulen ſchmilzt
Und niederſtürzt ſein majeſtätiſch Dach,
Das goldne Buch, die Ariſtokratie
Des Adels, uns und unſre Macht. Drum zwängen
Wir in den Dogenmantel ihn und trennen
Vom Heer ihn und Befehl, ſo wie es Zeit
Zu ſein uns deucht. Erſt zwing er uns das Volk
Und ernte deſſen Haß dafür. Dies nützt uns
Wie jenes. Iſt er mäßig, ſind wirs auch.
Doch ſchwillt er höher an und wird gefährlich,
Dann beut uns die Verfaſſung Mittel gnug,
Ihn einzudämmen. Iſt der Doge doch
Der goldne Zeiger nur, die laute Glocke
Am Uhrwerk von Venedigs Regiment,
Und wir, der Rat der Vierzig und der Zehn,
Sein wahres Triebwerk, Räder und Gewichte.

Morenigo (kommt)

Hier find ich euch!
Mein hohes Haupt der Zehn und werte Herren

Vom Rat der Vierzig, man erwartet euch
Im Dogenpalaſt zum Beginn der Krönung.

Orio

Wir kommen, Herr. — Gar manch Verdienſt, zu üppig
Gewachſen für die Ariſtokratie,
Schuf unſrer Ahnen Weisheit ungefährlich
Im Dogenſtuhl, bewacht von hundert Augen,
In jeder Regung, jeder Leibesmuskel
Gebunden mit unſichtbarem Band. Das ſprengt
Der wildſten Kraft Aufbäumen nicht; da gält es
Weitausgeholten Plan Verſchlagenheit,
Den Plan zu ſchaffen, und, was ſeltner noch,
Verſtellung, ſo verſteckt, daß nicht die Hand
Weiß, was ſie thut — in alledem, ſeht ihr,
Iſt dieſer Rieſe nur ein Kind — doch kommt nun,
Wir reden auf dem Wege noch davon.

(O. Steno, Malipiero, Balbi, Senatoren ab)

Mocenigo

Kommt ihr nicht, Herr Michel Steno?

Steno

Ich höre, ihr ſeid ein Held geworden, Herr Mocenigo?

Mocenigo

Spottet nur — aber hätte dieſer neuerwählte Doge nicht unſeren Mut unnütz gemacht — nun, dennoch wird das Geſindel unſre Hiebe nicht vergeſſen. So wenig, wie manche von uns dieſes Falieri Anmaßung und Stolz. Ihr hättet hören ſollen, in welcher Weiſe er ſeine Ernennung zum Dogen aufnahm — aber ich habe Eile. Nur das hört noch: er achtet den Adel ſo wenig als das Volk.

Steno

Ja; er verachtet das Volk als Adliger und die Adligen als Soldat. Aber laßt euch nicht abhalten, Herr Mocenigo. Entſchuldigt mich bei den Herren, daß ich der Krönung nicht beiwohne; ich bin unwohl.

Michieli

Auch mich.

Steno

Guten Morgen, Herr Mocenigo.

Mocenigo

Der eurige, Signori.

(Mocenigo geht ab)

Steno

Sein Mut machte ſich nicht eher unnütz, als da er unnütz war, und als er ſich unnütz machte, da wurd er unnütz gemacht. So kann ein Ding, das nie vorhanden war, zu einer Geſchichte kommen. Wo ſpeiſen wir? Wer hat die beſten Auſtern, wer die ſchönſten Mädchen? Aber ich lüge. Ich bin die Weiber ſatt, ſatt, überſatt. Drum will ich heiraten.

Michieli

Werdet ihr nicht mit zum Krönungsfeſte kommen, wenn auch nicht zur Krönung ſelber? Jedenfalls werdet ihr eure Auserwählte da ſehen; ihr Oheim, Herr Loredano, iſt des neuen Dogen alter Freund.

Steno

Ihr kennt ſie?

Michieli

Die Schönheit und Unſchuld ſelbſt. Ich würde ſie ſchildern, fürchtete ich nicht, euch eiferſüchtig zu machen.

Steno

Ich wollte, ihr könntet es. Mein abgeſtumpfter Gaumen braucht ſcharfe Würze. Ich werde die Weiber laſſen und mich auf Staatsintriguen verlegen. Ich glaube, ein Mitglied des Rates der Zehn wird in mir reif.

Michieli

Ihr ſeid die Weiber ſatt, Herr Steno; aber ſie nicht euch. Noch neulich, es war kurz vor dem Pöbelaufſtande, unterhielt mich die kleine Vendramin zwei volle Stunden lang von eurer Perſon. Sie behauptete, um euern Mund ſei der Teufel fertig, aber auf eurer Stirn glänze noch ein bleiches Stück Engel. Sie philoſophierte, was ſie und die andern Frauen eigentlich in eure Gewalt zwinge, der Teufel um den Mund oder das Stück Engel auf der Stirn.

Steno

Alberne Frage! Der Teufel! nun der Teufel! Es iſt noch die alte Wahlverwandtſchaft vom Paradieſe her. Wo der Mann des Teufels wird, iſt das Weib die Mittelsperſon. Die Weisheit iſt ſo alt, daß ſie fadenſcheinig wird. Sie gilt von den Weibern, wie von der Welt — nun die Welt iſt ja auch ein Weib; wer ſie verachtet, dem gehört ſie. Es giebt nur zwei Arten von Kreaturen, eine magere und eine fette — Schurken und Narren.

Michieli

Fehlgeſchoſſen! ich habe auch fette Schurken geſehen.

Steno

Das waren magere Schurken, die fett wurden, da ſie einen fetten Narren verſchlangen. Nun, die Karpfen ſind da, ſich von den Hechten freſſen zu laſſen, und die Hechte, die Karpfen zu verſchlingen. Die Narren ſind der Schurken Futter. Ich glaube, ſo etwas vom Hechtappetit regt ſich in mir, ſeh ich dieſen neuen Dogen. Oder iſts einfach der gelbe Neid, die alte Großmutter des Haſſes? Was? ſollen ſolche geſchonte Menſchen herumlaufen uns andern als ein lebendiger Vorwurf? Zum Teufel, ich ſeh ihn nicht, ohne daß er mich erinnert: ich konnte werden was er iſt und mehr; auch an meiner Wiege hing der Eiſenhelm über dem Wappen; der Hauch gewaltiger Heldenahnengeiſter fächelte mich wie ihn. O, der Geiſt thäte noch, aber — kein Nachhalt am Leibe! ein ſtarker Docht, aber nicht mehr Öl genug, ihn zu nähren. Dieſer verdammte Mangel an Mark, Nerven, Muskeln und Sehnen! So ſchlimm ſind wir daran, die wir zu früh den aufreibenden Beruf erwählten, junge Witwen zu tröſten, deren tote Männer noch unbegraben umherlaufen; unſer Lohn iſt, ſelber vor der Zeit als tote Männer zu ſpuken, und — ich mag den Gedanken nicht ausdenken, er iſt mir ſo in den Tod zuwider, wie dieſe geſchonten Muskelmänner, dieſe Falieri ſelbſt!

Michieli

Horcht! Muſik vom Dogenpalaſte her. Die Krönung iſt vollzogen.

Steno

Ja, die Mauſefalle iſt zugeklappt, und der fette Narr gefangen. Hört, Michieli: dieſer Doge, den der Adel innerlich verabſcheut, der ſich die Menge zum Feinde gemacht hat; und dieſe Verfaſſung unſerer ſogenannten Republik, dies künſtliche, tauſendfach verſchlungene Spinnennetz mit eiſernen Fäden — für einen ausgefeimten Politiker wärs unter ſolchen Umſtänden eine Galgenaufgabe, Doge zu ſein; geſchweige für ſolchen Muskelmann von bloßem Soldaten, der hundert Herzen hat und keinen Kopf. Eine Gondel! Es wird zu thun geben. Eine Gondel! He, eine Gondel! Zum Feſte. Kommt, Michieli.

Zweite Szene

Saal im Dogenpalaſt

Man ſieht durch eine Flügelthür in den Feſtſaal voll Gäſte

Orio, Falieri (im Dogenornat)

Falieri

Hält die Signoria es genehm, ſo geh ich
Mailand zu Leibe, eh es ſich beſinnt.
Bereit iſt alles; übertragt mir nur
Von neuem den Befehl.

Orio

Die Stimmen ſind
Noch ſehr geteilt, entſchuldge eure Hoheit.
Erwarten wir drum weitre Nachricht; fällt
Die dringend, ſo erſpart ſie Wahl und Umfrag.
Auch heiſcht der kaum gedämpfte Aufruhr Vorſicht.
Allein hier ſproßt ein edler Damenſtrauß
Und legt eur Hoheit auf die Pflicht des Wirtes.

Signora **Eufemia, Angiolina** und noch **einige Damen** mit **Loredano** und von der **Kammerfrau** gefolgt treten auf

Falieri

Seid artigſt mir gegrüßt, ihr edeln Fraun,
Und habt mir Dank, daß ihr mein Feſt verherrlicht.
Verzeiht; ich fürchte, zu ſehr ſchmeckt der Wirt
Nach dem Soldaten, ungewohnt zu ſchreiten
Auf glattem Marmorfließ. Darum, erlaubt ihrs,

Ruf ich Herrn Steno mir zum Beiſtand an,
Um gut zu machen, was ich mag verderben;
Denn gute Meinung gnügt, ſich zu entſchuldgen,
Doch weiter nicht.

Orio

Nur ſchuldigen Gehorſam
Zu zeigen ſeiner Hoheit, helf ich denn
Euch grüßen. Holde Damen, ſeid willkommen.
Nicht weil ich meinte, was ſchon gut, zu beſſern,
Wär ich dazu der Mann auch. Doch es weiß
Seine Hoheit beſſer wohl als ich: Natur
Im Zarten ſtrebt dem Starken zu und ſucht
Ergänzung ſeines Weſens; der Soldat
Beſitzt ein Vorrecht in der Frauen Schätzung.

Michel Steno und **Michieli** ſind von der andern Seite eingetreten und bleiben, unbemerkt von den anderen, hinter einer Säule ſtehn

Michieli

So ungleich ſonſt, im Geſchmacke begegnet ihr euch mit dem neuen Dogen. Seht, wie er euer Fräulein anſchaut. Sie füllt ſeine Augen ſo vollſtändig aus, daß nichts andres mehr neben ihr darin Platz findet.

Loredano

Ihr kennt ſie wohl, mein Fürſt; dies meine Frau,
Dies meine Nichte Angiolina; dies
Sind meine Schweſtern

Eufemia

Hoher Fürſt, nehmt gütig
So Glückwunſch auf als Dank von Frauen, die
Ihr ſtolz macht, zählt ihr ſie
Zu euern Dienerinnen.

Falieri

Wie? — Ja, Dank Signora,
Doch Doppeldank, kehrt ihr es um und nehmt
Zu eurem Diener mich.

Eufemia

Auch euch, mein Herr
Und hohes Haupt des Rats der Zehn, mein Dienſt.

Loredano

Ich bleibe unbegrüßt; ſo eign ich mir
Den Abfall von dem fremden Gaſtmahl an.

Orio

Verzeiht, Herr Loredan, ihr ſeid der Rahmen
Um dieſes Bild der Huld; der erſte Blick
Gebührt dem Bild. Nun gebt mir, Herr, die Hand.

Loredano

Der Rahmen dankt euch.

Orio

Lange Wochen ſchon
Sah ich euch nicht; auch euch, verzeiht —

Eufemia

Nein, ihr
Verzeiht, nur Tage wollt ihr ſagen, Herr.

Orio

Nein, Wochen. Doch, ſah ich euch wochenlang,
Ich ſchwöre, Tage warens nur; ſo ſpielt
Die Schönheit mit der Zeit.

Loredano

Bemerkbarer
Erſcheint die Spur, wie Zeit mit Schönheit ſpielt,
Nicht zu verſtecken oft.

Falieri

Ha, welch ein Weſen!
Das macht die Zunge ſtammeln, wandelt mir
Die Seele, daß ſo wenig ſie ſich gleicht,
Wie Erd im Frühlingsſchmuck der Wintererde.
Mit ſeinem Durſt ſteckt Aug das Ohr mit an,
Der Purpurlippen Silberklang zu trinken.
Bin ich noch ich? Ich ſelber noch in mir? —
Ihr kannt euch, Fräulein, ſchon, da ihr noch Kind wart;
Da meint ich nicht —

Angiolina

Was meint eur Hoheit nicht?

Falieri

Daß — nun, ich bin kein Schmeichler von Gewerbe,
Das ſeht ihr wohl; und auch zu ungewandt,
Verwirrt ich mich, es unbemerkt zu machen
Und andres dran zu knüpfen — daß — nun damals,
Da meint ich nicht, ihr würdet einſt ſo ſchön,
Als — nun ihr ſeid — da iſts heraus, was ich
Nur denken wollt, nicht ſagen, und nun macht ich
Auch euch verlegen.

Angiolina

Darin ſeid ihr wahrer,
Verzeiht mir, Hoheit, als in jenem, was —
Verlegen bin ich, will ich ſagen, doch
Nicht jenes.

Falieri

Wie? nicht ſchön?

Angiolina

Ich bitt euch, Hoheit,
Ihr macht mich noch verlegner nur, fahrt ihr
So fort. Erlaubt mir meinerſeits, daß ich

Mich jener Zeit erinnern darf. Damals
Wart ihr ein ernſter und gewaltger Mann,
Der freundlich ſich herabließ zu dem Kinde,
Doch nie es ſchreckte in Verlegenheit.

Falieri

Ja, manches war da nicht, was jetzo iſt,
Und manches wird noch, was man da nicht ahnte.
Laßt mich das hoffen, — doch verzeiht; ich bin
So wunderbar erregt, daß, ſprech ich fort,
Ich gegen meinen Willen — und glaubt: wahrlich,
Ich thäte lieber alles, als euch weh.
Ich bitte lieber — doch genug davon
Für jetzt. Verzeiht, wenn ich jetzt ſchweige. — Herr,
Ich bitt euch,
Geleitet unſre Gäſte in den Saal.

(Trio Steno, Eufemia, Angiolina, Damen, Kammerfrauen ab)

Und ihr, Herr Loredan, euch bitt ich, bleibt.
Ein Wort mit euch, wenns euch gefällt.

Loredano

Was wünſcht eur Hoheit?

Falieri

Alter Freund, ihr ſeht
Mich eigen aufgeregt.

Loredano

Was fehlt eur Hoheit?

Falieri

Ihr habt 'ne allerliebſte Nichte —

Loredano

Hoheit,
Man ſchmeichelt Vätern ſo; und bin ichs ihr
Nicht durch Natur, ſo werd ichs doch durch Liebe.

Allein, ihr riefet mich beiſeit; es ſchien,
Ihr wolltet etwas ſagen.

Falieri

Ja, doch was —
Ich wollte: ſagen müßt ichs nicht, ihr rietets —

Loredano

So wars von Mailand wohl?

Falieri

Verſtänd ich ſo zu reden, daß mein Wort,
Ein dünner Schleier, zeigte und verſteckte
Zugleich die ſchämige Nacktheit des Gedankens
Und würd ſein Sarg, ihn ewig zu begraben,
Entſchleiert' ihn nicht ein begegnend Ja —
Doch wär ich ſolch ein Künſtler auch, nicht wär ichs
In dieſem Augenblick. Drum ſchlicht
Und kurz heraus: ich liebe eure Nichte
Und frag euch: Herr, gebt ihr ſie mir zur Frau?

Loredano

Verzeiht — ihr macht — ich kann es wohl geſtehn,
Auf nichts war wenger ich gefaßt, als dies
Zu hören von eur Hoheit. Hm, ihr liebt,
So ſagt ihr, meine Nichte?

Falieri

Ja; ſo ſagt ich.

Loredano

Ihr ſagtets — laßt mich nur zu mir erſt kommen.

Falieri

Seid kurz wie ich: ja oder nein.

Loredano

So ſchnell —

Falieri

Ja kurz und gut, ſo lieb ichs. Noch im Felde,
Noch im Geſpräch bin ich ein Freund vom Zögern.
Mehr feig als ſchlau.

Loredano

Erlaubt, ſo red ich erſt
Mit Frau und Nichte.

Falieri

Thuts; da kommen ſie.
Doch eilt euch, bitt ich. Pfui, lern ich dich nun
Im Feſtesſaale kennen, ſchnöder Gaſt,
Der nie im Kriegerzelt bei mir geweilt,
Herzklopfen der Erwartung? Bitt euch, eilt.

(Geht ab)

Signora **Eufemia**, **Angiolina**, **Kammerfrau** kommen

Loredano

Ich war ein Thor, ſo zu erſchrecken, auch
Nahm ers wohl übel auf. Und glaub ich doch,
Erſchrak ein anderer ob dieſer Werbung,
So wars vor Freude. — Ihr kommt wie gerufen.
Der Doge wirbt um unſrer Nichte Hand;
Mich reuts, daß ich nicht gleich ihm zugeſagt.

Eufemia

So thut es ſchnell noch, daß ihm Zögerung
Nicht ein beleidgend Schwanken ſcheinen möge.
Allein er wirds entſchuldgen mit der Sitte
Und hergebrachten Art des Thuns. Hört ihr?

Angiolina

Ich dacht es faſt, und doch ſchien ich mir ſelbſt
Eine eitle Thörin mit vergebner Furcht.

Eufemia

Wie, Nichte? was meint ihr?

Kammerfrau

Ei, und was ſoll
Es meinen, gnädge Frau, das junge Blut,
Wenns ehrlich ſagt, wie es ums Herz ihm iſt.
Sie fürchtete, ihr hörtets wohl.

Eufemia

Pah! fürchten.
Ei, du ſollſt Dogareſſa ſein, mein Püppchen.

Loredano

So iſts. Ich geh und geb das Jawort ihm.

(Loredano ab)

Kammerfrau

Doch, ſchweigt ſie auch, was andres wär ſie lieber,
Frau Steno, wie? Furcht hatte ſie, ihr hörtets —

Angiolina

Nein, leg mein Wort mir nicht unredlich aus;
Das hieße ſündlich Offenheit mißbrauchen.
Ihr wart ja auch ein Mädchen, liebe Mutter,
Und nahmt den Gatten an von eurer Mutter,
Es warben mehre Herrn zugleich um euch —

Eufemia

Ja, Mädchen, und vielleicht — ich weiß nicht mehr,
Ob Herz und Mutter ſahn mit gleichem Aug.
Vielleicht wars anders; doch dann lehrte Zeit
Gewiß mich mit dem Aug der Mutter ſehn
Und ihre Wahl ihr danken. Glaub mirs, Kind.

Kammerfrau

Der arme Herr Steno!

Angiolina

Ich bitt dich, ſchweig.

Kammerfrau

Verdient er das um euch?

Angiolina

Nein, rede nicht, als müßt errötend ich
Der Ehre Antlitz ſcheun, als wär mein Mund
Unſittſam vorgeeilt der Mutter Wahl,
Ja nur, als hätt mein Aug den Mädchenſtolz
Vergeſſen, mit kaum merkbar leiſem Wink
Geſprochen; zu geſchwätzig ſchon, wenn nicht
Ganz ſtumm.

Eufemia

Du kennſt ſie; rede ſo nicht mehr.

Kammerfrau

Nun, ich ſchweige; ich kenne mich, und wer ſich ſelber nicht kennt, wirds noch lernen.

(Gehen in den Nebenſaal)

Falieri, Loredano treten auf

Falieri

Ihr gebt das Jawort mir, und ſie iſt mein.
Was iſt da zu bedenken noch?

Loredano

Ein Punkt,
Erlaub eur Hoheit, der Erledigung fordert,
So, zu entgehn etwaigem Mißverſtändnis
Für ehmals, als um Vorſicht anzulegen
Für künftig —

Falieri

Laßt den Umweg, kommt zur Sache.

Loredano

Nicht eher kann mein Wort euch bindend gelten,
Bis ihr bedachtet, wie —

Falieri

Den Punkt, den Punkt!
Laßt euer Beiwerk, bitt ich; —
Mir die Geduld zu prüfen, gnügt der Punkt.

Loredano

Nun wohl. Denn wiſſen müßt ihr, daß vom Rat
Der Vierzig eins der Häupter, Michel Steno,
Sich ſchon vor euch bewarb um meine Nichte.

Falieri

Wer dächte, wenn er ſieht den Apfel glühn,
Er ſei der erſte, der ihn pflücken möchte?
Gut, laßt ihn weiter gehn, die Wang, erſchlafft
Im Dienſt verbuhlter Nächte, weiter tragen
Und fangen, was ihm ſolcher Köder lockt.
Da laßt ſein Weib ihn ſuchen, wo der Jüngling
Den künftgen Mann verpraßte und den Greis
Vorzeitig eintauſcht' in dem ſchmutzigen Handel.

Loredano

Doch er iſt ſchön! und wenn er ihr gefiel?
Und ſie iſt jung noch, kaum kanns anders ſein;
Doch bürg ich euch mit meinem Ehrenwort —
Und wage nichts dabei, wie ich ſie kenne —,
Sie gab ihm nichts, was ohn Erröten nicht
Zurück ſie nehmen könnte.

Falieri

Ohn Erröten!
Macht mich erröten nicht in eurer Seele.
Ihr bürgt? Herr, bürgt für euch und wer es braucht,
Bürgt für die Sonne, daß ſie ſtrahlt und wärmt;
Für das nicht, was ſo hoch ſteht überm Zweifel,
Daß es eur Bürgen nicht beleidgen kann,
Geſchweig ihm nützen. Ei, ihr bürgt für ſie!

Loredano

Doch wünſcht ich nicht, eur Hoheit nähme dies
Zu leicht.

Falieri

Ich nehms, ſo ſchwer es wiegt. Was mehr?
Ihr ſagtet ihm nicht zu —

Loredano

Doch auch nicht ab.
Er warb, ich ſahs und ſchwieg Bewilligung.
Und ſo, da ihr bei eurem Werben bleibt,
Hab ich kein Wort bei ihm zurückzunehmen,
Wenn Nein ſchon ein zurückgenommen Ja
Ihm ſcheinen wird; doch lehr es Vorſicht uns;
Denn er iſt leicht verletzbar, fürcht ich, trägt,
Was er Beleidgung nennt, gern lange nach,
Und wahrlich! hier wär er im edlen Recht.

Falieri

Pah! trägt er? trägt er? Mag er! laßt ihn laufen!
Gefährlich acht ich nicht den Nebenbuhler —
Bei eurer Nichte nicht trotz ſeiner Jugend,
Noch Schönheit, die ihr preiſt, noch ſonſt um was.
Das Mannesmark, das er ſich ſchmelzen ließ,
Der Seele Jungfrauntum, das er verſchlemmte,
Spart ich und hieß ſie thätge Nüchternheit
Verdoppeln. Sprecht: ſchrieb Alter ſeinen Anſpruch
Mir in das Antlitz? löſchte mir das Feuer
Im Aug und wälzte das Gewicht der Schwäche
Mir krümmend in den Nacken? Freund, ich darf
Mich fühlen vor den Frauen als ein Mann.
Wenn ich ſie ſonſt von früher Jugend auf,
Den Sinn auf Männiſches geſtellt und abhold
Jedwedem Reiz, nie ſuchte, eher mied,
So weiß ich nicht, was jetzt mich untreu macht
Dem alten Brauch. Wohl möcht ich ſagen, ſah ich

Eure Nichte eher, früher dann geſchahs.
Was nun der Grund — ein ſpäter Sonnenblick,
Doch drum nicht froſtiger, ſchuf dies Blümchen Liebe
Spät, doch drum minder duftend nicht und ſchön.

Loredano

Nun, ſo begrüßt als Braut denn meine Nichte.
Ich geb indes den Korb. Hätt ich die Wahl,
Ging ich für euch, und ihr bliebt hier im Saal.

(Falieri ab)

Michael Steno, Michieli treten auf

Steno

Ich weiß genug, mehr als mir lieb und — ihm gut iſt.

Michieli

Spracht ihr zu mir?

Steno

Zu euch. Seht, ſagt ich, Herrn Loredano, wie er gedankenvoll den Saal durchmißt. Das thut er, um plötzlich vor mir ſtehen zu bleiben, als ſäh er mich erſt. Ich könnte einen förmlichen Tanz mit ihm aufführen, wäre meine Stimmung nur entfernt danach.

Michieli

Ihr ſeid verſtimmt?

Steno

Ich lüge nicht, ſag ich, ihr ſaht mich heiterer zu andrer Zeit.

Michieli

Und was hat euch ſo aus der Stimmung gebracht?

Steno

Ihr werdets hören, ſobald mich der Mann dort, Herr Loredano, zufällig gefunden hat. Sei er in der

Hölle! Ich weiß, er will mich ſanft ſchwatzen, aber ich will mich rächen, ſo wahr ich Steno heiße. Muß dieſer Alte ſich auch noch verlieben. Doch ſtill! denn nun rannten ſie zuſammen.

(Begegnet Loredano wie zufällig)

Loredano

Wie? ſeid ihr das, verehrter Herr Steno?

Steno

Das ihr, gebietender Herr Loredano?

Loredano

Habt den beſten Tag. Mich freuts, euch ſo unverſehen zu treffen. Wiewohl mehr die Lebensart dies aus mir ſpricht als die Wahrheit. Und doch iſts Wahrheit; ich freue mich, ſo oft ich euch ſehe, wenn mich auch nicht freut, was ich euch diesmal zu ſagen habe. Kann ich euch allein ſprechen, Signor?

Michieli

Ich räume euch den Platz, Herr Loredano. Guten Tag, Signori! (Entfernt ſich)

Loredano

Ich wollte euch nicht verdrängen, doch da — es war mir äußerſt angenehm, Signor Vitale. — Doch hört, Herr Steno. Mir ſchien, oder vielmehr, mir wollte ſcheinen, als wendetet ihr meiner kleinen Nichte Angiolina Loredano mehr Aufmerkſamkeit zu, als eine Bekanntſchaft, die nichts weiter ſein und werden ſoll als bloße Bekanntſchaft, einem edelgeborenen jungen Fräulein zuzuwenden pflegt.

Steno

Nun wahrlich, Herr Loredano, mir ſchien, als ob es euch ſo ſchiene.

Loredano

Darum könnt es geſchehen, ſchwiege ich länger, ihr nähmet das für eine ſchweigende Aufforderung und vorausgezeigte Einwilligung von meiner Seite. Da aber nun —

Steno

Der alte Herr Falieri Doge geworden iſt —

Loredano

Wie kommt ihr darauf? Und doch muß ich von ihm mit euch ſprechen. Meine alte Freundſchaft zu ihm, ſeine Trefflichkeit —

Steno

Verdient ohne Zweifel gekrönt zu werden mit allen Kronen der Welt. Ja, in der That, euer Schweigen — wenn es ein beredtes Schweigen war, ſo war es noch politiſcher als beredt. Es erſpart euch mehr als bloße Verlegenheit — hat man Nachrichten von Genua?

Loredano

Mailand wird ſich Genuas annehmen; aber —

Steno

So hörte ich auch; der Krieg wird noch nicht zu Ende ſein. Bitte, ſprecht nicht weiter; ich will zu erraten ſuchen, was ihr verſchweigt. Ich wünſche eurer gnädigen Nichte ſo viele Tage jungen Eheſtandes, als eure alte Freundſchaft zu dem Bräutigam zählt. Damit — lebt wohl, Signor Loredano; ich glaube, man trägt Verlangen nach euch.

Loredano

So entſchuldigt; und bitte, laßt das, was wir verhandelt, nicht zwiſchen uns treten.

(Geht Falieri nach)

Michieli tritt auf

Steno

Denkt nicht mehr daran. Denkt nicht mehr daran. — Er hätte ſeine dicke Signora Frau dem alten — Freunde mit in den Kauf gegeben; ſolch eine Wirkung macht ein goldnes Horn — ſo könnte man die Dogenmütze ihrer Form wegen wohl nennen? verſteht ſich, ohne höhniſchen Seitenblick. Aber was verſtaunt euch ſo?

Michieli

Nun, ihr werdets gleich ſelber ſehn. Ich fürchte, ihr habt einen Nebenbuhler. Der alte Herr Doge gebärdet ſich wie ein verliebter Tauber. Er hat die Frucht ſeiner fünfzig Jahre vergeſſen über der Blüte ihrer ſechzehn.

Steno

Mein kleiner Finger iſt ein untrüglicher Prophet, eine Stunde lang hat er den Korb vorausgefühlt, der nun an ihm hängt.

Michieli

Was ſagt ihr, Steno? deshalb —

Steno

Ja deshalb; nun, Herr Loredano lud mich zu der Dogareſſahochzeit ein.

Michieli

Iſts möglich? Und ihr wolltet das dulden? Und wißt ihr? der Doge nannte euch einen jungen Greis — wollt ihr euch auf euerm eigenſten Felde beſiegt erklären?

Steno

Laßt euren kleinen Finger einen Propheten werden und fragt ihn — Wo eſſen wir? Mit der Kammerfrau dort muß ich erſt noch einmal ſprechen. Kommt, macht ihnen Platz. Mein Plan iſt gefaßt.

Falieri, Angiolina, Eufemia, Loredano, Kammerfrau kommen

Falieri

Gehorſam nur? Ich wollt, ihr nenntets anders.
Gehorſam iſt wohl lieb, doch Liebres giebt es.

Michieli

Seht, wie er um ſie herumſtreicht.

Steno

Wie eine in eine ſchlanke Gondel verliebte ſchwere Galeone. Er ſetzt alle Segel ein, aber die Sonne der Gunſt vergoldet ſie nicht.

Michieli

Sie beſcheint die Flagge des leichten Piraten, der von der Gondel geentert ſein möchte.

Angiolina

Ich thus aus Liebe, Herr.

Falieri

Aus Lieb? zu wem?

Angiolina

Die Elternliebe mir aus freier Güte
Bezahlten, kauften Kindestreu von mir,
Die ich ſonſt einſam ſtände in der Welt.

Falieri

Ihr einſam? Sprecht ſo nicht. Gebt ihr für das,
Was euch zu weigern hart genug kein Herz
Lebt auf der Welt, ſo hohe Summe; was
Wär dann mein Lohn, der ich — und wahrlich! Nichts,

Was ſich der Stärkſte nur kann abgewinnen,
Soll mir unmöglich ſein.

Angiolina

Nicht mehr, doch auch
Nicht wenger, Hoheit, darf ich euch verſprechen,
Als was zu halten ſteht in meiner Macht,
Gehorſam, Treu, und was ich ſchon als Kind
Euch zollte, die Bewundrung eurer Thaten.

Falieri

Sprecht ihr davon?
Sie alle geb ich für ein Lächeln hin
Um euren Mund, das lieb mich heißt. Bei Gott!
Sie ſind nur, denk ich ſie als Preis für euch.
Wißt ihr davon, ſo hab ich ſie gethan,
Doch achtet ihr ſie nicht, verleugn ich ſie.
Ihr ſeht nicht heiter. —

Eufemia.

Herr, ein Mädchenherz,
So auf der Schwell zum Weibe, unterliegt
Dem Widerſtreit gewaltiger Gefühle.

Angiolina

Ich muß von euch! Die Wochen werden fliegen
Und dann ſo träger gehn. Verzeiht mir, Herr —
Unartig macht mein Herz mich; ſeht, ſo bin ich;
So feſt häng ich an allem wie 'ne Klette.
So eitel ich als Mädchen bin, glaubt mir,
Wie ſehr ein neues Kleid mich freut, mir thut
Es weh, vom alten mich zu ſcheiden, ja
Ich bitt es ihm, als wär's ein Unrecht, ab.
Nicht daß ich ziehen ſoll in euer Haus,
Daß ich der Eltern Haus verlaſſen ſoll,
Bedrängt mich ſo; ja liebe Eltern, wem ihr

Mich gäbt, ich wär gehorſam, wie ich bin, doch gleich
Betrübt zög ich von euch zum Fremden hin.

Kammerfrau

Wer euch das glaubt!

Falieri

Ich achte euren Schmerz und dräng euch nicht.
Ich geb euch alles, was ich bin, zufrieden,
Was ihr mir geben könnt. Doch ſeht ihr jetzt auch
Mich noch durchs ſcheue Aug der Furcht, und mein
Benehmen, weiß ich wohl, ſoldatiſch derb,
Muß euch beängſten; dennoch glaubt, mein Fräulein:
So rauh ich bin, ein Etwas iſt in mir,
Was eurer Liebe wert mich macht, ein Etwas,
Das euer Wert muß lieben. Und ſo kommt;
Ich hielt euch länger als dem Feſte frommt.

Kammerfrau

Erlaubt, mir iſt ein Band geriſſen, ich komme euer Gnaden gleich nach.

(Falieri, Angiolina, Loredano, Eufemia gehen in den Saal)

Dort iſt der arme Herr Steno; er möchte mich ſprechen. Sagt, was ihr wollt, Fräulein. Die Länge der vierunddreißig Jahre, die euer Bräutigam voraus hat vor euch, nicht die Kürze der vier Wochen bis zur Hochzeit machen euch traurig.

Steno

Wie iſts, Bella? Habt ihr euch beſonnen?

Kammerfrau

Wie ihr mich dauert! wie ihr mich dauert!

Steno

Es iſt keine Zeit übrig, ſprecht ſchnell.

Kammerfrau

Wer auf der Welt weiß, was er thut? Ich ſollte nicht. Wahrlich, ich ſollte nicht, aber eure und meiner jungen Signora Liebe dauert mich.

Steno

Wie weißt du, daß ſie mich liebt, Bella? Ich habe wieder was Schönes für dich; wie weißt du? ſag ſchnell.

Kammerfrau

Ja, denkt nur. Solch ein Geſchöpf, zur Liebe geſchaffen, einem Alten geopfert, es iſt ſchändlich. Fünfzig Jahre und ſechzehn! Ich will die ſechzehn Jahre ſehen — und ſeid ihr der Einzige, der nicht weiß, daß Michel Steno in Venedig die ſchöne Furcht der Ehemänner heißt? Wie könnte ſie anders, und wenn ſies ſelbſt nicht wüßte? Sie iſt die Unſchuld und Tugend ſelbſt — und ſoll ſie darum eine verheiratete Nonne werden? — aber verzweifelt nicht. Bin ich ein Weib, ſo weiß ich, wie Weiber ſind.

Steno

O ihr ſeid ein Engel, Bella!

Kammerfrau

Wär nicht die Gelegenheit! Gelegenheit iſt unſre Verräterin. Gelegenheit macht aus uns, was wir nie zu werden dachten. O ihr ſüßen Böſewichter!

Steno

Schaff mir eine Unterredung mit ihr, Bella; nur eine Stunde lang, Bella; aber ungeſtört, Bella, in ihrem Zimmer, Bella, womöglich bei Nacht, Bella, wie?

Kammerfrau

Ich muß ſchnell nach, ſonſt ſchöpft meine alte Signora Verdacht. Nun, ſo bald ichs machen kann, guter Herr Steno! Ihr ſollt das kleine Herzchen überraſchen, lieber Herr Steno; aber dann tröſtet mirs auch recht, das arme liebe Kind, goldener Herr Steno. Sie iſt noch zu unſchuldig, um zu wiſſen, wie arm ſie iſt. Glücklichen Tag, Herr. Nun ſie wirds erfahren, Herr! darum verzweifelt nicht, liebſter Signor Steno, ſchönſter Signor Steno, verzweifelt nicht.

(Ab in den Saal)

Steno

Schönſte Signora Bella; mich verzweifeln zu laſſen, habt ihr zu gute Herzen. Hole ſie der Teufel! Dieſe guten Herzen haben mich alt gemacht vor der Zeit. Gelegenheit? Was Gelegenheit aus dieſen guten Herzen machen könnte, hat lange vorher der Vorwitz aus ihnen gemacht. Die alte Geſchichte lügt; ehe noch die Schlange den Mund aufthun konnte, hatte ſich Eva ſelbſt verführt. Während der alte Doge Adam von Belagerungen erzählte und Sturmleitern, ſchmachtete die junge Dogareſſa Eva, die ungeborene Götterluſt ungezählter Küſſe auf dem Purpurbett der weichen Lippen wiegend; und ein Traum zeigte ihr die bleiche ſchöne Schlange, die ſie wegtrinken würde. Aber es iſt nichts. Mein Mund iſt ein Lügner; mein Auge ſieht das Bild nicht halb ſo reizend, als er es malt. Pfui, der alte junge Doge hat recht; ich bin ein Greis, ich brauche gewürztere Brühen. Der Mann iſt ſo ehrlich; ſoll ich ihn zum Lügner machen? Nein! Drum laß ſehen: wie ſind Greiſe noch ſonſt? Empfindlich, unverſöhnbar, eiskalt, ehrgeizig und voll Selbſtſucht. Hier iſt der Fleck, mir die Sporen einzuſetzen. Wie? galt ſie nicht ſchon als meine Braut? hatt ich nicht vor der Welt des politiſchen Schurken Loredano Jawort? Und ſoll ich nun allen ungeſalzenen Spott der Neider einſtecken? Nein, bei allen Skorpionen in Venedig und ganz Italien! Ich wills nicht. Ich will Rache an dieſen Falieris, dieſem Loredano, ſeinem Weibe und an dem Dinge ſelbſt, das ſo gehorſam iſt! Ausgeſtochen von einem alten Gecken, einem tappigen Soldaten auf meinem eignen Felde? Er fürchtet mich nicht? Gut, ſchöne Dogareſſa, ihr ſollt getröſtet werden.

(Ab)

◆

Zweiter Aufzug

Erſte Szene

Vor dem Arſenal

Bertuccio, Dandolo, Liſena, Arſenalarbeiter

Ein Arbeiter

Unſer neuer Vorgeſetzter, der Arſenalaufſeher der erlauchten Republik, Meiſter Israelo Bertuccio lebe!

Arbeiter, ſchreit.

Alle Arbeiter

Er lebe hoch!

Bertuccio

Ich bin kein Redner, Burſche, aber da mein alter General, den Gott erhalte, der Doge Marino Falieri, meiner langen Dienſte ſo edelmütig gedacht hat, ſo ſag ich meinen Dank. Und nun wieder an eure Arbeit, Burſche! Venedig braucht Schiffe, und ich darf mein neues Amt nicht damit beginnen, daß ich der erlauchten Republik Arbeiter faulenzen laſſe. Auf unſres Herrn Himmelfahrt, am Tage, wo mein alter General, der Doge Marino Falieri, Gott ſegn ihn, zum erſtenmale nach altem Brauch mit dem Meere ſich verlobt, halt ich meine Hochzeit. Dieſe gegenwärtige Jungfrau Liſena iſt meine Braut, und gegenwärtiger Herr Dandolo, euer ehemaliger Oberer und mein verehrter Vorgänger im Amte, in Betracht — in Abſicht, nun, ich bin kein Redner, und daß der Mann hier ehrenvoll in Ruheſtand geſetzt iſt, wißt ihr, und daß er mein Schwiegervater werden will und wird, das müßt ihr mir glauben. Ich bin kein Redner, aber ihr ſollt bewirtet werden zu meiner Hochzeit, ſo gut als ich es vermag. Und nun wieder an eure Arbeit, Burſche!

Die Arbeiter gehen hinein. **Santa** tritt auf

Liſena

Auf Himmelfahrtstag? auf Himmelfahrtstag ſchon? Vater, könnt ihr mich nicht bald genug aus eurem Hauſe haben? Wenn die Hochzeit ſein muß, bitte, Vater, ſchiebt ſie noch hinaus, bitte, bitte, Vater!

Dandolo

Dummes Ding, willſt du mehr Willen haben, als ein gnädiges Fräulein? als eine aus dem großen berühmten Hauſe der Loredano? Und es war nicht einmal ihr Vater, nur ihr Oheim, der ihr befahl, den neuen Herrn Dogen zu heiraten.

Santa

Nun, wer auch dieſe Ehe geſtiftet haben mag, ſie iſt fertig.

Liſena

Ihr kommt von der Kirche, Amme?

Santa

Von der Kirche zur heiligen ſchönen Marie, dann vom Dogenpalaſt. Ich hab ſie trauen ſehn und nachher krönen. Es iſt ein holdſelig Geſchöpf! Mein Tage nicht hab ich die Sanftmut ſo ſtolz und den Stolz ſo ſanftmütig geſehn, wie da ſie neben ihrem alten Herrn ging, wie ein Lamm und eine Königin zugleich.

Bertuccio

Alten Herrn? Alten Herrn? Kein Jahr mehr als fünfzig; wir ſind von einem Alter, mein alter General und ich. Donnerwetter! und wer Genuas großen Doria in alle Winde jagte, nennt mir den alt. Wir haben zwanzig Schlachten zuſammen geſchlagen, und nun ſpielt uns das Schickſal den Streich, daß wir uns auch zugleich verlieben müſſen. Iſts ein dummer Streich, wenn fünfzig Jahre in ſechzehn ſich verlieben und ſie heiraten, ſo iſt mein Troſt: mein alter General hat mir ihn vorgemacht. — Wenn ich wüßte, daß dir der bleiche Teufel doch im Kopfe ſteckte, Mädchen, wie mir manchmal der Argwohn kommt — pfui, Hand, was willſt du am Meſſer?

Santa

Meint ihr den hübſchen Signor Steno?

Bertuccio

Den hübſchen Signor — Burſch, wenn du Mark hätteſt! Den wunderſchönen Nobile Zitterknie, den —

Santa

Laßts gut ſein.

Bertuccio

Den — da in meiner kleinen Fingerſpitze quillt mehr Saft und Mark, als in des hübſchen Signor Teufels ganzem hochadeligen Knochengerüſte. Dieſe — aber es ziemt einem Beamten der erlauchten Republik keineswegs, Gedanken zu haben, wie ſie mir da kommen.

Santa

Und von einem Manne, er ſei alt oder jung, iſts nicht klug, ein Mädchen ſo ohne Grund mit Eiferſucht zu plagen, das ſein Weib werden ſoll, wie ihr thut. Ihr bringt dem Kinde den hübſchen Steno ſo oft in die Gedanken durch euer ewiges Sticheln, daß ſie ſich endlich in ihn verlieben muß, und wenn ſie nicht will. Da nehmt euch an eurem alten General ein Beiſpiel. Ich ſag euch, er wiegt ſie ordentlich auf ſeinen Augen, er legt in Gedanken auf jeden Stein eine Hand, den ſie betreten muß mit ihren zarten Füßchen; kein Lüftchen berührt ſie, das er nicht bäte, ſanft zu wehen. Das macht ihn ordentlich wieder jung. Es ſtand dem gewaltigen braunen alten Herrn ſo ſchön, daß die jungen Nobili wie verblaßte Fähnchen neben ihm ausſahn; es ſollte mich nicht wundern, ſag ich euch, wenn die junge Dogareſſa ihn liebgewönne.

Bertuccio

Ich will —

Santa

Ja, was ihr wollt; ihr ſeid mir der Rechte! Geht, geht und laßt das arme Ding.

Bertuccio

Ich gehe, damit ihr mich nicht noch mehr aufbringt. Die Signori ſollen mich nur hier nicht kitzeln. Meinen alten General ausgenommen, ſo ſtolz er iſt —

Dandolo

Kommt. Führt jetzt nicht ſolche Reden; die Zeit iſt nicht danach. Die Signori haben in jeder Ecke Ohren.

(Dandolo führt Bertuccio ab)

Liſena

Laß mich, Amme, laß mich. Ich bin jung und ſchön; ich will mich dem Alten nicht opfern laſſen.

Santa

Und ihr denkt noch immer an den?

Liſena

Muß ich nicht? Hat er nicht um die Dogareſſa gefreit, eh ſie der Doge heiratete? Sagt mir, hatt er ſie lieb? Ihr wart in der Kirche. Habt ihr ihn geſehn? Sah er nach der Dogareſſa? Sah ſie nach ihm? Hat ſie ihn lieb?

Santa

Ei, ihr habt mehr Atem als Verſtand. Was geht das euch an, ob Signor Steno die Dogareſſa lieb hat und die Dogareſſa den Signor Steno?

Liſena

Gut, ich laufe fort und ſehs ſelber. Mag mich der Alte umbringen; liebt er ſie, mag ich nicht leben.

Santa

Nun, daß die heilige Veronika ſich erbarme, ihr wärts imſtande. Denkt ihr, die Dogareſſa iſt wie ihr? Ei, das iſt ein ſüßes Heiligenbild voll Scham und Ehre. Und hätte ſie ihn gern geſehen einmal; das wär vorbei.

Liſena

Nichts wäre, ſagt mir nicht. Sie iſt gezwungen wie ich, ſie iſt jung wie ich. Ihr habt ihn nicht bitten geſehen, ihr habt ihn nicht flehen gehört. Ihr ſeid alt; was wißt ihr? Kein Weib, vornehm oder gering, kann ihn vergeſſen. Kein Weib kann zu ihm ſagen: Geht und laßt mich.

Santa

Euch iſt nicht zu helfen.

Liſena

Nein, ihr lügt; er liebt ſie nicht. Ihr lügt, ſag ich euch. Sein Vater wollt es, er ſollte die Dogareſſa freien, er nicht. Er liebt mich, mich allein.

Santa

Er hat hundert Mädchen und Weiber geliebt —

Liſena

Er hats geglaubt; er ſagte es mir, mich liebt er wirklich.

Santa

Ihr ſeid nicht bei euch —

Liſena

Da redet ihr wahr, da redet ihr wahr, bei ihm bin ich, nur bei ihm, mit jedem Blutstropfen, jeder Ader, jedem Gedanken und jedem Gefühl!

Santa

Kommt zu euch; eure Gedanken und Gefühle ſind Giftmiſcher eurer Tugend, Todfeinde eurer Ehre. Ihr müßt ſie bezwingen, ſonſt bezwingen ſie euch. Ich wollte, ihr ſähet die Dogareſſa —

Liſena

Nennt ſie mir nicht; meine ganze Seele bäumt ſich auf im Haſſe wider ſie. Ihr wißt nicht, was ich ihr thun könnte oder ihm, wärs wahr, was mich die Nächte ſchlaflos aufſitzen läßt in meinem Bette.

Santa

Kommt mit in die Arſenalkapelle, kommt; ihr müßt mir beten und anders werden. Was habt ihr wider den Bertuccio? Er iſt gerade ein Mann, ſo feſt und tüchtig, ein Stamm, wie ihr weiches wildes Rankengewächs einen braucht, um aufrecht zu bleiben.

Liſena

Amme, redet mir, was ihr wollt; es iſt heilig beſchloſſen: und ſollt ich vom Altar weglaufen, ich muß zu Steno oder ins Grab!

Santa

Pfui über euch, pfui über euch!

(Sie gehen ab)

◆

Zweite Szene

Im Dogenpalaste. In der Dogaressa Gemächern

Entfernte festliche Musik; wie die Thüre im Fond geöffnet wird, sieht man durch die offenen Thüren einer Reihe Zimmer, deren letzte erleuchtet sind. Das Gemach ist vom Monde erhellt, dessen Schein durch den Austritt auf einen Balkon, den man sich zur Seite denken muß, hereinfällt. Von da klingt Gondoliergesang herauf, in der Ferne Trompetentusch und Paukenwirbel

Es treten leiſe ein **Kammerfrau**, **Steno**, als Gondolier maskiert und von ihr geführt

Kammerfrau

Still, ſag ich; denn behüte Gott uns zwei,
Merkt was der Alte.

Steno

Sorgt nur, wie ihr ſie
Allein dem Tanzgewühl entführt.

Kammerfrau

Ich ſann
Schon was mir aus. Nur bleibt zu lang nicht hier.
Und iſt ſie ungehalten, geht ſogleich.

Steno

Pah!

Kammerfrau

Täubchenſanft — doch ſteiſt ſie Eigenſinn,
Will man was zwingen. Still! — Und hört ihr nichts?

Schnell hier auf den Balkon mit euch! Gardine zu!
Nun — bei dem heilgen Giorgio! — näher kommts —

Steno

Im ſchlimmſten Fall kam ich zu euch. Wer will
Beweiſen, mein Beſuch galt eurer Herrin?
(Für ſich)
Und rät mans doch, ei, um ſo beſſer dann!
Dann hab ich halbe Rache. — Fort, man kommt!

Kammerfrau

Daß Gott erbarm! Ließ ich euch doch verſchmachten,
Eh in die Hand ich nahm dies ſchlimme Spiel!

Es treten ein **Falieri, Angiolina, Eufemia, Loredano**

Falieri

Es war zu heiß im Saal, ja drückend heiß!
Ich ſah die Müdigkeit auf eurem Antlitz,
Der Kerzen Schein die ſammtnen Lider preſſen
Mit greller Schwere. — Doch, mich dünkt, ich kränk euch?

Angiolina

Ihr, Herr? Ich kränke mich. Mein kindiſch Weſen,
Das nicht Gewalt ſich thun kann — Oheim Loredano —
Hier iſt er, fragt ihn nur — ſchalt oft mich drum.
Sagt, thatet ihr das nicht, mein lieber Oheim?

Loredano

Sagt, that ich es mit Grund nicht, liebe Nichte?

Angiolina

Gewiß, gewiß; ich bin ein ſtörrig Kind,
Weiß nichts, als andern ihre Luſt verderben.

Falieri

Nein, ihr wißt nichts, als Unrecht euch zu thun.

Angiolina —

Laßt uns zurück; ich will mich beſſer zwingen.
Wo nicht, ich bitt euch, Herr, ſo ſcheltet mich.
Gewiß: ich nehm es als verdient und will es
Beherzigen. Nein, kommt zurück; ſeht ihr?
Schon bin ich wieder friſch und kann noch wachen.

Eufemia

Es iſt ſchon ſpät, und einmal muß es ſein.
Nein, liebe Nichte, legt euch nur zur Ruh.
Die Männer gehn zurück, damit die Gäſte
Nicht ganz den Wirt vermiſſen; ich indes
Bring heut zum letztenmal mein Kind zu Bett.

Falieri

Ihr müßt gehorchen! Wie? ſoll ich ſo früh ſchon
Den Haustyrannen ſpielen? Zwingt ihr mich?
Ei gut, ihr wollt das letzte Wort behalten!
Das ſollt ihr nicht. Drum kommt, Herr Loredan.

Loredano

Die ſchönſte Ruh ſegn euch im neuen Hauſe.

(Falieri und Loredano gehen)

Angiolina

Muß es denn ſein? Dann, liebe Tante, folgt
Den Männern in den Saal zurück zum Feſte.
Ich riß euch aus dem fröhlichſten Geſpräch;
Und Einſamkeit, glaub ich, wird wohl mir thun.
Ich bitt euch, liebe Tante, folgt mir, geht.

Eufemia

Und ſoll allein dich laſſen, ſtörrig Kind?
So haſt du ſelber dich genannt und biſts auch.
Wie? Haſt du heute nichts mit mir zu reden?

Angiolina

Mein eigen Herz will manches mit mir reden.
Ihr wißt es, liebe Tante: was es war
In meinem kleinen Leben, noch ſo klein,
Das mich erregte, niemand konnte helſen;
Allein nur der Bedrängnis gegenüber
Ward ich ſein Herr.

Eufemia

Ja tauſendmal haſt du
Zurückgewieſen ſo mein freundlich Raten.

Angiolina

Es hilft kein Rat, als den wir ſelbſt uns finden,
Es kann uns niemand helfen, als wir ſelbſt.
Drum, liebe Tante, geht und ſeid vergnügt;
Mit mir allein bin ich in guten Händen.
Doch fort den trüben Zug auf eurer Stirn!
Küßt mich und ſagt mir lächelnd gute Nacht,
Und ſagt, daß ihr nicht zürnt, wie? Bitte, thuts.
Sonſt läßt mich der Gedanke nicht mir ſelbſt.

Eufemia

Du biſt ein ſtörrig Kind, ja ja, du biſts!
Nun — dir nicht zürnen? Du weißt nur zu gut,
Daß mans nicht kann, und wenn dus auch verdienſt.
Gut Nacht denn; ſei mit dir allein; Gebet
Und Rat und Wunſch kommt morgen nicht zu ſpät.
(Eufemia geht ab)

Angiolina

Gebet und Rat und Wunſch! — Ja, ich will beten.
Daß ich nichts Schlimmes wünſche; das iſt Rat,
Der Gutes rät. Mir iſt ſo ſchwer, ſo ſchwer!
O fänd ich Thränen nur, mir würde leichter.

Steno

Ha, ihr müßt beten, Schlimmes nicht zu wünſchen?
So komm Erfüllung eurem Wunſch zuvor
Und hindre das Gebet, den Wunſch zu hindern.

Kammerfrau

Still; noch iſt die Signora nicht im Saal.

Angiolina

Sprach wer? Du warſt es, Bella?

Kammerfrau

Ja, Signora;
Ich ſeufzte.

Angiolina

Du? warum?

Kammerfrau

Ihr thatets erſt;
Ich war eur Echo. Warum ſeufztet ihr?

Angiolina

Hab ich nicht Grund? Eine Blume, die verpflanzt
In neuen Boden, hängt das Köpfchen wohl.
Hier auf der Brücke ſteh ich; vor mir Dämmer,
Und hinter mir die goldne Mädchenzeit.
Ich wende meinen Blick zurück, ein Seufzen
Der Augen, das mein Odem wiederhallt.

Kammerfrau

Ei; jede Blume koſtet einer Knoſpe
Das grüne Leben. Aus der Knoſpe Seufzer
Wird duftig Blumenlachen. Hört ihr nicht,
Wie luſtig der Lagune Schweigen kräuſelt
Des Barkarolen Lied?

Angiolina

Mir klingt es traurig.

Kammerfrau

Ei nun, ich meine, wenn Herr Steno ſänge,
Sein Lied kläng trauriger. Und doch! und doch!
Ei, ſchöner iſt das Leben einer Frau
Als eines Mädchens. Alles iſt verboten
Dem armen Kind; doch alles iſt erlaubt
Der Frau, was ſie nur zu verbergen weiß.

Angiolina

Was ſagteſt du? Ich hörte nicht darauf.
Wie iſt mir heiß. Steck mir die Haare lockrer,
Die Schläfe ſchmerzen mir.

Kammerfrau

Nun kommt, ich helf euch.
Was heut der arme Steno denken wird!

Angiolina

Schweig ſtill!

Kammerfrau

Was wird er thun?

Angiolina

Nun; beſſer ſein als du biſt.
Nein, du erzürnſt mich, wenn du weiter ſprichſt,
Was Ehre nicht mehr hören darf. Geh! Laß mich.
Gieb mir die Nadeln. Geh! ich mach es ſelber.

Kammerfrau

Nun gut, ich geh, und (nach Steno hin) andre mögen kommen.
(Geht)

Angiolina

Was wollt ihr doch? ja, beten. — Heilge Jungfrau,
Aus deiner Himmel Glorie ſchau herab

Und ſende Troſt zerknickten Hoffnungen,
Verſagten Wünſchen; wo ein Herz erbangt
In Kummers Drängen, ſend ihm deinen Tau.

Steno

Ja, ſend ihm deinen Tau, du heilge Jungfrau,
Nicht du im Himmel, nein! du auf der Erde,
Du, du, zu der der arme Steno fleht.

Angiolina

O Gott im Himmel!

Steno

Göttin du auf Erden,
Erſchrick nicht!

Angiolina

Fort! Was wollt ihr hier?

Steno

Was kann
Der arme Steno wollen? Leben, Tod,
Erhörung, Abweis, Seligkeit, Verdammnis;
Was du ihm giebſt, o, er hat keinen Willen.
Schleudr ihn hinunter in die tiefſte Hölle,
Nimm ihn empor mit dir in deinen Himmel,
Hier liegt er; thu mit ihm ſo wie du willſt.

Angiolina

Hab ich geäugelt, wie die Schande thut?
Bin ich ein Weib, das Männerlüſternheit
Antwortet, eh ſie fragt? Sind wilde Wünſche
In dieſem Herzen ſtärker als die Ehre?
Wie denn, bin ich nicht ſo, gab ich der Schande
Den Mut, ſich mir zu nahn? So bin ich nicht.
Nein, nein, ſo bin ich nicht. Wie? bin ich ſo
Und weiß es nicht, iſt was in meinem Weſen,
Was Schmach auslegen kann ſo wie ſie wünſcht?

Und wär das nicht, wie ſonſt erführ ich ſie?
Darf Unſchuld nicht mehr lachen, nicht mehr plaudern,
Wie Kinder thun, ſoll Schmach den Anlaß nicht
Sich nehmen, den Unſchuld nicht giebt, auslegend
Mit falſcher Deutung, wie ſie will? So tief
Ins tiefſte Herz traf nie mich Kränkung noch.

Steno

Weinſt du? Mein Herzblut weinſt du, wenn du weinſt.
Unſchuldig wie dein Herz iſt meine Liebe
Und denkt nicht Arges. Weinen Schweſtern nicht
Zuſammen, wenn Gewalt ſie trennen will?
So kommt zu deiner Liebe, ſieh! die meine,
Mit ihr zu weinen. Iſt das Sünde, Schmach?
Nein! nein!
Die thun die Sünde, die von dir mich trennen,
Die thun die Schmach, die dich aus meinem Arm
Hinreißen in des alten Mannes ekel
Umfangen. Die thun Schmach dir, die, dein Herz
Ausreißend, ſeine Wurzeln wild zerreißen,
Aufwühlen blutig ſeinen Boden, Stenos Bruſt,
Daß er daran muß ſterben. O, dich lieben
Kann Steno nur, du kannſt nur Steno lieben.
Warſt du nicht mein? Ihr Recht nur wahrt die Liebe,
Weicht ſie dem rohen Zwang nicht der Gewalt.

Angiolina

Nicht näher tretet mir, ſonſt ruf ich Hilfe.
Nicht ich gab euch ein Recht; mein Onkel ſchien
Es euch zu geben, da er euch ſah werben
Und nicht dazwiſchen trat; ich nicht, ich gab
Kein Recht euch, und ich ſchien euch keins zu geben;
Kein Vorwand kann euch dienen, die Verachtung,
Die euer Thun zeigt, zu beſchönigen.
Die Liebe achtet, was ſie liebt; ſie lügt,
Sagt ſie, ſie liebt, und zeigt, daß ſie nicht achtet.

Doch Liebe lügt nicht, nein, die Schmach nur lügt,
Die ſagt, ſie ſei die Liebe — Liebe nicht.
Laßt mich, ſag ich, ſonſt ruf ich Hilf herbei.
Eur Anblick kränkt mich, wie mich nichts mehr kränkte —

Steno

O, du brauchſt Hilfe nicht, um mich zu töten.
Ich leb, um dich zu lieben nur; du nennſt das:
Dich kränken. Wohl denn, leb ich dich zu kränken,
So leb ich beſſer nicht. Ruf nicht um Hilfe,
Gönn deinem Stolz den Ruhm, laß ihn allein,
Laß ihn des armen Steno Henker ſein.

Kammerfrau (ſchnell eintretend)

O heilger Markus! kann ich ſprechen noch?
Noch ſehn und hören? noch die Glieder regen?

Steno

Eure Zunge regt ſich, braucht euch nicht dazu.

Angiolina

Was iſts?

Kammerfrau

Ei, fragt noch! 's iſt noch Zeit zu fragen?
Das lähmt die Knie mir auf ein ganzes Jahr.
Herrn Mocenigo hört ich; mit der Bande
Der Muſikanten ſprach er, fragte ſie,
Ob ſie ein Stückchen könnten, ſüß genug,
Die Dogareſſa in den Schlaf zu lullen,
Und wenn ſie ſchliefe ſchon, ihr Wonneträume
Zu hauchen in ihr ſchlummernd Ohr. Dann ging er
Zum Dogen, und ich eilte her. Gewiß,
Sie bringen hier ein Ständchen; darum eilt,
Macht, daß ihr fortkommt, ſonſt ertappt man euch.

Steno

Nichts mehr?

Kammerfrau

Iſt das euch nicht genug? Herr, geht!

Steno

Warum? Kann man nicht hier auch ſterben?

Angiolina

Geht,
Sonſt ruf ich Hilfe.

Steno

Rufe nur! Den Tod
Trägt ſchon der arme Steno in der Bruſt,
Und ſterben muß ich, ob ich bleib, ob gehe.
O ſag mir nicht, ihr Frauen ſeid voll Milde,
Ihr ſeids nur euch. Dem Opfer ſpart ihr nicht
Den bittern Tod, nur eurem Auge ſpart ihr
Sein Weh zu ſehn, ſein Zucken und ſein Bluten.

Kammerfrau

Ei, ſchwatzt jetzt nicht; eilt, eh euch Eile nicht
Mehr fruchtet.

Steno

Wie? und wärſt du milder doch?
That ich dir unrecht? Willſt du mich nicht tot?
Gieb mir ein Wort, das Leben mir verheißt,
Und ſcheut dein ſchamhaft Ohr das nackte Wort,
Verkleid es, gieb ein Band mir, eine Schleife,
Ein Etwas ſonſt aus deines Herzens Nähe.
Fromm will ich ſein; nichts will ichs ſprechen heißen,
Als nur, daß dich der arme Steno dauert;
Nichts ſonſt, gewiß nichts ſonſt; o bitte, gieb.

Kammerfrau

Gebt ihm doch, was er will, nur daß er geht.

Angiolina

Du, ſchweige! Seh ich nicht, wer dieſem Menſchen
Behilflich war? Nie wagt' ers ſonſt. Du nahmſt
Aus deiner eignen niedren Seel das Maß,
Das Mut ihm gab, und ſagteſt, ſo ſei ich,
Wie er es wünſchte. So verraten ſah
Kein Weib der Welt ihr kindliches Vertraun!
Du, geh, ſonſt hört mein Herr dein ſchändlich Thun.
Und ihr, folgt eurer Helferin, ſonſt ruf ich
Mir Beiſtand. Geht! O, es iſt ſchändlich! ſchändlich!

Kammerfrau

Sie kommen ſchon. Zu ſpät iſts, daß ihr flieht!
Auf meinen Kopf bricht alles nun zuſammen.

(Man hört, allmählich näher kommend, ſanfte Muſik)

Angiolina

Iſt keine Thüre mehr? kein Weg zur Riva?

Kammerfrau

Für einen Vogel nur hier vom Balkon.

Steno

Laßt ſehn! Ich geh ihn, führt er in den Tod.
Sieh: ſo beſchämt Steno dein kränkend Zweifeln
In ſeiner Liebe Redlichkeit. — — Doch nein!
Denn bin ich tot, fehlt dir der Zeuge ja.
Nein, ich erwarte meinen Lebensräuber —
Nein, mehr als Lebensräuber, denn er ſtahl
Mir dich — um deinetwillen mach ich ihn
Zu meinem Richter. Selbſt klag ich mich an;
Denn ſonſt — wir Menſchen ſind voll Arg — man weiß,
Du galteſt mein, eh dich der Alte kaufte;
Sie wiſſen, daß du ihn nicht lieben kannſt;
Sie wiſſen, wie die Liebe rächt den Zwang,
Und keiner wird an deine Unſchuld glauben,

Am wenigſten der Alte ſelbſt; er wird —
Denn Alter iſt voll Eiferſucht — dich quälen.
Doch wird ers weniger, ſtarb ich um dich?
Denn unverſöhnlich haßt das kalte Alter,
Und nur mein Tod wird ſeine Rache ſtillen. —
Wird er nicht meinen Tod an dir dann rächen,
Muß er nicht glauben, daß den Mann du liebſt,
Der dir zuliebe ſich dem Tod geweiht? —
Ein ander Mittel kommt mir da zum Glück.
Ihr, Bella, lauft dem Kommenden entgegen,
Fleht angſtvoll um ſein Fürwort bei der Herrin,
Um ihr Verzeihn, daß ihr gewagt, allein
Euch glaubend, einen Freund bei euch zu ſehn,
Mit dem ſie überraſchend euch getroffen.
Ich nehm die Larve vor indes.

Kammerfrau

So thu ich.
Ich thäte mehr noch, wärs um euch, Signora.
Sprecht nicht, ihr brauchts nicht, euer Antlitz ſpricht.
Und was ſonſt nötig iſt, das will ich ſagen.

Steno

So wähl ich Schmach, die ſchlimmer als der Tod,
Um euch zu dienen.

Angiolina

Nennt nicht mich und euch
Zuſammen; ferner ſind ſich Tag und Nacht nicht.
Rühmt euch nicht, mir zu dienen; nein, ihr dient
Dem eignen ſchlechten Sinn. Wir teilen nichts.
Seht nicht ein Zugeſtändnis noch ſo klein
Darin, ſchein ich durch Schweigen eur Genoß.
Ja, fühlt ich je für euch, was ich nicht fühlte,
Es wandelte in Haß ſich und Verachtung
Vor Scham und Unmut; wenn auch nur zum Schein,
So kränkend iſt es — eur Genoß zu ſein.

Steno

Seid ihr mir wirklich ſo feindlich, ſchöne Dogareſſa? Ihr drohtet mit Rufen, warum rieſt ihr nicht? Warum lieſt ihr eurem Alten nicht entgegen? Das war ſo natürlich, ſo natürlich, daß der bloße Inſtinkt ohne Hindernis des Willens, daß bloße Klugheit ohne alles das es gethan hätte. O, ein ſchönes Schweigen, ein liebes Schweigen. An keinem Bande, keiner Schleife, die ihr euch hättet abſchwatzen laſſen, ja ſelbſt an keinem ſtammelnden Geſtändnis hätt ich euch feſter, als an dieſem Schweigen.

Falieri (erſt noch draußen)

Nur leiſe; leicht erſchreckt ſonſt, was ergötzen ſollte. Kommt allmählich näher mit der Muſik, Leute.

Steno

Wie zart Liebe den alten Soldaten gemacht hat. Seid zur Hand, Bella.

Kammerfrau

Wärs vorüber! Sechs Kerzen dem heiligen Markus zu ſtiften, ſollte mir nicht zu teuer ſein.

Steno

Vielleicht gelingt mirs, mich durchzuſchleichen. Und wenn nicht — Erröten hat mein Geſicht verlernt; und vor Mißhandlung ſchützt mich mein Adel und meine Stellung unter den Häuptern der Vierzig.

Es treten ein **Falieri**, **Malipiero**, **Michieli**, **Balbi**, **Morenigo**
(Steno will hinter ihnen durchſchleichen)

Michieli

Spielt eine Weiſe, ſanft wie Mondenſchimmer;
Auf ihren Wellen gleit ein Wonnetraum
Durch ihres Ohres roſge Marmorpforte

In unſrer Dogareſſa Herz hinab;
Sie träume —

Balbi (leiſe zu Morenigo)

Vom ſchönen Steno.

Morenigo

Pah, das wird ſie wohl
Ohn eure Muſik —

Michieli

Träume — was iſt das?

Falieri

Ein Mann
Lief hier vorbei; und ihr, mein teures Leben,
Noch munter und erſchreckt und aufgeregt —
Den Buben haltet. Laßt ihn nicht entwiſchen!

Kammerfrau (vor der Dogareſſa knieend)

Erbarmen, Hoheit! —

Falieri

Und was will dies Weib?

Kammerfrau

Ihr ſeid es, gnädger Herr? O legt, ich fleh euch,
Ein gutes Wort für mich hier ein. Ich will
Nie wieder Anlaß geben, mir zu zürnen.
Es war ja ein Verſehn nur; nur mein Irrtum,
Nicht meine Abſicht, glaubt mir, kränkte ſie.

Falieri

Was ſoll das? Wagte wer — nicht Abſicht — kränkte —
Wer wagt' es, euch zu kränken? Tod! was iſt?
Ihr ſeht erſchrocken, euer Atem — kurz —
Beleidigung ſengt euch die zarte Wange
Mit ihrer dunkeln Glut — bei meinem Schwert,

Wer wagt' es, euch zu kränken? Ha, beim Tod,
Wer wagte das?

Angiolina

Mein Herr —

Falieri

Ihr ſeid erſchöpft.
O armes Leben — meine Seele blutet —
Erholt euch erſt, dann ſprecht; nein, jetzo nicht.
Zu riechen her!
Heda! die Fraun! Wo ſind die andern Fraun?

Eufemia und Frauen kommen

Ei, kommt ihr, teure Mutter? ſeht hier — ſeht —

Eufemia

Was iſt hier? was geſchah hier?

Falieri

Gebt eur Fläſchchen.

Kammerfrau

Ach, gnädge Frau, ich glaubte mich allein;
Die andern Frauen waren, um zu ſehn,
Was Mädchenaugen freut, im Saal beim Feſte.
Ich wußte nicht, daß eure teure Nichte
Zurück vom Saal in ihrem Zimmer weilte.
Erröten darf nicht mein Geſtändnis hindern —
Ach, teure, gnädge Frau, verzeiht, ich nutzte
Die günſtige Gelegenheit,
Einen Freund zu ſprechen, den — da ging die Thür,
Und meine Herrin überraſchte uns,
Noch mehr ſie ſelber überraſcht, erſchreckt,
Verletzt, erzürnt, wie ich nun ſchamvoll bin
Und reuig und beſorgt zum Selbſtvergeſſen, —
Drum helft ihr, helft! — mit mir macht, was ihr wollt.
Um ihr Verzeihen gäb ich, was ich habe.

Balbi

Hätte ſo gewiß der Doge der Dogareſſa Verzeihung! Was denkt ihr, Michieli?

Michieli

Ei, der Doge hat die ſchöne Dogareſſa erſchreckt, nicht das arme Ding von Kammerfrau, das den Sühnbock abgeben muß.

Balbi

O was war das für ein prophetiſches Ding, das unſer Patriarch unſerm Dogen auf den Kopf ſetzte! Spiegelfechterei das! Es war Steno, der davon lief; was wettet ihr? Er war bei der Dogareſſa.

Michieli

Nichts, was ich zu verlieren habe; es wär euer, Herr.

Falieri

Verworfne Dienrin ſchmutziger Gelüſte,
Nicht eurem Herrn, nicht eurer Ehre treu,
Fort auf der Stelle aus dem Dienſt, dem Haus,
Fort aus Venedig! — Redet nicht; ihr büßts,
Regt ihr den Zorn mir mehr noch auf. Fort, ſag ich!
Kein Wort!
(Die Kammerfrau geht)
Wo iſt der Bube? Bringt ihn her.

Diener kommen mit Steno

Balbi

Ein Gondolier.

Michieli

Ein Maskenſcherz zum Feſtſchluß.

Falieri

Ha, ſchmutzger Bube, zu gering, als daß
Dein Leiden zahlen könnte; da nicht Ehre

Der Eigentümer deines Seins; dein ſtumpfer,
Dem Tieriſchen allein verwandter Sinn,
Wie er beleidigt, was zu zart, als daß
Sein ſtierend Aug es wahrnähm, fühlt er nichts,
Was Schmerz erſchiene edler Seelen Zartheit —
Verachtung greift dem Zorne vor — reißt ihm
Die Larv vom Antlitz, tretet ihn hinaus.
Schuſtger Plebejer!

Loredano

Haltet noch.
Verzeih eur Hoheit, wenns ein Edler wäre,
Und von Plebejern nur die Tracht entlehnt —
Laßt ihn im Schirm des Nichterkanntſeins fliehn.

Balbi

Dem Schwiegerpapa Politikus ſchwant etwas. Aber wie? nein, ganz ſoll dem Gondelierpiraten der Spott nicht geſchenkt ſein. — Hoheit, umſtrahlte der Glanz eurer Würde mein vor ihr ſich beugend Haupt, ich hieße dieſen Gondelprinzen ſich entlarven. Fände ſich das Weſen eines Edelmannes unter dieſem plebejiſchen Scheine, ſo würde das bloße Entlarven Strafe übergenug für ihn ſein. Er möchte dann gehn oder ſonſt thun, was ihm beliebte. Birgt aber dieſe Schale ihren eigenen Kern, ſo laßt den Plebejer ſchimpflich auf die Straße werfen durch eure Diener. So und ſo würde ein Verhältnis ſein zwiſchen Sünde, Sünder und Strafe.

Loredano

Ich bitt euch, Herr, ſchafft nicht dies Nichts zum Was
Und gebt dem Spurlosleichten erſt Gewicht.

Falieri

Ein Edler dies? Ein ſchmutzger Schiffersknecht,
Der ſich verlief, ein Kärrner, der, berauſcht,

Den Dogenpalaſt nahm für eine Kneipe,
Wo viehiſches Bedürfnis Stillung kauft
In feiler Ware. Pfui! Schafft reine Luft —!
Hinaus den Eiter aus der Menſchheit Schwäre!

Steno

Fort, Kletten da, Anhängſel! — Nun; ich bins —
Trotz eurem Staunen. Spottet nur; ich gönns euch;
Ihr Herrn, es kommt wohl auch an euch die Reihe,
Wo ich Zuſchauer bin, denn ſolche Wege
Sind keinem fremd von euch. Nun gut, was mehr?
Es iſt ſchon ſpät. Drum gute Nacht, ihr Herrn.

Balbi

Ei guten Abend zuerſt, Signor. (Zu Michieli) Wie? ich gewann?

Michieli

Wenn ich ſo thöricht war zu wetten, ja.

Falieri

Ihr bleibt, Herr. Haltet feſt ihn, ſag ich euch.
Ha, bin ich Falieri?

Steno

Nun, was beliebt eur Hoheit noch? Meine Situation iſt keine von denen, die zu verlängern Vergnügen bringt. Ich hoffe, ihr werdet nicht vergeſſen, daß ich ein venetianiſcher Edler von ſo altem Stamme als ihr ſelbſt.

Falieri

Ein Edler du? der Ehre nicht in ſich
Noch andren achtet? Ihr ein Edelmann?
Der die Gemeinheit herzt, Schamloſigkeit
Deine Göttin! Feile Metze der Gemeinheit!
Des fiſchkalt Blut nie ein Gedank erwärmt

Der edeln Menſchlichkeit, der mit dem Mark
Der Männlichkeit die Fähigkeit verlor
Warm aufzulodern, Rot der Scham ein Fremdling
Der Wange, bleich von Büberei! Den Teufel ſelbſt
Bäumt das Gefühl der eignen Schmach zurück,
Naht Reinheit ihm; ſo kalt iſt nicht der Teufel,
So fühllos nicht ſein Aug dem Glanz der Reinheit,
Der ſchmerzend ihm die Vampyrſchwingen lähmte,
Hinab ihn ſtürzte in ſein troſtlos Reich,
Ehs ihm gelang, das Heilge zu entweihn;
Teufliſcher als der Teufel ſelbſt, viel kälter. —
— Mich überwallt die Glut, macht mich verſtummen.

Steno

Ich muß Hoheit erſuchen, euch nicht vergeblich zu erhitzen. Es iſt eine üble Gewohnheit von mir, über der Predigt einzuſchlafen. Ich bitte euch, kommt zum Ende — thut, was ihr verantworten könnt; nur denkt, zu langes Dehnen macht den beſten Spaß froſtig.

Falieri

Nun denn, zum Ende, wie du mir es abzwingſt,
Mit Bubenkälte meinem Zürnen, rieſig ſchon
Aufſchwellend bis ins endlos Ungeheure,
Wos nicht mehr Grenzen ſieht. Hinaus mit ihm.
Werft auf die Straß ihn, fort!

Loredano

Noch haltet. Hoheit,
Denkt, was ihr thut, macht einen Scherz daraus.

Balbi

Herr, jugendlicher Übermut verwirkt
Nicht ſolche Strafe. Nein, ihr werdet ihm
Nicht anthun, was kein Edelmann kann tragen.

Malipiero

Verzeiht, Hoheit; es wäre die äußerſte Ehrenkränkung: ihr träfet ihn, ja, was ſag ich? ihr träfet den ganzen Adel Venedigs ins innerſte Herz der Ehre. Jeder einzelne würde ſich unheilbar verletzt fühlen durch euch.

Mocenigo

Hoheit, bleibt ihr auf eurem Befehle, ihr würdet die Natur eurer Stellung verkennen, und es müßte ſich rächen.

Michieli

Seine Schuld iſt keine, Hoheit; ihr müßtet ihn denn um die Häßlichkeit ſeiner Angebeteten ſtrafen wollen.

Loredano

Ihr ſchüft ein Krankſein, das kein Mittel heilte.
Ihr grübet eurem Glück ein Grab, ſo tief
Und tiefer, als die Höh, auf der es prangt.

Steno

Ich kann allein gehn. Hoheit, meinen Dank
Für eure Fürſorg, freundlich, doch nicht nötig.
Die Wege kenn ich gut genug. Fort da,
Plebejerhunde! Gute Nacht, ihr Herrn!

Falieri

Hinaus mit ihm! Stoßt ihn die Trepp hinab
Und werft ihn auf die Straße. Fort. Und ihr,
Vergebt, ich acht euch nur als meine Gäſte,
Sonſt nicht; ſonſt würd ich euch entgegnen, was
Eur unberufen Mahnen gilt. — Fort, ſag ich!

Steno (indem er hinausgeworfen wird)

Haha! Ihr denkt daran!

Falieri

Als Doge ſteh ich
Zu Dienſt der Republik, bereit, eur Wort
Zu hören und zu achten. Hier iſt nicht
Der Rat der Zehn verſammelt oder Vierzig.
Hier bin ich nicht der Doge; hier bin ich
Ein freier Edelmann. Dort muß und will ich
Rechtfertigen, was ich thu, denn es geſchieht
Im Dienſt des Staates; hier bin ich mein Herr
Und üb mein Hausrecht, wie es jedem iſt
Vergönnt von euch, in ſeinem Haus zu thun.
Nicht mehr davon, damit ich mich nicht dennoch
Rechtfertigend erſcheine. — Nein, genug!
Kein Wort mehr, bitt ich; rieſenhoch ſchon regt
Wie wilder Brand mein Zorn und bäumt die Flamme
Unnütz hoch überm Ziel. — Mein armes Leben,
So hat man eure reine Näh entweiht,
So durft ein niedrer Bube euch erſchrecken,
Und ich konnt es nicht hindern, kaum es ſtrafen.
Könnt ungeſchehn ichs machen, mit meinem Sieg
Über den Doria kauft ichs zurück
Und nennte gut den Tauſch. Lauft zu den Ärzten
Und heißt ſie eilend kommen. Unterdes
Laßt eines Ehrenmannes zartſte Achtung
Die Wund euch fächeln. Kommt, ihr ſeid erſchöpft,
Und Ruhe wird euch gut thun.

Angiolina

Herr, nicht ſo;
So tief in mir entwürdigt, wie ich bin,
Verdien ich ſolche Güte nicht.

Eufemia

Ei, Nichte,
Der Schmutz, mit dem ein Bube euch bewarf,
Iſt nicht ein Teil von euch.

Falieri

So aufgeregt
Verfälſcht euch eures Geiſtes Aug die Dinge.
Des Buben Schmutz verſehrt nicht euren Glanz,
Nein, macht ihn heller leuchten durch den Abſtich.
Nein, ſprecht nicht mehr; legt euch zur Ruh, mein Leben,

(Falieri, Eufemia führen Angiolina in ihr Zimmer, Loredano folgt)

[Groll des Adels . . .]

Zwei Frauen

Erſte Kammerfrau

Gewiß, bei der jungen Dogareſſa war der ſchöne Steno, nicht bei der alten Bella. Nun, ihr und ich, wir wieſen ihn ſo wenig ab als die Dogareſſa.

Zweite Kammerfrau

Was wißt ihr von mir? Der arme Steno! Aber unſre Herrin kommt wieder heraus. Sie wird die Kühle ſuchen; ei, ich glaube, daß ihr warm iſt. (Ab)

Eufemia, Angiolina treten auf

Eufemia

Ei, meint ihr denn, nur einen einzigen
Täuſcht jenes Märchen, das, wär es auch ſonſt
Wahrſcheinlich, allen Glauben höhnt, hält man
Der Dienerin Geſtalt daran? So Häßliches
Iſt keines Steno Ziel, dem frei die Wahl ſteht.
Ihr thatet thöricht, ganz verkehrt. Entweder
Ihr gabt dem Dogen euer Jawort nicht —
Es zwang euch niemand — oder gabt ihrs,
So mußte jedes Mitleid fremd euch ſein.
Und wie ihr ſagt, ſo band euch nichts an Steno.

Angiolina

Nein, nichts; doch fühlt ich mich in ſeiner Schuld.
Und liebt' er wirklich mich, ſo war ichs auch.

Ich kannt ihn nicht. Er nutzte meine Schonung,
An meinem Schuldgefühle gegen ihn
Mich faſſend, mich in größre Schuld zu treiben.
Ich ſagt euch alles, wahr ein jedes Wort.
Nun ſteh ich vor der eignen Augen Abſcheu
Als Mitgenoſſin ſchändlichen Betrugs
Gegen den einzigen, der mir vertraute.

Eufemia

Ei nun, von dieſer Schuld iſt nicht die Rede.
Doch wahrlich außer euerm Gatten glaubt
Kein Menſch das Märchen. Alle meinen ſie,
Ihr ſaht den Steno.

Angiolina

Alle glauben ſies?

Eufemia

Und ganz gewiß, das war des Steno Abſicht
Mit ſeinem Märchen.

Angiolina

Alle glaubens, Tante?

Eufemia

Und wahrlich muß doch ich mich mühn, daß ichs
Nicht glaube. Und wer kennt euch, wenn nicht ich.

Torrdano *tritt auf*

Angiolina

Nicht Gnad hat Lüge, Gott im Himmel haßt ſie,
Die Menſchen haſſen ſie; ſie haßt ſich ſelbſt.
Wer ſich befreien will, verſtrickt ſich
In eigne Schlingen, ſchlimmer tauſendfach
Als was er floh. So half ich dem, der mich
Verachtete, ſelbſt werbend um Verachtung;
Und kränkte den, der Achtung mir erwies.

Was warf ich mich zu ſeinen Füßen nicht,
Als er mir zuſprach, und geſtand ihm alles?
Durchzuckt' michs wie ein Blitz doch, wenn er mich
So zart berührte, mich ſo zart, als wär ich,
Was ich nicht bin. Nein! Nein! Ich bins nicht. Immer
War ich 'ne Lügnerin. Wenn Scham mich faßte,
Hört ich von fremden Laſtern, es war nicht Scham,
Es war nicht Zorn der Unſchuld, nein, Bewußtſein
Der eignen Schuld, die ſchon in Knoſpen ſchwoll
Voll Ungeduld und Wildheit aufzubrechen
In wüſtes Blühn!
O all die Menſchen haben recht; ich bin ſo,
Wie ſie mich meinen. Tante, traut mir nicht.

Eufemia

Ei das ſind thörichte unnütze Reden.

Angiolina

Ja unnütz jedes Wort, das unſre Reue
Betrügt und den Entſchluß um ſein Vollziehn.
Ich wills noch jetzt.

Eufemia

Nein, hört mich!
Nur Zeit und Ort macht gut und ſchlimm die Dinge.
Recht iſt nicht recht am falſchen Ort, und unrecht
Zu rechter Zeit nicht unrecht. Wolltet ihr
Ihms jetzt noch ſagen, ſo verlört ihr nur
Auch ſeinen Glauben und gewönnet nichts
Dafür.

Loredano

Ein Thor, der Thorheit beſſern will
Durch neue Thorheit. Wollt ihr euern Gatten
Zu Schlimmerm reizen noch, als er ſchon that?

Angiolina

Er ſchlimm —?

Loredano

Kein Wunder, daß es euch gefiel,
Da ihr in ſeiner Thorheit die Gewalt
Sich ſpiegeln ſaht von euern Reizen. Uns,
Da andre Gründe unſer Urteil ſteuern,
Schiens anders.

Angiolina

Ohm, mich ſcheltet; ich verdien es.
Ich bin die Schuld von allem, was geſchah.
Und that ich nicht ihm Unrecht ſchon zuviel?
Und thätet ihr ihm mehr noch, wärs nicht wieder
Unrecht, das ich durch euch ihm thäte? Nein!
Hier ſtand er zürnend mächtig wie ein Engel,
So ſchön von ſeinem edlen Geiſt ſein Antlitz
Als jenes Buben Schönheit häßlich ward,
Verzerrt vom Abbild ſeines Innern. Edel nennt
Sein Handeln, wie er ſelber iſt; Gemeinheit
Nur, die er ſtrafte, nähm erwünſchten Anlaß,
Das nicht zu ſehn! Nein, Ohm, von euch wärs unrecht.

Eufemia

Ihr beide thatet thöricht, doch ihm wirkt
Nicht Jugend die Entſchuldgung aus, wie euch.

Loredano

Wozu noch das? Es iſt hohe Zeit, zu gehn.

Eufemia

Ihr ſeht die Sache an mit euern Augen. Die
Jugend macht ſtets zu Trügern. Heißes Lodern
Hat ſtets der Jugend Beifall. Ei, wozu
Der Kram von Edel und Gemein? Manch
Unrecht entſchuldigt unſre Schwäche, manches auch
Rechtfertigt der Erfolg, doch unklug ſein
Iſt mißlich ſtets und rächt ſich. Nun, wozu
So viele Worte? Wart ihr lieber, was

Ihr ſchient, und ſchient es nicht, als daß ihrs nicht wart
Und doch es ſchient?

Loredano

'S iſt hohe Zeit, zu gehn.

Angiolina

Sprecht ihr denn ſo? Wie? oder träum ichs nur?

Loredano

Es kommen Zeiten, wo das eigne Wohl
Erheiſcht, nur dieſes zu bedenken.

Eufemia

Nimmt
Von jetzo unſer Gang die Richtung an,
Die abführt von der Bahn, die ihr gewählt,
Rechtfertig uns dieſe eure eigne Wahl.

Loredano

Euer Gatte hat heut eine Saat geſät,
Die mitzuernten andern ſei erlaſſen.
Kommt nun, Donna Eufemia. Der Weltlauf
Hält ſein Geſetz, läßt keinen Wunſch ſich hemmen.
Berauſcht der Liebe Trank die Jugend ſchon
Und ſchafft ihr Wehe, völlig toll macht ſie
Das Alter. Drum, läßt der, geblendet halb
Von eigner Hitze ſchon, auf ſchmalem Steig
Gefährlich wandelt, ſich das letzte Aug
Zudrücken noch vom Rauſch der tollen Diebin,
Dann iſt ſein eigner Feind und nicht zu retten,
Wer an den Taumler länger ſich will ketten.

(Loredano, Eufemia gehen ab)

◆

Dritter Aufzug

Zweite Szene

Auf der Piazetta San Marco, vor dem Eingange in den Dogenpalaſt

Marino Falieri, Angiolina, Frauen kommen aus dem Dogenpalaſte, von der anderen Seite ein Offizier des Dogen

Falieri

Die Luft iſt ſcharf heut; hüllt euch ein, mein Herz,
In eure Schleier. — Sieh da, unſer Bote!
Bald muß ich fort von euch; er bringt die Nachricht.
Ich war zu ſäumig nur die letzte Zeit.
So lang bei euch ich weile, bin ich nicht
Mehr Falieri.

Angiolina

Wie? Trag ich die Schuld?
Gewiß; ſo ſehr michs freut — nun glaub ich doch,
Ich trag es nicht, ſo lang euch zu entbehren —
Scheint mirs, ich bin euch Flotte, Heer und Schwert —

Falieri

Ihr ſeid mir mehr!

Angiolina

Dennoch oft dünkt michs unrecht, —
Wenn mir Erfüllung ſagt, von euch geſandt,

Was ich mir wünſche, eh ichs ſelbſt noch weiß —
Und weiß nicht, was mich kränkt, ſeh ich bemüht
So großen Mann um ſolch ein kindiſch Weib,
Und möchte hadern dann mit meinem Glück,
Und kanns doch nicht entbehren.

Falieri

Nun, wie ſtehts?
Wann gehn wir unter Segel? — Ruhig, Herz.
Wir ſchonen Mailand nicht und ſind bald fertig.
Nun, ich gab den Befehl zurück, um neu
Ihn zu erhalten von dem großen Rat.
Gebt her die Vollmacht. Wie? Sie iſt noch nicht
Vollzogen? Nun, dies Säumnis, das uns ſonſt
Zum Reißen aufgeſchwellt des Unmuts Segel,
Verdrießt uns wenger, als es ſollte, jetzt.

Offizier

Verzeiht; man gab mir nichts. Zu ſeiner Zeit,
Hieß mein Beſcheid, erführt ihr, Herr, das Weitre.

Falieri

Wie? Und ſonſt nichts? Zu ſeiner Zeit — nichts weiter —
Als dieſen Lumpen von 'ner Redensart?
Zu ſeiner Zeit — ſo ſpeiſt man Bettler ab.

Angiolina

Erzürnt euch nicht, mein Herr, ihr ſchadet euch.

Falieri

Nicht, braus ich aus im Schelten, was mich irrt,
Mein Herz; doch es verhalten machte krank mich
Und fräß mir auf das Herz, das nicht zum Dulden
Geformt ward.

Offizier

Herr, es naht Herr Malipiero,
Gewiß vom hohen Rat geſandt an euch.

Falieri

Zu ſeiner Zeit — Geduld, mein einzig Herz!
So hielt ichs ſtets und blieb geſund dabei.

Malipiero, Morenigo, Balbi, Michieli treten auf

Malipiero

Wir bringen unterthänigſt eurer Hoheit
Die Huldigung des großen Rats, mein Fürſt,
— Sodann —

Falieri

Die Vollmacht für den Krieg mit Mailand.
Gut. Laßt mich ſehn —

Malipiero

Verzeiht, die Vollmacht iſt —

Falieri

Beim Löwen von Sankt Markus! jetzt Verzug
Iſt Sünde, die kein ſpäter Eilen ſühnt.

Malipiero

Das war die Meinung auch des großen Rates,
Und ausgefertigt iſt die Vollmacht ſchon
Und in Piſanis Hand —

Falieri

Piſanis?

Malipiero

Hoheit,
So ſagt ich, und er iſt bereits an Bord.

Falieri

Piſanis?

Malipiero

Hoheit aus dem jungen Glücke
Zu reißen, drin ihr warm geworden kaum,
Undank würd es erſcheinen, dem Verdienſt
Unangemeſſen, das ihr aufgehäuft
Zu hoch ſchon für Venedigs Dankvermögen.
Drum nahm der Rat der Zehn des Rechtes wahr,
Das ihm des Staats Verfaſſung zugeſteht,
Wo er es nötig ſindet, mit Umgehung
Des Üblichen, als einzige Behörde
Des Staats zu ſchalten.

Falieri

Schalten? ja, zu ſchalten,
Das rechte Wort! Und Recht? Ja, Recht, wie es
Der leckre Sohn des reichen Toten übt,
Der mit des Vaters ſchwer Erworbnem ſchaltet —
Ha! während wir mit unſerm Schweiß und Blut
Umkneteten Venetias Geſtalt
Zur Königin und unſre Muskeln brachen,
Den Thron ihr aufzutürmen und darauf
Die erzne Rieſin ſelbſt; wo waren die,
Die ſchalten mit dem Schatze nun, den wir
Gemünzt aus unſerm Hunger, Durſt und jedem
Erdulden, das des Kriegers Sehnen mürbt.
Die Seide war geduldig, die daheim
Am ſichern Tiſch ſie maßen, während wir
Erkämpften das, womit ſie ſchalten nun,
Als wärens Reſter, Fetzen, Ladenhüter
Und ſchnöder Abfall, der, von Ell und Schere
Verdammt, hauſt unterm Tiſch.

Malipiero

Geruh eur Hoheit —

Falieri

Was? Und warum Piſani? warum Piſani?
Gabs keinen andern mehr, das zu verlieren,
Was ich erwarb und ich nur ſichern kann?
Ich kann es ſichern nur und kann es mehren.
Warum nicht Balbi? Dandolo? Warum
Piſani? Tod! Ihr wißt, er iſt mein Feind.
Und ſo auf mich geſtellt iſt euer Neid,
Daß ihr das eigne Kind nicht ſchontet, träfe
Der Stoß nur mich mit.

Malipiero

Hoheit, tief bekümmert
Steh ich vor euch, den Sinn des großen Rates
Wie den der Zehn ſo ſchwer mißkannt zu finden
Von eurer Hoheit; denn des Staates Wohlfahrt iſt
Das einzge Gut, das zu beſchädgen ihn,
Ein größerer Verluſt, bedrängen würde,
Als der von eurer Hoheit Huld und Gnade.
Daß in Piſani einen Feind ihr haßt
Und darum argwöhnt, was dem Rat der Zehn
Von fern nicht beifiel, tief iſts zu beklagen.
Was auf Piſani zog die Wahl des Rates,
War dieſes Mannes allgerühmte Vorſicht —
Verzeiht, daß Wahrheit uns zu rühmen zwingt,
Was ihr herabſetzt; doch dies leiht Entſchuldigung
Wohl eben von dem Wunſch, vor eurer Hoheit
Uns zu rechtfertigen. — Gewinnen ſei
Ein andres, als zu wahren den Gewinſt,
So ſchiens dem Rat der Zehn, und andre Tugend
Erfordr' es; was Verwegenheit gewonnen,
Zu wahren ſei die Vorſicht nun beſonnen. —

Loredano mit Gefolge tritt auf

Loredano

Ich bin geſandt an eure Hoheit, Herr.
Schon dröhnt der Stundenſchlag vom Campanile,

Der das Signal giebt zum Beginn der Feier.
Der Bucentoro iſt bereit, der Rat
Der Zehn und Vierzig fragen eure Hoheit
In tiefſter Ehrfurcht, ob ſie nahen dürfen,
Euch zu geleiten zum Verlobungsfeſte;
Der Patriarch auch, der den Bund ſoll ſegnen
Zwiſchen dem Meere und Venedigs Fürſten.

Falieri

Ich bin bereit.

Loredano entfernt ſich. **Oleno** erſcheint hinter dem Dogen

Falieri

Wie? ſeid ihr bleich, Geliebte?
Das müßt ihr nicht; ich bleibe nun bei euch.
Was braucht es mich? Man ſchickt die Vorſicht hin:
Was brauchts nun mehr als Schalten? Ei, ihr meint,
Von großen Dingen handelt ſichs, von Macht
Und Herrſchaft? Was? Um Pomeranzenſchalen
Und Apfelſinenkerne. Vorſicht ſteckt ſie
In ihren Sack, und Krämer wägen ſie
Und leihn ſie aus auf Zins und Zinſeszins
Und thun mit einem ſchnellen Schimpfwort ab,
Was unbequem. Ei ſeht. Verwegenheit
Gewann des Meeres Herrſchaft; wie verwegen!
Doch gnädig iſt Venedigs Rat und ſtraft
Verwegenheit nicht um ſolch ſchlimmen Dienſt,
Wenn er auch bindet ihre Hand. Und ſeht,
Sie könnte Schlimmeres noch thun, den Mailand
Vom Throne werfen, und was noch! was noch!
Dies Meer, das in den Silberarmen wiegt
Dies Narrenneſt von Marmor, hätt es Sinn,
Es bräch in Lachen aus, ſäh es, wo ſonſt
Der Arm von Eiſen ſtellte an den Tag,
Was graue Häupter ſannen, Affen ſich
Herausſtaffieren mit der alten Größe

Und ſpielen großen Rat und Rat der Zehn
Und höhnen, Weisheit äffend mit Grimaſſen,
Und ſchwatzen von Verlegenheit und Vorſicht
Und ſchalten, bis hinweg geſchaltet iſt,
Wofür ein Mann ſein eigen Selbſt einſetzte.
Nun ſpielen wir Vermählung mit dem Meere,
Derweil im Ernſt wir es verlieren. Kommt;
Der Oſt weht milder, dünkt mich, ſüßes Herz.
Er weiß, ihr müßt ihm bieten eur Geſicht. —
Dies Meer, mein Herz, war meine Lieb, eh ich
Euch kennen lernte; dieſe Mannesfauſt
Riß es dem Genueſen aus dem Arm,
Gewanns Venedig. — Sei es nun verloren!
Es iſt mein Herz nicht mehr; mein einzig Sein,
Wo ich verwundbar noch, ſeid ihr allein.

(Falieri, Angiolina und Gefolge ab)

◆

Die Freunde von Imola

Aus dem erſten und zweiten Aufzug

◆

(Aus dem erſten Aufzug)

Erſte Szene

Platz vor der Stadt Imola

Mit einander kämpfend **Zianni** und **Brognone**, **Rusconi** und **Spada**, **Pietro** und **Antonio** und andre Mendoli mit andern Brizzi. **Bürger**, die die Kämpfenden trennen wollen

Rusconi

Nieder mit den Brizzi!

Spada

Zur tiefſten Hölle mit den Mendoli!

Bürger

Zur Hölle mit allen beiden, die Imolas Frieden ſtören!

Rusconi

Erſt ſollt ihr voran, uns anzumelden!

Brognone

Warte, Schurk von einem Mendoli, jetzt ſollſt dus haben!

Zianni

Zu Hilfe gegen die Brizzi! ganz Imola, zu Hilfe!

Antonio

Biſt du feiger noch, als die Mendoli gewöhnlich ſind?

Zianni

Ja, und ich hoffe zu Gott, auch kein Brizzi ſoll mirs an Feigheit zuvorthun.

Spada

Kein Brizzi iſt feig, Kerl!

Rusconi

Pah! Alle! Alle! Alle! Alle!

Zianni

Nun, ſo iſts um ſo ſchlimmer für ihre arme Seele, Herr. Wer feige iſt, fängt keine Schlägerei an, und wer keine Schlägerei anfängt, lädt kein Blut auf ſein Gewiſſen.

Spada

Triff ihn mit der flachen Klinge, Brognone; ein Hund iſt keinen ſcharfen Hieb wert.

Zianni

Sprichwort, wahr Wort, Herr. Und meine Ehre hält mehr aus als meine Haut und Fleiſch. Ich bitte euch um Sankt Gertrud und Sankt Brigitte, bringt mich nicht in Verzweiflung; es möchte euch reuen.

Brognone

Verdammt; der Fürſt!

Spada

Die Schwerter in die Scheide!

Rusconi

Welchen Teufel bringt ihr, uns zu ſtören!

Zianni

Ich bin der Angegriffene; mir kanns niemand verdenken. Wehrt euch, ſag ich! Ich muß für mein Leben kämpfen. Nieder mit den Brizzi!

Der **Signore von Imola** mit **Gefolge**, darunter **Der Anſaldo**, **Mendoli und Riniero**, **Brizzi**, **Marco**, beide von **Anhängern** gefolgt, von verſchiedenen Seiten

Der Signore

Wie? Wirſt du Ruhe halten, toller Burſch!
Siehſt du nicht deinen Fürſten vor dir ſtehn?

Zianni

Das müſſen größere Augen ſein, als meine, gnädigſter Herr, die noch Platz für einen zweiten Mann haben, wenn der Tod der eine iſt.

Signore

Wie nun, Graf Brizzi und Graf Mendoli?
Bedroht ſchon wieder euer alter Zwiſt
Mit rohem Kampfgeſchrei und Waffenlärm
Den Frieden und die Ruh von Imola?
Wer war es? Wer begann die Friedensſtörung?

Mendoli

Mein gnädger Fürſt, ich ſteh in Unſchuld hier;
Von Brizzi kams; er hat ſie angeſtiftet.

Brizzi

Herr, wenn ich ſagte, Mendoli begann,
Nicht ich, ſchöb ich nur ungerechten Vorwurf
Dem falſchen Mund zurück, von dem er kam.
Doch, glaub ich, rührt der wüſte Lärmen nur
Von irgend einem unſrer Leute her,
Dem unſer Zwiſt willkommnen Vorwand lieh.

Signore

So denk ich. Sicher iſt der tolle Burſch
Des Zankes Stifter, den, von Wut umflort,
Nicht unſer fürſtlich Nahn ernüchtern konnte.

Anſaldo

Verzeiht, mein gnädger Herr, ſprech ich für ihn
Bei euch, wie ſeine Furchtſamkeit, die mir
Seit lang bekannt, bei mir ſein Anwalt iſt.

Zianni

Ja, gnädiger Herr, ich kann es meinem Herrn bezeugen, und er weiß, daß es Wahrheit iſt: ich fürchte mich vor allem, was ſich nicht vor mir fürchtet.

Signore

Nun, iſt es ſo, wie kamſt du zu dem Kampfe?

Zianni

Ach, wie kommt ein Kalb zur Schlachtbank? wie kommt ein Dieb zum Gefängnis? Aus Unſchuld, Herr, aus barer Unſchuld, Herr. Herr, man ſagt, es komme von einem Apfel her, daß wir nicht mehr im Paradieſe wohnen und ſterben müſſen, wenn unſre Stunde kommt. Von einem Apfel? Nein, Herr, ein zu unſchuldig Ding für ſolche Bosheit; ihr könnt mit gutem Gewiſſen ſagen, eine Pomeranze wars und kein Apfel.

Anſaldo

Thor, ſiehſt du nicht, vor wem du ſtehſt? Sag ſchnell,
Wie Achtung dirs befiehlt vor deinem Fürſten.

Zianni

Ach ſchade was um die Achtung, lieber Herr, und ſobald ihr wißt, was ich weiß, ſo wißt ihr auch, was beim Eilen herauskommt. Ich aß eine Pomeranze, obgleich kein Tag von meinen Kindertagen verging, ohne daß meine Großmutter mich vor dem Pomeranzeneſſen gewarnt hätte — es war freilich nur, weil ich ſie ihr wegnahm. Hätte ich überlegt, ehe ich die Schalen wegwarf, daß weggeworfene Pomeranzenſchalen möglicherweiſe einem Chriſtenmenſchen an den

Kopf fliegen können, und daß ein Chriſtenmenſch, dem weggeworfene Pomeranzenſchalen an den Kopf fliegen, möglicherweiſe kein Chriſtenmenſch ſein kann, ſondern — nun ſeht den grobknöchigen Flegel mit dem ſchwarzen Barte da an, und wenn ihr nicht wegkriegt, wes Geiſtes Kind er iſt, ſo liegts an euren Augen und nicht an ſeinem Geſichte.

Brognone

Herr, er beleidigte meine Herrſchaft, und das nach der ſchmählichſten Weiſe auf der Welt. Er warf mir eine Pomeranzenſchale an den Kopf, und eine ſo ausgeſogene, als nur eine ſein kann.

Zianni

Nun du ſollſt ſehen, daß ich Mut habe, Burſch. Warf ich ſie deiner Herrſchaft an den Kopf, Burſch? Warf ich ſie dir abſichtlich an den Kopf, Burſch? Siehſt du, wenn ich das that, ſo lügſt du, Burſch.

Brognone

Herr, er wollte meine Herrſchaft beſchimpfen, denn ich diene dem Grafen Brizzi, und er iſt ein Mendoli; ich fragte ihn, ob er ein Mendoli ſei, und er geſtand es ein; und ſo ſeht ihr, daß ich als ein rechtſchaffener Diener meiner Herrſchaft ſchuldig war, ihn zu züchtigen.

Anſaldo

Ihr ſeht, mein gnädger Fürſt, den Burſchen irrte
Der Name Mendoli, den ich gemein
Mit meinem ehrenwerten Vetter führe,
Wohl ſeinem Blut verwandt, doch fremd dem Haſſe,
Der ihn entzweit hält mit dem Grafen Brizzi;
Denn meine Väter ſchon entzogen ſich
Dem hundertjährgen Banne dieſes Haſſes,
Und ich, ihr Sohn, heg gleiche Lieb den Brizzi,

Als meinen Vettern, wie Graf Brizzi mir,
Mein langverehrter Freund, bezeugen könnte,
Wär euch, mein Fürſt, der Sachen Lage nicht
Zu wohlbekannt. — In meinem Diener log,
Wie oft geſchieht, die Furcht in ihrem Fieber
Den Schein der Wildheit; Notwehr ſpricht für ihn.
Für dieſen hier, in welchem Bauerneinfalt
Sonſt lobenswerte Treu in Schuld verkehrte,
Bitt ich um Gnade auch, mein teurer Fürſt.

Brizzi

Gefällts euch, Herr, will ich ihn ſelber ſtrafen.

Signore

Ihr ſelber? Wie? Mit welcher Stirne, Graf,
Wollt ihr, der wahre innre Herd der Krankheit,
Den armen äußern Körperteil beſtrafen,
An dem der Säfte Fäulnis, die ihr braut,
Zum Ausbruch kommt! Wenn mirs gefällt? Nun, bei
Der Mutter Gottes, mir mißfällts durchaus.
Die Kämpfe eurer Diener, die euch ſelbſt
Verletzen, wie ſie Stärke und Gedeihen,
Ja den Beſtand der Republik bedrohn,
Weit ſchlimmer, als ein äußrer Feind vermöchte,
Sie ſind nur Folgen eures eignen Haſſes,
Nur Sproſſen aus der Wurzel eures Grolls,
Die ſie mit Reizung und mit Vorwand nährt.
Wollt ihr die Folgen nicht, ſo tilgt den Grund,
Wollt ihr die Sproſſen nicht, ſo tilgt die Wurzel,
Wollt ihr den Frieden, ſtopft des Haders Quell,
Werft euren Haß von euch, reicht euch die Hände,
Schenkt Imola der langen Sorgen Ende. —
Wie, kehrt ihr euch die ſchroffen Nacken zu?

Mendoli

Dem Staat und euch, Herr, ſchulden wir Gehorſam
Und Rechenſchaft für unſer äußer Thun.

Doch unſers Herzens Lieben und ſein Haſſen
Kennt andern Richter nicht, als nur den Himmel.

Prizzi

Da Mendoli, ſich ſo entſcheidend, ſprach,
So nehmt dies, Herr, als für mich mit geſprochen.

Signore

Gezwungne Liebe, wär ſie auch zu zwingen,
Verſpräch dem Stifter nie ein gut Gelingen;
So ſteh ich, wenn betrübt auch, davon ab. —
Euch Burſchen kommt ein fremd Verdienſt zu gut.
Um euretwillen, werter Ser Anſaldo,
Des feſt bewährte Treu und Bürgertugend
Den Grafen hier, da ein verſchmähtes Muſter,
So mehr ein Spiegel iſt, ſie zu beſchämen,
Sei Gnad ihr Teil. Geht hin und ſeid ihm dankbar.
Doch keine zweite Huld erwartet mehr,
Wenn ihr die erſte frechen Sinns verſcherzt,
Denn dieſer Grafen krauſer Trotz zwingt uns,
Um nicht den treuen Bürgern hart zu ſein,
Zu blutger Drohung. Euer Leib und Gut
Haftet dem Staat für eurer Diener Ruhe —
Hört, Grafen, mich: ich widerruf es nicht.
Und wer von euerm Anhang je von nun,
Euch noch ſo nah, ja wärt ihrs ſelbſt, im Kampfe
Mit frevler Wehr ein Glied des andern Stammes,
Seis nur mit leichtem Ritz in ſeiner Haut,
Verwundet — einem Mörder gleich, verrucht,
Sei er von meiner Strenge heimgeſucht.

◆

Zweite Szene

In der Anſaldos Palaſte

Anſaldo und Violanta treten auf

Anſaldo

Ihr kennt die Sitte unſers Landes, wißt,
Daß Vater oder Bruder eines Mädchens
Den Bräutigam ihr wählt, der ihrer würdig
Durch Rang, Geburt, Vermögen und Erziehung;
Und wißt, geliebte Schweſter, daß das Recht
Auf dieſe Sitte ſeinen Stempel drückt.

Violanta

Ich weiß, dies iſt die Sitte unſers Landes,
Und da es Sitte iſt, ſo, lieber Bruder,
Hoff ich, ihr wißt, daß ihr ein Recht nicht braucht.

Anſaldo

Ich weiß, daß ich euch über alles liebe,
Und auch, warum. Doch hört nun erſt: mir kam
Vom Grafen Brizzi neulich eine Werbung
Um euch für ſeinen Sohn, den jungen Marco.
Die Heirat ſchien ihm wünſchenswert, mir auch;
Uns beiden wegen ſeltner Einſtimmung
Von Rang, Geburt, Erziehung und Vermögen
Und über alles dies von Alter, Schönheit
Und innerm Wert; und mir beſonders noch
Aus einem andern Grunde. Wohl wißt ihr,
Wie es des Fürſten und mein eigner Wunſch,
Des Fürſten halb und mehr noch um das Wohl
Der Republik, den blutgen alten Zwiſt
Der Brizzi und der Mendoli zu tilgen;
Und dieſe Heirat wär ein erſter Schritt
Zur gänzlichen Verſöhnung. Doch meint nicht,

Ich fordre euer unbedingt Gehorchen
Und denke, den vielleicht euch unerwünſchten
Gemahl euch aufzuzwingen. Fort damit!
Schon früh ließ euch des Vaters weiſe Liebe
Mehr Freiheit, als gewöhnlich Mädchen wird.
Er durft es, denn ihr brauchtet Freiheit ſo.
Daß ſie zur Sitte ward und eurer Nehmen
Mehr gab als nahm. Nein doch! errötet nicht,
Daß euch noch andres lobt, als eignes Thun.
Den Grund mußt ich berühren, teures Leben,
Warum ich ausbedang, erſt ſolltet ihr
Den jungen Grafen näher ſehn und ſprechen,
Eh ich die Antwort gäbe. Nächſtes Feſt
Nun feiern wir in unſrer Villa
Drei Tage lang in heiterer Geſellſchaft;
Da mag eur Herz ihn prüfen und ihr ſelbſt
Eur Herz, und ich will dann der Mund nur ſein
Für eure Antwort.

Violanta

Wohl, mein edler Bruder.
Und ſeid gewiß: ich will es nicht vergeſſen,
Daß dieſe meine Freiheit nur Geſchenk,
Und daß der beſte Dank dafür, im Sinne
Des Gebers es gebrauchen. Drum find ich
Die Hand, die beſſer es bewahren kann,
Des Gebers würdger brauchen, als ich ſelbſt,
Sie nehm es und mein armes Sein dazu.
Doch find ich dieſe Hand nicht, teurer Bruder,
Geb ich es unentwürdigt euch zurück.

Anſaldo

So ſeis. — Und da ein nötiges Geſchäft
Mich ruft, ſag ich Lebwohl euch auf zwei Stunden.

(Er geht)

Violanta

Bleibt über Nacht nicht in der wilden Zeit!
Ich ſah den jungen Brizzi wohl und fand
Ihn holder, als ich eingeſtanden hätte.
Nun, es iſt Frauenlos,
In Falſchheit treu ſein und in Lüge wahr.
Und wäre Wahrheit nicht ſo ſtark in uns,
Daß ſelbſt Gewöhnung ſie nicht ſtillen kann,
Zu Lügnerinnen machte uns die Sitte.

(Sie geht ab)

◆

Aus der dritten Szene

(Anſaldo geht ab)

Rimiero

Gute Nacht. — Geronimo, gieb mir das Buch;
Es iſt zum Leſen hell. — Wo ſtand ich nur?
„Und keinem Leben als des jüngern Cato
Geziemte ſolcher Tod“? Hier, denk ich, legte
Das Buch ich aus der Hand. — Geronimo,
Du armer Burſch haſt Langeweil. — Zu heftig
In ſeiner Vorſicht iſt mein Vater, daß
Verhütung faſt zum Angriff ſelber wird. —
Für meine Sicherheit ſollſt du beſorgt ſein —
Wer ſorgt um deine? und doch haſt du Eltern;
Nicht, armer Burſch? und ebenſo gefühlt
Würde dein Tod, wie meiner. — Geh; mein Vater
Erfährt es nicht. Folg deiner eignen Neigung.
Hier nimm; vor Morgen ſei in meinem Garten
Vorm Thor; dort übernacht ich heut. — Schon gut.

Geronimo

Ihr ſeid mein beſter Herr auf dieſer Welt.

Rimiero

Ja; denn ich bin dein erſter, wie ich denke.
Sei ſorglos; gute Nacht, Geronimo.

(Geronimo ab)

So; nun bin ich allein und fühle euch
Im Rauſchen dieſer uraltheilgen Eichen,
Die ihr auf dieſem Boden ſchrittet, einſt
Ihn drückend, wie ich jetzt, mit irdſcher Schwere!
„Ein ſolcher Tod“ — wie kommt nur Marco Brizzi
Mir heut nicht aus dem Sinn? — „ein ſolcher Tod
Geziemte ſolchem Leben nur“ — hieß es nicht ſo?
Ja, wie kein Leben vor dem Tod euch glücklich,
So ſchien kein Leben vor dem Tod euch ſchön.
So, Künſtler, Stoff und Kunſtwerk eurer ſelbſt —
Wo wär die Kunſt, die ſich mit dieſer mäße! —
Saht in dem Tod ihr nur den letzten Strich
Am Bild, die letzte Strophe im Gedicht,
Aus Einem Stücke Tod und Leben ſo. —
Still! Tönen ſchnelle Schritte nicht hierher?
So ungern ward ich nie geſtört. — Man ruft —
Es klirren Waffen. — Nun, es gilt bereit ſein.
Komme, was mag.

Er zieht den Degen, indem **Marco**, von **Rusconi** und andern **Vermummten** verfolgt und mit ihnen fechtend, auftritt

Drei Masken — wie? noch mehre
Verfolgen einen, der ’ne Stelle ſucht,
Den Rücken ſich zu decken.

(Indem er Marco verteidigt)

Elend, feig,
Ehrloſes Thun!

Rusconi (fechtend)

Verflucht, es wird zu laut.

(Nach kurzem Gefechte fliehen die Vermummten; Rimiero, der ſie einige Schritte verfolgt hat, kehrt zurück. Marco iſt an der Mauer, an die er gelehnt ſtand, umgeſunken. Rimiero wird es gewahr)

Pimiero

Wie? iſt der Arme tot?
Er ſank nur eben erſt. — Ruf ich um Hilfe?
Es wird mich niemand hören. Nun, vielleicht
Stehts ſo gefährlich nicht, und mir gelingts,
Ihn wieder zu beleben. 's iſt ein Jüngling
Von ſeltnem Wuchs, an dem Gefallenen
Und Unbewußten noch die Stellung edel.
Fort mit dem Hut, der ſein Geſicht verbirgt.
Wie? iſt es Marco Brizzi? — Schwinde, Licht!
Dies Antlitz konnte dich entbehren, du
Dies Antlitz nicht. — Iſt er dahin, dann iſt
Gemeinheit Meiſterin der armen Welt;
Was ſie noch Edles hat, zieht er ſich nach
Und läßt ſie huldverwaiſt. Iſt er dahin,
Zum zweitenmal floh Eden uns. — Mir iſt,
Als hätt ich nie etwas geliebt, als ihn.
Hab ich ihn ſo geliebt? ich wußt es nicht.
Er regt ſich; ſtill. Er ſchlägt die Augen auf.

Marco

Wer ſpricht da? Doch ich weiß es — weiß ichs nicht?

Pimiero

Biſt du verwundet?

Marco

Nein, ich war, ſo denk ich,
Betäubt nur und bins noch — doch nicht mehr ſehr.

Pimiero

Iſt das auch wahr? So lehne dich an mich;
Sieh, ob du aufſtehn kannſt.

Marco

Laß nur; ich danke,
Denn ſchämen müßt ich fremder Hilfe mich.
Ich bin geſund wie du.

Rimiero

Biſt dus auch wirklich?
Trauſt du dir nicht zuviel? Das täuſcht uns leicht.

Marco

Ich ſtehe auf; du ſiehſt, ſonſt könnt ichs nicht.
Wo willſt du hin? Wie? ſprich, du kennſt mich? Du
Willſt meinem Dank entfliehn?

Rimiero

Wer du auch ſein magſt,
Nichts that ich, was nicht du gethan auch hätteſt.
Thatſt dus an mir, ich hätte nicht gedankt.

Marco

Nein, bleib, ich bitte.

Rimiero

Geſchäfte rufen mich.

Marco

Biſt du kein Mendoli? Nicht Rimiero?

Rimiero

Wer ich auch ſei, ich bin kein Feind von dir.

Marco

Wahrlich! ich ſchwörs, wenn ich nicht vorhin träumte,
Ich hörte Töne, die ins tiefſte Herz
Mir ziehn; ſie machten wunderbar mich heil.
Beklagteſt du mich nicht, den Marco Brizzi?

Rimiero

Biſt du der junge Brizzi?

Marco

Ja, wenn ich
Derſelbe bin, der ich vor Stunden war;
Und doch, ich war derſelbe nicht.

Rimiero

So laß mich.
Du ſprichſt mit dir, da iſt ein Zweiter übrig.

Marco

Je mehr die alte Kraft mir wieder kommt,
Je klarer weiß ich, daß ich nicht geträumt.
Nein, Rimiero, du entfliehſt mir nicht,
Nun ich dich kenne. — Wie, du liebteſt mich,
Da du mich tot hieltſt; nun du ſiehſt, ich lebe,
Willſt du mich fliehn? Verſuchs; ich laß dich nicht!
Wie? bin ich krank? trag ich ein häßlich Siechtum,
Das du mußt ſcheun, Anſteckung von mir fürchtend?
Iſt auf die Stirn ein Makel mir geprägt,
Der dich mich meiden heißt?
Nein, bei den ewigen Sternen über uns,
Du zwingſt mich großzuprahlen; und doch kehrt
Nicht ſchamerrötend Wahrheit weg ihr Antlitz,
Nenn ich das Jünglingsherz in meinem Buſen
Rein und von niedern Wünſchen unentweiht.
Nein, hör mich aus! Siehſt du mich knien am Altar
Der falſchen Götzen dieſer Welt, mich ſchamlos
Den Unwert, dem die Macht geſellt, umſchmeicheln,
Siehſt du mich wankend wie das falſche Rohr
Dem Wink des Vorteils folgen, heute hier-
Und morgen dorthin, heut mich in den Staub
Das treten, was ich geſtern hob zum Himmel;
Siehſt du den Gaum mir kitzeln Bacchus Naß,
Siehſt du mich ſchmelzen in der Wolluſt Arm,
Hörſt du mich weiche Liebesworte liſpeln,
Vom Manne ſelbſt zum ſchwachen Weib entartet,
Dann ſcheuche mit Verachtung mich von dir.

Rimiero

Nenn ſie nicht ſchwach; wir Männer ſinds nicht minder
Und weniger entſchuldgungswert darin.

Laß uns ſie meiden und doch billig ſein.
Nein, teurer Brizzi, du mißkennſt mich noch.

Marco

Dich? Nimmermehr! in dir erkenn ich mich.
Du haſt die Schönheit, ich die Sehnſucht nur
Nach ihr. Beſitz iſt ruhig, Sehnſucht heiß
Und heftig. Deshalb liebt ich dich und wurde
Aus Liebe ungerecht, ſchalt Herzenskälte
Die Ruh der Tiefe, ſchuf aus meiner Armut
Geträumten Reichtum, doch, ſo klein ich mich
Nun fühle neben dir, in mir iſt etwas,
Das deiner wert iſt, teurer Mendoli;
Glaub mirs, glaub mirs.

Nimiero

Nein doch, mein teurer Brizzi —

Marco

Sag mir, was dir an mir zuwider iſt,
Ich werf es weg; weiß ich, daß dirs mißfällt,
So nenn ichs Schwäche, Thorheit, Sünde, Laſter,
Und hegt ichs als mein Beſtes auch bisher.

Nimiero

Nein doch, thuſt du dir Unrecht, thuſt dus mir. —
Komm, teurer Brizzi, ſchling den Arm um mich,
Ein Druck der Hände und der vollen Herzen —
So ſo; nun laß mich; geh, ich gehe auch;
Wir ſcheiden nun und treffen uns nicht wieder.

Marco

Was ſagſt du?

Nimiero (ging. kehrt um)

Nein, kein kurzer Augenblick,
Es war ein ganzes, langes, volles Leben

Voll Lieb und Freundſchaft, gnug, den armen Reſt,
Der nachbleibt, zu erhellen. Glaub mirs, Marco,
Nur wenger Menſchen Leben war ſo reich. —
Ich kränke dich, o glaub mir, mich nicht minder.
Noch dieſen Händedruck und nun: leb wohl.
(Geht, kehrt um)
Doch ſieh ſo trüb nicht, lächle dein Lebwohl,
Glaub mir, wir folgen unſerm guten Engel,
Wenn hier wir ſcheiden.

Marco

Scheiden? Nimmermehr!
Von meinem Leben ſcheid ich, nicht von dir.
Sprich, was du willſt; ich ſchwör es bei den Sternen,
Ich laß dich nicht; thu, was du wollen kannſt;
Ich halte dich mit tauſend Armen feſt.

Nimiero

Du willſt? — So ſeis. — Doch freun kann ich mich nicht
Des Glücks, das dir Gefahr droht. Sieh, ich hätte
Mein Herz verhehlt und dir mich fremd geſtellt,
Wenn nicht der Schmerz mich deinem Ohr verriet —
Doch, glaub mir, nur aus Liebe. Wie vorhin
Du dort lagſt, regungslos und bleich, ſo zeigt
Mein inner Auge dich mir ahnungsvoll;
Und was mein äußer Aug erfreut, Kraft, Jugend
Und Schönheit, ſchärſt nur durch die Kraft des Abſtichs
Das Ahnungsweh. — O möchten gütge Sterne
Zum Beſten alles wenden! müßt ichs nie
Als Vorwurf fühlen, daß ich dir nicht hart war.
Doch komm von hier. Leicht würden wir belauſcht.
Ich weiß 'ne Stelle, wo wir ſicher ſind.
Folgſt du mir, teurer Brizzi?

Marco

Geh voran.

(Aus dem zweiten Aufzug)

Violanta

Erzähle weiter, Kind, erzähle weiter.
Wir ſind entfernt genug von der Geſellſchaft;
Bis hierher tönt ihr hohles Schwatzen nicht.

Agna

Wie dacht ich mir im Kloſter alles anders
Und beſſer, als ichs in der Welt nun finde.
Verleumdung meint ich ein gemeines Laſter
Für Hökerfrauen nur.

Violanta

Und warſt erſtaunt,
Daß Hökerfraun in Gold und Sammt und Seide,
Mit großen Titeln aufgeſteift, im Prunk
Von Geiſt und Bildung, doch nichts beßres ſind
Als Hökerfraun? Doch glaub mir, Kind, gar manche
Iſt beſſer, als zu ſcheinen ſie den Mut hat,
Und trägt ſolch Laſter nur auf ihrer Zunge
Wie Vogelfedern in dem Haar zur Schau,
Das eine ihr ſo fremd, als je die andern.
Zu wunderlichen Ungeheuern münzt
Tyrannin Mode oft uns arme Fraun.
Doch fort damit, das bloße Denken dran
Wird hier zur Sünde. — Sag dein Märchen weiter.

Agna

Wie weit hab ich erzählt?

Violanta

Nur bis dahin, wo die beiden jungen Geiſter, den Haß ihrer Stämme vergeſſend, ſich in die Arme fielen.

Agna

Weiter hat mir Bruder Marco nicht erzählt.

Violanta

Wie? er erzählte dir nicht, was ſie thaten und was ſie ſagten, als ſie ſich den Freundſchaftsſchwur leiſteten? Wie ihre Locken flogen und die Morgenſonne auf die Zehen trat, um die ſchönen Schwärmer noch in ihrem Rauſche zu ſehen?

Agna

Ich hätte ſie auch ſehen mögen.

Violanta

Ich hätte einer von den beiden ſein mögen. Komm, laß ſie uns ſpielen. Sprich du deinen Bruder Marco; ich will den Rimiero ſprechen.

Agna

Ich weiß die Worte nicht zu finden.

Violanta

Du mußt nur nicht danach ſuchen. Glück iſt kein Sprachmeiſter und kein Logiker; wer nicht ſchon Unſinn ſprach, hat noch kein höchſtes Glück erlebt. Fang an; ſo die Degen gekreuzt; vergiß nicht die Worte Freiheit und Vaterland; ohne die iſt kein Jünglingsſchwur. Wären wir Jünglinge, wir wollten ſchwärmen, daß die Bäume im Winter blühten und über die ganze Welt ein Traum vom Paradieſe käme.

Agna

Laß, laß, Violanta!

Violanta

Du weinſt? — und wahrlich, ich ſelber bin nahe daran, wenn auch aus beſſerer Urſache, glaub ich, als du. — Nun ſie ſinds nicht wert, daß unſre Augen naß werden um ſie. Ihr Thun iſt ein Attentat auf unſre Rechte. Liebe, biſt du nicht ſo taub als blind, ſo räche uns an ihnen. Muß Freundſchaft mehr ſein wollen? Ei, Freundſchaft iſt nichts weiter als der Hausverwalter der Liebe; ſie vertritt die Stelle der Herrin, bis dieſe ſelber einzieht und den Szepter ergreift. Frag nur die Freunde. — Und wer weiß, hat Liebe ſich nicht ſchon gerächt! Doch das iſt Mädchengeplauder. — Da kommt mein Bruder, und, ich ſehs ihm an, mit einer Frage auf der Zunge. Geh, Lämmchen, ich will ihm nicht mehr Rede ſtehen, als unumgänglich nötig; ich laufe um die Schule und bin ſchnell wieder bei dir.

Anſaldo. Violanta. Zianni

Violanta

. . . Was bringt der tapfre Zianni?

Anſaldo

Gelegen kommt er euch; dennoch will ich
Ein deutlicheres Ja, und würdet ihr
Auch röter noch! Ein Überläufer! Zianni,
Verſag ihm deinen Schutz.

Violanta

Antworte, weiſer Zianni.

Zianni

Nun, ſie ſind hinter einander.

Violanta

Wer?

Anſaldo

Liebe und Scham, und das Brautja iſt ihr ſüßes Schlachtfeld.

Zianni

Der alte Mendoli und der alte Brizzi.

Anſaldo

Wie? wo?

Zianni

Drin in der Küche.

Anſaldo

Was?

Zianni

Im Anfange ſchien alles gut, und ich dachte ſchon, ſie wären verſöhnt, weil ſie ruhig zuſammen zu Tiſche gingen. Und der Schinkenknochen that es auch nicht; aber wer hieß mich Brizzi und Mendoli zuſammenthun! Hu, murrte der alte Brizzi, prr, pfuchzte der alte Mendoli; hin fuhr der alte Brizzi, den Mendoli ins Bein zu beißen; her fuhr der alte Mendoli und krallte dem Brizzi in die Naſe, daß das rote Blut davon lief. Es war gräßlich anzuſehen.

Anſaldo (lachend)

Narr aller Narren. Und vor dem roten Blute lief deine bleiche Tapferkeit davon.

Violanta

Er meint ſeine Schützlinge, die alte Katze und den alten Hund. Der weiſe Zianni warnt euch in einem Gleichniſſe.

Zianni

Ach, ſtecht nicht Silben, Madonna; Hund und Katze, Brizzi und Mendoli, das kommt auf eins heraus.

Anſaldo

Alſo, liebe Schweſter —

Violanta

Alſo, lieber Bruder, nehmts euch zu Herzen.

Anſaldo

Ziannis Gleichnis ſoll euch nichts helfen.

Violanta

Nein, werdet erſt mit eurer armen Seele fertig, ehe ihr anderer Beichtvater ſpielen wollt. Ich laſſe euch in den beſten Händen dazu.

◆

Die Kaufmannstochter von Meſſina

Aus dem erſten Aufzug

⁂

Erſte Szene

Zwei Bürger begegnen ſich

Erſter Bürger

Ja, es iſt gewiß, unſre Flotte iſt vernichtet, und unſer Admiral gefangen.

Zweiter Bürger

Don Orlando? Des Königs Bruder? Nun, der König wird ihn löſen.

Erſter Bürger

Er wird nicht.

Zweiter Bürger

Den Helden Siciliens? Redet nicht!

Erſter Bürger

Ihr wißt nicht, welches Löſegeld Neapel für ihn fordert. Denkt: zwölftauſend Mark!

Zweiter Bürger

Zwölftauſend Mark! Seid ihr bei Sinnen?

Erſter Bürger

Man könnte wünſchen, es nicht zu ſein.

Zweiter Bürger

Zwölftauſend Mark — daß Gott ſich erbarme!

Erſter Bürger

Und das, was in der beſten Zeit eine ungeheure Summe wäre, jetzt wo unſre Kaſſen erſchöpft ſind, die Flotte zerſtört, die letzten Kräfte jedes einzelnen angeſpannt werden müſſen, nur die kaum errungene Freiheit nicht wieder zu verlieren.

Zweiter Bürger

Hier kommt der König. Wie bleich er iſt! wie kummervoll er blickt! Und doch hat ſelbſt ſolche Zeit ihr Gutes. So lang die Majeſtät erbleicht, läßt der Neid der Geringen von ihrer Spur.

Es tritt auf **Don Pedro**, der **Graf**, der **Ritter**, der **Rentmeiſter**, und übriges Gefolge; aus ihrem Palaſte kommt **Camiola**, von der **Amme**, **Baldaſſare** und **Uberto** begleitet

Erſter Bürger

Er geht zum Hafen, um die Feſtungsbauten zu beſichtigen, denn jeden Tag muß Sicilien einen Überfall des Feindes fürchten.

Der Graf

Im Süden fehlts an Geld und Nahrungsmitteln;
Die Not des Hungers kommt dem Feind zuvor.

Der Ritter

Der Menſchen Wille nicht, doch ihre Not
Verweigert Zahlung der erhöhten Steuern.

Don Pedro

Sie weigert, was ſie ſelber auferlegt,
Und legt uns auf, was ſie uns zwingt zu weigern.
In allen Planken kracht des Staates Schiff,
Aus tauſend Lecken gähnt der Untergang;
Nur das Gewiſſen hält den Steurer feſt
Am Ruder, das die Hoffnung ſchon verläßt.

Camiola

Heil dem Befreier und rechtmäßigen König
Siciliens, dem teuren Halt des Landes!

Don Pedro

Wir ſagen Dank. Wer beut uns dieſen Gruß?

Camiola

Ein Mädchen, hoher Herr, das ſich erdreiſtet,
Von eurer Zeit ſoviel ſich zu erbitten,
Als ihr entbehren könnt.

Don Pedro

Ich höre. Sprecht.

Camiola

Ich bitt euch um ein einſames Geſpräch,
Ich meine, ohne Zeugen.

Don Pedro

Steht beiſeit.

Camiola

Ich hörte, Herr, von unſres Landes Not,
Von Don Orlandos, eures Bruders, Unglück
Und von des Feinds unedelmütger Fordrung.
Dreimal ſchon war ich auf dem Weg zu euch,
Doch dreimal auch hielt ein Gedanke mich,
Von treuen Freunden mir erweckt, zurück.
Des Widerſtreits im Innern ungewohnt —
Denn nie ließ ich die Kälte des Gedankens
Mein armes Wollen um die That betrügen —
Fleht ich die ſchlummerloſe Nacht zu Gott
Und bot zwei Schiffe ihm, die unterm Druck
Von Oſtens Schätzen nach Meſſinas Port
Das dunkle Meer durchächzten, wie ich wußte;
Des Schiffsvolks Leben nur erbat ich mir —

Die Amme

O freilich, wann hättet ihr euch je des Segens gefreut, den eure Schiffe euch brachten, ehe ihr wußtet, daß der ärmſte Schiffsjunge noch am Leben und geſund war.

Camiola

Verzeiht, mein Fürſt — nein, Amme, du mußt ſchweigen.
Da leuchtete der erſte Morgenſtrahl,
Ich ſah ihn zittern auf der Schiffe Wimpeln,
An die ich nur gedacht. Sie waren glücklich
Dem Feind entgangen und im ſichern Port,
Und nicht ein Leben fehlte; friſch, geſund
War mir mein Volk zur Stelle. Hoher Herr,
Da hielt ich mich nicht länger —

Don Pedro

Gut. Zur Bitte
Kommt, liebes Kind, und ſagt, was bittet ſie?

Camiola

Das Löſegeld für Don Orlando, Herr,
Aus meiner Hand zu nehmen.

Don Pedro

Nun bei Gott —

Camiola

Ihr zürnt, mein gnädger, Herr, meint, mir fällt ein,
So ſtolz zu ſein, euch ein Geſchenk zu bieten? —
Nein doch — Ein Kaufmann läßt ſein Wares nicht
Gern müßig liegen. — Seht, mein gnädger Fürſt,
Ich biet euch, was vielleicht ihr brauchen könnt,
Und nehme, was ich haben kann; beſtimmt
Ihr ſelber Zeit und Art der Rückzahlung
Nebſt Höh des Zinſes, und ich ſag euch, Herr,
Ob ichs kann thun.

Don Pedro

Das iſt nicht euer Antlitz.
So ſpricht der Kaufmann, doch er handelt anders.

Camiola

Was meint ihr, gnädger Fürſt?

Don Pedro

Daß ihr mich mißnahmt,
Nahmt für verletzten Stolz, was Staunen war.
Wißt ihr des Löſegelds Betrag? mehr, als
Genügt, fürſtlichen Reichtum zu erſchöpfen,
Als je berauſchter Edelmut dahin
Gab ohne Reue.

Camiola

Ich weiß ihn, Herr, doch bin
Ich ohne Rauſch und darum ohne Reue.
Verzeiht; ich ſpielte meine Rolle ſchlecht;
So wenig weiß ich fremden Schein zu borgen,
Daß ich es auch um guten Zweck nicht kann.
Herr, wenn ich offen bin, darf ichs nicht rühmen,
Ich prahlte nur mit meinem Ungeſchick.

Don Pedro

Nun denn, ihr kennt den Prinzen, ſchönes Kind?

Camiola

Wie ſollt ich nicht, bin ich Siciliens Tochter?

Don Pedro

So mein ichs nicht.

Camiola

So nicht, Herr? Und wie ſonſt?

Don Pedro

Nun, eurer Wange raſcher Purpur ſpricht —

Camiola

Und was, Herr?

Don Pedro

„Ja" zu dem, wie ich es meine.

Camiola

Spricht meine Wange ſo, Herr, nun dann lügt ſie,
Wie eure Meinung. Herr, verzeiht die Störung.
Ihr hattet recht, Uberto, Baldaſſare!
Verzeiht, mein Fürſt. Kommt, Leute, gehn wir heim!

Don Pedro

Nein doch! Beleidigen wollt ich euch nicht.

Die Amme

Mein Fräulein ſah in ihrem Leben Don Orlando, euren Bruder, nicht, gnädiger Herr; und wenn Mitleid, kindesunſchuldig Mitleid zu Verdächtigung und Beſchimpfung führt, werden die Frauen hart werden müſſen, wie ihr.

Don Pedro

Ich bitte, bleibt und laßt mich euch verſöhnen.
Wie iſt eur Name, Fräulein?

Camiola

Herr, verzeiht,
Ich bin ein Bürgerkind und ſtolz darauf;
Nicht Fräulein; Camiola
Turniga.

Don Pedro

Wie? war Bartolo Turniga
Eur Vater?

Camiola

Ja; ihr kanntet ihn?

Don Pedro

Und nun
Bitt ich mein Irren ab aus vollem Herzen.
O Bartolo Turniga, wackrer Mann,
Daß du noch lebteſt!

Camiola

Dank euch, gnädger Herr.

Don Pedro

Der treuſte Patriot; ſo ſchlicht als edel
Schlug er es aus, als ich ihn adeln wollte.
„Schlimm ſtand es“ ſagt' er, und ich hör ihn noch,
„Schlimm ſtand es um die Tage meiner Kraft,
Bedürft ich für mein Alter ſolchen Lohn,
Um etwas doch zu ſein.
Es macht der Stand den Preis; ich ehr ihn gern,
Allein den Wert giebt ſich der Menſch nur ſelbſt.
Die hohe Stelle macht den kleinen Menſchen
Nur kleiner; nicht nach andrer Stellung trachten,
Die auszufüllen, wo mich Gott geſtellt,
Das iſt mein Ehrgeiz.“ So ſprach Bartolo;
So durft er ſprechen.

Camiola

Und ſo liſpeln Engel
Um meines lieben toten Vaters Grab.
Froh geh ich, Herr, und ſende euch das Geld.
Doch bitt ich, und ihr wißt den Grund nun ſelbſt,
Kein Menſch, am wenigſten doch Don Orlando
Erfahre meinen Namen. Dank euch, Herr.

Don Pedro

Nicht ſo. Ihr ſelbſt ſpracht von des Landes Not;
Nicht ziemts zu borgen, fehlt uns die Gewißheit
Der Rückzahlung.

Camiola
Wie ſollte die euch fehlen?

Don Pedro
Und wenn nun doch?

Camiola
Und wenn! Dann dächt ich mir
Ein Schiff verloren oder zwei mit Schätzen,
Doch ohne Menſchenleben. Nein doch! eines
Gewonnen und das teuerſte nach euerm.
Iſt er nur frei, was ſoll Sicilien bangen?
Wer um ſein Darlehn? Herr, und wär es nicht,
Wem blieb im ungeheuren allgemeinen
Verluſt Gefühl für ſeinen eignen kleinen?

Don Pedro
Der Tochter ſolchen Vaters ziemt es wohl,
So groß zu denken; doch nicht minder bindet
Uns Fürſtenpflicht und Rittereid, der Schützer
Des Waiſenguts zu ſein und nicht ſein Räuber.
Nein doch, und dürft ich Don Orlando löſen —

Camiola
Und dürft ihr nicht?

Don Pedro
Nein, weil ich König bin.

Camiola
Wie? ſeid ihr darum weniger ſein Bruder?

Don Pedro
Er iſts, der dieſe Not dem Land gebracht.
Durch pflichtvergeſſen ehrgeizvolles Wagnis
Verſcherzte er den ſchwer errungnen Sieg.

Camiola
Daß Zuvielthun nicht beſſern Preis erwirbt,
Als das Zuwenig, und nur teurer ihn

Bezahlt! Herr, Zuvielthun iſt Jugendfehler,
Ja Heldenjugend ſelbſt. Den Fehler heilte
Schmerzlos die Zeit! — Straft ihr die Üppigkeit
Der Blüte, raubt ihr ſelber euch die Frucht,
Dem Lauf der Ehre Sporen, macht die Welt
Zum dumpfen Bett der Mittelmäßigkeit.

Don Pedro

Den vielen Kleinen ſchuf ſie Gott; wer groß iſt,
Der ſei es nur, daß er den Kleinen diene.
Wird Pflichtvergeſſenheit bezahlt, dann tritt
Schamlos an des Geſetzes heilge Stelle
Des Einzeln eigner Vorteil. Nimmermehr!

Camiola

In alten Büchern las ich ähnliches,
Wie von dem Vater, der die eignen Söhne
Um Schuld am Staat in ihrem Leben ſtrafte;
Wo Pflicht und Ehre ſtolz den Rücken wandten
Dem kirrnden Flehen der Natur; doch war
Zuviel in mir vom Weibe, mehr zu fühlen
Als ſchaudernde Bewunderung; nie wünſcht ich
Die Kraft mir, ſo zu handeln.

Don Pedro

Wohl! Doch nun
Genug; dies war mein letztes Wort hievon.

Camiola

Und doch, Herr, zu gehorſam ſein dient oft
Dem Diener beſſer als dem Herrn, und nicht
Gehorchen iſt oft beſſerer Gehorſam.
Nein, geht nicht, Herr, nichts mehr in dieſem Sinne! . . .

* * *

Tiberius Gracchus

* * *

Perſonen

Mucius Scävola, römiſcher Konſul	
Publius Scipio Naſica	Senatoren und Optimaten
Lentulus	
Servilius	
Nävius	
Gajus Lälius	Senatoren
Marcus Pollio	
Tiberius Gracchus	römiſche Jünglinge
Marcus Octavius, ein Reicher	
Publius Saturejus, ein Demagoge	
Mucius	gemeine römiſche Bürger
Gajus	
Strabo	

Ein pergameniſcher Geſandter
Ein Schreiber des Konſul
Ein Herold
Freunde Tibers
Senatoren von Naſicas Partei
Senatoren von Lälius Partei
Volk. Klienten und Sklaven der Optimaten
Gefolge des pergameniſchen Geſandten
Volkstribunen. Liktoren
Claudia, Tiberius Gracchus Gemahlin

Das Stück ſpielt in Rom im Jahre 133 v. Chr.

Erſter Aufzug

Ein Platz in Rom

Vorn, dem Schauſpieler rechts, beginnt eine Straße. Hinten eine Halle mit Sitzen, mit breitem Eingange, der durch einen Vorhang geſchloſſen werden kann, deſſen Außenſeite mit den Wänden, in welchen der Eingang, das ſäulenverzierte Portal einer Kurie darſtellt

Erſter Auftritt

In der Halle ſitzen der Konſul **Mucius Scävola** und **Senatoren**, darunter **Naſica**, **Servilius**, **Lentulus**, **Bävius**, **Lälius**, **Pollio** und andre von Naſicas und Lälius Partei. Ein **Schreiber**. Vor dem Eingange zu beiden Seiten ſitzen Liktoren, links dem Schauſpieler ſteht wartend **Tiberius Gracchus**

Scävola

Verlies, Schreiber, den Senatsbeſchluß über den Vertrag mit den Numantinern und dem Quäſtor Tiberius Gracchus, der ihn ſchloß.

Schreiber (lieſt)

„Senat und Volk“ —

Scävola

Noch haltet ein — iſt Tiberius Gracchus hier?

Tiberius

Hier, Konſul, und des Beſchluſſes gewärtig.

Scävola

Lies weiter.

Schreiber (leſend)

„Senat und Volk haben beſchloſſen, den Vertrag, von Tiberius Gracchus als Quäſtor des Konſuls Mancinus mit dem Volke der Stadt Numantia in Spanien geſchloſſen, für ungiltig zu erklären, weil ſchimpflich für die Ehre des römiſchen Namens, und — darin den Entſchließungen der Väter, treuer Bewahrer römiſcher Ehre, in früherer Zeit und unter ähnlichen Umſtänden folgend — genannten Tiberius Gracchus als Urheber und Gewährleiſter des Vertrages nackt und bloß dem Volke der Stadt Numantia auszuliefern, damit dieſes ſeines Schadens an ſeiner Perſon nach Gefallen ſich erhole.“

Naſica

So lautet der Senatsbeſchluß. Haſt du,
Tiberius Gracchus, etwas noch zu ſagen?

Tiberius

Viel — oder nichts, Naſica. Hätt ich billige Richter —
Ich hab ſie nicht —, ſpräch ſchweigend ich genug;
So, ſagt ich tauſend Worte, ſpräch ich nichts.
Ob der Vertrag, der zwanzigtauſend Bürger,
Umzingelt ſo, daß keine Tapferkeit,
Und war ſie mit Marcellus Mut gepaart,
Den Tod zum Heldenſchmuck verklären konnte —
Ob der Vertrag, der zwanzigtauſend Krieger,
Ruhmloſem Tod verfallen, Rom gerettet,
Die Ehre Roms beſchimpft — ich weiß es nicht;
Doch denk ich, daß er deshalb Rom beſchimpft,
Weil ich ihn ſchloß.

Naſica

Vernünftle nicht, ergieb dich, ſei bereit
Zur Reiſe. Heute noch trittſt du ſie an.

Tiberius

Sehr eilig haſt dus! —
Ich bins, ich bin ergeben und bereit.
War je ich Römer, heute darf ichs zeigen,
Den Einzelwillen dem geſamten beugend.
Fremd überdies iſt meiner Seele Trotz
Und was ihm gleicht. — Seht ihr mich tief erregt,
Um das iſts nicht, dem ich entgegengehe;
Seis Tod, wies denn wahrſcheinlich, ſeis Entehrung,
Schlimmer als Tod — und dieſe iſt gewiß —
Nicht, was mein harrt, nein, was zurück ich laſſe,
Droht meiner Faſſung, macht das arme Wort mir
Im Buſen beben.*) Nicht mein eigen Los,
Roms Schickſal iſts, das mir die Augen näßt.
Wär lieber meines Geiſtes Auge blind,
Daß ichs nicht ſähe, wie die fremde Maſſe
Der Sklaven furchtbar drohend ſich vermehrt,
Derweil die freien Bürger — Not und Hunger
Wirft würgend auf den Grund ſie, der die Fremden
Pflegend ernährt — in gleicher Schnelle ſchwinden
An Zahl und Wehrkraft. Säh ichs, ſäh ich nicht
Den Unglückstag ſich nah und näher nahn,
Der jene fremden Maſſen übermächtig
Zertrümmernd wirft gegen die Freiheit Roms,
Und das — hat keinen Kämpfer, keinen mehr!
Ein kurzer Tag würgt Freiheit, Ruhm und Größe,
Weltherrſchaft, Glanz, Gewalt des armen Roms,
Den Prachtbau der Jahrhunderte — ein Tag!
Seh ich allein ihn nahn? Und giebts kein Mittel,
Das ihn zurückhält? Götter! Alle ſehens!
Es giebt ein Mittel, doch Rom braucht es nicht:
Ein Mittel, das kein Recht verletzt, nein! das
Verletzte Rechte heilt; ein Mittel, welches
Das Volk verjüngt und ſeine Wehrkraft mehrt

---

*) tötet mir das Wort
Noch ungeboren.

Und Zahl, und jene fremden Droher mindert.
Die Länderein, in frührer Zeit erobert,
Und ehe ſie der Staat vergab, von Reichen
Bebaut — vorläufig hieß es da, doch ſahn ſie
Das nicht Zurückgeforderte; warum man es
Zurück nicht forderte, ich weiß es nicht;
Nun, es geſchah nicht, und die Ländereien,
Die ihr Beſitzer, denn noch iſts der Staat,
Zurück nicht forderte, gewöhnten ſie ſich
Wie ein rechtmäßig Eigentum und rechtliche
Erwerbung anzuſehn — o gebt, ihr Reichen, —
Ihr bleibt noch reich genug, auch ohne Unrecht;
Ruhmvoll wirds ſcheinen, was nichts iſt als nackte
Gerechtigkeit, thut ihrs freiwillig; — gebt,
O gebt die Länderein heraus, verteilt ſie
Nach gleichen Rechten unters Volk und euch.
Ihr rettet ſo für immer, was ſonſt euch
Verloren iſt und jenen, rettet Rom.
Was ſagt ihr? Nichts? Ich ſeh durch kalte Blicke
In kältre Herzen; das iſt ſchlimmrer Tod,
Als mir der Spanier geben kann. Man ſagt,
Das Wort von Sterbenden hab größre Kraft,
Übernatürliche; es iſt nicht wahr!
Ich bin ein Sterbender, doch dieſe rührt
Mein Wort nicht; dieſe rührt kein Wort, und ſprächen es
Die ewgen Götter ſelbſt. Zu euch, ihr Götter,
Der Armen letzte Zuflucht, wend ich mich:
Roms Armen gebt Geduld, den Reichen leiht
Einſicht und Milde gegen ihre Brüder,
Daß ſie das ſind, was ſie ſich heißen laſſen,
Mit Wahrheit ſind, was jetzt mit hohlem Klang,
Die Väter Roms. Euch bitt ich, hohe Götter,
Euch bitt ich, fleh ich, ruf ich, euch beſchwör ich,
Götter — ich kann nicht mehr — o Rom — o Rom!
(Er geht ab)

⁂

Zweiter Auftritt

Scävola

Des Volks Tribunen! Den Senatsbeſchluß
Gieb, Schreiber, den Tribunen. Nehmt ihn hin,
Um, wie es Roms Verfaſſung will, dem Volk ihn,
Das ihr verſammelt, zur Genehmigung
Oder Verwerfung mitzuteilen. Geht!

(Die Tribunen ab)

⁂

Dritter Auftritt

Naſica (für ſich)

Nicht zur Verwerfung, weiß ich, heut. Das Volk
Iſt eingeſchüchtert, überdies erkauft.
Rom iſt Tibers und wir der Sorge los.
(Laut) Ihr ſaht nun ſelbſt, hochweiſe Väter Roms,
Wie höchſt gefährlich dieſer Menſch dem Staat;
Ein Jüngling voll von mißverſtandner Tugend
Und überſpannt von Drang und Schwärmerei,
Die oft gewagten Muſter alter Zeit noch
Zu überſteigern; — jetzt, wo nach Beendigung
Auswärtger Kriege armes Volk die Stadt
Zum Sprengen überfüllt, gewöhnt vom Kriege,
Nichts ohne Führer, mit dem Führer alles
Zu wagen, — ein Menſch, der Rede mächtig, nicht ſein ſelbſt,
Vor dieſem Volke redend, leicht verführt' ers,
Ihn zu verführen — dieſes iſt noch leichter —
Zu Neuerungen, die den kranken Staat
Aus ſeinen Fugen völlig reißen würden.
Das macht zur Pflicht, ihn aus dem Staat zu ſchaffen,

Hieß mich den Antrag auf das Urteil ſtellen,
Das ihn entfernt. Der Sache Ausgang nun
Zeigt, daß es Rom noch nicht an Guten fehlt.

(Er geht ab, die übrigen folgen ihm. Es bleiben nur **Lälius** und **Scävola**, die im Geſpräch nach vorn kommen. Sowie die Halle leer, ſchließt der Vorhang ihren Eingang)

Vierter Auftritt

Lälius

An ſolchen „Guten“ wird es Rom nie fehlen;
Die Götter preis ich nicht darum — doch iſt
Zum Scherz die Sache nicht, nein ernſt, zu ernſt
Zum Scherz; wärs nur ein andrer Grund, als wirklich,
Der den Naſica ſo zum „Guten“ macht.
Pah, die Gefahr für ſeine Länderein,
Auf denen er, ein kleiner König, ſitzt,
Von Tauſenden von Sklaven, die, nicht Rom
Und Roms Gefahr, macht ihn zu ſolchem „Guten.“
Wahr ſprach Tiber, nur zu wahr für die „Guten“ —
Ich komme nicht von dieſen „Guten“ ab —,
Und tief thut mir ſein Schickſal leid, denn beßres
Verdient er.

Scävola

Wunderbar umſchließt der Jüngling,
Was irgend Hoffnung geben kann, in ſich.
Nie ſah ich ſolche Gaben ſich mit ſolcher
Erziehung einen; ſchon als Kind beſaß er
Die Herzen und die Zungen Roms.

Lälius

So iſts.
Mit meinen ſiebzig Jahren bin ich ſein.

Stets iſts die Liebe, die die Liebe anzieht,
Wie Eiſen der Magnet; in ihren Born,
Der unerſchöpflich quillt in ſeinem Herzen,
Taucht er Empfangenes und was er giebt,
Eh er es giebt, und das Gemeine ſelbſt
Bringt er als lautres Gold aus ihm hervor.
Sein einzger Fehler, wenn es einer iſt,
Und ſtets der Weichheit Schatten und Gefährte:
Zu leicht erregt des Zornes tiefe Glut
Auf ſeinem klaren Spiegel Sturm, und Liebe zeigt,
Gewaltſam ſelbſt gezwungen, ſich gewaltſam.

Scävola

Des Volks Beſchluß, denk ich, wird ihn befrein
Von dem, was heut die Reichen durchgeſetzt
Trotz unſres Mühns für ihn.

Lälius

So hoff auch ich;
Und thät ichs nicht, wär meine heutge Sorge
Mit ſolchem heitern Lichtſchein nicht geſäumt.
Dies Hoffen ließ mich ſcherzen über das,
Was uns im tiefſten Herzen krank gemacht:
Die Macht der Reichen und ihr hartes Herz.
Bis heute dacht ich wie Tiber — ich weiß,
Auch du, mein Konſul, und die Väter alle,
Die wir die „Guten“ nennen, nicht Naſica,
Ihr dachtet ebenſo, ſaht in der Teilung
Der unvergebnen Länderein des Staates,
Die jene ohne Recht ſich angemaßt,
Die Heilung der Gefahren Roms. Von heut an
Werd ich wohl anders denken. Schlimm iſts, ſchlimm,
Und Worte beſſerns nicht. — Doch laß uns gehn;
Der Sonnenzeiger an dem Janustempel

Weiſt ſpäte Stunde. — Es war ein langer Kampf,
So lang als hart, und — jene blieben Sieger!

(Sie gehen ab, die Liktoren vor dem Konſul)

Fünfter Auftritt

Tiberius, Claudia und Octavius

Claudia

Nein, laß mich ſchelten! Hören es die Götter —
Sie hörens nicht —, Tiber, der fluchen dürfte,
Thut es ja nicht. Ohnmächtig rüttelt mein
Gebet am Himmel, nicht ſtürzt er auf jene;
Tibers Gebet hält ſeine Pfoſten feſt.
Sein Weib und ſeine Freunde mögen leiden,
Sie dürfen ſchadlos ſein.

Octavius

O, ſieh ihn an,
Schon ihn, birg deinen Schmerz; ich thu es auch.

Claudia

Tiber! Tiber!

Tiber

Mein Weib, mein liebes Weib!

Octavius

Doch willſt du nicht den Volksbeſchluß erwarten?

Tiber

Wozu, Octavius?

Claudia

Ja, mein Tiber!
Erwart ihn. Wenns auf ewig ſcheiden gilt,

Iſt Zögern ſchon ein Glück. Reiß dich nicht los!
Iſt ſchon die Neige bitter, ſüßt ſie uns
Erinnerung. Wir leben noch einmal
Die Stunden alle, drängen Jahre Glücks
In einen einzgen Augenblick zuſammen.
Dann — bleib, erwarte noch den Volksbeſchluß!

Tiber

Vom Volke hoff ich nichts.

Claudia

Dann iſt es ſchlechter,
Als jene noch, undankbar, ſchnöd undankbar —

Tiber

Verkauft mich heut der Arme nicht, wovon
Soll morgen er mit Weib und Kindern leben?
Wir haben Hunger nie gefühlt, mein Weib,
Wir waren glücklicher, ſind drum nicht beſſer,
Wenn wir nicht wiſſen, was das Elend kann.
Und ſind ſie ſchlimm, wie ſollten ſies nicht ſein,
Beſitzlos, ohne Heimat, wie ſie ſind?

Claudia

Sprich nicht von Heimat! Du ſollſt keine haben.
Schlimmres noch droht — Tiber, was dich bedroht,
Ich darfs nicht denken!

Tiber

Recht; denk nicht dran!

Octavius (zu Claudia)

Ich folg ihm, doch ich ſags ihm jetzo nicht;
Er gäbs nicht zu.

Tiber

Ihr Götter! keinen Abſchied!
Denk, wo ein Römer, da iſt Rom, und Götter

Schaun golden auf uns nieder überall.
Nein, keinen Abſchied, keinen! Wie der Hirſch —
So hört ich oft, ich ſelber liebte nie
Der Jagd grauſame Luſt — der edle Hirſch,
Wenn tödlich ihm der Pfeil ins Leben drang,
Stirbt ohne Laut; nur eine Thräne bebt
Im großen Aug; ſo ſinkt er ſtumm zuſammen,
Zum Nacken ſtill das Haupt; — ſo klaglos heilig,
Wie dieſes edle Tier, ſterb unſer Glück.
Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege ſtand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von ſchönern Tagen;
So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schweſtern eben noch geflüſtert,
Das niemand fallen ſieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin ſcheid ich mit der Sonne.
(Alle ab)

◆

Sechſter Auftritt

Volk. Mucius. Gajus. Saturejus. Später Strabo

Mucius

Muß ich Formalien machen, Gajus?

Gajus

Freilich, Mucius, wenn du zum Volke reden willſt.

Mucius

Und ich habe das Wort?

Gajus

Zugegeben, du haſt das Wort, Mucius.

Mucius

Nun, ich bin von meinem achtzehnten bis in mein dreiundſechzigſtes Soldat geweſen und habe nie Formalien gemacht. Und ſoll ichs heute, wo wir gehen, um abzuſtimmen, ob Tiberius Gracchus in den Tod gehn ſoll oder nicht? Seht ihr, unſer Centurio in Spanien war ein Mann, der gewiß ſeine Formalien machen konnte, wenn er wollte, ein Mann wie von Eiſen, ſag ich euch. Und wie Tiberius Gracchus vom Heere ging in Spanien, ſchlug unſer Centurio ſeine viereckige Fauſt zornig vor ſeine Augen, weil er Waſſer drin hatte wie ein Weib; wir gemeinen Leute aber heulten laut.

Gajus

Nun ſiehſt du deine Formalien, Mucius. Und du kannſt keine machen, du nicht?

Mucius

Sind das Formalien?

Gajus

Freilich, und zwar formaliter; ſiehſt du, Mucius, Formalien müſſen ſein, und deine ſind eben ſoldatiſche. Wie, Mucius?

Strabo kommt

Mucius

Nun, dann ſoll mir einer ſagen, der mit in Spanien war, ob meine Formalien ehrliche Formalien ſind oder nicht.

Stimmen

Ehrliche, Mucius — keiner vom ſpaniſchen Heer, der nicht für Tiber durchs Feuer gelaufen wäre.

Gajus

Nun ſeht ihr, nun ſeht ihr! Einmal muß es zum

Ausbruch kommen, ob Mucius in Spanien und Afrika und Macedonien geweſen iſt. Da ſieht mans, und ich denke, es hat ſeine Folgerungen, daß ich täglich auf dem Forum bin.

Strabo

Weil deine Frau dies nicht leiden will, ſo forumt ſie dich zu Hauſe und iſt dein Prätor und Liktor zugleich.

Gajus

Man laſſe das, was nicht zu den Formalien gehört. Mucius, ſprich weiter; Mucius, du haſt das Wort.

Mucius

Und haben wir Urſache dazu, Bürger? Er und nur er hat zwanzigtauſend arme römiſche Bürger vom gewiſſen Tode errettet. Die Numantiner trauten nur ihm. Bürger, ich bin einer von den zwanzigtauſend und bin lebendig und in Rom. Hatten wir Urſache dazu, Bürger? Nun, ſo mögen die Götter ſich über uns erbarmen. Muß ich Formalien machen? So müſſen es meine Augen thun, denn ich kann nicht mehr reden.

Gajus

Gut, ſehr gut, Mucius! — Bürger, abgeſehn davon, daß es Mucius mit den Augen thut, und aller übrigen Rechte und Pflichten unbeſchadet, können wirs vor den Göttern verantworten, wenn wir Tiberius Gracchus in den Tod ſchicken laſſen?

Strabo

Ich bitte ums Wort —

Volk

Nein, Gajus, nein, wir könnens nicht.

Strabo

Ich bitte ums Wort. Und bleibt noch, Bürger!

Gajus

Du haſt es, Strabo.

Strabo

Ihr nehmt die Sache nicht richtig, Bürger. Gut, Tiberius Gracchus hat zwanzigtauſend von uns das Leben erhalten. Gut, wenn das Leben ein Geſchenk iſt für den, der nichts zu leben hat. Aber wenn uns Tiberius Gracchus unſre Ländereien verſchafft, dann haben wir zum Leben auch etwas zu leben.

Gajus

Recht, zugeſtanden. Aber unſre heutigen Formalien haben nichts mit den Ländereien zu thun.

Stimmen

Richtig, Strabo. Gajus weiß, was zu den Formalien gehört.

Gajus

Ich danke euch, Bürger —

Strabo

— daß ſie ihren Verſtand hingethan haben, wo ſie ihn nicht wiederfinden? Was die Ländereien mit unſern heutigen Formalien zu thun haben, ſieht ein Blinder. Seht, Bürger, wozu dieſer Senatsbeſchluß? Der römiſchen Ehre wegen? Ja ſo ſtehts darin. Aber ich ſage euch, es iſt unſrer Äcker wegen.

Gajus

Ja, hm! Deine Folgerungen, Strabo!

Strabo

Nun ſeht, Tiber hat geäußert, wir müßten unſre Äcker haben, und die Reichen fürchten, er ſetzt es durch, wenn er hier bleibt. Ich ſage euch, Bürger, Tiber ſoll in den Tod, weil ſie unſre Äcker behalten wollen.

Gajus

Hier iſt etwas, hier iſt etwas, oder das iſt nicht meine Hand!

Strabo

Ich ſage euch aber, ſie ſollen unſern Tiber nicht in den Tod ſchicken und ſollen auch unſre Äcker nicht haben! Wohin, Bürger? Laßt ganz, was ihr noch an Sohlen und Schuhen habt oder von Haut an euren Füßen. Denkt ihr, wir ſollten auf euch gewartet haben? Alle unſre Stimmen waren verkauft. Aber mögen die Blutſauger dafür thun, was ſie wollen und können: es iſt abgeſtimmt, Tiber iſt frei und nunmehr auch zu unſerm Tribun erwählt. Denn das muß er ſein, um uns zu unſern Äckern zu helfen. Laßt uns Tiber aufſuchen! Kommt, Bürger!

Volk

Kommt, zu unſerm Tiber, zu unſerm Tiber!

Eine Stimme

Dort kommt Tiber von ſeinem Hauſe, mit dem Liktor, unſer armer Tiber! Laßt uns ihm entgegen, laßt ihn des Volkes Liebe und Vertrauen zu ihm ſehen. Gehſt du mit, Saturejus? Kommt, Bürger! Kommt zu unſerm Tiber!

(Volk ab)

◆

Siebenter Auftritt

Saturejus

Freilich komm ich mit — zu eurem Tiber! Euer Tiber! — Geht zum Henker; iſt das alles, was ich erreicht habe? Erſt kroch ich vor den Reichen wie ein Hund, um ein hündiſches Abendeſſen, gegeben wie einem Hund, gegönnt wie einem Hund und verzehrt wie von einem Hund; ich hätte ſie gern dafür gebiſſen wie ein Hund. Deshalb begann ich vor dem Volke zu kriechen, ſchimpfte auf die Reichen und küßte Schuften die Hände, ärmer und ſchlechter, als ich ſelber bin. Aber es war auch nichts, denn da kam dieſer Tiber; er ſagte: Gebt mir eure Liebe! Sie zahlten ſie ihm hin, und er ſtrich ſie ein. Da kommt er. Recht, höchſt zerlumpter, aber höchſt edler Staatsbürger Gajus, küß ihm die Hand. Hängt euch an ihn wie Schmutz, ſpringt an ihm in die Höhe wie Hunde. Er kann ſich ihrer nicht erwehren. Ich haſſe ihn, denn er will beſſer ſein, als die Götter ihn geſchaffen haben, mehr als ein Menſch. Das will ſagen, mehr als ein vernünftiger Hund. Das iſt der edle Vorzug des Menſchen, elend ſein zu können, wozu es der vernunftloſe Hund nie bringt. — Ich neide ihm ſein Glück; aber da die Woge der Volksgunſt ihn hebt, will ich mich anhaken an ihn. Erſt will ich ſehn, wo ich ihm beikommen kann, — und iſt er euer Tiber, Geſindel, ſoll er auch der meine ſein, aber ich nicht ſein Saturejus.

Achter Auftritt

Tiber, Claudia, Octavius, Gajus, Mucius u. ſ. w.

Tiber

Was iſt? was wollt ihr? Sagt, kann ich euch helſen?

Gajus

Da haſt du unſre armen Formalien, da haſt du des elenden Volkes Formalien, Tiber!

Volk

Unſere armen Formalien! Unſer Tiber!

Tiber

Euer Tiber? Ich bins!
Sie faſſen mich und küſſen meine Hände,
Kein Zipfel meines Kleids, den ſie nicht faßten.
Entſetzlich Elend, dem ein Gott erſcheint,
Wer ihnen menſchlich nur entgegen kommt.
Was wollt ihr Armen? macht mich nicht zum Weibe!
Laßt mich! Ich bin ein Menſch; ich bin kein Gott.
Doch kann ichs, was ihr bitten wollt — ſo nicht,
Nein, ſo nicht mehr! Sonſt muß ich euch entfliehn.
Ich bin zu weich. Glaubt ihr, ich bin von Stahl?

Mucius

Wir gehen in den Tod, eh wir dich gehen laſſen!

Gajus

Das ſind unſere elenden Folgerungen, Tiber!

Strabo

Du mußt nicht in den Tod, Tiber!

Tiber

Was iſt das? Götter, gebt Beſinnung, gebt!

Mucius

Wir elendes Volk haben dich frei gemacht.

Tiber

Wie? Ihr? — und ich? — Die Geber ihr, ich muß
Der Nehmer ſein? Octavius! Claudia!
Träum ich? Ich ſoll nicht gehn? O, weckt mich, Freunde!
Getäuſcht aufwachen, Götter, wäre Tod!
Faßt mich, daß ich euch fühle! Feſter! feſter!

Claudia

O mein Tiber!

Octavius

Tiber!

Volk

Unſer Tiber!

Tiber

Bin ichs, dem dieſe Welt voll Liebe ward?
Euer Tiber! Ja euer! — Seht ſie an,
Claudia, Octavius! o ſeht ſie an!
Die Körper kaum bedeckt, die Wangen bleich,
Des Elends Stempel überall, kein Glied,
Das jammervolle Kunde nicht erzählte
Von Not und Hunger, übermenſchlich, furchtbar!
Wie? Wißt ihr, was ihr thut, die ihr von harter Hand
Wild auf den Weg geworfen und zertreten?
Ihr, deren Born ſo lange Not verſiegte,
Daß keine Thräne für den Schmerz ihr hattet,
Nicht für das Weib, nicht für die Kinder, nicht
Für Eltern und Geſchwiſter, wenn die Peſt
Des Hungers ſie aus euern Armen riß,
Nicht für eur eignes Elend — ewge Sonne,
Sahſt je du ſolches? Weltumſchauer, ſiehe,
Sie weinen Freudenthränen, daß ſie mir,

Mir Liebes zeigen konnten! Wie? Ihr thatet,
Was eure Peiniger euch nie verzeihn?
Wie? mußtet ihr es wagen, mußtet ihr?

Mucius

Sie mögen uns thun, was ſie können, wir tragens um dich, Tiber!

Tiber

Ihr Götter, die ihr niederſchaut, empfingt
Ihr je ſolch Opfer, Ewigwaltende,
So lang die Welt, von eurer Hand gehalten,
Im Äther ſchwebt? O, ſeht herab, in dieſen
Zertretnen euer heilig Bild noch ganz!
Die Schrift der Götter in der Menſchheit Buch,
Wer mag ſie löſchen? wer den ewgen Kern
Der Menſchenbruſt ertöten? Not und Hunger,
Thut euer Ärgſtes; wilde Tyrannei,
Zerſtück ihn; aus den Stücken ſiegend noch
Schlägt ſeine Glut und weht, ihr eigen Banner,
In goldner Säule hoch ob dem Gemeinen,
Das ſie verzehrt, und grüßt die ewgen Götter
Als ihres Weſens Schweſter und Genoß.

Strabo

Hörſt du den Volksjubel, Tiber? Du biſt unſer Tribun!

Tiber

Wie? neue Ehre? Noch die alte nicht
Bezahlt, und neue Ehre ſchon? — Ihr lähmt
Mit ſolchem Vorſprung der Vergeltung Sehnen,
Und wären ſie von Stahl! Euer Tiber?
Bin ich nicht euer? Eur erkauftes Gut?
Nie mög der Tag euch wecken, wo ihr ſagtet:
Unſer zu teur erkauftes Gut. Hört, Arme,
Elende, wie Tiber ſich euch verſiegelt

Mit allem, was er hat und iſt; o wär
Es mehr um euretwillen! Und nun bitt
Ich, laßt mich heimgehn. — Sagt, nein, müßt ihr ſehen,
Wie ſchwach ich bin? — Ach, nur der Wunſch iſt ſtark,
Um euretwillen ſtark zu ſein. Nein, laßt mich,
Umdrängt mich nicht, laßt meine Hände! Ich —
Euer Tiber fleht euch, ihr Freunde, ſchont mich!

(Er geht; die Übrigen folgen, außer Saturejus)

Neunter Auftritt

Saturejus

Nun, toller konnte es nicht ſein, wenn ein Gott zu dieſem Geſindel herabgeſtiegen wäre. Aber der Gott war noch mehr außer ſich, als ſeine Anbeter. Es war mehr Verſtand in den Schuften, ihn zu dem Verſprechen zu verlocken, als in ihm, das Verſprechen ſich ablocken zu laſſen; ein Wort, deſſen Klang ſo glatt von den Zungen glitt, als das Nichtsſagendſte: Euer Diener, mein Herr; an deſſen Halten aber einer erſticken könnte, der ſeinem Verſtande mehr Atem gönnt, als dieſer Tiber. Gut, er iſt in der Stimmung, die ich brauche. Ich will mich einniſten — nicht in ihn, ſondern in ſein Glück; denn der Sterbliche iſt ein Thor, der es mit einer andern Gottheit hält, als mit dem Glück.

(Ab)

⁂

Zehnter Auftritt

Strabo mit Volk

Strabo

Saht ihr, wie er gerührt war von unſerm Elend? Hörtet ihr, was er ſagte? Bürger — er iſt ſo gut — um eine Thräne zu trocknen, gäbe er den Himmel, wenn er ihn zu verſchenken hätte, ſag ich euch; ſolchen Tribun findet das arme Volk nicht mehr, ſo lange die Sonne auf- und untergeh'. Drum, wenn ihr eure Äcker haben wollt, Bürger, zeigt eure Wunden, doch ſo, daß es nicht ſcheint, als thätet ihr das, damit er die Wunden ſehe: ſeufzt und ſeht traurig aus; ich habe einen Schreiber in meiner Verwandtſchaft und will an alle Monumente ſchreiben laſſen, was das arme Volk von ihm erwartet. Seht ihr ihn kommen, drängt euch um ihn, küßt ihm die Hände und Kleider und was ihr erwiſchen könnt; wenn er auf dem Heimwege iſt, begleitet ihn und zeigt ihm, was Ehre ihr wißt und könnt. Ich ſage euch, Bürger, rettet uns einer aus unſerm Elend, ſo iſts unſer Tiber, ſonſt keiner — und wäre er ein Götterſohn.

Volk

Nein, keiner als unſer Tiber, keiner als unſer Tiber. Wir alle thun, was Strabo rät.

(Ab)

* * *

Elfter Auftritt

Tiber und Saturejus treten auf

Saturejus

Darum, Tiber, weil du Tribun biſt, beantrage das Geſetz der Ackerteilung; wir alle ſtehn bei dir.

Tiber

Ich wills. Verzeih, dein Name?

Saturejus

Ich bin einer von den vielen, die keinen Namen haben, ein gewiſſer Saturejus. Beſinne dich nicht vergeblich. Du haſt noch nichts von mir gehört, und wenn, nichts Gutes. Saturejus — nun, der Name iſt ſo bequem zu vergeſſen, als irgend ein andrer. Aber deine Mittribunen, was die betrifft, ſo wäre nichts gegen ſie zu ſagen, als daß ich darunter bin. Trotzdem kannſt du dich auf ſie verlaſſen; es iſt keiner darunter, der Veto ſagt, wenn du das Geſetz vor dem Volke beantragſt, und ſo muß es durchgehen.

Tiber

Der Antrag ſoll meine erſte Amtshandlung ſein, die Durchführung des Geſetzes meine Lebensaufgabe.

Saturejus

Gut; denn ich habe, ſo fremd ich dir bin, den Plan, mich bei dir einzuniſten, wie man ſagt.

Tiber

Du biſt ein eigener Kauz, ſcheint es.

Saturejus

Pah, Kauz! Sag: Schuft. Alle Menſchen ſind

Schuſte. Ich bin der Schlimmſte darunter. Ich krieche um ein Abendeſſen, ich ſchmeichle dir, wenn du eitel biſt; und biſt du es nicht, ſo mache ich dich eitel. Glaubſt du es nicht, ſo lade mich ein, und du wirſt es ſehen. Ich glaube, ich hungere ſeit zwei Tagen, und ich hatte ſchon öfter nichts zu eſſen.

Tiber

Du biſt mein Gaſt, Saturejus. Aber einem Verleumder glaube ich nicht, und du biſt dein eigener Verleumder.

Saturejus

Pah, mein Freund. Denn ich ſage nie die Wahrheit.

Tiber

Du forderſt zu viel von dir, Saturejus.

Saturejus

Nichts da; ich fordre nie etwas von mir, alles von andern.

Tiber

Du biſt eines von jenen ſeltenen Geſchöpfen, merk ich, die außen Stein ſind und innen Perlen. Wer den Mut hat, ſchlechter zu ſcheinen, als er iſt, kann nicht ſchlecht ſein. Ich urteile nicht nach Worten, ſie ſind Luft. Gieb mir die Hand und komm mit in mein Haus.

Saturejus

Du ſollteſt mich nicht in dein Haus kommen laſſen, geſchweige in dein Herz. Nun, du thuſt es auf deine Gefahr; ich ſchminke mich nicht; ich nicht habe dich betrogen, du dich ſelbſt! (Beiſeite) Er iſt im Glücke. Ich hab ihn. Das iſt eine Erfindung, die Menſchen zu belügen, indem ich die Wahrheit ſage.

Tiber

Und käm ein Gott in dieſe Welt, er müßte,
Sich zu bethätigen, die Dinge ſchaffen,
Wie mir das Glück ſie ungebeten zuführt.
Ihr Götter, Dank dafür! Und wär das nicht —
Die Armen und Zertretnen löſten mich
Mit eigener Gefahr, und ich, ihr Götter,
Ich ſollte jemands Schuldner ſein an Liebe
Und doppelt ihm die Schuld nicht überzahlen?
Komm, Saturejus, gieb mir deine Hand.
Du biſt des Volkes Freund, drum biſt du meiner.
So lang ich habe, iſt für dich bei mir
Gedeckt. Komm, Saturejus, zu den Freunden!

(Beide ab)

Ende des erſten Akts

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Fünfter Band

Schriſt (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oſcar Brandſtetter,
Papier von Ferd. Flinſch, Einband von Julius Hager
in Leipzig.

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Fünfter Band

Studien

Erſter Band

5040

Bibliotheca
Univerſitatis
Lipſienſis
1891.

L.germ. 40032:5

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

Herausgegeben von

Adolf Stern

Studien und kritiſche Schriften

Erſter Teil

⁂

1384.

Vorbericht

von Adolf Stern

Als Schluß unſrer Geſamtausgabe der Werke Otto Ludwigs veröffentlichen wir „Studien und kritiſche Schriften,“ von denen ein Teil und zwar der in gewiſſem Sinne wichtigſte Teil unter dem Titel „Shakeſpeare-Studien“ als zweiter Band der von Moritz Heydrich herausgegebnen „Nachlaßſchriften Otto Ludwigs“*) gedruckt und erſchienen iſt. Das Aufſehen, das dieſe „Shakeſpeareſtudien“ erregten, die beinahe leidenſchaftliche Bewundrung und Zuſtimmung von einer, der nicht minder leidenſchaftliche Widerſpruch und entrüſtete Proteſt von andrer Seite, leben in friſcher Erinnerung der enggewordnen Kreiſe, die an der Litteratur und ihren Geſchicken tiefern Anteil nehmen. Wer damals (1874) vorausgeſagt hätte, daß die von Ludwig freudig bekannte, aus dem eignen Leben, der eignen Entwicklung entſtammte, im Studium Shakeſpeares lediglich geſtärkte und vertiefte realiſtiſche Kunſtanſchauung nicht volle zwei Jahrzehnte ſpäter einer Gruppe von Äſthetikern und Schriftſtellern als Hyperidealismus, als Reſt einer überwundnen Welt erſcheinen würde, wäre einfach verlacht worden. Wenn heute Otto Ludwig als Dichter in die Verurteilung und Geringſchätzung eingeſchloſſen erſcheint, die aller vor 1880 entſtandnen Poeſie von dieſer Gruppe gewidmet wird, ſo hat er auch als Kunſtforſcher und Kritiker wenig beſſere Ausſichten, als daß man in ſeiner gegneriſchen Stellung zum rhetoriſchen Idealismus, in ſeiner energiſchen Betonung und Ergründung der Leidenſchaft ſchwache Anfänge zur „modernen“ Kritik und Äſthetik erkennen wird. Um ſo gewiſſer darf der Dichter wie der künſtleriſche Denker Otto Ludwig auf ein reiferes Verſtändnis und eine klarere Gerechtigkeit für die Zukunft auch bei Naturen rechnen, die zur Zeit der erſten Veröffentlichung der „Shakeſpeareſtudien“ ſeine Polemik gegen Schiller, ſeinen unbedingten Enthuſiasmus für Shakeſpeare mißzuverſtehen vermochten. Der phantaſtiſch rauhe Wirbelwind, der die lebendige und lebensvolle Poeſie zweier Jahrtauſende von heute auf morgen hinweg- und die großen Wirklichkeiten des Lebens und der Menſchheit aus der Litteratur hinausfegen will, hat wenigſtens das Gute, daß er alle auf dem gemeinſamen Boden der Natur und der Dichtung ſtehenden enger aneinanderrückt und die Parteiungen auf dieſem Boden zwar keineswegs als nichtig, aber doch als untergeordnet und unweſentlich gegenüber der Frage erſcheinen läßt, ob es überhaupt eine Poeſie aus ſchöpferiſchem Geiſte und im Einklang mit der Ganzheit des Daſeins geben ſoll oder nicht. Auch der unbedingteſte Anhänger der rhetoriſch-idealiſtiſchen Poeſie, der ſchärfſte Widerſacher des in den „Shakeſpeareſtudien“ bekannten und vertretnen Realismus wird einräumen müſſen, daß Ludwig die deutſche Litteratur weder der idealen Intentionen noch des unerläßlichen Zuſammenhanges mit den ewigen Überlieferungen aller Dichtung zu berauben gedachte. Er wird erkennen lernen, daß die hartangefochtne kritiſche Strenge Ludwigs aus dem Grunde einer tiefen Empfindung und unauslöſchlichen Begeiſterung für eine geſunde, mächtige, ihren höchſten Aufgaben zugewandte und gewachſene Litteratur hervorging. Alle aber, die ſchon beim erſten Erſcheinen der „Shakeſpeareſtudien“ ſich mit der Grundanſchauung Ludwigs eins fühlten, werden heute ſtärker und unerſchütterlicher als damals überzeugt ſein, daß die Hauptreſultate und Erkenntniſſe, die in den Unterſuchungen und Betrachtungen Ludwigs niedergelegt ſind, dereinſt einer glücklichern Zukunft der deutſchen Litteratur zu gute kommen müſſen. Die ſchlichte Größe, der gewaltige Wahrheitsdrang, die Reinheit der künſtleriſchen Abſichten, die den Dichter Otto Ludwig auszeichneten, hat auch der Kritiker nirgends vermiſſen laſſen. Und in dem Kampfe zwiſchen dem echten, von falſcher Romantik, hohler Phraſenpoeſie und ungeſunder Geiſtreichigkeit erlöſenden poetiſchen Realismus und der neuſten vorgeblich naturaliſtiſchen, in Wahrheit naturloſen Tendenzlitteratur geben Ludwigs kritiſche Arbeiten unzerbrechliche Waffen ab. Was in den „Shakeſpeareſtudien“ ergänzt, was von ſeither ungedruckten kritiſchen Arbeiten Ludwigs hinzugefügt worden iſt, verſtärkt, vertieft und erweitert den Gehalt dieſer wertvollen Hinterlaſſenſchaft, aber es ändert nichts an ihrem Geiſt und innerſten Weſen.

---

*) Nachlaßſchriften Otto Ludwigs. Mit einer biographiſchen Einleitung und ſachlichen Erläuterungen von Moritz Heydrich. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Carl Knobloch, 1874.

Die Studien und Unterſuchungen Ludwigs waren in ihrem erſten Urſprung durchaus nicht zur Veröffentlichung beſtimmt und jahrelang fortgeführt worden, ehe Ludwig ſelbſt unter dem Eindruck vielfach an ihn ergehender Aufforderungen, in der Einſicht, daß er einen guten Teil ſeines Innenlebens und ſeiner beſten Kraft an dieſe Forſchungen geſetzt habe, mit der Hoffnung, klärend und fördernd auf die Litteratur der Gegenwart zu wirken, an ihre Bearbeitung und Verwertung für den Druck dachte. Von früh auf hatte der Dichter in ſeinen Tagebüchern und Kalendern, in beſondern Heften, in denen er in buntem Wechſel ſeine poetiſchen Pläne, die Titel der von ihm geleſenen oder noch zu leſenden Bücher verzeichnete, Auszüge aus einzelnen ihn anhaltender beſchäftigenden

Werken machte, auch eigene Gedanken und Urteile über künſtleriſche Fragen und Schöpfungen niedergeſchrieben. Die erſte Spur, daß dies in gewiſſer Weiſe ſyſtematiſch geſchah, findet ſich in einem Briefe an Eduard Devrient (Dresden, 24. Februar 1847), in dem Ludwig vermeldet: „Nun hab ich die eigne Produktion auf eine Zeitlang beiſeite geſchoben, die ich ausſchließend der Zergliederung geſehener und geleſener Stücke widmen will und bis jetzt ſchon gewidmet habe. Ich prüfe ſie an dem, was Sie mir bei Gelegenheit meiner Sachen von den Erforderniſſen einer gediegnen dramatiſchen Arbeit geſchrieben, und werde dabei immer mehr von der Zweckmäßigkeit dieſer Vorſchriften überzeugt. Und je mehr ich durch dieſe Beſchäftigung lerne, worauf es ankommt, mit deſto größerm Vertrauen und deſto größrer Luſt geh ich dem Sommer entgegen, mit dem ich um die Wette produzieren will.“ Zwiſchen 1850 und 1855 erweiterten ſich dieſe Erörterungen und Niederſchriften zu den Anfängen der „Shakeſpeareſtudien.“ In den Jahren von 1856 bis 1860 überwogen die Studien die eignen poetiſchen Arbeiten, denen ſich der Dichter geradezu zu entwinden, auf die er bis zur Vollendung ſeiner künſtleriſchen Selbſterziehung abſichtlich zu verzichten trachtete, ohne doch die ſchaffende Phantaſie immer niederhalten zu können. In einem Briefe (vom 24. November 1858), den Ludwig an den Rektor Klee in Dresden richtete, ſagt er ausdrücklich: „Dem falſchen Idealismus in meiner Kunſt zu entgehen, war ich in den Naturalismus, den entgegengeſetzten Fehler geraten, den ich nicht eher erkannte, als bis er ſo tief in das Weſen meines Schaffens ſich verwachſen hatte, daß eine Radikalkur nötig erſchien, ihn wieder auszuſcheiden. Ich unternahm ſie und wagte damit in Betracht meiner Kränklichkeit und Lage zu viel; der Eifer, mit dem ich das Studium begann, das allein mich heilen konnte, ließ mich dies überſehen. Weil mein Studium noch nicht vollendet, daher ſeine Reſultate noch nicht ſichergeſtellt, noch weniger in das Ganze meines Weſens übergegangen und unmittelbares Gefühl geworden waren, geriet ich praktiſch immer wieder in die Mängel und vergrößerte ſie — denn jede falſche Richtung hat dieſe Eigenheit —, aus denen mich herauszuarbeiten ich rang. Ich empfand bitter, daß halbes Studium gefährlicher als die rohe Unbefangenheit des Talentes.“ Wenn aber Ludwig im gleichen Briefe meinte, daß er nun (Ende 1858) ſo weit ſei, „ein neues künſtleriſches Leben zu beginnen“ und „die durchgreifende Revolution ſeiner ſchaffenden Natur,“ auf die es urſprünglich allein abgeſehen war, vollendet habe, ſo irrte er ſich und erfuhr, daß die Verſenkung in die poetiſche Welt des britiſchen Genius, die ihm lediglich als Hilfsmittel, als Heilprozeß hatte dienen ſollen, unerwartet ein Selbſtzweck geworden war. Ludwig ließ ſich um ſo nachgiebiger auf dem Wege der Reflexion weiter und weiter locken, als er zu dieſer Zeit noch immer die Geſtalt der Agnes Bernauer ſich vorſchweben ſah, ohne über die endgiltige Behandlung dieſes tragiſchen Problems völlig ins Klare kommen zu können, außerdem den geheimen Reiz empfand, der im Erkennen und Enthüllen poetiſcher Schönheiten eines großen Dichters liegt. Er mochte mit Friedrich Hebbel darauf vertrauen, daß „auch der größte Phyſiolog ſeine Kinder im Traum zeuge,“ und griff, namentlich ſo oft ihm die Krankheit den Verzicht auf neue Schöpfungen, den Stillſtand in den ſchon begonnenen gebot, wieder und wieder zum Shakeſpeare. So wandelten ſich die tagebuchartigen Aufzeichnungen, die urſprünglich nur Vorbereitung für eignes Schaffen, Maximen ſeiner künſtleriſchen Selbſterziehung hatten ſein und werden ſollen, in eine ernſte Lebensarbeit. Die ſelbſtändige Bedeutung ſeiner Beobachtungen und Vergleiche, die vielfach geradezu zu Offenbarungen über poetiſche Abſichten, künſtleriſche Mittel und poetiſche Zuſammenhänge Shakeſpeares wurden, mußte Ludwig den Wunſch nahelegen, die Reſultate in irgend einer Form der Mit- und Nachwelt zu erhalten. In der krauſen Wirrnis der ſechs umfangreichen, mit immer kleiner und gedrängter werdenden Handſchrift bedeckten Hefte, deren erſte fünf in vier Bänden als „Shakeſpeareſtudien" vereinigt wurden, finden ſich auch einige Entwürfe und Überſchriftsgruppierungen, Stichworte, die auf beabſichtigte Ausarbeitung einzelner Kapitel der großen Stoffmaſſe hindeuten. Wirklich zur Ausführung gekommen iſt nur jenes Bruchſtück „Die dramatiſchen Aufgaben der Zeit," das Ludwig Ende der fünfziger Jahre für die „Grenzboten" (deren damalige Herausgeber, Julian Schmidt und Guſtav Freytag, wie an ſeiner ganzen Entwicklung ſo auch an den Studien Ludwigs den lebhafteſten und wärmſten Anteil nahmen) abfaßte, ohne es doch zu vollenden und zu veröffentlichen, und das wir als die treffendſte und von ihm ſelbſt gewollte Einleitung dem Neudruck der „Shakeſpeareſtudien" vorangeſtellt haben. Es iſt wenigſtens eine klare Andeutung, in welcher Weiſe ſich Ludwig die endliche Sichtung und Ausführung des Angeſammelten und Aufgeſpeicherten, der ungeheuern Gedankenarbeit dachte, die ihn Tag und Nacht in Atem hielt.

Mehr und mehr wurde Shakeſpeare, wie er der Ausgangspunkt ſeiner Reflexionen geweſen, wie er im Mittelpunkt ſeines Denkens und Grübelns ſtand, auch der alleinige Zielpunkt. Der Erkenntnis Shakeſpeares ward die urſprüngliche Abſicht unbewußt geopfert. Wärmer als Hunderte von Erklärern, als Tauſende von Darſtellern durchlebte Ludwig in ſich die Handlungen der Shakeſpeariſchen Dramen, ſchuf ihre Geſtalten nach und fühlte ein geheimnisvolles Nachzittern der Phantaſieſchwingungen, die vor Jahrhunderten den britiſchen Genius durchbebt hatten.

Auch wo er in dieſen ein Jahrzehnt lang fortgeſetzten Niederſchriften ſeinen Blick bei zeitgenöſſiſchen Erſcheinungen und den eignen poetiſchen Gebilden feſtzuhalten beabſichtigte, ſah er ſich, wie mit dämoniſcher Gewalt, zur Größe und Muſtergiltigkeit Shakeſpeares zurückgezogen, und auch längſt nachdem er klar erkannt hatte, daß die immer erneute Beſchäftigung mit den Dramen Shakeſpeares ſeine eigne poetiſche Ader und den friſchen Fluß des Bildens und Vollendens unterbinde und hemme, zwang es ihn, den Faden, den er hundertmal entſchloſſen durchſchneiden wollte, aber höchſtens auf eine kurze Weile fallen ließ, immer wieder aufzunehmen.. In der Lebensgeſchichte des Dichters habe ich verſucht, den Zuſammenhang ſeiner Lage, ſeiner körperlichen Zuſtände mit der immer ſtärker werdenden Neigung zur grübleriſchen Reflexion und mit der beſtändigen Rückkehr Ludwigs zu den Shakeſpeareſtudien nachzuweiſen. Im Weſentlichen hat ſchon Moritz Heydrich in ſeinem Vorbericht zu den von ihm herausgegebnen Shakeſpeareſtudien das Zugeſtändnis gemacht, daß Ludwig, was er auch für die Erkenntnis des größten Dramatikers, für die allgemeinere Einſicht in das innerſte Weſen, den ſpezifiſch poetiſchen Kern, in die künſtleriſche Technik Shakeſpeares gewonnen, und wie unzweifelhaft er ſich mit ſeinen Studien den hervorragendſten ſchöpferiſchen Kritikern unſrer Litteratur geſellt habe, doch für ſich ſelbſt und ſein eignes Schaffen nicht zu dem erſehnten Gewinne gelangt ſei. Nachdem er auseinandergeſetzt hat, daß das kritiſche Talent die Prozeſſe des dichteriſch-ſchaffenden Talents ſehr weſentlich gefördert, aber auch oft geſtört habe, ſagt er: „Es kam zu keinem normalen Verhältnis, ſo ernſtlich dies auch erſtrebt wurde. — Der ſtrenge, unerbittliche Wahrheitsſinn des Forſchers ſtörte und hemmte oft die geniale Phantaſieintuition, die naive Behaglichkeit des Dichters, beide Talente vermengten ſich oft, wo ſie ſich hätten trennen ſollen. Sie förderten und hemmten zugleich, ſie wechſelten die Geſtalt und die Geſtalten. Sein kritiſches Talent war durchaus poſitiver Art, es ſollte als untergeordnetes Element der Durchbildung des dichteriſch-ſchaffenden Talents dienen. Auch die bedeutendſten energiſch errungnen Reſultate ſeiner kritiſchen Forſchungen waren ihm nur Material zu künſtleriſcher Geſtaltung. Auf dieſe war er bis zuletzt vorzugsweiſe gerichtet. Daß er dem Drange nach künſtleriſcher Vollendung treu blieb bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens, dies war eben die Größe, die Ureigentümlichkeit dieſer tiefinnerlichen, tiefeinſamen Charaktergeſtalt. Der künſtleriſche Geſtaltungstrieb war zu allen Zeiten das vorherrſchende Element ſeiner Natur.

„Das Haupthindernis war unzweifelhaft die dämoniſch-eingreifende Krankheit, deren Hemmungen in den Niederſchriften der Pläne und Studien unverkennbar ſind. Sie vor allem hinderte die Behaglichkeit künſtleriſcher Ausführung, ſie überfiel ihn oft im feurigſten Aufſchwunge des Schaffens. Ohne ſeine Krankheit würde er die kritiſchen Forſchungen ſchwerlich ſo lange Zeit fortgeſetzt, ſie jedenfalls früher druckfertig abgeſchloſſen haben. Die Krankheit gab ſeiner durchaus normalen, kerngeſunden Natur oft den Schein, das Gepräge abnormer Eigentümlichkeit. Auch die Studien haben oft etwas von einer Krankheitsgeſchichte, aber von der eines der bedeutendſten und tüchtigſten Menſchen, der dabei geiſtig geſünder war, als viele ſcheinbar Geſunde ſeiner Zeitgenoſſen. Mannhafte Selbſtändigkeit, ſtandhaft beharrliches Emporſtreben nach klar erkanntem Ziele wurde durch die Krankheit nicht verkümmert und eingeengt, nur verſtärkt und geläutert.

Aber ſie war ganz unzweifelhaft die Haupturſache des immer neuen Schwankens zwiſchen dichteriſcher und kritiſcher Thätigkeit. Sie ſteigerte die angeborne Gewiſſenhaftigkeit oft zu ſehr, ſie nährte die Luſt zur Einſamkeit, die doch, faſt ohne alle Abwechslung, nicht ſo ausſchließlich das Lebenselement des Künſtlers ſein darf, wie dies bei Ludwig der Fall war. Dies war ein Mangel ſeines Entwicklungsganges, der hier nicht verſchwiegen werden darf. Die ſteigende Krankheit ließ dieſe Abwechslung immer weniger zu, ſie ſchwächte daher die ausführende Kraft des Dichters wie des Forſchers. Sie lähmte vor allem die Elaſtizität, die der Dichter braucht, um nach wichtigen Studienabſchlüſſen wieder mit geſtärkter, unzerſplitterter Kraft zur Produktion überzugehen. Sie war, das ward mir im perſönlichen Verkehr und nach gründlichem Studium des Nachlaſſes vollſtändig klar, unzweifelhaft der Hauptgrund, warum das Verhältnis des kritiſchen und dichteriſchen Talents bis zuletzt, trotz gewiſſenhaftem Streben danach, nicht zur normalen thatkräftigen Vollendung kommen konnte, für die Ludwigs Natur den vollſten, eminenteſten Beruf hatte. Dies hier auszuſprechen iſt mir heiligſte Pflicht, weil ich es ſelbſt mit erlebte, weil es mich oft tief bewegte und bekümmerte. Auch die treffendſte, genialſte aller mir bekannten Beurteilungen Ludwigs, von H. von Treitſchke, iſt doch ebendeshalb nicht ganz zutreffend, weil ſie den vollen Thatbeſtand ſeiner Entwicklungsprozeſſe und der Krankheitshemmungen derſelben nicht kannte. Die Krankheit vertiefte, iſolierte ihn immer mehr, ſie ſteigerte den angebornen Wahrheitsdrang, die Gewiſſenhaftigkeit, ſie drängte das kritiſche Element immer mehr vor, ſie bedingte es, daß das Verhältnis des kritiſchen und dichteriſchen Talents ſehr gegen ſeinen Willen ſich nicht normaler, harmoniſcher geſtalten konnte.

„Die kritiſche Forſchung, zu eifrig, zu ununterbrochen fortgeſetzt, minderte doch auch ganz unverkennbar die naive Unbefangenheit, die Schaffensfreudigkeit des Dichters, ſie nährte entſchieden zu ſehr die von Jugend an vorhandne Neigung zur Einſamkeit. Auch in ſeiner Leipziger Studienzeit ſahen wir dieſe Liebe zur Einſamkeit ſehr vorherrſchend. In der letzten Periode glich ſie faſt der Iſoliertheit Beethovens. Je klarer ihm ſein Ziel wurde, deſto eifriger ſuchte er die Einſamkeit, um es trotz ungünſtiger Verhältniſſe zu erringen, deſto mehr floh er Zerſtreuungen, um ſich zu konzentrieren, um ſeine innerlichſt gewallig gärende Welt zu geſtalten und durchzubilden. Er war in der Einſamkeit am wenigſten allein. Geſelliges Leben, bloß als Zerſtreuung, als Flucht vor ſich ſelbſt, war ihm ſo wenig zuſagend, wie dilettantiſches Sichgehenlaſſen in der Kunſt. Die Antworten, Einwendungen auf ſeine drängendſten Fragen hatte er doch meiſt ſchon ſelbſt ſich wurzelhafter, beſſer gegeben, als andre es vermochten. Dazu kam, daß er mit der dramatiſchen Litteratur ſeiner Zeit nur wenig Anknüpfung und Einverſtändnis hatte und haben konnte. Die Klarheit darüber wurde durch ſeine Shakeſpeareſtudien nur gefördert, ſeine Iſoliertheit auch der Litteratur gegenüber nahm deshalb immer mehr zu. Er war auf ſich ſelbſt angewieſen, er mußte ſich einſam zurecht finden. So teilnehmend und anregend auch bis zuletzt der Umgang und das Verhältnis insbeſondre mit Auerbach, Ed. Devrient, Lewinsky, mit Freytag, Geibel, J. Schmidt, H. Weiße u. a. war, ſo innig er ſie verehrte und an ihren Beſtrebungen teil nahm, ſo blieb er doch auch ihnen wie allen gegenüber innerlichſt iſoliert, nur in ſtiller Einſamkeit vermochte er es, über ſich ſelbſt, über die innerſte Natur ſeines Talents, über die einzuſchlagenden Wege vollſtändig klar und ſicher zu werden. Und bei ſeiner meiſt beharrlichen Verſchwiegenheit über dieſe Prozeſſe konnten auch die Teilnehmendſten, Sachkundigſten die innerliche Notwendigkeit dieſer Wege leicht verkennen oder falſch beurteilen. Er wußte ſelbſt am beſten, was ihm fehlte, was ihn einengte, was er beſaß, was er feſthalten und erringen mußte; er konnte es eben nur auf ſeinem Wege ſuchen und finden, ſoweit dies überhaupt möglich war.“

Wenn Heydrich dann weiterhin wiederholt hervorhebt, daß Ludwig ſelbſt ſehr wohl gewußt habe, daß ihm „die unbedingt notwendige Abwechslung des ſtill einſamen und eines den Dichter fördernden, geſellig anregenden öffentlichen Lebens“ fehle, daß ihm „die Iſoliertheit, die ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Gewaltiges, eigentümlich Imponierendes gab,“ oft „ſelbſt etwas unheimlich geworden ſei,“ daß die Trennung vom bewegten Leben ſelbſt ſich zum Hindernis für die Vollendung des Dramatikers, des Romandichters geſtaltet habe, und der kühne, tiefe, durchs Leben wie durch eigenſte Erfahrung gebildete Denker immer ſelbſtändiger in den Vordergrund getreten ſei, ſo hätte er wohl Bedenken tragen müſſen, an zahlreichen andern Stellen ſeiner Einleitung ſich ſo unbedingt panegyriſch über den Weg, den Ludwig ſeit der Mitte der fünfziger Jahre eingeſchlagen hatte, auszuſprechen. Er hätte nicht die letzte Lebensperiode des Dichters ſchlechthin als die letzte kühn aufſtrebende bezeichnen, die Shakeſpeareſtudien, die unſern Dichter thatſächlich umfingen wie eine Zauberwildnis, der er nicht mehr zu entrinnen vermochte, „den direkteſten, förderndſten Weg zu ſeinem Ziele“ nennen, nicht ſagen dürfen „es würde meines Erachtens der Kritik ſchwer fallen einen Weg zu zeigen, auf dem Ludwig von den Fehlern deutſcher dramatiſcher Behandlungsweiſe ſich und andre direkter und ſicherer zu befreien vermocht hätte, als auf dem ſeiner Studien.“ Ihm, der die Handſchrift Ludwigs genauer kannte als ein andrer der Lebenden, hätten die erſchütternden Selbſterkenntniſſe und Geſtändniſſe

Otto Ludwigs an mehr als einer Stelle der „Shakeſpeareſtudien,“ namentlich aber im vierten Bande, einige Zweifel einflößen ſollen. „Mein Fehler iſt der, daß ich die Erforderniſſe einzeln durchnehme, daß ich meine Aufgabe in mehrere zerlege und dann jede dieſer neuen Aufgaben auf das genaueſte löſen will. Auch was ich von techniſchen Mitteln ſinde, das will ich gleich auf die Spitze treiben. Ich muß den Stoff, den ich bewältigen will, ganz laſſen, ihn nicht in ſeine Faktoren zerlegen. Ich muß weit naiver und konkreter verfahren. Mein ganzer Fehler geht aus einer Mutloſigkeit, einem Mangel an Zuverſicht hervor, der bei meinem körperlichen Zuſtande und der Überhäufung mit Sorgen ſehr natürlich iſt, aber nichts von alledem beſſern kann. Dann die Richtung nach der Innerlichkeit, die mir als Kind meiner Zeit anhängt, meine pſychologiſchen und techniſchen Studien.“ „Jetzt, da ich wieder leſen kann, ſehe ich, wie weit ich mich verirrt. Ich habe überall zu große langatmige Motive und die einzelnen Szenen zu ganzen Dramen ausgeſponnen. Wenn ich nur wieder ſo weit wäre, als ich war, ehe ich zum Erzählen griff. Meinem „Erbförſter“ fehlt nur, daß die Situation nicht von Hauſe aus tragiſch und daß der Idealnexus daher nicht mit dem kauſalen zuſammenfällt, außerdem iſt er ganz gut und in ſhakeſpeariſcher Technik gedacht und gearbeitet.“ „So ſind wir wieder einmal am Kreuzwege, unſer gewöhnlich Los, wozu nur drückende Sorge und Schmerzen ſich zu geſellen brauchten, die ganze bereits gethane Arbeit vergeblich zu machen, bis jetzt ſeit lange unſer gewöhnlich Los!“ „Alles wird zu kompliziert, zu abſtrakt, zu wenig einfach, man muß nicht alles auf einmal wollen.“ „Wer den Sinn überzeugen will, lähmt die Phantaſie, wer immer den Geheimniſſen der Technik nachjagt, trübt den unbefangnen Blick für die lebendige Erſcheinung.“ „Und dies iſt am Ende der Hauptgrund neben Krankheit geweſen, warum ich ſeither nichts zuſtande brachte, weil ich die vollſtändigſte Illuſion anſtreben und doch zugleich der Schönheit und der Technik genug thun wollte. Iſt ein Spiel nur ſchön und im ganzen wahr und gut, und für Gehalt, Wechſel und Kontraſt geſorgt, die Charaktere intereſſant, bietet ſich Dichtkunſt und Schauſpielkunſt darin die Hand, oder vielmehr ſind ſie eins, ſo findet ſich der rechte Grad von Illuſion von ſelbſt; man darf nicht beſonders danach ſtreben.“ — Schon früher hatte er (was auch Heydrich nicht entgangen iſt) ſich eingeſtanden, daß er, um ſeine Phantaſie zu disziplinieren, zu ſehr nach klarſtem Bewußtſein geſtrebt habe. „Hätte ich die Zeit machen laſſen, ſie hätte allein gebracht was ich brauchte. Ich träumte immer weniger, ſchlief ganz leicht und faſt mit Bewußtſein; der Wille iſt der entſchiedenſte Antagoniſt der Phantaſie, er vermag gar nichts, ſie zu reizen. — Ich empfinde ſtatt der unmittelbaren Empfindung zu ſehr die Vorſtellung ihrer Regel oder ihres Geſetzes. Meine Lage lähmt die Phantaſie, ich will ihr mit dem Verſtande zu Hilfe kommen und lähme ſie damit vollends. Der Verſtand wird bei mir Tyrann der Phantaſie. Mein Konzipiertalent hat in meiner Studienzeit eine Ausbildung gewonnen, die mit dem ſo lange gänzlich unbeſchäftigten Talent der Ausführung ſich nicht mehr verſtändigen kann. Naturgemäß muß eines am andern wachſen, ſo müſſen ſie zuſammen fortſchreiten in Kraft und Bildung. — Ich glaube, ich bin in Gefahr zu großer Vertiefung und Verinnerlichung und zu detaillierter Charakteriſtik.“ Und endlich im vierten Bande wendete Ludwig mit der dämoniſchen Unbarmherzigkeit des Genies einen der gewaltigen Cynismen Montaignes auf ſeine Befangenheit in Reflexion und ſeine allzu ſtrengen Forderungen an ſich ſelbſt an: „Im Montaigne finde ich eine Stelle, die abſcheulich gut auf

mich paßt, wie ich jetzt bin! Ich kenn einen ſolch
Pedanten, welcher, wenn ich frage, ob er dies o
jenes weiß, mir ein Buch abſordert, um es darin a
zuſuchen; und ſich nicht getraut, mir zu ſagen, er h
die Krätze am Aſter, ohne auf der Stelle im Wört
buche unter A und K nachzuſchlagen, was Aſter u
was Krätze heißt.“

Kein Zweifel, Otto Ludwig unterſchätzte im Aug
blicke ſolcher Niederſchriften die Fülle der Phant
und die Kraſt naiven Geſtaltens, die ihm trotz
Shakeſpeareſtudien geblieben war und in einigen
im vierten Bande veröffentlichten dramatiſchen Fr
mente ſo ſiegreich aufleuchtet. Seine ſpätre Sel
erkenntnis nahm eine ebenſo düſtre Färbung an,
ſeine frühere Meinung vom Wert oder vielmehr
wert ſeiner beſten abgeſchloßnen Schöpfungen. M
braucht nicht wie Gutzkow ebenſo flach als unfreund
(„Rückblicke auf mein Leben,“ Berlin 1875, S. 32) v
„Verranntſein in jene Prinzipien, die auch Otto L
wig ruiniert haben, ſiehe ſeinen Nachlaß und die a
malige Veränderung ſeiner Agnes Bernauer“ zu re
und kann doch die Empfindung haben, daß der
bruch, der nach Umſtänden willkürliche und gewaltſ
Abſchluß der „Shakeſpeareſtudien“ für Otto Lud
ſegensreich geweſen wäre, kann doch Bedenken tra
die beſtändige Wiederaufnahme dieſer Studien
Heydrich den „direkteſten förderndſten Weg zu ſei
Ziele“ zu nennen und das eifrige beharrliche
folgen dieſes Weges unbedingt zu preiſen. Das in
Bedürfnis des Dichters, ſich durch das Eindringen
Shakeſpeares Welt- und Kunſtanſchauung, das
tiefen in die dramatiſche Technik und die Kompoſitio
geheimniſſe Shakeſpeares zur Klarheit zu verhelfen
für die ernſte Kunſtlaufbahn, die vor ihm lag,
ſtählen, wird keiner, der ſich nur etwas mit der Na
und dem wuchtigen Ernſt Ludwigs vertraut gem

hat, je beſtreiten. Auch wird jeder Leſer der „Shakeſpeareſtudien“ darin mit dem erſten Herausgeber übereinſtimmen, daß Ludwigs Unterſuchungen durchaus ſelbſtändig und eigentümlich waren, lehrreich feſſelnd durch ſchärfſte Hervorhebung des künſtleriſch praktiſchen Geſichtspunktes, durch gründliche Erörterung des Verhältniſſes der tragiſchen Kompoſitionsweiſe Shakeſpeares und der Deutſchen. „Er betrachtet ſie nicht mit dem Fernglaſe des philoſophiſchen Syſtematikers, ſondern mit dem naiven, das feinſte Detail liebevoll beobachtenden Auge des praktiſchen Künſtlers.“ Aber was in ſeinen Anfängen und bei verhältnismäßiger Geſundheit des Dichters noch wohlberechtigt geweſen war und zu den Reſultaten, die für uns vorliegen, auch ſolche für den Verfaſſer der „Shakeſpeareſtudien“ ergeben konnte, das wurde je länger um ſo mehr eine kraft- und lebenverzehrende Einſpinnung in die Welt eines andern, von der keine Brücke mehr zurückführte. Niemand hätte Otto Ludwig beſtreiten können, daß Shakeſpeare eine Welt für ſich ſei, und daß es in ihr immer noch zu ſchauen, zu ergründen, Rätſel zu löſen und Geſetze zu erkennen gebe. „Der einſame Denker glich zuletzt in ſeinem Verhältnis zu Shakeſpeare einem Bergmann, der bis in die letzten Tiefen, die erſchloſſen und erſchließbar ſind, hinabgeſtiegen, ganz wohl weiß, daß er den Glutkern der Erde nicht erreichen, noch erſpähen kann, der aber ein geheimes Gelüſt, auch dies zu verſuchen, nicht zu überwinden vermag“ — dies Bild tritt mir auch hier vor die Augen. Dazu kam, daß Otto Ludwig auch bei den ſchöpferiſchen Anläufen, die er noch nahm, eine Wirkung des ſhakeſpeariſchen Stils auf ſich verſpürte, die wohl „mit einem gewiſſen Zwang, die Urſprünglichkeit des Ausdrucks beſchädigend“ (Dr. Hermann Lücke in den Schlußbemerkungen zur Jankeſchen Ausgabe der Werke) auftrat und nun wiederum beſiegt werden mußte. Es war in Ludwig

bei der immer ausſchließlichern Beſchäftigung etw
von der ſelbſtvergeßnen Hingabe erwacht, die ein
echten Dichtergeiſt im Mit- und Nachgefühl fremd
Herrlichkeit und Vollendung ergreifen kann. Gewi
einzelne Stellen in den „Shakeſpeareſtudien,“ gewi
Situationen in Ludwigs letzten poetiſchen Plänen u
manche Wendungen mahnen durchaus an Goethe, d
als er 1798 vom Plan der „Achilleis“ erfüllt w
auch wörtlich an Schiller ſchrieb: „Soll mir ein G
dicht gelingen, das ſich an die Ilias einigermaßen a
ſchließt, ſo muß ich den Alten auch darin folge
worin ſie getadelt werden, ja ich muß mir
eigen machen, was mir ſelbſt nicht behagt; da
nur werde ich einigermaßen ſicher ſein, Sinn und T
nicht ganz zu verfehlen.“

Wenn ſonach der gegenwärtige Herausgeber
„Studien und kritiſchen Schriften“ Ludwigs die Üb
zeugung ſeines Vorgängers, daß Ludwig mit der k
ſequenten Weiterführung ſeiner Reflexionen zum G
winn eines „vaterländiſchen Volksdramas“ und
„dem vom deutſchen Kunſtgenius immer und imm
wieder erſtrebten Ideale einer Shakeſpeares ebenbür
gen Kunſtweiſe“ unfehlbar gelangt ſein würde, ni
teilen kann, und wenn er es unumwunden beklagt, d
Ludwig ſtatt eines oder des andern Teils der Stud
nicht einige vollendete Dramen und Erzählungen m
hinterlaſſen hat, ſo denkt er darum nicht minder h
von dem Werte der Studien ſelbſt, die in der deutſc
dramaturgiſchen und kritiſchen Litteratur allezeit ih
hohen Rang behaupten werden und im Grunde
entbehrlich für jeden geworden ſind, der über die let
Gründe, die treibenden Mächte, die wahren Ziele
realiſtiſchen Bewegung unſrer deutſchen Dichtung,
ſich alle in Otto Ludwig gleichſam verkörpert hat
Aufſchluß ſucht. Ohne Frage haben namentlich
„Shakeſpeareſtudien“ neben ihrer unmittelbaren

deutung auch die mittelbare eines bleibenden Zeugniſſes für den innern Gärungsprozeß einer groß angelegten poetiſchen Natur. Es kann eine Auffaſſung geben, nach der nicht die objektiven Ergebniſſe ſcharfſinnigen Eindringens in Shakeſpeares dramatiſche Welt, tiefſinniger vergleichender Prüfung der Shakeſpeariſchen Leidenſchaftsdarſtellung an der menſchlichen Natur und dem ſelbſterkannten Weſen der Leidenſchaft, feinfühliger Erkenntnis der feinſten Kunſtmittel des engliſchen Dichters, ſondern die ſubjektiven Momente, die Selbſtcharakteriſtik Ludwigs, „ſein Suchen, Irren, Schwanken, ſein ſiegreiches Vordringen nach klar erkanntem Ziele, das in dieſen merkwürdigen Monologen mit einem an Leſſing erinnernden ſtrengen Wahrheitsſinne, mit ſchlichter Beſcheidenheit treuherzig-naiv abgeſpiegelt iſt“ (Heydrich) zur Hauptſache werden. Wenn der in der That vorhandne ideale Zuſammenhang (der indes weit mehr in der Naturanlage und der Grundanſchauung Otto Ludwigs, als in einer vorwärts weiſenden Linie des Vortrags ([illegible]g) das allein maßgebende, der Anſchluß an die tagebuchartige Entſtehung ſowohl der „Shakeſpeareſtudien“ als der zwiſchen die beiden erſten und beiden letzten Bände dieſer fallenden „Romanſtudien“ das vorzugsweiſe zu berückſichtigende wäre, ſo würde es bei der Anordnung, die Moritz Heydrich getroffen hatte, ſein Bewenden haben müſſen. Zieht man dagegen in Betracht, daß ſich Ludwig bei ſeinen Unterſuchungen von den verſchiedenſten Seiten her dem Kern, der Frage nach der höchſten Vollkommenheit dramatiſcher (und epiſcher) Kompoſition näherte, beſtändig den Standpunkt wechſelte, daß die Mehrzahl ſeiner tagebuchartigen Niederſchriften, ſeiner inhaltvollen Monologe, die unter Umſtänden Nachklänge gehabter Geſpräche, meiſt aber Nachwirkungen ſeiner einſamen Lektüre waren, ohne eine methodiſche Folge entſtand, daß die jeweilige Lage des Dichters unverkennbaren Einfluß auf die Form der Niederſchriften hatte, ſo liegt es nahe, eine andre Gruppierung der kritiſchen Erörterungen, Darlegungen und Gedanken Ludwigs zu verſuchen. Die ſtreng chronologiſche Folge an der Hand der allmählich entſtandnen Niederſchriften würde Otto Ludwig ſelbſt, wenn er je zur Ausgeſtaltung und Veröffentlichung ſeiner Studien gelangt wäre, nach *meiner* von ſeiner Familie durchgehend beſtätigten Überzeugung in keinem Falle beibehalten haben, doch geben die gelegentlichen ganz vereinzelten Entwürfe zur Behandlung ein und des andern Kapitels durchaus keinen Anhalt für ſeine letzten Abſichten. Sicher würde ihn ſchon die Rückſicht auf die einfache Zweckmäßigkeit und Überſichtlichkeit beſtimmt haben, die dem Inhalt nach verwandten, wennſchon aus verſchiednen Jahren ſtammenden Aufzeichnungen näher aneinander zu rücken, wahrſcheinlich hätte er ſie, was kein Herausgeber ſich anmaßen darf, zu geſchloßnen, einheitlichen Aufſätzen verarbeitet. Wohl möchte auch ihm, dem geiſtigen Urheber der kritiſchen Aufſätze und Aphorismen, nicht leicht geworden ſein, was für uns nunmehr unmöglich iſt, immerhin bleibt es uns unbenommen, dem Dichter ſelbſt zuzutrauen, daß er ſeinen aus eminent-künſtleriſchem Geiſte entſproßnen Arbeiten auch eine künſtleriſche Form verliehen haben würde. So wie uns dieſe Arbeiten überliefert ſind, laſſen ſich ſehr verſchiedne Anordnungen denken, deren jede mit andern Schwierigkeiten und mit andern wohlbegründeten Bedenken zu kämpfen haben wird. Moritz Heydrich, der ſich darauf berufen durfte, daß er die in Ludwigs Heften „wiedergeſpiegelten Prozeſſe ſeiner künſtleriſchen Selbſterziehung" ſelbſt mit erlebte, hat ſich über *ſeine* bei der Herausgabe der „Shakeſpeareſtudien" befolgte Methode in ſeinem Vorbericht ausführlich vernehmen laſſen:

„Die perſönliche naive Selbſtcharakteriſtik iſt der ureigentümliche, unvergängliche Zauber, der uns an Leſſings Unterſuchungen immer wieder feſſelt, auch da, wo uns der Inhalt, wie etwa in den antiquariſchen Briefen, als veraltet jetzt doch nur wenig intereſſiert. Ganz ſo feſſelt uns in dieſen merkwürdigen Selbſtgeſprächen Ludwigs die eigentümliche Art ſeines Forſchens, die innerſte Natur eines durchaus originalen Charakters. In keinem ſeiner Werke iſt ſie ſo lebendig, ſo anſchaulich geſpiegelt, wie in dieſem treuſten Abbilde ſeiner Geſpräche, die mächtig und ureigen aus dem Innerſten emporquellend freilich oft mehr Monologe als Dialoge waren. Man beobachtet ihn hier unmittelbar in ſeinem Selbſtgeſpräche, auf dem Wege ſeines Suchens und Forſchens, ganz wie bei Leſſing, der ja auch ſyſtematiſch abgeſchloßne Darſtellung nicht liebte, weil ſie ſeiner Natur widerſtrebte. — Der ſachlich wichtige Inhalt war vom perſönlichen hier durchaus nicht zu trennen. Ich verwarf daher ganz und vollſtändig eine zunächſt von mir verſuchte Zuſammenſtellung des Details nach dem Inhalte, eine überſichtliche Gruppierung desſelben nach den Haupt- und Nebenthemas, ſo wünſchenswert es auch wäre, daß das Zuſammengehörende, daß die wichtigſten Themas der Unterſuchungen, z. B. über das Verhältnis Shakeſpeares zur deutſchen Tragödienbehandlung, insbeſondre Schillers, überſichtlicher, beſſer im Zuſammenhange dargeſtellt wären, während ſie an verſchiednen Orten, oft nur andeutungsweiſe, oft mit wörtlichen Wiederholungen beſprochen wurden. Auch Leſſings Dramaturgie iſt nicht in wiſſenſchaftlich-ſtrenger Form angeordnet und abgeſchloſſen. Auch hier wird manches Wichtige, Weſentliche immer wieder eingeſchärft und wiederholt, vieles, oft das Wichtigſte auch hier oft nur angedeutet, es wird dem Leſer getroſt überlaſſen, ſich den Inhalt ſelbſt zu ſchematiſieren, zu rubrizieren, ihn zu gruppieren, wie er eben dazu Luſt und Bedürfnis hat.

Auch Leſſings Verfahren war es, die Reſultate nicht dogmatiſch fertig vorzuzeigen, ſondern ſie uns miterleben, ſie uns gleichſam ſelbſt empfinden zu laſſen, die Selbſtthätigkeit des Leſers zu wecken, ihn von den verſchiedenſten, oft ſcheinbar entlegenſten Wegen aus immer wieder auf dieſelben Punkte zu führen, auf die es vor allem ankommt. In ſehr ähnlicher Weiſe ſuchte auch Ludwig dem Gegenſtande ſeines Forſchens immer näher zu kommen, ihn von den verſchiedenartigſten, oft ſcheinbar ganz heterogenen Wegen aus zu beleuchten.

„In vielen dieſer Niederſchriften iſt die markige Prägnanz, der durchdringende Scharfſinn, der frappant kühne, naiv bildliche Ausdruck lebendigſt geſpiegelt, die in ſeinen glücklichſten, klarſten Geſprächsſtunden wie mit Zaubermagie an ihn feſſelten. Manches Schwerfällige, Verworrne, Sichwiederholende erinnert allerdings auch an die getrübte Ausdrucksweiſe düſtrer Stunden, wo er ſich im Kampfe mit der Krankheit müde gedacht hatte. Vieles davon mußte weg, manches jedoch durfte nicht ganz ausgeſchieden werden, ſo unzweifelhaft es auch Ludwig ſelbſt beſeitigt haben würde, wenn ihm eine künſtleriſch freie Umgießung des Materials vergönnt geweſen wäre. Manches hie und da Schroffe, ja Einſeitige, wie es eben die Geſprächsweiſe mit ſich brachte, durfte doch nicht getilgt werden, eben um ihre Unbefangenheit, ihr behagliches Sichausleben nicht zu verletzen. Hätte Ludwig das Werk ſelbſt für den Druck vollendet, ſo würden wir vielleicht ein ganz andres Werk, noch richtiger im Inhalt, noch beſtimmter in der Form haben, aber wie es eben vorlag, mußte man ſich an die Form halten, die gegeben, und doch aus der Sache ſelbſt gleichſam herausgewachſen war. So wurde es mir denn während der langen mühevollen Arbeit, die mir die eigenhändige Abſchrift des oft ſchwer zu entziffernden, oft überaus ſchwierig auszuwählenden Originaltextes zur Pflicht machte, ganz klar und unzweifelhaft, daß das Werk nicht anders geordnet werden durfte, als wie es vorlag, in der tagebuchähnlichen Geſtalt, in ſtreng feſtgehaltner chronologiſcher Reihenfolge, wegen des pſychologiſchen Intereſſes der Ideenaſſoziation, wegen des dramatiſch bewegten Rhythmus, in dem die Haupt- und Nebenthemas der Unterſuchung faſt in der Weiſe muſikaliſch-thematiſcher Verwebung vor- und zurücktreten und ineinander greifen. Dieſe Ludwig eigentümliche Darſtellungsweiſe ſtreng feſtzuhalten, ſie durch Ausſcheidungen klar und anſchaulich zu machen, ſie möglichſt herauszumeißeln aus dem oft überwuchernden Detail, das ſchien mir die Hauptaufgabe der Redaktion zu ſein.“ —

Heydrich hatte ſich, wie aus dem Vorſtehenden erhellt, ſelbſt geſagt, daß die Unüberſichtlichkeit, die Herübernahme des Chaotiſchen der Handſchrift (mochte dieſem Chaotiſchen auch ein im höchſten Sinne Organiſches zu Grunde liegen!), der bunte Wechſel grundverſchiedner Themata und die Zufälligkeit, die ein und das andre Thema in den verſchiednen Heften der „Shakeſpeareſtudien“ in den Vordergrund drängte, der Mehrzahl ſeiner Leſer anſtößig ſein würde. Da er jedoch darauf beharrte, die Forſchungen und Betrachtungen Ludwigs in der Hauptſache nur als Zeugniſſe der dichteriſchen Entwicklung ſeines Freundes anzuſehen, da er nur an Leſer dachte, die dem innern Zuſammenhang in Ludwigs Perſönlichkeit und Phantaſieanſchauung gleich ihm ſelbſt liebevoll nachgehen würden, da er vorausſetzte, daß die Studien in ſeiner Redaktion gewiſſermaßen ein einheitliches Werk geworden ſeien, ſo konnte er kaum anders verfahren. Der Mißmut, den die krauſen Zufälligkeiten des Bandes vielfach erregten, die raſch verbreitete Einſicht, daß es verhältnismäßig nicht allzu ſchwer geweſen ſein würde, die größern und kleinern Abſchnitte wenigſtens überſichtlicher zu ordnen, dazu das Eingeſtändnis Heydrichs, daß er zu mannigfachen Weglaſſungen genötigt geweſen ſei, erzeugten bei vielen eine verdroßne Stimmung und eine Neigung zum Tadel ſeiner Arbeit, die beide den ganz außerordentlichen Verdienſten Heydrichs nicht gerecht geworden ſind. Ich halte es für eine heilige Pflicht nach eigner eingehender und anhaltender Beſchäftigung mit den „Shakeſpeareſtudien“ und Ludwigs ſonſtigen kritiſchen Schriften, Zeugnis für die unvergleichliche Pietät, die unermüdliche und ausdauernde Hingabe Heydrichs abzulegen. In der Hauptſache hat er den Gedankengehalt der vielfach krauſen, ſchwer leſerlichen und ſtellenweiſe geradezu unleſerlichen Handſchrift Otto Ludwigs redlich ausgeſchöpft; ſelbſt wo ich mit ſeinen Auslaſſungen und Wegſchnitten nicht einverſtanden geweſen bin, habe ich niemals den Eindruck der Willkür oder Oberflächlichkeit gehabt.

Da ich ſelbſt im Einverſtändnis mit andern Freunden Ludwigs und urteilsfähigen Kritikern eine andre Einteilung und Gruppierung der aus der Originalhandſchrift mannigfach vervollſtändigten „Shakeſpeareſtudien“ für unerläßlich hielt und überhaupt den geſamten kritiſchen Nachlaß des Dichters zu berückſichtigen hatte, ſo bin ich ſchuldig zu ſagen, daß Heydrich mit beſtem Gewiſſen und guten Gründen ſeine Anordnung getroffen, dabei allerdings nur einen engern Kreis ins Auge gefaßt hatte. Wenn in unſrer Ausgabe eine andre, wir hoffen überſichtlichere, die eigentlichen Reſultate Ludwigs beſſer klarſtellende Gruppierung verſucht wird, ſo vergeſſen wir nicht, daß noch eine dritte, vierte, vielleicht zehnte möglich ſein würde, die gewiſſe Vorzüge vor der Heydrichſchen wie vor der unſern in Anſpruch nehmen könnte.

Wer je einen Blick in die vierbändige Handſchrift der „Shakeſpeareſtudien“ (fünf Hefte in vier Bänden, denen ſich noch ein ſechſtes aus den letzten Lebenstagen Ludwigs ſtammendes Heft zugeſellt) gethan hat, der weiß auch, daß es nicht ſchlichtweg für unmöglich erklärt werden kann, ſie in einfacher Folge, wie ſie Otto Ludwig im Laufe der Jahre niedergeſchrieben hat, mit all ihren Randgloſſen, Nachträgen, Korrekturen, mit der krauſen Wirrnis dramaturgiſcher, äſthetiſcher und pſychologiſcher Unterſuchungen, Abhandlungen wie flüchtiger Bemerkungen, mit den dazwiſchen geſchobnen Selbſtbekenntniſſen und Ausrufungen, in denen ſich das gepreßte Herz des kranken Dichters von Zeit zu Zeit Luft macht, mit ihren bogenlangen Auszügen aus den verſchiedenſten Werken, mit ihren Szenarien fremder (meiſt Shakeſpeariſcher) und ihren Plänen eigner künftiger Dramen, mit ihren längern Gedankengängen über Shakeſpeariſche Kompoſitionsgeheimniſſe, die plötzlich von einem Abſchnitt Ad Camiolam! oder einem „Was den Waldſtein betrifft“ oder auch mit einzelnen Ausrufen „Poeſie! Poeſie!“ oder „Immer lebendiger gehen meine Pläne auf, wäre ich in der Lage, ſie durchzuführen!“ durchbrochen werden, vollſtändig abzudrucken. Nur daß an einen ſolchen philologiſch treuen Abdruck ſo lange und überall nicht zu denken iſt, als man für den poetiſchen Dramaturgen und Kritiker ein Publikum erwartet und zu gewinnen ſucht. Jede Auswahl, jede Weglaſſung, jede Interpolation unleſerlicher Worte, jede Verdeutſchung durchaus überflüſſiger Fremdwörter (wie Erzählung für „Narration“) oder jede Ergänzung unvollſtändig gebliebner Sätze durch Hinzufügung des vergeßnen Zeitworts oder Hilfszeitworts ſchließt ja im Sinne gewiſſer Buchſtabengläubigen eine Willkür ein. Aber jeder, der ſich wirklich in dieſen eigentümlichen Nachlaß hineingeleſen hat, wird empfinden, daß die Pietät vor dem großen Schriftſteller gebietet, über einen gewiſſen Punkt der Wiedergabe nicht hinauszugehen. Die Beſtimmung dieſes Punktes wird dem Geſchmack und den beſondern Abſichten des einzelnen

Herausgebers anheimfallen. Jedenfalls liegt in der hier befolgten Anordnung eine Art Erleichterung und die Füglichkeit, ſich zunächſt mit einzelnen Gedankengängen Ludwigs, mit beſtimmten Gruppen ſeiner Erkenntniſſe und Reflexionen vertraut zu machen.

Freilich vollſtändig und mit aller Strenge durchführen ließ ſich auch die hier befolgte Einteilung nicht. Bei der Eigenart dieſer tagebuchmäßigen, zunächſt ausſchließlich für den eignen Gebrauch beſtimmten Niederſchriften waren nicht nur zahlreiche Wiederholungen (und bei den Beziehungen der Niederſchriften zu Otto Ludwigs Lieblingsgeſprächen oft wörtliche Wiederholungen) unvermeidlich, ſondern auch die Voraufnahme ſpätrer Gegenſtände, das raſche Einwerfen eines Satzes, der unter ein völlig andres Stichwort gehören würde, der plötzliche Rückblick auf eine frühere Erörtrung durchaus natürlich. Auch in den dramaturgiſchen Aphoriſmen, die ſozuſagen die reinen Reſultate der langjährigen Studien in ſich begreifen ſollen, kehrt der Name Shakeſpeare unabläſſig wieder, und mitten in den „Romanſtudien“ verſagt es ſich Ludwig nicht, auf ein Thema dramaturgiſcher Natur eingehend zurückzukommen, ſich ſelbſt die Fundamentalſätze ſeines dramatiſchen Glaubensbekenntniſſes ins Gedächtnis zu rufen. Die Gewißheit, daß eine völlig klare und ſtrenge Unterordnung unter ſyſtematiſch-ſchematiſierte Begriffe nicht möglich ſei, wenn man nicht wenigſtens die Hälfte des mit einer Fülle von Geiſt und dem Herzblut des Dichters getränkten Stoffes opfern wollte, mag Moritz Heydrich mit beſtimmt haben, ſich einfach an die Folge der Handſchrift anzuſchließen, konnte aber mich von dem Verſuche nicht zurückſchrecken größere Überſichtlichkeit zu gewinnen und zu bieten.

Irre ich nicht völlig, ſo tritt durch die in unſrer Ausgabe getroffne Anordnung der außerordentliche

Reichtum der in den „Shakeſpeareſtudien" und „Romanſtudien" niedergelegten Anſchauungen, Kunſterkenntniſſe, der tiefen und überzeugenden Gedanken beſſer zu Tage, als im bloßen Anſchluß an die Jahreszahl der Niederſchriften. Die chronologiſche Anordnung iſt dabei nur inſoweit beibehalten worden, als die Aufſätze über das gleiche Thema in der Folge mitgeteilt ſind, wie ſie ſich in den verſchiednen Bänden der „Shakeſpeareſtudien" vorfinden. Alle Widerſprüche und gelegentlichen Dunkelheiten hatte auch die rein chronologiſche Wiedergabe nicht zu beſeitigen vermocht, ſie wurzeln in der Eigenart der Niederſchriften ſelbſt, die Jahre hindurch lediglich für Ludwigs Handgebrauch beſtimmt waren und auch in ſpätrer Zeit, wo er eine Bearbeitung und Veröffentlichung ins Auge gefaßt hatte, unwillkürlich in den Ton der Selbſtgeſpräche zurückfielen, der dem einſamen Dichter ein innerſtes Bedürfnis war. Je nach der Vorſtellung, die ihn erfüllte, dem Zweck, den er im Auge hielt, der Lektüre, die ihm die Richtung gab, vielleicht nach geheimen Einwirkungen ſeiner körperlichen Zuſtände trat bei Ludwig eine Frage, eine Gedankenreihe in den Vordergrund, und die Beſorgnis vor dem zu einſeitigen oder zu ſchroffen Ausdruck ſeines Urteils, vor der Unvereinbarkeit ſpätrer mit früher verzeichneten Sätzen konnte ihm um ſo weniger kommen, als er bis zuletzt noch Zeit zu haben glaubte, die Redaktion ſeiner Studien ſelbſt in die Hand zu nehmen. Gewiſſe Verweiſe aus einem Hefte der Niederſchriften in das andre, die vereinzelt auftauchen, bezeugen, daß ihm ſelbſt die Hauptſachen des früher Gewonnenen im Gedächtnis lebten, und daß er ſeine in unabläſſigen geiſtigen Kämpfen geläuterte Grundanſchauung vom Weſen wie von der Aufgabe der Poeſie, der dramatiſchen Poeſie zumal, durch die geiſtvollen, aber grübleriſchen Unterſuchungen über den dramatiſchen Dialog, den parenthetiſchen Ausdruck und andre niemals beeinträchtigt fühlte. Im ganzen wird der Leſer der kritiſchen Schriften Ludwigs nicht vergeſſen, daß die tiefſten Einblicke in das Weſen der Kunſt mit der ſchöpferiſchen Begabung, dem weltumſpannenden und ſeelenergründenden Blick des Dichters in unlöslichem Zuſammenhang und förderlicher Wechſelwirkung ſtanden, und daß die allzuzugeſpitzte Reflexion, allzupeinliche Strenge nur eine Trübung des urſprünglichen Lichtes war.

Die Quelle, aus denen der weſentliche Inhalt des fünften und ſechſten Bandes unſrer Ausgabe geſchöpft wurde, war mit wenigen geringfügigen Ausnahmen der handſchriftliche Nachlaß Ludwigs. In erſter Linie die vier Bände der „Shakeſpeareſtudien,“ die fünf umfangreiche Hefte enggeſchriebner kritiſcher Unterſuchungen, größrer Aufſätze wie flüchtiger und kurzer Bemerkungen umfaſſen. Von den vier Bänden (a, b, c, d) ſind die beiden erſten (a und b) und der letzte (d) auf Papier in Groß-Quart geſchrieben, während der dritte (c) aus Briefpapierbogen in Oktav beſteht. Nur der zweite Band ſchließt zwei Hefte ein, während der erſte, dritte und vierte mit je einem Heft identiſch ſind. Der erſte Band enthält das erſte, der zweite Band das zweite und vierte Heft, der dritte Band das dritte, der vierte Band das fünfte Heft der Studien. Die Unterbrechung der richtigen Folge der Hefte erklärt ſich ganz einfach aus der Verſchiedenheit des Formats und den Bedürfniſſen des Buchbinders. Ein begonnenes ſechſtes Heft (e) der „Shakeſpeareſtudien“ ſchließt ſich dem vierten Bande unmittelbar an und ſetzt ſich aus Oktav- und Quartblättern unregelmäßig zuſammen. Der erſte Band (und das erſte Heft) umfaßt 246 enggeſchriebne Seiten (Heydrich zählt 248 und rechnet dabei zwei Seiten eines voranſtehenden Inhaltsverzeichniſſes mit), Ludwigs Paginierung reicht bis Seite 248, die Handſchrift ſchließt aber ſchon 245 ab, auf der 246.

Seite findet ſich nur noch eine Überſchrift „Befangenheit der Kunſtrichter in der Vorſtellung von Shakeſpeares Naturgenie.“ Die ſämtlichen Niederſchriften gehören nach Heydrichs Feſtſtellung, deren Richtigkeit ich nicht in Zweifel ziehe, den Jahren 1851—1855 an. (Bei einer der erſten Niederſchriften über Leſſings „Emilia Galotti“ ſtehen Auszüge aus den Grenzboten des Jahres 1850.) — Der zweite, wie ſchon geſagt, aus zwei der Zeit nach auseinanderliegenden Heften zuſammengeſetzte Band umfaßt das zweite Heft (78 enggeſchriebne Großquartſeiten) und das vierte Heft (104 Quartſeiten, von denen indes die Seiten 7—14 und 30 nur beziffert und im übrigen völlig leer ſind, ſodaß das Heft in Wahrheit 95 beſchriebne Seiten enthält), von denen Heydrich die Niederſchrift des zweiten in die Jahre 1855 und 1856, des vierten in die Jahre 1858—60 ſetzt. Im vierten Heft beſtätigt eine Bezugnahme auf das Gaſtſpiel von Julie Rettich am Dresdner Hoftheater im Juli 1859 dieſe Zeitangabe.

Der dritte Band (das dritte Heft einſchließend) enthält 142 Seiten in Großoktav, von denen die 142. mit Bleiſtift geſchriebne nahezu unleſerlich geworden iſt, die Seiten 50—53 wiederum unbeſchrieben ſind und ſtammt aus den Jahren 1857 und 1858. Der vierte Band endlich (das fünfte Heft) iſt der umfänglichſte. Er zählt 282 enggeſchriebne Quartſeiten (Heydrich ſagt 290, rechnet die letzten acht nur paginierten, aber völlig leeren Seiten mit), von denen einige nach Ludwigs Diktat von der Hand ſeiner Gattin Emilie Ludwig herrühren. Die Niederſchriften dieſes Bandes gehören den Jahren 1860 bis 1865 an, und das letzte nur 20 Schreibſeiten in Oktav und Quart zählende ſechſte Heft (6) aus den erſten Monaten des Jahres 1865 ſchloß ſich unmittelbar an dieſen Band an. — Den „Shakeſpeareſtudien“ geſellen ſich zwei Hefte (in einem Bande in Großquart) „Romanſtudien,“ von denen das erſte 134, das zweite nur 34 engbeſchriebne Seiten umfaßt. Während aus den „Shakeſpeareſtudien“ die Mitteilungen und Veröffentlichungen Heydrichs nur durch Einſchaltung einer Reihe von Weglaſſungen ergänzt, durch Hinzufügung einer mäßigen Anzahl bisher unbekannter Urteile und Ausſprüche Otto Ludwigs vervollſtändigt werden konnten, erſcheint der bei weitem größte Teil der „Romanſtudien“ in unſrer Ausgabe zum erſtenmal im Druck (Heydrich hatte im erſten Band der Nachlaßſchriften Seite 92 bis 101 nur einige Proben aus denſelben gegeben), und niemand wird ſich dem Eindruck entziehen, daß die Unterſuchungen und Reflexionen Ludwigs über die Natur des Epiſchen und namentlich des Romans und der Erzählung von großer Bedeutung und reichſtem Gehalt ſind. — Außer dieſen Hauptquellen für die „Studien und kritiſchen Schriften“ entſtammen noch einige wenige kleinre Aufſätze den frühern vor dem Beginn der „Shakeſpeareſtudien“ liegenden Notizbüchern und Planheften des Dichters. Ich bin hier über das von Heydrich aus dieſen Vorſtudien (V) bereits Veröffentlichte nicht hinausgegangen. Beſondre Manuſkriptblätter kritiſcher Aufſätze waren im Nachlaß nur wenige vorhanden und ſind ausdrücklich als Einzelhandſchriften (E) bezeichnet worden. Nur mit der größten Rückhaltung konnten die zahlreichen Plan- und Skizzenhefte des Dichters zu ſeinen eignen ausgeführten oder beabſichtigten dramatiſchen Dichtungen und Erzählungen für dieſe Auswahl der kritiſchen Schriften benutzt werden. Über den wirren und verwirrenden Reichtum der dramatiſchen Entwürfe, Szenarien und Vorarbeiten hat Erich Schmidt in ſeinem Vorbericht zum vierten Bande unſrer Ausgabe knapp und klar Auskunft gegeben und es außer Zweifel geſetzt, daß eine Wiedergabe auch nur eines größern Teiles dieſer inhaltreichen, die Phantaſiefülle und raſtloſe geiſtige Beweglichkeit Ludwigs bezeugenden Skizzen ſchlechterdings nicht möglich ſei. Doch ſchien es mir unerläßlich, dem Abſchnitt „Zum eignen Schaffen“ wenigſtens einige Niederſchriften des Dichters über Idee, Handlungsgang und Geſtalten der letzten dramatiſchen Pläne hinzuzufügen, die ihn wieder und wieder und zum Teil noch auf dem letzten Lager beſchäftigten und ſeine Seele über die Schauer des herannahenden Todes erhoben.

Die deutſche Litteratur iſt reicher als jede andre an Dichtern, die mit ihren ſchöpferiſchen Leiſtungen die ſchärfſte und tiefſte Erkenntnis der Geſetze und der Praxis ihrer Kunſt verbanden. Die Neigung nahezu all unſrer bedeutenden poetiſchen Talente zur poetiſchen Begründung ihres Schaffens, zur Polemik wider kunſtfeindliche Mächte und der eignen Überzeugung entgegenwirkende Richtungen, ſo tief ſie in der deutſchen Natur wurzelt und ſo unlöslich ſie mit der ganzen Geſchichte der deutſchen Dichtung verbunden erſcheint, hat neuerdings ſtarke Anfechtungen und zum Teil aus beſſern Motiven, als den der Arbeitsteilung und dem Spezialitätsglauben entnommenen, erfahren. Auch Otto Ludwigs Beiſpiel widerlegt die Behauptung, daß dieſe Neigung ein zweiſchneidiges Schwert ſei, das zwar die Gegner treffe, aber den eignen Träger verwunde, keineswegs. Doch bilden nichtsdeſtoweniger die „Studien und kritiſchen Schriften“ Otto Ludwigs eine koſtbare Bereicherung unſrer äſthetiſchen Litteratur, haben für die Litteraturentwicklung am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts kaum geringre Bedeutung als Leſſings kritiſche Schriften für die Entwicklung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und tragen, wie anfechtbar und widerlegbar einzelnes in ihnen ſei, im ganzen das Gepräge des ehernen Beſtandes, der lebendigſten und geſündeſten Nachwirkung. Steht der ſchwere, ja wuchtige Ernſt, mit dem Ludwig alle Probleme der Kunſt erfaßt, mit dem er unabläſſig den ethiſchen Beruf und die ethiſche Gewalt der Poeſie betont, rückgewandt die Abſcheidung eines Teiles der deutſchen klaſſiſchen Dichtung vom Leben beklagt und vorwärtsſchauend eine Zeit hofft, in der die Poeſie die urſprüngliche Ganzheit des Lebens wieder herzuſtellen vermag, im ſchroffſten Gegenſatz zu der aus dem Fieber des Größenwahns und der Frivolität der Erfolgsſucht um jeden Preis ſeltſam gemiſchten Stimmung des Tages, ſo wird keiner, der etwas vom Gange der Geſchichte und dem Verlauf geiſtiger Entwicklungen weiß, daran zweifeln, daß die höhere und mächtigere Auffaſſung ſchließlich auch die ſiegende ſein wird. Die Wärme der Liebe, die neben der höchſten Reife der Bildung, neben aller kritiſchen Strenge und dem feinſten Kunſtgefühl auch dieſe Abhandlungen und Aphorismen durchdringt, iſt der Geſamtnatur Ludwigs ſo gemäß, als die kühne Plaſtik und Bildlichkeit, die bald zu energiſcher Schärfe zugeſpitzte, bald zu ſinnender Ruhe geſammelte Kraft ſeines Stils, ſeines Ausdrucks. Wer Otto Ludwig perſönlich gekannt hat, vernimmt in den kritiſchen Schriften überall den Nachhall der aus leidenſchaftlichem Feuer und bequemem Phlegma, aus hohem, faſt prieſterlichem Ernſt und ſcherzender, ſchalkhafter Anmut ſeltſam gemiſchten Eigenart ſeiner mündlichen Rede. Es liegt außerhalb der Grenzen dieſes Vorberichts, zu erörtern, welchen Anſchauungen Otto Ludwigs die Zukunft gehört, und inwieweit dieſelbe einzelne ſeiner Reſultate und Urteile berichtigen mag. Dem Ruhm eines tiefen und redlichen Wahrheitsſuchers und eines ſchöpferiſchen Löſers ſchwierigſter Fragen thut es niemals Eintrag, wenn er da und dort nicht auch Wahrheitfinder geweſen iſt und einzelne Fragen ungelöſt gelaſſen hat.

⁂

Shakeſpeare-Studien

Die dramatiſchen Aufgaben der Zeit

— Mein Wille und Weg —

Durch die philoſophiſchen Schulſyſteme wird das Naturtalent des Dichters beirrt, es hat keinen Nutzen von ſolcher Lektüre, es muß ſeine konkrete Richtung verlieren. Beſſer, man geht von der greifbaren Wirklichkeit aus. Ich gehe von keiner Philoſophie aus, denn die, auf welche ich meine Unterſuchungen gründen wollte, könnte aus der Mode kommen, ehe ich fertig werde. Ich gehe von der menſchlichen Natur aus. — Meine Beſchäftigung mit Shakeſpeare ging lediglich aus dem Triebe hervor, als ausübender Künſtler von ihm zu lernen; vom Standpunkte des Ethikers oder des äſthetiſchen Philoſophen ihn zu betrachten, dazu entging mir mit dem Berufe der Wille. Ich betrachte ſeine Werke nach der techniſchen Seite. Jede Kunſt ſchließt ein Handwerk in ſich ein; das Handwerk der Kunſt nenne ich den Teil derſelben, der gelehrt und gelernt werden kann; wo das Handwerk aufhört, da beginnt erſt die eigentliche Kunſt. Gar mancher oft nicht ſchlecht Begabte bleibt lebenslang im dramatiſchen Handwerk ſtecken; gleichwohl führt der Weg zur künſtleriſchen Vollendung durch ſeine Werkſtätte, und die glänzendſten Geiſter haben ihre Verachtung des Handwerkes durch die Unvollkommenheiten ihrer Kunſtwerke bezahlen müſſen. Der ausübende Künſtler ſollte daher die dramatiſche Kunſt zunächſt von keinem andern Geſichtspunkte als von dem des Handwerkslehrlings ins Auge faſſen. — Unter allen Künſtlern, die ich kenne, iſt am ſchwerſten bei Shakeſpeare das Handwerk von der Kunſt zu trennen, weil ſein Schaffen ein vollkommen organiſches iſt. Um die Gründe für das Kleinſte ſeiner äußern Form zu finden, muß man ihn als Künſtler, nicht als Philoſoph betrachten. Betrachtet man die dramatiſche Kunſt vom Standpunkte des philoſophiſchen Äſthetikers, ſo fehlen in der deutſchen Litteratur ſehr tüchtige Führer nicht. Doch möchte ich nicht dazu raten, wenigſtens nicht, ehe man des Handwerkes vollſtändig gewiß iſt, praktiſch wie theoretiſch. Wer die dramatiſche Litteratur der neueren Zeit in Deutſchland ins Auge faßt, wird dem übeln Einfluſſe des zu zeitigen philoſophiſchen Studiums überall begegnen in dem qualitativ und quantitativ ungeheuern Übergewichte der Intentionen über das künſtleriſche Handwerk. Die Luft ſchwirrt von Seelen, die keinen Leib finden. Die ungeheuerſten Aufgaben, neben völliger Unkenntnis der allererſten und einfachſten Mittel zur Ausführung auch der leichteſten dramatiſchen Aufgabe. Der feine Duft iſt die letzte Hand der Künſtlerin Natur an der Pflaume; wir beginnen die Schöpfung der Pflaume mit dem Dufte; wir fangen den Bau eines Turmes von der Spitze an. Ich glaube, nicht allein für den Künſtler, für den Menſchen überhaupt iſt es kein Glück, wenn er zu früh an das Studium der Philoſophie herantritt, wenn er die Dinge früher durch das Glas der Abſtraktion als durch das natürliche Auge kennen lernt: ich verkenne keineswegs den hohen Wert der Philoſophie, nur meine ich, ſie ſollte der Schlußſtein und nicht der Anfang unſrer Bildung ſein. Für den Künſtler iſt der Nachteil ein doppelter, deſſen beſte Stärke im natürlichen Auge liegt. Es iſt bekannt, daß bei Sängern die Ausbildung der

Geſangswerkzeuge unter der gleichzeitigen Übung der Sprachwerkzeuge leidet; ähnlich ſchadet die Übung der philoſophiſchen Abſtraktion der Ausbildung der künſtleriſchen, die innerhalb der Anſchauung vollzogen werden muß, während jene die Anſchauung hinter ſich läßt. Klagt doch ſelbſt unſer großer Schiller, daß er, wo er dichten wollte, unbewußt ins Philoſophiren geraten, und umgekehrt.

In der philoſophiſchen Betrachtung wohnt im Gedanken beiſammen, was ſich im Raume feindlich abſtößt; ſie kann verbinden, was die Kunſt, ihr folgend, nur mechaniſch zu verzapfen vermag; ſie kann aus den heterogenſten Erſcheinungen ein Ideal bilden, weil ſie von aller endlichen Bedingung zu abſtrahieren vermag, ein Ideal, welches, poetiſch nachgeſchaffen, da die reale Erſcheinung von ihren Bedingungen nicht zu trennen iſt, zur Schattengeſtalt, zum Undinge wird. Die Philoſophie nimmt, bei ihrer Betrachtung eines poetiſchen Kunſtwerkes, von dieſem, was ſie handhaben kann, die direkt ausgeſprochenen Gedanken; ſie muß, was der Dichter den Sinnen zeigt, und was er unmittelbar zum Gefühle ſpricht, in Gedanken des Geiſtes überſetzen, wobei, wie bei allen Überſetzungen, oft das Beſte verloren geht, nämlich das, was die Poeſie zur Poeſie macht, was ihr Denken und Schaffen von dem Denken, von der Spekulation der Philoſophie unterſcheidet. Der dramatiſchen Poeſie iſt die Geſtalt und ihre Bewegung, das poetiſch und ſchauſpieleriſch Überzeugende dieſer Geſtalt, die Leidenſchaft wichtiger; dies überſetzt der Philoſoph in die Idee einſeitiger Berechtigungen und macht das, was dem Dichter das Mittel war, in ſeiner Betrachtung zum Zweck. Unterſucht der philoſophiſche Geiſt die poetiſchen Erforderniſſe, wie die des Erhabenen und Tragiſchen, ſo wird der ihm eigne Gang der Unterſuchung ihn von Stufe zu Stufe zum Geiſtigen, Abſtrakten hinaustreiben, unbekümmert, ob die Poeſie, wenn ſie Poeſie bleiben will, ihm folgen kann; wo ihr die Lebensluft ausgeht, da fängt der Philoſoph erſt kräftig zu atmen an; wie ihr wohl war, wo er ſich beengt fühlen mußte. In der That iſt das Aufſteigen im Philoſophiſchen ein Abſteigen im poetiſchen Genügen; je näher der Erde, den dunkeln Mächten des Inſtinktes, die keine Frage thun nach ihrem Warum, deſto gewaltiger wächſt ihre wunderbare Geſtalt, deſto feſter ſteht ihr Fuß; ihre Natur iſt Gebundenheit, ſeine — Freiheit; je einträchtiger die gezwungene Ehe, deſto entfremdeter ſind die Gatten ihrer eignen Natur.

Die Philoſophie hat das unzweifelhafte Recht, den philoſophiſchen Inhalt jeder Wiſſenſchaft und Kunſt und ſo auch den der Poeſie und ihrer Erzeugniſſe philoſophiſch zu erörtern; aber der junge Dichter, der ſie bei dieſem Geſchäfte längere Zeit begleitet, kann leicht vergeſſen, daß ſie die Poeſie und ihre Werke nur philoſophiſch betrachten, aber nicht *künſtleriſch* beurteilen und noch weit weniger ſelbſt künſtleriſch ſchaffen zu lehren vermag; und je geringer ſein poetiſches Talent iſt, deſto ſtärker wird der Einfluß der gewohnten philoſophiſchen Betrachtungsweiſe auf ihn wirken, auch beim poetiſchen Schaffen ihren Weg zu gehen, welcher der Richtung, die der Dichter einſchlagen muß, geradezu entgegengeſetzt iſt. Er wird zum Zwecke machen, was ihm nur Mittel ſein ſollte; er wird ſein Gedicht nicht als Dichter denken, ſondern als Philoſoph; nun wird ſeine Aufgabe ſo ſchwer als undankbar; er hat eine abſtrakte Einheit in konkrete Mannigfaltigkeit, Gedanken in Anſchauungen, in Gefühle und Sinnesempfindungen, Ideen in Leidenſchaften, einſeitige Berechtigungen in geſchloſſene, ganze Menſchencharaktere zu überſetzen, wobei im beſten Falle immer ein anſehnlicher Bruch übrig bleiben wird. Es iſt leicht, Gerſte in Spiritus zu verwandeln, aber er ſoll nun Spiritus wiederum auf Körner zurückführen; im beſten Falle wird ſeine Arbeit eine dichteriſch eingekleidete philoſophiſche Abſicht, aber kein Gedicht, im ſchlimmeren Falle ein lyriſch-rhetoriſches Rechten zwiſchen Geſichtspunkten, ein dialektiſcher Kampf von Schattengeſtalten; die Menſchen werden philoſophiſch-abſtrakte Gedanken, ſie denken und reden philoſophiſch-abſtrakte Gedanken des Dichters. Von allem dem, was er wiſſen will, wird er wenig oder nichts von den philoſophiſchen Äſthetikern erfahren; ihre Werke werden dem ſchaffenden Künſtler mehr ſchaden als nützen. Er muß von der unmittelbaren Anſchauung der Wirklichkeit ausgehen.

Wer die deutſche Litteratur und beſonders die 1) dramatiſche ſeit kurz vor dem Beginne dieſes Jahrhunderts mit unverblendeten Augen anſieht, der muß zugeſtehen, daß die Gefahr, von der ich rede, die Gefahr des Einfluſſes der philoſophiſchen Betrachtungsweiſe auf das poetiſche Schaffen, keine bloße Möglichkeit, noch weniger ein bloßes Wahngebilde der vorausgreifenden Furcht iſt, er muß zugeben, daß ſie ſchon eingetroffen iſt und nicht jetzt erſt, er muß beklagen, daß ſchon mit der Knoſpe unſrer neueſten Litteraturblüte der Wurm entſtand und mit der Blume zunahm, die nun durch ſeine Schuld blätterlos ſteht. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Geiſt der lyriſchen Dichtung am wenigſten dabei zu Schaden kam; denn in ihr will und ſoll der Dichter ja nur ſeine eignen Gedanken und Gefühle geben; er hat beſonders in Goethe und Schiller Blüten getrieben, die unverwelklich aller Zeit trotzen werden, von keinen andern übertroffen; ich ſage, der lyriſche Geiſt, nicht bloß die lyriſche 2) Gattung, denn viele der beſten ſeiner Leiſtungen finden wir, wo man ſie nicht ſuchen ſollte — im Drama. Und dem Drama mußte jener Einfluß vor allem Schaden bringen, da in ihm die Poeſie am meiſten Poeſie, am meiſten unmittelbare Anſchauung, ſinnlich-begrenzte Darſtellung ſein muß. Denn die Geſtalten der andern Gattungen haben zum Stoffe und zum Schauplatz den unendlich dehnbaren inneren Sinn, zum Maßſtabe lediglich die Phantaſie; die Geſtalten des Dramas werden von wirklichen Menſchen reproduziert und gemeſſen von den unbeſtechlichen äußeren Sinnen, vom Auge und Ohre. — — Noch eines durch ſeine Nachteile wichtigen Einfluſſes, der das deutſche Drama berührte, iſt hier zu gedenken. Er kam von den alten griechiſchen Tragikern. Den zwei älteſten von ihnen drohte nichts von jener Gefahr. Ihre Zeit und Nation hatte noch nicht die Nabelſchnur der Natur durchſchnitten; ihre Bildung — und wer möchte dieſe ihnen abſprechen! — war eine weſentlich poetiſche und künſtleriſche, und keine philoſophiſche, wie die Bildung unſrer Tage. Unter mancher Entſtellung der Natur durch willkürliche Konventionen hatten wir Poeſie und Bildung verloren; nach beiden ging in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Streben der Deutſchen; die damals aufblühende Philoſophie bot ihre Hilfe zu beidem, und es iſt begreiflich genug, wie an das Schickſal des Pferdes in der Fabel erinnernd, das den Menſchen gegen den Hirſch zu Hilfe rief, der Helfer zum Herrſcher werden konnte. Es war eine Ahnung dieſes Ausganges, daß wir uns zugleich zu jenen Alten wandten, um bei ihnen die Poeſie zu ſuchen, die uns fehlte, und die urwüchſig aus uns ſelbſt zu entwickeln wir weder unſrer Zeit noch unſerm Volkscharakter die notwendigen Bedingungen zutrauten. Indem wir aber Zugeſtändniſſe ohne die Nötigungen, welche dieſelben rechtfertigten, mit aufnahmen, ſo geſellten wir zum erſten den zweiten Fehler, und unſer Drama mußte jenen zweideutigen Gewinn für das ganze Feld der Poeſie mit doppeltem Nachteile auf ſeinem beſondern Gebiete bezahlen. — Die griechiſche Tragödie ſtellt

Heroen dar, ein Geſchlecht, an Schönheit und Größe über den Menſchen, welche ſie ſpielten, und welche die Zuſchauer die Spieles waren. Dieſe Mängel der Spieler vor der äußern Anſchauung auszugleichen, wandte man Maske und Kothurn an. Wir Neuern können den Gebrauch der Maske nicht begreifen; uns wiegt die Individualität ſchwerer, deren Ausdruck das Geſicht iſt; während dieſes der gegneriſchen Anſchauungsweiſe der Griechen ein Körperteil war, wie ein andrer auch, und ihnen mehr an der Harmonie desſelben mit den übrigen lag, als an einem überwiegenden Vortreten desſelben. Der Kothurn iſt, ſelbſt wenn wir uns in die Anſchauungsweiſe der Griechen zu verſetzen ſuchen, ja aus der Anſchauungsweiſe jener Alten heraus uns noch unverſtändlicher; denn die künſtliche Verlängerung des unteren Beines mußte die Harmonie des Gliederbaues aufheben und durch die Gewänder hindurch beim Schreiten das Knie zu hoch erſcheinen laſſen, ein Übelſtand, den ihr feines Gefühl an einer Bildſäule gewiß nicht ertrug. — Man nahm nun die feierliche Allgemeinheit und Gemeſſenheit, den mehr lyriſchen Pomp und Nachdruck der Reden, wie er der übermenſchlichen Geſtalt und Schönheit von Heroen und dem bewegungsloſen Geſichte angemeſſen war, in ein Drama herüber, deſſen Perſonen Menſchen waren, und deſſen Darſteller ihr eignes lebendiges, nacktes Geſicht trugen. Die philoſophiſche Betrachtung kann ihrer Natur nach nicht auf ſolche Umſtände der Anſchauung eingehen, aber wer Sinne hat, deren Schärfe noch nicht durch die Gewohnheit gelitten hat, ſich nach innen zu richten, wenn etwas außer ihnen zur Kenntnisnahme auffordert, d. h. zu reflektieren, wenn es ſcharf zu ſehen gilt, die Augen zuzumachen, wo es gilt, ſie offen zu machen, der wird zugeben müſſen, daß der Gebrauch der Maske, und was durch die Notwendigkeit der ſinnlichen Übereinſtimmung aller

Teile der poetiſchen Wahrheit aus demſelben für das griechiſche Drama folgte, eben eines der vornehmſten, unterſcheidendſten Merkmale des antiken und modernen Dramas und zugleich einer der Gründe ſei, warum das letztere ſich hüten muß, von jenem zu entlehnen.

Wem das eben Geſagte nicht einleuchten ſollte, der denke ſich oder ſehe, wenn er es ſonſt kann, ein Stück von Sophokles auf dem modernen Theater. Wenn der Schauſpieler nicht unnötige, dem Ton, Rhythmus und Inhalt ſeiner Reden widerſprechende mimiſche Künſte anwenden will, ſo wird momentan ſein lebendiges Geſicht zur Maske, ſeine Geſtalt zur Statue erſtarren müſſen, ein mindeſtens ebenſo unſchöner Anblick als eine Statue, der man durch Farbe und Beleuchtung den ganzen vollen Anſchein des wirklichen Lebens leihen könnte, nur dieſes ſelbſt nicht; wirkliches Leben, das den Schein des Unbelebten ſich ankünſtelt. Man denke ſich Hamlet oder die Gräfin Orſina — in Masken geſpielt! — Es iſt ein thörichter Verſuch, das altgriechiſche Drama ganz wiederherſtellen oder auch nur teilweiſe es in unſer modernes deutſches hineinbauen zu wollen, jenes Drama, das eben darum ſo vollkommen erſcheint, weil es nichts von andern äußerlich entlehnt, ſondern ſo ganz und gar bis in die äußerſten Wipfel hinauf mit ſeiner Wurzel Eines war; oder daß wir endlich auf den Einfall geraten könnten, in unſerm Drama ein Ragout von dem Schmauſe aller Zeiten, Nationen und Gattungen chemiſch zuſammenzubrauen. Im Gegenteile müſſen wir ein Drama ſuchen, welches unſer ſei, wie das griechiſche für die Griechen war; ein Drama, lediglich aus ſeinen Bedingungen entwickelt, nicht wie dieſe irgendwo, irgendeinſt waren oder endlich zu aller Zeit im Äther ſein könnten, ſondern wie ſie in der Natur der Gattung, unſrer Zeit und unſrer Volkstümlichkeit gegeben, wirklich ſein können und wirklich ſind; als Gattung einer Poeſie, die ſelbſt nicht aus dem flüchtigen Tage, ſondern aus dem Großen und Ganzen unſers wirklichen Lebens organiſch hervorgegangen iſt. — Den ſpäteren in ähnlicher Weiſe auf unſer Drama ſchädlich wirkenden Einfluß Calderons übergehe ich, weil er wenigſtens die großen Männer nicht berührte, die wir, wie ſie als große Denker und Dichter und als Bildner der Nation die Heiligenbilder unſrer Verehrung ſind, gern auch als Wegweiſer und Muſter alles unſers poetiſchen Schaffens aufrichten möchten. Nur hindeuten will ich noch auf unſer Studium des größten Epikers aller Zeiten, des alten Homer, welches uns verleitete, auch rein epiſche Schönheiten in unſer Drama aufzunehmen und es zum Orte machen zu helfen, wo zu ſeinem Nachteile die Reize aller Dichtungsarten aller Jahrhunderte ſich ein verwirrtes und verwirrendes Rendezvous gaben.

Durch alles das entſtand bei uns die Lehre vom abſtrakten Kunſtwerke, in welchem nicht der Geiſt, ſondern die zufällige äußere Form entſchied, ob es für lyriſch, epiſch oder dramatiſch gelten ſollte. So erhielten wir Gedichte, in denen eine Handlung nicht dargeſtellt, ſondern dialektiſch erörtert, lyriſch durchempfunden und epiſch geſchildert wurde, ſogenannte Litteraturdramen. Die Wechſelwirkung zwiſchen Schauſpieler und Publikum hatte ſie nicht erſt fertig zu machen, und da die Aufführung dem Kunſtwerke nicht zu nützen vermochte, ſo konnte ſie natürlich nur ſchaden, und ſo war es nur folgerichtig, wenn man ſie als eine Art Verunreinigung und Entweihung des Kunſtwerkes anſah und es dem Dichter übel nahm, wenn er bei der Arbeit an die Aufführung gedacht zu haben und ſomit die Abſicht zu verraten ſchien, ſein eignes Kind der Schändung zu verkaufen. Dieſe Folgerichtigkeit hatte eine andre Schule nicht für ſich, welche das ſogenannte Bühnengerechte mit dem poetiſchen Kunſtwerke mechaniſch verbinden wollte, d. h. deren Grundſatz es war, das Poetiſche und das ſogenannte Bühnengerechte abwechſeln oder im beſten Falle gleichgiltig nebeneinander hergehen zu laſſen; denn in der einen Meinung waren ſie und alle übrigen Richtungen unſers dramatiſchen Schaffens einverſtanden, daß beides, das Poetiſche und das Bühnengerechte, durchaus verſchiedene, ja wohl in manchen Fällen geradezu widerſprechende Dinge ſeien. Gleichwohl hatten wir auf unſern Bühnen faſt täglich den thatſächlichen Beweis vor Augen, daß poetiſche und theatraliſche Wirkung nicht nur Hand in Hand gehen, nein, daß ſie völlig eins ſein können. Und dies Vorbild, wenn nicht aus unſrer Nation im engern Sinne, doch aus demſelben Volksſtamme und faſt aus denſelben klimatiſchen und ſprachlichen Bedingungen hervorgegangen, in Geſinnung und Religion und Bildung uns unendlich näher ſtehend als der unumwölkte Himmel jenes in Raum und Zeit durch unausſprechliche Kluft von uns geſchiedenen Hellas, hatten alle Klaſſen der Nation mit einer Begeiſterung begrüßt, die das innere Bedürfnis bewies; während das von den Griechen und Romanen entlehnte wie eine Art vornehmer Luxus nur allmählich und zuerſt nur bei den Gelehrten und durch ihre Bildung dem nationalen Charakter bereits Entfremdeteren Eingang fand. Und der Mann — unſer Stolz, daß er ein Deutſcher war —, der zuerſt und mit dem größten Nachdrucke auf dies ſtammverwandte Muſter zeigte, hatte nicht allein als ausübender Künſtler in ſeinen Dramen, ſondern auch als Kritiker in ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie für den Aufmerkſamen Wege genug gebahnt, zum Verſtändniſſe deſſen, worauf es hier vor allem ankam, vorzudringen. Er hatte gezeigt, daß die Poeſie, die der Theaterwirkung fremd oder gar mit ihr unverträglich, eben keine dramatiſche war, und daß das echte Bühnengerechte eben nichts anderes ſei als die natürliche Geſtalt der dramatiſchen Poeſie — das echte Bühnengerechte; denn auch das wies er bereits nach, daß es auch ein falſches gebe, beſtehe es nun in bloß äußerlichem Schmucke der Szene für das Auge, in volltönender lyriſcher Rhetorik für das Ohr, in einem bloß dichteriſchen Effekte, wo vorübergehend oder ſchlimmer gar für die Dauer des ganzen Stückes der Schauſpieler zum bloßen Deklamator wird, oder endlich in willkürlich eingelegten ſchauſpieleriſchen Effekten, in denen der Schauſpieler ſich eigenmächtig losmacht von der Hand des Dichters, um auf Koſten des Ganzen zu wirken.

Was Leſſing fehlte, war das tiefere Verſtändnis des Tragiſchen beim Shakeſpeare, welches wir bei Goethe wiederum in Betrachtung durchdrungen, aber in ſeinen Dramen einſeitig von der gleichfalls dramatiſchen Bedingung des Schauſpieleriſchen abgelöſt finden. Wie die deutſche dramatiſche Litteratur, beſonders in ihren dramatiſcheren Leiſtungen, gleichſam eine Reproduktion Shakeſpeares aufweiſt, wo man nicht bloß in den Grundanſchauungen ganzer Werke eine Wiederaufnahme Shakeſpeariſcher Gedanken, ſondern auch häufig in den wirkungsvollſten Szenen abſichtliche Kopien von Shakeſpeariſchen Szenen deutlich herauserkennt — ſo hatten ihre Heroen ſich in die Eigenſchaften geteilt, deren Geſamtbeſitz Shakeſpeare zum dramatiſchen Dichter macht, ſie hatten dieſelben aber mit ganz verſchiedenartigen, oft unverträglichen Einflüſſen von anderswoher verſetzt. Dieſe Vermiſchung ſcheint bei unſern großen Dichtern in Weimar zuletzt eine grundſätzliche geworden zu ſein. In Schillers Briefen an Goethe finden wir öfters angedeutet, einmal auch nackt ausgeſprochen den Satz, ein Gedicht ſei deſto poetiſcher, je weniger ſtreng und vollſtändig es das Weſen ſeiner beſondern Gattung ausdrücke. Dies iſt ſchon völlig herausgebildeter Gegenſatz zu

Leſſings Meinung, „ein Drama ſei ein um ſo vollkommneres Gedicht, je mehr es Drama ſei; das Drama müſſe dramatiſche Schönheiten haben; was im Epos, im lyriſchen Gedichte höchlich zu loben ſei, das gereiche, ins Drama verpflanzt, zum gerechten Tadel, denn Schönes ſei nur an der rechten Stelle ſchön.“ Die neue Meinung ſiegte, Leſſings Einfluß ſank in demſelben Maße, als er unentbehrlicher wurde; wo er allein helfen konnte, war man ſeiner am liebſten überhoben; es wurde immer bequemer, geringſchätzig auf ihn und ſeine Bemühungen herabzuſehen, als ſie zu nutzen und von ihnen zu lernen. Und der thatſächliche Beweis ſteht heute noch zu erwarten, daß durch Vermiſchung der Gattungen etwas Poetiſcheres hervorzubringen ſei, als die ſtreng dramatiſchen Werke Shakeſpeares ſind. — Werfen wir einen Blick auf das geheimnisvolle Weſen, welches das „Bühnengerechte“ hieß, auf den Gegenſtand der Verachtung der exkluſiven Dichter, die Milchkuh der ſogenannten Macher, das notwendige Übel für die Männer der Mitte, welches ſie geringzuſchätzen vorgaben und doch im Schweiße ihres Angeſichtes ſuchten. Seine Geſtalt war eine doppelte, je nachdem es einem bereits fertigen „Kunſtwerke“ nachträglich beigebracht oder einem neu zu fertigenden zu Grunde gelegt wurde, welches letztere dann, weil es mehr äußere Kunſtfertigkeit als künſtleriſches Vermögen in Anſpruch nahm, zum Unterſchiede von jenem ſogenannten Kunſtwerke wohl ein Kunſtſtück zu heißen verdiente. Es beſtand aus einzelnen Handwerkskniffen, die weder organiſchen Zuſammenhang untereinander noch zum Gegenſtande eine notwendige Beziehung anſprachen, meiſt von alleräußerlichſter Art; ihre Anwendung verlangte weniger Kühnheit als ſtumpfe Gleichgiltigkeit gegen alle edleren Anforderungen von Geſchmack und Bildung; ein wirklich poetiſcher Geiſt und eine edle Natur waren

durch
[illegible]

die größten Hinderniſſe des Gelingens. Auch wirkliche dramatiſche Kunſtwerke, die für die Aufführung gedacht ſind, müſſen es ſich gefallen laſſen, noch einmal für die Bühne eingerichtet zu werden. So die Shakeſpeares. Man mißverſtehe mich nicht dahin, als erklärte ich mich gegen alles und jedes Streichen bei Shakeſpeare; ich bin nur gegen jenes zweckwidrige Streichen, wodurch der kauſale Zuſammenhang des Vorganges und die Notwendigkeit ſeiner Tragik aufgehoben und ein falſches Verhältnis der Teile und ihrer Bedeutung unter ſich und für das Ganze hervorgebracht wird. Und nicht allein dies geſchieht; wir haben es oft genug erlebt, daß ſelbſt Schauſpieler, ſelbſt aus ihren eignen Rollen Stellen entfernten, welche ſie, wenn ſie Schauſpieler genug waren, ihr eignes Intereſſe zu verſtehen, vor allen andern hätten hegen müſſen. Leider muß geſagt werden: unter dem vereinten Einfluſſe der Macher und der exkluſiven Dichter haben viele Schauſpieler die Natur ihrer Kunſt ſo gänzlich verkennen gelernt, daß ſie auch in wirklich dramatiſchen Gedichten die lohnendſten Schauſpieleraufgaben oft gänzlich überſehen und ſie entweder als „undankbar" entfernen oder, was ſchlimmer, zu lyriſch-rhetoriſchen Wirkungen verwenden, womit ſie gegen des Dichters, des Zuſchauers und ihr eignes Intereſſe deklamieren, ſtatt zu ſpielen und darzuſtellen. —

Jede Kunſt ſchließt ein Handwerk in ſich, einen Teil, der gelehrt und gelernt werden kann, und über welchen hinaus die eigentliche Kunſt erſt beginnt. Das Genie bedarf ihrer nicht, auch nicht der Rückführung des Wertes der einzelnen Kunſtmittel auf ihr jedesmaliges Verhältnis zum Kunſtzwecke; es bedarf keiner beſondern Vorſchrift, denn das iſt eben ſein Weſen, daß es in einer und derſelben Anſchauung alle Bedingungen der Gattung und alle nach ihrem relativen Werte umfaßt. Wir aber ſtehen ohne Ausnahme noch als Lehrlinge und angehende Geſellen des dramatiſchen Handwerkes vor jenem einzigen Meiſter der dramatiſchen Kunſt, und dennoch —! — Es iſt nicht ſtreng genug zu rügen, in welcher unverantwortlichen Impietät nicht allein die meiſten einrichtenden Regiſſeure, auch die meiſten Theaterintendanzen und Direktionen und Perſonales bis zum geringſten Statiſten herab mit Shakeſpeare verfahren, den ſie doch nicht entbehren können. Das elendeſte neuere Machwerk hat ſich größerer Rückſicht von ihnen zu rühmen, als die vortrefflichſten Werke des größten Dramatikers, der faſt allein die Würde ihrer Bühnen aufrecht erhalten muß. Man hat eben keine andre Rückſicht als den eignen Nutzen und beſchwichtigt, was ſelbſt der Eigennutz, wenn er nicht ohne alle Einſicht iſt, an dieſem Verfahren tadeln muß, damit, daß „Shakeſpeare nicht tot zu machen ſei.“ Man kann den Satz ihnen zugeben, denn wahrlich, ſie haben alles gethan, was möglich war, die Wahrheit desſelben zu erproben. Und da ich den alten königlichen Lear Shakeſpeare der Kindlichkeit ſeiner dankbaren Töchter, der deutſchen Theater, überlaſſen muß, ſo iſt freilich zuzugeben, daß äußerliches Schneiden und Zuſammendrängen allein gewiß nicht imſtande iſt, die Wirkungsfähigkeit ſeiner Dramen vollſtändig aufzuheben. Denn er hat ſchon vor der poetiſchen Ausführung das dramatiſch Wirkende ſeines Stoffes ſo energiſch zuſammengedrängt und das Wirkungsloſe als Wirkungswidriges, denn ein drittes giebt es nicht, ſo unerbittlich hinausgewieſen, daß die Schere des Einrichters ſich nur an der freien Entfaltung verſündigen kann, die der Dichter nach ſolchem Verfahren der Darſtellung ſeines Vorganges vergönnen durfte, um alle ſtörende Abſichtlichkeit der Wirkung zu entfernen. Aber jene dramatiſche Abſicht, in welcher der engſte Kern der Fabel ſchon die dramatiſche Wirkung des ganzen Stückes im Keime in ſich enthält, iſt nicht nachträglich erſt in ein Stück, dem dies fehlt, hineinzubringen, am wenigſten hineinzuſchneiden; der Einrichter eines ſogenannten abſtrakten Kunſtwerkes, in welchem jener dramatiſche Keim entweder gänzlich mangelt oder doch zum dramatiſchen Baume ſich nicht entfaltet hat, muß ſich daher begnügen, für die eine große, ſelbſttätig aus dem Innerſten herausdrängende und bis in die äußerſten Zweigſpitzen ſchwellende dramatiſche Wirkung eine Anzahl kleiner, einzelner, äußerlicher einzuſetzen. Zunächſt nun ſpitzt er die Aktſchlüſſe zu, wodurch die Stetigkeit des Ganzen aufgehoben und auf deſſen Koſten der einzelne Teil emanzipiert wird; dieſe Spitzung gerät dadurch, daß das Charakteriſtiſche, wenn welches darin vorhanden iſt, zurück- und die abſtrakte Handlung in den Vordergrund tritt, zu einer mehr lyriſchen als dramatiſchen Steigerung des Momentes; ferner ſucht er das Abtreten der Perſonen entweder durch epigrammatiſche Zuſpitzung oder durch lyriſch-deklamatoriſches Anſchwellen der Rede herauszuheben, was in der Theaterſprache „Abgänge machen“ heißt. Der Macher eines ſolchen neuen Stückes verfährt dann in ähnlicher Weiſe. Zunächſt faßt er ins Auge, „was die Zeit bewegt,“ ſo heißen für ihn oft jene kranken Paradoxieen des Denkens und Fühlens, die, hervorgegangen aus der Geburtsſtätte unſrer Kleidermoden, wie dieſe erſt frappieren, dann unvermeidlich und zuletzt, wenn eine neuere ſie verdrängt, um dieſelbe kurze Tagesreiſe zu machen, lächerlich werden; jene Fragen, welche die Geiſtreichen ſo aufregend beſchäftigen, den Verſtändigen kaum ein verwundert-mitleidiges Kopfſchütteln abnötigen können, jener grillige, äußerſte Franſenbeſatz am Gewande der Zeit; dabei verſteigt er ſich auch wohl zu wirklichen Fragen des Jahrhunderts, auf die aber niemand weniger zu antworten geſchickt iſt als die Poeſie; dann nimmt er prüfend durch, was irgend in der letzten Zeit auf den Brettern Glück gemacht und, leichtverkleidet wiedergebracht, noch einmal dort Glück zu machen verſpricht. Aus all dieſem letzteren ſucht er ſeinen Stoff zuſammen, denn das organiſche Entwickeln eines Ganzen aus einem einzigen lebensvollen Keime iſt ſeine Sache nicht; von dem erſteren entlehnt er ſeine Rhetorik, denn das mechaniſch zuſammengebrachte Werk hat kein eignes Herz, keinen eignen Odem; daß es als ſolches nicht ſelbſt ſeinen Körper ſchaffen kann, dies beunruhigt ihn nicht; um ſo weniger wird es Widerſtand leiſten, wenn er ſeine kleinen Theatereffekte hinzubringt, die ebenfalls zuſammengeleſen, weder unter ſich noch mit der Natur des Stoffes irgendwie in notwendigem Zuſammenhange ſtehen. Nun leimt er ſeine Aktſchlüſſe, Abgänge und die unvermeidlichen Reden zwiſchen dieſen großartigen Momenten entweder zu einer Mauſefalle für die geſchickt geköderte Neugier, oder er fügt ſie zu einer Maſchine zuſammen, welche die Säfte des Zuſchauers durch geſchicktes Prickeln nach den Thränendrüſen kitzelt und den ſinnlichen Schmerz der Überfüllung derſelben nach vier Akten langer, wohlberechneter Steigerung im fünften mit der ſinnlichen Luſt ihrer Entladung bezahlt. Und ſelten wird er ſich verrechnet haben; denn ſo angelegentlich, wie irgend einer, der ein Günſtling werden will, Launen und Schwächen ſeines Herrn, hat er Launen und Schwächen des großen Publikums ſtudiert und weiß, daß auf einen geglückten, auf die Stärken der Menſchen angelegten Plan immer drei durch Benutzung ihrer Schwächen gelungene kommen.

Von allen dieſen Richtungen des ſogenannten dramatiſchen Schaffens unſrer Zeit kommen wir immer wieder auf die Frage zurück, von der wir ausgingen, auf die ſie alle uns keine genügende Antwort geben können. Wir verlangen von einem dramatiſchen wie von jedem andern Kunſtwerke vor allem andern, daß es ein Organismus ſei, daß es an jeder Stelle alle ſeine Bedingungen und alle in der innigſten Durchdringung in ſich habe; bei der abſtrakt-poetiſchen Schule fanden wir, daß ſie nur eine Bedingung ihres Daſeins organiſch durchbilde, die andern dagegen als ein Fremdes, Störendes von ſich weiſe, bei der akkommodierenden, daß ſie die verſchiedenen Bedingungen nur mechaniſch verbunden enthalte, bei den Machern endlich, daß ſie von einer organiſchen Verbindung gänzlich abſehen und das Kunſtwerk lediglich auf dem mechaniſchen Wege im Kunſtſtücke ſuchen. Und ſo bleibt uns denn nichts andres übrig, als, ſo gut wir können, ſelbſt die Antwort auf unſre Frage zu ſuchen.

Die Schwierigkeit, das zu löſen, was ich als Aufgabe fand, hat mich oft an meinem Talente zweifeln gemacht. Doch hat der Gedanke, andern zu nützen, die ihre Kraft im Ringen mit dem Irrtume noch nicht verzehren mußten, mich beharren laſſen. Der jetzige Stand der Dramatik rechtfertigt meine Studien. Ich kam aus einem Schiffbruche; die noch übrige Kraft ſetzte ich daran ohne Studium; ich fand Freunde, Ermunterer, vor allem in Ed. Devrient. Ich mußte der Kritik in vielem recht geben, in andrem, was ſie nicht berührte, fand ich ſelbſt Zweifel. Die Art der Kritik belehrte mich nicht. Die Not unſrer Bildung iſt nicht die Armut, ſondern der Reichtum. Wir haben überall genaſcht; es fehlt uns nicht an Rat, es wird uns zuviel erteilt. Wir müßten eher vergeſſen als hinzulernen. Der Inſtinkt hat ſeine Unbefangenheit verloren. Doch aus der Irre, in die wir durch Reflexion geraten, kann uns nur Reflexion befreien, wir müſſen uns *durch ſie von ihr* befreien. Und ſollte es mein Schickſal ſein, daß ich an die Findung eines Weges meine letzte Kraft zuſetzte und ihn nicht ſelbſt begehen könnte, ſo wird er vielleicht andern zu gute kommen. Habe ich manches nicht gebilligt, was der Nation heilig geworden iſt, ſo kann ich mich nur mit der Gewiſſenhaftigkeit meines Strebens rechtfertigen. Ich habe auch meine eignen Wünſche und Vorurteile für nichts geachtet. Mir war es darum zu thun, das Weſentliche der Aufgabe zu finden und es abzulöſen von hiſtoriſchen Einflüſſen. Die Philoſophie hat ein Ideal dargeſtellt, ſie kann von individuellen Bedingungen abſehen und die abgelöſten Begriffe neu verbinden. Der Dichter kann das nicht. Ich gehe den Weg als Praktiker. Man hat nicht allein die dramatiſchen, auch die lyriſchen und epiſchen Schönheiten zu einem Ideale verbunden, das nur abſtrakt genommen Exiſtenz hat, das aber durch praktiſche Verwirklichung zur Ungereimtheit wird. Die philoſophiſche Abſtraktion hat ſich der dichteriſchen untergeſchoben. Man ſagt mir, nachtwandle fort, beſſer als thatlos ſtehen bleiben. Aber nachtwandeln kann ich nicht mehr. Einmal in den Apfel der Erkenntnis gebiſſen, muß man weiter und weiter; halbe Einſicht iſt ſchlimmer als keine. Ich muß ſuchen durchzukommen. Die Verwirrung iſt zu groß, das Dramatiſche iſt verloren gegangen. Man hat nicht allein die Schönheiten aller Zeiten, ſondern auch ihre Konventionen, nicht allein die dramatiſchen, ſondern auch die epiſchen und lyriſchen ins Drama herübergenommen; unſer Unglück iſt nicht der Mangel, ſondern der Überfluß an Muſtern. Ich muß mir meinen Weg ſuchen und tröſte mich, wenn nicht mehr mir, ſo kommt er andern zu gut. Das Schlimmſte iſt, daß wir Jetzigen unſre beſte Kraft im Wegſuchen verlieren müſſen und meiſt wohl am Anfange desſelben liegen bleiben. Unſre großen Dichter hatten ſich eine andre Aufgabe geſtellt, als die dramatiſche, das Drama war ihnen nur Mittel, und es hat dafür büßen müſſen. Die Bildung, die ſie uns brachten, kommt uns allen zu gute, und wir müſſen dankbar ſein.

— Shakeſpeare iſt der Spiegel, nicht das Spiegelbild ſeiner Zeit. Er zeigt uns die Leidenſchaften ſeiner Zeit dramatiſch in den Kämpfen handelnder und leidender Menſchen; aber nirgends iſt er ſelbſt lyriſch in den Kampf hineingeriſſen, den er darſtellt, mit ſo wunderbarer Kraft der Anſchauung er ſich auch in jede ſeiner Perſonen zu verſetzen weiß, ſodaß er, wie Gervinus ſagt, ihre Gedanken mit ihnen denkt und ihre Sprache ſpricht. Das Publikum iſt ſeine berufene Jury. Der ganze Fall wird von den Geſchworenen vernommen, die ganze Handlung ereignet ſich vor ihren Augen; kein Beweggrund bleibt ihnen verborgen; denn der Beweggrund iſt es, der dem Handeln das Urteil ſpricht; nichts wird beſchönigt, nichts halb gezeigt, um das Urteil der Geſchworenen zu irren; wir ſehen, wie der Schuldige war, ehe er ſchuldig wurde, den Keim, aus dem der giftige Baum emporſchießt, den Samen der Leidenſchaft, wir ſehen ihn wachſen, bis er die Vernunft überwächſt. Wir ſehen den Menſchen ſchuldig werden, wir ſehen ihn, mit ihren Folgen kämpfend, die Schuld vermehren und endlich an ihr untergehen. Mitleid mit der menſchlichen Schwäche faßt uns, die Stärke imponiert ſelbſt noch am Gefallenen. — Aber über alles das weiß er uns hinauszuheben auf den Standpunkt ſeines eignen unbeirrten ſittlichen Urteiles. Nicht die ſogenannte Idee, die der Gegenſtand der Leidenſchaft iſt; die Leidenſchaft ſelbſt begehrt, wird ſchuldig und kämpft; der Stern bleibt unverrückt und ungetrübt, aber der Menſch, der ihn durch Schuld erreichen wollte, ſtürzt mit gebrochenem Flügel in die Tiefe; nicht das Schöne geht zu Grunde, nur die Schuld; die Wirklichkeit iſt weder das Gute noch das Schlimme, weder das Schöne noch das Häßliche; ſie hat beides in ſich, dem Menſchen ſteht die Wahl offen, und ſein Schickſal hängt an ſeiner Wahl. Im neueren Drama dagegen wie faſt in der ganzen neueren Litteratur iſt der Dichter ſelten der Spiegel, meiſt das Spiegelbild der Zeit, ſind die Leidenſchaften der Zeit nicht der objektiv behandelte Stoff, ſondern ſie diktieren ihm ſubjektiv den Stoff, ſie ſind nicht der Gegenſtand ſeiner Darſtellung, ſondern die maßgebenden Mächte derſelben, es erſcheinen die Menſchen und Verhältniſſe nicht in eigner Geſtalt und Farbe, ſondern durch das parteiiſch gefärbte Glas einer herrſchenden Leidenſchaft angeſchaut. Der neuere Dichter iſt nicht mehr der Richter des Falles, er iſt der Anwalt der unterliegenden Partei, er verwirrt das Bild des Falles, er macht die Ausnahme zur Regel, bemäntelt und beſchönigt hier, entſchuldigt und verdächtigt dort, ſchiebt die Schuld von dem Angeklagten auf die Situation, auf die Zeit, auf den Richter ſelbſt, macht ein Ding aus dem Helden, um nur unſer Mitleid ihm zu ſichern; zu Hilfe nimmt er die Leidenſchaften des Tages, die menſchlichen Schwächen der Geſchworenen, um ſie in die Parteinahme für ſeinen Klienten hineinzureißen; im Helden fällt nun nicht ein Schuldiger, ſondern ein Opfer der materiell mächtigeren Gegenpartei; ſein Ausgang iſt nicht die Folge ſeiner Schuld, ſondern das Los des Schönen auf der Erde; der Haß des Publikums hilft das Schöne an dem rohen Schickſal, das Ideal an der ſchlechten Wirklichkeit rächen; und ſo iſt es nur zu loben, daß in dem Stücke eigentlich niemand ſpricht, als der Dichter ſelbſt, denn es iſt in der That niemand anders der wahre Sieger und der eigentliche Held des Stückes, als der geſchickte Advokat, der glänzende Redner, der tapfere Verteidiger und Rächer des ungerecht Gerichteten, der Dichter in ſeiner eignen vor Vortrefflichkeit glänzenden Perſon. Die meiſten Kataſtrophen unſrer Tragödien und Novellen ſind dergleichen Meuchelmorde der Wirklichkeit an dem Schönen, erſonnen von dem Anwalte zu ſeiner eignen Verherrlichung in der Verherrlichung der Leidenſchaft der Zeit. Und nachdem einmal ein geiſtreicher, ſchön und tapfer redender Advokat in dieſer Weiſe vor dem bewundernden Publikum geglänzt, iſt die Eitelkeit, einen ähnlichen Triumph zu feiern, oft der ganze Beruf zum dramatiſchen Dichter. Er ſucht nun irgend ein Unrecht der Wirklichkeit, d. h. des Beſtehenden, gegen den Einzelnen, eine Roheit des Schickſals gegen das Schöne, um es in einem Gedichte vor dem Leſer oder Zuſchauer ſiegend zu bekämpfen; es iſt kaum eine geſellige Einrichtung, die ehrwürdigſten nicht ausgenommen, die ſich nicht zu ſolcher Bärenhetze hergeben müſſen. Und findet die Haſt der entzündeten Eitelkeit des Dichters kein wirklich Beſtehendes, deſſen Unrecht, d. h. deſſen Kehrſeite ſich hervorwenden, deſſen Recht ſich verſchleiern ließe mit geſchickter Dialektik, dem ſegensreichen Angebinde der neueren Philoſophie, ſo fängt er das Werk der poetiſchen Erfindung wohl ſchon hier an, ſchnitzt und kleiſtert einen Theaterdrachen von Unrecht aus Pappe, mit rottuchener Zunge: dann zieht er die Rüſtung der goldenen Phraſen an; an ſeinem Speere flattert die Fahne der Humanität, des Aufſtandes gegen Tyrannei von allen Sorten, und ſo ſprengt er, des Beifalls gewiß, Staub und Worte wirbelnd auf ſein eignes Gemächte los und ſtößt ihm den tödlichen fünften Akt tief in ſein pappenes Herz. Ich ſollte nicht ſcherzen; denn die Sache hat ihre ſehr ernſte Seite. Wer ſich gewöhnt, die Wirklichkeit als einen endloſen Herodiſchen Kindermord des Schickſals an dem Schönen zu betrachten; wer immer nur die Schattenſeiten des Lebens in das Auge faßt, um ſie noch durch den Kontraſt des abſoluten Ideales zu vertiefen, das er daneben hält; wer dann ſeine Mißſtimmung dadurch in ſelbſtmordlüſternem Behagen noch immer ſchärfer wetzt, daß er die bunten, ſchönen Blaſen ſeiner Träume gegen die ſchroffen Ecken der Dinge treibt, woran ſie platzen müſſen; wer ſich ſo zum Spielzeuge ſeiner kindiſchen Wünſche macht, der darf ſich nicht beklagen, wenn die Welt, die er ſich ſelbſt entgöttert, ihm zur Wüſte wird, wenn die gewaltige Wirklichkeit das ſchwache Kind ſeiner eignen Verwöhnung aus allen ſeinen Sinnen ſchreckt, das nicht einmal die gewaltigeren Gebilde einer männlichen Kunſt ertragen kann. So nahm man dem Leben die Kraft, den Mut, den Glauben an ſich, alles, woraus ein freudiges Handeln erwachſen konnte, ſo nahm man dem Leben alle Bedingungen ſeiner eignen naturwüchſigen Poeſie und beklagte ſich, daß das Leben poeſielos ſei. Die wahren Dichter, und wie große darunter, wanderten aus in ferne Lande und Zeiten, in das alte Hellas, in das romantiſche Mittelalter, in den rauſchduftenden Orient, ja in geträumte künftige Jahrhunderte und überließen den Boden, den Geburt und Natur ihrer Bearbeitung anvertraut, der Überwucherung von Unkraut, deſſen Geilheit wenigſtens die Fruchtbarkeit des Bodens bewies und zur doppelt gewichtigen Anklage der berufenen Gärtner wurde.

Gewiß haben unſre politiſchen Zuſtände das Ihre zu alledem beigetragen; unſre Poeſie hat ihnen zu allen Zeiten dieſen Vorwurf gemacht, aber ihrerſeits nichts oder doch ſelten das gethan, was ſie beſſern helfen konnte. Wie die Lyrik in das Techniſche des Dramas, ebenſo griff die lyriſche Anſchauung und die Reflexion überall verwirrend in das poetiſche Bild der Geſchichte, welche nur epiſch oder dramatiſch ſich treu auffaſſen und darſtellen läßt. In dem großen Gedichte, welches, in Deutſchland das erſte, von einem edlen, männlichen Geiſte geſchaffen, ein Bild des großen Lebens der Geſchichte vor die gerechte Bewunderung der Nation hinſtellte, geſchah es, daß ein lyriſchidylliſches Intereſſe ſich dem dramatiſch-hiſtoriſchen gegenüber lagerte, nicht als ein aus ſich ſelbſt aufgeſchoſſener Paraſit an der Wirkung desſelben, ſondern abſichtlich erſonnen, um jenes zu parodieren und grundſätzlich die Flucht vor dem Geſchichtlichen, dem großen handelnden Leben, in das Idyll und die lyriſch-innerliche Beſchaulichkeit zu predigen. Neuerlich miſchte die lyriſche Anſchauungsweiſe ſich innerhalb ihrer eignen Gattung in die Politik, um unter dem Namen politiſcher Lyrik eine lyriſche Politik in die Nation zu bringen — als ob nicht eben die lyriſche Richtung der neueren deutſchen Bildung ſchon das Haupthindernis wahren politiſchen Lebens geweſen wäre. — Wer unſer Reden, Handeln, Fühlen, Dichten und Trachten in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren unbefangen betrachtet, der muß ſich geſtehen, daß unſer Intereſſe an der Politik meiſt ein philoſophiſch-lyriſch-rhetoriſches, daß es uns weniger um die Realitäten, um das Praktiſche, um beſtimmte endliche Erfolge des politiſchen Lebens zu thun war, als um etwas zu haben, was wir philoſophiſch ergründen, worüber wir geiſtreich und begeiſtert deklamieren und uns in überſchwengliche lyriſche Stimmungen verſetzen konnten. Und merkt man ſorgfältig auf das, was Dichter durch ihre Wahl, Kritiker und Publikum durch ihr Urteil von allen Gattungen der Poeſie als das eigentlich Poetiſche anerkennen, ſo wird man finden, es iſt das Lyriſche und Idylliſche. Für das männliche Element der Poeſie, für die Poeſie der Kühnheit und der thatkräftigen Tüchtigkeit iſt die Empfänglichkeit durch Mangel an Übung verkümmert; ſchon Schillers Theorie des Erhabenen hat für das Erhabene der Thatkraft keine Stelle, und Luther, Friedrich der Große und alle Repräſentanten desjenigen, was man ehemals das Deutſche nannte und mit Begeiſterung als den eigentlichen Herzpunkt der Poeſie des deutſchen Weſens hegte, müßten ihre ganze ſchroffe Kraft und männliche Schönheit aufgeben und ſich lyriſch-idylliſch zurichten laſſen, um den zarten poetiſchen Seelen unſrer Zeit nicht geiſtiges Magenweh zu erregen. — Unſre großen Leidenſchaften ſind, unterbunden von philoſophiſcher und lyriſcher Betrachtungs- und Anſchauungsweiſe, zu ihren eignen Zerrbildern verſchrumpft, und die kleinen wuchern deſto luſtiger, der zwergige Geck Eitelkeit vor allen ſpreizt ſich im vollen Beſitze über ihren gelähmten Rieſengliedern. Die Geſchlechtslaſter der Frauen ſind nun die der Männer geworden; unſre Bildung iſt eine vorwiegend lyriſche, weibliche, die den Mann zu einem zarten Genoſſen des Weibes, nicht das Weib zur ſtarken männlichen Geſellin des Mannes erzieht; das Männiſche, wo es nicht zu erſticken war, muß als unberechtigt und ausgeſchloſſen zu barer Roheit entarten; und da die Männer Frauen geworden ſind, was ſollen die Frauen, durch dieſe geſchlechtliche Völkerwanderung aus ihrer natürlichen Sphäre verdrängt, thun? Wer kann ſich wundern über die weiblichen Emanzipationsverſuche der Zeit? Bleibt denjenigen Frauen unter ihnen, die keine Kinder werden wollen oder können, etwas andres, als das Feld zu erobern, das die Männer verließen, um das Gebiet einzunehmen, welches ehedem das ihre war? Mag man in dieſen Sätzen Übertreibung ſehen; aber frage man reihum, und man wird bei unſern Frauen weit mehr Tüchtigkeit, Entſchloſſenheit und Charakter finden, als wir Männer aufzuweiſen uns rühmen dürfen.

Um von dieſem Seitenwege uns zurück zu wenden, den näher zu beachten wir uns nicht verſagen durften, faſſen wir den Punkt, nach dem wir ſteuern, wiederum ſcharf ins Auge. Wir ſuchen das Bild eines Dramas, welches das unſre wäre; wir konnten keine Kunſt und kein Kunſtwerk anerkennen, als worin alle Bedingungen ihres Daſeins, jede in dem Maße ihrer Wichtigkeit für das Ganze vertreten, an jedem einzelnen Punkte des Ganzen ſich organiſch durchdringen. Es bleibt nichts übrig, als demgemäß die weſentlichen Faktoren des Dramas gründlich zu unterſuchen. Dieſe Faktoren ſind eben Dichter, Schauſpieler, Publikum. Aus ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe die Technik des Dramas zu entwickeln, iſt die Aufgabe dieſer Unterſuchungen. Das Drama darf ſich nicht abſcheiden vom Leben; wo erſcheint ſelbſt die Gottheit göttlicher? wo ſie ſich zu den Bedürfniſſen der Gottarmen herniederläßt, um dieſe mit ſich empor zu heben, oder wo ſie in unfruchtbarem Selbſtgenügen in ſtolzer Erdenferne von ihren Engeln ſich verehren läßt? Das Drama muß herniederſteigen zu den gemeinen Bedürfniſſen der Menge; die Kluft, die unſer dramatiſches Leben auch auf dieſer Seite von dem der alten Griechen trennt, iſt unüberſteiglich. — Dort ein religiöſes Volksfeſt, das die Bewohner des Landes in der Stadt des Jahres ein- oder zweimal vereinigte. Das Publikum ſchon beim Beginne des Spieles in der erhöhten Stimmung; das Spiel ſelbſt eine Art religiöſer Ceremonie, das Theater, deſſen Dach der freie Himmel, wie ein Tempel dem Ärmſten im Volke offen — hier das Theater ein täglicher Vergnügungsort, geöffnet nur für Geld, wie Ball- und Konzertſaal, das Publikum ſtimmungslos, geteilt zwiſchen den empfangenen Eindrücken des heutigen und den zu erwartenden des morgenden Arbeitstages, oder lediglich einer zum Bedürfnis gewordenen Gewöhnung folgend, deſſen Aufgeben unangenehm wäre, deſſen Befriedigung aber durch Alltäglichkeit den poſitiven Reiz verloren hat, den nur weiſe Sparſamkeit dem Genuſſe zu erhalten verſteht; oder um, wie Hebbel unvergleichlich treffend ſagt, nicht von den Mühen des Lebens, ſondern von dem Leben ſelbſt auszuruhen, viele, um die Welt und ſich ſelbſt zwei

Stunden lang los zu ſein, nicht wenige, um nur die Zeit zwiſchen Thee und Abendeſſen auf erträgliche Weiſe hinzubringen. Was alle dieſe und faſt alle, die das Publikum unſers Schauſpieles bilden, in dieſem ſuchen, iſt Unterhaltung. Das Drama ſoll das Unterhaltungsbedürfnis nicht nur eines Alters, eines Geſchlechts, einer einzigen Bildungsſtufe berückſichtigen. Seine Thüre ſteht allen offen, und es muß darauf denken, „allen etwas zu bringen." Zu ſeinem Vorteile entſprechen die verſchiedenen Bildungsſchichten den verſchiedenen Geſchlechtern und Altersſtufen; der ungebildete Menſch aus dem Volke bringt die Forderungen des Kindes, der Überbildete, Kulturmürbe die Anſprüche des höheren Alters vor den bunten Vorhang. Die feine Bildung findet ſich mit der Zartheit des weiblichen Geſchlechtes ein, das männiſche Element iſt es, was in den Erwartungen der niederen, noch unverweichlichten Klaſſe ſich geltend macht. Sie haben ein Recht, vom Dichter Unterhaltung zu fordern, denn ſie haben es bezahlt. Aber weit entfernt, daß die Befriedigung all dieſer verſchiedenen Anſprüche zu gleicher Zeit den wahren Dichter, der ſie nicht auf mechaniſchem Wege ſucht, zwingen ſollte, ſeinem Kunſtwerke und damit der Kunſt ſelbſt etwas zu vergeben, enthält ſie vielmehr die Nötigung, nach der höchſten Wirkung aller Kunſt zu ringen. Indem er fortwährend die Geſamtheit der menſchlichen Kräfte in ein lebendiges Spiel verſetzt — denn jene verſchiedenen Anforderungen gehen weſentlich aus dem einſeitigen Vorwiegen einer derſelben hervor —, indem er den Sinn durch Mannigfaltigkeit und Bewegung, die Phantaſie durch Ausdehnung, das Gemüt durch Zuſammendrängung, den Verſtand durch kauſale Geſchloſſenheit, den Witz durch überraſchende Kombinationen, den Scharfſinn durch Probleme, den Tiefſinn durch die aufgedeckte Spur zur innerſten Wahrheit des Lebens, das moraliſche

Gefühl und die Vernunft durch ſittliche Auffaſſung des Schickſals, das Schönheitsgefühl durch Harmonie befriedigt, ſtellt er in dem einzelnen Zuſchauer, wie ſehr beſondere Lebensſtellung, Erziehung, Lebenserfahrungen, beſondere tägliche Berufsarbeit ihn auch zerſtückelten und unter höchſtmöglicher Ausbildung einzelner Bruchteile ſeines Weſens die andern in Übungsloſigkeit verkümmern ließen, wenigſtens für die kurze Zeit der vollen Kraft ſeines Zaubers die urſprüngliche Ganzheit des Menſchen wieder her. —

Charaktere Shakeſpeares

Die zwiſchen * * eingeſchloſſenen Stellen ſind aus Ludwigs Handſchrift neu hinzugefügt worden und fehlen in den von M. Hendrich herausgegebenen „Shakeſpeare-Studien."

Molière und ſeine Nachfolger haben einen Charakter zum Zentrum ihrer Stücke gemacht: dasſelbe that Shakeſpeare, nur daß er dem Charakter auch eine Perſönlichkeit gab, was Molière zu ſeinem Nachteile nicht that. *So könnte Hamlet: der Unentſchloſſene heißen, Macbeth: der Ehrgeizige, Lear: der thörichte Vater, Shylock: der Wucherer, Othello: der Eiferſüchtige. (Selbſt in den Hiſtorien Heinrich IV. oder auch König Johann: der Uſurpator, Heinrich V.: der Held, Heinrich VI.: der fromme Schwächling auf dem Thron u. ſ. w.)*

Shakeſpeare giebt gern zwei oder mehreren Charakteren eine ähnliche Situation; dadurch werden zwei nebeneinander laufende Handlungen organiſch verbunden; zugleich iſt die Verſchiedenheit, mit der ſie ſich darin benehmen, anthropologiſch intereſſant, und moraliſch dient zuletzt der eine dem andern zum Gericht und zur Folie. So Lear und Gloſter, Hamlet und Laertes, Timon und Apemantus, Orſino und Malvolio (in der Einbildung des einen zu lieben, des andern geliebt zu werden), ſo Macbeth und Banquo, Brutus und Caſſius, Antonio und Shylock (den einen treibt ſein Unſtern zu wohlfeiler Reſignation, den andern zu übermäßiger Racheluſt), Othello und Jago, in der verſchiedenen Art, wie beide den vermeintlichen Ehebruch der Gattin rächen, der eine als Schurke, der andre als Ehrenrichter. Immer aber gehen, wenigſtens im Trauerſpiel, beide zu weit — niemals iſt Shakeſpeare an der Klippe der vollkommenen Charaktere geſcheitert.

Auf die Vorgänge in einer Perſon wird oft von einer andern wie von einer Art Chorus noch beſonders aufmerkſam gemacht; der Eindruck, den der Zuſtand einer Perſon macht, wird durch die Beſchreibung und die Gefühle einer andern erhöht, die gleichſam in dem Augenblicke mit zum Zuſchauer wird. Beſonders im Lear. So muß dort z. B. Edgar auf die Miſchung von Tiefſinn und Aberwitz in Lears Reden aufmerkſam machen. Die Gloſtergruppe tritt, ſo wie Lear auftritt, aus der Stellung leidender und ſelbſt tragiſcher Figuren in die von Zuſchauern, wodurch meiſterhaft die Haupthandlung vor und die Nebenhandlung zurückgerückt wird. Das größere Leiden wächſt dadurch noch mehr, daß gezeigt wird, wie es den Eindruck des kleineren entkräftet. — Die Nemeſis in den Charakteren wird entweder von den Betreffenden ſelbſt oder von andern bei jeder Gelegenheit hervorgehoben. So die Blindheit Gloſters. Das iſt der Antike ähnlich, wo Ödip durch Blindheit für ſeine Blindheit geſtraft wird.

Der Held des Stückes, die Sonne, im vollen Lichte, die übrigen Perſonen wie die Planeten nur auf der dem Helden zugewandten Seite hell und vom Lichte verſchiedenen Grades erhellt.

Charakter und Leidenſchaft. Epiſch und dramatiſch

Es iſt Shakeſpeare bis auf wenige Ausnahmen, z. B. im Shylock, gar nicht um recht ungewöhnliche

Charaktere zu thun. Der Charakter iſt ihm bloß der Boden für die Leidenſchaft, die er ſchildern will. Das Handeln der Hauptperſon iſt allemal das wenigſte; die Hauptſache iſt ihr Leiden, die Leidenſchaft. Er will irgend eine Leidenſchaft in all ihrer Vollſtändigkeit ſich ſteigernd vom leiſen Anfange bis wo ſie ihren Träger tötet, ein Leiden ausmalen, z. B. Lear; dazu wählt er als Faden einen Charakter, in dem dieſe Leidenſchaft ſo recht normal ihren Verlauf haben kann, z. B. Romeo, die Art Mann, die der Liebe am zugänglichſten iſt, und zwar einer hingebendſten. Er ſucht für ſein Feuer allemal das Holz, an dem jenes ſeine Erſcheinung am kräftigſten und vollſtändigſten erzeigen kann. *Der Charakter macht allemal die Möglichkeit der Leidenſchaft, dann aber macht die Leidenſchaft den Charakter. Wir ſehen erſt das Stück Holz als ein zur Feuernahrung wie ausdrücklich und vor allen andern gemachtes; dann ſehen wirs ergriffen und zuletzt mehr, was das Feuer überhaupt mit dem Holze anfängt als das Holz ſelber, mehr die Natur der Leidenſchaft als die des Charakters an ſich.* — Der Charakter iſt dann bloß der Faden, an dem die Phaſen der Leidenſchaft ſich reihen. Was er auch im unangegriffenen Zuſtande geweſen ſein mag; er geht immer mehr in der Leidenſchaft ſelbſt auf, und ſeine Schilderung in der Schilderung der Leidenſchaft. — Mir unbegreiflich, wie man z. B. die Form des Götz ſhakeſpeariſch nennen kann. Shakeſpeare zerreißt die Handlung ſcheinbar, um die Charakterentwicklung, ihre Steigerungen u. ſ. w. deſto ſtetiger zu behandeln, während im Götz um der Buntheit und des Reichtums der Handlung willen die Entwicklung der Charaktere überall durchſchnitten wird. Die ſhakeſpeariſche iſt die eigentlichſt dramatiſche Form, wenn das Werden und Wachſen das Dramatiſche iſt, was es auch wirklich iſt; dagegen im Götz die wahrhaft epiſche Form erſcheint, äußere Veränderung um das Gleichbleibende herum. Das Dramatiſche iſt das Wechſeln im Beſtehenden, das Epiſche das Beſtehen im Wechſel. Der epiſche Charakter geht durch die Handlung hindurch, der dramatiſche geht aus der Handlung hervor. —

Ideale Charaktere, Miſchung, Widerſprüche

Man findet in Shakeſpeares Helden die heterogenſten Charakterbeſtandteile, und in der That beruht darauf zumeiſt ihre Wirkung. Das Anziehendſte im Hamlet iſt ſeiner Stärke und Schwäche Kontraſt. Stärke und Schwäche kann dieſelbe Quelle haben und muß das unbedingt in der dramatiſchen, überhaupt in der poetiſchen Geſtalt, ſonſt hebt der Widerſpruch die Wahrheit derſelben auf. Die Stärke bezahlt ſich mit Schwäche, jeder Vorzug mit einem Mangel. Der Menſch kann nicht die verſchiedenen Seiten ſeines Weſens in gleicher Stärke beſitzen, vollkommene Weſen ſchafft die Natur nicht. Konzentriert ſich ſeine Geſamtkraft hauptſächlich nach einer Richtung hin, ſo müſſen die andern Richtungen weniger ausgebildet erſcheinen, beſonders die jener entgegengeſetzte. In der That finden wir dies an jedem Menſchen, und der ſogenannte Charakter beſteht ja eben im poetiſchen Sinne in einer gewiſſen Einſeitigkeit. Manche Gemütseigenſchaften fehlen manchen Menſchen faſt ganz, z. B. Mut. Deſto größer wird in der Regel ihre Geſelligkeit ſein. Je weniger ſie ihren eignen Kräften zutrauen, je mehr werden ſie ſich an fremde anlehnen. In Fällen freilich, wo die Geſelligkeit Mut verlangt, wird der Mutloſe allein gehen, wie der Mutvolle, wenn nicht die Geſellſchaft ihm die Gefahr geteilt zeigt, und er ſich lieber mit der Maſſe fortreißen läßt, als daß er ſich auf ſich allein ſtellte. — Der Mann, der zu praktiſchem Thun aufgelegt, wird ſelten eine große Phantaſie haben, der Phantaſiemenſch zu praktiſchem Thun weder Luſt noch Geſchicklichkeit zeigen. Der Grübler wird ſich nicht ſchnell oder gar nicht zum Handeln entſchließen, der Freund ſchnellen Handelns wird nicht immer überlegt handeln. Der Sanfte wird vor gewaltſamer That Scheu tragen. Der Schwache wird ſich ſo lange hudeln laſſen, bis er aus Verzweiflung gewaltſam wird, er kann dadurch zum Verbrecher werden, während feſtes, ruhiges Entgegentreten zur rechten Zeit ihn und ſeinen Feind gerettet hätte. Hier ſcheint auch ein Charakterwiderſpruch zu ſein. Es ſind dies intereſſante pſychologiſche Probleme, die tragiſche Geltung haben.

Dramatiſche Charaktere

Bei den Charakteren iſt eine Hauptſache, daß man ſie nicht immer im Wappenrocke des Affektes ſieht, wie ſie ihrer Intention nachjagen. Man muß ſie auch in der Vertraulichkeit des täglichen Lebens ſehen, in ihrem Benehmen mit Untergebenen ꝛc. Es kann einer die heftigſte Leidenſchaft in der Bruſt tragen, den raffinierteſten Plan im Kopfe, er kann eine ungeheure That vorhaben; es kommt ihm ein Bekannter in den Weg — nur daß er ihn nicht hindert, aufhält ꝛc. —, und er wird den gewöhnlichen Ton des täglichen Verkehrs anſchlagen, vielleicht auf Momente abgezogen von jenem; ja, je entſchiedener z. B. der Entſchluß zum Selbſtmorde, deſto weniger merkt man dem Träger an; deſto leichter ſtimmt dieſer in die gewohnten Scherze und Neckereien ein. Ja, er lacht wohl. Und nur wenn man dieſe beiden Seiten an den Perſonen ſieht, kann man an ſie glauben als an Menſchen, an Weſen, die nicht bloß perſonifizierte Leidenſchaften, Gewohnheiten ꝛc. ſind. — Was den Charakteren Shakeſpeares dieſe überzeugende Wahrheit und uns am Ende eines Stückes das Gefühl giebt, als hätten wir mit dieſen

Menſchen jahrelang gelebt, das iſt, daß wir ſie nicht bloß in ihre Leidenſchaft, ihren Affekt eingeklemmt, ſondern auch in gleichgiltigeren Berührungen mit andern ſehen, in typiſchen Szenen des gewöhnlichen Lebens, in denen ſich viele andre ähnlich benommen haben würden; hier ſind ſie nicht bloß nach ihren individuell-charakteriſtiſchen, ſondern auch nach den generellen Zügen, ja mehr nach dieſen dargeſtellt. *Die temporäre Stimmung blickt dann zuweilen durch, zuweilen nicht; Stand, Bildungsſtufe, allgemeine Liebhabereien, Gewohnheiten, Alter, Nationalität treten hier vor den eigentlichen Charakter heraus.* So ſehen wir Hamlet als Sohn und Hofmann, als Prinzen und Freund eines Niederen, als einen, deſſen Vater plötzlich geſtorben, deſſen Mutter ſich ſo ſchnell wieder verheiratet; ferner in ſeinem Benehmen gegen Schulfreunde, die ihn ſondieren wollen, mit einer Geliebten, der er als wahnſinnig gelten muß; ja ſogar als Patron von Schauſpielern, als Kunſtfreund und Kunſtrichter; dann mit ſich ſelbſt beſchäftigt; was zuerſt durchſchien durch ſein Benehmen, das von den Äußerlichkeiten geboten war, das tritt jetzt ſichtbarſt auf die Oberfläche ꝛc. Und alle dieſe Szenen ſind ſo bis ins einzelnſte durchlebt; wir ſehen ihn nicht bloß handeln im engeren Sinne, wir ſehen ihn leben, exiſtieren, ſeine Art und Weiſe in den verſchiedenſten Situationen des Lebens. Seine Art, die Dinge zu nehmen, ſein Urteil über Dinge und Menſchen; die ganze Art ſeines Gehabens, eine Summe ſeiner Exiſtenz. —

Unterhaltende Charaktere Shakeſpeares

— Wenn wir Shakeſpeares Geſtalten ſich vor uns ausleben ſehen, ſo wird der nicht am wenigſten treffende Ausdruck für die Art ihrer Wirkung der ſein, der ſie als „amüſant“ bezeichnet. Welch amüſanter

Böſewicht iſt Jago! Sie ſind alle gute Geſellſchafter, in deren Gegenwart Langeweile nicht aufkommen kann. Lewes hat die Aufgabe des dramatiſchen Dichters richtig hingeſtellt: „Die große Frage bei einer Bühne iſt, wie ſich die Anſprüche des großen Publikums, das unterhalten ſein will, mit den Forderungen der Kunſt, welche über die bloße Unterhaltung hinausgehen, vereinigen laſſen.“ — Und ſo mag doch Voltaire recht haben: „Die einzige ſchlechte Art zu dichten iſt die langweilige.“ —

Keine Tugendhelden. Tragiſche Formel Shakeſpeares

Dadurch ſind Shakeſpeares Tragödien ſo ewig wahr, daß er durchaus keine Tugendhelden vorbringt, nur Züge der Natur. Sie unternehmen ein Wagnis, zu deſſen Durchführung ihre Natur nicht geeignet, ja die der entgegengeſetzt iſt, der das Wagnis gelingen könnte. Daraus folgt das tragiſche Leiden. Seine Helden haben alle etwas Impoſantes; das läßt den Nachahmer leicht fehlgreifen, weil der wohlfeilſte Weg, eine Geſtalt impoſant zu machen, der iſt, daß man ihr ein tüchtig Teil von dem Übergewichte des höheren Begehrungsvermögens über das niedere giebt. Aber in Shakeſpeares Geſtalten ſiegt nie die Freiheit, die Vernunft, auch nur vorübergehend; was in ihnen die Gewalt hat, was an ihnen imponiert, iſt die Gewalt der Leidenſchaft, eben die Gewalt, das Übergewicht der niederen Begehrungskraft über die höhere. Der wirklich vernünftige Menſch wäre überhaupt der ungünſtigſte Gegenſtand für die Tragödie, ſchon wegen der Unterordnung von Gefühl, Begehren und Phantaſie in ihm. Es braucht deshalb kein Verbrecher zu ſein. Bei Shakeſpeare iſt das Tragiſche, wenn ein Menſch ſeine Totalität aufgiebt und ein falſcher Bruch eines einzigen Triebes wird. Wenn ein Begehren im Menſchen ſo rieſig anſchwillt, daß eine förmliche Verrückung des geiſtigen und ſinnlichen Organs entſteht, wenn eines davon alles Blut des Körpers in ſich ſaugt, ſodaß die andern darüber verkümmern; eine Aufhebung aller Harmonie, eine geiſtige Entzündung, die mit dem Tode des Organismus endet. Von ſeinen tragiſchen Figuren übt keine auch nur eine Tugendthat. Das iſts, worin Goethe Shakeſpeare gefolgt iſt, nur daß er an die Stelle des Imponierenden die Liebenswürdigkeit des Helden ſetzt. Die Perſonen bei Shakeſpeare, in welchen das obere Begehrungsvermögen das ſtärkere iſt, gehen nicht unter, z. B. Edgar. — Man kann das ganze Verfahren Shakeſpeares aus dem Streben nach dem Typiſchen ableiten. Die poetiſche Abſtraktion geht auf den Typus, wie die philoſophiſche auf die Idee. — Soll nun die Handlung ein Typus ſein, ſoll ſie, wie Leſſing ſagt, „zu ihrem eigenen Ideale ſimplifiziert werden“ — ſo iſt die Thätigkeit dabei eine doppelte, alle ſchlechthin individuellen Züge müſſen entfernt, dafür typiſche hereingenommen werden; darauf muß alles Neuhinzuthun und Immerwiederausſcheiden ausgehen; ſo müſſen auch die Charaktere Typen ſein, d. h. alles, was nicht zu dem Typus, der die Aufgabe des Stückes iſt, ſtimmt, was nicht ſelbſt ein Teil dieſes Typiſchen iſt, muß heraus. Die Szenen und Geſpräche müſſen Typen der erregten Natur oder des bloßen Lebens, gleichgiltige Mimen nicht bloß des Staats-, Kriegs-, Geſchäfts- und Geſellſchaftslebens ſein. Auch der Kauſalnexus muß durchaus typiſcher Natur ſein; alles im Drama muß ſein, nicht, was wohl einmal ohne Unwahrſcheinlichkeit geſchehen konnte, ſondern wie es immer geſchieht, wie es die Regel iſt. Das iſt die einzig ſtatthafte Idealität des Dramas wie aller Poeſie. Mit der reintypiſchen Behandlung iſt die Geſchloſſenheit, Ganzheit, Einheit, Vollſtändigkeit, Übereinſtimmung und Notwendigkeit, d. i. die poetiſche Wahrheit geſetzt. —

Die Geſamtphyſiognomie eines Charakters

Die Exiſtenz iſt nicht beſſer ſichtbar zu machen, d. h. die Geſamtphyſiognomie eines Charakters, als daß man dieſe von mehreren Seiten zeigt, en face (in den à parts. wo er ſozuſagen dem Zuſchauer direkt zugewandt iſt), en profil links und rechts, ganz und halb, d. h. die Phyſiognomie ſeiner Verhältniſſe mit andern, z. B. Hamlets mit ſich ſelbſt, mit Horatio, dem Könige, der Königin, mit Polonius, Laertes, Roſenkranz ꝛc., mit Ophelia und dem Totengräber. Mit jedem von dieſen iſt Hamlet ein andrer, einem jeden wendet er einen andern Teil ſeines Geſichtes zu; ſich ſelbſt das volle Geſicht, Horatio ſchon etwas vom Profile, den andern mehr oder weniger davon; das Geſicht, wie es iſt, nur ſich ſelbſt; dem Polonius eine Art von komiſcher Maske ꝛc. Aus dieſen Wendungen des wahren Geſichtsausdruckes, die mehr oder minder wahr oder falſch ſind, entſtehen eine Unzahl mimiſcher Kombinationen. Es iſt nicht genug, daß man namentlich des dramatiſchen Helden Geſicht kennen lernt, man muß auch ſeine Geſichter kennen lernen. —

Die tragiſche Anlage des Charakters

Die tragiſche Anlage muß durchaus ſinnlich erſcheinen können, weil ſie der Schmied des eignen Schickſals und das ſchauſpieleriſche Hauptmoment zugleich ſein muß; ſie darf nicht zu der theoretiſchen Seite des Charakters gehören, ſondern zu der pragmatiſchen, zur ſinnlichen. Wiederum, je größer der ſinnlich erſcheinende Kontraſt zwiſchen dem, was die Aufgabe von dem Helden fordert, und der Unangemeſſenheit ſeiner Natur, d. h. je ſtärker das ſinnlich ausgeprägt iſt, was dieſe Natur, der Aufgabe nachzukommen, unfähig macht, und zugleich je klarer, ja bis zu ſinnlicher Deutlichkeit das herausgeſtellt iſt, was die Aufgabe fordert, und in je unmittelbarere Gegenwärtigkeit, je näher zuſammengerückt in Zeit und Ort ſie einander und uns zugleich auf den Hals gerückt ſind, deſto dramatiſcher. Wie iſt uns eben eingeprägt, wie Coriolan ſein muß, um das wütende Volk zu gewinnen, die Mutter ſpielt es ihm in einer kleinen Szene vor, und wie leuchtete es aus allen ſeinen Reden, aus denen, die den Entſchluß ausſprechen, daß er ſo ſein, ſo reden, ſich ſo gebärden will, wie die Mutter ihm rät, ſo deutlich hervor, daß er nicht ſo ſein, nicht ſo reden, nicht ſo ſich gebärden, nicht ſo ſein und nur ſcheinen wollen kann, als er meint, daß er es können werde, und in welchem draſtiſchen Kontraſte ſteht nun ſein wirkliches Sein, Reden, Sichgebärden vor dem gegenwärtigen Volke wenige Minuten ſpäter zu ſeinem Entſchluſſe, als Illuſtration! Ein andrer Kontraſt iſt oft im Richard III. zu finden, der: zwiſchen dem angenommenen Scheine, wie er ſei, und der Wahrheit, wie er iſt. Mit wie grellen Farben und ſtarken Zügen iſt uns eingetieft, wie er in Wahrheit iſt, und zwar gewöhnlich unmittelbar vorher oder nachher, ehe der in eben ſo lebhaften Farben und ſtarken Zügen aufgetragene Schein ſich uns repräſentiert, ſo z. B. das Erſtaunen und der Hohn nach der gelungenen Werbuug um Anna. Ein dritter Kontraſt, der zwiſchen Sein und Schein, aber ohne Abſicht, ja ohne Wiſſen der Perſon, an der er erſcheint; Ophelia. — Man ſieht, daß den mehreren Verhältniſſen, die Ariſtoteles als tragiſche Erforderniſſe anführt, das eine Moment des Kontraſtes zwiſchen dem Scheine und der Wahrheit oder auch des Kontraſtes von einem Vorher und Nachher zu Grunde liegt, welche beide ziemlich auf einen hinauskommen, da das jetzt noch beſtehende Glück, das, wie wir bereits wiſſen, bald zu ſeinem Gegenteile werden wird, ſich zu dieſem wie Schein zur Wahrheit verhält. Es giebt unzählige

Fälle, nicht bloß im Kontraſte des Wahnſinnes, in denen die Meinung einer Perſon von ihrer Situation im grellſten Kontraſte ſteht mit unſrem Wiſſen um ihre wahre Situation. — Wie ſinnlich kräftig hat Shakeſpeare den Kontraſt zwiſchen Leidenſchaft und Gewiſſen im Macbeth hingeſtellt durch die dargeſtellte Gewalt des Gewiſſens, durch welche die anfänglich noch ſtärkere Gewalt der Leidenſchaft dadurch mit dargeſtellt iſt, daß er dieſelbe die Kritik des Gewiſſens beſiegen läßt! —

Explikation der Charaktere

— Entwicklung im richtigen und dramatiſchen Sinne iſt Herauswicklung, Entfaltung des ſchon Vorhandenen, welches durch den Vorgang nicht gemacht, nur gezeigt wird. Weder Shylock noch Porzia z. B. zeigen das Werden eines Charakters. Es tritt nur allmählich ans Licht, was ſie ſind, es ändert ſich aber nichts an ihnen. Porzia iſt deshalb eine ſo hinreißend ſchöne Geſtalt, weil ſie nicht erhitzt, getrübt oder ſonſt alteriert wird. In ihrem heiteren Sichgleichbleiben iſt etwas Seliges. — Selbſt im Macbeth, wo eine Entwicklung am ſichtbarſten, ſcheint es gar nicht darauf angelegt, und erkennt man ſie nur aus Anmerkungen wie: „Verloren hab ich faſt den Sinn der Furcht“ und „Sie hätte ein andermal ſterben können.“ — Bei Desdemona, Cordelia, Ophelia iſt es, als hätte die auch nur momentan entſtellende Macht des ſtarken Affektes keine Gewalt über ſie. Sie ſind wie Kinder, die gar die Schrecklichkeit ihres Schickſals nicht kennen, nicht begreifen. Im Romeo iſt ſchon in der Gartenſzene die Liebe in voller Blüte. Shakeſpeare hat ſich keine Mühe gegeben, eine Steigerung hineinzubringen, noch weniger ein Werden der Charaktere gezeigt. Julia betrügt den Vater, aber es iſt bloß momentane Notwehr, es geſchieht dadurch keine Änderung in ihrem Weſen; es wird nicht etwa eine Lügnerin von Fach oder dergleichen aus ihr, es kommt nur die ungeheure Biegſamkeit und Schnellkraft der weiblichen Natur in ihrem Thun zu Tage. Noch weit ſprechender iſt Gretchen im Fauſt, die unglücklich, aber außerdem noch ganz, dasſelbe Weſen iſt wie im Anfange, ebenſo naiv und ſozuſagen unſchuldig. Ja auch im Lear iſt es nur eine ſozuſagen körperliche Krankheit, die wir wachſen ſehen; der eigentliche Menſch wird nur matter, ſchwächer, ſonſt nicht anders. — Hier möchte ich wohl meinem Hauptfehler auf den Grund gekommen ſein. Ich will das im Drama machen, was das Drama am wenigſten zuläßt. Wie kann man einen Charakter darin darſtellen als einen werdenden! Man müßte ihn auf jeder neuen Stufe durch alle ſeine Verhältniſſe durchnehmen. Das geht höchſtens im pſychologiſchen Roman, in welchem die Charakterdarſtellung bereits das Gebiet der eigentlichen Poeſie verläßt. Der ſogenannte Reichtum des Charakters iſt gar nicht zu ermöglichen, wenn es nicht derſelbe Menſch iſt, den wir in den verſchiedenen Verhältniſſen ſahen; deshalb hat eben Shakeſpeare die Leidenſchaft mit dem betreffenden Menſchen ſozuſagen identifiziert. Nun denke man ſich, Shakeſpeare hätte ſich darauf kapriziert, zu zeigen, wie Hamlet aus einem geſunden Menſchen ein ſiecher wird, ſtatt plaſtiſch den fixierten Moment darzuſtellen, in dem die ſchönſte Fülle erreicht iſt. Alſo kein Anderswerden, kein allmähliches Umbilden und Neuentſtehen der Charaktere im Drama, was mehr ein pſychologiſches Problem für den Verſtand wäre. Macbeth wird grenzenlos unglücklich, lebensſatt, wenn auch vor dem Jenſeits zurückſchaudernd, ſtumpf, fühllos; das alles aber ändert an ſeinem urſprünglichen Charakter nichts; ſowie ein müder Menſch nicht ein ſchwacher Menſch überhaupt geworden iſt. Ein Geſicht kann faltig, die ſchwarzen Haare weiß werden, die ſchwarzen Augen einſinken und ihr Feuer verlieren, aber es wird kein andres Geſicht. — —

Stimmung der Szenen

In Shakeſpeare iſt alles individualiſiert und dann durch Erhöhung und Verſtärkung idealiſiert. *Jede Rede nach dem Gefühl, das ſie eingiebt, jedes Gefühl, jede Handlung nach Charakter und Situation, jeder Charakter, jede Situation eins durch das andre, beide durch die Individualität der Zeit. Jede Rede und Situation durch Zeit und Ort noch mehr individualiſiert, ſogar durch Naturſzenen.* Jedes ſeiner Stücke hat ſeine eigne hellere oder trübere Atmoſphäre. Jede Szene hat wieder ihre Stimmung; ſeine wunderbarſte Kunſt, wie er alles, was ſie nur erwecken kann, an einander reiht, und ſo auch die Phantaſie, nicht allein den Verſtand, zum Kühnſten vorbereitet. Die Stimmungen aller Szenen ſetzen wiederum die Stimmung des Ganzen in ähnlicher Weiſe zuſammen, eine Art Kauſalitätsnexus der Phantaſie. *Selbſt die Methode des Motivierens in jedem andern Stücke eine andre.* — Dadurch, daß er ſolchergeſtalt hauptſächlich auf die Phantaſie wirkt, macht er es dem Gemüte möglich, das Herbſte zu tragen. In der Empfindung des Großen vermählt ſich Schmerz des Gemütes und Luſt der Phantaſie; ſo wird die Hälfte der Laſt der elaſtiſcheren Phantaſie überlaſſen, und das Gemüt muß nicht unterliegen. — Jeder Ausdehnung des Gefühls giebt er ſogleich einen Inhalt von Lebenserfahrung und Lehre. Dies ein Hauptpunkt; dadurch hat er, wenn auch den Scheitel am Himmel, doch immer den Fuß ſtramm auf der Erde. *Alſo: nicht allein in

Hinſicht des Ganzen der Stücke, ſondern möglichſt ſelbſt in jedem kleinſten Einzelnen derſelben die ſämtlichen Vermögen des Menſchen beſchäftigt, Phantaſie, Vernunft und Verſtand.*

Behandlung der Leidenſchaft bei Shakeſpeare

Bei Shakeſpeare iſt keine Figur ganz in eine Leidenſchaft verwandelt, ſondern ſie hat wenigſtens Augenblicke, wo ſich das Gleichgewicht des Menſchlichen in ihr wiederherſtellt oder ſich dem Gleichgewichte wenigſtens nähert, oder wo ſie, durch äußere Umſtände geniert, die Leidenſchaft zu vergeſſen ſcheint (Hamlet beim erſten Auftreten der Schauſpieler, nach deren Abgange die Selbſtverachtung ihn doppelt packt). Dies geſchieht gewöhnlich in beiläufigen Bemerkungen, auf die den Helden ſein Zuſtand führt, in Bemerkungen über ſich oder andre, Vergleichungen u. dergl., *Betrachtungen, Beziehungen des eignen Zuſtandes auf das Allgemeine der menſchlichen Natur und des menſchlichen Schickſals. Die Betrachtungen vertreten die Stelle des antiken Chors und ſind* oft wie ein Kommentar über die pſychologiſchen Prozeſſe Offenbarungen der Intentionen des Dichters. Oft ſtehen die Bemerkungen in ſcheinbarem Widerſpruche mit den herrſchenden Leidenſchaften, aber das iſt eben die Natur der Leidenſchaft, daß der von ihr erfüllte Menſch wie ein an einer fixen Idee laborierender über Dinge, die dieſe Idee nicht berühren, ganz vernünftig denken kann, ja über dieſe Idee ſelbſt, ohne ſich doch von ihrem Zauber losmachen zu können. Ein ſchlagendes Beiſpiel der von der Leidenſchaft des Trunkes Beſeſſene, der Wollüſtling ꝛc. Dieſer kann von dem Gedanken der Reinheit zu Thränen gerührt werden, aber der Engel in ihm wacht nur ſo lange, als das Tier ſchläft, und das Tier beſchmutzt dieſelbe Reinheit, die den Engel gerührt hat. Aus dieſer momentanen Freiheit in der Knechtſchaft entſtehen die humoriſtiſchen Blitze, das Lächeln im Weinen, und umgekehrt der Selbſthohn, das Selbſtbelächeln, das Mitleid mit ſich ſelber, gleichſam des Freien in uns mit dem Bewältigten in uns. Dieſes Wiſſen um ſich ſelbſt giebt den Shakeſpearefiguren oft die Selbſtändigkeit und das Überzeugende ihres Daſeins, indem ihre beiden Seiten ſichtbar werden; zugleich auch die plaſtiſche Ruhe, die ſo ſehr imponiert.

Keine Leidenſchaft zeigt ſich an ſich ſelbſt als immerwährender Affekt, jede iſt nur eine Neigung zu einem Dinge, die ihre Ebbe und Flut haben kann. Der Beſitz macht aus ihr ein ruhig Fortbeſtehendes; aber bei jeder Kreuzung, bei jedem Hinderniſſe flammt ſie auf, und oft zeugt nur dieſe ſtellenweiſe hervorbrechende Flamme von der Kohle, die unter der Aſche ſonſt ungeſehen glimmt.

* Mäßigung in der Leidenſchaft *

Was Shakeſpeare den Hamlet von den Schauſpielern verlangen läßt: „Mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten im Wirbelwinde der Leidenſchaften müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und das Geſchmeidige giebt,“ das erfüllt er ſelber in der Dichtung. Dies iſts, was man bei ihm fleißig ſtudieren muß. Auch wo dieſes Anhalten in der Eile durchaus nicht im ſpeziellen Charakter der ſprechenden Perſon liegt, findet man dasſelbe. Er fixiert die einzelnen Grade des Leidenſchaftsausbruches vor dem Ohre und Auge des Zuſchauers im Widerſpruche mit der Natur, die zum äußerſten eilt, und giebt ihnen eine gewiſſe Ruhe und Breite; dadurch wird alles deutlich, und auch das Äußerſte erſchreckt den Zuſchauer alſo künſtleriſch gemildert nicht; es iſt immer, als wäre etwas noch Ungeheures vorhanden, was der Dichter aus Schonung verſchwiege. Und dennoch nimmt dies dem Eindrucke nichts, ſondern macht ihn nur überzeugender. Der Affekt eilt nicht ſo ſchnell, daß unſre Faſſungskraft und unſre Sympathie nicht Schritt halten könnten. Zugleich gewinnen die Perſonen durch das à plomb der immer noch gemeſſenen Rede ſelbſt ein à plomb und werden plaſtiſcher; das Ungreifbare ſcheint greifbar zu werden. Was die Leidenſchaft an Plötzlichkeit verliert, gewinnt ſie an Nachdruck. *Über den Blitz erſchrecken wir, wenn er ſchon vorüber iſt. Shakeſpeares Blitze ſind ganze Feuermeere, die majeſtätiſch über den Himmel rollen; kein flüchtiges Erſchrecken des Kreatürlichen in uns, welches dennoch wenig Spur im Gemüte hinterläßt, weil es nicht die Zeit hatte, ſich hier tief einzudrücken. Und alle Natur in dieſen Reden weiſt ſich immer als Kunſt aus und ſpricht ſo zur Phantaſie.*

Shakeſpeares Phantaſie

Habe wieder einmal einige Szenen im Othello geleſen. Wie iſt doch das Ganze, ohne es von ſeiner Wurzel zu trennen, in eine poetiſche Höhe gehoben ſamt der Wurzel! Die Phantaſie, der Kunſtverſtand und das moraliſche Gefühl ſind am meiſten bei der Darſtellung beteiligt: was man Gemüt nennt, weniger, daher wirken die gräßlichſten Stoffe bei ihm ſo wenig peinlich. Er idealiſiert bloß mit der Phantaſie, nie auch mit dem moraliſchen Gefühle, d. h. er macht alles größer, ſtärker, aber er macht ſeine Menſchen nicht beſſer, als ſie in der Natur ſind. Alles iſt naiv, nirgends etwas Krankhaftes, Sentimentales. Er iſt nirgends ſpekulativ, überall ſteht er auf der Erfahrung, wie Shylock auf ſeinem Scheine. — Seine Ähnlichkeit mit Tizian, Paolo Veroneſe, Giorgione fällt mir immer mehr auf, namentlich wenn man ſie im Gegenſatze zu Correggio faßt. Überall Exiſtenz, Verklärung des Irdiſchen ohne Sehnſucht, ohne Nimbus, ohne Sentimentalität, auch im Tragiſchen heiter durch Heiterkeit der Kunſt; nirgends Verzerrung, weder nach der Ekſtaſe noch nach der Gemeinheit zu; den Naturaliſten Caravaggio, Ribera ebenſo fern als dem Correggio und dem Parmegianino; gleichweit von der Nüchternheit der Caracci und der Zerfloſſenheit, Sentimentalität des Guido und des Dolce. Nur daß nach Maßgabe der beiderſeitigen Kunſtmittel, von denen der Gedanke geiſtiger, die Form und Farbe ſinnlicher Natur, ſein Kunſtideal dem der Venetianer gegenüber ein geiſtiges iſt. — Er arbeitet mehr mit der expanſiven als mit der intenſiven Seite der Phantaſie, wie es dem Dramatiker zuſteht; zu große Innerlichkeit, Niedlichkeit, Nipptiſchfigurenfeinheit vermeidet er. Dieſe gehören dem Lyriker. Er vereinigt die Geiſtigkeit der neuen mit der Naivität der alten Welt. *Innerlichkeit wird ſtets verführen, ſich in den Naturlaut mehr zu vertiefen, als dem Dramatiker ziemt, der mit dem Ganzen wirken will.* Er macht den ſeeliſchen Naturlaut geiſtig durch Gehalt. Er verliert nie den Gegenſtand, aber er giebt nur ein vom Geiſte geſchwängertes Abbild davon, ſein Abbild wird nie zu der Sache ſelbſt, gleichwohl luxuriert auch der Geiſt nie vom Gegenſtande losgelöſt. Er bildet einen Heftigen ab, aber das Abbild wird nicht heftig, es bedeutet nur den Heftigen. Seine Poeſie ſteht der Wirklichkeit gegenüber, wie die Metapher dem eigentlichen Ausdrucke, ſie erhöht ihn, ohne ihn zu verfälſchen. Shakeſpeare verliert ſich an keinen Moment, an keine Figur. — Der Naturlaut muß durch die Hände der Phantaſie gehen und nicht allein Geſtalt, ſondern auch Gehalt empfangen, ehe er ſich an uns wendet. —

Anforderungen der Phantaſie an die Darſtellung

— Die Motive müſſen klare ſein, d. h. uns klar im Augenblicke, wo ſie wirken, aber nicht deutlich, denn die Deutlichkeit verkleinert und ſchwächt die Dringlichkeit des Moments, da der ins Spiel gerufene Verſtand dem Zuſchauer das Vergrößerungsglas der Phantaſie vom Auge nimmt und ſeine ſcharfe Brille an die Stelle ſetzt. Der poetiſche Gedanke, der die Empfindung, ſie mildernd, plaſtiſch macht, muß ſchon die Szenen, die der Wirklichkeit am nächſten ſind, ſozuſagen ſymboliſieren; dann läßt man ſich auch ganze Szenen gefallen, in denen nur ſymboliſche Wahrheit iſt, z. B. die Werbungsſzene Richards III. um Anna. Deshalb darf auch die proſaiſche Form, d. h. die Stelle, wo der Dialog in Proſa iſt, die Region der Bildlichkeit nicht verlaſſen. Wie viel dieſe Bildlichkeit und der geiſtige Gehalt thut, wird man zu ſeinem größten Vorteile in den Szenen gewahr, die ohne dies Mittel peinlichſt wirken würden. Das Ganze des Vorganges muß in Szenen, wo dem Sinne etwas Schreckliches gezeigt wird, zu einem geiſtig konzentrierten Phantaſiebilde, ſozuſagen zu einem emphatiſchen Gleichniſſe werden. Indirekte Darſtellungsmethode. — Der Affekt hat eine beſtändige Tendenz zum allgemeinen. Er hat eine gewiſſe Ungerechtigkeit und Rückſichtsloſigkeit darin, daß er in dem Individuellen, das ihn erregt, etwas Allgemeines finden will. So wird z. B. der betrogene Liebhaber dem ganzen Geſchlechte das ſchuld geben, was das Individuum an ihm verbrochen hat. Der Menſchenhaß iſt ſozuſagen ein chroniſch gewordener Affekt über einige wenige individuelle Erfahrungen. Die Stimme des Affektes lieſt ſich in der ganzen Natur; die Nachtigall ſingt, der Waldbach rauſcht, was der Affekt fühlt. Der Affekt iſt daher ein großer Helfer beim Verallgemeinern. Was Lear im Affekte ſagt, z. B. in der Sturmesſzene, dann in der, wo er predigen will, ſind ganz allgemeine Typen. Verkehrt iſt daher die eigenſinnige Konſequenz der ſich immer ſteigernden Individualiſierung des ſchon Individuellen aus der Bemühung, ja immer Wahrheit zu geben. Dadurch hauptſächlich entſteht Poeſie, daß im Typus ſtets der einzelne Fall, und im einzelnen Falle der Typus zugleich erſcheint, zu dem er gehört. Dies ſtete Verbeſondern des Allgemeinen und Verallgemeinern des Beſonderen geht bei Shakeſpeare Schritt vor Schritt mit der Darſtellung des Verlaufes. Die beſondere Handlung ſelbſt und die Charaktere ſind eine ſtete Individualiſierung; in den Seelenzuſtänden und dem geiſtigen Gehalte, auch in den primitiven Motiven verallgemeinern ſich jene wieder. — Der Vers thut auch etwas zur Verallgemeinerung oder Milderung, während die Proſa leicht die unkünſtleriſche Illuſion zur Folge hat. Wie nun Shakeſpeare dasjenige, was in wirklicherer Behandlung peinlich werden muß, in auch äußerlich abgehobener Poeſie giebt, um immer zu erinnern, was man ſehe, ſei keine Wirklichkeit, ſo wird man kaum eine Szene der leicht peinlich werdenden Art in Proſa bei ihm finden. Ja ein Stück wie Richard III. hat gar keine Proſa, und der poetiſch-allgemeine Ausdruck herrſcht darin vor. Ein Charakter wie Richard III. konnte auch nur in durchaus poetiſcher Haltung entfaltet werden, ohne von ſeiner Großartigkeit zu verlieren; ein Grad mehr Vertraulichkeit im Tone, und er würde ins Gemeine, Widrige fallen. — Der ſpezifiſche Unterſchied des Shakeſpeariſchen Dialoges vom antiken, worin die objektive Schilderung auch objektive Form hat, d. h. bloß eine rhetoriſche, iſt der, daß der antike nicht zugleich mimiſche Darſtellung iſt.

Der Kosmos der Shakeſpeariſchen Dramen

Was wir bei Shakeſpeare finden, iſt die Welt, aber ohne die Widerſprüche, die uns in der wirklichen irren; eine Welt, deren geheimſte Motive uns vor Augen liegen, wir ſehen dieſe Menſchen wie höhere Geiſter durch und durch; ihr Recht, ihr Unrecht, ihr ganzes Weſen und ihr Schickſal im notwendigen Verhältniſſe dazu; wir ſehen nichts, was uns an der Vernünftigkeit der Weltordnung zweifeln machen könnte. Dieſe Welt iſt uns eine Schule für die wirkliche; ſie lehrt uns, wie alle Art von Übermaß und Verkehrtheit, jede Störung der Harmonie der Kräfte ſich ſtraft, ſie zeigt uns im ſcheinbar triumphierenden Böſen die Hölle im Herzen ꝛc. Der Tragödienſtoff iſt bei ihm nach allen Seiten geſchloſſen; er iſt ſein eigner Organismus — kein Mechanismus, wie bei Leſſing (Emilia) und bei den klaſſiſchen Franzoſen, wo Thatſache Thatſache herausfordert, wie beim Karten- oder Schachſpiele, Stich auf Stich, Zug auf Zug, wodurch eine froſtige Symmetrie hineinkommt, und alles in die Oberfläche gelegt wird. Er iſt ohne Raffinement, auf ein oder zwei primitive und ſelbſtverſtändliche Motive gebaut, wenn auf zwei, dann auf entgegengeſetzte. — So leicht hat es Shakeſpeare ſich nie gemacht, wie Goethe z. B. im Taſſo. Um uns zu vermitteln, daß ſein Held ein großer Dichter iſt, giebt er ihm den Namen eines großen Dichters, ebenſo dem Antonio den Namen eines Staatsmannes. Dieſer würde uns ohne Alphonſos Zeugnis nimmermehr als ein großer Staatsmann vorkommen; was wir von ihm ſehen, iſt nicht danach; er benimmt ſich vielmehr ebenſo unmächtig ſeiner ſelbſt wie Taſſo. Was wir ſehen, ſind nur zwei eitle, krankhaft empfindliche Menſchen. Wenn Shakeſpeare uns einen Coriolan zeigt, ſo braucht er eigentlich den hiſtoriſchen Namen und Beglaubigung daher gar nicht. Wir ſehen, daß er großſinnig iſt bis zum Übermaße, daß er ein gewaltiger Held iſt, der, nachdem er die andern beſiegt hat, den ſtärkſten, ſich ſelbſt beſiegt. Shakeſpeare mutet uns keinen Glauben zu, als den unſre Sinne und unſer Verſtand ſich ſelbſt beſtätigen oder finden. Es iſt gleichgiltig, wie ſeine Helden heißen: Coriolan könnte Tullius heißen oder irgendwie ſonſt, er bliebe, was er iſt, und wir ſähen, was er iſt. Gebt dieſem Taſſo und Alphons andre Namen und laßt uns nichts von ihnen erfahren, als was wir ſie ſelber thun ſehen, und ſie werden gewaltig in unſrer Meinung ſinken. —

Das Poetiſche Shakeſpeares

Wodurch iſt Shakeſpeare ſo poetiſch? Weil er in jedem kleinſten wie größeren Teile, wie im ganzen ein Allgemeines in einem Beſondern giebt. Die Novellen, deren er ſich bediente, waren wie auserſehen dazu, daß er ſich ihrer bedienen ſollte. Denn ſie alle verkörpern ein Allgemeines in faſt grillenhafter Beſonderheit, wodurch ſie der realiſtiſchen Behandlung vorgearbeitet hatten. Und hier berühren ſich die Extreme. Man betrachte Shakeſpeares Stoffe, und man wird ſich überzeugen, daß eben ihre Beſonderheit es iſt, welche die typiſche Behandlungsweiſe möglich macht. Eben nur am Beſondern kann das Typiſche hervortreten. Ein andres Allgemeines, ein abſtraktes Ideal führt zur Unwahrheit, zur poetiſchen, zur leeren Phraſe. Das Typiſche aber iſt die Zuſammenfaſſung vieler Züge. Wie es aus vielen einzelnen, beſondern Erfahrungsfällen genommen iſt, ſo muß das Mannigfaltige vieler einzelnen Fälle zuſammengeſtellt werden, um dieſen Typus in eine Anſchauung zu preſſen. Das Problem des Dichters muß alſo ein allgemeines ſein, d. h. eines, das womöglich ſprichwörtlich und be-

Vorſtellung des Publikums geläufig iſt, d. h. es muß eine Regel ſein und keine Ausnahme. Je mehr Fälle des gewöhnlichen Lebens in ihm zuſammengefaßt ſind, deſto beſſer. Die einzelnen Motive müſſen dieſelben ſein, die in den Menſchen, im Publikum wirken, welche dieſe aus Erfahrung kennen, deren Notwendigkeit ſie alſo begreifen. Die Fabel ſelbſt in ihrem Reichtum, ihrer Zuſammenſtellung braucht den in der Wirklichkeit gewöhnlichen Fällen nicht zu entſprechen, ja ſie kann es nicht aus ſchon beregtem Grunde. Doch iſt es gut, wenn auch die Handlung bei aller Beſonderheit in dem Sinne allgemeiner Natur iſt, daß die darin dargeſtellten Mächte nicht als Sitten und Gebräuche auftreten, die nur zu gewiſſer Zeit und in gewiſſen Ländern gegolten haben, daß man auch demjenigen, was in der Gegenwart zufällig, was Krankheitserſcheinung am moraliſchen Sinne oder am Menſchenverſtande und Schönheitsſinne iſt, den Eintritt verwehrt. Schillers Spruch: „Was niemals war, das iſt zu allen Zeiten" läßt ſich auch ſo umſtellen: Nur was zu allen Zeiten war, das iſt — für die Tragödie — wirklich. Auch Gervinus hat gefunden, daß die beſonderſten Charaktere Shakeſpeares zugleich die am meiſten typiſchen ſind. — In der Qualität muß der Dichter wie die Natur ſchaffen; in der Quantität darf er darüber hinausgehn. Er darf, der Tragiker muß ſogar ſeinen typiſchen Fall extremer wenden, als die Fälle aus der Wirklichkeit, die er zuſammenfaßt, ausgehen. Denn er braucht einen Abſchluß, den die Fälle in der Wirklichkeit gewöhnlich nicht haben, wo das Leben ein Problem durch das andre, oft durch das verſchiedenartigſte modifiziert oder ganz verſchlingt. Dem Dichter liegt ob, nicht was die Natur, ſondern wie die Natur ſchafft, ihr nachzuſchaffen. —

Der ethiſche Inhalt

Jede Shakeſpeariſche Tragödie hat ſozuſagen einen jüngſten Tag, ein Bild des großen Weltgerichts am Ende in ſich. Bei den mehreren auseinander entſtehenden Verbrechen im Hamlet, die ſich in einem letzten, in einer Geſamtkataſtrophe ſtrafen, wird man an die kanoniſche Schreibart oder an die Fuge erinnert. Es iſt der tragiſche Kontrapunkt. Zweimal dieſelbe Situation mit kontraſtiertem Hauptcharakter derſelben. Hamlet rächt ſeinen Vater an dem Könige, Laertes rächt ſeinen Vater am Hamlet. Der König will ſich retten und macht gemeinſame Sache mit Laertes, und holt ſich ſo ſeine Strafe. — So finden wir bei Shakeſpeare wie bei den Griechen eine πρώταρχος ἄτη, eine anfängliche Schuld, die wie ein Wirbel andre, die nahe ſtehen, mit in ſich hineinreißt. Denn das Böſe, das ſittlich oder intellektuell Verkehrte fällt nicht allein überhaupt auf des Begehrers Haupt zurück, ſondern es reißt auch andre in den Wirbel hinein und zeitigt, was ſie von Keimen zur Schuld in ſich haben, durch ſeine Brutwärme, ſich zu verſchulden, dann ſtraft eine Schuld die andre. —

Einheit bei Shakeſpeare

Wie Shakeſpeares ganze Poeſie das Innerliche, Geiſtige, Weſentliche über das Äußerliche, Sinnliche, Zufällige ſetzt, ſo hat er auch die äußerlichen ſogenannten Einheiten nichts geachtet; aus ſeiner Behandlungsart kann man aber leicht erſehen, daß er das nur that, weil er die inneren, geiſtigen, weſentlichen Einheiten, ohne deren Beachtung ſie nicht möglich war, über ſie ſetzte. Wie die ganze Dichtart in ein höheres Gebiet hinaufgerückt war, mußten es auch ihre Geſetze ſein. Wir finden, den Einheiten des Ariſtoteles entſprechend, nun 1) die Einheit des typiſchen Falles, wonach der ideale Zuſammenhang von Charakter, Schuld und Leiden eine Einheit bilden, 2) Einheit des Motivs, der Leidenſchaft, 3) Einheit der Stimmung, Geſchloſſenheit des Gehaltes. — — Die Handlung der griechiſchen Tragödie eine idealiſierte Anekdote, die der Shakeſpeariſchen ein individualiſierter Typus. — Je wahrer eine Darſtellung iſt, deſto ſchöner muß ſie ſein. — Als Idealiſt habe ich angefangen, dann ſchlug ich aus Ungenügen in den Realismus um und trieb dieſen, ſoweit es möglich iſt. Nun muß ich beide Einſeitigkeiten zuſammenzufaſſen ſuchen, was ja der Zweck meiner künſtleriſchen Selbſterziehung war. —

Shakeſpeares Kompoſition

(Aus einem Briefe)

— — Sie ſagen: „Shakeſpeares Kompoſition ſei nicht muſterhaft.“ Was heißt das? Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich Kompoſition überhaupt für etwas Relatives halte und nicht weiß, wie man Shakeſpeares Kompoſitionsweiſe mit der eines andern Dichters vergleichen kann, weil kein andrer von dieſen Bedingungen ausgeht und dieſelben Abſichten hat wie Shakeſpeare, und weil ſeine Kompoſition als ein Teil ſeiner Poeſie gewiſſe Geſetze haben muß, welche eine andre Kompoſition nicht haben kann. Von ſeinem Geſichtspunkte aus, d. h. dasjenige zu erreichen, was er erreichen will, wozu die Kompoſition eines der mehreren Mittel iſt, davon habe ich mich vollkommen überzeugt, giebt es keine zweckmäßigere Kompoſitionsweiſe. Und die theatraliſche Wirkung ſeiner Stücke beweiſt das noch täglich. Ich muß ſogar bekennen, daß ich ihn gerade von der Seite der Kompoſition am meiſten bewundere. Und mit welchem andern Dichter wollen Sie ihn vergleichen? Oder was verlangen Sie von der Kompoſition eines Trauerſpiels? Verlangen Sie, daß es eine künſtliche Maſchine, d. h. ein Kunſtſtück ſei, ſo ſteht Leſſing über ihm (in der Emilia). Verlangen Sie dagegen, daß ſie ein Organismus (ein Kunſtwerk) ſei, ſo weiß ich niemand über Shakeſpeare. Oder wollen Sie mir die griechiſche Tragödie vorhalten, in welcher das Lyriſche und Epiſche noch unverbunden beiſammen, wo Anfang und Ende Reliefs und nur die Mitte freiſtehende Gruppe ſind, wo die arme Handlung gewaltſam gedehnt und immer, ehe wir noch heimiſch darin werden konnten, von unendlichen, undramatiſchen Chorgeſängen zerriſſen wird, die uns im ganzen Mythenkreiſe herumführen, bis wir ſchwindeln? Übrigens hat Leſſing in der Emilia nur das Verſprechen gelöſt, welches er in der Dramaturgie gab, bei genauer Befolgung der Regeln der tragédie classique etwas weit Lebendigeres und Ergreifenderes zu leiſten, als dieſer bei allen Licenzen von der eignen Konvenienz gelungen war. Und dies Verſprechen hat er gewiß auf die glorioſeſte Weiſe gehalten. Aber das weiß ich gewiß, daß er ſein Werk in Hinſicht der Kompoſition gewiß nicht den Shakeſpeariſchen ebenbürtig erklären möchte. Leſſing ſelbſt macht auf den Unterſchied von Shakeſpeares Freskogemälden und den franzöſiſchen Miniaturbildern für einen Ring aufmerkſam, und ihm ſähe es am wenigſten ähnlich, die Geſetze der Kompoſition eines ſolchen Ringbildchens auf die Beurteilung der Kompoſition eines großen Freskobildes anzuwenden. Ihre Meinung wird alſo wohl die ſein, daß die Shakeſpeariſche Kompoſitionsweiſe in Beziehung auf ſeine eigne Abſicht mit ſeinem tragiſchen Ganzen fehlerhaft ſei. Dann wird es Ihnen aber ſchwer halten, nachzuweiſen, wie es bei irgend einer andern Art zu komponieren Shakeſpeare möglich geweſen ſein würde, ſeinen Dichtungen dasjenige zu geben, was Sie ſelbſt bewegt, ihn über alle andern dramatiſchen Dichter zu ſtellen. Wie bei Leſſing iſt es bei Schiller; die Maſchinerie iſt das Stück, und das, was eigentlich das Stück ſein ſollte, geht nebenher. — Das iſt ſo ſchön bei Leſſing, daß, wo er eine Behauptung aufſtellt, wie dieſe, daß Shakeſpeare in der Kompoſition nicht muſterhaft ſei, er ſie auch beweiſt. Mit einer ſolchen Behauptung iſt überhaupt zu viel und zu wenig gethan. Man weiß nicht, ob der Kritiker meint, ein andrer Dichter ſei in Hinſicht der Kompoſition muſtergiltiger, und wer? Man weiß nicht, von welchen Vorderſätzen er ausgeht, um entweder dieſe oder doch die Anwendung auf Shakeſpeare kontrollieren zu können. Man muß faſt glauben, es ſolle, was den deutſchen Klaſſikern auf einer andern Seite genommen worden, ihnen auf dieſer wieder gegeben werden. Doch können Sie unmöglich meinen, Goethes oder Schillers Kompoſitionsweiſe ſei vorzuziehen. Gedankenloſe Menſchen plaudern dann dergleichen als ausgemacht weiter, die andern wiſſen nicht, wie ſie dran ſind; etwas übles bei Gelegenheit von Hiſtorie oder Kritik oder bei beiden. Wenn nun jene Vorzüge Shakeſpeares, welche Sie anerkennen, nur dieſe Kompoſitionsweiſe erlauben? Man trägt ſich heutzutage mit wunderlichen, völlig unkünſtleriſchen mechaniſchen Vorſtellungen, z. B. Scribes oder auch altgriechiſche Kompoſition mit Shakeſpeares Charakteren zu verbinden. In der Emilia haben Sie nach meiner Überzeugung das Vollendetſte, was auf dieſem mechaniſchen Wege möglich iſt; und doch iſt es ein Kunſtſtück, das überall auf Schrauben ſteht. —

Dramatiſche Technik Shakeſpeares

Die falſch verſtandene Shakeſpeariſche Form iſt ein unkünſtleriſches Unding, aber die richtig gehandhabte die einzige mögliche für das nicht antike Drama.

Shakeſpeare ſimplifiziert ſeinen Stoff aufs möglichſte. Er exponiert nicht erzählend. Unmerklich wird man mit den Vorbedingungen bekannt. — Er legt ſeinen Stoff ſo, daß er völlig dramatiſch daliegt. Dann teilt er ihn in viele kurze Szenen, wodurch die Bewegung gewinnt. — Er macht lieber abſtrakte Expoſitionsſzenen, um die andern nicht mit dem epiſchen Beiſatze zu verderben. Jede Handlung hat ihre eignen Geſten, ihre eignen Worte, eigentlich auch ihre eigne lokale Heimat. Dies giebt er jeder, um ſie zu idealiſieren, und hält ſie auseinander. Bei der konzentrierten Form iſt die Szene ein Raum, in den das Verſchiedenartigſte ſich geduldig zuſammendrängen laſſen muß, wo das Ineinanderſchreien der Stimmungen entweder gar keine aufkommen läßt oder das Gefühl beleidigt. — Shakeſpeare würde in konzentrierter Form wegen der Peinlichkeit der Spannung, Iffland in der freien Form wegen Mangels an aller Spannung unerträglich ſein. Man thue jedes Ding an ſeinen Ort.

Einfachheit der Maſchinerie

Größte Einfachheit der Maſchinerie; der geiſtige ethiſch-pſychologiſche poetiſche Gehalt des Grundgedankens, nicht die Maſchinerie, d. h. nicht der pragmatiſche Nexus als ſolcher, nein, nur inſofern er mit dem idealen Nexus eins iſt, muß das Stück ſein. Dadurch erreicht Shakeſpeare beim größten Reichtum an Handlung und Begebenheit das behagliche Sichausleben der Geſpräche und Perſonen, weil ſeine Handlung bis aufs innerſte, bis auf den Kern ſimplifiziert und konzentriert iſt. Dieſer engſte Kern wird wiederum durch die äußerſte Kunſt des Dialoges geſchwellt.

Das Verbergen der Maſchinerie. Schuld und Charakter

Wie flüſſig iſt bei Shakeſpeare der Vorgang, in welchen faſt unmerklich die Handlung eingelaſſen iſt, wodurch wir ſie mit erleben, wir wiſſen nicht, wie? Wie iſt es ihm gelungen, die Blumenſtiele dem Auge zu verbergen, ſodaß der Kranz nur aus den Blumen ſelbſt zu beſtehen ſcheint. Wie ſind ſo gar keine Anſtalten ſichtbar! Das Ganze eine Reihe von Auslebeſzenen der intereſſanteſten und amüſanteſten Art. Jene Verknüpfungen und Vorbereitungen, die uns in andern Stücken mehr oder weniger die Maſchinerie ſehen laſſen — wie iſt im Shakeſpeare keine Spur davon! Leſſing ſagt: „Wo wir viel nachdenken müſſen, können wir wenig fühlen"; deswegen rät er dem Trauerſpiele eine einfachſte Verwicklung an. Die Shakeſpeares ſind auch wirklich in dieſem Sinne einfachſt. — Er operiert mit den einfachſten, allgemeinſten, primitivſten Motiven. —

Seine Verknüpfung iſt immer das einfachſt-notwendige unmittelbare Hervorgehen der Schuld aus der Charakterdispoſition, das unmittelbarſt-notwendige Hervorgehen des Leidens aus der Schuld, nach dem einfachſten Naturgeſetze der Seele, eine ideale Verknüpfung, in der die Idee ſelbſt der Pragmatismus iſt, ſo daß der ideal-ethiſch-pſychologiſche Gehalt des Stoffes und nichts andres, dieſer Gehalt, unvermiſcht mit etwas anderm, als er ſelbſt, das Stück iſt. Jetzt iſt die pragmatiſche Verknüpfung die Hauptſache, das ethiſche Reſultat des Ganzen wird ſozuſagen gelegentlich mit erreicht, d. h. eigentlich zufällig. Das Reſultat, auf ſo verſchiedne Weiſe gewonnen, läßt ſich charakteriſieren dort als ethiſch-pſychologiſche Notwendigkeit der Sache, hier als poetiſche Gerechtigkeit des Autors. Man vergleiche den Macbeth mit der Emilia Galotti. Dort kann der Ausgang kein andrer ſein, denn das Gewiſſen muß die That rächen, und wenn auch Macbeth am Leben und bei Macht bliebe. Das Stück iſt eben nur die That und die Rache des Gewiſſens dafür. Hier könnte die Emilia recht gut gerettet werden und leben bleiben, die Maſchine brauchte nur eine etwas andre zu ſein; dieſe Änderung könnte pragmatiſch eben dieſelbe Muſterhaftigkeit haben; aber, ſo oder ſo — der Ausgang folgte nicht aus der einfachſten Natur der Sache, ſondern aus der Willkür des Autors. —

Allgemeine Form der Shakeſpeariſchen Kompoſition

In den meiſten Tragödien Shakeſpeares iſt eine Art Sonatenform anzutreffen, welche in der Mitte das Thema, die Charakteridee des Helden mit dem Gegenthema — dem andern Faktor des tragiſchen Widerſpruchs — in die innigſte Wechſelwirkung und Kontraſtierung bringt, in ſogenannten Gängen die Motive des Themas ſich harmoniſch und kontrapunktiſch charakteriſtiſch an und gegen einander ausleben läßt, worauf der dritte Teil wieder ruhiger das ganze Thema bringt, in der Tragödie aber in der parallelen Molltonart. Im erſten Teile werden die Motive gegeben, die dann im zweiten auf Leben und Tod ſich auf den Hals rücken, d. h. die ſogenannte Verwicklung eingehen und die Spannung leidenſchaftlich machen; als dritter Teil folgt die Auflöſung der krampfig verſchlungenen Motive in der beruhigenden Gewißheit des Ausgangs, die ausklingende Beruhigung und Verſöhnung, die Rührung und Erſchütterung über das ſich auslebende Produkt des zweiten Teiles. Die Spannung wird zur rein tragiſchen Stimmung, die Ungewißheit zur Ergebung, die Furcht zum Mitleide. — Im erſten Teile exponieren ſich die Faktoren des Widerſpruchs und ihre Verkörperungen in den Verhältniſſen des Helden, im zweiten erhitzen ſie ſich und treffen zuſammen und brauen im wilden Gegeneinanderaufſieden das Schickſal, über welches im dritten die Stimmung in Erhebung feierlich ausklingt. So ſehen wir im Coriolan die erſt bloß genannten Motive ſich jedes für ſich ausleben im Verhältniſſe Coriolans zum Volke, zum Feinde, zur

Mutter, das gefährliche Erſelbſtalleinſeinwollen, ſich nicht nach andern und in die Umſtände Schickenwollen und -können; und die ebenſo gefährliche Abhängigkeit von der Mutter. Jede dieſer zwei Situationen allein wäre weniger gefährlich, und er könnte dabei heil bleiben; aber daß ſie zuſammen ſind, daß die zweite ihm die Aufgabe aufzwingt, der die erſte ihn unangemeſſen macht, das macht beide zu tragiſchen und führt zu Leiden und Untergang. Will er ein Menſch aus dem Ganzen ſein, ſo muß er es auch ganz ſein, will oder muß er bloß der Selbſtbeſtimmung ſeiner Natur folgen, ſo ſollte er nicht der Mutter den gewaltigen Einfluß auf ſich einräumen wollen oder müſſen. Die Mutter bringt ihn dazu, ſich um das Konſulat zu bewerben; das Widerſtreben, die Unangemeſſenheit ſeiner Natur dabei macht, daß die Bewerbung eine vergebliche wird; ſeine Natur rächt ſich durch das gefährliche Herausſagen alles deſſen, was er gegen das Volk und ſeine Rechte auf dem Herzen hat. Ginge er nun aus dem Lande und ließe die Zeit machen, die ſeiner Verdienſte ſchon bedürfen wird, er bliebe heil; aber die Mutter will, er ſoll abbitten; das macht die Sache noch ſchlimmer, es iſt eine neue, unmögliche Aufgabe. Die Verbannung macht, daß er ſeinen Feind zur Rache gegen das ihm durch ſeine Schuld mit feindliche Vaterland wirbt; ſo wirkt ſein Leiden und ſeine Schuld — Schuld, die wieder zum Leiden führen muß. Aber dem völligen Untergange verfällt er doch dadurch, daß er der Mutter noch einmal den allmächtigen Einfluß auf ſein Wollen und Thun einräumt; dadurch wird ihm die Verbindung, die er mit ſeinem alten Feinde und Nebenbuhler eingegangen hat, tödlich. Wir haben alſo eine Reihe unlöslicher Aufgaben. Die erſte ſtellt ſein Verhältnis zur Mutter dar und was in dieſem Verhältniſſe von ſeiner eignen Natur iſt, die ſich eben eine unlösbare Aufgabe ſtellt, ſodaß er ſeine Natur nicht in Anſchlag bringt, oder daß er dann ihrer nicht Herr wird, ſie macht ſein Verhältnis zum Volke unlösbar; die zweite ebenſo. Nun ſtellt ihm ſein Verhältnis zum Volke die dritte Aufgabe, die er eingeht in der Verbindung mit dem alten Feinde und Nebenbuhler; dieſe Aufgabe macht ſein Verhältnis zur Mutter zu einer unlösbaren; die vierte, die dem Feinde gegenüber die Unterwerfung ſeiner Natur unter die Klugheit fordert, macht dieſe ſeine Natur unauflöslich. So iſt in jedem dieſer Verhältniſſe nur eine Verkörperung eines Hauptzuges des Kontraſtes ſeiner Natur. In ſeiner Mutter iſt ſeine eigne Natur, aber mit der ihr Gefährliches balancierenden Gewalt über ſich ſelbſt, ſein Stolz, aber in Unterordnung unter die Forderungen der Situation an die Klugheit in Handlung geſetzt und ſo mit ſeiner Natur kontraſtiert. Räumt er ihr ſolchen Einfluß auf ſich ein, ſo ſollte er auch ihre Natur zu der ſeinen machen. Er giebt dem Feinde dadurch, daß er ſeiner Mutter ſeine Rache opfert, den Vorwand zu ſeinem Untergange. Nach dem, was er im Dienſte ſeines Volkes den Volskern angethan, durfte er nicht in ein freundliches Verhältnis zu ihnen treten oder mußte in dieſem konſequent aushalten. So folgt aus jedem ſeiner Verhältniſſe eine faktiſche Lehre. Die dargeſtellte oder im Stücke ausgeſprochene Kritik aber verfolgt nur ſein Verhältnis zum Volke und darin ſeine tragiſche Charakteranlage, Stolz ohne Klugheit, Stolz bis zur Verachtung der Klugheit, die dem Stolze eine ſo nötige, unentbehrliche Begleiterin und Führerin durchs Leben iſt. Noch iſt zu erwähnen, daß Coriolan der einzige Shakeſpeariſche tragiſche Held iſt, der eines gewaltſamen, unnatürlichen Todes ſtirbt, ohne eine Blutſchuld zu haben, wie ſogar der milde Brutus eine hat im Mitmorde Cäſars. —

Entwicklung der Fabel

Shakeſpeare entwirft die Fabel in wenigen großen Zügen, die, kauſal miteinander verknüpft, feſtſtehen. Dann teilt er die Fabel ſolchergeſtalt in Szenen, daß die Motive vollſtändig klar, der äußere Vorgang vollſtändig anſchaulich ſich darin darſtellen können. Die Spannung liegt im Ganzen, das die Idee verkörpert. Er ſucht nicht ſpezielle Spannungen und ſpezielle Intereſſen hineinzulegen neben jener großen Spannung, und alles Intereſſe ſtrahlt von dem Ganzen aus, beides liegt im einfachſten Plane. Eine Hauptſituation, Ein Motiv, Ein Ziel Eines Hauptcharakters, alſo Eine Richtung desſelben. „Nun bereichert er die Handlung mit mannigfaltigem Detail, das aber nicht unter ſich ſelbſt wieder Aſterorganismen bildet, die ihre eigne Spannung und eignes Intereſſe haben, oder bedingend in den einfachen Hauptmechanismus eingreift. Nun ſieht man in Monologen die innere Handlung als Gefühl der Situation und Trieb des Charakters die Entſchlüſſe gebären, die dann in Spielſzenen vollzogen in äußerer Handlung zu Thatſachen werden, die wieder neue Entſchlüſſe hervorbringen.“ — Er erfindet ſeine Pläne als Stücke notwendiger Geſchichte, als den Normalverlauf einer Leidenſchaft. Dieſe faßt er, als in der Natur ſeines Haupthelden vorbeſtimmt, und erfindet die Situation, wie ſie dient, an ihr ungezwungen jene Natur zu entwickeln. Die Schuld liegt ſchon als Keim in der Natur des Helden, das Schickſal ebenſo in der Schuld. Die Spannung liegt einfach darin, daß wir im Keime den Baum ſchon ſehen, der daraus erwachſen wird, daß wir mit der Angſt des Mitleids die Maſchine aufhalten möchten, deren Thätigkeitsziel das Verderben iſt; wenn wir nicht wüßten, das wäre vergeblich, und wir müßten uns in die Notwendigkeit ergeben. Das Beugen vor der Notwendigkeit, die uns weh thut, die wir aber für vernünftig halten müſſen, macht die tragiſche Stimmung zu einer im reinſten Sinne religiöſen. — Wir möchten den Helden warnen, der ſich ſelbſt verdirbt, und wiſſen doch, was er begonnen, muß mit ſeinem Verderben enden. Affektvolles Mitleid, und doch immer die klare Einſicht, er iſt ſelber ſchuld, niemand anders, er ſelbſt hat ſich die Schlinge gelegt, daraus entſteht die echt tragiſche Stimmung. Am vollkommenſten iſt ſie im Macbeth, wo im Schickſal ſich nur ein notwendiger Naturprozeß vollzieht. Wer einmal im Blute watet, kann nicht zurück. Die Reaktionen, an denen er ſcheitert, die inneren wie die äußeren, ſind notwendig. *Je weniger der Zufall oder etwas Zufälliges ſich einmiſcht, deſto beſſer. So ſchadet es im Romeo, daß der Heiratsplan des alten Capulet ſich einmiſcht, der von außen kommt, nicht in notwendigem Zuſammenhang mit der Schuld liegt.* — Im Macbeth iſt ein Normalkrankheitsverlauf. Das Ganze ſpielt im Macbeth ſelbſt, der Held iſt das Stück. Denn alle Handlung im Stücke geht von ihm aus. Er ganz allein ſchmiedet ſein Schickſal fertig. —

Vorbereitung des Effektes

Shakeſpeare bereitet ſeine Effekte ſo vor, daß die Vorbereitung, die Mittel dazu, die Gedanken abziehen, ſodaß der Eintritt des Effektes vorbereitet und doch plötzlich, überraſchend und deſto impoſanter erfolgt. So z. B. wie der Geiſt dem Hamlet erſcheint, in deſſen Rede von der Trinkſucht der Dänen hinein. —

Dramatiſche Stoffe

— Man iſt geneigt, Stoffe mit ſtark vorwärts treibenden Leidenſchaften und viel äußerer Bewegung als die für die Tragödie günſtigſten anzuſehen, namentlich aber für die, deren Bearbeitung die wenigſte Schwierigkeit habe. Dieſe Meinung iſt eine falſche. Der Stoff iſt unter den andern der glücklichſte für die Bearbeitung, der am meiſten Stetigkeit hat, der immer dieſelbe kleine Anzahl von Perſonen im engſten Raume zuſammenhält und mit ruhiger Bewegung ſeinem Abſchluſſe entgegengeht. So Hamlet, Othello, der Anfang des Julius Cäſar ꝛc. In Szenen ohne eigentliche Thathandlung, wozu ich auch Entſchlüſſe, Pläne ꝛc. zähle, in welchen die Stimmung von einer Thathandlungsſzene wie in figurierten Orgelpunkten ausklingt, oder in denjenigen, in welchen die Gegenharmonie als Zwiſchenſatz einem erwarteten Themaeintritte unmerklich entgegenarbeitet, findet das polyphone Ausleben mehrerer kontraſtierenden Stimmen nebeneinander, worin die Poeſie am meiſten Spielraum hat, am bequemſten Platz. Dahin ſind zu rechnen z. B. die Learſzenen während des Gewitters, die im Othello, wo Desdemona ſich an Jago wendet ꝛc. Je ſtärker die Kauſalität vorſchreit, deſto weniger iſt Raum für Poeſie; entweder ſie kann ſich nicht entwickeln, oder es iſt für den Zuſchauer nicht die Stimmung möglich, er hat nicht die Freiheit, ſie auf ſich wirken zu laſſen. Die günſtigſte Handlung, Thathandlung, iſt ein einfacher Stoff, in dem eine nicht zu große Anzahl durch Gemütsart, Intentionen ꝛc. ſcharf kontraſtierter Perſonen vom Anfang bis zum Ende auf einen möglichſt engen Raum zuſammengedrängt ſind. —

Der Kontraſt

Alles Dramatiſchwirkende ruht auf dem Kontraſte, der z. B. im Jago und Othello wie Thema und Gegenſatz in einer Bachiſchen Fuge durch das Stück nebeneinander geht, Shakeſpeares ganze Kunſt iſt auf dem Kontraſte baſiert. So die kontraſtierenden Doppelhandlungen, worin mehrere Charaktere in Bezug auf das Praktiſche, Ethiſche kontraſtiert ſind, wie er auch außerdem die Figuren gern wenigſtens äußerlich kontraſtiert, die am meiſten zugleich auf der Bühne ſind; wie er den Kontraſt ins Innerſte der Charaktere gelegt hat und wiederum äußerlich gern kontraſtierende Motive in der Diktion zuſammenbringt, z. B. Lächeln in Thränen, Witz des Ärgers und der Verzweiflung und des Wahnſinns Humor, Zeichnung auf einem Grunde von andrer Farbe, Dunkel auf Hell und umgekehrt; die Übergänge aus Freude in Schmerz und umgekehrt gehen ebenfalls durch dieſen Kontraſt hindurch. Die Albernen haben Weisheit, die Böſewichter Moral im Munde, ferner geheuchelte Ruhe bei innerem Aufruhr, die Angſt, die ſich ſelbſt wegzuſcherzen ſtrebt; die große Meinung, die ſeine Thoren von ihrer Klugheit haben, die Selbſtzufriedenheit der geiſtig und leiblich Armen, die Melancholie der leiblich und geiſtig Reichen (Antonio). Überhaupt die Einmiſchung des Komiſchen ins Tragiſche, Zerſtreutheit, Vertiefung. Wo es nur geht, wird auch die Denkart kontraſtiert, im Cäſar über Selbſtmord, im Othello über Untreue (Desdemona und Emilie) u. ſ. w. Selbſt in der äußeren Form des Dialogs; wenn der eine überfließt, iſt der andre lakoniſch. Alle Verſtellung ruht auf dem Kontraſte. Allen ſchauſpieleriſchen wie tragiſchen Effekten liegt der Kontraſt zu Grunde. Wie das Licht nur an Körpern, ſo kommt die Einheit nur am Kontraſte zur Erſcheinung. Wo kein Kontraſt, da iſt auch keine künſtleriſche Einheit. Daher bei Shakeſpeare die Charaktere die anziehendſten, in welchen die meiſten Kontraſte. Im bloßen Vorhandenſein des Kontraſtierenden, im gleichgiltigen Verhalten der kontraſtierenden Züge iſt nur die Möglichkeit der dramatiſchen Wirkung gegeben; dieſe ſelbſt entſteht erſt, wenn ſie ſich auf den Hals rücken, wenn der Kontraſt unmittelbar in die Sinne fällt. Dann iſt auch ſubjektiv, in der tragiſchen Stimmung ein Kontraſt, und zwar ein doppelter, erſtlich in der Sympathie an ſich, dann in der Sympathie mit dem Gefühle der tragiſchen Gerechtigkeit. Wenn man wiſſen will, was die Dichtungen naiver Zeiten ſo ſinnlich-kräftig macht, ſo prüfe man ſie darauf, ob nicht die ſcharfen Konſtraſte überall die Wirkung thun; nicht der unwirkendſte iſt der Kontraſt zwiſchen der Kühle des Dichters und dem Heißen, was er ſchildert. Man wird bald finden, daß die ſchädliche Wirkung der Reflexion auf den dichteriſchen Geiſt hauptſächlich darin beſteht, daß ſie die Kontraſte unterminiert und aufhebt oder wenigſtens ſchwächt. Ehe beim ſentimentalen Dichter die harten Kontraſte von Standesungleichheit ꝛc. wirken können, hat er ſie ſchon ideal aufgehoben. Wie ſtehen die Shakeſpeariſchen Böſewichter dem Himmel im offnen Kampfe impoſant gegenüber, eben darum, weil ſie den Abſtand auszufüllen nichts thun; dagegen zerſetzt z. B. Franz Moor die Subſtanz des Sittlichen mit Reflexion; er meuchelt, er vergiebt gewiſſermaßen mit heimlichem Gifte; er ſteckt die ſittliche Idee mit einer ſchleichenden Krankheit an, um ſeinen Gegner, den er im offnen Kampfe fürchtet, zu ſchwächen. Aber der Charakter iſt nicht konſequent, oder vielmehr: es ſtecken, wie faſt in allen Schilleriſchen Figuren, nicht zwei kontraſtierende, d. h. durcheinander geſchlungene, miteinander ringende Richtungen, ſondern zwei ganz verſchiedene Perſonen, die mit einander abwechſeln, in dieſem Franz. Zuweilen iſt er der naive, außerdem iſt er der ſentimentale, der reflektierende Böſewicht. —

Entwicklung der Situation

— Shakeſpeare vermeidet durchaus den Anſchein des Skelettartigen, Geradlinigen, Preſſierten. Der Aſt zweigt ſich ab. Austiefung der Situation. Hier ein

Beiſpiel: Hamlet tritt vom Geiſte geführt an einer einſameren Stelle der Terraſſe wieder auf. Er fragt: Wo führſt du mich hin? Red; ich geh nicht weiter. Der Geiſt fängt nicht gleich an zu erzählen. Er ſagt erſt: Hör an! Hamlet entgegnet: Ich wills. Und noch beginnt der Geiſt nicht; er bereitet den Eindruck ſeiner Rede noch vor durch: Schon naht ſich meine Stunde, wo ich den ſchwefligen, qualvollen Flammen mich übergeben muß. Hamlet ſagt: Ach, armer Geiſt! Der Geiſt beginnt immer noch nicht, Hamlet dringt auch nicht auf die Erzählung. Er ſagt: Beklag mich nicht, doch leih ein ernſt Gehör dem, was ich kund will thun. Hamlet entgegnet wiederum bloß füllend: Sprich, mir iſts Pflicht, zu hören. Der Geiſt greift vor: Zu rächen auch, ſobald du hören wirſt. Nun fragt Hamlet: Was? — Nun noch immer nicht erzählt der Geiſt, er ſagt erſt, wer er iſt, was bloß verſtändig betrachtet unnötig wäre. Noch immer bereitet er die Stimmung vor, indem er ſeinen Zuſtand im Fegefeuer wirkſamer dadurch beſchreibt, daß er ſagt, welchen Eindruck die Beſchreibung, die er nicht machen dürfe, auf Hamlet wirken würde. Zugleich giebt dies ihm Gelegenheit zu wunderbar poetiſchem Ausdrucke. Nach einer langen Periode macht ſein: Horch! horch, o horch! einen wunderbar ſtimmungsreichen Eindruck. Es ſind zugleich Seufzer. Was muß das nur ſein, was er zu erzählen hat? Eine balladenmäßig volkstümlich grauſenhaft ſüße Spannung iſt angelegt. Aber noch immer kommt die Erzählung nicht. Es iſt, als wollte der Geiſt ſeine Erzählung ſelbſt noch hinausſchieben; dadurch wird die Erwartung noch geſpannter. Nun kommt aber erſt noch einmal: Wenn du deinen teuern Vater je liebteſt — Hamlet ſchaltet ein; man ſieht ſeinen geſpannten Zuſtand darin: O Himmel! — Wie kann der Geiſt ſo fragen? und jetzt? wie kann Hamlet jetzt austönen, wie er den Vater liebt, da tiefſtes, ungeheuerſtes Mitleid dieſe Liebe noch entflammt und der Drang, ihn zu rächen. Er ſoll den Vater rächen, aber noch iſt nicht geſagt, an wem. Erſt ſagt der Geiſt noch wofür. Räch ſeinen ſchnöden, unverſchämten Mord. Hamlet fährt auf: Mord? Nun wird erſt der Mord noch allgemein beſchrieben: Ja, ſchnöder Mord, wie er aufs beſte iſt, doch dieſer unerhört und unnatürlich. Hamlet: Eil ihn zu melden; daß ich auf Schwingen, raſch wie Andacht und der Liebenden Gedanken, zur Rache ſtürmen mag. Zu bemerken, wie hier das: Durch wen? daß ich ihn töte! plaſtiſch gemacht iſt. Der heftige Drang iſt hier nicht durch heftig ausgeſtoßene, raſche Worte ausgedrückt. Die Raſchheit iſt beſchrieben: Er ſagt: er will raſch ſein, aber er ſagt es nicht raſch. Spricht der Schauſpieler die Rede raſch, ſo macht ſie einen größeren Eindruck, als wenn ſie kurz wäre, alſo unmittelbar die Raſchheit ausdrückte. Nun noch immer ſagt der Geiſt nicht, an wem er gerächt ſein will. Er ſagt: Du ſcheinſt mir willig. Auch wärſt du träger ꝛc. — Dadurch wird die Idee von Hamlets Charakter und von dem ganzen Stücke voraus ausgeſprochen. Denn Hamlet zeigt ſich dann in der Rache wirklich ſo träge. Noch einmal dann: Nun, Hamlet, höre. Nun ſagt er, wie es von ſeinem plötzlichen Tode heiße, und daß ſo das Ohr des Reiches getäuſcht werde, und nun endlich kommt, an wem er Rache haben will. Wenn etwas, ſo erinnert das an Beethovens Modulation. Aber es kommt erſt ein Trugſchluß; der Geiſt nennt noch immer nicht ohne weiteres den Namen, er ſagt: Wiſſe, die Schlang, die deines Vaters Leben ſtach, trägt ſeine Krone jetzt. Und Hamlet ſpricht erſt aus, daß er es geahnt: O mein prophetiſches Gemüt! Und fragt, endlich den Namen nennend, doch noch: Mein Oheim? Ja, ſagt nun endlich der Geiſt, und nun erſt beginnt die Erzählung. Dieſes durch Rückhalten des Wortes die Spannung zu ſteigern, iſt ein Hauptkunſtgriff Shakeſpeares. Nach dieſer Vorbereitung macht nun erſt das Wort den Eindruck, den es machen kann. Zugleich wird das bloße dünne Aufzählen vermieden, und der Eindruck zugleich ein künſtleriſcher. Der Geiſt könnte es gleich ſagen, Hamlet weiß es eigentlich ſchon durch die bloße Erſcheinung und Aufforderung zur Rache. Aber das Zögern beider, das das Schreckliche hinhalten will, bringt ſympathetiſch im Zuhörer dieſelbe Stimmung, dieſelbe Angſt vor dem Ausſprechen des Wortes hervor, das er gleich im Anfange des Stückes erriet. Wunderbar iſt die Mannigfaltigkeit Shakeſpeares in dieſen Vorbereitungen, ſodaß man faſt jede einzelne Szene erſt anatomieren muß, um zu finden, daß ſie faſt alle ſo gebaut ſind. — So wird die Stimmung der einzelnen Szenen fixiert, und der Eindruck jeder vollſtändig ausgebeutet und dem Hörer ins Herz und Gedächtnis gegraben; was bei dem Reichtum ſeiner Stücke notwendig iſt, wo ſonſt immer ein Eindruck den andern verlöſchen würde. Und ſo iſt auch in den affektvollſten Szenen ein reicher Gehalt möglich. Ein Shakeſpeariſches Stück iſt eine fortwährende Vorbereitung auf die Kataſtrophe, und ſo hat jede einzelne Szene ihre eigne kleine Kataſtrophe, zu der der übrige Dialog Vorbereitung iſt. — So iſt der darauffolgende Monolog Hamlets: O Herr des Himmels! Erde! was noch ſonſt? nenn ich die Hölle mit? nur eine auseinandergelegte Interjektion, ein gegliederter Naturlaut. Eine Selbſtreizung des Affektes, der ſich in kleinem Gelde gern ausgiebt, ſich detaillierend austobt, nicht von ſeinem Gegenſtande loskommt. Hamlet, ein Menſch von äußerſt reizbarem Gefühls-, aber ebenſo ſchlaffem Begehrungsvermögen. — Es liegt auf der Hand, daß, um ſolche Wendungen dem Geſpräche zu geben und dadurch Gehalt und ſinnliche Bewegung in der Behandlung zu vereinen, man durch den Stoff nicht geniert ſein darf. Der weſentliche Inhalt einer ſolchen Szene muß jederzeit ein kleiner ſein, ein leicht überſichtlicher. Das Maß muß jedes Stück ſich ſogleich ſelber vorſchreiben, nach dem die auffaſſende Phantaſie des Hörers ſeine Einzelheiten meſſen ſoll. Das an Handlung reichere Stück wird ein größeres Maß, größere Verkürzung verlangen, wird einen gedrängteren Auszug des Lebens vorſtellen, als ein ärmeres. Man wird die Handlung äußerſt ſimplifizieren müſſen, um Platz für das Detail des Dialoges zu erhalten. Im Lear iſt deshalb die eigentliche Handlung auf ihre Hauptzüge reduziert, dadurch iſt Raum gewonnen worden für ganze Szenen, die faſt nur Detail ſind, und in dieſen iſt der Gehalt. Im Detail leben ſich die Charaktere aus und die Situation. Die eigentlichen Handlungsſchritte ſind die Rucke, durch die der Guckkaſtenmann Poet ein Bild verſchwinden und ein andres erſcheinen läßt. Das Detail iſt dann die Betrachtung des neuen Bildes. Ohne ſolches Detail würde ein Stück einem Guckkaſten gleichen, deſſen Bilder ſich unaufhörlich bewegend ablöſten, der Zuſchauer würde keines ordentlich beſchauen können und zuletzt nicht wiſſen, was er geſehen und gehört. Eindrücke und kein Eindruck. —

Ökonomie des Dramatikers

In allen Shakeſpeariſchen Stücken iſt die Handlung, die eigentliche, das Handeln möglichſt einfach, es wird aber derſelben durch Kunſt der Schein einer reichen Handlung gegeben. Eine große Situation, aber dieſe vollſtändig ausgebeutet. Im Hamlet iſt die Situation, die tragiſche, durch das ganze Stück: Hamlet ſoll ſeinen Vater rächen und kann die Entſchloſſenheit dazu nicht gewinnen. Im Lear das Leiden des Vaters durch die undankbaren Töchter. Im Romeo der Kampf der Liebe zweier Menſchen gegen den Haß ihrer Familien. *Doch kommt hier gegen Shakeſpeares ſonſtige Weiſe noch ein äußerliches Motiv, die Vatergewalt, hinzu.* —

Das Bemühen, das Entſtehen eines Charakters durch eine große Anzahl von Umwandlungen zu führen, muß ich aufgeben vollends zweier oder noch mehrerer. Es finden ſich auch im Anfange einer engen Handlung genug dramatiſche Momente, aber in kleinen Schritten. Jene Aufgabe kann nur die epiſche Poeſie löſen, die nicht eine Anzahl von Perſonen zugleich in ſtetiger Folge vorſchreitend darzuſtellen gezwungen, ſich Sprünge erlauben darf, die bloße Reſultate geben darf, wo ihr der Raum fehlt, oder wo die ſtetige Entwicklung nicht Gehalt genug fände. —

Zu aller Illuſion gehört eine gewiſſe Breite; erſt wenn man ſich in eine Situation hineingelebt, begreift man, wozu ſie führen kann. Alles, was etwas jäh erſcheint und aus der Illuſion reißen könnte, alles, was etwas gewagt und fremd, wenn auch nicht unwahrſcheinlich iſt, verlangt Vorbereitung. Wie bereitet Shakeſpeare ſeine Geiſtererſcheinung im Hamlet vor! Womöglich müſſen alle Kräfte des Zuſchauers auf dergleichen vorbereitet ſein. Der Verſtand durch den Kauſalnexus, die Phantaſie durch die Stimmung. *Nicht genug, daß man ſich ſelbſt in die Situation vertieft, man muß es dem Zuſchauer auch möglich machen, dem Dichter in die Tiefe zu folgen und da erſt heimiſch zu werden, ehe wir ihm zumuten, uns das Thun, das wir aus der Situation folgern, zu glauben. — — Die Motive groß und gemeinverſtändlich, einfach und zureichend. Nichts Gewaltſames auf der Szene als etwa dem Ende nah. — Alſo* eine in einfachſter Erzählung ergreifende, einfache Fabel mit großen, einfachen Motiven, die keine zuſammengeſetzten Gerüſte bedürfen und ebenfalls in einfachſter Erzählung hinreichend und klar erſcheinen. Der Gang gleichmäßig, nur nach dem Ende zu beſchleunigt, immer aber noch einen Grad von plaſtiſcher Ruhe feſthaltend. Die Übergänge nicht zu jäh. — Je gewaltſamer die Handlung, deſto idealer die Sprache, deſto ruhiger der Gang. —

Entwicklung, Stil und Tempo des Trauerſpiels

In der Tragödie muß man auf das verzichten, was man raſches Zuſammenſpiel nennt. Das gehört ins Luſtſpiel. — Je lebendiger das Szenarium, deſto nötiger iſt Haltung in der Ausführung, im Dialoge. Shakeſpeares Szenarien ſind alle höchſt gedrängt von Handlung und Gemütsaufregungen; in gleicher Ausführung würden ſeine Stücke voll Unruhe ſein. Aber er retardiert ſchon durch das Einführen von Perſonen, die eigentlich nichts zu thun haben, als eben nur das Gleichgewicht der Stimmung zu erhalten. — Bei ihm findet man Miſchung von höchſter Leidenſchaftlichkeit des Dargeſtellten und höchſter Ruhe der Darſtellung ſelbſt. Darin iſt er wie die Alten. Er ſtellt die Heftigkeit dar, aber nicht heftig, die Verworrenheit, aber klar. Nur Eine große Krankheitsgeſchichte zeigt er uns in Einem Stücke, dieſe aber auch deſto vollſtändiger und überzeugender. Die zwei erſten Akte des Othello enthalten die Bedingungen, unter denen ſolche Eiferſucht möglich und wahrſcheinlich, die andern drei Akte enthalten nur die Darſtellung dieſer Eiferſucht. Ebenſo im Romeo. Daher die große Geſchloſſenheit dieſer Stücke, daß nun alles, Handlung und Gehalt der Reden aus der betreffenden Leidenſchaft genommen iſt. Und darum hat er eigentlich die Leidenſchaftentragödie erſchöpft. Er hat die Tragödie der Liebe, der Eiferſucht, der Freiheitsſucht, Ehrſucht, Herrſchſucht, des Jähzornes, der Thatenſcheu — er hat die

Gattungen erſchöpft, es ſind nur noch Individuen denkbar, die nun immer wie unvollſtändige und ungenügende Kopien jener erſcheinen, oder Miſchungen, die wie Centos aus jenen erſcheinen müſſen. Jedes Stück hat ſeinen eignen Maßſtab, ſeine eigne Natur, ſeinen eignen Stil. In dem einen ſind die Züge feiner, in dem andern derber: in einem herrſcht die pſychologiſche Entwicklung, in dem andern die Thathandlung vor. Vier Hauptcharaktere gehen durch, die konſequent geſchloſſen erſcheinen: der hiſtoriſche, die Novelle, der Mythus, das Märchen. Ferner noch drei: Tragödie, Schauſpiel, Komödie. Dem hiſtoriſchen Drama miſcht er keinen novelliſtiſchen Zug bei, und umgekehrt; er giebt ihm nie den poetiſchen Schwung des Mythus. Den Mythus hält er rein von den feinen pſychologiſchen Zügen der Novelle; das Wunderbare des Märchens erhält nie den ſchweren, ahnungsvollen, ernſten Ton des Mythus; das Wunderbare des Mythus nie den gaukelnden, heiteren des Märchens. In den Mythus ragt das Wunderbare unheimlich, geheimnisvoll und furchtbar in die Wirklichkeit herein als Symbol der Nachtſeite des menſchlichen Gemütes. Im Märchen iſt das Wunderbare das Gewöhnliche, das Sichſelbſtverſtehende, das Wunder iſt der Alltag der geſchilderten Welt des Märchens. —

Dramatiſche und lyriſche Steigerung

Man muß vermeiden, daß die dramatiſche Steigerung zur lyriſchen wird, in der das Gefühl ſo vorherrſcht, daß Charakteriſtiſches, Exponierendes, Motivierendes geradezu ſtörend wird. Man ſehe bei Shakeſpeare z. B. in der Gerichtsſzene im Kaufmann, wo die Spannung am höchſten, wie da noch ausgeſponnene Scherze ſtattfinden. Das iſt nun die Probe des Echttragiſchen; an jeder Stelle könnte, auch in den pathetiſchten Szenen, der Narr parodierend hineinreden, ohne daß das Pathos lächerlich würde. Das macht Shakeſpeares Poeſie ſo notwendig, ſo heiter, ſelbſt im ſchrecklichſten Vorgange alles Peinliche entfernend, das macht es ihr möglich, ſo gehaltvoll zu ſein, ſo reich an Gedanken. Bei der lyriſchen Behandlung iſt ein ſtetes gewaltſames Anſpannen und Zurückſinken des Affektes des Zuſchauers; gegen das Ende des Aktes wird er immer ſtärker gepackt, am Ende iſt er am aufgeregteſten. Nun beginnt der nächſte Akt wieder in einer gewiſſen Nüchternheit, bis das Kunſtſtück wieder beginnt. Die lyriſche Weiſe hebt Stetigkeit und Ganzheit des Intereſſes auf; auf welche beiden dagegen die dramatiſche Weiſe als auf ihre Hauptbedingungen hinarbeitet. — Welche ſinnliche Friſche gewinnen Shakeſpeares Stücke dadurch, daß keine lyriſche Steigerung der einzelnen Szenen dem Humor, und zwar dem heiteren, den Zutritt verwehrt. Die tragiſche Heiterkeit, ein Hauptpunkt, bei Shakeſpeare zu lernen! —

Das Bewunderungswürdigſte bei Shakeſpeare, wie er zu konzentrieren weiß, wie er eine gewiſſe Anzahl Perſonen, die eigentlich das Stück ſpielen, ſich ſo nahe zu rücken weiß, und wie ſchnell und ohne große Maſchinerie die gewaltigſten und ergreifendſten Szenen ſich folgen. Eine Hauptſache dabei iſt, daß er nicht mehrere Charakterentwicklungen nebeneinander hergehen läßt, ja eigentlich nur zeigt, was mit einem Hauptcharakter die Leidenſchaft beginnt, wozu ſie ihn bringt, und gewöhnlich ohne Umkehr. Othello bleibt derſelbe einfältigredliche, ehrgefühlige Mann der That; die Leidenſchaft macht nichts andres aus ihm, er wird ein Mörder, ohne aufzuhören, Othello zu ſein.

Ebenmaß von Schuld und Strafe

Schuld und Strafe proportioniert Shakeſpeare in jeder Perſon jeden Stückes. Wie gelind iſt die

Strafe der Desdemona, der Cordelia für geringe Schuld; wie furchtbar die Macbeths, in deſſen Leben ſeit, ja ſchon kurz vor ſeiner That bis zu ſeinem Tode jeder Augenblick mehr Qual in ſich hat, als das ganze Leiden dieſer beiden Frauen. Das vorbedachte Verbrechen gehört den kalten Leidenſchaften an, den beſonnen ſchleichenden, heuchelnden; wie die That in voller Zurechnungsfähigkeit gethan und mit Beſonnenheit iſt, ſo rächt ſie ſich ſchleichend in langausgeſparter Qual des Gewiſſens. Dagegen die heiße Leidenſchaft, wie ſie den weniger Zurechnungsfähigen fortreißt, in der umnebelten Beſinnung eine Milderung der Strafe findet, wie ihrer That Sünde dadurch geringer erſcheint. Die wahnſinnige Schuld ſtraft ſich mit Wahnſinn. Jähe Schuld findet jähe Strafe (Cornwallis). Die Unentſchloſſenheit zögert der Strafe entgegen, die ebenſo zögernd kommt und dem Schuldigen Zeit läßt für eine Ewigkeit von Selbſtvorwürfen. Die Schuld der Naiven kommt kaum zu ihrem Bewußtſein; der Zuſchauer muß das Gewiſſen für ſie haben, ſo für Lear, Romeo und Julia, Othello, Desdemona, Cordelia, Ophelia. Je bewußter die Schuld, deſto bewußter die Geſtraftheit. Macbeth, Hamlet, Heinrich IV., Richard III. — Die großen Erfolge unſrer Charakterſpieler in jetziger Zeit garantieren, daß auch die entſprechende dramatiſche Poeſie reüſſieren muß. Es gälte alſo intereſſante Geſtalten ſich ausleben zu laſſen. Dazu gehört nun freilich eine weniger ſtraffe Form und große Verhältniſſe, in denen ſich ſolche Figuren bewegen müßten. Der Judah war ein Anlauf dazu. —

Verſchuldung und Kataſtrophe

Man unterſcheide den Kauſalnexus zwiſchen Verſchuldung und Kataſtrophe, das ethiſche Problem, das Schickſal, von der Fabel oder dem äußeren Geſchichtsumriß; von beiden wieder das Szenenſchema mit ſeinem Detail. Der erſte iſt die Seele, das zweite der Leib, und das dritte die Darſtellung, die Haut. — Bei Shakeſpeare iſt der Zuſammenhang von Schuld und Strafe immer ein idealer, es folgt nicht ängſtlich jede nächſte Szene aus der vorigen, der Zuſammenhang der Geſchichte, d. i. der Anekdote, iſt nicht ängſtlich pragmatiſch motiviert. — Der ideale Zuſammenhang und die pragmatiſche Motivierung ſind zwei verſchiedene Dinge.

Die innere Kritik in Shakeſpeares Dramen

Sehr zu bewundern iſt, wie Shakeſpeare die Kritik, d. h. das Urteil des einen über den andern oder über ihn ſelbſt ſo unendlich zu variieren weiß, wie er es nicht allein in beſchriebenes Handeln, Agieren, ſondern in dargeſtelltes Handeln zu verwandeln weiß. So iſt z. B. die berühmte Zwiſt- und Verſöhnungsſzene zwiſchen Brutus und Caſſius nichts als dargeſtellte Kritik des andern und ſeiner ſelbſt in dem Munde der beiden Männer. Ebenſo in der Hetzrede des Antonius nichts als Kritik Cäſars und ſeiner ſelbſt, direkte und indirekte. Wirklich iſt ſolche Kritik des einen über den andern die ſinnlichſte und lebendigſte Darſtellung zugleich der Situation, des Verhältniſſes jenes einen zu jenem andern, und zugleich Charakteriſtik beider. So wäre die Shakeſpeariſche Tragödie weſentlich unmittelbar und durch Ausſprechen dargeſtellte Kritik eines anthropologiſch-pragmatiſchen Typus, das Gute und Schöne, die Kraft ꝛc. an demſelben anerkennend, das Gefährliche daran — die tragiſche Anlage des betreffenden Charakters — aufweiſend, mit Tadel und Warnung. Die Leidenſchaft und die Situation ſind es, durch welche und an welchen dieſe tragiſche Anlage als Verderberin ihres Beſitzers erſcheint. Kein Held Shakeſpeares geht durch eine Situation oder eine

Leidenſchaft allein unter ohne dieſe tragiſche Anlage, welche eben die Unangemeſſenheit der Natur des Helden iſt zu der Aufgabe, welche Situation und Leidenſchaft ihm ſtellen, und aus welcher das Leiden hervorgeht und die Schuld, und ſchließlich der Untergang. —

Shakeſpeare und die Alten

— Wenn man die Stoffe der Alten mit denen Shakeſpeares vergleicht, fällt einem die Milde Shakeſpeares auf. So furchtbare Verbrechen, wie die Alten faſt immer, hat er ſelten ſich zum Vorwurfe gewählt. Bei der größeren Wirklichkeit ſeiner Ausführung eine ſehr weiſe Mäßigung. Denn je furchtbarer der Stoff an ſich, deſto idealer muß die Ausführung ſein, um die Wirkung jenes zu mildern. Die äußerſte Naturwahrheit der Ausführung dagegen kann einem zu milden Stoffe nachhelfen. —

Idealität, Stil

Die Doppelfabeln bei Shakeſpeare wie die Doppelorgane am menſchlichen Körper; die Learfabel und die Gloſterfabel ſind gleichſam die zwei Augen, durch welche die Eine Seele der tragiſchen Idee uns ſchmerzbezaubernd, mitleidberauſchend und doch zugleich mit ſtrenger Hoheit anſieht. Wer den menſchlichen Bau beſchaut, dem wird es klar, daß die Zweiheit der entſprechenden Organe erſt recht die Einheit der ihn belebenden Seele ins Licht ſetzt. Jene beiden Halbfabeln arbeiten einander in die Hände, wie es zwei arbeitend bewegte Hände thun. Da iſt kein Griff, den die eine machte ohne den entſprechenden der andern, keine bewegt ſich bloß mechaniſch, einem lokalen Reize nachgebend. Was beide bewegt, bewegt ſie jederzeit als ein nur Eines, Ein Zweck, die Seele derſelben tragiſchen Idee. — Schillers Charaktere ſind ſelten ideal, d. h. künſtleriſch ideal: ſie ſollen Ideale vorſtellen, d. h. ideale Menſchen, Menſchen von hoher Vollkommenheit, womöglich Muſter nach allen Seiten hin. — Ein dramatiſcher Charakter muß einen Kern haben, etwas, was ihn in den verſchiedenſten Situationen immer als denſelben erſcheinen läßt; dieſer Kern iſt die Idee des Charakters. — Bei Shakeſpeare belebt jederzeit eine Idee die ganze Handlung, eine Idee jeden Charakter; Idee und Erſcheinung decken ſich vollſtändig; bei Schiller dagegen ſind immer fremdartige Ingredienzien in die Handlung aufgenommen, ſowie in die Charaktere. — Handlung und Charaktere kann der Dichter nicht ſo brauchen, wie ſie in der Wirklichkeit erſcheinen, von der ſie nur Stücke ſind, er muß ihnen Totalität geben. Das haben Shakeſpeare und Goethe gethan. Beide haben Handlung und Charaktere losgelöſt aus dem ganzen Weltzuſammenhange und wiederum ein Ganzes aus ihnen gemacht. Beide ſind ideal. Ihre Handlung, ihre Perſonen haben Einheit und Ganzheit. Schillers nicht. — Merkwürdig, wie wenig eigentliche Handlung z. B. im Egmont iſt, d. h. wie wenig darin geſchieht. Alles iſt Expoſition der Situation und der Charaktere. — Die Expoſition machen bei Shakeſpeare ſtets untergeordnete Figuren, wenigſtens nie die Hauptfigur, um das Pathos des Charakters nicht zu ſtören. So der Stand des Krieges, ſein Beginn im Lear. Lear kümmert ſich bloß um ſein Pathos. Im Macbeth Roſſe, der alte Mann. Und hat eine Hauptfigur dergleichen, ſo iſt es gewiß im Zuſammenhange ſchon bis zum Abſtrakten deutlich von ſolchen Exponenten dem Zuſchauer bekannt gemacht, und die Hauptperſon kann ganz nach Bedürfnis ihres Charakters und ihrer Leidenſchaft damit hantieren. Die Alten reinigen ihre Stücke von dergleichen Beſtandteilen, wenn nicht ſchon der von andern Dichtern ihnen vorbereitete Stoff ihnen dieſe Arbeit erſparte. Shakeſpeare, der bei ſeinen reichen bewegten Handlungen und hiſtoriſchen Hintergründen ihrer nicht entbehren kann, ſcheidet ſie doch auch aus dem pathetiſchen Hauptvorgange und ſchaltet ſie, wo nötig, in ausdrücklichen Expoſitionsſzenen zwiſchen Nebenperſonen ein, und zwar miſcht er ihnen wenig oder gar kein Pathos bei, damit die Klarheit des Verſtändniſſes nicht darunter leide. —

Idealität von Zeit und Ort

Weil Shakeſpeare die Zeit nicht individualiſiert, ſo tritt ſie als bloße Stetigkeit auf. Wir ſehen abſtrakt bloß eine Folge von Vorgängen. Wie viel Zeit dazwiſchen, wie viel Zeit ſie ſelbſt zu ihrem Werden brauchen, iſt uns ganz gleichgiltig; weil er keinen Wert darauf legt, weil nichts für die Geſchichte ſelbſt, die er darſtellt, darauf ankommt. Und wo etwas darauf ankommt, da ſpricht er es zwar aus, aber ganz beiläufig. Dem Gemüte und der Phantaſie iſt die Handlung eine ununterbrochene. — Ähnlich iſt es mit dem Orte. Es iſt auf individuelle Zeit und individuellen Ort nichts in der Hauptkompoſition gebaut. Romeo, wenn die Capulets ihn im Garten unter Juliens Fenſtern fänden! Dann am Morgen nach der Brautnacht, wo ihm das Bleiben bis zum Tage Gefahr bringen kann, ja muß; wie wenig iſt darauf Wert gelegt. Im Rhythmus der Reden keine Spur von ängſtlicher Haſt. Ja, wie er fort iſt, ſpricht Julia nicht einmal ihre Angſt aus, er könne geſehen und gefangen werden. Wie ſehr läßt er überhaupt Nebendinge fallen, wie weiß er das Einzelne zurückzuhalten, daß es das Ganze nicht überſchreit! — Wie leicht er es mit der Zeit nimmt, ſieht man auch daraus, daß er zuweilen während einer Szene viel mehr geſchehen läßt, als möglich iſt. So im Cäſar, wo Brutus, den man eben noch reden hörte, vor dem von Antonius aufgewiegelten Volke geflohen ſein ſoll, wo Antonius eben erſt die Aufwiegelung vor unſern Augen zuſtande gebracht hat. — Seine Behandlung der Zeit iſt eine ganz ideale. Er ſorgt für ſtete Folge, ohne zu haſten und ohne zu ſehr zu retardieren. Bei ihm iſt das Zünglein an der Wage, mit der er Situation, Charakter und Motive wägt, die Poeſie. Er geht deshalb aller materiellen Spannung, die an Äußerlichkeiten, an individuelle Zeit und Ort ſich knüpft, grundſatzweiſe aus dem Wege. — Seine Tragödie beſteht eigentlich nur aus Schuld und Buße oder aus That und Leiden, während die äußerliche, die franzöſiſch-klaſſiſche, ihre Tragödie eigentlich dazwiſchen liegen hat, wenn ſie ja eine Schuld annimmt.

Die Call-boys bei Shakeſpeare

— Zum typiſchen Zubehör gehören bei Shakeſpeare auch die Call-boys, wo die Handlung, das Faktiſche, die Reſümees und Vorbereitungen (erregte Erwartungen) oft trocken herausſtehen — ſie ſind gewiſſermaßen die Wegweiſer durch das üppige Grün der Szenen, die als Spielſzenen um ihrer ſelbſt willen da zu ſein ſcheinen, von denen in Erinnerung gebracht wird, wo in der Handlung im kauſalen oder idealen Nexus man eben iſt, woher man kommt, wohin man geht. Der erſte Auftritt einer wichtigen Geſtalt wird dadurch vorbereitet, er wird dadurch impoſanter, zugleich unmittelbarer. —

Spielſzenen

In jeder eigentlichen Spielſzene einer Perſon müſſen die andern mehr bloßes Akkompagnement ſein, das einzige Mittel, ſie wenigſtens ſcheinbar ſelbſtändig zu erhalten, iſt die charakteriſtiſche Ausdrucksweiſe.

Was ſie ſagen, iſt dann nicht die Hauptſache, ſondern wie ſies ſagen, da ſie ja eigentlich nur Figuranten ſind. Shakeſpeare hat gewöhnlich ſolche Szenen, wo eine Rolle konzertiert und die andern begleiten. — Nichts vermeidet er ſo angelegentlich als Verwirrung. Hat er einmal eine eigentlich ſymphoniſtiſche Szene — gewöhnlich hat er konzertierende —, ſo iſt ſie keine eigentliche Handlungsſzene, die nichts will, als den bereits gemachten Eindruck vertiefen, ſo die Szenen im Sturm — im Lear — die Klage- und Fluchſzenen der Frauen im Richard. — Immer beachtet er dabei die Regeln der maleriſchen Kompoſition: die Figuren müſſen alle möglichſt frei ſtehen, nicht eine die andre verdecken, dabei doch die Perſpektive gehörig berückſichtigt, daß das weniger Wichtige ſich nicht vordränge, und die Beleuchtung voll auf der Hauptfigur, die die Spitze der Pyramide iſt. — Alle Arten von Spannung, die ſich an eine Zeitbeſtimmung knüpft, vermeidet er, erſtlich weil die Handlung einen Beiſchmack von Äußerlichkeit und Zufälligkeit erhält, zweitens weil ſie proſaiſche Erwähnungen veranlaſſen, einen Teil der Handlung herausſchneiden und den Rhythmus des Ganzen krankhaft und auf Koſten des künſtleriſchen Eindrucks verhaſtigen. Der Fall wird zu individuell durch ſeine Bindung an gewiſſe Stunden. Wo ihn ſein Stoff dazu zwang, in Romeo und Julia, hat er ganz ruhig vorgetragen, wie lange der Schlaftrunk ungefähr wirkt, aber ſonſt ſich gar keine Mühe gegeben, ja es vermieden, den Gedanken im Zuſchauer anzuregen: Nun muß ſie noch fünf Minuten tot ſcheinen, wenn Romeo nur nicht vor Ablauf derſelben erſcheint! wenn ſie doch erwachte ꝛc.! Das wäre eine Verlockung für unſre Fabrikarbeiter geweſen. Sie hätten erſt die Zeit auf die Minute hinaus beſtimmt, wenn Julia erwachen wird; hätten ſie ſchon ſagen laſſen: Wenn ich nur erwache, wenn er kommt! Dann hätte man bei Paris

Auftreten eine Uhr ſchlagen hören und Paris ſagen laſſen: So und ſo viel Uhr! Und dergleichen mehr. Hätte Shakeſpeare ſo etwas thun mögen — wenn er ſolche außerpoeſieliche Wirkung nicht überall verſchmähte —, ſo wäre zugleich das Zufällige unerträglich hervorgetreten, der Eindruck wäre peinlich geweſen, und die Sache ſelbſt albern erſchienen. Alle materielle Spannungserregung iſt ihm fremd. —

Alle. materielle u. bekämpft (nach Ludw)

Geſprächsmimen

Was ich Geſprächsmimen nenne, ſind Szenen, wo Charakterzüge allgemeine Naturzüge darſtellen, die jeder Figur ohne Unterſchied zugeteilt werden könnten, weil ſie eigentlich nur überhaupt aus gedachten poetiſchen Figuren Menſchen zu machen ſcheinen. Mimen des geſellſchaftlichen Lebens, Mimen einzelner Zweige dieſes Lebens — wie z. B. der Erbförſter mehrere dergleichen Jägermimen hat, d. h. Züge, die jedem Jäger beigelegt werden können, ſein eigentlicher dramatiſcher und menſchlicher Charakter ſei, welcher er wolle. Solche Mimen im engern Sinne charakteriſieren Geſchlecht, Alter, Stand, Nationalität. Gleichviel, ob ſie allgemeiner Natur ſind, helfen ſie doch einen Charakter individualiſieren. Und zuletzt geht doch über alle Charakteriſtik im beſondern diejenige allgemeine, die uns von der Wirklichkeit der Perſonen überzeugt, durch welche ſie erſt ein objektives Leben erhalten. Welche Wirkung thun die allgemeinſten dieſer Art, wie das vorgebliche Beſinnen auf etwas, das unmerkliche Hinleiten eines Geſpräches auf einen beſtimmten Gegenſtand. Zu bemerken, wie dieſer Beſinnmimus auch als beſondrer, charakteriſtiſcher erſcheinen kann; bei Hamlet z. B. als Zeichen der Vertiefung, als Zubehör des Grüblers, bei Heißſporn als Zeichen des feurigen, ungeduldigen Naturells. Es bedarf nur einer leiſen

Färbung durch den Dichter, ſolche allgemeine Mimen in Charakterzüge zu verbeſondern; und wo der Dichter nichts dazu thut, kann es der Schauſpieler, deſſen Produktivität ja zum Teil darin beſteht, daß er ſolche Naturzüge, in die Farbe des darzuſtellenden Charakters getaucht, der poetiſchen Zeichnung hinzubringt; wie z. B. von der geringſten Art, das faſt über ſeine eignen Füße fallende Gehen eines Einfaltspinſels, wo der Sinn der Handlung Eile vorſchreibt. —

Verbindung des Komiſchen und Tragiſchen

Wenn man wiſſen will, wie es kommt, daß die Einmiſchung des Komiſchen ins Tragiſche bei Shakeſpeare dem letzteren keinen Eintrag thut, ſo muß man den Plan ſeiner betreffenden Tragödien analyſieren, dann wird man ſchon ſehen, daß das Komiſche durchaus nicht in die Situationen, ſondern nur in einzelne Charaktere gelegt iſt. Und zwar ſind mit Ausnahme der Amme und Peters in Romeo dieſe Charaktere nicht eigentlich komiſche; nicht ihr Anteil an der Handlung iſt ein komiſcher. Der Narr im Lear wirft komiſche Streiflichter auf die Situation, aber er und ſeine Empfindungen ſind ſo ernſter und ſchmerzlicher Natur als die irgend einer der andern Perſonen in dem Stücke. Es iſt Tragik in komiſcher Ausdrucksweiſe. Ihm iſts mit ſeinen Späßen nicht ernſt. Teils will er den alten Herrn aufheitern, wozu er ja angeſtellt iſt, teils kommt ihm ſein Handwerk mechaniſch an. Es ſind durchaus nicht komiſche Szenen, in denen er auftritt. So iſts mit Hamlet, wenn er ſpaßt, und überall, wo Shakeſpeares tragiſche Helden komiſche Stellen haben. Der Witz der Verzweiflung, der Ermüdung, des Ärgers, des Wahnſinns, der Witz, der andern den Schmerz verſtecken ſoll, der Humor, in dem man ſich ſelbſt objektiviert und mit wehmütig-mitleidigem Lächeln ſich zum beſten hat; der Witz des Selbſthohnes, womit eine Leidenſchaft die andre gegen den Verſtand zu Hilfe ruft, mit dem ſich der Menſch aufſtacheln will zu etwas, wovon Temperament oder Überlegung ihn abhält. Das alles iſt eigentlich nicht komiſch. — Möller, Frei und Weiler ſind ſolche Figuren. —

Das Theatraliſch-Dramatiſch-Tragiſche

Es wird mir immer klarer, daß bei Shakeſpeare Charakteriſtik, Malerei der Leidenſchaften, Intimität und Expanſion der Gefühle aus dem Bedürfniſſe des Theaterſpiels hervorgingen. Selbſt die Stimmungen ſind nichts andres als Vorbereitungen, Grundierungen für die Farben des Theaterſpiels. Daher rührt auch die Individualität der Geſpräche. Wo das Tragiſch-Poetiſche und das Schauſpieleriſche ſich durchdringt, daß eins im andern aufzugehen ſcheint, da iſt das wahre Theatraliſch-Dramatiſch-Tragiſche. Überall iſt ihm darum zu thun, daß die Perſonen uns nicht bloß den Vorfall trocken erzählen; er verfällt lieber auf die ſeltſamſten Wendungen, als daß er uns den bloßen Inhalt gäbe, z. B. in dem Geſpräche, in dem der kranke Gloſter Richard II. als den eigentlichen Kranken darzuſtellen ſucht. Und doch iſt er zuweilen bis zur Trockenheit bei der Sache, beſonders in Expoſitionsſzenen und wo ſonſt noch es ihm um Klarheit vor allem zu thun iſt. Was die Leute vorhaben, was zum Verſtändnis des Ganzen, zur Wirkung nötig, was zum Kauſalnexus gehört, das iſt bei ihm überdeutlich, und er ſchärft es wohl noch vielfach wiederholend ein. In den Spielſzenen iſt es anders. — Überall individualiſiert er den Vortrag des Gegenſtandes einer Situation; er detailliert das Ganze der Empfindung, ſodaß jedes Moment des Details Gebärde wird in Gedanken, Stimmung, Sprache, Stellung und Ton u. ſ. w. Eine Situation zerlegt er in Gedanken-, Sprach-, Stellungs- und Tongebärden. Ja der Gedanke ſelbſt macht Gebärden; die Sprache bewegt ſich ſozuſagen ſichtbar, der Ton ſpielt Komödie. Man betrachte die Monologe Hamlets und ſage, ob nicht ſelbſt die Gedanken hier leidenſchaftlich geſtikulieren. Er giebt die Gedanken ſo, daß ſie zugleich Gefühle ſind, und die Gefühle werden zu Gedanken. Die Gedanken ächzen und ringen die Hände, winden ſich und wallen ſichtbar, um erlöſt zu werden, wie gequälte Geiſter. Alles will ſichtbar, hörbar, fühlbar werden, der Gedanke Empfindung, die Empfindung Wort, das Wort Geſtalt, die Geſtalt Bewegung. Alles iſt Leben, das unſer ganzes ungeteiltes Leben mit ſich reißt, ungeteilt wie jenes ſelber iſt. — Alle ſeine Stücke ſind Konzerte, eine Prinzipalſtimme für einen Virtuoſen, die übrigen Begleitungsſtimmen, die nur in den Vor-, Zwiſchen- und Nachſpielen der einzelnen Konzertpartien eine Art von Selbſtändigkeit haben, und ſogleich wieder zur Begleitung ſich unterordnen, ſowie die Konzertſtimme wiederum beginnt. Wenn Lear abtritt, bringt Gloſter deſſen Thema transponiert und verkürzt und pauſiert ſogleich und wird zur bloßen Begleitung, ſowie Lear das Thema mit voller Kraft aufnehmend wieder beginnt. Dieſe Hauptperſon iſt wie Schauſpiel im Schauſpiele; die Nebenperſonen verhalten ſich meiſt zu ihm, wie der Zuſchauer zu ihnen. Er wird den Zuſchauern gleichſam zweimal, erſt ſelbſt und dann in den Urteilen und Bemerkungen der andern Figuren gezeigt. Dieſe Hauptperſonen ſtehen im hellſten Lichte, bis zur völligen Durchſichtigkeit erhellt.

Das Unterhaltende

Ich glaube, Shakeſpeares ganze Theorie und Methode aus der Aufgabe, möglichſt gut zu unterhalten, herleiten zu können. Möglichſt gut und möglichſt lange.

Schlechte Unterhaltung wird man bald ſatt, um etwas zu beſchaffen, das möglichſt lange unterhält; indem alſo das Unterhaltende eine Menge Modewechſel überdauert, muß dies Unterhaltende auf das rein Menſchliche, auf das Bleibende in Welt und Menſchen als Stoff beſchränkt werden. Ferner ſo angeordnet, daß der Verſtand bei öfterem Genuſſe der Unterhaltung immer noch neue Momente und Beziehungen finden kann, die das alte Intereſſe immer wieder erneuern können. Und ſo iſt am Ende die Kunſt nichts als die beſte Unterhaltung, und das Kriterium eines Kunſtwerks, daß es unterhalte, gleichviel ob es alt oder neu iſt, daß es morgen unterhalte wie heute, daß das Intereſſe desſelben nicht abnehme durch öftere Wiederholung, im Gegenteil mit jeder Wiederholung gewinne. Das Schauſpiel ſteht jedem offen, es muß daher auf alle denken, nicht bloß einen Menſchen, eine einzige Bildungs-, Alters- oder Geſchlechtsſtufe vor Augen haben. Greis, Mann, Weib, Jüngling, Jungfrau, Knabe, Kind ſoll das Schauſpiel gleicherweiſe unterhalten, d. h. alle Kräfte des Gemüts zugleich, denn jene Altersſtufen unterſcheiden ſich hauptſächlich durch das einſeitige Vorwiegen einer derſelben. Im ganzen ſind alle Figuren Shakeſpeares, mit und ohne Abſicht, gute Geſellſchafter, ſelbſt Hamlet ein ausgezeichneter. Vorzüglich ſeine Humoriſten. Es iſt allen ſeinen Figuren nicht bloß darum zu thun, wie es jetzt im Drama gebräuchlich iſt, dem Zuſchauer das nackt und bloß zu geben, was er von der Geſchichte wiſſen muß; wenn ſie dem Dichter dieſen Dienſt leiſten, ſo fügen ſie noch den hinzu, den Zuſchauer durch die Art und Weiſe, wie ſie dies thun, zu unterhalten. Darum iſt bei Shakeſpeare nicht bloß das Ganze durch Spannung intereſſant, ſondern er weiß jeder Rede, jedem vorübergehenden Momente noch durch das Unterhaltende des Vortrages, durch Lebendigkeit und Charakteriſtik ein

Intereſſe zu geben. Man denke an Szenen, die eigentlich ihrem Inhalte nach außer dem Stücke liegen, z. B. den Empfang der Schauſpieler im Hamlet, dann, wie er ſie entläßt und dem Polonius anbefiehlt, ſie gut zu unterhalten. Darin liegt ein Hauptgrund, warum Shakeſpeare ſo ſelten peinlich wird, weil er uns nicht nur mit dem Stücke, ſondern auch in dem Stücke unterhält. Und wie weiß er auf dieſe Weiſe die Abſicht, zu täuſchen, zu rühren ꝛc., zu verſtecken! Dadurch gelingt es ihm, den Aufbau ſeiner Effekte ſo erſcheinen zu laſſen, als wüchſen ſie von ſelber. Er iſt in ſeinen Effektvorbereitungen ſcheinbar ſo unbefangen, als wüßte er ſelbſt nicht von dem, was ſich da während ſeiner Scherze vorbereitet, er ſcheint mit allem andern mehr beſchäftigt, als mit einem ſolchen Vorhaben, während andre Dichter häufig mit ihren Effektvorbereitungen ſelbſt ſo beſchäftigt und abſorbiert ſind, daß ſie vergeſſen, den Zuſchauer zu beſchäftigen, daß er ihre Abſicht nicht merkt. —

Das Schauſpieleriſche in Shakeſpeare

Wunderbar, wie Shakeſpeare ein Virtuos iſt im Dialoge. Jeder ſeiner Charaktere hat ſeine ganz eigne Weiſe im Fragen, im Erwidern; das kleinſte Geſpräch iſt durch ſolche Züge belebt und vergnügt ſchon als Darſtellung eines wirklichen Geſprächs, abgeſehen ganz von dem ſtofflichen Inhalte, durch ſeinen bloßen artiſtiſchen Gehalt. — Hier hat Shakeſpeare ſeiner ſchauſpieleriſchen Technik unendlich viel zu danken. — Er ging im Geiſte den Schritt, den er für die Figur gewählt, er fühlte die ganze Schauſpielermaske im Geſichte und Leibe, die Haltung der Geſichtszüge, der Geſtalt, wie eine von allen Seiten auf ſein Selbſt modifizierend eindrängende Form, wie ein Schauſpieler, der gewohnt iſt, ganze Abende hindurch genau in derſelben Form zu ſtecken, ein und dasſelbe Charaktergeſicht, dieſelbe Art zu gehen, ſich zu wenden bis in die kleinſten Züge hinein ſtreng feſtzuhalten.

In dieſer Fertigkeit iſt neben ſeinem übrigen Genie ſeine Größe als Dramatiker vollſtändig begründet. — Dieſer Schein der Unmittelbarkeit des Geſprächs, wie beſonders im Kaufmann und beſonders zwiſchen Shylock, Baſſanio, Antonio ꝛc., kommt nun freilich in der konzentrierten dramatiſchen Form ſchlimm an, wo die Aufmerkſamkeit auf die Geſtalt der Entwicklung durch das Spannende und Drängende der Entwicklung ſelbſt faſt unmöglich gemacht wird. —

Das Schauſpieleriſche in Shakeſpeares Dramen

Shakeſpeare hat ſeine Stücke aus dem Herzen der Schauſpielkunſt herausgeſchrieben. Der Dichter gefällt darin in demſelben Grade, als er dem Schauſpieler Gelegenheit bietet, zu gefallen. Man hat viel über ſeine Charaktere geſprochen, man ſollte über ſeine Rollen ſprechen. Denn eben was ſie zu dankbaren Rollen macht, das macht ſie auch zu vortrefflichen poetiſchen, dramatiſchen Charakteren. *Die Frage wäre nun, wie ſchafft man auf ſeiner Spur dankbare Rollen? Was iſts, das wir am Schauſpieler bewundern? Was iſt überhaupt des Schauſpielers Kunſt? — Der Schauſpieler iſt Menſchendarſteller. Die „Rolle“ muß daher einen Menſchen poetiſch darſtellen, ſodaß erſtlich dieſer Menſch an ſich uns zur Teilnahme an ihm zwingt, alſo einen intereſſanten Menſchen, zweitens muß der Dichter bei dieſer Schilderung ſo verfahren, daß der Schauſpieler Gelegenheit findet, in der Reproduktion dieſes Menſchen ſeine Kunſt zu entfalten. Aus dem innern Reichtum in den Verhältniſſen der Hauptcharaktere, aus der Fruchtbarkeit der Idee, die ihre Seele, fließt der Reichtum des ganzen Stückes an Gehalt. Die Handlung muß alſo, beſonders das Detail, ſo erfunden ſein, daß es ungezwungen nur die Hauptcharaktere detailliert, die Nebenperſonen müſſen auch zu weiter nichts dienen, als durch Kontraſt in der Darſtellung und durch Ausſprechen im Dialog die Hauptperſon in ihren Zuſtänden und ihrer Eigenheit darin zu exponieren. Wir haben alſo zwei Reihen auseinander zu legen: Was macht uns einen Menſchen anziehend? was bewundern wir an einem Schauſpieler? Der Dichter hat alsdann ſoviel Momente als möglich in eine Rolle zuſammenzufaſſen, in denen ſich die beiden Linien treffen. Wo das Intereſſe an der Geſtalt des Dichters und das an der Kunſt des Darſtellers zuſammenfallen, das ſind die echt dramatiſch-theatraliſchen Momente. — —

Um recht Gelegenheit zu geben, die Kunſt des Schauſpielers zu zeigen, läßt es Shakeſpeare nicht allein bei der einfachen Verwandlung des Schauſpielers in die poetiſche Geſtalt bewenden, er macht die poetiſchen Geſtalten zu Schauſpielern, die wiederum und eingeſtandenermaßen gegen das Publikum Schauſpieler ſpielen.* — Die meiſten ſeiner Helden ſpielen doppelte Rollen, ſie ſind andre mit ihrer Umgebung und andre mit ſich allein. Macbeth, ſo wie er allein mit ſich, in ſeinem Gewiſſenskrampfe, mit den andern ein andrer. Und wenn er den Geiſt Banquos erblickt, fällt der bisher ſo geſchickte Schauſpieler Macbeth aus ſeiner Rolle und verrät ſich ſelbſt. Die Gewalt, die er ſich anthun muß, mit ſolchem innern Zuſtande ſolche äußere Rolle zu ſpielen, wird wiederum zum Triumphe des Schauſpielers. Im Hamlet iſt nicht allein der Held, ſind auch der König, Polonius, Laertes Doppelrollen, ſelbſt Ophelia, wiewohl dieſe nicht beider Rollen eingeſtändig. Jago im Othello eine durchgeführte Doppelrolle. Edmund desgleichen, erſt gegen Vater und Bruder, dann gegen die Schweſtern. — Doppelrollen ſind alle bedeutenden Geſtalten Shakeſpeares; Charaktere, die ſich entweder wirklich umwandeln oder ſich nur verſtellen. Dort liegt das theatraliſch Intereſſante in den Übergängen, hier im Wechſel der verſtellten mit der wirklichen Geſtalt. Jene ſind die naiven, dieſe die überlegnen Menſchen, jene die Affekt-, dieſe die Leidenſchaftsmenſchen. Überall alſo das ſchauſpieleriſche Element der Verwandlung in andre Geſtalten. — Man müßte die ganze dramatiſche Kunſt aus dem Problem, der Schauſpielkunſt ein Subſtrat zu geben, herleiten. Da würden ſich fruchtbare Geſichtspunkte finden. Als zweiter Teil einer Dramaturgie. — So zwingt Jago der Desdemona eine unbewußte Doppelrolle auf, wenn ſie, für Caſſio bittend, das ſcheinen muß, für was ſie Jago vor Othello erklärt. Sie wird Jagos Helferin und ihre eigne Verleumderin, ohne es zu wiſſen. — Ein Drama wird deſto vollkommener ſein, je mehr ein reicher poetiſcher und ſchauſpieleriſcher Gehalt ſich nicht ausſchließen und etwa nur wechſeln und nebeneinander hergehn, ſondern ſich in jedem Momente vollſtändig durchdringen. — Auch in der Emilia Galotti ſind der Prinz, Marinelli durchaus und die andern vorübergehend ſolche Doppelrollen. Desgleichen im Don Carlos. Überhaupt in den eigentlich dramatiſch-lebendigen Stücken. Eine Art ſolcher Doppelrollen ſpielt auch die ſophiſtiſierende Leidenſchaft. Deshalb ſind für die Darſtellung Charaktere aus heterogenen Beſtandteilen gemiſcht ſo frucht- und dankbar. — — Auf die ſteten Betrachtungen von Sein und Schein mußte Shakeſpeare als Schauſpieler und Schauſpieldichter wohl kommen. — Kontraſt iſt ein Hauptmittel des Schauſpieleriſchen. Die intereſſanteſten Charaktere, die individuellſten und doch typiſchten ſind diejenigen, in denen die meiſten Kontraſte, der meiſte Zunder zu inneren Kämpfen, die widerſprechendſten Züge vereinigt ſind. Dieſe ſind natürlich auch die ſchauſpieleriſchten. — Der Generalnenner alles Dramatiſch-Theatraliſchen iſt Kontraſt in der Einheit. Shakeſpeares tragiſche Poeſie iſt eine Welt der ſtärkſten Kontraſte in Situationen, Charakteren, Gefühlen, Sprechtönen, aber eine abgeſchloſſene, ſtiliſierte und durch die tragiſche Idee von Verſchuldung und Leiden in eine Einheit gebrachte. — Der geſchickteſte Zuſammenhang, den ganzen Menſchen ſympathetiſch zu ergreifen, iſt der von Charakter, Schuld und Leiden; denn er macht eine Geſtalt zur Hauptperſon, wodurch der Anteil geſammelt und das Gefühl der Einheit verſtärkt wird. — Das führt uns auf ein neues Kunſtmittel, auf den Widerſpruch zwiſchen Charakter und Perſönlichkeit. Wir ſehen im gewöhnlichen Leben Unzählige, die Beweiſe von dem Vorkommen dieſes Widerſpruchs ſind, und er iſt ohne Belege begreiflich genug. In der Perſönlichkeit ſehen wir ſtets die Meinung des Menſchen von ſich ſelbſt ausgeſprochen, in ſeinen Handlungen und ſeinen Leiden dagegen bildet ſich der Menſch ſelbſt ab. Kennte nun jeder Menſch ſich ſelber, ſo müßte eigentlich ſeine Perſönlichkeit ein treues Abbild ſeiner ſelbſt ſein. Aber wie viele Menſchen kennen ſich ſelbſt ſo genau? Wer ſuchte nicht ſich ſelbſt mehr oder weniger über ſich zu täuſchen, wenn er ſich zu gut kennt, um ſich kennen zu mögen? Und wer — wenn er auch ſich ſelbſt nicht täuſchen könnte, was viel ſagen will, wer ſucht nicht wenigſtens andre über ſich zu täuſchen? Daſſelbe, was Shakeſpeare ſeinen Hamlet thun läßt, thut mehr oder weniger jeder Menſch; er verkleinert ſich ſeine Fehler und vergrößert ſich ſeine Vorzüge, lügt ſich auch welche vor, die er nicht beſitzt, ja er ſieht in unleugbare Fehler Vorzüge hinein; trotz des ſich ihm ſtets aufdrängenden Bewußtſeins ſeiner Mängel läßt er ſich nicht ganz fallen. Je mehr Hamlet ſeine Schwäche im Handeln ſich geſtehn muß, deſto ſelbſtgefälliger wird ſein Witz; muß er ſich ſagen, er iſt kein Held, ſo thut er ſich auf ſeine Minierkunſt deſto mehr zu gut. Und wie er in dieſen Dingen nur den Geſetzen der Selbſtliebe folgt, ſo leicht wirds ihm, den Zuſchauer ebenſo zu täuſchen, oder vielmehr: ſo leicht wirds dem Zuſchauer, ſich ſo ſelber zu täuſchen, Hamlets Vorzüge vergrößernd, die fehlenden ſich einzubilden und deſſen Mängel ſich zu verkleinern, ja Tugenden darin zu ſehen. — Eine Kunſtlehre würde die dramatiſche Dichtkunſt und die Schauſpielkunſt als eine und dieſelbe behandeln müſſen, als eine gemiſchte Kunſt. — Es iſt ein großer Irrtum, daß man das „Bühnengerechte" in Äußerlichkeiten ſucht, in den ſogenannten Einheiten und techniſchen Rückſichten auf die Bretter, daß man meint, durch ſolche Äußerlichkeiten alles gethan zu haben, was ein dialogiſiertes Gedicht zu einem dramatiſchen macht. Ein ebenſo großer Irrtum iſt es, wenn die Kritik ein Stück gewürdigt zu haben meint, wenn ſie den bloß poetiſchen, idealen Gehalt beurteilt hat. Nicht allein ein Irrtum, ſogar eine Ungerechtigkeit. Sie ſprechen von einem abſtrakten Kunſtwerke, worunter ſie eine Halbheit verſtehen. Hätten ſie einen richtigen Begriff von dem dramatiſchen Kunſtwerke, ſo würden ſie verlangen, daß die Erforderniſſe desſelben ſich organiſch durchdringen ſollen, ſie würden nicht das eine abgeriſſene als ſelbſtſtändig beurteilen und das andre entweder ignorieren oder es als ein mechaniſch Nebenherlaufendes erwähnen. —

Lyriſches und Rhetoriſches im Drama

— Zu vermeidende Klippen ſind: das abſtrakt Lyriſche und Rhetoriſche; es müßte immer charakteriſtiſch, alſo darſtellend ſein. — Eine eben ſo notwendige Kunſt iſt die, das an ſich Gleichgiltige, das, was weder Affekt noch Verſtandesbeſchäftigung erweckt, poetiſch zu beleben. Weil ich mir dieſe Kunſt nicht zutraute, habe ich in meinen Kompoſitionen dergleichen Szenen gänzlich vermieden. Aber ſie müſſen ſein als Ausgangs-, Durchgangs- und Ruhepunkte. Ein Bild muß Mitteltinten haben, nicht bloß Lichter und Schatten; ſie ſind unumgänglich notwendig zur Haltung, zum Abheben. Sie ſind die Baſis der Effekte und der Maßſtab für dieſe. — Noch eins. Die Größe der tragiſchen Geſtalten iſt in der Ausführung nur dadurch möglich, daß ſie immer mit ihrem Pathos zu thun haben. Alle Enumerationen und Verſtandesdetail machen ſie ſinken. — Shakeſpeare hat deshalb in ſeinen Nichthiſtorien das Pathos, die eigentlich tragiſche Handlung, völlig von dem Begebenheitlichen, die Poeſie von der Proſa geſchieden. Jenes giebt die eigentlichen Spielſzenen und iſt Sache der Hauptperſonen, dies iſt in ausdrückliche Expoſitionsſzenen verwieſen, wo es mit abſtrakter Deutlichkeit eingeſchärft wird. So leidet weder die Klarheit über den Zuſammenhang des Begebniſſes, noch die Einheit der Leidenſchaft und der Stimmung darunter. Eine ſolche Spielſzene beginnt, ſpinnt ſich fort und hallt aus, ohne von proſaiſchen Momenten gekreuzt zu werden. — Notwendigſt: die Auseinanderhaltung des hiſtoriſchen, Novellen- und Sagendramas. —

— Shakeſpeare motiviert die Möglichkeit der Schuld, die eine That iſt durch den Charakter, aber nicht durch eine individuelle Beſonderheit desſelben, ſondern durch eine Leidenſchaft, die jeder kennt, und deren Gewalt er mehr oder weniger fühlt; er läßt ſich von der Phantaſie des Zuſchauers einige Points vorgeben. Eher läßt er die Helden durch andre Perſonen und eignes Gewiſſen von der That abzulaſſen mahnen, als daß er ſie durch Nebenumſtände zu derſelben drängen laſſen ſollte. Seine Helden ſind immer zurechnungsfähig im Begehen der erregenden Schuld, dadurch erſcheint Schuld und Strafe in vernünftigem, gerechtem Zuſammenhange.

— Ohne ſeine Form iſt Shakeſpeare nicht mehr Shakeſpeare. Die große Anzahl von Szenen macht es ihm möglich, eine Situation länger zu fixieren, die Perſonen uns dadurch immer vertrauter zu machen. — Die Ausmalung des Seelenzuſtandes mit großer Wahrheit und Belebung durch Aktion iſt ſeine Hauptabſicht, alſo wirklich Menſchendarſtellung; die äußere Handlung wird kürzer, abſtrakter, energiſch abgemacht. Die Handlung ſind Knochen und Gelenke, das Leiden, der Seelenzuſtand, das Fleiſch. Sein Zweck iſt, eine reiche Folge von ergreifenden Zuſtänden, Gefühlsausbrüchen, von Zügen einer gewiſſen Charakterart, kurz einen ganzen, intereſſanten Menſchen ſich vor uns ausleben und uns ihn mit durchleben zu laſſen, eine ganze Exiſtenz darzuſtellen. Die Fabel iſt ihm bloß ein Mittel dazu, und ſo behandelt er ſie auch. Ein Beweis für dieſe Äußerung, daß es uns nicht einfällt, über die Anekdote mit ihm zu rechten, daß wir ſelbſt alſo durch ſeine Behandlungsart gezwungen ſind, nicht mehr Gewicht auf ſeine Geſchichten an ſich zu legen, als er ſelbſt darauf legt. Er will uns ein ganzes Leben, aber ein erhöhtes, ein potenziertes durchleben laſſen in Einem Abende. — Er zeigt in jeder Tragödie, wie ſich ein Menſch ein Leiden zuzieht, das er vermeiden konnte, und mit dieſem Leiden nun kämpft bis zu ſeinem Untergange. —

Zur Behandlung des Dialogs

Die analytiſche Methode des Dialogs iſt auch in den Domeſtikenſzenen bei Shakeſpeare. Was ſie eigentlich wollen, kommt nicht ſogleich zum Vorſcheine; ihre Ungeſchicklichkeit im Ausdrucke, oder ihre Schelmerei, oder beides zuſammen, etwa ein abſichtliches Necken der Geduld des Hörers, oder die Abſicht, das endliche Ergebnis zu verſtärken, macht aus dem Gegenſtande eine Zeit lang eine Art Rätſel — entweder für den Zuſchauer oder für eine mitſpielende Perſon. So der Bericht Holzapfels ꝛc. an den Gouverneur über das entdeckte Bubenſtück; oder wie Lanzelot Gobbo ſeinen Alten im Ungewiſſen hält, erſt über das Leben ſeines Sohnes, dann darüber, daß er es ſelbſt iſt ꝛc. Es liegt darin noch einer von den Reizen der commedia dell' arte. Ähnlich, wenn einer gehindert wird, herauszuſagen, was er will, ſo Pandarus, der Kellner, der von zwei Seiten beſtürmt, nicht weiß, wohin ſich wenden. Piſtols emphatiſche Weiſe bringt den Gegenſtand auch zuerſt als Rätſel. — All dies gehört zugleich unter die Rubrik des Retardierens zum Behufe der Emanzipation des Dialogs vom Katechismus und des charakteriſtiſchen Auslebens der Perſonen, zur Methode der indirekten Behandlung. —

Shakeſpeares Diktion

Nun wäre Shakeſpeares Diktion zu ſtudieren. Die Breite und Dicke des in der Natur Dünnen, die Ruhe des haſtigen, der volle Körper des abſtrakten Gedankens, die künſtleriſch-ideale Wirklichkeit, das Leben in der Sprache, das Intereſſante des Gewöhnlichſten, das Allgemeine im Beſonderen und umgekehrt, der Gehalt in der hingeriſſenſten Leidenſchaft, die Gliederung in der Sprache ꝛc. Das Heftige nicht heftig, das Haltloſe nicht haltlos geſchildert oder vielmehr dargeſtellt. Das Haſtige nicht haſtig, das Hektiſche, Überſichtige nicht hektiſch, überſichtig. — Es darf im äußern Detail keine Illuſion ſein, als die aus dem Intereſſe des idealen Zuſammenhanges ſelbſt hervorgeht, Ort und Zeit ſind nur ideal zu behandeln. —

Wie Shakeſpeares Kompoſition alles Unweſentliche, gemein Individuelle fortwirft und nur den gereinigten Gegenſtand ſelbſt, d. h. den faktiſch dargeſtellten Gehalt des Stückes, die allgemeine Wahrheit eines Vorganges, das entzufallte, gedankenwiedergeborene Bild eines Weltlaufes und Menſchentypus, ſo giebt uns ſeine Diktion, ſein Dialog ein Analogon davon, eine Haut, wie ſie jenem Körper angemeſſen iſt; beide entſprechen der gemeinen Wirklichkeit nicht, aber ſie widerſprechen ihr noch weniger. Der Inhalt eines Geſpräches, ſei es auch ein Monolog, arbeitet in der Regel einen Hauptgedanken durch, nimmt Nebenvorſtellungen in ſeinem Laufe mit, doch bloß vorübergehend, und kehrt jederzeit, dadurch verſtärkt oder ſonſt modifiziert, zu dem Hauptgedanken zurück. Zuweilen nimmt die Nebenvorſtellung wiederum, wie der Hauptgedanke, einen kleineren Mond von Nebenvorſtellungen zu ſich und wird zur kleinen Abſchweifung, die wieder in den Hauptgedanken mündet, der dann deſto ſtärker markiert wird, um ihn als ſolchen herauszuheben. Das umſchreibende, weiterentwickelnde oder ausmalende Wiederholen des ſchon Geſagten oder Erzählten, entweder in ſeiner Totalität oder nach ſeinen einzelnen Teilen iſt ganz in der Natur wirklichen Geſpräches. — In der Kühle und Ruhe, in dieſer ſtärkſten Abwendung von der gemeinen Wirklichkeit wird allein die poetiſche Wahrheit möglich. — In Shakeſpeares Führung der Geſpräche iſt durchaus kein raffinierter Kalkül ſichtbar, in der Kauſalität der einzelnen Reden ebenſowenig als in ſeinen Konzeptionen. Es hat nie den Anſchein, als wenn er es darauf anlegte, geiſtreich zu ſein; die Geiſtesfunken ſind wie wirkliche, ungeſuchte Einfälle, die ganz gelegentlich kommen. Das Jagen nach Geiſt, die Luſt, ſich ſelbſt zu hören, iſt bei ihm, z. B. im Hamlet, nur dargeſtellter Charakter der poetiſchen Perſon. —

Zum Dialoge bei Shakeſpeare

Dialogiſche Figuren, beſonders „die Herauswicklung“. — — Je gerader die Linie, deſto mehr Biegungen muß der Dialog machen. Gewöhnlich aber hat, wie das ganze Stück, ſo auch das Geſpräch ſeine Verwicklung, die auf dem Punkte, wo man meint, ſie muß ſich entwickeln, ſich neu verwickelt. Wenn es gilt, daß einer dem andern etwas Wichtiges ſage, dann tritt die analytiſche Form ein. Entweder mag ſich der eine nicht bloßgeben, weil er nicht weiß, ob er trauen ſoll, oder ſeine Mitteilung und ſein Charakter iſt ſo, daß er ſich der Mitteilung ſchämt; oder er meint erſt andre Punkte erledigen zu müſſen, die den andern vom Verſtändnis oder Eingehen abhalten können, oder er will die Wichtigkeit herausheben, oder er will den andern nicht erſchrecken und ſucht ihn erſt vorzubereiten, oder der Affekt überſchlägt ſich, er brauſt auf und kann nicht zur Mitteilung kommen vor Ergüſſen des Affektes, die ſich dazwiſchen legen. Oder es gilt, etwas zu melden, was man verabſcheut, und der Abſcheu vor der Sache geht auf ihre Erwähnung über, und man ſchiebt ſie immer wieder durch ein Dazwiſchen, zu dem man den erſten beſten Vorwand nimmt, um eine Weile hinaus. Oder man bringt vorher, was die Erwähnung recht wirkungsvoll machen muß, ehe man an dieſe ſelber geht. Oder man hat den Zweck, den andern erſt recht zu ſpannen oder in die Stimmung zu bringen, in der man wünſcht, er erfahre, was man ihm zu ſagen hat. Auch bloße Ungeſchicklichkeit kann unabſichtlich auf ſolche Weiſe vexieren, was dann komiſch wirkt, oder iſt die Sache ſchlimmer Natur, durch den Kontraſt ſie noch ſchlimmer erſcheinen läßt. Oder Gutmütigkeit will durch vorher gezeigte Teilnahme und halbausgeſprochenen Troſt die Wirkung der Meldung ſchwächen, was aber nur noch mehr martern kann;

oder es iſt der Triumph der Schadenfreude, die mit dem, was der beſte Biſſen und Gipfel für ſie iſt, zögert, um den Genuß der Erwartung zu verlängern. Auch Pedanterie kann ſo verfahren. Kurz, der Motive, die dies Verfahren zu retardieren rechtfertigen, giebt es unzählige. Im Erbförſter ſind auch dergleichen, z. B. die Vorbereitungen vor des Förſters Rat an Robert, ſeine Braut nicht zu verwöhnen. Beſonders aber die Meldung des Forſtläufers — Weiler — an den Förſter von dem Schuſſe. Auch das Hinausſchieben des Thüröffnens im fünften Akte gehört hierher. — Es iſt dies zugleich eines von den Retardiermitteln, um Gehalt und Charakterdetail anzubringen, auch tragiſche Naturtöne; und überhaupt um das Sichüberſtürzen des Vorganges zu verhindern und uns die Situation einzutiefen, uns darin heimiſch zu machen, dem an ſich Haſtigen Breite zu geben, die Stimmung austönen zu machen. Da nun das Drama alles konzentrierter und gewiſſermaßen excerpiert wiedergiebt, die einzelnen Vorgänge auch härter aneinander rückt, ſo fällt in die Augen, von welcher Bedeutung dies Kunſtmittel ſein muß. Auch laſſen ſich ſo bequemer noch allerlei erklärende Züge dazu bringen. Gar nicht davon zu reden, daß es das beſte Vehikel für Theaterſpiel bietet. Soll aus einer ſchnellgewordenen Situation wieder etwas entſtehen, ſo iſt dies Mittel unentbehrlich, weil, was wir als dringliches Motiv erkennen ſollen, uns erſt deutlich geworden und ſich uns überzeugend eingetieft haben muß. Dies Mittel macht es uns erſt möglich, eine reichere Handlung klar auseinander zu halten und den einzelnen Momenten Perſpektive, dem Ganzen Haltung zu geben. Bloße Expoſitionsſzenen können durch dasſelbe unterhaltend werden. Es iſt auch wirklich dasjenige ſeiner Mittel, das Shakeſpeare am meiſten gebraucht, womit er beſonders den Reichtum ſeiner Momente in Haltung bringt und ſeine großen, raſchen Schritte balanciert, wie es den franzöſiſchen Klaſſikern das Mittel iſt, ihrer Armut aufzuhelfen. Wenn man es eine dialogiſche Figur nennen darf, ſo iſt dieſe dramatiſch das, was die Metapher überhaupt poetiſch iſt. Jedes ſolche Geſpräch iſt ein Bild des ganzen Stückes. Solche dialogiſche Figuren ſind Gliederung des Naturlautes, Auseinanderhaltung des Seufzers, Inhaltsaufweiſung der Interjektion — Monolog, Kampf, Bewegungsmühen, Meldung, Expoſition, Ausweichen, Steigerung, Rat, Zurede, Umkehrung, Unordnung, das Analogon der lyriſchen. — Parentheſe, wenn der Angeredete vor der eigentlichen Entgegnung noch etwas andres bringt. Das aus der Konſtruktion fallen, oder die Verwirrung, wenn Zerſtreutheit, Vorausnehmen eines Erwarteten in Gedanken ꝛc. eine Rede verwirrt, die etwas andres betrifft. Ein ſchönes Beiſpiel: Hamlets Rede über die üble Sitte des Trinkens in Dänemark, während er mit Horatio die Erſcheinung des Geiſtes erwartet, wo zwar noch Aufmerkſamkeit genug vorhanden iſt, den Stoff der Rede fortzuſpinnen, aber nicht genug, auch der Form Rechnung zu tragen. Das ex abrupto, wenn z. B. einer ſpricht, und die Aſſoziation der Ideen, die ſich an ein gleichgiltiges Wort hängt, etwas dem Gegenſtande des Geſpräches fremdes in das Gedächtnis bringt, wo der Kontraſt vielleicht ein Lächeln abnötigt, das aus dem Geſprochenen nicht verſtändlich iſt. Dann das Abſpringen, das abſichtliche oder unabſichtliche von etwas, das unangenehm oder langweilig iſt, auf einen andern Zuſtand, das ſich ein andres Geſpräch ausbitten ꝛc. Das Nachſinnen mit ſeinem typiſchen Zubehöre. Dies typiſche Zubehör iſt eben die beſte Beglaubigung der Vorgänge, die dem Dramatiker zu Gebote ſteht. Die unbelauſchten Züge zeichnen die Exiſtenz. —

Künſtleriſche Objektivität

Wie kühl objektiv iſt im Lear die Stelle, wo Edgar dem Vater die Tiefe beſchreibt, die dieſer ſich dort denken ſoll! Dieſe Kühle haben alle Schilderungen bei Shakeſpeare. Dies Antilyriſche, dieſe ſinnliche Klarheit, dieſe naive Objektivität. Wenn er ſeine Schilderungen wärmer machen will, dann giebt er ihnen etwas Preſſiertes, die Bilder werden grandioſer, das Ganze rhetoriſcher, reicher, geſchmückter, prächtiger; er malt wiederum mit derſelben kühlen Objektivität: die Wärme des Erzählers, aber die Erzählung wird nicht wärmer. Seine Sonne giebt mehr Licht als Wärme. Und in der That iſt ſolche Kühle der Reden nötig, um die Raſchheit des Fortganges zu balancieren und ſo ſchnell, wie er es braucht, aus einem dargeſtellten Gefühle zum andern übergehen zu können, proſaiſche Meldungen, Scherze, ruhige Betrachtung ꝛc. an jedem beliebigen Orte anzureihen oder einzuſchalten, ohne daß die Handlung verloren geht. Wer dies tadeln wollte, den würden wir auf die Gattung hinweiſen. Das lyriſche Gedicht bedarf der Wärme, weil es ohne Medium zu mir ſpricht; die dramatiſche Rede aber wird von dem Schauſpieler geſpielt, der die nötige Wärme hinzubringt. Shakeſpeare thut in der mimiſch-rhetoriſchen Gebärde ſeiner dramatiſchen Rede genug, dem Schauſpieler dabei hilfreich zu ſein. Auch unſer Buchdrama kann die lyriſche Wärme und Innigkeit brauchen, da wir uns den Schauſpieler dabei denken müſſen, und jene Wärme uns das erleichtern würde; aber wunderbarerweiſe ſind ſie gemeiniglich ſo kalt als möglich. Shakeſpeare läßt auch hier wie in allem, indem er den Schauſpieler leitet, demſelben doch die möglichſte Freiheit und genug zu thun übrig, um das Werk in ſeinem Sinne zu vollenden. Er verfährt hier ähnlich wie

Mozart in ſeinen Opern; wo ſchlechtere dramatiſche Komponiſten den Affekt mit ſolchen Melodieſprüngen malen und das Orcheſter entſprechend ſo dazu wüten laſſen, daß der Sänger froh ſein muß, wenn er nur die Noten richtig trifft und nichts verſchluckt, da ſind Mozarts Melodien ſo objektiv, ſo ruhig klar und tragen den Affekt ſo nur in der Intention, daß der Sänger ſeine ganze dramatiſche Singkunſt anwenden kann, ungeniert von mechaniſchen Schwierigkeiten, und nur eine Anlage auszuführen hat, die ihm den Weg zeigt, durch ſeine möglichſt freie Thätigkeit ſie durch rhetoriſch-mimiſche Ausmalung fertig zu machen. Shakeſpeare giebt den Geiſt, den Gehalt, den poetiſchen, objektiv, damit der Schauſpieler das Seine, die Wärme und das lebendig-pulſierende Blut, hinzuthun kann; dennoch geht der Schauſpieler in des Dichters unſichtbarem Zwange, aber zu ſeinem eignen und des Werkes beſten. Er findet überall nur fertig zu machen, auszuführen, aber er braucht keine Intentionen hinzuzuthun; ja er kann keine andern hinzuthun ohne Widerſpruch. — Es iſt unglaublich, welcher Muſik in Stimme und Gebärde der Schauſpielerin z. B. die naive Erzählung der Königin, im Hamlet, von Opheliens Tode zum Vehikel dienen kann. Ebenſo die naiven Reden der Desdemona, die Erzählung von dem Dienſtmädchen, von der ſie das Lied hat. Bei Schiller möchte oft der Schauſpieler retardieren. — Es iſt gewiß, Geiſt kann der Schauſpieler den Reden des Dichters nicht geben, den Gehalt und Inhalt muß der Dichter geben; aber Gemüt, Affekt, Leidenſchaft, die Muſik des Ausdruckes kann er dazu thun; wie er es thun ſoll, dazu leitet ihn der Dichter an, er macht ihm die Rede dazu ſo bequem als möglich und legt ihm keinerlei Hindernis in den Weg. Darum wirkt ſo vieles von Goethe auf der Bühne gar nicht. Die ſeelenvollen Goethiſchen Verſe haben ſchon die Melodie, die ſie haben können; was der Schauſpieler hinzuthun kann, iſt dasſelbe, was der Dichter ſchon hinzuthat; er iſt überflüſſig, er kann die ätheriſche Muſik nur vergröbern, wie der genialſten Muſik paſſieren wird, die die Muſik des Sommernachtstraumes noch einmal in Muſik ſetzen will, die geiſtige in materielle. — — In der That ſind die Shakeſpeariſchen Stücke, wie nach Schillers Meinung Schauſpiele eigentlich ſein ſollen, nur treffende, geiſtreiche Skizzen, nur Anlagen. Was ihnen den Wert giebt, iſt der Reichtum an Erfindung, die geſchickte Anordnung, die beſtimmte Umriſſenheit der Charakterſkizzen. Seine Stücke ſind wie geiſtreiche maleriſche Skizzen, mit Bleiſtift gezeichnet, im ganzen bloß Umriſſe, die nur an einzelnen Stellen ein Weniger oder Mehr von Ausführung haben; die Farbe fehlt, iſt jedoch angedeutet auf die Art, wie in der Kunſt der ausgeführten Kupferſtecherei. Schillers Stücke dagegen haben viel Farbe, aber wenig Zeichnung, viel Wärme, kurz viel von allem dem, was der Schauſpieler erſt in ſeiner Perſönlichkeit hinzubringen ſoll. Indem Schiller und Goethe den Schauſpielern die zweite Arbeit an ihren Stücken nicht gönnten und ſelbſt die Haut dazu thaten, mußten ſie es an ihren Knochengerüſten und Muskellagen, an dem, was ſie eigentlich als Dichter zu liefern hatten, fehlen laſſen. — Die Schilleriſche Diktion kommt mir vor wie die Prachtmäntel, die den Pferden bei mittelalterlichen Feſten umgehängt wurden; man ſieht kein Bein, vom Halſe kaum etwas, kaum genug, um zu erraten, welche Art Geſchöpf eigentlich darunter ſteckt. —

Der Hamlet iſt beſonders ſo merkwürdig darum, weil er die primitivſte Grundlage hat; er iſt nicht die Tragödie des ſo oder ſo Handelns; er iſt die Tragödie des Handelns ſelbſt. Und auf der andern Seite, wenn man will, ebenſo des Denkens ſelbſt. —

Der verſchiedene Ton der Shakeſpeariſchen Stücke. Charakter der Diktion

Die Sprache iſt ein Hauptmittel für Shakeſpeare, ſeine Stücke im Tone zu unterſcheiden. Mir ſcheints, als ſei der Ton ſeiner Stücke von dem des Helden beſtimmt. Der beredte, grübleriſche Hamlet konnte ſich nur in einer gewiſſen Breite der Diktion darſtellen, Hamlet iſt mehr ſprechend als handelnd, ſeine Witze, die beredte Darſtellung ſeiner Situation, ſind ſein Handeln. So iſt das Ganze ein Sprechſtück geworden. Wie die Geſtalt des Lear ſelber gedrängter iſt, und er kein Meiſter der Rede, ſo geht der rauhe, jähzornige Ton des Stückes ſeinen Schritt. — Das Stück der Liebe — Romeo — hat ganz das Schmelzende, welches dieſe Leidenſchaft am Romeo zeigt. — Am ähnlichſten iſt der Kaufmann in der typiſchen Wirklichkeit des Geſpräches, in der Ausführlichkeit und Breite, in der Leichtigkeit und dem poetiſchen Gehalt, in der Schönheit der Bilder. Der Macbeth iſt viel rauher und gedrängter. — Welche Tautologie: O ſchmölze doch dies allzufeſte Fleiſch, zerging und löſt' in einen Tau ſich auf! — Aber der Affekt liebt tautologiſch zu reden. Was er ſagt, iſt ihm noch nicht ſtark genug; er ſucht immer nach einem noch ſtärkeren Ausdrucke für dasſelbe. Dieſer Monolog iſt ein verjüngtes Bild von Hamlets ganzer Geſtalt und erklärt ſo dieſe. Der Affekt vertobt ſich; ſo wie der ganze Hamlet, hebt der Hamlet dieſes Monologes mit Überſchwang der Gefühle an, um in Erſchlaffung zu enden. Kurze Sätze nehmen immer Anlauf zu einem längeren, als wenn das Übermaß von Atem, das die Lunge unfähig machte, erſt hinweggeſtoßen werden müßte, oder wie wenn etwas eine Röhre verſtopft hat, das geſtaute Waſſer erſt heftiger und in Stößen geſprudelt kommt, ehe der gleichmäßigere Fluß ſich wiederherſtellen kann. —

Jn der affektvollen Szene Hamlets mit ſeiner Mutter iſt alles anders als in der Wirklichkeit. Man denkt an die Antike, wo die Glieder des Menſchen ihren wirklichen Zuſammenhang haben, aber alle in größern Verhältniſſen gebaut. Auch hier wieder eine Szene, die mit wenig Worten abgethan ſein könnte; aber es gilt ja im ganzen Stücke dem Triumphe der Beredheit, der ſchauſpieleriſchen Rhetorik. Es ſind viele Fälle zuſammengetragen, wo dieſe Rhetorik ihre Gewalt über das menſchliche Gemüt zeigt. Auch hier wieder die Beredſamkeit des Affektes, die Rede oft nur ein breitartikulierter Schrei des Unwillens — „weh, welche That brüllt denn ſo laut und donnert im Verkünden?" — ꝛc. Das Auslaſſen des Zornes, wie ein Zugwind in die Flamme. Er ſchilt die Galle heraus. — Die Geſpräche haben den Gang wirklicher Geſpräche; das, wovon eigentlich die Rede iſt, erfährt man, beſonders in den exponierenden, allmählich; die Hauptſache zuletzt. Scheinbare Unordnung.[1] Nur ſo iſt das Retardieren möglich, das zur Breite hilft. Es iſt Herauswickeln, Enthalten und dadurch Vorbereiten. Auch keine logiſche Ordnung; Natürlichkeit der Hauptcharakter. Es geht auf einen Punkt los, aber durch Abſprünge retardiert. Die Retardationen haben den Charakter der Parentheſe. — Jedes Geſpräch hat einen gewiſſen Rhythmus, einen gewiſſen Ton, der ſich nach Lokal, Situation und Charakter richtet und gleichmäßig durch dasſelbe beibehalten wird. Jn einem herrſcht der Affekt, in einem andern die poetiſche Ausmal[illegible] die Lehre vor. Alſo: ſein Dialog iſt Nach[illegible]ng der Natur, aber vergrößernde, verſchönernde. Nichts iſt dünn, was es in der Natur iſt. Auch der bloße Aufſchrei hat eine gewiſſe Breite. Die Hilfsmittel ſind Umſchreibung, Tautologie, Parallelismus und alle rhetoriſchen Figuren, poetiſcher Gehalt und Lehre. Aber in der Breite wieder eine gewiſſe

Konzentration durch Zuſammenziehung, eine gedrängte Breite. Das Wichtige, Schwere, Gewaltige iſt gedrängt. Das tändelnde Geſpräch gaukelt phantaſtiſch, die Rede des Herzens iſt eindringlich mit vielen Wiederholungen (in Umſchreibung). Das Wie der Reden pſychologiſch wunderbar treu nach der Natur, das Was poetiſch und plaſtiſch verſchönert und vergrößert, idealiſiert. Ton und Rhythmus von Leidenſchaft und Affekt völlig treu, aber in volleren Akkorden gegriffen. — Die affektvollen Monologe haben gewöhnlich einen einfachen Grundgedanken, deſſen Ausſprechen aber immer wieder durch Nebenvorſtellungen unterbrochen wird. So auch das Geſpräch. Man möchte ſagen: das Hauptmittel Shakeſpeares zur Plaſtik, Natürlichkeit, Gehalt des Dialoges iſt die Parentheſe. Denn auch im Zwei-, Drei- und Mehrgeſpräche ſchieben ſich immer zwiſchen Frage und Antwort, zwiſchen Vorbereitung und Sache noch ein und mehrere Sätze oder Reden ein, deren Natur die Parentheſe iſt, obgleich ſie nicht mit dem graphiſchen Zeichen ( ) angedeutet iſt. Es wird faſt immer erſt noch etwas andres gebracht, als was katechismusmäßig unmittelbar folgen müßte. Oder mit dem muſikaliſchen Ausdrucke: Ausweichung, Trugmodulation, Trugſchluß. Die Ähnlichkeit der beiden Künſte hierin iſt groß. — Alle rhetoriſchen Figuren treten als pſychologiſch-pathologiſche auf; darin unterſcheidet ſich Shakeſpeare auffallend von Schiller, bei dem ſie nur Zierde der Sprache ſind, nicht Hilfe zur Nachahmung. — So z. B. macht die Aſyntheſe einen wahren Eisgang. Die Wiederholung desſelben Gedankens in verſchiedener Einkleidung macht Lehre, Warnung und Rat eindringlicher. Die Ellipſe bezeichnet die Stufe des Affektes, wo der Verſtand noch zu verdunkelt iſt, um auf die regelmäßige Verbindung der Vorſtellungen denken zu können. Die Länge oder Kürze der Sätze hängt von der größern Ruhe oder Bewegtheit der

Gruppen ab. Die Epipher und Anapher machen feierlich, z. B. in Horatios Beſchwörung des Geiſtes. Überall aber iſt die Sprache eine rhetoriſch-poetiſche und weicht völlig von der Wirklichkeit ab. In mancher Rückſicht weicht die Sprache auch von der Nachahmung der Natur des Affektes ab, ſo z. B. die der lakoniſchen Affekte. Hier iſt das Gefühl des Schweigenden in Sprache überſetzt; z. B. die bilderreiche Rede der Königin, wo ſie das Entſetzen Hamlets vor dem Geiſte ſympathetiſch empfindet und deſſen Ausſehen beſchreibt. — In der Darſtellung der Affekte liegt das Schauſpieleriſche; die Beredheit des Affektes läßt ganz natürlich zu, ja ſie fordert, daß hier auch am meiſten Poeſie niedergelegt werde. — Züge, ſo fein, daß ſie ſich nicht plaſtiſch, poetiſch ausſprechen laſſen, verwirft Shakeſpeare; er wählt daher wenigere oder größere Züge und prägt ſie durch rhetoriſche Umſchreibung ein, läßt jeden ſich ausleben; denn eben in ihnen lebt ſich ja der ganze Charakter und in dieſem die Idee des Stückes aus. — Shakeſpeare liebt es, einen Seelenzuſtand ſich ausklingen zu laſſen, ehe er ihn verändert. Wie wundervoll das erſte Auftreten Hamlets bis zu ſeinem erſten Monologe! Er zeigt uns allemal erſt ſozuſagen die Grundtonart, aus der ſein Held geht, und läßt uns heimiſch darin werden, ehe er moduliert. — Die Unmittelbarkeit liegt bei ihm faſt lediglich in der plaſtiſchen Form, in der pſychologiſchen Gebärde ſeiner Reflexionen über pſychologiſche Phänomene. Reflexion in Unmittelbarkeit gekleidet.

Zu viel des Waſſers haſt du, arme Schweſter!
Drum halt ich meine Thränen auf. Und doch
Iſts unſre Art; Natur hält ihre Sitte,
Was Scham auch ſagen mag: ſind die erſt fort,
So iſt das Weib heraus. — Lebt wohl, mein Fürſt.
Ich habe Flammenworte, welche gern
Auflodern möchten, wenn nur dieſe Thorheit
Sie nicht ertränkte.

Das iſt Beſchreibung. Neuere würden da als Anweiſung für den Schauſpieler hinſetzen: (er will ſeine Thränen aufhalten, weil er ſich ihrer ſchämt. Aber er vermag es nicht). Lebt wohl, mein Fürſt ꝛc. — (er macht Anſtrengungen, ſein Rachegefühl gegen Hamlet auszudrücken. Da es ihm nicht gelingt, geht er, ſeinen unmännlichen Zuſtand dem Blicke des Königs zu entziehen). Dieſe Anweiſung iſt ihm als die Rede ſelber, an der ſie ſich als Gebärde zeigen ſoll, in den Mund gelegt. Sie iſt aber ſo gegliedert, daß die kurzen Sätze in ihrem Rhythmus die Unterbrechungen durch Thränen und den immer wieder heraufſchwellenden Schmerz darſtellen. — Damit den Monolog im Tell zu vergleichen, der reine, bloße Beſchreibung iſt. Shakeſpeare würde den Zuſtand Tells nach ſeinem pſychologiſchen Geſetze haben ausſprechen laſſen, aber ſo, daß dieſe Ausſprache pſychologiſch-pathologiſche Gebärde hätte und zugleich den Sinnen und der Phantaſie darſtellte, was die Reflexion ausſprach.

Shakeſpeares Perſonen denken gleichſam laut. In der Wirklichkeit wird nur ein Teil des immer fortgehenden Denkens, Fühlens ꝛc. ausgeſprochen; er läßt das Ganze laut werden. — Ein unübertrefflicher Meiſter iſt er darin, das Unausſprechliche auszuſprechen, überſchwengliche Gefühle, bei denen der Menſch, der ſie hat, verſtummt, weil er keine Worte finden kann, die ſeinem Fühlen adäquat wären. Die Worte, die Shakeſpeare ihnen leiht, ſind, verſtändig genommen, zuweilen Unſinn, Bombaſt; das würde aber, wenn ſolche Gefühle ſich ausdrücken könnten, dieſer Ausdruck allemal ſein. Und es bleibt kein andres Mittel als das Shakeſpeares — nur daß es wenigen zu Gebote ſtehen wird, dieſe Zuſtände zu verſinnlichen und dem Zuhörer mitzuteilen. Bloße Gebärden des Schauſpielers thun es nicht, und der Phantaſie des Zuſchauers kann man nicht zumuten, die Pauſen zu ergänzen.

Auch die Sprache der Wirklichkeit kann ſich in ſolchem Zuſtande nur Bilder machen; es iſt das Thun der Phantaſie, ſelbſt das abſtrakte Denken mit Bildern zu begleiten, ſo gut ſie kann; auch die Gefühle machen entſprechende Bilder lebendig, deren man ſich nur hernach nicht erinnern kann, teils wegen des rapiden Wechſels derſelben, teils weil der ruhiger Gewordene ſie nicht reproduzieren kann, da der Affekt ein ſchlechter Beobachter, und ein um ſo ſchlechterer iſt, wenn er ſich ſelbſt beobachten ſoll. Aber man verſuche es, abſichtlich einen Reflex eines ſolchen unausſprechlichen Gefühles in ſich hervorzubringen, und man wird ein fieberiſches Abarbeiten der Phantaſie bemerken, ein wildes Umſichſchlagen mit Bildern, die die gelähmte Aufmerkſamkeit nur ſo unbeſtimmt faſſen kann, wie rieſige Wolkenſchatten. Phantaſie iſt das eigentliche Werkzeug des Dichters; wenn der Menſch das Spiel der Phantaſie, wie es Gedanken- und Gefühlsfolgen begleitet, fixieren könnte, ſo würde dies das unmittelbarſte Gedicht geben. Etwas ähnliches thut Shakeſpeares Sprache im Dialoge. Gefühle darzuſtellen namentlich hat er kein andres Mittel als die Darſtellung entſprechender Phantaſiebilder und Nachahmung von Rhythmus und Ton der Gefühle im Mittel der Sprache.

Eindruck der Diktion Shakeſpeares

Die meiſten Stellen der Shakeſpeariſchen Stücke können beim Leſen den Eindruck von Kälte machen. Man wird mehr von der Schönheit, Kühnheit und Pracht der Poeſie ergriffen als von dem Gegenſtande. Das Haften an den einzelnen Stellen läßt keine rechte Spannung aufkommen. Schiller in ſeiner Jugend fand ihn zu kalt und grell. Bei der Aufführung iſts anders. Da fliegen die Stellen, an denen man beim Leſen hängen blieb, zu ſchnell vorüber, als daß ſie uns die

Wirkung der mächtigen Situationen und großen Geſtalten beeinträchtigen könnten. Da ſind die ſchweren und tiefen Gedanken nur Glieder der rhetoriſchen Ausbreitung von Leidenſchaft und Affekt; ſie rollen in dem mächtigen, breiten, raſch aber nicht heftig fließenden Strome dahin als einzelne Wellen; eine drängt die andre. — Beſonders die einzelnen Reden ſcheinen beim ruhigen Leſen kühl gegen die Reden in einem Drama Schillers; aber es iſt eben die Kühle der Geſundheit. Man fühlt immer heraus, daß der Dichter ſelbſt den Affekt ſeiner Perſonen nicht teilt, daß er ſich ironiſch gegen ihn verhält. Er ſteht nie auf der Seite einer Leidenſchaft, die ihm das Abſolute wäre, ſondern immer über den Parteien. Ohne dieſe Kühle läßt ſich keine Klarheit, keine Zeichnung denken. Darum wird er nie lyriſch hingeriſſen, ſich ſelbſt in das Spiel miſchend. Und ſo ruft er auch im Zuſchauer ein Etwas auf, das mit ihm über dem Ganzen ſchwebt, während die ſinnlichen Kräfte ſympathiſch ſich parteien und mitkämpfen. Das iſt, was Schillern fehlte. Bei ihm ſieht man immer, daß die Wärme für die Reden der Perſonen, die lyriſche Erregung, ſein Urteil über die Perſonen verdunkelte. Das giebt eine Hauptregel für die Produktion: Man muß nicht wollen, daß jedes Wort, jede Rede die Spannung vermehren ſoll, man muß ſich auf ſeine großen Situationen verlaſſen, auf die Wirkung des Ganzen als Ganzen. Gehalt und Poeſie iſt dann die Hauptſache; alles hektiſche Fortſtreben, alle Haſtigkeit muß abgelegt werden, alle zu große Unmittelbarkeit und Innigkeit, weil dieſe zu dünnen, kleinen Zügen führen, alle Ungeduld, die in jedem Einzelnen die Wirkung erzielen will, die nur das Ganze machen ſoll. — Anſtatt auf Vermehren der Spannung muß alles auf Milderung derſelben angelegt ſein. Die Hauptſache, daß immer die Situation beleuchtet wird. Iſt der Plan, das Ganze auf Wirkung eingerichtet, ſo iſt das

Beſtreben, in jeder Rede zu wirken, unnütz, wenn nicht dieſe Wirkung auf Poeſie und Gehalt ſich gründet. — Alſo Ruhepunkte, wo die Leidenſchaft unter der Aſche unſichtbar fortglimmt, bis der Affekt der Leidenſchaft wiederum als Flamme durch etwas Äußeres — durch Aſſoziation oder Abſicht — angefacht aufſchlägt. Leidenſchaft kein perennierender Affekt. Im affektloſen Zuſtande kann der Leidenſchaftsträger wie die andern Perſonen reden; beſonders wenn die Leidenſchaft-verdunkelt iſt. — Auch der Schauſpieler muß gezwungen werden, alles durch großen Kunſtverſtand zu ordnen und auszuführen, von allen kleinen Kunſtſtücken, praktiſchen Pfiffen abzuſehen — aufs weſentliche zu gehen; die Abgänge und ſonſtigen kleinen Mittel werden ihm abgeſchnitten. Er muß ebenfalls durchs Ganze ſeiner Leiſtung — des Charakters — wirken; im Behandeln des Affekts, im Pathologiſch-Rhetoriſchen, im Vortrage geiſtreicher Einfälle, in Darſtellung der Stimmungen der unbelauſchten und vertrauten Natur kann er ſich genugſam zeigen.

Keine Szene macht bei der Aufführung des Hamlet einen ſtärkeren Eindruck, als das erſte Auftreten der wahnſinnigen Ophelia; vermutlich wegen der völligen Unempfindlichkeit, die Ophelia gegen ihr Unglück hat. Eine große Empfindlichkeit und der völlige Mangel daran ſcheinen einerlei Wirkung zu thun. Im letztern Falle füllen die Zuſchauer das aus, und im erſten ſympathieren ſie. —

Wie gleichgiltig Shakeſpeare gegen die äußern Effekte iſt, zeigt die Szene, wo Laertes ſich des Schloſſes bemächtigt. Wie war das auszubeuten: Hier iſt nur das Notdürftigſte; ein Edelmann erzählt in langer Rede Laertes Aufruhr. Da iſt kein Haſten, kein Durcheinander, keine Ausmalung einer ſolchen Situation. Natürlich, denn hier würde alle äußere Spannungserregung zerſtreuen, die Handlung unruhig machen und die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache ablenken. Nach dieſer kreatürlichen Aufregung hätte der Zuſchauer weder Luſt noch Fähigkeit, dem wieder ruhigern Gange der Handlung mit Intereſſe zu folgen. Dergleichen Anläſſen und Gelegenheiten, die Szene zu beleben, geht Shakeſpeare jederzeit mit weiſer Abſicht vorbei. Dergleichen Nebendinge macht er mit wenigen Strichen ab. Nur das, was von dem Aufruhre dienen kann zur Beleuchtung der Hauptidee, nämlich, wie leicht es iſt, gegen dieſen König zu agieren, wird dargeſtellt. Das Volk will dem Laertes helfen und hilft ihm, den Tod ſeines Vaters zu rächen an dieſem Könige; wie viel leichter nun wäre es dem Lieblinge dieſes Volkes geworden, Hamlet, ſie zur Rache für ſeinen Vater zu gewinnen! Aber das iſt nicht weiter dargeſtellt. — Nur für das Ganze der Handlung ſucht er zu ſpannen. Die Spannung hängt bei ihm, und damit die Illuſion, jederzeit an der Entwicklung des idealen Nexus, der Idee. — — Überhaupt alle heftige That muß mit großer Mäßigung behandelt werden; erſtlich wird eine ſolche ohnehin über das andre hinausſchreien, dann bringt eine ſolche leicht ein Erwachen aus der Illuſion und dem Genuſſe hervor, eine Störung, die ſelten wieder gutzumachen iſt. —

Shakeſpeares Diktion erinnert an die Tizianiſche Venus. Kein Zoll dieſes Fleiſches an ſich wird, in der Nähe beſehen, überzeugen, ſelbſt nicht das ganze Fleiſch in der Nähe beſehen; aus einiger Entfernung, wo man das Ganze überſehen kann, weckt es dagegen die wunderbarſte Illuſion, die je einem Maler gelang. So ſind die einzelnen Sätze in Shakeſpeares Reden, die einzelnen Szenen oft wunderlich, weil man nicht begreift, wozu. Kommen aber alle Teile in ihrem Zuſammenhange in Bewegung, dann iſts ein andres, dann werden die Grellheiten zu Schatten, die Poeſie zum Lichte, dann wird das Tote wunderbar lebendig, und die richtige Spannung ſtellt ſich ein. —

Die Hauptſache, daß die dramatiſche Rede charakteriſtiſche Gebärde hat, das Geſpräch individuelle Wendungen, die aber typiſch ſein müſſen. Der allgemeinſte Gehalt, aber beſonders die bekannteren Bemerkungen individuell eingekleidet, ſodaß ſie durch die Form wie neue erſcheinen. Nimmt man die Charaktere typiſch, wovon die Kopien, wenn auch unſcheinbar, in der ganzen Welt herumlaufen, ſo braucht man nicht in Sorgen zu ſein, das Werk werde ſo leicht veralten. Ein Beiſpiel: Polonius. Seine Vieldienerei, die ihn ſich ſo beidrängen macht, den Hamlet zu erforſchen, iſt typiſch. —

Beſonders iſt Shakeſpeare ein Meiſter in der dramatiſch-pſychologiſchen Stickerei; wie er den vorübergehenden Seelenzuſtand auf den Grund eines dauernden aufzutragen weiß, woraus wiederum theatraliſcher Kontraſt entſteht. So wie er ſeine Melancholiſchen ſcherzen läßt, z. B. Romeo, dann Hamlet, z. B. in der Szene nach der des Geiſtes. In dieſen Modifikationen liegt ein wunderbarer Reiz, wie in allen gemiſchten Gefühlen. Es iſt Scherz, aber melancholiſcher; desgleichen wenn ein Coriolan vorübergehend zärtlich und weich wird. Es gehört dies ins Gebiet der Doppelrollen; ſo wenn Imogen ſich aus Furcht recht männlich ſtellt. Jeder Charakter muß einen Grundton haben, auf den die vorübergehenden Stimmungen, durch ihn modifiziert, aufgemalt ſind, ſodaß die Grundfarbe hindurchſcheint. Dieſer fehlt in den Schilleriſchen Dramen der zweiten Periode, z. B. im Wallenſtein; in dem Reſignierten erkennt man nicht mehr den Angreifenden, desgleichen fällt die Maria Stuart mit ihrem lyriſchen Monologe „Eilende Wolken" ꝛc. ganz aus ihrem Grundtone. — Antonio beim

Gerichte im Kaufmann „Und ſchneidet nur der Jude tief genug“ ꝛc. (Akt 4, 1.) —

Das Wunderbarſte am Hamlet: es giebt kein Stück, das eine reichere Handlung darböte, und doch auch keines, in welchem dem Dialoge freier der Zaum gelaſſen wäre, keines, worin die Grundidee ſo immer gegenwärtig, und doch keines, in welchem die Phantaſie ſich mehr gehen zu laſſen und willkürlicher ſchiene.

Behandlung des Monologs und der Dialoge

In den Monologen hauptſächlich Ausmalung des Gegenſtandes, des Affektes. Der Affizierte kaut an dem Brocken, der Affekt ſucht ſich zu erhalten durch Steigerung; deshalb ſucht er immer neue Geſichtspunkte, aus denen der Affekt ſich regeneriert; er malt aus, was geſchah, was er thun will, und kommt von den Nebenvorſtellungen wieder auf die Sache zurück; die Rede bellt den Moment von allen Seiten an, rennt voraus, kommt zurück, bellt wieder an, bleibt zurück und eilt wieder nach. — Der Shakeſpeariſche Dialog iſt hauptſächlich und weſentlich Umſchreibung der lebendigſten Art, mit Gehalt gefüllt. Die Wendungen die individuellſten, der Gehalt der allgemeinſte, die Worte die bezeichnendſten. — Das Zauſen an einem Worte, das wie ein Refrain immer wiederkehrt. „Thu Geld in deinen Beutel“ ꝛc. — Die Ungewißheit, Unentſchloſſenheit macht gern Parentheſen. — Auch der Sinn verſtärkt: „Und Unternehmungen von Mark und Nachdruck“ ꝛc. Wie anders machen ſich hier die beiden ſchweren Wörter, als ſich ein Beiwort gemacht haben würde. Durch Metonymie wird hier das Nachdrucksvolle durch den Klang und die Breite gemalt. — Entlaſſung der einzelnen Glieder aus der logiſchen, philoſophiſchen Wortfolge oder der bloßen Aufzählung und Emanzipation derſelben, freieſte, ſelbſtändigſte Bewegung: „Schreibtafel her! — da ſteht ihr, Oheim!“ — Das Feierliche, Erhabene tritt bei Shakeſpeare immer maſſig auf. Das Dünne, Junge, der gänzliche Mangel an Selbſtgefühl umgekehrt: (Junker Bleichenwang). — Die Parentheſen retardieren ſehr und ſind deshalb zum Gehaltenen behilflich. — Überhaupt zieht Shakeſpeare wie die Alten das Breite, Getragene vor. Die kurzen Sätze malen dann deſto ausdrucksvoller. Ich glaube, und man muß es unterſuchen — daß die durchſchnittlich längere oder kürzere Satzbildung ein weſentliches Moment an ſeinen Charakteren iſt. Hat Brutus nicht längere Sätze als Caſſius? — Zunächſt findet im Geſpräche, beſonders im affektvollen, eine gewiſſe lyriſche Unordnung ſtatt, oft eine Umwendung der philoſophiſchen Wortfolge. Der Inhalt des Geſpräches und Selbſtgeſpräches, die einzelnen Mitteilungen werden zerlegt und ſo geordnet, daß ſtets eine Spannung übrig bleibt, ſodaß man die Sache nicht eher weiß, als bis das letzte Wort der Mitteilung gefallen iſt. Dann werden die einzelnen Sätze ſozuſagen emanzipiert, wie die Finger an der Hand eines tüchtigen Klavierſpielers. Nicht eine Mitteilung und dann Gloſſen und Gehalt dazu; die Gloſſen und der Gehalt ſind in die Mitteilung eingewirkt. Beiſpiele: die Szene Hamlets mit dem Geiſte, der Anfang vom Othello ꝛc. In den reinen hiſtoriſchen Expoſitionsſzenen iſt das anders. — Es iſt im Dialoge allemal weniger Detaillierung der Handlung, als des Seelenzuſtandes, des Geſprächsganges, des Charakters. Auch dadurch wird das Ganze nur plaſtiſcher und gehaltvoller. — Immer führt das Studium Shakeſpeares auf die Hauptregel: a) die Handlung an ſich, d. i. der Kauſalnexus, ſo einfach, ſo ſchlank als möglich, damit er deſto mehr Raum dem Handlungsdetail zur Belebung der Bühne, zum Ausleben der Charaktere, zur klarſten Verſinnlichung der inneren Handlung gönne; dann ebenſo b) der Anteil der einzelnen Szenen ſo ſchlank als möglich, damit das dialogiſche Detail ſie frei und ungeniert mit charakteriſtiſchem und poetiſchem Leben erfüllen könne. Alſo immer mehr auf Gehalt als auf Inhalt geſehen, — mehr auf theatraliſchen Gehalt als auf Fabelinhalt — dieſe Simplifikation iſt eine Hauptſache. — — Hamlet gegenüber ſpricht der König im Anfange „Wiewohl von der Hamlets Tod“ ꝛc., eine Art Kanzleiſtil oder Repräſentationsrede. „Wiewohl“ — „ſoweit“ ꝛc. Dazu iſt viel Bilderſchmuck darin. Die Rede iſt prächtig, voll Haltung und Majeſtät; aber man ſieht, es iſt eine äußerlich angeheftete; man kann Hamlet glauben, wenn er ihn einen geflickten Lumpenkönig nennt. Merkwürdig iſt, wie die Sprache der Horatio, Marcell ꝛc. von der Hamlets abſticht; wie Hamlets Rolle auch dadurch gehoben iſt. Horatio iſt der bedeutendſte unter den Sprechern; aber weit unter Hamlet. Die ganze Szene (Akt 1, 2), ſo lange der König zugegen iſt, hat etwas Feierliches; eine Gene ſchwebt über allen. Wie charakteriſtiſch unterſchieden von der Sprechart der Soldaten und jungen Männer auf der Wache! —

Die Handlung iſt bloß Anlaß des Geſpräches, und ſie muß ſo erfunden ſein, daß ſie natürlichen Anlaß zu ſchauſpieleriſch belebten, poetiſch gehaltreichen Geſprächen giebt und zugleich zum mannigfaltigen Wechſel derſelben nach Kontraſt ꝛc. Die Handlung muß mit Charakteren und Motiven vollſtändig und klar in dieſen Geſprächen entfaltet ſein. — Die Hauptſache im Drama iſt doch nicht die Handlung, ſondern das dramatiſche Geſpräch, wie im menſchlichen Leibe der Knochenbau ja auch nur Mittel iſt. Aber ſie iſt ein wichtiges Mittel, wie ein geſunder und ſymmetriſcher Knochenbau im Leibe, ohne welchen weder Geſundheit, Kraft noch Schönheit des ganzen Leibes möglich iſt. —

Dramatiſche Diktion

Sonſt meinte man, was lyriſch oder epiſch ſchön an der Sprache ſei, ſei noch nicht dramatiſch ſchön; wenn die Tragödie ein Faktum bringe, das man durch Verlegung in eine wildere, rauhere Zeit ſozuſagen durchſchnittlich erſcheinen laſſen könne, ſo müßten die Perſonen, in denen alſo dieſe Zeit dargeſtellt würde, auch in der Rauheit oder Sanftheit, Gewandtheit oder Starrheit u. ſ. w. der Sprache die Aufgabe dieſer Darſtellung löſen helfen. Ebenſo habe jeder Seelenzuſtand ſeine gewiſſen mitunter unſchönen Züge, ſtammelnde, wie Eisgang praſſelnde oder einſilbig-verſagende Sprache. Ja man meinte, das Säuſeln eines Frühlingslüftchens wirke nur durch Kontraſt ſo lieblich und könne ununterbrochen einſchläfern und langweilig werden; ein Sturm mit dem Gekrache brechender Bäume ſei ein notwendiges Gewürz, um die Süßigkeit nicht dem Gaumen fade werden zu laſſen. Im Epos mögen die Perſonen immer ſchön reden, denn ſie reden nicht ſelbſt, ſondern der Dichter erzählt uns, was ſie reden, ihre Äußerungen kommen uns vermittelt durch des Erzählers Naturell zu; dieſes möge immer ſich ſchön zeigen, das könne ſeinem Gedichte nur zu gute kommen. Das lyriſche Gedicht vertrage fortwährende Schönheit und immer gleichen Fluß, ſchon um ſeiner Kürze willen. —

Leſſing antwortete auf die Frage, welche Ausdrucksweiſe im Drama die ſchönſte ſei, echt realiſtiſch: jedesmal die treffendſte iſt die ſchönſte. Die Alten waren in ihrer Praxis andrer Meinung; aber ihr Grund war kein abſtrakt-philoſophiſcher, kein idealiſtiſcher, ſondern ſo realiſtiſch wie der Leſſings. Er beruhte ganz auf der ſinnlichen Erſcheinung. Da ihre Theater von ſo ungeheurer Größe, ihr Publikum ein ſo zahlreiches, das Gebäude ohne Dach war, ſo mußte man auf Mittel denken, die Geſtalt zu vergrößern und den Sprachton zu verſtärken. Es wurden Masken notwendig und lange, groß geworfene Gewänder. Mußte das Geſicht regungslos bleiben, ſo war es beſſer, man machte es ſchön als häßlich. Wenn nun die redende Perſon kein wechſelndes Mienenſpiel zeigen, keine feinen, kleinen mimiſchen Züge anwenden konnte, warum ſollte die Rede einen Mienenwechſel haben und feinere mimiſche Züge? Es wäre ganz dem feinen Sinne der Griechen entgegen geweſen, Rede und ſichtbare Erſcheinung in ſo ſtarkes Mißverhältnis zu ſetzen. Shakeſpeare ſchrieb nicht für Masken, nicht für die koloſſalen antiken Theater. Seine Sprache iſt daher durchgehend mimiſch, nie erſtarrt ſie zur Maske, aber ein jedes Stück hat ſeinen beſondern Maßſtab für die Größe und Stärke oder die Feinheit ſeiner einzelnen Züge, für die Zäheit und Allmählichkeit der Bewegungen. Jede ſeiner Tragödien hat ihren Stil, d. h. eine vollſtändige Übereinſtimmung und Verhältnismäßigkeit der einzelnen Motive, des Stoffes und der Ausführung. Im Lear iſt, wie im Macbeth, wie in der Kompoſition kein kleines Motiv, ſo auch in der Sprache kein fein- und klein-mimiſcher Zug. Alles iſt typiſch groß und gewaltig. Seine rhetoriſchen Figuren ſind immer pſychologiſch-pathologiſch-mimiſche Figuren. Wenn ich Schillers Überſetzung des Macbeth betrachte, ſo habe ich, was die Mimik der Sprache betrifft — denn die charakteriſtiſch-geſtikulierende Sprache iſt die dramatiſche —, einen ähnlichen Eindruck, wie wenn uns ein Überſetzer ſtatt der poetiſchen Inverſionen die logiſche Wortfolge und den gemeinen Menſchenverſtand jener charakteriſtiſch-leidenſchaftlich-ſchwungvollen Rede gäbe. Ja ſelbſt ſeinem Symbolum, der Schönheit um jeden Preis, wird er oft untreu. Man vergleiche die Zeile der Tieckiſchen Überſetzung „Ich habe mit dem Graun zur Nacht geſpeiſt“ mit Schillers Wiedergabe:

„Ich hab zur Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern.“ Auch Schlegel hat zuweilen die dramatiſche Sprache Shakeſpeares in die eines ſogenannten Leſeſtückes umgeſetzt, z. B. O that this too, too solid flesh would melt! „Zerſchmölze doch dies allzu feſte Fleiſch!“ Ich gebe zu, dem ruhigen Vorleſer beim Thee wird dieſe Überſetzung die bequemere beim Sprechen ſein; dem Schauſpieler aber, der voll iſt von dem Affekte, den er darſtellen ſoll, wird ſie zu ſchwach ſein, eben um des milden Fluſſes der Worte willen, da der Affekt des Ärgers, wie alle Affekte, das Nachdrückliche, das Stoßende ſucht. Spricht er die treuere Überſetzung: „O daß dies zu, zu feſte Fleiſch zerſchmölze,“ ſo wird es ihm leichter fallen; noch beſſer, wenn er das „zerſchmölze“ noch in zwei ärgerlich-polternde Stücke zerbrechen könnte. Ein Leſeſtück wird für die Reflexion, für lyriſche und epiſche Wirkungen, ein wirkliches Drama für die unmittelbare Anſchauung gedichtet. In dieſer müſſen die Kontraſte ſinnlich wirken. Es nach dem zu beurteilen, was davon ſich aufſchreiben ließ, und frei von dem Zauber, der nur bei guter Aufführung wirkſam iſt, heißt einen Leichnam kritiſieren. — Wer beurteilte wohl ein Gemälde nach der bloßen Untermalung? Gleichwohl beurteilt man Dramen, ohne ſie aufgeführt geſehen zu haben. Was von einem echten Drama aufgeſchrieben iſt, iſt nichts als Untermalung des Gemäldes. Shakeſpeare und nach ihm Leſſing waren ſo beſcheiden, dem Schauſpieler ſeinen Teil an dem Werke zu gönnen; dann aber überwucherte die Eitelkeit der Poeten und gab dem Geſchöpfe die Haut, den Umriſſen die Farbe ſelber hinzu. Das büßt ſich nun bei einer Aufführung; ſolch ein Stück macht den ganzen Eindruck beim Leſen und den halben bei der Darſtellung. Wäre unſre Kritik eine echte und gerechte, ſo würde ſie nicht das eine Gedicht, das ſie fertig, und das andre, das ſie erſt halb fertig ſieht, über einen Leiſten beurteilen; ſie würde einen Unterſchied machen zwiſchen Leſeſtücken und wirklichen Schauſpielen. Die Leſeſtücke beurteilt ſie nach dem abſtrakten Maßſtabe der Poeſie überhaupt; gut. Aber dann ſollte ſie an das wirkliche Schauſpiel den Maßſtab dramatiſcher Poeſie legen. Dies nach den abſtrakten Möglichkeiten der Poeſie überhaupt beurteilen, iſt ſo ungerecht, als ein Leſeſtück nach den Beſchränkungen der dramatiſchen Poeſie zu richten. Aber unſre Kritik verfällt nur in jene Ungerechtigkeit. Noch ſchlimmer, da dies einem Publikum gegenüber geſchieht, welches durch Mangel dramatiſchen Sinnes und durch Wirkung falſcher Muſter, wenn es von Poeſie in einem dramatiſchen Werke ſpricht, gemeiniglich das Lyriſche und Epiſche meint, beſonders das Idylliſch-Epiſche und das Elegiſch- und Rhetoriſch-Lyriſche. Aber wie viele Rezenſenten haben denn ein klares Bewußtſein über die ſpeziellen Unterſchiede der dramatiſchen Poeſie von den andern Gattungen? Leſſing nennt Reiz am unrechten Ort Grimaſſe; unſre heutige Kritik freut ſich über lyriſche und epiſche Schönheiten im Drama, ſie hat keine Ahnung davon, daß nur dramatiſche Schönheiten im Drama für den echten Geſchmack ſchön ſind. Ja ſie läßt ſich von Tendenzen beſtechen, die in eine politiſche Rede, in einen Zeitungsartikel oder in die polemiſche Publiziſtik gehören. Allem dieſem gegenüber iſt es undankbar genug, einem Pflichtgefühle folgen zu wollen, das nur als ein Mangel an Poeſie und Schönheitsſinn erſcheinen wird. Gleichwohl habe ich mirs feſt vorgeſetzt und ſchon manches den unterirdiſchen Göttern geopfert, was mir nach dem Zeitgeſchmacke, aber gegen mein Gewiſſen gelungen war. Nicht als ob ich abſichtlich gegen mein Gewiſſen gehandelt hätte, ſondern weil das Fertige der ruhigen Prüfung zeigte, was in der Hitze der Arbeit überſehen wurde. —

— Eine wunderbare Welt iſt uns im Drama aufgethan, eine ganz andre, als in der wir leben, aber eine ebenſo in ſich übereinſtimmende, und noch mehr mit ſich übereinſtimmend erſcheinende, weil wir ſie vollſtändiger überſehen.

— Bei allen Shakeſpeariſchen Frauengeſtalten, auch in ſeinen Tragödien, iſt zu bemerken, daß ſelbſt das Pathos in ihnen von der Erhabenheit zur Schönheit gedämpft und verklärt iſt, wie eine gewiſſe Kühle, eine ſchöne plaſtiſche Ruhe in ihnen iſt, die es nie zu der gewaltſamen Aufregung der Gemütskräfte kommen läßt, die der Schönheit den Abſchied giebt. Wahr iſt es, die Porzia würde ſich nicht in ſolcher beſcheidenen, wahren und doch unübertrefflichen Schönheit darſtellen können, wenn ihr zeitig ein Pathos aufgeladen wäre. Wie wunderſchön iſt die Desdemona in den ſchrecklichſten Auftritten; es iſt da etwas von Betäubtheit durch die Dinge, die ihrer Natur ſo fremd, gleichſam unglaublich ſind, daher etwas Traumhaftes; die gräßliche Wirklichkeit zu empfinden hat ihr Weſen gar nicht die Fähigkeit; wie das Ohr, das nur ein gewiſſes Maß von Schall empfinden kann, den Knall von hundert Flintenſchüſſen a tempo nur wie einen einzigen ſtärkeren Flintenknall vernimmt, ſo wandelt ſich ihr die gräßliche Wirklichkeit in einen ſchmerzlichen Traum. In der ſüßen Natur wird ſelbſt der Schmerz ſüß, und ſo wirkt er auf uns ſympathiſch. Dann läßt Shakeſpeare auch nie das Gefühl der Situation ſo ſtark in uns werden, daß wir den feineren Sinn für das Charakteriſtiſche darüber verlören. — Die Beſcheidenheit der Natur in ſeinen Frauen. — Daher kommt es wohl, daß er keine Tragödie hat, in der ein Weib allein die Hauptperſon iſt. —

Der parenthetiſche Ausdruck. Die Retardation

Es iſt wunderbar, welche Fülle und Wucht der Gegenſtand erhält durch die Retardation durch Parentheſe in Parentheſe, durch die Umſchreibungen desſelben; wie er eingetieft wird, als hätten wir, wer weiß wie lange, davon ſprechen gehört, wie die Rede ſelbſt und darin die Geſtalt des Redenden plaſtiſiert wird. Erſtaunlich, welche Zeit die Methode erſpart, nur einen oder wenige Gedanken durch Umſchreibung und Parentheſe ſo zu entfalten, daß man meint, ein ganzes Gedankenfüllhorn geleert zu haben, eine Maſſe von Gegenſtand, Stoff, während doch nur eine dialogiſche Auftreibung ſtattfindet. Eine Szene kann aus wenigen eigentlichen Hin- und Herreden beſtehen, von denen jede einen Schritt vorwärts thut, und die dann nur durch dialogiſche Kunſt entfaltet ſind, ſodaß viele Glieder zu ſein ſcheinen, wo nur wenige oder gar nur eines iſt. So müßte jedem Geſpräche ein aus wenigen Reden beſtehender Katechismus zu Grunde gelegt werden, der das zu wiſſen und zu bereden unbedingt Nötige enthält. Ein auf das Allernotwendigſte reduzierter Stoff, dialogiſch ausgeſchwellt. Der Charakter des dramatiſchen Dialoges iſt ſcheinbare Abweſenheit jeder Dispoſition, eine Art künſtlicher formeller Konſtruktionsloſigkeit, ſcheinbare Verzehrung der Form, ſoweit dieſe vom Dichter als ſolchem kommt, durch den Gegenſtand, künſtliche Einkleidung durch den Sinn. Gleichſam ein ſtetes Durchbrechen des unmittelbaren Sinnes durch die formelle Geregeltheit des Ausdruckes. Wie eine lebendige Hecke üppig ihr lattenes Gerüſt überſchwellt und überrankt und doch von dem Gerüſte in gerader Linie erhalten wird. — Man muß die Kunſt des Dialoges in all ihren großen und kleinen Mitteln ſtudieren. So kann z. B. das erſt noch etwas andres bringen, als was nach Frage oder nach logiſchem Zuſammenhange zunächſt erwartet wird, Seelenzuſtände malen helfen, zugleich läßt dies Kunſtmittel den lyriſchen Rhythmus eines ganzen Geſpräches nicht aufkommen, der undramatiſch iſt; es mäßigt und kühlt beſtändig die Spannung, wo dieſe zu leidenſchaftlich werden könnte, wie es auch im Gegenteile dieſelbe ſtauend vermehren kann, es giebt Gelegenheit zur Charakteriſtik der Perſonen, zur Vervollſtändigung der Motive, zu poetiſcher Ausmalung, zur Repräſentation, zur plaſtiſchen Breite und Dicke des Dialoges. Auch an ſich, in Ruhe, iſt es das Palladium des dramatiſchen Dialoges. Dieſe Retardation macht geiſtigen und poetiſchen Charaktergehalt möglich und erhält doch immer beim Gegenſtande, es iſt das Hauptmittel zur objektiven Ruhe und plaſtiſchen Kühle der Repräſentation. Auf dieſer Kunſt beruht auch hauptſächlich das Wuchtige bei Shakeſpeare. — Wie der dramatiſche Vorgang nur ſtiliſierte Wirklichkeit iſt, ſo ſoll es auch die dramatiſche Sprache ſein. Aber ſo, daß ihre Wirklichkeit weniger im einzelnen als im ganzen liegt. Wie im Freskobilde, welches auch für einen ferner ſtehenden Betrachter die Umriſſe härter, alles wuchtiger, breiter, nachdrücklicher behandelt, ſonſt in der Qualität der der Wirklichkeit, des Lebens gleich. — Auf welche Weiſe nun fügt Shakeſpeare ſeine Parentheſen ein? Er hat zwei Arten; die eine giebt dem Satze das Plaſtiſche, wuchtig Retardierende, die andre aber gewinnt es durch Überwachſen über die Unterordnung und treibt die Form des Satzes aus den Fugen, ſie bringt ſo das dramatiſche aus der Konſtruktion Fallen zuwege. Eine andre Art zerſtört durch ihre heftige Ironie die Form gleich völlig im Hinzutreten, ſodaß der Verſtand gar keinen Verſuch macht, um den Zuſammenhang mit dem, was folgen ſollte, zu erhalten, ſondern Zuſammenhang und Folge zugleich aufgiebt. So z. B. der Anfang des Othello; Jagos Rede „Drei Mächtige aus dieſer Stadt" u. ſ. w. Hier iſt der einfache Grundgedanke durch Parentheſe oder Parentheſe in Parentheſe ausgeſchwellt, ſodaß der tote Mechanismus einer künſtlichen Periode zu einer geſtikulierenden künſtleriſchen Folge von freigelaſſenen Sätzen, zu einem lebendigen Organismus wird. Der für Jago charakteriſtiſche Thätigkeitstrieb, die Unruhe und Geſchäftigkeit der Intriguenſucht iſt immer wieder retardiert durch ganz kurze parentheſiſche Brocken, ſodaß dies Retardieren ſelbſt etwas von jener Unruhe und vom Mangel an Behagen hat. Wie viele Umſchreibungen des „ein Michael Caſſio,“ in denen ſeine mißgünſtige Kritik ſich, den Affekt auslebend, eine Güte thut, ſind hier als Parentheſen und Parentheſen in Parentheſen verwandelt, vorwärts treibend und retardierend zugleich. Man könnte ſagen: Es ſind Umſchreibungen ſeines inneren Verhältniſſes zu Caſſio, in deren Häufung ſeine unruhige und echauffierte Mißgunſt ſich ſelbſt treibend ſtaut. — Auffallend iſt es doch, daß alle Reden in Shakeſpeares Drama, die ich bis jetzt unterſucht habe, und darunter die längſten und lebendigſten, die ſcheinbar eine ganze Reihe ſelbſtändiger Sätze zu ſein ſcheinen, ſich auf einen einzigen kurzen Satz zurückführen laſſen, durch bloße Ignorierung der Interpunktion und durch Herauswerfen von Zwiſchenſätzen (Parentheſen im weiteſten und engſten Sinne), und daß dieſer Satz ohne irgend eine Veränderung, ganz wie er iſt, nicht allein ein formell ganz richtig gebauter, ſondern auch ein materiell vollſtändiger iſt, d. h. das Weſentliche von dem, was Shakeſpeare mit dem ganzen Kunſtgebäude, daraus er durch bloßes Hinwegnehmen entſtanden iſt, ſagen will, ſchon vollſtändig enthält. Zuweilen ſind einer oder zwei dieſer Zwiſchenſätze notwendig beizubehalten, um den ganzen weſentlichen Sinn in ihnen zu haben — man kann eben denken, dieſe ſtanden ſchon in der einfacheren Rede, die er allmählich dann mit den vielen andern geſchwellt. Man ſollte denken, er habe jeden Auftritt erſt ſo ganz einfach und knapp dramatiſiert, mit ſo wenigen Reden als möglich, und dieſe Reden in knappen Sätzen, mit denen er das Weſentliche des Auftrittinhaltes feſtgehalten, und nur das Weſentliche. Dann habe er einiges allmählich immer mehr erweitert, ohne etwas hinzuzubringen, was in jener Faſſung nicht ſchon lag; das eine mehr, das andre minder, manches gar nicht, ſondern es blieb, wie es in der einfachſten Anlage ſtand. *Die eigentümlichſte Art der Parentheſe iſt diejenige, welche ſich anſtellt, als ob ſie ein nochmaliger Anfang eines in Verwirrung geratenen Satzes (Vorderſatzes) wäre, aber in der That nur eine emanzipierte Einſchiebung iſt. Dieſe Wiederanfänge geben nun bloß eine neue Form ab, ſie beziehen ſich in Hinſicht der Materie, die ſie noch einmal bringen, auf den unvollendet gebliebnen erſten Anfang, wie in der Rede Rodrigos der neue Anfang „Wenn ihr das wißt" in dem „Das" das Material des erſten Anfangs „Daß eure ſchöne Tochter in dieſer ſpäten Stunde" zuſammengefaßt und nicht noch einmal wiederholt iſt. Immer finden wir, nicht allein im „Othello," daß die einzelnen Nebenſätze des Gefüges wie der Hauptſatz (Vorder- und Nachſatz, wozwiſchen die Parentheſen eingeſchoben werden) verhältnismäßig kurze und nachdrückliche ſind. Die Kürze vertritt den Fortſchritt, das weitertreibende Element, die Stauung derſelben durch einander dienen dem retardierenden.* Auf dieſe Weiſe wurden die einzelnen Reden nicht allein in der Anzahl ihrer Sätze reicher, ſondern es wurden auch mehrere Reden — urſprünglich auch nur Parentheſen im weiteren Sinne, aber dann mehr oder weniger emanzipiert. Und wirklich wäre es ihm, wenn er ſich hätte gehen laſſen wollen, ohne jene erſte einfache Anlage zu machen, kaum möglich geweſen, ſo bei der Stange zu bleiben, d. h. nur das Weſentliche zu bringen, und nichts weiter als das Weſentliche, ſodaß nur ein geſchwelltes Einfaches, ein ausgeführtes Weſentliches zuſtande kam, und daß man nun von den Zwiſchenſätzen ſo viel oder ſo wenig ſtreichen kann, als man will, ohne daß vom Weſentlichen des Inhalts etwas verloren ginge. Wie käme es auch ſonſt, daß alle dieſe Zwiſchenſätze nur den Inhalt des Hauptſatzes umſchreiben oder auch die Parentheſe in Parentheſe den der Parentheſe, in welche ſie wiederum eingeſchaltet iſt, alſo bloß umſchreiben, ausmalen und in der Art ihrer Zuſammenfügung, ihres Baues, zugleich der allgemeinen Plaſtiſierung der Rede und ihrer größern oder geringern Lebendigkeit und der beſondern der Charaktere in der betreffenden Situation dienen? — Sollte denn nun vielleicht auch die Kompoſition bei Shakeſpeare auf ähnliche Weiſe entſtanden ſein? So, daß aus einer einfachen Vorgangsdispoſition mit wenigen Gelenken nach und nach durch Erweiterung eine reiche entſtand, deren Suiten und Auftritte hier ſich verhielten, wie dort die Parentheſe und Parentheſe in Parentheſe? Ohne daß die Geſchichte ſelbſt und die einfache Eindrucksberechnung alteriert wurden? Und wie die Kompoſition der Charaktere immer mit der des Vorganges eine und dieſelbe war, ſodaß auf dieſe Weiſe kleinere Züge zu den größern ſich geſellten, wiederum wie Parentheſen u. ſ. w. und ſo aus der einfachen und gebundnen Geſtalt eine reiche und freiſtehende und ſouverän ſich bewegende wurde, ohne daß das Grundverhältnis des Charakters ſich veränderte, d. h. ohne daß etwas Neues hinzugebracht wurde, welches nicht ſchon in der erſten einfachſten Konzeption der Geſtalt lag. Das einfachſte Grundſchema: ein Menſch wird durch ſeine Natur und von außen durch die Situation bewogen, ſich eine Aufgabe zu ſtellen, der er wiederum durch die Beſchaffenheit jener Natur nicht gewachſen iſt; aus dieſem Widerſpruche geht Leiden hervor; aus dieſem die Schuld, meiſt Blutſchuld u. ſ. w., die dann zur Nemeſis wird. Dasjenige in ſeiner Natur, welches ihn der Aufgabe unangemeſſen macht, iſt der tragiſche Charakterzug und wird in konkreten Beiſpielen ausgemalt. Dieſe Beiſpiele ſind im Charakter und im Stücke, was die Ausmalungen, Umſchreibungen der Grundvorſtellung im Dialoge ſind, und bilden als Parentheſen dieſer Grundvorſtellung ſelber den Bau der Rede, der dialogiſchen Kompoſition, wie jene den Bau des Vorganges, die pragmatiſch-ideale Kompoſition des Stückes bilden. — Wunderbar iſt es, wie höchſt vortrefflich dieſer künſtleriſche Aufbau den entgegengeſetzteſten Darſtellungszwecken dient. Man vergleiche mit jener Rede Jagos, in der die ganze Unruhe und der unſtete Thätigkeitsreiz der Intrigierſucht zur lebendigſten Anſchauung kommt, z. B. diejenige, in welcher Othello dem Dogen die Entſtehung ſeines Einverſtändniſſes mit Desdemona erzählt, und welche wiederum die Schlichtheit und tüchtige Treuherzigkeit, die ganze heroiſche Naivität und Ehrlichkeit Othellos darſtellt. Es iſt in den drei Szenen des erſten Aktes des Othello durchaus nichts Unweſentliches, aber das Weſentliche iſt durch liberalen Dialog in plaſtiſcher Breite zur Wirklichkeit gemacht, in die man ſich völlig und behaglich einlebt. Man betrachte z. B. genauer den Bau der Rede des Othello (Akt 1, 3):

A. Stimmt bei, ihr Herrn: (ich bitt euch drum;) gewährt
Ihr freie Willkür.)
(Der Himmel zeuge mirs,) dies bitt ich nicht,
Den Gaum zu reizen meiner Sinnenluſt,
[Noch heißem Blut zuliebe, (jungen Trieben
Selbſtſüchtiger Lüſte, die jetzt ſchweigen müſſen,)]
Nur ihrem Wunſch willfährig hold zu ſein:
Und Gott verhüt, eur Edeln möchten wähnen,
Ich werd eur ernſt und groß Geſchäft verſäumen,
Weil ſie mir folgt — nein, wenn der leere Tand —
(Des flüchtigen Amor) mir mit üppiger Trägheit
Des Geiſtes und der Thatkraft Schärfe ſtumpft,
(Und mich Genuß entnervt und ſchwächt mein Wirken,)
Mach eine Hausfrau meinen Helm zum Keſſel,
(Und jedes niedre und unwürdge Zeugnis
Erhebe wider mich und meinen Ruhm! —)

B. Stimmt bei, ihr Herrn —
— — — — — — — —
Dies bitt ich nicht,
Den Gaum zu reizen meiner Sinnenluſt,
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Nur ihrem Wunſch willfährig hold zu ſein,
Und Gott verhüt, eur Edeln möchten wähnen,
Ich werd eur ernſt und groß Geſchäft verſäumen,
Weil ſie mir folgt. —

C. Stimmt bei, ihr Herrn —
— — — — — — — —
Dies bitt ich nicht,
Den Gaum zu reizen meiner Sinnenluſt,
Noch heißem Blut zuliebe — —
— — — — — — — —
Nur ihrem Wunſch willfährig hold zu ſein,
Und Gott verhüt, eur Edeln möchten wähnen,
Ich werd eur ernſt und groß Geſchäft verſäumen,
Weil ſie mir folgt — nein, wenn der leere Tand
Des flüchtigen Amor mir (mit üppger Trägheit)
(Des Geiſtes und) der Thatkraft Schärfe ſtumpft,
— — — — — — — —
Mach eine Hausfrau meinen Helm zum Keſſel.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

In dieſer Rede iſt in B der vollſtändige Sinn, bei C iſt von den gewöhnlich je zwei ſich folgenden Umſchreibungen allemal die zweite weggelaſſen. Nun ſind bloße Füller: „Ich bitt euch drum, der Himmel zeuge mirs.“ Dann haben wir in den Umſchreibungen, Parentheſen und Parentheſen in Parentheſen, einen *völligen Parallelismus* „Den Gaum zu reizen meiner Sinnenluſt,“ und „Noch heißem Blut zuliebe,“ und dazu noch eine eigentliche Parentheſe (jungen Trieben u. ſ. w.); wiederum „Wenn der leere Tand (des flüchtigen Amor) mir (mit üppger Trägheit) des Geiſtes und der Thatkraft Schärfe ſtumpft,“ „Und mich Genuß entnervt“ und noch einmal „Und ſchwächt mein Wirken“; ferner: „Mach eine Hausfrau,“ „Und jedes niedre“ u. ſ. w. Die plaſtiſierenden Attribute „flüchtig,“ „mit üppger Trägheit“ nicht gerechnet. — Wie macht dieſer breite, füllereiche Dialog es möglich, detaillierende Charakterzüge, Motive anzubringen, und verbirgt zugleich ihre Abſichtlichkeit, ſodaß der individuelle Charakter eben nicht bloß ſeine Individualität beſtändig zeigt — wie ein hagres Gerippe —, ſondern zugleich den mittlern Menſchendurchſchnitt der Perſon. Hier iſt ein Beiſpiel, wo Goethes „Winkler und Steifer“ mit dem „Unduliſten“ vereint ſchon etwas beßres wird, als was dieſe künſtleriſchen Typen allein und unvermiſcht ſind. —

Dichter, Schauſpieler und Zuſchauer

— — Am dramatiſchen Kunſtwerke arbeiten drei Mann, der Dichter, der Schauſpieler, der Zuſchauer. Im Innern des Zuſchauers erſt entſteht während der Aufführung durch des Dichters, des Schauſpielers und ſein eignes Zuthun das Kunſtwerk. Seine Sache iſt, die unbefangne Menſchennatur in ſich wirken zu laſſen; des Dichters Sache iſt, Schauſpieler und Zuſchauer zu dem zu zwingen, was er hervorgebracht haben will. Wunderlich! Warum beurteilt man einen Roman nicht nach der Wirkung, die er, als Schauſpiel aufgeführt gedacht, haben müßte, wenn man, wie gewöhnlich geſchieht, ein Drama nach der Wirkung auf den Leſer kritiſiert? Die meiſten Kritiker ſehen das für ein Kunſtwerk an, was auf dem Papiere ſteht, die Zeichen, die den Geiſt beſchwören ſollen, für ihn ſelber. — Der Dichter muß nicht allein die Wirkung, die er beabſichtigt, zu erreichen, ſondern auch jede andre zu verhindern wiſſen, die er nicht will. Er muß ſorgfältig vorhergeſehen haben, daß ſeinem Helden, denn in dieſem muß zunächſt das, was im Stücke wirken ſoll, alſo das Stück ſelbſt zur ſinnlichſten Erſcheinung kommen — keine andre Figur über den Kopf wachſen kann; auch der virtuoſe Schauſpieler darf nicht imſtande ſein, dem von einem guten Schauſpieler geſpielten Helden etwas von dem Intereſſe, welches der Dichter beabſichtigt hat, zu rauben. Wenn bei der Aufführung eine Nebenrolle mehr Gefallen erregt als der Held, ſo iſt dies ein Beweis, daß der Dichter ſeine Kunſt nicht verſteht oder ſie nicht, wie er ſollte, angewandt hat. Es iſt das ein weit bedeutenderer Fehler, als ein kleiner Sprung in der Pragmatik. Überhaupt ſind nur diejenigen wirkliche Fehler, die bei guter Aufführung zu Tage kommen; was auf dem Papiere ſteht, iſt wie eine gemalte Porzellantafel, die noch nicht gebrannt iſt, deren einzelne Farben wie ihre Verbindung durch den Prozeß des Brennens mannigfaltig geändert werden. Statuen, die an hohen Orten ſtehen ſollen, müſſen anders in den Verhältniſſen behandelt werden, als andre, weil der Einfluß der Höhe auf das Auge von vornherein berechnet ſein muß. Die Beleuchtung von allen Seiten, von unten am ſtärkſten, wie ſie auf dem Theater ſtattfindet, verlangt lebhaftere, grellere Farben; denn die natürlichen verſchwinden davor. Daher verlangt künſtleriſche Wahrheit im Drama auch die Sprache nachdrücklicher, aufgeſetzter, ſozuſagen paſtoſer und hervortretender, als z. B. im lyriſchen Gedichte, weil dies andre Bedingungen, daher eine andre Art der künſtleriſchen Wahrheit hat. Dasſelbe gilt von den andern Erforderniſſen. Ich kenne nur einen dramatiſchen Dichter, in dem der Gedanke ſeines einen Zweckes ſo überall gegenwärtig und wirkend ſich zeigt, bei welchem die Kompoſition ſo vollſtändig aus demſelben hervorgegangen iſt, und zwar mit dem Scheine eines Naturprozeſſes, der ſich ſelber vollzieht, und verſtehe daher nicht, wie Shakeſpeare in der Kompoſition nicht muſterhaft ſein ſoll. Nun, wenn Shakeſpeare nicht, wer ſonſt? Bei jedem andern Dramatiker ſehe ich überall die Mittel unter ſich und mit dem Zwecke im Streite, einen Eindruck den andern verwiſchen oder verfälſchen, am Ende eine falſche oder gar keine dramatiſche Wirkung. Nun, einen größern Fehler kann, denke ich, ein Drama nicht haben, als wenn es nicht dramatiſch wirkt. Und das wird meiſt der Fall ſein, wo der Verſtand ſich Rechte anmaßt, die ihm nicht zukommen. Sehen Sie die Venus von Tizian im Dresdner Muſeum, jeder Zollgroß Fleiſch iſt allein beſehen unnatürlich; kein einzelner Zoll lebendigen Fleiſches ſieht ihm ähnlich; deſto ähnlicher das Ganze dem Ganzen eines natürlichen Körpers. Und im ganzen geſehen hilft jeder einzelne Zoll mit zur Täuſchung durch das Ganze, wie er ſeine Wirkung von dem Ganzen borgt, d. h. kein Kunſtwerk ſoll eine andre Wahrheit anſtreben, als die künſtleriſche Wahrheit, die ſeiner beſondern Gattung zukommt. Der Verſtand iſt die vorzugsweiſe epiſche Kraft; in der Kunſt des Dramas, namentlich in der Tragödie darf er nur negativ wirken, d. h. Störendes entfernen, Bedenken vorausſehen und ihnen vorbauen. Das Ganze muß unſern Glauben gefangen nehmen, und das Einzelne ſeine Glaubwürdigkeit vom Ganzen nehmen. —

— Shakeſpeares künſtleriſche Wirkung liegt beſonders im Dialoge; wenn der Vorgang ſelbſt ſpringt, ſo thut dies nie während einer Szene der Dialog; hier iſt immer ſcheinbar eine behagliche Vollſtändigkeit und ein natürlich-ungetriebner Gang. Darin mit liegt die plaſtiſche Ruhe. In ſeinem Dialoge wird uns die Geſchichte ſelbſt und das Weſen der Perſonen zugeſpielt, wir wiſſen nicht wie. — Er weiß mit wunderbarer Kunſt einen reichen Stoff zuſammenzudrängen und doch dem Vorgange die Behaglichkeit zu geben, der man nicht anmerkt, daß der Dichter drängen muß.

— Wie wenig ſind ſeine Geſpräche gedrängt! Im Dialoge iſt ſozuſagen die konſervative Macht der Shakeſpeariſchen Ausführung. Hier gilt es ihm nie, einen Reichtum zu drängen; ſtets nur, ein einfaches Korn von Inhalt zur ſcheinbar reichſten Geſtalt zu treiben. Das Weſen ſeiner Ausführung im Dialog iſt ſtets Umſchreibung, mit Parentheſen; hier paart er plaſtiſche Ruhe und Reichtum an innerm Gehalt und äußerer Natur. Seine Kunſt iſt hier, das an ſich Einfache, was mit zwei Worten zu ſagen wäre, zu dehnen; aber auf ſo intereſſante und amüſante Art, daß die Dehnung ſelbſt uns mehr feſſelt, als was er uns mitzuteilen hat. Nicht was ſie uns, ſondern wie ſie es uns ſagen, iſt ihm die Hauptſache. — Seine Zwiſchengeſpräche und Zwiſchenſprecher ſind, von techniſcher Seite betrachtet, dasſelbe, was der Chor der Griechen war. Dieſer ernſte, reflektierende oder komiſche und witzelnde Chorus iſt das Palladium der Natur bei den Griechen und bei Shakeſpeare. Das führte ihn auch auf die Doppelhandlungen, die in fortſchreitender techniſcher Ausbildung ſich bei ihm finden. Wohin das Wegwerfen des Chores führt, d. h. zu welcher proſaiſchen Künſtelei, dies kann das Wegwerfen des griechiſchen in der tragédie classique, des Shakeſpeariſchen im modernen franzöſiſchen Schauſpiele zeigen. Am künſtleriſchſten hat Shakeſpeare dieſen Chor emanzipiert, doch zweckmäßigſt untergeordnet, in der Gloſterpartie des Lear. Hier und beſonders im Hamlet ſteht er nicht mehr äußerlich, ſondern er iſt ein notwendiger Teil der Gruppe um den Grundgedanken. — — Eine Rede iſt um ſo poetiſcher, je weniger ſie Konventions-, Übereinkunftsausdrücke und je mehr ſie unmittelbare Naturausdrücke hat. So hat Shakeſpeare viele pſychologiſch-pathologiſche Momente unbewußt ſymboliſcher Natur erfunden, z. B. Othello: „Sieh, ſo blas ich meine Liebe in alle vier Winde.“ Dies Blaſen der

Verachtung gleichſam als Brechen des Stabes über den Verurteilten. —

Dichter und Schauſpieler. Shakeſpeares Kunſt

Dichter und Schauſpieler müſſen ſich zu einer Kunſt vereinigen, ſie müſſen ſich im ganzen wie in jedem einzelnen Moment innigſt durchdringen. Damit nicht bloß ein mechaniſches Konglomerat, ſondern ein lebendiger, künſtleriſcher Organismus aus dieſer Vereinigung, eine wirkliche und ſelbſtändige Kunſt daraus werde, die dramatiſche, muß die umfangreichere Dichtkunſt ſich in die Schranken der engern Schauſpielkunſt fügen und ihre Abſicht teilen: Menſchendarſtellung, wobei ſie nicht verlieren, nur gewinnen kann, da das höchſte, was der Menſch darſtellen kann, eben er ſelbſt iſt. Keine der beiden Künſte darf eitel und ſelbſtſüchtig einen Erfolg für ſich allein erringen wollen, jede nur einen teilbaren, durch und mit der andern. Die Dichtkunſt muß nach ihren Geſetzen das Einzelne des Stoffes zu einem Geſchloſſenen machen, d. h. den Stoff ſo durchgeiſten, daß er lediglich der ethiſch-pſychologiſche und ſchauſpieleriſche Gehalt ſeiner ſelbſt im Typus iſt, daß das Kunſtwerk eine fortwährende Motivierung, ein pſychologiſch-ethiſcher kritiſcher Kommentar ſeiner ſelbſt wird. Er muß dann dieſe durch den Geiſt reproduzierte Wirklichkeit, Wahrheit, wiederum durch Naturzüge, durch das Medium der Schauſpielkunſt zu einer illuſoriſchen Wirklichkeit verkörpern. Das abſtrakte Handlungsſchema muß ganz von der Korrektheit handelnder, typiſcher Menſchen verſchlungen werden, wie das Holz durch die Flamme. Dieſe Flamme iſt eben die Erſcheinung der dramatiſchen Kunſt, wie die gemalten Figuren in einem Bilde aus der Fläche der Leinwand rund und energiſch hervortreten müſſen. Das Unmittelbare gehört dem Drama, deshalb muß die Leidenſchaft das Hauptmotiv ſein, nicht die Reflexion, dieſe müßte denn, wie im Hamlet, ſelbſt zur Leidenſchaft geworden ſein. Das Tragiſche iſt der immer notwendige Nexus von Schuld aus Leidenſchaft und von Leiden aus Schuld. Die äußere Begebenheit iſt nur ein Symbol der notwendig innern und teilt inſofern ſich mit jener in das Gefühl der Notwendigkeit des Ganzen; ſonſt kann in ihr nur Zweckmäßigkeit, nicht Notwendigkeit erſcheinen. So iſt es z. B. nicht notwendig, daß der engliſche König den Macbeth mit Krieg überzieht, der in Macbeths Tode den äußern Abſchluß herbeiführt; aber daß ein Menſch wie Macbeth, der ein ſo ſtarkes Gewiſſen mit einer momentan ſtärkern Leidenſchaft verbindet, an dieſem Widerſpruche in ihm ſelbſt moraliſch untergehen muß, das iſt notwendig. Ein Stück wird tragiſch, wenn alles Handeln des Helden leidende Schuld und ſchuldvolles Leiden iſt, aus der Schuld und ihren Motiven und Umſtänden wird der Charakter des Helden konſtruiert. — Das reelle Darſtellungsmittel iſt der Schauſpieler. Er kann einen handelnden und leidenden Menſchen wirklich darſtellen, alles andre kann nur angedeutet werden, wie das Fallen eines Glaſes vom Tiſche auf einem Gemälde nicht dargeſtellt, ſondern nur angedeutet werden kann, dadurch, daß wir das Glas in einer Stellung ſehen, wo es über den Schwerpunkt ſo hinausgeneigt iſt, daß es fallen muß, welche Andeutung eben die Phantaſie ergänzt. Die Erſcheinung von dem äußern Sinne iſt hier wie in der dramatiſchen Kunſt die Hauptſache. Und wie thöricht wäre es, das weit ſtärkere Mittel der Darſtellung mit dem ſchwächern der Andeutung zu vertauſchen. Daher iſt die Darſtellung und Kritik von Menſchen ſelbſt innerhalb ihrer Zuſtände der natürliche Vorwurf der dramatiſchen Kunſt, nicht die Darſtellung von menſchlichen Einrichtungen, Sitten, Gebräuchen. Dieſe gehören als Darſtellung dem Epos, die beſprechbare Debatte gehört dem Buche und der Rhetorik. Die Handlung ſelbſt iſt ein Abſtraktes, welches nur an den Menſchen ſelbſt, d. h. in der Darſtellung handelnder und leidender Menſchen konkret darzuſtellen iſt. Rede und Gebärde müſſen ſich dabei ſo durchdringen, daß der Gedanke ſich gebärdet und die Gebärde redet. — Shakeſpeares Dialog, ja ſein ganzes Verhalten als Autor iſt: gedrängte Ausführlichkeit, ausführliche Gedrängtheit, ein ſich zuſammennehmendes Sichgehenlaſſen, fortſtrebendes Retardieren, retardierendes Fortſtreben, ſcharfe Breite, ruhige Gewalt, größte Abſichtlichkeit in ſcheinbarſter Unabſichtlichkeit. —

Scheinbare Zuſammenhangsloſigkeit bei den engliſchen Dramatikern

Es iſt wahr, die ſcheinbare Zuſammenhangsloſigkeit der einzelnen Szenen bei den engliſchen Dramatikern fällt uns auf, wenn wir vom franzöſiſchen Theater oder von dem nach ihm gebildeten hinweg zu ihnen kommen; dennoch iſt die höhere Illuſion und die Idealität des Vorganges, beſonders bei reichen Stoffen, und beſonders der anſpruchsloſe Schein abſichtsloſer Natur nur bei ihrer Behandlung der Szenenfolge möglich. Was das Behagen, das Unabſichtliche, die künſtleriſche Wirklichkeit im Dialoge betrifft, ſo ſcheinen mir Shakeſpeares nächſte Nachahmer, wie Webſter ꝛc., in denſelben Fehler zu verfallen, der uns bei den Romantikern von Tiecks Schule begegnet; jenes künſtleriſche Sichgehenlaſſen iſt kein ſcheinbares bei ihnen, ſondern ein wirkliches, kein Kunſtmittel, die ungeheure Abſichtlichkeit der Sache ſelbſt äußerlich zu maskieren, ſondern ſie ſehen darin eben die Aufgabe der Kunſt ſelbſt; es iſt kein dargeſtelltes Sichgehenlaſſen der Perſonen des Gedichtes, ſondern des Dichters ſelbſt. —

Shakeſpeare und Montaigne

— Merkwürdig iſt die Ähnlichkeit Shakeſpeares und Montaignes im Raiſonnement, das wohl aus der Faſtgleichzeitigkeit, zum Teil aus Bekanntſchaft Shakeſpeares mit Montaignes Werken zu erklären ſein möchte. Auch bei Montaigne iſt die Kühle der Reflexion, welche die geiſtige Geſundheit kennzeichnet; wie er an Shakeſpeare und die Alten erinnert in ſeinem unerſchütterlichen Fußen auf Erfahrung und Wirklichkeit. Iſt nicht ein Shakeſpeariſches Drama gewiſſermaßen eine in Handlung und Rede gekleidete Abhandlung Montaignes? Wie erinnert das 19. Kapitel des erſten Bandes über „Philoſophieren heißt ſterben lernen" an den Hamlet! Das „Reifſein iſt alles" klingt bei jedem Satze Montaignes als Refrain in unſrer Seele mit. Manche Stellen im Hamlet: „Iſts nicht heut, ſo iſts morgen" u. ſ. w. ſind wie aus dieſer Abhandlung in die Tragödie hinübergenommen. Wie Montaigne von ſich geſteht, war dieſe Betrachtung ſeine Lieblingsbetrachtung. Es wäre doch wunderbar, wenn dieſer Montaigne das Urbild des Hamlet wäre, d. h. ſeine Selbſtſchilderung in den Eſſays; wenn damit das typiſche Schickſal eines ſo Beſchaffenen ins Licht geſetzt worden wäre. Die Reflexion iſt ja eben im Hamlet die Darſtellung eines Reflektierenden; es iſt ja nicht Shakeſpeares Reflexion, ſondern die dargeſtellte Reflexion überhaupt. Wie Shakeſpeare in andern Stücken andre Leidenſchaften und Seelenzuſtände an einem Menſchen darſtellte, ſo hat er es hier mit der zur Leidenſchaft gewordenen Reflexion gethan. Wenn er zeigen will, wie das Übermaß von

Reflexion und die Abſchwächung der Thatkraft durch philoſophiſches Grübeln den Menſchen zu Grunde richten kann bei den ſchönſten Naturanlagen, bei aller Gunſt des Glückes, ſo muß er eben dieſes Übermaß und dieſes philoſophiſche Grübeln darſtellen. Und in der That iſt es nicht Shakeſpeares Philoſophie, ſondern Hamlets, oder wenn man will, Montaignes. Shakeſpeare iſt nicht ſelber Hamlet. Er hat den Hamlet gedichtet, und Hamlet den Fauſt und den Wallenſtein, d. h. Shakeſpeare iſt der Spiegel ſeines Jahrhunderts, Schiller und Goethe ſind ihres Jahrhunderts Spiegelbilder. An ſeiner Einſeitigkeit ſcheitert der Held, er iſt ja eben die Ausnahme, welche durch ihr Schickſal die Regel — die Meinung des ganzen Stückes beweiſt. Zur Darſtellung eines Seelenzuſtandes iſt Reflexion, auch objektiv genommen, unbedingt notwendig, denn jeder Seelenzuſtand macht ſich Gedanken, wie das Volk ſagt. Je nachdem er ſich zu erhalten oder ſich ein Ende zu machen ſtrebt, wird er die Reflexion zu Hilfe rufen. Durch ſie erhalten wir eine Empfindung dauernd, durch ſie vertiefen wir uns in ſie und ſchützen uns zugleich vor ihrer Übermacht. Reflexion iſt es, wodurch wir ſie ſteigern und ſchwächen können. Sie iſt darum zugleich objektiv ein Mittel für den Dichter, die Eindrücke, die er beabſichtigt, zu verſtärken, und zugleich das Mittel, ſie nicht ſo ſtark werden zu laſſen, daß der Grad von Freiheit darunter litte, der zum Genießen eines Kunſtwerkes unbedingt nötig iſt. Sie iſt nur da am unrechten Orte, wo ſie das Kalte noch kälter, das Flaue noch flauer macht, dann, wo ſie auf das ſchlaff Rührende geht. Der Name Reflexionsdichter braucht uns nicht zu ſchrecken. Zum Schimpfworte iſt er geworden da, wo Reflexion die ganze Poeſie ſein will, und der Dichter uns überall ſeine Reflexion giebt. Wo ſie eine dargeſtellte iſt, da iſt ſie poetiſch berechtigt. Es iſt damit wie mit der Rhetorik. Die Reflexion wird doch die Seele und das Fleiſch des Dramas bleiben, und die Rhetorik ſeine Haut, aber beide müſſen dramatiſch ſein, d. h. durch Charakter, Situation, Leidenſchaft, Affekt, Koſtüm ꝛc. modifiziert, die Reflexion und die Rhetorik der Natur, d. h. beide dürfen nicht Rohſtoff ſein, vielmehr poetiſch-dramatiſch reproduziert. — Der Individualismus kann keine beßre Arznei, kein beßres Gegengift finden, als allgemeine Betrachtungen von der Art und Weiſe wie bei Montaigne, wo ſtets von der Erfahrung ausgegangen wird, nicht von einem ſelbſtgemachten Ideale, wo alſo die einzelnen Fälle ihre ihnen zukommende Stelle finden, wo ſie ſich unter den Durchſchnitt ſubſumieren. Montaigne ſtellt nicht ſowohl eine poſitive Norm auf, vielmehr räumt er die falſche hinweg; auch iſt ſeine Art der Betrachtung mehr anthropologiſcher als pſychologiſcher Natur, und beſonders vergißt man darüber die ſteife Syſtematik, die dem Poetiſchen am meiſten hinderlich iſt. —

Shakeſpeare und Scribe

Ich ſehe immer mehr, es iſt eine Wahl, die uns nicht zu erſparen iſt. Shakeſpeare und Scribe ꝛc. laſſen ſich durchaus nicht vereinigen. In der Scribiſchen Weiſe iſt etwas Proſaiſches, oder vielmehr ſie iſt proſaiſch durchaus; wer Poeſie damit verbinden will, kann es nur ſo, daß er der proſaiſchen Abſicht ein poetiſches Kleid überzieht, d. h. daß er poetiſch angelaufene Proſa dichtet. Man kann nicht genug daran erinnern — denn es wird von Jahr zu Jahr mehr vergeſſen —, daß Poeſie und Proſa durchaus verſchieden ſind, ſowohl im Zwecke als in den Mitteln, ſchon im Samen und Embryo; daß ſie nur das einfachſte Material gemein haben, das Wort. Die Proſa braucht es aber anders und zu anderm Zwecke; ſie will überzeugen oder überreden, die Poeſie will täuſchen; d. h. die Proſa kommt vom Verſtande und geht auf den Verſtand, die Poeſie vom innern Sinne auf den innern Sinn. Daher iſt ſchon der einfache Gedanke in der Proſa ein andrer als in der Poeſie. Der poetiſche hat Geſtalt, Gebärde, Phyſiognomie, Rhythmus, Ton und Melodie; er iſt halb Anſchauung halb Gefühl und halb Gedanke; er iſt ein angeſchauter Gedanke oder eine gedankenhafte Anſchauung. Er iſt ein Abbild des Menſchen, ein Körper, der mit einer Seele eins iſt, ſodaß die Trennung ihn tötet. Ein Gedanke der Phantaſie; eine Milchſtraße von Verſtandesgedanken, in welcher dieſe alle vorhanden ſind, während er ſelbſt keiner iſt, und auch jene nicht erſcheinen als das, was ſie ſind. — So unterſcheidet ſich der Gedanke der allgemeinen Phantaſie der Wirklichkeit, d. i. der ſchaffenden Natur, von dem der ſchaffenden Kunſt, daß dieſe in ein Stück Wirklichkeit die Geſetze der ganzen Wirklichkeit legt und ſozuſagen dem endlichen Geiſt eine Welt ſchafft, für dieſen ſo überſehbar, als das Ganze der großen Welt in Raum und Zeit einem Ewigen ſein mag. Die Harmonie, welche ganz gewiß für den, der ihr Neben- und Vor- und Nacheinander ſo mit einem Blicke durch- und überſchauen kann in jener großen Welt, dieſe muß er in die kleine legen, die er der Durch- und Überſicht des endlichen Blickes darbeut. — Die ideale Einheit und Geſchloſſenheit iſt es, was das Drama von der Wirklichkeit ablöſt, die Mannigfaltigkeit und Ganzheit, wodurch es mit der Wirklichkeit zuſammenhängt. —

Stiliſierter und gemeiner Weltlauf. Rechte Popularität

In dem Mißbrauche, die Tragödie zum Vehikel von polemiſchen Tendenzen zu machen, eine beſondre Wirkung polemiſch darin zu erzielen, die der Wirkung, die ſie als Tragödie haben ſoll, entgegenſteht oder ſie doch jedenfalls paralyſiert, iſt ſie ganz von ihrer natürlichen und künſtleriſchen Beſtimmung abgekommen. Die Heiterkeit namentlich, die auch das Tragiſche als Kunſtgenuß haben ſoll, iſt damit nicht zu vereinigen. Sie iſt Kampf einer Leidenſchaft mit einem Beſtehenden, deſſen Recht als ſolches von den Leidenſchaftsträgern anerkannt wird. So ſelbſt im Julius Cäſar. Brutus und Caſſius machen in der Freiheit, die ihre Leidenſchaft iſt, kein Recht, kein ſittliches Moment geltend, kein Menſchenrecht, ſondern einen Menſchentrieb, den Trieb mannhafter Naturen — und ſolche wollen ſie ſein —, nicht Beſitznehmer eines Rechtes, das ihnen gehöre, nur eines Beſitzes, den ſie begehren. Die Shakeſpeariſchen Menſchen wollen ſich, d. h. in ihnen will ihre herrſchende Leidenſchaft ſich gegen das, was im Beſitze iſt, was herrſcht, gegen den Weltlauf, die Regel, durchſetzen. — Wir ſehen einen Mächtigen, die individuelle Leidenſchaft, gegen das allgemein anerkannte Mächtigere ſich erheben, deſſen Macht er kennt, und an der er zu Grunde geht. Er geht alſo aus Überhebung zu Grunde, im bewußten Wagnis — eine Eigenſchaft der Leidenſchaft, die, weil ſie die Kräfte über das gewöhnliche Maß erhebt und nach dem Geſetze, daß wir das Gewünſchte leicht glauben, dieſe Stärke zu hoch anſchlägt; auch wohl im klarern oder dunklern Vorbewußtſein des dadurch beſchworenen Unterganges. Dies Mächtigere muß uns ſichtbar als ſolches dargeſtellt werden, ſei es nun ein Beſtehendes, eine Natur- oder ſittliche Macht — wie das Gewiſſen im Macbeth —, nur nicht umgekehrt, daß der Herausforderer eine ſittliche Macht iſt und einer unſittlichen unterliegt, darum muß eine Leidenſchaft ſein, die — ſei auch ihr Objekt ein ſittliches — durch ihr Übermaß und Unmacht des Trägers in Schuld verfällt, d. i. unſittlich wird. Die Macht, die der Held herausfordert, muß eine überlegne ſein, und er muß dies wiſſen, es, wenn auch nur ſchweigend, anerkennen. Er übernimmt alſo bewußterweiſe ein Wagnis, bei dem er umkommt. Wir müſſen baldmöglichſt den Untergang vorausſehen. Aber eben dies Wagnis und die Kraft, die er dabei aufwendet, giebt dem tragiſchen Helden das Impoſante. Zugleich aber verhält er ſich in alledem leidend — denn ſeine Leidenſchaft iſt es, die ihn zwingt, andres zu zwingen; ſo iſt er zugleich ein Gegenſtand des Mitleids. Shakeſpeare iſt kein Asket. Lebensweisheit iſts, die er empfiehlt und lehrt; die Klugheit, die uns die Welt dienſtbar machen lehrt. Solche, wie ſie Lorenzo und Julia anwenden, ſtraft er nicht; ſolche, die auf Schlechtes geht und auf das, was früher oder ſpäter inneres und äußeres Verderben herbeiführen muß, wie Jagos, Edmunds, Richards III., iſt keine Lebensklugheit mehr; dieſe ſtraft er, wie ſie ſich auch in der Wirklichkeit ſtraft. Seine Kunſt ſteht mit dem Leben, der Wirklichkeit durchaus in keinem Gegenſatze. Er wird ihr nur ſoweit ſcheinbar untreu, als in dem Gegenſatze von Wirklichkeit und Kunſt dies überhaupt ſchon begründet iſt, da die Wirklichkeit nur in ihrer Geſamtheit geſchloſſen iſt, die Kunſt aber in jedem einzelnen Werke geſchloſſen ſein, d. h. als dieſes Ganze ſeine Bedingungen in ſich ſelbſt haben muß. Seiner Kunſt Vorwurf iſt der Weltlauf; ihre Seele das innere Geſetz des Weltlaufes. — In ſeiner Welt, die ganz die wirkliche iſt, nur geſchloſſener und im Zuſammenhange bloßgelegt, heißt das gut, was in der Wirklichkeit gut heißt, böſe, was man in der Wirklichkeit ſo nennen würde, ſchön, häßlich desgleichen. Dieſe Poeſie iſt verſöhnend, während man in wunderlichem Mißverſtande jetzt die Poeſie eine verſöhnende nennt, die uns mit dem Leben entzweit, indem ſie unſern Wünſchen ſchmeichelt. — Der ſtiliſierte „gemeine Weltlauf.“ — Die Handlung eine ſolche, die tragiſchen

Charaktere ſolche, ihr Verhältnis zu dem Gegebnen ein ſolches, wie ſie einen übeln Ausgang provozieren. Wie man die Tragödie einen Kampf von Rechten oder Berechtigungen nannte, ſo konnte man ſie auch einen Kampf des Unrechts mit dem Unrechte nennen, in welchem beide unterliegen. Doch geht dies, wie jenes, nur auf eine Anzahl Fälle. — So iſt bei ihm ein Boden gefunden, der nimmermehr wankend werden kann, und der jedem Stoffe, ſei er mythiſch, hiſtoriſch, Märchen oder Novelle, gerecht zu werden vermag, ohne dem Stoffe Gewalt anzuthun. Derſelbe, auf welchem alle Volksdichtung erwächſt, den jeder Menſch, der höchſtgebildete wie der roheſte, verſtehen muß, wenn er auch vielleicht dem Halbgebildeten und Überbildeten trivial erſcheinen mag. Der Zuſchauer braucht in das Theater nicht einen beſondern Maßſtab mitzubringen; denn der Vorgang auf den Brettern iſt nach dem Maße gebaut, das er im Leben, in der Wirklichkeit anwendet, ſo oft er über Handlungen urteilt. „Solches Thun, ſolche Menſchen nehmen kein gutes Ende.“ Und er braucht nichts als ſeine eignen Augen, ſeinen eignen unverbognen Menſchenverſtand; denn er wird durch keine Reflexion geblendet und irregeführt, er ſieht alle Bedingungen ſeines Urteils in anſchaulichem Leben vor ſich. Er ſieht das Mächtige, das ein Kühner herausfordert, er iſt dabei, wenn dies geſchieht; er ſieht Situation und Schuld, er kann den Rechnungsanſatz ſelbſt machen und nachrechnen von Ziffer zu Ziffer, von Poſition zu Poſition. —

Den Kampf in des Helden Seele, *dieſes Mangeln eben einer einzigen Anlage* zu vielen andern vorhandnen, dieſen Mißton, der die Harmonie ſtört und den ganzen Menſchen nicht dahin kommen läßt, wohin er kommen ſollte, dieſen Widerſpruch, dieſe Gebrochenheit hat Shakeſpeare nicht willkürlich als *Grundverhältnis des Tragiſchen,* nicht als bloß erſonnenes Kunſtmittel aufgegriffen, nein, er ſah es in der menſchlichen Natur und in der Geſchichte als den letzten auffindbaren Grund des Schickſals der Menſchen wirklich vorhanden und nahm es nur in ſeine Kunſt herüber, weil er es fand, und weil er ſeine Kunſt durchaus auf die Wirklichkeit gründen wollte. Höre man den erſten beſten Menſchen urteilen, ſo wird man vernehmen: Er hat dieſe gute Eigenſchaft, dieſe, dieſe, und es würde ihm gelingen, was er will, wenn der Mangel nicht wäre. Wenn der und der nur das nicht hätte; dies verdirbt, was alles andre an ihm gutmacht. So iſt dieſe Gebrochenheit, indem das konkrete Schickſal jedes Einzelnen aus ihr hervorgeht, zugleich ſelbſt das allgemeine Schickſal aller Menſchen, alles Menſchlichen. Dadurch, wodurch die Shakeſpeariſchen Figuren ſchauſpieleriſche Rollen, ſind ſie nun auch poetiſch-wirkliche Menſchen. Hebbel thut als Dramatiker, da das Drama es weſentlich mit der praktiſchen Seite der Menſchen zu thun hat, ganz verkehrt, wenn er das Tragiſche in einen theoretiſchen Widerſpruch verlegt und den praktiſchen für obſolet erklären will. Die extremen Fälle dieſes Schickſals ſind in Kunſt und Wirklichkeit die tragiſchen.

Wenn philoſophiſch (nach Hegel) immer eine höhere geiſtige Stufe des Tragiſchen gefordert wird, ſo ſchreitet die Poeſie umgekehrt, d. h. was der Philoſophie die höhere Stufe, das iſt der Poeſie eine niedere, weil das ſinnliche Moment, das ihr weſentliche, in jeder höhern Stufe der philoſophiſchen Skala ſchwächer wird, die Anſchauung, das Dramatiſche, Pſychologiſche darin ſich immer mehr in Reflexion, Rhetorik und Dialektik zerbröckelt. — Wie die Theologie früher, hat die Philoſophie in neuerer Zeit die Poeſie unterjocht und ſich zur Stoff- und Geſetzgeberin der Poeſie aufgeworfen und ſo unter dem Vorwande der Bildung der Poeſie eigenſtes Weſen gefährdet. Die Poeſie wird nur dann wieder ſich erheben können, wenn ſie frei gemacht wird von dieſem Joche. So wurde im Drama die Hauptſache, das, was die Sinne anſchauen, zur Nebenſache.

— Hamlets menſchlicher Trieb kann ſein individuelles Temperament, ſein Naturell nicht beſiegen; das iſts. Wo irgend möglich, iſt ſolche Charakteriſierung vom tragiſchen Dichter zu ſuchen; ſo kann und muß die individuelle Geſtalt, die er ſchafft, ſo individuell und doch dabei ſo typiſch werden, als nur möglich iſt; dann wird kein Thun des Helden auffallen und die Kritik beleidigen; da es nun nicht auf Säulen oder gar Zieraten dieſes Menſchenbaues, ſondern auf deſſen tiefſten Grund geſtellt iſt, nicht aus dem Charakter, ſondern unmittelbar aus dem Boden erwächſt, auf dem der Charakter ſelbſt erwachſen iſt. — Solche Gegenſätze ſind Weichheit und Härte des Naturells. Ein tragiſcher Kampf der Art entſtünde, wenn ein Menſch mit weichem Naturell hart ſein ſollte oder ein harter weich; wenn ein allgemein menſchlicher Trieb von dem individuellen, bedächtigen, langſamen Naturell Raſchheit des Entſchluſſes gebieteriſch verlangt; wenn ein edles Naturell gemein handeln ſoll (Brutus). — Der Streit des Menſchen mit dem Individuum in ſich iſt der tragiſche Streit, wenn er ſich nicht verſöhnen, nicht hinausſchieben, nicht vertuſchen, nicht kompenſieren läßt, ſondern zum Untergange der Exiſtenz führt. — Durch dies Neuermittelte findet die Anſicht, daß Reflexion der Tragödie und ihrem Zwecke ſchädlich iſt, d. h. Reflektieren der tragiſchen Perſonen über Recht und Unrecht, tiefere Begründung. Denn ſo wird die Tragödie ein Kampf elementarer Mächte, ein Kampf zwiſchen den Grundbedingungen der menſchlichen Natur, wie ſie unabhängig von Philoſophie und Religion dieſen ſelber als Bedingungen zu Grunde liegen. So können die Werke der tragiſchen Kunſt ſelber

Natur ſein, nicht bloß Naturdingen nachgeahmt; und ſo müſſen ſie von allen Menſchen verſtanden werden, von allen Bildungsklaſſen, Religionen, philoſophiſchen Sekten, und können alle überdauern. So ſteht dieſe Kunſt ſelbſtändig neben Philoſophie, Geſchichte, Religion, weil ſie aus denſelben erſten Quellen ſchöpft, ja noch naturwüchſiger als dieſe, da; weil ſie Hand in Hand geht mit der weltalten Volksweisheit, die Religionen, Philoſophien, nicht allein Konventionen der Denkweiſe überlebt hat und noch überleben wird. — Alſo: Widerſpruch einer unabweisbaren Aufgabe — durch Einſtimmung mit dem allgemein menſchlichen Triebe — und dem Naturell deſſen, dem die Aufgabe geworden. Hier treffe ich, wie es ſcheint, mit Goethe zuſammen, denn ſein „Sollen“ iſt doch, was ich hier Aufgabe nenne, ſein „Können“ (oder vielmehr Nichtkönnen), das der Aufgabe widerſprechende Naturell. — Hierin iſt nun Shakeſpeare urſchaffend, wie die Natur, weil er ſeine Tragödie auf die elementaren Kräfte baut, nicht auf Ableitungen von denſelben, wie z. B. ſtatt Gewiſſens Religion oder gar eine poſitive Religion. Und das Gewiſſen ſiegt, z. B. im Macbeth, hier nicht, weil es das rechte, ſondern weil es das ſtärkere iſt. Denn auch in ſeinem Trotze iſt dieſe Stärke des Gewiſſens zu leſen, wenn derſelbe auch nur eine unwillige Anerkennung, und dieſe ſich für etwas andres ausgiebt. Was Goethe das „Wollen“ nennt, iſt, dünkt mich, dasſelbe mit dem, was er „Sollen“ nennt. Nur weil in Fällen, wie in dem des Macbeth, die Willkür einſtimmt in das Sollen, d. h. weil hier nicht bloße Überwallung, ſondern Entſchluß die Schuld einführt, nur das ſcheint Goethe zu der Verwechslung gebracht zu haben. Denn der Wille ſelbſt, der ſittlicher Natur iſt, darf im Trauerſpiele nicht beim Helden Platz finden, ſonſt wird die gegenſtehende Macht, der er verfällt, zur unſittlichen, und das Ganze ein Sieg des

Unſittlichen über das Sittliche. Ebendeshalb aber, weil Shakeſpeare auf dem Boden der Natur ſteht (nicht als Gegenſatz zum Sittlichen, hier iſt der Weltlauf gemeint) und das Gewiſſen ſiegen läßt, weil es ſich in Wirklichkeit, wenn auch nicht im Beginne des Kampfes, als das Stärkere, der Leidenſchaft Überlegne erweiſt, iſt er zugleich ein ſittlicher Dichter; da der Weltlauf ſelbſt im Zuſammenhange ein ſittlicher iſt. Deshalb verweiſt Shakeſpeare auch nicht auf eine andre Welt, die die Schulden bezahlen ſoll. Dies iſt das Gebiet der Poeſie, das Gebiet der Sinnlichkeit, das ſie nicht überſchreiten darf, ohne ihre beſten Kräfte einzubüßen. Sie bleibt hier ſinnlich und widerſpricht eben darum doch nicht der Moral; ſowie Mächte des Bewußtſeins ſtreiten, wird das Problem ein philoſophiſches, es ſteht dann auf der Reflexion, dann kämpft Geſichtspunkt mit Geſichtspunkt, das Feld des philoſophiſchen Dialogs, und die Ausführung kann nur eine rhetoriſche werden. Auf jener Seite des Elementaren, der Sinnlichkeit und Anſchauung ſtehen die Griechen, Shakeſpeare und Goethe; auf der Seite der Reflexion Schiller und die franzöſiſchen Klaſſiker. Jener Werke werden den Philoſophen ein ſo fruchtbares Material geben, wie die Wirklichkeit, die Natur und Geſchichte, aber ſie werden nie ganz im Gedanken aufgehn, ſo wenig wie dieſe; jede Philoſophie wird ſich an ihnen verſuchen und Ausbeute finden, wie an der Wirklichkeit ſelbſt; dieſe dagegen ſind aus einer gewiſſen Philoſophie oder aus einer Konvention hervorgegangen und ſind nur für dieſe und mittelſt dieſer zu faſſen und zu genießen. — Alſo: Widerſpruch einer unabweisbaren, durch die Natur gegebnen Aufgabe mit einem ebenfalls elementaren Stärkern in derſelben Natur, Widerſpruch zwiſchen Aufgabe und Vermögen. Brutus unternimmt eine Aufgabe, vom Freiheitstriebe diktiert, die im Widerſpruche mit ſeinem ſanften, menſchlichen Naturell ſteht, und geht daran unter, durch Schonung des Antonius. Im Lear ebenſo; ſein Leiden geht aus dem Widerſpruche ſeines Naturells mit der Lage, in die er ſich ſelbſt gebracht hat, hervor. Goneril ſagt das ausdrücklich: Der Alte will noch immer den König ſpielen, nach dem er uns die Krone gegeben; laſſen wir das zu, ſo wird ſeine Schenkung uns zum Hohne. Auch im Coriolan iſt der Widerſpruch ſeines Naturells mit der Aufgabe, die die Pietät ihm ſtellt. Im Egmont iſt der Widerſpruch ſeines Naturells, das ſanguiniſch-leichtſinnig iſt, mit ſeiner Aufgabe, klug und vorſichtig zu ſein. Aber dieſer Widerſpruch, der ein dramatiſch und theatraliſch ſehr fruchtbares Motiv iſt, wird bloß lyriſch ausgeſprochen und nicht dramatiſch-theatraliſch ausgebeutet. Der allgemein menſchliche Trieb der Vorſicht tritt ihn nur einmal an durch Oraniens Warnung und Abgang — Oranien iſt gewiſſermaßen das Geſpenſt in dieſem umgekehrten Hamlet —, und ſchnell iſt dieſer „fremde Tropfen“ aus ſeinem Blute entfernt. Dieſe Vorſicht liegt nicht als Trieb in ihm ſelbſt, der ihn mit ſeinem ſanguiniſchen Naturell in innern Kampf brächte, in dem dieſes ſiegte, ihre Mahnungen kommen nur von außen. Der Keim iſt da, aber nicht zur gegliederten Pflanze gezogen. — Das Problem in der Geſtalt des Hamlet oder vielmehr die Geſtalt Hamlets überhaupt hat Goethe nicht losgelaſſen; er bringt in ſeinen meiſten Stücken jenen Gegenſatz, aber in zwei beſondre Geſtalten verteilt, Clavigo, Carlos u. ſ. w. Wunderlicherweiſe iſt der ganze Gegenſatz im Fauſt und die eine Seite davon auch noch im Mephiſtopheles beſonders perſonifiziert enthalten. Dadurch verliert der Kampf dramatiſch und wird ein mehr lyriſch-rhetoriſcher, d. i. ein Kampf der Meinungen, Lebensanſichten. Auch im Othello iſt dieſer Widerſpruch zwiſchen der Eiferſucht, die in einem allgemein menſchlichen Triebe begründet iſt, alſo in einem Nichtglauben und einem Naturell, das ganz einfältig und gläubig iſt, ganz auf den Glauben geſtellt, zwiſchen einem Argwohn und einem Gemüte, welches das Vertrauen ſelbſt iſt. — Auch im Charakterluſtſpiele iſt dieſer Widerſpruch das dankbarſte Grundmotiv. Vergleiche Holbergs geſchwätzigen Barbier. Seine Aufgabe iſt, ſein geſchwätziges Naturell zu beſiegen, aber dieſes iſt unbeſieglich und bringt ihn um Befriedigung ſeines Glückstriebes, der ihm jene Aufgabe geſtellt. Papageno in der Zauberflöte. — Dieſer Widerſpruch, wie in ihm der tragiſche Kampf, wie aus ihm die tragiſche Schuld und der Untergang folgt, und er ſelbſt das tragiſche Leiden iſt, iſt zugleich der fruchtbarſte Keim des guten Dramatiſchen und die Vorbereitung der daraus folgenden ſchauſpieleriſchen Effekte. — Dieſer Widerſpruch oder dieſe widerſprechenden Eigenſchaften: der Antrieb zur Rache aus Pietät und das unluſtſcheue Naturell, oder Rachſucht und Unluſtſcheu ſind das Weſentliche im Hamlet. Die andern Züge ſeines Charakters, ſeiner Perſönlichkeit ſind nicht weſentlich; ſie ſind ihm gegeben, um das unangenehm Wirkende des Weſentlichen darin zu überkleiden, um unſrer Sympathie für ihn den angenehmen Miſchteil hinzuzuthun. Das Humane, Sanfte iſt der Schwäche verwandt, die Redekunſt, die theoretiſche Überlegenheit iſt oft mit der praktiſchen Schwäche zuſammen, desgleichen die Kunſt und Luſt des Intrigierens, der Verſtellung — eigentlich weiblicher Waffen. Das Grübeln, ein Begleiter des melancholiſchen Temperaments, der Kunſtfreund, Schauſpielerdilettant reihen ſich ungezwungen dem Geiſtreichen an; die feine, fürſtliche Repräſentation, die bei aller Vertraulichkeit fremde Vertraulichkeit abhält, das Vornehme, Edle der Erſcheinung gehören dem Stande, ſind Koſtüme. — Nur nicht zu vergeſſen, daß beide ſtreitende Mächte auch aus der Situation ſich ſehr leicht erklären laſſen. Auch ein Zahmerer als Hamlet würde durch ſolche Beleidigung zur Rache getrieben werden, und der Macht eines Königs gegenüber, der ſolcher Dinge fähig iſt, als wir wiſſen, kann wohl auch ein Stärkerer eingeſchüchtert werden. — Die Situation weckt einen Trieb, ſtellt eine Aufgabe, der der Menſch nicht gewachſen iſt, oder zwingt ihn, eine ſolche Aufgabe an ſich zu ſtellen, die mit ſeinem eigenſten Weſen im Widerſpruche iſt, die er deshalb nicht löſen kann. Der innere Kampf iſt das Leiden, der äußere bringt den Untergang. Er unternimmt ein Wagnis, iſt dem er umkommt, und zwar bewußt, im mehr oder weniger klaren Vorgefühle des Unterganges. Hier iſt von Recht und Unrecht nicht die Rede. — Coriolan will Konſul werden; er unternimmt eine Aufgabe, die durch Volksſchmeichelei führt, wobei er Rollen ſpielen muß; eine Aufgabe, der ſein Stolz nicht gewachſen iſt, und die daher mißlingen muß. Wenn er aber ſo ſtolz iſt, warum will er Konſul werden? Das wäre das Wollen eines Ehrgeizigen. Da muß die Pietät ihn zwingen.. Dadurch wird die Stärke der Pietät gezeigt, die am Ende ihn doch ſtürzt, doch nicht ſeinen Stolz, nur ſeine Rachſucht. — — Die dunkle Tiefe der Charaktere ſoll in der Kunſt mit dem heitern Reiche des Bewußtſeins vertauſcht werden, ſo will es die Philoſophie; ſie vergißt, daß das Poetiſche eben in jener dunkeln Tiefe wohnt und das heitre Reich des Bewußtſeins nicht poetiſcher, ſondern philoſophiſcher Boden iſt, und nicht der Anſchauung, ſondern der Reflexion, nicht dem Dramatiſchen, ſondern dem Rhetoriſchen gehört. Licht wollen die Philoſophen, aber der Poet Farbe. — — Seelen zu tragiſchen Charakterproblemen: er kann ſich nicht unterordnen, er kann ſich nicht ſchicken, nicht ſchmiegen. Er kann ſich nicht verbergen, verſtellen. Er kann keinen Mut, keine Hoffnung faſſen. Er kann ſeinen Witz, Spott nicht unterdrücken. Er kann nicht vertrauen oder ſich niemand anvertrauen; ein ſolcher könnte allerlei Rollen ſpielen, um denen auszuweichen, die, wenn ſie ſein Vertrauen hätten und wüßten, was ihm fehlt, ihm helfen könnten. Er wäre zuweilen ſchon daran, ſich zu entdecken, und kehrte mit künſtlichem Ausweichen wieder um. — Einer kann keiner noch ſo weiſen Furcht nachgeben. Einer kann ſich nicht beherrſchen (im Lear alle, bis auf Edgar). Er kann nicht lügen. Er kann keinen Zwang ertragen, die Abhängigkeit von keinem andern. Die Situation müßte nun gebieteriſch das von ihnen verlangen, was ſie nicht leiſten können. — Bei Schiller findet man ſolche Motive ohne Notwendigkeit einer Geſtalt geliehen oder doch vereinzelt und mehr aus der Situation als aus dem beharrlichen individuellen Weſen der Perſonen ausfließend, z. B. das zweckwidrige Thun der Maria Stuart bei der Zuſammenkunft mit Eliſabeth, wo ſie ſich in ihr Verderben ſchilt, wo ſie klug ihrem Affekte gebieten müßte. Wenig Augenblicke zuvor war ſie eine ganz andre, da ſie ſchwärmte wie ein Penſionsmädchen, nicht wie ein Mittel- oder Miſchding von mörderiſcher Buhl- und Betſchweſter. Shakeſpeare, wenn er einmal jene Szene gewollt hätte, würde aus ihren Bedingungen den ganzen Charakterkern der Maria Stuart geſchaffen haben. Es wäre Unenthaltſamkeit, Unmacht über ſich ſelbſt geweſen, bei ſeinem Verſtändnis des Paſſenden. Und in der That, das wäre der Charakter der hiſtoriſchen Maria Stuart geweſen. In Eliſabeth hätte ihr die Gewalt über ſich ſelbſt gegenübergeſtanden, d. h. die Gewalt über ihr Äußeres, wobei ſie gleich leidenſchaftlich ſein konnte wie Maria. — — Goethe trifft immer an dieſes tragiſche Grundweſen, obgleich er ſeiner nie dramatiſch mächtig wird und in der Praxis gewöhnlich bei der bloßen Beſchaffung des Materials ſtehen bleibt, man weiß nicht, ob aus Abſicht, aus Widerwillen gegen das eigentlich Dramatiſche oder aus Mangel dramatiſchen Inſtinktes. So, wenn er ſagt, der Verſtand und eine zweckgemäße Leidenſchaft dürften nicht in die Tragödie entrieren, es ſei denn zum Nachteile des Helden; der blinde Zug, der den Helden dahin oder dahin führe, ſei ſein Schickſal. Hier erkennt auch Goethe die dunkle Tiefe des Charakters an, das, was ſich der poetiſchen Darſtellung ſo willig anbietet, aber nicht erklärt werden kann, und deshalb der Rhetorik und philoſophiſchen Auffaſſung widerſtrebt, als den Quell des Tragiſchen, und proteſtiert gegen alles Reflektieren der Charaktere über ſich und ihre Intentionen. Das Dämoniſche. — Alſo die Situation zwingt ihnen eine Aufgabe auf, die ihrem innerſten Weſenskern entgegengeſetzt iſt, und ſie gehen unter, weil ſie dieſe nicht löſen können, die vergebliche Anſtrengung danach iſt das Leiden. (Die Sphinx ein Symbol.) Der eigentliche Kampf iſt in der Seele des Helden. — Im Taſſo hat Goethe den Melancholiker gezeichnet und iſt, Hamlet vor Augen, einen Schritt weiter in das Bereich des Dramatiſch-Theatraliſchen eingedrungen. Hier iſt jene charakteriſtiſch-dramatiſch-theatraliſche Figur des Widerſpruchs vorhanden. Nur wird das Ganze zu einförmig, und der Vers klingt zu lyriſch-konventionell, iſt zu langatmig für wirkliches Theaterſpiel und läßt ſich nur deklamieren, nicht ſprechen. — Richard II., Hamlet, Lear ſind Temperamentsmenſchen, Macbeth, Coriolan, Richard III., Othello Leidenſchaftsmenſchen, Romeo ſteht in der Mitte zwiſchen beiden. Dort herrſchen die kleinen Motive vor, hier die großen; denn die Temperamentsmenſchen haben keinen Zweck, den ſie erreichen wollen, umgekehrt, ihr Weſen widerſpricht allem Zwecke, und ſollen ſie einen erreichen, ſo iſt ein äußerer Zwang nötig, da ſie ſelbſt der Erreichung fortwährend entgegenarbeiten. Ihr Leben iſt kein mächtig nach einer Richtung treibender Strom, wie bei den Leidenſchaftsmenſchen, ſondern eine Moſaik von Reizungen und Ausbrüchen des ihnen gehörigen Affekts, in welchen ſich alle von außen erweckten fremden Affekte neutraliſieren. So bei dem Melancholiker die unangenehmen, bei dem Sanguiniker die angenehmen Gefühle; — Goethe hat auch das ſanguiniſche Temperament in einem Dramenhelden perſonifiziert, im Egmont, aber dieſem fehlt es eben nach beiden Seiten des Handelns und Leidens. Eine Geſtalt aber, die weder handelt noch leidet, giebt wohl ein Genrebildchen, doch keine Tragödie; und nur ein tragiſches Genrebildchen, wenn auch ein reizendes, iſt Egmont. — Apollonius im Himmel und Erde hat jenen Widerſpruch in ſich: er könnte glücklich ſein und machen, wenn er den geſunden Leichtſinn beſäße, den ſeine Situation von ihm fordert, ſo hat er das Leiden, da er ſich aber nicht zur Schuld hinreißen läßt, geht er nicht tragiſch unter. —

Bei Goethe wie bei Shakeſpeare handelt es ſich ſtets um etwas Ideelles, um etwas, das über der gemeinen Wirklichkeit ſteht, die Charaktere ſind Menſchen, aber aus der erſten Hand der Natur, gleichſam Muſtermenſchen — nicht im moraliſchen Sinne. Die Darſtellung aber iſt ſo, daß ſie das Ideelle in greifbare Wirklichkeit verwandelt und das Wunderbare ſo nahe bringt, daß es iſt, als hätten wir mit dieſen Menſchen jahrelang gelebt. —

Hegel gegen Shakeſpeare

— Ein faſt komiſches Beiſpiel von Verkennung des eigentlich Dramatiſchen in Hegels Äſthetik (Bd. 1, 267): „In Shakeſpeares Macbeth liegt eine Kolliſion der Geburtsrechte zu Grunde; Duncan iſt König, und Macbeth ſein nächſter, älteſter Verwandter und deshalb der eigentliche Erbe des Thrones, noch vor den Söhnen Duncans. Und ſo iſt auch die erſte Veranlaſſung zu Macbeths Verbrechen das Unrecht, das ihm der König angethan, ſeinen eignen Sohn zum Thronfolger zu ernennen. Dieſe Berechtigung Macbeths, welche aus den Chroniken hervorgeht, hat Shakeſpeare ganz fortgelaſſen, weil es nur ſein Zweck war, das Schauderhafte in Macbeths Leidenſchaft herauszuſtellen — um dem König Jakob ein Kompliment zu machen (?), für den es von Intereſſe ſein mußte (?), den Macbeth als Verbrecher dargeſtellt zu ſehen. Deshalb bleibt es nach Shakeſpeares Behandlung unmotiviert, daß Macbeth nicht auch die Söhne ermordet, ſondern ſie entfliehen läßt und daß auch keiner der Großen ihrer gedenkt.“ — Nun hat Shakeſpeare das Unrecht weggelaſſen, weil es die Schlankheit und Geſchloſſenheit des Vorganges geſtört hätte, da erſt eine Expoſition ſeines Rechtes nötig war, welches nur in der hiſtoriſchen Abſonderlichkeit der individuellen Zeit lag; weil er nur mir den primitivſten Motiven hantiert, mit Leidenſchaft und Gewiſſen. Sollte es denn wirklich Hegel beſſer geſchienen haben, wenn ſtatt der wunderbar poetiſchen Szenen, die Shakeſpeares Änderung ihr Daſein verdanken, ein Debattieren über die verſchiednen Berechtigungen hineingekommen wäre, das Unfruchtbarſte und Langweilgiſte auf der Bühne, wenn es auch ſehr zweckmäßig iſt in einem hiſtoriſchen Werke? Kann man einen ſolchen Einfall, wie daß Shakeſpeare dem König Jakob zu Gefallen den Macbeth als Verbrecher dargeſtellt habe, begreifen? Ich nicht. Denn nach der Chronik iſt Macbeth ja doch ein Verbrecher geweſen; ich begreife nicht, wie er als Nichtverbrecher daſtehen könnte, der Meuchelmörder, auch wenn er dem Duncan eine Ungerechtigkeit gegen ihn vorzuwerfen hätte. Ob er ihn als ſeinen Gaſt meuchelt, weil Duncan ihm ein Unrecht angethan oder nicht, Meuchelmord, Mord an dem argloſen Gaſte bleibt trotz Hegel ein großes Verbrechen. Aber wie konnte es für Jakob ein Kompliment ſein, den Macbeth als einen Verbrecher dargeſtellt zu ſehen, wenn ich auch annehmen wollte, was Hegel anzunehmen ſcheint, daß der Meuchelmord am Gaſte um des Unrechtes Duncans willen gegen ihn kein Verbrechen geweſen ſei? Und ſollte er denn Banquos Mord weglaſſen? Banquo hat ihm doch kein Unrecht gethan. — Aus denſelben Gründen wie dies Unrecht Duncans hat Shakeſpeare auch bei Richard II. des Unrechts nicht erwähnt, das ihm von dem Ohm geſchah, deſſen Ermordung ihm zur Laſt fällt, und deſſen Helfer die Bolingbroke, Northumberland u. ſ. w. waren. Wem in aller Welt hat denn Shakeſpeare damit ein Kompliment machen wollen, der Eliſabeth etwa? Was die Söhne Duncans betrifft, ſo hätte die Beratung, was mit ihnen geſchehen ſolle, die Szenen vor dem Morde verwirrt, ſie hätte die Stimmung geſtört. Sollte er ſie zugleich mit ermorden? Hätte ihn das nicht ſicher verraten? Nun, wenn ſie nicht entflohen wären, und die Schuld an Duncans Morde nicht auf ſie gewälzt worden wäre, würde Macbeth ſchon einen Entſchluß, ſie betreffend, gefaßt oder ausgeſprochen haben. In der furchtbaren Spannung auf das Nächſte, des Königs Tod, war eine Erwähnung, ein Ausſprechen eines vielleicht ſchon halbgefaßten Entſchluſſes, die Söhne betreffend, weder objektiv noch ſubjektiv am Platze, es hätte weder die wahre Darſtellung der Leidenſchaft im Affekte noch die Wirkung gefördert. Auch wäre durch Beibehaltung des Unrechtes die großartige Notwendigkeit des Stückes verloren gegangen; die Leidenſchaft wäre nicht mehr Hauptſache, das Stück nicht mehr die Naturgeſchichte dieſer Leidenſchaft geweſen, und damit war auch das Schauſpieleriſche verloren, die notwendige Hälfte des wahren Dramatiſchen. Jener individuelle Konflikt zwiſchen den Rechten Duncans und Macbeths wäre ein einzelner Fall; Shakeſpeares Bemühen geht auf Typen. So iſt denn all die wunderbare Offenbarung über die Menſchennatur, die Shakeſpeare in ſeinem Macbeth giebt, Hegel nichts, wenn er ſie bloß aus einem Komplimente herleitet. Dieſen Philoſophen iſt eine philoſophiſche Disputation das Höchſte, und auch die Tragödie können ſie nur als eine ſolche ſich denken, wenn ſie etwas Großes in der Tragödie ſehen wollen. Wenn doch Hegel uns einen neuen Macbeth gemacht hätte; er war in keinerlei Verſuchung, dem König Jakob ein Kompliment zu machen, alſo den Stoff zu verderben. Etwas Verkehrteres als obige Stelle iſt mir bis jetzt weder von Philoſophen noch von Nichtphiloſophen geſagt vorgekommen. — — Was Hegel Bd. 1 über Metapher, Bild, Gleichnis ſagt, iſt meiſt trefflich. — Hegel verwechſelt aber, wie Goethe und beſonders Schiller, Affekt und Leidenſchaft, und es kommen dadurch wunderliche Mißverſtändniſſe zuwege; z. B. wenn er ſagt: „Die allgemeinen Mächte, welche nicht nur für ſich in ihrer Selbſtändigkeit auftreten, ſondern ebenſo in der Menſchenbruſt lebendig ſind und das menſchliche Gemüt in ſeinem Innerſten bewegen, kann man nach den Alten mit dem Ausdrucke *πάθος* bezeichnen. Überſetzen läßt dies Wort ſich ſchwer, denn ‚Leidenſchaft‘ führt immer den Nebenbegriff des Geringen, Niedrigen mit ſich, indem wir fordern, der Menſch ſolle nicht in Leidenſchaftlichkeit geraten. Pathos nehmen wir deshalb hier in einem höhern und allgemeinern Sinne, ohne dieſen Beiklang des Tadelnswerten, Eigenſinnigen u. ſ. w. So iſt z. B. die heilige Geſchwiſterliebe der Antigone ein Pathos in jener griechiſchen Bedeutung des Wortes. Das Pathos in dieſem Sinne iſt eine in ſich ſelbſt berechtigte Macht des Gemütes, ein weſentlicher Gehalt der Vernünftigkeit und des freien Willens. Oreſt z. B. tötet ſeine Mutter, nicht etwa aus einer innern Bewegung des Gemütes, welche wir Leidenſchaft nennen würden, ſondern das Pathos, das ihn zur That antreibt, iſt wohlerwogen und ganz beſonnen.“ — Aus dieſer Stelle erhellt, daß Hegel im Gedanken den Affekt dem Pathos gegenüberſtellt und nicht die Leidenſchaft. Denn vom Affekte iſt zu ſagen, daß er weder erwogen noch beſonnen ſei, aber nicht von der Leidenſchaft; vielmehr liegt ja eben auf der einen Seite die Großartigkeit und beziehentlich die Schönheit, auf der andern das Gefährliche und Dämoniſche der Leidenſchaft, in ihrer Beſonnenheit. Die Leidenſchaft macht ſogar den, den keine Vernunft beſonnen macht, den Leichtſinnigen und ſeiner ſonſt Unmächtigen beſonnen, und ihr Hauptunterſchied vom Affekte iſt eben jene bewußte Kraft, durch den ſie den ſtärkſten Affekt beſiegen oder wenigſtens zurückdrängen kann. Sie iſt die konſequente Richtung auf ein Objekt, eine Richtung von ſolcher Kraft, daß ſie nicht allein der denkenden Kraft, wo dieſe ſich ihr entgegenſtellt, den Gehorſam verweigert, ſondern ſie übermächtig in ihren Dienſt zwingen kann. Die Leidenſchaft iſts ja eben, deren Größe dem Subjekt die wahre Idealität giebt und ſeinen Handlungen die Notwendigkeit. Die Leidenſchaft ferner kann man mit demſelben und mit größerm Rechte als Hegel das „Pathos,“ das Wirkſame im Kunſtwerke wie im Zuſchauer nennen, deshalb, weil jeder Menſch die Fähigkeit der Leidenſchaft in ſeiner Schätzung ihrer Objekte: Freiheit, Herrſchaft, Liebe, Ruhm u. ſ. w. in ſich trägt. Ferner zeigt ſich das Mißverſtändnis darin, daß er „Leidenſchaft und Leidenſchaftlichkeit“ zuſammenwirft. Freilich ſind die Wörter etymologiſch auseinander entſtanden, die Etymologie iſt aber keine Pſychologie, und die Verwechslung, deren Schuld die beſchränkte Kenntnis derer trägt, die zuerſt jene Abteilung machten, brauchte Hegel nicht zu adoptieren. Der Ausdruck „Leidenſchaftlichkeit“ hat zur eigentlichen Bedeutung das, worin ein Gegenſatz zu ſeinem Stammworte liegt; es drückt den Begriff der Hingegebenheit an die Affekte aus. Wenn

Kant ſagte: „Wo viel Affekt, ſei wenig Leidenſchaft,“ zielte er eben auf den Gegenſatz der betreffenden Begriffe und meinte nichts andres, als was man auch ſo faſſen könnte: Wo große Leidenſchaftlichkeit, da iſt wenig Leidenſchaft. — Shakeſpeare verwechſelt in ſeiner Darſtellung nie Leidenſchaft mit Affekt, weil er die menſchliche Natur aus dem Grunde kannte. Was Hegel „Pathos“ nennt, iſt nichts andres als die Bemäntelung der Motive, die wir oft praktiſch bei Schiller finden, das Kunſtſtück einer verwöhnten Zeit, die ihre Leidenſchaften verherrlicht und ſophiſtiſch zurechtlegt, um thun zu dürfen, wozu ſie Luſt hat, und doch von Selbſtvorwürfen befreit zu ſein. Bei den Alten finden wir dieſe Sophiſterei nicht, dort iſt ſie nicht Sophiſterei des Dichters, ſondern dargeſtellte der Perſonen, denen der Autor aus dem Munde andrer ſein eignes unbeſtochnes ſittliches Urteil entgegenſtellte. Klytämneſtra beim Äſchylus ſucht aus ihrer Schuld ein Recht zu machen, das thun alle Verbrecher; Äſchylus ſelbſt aber thut es nicht, denn er ſtellt ihr verbrecheriſches Verhältnis zum Ägiſth mit dar und darin ein Motiv, welches Klytämneſtra verſchweigt; und dem Chore, ſehen wir, ſcheint ſie keineswegs gerechtfertigt. Der Leidenſchaftlichkeit hängt eine Nüance des Geringen, Verächtlichen an, nicht der Leidenſchaft. Wir verachten die Leidenſchaftlichkeit deshalb, weil ſie Charakterſchwäche iſt, weil die Natur in ihr den Geiſt völlig überwiegt; ſie iſt Unmacht des Menſchen über ſich ſelbſt. Die Leidenſchaft iſt es aber gerade, die dem Menſchen die ungeheuerſte Macht über ihn ſelbſt giebt. Die große Leidenſchaft iſt, ſelbſt wenn ſie auf das Böſe geht, impoſant, denn ſie bringt in das Thun und Denken des Menſchen jene grandioſe Konſequenz, welche die Vernunft nach ihren eignen ſittlichen Forderungen bewirken ſollte, aber nie bewirkt. In dem, was Hegel das Pathos nennt, iſt keineswegs bloß Vernünftigkeit; ein einziger Blick auf die praktiſchen Beiſpiele der Alten und der Idealiſten unter den Neuern zeigt das zur Genüge; denn in ihnen iſt höchſtens die ſinnliche Seite bemäntelt, aber ſie iſt vorhanden, und ſie iſt es eben, welche die Kraft zum Handeln giebt. — Das iſts eben, was in der Shakeſpeariſchen Tragödie das Schöne zugleich wahr und ſittlich macht, daß ſie die Schuld nicht bemäntelt, aber ſie aus großer Leidenſchaft hervorgehen läßt. Wenn die Philoſophen den abſoluten Geiſt den endlichen trotz deſſen relativer Größe und Schönheit verſchlingen laſſen, um deſſen Unangemeſſenheit willen, ſo ſehe ich nicht, wie das eine höhere Vorſtellung vom Tragiſchen ſein ſoll, als der „Neid" der Götter. Der Neid iſt wenigſtens begreiflicher, als die Grille des Prokruſtes, ſeine Gefangnen zu Tode zu dehnen, wenn ſie nicht in ſein Bett paſſen. Dieſe Prokruſtesleidenſchaft des abſoluten Geiſtes iſt um nichts weniger irrationell als jene niedrigere Stufen des Tragiſchen. Es iſt darin etwas ebenſo Komiſches, als das perſonifizierte Schickſal in Theklas Deklamation. — Die Sache iſt ſo: Im allgemeinen Teile der Äſthetik brauchte Hegel einen Begriff, der das bei den Alten zugleich mit umfaßte, was bei ihnen für die in der romantiſchen Kunſt zu nennende Leidenſchaft vorhanden war. Pathos und Leidenſchaft iſt dasſelbe Ding, nur von dem verſchiednen Standpunkte dieſer verſchiednen Weltanſchauungen angeſehen. Daher kommt das Schwankende, wenn er bald den Ausdruck Pathos, bald den Ausdruck Leidenſchaft braucht, und jenen bei klaſſiſchen Beiſpielen, dieſen bei Beiſpielen aus der romantiſchen Zeit, zu der er Shakeſpeare ſtellt. Er hätte im allgemeinen Teile, der ſich noch nicht auf dieſe einlaſſen kann, einen Oberbegriff beider ſetzen ſollen. — Bei Romeo und Julia z. B. ſpricht er von der Leidenſchaft der Liebe, hier iſt der Ausdruck ihm gut genug, der ja „eine Nüance von Gemeinheit und Eigenſinn an ſich haben ſoll." — Über

Shakeſpeares Rüpel irrt ſich Hegel, wenn er ſagt: „in ähnlicher Inkonſequenz ſind ſeine Rüpel faſt durchaus geiſtreich und voll genialen Humors. Da kann man ſagen: Wie kommen ſo geiſtreiche Individuen dazu, ſich mit ſolcher Tölpelhaftigkeit zu benehmen u. ſ. w.“ Dagegen hat ſchon Kant in ſeinen Beobachtungen über die Gefühle des Schönen und Erhabnen geſagt: es könne viel Witz mit wenig Urteilskraft in einem Menſchen beiſammen ſein, er bezeichnet dies Mißverhältnis als Albernheit. Die Albernheit bedeute nicht bloß den Mangel an Urteilskraft, ſondern verrate auch, daß dieſer mit Witz verſetzt iſt. Ein Menſch, der einen Gran von Witz habe, ſei ſehr abgeſchmackt, wenn er keine Urteilskraft habe. Hätte Hegel etwas näher zugeſehen, ſo würde er gefunden haben, daß Shakeſpeares Rüpel meiſt in dieſe Kategorie gehören. Vergleiche man z. B. Probſteins witzige Reden mit ſeinem Handeln. Solcher Witziger giebt es genug, die witzig ſind, deren Urteil und Handeln aber ſchwach iſt und ihre Armut zeigt. — Vortrefflich iſt, was Hegel ſagt: „Es widerſpricht der individuellen Entſchiedenheit, wenn ſich eine Hauptperſon, in welcher die Macht eines Pathos webt und wirkt, von einer *untergeordneten* Figur beſtimmen und überreden läßt und nun auch die Schuld von ſich ab und auf andre ſchieben kann, wie in Racines Phädra. Ein echter Charakter handelt aus ſich ſelbſt und läßt nicht einen Fremden in ſich hinein vorſtellen und Entſchlüſſe faſſen. Hat er aber aus ſich gehandelt, ſo will er auch die Schuld ſeiner That auf ſich haben und dafür einſtehen.“ —

* * *

Die einzelnen Dramen Shakeſpeares

Romeo und Julia

Der harmoniſche, ſchöne Eindruck dieſer Tragödie entſteht daher, daß die beiden Liebenden alles Intereſſe in ſich konzentrieren, daß der ſchmerzliche Ausgang nur von ihnen ſelbſt kommt. Sie töten ſich beide ſelbſt; keine barbariſche oder gewaltſame Handlung eines dritten erregt Haß, oder wenn er es thun müßte, leitet er nicht einen Teil des Intereſſes von dem Paare auf ſich. Sie leiden das äußerſte nur durch ihr eignes Handeln, *auch tritt dieſes durch das ganze Stück nicht als gewaltſames, ſondern mehr in der Form des Leidens, alſo ſelbſt* die Schuld Mitleid erregend auf. Der Familienhaß — ein Verhältnis, keine Perſon, ein' Ding, das weder Liebe noch Haß erregen und daher kein Teilchen Intereſſe den Liebenden entziehen kann, ihnen vielmehr erſt recht Intereſſe giebt durch die rührende Situation, die er bilden hilft. Daher der große Nutzen einer Situation oder auch Thatſache, wie im Hamlet, die vom Anfange des Stückes feſtſteht bis zu Ende, ſie vertritt die Stelle einer Hauptperſon und nimmt dem Helden nicht ſo viel Intereſſe weg, als eine Hauptperſon gethan hätte. — — — *Auch das wirkt künſtleriſch, daß der Liebenden Empfindung wohl getrübt wird durch die Schatten der Gefahr, des Scheidens, aber nicht die ſanfte Gebärde derſelben durch Haß und andre widerſprechende Gefühle entſtellt wird. Die Liebenden haben ſolchergeſtalt die tragiſche Stimmung in ſich ſelbſt und müſſen ſie daher im Zuſchauer wecken.*

Richard II.

Ein leichtſinniger junger König, der ſeine Finanzen erſchöpft und, nun eine Rebellion in Irland ausgebrochen, zu den gehäſſigen Mitteln der Erpreſſung greift und den Warnungen ſeiner Ohme zum Trotz das Königreich förmlich verpachtet. Da er ſich auch an den Beſitzungen des von ihm verbannten Vetters vergreift, ſo nimmt dieſer die Gelegenheit davon, eigenmächtig zurückzukehren, um ſein Eigentum zu retten. Während der König in Irland, kommt er, und die mit dem König unzufriednen Lords und Bürger fallen ihm zu. Richard verdirbt, was noch gut werden könnte, durch ſeine Läſſigkeit; ein Heer läuft auseinander, weil er nicht zeitig genug zurückkommt, das Gerücht von ſeinem Tode Lügen zu ſtrafen. York, ein Oheim, den er als Regenten zurückgelaſſen, iſt genötigt, weil er keine Kräfte zum Widerſtande beſitzt, den König ebenfalls fallen zu laſſen. Richard, in einer Burg aufgefordert, den Bolingbroke wiederherzuſtellen, ergiebt ſich wohl wiſſend, Bolingbroke iſts nun, da das Land ſich ihm ergeben, nicht bloß um ſein Herzogtum zu thun. Er legt, aufgefordert, die Krone ab und wird von einem, dem Bolingbroke es andeutet, im Eifer getötet.

Wiederum der einfachſte Verlauf der Handlung. Der Zuſammenhang iſt nicht durch künſtliche Einfügungen hergeſtellt, ohne gewaltſame Konzentration, *obgleich der ausgeſprochne Entſchluß des Königs, des Vetters Güter einzuziehn (da eben deſſen Vater geſtorben), und die Meldung Northumberlands, der Verſchworne wirbt, der Vetter ſei mit einer Macht bereits unterwegs, ſehr danach ausſieht.* Die Schuld iſt möglichſt ſchlank gemacht, in eine — beſtimmte — That gekleidet. Im Plane nichts Raffiniertes. Eine reine Staatsaktion, daher um ſo bewundernswürdiger, wie er die einzelnen Teile derſelben mit Theaterſpiel ausgefüllt und dem Gemüte nahe zu bringen gewußt hat. Der Leichtſinn Richards im Anfange iſt verhältnismäßig mehr bloß angedeutet und in Erzählung gebracht, dafür ſeine Gefühle im Unglücke mit außerordentlicher Vollſtändigkeit dargeſtellt. Das Geſpräch mit Northumberland, den Geſandten Herefords, an deſſen Ende er ſich ergiebt, die Kronenabgabe an Hereford ſind Paradeſzenen für einen Virtuoſen. Charakteriſtiſch iſt, wie Richard Herefords Wünſchen, die derſelbe verdeckt in der Bruſt trägt, nur zu ſchnell entgegenkommt. — Wie gewöhnlich bei Shakeſpeare die Schuld verhältnismäßig gegen die Strafe mehr ſkizziert als ausgeführt. Man muß bei ihm die Schuld meiſt als ein mehr oder weniger irrationales Faktum, als unmittelbaren Ausfluß des Charakters und der Leidenſchaft aufnehmen. Wir Neuern dürfen das nicht mehr wagen; wir müſſen die Schuld, um ſie glaublich zu machen, ſo motivieren, daß der Held halb entſchuldigt und die Schuld zu wenig anrechenbar erſcheinen muß, wodurch die Majeſtät des Schickſals leidet.

Das Stück beweiſt, wie richtiges Ausſparen des Effektes und Vollſtändigkeit der Darſtellung den einfachſten Stoff zu einem wirkungsvollen Stücke machen kann.

Macbeth. — Stimmungsvorbereitung

Zeitweilig legt Shakeſpeare das Vorbereitende in der Stimmung einer Perſon unmittelbar als böſe Ahnung, als unbegreifliche Unruhe ohne bewußten Grund in die Seele. So ahnt die Königin im Richard II. ſchon beim Auftreten Schlimmes in der Szene, die ihr die böſen Botſchaften bringt. Lady Macbeth nachtwandelnd, vom Arzte und der Kammerfrau beobachtet: kunſtreich, ehe ſie ſelbſt auftritt, der Leſer oder Hörer vorbereitet und in die Stimmung verſetzt, ihre Reden dann unterbrochen durch Arzt und Kammerfrau im Geſpräche. So gewinnt die Szene Breite und der Eindruck Tiefe, während ſie ohne dies wirkungslos und ſtörend vorbeigehen würde. Mit der Geiſterſzene im Hamlet iſt es ähnlich. Desgleichen im Lear, ehe der Alte völlig wahnſinnig geſprungen kommt. Man wird wohlthun, ſo durch Erzählung und Geſpräch vorzubereiten, ſo oft ein Auftritt kommt in geſteigerter Leidenſchaft, in deren Grad wir uns nicht ſogleich verſetzen können, oder überhaupt ein Auftritt in veränderter Stimmung, deren Grund wir noch nicht wiſſen, oder ſonſt etwas Auffallendes, etwas, das unſre Nüchternheit zu Zweifeln herausfordern könnte. Daher kommt es, daß Shakeſpeare uns ſtets ſo gläubig findet auch beim Wunderbarſten und Seltſamſten, das er uns bringt. Dagegen das Erwachen und der Selbſtmord der Julie in Romeo und Julia für die Schauſpielerin ſehr ſchwierig, weil ſie ſelbſt hier die Vorbereitung machen muß und wegen der Kürze der Partie weder ſelbſt genug ins Spiel kommen noch dem Zuſchauer in die Täuſchung helfen kann, dem die Situation zu ſchnell vorbeifliebt, um ſympathiſieren zu können. — Oft hilft die Dekoration, die Natur (im Sturm), Glockenton, Anklopfen, die Gebärde, unruhiges Hin und Wieder, die ausführlich geſchilderte Tages- oder Nachtzeit, Gegend, Muſik, "irgend eine Erinnerung an eine bekannte Thatſache dazu, lauter Hilfsmittel, die in der konzentrierten Form keinen Platz finden. Wir finden bei Shakeſpeare innerhalb einer Szene jederzeit nur Worte und Handlungen, die der Grundſtimmung derſelben durchaus entſprechen." Es iſt eine Regel, daß man nichts Fremdgeſtimmtes in die Szene einlaſſen darf, die verſchiednen Momente einer Szene müſſen höchſtens im Grade verſchieden ſein, nie in der Art, und dann müſſen ſie in Steigerung geordnet ſein. Hier wieder eine Schwierigkeit der konzentrierten Form. Je länger und reicher an Handlung die einzelnen Szenen ſind, deſto ſchwieriger iſt es, die ſich häufenden innern Motive und Vorgänge in wirklichen Dialog zu verwandeln, der zugleich völlig dem Geſetze der Steigerung entſpricht. Das Konzentrieren macht Behelfe notwendig, und dieſe ſtören den Fluß. Je mehr ich verſchiedne Vorgänge mit ihren innern Motiven zuſammendränge, deſto allgemeiner muß die Stimmung ſein, in der ſie alle zuſammengehen ſollen. *Jeder dieſer einzelnen Vorgänge verliert von ſeinem Koſtüm, von dem, was zu ſeiner vollen Ausprägung gehört, von ſeiner Schärfe und Geſchloſſenheit, ſeiner Individualität, und dadurch das Ganze mit.* Jede einzelne Nummer in Mozarts Opern hat ihre eigne Tonart, ihre eigne Inſtrumentation, ihren eigentümlichen Rhythmus, ihre eigentümlich melodiſche und harmoniſche Behandlung, und gerade dadurch wird das Ganze einer dieſer Opern wiederum ein abgeſchloſſnes. So iſt es mit Shakeſpeares Dramen. — Dies Trauerſpiel iſt die Tragödie des Ehrgeizes, des Königsmordes, *der Uſurpation,* des Mordes, des Tyrannen, des Gewiſſens ſelber. — *Macbeth iſt durchaus kein Individuum — Individuen können kein Schickſal haben, das heißt kein tragiſches; denn dies ſoll das Allgemeine des menſchlichen Loſes ausdrücken, die normale Geſtalt desſelben, nicht eine ausnahmsweiſe, eines einzelnen Falles menſchlicher Artung. Er iſt* der Ehrgeizige ſelbſt, an dem mit Hilfe des Agens der Gelegenheit das Experiment vorgenommen wird, das im weſentlichen an jedem Ehrgeizigen ſo auslaufen muß wie an dieſem. Wie man beim Studium der Anatomie die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers nur allein an einem Normalkörper richtig begreifen kann, in welchem man eben nicht den Körper von Hinz oder Kunz, ſondern den des Menſchen überhaupt, den Normalkrankheitsfall an einem normalen Menſchenkörper vor ſich hat. — Er iſt der Mörder aus Ehrgeiz überhaupt. An ihm können wir das Schickſal des Mordes, d. h. ſeine notwendigen Folgen für den Thäter vollſtändig ſtudieren. Die äußern Schickſale hängen von andern äußerlichen Einwirkungen ab, äußerlich können die Lebensgeſchichten verſchiedner Mörder unendlich verſchieden ſein, darin unterſcheidet ſich Lebensgeſchichte und Schickſal; jene iſt das Ganze ſeines Erlebens, dieſes, was er notwendig erlebt in Folge ſeines Thuns, das wieder notwendige Folge und Miturſache ſeines Charakters. — Dieſe vollſtändige Entwicklung der innern Zuſtände legt Shakeſpeare jederzeit nur in eine Figur, teils weil das Drama ohnehin im Raum ſo beſchränkt iſt, teils weil mehrere ſolche Entwicklungsgänge in ſolcher Vollſtändigkeit einander das Intereſſe ſtreitig machen würden und dadurch deſſen Einheit aufheben, auch dem Verſtande zu viel Mühe machen, jede einzelne mit der nötigen Klarheit durchſchauend zu verfolgen. Wenn er momentan auch in die Entwicklungen andrer Figuren etwas tiefer hineinſehen läßt, ſo geſchieht auch dieſes nur, um die Hauptentwicklung der Hauptfigur durch jene Blicke, wie durch Kontraſt und Folie ſtärker herauszuheben. Die Hauptfigur und ihr Schickſal iſt ihm der Zweck, alles andre nur Mittel.

Das Schickſal eines Mörders iſt das aller Mörder, nämlich inſofern ſie wirkliche Menſchen ſind und je mehr ſie dies ſind. Darum haftet Shakeſpeare denn immer auf dieſer innern notwendigen Entwicklung, weil er innerhalb der Lebensgeſchichte das Schickſal darſtellen will. Und darum iſt die vollkommenſte Tragödie, wo die Lebensgeſchichte ſelbſt das Schickſal iſt, wo ſie ebenſo notwendig aus dem Thun des Helden und den notwendigen Folgen desſelben auf ſein Inneres hervorgeht, wenn die Schuld in ebenſo innigem Kauſalnexus das erſte Glied zu der Kette ſeines äußern wie ſeines innern Verderbens bildet. Daraus folgt die Forderung, daß auch das innere Heil des Guten in äußerm Glück ſich abbilde.

In der Auffaſſung von Charakter und Schickſal iſt Goethe Shakeſpeare vollſtändig gefolgt. Z. B. im Taſſo, wo die Empfindlichkeit der Menſchenſeele ſo zum Stoffe genommen iſt, wie im Macbeth der Ehrgeiz. Die Empfindung macht ſich innerlich und äußerlich unglücklich in ihrem Übermaß. Der Träger desſelben iſt ſo natürlich ein Dichter wie der Träger des Überehrgeizes im Macbeth ein Großer und Soldat. In jenem hantiert des Dichters Haupteigenſchaft, die Phantaſie, wie hier des Soldaten: die Fertigkeit der Thatkraft. Aber der Hauptunterſchied in der Dichtung beider iſt der Unterſchied zwiſchen beider Zeit; die Shakeſpeares ſucht mehr Intereſſe für die Phantaſie, die Goethes mehr Intereſſe für das Gemüt.

Vollſtändige Entwicklung aller Faktoren; völligſte Klarheit.

Shakeſpeare macht ſeine Situationen intereſſanteſt nicht dadurch, daß er ſie zuſammenſchiebt, ſodaß ihre Momente ſich drängen, ſondern dadurch, daß er jede einzelne ſo reich ausbeutet und ſie in ſo viel Momente zerlegt, die darum alle innerlichſt ſich erklären. Er macht viel aus wenig. Bei der konzentrierten Form, wo man äußerliche Wirkungen zuſammendrängt, müſſen ſich die pſychologiſchen Fäden mit denen der Handlung oft verwickeln, ſie müſſen oft zerſchnitten, oft verdeckt werden. In ſeiner Weiſe, wo der pſychologiſche Faden eben der Führer ſelbſt iſt, der uns durch das Ereignis leitet, iſt der Zuſammenhang der Handlung wichtiger als die Handlung ſelbſt. Er wird lieber abſtrakt in der Diktion, als daß er uns im Unklaren ließe über das, was in ſeinen Figuren vorgeht, er läßt die Figuren ausſprechen, was und wie ſie, unmittelbar genommen, gar nicht ſprechen könnten; z. B. der Monolog Macbeths, wo er die Gründe und Gegengründe der That abwägt und endlich ſagt, was eigentlich nur der Dichter von ihm ſagen konnte, wie er Macbeths Situation überlegte und das einzige Für als zu leicht erkannte ohne das Dazukommen eines äußern Sporns. Dieſer Sporn kommt denn auch in der Lady ſogleich dazu. Wie er bei ſolch innern Vorgängen lieber abſtrakt wird, als daß er den Zuſchauer ein kleinſtes Rädchen in der innern Maſchine zu überſehn durch Unmittelbarkeit der Diktion verführen möchte, ſo wendet er dagegen, wo dies nicht zu befürchten, den wunderbarſten Schein der Wirklichkeit an. Klare Überſichtlichkeit und Verſtändlichkeit des innern Vorganges, des Zuſammenhanges der äußern Vorgänge iſt ihm das Erſte und Notwendigſte, nach dieſem erſt rangiert bei ihm die äußere Verwirklichung, die er in ſolchen Szenen deshalb ſehr menagiert, wo jene durch ſie leiden könnte. Nicht allein, daß er die Perſonen alles ſagen läßt, was in ihnen vorgeht, auch wo es dem Scheine der Wirklichkeit widerſpricht: er läßt andre, ja ſelbſt in der größten Hingeriſſenheit, Bemerkungen über ſie machen. Und wahr iſts, nur dadurch iſt es ihm möglich, einen ſolchen Reichtum von Lebensweisheit zu entwickeln, ſo ungemein intereſſante Charakterprobleme ſelbſt dem gewöhnlichern Teile des Publikums verſtändlich zu machen. Ihm iſt ſoviel an ſeinem Kontur des Hauptcharakters gelegen, daß er alle Verkürzungen meidet, alle Deckungen eines Teils desſelben durch eine andre Figur. Die ganze Geſtalt der Entwicklung liegt in allen ihren Proportionen vor uns, nicht hinter dem Rahmen; von alledem, was den Hauptcharakter im Bezug auf ſeine Entwicklung in und durch die Handlung des Stückes betrifft, fällt nichts in

Expoſition durch Erzählung oder zwiſchen die Akte. Die Teile der Handlung, in die keine weſentlichen Entwicklungsmomente des Hauptcharakters fallen, werden ſozuſagen durch einen epiſchen Chorus eingeſchaltet in beſondern Szenen, die der Haltung nach aus dem Stücke herausfallen. Es ſcheint, daß auch hier die Abſicht, dieſe hiſtoriſchen Erläuterungen dem Zuſchauer ſo klar und unverwirrt zu vermitteln, als möglich, neben dem Bedürfnis der Kürze dieſer Einſchalteſzenen — dieſelben ſo epiſch gehalten und ſie aus dem eigentlichen Problem herausgenommen hat. Häufig erfährt dann der Hauptcharakter dieſelben Dinge noch einmal in der eigentlichen Handlung; da wir ihren Inhalt kennen, ſo ſtört uns hier keine Teilung der Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Inhalte der Nachrichten und der charakteriſtiſchen Art und Weiſe, wie die Hauptfigur dieſe Nachrichten aufnimmt und gegen ihren Inhalt reagiert. Solche epiſche Einſchaltungen z. B. im Macbeth die Erzählung Roſſes an den alten Mann von den Ergebniſſen der Verſammlung nach dem Morde Duncans, daß der Verdacht auf die Söhne gefallen und Macbeth zum Könige gewählt und nach Scone ſei; dann Akt 3, 6, wo wir erfahren, daß man nun wiſſe, wer Duncan getötet hat, *und daß Macbeth ein Tyrann und von allen verabſcheut, daß Macduff nach England, wo auch Malcolm, was dann Macbeth ſelbſt noch in der letzten Szene mit den Hexen erfährt.* Dieſes äußere hiſtoriſche Beiweſen, deſſen doch nicht zu entraten iſt, behandelt er bloß andeutend, wie die griechiſche Plaſtik Stühle u. dergl. mit einigen Linien. —

Hamlet

Ein eignes Stück, bei weitem weniger dramatiſch und von konziſer Form wie ſeine übrigen Tragödien. Hamlets zahlreiche Monologe ſind der Kern, die übrigen Szenen nur ſo darum gebaut. Die Motivierung weit nachläſſiger und lückenhafter als in ſeinen andern. Mancherlei fällt auf. Bei dem Vorherrſchen der Innerlichkeit Hamlets befremdet es, daß er keine Urſache angiebt für den erkünſtelten Wahnſinn und dieſer auch ſonſt nicht motiviert iſt. Zu ſeinem Zweck wäre es viel beſſer, er ſtellte ſich behaglich und zufrieden als irrſinnig. Übrigens ſieht man nicht einmal überhaupt eine Urſache, warum er aktive Verſtellung wählt. Er braucht ſich ja nur nicht zu verraten. — Über ſeinen Vorſatz hört man ihn gar nicht reflektieren, während er ſonſt über alles reflektiert. Gleich nach der Geiſtererſcheinung ſagt er bloß zu ſeinen Freunden: Wenn ihr mich wunderliche Dinge thun ſeht, laßt euch nichts merken, was die Veranlaſſung davon verraten könnte. Dann fällt der Anfang des verſtellten Wahnſinns in den Zwiſchenakt; wiederum bei Shakeſpeare befremdlich. Die Art ſeiner Verſtellung iſt nun wiederum ſo, daß ſie eher das Umgekehrte herbeiführen muß, als was er damit bezwecken zu wollen ſcheint. Weit entfernt, ſich dadurch zu maskieren, verrät er ſich vielmehr dadurch. Warum verſtellt er ſich, wenn er ſolche Dinge macht, wie mit der Tragödie in der Tragödie, die mehr ihn dem Könige verrät als dieſen ihm. *Die Gewiſſensprobe mit dem Schauſpiel vor dem König iſt ſo, daß ſein verſtellter Wahnſinn nun ganz überflüſſig.* Nun wird das Verhältnis ohnehin etwas ſchielend. Der König muß nun wiſſen, wie er mit ihm daran iſt; die Höflinge ſagen gleichfalls, es drohe dem Könige Gefahr von Hamlet, und doch ſcheinen ſie die Sache nicht zu durchſchauen. Und doch können ſie nur, wenn ſie dies thun, eine Gefahr für den König ahnen. Thun ſie das, wie kommts, daß ſie keine Überraſchung zeigen? *Haben ſie alle ſchon geahnt, oder wußten ſie, daß der König der Mörder?* Hamlet muß wiſſen, daß ihm ſchwere Gefahr droht, wenn der König weiß, daß Hamlet alles wiſſe, daß der König dann im Falle der Notwehr iſt und einen Mord mehr begehen können wird, um den alten ungeſtraft begangen zu haben; denn warum verſtellt er ſich ſonſt? Und doch ſieht man ihn keine Maßregeln treffen für dieſen möglichen Fall, ja gar nicht an ihn denken, ehe er die Gewiſſensprobe macht. Was ſoll dann die Mutter mit ihm? Ihn aushorchen? Iſt das noch nötig? Ihn ſchelten, wie Polonius ſagt? Wofür? Daß er das Gewiſſen des Königs zum Selbſtverrate gebracht? Dann brauchts kein Aushorchen mehr, von dem Polonius zugleich doch ſpricht. *Wie wenig Schrecken zeigt die Königin bei der Ermordung des Polonius, wie gleichgiltig iſt Hamlet darüber! Soll das Gefühl des eignen Unglücks ihn für fremdes gleichgiltig machen? Dergleichen pflegt ſonſt Shakeſpeare bis zum Abſtrakten einzuſchärfen. (S. Lear.)* Dann — giebts kein ſichreres Mittel, den Hamlet zu töten, als durch ein giftig Rapier? Warum läßt der König ihn erſt wieder nach Helſingör? Aber er will vielleicht den Laertes zugleich mit töten. Wird man aber nicht an der Art der Wunde und des Todes ſehen, daß er von Gift kam? Auch ſchon das mit dem Uriasbriefe iſt ſonderbar. Alle dieſe Mittel kompromittieren ja den König erſt recht, und dem will er doch ausweichen. — Ahnt denn Hamlet gar nicht, daß er der Grund von Ophelias Tode iſt? Ficht es ihn nicht an? Hat ihn eignes Unglück fühllos gemacht? Nein. Denn er will mit Laertes ausfechten, wer ſie mehr geliebt habe. — Horatio ſcheint ſonſt bieder und gerade. Wenn Hamlet auch eine ſolche That thun konnte, daß er Roſenkranz und Güldenſtern ans Meſſer lieferte, konnte Horatio ſie billigen? Sonderbar, in dieſem innerlichſten von Shakeſpeares Stücken bleibt man überall über die Motive im Unklaren, die auch in ſeinen äußerlichſten ſonſt immer, ja oft mit abſtrakter Deutlichkeit angegeben ſind. Bei den übrigen iſt oft die Premierung der Motive gar nicht nötig, weil die Perſonen immer das Natürlichſte, Nächſte thun oder denken; hier wäre ſie es ſehr, weil die Perſonen faſt nichts Natürliches und ſich von ſelbſt Verſtehendes thun und denken. *Daß Hamlet nichts Verfängliches in der Wette ſieht, zumal da ein übles Vorgefühl ſich ſeiner Seele bemächtigt. Wie er mit dem Könige ſteht, der ihm erſt den Uriasbrief gegeben, wie er mit dem Laertes ſteht, dem er Vater und Schweſter gemordet — wie kann er an Laertes denken als einen, mit dem er weiter nichts hat, als den Wettkampf in der Bezeigung des Schmerzes über den Tod der Ophelia, wie kann er in dieſen Augenblicken, wo er über ſeine Sicherheit in Sorge ſein müßte, über die Folgen ſeiner Thaten in Schmerzen, die Plaudereien mit und über Obrik treiben? Kurz* in keinem Stücke Shakeſpeares ſcheint mir die Fabel ſo willkürlich und abenteuerlich, die Figuren in den Situationen weniger vollſtändig empfunden, die Stimmung öfter zerriſſen, das Ganze ſo unzuſammenhängend, das Einzelne ſo unverhältnismäßig. *Welchen Bezug hat die Breite des Abſchieds Laertes von den Seinen, die Ermahnungen und Lehren der Männer an Ophelia und des Alten an den Laertes, dann die Botſchaft Reinholds, des Laertes Aufführung zu erkunden, zum Ganzen, wogegen *die Rolle der Ophelia wiederum ſo obenweg und ſkizziert wie ſelten eine bei Shakeſpeare? Das ganze Um- und Beiwerk ſo wenig geſammelt. Auch Polonius iſt ſo ſehr ungleich, in ſeinen erſten Szenen ein ganz andrer. Es iſt das einzige unter Shakeſpeares Stücken, wo die bewegende Urſache die Schuld eines andern iſt als des Helden. — Es iſt ſo reich an Spielſzenen, ohne daß eben viel Thathandlung vorkommt. — Hamlets Charakterfigur iſt das Zuſammenſinken nach affektvollem Aufflammen, wo der Affekt zur That werden ſollte. Melancholie ſein habitueller Gefühlszuſtand. Auf dem Grunde ſeiner Melancholie der Überlegne, der die Lacher auf ſeiner Seite hat, ſeine Szenen lauter Spielſzenen. — Zur eigentlichen Handlung im franzöſiſch-klaſſiſchen Sinn iſt die ganze Reihe der Szenen Opheliens, ja die Geſtalt ſelbſt durchaus nicht weſentlich notwendig; denn Laertes Rache, ſein Komplott mit dem Könige war durch den Mord ſeines Vaters hinlänglich motiviert. Aber ſie bereicherte die Mannigfaltigkeit der Anſchauungen, gab für Hamlet Anlaß zu mehreren Spielſzenen, die zu den berühmteſten des Werkes gehören, und ließ ſich ſelbſt zu Spielſzenen im Wahnſinn verwenden, durch welche ein wunderbar lieblich-elegiſcher Ton mehr in den tragiſchen Akkord kam, nicht gerechnet, wie ſie als ein Glied der kontraſtierenden Gruppe benutzt iſt, durch welche die Idee des Hauptcharakters und damit des ganzen Stückes herausgehoben wird.

Zu Hamlet

Im Hamlet macht das geiſtig Überlegne des Charakters hauptſächlich ſein und des Stückes Glück; die Wirklichkeit des Vorganges, durch welche jeder Ton, den die Menſchenbruſt hat, hervorgerufen wird; der ſchnelle Wechſel derſelben, der Wettlauf, wie er mit andern ihre Sprache ſprechen muß und nach einer Szene im Konverſationsſtil, ſowie er wieder allein, wieder mit neuer Kraft und bereichert zu der Reihe von Vorſtellungen zurückkehrt, die er vorhin abgebrochen. Und wie mit ihm, der mit allen ſpielt, wiederum das Schickſal ſpielt. Wie er vor ſich ſelbſt ſo ſchwach daſteht, als das Publikum die andern vor ihm ſtehen ſieht. Dazu mußte aber das Ganze ſo phantaſtiſch ſein, als es iſt. Und darauf gründet ſich der mächtige, künſtleriſche Eindruck Shakeſpeares, daß er das Wunderbare verwirklicht. Wären ſeine Stoffe eben ſo wirklich als die Behandlung, kein Menſch könnte ſie ertragen. —

Wo die Natur im höchſten Grade des Affekts ſtumm iſt oder nur einen Hauch, eine Interjektion hervorbringt, da überſetzt Shakeſpeare den Hauch, den Seufzer, das Stöhnen in einen plaſtiſchen längern Ausruf, der die Gefühle zuſammenfaßt in einen prägnanten Satz, deren Verwirrung und Zugleichandrängen die Perſon verſtummen macht. Z. B. Hamlet, wie ihm der Geiſt erſcheint. Hier ſind die ſeltſamſten, verworrenſten Bilder am Platze. Das, was die Natur wirklich ſpricht, aber der gelähmte Mund nicht austönen kann. Dies iſt das Plaſtiſchmachen des in der Natur Dünnen.

Hamlets Innerlichkeit

Auch im Hamlet iſt der Hauptſchauplatz in der Seele des Helden. Daher die dramatiſchen Monologe. In den Helden iſt eigentlich der dramatiſche Kampf. So ſind ſie Mittelpunkte der Stücke. — Alle Fineſſe der pſychologiſchen Ausmalung bloß im Helden, die übrigen Figuren dagegen alle mehr nur wie ſkizziert. Alle andern Geſtalten haben nur den Helden zum Gegenſtande ihres Handelns und Sprechens. Othello ſpricht nur mit ſeiner Leidenſchaft, Jago iſt bloß ein Erreger und Helfer derſelben. — Das in ſich ſelbſt Hineinſchauen, das mit ſich ſelbſt Sprechen, dies in ſich als in die Hauptſache Gewandte giebt den Perſonen das Nachdrückliche, Impoſante, das der Stolz, dieſer ſtete Sichſelbſtanſchauer hat, das macht ſie zu großen Geſtalten. — Die Shakeſpeariſchen Helden haben alle ſolchergeſtalt etwas Iſoliertes, wodurch ſie ſich wie ſtolz und vornehm von den andern Figuren abſondern. — Ihre Selbſtgeſpräche ſind weit mannigfaltiger, lebendiger und dramatiſcher als ihr Geſpräch mit andern, das ſie dann, wenn ſie allein, erſt verarbeiten. — Sowie ſie allein ſind, bricht es los, was man in den Geſprächen mit den andern nicht ſo deutlich ſieht. — Alle große Leidenſchaft iſoliert. Sie verbirgt ſich der Umgebung und ſucht die Einſamkeit, mit ſich ſelbſt zu ſtreiten, ſich zu bedauern, ſich anzufeuern, mit ſich zu beraten, ſich ſchlecht zu machen, ſich zu tröſten, ſich auszutoben. — Man erinnert ſich dabei der Shakeſpeariſchen Beobachtung: „Vor dem Vollbringen einer ſchweren That ſind der Genius und die ſterblichen Organe im Rate verſammelt, und der ganze Menſch erleidet wie ein kleines Königreich den Zuſtand der Empörung.“ Dies iſt zugleich eine Darſtellung ſeiner künſtleriſchen Methode. — Die Entwicklung eines intereſſanten Charakters iſt nur in Monologen möglich. Darum thut man wohl, nur eine Geſtalt, den Helden zum Träger einer größern Entwicklungsreihe oder eines pſychologiſchen Prozeſſes zu machen, namentlich nicht zwei Entwicklungsreihen unmittelbar neben einander abzuſpinnen oder gar noch mehr. — Im Othello liegt alles auf der Entwicklung und dem Wachstum der Leidenſchaft, man weiß oder ſchließt wenigſtens, daß der tötende Strahl zuletzt aus dieſer Wolke kommen muß. — Einheit der Spannung, der Erwartung. — Leſſing hat die Monologe ebenſo angewandt wie Shakeſpeare. In der Emilia ſind unter zweiundvierzig Szenen acht Monologe. — Die Nebenperſonen bringen die Anläſſe, die ſteigernden Motive, die die Hauptperſon jederzeit nach ihrem Abgange verarbeitet. — —

Goethe über Hamlet

Goethe hat ganz unrecht, wenn er durch eine Sammlung der hiſtoriſchen Nebenumſtände im Hamlet dem Stücke einen Gewinn zu bringen meint. Er iſt auf dem Abwege unſrer Kritiker, welche Verbeſſerer ſelbſt wahre Hamlete ſind, die durch zu genaues Bedenken aller Umſtände um ihren Zweck kommen. Denn dieſe Nebenumſtände ſollen für ſich gar nichts wirken, ihre Sammlung in einen rückt ihn zu ſehr in den Vordergrund, es entſteht die Gefahr, daß dieſer einen Teil des Intereſſes, der Spannung auf ſich zieht. Er ſpielt nun auch mit und macht ein Recht geltend. Das ſoll er aber durchaus nicht. Wir ſollen nie daran denken: Wird dem jungen Norweger gelingen, was er will? Shakeſpeares Kompoſitionen ſind weſentlich Gruppierung, möglichſt enge Gruppierung, weil die Wirkung ſonſt eine extenſive, eine epiſche wird — bei ihm ſind freiſtehende Menſchengeſtalten um das ethiſche Zentrum gruppiert. —

Julius Cäſar

„Wie der Julius Cäſar von Shakeſpeare daſteht, iſt er“ ein dramatiſiertes Stück Geſchichte. Es iſt Geſchichte geblieben, und man wird es nicht vollſtändig ergreifen und ſich davon entzücken laſſen können, wenn man es nicht im Zuſammenhange mit ſeinem Vorher und Nachher aufnehmen kann, d. i. wenn man nicht die römiſche Geſchichte kennt, ähnlich, wie niemand ſich recht an einem antiken Drama erfreuen wird, der nicht den ganzen Mythus kennt, aus dem es genommen iſt. So tritt im Ödipus in Kolonos, im Theſeus die ganze Kulturgeſchichte des alten Griechenlands vor unſre Augen. Deshalb mußte Shakeſpeare in ſeinen dramatiſierten Sagen ſoviel reicher ſein, weil der Zuſchauer aus ſeinem Gedächtniſſe nichts hinzuthun konnte, und der Dichter eine Welt von Beziehungen erſt ſchaffen mußte, die im atheniſchen Publikum, das ſeine Mythen kannte, ſich von ſelbſt an die einfache Kataſtrophe, die der Tragiker gab, reihte. Wer das bedenkt, dem wird ein Ödipus in Kolonos nicht ärmer ſcheinen, als König Lear. Es war ein großes Trauerſpiel, von dem das attiſche Publikum nur eine Szene auf der Bühne vor ſeinen leiblichen Augen zu ſehen brauchte, um das Ganze innerlich anzuſchauen und zu fühlen von Ödipus Geburt bis zum Falle des Hauſes Kreons. Eine ſolche Fruchtbarkeit können für unſer Volk nur bibliſche Stoffe haben. —

Wunderbar iſt die Geſchicklichkeit, mit der Shakeſpeare im Zuſchauer das Gefühl der Stetigkeit ſeiner Handlung zu erregen und feſtzuhalten weiß. Im Cäſar wie im Othello iſt eine doppelte Zeitrechnung. Er deutet die längern Zeiträume, die zwiſchen ſeinen Szenen liegen, an; für den Verſtand ſind die Einſchnitte da, aber die Phantaſie ſieht ſie nicht klaffen. Am merkwürdigſten iſt, wie er die Täuſchung hervorzubringen weiß, als wenn während einer und derſelben Szene hinter den Couliſſen Dinge vorgegangen ſein könnten und vorgehen, die zu ihrer Vollendung weit mehr Zeit brauchen, als die Dauer der Szene gewährt. So ſieht man Brutus in Zuverſicht auf das Gelingen der Wiederherſtellung ohne weitere Gewalt dem Antonius die Roſtra räumen, und am Ende derſelben Szene, wo es Antonius gelungen, das Volk aufzuwiegeln, hört man, daß Brutus und Caſſius zu Pferde geflohen ſeien, von einem Boten, der vielleicht in Wirklichkeit längere Zeit gebraucht, nur den Antonius aufzuſuchen, als die Aufwieglungsſzene dauerte. Und ehe er von Octavian ging, erfuhr er ſchon Brutus und Caſſius Flucht. — Warum fällt dergleichen nicht auf? Wie z. B. in der Emilia Galotti, daß Marinelli, nachdem ſein Plan gegen Appiani ſchon fertig iſt, ſich erſt mit Appiani ſo überwirft, daß jener Plan motiviert erſchiene, wenn er ihn nun erſt machte? Doch wohl, weil auf den Augenblick im Julius Cäſar kein Wert weiter gelegt, die Spannung nicht darauf gegründet iſt, wie bei

Leſſing, weil er bei Shakeſpeare nur Nebenſache, bei Leſſing aber Hauptſache iſt; weil ein Augenblick früher oder ſpäter auf das Ganze keinen Einfluß hat. Dagegen kommt es bei Leſſing viel darauf an, daß Odoardo ſein Haus verläßt, ehe Emilia aus der Kirche kommt. Im Trauerſpiele wird überhaupt die Spannung peinlich, wenn ſie an Zeit oder ſonſtige äußere Dinge geknüpft iſt. — Die beſonders in Romanen beliebte Art der Spannung, die vielleicht auch ins weniger poetiſche Schauſpiel, beſonders aber ins Luſtſpiel paßt, die, wo vom Zufrüh oder Zuſpät ſoviel abhängt, ſollte möglichſt aus dem Trauerſpiele verſchwinden, wo ſie die Entfaltung hindert und peinlich wird. —

Charakter und Situation

Bei Julius Cäſar iſt ſo recht auffallend, wie viel mehr es Shakeſpeare um die Perſonen zu thun iſt und ihre Entwicklung und Ausmalung, als um die der Situation. Schiller würde uns ein einförmiges Ideal von Brutus gegeben haben, dagegen die Situation desſelben zu Cäſar als des Lieblings und doch Feindes aufs genaueſte in ſchimmernden Tiraden entwickelt haben, aus dem Munde aller Perſonen, beſonders des Brutus ſelbſt. Gewiß iſts, die Weiſe Shakeſpeares iſt dramatiſcher, denn die Entwicklung eines Charakters kann nur durch Handlung geſchehen. während die Entwicklung und Beleuchtung einer Situation immer zu lyriſcher und zur Reflektionsrhetorik führen wird. Die Charakterentwicklung, alſo das Charakterdrama, kann das Rhetoriſche nicht gut brauchen, weil es eine gewiſſe Unmittelbarkeit der Sprache verlangt; die Sprache als Sprache kann ſich hier nicht ſo gehen laſſen. Sie muß immer ein Mittel der Charakteriſtik bleiben. Hier zeichnet ſie die Geſtalt ſelbſt in ihren genauen Umriſſen, dort umwallt ſie dieſelbe wie ein weiter Prachtmantel. — Bei Shakeſpeare urteilen die Perſonen, eine über die andre, nach ihren charakteriſtiſchen Geſichtspunkten, bei Schiller wird die Situation nach verſchiednen Geſichtspunkten betrachtet, nach dem Verhältniſſe der Perſonen zur Situation. Dort ſind es die Geſtalten, die ſprechen, hier der Dichter. — Der objektive Dichter tritt hinter ſeine Figuren zurück, dem ſubjektiven ſind ſie nur Spiegel, in denen er dem Leſer, Hörer oder Zuſchauer ſein eignes Bild zurückwirft. — Die Extreme des Charakterdramas ſind Trockenheit und Härte der Sprache aus Streben nach Wahrheit des Ausdruckes; das des lyriſchen Situationsdramas iſt Schönrednerei aus Streben nach Schönheit; dort wird immer ein gewiſſer Realismus, hier ein gewiſſer Idealismus ſich vordrängen. Der Realiſt wird daher zum Charakterdrama, der Idealiſt zum Situationsdrama durch ſeine Natur genötigt, und ebenſo wird einem Volke von Idealiſten ganz natürlich das Situationsdrama beſſer gefallen, und umgekehrt. Der Idealiſt iſt vorwiegend lyriſcher Natur, weil es ihm weniger um die Sache zu thun iſt, als um das, was er bei ihrer Betrachtung denkt und fühlt; daher wird bei einem Volke von Idealiſten vorzugsweiſe die lyriſche Kunſt blühen, in der Malerei die Landſchaft, in der Dramatik das Lyriſche, d. i. das Situationsdrama. Das geht weiter. So wird ein Volk von Realiſten auch in der Politik wirklich objektive Zwecke verfolgen um ihretwillen, ein Volk von Idealiſten nur der Gefühle wegen, die durch den Kampf aufgeregt werden. Das eine wird von praktiſchen, das andre von äſthetiſchen Idealen beſtimmt. — Der engliſche und der franzöſiſche Nationalcharakter verhalten ſich wie Stolz und Ehrgeiz. —

Kaufmann von Venedig

Bewundernswürdig die Gruppierung der drei Handlungsſtämme im Kaufmann von Venedig. Der

Hauptſtamm iſt die Antonio-Baſſanio-Shylockgeſchichte. Die Verbürgung des Freundes für den Freund beim Feinde, mit dem Leben. 2. Die nachher wichtigſte, die Erwerbung der Porzia durch Baſſanio; was von der Baſſanio-Porziageſchichte über den Moment der gelungnen Erwerbung hinausliegt, gehört dienend dem erſten Hauptſtamme, ſowie ihr erſter Beginn die Anleihe in jenem motivieren mußte. 3. Die Lorenzo-Jeſſicageſchichte, die eigentlich nur zur Verſchärfung von Shylocks Bosheit und Gemütshärte das Motiv geben muß. Wenn man will, iſt noch ein vierter Stamm vorhanden, deſſen Held Lanzelot. Notwendig iſt er eigentlich nur für den dritten Handlungsſtamm als Liebesbote. *Jede dieſer drei Geſchichten hebt ſcheinbar ganz ſelbſtändig an. Die Expoſition der Porziageſchichte iſt in die Hauptgeſchichte eingeſchoben, um die Zeit auszufüllen zwiſchen dem Abgang der Freunde und dem Wiederauftreten derſelben mit Shylock. Es war auch eine Möglichkeit, den Shylock zufällig den abgehenwollenden Freunden in die Hand laufen zu laſſen und dagegen die Porziaexpoſition unmittelbar vor den erſten Auftritt Marokkos oder mit dieſem zuſammen vor Marokkos verunglückende Wahl zu ſtellen. Ebenſo war der Szene Lanzelots mit ſeinem Vater und Baſſanio zu entraten. Der Diener Baſſanios, der den Juden einladet, konnte ſich bei Jeſſica beglaubigen, den Brief Jeſſicas an Lorenzo konnte auch ein andrer Zwiſchenträger bringen, und ſo war die Szenerie der zwei erſten Akte zu reduzieren.*

Der Kaufmann von Venedig

Beim Wiederleſen des Kaufmanns iſt mir wiederum ſo recht deutlich geworden, daß die eigentlich poetiſche Behandlung des Dialoges und die Entfaltung der Geſtalten eine entſprechende äußere Einrichtung der Szenerie verlangt, überhaupt einen Vortrag der Handlung, in welchem die pragmatiſche Kauſalität und Spannung nicht zu ſehr hervortreten darf. Welche Idealität, Befreiung von allem Bedürfnis, welche leichte Grazie iſt im Stücke, ſeine Wirkung eine wunderbar harmoniſche. Was den Bau betrifft, ſo iſt auch darin keine Spur jenes mühſamen Ernſtes, der die Phantaſie ſcheucht und lähmt. Es iſt, als hätte die Phantaſie die Folge der Szenen beſtimmt und alles geordnet. Es iſt etwas ſo Sprunghaftes darin, als hätte der ſchwerfällige, ſchleichende Verſtand gar keinen Anteil daran. Darin liegt ein Hauptreiz des Ganzen, und wie kühl ſind auch die Hauptſzenen gehalten, wie die Situationen! —

Lear

— Ungeheuer gedrängt wegen Reichtum des Stoffes. *Deshalb auch die Geſpräche zuſammengefaßter und in jeder Hinſicht weniger als in andern Shakeſpeariſchen Werken das dem Zuſchauer wie unabſichtliche Zuſpielen deſſen, was er wiſſen muß. Was nicht Lear beſonders betrifft, alles ſehr ſummariſch, z. B. die Vergiftung Regans, wo die ſagt, ſie fühle ſich unwohl, und Goneril beiſeite ſpricht: Wo nicht, ſo trau ich keinem Gift. Daß Lear an allem Leiden und aller Unthat im Stücke ſchuld iſt, das vergißt man keinen Augenblick, und dies vermittelt hauptſächlich die hohe Faſſung, die der Hörer immer mehr gewinnt, je mehr zugleich ſein Mitgefühl erregt wird; die wahrhaft tragiſche Stimmung. Das wäre nicht möglich, wenn Lears dummer Streich etwas vertuſcht wäre. So wie er daſteht, iſt Lear völlig zurechnungsfähig und macht an ſich allerdings keinen angenehmen Eindruck, ja die Situation hat etwas Unglaubliches.* Außerordentliche Kunſt, dieſe Maſſen ſo zu entwickeln, daß alles klar iſt, der ganze

Zuſammenhang, und doch auch das Gefühl und die pſychologiſche Ausmalung überall an ihre Stelle und zu ihrem Rechte kommt. Wunderbare Perſpektive, in die alle Figuren in Gruppen geſammelt, von denen keine die andre verdeckt, und in der jedes einzelne ſo hervor- oder zurücktritt, wie ſeine Wichtigkeit es erheiſcht. Ich kann mir keine vollkommnere Kunſt denken. Und wie zeichnet ſich im engen Raume bei dem Reichtum von Geſtalten jede ſo beſtimmt von den andern ab, und wie tragen alle doch den Stempel derſelben wilden Größe einer titaniſchen Zeit! Wie ſo gar nichts Kleines, Schwaches an all dieſen Menſchen! Welche Übereinſtimmung aller Figuren mit einer Zeit, die ſolche Thaten hervorbringt! Welche Harmonie bei der ungeheuerſten Mannigfaltigkeit! Der große Reichtum der Shakeſpeariſchen Stücke, der ſie bei noch ſo vielmaligem Leſen neu erhält, iſts doch hauptſächlich, warum man ein Shakeſpeariſches Stück ſo oft wie eine Oper ſehen kann. Ein ſolches Stück, ſo aufgeführt, wie es verlangt, müßte denn wirklich der höchſte, nicht allein theatraliſche, ſondern überhaupt der höchſte Kunſtgenuß ſein, den die Welt hat. *Alſo ein Ausgangspunkt und ein Ziel werden verbunden durch eine Anzahl Mittelglieder, die eine gerade Linie von Urſachen und Wirkungen bilden, deren Anfang alſo nun die Haupturſache die Schuld (oder wenigſtens die Leidenſchaft, wenn Schuld die Kataſtrophe wird, und die Vorbedingungen der Schuld), deren Ende alſo nun die Hauptwirkung iſt. Im Stoffe müſſen die beiden Motive, Schuld (im Sinne der erregenden Urſache gebraucht) und Hauptfolge, gegeben ſein. Die Schuld darf nicht bloß (im Sinne des Vergehens gegen die Moral) hineingeliehen erſcheinen, ſondern muß in der innerſten Subſtanz des Stoffes liegen. So iſt der Anfang zugleich Vorbereitung und das Ende Erfüllung. Dieſe Zweckmäßigkeit befriedigt uns und läßt uns dadurch den Gang als notwendig erſcheinen. Der Fall muß die Regel belegen, nicht eine Ausnahme' ſein. Der Ausgang muß ein von vornherein, ein im ganzen vorhergeſehener ſein.

Wunderbar eine gewiſſe Übereinſtimmung im Lear mit — den Birch-Pfeifferiſchen Romandramen: die Gedrängtheit, das Vorherrſchen der Begebenheit in Aktion, eine gewiſſe Unbedenklichkeit in den Nebenſachen und Konzentration des Intereſſes auf die Hauptſache, die Klarheit bis zum Abſtrakten und deshalb oft Trockenheit der Zeichnung, die gerade Linie, das ſich nicht Aufhaltenlaſſen durch Nebendinge, die dazu locken, der Reichtum der Begebenheit, das Draſtiſche der zuweilen mit Dekorationsmalerei gemalten Situationen u. ſ. w. Nur fehlt der Birch-Pfeiffer die geiſtige ſittliche Hoheit, die pſychologiſche Wahrheit, die innere Poeſie, die Unerſchöpflichkeit der Erfindungskraft, die Expanſion und Innerlichkeit, der Gehalt an Lebensweisheit, die wunderbare Idealität, Einheit und Totalität.* Die doppelte Zeitrechnung im Lear. Die Illuſion durch ſcheinbare Stetigkeit der Handlung für die Phantaſie und das Gemüt, die wahre Zeitrechnung dem Verſtande durch Verdunklung durch den Affekt, durch den Reichtum und raſchen Fortſchritt für den Moment der Darſtellung entzogen. *Zu ſeiner Beruhigung kann er nach dem Schluſſe der Sache nachrechnen, und er wird ſie richtig finden, wenn auch nicht ängſtlich richtig.* Das Ganze reißt uns hin; nachher fällt uns ein: Kann ſich denn aber in ſo kurzer Zeit ſo viel Großes natürlich entwickeln? Nun werden wir gewahr, daß es uns nur ſchien, als habe ſich ſoviel in ſo kurzer Zeit entwickelt. Wie uns in der Erinnerung ja auch eine ganze Zeit bloß auf ihre Hauptmomente ſich reduziert. *Die Shakeſpeariſchen Anfänge haben häufig etwas Unwahrſcheinliches, was durch ſeine ſchlanke Darſtellungsart in dieſen Anfängen nicht nur nicht wahrſcheinlich, ſondern noch unwahrſcheinlicher gemacht wird. Sollte Lear z. B. wirklich ſeine Töchter nicht beſſer kennen, die ſoviel Jahre um ihn lebten? Die Cordelia zugleich iſt ordentlich geſucht trocken in ihrer Wahrhaftigkeit. Ihr „Nichts“ iſt faſt komiſch. Hat man aber Shakeſpeare nur ſeine Vorausſetzungen zugegeben, dann zwingt er uns durch die Bündigkeit ſeiner Schlüſſe, ihm auch alles Folgende zuzugeben.* Keine der beiden Gruppen iſt an ſich an Handlung reich, aber die Situationen und Charaktere ſind von großer Gewalt. — Es ſind drei Geſchichten, der Held der erſten Lear, der der zweiten Gloſter und Edgar, der der dritten Edmund. Alle drei ſind Nemeſisgeſchichten, die erſten beiden ſich ſehr ähnlich. Wunderbar, daß je mehr gegen das Ende, deſto mehr Lear an allem ſchuld zu ſein ſcheint, und das beſeſtigt ihn erſt recht in ſeiner Bedeutung als Hauptheld des Ganzen. *Allerdings geben die Folgen ſeiner Thorheit dem Edmund die Gelegenheit, den Alten los zu werden; Gloſters Strafe hängt alſo mit Lears Schuld zuſammen; dann zu dem Verhältnis Edmunds mit den Weibern, ſodaß auch Edmunds Strafe mit aus Lears Thun hervorgeht.

Nun der Reichtum an ergreifenden Situationen, lauter Extreme. Cordelias Verſtoßung, die Treue Kents, die Bosheit Edmunds, Lears Leiden von den Töchtern und Wahnſinn, die Erkennung Cordelias und Kents. Der ungerecht verſtoßene Sohn führt den Vater unerkannt; Gloſters Blendung; Cornwalls Strafe unmittelbar danach, Edmunds Los, ein Mann mit zwei Weibern liiert, die, Schweſtern, ſich um ſeinetwillen haſſen; die eine will den Gatten um ihn töten und tötet die Schweſter und dann ſich ſelbſt; das Gottesgericht, Lears Tod über Cordelias Leichnam, die Erkennung zwiſchen Gloſter und Edgar, Kent und Edgar, Lear und Kent. Dann, wie hat Shakeſpeare den Wahnſinn, der im Stoffe liegt, in einzelne ergreifende

Szenen zerlegt, Lear im Sturm, mit Edgar und dem Narren, das Gericht über die Töchter. Keine Perſon im Lear, die nicht zu der Kataſtrophe mitwirkte, als der Narr. Alle übrigen haben teil an der Geſamtſchuld, wenn auch wie Albanien nur durch Zulaſſung paſſiv; nur Edgar ſteht ganz rein da, darum iſt ihm die Rolle des Richters und Verwalters der göttlichen Nemeſis übergeben. — Nichts Gleichgiltiges im ganzen Stück. Die äußern Glückswechſel und innern Gewiſſensſtürme. Und wie innig das alles ineinandergeſchlungen, wie ſtetig, wie alles Gegenwart! Die Verbrechen: ungerechte Verſtoßung einer Tochter, eines Sohnes; der Bruder verrät den Bruder, der Sohn den Vater, die Töchter mißhandeln den Vater, ein Mann ſchwört zwei Weibern zugleich Liebe, Ehebruch, vorgeſetzter Gattenmord, wirklich ausgeführter Schweſtermord, ein intentionierter, ein ausgeführter Selbſtmord, Mord Cordelias, Cornwalls, zwei ſterben durch Nemeſis, Cornwall und Edmund, zwei an gebrochenen Herzen, Gloſter, Lear und Kent halb, vier oder fünf Erkennungen, eine Blendung u. ſ. w. Alle Leidenſchaften und Laſter. Es iſt die Tragödie der Tragödien. Alles Draſtiſche ſpätern vorweggenommen.* Nur in den alten Volksbüchern findet man ſolche draſtiſche Situationen noch, aber zum Teil ſind ſie nicht mehr zu brauchen, da ſie etwas Beleidigendes haben durch Konventionen ihrer Zeit oder durch eingemiſchtes Wunderbares; zum Teil liegen ſie zu weit auseinander, ſind zu epiſch, wie Genoveva, Robert der Teufel u. ſ. w. Aber ſie haben doch den Vorteil der Rundheit und Beſchloſſenheit, die wie der lange von den Wellen gerollte Kieſel gerundet, wie das durch viele Steinſchichten gedrungne Waſſer gereinigt iſt für den poetiſchen Gebrauch. Das Volk hat den Stoff ſchon ganz für ſeine Anforderungen zubereitet dem Dichter übergeben. Der Dramatiker hat bei ſelbſterfundnem Stoffe nicht die Zeit und kann ihm nicht leicht die Objektivität geben, die der durch fremde Hände gegangne Volksſtoff ſchon mitbringt. —

Unübertrefflich in Lear die Gruppierung. Ganz im Vordergrunde das Leiden des alten Lear, mehr im Hintergrunde und ebenſo weniger breit ausgeführt die Gloſtergeſchichte, noch weiter im Hintergrunde, und faſt bloß ſkizziert, das Verhältnis Edmunds zu den Schweſtern. Wunderbar, wie die Leargruppe und die Gloſtergruppe ineinander verſchränkt werden, nachdem ſie eine Weile nebeneinander iſoliert hergingen. — Jede kleinſte Handlung bezieht ſich auf das ſtraffſte auf die Idee des Ganzen. Jeder einzelne Stamm des Ereigniſſes iſt ſo einfach, als er nur ſein kann, und ſo notwendig in ſeinem Zuſammenhange. Jeder einzelne Stamm würde, allein ausgeführt, und in konzentrierter Form unendlich geſtreckt und gedehnt werden, und manches in den pragmatiſchen Zuſammenhang aufnehmen müſſen, was den idealen aufhöbe. — Der Tragiker muß bei der Bildung der Fabel beſtändig daran denken, daß die ganze Tragödie nur um der Idee willen vorhanden ſein dürfe, daß alſo jede kleinſte Erfindung nur im Bezug auf ſie und zur vollſtändigern und klarern Darſtellung derſelben durch das Einzelne und Ganze, Stoff und Form, Charakter, Situation und Handlung gemacht und eingerichtet werden dürfe. — Die Schuld muß frei aus dem Herzen der Menſchen, ohne irgend einen äußern Hebel bloß aus der Leidenſchaft hervorgehen. — Die Hauptſzene bleibt des Menſchen Inneres; die eigentliche Peripetie und das Leiden, Schuld und Strafe und ihr Zuſammenhang, alſo das Schickſal muß in dieſem Innern vorgehen; die äußere Peripetie darf nur eine natürliche Folge der innern ſein und durchaus nicht als die Hauptſache erſcheinen. Das Hiſtoriſche darf bloß den Hintergrund darſtellen. — Die Schuld iſt ein Kind der Freiheit, das ganze Leiden muß notwendig aus der Schuld folgen, ja ſchon darin liegen. Die Schuld ſetzt den Perpendikel des Uhrwerks in Bewegung. Von da an darf nichts mehr von außen hineinwirken. — Schiller ſucht den Zuſchauer zum Mitſchuldigen ſeiner Helden zu machen, Shakeſpeare thut meiſt das Gegenteil. Schiller ſagt: Seht ihr? Mein Held kann kaum anders. Shakeſpeare ſagt: Seht ihr? Mein Held könnte wohl anders. Schiller ſetzt ins hellſte Licht, was zur Schuld treiben kann, und verſteckt, was ihn abhalten müßte, oder läßt dies von jenem rhetoriſch niederkämpfen. Shakeſpeare thut das Gegenteil. Beſonders im Macbeth, beſonders wo der Held das Mißverhältnis der Kraft der Gründe für und gegen die That ins Licht ſetzt und den Zuſchauer zum Gegner ſeiner That macht.

Typiſche Individualität der Tragödie

Die Tragödie muß ihren Rhythmus und Ton halten als Individuum, als ſelbſt ein Weſen, ſie darf nicht aus ihrem Charakter fallen, ſo wenig als eine der darin auftretenden Perſonen. *Dem Großen darf nichts Kleinliches ſich miſchen, dem Hiſtoriſchen nichts Novelliſtiſches.* Hiſtoriſcher Boden, Charaktere, Situation, Motive, Handlungsweiſe, Schuld und Ausgang müſſen übereinſtimmen. So im Lear. So verſchieden die Perſonen von einander ſind; alle tragen in ihrem Thun und Leiden die rauhe Größe ihrer Zeit. Da iſt nichts Kleinliches, nichts Sentimentales, keine vorſchreiende Innerlichkeit. Selbſt in Cordelia; ſo nahe die Verſuchung zur Sentimentalität in dieſer Rolle lag! Wenn ſie nicht in die Oſtentation der bei den Schweſtern zumal nur erheuchelten Gefühle einſtimmt, ſo ſpricht ſie aus Trotz weniger als wahr, wie jene mehr als wahr. Sie iſt durchaus kein zartes, bloß liebeſeliges Weſen; ihre Geradheit iſt ebenſo derb als die Heuchelei der Schweſtern, und in ihrem Trotze trägt ſie ebenſo eine Schuld der Rückſichtsloſigkeit und Subjektivität als Lear ſelbſt. Sie kennt den Alten, ſie weiß, wohin ſie ihre trotzige, abſichtliche Trockenheit führen kann; durch eine kleine Selbſtbeſiegung könnte ſie eine Übereilung abwenden, ſie thut es nicht. Sie kann ſich ſo wenig beſiegen, als der Alte ſich beſiegen kann. Wie Kent und der Narr auch in ihrer Treue derb und ſchonungslos dem Greiſe, wie er ſchon leidet, ſeine Wunden weiter machend, der Narr noch durch beißenden Spott, begegnen, ſo iſt auch Cordelia ein Kind der Zeit wie die übrigen. Die Herrſchaft des Inſtinkts und das Unvermögen, ihre Subjektivität zu bezwingen, haben die ſämtlichen Perſonen gemein.

Timon von Athen

— Hier iſt die Betrachtung die Hauptſache. Die Fabel iſt ungemein einfach und giebt nur die Gelegenheit, Betrachtung über den Undank und ſeine Gewöhnlichkeit daran anzuknüpfen. Das Ganze typiſch. Ein „ſo geht es, wenn einer ſo iſt.“ So ſchmeichelt alle Welt dem gutmütigen Verſchwender; ſo laſſen ihn dann die Schmeichler, wenn er nichts mehr zu geben hat, ſo kommen ſie wieder, wenn er von neuem ſeine Wirtſchaft anfängt. So glaubt der Thor an die Wahrheit ihrer Verſicherungen. Mit ſolcher Zuverſicht geht er ſie an, um ſeine Gutmütigkeit wett zu machen. Mit ſolchen und ſolchen Ausflüchten verſagen ſies ihm dann. So ſchlägt dann ſein Übervertrauen, ſeine thörichte Liebe in Menſchenhaß um. So denkt er, wenn er vom Hauſe und Hofe ins Elend geht. Mit dem Anfange des vierten Aktes, wo Timon dies thut, nimmt das Typiſche im engern Sinne ſein Ende. Daß Timon Gold findet, bringt ein neues Motiv hinein. Bis dahin war es treue Schilderung des allgemeinen Weltlaufes; nun wird das Stück individueller. Bis hierher heißt es: Das iſt die Geſchichte aller gutmütigen Verſchwender; nun kommt die Fortſetzung eines dieſer Verſchwender, der, bis zum Menſchenhaß gediehen, plötzlich wieder reich wurde. — Es fragt ſich, ob es ein Stück geben kann, das bis zum Ende typiſch wäre? — Shakeſpeares Poeſie iſt die Poeſie des Weltlaufes. Sein Drama hat in dieſer Hinſicht viel Ähnlichkeit mit der Äſopiſchen Fabel. Sein Zweck ſcheint wenigſtens derſelbe zu ſein, die Tendenz Lebensweisheit zu lehren. — Er ſtellt Geſetze des Weltlaufes dar und überläßt der Wahrheit und Innigkeit ſeiner Ausführung den Effekt. — Bei der Tragödie muß alles vom Anfang bis zu Ende auf Erweckung eines und desſelben Gefühles, das ſich nur immer mehr ſteigern muß, angelegt ſein. —

Richard III.

Durchaus ſchlaffer Zuſammenhang. Die Einheit liegt in dem im Heinrich VI. ausgeſprochnen Plane Richards, ſich durch alle Hinderniſſe zum Throne hindurchzudrängen. Eine andre Art Zuſammenhang bilden die Flüche und deren Erfüllung, bei welcher jedesmal auf jene zurückgedeutet wird. Die Einheit liegt *alſo wie* gewöhnlich bei Shakeſpeare in der Idee des Hauptcharakters, ſo z. B. im Richard III. *Dadurch, daß die Szenen kaum ſonſt miteinander verbunden ſind, wird es erreicht, daß nirgend ein Klaffen entſteht. Es iſt weit erträglicher, wenn der Zuſammenhang der Szenen durchaus ſchlaff iſt, als nur an einigen Stellen, wenn die Erwartung eines ſtraffern Zuſammenhanges gar nicht erregt wird. Wo man den ſtraffen Zuſammenhang nicht durch ein ganzes Stück hindurchführen kann, iſt es beſſer, ihn durchaus locker zu erhalten. Die Klarheit iſt dadurch gewahrt, daß die bezüglichen Teile zuſammengehalten werden, wodurch jede Szene eine Art von Geſchloſſenheit erhält. Man hat nirgend nötig, ſich erſt lang zu beſinnen, die Vorbereitung geht der Sache unmittelbar voran.* Ich glaube für die hiſtoriſche Tragödie im großen Stile, wie Leſſing ſich ausdrückt, iſt Richard III. das Hauptmuſter, nach ihm Richard II. Wie ſeine Novellenſtücke Typen des Privatweltlebens im einzelnen und ganzen, ſo ſind auch die hiſtoriſchen Typen des hiſtoriſchen Weltlaufes, ein Spiegel, ein Lehrbuch. — Das Stück iſt durchaus Geſchichte und von einer Idealität, daß keines der Schilleriſchen nur von weitem damit verglichen werden dürfte. Es iſt ein Körper des Geiſtes der Geſchichte ſelber, nicht die Idealiſierung irgend eines beſondern Stücks Geſchichte. Alles iſt typiſch und allgemein, ſo charakteriſtiſch es iſt. Es ſind weder novelliſtiſche Elemente darin, noch irgend ein hiſtoriſches Element novelliſtiſch aufgefaßt und gewendet. — Die Einheit des Stückes liegt in der Einheit des Charakters oder, wenn man will, der Rolle des Richard, in der erſchöpfenden Darſtellung einer ſolchen Natur. Freilich iſt dieſe Natur dadurch außerordentlich geſchickt, dem Stücke ſolche Einheit zu geben, da ſie nur eine einzige Intention hat oder iſt. Shakeſpeares dramatiſche Kunſt iſt auf die Schauſpielkunſt baſiert, und dieſe betrachtet er als Menſchendarſtellungskunſt, d. h. nicht als Kunſt der Darſtellung eines einzelnen, zufälligen, ſondern eines Typus, eines realiſtiſchen Ideals, eines Gattungscharakters. Die einzelne, zufällige Exiſtenz, das Individuum im engſten Sinne hat keinen Maßſtab, es iſt keinem andern ähnlich, ſich ſelber nicht und giebt daher weder dem Gemüte noch dem Verſtande ein Intereſſe. Der Verſtand erfreut ſich an der Konſequenz, an dem Geſetzmäßigen. Alles dramatiſche Intereſſe beruht auf Erwartung. Man ſieht vorher, wie ſolch ein Charakter in ſolchem Falle ſich benehmen, wie er handeln wird, das beſchäftigt, es iſt keine leere Spannung; und kommt der Fall, und die Vorherſehung bewährt ſich, ſo fühlt ſich unſer Verſtand geſchmeichelt und befriedigt, und wir haben das Gefühl der Notwendigkeit des Vorfalles. —

Richard III. Die Natur der Leidenſchaft

Ich leſe eben wieder Richard III. und bin von neuem erſtaunt über die Kunſt, mit der Shakeſpeare alles möglich zu machen weiß. — So ausführlich und breit findet man in keinem ſeiner Stücke ſonſt den Dialog; hier iſt keine Spur von jener Zuſammendrängung vieler Gedanken und Gefühle in ein Wort, die wir in andern ſeiner Werke finden. Wie kommt das? fragt man ſich, denn man iſt bei Shakeſpeare überall die tiefſte Abſichtlichkeit zu treffen gewohnt. Und ſo habe ich mich oft und vergeblich gefragt. Jetzt, wo mein eignes Bedürfnis mich den Kunſtmitteln nachjagen läßt, die eine reiche, eine weite Zeit einnehmende Fabel ohne ſichtbare Gewalt in die drei Stunden preſſen helfen, finde ich die Antwort. Es iſt fabelhaft, welche Maſſe des Stoffes in dem Richard ſich drängt, und fabelhaft, mit welcher Weisheit Shakeſpeare all den möglichen Nachteilen ſolchen Stoffreichtumes auszuweichen weiß. Zunächſt droht die Klippe der Unklarheit. Schon früher fanden wir ſein Kunſtmittel, dieſer zu begegnen, in einer leicht überſehbaren Anordnung, mit Zuſammenhalten des Zuſammengehörigen. Deſto näher drohte die andre Klippe, unnatürliche Haſt der Bewegung. Dagegen hat er nun die ideale Behandlung der Zeit als Hilfe; und wie in keinem andern ſeiner Stücke die Begebenheiten gewaltſamer zuſammengerückt ſind, ſo iſt auch in keinem andern die Zeit ſo ideal behandelt als hier. Hier giebt es kein Geſtern, kein Morgen, keine Uhr und keinen Kalender. Nirgend iſt jede individuelle Namhaftmachung der Zeit ſo konſequent vermieden als hier. Es giebt nur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. *Dazu gehört auch das Namhaftmachen von Entfernungen zwiſchen Orten, die in der Handlung zuſammengebracht werden, Entwicklungen, die eine gewiſſe Zeit bedürfen, ſo im Menſchen als ſonſt.* Die Klippe der Trockenheit, die mit der Haſt zuſammenhängt, der ſichtbar gewaltſamen Drängung, balanciert er nun durch den Dialog, der ſo poetiſch behäbig und behaglich wie in keinem ſeiner andern Stücke, wie jene Drängung der Fakten in keinem andern größer und gewaltſamer iſt. Aber noch einem andern Übel wird dadurch vorgebeugt, der Peinlichkeit des Eindrucks. Dieſe wäre unausweichlich, wäre der Stoff von ſeiten des Gemüts aufgefaßt, ſo etwa in Goethiſcher Weiſe. Die Gedankenhaftigkeit dieſes Dialogs hilft dagegen und bietet zugleich die Hand, die Geſtalten zu heben. Denn darin, in der Gedankenhaftigkeit des Dialogs, liegt hauptſächlich das Impoſante der Shakeſpeariſchen Figuren. Dadurch wird das Thun der Geſtalten in das Reich der Freiheit, der Zurechnung, des moraliſchen Urteils hinaufgehoben, und in dem Beſitze dieſer freien Selbſtbeſtimmung liegt das Impoſante des handelnden Menſchen. Daß dieſe Selbſtbeſtimmung auf die Seite des Wollens ſich legt, der Leidenſchaft, die ihre Naturnotwendigkeit wiederum in ſich hat, das verbindet bei Shakeſpeare ſo ſchön Freiheit und Notwendigkeit der Natur, während wir bei Schiller dieſes innere Geſetz und ſeine Wahrheit, bei Goethe jene Selbſtbeſtimmung und ihre Kraft vermiſſen. In der Leidenſchaft ſind dieſe beiden Seiten des Menſchlichen beiſammen; daher iſt die Leidenſchaft das Zentrum der wahren Tragödie. In dieſer Hinſicht iſt der Affekt das Gegenteil, und deshalb wohl revolutioniert ſich Schiller gegen ihn, wiewohl unter Mißverſtändniſſen, da er, wie es ſcheint, den Affekt, inſofern dieſer der vollziehende Diener der Leidenſchaft iſt, inſofern er im Einverſtändnis mit dieſer iſt, zur Leidenſchaft hinzurechnet und in ihm nicht den Affekt anerkennt. — Eine Geſtalt wie ein wirklicher Menſch wird um ſo impoſanter ſein — dies faßte Schiller auch zu eng als „Würde" —, je mehr er ein Leidenſchaftsmenſch iſt, um ſo weniger impoſant, als er ein Affektmenſch iſt. Die ſogenannten Charakterloſen ſind eben ſolche Affektmenſchen, ohne die Baſis einer großen Leidenſchaft, welche eben die Konſequenz giebt. Schiller ging hier in Kants Irrwege, der durch die Stelle Kants in der philoſophiſchen Anthropologie deutlich zu machen iſt: „je mehr Affekt ein Menſch hat, deſto weniger pflegt er Leidenſchaft zu haben." Er bedachte nicht, daß der Leidenſchaftsmenſch ja eben Affektmenſch iſt — denn alle Leidenſchaft geht auf möglichſt immerwährenden Genuß eines Affekts; daß aber in der Leidenſchaft die Kraft liegt, den ihrem Zwecke widerſtrebenden Affekt zu binden, wenigſtens zu verbergen. Aber die Leidenſchaft iſt nicht ruhig, wenn ſie dies iſt, weil der Affekt überhaupt ihr ein Fremdes, Vermiedenes, ſondern weil ſie nach dem *Genuſſe* eines gewiſſen Affekts ſtrebt und deshalb, ſo lange ſie kann, nicht duldet, weder daß ein gegneriſcher noch daß der geſuchte Affekt ſelbſt den möglichſten Genuß dieſes letztern verhindre. Wie die Leidenſchaft Affekte unterdrücken und bergen kann, bis ein Affekt ſie momentan überwächſt, davon iſt Macbeth ein ſprechendes Beiſpiel. Der Affekt aus der äſthetiſchen Idee von Größe, Herrſchaft, Ehre, Gefürchtetheit, Glanz u. ſ. w. iſt es, welchen ſuchend die Leidenſchaft die Affekte der Menſchlichkeit in Macbeth überwindet oder wenigſtens zu verbergen die Kraft giebt, bis dieſe — im Affekte der Gewiſſensreue — überwachſend bei der Tafelſzene den Schleier, womit die Leidenſchaft ihn birgt, zerreißen. Darum iſt die Leidenſchaft ſo theatraliſch, weil ſie ein Schauſpieler iſt. *Gegen das Dünne und Unplaſtiſche des Ausdrucks war ich ſchon immer, aber ich ſah nicht klar genug, daß es nicht allein auf die Wahl des äußern Wortes ankommt, daß die Detail- und Momentenmanier in ihrer verſtandesmäßigen Abſichtlichkeit eben nur das entſprechende Wort, die Dünnheit des Dinges die Dünnheit des Ausdrucks bedingt, daß jene Totalität und plaſtiſche Großheit nicht äußerlich aufzublenden iſt, ſondern in der Konzeption des Ganzen und ſeiner Geſtalten ſchon vorhanden ſein und nur ſeinen ihm natürlichen und notwendigen Ausdruck finden muß.* Das Geheimnis der wahren Großheit der Geſtalten und des Stückes iſt, daß die Perſonen immer nach der Notwendigkeit handeln, d. h. wie andre, wie der Zuſchauer es auch würden; dabei aber den Schein der freien Selbſtbeſtimmung feſthalten in dieſem eigentlich notwendigen Handeln. Je notwendiger daher der Vorgang, und je freier ſcheinbar die Bewegung der Geſtalten, deſto beſſer. In der Leidenſchaft iſt beides beiſammen, daher iſt die Leidenſchaft das erſte im Drama. Handeln die Perſonen nach dem Geſetze, der Naturnotwendigkeit, dem normalen Verlaufe der Leidenſchaft gemäß, ſo haben ſie die Notwendigkeit und die Freiheit in einem. Im Affekte haben ſie nur die Notwendigkeit. Dies die Emanzipation der Figuren, wenn ſie anders reden als thun; wie Shakeſpeares Böſewichter, die immer wiſſen, was ſie ſollen, das Sittengeſetz anerkennen und doch dagegen handeln und thun, was ſie wollen. Aber auch die tragiſchen und ſelbſt die bedeutendern Dramenhelden gewinnen dadurch an Wucht. Dadurch, daß ſie wiſſen, was ſie ſollen, und doch thun, was ſie wollen — müſſen in der Konſequenz der Leidenſchaft —, in der trotzigen Faſſung, zu leiden, was ſie leiden müſſen, liegt jener Schein von Freiheit, der ihnen den Anſchein der Fähigkeit unendlicher Kraftäußerungen giebt. Dieſe äſthetiſche Wirkung, die unſrer Freude und dem Wohlgefühl der Ausdehnung unſers Weſens an jeder Erſcheinung der Freiheit und Autonomie zu Grunde zu liegen ſcheint, erſtreckt ſich ſelbſt auf die komiſchen Geſtalten des Luſtſpiels und der Poſſe, wenn ihre notwendige Thorheit wie aus einem ſtolzen Entſchluſſe ſich zu beſtimmen ſcheint, wenn die Selbſtgefälligkeit ihrer Armut ſich ſelber ſozuſagen ſtolz zulächelt, daß ſie ſolche ſind, die den Mut und die Kraft haben, ſo etwas zu thun; wo dann darin das Urkomiſche liegt, daß die That zu dem Aufwande, der dabei ſcheinbar gemacht wird, in gar keinem Verhältniſſe ſteht. Wir kommen auf dieſem Umwege wieder auf den früher ſchon gefundenen Punkt der indirekten Charakteriſtik und auf den Hauptpunkt: tiefſte Abſichtlichkeit hinter dem Scheine völliger Abſichtsloſigkeit; wodurch dem Verſtande und der Phantaſie zugleich Rechnung getragen wird. —

Othello

— Doch wunderbar, daß in einer Zeit, wo man unſre modernen Trauerſpiele nicht mehr ertragen kann, wo man die Meinung hört, die Zeit der Tragödie ſei vorüber, die Shakeſpeariſchen noch ſtets ſo gern geſehen werden, und nicht etwa nur von der Klaſſe, die ihn ſtudiert und ſeine Stücke etwa ſeines Namens wegen gelten läßt, um ſich nicht vor den Wortführern zu blamieren. Seine Tragödien behandeln die furchtbarſten Vorwürfe, ſo draſtiſche Schreckensbegebenheiten, als wir gar nicht mehr erſinnen können, mit gehäuften Greueln, heftigſte Leidenſchaften in naturwahrer Darſtellung. Welche ſind die Gründe, warum dieſe Werke ſelbſt einer ſo verzärtelten Zeit gefallen? Ich glaube

1. Was den Inhalt betrifft: die ſittliche Gerechtigkeit; das richtige Urteil Shakeſpeares über Perſonen und Dinge.

2. Was die Darſtellung betrifft: die große Mäßigung großer Kraft, die große Ruhe großer Lebendigkeit, die Vermeidung nicht des Jähen, aber der jähen Darſtellung desſelben. Er ſchildert Gewaltſames, aber er ſchildert nicht gewaltſam. Die Breite, in der er die Geſtalten und ihre Äußerungen ausläßt. Das ſtete Erinnern daran, daß wir nicht Wirklichkeit, ſondern Kunſt vor uns haben in der bilderreichen, gehobnen Sprache, die ſtets das Dünne, Haſtige und Jähe vermeidet, das der unmittelbarſte Ausdruck des Betreffenden in der Wirklichkeit haben würde; das Anknüpfen von Nebenvorſtellungen, die gemeſſene Bewegung. Der Gedanke iſt bei ihm unmittelbar, ſowie das Fühlen und Handeln, aber der Rhythmus, wenn auch darſtellend, doch immer in künſtleriſcher Mäßigung. "Es iſt das richtige Verhältnis im Rhythmus der verſchiednen Vorgänge, aber das Tempo langſamer und gehaltener. Ebenſo das richtige Verhältnis zwiſchen Stärke und Schwäche der einzelnen Ausdrücke, aber der Ausdruck im ganzen großartiger und bedeutender." Wie bei Michel Angelo auch die magern Geſtalten noch die Mitte der Fülle der Wirklichkeit übertreffen. — Dann die Kürze der Szenen, das Verſchränken der verſchiednen Handlungen, ja oft beim Fortgehn derſelben die bloße Pauſe und ſinnliche Erfriſchung durch den Szenenwechſel. Die Vermeidung aller materiellen Spannungsmittel, da er die Wichtigkeit von Zeit und Ort für den guten oder ſchlimmen Verlauf nur andeutet, nie ausbeutet. Ferner die glänzenden Rollen, ſodaß die Bewunderung der Kunſt des großen Schauſpielers aller unfreiwilligen Täuſchung des Zuſchauers, "indem ſie einen Teil ſeiner Aufmerkſamkeit auf ſich zieht," entgegenarbeiten hilft, dann der Reichtum der

Handlung, der uns auf keinem Teile derſelben zu lange verweilen läßt; die Beſchäftigung der Sinnlichkeit, die Fülle von Poeſie, und die Idealität der Geſtalten. Auch die moraliſchen Betrachtungen. —

*Zum Teil hilft dazu auch, daß die Novellendramen in Italien ſpielen. Das fremde Koſtüm objektiviert, während das ſüdliche Blut die Größe der Leidenſchaft ſtark motiviert. — Das Italieniſche vertritt als Ideales dem Nordländer das allgemein Menſchliche. Es ſind nicht Engländer, über denen der Engländer, nicht Deutſche, über denen der Deutſche, wie er ſeine ſpeziellen Nationalitäten, zeitlichen Gebräuche, zufälligen Bedingungen in ihnen vermißt, die allgemeine menſchliche Bedeutung dieſer Geſtalten vergißt.

Im Othello bleibt Desdemona trotz ihrer Verſchuldung rein; dieſe wirkt bloß auf ihr äußeres Geſchick, nicht auf ihr Inneres, ihren moraliſchen Wert. Was aus ihrer Verſchuldung an dem Vater gegen ſie als Weib ſchließen ließe, wird nur einfach von Othello erwähnt. In der Wirklichkeit mußte dieſer Gedanke die Baſis des Verdachts bilden, ſie würde als ſolche bei jedem weitern Gedanken wieder mit gedacht als Überzeugung wirken; das kann der dramatiſche Dichter freilich nicht gut ſichtbar machen. Überhaupt iſt es ſchwer, eine Leidenſchaft wie die Eiferſucht überzeugend zu ſchildern im Drama. Der Othello hat das eigne, daß er dem Leſer oder Zuſchauer erſt hintennach wahr wird. Der Zuſchauer muß dabei eine größere Thätigkeit entwickeln, als dem Dichter die Grenzen ſeiner Kunſt vergönnen. Er (der Zuſchauer) muß aus ſeiner Kenntnis der Leidenſchaft überall die Winke des Dichters ergänzen; es iſt aber nicht vorauszuſetzen, daß viele dieſe beſitzen. Mehr oder weniger gilt das von aller Leidenſchaft. Selbſt diejenigen, die an einer gewiſſen Leidenſchaft ſelbſt leiden, und dieſe oft am meiſten, begreifen dieſelbe an andern nicht. Beſonders hier, wo man die Grundloſigkeit der Leidenſchaft kennt, während jeder im Fall der Eiferſucht nicht den Doppelblick hat, d. h. nicht die Grundloſigkeit ſeiner Leidenſchaft einſieht, ſolange ſie ihn beherrſcht.

Wenn man einen Leidenden in der Tragödie als Ideal ſchildern will, ſo muß man ſeine Verſchuldung, die man ihm nicht ganz ſchenken kann, aus dem Übermaß deſſen herleiten, was ihn ſo liebenswürdig macht, und ihn daran durch das ſtrafen, um was er die Verſchuldung begangen. Es wird ſchwer ſein, einen andern ſolchen Fall zu finden, wo die Strafe eine iſt, die nicht in das Innere dringt, was doch wiederum die naive Idealität der Geſtalt hindern würde in der Geſtalt der Reue. Hier bei Desdemona muß der Zuſchauer ihr Gewiſſen übernehmen, das ihr Leiden mit ihrer Verſchuldung in Zuſammenhang denkt, ſie thut es nicht, ſo wenig als Cordelia, und dies giebt dieſen Geſtalten am meiſten den Reiz der Naivität.* —

Die Motive der Desdemona gehn nicht alle aus einer Leidenſchaft hervor. Ihr unbewußtes Helfen zu der Kataſtrophe geſchieht aus Güte; ſie will dem Caſſio helfen; ihre Lüge mit dem Tuch aus namenloſer Angſt vor Othellos Heftigkeit und der Abſicht, dieſe nicht weiter zu reizen. Die Schuld darin iſt eine negative, ein Unterlaſſen der Vorſicht, und zwar eine unbewußte, in ihrem Charakter begründete. Man kann auch die Schuld der Heirat unter ſo bedenklichen Bedingungen daraus ableiten. Ihre Schuld iſt alſo eine unbewußte. Warum hat dennoch ihr furchtbarer Untergang nichts Gräßliches? Ich glaube, weil das Leiden ihr Anlaß giebt, eine ſo vollendete Seelenſchönheit zu zeigen, daß man die Urſache, das Leiden ſelbſt, darüber vergißt, ja ihm dafür dankt. Dann durch die ſympathetiſche Wirkung ihrer idealen Ruhe, weil die Kreatur in ihr ſich nicht windet und krümmt; ſie ſteckt uns an mit ihrer ſüßen Ergebung in das Leiden, in dem ſie nur um ihren Mörder beſorgt iſt, ſozuſagen mehr Mitleid mit dieſem als eignes Leid empfindet. Dann die künſtleriſche Ruhe und Schönheit der Darſtellung ſelbſt. Die Übereinſtimmung der Behandlung mit der Sache; denn wirklich iſt er der Beklagenswerte. Hieraus ſind Winke zu nehmen für die Darſtellung von Idealen. — Othello hat ſeinen Mordentſchluß ausgeſprochen; er heißt Desdemona ſich niederlegen und die Geſellſchafterin wegſchicken. Nun noch die Vorbereitung durch Caſſios Verwundung; nochmals ausgeſprochener Entſchluß Othellos. Die Szene ſpielt aus; nun Verwandlung. Desdemona ſchlafend allein, ein Licht, Othello tritt herein. Seine feierliche Richterſtimmung dabei! So macht nun der Mord und das Verhalten beiderſeits dabei einen weit tiefern Eindruck, weil man nicht erſchreckt wird, und eben darum doch zugleich einen viel künſtleriſchern, mildern. Dazu in Desdemonas Charakterruhe noch ein retardierendes, milderndes Element. Und wie iſt nun die That ſelbſt ohne das Wehren, das Winden und all den widerlichen Beiſatz, den ſolcher Fall in der Wirklichkeit hat! Der Dichter, der ſie ſo menſchlich zu behandeln weiß, darf die ſchrecklichſten Vorwürfe behandeln.

Die Motivierung bei Shakeſpeare. Othello

— Welche Motivierung im erſten Akte des Othello! Die ganze Handlung des Aktes iſt ſo geführt, um den Zunder zu zeigen, der in den Charakteren und in den Umſtänden der Heirat liegt. Und welcher Reichtum von ſolchen Motiven zur Eiferſucht kommt noch im Verlauf der übrigen Akte hinzu. Wahr iſts, beim erſtenmal Sehen oder Leſen verdunkelt das ſinnliche Leben der Handlung die Gewalt und Anzahl der Motive; je öfter aber und je geſammelter man lieſt oder ſieht, deſto überzeugender werden dieſe. Darin liegt die Gewähr für die ewige Dauer der Shakeſpeariſchen Stücke. Wie die andrer bei öfterm Leſen ihre Wahrſcheinlichkeit und Notwendigkeit verlieren, ſo gewinnen dieſe nur durch die vertrautere Bekanntſchaft. — Hier kann man lernen: 1. die Motivierkunſt. Denn auch von dem, was bereits vor dem Anfange geſchehen, wie von dem, was im erſten Akte geſchehen, kennt man den Grund, warum? und auch die Geſchichte, wie? 2. Die Führung des Dialoges, durch welche ſolche Motivierung möglich, natürlich und ungezwungen zu Gehör gebracht wird, wie alles Dünne, die Abſicht Verratende vermieden wird. — Welche Totalität! Wie wird die Sinnlichkeit durch die lebendige, affektvolle Bewegung, das Gemüt durch die Idealität der Geſtalten, der Verſtand durch den Reichtum von Erfahrungsſätzen und durch Sympathie mit Jagos Weltgewandtheit und Verſtandesüberlegenheit, durch die Erwartung, durch die Abſichten, die er zeigt, beſchäftigt! In welche freie poetiſche Region iſt der bürgerliche Tragödienſtoff durch den bedeutenden Hintergrund von Venedig herausgehoben! Welches Theaterſpiel aller Figuren! Welche ſcharf umgrenzten Geſtalten, durch Kontraſtierung noch verſchärft! — Wie man einer einfachen Handlung den Schein einer reichen geben kann. Der ganze Akt konnte in eine Szene zuſammengezogen werden. Vorzutragen war die Expoſition mit wenigem Hin- und Herreden. Aber wenn er ſeine Charaktere ſo plaſtiſch hinſtellen wollte, alles, Vergangnes, Vorgehendes und Künftiges ſo durchſichtig motivieren, ſo mußte er aus einer drei Szenen machen. Und wie er dieſe geführt, wird keine Gemütskraft im Zuſchauer eine Zuſammendrängung verlangen. Ich ſehe immer mehr ein, daß die Shakeſpeariſche Form für die vollkommenſte Tragödie unentbehrlich, daß ſie keine Licenz, daß ſie ein Geſetz iſt. — Wie viel unmittelbares ſinnliches Leben, wie viel Begegnung mit Othello und

Jago, Brabantio und Rodrigo wäre durch Konzentrierung dieſer drei Szenen in eine eingebüßt! Wie wäre ein ſzeniſcher Maßſtab gegeben geweſen, unter dem die folgenden Akte gelitten hätten! — — Beiläufig: wie weiſe, daß Shakeſpeare nicht allein den Othello ſo blind in Jagos Netze gehen läßt! Daß alle ſich gleich bereit von ihm täuſchen laſſen, macht das Vertrauen Othellos auf ihn nicht allein wahrſcheinlicher, ſondern auch entſchuldbarer. Othello erſcheint nun nicht als geradezu albern, was ſonſt der Fall ſein würde. Alles iſt nichts als eine in Handlung verwandelte Expoſition. All das bewegte Leben, das Wachrufen des Alten, ſein Aufſuchen Othellos, die Begegnung der beiden ſind nichts als Behelfe der Lebendigmachung der Expoſition der Vorgeſchichte; der Charakter und das Eintiefen der Unnatürlichkeit dieſer Mißehe und was aus alledem zur Erweckung der Eiferſucht dienen kann. — Die Charaktere und Dinge ſind abgelöſt aus der gemeinen Wirklichkeit. Was von und in ihnen nicht in engſter, ausſchließlicher Beziehung zu dem Gegenſtande der darzuſtellenden Handlung gehört, nicht ein notwendiges Glied derſelben iſt, iſt ihnen vollſtändig abgeſtreift. Das iſts, was Leſſing meint, die Simplifikation des Stoffes, durch welches die dramatiſche Handlung zum Ideale dieſer Handlung wird. So ſteht ſie wie eine Skulpturgruppe nach allen Seiten frei, überall durchſichtig und rund geſchloſſen da, nicht bloß en relief angelehnt oder nur halb frei ſtehend. — Im Othello iſt Shakeſpeare mehr als irgendwo Epitomator der Natur, Symboliſierer der Geſetze des Weltlaufes. Die Wiſſenſchaft von der Eiferſucht, ihre Naturgeſchichte in einem konkreten Beiſpiele dargeſtellt. Es iſt aber nur eine Art der Eiferſucht, die edelſte, die aus beleidigter Ehre, nicht aus geſtörter Genußſucht entſteht, ſozuſagen die moraliſche, geiſtige. — Jago dagegen zeigt im ganzen Stücke keine Spur von Ehrgefühl, ja ſeine Heuchelei und Verſtellung iſt im grellſten Kontraſte mit ſoldatiſchem Ehrgefühle. Bedenkt man nun auch noch, daß er eigentlich gar kein beſtimmtes Ziel ſeines Planes hat, und dies müßte natürlicherweiſe bei jeder andern Leidenſchaft die Hauptſache ſein, ſo drängt ſich auf, daß der Charakter, den Shakeſpeare ihm geben wollte, die Intrigierſucht iſt, die, wie ſie gewöhnlich eine Art von Stolz, hier noch von der Bosheit ſeines Naturells modifiziert erſcheint. Es iſt klar, er lügt dem Rodrigo, dem er doch zur Bürgſchaft, daß er ihm helfen wolle, mit dem Haſſe gegen Othello auch einen Grund dafür angeben mußte, die Ehrenbeleidigung als Grund vor. Seine eigentliche Leidenſchaft und Motiv iſt die Luſt an Schadenfreude und Intrigierſucht, die man dann im ganzen Stücke ſieht — die Zurückſetzung nur eine Gelegenheitsurſache. Ohnehin, wenn er wirklich die Zurückſetzung ſo tief empfände, würde er noch ein Motiv herbeiziehn, wie das von ſeiner Frau und Othello? es wäre keins mehr nötig. Möglich, daß er auch jenes wie dieſes ſich vormacht, um die Befriedigung ſeiner Intrigierſucht bei ſich ſelbſt zu rechtfertigen, ein Lügner und Hetzer ſeiner ſelbſt wie andrer. —

Die Expoſition des Othello

In der Expoſition des Othello iſt der Aufbau der Haupt- und Nebenvorſtellungen zu bewundern. Man wird auch hier im großen die dialogiſchen Mittel von Parentheſe und Parentheſe in Parentheſe finden. Die erſte Szene enthält Teile der Hauptvorſtellung, die Entführung, die Liebe Rodrigos zu Desdemona, den Widerwillen des Vaters, das Unnatürliche dieſer Ehe in freieſter und lebendigſter Ausſchweifung. Wir ſehen die möglichſte Tiefe und Breite der ethiſch-pſychologiſchen Motivierung als Hauptſache. Alles iſt motiviert, auch das Kommende ſchon im voraus, und wiederum die einzelnen Motive. Der ganze Bau iſt darauf berechnet, die hiſtoriſche Expoſition möglichſt in anſchauliche Handlung zu verwandeln, in der die Motive zwanglos und wie unabſichtlich in Aktion ausgelebt und in gelegentlicher Rede auf das klarſte und einſchärfendſte ausgeſprochen werden, die nächſten Motive, und wiederum die entferntern, die Motive der Motive und ſo fort bis zu ihrem letzten Grunde in Situation und Charakter. Dieſe einzelnen *Ausſprüche der* Motive ſind an ſich und meiſt auch in der Sprache bis zur abſtrakten Abſichtlichkeit kalt und klar, ja deutlich ausgeſprochen, aber die Kunſt der Umſtellung, die Üppigkeit und Plaſtik der Umſchreibungen maskieren dies vollkommen, ſodaß ein oberflächlicher Beſchauer keine Ahnung der künſtlichen Berechnung hat, ja daß er meinen kann, dieſe ungeheure Abſichtlichkeit ſei Mangel an irgend einer bewußten Abſicht und genialer Wurf des Dichters, da er doch eingeſtehen muß, er, der Beſchauer, empfinde kein Gefühl von Mangel, kein unerledigtes Bedenken. Und gerade was am meiſten abſichtlich iſt, wie das Ab- und Wiederdaraufkommen, das Antworten auf eine frühere Rede aus einer ſpätern heraus, ſcheint am wenigſten abſichtlich. *Gedankenplaſtiſch, nirgend das nackte Gefühl, ſondern immer gedankenplaſtiſche Umſchreibung desſelben.* Es bleibt doch in der That kein Weg, als der: erſt das ganze Material von auseinandergelegtem, detailliert ausgeführtem Fabelinhalte mit ethiſcher Kritik und pſychologiſchem Kommentar zu ſammeln und dann an dem Faden eines typiſchen Geſpräches es ſo zu reihen mit Parentheſen in Parentheſen, mit lebendigſter Vorſtellung des emanzipierten Einzelnen, daß Gegenſtand und Gegenſtand ſich in und mit der Form durchdringen. *Der Dialog ſtets locker; kein ſcharfer Zuſammenhang, am wenigſten materiell logiſcher oder formell lyriſcher! Zuſammenhang durch den Sinn.“

Bei Gelegenheit einer Lektüre Heinrichs VI.

Soeben habe ich ein Stück aus Heinrich VI., den 2. Teil, geleſen und bin hingeriſſen. Hier entwickelt Shakeſpeare bei weitem noch nicht die charakteriſtiſche Kunſt ſeiner ſpätern Zeit, die Sprache iſt noch weit weniger dramatiſch-charakteriſtiſch als ſpäter, aber es iſt wunderbar, wie der realiſtiſch-mächtige Stoff in dieſer poetiſchen Diktion wirkt. Man vergißt, Spannung vom Dichter zu verlangen, und es iſt mir nichts begreiflicher, als daß Schiller hier das Muſter ſeiner Sprache, ſeiner Behandlung nahm, und nur ein Wunder, wie er die Hauptſache, das, was ſeinem Briefe nach ſo mächtig auf ihn wirkte, die Nemeſis ungebraucht ließ. Sich poetiſch zu reſtaurieren und kleinliches Grübeln und pſychologiſches Spitzenzaſern, hektiſches Haſten zu verlernen, wird keine Lektüre mehr helfen als dieſe. Ich glaube, ſchärfere Charakteriſtik in Figuren und Sprache würde die Wirkung eher verringern als erhöhen. Ich muß unterſchreiben, was Schiller in einem Briefe von dem guten Effekte, der poetiſchen Nivellierung der Charaktere durch den Vers ſagt, und ich glaube, daß die Lektüre dieſer Stücke ihm dieſen Gedanken lebendig machte. Die Großheit dieſer Lektüre reſultiert hauptſächlich daher, „das heißt in der reinen Hiſtorie.“ Ich glaube, nur durch eine Annäherung an dieſen Stil iſt der deutſchen Tragödie wieder aufzuhelfen. Eine einfache Handlung — nicht eben eine arme — ſtetig entworfen, aber nicht mit ſo haſtigem Hinweiſen aus Szene in Szene, alſo mit Milderung des Spannenden, wozu auch die Erſchöpfung und Ausbeutung des Momentes hilft in einem gewiſſen poetiſchen Sichgehenlaſſen einfachen Szeneninhaltes — Exponierſzenen müſſen die Aufzählung, das proſaiſche Element auf ſich nehmen, damit die wichtigen ſich deſto freier bewegen können —; das Furchtbare durch ſchöne Ruhe verklärt und gemildert, und möglichſt viel poetiſcher Gedankeninhalt u. ſ. w. *Man müßte auch das, was an Schiller und Goethe noch das Urteil befriedigt, beibehalten, aber was ihnen fehlt, zu erſetzen ſuchen. Das iſt: Geſchloſſenheit, genau beſtimmter Eindruck, das Tragiſche und der große hiſtoriſche Sinn.* Schiller hat ſich in Reflexionen und lyriſchem Schwunge verloren, Goethe hat die Tragödie nach dem Genrebilde zu zerſtückelt und abgeſchwächt; beide haben die Baſis des Gewiſſens in ihren Dramen verloren; den Schilleriſchen gebricht die innere Einheit und Notwendigkeit u. ſ. w. Schiller hat überall das deutſche Herz und den deutſchen Kopf eingemengt, auch wo beides ſtört, ſie haben die Hiſtorie zu einer Art rührendem Familienſtücke gemacht und erniedrigt — oder die Zeit hat es gethan —, erläuternde Belege: Iffland, Kotzebue u. ſ. w. Jul. Schmidt ſcheint mir ganz recht zu ſagen, Schiller habe die Tragödie zu ſehr veräußerlicht, Goethe ſie zu ſehr verinnerlicht, und zwiſchen dieſen beiden Extremen in der Mitte möchte der rechte Weg führen. — Ich male zu ſehr mit ungedämpften Farben; Haltung iſt, was mir am nötigſten thut, gedämpfte Kraft. Nichts alſo mehr kleinpſychologiſch gedacht, noch weniger ſo gegliedert; einfach große Umriſſe, Stil. Den Ernſt der Kunſt nicht bis zur Proſa getrieben. Ich bin bis an die äußerſte Grenze gegangen, ich muß umkehren. — Ich glaube, das neue poetiſche Drama müßte, wenn es die Baſis des Gewiſſens, die heimiſche Denkweiſe wieder gefunden hat, in der Behandlung von Charakteren in die Mitte treten von Schiller und Goethe. Goethe iſt — neben Shakeſpeare — zu individuell für die Tragödie, Schiller zu allgemein; durch das erſtere verliert die Tragödie ihre Großheit, Geiſtigkeit, durch das andre den ſinnlichen Leib.

Eine gewiſſe ruhige Kühle iſt am notwendigſten, wo Handlung, Affekt und Leidenſchaft am ſtärkſten ſind, hier muß am meiſten Poeſie und Geiſt ſein. Das kreatürlich Ängſtende gemildert und durch Poeſie und Geiſt verklärt und ſozuſagen erheitert. Die Thathandlungen ſchnell und abſtrakt abgemacht, wo man ſie einmal vorausſieht, damit die Angſt abgekürzt wird, und dann wiederum durch Poeſie die Wirkung harmoniſiert. Das Gewaltſame immer ſo behandelt, daß der höchſte Grad, der möglich wäre, nie erſtrebt wird, und die ganze Behandlung ſo, daß man keinen verſteckten Schlag auf das Gemüt im Hinterhalte vermuten kann. Dazu eine gewiſſe tragiſche Feierlichkeit, die das Gemüt in den Rhythmus zwingt, in welchem es zu raſche, jähe Thaten für unwahrſcheinlich hält, aber dieſes ſchweigende Verſprechen auch nie gebrochen. Mein Fehler in „Zwiſchen Himmel und Erde“, daß ich immer nach dem höchſten Grade griff. Das Wilde des Stoffes muß ſo immer durch Poeſie balanciert werden. —

Viel Lärm um nichts

An „Viel Lärmen um nichts“ habe ich wieder ſo recht meinen alten Fehler empfunden. Wie allgemein, d. h. wie wenig limitiert und individuell iſt die Situation, mit der das Stück beginnt; wie ſchlank und ungeniert von außen bewegt es ſich aus ſich ſelbſt! Wie einfach ſind ſelbſt die Charaktere, und man kann ſagen wie gewöhnlich! Der einfache Reiz derſelben liegt in dem Kontraſte der heitern Hauptfiguren und der ſo ernſten Situation, in die ſie geraten; das iſt auch der Hauptreiz des ganzen Stückes. Wie einfach iſt dies alles! Dieſer Benedikt und Beatrice, wilde

Maulhelden gegen die Liebe und Ehe, ihr ganzes Heldentum eben in der wilden Zunge; daneben brave Menſchen, denen das Herz an der rechten Stelle ſitzt. Solche Menſchen giebt es überall. Ebenſo die übrigen. Wie iſt dieſer Gouverneur eben nur ein Vater, wie es die meiſten wären, ſo ganz ohne alle Abſonderlichkeit. Darum hat Shakeſpeare keine Erklärungen weiter nötig; alles erklärt ſich ſelbſt, ja es iſt ſo einfach und klar, daß, was anders daran wäre, als es iſt, Erklärung forderte. Die ganze Individualität Leonatos wie der übrigen Perſonen liegt darin, daß ſie ganze Menſchen ſind, nicht bloße Leidenſchaften oder Intentionen. Der Ernſte iſt nach ſeinem Maße heiter, wie es an ihn gebracht wird, die Heitern ebenſo ernſt. Auch Leonato hat Sinn für Scherz; was ihn darin von den andern unterſcheidet, iſt nichts, als daß er eben alt iſt und die andern jung. Er nimmt ſeinen Teil daran wie ein alter, nicht wie ein junger Burſch. — Das alles wird erſt durch die Kompoſition der beiden Hauptſtämme möglich. Die Miſchung beider Stimmungen iſt es, was die Handlung und die Perſonen zu ganzen Menſchen macht. Auch in dem Holzapfel u. ſ. w. iſt dieſe Miſchung, doch anders; die Charaktere ſelbſt und ihr Reden und Thun iſt komiſch; ihnen aber iſt es damit großer Ernſt. Dazu wirkt dieſe Kompoſition der zwei Stämme, die Stetigkeit des Vorganges. Während der eine ſich auslebt, werden die kleinern Daten, die Vorbereitungen des andern uns unmerklich zugeſpielt. So helfen ſich die beiden Stämme und dienen einander wie zwei Menſchenarme bei ihrer Thätigkeit, die auf einen Zweck gerichtet iſt. Die Perſonen ſind ſo ganz und gar nichts weiter, als was ſie für die Handlung ſein müſſen.

— Es iſt überaus weiſe, daß Shakeſpeare weder dem Benedikt noch der Beatrice eigentliche Überlegenheit gegeben und nicht ganz ausgezeichnete Menſchen aus ihnen gemacht hat. Sie ſind vielmehr in ihrer Tollheit ganz naiv und gewöhnlich; ſolche wilde Jungen findet man überall. Hätte er ſie mehr mit Geiſt ausgeſtattet, wie mancher andre Dichter zu thun verführt worden wäre, ſo würde ihr Fang und die Art, wie ſie gefangen werden, uns ganz und gar ungläubig finden. — Wie ſchön und zweckmäßig, daß wir vor der Trauungsſzene ſchon wiſſen, der Betrug müſſe herauskommen! Wie ganz anders, ja tragiſch müßte dieſe Szene ohne dieſes wirken und das ganze Stück in ſeiner Totalwirkung zerſtören! Wie verhältnismäßig kurz iſt die Beſchimpfung abgethan, wie weit länger und ausführlicher das Ausklingen der Stimmung, der Gemütsbewegung Leonatos! Wie ſchön iſt das Zuſammen des alten Neckſpieles in Benedikt und Beatrice mit ihrer ſchmerzlichen Teilnahme an Hero! Es erhöht der ſchöne Anteil an Hero die beiden und bringt ſie unſerm Gemüte und unſrer Achtung näher. Das Poſſenhafte wird ſo vermieden. —

Troilus und Creſſida

Troilus und Creſſida wieder geleſen. Wie iſt dieſer Troilus eben nur ein liebender Jüngling, Creſſida ein lüſternes, aber kluges Mädchen, Pandarus ein Unterhändler. Man möchte ſagen, ein Troilus iſt jeder Jüngling, in dem die erſte Liebe mächtig, Creſſida jedes ſolche Mädchen, und wie wimmelt es von Pandaruſſen, alten und jungen, männlichen und weiblichen Geſchlechtes! Es iſt die alte und immer neue Geſchichte. Und die Geſpräche ſind — bis auf ihren Geiſt und Witz — die Geſpräche, die überall und alltäglich geführt werden, wo dieſe alte, immer neue Geſchichte ſpielt. Wie ſieht Shakeſpeare jedem Stoffe ſogleich ſeine typiſche Seite ab, d. h. die Seite, die ihn beglaubigt, die ihn zu einer alten und immer neuen

Geſchichte macht, die jeder Menſch an ſich oder andern, wer weiß wie oft, erlebt hat, wenn auch nicht in ſo extremer Quantität. Den Geſprächen glauben wir die Menſchen, den Menſchen ihr Handeln. Seine Methode iſt auf das Weſen der Phantaſie gegründet. Er fügt außen die Züge zuſammen, allmählich und unmerkbar, die wir als die Teile einer Totalvorſtellung ſchon innerlich beiſammen haben, daher überraſcht er uns nur, inſofern er uns befriedigt, d. h. durch das Vergnügen einer vollſtändigen Befriedigung. Welcher Menſch iſt nicht oft in dem Falle, daß er etwas will und nicht kann, daß er ſich glauben machen will, er werde es noch können, und das Handeln hinausſchiebt und doch deshalb ſich tadelt. Was Hamlet iſt, ſind wir zu oft ſelbſt, als daß wir nicht an ihn glauben müßten. Er iſt es ganz mit demſelben Darum und Daran, was er iſt, wie wir es ſind, wenn wir es ſind. — Alle ſeine Dramen beſtehen aus Gruppen von ganzen typiſchen Zubehören, die zuſammen nur ein größeres typiſches Zubehör bilden. Es gilt nur, in dem uns Fremden, in dem hiſtoriſchen Sagen- oder Novellenſtoffe uns das zu zeigen, was uns bekannt iſt, oder vielmehr das Ganze als eins von jenen Dingen zu geben, welche wir ſelbſt erlebt haben; uns ſichtbar zu machen, daß die Bewegung der fremden, fremdkoſtümierten Geſtalt durch dieſelben Glieder, aus denſelben Gründen und auf dieſelbe Weiſe geſchieht wie bei uns; daß die Geſtalt Fleiſch von unſerm Fleiſche, Bein von unſerm Beine, daß ſie ein Menſch iſt wie wir. So, wer iſt nicht ſchon oft Macbeth geweſen, wenn auch in unendlich kleinerm Maßſtabe? Wer hat nicht all das an ſich erlebt, was Macbeth, wenn auch in ſo viel kleinerm Maßſtabe, doch genau in derſelben Folge und Proportion und demſelben Darum und Daran; wie wir thaten, was wir für unrecht hielten, wie wir es bereuten und doch fortgetrieben wurden auf dem einmal betretenen Wege. Wir ſehen die Natur unſers eignen Weſens, unſern Fall, nur vergrößert; wie wenn wir uns in einem Vergrößerungsſpiegel ſähen, unſre Bewegungen fühlten, und das Spiegelbild als ein andres Weſen, und doch als uns ſelbſt anerkennen müßten. — — Es giebt wie Menſchen ſo auch Geſpräche, die nur durch ihre Form intereſſieren und gefallen, abgeſehen von ihrem Inhalte, ja wohl trotz ihres Inhaltes. Shakeſpeare, der immer zugleich amüſiert, iſt reich an ſolchen amüſanten Geſprächen. Im Troilus kommen eine ganze Anzahl typiſcher Geſprächsmimen vor. Ähnlich iſt es mit den Witzgefechten, und es iſt eine große Albernheit, wenn die betreffenden Szenen bei Shakeſpeare aus der Sitte ſeiner Zeit erklärt werden. Die beſondre Form derſelben iſt in der Zeitſitte gegründet; aber die Sache ſelbſt exiſtiert heute noch ebenſo wie damals und wird exiſtieren, ſolange Menſchen noch heitres Behagen bis zum Übermute empfinden. Unſre heutigen Witzgefechte haben allerdings meiſt etwas Banales, Geiſtloſes und Dünnes wie unſre Tracht; man müßte ſie allerdings für das poetiſche Drama geiſtvoller und plaſtiſcher machen, aber das iſt ja mit allen Requiſiten des poetiſchen Dramas ſo; in der Dünnheit und Geiſtloſigkeit der Wirklichkeit kann man kein Motiv darin brauchen. Es gilt ja eben im Drama nur eine künſtleriſche Wirklichkeit, d. h. eine geſchloſſene, geiſtvolle, plaſtiſche zu ſchaffen. — Äußerſte Gewandtheit im Dialoge iſt ein Haupterfordernis eines Dramatikers. Die glücklichſten Intentionen ſehen wir am Mangel daran ſcheitern. —

Dramatiſch iſt das moraliſche Urteil oder, weiter genommen, das praktiſche Urteil über Menſchen und ihr Thun und Nichtthun. Das Theoretiſche über Zweckmäßigkeit von Inſtitutionen u. ſ. w. iſt undramatiſch. — Woran es uns Deutſchen hauptſächlich fehlt, das iſt die Ausbildung des ſittlichen Urteils. Dies wurde auch von Schiller verwirrt. Er nimmt Motive und Effekte von Shakeſpeare herüber, aber er ſetzt ſie nicht mit ihren Wurzeln und läßt ſie organiſch wachſen, er ſetzt ſie nur mechaniſch und arabeskenartig ein. Durch dieſes Herausnehmen eines Motivs aus ſeinem organiſchen Zuſammenhange verliert es ſeine Schönheit und wird oft zum Gegenteile; z. B. Thekla, eine, die eine Julia iſt, trotzdem daß ſie aus dem Kloſter kommt. Julia hat von der Falſchheit der Männer gehört u. ſ. w., Thekla aber ſpricht von dem Tiefſten des Lebens wie aus eigner Erfahrung. Sie bringt aus der Kloſtererziehung in die Welt bereits die Weisheit der Erfahrung mit, die andre aus der Welt nach langem Leben darin in das Kloſter ſcheuchen kann, eine Schärfe des Blickes, der die Meiſter der Verſtellung durchſchaut. Maxens und der Thekla Selbſtmord wird dadurch ſo widerlich, daß er aus voller Reflexion heraus vollzogen wird, nicht als Kind der Verzweiflung, wie im Romeo, wo es keinem der beiden Helden einfällt, über ihre That zu reflektieren, was ſie eben unſers Mitleids würdig macht. Was iſt zu reflektieren da? Der Tod iſt ihnen Notwendigkeit, er zieht ſeine Opfer unentrinnbar in ſein dunkles Netz. Aber Max und Thekla ſind altkluge junge Leute, ſie reflektieren wie Menſchen, die ein reiches Leben hinter ſich haben; man weiß nicht recht, wie ſie dazu kommen. Max ſpricht zwar von Verzweiflung; aber das iſt mehr Theatermanier, denn der wirkliche Menſch reflektiert nicht in der Verzweiflung ſo altklug wie er. Beide ſind bei voller Beſinnung, denn ſie reflektieren mehr als andre Leute in völliger Ruhe, ſie *müſſen* nicht ſterben; von jenem dunkeln unwiderſtehlichen Drange keine Spur, ſie reflektieren es ſich ein, daß ſie ſterben müſſen, und putzen die That aus, um ſie begehen zu können, was widerlich iſt. Wenn Thekla ſo beſonnen iſt, zu reflektieren, warum denkt ſie nicht an ihre Mutter und reflektiert ſich lieber in eine pflichtgemäße That als in ein Verbrechen? Romeo fühlt nur das eine, daß nun alles zu Ende, daß er nicht mehr leben kann. Ob die That, durch welche ſein Weg führt, Tugendthat oder Verbrechen iſt, das fällt ihm nicht ein, das kann ihm nicht einfallen; wie kann, wer eine Julia und mit ihr alles verlor, ein Menſch, dem die Welt in Stücke zerfiel, reflektieren! Worüber denn? Es iſt ja nichts mehr da, auch keine Reflexion mehr, alles hat Julia mit ſich genommen in das Grab. Dieſe Verzweiflung macht ſeinen Fürſprecher; aber wer will für ein Mädchen ſprechen, die ſich mit Reflexion in ein Verbrechen hineintreibt, eine Mutter, die niemand mehr hat als ſie, zu verlaſſen, einem Toten mit vollem Bewußtſein zu folgen, der in ſeiner Schwäche kein Recht darauf hat? — — Jeder Rauſch hat ſeinen Katzenjammer, allen Flitterwochen folgen Splitterwochen; das Umſchlingen der Millionen endet mit Donner der Kanonen, mit einer allgemeinen Beißerei. Und ſo taumelt der alte Trunkenbold Welt aus einer Thorheit in die andre. —

Coriolan

Kein Charakter außer Coriolan hat bei Shakeſpeare eine Umkehr; ſie gehen wie ein reißender Strom geradeaus, von einem Punkte nach der richtigen Mitte bis in ihr Übermaß, in dem ſie ſich zerſtören; ſie ſind gewiſſermaßen moraliſche Warnungsbilder, in denen die in ihrer Eigennatur ſchlummernde Gefahr, durch irgend ein Äußeres geweckt, aufſteht und ſie unaufhaltſam mit immer wachſender Schnelle zur Selbſtvernichtung treibt.

Shakeſpeare und Plutarch

— Es iſt äußerſt belehrend, die Biographie Plutarchs und Shakeſpeares Coriolan daneben zu ſtudieren. Wahr iſt es, Plutarchs Biographien ſind zur dramatiſchen Behandlung im Geiſte Shakeſpeares ebenſo fertig gemacht als die Novellen. Was dieſe römiſchen Tragödien Shakeſpeares ſo ſolid und objektiv, ſo geſund und poetiſch und wahr, d. h. in ſich ſelbſt begründet und übereinſtimmend macht, was ſie und ihre Charaktere ſo ſelbſtändig vom Dichter abgelöſt hinſtellt, das iſt, daß Shakeſpeare die Tragödien aus dem Geiſte und der ganzen Anſchauungsweiſe Plutarchs ſozuſagen herausdichtet, worin er gerade den entgegengeſetzten Weg unſrer Zeit einſchlägt, die immer die Gegenwart in ihre Stoffe hineingreifen läßt und darin eben das Intereſſe und den Reiz gefunden zu haben meint. *Wie nur immer möglich, muß der Poet der Geſchichte treu bleiben. Denn mit dem Hineindichten von intriganten und novelliſtiſchen Motiven, Situationen und pathologiſchen Verhältniſſen wird hier leicht und am meiſten verdorben. Es kommen dann Lieblingsſituationen des Poeten oder ſeiner Zeit und damit eine Art von Intereſſe hinein oder auch Teilung des Intereſſes, die ſich mit dem großen objektiven Drama des moraliſchen und politiſchen Urteils nicht vertragen und das Stück von dem einheitlichen Boden hinweg, den es haben ſollte, auf geteilten bringt, wo es ſich in wunderlichen Sprüngen bewegen muß.* Es iſt wunderbar, wie Shakeſpeare eben nur die Biographie Coriolans bei Plutarch in einen ſchauſpieleriſchen Vorgang umgeſetzt hat, wie er den ganzen Charakter, die Individualität und die Verhältniſſe desſelben aus dem Plutarch genommen und von ſeinem Eignen nichts dazu gethan hat als die künſtleriſche Bewältigung. Ebenſo den hiſtoriſchen

Boden. Es iſt in der ganzen Biographie nichts, was im Drama nicht herauskäme, im ganzen Drama nichts, was nicht ſchon in der Biographie enthalten wäre; ſelbſt die Gedanken, die er mit den Geſtalten als ihre Gedanken denkt. Alle Reden des Stückes haben zum Hauptzwecke, den typiſchen Charakter eingefleiſcht, ſinnlich gegenwärtig darzuſtellen, ſein Gutes und Schlimmes, ſein pro und contra kritiſch zu diskutieren und zu beleuchten. Es iſt eine fortlaufende Betrachtung und Kritik des Coriolancharakters; das Detail iſt ſo, daß dieſer Charakter ſich darin in allen ſeinen Zügen auslebt, und all dies iſt nichts als Ausführung des Urteils Plutarchs über dieſen Charaktertypus. So z. B. im Geſpräche zwiſchen Mutter und Sohn trifft die Mutter mit Lob die guten Seiten, die er hat, und markiert diejenigen, die ihm fehlen. Ebenſo in den Volksſzenen. Shakeſpeare ſieht die Dinge der antiken Welt lediglich mit dem Auge des antiken Betrachters, Darſtellers und Beurteilers an und giebt ihnen nur die unmittelbare Gegenwärtigkeit und lebendige Bewegung vor unſern Augen. Er ſelbſt verhält ſich ganz naiv zu ſeiner Darſtellung und zu ihrem Produkte. Man ſollte denken, dieſe Weiſe, die durch die beſten Werke Shakeſpeares als der Grundzug ſeiner Behandlungsweiſe durchzieht, müßte er von den Alten und beſonders vom Plutarch gelernt haben. Wie Plutarch ſein Werk Parallelen nannte, ſo könnte Shakeſpeare die ſeinen ebenſo nennen. Die Ähnlichkeit iſt mir am meiſten bei Gelegenheit der Parallele des Pelopidas und Marcellus aufgefallen. „Beide opferten ſich, ihr Blut ohne einige Not verſpritzend, wo gerade die Erhaltung und die Wirkſamkeit ſolcher Hauptleute an der Zeit war. Daher wir, dieſer Verwandtſchaft willen, ihr Leben in gegenſeitige Beziehung geſtellt haben.“ — Hier kommt der Unterſchied der antiken und der modernen Welt recht deutlich zur Erſcheinung; wir haben Gefühle für die Dinge, die ſogenannte Begeiſterung, wo die Alten das nüchterne, durch Gefühlserregung unverrückte Urteil haben. Schiller, der beſte Repräſentant unſrer Zeit, ſtellt ſich uns begeiſtert katholiſch dar, wo er den Katholizismus darſtellen will; er wird begeiſterter Heide, um das Heidentum zu genießen und es uns genießen zu laſſen; Wallenſteiniſcher Reiter, Schwärmer und wer weiß was alles, wo die Alten und Shakeſpeare ſie ſelbſt bleiben, und dieſe Geſtalten, abgelöſt von ſich, an das Maß ihres unbeſtechlichen Urteils halten. Kurz, Schillers Darſtellung einer Perſon und Sache iſt nichts andres als Darſtellung der Begeiſterung für dieſelbe, in die er ſich künſtlich hineinverſetzt hat, um ſeinen Zuſchauer und Leſer hineinzuverſetzen. Nicht die Perſon oder Sache ſelbſt, nicht die Wahrheit des Lebens giebt er uns; er giebt uns nur den Nimbus, mit welchem er jene umgiebt, den ſchönen Schein, der nicht ſie ſelbſt ſind, ſondern in die er ſie eingehüllt hat. Darin liegt eine große Gefahr; denn wie die Weiſe der Alten uns die Erfahrung über die Dinge, die wir nicht ſelbſt durch Erfahrung kennen lernen konnten, mitteilt und uns dadurch für das Leben erzieht, ſo wird in der Schilleriſchen unſer Irrtum, werden unſre jugendlichen Illuſionen zu einer leidenſchaftlichen Stärke erzogen; wir werden zu einem lediglich in der Phantaſie exiſtierenden Leben erzogen, das uns verwöhnt, blind und taub macht für die Wirklichkeit, und was das Schlimmſte, ungerecht; ſodaß die Humanitätsſaat ſich endlich in ihr Gegenteil verwandelt. — Wir finden in der Darſtellung des Coriolan wie des Volkes lediglich das Urteil Plutarchs über beide. Das Urteil über die Weiſe des Volkes, wie Shakeſpeare ſie gefaßt, enthalten auch noch andre Biographien Plutarchs, z. B. Fabius. Sollte denn unter den Biographien Plutarchs, die Shakeſpeare nicht benutzt hat, nicht noch eine ſein, welche einen

Typus von größerm Umfange, der ſchauſpieleriſchen und poetiſchen Gehalt hat, und zugleich ein tragiſches Schickſal behandelt? Ich denke doch. So ſieht z. B. die Geſchichte des Tiberius Gracchus ſehr danach aus, eine ſolche zu ſein. Ich will ſehen, mir die Plutarchiſche Biographie desſelben zu verſchaffen. — Die Schilleriſche Methode, die Leidenſchaft und den Affekt, die in dem Helden dargeſtellt werden ſollen, in ſich ſelbſt, im Autor und im Zuſchauer zu erwecken, darf nicht gewählt werden; dem widerſtrebt alles, was wir bis jetzt über die Methode unſrer Behandlung aufgezeichnet haben. — Mitleid, Übermaß von Mitleid ſcheint mir die Leidenſchaft, die Gracchus ſchuldig macht. Der Menſch macht ihn zum ſchlechten Staatsbürger. Wenn er an ſeiner Sache und ihrem Rechte, d. h. hier am Erfolge verzweifelt, aber in ſeiner Mannheit gezwungen iſt ſie auszufechten, ſo kann er in ſeiner Schuld und in ſeinem Leiden beides zugleich impoſant und liebenswürdig ſein. — Das Stück dürfte nichts weiter ſein als die Biographie, Darſtellung des Typus im Ausleben, und darin und in den Reden eigentlich weiter nichts als die Kritik dieſes Charakters, und zwar als Plutarchs Kritik dieſes Charakters. — „Solche Menſchen nehmen kein gutes Ende," wie der Mönch ſagt, als die deſperate Natur, die tragiſche Anlage Romeos ſchon bei der Verbannung drohend ausbricht. — — Was in Shakeſpeares Coriolan zunächſt auffällt, iſt die gewaltſame Drängung der Handlung in der Zeit. In keinem andern ſeiner Stücke iſt er darin ſo weit gegangen. So mit den Vorbereitungen zum Konſulwerden, wenn die Tribunen den Ädil inſtruieren, wie er das Volk bearbeiten ſoll, und der Ädil abgeht und nach vierzehn Jamben mit dem nach Ordre bearbeiteten Volke ſchon wieder zurückkommt. Desgleichen beſonders auch in der Kriegsexpoſition im erſten Akte. Es währt im Coriolan länger als irgendwo bei Shakeſpeare, bis die Handlung ins Rollen und der Zuſchauer in das Intereſſe für dieſelbe kommt. — Wie vermeidet Shakeſpeare in der Szene Coriolans mit der Mutter, wo ſie ihn bewegt ums Konſulat zu werben, das pro und contra dem Coriolan in den Mund zu legen, ſodaß die beiden Anſichten miteinander ſtritten, dann wären die Perſonen Nebenſache geworden, die dramatiſche Poeſie eine rhetoriſche Übung, und die Debatte hätte, unnütz für den Vorgang, dem Vorgange zuviel Raum entzogen. So ſpricht nun Volumnia das pro und contra zugleich aus und wird dadurch Szenenheldin. Eine eigentliche Debatte hätte beide Sprecher in Ruhe verſetzt und wäre ein bloßer Tauſch von Reflexionen geworden; etwas dem ähnliches iſt die Überredeſzene der Terzky in Wallenſteins Tod. — Volumnia ſpricht, indem ſie ſein Weſen tadelt, zugleich ihre Freude und ihren Stolz an und auf dies Weſen des Sohnes aus. Wie eine Lehrerin der Schauſpielkunſt ſpielt ſie ihm die Szene vor, die er ſpielen ſoll. Dadurch dringt die Intention ihrer Rede zum ſinnlichſten Ausdrucke vor, ſie wird mehr als bloße Belehrung, ſie wird Aktion. Der Gedanke geſtikuliert. — Das Mitleid wäre für Gracchus nicht primitiv genug. Er müßte humaner, politiſch-ſozialer Enthuſiaſt ſein. — Dieſer Idealiſtentypus hat etwas Sanguiniſches, ja man möchte ſagen, bis zur Wundergläubigkeit. — Seine Wünſche nimmt er für Verſprechungen Gottes und glaubt mit ihm rechten zu können, wenn die Dinge ſich nicht ſeinen Wünſchen bequemen, bis ihm die Wahrheit aufgeht, vielmehr bis er, von der Schuld gepackt, ſie ſich nicht mehr verblenden kann. Man müßte dieſen Idealiſtentypus auf ſein Primitivſtes verfolgen. —

Coriolan

Was änderte Shakeſpeare an der Plutarchbiographie? Was ließ er ganz ſo? — Er ließ ganz ſo den Charakter, wie ihn Plutarch darſtellte, ſeine tragiſche Miſchung und den hiſtoriſchen Grund und Boden, aus dem er mit ſeinen Anlagen als ein ſolcher herauswachſen mußte, als er war. Dieſe ſeine Denkart geht durch die Gedanken aller Perſonen des Stückes, und die Kampfſzenen des erſten Aktes führen ſie und ihr Zubehör uns aufs gegenwärtigſte und anſchaulichſte vor. Merkwürdig, daß die Szene, in der Coriolans Charakter, und die Szene, in welcher der hiſtoriſche Boden exponiert iſt, ganz ebenſo folgen wie in der Biographie. Die Kampfſzenen ſind eine Illuſtration zu dem Paſſus des 4. Kapitels der Biographie, der Coriolans Charakter exponiert. Ebenſo die Volksſzenen. — Statt des Auszuges des rottierten Volkes auf den heiligen Berg ſetzt Shakeſpeare den Straßenaufſtand, mit dem ſein Stück beginnt. In der Biographie wird Menenius vom beſorgten Senate ans Volk geſchickt, davon iſt nichts im Stücke; die Fabel des Menenius vom Magen iſt ſchon in der Biographie. Der Krieg mit den Volskern, die Belobung und Belehnung mit dem Namen Coriolanus iſt vollſtändig ins Stück aufgenommen. Ebenfalls ganz ſo das Verhältnis Coriolans zu Tullus Aufidius. Nur kleine Abweichungen im pragmatiſchen Nexus. Bei Shakeſpeare iſt Tullus ſchon im Begriffe, feindlich gegen Rom auszubrechen, bei Plutarch wird erſt um Coriolans Rache willen Gelegenheit zur Kriegserneuerung gemacht. Der Eintritt Coriolans ins Haus des Tullus ganz wie in der Biographie. Und ſo endet auch das Stück, wie es begann, als ſchauſpieleriſch-poetiſche Illuſtration deſſen in Coriolans Natur, was ſein tragiſches Schickſal im Leiden und im Ausgange notwendig macht, was zugleich ihm unſer bewunderndes Mitleid ſichert und uns den Ruf auslockt: Daß er doch das, was er war, nicht zu ſehr geweſen wäre, nicht ſo ſehr, daß er daran untergehen mußte! Und doch — wäre er es nicht ſo ſehr geweſen, würde er uns nicht ſo wohl gefallen haben. Alſo der Inhalt, die Abſicht einer Tragödie: uns ein handelnd und leidend gegenwärtiges, poetiſch-ſchauſpieleriſches Bild eines Menſchentypus zu geben, das um ſeines Poetiſchen und Schauſpieleriſchen willen uns gefällt, ein ſolches Bild eines ſolchen Typus, der als ſein Selbſtverderber uns genugſam gefällt, um trotz dieſes, ja um dieſes Selbſtverderbens willen einige Stunden lang ein angenehmer Gegenſtand unſrer teilnehmenden Betrachtung und eine Lehre für uns zu ſein, an der keine Abſichtlichkeit uns verſtimmt. Daß das und das, was uns wehe thut, in der Welt iſt und vielleicht ſein muß, obgleich uns ſein Zweck ein Rätſel — nicht daran wird der Gedanke in uns lebendig gemacht, ſondern es wird gezeigt, wie Schuld und verkehrtes Handeln, wie Leidenſchaft ins Verderben bringt, und zwar wird nicht das Warum als ein *Rätſel*, ſondern als eine *Vernunftnotwendigkeit* in vollſter Klarheit vor Augen geſtellt, die wir, ſowohl jenes Handeln wie ſeine Motive, in einem menſchlichen Typus dargeſtellt, der unſerm Schönheitsſinne gefällt, völlig billigen müſſen. In dieſer Hinſicht ſteht die Shakeſpeariſche Tragödie als die *harmoniſche* der alten griechiſchen und der neuern Schilleriſchen gegenüber, in welchen das Tragiſche eine *unaufgelöſte Diſſonanz* bleibt und *ebendeshalb* uns intereſſiert. — — — Coriolan iſt ſeiner Natur zufolge ein Sichſelbſtverderber: die andern ſind nur Anläſſe und Werkzeuge für ihn, ſich ſelbſt zu verletzen. Es ſcheint, ſeine tragiſche Anlage iſt die Zornmütigkeit; er hält, wie Ariſtoteles, dieſe für Mannhaftigkeit. Man könnte meinen, Shakeſpeare habe

Senecas Abhandlung „über den Zorn“ vor ſich gehabt. — Bei Gracchus müßte es Zorn aus Jugendrigoroſität ſein oder auch aus Humanität. — Man könnte das Übermaß der Leidenſchaften, die Unmacht des Geiſtes dagegen, durch welche ihre Träger ihre eignen Verderber werden, den Zorn der betreffenden Leidenſchaften nennen. Ähnlich ſcheint mir Seneca die Sache betrachtet zu haben; es ſcheint, daß er alle Leidenſchaften, die den Grad der Unmacht des Geiſtes erreichen, unter dem Zorne verſteht. Die drei Haupthandlungen Coriolans, ſein Benehmen gegen das Volk, der Racheentſchluß und das Aufgeben der Rache zu ſeinem Untergange, gehen durchaus nicht aus einer und derſelben Leidenſchaft hervor; die erſte aus Ariſtokratenübermut, die zweite aus Rachſucht, die dritte aus Pietät. Ferner zu beachten, daß dieſe drei Züge extreme ſind. — Das, worin Shakeſpeare von der Biographie abgeht, iſt zugleich eine Reihe ſchauſpieleriſcher Effekte. So weicht die Verbannungsſzene mit ihren nächſt vorhergehenden Kauſalgliedern ab, das weitläufig Begebenheitliche wird in Zeit und Ort zuſammengezogen. Die Verbannung wird dramatiſch und ſchauſpieleriſch aus dem Charakter, aus der tragiſchen Anlage im Charakter des Helden motiviert, das bloß Begebenheitliche der Biographie wird vielfach ignoriert. Die Situation verlangt von ihm, und er will, ihr nachgebend, das, was er ſeiner Natur nach nicht kann, und was, natürlich mißlingend, die Situation verſchlimmert, und die Unangemeſſenheit des Charakters und der Situation vergrößernd, ihn notwendig zum Verderben führt. Die Begebenheit wird ganz Charakterſpiel, und zwar ſo, daß große Spannung daran hängt, ob es Coriolan gelingen wird oder nicht, die Rolle, die er unternimmt, durchzuführen. In der Biographie iſt alles gegeben, außer der Art des Werbens um das Konſulat, und daß dies die erregende erſte Urſache der

Verbannung iſt. Er hat die Quinteſſenz von dem Begebenheitlichen ausgezogen, die Lücken getilgt, die Wiederholungen weggelaſſen. —

Tiberius Gracchus. Shakeſpeares Charakteriſtik

Mommſens Urteil über Gracchus ſtimmt mit dem meinen überein; Tiberius ein Menſch, der etwas beginnt, worauf er nicht angelegt iſt, der deshalb zu weit geht und nicht weit genug. Zu Verfolgung ſeiner Aufgabe geht er zu weit, denn ſein Werk iſt Revolution, nicht Reform; er geht nicht weit genug, da er die Revolution nicht durchführt. Mommſen meint, die Anklage, er habe nach der Krone getrachtet, ſei richtiger ſo geſtellt: er habe nicht nach der Krone getrachtet, was er konſequenterweiſe hätte thun müſſen, da ſein Beginnen nur als Weg dazu Sinn und Berechtigung gehabt hätte. Alſo der Typus eines idealiſtiſchen Jünglingspolitikers, der mit der Natur ſtimmt und auch ſchauſpieleriſch iſt, da er in der zweiten Hälfte bewußter Schauſpieler dem Volke und allen gegenüber iſt. Die Geſtalt hätte ihr Gericht in ſich ſelbſt; es gehörte nur ein Shakeſpeare dazu, ſie auch in der zweiten Hälfte noch impoſant und intereſſant zu erhalten. Wirklich iſt es wunderbar, wie Shakeſpeares Charaktere uns ſo imponieren können, daß wir uns der Teilnahme an ihnen nicht ſchämen dürfen, ohne daß er ihre Schwäche verbirgt. Beſonders Hamlet iſt hier ein wahres Wunder. Dieſer, dem ruchloſen Könige gegenüber feig verbißne, den Frauen gegenüber ſo mutige und rückſichtsloſe, durch die Tapete und mit fremder Hand — die Güldenſterne u. ſ. w. — meuchelnde Schwächling, im Handeln ein Nichts, im Reden und Reflektieren ein Genie, und ein eitles, deſſen Hauptvergnügen es iſt, ſich ſelber reden und reflektieren und witzeln zu hören, ein ſchwacher, ſelbſt im Intrigieren ſchwacher Intrigant; was iſt es doch, das uns an dieſem ſo gefällt? Zumal, da er ſelbſt noch ſeine ſchwache Seite beleuchtet? Es iſt doch wohl nichts andres als der ſchauſpieleriſche Reichtum der Rolle, der Reichtum von Tönen und die furchtbare Wucht der Situation, von der wir fühlen, daß der nicht eben ein völliger Schwächling ſein muß, der ihr unterliegt. Der Dargeſtellte iſt ein Schwächling, aber die Darſtellung iſt voll Kraft und reizt beſtändig unſre Sinnlichkeit und beſchäftigt unſern Geiſt; am Ende iſt es doch nur die Langeweile, das ſchwache Intereſſe, was uns an neuern Tragikern verdrießt, und wovon wir irrig die Schuld auf die Schwäche der Helden ſchieben, die eigentlich in der Schwäche des Darſtellers, der Darſtellung liegt. Die Leerheit, das Gemachte, Abſtrakte dieſer Geſtalten, der Katechismus, die in die Augen ſchlagende Abſichtlichkeit in allem, beſonders in kleinen Künſten, die denen eines ſchlechten Taſchenſpielers gleichen und uns nicht täuſchen, da wir ſchon öfter geſehen und auch jetzt wiederum genau ſehen, wie ſie es machen. Dieſe Helden ſind keine Ideale, ſie ſtehen nicht über dem menſchlichen Durchſchnitte; das ſind am Ende die Shakeſpeariſchen auch nicht; aber die der neuern ſind nicht einmal Menſchen, nicht Menſchen, die Gott oder die Natur, ſondern die ein Flickſchneider gemacht hat, wie Kent ſagt. Die Geſpräche ſind nicht allein unintereſſante, ſondern es ſind gar keine Geſpräche; nur ein mühſelig gemachter Katechismus. Sprache, Situation, alles andre muß und darf nur den Zweck haben, die individuelle Geſtalt zu zeichnen. Sowie ſie zum Sprachrohre des Dichters wird, ſobald ſie etwas andres thut, als ſich darſtellen, hört das dramatiſche Intereſſe auf; es kann uns wohl der Dichter intereſſieren, ja die Schönheit der Sprache und Gedanken an ſich uns gefallen, aber dieſe Vorzüge entſchädigen uns vor der Bühne durchaus nicht für den Mangel an Darſtellung der Geſtalt. Das Tragiſche und Poetiſche des Stückes, alles Wirkende darin wird erſt dramatiſch wirkend, wenn es völlig zur dichteriſch-ſchauſpieleriſchen Selbſtdarſtellung des individuellen Charakters geworden iſt. Unſre Dichter meinen die Geſtalt zur Darſtellung der Situation, zur Erregung und Erhaltung der Stimmung zu benutzen, aber der Irrtum liegt darin, daß die Geſtalt ſelbſt vernichtet iſt, ſo lange ſie nicht ſich darſtellt, daß hier die Erhaltung derſelben nur ein fortwährendes, ſtetiges Schaffen ſein kann; daß alſo die Darſtellung der Situation nur geſchehen darf in und durch Darſtellung der Geſtalt. Jeder Pinſelſtrich, der nicht an der Geſtalt malt, wiſcht von dem bereits Gemalten etwas wieder hinweg. Alles muß von der individuellen Geſtalt ausgehen und wiederum auf ſie ausmünden; ſelbſt die Spannung muß an das Charakteriſtiſche der Geſtalt ſich knüpfen. Wie wird er handeln? was wird er thun? nicht „was wird ihm begegnen?“ Denn dies iſt die epiſche Spannungsformel und bezieht ſich auf das Ereignis, auf die Begebenheit. Die Geſtalt iſt eben nichts andres als ihre Individualität, verſteht ſich, typiſche Individualität, denn eine andre giebt es für den Künſtler nicht. Nicht das Schöne an ſich gefällt, d. h. der abſtrakte Gedanke des Schönen, ſondern ſeine konkrete Darſtellung, ſeine künſtleriſche Wirklichkeit, die illuſoriſche Darſtellung desſelben. Schön iſt nun keine einzelne Rede, kein einzelner Zug, kein einzelnes Thun u. ſ. w., ſondern die ganze Geſtalt, die Übereinſtimmung der Züge zu einer illuſoriſchen Darſtellung. Daher iſt die Julia ſchön, aber nicht die Thekla. Daher kann nur das ſchön ſein, was wahr iſt, alles andre kann nur ſchön ſein wollen, d. h. die Abſicht des Dichters verraten, etwas Schönes zu ſchaffen. Schönheit und Wahrheit ſind der Sache nach dasſelbe; nur dem Medium nach, durch das ſie auf uns wirken, verſchieden; Wahrheit iſt die Übereinſtimmung eines Reichtums von Zügen für den Verſtand, Schönheit die Übereinſtimmung, Einheit einer Mannigfaltigkeit für den unmittelbaren Sinn. Die eine iſt das mittelbar, was die andre unmittelbar iſt, daher laſſen ſie ſich ineinander auflöſen; die Übereinſtimmung, welche durch öfteres Denken ſo geläufig wurde, daß wir ſie zugleich auffaſſen, iſt Wahrheit zur Schönheit geworden, und ſo kann im Kunſtwerke alle Wahrheit zur Schönheit werden, wie ſich alle Schönheit durch Überdenken ihrer einzelnen Momente als Wahrheit muß ausweiſen können. —

◆

Shakeſpeare und Schiller

Dialog bei Shakeſpeare und Schiller

Was Shakeſpeare durch ſein Individualiſieren des Dialoges, durch Darſtellung des Weltverkehrs hervorbringt, das erſtrebte Schiller durch Ideenfülle, Sentenzen und muſikaliſche Spracheffekte, d. h. die künſtleriſche Wirkung. — Shakeſpeare gab auf realiſtiſchem Wege, alle Seelen- und Sinnesvermögen anziehend beſchäftigend durch die Abmalung der einzelnen Vorgänge, der Seele des Zuſchauers, der überwältigenden Kraft der Situationen gegenüber die zum Genuſſe eines Dichterwerkes nötige Freiheit; Schiller that dasſelbe auf dem entgegengeſetzten Wege, auf dem des Verallgemeinerns. Shakeſpeares Weg blieb innerhalb der Grenzen der Anſchauung; Schiller ging über dieſe in die der Betrachtung hinaus. Shakeſpeare that, was er als Poet thun mußte, Schiller that es als Philoſoph. Shakeſpeare beſiegte das Leben, den Stoff durch deſſen poetiſche Bewältigung, Schiller, indem er ſich philoſophiſch über denſelben erhob, alſo immer doch durch eine Flucht vor dem Leben und dem Stoffe ſelbſt. Sein Fehler, daß er immer noch ein außerhalb der Bedingungen ſeines Stoffes und ſeiner Charaktere gelegnes Schöne und Poetiſche in ſeine Stücke hineinträgt, welches jenem widerſpricht, anſtatt dies Poetiſche, dies tiefre Intereſſe aus dem Stoffe ſelbſt herauszuentwickeln, wie es Shakeſpeare macht. Das Ideale eines Dramas muß in der Kompoſition liegen und in der Steigerung der Charaktere; ſein äußrer Verlauf muß ſo genau als möglich den Weltverlauf ſelber abbilden, den idealen Himmel über der realen Welt.

Hauptunterſchied zwiſchen Shakeſpeare und Schiller

Während Schiller in der Diktion und in der äußern Form und in der namentlichen Nennung des Schickſals und Hinweiſung darauf die Alten zu kopieren ſucht, ſteht Shakeſpeare dieſen im weſentlichen der Tragödie viel näher. Während Schiller die äußern Verhältniſſe, das hiſtoriſche Detail debattiert und Spannung und Zuſammenhang in die Intrigue legt und ſolchergeſtalt die Schuld größtenteils auf Rechnung der die Leidenſchaft überwiegenden Umſtände ſtellt und ebenſo die Beſtrafung, ſo öffnet Shakeſpeare das Innere der Menſchen und zeigt den Zuſammenhang von Schuld und Strafe als einen Kauſalitätsnexus in dieſem Innern. Schiller veräußerlicht, Shakeſpeare verinnerlicht die Handlung. Bei Schiller treten überall ſpezielle, zufällige Äußerlichkeiten in den Nexus ein, die eben nur dem gegenwärtigen Falle und keinem andern ſo angehören; bei Shakeſpeare ſind alle Zufälligkeiten und beſondre Bedingungen entfernt; er behält nur das bei, was typiſch iſt, was einer ganzen Gattung von Fällen zukommt. Und ſo verſteh ich nun erſt, warum Gervinus die Shakeſpeariſche Auffaſſung der Geſchichte eine idealere nennt als die Schillers, warum Julian Schmidt jene vorzieht, weil in ihr außerhalb des Menſchen nichts über ſein Schickſal entſcheide. Und dieſelbe iſt die Praxis der Alten, die Ariſtoteles berechtigte, die Tragödie als philoſophiſcher der Geſchichte vorzuziehn. Leſſing meint nichts andres, wenn er ſagt, man müſſe ſeinen Stoff ſo lange ſimplifizieren, bis man gleichſam das Ideal der Handlung erhalte. Harliſch irrt ſehr, wenn er, nachdem er geſagt, die Tragödie des Sophokles ſei ein naſſes Gewand der Idee, dem Sophokles den Shakeſpeare entgegenſetzt und Schiller in die Mitte zwiſchen beiden ſtellt. Was uns an Shakeſpeare deshalb irre machen könnte, iſt die Zuſammengeſetztheit mancher ſeiner Stücke. Er hat aber überſehen, daß jeder der Teile dieſer Zuſammenſetzungen ein naſſes Gewand derſelben Idee iſt, und die nebeneinanderlaufenden Typen wie große Flüſſe in einen Strom zuſammenbrauſend dieſelbe Idee nur mit doppelten Zungen predigen. In der That kommen bei Shakeſpeare weniger Epiſoden vor als bei Schiller. Max und Thekla bilden eine wirkliche Epiſode, denn ihre Geſchichte iſt nicht eine andre Einkleidung der Hauptidee des ganzen Stückes, ſondern eine Nebenidee derſelben, ebenſo der Montgomery in der Jungfrau, Rudenz und Bertha im Tell. Lear und Macbeth ſtehen hierin den Alten völlig gleich. In beiden kommt die Strafe unmittelbar aus der Schuld ſelbſt, und nur aus der Schuld. Die Schuld iſt eine reine, ebenſo die Strafe. Der Held bricht mit ſeinem Gewiſſen und wird von ſeinem Gewiſſen geſtraft, die äußerliche Peripetie geht bloß nebenbei, ſo notwendig ſie auch aus der Schuld hervorgeht. Schuldige, Schuld und Strafe ſind Typen. Die ganze Handlung in allen ihren Teilen iſt auf das Weſentliche reduziert, auf ihr Ideal, ſie iſt eine typiſche. Bei Shakeſpeare iſt der Fall ein allgemeiner, desgleichen die Charaktere, die Darſtellung derſelben in der Sprache iſt individualiſierend, bei Schiller iſt der Fall und ſind die Charaktere individuell, oft zufällig individuell, aber die Sprache verallgemeinernd. —

Das würde auf die Feſtſtellung des Ideals einer tragiſchen Kompoſition führen. Sie darf nichts ſein als die einheitliche Verkörperung der Idee. Die

Schwierigkeit dabei iſt nur, daß wenige Stoffe, ohne mit andern zuſammengeſchmolzen zu werden, ein ganzes Stück erfüllen. Die Idee der Tragödie iſt eben der notwendige Zuſammenhang von Schuld und Strafe. — Man ſehe den Anteil des alten Lear ſelbſt an der Tragödie dieſes Namens. Er enthält nichts als Schuld und Strafe des wunderlichen Greiſes. Er verſtößt die gute Tochter und giebt ſich in die Gewalt der böſen Töchter. Die Bosheit dieſer und die Güte jener ſtrafen ihn dafür. Da iſt kein Behelf, der dieſe einfache Handlung ſtreckte, keine Teilung oder ſonſt etwelcher Kunſtgriff. Das einzige, was das Ausſpinnen der Situation ohne Unwahrheit möglich machte, iſt die Freiheit der Form, die öftern Verwandlungen. Und jeder Behelf würde eine äußerliche, mehr oder weniger zufällige Bedingung in den Kauſalnexus einfügen. Die Sache ſteht ſo: Er leidet von der Gewalt der böſen Töchter, in die er ſich thöricht begeben, und durch die Güte der guten Tochter, in dem Gefühle, daß er unrecht an ihr gehandelt und dieſe Güte nicht verdient. Die Töchter, die böſen ſowie die gute, handeln ohne alles andre Motiv von außen nach der Notwendigkeit ihrer Natur. Er leidet, weil er das gethan, was notwendig ſo ausfallen mußte, wie es ausfällt; ſie thun, weil er ihrer Natur das Hindernis abgenommen hat, zu handeln — wie ſie ohne dies Hindernis notwendig handeln müſſen. Kein Nebenumſtand macht außerhalb ſeiner That und ihrer notwendigen Folgen einen Einfluß auf die Handlung geltend. — Damit vergleiche man die Behelfe in der Emilia Galotti, die das Strecken des an ſich einfachen Kernes notwendig gemacht, der fünf Akte allein füllen ſollte. Da muß der alte Galotti auf dem Lande wohnen, muß dem Dichter zu gefallen thun, als machte er erſt jetzt die Erfahrung, daß ſeine Frau leichtſinnig, er muß fortgehn, ehe Emilia aus der Meſſe kommt;

da muß die Emilia gegen alle italieniſche Sitte und noch obendrein gegen Wiſſen und Willen des Vaters gewohnt ſein, allein in die Meſſe zu gehn, ſie, der es ſo ſchwer fällt, etwas zu verheimlichen; da muß Marinelli — ebenſo thöricht und noch weit mehr als des Prinzen Attacke auf Emilia während der Meſſe —, was gar nicht nötig, ja wo es unklug iſt und gegen ſeinen Plan, den Grafen zum Zorne reizen, damit Claudia erraten kann, was dieſer meint, wenn er ſterbend Marinellis Namen ausſpricht. Da muß eine ganze Figur erfunden werden, die, ſo ſchön ſie erfunden iſt, doch nur das Bedürfnis des Dichters, das ſie maskieren ſoll, bloßlegt, die Handlung zu ſtrecken und dem Odoardo den Dolch zu geben, den dieſer ſpäter haben muß, und um dieſe Figur zur rechten Zeit, wo man ſie braucht, einzuführen, muß ein Brief von ihr ungeleſen liegen bleiben. Und wie viel andres noch, das nun alles einen Anteil an der Kataſtrophe erhält! — Ähnlich läßt Schiller ſeine Helden von den äußern hiſtoriſchen Konſtellationen beſtimmen, nicht durch ſich ſelbſt. Die Hiſtorie ſtraft den Helden nicht um das, was er gethan, ſondern um das, was ſie ihn gezwungen zu thun. — Die hiſtoriſchen Mächte und Konſtellationen ſtreiten in ſeiner Helden Bruſt, wie die Götter in den Äſchyleiſchen, die thun müſſen, was die Götter wollen, und deshalb auch leiden. — So verwirrt und reich das Hiſtoriſche im Hamlet iſt, es iſt nur Hintergrund; es wirkt nicht beſtimmend in die Seelen der Perſonen und in die Schuld und ihre Strafe hinein. Desgleichen im Lear, Macbeth und Othello. Hier hat es der Menſch bloß mit ſich zu thun. Duncan könnte türkiſcher Sultan ſein, die Sache bliebe ſich gleich. Dagegen ändert er in ſeinen Hiſtorien kein hiſtoriſches Datum, weil die Beſonderheit eben das Hiſtoriſche iſt; und die Allgemeinheit das Philoſophiſche. — Der Realiſt giebt das poetiſche Produkt, der Idealiſt das poetiſche Produzieren, d. h. der Realiſt reflektiert über den Stoff und ſeine Ausführung, über die Charaktere, ehe er die Arbeit beginnt, er iſt fertig, wenn er niederſchreibt. Der Idealiſt hingegen reflektiert über Stoff, Charaktere im Niederſchreiben und ſchreibt ſo mehr ſeine Reflexionen nieder als die Sache; erſt wenn er mit ſeiner Arbeit fertig, weiß er, was er gewollt hat, und ſo ſehn nun auch die Leſer in ſeiner Arbeit mehr, was der Dichter damit gewollt hat, als daß er das Reſultat dieſes Willens anſchauend in fertiger, objektiver Körperlichkeit erkannte. Darum ſind die Werke des Idealiſten gemeiniglich wärmer, und wer die Perſönlichkeit des Dichters in ſeinen Werken ſucht, wird dieſe Darſtellung vorziehn. Bei Schiller findet man nicht das Geſchöpf fertig, ſondern den Dichter in der Arbeit des Schaffens. Bei Goethe hat ſich das Geſchöpf abgelöſt, es iſt ſchon kalt geworden vom Guſſe. Shakeſpeare verbindet die Wärme Schillers mit der Ablöſung des Geſchöpfes vom Schöpfer bei Goethe. Bei Schiller ſehen wir ſeine eignen Intentionen, bei Shakeſpeare die Intentionen ſeiner Menſchen fertig werden. — Bei Schiller reißt uns der Dichter hin, bei Shakeſpeare des Dichters Geſtalten. — Schiller und Shakeſpeare ſtehen ferner einander gegenüber wie Affekt und Leidenſchaft. Schiller, bei dem die Intrigue vorherrſcht und den Zuſammenhang giebt, braucht das Affektvolle, um ſeine äußerliche Handlung innerlich zu beleben, ihr, was die Intrigue ſo nötig hat, Wärme zu geben. Er ſchildert aber wiederum oft nicht ſowohl die Affekte, als er mit Affekt ſchildert. Die Wärme geht nicht ſowohl aus ſeinen Perſonen als aus ihm ſelber hervor. Er ſchildert weniger die Leidenſchaft als leidenſchaftlich. —

Charaktere bei Shakeſpeare und Schiller

Vernunftideal giebt es nur eins; realiſtiſche Ideale ſind unzählige möglich. Schiller hat ſeinen Wallenſtein tief-gemütlich und edel, ja teilweiſe zum vollkommenen Charakterideale gemacht und dadurch ihn ganz aufgehoben, ja zur Phraſe gemacht, der keine, nicht einmal phantaſtiſche Wahrheit innewohnt. Hätte er ihn nur ſo, wie er ſich in ſeiner Schuld abzeichnete, gefaßt und in dieſer Einſeitigkeit potenziert und umgrenzt, es wäre ihm leichter geworden und beſſer gelungen. Giebt denn bloß Gutmütigkeit und was man jetzt „lieb“ nennt Intereſſe? Nein, gewiß nicht! Jeder einzelne Charakterzug kann durch Idealiſierung — im wahren Sinne — eine Gewalt über unſer Gemüt ausüben. Iſt nicht der Macbeth mit ſeiner Entſchloſſenheit eine ganz andre Geſtalt, als der Wallenſtein mit ſeiner Unentſchloſſenheit und unmännlichen Schwäche, die er durch die heterogene Miſchung erhält, in der ein Agens immer das andre aufhebt? Shakeſpeare legt nicht in ſeine Charaktere ihnen fremde Dinge, um ſie uns intereſſanter zu machen, er entwickelt vielmehr die Keime von Intereſſe, die in ſeinen Charakteren liegen, wie dieſe ſind. Wie imponiert Hamlet eben durch das Übergewicht der Reflexion, das ſeine Schwäche iſt, die Urſache ſeiner Schuld, wie zeigt er die Trägheit der Thatkraft mit der größten Energie der Intellektualität! Nicht die Züge eines abſtrakten Vernunftideales ſind in die Geſtalt zu tragen, ſondern die Geſtalt iſt zum Ideale ihrer ſelbſt zu erheben.

Heinrich VI. I. Teil (als Schillers Muſter)

— Mir wird immer deutlicher, daß das Muſter Schillers für ſeine ſpätern Stücke hier zu ſuchen iſt. Hier iſt die Würde, der Pomp der Repräſentation, die

Geiſtesgegenwart, Schärfe und redneriſche Kunſt in den witzigen Repliken, die innere Glut der politiſchen Leidenſchaften, die gewandte Rhetorik der Intrigue unter der Gemeſſenheit höfiſchen Anſtandes und des ſtolzen Bewußtſeins des kriegeriſchen hohen Adels, abwechſelnd mit dem vom Gefühle der äußern Würde zurückgehaltenen oder dieſen Damm durchbrechenden Affekte. Der breite Pinſel, der gemeßne Gang. Im Wallenſtein verrät ſelbſt die epiſche Ausbreitung des Stückes dies Muſter. Erſt in der Maria Stuart gewann er eine beſchränktere, geſchloßnere Form dazu. Nur miſchte Schiller ſentimentale Elemente ein, die oft mit dem übrigen im Widerſpruch ſtehn, er ließ die Situation überwiegen und die Charakteriſtik zurücktreten. Und dies geſchah mit jedem Stücke bis zur Braut mehr. Das Allgemeine, dem griechiſchen Chor entſprechende, das ſchon in dieſem Heinrich liegt, wie das Lyriſche im Gefühlsausdrucke, gewann es bei Schiller über das darſtellende Element, das im Heinrich überwiegt, wenigſtens jenem gleich ſteht. Dann fing er an, die Schuld der Perſonen immer mehr zu bemänteln, markierte die Abgänge und Aktſchlüſſe ſtärker. Er gab die würdevolle Repräſentation auch den Perſonen der niederſten Stände, hob die Wahrheit derſelben dadurch auf. *Was in den Szenen unter den Peers Shakeſpeares eben charakteriſtiſch und hiſtoriſch wahr als Bewußtſein politiſcher Größe und danach proportioniertem Umgreifen der Leidenſchaft, als höfiſcher Anſtand dem bürgerlich beſchränkten Weſen und der Dumpfheit der unterſten Klaſſen gegenüberſteht, wurde bei ihm, weil in aller Perſonen Munde, mehr eine tragiſche Konvention, ein Bretterdekorum. Da er in ſeine tragiſchen Perſonen durch Bemäntelung der Schuld einen Dualismus brachte — denn Wallenſtein wie Maria Stuart ſind doppelte Perſonen, Zweieinigkeiten —, ſo verdoppelten ſich die Motive und ſchwächten ſich dadurch gegenſeitig.

Schickſal und Charakter deckten ſich nicht mehr, weil die Schuld keine wahre mehr war, keine innere, ſondern eine entweder außerhalb des Stückes und ſeines Stoffes liegende (Maria) oder eine dem Helden durch die Verhältniſſe aufgezwungne (Wallenſtein). So mußte nun auch das Schickſal ein äußerliches werden. Er meinte ſich dadurch den Griechen zu nähern, hob dadurch aber wie vorher den Unterſchied der Stände nun auch den Unterſchied der Nationalitäten und Zeiten auf. Die, welche Schäfer repräſentierten und Engländer und Deutſche der neuern Zeit, hatten altgriechiſches Schickſal. So wurde nun wie die Sprache der höhern Stände ſo auch das Schickſal als Requiſit der tragiſchen Konvention ein Stück des Bretterkoſtüms. Indem er die Shakeſpeariſche Hiſtorie zu idealiſieren trachtete, hob er ihre wahre künſtleriſche Idealität auf; denn weder die Charaktere noch der Zuſammenhang von Schuld und Strafe (das eigentliche Schickſal) hatten ideale Einheit und wahre Allgemeinheit mehr. Der hiſtoriſche Wallenſtein iſt wie die Shakeſpeariſchen Figuren ein Typus, der Schilleriſche ein einzelner Fall. Ich glaube, wer die wahre hiſtoriſche Tragödie kultivieren will, muß von Schiller wieder zu Shakeſpeare zurückkehren, wenn auch nicht zu Heinrich VI., doch zu Richard II.

Das Spartaniſche

Montaigne rühmt gegenüber den Athenienſern, die alles im ſchönen Scheine, ſchöner Form, auch in der Rede geſucht, die Lakedämonier, bei denen der Unterricht hauptſächlich bezweckte, ein richtiges, praktiſches Urteil über Perſonen und ihr Thun bei dem Jünglinge ja ſchon bei dem Knaben herauszubilden. Auf dies letztere zielt Shakeſpeare in ſeinen Tragödien vor allen, und ſein Studium bringt darum praktiſchen

Nutzen, während Schiller in den ſeinen das Vermögen des praktiſchen Urteils durch Verwirrung ſchwächt zu Gunſten des athenienſiſchen ſchönen Scheines.

Einheit der dichteriſchen Intention

Ich hielt bisher Einheit des Motives für die rechte Zauberformel, aber dieſe iſt: Einheit der dichteriſchen Intention. Ein ganz genau beſtimmter Eindruck muß es ſein, den wir durch ein Drama hervorbringen wollen, ein einfacher, überwältigender. Die Seite müſſen wir dem Stoffe abſehen, ich möchte ſagen: die volkstümliche, weil das Volk ungeblendet iſt von allem, was Reflexion hie und da in Nebenumſtände hineinlegen kann, weil es ſelber nicht reflektiert, ſtets auf die Hauptſache, auf den allgemein-menſchlichen Kern in der Sache geht. Wir müſſen alle künſtlichen Geſichtspunkte vermeiden, alle fremden, pikanten Beleuchtungen, die Sache nicht vom Standpunkte griechiſcher oder romantiſcher, ſpaniſch-katholiſcher oder wer weiß welcher fremden Moral oder mit dem Auge des Schulphiloſophen anſehen. Wir müſſen die Sache ſelbſt und in ihrer eignen Sauce geben. Nicht allein was das Volk ergreift, ſondern auch wie und warum. Wenn wir nun den Punkt in dem Stoffe gefunden, der der Grund ſeiner Wirkung iſt, ſo müſſen wir ſo weiſer verfahren, daß aller Reichtum der Fabel aus dieſem Grunde fließt, und uns wohl hüten, darin wieder Gründe für andern Eindruck hineinzubringen. Der Stoff muß auf ſeinen Wirkungskern reduziert und dieſer ſo erweitert werden, daß das reiche Ganze des Dramas nichts andres wirkt, als was vorher der enge Kern wirkte. Vorausbedacht, daß die Wirkung des Kernes ſchon eine harmoniſche, poetiſche ſein muß, d. h. eine, in der alles ſich in affektvolles Mitleid mit einer oder zwei oder mehreren für eine ſtehenden Perſonen konzentriert, in das ſich keine fremde Regung miſchen darf. Alſo Einheit der Intention. "Man thut nun wohl, ſtets bei der Anſchauung zu bleiben, die Wirkung nicht in eine Formel — Idee — aufzulöſen, in der die Anſchauung untergeht, und die das Ausdichten erſchwert, weil immer wieder die Mühe erfordert würde, Gedanken, das heißt abſtrakte, in Gefühle und Handlungen rückwärts zu überſetzen. Vor dem Zu-Individuellen iſt man ſchon dadurch bewahrt, daß man ſich gewöhnt, in der Seele des Volkes aufzufaſſen und wiederzugeben, alſo typiſch und nur durch Zuſammenſtellung ſolcher Züge zu individualiſieren."

Shakeſpeare weiß genau, welchen Eindruck er mit jeder ſeiner Geſtalten, mit jeder Rede derſelben, welchen er mit dem Ganzen der Handlung hervorbringen will. Und dieſen beabſichtigten Eindruck läßt er keinen Augenblick aus den Augen; die Abſicht jeder einzelnen Rede iſt der Abſicht der Rolle, die Abſicht jeder Rolle wiederum der Abſicht des Ganzen ſubordiniert. Nicht der kleinſte Zug iſt der Abſicht des Ganzen fremd, jeder nur ein Diener derſelben. Konſequenz iſt ſein erſter Vorzug, nicht allein die Konſequenz ſeiner Charaktere, auch, und noch viel mehr, die Konſequenz ſeines eignen Verfahrens. Doch über dieſe tiefſte Abſicht breitet er den Schein der Abſichtsloſigkeit. Schiller iſt darin ſein Gegenſatz. So z. B. die Inkonſequenz in ſeinem Verfahren, da er das Thekla-Idyll ſich einſchleichen und die Wallenſtein-Intention überwachſen läßt, und die Inkonſequenz wiederum im Charakter des Wallenſtein, der eigentlich bloß eine Perſönlichkeit hat. "So wird dem Zuſchauer immer das Thun gezeigt, das er ſelber an des Helden Stelle geübt haben würde, wie er in dem Augenblick zu glauben beſtimmt iſt, und ſeine eignen Gefühle ihm in ſchönrer größrer Geſtalt entgegengebracht."

Der poetiſche Realismus

Das Dargeſtellte ſoll nicht gemeine Wirklichkeit ſein, jene falſche Illuſion muß verhütet werden, die Schlegel das Alpdrücken der Phantaſie nannte. Jemehr nun das Drama von der gemeinen Wirklichkeit durch Gedankenhaftigkeit und plaſtiſche Fülle des Ausdruckes abgeſchloſſen iſt, deſto mehr kann auch die Epitomierung wagen, deſto idealer kann die Behandlung von Zeit und Raum werden. Da alle Wirkung aus dem innern Kerne des Stoffes hervorgehen muß, wird der eigentliche Schauplatz das Innere, die Region von Leidenſchaft und Gewiſſen des oder der Helden, wo nur die innern Kräfte ſpielen nach dem Geſetze der Kauſalität der vernünftigen und ſinnlichen Natur des Menſchen; wo der Zufall alſo ausgeſchloſſen iſt, und kein wirklicher Raum, keine wirkliche Zeit mitſpielt, d. h. wo nichts darauf ankommt. Nur muß premiert werden, daß dieſe Abwendung von der gemeinen Wirklichkeit, dieſe Erhebung über ſie nicht etwa das Kolorit eines Transparents, wie bei Schiller, eine eintönige Feierlichkeit oder feierliche Eintönigkeit oder gar die Verzückung und den ſubjektiven Schwung lyriſcher Rhetorik bedeuten ſoll. Weit entfernt davon! Ebenſoweit als von der dünnen, haltungsloſen Sprache der gemeinen Wirklichkeit. Wie die Fata Morgana ſoll die dramatiſche Diktion die gemeine Wirklichkeit, nur in einem ätheriſchen Medium ſpiegeln, die Mannigfaltigkeit der Linien, Tinten u. ſ. w. durchaus nicht verwiſchen. Wie der Stoff vom Geiſte gereinigt, wiedergeboren, geſchwängert iſt, ſo ſoll der Dialog vom Geiſte wiedergebornes und geſchwängertes Geſpräch der Wirklichkeit ſein. Nur was geiſtig iſt, und zwar Ausdruck einer gewiſſen Idee am Stoffe, und zwar derjenigen, die als natürliche Seele in ihm wirkt und atmet, wird in das himmliſche Jenſeits der künſtleriſchen Behandlung aufgenommen; was bloßer Leib, zufällig Anhängendes iſt, muß abfallen und verweſen. Soweit die Seele den Leib ſchafft, ſozuſagen, die bloße Form des Leibes ſteht verklärt auf aus dem Grabe. Dieſe Zauberwelt, dieſer wahrere Schein der Wirklichkeit iſt nicht ſtreng genug abzuſchließen. Denn ſowie ein bildloſer Gedanke, ein ungedankenhaftes Gefühl, irgend ein unmittelbar wirklicher Laut in ſeinen Kreis ſich eindrängt, iſt die Harmonie des Zaubers aufgehoben. Aber wunderbar! Der Zauber ſchwindet nicht vor dem Wirklichen, umgekehrt; in der That iſt es das Geſetz des Wirklichen, welches über deſſen bloß zufällige Erſcheinung ſiegt. — Die Kunſt ſoll nicht verarmte Wirklichkeit ſein, vielmehr bereicherte; nicht weniger Reize ſoll ſie bewahren, ſie ſoll neue hinzuerhalten durch das Medium des phantaſieentquollenen Gedankens, alle die, welche aus dem gedankenhaft bezüglichen Neben- und Ineinander der beiden Welten des Ernſten und des Komiſchen hervorgehen. Sie ſoll nicht eine halbe, ſondern eine ganze Welt ſein. — Was die Anordnung der äußern Dinge korrekter macht, das iſt es oft, was das innere Spiel der Empfindungen unterdrückt oder ſie, was noch ſchlimmer iſt, ſo alteriert, daß ein andres daraus wird, als was ſie beabſichtigte. Was dem Verſtande eine Thatſache überzeugender macht, das macht ſie leicht der Totalität des Gefühles befremdlicher. Kurz, was ich dramatiſch-künſtleriſche Kompoſition nenne, das iſt zunächſt der innere Aufbau der Wirkungen, der Plan, nach welchem das Spiel der Gefühle im Zuſchauer notwendig vor ſich gehen muß, zu dem beſtimmten Zwecke, der damit beabſichtigt wird, die Berechnung ihrer modifizierenden Wechſelwirkung, der Aufbau eines überwältigenden Gefühles aus kleinern, wie ein großer Strom durch die allmähliche Vereinigung verſchiedner kleinrer anwächſt. Die Vortrefflichkeit der Kompoſition beſteht mir zunächſt nicht darin, daß die äußern Thatſachen, das objektive Materiale, unter ſich dem Verſtande gemäß verbunden iſt, ſondern darin, daß ſeine Wahl und Anordnung genau ſo iſt, wie ſie jenen ſubjektiven Wirkungen und ihrem Ausbau, gerade dieſer genau beſtimmten Geſamtwirkung, dieſem beabſichtigten Totaleindrucke entſpricht. Die Fehler gegen jene objektive Kauſalität kann ich nur dann für wichtig halten, wenn ſie den beabſichtigten Totaleindruck hindern oder ſtören, d. h. wenn ſie zugleich zu Fehlern gegen die höhere Motivierung werden. — So wird die Tragödie der Leidenſchaft auch die Tragödie der Reflexion ſein müſſen; natürlich nicht der Reflexion, die die Leidenſchaft bekämpft, ſondern der Reflexion, welche ſie ſtachelt. Wirklich liegt in dem: „Eine Fliege ſoll ihre Hand berühren, ich nicht“ (Romeo) — „Eine Katze, eine Maus ſoll Leben haben, ſie nicht“ (Lear) — eine Vergleichung, durch welche der Stachel des Affektes geſchärft wird, wie der Gedanke und die Ausmalung eines Glückes, das verloren iſt, die Empfindung des Verluſtes ſchärft. Jene ergreifende Rede Konſtanzens im King John iſt eine ſolche Reflexion. Das Immerwiederdurchnehmen der Beleidigung, die Bemühung, immer noch etwas Neues darin zu finden, was durch den Reiz der Neuheit ſchärfer ſtachle, iſt Reflexion. Wenn Macbeth an die Zeit zurückdenkt, wo noch ſeine Haare ſich ſträubten, nur zu hören, was zu thun ihm jetzt Gewohnheit iſt, ſo reizt er ſich ſelbſt zum Mitleide mit ſich ſelbſt. Gleichwohl liegt in der Freiheit der Reflexion die Hoheit der Geſtalten, indem ſie ſamt ihrer Situation ſich objektiv machen, ſich über ſich ſelbſt und ihre Situation erheben. Ihr Gemüt, ihre Leidenſchaft iſt tiefſt im Endlichen befangen, ihr Geiſt ſteht darüber wie der blaue, heitere Himmel über Gewittern. Ihr Geiſt, ihr innerſtes Weſen, der Gott in ihnen iſt gleichſam unvermiſcht mit dem Sinnlichen, unbeſchmutzt vom Schmutz ihrer Zwecke. Hier liegt eigentlich das Geheimnis der

Hoheit Shakeſpeariſcher Geſtalten offen. Dieſe Reflexionen ſind nun von der Phantaſie im charakteriſtiſchen Bilde verkleidet dargeſtellt, ſie ſind gleichſam ein Aufatmen der durch das Endliche gebundenen Freiheit. Schiller hat dies dem Shakeſpeare wohl abgeſehen, aber dieſe Seite zu ſehr herausgehoben und zugleich zu wenig mit der Lokalfarbe der Perſon gemalt. Denn bei ihm, da die Reflexionen ſich unverhüllt als ſeine eignen zeigen, ſehen wir ihn ſelbſt über ſeinem Helden ſtehen, der darüber ſeine individuelle Exiſtenz einbüßt, und die Wirkung iſt mehr die Bewunderung der Hoheit des Dichters, als ſeines Werkes und ſeiner Kunſt. — Poſa handelt verkehrt, wenn wirklich Carlos oder die Provinzen ſein Zweck ſind; hat er es aber auf die Bewunderung des deutſchen Parterres abgeſehen, ſo zeugt der Erfolg für die Zweckmäßigkeit ſeines Handelns. — Die Beſcheidenheit der Natur, wie entzückt ſie uns an Shakeſpeares Geſtalten, auch in Rückſicht ihrer Reflexionen! Die Reflexionen der Porzia z. B. ſind alle aus ihrem Kreiſe genommen; es ſind Bemerkungen, die ihr ſcharfes Auge in ihrem täglichen Leben alltäglich zu machen Gelegenheit hatte; ebenſo iſt die Form derſelben, wie ſie einem gebildeten weiblichen Weſen entſpricht. Man vergleiche damit die Thekla im Wallenſtein; wie nimmt, daß ſie in dieſen Mund, an dieſe Stelle nicht paſſen, ſo in Materie als in Form, den Reflexionen ſelbſt, ſo ſchön ſie im Munde Schillers genannt wird müſſen, allen Reiz, ja läßt ſie abgeſchmackt erſcheinen. Die Leidenſchaft zu glänzen, zu gefallen wird das eigentliche Motiv des Benehmens der Geſtalten, welches andre auch genannt ſei. Denn nur dieſes verfolgen ſie konſequent, in allem andern ſind ſie inkonſequent, voller unauflöslicher Widerſprüche, nur in dieſem nicht; und dieſe Konſequenz iſt eben der Grund jener Inkonſequenzen. — In der dargeſtellten Reflexion, in dem dargeſtellten Reflektieren liegt für den

Dramatiker das feinſte charakteriſtiſche Moment. — Das wäre es, was ſentimentale und naive Poeſie oder, wenn man will, Rhetorik — als eine beſondre Form der Poeſie im weitern Sinne betrachtet — und eigentliche Poeſie unterſchiede, daß jene direkt und dieſe indirekt zu Werke geht; daß jene direkt ausſpricht, was ſie meint, und dieſe auf dem Wege der Darſtellung. Es darf die mehrfache Bedeutung des Wortes „Darſtellung“ nicht irren, wonach auch jenes direkte Ausſprechen darſtellen genannt wird. Will man überdeutlich werden, ſo ſage man, jene ſtellt durch Ausſprechen, dieſe durch Darſtellung dar; in jener ſpricht der Autor in ſeinen leicht maskierten Perſonen, in dieſer der Autor durch die innere Selbſtändigkeit ſeiner Perſonen mit dem Publikum, was den Schein gewinnt, als ſprächen die Perſonen ſelber und hätten keinen andern Autor, als ihr Autor ſelbſt — die ſchaffende Natur. — Das läßt ſich weiter ins einzelne ausführen, wie z. B.: Der Rhetoriker ſagt uns, was er mit ſeinen Figuren meint, für was wir ſie halten ſollen, er ſagt: „verehrt ihn“ oder „bewundert, liebt ihn, haßt ihn“; der Poet dagegen ſtellt ſeine Figuren hin und ſagt: „Nun ſehet ſelber zu, beobachtet ſie, und dann fällt ſelbſt über ſie ein Urteil. Sie ſind nicht Träger meiner Intereſſen, ſie ſind nicht mein verkleidetes Ich, ich bin alſo bei euerm Urteile nicht kompromittiert. Ja, er läßt die eine Perſon über eine andre ſo, eine dritte über dieſelbe ſo urteilen; nun, Zuſchauer, urteilt über die Urteiler und ihr Urteil, ſeht, ob ſie beſtochne Richter ſind und von welcher Partei — für oder wider jene zweite Perſon, — ob ſie durch pathologiſche oder ſonſtige Einwirkung geirrt, ob ſie gerecht, ob mild oder ſtreng ſind. Macht das mit ihnen und euch aus; mich geht es nichts an; ich zeige nicht mit der Hand aus den Bühnenwolken und halte meine Figuren nicht an Drähten, ſie haben ihre eignen Beine und ihr eignes

Geſetz, dasſelbe, das in euch iſt, und ſie zwingt dasſelbe Geſetz außer ihnen,. das, außer euch, euch zwingt; ſie ſind nicht Geſchöpfe meiner Willkür, ſondern ihrer eignen Freiheit und Notwendigkeit.“ — Goethe hat immer Stoffe geſucht, in denen „das Herz“ an ſeiner Stelle war; deshalb iſt er dem Großgeſchichtlichen ferne geblieben; das iſt ein Mangel. Schiller hat „das Herz“ ins Großgeſchichtliche überall da, wo es nicht hingehört, eingemengt; das iſt ein Fehler.

Die poetiſche Diktion. Rhetor und Dichter

Ein Teil von Schillers Irrtum hat ſeinen Ausgangspunkt in den Worten eines Briefes: Man ſollte wirklich alles, was ſich über das Gewöhnliche erheben muß, wenigſtens anfänglich in Verſen konzipieren; denn das Platte kommt nirgends ſo an das Licht, als wenn es in gebundner Schreibart ausgeſprochen wird u. ſ. w. Schiller hatte den Wallenſtein erſt in Proſa begonnen, bald aber ſich an die Trockenheit geſtoßen. Wie er nun in Verſen die Ausarbeitung begann, änderte er manches am Plane, weil er fühlte, er ſtehe hier in Verſen unter andrer Gerichtsbarkeit als in Proſa. Dann heißt es in dem Briefe weiter, wo dem Stoffe die poetiſche Dignität abgehe, da ſei der Ort für den Schmuck, den Ariſtoteles verlange; denn in einem poetiſchen Werke ſolle nichts Gemeines ſein. — Man ſieht, wie er bei der Ausführung ſich dem Fluge der Phantaſie überließ; in demſelben Maße kamen ihm die Verſtandesrückſichten auf Wahrheit der Motive u. ſ. w. auf das eigentlich dramatiſch Wirkende immer gemeiner vor; dies hatte wieder noch lyriſchern Schwung der Diktion zur Folge, und in dieſer Wechſelwirkung verlor er oft den realen Boden ganz unter den Füßen — wie in der Philoſophie gleichzeitig Fichte. Ganz anders verfährt Shakeſpeare. Er behält immer den

Boden der Wirklichkeit. Je ſchwunghafter der Flug ſeiner Diktion, deſto feſter ſteht er dabei auf dem Boden der Wirklichkeit. Seine Behandlung adelt beſtändig den Stoff, verändert ihn aber nicht und verläßt ihn nicht. Er bleibt immer bei der Stange und läßt ſie auch da, wo der Verſtand ſie hingeſtellt hat. Aber wunderbar iſt es, wie er die Dinge, die Schiller für gemein gehalten hätte, und die durch bloß rhetoriſch-lyriſchen Ideenſchmuck nur noch ſpröder erſchienen wären, durch ſeine Behandlung zu erheben weiß. Für Shakeſpeare giebt es nichts Gemeines, weil er ein naiver Dichter iſt, und bei ihm daher alles auf die Form ankommt; der Stoff beſudelt ihn nicht; er iſt höchſtens in dem Falle eines naiven Menſchen, der geradeheraus ſagend beſſer fährt, als der Kulturmenſch, der durch die Mühe zu verſtecken unanſtändig wird, wo jener nur natürlich iſt. Dann weiß er auch die Proſa auszuſcheiden, die zum Verſtändis notwendig iſt, und ſie abgeſondert zu geben, wodurch er freien Raum und Ungeſtörtheit für die Poeſie gewinnt. Schiller richtete ſich nach ſeinem Talente; er konnte eigentlich nur Dinge brauchen, die einen Anknüpfungspunkt für die Reflexion gaben. Er hat in ſeinem Aufſatze „über naive und ſentimentale Poeſie“ vergeſſen, daß der ſentimentale Dichter leicht platt wird, wo er naiv ſein will, wenn er ſein Reflexionswerk nicht anſpinnen darf oder will, und daß dies eben der Grund iſt, warum er bei der Reflexion Hilfe ſucht. In einem Briefe ſagt er, daß der neuere Dichter einen Gehalt in den Gegenſtand lege, weil er den darin liegenden nicht zu entwickeln, nicht herauszuziehen vermöge. Das heißt doch nichts andres, als daß der Dichter, der nicht naiv ſein kann, ohne platt zu werden, ſentimentaliſch werden müſſe. — Deshalb oszilliert der ſentimentale Poet beſtändig zwiſchen Dichter und Redner; daher ſein Erfolg bei der großen Menge. Eigentlich hat nur das naive Gedicht eine poetiſche Form, denn die Ideen der ſentimentalen Dichter wirken als Stoff; und da ſie nur ausgeſprochen und nicht dargeſtellt ſind, ſo iſt ihre Form keine poetiſche; höchſtens kann es der ſentimentale Poet zu einem Produkte bringen, das ſtellenweiſe poetiſche Form, ſtellenweiſe bloß rhetoriſche hat. Dem Rhetor iſt die Kunſt Mittel, dem Dichter Zweck. Die Befriedigung ſeines Kunſtgefühles iſt ihm Norm, er opfert dem Beifalle des Publikums und dem möglichen Ruhme nichts. Es kann freilich auch der Rhetor den Beifall verſchmähen, aber wieder um des Ruhmes willen; man wird ſein Werk von dem des Künſtlers leicht an der Zugabe des Trotzes unterſcheiden; der Künſtler denkt nicht an das Publikum; der Rhetor, der ihm abſichtlich trotzt, deſto mehr. —

Künſtleriſche Illuſion

Im ganzen und großen giebt es keinen Dichter, der der Wahrheit des Lebens ſo getreu bleibt, und doch iſt er durchaus im Gebiete der Phantaſie mit ſeinen Einzelheiten, wohin der Gebrauch des Symboliſchen gehört, nämlich des Kunſtmittels, vermöge deſſen der Dichter an Stellen, die nicht naturwahr zu geben ſind, gleichſam ſagt: dies bedeutet dies; z. B. die Werbung des Richard III. bei der Anna. Das Wunderbarſte aber iſt, wie ſolche Szenen bei ihm wirklich überzeugen, ohne daß ein Wort darin naturgetreu wäre. Ich glaube, eben darum. — Leſſing hat die Behelfe, daß Odoardo einen Dolch haben, daß er wiſſen muß, was mit der Tochter vorgehen ſoll, und andres mehr, wunderbar künſtlich bewältigt, aber er hat dadurch hervorgebracht, daß in ſeinem Stücke die äußere Maſchinerie zum Stücke ſelbſt wurde, und er bedarf ſeines ganzen mächtigen Verſtandes und Witzes und eines gewiſſen Aufwandes von Phantaſie, uns für eine bloße Maſchinerie zu intereſſieren. Darüber bekommt ſein Stück Ähnlichkeit mit einer getriebnen Arbeit, in welcher die Kunſt oder vielmehr Künſtlichkeit den Wert der Materie weit übertrifft und daher doch verſchwendet erſcheint, während Shakeſpeare maſſives Gold mit goldner Kunſt behandelt. Wie zerbrechlich ſieht die Emilia aus gegen ein Werk Shakeſpeares gehalten! Ich weiß wohl, daß dies zum großen Teile eine Folge der Konzentration in Raum und Zeit iſt. Darum ſollte der Krieg eigentlich dieſer Form gelten, in der alle perſpektiviſche Gruppierung unmöglich iſt, durch welche die Kleinigkeit, der bloße Behelf, mit in die Reihe der wichtigen Momente tritt, und das bloße Detail zu einem integrierenden Teile des Kauſalnexus wird. — Wie aber kommt es, daß Shakeſpeare in ſolchen ſymboliſchen Szenen nicht aus dem Tone fällt? Weil ſeine ganze Darſtellungsweiſe ſymboliſcher Natur iſt; weil er nie gemeine, wirkliche Illuſion, wirkliche Täuſchung, ſondern nur eine künſtleriſche anſtrebt. Die Phantaſie iſt bei ihm das Medium, durch welches er uns die Gefühle und die Gedanken mitteilt. Weil die Phantaſie das gläubigſte Vermögen im Menſchen iſt, muß in der Ausführung hauptſächlich dieſe gepackt werden. Der Verſtand zeigt ſich zunächſt in ſeinen Stücken nur negativ, vorbauend, er entfernt nur, was uns irren könnte, der künſtleriſche Verſtand liegt objektiv ſeinen Darſtellungen von Vorgängen zu Grunde, tritt aber nie in eigner Perſon mitſpielend auf, wie bei Leſſing, er wendet ſich nie unmittelbar an uns. In der Emilia iſt in Erfindung und Anordnung wie in Ausführung der Verſtand auch das Medium, durch welches die Phantaſie zu uns ſpricht. Dieſe geiſtesgegenwärtige, beſtändig-bewußte und ſcharf geſpitzte epigrammatiſche Sprache vermittelt uns auch die nicht allein von Leſſing, ſondern überhaupt in unſrer ganzen dramatiſchen Poeſie unübertroffnen

Intentionen der künſtleriſchen Phantaſie in der Geſtalt und dem Benehmen der Orſina. Das iſt der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen Shakeſpeare und Leſſing, daß bei jenem alle geiſtigen Vermögen die Phantaſie als ihre Sprecherin, bei dieſem aber, daß ſie den Verſtand als ihren Deputierten an das Publikum ſenden. — Schiller ſcheint in der That in ſeiner Bemerkung über die Goethiſche Verhaltungsweiſe das Verfahren des wirklichen Dichters charakteriſiert zu haben, wenn er an Goethe ſchreibt: „Ihre eigne Art, zwiſchen Reflexion und Produktion zu alternieren, iſt wirklich beneidens- und bewundernswert. Beide Geſchäfte trennen ſich in Ihnen ganz, und das eben macht, daß beide als Geſchäft ſo rein ausgeführt werden. Sie ſind wirklich, ſolange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht iſt bloß in Ihnen: und wenn Sie anfangen zu reflektieren, ſo tritt das innere Licht aus Ihnen heraus und beſtrahlt die Gegenſtände, Ihnen und andern. Bei mir vermiſchen ſich beide Wirkungsarten, und nicht ſehr zum Vorteil der Sache!“ — Wunderſchön, vortrefflich! — Es iſt zu bejammern, daß Schiller ſtets in der Lage war und im Zwange, durch Thätigkeit der Reflexion die Anſchauung zu erſetzen; dies wurde zuletzt ein Teil ſeines Weſens, ſo ſehr, daß er ſich keiner Anſchauung mehr unbefangen überlaſſen konnte, und das Mittel zum Zwecke wurde. Wie rührend iſt es, wenn er glaubt, einmal die Natur in ihm weder durch Voreiligkeit noch durch nachherige Gewalt der Reflexion geſtört oder aufgehoben zu haben! Aber eben dieſes Voreilen und nachherige Gewaltanthun der Natur in ihm war ſo ſehr ſeine Natur geworden, daß er nicht mehr merkte, wo es ſich geltend machte. Von Jugend an hatte er für ſeine Freiheit zu kämpfen, die Goethe ohne deſſen Zuthun wurde; die Waffe wuchs ihm zuletzt an die Hand, und er konnte dieſe nicht mehr von jener trennen. Ich glaube, ein großer Teil des rührenden Eindrucks, den die Schilleriſche Poeſie auch auf den macht, der ihren Irrweg erkennt, beruht eben auf dieſem Mitleid mit dem Dichter. Es iſt ungemein belehrend, den menſchlichen Geiſt in einem ſo großen Vertreter, als der Schilleriſche war, in ſeinen Widerſprüchen zu beobachten. Bald ſieht man, wie die lyriſche Stimmung plötzlich ſeine Reflexion verdunkelt, bald wie die Reflexion die Konſequenz ſeiner poetiſchen Anſchauung zerſetzt. So lobt er Richard III., und indem er die Vollkommenheit des Stückes charakteriſiert, ſagt er, kein Stück von Shakeſpeare habe ihn ſo an die griechiſche Tragödie erinnert, ſodaß es ſcheint, dies ſolle mit zu den Gründen des Lobes gehören, wenn es nicht den Sinn hat: darum gefällt mir das Stück ſo ſehr, weil es erſtlich mir als die beſte der beſten Shakeſpeareſchen Tragödien erſcheint, dann, weil es mich an meine Neigung erinnert, ſodaß Shakeſpeare ſeinem Kunſtverſtande imponierte, die Griechen dagegen ſeine Neigung beſaßen. So ſchreibt er an Goethe am 26. Dezember 1797: „Für eine Tragödie iſt in der Iphigenia ein zu ruhiger Gang (vorher: „umgekehrt ſchlägt Ihre Iphigenia offenbar in das epiſche Feld hinüber, ſobald man den ſtrengen Begriff der Tragödie entgegenhält“), ein zu großer Aufenthalt, die Kataſtrophe nicht einmal zu rechnen, die der Tragödie widerſpricht. Jede Wirkung, die ich von dieſem Stücke teils an mir ſelbſt teils an andern erfahren, iſt generiſch-poetiſch und tragiſch geweſen, und ſo wird es immer ſein, wenn eine Tragödie auf epiſche Art verfehlt wird. Aber in Ihrer Iphigenia iſt dieſes Annähern an das Epiſche ein Fehler u. ſ. w., während das ans Dramatiſche in Hermann und Dorothea ein Vorzug iſt.“ An einer andern Stelle führt er aus, daß das Epos überhaupt durch Neigung zum Dramatiſchen gewinne, während das Dramatiſche durch epiſche Behandlung verliere. Damit vergleiche man „1. Dezember 1797: Es iſt mir faſt zu arg, wie der Wallenſtein mir anſchwillt, beſonders jetzt, da die Jamben, obgleich ſie den Ausdruck verkürzen, eine poetiſche Gemütlichkeit unterhalten, die einen ins Breite treibt. — Mein erſter Akt iſt ſo groß, daß ich die drei erſten Akte Ihrer Iphigenie hineinlegen kann, ohne ihn ganz auszufüllen; freilich ſind die hintern Akte viel kürzer. Die Expoſition verlangt Extenſivität, ſowie die fortſchreitende Handlung von ſelbſt auf Intenſivität leitet. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewiſſer epiſcher Geiſt angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären ſein mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatiſchen ſchadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, dieſem proſaiſchen Stoffe eine poetiſche Natur zu geben.“ Das heißt doch nichts andres, als nach ſeiner eignen Meinung „eine generiſch-poetiſche Wirkung zu erzielen, wodurch die Tragödie auf epiſche Art verfehlt wird.“ —

Die primitiven Motive

Unſer Unglück iſt, daß die primitiven Motive in primitiver Zuſammenſtellung ſchon meiſt gebraucht ſind, und neue ſelbſt zu erfinden kaum oder wirklich nicht mehr möglich iſt. Die Schlankheit des Lebens, des Denkens und Empfindens iſt uns verloren gegangen, damit auch die Bedingungen zur Schlankheit, d. h. Geſchloſſenheit der Kunſt. Was Schiller zu Erfindungen wie in der Braut u. ſ. w. trieb, das war doch nur dieſelbe Einſicht, nämlich, daß ohne jene Primitivitäten keine wahre Poeſie beſtehen kann, und daß er dieſe „naiven Motive,“ wie er ſie nennt, nicht erreichte, vielmehr auf einen Irrweg geriet, dies giebt uns, deren Zeit in jener künſtleriſchen Untugend noch zugenommen, eindringliche Warnung und wenig Hoffnung. Leſſing eigentlich ſchon ruft von den ausgedachten, geſchmackloſen, raffinierten zu den einfachen der Natur, zu den primitiven zurück. Aber auch er ſpricht von intrikaten Situationen, während von dieſen hinweg zu den einfach rührenden und erſchütternden gewieſen werden mußte. Ariſtoteles ſagt ſehr ſchön, daß alle Spannung nur Erregung der Sympathie mit der Natur, die wir in uns ſelbſt tragen, nicht Furcht ſein ſoll für den hiſtoriſchen oder beſondern Menſchen, ſondern für die Möglichkeiten der menſchlichen Natur in ſich ſelbſt. Doch habe ich hier vielleicht ſchon den Shakeſpeare in den Ariſtoteles hineingetragen. Wie Shakeſpeares Schönheit überhaupt mehr geiſtiger Natur iſt, ſo paßt auch das Wort Verwicklung nicht auf ſeine Tragödien; ſie haben nicht eigentlich eine Verwicklung, ſondern ſie ſind lediglich Entwicklung. — Bei der Ausbildung des König Lear hat er immer aus denſelben primitiven Motiven erfunden, alles, was darin Kauſalnexus iſt, iſt Pietät oder Impietät, die erlittnes Unrecht nicht wankend, vielmehr feſter macht. — Soll ein Stück lediglich Darſtellung ſeines Gehaltes werden, ſo reicht der Kauſalnexus als ſolcher nicht zu, er bewirkt es nur, wenn er zum tragiſch-idealen wird. So bilden alle Handlungen im Lear einen ſolchen Idealnexus, jede Handlung iſt ein Beiſpiel von Impietät, wo Pietät zu erwarten, oder von Pietät, wo Impietät begreiflich, wenn nicht entſchuldbar wäre (Kent). Als Handlungen eines Stammes wäre ſolche Reihe nicht ohne Gezwungenheit herzuſtellen geweſen, noch weniger handlich für die dramatiſche Technik; nun ſind es drei Stämme, die ſich von zwei Stämmen abzweigen und zu noch mehreren wiederum verzweigen. So macht das Ganze der Fabel noch immer denſelben Eindruck der Qualität nach, nur in der Quantität geſteigert, d. h. es wird nichts hineingebracht, was die Wirkung jenes Kontraſtes aufhöbe oder durch Teilung der Aufmerkſamkeit ſchwächte. — Im Ganzen alſo die tiefſte Abſichtlichkeit, im Dialoge der Schein völliger Abſichtsloſigkeit, im Plane und in der Dispoſition des einzelnen Geſpräches größte Gedrängtheit und Simplifikation, und im Dialoge, in der Ausführung desſelben ſcheinbar völliges Gehenlaſſen. So wird das Drama nichts als weſentlich nur der dargeſtellte pſychologiſch-ethiſche Gehalt ſeines Grundgedankens. — Die charakteriſtiſche Einkleidung der allgemeinen Reflexion iſt ſehr wichtig. Hier liegt ein Hauptunterſchied Shakeſpeares und Schillers. Letzterer bringt immer ſeine eigne Reflexion lyriſch geſteigert, alſo den rohen Stoff; bei Shakeſpeare dagegen trägt jede Reflexion ſeiner Perſonen den Stempel des Charakteriſtiſchen bis in die kleinſten Bedingungen hinein. Wie iſt im Lear in dem „Ein Vogel, eine Katze, eine Maus ſoll Leben haben, du nicht!“ die allgemeine Reflexion, daß das Daſein nicht an die Bedingungen des Wertes geknüpft iſt, daß das Schlechte, Unwerte das Edle und Schöne überleben kann, in die äußere Gebärde der äußerſten Hingegebenheit an den Affekt der völligen geiſtigen und phyſiſchen Hilfloſigkeit des vom Alter ſchwachen, vom Seelenſchmerz bis zum Wahnſinn hingefolterten Königs gekleidet; wie iſt hier der Gedanke zum geſtikulierenden Seufzer geworden! Wenn Poeſie das individualiſierte, d. h. in einem beſtimmten Falle angeſchaute und dargeſtellte Allgemeine iſt, ſo iſt Schiller meiſtenteils die eine Hälfte ſeiner poetiſchen Obliegenheit ſchuldig geblieben; dadurch aber eben hat er mehrere befriedigt, weil die poetiſche Forderung nur von Menſchen gemacht wird, die weit in der Minderzahl ſtehen. Ihm fehlt zu ſehr das Indirekte der Antworten und Gegenreden, das wir bei Shakeſpeare und Sophokles finden. —

Naiv und ſentimental im Unterſchiede von realiſtiſch und idealiſtiſch

"Idealiſtiſch und realiſtiſch ſoll denſelben Gegenſatz bedeuten, wie ſentimental und naiv?" Wenn man Schiller einen ſentimentalen Dichter nennte und Shakeſpeare einen naiven, dann ließe ich mir es gefallen. Wenn man aber Schiller einen idealiſtiſchen und Shakeſpeare einen Realiſten nennt, ſo weiß ich nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Schiller ſucht mehr durch ſeine Sentiments über den Gegenſtand zu rühren, als durch Darſtellung des Gegenſtandes, aber daß er Shakeſpeare gegenüber idealiſtiſch heißen ſoll! Iſt Idee und Sentiment einerlei? Der wahre ideale Dichter ſtellt in ſeinem Stoffe die Idee dar, d. h. er entwickelt die Idee, die im Stoffe liegt, und läßt ſie als eine und ganze Seele ſeiner Darſtellung wirken; Schiller dagegen legt in die Stoffe fremde und mehrere Ideen hinein. Darum iſt ein Shakeſpeariſches Werk ſo ganz, weil ſeine Teile nur Glieder der Darſtellung einer Idee ſind. So im Hamlet: wer nicht zu rechter Zeit thut, was ſeine Aufgabe iſt, der wird gezwungen, ſie zu thun, und geht an den Folgen ſeines Zögerns unter. Das iſt auch im Wallenſtein, aber nicht allein; denn Wallenſtein geht auch unter, weil er ehrgeizig iſt; er geht unter, weil er zögert, er geht unter, weil er falſch, "er geht unter," weil er zu vertrauend iſt. Was hat die Epiſode Max damit zu ſchaffen, was die Szene mit Wrangel? Heißt der ein idealiſtiſcher Dichter, deſſen Geſetz Willkür iſt, dann freilich iſt Schiller ein idealiſtiſcher Dichter. Heißt das Vorherrſchen des Stoffes vor der Idee oder die Emanzipation des Stoffes von ſeiner Idee realiſtiſch, ſo iſt Schiller, aber auch gegen Shakeſpeare gehalten, der realiſtiſche Dichter. "Er iſt ein reflektierend romantiſcher Dichter." Heißt idealiſtiſch die Verwirrung der

Motive? Wenn dies romantiſch heißt, ſo iſt Schiller ein romantiſcher Dichter. Wallenſteins Charakter bei Schiller wäre ſo individuell als die Shakeſpeares? Nein, viel individueller. Man wird in der Geſchichte hundert Macbeths finden, aber keinen einzigen ſolchen Wallenſtein; denn ſelbſt der hiſtoriſche iſt ein andrer. Das Empiriſche iſt nichts andres als der Mangel an Einheit in den Charaktermotiven, d. h. der Mangel an Identität der Charakterſchilderung. Der Wallenſtein Schillers iſt in dem eigentlichen Sinne durchaus ein empiriſcher Charakter. Iſt denn aber das Empiriſche das Realiſtiſche? — Schiller hätte im Wallenſtein den Gipfel der dramatiſchen Technik erſtiegen? Die Charaktere wären wie die Charaktere Shakeſpeares? Wahrlich nicht! *Das unterſcheidet Schiller von Shakeſpeare als ſentimentalen Dichter vom naiven, daß er nicht durch die Darſtellung ſelbſt wirken kann, ſondern nur durch ſeine Sentiments über das Dargeſtellte, darum muß er eine gewiſſe Breite haben, die eben dem Weſen des Dramatiſchen widerſpricht.* Sentiments über das Dargeſtellte ſind lyriſcher Natur, die Grundlage des Dramas iſt Darſtellung von typiſchen Menſchen in einer Handlung begriffen, in der ihre Exiſtenz als Bewegung ſich auslebt, aber nicht Darſtellung der Reflexionen des Dichters über eine Handlung in ein ungefähres Abbild dieſer Handlung gekleidet. Das wäre der Gipfel der dramatiſchen Technik, wenn ein Dichter ſeines Stoffes ſo wenig Herr wird, daß er elf Akte erfordert und zwei Theaterabende wenigſtens einnimmt? Schillers Wallenſtein wäre ein Menſch von ungeheurer Willenskraft? Der in zehn Akten nicht zu einem eignen Entſchluſſe kommen kann und durch die Macht der Umſtände ſich in die Richtung ſtoßen läßt, die er aus eigner Willenskraft nicht einſchlagen kann? Und trotz der elf Akte nichts motiviert als nur der Verrat und nicht im

Charakter, ſondern durch den Zwang der Umſtände. Das Koſtüm wäre ein Vorzug, wenn es treu gehalten wäre — wenn auch nur ein kleiner und unweſentlicher im Drama —, aber dadurch, daß die Inkonſequenz des einen Teils, der dem Koſtüm geradezu widerſpricht, durch die genaue Haltung des andern erſt recht augenfällig wird, wird es zum Fehler. Und doch* iſt mehr das äußere, zufällige Koſtüm beachtet als das innere. Man ſehe, wie Shakeſpeares Soldaten reden und die Schillers! Sie reden eher wie Shakeſpeares Staatsmänner; ſie ſind durch die Bank Redner. Es wird uns geſagt, ſie ſeien Soldaten; wenn man an der Rede, an dem äußern Habitus den Mann erkennt, ſo ſind es keine. Butler hat in ſeinem eignen Regiment vom gemeinen Reiter auf gedient; wo in aller Welt hat er die künſtliche Rhetorik gelernt, die „langen Reden mit kurzem Sinn"; wäre es die natürliche Rhetorik ſeines Standes, eines Affektes oder einer Leidenſchaft — die hat der geringſte Mann, — aber dieſe Kunſt des auserleſenſten Redeſchmuckes! *Queſtenberg muß bei weitem weniger Anlage zum Kunſtredner beſeſſen haben, ſein Stand und ſeine Beſchäftigung ſind eben ſo geſchickt, ſolche Anlagen auszubilden, als das wilde Reiterleben ungeſchickt dazu.* Schillern war gut und ſchön einerlei? Nein! ihm war nicht das Gute das Schöne, ſondern das Schöne das Gute, d. h. er ſtellte das Schöne ſo dar, als wenn es das Gute wäre; weit gefährlicher wie bei Goethe, wo das Schöne oft ein Reizendes wird, aber nie den Schein des Guten ſich anmaßt. Goethe hat oft das Schwache vergöttlicht und zwar als Schwaches; Schiller hat dem Schwachen den Schein des Starken gegeben. Seine Perſonen ſind um nichts ſtärker als Goethes; Goethes Grundſatz: die Not iſt das Geſetz des Schwachen; Schillers: die Not iſt das Geſetz der Helden. —

— Was mir das Unrechte, *habe ich nicht in Form von Entſchuldigung und beigemiſchter Bewunderung außerdem gekleidet, was andre meinten thun zu müſſen, da ſie glaubten, das Publikum werde ſeine ſpezielle Verehrung für einen Dichterheroen der Wahrheit vorziehen. Und ſollte es dies thun und dem Autor zürnen, ſo wird, wer den Mut hat,* die Wahrheit zu ſagen, auch die Kraft beſitzen, den Unwillen über die Wahrheit zu tragen. — Ich habe, ſoweit ich mich kenne, ehrlich geforſcht und gebe ehrlich die Reſultate meiner Forſchung hin. Ich handle, wie mir meine Natur gebietet, mögen es andre auch. So macht es der, ſo der, und nun gilts den Sachverhalt ganz objektiv hinzuſtellen, ſodaß der Leſer ſelbſt das Urteil fällen kann. So macht es Shakeſpeare — und nun überall daneben geſtellt, wie es andre machen, was der und der von Shakeſpeare gelernt hat u. ſ. w. — Das alles vielleicht in Briefform; in Briefen an einen jungen Mann gerichtet, der den Autor um ſeine Hilfe gebeten. Auf Gervinus, Goethe u. ſ. w. zu verweiſen in Hinſicht auf das, was nicht der eigentlich poetiſch-dramatiſchen Technik angehört. — Das Weſen des Dramas aus ſeinen eignen Bedingungen zu entwickeln. Techniſche Analyſen. — Warnung vor dem zu frühen Studium der antiken Tragödie und vor der philoſophiſchen Äſthetik, d. h. *vor* dem Feſtſtehen im Handwerke. — Anknüpfen an Shakeſpeare. —

Reflexion

Schon Goethe hat die verſchiednen Philoſophien der Alten als Repräſentanten typiſcher Vorſtellungsarten, Neigungsrichtungen und Lebensanſchauungen charakteriſiert. So gründet ſich die Tragödie der gleichen Berechtigungen auf Reflexion, d. h. wenn das Handeln nicht aus den Reflexionen hervorgeht oder hervorzugehen ſcheint, ſondern aus Leidenſchaft; was

Leidenſchaft im Ehr- oder Herrſchſüchtigen u. ſ. w. wirkt, das beſchönigt Reflexion. Der Menſch ſucht ſeine Leidenſchaft mit Reflexion andern plauſibel zu machen und ſich ſelbſt, weil ihm dies eine Bürgſchaft iſt für die Meinung andrer. Wunderbar iſt es, daß der Menſch auch in Meinungen durch Geſellſchaft, durch Beiſtimmen und Gutheißen ſich geſtärkt fühlt. Der Zorn, überhaupt Leidenſchaft iſoliert ihn aber erſt mit der That, durch welche die Iſolierung ſich darſtellt; wo er gleichſam ein Einzelner iſt, kommt die Reue über ihn. Vorher entfernte er ſich von der Gemeinſamkeit, dem Mittelſchlächtigen der Menſchen; nun aber fühlt er, daß ſie ſich von ihm entfernen müſſen; in der That ſagt er ſich von der Gemeinſchaft los, nach vollbrachter That ſagt die Gemeinſchaft ſich von ihm los. Schuld folgt aus innerer Iſolierung, und ihre Herausſtellung — als Thatſache — in die Handlungswelt iſt der Beginn völliger Iſolierung. Es iſt eigen: die eigentliche Individualität, das Andersſein als der Mittelſchlag iſt bei Shakeſpeare bis zur vollzognen Schuld; dann reagiert in dem Helden ſelbſt der Mittelſchlag; er muß zu ſeinem Schmerz wahrnehmen, daß er im ganzen und großen doch auch nur Mittelſchlag iſt; als Individuum wird er ſchuldig, als Mittelſchlagsmenſch leidet er dafür. — Es giebt auch eine indirekte Art, ſeiner Zeit das Spiegelbild ihrer Geſtalt zu zeigen; von dieſer Art iſt das Spiegelbild, welches Tacitus in der Germania ſeiner Nation zeigt. — Der Stoff iſt allgemeinſte Reflexion, die Form nur individualiſiert ſie. — Das unterſcheidet Schiller von Shakeſpeare, daß bei Schiller wie abſichtlich die Form mehr rhetoriſch im eigentlichen Sinne als mimiſch-rhetoriſch iſt. Er mag nicht, daß eine ſeiner Reflexionen verloren gehen ſolle, ſie ſtehen in ſeiner Rede wie Juwelen zum Herausnehmen, während bei Shakeſpeare das Tiefſinnigſte nur wie ein verlorener Naturlaut als Welle in der Flut des Affektes oder in der Unmittelbarkeit der ruhigern Stellen vorübergeht. Seine Perſonen machen die Reflexionen, die jeder andre an ihrer Stelle machen könnte, aber ihr Charakter und der Zuſtand, in dem ſie dieſe allgemeinſten Reflexionen machen, giebt ihnen einen durchaus individuellen Körper. In dem Antagonismus von äußerſter Allgemeinheit der Reflexion und äußerſter Individualität der Einkleidung liegt oft ein hinreißender Reiz. — Schillers Perſonen reden — wie man im gemeinen Leben ſagt — wie Bücher; auch die in Goethes Taſſo u. ſ. w. Die Perſonen Shakeſpeares dagegen reden wie Menſchen. Schiller läßt ſeinen Perſonen ihre — nur zu oft ſeine eignen — Reflexionen nach den Regeln der gebildeten und gewitzigten ſchönen Redekunſt ſtiliſieren; die Shakeſpeares ſprechen die ungelernte Kunſt der Natur; jede Leidenſchaft, jeder Affekt, jeder Stand, Alter, Geſchlecht, jede momentane Situation hat ihre eigne Redekunſt, in der zugleich Naturell, Bildung und Temperament und Charakter des individuellen Menſchen wirken. Überall finden wir daher Unmittelbarkeit — Emanzipation von der logiſchen und oratoriſchen Gedanken- und Wortfolge. Schiller iſt es darum zu thun, daß die Reflexion ſo, d. h. in ſolcher Form herauskommt, wie ſie als Zitat ſogleich in den gebildeten Verkehr als geprägte Münze in Umlauf kommen kann. In ſeinem Bergſchachte ſtecken überall die geprägten Thaler und Dukatenſtücke blinkend und locker im Geſteine, ſodaß man ſie mühelos herausnehmen und damit in die Taſche fahren kann und den Schacht nicht verläßt, ohne die Taſche voll ausgeblichem Golde mit davonzutragen. Bei Shakeſpeare ſehen wir die unterirdiſchen Kräfte wirken, da ſind die chemiſch-telluriſchen Prozeſſe, die das Metallblut ſchaffen und durch die Erdadern plumpen; wir hören den Pulsſchlag der Natur, nicht das Dröhnen des Prägeſtockes.

[illegible]

Der Zuſchauer muß die eigne Kraft in Bewegung ſetzen, freilich auch den Hebepfennig beſitzen und die bewachenden Geiſter und Schrecken beſiegen, um den ungeprägten Schatz zu heben, der ihm nichts nutzt, wenn er ihn nicht ſelber ſtempeln kann. — Daher auch die Einförmigkeit in Schillers idealen Charakteren, weil der eigentliche Kern derſelben immer auf Würde, Repräſentation, d. h. Anſtand herauskommt. — Infolge des Widerſpruchs der geſetzten Aufgabe mit der Natur des ſich die Aufgabe ſetzenden läßt Shakeſpeare gern ſeinem Helden den Zuſtand aufzwingen, welcher mit ſeinem Weſen im ſtärkſten Kontraſte ſteht. Der König in jedem Zoll, der geborne Gebieter muß betteln, der Betrübte ſcherzen (Narr im Lear), der Sanfte muß gewaltſam ſein (Brutus), der Redliche falſch (Piſanio, Iſabella), der Melancholiker und tiefſt Getroffene muß Poſſen reißen — der Menſch, der die Argloſigkeit ſelbſt iſt, muß in Eiferſucht wüten (Othello), der Aſket wird von ſündiger Begier gepackt (Maß für Maß). Der Neoptolem bei Sophokles muß lügen, Herakles muß jammern u. ſ. w. —

◆

Schiller

Schillers Diktion

Das Charakteriſtiſche in Schillers Poeſie, auch der letzten Periode, ſcheint die Inkonſequenz der poetiſchen Intention, die einer großen Wirkung durch das Ganze nicht den Reiz aufopfern kann, wo irgend Gelegenheit verführt, auch im ganz einzelnen zu wirken, ſollte ſelbſt dieſe einzelne Wirkung der Abſicht der Totalwirkung geradezu widerſprechen. So iſts mit den Charakteren; wo ſich einer derſelben beim Publikum inſinuieren kann, da vergißt er leicht die urſprüngliche Intention; wo einem was Schönes zu ſagen einfällt, da kann er es nicht bei ſich behalten; dergleichen ſähe oft wie Improviſation des Schauſpielers aus, wenn ſolche künſtliche Rhetorik improviſiert ſein könnte. — Goethe und die Alten ſind ſchlicht und haben die Tendenz zu dem Schlichten, ihre Werke tragen dies Gepräge; Shakeſpeare iſt ſchlicht, aber er verteilt Glanz und Schlichtheit in ſeinen Werken aus charakteriſtiſchen Zwecken. Schiller, der erſt nur dem Glanz nachſtrebte, lernte mählich den Reiz des Schlichten kennen, und er wendete es dann als Putzmittel an, wie zur vollendeten Toilette auch Einfachheit gehört. Dieſe Wirkung thut es auch ſtets bei ihm, hier liegt ſein ungeheurer Unterſchied gegen die Alten, denen ſeine „Braut“ ferner ſteht als die Griechen dem Shakeſpeare. Darum iſt er der Liebling der Jugend und der Frauen, die ihrer Natur nach zu dem Glänzenden ſich hingezogen fühlen; erſt das Lebensalter des Mannes, welches den Sinn für das Schlichte bringt, macht für Goethe und die Alten und für die ſchlichten Partien bei Shakeſpeare reif. Das Volk hat ebenfalls einen Zug nach dem Glänzenden, wenn der Glanzgewohnte, Glanzgeſättigte nach dem Schlichten greift. —

Das Sentimental-Schöne

Warum das Schöne in Schiller ſo ſtark wirkt? Weil er es mehr nur in der Sehnſucht, in dem Streben danach beſaß; weil es nicht ſein Eigentum war, ſein Naturerbe, ſo ſah er es durch das Medium ſeiner Sehnſucht. Und dies durch das Medium der Sehnſucht angeſchaute Schöne iſt das Idealſchöne. Das Bild nicht, ſondern die Sehnſucht danach iſt ſchön, ſo entſteht das Rührende; dieſe Sehnſucht des nicht Beſitzenden wirkt in ſeinen Zuhörern dieſelbe ſympathetiſch, die es ebenfalls nicht beſitzen. Deshalb die Wirkung Schillers ſoviel verbreiteter als Goethes, der das Schöne als Naturerbe beſaß und nur auf die wenigern wirken wird, die es in größerm oder geringerm Grade ſelbſt beſitzen. Aber dieſe ganze Wirkung iſt eine ruhigere, wie es der Genuß eines wirklichen Beſitzes iſt, während die Sehnſucht nach dem, was wir nicht haben, einen ungeſtümern und zugleich einen geiſtigern Charakter zeigt, der ſich zum geiſtigen Rauſche ſteigern kann.

Moraliſche Faſſung im Zuſtande des Affekts

Es kann nichts Wunderlicheres geben als die Behauptung, womit die Abhandlung „über das Pathetiſche“ beginnt: „Der letzte Zweck der Kunſt iſt die

Darſtellung des Überſinnlichen, und die tragiſche Kunſt insbeſondre bewerkſtelligt dieſes dadurch, daß ſie uns die moraliſche Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtande des Affekts verſinnlicht." Weiter: „Der Dichter muß gleichſam ſeinem Helden oder ſeinem Leſer die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es ſonſt immer problematiſch bleibt, ob jener Widerſtand gegen dasſelbe eine Gemütshandlung, etwas Poſitives und nicht vielmehr bloß Negatives und ein Mangel iſt." Wenigſtens wird uns dadurch klar, wie die Kompoſitionen der Maria Stuart, des Wallenſtein, der Jungfrau, des Tell ſo untragiſch ausfallen, *wie die äußerliche Maſchinerie dem Raume nach darin die Hauptſache werden konnte.* In der Maria Stuart iſt die ganze Intrigue von Mortimer und Leſter bloß deshalb vorhanden, damit die Maria im dritten Aufzuge ſich als wirklich fühlendes Weſen beglaubigen konnte, wodurch ihr letztes Auftreten in „tragiſcher Faſſung" nicht als Fühlloſigkeit erſchien. Der Zweck der Tragödie überhaupt, „die moraliſche Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtande des Affektes" iſt alſo in dieſer einzelnen und in den letzten Szenen der Maria erreicht, *um dieſer willen iſt zunächſt das ganze Stück, wie es iſt, nun könnte aber dieſe „Faſſung" nicht als Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtande des Affekts, ſondern als Mangel an Gefühl erſcheinen; damit dies nicht geſchehe, iſt die Szene Marias mit Eliſabeth und Mortimer erdacht; damit dieſe beiden Szenen möglich und die fünf Akte gefüllt wurden, iſt die Intrigue erfunden worden.* Die Regel bei Verfertigung einer Tragödie wäre alſo: die Kompoſition muß ſo eingerichtet werden, daß der Held eine große Faſſungsſzene erhält, zugleich aber, daß er vorher einmal Anlaß erhält, ſich als ein Naturweſen auszuweiſen, an dem dann die Faſſung nicht den Gedanken aufkommen läßt, ſie ſei bloße Fühlloſigkeit. Im Helden wird alſo das moraliſche Vermögen, ſich independent von Naturgeſetzen im Zuſtande des Affektes zu erhalten, in der Fügung des Vorganges und im Ausgange, alſo im Schickſale des Helden eine blinde Naturkraft dargeſtellt; im Ganzen, im Kampfe des Helden mit ſeinem Schickſale alſo der Kampf des moraliſchen Vermögens mit der blinden Naturnotwendigkeit. *Wie ſeine tragiſche Praxis aus einer Anzahl ſolcher äußerlichen Einzelheiten beſteht, ſo iſt ebengenanntes Schema den Griechen entnommen, nur bei ihnen anders angewandt.* Sophokles Helden zeigen zwar auch dieſe Faſſung dem Schickſale gegenüber, aber die Faſſung war bei ihnen nicht das zuerſt Gegebne, und das Schickſal bloß ein Gelegenheitsmittel, jene Faſſung zur Darſtellung zu bringen, wie bei Schiller. Das Schickſal war das erſt Gegebne, und zwar nicht als bloßes Kunſtmittel erfundne; ſie glaubten an dies Schickſal, ehe ſie noch von einer Tragödie wußten, und ſie nahmen es, weil es in ihren Stoffen war; wie Schiller einmal vom tragiſchen Chore der Griechen, unbewußt ſeinen eignen Gebrauch des Chores in der Braut, den er zu rechtfertigen ſtrebt, verurteilend ſagt: „Die griechiſche Tragödie fand den Chor in der Natur und brauchte ihn, weil ſie ihn fand.“ *Vergleicht man, wie Goethe in der Iphigenia und ſonſt lediglich, was alle Tragödie muß, eine äußre Akkomodation zur Verſinnlichung der Zeit angeſtrebt hat, in der das Drama ſpielt — ſo hört man wohl die griechiſche Schickſalsanſicht von Oreſt ausgeſprochen, aber nur Oreſt iſt ein alter Grieche, Goethe nicht; das wirkliche Schickſal darin auch nicht das altgriechiſche —, ſo muß man wohl Schiller als den Vater der Romantik anſehen, deren Weſen, daß ſie nicht bloß ihre Stoffe, ſondern auch die Behandlungsart willkürlich von hie und da, von fremden Völkern und Zeiten nahm.* Gleichermaßen fand die ſpaniſche Tragödie die naturwidrigen Konventionen von Ehre, Galanterie und Vaſallentreue in der Natur und brauchte ſie, weil ſie ſie fand. Ja, man ſieht nicht ein, warum Griechen, Spanier u. ſ. w. das nicht brauchen ſollten, *weil man nicht einſieht, was ſie anders dafür brauchen ſollten,* da die Poeſie nicht ungeſtraft den Boden des Wirklichen verläßt und dieſen mit willkürlichen Erfindungen zu erſetzen ſucht. Was bei den Griechen als Kern allgemeinen Glaubens *wie in alles Leben ſo auch* in ihre Tragödie hineinwuchs, das iſt bei Schiller eine willkürliche und allem, was wir in der Natur als Boden und Motiv für die Kunſt vorfinden, fremde, ja feindliche Erfindung. — Alles Wunderliche in Wallenſteins Figur iſt erſt durch jenen Hauptſatz ſeiner Theorie begreiflich. Jene moraliſche Independenz, das Kreuz *mit dem Querbalken des ſtarken Vermögens zu Gefühlen,* an das die tragiſchen Helden geſchlagen werden mußten, war von vornherein fertig, und ſo mußte auch der wilde, frevelnde Wallenſtein daran paſſen. Damit war dieſen Helden übrigens derſelbe gewiſſe Gang der Entwicklung, dieſelbe Charakterſchablone gegeben, ſie mochten Wallenſteine ſein oder Poſas. Der tragiſche Held iſt danach ein von Natur nicht ſtumpfer Menſch, der ſich aber im Unglücke zu faſſen weiß. Wallenſtein hatte alſo, um zum tragiſchen Helden zu werden, vornehmlich Faſſung zu zeigen. Daß er leidenſchaftlich genug erſchien, um dieſe Faſſung zu einem Verdienſte ſeiner Freiheit zu machen, das war der zweite Punkt, und der Schilleriſche Wallenſtein durfte etwas von dem hiſtoriſchen Wallenſtein behalten oder erhalten, aber nicht, weil ſein Schickſal in dieſer ſeiner Natur gegründet lag, Gott bewahre, nur damit ſeine Faſſung im Unglücke ſich wirklich als Faſſung beglaubigte. Nun, Sophokles, Shakeſpeares tragiſche Helden beſitzen alle dieſe Faſſung, aber *weder Sophokles noch Shakeſpeare* haben in dieſer Faſſung ihrer Helden

den Zweck ihrer tragiſchen Arbeit geſehen. — *Zufällig und ohne Wiſſen und Willen entſchlüpft konnte Schiller die handgreifliche Inkonſequenz des „Seis, ich hab auf Dank ja nie gerechnet“ nicht ſein; ja, aber was in aller Welt konnte ihn dazu bewegen? Vergebens riet ich daran herum, bis ich nach Aufſchluß ſuchend über dies und vieles andre in ſeiner Theorie auf die Stelle kam, wo er ausſpricht, was er für den Zweck der tragiſchen Poeſie hält. So war alſo das nicht eine Inkonſequenz, daß der Ehrgeizige nun plötzlich den Köder, den er ausgeworfen, für uneigennützig erwieſene Wohlthaten hält und erklärt, daß der Wallenſtein, den wir krumme Wege gehen ſahen, von ſeiner Geradheit überzeugt iſt, daß der Stolze nicht wütend iſt von Menſchen, die er verachtet, überſehen und düpiert zu ſein; vielmehr war es Inkonſequenz, daß er früher Köder aushing und ſtolz und ehrgeizig war und jene verachtete. Denn dieſe Faſſung war ja der Zweck des Stückes und der Ehrgeiz nur das Mittel; Schillers Wallenſtein war ehrgeizig, nur damit die Faſſung nachher auch für ſeine Freiheit bewies; nicht der Ehrgeiz, ſondern die Faſſung war der eigentliche Wallenſtein. Dadurch wird die Schuld eine bloße Inkonſequenz, und in der Faſſung ſtreift der Held die frühern Zuſtände wie eine Haut ab, die nicht ein Teil ſeines eignen Leibes, wie ein Kleid, das ſeine eigentliche Geſtalt verbarg, die nun als eine ganz andre zum Vorſchein kommt, als wir glaubten, da wir das Kleid für ſeine Haut hielten. Nicht die Faſſung jetzt iſt Wallenſtein aufgezwungen, ſondern ſein früheres ihr entgegengeſetztes Verhalten war ein ihm eigentlich Fremdes, von der Welt ihm äußerlich Angefärbtes, eine Kruſte im verſteinernden Waſſer des Lebensfluſſes, des Weltlaufes.*

Die Räuber von Schiller

Das iſt eine wirkliche Leidenſchafts- und Reue-, eine Gewiſſenstragödie, auch Charaktertragödie, wenn auch die Charaktere übertrieben, die Motive ſchwach, und daher das Ganze abenteuerlich erſcheint. Die kalte und die heiße Leidenſchaft ſtehen ſich in den Brüdern gegenüber; die Handlung hat Fülle. Neben der Geſchichte der beiden Brüder und des Vaters läuft noch die Liebesgeſchichte, innig jener verbunden, weil auch hier wieder die beiden Brüder einander gegenüberſtehen in demſelben Verhältniſſe, wie in der Hauptgeſchichte; ferner die Rivalität Spiegelbergs und ſein verdienter Tod, die Treue Schweizers, der Anteil Hermanns und Daniels. Wir ſehen einen Bruder, der den andern durch den Vater verdirbt und dann dieſen; der andre Bruder rächt ſich und den Vater an jenem; einen Böſewicht aus Realismus, einen aus Idealismus. Wir ſehen ein Mädchen, das zum Lohne ſeiner Treue in dem wiedergefundnen Geliebten einen Mörder vom Handwerk findet, nachdem ſie die Treue zu vermeinter Untreue faſt verleitet, einen Vater, vor Entſetzen vor dem Sohne, der ihn am Sohne gerächt *und ſeiner eignen Schuld an dieſem Schickſal* ſterben; ein Treueverhältnis zwiſchen einem Räuberhauptmann und ſeiner Bande, von der jener ſich durch den Tod ſeiner Geliebten und durch das Aufgeben einer Rückkehr zu Jugend und Glück loskauft. Es iſt ein mächtiges, reiches Bild des Gewiſſens, wie es ſich bei andern anders geſtaltet, von leiſer Regung an bis zur Verzweiflung, von angemeßnen Beſtrafungen wirklicher Schuld, ſo reich und überzeugend, daß der unverdiente Untergang einer Unſchuld keine Mißharmonie hineinwirft; übrigens leidet auch ſie, was ſie will, iſt auch Urheberin ihres Geſchickes. Ich halte die Räuber den Problemen und der Kompoſition, alſo den Hauptſachen nach für die Tragödie von Schiller, die dem Ideale der Tragödie am nächſten kommt. — Bei Fiesko hat ihn ſchon das franzöſiſche Beiſpiel beirrt. — „Auch das geradezu Unmögliche und Unwahre, wie z. B. der Entſchluß Karls und der andern, Räuber zu werden, iſt ſo möglich gemacht als nur möglich.“

Kabale und Liebe von Schiller

Unſtreitig, was die Zuſammendrängung des Stoffes in eine abgerundete Fabel betrifft, die beſte Kompoſition Schillers; denn daß dies auf Koſten der Charaktere und der Wahrſcheinlichkeit geſchieht, iſt ein Fehler aller Schilleriſchen Stücke, von denen die übrigen dieſen Fehler wenigſtens nicht durch den gleichen Vorzug bezahlen. Auch beſitzt kaum noch eins von dieſen ſoviel dramatiſche und theatraliſche Vorzüge, eine ſo energiſch und raſch fortſchreitende, immer ſpannendere Handlung und ſoviel Theaterſpiel. Der Hauptfehler liegt, wie faſt in allen ſeinen Stücken, im Mangel an Haltung und Konſequenz in der Hauptfigur. Man darf in ihnen den Charakter nur in je einer und derſelben Szene mit ſich ſelber vergleichen, denn er muß ſich danach bequemen, wie er notwendig iſt, eine jede Szene in ihrer Art zur intereſſanteſten zu machen, die ſie ſein kann, ohne Rückſicht auf die Übereinſtimmung desſelben Charakters mit ſich ſelbſt durch das Ganze.

Die Ausſtellungen ſind 1. was die Verletzung der Wahrſcheinlichkeit betrifft. — Wie kann der Präſident ſo unbeſonnen ſein, einem Jünglinge von Sohn ſein Verbrechen zu entdecken; was kann ihn dazu bewogen haben? Er muß ihn doch kennen, wie er iſt, ein Jugendenthuſiaſt voll Feuer. — Freilich iſt das wieder eine Unwahrſcheinlichkeit mehr, daß der Sohn eines ſolchen Vaters, von dieſem ſo früh ins Vertrauen gezogen, ſo werden konnte. Man ſollte meinen, er habe entweder in des Vaters Art ſchlagen, oder wenn er zu brav dazu war, durch die Mitwiſſenſchaft eines ſo großen Verbrechens ſeines Vaters geiſtig geknickt werden, oder wenn er auch kräftig genug war, im Wachstume dadurch nicht gehindert zu werden, ſich von ihm losſagen müſſen — und wenn wir auch glauben wollen, daß der Präſident über alle Begriffe ſchlecht und ſchamlos, denn vor ſeinem Kinde will ſelbſt der Schlimmſte nicht ſo ſchlimm daſtehen, als er wirklich iſt, und dies ſelbſt ſo rein erhalten als möglich; wie reimt ſich das mit der Klugheit des Hofmannes? Wir treffen da auf eine Schwäche, die Schiller nie losgeworden iſt, die Doppeltheit der Perſonen, ein andrer in dem, wofür er will, daß wir ſeinen Helden halten, ein andrer in der Wirklichkeit, wie wir ſelbſt ſehen, daß er iſt. Wie Wallenſtein von allen als der große Feldherr mit dem eigentümlichen, durchdringenden Feldherrn- und großen Mannesblicke, zu jedem Geſchäfte den Tüchtigen zu wählen, geſchildert wird, und wir ihn ſelbſt doch ſo unpraktiſch ſehen, mit Kindervertrauen überall an den Unrechten gekommen und von jedem betrogen und in großer Faſſung dem Betrüger verzeihend — ſo ſollen wir dieſen Präſidenten für einen dämoniſchen Menſchen halten, und er zeigt ſich doch ſelbſt wie der albernſte Neuling, ſodaß nicht ſeine Klugheit, ſondern ein merkwürdiges Glück ihn ſo lange und bis jetzt muß oben gehalten haben. Und wenn dann, was vor den Anfang fällt, dem Dichter nach Ariſtoteles nicht angerechnet werden ſoll, wie kann er denn nun den feurigen Sohn, der ihn in ſeiner Gewalt hat — nicht umgekehrt —, zu zwingen meinen? Wahrlich, wenn der Major ſo iſt, wie wir ihn glauben ſollen, ſo hat die Sache gar keine Schwierigkeit; ſo wird er gleich im Anfange dem Alten, gegen den er keine Pietät haben kann, ſagen: Ich nehme das Mädchen und rate dir, nichts gegen meine Liebe zu unternehmen; du biſt in meiner Gewalt. Wie reimt ſich der Tugendſtolz, den er dem Alten ins Geſicht zeigt, zu dem ängſtlichen Gehorſam? Wie ſchwach iſt, daß er die Milford dazu bringen will, ihrerſeits die Heirat rückgängig zu machen, wozu er nicht das Herz hat! — Die Sache iſt ſo: Wie die Konzeption ſo weit war, daß es nun darauf ankam, auch gegen die Intriganten die poetiſche Gerechtigkeit auszuüben, damit ſich alles runde und zuſammenbeſchließe, da fiel Schiller der Behelf ein mit der Vergiftung. Dadurch wurden zugleich neue Szenen gewonnen, das bereits Konzipierte änderte er nun nur ſoweit, als es ſich durch den neuen Gewinn bereichern ließ, aber die Hauptſäulen des Alten, die Notwendigkeit der Pietät und der Rückſicht auf den Vater ließ er, wie ſie waren, ehe er das Verbrechen und die Mitwiſſenſchaft des Majors hineinſchob. So ſteht das Ganze nun auf einem alten und auf einem neuen Beine, auf zwei Geſichtspunkten, die ſich widerſprechen. Wo es paßt, da iſts, als wüßte der Major von des Vaters Verbrechen gar nichts; wo es paßt, da bedient er ſich der Mitwiſſenſchaft gegen den Vater. — Schillers Figuren ſind Schauſpieler, die immer die Rolle ſpielen, die eben im Augenblicke die glänzendſte ſcheint. — 2. Daß Ferdinand an die grobe Täuſchung glauben kann. — Ferner ſieht man nicht, was den kalten Böſewicht Wurm bewegen kann, ſich ſelbſt in das Verderben zu ſtürzen. Daß er ſich verdirbt, um den Präſidenten nur mit verderben zu können, wie es den Anſchein hat? Er hätte den Präſidenten immer verderben können, ohne ſich mit zu verderben. Und eigentlich iſt dem Präſidenten ja das Schlimmſte ſchon geſchehen. — Übrigens iſt, was aus dem Stoffe zu ziehen war, ſo vollſtändig ausgebeutet, daß man keinen ähnlichen Stoff bearbeiten kann, ohne als Entlehner von Schiller zu erſcheinen, z. B. die Geſchichte der Agnes Bernauer. —

Don Carlos von Schiller

Ein merkwürdiges Intriguenſtück, im dramatiſch-theatraliſchen Talente bedeutend über dem Wallenſtein ſtehend. Der Idealismus darin, ſoweit er ſich auch verſteigt, macht einen beſſern Eindruck als im Wallenſtein, wo er die Naivität verloren hat und ſich immer mit realiſtiſchem Feigenblatte bedecken will. Schiller ſteht in dieſem Stücke, was Behandlungsweiſe betrifft, noch Shakeſpeare näher. Die Malerei der Leidenſchaft, der Seelenzuſtände, das pſychologiſch Pathologiſche, das Steigen und Zurückſinken, ſelbſt das Charakteriſtiſche ſteht hier weit über dem im Wallenſtein. Wenn auch unmögliche Charaktere, ſo ſind es doch Charaktere mit Zeichnung, Farbe und individuellem Ausdrucke und Bewegung. Durch das ganze Stück atmet ein Shakeſpeariſcher Hauch in den Charakteren und der Seelenmalerei; dagegen hat mich in der Kompoſition die Ähnlichkeit mit der der neuen franzöſiſchen Intriguenſtücke wahrhaft frappiert. Es iſt, als ob darin Scribe bei Schiller in die Schule gegangen wäre. Vielleicht beide bei den Spaniern und Corneille. Als er den Don Carlos komponierte, ſtudierte er die Franzoſen, was ich eben in Schillers Briefen finde. — Bei Schiller iſt mir aufgefallen, wie er den Kern der Handlung veräußerlicht. Beſonders im Wallenſtein und in Maria Stuart kämpfen oft nicht die Perſonen, ſondern die geſchichtlichen und künſteriſchen Geſichtspunkte wie zwei prozeſſierende Parteien. Hier gerät der Geſchichtſchreiber und Rhetor über den Dichter. Bei Euripides iſt es ähnlich. So iſt im ganzen Wallenſtein die Hauptſache die Abwägung der Gründe für die That und gegen die That. Bei Shakeſpeare findet man dies in einzelnen Szenen, z. B. im Macbeth, im Monologe vor dem Königsmorde. Die That wird dadurch gänzlich von ihrem eigentlichen Stamme abgetrennt, von dem Inſtinktiven, von der Natur, dem Charakter, der Leidenſchaft, und ganz in das Gebiet des Bewußten hineingeſchoben. Das ſcheint mir Einfluß der tragédie classique zu ſein, beſonders des Corneille. Und hier liegt mir eben der Hauptvorzug des Don Carlos vor den ſpätern Werken Schillers. Hier ſind die Perſonen noch wie bei Shakeſpeare Thäter ihrer Thaten, nicht bloß Vollzieher. — "Wenn man die Situation an und für ſich ausſpricht, wie ſie dem Zuſchauer erſcheinen ſoll, ſo hält das ſehr ſchwer, wenn man dies durch die Charaktere thun ſoll, in denen doch gewöhnlich das reine Licht der Situation in Farben gebrochen erſcheinen muß. Gleichwohl iſt es nötig, wenn der Zuſchauer ſich ein richtiges Urteil bilden ſoll. Shakeſpeare läßt den Charakteren neben ihrer Leidenſchaft immer noch das Bewußtſein, wie ihre Leidenſchaft ſich zur moraliſchen Regel verhält, gegen die ſie verſtößt; er läßt ihnen die ganze Zurechnungsfähigkeit. In der Wirklichkeit iſt das freilich ganz anders. So Macbeth. Doch nicht bei Lear und bei Othello, aber ſogar bei Jago und bei Edmund, die ſozuſagen Moral predigen, während ſie unmoraliſch handeln." Schiller dagegen macht die Situation zur zwingenden, ſodaß die Perſon freilich weiß, ſie thut nicht recht, ſich aber bei ſich ſelbſt dadurch entſchuldigt, ſie könne nicht anders. Bei Shakeſpeare liegt die Dialektik in dem Helden, bei Schiller in der Situation. "Wer beides nicht anwenden will, der ſchiebt die Dialektik dem Zuſchauer zu. Dann muß der Zuſchauer den dialektiſchen Prozeß in ſeinem überlegnen Bewußtſein durchfechten; er muß in ſich die Geſichtspunkte der bornierten Perſonen auseinander halten und Advokat und Richter in einer Perſon ſein." Bei Schiller kollidieren die Geſichtspunkte, nicht die Charaktere; jene ſind die eigentlichen Helden, die Perſonen nur die Träger derſelben. Dieſe, die Perſonen entfalten einander gegenüber nur ihr Verhältnis zu einander; ſie debattieren gleichſam ihr Verhältnis zu einander. — *Auf dem lebhaften Gefühl und der klaren Vorſtellung des Zuſchauers von dieſem Verhältnis beruht freilich der eigentliche tragiſche Eindruck.* — Shakeſpeare ſtellt das Für und Wider, den Kampf derſelben in das Innere eines und desſelben Helden; Schiller legt es in das Äußere. Schillers Perſonen ſprechen nicht nur ihre ſpeziellen Motive aus, ſondern ſie beleuchten, beurteilen ſie auch von allen Seiten und knüpfen Gedanken daran, die der Zuſchauer darüber haben ſoll. — Die Räuber haben ungefähr den Shakeſpeariſchen Zuſchnitt der Kompoſition und der Charaktere, Kabale und Liebe und Fiesko ſind Intriguenſtücke mit Charakteren und Leidenſchaften in der Art wie im Don Carlos. In Kabale und Liebe aber herrſcht die Situation ſchon wie in Schillers Stücken der zweiten Periode; die Charaktere müſſen ſich den Situationen bequemen. Beſonders iſt die Luiſe, wie ſie die Situation eben braucht. — *Auf dieſe Art iſt freilich eine gedrungne und runde Kompoſition mit effektvollen Szenen nicht gar ſo ſchwer.* Daß der Präſident und Wurm eigentlich mit ihrer ſie verderbenden Schuld außerhalb des Stückes liegen, iſt nicht ſchön. Solche Behelfe macht die konzentrierte Form unentbehrlich. Desgleichen z. B., daß Odoardos Bedienter ſchon vor dem Stücke in Angelos Gewalt iſt. Das vollkommenſte Stück wäre doch das, wo alle Verſchlingungen der Fäden, alle Schuld aller Perſonen *innerhalb* des Stücks geſchlungen würden, und nichts von außen dazu käme. Dieſe Wirkungen von außen machen mehr oder weniger doch ſtets den Eindruck des Zufälligen. Außerdem wimmelt Kabale und Liebe von den auffallendſten Unwahrſcheinlichkeiten. Die rhetoriſche Diktion iſt häufig geradezu komiſch. Der Fiesko hat viele wunderſchöne charakteriſtiſche Züge, die aber nicht vorher erdacht, ſondern im Feuer der Ausführung von ſelbſt gekommen zu ſein ſcheinen. Und ich fange an, wieder zu glauben, daß dies auch das Rechte iſt. Die Beredtheit der Perſonen hilft auch ſehr zur Macht des Ausdrucks. *In jeder einzelnen Empfindung kann ſie den Hörer heimiſch machen.* Die lakoniſche Art des Ausdrucks läßt immer kälter. Es iſt ſchwer, dieſe Beredtheit nicht in Rhetorik übergehn zu laſſen. Das müßte man eben von Shakeſpeare lernen. — (*Bei etwas größerer Breite in der Ausführung läßt ſich auch ein ſchon beſtehendes z. B. Liebesverhältnis poetiſch darſtellen, man muß nicht immer mit der Entſtehung anfangen.*) Aufgefallen iſt mir beſonders in Kabale und Liebe die Ähnlichkeit der Diktionsweiſe mit Hebbels Julia. Dieſelbe Art, ausgeführtere Bilder und Gedanken in den Dialog einzureihen, und das Epigrammatiſche derſelben. Er hat aber gerade das beſte des Schilleriſchen Dialogs nicht ergriffen, das dramatiſche Leben, das Feuer, den Fluß, welche Eigenſchaften allein mit dem Ausgekünſtelten der Bilder und Gedanken verſöhnen können. Bei Hebbel wird das Ausgekünſtelte durch die Kälte des Dichters noch erſt recht auffallend. — Regel: Der epigrammatiſche, rhetoriſch-philoſophiſch zugeſpitzte Dialog muß durchaus von dramatiſchem Leben und Feuer und ſtarken Situationen, Gefühlen und Handlungen balanciert werden. Schwung, Stimmung, dramatiſche Begeiſterung z. B. Emilia Galotti, Kabale und Liebe, Fiesko u. ſ. w. — warnende Beiſpiele: Hebbels Werke.

Wallenſtein von Schiller

So lange Wallenſtein bloß repräſentiert, iſt er prachtvoll, es ſcheint ſich hinter dieſer ruhigen Würde, dieſem Selbſtgefühl eine Kraft zu bergen, ſich ſelbſt gefangen zu halten, der das Gewaltigſte möglich iſt. Aber ſobald es dazu kommen ſoll, dieſe Kraft zu entfalten, gerät er mit ſich ſelbſt in Widerſpruch; die kühn umgreifende Gemütsart zeigt ſich als eine bloße Phraſe; man ſieht, alle, die von ſeiner Verwegenheit, von ſeinen Feldherrngaben reden, täuſchen ſich. Dagegen zeigt er eine Gemütlichkeit, die uns den ganzen Boden, auf dem ſich ſeine Geſtalt bewegt, vergeſſen läßt. *Sein Leiden hat durchaus nichts von dem Helden, der zugleich zürnt, wenn und daß er Schmerz empfindet, deſſen Schmerz wiederum die Quelle männlicher Thaten wird; es iſt das reſignierte eines Weibes.* Und zuletzt doch mit all ſeiner Gemütlichkeit ein Verbrecher, aber kein Verbrecher aus Überkraft, an dem wir wenigſtens die Kraft reſpektieren müſſen, ſondern ein Verbrecher aus Schwäche, den wir nicht allein von andern, ſondern auch von ſich ſelbſt mit allen Mitteln ſtimulieren ſehen, die die ſchwächſte Kraft zur Thai aufſtacheln müßten, und doch umſonſt, bis er eben nicht anders kann und die Verzweiflung für den Mut einſtehen läßt, den er nicht hat. Wir wiſſen nie, wie wir mit ihm daran; ſind wir vorbereitet, den hiſtoriſchen Wallenſtein in ihm zu erwarten, ſo wird er auf einmal zum ſentimentalen Hausvater; haben wir uns daran gewöhnt und erwarten nun dieſen konſequent durchgeführt, ſo iſt er auf einmal wieder der Feldherr, einmal der Realiſt, einmal der Idealiſt, aber immer der ſchwache Charakter, der jedesmal das iſt, wozu ihn die Situation macht, der nie die Situation macht, ſondern jedesmal von der Situation gemacht wird. Je weiter in das Stück hinein, je mehr fällt der Charakter. Auch die Sprache wird immer weitſchweifiger, markloſer. Über das Gerüſt der Kompoſition iſt die Diktion wie ein weiter Prachtmantel mit Falten und unzähligen Pretioſen gebreitet, ſodaß man die Schwächen derſelben nicht gleich ſehen kann. Er bedeckt die Sprache der naiven Natur dermaßen, daß ihre Spur faſt verſchwindet. Das Schlimmſte: wir ſehen ihn kleine Künſte ausüben, die Pappenheimer zu beſchwätzen, den Max mit Sophismen zu umſpinnen "zeigt er ſich bereit und geſchickt, zu einem großen Verbrechen fehlt ihm der Mut. Das nützt ihm moraliſch nichts und macht ihn äſthetiſch widerwärtig." Und nun der Max, das Kind des Krieges mit ſeinen Gardeleutnantsſentiments. Er will von Thekla wiſſen, was er thun ſoll, und iſt doch beſonnen genug, ihr zu ſagen, wie ſie das anfangen muß, und zwar ganz ausführlich ſie auf die Klippen aufmerkſam zu machen, die ihr Urteil zu einem pathologiſchen anſtatt logiſchen machen können, trotz einem Profeſſor aus der Kar ſchen Schule. Wenn er ſo beſonnen iſt und ihr zur Beſonnenheit helfen zu können meint, was fragt er ſie? Doch nur aus moraliſcher Feigheit, die lieber einem andern gehorcht, um nur der Verantwortung überhoben zu ſein. Sie fällt das Urteil, und vollzieht ers? Nein. Wenn er einen dummen Streich machen will, was fragt er da erſt, als wärs ihm um etwas Geſcheites zu thun? Er kann weder lieben noch haſſen, weder entſchieden recht noch unrecht thun. Wenn ihm an Wallenſteins Sicherheit gelegen iſt, warum geht er nicht mit ihm und wacht ſelber über ihm? Wahrlich, das wäre noch viel ehrenvoller, als was er wirklich thut. Es iſt faſt komiſch, wenn er Butler für das verantwortlich machen will, wozu ihm ſelbſt die Kraft des Entſchluſſes fehlt. "Ich weiß nicht, wie jemand das alles ohne Widerwillen leſen oder anſehn kann. Sollte man ſeinen dummen und ſchlechten Streich — bei weitem ſchlechter als Wallenſteins, um den er dieſen verläßt, da er ganz willkürlich und zwecklos iſt — für eine That der blinden Verzweiflung halten, ſo müßte man ihn wirklich in ſolchem Zuſtande ſehen. Die gereimten Verſe am Ende ſind dazu nicht hinreichend." Butler ermahnt er, dem neuen Herrn treuer zu ſein als dem alten, er giebt zu verſtehen, daß er Illo und Terzky nicht traut, und — bringt den Kaiſer um ſein beſtes Regiment, wiederum aus moraliſcher Feigheit; die ſchöne Seele kann nicht einmal einen Selbſtmord ausführen ohne ein Regiment Gehilfen; „die herrlichen Küraſſiere, von denen der ſchlechteſte mehr wert iſt als dieſe, werden als Dekoration benutzt, müſſen es ſich für eine Ehre rechnen dem Schmerz einer ſchönen Seele mit zum Opfer zu fallen.“ Es iſt, als ob Schiller im Schickſale des Max das Goethiſche Xenion dramatiſch hätte illuſtrieren wollen von den empfindſamen Geſellen, aus denen Schurken werden. „Wie ſollen wir Deutſchen zur Moral und zum rechten Verſtändnis der Geſchichte kommen, wenn das moraliſche Gefühl von unſerm Lieblingsdichter ſo verwirrt, die Geſchichte uns mit ſo falſchem Idealismus aufgeſtutzt und ſentimentaliſiert wird?“ Auch aus Butler wird man nicht klug. Erſt drängt er ſich um den Auftrag aus Rache. Dann ſieht er ſich als das willenloſe Werkzeug des Schickſals an, und zuletzt will er ſich doch den Lohn holen. Gordon will den Butler bewegen, die That nicht zu thun; er aber für ſeinen Teil will keine Verantwortlichkeit auf ſich laden. Überall die Scheu vor der That und vor der Verantwortung. Die Männer ſämtlich darin ſind froh, wenn ſie ihr Thun auf die Notwendigkeit ſchieben können; die beiden einzigen, die Mut zeigen, ſind zwei Frauen. — Man merkt ganz genau die Stelle, wo der Ton und die Stimmung der altgriechiſchen Tragödie eintritt bis auf die Schlagreden, die Weitläufigkeit, die Betrachtung und das ewige Erwähnen des Schickſals. Die erſte Hälfte iſt im Shakeſpeariſchen Geiſte, mit Detail und Theaterſpiel, gedrängt, mächtig, in der Thekla ſogar Natur. Ihr ſchelmiſches Belauſchen u. ſ. w. Es ſind lebensvolle Geſtalten, die in der andern Hälfte zu deklamierenden Statuen erſtarren. — So breit Wallenſtein gehalten iſt, wird man doch nicht klug aus ihm und ſeinem Verbrechen. Er unterhandelt ſchon lange mit den Schweden und auch mit den Sachſen; wozu denn? So lange und ſo, daß ſie glauben müſſen, er hat ſie zum Narren. „Was will er damit bezwecken? Meint er, er bekommt günſtigere Bedingungen, wenn ſie das glauben? Doch ſchwerlich!“ Und welch gewagtes Spiel aus Furcht vor Wagnis! Er muß doch immer fürchten, daß der Kaiſer dahinter kommt. „Iſts moraliſche Feigheit,“ will er, und hat er doch nicht den Mut, ganz zu wollen, ſo iſt er nicht der, der die Gelegenheit raſch faſſend, und unbedenklich um die Moralität der Mittel der geworden, der er iſt, der wirkliche Wallenſtein. Ein ſolcher Dualismus geht durch mehre Schilleriſche Stücke, daß die hiſtoriſche und die poetiſche Geſtalt der Helden ſich nicht decken, ja einander geradezu widerſprechen. Wenn er die hiſtoriſche geradezu in die poetiſche verwandelt hätte, ſo möchte das gehen, aber die beiden gehen immer nebeneinander her. Es wird beſtändig von einem Verwegnen, Umgreiſenden, Geiſtesgewaltigen, Großartigen geſprochen, und wir ſehen einen Menſchen, der für beides zu ſchwach, für das Böſe und Gute, „einen Mann, der von ſeinen Umgebungen beſtimmt und betrogen wird, der die kleinen Ränke eines Verräters alle ſpinnt, aber nicht den Mut hat zum offnen Verrat, und dennoch ſelbſt wie ein verratner edler Menſch ſich gebärdet, der eben, weil er ſo edel und vertrauend, verraten worden.“ Er, der ſich eben noch als einen ganz gemeinen Realiſten gezeigt, der die Küraſſiere, dann den Max mit Sophiſmen zu ſich herüber lenken wollte, der Butler auf ſo gemeine und kleine Art in ſeine Gewalt gebracht hat, er iſt nun das gerade Herz, das darum ſo leicht zu betrügen war. Wenn er das jemand weiß machen wollte, wo es ihm nützen könnte, da möchte es gehen; aber er ſagt ſich das ſelbſt. Und von dieſen eigennützigen Lockruten ſpricht er dann wie von den uneigennützigſten Wohlthaten: „Ich habe auf Dank ja nie gerechnet.“ Er ſpricht wie ein Philoſoph und Chriſt, ohne Galle, der nicht auf Dank gerechnet, der die Untreue, an ihm begangen, noch entſchuldigt, der Blut ſchonen will. Er iſt nicht mehr und weniger als ein Hamlet, der — Gott weiß, wie das möglich war — früher einmal ein Coriolan oder dergl. geweſen, und der nun den Macbeth ſpielen will aber nicht den wilden Schotten, ſondern einen für die deutſchen Damen, „ein Löwe wie Schnock, der ſeine Zuſchauer immer gutmütig beruhigt.“ Es iſt der brave, unendlich gebildete, humane und philoſophiſche Schiller, der immer ſein Geſicht aus der Wallenſteinshaut, die er umgebunden, herausſtreckt, damit man nicht mit dem wirklichen eiſernen Helden des dreißigjährigen Krieges zu thun zu haben und deshalb ſich fürchten zu müſſen glauben darf. Das Ganze eine Apotheoſe der Schwächlichkeit, die weder gut noch ſchlimm ſein kann und froh iſt, wenn ſie muß. — Die Stimmung der letzten Akte (der Tragödie) iſt meiſterhaft angeſchlagen und feſtgehalten. Durch das Ganze herrſcht bis auf die Längen und das unnütze Arbeiten an falſcher Rührung ein wahrhaft dramatiſches Leben; das Hiſtoriſche iſt ſo meiſterhaft gehandhabt, daß es das tiefſte Intereſſe erregt. Das Ganze würde vollkommen ſein, wenn uns nicht taſchenſpieleriſch die beiden Wallenſteine, der hiſtoriſche und poetiſche, beſtändig ausgetauſcht würden, und durch das ganze letzte Stück eine gewiſſe ſieche Empfindſamkeit hindurch kränkelte, die mit dem Boden desſelben im ſchroffſten Widerſpruche ſteht. Der Sentimentalität ſeiner Zeit hat der Dichter die Vollkommenheit ſeines Werkes opfern müſſen. Keine Figur hat den Mut, auf ſich ſelbſt zu ſtehen; man könnte glauben, Schiller habe in dem Drama den Satz ausführen wollen: Die Not iſt die Mutter aller Thaten und das einzige Geſetz der Helden. Alle entſchuldigen ſich, ſowie ſie etwas unternehmen wollen, bei dem ſentimentalen Publikum; ſie ſeien eigentlich alle gute Leute, aber die Not zwinge ſie; ſie ſeien die willenloſen Schergen des Schickſals, eines Böſewichts, der alles Schöne und Gute haſſe und verderbe. —

*Am beſten gelingt Schiller die Würde der Repräſentation und hie und da ein leidenſchaftlicher Affekt mit lakoniſchem Ausdruck, der wirkliche Strom der Leidenſchaft und der Affekte wird rhetoriſch oder konventionell-lyriſch. Das Schwächſte iſt die Charakteriſtik.

Das hiſtoriſche Detail iſt nur in der Breite ſo möglich, in der das Ganze gehalten iſt, auch das dramatiſche. Eigentlich innres individuelles Leben iſt nicht vorhanden, und wo es doch da, iſts nicht wahr; die Situation macht alles.* Wallenſtein iſt in allem ſeinen Thun willkürlich, er hat keinen Kern; er iſt bloß der zufällige Träger der Situationen, er iſt, wie ihn der Dichter im Momente braucht. Die Betrunkenheit Illos iſt auch durch gar nichts motiviert; der Dichter hat ſich ihn betrinken laſſen, nur damit er ſeinen Plan ausplaudere. Bei der großen Breite könnte der pſychologiſche wie pragmatiſche* Zuſammenhang vollſtändig klar gemacht ſein, aber es liegt im Intereſſe des Dichters, denſelben, wo er vorhanden, lieber zu verſchleiern als zu enthüllen. — Die ſich liebenden Kinder feindlicher Väter als Epiſode ohne Notwendigkeit für das Ganze ſind aus der tragédie classique.*

Schillers Wallenſtein

— Ich kenne keine poetiſche, namentlich keine dramatiſche Geſtalt, die in ihrem Entwurfe ſo zufällig, ſo krankhaft individuell, in ihrer Ausführung ſo unwahr wäre, als Schillers Wallenſtein; keine, die mit ihren eignen Vorausſetzungen ſo im Streite läge, keine die ſich molluskenhafter der Willkür des Dichters fügte. Keine aber auch, in welcher dieſe Unwahrheit und innere Haltloſigkeit mit größerm Geſchicke verſteckt wäre. Hinter zwei Decken; erſtlich des Koſtümes — Fürſt, Feldherr, des Gebietens gewohnt —, dann unter den reichſten Falten einer weiten, prächtigen Diktion. Jenes Koſtüm iſt in der That vollendet; der Heeresfürſt, der Befehle gewohnte, reißt zur größten Bewundrung hin, aber der Wallenſtein, der Menſch ſelbſt, der eigentliche dramatiſche Charakter, der in dieſem Koſtüme ſtecken ſoll? Unter allen ſeinen Motiven iſt nur eins wahr, die äußere Notwendigkeit; alle andern ſind geradezu unbegreiflich, und ſtets Handlung und Wort im direkten Widerſpruche. In den Reden zuweilen ein Macbeth, ein Coriolan, im Handeln oder vielmehr im Nichthandeln ein Hamlet. Die Handlung iſt die des Hamlet: ein Menſch, der etwas thun ſoll und nicht kann, und endlich zur Strafe gedrängt wird, es zu thun. Hier wie dort ſehen wir einen Menſchen, in dem ein Gedanke vergebens ringt, aus eigner Kraft zur That zu werden. Die einzelnen Anſtrengungen dazu werden allmählich zu einer äußern Macht, die ihn zuletzt zwingt. So der vorgegebne Wahnſinn Hamlets, der den König erſt aufmerkſam macht, die Probe mit dem Schauſpiele, die den König überzeugt von dem, was Hamlet will, und eine Intrigue hervorbringt, die endlich den Hamlet zum Handeln nötigt, wo es ſeinen eignen Untergang hervorbringt. Dort Wallenſtein, der mit den Schweden unterhandelt wegen Verrates. Man kommt dahinter, eine Intrigue gegen ihn zwingt ihn zu dem, was er aus alleinigem eignen Antriebe nicht zu thun imſtande iſt, aber auch erſt dann, wo es mißglücken muß. Die Ähnlichkeit geht weiter. Hier ſpielt Wallenſtein in ſeiner geträumten Überlegenheit mit den andern Figuren, wie dort Hamlet. Hier der Rechenmeiſter, der ſein eigen Leben hineingerechnet, dort der Feuerwerker, der mit ſeinem eignen Pulver auffliegt. Wie iſt Hamlet ein ſolcher geworden? Ein geborner Fürſt und das theoretiſche Studieren; dazu körperliche Einflüſſe, Fettleibigkeit. Aber wie Wallenſtein? Wie mußte der Menſch beſchaffen ſein, der in unruhigen Zeiten in ſo ſchwindelnder Schnelle vom gemeinen Edelmanne zum Reichsfürſten aufſtieg, zu ſolcher Macht und Anſehen anwuchs, daß ſein eigner Kaiſer vor ihm zitterte? Man ſollte meinen, es müſſe ein Menſch geweſen ſein von raſcheſtem Entſchluſſe, ein Menſch, der die Gelegenheit beim Stirnhaar zu erfaſſen wußte, ein Menſch von kühn umgreifender Gemütsart, unbedenklich in den Mitteln, nie irrend in ſeinem Urteile über Menſchen, und wenn ja, eher aus zu ſchlechter als aus zu guter Meinung. Beides ſagt auch der Wallenſtein Schillers von ſich aus, „denn ſelbſt den Fürſtenmantel, den ich trage, dank ich Verdienſten, die Verbrechen ſind.“ So ſpricht er von ſich, und wie iſt er in ſeinem Handeln? Hier iſt er Poſas Bruder, ſein Handeln der reine Gegenſatz ſeines Redens. Wahrlich, dieſer Wallenſtein wäre einfacher Edelmann geblieben, und dem Kaiſer wäre es nie eingefallen, vor ihm zu zittern. In allem iſt er das Gegenteil von dem, für was er ſelbſt ſich hält, er hält ſich für kühn umgreifend und iſt bloß zu kleinen Ränken fähig, nicht zu einer entſchiednen That; er hält ſich allen überlegen und iſt der Spielball aller. Wo er uns überzeugen ſollte durch wirkliche That, da verweiſt er uns auf die Geſchichte. Da können wir leſen, was er war und was er geworden; wie das geſchehen, wie das möglich war, das mache der Leſer mit ſich ſelbſt aus. Aber es iſt ja auch Schiller nur zuweilen, wenn es ihm einfällt, mit dem hiſtoriſchen Wallenſtein ernſt, eigentlich hat er ja im Sinne, uns die ideale Geſtalt zu zeigen, die das Reſultat ſeiner tragiſchen Studien war, die Geſtalt, über die der Affekt keine Macht hat. —

Wozu die Aſtrologie? Iſt es dieſer Aberglaube, der erklären ſoll, wie aus dem hiſtoriſchen Wallenſtein ein Hamlet geworden? Nein. Er iſt Hamlet von Haus aus, und die Aſtrologie giebt ſeiner natürlichen praktiſchen Schwäche nur den Vorwand, mit dem er ſich bei ſich ſelbſt entſchuldigt; hier muß der Aberglaube thun, was dort der Zweifel, wenn Hamlet ſich ſagt: Der Geiſt kann ein Verſucher aus der Hölle geweſen ſein; denn als alle Zeichen ſtimmen, worauf er vergeblich gewartet, handelt er denn nun? Nein; er ſucht nach neuen Vorwänden, nicht handeln zu müſſen. Ich kann mir denken, wie Shakeſpeare dieſe Schwäche Wallenſteins behandelt haben würde, jedenfalls ſymboliſch; ſo daß ſeine Leidenſchaft die dunkeln Orakel der Sterne nach ſeinem Bedürfniſſe und ſo, ſelbſt unbewußt, gezwungen hätte, zu reden, was er wollte. Es wäre ein intereſſanter Verſuch, das Emporkommen des Schilleriſchen Wallenſteins nach ſeiner Natur nachträglich zu motivieren, aber eine mühſelige Arbeit. Welche ungeheuern Maſchinen müßten angewendet werden, den retardierenden Charakter durch die Gewalt der Umſtände zu Handlungen zu zwingen, die ihn vom gemeinen Edelmann ſozuſagen wider ſeinen Willen bis zum Reichsfürſten und Kaiſer neben dem Kaiſer hinaufhöben. — Aber hat er ſeine vor dem Stücke liegende Vergangenheit vergeſſen, ſo vergißt er im Stücke ſelbſt immer wieder, wer er eigentlich iſt. Was berechtigt ihn denn, zu ſagen: „Dein falſches Herz hat über mein gerades geſiegt“? Im ganzen Stücke haben wir nichts von dieſer Geradheit ſeines Herzens geſehen; wir haben geſehen, daß ſein Herz nicht die Macht hat, ihn zu einem einzigen geraden Schritte zu treiben, im Gegenteil. Seine Zweideutigkeit, in der er gegen den Kaiſer und gegen die Schweden zugleich falſch iſt, haben wir kennen gelernt, auch allerlei kleine Dinge, die nicht nach Geradheit ausſehen. Daß er ſeine Briefe von Illo und Terzky ſchreiben läßt und dieſe ſo in die Schlinge ſchiebt, aus der er ſeinen eignen Kopf zieht; ſein Benehmen in der Sache mit der Klauſel, dann gegen Butler ſind wahrlich keine Belege für ſeine Herzensgeradheit. Mir wars immer komiſch, wenn ich an die Stelle kam: „Ich hab auf Dank ja nie gerechnet.“ Wie? Kommt er ſich ſelbſt auf einmal als ein uneigennütziger Wohlthäter vor, oder will ers dem Publikum weismachen, er ſei ein ſolcher geweſen? Nun wahrlich, er kennt das deutſche Publikum beſſer als ſich ſelbſt. Wie geht dieſe Furcht, dies Hamletiſche Fliehen vor der That und der Verantwortung durch das ganze Stück und alle Perſonen! So möchte Gordon den Wallenſtein gerettet wiſſen, aber als Butler die Verantwortung auf ihn wälzen will, wie ſchiebt er ſich dieſe vom Halſe! Dieſer Gordon iſt ein widerliches Geſchöpf der Sentimentalität, das dem hiſtoriſchen Boden eben ſo ſehr widerſpricht, wie alle Charaktere im Stücke, es ſind Schauſpieler unſrer Zeit, die ſich ein äußerlich täuſchendes treues Koſtüm jener wilden unbedenklichen Zeit umgeworfen haben. Wallenſteins Harniſch verwandelt ſich oft in den Schlafrock eines deutſchen Profeſſors, er ſcheint oft wie ein Ifflandiſcher Hofrat, der die fixe Idee hat, der Feldherr dieſes Namens im dreißigjährigen Kriege geweſen zu ſein. Im fünften Akte verwandelt ſich ſein Koſtüm in ein antik-griechiſches. Wahrlich, der reale Wallenſtein, und auch ein Shakeſpeariſcher poetiſcher hätte nicht jenen Mantel idealiſtiſcher Reſignation umgenommen; er hätte jedenfalls getobt, wenigſtens innerlich, und wenn er eine Rolle ſpielen wollte, gewiß eine andre geſpielt, als die eines ſentimentalen Sokrates. Aber es war dem Dichter ja um eine Geſtalt zu thun, die das Reſultat ſeiner tragiſchen Studien illuſtrieren ſollte. So haben wir denn in ſeinem Wallenſtein ein Bild, wie es ein Landſchafter machen würde, der verſchiedne

Geſichtspunkte in einem vereinigen wollte. Wie breit iſt die Rolle des Wallenſtein angelegt, und doch bleibt er uns unverſtändlich. Shakeſpeare weiß mit wenig ſtarken Strichen ein unendlich klareres Bild zu geben, ſelbſt ſein Hamlet iſt ein Wunder von Beſtimmtheit gegen dieſen Wallenſtein. Wie kommt das aber? Weil Wallenſtein ein geiſtreicher Mann iſt, der über ſo viel andres wunderbar ſchön und geiſtreich ſprechen muß und daher wenig Raum übrig behält, um das zu ſagen, was er uns eigentlich ſagen müßte. Und dann, weil dieſer weite, darüber gemalte Mantel die inkonſequente Zeichnung verbirgt. So knapp ausgeführt, wie die Shakeſpeariſchen Helden, würde die Unwahrheit und Inkonſequenz des Charakters allen denen ins Geſicht ſchlagen, die jetzt den Wald vor Bäumen, den Menſchen vor ſeinem Redeſchmucke nicht ſehen. Goethe hat Schwächlinge, aber er giebt ſie für nichts andres aus, er macht ſie höchſtens liebenswürdig, aber hier ſollen wir Schwächlinge bewundern; Schiller bietet alle Kraft ſeines großen Genius auf, ſie als Helden erſcheinen zu laſſen. Ein Held hat Intentionen, er reflektiert nicht; wenn er es thut, ſo iſt es darüber, wie er ſeine Intentionen verwirklichen kann. Wallenſtein hat keine Intentionen, ihn treibt nicht eine Leidenſchaft, eine Abſicht vorwärts, er weiß nicht, was er will. Bei einem Helden iſt der Verdienſt im Dienſte einer Intention, er will etwas; bei Wallenſtein iſt es umgekehrt, andre reden ihm zu, er ſelbſt will nicht. Die Schilleriſchen Charaktere ſind eher das Gegenteil der Shakeſpeariſchen. Shakeſpeare würde aus dem Wallenſtein deſſen eignes Ideal gemacht haben, während die Idealität, die der Schilleriſche hat, dieſem von außen und widerſprechend aufgeladen iſt. Shakeſpeare und nach ihm Goethe konſtruieren den Charakter aus ſeiner Schuld, d. h. ſie richten dieſen ſo ein, daß die Schuld ſich ohne weitres aus dieſer ſeiner Anlage erklären läßt.

Von dieſer Charakteranlage aus idealiſiert nun Shakeſpeare den Charakter, ſodaß eben dasſelbe, was ihn ſchuldig werden läßt, unſern Anteil an ihm erregt, zunächſt die Kraft, ſchuldig werden zu können. Er verfährt mit ſeinen Helden aus Novelle oder Geſchichte wie Tizian, Rembrandt, Rafael mit dem Originale, das ſie porträtieren; er macht eine Totalität aus ihnen, d. h. er idealiſiert ſie durch Steigerung des Weſentlichen, durch Fallenlaſſen des Unweſentlichen, durch Hervorheben des Zuſammenhanges; er macht ſie gleichſam ſich ſelber ähnlicher. Dagegen hat Schiller ſich das abſolute Ideal des Menſchen konſtruiert; wenn er einen Helden idealiſiert, ſo heißt das: er miſcht Züge, die ſeinem Originale eigentümlich ſind, mit Zügen jenes allgemeinen Ideals; er verfährt, wie ein Maler thun würde, der etwa die Venus von Milo in das Porträt einer beliebigen Dame hineinmalen wollte, gleichgiltig, ob dieſe Züge nun einander widerſprechen oder nicht. Es lag für einen Shakeſpeare nahe genug, was Wallenſtein für den Kaiſer gethan, Dienſte, die, wie der Schilleriſche ſagt, Verbrechen waren, und den Undank des Kaiſers, als er ihn zu Regensburg den Fürſten opferte, die eben um jener Dienſte willen ihn haßten. zu Motiven Wallenſteins zu machen. Schiller ſtellt den Wallenſtein ſo dar, wie ihm eine ſolche Schuld eben am fernſten liegen mußte. Was man von dem hiſtoriſchen Wallenſtein weiß, wäre in eines Shakeſpeares Hand zu einem grandioſen Bilde geworden. Der Schilleriſche, ein Zungenheld, wie das deutſche Publikum ſie gerne hat, ſpricht Dinge, die meiſt wundervoll ſchön ſind, wenn man ſie ſich von Schiller ſelbſt geſprochen denkt, und die ihm nicht leicht ein andrer nachſprechen wird; das meiſte aber davon iſt in Wallenſteins Munde unwahr, wie die ganze Geſtalt. Das Idealiſieren beſteht darin, eine Geſtalt durch Erhöhung zum Ideale ihrer ſelbſt zu machen; nicht darin, ſo viel als möglich

Sentimentalität in einen gegebnen Charakter hineinzutragen, unbekümmert darum, daß die Geſtalt dadurch aufgehoben wird. Ein ſentimentaler Wallenſtein iſt gar kein Wallenſtein mehr. Goethe maskiert die Schwäche nicht, Schiller aber giebt ihr einen blendenden Anſchein von Kraft. Das äſthetiſche Urteil darf nicht vom ſittlichen getrennt werden, wonach wir beſtochen werden, in der Poeſie ein Thun zu bewundern, das uns im wirklichen Leben mit Widerwillen erfüllt. So ſchlecht die Wirklichkeit ſein möge, es iſt mehr wahre Poeſie darin, als in der idealen Verklärung der Schwäche, als in einer idealen Schattenwelt. Shakeſpeare würde uns auch für das Bild des wirklichen Wallenſtein intereſſiert haben, aber ohne zweideutiges Werben um unſre Liebe für ihn, und das iſts, was ich an Shakeſpeare ſittlich finde, denn dem Schlechten ſoll unſre Liebe nicht gewonnen, unſer Gefühl für das Gute und Schlechte ſoll nicht durch das Schöne verwirrt werden. — Nach Schillers Vorgange iſt es faſt unmöglich geworden, das Schlimme anders in der Tragödie zu bringen, als unter dem glänzenden Firnis des Schönen und Liebenswerten. Und unter Schillers Stücken wiederum iſt das Gift am feinſten und ſublimierteſten eben im Wallenſtein. — Weit entfernt, daß Schiller eine unſittliche Abſicht gehabt hätte, er war ein ſo ſtreng ſittliches Gemüt, daß ihm das Schöne immer, ohne daß er es weiß, ins Gute übergeht. Was ihn perſönlich entſchuldigt, das iſt eben in ſeinem Wallenſtein das Gefährliche, daß, wo er uns bloß äſthetiſch für das Schlimme intereſſieren will, er uns zugleich moraliſch dafür gewinnt; das Publikum hat dieſe Gutherzigkeit inſtinktmäßig herausgefühlt, und ſolche Gutherzigkeit am unrechten Flecke will es nun in der Tragödie, und wenn der Dichter auch grundſätzlich dieſem Motive des Beifalls aus dem Wege geht, ſo kommt es gar nicht auf den wahren Grund, ſondern meint, der Dichter habe gewollt, was ihm, dem Publikum, an Schiller ſo gefällt, aber er habe es nicht gekonnt. —

Konſequenz der Charakterſchilderung

(Mit Bezug auf Wallenſtein)

Wie bei Schiller meiſtenteils das, was von der Vorgeſchichte ſeiner Helden geſagt wird, mit ihrem Weſen ſelbſt im Widerſpruche ſteht, ſo iſt es auch mit den Thathandlungen ſelbſt. Jedes Handeln hat ſeine gewiſſe Weiſe, Handeln in Verzweiflung, Handeln in Ruhe; eine That der Schwäche unterſcheidet ſich von ihrem Gegenteile in der Erſcheinung des Handelns. Schiller, der dem Schönen, wo er kann, nicht allein die Sympathie der Zuſchauer oder Leſer, ſondern auch deren Billigung und Bewundrung zu gewinnen ſtrebt, welche dem Guten gehört, verwiſcht dieſe Merkmale oft abſichtlich. So führen Max und Thekla den Selbſtmord aus wie eine verdienſtliche Handlung, wie etwas Großes, Edles. Man ſehe daneben ihre Vorbilder Romeo und Julia, zwei Kinder der Leidenſchaft, die im ganzen Stücke nichts von der Freiheit der Vernunft zeigen. Hätten ſie geiſtige Freiheit, die überlegne Reflexion, die Schiller ſeiner Thekla in den Mund legt, ſie würden nicht ſterben. Kann es einen Selbſtmord aus Kraft geben? Ich glaube, nein. Schiller hat in Theklas einen ſolchen geſchildert. Wenn ſie wirklich das „ſtarke Mädchen" iſt, ſo iſt der Selbſtmord ein Schimpf für ſie, nicht bloß ein Fehler, wie er an der ſchwachen Julia natürlich und darum ſo weit zu entſchuldigen iſt, daß wir ſie bemitleiden. Aber Shakeſpeare will auch nur ſo viel Sympathie für ſie von uns, daß wir nicht darüber die Mißbilligung ihres Thuns vergeſſen, nur ſo viel, als in der echten tragiſchen Stimmung enthalten ſein darf. Im Wallenſtein iſt die Liebe das Berechtigte, Gott und die Welt gegen ſie im Unrechte; kein Wunder, wenn leidenſchaftliche Jugend von dem Lehrer der Vernunft zu dem flieht, der ihr ſagt, die Leidenſchaft ſei das Rechte. Eine That der Verzweiflung wird nicht reflektierend beſchloſſen, ſonſt iſt ſie nicht Affekt, ſondern Wahnſinn. Ein Menſch, der eine Untreue begehen will, wird nicht einen andern verantwortlich machen wollen, keine zu begehen, und doch iſt Maxens Veruntreuung des beſten Regiments des Kaiſers um nichts mehr wert als Butlers Handeln; dieſes hat ſogar noch die Kraft voraus. Wie? er thuts in der Beſinnungsloſigkeit? Nein; er ſpricht wie ein Redner, der Bewundrung und Mitleid ernten will; nicht in Verzweiflung, der das Urteil der Welt gleichgiltig iſt, ja die nicht daran denkt. Wäre er ohne Beſinnung, alſo auch ohne Gewiſſen, wie könnte er das Gewiſſen eines andern ſchärfen wollen? Es iſt eben nicht Max, ſondern Schiller, der da ſpricht. Freilich iſt es bloß die Leidenſchaft des Dichters, überall glänzend zu erſcheinen und Bewundrung zu erregen, und ſo betrachtet iſt es unſchädlich; aber ſo ſieht es keiner unter unſern Jünglingen an; ſie nehmen nur das moraliſche Urteil heraus, das der Dichter zwiſchen den Zeilen auszuſprechen ſcheint. —

Maria Stuart

Ich leſe jetzt die Maria Stuart; ich bewundre die Vollſtändigkeit der Expoſition der Situation. Freilich hat man mehr den Eindruck, als habe man die Staatsſchriften pro und contra ſämtlich durchgeleſen und die weſentlichen Punkte behalten, das Unweſentliche wiederum vergeſſen, man hat den Eindruck, ein geiſt- und inhaltreichſtes Plaidoyer angehört zu haben, aber durchaus nicht den Eindruck, Menſchen im natürlich-unbelauſchten Thun und Laſſen wahrgenommen und mit ihnen gelebt zu haben. Man hat ein Leben anklagen und verteidigen, ſtellenweiſe wenigſtens entſchuldigen hören, aber man weiß von alledem nichts, als was man andre nachträglich darüber ſagen hörte, und zwar Leute, die man parteiiſch ſieht; an Gründen pro und contra fehlt es nicht, aber an der Sache ſelbſt; das Leben ſelbſt haben wir nicht miterlebt. Der erſte Akt iſt an ſich ein redneriſches Kunſtwerk; es werden Gefühle, es werden Begehren in uns geweckt, aber nicht wie ſie die Poeſie, wie ſie die poetiſche, ſondern wie ſie die rhetoriſche Darſtellung eines Vorganges wirkt. Das hiſtoriſch-politiſche Raiſonnement, welches das Verhältnis von allen Seiten beleuchtet, iſt zwar verſchiednen Perſonen in den Mund gelegt, aber eben gelegt, es geht nicht unmittelbar hervor. *Überall bewußte abſichtliche Kunſt, aber nicht bloß des Dichters, ſondern auch der Perſonen; ein völliger Mangel an dramatiſcher Unmittelbarkeit.* Den Leuten iſt mehr darum zu thun, ihre Rednerkunſt zu zeigen und ihre perſönliche Würde zur Darſtellung zu bringen, als dem Dichter, uns Menſchen zu zeigen. Da iſt überall Draperie und Attitüde, aber nirgends eine Spur von unbelauſchter Natur. Die Nebenperſonen, Paulet, Mortimer, ſind detaillierter aufgeführt als die Hauptrolle. Jene ſind uns motiviert, wir verſtehen ſie, aber die Königin iſt ein Gegebnes; es iſt lediglich uns überlaſſen, was wir von ihrer Vergangenheit und Gegenwart ſehen, uns zurecht zu legen und zu reimen; denn was ſie ſelbſt und die Kennedy ſagt, reicht nicht hin, Klarheit zu ſchaffen. Die Partien, in welchen eigentlich das poetiſche und pſychologiſche Intereſſe liegt, werden mit ungenügenden Andeutungen zurückgeſchoben. Die Helden dieſes Stückes ſind der proteſtantiſch-engliſche und der katholiſche Standpunkt, nicht Maria; dieſe iſt bloß das Objekt des Kampfes. — Das Ganze iſt eine Hofintrigue; die Situation thut alles, die Leute handeln, wie es der Situation dient; von Charakteriſtik iſt alſo wenig die Rede. *Die Intrigue iſt zu breit behandelt, ſie beeinträchtigt die Hauptſache. Shakeſpeare pflegt dergleichen bloß anzudeuten, um ſeine große ſympathiſche Spannung nicht von kleinen Verſtandesſpannungen kreuzen und aufheben zu laſſen. Eliſabeth iſt aufgeopfert (ſie iſt ein Scheuſal, aber ohne durch eine gewiſſe Größe ihre Abſcheulichkeit zu bezahlen).* Marias Charakter das Schwächſte im ganzen Stücke. Merkwürdig iſt die Ähnlichkeit der Scribiſchen hiſtoriſchen Luſtſpiele in der Technik mit der Maria Stuart. Die Hauptſache, wie immer ein Intrigant den andern überliſtet. Abgeſehen davon, daß die Technik keine tragiſche iſt, ſo iſt ſie doch ſehr zu loben. Zweierlei könnte man hier lernen, erſtlich das Motivieren der Entſchlüſſe und Handlungen, wenn Schiller nicht bloß aus der Situation motivierte; dann, ſoviel Stoff in ſo kleinen Raum zu zwingen, wenn der Stoff zu ſeinem Rechte käme *und die Idealität und Einheit der Kompoſition in der Weiſe, wie man ſie bei ihm lernen kann, gewahrt würde.* Das eine dringt ſich auf, daß Reichtum des Stoffes und die franzöſiſche Form ſich nicht vertragen. Das ganze Stück ſpielt zwiſchen der Fällung und Vollziehung des Todesurteiles. Ganz wie bei Scribe, deſſen Muſter Schiller, wenn nicht Corneille das Muſter beider iſt, wie man nicht die ganzen Intriguen, ſondern nur ihre Reſultate kennen lernt. Das Intereſſe haftet hauptſächlich auf der Kunſt der Intrigue und der Kunſt der Rede, ganz altfranzöſiſch. Nicht wie bei Shakeſpeare iſt das ganze Intereſſe auf Teilnahme am Schickſale, d. h. an der Schuld und dem daraus hervorgehenden Leiden des Helden gebaut, ſondern es ſpringt von Maria zu Eliſabeth, von da auf Mortimer, Leſter. Die Szenen ſind pathetiſche Ausmalungen der Situation und Intrigantenſzenen.

Es geſchieht im ganzen Stücke nichts, was die Kataſtrophe verurſachte, denn das Todesurteil iſt bereits vor dem Stücke gefällt, und wenn Eliſabeth mit der Vollſtreckung zögert, ſo iſt das bloß Heuchelei, und es braucht nichts von alledem, was im Stücke geſchieht, um ſie zur Vollſtreckung zu bewegen. Davon erhält freilich das Stück einen Eindruck von Notwendigkeit in der Hauptſache, wenn auch der Vorgang ſelber nun wie Spiegelfechterei, wie bloße Ausfüllung erſcheint; aber dadurch wird es um nichts tragiſcher, denn alles iſt äußerlich, und wenn Maria ſich in ihr Los als ein verdientes ergiebt, ſo iſt auch das von außen hereingezogen. Wollte man ſagen, ſie bereite im Stücke durch Beleidigung der Eliſabeth ſich ihren Tod, ſo wäre das unwahr; denn ſie mußte auch ohne dieſe ſterben, und ein andres Betragen konnte ſie nicht retten. Inſofern erinnert die Maria an Leſſings Emilia; denn wie dort der Prinz, iſt hier die Eliſabeth eigentlich die tragiſche Heldin, wenn eine im Stücke iſt; denn ſie hat die Schuld und Strafe, welche daraus folgt, innerhalb des Stückes ſelbſt; und wie dort iſt es nicht der Held, dem unſre Teilnahme gewonnen wird, ſondern das Objekt der Schuld; hier Maria, dort Emilia und ihr Vater. Nun hat Schiller auch noch, was er aus dem „Fuſt von Stromberg" gelernt, hier angewendet, nämlich die Kunſt der Beglaubigung des Vorganges durch maſſenhaft eingewirkte hiſtoriſche Data, Erwähnungen von Geſetzen, hiſtoriſchen Rückblicken u. dergl., die zur Kataſtrophe nichts beitragen, wie z. B. die franzöſiſche Werbung. Aus all den Handlungen hebt ſich kein zuſammenhängender Kern, aus all den bewegten Figuren kein bedeutender Charakter hervor, und die Monotonie der Sprache, die gleichmäßig über das Ganze verbreitete Würde und rhetoriſche Kunſt bietet ebenſowenig dem Gefühle und der Phantaſie eine Handhabe; es fehlt an der

Idee, die das Stück zu einem Ganzen machte. Man könnte ganz gut von da, wo Maria erfährt, daß ihr Urteil gefällt ſei, bis zur Vollendung und nach dieſer alles ſtreichen, ohne daß etwas Weſentliches fehlte. Schiller hat eben la longue carrière de cinque actes ausgefüllt, *was auch Voltaire mit dem Hervorbringen eines Dramas ſynonym gehalten zu haben ſcheint*; die Kritik der Rhodogune von Leſſing ſcheint der Hauptſache nach auch auf die Maria Stuart zu paſſen, und Leſſing hätte ſie ein Werk des Witzes nennen müſſen. Hier paßt noch ohngefähr der Charakterzug, daß die Perſonen alle geiſtesgegenwärtige und vollendete Meiſter der Redekunſt ſind, denn ſie ſind Staatsmänner und Redner von Profeſſion; aber im Wallenſtein — die wilde Soldateska des dreißigjährigen Krieges? In der Regel ſind Soldaten keine Kunſtredner. — Intereſſant iſt noch die Führung der ſich kreuzenden Intriguen. Keine einzige wird dramatiſch verfolgt, wie z. B. mit Jagos geſchieht, vom Anfang bis zum Ende. Man ſieht z. B. nicht, daß der angefangne Brief gefunden wird, noch weniger erfährt man vorher, daß er geſchrieben wurde; man erfährt nicht eher davon, als wo Leſter etwas dagegen braucht, um den Verdacht von ſich zu ſcheuchen. Ganz wie bei Scribe; man denke an Bolingbroke und die Herzogin Marlborough. Dadurch erhält das Stück, ſo lebendig es iſt, in ſeiner Struktur den epiſchen Charakter. Nämlich Maria iſt nicht die eigentliche Heldin des Dramas, ſondern ihre Rettung iſt das epiſche Objekt eines epiſchen Kampfes. Sie iſt eine Art Helena der Iliade, für und gegen welche kämpfend eine Anzahl Helden, bald dieſer, bald jener in den Vordergrund tritt und ſeine Geſtalt zeigt ihre vorteilhaften und angenehmen Seiten. Eine Ilias am Hofe. Als Tragödie müßte das Stück zum Kern einer Zuſammenhang von Schuld und Leiden innerhalb einer und derſelben Leidenſchaft einer und derſelben Perſon haben; *aber es ſtellt bloß einen äußerlichen (d. h. epiſchen) Kampf dar, den Kampf der verbündeten Mächte Fanatismus und Liebe (in der Perſon Mortimers und ſeiner Genoſſen) gegen religiös-politiſchen und aus Eiferſucht ſtammenden Todeshaß, das Bündnis jener Mächte mit feigem Ehrgeiz, dem die Wagekraft fehlt, und der, um ſich zu retten, die Verbündeten verrät um die Rettung der Maria. Oder der Kampf zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus, der ein dramatiſcher und tragiſcher werden könnte — wenn in Eine Bruſt verlegt —, aber da er ein äußerlicher bleibt, nur ein epiſcher heißen darf.

Das ganze Stück hat zum Gehalt das Pro und Contra, die Erörterung der Gründe für und gegen den Tod der Maria, ſowohl die rechtlichen als die ſtaatsklugen. Man hat zuletzt nur dies Verhältnis im Sinne, die Menſchen als ſolche werden oder bleiben uns gleichgiltig;* man hat die Empfindung, als ſeien die Menſchen bloß Schachfiguren der hiſtoriſchen Mächte, Spielzeug für Weſen ohne Geſtalt; es iſt eine Welt, inſofern der homeriſchen ähnlich, daß, was an den Menſchen wirkt, als Gabe oder Fügung kämpfender Götter erſcheint, darin von der homeriſchen unterſchieden, daß dieſe Götter nicht, wie in dieſer ſinnlich-anſchauliche, künſtleriſch-idealiſierte Menſchenbilder, ſondern geſtaltloſe, abſtrakte Begriffe ſind. Man könnte auch verſucht werden, den Mortimer für den — epiſchen — Helden des Stückes anzuſehen, inſofern dies eigentlich nichts behandelt, als den vergeblichen Verſuch, die zum Tode verurteilte Maria zu retten. Ebenſo Leſter. Durch die einheitliche Form iſt alle Architektonik, alle Perſpektive der einzelnen Handlungsanteile unmöglich gemacht. Man hat dadurch den Eindruck von einem bunten Gewirre von Zufälligkeiten, während die Unweſentlichkeit alles dieſes, da

Marias Schickſal ſchon im Anfange entſchieden iſt, wiederum einen Eindruck von Notwendigkeit macht. *Es iſt nicht Eine Handlung, nicht Ein Intereſſe, an Einen Grundgedanken geknüpft, auf den ſich alles bezöge, nicht Ein Bild von einem und demſelben Standpunkte aufgefaßt, ſondern* bald von dieſem, bald von dem, mit einem Worte, es fehlt die höhere Idealität. *Es ſind mehrere ideale Zuſammenhänge, die ſich nur zufällig berühren. Der Hauptgrund, warum die Maria nicht mehr recht gefallen will, iſt wohl der, daß man an keiner Geſtalt darin ein rechtes Intereſſe nehmen kann, weil dies für zuviel Perſonen zugleich in Anſpruch genommen wird; die Intrigue iſt wiederum nicht ſo gefaßt, daß ſie — was eine Intrigue wohl kann — in den Vorgrund unſers Intereſſes treten könnte; dem Verſtandesintereſſe ſind die einzelnen rührenden Szenen hinderlich, und dieſe, die am Ende doch noch am meiſten wirken, werden von dem halbgeweckten Verſtandesintereſſe beeinträchtigt.* Die Handlung iſt ſo reich, als nur irgend ein Stück in einheitlicher — franzöſiſcher — Form erlaubt, aber dieſer Reichtum iſt nirgends ſo zu einer Einheit gebunden, daß ein Eindruck möglich wäre; eine Menge kleiner Eindrücke, es zerſtört einer den andern; einen Eindruck des Ganzen, einen geſchloßnen ganzen Eindruck macht es nicht, weil die Idealität fehlt. Der Haupteindruck iſt, daß der Dichter der Tragödie ein geiſtvoller, im beſten Sinne, einer der größten Künſtler der Rede iſt, ſolange die Erde beſteht. Der Glanz und die Klugheit der Mittel, und damit die Abſicht tritt aber ſtets über den Zweck, die Darſtellung, hinaus; was der Dichter uns darſtellt, iſt durchgängig die eigne Größe. Die Geſtalten ſind unvermögend, uns von dem Dichter ſelbſt abzuziehen; er hat ſich nicht über ſie vergeſſen, und ſo kann auch der Leſer oder Zuſchauer ihn nicht über den Perſonen vergeſſen. Der Eindruck eines Shakeſpeariſchen Gedichtes iſt der andre Pol; in ihm verſchwindet der Dichter gänzlich hinter ſeinen Geſtalten. Auch bei Homer. —

— Man möchte die naiven Dichter Sachdichter, die ſentimentalen Ichdichter nennen; der Gegenſatz iſt nicht wie Sache und Geiſt — wie Schiller ſelbſt und nach ihm Gervinus u. ſ. w. annehmen, ſondern wie Geiſt der Sache und Geiſt des Dichters. Der naive Dichter, wie Shakeſpeare, giebt den Geiſt der Sache, der ſentimentale, wie Schiller, giebt den eignen Geiſt; der eine verherrlicht ſeine Objekte, der andre ſich ſelbſt. — Wahr iſt es, die ganze Behandlung iſt eine äußerliche; ſehen wir nun bei Goethe, daß dieſer über dem innern Leben den Reichtum der äußern Welt liegen läßt, wie Schiller umgekehrt, ſo werden wir von beiden, als von Fragmenten des Dramatikers zu dem Ganzen getrieben, zu Shakeſpeare. Jul. Schmidt hat ganz recht, daß Schiller das Drama zu ſehr veräußerlicht habe; der Taſſo giebt den treffenden Beleg, daß Goethe das Drama zu ſehr verinnerlichte. „Auf der einen Seite viel Leib, aber nicht von Einer Seele durchdrungen, auf der andern viel Seele, aber faſt ohne Körper; auf der einen faſt nackte Hiſtorie, auf der andern faſt nackte Pſychologie und Tragik.“ Zwiſchen dieſen beiden Extremen geht der richtige Weg; eine Geſchichte, ſo reich und draſtiſch wie Schillers, dabei nur der äußere Leib einer innern Entwicklung wie Goethes; das Muſter, wie das zu machen, beſitzen wir in Shakeſpeare.

— Der Hauptunterſchied zwiſchen Shakeſpeare und Schiller iſt dieſer, daß bei jenem die innere Entwicklung die Hauptſache iſt, und die äußerliche Tragödie, d. h. die Handlung, die Begebenheit als notwendige Folge und zugleich als ſymboliſche Veräußerung der innern Entwicklung erſcheint, während bei Schiller das Gegenteil davon ſtattfindet. Bei

Schiller ſind die hiſtoriſchen Mächte, iſt die äußere Thatſache die Hauptſache; dieſe ſind die handelnden Perſonen, der Held iſt leidend; und zwar leidet er nicht die Folgen ſeiner eignen Handlungen, die ſich rächend gegen ihn wenden, ſondern er leidet ohne Schuld; das Schickſal iſt Zufall; die Fügung, das Göttliche iſt eine dumpf-grauſame Naturkraft, die eine Schadenfreude hat, das Schöne in den Staub zu treten, das Erhabne zu erniedrigen. Der Zufall tritt in das Innere, die äußere Handlung iſt notwendig. So ſind nun ſeine Helden auch dramatiſch übel daran, da andre die ganze Handlung an ſich reißen; ſie haben weiter nichts zu thun, als ihre Würde zu bewahren. Dadurch ſind ſie zwar die Helden, aber nicht die Hauptperſonen der Handlung. Die Maria Stuart ſteht ſozuſagen ganz außerhalb dem eigentlichen Kampfe; ſie iſt nicht ſowohl ein Subjekt, als ein Objekt; nicht ſowohl Kämpferin, als Gegenſtand des Kampfes. Die einzige Szene, in welcher ſie in die Handlung gemiſcht wird, ſtimmt nicht mit ihren übrigen; man weiß nicht, wie ſie dazu kommt, eben jetzt, wo ihr ganzes Schickſal daran hängt, die Selbſtbeherrſchung zu verlieren, die, nach ihren übrigen Szenen zu urteilen, ihr eigentlicher Charakter iſt. So muß das Innere ſeiner Helden ſich ganz nach dem Äußerlichen richten; es muß ſo ſein, wie es eben die Handlung braucht, die äußerliche Fügung des Thatſächlichen; es iſt im eigentlichen Sinne das Nebenſächliche. Es kann keine ſeltſamere Verkennung der Abſicht der Tragödie geben. *Ja die Maria Stuart wäre die einzige Perſon, die ohne Beſchädigung des Ganzen wegbleiben könnte. Neben ſoviel andern Erzählungen könnte auch der geringe Anteil, den ſie an dem Mechanismus der Handlung hat, erzählt werden.* Dadurch, daß Schiller ſich in dieſer Hinſicht von Shakeſpeare entfernt, nähert er ſich den Griechen nicht um einen Schritt; im Gegenteile ſind ſich hier Shakeſpeare und beſonders Sophokles weit ähnlicher, als Schiller dem letztern erſcheint. Denn der Streit um Recht und Unrecht trifft bei den Griechen immer mehr die Helden ſelbſt, und ihr Thun iſt mehr ein pſychologiſch-ethiſches, als ein hiſtoriſch-politiſches Raiſonnement, und der Held iſt nicht ein bloßes Objekt der kämpfenden, außer ihm wirkenden Mächte. Hier ſteht Schiller ganz in Corneilles Spur; bei den Griechen entſchuldigen und rechtfertigen ſich die Helden mit Maximen, auch bei Shakeſpeare, aber ſie handeln nicht aus Maximen — ſondern aus Leidenſchaft. —

Die Braut von Meſſina

Auch in der Braut von Meſſina iſt dieſes willkürliche Durcheinanderwerfen der verſchiedenſten Vorſtellungsarten, dieſe willkürliche Verwiſchung aller Dichtarten. Neben der raffinierteſten Rhetorik völlig unvermittelt die geſuchteſte altgriechiſche Simplizität und Kindlichkeit, die durch dieſe Willkür preziös und widerlich wird. Ein Aufeinanderpacken der Effekte aller möglichen Dichtarten aller Zeiten, von welchen jeder, losgeſchnitten von ſeiner natürlichen Wurzel, herausgeriſſen aus ſeiner natürlichen Atmoſphäre, wie eine künſtlich belebte Leiche erſcheint. Von Zeichnung keine Spur, das Kolorit wie durch farbiges Glas geworfne bunte Scheine. Nirgend eine Spur von der Notwendigkeit, die der Beredtheit der Leidenſchaft und des Affektes zu Grunde liegt, bloß ein willkürliches Spielen mit dichteriſchen und ſchauſpieleriſchen Tönen und Effekten. Mir war, als ſähe ich dem Meere zu; dies endloſe Schaukeln, nirgends ein Feſtes, machte mir zuletzt bei der Aufführung die Empfindung, als wäre auch die Erde unter meinen Füßen nicht mehr feſt. Dazu das ebenſo willkürliche Herumfahren der Sprechenden im ganzen Umfange ihres Organs, in verzweifelter Bemühung, in das unwahre Dichterwerk Wärme, Wahrheit und Leben hineinzubringen. — Sehr intereſſant iſt eine Vergleichung der Braut mit der Antigone. Zwei heterogenere Erſcheinungen ſind nicht zu denken, als dies alte und dies neue Stück. Die Antigone erſcheint uns erſt als etwas gänzlich Fremdes, aber wir werden bald heimiſch; ſie iſt uns ein Menſch aus einem fremden Weltteile, ihr Koſtüm, ihre Sitten, ihr Glauben und Denken ſind uns fremd, aber ſie ſind untereinander und mit ihr einſtimmig; wir achten die fremde Erſcheinung als etwas notwendig in ſich ſelbſt Beſchloßnes, als etwas in ſich Wahres, was die Braut von Meſſina aber nicht iſt. Vor dieſem Stücke wird uns die Ähnlichkeit zwiſchen den Griechen und Shakeſpeare erſt recht klar. Die Braut ſteht den Griechen ebenſo fremd gegenüber als dem Shakeſpeare. —

Sophokles, Shakeſpeare und Schiller

Wenn Sophokles Produktion einer ſchlanken Palme, Shakeſpeares einer knorrigen Eiche gleicht, iſt Schillers Produktion ein Chriſtbaum. Da hängen die Sentenzen loſe, um leicht heruntergenommen zu werden, die Früchte wachſen nicht am Stiele ihrer realen Bedingungen, ſondern hängen am Faden der Willkür; man kann ſie da herunternehmen und dort an einen andern Zweig hängen, ohne weder dem Baume noch den Früchten zu ſchaden. Er nimmt aus Shakeſpeares oder der alten Griechen Garten Senker, entfernt die Wurzeln und pflanzt ſie ſo in den ſeinen. Aus Ungeduld, daß der Baum ſo lange mit den Früchten zaudert, hängt er welche von andern Bäumen genommen daran; um die geſunde Röte der Frucht zu erſetzen und zu überbieten, vergoldet er ſie. —

◆

Über ältere und neuere Dramen

Kritiken und Aphorismen

Antike Tragödie

— Ariſtoteles ſagt: „Die Stücke der Neuern ſind ohne Charakter.“ Gut; von den ältern läßt ſich das gewiß nicht ſagen. Im Äſchylos vergleiche man den Charakter des Prometheus und ſage mir, wo im ganzen Shakeſpeare das Stück, in welchem der Charakter des Helden und das Ausleben desſelben ſo über die Handlung als ſolche hinauswächſt. Man wird ein ſolches vergeblich ſuchen. Und ſo ſteht es mit den meiſten und gerade den angeſehenſten Tragödien der drei großen Griechen. —

Die Elektra des Sophokles

Welch wunderbare Geſtalt die Elektra des Sophokles; wie wunderbar alle Schwäche und alle Stärke des Geſchlechtes in der Geſtalt; Haß aus Liebe, wodurch auch der Haß ſchön und weiblich wird. Wie ſchön, daß ſie nicht ſelbſt handeln muß; das kommt dem Manne zu. Wie ganz anders hier, als ſo oft bei Schiller und andern Neuern, wo die Geſchlechter ihren Charakter vertauſchen. Wie iſt die Thekla Mann neben dieſer Elektra, trotzdem, daß die Situation hier unendlich gewaltſamer iſt. In jener Rede der Antigone läge der Schlüſſel zum idealen Weſen des Weibes, wenn ſie hieße: Nur *mit* zu lieben, *mit* zu haſſen bin ich da, oder zu lieben und *mit* zu haſſen bin ich da, d. h. aus Liebe mit zu haſſen; im Haſſe der bloße Gefährte, im Lieben aber die erſte. Die Schwäche, wo es dem Gewaltſamern gilt, dem Wehethun, dieſe Mannesſchwäche iſt des Weibes Stärke. Chryſothemis würde auch ſtärker haſſen, ſo ſtark wie Elektra, wenn ſie ſo ſtarker Liebe fähig wäre, wie es Elektra iſt. Es wäre gewiß intereſſant, wenn Sophokles uns auch eine Erkennungsſzene zwiſchen Chryſothemis und Oreſt gegeben hätte; wir würden ſie auch da weniger leidenſchaftlich geſehen haben; gewiß hätte ſie in dem Maße der Schweſterfreude, deſſen ſie fähig, die Gefahr nicht vergeſſen, und ſie würde den Oreſt gewarnt haben, wenn es nötig geweſen wäre; aber ihr gegenüber hätte Oreſt die Stärke behalten, ſeine Maske fortzuſpielen; wo nicht, ſo würde ſie gewarnt haben über Not, weil ſie die eigne Gefahr nicht vergeſſen hätte. Die Wirkung des Stückes iſt wunderbar kalkuliert. Wie hat Sophokles den Zuſchauer all das wünſchen gemacht, was vorgeht, wie einheitlich iſt die Stimmung! Für die Klytämneſtra und den Ägiſth iſt durchaus nicht die mindeſte Sympathie erregt, ſodaß etwas davon dem Nemeſisgefühle in die Quere käme. Freilich macht dieſe Art der Behandlung, die ſich auf Darſtellung der Kataſtrophe einſchränkt, die Stimmungseinheit viel leichter; und doch hat ſie keine von den drei Tragödien des Sophokles aus dem Labdakidenmythus. Auch die Ähnlichkeit der Dialogführung in der Szene Oreſts und Elektras mit den Werbeſzenen im Richard III. fiel mir auf. — Die Elektra hat bereits etwas von Shakeſpeare; dieſe Auslebeſzenen, die nicht unumgänglich zum Mechanismus der Handlung, aber zur Poeſie des Charakters weſentlich ſind — wie eben die Erkennungsſzene —, ſind ganz im Geiſte Shakeſpeares. Wir mußten ſehen, wie dieſe Elektra liebt, um die Schönheit ihres Haſſes zu verſtehen; ſonſt war dieſer Haß unſchön, und unſre Teilnahme löſte ſich von ihr ſelbſt los. Shakeſpeare und Sophokles ſind wirklich Zwillingsbrüder; Shakeſpeare unterſcheidet der unendlich weitere und tiefere Kreis der Erfahrungen von Sophokles, er vereinigt die Naivität der alten Welt mit dem geiſtigen Reichtum der modernen; daß er trotzdem der einfältigen Natur ſo nahe blieb wie Sophokles, das iſt bei ihm ein größres Lob. Nach der Erkennungsſzene ſteht Elektra erſt als geſchloßner Charakter vor uns, und zugleich ſehen wir doch, daß dieſer kein abſtraktes Geſpenſt iſt; ſie hat nun einen Kern, der iſt: Energie, mächtige Leidenſchaftlichkeit; aber ſie iſt nun auch nicht eine perſonifizierte Leidenſchaft: „Haß.“ Sie iſt der Liebe ſo zugänglich als dem Haſſe; ja was mehr iſt, und worin eben die ideale Schönheit liegt: ſie würde nicht ſo gewaltig haſſen, wenn ſie nicht ſo gewaltig liebte. Denn ihr Haß entſpringt aus der Liebe zu ihrem gemordeten und nach dem Tode noch von ſeinen Mördern verhöhnten Vater und dem dadurch verbannten und beraubten Bruder. Daß ſie der eignen Leiden mit gedenkt, das macht ſie nur menſchlicher; aber man thue die Erkennungsſzene weg, und dieſes Gefühl der eignen Leiden wird vorſchreien, und die ideale Weiblichkeit, das, was die Freud- und Leidhelferin, die Liebes- und Haßgeſellin — wie in dem altteſtamentlichen: Jch will ihm eine „Gehilfin“ machen — charakteriſiert, dieſe ideale Weiblichkeit wird verloren gehen, wir werden zu ſehr die unverſöhnlich ihr perſönliches Leid hegende, die Rachſüchtige ſehen, die im blinden Affekte immer noch mehr Kränkung ſich zuzieht. —

Emilia Galotti von Leſſing

Das Mißlichſte iſt, daß der Prinz die Schuld hat, und die Galottis das Leiden. Darum wirkt das Ganze nicht tragiſch. Das Stück iſt nun keine Tragödie, ſondern eine ſogenannte Rettungskomödie dem Sinne nach. Ein Böſewicht ſtellt der Unſchuld eines Mädchens nach, aber dieſe bedrohte Unſchuld wird gerettet — freilich durch den Tod; dieſer aber iſt kein tragiſcher. — Das Bewundernswürdigſte, wie die Notwendigkeit, dem Odoardo den Dolch in die Hand zu ſpielen, wenn er ihn braucht, auch um der Steigerung von Odoardos Leidenſchaft willen, den Dichter zu einer Schöpfung gebracht, wie die der Orſina; wie dieſe ganze lebensvolle Figur ihre Entſtehung einem bloßen Behelfe dankt, wie dies durch ihre Erwähnung im erſten Aufzug und ihr Auftreten im vierten ſo verſchleiert iſt, daß ſie ſo ganz wie um ihrer ſelbſt willen zu exiſtieren ſcheint. — Wie geſchickt Leſſing der Notwendigkeit des Erzählens ausweicht, die Hebbel aufſucht! Wie er lieber die Umſtände ſo rückt und erfindet, damit die Leute, was ſie wiſſen müſſen, um das Ganze der Handlung als notwendig möglich zu machen, durch Kombination erfahren. Dieſer Kunſtgriff erſpart nicht allein, daß erzählt wird, und noch dazu erzählt wird, was der Zuſchauer ſchon weiß oder ſelbſt geſehen hat; jene Umſtände bereichern auch das Detail der Geſamthandlung, und die Kombination wird ſelbſt zu einer Art Handlung und giebt nicht allein dem Kombinierenden Gelegenheit zu Theaterſpiel, ſondern auch den Gegnern. — Läßt er erzählen, ſo geſchiehts nur, wenn die Erzählung durch den Affekt des Erzählers und die nachhaltende Spannung des Hörers immer ununterbrochen, wiederum zu Handlung und Theaterſpiel Anlaß giebt. — Bewundernswürdig, wie Leſſing den Appiani, Conti, die Orſina und ihre Szenen in

Charakter und Situation ſo bedeutend zu machen wußte, daß man ihnen nicht anſieht, daß ſie bloße Behelfe ſind zur Steigerung und zum Maße von des Prinzen Leidenſchaft. — Man nehme die Orſina heraus und ſehe, wie die Maſſe des Stückes zuſammenſchmilzt. Wie künſtlich und geſchickt hat er ſie mit dem Ganzen zuſammengenietet und geſchmolzen! — Wie trefflich iſt die That vorbereitet! — Jeder Entſchluß, jede That in einem Trauerſpiele, und je näher und von je mehr Einfluß auf die Kataſtrophe, muß ſo ſein, wie ein unbefangner Zuſchauer nach Maßgabe von Charakter und Situation ſie erwartet. — — Es iſt getriebne Arbeit, ein kleines Korn Metall iſt durch wunderbare Kunſt zu einem großen und reichen Werke auseinander getrieben, deſſen Wert eben faſt bloß in dieſer Kunſt beſteht. Shakeſpeares Werke ſind dagegen maſſiv. — Auch bei Shakeſpeare ſind, wie hier die der Orſina, diejenigen Szenen, die den wenigſten Handlungsinhalt haben, die reichſten oft an theatraliſch-mimiſch-charakteriſtiſch-poetiſchem Gehalt — Szenen, die ganz fehlen konnten; denn Odoardo konnte von der Claudia alles erfahren, und ein Dolch war ja wohl auch zu bekommen.

Emilia Galotti noch einmal

Leſſings Emilia hat bereits viel Shakeſpeariſches, z. B. die meiſterhafte Emanzipation vom Katechismus im Dialoge, das Freimachen der Figuren, das Beginnen vom Anfange bis zum wirklichen Ende; nur ſchade, daß die Tragik durch die Verteilung von Schuld und Strafe einerſeits und von Leiden und Sympathie des Zuſchauers andrerſeits, welches alles zuſammen an die Geſtalt des Helden gebunden ſein mußte, geſchwächt iſt. Die innre Technik iſt ſhakeſpeariſch, die äußre franzöſiſch. Dieſe letztre hat viele kleine Behelfe eingeſchmuggelt. Sehr richtig hat Leſſing für dieſe Weiſe einen einfachſten Stoff gewählt. Im Kerne des Stückes, im eigentlich tragiſchen Nexus ſind nur die drei Perſonen, der Prinz, Emilia Galotti und etwa noch Appiani. Alles andre iſt Detail. —

Zu Emilia Galotti

Leſſing in der Emilia hat den Verſtand zum Medium zwiſchen dem Dichter und Zuſchauer gemacht, d. h. bei ihm herrſcht die Maſchine, der pragmatiſche Nexus über den idealen; er hat mehr den pſychologiſchen als den ethiſchen Gehalt entfaltet; nicht das Gewiſſen, ſondern der Bereich der berechnenden Leidenſchaft, der handelnden Affekte iſt der innre, der eigentliche Schauplatz des Vorganges. Bei Shakeſpeare dagegen iſt die eigentliche Bühne das Gewiſſen des Helden, der Grund der Aktion des Gewiſſens Leiden. Der Verſtand, die Berechnung liegt bei ihm außerhalb des Helden und iſt nur als Betrachtung und Intrigue Mitſpieler und Mitſprecher; aber auch nirgends der Initiator; erſt die Leidenſchaft und ethiſche Verfaſſung des Helden giebt ihm Zweck und Anlaß. Bei ihm die Entfaltung der Leidenſchaft und ihres Gedankens, des Affektes und ſeines Gedankens die Szene. — Für die erſte Thatſache, die Initiative, den Anſtoß des Ganzen wird der Dichter meiſt einen Vorſchuß von Glauben ſich ausbitten müſſen. Von da an muß er bezahlen. — Bei Leſſing iſt die Kunſt der Expoſition wunderbar, denn bei ihm iſt das Erregende jederzeit in die Expoſition gelegt, dieſe aber mit wunderbarer dialogiſcher Kunſt ausgeführt. — Fällt der pragmatiſche Nexus mit dem idealen zuſammen, iſt die ganze Fabel dargeſtellter, geſchloßner Gehalt, dann hat auch jede Szene ihre Wirkung, nirgend iſt ſie ein Stück bloßer Maſchine. — Man glaubt nicht, wie viel Handlung und Vorgang ſich durch geſchickte Anordnung in den Raum eines Bühnenſtückes unterbringen läßt beim Scheine des Sichgehenlaſſens, der eben nur dialogiſcher Natur iſt. —

Über Leſſing

Bei Gelegenheit der Minna von Barnhelm, die ich in dieſen Tagen wieder las, habe ich Leſſing von neuem bewundert. Die Sage, er ſei kein Dichter, ſollte doch wirklich einmal in ihr Nichts zurückgehen. Ein einfachſtes Samenkorn von Stoff ſo auszuſchwellen, daß man beſtändig intereſſiert wird, iſt wahrlich nicht Sache des Verſtandes allein. Dieſer hat allerdings ſein Mögliches gethan. Der Eindruck des Ganzen wird durch den Eindruck jedes Einzelnen weiſe unterſtützt, nie geſtört oder in der Richtung verſchoben. Intereſſant war mir es auch, hier das erſte deutſche Stück zu betrachten, welches den Shakeſpeare bewußt und unmittelbar ſich zum Muſter nahm, ich meine nicht den Shakeſpeare, der noch in den engliſchen Stücken zu Leſſings Zeit zu erkennen iſt und ſolchergeſtalt mittelbar auf unſer deutſches Drama eingewirkt hat. Minna und Franziska ſind Porzia und Neriſſa; auch der Ring im Kaufmann hat hier herübergewirkt. Der Dialog erinnert ſehr an Shakeſpeare; doch wüßte ich unter allen deutſchen Nachfolgern Shakeſpeares keinen, ſelbſt Goethe nicht, noch weniger Schiller, der ſich „an dieſem fremden Feuer ſo beſcheiden gewärmt hätte," als Leſſing; keinen, der originaler ihm gegenüberſtände und dabei die Haupteigenſchaft Shakeſpeares, die Geſchloſſenheit und Architektonik, wenn auch nur im Kleinen, aufwieſe.

Der Vetter von Liſſabon von Schröder

— Abgeſehen von dem widerwärtig Engbürgerlichen des Stoffes eine Muſterkompoſition im konzentrierten Drama. — Alle ſind ſchuldig, und das ſchadet dem Eindrucke nicht allein nicht, ſondern es erhöht ihn. Was verletzen könnte, iſt ſchonend in die Ferne geſchoben. Wir ſehen das Leiden und erfahren, daß es verdient iſt. Daß Wagner von vornherein widerlich ſchwach, das macht es möglich, daß die Rolle ſich ſteigern kann. Der Eindruck iſt mir ein völlig tragiſcher, trotz des erfreulichen Endes. — Gehandelt im eigentlichen Sinne wird wenig; die Hauptſache iſt Darſtellung des Leidens, wie bei Shakeſpeare; ebenſo iſt der Stoff einfach und natürlichſt entwickelt, mit ſteter Rückſicht auf Gedrängtheit der Begebenheit, vollſtändiges Ausſprechen der Intention und Fortſchritt mit Theaterſpiel. Ein Gemälde, was Schwäche eines Familienvaters für Folgen haben kann. Dieſe Schwäche iſt der Boden, aus dem alles Leiden in dem Stücke erwächſt. Wagner trägt die Grundſchuld des Ganzen und eben darum auch das Leiden im höchſten Maße, ein Leiden, das ganz aus ſeiner Schuld hervorgeht und ſo natürlich, daß es ein Typus iſt für alle möglichen Fälle. Alle Leiden der andern ſind in ſeinem enthalten, wie alle Schuld der andern aus der ſeinen hervorging. Das iſt völlig ſhakeſpeariſch gedacht, und wunderlich, daß Schiller hier Schrödern mit dem Fehler gegenüberſteht, den er an ihm tadelt. Denn hier iſt wirklich das Schickſal, das tragiſche, welches Schiller nie ſo richtig als Grundidee in ſeinen Stücken dargeſtellt hat. — Im Lear iſt ebenfalls die Schwäche Lears die Grundurſache; die Gloſtergeſchichte würde ohne Lears Schwäche nicht ſo tragiſch ablaufen können, und doch iſt dieſe Gloſtergeſchichte nichts Fremdes, ſondern nur wieder eine Leargeſchichte. Es ſind zwei Lears, der eigentliche aber wird dadurch die Hauptperſon, daß ſeine Schwäche nicht allein ihr eignes, ſondern auch das tragiſche Ende der Gloſtergeſchichte herbeiführt. Eigen iſts, daß nicht allein die wirkliche

Reue, wie ſie die Hauptperſon empfindet, ſondern auch und mehr noch die Reue, die ſie haben müßte, wenn ſie alle Folgen ihrer Schuld umfaſſend empfände, tragiſch auf uns wirkt. Dieſe letzte Reue empfinden wir in der Seele der Hauptperſon. Der alte Lear faßt nicht einmal die nächſten Folgen ſeiner Schwäche ſelbſtbewußt zuſammen; wir thun es mit allen Folgen derſelben gleichſam in ſeiner Seele, und der tragiſche Eindruck, das Mitleid wächſt damit nur.

Die Darſtellung des Leidens, und zwar eines innern, eines Gewiſſenleidens iſt in der wahren Tragödie die Hauptſache, die konzentrierte läßt die Grundurſache exponieren als vor dem Stücke, Shakeſpeare ſtellt ſie im Anfange des Stückes, in Handlung dar; aber in beiden beginnt das Leiden gewöhnlich ſchon im erſten Aufzuge. Die Urſache hat Shakeſpeare ſtets ſo gedrängt als möglich dargeſtellt. So im Lear, Hamlet, Macbeth — denn hier beginnt das Leiden ſchon vor der That, deren Wirkung es iſt. Das Gewiſſen rächt ſchon den Vorſatz der That. — Dadurch erhält Shakeſpeare unſer Intereſſe für ſeine Gemälde menſchlicher Schwächen und Laſter, daß er uns die Verwandtſchaft derſelben mit menſchlichen Stärken und Tugenden zeigt, daß wir nie vergeſſen, daß die dargeſtellte Schwäche oder das Laſter eine fehlgelenkte Kraft und Tugend ſei; dadurch erhält er uns den erhebenden Glauben an die moraliſche Freiheit im Menſchen. So erſcheint im Hamlet Thatenflucht als eine Ausartung der Gewiſſenhaftigkeit, im Macbeth der Ehrgeiz als eine Ausartung der Willenskraft u. ſ. w. Jeder ſhakeſpeariſche Held tauft eine ganze Gattung; man kann von Macbeths, Hamlets u. ſ. w. reden. Charakter, That, Schuld und Schickſal ſind bei ihm jederzeit typiſch. — Da der Menſch von allen Schwächen etwas in ſich hat, gleichſam ein typiſches Gefühl, ſo trifft ihn jedes Wort des Helden mit Wahrheit bis ins Innerſte; er begreift die Notwendigkeit des ganzen Gefühles und jeder Äußerung desſelben am Helden. — Shakeſpeare ſchildert vornehmlich die innern Wirkungen einer Schuld, weil dieſe in jedem Menſchen dieſelben ſein müſſen, weil die Natur des Menſchen die jedes Einzelnen iſt, während die äußern Begebniſſe, die von vielen andern Dingen mitabhängen, verſchiedne ſein können. Die äußern Begebniſſe im Leben eines Mörders können ſehr verſchiedne ſein; der eine kann alle Stufen äußern Glückes erſteigen, der andre dem tiefſten äußern Elende verfallen; ihr innres Los dagegen wird dasſelbe ſein. — Das Stück (der Vetter —) iſt ſo recht ein Muſterſtück von der Gattung, die ich die Expoſitionsſtücke nennen möchte, und die die konzentrierteſte äußre Form zulaſſen, wo vor den Beginn der eigentlichen ſichtbaren Handlung, die aber dann meiſt bloß in Geſprächen oder Beſprechungen der Lage beſteht, ſchon ein großer Teil der Verwicklung fällt. Es kommt dann alles auf eine geſchickte Verteilung der Expoſition an. — Dies Verfahren bietet große Vorteile für die Zuſammendrängung in Ort und Zeit, zugleich auch dadurch, daß man die genauere Motivierung der wunderbarſten Ereigniſſe ſich erſparen kann, da ſie als bereits geſchehene nur den Geſetzen der Erzählung unterliegen, die ſich vor dem innern Sinne erlauben darf, was der äußre dem unmittelbar vor ihm Geſchehenden leicht verſagen könnte. Der Nachteil iſt ein negativer, der, daß freilich durch ſolche Expoſitionen eine längere, allmählich wachſende Wirkung um eine plötzliche und deshalb draſtiſchere aufgegeben wird. Dieſer bedient ſich die franzöſiſche Tragödie lieber, jene ziehen die Engländer, beſonders Shakeſpeare vor. — Manchen iſt das franzöſiſche Prinzip des Überraſchenden das eigentlich Dramatiſche, ſie verwechſeln es mit dem Theatraliſchen. Denn das dramatiſche Intereſſe iſt eben das, daß man den

Samen ſäen ſieht und ſeinem Wachstum in Gedanken vorauseilt und das empfindet, was Ariſtoteles unter „der Furcht“ gemeint haben mag, die tragiſche Erwartung, das immer näher Kommen von etwas, das uns ins tiefſte Mitleid ſtürzen wird. — Bei dieſen Expoſitionsſtücken iſt der Raum für wirkliches Ausleben der Charaktere vor unſern Augen zu ſehr beſchränkt. Das Schickſal iſt ein bereits Fertiges oder im Fertigwerden Begriffnes, ebenſo die Charaktere. Die Situation herrſcht vor. Freilich werden die einzelnen Glieder des Ganzen hier feſter und raſcher ineinandergreifen, die Einheit in Zeit und Ort wird techniſch viel leichter zu beobachten ſein und, beobachtet, nicht leicht den Eindruck ins Peinliche hinein erhöhen; die Kontinuität der Handlung wird erreicht werden, ohne den Eindruck unkünſtleriſch werden zu laſſen. Die allmählich langſame Entwicklung dagegen bedarf der Abwechslung der Szene, das Unterbrechen der äußern Kontinuität, die Erfriſchung eines dazwiſchen geſchobnen Andern, das nur kein abſolut Fremdes ſein darf, um nicht in das Peinliche zu fallen. So erkläre ich mir die Verſchiedenheit der franzöſiſchen Form und der engliſchen aus ihren innern Bedingungen notwendig hervorgegangen und ziehe die Lehre daraus, daß man nicht eine Verſchmelzung verſuchen dürfe, in der die Bedingungen des innern Weſens und die der äußern Form einander widerſtreiten und dadurch eine reine Wirkung unmöglich machen. Man denke ſich ein franzöſiſches Drama ohne die ſtrengſte Kontinuität, und es wird keinen großen Eindruck machen, ein ſhakeſpeariſches in ſtrenger Kontinuität der Handlung würde nicht auszuhalten ſein in furchtbarer Wirkung. — Hebbel hat beide vereinigen wollen. Weil der beſchränkte Raum den Charakteren wenig Entwicklung durch Bethätigung geſtattet, hat er ſie ihre Charaktere erzählen laſſen müſſen. Dadurch iſt der raſche Fortſchritt, der der dramatiſchen Wirkung unentbehrlich, gehemmt, eins ſtört das andre; die Charaktere hindern die Figuren im raſchen Laufe, indem ſie ihnen immer wie Schleppſäbel zwiſchen die Beine geraten. — Wer die Kontinuität der Handlung beobachten will, muß die Charaktere nur als eine zufällige Verzierung anſehen; wem es ernſt iſt mit der Kontinuität der innern Entwicklung, d. i. der Charaktere, der muß die Kontinuität der Handlung aufgeben. Es iſt kein Zufall, daß Franzoſen und Griechen die Charakteriſtik nur ſo nebenbeilaufen laſſen, und keiner, daß Shakeſpeare die Kontinuität der Handlung nicht beobachtet. Kein Menſch kann zwei verſchiedne Zwecke, die einander beeinträchtigen, mit Gewinn zugleich verfolgen. Wenn das eine Hauptſache iſt, dann muß das andre Nebenſache ſein. Den Franzoſen war die Handlung, das Äußre Zweck, darum konnten ſie die Charaktere, die innre Entwicklung nur ſoweit gebrauchen, als ſie Mittel waren, jenen zu erreichen; Shakeſpeare, dem das Innre, der moraliſche Menſch ſelbſt Zweck war, durfte die Rechte der Handlung nur ſoweit reſpektieren, als er ſie zum Mittel bedurfte, jenen zu erreichen. Wer beides vereinigen will, wird keinem genugthun können und dem Schickſale aller Halbheit verfallen. — Die Franzoſen, die das Unerwartete, den Gegenſatz lieben, neigen zu äußerlichen Dingen, zu Theatercoups, die mehr für die Oper paſſen. Auch Lohn und Strafe iſt bei ihnen äußerlich; ihre Figuren haben kein Gewiſſen, ſie ſind mehr Figuren als Menſchen. — Die engliſche Form hat noch dieſe Vorzüge: in ihrem weniger ſtraffen, kauſalen Zuſammenhange läßt ſich eine Perſpektive anwenden, Kleinigkeiten werden als Kleinigkeiten behandelt und treten zurück. Selbſt das Zufällige und Zufallähnliche, die Behelfe des Dichters verſchwinden vor der Hauptabſicht. In der konzentrierten Form ſteht alles in einer Reihe; die ſchwachen

Punkte der Kompoſition drängen ſich vor und ſcheinen dieſelbe Wichtigkeit anzuſprechen wie die ſtarken. Bei Shakeſpeare fällt kein Zufall, kein Behelf auf, weil beides für nichts andres ausgegeben wird, als es iſt; in der Emilia Galotti ſchlagen einem die Behelfe und Zufälle in die Augen, eben weil ſie nicht als ſolche erſcheinen ſollen. — Shakeſpeare hat von einem abſoluten Drama nichts gewußt, und das war gut für ihn. Seine Stücke haben alle noch etwas von der Natur ihrer Quellen, es ſind dramatiſierte, gegenwärtig gemachte — nicht bloß dialogiſierte — Novellen und Geſchichten. Daher iſt jedes ſeiner Stücke ſo eigenartig, trotz ſeiner allgemeinen Bedeutung ſo individuell, während das abſtrakte Drama der Griechen und Franzoſen nur eines iſt, und jedes einzelne Stück die ganze Wirklichkeit ſeines Stoffes ausziehen mußte, um in die monotone, dürftige Konvention zu paſſen. Man kann im engſten Sinne ſagen: das griechiſche, das franzöſiſche „Drama,“ wo man nur von Shakeſpeariſchen „Dramen“ ſprechen dürfte. Je enger, einheitlicher die Form, deſto mehr verähnlicht ſie die verſchiedenſtoffigſten Stücke. Wunderlich, wie Julian Schmidt faſt in einem Atem die Romantiker darum tadelt und Shakeſpeare entgegenſetzt, daß bei ihnen die Form das Gegebne, und doch den neuern Dramatikern eine vorher fertige Form — die griechiſch-franzöſiſche — anempfiehlt.

Die Läſterſchule von Sheridan

Die Läſterſchule von Sheridan geleſen. Es iſt zu erwähnen, daß die Natur der Handlung über den Bereich des Luſtſpiels hinausgeht, weil ſie fortwährend das ſittliche Gefühl herausfordert. Die Satire iſt zu ernſt, und der Gegenſtand zu peinlich und widerlich; ſelbſt der Anſtand, den wir bei einer ſzeniſchen Darſtellung gewahrt ſehen wollen, kommt zu ſehr ins Gedränge. Abgeſehen davon iſt das Stück ſehr lehrreich; es hat viel Ähnlichkeit mit Shakeſpeares darin, daß der charakteriſtiſche Dialog ſo meiſterhaft gehandhabt und ſo die Hauptſache iſt, daß er allein ſchon hinreicht, das Intereſſe zu feſſeln und zu erhalten. Wie bei Shakeſpeare iſt die Maſchinerie die einfachſte und durchaus nicht auf Überraſchung und andre dergleichen Mittelchen ad extra berechnet; der Gehalt der Perſonen und die Bedeutung des Ganzen, die künſtleriſche Unmittelbarkeit, die alles Effektmauſefallenartige in großer abſichtlicher Abſichtsloſigkeit verſchmäht, herrſchen durchaus vor. Es iſt wunderbar, welche Beglaubigung, welches Gefühl von Notwendigkeit daraus hervorgeht. Wie der Dichter im ſcheinbaren behaglich im Dialoge ſich Gehenlaſſen ganz vom Augenblicke ausgefüllt erſcheint, ſo ſcheint uns das mit Handlung und Perſonen der Fall zu ſein, während wir bei Scribe, ja ſchon bei Leſſing den Autor ſchon immer unruhig, mehr mit dem, was er vorhat, beſchäftigt ſehen, von der Mühe der künſtlichen Haltung ſeiner Fäden abſorbiert, mit ihm über den Augenblick hinausgreifen und dadurch immer erinnert werden, daß der Autor etwas vorhat, eine Abſicht, wobei uns das Behagen ganz verloren geht. Wirklich iſt es eine Hauptſache, daß der Mechanismus nie in den Vordergrund treten, daß ſeine Künſtlichkeit nicht mitſpielen darf, daß wir die „Mache“ nicht bemerken dürfen. Viele unſrer neuern Dramatiker ſuchen mehr unſre Bewundrung für ihre Geſchicklichkeit im Kombinieren als unſre Teilnahme für die Perſonen und für die Bedeutung des Ganzen, d. h. für den geiſtigen Gehalt zu gewinnen. Dies iſt ein unendlich leeres Treiben. Das iſt der große Kunſtverſtand, der ſich verſteckt, nicht der ſich vordrängt. Sowie unſer Verſtand unmittelbar durch den des Dichters angeregt wird, läßt er Phantaſie und Empfindung nicht aufkommen; er rechnet dem Rechner nach, und das Werk, das Kritik ſchuf, macht die Zuſchauer zu Kritikern und wird kritiſch aufgenommen, nicht anſchauend, wie das Werk des anſchauenden Dichters. Mit der Gedankenunterlage, dem pragmatiſchen Nexus in einem poetiſchen Werke iſt es wie mit dem ſymmetriſchen Schema, welches der bildende Künſtler ſeiner Darſtellung unterlegt. Man darf weder fühlen, daß es vorhanden iſt, noch darf man fühlen, daß es fehlt — ähnlich wie mit der vollkommnen Geſundheit, die weder normale Thätigkeit noch abnorme Stockung oder fieberiſche Erregung als ſolche empfindet. Hauptſache iſt, auf die Phantaſie zu wirken, die Phantaſie zur Vermittlerin der andern Kräfte zu machen, an keine andre unmittelbar zu appellieren. Sowohl die ſchroffe Verſtandeserregung, wenn ſie ſichtbar wird, als die unmittelbare Sinnlichkeit thut der poetiſchen Wirkung Eintrag. Daher darf auch die äußre Szene nie etwas an und für ſich bedeuten wollen, desgleichen ihre maleriſche Ausfüllung, Gruppierung u. ſ. w. Sie darf nie ſo ſtark individualiſiert ſein, daß man ſie als etwas Beſondres bemerkte. Beſſer, wenn die Phantaſie, vom Vorgange erregt, ſie ausmalt, was ſie ja auch mit den Perſonen thut; wie die innre Bedeutung eines poetiſchen Menſchen die Perſon des darſtellenden Schauſpielers vergrößert und verſtärkt, ſodaß wir überraſcht werden, wenn er in gewöhnlicher Kleidung uns nachher begegnet und wir gewahren, daß wir in ihm nicht ihn auf dem Theater ſahen, ſondern ein Produkt unſrer Phantaſie. Der Dichter muß womöglich ſo verfahren, daß der ganze Zuſchauer in *ein* Organ ſich verwandeln muß, daß er nicht mit dem leiblichen, ſondern mit dem Auge und Ohr der Phantaſie ſieht und hört, daß der innre Sinn ganz als Phantaſie wirkt. —

Julius von Tarent von Leiſewitz

— Die Handlung iſt bedeutend, wirklich tragiſch; denn keiner, der darin leidet, leidet unſchuldig; ſie geht aus den Charakteren und Leidenſchaften natürlich und notwendig hervor ohne Intrigue. Die Klarheit der Kompoſition, die Milde und Weichheit erinnert an Goethe. Die Sprache ſteht zwiſchen der naiven Goethes und der reflektierenden Schillers in der Mitte. Das Stück könnte heute geſchrieben ſein, ſo wenig veraltet iſt ſie; die Schilleriſche in deſſen erſten Stücken ſcheint viel älter zu ſein. Der Julius iſt ſichtbar das Vorbild des Don Carlos, aus dem Aſpremonte iſt Poſa geworden durch Identifizierung mit dem abenteuerlichen Chevalier, der einſt auf kurze Zeit mit Weltverbeſſerungsſchwärmerei die Seckendorfe und Grumbkows, die deutlichen Vorbilder von Alba und Domingo, aus der Gunſt Friedrich Wilhelms I. verdrängte. Noch hat Schiller den Katte in den Poſa verſchmolzen und den jungen alten Fritz in den Carlos. Das Motiv der Verdächtigung der ehelichen Geburt der jungen Prinzeſſin iſt aus den Memoiren der Markgräfin von Baireuth, Friedrichs Schweſter. — Der ganze Carlos ſteckt darin, es fehlt nur das Motiv der Verliebtheit in die Mutter. —

Wenn die Schilleriſchen Erſtlingsarbeiten Theaterſpiel vor dem Julius voraushaben, ſo erfreut hier die Natürlichkeit und Wahrſcheinlichkeit der Handlung, die durchſichtige Kompoſition, die treffliche Charakterzeichnung, die im beſten Sinne geiſtreiche, fein abgewogne Sprache, die treffliche Schilderung der Seelenzuſtände, die den Hamlet und Romeo zum Muſter hatte und wieder zum Don Carlos Vorbild geworden iſt. Die Zwillinge ſind unſtreitig draſtiſcher und haben einen Vorteil vor dem Julius in der Stimmung und dem Phantaſieſchwunge; was die Sprache betrifft, ſtehen ſie weit dagegen zurück. In den Zwillingen glaubt man ſchon in der erſten Szene mehr an den tragiſchen Ausgang, als hier eine Zeile vor dieſem ſelbſt. Dafür braucht man dort eine gute Zeit, um ſich in den Grad der Leidenſchaft hineinzufinden, mit dem der Anfang gleich den Zuſchauer überraſcht. Großartiger und gewaltiger ſind die Zwillinge jedenfalls. — Das Heißwerden des Guido in demſelben Maße, als Aſpremonte kälter wird, iſt außerordentlich wahr; die beiden Hauptcharaktere ſind trefflich kontraſtiert. —

Konradin von Klinger

Die politiſchen Debatten ſo erſchöpfend, wie bei Schiller, und dramatiſch charakteriſtiſch belebt. Die Charaktere gut kontraſtiert, beſonders das Elegiſch-Jünglingshafte mit den Vorzeichen eines tüchtigen Mannes im Konradin rührend ſchön; Karl und Flandern, Konradin und Heinrich. Etwas gedrängt müßte es noch heute Glück machen.

Die Zwillinge von Klinger

Das Stück ganz wie gemacht, die Geſetze der tragiſchen Stimmung daran zu lernen. Das Ende ſteckt ſchon in der erſten Szene und wird nur herausgewickelt. Eine Steigerung iſt eigentlich nicht im Stücke, nur ein allmähliches Näherkommen des Befürchteten, das, wenn es kommt, nicht den Verſtand und die Phantaſie, nur das Gefühl überraſcht, daß nun Thatſache iſt, was ſolange drohte, eine zu werden. Dabei iſt alles Gewaltſame in die Szene verlegt, die Mißhandlung durch den Alten, der Mord ſelbſt. Guelfos Stimmung iſt gleich im Anfange ſo, daß nur wenig Steigerung möglich iſt. — Im Anfange weiß man nicht recht, was man denken ſoll; es fällt ſchwer, ſich ſogleich in einen ſo hohen Grad der Illuſion zu verſetzen, als die bereits hochgeſtiegne Leidenſchaft Guelfos bedarf. Es wäre vielleicht beſſer geweſen, die Expoſition durch weniger beteiligte machen zu laſſen und uns auf den erſten Auftritt Guelfos dadurch beſſer vorzubereiten, wenn es nicht möglich war, den Guelfo erſt in einer ruhigern Stimmung uns bekannt zu machen. Eine theatraliſche Handlung iſt kaum vorhanden. Man kann daraus lernen, was Virtuoſität in der Ausführung vermag, daß, iſt der Plan nur ohne Widerſprüche, er ſo einfach ſein kann, als nur möglich. Charaktere und Situationen ſind lebendig, wahr und zwingend, obgleich bloß im Dialoge entwickelt. Keine Szene will für ſich etwas gelten, ſie ſind alle nur des Ausgangs wegen da, dieſen möglich und notwendig zu machen. Das Auftreten der Perſonen iſt ziemlich willkürlich. Das Stück hat nur einen Effekt und will ihn und erreicht ihn nur in ſeiner Totalität. Die Leidenſchaft iſt unendlich wahr und doch künſtleriſch geſchildert. Nichts kann erſchrecken, weil jede Körperlichkeit des Schrecklichen ſeinen Schatten lange vor ſich her in die Stimmung wirft. So wird ſchon im erſten Akt und immer wieder der Mordentſchluß ausgeſprochen, ſodaß man an ihn gewöhnt iſt, ehe er wirklich zur That wird; desgleichen die That des alten Guelfo ſchon als Ahnung vorher. Wie nötig das, lernt man an der Emilia Galotti. Odoardos That kommt uns immer noch zu unerwartet, und daraus entſtehen am Ende die Einwendungen gegen das Stück, wenn die Urſache auch von jedem wo anders geſucht wird. — Es iſt im Anfange ſchon alles fertig, der Haß Guelfos, was ihn irgend zur That treiben kann, die Bevorzugung der Eltern von Kindheit an; auch Camilla iſt ſchon Ferdinands Braut. — Es iſt auch kein Schimmer von Hoffnung, der die Stimmung ſtören könnte, nichts, was uns verleiten könnte, irgend einen andern Ausgang zu erwarten. — Alles iſt Begebenheit in dem Stücke, Folge von vor dem Stücke Beſchloßnem und Gethanem; die Aktion der Mißhandlung und des Brudermordes in der Szene; die Tötung Guelfos durch den Alten ſteht juſt am Ende des Ganzen, wo ein Abſchluß nötig war.

Nur bei ſolch einfacher Handlung laſſen ſich die innern Motive und das pſychologiſche Detail ohne Sprung entwickeln; bei reicher Handlung drängen und verwickeln ſich die Empfindungen der Perſonen ſo, daß ſie kaum klar zu machen ſind, wenn man nicht welche davon wegläßt, ein Mangel, der bei ruhiger Betrachtung nicht zu verbergen iſt. Am beſten, man erfindet eine Kataſtrophe mit leidenſchaftlicher Aktion und ſchafft das übrige Stück aus den Motiven, die uns die Aktion am Schluſſe möglich, notwendig und vom Anfang an ebenſo, wie ſie erfolgt, erwarten läßt. — Es iſt dasjenige Stück, in dem unter allen, die ich kenne, Shakeſpeariſche Charakterzeichnung, Malerei der Leidenſchaft, pſychologiſches Detail und tragiſche Stimmung mit der konzentrierten Form der Neuzeit am ungezwungenſten und glücklichſten vereinigt iſt. Nur der Charakter des Grimaldi iſt trivial; die Sprache iſt teilweiſe zu ſchwülſtig und mit zu wenigem dramatiſchen Fortſchritt. Zuviel hin und her. Ob es für die Bühne nicht doch zu arm iſt an Handlung? —

Die Agnes Bernauer des Grafen Törring

Ein außerordentlich ſolid gearbeitetes Stück, geſchloſſen und vom beſten Zuſammenhang, reich an dramatiſch-theatraliſchen Momenten. Voll Zweckmäßigkeit und Übereinſtimmung, die Charakteriſtik ganz gut, wenn auch nicht in Shakeſpeariſcher Weiſe ideal durch Individualiſierung, und ohne große Innerlichkeit und Poeſie. An Nachdruck fehlts nicht. Nichts Raffiniertes, alles ſolid, natürlich, wenn auch hausbacken. Mit großer Kunſt die Schuld nicht ganz von Ernſt abgewälzt, aber doch ſo, daß die Verſöhnung am Ende nicht beleidigt. Hier iſt Shakeſpeariſche Ironie. Man kann ſich denken, daß Ernſt im Innern gar nicht ſo unzufrieden mit dem Ausgang iſt, aber es iſt nichts davon ausgeſprochen. Das Gefühl iſt zufriedengeſtellt, wenn auch der Verſtand über den Buchſtaben hinausgehen kann. Die Endſtimmung nicht von beſondrer tragiſcher Tiefe, was von der idealen Flachheit der Hauptcharaktere herkommen mag. Albrecht und Agnes zeigen ſich durchaus würdig und edel. Von einer Heraushebung einer Schuld in den Helden wenig oder nichts. Albrecht kommt zwar zu dem Gefühle, daß er gegen die Fürſtenpflicht geſündigt, und Agnes iſt ſofern Schmied ihres Geſchickes, daß ſie den Tod wählt und jede Rettung durch Trennung und Untreue verwirft. Sonſt iſt nicht einmal Spur eines Frevelns in beider Liebe; ſie ſind ſehr tugendhaft, aber bei alledem durch viele dramatiſche Momente nicht ſo langweilig, als ſie ſein könnten. Das „Wimmern“ müßte man jedenfalls für unſre Zeit aus Agnes Rolle ſtreichen. Der Geiſt des Ganzen iſt männlich und tüchtig. Pſychologiſche Feinheiten, Aufſchlüſſe über die Tiefe der menſchlichen Natur ſind nicht darin zu ſuchen; die Malerei der Leidenſchaften iſt ebenfalls nicht virtuos. Die Motive ſind feſt und tüchtig. Man kann alles glauben. Die Ökonomie der Kompoſition muſterhaft, die Ausſparung z. B. In der Ausführung alle Abſicht ſehr gut verſteckt. Das Entſtehn der Entſchlüſſe, das auf einen Gedanken gebracht werden wie zufällig, einen Gedanken, der dann ganz notwendig und natürlich den Entſchluß macht, das iſt muſterhaft. Die ſchlichten Geſinnungen gewinnen durch den ſchlichten Vortrag, der die Beſcheidenheit der Natur niemals verletzt. Beſonders zu loben, wie alles aus dem Ganzen geſchnitten. Der Mangel von feinern Zügen wird als dem einfältigen Charakter jener Zeit entſprechend zum Vorzug.

Die Hebbeliſche Arbeit kann ſich mit dieſer in den Hauptſachen durchaus nicht meſſen. Iſt ſeine Agnes ein plaſtiſcheres Charakterbild, ſo iſt ſie doch noch weniger tragiſch als die Törringiſche und dramatiſch beſonders weit hinter dieſer. Die Verarbeitung des Hiſtoriſchen übertrifft an Überſichtlichkeit und dramatiſcher Zweckmäßigkeit hier weit die Hebbeliſche. Hier iſt die Praxis, beſonders das Zuſammendrängen, das durch geiſtreiches Arrangement immer klar, flüſſig, ungezwungen, einheitlich, ſtetig zuſammenhängend bleibt, zu bewundern.

Die Schwierigkeit der Bernaueringeſchichte als Dramenſtoff genommen liegt darin: er iſt ein gemiſchter aus hiſtoriſchen und pathetiſchen Elementen. Um rein hiſtoriſche Behandlung zu erfahren, liegt der Stoff zu weit von der Weltgeſchichte ab; er iſt hiſtoriſch nicht wichtig genug. Für eine reine Liebestragödie iſt er nicht typiſch genug, hat er zuviel hiſtoriſche — in dieſem Fall alſo proſaiſche — Beimiſchung. Auch fehlt der Abſchluß. Es wären zwei Möglichkeiten der Liebestragödie. Entweder die Liebe ſiegt im Kampfe gegen die Welt, die zwar über Glück und Leben, aber nicht über die Treue der Liebenden Gewalt hat. Oder die Welt gewinnt Gewalt auch über das Innre der Liebenden durch die Schuld der Liebe. Im erſten Falle ſtehen die Liebenden durchaus für einen Mann, beſiegen alle Verſuche, ſie zu trennen. Die Väter ſtänden gegen dieſe Liebe auf. Ernſt wollte Baiern vor dem Bürgerkrieg, den Sohn vor Reue, ſein Haus vor der Gefahr des Thronverluſtes retten; da kein mildres Mittel hilft, braucht er das härteſte, er läßt ſie töten. Dieſe Gewaltthat tötet den Sohn mit, und er hätte nicht allein, was er retten wollte, verdorben; er müßte ſich auch als den Mörder ſeines Sohnes anklagen. Die Tragödie würde eine Verherrlichung der Unbeſiegbarkeit von Liebe und Treue, und doch fielen die Liebenden nicht ſchuldlos, da ſie bewußt den Kampf mit der Welt beginnen. Hier wären drei Hauptperſonen oder vier. Ein ſtolzer Fürſt und ebenſo ſtolzer Freireichsſtädter.

Im andern Falle müßte die Schuld, die aus der Liebe hervorgeht, rückſchlagend die Liebe vergiften. Der Liebende ſelbſt müßte den Untergang der Geliebten auf ſeine Seele laden. Sie den ſeinen als ihre Schuld fühlen. Es würde eine Ehetragödie. Ernſt müßte hier ſchuldlos gehalten ſein, um nicht zu wichtig zu werden. Das Stück müßte faſt nur zwiſchen den beiden Gatten ſpielen. Das Hiſtoriſche müßte in dieſen beiden Fällen ſehr zurücktreten, dürfte bloß den Rahmen abgeben. Jedenfalls könnte der Dichter der Geſchichte nicht treu bleiben und müßt es auch nicht, wenn das Stück kein hiſtoriſches ſein ſoll. Entweder müßte Albrecht ſterben, oder Ernſt an der Gewaltthat ſchuldlos ſein.

Will man es als hiſtoriſches faſſen, ſo möchte die Törringiſche Behandlung nicht leicht zu übertreffen ſein. Und vielleicht liegt der geringere Eindruck, den ſie macht, eben in dem Mangel an hiſtoriſcher Wichtigkeit.

Die naiven Frauen Goethes

Goethe hat ſich in ſeinen naiven Frauen die Natur wohl zu paſſiv gedacht; überhaupt von der Natur nur die ſtillere, paſſive Seite reproduziert; es ſcheint faſt, als habe er unter Natur eben nur das Pflanzenmäßige, will ſagen, das ſtille Wachſen verſtanden, das in ſich Geſchmiegte, Gebundne. Der Inſtinkt der Sinnpflanze, deren berührter Zweig ſich ſchamhaft ſenkt, war ſeiner eignen Natur verwandt; für den Inſtinkt des Kindes und Naturmenſchen, der geſchlagen oder auch nur berührt ſchlägt, hatte er keinen Sinn. Seine Natur war doch nur eine halbe; im Shakeſpeare, auch im Sophokles (Antigone) haben wir eine ganze. Shakeſpeares Frauen haben dieſelbe Naturbeſchloſſenheit und Ganzheit wie bei Goethe bei weit reicherm Gehalte. Goethe ſtellt ſein eignes Verhältnis zur Natur ſehr ſchön und treffend im Fauſt dar. Der Erdgeiſt, die ganze Natur erſchreckt ihn, zu der bloß leidenden Seite der Natur, zu Gretchen zieht es ihn hin. Shakeſpeare dagegen flutet, flammt und ſtürmt mit dem Erdgeiſte und denkt mit ſeinen paſſiven Geſtalten, z. B. mit Heinrich VI. u. ſ. w. ihre paſſiven Gedanken. Wer das Muſter der Gretchen recht benutzen will, der muß bedenken, daß der Typus der weiblichen Natur darin zu abſtrakt gefaßt iſt; als wenn das Weib eben nur und nichts als die paſſive Seite der Natur darſtellte; — ich möchte wohl daneben den Mannestypus ſehen, der, ebenſo abſtrakt gefaßt, ohne alle Empfindung als ein abſoluter Handler erſcheinen müßte. Der Unterſchied der Geſchlechter iſt eben nur ein relativer. Es kann ein Weib voll Heroismus ſein und dennoch naiv erſcheinen: Antigone. — Die Hauptſache iſt eben nur, daß die Natur in ihr heroiſch, und daß dieſer Heroismus ein weibliches Äußere tragen muß; d. h. ſie muß aus dem unmittelbaren Gefühle heraushandeln. Der Inſtinkt, das Weſen ſelbſt durchbricht das Weſenfremde, die Reflexion, und ſetzt ſich in der Antigone ihr zum Trotze durch. — Das Rechte iſt, daß man Ideale darſtellt, die aus ihrer Natur heraus, nicht mit Bewußtſein, am wenigſten mit Selbſtbeſpiegelung ideal ſind. Das ſchließt ſchon das Hohle, Preziöſe u. ſ. w. aus. Ein Beiſpiel eben die Antigone, die durchaus ein naives Ideal iſt und darum weder dem Kunſtideale noch der Naturwahrheit widerſpricht. —

Gretchen im Fauſt

Am Fauſt iſt ſo recht zu ſehen, welchen poetiſchen Vorteil das Schlanke und Primitive giebt. Gretchen könnte uns nicht ſo als das Bürgermädchen und als das Weib ſelbſt erſcheinen, wenn wir mehr von ihr wüßten. Die Mächte, die ſie beleidigt, ſind unſern Sinnen gar nicht und ſelbſt der Phantaſie nur wie ein bloßer leichter Schemen hingeſtellt; ihre Mutter ſehen wir gar nicht, wir hören bloß von ihrer Strenge und Frömmigkeit, und ſehr vorübergehend, nur andeutend reden. Wir ſehen ſie ſelber nicht in ihrer eigentlichen Umgebung, wodurch ſie uns ſchon zu individuell würde; nicht einmal, daß ſie einen Bruder hat, wiſſen wir im Anfange. Wir ſehen bloß das Weib und das Motiv der Liebe, allerallgemeinſte, primitivſte Motive. — Merkwürdig, daß beide, Goethe und Shakeſpeare, bei gleich idealer Behandlung, auf entgegengeſetztem Wege gehend, das ähnliche erreichen, Goethe durch Zuſammendrängen, Shakeſpeare durch Ausdehnung der Geſtalten dieſe von der gemeinen Wirklichkeit iſolierend. Beiden iſt es mehr um den Gehalt ihrer Darſtellungen zu thun, d. h. um Darſtellung des Gehaltes ihrer Geſchichten. Beide haben das Primitive und Schlanke, das Wunderbare, die kurzen Szenen, den reichen Wechſel, die Miſchung des Heitern und Ernſten, die verſchwindende Kauſalität, wodurch es ſcheint, als habe die Phantaſie allein alles geordnet, die ideale Behandlung von Zeit und Ort, das Erheben des Dialoges über die gemeine Wirklichkeit, das Ausklingen der Stimmung und das Abſchließen der einzelnen Szenenſtimmungen gegeneinander, das poetiſche Sichgehenlaſſen des Gehaltes bei völlig verſteckter Maſchine, das Vorherrſchen des Zuſtändlichen, auch des Leidens über das Handeln gemein. Shakeſpeares wahre Größe wird durch dieſe Vergleichung erſt recht ſichtbar. Goethe erreicht die ideale Wirkung dadurch, daß er das Schreckliche bloß andeutet und aus der mildernden Entfernung der Vergangenheit volksliedartig herüberklingen läßt, Shakeſpeare aber weiß die ſinnliche Gegenwart des Schrecklichen zu idealiſieren. Goethe vermeidet das ſittliche Urteil um der Wirkung willen, Shakeſpeare bedarf dieſes Kunſtgriffes nicht. Selbſt der Teufel muß ein im Grunde eigentlich guter Kerl bei Goethe werden. Shakeſpeare blendet ſeinem Edmund, Goneril, Regan nicht das mindeſte davon an; aber weder die Schönheit dieſer Geſtalten noch die ſittliche Wirkung des Stückes leiden darunter. Es iſt erſtaunlich, welche Idealität Shakeſpeares Talent beſaß.

H. von Kleiſt

Was H. v. Kleiſts Erfolg bei dem großen Publikum hindert, iſt: 1. Daß er alles auf die Spitze treibt, nicht Maß zu halten weiß; dadurch bekommen ſeine Fabeln etwas Raffiniertes, Überſpanntes, Abſichtliches, z. B. die grelle Symmetrie in der Kataſtrophe der Schroffenſteiner u. ſ. w. 2. Daß er ſeine Probleme mehr mit und für den Verſtand einrichtet, den Shakeſpeare ſtets bloß kontrollieren und ſozuſagen negativ zu Grunde liegen läßt. Dadurch wirkt Kleiſt nicht als Totalität und darum auch nicht auf die Totalität. Seine Führung hat etwas Spitzfindiges; er trägt ſeine Geſchichte vor wie ein Kriminaliſt, bei dem der Scharfſinn der pſychologiſchen Motivierung die Hauptſache, der aber gemütlich an den Geſchichten ſelbſt ohne Teilnahme iſt. So ſucht er auch durch das Rätſel, in welches er ſeine Fabeln verwandelt, mehr den Verſtand zu ſpannen. Der Gott bleibt bei ihm in den Wolken, und dadurch entſteht ſein Tragiſches; dies iſt bei ihm eben, daß die Menſchen leiden und handeln, ſie wiſſen nicht warum und wozu. In der Aufſchrift an jenem Hauſe, die ihm ſo wohl gefiel, liegt ſeine tragiſche Formel: „Ich komme, ich weiß nicht von wo, ich bin, ich weiß nicht was — ich fahre, ich weiß nicht wohin — mich wunderts, daß ich ſo fröhlich bin.“ — 3. In ſeiner Sprache, die das direkte Gegenteil von Shakeſpeares, in deſſen Leidenſchaftsausbrüchen große Gedanken als Glieder des Naturlautes mit dahin fluten, während bei Kleiſt, was vom Naturlaute darin, als Muſik des Gedankens. Wenn uns bei Shakeſpeare die Leidenſchaft geiſtreich erſcheint, ſo zeigt ſich uns bei Kleiſt der Verſtand als Leidenſchaft. Alles das läßt ſich darin zuſammenfaſſen, daß bei Kleiſt, wie bei Leſſing, der Verſtand das Medium der Darſtellung, nicht bloß der Diſponent; während bei Shakeſpeare das Medium die Phantaſie und unmittelbares Gefühl iſt. Daher fehlt es Kleiſt an der Beredtheit der Leidenſchaft. Er iſt Goethe und Schiller zu weit ausgewichen. Wie er ſelbſt Verſtand ſein und Leidenſchaft darſtellen ſollte, wie Shakeſpeare, iſt er Leidenſchaft und ſtellt Verſtand dar. —

Modern franzöſiſches Drama

Ich glaube, daß die neuern franzöſiſchen Dramatiker die Sache ſo machen: Nachdem die Expoſitionsſzenen und die äußerſten Umriſſe der Handlung erdacht ſind, ſagt der Autor zu ſich ſelbſt: Jetzt muß der auftreten, den man am wenigſten erwartet. Das wird möglich gemacht, wenn auch nicht wahrſcheinlich. Dann muß der kommen, von dem der Zuſchauer zum beſten der Perſonen, für die er ſich intereſſiert, am meiſten wünſcht, er komme nicht. Es muß das geſchehen, wovon man wünſcht, es geſchehe nicht. Auch das wird möglich gemacht und immer wieder das Erſte mit dem Neuhinzugekommenen in möglichſte Harmonie und Verbindung gebracht. Dazu wird darauf geſehen, daß gegen das Ende eines Aufzugs womöglich die ſämtlichen Perſonen des Aufzugs, am Ende des Stückes die des Stückes auf der Bühne ſind. Nach dieſer Methode iſt es eben nicht zu ſchwer — wenn auch kein Kunſtwerk — doch ein Kunſtſtück zuwege zu bringen, und ſolch ein Dramatiker rangiert dann wenigſtens mit dem Taſchenſpieler. — Hinſichtlich der Einheit der Szene gilt, was Schlegel von den franzöſiſchen Klaſſikern ſagte — es müßte heißen: „Der Schauplatz iſt auf dem Theater" — auch für die Scribes und ſeiner Schule. Ebenſo ſind ihre Expoſitionen unwahrſcheinlich und fallen aus dem Tone. Ihre Figuren haben ſcharf ausgeſchnittenes Profil, aber keine Tiefe. Man merkt, daß ſie nur für drei Stunden der Aufführung gemacht ſind, ſie haben etwas von den mechaniſchen Figuren, die, ſo lange das Uhrwerk in ihrem Innern geht, erſtaunenswerte Bewegungen machen; aber ſie haben kein ſelbſtändiges Lebensprinzip; ſie haben Charakter und Perſönlichkeit nicht für ſich, ſondern um die Zuſchauer zu unterhalten. Es ſind Marionetten, deren Bewegungen man nicht aus ihrem Innern heraus, ſondern an den Drähten anſieht, was ſie jetzt für ein Kunſtſtück machen werden. Sie ſind nicht, ſie repräſentieren nach einer Konvenienz, — Papiergeldmenſchen, — ſie ſind die Karten, mit welchen der Taſchenſpieler Kunſtſtücke macht, und das Publikum findet ein ähnliches Amüſement, wenn es juſt die Karte fallen ſieht, von der es dies am allerwenigſten erwartet hatte. Wie der Dichter nun ein Taſchenſpieler, ſo muß der Schauſpieler eine Art Gliederpuppe ſein. So ſind auch die Figuren, die nur von einer Seite dem Publikum gezeigt werden, auf der andern gar nicht ausgeſchnitten und koloriert. Alles exiſtiert nur, ſoweit es dem Zuſchauer gezeigt wird. Der philoſophiſche Betrachter, der die Figuren genau zu betrachten gewohnt iſt, findet denn Figuren mit einem Arme, mit einem halben Geſichte, er bemerkt ſchon aus der Ferne, daß die Figuren keine Rundung haben. Die Kälte, die über das Ganze ausgegoſſen iſt, wird notwendig, denn alles Mechaniſche iſt an ſich kalt, und das Gefühl würde in dieſer Umgebung nur lächerlich werden. Da ſind keine Gefühlsabſtufungen, keine Seelenzuſtände, wie ſie wirklich ſind; da iſt kein Wachſen, kein Werden; der Draht wird angezogen, und der Mechanismus thut ſeine Schuldigkeit. Sprühteufel, die explodierend Erſtaunen und Überraſchung erregen, aber nichts hinterlaſſen als Dampf.

— Ein Stoff für alle, eine Form für viele, einen Inhalt für die beſten; Klarheit, Raſchheit, Nachdruck.

Die Waiſe von Lowood von Charlotte Birchpfeiffer

Die Verfaſſerin hat nach ihrer Weiſe einige Szenen aus dem Romane notdürftig ins Dramatiſche überſetzt, andre Szenen hinzugefügt, in welchen geſagt wird, was man in jenen wiſſen muß, und noch andre, weil jedes Ding ein Ende haben muß, und das Ende des Romans hier doch gar nicht zu brauchen war. Jene entlehnten Stellen ſind dann hübſch genug, aber ſie ſchwimmen auf einem wahren Sumpf von Schablone, Komödiantenjargon und ſalopper Zurichtung. Von einer Stimmung keine Idee. Das grauſige Element der vermeinten Gratiaprobe iſt freilich auch in das ſogenannte Schauſpiel aus dem Romane übergegangen — bloß um des Brandmordverſuches willen, denn es iſt alles anders gewendet; was im Romane eine Laſt zu ſtützen hat, iſt hier ein Pfeiler, deſſen Stärke mit der Schwere ſeiner Laſt in gar keinem Verhältnis ſteht. Das Grauſige geht, ohne eine Stimmung zu erregen, ſpurlos vorbei, einen rechten Zweck hat es gar nicht, und man fragt zuletzt: Aber wozu denn nun das alles? Selbſt an den beiden Hauptperſonen wird man immer nur ſoweit gefeſſelt, daß man begreift, man könnte wirklich von ſolchen Charakteren gefeſſelt werden, wenn die Autorin verſtände, wie man das macht. Alſo auch: wozu nun zwei Charaktere, die ſo bedeutend ſein könnten, mittelſt deren eine wahrhaft dramatiſche und tragiſche Wirkung erreicht werden könnte, für eine Wirkung verbraucht, für die jede andre auch gut genug geweſen wäre? Warum goldne Zangen in Bewegung geſetzt, um einen Pfennig aus dem Kehricht herauszuholen? — Die Leute, die neben andern ſtehen, müſſen der dramatiſchen Konvenienz gemäß oft thun, als hörten ſie nicht, was dieſe laut genug beiſeite herausſchrein; hier iſt das Entgegengeſetzte angewandt: hier hört einer aus der Ferne, was nicht zu laut verhandelt wird. Ein einfacher Mittel, jemand etwas erfahren zu laſſen, was ihm die Leute nicht ſelbſt ſagen ſollen, giebts freilich nicht, als daß einer zufällig in die Nähe kommt und den Horcher macht. Ob Currer Bell wohl ihren Rocheſter in ſolcher Situation dargeſtellt hätte? Schwerlich. Indes kommts hier weder auf Charaktere noch auf ihren Adel und dergleichen an. Die Hauptſache iſt, daß das Publikum die Geſchichte hört und ſieht; auf das Was, nicht auf das Wie. Wie jener Schauſpieldirektor Pütterlin, der im Dialog auch die Reden ſeines vis-à-vis brachte und von ſeiner Frau darüber beredet, ſagt: Dummes Zeug! Geredt muß doch wäre! — —

Eine Lobrede auf die Birchpfeiffer zu machen, darin nachgewieſen wäre, ſie ſei der Shakeſpeare unſrer Zeit und Nation, weshalb das Geſchrei derer thöricht, die den Meſſias immer noch erwarten; nachgewieſen, daß die Birchpfeiffer für unſre Zeit dasſelbe thue, was Shakeſpeare für ſeine, und mit demſelben Erfolge, alſo eigentlich über Shakeſpeare rangiere, wie unſre weitergeſchrittene Zeit über ſeiner. Nun Vergleichung der rohen und blutigen Dinge Shakeſpeares und der niedlichen, zahmen der Birchpfeiffer, wie jener groben Zeit mit ihren „Luthern“ und „Shakeſpearn“ und unſrer humanen Zeit mit unſern Redwitz und Birchpfeiffer. Shakeſpeare hat die beliebteſten Erzählungen ſeiner Zeit dramatiſiert, die Birchpfeiffer dramatiſiert die unſrer, aber mit welchem Unterſchied! Shakeſpeare überſetzt jene künſtlichen und anſtändig ruhigen Geſchichten in eine ordentliche Art Wirklichkeit und giebt ſich Mühe, in ſeinen Perſonen den Schauſpieler vergeſſen zu laſſen. Ganz hat die Birchpfeiffer nicht vermeiden können, daß die „Lorle“ und „Jane Eyres“ u. ſ. w. etwas von der Art behalten, die ſie in den betreffenden Geſchichten haben, und wahr iſts, das muß einem gebildeten Publikum unangenehm vorkommen; es wird einem in dieſen ausgeſchriebnen Stellen förmlich zugemutet, ſich Menſchen auf dem Theater gefallen zu laſſen, Menſchen mit ordentlichen menſchlichen Gefühlen und warmem Blute. Aber auf die Bühne gehören keine Menſchen mit Menſchengeſinnungen; weshalb gäbe man ſonſt ſein Geld aus und ginge ins Theater? Wirkliche Leidenſchaften u. ſ. w. erinnern an Fleiſch und Blut; wir wollen Theatergeſinnungen, Theaterſprache, Theaterhelden u. ſ. w.; wir wollen niedliche pappene und leinwandne Leidenſchaften ſehn, die uns nicht in die Angſt der Vorſtellung treiben können, es könnte ein Schaden durch ſie geſchehn. Und wenn ſie auch nicht ganz von der Anklage freizuſprechen, aus Novellen u. ſ. w. dergleichen abſchriftlich anzubringen, ſo weiß ſie doch ſchnell wieder alle gefährliche Täuſchung, als ginge die Sache nicht auf dem Theater vor, und die Perſonen wären nicht verkleidete Schauſpieler, durch Sprache und Führung der Charaktere und der Handlung zu zerſtreuen. Aber freilich wär es beſſer, wenn ſie dieſe Nuditäten, die ſogar nicht in ihre eigne gebildete Sprache hineinpaſſen, ebenfalls in ihre Theaterſprache überſetzte. Ein gewiſſer Gervinus hat Shakeſpeare als Muſter aufgeſtellt, dagegen der große Robert Heller ausgeſprochen, daß man von der Birchpfeiffer lernen ſolle. Von Shakeſpeare kann man gar nicht lernen; verkehrterweiſe hat jedes Stück nur ſeine eigne Form, die aus der Natur des Stoffes gewonnen iſt, kein Motiv kehrt gleich angewandt wieder; keines ſeiner Stücke erinnert daher an den Soufflierkaſten, an die Pappcouliſſen u. ſ. w. Das ſoll aber nicht ſein. Hier beweiſt ſich Frau Birchpfeiffer wiederum als wahre Künſtlerin. Sie hat gewiſſe Kunſtweiſen — alberne Menſchen nennen ſie Schablonen —, welche ſie jedem Stoff oder vielmehr jeden Stoff dieſen Kunſtweiſen anzueignen verſteht — ich will nur an die bewundernswürdige Kunſt erinnern, mit der ſie zu machen weiß, daß einer im Stücke erfährt, was er wiſſen muß, und wovon die betreffenden doch haben wollen, daß er davon nicht wiſſen ſoll. Man betrachte Emilia Galotti, wie ungeſchickt iſt hier die Geſchichte angefangen; Odoardo muß wiſſen, was vorgefallen und was ſeiner Tochter droht. Da muß der Prinz erſt in der Kirche die Emilia anfallen, da muß Marinelli mit Appiani in offnen Zwiſt geraten und Claudia Zeugin ſein, und was weiß ich alles, damit Claudia das Verhältnis kombinieren kann; wie ſchnell war das zu machen, wenn der alte Odoardo zufällig ungeſehen eintrat und die ſaubern Pläne des Prinzen und ſeines Lieblings behorchte! Und wie geſchickt wird man in der Waiſe auch hier an das Theater erinnert; wie häufig kommt es vor, daß einer, indem er laut mit ſich redet, von dem gleich daneben ſtehenden nicht verſtanden wird; hier verſteht nur der fernſtehende, was auch nicht lauter verhandelt wird. Man weiß recht gut, daß jene eigentlich verſtehen müßten und dieſer nicht; die Dichterin des Romans hätte, das glaub ich ſchon, ihren Rocheſter nicht ſo horchen laſſen, aber eben daß er ſich hier von dem Vorurteil freigemacht hat, ein Charakter müſſe konſequent gehalten ſein, das wie jenes erinnert uns ja eben, daß wir zehn Neugroſchen ausgegeben, um im Hoftheater zu ſitzen. Es laſſen ſich Stimmen vernehmen, daß das eigentlich Bühnengerechte von ſolchem Schablonenweſen, wie ſies nennen, ebenſo weit entfernt ſei als die Manier im Götz u. ſ. w.; es iſt daher gut, wenn ſich ſo bedeutende Stimmen, Leute, die praktiſch gezeigt, daß ſie etwas von der Sache verſtehn, vernehmen laſſen, man müſſe der Frau Birchpfeiffer abſehen, wie ſies mache.

Ch. Birchpfeiffers „Der Glöckner von Notre-Dame“ und „Hinko.“

Wenn man Shakeſpeare dramatiſche Weisheit zugeſtehen muß, ſo der Birchpfeiffer etwa dramatiſche Schlauheit, Pfiffigkeit, zuweilen auch Dummpfiffigkeit. Mit ſchnellem Blicke erkennt ſie, was bei einem Romane von der Bühne auf ihr Publikum wirken kann. Sie nimmt es heraus, rundet es ab, ſo gut es gehen will oder muß — freilich nur äußerlich, denn von einer idealen Kompoſition iſt bei ihr nicht die Rede. Mit Hilfe einiger immer wiederkehrenden Schablonen weiß ſie das Zuſammengeſetzteſte ihrem Publikum zu vereinfachen. Kommt es darauf an, daß einer etwas erfahren ſoll, was andre geheimhalten, ſo läßt ſie dieſe davon ſprechen und jenen, unbemerkt von ihnen, in der Nähe ſtehen und zuhören. Ein Wort genügt dann, uns deutlich zu machen, was dieſer darauf unternehmen will. Oder eine Perſon will eine andre, die nebſt vielem Volke zugegen, und den Zuſchauer zugleich etwas wiſſen laſſen; ſie ſpricht nun verblümt; die nächſten Schauſpieler und Statiſten um ſie thun, als hörten oder verſtünden ſie nichts davon; nur die verſtehen ſie, von denen es die Autorin haben will, daß ſie ſie verſtehen ſollen. Eine andre Schablone iſt, daß einer dazu kommt, wenn etwas geſchieht, das ihn aufbringen muß.

Weder die Handlung noch die Charaktere haben eine Idee, an der ſich ihre Momente aufreihen wie an einem Faden. Jede Figur muß jeden Augenblick bereit ſein, mit ſich machen zu laſſen, nicht was ihr innres Geſetz, ſondern was die Frau Birchpfeiffer von ihr verlangt. Wenn einer das mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit triebe und wohl noch mit Vorwänden beſchönigen wollte, ſo würde es nicht auszuhalten ſein. Die Birchpfeiffer aber iſt eine naive Barbaria voll kecker Unbefangenheit; ſie greift eben unbedenklich mit der Hand ins Spiel hinein, wenn die Fäden der Marionette nicht ausreichen, als müßt es ſo ſein und könnte und ſollte gar nicht anders ſein, als ſo. Wie ein geſchickter Lügner balanciert ſie mit der kecken Zuverſicht von Miene und Ton die innern Unhaltbarkeiten der Erzählung. Der eine Teil der Zuſchauer bemerkt ſie darüber gar nicht, der andre nimmts nicht ſo genau damit; ſie läßt ihm auch zu wenig Zeit, die ſchwachen Partien zu betrachten, geſchweige, daß ſie durch die vergebliche Bemühung, ſie zu verlarven, erſt ſelbſt auf ſie aufmerkſam machen ſollte. Auffallend iſt aber an ihr der gänzliche Mangel an Poeſie und Nobleſſe der Denkart, ja ſelbſt an weiblichem Zartgefühl. — Die ſinnlichen Kräfte weiß ſie trefflich ins Spiel zu ſetzen; wenn nicht durch den Reiz der Schönheit, doch durch den der Häßlichkeit.

Das Schauerlichſte iſt, wenn ſie im erſten Akt des Hinko die Spaziergängerſzene im Fauſt traveſtiert. Man weiß nicht, was alberner und hölzerner, die Verſe oder ihr Inhalt.

Wenigſtens lernt man von ihr, daß man, wenn man eine reiche, draſtiſche Handlung ohne Verwirrung führen will, nicht mit innern Motiven operieren darf. Die allgemein verſtändlichſten Motive muß man zu Grunde legen, damit der Zuſchauer ſie aus den Handlungen ohne Mühe ſelbſt ergänzen kann.

An der Wahrſcheinlichkeit ihrer Vorgänge iſt ihr gar nichts gelegen. Noch weniger hat ſie Leſſings Meinung, das Theater ſolle die Schule der moraliſchen Welt ſein. Von dem eigentlichen Weſen der Seele und ihrer Zuſtände iſt nichts aus ihr zu lernen, von einer Wahrheit des Lebens, wie ſie Horaz fordert, desgleichen. Nicht den Weltlauf, ſondern die theatraliſche Konvenienz ſtellt ſie dar; man kann nicht ſagen, daß ihre Bretter die Welt bedeuten; nein, ſie bedeuten das Theater, ihre Figuren ſtellen nicht Menſchen dar, ſondern eben nur verkleidete Schauſpieler. Man lernt nicht die Geſetze des Lebens in ihren Stücken, nur ihre eignen Schablonen. Man lernt nicht leben von ihnen, ſondern nur nach Birchpfeifferiſcher Theatermache ſchlechte Schauſpiele machen.

Hebbel (Maria Magdalena)

Die Marie Magdalene Hebbels, in mancher Hinſicht ſehr lobenswert, leidet daran, daß die Kälte des rechnenden Dichters, dem die Perſönlichkeiten nur Zahlen waren, auf ſeine Perſonen überging. Schiller giebt ſeinen Perſonen gern von ſeiner Wärme, Hebbel von ſeiner Kälte.

Der Dichter ſchließe menſchlich mit dem Todesurteile, damit iſt das Reich des Tragiſchen aus; die vergeblichen Windungen und Krümmungen des gewiſſen Opfers ſind nicht mehr tragiſch, ſind gräßlich und paſſen nicht für die edelſte Gattung der Poeſie, ſondern ſind für die Leierorgel der Bänkelſänger. Der Dichter iſt der Richter, nicht der Henker.

Julia von Hebbel

Das Epiſche überwiegt durch das Ganze das Dramatiſche. Die Charaktere exponieren ſich mehr durch Erzählung als durch Handlung, meiſt durch charakteriſtiſche Anekdoten von ihnen ſelbſt, die ſie ſogar ſich ſelbſt erzählen. Von einer Steigerung iſt nicht die Rede. Auch die Motive zu ihren Handlungen werden erzählt, und zwar möglichſt individualiſiert. — In der Behandlung iſt nichts ausgeſpart, kein Anwachſen, keine Unterordnung; Großes und Kleines tritt mit demſelben Anſpruch auf, kein Ruhepunkt, kein Anhalten keine Beſchleunigung. Wie eine Lavaflut ſchwerfällig unter der im Laufe zu Schlackenmaſſen gerinnenden Decke wälzt ſich das Stück fort; immer gerinnt die Handlung unterwegs zur Erzählung. — Bei Hebbel wie bei Rich. Wagner leidet der dramatiſche Fluß unter der Abſicht, in jeder Rede, ja in jedem Worte bedeutend zu ſein. — Bei Shakeſpeare haben die Charaktere ihre Ruhepunkte, ihr Eigentlichſtes zeigt ſich nur, wenn es herausgefordert wird durch die Situation; Hebbels Charaktere ſind Tag und Nacht in ihrer vollen Wappenzier; jede ſeiner Perſonen iſt beſtändig auf der Jagd nach den eignen charakteriſtiſchen Zügen. — Der Charakter iſt in jedem bis zur Monomanie geſteigert. Sie wiſſen alle, daß ſie Originale ſind, und möchten beileibe nicht anders erſcheinen. Daher kein Zug bei Hebbel wie bei Shakeſpeare und in der Natur meiſtenteils, wodurch ein Charakter ſich ohne, ja wohl wider Wiſſen und Willen verriete, keiner, in dem eine Figur die andre charakteriſieren will und ſich dadurch ſelber charakteriſiert, ohne es zu denken. Die Charaktere ſind durchaus bloß mit ihrer Lokalfarbe gemalt; kein Reflex; ſie gehen nebeneinander, ohne ſich durch Berührung gegenſeitig zu modifizieren, wie z. B. der Ruhige den Hitzigen noch hitziger macht; der Hitzige den Ruhigen noch ruhiger; ſie ſprechen überhaupt nicht miteinander, nur zu einander; es fehlt der eigentlich dramatiſche Dialog. So verſchieden die Züge der einzelnen Charaktere, ſo gleich iſt die Art, wie ſie ſie auskramen in Erzählung gelegentlich ihnen einfallender Dinge, die ſie gethan oder geſagt; das Haſchen nach auffallenden Bildern iſt allen gemein. — Die Ökonomie iſt nach altgriechiſchem Muſter; das Stück gleicht in dieſer Hinſicht einem Euripideiſchen, bis auf die Erzählung am Ende, und wirklich hat es keinen Schluß und könnte auch keinen andern haben, als einen Euripideiſchen, etwa, daß nun die Oreade, die Nachbarin des Bertramiſchen Schloſſes, in einem Epiloge den Ausgang Bertrams und der Liebenden prophetiſch vorausnehmend, erzählte. — Hebbel hat die drei unvereinbarſten Dinge in ſeinem Drama vereinigen wollen: modernſten Stoff, Shakeſpeariſche Charakteriſtik und antike Form; größte Konzentration der Handlung bei ausgeführteſter Charakteriſtik. Die Bilder ſelbſt ſind meiſt von einer unnachahmlichen Größe und Schönheit. — So lange die Charaktere ſich epiſch rüſten, d. i. einen Charakterzug nach dem andern anlegen in einem Geſpräche, das mehr eine Erzählung iſt, in der ſich mehrere ablöſen, indem ſie thun, als ſprächen ſie miteinander, iſt alles herrlich; ſowie es zu eigentlicher Handlung, zu wahrhaft dramatiſchem Dialog kommen ſoll, wird es abſurd; ſo z. B. die Szene Julias mit Pietro, dann der ganze dritte Akt. Iſt das eine Schwäche ſeines Talents, die zu verſtecken er dieſe Form gewählt hat? Und verſicht er dieſe Form als die rechte, um jene Schwäche zu einer Stärke zu machen? — Überhaupt ſind die Hebbeliſchen Figuren, weil ſie nicht Naturvermögen, wie die Shakeſpeares, ſondern Denkarten darſtellen, Lebensanſchauungen — epiſcher Art, weil ſeine Probleme mehr kulturhiſtoriſche als pſychologiſche ſind. Die Leidenſchaft iſt an ſich theatraliſch und dramatiſch, theatraliſch durch ihre Energie, dramatiſch, weil ſie eine Entwicklung hat, tragiſch, weil ſie ſich ein Schickſal bereitet, das des Menſchen eignes iſt, während das Schickſal bei Hebbel mehr ein Ergebnis der Zeit iſt, in der ſeine Menſchen leben, als das ihres eignen Thuns. Sie leiden nicht, was ihre eigne Natur, ſondern was die Denkart der Zeit ihnen auferlegt, die in ihnen handelt. In ſeiner Vorrede zu Maria Magdalena wird das klar als ſeine Meinung vom Tragiſchen, in ſeinem Worte über das Drama noch mehr. Nicht mehr die verſchiednen Naturen, ſondern die verſchiednen Denkarten werden in Konflikt zuſammengebracht. Dieſe Maxime wird gewiß dem Gehaltreichtum des Dramas förderlich, aber ebenſo gewiß ſeiner eigentlichen dramatiſchen Wirkung ſchädlich ſein. Der Schauſpieler wird in eine gewiſſe Willkür geraten. Ein Charakter prägt ſich theatraliſcher aus und unmittelbarer als eine Denkart. Die Geſichtspunkte ſind hier die wahren Perſonen, die Figuren bloße Träger, bloße Figuranten. Eigentliche Menſchendarſtellung würde hier nur nebenbei und von außen kommen, während ſie bei Shakeſpeare das Zentrum, der Zweck ſeines Schaffens ſind.

Agnes Bernauerin von Hebbel

— Das Stück, welches unter allen Hebbeliſchen den ſchwächſten Eindruck auf mich gemacht hat. Ich glaube, die ſchlimmſte Eigenſchaft eines dramatiſchen Werkes iſt, wenn es kalt läßt. Dieſe beſitzt dies Stück in hohem Grade. Hebbel hat alle Mühe aufgewandt, zu zeigen, daß ſein Ernſt das Schrecklichſte glaubt thun zu müſſen, und daß ers ungern thut. Das erſte iſt ihm doch nicht ganz gelungen; wenn es ihm aber auch gelungen wäre, was wäre ihm nun damit gelungen? Iſt es die Aufgabe der Tragödie, unſerm Verſtande zu erklären, was unſerm Verſtande wehe thut, was unſrer Sinnlichkeit gleichgiltig bleibt? Seine Behandlungsart fordert von unſern Kräften nur den Verſtand auf. Wir fühlen uns höchſtens geneigt, mit ſeinem Ernſt über die Verſtändigkeit ſeiner Gründe verſtändig zu disputieren. Ich denke aber, wir ſollten fühlen. Wir ſollten mit Perſonen, an denen wir das wärmſte Intereſſe nehmen müſſen, ihre Leiden leiden, ihre Hoffnungen hoffen, für ſie fürchten und zuletzt, wenn die Furcht ſich realiſiert hat, mit ſüßem Schauder die Notwendigkeit des Vernünftigen verklärend über dem Schmerze der Leichen ſchweben ſehn. Goethe hat recht, wenn er den Verſtand in die Tragödie nur in Nebenpartien entrieren laſſen will. Einige finden das Stück wenigſtens techniſch lobenswert, als ein effektvolles Theaterſtück. Ich nicht. So z. B.: Am Leben des Sohnes Wilhelm hängt die Kataſtrophe. Wenn wir das früher wüßten! Wir erfahren es nicht eher, als da der Sohn Wilhelm tot iſt. Wir erfahren, daß etwas geſchehen iſt, das, wenn wir ſeine Folgen hätten ahnen können, uns tragiſche Furcht erregen konnte. Warum die Sprache ſo epigrammatiſch? Wir bleiben ohnedem ſchon zu kalt. Mir wird immer deutlicher, der Epigrammatismus der Sprache ſcheint ihm das eigentlich Dramatiſche, und ihm zuliebe behandelt er die Hauptſachen als Nebenſachen. Nicht Stimmung, Situation, Charakter, nicht Leidenſchaft, nicht die Wucht des Thatſächlichen, nicht tragiſches Mitleid und Furcht iſt es, was ihm zuerſt aufgeht und ihn zum weitern reizt, ſondern epigrammatiſche Dialogfragmente. Bei Grabbe wars ein ähnliches Der Dialog iſt um nichts dramatiſcher, als in ſeinen frühern Stücken, ſeine Perſonen ſprechen nur, um ihre dialektiſche Kunſt zu zeigen. — Hebbel nennt einmal Leſſing nüchtern; wie ſoll man ihn nennen? Er iſt heiß, wie es Schneewaſſer iſt, von dem die Kinder klagen, es brenne ſie an die Haut. — Bei Shakeſpeare iſt immer Erregung von Gefühlen die Hauptſache. Naturlaute, gegliederte. Manche Monologe ſind bei ihm nur in Worten auseinandergelegte Schmerz- oder Wutſeufzer. —

Emanuel Geibels „Meiſter Andrea“

Der Andrea iſt allerdings für die Bühne nicht konzentriert genug, wenigſtens für den jetzigen Geſchmack des Publikums, aber poetiſcher ausgeführt als irgend ein deutſches Luſtſpiel, das ich kenne. Die Sprache iſt ſchön, der Dialog voll glücklicher Einfälle; er zeigt von gutem Studium Shakeſpeares. Das Ganze macht einen angenehmen Eindruck, es macht wirklich den Eindruck von Poeſie.

Intereſſant iſts, den „Dramaturgiſchen Anhang“ dazu zu leſen. Er iſt ein Pendant zu Schloenbachs Einleitung ſeines „Königs von Thüringen.“ Vergleich ich das, was ich mit meinen eignen Figuren gewollt, mit dieſen ſelbſt, wie ſie geworden (mit dieſen beiden Avis), ſo wirds mir recht deutlich, wie reich und an wie guten Intentionen wir Neuern ſind, nur daß es uns nicht gelingt, dieſe vollſtändig zu verwirklichen. Ich glaube, wir könnten weit mehr leiſten, wollten wir nicht zuviel leiſten. Man ſollte nicht mehr in einen Charakter legen wollen, als ohne alle Erklärung herausgeleſen werden kann. Es iſt eigentlich einerlei, ob man vor Reichtum nichts giebt oder vor Armut. Die Hauptſache iſt, was wirklich in des Leſers oder Zuſchauers Hände kommt, nicht was wir in unſre Hände faſſen, um es zu geben.

Denk ich nun an die Bernauerin von Törring, ſo ſeh ich, was er darin geben wollte, empfängt der Leſer wirklich. Unſre Figuren dagegen ſind zum beſten Teile wie mit einer ſympathetiſchen Tinte geſchrieben: wir, die Dichter, ſehen, ſolang wir daran arbeiten, die

Schrift vollſtändig; ſowie ſie aus unſern Händen iſt, verlöſcht die ſympathetiſche Tinte, und der Leſer weiß aus den übriggebliebnen Reſten, mit gewöhnlicher Tinte geſchrieben, nicht, was er machen ſoll.

W. Wolfſohns „Zar und Bürger"

Äußerſt intereſſante Aufführung. Wie in der Waiſe von Lowood der abſolute Stoff, ſo herrſcht hier die abſolute Diktion. Man hat die Empfindung, als habe der Dichter, um die Charaktere und Situationen völlig ſorglos, nur auf den ſchönſten und feinſten Wortausdruck gedacht. Das Geſpräch als Geſpräch, nicht als Einkleidung und ſo als Mittel von Charakter und Handlung. Da mir um die Sache der Dramatik ſelbſt zu thun war, ſucht ich mich ſo unbefangen als mir möglich dem unmittelbaren Eindruck hinzugeben.

In eine dramatiſche Illuſion bin ich nicht gekommen, nicht einmal in eine lyriſche Stimmung. Die Sprache und zum Teil auch die Gedanken haben mich immer außerordentlich intereſſiert, aber wie man an einem Meſſer, mit dem nicht geſchnitten wird, den Glanz und die ſchöne Faſſung betrachtet. Ein außerordentlich ſchöner Galanteriedegen. Die äußere Motivierung iſt idealiſtiſch, von einer innern, höhern Motivierung iſt gar keine Spur (Vorbereitungen, Stimmungen, Steigerungen u. ſ. w.). Die Sprache hat viele Pointen, die Handlung keine. Man hat die Empfindung, als wären die Leute da oben nicht um ihrer ſelbſt und ihrer genannten Intereſſen wegen da, ſondern als wollten ſie unſre Bewunderung ihrer Redekunſt erregen und fingierten mit Abſicht gewiſſe Charaktere und Situationen zu dieſem Zweck, und zwar eingeſtändlich: ſie wollen ſich ſich gar nicht für Praodin, Peter u. ſ. w. ausgeben, man ſoll ihre Kunſt über ihrer Kunſt nicht vergeſſen. Ich habe mich überzeugt, daß die Schilleriſche Richtung nur durch die Situationen wirken kann. Die Allgemeinheit der Gedanken, der Idealismus läßt doch das Charakteriſtiſche nicht aufkommen. Von den Charakteren wird man nicht hingeriſſen; ſie ſind nicht gezeichnet; die Unterſchiede kommen nicht von innen heraus, ſie ſind nur oben darauf geſchrieben; ſie unterſcheiden ſich nicht in den Umriſſen, nur in der Farbe. An Situationen fehlt es nicht, aber ſie machen ſich nicht geltend. Ein Jüngling wird für ſein tüchtiges Benehmen gepeitſcht, ein braver Mann iſt zweimal wegen dergleichen in Todesgefahr, und man bleibt völlig unberührt und gleichmütig dabei. Denn das Geſpräch vergißt ſeinen eigentlichen Zweck, die beſtehende Situation uns immer gegenwärtig zu halten und auf die mögliche folgende zu ſpannen, das Geſpräch vergißt ſich und ſeine Zwecke über ſich ſelbſt. Die Reden ſind nicht die Mittel zu Charakter und Situation, ſondern Charakter und Situation müſſen nur einen Vorwand für das Ent- und Fortſpinnen geiſtreicher, wohlklingender Reden ſein. An und für ſich ſind ſie eher für den Zweck des Autors ſtörend, denn ſowie Furcht und Mitleid ſich einſtellt, behalten wir nicht mehr das Intereſſe für die Worte, ihre ſchöne Zuſammenſtellung und Wendung. Die Zeit des Idealismus ſcheint vorüber; Praodin, dieſes Muſterbild, dieſer durch und durch ideale Charakter mit allem Aufwand von Zügen der Vollkommenheit, trotz all ſeiner eignen und der Tiraden andrer über ihn ließ mich gleichgiltig und das übrige Publikum nicht weniger; Winger erreichte mit aller Anſtrengung nur einmal und einen ſchnell vorübergehenden Applaus. Peter (Devrient) war auch nicht viel glücklicher, Natalie machte ſehr wenig Eindruck. Heimgekommen hatte ich faſt keine Erinnerung, als eine wundervolle Dekoration geſehen und ein außerordentlich ſchönes und geiſtreiches Geſpräch gehört zu haben; keine Stimmung klang in mir nach, kein Gedanke aus dem Stücke, kein Gefühl, keine Geſtalt beherrſchte mich. Ich griff nach dem Manuſkripte, las wieder geiſtreiche Wendungen und ſchöne Sprache, aber mehr konnte ich nicht ermöglichen. Eh ich einſchlief, weckte ich jede Erinnerung, von der ich glaubte, daß ſie, wenn auch nicht die Totalität und den Grundgedanken des Stückes, ſo doch eine Einzelheit daraus, eine Geſtalt u. ſ. w. mir ſo lebhaft erwecken könnte, daß ich mich in ihr erhöht empfinden könnte, aber vergeblich. Nach Wolfſohns Mitteilungen von Einzelnem und Vorleſung des Ganzen war ich weit erregter. Ich mußte mir freilich ſchon damals geſtehn, daß die Wirkung nicht die ſpezifiſche eines dramatiſchen Werkes war, aber der Gedanke, daß freiere Ausmalung, poetiſches Gehenlaſſen mit dieſer (eigentlich dramatiſchen) Wirkung zu verbinden möglich ſein könne, regte mich ſo auf, daß ich an allen Pfeilern meiner Überzeugung von der Beſchaffenheit des eigentlich Dramatiſchen rüttelte und ſo aus den Fugen kam, daß ich bis heute nichts zu produzieren vermochte, weil ich die ſchmeichelnde Notwendigkeit nicht fahren laſſen mochte. Der Weg Wolfſohns war nicht der richtige, weil er einſeitig nur die äußre Schönheit der Sprache als Hauptſache anſah und das Schwert, ohne damit zu kämpfen, nur in der Sonne hin- und herwendete, um ſeine Politur glänzen zu laſſen. Aber es war doch vielleicht einer möglich, der beides verband. Eigen war der ſtarke Beſuch der zweiten Vorſtellung bei ſo wenigem Applaus. Die glänzende Dekoration ſtörte mich, und ich bin überzeugt, daß ſie dem Stücke ſchadet; denn trotz allen Ärgers darüber und allem Widerſtrebens nimmt dieſelbe auch in meiner Erinnerung — der ich doch über dergleichen eigentlich hinaus bin — die Hauptſtelle ein, und was von Stimmung in mir nachklingt, trägt ihre

Farbe. Im Buchhandel, bin ich überzeugt, wird das Werk viel Glück machen, denn es hat alles, was beſonders unſre feine Welt verlangt: es amüſiert außerordentlich, ohne einem irgend eine Gewalt anzuthun. Devrients Charakteriſtik desſelben, der es einem eleganten Stahlſtich vergleicht in einem Taſchenbuch, iſt äußerſt treffend.

Der Darſtellung der Handlung fehlt es gänzlich an Gegenwärtigkeit; die Spitzen und Keile ſind nach innen gewandt, ſtatt nach außen. Was dramatiſch am Stoffe wirken könnte, iſt nicht in wirkliche Aktion geſetzt; vielleicht, weil es keine Gelegenheit zu einer poetiſch ſchildernden Erzählung gab, die der ganzen Behandlungsart angemeßner war, als ein kräftiger Ruck in die Sichtbarkeit der Handlung hinaus; vielleicht weil er dieſe Gelegenheit gar nicht ſah, und ihm der dramatiſche Inſtinkt entweder ganz fehlt oder das dramatiſche Talent noch zu unentwickelt iſt, um es machen zu können. Ich glaube aber, der Grund liegt in der ganzen Richtung ſeines Talentes, der rhetoriſchen, die weder eine Vertiefung in das Innre der Perſonen noch eine Veräußerlichung desſelben in anſchaulicher Handlung erlaubt. Der Fluß und damit die äußre Schönheit der Diktion würde dadurch mechaniſch geſtört und dynamiſch ſeiner Wirkung beraubt. Keine Einzelnheit der franzöſiſch-klaſſiſchen Form, die ſich auf die rhetoriſche Richtung gründet, iſt zufällig: ſie gehen alle notwendig aus dieſer Grundbedingung hervor. Alles iſt Kultur und ſelbſt Peter nur ein verkleideter Kulturmenſch. Naturlaute, Blicke in das wirkliche Innre des Menſchen, das Dämoniſche in ihm u. ſ. w. ſchließen ſich notwendig aus, alle Charakteriſtik iſt nur eine ſcheinbare, die Konvention der Bildung der Zeit iſt ihre Bedingung, und ſo kann eine ſolche Poeſie auch nie die Offenbarung der ewigen Wahrheit des menſchlichen Seins werden; das Höchſte, was ſie werden kann, iſt der vollkommenſte Ausdruck der Bildung einer Zeit, nicht ihres realen Gehaltes, denn der iſt in allen Zeiten derſelbe, ſondern ihrer Ideale, ihrer moraliſch-äſthetiſchen Konventionen.

Überall iſt der Zuſtand fertig, denn das Keimen und Wachſen entzieht ſich dem Schmucke. Das Leben in einem ſolchen Werke kann daher nicht von der Darſtellung der Leidenſchaft ausgehn; fertige Menſchen begegnen ſich in der Intrigue; an die Stelle des notwendigen dämoniſchen Dranges aus dem Innern der Natur tritt eine zufällige Abſicht, er handelt nicht, weil er muß, ſondern weil ein Vorteil ihn lockt; was ſie ſein können, ſind ſie ſchon, es handelt ſich nur um das, was ſie haben wollen, nicht um ſie, ſondern um ihre Verhältniſſe. So treffen wir in „Zar und Bürger“ immer auf Affekte, aber nicht auf Leidenſchaften. Darum kann ſich die dramatiſche Wirkſamkeit der Figuren nicht ſteigern und damit die des Ganzen und die Spannung und Stimmung des Zuſchauers. Sie lohen auf in Affekten und ſollen dann wieder zurück auf ihren gewöhnlichen Grad; damit wird die Spannung des Zuſchauers, die in einer großen, ſtetig unmerklichen Steigerung nach dem Schluſſe zu wachſen ſoll, in lauter kleine einzelne Spannungen zerlegt, die immer wieder zerplatzen, eh ſie ſich des Zuſchauers bemächtigen können, und endlich in ihrer Zweckloſigkeit zur Langeweile führen. Das menſchliche Gemüt hat das Bedürfnis der Spannung und kommt der Kunſt des Dichters im Anfang auf halbem Wege entgegen; täuſcht der Dichter es aus Abſicht oder Ungeſchick einigemal, dann braucht es großer Kunſt, es ſich wieder zu gewinnen.

Narciß von Brachvogel

Habe nun den Narciß von Brachvogel geleſen und weiß nicht, was ich von unſerm deutſchen Publikum ſagen ſoll. Das ganze Stück iſt wie ein Traumgeſpinſt; das ſieht zuweilen faſt aus, wie wenn Menſchen da vor uns empfänden, dächten, begehrten, handelten. Man nimmt eine Bewegung wahr; über etwas, das wie ein menſchlich Angeſicht ausſieht, fahren wie Wolkenſchatten allerlei Krämpfe; es ſcheint faſt das Mienenſpiel eines durchſichtigen, beweglichen Menſchenangeſichts, aber ſowie dies ſeltſame Spiel aus, iſt alles fort. Es iſt Bewegung ohne Exiſtenz, Mienenſpiel ohne Antlitz, abſtrakte Bewegung. Da iſt keine Geſtalt, die uns von ihrer Weſenhaftigkeit überzeugte; nichts als die Konvenienz des Dichters belebt dieſe Schatten. Da iſt keine Entwicklung nach innern Geſetzen, bloß eine Reihe von äußerlichen Kombinationen. Die oberflächlichſte Behandlung der Figuren in der Situation, daher die Vorſchriften für den Schauſpieler: „Groß, verſinkt in ſich" u. ſ. w., ſo willkürlich wie nur in Stücken alter Schauſpieler, wie Ziegler und Genoſſen, und ebenſo wenig mit den Worten ſelber ſtimmend, die der Schauſpieler „groß" u. ſ. w. ſprechen ſoll. Entſetzliche Beifallsbuhlerei, Spekulation auf alle Schwächen des Publikums. Was irgend einmal das deutſche Publikum hingeriſſen, davon iſt eine Doſis in dieſem Stücke. Da iſt George Sand, Balzac, Shakeſpeare, Schiller und wer weiß wer noch, aber von keinem die Seele. Die Idealiſtik Schillers hätte nie die Macht geübt, kam ſie nicht aus einem begeiſterten Gemüte, das mit voller Seele an ſeine Träume wirklich glaubte, aus einem Kopfe voll Ideen, einem Herzen voller Liebe. Hier wird ſie zur Grimaſſe. Dann die wunderliche und ſo vergebliche Anſtrengung, ſeine Geſtalten zu Rieſen zu machen, durch das wohlfeile Mittel, daß andern Perſonen betreffende Reden in den Mund gelegt werden, über die der unbefangne Leſer oder Hörer erſtaunen muß. So begreift man nicht, wie Narciß zu den Lobſprüchen der Quinault kommt, und will man ſie aus ihrer entſtehenden Liebe zu Narciß motivieren (Liebe verblendet, verkleinert des Geliebten Fehler, wenn ſie dieſelben nicht wegräſonnieren kann, und vergrößert deſſen Vollkommenheiten und dichtet ihm die an, die ihm fehlen!), ſo müßte man erſt dieſe Liebe begreifen. Anſtatt daß Narciß dadurch, daß die Quinault ihn liebt, in unſrer Schätzung wächſt, verliert ſie. Ja wenn dieſes Ding, dieſe ekelhafte Gallerte, nur etwas beſäße, was für ſie gewinnen könnte, nur Witz! Ja wenn ſie nur ein Böſewicht wäre, in welchem, wenn auch übelangewandte Kraft! Das Ganze, was für ihn ſpricht, iſt ſeine völlige Hilfloſigkeit. Aber dieſe, die an einem Kinde ſo rührend, iſt an einem Manne das Erbärmlichſte und Verächtlichſte, was die Welt kennt. Dieſe Ehrloſigkeit (Hamlet, ſein Vorbild, verachtet ſich auch ſelbſt, aber nur in den Momenten ſittlicher Entrüſtung, es iſt eben der ſtarke Hamlet, der den ſchwachen durch verächtliche Behandlung zum Starkſein ſpornen will, der aus Abſicht Verachtung zeigt, die er nicht einmal zu empfinden braucht; aber vor keinem andern würde er das thun. Andern gegenüber empfindet er ſich überlegen, und er iſt dies auch allen von theoretiſcher Seite) erregt moraliſchen Ekel, aber keine Teilnahme in einem geſunden Gemüte. Das Kombinationstalent des Autors iſt bedeutend, aber es ſind eben nur Kombinationen, abſtrakte Verhältniſſe; das Vergnügen, welches es bewirkt, rangiert mit dem, das wir bei einem glücklich gelöſten Rechnungsexempel ſuchen. Hier haben wir ein Stück, das bloß der Geſchicklichkeit ſeines Autors ſein Daſein verdankt. Der Eſſex von Laube, im Grunde in dieſelbe Rubrik gehörig, wie anders doch durch die Spur des Charakters, den der Autor ihm unabſichtlich aufgedrückt! Eſſex iſt auch mehr Kunſtſtück als Kunſtwerk, aber das Kunſtſtück eines Mannes. — Der Charakter des Narciß verrückt jedes ſittliche Verhältnis in dem Stück. Hatte die Pompadour nicht recht, einem ſolchen Gallert davonzulaufen? Aber, daß ſie ihn noch liebt, daß ſie ihn je lieben können, das begreift ſich nicht! —

Dennoch kann man aus dem Stücke lernen. Es iſt wieder ein Beweis, was Geſchloſſenheit vermag. Das Ganze iſt ein großer ſchauſpieleriſcher Effekt und deſſen Vorbereitung. Im erſten Akte hört man, die Pompadour kann ein Schrecken töten, und weiß den Mann, der ihr dieſen Schrecken erregen kann: man ſieht ihn in die Hände der Partei geraten, der es dienlich, der Pompadour jenen Schrecken zu erregen. Dadurch, daß er dieſer Mann, gewinnt Narciß ein Relief, freilich vor der Hand nur als Ding, das andre benutzen werden. Durch die Motivierung, warum er dieſer Mann, wird nebenbei noch ein Gemütsintereſſe erregt. Die Zeit, die neben der Pompadour den Narciß elend und verächtlich gemacht hat, iſt ein bequemes Ding, das, ähnlich wie in Romeo und Julie der Familienhaß, einen großen Teil an der Kataſtrophe hat, ohne daß es, da es kein Menſch, kein moraliſches Weſen, Teilnahme für ſich erregt, ſeis in Mitleid oder Haß, und dadurch unſrer Teilnahme für den Helden Eintrag thut — nur freilich weit abſtrakter, da der Familienhaß konkret darzuſtellen war, eine ganze Zeit aber ein Abſtraktum bleibt. — Nun wird die allgemeine Erwartung, daß die Pompadour durch Schrecken ſterben und Narciß das Mittel dazu ſein werde, immer individueller; zunächſt durch den Gedanken des Schauſpiels. Nun wird zweierlei das ſtete Bemühen des Dichters: das eine, immer den Endpunkt vorauszuzeigen, zu dem alles, was vorgeht, Vorbereitung iſt, daß dieſe Abſicht als eine edle, als eine auch im Intereſſe der Humanität wünſchenswerte erſcheint. Das andre Bemühen des Dichters iſt, uns ſo wahrſcheinlich als möglich zu machen, daß, wenn einmal die Pompadour an einem Schrecke ſterben ſoll, Narciß der

Mann iſt, deſſen Erſcheinung in der beabſichtigten Art einen großen Schreck wirklich für die Marquiſe herbeiführen muß. Da immer davon die Rede und alle Perſonen darin einig, die einen in Furcht, die andern in Hoffnung, daß die Pompadour ſterben werde an dieſem Schreck, ſo gewöhnt ſich der Zuſchauer an den Gedanken und fragt ſich ſelber gar nicht darüber, ſondern nimmt es als unzweifelhaft an. Daneben muß nun weggeräumt werden, was den Narciß abhalten könnte, das Werkzeug zu ſein; der Zuſchauer aber muß einen Moment in Spannung ſein, ob er nicht abſpringen wird; ſo wird ihm der Gedanke nahe gelegt, die Pompadour könne jene Jeanne Poiſſon ſein, die ſeine Frau war, deren Verluſt ihn verderbt, und die er doch noch voll Sehnſucht ſucht. Auch dem möglichen Einwurf des Zuſchauers: Aber wie muß Narciß nicht aus dem, was er von der Pompadour und ihrem erſten Manne hört u. ſ. w., ſchließen, er ſei es, und ſie die Jeanne Poiſſon, mußte der Autor vorbauen. Es muß auch ausdrücklich von ihm ſelbſt ausgeſagt werden, daß er die Pompadour nie geſehen. Dann muß auch in der Doris etwas vorgehen, was die Ausführung vereiteln könnte, um ſtets den Zuſchauer in Spannung zu erhalten; ſelbſt Choiſeul muß durch ſeine Faſſungsloſigkeit die Furcht erregen, die Pompadour könne erraten. Durch all das wird auch noch gewonnen, daß die Charaktere — wenn man dieſe Marionetten ſo nennen darf — in leidenſchaftlicher Erregung nach dem Ende des Stückes hin ſteigen. Statt der individuellen Charaktere dienen die individuellen Intereſſen, die, unter ſich feindlich, ſich zu der Thätigkeit, die Kataſtrophe herbeizuführen, vereinigen müſſen. Die Szene bei der Königin ſoll uns beſtärken in der Meinung, der Erfolg des Planes ſei abgeſehen von den Motiven der Teilnehmer, ein heilvoller, damit wir ſie wünſchen, wovon uns eben dieſe individuellen Motive Choiſeuls u. ſ. w. abhalten könnten durch ihre Selbſtſucht. So iſt dem Autor nicht allein gelungen, der Regel genug zu thun: „Nichts geſchehe, als was wir beſtimmt wurden, zu erwarten, nichts werde uns erwarten gemacht, was nicht geſchehen ſoll“; ſondern auch der andern, ſchwierigern: „Nichts geſchehe, als was wir zu wünſchen bewogen wurden, nichts mache der Autor uns wünſchen, was nicht geſchehen ſoll.“ Noch beſſer als Drücker, wenn Narciß nicht ſo ſehr oder gar oft Werkzeug andrer, wenn ſoviel Fähigkeit ſittlicher Entrüſtung noch in ihm iſt, ſeine und der Nation Schmach an dem Weibe zu rächen. So war noch nötig, daß das Ding Narciß ein Menſch werde; das geſchieht dadurch, daß er ſelber für die Rolle intereſſiert wird und bewogen, ſie zu ſpielen mit bewußter Abſicht; daß dieſe keine andre iſt, als der Tugend ſich zu weihen, etwas Gutes zu thun, was ihn auch in unſrer Teilnahme ſteigen laſſen ſoll. Daß er darin ſo weit ſteigen könnte, daß ſein Tod uns zu ſtark packte, das hat der Dichter durch die ganze Beſchaffenheit dieſer Geſtalt und ihre Führung zu vermeiden gewußt. Kurz, der einen Seite iſt genügt: wir wünſchen alles, und darum glauben wir alles, d. h. die ſubjektive Natur im Zuſchauer iſt zufriedengeſtellt. Die andre Seite, die objektive Natur — da wo die ſubjektive mit der objektiven Natur einen Vertrag ſchließt, durch den keine der andern mehr Gewalt anthut, als dieſe ihr, da iſt das Reich der Kunſt, auf der Grenzlinie des Reiches der Wünſche oder des Ideals und des Reiches der Wirklichkeit —, die Wahrheit in Menſchen zu Dingen, iſt deſto weniger befriedigt. Perſonen, Verhältniſſe, Motive, alles iſt an ſich abſtrakt oder wenigſtens nicht konkret dargeſtellt, von pſychologiſcher Entwicklung, von innrer Notwendigkeit keine Spur.

Wenn auch dieſe ebenſo weſentliche Seite dem

Stücke ganz fehlt, ſo iſt es dennoch nach dieſer Betrachtung unrichtig, den Erfolg des Stückes eben nur ſeinen Mängeln zuzuſchreiben, der widerlichen Sentimentalität des Dichters, der Erbärmlichkeit des Helden. Freilich haben dieſe Mängel jenen Vorzug der Geſchloſſenheit und der Kunſt, der äußern Motivierung des Effektes ſehr erleichert, weil der Dichter über Abſtraktionen leichter disponieren kann, als über konkrete Anſchauungen, wenn es geſchickte Kombinationen gilt; mit Gallerte iſt leichter umzuſpringen als mit Charakteren, die Widerſtand leiſten durch die genaue Beſtimmtheit ihrer Merkmale.

⁂

Maria von Schottland[*]

(Maria von Schottland. Schauſpiel von Maria von Ebner-Eſchenbach. 1860)

Soweit ich bis jetzt geleſen, finde ich, daß dies Drama eine Syntheſis von Scribe und Schiller iſt. Möglicherweiſe kommt das davon, daß dieſe Maria ein erſter Teil zur „Maria Stuart“ ſein ſollte. Aber wenn man beide Stücke nacheinander leſen wollte oder ſehen könnte, ſo würde deutlich werden, daß die rhetoriſche Richtung Schillers nur dann zu ihrem Rechte kommt, wenn ſie ſich ausleben kann, wenn ſie ſich ſozuſagen zu der konſervativen Maſſe macht, die der fortſtürmenden Handlung das Gleichgewicht hält, wenn ſie den Platz der Poeſie einnimmt, d. h. daß, wer einmal die Partie Schillers in ſeinem Hervorbringen ergreifen will, ſie auch ſo ergreifen muß, wie Schiller ſelber ſie ergriff. So, wie es Eſchenbach that, tritt nur der Irrweg Schillers heraus, nicht aber, was dieſem Irrweg eine relative Berechtigung geben kann.

Soweit ich bis jetzt bin, kann ich Maria nicht für einen tragiſchen Charakter erklären, zumal nicht in

---

[*] Dieſe hochintereſſante Abhandlung Ludwigs über ein zeitgenöſſiſches Werk, deſſen Stoff ihn ſelbſt lange und ernſt beſchäftigt hatte (vergl. Erich Schmidts Vorbericht zu Band IV), teilen wir dem Wortlaut nach als künſtleriſches Meiſterſtück und als charakteriſtiſche Probe mit, welche Gedankenfülle, welche Reflexionsthätigkeit und zugleich welch ſchöpferiſches Verlangen in dem Dichter durch die Beſchäftigung mit dem Werke eines andern erregt wurde.

Shakeſpeariſchem Sinne; die Handlung geht nicht aus ihrem Charakter hervor; wenn nicht Marien hier ein himmelſchreiend Unrecht geſchähe, könnte ſie die vortreffliche Perſon bleiben, als welche ſie bis dahin dargeſtellt iſt. Der Autor hat der Geſchichte den ähnlichen Zwang angethan wie Schiller; damit die Maria ein Ideal werde, iſt die proteſtantiſche Erhebung Schottlands, überhaupt der Proteſtantismus zu einem Böſewicht am Katholizismus und Maria geworden. Um ſo wunderlicher, den Mord Rizzios dem Proteſtantismus zuzuſchieben, da Douglas eine der Hauptſtützen des Katholizismus am Hofe Marias war und nach Bothwells Untergang an der Spitze der ſchottiſchen Katholiken und franzöſiſcher Hilfe der treueſte und letzte Verfechter von Marias Rechten, eine Schlacht gegen die Murray, Morton und ſonſtige proteſtantiſche Partei focht. Das Verhältnis iſt umgekehrt; der Sieg des Proteſtantismus war großenteils die Folge der Sittenloſigkeit Marias und ihrer Vorgänger, und in dem Volke war es eben der ſittliche Unwille ſelbſt, der zum Ausdrucke kam, und das Volk das einzige geſunde Organ in dem Staate, in welchem noch ſoviel Unverdorbenheit, die Scheußlichkeiten des Hofes als ſolche zu fühlen und dagegen zu reagieren. So ſcheint es im Anfange, ehe der Maſchiniſt ſich in die Bruſt wirft. So ſind nun die Perſonen nur die Vollzieher, die einzigen Thäter der Thaten aber in dieſem Drama die beiden Religionsparteien; die proteſtantiſche iſt der Intrigant und Böſewicht; er zwingt die Maria zu dem Schlimmen, was ſie vollzieht — ihre That iſt es nicht —, um dann in Schillers Maria Stuart ſeine Rolle konſequent mit einem Juſtizmorde zu beſchließen. — Doch thut Eſchenbach mehr als Not war, um ſein Stück mit dem Schilleriſchen in Konſequenz zu bringen, und er erſcheint darin als ein animoſer Katholik, der ſein Tendenzſtück der in ihrer Spitze, dem

Papſttum, gefährdeten katholiſchen Kirche zu Hilfe ſchickt in dem weltgeſchichtlichen Kampf.

Dadurch nun ſchon iſt den Perſonen die Möglichkeit von poetiſch-ſchauſpieleriſchen Charakteren in Shakeſpeares Weiſe von vornherein abgeſchnitten. Denn ihr Handeln iſt nun nicht ihr eignes, das notwendige Ergebnis einer individuellen Exiſtenz, ſondern der äußern Umſtände. Eine tragiſche Schuld, die frei das Schickſal herausfordert, iſt nicht im Stücke; beim Anfang desſelben ſchon ſtehen wir vielmehr mitten in einer Intrigue. Der Beginner, der eigentliche Narr des Vorganges iſt Murray. Nicht die tragiſche Leidenſchaft, ſondern die Hofintrigue iſt der Gegenſtand des Stückes, daher findet auch eigentliche Poeſie keine Stelle darin, ſondern die in ſich — wie Intrigue ſelbſt — proſaiſche Rhetorik muß durch Witz, Scharfſinn, Pointen u. ſ. w. ſich von der gewöhnlichen Proſa abheben. Die — dem Namen nach — Heldin des Stückes iſt keine tragiſche, ſie iſt nicht die Schöpferin ihres Leidens und darin als Selbſtthäterin impoſant, ſondern mitleidswert — und bedürftig, welches letztre die Shakeſpeariſchen Helden nie ſind. Zeitgemäß wird das Stück hauptſächlich dadurch, daß es das Gräfin Hahniſche Problem in ſich aufgenommen hat: „Die Geſchichte von dem Rechten, den die Heldin zu ſpät findet.“

Die Geſchicklichkeit des Autors iſt groß; die Kombinationsgabe, die Kunſt auszuſparen; alle die Künſte, die Shakeſpeare verſchmäht, um den Inhalt und Gehalt ſeiner Geſchichte ſich in großartiger Notwendigkeit und Einfachheit ſelbſt entwickeln zu laſſen. Er iſt ein Meiſter in der Maſchinerie; was ich bis jetzt geleſen, iſt voll geſchickt ineinander greifender Räderchen, ganz gemacht, die Neugier bis zu leidenſchaftlicher Spannung zu treiben; er hat das Stück angelegt, wie ein Meiſterintrigant nur irgend eine Meiſterintrigue anlegen kann. Aber der tragiſche Dichter ſoll, wenn es nötig, einen Intriganten objektiv darſtellen, aber nicht ſelbſt als ein Intrigant verfahren in der Zuſammenſtellung ſeines Werkes; hier ſoll er eher dem Weltenſchöpfer und Regierer nacheifern. Wenige unter den Franzoſen, deren Verſtandesvorherrſchaft dieſe Art zu dichten aufgebracht und ausgeübt, haben eine ſo kunſtreiche Effektmauſefalle hervorgebracht, als der Dichter der „Maria von Schottland.“*) Und ich finde zu meinem großen Intereſſe all das zuſammen in ein Stück gedrängt, alle die Mittel, denen ich jetzt nach meinem Studium und meiner innerlichen Reinigung in Konzeption und Kompoſition eines Stoffes prinzipiell ausweiche. Hat wirklich Devrient recht, indem er eine Geiſtesverwandtſchaft dieſes Stückes mit den meinen zu bemerken glaubt, ſo war ich in dieſen letztern noch viel weiter entfernt von der wahren dramatiſchen Kunſt, als ich jetzt ſelber denke.

Wie menſchlich, ich möchte ſagen wie gutmütig und ehrlich kommt einem nach einem ſolchen Murray ein Jago vor!

Bezeichnend iſt es für die Richtung und Natur des Dichters, daß er die Geſchichte an dem Ende gefaßt hat, wo die Hofintrigue vorherrſcht, und nicht da, wo die Leidenſchaft und die innre Geſchichte vorzutreten beginnt. Und es giebt keinen bis jetzt unbearbeiteten Tragödienſtoff, der für ideale Kompoſition und poetiſches Ausleben des innerſten Gehaltes, der an ethiſch-pſychologiſcher Notwendigkeit ſich mit dem meſſen könnte, welchen der Dichter der Maria von Schottland unaufgehoben liegen ließ.

Das Unpaſſende der Kompoſitionsart und des Dialoges — oder ſollte ich ſagen „das zu ſehr Paſſende?“ — denn beides iſt lediglich künſtliches Verſtandeswerk — wird im Verlaufe des Stückes immer auffälliger. In beiden Unwahrheit und Willkür, keines maskiert das andre, ſondern eines gärt das andre in offnem Froſte an. Die Szene zwiſchen Bothwell und der Königin zweiter Akt, ſechſter Auftritt iſt die Spitze davon. Dieſes plötzliche Ineinanderfließen der beiden könnte nur der äußerſte Affekt glaublich machen. Aber nicht allein wäre ein ſolcher hier weit nicht genugſam motiviert, ſondern es iſt auch nichts gethan, ſolchen Affekt — abgeſehen von ſeiner Möglichkeit — mit ſolcher Wirklichkeit darzuſtellen, daß er uns trotz unſers Unglaubens durch die Gewalt ſeines Ausdruckes hinriſſe und zwänge, zu glauben, wir möchten oder nicht. Aber dazu hätte es einer Wärme der Empfindung bedurft, von der der Dichter wenig oder keine zu beſitzen ſcheint. Denn die Rhetorik — Poeſie iſt keine im Stücke — bis dahin, wo ich im Leſen inne gehalten, ehe ich dies ſchrieb — iſt nirgends ſo gemacht, kalt und hölzern, als eben an dieſer Stelle. *Ich ſteh vor dir — in Anbetung verſunken* (aber man müßte alles unterſtreichen, wollte man das Attitüdenhafte, die vergeblichen Anläufe, in Empfindung zu geraten, anzeichnen) und von des Mitleids Fülle doch durchſtrömt! Die zwei verſchiedenſten Empfindungen der Menſchenbruſt, ſie einen ſich für dich — *O glühend Mitleid! demütiger als Ehrfurcht* u. ſ. w. u. ſ. w. Das iſt nicht mehr Schillers Kopie, hier iſt Eſchenbach ſogleich an die erſte Hand gegangen. So mit eiskalten proſaiſchen Antitheſen hat Corneille ſeine Figuren das ſchildern laſſen, was der Zuſchauer als in ihnen vorgehend ſich denken ſollte.

---

*) Ludwig wußte nicht, daß es eine Dichterin ſei, deren Werk ihn ſo lebhaft beſchäftigte.

Aber ich thue dem Dichter vielleicht unrecht; und jedenfalls wird ſich als Wahrheit und Schönheit ausweiſen, was ich jetzt als das Gegenteil davon tadle.

Dieſer Bothwell iſt ein Heuchler, ein noch geſchickterer Schauſpieler als Murray — ſein könnte, muß ich freilich wiederum ſagen von dieſer Charge —, und als geſpielter, geheuchelter Gefühlserguß, den das Publikum als ſolchen durchſchauen ſoll, iſt die Rolle vortrefflich. Aber dann begreift man nicht, wie er die Königin damit fängt. Aber freilich, Maria! Wir wiſſen zwar von ihrem eigentlichen Weſen noch wenig mehr als nichts; wir haben ſie noch gar nicht anders geſehen, als in königlicher Repräſentation oder im Affekte, noch nicht in einem jener Augenblicke vertraulicher, unbelauſchter Natur; wir kennen ſie noch gar nicht; wir können darum nicht über ſie urteilen. Bis jetzt iſt ſie für uns ein Konglomerat von abſtrakten Zügen, deren Zuſammenhang und Notwendigkeit uns verborgen iſt. Eine gewiſſe fürſtliche Würde, die femme incomprise der Dudevant und Gräfin Hahn ſind uns in abſtrakten Zügen angedeutet, abſtrakte Züge, die in der Hand eines Charakteriſtikers und Poeten wohl zu einem konkreten Bilde werden können, wozu jedoch bis jetzt noch nicht der Verſuch gemacht iſt.

Etwas kann man hier lernen, nämlich, daß, wenn wirkliche innere Geſchichte, Charakterwerden, ethiſch-pſychologiſche Entwicklungen dargeſtellt werden ſollen, man zur poetiſchen, nicht zur rhetoriſchen Diktion greifen muß; denn das Rhetoriſche als Mittelbares, bereits für den Hörer Zurechtgelegtes widerſpricht völlig dem Ausleben innrer Vorgänge. Mit großem Takte hat daher Schiller auf all dergleichen Verzicht geleiſtet.

Bei Schiller verſchwinden die einzelnen Menſchen vor den hiſtoriſchen Mächten, welche das Drama an Stelle jener ſpielen; dramatiſcher und tragiſcher war es, den Kampf zwiſchen der Leidenſchaft und dem Gewiſſen ausfechten zu laſſen; ſo wurde es von dem eigentlich epiſchen Boden der Schilleriſchen Tragödie auf den dramatiſch-tragiſchen herübergeſtellt. Beide haben die Notwendigkeit für ſich, der epiſche Boden die objektive, der tragiſche die ſubjektive Notwendigkeit. Dort das ethiſche Geſetz in der Hiſtorie, hier das ethiſch-pſychologiſche in der Menſchenbruſt. Eſchenbach iſt weder den Schilleriſchen Weg gegangen, noch den der ethiſch-pſychologiſchen Tragik, den Shakeſpeare eingeſchlagen haben würde; er hat den Weg Laubes gewählt, der von der Scribeſchen comédie historique ausgeht. Bei ihm ſind weder die hiſtoriſchen Mächte noch Leidenſchaft und Gewiſſen die Faktoren, ſondern die Intrigue iſt es, nicht die Notwendigkeit des Verhältniſſes, ſondern die Willkür des Dichters iſt dem dargeſtellten Vorgange zu Grunde gelegt. Nicht iſt der weſentliche *Gehalt* des Stoffes in einem dramatiſchen Vorgange entwickelt und dadurch ein Typus aufgeſtellt worden, eine ethiſche Regel, eine jener Geſchichten, die ſchon immer geſchehen ſind und geſchehen werden, ſolange die menſchliche Natur dieſelbe bleibt; ſondern das zufällige, im ſchlechten Sinne, Hiſtoriſche an dem Stoffe iſt zum Teil beibehalten, zum Teil mit in demſelben Charakter, nämlich des zufällig Hiſtoriſchen, gemein Wirklichen, erdachten Motiven vermiſcht, die Grundzüge des Charakters der wirklichen Perſonen zum Teil zu abſtrakten Chargen gemacht nach dem Muſter der tragédie classique, zum Teil zu ſolchen Chargen willkürlich, ja der Geſchichte entgegengeſetzt erdachter abſtrakter Charakterzüge umgekehrt. Wie bei Scribe iſt die eigentliche Hauptperſon die Charge des ſogenannten Maſchiniſten. Er iſt zugleich das eigentliche Schickſal in dem Stücke. Dadurch iſt die „Handlung" des Stückes eine Bretterhandlung geworden, d. h. eine Theaterhandlung und die Perſonen Theaterfiguren, die nur auf den Brettern eine von dieſer Handlung geborgte, gemachte Exiſtenz beſitzen. Die Sprache iſt ebenſo eine Bretterſprache, die konventionellrhetoriſche Schillers, aber ohne das Durchſcheinen des Dichtergemütes wie bei Schiller. Wo die Perſonen keine Menſchen ſind, mag immer der Dichter ſeine eigne Menſchheit ſprechen laſſen, wo die Perſonen blutlos ſind, mag immerhin das Blut des Dichters durch ihre fahlen Wangen hindurchſchimmern. Die Kälte der Intriguenkompoſition und der rhetoriſchen Diktion muß von der Wärme eines Dichterherzens balanciert werden, ſonſt kommen wir nicht über ihre Proſa und Unwahrheit hinüber. Wo ſo wenig oder gar kein menſchlicher Reichtum der Charaktere, dürfen die Situationen nicht ſo raſch wechſeln, denn wenigſtens in einem von beiden will Zuſchauer wie Leſer traulich heimiſch werden, in den Charaktern oder in der Situation. —

Und doch bekommt die Szene Marias mit Bothwell noch ein warmes Kolorit, aber der raffinierte Theaterſtreich mit dem lauſchenden König und dem fallenden Vorhang erinnert nur zubald wieder an die Bretter. Die Königin weiß ſich zu helfen, trotz der Königin Laubes im Struenſee, die, ebenfalls von ihrem Gatten in einer zweideutigen Situation — Struenſee kniet vor ihr und hat ihr ebenſo ſeine Liebeserklärung gemacht, wie hier Bothwell der Maria — belauſcht, die Gegenwart von Horchern bemerkend, dem Struenſee ihre Hofdame zuſagt, als hätte der eben ſeine Werbung um dieſelbe knieend vorgebracht. Mir fallen hier Leſſings Worte ein: „Ich weiß nicht, ob es ſchwer iſt, ſolche Erdichtungen zu machen, aber ich weiß, daß ſie ſehr ſchwer zu verdauen ſind.“ — In dieſem Punkte hat doch Gutzkow weit mehr Takt als Laube und ſeine Nachfolger; bei ihm wird man dergleichen kaum finden. Solchem Empreſſement auf Applaudiſſement ſpekulierender Poeten, wie ſteht dem die Kühle und Natur der Fabier edel, ſchön und groß gegenüber! Wenn der Dichter das Fatum ſpielt, ſoll der Theatermeiſter nicht die chriſtliche Vorſehung ſpielend zu Ehren bringen. Ich fürchte, dieſer Vorhang iſt ſchuld an Marias Tod; hätte doch der Theatermeiſter ihn recht feſt angenagelt, die Geſchichte Schottlands und Englands hätte vielleicht eine andre Wendung erhalten! Und warum nicht? Der aufgeſprengte Schrein, der Marias Unſchuld zu Tage bringt, der Dolch, der den verkleideten Anführer beim Morde ſo theatraliſch entlarvt, ſind würdige Gegenſtücke zu dieſer gezognen Schnur und dem fallenden Vorhang. Iſt dergleichen mit der Würde der tragiſchen Kunſt zu vereinen? Wie iſt die furchtbare, große und ewige Tragik, die in dieſem Stoffe liegt, dieſe Offenbarung über Menſchennatur und Schickſal, die einem Sophokles oder Shakeſpeare ein würdigſter Vorwurf geweſen wäre, durch ſolche Verwandlung in müßiges Gaukeln eines techniſchen Kopfes vor einem unverſtändigen läppiſchen Publikum verhöhnt! Wie beſchämen uns in dieſem Punkte die Franzoſen, vor denen wir doch ein feineres Gefühl voraushaben wollen! Sie wiſſen recht gut, wohin dergleichen paßt, und haben es daher noch nicht verſucht, ſolche Künſte von dem Boden, auf den ſie gehören, von dem des hiſtoriſchen Luſtſpieles weg und auf einen unpaſſenden zu ſpielen. Und doch ſollte ſelbſt das höhere Luſtſpiel, das Charakterluſtſpiel ſich nicht auf ſolche Dinge einlaſſen.

Wenn dies Werk aus Laubes Schule, durch die Nachahmung von Schillers Rhetorik getragen, Glück macht, wie muß das dramatiſche Weſen in Deutſchland dadurch vollends depraviert werden!

Nun habe ich das Ganze geleſen und bin in Verlegenheit um ein Geſamturteil. Das bereits Geſagte kann ich nicht widerrufen, die erſten Akte haben mehr gegen, als für ſich. Aber nach dem Ende des Stückes zu, wo, ganz wider die Regel, weniger Handlung iſt, ſind keine äußerlichen Mittel, die Sprache verläßt die Proſa der Rhetorik und wird an vielen Stellen von großer poetiſcher Schönheit, und auch die Charakteriſtik verliert mehr und mehr das Abſtrakte und Schablonenhafte, aber die Mängel der Anlage ſind nicht zu überwinden. Obſchon das Stück nicht ein Trauerſpiel genannt iſt, enthält es doch einen tragiſchen Stoff und ſollte deshalb mit tragiſchem Ernſte und tragiſcher Kunſt behandelt ſein. Aber die Behandlung iſt ganz äußerlich und ändert erſt gegen das Ende dieſen äußerlichen Charakter. Daher wohl kommt es mit, daß der Stoff durchaus nicht peinlich wirkt. Aber man kann auch nicht ſagen, daß er überhaupt tragiſch oder auch nur erhebend wirke; die Hauptſache iſt, daß man fortwährend in Spannung der Neugierde gehalten wird, aber man ſieht mehr nach der Mauſefalle und ihrem Mechanismus, als nach der Maus, denn in Wahrheit, die Maſchinerie ſteht voran, und die Menſchen ſind gleichgiltige Räder darin; wir intereſſieren uns für das, was geſchieht, und deſſen äußerliche Bedingungen, nicht für die Perſonen. Wenn uns Maria und Murray wirkliche Menſchen wären, würden wir am Ende mit dem Himmel hadern, denn das Laſter gewinnt das Feld und hat die Tugend nicht allein um ihr äußeres Glück, ſondern um ihr innres Selbſt gebracht. Von dem eigentlichen Sein der Perſonen erfahren wir wenig, ja wir bleiben auch über ihren Anteil an der Handlung, über ihre Motive und eigentliche innre Meinung ſehr im Unklaren. Wenn wir Murray am Ende ſagen hören, nun ſei er Regent von Schottland, ſo überraſcht uns das auf wunderliche Weiſe, etwa wie wenn der geſtiefelte Kater zum erſtenmale zu ſeinem Herrn ſpricht, oder wenn wir einen Automat Anſtalt machen ſehen zu einer Bewegung, die nicht in ſeinen Mechanismus gelegt iſt. Wir haben bisher keine Idee gehabt, noch haben können, daß dieſer Murray was andres ſei, als eine fixierte Gebärde, was andres könne, als maſchinieren, daß man ihn von den Brettern ſich wegdenken könne; und nun will der abſtrakte Maſchiniſt Scribiſcher Erfindung auch regieren, und zwar in einem wirklichen Lande, in Schottland! Wir wiſſen, was er machen kann; es ſind zwei oder drei mechaniſche Bewegungen; wir ſtaunen, daß er noch was andres können oder auch nur wollen ſoll. In Bothwell kommt die Selbſtſucht der phyſiſchen Stärke zuletzt zu wahrhaft charakteriſtiſchem Ausdruck, aber es iſt auch nur dieſer eine, völlig iſolierte, abſtrakte Zug in ihm. Er iſt die Perſonifikation einer abſtrakten Charakterbeſtimmung, kein Menſch. So auch die andern Perſonen; ſie ſind nicht als ganze Menſchen dargeſtellt, an deren einem der Kopf, an deren andern je Fauſt, Herz oder irgend ein Organ im Übergewichte, ſondern ſie ſind bloßer Kopf, Fauſt, Herz oder irgend ein Organ, das auf zwei Beinen herumgeht, daher fällt es uns auch nicht im Traume ein, mit unſerm ſittlichen Urteil an ſie heranzutreten. Was ſie ſind, wiſſen wir nicht, was ſie werden, dazu können ſie nichts; ſie haben kein eigen Selbſt, ſie ſind nur Figuranten. Darum befremdet uns auch nichts an ihnen. Ein Bild aus der Malerei anzuwenden in Bezug auf die Wirkung, ſo gleicht das Stück einem Gemälde mit nur warmen Tönen; wofür der Maler den Ausdruck „fuchſig“ hat. Da iſt kein Ruhepunkt für das Auge; wie von einem Transparent ſtrahlt jeder Zug, jede Farbe in derſelben Stärke des Glanzes, und nun ich die Leſung vollendet, habe ich als Erinnerung nur ein grellbuntes Farbenſpektrum im Auge, einen blendenden Fleck, aber keine Geſtalt, kein Intereſſe, nicht einmal eine Stimmung. Wie wenn ich ſtundenlang ohne Pauſe Janitſcharenmuſik gehört hätte, die große Trommel des Brettereffekts unaufhörlich mein inner Ohr gedroſchen, brauſt ſie mir, da ſie geendet, nur wie ein leiſes und verworrenes Lärmen in den angegriffnen Ohren nach. Trotz mancher großen Ähnlichkeit mit Shakeſpeare in Sprache und Weiſe des Dialogs (am Ende, wie der Anfang die treueſte Kopie des Schilleriſchen iſt, die ich kenne) kann der Eindruck des Ganzen dem, welchen man von einem Shakeſpeariſchen Stücke hinwegträgt, nicht unähnlicher ſein, als er iſt.

Wenn das Stück Glück macht und Nachfolger findet, ſo iſt dies ſicher kein Nutzen für die dramatiſche Kunſt, weder für die Schauſpieler, noch für die Dichter, noch für das Publikum. An Überladung mit rohem Stoffe immer mehr verwöhnt, wird es für die Entfaltung eines Gehaltes den Sinn vollends verlieren.

Über den Dichter ließe ſich vielleicht ein ander Urteil fällen, als über das Stück. An Geſchicklichkeit, an dem, was den techniſchen Kopf ausmacht, übertrifft er ohne Frage jedes andre deutſche Glied ſeiner Schule bei weitem; das Vermögen der Poeſie ſcheint ihm ebenfalls in nicht gewöhnlichem Grad zu eigen, beſonders fehlt es ihm nicht an rhetoriſcher Kraft, während das Stück noch zweifelhaft läßt, ob die Empfindung damit Schritt hält. Vielleicht fällen wir mehr das Urteil über das, was er war, als über das, was er iſt, oder es fließen durch Schuld des Stückes beide in einander. Und es iſt nicht bloß die äußerliche Geſchicklichkeit, auch eine höhere im Markieren, Halbzeigen und eine merkwürdige Kunſt der Berechnung der Eindrücke auf den Zuſchauer. Es wäre zu wünſchen, daß die Gemütsruhe, mit der wir erſt Darnley, dann Bothwell und Maria ſelbſt zu Grunde gehen ſehen bloß ihr und nicht zum größern Teile der abſtrakten Charakteriſtik und Schablone Werk wäre. Denn ich muß die Sache ſo anſehen, als ſeien die erſten Akte Jahre früher ſchon fertig geweſen, ehe die letzten dazu kamen. Dort ſcheint er mir unter Schillers und Scribes Einfluß zugleich geſtanden zu haben, während das Studium Shakeſpeares in den zwiſchen Beginn und Wiederaufnahme der Arbeit liegenden Jahren jene Einflüſſe im Dichter faſt auslöſchten, aber durch die einmal gemachte Anlage gehindert wurde, ſich ganz und rein in der Ausübung zu bewähren und zu bethätigen. Ob die Geſtaltungskraft des Dichters jenen ſchon genannten Eigenſchaften gleichkomme, oder wie weit ſie dahinter zurückbleibe oder umgekehrt, läßt ſich nach dem Vorliegenden nicht ſchließen, doch bin ich geneigt, ihm auch den Beſitz dieſer Erforderniſſe zuzutrauen.

Daß er die Einheit der Szene von den Franzoſen her bei einem derſelben ſo widerhaarigen Stoffe beibehalten, macht die Überladung mit raffinierten und ihren Bretterurſprung unmaskiert im Antlitz tragenden Effektſtückchen (wenigſtens in den drei erſten Akten) noch mehr zu einem Mißſtande, beſonders bei einem tragiſchen Stoffe, der die Wahrheit und Notwendigkeit des Lebens zum Inhalte, d. h. zum dargeſtellten Gehalte haben ſollte, nicht die Zufälligkeiten der Bretterkonvenienz und des Empreſſements des raffinierenden Maſchiniſten-Poeten. Im fünften Akte wechſelt bei weit geringerm Inhalte die Szene einigemal, und wir haben das ſchöne Gefühl, aus der Preſſe heraus in das Freie gekommen zu ſein; wir hören nicht mehr das Knacken und Raſſeln der Maſchinen um uns herum und fühlen nicht mehr uns ſelbſt durch eine Maſchine hin- und hergewendet, ſondern der Vorgang geht auf ſeinen eignen Beinen, und uns treibt nicht mehr die bloße abſtrakte Spannung ihm nach.

Der Dichter wird ſicher noch einen Gewinn dem öffentlichen Urteil gegenüber von der ſchon beregten Überladung und der großen Verwickeltheit ſeines Vorganges ziehen, der, da ſie zugleich deſſen kauſale Schwächen zu verdecken dient, überhaupt das Auge des Zuſchauers für das Einzelne abſtumpft. Daß wir von den innern Motiven der Perſonen ſo wenig wiſſen, würde uns bewegen, wie es bei Shakeſpeare ſo häufig geſchieht, ihnen welche unterzulegen und ſo dem Dichter nachzudichten — ein Hauptgrund, warum uns Shakeſpeares Tragödien immer von neuem wieder unwiderſtehlich an ſich ziehen —, wenn nur dieſe Perſonen an ſich ſelbſt uns intereſſieren könnten. Ich glaube, daß unſer Poet Schillers Verfahren rechtfertigt durch ſein Abweichen von dieſem. Schiller nähert ſeine Figuren, in denen uns ihr Mangel an einem konkreten innern Reichtum gleichgiltig laſſen würde, dem ethiſchen Ideale, er giebt ihnen wenigſtens etwas von ſeinem warmen Herzen, das ſtatt eines eignen in ihnen pulſiert und ihre gedankenhaften blaſſen Wangen rötet, ja etwas von ſeiner Schwärmerei mit — und ſollte es ein Philipp II. ſein — und bringt ſie dadurch wenigſtens unſerm Herzen nah. Unſers Dichters Perſonen ſind weder ſelbſt etwas für ſich, noch hat er von ſeinem Eignen in ſie hineingeborgt; ſo bleiben ſie blaſſe und ſelbſt in ihrer äußern Bewegtheit innerlich unſelbſtändige poetiſche Abſtraktionen.

Dieſe Diktion einem Stücke hinzugethan, das lediglich Darſtellung des weſentlichen Gehaltes ſeines Stoffes, ohne eingelegte Räder und Kunſtſtückchen, nur das Gewächs, das der Natur des Samenkornes nach mit Naturnotwendigkeit ſo und nicht anders aus ihm emporwachſen muß, würde was Großes und für Bühne und Litteratur Heilvolles ergeben. Aber indem der Dichter ſeine eigentliche Aufgabe fallen ließ, den tragiſchen Gehalt ſeines Stoffes in einem oder mehreren tragiſchen Charaktern darſtellend zu entwickeln und uns ſo die Wahrheit des Lebens zu lehren, indem er alles aufgab außer dem ewig und immer und allein Wahren ſeines Stoffes, indem er ſich dazu beiließ, nur zu beſchönigen und unſre ſinnliche Aufmerkſamkeit und Phantaſie abſtrakt zu beſchäftigen, erreichte er nur, das Übel an dem unſre dramatiſche Kunſt leidet, und das vor allem Abhilfe bedarf, durch ſeine ſchönen und großen Talente vor dem ſtumpfen Blicke unſers Publikums zu verklären und dadurch zu verſchlimmern.

Um auf Einzelnes einzugehen, wie kommt Bothwell dazu, mit ſeiner Liebeserklärung ſozuſagen ins Haus zu fallen?

Aus Caithneß kann ich nicht klug werden. Iſt er wirklich der Mann vom Buchſtaben des Geſetzes, wie kommt es, daß er Bothwell nicht gebietet, die Waffen vor Gerichte abzuthun, ſeine Bewaffneten fortzuſchicken? Wie iſt es überhaupt, daß Handſchuh hingeworfen, aufgenommen und der Kampf ohne weiteres begonnen wird, ohne vom Gerichte anberaumt zu ſein und nicht in Schranken, ſondern gleich im Gerichtsſaale und in Gegenwart des Souverains? Aber viel dergleichen beiſeite geſtellt, wie iſt man mit der Königin daran? Oft möchte man die Zeichnung derſelben für ironiſch gemeint halten, aber es zeigt ſich immer nur zu bald, daß man es nicht mit der ironiſchen Feinheit eines virtuoſen Charakterzeichners zu thun hat, daß die ſcheinbaren innern Entwicklungen ebenſowenig Wahrheit und Tiefe haben, als die dem Gehalte des Stoffes fremden äußerlichen Handlungseffekte. Wie ſteht es mit Marias Meinung; glaubt ſie, daß Bothwell der Mörder? Abgeſehen davon, wie plötzlich und bloß gemacht — ähnlich wie die Entſtehung des Liebesverſtändniſſes auf die Spitze geſtellt — wird Maria die Mitwiſſerin ſeines Mordplanes! Aber nicht Mordplanes, denn es ſieht mehr aus wie eine plötzliche Tollheit Bothwells. Dafür iſt die Maſchine deſto komplizierter. Damit Bothwell erfahre, daß Darnley mit dem Prinzen flüchten will, muß er den Schlüſſel vom Maſchiniſten bekommen, daß dies möglich, muß der Obermaſchiniſt, der Dichter ſelbſt ſeinem Aſſiſtenten den Schlüſſel zuſpielen; vergleiche man den Raum und die Wichtigkeit, die die Schlüſſelgeſchichte in Anſpruch nimmt! Dieſer Raum wäre zweckmäßiger benutzt, wenn er dazu angewandt worden wäre, auf natürliche Weiſe zu erklären, wie die Königin Mitwiſſerin von Bothwells Vorhaben werden konnte. Ich will gar nicht ſagen „notwendigerweiſe,“ wodurch wie bei Shakeſpeare, Goethe und Sophokles die innre Handlung die Hauptſache geworden wäre. Welche Reihe von bloßen Zufällen muß in Bewegung geſetzt werden, damit wiederum ein Zufall herauskommt! — Abgeſehen von Murray, von deſſen Innern man ebenſowenig weiß. Giebt er dem Bothwell den Schlüſſel, damit dieſer der Maria Gewalt anthue? Oder weiß er ſoviel als ſein Dichter von der Zukunft und hat wohl die, von welchen Bothwell den Fluchtplan Darnleys erfährt, zu letztерm Zwecke dahin poſtiert? Denn was er vorher geſagt, zeigt, daß es ihm nicht darum zu thun, dem Darnley wirklich förderlich zu ſein; man muß glauben, daß er ihn gar nicht im Ernſte fliehen laſſen will, ſondern ihm und andern mit dem Fluchtvorhaben nur eine Schlinge legen. Wenn dies Vorhaben nun herauskommt, wie geht es doch zu, daß von Murrays Anteil keine Rede? Hat er als Maſchiniſt das Privilegium, andrer Dummheiten zu benutzen, die eignen ebenſo zahlreichen aber immer ſchadlos ausgehen zu ſehen? Eine wahre Untiefe für die Angel der Vermutung, eine Verſuchung zu zahlloſen Auslegungen, wie nur je bei Shakeſpeare; nur daß bei dieſem die tiefſte Natur des Menſchen und Weltlaufs dabei beteiligt ſind, hier aber es bloß um das zufällige Schickſal eines Schlüſſels ſich handelt. Wie abſichtlich, daß der Schlüſſel gerade den Weg führt und Murray dies erſt exponieren muß. Aber über dieſen Maſchiniſten von Staatsregenten, der jeden einzelnen Schlüſſel in dieſem Schloſſe kennt und weiß, zu welchem Schloſſe er gemacht, welche Wege er aufſchließt! Ein wunderbares tragiſches Bild, der Staatsregent von Schottland, wie er eigenhändig den Schlüſſel zur Perſon der Königin überliefert, der ſeine Politiker, wie er ſo plump anfaßt, was auch mit der feinſten Delikateſſe behandelt noch einem nur halbwegs geſchulten Politiker zu gefährlich dünken möchte. Kann das nicht Bothwell gegen ihn benutzen? Sieht er denn wirklich in dem Bothwell nur einen brünſtigen Stier und iſt Bothwell dies denn wirklich ſo ſehr, daß um ſolch kitzliche Materie gar keine Umſtände gemacht werden? Murray, wenn die Belauſchten von ihm angeſtellt ſind, muß Bothwell für ſolchen Stier halten, der augenblicklich zur Sättigung rennt, denn wenn Bothwell nicht jetzt gleich geht, erſt etwa nachts, iſt ja der Darnley unterdes glücklich entflohen. Seltſam und abenteuerlich! Ich glaube, Murray ſoll den Eindruck eines feinen und in ſeiner Feinheit allmächtigen Politikers machen; und hat man je ein plumper Exemplar eines Bretterintriganten geſehen? Er wird bald zu einer komiſchen Figur — Shakeſpeare würde das Motiv in einem Luſtſpiele herrlich ausgebeutet haben —, aber Shakeſpeares Politiker würde mit denſelben Intrigantenſtückchen niemand getäuſcht haben, als ſich; ſeine übrigen Perſonen hätten mit dem Publikum über ſolchen Murray gelacht. Und unſers Dichters Murray ſieht ſein Werk gelingen.

Aber wieder auf die Königin zu kommen; wie kann ſie zweifeln, daß Bothwell der Mörder? Und wie? ich denke, Bothwell iſt ehr- und herrſchſüchtig, er will König werden. Muß das ihm nicht eine ganz andre Handelnsweiſe vorſchreiben? Er handelt hier wie ein Wüſtling, ein Wollüſtiger, nicht wie ein Ehr- und Herrſchſüchtiger. Dies ſind kalte Leidenſchaften und kühlen, wenn ſie große ſind, das heißeſte Temperament ab. Aber Bothwell iſt eben, wie Darnley und die andern Perſonen des Stückes, eine bloße Figur, wie ſie ein Kombinateur braucht; er hat gleichſam ſeinen ihm diktierten Part in der Kombination, ein wirklicher eigner Inhalt würde ihn dem Kombinateur unbrauchbar machen. Wie ſie zweifeln kann? Hat ſie ihn denn nicht erſt wenige Augenblicke vor dem Knall der Exploſion fortgehen und ebenſowenige Augenblicke nachher wieder eintreten ſehen? Shakeſpeare iſt zuweilen ähnlich mit der wirklichen Zeit umgeſprungen; wie aber in einem ſolchen Falle, wo ſich auf die Dauer der Zeit eine ſo höchſt wichtige innre Entwicklung bauen ſoll, wo das pſychologiſche und ſittliche Urteil in das Spiel kommt? Im Julius Cäſar erfahren wir, kurz nachdem die von Antonius aufgereizten Bürger abgegangen, um der Mörder Cäſars Häuſer anzuzünden u. ſ. w., dies Anzünden, ja die Flucht Brutus und Caſſius vor dem aufgebrachten Volke als bereits geſchehen. Aber dies iſt bloß äußerliches Begebnis, für die eigentliche Tragik des Stückes, die in den Charakteren liegt, in Leidenſchaft und Gewiſſen, gleichgiltig. Es iſt ein abgeſchloßnes Faktum, das hier etwas früher ſupponiert wird, als der wirklichen Zeitdauer nach eigentlich möglich wäre. In dieſem Stücke aber iſt das Faktiſche die Hauptſache und der Dichter ſollte es daher ebenſo ſorgfältig behandeln, als es Shakeſpeare mit *ſeiner* Hauptſache, dem tragiſchen Vorgang durch und in den Charaktern thut. Die Sache iſt einfach. Die Gründe, warum die Königin ihn für den Mörder halten oder nicht halten ſoll, ſind auch die des Zuſchauers; bei der Königin kann noch die Parteilichkeit der Liebe hinzukommen, aber auch für den Zuſchauer iſt kein Grund da, warum er den Bothwell für den Thäter halten ſollte. — Abgeſehen von dieſem Umſtande der Zeit, der allerdings noch viel komiſchen Stoff für die Betrachtung giebt, wenn man ſich fragt, auf welche Weiſe Bothwell es in dieſer Zeit möglich gemacht, die Exploſion zu bewerkſtelligen. — Zwar hat der Maſchiniſt für Pulver im

Keller geſorgt — wieder ein Beweis, daß Murray die ganze Reihe von Zufällen mit Prophetengabe richtig bis ins einzelnſte vorausgeſehen und vorausberechnet; oder wußte er bloß, daß der Dichter das Pulver brauchen würde? Aber geht denn nun Bothwell ſelbſt in den Keller und zündet an? und iſt der Keller auch offen? — Schließt vielleicht der tragiſche Schlüſſel — der wenigſtens der Schlüſſel zur Tragik des Stückes iſt — auch dieſen Keller? Warum, wenn nicht, ſpielte ihm Murray nicht auch den Kellerſchlüſſel in die Hand? Die ganze Tiefe des Schlüſſelmotivs und der damit verknüpften Maſchine zu ergründen und das ganze Heer komiſcher Ungereimtheiten in Parade aufziehen zu laſſen, die daraus hervorgehen oder vorausgeſetzt werden müſſen, habe ich weder Zeit noch Luſt.

Nur ſoviel: glaubt Maria nicht, daß Bothwell der Mörder, wie iſt ihr Benehmen beim Gerichte zu erklären? und glaubt ſie, wer erklärt, wie ſie im fünften Aufzuge den Bothwell auf das Gewiſſen danach fragen kann? Wenn ſie nicht glaubt, müßte Bothwells Benehmen beim Gerichte, das, beſonders dem Greiſe Lenox gegenüber, ſo gemein iſt, als je Darnleys war, ſein Kommen mit Bewaffneten, ſein Brüskieren des Gerichtes ſie überzeugt haben.

Bei Lichte beſehen, ſteht es mit dieſer Kompoſition noch gefährlicher, als mit irgend einer dieſer Schule. Sie iſt durchaus proſaiſch, und die Proſaſtücke dieſer Richtung haben noch den Vorzug vor dieſem Stücke, daß Stoff und Form, Fabel und Behandlung, Handlung und Sprache in Übereinſtimmung ſtehen. Die Scribiſchen in doppelter Weiſe darum, daß ſie dieſe Behandlungsweiſe ihres Stoffes nicht in ein Feld bringen, dem dieſe ihrer Natur nach ewig fremd iſt und deshalb immer fern bleiben ſollte, in das tragiſche.

Die Charaktere und die ganze Behandlung mit den Shakeſpeariſchen zu vergleichen wäre mehr als Unverſtand, vergleiche man ſie nur mit den Schilleriſchen in ſeiner Maria Stuart. Die Perſonen haben nicht die wahre tragiſche Tiefe, aber ſie haben eine gewiſſe gemütliche; die hiſtoriſchen Mächte dagegen, die Situationen ſind mit großem Verſtande charakteriſiert und mit großer Evidenz dargeſtellt. Ebenſo die Intrigue; man wird nicht leicht auffallende Ungereimtheiten darin finden. Und — das Anmuten Eliſabeths an den ihr kaum bekannten Mortimer, die Maria zu vergiften, ausgenommen — wie fein ſind dieſe Politiker gefaßt! Wie klar liegen die Motive vor dem Auge des Zuſchauers, wenn ſie auch nicht neben Shakeſpeare und Sophokles, auch Goethe als echttragiſche erſcheinen! Wie hat er die Notwendigkeit, die dieſe drei in den Charakter und das ewig gleiche Geſetz von Leidenſchaft und Gewiſſen legen, in die Situation geprägt!

Trotz der Ungereimtheiten der Kompoſition, der Unklarheit und Schablonenhaftigkeit der Charaktere und der untragiſchen Richtung übt das Stück durch ſeinen Wechſel und beſonders gegen das Ende durch die dramatiſche dabei blühende, glühende Diktion einen eignen Reiz. Der Wechſel iſt an ſich nur zu loben, aber er muß andrer Art ſein; ſein Reichtum nicht aus zufälligen äußerlichen Zügen beſtehen, die Momente, die er bringt, müſſen uns den Reichtum der Charaktere erſchließen, oder vielmehr der Reichtum der Charaktere muß ſich in wechſelnden Kontraſten vor uns entfalten, zugleich im Wechſel von Anſpannung und Erholen, ſozuſagen Zerſtreuung. Es darf keine Verwirrung aus Überfluß oder Empreſſement (wie in dieſem Stücke) ſein, ſondern ein Reichtum *durch Entfaltung*. Man vergleiche ein Shakeſpeariſches Stück, ſo iſt ſein Reichtum nur daher entſtanden, daß der Dichter alles, was in ſeinem idealen Nexus, d. h. Bezügliches in den Charakteren und ihrem Schickſal liegt, entwickelt und ſozuſagen ſinnlich an unſern Augen vorüberführt, und die Hauptgelenke davon ſind zu poetiſchen und ſchauſpieleriſchen Effekten ausgeſtaltet, dazwiſchen Erholungspunkte angebracht, um uns immer die aufnehmende zugleich und die Widerſtandskraft zu neuem Genuſſe der Hauptpartien zu reſtaurieren. Dieſer Reichtum dagegen (in der Maria) iſt ganz das Entgegengeſetzte. Die Effekte ſind äußerlich aufgeſetzt, Brettereffekte, d. h. ohne Natur, ſolche, wie ſie im Leben nicht vorkommen können, und ſchaden einer dem andern; der Reichtum oder vielmehr die anorganiſche Anhäufung von äußern Zügen nimmt den Charakteren den Raum und die Luft weg. Das, was in Shakeſpeares Stücken ſich entfaltet, und deſſen einzelne Züge eben der Reichtum ſeiner Stücke, das iſt in der Maria gar nicht vorhanden oder Nebenſache. In der Maria iſt zwar ein Etwas von innrer Entwicklung angeſtrebt, aber man ſieht nicht das Werden ſelbſt, nur von Zeit zu Zeit wieder ein neues Stück Gewordnes; wir ſehen bloß Symptome, aus denen wir ſchließen müſſen, nicht die Sache ſelbſt, und dieſe Symptome ſind unter ſich widerſprechend. So iſt, was am klarſten daliegen müßte, das, warum, und es in ſeiner Folge ſtetig und klar zu zeigen, eigentlich das ganze übrige Stück daſein ſollte, die Entwicklung der Maria das Unklarſte im ganzen Drama. Wenn ſie ſich am Ende vom Gewiſſen getroffen zeigt, weiß man nicht, warum; nicht, ob ihre Gewiſſensbelaſtung von der Art wie im Ödipus oder wie bei Shakeſpeare iſt. Man weiß nicht, wie man daran. Hielt ſie wirklich Bothwell für unſchuldig, ſo hat ſie ſich nur eines zu großen und übelangebrachten Vertrauens anzuklagen. Der Art aber iſt ihr Zuſtand nicht; ſie nimmt ihr äußeres Schickſal, als wäre es Folge von bewußten und abſichtlichen Verbrechen.

Wäre es dieſes, ſo müßte die Meinung, die ſie im Stücke zeigt, damit übereinſtimmen. Dazu wiſſen wir von ihrer eigentlichen Natur und Art ſo wenig, daß wir auch darin keinen Rat ſuchen können. Hat der Dichter das abſichtlich ſo gemacht, ſo hat er mehr auf die Schwäche des Publikums gerechnet, als ſich mit der Würde ſeiner Kunſt verträgt. — Die übrigen Geſtalten ſind ſo abſtrakt, daß man an ſie weder mit dem äſthetiſchen noch mit dem moraliſchen Maßſtabe herantreten kann; ſie haben keine Zurechnung, denn ſie haben nichts von Natur in ſich; es hieße mit einem Automaten rechten, daß er Gelenke nicht brauche, die er nicht hat. — Die Grundformel des Stückes iſt: weil Murray Regent von Schottland werden will, muß die Königin von Schottland mit ihrem Gatten Darnley zerfallen, muß Bothwell dieſen umbringen, die Königin Bothwell heiraten u. ſ. w. Denn die Intention Murrays iſt der einzige Faden, der — freilich im einzelnen auf unglaubliche Weiſe — noch durch dieſe Verwirrung hindurch erkennbar iſt. Der einzelne hier dargeſtellte Fall zeigte uns, wie ein Elender trotz der gewagteſten, oft auf das Albernſte gewagten Intrigantenſtückchen ein tugendhaftes Weſen in ein Unglück bringt, deſſen eigentliche Natur wir freilich nicht verſtehen, von dem wir nicht wiſſen, ob es zugleich ein moraliſcher Untergang iſt oder nicht. Wir ſehen alſo den Plan eines Elenden und zugleich bis zur Albernheit Plumpen trotz alledem gelingen und ein edles, tugendhaftes Weſen trotz alledem ins Unglück und wenigſtens zeitliches Verderben geraten, wir ſehen, daß dieſes — wir müſſen glauben, mit Unrecht — die Reue einer Verbrecherin fühlt, und daß jener wohlbehalten triumphiert. Wir würden darüber in Unwillen geraten, wenn, was wir geſehen, nicht wie ein bunter, toller Traum hinter uns läge, wenn wir nur einen Augenblick lang dieſe traumhaften Geſtalten für

Menſchen und ihr Handeln als menſchliches angeſehen hätten.

Das iſt in der That eine künſtliche Wirklichkeit, aber keine künſtleriſche; denn was eben die Kunſt thun ſoll, worin ihr Weſen beſteht, iſt hier gar nicht verſucht. Die Kunſt ſoll uns eben, was uns in der ſchlechten Wirklichkeit verwirrt, entfernen und uns durch den Schein der wirklichen Erſcheinung hindurch die innre Wahrheit ihres Gegenſtandes zeigen, den einheitlichen Geiſt, wie er unter der mannigfaltigen Decke der Natur verborgen liegt; ſie ſoll uns in dem Körper des einzelnen Falles das allgemeine Geſetz als Seele lebendig zeigen. Der tragiſche Künſtler darf nicht dem zufälligen Stoffe noch mehr Zufälliges beimengen, er muß vielmehr alles Äußerliche, bloß anorganiſch Angeklebte von ſeinem Stoffe hinwegthun bis auf den weſentlichen Gehalt desſelben; aus dieſem weſentlichen Gehalte muß er ihn noch einmal aufbauen und ſo, daß nur dieſer Gehalt zur Anſchauung kommt, aber auch zu ſinnlich klarſter Anſchauung. Er ſoll alſo die einheitliche Seele dieſes Gehaltes wieder in einen Körper kleiden, aber in einen, der ihr der gemäße iſt, in einen Körper, der ſie an jedem einzelnen Teile durchſcheinen laſſen kann und durchſcheinen läßt. Die Muſter, an denen dies zu lernen, ſind Sophokles, Shakeſpeare, Goethe. Wenn der Dichter darauf erwiderte: „Aber ich wollte ein Intriguenſtück machen, und mir muß freiſtehen, aus meinem Stoffe zu machen, was ich will," ſo iſt ihm zu antworten, daß der Dichter das Recht ſeines Stoffes anerkennen und faktiſch anerkennen müſſe, wenn er Dichter ſein will und ſein Werk ein poetiſches Kunſtwerk werden ſoll. Denn es iſt kein willkürlicher Einfall, ſondern ein tiefes Natur- und Kunſtgeſetz, welches er verletzt, wenn er Seele und Körper beliebig zuſammenwürfeln oder zuſammenſchweißen will, anſtatt daß ſeine Phantaſie nur der fromme Mutterſchoß ſein ſoll, in dem der Körper nicht überhaupt eine Seele, ſondern die Seele *ihren* Körper, der Leib *ſeine* Seele erhält. Aber auch angenommen, er hätte aus dem tragiſchen Stoffe ein Intriguenſtück machen, d. h. ihn zur Ergötzung zunächſt durch den Verſtand und an dem Verſtande ausprägen dürfen, ſo müßte ſein Intrigant nur auch ſich als einen Mann von Verſtand, Feinheit und Überlegenheit zeigen; aber an dieſem Murray zeigt ſich keine dieſer Eigenſchaften. In der Fügung der Handlung müßte wenigſtens eine Notwendigkeit für den *Verſtand* ſichtbar ſein; dies iſt in dem Stücke ſo wenig der Fall als jenes. Ein Muſter von ſolcher Kompoſitionsweiſe hatte er in der Schilleriſchen Maria Stuart vor ſich. Wie fein nach der Wahrſcheinlichkeit iſt hier alles abgewogen, was zur Handlung im engern Sinne gehört. Wie iſt in der Situation ein feſter Grund von Notwendigkeit gegeben, und welche ganz andre Figur ſpielen die Leiceſter, Burleigh, ſelbſt die Königin, wie nehmen ſie ſich neben dieſem kahlen verkleideten Schauſpieler, der einen abſtrakten Intrigant ſo ſchlecht ſpielt, neben dieſem Murray aus. Welchen relativen Reichtum von Zügen vereinen nicht dieſe Mortimer, Leiceſter, Burleigh, Eliſabeth u. ſ. w. in ſich, neben dieſe perſonifizierten abſtrakten Einzelnzüge Darnley, Bothwell u. ſ. w. in der Maria von Schottland gehalten! Schiller hat ſeinen Intrigants, da ſie doch hochgeſtellte Leute ſind, ſelbſt in der Schwäche eines Leiceſters wenigſtens in der äußern Haltung nichts vergeben; aber Murray mit ſeinem durchaus würdeloſen Benehmen, dieſer verkleidete Schauſpieler, der nichts als die herkömmlichen Faxen der ſtehenden Maskenfigur „Maſchiniſt“ zu machen weiß und ſie ſo abſichtlich übertreibt, den wir nur immer ſchleichen, hetzen, höhnen ſehen und hören; dieſen ſich als Regenten von Schottland zu denken, iſt geradezu unmöglich. Wie adlig und vornehm erſcheint neben dieſem erſten Manne in Schottland nach der Königin der venetianiſche Fähnrich Jago, des Edmund nicht zu gedenken, der auch ein Vornehmer iſt!

Was die Charaktere betrifft, ſo ſteht ſelbſt Laube weit über unſerm Dichter. Auch hat Laube, ſoviel ich weiß, in ſeinen ernſten Stücken der Scribiſchen Richtung den Maſchiniſten zu entbehren gewußt. In Monaldeschi hat Laube ſogar etwas von idealer Kompoſition verſucht, wiewohl die Kontraſtierung der beiden Italiener zu abſichtlich geraten. Auch ſeine Struenſee, Montroſe, Eſſex ſind beiweitem von größerm Reichtum und Totalität als Eſchenbachs Perſonen. Wenn dieſer poetiſcher in der Sprache iſt und der dialogiſchen Seite eine weit größere Breite gönnt, ſo iſt die Schönheit dieſer Sprache zu ſehr Selbſtzweck und andrerſeits übel angewandt. An dieſe Ausführlichkeit hätten wir mit Recht die Forderung zu ſtellen, daß ſie ſich mehr mit der Hauptſache zu ſchaffen mache, über die Charaktere und ihre innern Entwicklungen uns ins Klare ſetze. Was andre Poeten in dieſer Hinſicht geniert, iſt die karggemeßne Zeit; mit dieſer kann Eſchenbach ſich nicht entſchuldigen, denn er hat keine Rückſicht darauf genommen; ſein Stück iſt länger als irgend ein Shakeſpeariſches. Aber was ihn hinderte, die Charaktere zu entfalten und ihre innern Entwicklungen uns klar darzuſtellen, war ein andrer Grund. Was nicht vorhanden iſt, läßt ſich nicht entfalten, was nicht klar gedacht iſt, läßt ſich nicht klar machen.

Was den Stoff betrifft, ſo iſt er der einzige, der allein noch nicht behandelte tragiſche Stoff, den ich bei meinem jahrelangen angeſtrengten Suchen finden können. Und zwar iſt er ſo bequem, daß man faſt nichts zu thun hätte, als die Geſchichte zu dialogiſieren, um eine wirkliche Tragödie hervorzubringen. Nur müßte Rizzios Tod wegfallen um der Geſchloſſenheit des Typus willen. Die Genoſſen bereiten und begehen den Mord, Bothwell aus Liebe, die Königin hilft (auch reizend) uneingeſtanden mit. Die Liebenden wollen Vereinigung, die übrigen Genoſſen haben andre Intereſſen dabei. — Entweder die verbrecheriſche Liebe oder den Mordgedanken muß man freilich haben entſtehen ſehen. Vielleicht lag Darnley aufgegeben krank; ſie haben ſchon gehofft, waren ſchon ſicher und glücklich; er geneſt und ſie kommen auf den Gedanken entweder zuſammen oder einzeln, ſodaß uneingeſtanden Maria mit im Komplott wäre und beihilfe, woraus Bothwell dann, rückſehend, ſchaudernd ihr Mitwiſſen und abſichtlich Einhelfen erkannte und ſein Gewiſſen ſeine Folgerungen daraus machte. — So ſind beide ſchauſpieleriſch. (Wirklich war er krank geweſen nach der Geſchichte, und ſie hatten ihn an den Mordort gebracht unter dem Vorwande, er müſſe im Freien wohnen zur Beförderung ſeiner Geneſung.) — Das Mittel iſt der Mord. Er wird gebraucht, ſie alle beflecken ſich mit dem Mittel, ohne ihren Zweck zu erreichen, vielmehr ſtellt ſich der Tote zwiſchen die Mörder und ihren Zweck. In Bothwell tötet die That, d. h. ſeine Einſicht, daß Maria abſichtliche Helferin war, die Liebe; Ehr- und Herrſchſucht tritt an ihre Stelle, damit er die That nicht umſonſt gethan. In Maria bleibt die Liebe leben und will weiblich in deren Genuſſe vergeſſen, was ſie ihr gekoſtet. Bothwell ſpielt noch den Liebenden, aber Marias Thun, die natürlich ihr Gewiſſen ihm hehlt, weckt ihm Argwohn. Was ſie an ihrem Gatten gethan, obgleich ſie es für ihn gethan, macht ihn vor ihr ſchaudern; er benutzt ihre Liebe und deren Nachgiebigkeit, König zu werden, und treibt ihre Liebe in ſeinem Argwohn zu Schritten, die zu Entdeckung der That führen. Er will ſie dahin haben: als ſeine Gemahlin müſſe ſie zu ihm und an ihn ſich halten um ihrer eignen Wohlfahrt willen. Er will durch Schreck wirken, da das Verſteckenwollen vergeblich und nur Feigheit ſcheine und die Gegner nur mutig machen könne und müſſe. Zwiſchen dem Paare und den übrigen Genoſſen, zwiſchen dieſen ſelbſt ſteht Darnleys Geiſt als Zwiſtmacher, als Trenner; wie alle zuſammen gegen die übrige Welt, ſo machen Bothwell und Maria Front gegen die übrigen. Es gilt zunächſt, daß die Thäter nicht entdeckt werden. Bothwell reißt Maria und die andern Genoſſen in ſeinem Argwohn gegen alle zu Übereilungen hin, die ein Selbſtverrat werden. Wie er endlich feſt ſitzt und die Königin — immer aus liebender Klugeit — ſeinem Willen widerſtrebt, da wirft er die Larve ab. — Er erwartet ſtets einen neuen Bothwell, er nimmt die möglichen Kandidaten und ihre Fähigkeit zu ſolcher Rolle prüfend durch und muß ſich geſtehen, daß das Gewiſſen ſein Urteil beſtimmt, indem es ihn bewegt, die Dummen klug, die Feigen mutig zu halten, ſeinem Verſtande zum Trotz, ihn darin feig, ſeiner männlichen Natur zum Trotze, und ihr Lieben, ihr ihm in Ruhe Schmeichelnwollen erinnert ihn nur immer daran, wie ſie dasſelbe Benehmen dem todgeweihten Darnley gegenüber unerſchütterlich in arger Schauſpielkunſt zur Schlinge machte. Bothwells Despotismus hat die übrigen Genoſſen gegen ihn gewandt; ſie ſchlagen ſich zu dem Volke. Bothwell, plötzlich verlaſſen, flieht, die noch bethörte Königin verlaſſend und von ſich ſcheuchend, die dem Tode nach England entgegenflieht. Die übrigen Genoſſen fallen — Murrays, der Regent wird, Tod iſt ebenfalls beſchloſſen — einer durch den andern. Iſt ihm nun wirklich in einem andern der Genoſſen, etwa Balfour, ein neuer Bothwell erweckt; meint dieſer, dies zu werden, und wie Maria ihn durchſchaut, iſt das Gefühl, wie man ſie ſchätze, ein Hauptleiden. Da wäre denn eine einfache Entwicklung; aus dem Stoffe wäre ſein weſentlicher pſychologiſch-ethiſcher Gehalt gezogen, und dieſer, und nur dieſer würde aus den Materialien der Anekdote wiederum aufgebaut, nirgends im Widerſpruche mit dem geſchichtlichen Rohſtoffe, nur die Seele, der Typus in dieſen einzelnen Fall hineingeſehen.

Der Königin Liebe zu Bothwell die echteſte und bis zu ihrem Ende dauernd; ihr Mitgefühl mit Bothwells Leiden das eigne Gewiſſen überragend, des Weibes Liebe wächſt mit dem, was ſie dem Manne opfert.

Außerdem ſieht man die ſpezifiſche Kraft des Weibes, die ſie auch anruft, Gewiſſen und Gedanken ſich fern zu halten, die größre Totalität der weiblichen Natur. Dazu wird ihr Gewiſſen zur Furcht für Bothwell, und dieſe Furcht, die Liebe noch ſteigernd, abſorbiert die Gewiſſensbiſſe. Wie der Mann früher den guten Schein als unnütz wegwirft, wo er doch durchſchaut, das Weib ſelbſt gegen ihn den Schein halten will und erſt mit dem Wegwerfen des Scheines weiblich wirklich ruiniert iſt. Dies vielleicht die Oppoſition, die Bothwells Entlarvung mit ſich führt.

Dies und nur dies iſt der eigentliche Vorgang, die tragiſche Seele, daß kein Gut durch Verbrechen zu erkaufen ſei, daß der Zweck an dem böſen Mittel zu Tode kranke. Der äußre Körper des Vorganges: Mord und Zubehör, das der Entdeckung Ausweichen, welches durch ſeine gewiſſenerregte Heftigkeit und Gewaltſamkeit zum Gegenteile führt, die dadurch erweckte äußre Reaktion, denn Bothwell muß nun König werden, oder er kann es nicht, auch iſt die Gelegenheit da, wie ſie nie wieder kommen kann, und vielleicht bewegt Bothwell dies, den letzten Schein ſelbſt zu zerſtören, und Maria muß auf ſeine Liebesvorwürfe und Argwöhnungen ihren Willen dazu geben. So wie er ihr Gatte und König, da wirft er die Maske fort und glaubt auch ihren Angſtanſtrengungen, das ſo ſchlimm Gewonnene für ihn und ſich zu erhalten, nicht mehr, zeigt ihr vielmehr unverhohlen ſeine Verachtung, da ſie ihm nur ein Gewaltwerkzeug iſt. Hier giebt es Gelegenheit zu Schmerzenstönen tiefſter Natur für ſie, zu angſtvollen Bitten, nicht ſich ſelbſt und das ſchlimm und teuer errungne Gut hinzuwerfen. Seine Larve fortwerfen und ſie, Maria, von ſich ſtoßen; ihr in der Feinde Gewalt Kommen und Flucht; Bothwells, des Sterbenden, Fluch und Vorausdeutung ihres Schickſals in England. Zugleich die innern Machinationen der übrigen Genoſſen erſt gegen das Paar, dann gegen ſich ſelbſt, auch Murrays Schickſal vorausgezeigt, der nur ſcheinbar triumphiert, dafür die Liebe des Zuſchauers dem unſchuldigen Kinde und ſeinem greiſen Begleiter Lenox zugewandt. Murray benutzt die Chancen, aber ohne eigentliche Intrigue und Maſchinerie; er iſt zum Regenten ernannt, um den Gerechtigkeitskrieg gegen die Mörder Darnleys zu führen, was recht gut in eine Expoſition kommen kann. Bothwell erſchlägt vielleicht den Balfour, als dieſer der Königin helfen will, ſeinen Bothwell in ihm im Keime zu vernichten. Man muß auch alle Genoſſen innerlich gerichtet ſehen und ſie ſelbſt ihren Untergang des einen durch den andern auf die Schuld beziehen hören.

Maria merkt bei ihrer erſten Begegnung mit Bothwell nach dem Morde ſeinen Schauder und daraus, daß er ihr Wiſſen weiß oder ahnt. Sie iſt nur um ihn beſorgt. Sie thut deshalb nicht dergleichen und jagt, ſich den ihr immer wieder aufdrängenden Gedanken, er liebe ſie nicht mehr, vom Halſe und erwehrt ſich ihrerſeits all des Argwohns, den ihr Gewiſſen gegen ihn erregen will, darin weniger naiv als er. Ihre Liebe wächſt noch ſtets, und ihr Zeigen derſelben macht nur immer Bothwells Argwohn wachſen.

Hört vielleicht in der Szene, wo Lenox Darnleys Leiche bringt, und das Volk dem Toten wiederum zufällt, Bothwell den Ruf in den Straßen: „Nun dort nun wieder dort,“ „Bothwell iſt der Mörder“, welchen ſein Begleiter, ein nicht am Morde beteiligter, für Hallucination hält und Bothwell abhalten will, wie der mit dem Schwerte fragt, wer ſo gerufen? Lenox Meinung befeſtigt dieſes, was andern die Meinung als Möglichkeit aufdrängt. Maria hört mit Schmerz davon, will ihn beruhigen; der Zuſtand ſeiner urſprünglich edeln Natur ſchmerzt ſie, daß ſie den ihren darüber vergißt. Er macht Thorheiten, welche ſie, um ihn zu ſchützen, adoptieren muß, wodurch ſie den Verdacht auf ſich mitzieht; er ſelbſt zwingt ſie zu andern.

Nun nur wohl zu ſehen, daß der Vorgang nirgends bretterhaft wird, die Figuren dazu. Wirkliche Geſpräche, wie ſie in der Wirklichkeit vorgefallen ſein könnten, kein andrer Effekt, als die natürlichen Gelenke der Entwicklung, durchaus keine äußerlichen; nie wird der Vorgang, d. h. die eigentliche Theaterhandlung Hauptſache, immer iſt es der tragiſche Grundgedanke, wie er ſich in dem innern Leben der Charaktere realiſiert. Die Maſchine immer einfachſt, nie künſtlich. Nach dem Gerichte erachten die Genoſſen als nötig, ſich von dem Bothwell zu trennen und zum Volke zu ſchlagen, von deſſen Erhebung oder Auflauf und Unwillen ſie hören, es vollends aufreizend. Dann hört man, daß das Volk und die Großen den Murray zum Führer gemacht, die Heirat der Königin hat die Ernennung Murrays zum Regenten zur Folge. Bothwell zwingt die Königin. Er zwingt ſie. Wie denn? Giebt er ihr nichts zu eſſen? Droht er mit der Rute? Womit kann er ein tapfres Weib wie dieſe Königin, zumal da ihre Umgebung meiſt aus ihr perſönlich Treuen beſteht, zwingen zu einem Scheine der Schuld welchen ein Weib mehr fürchtet, als die Schuld ſelbſt? Iſt ſie fähig, den Schein wegzuwerfen, ſo war ſie es noch mehr, die That zu thun, die verborgen zu bleiben verſprach. -- Die Heirat macht nun auch die meiſten ihrer Treuen abwendig, wohl gar falſch. Sie will den Vorſchlag der Erklärung annehmen, daß ſie gezwungen gethan, nur um ihn jetzt zu retten, der fliehen kann. Aber er glaubt nicht und zeigt dies. — Keine unnatürliche Drängung! Keine intriganten Situationen! Das einzig Wirkende im ganzen Stücke muß immer dasſelbe ſein, der tragiſche Gehalt des Stoffes ſelbſt. Das Gedankenhafte des Dialogs muß über die gemeine Wirklichkeit hinwegſetzen, eben dies Hindurchſcheinen der einen Seele durch jede einzelne Stelle ihres Körpers. In der Darſtellung der verbrecheriſchen Liebe wie des Schrecklichen darf nie das Kreatürliche vorwalten, dort wird die Begier, hier das Peinliche des paſſiven Leidens vermieden. Dazu die großartige Ruhe der Repräſentation, Kraft ſtets als Nachdruck erſcheinend. Die beiden Hauptcharaktere bleiben unzermacht, ſind ſich aber ſelbſt zugleich Objekt.

NB. Wenn Rizzios Mord bliebe, wäre der Grund, daß Darnley den Vertrauten der verbrecheriſchen Liebe für den Gegenſtand ſelbſt angeſehn. Hätte er nun den Gegenſtand richtig erraten! Maria ſieht den Bothwell an einer Kluft ſtehen und iſt in unendlicher Angſt um ihn, ſieht ihn nur durch des Feindes Tod lebend. Zugleich faßte ſie aus Darnleys Handlungsweiſe Haß und Verachtung. — Wie nun: Maria und Bothwell lieben ſich noch unausgeſprochen. Darnley ſucht die Urſache ihrer Kälte gegen ihn in einer andern Liebe und läßt Rizzio morden. In der Angſt u. ſ. w. darüber verrät ſich Maria an ihn, der als ihr Schützer auftritt, Bothwell und vice versa. Sie ſieht zugleich die Gefahr für Bothwell, wenn Darnley u. ſ. w.; ſie hat in ihrer Freude Bothwell Beweiſe ihrer Huld gegeben, ihm ſozuſagen ihre Liebe ſelbſt angetragen und ſieht ihn nun dadurch und dafür von Darnleys Dolche ad modum Rizzio bedroht, wo dann Liebe und Gewiſſen die Sorge ſchärft, bis ſie keine Ruhe ſieht als durch Darnleys Tod. Nun könnte Bothwell ſagen: Mag mir geſchehen, was will, nur die Reinheit nicht gekränkt u. ſ. w. Um ihretwillen und ihr zu erſparen, thut er es; ſie hilft uneingeſtanden; das gerade ernüchtert ihn — während es doch eben, da ſie ſeine Schuld teilen will, Liebe von ihr iſt. Wäre ſie rein geblieben, die Welt ſtünde noch, ſie wäre mir ein Engel, und ich liebte ſie um deswillen nur mehr, was ich um die Reine, um ſie rein zu erhalten, gethan. So aber ſtellt ſich der Mord und die Mitſchuld zwiſchen ſie.

Nur nicht zu weit ausgegriffen! Immer nur das Nächſte und Natürlichſte!

Wer Shakeſpeare folgen will, muß kühn ſein wie er. Die einfachen, großen Motive müſſen alles tragen ohne kleinliche Behelfe, die Figuren darin ſchlank, nur zu illuſoriſchen Menſchen gemacht, die Compoſition gründlich, einfach, ſchlank, ohne daß oder damit man nicht alles Kleine beſonders erklären muß. Alles ſchlank, lieber zu ſchlank, deſto größre Breite hat die Auslegung, nur daß die Erklärungsgründe alle implicite in der Natur der Situation und Charaktere liegen. Manches bedarf bloß einer einmaligen Andeutung; dem Zweifler muß man zumuten, daß der Zuſammenhang ein einfacher und großer. Die Hindeutungen von einem auf das andre wird der aufmerkſame Zuſchauer oder Leſer, wenn nicht beim erſten Leſen oder Sehen, ſo ſpäter ſelbſt hineinlegen, der Autor macht ſein Werk, wenn er ſie ſelber geben will, ſchwerfällig, nicht klar, ſondern unklar, und was der Deutlichkeit helfen ſoll, hebt die Poeſie auf, die freiſtehende, runde Geſtalten, Verhältniſſe, Situationen braucht.

Reiche Stücke werden durch ſolchen Hindeutungsballaſt unklar und verwirrt, große, runde Geſtalten zerbröckeln in Proſa.

Was ja davon notwendig ſein ſollte, kann bei der Reviſion des Fertigen nachgeholt werden. Nun muß auf Poeſie und Natürlichkeit gedacht werden. Genug, wenn Scharfſinn und Tiefſinn, den Grund tüchtig gelegt, in die Ausführung dürfen ſie ſich nur, wo der Vorgang es erfordert, miſchen.

Dramaturgiſche Aphorismen

Erſte Gruppe

Aus den Jahren 1840 bis 1860

Bereich des Poetiſchen und Äſthetiſchen

Das Poetiſche hat nur die Proſa, die Wirklichkeit im bloß verſtändigen Sinne zum Gegenſatze und zur Grenze. Wo die Größe der Geſtalt und Denkart, die Expanſion oder die Tiefe der Empfindung der Stoff des ordnenden Verſtandes iſt, da iſt Poeſie; wo beides den Verſtand verdunkelt, da iſt das Phantaſtiſche. Das Poetiſche hat alſo bloß die Qualität zum Maßſtabe. Mit dem Äſthetiſchen iſt es anders; dies wird am Maße der Quantität gemeſſen. Es iſt ein konzentriſcher Kreis von kleinerm Halbmeſſer, innerhalb des Kreiſes des Poetiſchen gezogen. Die höchſten Grade der expandierenden und der intenſiven Phantaſie ſind immer noch poetiſch, aber äſthetiſch ſind ſie nicht mehr. Ein Spieler um Geld iſt unpoetiſch; einer, der mit dem Teufel um ſein Leben würfelt, iſt poetiſch. — In der idylliſchen oder ſatiriſchen Poeſie wird die Schlacht zwiſchen der Poeſie und der gemeinen Wirklichkeit geſchlagen; in der eigentlichen Poeſie iſt der Kampf vorbei; das gemeine Wirkliche liegt beſiegt zu Boden, und die Poeſie begeht ihr Siegesfeſt. — Mein Hauptfehler war, daß ich Stoffe zur Tragödie aus dem Kleinleben nahm. Dieſes ſagt in ſeiner Beſchränktheit und Kleinlichkeit höchſtens dem eigentlichen Idylle zu. Mit den höhern Gattungen der Poeſie läßt es ſich nicht vereinen. Der Hauptvorzug des dargeſtellten Kleinlebens, treue Porträtierung, iſt allem Schwunge entgegen. Man kann die poetiſche Wahrheit, die in der innigſten Übereinſtimmung aller Erforderniſſe beſteht, nicht erreichen. Giebt man der Sprache poetiſchen Gehalt, ſo ſteht ſie mit der unpoetiſchen Situation und mit den beſchränkten, kleinlichen Motiven im ſchreiendſten Widerſpruche. Läßt man ſie die Sprache der Bildung reden, ſo muß man aus unbefangnem Munde die einfache Frage erwarten, die alle durch poetiſche Unwahrheit gewonnenen Schönheiten über den Haufen wirft: Warum hat der Dichter nicht gleich gebildete Leute und eine Handlung erſonnen, zu der die Sprache paßt? Wir haben ein Warnungsbild in Geßner. Die weißen und roten Rokokofiguren der Daphnen, Chloen u. ſ. w. ſind verſchwunden, die derben Porträts des wirklichen Kleinlebens, die Dows, Teniers, Breughels u. ſ. w. gelten noch. Durch die Entfernung, durch das uns Fremde in Tracht und Sitte ſind ſie gewiſſermaßen poetiſch geworden, der Übermut, der in manchen ſteckt, die komiſche Idealiſierung iſt an ſich poetiſch; die Wahrheit, mit der ſie aufgefaßt ſind, bringt uns das Fremde nah und erhält es allen Zeiten begreiflich. — Die einfache und anſpruchsloſe Porträtierung der kleinen Zuſtände hat und wird ſich noch lange in den „Jägern“ und ähnlichen Schauſpielen erhalten. Kabale und Liebe in ſeiner poetiſchen Auffaſſung erſcheint uns nach wenig mehr als einem halben Jahrhundert ſchon als Parodie ſeiner ſelbſt. Die einzige Figur im Stück, die die andern und damit das ganze Stück überleben wird, iſt gerade die einzige darin, die man ein treues Porträt nennen kann, der alte Miller. Er iſt durchaus proſaiſch gehalten, und nur die Leidenſchaft giebt ihm ein Etwas wie poetiſchen Anhauch; das iſt aber in der gemeinen Wirklichkeit ebenſo, und er ſpricht kein Wort, das ein Mann in ſeiner Lage in der Wirklichkeit nicht auch geſprochen haben könnte. Ich glaube, der unpoetiſche Stoff kann nur in ſeiner Wirklichkeit aufgefaßt bleibend intereſſieren.

Die wahre Poeſie muß ſich ganz von der äußern Gegenwart loslöſen, ſozuſagen von der wirklichen Wirklichkeit. Sie darf bloß das feſthalten, was dem Menſchen zu allen Zeiten eignet, ſeine weſentliche Natur, und muß dies in individuelle Geſtalten kleiden, d. h. ſie muß realiſtiſche Ideale ſchaffen. Sie darf nicht das Wilde und Ungeheure mit Gewalt herbeiziehen, aber auch nicht der unmännlichen Schwäche einer Zeit, die mit ihr vergehen wird, ſchmeicheln und ſie dadurch hätſchelnd noch mehr ſchwächen helfen. Aber ich thue unſrer Zeit Unrecht, ſie iſt im männlichen Aufraffen begriffen. Wäre ſie es aber auch nicht, der Dichter muß erſt nach ſeiner Pflicht gegen die Kunſt und dann erſt nach der gegen das Publikum fragen. Sein höchſtes Geſetz iſt poetiſche Wahrheit. — Und ſtimmen nur ſeine Gebilde mit ihren Bedingungen überein, ſo mag er kühn bis an die Grenze gehen, die nur Willkür ſetzen kann.

Diejenigen Gattungen, die nur amüſieren ſollen tragen ihre Grenzen in ihrem ausgeſprochnen Zwecke. Die Tragödie ſoll mehr, ſie macht ſogar Kühnheit zur Pflicht. — Heute iſt dieſe und jene Blume in der Mode, man findet ſie auf jedem Fenſterbrett, auf jedem Damenſchreibtiſche. Draußen im Felde ſteht eine weit reichre und ſchönre; kein Menſch ſieht nach ihr, denn ſie iſt keine Azalee, kein Rhododendron. Heute wenigſtens; ob auch morgen oder übermorgen? Und pflückt ſie auch übermorgen keiner, ſo hat ſie ſich ſelbſt geblüht!

Gegenwart des Dramas

Das Drama muß in jedem Moment Gegenwart ſein; das Vergangenheitsſchwangere iſt das Epiſche, das Zukunftsſchwangere das Dramatiſche.

Geſchloſſenheit des Dramas

— — Ein Drama muß vollkommen geſchloſſen und vollkommen durchſichtig ſein. Das macht die vollkommne Loslöſung des Stoffes von äußern Bedingungen nötig. Er muß ſeine Bedingungen alle in ſich ſelber haben, und wir müſſen dies ſehen. Alles, was geſchieht oder Einfluß hat auf das Geſchehende, muß aus einer Abſicht hervorgehen. Alles Begebenheitliche im Stoffe muß in Handlung aufgelöſt werden, deren Gründe wir erfahren. Die Abſicht macht die Begebenheit zur Handlung. — Forderungen der verſchiednen Gemütskräfte des Zuſchauers ans Drama. —

Endpunkt des Tragiſchen

Das Geſchick darf nicht als ein unabänderliches Uhrwerk daſtehen, ſodaß man weiß, in ſo und ſo viel Minuten muß es ausheben und das unter ihm liegende Opfer ohne Rettung zermalmen. Sowie dies geſchieht, ſo iſt es um das freie ſelbſtthätige Spiel des Geiſtes gethan, ſo iſt eigentlich das Stück ſchon aus.

Natur in der Kunſt

Natur in der Kunſt kann nichts andres heißen als die täuſchendſte Wirklichkeit einer künſtleriſchen Darſtellung, das vereinte Werk des Verſtandes und der Phantaſie.

Erwartung im Drama

Je früher die Erwartung des unglücklichen Ausganges erregt wird, je früher die Möglichkeit eines glücklichen Ausganges verſchwindet, deſto milder wird die tragiſche Stimmung. Die Perſonen dürfen hoffen, der Zuſchauer nicht; er muß immer wiſſen, daß dieſe Hoffnungen und die Anſtrengungen der Perſonen, ſie zu realiſieren, vergeblich ſind. — Auch zu verhüten, daß die künſtleriſche Täuſchung zu einer wirklichen werde oder dieſer ſich zu ſehr nähere. Die Perſonen ſollen in der Gewalt wirklichen Leidens erſcheinen, der Zuſchauer ſoll tragiſches Mitleid, d. h. durch die Kunſt verklärtes, zum Genuß gemachtes, empfinden. Dazu iſt das Eingeſtändnis notwendig, daß das Kunſtwerk keine Wirklichkeit ſein will. Hilfsmittel ſind Idealität der Darſtellung, Vers, Betrachtungen, bildlicher Ausdruck.

Tragiſche Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit

Ein gutes Stück iſt eigentlich nichts als eine Kataſtrophe und ihre ſorgfältige Motivierung durch Charaktere und Situationen, durch welche der Verſtand zufriedengeſtellt, die Phantaſie angeregt, das Gefühl befriedigt wird. — Tragiſche Notwendigkeit kann eigentlich nichts heißen als tragiſche Zweckmäßigkeit, richtige Berechnung jedes einzelnen Momentes im Ganzen auf den Zweck des Ganzen, Übereinſtimmung des Erfolges mit den erregten Erwartungen; daß alſo der Poet nirgends eine Erwartung im Zuſchauer erregt, die nicht erfüllt würde, und nichts ſich erfüllen läßt, was nicht erwartet wurde. Das iſt im größern Sinne Motivierung. Die pragmatiſche Motivierung geht auf den Zuſammenhang der Handlung in ſich und für ſich; dieſe — die künſtleriſche, wenn ich ſo ſagen darf — auf den Zuſammenhang zwiſchen der Handlung und den Empfindungen des Zuſchauers. Jene bewirkt, daß die Handlung eine mögliche, wahrſcheinliche, geſchloßne, dieſe, daß ſie eine das Gefühl ergötzende, befriedigende, eine künſtleriſche Stimmung erweckende ſei; jene, daß ſie objektive, dieſe, daß ſie ſubjektive Wahrheit hat; jene, daß ſie Verſtand hat, dieſe, daß ſie dem Verſtande und den übrigen Seelenkräften gefällt. Hier zeigt ſich nun auch der höhere, der eigentliche Kunſtverſtand. Dieſe Übereinſtimmung der objektiven Welt des Werkes, der Darſtellung der äußern Geſetze der Dinge mit den Forderungen der ſubjektiven und ihren innern Geſetzen macht die ſogenannte Notwendigkeit eines Kunſtwerkes aus und iſt das erſte Kriterium der Klaſſizität desſelben. Der Poet muß ſich alſo im ganzen wie in jedem einzelnen Momente als Poet und als Zuſchauer zugleich verhalten; er muß mit der größten Vertieftheit in das Werk zugleich darüber ſtehen, mit der größten Hingabe an dasſelbe die größte Unbefangenheit ihm gegenüber vereinen.

Sowie tragiſche Notwendigkeit vorhanden iſt, ſtört ſelbſt das Komiſche nicht. Ja, es kann die Wirkung der Situationen noch durch den Kontraſt erhöhen, wenigſtens einen Erfriſchungspunkt bieten. Desgleichen wirkt das Erwachen der Hoffnung bis zur Zuverſicht in den Perſonen tragiſch, wenn der Zuſchauer weiß, daß dieſe Hoffnung eine vergebliche, ja um ſo milder, je gewiſſer der Zuſchauer dies weiß. Wird dagegen der Zuſchauer ſelbſt zur Hoffnung verleitet, ſo wird er ſozuſagen zu einer der ſpielenden Perſonen ſelbſt, er wird aus der ruhig ergebnen Faſſung künſtleriſch erweckten Mitleides in die Kämpfe der Perſonen ſelbſt gezogen, wie dieſe von Furcht in Hoffnung, von Hoffnung in Furcht hinübergeriſſen;

er erlebt die ſchrecklichen Schickſale, anſtatt aus der ſichern Zuflucht der Beſchauung heraus ſich an ihnen zu genießen. — In der Antigone iſt das Schickſal wie im Shakeſpeare behandelt; ohne alles Wunder folgt die Strafe nicht allein auf die Schuld, ſondern auch aus der Schuld. Kreon, der tragiſche Held, tötet im Eigenſinne die Geliebte ſeines Sohnes; dieſer, da er ſie nicht retten kann, ſtirbt ihr nach; ihm die Mutter, und ſo hat der Held ſich ſelbſt geſtraft. Er hat mit aller Zurechnung geſündigt, der Ödipus, der Ajas, die Dejanira, der Oreſtes nicht; in den drei erſten dieſer Fälle iſt Verblendung oder abſichtliche Täuſchung, in dem letzten ſogar ein göttlicher Befehl an die Stelle der zurechnungsfähigen Leidenſchaft getreten. Die Reinheit und Notwendigkeit des Schickſals in der Antigone iſt es wohl, die uns dieſes Stück näher rückt als die andern antiken Stücke. Auch hat dieſe Tragödie vor den übrigen des Sophokles voraus, daß nicht bloß die Kataſtrophe, ſondern auch die Schuld in Handlung dargeſtellt iſt. Es iſt im Stücke ein Bewerben um den Tod, eine Sterbewolluſt. Eine gewiſſe ſüßſchmerzliche Stimmung wird in der erſten Szene erregt und durch das Ganze feſtgehalten. Eben daß man nicht zu vorübergehender vergeblicher Hoffnung verführt wird, der Antigone könne irgendwo von außen her eine Rettung kommen, das läßt einen heimiſch werden und bleiben in dieſer Stimmung. Eigentümlich, daß der Fauſt (beſonders Gretchens Schickſal) mir ganz dieſelbe Empfindung gab wie die Antigone; die Empfindung des Schönen. Die Seele entfaltete wie die vorher geſchloßne Blume dieſem milden Strahle ihre. innerſten Tiefen. Keine Stelle darin, die übermächtig auf Rührung oder irgendwelche Erſchütterung gewirkt und dadurch irgend ein Vermögen des Zuſchauers einſeitig zur Reaktion gezwungen hätte. Es waren nicht Empfindungen, nur Empfindung, man hörte keine Töne, nur ihre Harmonie. Der Schmerz war zu einem Genuſſe gemacht.

— Eine aufblitzende Möglichkeit von Rettung bringt eine übelangebrachte Reaktion und wirklichen Verluſt der ſchönſchmerzlichen Stimmung. Die Empfindung vermag ihrer natürlichen Schwere nach nicht die zwei Richtungen zugleich mit Leichtigkeit und daher mit Luſt zu verfolgen. Iſt die Reaktion einmal eingetreten, ſo will ſie zu ihrem Rechte kommen, und wie die Seele vorhin die ſtörenden heitern Vorſtellungen abwies, ſo werden ihr jetzt die ſchmerzlichen ſtörend und peinlich. Dieſer pſychologiſche Erfahrungsſatz iſt die Baſis der tragiſchen Stimmung, und aus ihr laſſen ſich die weſentlichſten Geſetze der Tragödie ableiten.

Tragiſche Notwendigkeit

Tragiſche Notwendigkeit iſt die Trägerin der tragiſchen Stimmung. Sie beſteht darin, daß der tragiſche Ausgang ſchon im Anfange des Stückes ſich ahnen läßt, und während des ganzen Stückes dieſe Ahnung ſtetig wächſt, bis ſie mit der Kataſtrophe zur Gewißheit wird. Das Schrecklichſte überraſcht uns dann nicht mehr. Je gewiſſer wir einen ſchlimmen Ausgang ſchon im Anfange ahnen, je ſtetiger dieſe Ahnung wächſt, deſto milder wird die tragiſche Stimmung ſein. Je feſter die Situationen ſchließen, ſodaß ſie auch ein mögliches Ungefähr nicht ſcheint durchbrechen zu können, je weniger man dieſem Ungefähr überdies noch den Zugang gönnt, alſo je weniger man die Möglichkeit befürchten läßt, daß der ruhige, ſtete Verlauf des Ganzen plötzlich von einem Unvermuteten in Verwirrung gebracht werden könne, deſto mehr wird Mitleid und Furcht zu einer ſüßen Beſchäftigung, der man ſich mit Geiſt und Sinnen hingiebt. Womöglich gleich im Beginne muß der

Held den Granatenkern verſchlucken, der ihn unwiederbringlich der Unterwelt zu eigen giebt.

Im Anfange des Dramas fordert der Charakter durch ein gewiſſes Thun oder Unterlaſſen das Schickſal heraus, er thut den erſten Stoß, von da an muß er ſich wehren bis zum Untergang an den natürlichen, notwendigen Folgen ſeiner That.

Typiſche Behandlung

Jedes Stück muß einen einzelnen Fall typiſch behandeln, der die ganze Gattung Fälle im weſentlichen in ſich abſpiegelt. Wie der ganze Inhalt, ſo muß jeder Charakter wiederum ein ſolcher Typus ſein, desgleichen jede Nebenhandlung; die ganze Poeſie der Art wird dadurch zu einem Spiegel des Weltlaufes. Jedes Stück muß, wie es ſelbſt einen Fall unter vielen darſtellt, dieſen ſo vollſtändig und individuell ausmalen als möglich, ohne das Typiſche zu verwiſchen; jedes Einzelnſte muß zu dieſem Ganzen geſtimmt ſein; Natur, geſchichtlicher Boden, Situation, Leidenſchaft, Sprache, raſchere oder bequemere, leichtere oder gewichtigere Bewegung. Nichts darf als Phraſe erſcheinen; alles muß aus dem Stoffe ſelbſt genommen ſein und ſich auf ſeine Idee beziehen. Jeder beſondre Stoff wird ſo ſeine beſondre Form gewinnen, ſeine organiſche von innen heraus.

Nebenhandlungen

Nebenhandlungen und Nebencharaktere ſollen weiter nichts, als die Haupthandlung und die Hauptcharaktere motivieren und gruppieren.

Verbindung des Komiſchen und Tragiſchen

Das Komiſche iſt der natürliche Feind des Gravitätiſchen, es verhält ſich zum Tragiſchen wie die ſogenannte geforderte Farbe zu der andern (Goethe); wenn man nicht Rot mit Grün abwechſeln läßt, ſo wird zuletzt das Rot ſelber Grün. So wird das Tragiſche komiſch, das Komiſche langweilig. In der Beimiſchung von Humor liegt eine Art Inokulation der komiſchen Kuhpocken, damit nicht die Menſchenpocken, d. h. der Umſchlag ins Lächerliche eintrete. Dann vollendet ſich durch die Hinzuthat des Komiſchen zum Tragiſchen erſt die Weltganzheit, die Ganzheit des Lebens. So haben Shakeſpeares Figuren ihr charakteriſtiſches Pathos nicht immer wie ein Kleid am Leibe, ſie haben noch andre leichtere Charakterzüge, die in mittlern Zuſtänden jene ſo lange erſetzen, bis ſie wieder eintreten, und beſonders in dieſem Wechſel liegt eine wunderbare Wirklichkeit ihres Lebens und des ganzen Stückes. Die vertraulichſte Sprache gewöhnlicher Zuſtände und der kühnſte Schwung des Pathos in den außerordentlichſten Situationen; dazwiſchen eine Unendlichkeit von Mitteltinten.

Das Tragiſche, das Moliere einmengt, giebt ſeinen Luſtſpielen erſt die Tiefe und das à plomb, wie das Komiſche, das Shakeſpeare der Tragödie einmengt; er vermittelte dadurch das Wirkliche und Gewöhnliche mit dem Poetiſchen.

Ariadne von Gruppe

In Gruppes Ariadne finde ich mit freudigem Erſtaunen in der Charakteriſierung der Sophokleiſchen Kompoſitionsweiſe bis in die kleinſten Züge hinein das Ideal dramatiſcher Darſtellung, wie ichs mir vorzeichnete und zu realiſieren ſtrebte, ſchon ehe ich etwas von Sophokles geleſen. Sie läßt ſich auf zwei Grundthätigkeiten reduzieren oder Grundgeſetze, davon die eine auf Darſtellung, die andre auf die Ausbringung jedes dargeſtellten Zuges zur höchſten Wirkung geht.

Das erſte heiſcht Verwirklichung jedes Momentes der Idee, das andre richtige Berechnung im Arrangement dieſer Verwirklichungsmomente. — Mir iſt dies in der Muſik aus der polyphoniſchen Schreibart aufgegangen. — Sophokles giebt ſeiner tiefſten Abſicht den Schein vollkommenſter Abſichtsloſigkeit. Darin iſt er niemand ähnlicher als Shakeſpeare. Beide ſind vollkommne Meiſter im Vorbereiten, und darin liegt das Geheimnis der Notwendigkeit. — Das Vorbereiten habe ich wiederum aus der Muſik, und zwar beſonders von Beethoven gelernt. Wie bei Shakeſpeare, ſcheint bei ihm die bunteſte Fülle von Modulationen zu herrſchen, was angehende Dichter und Komponiſten leicht irre führt. Tritt man näher hinzu, ſo bewundert man die Einheit, wie vorher die Mannigfaltigkeit, die Notwendigkeit, wie vorher die Kühnheit der Willkür. Lange vor dem wirklichen Eintritte der Modulation in die Tonart der Dominante oder in die verwandte Durtonart zeigt der Komponiſt dieſe ſchon. Er ſtrebt ihr zu, die noch herrſchende Tonart zieht ihn immer wieder zurück, jenes Streben wird immer dringender, der Widerſtand immer ſchwächer. Wir haben ſchon das vollſtändige Gefühl der neuen Tonart, während wir noch in der Gewalt der vorigen zu ſein ſcheinen. Dennoch überraſcht uns das wirkliche Faktum des Überganges. Durch das vorhergegangne Zögern erſcheint uns die nun doch unvermeidliche That als eine freie, kühne; wie die offne Erklärung eines Schrittes, der eigentlich ſchon gethan iſt. — Sophokles und Shakeſpeares Figuren haben eine Zuverſicht auf ſich, eine Selbſtändigkeit, die ſie zu objektiven Weſen zu machen ſcheint. Sie zwingen uns mit, an ſie zu glauben. Eine abſolute Verkehrtheit kann nie dieſen Schein geben. Sie müſſen in dem, was ſie meinen und glauben, ſich ſelber recht zu haben ſcheinen. Dadurch erſcheinen ſie auch uns als ſelbſtändig und in ſich gegründet. Sophokles hat ſeine Figuren dieſes ihr Recht ſo ſtark und überzeugt ausſprechen laſſen, daß diejenigen Beurteiler, die Gedanken ſuchen in einem objektiven Gedichte und nicht konkrete Anſchauungen, Geſtalten — dieſes Recht für den Zweck der Geſtalten hielten, zu deren ſelbſtändigem Abheben vom Grunde des Ganzen es doch nur das Mittel war. Für die Geſtalten der tragiſchen Kämpfer hatten ſie keinen Sinn. Ihnen ſchien nun die Hauptſache der Kampf dieſer wirklichen oder vermeintlichen Berechtigungen der Perſonen, nicht der Kampf der Perſonen ſelbſt, in denen ſie vielmehr die an ſich gleichgiltigen Träger von jenen ſahen. Sei es, daß ihr Gefühlsvermögen durch das Überwiegen der Reflexionsrichtung abgeſpannt oder nur verdunkelt war; ſie fühlten das Schickſal der Perſonen nicht, was doch eigentlich der Zweck des Dichters war. Statt die Perſonen anzuſchauen und mit und für ſie zu fühlen, ſtatt mit Phantaſie und Gefühlsvermögen das Gedicht aufzufaſſen, vernichteten ſie dieſes als Gedicht und machten, was dazu ſich hergab, jene einzelnen Berechtigungen zum Stoffe für die Thätigkeit ihres Verſtandes. Wenn ſie nun über das Drama philoſophierten, machten ſie den umgekehrten Weg des Künſtlers. Und das hätte ſein mögen, wenn ſie nur nicht abſichtlich und unbewußt dadurch die Künſtlertalente auf denſelben umgekehrten Weg ſich nachgezogen hätten. Dadurch aber entſtand das wunderliche Zwitterding von Philoſophie und Poeſie, das uns jetzt von ſo vielen Seiten, namentlich von den Künſtlern dieſer Richtung, als die einzige zeitgemäße und darum berechtigte Poeſie vorgehalten wird. — Mein dramatiſches Streben war im Anfange: Erweckung möglichſt vieler und ſtarker Gefühle, die in eine Hauptſtimmung fortgeleitet, mählich zu einem gewaltigſten, überwältigenden anwachſen ſollten. Alſo ein reicher, in ſeinen Einzelheiten ergreifender Stoff, deſſen Idee und Inhalt in allen ſeinen

Momenten dargeſtellt, wobei dieſe Momente ſo geordnet, daß jedes an die Stelle kam, wo es an ſich und fürs Ganze am fruchtbarſten ſtand. In dieſer Anordnung aber nun wiederum die tiefe Abſicht und künſtliche Berechnung noch künſtlicher verſteckt hinter dem Scheine zufälliger Wirklichkeit. Desgleichen die poetiſchen Intentionen nicht abſtrakt in den Worten der Perſonen ausgeſprochen, ſondern in ihrem Thun und Verhalten dargeſtellt; beſonders aber die Phraſe und alles Hohle in Geſtalten wie in Handlung und Worten vermieden. Dies alles faßt ſich zuſammen in dem Begriffe: tiefſte Abſicht und ſcheinbar vollſtändige Abſichtsloſigkeit. Ferner das Wirken durch ſcheinbare Widerſprüche in Charakter und Handlung, und dies beſonders da, wo ich etwas Verſtecktes ſtark herausheben wollte. Aber die Kritik nahm den Widerſpruch als eine Nachläſſigkeit und als ein wirkliches Sichwiderſprechen des Autors und ſuchte nicht weiter; während ich durch den Schein des Widerſpruches den Hörer oder Leſer ſpornen wollte, ihn zu löſen zu ſuchen und dabei meine Intentionen zu finden. Charakteriſtik, wiederum möglichſt hinter ſcheinbare Abſichtsloſigkeit verſteckt. Während die Hebbeliſchen Figuren ſich was auf ihre Eigentümlichkeit wiſſen und damit erzählend dickthun, kennen meine ſich ſelber nicht und ſchildern ſich ohne, ja wider ihren Willen. Und ſtets mehr handelnd als erzählend. So (in den Makkabäern) die Art der Schadenfreude, mit der Judah den Eleazar gehen und die andern in Hinſicht auf den Anſpruch der Familie auf das Hohenprieſtertum gewähren läßt in der Vorfreude, daß, was ihnen ſo glänzt, hinter dem, was er thun wird, als kleinlich, eitel, verſchwinden wird, und er die vorübergehende Verdunklung wählt, um dann um ſo heller vor ſich ſelbſt zu ſtrahlen. Er ſteht Eleazar gegenüber wie Stolz dem Ehrgeize. Dieſer Stolz ſteigert ſich in ihm bis zu dem: Wenn ich es laſſe (Israel), dann iſts verloren. Er verachtet in ſeinem Stärkeſtolze die Schwächen ſeines Volkes den Fanatikern gegenüber und muß zuletzt ſehn, daß eben dieſe Schwächen geſiegt und nicht ſeine Stärke. Dies eben iſt ſein Leiden. Im Erbförſter, meint Jul. Schmidt, daß ich mich in der Ehe des Förſters getäuſcht und ſie für ſittlich halte, während ich ja eben die Folge ſchilderte, die des Förſters Verbergen ſeiner Liebe und Achtung auf den oberflächlichen, dem Äußerlichen zugewandten Charakter der Förſterin geübt. Die Vertrauensloſigkeit dieſer Ehe geht ja eben auch aus der Iſolierung des Förſters von dem Gewöhnlichen hervor. Es iſt das ein Teil ſeiner tragiſchen Schuld und meiner Intention. — Der Menſch als Charakter wirkt nicht allein in einer einzigen, beſtimmten That auf ſeine Umgebung, er wirkt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, in jeder ſeiner Äußerungen. Er iſt nicht bloß einmal, in einer Stunde, der Schmied ſeines Schickſals, er hämmert in jedem Momente daran, bis die Kataſtrophe den Hammer ihm aus der Hand nimmt. Sein Schickſal iſt die Totalſumme aller Wirkungen ſeiner Eigentümlichkeit. — Ich glaube, ich habe mich von der philoſophiſchen und der rein verſtändigen Kritik zu ſehr irre machen laſſen. — Sophokles bedarf bei ſeiner darſtellenden Poeſie retardierender Momente, um plaſtiſch und poetiſch zu bleiben; die ins Rollen gebrachte Handlung wird durch den Chor immer wieder fixiert. Bei Shakeſpeare thun dieſen Dienſt die eingeſchalteten komiſchen Partien, die Verwandlungen und das Überſpringen auf einen der andern Handlungsſtämme. Dadurch wird das der Poeſie gefährliche Zuſtarkwerden der Neugier gezügelt und immer ſoviel Ruhe im Zuſchauer reſerviert, als zum Genuſſe der Poeſie notwendig iſt. Doch iſt dies wohl auch durch charakteriſtiſchen und poetiſchen Gedankengehalt zu erreichen. — Dieſelben Kunſtgriffe kehren übrigens ſo oft bei

Sophokles wieder, daß die Naivität des Äſchylos, die gar nicht ſucht, was in dem engen Umfange doch ängſten muß, dieſem geeigneter erſcheint. Eigen iſts, daß Gruppe einige wenige Kunſtgriffe, die er in dem belobten Stücke, immer dieſelben, angewendet findet, als das Gepräge eines größten Dichters auspreiſt, da man eher glauben ſollte, er wolle damit das an ſeinem Lieblinge immer klebend beweiſen, was man Manier nennt. Shakeſpeare iſt ihm regellos; wahrſcheinlich, weil er nicht auf jeder Seite bei ihm die nämlichen, immer wiederkehrenden Leiſten findet, weil er ſich bei Shakeſpeare vergeblich nach Schablonen umſieht, die für alle Stoffe paſſen, oder vielmehr, für die jeder Stoff paſſen ſoll, er mag wollen oder nicht. Wer einen großen Begriff von Shakeſpeare erhalten will, der leſe nur Gruppes Ariadne. Dann wird er erſt gewahr werden im Kontraſte mit den wenigen, kleinen, immerwiederkehrenden Tänzerpas, wie reich, groß Shakeſpeare iſt und wie ewig neu. —

Fatalismus in der Tragödie

Im Charakter- und Leidenſchaftstrauerſpiele liegt immer etwas Fataliſtiſches. Immer wird man ſagen können: Dem und dem hätte das nicht paſſieren können. Die Miſchung von Freiheit und Unfreiheit, die in unſerm Denken, Begehren und Handeln iſt, bleibt auch in unſerm Schickſal. Und der beſte Teil des poetiſchen Eindruckes, des tragiſchen, liegt im Gefühle dieſer unauflöslichen Miſchung. Die Notwendigkeit der Folge mag uns offen liegen, nicht die der Urſache. Offen, daß es einen ſolchen Menſchen unter ſolchen Umſtänden geben kann, aber nicht, warum der eben ein ſolcher Menſch iſt und in ſolchen Umſtänden ſituiert. Die Rechnung rationell, aber in ihrem Reſultate bleibt etwas Irrationelles, weil etwas dergleichen im Anſatze lag.

Die tragiſche Schuld

— Hat der Dichter die Schuld, ſo hat er das ganze Werk, es liegt darin, wie der Baum in ſeinem Samen. — Das Temperament des Menſchen wird ſich darin zeigen, ob die Leidenſchaft zu den ſogenannten kalten gehört, oder zu den heißen, je nachdem die Schuld eine gewiſſe Berechnung und Abſichtlichkeit involviert oder mehr ein Hingeriſſenſein über die Beſinnung hinaus. Dort wird der Charakter in allen Dingen ſich mehr in der Gewalt haben, eine gewiſſe Überlegenheit zeigen, aber ebendeshalb auch dem Gewiſſen zugänglicher ſein, wenn er auch deſſen Forderungen und Warnungen nicht nachgiebt. Denn die kalten Leidenſchaften ſind von ſelbſt ſchon die ſtärkern, eben weil ſie die Kraft haben, mit der Beſonnenheit zuſammen zu exiſtieren, aber ſie zeigen ſich nicht ſo ungeſtüm und ſtoßweiſe, ſondern mehr ſtetig wirkend. Jede Leidenſchaft kann in dieſen beiden Geſtalten vorkommen, wie Geiz, Habſucht, Neid, Eiferſucht u. ſ. w. Wie in jeder Schuld der Charakter des Thäters, ſo liegt auch die Art der Strafe darin. Die heiße Leidenſchaft brennt ihren Träger aus; hier fällt das Moment des Gewiſſens eigentlich in die Seele des Betrachters, der muß in der Seele des Helden die Reue fühlen, für die dieſer nicht Beſinnung genug hat. Der Heißleidenſchaftliche, Hingerißne wird von einem zum andern Faktor ſeines Schickſals hingeriſſen werden, ebenſo in den Untergang; er hat nicht Zeit und nicht Natur dazu, Betrachtungen anzuſtellen, abzuwägen, zu bedenken, weder vor der Schuld noch nach dem Untergange, auch in ſeinem Leiden wird er mehr bei dem Augenblicke ſein, beim Leiden ſelbſt und ſeiner nächſten, als bei ſeiner erſten Urſache. So tobt Lear auf ſeine böſen Töchter, nicht auf ſich, auf der Töchter Unkindlichkeit, nicht auf ſeine Unmacht über ſich ſelbſt, die ihn in deren Hände gegeben hat. So Romeo und Julia, Coriolan. Der Kaltleidenſchaftliche wird, wie er ſein Thun überlegen muß, auch den Betrachtungen über deſſen Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit ſich nicht entziehen können — das Übermaß der Beſonnenheit wird vor Beſchäftigung mit ſich ſelbſt gar nicht dazu kommen, auf die Dinge zu wirken. So Hamlet. —

Spannung im Drama

— Je größer die Spannung eines Stückes, deſto leidenſchaftlicher verlangen wir vorwärts zu kommen, deſto leidenſchaftlicher verabſcheuen wir alles, was uns hemmt. Wer eilt, um etwas zu erfahren, deſſen Wiſſen er leidenſchaftlich begehrt, der wird keine Augen für die Schönheiten ſeines Weges haben und für das Schönſte, Witzigſte, was ihm ein Begegnender mitteilt, für die geiſtreichſte, amüſanteſte Unterhaltung kaum ein halbes Ohr; ja er wird den Begegnenden, der ihn aufhalten will, und dem er unter andern Umſtänden ſtundenlang lauſchen könnte, los zu werden ſuchen, je ſchneller je lieber. Eine Regel wäre alſo: in Stücken mit großer Spannung immer das einfachſte Wort zu wählen; und wenn man durch detaillierte Charakteriſtik und geiſtreichen, poetiſchen Dialog wirken will, dazu einen Stoff ſich zu wählen, der einer leidenſchaftlichen Spannung nicht bedarf. — Je bewegter äußerlich die Handlung, deſto breitere Behandlung iſt nötig, wenn das Stück einen poetiſchen Eindruck machen ſoll. Je weniger eigentliche Handlung ein Stück hat, deſto mehr äußere Bewegung, und ſei es nur durch Verwandlungen und Auf- und Abtreten der Perſonen und mimiſche Belebung, ſuche man ihm zu gewinnen. —

Tragiſche Spannung

Der wahre tragiſche Eindruck iſt, daß man immer das Gefühl des Ganzen hat, d. h. der Idee des Ganzen, daß man über allem Detail beſtändig das Gefühl von der Weltnotwendigkeit hat. Shakeſpeare giebt den idealen Zuſammenhang einer Verſchuldung und des daraus hervorgehenden Verderbens. Dieſen detailliert er dann und verwandelt ihn durch Poeſie wiederum in eine Wirklichkeit, aber in eine ideale, notwendige. — Daher das tragiſche Gefühl im Lear ſo intenſiv und ununterbrochen, weil der ganze Vorgang in dieſer Tragödie aus lauter Verſchuldungen und Leiden beſteht, und das Vorherrſchen der Hauptfigur uns nie vergeſſen läßt, daß alle Verſchuldungen der übrigen Perſonen aus der Verſchuldung Lears hervorgehen und alle wiederum auf ſein Leiden wirken. Es iſt keine andre Spannung darinnen, ſo viel Gelegenheit dazu da iſt. Kein Detail wird ſo ſelbſtändig, daß wir die Empfindung des Ganzen auch nur einen Augenblick verlören. Wie denn überhaupt in der Tragödie keine Spannung ſein darf, als eben jenes immer intenſiver werdende Gefühl des Ausganges, alſo das immer unentrinnbarere Notwendigwerden des Ausganges ſelber aus dem Gefühle der wachſenden Verſchuldung. — Umgekehrt muß im Schauſpiele immer das Gefühl vorhanden ſein, daß ein ſchlimmer Ausgang weder im Charakter noch in der Urſituation liege, alſo der Unzweckmäßigkeit eines ſchlimmen Ausganges. —

Das Peinliche in der Tragödie

— Das Peinliche entſteht, wenn man zu lange geradlinig einen Weg verfolgen muß, an deſſen Ende man etwas Schreckliches ſieht, wenn man in unmerkbarer, ſteter Steigerung dem Schrecklichſten entgegengeführt wird, ohne einen Ruhepunkt unterwegs, ohne ein zeitweiliges Abwenden des ſtieren Blickes von dem Kommenden. Das ganze Stück mag eine ſolche Klimax darſtellen, aber im großen und ganzen, nicht bis ins einzelnſte durchgeführt. Es iſt das Extrem der dramatiſchen Spannung und ſehr ſchwer zu vermeiden in der konzentrierten Form. — In der Shakeſpeares thun ſchon die Verwandlungen große Dienſte, die Kürze der einzelnen Szenen. Man ſehe den Lear. Dasſelbe Familienverhältnis wirkt künſtlicher, da es zwiſchen den beiden Familien wechſelt. — Das weniger dramatiſche Talent braucht die konzentrierte Kunſtform, die die ſtete Spannung begünſtigt, um ſeiner ſchwächern Kraft damit emporzuhelfen; das Starke braucht die freiere Form, in der wiederum eine natürliche Gegenwirkung gegen das Übermaß der Kraft liegt. So müſſen Kunſtform und Kräfte ſich gegeneinander ausgleichen. Ein ſchwaches Getränk mag man zum Genuſſe konzentrieren, ein ſtarkes muß man verdünnen und mildern. Je weniger Gewalt ein Stoff beſitzt, deſto mehr wird er in konzentrierter Form gewinnen; je gewaltiger der Stoff an ſich, deſto mehr wird es ihm gut thun, in freier Form behandelt zu werden. Das Zerlegen in kleine Szenen, die, abgerundet, jede für ſich ein Genrebild, einen Mimus bilden, zeigt ſeinen Vorteil im Fauſt und in den meiſten Stücken Shakeſpeares, ſogar in den Räubern. Die eigentliche Menſchendarſtellung iſt nur in ihr möglich, auch die vollſtändige Motivierung und der vollkommen klare Zuſammenhang. Wir müſſen den Menſchen ſehen, ehe ihn Leidenſchaft entſtellt. So wird es möglich, eine Geſtalt von allen Seiten zu zeigen, in allen möglichen Graden der Ab- und Anſpannung, in allen Nüancen von der hingebendſten Vertraulichkeit bis zur geſchloſſenſten Zugeknöpftheit, mit jedem andern ein andrer, wie es der Augenblick fordert und erlaubt, ſcherzend und ernſt. — Und all dieſer Realismus der Darſtellung wird deſto täuſchender, je idealiſtiſcher oder phantaſtiſcher das Darzuſtellende iſt. — Nur muß die Zerteilung in Szenen kein blindes Zerreißen ſein, bei dem alle Teilnehmer zu kurz kommen, die Stetigkeit des Ganzen darf dadurch nicht aufgehoben, ſondern muß im ganzen und großen erſt recht möglich gemacht werden.

Tragödie der gleichen Berechtigungen

— Die ſogenannte Tragödie der gleichen Berechtigungen iſt konkreter zu entwerfen, als die bloße Leidenſchaftstragödie, ſonſt wird ſie rhetoriſch werden. Dieſe Berechtigungen müſſen in der Form der Leidenſchaft auftreten und ſolchergeſtalt durch Überſchreitung wirklich ſchuldig werden. — Da jeder Leidenſchaft eine größre oder geringre relative Berechtigung zu Grunde liegt, ſo iſt leicht begreiflich, wie die Kunſtphiloſophen auf den Gedanken kamen, dieſe Berechtigungen zur Hauptſache zu machen. — Des Ariſtoteles Hauptforderung an die Tragödie iſt von Shakeſpeare am meiſten in Romeo und Julia entſprochen worden. Eine Leidenſchaft, die den Helden zugleich verklärt, indem ſie ihn ſchuldig macht. — Die Helden ſind eigentlich an ſich ſelbſt ſchuldig, ſie ſind die Beleidiger und Beleidigten zugleich, denen wir die Selbſtbeleidigung wohl verzeihen müſſen, da ihr Leiden überwiegt in unſerm Gefühle. — So iſt die Schuld ſelbſt als ein Leiden dargeſtellt, wir bemitleiden nicht bloß ihr Leiden, ſondern auch ihre Schuld. — Will man eine Tragödie gleicher Berechtigungen annehmen, ſo muß man dieſe Berechtigungen zu Leidenſchaften machen. — Die Perſon handelt wie aus einem innern Rechte rückſichtslos heraus, die ſubjektive Berechtigung geht über das objektive Recht hinaus, wodurch die Schuld entſteht. Den kalten Beobachtern, die wenig Sinn für die poetiſche Wirkung der Leidenſchaft haben, fielen zuerſt die Stellen auf, in denen die relative Berechtigung ausgeſprochen iſt; daß dies Ausſprechen ſelbſt oft kein Glauben der Leidenſchaft, vielmehr ein Bemühen ſei, ſich dieſen Glauben an ein Recht, nach dem ſie handle, ſelbſt einzureden, darauf verfielen die ſpekulativen Philoſophen nicht, denen die Pſychologie, die die Poeſie mit dem Leben verbindet, bei ihrer Abwendung vom Leben ferne, ja feindlich iſt.

Charakter- und Gefühlsſtärke des Helden

— Es iſt nicht notwendig, Menſchen von ſtarkem Charakter zu tragiſchen Helden zu wählen, aber vorteilhaft, ſolche mit ſtarker Empfindung. Denn unſer Mitleid proportioniert ſich nach dem Ausdrucke des fremden Leidens, nicht nach ſeiner Größe an ſich, ſondern nach der Energie, mit welcher es ſich ausſpricht. So haben wir im Lear einen Menſchen, an dem nichts ſtark iſt, als ſeine Empfindungsweiſe und deren Ausdruck. —

Tragiſcher Charakterkonflikt

Hauptſache, daß der tragiſche Konflikt zwiſchen den Perſonen nie von äußrer Urſache, von bloßen Aufwallungen hergeleitet wird, von bloßen Mißverſtändniſſen; ſondern jederzeit aus dem tiefſten Kerne, aus dem eigenſten Sein derſelben, als abſoluter Widerſpruch ihrer Naturen; ſodaß der Konflikt ſozuſagen ſchon latent vorhanden war und durch die Situation nur eben geweckt und bloßgelegt worden iſt. Um den Konflikt recht ſcharf und Bruſt an Bruſt zu machen, entferne man daher nicht durch Beſtimmung ihrer Naturen befreundete Charaktere durch Irrtum und Aufwallung oder durch ſonſt äußerliche Moventien voneinander, wenn dies zu tragiſchen Thaten führen ſoll, vielmehr nähere man durch dergleichen zwei ihrem innerſten Weſen nach entgegengeſetzte Charaktere und binde ſie äußerlich und zufällig, damit das Auseinanderfallen notwendig wird, und die Bindung die innre Entgegengeſetztheit nur noch extremer macht und zur tragiſchen Kataſtrophe führt. Dagegen habe ich gefehlt im Erbförſter und Stein. Zwei Freunde thun ſich weh, weil ſie in ihrer Einbildung Feinde werden, ſtatt daß beim wahren tragiſchen Konflikte zwei weſentliche Feinde ſich einbilden, ſie ſeien Freunde, und im Verlaufe nur die Wahrheit des Verhältniſſes zu Tage kommt in beider Verderben. —

Polyphoner Dialog

Geſpräche von dreien und mehrern, wo drei oder noch mehr Perſonen, jede in einer eignen Richtung ſich gegen einander bewegen. Wenn zwei oder mehr Perſonen gegen eine oder mehrere vereint, das iſt aus einer Meinung heraus und nach einem Zweck arbeiten, ſo iſt das nur Zweigeſpräch, wie ein zweiſtimmiger Geſang, der von mehr als zwei Sängern ausgeführt wird. Nur wo drei oder mehr Perſonen, jede aus einer beſondern Abſicht heraus ſpricht, oder drei verſchiedne Reihen von Gefühlen, Beſtrebungen und Anſichten in demſelben Geſpräche einander modifizierend oder nur kontraſtierend nebeneinander hergehen, da iſt ein Dreigeſpräch. In ſolchen Szenen iſt das eigentlich dramatiſche Leben am ſtärkſten, in ſolchen polyphonen Sätzen, wo ſich verſchiedne Stimmen in verſchiednen Rhythmen, jede einzelne mit gehaltner Eigentümlichkeit, begegnen und durchkreuzen. Nur darf die Zahl dieſer verſchiednen nebeneinander gehenden Stimmen die Unterſcheidbarkeit nicht überſteigen. So z. B. die Szene zwiſchen Marinelli, Orſina und Odoardo; zwiſchen Jago, Emilia, Desdemona. **Emilia**: Ein Schurke hat euch bei dem Mohren angeſchwärzt. **Jago**: Nein, ſolche Menſchen giebts nicht, 's iſt unmöglich. Desdemona: Und giebt es einen, ſo verzeih ihm Gott. — Beſonders wirkſam, wenn die Zahl der ſelbſtändigen Stimmen von wenigen oder einer allmählich zu einem Enſemble anſchwillt. Hier kann man vom Mozart im Don Juan lernen.

Die Elemente des Dramas

— Zu unterſcheiden 1. der ideale Zuſammenhang — das tragiſche Problem, der Zuſammenhang von Charakter, Leidenſchaft, Schuld und Leiden,

2. die pragmatiſche Motivierung, Kauſalnexus,

3. das Handlungsdetail, zur Belebung beſonders des Leidens. — Im idealen Zuſammenhange liegt der Charakter, in ihm der Schuldkeim, den eine erſte, gegebne Situation zum Treiben bringt. Der ideale Zuſammenhang muß vor allem andern klar heraustreten, wie die Umriſſe eines Bauwerkes. Die einzelnen Teile können rühren und erſchüttern, ſie dürfen es aber nur in Beziehung auf das Ganze; und aus dem Dominieren des Ganzen eben dieſes idealen pſychologiſch-ethiſchen Zuſammenhanges über das Einzelne — wie im Tonſtücke der Grundtonart über die Modulationen — entſteht das Gefühl von Einheit und Notwendigkeit; das ſtets gegenwärtige Gefühl des notwendigen ethiſchen Zuſammenhanges bringt die tragiſche Stimmung, den Hauptzweck der Tragödie. Zunächſt dann muß der pragmatiſche Nexus hervortreten; das Detail darf bloß füllen und runden und Illuſion geben. — Iſt nur der ideale Zuſammenhang recht hervorſtechend, ſo wirkt ſelbſt das Zufällige und Zufallartige, das heißt der von der Idee emanzipierte Stoff nicht ſtörend. — Das Ganze iſt ja dann nichts andres, als der durch Handlung und Leiden herausgewendete innre Menſch. Seine Schuld und ſein Leiden, das iſt eben der Menſch ſelbſt, das heißt der notwen-

dige, dramatiſche, der ideale, künſtleriſch-ideale Charakter. Alle andre Charakterzeichnung iſt im Drama zu verwerfen: er zeichnet ſich eben in ſeiner Schuld und in ſeinem Leiden. So liegt in der Schuld Charakter und Schickſal wie in einer Knoſpenhülle; die dramatiſche Handlung entfaltet ſie eben. —

Epitomierung der Natur

Wie der Epitomator mit einem Buche thut; er giebt den weſentlichen Sinn des Ganzen, aber auf kleinerm Raume zuſammengedrängt. Bogen werden zu Seiten, Seiten zu Zeilen; aber der ganze Gehalt wird beibehalten, nur konzentriert. In derſelben Folge, aber in größern und weniger Schritten als in der Natur. Nirgends die Dünnheit der Dinge, eine kleinere, aber plaſtiſchere, dabei durchſichtigere und leichter überſichtliche Welt, eine konzentrierte Darſtellung des Weltlaufes, nach allen Seiten ſchlank und umgrenzt; ein ganzer Leidenſchaftsverlauf vom Entſtehen durch Schuld und Leiden bis zum Untergange infolge der Schuld, im engen Raume eines Dramas; ſo, was in der Natur in vielen Geſprächen wird, in eins oder wenige ſtiliſierte, plaſtiſch-prägnante gedrängt, das in der Natur Dünne, Lange in ein Kurzes, Dickes zuſammengepreßt, das Unwichtige, der Alltag weggelaſſen. Der Dramatiker muß verfahren nach den Geſetzen der Erinnerung. — Es giebt Affekte, die überhaupt und an ſich unplaſtiſch ſind in der Wirklichkeit, ebenſo Menſchengattungstypen; dieſe muß man entweder vermeiden, oder man muß ſie plaſtiſch machen. So iſt an ſich der unentſchiedne, unentſchloßne Charakter unplaſtiſch. Hier iſt eine Muſtergeſtalt: Hamlet. —

Die Nebenperſonen

— Die Nebenperſonen haben die Hauptperſonen und deren Charakter und Situation zum Inhalte —

ihr Thun und Leiden, ſonſt keinen. Ihre Handlungen zwecken bloß darauf ab, die Hauptperſon oder die Hauptperſonen zu Handlungen und Leiden zu bringen, worin dieſe ihre ganze Natur herauskehren, ferner durch Kontraſtierung einzelne Züge in jenen ſchärfer herauszuheben. — Die Hauptperſonen müſſen immerwährend auf der Bühne ſein, entweder in ſichtbarer Perſon oder als Spiegelbilder in dem Thun und im Dialoge der Nebencharaktere. Entweder müſſen wir ſie ſehen oder von ihnen ſprechen hören. — —

Ruhepunkte der Leidenſchaft

In Momenten, wo der Affekt der Leidenſchaft ruht, kann ſich der eigentliche Charakter der Perſon ausleben, und auch des Zuſchauers Sympathie kann ſolange ausruhen, um dann um ſo breiter und kräftiger zu folgen. Da läßt ſich natürliches Geſpräch entwickeln und wenden. Auch iſt dadurch das Peinliche zu mindern und künſtleriſch zu mildern. Hier iſt der Schein des wirklichen Lebens zu faſſen, während das beſtändige Spiel des Affektes in *einer* Perſon etwas Unnatürliches und Abſichtliches hat. Nicht allein der Affekt, auch die Ruhe, das Zurücktreten der Leidenſchaft vor andern Dingen muß dargeſtellt werden, wenn das Bild ſowohl der Leidenſchaft als des Charakters vollſtändig und naturgetreu ſein ſoll. Vergleiche Hurd. — Dieſes Vorteiles des Auslebenlaſſens habe ich mich bei meinem Streben nach Steigerung beraubt. Natürlich iſt es, daß dieſe Ruhepunkte gehaltvoll und voll Naturzügen des Geſpräches ſein müſſen, damit der Zuſchauer nicht gelangweilt wird. Darum iſt es nötig, nicht gleich vom Anfange an nach leidenſchaftlicher Spannung zu trachten. Auch der Charakter muß ſeine Ruhepunkte haben, nicht immer individuelle Männchen machen. — Dadurch entſteht Karikatur, wie oft bei Hebbel. — So läßt Shakeſpeare ſeinen Romeo ſcherzend ſeine Melancholie und Liebesvertiefung verlaſſen. —

Mittle Grade des Affektes

Man kann die Ungeduld darſtellen, ohne ſelbſt ſympathetiſch durch den Gedanken, daß man die Ungeduld darſtellen will, in Ungeduld zu geraten und ungeduldig darzuſtellen, ſtatt die Ungeduld. Dabei hat man noch den Nachteil, daß der eigne Affekt Verſtand und Einbildungskraft paralyſiert, und ſtatt der Darſtellung eines Ungeduldigen eine trockne Darſtellung zuwege kommt. Ich glaube, es war Kleiſts Fehler, wie es meiner iſt, daß wir ein zu kräftiges Gefühls- und Begehrungsvermögen zu wenig zu disziplinieren wußten. Der Lakonismus ſeiner und meiner Geſtalten im Affekte läßt einen Nichtkenner der Seele ſchließen, wir ſeien zu kalt geweſen, während wir zu heiß waren. Wir reißen an ſolchen Stellen deswegen nicht ſo hin, wie man wünſchen kann, weil wir den mittlern Grad des Affektes, der die Phantaſie erregt und den Verſtand und den Menſchen beredt macht, überſchritten, den der Dichter nie überſchreiten darf, wenn er auch ſeine Perſonen ihn überſchreiten läßt. Man braucht dem Ungeduldigen nur einen Phlegmatiſchen oder Ruhigen, auch nur einen Ruhigern, dem Heißen einen Kalten an die Seite zu ſtellen, ſo wird man ſeinen Zweck erreichen, ohne die wirkliche, gemeine Ungeduld und Hitze darzuſtellen. Es iſt das nicht einmal nötig; man vergleiche Lear. Das ſchnellere Zuſtrömen der Vorſtellungen, öfteres Abſpringen von der begonnenen Reihe und ein glühendes Kolorit, ein ſchneller Witz genügen. Alſo eine gewiſſe plaſtiſche Ruhe muß mein Hauptaugenmerk ſein! —

Die Klage J. Schmidts, man falle bei dem Verfolgen meiner Handlungen aus einer Befremdung in die andre, mahnt Shakeſpeares Beiſpiel zu folgen, der jede Verändrung, auch die kleinſte, in Meinung, Wunſch, Gefühlen, Entſchlüſſen nicht allein motiviert, ſondern dieſe Motive auch ausſprechen läßt, zuweilen ſelbſt ziemlich abſtrakt, ja ſogar die Motive, die man ihnen fälſchlich unterlegen könnte, abweiſen läßt.

Schöne Sprache

Die bloß und an ſich ſchöne Sprache des Dichters iſt nur eine günſtige Anlage zum Dramatiker, wie ſchöne Geſtalt und Organ beim Schauſpieler, aber ſo wenig dieſe Gaben an ſich den großen Schauſpieler machen, ſo wenig macht die bloße Schönheit der Sprache den Dramatiker. Sie iſt nur noch der rohe Stoff; Ausdruck, mimiſche Gebärde, Ungezwungenheit des Geſpräches, der Charakter der Perſon in der betreffenden Situation getieft, pſychologiſche Malerei durch Ton und Rhythmus, das iſt ſeine Aufgabe, Verwandlung der Sprache in ein ideales Bild des Zuſtandes, gewiſſermaßen in die Sache ſelbſt. Schönheit der Sprache am unrechten Orte wird zum Fehler und damit zur Unſchönheit; wie es Rollen giebt, wo Schönheit des Schauſpielers und ſeines Organes zum Hinderniſſe werden kann.

Der Fehler der lyriſchen Steigerung

Das ließ poetiſche Ausmalung und Gehalt bis jetzt nicht in mir aufkommen, daß ich faſt jede Szene zu einer einzigen Steigerung eines einzigen Gefühles machte. Da die Szenen lang waren, ſo wurde der Eindruck peinlich, nach dem Geſetze, daß jedes zu lang anhaltende Gefühl, ſelbſt das angenehme, ſchon durch den Mangel an Wechſel unangenehm wird. Es muß nur eine ſolche Steigerung in der Tragödie ſein, d. i. der tragiſchen Stimmung, die der Grund des Gemäldes iſt; von dieſem müſſen ſich die einzelnen Szenen kontraſtierend und im freien Wechſel abheben. Das iſt wiederum ein Vorteil der Shakeſpeariſchen Form. Mein Fehler war alſo eine lyriſche Steigerung; in dieſer ließ ſich keine Betrachtung, Ausmalung u. ſ. w. anbringen; erſtlich, weil dergleichen aus der Klimax herausfiel, zweitens weil die zu leidenſchaftliche Spannung durch dergleichen zur Ungeduld oder zum Zerreißen der Spannung geführt hätte. Die Leichtigkeit, die freie Bewegung des Geſpräches, das Typiſche war da ganz unmöglich. — Der Anfang muß den Ton anſchlagen für das Verhalten der Gemütskräfte des Zuſchauers während des ganzen Stückes, daher muß ſeine Bewegung frei und natürlich ſein, retardierend durch Gehalt, was durch Wechſel der Gefühle, durch Kontraſt der Charaktere und durch die Behaglichkeit des Typiſchen ausgeglichen wird; ſodaß keine Langeweile entſtehen kann. — Die ergreifendſten Szenen müſſen auch die poetiſchten und gehaltvollſten ſein; dadurch wird die Wirkung auf das Gefühl künſtleriſch gemildert, indem man ihm Verſtand und Phantaſie zu Hilfe ruft. So teilt ſich nun die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers; ein Teil wird auf den geiſtigen Gehalt, ein Teil auf die Bilder der Phantaſie, ein Teil auf die Kunſt des Schauſpielers gelenkt; dem Gefühle wird ebenſoviel entzogen von der Bürde, die es ſonſt peinlich drücken würde. In Dekoration und fremdem Koſtüm kann auch noch dem äußern Sinne ein Teil der Laſt zugewieſen werden. Jede dieſer Kräfte trägt dann nur ſoviel, als ſie gerne trägt. — Der Gang der Hauptſzenen analytiſch, der Inhalt wird herausgewickelt; der Plan ſynthetiſch. Muſter: Hamlets Szene mit dem Geiſt, mit der Mutter, die Szene, wo ihm die Erſcheinung des Geiſtes gemeldet wird. — Überall muß das Geſpräch ſchon an ſich ſelbſt intereſſieren. — Der gewöhnliche Gang des Geſprächs in der Wirklichkeit: durch Aſſoziation von Nebenvorſtellungen von einer Hauptvorſtellung aus. Es fällt einem eins über dem andern ein, und man muß ſich beſtimmen, immer wieder auf die Hauptſache zu kommen. —

Idee des Dramas

Die Idee des Dramas muß mehr konkret als abſtrakt, mehr in künſtleriſchem als philoſophiſchem Sinne genommen werden, ſie iſt die Einheit des Mannigfaltigen, der Standpunkt, aus dem das Mannigfaltige ſich als Einheit anſchauen läßt, und darum die Hauptbedingung aller Wirkung; das Band, ohne welches die Wirkung in Wirkungen zerfallen muß, die ſich gegenſeitig aufheben. Sie iſt das plaſtiſche Geſetz des Werkes. Wenn Lewes von der Idee eines Dramas nichts wiſſen will, ſo iſt zu ſagen, daß ſie bei der Betrachtung der Wirkung des Dramas nicht übergangen werden kann, da ſie das Hauptmittel der Wirkung, die ausſchließliche Bedingung derſelben iſt, das Mittel, wodurch die verſchiednen Teile zum Ganzen, das Mannigfaltige eben zum Kunſtwerke, zum Organismus wird. Nur darf man „Idee“ nicht im tranſcendentalen oder überhaupt ſpekulativen Sinne nehmen, ſondern als Naturidee. Der Dichter hat allerdings eine Idee, aber keine philoſophiſche, ſondern eine poetiſche Abſtraktion, d. h. innerhalb der Anſchauung. Die Organe des Gedichtes haben eine beſtimmte Gruppierung, ein beſtimmtes Verhältnis zu einander, dieſes hat einen Mittelpunkt, und dieſer iſt die poetiſche Idee. —

Bedingungen des dramatiſchen Lebens

Es zeigen ſich uns drei Bedingungen des dramatiſchen Lebens. Das Schauſpiel bedarf des Dichters, des Schauſpielers, des Publikums. Der Dichter will Poeſie, er will ſein Talent austönen. Der Schauſpieler will eine Unterlage für ſeine Kunſt; das Publikum will Unterhaltung. Nun läßt ſich der Fall denken, daß jeder dieſer drei Faktoren ſich auf Koſten der andern beiden geltend macht. Im beſten Falle wird daraus eine Einſeitigkeit. Herrſcht der Poet, ſo wird der Schauſpieler zum bloßen Sprachrohre, Vorträger, Deklamator, er kann ſich nicht ausleben als Schauſpieler, er wird höchſtens zum denkenden, fühlenden Deklamator fremder Worte, was er nicht als ſeine eigenſte Aufgabe anſehen kann, er thut, was er thut, mehr dem Dichter oder der Poeſie zuliebe; herrſcht der Schauſpieler, ſo wird die Poeſie übel daran ſein, gewiß aber das Publikum weniger. Jedenfalls ſieht man, iſt es beſſer, das Schauſpieleriſche herrſche vor. Denke man ſich einen Schauſpieler von großer, poetiſcher Anlage, ſo wird dieſer ein beßrer Autor ſein, als ein Poet, der nicht große ſchauſpieleriſche Anlage hat. —

Einheit der Poeſie und Schauſpielkunſt in der dramatiſchen

Wir dürfen nicht des Helden Partei gegen das Schickſal nehmen in der End- und Totalſtimmung; er muß ſelbſt ſein Verderber ſein, aber indem er es wird, müſſen wir zwar das Ende vorausſehen, dürfen aber die Sympathie für ihn nicht verlieren; er iſt ſo, daß er unglücklich werden muß, aber wir müſſen ihn lieben, obgleich er ſo iſt, das iſt die Hauptregel der Tragödie. — Rhetorik der Leidenſchaften und Affekte, charakteriſtiſche; Rhetorik des Seelenzuſtandes der Perſonen iſt im Drama jederzeit notwendig; ſchädlich aber und zu verwerfen alle Rhetorik des Poeten. — Die dramatiſch ſchöne Sprache iſt die, welche mit dem Seelenzuſtande der Perſonen, den ſie darſtellt, zuſammenfällt, die alſo den Schauſpieler, der ſich in Charakter und Situation verſetzt, nicht zwingt, ſie zu vernichten (L. Schröders Äußerung), ſondern im Gegenteil. — Goethe nimmt zu den Regeln der Poeſie noch die der Malerei — aber dem Dramatiker liegt näher die lebendige Malerei, d. i. die in der Zeit, die Schauſpielkunſt, der mehr erlaubt iſt. Der Philoſoph ſucht immer nach geiſtigem Gehalt, z. B. nach dem höhern Grade des Erhabnen, der Poet hat es mit Anſchauungen zu thun, nicht mit Gedankenkombinationen. Je philoſophiſch höher dieſelben, deſto geringer poetiſch. Die ſogenannte Bühnengerechtigkeit und das Kunſtwerk an ſich ſind nicht zwei nebeneinandergehende Arten, von denen man ſagen kann, gut, wenn das andre dabei iſt, wenn nicht, ſchadets nicht. Sie müſſen im Drama beide einander durchdringen. Die dramatiſche Kunſt iſt eine Syntheſis der beiden Künſte, der Poeſie- und Schauſpielkunſt.

Dichter und Zuſchauer

Ich glaube, bei ſeinem Stücke darf der Autor fordern, daß der Zuſchauer ihm, wie auf dem Billard — einen oder einige Points vorgebe oder einen Kapitaleinſchuß in das gemeinſame Geſchäft mache, wenn dies nur der Dichter mit Zinſen zurückgiebt. Ohne das läßt ſich die Schlankheit des Anfangs und damit die Geſchloſſenheit des Stückes nicht ermöglichen. Es iſt überdies mit den Charakteren im Schauſpiele, wie mit denen in der Wirklichkeit; die Dutzendmenſchen begreifen wir ſogleich; jeder wahre Charakter dagegen macht uns Schwierigkeiten; wir müſſen etwas von dem Unſern aufgeben, um uns an ſeine Stelle verſetzen zu können; das wird uns ſchwer beim erſtenmale; kennen wir ihn einmal, dann deſto leichter. Und ich habe immer dieſe aufgezwungne Übung, uns zu objektivieren, für einen Hauptnutzen des Schauſpiels gehalten. Was den Charakter, der ſich als ein eigner uns ſelbſtändig gegenüberſtellt, uns wieder näher bringt, iſt die Leidenſchaft. Leidenſchaftslos iſt kein Menſch, er hat den Keim zu allen Leidenſchaften ſtärker oder ſchwächer in ſich, und da alle Leidenſchaften gleiches Grundgeſetz der Entſtehung, des Wachstumes, des Verhaltens zu den übrigen Gemütskräften, den ſinnlichen wie den geiſtigen, beſitzen, ſo tragen wir in dem eignen Begehrungsvermögen den Maßſtab auch für die Leidenſchaften, die in uns nicht ausgebildet ſind. Wenn es dem Dichter gelingt, uns in der Illuſion durch die Vermittlung der Sympathie zu Mitthätern oder Mitleidern des Thuns oder Leidens ſeiner Perſonen im Augenblicke des Thuns zu machen, ſo hat er die Aufgabe gelöſt. Die bei wiedergewonnener Freiheit eintretende Reflexion des Verſtandes mag dann jenes Handeln für Wahnſinn erklären, das thut der Richtigkeit und Wahrheit der Darſtellung desſelben keinen Eintrag; denn es würde auch dem Helden ſelbſt ſeine That als Wahnſinn erſcheinen, ſollte er ſie in völliger Klarheit des Verſtandes thun.

Epiſche und dramatiſche Konflikte

Ein Kampf liegt allem Epiſchen und Dramatiſchen zu Grunde; zwei handelnde Mächte, die ſich bekriegen. Der Kampf innerhalb eines Volkes, einer Stadt hat noch viel Epiſches, der Kampf in den engern Grenzen der Familie, je näher ſich die Perſonen auf den Hals rücken, deſto geeigneter ſind ſie ſchon zu dramatiſcher Behandlung, der Kampf in einer und derſelben Perſon am meiſten — Hamlet, Macbeth. Hier entſteht das, was ich früher Doppelrollen genannt habe. So ſpielt Hamlet ſelbſt eine Doppelrolle, d. h. er ſpielt durch die eigne Natur gezwungen zwei Rollen, den

Rächenwollenden, den Bedenklichen und dabei noch abſichtlich den Wahnſinnigen. Es iſt bei Shakeſpeare kein Nebeneinanderlaufen des Dramatiſch-Theatraliſchen, der ethiſch-pſychologiſchen Idee und des Stückes ſelbſt, ſondern dieſer Widerſtreit in derſelben Perſon iſt zugleich das theatraliſch-dramatiſche Thema und der Kern der Idee. —

Die Poeſie im Konflikte mit Religion und Moral

Die Poeſie kommt in ihren Konſequenzen mit Religion und Moral in Konflikt. Das zeigen zwei große Exempel, die altgriechiſche, beſonders ihr Gipfel, Sophokles, und die Goethe-Schilleriſche Tragödie, wo ſie jener folgt. Das einem drohenden Fluche Ausweichenwollen, das ihm erſt recht entgegenführt, dann die Figur, daß, was gethan wird, in liebender Abſicht zu des Gegenſtandes Verderben ausſchlägt, dies iſt poetiſch und ergreifend in hohem Grade; aber es iſt ein gräßlicher Gedanke, wenn man die höhere Leitung der menſchlichen Dinge ſich ſo tückiſch vorſtellt, ſo bösartig und unmoraliſch; und weicht man aus, indem man eine göttliche Führung leugnet, ſo beſſert es nicht, daß man dem ſogenannten Zufall dieſe Perfidie und zugleich Gewalt über Menſchen, die beſſer wie er, zuſchiebt. Shakeſpeare hat dergleichen nie, das iſt ſeine wahre Frömmigkeit. Will man dieſen Kunſtgriff anwenden, ſo darf mans nur ſo, daß die Mühen, den Folgen einer Schuld zu entfliehen, tiefer in Schuld und in äußres Verderben hineinführen. —

Falſche Sentimentalität in der Auffaſſung des Tragiſchen

Unſre Zeit erſchrickt vor dem Gedanken, daß ein Menſch eine eigne Schuld haben könne. Mißverſtandne Humanität hat ſeit einer Anzahl von Jahren, um die Menſchen von harten Urteilen und unthätigem Abwenden vom Sünder, der dadurch noch tiefer in Sünde zu geraten in Gefahr kommt, zur Milde und Bethätigung derſelben zu bewegen, dem Publikum eingepredigt, und Nebenurſachen helfen dazu, wie z. B. politiſche und ſoziale Wühlerei, daß im Menſchen nicht das Individuum, nicht ein freies Ich, ſondern daß allerlei andre Agentien in ihm ſündigen, z. B. der Staat, die Geſellſchaft, Schule, Ehe, Bildungsgrad u. ſ. w. Eine ſo bequeme Lehre nahm man gern an, weil, was zu milderm Urteil über den Nebenmenſchen führen ſollte, zunächſt den Menſchen zu berechtigen ſchien, über ſich ſelbſt milder zu urteilen, alſo ſich nicht mehr vor eigner Verſündigung zu fürchten; denn verſündigte man ſich, ſo war man nach dieſer Doktrin ja nicht mehr ein Beleidiger, ſondern ein Beleidigter; alſo nicht einer, der Unwillen verdiente, nein einer, der Mitleid verdiente. Wie weit man das trieb, ſieht man an der neuſten Auffaſſung des Shylock, die dieſen komiſchen Popanz oder gräßlichen Hanswurſt zu einem tragiſchen Helden macht. — Es iſt dies die unmoraliſchte Art von Sentimentalität, die es geben kann, ſeine eigne Erbärmlichkeit als etwas Großes, Edles zu fühlen, indem man allen ſchlechten Gelüſten nachgiebt, ſich als einen Märtyrer, wo man ein Weichling, ſich als ein Held zu fühlen, um eine Entſchuldigung, ja einen Sporn zu haben, ſich ſelbſt alles nachzuſehen. Zu Shakeſpeares Zeiten lebte ein kräftigeres, ſtolzeres Geſchlecht, das in der Entſchuldigung, der Verführte, der Gezwungne zu einer Schuld zu ſein, nur einen Schimpf mehr ſah, das lieber für böſe als für ſchwach gelten wollte. Und dies mit recht; denn der Starke iſt doch etwas, ſelbſt ſein Verbrechen kann etwas Impoſantes haben, es iſt das Erfordernis zur Tugend, die Selbſtbeſtimmung, wenn auch falſch angewandt, vorhanden;

aber in dem Gallert, das nichts aus ſich ſelbſt ſein kann, das zur Tugend wie zum Laſter verführt werden muß, iſt gar nichts mehr von der urſprünglichen Hoheit des Menſchen, von dem Adel, der ſelbſt im gefallnen Engel noch imponiert. Ein Menſch, der ſtark genug iſt, böſe zu ſein, kann ſelbſt das Mitleid noch erregen. Und nur ein Menſch, in welchem die Kraft iſt, gut oder böſe ſelber zu werden, kann ein Schickſal haben. Aber auch nur für ein Publikum, das ſo denkt, iſt eine Tragödie möglich. Shakeſpeare iſt ein Richter. —

Gemiſchtes Gefühl beim Tragiſchen

Die Tragödie darf nur in gebrochnen Farben arbeiten, nur Gefühle erregen, die aus angenehmen und unangenehmen Elementen gemiſcht ſind, doch wenn möglich ſo, daß durchgehends, wenigſtens vorherrſchend das angenehme Ingredienz überwiegend iſt, wenigſtens darf es dem unangenehmen nie zu lange und nie zu ſehr nachſtehen. *Ein gemiſchtes Gefühl.* Die tragiſche Kunſt geht lediglich auf Erweckung und Unterhaltung der tragiſchen Stimmung, eines gemiſchten Gefühles, aus Freude an der Geſtalt und Schmerz über die Übel derſelben. Der Held darf nicht unſchuldig leiden, weil dieſer Schmerz ſonſt ein wüſtes unpoetiſches Gefühl werden und die poetiſche Wirkung vereiteln würde; aber ſein Leiden muß über das Maß ſeiner Schuld hinauswachſen, weil ſonſt das Mitleid nicht zum Affekt würde. — Wie der Landſchafter ſeinen Farben den Luftton zumiſcht, ſo muß die beabſichtigte Grundſtimmung der Tragödie alle ihre Einzelheiten durchdringen; unter dieſer Bedingung kann der Dichter dann auch komiſche Beſtandteile — nur nicht ganze Situationen und Epiſoden — aufnehmen, wenn er ſie nach dem tragiſchen Lokaltone ſtimmt. So liegt auch auf den Späßen des Narren im Lear, in der Totengräberſzene Hamlets u. ſ. w. ſozuſagen der tragiſche Lichtreflex des Ganzen. Die Späße des Peter mit den Muſikanten zeigen ſchon geringre Meiſterſchaft, wenngleich Julie nur ſcheintot und die Szene mehr eine Füllſzene iſt, ähnlich wie der Pförtnermonolog im Macbeth, oder vielmehr ein Einſchiebſel aus theatraliſchem Bedürfnis. Die Witze des Narren im Lear gehen wie ein komiſcher Chor immer auf den tragiſchen Kern ſelbſt; indem ſie ihn mit humoriſtiſchen Schlaglichtern beleuchten, ſind dieſe Schlaglichter ſelbſt von der Trübe dieſer Atmoſphäre angedunkelt. — Soweit es möglich, muß ſchon die Fabel, die Geſtalt der Handlung in kürzeſter Erzählung, die beiden Ingredienzien in dem ebenverlangten Miſchverhältniſſe in ſich haben. Dagegen geſündigt zu haben, iſt mein großer Fehler im Erbförſter. —

Tragiſche Probleme

Tragiſche Probleme: Ungeduld, und eine Aufgabe, bei der Geduld und Selbſtbeherrſchung die conditio sine qua non iſt — Lear, Coriolan. Gewiſſermaßen auch Romeo. — Naivität, zu große Offenheit bei einer Aufgabe, die Verſtellung fordert. Auch Stolz verachtet die Verſtellung. Coriolan. Edelmut auch. Ein ſanft geſtimmtes Gemüt und eine Aufgabe, die Strenge verlangt. Hamlet, Brutus. — Ein ſkeptiſches Gemüt, und eine Situation, die Glauben verlangt. Ein träges, und eine Situation, die Anſtrengung verlangt. Hamlet, fett, kurzatmig. „Auch wärſt du ſo träg“ u. ſ. w. ſagt der Geiſt. — Dieſen tragiſchen Widerſpruch finden wir ſchon bei Sophokles. Im König Ödipus iſt der Widerſpruch der Aufgabe, dem gedrohten Verderben auszuweichen, was nur durch Beſonnenheit geſchehen kann, mit einem leidenſchaftlichen oder vielmehr affektvollen, leicht reizbaren Naturell, das jene Beſonnenheit nicht hat. Wirklich geht dieſe charakteriſtiſche Figur, wie er immer nach klarem Verſtändnis der Lage ſtrebt, und dieſes immer wieder durch ſein reizbares, jähzorniges Temperament geſtört wird, dieſe Figur im kleinen, die im großen das Stück ſelber iſt, durch des Helden ganze Rolle. Das iſt die Urſache, warum dieſer Ödipus das theatraliſchte Stück der Alten in unſerm Sinne iſt. Was aber den Unterſchied von Shakeſpeare macht, iſt, daß die Situation eine willkürliche iſt, nicht ethiſch, ſondern poſitiv religiös gefaßt, eine Grille der Götter oder des Fatums. Dann iſt die Fabel nicht geſchloſſen, es ſind zwei verſchiedne Stücke, Lajus, Ödipus. — In der Leidenſchaft ſelbſt iſt eben ſchon der tragiſche Widerſpruch, daß ſie mit ihrem Affekte zuſammen iſt, daß dieſer Affekt ſtets ihren Zweck zu vereiteln trachtet, den zu erreichen ſie den Verſtand anſtrengt. Lear bringt ſich in die Situation, ſich nach andern richten zu müſſen, die nun Herrſcher ſind, was er früher war; ſich nach andern richten, ſich in die Lage eines, der nicht herrſcht, zu ſchicken, das kann er nicht; daran geht er unter. In ſolchen Fällen ſieht der Held in der Schuld die Tragweite derſelben nicht, aber es muß immerhin ein Erfahrungsgeſetz, eine allgemein bekannte Regel ſein, gegen die er darin ſündigt. Und Lears Hauptſchuld liegt doch in der Verſtoßung der guten Tochter. — Weil ich wiederum eine Erzählung ſchreiben muß, worüber ich die ſämtlichen Erwerbniſſe meines nun wieder ein Jahr alten Studiums des Dramas verlieren könnte, ſo ſei noch ein Satz von Goethe, der vieles von dem hier Entwickelten in nuce enthält, hierher geſetzt: Im Trauerſpiele kann und ſoll das Schickſal, oder welches einerlei iſt, die entſchiedne Natur des Menſchen, die ihn blind (bei offnen Augen, trotz offner und ſehender Augen, das wäre die Shakeſpeariſche Formel) da- oder dorthin führt, walten und herrſchen; ſie muß ihn niemals zu ſeinem Zwecke abführen; der Held darf ſeines Verſtandes nicht mächtig ſein (das wäre der Affekt perennierend gedacht, denn in der Leidenſchaft iſt das Moment des Wiſſens, daher der Freiheit), der Verſtand darf gar nicht in die Tragödie entrieren, als bei Nebenperſonen zur Desavantage des Haupthelden. —

Tragiſche Schuld

Je mehr das Leiden die Schönheit und Kraft der individuellen Geſtalt zeigt, je kräftiger das Getroffene reagiert, deſto mehr wird das Tragiſche hinaufgehoben. Je weniger Wert für den Helden das Leben mehr haben kann, deſto leichter tragen wir ſeinen Tod. — Für die pragmatiſche Motivierung gilt überhaupt das Geſetz: Der Autor darf nichts geſchehen laſſen, als was er uns erwarten ließ, er darf aber auch nichts erwarten laſſen, was er nicht geſchehen laſſen will; für die höhere Motivierung: er darf nichts geſchehen laſſen, was er uns nicht zu wünſchen zwang, und nichts uns zu wünſchen zwingen, was er nicht geſchehen laſſen will. Dies ſind Hauptgeſetze. — Ferner für die Behandlung: mehr Dialog als körperliches Thun, durch Eingeſtehn, der Vorgang ſei nicht gemeine Wirklichkeit; Vermeidung des Haſtigen, Dünnen, Plötzlichen, kurz alles deſſen, was aus der poetiſchen Wirklichkeit in gemeine Täuſchung hinüberreißen könnte. Bilder, Reime, Aktion, in der der Schauſpieler ſeine ganze Kunſt zeigen kann, wie der Poet die ſeine darin zeigt, ſodaß auch durch Bewundrung des Künſtlers einige Ableitung der Aufmerkſamkeit von dem Schrecklichen des Stoffes bewerkſtelligt wird. Es darf im Leidenden nicht bloß die gemarterte, hilfloſe Sinnlichkeit erſcheinen, das Leiden muß möglichſt in Form eines Handelns erſcheinen, wie in der Schuld das Handeln in Form eines Leidens. — Bei weitem die

Hauptſache iſt der ideale Nexus, zumal im hiſtoriſchen Stücke größern Maßſtabes. Dagegen tritt der pragmatiſche, ſoweit er nämlich nicht mit dem idealen Nexus zuſammenfällt, zurück; wir verlangen in einem großen Gemälde große Linien, und es ſtört uns ſogar, wenn das Kleine zu wichtig behandelt wird. Alles Große verlangt zu ſeiner Behandlung eine gewiſſe Kühnheit, einen „Griff.“ — Schuld, d. h. Provokation des Leidens, die relativ freie, aber jedenfalls eigne Handlung, durch welche der Held eine Reaktion weckt, an der er, wenigſtens phyſiſch, zu Grunde geht, der Anfang der tragiſchen Handlung, deren Schluß die Kataſtrophe. — Dieſe Schuld, deren notwendige Folge eine Fortſetzung ihrer, aber ſchon in Geſtalt eines Leidens, eines Zwanges, muß durch den Charakter des Helden motiviert werden; die Situation muß hier an zweiter Stelle ſtehen, bloß Gelegenheitsurſache ſein, während die aus der Schuld und den Situationen, die die Reaktion der beleidigten Mächte darſtellen, folgenden Handlungen weniger frei erſcheinen dürfen. — Es erhellt nun, daß des Helden Charakter aus der Schuld gebildet werden muß, daß ihre Bedingungen zu den Hauptzügen dieſes Charakters werden müſſen. — Das Geheimnis des Bühnenſtückes iſt, daß alles ſo notwendig als möglich, ja ſchon feſtſtehend und unabänderlich und doch zugleich wie eben erſt werdend, wachſend erſcheint. Alſo möglichſt viel Expoſition, aber immer in Form lebendiger, lebhafter, affektvoller Handlung. Immer ſchon Feſtes, das uns aber eben vor den Augen erſt zu werden ſcheint. Man ſieht immer bei Shakeſpeare, daß ihm intereſſante, gehalt- und affektvolle Geſpräche mit ſtarken Kontraſten die Hauptſache ſind, das Erſchöpfen einer Stimmung; die eigentliche Handlung, der pragmatiſche Nexus iſt ihm bloß der Gelegenheitsmacher dazu, die Stiele, Blätter, Stamm, Zweige, die bloßen Bedingungen zu dem Entſtehen der

Blüte und ihrer Farben und Düfte. Hier iſt nur die reine Poeſie, der Schein der abſichtsloſeſten Natur, der reine Zweck, die Idee.

Wohl zu hüten, daß das, was die Schuld ſein ſoll, dem Thäter nicht als das Rechte und Notwendige erſcheint. Man ſehe den alten Lear, wenn er ſeine Thorheit begehen will. Daß es unrecht iſt, was er thun will, fühlt der Zuſchauer, und er ſelbſt bringt keinen Grund für ſein Thun, auch gar nichts, was nur die Meinung erlaubte, er glaube recht zu thun; er weiß, daß er unrecht thut, wenn er es auch nicht ausdrücklich ſagt, aber er thut das Unrecht dennoch. Auch ſpäter bringt er nichts, was glauben machen könnte, er halte ſein Thun gegen Cordelia, ja nur ſeine unſinnige Güte gegen die böſen Töchter für recht, ja er entſchuldigt es nicht einmal, geſchweige, daß er es bei ſich rechtfertigte. Die Schändlichkeit der böſen Töchter und ihr Unrecht gegen ihn iſts allein was er markiert, und darin iſt des Zuſchauers Gewiſſen einverſtanden mit ihm. Auffallend iſt die Szene vollends im Macbeth, wo er ſo gar nichts thut, die ſchändliche That, die er verüben will, nur etwas auch nur vor ſich ſelbſt zu verſchleiern, vielmehr iſt er ſelbſt ein ſo entſchiedner Verdammer derſelben, wie es nur irgend das Gewiſſen des Publikums ſein kann, aber er thut ſie doch. Daß ſeine Leidenſchaft dieſe entſetzliche Stärke hat, das bringt in uns zugleich ein Gefühl wie von Bewundrung dieſer Stärke und doch von Mitleid hervor für dies ſo tief moraliſch empfindende Gemüt, daß ſolche Leidenſchaft es doch hinreißt. Hier iſt das Geheimnis des wahrhaft Tragiſchen: daß der Held in ſeinem Unrecht zugleich impoſant und mitleiderweckend in dem Unrechte, das er ſelber thut, erſcheint, da er dieſes doch mehr zu leiden ſcheint in ſeinem Thun, als es thuend. Durch ſolche Schuld gewinnt er nun erſt eine Innerlichkeit, eine Geſchichte der Seele, die ihn über das Marionettenhafte hinaus und in den Schoß unſrer Teilnahme hebt. —

Das Typiſche im Drama

Auch bei der hiſtoriſchen Tragödie iſt es die Hauptſache, den Typus im Stoffe zu ſehen, dann alles, was zu dieſem Typus, der den ganzen Kauſalnexus in ſich enthält, nicht gehört oder ihn ſtört, wegzuthun, was nicht wegzuthun iſt, in Schatten zu rücken, daß es ſich nicht verwirrend oder aufhebend in den Typus eindränge. Dazu iſt Epitomierung der Geſchichte notwendig, wodurch z. B. ganze, lange Verhandlungen in eine Szene zuſammenfallen. Die Konzentrierung hinſichtlich der Perſonenzahl und die zur Charakteriſtik, Menſchendarſtellung notwendige Breite heißt die bloßen Werkzeuge, wo ſie nicht zur engſten Faſſung des Typus unentbehrlich ſind, wegwerfen und die Thäter der Thaten auch zu deren unmittelbaren Ausführern machen. Das hiſtoriſche Detail und die Thathandlungen, die einander bedingen, und dieſes Bedingen ſelbſt ſteht nun nackt da und muß durch poetiſch-ſchauſpieleriſches Detail belebt und illuſionsfähig gemacht werden, doch muß auch dieſes Detail typiſch ſein. Dazu iſt ganz ideale Behandlung von Zeit und Ort notwendig. Der Typus muß aus dem Stoffe herausgeſehen, der Charakterwiderſpruch geſucht werden, der den Typus zu einem tragiſchen macht, auch im hiſtoriſchen Drama. Die eigentliche Thathandlung muß kurz, raſch und trocken abgethan werden, die Spielſzenen müſſen weſentlich den Typus darſtellen und den Grundgedanken des Stückes ausführen. — Es gehen alſo in der Tragödie drei Zuſammenhänge neben, über oder durcheinander hin: der kauſale, ideale (tragiſche); der ſchauſpieleriſche (die Rollen); der pragmatiſche, der ethiſche und der pſychologiſch-plaſtiſche. Je mehr ſie in einer zuſammenfallendeſto beſſer die ethiſche, die pragmatiſche, die ſchauſpieleriſche Reihe. —

Einheit der Intention

Der ideale, pſychologiſch-ethiſche Gehalt des Stoffes entwickelt, aber in der Darſtellung. Er iſt die eigentlichſte Seele des dramatiſchen Stoffes. Es darf bei der Ausbildung desſelben nichts als nur dieſe Seele zur Erſcheinung kommen, nichts ihr Fremdes hinzu erfunden werden. Die Glieder dieſes Leibes ſind die ſogenannten ſchauſpieleriſchen oder Theatereffekte. — Man kann die franzöſiſche Form oder Methode die mechaniſche, die Shakeſpeares die organiſche nennen. Hierher gehört die Goethiſche, die nur zu epiſch iſt, dorthin die Leſſingiſche und Schilleriſche. —

Künſtlichkeit der Motive

— Alles Raffinierte iſt zu vermeiden. Am Raffinement krankt das klaſſiſche Theater der Franzoſen. Die einheitliche Form iſt nur möglich bei dem Verfahren der Alten, wenn die Handlung einfach und eigentlich mehr bloß eine Kataſtrophe, als eine ganze Handlung iſt. Soll ſie einen reichern Inhalt haben, ſo muß der Dichter raffinieren. So verfielen die Corneille u. ſ. w. auf die Spielerei mit dem Wechſel der Affekte, die ſchon deshalb keine wahre Wirkung macht, weil der Zuſchauer ſo ſchnell nicht folgen, die Sache nicht miterleben kann. Viele ganz äußerliche Motive kamen ſchon bei den Griechen hinein, z. B. des einander Nichtkennens ſolcher, die eigentlich Freunde ſein ſollten und ſich nun als Feinde begegneten; die Franzoſen behielten ſie bei und verdarben die Tragik der Stoffe durch die Erzielung einer Überraſchung. Bei Shakeſpeare findet man dieſe Motive dahin verwieſen, wohin ſie gehören, in die Komödie. —

Das innre Drama der Leidenſchaft

Das Sichſelbſtſteigern der Leidenſchaft, das Agieren innerlich, das innre Drama der Leidenſchaft, die nichts mehr von außen bedarf, die ſich von ſich ſelber nährt, iſt in der Tragödie die Hauptſache. So im Macbeth, Hamlet, ja ſelbſt im Lear; denn in dieſer Beſchäftigung mit ſich ſelbſt und nur mit ſich ſelbſt, der die Bilder der Phantaſie, mit dem Auge des innern Sinnes geſehen, wichtiger und wirklicher erſcheinen als die der Wirklichkeit — und ſelbſt dieſe kommen nicht unverfälſcht, wenn nicht chaotiſch und traumhaft unbeſtimmt, in die Seele — liegt ja eben der Wahnſinn, das Traumwandeln der überwachſenen Leidenſchaft. Und der Wahnſinn ſelbſt iſt nichts als der habituell gewordne Zuſtand dieſes Traumwandelns einer Leidenſchaft, die den Zuſammenhang mit der Wirklichkeit für immer verloren hat. — Die Leidenſchaft greift wie die Flamme von ſelbſt um ſich; nur das erſte Entſtehen der Feuersbrunſt iſt von außen zu motivieren; brennt ſie einmal, ſo nährt ſie ſich von ſelbſt, ſie ſteigt von Balken zu Balken, bietet eine Reihe kleinrer Feuersbrünſte, die nicht beſondrer Anlegung bedürfen, auch keines Hauches; die Flamme erzeugt den Hauch aus ſich, mit dem ſie ſich immer größer bläſt. So flammt ſie fort, ſo lange ſie noch Material findet; und erſt wenn das Material völlig verzehrt iſt, erliſcht ſie und ſtirbt nach dem Töten. Vorher entzündet ſie oft heftiger, was ſie verlöſchen ſollte. —

Tragiſcher Widerſpruch im Charakter

Jede Leidenſchaft hat die doppelte Tendenz, ſich zu befriedigen und zugleich dieſe Befriedigung zu vereiteln. Leidenſchaft macht auf der einen Seite beſonnen, ſie macht den Dummkopf klug, den Feigling tapfer, um ihren Zweck zu erreichen; nun iſt ſie aber mit einem Affekte verbunden, und dieſer iſt in ſeinem Thun durchaus Naturkraft und von allem Geſetze an Zweckmäßigkeit und Unterordnung losgeſprochen; er macht den Klugen dumm, den Tapfern feige u. ſ. w. Dieſe Doppelnatur von Beſonnenheit und Zweckmäßigkeit und völliger Beſinnungsabweſenheit und Zweckwidrigkeit macht den *tragiſchen Widerſpruch* innerhalb der Leidenſchaft ſelbſt aus. Und auf dieſen elementarſten Widerſpruch laſſen ſich alle tragiſchen Charaktere Shakeſpeares zurückführen, auch im Hamlet. Der Affekt iſt immer ein notwendiges Hilfsmittel zur Schuld.

In unſrer Zeit der Nivellierung, wo der einzelne ſich fürchtet, ſich anders zu zeigen als die andern, und wo wirklich das Geſetz der Not ſtärker iſt, bei von Kind an durch Bildung geſchwächten Leidenſchaften, bei geregelten Einrichtungen, Allgegenwart der Polizei u. ſ. w., bei kräftig aufrechterhaltner Ordnung, in unſrer Zeit zeigt ſich der Charakter faſt nur im Affekte, in der Gewalt der Reaktion gegen den erſten Eindruck des Motives. Die Gewohnheit, ſich im Niveau zu halten, Rückſichten auf die Folgen von ſeiten des Ordnungsſtatus, drücken die individuelle Intention herunter zu der Handlungsweiſe aller, zu der durchſchnittlichen. Dafür rächt ſich die durch dieſen Zwang beleidigte Individualität in Verbiſſenheit an ſich ſelbſt. —

Leidenſchaft und Affekt

Die gefährliche *Faſſung* der Leidenſchaft, die ſich noch ſelber beobachten kann; denn das unterſcheidet ja eben Leidenſchaft und Affekt, daß jene den Kopf hell macht, Geiſtesgegenwart giebt, ſelbſt die Kraft, Affekte nicht aufkommen zu laſſen, die Aufmerkſamkeit ſchärft und ausdauernd macht, den Menſchen förmlich kalt macht, ruhig, aber nicht mit der Abſpannung der Ruhe des ſich aufs neue ſammelnden Affektes. Die Sprache und Mimik der Leidenſchaft iſt die Sprache der zuſammengefaßten Kraft, nachdrucksvoll, ohne heftig zu ſein, die Sprache der Entſchiedenheit, denn die Leidenſchaft will ihr Ziel erreichen, ſie ſchwankt nicht; all ihr Trachten geht nur nach dem einen; um das Ziel zu erreichen, ſpannt ſie alle Kräfte an, ſogar die denkenden, die ihr entgegenwirken ſollten — wie der Wind erſt gegen das Gewitter, dann aus dem Gewitter kommt und aus einem Gegner ein Diener der Verwüſtung wird. Das Bild paßt noch weiter; die einzelnen Blitze vom bloßen Wetterleuchten bis zum ſtärkſten Donnerſchlage ſind die dienenden Affekte, denn auch dieſe unterjocht ſich die Leidenſchaft, und ſo jäh und ſchrecklich Donner und Blitz ſein mögen, in der langſam fortrückenden Wolkenmaſſe herrſcht kaum eine Bewegung; nur Ausdauer, fortwährend geſpannte, aber ruhige und immer gleiche Kraft, unbegrenzte Vorbereitung, Unwiderſtehlichkeit und, man möchte ſagen, ein gewiſſes impoſantes Phlegma charakteriſiert das Verhalten eines Gewitters. Eine große Leidenſchaft hat wie ein Gewitter das Imponierende der Möglichkeit, das Ungeheuerſte von Kraftäußerung aus ſich geſchehen zu laſſen. —

Der *Affekt* wechſelt immer zwiſchen den Extremen von Sprachloſigkeit aus Stärke und von Sprachloſigkeit aus Schwäche, zwiſchen Überſpannung und Abſpannung des Gefühlsvermögens und den Graden dazwiſchen, die oft mit großer Schnelle durchlaufen werden; es iſt eine ſtete Unmacht des Menſchen über ſich ſelbſt; die *Leidenſchaft* dagegen iſt eine ſtete Konzentrierung der Kraft des Menſchen über ſich ſelbſt und dadurch über andre. Ihre Sprache daher eine Sprache, in der alle Gemüts-, Geiſtes- und Körperkräfte mitwirken, eine potenzierte, wie denn der Menſch, der ganze ſinnliche Menſch in ihr potenziert erſcheint, eine ruhig gewaltige, entſchiedne, wo ſie den ſittlichen Geiſt abſorbiert und verdunkelt, und wo ſie ihres Zweckes gewiß iſt. Doch hat ſelbſt die Leidenſchaft ihre Ruhepunkte, wo ſie vorhanden iſt, aber nicht ſichtbar, wie eine Kenntnis im Gedächtniſſe, wenn der Menſch mit anderm beſchäftigt iſt, oder wie eine Kraft, die eben nicht gebraucht wird. Doch wird die Perſönlichkeit immer den habituellen Zügen der vorhandnen, wenn auch momentan latenten Leidenſchaft nicht widerſprechen. —

Handlungsſzenen als Zuſtandsbilder

Zu bemerken iſt, daß Shakeſpeare ſelbſt die eigentlichen Handlungsſzenen mehr wie Zuſtandsbilder vorträgt; ſie gewinnen dadurch eine wohlthätige Ruhe in der Bewegung, ſie und das Ganze werden in der Wirkung dadurch gemildert, ſie werden geſchickter, Gehalt in ſich aufzunehmen. Charakteriſtiſche Geſpräche ſind ihm die Hauptſache; er meidet alles Lakoniſche und Tumultuariſche. Dieſe Behandlung giebt dem ganzen Vorgange Haltung, dem Forttreibenden der Thathandlungen ein wohlthätiges und notwendiges Gegengewicht, ein gewiſſes Behagen und Heimiſchwerden ſelbſt im Schrecklichen. Überall iſt jede Gelegenheit benutzt, eine Handlungsſzene zugleich zum Zuſtandsbilde zu machen. So im Othello die unvergleichliche trauliche Szene, wo Desdemona beim Entkleiden das Lied von der Weide ſingt, die Szenen Hamlets mit den Schauſpielern, mit der Ophelia. Gern macht er auch ſeine Expoſitionsſzenen zu ſolchen Zuſtandsbildern. Die Handlung darin wird häufig mit einem raſchen Rucke abgethan. Mehr das, wie ſeine Perſonen ſich dabei benehmen, als das Abſtrakte der Handlung ſelbſt liegt ihm am Herzen. Goethe hat in Nachahmung Shakeſpeares in dieſem Punkte zu viel gethan; bei ihm überwiegt der Zuſtand, die

Exiſtenz die Handlung oft ungebührlich; es wird zu abſichtlich, daß ihm der Zuſtand die Hauptſache iſt. Der Fauſt beſteht faſt ganz aus Zuſtandsbildern. Dazu kommt, daß er die Leidenſchaft hintanſetzt, die auch die Zuſtandsbilder im ſchauſpieleriſchen Sinne zu Handlungsſzenen macht. Seine Stücke werden dadurch mehr Sittengemälde. Das Epiſche und Lyriſche tritt aus der Syntheſe, in der es das Dramatiſche ausmacht, und es will, jedes für ſich, gelten. Man vergleiche die Szene Gretchens im Dome und das Gebet beim Begießen ihrer Blumen. Das Drama, beſonders Gretchens iſt in lyriſche Gedichte zerlegt, in Stimmungen, deren Urſachen, das eigentlich Dramatiſche, hinter der Szene liegt. Im Egmont desgleichen. Wenn man nun begreift, daß der Zauber dieſer Gedichte, ihre harmoniſche Wirkung hauptſächlich darauf ſich gründet, ſo wird man dies Kunſtmittel gewiß nicht gering anſchlagen, wenngleich man ihr völliges Überwuchern durchaus vermeiden muß! —

— Man wird bei ſorgfältiger Unterſuchung gewiß finden, daß Shakeſpeares Stücke ihre Mannigfaltigkeit dem Reichtume nicht an eigentlicher Thathandlung, ſondern an ergreifenden Zuſtänden verdanken. Wie die Abſicht, ſo ſcheint auch das Leiden das Drama von dem begebenheitsreichen und thatenvollen Epos zu unterſcheiden. Die Hauptaufgabe der Darſtellung iſt im Drama das Leiden, das aber den Schein des Handelns tragen muß. Bei den Franzoſen iſt die Tragödie ein Kartenſpiel; der eine ſpielt aus, der andre giebt zu; oder ein Schachſpiel Zug auf Zug; zwei Minierer gehen ſich entgegen, das geht, bis einer nicht mehr kann. Der eine thut das, was den andern bewegt, das und das zu thun, dies bewegt den erſten wieder zu einer That, die wiederum eine That des andern zur Folge hat. Hier herrſcht der pragmatiſche Nexus; der Pragmatismus des Stückes iſt das Stück:

dagegen bei Shakeſpeare herrſcht der ideale Nexus, die Vernunft, wie dort der Verſtand. Es leuchtet ein, daß jene Weiſe die Abſichtlichkeit ſchwer wird verſtecken können. Abgeſehen von der Schwierigkeit, eine irgend nicht zu arme Handlung ſo einzurichten, daß zugleich die Geſtalten ſich individuell in dem Handeln zeigen und ausleben, ſo wird Abſichtlichkeit, Geſuchtheit, Raffinement hervortreten, oder wenn der Poet dies vermeiden will, wird der Fehler ins Gegenteil übergehen; der Zufall wird wirklich oder ſcheinbar das Hauptingredienz des Vorganges werden. — Bei ſtarken, energiſchen Naturen wird das Leiden immer wie Handeln ausſehen. Nicht was geſchieht, ſondern wie es die Menſchen berührt, die unſre Teilnahme beſitzen, iſt Shakeſpeare die Hauptſache. Der Schein der Natur, der in den zu Handlung ausgemünzten Zuſtandsbildern möglich iſt, verdeckt den pragmatiſchen Nexus, der uns nun gar nicht zum Nachrechnen auffordert und, weil aus wenig Gliedern beſtehend, deſto leichter ſolid herzuſtellen iſt. Das eigentliche Grundweſen des Dramatiſchen iſt zwar klare Entwicklung, aber auch konzentrierteſte Geſchloſſenheit, tiefſte Abſichtlichkeit in jedem einzelnen, bei dem Scheine völliger Abſichtsloſigkeit, das Ausgehen auf Überraſchung, die gleichwohl ganz vorbereitet iſt, die man mählich kommen ſieht. Das Abſtrakte des Gerüſtes wundervoll verkleidet durch typiſche Geſpräche, tiefe Gedanken, ſodaß wir vielleicht vergeſſen, ob ein Knochengerüſte in dieſem Leibe, und wie es zuſammengeſetzt iſt aus einzelnen Knochen und verbunden durch Bänder, aber den Leib ſelbſt, und zwar als einen ſchönen, bei allem Reichtum in einheitlicher Bewegung vor uns ſehen, und ſeine Seele als die Grundidee, als die Seele der tragiſchen Idee empfinden. Wie in der polyphonen Schreibart, wo die einfache Harmonienfolge zu verſchiednen Stimmen emanzipiert iſt, deren jede ihr eignes Geſetz der Bewegung in ſich hat, wie das Planetenſyſtem, wo jeder ſeinen beſondern Weg geht und doch wohl eingeordnet iſt. — Nichts darf von außen hereinwirken; die Vorgänge müſſen eine Kauſalreihe bilden, die zugleich eine Reihe von Verſchuldungen ſind, aus einem Keime gewachſen, davon die folgende immer die vorangegangnen fortſetzt und ſteigert — d. h. der ideale und pragmatiſche Nexus muß zuſammenfallen.

Zur Lehre von der Gliederung

Man muß ſehen, daß jedes Glied des idealen Nexus zugleich ein großer ſchauſpieleriſcher Effekt wird, dann iſt das Reſultat des Gliedes zugleich der ſchauſpieleriſche Effekt; und der Pragmatismus, durch den dies Reſultat erhalten wird, iſt dann die Vorbereitung des ſchauſpieleriſchen Effektes. Mehr oder weniger iſt dies bei Shakeſpeare gewöhnlich der Fall. So iſt das Herauskommen, daß Macbeth der Königsmörder war, dieſer Knoten des pragmatiſchen Nexus zugleich ein Moment des idealen Nexus, da die beleidigte Macht — das Gewiſſen — in dem Anfalle von Geiſteszerrüttung, durch die Macbeth ſich ſelbſt verrät, das Motiv iſt; zugleich iſt es aber ein großer ſchauſpieleriſcher Effekt, dies Ausderrollefallen des bisher ſo geſchickten Schauſpielers Macbeth. So treffen die Hauptfaktoren des tragiſchen Momentes, daß er ein Glied eines pragmatiſchen, eines idealen Nexus und zugleich ein poetiſcher und ſchauſpieleriſcher Effekt ſei, zuſammen und durchdringen ſich, da ihre Bedingungen, d. h. Motivierungen dieſelben ſind und die Spannung zugleich dieſelbe iſt.

Das Theatraliſche

Was iſt das Theatraliſche? Mich dünkt, es hat zwei Begriffe unter ſich, den einer maleriſchen Ausfüllung der Rahmen des Bühnenbildes; das iſt das ſchlechte Theatraliſche; dann den des Schauſpieleriſchen, das gute Theatraliſche, weil zugleich Dramatiſche. Das eine iſt das Theatraliſche im Raume, Gruppen u. ſ. w., das andre das Theatraliſche in der Zeit. Das Plaſtiſch-Mimiſche und das Dramatiſch-Mimiſche; erſtres beſonders der Oper, das andre dem rezitierenden Drama unentbehrlich. Goethe in ſeiner Abhandlung über Shakeſpeare verſteht unter dem Theatraliſchen weſentlich jene erſte Spezies desſelben. —

Der poetiſche Realismus

Der Begriff des poetiſchen Realismus fällt keineswegs mit dem Naturalismus zuſammen; oder mit dem des naturaliſtiſchen Realismus der künſtleriſche. Solger hat ſehr ſchön den Verſtand der Phantaſie vom gemeinen Verſtande beim künſtleriſchen Schaffen unterſchieden. Es handelt ſich hier von einer Welt, die von der ſchaffenden Phantaſie vermittelt iſt, nicht von der gemeinen; ſie ſchafft die Welt noch einmal, keine ſogenannte phantaſtiſche Welt, d. h. keine zuſammenhangsloſe, im Gegenteil, eine, in der der Zuſammenhang ſichtbarer iſt als in der wirklichen, nicht ein Stück Welt, ſondern eine ganze, geſchloßne, die alle ihre Bedingungen, alle ihre Folgen in ſich ſelbſt hat. So iſt es mit ihren Geſtalten, deren jede in ſich ſo notwendig zuſammenhängt, als die in der wirklichen, aber ſo durchſichtig, daß wir den Zuſammenhang ſehen, daß ſie als Totalitäten vor uns ſtehen; das Handeln in dieſer Welt, ſo greiflich und anſchaulich es iſt, es iſt ebenfalls zugleich durchſichtig, und wir ſehen ſeinen notwendigen Zuſammenhang mit der handelnden Geſtalt, wir ſehen es aus der Totalität der poetiſchen Perſon hervorgehen und ebenſo wieder auf die betreffende Totalität einer andern wirken. Es iſt eine ganze Welt; in Geſchloſſenheit ſo mannigfaltig, wie das Stück wirklicher Welt, das wir kennen. Raum und Zeit ſind nichts als Rahmen, Stetigkeit des Vorganges und Mittel dazu. Die Zeit mißt nicht nach abſtrakten Minuten, ſondern nach erfüllten Momenten; ſie hat das Geſetz der Phantaſie und des menſchlichen Geiſtes. Eine Welt, die in der Mitte ſteht zwiſchen der objektiven Wahrheit in den Dingen und dem Geſetze, das unſer Geiſt hineinzulegen gedrungen iſt, eine Welt, aus dem, was wir von der wirklichen Welt erkennen, durch das in uns wohnende Geſetz wiedergeboren. Eine Welt, in der die Mannigfaltigkeit der Dinge nicht verſchwindet, aber durch Harmonie und Kontraſt für unſern Geiſt in Einheit gebracht iſt; nur von dem, was dem Falle gleichgiltig iſt, gereinigt. Ein Stück Welt, ſolchergeſtalt zu einer ganzen gemacht, in welcher Notwendigkeit, Einheit nicht allein vorhanden, ſondern ſichtbar gemacht ſind. Der Hauptunterſchied des künſtleriſchen Realismus vom künſtleriſchen Idealismus iſt, daß der Realiſt ſeiner wiedergeſchaffnen Welt ſoviel von ihrer Breite und Mannigfaltigkeit läßt, als ſich mit der geiſtigen Einheit vertragen will, wobei dieſe Einheit ſelbſt zwar vielleicht ſchwerer, aber dafür weit großartiger ins Auge fällt. Dem Naturaliſten iſt es mehr um die Mannigfaltigkeit zu thun, dem Idealiſten mehr um die Einheit. Dieſe beiden Richtungen ſind einſeitig, der künſtleriſche Realismus vereinigt ſie in einer künſtleriſchen Mitte. Der Naturalismus iſt ein Reicher, der ſeinen Beſitz nicht kennt, der Idealiſt kennt den ſeinen genau, aber er iſt kein Reicher. Zwiſchen Verwirrung und Monotonie ſteht der künſtleriſche Realismus mitten inne, zwiſchen abſolutem Stoff und abſoluter Form, ein Reicher, der ſeinen Reichtum kennt und vollſtändig über ihn disponieren kann. Die Kunſtwelt des künſtleriſchen Realiſten iſt ein erhöhtes

Spiegelbild des Gegenſtandes, aber nach dem Geſetze der Malerei zu klarer Anordnung gediehen, ſodaß nicht das eine das andre verdeckt, noch eine Verwirrung entſteht, indem man zuſammenſuchen müßte, was zu einer und derſelben Geſtalt gehört. — Waffe gegen meinen Feind, meinen naturaliſtiſchen Tick. — Der Naturalismus abſtrahiert nicht. —

Bei Shakeſpeare und Goethe finden wir immer die Naivität mit der höchſten Bildung, mit dem nach allen Seiten hin ausgebildetſten Geiſte zuſammen. Ihre Naiven reden nicht, *was* Naive reden, ſondern *wie* Naive reden. —

Die geiſtig geſchwängerte, mehr geiſt- als ſeelenvolle Sprache iſt deshalb der Tragödie weſentlich, weil in ihr ein Etwas von dem Anſcheine der Geiſtesgegenwart, alſo der Zurechnungsfähigkeit liegt, auf welche alles wahrhaft Tragiſche gegründet iſt. Abgeſehen davon, daß ſie, indem ſie den Geiſt, die Freiheit des Zuſchauers oder Leſers wach erhält, dieſem eine Waffe in die Hand giebt gegen den allzu großen Eindruck, ſo hindert ſie zugleich die Peinlichkeit des Eindruckes, die das Tragiſche nicht haben ſoll. Dann wirkt ſie an ſich ſchon vorteilhaft nach dieſer Richtung hin, etwa wie ein fremdartiges Koſtüm aus entfernterer Zeit oder fremden Ländern. Dann liegt noch ein von Beziehung auf den Stoff fremdes, für ſich beſtehendes Wohlgefallen auf dem Glanze und dem Gehalte der Sprache als bloßer Sprache, abgeſehen von dem, was ſie als ein Mittel zur Darſtellung beanſprucht. — — Der Dichter muß alles Paradoxe im ſittlichen Urteile, alles Abſonderliche, Überſchwengliche, Überſichtige vermeiden — ein andres iſts, wenn Leidenſchaft oder Affekt die Perſonen Paradoxien, Hyperbeln u. ſ. w. ſagen macht; wo man fälſchlich meinen könnte, ſolche auf des Dichters Rechnung zu ſetzen, d. h. daß des Dichters eigne Meinung darin ausgeſprochen ſei, da muß durch eine andre Perſon mit des Dichters wahrer Meinung nachdrucksvoll opponiert werden. —

Zum Behagen des Publikums gehört es, daß es ſich immer mit dem Dichter eines Sinnes und Urteiles zu ſein fühle, jede, wenn auch nur im Moment irrige Oppoſition ſtört den Genuß. — In dieſem ſeinen ausgeſprochnen Urteile muß der Dichter die richtige Mitte halten zwiſchen Weltmann und Aſket, er darf nicht zu leicht verdammen, aber das Schlechte, das wirklich Gemeine noch weniger unverdammt durchlaſſen. — Alle weſentlichen Teile der Handlung müſſen wir mit eignen Augen wahrnehmen, nur Nebendinge dürfen erzählt werden. — Äußerſte Klarheit; zu dieſem Zwecke Expoſitionsſzenen, die in trockner Weiſe Motive und Situation angeben, wie in der alten Komödie die den Szenen vorangehenden Pantomimen — das Schauſpiel im Schauſpiele, im Hamlet —; damit die eigentlichen Perſonen der Handlung in ihrer poetiſchen Ausbreitung des Affektes, beſonders in den Spielſzenen nicht durch proſaiſche Aufzählungen geſtört und gehindert werden. — Nirgend *lyriſche* Steigerung; an jeder Stelle muß, ohne zu ſtören, der Narr hineinreden können. — Wo das Große in das Lächerliche übergehen könnte, muß dies ſelbſt auftreten. Die Parodie auszuhalten, das iſt die ſicherſte Probe des echten Pathetiſchen und Tragiſchen; das Falſche parodiert ſich ſelbſt. — Der Dichter muß genau den Eindruck vorher beſtimmt haben, den das Ganze und den jeder Teil, jede Perſon auf den Zuſchauer machen ſoll, und in der Ausführung die ſtrengſte Konſequenz dazu einhalten. — Das *Ganze* ſoll wirken, darum muß Theaterſpiel, Poeſie, Spannung, Sympathie ſchon im engſten Kerne wirkend ſein und nur am Kerne haften. — Im Anfange muß das Ende, im Ende der Anfang ideal geſetzt ſein; aus der Mitte muß zurück zum Anfange und vorwärts nach dem Ende gedeutet werden. — Tiefſte Abſichtlichkeit unter dem Scheine völliger Abſichtsloſigkeit verſteckt. In der Anordnung iſt die tiefſte Abſicht, in der Ausführung im Geſpräche ſcheinbare Unmittelbarkeit, Spontaneität. Der anordnende Dichter konzentriert und treibt vorwärts in geradeſter Linie, das Geſpräch aber ſcheint von dieſer Haſt nichts zu wiſſen, es retardiert und ſcheint juſt an den Stellen, wo der Dichter am abſichtlichſten auf eine Wirkung hinarbeitet, eher auf alles andre zerſtreut zu ſein. Das Geſpräch muß dem Vorgange die Natürlichkeit geben, den Schein des unbelauſchteſten Lebens. Die Perſonen ſcheinen ſich ungeniert und ohne von irgend einer Abſicht des Dichters oder von der Anweſenheit des Publikums zu wiſſen bloß auszuleben. Die einzelnen Geſpräche müſſen durch typiſches Zubehör ſich beglaubigen. — Ein Gefühl, zu lange angehalten, wird langweilig; zu lange geſteigert, wird es ſehr kurzweilig, aber peinlich. — Der Vorgang muß emanzipiert werden, d. h. aus dem harmoniſierten Satze der Fabel wird eine Anzahl, nach Wichtigkeit und Anteil, nach dem Eindrucke, den ſie machen ſollen, gruppierter, ſelbſtändiger Stimmen, koordiniert und kontraſtiert, jede mit einem eignen, melodiſchen und rhythmiſchen Grundmotive, eine Polyphonie mit allen Arten doppelten Kontrapunktes; eine Anzahl vom Autor durchgeſpielter Schauſpielerrollen, deren jede ihr Geſetz, einen menſchlichen Weſenskern in ſich trägt und nach außenhin geltend zu machen, ſich durchzuſetzen ſucht — innerhalb eines idealen Nexus. Ein tragiſches Sonnenſyſtem, eine Anzahl Planeten, deren jeder ſeine eigne Abſicht um die Sonne des Grundgedankens zu verfolgen ſcheint, während im Gange aller nur die Abſicht ihres Schöpfers mit dem Ganzen ſich realiſiert. — Das Motiv oder die charakteriſtiſche Figur, immer in muſikaliſcher Bedeutung. —

Das Gefallen an traurigen Gegenſtänden

Schiller und andre haben Unterſuchungen angeſtellt über die Urſachen des Gefallens an traurigen Gegenſtänden; ich glaube die Urſache liegt in der Auffaſſung; d. h. je mehr die Phantaſie bei der Auffaſſung ſolcher Gegenſtände beteiligt iſt, je mehr finden wir ſelbſt an traurigen Gegenſtänden Vergnügen; je mehr Sinn und Gemüt nicht unmittelbar, ſondern durch das Mittel der Phantaſie die Gegenſtände auffaſſen; daher iſt uns in der Erinnerung vieles angenehm, was in der wirklichen Gegenwärtigkeit uns entſetzte; da wurde die Phantaſie gebunden, Sinn und Gemüt waren dem unmittelbaren Anſturme des Schrecklichen hilflos preisgegeben. Ich möchte ſagen: je mehr etwas Vorſtellung der Phantaſie iſt, deſto mehr gefällt es. Nicht allein von tragiſchen Gegenſtänden gilt das; darauf gründet ſich unſer Gefallen an Poeſie überhaupt. Das Schreckliche der Gegenwart und Wirklichkeit gefällt uns in dem Maße, als es die Reaktion der Phantaſie frei läßt; traurige Gegenſtände in der Wirklichkeit gefallen uns, inſoweit wir frei genug bleiben, ſie durch Einmiſchung der Phantaſie in Poeſie zu verwandeln. Das will wohl Kant ſagen, wenn er meint, das Schöne ſei, was in der Anſchauung gefällt, ohne Intereſſe. Daher muß ſich der Autor unvermiſcht erhalten von dem Affekte und der Leidenſchaft ſeines Gegenſtandes und auch dem Zuſchauer dieſe Unvermiſchtheit bewahren. — Mein Fehler war, daß ich durch zu große Stetigkeit und ſinnliche Wahrheit die Phantaſie meiner Zuhörer oder Leſer band und unmittelbar an den Sinn und das Gemüt ſprach. Wer den Sinn überzeugen will, lähmt die Phantaſie; dann wurde mein Fehler, die Entwicklung zu ſichtbar zu machen, d. i. unmittelbar zum Verſtande zu ſprechen, wodurch wiederum die Phantaſie aus dem Spiele geſetzt wurde. Man muß die Dinge im ganzen und großen anſchauen und anzuſchauen geben, und die Phantaſie muß der Sprecher ſein. Die Natur der Phantaſie iſt das Zuſammenfaſſen des Zuſammengehörigen; es iſt des Verſtandes Weiſe und Geſchäft, zu zerlegen; die Phantaſie verdunkelt das Fremde und das Einzelne als ſolches. Meiſterſtücke darin ſind viele Shakeſpeariſche Monologe, wo eine ganze Welt von Vergangenheit und Zukunft auf der ſchmalen Schneide der Gegenwart zuſammengedrängt iſt. Alle ſogenannten prägnanten Momente ſind dieſer Art. —

Die Wirkung des geleſnen Dramas

— Wenn Ariſtoteles meint, ein Drama müſſe ſchon bloß geleſen wirken, ſo heißt das nicht, daß dies die eigentliche Wirkung des wahren Dramas ſein ſolle, und daß mit Beſchaffung dieſer Wirkung der Dichter ſeiner Aufgabe ſchon genug gethan habe. Vielmehr hält er eine Wirkung beim bloßen Leſen für unmöglich, wenn das Drama nicht Drama iſt, er verlangt eben die dramatiſche Wirkung, d. h. daß wir beim Leſen das Stück gleichſam agieren ſehen. Er ſagt: das iſt ein ſchlechtes Drama, das *nur* durch Äußerlichkeiten der Szene wirkt und ohne dieſe mißfällt; aber er ſagt nicht, daß ein Drama uns abgeſehen von ſeinem Zwecke gefallen müſſe, ja mit gänzlicher Abwendung von demſelben, wie ſein Ausſpruch in neuerer Zeit nur zu ſehr mißverſtanden worden iſt. Es ſoll nicht als lyriſches oder epiſches Gedicht gefallen; und was es uns als ein dramatiſches erſcheinen und die ſpezifiſche Wirkung eines ſolchen erreichen läßt, iſt eben, daß wir es uns auch beim bloßen Leſen als auf der Szene vorgehend vorſtellen, ja daß wir gezwungen ſind, Szene, Perſonen und was zur Aufführung gehört, hinzuzudenken. —

Die organiſche und mechaniſche Form des Dramas

Die organiſche oder dynamiſche, und die mechaniſche Form des Dramas. Bei den Alten entſtand die Tragödie organiſch, wie bei Shakeſpeare und Lope de Vega. Wenn wir aber Dinge, die rein individuelle Gründe hatten, ohne dieſe entlehnen, ſo werden wir mechaniſch. Unſer Werk iſt nicht mehr ein Baum, eine Pflanze aus ihrem eignen Grunde entſtanden und entwickelt, ſondern ein Kranz von Immortellen. Die altitalieniſche und die franzöſiſche klaſſiſche Tragödie ſind Beiſpiele ſolchen Mechanismus. Shakeſpeare ging von der Darſtellung eines Schickſals aus, und die Form bequemte ſich danach und mußte es; die alten Franzoſen von den fünf Akten und drei Einheiten, und der Stoff mußte ſich danach bequemen. Ein in unſrer Zeit gedichtetes antikes Drama würden die alten Griechen ebenſowenig anerkennen, als unſer modernes Publikum, es würde in der Luft ſchweben. Thun wir von dem Unſern hinzu, ſo wird eine Disharmonie entſtehen; ein modern gedachter Stoff in griechiſcher Form entbehrt deſſen, was die Alten und Shakeſpeare gleichmäßig auszeichnet, poetiſche Wahrheit und Notwendigkeit, d. h. das Zuſammenfallen von Stoff und Form; eine Seele, die nicht in ihrem eignen Körper wohnt. — Man iſt allmählich dahinter gekommen, daß nicht Reim oder Metrum das Weſen der Poeſie ſind; daß das Unterſcheidende der Proſa nicht in der ungebundnen Schreibart liegt; aber man ſpricht noch jedes Gedicht, das in Reden abgeteilt iſt, über welchen Namen ſtehen, als ein dramatiſches an. — Darin liegt nun die Gefahr des Studiums unſrer philoſophiſchen Äſthetik für den dramatiſchen Anfänger, daß er dieſelbe für eine Theorie hält, die er ſeiner Praxis unterlegen muß. Wenn die philoſophiſchen Äſthetiker wirklich dieſe Abſicht hätten, ſo müßten ſie die unphiloſophiſchen Köpfe von der Welt ſein. Denn ſie gehen ohne die Vorausſetzungen unſrer Zeit zu Werke; ſie abſtrahieren von allen zeitlichen und räumlichen Vorausſetzungen; ſie geben die Beſtandteile aller Kunſtepochen, nur nicht das, was die einzelnen zu ſelbſtändigen Geſchöpfen vereinigte, d. h. das individuelle Leben, das verflüchtigt ſich ihnen wie dem Chemiker bei der Zerſetzung. Gerade wie wenn jemand die Naſen aller ſchönen Geſichter und Statuen und Bildniſſe und ihre übrigen Geſichtsteile ſammelte und darüber philoſophierte; ein andrer nun aus dieſen verſchiednen Teilen neue Geſichter zuſammenſtellen wollte, niederländiſchen Mund, antike Naſe, italieniſch-edle Stirn u. ſ. w. — — Nicht die einzelnen Züge, ſondern das angeſchaute Einsſein derſelben in *eben der* Geſtalt macht den Charakter im poetiſchen, beſonders im dramatiſchen Sinne. Am beſten wirkend, wenn die Perſon ſich ſelber nicht kennt, ſich für anders hält und ſich, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſchildert. So macht ein großer Grad von Selbſtbewußtſein — wo gewöhnlich der Poet anſtatt der poetiſchen Geſtalt zu Worte kommt — immer den Eindruck des Hölzernen, Marionettenhaften. Das iſts, warum Leidenſchaft und Affekt dem ernſten Drama ſo nötig ſind, weil ſie die Unbedenklichkeit des Handelns, die Ganzheit des Weſens, die Einheit ſelbſt in der Entzweiung begünſtigen und herausheben. Was man leicht durchſchaut, iſt trivial. — So verlangt die philoſophiſche Äſthetik, daß ſich die ſogenannten Rechte gegen einander ausſprechen ſollen, worüber die Perſon verloren geht und bloß zu einem Träger oder Konglomerat von Rechten wird; während in der „Perſon" eben die Poeſie, das Urſchaffende zu Tage kommen muß. —

Idealer und pragmatiſcher Nexus im Drama und typiſches Zubehör

Shakeſpeare macht 1. die ganze Begebenheit zu einer Forderung der Vernunft oder des moraliſchen

Gefühles — *idealer Nexus*. Dann 2. die Folge der Einzelheiten zu einem überzeugenden Zuſammenhange für den Verſtand — *pragmatiſcher Nexus*. Dann 3. den ganzen Vorgang durch *typiſches Zubehör* zu einer künſtleriſchen Täuſchung der Phantaſie. Sein ſcharfer und tiefer Blick ſah als das allgemeine Menſchenſchickſal die Gebrochenheit des Menſchen und wie jedes Einzelnen Schickſal aus ſeinem Anteile an jenem allgemeinen hervorgeht. Er ſah, daß in den Menſchen, welche ein unglückliches Schickſal hatten, in der Regel eine Unverhältnismäßigkeit ihrer einzelnen Anlagen daran ſchuld war, daß ihnen zu ſo viel mehr oder weniger vorhandnen oder ausgebildeten Vorzügen derjenige fehlte, der die andern erſt zu wahren Vorzügen gemacht haben würde, während ſie ſo, im ganzen betrachtet, nur zu mehr oder minder glänzenden Fehlern wurden, daß *die* Anlage nicht vorhanden oder nicht genugſam ausgebildet war, die dem Ganzen erſt praktiſche Harmonie gegeben hätte. Er ſah, mit einem Worte, die Menſchen an den Widerſprüchen innerhalb ihrer praktiſchen Natur leiden. Indem er dieſe individuellen Widerſprüche nun in die Hauptcharaktere ſeiner Tragödien legte, was zugleich die ſchauſpieleriſche Aufgabe gab, fand er, daß er damit auch allen artiſtiſchen Anforderungen genug that, indem er zugleich die des moraliſchen Gefühles befriedigte. Denn in der That ſind dieſe Widerſprüche der lebendigſte Keim des Poetiſch-Theatraliſchen, welche im Pſychologiſchen vermittelt ſind, und zugleich des ethiſchen Beiſpieles, in welchem die ethiſche Lehre zur unmittelbaren Darſtellung kommt, alſo mit einem Worte: des Tragiſchen. — *Der tragiſche Widerſpruch* iſt die Seele des Ganzen, alle Wirkungen, alles Thun des Helden geht daraus hervor; denn er iſt der Keim des Pſychologiſch-Theatraliſchen, indem die Schuld — Blutſchuld u. ſ. w. — den phyſiſchen Untergang des Helden zur Folge hat, ihn veranlaßt oder aus ihm oder aus dem Leiden hervorgeht, welches die Steigerung des Widerſpruches iſt — des Ethiſch-Tragiſchen, der eigentlichen Handlung, des Dramatiſchen, indem er die Initiative giebt, und inſofern er das Leiden iſt oder gebiert, auch der Keim der Sympathie. — Die Wahrheit im ganzen und großen hat etwas Imponierendes, welches das Gefühl überzeugt, noch ehe der Verſtand ſich an die Arbeit machen kann. Sie wirkt, wie ſie ſelbſt Totalität iſt, wiederum auf die Totalität im Menſchen; ſie iſt die poetiſche Wahrheit, die höchſte Eigenſchaft und die einer Tragödie am ſchwerſten zu gebende. Sie verzehrt das Peinliche und iſt es eigentlich, was die erhebende Wirkung macht. —

Ein Hauptgeſetz der poetiſchen Darſtellung

Endlich nun öffne ich mir die Thüre des Kunſttempels, zu deſſen Dache ich hereinſtieg: endlich komme ich, da ich den umgekehrten Weg ſeiner Säfte und ſeines Wachstums gemacht, von der Wipfelſpitze des Baumes der Kunſt zu dem Punkte, worin Kraft und Geſetz ſeines Wachstums in engſter Begrenzung eingeſchloſſen ſeiner Entwicklung entgegenharrt. In meinen bisherigen Produktionen fehlte entweder der notwendige Zuſammenhang für den Verſtand, oder wenn er da war, machte er ſich zu ſichtbar geltend. Räumt man aus dem Wege, was das ſittliche Gefühl ſtören kann, liegt dem ſcheinbaren Freigebaren der ſchaffenden Phantaſie verſteckt die Notwendigkeit des Verſtandes zu Grunde, ſo wird man ein Produkt ſchöner Kunſt liefern, das dem Wahren und dem Guten einräumt, was dieſe in der menſchlichen Totalität von einer künſtleriſchen Totalität verlangen dürfen, ohne dem Schönen, dem eigentlichen Weſen der Kunſt Eintrag zu thun. Die von mir bis jetzt gefundnen Formeln tiefſte Abſicht unter dem Scheine völliger Abſichtsloſigkeit, möglichſte Emanzipation innerhalb ſtreng feſtgehaltner Einheit ſind klare Formeln für dies deutliche Geſetz. — — Man kann ſagen: das Mittel der Poeſie iſt das Indirekte, wie der Verſtand direkt vorwärts ſchreitet. Der Verſtand folgt einem Zwecke wie ein Jäger auf dem kürzeſten Wege; die Phantaſie wie der unangeſpannte Menſch läßt ſich gehen, ihr Zweck iſt das Vergnügen, der Genuß des Weges. Die dramatiſche Darſtellung iſt ſelbſt eine Figur, eine Art des uneigentlichen Ausdruckes. Das Mittel, beiden Vermögen, Verſtand und Phantaſie zugleich genug zu thun, deſſen engſte Geſtalt der uneigentliche Ausdruck wie die Individualiſierung zugleich, ſind in ihrer umfaſſendſten Form im Drama überhaupt. — Dieſe fruchtbare Materie vom uneigentlichen Ausdrucke iſt weiter zu verfolgen. — Bei mir war es nur zu weit getriebnes Individualiſieren, was ich mit meiner Handlung vornahm und mit meinen Charakteren. Aus poetiſchen Menſchen werden dadurch leicht Sonderlinge, aus der Handlung eine pragmatiſche Kurioſität. Der überzeugende allgemein-menſchliche Gehalt iſt aber eben das Poetiſche und das Ethiſche. Nur überzeugt freilich das ganz Allgemeine überhaupt ſo wenig, als das ganz Individuelle, ja es geht ſogar eher in das Gemeinindividuelle über, als in das rechte Typiſche. Ein Beiſpiel, die Geſtalt des Wallenſteins bei Schiller. — Die Gefahr anatomiſchen Studiums für den Künſtler, der ſelbſt ein ſo immenſes Talent wie Michelangelo nicht entgangen iſt, eben ein Stellungsmaler zu werden, wo die Löſung der Schwierigkeit der Kunſtaufgabe Erſtaunen erregt, aber kein Wohlgefallen, welches doch eigentlich der Zweck der Kunſt iſt. — Wie wahr iſt Richard III., wie wahr iſt das ganze Stück! Aber nur im ganzen, wie Tizianiſches Fleiſch. An keiner einzigen Stelle iſt es wahr, und eben darum iſt es im ganzen wahr. — —

Der poetiſch-tragiſche Gehalt

Der poetiſch-tragiſche Gehalt iſt die Hauptſache; die Thathandlung, der pragmatiſche Nexus darf nur der Gelegenheitsmacher ſein. Die Gefühle vor und nach den einzelnen Thathandlungen, Vorbereitung und das Ausklingen derſelben, ſind gleichſam die Blüten an Stamm und Zweigen. Wenn Poeſie wirken ſoll, muß das Gemüt in einer gewiſſen Freiheit ſein, daher muß alles gethan werden, die Spannung zu ſänftigen, ſie immer wieder einmal vergeſſen zu machen, das heißt die Spannung auf das Einzelne. Eigentlich darf nur eine Spannung in der Tragödie ſein, die, welche auf den tragiſchen Nexus, alſo an das Große und Ganze des Verlaufes ſich knüpft, diejenige, die aus der Forderung des moraliſchen Gefühles oder der Lebensweisheit und aus der Freude an dem Helden hervorgeht; mit andern Worten: es darf keine andre Spannung vorhanden ſein, als tragiſche Furcht und Mitleid. Dahin müſſen alle Andeutungen zielen, von der Schuld nach dem Ende, vom Ausgange nach der Schuld zurück, und von allen Punkten dazwiſchen nach dem Ausgange vorwärts. Binnenſpannungen ſind nur erlaubt, wenn ſie auf ein Gelenk der tragiſchen Gliederung gehen, alſo wenn ſie ein Teil der tragiſchen Spannung ſind. So iſt die Einheit der Spannung oder vielmehr die Spannung immer das Gefühl der Einheit, welches in leidenſchaftlicher Erregung vorwärts und rückwärts wie ein elektriſcher Strom durch die Mannigfaltigkeit des Stückes ſtrömt. Aber ich finde noch den rechten Ausdruck nicht. Die Spannung läuft wie der elektriſche Funke am leitenden Draht des tragiſchen Nexus durch die Mannigfaltigkeit der einzelnen Momente; auf den tragiſchen Kern dieſer Mannigfaltigkeit bleibt unſre Seele durch das Band der

Spannung in jedem einzelnen Momente geheftet. — — Auch mit Steigerungen des Affektes hat es ſein Bedenkliches. Eine lange Klimax ohne Wechſel hat erſtens etwas Anſpannendes und dadurch Peinliches, dann auch etwas Künſtliches; beſſer, man zeigt beim Wiederauftreten den Zuſtand geſteigert und läßt den ganzen Auftritt in dieſem Grade, um ihn einzutiefen. Obgleich die Steigerung der Form angehört, ſo macht ſie doch den Stoff übergewichtig; und alle Poeſie, aller Gehalt iſt auf dem Wege, auf welchem man fortgeſpornt wird, nicht vorhanden, im Gegenteile wirkt all das durch den Aufenthalt, den es bringt, peinlich, anſtatt zu mildern. —

Leidenſchaft und Affekt

— Goethe irrt, wenn er ſagt, der Zug der Leidenſchaft muß die tragiſchen Helden blind da oder dorthin reißen. Das wäre der Drang des Affektes; der reißt die Blinden, die er blendet, die Leidenſchaft aber zieht den Sehenden ins Verderben; in der Leidenſchaft iſt Zurechnung, das ſittliche Moment, und es iſt kein geringer Irrtum, das ſittliche Moment aus dem Tragiſchen hinwegzuſtreichen. Überhaupt ſcheinen manche theoretiſche Irrtümer bei Goethe und noch weit mehr bei Schiller daraus hervorgegangen, daß ſie zwiſchen Leidenſchaft und Affekt keinen Unterſchied machen, oft Affekt für Leidenſchaft nehmen und umgekehrt. —

Exiſtenz und Bewegung

Der Dramatiker hat zweierlei darzuſtellen, Exiſtenz und Bewegung. Shakeſpeare weiß beides notwendig zu verknüpfen, ſodaß das eine zum andern wird, und ſteht auch dadurch über denen, bei welchen die Exiſtenz eben auf Koſten der Bewegung (Goethe), und denen, bei welchen die Bewegung auf Koſten der Exiſtenz (Schiller) gewonnen wird. Ähnlich wie Tizian, verfährt er ſo, daß die Bewegung bei ihm als ein Stück der Exiſtenz erſcheint, daß alſo in der Bewegung zugleich die Exiſtenz mit dargeſtellt wird; das heißt, daß die Leidenſchaft, welche die Bewegung macht und iſt, eben der Hauptzug des Charakters iſt; daß ſie handelt, wie ſie iſt, wie ſie muß; daß ſie das Handeln ſelber iſt, und dies Handeln die Exiſtenz ſelber. Man betrachte, wie bei Correggio die Verzückung nicht aus dem innerſten Weſen ſeiner Geſtalten hervorgeht, ſondern auf dieſen Zügen ſo zufällig liegt, wie irgend eine effektvolle Beleuchtung, ebenſo die entſprechenden Bewegungen der Glieder, die Stellungen. Bei Tizian aber iſt Geſichtsausdruck, Stellung und Bewegung ein Teil der Exiſtenz ſeiner Geſtalten, die eben dadurch zur Erſcheinung gelangt, während jene momentanen Verzückungen und Verdrehungen bei Correggio uns gar nichts von der Natur, von der Exiſtenz ſeiner Figuren verraten. Die Geſtalten ſind hier Gliedermänner für die äußre Situation, bloße gleichgiltige Gelegenheitsmacher für ſeine äußerlichen Effekte.

Wechſel zwiſchen Bewegung und Ruhe

Der Wechſel zwiſchen Bewegung und Ruhe iſt notwendigſt. Es iſt ein Grundgeſetz der Haltung, daß, wo die Handlung oder der Affekt gewaltſam weiterſtrebt, der Dialog retardieren, wo ſich beides zu verſumpfen droht, der Dialog lebhafter fortſtreben muß. Bei Shakeſpeare iſt immer Gleichgewicht; ſeine Welt iſt immer eine ganze. Der Böſewicht ſpricht Moral, der Narr Weisheit, der Altkluge Narrheit, ſeine Welt iſt weder eine abſtrakte des Ernſten noch des Komiſchen, er läßt Leidenſchaften mit plaſtiſcher Ruhe zuſammenſein; nie ſchleicht, nie übereilt ſich der Vorgang; nie iſt er zu leicht, nie zu ſchwer zu durchſchauen, der Schwache iſt gut, der Böſe iſt ſtark. Neben der ungeheuern Ausnahme der Leidenſchaft geht die Regel des Schickſals einher. Die Stärke iſt ſchwach, die Schwäche ſtark. Wie in der Schöpfung und der großen Exiſtenz der Welt, binden ſich die Gegenſätze in ſeinen Werken; nie zerfällt ſeine kleine Welt auch nur auf Momente in ihre Elemente zurück. —

Die Individualität von Ort und Zeit

Sowie es nur dem Dichter gelingt, den innern Vorgang ſo zu entwickeln, daß wir mit unſrer ganzen Aufmerkſamkeit ihm zu folgen gezwungen ſind, ſo wird das ſzeniſche Äußre, wenn er nicht ſelbſt Gewicht darauf legt oder wohl gar auf Dekorationseffekte losſteuert, von ſich ſelbſt wieder zur Nebenſache. Und infolgedeſſen auch die Zeitbeſtimmung. Shakeſpeare erinnert ſelten an Ort und Zeit, das heißt an individuelle; im Gegenteil, er verwiſcht abſichtlich die Individualität von Ort und Zeit. Nach ſpätern Andeutungen klärt ſich dergleichen dann auf. Der Vorgang thut weder etwas für noch etwas gegen die beſondre Zeitbeſtimmung; er widerſpricht ſolchen ſpätern Angaben nicht, aber er macht ſie auch nicht entbehrlich. Ganz nach dem Geſetze der Erinnerung, in welcher die bezüglichen Vorgänge auf einander folgen. Dies Geſetz hat auch die lebhafte Erzählung. — Mir wird auch dabei immer deutlicher, daß wir noch immer an dem Einfluſſe der tragédie classique leiden, und dieſer durch Leſſing durchaus nicht völlig beſiegt wurde. —

Individualiſierung des Ausdrucks

Verſchiedne Charaktere können dieſelbe allgemeine Erfahrungsregel oder Maxime als Motiv ihres Handelns ausſprechen, aber ſo verſchieden durch den ihnen angemeßnen Ausdruck gefärbt, daß der beſondre Charakter und die allgemein-menſchliche Baſis zugleich zur Anſchauung kommen. Objektivität in ſubjektiver, das heißt pſychologiſch-rhetoriſch-mimiſcher Form. So iſt Leidenſchaft wie Affekt ein allgemeines Motiv, und doch wird die Zeichnung desſelben in ihrer Modifikation durch die Perſönlichkeit des Trägers unendlich ſich variieren. Der Dichter ſoll die Gedanken der Perſonen mit oder in ihnen denken, das heißt nicht, er ſoll ihnen ganz beſondre Gedanken geben, nein, er ſoll ihnen die Gedanken geben, die ihnen am nächſten liegen, die Gedanken, welche der Zuſchauer als die begreift, die er ſelbſt an ihrer Stelle gedacht haben würde; die Gedanken müſſen deshalb allgemeine, das heißt Anwendungen einer allgemeinen Maxime auf den beſondern Fall der Perſonen ſein, aber dieſe Gedanken müſſen in der *Form*, der *Ausdrucksweiſe* die Charakterlivree der Perſonen tragen. Derſelbe Gedanke wird in dem Schlichten ſchlicht, im Naiven naiv, im Überſchwenglichen überſchwenglich, im Nüchternen nüchtern, im Zierbengel, im Redner affektiert oder geſchmückt erſcheinen, im Sanften ſanft, im Wilden trotzig ſich gebärden. Dazu die Modifikation des Affektes oder der Leidenſchaft, die Rückſicht auf Gegenwärtige, oder die Rückſichtsloſigkeit des Monologiſten im Ausdrucke, desgleichen die Modifikation des Standes, der Bildung. — Ein Kunſtgriff der Charakteriſtik, und nicht der geringſte iſt dasjenige, was Shakeſpeare bei ſeinen tragiſchen Helden anwendet. Aus jedem Worte desſelben ſpricht ein: Ich bin der Held des Stückes. Teils liegt das im Aufſetzen von Lichtern, welche die Geſtalt vor allen andern heraustreten laſſen, teils in einem Zurückhalten aller andern Geſtalten. Sei gleich der Held der Handlung nach einer andern Perſon unterworfen, in ſeinem Bewußtſein weiß er ſich ſozuſagen über dieſer, das heißt im poetiſchen Ausdrucke. Auch das, was andre unleugbar vor dem Helden voraushaben, ordnet ſich im Ausdrucke unter; dem Helden wird keine Schwäche geſchenkt: in das Geſicht werden ſie ihm genannt, dennoch verliert er nichts; er iſt und bleibt die liebenswürdigſte oder impoſanteſte Geſtalt Dieſer tragiſche Adel, dies innre Wiſſen, die Genugthuung, daß er trotz allem der Held des Stückes iſt, verläßt ihn nicht. Er hat das volltönende Pathos vor allen andern voraus; in allen andern ſpricht Schmerz und Leidenſchaft in weniger bedeutenden Gedanken und hinreißenden Tönen. Es iſt in der That der Unterſchied eines konzertierenden Inſtrumentes von der Begleitung. Eine Art poetiſcher Feierlichkeit unterſcheidet ſeine Schmerzen von denen der andern Figuren. Er hat die tiefſte Empfindung ſeines Ich und deſſen, was ihn betrifft, und den beredteſten, gewaltigſten, hinreißendſten Ausdruck; die andern Geſtalten ſcheinen dagegen gehalten, ſich nur wie Nebel zu fühlen, und ihr Ausdruck iſt halb gefeſſelt; ſie ſind wie Reliefs um die freiſtehende Geſtalt. Dazu kommt, daß all ihr Denken und Thun hauptſächlich auf ihn ſich bezieht; daß ſie alſo thätiger ſind, ihn herauszuheben, als ſich ſelbſt. Dieſer tragiſche Adel iſt es nun zunächſt, was den Schauſpieler zu der Rolle reißt und ihn vor ſich ſelber erhebt und ſo in ihm ſpielt, ohne ſeine Mühe. Man ſehe, welche ganz andre Töne Romeo und Julia zu Dienſten ſtehen, als dem alten Capulet; Hamlet als Laertes und dem Könige, jeder Zoll ein tragiſcher Held. — Die Szenen des Helden ſind meiſt Spielſzenen, Soli, die der andern Perſonen mehr Zwiſchenſpiele. —

Der mittlere Ton der Charaktere

Jede hervortretende Geſtalt hat einen mittlern Ton, wo ſie ſpricht, wie andre Menſchen auch, es iſt derſelbe, den wir in der Regel zuerſt an ihr kennen lernen. Dieſer mittlere Ton, der nach Modifikationen immer wieder zu ſich zurückkehrt, bietet nun eben die Möglichkeit des reichſten Wechſels der Töne, wie eben der unbeſtimmte Seelenzuſtand jeder möglichen Beſtimmung offner ſteht, als ein ſchon beſtimmter. Auch bei der ausgeſprochenſten Leidenſchaft, wenn ſie nicht Monomanie iſt, zeigt ſich die Leidenſchaft den größten Teil der Zeit latent; nichts läßt daher unnatürlicher, als wenn ein poetiſcher Charakter zum perennierenden Affekte wird. Denn es iſt eben die objektive Natur des Affektes, daß er, zumal in ſeinen äußern Höhegraden, vorübergehendſt iſt, und ebenſo die ſubjektive Natur (im Zuſchauer), daß das Gefühlsvermögen wechſelnd an- und abgeſpannt ſein will, wenn nicht Pein oder gar Stumpfheit entſtehen ſoll. Solche mittelgeſtimmte Partien müſſen eigentlich das Gros der Rolle ausmachen. Sind dann nur die eigentlichen Charaktermomente, d. h. das Individuum im Menſchen, die ſich auf Herausforderung der Situation melden, kräftig dargeſtellt, ſo erſcheint uns durch ein geiſtiges Analogon von optiſcher Täuſchung jenes ganze mittlergeſtimmte Gros, welches nichts andres vorſtellen ſoll, als das Allgemeine im Individuum, als der menſchliche Durchſchnitt, mit jener individuellen Farbe gefärbt. Wo es nur möglich iſt und irgend unanſtößig erſcheinen kann, muß man dieſen mittlern Zuſtand eintreten laſſen, eben jenen ganz allgemeinen, der nur durch typiſches Zubehör, d. h. durch die Mimen des gewöhnlichen vertraulichen, genierten, vertieften, repräſentierenden, imponierenden u. ſ. w. Umganges des Geſchäfts- und Weltlebens individualiſiert iſt, ſo z. B. die

Goldleihſzene im Kaufmann, die Szene Wrangels und Wallenſteins, die Szene der den Lear ſuchenden, Mimen des Familien-, des Lager-, Bureaulebens u. ſ. w., ferner ganz allgemeine, ſo das ſich vergeblich Beſinnen, über ſich ſelbſt Lachen, Übergänge aus einer Stimmung in die andre, abſichtliche und unabſichtliche — Mimen des Standes, Alters, Geſchlechtes, Temperamentes, individuell gefärbt und modifiziert. Dies ſind die Ruhepunkte für das Gefühlsvermögen des Zuſchauers, ſie müſſen im Plane vorbedacht ſein, namentlich wo ein großer Spannungs- und Affektſturm vorüber oder bevorſtehend iſt; hier werden wir ſo recht heimiſch im Stücke und vertraut mit den Figuren, die ſich uns nicht bloß im Sonntagsputze zeigen; hier werden wir erſt ſo recht überzeugt, daß wir mit wirklichen, ganzen Menſchen, mit unſersgleichen zu thun haben. Von dieſer Mitte aus wird durch kleinſte Anſtrengung ein großer Wechſel der Töne möglich. Dieſer mittlere Ton macht die ruhigern Zuſtandsbilder, die ſo reizend ſind, möglich. So bekommen die Affektausbrüche ein Relief und ſtechen gegen das übrige ab. Überhaupt muß man mit den äußerſten Graden der Affektausbrüche ſparſam ſein und ſie durch Gehalt, durch Breite, Plaſtik mildern. Die Affekte, die ſympathetiſche werden ſollen, müſſen durch Geſellſchaftlichkeit geſtärkt werden, wie wenn das Mitleid, das Lob, der Tadel mit oder über eine Figur andern Figuren beredt in den Mund gegeben wird. Wo der Zuſchauer durch den Vorgang unmittelbar in einen an ſich unangenehmen Affekt verſetzt worden iſt, da müſſen wiederum Figuren thun, was der Zuſchauer nicht ſelbſt thun kann, nämlich ihm den Zorn, den Ärger vom Herzen herunterzanken u. ſ. w. oder auch, auf die Lehren der Lebensweisheit ſich beziehend, uns die Vergeltung vorauszeigen, die unſers Rechtsgefühles Unwillen wenigſtens durch Verſprechen der Schadloshaltung momentan beſchwichtigt. — Kein

Menſch, auch der der größten Innigkeit fähig iſt, trägt ſie beſtändig mit ſich; dergleichen iſt wie auf einem Porträt ein Lächeln, das allmählich zum Grinſen wird. Daß ein Menſch eine beſondre Neigung zu einem Zuſtande, wie z. B. Innigkeit anzeigt, hat, wird man an dem öftern Wiederkehren dieſes Zuges merken. Der Jähzornigſte hat ſeine ruhigen Momente; ſolche muß auch ſein poetiſches Abbild haben, ſonſt wird er zum Automat, zur Fratze. Auch der Nüchternſte kann einmal berauſcht ſein; daß dies nicht ſeine Natur iſt, wird man ſehen, z. B. beim Cäſar im Antonius. Shakeſpeare hätte die Nüchternheit ſeines Cäſar nicht mehr in die Augen ſpringen laſſen können, als da er ihn in damit kontraſtierter Situation darſtellte. Dafür ſind viele Stellen in dieſer Rolle, die nicht geradezu auf Nüchternheitdarſtellung ausgehen. Denn auch der nüchterne Menſch zeigt dieſen Charakterzug nur, wenn er herausgefordert wird. Der ausgemachteſte Paradoxus und Freigeiſt denkt über die meiſten Dinge gerade ſo wie andre. Der Holofernes bei Hebbel ein Warnungsbild. — Dieſem Mitteltone der Charaktere analog iſt ein gewiſſer mittler Ton der Diktion, gleichſam des Charakters des ganzen Stückes notwendig, der nach jeder Abweichung wieder eingehalten werden muß, damit neue Abweichungen möglich werden; ein Ton, der zwiſchen Proſa und Poeſie in der Mitte liegt, geſchickt, in jeden derſelben überzugehen. Dieſer muß, wie der mittle Ton des Charakters im Charakter der beſtimmten Rolle, das Gros des ganzen Stückes ausmachen. Nur dadurch wird die leichte, gewandte Beweglichkeit des dramatiſchen Körpers möglich. Daher immer eine gewiſſe Kühle, frei von zu großer Innigkeit und Expanſion in der Darſtellung; dem Weſen der naiven Poeſie entſprechend, die Anlage auf die Wirkung des Ganzen, wo jedes Einzelne mehr bloß angedeutet, und beſonders die Gelenke der Charaktere nicht zu ſehr markiert werden, ſondern mehr die Gelenke des Ganzen. Daß dieſe bei Shakeſpeare ſo ſtark herausſtehen, das hat ſeinen Grund in der *ſchlanken* Anlage, nicht darin, daß er eine einzige Rede etwa aus dem Tone herausſchreien ließe. Dieſe Gelenke ſind in ganze Auftritte und Szenen ausgeſchwellt, in denen die emanzipierte Poeſie- und Schauſpielkunſt ihre Feſte feiern. — Und mit dem mittlern Tone, oder nenne man es den Grundton des Stückes, hat es praktiſch zunächſt dieſe Bewandtnis. Wie bei der Anlage eines Kolorits die Lokalfarben lieber blaſſer als dunkler angelegt werden, weil dieſer blaßre Ton leichter vertieft und dunkler gemacht iſt, während der dunkler angelegte nicht mehr gemildert werden kann, ſo wähle man bei der erſten Ausführung eines Dramas den Grundton lieber der Proſa oder der Ruhe, der Heiterkeit näher, als ferner; man erhält dadurch größre Möglichkeit, mannigfaltig zu ſein; man hat eine ungeheure Breite der Gradation des Tones vor ſich. Der geiſtigen Perſpektive, d. h. der relativen Wichtigkeit der Momente, kann dann die Ausführung völlig entſprechen. Wer gleich in der Ruhe, noch ehe die Leidenſchaften ſich erheben, einen ſtark poetiſchen, d. h. bedeutend über die gemeine Wirklichkeit erhabnen Ton anlegt, dem wird es dann, wo es Steigerung gilt, bald an den Mitteln fehlen, dieſe Steigerung mit Poeſie zu begleiten. Es wird Monotonie eintreten, und ein Gefühl von Ohnmacht. Jenem Grundtone der Diktion entſpricht der Grundton des Schauſpielers. Je mehr ſein Ton und ſeine Redeweiſe in den ruhigern, ſozuſagen mittlern Stellen dem Sprachtone und der Sprechweiſe des gewöhnlichen Lebens nahe ſteht, deſto höher kann er den Ausdruck ſteigern, ohne ins Unſchöne zu verfallen. Desgleichen, je gewöhnlicher die Geſtalt in der Anlage iſt, d. h. je mehr Durchſchnittsmaß, deſto mehr kann ſie durch Situation und Leidenſchaft wachſen. Das ſtete Zurückkehren zu jenem Mitteltone erhält ſeine Kraft für die Steigerungen friſch. —

Die problematiſchen Dialoge

Die problematiſchen Dialoge, wie ich ſie nennen will, in welchen ein verdecktes Spiel geſpielt wird, in denen, was in den Menſchen vorgeht, nicht ausgeſprochen, vielmehr abſichtlich oder in naiver Unbewußtheit von den Redenden verſteckt wird, und wo der Zuſchauer dennoch, wenigſtens im ganzen und großen, das Verſteckte aus Situation u. ſ. w. errät. In ſolchen iſt wiederum jeder einzelne Moment problematiſch. Sie ſind zugleich ſchauſpieleriſche Aufgaben, Typen, durchaus Darſtellung, laſſen deshalb keine andre als naive Poeſie zu und können als die eigentliche Probe des ſpezifiſch-dramatiſchen Talentes angeſehen werden. Dahin gehören z. B. die Werbungsſzenen Richards III. mit Anna und Eliſabeth und die Szene, wo er ſelber als mädchenhaft nein ſagend und doch nehmend jene zu parodieren ſcheint. Die Frauen reden immer noch eine Zeit in dem alten Tone des Abweiſens, wenn ſie ſchon gewonnen ſind. Sind ſie nicht klug genug, die Thorheit ungethan zu laſſen, ſo ſind ſie doch klug genug, ſie zu bemänteln. Welche Aufgabe für die Schauſpielerin dies ſo durchgebildete, mit Geiſt geſchwängerte, bald ſich nähernde, bald ausweichende immer nein ſagen und doch nehmen; zugleich ein Typus von ungeheuerm Umfange, dies frauenhafte Thun, das bis zum letzten Augenblicke nein ſagt, während es ſchon im Anfange zu nehmen beginnt. Zugleich will doch die kluge Eliſabeth vielleicht durch ſcheinbare Einwilligung nur Richards gefährliche Natur beſchwichtigen, ſie weiß, wie die Sachen ſtehen, daß der

Uſurpator in ſeinem Reiche auf unterhöhltem Boden ſteht, daß auch von auswärts ihm Verderben droht. Sie gewinnt wenigſtens Zeit, um ihn in ſeiner eignen Manier zu überliſten. Ferner die Szenen zwiſchen Othello und Jago und vieles im Hamlet. Im Erbförſter iſt faſt der ganze vierte Akt von dieſer Natur. Der Antagonismus zwiſchen Stoff und Form in der naiven Poeſie hat nicht ſeinen geringſten Reiz daher. Daher kommt auch die Vieldeutigkeit, die Shakeſpeares Stücken ihr anziehendes giebt, das ſie bei auch noch ſo langem Betrachten nicht verlieren, eher immer mehr noch gewinnen. Wenn auch das Ganze und ſeine Intention außer allem Zweifel und dem Gefühle völlig klar iſt, ſo wird doch im einzelnen dem Verſtande eine Freiheit gegeben, zugleich auch dem Schauſpieler, ein Raum, in dem jeder einzelne Leſer ſeiner Kapazität und individuellen Dispoſition nach ſich in Deutungen verſuchen kann, weil mehrere Deutungen nebeneinander beſtehen können. Was dort im einzelnen problematiſchen Geſpräche die Perſon thut, das Halbzeigen durch Verdecken, das Darſtellen durch indirekten Ausdruck, das thut im großen und ganzen des Stückes der naive oder realiſtiſche Dichter ſelbſt. — Nur muß der tragiſche Zuſammenhang uns vor allem deutlich werden, denn er ſoll uns ergreifen und feſthalten, auf ihn ſoll ſich alle Spannung, alles Schauſpieleriſche beziehen; Hauptſache iſt immer die genauſte Feſthaltung des einen Geſichtspunktes, ähnlich wie die Beobachtung der Perſpektive in der Malerei. Die Hauptperſon immer breiter und voller gehalten, ohne Verkürzung — im maleriſchen Sinne —, im vollen Lichte. Dies war mein Fehler im Erbförſter, den ich mir gar nicht klar und oft genug vor die Augen ſtellen kann. Wie er entſtand, weiß ich recht gut. Meine Darſtellung war dramatiſch unmittelbar; ich überließ es in Ausführung des Dialoges dem Zuſchauer, die kleinen Motive zu ergänzen, aus den angedeuteten großen oder auch aus Charakter und Situation; den beiden gegebnen Faktoren der Entwicklung. Nun hatte ich aber durch den untragiſchen Anfang andre Erwartungen erregt, als ich befriedigen wollte, dann war die Handlung etwas abſonderlich, auch fehlte die Geſchloſſenheit; neben Charakter und Hauptſituation wirkten noch viele kleine, zufällige Bedingungen mit. Ich aber, anſtatt in der Beſchaffenheit der Fabel und der zu beſondern Charaktere den Grund davon zu ſuchen, wie mir die Kritik auch ehrlich und verſtändig und den Nagel treffend riet — fand ihn in der Unmittelbarkeit der Ausführung. In dieſer lag er allerdings inſofern, daß durch ſie die beſondre Anlage nicht erklärt war; und bei andrer als ſolcher poetiſch-naiven Ausführung wäre dennoch alles klar zu machen geweſen, alſo inſofern, daß in ihr nur die Unzweckmäßigkeit der Anlage, d. h. der Fehler des Stückes zum Vorſcheine kam, nicht daß ſie ſelber der Fehler geweſen wäre. Anſtatt nun meine Fabeln ſo einzurichten, daß ſie ſich vollſtändig ſelber erklären, die Charaktere ſo, daß ſich der Zuſchauer vollſtändig in ſie verſetzen konnte, blieb ich bei meiner alten Weiſe — wenn ich auch dem Zufall nicht mehr ſolche Breite gönnte oder auch ihn möglichſt ausſchloß; dafür meinte ich nun, in den Dialog noch beſonders die fortlaufende Erklärung hineinnehmen zu müſſen, die eigentlich der Verſtand des Zuſchauers geben mußte, oder die eigentlich gar nicht nötig ſind, wenn nicht Abſonderlichkeiten in der Fabel dem Verſtande einen Sprung zumuten oder eine Vorausſetzung, die über die Regel hinausgeht. Dadurch kam ich nun von ſeiten der einem Theaterſtücke zugeſtandnen Länge in eine Klemme, aus der ich mich nicht zu finden wußte. Endlich bei Betrachtung der Macbethexpoſition kam ich auf die Spur meines Rechenfehlers. Bald fand ich, daß faſt jede

Szene bei Shakeſpeare mich auf dieſelbe hätte führen müſſen. Nun weiß ich, daß, wenn die Fabel im ganzen und großen natürlich und notwendig, die Charaktere nicht zu individuell, wodurch ohnehin der Zweck der Tragödie, das allgemeine Menſchenſchickſal im beſondern darzuſtellen, verfehlt wird — daß dann die Ausführung im Dialoge durchaus ſich um die Erklärung für den Verſtand nicht zu bekümmern habe und deſto kräftiger ihrer weſentlichen Aufgabe, die Phantaſie künſtleriſch zu täuſchen, unmittelbarer poetiſch-naiver Darſtellung nachgehen könne. —

Der Kontraſt

Eben fällt mir ein, daß ja auch die Schule des V. Hugo den Kontraſt als das Hauptweſen des Tragiſchen anſieht. Sie faßt, ſoviel ich von ihrer Doktrin weiß, dieſen Kontraſt abſolut, aber ohne Notwendigkeit. Sagt er: Hängt den Gott an den Galgen, und ihr habt das Kreuz — ſo kommt der Gott mit dem Galgen ganz zufällig und äußerlich zuſammen. Wenn er ſeiner Borgia zu der hiſtoriſchen Ruchloſigkeit die innigſte Mutterliebe giebt, ſo iſt zwiſchen dieſen beiden Dingen wiederum nichts gemein, als die Konvenienz des Dichters. Letztre Zuſammenſtellung kann vorkommen, aber deshalb iſt ſie noch nicht die genügende Grundlage einer tragiſchen Geſtalt, denn ſie iſt eine ganz willkürliche. Am Hamlet konnte V. Hugo ſehen, wie äußerlich er Shakeſpeare gefaßt hat. Denn Hamlets pragmatiſche Schwäche iſt eben die Folge ſeiner theoretiſchen Stärke; es iſt hier ein *notwendiger* Kontraſt. Die Grundlage des tragiſchen Widerſpruches muß in der individuellen Natur des Charakters liegen, aber nur als Möglichkeit. Durch die hinzutretende tragiſche Situation wird dieſe Möglichkeit erſt wirklich. So hat Schiller in der Geſtalt ſeines Wallenſtein nur den klugen Weltmenſchen und den Abergläubigen kontraſtiert, und die Szene, wo er vergebens „Vernunft predigt,“ iſt der vollendetſte Moment in dieſem Charakterbilde, weil darin die zwei verſchiednen Weſen einander zum ſchärfſten Kontraſte auf den Hals gerückt ſind. Dagegen ſtehen ſich ſein Ehrgeiz und ſeine idealiſtiſche Tugendreſignation als zwei fremde Dinge gegenüber. Sie ſind ſich nicht ſo nahe gerückt, daß durch den Kontraſt die Identität einleuchtend würde; ſie wechſeln und laſſen uns den Wallenſtein in zwei verſchiedne Menſchen zerfallen. — Man nehme die bedeutendſten Geſtalten der Geſchichte, wie die Perſonen unſrer nächſten Privatbekanntſchaft: was ſie uns zu Geſtalten macht, zu Exiſtenzen, zu plaſtiſchen Erſcheinungen, zu Totalbildern, iſt nichts andres als dieſer Kontraſt in Identität. Nie ſind ſie mehr diejenigen, die ſie ſind, als in den *prägnanten Momenten*, wo ihre Mannigfaltigkeit durch Kontraſt ihre Einheit erweiſt, wo wir alle einzelnen Kräfte und Richtungen, die in ihnen wirken, zugleich thätig erblicken, und die Natur des Kontraſtes ſie alle zugleich deutlich macht, die ſonſt ineinander verfließen würden. Dieſe prägnanten Momente ſind das, was von der Geſchichte und dem gewöhnlichen Leben der Kunſt gehört. Sehen wir einen Bekannten im Leben, ſo ſehen wir gewöhnlich nur eine Seite oder mehrere gleichgiltig abwechſelnd; fragen wir uns aber einſam: Wer iſt er? ſo wird ſein Totalbild vor uns ſtehen. Ich glaube, dies iſt die Urſache, warum ich immer im gewöhnlichen, geſellſchaftlichen, im gleichgiltigen Umgange die Menſchen verliere und mich iſolieren, mich von ihnen entfernen muß, um ſie wieder zu gewinnen. Wenn Schiller dieſe Totalmenſchen „Geſtalten“ nennte, wäre ich mit allem, was er von dieſen ſagt, einverſtanden. Er verſteht aber etwas ganz andres unter dem Ausdrucke. Die

Menſchen werden ihm zu Geſtalten, wenn er ihren vagen Umriß mit ſeinem eignen Gehalte füllt; ſein Bedürfnis iſt, den Unterſchied derſelben von ihm ſelbſt zu verwiſchen, d. h. die andern in ſich — mir iſt es Bedürfnis, mich in die andern zu verwandeln, d. h. die Verſchiedenheit recht rein zu empfinden.

◆

Zweite Gruppe

Aus den Jahren 1860—1865

Die Illuſionsmittel der dramatiſchen Kunſt

Die dramatiſche Kunſt muß ganz andre, mächtigere Illudiermittel in Bewegung ſetzen, als Epik und Lyrik, die es nur mit Phantaſie und Empfindung zu thun haben. Denn ſie muß uns ihre eignen Apparate vergeſſen machen, ja was das Schwerſte iſt, den Schauſpieler ſelbſt, den Herrn Soundſo, ſeine eigne Perſönlichkeit, ſeine Schminke, Koſtüme u. ſ. w. Dann fehlt ihr auch das Kunſtmittel, eine Handlung darzuſtellen, die Erzählung. Der Erzähler kann eine Handlung darſtellen, denn er kann ſo erzählen, daß uns keine Perſönlichkeit ſeiner Perſon aufgedrungen wird. Der Dramatiker dagegen iſt bei dieſer Aufgabe in noch ſchlimmrer Verlegenheit als der Maler. Der Maler kann auch keine Handlungen darſtellen, nur Geſtalten, deren Gehaben das Geſchehen einer Handlung andeutet, d. h. er kann Handlung nur andeuten vermittelſt dargeſtellter Bewegungen dargeſtellter menſchlicher Geſtalten, alſo er kann Menſchen darſtellen, ihre Bewegungen darſtellen, aber Handlungen nur andeuten. Aber er kann in die Geſtalt ſchon die Wahrſcheinlichkeit, wenigſtens die Möglichkeit der betreffenden Handlung legen und dadurch ſeiner Andeutung größre Kraft der Illuſion verleihen; der Dramatiker aber muß auf den Fall vorbereitet ſein, daß die beſtimmte, ſchon vorhandne Geſtalt, die Stimme, das Temperament u. ſ. w. ſeines Schauſpielers, den er ſich nicht wie der Maler ſelbſt ſchaffen kann, in ſinnlichem Widerſpruche mit der Handlung ſteht, die darzuſtellen oder vielmehr durch das Gehaben der Geſtalt angedeutet werden ſoll. Nun wird die Illuſion der Handlung auf der Bühne immer im Verhältniſſe ſtehen zu der Illuſion der Geſtalt; die Illuſion der Handlung wird nur durch Illuſion der Geſtalt möglich, und dieſe wird immer, weil aus wirklicher Darſtellung entſtehend, die Illuſion der Handlung, die nur aus Andeutung hervorgehen kann, an Kraft überwiegen. Da die Handlung nicht illudieren kann, wenn dies die Geſtalten nicht *noch mehr* thun, begreife ich die Theoretiker nicht, wenn ſie fordern, daß die Geſtalt, daß der Charakter nicht über die Handlung heraustreten ſolle. — Der Epiker kann es darauf anlegen, wenn er will, daß in der Wirkung ſeines Werkes die Neugierde über die Sympathie hinaustritt, oder mit andern Worten, daß in der Darſtellung der abſtraktere Gedanke der Handlung über den konkretern der Menſchen, d. h. der handelnden überwiegt. Denn er kann nicht Menſchen erzählen, ſondern nur die Geſchichte der Menſchen, d. h. die Handlung; aber beim Dramatiker iſt es umgekehrt; er kann nur Menſchen auftreten laſſen, keine Handlungen, der Schauſpieler kann nur einen handelnden Menſchen ſpielen und keine Handlung. Aber ſelbſt der Epiker wird ſich nicht ſo eintreiben laſſen, daß er die Handlung zur Hauptſache machen ſollte. — Wenn der Theoretiker fordert, daß die Handlung im Drama die Hauptſache ſein ſoll, ſo fordert er nicht allein etwas Verkehrtes, ſondern ſogar etwas Unmögliches. Etwas Verkehrtes, weil er die Neugier höher ſtellt als die Sympathie, dann weil der Dichter die unangenehmſte Wirkung, ſeine in der ſogenannten Handlung zu Tage tretende Abſichtlichkeit, nur durch die Souveränität ſeiner Perſonen maskieren und verhindern kann; etwas Unmögliches, weil die Illuſion durch die Handlung auf der Bühne lediglich von der Illuſion durch die Perſonen abhängt und notwendig als die abgeleitete die ſchwächre ſein muß. Auch das ſittliche Urteil richtet ſich nicht nach dem, was geſchieht, ſondern nach den Motiven, woraus es geſchieht, und dieſe Motive, die Notwendigkeit dieſer Motive gehören zum Menſchen, nicht zur Handlung; ja dieſe Motive ſind eben der Gehalt des Menſchen. — Daher iſt auch die kauſale Verknüpfung der Handlung im Drama bei weitem nicht ſo wichtig, als die ethiſch-pſychologiſche Kauſalität der Perſon. Da die Handlung auf der Bühne bloß das Totale einer Anzahl Andeutungen, die Natur der Perſon aber das Dargeſtellte, das wirklich ſinnlich Erſcheinende iſt, nicht bloß ein gedachtes Verhältnis, ſondern eine lebendige, ſinnliche Anſchauung, ſo verſchwindet die Wichtigkeit jener Kauſalität vor dieſer. Darum iſt auch die tragiſche Notwendigkeit nur an der kompakten, dargeſtellten Perſon fühlbar zu machen, nicht an dem vagen Inbegriff von Andeutungen, darum muß im tragiſchen Drama der Held ein tragiſcher Charakter ſein, das Tragiſche nicht bloß, wie es im Epos ſein kann, eine tragiſche Situation. Auf dem Papiere iſt es ganz anders, wo die Perſonen eben ſo *nur als gedachte* vor der Phantaſie des Leſers ſtehen, wie das Verhältnis, welches man die Handlung nennt. Beim *Leſen* begiebt ſich das alles unter das *epiſche Geſetz*; hier verdunkelt keine gegenwärtige ſinnliche Erſcheinung die Vorſtellungen der Phantaſie und des Verſtandes; was auf der Bühne hervortrat, tritt hier zurück; was dort vor anderm verſchwand, wird hier ebenſo deutlich. Und wäre das Aufgeſchriebne das Drama ſelbſt, ſo wäre der epiſche Maßſtab daran in ſeinem vollen Rechte, und der äußre

Kauſalitätsnexus wäre wichtiger bei der Beurteilung, als der innre, ideale. Aber das Aufgeſchriebne iſt nicht das Drama, die Beſchwörformel iſt nicht der erſcheinende Geiſt, und die Kritik daher in vollem Unrecht, wenn ſie nach Geſetzen über das Drama richten will, unter die es nicht gehört; wenn ſie das körperliche Gebäude nach dem flachen Grundriſſe beurteilt. — Das Litteraturdrama in abgeſetzten Reden mit darüber ſtehenden Namen u. ſ. w., aber nach den Geſetzen epiſcher Kompoſition entworfen und ausgeführt, die ſich ſelbſt von der rechtmäßigen dramatiſchen Gerichtsbarkeit eximieren und unter epiſche ſtellen, dieſe Leſedramen ſind eben keine Dramen, ſondern eine Zwiſchengattung. Sie ſind in der geſamten Poeſie das, was die Strauße im Tierreiche ſind, für welche die Naturkunde einen ähnlichen, ebenfalls einen Widerſpruch involvierenden Namen erfunden hat, den der Laufvögel, d. h. der Vögel, die nicht fliegen, wie Vögel eigentlich thun, ſondern nur laufen, wie in der Regel Tiere, die keine Vögel ſind. Wie dort die abgeſetzten Reden und die Namen darüber, ſo ſind hier die Flügel eine Art unweſentlicher Verzierung. — — Der Epiker deutet, wenn er nicht ſchildern, nicht beſchreiben will, durch Darſtellung, d. h. Erzählung einer Handlung, einer Begebenheit zugleich die Perſonen an, er bewegt uns, die Geſtalten, die er nicht erzählen kann, zu der Handlung, die er erzählt, hinzuzudenken; beim Dramatiker iſt es umgekehrt; er ſtellt uns handelnde Menſchen dar und bewegt uns dadurch, die Handlung uns zu denken. Die Menſchen, die er uns auf der Bühne zeigt, ſind wirkliche Menſchen, aber ihr Handeln iſt nur ein andeutendes Bewegen. Dieſe Menſchen ſind immer ſinnlich vor unſern Augen, aber ihre Handlungen, d. h. das Totale des durch ihre Bewegungen angedeuteten, ſind bloß in ihrer Phantaſie. Dieſe Andeutungen erhalten einen gewiſſen Grad von Illuſion nur durch die weit ſtärkre

Illuſion der Perſon, die in ihnen ſinnlich erſcheint. Wenn Don Ceſare den Don Manuel erſticht, ſo müſſen die betreffenden Schauſpieler ſchon eine ſehr lebendige Illuſion, ſie ſeien Don Ceſare und Don Manuel, gewirkt haben, wenn dieſes ihr Totſtechen und Totgeſtochenwerden illuſoriſch ausfallen ſoll. Und die illuſoriſche Hauptſache iſt nicht, was der ſogenannten Handlung daran gehört, die Pantomime des Totſtechens, ſondern die Menſchendarſtellung, welcher gemäß der eine von nun an einen vom Gewiſſen gefolterten Mörder und der andre einen Toten an ſich ſelbſt darſtellt. Aber mit alledem iſt keine Handlung dargeſtellt worden, ſondern handelnde und zuſtändliche Menſchen. In dieſem Punkte gehört die dramatiſche Kunſt dem Weſen nach paſſender unter den Geſichtspunkt der Malerei, als unter den der Poeſie im engern Sinne. Der Erzähler ſpricht vom Handeln und Leiden der Menſchen und nennt unmittelbar ihr Thun und ihre Zuſtände „den Mord, den Schlaf.“ Das kann der Dramatiker ſo wenig als der Maler; wie dieſer kann er nur einen Menſchen darſtellen, der eben im Begriffe iſt, einen andern Menſchen zu morden, oder einen Menſchen, der ſchläft. Nun vollends „einen Mord, den er einmal begangen hatte“; wie ſoll der Dramatiker dergleichen darſtellen! — Die Sache iſt die: Auf der Bühne vergeſſen wir immer die Handlung über dem Menſchen, weil jene nur in unſerm Gedächtniſſe, dieſer aber unſern leiblichen Augen lebendig iſt, und weil die Sinneseindrücke weit ſtärker ſind, als die Vorſtellungen der Phantaſie. — Die Hauptſache iſt, uns immer den verkleideten Schauſpieler vergeſſen zu machen, weil dieſer unſre ganze Illuſion aufhebt; mit der Illuſion, dieſer ſei der und der Menſch, ſteht und fällt unſre Illuſion, das und das ſei durch ihn, an ihm und für ihn geſchehen. Die Kunſt der Menſchendarſtellung, d. h. die Kunſt des verbündeten Poeten und Schauſpielers, muß nicht allein den Sinn einſchläfern, der uns immer wieder ſagt: Das iſt ja der Schauſpieler Herr Soundſo, ſondern auch die ganze ſogenannte Handlung beglaubigen, deren Ausgerechnetheit uns immer wieder enttäuſcht; die Charakterdarſtellung muß daher zum beſten der Handlung ſelbſt weit über ſie hinaustreten. Der Glaube an die Exiſtenz der Perſon kann nicht ſtark genug erregt werden. Die alten, ſchon abgenutzten Konflikte und Motive, wer kann ſie uns wirkſam machen, wenn er es nicht durch höchſt möglichen Zauber der Charakteriſtik thut? Wenn man ſagt, Shakeſpeare thue darin mehr als not und recht, ſo muß ich dagegen ſagen, daß es nur Shakeſpeare gelingt, mich gläubig an ſeine Handlungen zu machen. Was iſt denn eine Handlung? Iſt ſie etwas für ſich? Iſt ſie nicht bloß das abſtrakte Verhältnis natürlicher Zeichen von Zuſtänden der Menſchen? Wer iſt denn eigentlich intereſſant: die That oder der Menſch? Die Handlung kann helfen, den Menſchen intereſſant erſcheinen zu laſſen, nicht umgekehrt. In der That iſt nichts intereſſant als die menſchliche Natur ſelbſt, und ſie iſt auch das einzig Notwendige. Kann man ſittlich urteilen über eine Handlung ohne die genauſte Kenntnis des Menſchen, von dem ſie ausgeht? Kann ich wiſſen, wie groß ein Leiden, ohne daß ich den Menſchen genau kenne, der es trägt; und vor allem, kann ich mich für ein Leiden, einen Zuſtand intereſſieren, ohne den Menſchen genau zu kennen, an dem ſie ſind? Können ſie mich intereſſieren, wenn nicht der, an dem ſie ſind, ſich mir als ein vollſtändiges Menſchenbild beglaubigt? Es iſt ja gar noch nicht von einer Beſonderheit eines Menſchen dabei die Rede; aber Shakeſpeare hat unter allen Dramatikern, die ich kenne, allein den Zauber, daß er die poetiſche Figur wirklich nur überhaupt mit dem Scheine eines wirklichen Menſchen zu umkleiden weiß. Bei allen andern kann ich den verkleideten

Schauſpieler nicht vergeſſen. Ich vergeſſe ihn auch bei Shakeſpeare nur ſo weit, daß ich ſeine Kunſt genießen kann; richtiger geſagt: er macht mir die Herren Dawiſon, Devrient u. ſ. w. in ſeinen Rollen zu Schauſpielern, die andern Dramatiker aber ziehen durch ihr Ungeſchick auch den geſchickten Schauſpieler in ein vergebliches und den Zuſchauer quälendes Bemühen, ſich wie ſpielende Schauſpieler anzuſtellen. Wie gähnt uns bei allen andern Dramatikern die echauffierte Abſichtlichkeit oder die Froſtigkeit der Abwägung, die Verſtandeskälte der epiſch-korrekten Kompoſition an! Durch all dies bringt mich der Autor zu mir, und wie muß ich wünſchen, außer mich geſetzt zu werden, um nur über Theater, Publikum, Bühne, Dekoration, Koſtüme und die natürliche Perſönlichkeit der ſich ſchminkenden, alt oder jung ſich machenden Schauſpieler hinwegzukommen. Den Schauſpieler macht uns niemand vergeſſen, dank dem Poeten, der ihn uns noch zu ſeinem Vorteil erſcheinen läßt. — Freilich ſoll die künſtleriſche Illuſion nie zu dem Irrtum ſich ſteigern, das geſchehe wirklich, was auf dem Theater vorgeht, aber ſie muß bis zu dem Grade ſteigen, wo uns die Verkleidung und das Schminken, das pathetiſche Gehaben der wohlbekannten erwachſnen, ja zum Teil bejahrten Männer und Frauen nicht als kindiſche Spielerei erſcheint. Nicht der verkleidete Komödiant, nicht die Komödianterei, wo Dichter und Schauſpieler wetteifern, kein Effekthaſchen, das ſich überall die Miene der Würde giebt, die zur Kokette wird, ſondern künſtleriſche Wahrheit und Notwendigkeit, die der Beredtheit der Leidenſchaft und des Affektes zu Grunde liegt, kein bloßes willkürliches Spielen mit dichteriſchen und ſchauſpieleriſchen Tönen und Effekten. — Der dramatiſche Dichter muß immer daran denken, daß ſeine Perſon nicht bloße Phantaſiebilder, wie die der epiſchen Gattung, ſondern daß ſie ſinnlich erſcheinende Menſchen ſind, daß ſie vom

Schauſpieler reproduzierte Menſchen ſind, vom Schauſpieler, der ſchon ſelbſt Individuum iſt, deſſen individuelle Züge gegen ſeinen Willen durchſtechen werden, wenn er ihnen nicht eine Individualität leiht, die, ſtärker durch Gedrängtheit, ihre wirkliche übertönt. Gar zu zarte Bilder wie im Taſſo ſind bloß für die Phantaſie des Leſers geſchaffen; der wirkliche Menſch, der ihn reproduziert, bringt Züge hinein, welche die zarten der poetiſchen Konzeption überſchreien; anſtatt daß die ſchwächre Individualität des Schauſpielers von der ſtärker gezeichneten der dramatiſchen Perſon überwältigt und verſchlungen werden müßte, geſchieht das Umgekehrte, die ſtärkre Individualität des Schauſpielers hebt die ſchwächre der dramatiſchen Perſon auf und vernichtet ſie. Unter Individualität iſt hier die Sinnlichkeit und Gewalt der Darſtellung zu verſtehn; mehr ſoll ſie überhaupt im Drama nicht ſein. Wie der Dichter den Gehalt ſeines Stoffes in einem gegenwärtigen Vorgange entwickelt, ſo muß er dem Schauſpieler darin auch deſſen Anteil als Gehalt entgegenbringen, den der Schauſpieler durch ſein Spiel, ſeine Betonung und Gebärden entwickeln und konkret machen muß als einen äußern, anſchaulichen Vorgang. Man denke an Hamlet. — Das Schauſpieleriſche darf nicht mechaniſch nebenhergehen, ſondern es muß aus dem tiefſten Kerne, aus dem geiſtigen Gehalte des Stückes hervorwachſen; das Stück muß ſinnlichſt dargeſtellter Gehalt, das Poetiſche und Schauſpieleriſche daran muß ein und dasſelbe ſein. Die dramatiſche Fakultas eines Stoffes wird daher in der Beſchaffenheit des Gehaltes liegen, die ſich völlig ſinnlich darſtellen läßt. Die dramatiſche Kunſt iſt eine Syntheſis von Dicht- und Schauſpielkunſt, worin die eine durch die andre wirken muß, keine eitel der andern ſich entziehen darf. Die Schauſpielkunſt hat engre Grenzen, dieſe muß die Dichtkunſt reſpektieren und ſich dieſelben

Grenzen gefallen laſſen. Sie verliert dabei nicht, denn ſie kann ſich keine höhere und dankbarere Aufgabe ſchaffen, als die eigentümliche der Schauſpielkunſt: Darſtellung von Menſchen. Indem ſie zuſammenwirken, können ſie ſich ihre Aufgaben erleichtern; der Poet braucht nicht das hinzuzuthun, was der Schauſpieler beſſer hinzuthun kann, wie z. B. die Wärme. Er darf ihn nicht zum Deklamator, zum dramatiſchen Rhapſoden u. ſ. w. herabwürdigen. Die Poeſie muß überall den geiſtigen Gehalt zu den Gebärden des Schauſpielers geben, ſodaß ſozuſagen dieſe Gebärden ſelbſt gehaltvoll werden, keine bloße Geſichterſchneiderei u. ſ. w., d. h. plaſtiſch und bedeutend. Das Schauſpieleriſche muß ganz in die Region der Gedankenhaftigkeit und bildlichen Geiſtigkeit hinaufgehoben werden, ſonſt werden die ſchauſpieleriſchen Effekte, wenn ihre Momente nicht mit Gehalt und Poeſie erfüllt ſind, eine nichtige Spielerei, eine unpoetiſche, unkünſtleriſche Spiegelfechterei. Der Anteil des Geiſtes an dieſen Bewegungen weiht ſie erſt für die Kunſt. Die Aufhebung der dramatiſchen Syntheſis der Dicht- und Schauſpielkunſt iſt fehlerhaft; auf der einen Seite die gedankenleere, nicht vom Geiſt geweihte Gebärde, auf der andern die Deklamation, die Tirade, worin der dichteriſche Rhetor ſein Medium, den Schauſpieler, vernichtet. Das Rhetoriſche iſt eigentlich Proſa in von der Poeſie geborgtem Schmucke. — Man denke z. B. an des Laertes „Zu viel des Waſſers haſt du, arme Schweſter" u. ſ. w., welches eine in die Rede aufgenommne Umſchreibung der Anweiſung iſt: Laertes weint, trotz Bemühung dagegen; ein wunderbares Beiſpiel einer Reihe ſchauſpieleriſcher Gebärden als Darſtellung eines Seelenzuſtandes, von denen jede in geiſtigem Bilde oder allgemeiner Reflexion in die menſchliche Rede heraufgenommen iſt; immer Darſtellung und Reflexionsallgemeinheit und Einkleidungsindividualität ſich durchdringend. Gedankengehalt, der nicht ſinnlich erſcheinend, unmittelbar dargeſtellt, ſondern oratoriſch geſchildert wird, iſt Deklamation, wenn bloß Darſtellung des Affekts ohne Darſtellung des Charakters, Tirade. Man vergleiche mit obiger Stelle des jungen Melchthals Rede in ganz ähnlicher Situation, um den Unterſchied echt-dramatiſchen Details und lyriſcher Tiraden recht klar zu erkennen. — In Schiller war das ſympathetiſche Gefühl und die Subjektivität zu ſtark. Nun macht er ſeiner Figuren Sache zu der ſeinen, und in dieſer Verwechslung rechtfertigt er ſich ſelbſt darin, damit das Publikum wiederum mit ihm ſympathiſiere. Seine Perſonen reden nicht in eigner Perſon, ſondern er ſelbſt redet für jede als ihr Anwalt, und Sympathie, Freude und Stolz auf ſeine eigne Redekunſt laſſen ihn oft Wahrheit und Haltung vergeſſen. Er ſucht für jede ſo vorteilhaft zu reden als möglich. Corneille. — Intereſſant iſt die Stelle bei Schiller, wo er das Verfahren des Kunſtgenies mit dem des Dilettanten vergleicht: Korn um Korn trägt das Kunſtgenie ſein Werk zuſammen u. ſ. w. Der Sinn iſt dies, wenn auch die Worte nicht. Das entſpricht ganz dem von Leſſing bei Gelegenheit der Rodogüne geſchilderten mechaniſchen Verfahren des Witzes, während Leſſing das Weſen des Genies im organiſchen Entwickeln aus einem ſpringenden Punkte findet. Schillers Werke ſind blinkende Kryſtalle; Shakeſpeares organiſche Gewächſe. — Wie genauer als objektiver und naiver Dichter es Sophokles nimmt als Schiller, ſehe man, indem man den Ödipus mit Wallenſtein vergleicht. Wie ſieht alles, was an ihm exponiert wird, dem Ödipus, wie ihn Sophokles zeichnet, und wie wir ihn vor Augen ſehn, aus dem Auge geſchnitten. Dieſelbe Jäheit und Rückſichtsloſigkeit im Thun, das er erforſcht, als in der Art, wie er es erforſcht. Dies Weſen ſelbſt iſt ein Grund mit, zu glauben, daß er der

Mörder des Lajus ſei, ehe man es erfährt. Und wie iſt auch der Ödipus auf Kolonos ganz derſelbe. Der Wallenſtein vor der Tragödie Schillers aber iſt ein andrer als der im Stücke, in dem Stücke ſelbſt wechſelt er. Er behält das äußre Gehaben des Fürſtlichen, das innre Koſtüm, aber nicht den eigentlichen Charakter. —

Philoſophiſche Dramaturgie

Seit die Philoſophie ſich in die Dramaturgie gemengt hat, iſt das ſinnliche Moment, das im Drama die größte Rolle ſpielt, ganz von ſeinem Anſehen, ja ich möchte ſagen in eine gewiſſe Anrüchigkeit gekommen. Seitdem ſind die Leſedramen aufgekommen, das heißt ſehr gebildete epiſche und lyriſche Gedichte oder Gemenge aus beiden, mit abgeſetzten Reden und darüber geſchriebnen Namen, worin die etwa wilden Thaten des Stoffes ſeltſam mit der Bildung der Perſonen und ihrer Sprache ſtreiten. Ein rhetoriſches Rechten von Geſichtspunkten miteinander, eine neue Art von Moralitäten, nur daß die allegoriſchen Weſen hiſtoriſche, das heißt individuelle Namen führen. Sonſt verlangte man zum Beiſpiel, daß der tragiſche Held den ſinnlichen Eindruck überwältigend machen mußte, jetzt genügt, daß die Reflexion nachweiſt, er habe die philoſophiſchen Erforderniſſe zum tragiſchen Helden; ſonſt mußte ſeine Schuld ſinnlich in die Augen fallen, und das aus derſelben folgende ebenſo ſinnlich dargeſtellte und durch die Rhetorik der Seelenzuſtände ſympathetiſch mitgeteilte Leiden war eben das Stück. Jetzt genügt nachzuweiſen, daß er wirklich eine Schuld habe, vielleicht eine unbewußte oder unwillkürliche, und deshalb nicht ohne Grund ſei, Leiden zu empfinden, alſo auch wohl welche empfinde, wenn er ſie auch nicht gewaltig austöne. Ich hoffe noch zu erleben, daß der philoſophiſche rechte Held gar nicht ſinnlich, das heißt perſönlich im Stücke vorkommt, genug, wenn ſich durch Reflexion nachweiſen läßt, daß eine Perſon, von der zuweilen darin geſprochen wird, die philoſophiſchen Erforderniſſe zu einem tragiſchen Helden beſitze. Wenn eine unbewußte oder unwillkürliche Schuld, warum nicht ein unbekannter oder unſichtbarer Held?

Künſtleriſches und philoſophiſches Urteil

Die Antigone kann ein Beiſpiel geben, wie künſtleriſches und philoſophiſches Urteil auseinander gehen. Der Philoſoph ſieht froſchkalt über Geſtalt und alles, was Darſtellung heißt, weg; ihm iſt es nur um die ſogenannten gleichen Berechtigungen zu thun, nur um die philoſophiſchen Intentionen. Ihm muß das Lebende erſt zur Leiche werden. In ſeiner chemiſchen Retorte verflattert die Poeſie, und beſonders das eigentlich Dramatiſche iſt für ihn nicht vorhanden. — Wie ſorgſam iſt Shakeſpeare, daß im Romeo weder die Eltern, noch Tybalt, noch Mercutio, noch Paris einen Bruchteil von unſrer Teilnahme den Helden entziehen! Wie dämpft er abſichtlich den Eindruck Cäſars auf den Zuſchauer! Wie iſt im Macbeth vermieden, ein bleibendes Mitleid für einen andern zu erregen, wie ſchnell geht die milde Geſtalt Duncans vorüber, wie ſehr iſt es vermieden, für ſeine Söhne zu intereſſieren! Dagegen im Richard, wo uns der grandioſe Böſewicht in grauſender Bewundrung ſeiner eiſigen und eiſernen Kraft des Begehrens intereſſieren ſoll, hier durfte für andre etwas Mitleid erregt werden, weil dieſes jene Grandioſität der Richardsgeſtalt erhöht. In dieſer Beziehung iſt Sophokles wie Shakeſpeare. Nur in der Antigone treffen wir auf eine Ausnahme von dem Geſetze der Einheit der ſympathiſchen Mitleidserregung und nicht zum Vorteile des Stückes. Daß die Philoſophen davon anders denken, darf nicht befremden, weil ſie alle Unbefangenheit in ſich ertötet und ihre Anſchauungsorgane ſyſtematiſch abgeſtumpft und verdorben haben. Das Lebende iſt nicht für ſie; der Schmetterling iſt ihnen nur an der Nadel intereſſant. Umgekehrt wie von Chriſtus geſagt wird, er ſei vom Tode zum Leben hindurchgedrungen, dringen ſie vom Leben zum Tode hindurch. Je mehr ſie Intentionen finden, deſto beſſer; dieſe kritiſieren ſie, ob dieſe Möglichkeiten zu künſtleriſcher Wirklichkeit geworden? was verſtehen ſie davon, was geht es ſie an? Dem Künſtler iſt nur die Darſtellung etwas; der Künſtler fragt: Wie viel iſt dargeſtellt? wie iſt dargeſtellt? zweckt alles auf eine einzige, genau beſtimmte Wirkung? Iſt ein Zweck da, und alles übrige Mittel? Streitet keins gegen den Zweck? lehnt ſich nicht Mittel gegen Mittel auf? Die Schüler der Philoſophen aber machen Zuſammenſtellungen der beſtkonditionierten Organe aus verſchiednen von ihren Lehrern ſezierten Leichnamen, ein Werk, wie das der Hexen im Macbeth: Sprache lyriſch, Kompoſition epiſch, Charaktere ſhakeſpeariſch, Handlung nach der franzöſiſchen Art u. ſ. w. —

Zu Hegels Äſthetik

Die Bemerkungen Hegels über das Rezitativ und das Dramatiſche desſelben durch die Verwebung mit dem Melodiſchen (Bd. 3, 199 u. ſ. w.) ſind vortrefflich, und kann nichts beßres darüber geſagt werden. Das von Hegel über Muſik geſagte und mit gleicher Notwendigkeit auf dramatiſche Poeſie anzuwendende trifft mit meinen alten Studiumsreſultaten vollſtändig zuſammen. Das Schauſpieleriſche darf nichts Äußerliches bleiben, es muß mit dem Poetiſchen ſich organiſch durchdringen, dadurch wird die *dramatiſche* Poeſie eben erſt dramatiſche *Poeſie*. — Was mich unendlich freut, iſt, daß ich auch im Urteile über einzelne Operntexte, z. B. zur Zauberflöte, die ich immer als Operntexte verteidigt habe, Hegeln begegne (Bd. 3, 203). Ich wollte, er hätte über den trefflichen Text des Don Juan etwas geſagt. — Vieles Verwandtes finde ich in ſeinen Äußerungen über den Unterſchied der Proſa und Poeſie, in ſeiner Trennung des Poetiſchen und Rhetoriſchen. Mit ſeiner Meinung über die rhetoriſche Diktion auch Schillers (des Horaz, der franzöſiſchen Klaſſiker u. ſ. w.) geht Hegel auch einmal heraus, aber nur leicht andeutend (Bd. 3, 287), und ſogleich macht er die politiſche Ausweichung: „Dieſe Schriftſteller — Herder, Schiller — aber wendeten ſolch eine Ausdrucksweiſe hauptſächlich zum Behufe der proſaiſchen Darſtellung an und wußten dieſe durch die Gewichtigkeit der Gedanken und das Glück des Ausdruckes erlaubt und erträglich zu machen.“ Indirekt, aber deutlich genug! — — Auch Hegel ſtellt ſich (Bd. 3, 494 u. ſ. w.) das Lyriſche und Epiſche im Dramatiſchen nur mechaniſch verbunden vor, nicht aber in ſo organiſcher Wechſeldurchdringung, daß nun aus den zwei Ingredienzien ein drittes, von beiden verſchiednes wird. Wie z. B. im Apfel kein Waſſer mehr iſt, ſondern Apfelſaft, etwas, was weder Waſſer noch irgend eine andre ſeiner Ingredienzien mehr iſt: ſo kann im Drama nichts Lyriſches und nichts Epiſches mehr ſein, da beide ſich im Reiche der bloßen innern Vorſtellung bewegen. Die ſinnliche Erſcheinung iſt aber in der dramatiſchen Kunſt ein integrierendes Moment, ähnlich wie in der Malerei. Hegel hat doch in der Muſik die Tonfarbe der Inſtrumente als ſolches angeführt. Wenn er im dramatiſchen Kunſtwerke von der Darſtellung, d. h. dem Schauſpieleriſchen mit abſieht, ſo muß er beim muſikaliſchen Kunſtwerke von dem Charakteriſtiſchen der Inſtrumente, im maleriſchen von der Farbe abſehen, wenn er konſequent ſein will.

Wenn er der dramatiſchen Poeſie das Feld der innern Vorſtellung überweiſt, wie der lyriſchen und der epiſchen, ſo gehört die Vorſtellung der Aufführung notwendig mit dazu, nämlich daß man ſich vorſtellt, man laſſe nicht allein die poetiſche Perſon, ſondern auch den Schauſpieler ſprechen. Eine Partitur läßt ſich auch leſen. Man ſpiele einem, der von der innern Sprache der Orcheſtermuſik nichts verſteht, eine Partitur auf dem Klavier vor, ſo iſt das immer nur ein Surrogat, ähnlich als wenn man ein Drama, d. h. ſeinen Inhalt jemandem erzählt. Aus der Syntheſe des Poetiſchen und Schauſpieleriſchen, nur wenn ſie eine organiſche iſt, entſteht das Dramatiſche, in welchem das Epiſche ſtets von der Subjektivität durchdrungen ſein und das Lyriſche zugleich die beſondre Geſtalt darſtellen muß. Inſofern beginnt das eigentlich Dramatiſche erſt mit Shakeſpeare. Im antiken Drama iſt das Lyriſche noch als Lyriſches, das Epiſche noch als Epiſches vorhanden; die betreffenden Werke ſind ein Syſtem von lyriſchen und epiſchen Gedichten, nicht ſelbſt ein lyriſch-epiſches Gedicht. — Hegel ſagt (3, 498): „Von dieſer Art iſt die Sprache der griechiſchen dramatiſchen Poeſie, die ſpätere Sprache Goethes, zum Teil auch der Schilleriſchen, und in ſeiner Weiſe Shakeſpeares, obſchon dieſer, dem damaligen Zuſtande der Bühne gemäß, hin und wieder einen Teil der Rede der Erfindungsgabe des Schauſpielers anheimſtellen mußte.“ — Was ſoll das heißen? Doch nicht, daß ſeine Schauſpieler extemporieren mußten? Gewiß nicht! Man ſieht, Hegel denkt ſich in dem Schauſpieler nur eine Art koſtümierten Rhapſoden. Wenn der Schauſpieler wirklich nichts andres iſt, ſo laſſe man ihn weg, damit er das Kunſtwerk nicht verderbe. Soll er als Künſtler wirken, ſo muß auch ſeiner Erfindungskraft ein angemeßner Raum behalten werden, ſoll er nicht als Künſtler wirken, ſo thue man ihn weg. Und „weil dem damaligen Zuſtande der Bühne gemäß" — — Was ſoll nun gar das heißen? Wenn Shakeſpeare dabei den damaligen Zuſtand der Bühne berückſichtigte, ſo iſt es doch wunderbar, daß ſeine Weiſe auch dem jetzigen Zuſtande der Bühne die gemäßeſte erſcheint. Hegel hätte wohl ſagen ſollen, „dem Zuſtand der Bühne," oder noch bezeichnender, „den Bedingungen der neuern dramatiſchen Kunſt gemäß," die eine durchaus dramatiſche, nicht mehr eine aus lyriſchen und epiſchen Partien beſtehende und deshalb einen Vermittler brauchende iſt, der nicht bald Rhapſode, bald Sänger, bald Schauſpieler ſein darf, ſondern ein Künſtler ſein muß, wie der Dichter einer iſt. Die Diktion der Alten verhält ſich zu Shakeſpeares wie ein Halbtier, das der unorganiſchen Maſſe wegen, in das es gehüllt iſt, ſich nur ſchwer fortbewegt, zu einem Vogel, wie die Skulptur zur Schauſpielkunſt. — — Die Darſtellung Hegels hat das Beſchwerliche, daß er, wo es geht, den abſtrakten Begriff aufſtellt, unter welchen ſich die Alten und Shakeſpeare gleichmäßig faſſen laſſen; bei ſeiner nicht zu intimen Bekanntſchaft mit der Sache paſſiert es ihm dann, daß er den Unterſchied zwiſchen den Alten und Shakeſpeare in manchen Einzelheiten nicht klar ſieht, daß ſeine Abſtraktion oft nur von den Alten genommen iſt, wo er ſie von beiden zu nehmen glaubt; andre male hat er abſichtlich nur die Alten, andre male nur Shakeſpeare vor Augen, wodurch oft große Verwirrung entſteht, welcher er ausgewichen wäre, wenn er erſt die dramatiſche Poeſie der Alten, dann die dramatiſche Kunſt Shakeſpeares beſonders abgehandelt und ſchließlich dasjenige aufgezeigt hätte, worin ſie einſtimmen, und das, worin ſie verſchieden ſind. Zumal da er den Fortſchritt der neuern Kunſt aus dem Fortſchritte der Schauſpielerei zu einer Kunſt ſelbſt als den Grund der Verſchiedenheit und größern Ausbildung der neuern dramatiſchen Kunſt anerkennt, hätte er den Begriff des poetiſchen Kunſtwerkes nicht einſeitig vom antiken Drama abſtrahieren ſollen. Wenn er will, daß man dramatiſch dichte, wofür die Aufführung die Probe ſein ſoll, ſo hätte er ſchon bei Feſtſtellung des Begriffes des dramatiſchen Kunſtwerkes daran denken ſollen. Wenn er will, daß man bühnengemäß (im beſſern Sinne) dichte, ſo hätte er zeigen müſſen, wie dies Erfordernis zu erreichen ſei, wobei es zur Rede kommen mußte, daß ſchon bei Konzipierung der dramatiſchen Fabel darauf Rückſicht genommen werden mußte, und wie, auf welche Weiſe dies zu thun war. — — Das ſubſtantielle Pathos als Inhalt des Charakters kommt mir vor wie eine bewegte, d. h. eine Bewegung darſtellende Statue, deren Gleichgewicht durch Stützen erhalten wird, wie man ſie in Geſtalt von abgehauenen Baumſtümpfen und dergleichen auf Werken der Skulptur angebracht ſieht, und an den Leib geſchloßne Arme, als Gewand, das den Beinen ſtellenweiſe Verbindung und Halt giebt. Die Shakeſpeariſchen Charaktere dagegen ſind in völlig freier Bewegung, haben ihren Schwerpunkt und ihren ganzen Halt in ſich ſelbſt; jene ſind der Skulptur nachgeahmte Menſchen, wie der ſteinerne Gaſt einer iſt; von ihrer Baſis herabgeſtiegne Statuen, die die Schwere des Stoffes mit in die Bewegung nehmen, ſich daher ſchwer und maſſiv bewegen, ohne Blick und ohne die Haut durchſcheinendes Blut. Auch dies iſt für die neuere dramatiſche Kunſt eine ſtoffartige Wirkung, ein überwundnes Moment, eine Krudität, wie eine unorganiſche Hautbedeckung, wie ein Schuppenpanzer, wie die Schale eines Tieres. — Die Entgegenſetzung des Subſtantiellen und Subjektiven in der antiken und romantiſchen (Shakeſpeare) Kunſt bei Hegel kommt am Ende darauf hinaus, daß die Alten ihre Tragödie in der Mitte anfangen, Shakeſpeare dagegen die ganze Handlung vor unſern Augen vorbeigehen läßt. Dies kam aber zum großen Teile mit daher, daß die Stoffe der alten Tragiker in der Regel ihrem Publikum bekannt waren, und dieſes eigentlich gar keiner Expoſition bedurfte. Hätten die antiken Tragiker ebenfalls von vorn beginnen müſſen, ſo wäre der Unterſchied ein kleiner oder gar keiner geweſen. Denn auch die von den Tragikern hauptſächlich benutzten Sagen beginnen mit einem ſubjektiven Gliede; z. B. Lajus im Trunke die Warnung des Orakels vergeſſend, handelt nicht in ſittlichem Pathos, vielmehr iſt er im tieriſchen Rauſche weiter davon entfernt, als Lear in ſeiner kindiſchen Wunderlichkeit. Agamemnon, der das Reh der Diana erlegt, kann darin auch kein ſittliches Pathos vorſchützen. Daß es aber Hegel bloß um den erſten Zug im Spiele zu thun iſt, zeigt ſich, wo er ſagt, der Held, der im Pathos begonnen, werde im weitern Verlaufe auch ſchuldig durch Leidenſchaft. Nun werden viele romantiſche Stoffe ſolche Einzelhandlungen in ſich haben, die ein ſittliches Pathos für ſich haben; wenn man nun die Handlung der ganzen Tragödie damit begönne, ſo wäre es dann ja dasſelbe; z. B. wenn Romeo und Julia damit begönnen, wo Capulet ihr den Paris geben will. Dazu hatte er nach der Sitte der Zeit ein Recht; ſie aber hätten in ihrer ſchon eingegangnen Ehe auch eins. — Wenn Hegel (3, 570) das Hineinlegen des Zwieſpaltes in einunddasſelbe Individuum mißlich nennt, „weil die Zerriſſenheit in entgegengeſetzte Intereſſen zum Teil ihren Grund in einer Unklarheit und Dumpfheit des Geiſtes habe, zum Teil in Schwäche und Unreifheit“ — ſo legt dennoch Shakeſpeare in der Regel die Faktoren des Widerſpruches in ſeine Helden. Davon iſt aber gar nicht die notwendige Folge, daß der Held ein ſchwankender Charakter wird, im Gegenteile nehmen ſeine Helden ihr vornehmſtes Intereſſe daher. Übrigens iſt es nicht in der Natur, oder doch nur als Ausnahme, daß in einem Menſchen zwei völlig gleich ſtarke Leidenſchaften vorhanden ſein können. Die ſtärkere hat dann die ſchwächere (auch das Gewiſſen kann Leidenſchaft ſein) als ein nicht überwundnes, aber ſtets unterdrücktes Moment in ſich. Zu vergleichen einem Menſchen, der den Wolf an ſich preßt, damit dieſer ihn nicht verletzen kann, ihn nicht losläßt, aber auch ihn nicht erdrücken kann. So werden die beiden Kämpfer in der Umſchlingung zugleich matt, und der Tod naht als ein Befreier. Daß der Held auch das ſich, ſeinem Wollen entgegengeſetzte ſolchergeſtalt in ſich hat, es nicht übergreifen läßt, es aber auch nicht überwinden kann, das iſts, was ein Gefühl aus Mitleid und Bewunderung gemiſcht in uns erweckt.

Die Auffaſſung der Antike und ihr Einfluß auf unſre Kunſtbetrachtung

— Eigen iſt es, wie äußerliche Dinge auf die Kunſtbetrachtung einwirken können. So, auf das Drama bezogen, das philologiſche Studium. Das antike Drama lernen wir auf der Schule unter Umſtänden kennen und lieben, die auf unſre Meinung vom modernen zurückwirkt. Zunächſt wird unſre Bewunderung gewonnen durch die Sprache, den Klang der Verſe an ſich. Wir können das Stück uns nicht aufgeführt vorſtellen und lernen es anſehen wie ein größres lyriſches Gedicht, in welchem mehrere Perſonen im deklamatoriſchen Vortrage abwechſeln. Das Ganze wird uns eine einzige große, ſogenannte ſchöne Stelle; d. h. wir bringen keine Anfordrung von dem, was etwa uns als lebendige Vorſtellung vom Dramatiſchen aus unſerm Theater innewohnt, an das Stück. An dieſe Art der Betrachtung gewöhnt, wo unſre Aufmerkſamkeit nur auf die Schönheiten der Sprache und des Versbaues an ſich geht, müſſen wir ein heutiges Drama gewiſſermaßen in der Vorſtellung als ein altes, d. h. von allen den Zwecken losgelöſtes anſehen, von denen bei den Alten nicht die Rede ſein kann, um nur in ein Verhältnis zu ihm zu kommen. Wir müſſen alſo von dem Beſten, dem Lebendigen darin abſtrahieren. Wer in der alten Welt mehr lebte, als in unſrer, der hat das Organ dafür gar nicht ausgebildet, ja er hat wohl gar keine Ahnung von jenem Lebendigen. Daher das, was ſie die Kunſtform des Dramas nennen, mit dem, was uns ſo heißt, nichts Gemeinſames hat. Wenn ſie von der Kunſtform eines Dramas ſprechen, meinen ſie das, was in dem Buche ſteht, dieſe Reihe von vollklingenden Verſen, welche ihren Augen wohlgefällig dünkt wegen der räumlichen Symmetrie der Zeilen, ihrem Ohre durch den immer gleich beibehaltnen erhabnen Ton der ſchönen Verſe u. ſ. w.; wenn wir von der Kunſtform eines Dramas ſprechen, ſo verſtehen wir etwas ganz andres darunter, als was das Buch uns zeigt. Uns wird das Drama erſt in der Aufführung lebendig, wir machen den dramatiſchen Menſchen nicht zur Statue, um ihn ſchön zu finden; das, was in der Statue vom Menſchen verloren geht, iſt uns das Wichtigere. — Nun fehlen uns alle Mittelbegriffe. Wir wiſſen gar nicht, wie die Griechen die Menſchen unſers Schlages in der Tragödie darſtellten, ja wir haben durchaus keine deutliche Vorſtellung von der Art ihrer Ausführungen. Nach dem, was wir wiſſen, ſind wir geneigter, das antike Drama als ein Mittelding zwiſchen unſerm Oratorium und unſrer Oper anzuſehen, denn als ein Drama in unſerm Sinne. Dennoch wird uns zugemutet, die alten Griechen ganz oder teilweiſe nachzuahmen! Alſo aufs Geratewohl, und ohne die Zwecke, die Mittel zu verſtehen u. ſ. w. — Glaubt man denn nicht, daß wir ſelbſt von der Skulptur der alten Griechen nur eine ganz unvollkommne Vorſtellung haben? Wir haben noch Statuen, die ſie geſchaffen und genoſſen, aber wiſſen wir, ob wir auch das an ihnen ſehen, was die Alten ſahen? Es bleibt auch hier bei dem Äußerlichen. Den Griechen war das Geſicht in der Kunſt nichts weiter, als ein andres Glied auch, und ſie ſtrebten, in der Geſtalt ein harmoniſches Ganzes herzuſtellen. Wir ſuchen im Geſichte etwas ganz andres, und ſuchen es faſt nur im Geſichte. Natürlich; weil das uns der einzige Teil des Körpers iſt, den wir genau kennen, in dem zu leſen wir gelernt haben. Aber ich bin überzeugt, daß die Griechen auch die andern Teile charakteriſtiſch gehaltvoll zu machen wußten und da eine intereſſante Schrift laſen, wo wir nur die Glätte und Schönheit des Pergamentes ſehen. Und ſollten wir um der Glätte willen, die eben nur einen ſubjektiven Mangel unſers Sinnes für das Charakteriſtiſche der Alten anzeigt, unſer Charakteriſtiſches aufgeben?

Leſedrama und Schauſpielerdrama

Die halbidealiſtiſche, halbrealiſtiſche Natur des Dramas reſultiert aus dem Umſtande, daß im Drama eine auf das Ideale und eine auf das Realiſtiſche baſierte Kunſt zuſammenwirken müſſen, *Dichtkunſt* und *Schauſpielkunſt*. Die Künſte des Raumes, die realiſtiſchen, die der Zeit, die idealiſtiſchen, das Drama zugleich Kunſt im Raume und in der Zeit hat eine Doppelnatur und kann nur *realiſtiſche Ideale* brauchen. — Die vollkommne dramatiſche Kunſt wird da ſein, wo Poetiſches und Schauſpieleriſches zu einem wird, wo beides in ſeinen Wirkungen zuſammenfällt. Daher können das Leſedrama und das Schauſpielerdrama nicht beſtehen, wo in jedem eigentlich nur eine Seite vertreten iſt. Nun kann auch ſtellenweiſe die Syntheſis aufgehoben ſein, nämlich wo Deklamation — ſchöne Stellen gehören hierher — oder äußre Bewegung, Pantomime vorübergehend das andre Element unterdrückt. Litterärdrama und Schauſpielerdrama ſind die ſchlimmſten Feinde des Dramas, denn einerſeits entziehen ſie dem wahren Drama durch fremde Reize und Überladung die Schlichtheit, andrerſeits begünſtigen ſie den Verfall der Künſte, deren Zuſammenwirken das echte Drama ſchafft. Alle drei Faktoren des Dramas, Poeſie, Schauſpielkunſt, Publikum, müſſen in gleichem Rechte beſtehen können, alle müſſen dabei gewinnen, das iſt die Probe des Dramas. —

Das dramatiſche Talent

Das dramatiſche Talent iſt zugleich Dichtertalent und Schauſpielertalent, und ſo lebendig beides, daß es nur für den Verſtand unterſcheidbar, eins im andern iſt, daß beide in gegenſeitiger, innigſter, ausſchließlicher, in jedem einzelnen Punkte vorhandner Durchdringung wie eine und dieſelbe Kraft wirken. Durch Studium und Reflexion wird das epiſche wie das lyriſche Talent, ja das rhetoriſche etwas hervorbingen können, das der Produktion des dramatiſchen Talentes ähnlich iſt, gerade wie einzelne Partien in dieſer Produktion dem epiſchen oder lyriſchen Charakter ſich annähern können, was aber doch vom innerſten Kerne heraus ein andres iſt. In Shakeſpeare tritt zum erſtenmale das dramatiſche Talent normal auf; die Durchdringung, die bei den alten Tragikern noch eine unvollkommne war, iſt hier zum erſtenmale vollſtändig realiſiert. —

Das ſinnliche Moment der dramatiſchen Darſtellung

— Motivieren muß man aus dem Charakter, der Geſtalt, d. h. aus dem, was ſinnlich gegenwärtig, nicht bloß aus dem, was im Gedächtniſſe vorhanden, wie z. B. die Situation, das iſt um ſo notwendiger, je weniger die Situation ſinnlich gegenwärtig zu machen iſt, wie z. B. die menſchliche Iſoliertheit des Othello durch ſein ſchwarzes Geſicht. — Je mehr die philoſophiſche Äſthetik ſich in der poetiſchen Praxis geltend macht, deſto mehr ſchwindet das ſinnliche Moment, die eigentliche Darſtellung aus der Poeſie, was für das Dramatiſche am empfindlichſten iſt, weil es ohne Energie der Sinnlichkeit gar nicht exiſtieren kann. — Ich habe mich gefreut, bei Solger mein ganzes Urteil über die Braut von Meſſina wiederzufinden. —

Der ideale Nexus des Dramas

Die Fabel ſelbſt muß einen kleinſtmöglichen, d. h. einen Kauſalnexus von nur wenigen Gliedern haben, dieſer muß der ideale oder tragiſche Nexus ſein, d. h. die Glieder des Kauſalnexus müſſen Leiden und Handeln zugleich ſein, und zwar ſo, daß im erſten das Leiden, indem es Handeln wird, die Schuld gebiert, und die übrigen aus Leiden handelnd die Schuld vergrößernd fortſetzen. Im erſtern iſt das Leiden die durch Anlaß geſteigerte Leidenſchaft, in den andern durch die Folgen des erſten entſtandnes oder geſteigertes Leiden. — Der Dichter muß den Eindruck, den er mit dem Ganzen, alſo auch den er mit jedem einzelnen Teile desſelben bezweckt, ganz genau vorausbeſtimmen, und mit unerbittlicher Konſequenz auch das Lockendſte abweiſen, das eine Alteration des Ereigniſſes mit ſich führen kann. Dies, die höhere Motivierung, iſt wichtiger, als die kauſale, die niedre. — Die Verſtandeszweckmäßigkeit des Vorganges muß in eine Vernunftzweckmäßigkeit verwandelt werden. —

Die Handlung und die Charaktere im Drama

Die ganze Handlung mit Situation iſt ſozuſagen in charakteriſtiſches Ausleben der Perſonen zu verwandeln. Man betrachte Bilder, wie die Geſegnete, den Zinsgroſchen von Tizian, die Cäcilie von Raphael, hier iſt das ganze Bild zu Geſtalten geworden, die Handlung zum bloßen Ausdrucke der Geſtalten. Desgleichen die Hochzeit von Kana Paolos, deſſen Kreuztragung. Die Handlung darf nichts ſein als Anordnung, Bewegung und Ausdruck von Geſtalten, die die Handlung erſt wichtig machen, nicht ihr Intereſſe von der Handlung nehmen. Die Geſtalten ſind die wirkliche Exiſtenz, die Handlung nur ein Accidens derſelben, nur die Gelegenheitsmacherin für die Expoſition der Geſtalt, des Charakters, ihrer Formen und des Charakters der Bewegungen derſelben. Der Dramatiker wie der Maler können nur Exiſtenzen darſtellen und ihre Verhältniſſe zu einander andeuten. Es wäre Thorheit, wenn er die Andeutungen zur Hauptſache und die Darſtellung zur Nebenſache machen wollte. — Wenn anders Ariſtoteles Erklärung des Zweckes der Tragödie, durch Mitleid und Furcht dieſe und dergleichen Leidenſchaften zu reinigen, die richtige iſt, ſo ſind auch die Charaktere, d. h. die Menſchen, die Hauptſache darin, nicht die Handlung; denn Mitleid und Furcht knüpfen ſich an die Menſchen, nicht an die Handlung. Die Handlung an ſich kann nur Spannung der Neugierde oder Philanthropie erregen. Die Handlung iſt nur Mittel mit, den Menſchen intereſſant zu machen. Charakter aber iſt nicht bloß Beſonderheit, ſondern menſchliche Exiſtenz. Der Charakterloſe würde die Wirkung der Handlung neutraliſieren; ein bloß abſtrakter Menſch iſt gar keiner und kann unſer Mitleid nicht erregen. — — Das dramatiſche Erfinden hat viel ähnliches mit dem Erfinden in den bildenden Künſten. So iſt, wenn der Maler den den Jakob ſtatt des Eſau ſegnenden Iſaak malen will, der Gegenſtand der Handlung gegeben, damit aber maleriſch noch nichts erfunden. Denn die abſtrakte Handlung hat keine oder, wenn man will, alle möglichen Geſtalten zugleich, die aber der Maler nicht ſo brauchen kann. Er muß den charakteriſtiſchen Gehalt aus der zufälligen Handlung ausſcheiden und ihn zu verkörpern trachten, d. h. er wird die abſtrakte Handlung in typiſche Charaktere und in ihr charakteriſtiſches Handeln verwandeln. Denn dem Sinne gezeigt, iſt der Iſaak wichtiger, als was er thut, und was er thut, wird uns nur in dem Grade wichtig, als dieſes Thun ſeine Geſtalt, d. h. ſein dargeſtelltes Weſen zeichnen und kolorieren hilft. Erſt durch die charakteriſtiſchen Beziehungen wird uns das Bild der Handlung begreiflich, die an ſich nichts iſt. Die bloße Handlung gemalt, geſetzt man könnte ſie malen, wäre gar nichts. Schon in dem Worte: ſegnet iſt mehr von Geſtalt, d. i. Charakter, als von Handlung.. Und ich möchte wohl wiſſen, wie Ariſtoteles den Gegenſtand ohne Charakteriſtik hätte maleriſch oder dramatiſch verſinnlichen wollen. Der Ausweg einer „charakteriſtiſchen Handlung“ iſt keiner; denn das Charakteriſtiſche der Handlung wird, genau beſehen, immer Charakter des Handelnden ſein. — Die realiſtiſche Schule hat der idealiſtiſchen gegenüber zu vermeiden: das Goldpapier, d. h. in Figuren das Theaterprinzen- und Romanprinzeſſinnenmäßige, das Überſichtige, im Dialoge das „ſie ſprechen wie die Bücher“; die Rhetorik, wo ſie nicht hingehört, wo ſie die Charakteriſtik und die Perſpektive aufhebt; die Halbheit der Welt, die eine Seite wegläßt, die komiſche oder die ernſte, die nüchterne und exaltierte; die Zuſammengeleſenheit der Motive, dafür einen idealen Bau, Entwicklung organiſchen Wachstums von innen, wie bei Goethe, zu geben, dem neben der dramatiſchen Kraft gegenüber Shakeſpeare nur die ſcheinbare Naivität des Vorganges fehlt. Ein Eindruck, der unverrückt durch das Ganze geht, jedes einzelne Mittel nur zu demſelben Zweck. Die Beſcheidenheit der Natur. —

Der poetiſche Organismus

Das Impoſante der Geſtalt wird durch Nachgiebigkeit gegen Einflüſſe von außen an ſich ſehr beeinträchtigt, und es brauchte einen Shakeſpeare, den Othello in ſeiner impoſanten Höhe zu erhalten. Ein Vorteil iſt es daher, einen Vorgang zu erhalten, deſſen Hauptperſonen ſich aus ſich ſelbſt bewegen, mehr fremden Einwirkungen zum Trotze, als ihnen zum Gefallen. Solcher Art ſind die Helden des Äſchylos, Sophokles und Shakeſpeare; den reinſten Gegenſatz davon ſtellen die Helden Goethes dar. — Die Exiſtenz und das Handeln der Helden und der äußre Vorgang ſtellen ſich bei Shakeſpeare in völliger Totalität dar, ohne daß eben im Dialoge jedes kleine Rädchen namhaft gemacht und aufgezeigt würde, welches bei der Wechſelwirkung zwiſchen beiden in Umſchwung kommt. Dies würde die Totalität und poetiſche Naivität vernichten und das organiſch Lebendige zu einer Maſchine machen, den Verſtand von einer Seite ins Spiel ziehen, welche der Poeſie fremd bleiben muß. Denn um es noch einmal zu ſagen, der Verſtand darf bloß negativ bei der poetiſchen Arbeit thätig ſein, bloß vorkehrend, verhindernd, verhütend, bloß als warnender oder billigender Ratgeber, nicht als Mitſchöpfer. Er macht ſeinen Teil ein für allemal ab, wie der Baumeiſter, und entfernt ſich dann. Übel iſt es, wenn er mit ſeinem Maßſtabe und Schurzfell uns durch das Bauwerk begleitet und uns überall vorrechnet, daß dieſe Säule ſtark genug, dieſe Decke zu tragen, und uns zeigt, welche eiſerne Klammern da und da unter dem Mauerwerke ſtecken. Denn das Höchſte, was er dadurch bewirken kann, iſt, daß wir am Ende des Gebäudes ihm eingeſtehen, es ſei wirklich alles auf das zweckmäßigſte eingerichtet, an der Feſtigkeit und Richtigkeit des Gebäudes ſei gar nicht zu zweifeln. — —

Der Gehalt des Dramas. Der künſtleriſche Ausdruck

Der Gehalt des Stückes beruht auf dem Gehalte der Hauptcharaktere; wo dieſer charakteriſtiſche Gehalt in Darſtellung über die bloße Maſchine hinauswächſt in einer affektvollen poetiſchen Selbſtbefreiung, in kontraſtvollem, lebensvollem, ſich ſcheinbar völlig gehen laſſendem Geſpräche, alſo wo der Lebenspunkt des ganzen Bildes ſouverän und gewaltig aus dem Rahmen heraustritt, da iſt der dramatiſche Genius! Der poetiſche Text ſteht mit der Aufgabe des Schauſpielers in einem Antagonismus, in einem Kontraſte, durch welche die Verbindung beider erſt zu dem wird, was ſie ſein ſoll. Der Text nämlich iſt gedankenhaft, gleichſam eine Vergeiſtigung des ſtofflichen Inhaltes; in ſeiner plaſtiſch-melodiſchen Gedankenhaftigkeit, in den reflektierenden Bildern und Gleichniſſen hat ſich die poetiſche Geſtalt ihr ſelbſt objektiviert und ſteht über ihrer Situation und ihrem Zuſtande, ſolchergeſtalt auch der Seele des Zuſchauers ihre Freiheit und Genußfähigkeit erhaltend; nun muß der Schauſpieler durch ſeine Lebenswärme die Geſtalt wieder in ihre Situation vertiefen und ſo gleichſam einen Körper und eine Seele ſchaffen zu dem Geiſte, den der Dichter im Texte ihm anvertraut. Aber dieſer Geiſt muß ſo beſchaffen ſein, daß er die individuellen Bedingungen der Möglichkeit jener völligen Einfleiſchung durch den Schauſpieler ſchon in ſeiner ſprachlichen Form beſitzt; in der jedesmaligen Mundgerechtigkeit der Sätze für das Analogon der Wahrheit des betreffenden Affektes, und aller Nüancen vom Geſchäftstone bis zur ſeelenvollſten Melodie. Darum vergißt man bei Shakeſpeare, wenn man ihn lieſt, zuweilen über dem Verweilen beim Gehalte, deſſen geiſtige Vertiefung zum Nachtauchen auffordert, ja über einzelnen Charakterzügen, Witzkämpfen u. ſ. w. den Vorgang. Dies bei der Aufführung zu verhindern, iſt Sache des Schauſpielers, der ſein lebendiges warmes Blut in die geiſtigen Geleiſe eindringen und darin pulſieren, und die objektive Ruhe der Gedanken und des Gehaltes mit ſeiner ſubjektiven Lebensfülle durchdringen laſſen muß. Der Dichter hat dafür geſorgt, daß in ſeinen Gedanken das mimiſche und naturrhetoriſche Moment der Aufgabe des Schauſpielers entgegenkommt. Nur darf der Dichter, um den Affekt an der theatraliſchen Geſtalt darzuſtellen, nicht ſelbſt in den Affekt hineingeraten. — Eine Hilfe zu der Ruhe, Kühle, Poeſie, zur melodiſchen Gedankenbildlichkeit iſt: das Ganze mehr *zuſtändlich*, d. h. *als Darſtellung von Zuſtänden*, äußern und innern, reſp. Leiden zu faſſen; das Thathandeln der Perſonen iſt dann nur ein Symptom des innern Zuſtandes, die Exiſtenz der Perſonen, ihr individuelles Sein iſt die Hauptſache. — Prägnante Ausdrücke, prägnante Situationen, prägnante Zuſtandsbilder. Nie beſchäftigt Shakeſpeare durch eine einzige Kraft eine einzige Kraft; wo die meiſte Empfindung, da iſt der meiſte Geiſt, die üppigſte Phantaſie zugleich, und zwar in innigſter Durchdringung. Der prägnante Ausdruck iſt dann in allen Stufen da, die Metapher wird zur Aktion. — Kleine Schilderungen und epiſche Ausführungen, verſteht ſich, ganz im Geiſte der naiven Poeſie, ſind ein Schmuck für das Drama, ſie helfen zum Wechſel, ſtimmen die Phantaſie und machen ſie zum Mitdichten aufgelegt, ſie tragen nicht wenig zur ſchließlichen Erzeugung der äſthetiſchen Idee bei. Muſter: Schilderung des Abgrundes an der Terraſſe (Hamlet), der Tiefe des Strandes vom Felſen (Lear), vor allem von Ophelias Tode, von Cordelias Rührung, wie ſie den Brief Kents empfing u. ſ. w. Hierher gehören auch Allegorien, wie in „Was ihr wollt," wo Viola ſich mit dem Bilde der Geduld vergleicht, das ſie mit wenigen charakteriſtiſchen Zügen voll Melodie darſtellt. — Alles iſt und wird bei Shakeſpeare Anſchauung; Ahnungen und Gewiſſensvorwürfe verdichten ſich zu anſchaubaren Geiſtergeſtalten, das Mordvorhaben zur Viſion des Dolches. Der Mord ſelbſt „ſchreitet" — die Schilderung der Mitternacht verweilt mehr bei dem Sichtbaren, als bei Hörbarem, und nicht bei bloß abſtrakter Angabe der Stimmung; die Stimmung wird indirekt genannt, indem ſie durch Anſchauungen geweckt wird. Stets ein plaſtiſch Konkretes ſtatt des abſtrakten Nennens. —

Merkmale der poetiſchen Darſtellung

Die Proſa kann dem ſchnellſten mimiſchen Wechſel, wie die Mimik dem rapideſten Wechſel von Gefühlen und Vorſtellungen folgen, die Poeſie nicht. Sie fordert ein längres Verweilen, ein gewiſſes Behagen, ihre Muſik muß ausklingen. Der beſte Verſifikator verſuche es mit Emilia Galotti. Nathan kann als Warnungsbeiſpiel gelten. Das Zackige, Haltungsloſe, Haſtige macht einem phyſiſch weh. Es iſt, als wollte man genau in demſelben Mouvement ſingen wie ſprechen. — Im relativ ruhigen Zuſtande allein kann ſich die individuelle Exiſtenz, die Perſönlichkeit in ihrem habituellen Gehaben zeigen. Gut iſt es daher, wenn man das Handeln nicht aus einem hohen Grade von Affekt herleiten muß. In der Emilia Galotti geht das meiſte aus ſozuſagen perennierenden Affekten hervor; daher kommt, mit Shakeſpeare verglichen, die relative Armut und Abſtraktheit der Charaktere in dieſem Stücke. Ein beſtändiges Laden der Figuren mit Affekten und

Losdrücken oder Platzen derſelben — das läßt keine Ruhe, kein poetiſches Behagen aufkommen. Der Autor wie ſeine Figuren ſind dadurch beſtändig abſorbiert und nie gemütlich bei ſich, ſozuſagen nie zu Hauſe, ſondern immer auf der Jagd, immer in Geſchäftsbewegung, die ſie nicht zu ſich kommen läßt. Wenn Leſſing die Helden der tragédie classique hagre Gerippe von Leidenſchaften und Laſtern nennt, ſo paßt der Ausdruck perſonifizierter Affekte nicht minder auf die Perſonen ſeiner Emilia. Dieſe ſelbſt tritt gleich in vollem Affekte auf. Das iſt gewiß eben ſo wenig ein wahres Bild des Lebens, als poetiſch. Überhaupt iſt dieſe abſtrakte Armut der Perſonen eine notwendige Folge der ſogenannten Einheiten, der Straffheit oder, wie Ed. Devrient es nennt, der Knappheit der Handlung. Auch das Kombinationsdrama wird ſtets an dieſer Miſere leiden. Zum Reichtum der Geſtalten hilft nicht allein der Reichtum und die Mannigfaltigkeit ihrer Verhältniſſe zu andern Geſtalten, auch die charakteriſtiſche Mannigfaltigkeit der Lokalitäten, in denen wir ſie auftreten ſehen, wird uns zu einem Momente ihrer ſelbſt. Zur Julia gehört die Sommernacht, wie der Ball und Lorenzos Zelle, und die Familiengruft; zu unſerm Gedächtnisbilde des alten Lear iſt Heide und Sturm, der Blitz, Donner, Regen, Hürde, ja die Fackel Gloſters, zu Gloſters die vermeinte Klippe bei Dover weſentlich. In unſerm Bilde Hamlets ſind die dunkeln Vorſtellungen der Froſtmitternacht, Terraſſe, Klippe, heilige Zeit, Hahnſchrei, Komödie, Gottesacker von größrer Gewalt, als wir meinen; und die Ophelia wäre nicht dieſe Ophelia ohne den Weidenbaum, dem der Bach ſpiegelnd ſein graues Laub zeigt, ohne den phantaſtiſchen Blumenſchmuck, ohne ihr Schweben über der tödlichen Tiefe, das Singen alter Weiſen, „als ob ſie nicht die eigne Not begriffe“ u. ſ. w. Wenn die Franzoſen ihre Stoffe von dergleichen Spezialitäten erſt reinigen mußten, ſo hielten ſie für nötig, die Eindrücke aus ihrem Mutterboden zu reißen und in die Luft zu hängen; für nötig, den Gedanken von ſeiner Poeſie zu trennen; denn jene dunkeln Vorſtellungen ſind eben der unendliche Gehalt der wahren, d. h. der naiven Poeſie zum Unterſchiede von der ſentimentalen, die ihrer innern Natur nach mehr Rhetorik iſt als Poeſie. Durch dieſe dunkeln Vorſtellungen, welche auch der Charakter der Diktion erwecken hilft, erhält ein Stück ſeine eigentümliche und weſentliche Atmoſphäre. Wie malt z. B. die Diktion des Kaufmannes, Romeos u. ſ. w. das italieniſche, die des Hamlet, Macbeth, Lear das nordiſche Klima. Dort dehnen ſich all unſre Gefühle, unſre Seele ſelbſt aus unter dem Einfluſſe der belebenden Wärme des heitern Himmels, hier ziehen ſie ſich unter der Wirkung des naßkalten Nebels zuſammen. — — Der Affekt iſt es eigentlich, was die Geſtalt vereinzelt, d. h. in Momente zerlegt. Man muß die Perſonen mehr aus ihrer Totalität, aus der Notwendigkeit ihres Weſens, nicht aus einer Erregung, die ſo ihnen aufgezwungen iſt, daß ſie eben nur in dieſem einen zufälligen Falle ſo zu handeln fähig erſcheinen, man muß ſie mehr aus der Notwendigkeit ihres Charakters handeln laſſen, als aus eigentlichem Affekte. Der Affekt iſt nur dann brauchbar, wenn er als Diener des Charakters, als erhitzter, natürlicher Zuſtand des Charakters, der Leidenſchaft, oder wenn er im Dienſte des Gewiſſens gegen ſie auftritt, ſo z. B. wenn Macbeth ſich verrät. Das tragiſche Leiden iſt ein Zuſtand, in welchem Leidenſchaft und Gewiſſen zugleich, aber nicht in einzelnen Akten thätig ſind, entweder die Leidenſchaft oder das Gewiſſen als nicht überwundner, aber gebundner Gegner. —

Der künſtleriſche dramatiſche Ausdruck

Eine große Verführung vom Charakteriſtiſchen hinweg iſt der Glanz und Gehalt der Sprache, das Streben danach führt ins Weite und Breite, zerſtört alle naive Darſtellung, denn Rhetorik und Lyrik kann nur ins Allgemeine und Breite malen, unmöglich eine Charakterentwicklung begleiten, wo immer der Zuſtand, die Sache die Form ändert und aus ſich herausgebiert. Die Sprache muß durchaus Nebenſache ſein, nichts ſein wollen, als bloßes Darſtellungsmittel, ſie darf durchaus nicht ſo ſelbſtändig werden, daß ſie dem Gegenſtande als Ding für ſich entgegenſteht. Es iſt unendlich ſchwer, die Sprache als bloßes beſcheidnes Darſtellungsmittel anzuwenden, als ein Gewand, welches der Geſtalt überall enge und ſo paſſend anliegt, daß man deren Formen hindurch erkennen kann, und doch nicht dünn, haſtig, unplaſtiſch, gehaltlos zu werden. Der Gedanke muß plaſtiſch, d. h. ein Bild ſein. Jene rhetoriſche, lyriſch-glänzende Sprache iſt wie ein ins Traben gekommnes Roß, ſchwer aufzuhalten im Augenblicke, wo es nötig; man muß breite Übergänge machen, die zu viel Zeit und Raum einnehmen; den ſeinern Zügen iſt ſie gar nicht anpaſſend zu machen, und gelänge es, ſo würden ſie ihre Beſcheidenheit und das Ganze der Momente die notwendige Perſpektive verlieren. Mit ſolcher Sprache tritt alles gleichmäßig in den Vordergrund, es iſt kein Geſpräch mehr, das gelehrig den Biegungen des Weges durch die Momente folgt, ſondern eine große Kunſtrede aus kleinern zuſammengeſetzt oder in ſie gegliedert. Die Rhetorik und Lyrik kann nur eine Situation und dieſe nur im ganzen und großen ausführen oder darſtellen, aber nicht einen beſtimmten individuellen Charakter darin vertiefen. Sie iſt ein Faltenmantel, der kaum die Hauptumriſſe einer Geſtalt durchſcheinen laſſen kann. Die Drapierung iſt der Geſtalt nicht untergeordnet; nur wo ſie einfach und glatt anliegt, zeigt ſie die Geſtalt darunter, wo ſie Falten wirft, hat ſie für ſich eine Geſtalt, die oft kaum erraten läßt, welchen Zug die Linien des Körpers darunter nehmen. Die Natur der Sprache muß der Aufgabe des ganzen Dramas bis ins einzelne gerecht werden. Es iſt ſchlechterdings unmöglich, in Schilleriſcher Sprache eine Shakeſpeariſche Kompoſition auszuführen. Der Schwung, ſobald er ein lyriſcher wird, iſt wie ein fliegender Mantel, er kann maleriſch für ſich ſein, aber er zeigt eine Geſtalt und Gebärde für ſich, nicht die Umriſſe und Gebärden der Perſon. Die Sprache wird dann zu echauffiert, ſie holt zu weit aus, rennt über das Ziel hinaus, iſt nie zur Zeit, wo es nötig, beim Gegenſtande, der Gegenſtand muß ſich nach ihr richten und ſeine Intentionen aufgeben; ſie ahmt nicht bloß den Affekt nach, ſondern iſt ſelbſt im Affekt, ſie macht alle Überſicht unmöglich, wie ein Baum oder Buſch, der an ſich ſehr ſchön ſein kann, der aber eben das verbirgt, was ich zu ſehen wünſche, den Zug der Gebirge, die Perſpektive und die ganze Mannigfaltigkeit einer Ausſicht. Die Sprache muß ſtets den objektiven Gegenſtand, nicht die Gefühle und Gedanken des Dichters darüber darſtellen. — Beſonders in Affektſteigerungen iſt der Dichter in Gefahr, ſelbſt in einen Grad von Affekt zu geraten. Dergleichen Steigerungen ſind überhaupt eine ſchwierige Sache, nicht an ſich; aber darin poetiſch zu bleiben, nicht in Rhetorik zu verfallen, oder zu dünn, zu haſtig zu werden, das iſt ſchwer. Gegen die Steigerung der Situation und Charaktere im ganzen und großen läßt ſich nichts ſagen, ſie iſt notwendig, ſie iſt das Dramatiſche ſelbſt; hier iſt nur von den einzelnen lokalen Steigerungen die Rede, welche irgend ein Thun wahrſcheinlicher machen ſollen. Sie müſſen mit Plaſtik und Poeſie ausgeſtattet ſein, nicht in nackter Naturform, ſondern im gedanken-plaſtiſchen, gedanken-melodiſchen und mimiſchen Analogon derſelben. Sonſt wird das Spiel völlig zum Ernſte, die Poeſie zur Proſa. Wo ſolche Steigerungen unentbehrlich ſind, ſeien ſie kurz, möglichſt in demſelben Mouvement, es ſteigre ſich darin das plaſtiſche und gedankliche Element, der Nachdruck der Bilder und Gedanken, nicht der Rhythmus durch Zuſpitzung der Atemloſigkeit des Geſprächs, durch Dünnheit und Gebrochenheit der Reden; man gebe lieber die objektiven Gründe der Steigerung des wachſenden Affekts, als eine dünne, naturnackte Darſtellung dieſes Wachstums, man verwandle lieber den Affekt in Leidenſchaft, d. h. man laſſe alles Handeln nicht aus einer Affektſteigerung, ſondern aus dem Selbſt des Charakters hervorgehn. Ein ſchönes Muſter: die Spornung des Brutus durch Caſſius, des Volkes durch Antonius, des Poſthumus durch Giacchino, ſelbſt die einzelnen Glieder der Hetzung Othellos durch Jago; die Steigerung des Leidens im Lear bis zum Wahnſinne, im Macbeth bis zur That u. ſ. w. Welche Ruhe in dieſer Gewalt! Wie wenig bedarf es, Coriolan bis dahin zu ſteigern, wo die Tribunen ihn haben wollen! Nicht allein ſind dieſe Steigerungen alle zum Ausmalen der Charaktere benutzt, ſondern ſie ſind ſelbſt durch und durch charakteriſtiſch dargeſtellt. Wie charakteriſtiſch zeigt ſich die Reizbarkeit der Empfindung und die Schwäche der Leidenſchaft bei Hamlet in den raſchen Steigerungen bis zum höchſten Grade und dem noch ſchnellern Sinken der Erregung! Hier kommen wir auf die Regel zurück, die ich ſchon einmal gab, daß der mittlere Durchſchnitt eines Charakters ſchon der Poſitiv ſein müſſe, deſſen Steigerung in den Komparativ und Superlativ das Stück ausmache; die Dispoſition muß ſchon ſichtbar in ſeiner Haltung, in ſeinem Weſen liegen, ehe noch ein Körnchen Sauerteig aus der

Situation in dasſelbe hineinkommt; der Funke muß ſichtbar ſein, den die Situation unter der Hilfe der eignen Natur des Feuers zur Flamme anbläſt. Beſſer alſo, wir entbehren hier der Naturtreue um der Poeſie, der Haltung, des Genuſſes, des Gehaltes an Charakter, Plaſtik und Melodie des Gedankens willen. Die Unruhe, welche die Naturtreue hier wirkt, läßt nicht mit der Steigerung ſelbſt nach, ſie hindert den Genuß, die Aufmerkſamkeit, die zum Verſtändnis nötig iſt, noch lange nachher. Der Zuſchauer muß ſich ſelbſt erholen, ehe er zur Weiteraufnahme fähig wird. Deshalb thut Shakeſpeare, wo ſolche Steigerung mit dem Gipfelpunkte einer That nicht zu umgehen war, alles, was möglich iſt, durch das dieſem Folgende dieſe Erholung zu befördern und abzuwarten, indem er dem Zuſchauer durch eine Perſon des Dramas den Affekt, die Empörung u. ſ. w. von der Lunge lostoben läßt oder ſonſt auf zweckmäßige Weiſe retardiert. — Es muß mehr auf die Natürlichkeit und Wahrſcheinlichkeit der Steigerung des ganzen Vorganges in Situation und Charakteren gewendet werden, als auf die einzelnen, die nicht ſelbſt jene ausmachen, wie ſich Spannung und Intereſſe an das Große und Ganze knüpfen ſollen, nicht an das Kleine und Einzelne. —

Der tragiſche Widerſpruch

Man könnte ſagen, das Material eines Stückes ſei die Vergleichung des Handelns in einer gegebnen Situation mit einer gegebnen Natur, mit dem Handeln, welches die Situation von ihr fordert. Alſo im Tragiſchen, eine Natur in eine Situation geſtellt, der ſie nicht gewachſen iſt, da dieſe gegebne Natur eben das nicht kann, was die Situation von ihr fordert, alſo ein tragiſcher Charakter iſt. Dieſer tragiſche Charakter wird nun in ſeiner typiſchen Allgemeinheit genommen, wo er nicht einen Menſchen, ſondern eine menſchliche Charakterform bedeutet, wie wiederum eben dieſe gegebne Situation typiſch für eine ganze Kategorie ähnlicher Situationen daſteht. Der Gehalt der Tragödie iſt nun die Unangemeſſenheit dieſer typiſchen Charakterform in Rückſicht der Forderungen dieſer typiſchen Situation. Das Schöne, Große und relativ Gute, das Zweckmäßige dieſer Charakterform wird lobend herausgehoben und iſt das, was das angenehme Ingrediens der tragiſchen Stimmung, oder wenn man will, des gemiſchten Affekts iſt, deſſen Erwartung und allmähliche Steigerung der nächſte Zweck des Tragikers veranlaßt; das Zweckwidrige der betreffenden Charakterform trifft der Tadel in Warnung, Vorwurf, Drohung und Betrachtung und giebt ſo das unangenehme Ingrediens. Dieſe Kritik nicht als ruhige Betrachtung in Wechſelreden, ſondern in eine ſpannende Handlung verwandelt, mit charakteriſtiſchem, mehr oder weniger affektvollem Geſpräche: was wir ſehen mit unſern Sinnen, müſſen wir zugleich auch hören; die Schuld iſt das, oder geht aus dem hervor, was als das Unzweckmäßige in dieſer Charakterform dieſer typiſchen Situation gegenüber markiert wird; das Leiden iſt das Produkt jener Unangemeſſenheit, des unauflöslichen Widerſpruchs von der Richtung der Natur und den Forderungen der Situation, der Ausgang endlich iſt der Abſchluß der Steigerung dieſes Widerſpruchs durch den Tod, das Ende des kauſalen und idealen Nexus, welcher dieſe in unmittelbar gegenwärtiges Handeln und Leiden umgeſetzte pſychologiſch-moraliſche Betrachtung vollends zu einem Exempel zur Selbſtkenntnis und Warnung für den Zuſchauer und Leſer macht. — Das angenehme Ingrediens muß das unangenehme überwiegen, ohne es zu verdunkeln; am leichteſten wird dies dadurch erreicht, daß die tragiſche Anlage eben nur ein Zuviel desjenigen iſt, oder eben das an der unrechten Stelle und zu unrechter Zeit, was uns an dem Helden gefällt, ſodaß es unſrer Phantaſie und Sinnlichkeit gefällt, indem es unſern Verſtand zur Mißbilligung bewegt. Die ſchauſpieleriſche Figur muß an dieſer Spannung hängen: Wird er ſeine tragiſche Charakteranlage ganz oder teilweiſe beſiegen oder nicht? So iſt im Coriolan die Spannung an dieſe tragiſche Charakteranlage gebunden; wir wünſchen, er möge ſie beſiegen, weil wir ſein Glück wünſchen, wir wünſchen aber auch, er möge derſelbe bleiben, der er iſt, der Mann, den die Natur ſo aus dem Ganzen ſchuf, weil uns dieſer Mann, aus dem Ganzen geſchaffen, gefällt. — So verfährt der realiſtiſche Dichter; er reinigt die typiſche, allgemeine Bedeutung, den Gehalt eines Vorganges aus der gemeinen Wirklichkeit von allem Zufälligen und dieſem Gehalte fremden und reproduziert den Vorgang dann ſo, daß er weſentlich nichts andres iſt als Einkleidung nur dieſes Gehaltes, aber auch der ganzen Summe dieſes Gehalts; daß nichts im Drama iſt als dieſer Gehalt, aber von dieſem Gehalte auch nichts darinnen fehlt. Der idealiſtiſche Dichter dagegen nimmt eine Anekdote aus der Wirklichkeit oder erfindet eine, der er alles das abſtreift, was er das Gemeine nennt, und legt nun willkürlich irgend einen Gehalt hinein oder überhaupt Gehalt. Er entwickelt nicht organiſch, er trägt zuſammen. Wenn des realiſtiſchen Dichters Werk aus einem Samenkorn den Baum, und zwar nur den Baum allmählich entwickelt, der in dem Samenkorne unentwickelt lag, ſo wächſt des idealiſtiſchen Dichters Werk von außen nach innen. Nicht das Notwendige mit der Beſcheidenheit der Natur, ſondern das, was gefällt, das Schöne mit der Anſpruchsfülle der Kunſt. Dort wendet die Kunſt alle Mittel auf, um als anſpruchsloſe Natur zu erſcheinen; hier die Natur alle Mittel, um als glänzende Kunſt Bewundrung und Liebe zu ernten. -- — Wenn Tiber als Charakterfigur wie

Coriolan behandelt werden ſollte, ſo müßte es die entgegengeſetzte ſein, nämlich die immer vorſchlagende Weichheit ſeiner Natur, wo ſeine Aufgabe Härte wäre, eine Weichheit, auf welche die Intriganten mit Sicherheit bauen, Weichheit und Ungewalt über ſich ſelbſt.

Unmittelbarkeit der Darſtellung

Wo es nur ſein kann, verwandle man die Handlung in Expoſition durch die betreffende Perſon ſelbſt gegeben, d. h. ſo, daß die Entſchlüſſe ſchon gefaßt ſind. Wer fühlt nicht an Othellos Weſen, daß ſein Entſchluß vorhanden, ſollte er ihn auch gegen ſich ſelbſt noch nicht ausgeſprochen haben, lange ehe er ihn auf der Bühne ausſpricht? und wie gewinnt das Ganze dadurch an Notwendigkeit, daß der Entſchluß ſo lange als Situation feſtſteht und ſich uns eintiefen, uns an ſich gewöhnen konnte, ehe er vollzogen wird, daß, während er ſchon feſtſteht, ſoviel kommt, was ihn, wäre er noch nicht, hervorbringen könnte! — So Coriolan, der in Wahrheit ſchon vom bloßen Anblicke der Mutter als einer Bittenden beſiegt iſt, ehe noch die vielen Reden kommen, die alle die Gründe des Sieges bringen und ihn noch begreiflicher machen. Auch in der Tragödie des Äſchylos und Sophokles liegt die Wirkung von Notwendigkeit großenteils darin, daß wir keinen Entſchluß auf der Bühne faſſen, alles Dahingehörige nur in Handlung exponieren ſehen. Alles Starke wird daher gern hinter die Couliſſen oder vor das Stück gelegt, weil wir es ſo gläubiger hinnehmen. Tritt die Figur mit dem unſichtbaren, aber fühlbaren Gewichte ihrer Intention auf die Bühne, ſo gewinnt ſie ſelbſt an Imponierendem und am Scheine von Totalität. Recht fühlbar wird dies an der Umkehrung im Hamlet, wo der Entſchluß auf der Bühne gefaßt wird, der nicht vollzogen werden ſoll. Auch wenn er auf der Bühne, wie im Macbeth, ausgeſprochen wird, iſt vermieden, daß der Held ſagt: ich will das thun. Dieſer Prozeß vollzieht ſich tief-innerlich, wir erkennen ſein Obſchweben nur durch ſeine Symptome; erſt vor dem Morde tritt, was er thun will, deutlich heraus; all das iſt mehr Expoſition, daß ein Entſchluß ſei gefaßt worden. — Auch bringt dies Mittel für den Dialog Vorteile; es laſſen ſich dann den Perſonen Scherze und ſonſt illuſoriſche Füllreden in den Mund legen und dadurch eine Ganzheit des Lebens und der Geſtalt ermöglichen, die ohne dies Mittel man ſich verſagen müßte, weil die dargeſtellte Steigerung bis zur Entſchließung durch dergleichen entkräftet werden würde. Indem die Leidenſchaft, der Affekt naturgemäß gezeichnet wird, ſieht man wie im Spiegel den Prozeß des Entſchluſſes u. ſ. w. ſich wiederholen, der in die Szene fällt; nun kann immerhin das Bild konzentrierter und kürzer gefaßt ſein, die Handlung wird doch notwendiger erſcheinen. Alles wird dadurch weniger gemein wirklich und dramatiſch gedrängter und belebter. Die Perſon tritt wieder auf, ihr Zuſtand iſt einen Schritt weiter im Prozeſſe, ſie thut ihn ſcheinbar noch einmal, um damit dem Zuſchauer ein verkleinertes Bild des Entſtehens zu zeigen. In lyriſcher Unordnung folgt das verurſachende Gefühl dem Entſchluſſe. Das iſt eben weſentlich nichts andres, als das Kunſtmittel, über die wirkliche Zeit zu täuſchen, wenn irgend einem Vorgange ein andrer in der Zeit unmittelbar zu folgen ſcheint, und erſt während des Verlaufs dieſes andern Vorganges ſich herausſtellt, daß ein Spatium dazwiſchen lag. —

Realiſtiſche Motivierung

Den Unterſchied zwiſchen dem realiſtiſchen und idealiſtiſchen Dramatiker kann man auch ſo klar machen: Dem realiſtiſchen iſt die Motivierung die Hauptſache, der Idealiſt fragt danach nicht, das heißt der Realiſt motiviert das Schickſal ſeines Helden durch deſſen Schuld, die Schuld durch deſſen Charakter und Situation, den Charakter durch Stand, Naturell, Gewohnheit, Zeit, Beruf, hiſtoriſchen Boden u. ſ. w. Das heißt ſeine Rollen ſind dargeſtellte typiſche Menſchen, realiſtiſche bedingte Ideale; des idealiſtiſchen Rollen ſind unbedingte Ideale, von den Bedingungen der Wirklichkeit losgelöſte Gedankenweſen. Was ſie Charakteriſtiſches haben, iſt nicht Bedingung ihres Weſens, ſondern mehr äußerlich ihnen angeblendet. Indem er ihnen Naturzüge giebt, die nicht aus ihrem innerſten Weſen hervorgehen, erſcheinen ſie zugleich empiriſcher, zufälliger, näher der gemeinen Wirklichkeit. Sie ſind Miſchungen von Ideen und von gemein-empiriſcher Wirklichkeit. Was ſie ſprechen, iſt ihm wichtiger, als was ſie ſind, d. h. er legt in ihre Reden den möglichſten Gehalt, nicht aber in ihre Darſtellung. Der Realiſt giebt ſeine Menſchen dem Urteile hin: ſehet ſelbſt, wie und was ſie ſind, beurteilt ſie nach den Geſetzen, nach denen ihr im Leben die wirklichen Menſchen beurteilt. — Romeo und Julia kann man von beiden Geſichtspunkten aus ſchön finden, ſie machen den Eindruck poetiſcher Ideale und auch den von wirklichen Menſchen. Schiller ſagt: Um Freiheit ſterben, Selbſtmord um Liebe iſt groß und edel; das iſt das Los des Schönen u. ſ. w. Shakeſpeare ſagt: Das iſt das Los der Schuld auf Erden; Selbſtmord iſt eine Schuld, aber die Perſon kann eine bemitleidenswerte ſein, die dieſer Schuld verfällt. Das war Shakeſpeares Humanität, die Schuld zu verurteilen, den Menſchen zu bedauern; ſeine Frömmigkeit war der Glaube an eine gerechte Weltordnung. Gott groß und gerecht, der Menſch ſchwach und darum mitleidswert in ſeiner Schuld; nicht der Menſch in ſeiner Leidenſchaft groß und herrlich, und die Weltordnung eine tückiſche Naturmacht, die das Edle haßt und das Schöne untergehen läßt, weil es ſchön iſt. — Bei Shakeſpeare ſehen wir auch die Thorheiten und Verkehrtheiten der Leidenſchaft, aber ſeine Geſtalten haben noch etwas mehr. Schiller breitet um dieſe Thorheiten den Schein des Großen und Edeln, ſie werden mit Feierlichkeit eingeführt, ſo Maxens Selbſtmord u. ſ. w. Shakeſpeare vermäntelt weder Thorheit noch Schuld, er beſticht unſer ethiſches Urteil nicht; er weiß, daß er trotzdem ſeinem Helden Teilnahme ſchaffen kann, daß er uns tragiſch ergötzen kann ohne Gefahr für unſre moraliſche Geſundheit. Daß Hamlet ein Menſch von den ſchönſten Anlagen iſt, das zeigt er uns; ſein philoſophiſches Grübeln, ſeinen überlegnen Witz. Im Taſſo ſieht man an vielen Stellen den größten Schüler Shakeſpeares, die Motivierung, die Übereinſtimmung jedes kleinſten Zuges mit den andern und dem Ganzen iſt unvergleichlich. Sein Held iſt ein Künſtler, wie Macbeth ein Soldat, beide leiden ſozuſagen an einer Standeskrankheit, wie man Weberkrankheiten u. ſ. w. hat. Dies ganz anders als im Wallenſtein. Ebenſo Hamlet, ein Prinz, ein Philoſoph. Wenn er darſtellen wollte, wie Übermaß der Reflexion die Thatkraft ſchwächt, wie das philoſophiſche Grübeln entmannt, ſo mußte er dieſes Übermaß der Reflexion und dieſe philoſophiſche Grübelei darſtellen. Unſre Zeit ſieht dies nicht als dargeſtelltes Motiv, warum Hamlet untergehen muß, an, ſondern als eine Philoſophie oder Religion, die Shakeſpeare uns lehren wolle. — Der Unterſchied der Zeit, der, wo man vor der Gefahr, die in der Leidenſchaft liegt, warnen zu müſſen, und der, wo man die Leidenſchaft verherrlichend dazu ermuntern zu müſſen glaubt (Romeo und Julia — Max und Thekla). — Nur was wirklich gegenwärtig, ſinnlich erſcheinend auf der Bühne zu machen iſt, gehört dem Dramatiker. Selbſt das ſittliche Urteil, die ſittliche Idee, die ſittlichen Mächte müſſen vollſtändig ſinnlich dargeſtellt werden. Rechte ſind nicht ſchauſpieleriſch darzuſtellen, erſt wenn ſie in Leidenſchaften verwandelt werden, ſind ſie dramatiſch brauchbar. Das Mittel zur Darſtellung des innern Gehaltes iſt die Sinnlichkeit; wenn die ſinnlichen Mittel — und das Drama hat keine andern — im Zwecke nicht aufgehen, ſo können ſie ihn nur verdunkeln. — Die tragiſche Notwendigkeit kann nur im Helden liegen; d. h. der Held darf nicht bloß in einer ſogenannten tragiſchen Situation ſtehen; die Situation kann nur dadurch eine tragiſche ſein, daß eben der Held, der in ihr ſteht, ein tragiſcher Charakter iſt. Daß dieſer Macbeth, wie er vor uns ſteht in ſinnlicher Erſcheinung, in unmittelbarer Gegenwärtigkeit, in ſich ſelber untergehen muß, iſt notwendig. Ein Menſch von ſolcher Stärke des Gewiſſens bei ſolcher Stärke der verbrecheriſchen Leidenſchaft. Die geſchickteſte Kauſalität im Äußern macht ein Stück nicht tragiſch, wenn der Held nicht eine tragiſche Natur iſt. — Die Situation iſt nur darzuſtellen, inſofern ſie als Leidenſchaft in den Menſchen iſt, an deren Gegenwirkung der Held äußerlich zu Grunde geht, und in ihm ſelbſt als Gewiſſen, als Bewußtſein einer Gewalt, der er im offnen Kampfe ſich nicht gewachſen fühlt. — Immer müſſen uns die Menſchen mehr intereſſieren, als die abſtrakte Wirkung des Vorganges. Dieſer iſt bloß das Uhrwerk, welches dieſe, und gerade dieſe Menſchen in Bewegung ſetzt, welcher ſie lebendig und ſelbſtig zu machen ſcheint (ſouverän). Unter den „dieſe, und gerade dieſe“ verſtehe ich nicht Sonderlinge und ganz beſondre Orginale, nein! ich verſtehe bloß die Illuſion der Identität, das darunter, was den verkleideten Schauſpieler zum illuſoriſchen Bilde eines Weſens, was ſein Auswendiggelerntes zum natürlichen Erguß dieſes einen, eignen Weſens macht. Wir müſſen

Bühne, ja ſelbſt die individuelle Szene und Zeit, Dekorationen und Koſtüme vergeſſen über dem Verkehr von typiſchen Menſchen, über dem gegenwärtigen Menſchenverkehre. Wir müſſen das Stück ſelbſt darüber vergeſſen. Drama iſt ſinnliche Gegenwart. — Zu vergleichen einer intereſſanten Geſellſchaft, die uns Stunden zu Minuten macht, uns in ſteter, gleich friſcher Aufmerkſamkeit und Befriedigung unſrer ſinnlichen Kräfte erhält und im wohlthätigen, unmittelbaren Empfinden auch unſers Lebens und Lebensvermögens, abgeſehen von dem Inhalte und Gehalte der Unterhaltung. Damit iſt jedoch nicht geſagt, daß dieſer Inhalt und Gehalt auch wirklich, wie oft in amüſanter Geſellſchaft, fehlen kann; im Gegenteile. Wenn, was wir mit großer, unmittelbarer Befriedigung unſrer ſinnlichen Kräfte angeſchaut, in geſammlter und kühler Stimmung noch einmal vorübergeht, ſo muß es nun unſerm Verſtande durch Zweckmäßigkeit, unſerm Gefühle durch Einſtimmung mit Vernunft und Sittlichkeit eben ſo gefallen, wie durch ſeine unmittelbare Gegenwart in der Aufführung unſrer Sinnlichkeit. — — Der Naturaliſt nennt wahr, was hiſtoriſch, d. h. was als geſchehen beglaubigt iſt; der Idealiſt, was nie geſchieht und, wie er meint, immer geſchehen ſollte; der Realiſt, was immer geſchieht. Der Naturaliſt hält ſich an das hiſtoriſche, der Idealiſt an das allgemeine Ideal, der Realiſt an den Typus. Der Naturaliſt ſieht in der Hiſtorie lauter einzelne Fälle, Anekdoten — und vereinzelt ſie noch, er individualiſiert die ſchon individuelle Anekdote; der Idealiſt nähert die Menſchen und Handlungen einer Anekdote, dem allgemeinen Ideale der Vollkommenheit; der Realiſt faßt in der Hiſtorie die typiſche Geſchichte ſolcher Menſchenart, wie ſie es treibt, wie es ihr ergeht und ergehen muß. —

Das Indirekte

Das Indirekte iſt beſonders im analytiſchen Gange des Geſpräches anzuwenden. Im Affekte, im Halbmonologe, wo der Menſch mehr mit ſich ſelbſt oder mit ſeinem Affekte redet, wird er einem Mitſprecher nur indirekt antworten können, da er die Gemütsfreiheit nicht hat, ſich in des andern Gedanken und Meinung zu verſetzen. Ebenſo in Verſtandesvertiefung, die von den Reden eines andern, zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, nichts oder nur einzelnes vernimmt u. ſ. w. Es iſt denkbar, daß in einem Geſpräche zwei Reihen von Betrachtungen über einen Gegenſtand oder von Ausklängen einer Stimmung mit ſchlaffer oder gar keiner Verbindung nebeneinander herlaufen. Solche Geſpräche ſind in der Wirklichkeit ebenſo häufig, als die Katechismusgeſpräche, die zwiſchen direkten Fragen und Antworten ohne irgend eine Freiheit ſich bewegen; ja weit häufiger, denn die letzte Art gehört eigentlich nur der Buchſprache oder der Sprache an, die wie ein Buch redet. Alle Charakterdarſtellung iſt umſo beſſer, je weniger direkt, d. h. abſichtlich ſie iſt. — Genau genommen iſt jenes Polyphoniſche, das poetiſche Freiwerden des Gehaltes, das ſcheinbare Hinauswachſen über das Gemachte, Abſichtliche des lebendigen Geiſtes des Dramas über ſeine Maſchine, über ſeinen Körpermechanismus, wie das Banner der lodernden Flamme über die Stelle ihrer Zerſtörung hinaus in die Lüfte ſteigend, gar nicht möglich ohne dies Indirekte des Geſpräches. Ein jeder verfolgt ſeine Gedankenreihe und iſt ſo das lebendigſte und ſprechendſte Bild ſeiner ſelbſt; dazwiſchen giebt es Berührungspunkte zweier oder mehrerer Reihen, wonach ſie wieder neu befruchtet auseinandergehen. Dazu gehört denn auch das Moment des Abſpringens von ſeinem Gegenſtande und des wiederum ſich Darüberwerfens. So entſteht eine

Art Symphonie von kontraſtierenden und doch einſtimmenden Gedankenrhythmen. Einer oder einige ſind wechſelnd Zuſchauer und Schauſpieler, jeder iſt ſein eigner Hörer, ſein eignes Publikum. Es treten Pauſen ein in den einzelnen Stimmen, während eine oder mehrere andre ihre Themata weiter führen. So entſteht eine harmoniſche Verwirrung, ein klares Durcheinander, ein einheitlichſtes Mannigfaltigſtes. Solche ſollte man eigentlich im Drama vorzugsweiſe ſchöne Stellen nennen, denn ſie ſind die vollkommenſt dramatiſchen und können zugleich die poetiſchſten ſein, die tiefſte und künſtleriſchſte Wirkung üben. Hier pulſiert das eigentliche Herz des dramatiſchen Lebens. Und hier iſt denn jene kühle, gedankenplaſtiſch-melodiſche, nachdrücklichſte Ruhe der Darſtellung nicht allein am Platze, ſondern weſentlich gefordert, welche den Eindruck gewaltigſter Kraft, die mehr durch die Möglichkeit deſſen, was in ihr vorhanden iſt, als durch wirkliche Entfaltung ihre Energie ausübt und imponiert, ohne zu erſchrecken, uns bei allen Nerven packt, ohne uns unſre Freiheit der Betrachtung zu rauben, aufs tiefſte erſchütternd, ohne peinlich zu werden. Dieſe Polyphonie iſt das Mittel, das Subjektivſte objektiv zu machen, indem die eine Subjektivität immer der andern als Objekt daſteht, und indem der Zuſchauer gehindert iſt, ſeine eigne Subjektivität in die Schale einer der ſich vor ihm auslebenden Subjetivitäten zu werfen. — Mit jedem Menſchen geht eine Welt zur Ruh. Eine individuelle, d. h. die für dies Individuum exiſtierte, die nur zeigt, was es von der wirklichen Welt gewahr wurde, was es in ſeinem Kopfe dazu ergänzte, eine ganz andre Welt, als Gott ſie ſieht. —

Spannungskünſte

Was beſonders heutzutage auf der Bühne wirkt, gehört eigentlich der Proſa an, ſo die meiſten Spannungskünſte, beſonders in denen die Zeit und der Raum auch äußerlich mitſpielen. Ein zu merklicher kauſaler Nexus wirkt wie unmaskierte Symmetrie im Gemälde. Namentlich kann das ſogenannte Detail leicht ins Proſaiſche ausarten — das gilt beſonders vom pſychologiſchen —, überhaupt alles, was an den Verſtand appelliert. In der That iſt er nächſt der Phantaſie diejenige Kraft, die bei einem Kunſtwerke am meiſten beteiligt iſt; aber ſein Wirken muß überall mehr als Verhüten, als Wegräumen des Störenden, kurz als ein Negatives ſich beweiſen. Und zwar im großen; nicht durch kleine Behelfe und Flicken und Leiſtchen. Nicht einmal objektiv, als dargeſtellter, wirkt er poetiſch. Alle ſichtbare Verſtandesoperation iſt proſaiſch. —

Verſtärkung des dramatiſchen Ausdrucks

Wie die Wangenröte des Schauſpielers und ſeine Gebärde, ſo iſt auch Ton und Rhythmus des Affektes bei Shakeſpeare verſtärkt, anſehnlicher gemacht. Beſonders bei ihm zu ſtudieren iſt die Verwachſenheit von Gedanken und Bild, dieſes höchſte plaſtiſche Kunſtmittel, die Prägnanz des Ausdruckes, wo die Phantaſie des Redenden unmittelbar der Sprache ſich bemächtigt mit Übergehung des regulären Mediums des Verſtandes. — Man könnte von einer Rhetorik der Gedanken ſprechen im allgemeinſten Sinne. Man muß es dem Gedanken anſehn, in welchem Gemütszuſtande er gedacht wird, nicht allein an ſeiner Gebärde, ſondern auch an ſeiner Phyſiognomie, ſozuſagen an ſeiner Exiſtenz, Subſtanz. —

Das Charakteriſtiſche des Ausdrucks

Wenn das Charakteriſtiſche die Hauptſache ſein ſoll, ſo muß die Sprache ſich nicht zieren; nicht nur die

Sprache der Bildung, ſondern auch die der Leidenſchaften ſein, das ausdrückendſte, darſtellendſte Wort iſt das rechte. Und ſoll die Mannigfaltigkeit durch Zuſammenmiſchung verſchiedner Stände befördert werden, ſo müſſen die Stände auch ihre eigne Sprache ſprechen ohne weichliche Rückſicht auf Bildung. Denn Bildung iſt dann eben auch nur ein dargeſtelltes, charakteriſtiſches Moment und alſo nur den Perſonen zu geben, die ihrem Stande nach die Bildung vertreten. Die dramatiſche Poeſie hat wenig ſchlimmre Feinde als den abgeſchliffnen, gedämpften, verfeinerten, gebildet-abgeſchwächten Ausdruck in der Sprache, der den Charakter der Stände und der Leidenſchaften verwiſcht und eine ſchwächliche Monotonie hervorbringt. Natürlich, daß das Gemeine nicht um ſein ſelbſt willen gelten ſoll. — Das ſtarke, lebensvolle Kolorit iſt ohne die ſtarken Kontraſte der Stände und Charaktere auch im äußern Ausleben nicht zu erreichen, es iſt ſelbſt ein weſentlich charakteriſtiſcher Zug der dramatiſchen Kunſtpoeſie. —

Die Reflexion

Reflexion hilft zur Idealität, denn ſie iſt ein mächtiges Mittel, uns vor überwältigenden Eindrücken zu retten; indem wir über die Sache reflektieren, ſtellen wir ſie aus uns heraus, wir vergeſſen ſozuſagen momentan unſern Bezug darauf. Nur darf die Reflexion nicht als roher Stoff, d. h. nicht als Reflexion des Dichters erſcheinen, ſondern als Reflexion der dargeſtellten Perſon, als dargeſtelltes Reflektieren mit dem pſychologiſch-mimiſch-rhetoriſchen typiſchen Zubehör, an deſſen Form, Richtung und ſonſtiger Beſchaffenheit man die Perſon, an der es dargeſtellt wird, erkennen können muß. Die Leidenſchaft handelt nicht allein, ſie reflektiert auch; geht irgend Handlung aus Reflexion hervor, ſo iſt es die Reflexion der individuellen Leidenſchaft, aus der die Handlung hervorgeht. Leidenſchaft und Affekt ſind überhaupt die handelnden Kräfte; auch der edle und gute Entſchluß muß ſeine Kraft von einer dieſer oder von allen beiden nehmen. Wenn Tugend die Gewohnheit guter Geſinnung iſt, ſo wird ſie nur in demjenigen Menſchen produktiv werden, der der Leidenſchaft fähig iſt. — Ich werde nun Shakeſpeare wie die Alten von der Seite ihrer Behandlung der Reflexion betrachten und vergleichen. Wer die Reflexion von den Gegenſtänden im Drama ausſchließen wollte, der würde ebenſo ſehr einer Einſeitigkeit ſich ſchuldig machen, als wer das komiſche Element in der Tragödie durchaus ausſchlöſſe; zumal in unſerm Drama, wenn das Drama überhaupt der Spiegel des Jahrhunderts ſein ſoll. —

Reflexion und Gefühl

Wer viel denken muß, kann nicht viel fühlen, ſagt Leſſing. Ich habe ſchon früher auf einen kleinſten Kauſalnexus gedrungen, d. h. mit möglichſt wenigen Gliedern; auch gegen das Limitieren der einzelnen Kauſalmotive habe ich mich erklärt. Wirklich, wie ein Drama nur ein ſtiliſtiſcher Satz auf höherer, mannigſtfach erweiterter Stufe iſt, ſo gilt auch für beide das nämliche Geſetz. Je weniger von einſchränkenden, trennenden u. ſ. w. Bindewörtern im Satze iſt, deſto poetiſcher kann er ſein; ſo, je weniger limitierend und individualiſierend die Verbindung der kauſalen Glieder im Drama iſt, deſto mehr eignet es ſich für poetiſche Ausführung, deſto poetiſcher iſt es ſchon als Entwurf. Deshalb muß bei neuen Erfindungen ſtets auf möglichſte Naivität der Verbindungen geſehn werden. Am beſten, wenn die Kauſalglieder ſich wie von ſelbſt aneinanderreihen, wie Vorder- und Nachſatz im ſogenannten Zuſammenhange der Rede. — Wer viel denken muß, kann wenig fühlen. Dieſer Satz iſt wohl zu verſtehn. D. h. das dargeſtellte Verhältnis, der Vorgang muß ſo klar ſein daß er ſelbſt ohne viel Denken aufgefaßt und richtig aufgefaßt werden kann. Demnach muß der Dichter dem Zuſchauer oder Leſer viel zu denken geben, nur ſo, daß dieſes Denken unabhängig vom äußern und individuellen Vorgange ſich auf das Allgemeine der Natur der Menſchen und der menſchlichen Dinge bezieht. Dieſes Denken wird das Gefühlsvermögen nicht verdunkeln, vielmehr die Gefühle länger und ſtärker wirkſam erhalten. —

Der Monolog

Wie ſehr man über das Weſen des Dramatiſchen im Irrtum iſt, kann die jetzt geltende Regel zeigen: ſo wenig als möglich Monologe! Es kann keinen größern Mißverſtand geben als dieſen; denn in Wahrheit lähmt ein Monolog ſo wenig, daß eben die Monologe das eigentlich dramatiſch Belebende, alſo das eigentlich Dramatiſche ſind. Nur freilich Monolog im rechten Sinne. Dieſer wird nur ein wahrer werden, wenn das Ganze des Stückes darauf abgeſehn iſt, d. h. wenn es ſich zum Zwecke nimmt, den ethiſchen und pſychologiſchen Inhalt oder Gehalt eines Ereigniſſes darzuſtellen, ſodaß dieſer pſychologiſch dargeſtellte ethiſche Gehalt eben das Stück ſein ſoll. So iſts bei Shakeſpeare und in Nachfolge desſelben bei Leſſing, deren Stücke eine Reihe von Monologen mit dazwiſchenliegenden Veranlaſſungen ſind. —

Das Typiſche der Darſtellung

Darſtellung von Menſchenarten, ihrer Art und Weiſe, zu ſein, zu handeln, zu leiden, und zugleich der Schickſale, welche im Weltlaufe ihre ſozuſagen eigentümlichen ſind, wie z. B. daß dem Scherzlügner im Ernſte zu ſeinem Nachteile dann nicht geglaubt wird; hierher gehört die ganze Weltweisheit der Fabel, des Sprichworts. Wie nun der Inhalt der Geſtalten nicht ein wunderbarer, eine Gedankenausnahme, ſondern die Regel ſein ſoll, das, was immer iſt, die ewig alte und neue Geſchichte — Naturgeſchichte der Menſchentypen und ihrer typiſchen Schickſale, ſo geht es dem, der ſo iſt, der ſo handelt u. ſ. w. Die Darſtellung muß darauf ausgehn, uns ihre völlige typiſche Wirklichkeit zu geben, eine vom Zufall befreite, geſchloßne, ſtiliſierte; eine poetiſche, höhere Wirklichkeit, nicht ein mit dem Scheine von Wirklichkeit umkleidetes Phantaſieding, ein Produkt von Schwärmerei oder platoniſchem und ſonſtigem Phantaſierauſche von Weltverbeßrer- oder Weltſchmerzträumereien und Überſpanntheiten. Es gilt nicht darzuſtellen, was nur ſelten geſchieht, ſondern in dem Geſchehenden und in deſſen Art und Weiſe eben das, was wir jeden Tag ſehen, nur in der gemeinen Wirklichkeit mit tauſenderlei Zufälligem, dem Typus gleichgiltigen vermiſcht. Zur Illuſion der Geſtalten gehört durchaus ein verhältnismäßig liberales Maß des Dialoges, eine ausführliche Natürlichkeit, nicht ein Vollſtopfen mit Stoff und mit ſogenannten Handlungsmomenten, ſondern ein Schein der Wirklichkeit, der durch nichts ſichrer aufgehoben wird, als durch ein ſozuſagen geſchäftseiliges Drängen. Der Dialog muß eine gewiſſe Behaglichkeit haben und mehr auf Darſtellung der typiſchen Menſchen und der Geſprächstypen gehn, als auf Darſtellung im rhetoriſchen Sinne. Der Anſchluß des Poeten an den Schauſpieler iſt dem Poeten nur nützlich. Er hat im Schauſpieler einen wirklichen Menſchen zum Materiale, nicht bloß eine Phantaſievorſtellung, mit der er ſouverän umgehn kann. Dadurch wird er zu realiſtiſchen Motiven gedrängt und muß alles Phantaſtiſche fahren laſſen. Er wird zu einem weit höhern Grade der Naturtreue gezwungen. Verblaſne Motive, überſichtige Dinge u. ſ. w., die die bloße Phantaſiegeſtalt verträgt, werden ihm in ihrer Schattenhaftigkeit und träumeriſchen Unbeſtimmtheit einleuchten, indem er ſie mit einer wirklichen Perſönlichkeit von beſtimmtem Umriſſe zuſammenhält. Er wird zum Typiſchen gedrängt, denn die individuelle Menſchengeſtalt des Schauſpielers wird immer Züge haben, die mit ſeiner individuellen Vorſtellung nicht zuſammengehn. Der Schauſpieler allein iſt eine Realität; Dekorationen u. ſ. w. ſind bloße Andeutungen; das zwingt ihn, die Perſonen und ihre Motive real zu greifen, dagegen Raum und Zeit ideal zu behandeln und ſie nicht mitſpielen zu laſſen. —

Individuelle Orts- und Zeitbeſtimmung

Man kann nicht ſcharf genug das Proſaiſche, Aufzählungen u. ſ. w., vom Poetiſchen trennen, wenn eine poetiſche Behandlung des Dialoges möglich werden ſoll. Wie z. B. individuelle Zeit- und Ortsbeſtimmungen, Beziehungen derſelben aus einer Szene auf die andre. Im Drama giebt es kein Morgen, kein Geſtern, kein Heute, keine Uhr; alles, was geſchieht, geſchieht jetzt; was geſchah, iſt irgend einmal geſchehn, was geſchehn wird, wird irgend einmal geſchehn; höchſtens können nachträglich ohngefähre Zeitbeſtimmungen ſtehn, und zwar nur ganz indirekte, konkrete, wie z. B. daß im Othello Jago einen Brief nach Venedig geſchickt, und darauf wieder etwas von da gekommen iſt. Dies alles iſt ein Hauptgrund, warum die franzöſiſche Form der ganzen Behandlung eine Tendenz zum Proſaiſchen giebt. Wahr iſt es, durch Individualität der Zeit und des Ortes läßt ſich am leichteſten eine Spannung herſtellen, aber eine ſolche iſt eben weder poetiſch, noch läßt ſich poetiſche Behandlung des Dramas damit verbinden. Es zeigt ſich, daß das Drama gar keine eigentliche Individualität verträgt, ſondern durchaus typiſch, und alle ſcheinbare Individualität nur Modifikation des einen typiſchen durch das andre und dritte u. ſ. w. ſein darf. Selbſt der Erzählung und dem Romane wird dieſe Regel nützen.

Das Komiſche

— Auch das Komiſche im Drama muß einen allgemeinen Reflexionsgehalt haben, es muß gedankenkomiſch ſein, ebenſo wie das Tragiſche aus der Region der Zufälligkeit, des einzelnen Falles in die des Typus gehoben und ſo ſelbſt Gehalt ſein muß. Der Gehalt der Reden aus verkehrtem Scharfſinn und Tiefſinn, indem der Witz dieſe beiden Kräfte ſozuſagen ſpielen, agieren will und ſo an die Stelle der Urteilskraft tritt. Der objektive Humor iſt die humoriſtiſche Betrachtung über den Weltlauf, in einen faktiſchen Vorgang verwandelt, gleichſam agiert, wie im tragiſchen durch Aktion.

Die ethiſche Grundanſchauung

Die Gruppierung der Charaktere, der Rollen um eine ethiſche Grundanſchauung ſo, daß die Hauptgelenke des idealen, d. i. tragiſchen Nexus zu den poetiſchen und ſchauſpieleriſchen Effekten zugleich anſchwellen und die übrigen die Vorbereitungen derſelben ausmachen — ein Planetenſyſtem um eine Sonne; ſodaß jeder Stern, indem er ſeinem eignen Geſetze folgt und ſeiner eignen Intention zu folgen ſcheint, mit den andern zugleich die Intention ſeines Schöpfers realiſiert. Oder auch die Gruppierung um eine ethiſche Grundanſchauung, ganz wie in der Muſik, wo man einen cantus firmus erſt harmoniſch, Note gegen Note ausarbeitet, wobei das herauskommt, was die Kritiker „die Handlung" nennen; dann die einzelnen Stimmen figuriert, wo dann jede Stimme ihr beſonders herrſchendes rhythmiſch-melodiſches Motiv erhält, was am beſten aus der Melodie des cantus firmus ſelbſt genommen iſt. Dies iſt dann im Drama die Emanzipation der Figuren in Rollen, die Verwandlung des Katechismus in wirkliches Geſpräch. Dieſe Rollen müſſen nun möglichſt vollſtändige Darſtellungen von Menſchentypen ſein, die womöglich mit einer kurzen Bezeichnung zu charakteriſieren ſind, wobei zur Lebendigkeit hilft, wenn ein relativer Widerſpruch in der Bedeutung von Art und Gattung dargeſtellt iſt, ſo der Unluſt und Thatenſcheue, und der Rachluſt im Hamlet — Rachſucht die Habſucht überſchwellend, wodurch beide Leidenſchaften ihren Zweck verlieren (Shylock). Auf ſolchem innern Kontraſte beruht die Illuſion eines poetiſch-dramatiſchen Charakters.

Die Darſtellung des ſittlichen Unwillens

In welchem Grade ein äſthetiſches Element unſer Gefallen erregt, in dem Grade fördert es die poetiſche Illuſion. Ein Moment, welches dies in hohem Grade vermag, iſt die lyriſche, rhetoriſche und dramatiſche Darſtellung des ſittlichen Unwillens. Dramatiſch kommt dies beſonders als ein Teil des tragiſchen Leidens zu ſeiner Geltung. Rüſtige Verzweiflung, Reue, als Ausbrüche des ſittlichen Unwillens gegen andre und gegen ſich. Es iſt ein nötiges Ingrediens, weil ohne dasſelbe der leidende Menſch zum gequälten Tiere herabſänke, und ebenſo, weil es von ſelbſt zur ſchauſpieleriſchen Aktion wird. Und wirklich ſcheint namentlich den Deutſchen — eben weil ſie eine gedrückte Nation waren — nichts ſo wohl gefallen zu haben und nach ihrem Geſchmacke geweſen zu ſein, als das endliche Aufbegehren des Getretnen gegen den Treter. Darin liegt zugleich ein Schein von Mut und Geradheit, und es gehört pſychologiſch in die äſthetiſche Kategorie der rüſtigen Verzweiflung.. Am ſtärkſten natürlich folgt der Beifall, wenn das Schelten des Helden gegen einen Druck geht, welchen das Publikum als Nation oder ſonſt etwa noch kürzlich empfunden hat, den es alſo kennt, und der in zahlloſen Aſſoziationshaken hängt, oder den es noch empfindet. Auch ein Analogon kann hier ſchon ſtark wirken. So iſt es mit Ausartungen vom Sittlichen, beſonders in den einfachſten Pietätsverhältniſſen, weil da am wenigſten zu denken iſt, z. B. bei Lears Leiden von den Töchtern. Wohl jeder Zuſchauer hat irgendwo ſeinen Teil Druck; in den beredten Zeilen, worin der Held ſich momentan von dem ſeinen löſt, empfindet der Zuſchauer eine momentane Löſung ſeines eignen Teiles. Schon Äſchylos hat in ſeinem Gefeſſelten Prometheus dieſen Ton ſehr glücklich angeſchlagen. Die chriſtliche Mythologie gewinnt ihre Gewalt über das Gemüt hauptſächlich durch den Unwillen über Chriſti Peiniger, den ſie in uns erregt. Wo der Held den Zorn verhält, da thut ihn der Zuſchauer hinzu und wird dadurch mitthätig und durch dieſe Mitthätigkeit um ſo tiefer intereſſiert. Es iſt nur wohl zu bedenken, daß der getretne Held nicht völlig unſchuldig ſein darf, er muß ſein „ein Mann, der mehr leidet, als er geſündigt hat“ (Lear), aber doch einer, der geſündigt hat. So geißelt und kritiſiert Lear die Unnatürlichkeit ſeiner Töchter und darin, ohne es zu wiſſen, die eigne Unnatürlichkeit, welche der ſeiner Töchter erſt die Macht gegeben hat ihn zu treffen. Daß wir aber dies wiſſen, das macht unſre Empfindung eben erſt zur tragiſchen, das Drama des Dichters zur Tragödie. Man kann ſagen: dieſe ſittliche Entrüſtung des Helden im Leiden oder als Leiden giebt dem Helden ſelbſt, da er der getretne, unterliegende Teil iſt, jenes Impoſante, wodurch er ſtets über den Tretern zu ſtehen ſcheint. Aus der

Fruchtbarkeit dieſes äſthetiſchen Elementes iſt w
auch die Entwicklung der deutſchen Poeſie nach
revolutionären Seite zu erklären. Da iſt der Ba
oder Förſter, der gegen den Amtmann, der Bür
der gegen den Miniſter, der Ritter, der gegen F
und Kaiſer, der Kaiſer endlich, der gegen den Pä
die Sprache der ſittlichen Indignation ſpricht i
phyſiſch getreten, moraliſch tritt; ja gar der Me
ſeinem Gotte gegenüber, von dem er Rechenſch
haben will für allerlei, was ihm in deſſen W
ordnung als unrecht erſcheint. Hamlet hat ſich w
hauptſächlich durch ſeine ſittliche Entrüſtung und ih
beredten Ausdruck das Herz der damals wie Ha
vielfältig getretnen und mutloſen deutſchen Nat
erworben; hier lernten Deutſchlands Lyriker u
Dramatiker der dargeſtellten Indignation Gew
nur vergaßen ſie, daß der ſcheltende Held ſel
Schelte verdiente, oder ſie glaubten, ihre Helden dürf
das nicht, um nicht dieſe Gewalt ihrer eignen A
brüche zu ſchwächen. Ein Element an Kraft dieſ
ähnlich, iſt das Lob des begeiſterten Mitleides, welc
ſchon ein Recht hat, ungerecht zu ſein, überhaupt w
Begeiſterung des Mitleides für einen Leidenden. D
beiden ſind die hauptſächlich bewegenden Mächte
Tragödie. Sie ſtellen die zwei Seiten oder Ing
dienzien der tragiſchen Stimmung, wie die Idealiſ
ſie faßten, dar: Schmerz über das Leiden eines Menſche
Freude über die Schönheit dieſes Menſchen. D
vergaßen unſre Idealiſten nur, daß auch eine Fre
über die Gerechtigkeit des Lebens, eigentlich des Dicht
hinzukommen muß, um den möglichſt harmoniſch
Eindruck hervorzubringen. Dieſen findet man
Shakeſpeare. Das Schöne läßt er untergehen, n
weil es ſchön iſt, ſondern weil es ſelbſt eine Sch
enthält. —

Objektivität der dramatiſchen Dichtung

Wenn der dramatiſche Dichter hinter ſeinem Werke verſchwinden ſoll, wie die Natur es thut, ſo muß er ſich ihr auf das äußerſte in ſeinem Verfahren ähnlich zu machen trachten. Welchen ihrer Eigenſchaften muß er daher nacheifern? d. i. worin muß er ihr gleichen? worin nicht? Das darf er nicht nachahmen, was aus der ungeheuern Expanſion und der Unendlichkeit ihres großen Dramas folgt, weil ſein Werk kein unendliches ſein kann, aber ein geſchloßnes ſein muß; das letzte wird es für uns erſt ſein, wenn es überhaupt ſein kann, am Ende des großen Dramas. Geſchloſſen, d. h. es muß einen gegebnen Anfang haben, alle ſeine weſentlichen Urſachen und Folgen müſſen in das Werk fallen bis zu einer letzten Folge, die die Reihe für unſer Intereſſe abſchließt. Es liegt nun auf der Hand, daß ein Werk, welches alle ſeine weſentlichen Urſachen und Folgen in ſich enthalten ſoll, und deſſen Vorſtellungsdauer einige Stunden nicht überſteigen ſoll, nicht aus der Breite des Daſeins geſchöpft werden darf. Dazu iſt das Drama des Dichters nicht, wie das der Natur, um ſeiner ſelbſt, ſondern um einer Verſammlung von Zuſchauern und Hörern willen da. Es muß alſo ſeine Motive erkennbar machen. Zugleich muß es auf die Natur des Menſchen berechnet ſein. Alſo ein Kompromiß zwiſchen der Wirklichkeit der Dinge und dem Wunſche des Menſchen, wie ſie ſein möchten. Wahre Schönheit der Darſtellung, Ordnung der Schickſale nach dem moraliſchen Gefühle. Iſt nun dies der Punkt, wo die Abſicht des Dichters (im Plane) in das Spiel kommt, ſo muß doch die Ausführung dieſe Abſicht wieder möglichſt maskieren. Ein Stück des großen Dramas, d. h. eine Anzahl Handlungen, eine Zahl von Charakteren, aber durchſichtig und geſchloſſen, d. h. mit der Eigenſchaft, die jenes große Drama als ein Ganzes hat, für höhere Geiſter; ſo ausgeführt, daß es, wie jenes, als gegenwärtige, abſichtsloſe Wirklichkeit erſcheint. Alſo ein Stück Wirklichkeit, welchem die Geſetze der ganzen Wirklichkeit und in der Fügung des Materiales die Geſetze des menſchlichen Geiſtes, der Vernunft, zu Grunde gelegt ſind, denn dieſe Fügung liegt gewiß auch ſchon im Ganzen der Wirklichkeit, das wir nur nicht überſehen können. Den Charakteren und Vorgängen, dem Dialoge darf man die Abſicht des ſelbſt individuellen Dichters nicht anſehen, er muß ſich zur möglichſten Objektivität ausgebildet haben, d. h. er darf ſeine eignen individuellen Neigungen und Geſinnungen nicht in ſein Werk hinübertragen. Zunächſt darf er als Dichter gar keine individuellen Neigungen, z. B. für gewiſſe Arten der Charaktere, der Gegenſtände, der Behandlung in ſich dulden; in gleicher Unbefangenheit muß er allen dieſen gegenüberſtehen und nicht wählen, was er gern hat, ſondern was ſein Werk bedarf. Er muß jedem Stoffe gerecht zu werden verſuchen, jeden Stoff nach und aus ſeinen eignen Bedingungen entwickeln und beſonders die Grundidee unverfälſcht aus dem Stoffe nehmen, nicht willkürlich eine hineinlegen; er muß nicht ſeinen innern Sinn mit deſſen Individualitäten in den Stoff und das Werk einhauchen, ſondern ſein innrer Sinn muß lediglich das Haus des Werkes werden, der Mutterleib, in welchem der Keim ſich nach ſeinen eignen Bedingungen entwickelt, welcher dieſem das zuführt, was dieſer braucht, und das abſcheidet, was ihm nicht weſentlich iſt. Der Dichter darf nicht ſich in das Werk, ſondern er muß dieſes in ſich hineinbilden. Beide müſſen ſtets voneinander losgelöſt ſein. —

Inhaltsverzeichnis

Die Buchſtaben hinter den einzelnen Überſchriften geben den Nachweis, welchen Handſchriften Otto Ludwigs die betreffenden Aufſätze und Ausſprüche entnommen ſind. Die weitaus größte Zahl derſelben entſtammt den im Vorbericht beſchriebnen vier Bänden der „Shakeſpeareſtudien.“ Sa, Sb, Sc, Sd bedenten die Bände 1, 2, 3, 4 der Shakeſpeareſtudien, Se das letzte einzelne Heft, das Ludwig kurz vor ſeinem Lebensende angelegt. Die Bezeichnung V (Vorſtudien) weiſt nach, daß die betreffenden Abſchnitte den Studienheften des Dichters vor dem Beginn der eigentlichen und von ihm ausdrücklich ſo betitelten Shakeſpeareſtudien angehörten, E (Einzelhandſchrift) endlich bezeichnet das Vorhandenſein eines beſondern Manuſkriptes.

Shakeſpeareſtudien

Seite
Vorbericht. Von Adolf Stern 1
Die dramatiſchen Aufgaben der Zeit. Mein Wille und Weg (E) 34
Charaktere Shakeſpeares (V) 61
Charakter und Leidenſchaft. Epiſch und Dramatiſch (Sa) . . . 62
Ideale Charaktere, Miſchung, Widerſprüche (Sa) 64
Dramatiſche Charaktere (Sc) 65
Unterhaltende Charaktere Shakeſpeares (Sc) 66
Keine Tugendhelden. Tragiſche Formel Shakeſpeares (Sc) . . 67
Die Geſamtphyſiognomie eines Charakters (Sd) 69
Die tragiſche Anlage des Charakters (Sd) 69
Explikation der Charaktere (Sd) 71
Stimmung der Szenen (V) 73
Behandlung der Leidenſchaft bei Shakeſpeare (V) 74
Mäßigung in der Leidenſchaft (V) 75
Shakeſpeares Phantaſie (Sb) 76
Anforderungen der Phantaſie an die Darſtellung (Sb) 78
Der Kosmos der Shakeſpeariſchen Dramen (Sb) 80
Das Poetiſche Shakeſpeares (Sb) 81
Der ethiſche Inhalt (Sb) 83
Einheit bei Shakeſpeare (Sb) 83
Shakeſpeares Kompoſition. Aus einem Briefe (E) 84
Dramatiſche Technik Shakeſpeares (Sa) 86

Seite
Einfachheit der Maſchinerie (Sd) 87
Das Verbergen der Maſchinerie. Schuld und Charakter (Sd) . 87
Allgemeine Form der Shakeſpeariſchen Kompoſition (Sd) . . . 89
Entwicklung der Fabel (Sa) 92
Vorbereitung des Effektes (Sb) 93
Dramatiſche Stoffe (Sb) 93
Der Kontraſt (Sb) 94
Entwicklung der Situation (Sb) 96
Ökonomie des Dramatikers (Sa) 100
Entwicklung, Stil und Tempo des Trauerſpiels (Sa) 102
Dramatiſche und lyriſche Steigerung (Sc) 103
Ebenmaß von Schuld und Strafe (Sa) 104
Verſchuldung und Kataſtrophe (Sa) 105
Die innre Kritik in Shakeſpeares Dramen (Sd) 106
Shakeſpeare und die Alten (Sa) 107
Idealität, Stil (Sa) 107
Idealität von Zeit und Ort (Sa) 109
Die Call-Boys bei Shakeſpeare (Sb) 110
Spielſzenen (Sa) 110
Geſprächsmimen (Sb) 112
Verbindung des Komiſchen und Tragiſchen (Sa) 113
Das Theatraliſch-Dramatiſch-Tragiſche (Sa) 114
Das Unterhaltende (Sc) 115
Das Schauſpieleriſche in Shakeſpeare (Sa) 117
Das Schauſpieleriſche in Shakeſpeares Dramen (Sb) 118
Lyriſches und Rhetoriſches im Drama (Sa) 122
Zur Behandlung des Dialogs (Sa) 124
Shakeſpeares Diktion (Sb) 125
Zum Dialoge bei Shakeſpeare (Sc) 127
Künſtleriſche Objektivität (Sb) 130
Der verſchiedne Ton der Shakeſpeariſchen Stücke. Charakter der Diktion (Sb) 133
Eindruck der Diktion Shakeſpeares (Sb) 138
Behandlung des Monologs und der Dialoge (Sb) 143
Dramatiſche Diktion (Sd) 148
Der parenthetiſche Ausdruck. Die Retardation (Sc) 150
Dichter, Schauſpieler und Zuſchauer (Sd) 156
Dichter und Schauſpieler. Shakeſpeares Kunſt (Sc) 162
Scheinbare Zuſammenhangsloſigkeit bei den engliſchen Dramatikern (Sd) 164
Shakeſpeare und Montaigne (Sd) 165
Shakeſpeare und Scribe (Sd) 167
Stiliſierter und gemeiner Weltlauf (Sc) 168
Hegel gegen Shakeſpeare (Sd) 181

Die einzelnen Dramen Shakeſpeares

Seite

Romeo und Julia (Sa) 189
Richard II. (Sa) 190
~~Macbeth~~. Stimmungsvorbereitung (Sa) 191
Hamlet (Sa) 197
Zu Hamlet (Sa) 201
Hamlets Innerlichkeit (Sa) 202
Goethe über Hamlet (Sd) 203
Julius Cäſar (Sa) 204
Charakter und Situation (Sa) 206
~~Kaufmann~~ von Venedig (Sa) 207
Des ~~Kaufmann~~ von Venedig (Sd) 208
~~Lear (Sa)~~ 209
Typiſche Individualität der Tragödie (Sa) 215
Timon von Athen (Sa) 216
Richard III. (Sa) 217
Richard III. Die Natur der Leidenſchaft (Sd) 219
~~Othello (Sa)~~ 223
Die Motivierung bei Shakeſpeare. Othello (Sb) 227
Die Expoſition des Othello (Se) 230
Bei Gelegenheit einer Lektüre Heinrichs VI. (Sb) 232
Viel Lärm um Nichts (Sd) 234
Troilus und Creſſida (Sd) 236
~~Coriolan~~ (V) 240
Shakeſpeare und Plutarch (Sd) 241
~~Coriolan (Sd)~~ 246
Tiberius Grachus. Shakeſpeares Charakteriſtik (Sd) 249

Shakeſpeare und Schiller

Dialog bei Shakeſpeare und Schiller (V) 253
Hauptunterſchied zwiſchen Shakeſpeare und Schiller (Sa) . . . 254
Charaktere bei Shakeſpeare und Schiller (Sa) 259
Heinrich VI., erſter Teil (als Schillers Muſter) (Sa) 259
Das Spartaniſche (Sd) 261
Einheit der dichteriſchen Intention (Sd) 262
Der poetiſche Realismus (Sd) 264
Die poetiſche Diktion. Rhetor und Dichter (Sb) 269
Künſtleriſche Illuſion (Sb) 271
Die primitiven Motive (Sd) 275
Naiv und ſentimental im Unterſchiede von realiſtiſch und idealiſtiſch (Sb) 278
Reflexion (Sd) 281

Schiller

Seite
Schillers Diktion (Sb) 285
Das ſentimental Schöne (Sb) 286
Moraliſche Faſſung im Zuſtande des Affekts (Sb) 286
Die Räuber (Sa) 291
Kabale und Liebe von Schiller (Sa) 292
Don Carlos von Schiller (Sa) 295
Wallenſtein von Schiller (Sa) 298
Schillers Wallenſtein (Sc) 304
Konſequenz der Charakterſchilderung (Mit Bezug auf Wallenſtein) (Sd) 312
Maria Stuart (Sb) 313
Die Braut von Meſſina (Sb) 322
Sophokles, Shakeſpeare und Schiller (Sd) 323

Über ältere und neuere Dramen

(Alle mit * * bezeichneten Aufſätze und Bruchſtücke erſcheinen in unſerer Ausgabe zum erſtenmal im Druck)

Antike Tragödie (Sd) 324
Die Elektra des Sophokles (Sd) 324
Emilia Galotti von Leſſing (Sa) 327
Emilia Galotti noch einmal (Sd) 328
Zu Emilia Galotti (Sd) 329
Über Leſſing (Sd) 330
Der Vetter von Liſſabon von Schröder (Sa) 330
Die Läſterſchule von Sheridan (Sb) 336
Julius von Tarent von Leiſewitz (Sa) 339
Konradin von Klinger (Sa) 340
Die Zwillinge von Klinger (Sa) 340
Die Agnes Bernauer des Grafen Törring (Sb) 342
Die naiven Frauen Goethes (Sb) 345
Gretchen im Fauſt (Sd) 347
H. von Kleiſt (Sb) 348
Modern-franzöſiſches Drama (V) 349
Die Waiſe von Lowood von Charlotte Birchpfeiffer (Sa) . . 351
Charlotte Birchpfeiffers „Der Glöckner von Notre Dame“ und „Hinko“ (Sa) 355
Hebbel (Maria Magdalena) (V) 357
Julia von Hebbel (Sa) 258
Agnes Bernauerin von Hebbel (Sa) 359
Emanuel Geibels „Meiſter Andrea“ (Sb) 362

Seite
W. Wolfſohns „Zar und Bürger“ (8a) 363
Narciß von Brachvogel (8c) 367
Maria von Schottland von Ebner-Eſchenbach (8d) 374

Dramaturgiſche Aphorismen

Erſte Gruppe 1840—1860

Bereich des Poetiſchen und Äſthetiſchen (V) 409
Gegenwart des Dramas (V) 412
Geſchloſſenheit des Dramas (V) 412
Endpunkt des Tragiſchen (V) 412
Natur in der Kunſt (V) 412
Erwartung im Drama (V) 413
Tragiſche Zweckmäßigkeit, Notwendigkeit (V) 413
Tragiſche Notwendigkeit 416
Typiſche Behandlung (V) 417
Nebenhandlungen (V) 417
Verbindung des Komiſchen und Tragiſchen (V) 417
Ariadne von Gruppe (8a) 418
Fatalismus in der Tragödie (8a) 423
Die tragiſche Schuld (8a) 424
Spannung im Drama (8a) 425
Tragiſche Spannung (8a) 425
Das Peinliche in der Tragödie (8a) 426
Tragödie der gleichen Berechtigungen (8a) 428
Charakter- und Gefühlsſtärke des Helden (8a) 429
Tragiſcher Charakterkonflikt (8a) 429
Polyphoner Dialog (8a) 430
Die Elemente des Dramas (8b) 431
Epitomierung der Natur (8b) 432
Die Nebenperſonen (8b) 432
Ruhepunkte der Leidenſchaft (8b) 433
Mittle Grade des Affektes (8b) 434
Schöne Sprache (8b) 435
Der Fehler der lyriſchen Steigerung (8b) 435
Idee des Dramas (8c) 437
Bedingungen des dramatiſchen Lebens (8c) 437
Einheit der Poeſie und Schauſpielkunſt in der dramatiſchen (8c) 438
Dichter und Zuſchauer (8c) 439
Epiſche und dramatiſche Konflikte (8c) 440
Die Poeſie im Konflikte mit Religion und Moral (8c) 441
Falſche Sentimentalität in der Auffaſſung des Tragiſchen (8c) . 441
Gemiſchtes Gefühl beim Tragiſchen (8c) 443
Tragiſche Probleme (8c) 444

Seite
Tragiſche Schuld (Se) . . . .
Das Typiſche im Drama (Se) 446
Einheit der Intention (Se) 449
Künſtlichkeit der Motive (Se) 450
Das innre Drama der Leidenſchaft (Se) 450
Tragiſcher Widerſpruch im Charakter (Se) 451
Leidenſchaft und Affekt (Se) 451
Handlungsſzenen als Zuſtandsbilder (Se) 452
Zur Lehre von der Gliederung (Se) 454
Das Theatraliſche (Se) 457
Der poetiſche Realismus (Sb) 457
Das Gefallen an traurigen Gegenſtänden (Sb) 458
Die Wirkung des geleſenen Dramas (Sb) 463
Die organiſche und mechaniſche Form des Dramas (Sb) . . . 464
Idealer und pragmatiſcher Nexus im Drama und typiſches Zubehör (Sb) 465
Ein Hauptgeſetz der poetiſchen Darſtellung (Sb) 466
Der poetiſch-tragiſche Gehalt (Sb) 468
Leidenſchaft und Affekt (Sb) 470
Exiſtenz und Bewegung (Sb) 471
Wechſel zwiſchen Bewegung und Ruhe (Sb) 471
Die Individualität von Ort und Zeit (Sb) 472
Individualiſierung des Ausdrucks (Sb) 473
Der mittlere Ton der Charaktere (Sb) 474
Die problematiſchen Dialoge (Sb) 476
Der Kontraſt (Sb) 480
. . . . 483

Dramaturgiſche Aphorismen

Zweite Gruppe 1861—1865

Die Illuſionsmittel der dramatiſchen Kunſt (Sd) 495
Philoſophiſche Dramaturgie (Sd) 496
Künſtleriſches und philoſophiſches Urteil (Sd) 497
Zu Hegels Äſthetik (Sd) 498
Die Auffaſſung der Antike und ihr Einfluß auf unſre Kunſtbetrachtung (Sd) 504
Leſedrama und Schauſpieldrama (Sd) 506
Das dramatiſche Talent (Sd) 507
Das ſinnliche Moment der dramatiſchen Darſtellung (Sd) . . . 507
Der ideale Nexus des Dramas (Sd) 508
Die Handlung und die Charaktere im Drama (Sd) 508
Der poetiſche Organismus (Sd) 511
Der Gehalt des Dramas. Der künſtleriſche Ausdruck (Sd) . . 512
Merkmale der poetiſchen Darſtellung (Sd) 514

Seite
Der künſtleriſch-dramatiſche Ausdruck (8d) 517
Der tragiſche Widerſpruch (8d) 520
Unmittelbarkeit der Darſtellung (8d) 523
Realiſtiſche Motivierung (8d) 524
Das Indirekte (8d) 529
Spannungskünſte (8d) 530
Verſtärkung des dramatiſchen Ausdruckes (8d) 531
Das Charakteriſtiſche des Ausdruckes (8d) 531
Die Reflexion (8d) 532
Reflexion und Gefühl (8d) 533
Der Monolog (8d) 534
Das Typiſche der Darſtellung (8d) 534
Individuelle Orts- und Zeitbeſtimmung (8d) 536
Das Komiſche (8d) 537
Die ethiſche Grundanſchauung (8d) 537
Die Darſtellung des ſittlichen Unwillens (8d) 538
Objektivität der dramatiſchen Dichtung (8e) 541

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

Sechſter Band

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oscar Brandſtetter,
Papier von Ferd. Flinſch, Einband von Julius Hager
in Leipzig.

Otto Ludwigs
geſammelte Schriften

◆

Sechſter Band

Studien

Zweiter Band

5031

Bibliotheca
Universitatis
Lipsiensis
1891.

Lit. germ. H0038:6.

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

W. D [illegible]

Herausgegeben von

Adolf Stern

Zur Ethik, Äſthetik und Litteratur

Idealpolitik

Nicht unklug würde man bei Erſinnung eines möglichſt vollkommnen Staates von dem Grundſatze ausgehen, daß alle Leidenſchaften zu ſeinem Beſtehen und Erhalten ins Spiel geſetzt und zugleich mit Grenzen verſehen würden, ſodaß ſie weder ſterben noch übermächtig werden können. Juſt wenn die Pflichten ſo auf die Leidenſchaften gegründet werden könnten, daß man eine Art Bürgſchaft hätte, daß dieſe Pflichten geübt würden, eine Art Schwierigkeit läge nur darin, daß die Leidenſchaft (und wiederum durch Inſpielziehung der Selbſtliebe) gehindert werden müßte, andre Pflichten zu übertreten, indem ſie in Erfüllung einer Pflicht ihrem eignen Zuge folgte. — Im Befreiungskriege der amerikaniſchen Union vermißt man ſchmerzlich eine Volksklaſſe, welche durch Ehre ſyſtematiſch, d. h. nicht nur in einzelnen Aufwallungen, ſondern in zäher Stetigkeit zu Opfern angetrieben wurde.

Politiſche Freiheit

Das Streben unſrer Zeit nach Freiheit beruht bei vielen der Strebenden auf einem Irrtum. Gewiß kann unſre Selbſtachtung nur in der Behauptung einer gewiſſen Unabhängigkeit von Menſchen und Umſtänden ſich erhalten; dies koſtet uns einen immerwährenden Kampf. Es iſt ſehr begreiflich, wenn man die Natur des Menſchen erwägt, daß er ſich durch eine vorübergehende große Anſtrengung von der Notwendigkeit der immer fortgeſetzten kleinern Anſtrengung loskaufen möchte, wie der Menſch von ſanguiniſchem Temperament ſich eine Stunde lang überarbeitet, um eine Anzahl von Stunden auch der kleinſten Arbeit überhoben zu ſein. In der politiſchen Freiheit, das heißt in dem, was man ſo nennt, ſieht er nun die Befreiung von der Notwendigkeit des immerwährenden kleinen Kampfes, um ſich gegen Menſchen und Umſtände unabhängig zu erhalten, was ſeine Selbſtachtung will. Darum möchte er einen Teil des Lebens, ja das ganze Leben ſelbſt daran ſetzen, jenes Wahnbild zu erwerben. Er bedenkt aber nicht, daß keine mögliche Art politiſcher Freiheit ihn des kleinen fortwährenden Kampfes überheben kann, daß im Gegenteil dann in der Bewährung des Errungnen eine weit größre Ausdauer im kleinen Kampfe notwendig wird, da er nach weit mehr Seiten hin ſeine Unabhängigkeit zu wahren hat, als vorher. Für dieſe Selbſttäuſcher, deren wahres Motiv kein andres als Luſt an der Bequemlichkeit, würde politiſche Freiheit nur eine Strafe ſein. Wiederum aber auch eine Wohlthat, wenn er ſie auch nicht als ſolche erkennen möchte, denn der Trieb nach Bequemlichkeit des Lebens untergräbt ſich ſelber. Wenn er ſich den ſchwerſten Anſtrengungen entzogen hat, werden die leichtern bald mit demſelben Gewichte auf dem Verweichlichten laſten; am Ende wird das Leben ſelbſt ihm zur Mühſeligkeit, der Genuß beim Eſſen und Trinken durch ſchneiden, kauen und ſchlucken verbittert, die mildeſte Luſt ſein Feind, weil er ſie atmen muß. Frühere Zeiten ſtrebten nach Freiheit des Kampfes wegen; das Übermaß der Freiheitsſucht, die Tyrannei gab denen, welche ſie unterdrückte, immer neuen Anlaß zum Kampfe; auch jetzt noch ſteigt bei einzelnen Individuen, in welchen reiche Naturkraft, die Freiheisſucht in Herrſchſucht über, die nichts andres iſt, als die andre Seite der Freiheitsſucht, wie Hoffart die der Kriecherei. Aber gegenwärtig und ſolange die Paſſivität ſo ſehr im Übergewicht iſt, wird jeder Anlauf zu größrer Freiheit in größre Unfreiheit umſchlagen. Überhaupt darf man nicht vergeſſen, daß der Menſch ſeine Kräfte nicht hat, um Freiheit oder ſonſt ein vermeintes Gut zu erwerben, ſondern daß er die lebendigen Vorſtellungen höchſter Güter — die Ideen — nur beſitzt, um ſeine Kräfte zu üben, daß nicht Freiheit oder eine andre Idee, ſondern daß Handeln Leben iſt.

Finger und Fauſt im Einzelleben und Völkerleben

In vielen Familien der weniger gebildeten Stände trifft man eine Anhänglichkeit der einzelnen Glieder an einander an, die man in gebildetern vergebens ſucht. Man hat ſie immer für eine Tugend angeſehen und nicht bedacht, daß ſie aus einem Mangel hervorgeht, wiewohl dieſer Mangel ein Vorzug iſt gegen die Emanzipation nach dem Laſter zu, die einzige, die bei gleicher Unbildung möglich iſt, denn auch der Verbrecher iſt emanzipiert und aus jenem natürlichen Bande freigelaſſen. — An der Hand eines Klaviervirtuoſen iſt jeder Finger emanzipiert, kann die kühnſten Bewegungen machen, während die andern in völliger Ruhe bleiben; ein Holzmacher hat gar keine Hände, nur Fäuſte, denn die Finger ſind keiner etwas für ſich, ſie ſind nur zuſammen etwas. Der Mann kann nicht einen Finger bewegen, ohne daß die andern an der Bewegung teilnähmen. So iſts in jenen Familien, kein Glied derſelben fühlt ſich als einzelnes, es iſt noch nicht losgelöſt vom Verbande; ſein Selbſtbewußtſein iſt noch unvollkommen, es fühlt ſich immer nur als ein Stück des größern Selbſt, der ganzen Familie. Die Tagelöhnerfamilie iſt keine Gruppierung von Fingern, ſondern eine Fauſt. Das iſts, was es emanzipierten Menſchen ſo ſehr erſchwert, einen vollkommnen Staat zu bilden; das iſt es mit, was uns Deutſchen politiſch ſo hinderlich iſt. Sitte, Religion, Naturen, ſelbſt Vorurteile, ja dieſe am meiſten, ſchließen Individuen zu größern und kleinern Gruppen zuſammen. Je geiſtig freier die einzelnen, deſto weniger vom natürlichen Bande hält ſie mit andern zuſammen. Der Wille muß für jenes natürliche Band eintreten; weil jeder ſeinen Willen — auch im beſten Falle, wo er die andern überſieht — nur an das geben mag, was ihm ſelber als das Rechte oder wenigſtens das Paſſende, das Zweckmäßige erſcheint. Macht er auch im entgegengeſetzten Falle mit, ſo thut ers nur mit halber Energie. Eine Ausnahme macht eine gemeinſame Leidenſchaft — wie in den Befreiungskriegen —, die eine Art Rückfall aus der Emanzipation in die Gebundenheit, aus der Kultur in die Natur iſt. Sonſt — mag auch die Staatenhand des Klaviervirtuoſen ein innerlich freieres Spiel geſtatten — wenn es zum Kampfe kommt, iſt die Fauſt des Holzhauers mehr wert als die Finger des Virtuoſen. Ich ſehe in all dem eine Erklärung des Umſtandes, der in der Geſchichte uns ſo oft begegnet, daß auf die Zeit der höchſten Kultur die Zeit des Verfalles eines Staates folgte, ja daß die Kultur, wie Nägel und Haar an Leichnamen, wohl noch wuchs, als der Staat bereits im Verfalle war. Ob nicht manche von jenen Staatsmännern, die, wie man ſagt, die Zeit zurückſchrauben wollten, es aus dieſem Grunde thaten? Wenn uns nicht Parteihaß ſo blind macht, zu glauben, man könne, was uns nicht das Rechte ſcheint, nur aus abſolut böſem Willen thun, müſſen wir ſo billig ſein anzunehmen, mehr oder weniger klar oder unklar habe ihnen jene Schlußfolgerung vorgeſchwebt. In manchen künſtlichen Kombinationen unſrer Zeit ſehen wir in der

Volkshand einen ungebührlich, das heißt unverhältnismäßig emanzipierten Finger, dem die Bewegungen der andern nicht folgen können. Für Deutſchland kann man deutſche Männer begeiſtern, nicht für Kleindeutſchland; jenes iſt eine Idee, eine Anſchauung, dies nur ein Begriff, jenes iſt ein Kind der Phantaſie, die allen Menſchen eignet, dieſes ein Geſchöpf des ſtaatsklugen Verſtandes, den nur wenige haben. Glücklich darum ein Volk, das zum Geſamtmuskel voll Beweglichkeit eine gemeinſame Leidenſchaft hat (wie die Franzoſen die Eitelkeit), im Nu iſt die Gliederung von Fingern ein Ungegliedertes, eine Fauſt.

Chriſtentum

— Das Chriſtentum iſt eine Religion für das Volk, eine Religion der Anſchauung, nicht der Reflexion. Chriſti Geſtalt iſt das Chriſtentum; der Glaube daher weſentlich, d. h. das Schauen der Geſtalt. Wir ſollen Chriſtus lieben, und aus dieſer Liebe ſoll alles andre fließen, es ſoll damit getränkt ſein, d. h. wir ſollen handeln ſo, wie wir thun würden aus Liebe zu einer ſolchen Geſtalt, als in der Chriſtus vor unſrer Anſchauung ſteht. Die Geſtalt ſoll unſre Anſchauung ſo erfüllen, daß die Liebe, die die Folge derſelben, Ausgang und Ziel und Heiligung all unſers Denkens und Thuns iſt, ähnlich wie bei der Liebe zu einem Menſchen. Aus ſeinen Reden und Schickſalen baut ſich die Geſtalt uns auf. —

Der Wille

Der Wille — was iſt er? Eine Beſtimmung des Handelns durch die theoretiſche Kraft? Iſt ein ſolches Übergreifen möglich aus der theoretiſchen in die praktiſche Sphäre? Wenigſtens müßte ein Zuſtand der gänzlichen

Unbeſtimmtheit der handelnden Kraft durch ſich ſelbſt vorausgeſetzt werden; und ich zweifle, ob dieſe jemals wirklich wird. — Da die Vernünftigkeit des Handelns ſelbſt nicht zur Leidenſchaft werden kann, denn Leidenſchaft, eine ſinnliche Kraft, ſetzt ein ſinnliches Objekt voraus, ſo wird es bald die Leidenſchaft des Stolzes, die Luſt, ſeinen ſinnlichen Leidenſchaften zu widerſtehen, oder Abſcheu vor Seelenunreinlichkeit, bald Liebe u. ſ. w. ſein, was den Willen gewöhnlich oder momentan vertritt. Daraus würde ſich auch erklären laſſen, warum Leidenſchaft, d. h. Kraft dazu und Willenskraft in einer Perſon beiſammen, und ſolchem Menſchen der Weg offen ſteht zu großer Tugend und zu großem Laſter. Auch mag der bloße Affekt des Schönen, Wahren, Guten oft zum Guten hinreißen. Der Menſch mag in Fällen die Kraft zum Willen des Guten vom Affekte borgen, wie Rachſucht die Thatkraft vom Zorne borgt. Immer ſind die Menſchen, deren Willenskraft man rühmt, mit großer Leidenſchaftskraft begabt. Weiter darüber nachzudenken. — Auch das Gefühl, gut gehandelt zu haben, kann zum Affekte werden, ſogar die Ahnung, die Vorempfindung der Luſt dieſes Affektes können als Triebfedern wirken, durch Guthandeln den Affekt wirklich zu machen; aus welchem eine Leidenſchaft entſpringen kann, die auf das Guthandeln, auf Unterlaſſen des Schlechten geht und doch Leidenſchaft bleibt, weil ihr Objekt eine ſinnliche Luſt, ein Affektgenuß iſt. So kann dieſe Leidenſchaft den auf Unſittliches gerichteten Affekt beſiegen, weil ſie ſtärker iſt, ohne deshalb weniger ein Kind der Sinnlichkeit zu ſein. Der kategoriſche Imperativ verlangt zu ſeiner Erfüllung, ſo wenig Kant daran gedacht haben mag, eine Leidenſchaft, nämlich den Abſcheu vor dem Gedanken, ein Knecht ſeiner Sinnlichkeit zu ſein, inſofern dieſe auf Unſittlichkeit ausgeht. Die Beſiegung des Affektes, die Kant verlangt, iſt nur möglich durch eine

Leidenſchaft. So beſiegt der Diener der Sinnlichkeit ihren Knecht. Hier wären wir mit der Tugend ebenſowohl auf den Materialismus geraten, wie mit der Religioſität, obgleich der Weg dort weniger kenntlich iſt, und ein ſchärfres Auge dazu gehört. Wir wären wieder auf dem Boden der Alten, wenn es der Naturforſchung gelänge, den letzten Grund aller Leidenſchaften im Körper aufzufinden und nachzuweiſen. — So gut wie die Alten bei alledem nach Tugendhaftigkeit ſtreben konnten, können wir es auch. — Daß es Leidenſchaft bei Kant war, ſieht man an der Extremität, daß der kategoriſche Imperativ ſo weit ging, auch wenn die Sinnlichkeit das begehrte, was in den Augen der Vernunft gut war, dieſes Guthandeln als aus Unmacht und ſklaviſcher Abhängigkeit hervorgegangen zu verachten. — Ich muß mir am Ende wohl oder wehe geſtehen, daß das, was mir immer perſönlich als Norm vorſchwebt: ſtrengſte Moralität bei ſtärkſtem Materialismus, nichts iſt, als die Leidenſchaft des kategoriſchen Imperativs bis zum äußerſten Extrem getrieben, ja bis zum Widerſpruche. — Wenn die Theorie Leidenſchaft als ein ſinnliches Begehren definiert von ſolcher Stärke, daß es den Verſtand verdunkeln oder unterdrücken kann, ſo ſcheint allerdings die Leidenſchaft, die mit dem ſittlichen Gebote übereinſtimmt, nicht den Namen anzuſprechen; aber ſie ſtimmt nicht damit überein, weil dies ein ſittliches Gebot, ſondern weil ein ſinnlicher Genuß oder ein Nichtſein eines ſinnlichen Übels (Unluſt) ihr Motiv iſt. Dann wäre die Einteilung in ſogenannten ſittlichen Willen und Leidenſchaft, obres und untres Begehrungsvermögen, bloß Formelkram, und es müßte der Wille heißen: die ſinnliche Kraft des Begehrens, inſofern ſie auf etwas geht, was der Sittlichkeit gemäß iſt. — Das Chriſtentum ſcheint aus dieſem Geſichtspunkte hervorgegangen, denn es verlangt von ſeinem Bekenner eine Leidenſchaft, die, auf das Göttliche gerichtet, die auf das Irdiſche gerichteten verzehren ſoll. Der Chriſtus, der die Tempelverkäufer austreibt, iſt ein Sinnblild dieſer Leidenſchaft. —

Subjektiver Idealismus

Der Idealiſt giebt die Gefühle und Reflexionen, die er bei einer Anſchauung gehabt und gemacht, die Sache iſt ihm nur der Vorwand, uns mit ſeinem Ich zu regalieren; der naive Dichter dagegen giebt die Sache ſelbſt unvermiſcht mit ſeinem Ich. Er ſorgt nur, die betreffende Anſchauung zu einer geſchloßnen zu machen, nur die Abſtraktion vom Unweſentlichen beſorgt er, die Heraushebung des Wichtigen; er giebt darum nicht die gemeine Natur, ſondern ein künſtleriſches Spiegelbild derſelben. —

Der Idealiſt

Der Idealiſt iſt ein Menſch, der im Jünglinge ſtecken geblieben iſt. Die vollſtändige Unbekanntſchaft mit der Wahrheit des Lebens läßt den Jüngling, was er je von den Dingen gehört, und wie er ſelbſt ſich dies ausgebildet hat, in jeden einzelnen Fall übertragen. So iſt Liebe etwas Unteilbares, Unmodifizierbares. Er hat noch kein Auge für die Geſtalt der Dinge, er hat ein Bild vor Augen und ſieht doch nur ſein Phantaſiebild. Er geſteht ſich nicht ein, was er wirklich ſieht und hört. Iſt ſein Wahrheitsſinn ſchwach, ſo täuſcht er ſich lieber fort und fort, als daß er ſeinen Irrtum ſich eingeſtände, der ihm lieber als alle Wahrheit iſt; er ſagt ſich vor: Mein Phantaſiebild iſt die Wahrheit. —

— Der Idealiſt liebt und achtet niemand, als ſich ſelbſt, d. h. als das Phantaſiebild, das er ſein Ich nennt. Denn die Dinge und Menſchen, wie ſie ſind,

ſind ihm ſchlecht und gemein; ſie ſind nicht wert, geliebt zu werden von einem Weſen, ſo vollkommen, wie er ſein eignes Ich ſich eingeredet hat, das er aufbaut aus dem Kontraſte ſeiner Einbildung mit der Wirklichkeit. Dieſe verſchlechtert er ſich noch im Intereſſe ſeines Ideales. Der Idealiſt liebt auch außer ſich nur dasjenige, was er ſich als ſein eignes Weſen eingeredet hat; er bildet daraus andre, jenem analoge Weſen und giebt ihnen den Namen von Bekannten und Freunden. Doch wird es ihm hier ſchwer, ſich in der Selbſttäuſchung zu erhalten, wiewohl er unermüdlich die Mängel, die er ſich doch nicht für immer bergen kann, in Tugenden umdichtet; geht das nicht mehr, dann wird aus dem Weſen, das er ſich doch nicht der Anhäufung von Vollkommenheiten adäquat forthin einreden kann, eine Anhäufung des Entgegengeſetzten; ehe er ſich zwingen ließe, den Menſchen, d. h. ſich ſelbſt überhaupt als eine Mittelgattung zu denken, macht er aus dem Engel, aus dem Menſchen außer ihm, den er trotz Mühens nicht zum unbedingten Engel machen kann, einen unbedingten Teufel. Allmählich muß er einen Engel um den andern in ſeiner Phantaſie — denn anders exiſtiert er und exiſtieren die Dinge und Menſchen ihm nicht — zu den abſoluten Teufeln werfen; denn die Natur der Phantaſie iſt, ſich an Extremen zu vergnügen. Da greift er, um ſeinen Irrtum — denn Wahrheit iſt ihm nichts — zu retten, zu dem Bilde der Menſchheit überhaupt, er flüchtet in das Reich der Schatten; um das Bild der Menſchheit, das ſeine Eitelkeit bedarf, vor ſeinem eignen Verſtande und der eignen Ehrlichkeit zu retten, denn dieſe beiden Faktoren ſeines wirklichen Weſens kann er nicht für immer verdunkeln, verſetzt er dieſe vollkommne Menſchheit in die Zukunft. Ein ſolcher Menſch lebt in ewiger Dichtung; mit der wirklichen Welt, den wirklichen Menſchen hat er nichts zu ſchaffen;

er liebt keinen Menſchen und haßt keinen Menſchen, nur ſeine Phantaſiebilder. Darum begreift er auch nicht, wie man einen Menſchen bemitleiden kann, der ſich ſein Unglück ſelber zugezogen; denn er begreift nicht, wie man einen Menſchen trotz oder mit ſeinen Fehlern lieben kann. —

Ideen und Leidenſchaften

Ideen ſind nichts; es kommen nur individuelle Fälle vor, dieſe haben deshalb eine Begrenzung und ſtehen daher mit der Allgemeinheit der Idee im Streit. Freiheit iſt nichts; es giebt nur Freiheiten. Für Freiheit überhaupt begeiſtern wollen, iſt wie zu einer Reiſe nach Oſten einladen. Wo iſt Oſten? Was iſt Oſten? ziehen wir immer öſtlich, ſo kommen wir wieder dahin, von wo wir ausgegangen ſind. Die Ideen ſind Kinder der Leidenſchaften; dieſe, um ſich ſelbſt zu reizen, malen in einen individuellen Gegenſtand alle Reize hinein, z. B. in ein Weib alle weiblichen Reize; der Verſtand iſt verdunkelt, ſonſt würde er die Abſurdität dieſes Ideales mit leichter Mühe bloßlegen, ja es wäre gar nicht möglich, daß es entſtände. Indes, haben nicht Leidenſchaften in philoſophiſchen Syſtemen und poſitiven Religionen ihren Platz? Kant ruft den Stolz und die Freiheitsſucht zu Hilfe. Ein Austreiben der Teufel durch Beelzebub; das Chriſtentum die enthuſiaſtiſche Freundſchaft, die auch Liebe genannt wird und bei einem Gegenſtande andern Geſchlechtes leicht darein übergeht. Leidenſchaften kann man darſtellen; ſoll man Ideale darſtellen, ſo kann dies nur infolge der Darſtellung der Leidenſchaft, ihres Motives, geſchehen. Will ich eine Idee darſtellen, ſo kann ich das nur, indem ich einen individuellen Fall darſtelle, und der hat nichts mehr mit der Idee gemein, als den Namen, und es kommt auf ein Wortſpiel hinaus. Wörter wie Liebe, Freiheit u. ſ. w. ſind bloß Behelfe unſrer Wortarmut und oberflächlichen Natur, die wie ein Kurzſichtiger aus einiger Entfernung wohl Menſchen von Tieren unterſcheiden kann, aber nicht Menſchen von Menſchen. —

Gewiſſen und Leidenſchaft

Das Gewiſſen beruht auf denſelben Naturbedingungen, auf welchen die Leidenſchaft ruht. In einer Zeit, wo andre Ideen durch die vorhandne Kraft der Sinnlichkeit zu gewaltigen Leidenſchaften werden können, wird die ethiſche Idee, die Idee der Pflicht, eben ſo leicht und zur eben ſo ſtarken Leidenſchaft wachſen. Die Zeiten der wilden Thaten ſind ebenſo voll von wilden Bußen; beides hält ſich immer das Gegengewicht. Je größer die Unthaten, deſto größer das ethiſche Leiden des Menſchen. Die Zeiten, in welchen die Reflexion noch nicht ſtark genug war, die Kraft der Leidenſchaft zu zerſetzen, konnten dieſen Prozeß auch nicht mit der Subſtanz des moraliſchen Gefühles vornehmen. Die Kraft zum Glauben wird immer bei der Kraft zum Sündigen wohnen; die Zeit, der die Kraft zum Sündigen entgeht, entbehrt auch der Kraft des Glaubens. Wäre es nun auch nicht eine ſpezifiſche Forderung an die Poeſie, Schuld und Leiden ins Gleichgewicht zu ſetzen, ſo forderte das ſchon die objektive Wahrheit. Der hiſtoriſche Boden iſt in den Menſchen, ihre Beſchaffenheit iſt der hiſtoriſche Boden, ſo nur iſt wahrhaft dramatiſche und tragiſche Darſtellung möglich. Nur die Natur iſt das handelnde Prinzip im Menſchen, d. h. die Leidenſchaft. Denn ſelbſt das grundſätzliche Handeln iſt ohne Leidenſchaft für das Syſtem ſeiner Grundſätze nicht möglich. Nicht allein, daß der Grundſatz zur Leidenſchaft wird, ſo geht er ſchon aus Leidenſchaft hervor, z. B. der einzelne auf die Thätigkeit des Rechtsſinnes baſierte Grundſatz aus einer leidenſchaftlichen Stärke des Rechtsſinnes. Durch dieſe Art des künſtleriſchen Darſtellens wird auch das Rhetoriſche vermieden, welches die hiſtoriſchen Mächte in das Bewußtſein verſetzt, und von ihrem eignen Boden, der Sinnlichkeit, ablöſt. Der hiſtoriſche Boden darf nicht bloß Koſtüm ſein, ebenſowenig dürfen die Menſchen nur die willenloſen Schachſteine abſtrakter, in der Luft ſchwebender hiſtoriſcher Mächte ſein, dieſe die Handelnden, und jene die Leidenden. Die Größe der Leidenſchaften einer Zeit muß ſelber in der Stärke, Macht, Rauheit und Gewaltſamkeit der Sprache das entſprechende Maß der Darſtellung finden, wenn wir das Gefühl der poetiſchen Wahrheit haben ſollen.

Typiſches Schickſal

— Typiſches Schickſal nenne ich das, was, wie verſchieden ſonſt durch Einwirkung äußrer Umſtände die Lebensgeſchichten der Einzelnen erſcheinen mögen, bei einer größern oder kleinern Anzahl von Menſchen immer wie ein Thema durch ein Tonſtück hindurchgeht und all dieſen Leben, ſo verſchieden ihr Äußres ſein mag, eine innre Ähnlichkeit giebt. Dies typiſche Schickſal, d. h. die Übereinſtimmung des Charakters mit ſeinem Schickſale in den individuellen Geſchichten, die er ſchafft, darzuſtellen, iſt die Aufgabe des Dichters; und es zu fälſchen iſt nur denjenigen Schriftſtellern erlaubt, denen jede künſtleriſche Pflicht zu übertreten erlaubt iſt, denen, die nur für das Amüſement ſchreiben. Wir ſehen z. B. Menſchen, die ſich alles erlauben, die bei ſich immer recht haben, mit ſich immer zufrieden ſind, die von andern immer fordern, was ſie ſelbſt nie leiſten, die das, womit ihr eignes Thun rückſchlagend ſie bedrängt, auf andre ſchieben; dagegen Menſchen, die das bekümmert, was andre thaten, als wäre es ihr eignes Thun, die wir ſtets thätig ſehen, gut zu machen, was andre verdarben, die von ſich verlangen, was kein Menſch leiſten kann, die ſich nie genügen können und ſich verſagen, was ſie genießen dürften, ja genießen ſollten. Nun mag man Änderungsgeſchichten ſchreiben, nur darf die Änderung den Charakter ſelbſt nicht aufheben, d. h. nicht den weſentlichen Grundzug des Charakters. Man kann eine Angewohnheit ſich abgewöhnen, aber nie, man ſelbſt zu ſein. Durch nichts in der Welt wird der geborne Hypochonder ſein Gegenteil; der es durch körperliche Krankheit geworden iſt, kann durch Wiederkörperlichgeſundwerden auch die geiſtige Hypochondie wieder verlieren; der Erblindete kann unter Umſtänden ſeine Sehkraft wieder erhalten, aber nicht der ohne Sehkraft geborne. Ein Wolf kann zahm werden, aber eine Katze kann er nicht werden. —

Ironie

Die Ironie iſt wie die geforderte Farbe dem Auge; wo ſie nicht dem Geiſte ſelber ſich darſtellt, da kommt ſie ungebeten und eludiert die einſeitig tragiſche Gravität. Daher entſteht die unbezwingliche Luſt der Parodie; wo die ſich meldet, da iſt ein hohles, falſches Pathos. Jene Ironie, der Humor, ein eigentümlich unterſcheidender Zug der Germanen von den Romanen. Bei den Franzoſen iſt ſtatt Humors Witz; ſtatt Ironie Perſiflage. Das Lächeln über die Schwäche des Starken, deſſen Stärke uns Reſpekt gebietet, und das ſich mit dieſem Reſpekt ganz wohl verträgt, iſt ein germaniſcher Zug. —

Die Ideale der Gegenwart

Unſre Zeit verlangt eine andre Auffaſſung des menſchlichen Ideales wie des Schickſals, als die Zeit

Schillers und Goethes. Ein Glück für uns, daß unſre Zeit ſchon weit genug von jener goldnen liegt und ſo viel eigne Geſchichte gehabt hat, daß in ihr ſich neue Ideale ſoweit vorbilden konnten, daß ſie ſich bereits der Geſtaltung des Dichters bieten, d. h. daß ihnen nichts fehlt als Geſtaltung. Nur darf der Dichter ſich nicht von den Wahnbildern der Zeit täuſchen laſſen, deren Menge aber eben das Bedürfnis eines Ideales beweiſt. Es gilt jetzt nicht, in abſichtlicher Oppoſition gegen allen Realismus zu ſtehen; es gilt vielmehr *realiſtiſche Ideale* darzuſtellen, d. h. *die Ideale unſrer Zeit.* Ganz verkehrt iſt es, Ideale einer vergangnen Zeit nachzudichten, die ſchon ihre möglichſt ſchöne Realiſierung in den Geſtalten der großen Dichter dieſer vergangnen Zeit gefunden haben; ebenſo, ihnen gegenüber bloß negierend, opponierend zu verfahren; vielmehr iſt es die Aufgabe, den Idealen, die noch geſtaltlos, als bloße Sehnſucht in den Herzen und Köpfen der neuſtrebenden Gegenwart zittern, die Geſtalt zu geben, in der ſogleich jeder Zeitgenoſſe das erkennt, was er hegte, aber nicht geſtalten, d. h. nicht anſchauen konnte. So lehrt der wahre Dichter ſeiner Zeit, wonach ſie ſich ſehnt, die ideale Form der Menſchheit, wie ſeine Zeit ſie fordert — er lehrt ihr ihr Bedürfnis und giebt ihrem Denken und Gehaben das Muſter. Damit glaube ich nun meinen Weg gefunden zu haben, hoffen zu dürfen, meine Mühe von nun an nur an die Zweckmäßigkeit der Weiſe, den gefundnen Weg zurückzulegen, nicht mehr an das Suchen des Weges zu wenden. — Nun die Grenzen genau beſtimmt ſind zwiſchen der Dichtung der goldnen und der Dichtung unſrer Zeit, fällt alle Oppoſition weg, und wir können unſre großen Dichter verehren, ohne unſre Beſtimmung zu verwirren; ja wir können aus dem Umſtande Mut gewinnen, daß unſer Ideal der Natur und der Wahrheit des Lebens verwandter iſt als das ihrige. — Bei meinem Judah war ich ſchon unbewußt auf den rechten Weg gekommen. —

Wir haben jetzt ein andres Ideal der Männlichkeit wie der Weiblichkeit, als in der Zeit unſrer klaſſiſchen Dichtung, ein andres der Natur — denn in dieſer ſehen wir nicht mehr bloß die paſſive Seite —, ein andres Ideal des Erhabnen und des Schönen; nicht mehr die Reſignation iſt der Grundton unſers Ideales; die Geſchichte ſoll uns nichts Fremdes, Feindliches, keine Drachenhöhle, ſondern die Atmoſphäre unſers privaten Atmens ſein; wir ſind ein Glied an dem Rieſenkörper der Geſchichte. Aber unſer poetiſches Ideal iſt auch nicht mehr Predigen von unſern Idealen, Reflexionen darüber, ſondern Vertiefung derſelben in das handelnde Leben, konkrete Darſtellung derſelben. Wir müſſen aus dem Paradieſe der Idylle heraus in den Kampf des Lebens, nicht mit unmännlichem Zurückſehnen nach der ſchlaffen Ruhe, ſondern mit der Freude an unſern Kräften, am Kampfe ſelbſt. Kraft verlangen wir von unſern Idealen, das Abenteuerliche und Hohle, die Geziertheit und lügneriſche Attitüde der Selbſtbeſpiegelung haſſen wir als Schwäche. Geſundheit, d. h. Naturgemäßheit der menſchlichen Verhältniſſe verlangen wir; keine Helden, die Helden werden durch Beſchämung durch Weiber, keine Helden, die ſich an den Frauen anhalten; das Weib will den Mann achten. So wirr und chaotiſch unſre Bildung und Litteratur ausſieht, ein Streben zur Natur und Geſundheit zurück iſt allenthalben vorhanden, die Krankheit iſt nur die Anſtrengung der Natur, die Geſundheit herzuſtellen. Vorübergehend haben wir auch wohl die Krankheit liebgewonnen. — Nun begreife ich erſt, was E. Devrient an meinen Makkabäern gefiel, eigentlich am Judah, und was ihm in „Zwiſchen Himmel und Erde“ am Apollonius mißfiel. Ebenſo, und eben darum, daß ich auf dem Wege der Makkabäer fortgehen muß, von welchem ich in Himmel und Erde abgekommen bin, d. h. was die ideale Intention betrifft; denn natürlich von den Fehlern des Ganges muß ich mich um jeden Preis frei machen, dann muß ich konſequenter in meinen Intentionen ſein, was mir nun, da ich zum Bewußtſein hindurchgedrungen, leichter werden muß. Denn eigentlich griff ein realiſtiſches Gefühl in meinen bisherigen Arbeiten mehr meinem Bewußtſein vor, als daß es durchgängig von dieſem beſtimmt geweſen wäre. Den Mut, endlich nun erſt zu ſehen, was lange vor meinen Augen lag, hat mir doch erſt J. Schmidts Zueignung ſeines Schillerbuches gegeben; er hat dadurch ſeine Anſprüche auf meine Dankbarkeit um ein Großes vermehrt. Dies Werk (Schiller und ſeine Zeitgenoſſen) hat mehrere große Verdienſte; nächſt der Ausmittlung der Stelle, die Schiller in der Litteraturgeſchichte gehört, iſt es ſelber ein realiſtiſches Kunſtwerk. Es iſt Schmidt gelungen, was Schiller ſelbſt bei ſeinen tragiſchen Helden nicht gelang, oder was er abſichtlich verſäumte, vielleicht ſeiner Natur nach nicht vermochte, aus der hiſtoriſchen Perſon Schiller den Typus oder das realiſtiſche Ideal zu entwickeln, nicht ein abſolutes in ihn hineinzutragen, wie Schillers Verehrer, der Manier ihres Dichters folgend, zu thun pflegen. Er hat Schillers Selbſtaufbau aus unförmlichen und ungefügen Materialien biographiſch nachgebaut, und ſo wird ſeine Geſtalt erſt impoſant; dargeſtellt, wie Schiller an ſeinen immer höhern Zwecken wuchs. Dabei hat er das Ganze meiſt durch weiſe Auswahl aus des Dichters Werken und Briefen und ebenſo durch weiſe Beſchränkung ſeiner eignen Zuthat, die aber jedesmal den Nagel auf den Kopf trifft, zuſammengeſetzt. Wenn das Beiſpiel eines großen Mannes ſeiner Nation und Nachwelt wahrhaft zu gute kommen ſoll, iſt es nur möglich, wenn ſie es in ſo reinem Spiegel ſieht, ohne falſchen Nimbus.

Die idealiſtiſchen Verehrer Schillers geſtehen eigentlich, daß er ihnen, wie er iſt, noch nicht genügt; da ſie ſich beſtreben, ihn nach ſeiner eignen Weiſe noch zu idealiſieren. Ein Idealiſt iſt eigentlich ein Menſch, dem die Wahrheit zu rein, zu farblos iſt; ſein charakteriſtiſches Merkmal iſt daher der Schmuck; er muß das Große und Schöne erſt mit Flitter umhängen, wenn es ihm groß und ſchön erſcheinen ſoll. Das Poetiſche iſt ihm das Geſchmückte; von Schmuck umhängt nimmt er die bare Proſa für Poeſie; ungeſchmückt ſcheint ihm die reinſte Poeſie Proſa. —

Verhältnis von Poeſie und Leben

Die Dichter haben kein Recht, das Leben, wie es jetzt iſt, zu ſchmähen. Sie trennten die Poeſie vom Leben, natürlich, daß das Leben keine Poeſie mehr hatte — nämlich das, was ſie abgetrennt Poeſie nannten. Das ſittliche Urteil wurde zum äſthetiſchen; in der Poeſie war das gebilligt, ja mit einer Glorie umgeben, was man im Leben erbärmlich, ja wohl geradezu ſchlecht nennen muß. Lieber gar keine Poeſie, als eine, die uns die Freude am Leben nimmt, uns für das Leben unfruchtbar macht, die uns nicht ſtählt, ſondern verweichlicht fürs Leben. Gerade wo das Leben, brav geführt, arm iſt an Intereſſe, da ſoll die Poeſie mit ihren Bildern es bereichern; ſie ſoll uns nicht wie eine Fata Morgana Sehnſucht erregen wo anders hin, ſondern ſoll ihre Roſen um die Pflicht winden, nicht uns aus dem Dürren in ein vorgeſpiegeltes Paradies locken, ſondern das Dürre uns grün machen. Sie ſoll den Nutzen der Armut und Beſchränktheit und die Gefahr des Glückes zeigen u. ſ. w. — Ariſtoteles nennt als Zweck der Tragödie Reinigung von Furcht und Mitleid, und ähnlicher Bewegung durch dieſe. Darunter verſteht er wohl das, was man vollkommne

Faſſung des Gemüts nennt; und ſo wäre der Zweck der ganzen tragiſchen Poeſie, dem Menſchen zu dieſer Eigenſchaft zu verhelfen. Überhaupt der Zweck der dem Leben zugewandten Kunſt — Lebenskunſt zu lehren; Selbſtkenntnis durch Menſchenkenntnis, Kenntnis des Lebens, d. i. des Weltlaufes; wer dieſe beſitzt, wird auch jene Gemütsfaſſung erringen. Die Shakeſpeariſche Tragödie erfüllt dieſen Zweck vollkommen, und auch das unterſcheidet ſie von der revolutionären Kunſt, die aus jener Faſſung eine einſeitige Aufregung gegen irgend ein Etwas, Tyrannei u. ſ. w. gemacht hat. Im Shakeſpeariſchen Drama wird ein Kampf mit einem ſelbſtverſchuldeten Leiden objektiv in dem Helden ausgefochten; der Dichter verhält ſich unparteiiſch; er ſteht auf der Seite der Sittlichkeit, und es iſt ihm bloß darum zu thun, zu zeigen, wie ein Menſch, wenn er die Leidenſchaft zu groß wachſen läßt, ſich ins Verderben ſtürzt. Das neuere Drama iſt revolutionär; es ſtellt ſich auf die Seite einer Leidenſchaft, und der Erfolg der Stücke rührt hauptſächlich daher, daß der Dichter ſelbſt auf der Seite des Helden und ſeiner Leidenſchaft iſt und gegen die Verhältniſſe kämpft; im Helden fällt endlich nicht die Schuld, ſondern die Partei, die die Schuld hat; die Verhältniſſe, die Situation ſiegten über den Helden, aber ſo, daß, während der Held fällt, der Dichter ihn an den Verhältniſſen rächt; ſodaß der Dichter eigentlich der Sieger iſt. Das hängt genau mit der ſogenannten Humanität zuſammen, die die Urſache des Verderbens nicht mehr im Menſchen ſelbſt anerkennt, ſondern im Zuſtande der Geſellſchaft; mit der Sophiſtik der Weichlichkeit, der es wohlthut, die Schuld von ſich hinweg auf etwas andres zu ſchieben. Nichts aber verträgt ſich weniger als dies mit jener vollendeten Gemütsfaſſung. Die meiſten Stoffe des deutſchen Dramas ſind Juſtizmorde des Schickſals, und der Dichter iſt der Anwalt der Opfer.

Das Publikum hat ſich daran gewöhnt und will den geiſtreichen, tapfern Advokaten hören, es kämpft mit ihm gegen die Verhältniſſe. Ein Beiſpiel die Emilia Galotti, der Erſtling dieſer revolutionären Richtung. Der Prinz hat die tragiſche Schuld, Odoardo und Emilia trifft die Kataſtrophe, nicht den Prinzen; ſie büßen des Prinzen Schuld, nicht eine eigne. — Und ſo muß jetzt ein Autor, der einen Erfolg haben will, irgend ein äußres, ſogenanntes Unrecht der Geſellſchaft gegen den Einzelnen aufſuchen, um es in ſeiner Tragödie zu bekämpfen. Und findet er keins, ſo muß er ſich ſelbſt eins machen. Da ſchnitzt er denn wohl einen Drachen von Pappe mit rottuchner Zunge, dann zieht er die Rüſtung goldner Phraſen an, an ſeinem Speere flattert die Fahne des Aufſtandes gegen Bedrückung, und ſo ſprengt er auf das Bildnis los und ſtößt ihm den tödlichen fünften Akt ins Herz. —

Allgemeine Kunſtforderungen

Wenn wirklich die Produktion des Schönen und ihr Genuß Abſicht und Zweck der Kunſt iſt, ſo muß dem Zuſchauer auch vom Dichter die Ruhe gegönnt werden, die zum Bemerken und Genießen des Schönen nötig iſt. Die Ruhe und Kühle, die innre Unbeteiligtheit führt dazu. Lyriſche Vertiefung, rhetoriſche Steigerung, zu großer Wirklichkeitsſchein heben dieſe Ruhe und Kühle vor allem auf; man enthalte ſich ihrer, ſonſt ſingt man einem etwas vor und hält ihm die Ohren dabei zu. — Die alten klaſſiſchen Komponiſten entwickeln einen Gedanken ſo reich, ſie ſprechen ihn ſo beredt aus, laſſen ihn ausſchwellen und ausklingen, ſie reihen eine Menge beſondrer Gedanken an einander; die neuern wiſſen oft keinen einzelnen zu verwerten, aber auch keinen wertbaren zu erfinden. — Man muß nur den Gedanken ein für allemal aufgeben, vollſtändigſte Illuſion zu erzwingen. Die Schönheit exiſtiert für Phantaſie und Verſtand; auf dieſe beiden Vermögen und ihre Befriedigung muß daher vor allem gedacht werden, wobei nur das Wahrheits- und das ſittliche Gefühl nicht beleidigt werden darf, ſondern im Gegenteile befriedigt werden muß. Unmittelbar wende man ſich an keine andre Kraft im Menſchen, als an dieſe beiden Agenten in Sachen der Kunſt. Was beide, Phantaſie und Verſtand, zugleich befriedigt, das iſt der bildliche Gedanke; jede Metapher iſt ein ſolcher im kleinſten Raume; ganze Szenen, wenigſtens Reden können ein ausgeführter, gegliederter bildlicher Gedanke ſein, uneigentlicher Ausdruck in Aktion; und am Ende iſt das ganze Stück nur eine große, reichgegliederte Metapher, der Gehalt, der Gedanke in ein Faktum eingekleidet, das gegenwärtig vor unſern Augen ſich entwickelt; der bildliche Körper des Gedankens des Stückes. Die Natürlichkeit und Wirklichkeit darf nie ſo weit getrieben werden, daß wir ſie nicht mehr mit dem klaren Bewußtſein anſchauten, ſie ſei nur Nachahmung. — Die Dispoſition des Verſtandes aber im Geiſte poetiſcher Behandlung muß durch Phantaſie emanzipiert werden; ein Ausbrüten des Verſtandeseies durch die Phantaſie; ein allmähliches Herauslecken des Bären. — Die nackte Sprache des Verſtandes iſt ſo wenig zu dulden, als die nackte Sprache der Empfindung. — Wenn ſich nicht jede Suite und jedes Stück Vorgang genugſam eintieft, ſo wird einem ſchwindlig, und das Ganze gleicht einem phantaſtiſchen Traume. — — Um ungebrochne Verſe und damit Fluß und Geſchmeidigkeit zu gewinnen, ein Analogon des gleichmäßigen, ſchaukelnden poetiſchen Fluſſes, braucht Shakeſpeare Dehn- und Füllworte, namentlich Epitheta, ſelbſt Tautologien, wie „unſer Blut und Rang“ u. ſ. w. Dergleichen giebt dann dem Ausdrucke auch Würde, Breite, Nachdruck und Wucht, Fülle, hilft ungemein zur Klarheit und giebt dabei zuweilen den Schein prägnanter Gedrängtheit. Und ich glaube, hier iſt ein Hauptmittel der Kühle und Ruhe, der objektiven Repräſentation bei Nachdruck und Kraft, deſſen, was ich gewöhnlich das Unlyriſche, Nichtinnerliche zu nennen pflege. So wird eine gedrängte Dispoſition künſtleriſch ausgeführt. So iſt z. B. die Expoſitionsſzene des Lear eine repräſentierend breite, plaſtiſche, gedankenreiche, nach- und ausdrucksvolle, mehr oder weniger emphatiſche, metriſierte Proſa. Ein Muſter ruhiger Steigerung iſt das Geſpräch Lears mit Kent, das mit deſſen Verbannung endet, und zwiſchen deſſen Anfang und Fortgang als Parentheſe eine Rede an die Schwiegerſöhne die Übertragung enthaltend eingeſchoben iſt. Der Fortgang hat nun gleichſam eine dialogiſche Motivierung. — Im Lear iſt nichts, als die großen unzerſpaltnen Naturmotive, die größten Formen der Pietät und Impietät. Nichts iſt hereingeborgt, aber auch nichts, was in dem einfach großen Verhältniſſe liegt, iſt blind geblieben. Keine Maſchinerie, als der einfache, große Idealkauſalnexus. Die Hauptſache immer dabei die Kritik des pſychologiſch-ethiſchen Charaktertypus, d. h. die Beleuchtung und Beurteilung ſowohl des Guten, Schönen und Vorteilhaften, als des Übeln, Unſchönen und Gefährlichen desſelben, die Fabel ein ethiſches Muſter und Warnungsbild zugleich. —

Schelling über Kunſt und Natur

Schellings Grundgedanke — in der „Rede über das Verhältnis der bildenden Künſte zur Natur“ —, daß das in der Natur in der That Seiende, der im Innern der Dinge wirkſame, durch Form und Geſtalt nur wie durch Sinnbilder redende Naturgeiſt vom Künſtler darzuſtellen ſei u. ſ. w. — auf die Kunſttechnik gewendet, heißt: Der Künſtler ſoll vor allem das Ganze, d. h. was das Werk zu einem Ganzen, zu einem organiſchen Zuſammenhange von Mitteln durch den überall gegenwärtigen Gedanken des Eigenzweckes macht, vor Augen haben und das Einzelne danach entwerfen und ausführen; alſo von der Natur des Einzelnen nur das behalten, was es auf das Ganze bezieht. Das Einzelne ſoll ſeine Beglaubigung und Rechtfertigung aus dem Ganzen nehmen, keine Beglaubigung, keine Illuſion für ſich anſprechen. Die Natur des Werkes ſoll im Ganzen liegen, nicht im Einzelnen. Das Exempel, welches mir immer wieder vor Augen kommt, die Tizianiſche Venus; kein Zoll Fleiſch daran iſt wahr und macht die Wirkung empiriſcher Wahrheit, aber das Ganze iſt wahr, d. h. ideale Wahrheit. Nicht die Notwendigkeit der einzelnen Teile, ſondern die Notwendigkeit ihrer Zuſammenordnung und Zuſammenſtimmung zu einem Ganzen überzeugt, d. h. ein künſtleriſches Werk darf nicht den unmittelbaren Sinn überzeugen wollen, ſondern die Phantaſie. Erſteres kann ihm nicht gelingen; und gelänge es ihm, ſo würde es die Phantaſie nicht überzeugen können, weil der Sinn auf Einzelnes geht u. ſ. w. — Faſſe zuſammen, und du wirſt überzeugen; denn die Überzeugung durch Phantaſie und Gemüt iſt etwas ganz andres, als die Überzeugung durch den Verſtand. Die Anſtrengung zu letzterm iſt der Tod der Kunſt. — Phantaſie und Gefühl ſind die Faktoren alles Glaubens; der Verſtand iſt der Vater des Zweifels; zwar wird er dadurch Großvater der Überzeugung, aber dies iſt ein Prozeß, auf welchen wegen ſeiner Weitſchweifigkeit das Drama beſonders ſich nirgends einlaſſen kann. So hebt das im Einzelnen Nachweiſenwollen der Zureichendheit eines Motives die Täuſchung auf und kann doch nie bis zur Überzeugung getrieben werden. So giebt das Ganze eines vollendeten Dramas weſentlich nichts andres, als was ſein einfachſter Kern gab; die Abſicht desſelben iſt nur, dem Eindrucke des Kernes nicht eine andre Richtung, nicht eine fremde Beimiſchung, nur die äußerſt mögliche Fülle und Tiefe zu geben. Die großartige Wahrheit des Ganzen muß das Einzelne wahr machen, nicht die Wahrheit des Einzelnen iſt es, die von der Wahrheit des Ganzen überzeugt. — „Geiſt, der Natur ſcheint,“ ſo hat Kant den Genius definiert. Er hat das abſtrahiert aus Geiſteswerken, die Naturwerke zu ſein ſcheinen, und vom Werke auf die Kraft geſchloſſen, die es hervorbrachte. Shakeſpeare iſt immer infolge ſolchen Schluſſes als ein ſolcher Genius angeſehen worden. Wie paßt dazu ſein eigen Wort:

— und deine Dichtung!
Ha, fließt dein Vers nicht hin ſo glatt und zart,
Daß deine Kunſt natürlich wieder wird!

Er — Timon hier — will ſagen: Du biſt der größte Dichter Athens; deine Kunſt ſo groß, daß ſie nicht mehr als Kunſt, daß ſie als Natur erſcheint, daß deine Kunſt natürlich wieder wird — nicht, daß Natur in dir, die bloße Natur Dinge hervorbringt, die wie durch Kunſt entſtanden ſcheinen. Und das letztre will Kant ſagen. In der That aber iſt die ſentimentale Poeſie, die man der naiven Poeſie oft und gewöhnlich ſo entgegenſetzt, als ſei ſie mehr Sache des bewußten und die naive mehr des unbewußten Kunſtvermögens, vielmehr eben das Symptom des auf dem halben Wege zum vollen bewußten Verſtändnis des Kunſtmäßigen ſtehen gebliebnen Geiſtes. Und wird der naive Poet geboren, ſo heißt das nicht, in ihm wird ein unbewußtes Vermögen, das zugleich Unvermögen iſt, zum klaren Bewußtſein durchzudringen geboren; nein, im Gegenteil, ſo heißt es: in ihm wird das Vermögen der höchſtmöglichen Klarheit und damit die Leichtigkeit geboren, zu dieſer Klarheit hindurchzudringen, d. h. nicht bloß zur Klarheit *einer* Erfordernis, *einer* der Kräfte, die zuſammen den Poeten machen, ſondern aller, d. h. zugleich zur Verhältnismäßigkeit aller. Denn der Poet iſt ein Macher, ein Könner, was den Wiſſer einſchließt; aber der ſentimentale iſt mehr ein bloßer Wiſſer, ein Denker, als ein Dichter, Macher. Das Können iſt nicht im einfachen Nichtwiſſen, ſondern das Können iſt wiederum in Inſtinkt verwandeltes Wiſſen. So vergißt gewöhnlich Schiller, ſowie er als Dramatiker in ſeinen Ideenſchwung gerät, daß er im Denken zugleich dichten, d. h. geſtalten muß, d. h. er hat Klarheit und Bewußtſein genug zu denken, aber nicht genug, in der Seele eines gewiſſen Menſchen zu denken, der nicht er iſt. Zu den Erforderniſſen des Künſtlers gehört die große Selbſtverleugnung, die perſönliche Beſcheidenheit, die in ihrem Werke verſchwindet, von der die Gottheit ſelbſt überall Beiſpiele, oder vielmehr von deren Gegenteil ſie nie ein Beiſpiel giebt. Der Mangel dieſes Erforderniſſes iſt, wie alles Schlimme in der Welt, zunächſt eben nur ein Mangel an der vollen Bewußtheit. Wie Schiller ſeinen Aufſatz über die naive und ſentimentale Dichtung ſchrieb, machte er aus der Unvollkommenheit eine Vollkommenheit andrer Art. Die Sache war die: in ſeinen erſten Werken war, was er wußte, bis zum Können gediehen; das Wiſſen war mangelhaft, und darum mußte es auch das Können werden. Nun war ſein Wiſſen durch Studien ungemein gewachſen; dieſer Zuwachs mußte nun zum Können werden, und was davon ſeiner Natur nach nicht dazu werden konnte, das mußte er fallen laſſen. Er zweifelte an der Kraft, dieſen Prozeß noch in ſich zu vollziehen, auf der andern Seite erlaubte auch nicht ſeine materielle Lage, die nötige Zeit daran zu wenden; ſo ſtellte er denn das Halbfertige als eine Art des Ganzfertigen dar. Jenen Prozeß hatte Goethe einmal im ganzen und großen in ſich durchgemacht und machte ihn im kleinen noch immer durch; wenn das Wiſſen immer zunimmt, muß der Prozeß fortdauern — gleichſam eine poetiſche Verdauung und Ernährung —, er nennt ihn, wo er davon ſpricht, das „Zerſchlagen der Selbſtbeſpiegelung.“ Jeder Menſch muß, um ein fertiger Menſch zu werden, ihn durchmachen; je größer die Naturanlage, deſto ſtärker, gewaltiger der Prozeß; wenn man genauer zuſieht, wird man die Parteiung zwiſchen Schiller und Goethe daraus begreifen; je weniger der Menſch in ſich ſelber fertig, je weniger hat er Sinn für das Fertige im andern. Die Menſchen, die noch am wenigſten von den Schlacken der Selbſtbeſpiegelung gereinigt ſind, zieht die Sympathie zu der verwandten Unfertigkeit in ſich ſelbſt; daher iſt es meiſt die Jugend, die für Schiller ſchwärmt, die Fertigen zieht es zu Goethe; das vollkommne Verſtändnis Shakeſpeares ſetzt noch mehr voraus; denn in ihm iſt von jenen Schlacken, die in Goethe noch zeitweilig erſcheinen, gar keine Spur mehr. —

Kunſtideal

Die eigentliche Beſtimmung einer Kunſt kann nur das ſein, was ſie ohne Beihilfe einer andern hervorbringen kann. Das iſt in der plaſtiſchen Kunſt die körperliche Schönheit. Die höchſte körperliche Schönheit exiſtiert nur im Menſchen, und auch in dieſem nur vermöge des Ideales. Das Ideal der körperlichen Schönheit liegt hauptſächlich in der Form, wohl auch in der Karnation und im permanenten Ausdrucke. Das Ideal in der Poeſie muß nun Ideal der Handlungen ſein, nicht Ideal moraliſcher Weſen, denn es würde Übertreibung ſein, von dem Dichter vollkommen moraliſche Weſen zu verlangen.

Stufenfolge der Künſte

In der Stufenfolge der Künſte des Raumes, der bildenden Künſte, iſt ein Hinſtreben zu möglichſter Beſeelung, in der der Künſte der Zeit ein Hinſtreben nach immer ſtärkrer Verleiblichung; beide treffen in der dramatiſchen Kunſt als in dem höchſten jenem ihren Streben erreichbaren Punkte zuſammen. Baukunſt, Skulptur, Malerei — Drama — Epik, Lyrik, Muſik. Die bildenden Künſte geben den Leib, zu welchem wir die Seele ſelbſtthätig hinzuthun müſſen, die Zeitkünſte geben die Seele, zu der wir den Leib ergänzen müſſen; die dramatiſche Kunſt giebt einen beſeelten Leib, eine verleiblichte Seele, Geſtalt und Bewegung, Sein und Leben zugleich. —

Technik des Malers, Muſikers und Dramatikers

Faſt die ganze maleriſche höhere Technik kann in die dramatiſche Poeſie herübergenommen werden. Die Gruppe mit ihrer Totalwirkung, Mittelperſpektive (Linienperſpektive), die Haltung. Der Held vorn mit weichen Konturen und reichem Detail, die übrigen Figuren, je weiter zurücktretend, deſto ſchärfer umriſſen und weniger detailliert (Luftperſpektive). Die Zeichnung der Charaktere. Hier außer der Korrektheit, der Stil, der Ausdruck, Klarheit der Anordnung der Gruppe. Daß die Geſtalten ſich möglichſt wenig decken, und man nicht die Geſtalt in ihren Gliedern zuſammenſuchen muß. Modellieren, die Rundung und das Heraustreten der Geſtalten und Glieder. — Paſtoſer Farbenauftrag hilft zur Modellierung, der breite Pinſel zum Stile. Die Stimmung gehört der Malerei und Poeſie gemeinſchaftlich. — Die Malerei muß die Häßlichkeit des Momentes vermeiden, weil ſie nur einen Moment darſtellen kann, weil der dargeſtellte eine Moment ihr Ganzes, das ſchön ſein ſoll, ausmacht. Das Drama braucht die Diſſonanz nicht zu vermeiden, weil es dieſelbe auflöſen kann; wer nur einen Akkord anſchlagen kann, wie die Malerei, muß einen konſonierenden anſchlagen. — Was an der maleriſchen Technik dann noch fehlt, das kann aus der polyphonen der Muſik entlehnt werden. Der Kontrapunkt der Charaktere, der doppelte Kontrapunkt, die Fuge der Handlung, der Fluß, Rhythmik, Dynamik, Harmonik, Melodik. — Nun kommt zur Dramatik noch ein Element hinzu. Sie verlangt den Schauſpieler. Sie geht alſo noch eine Syntheſis ein. Wahres Geſetz der dramatiſchen Kunſt wird die innigſte Durchdringung des Poetiſchen und Theatraliſchen ſein, ſo innig, daß beide ihre Eigenheit verlieren, und das Poetiſche zugleich das Schauſpieleriſche, das Theatraliſche zugleich das Poetiſche wird.

Reinhaltung der Kunſtgattungen

— Der Dilettantismus verwiſcht die Grenzen. Das Drama der Zukunft iſt eine Ausgeburt des Dilettantismus, der mehrere Künſte, aber keine gründlich zu treiben gelernt hat, und da er in keiner einzelnen Vollkommnes zu leiſten vermag, nun ſeine Vielſeitigkeit auf Koſten der Künſte ſelbſt ausbeuten will. Das haben die meiſten Beſtrebungen der Gegenwart gemein, daß die Einſeitigkeit ſich zum Geſetze machen will, die Schwäche, die man nicht zu überwinden weiß, und nicht eingeſtehen will, zur Tugend. Man ſehe nur die Vorreden neueſter Dichter zu ihren eignen Werken. R. Wagner hat die Geſchicklichkeit nicht errungen, muſikaliſche Gedanken muſikaliſch zu verarbeiten. Um dieſen Mangel, der bei einer Symphonie unfehlbar zu Tage kommen müßte, nicht eingeſtehen zu müſſen, leugnet er lieber die Berechtigung der Symphonie (der Inſtrumentalmuſik). Aber auch die Oper braucht jene Kunſt, wenn ſie ein wahres Drama, d. i. Entwicklung iſt. Er braucht eine ganz beſondre Art von Operntext, wenn er ſeine Stärken geltend machen und ſeine Schwächen verbergen will. Das mag ihm geſtattet ſein; aber ſeine dilettantiſche Beſchäftigung mit Poeſie hat ihn nun befähigt, ſich einen ſolchen zu ſchreiben. Um nun nicht vielleicht ſich ſelber eingeſtehen zu müſſen, daß dies ein Behelf bloß zum beſten ſeines eignen eingeſchränkten Talentes iſt, ſtellt er ihn als Norm, als den Operntext überhaupt hin. Die Eitelkeit bleibt dabei nicht ſtehen, und ſo avanciert der Operntext, der für ſeine individuelle Begabung der beſte, zum Muſteroperntext, dieſer zum Drama, dieſes zum Muſterdrama u. ſ. w. Das Kunſtwerk der Zukunft iſt nichts als ein ungeheurer Zopf der Gegenwart. — — Künſtleriſcher Charlatanismus unſrer Tage. — Der Dilettantismus der Zeit zeigt ſich aber auch in der Malerei. Nicht mehr iſts der muſikaliſche oder der maleriſche Gedanke, den beide Künſte verarbeiten wollen, ſondern der poetiſche. — In die dramatiſche Poeſie miſcht ſich die Spekulation. Im Drama hat man die Durchdringung von Lyrik, Epik und Didaktik aufgehoben, aus einer Darſtellungskunſt eine ſchöne Redekunſt gemacht, das Schauſpieleriſche durch das Deklamatoriſche verdrängt. — Ein Maler, der poetiſche Gedanken auf der Leinwand verwirklichen will, iſt wie einer, der deutſch dächte, indem er franzöſiſch ſchriebe oder ſpräche. Der Maler ſoll maleriſche Gedanken ausführen. Ferner ſoll der Maler hiſtorienmaleriſche Gedanken nicht genremäßig ausführen, nicht in Landſchafterweiſe. — Ob, daß die Maler jetzt poetiſche Ideen verwirklichen wollen, nicht davon abhängt, daß im Publikum eben der ſpezifiſch maleriſche Sinn erſtorben; ſie ſind nun doppelt dazu gedrängt, weil ſie fürs Publikum ſchaffen müſſen, und weil ſie als Teil des Pubiikums ſelbſt unter den Geſetzen und Bedingungen der Zeit ſtehen. —

Lyriker, Epiker und Dramatiker

Der Lyriker ſingt ſich und für ſich, d. h. ihm ſelbſt, wie der ein Geſangbuchslied in der Kirche ſingende;

ſelbſt in Geſellſchaftsliedern iſt dies der Fall. Der Epiker erzählt, das fordert ein Publikum; es ſind hier ſchon zwei Faktoren, Erzähler und Publikum. Der eine, der Erzähler, iſt das Medium, durch welches die Handlungen dem Publikum vermittelt werden. Als vermittelt haben die Empfindungen ſchon eine Abgekühltheit. Das Drama hat zum Medium die dargeſtellten Perſonen der Handlung, hinter welchen der Dichter verſchwindet. Es hat drei Faktoren. — Eigentlich müßten die Schauſpieler ſelbſt die Dichter ihrer Rollen und ſo des Stückes ſein, und zwar in dem Augenblicke der Darſtellung. Die comedia dell'arte iſt eigentlich der Ausgangspunkt. So muß der Dichter auch die Sache angreifen; er muß ſich, wie die Rede von einer Perſon zur andern übergeht, in die verſchiednen Schauſpieler, und mit jedem ſich in die dargeſtellte Perſon verſetzen. Nicht unmittelbar in die dargeſtellte Perſon, weil nicht dieſe dargeſtellten Perſonen ſelbſt das Stück ſpielen; es würde dies nur eine andre Art epiſcher und lyriſcher Dichtung werden, aus dieſen beiden zuſammengeſetzt, und nicht für die äußre Bühne, ſondern für den innern Sinn gedichtet; denn mit den wirklichen Perſonen käme auch ihre wirkliche Umgebung, wie der Epiker ſie ſchildert und allein ſchildern kann, in Betracht. Es ſind alſo nur eine gewiſſe Anzahl eigentlicher Darſtellungsmittel vorhanden, auch bloß andeutende, von Volksmaſſen, Gefolge, Soldaten u. ſ. w., mit denen operiert werden, die der Dichter genau kennen muß. Da nun ohne alle Täuſchung das Ganze ein Beginnen ohne Zweck wäre, ſo muß der Dichter auch die Künſte der Täuſchung verſtehen, durch welche es einem Menſchen gelingen kann, mittelſt ſeiner eignen Perſönlichkeit eine gedachte Perſönlichkeit darzuſtellen. Mit andern Worten, er muß den betreffenden dramatiſchen Menſchen aus dem Schauſpieler und aus deſſen Kunſt herausdichten; da der Schauſpieler nicht zum

Dichter werden kann, muß der Dichter zum Schauſpieler werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß vom Schauſpieler hier nur als vom Künſtler die Rede ſein kann, daß alle Komödianterei, d. h. alles Thun des Darſtellers, welches nicht aus dem *Weſen* ſeiner Rolle hervorgeht, abzuweiſen iſt. Aber den ähnlichen Fehler d. h. das Rhetoriſche u. ſ. w., und ſelbſt, was poetiſche Schönheit an ſich wäre, aber an unrechter Stelle ſtände, überhaupt ſich von dem dramatiſchen Zwecke loslöſte, das muß auch der Dichter ſich verſagen. Die dramatiſche Kunſt iſt ein Ergebnis der gegenſeitigen innigſten Durchdringung der beiden Künſte, der Poeſie und der Schauſpielkunſt; ſie verlangt daher vom Dichter wie vom Schauſpieler, Selbſtentäußerung, Hingebung an die gemeinſame Aufgabe. Der Dichter darf nicht ſo eitel ſein, auf Koſten des Schauſpielers, dieſer nicht, auf Koſten des Dichters glänzen zu wollen. In dieſem Punkte beſonders müſſen wir vor dem Muſter unſrer großen Dichter uns hüten, die nur zu oft den Schauſpieler zum bloßen Deklamator und Rhapſoden herabwürdigten. Dadurch wurde der dramatiſche Sinn des Publikums verdorben, die Schauſpielkunſt dem Verfalle entgegengeführt, der faſt unabwendbar wurde, als die Schauſpieler ſich in die Verkehrtheit fanden, vergnügt mit dem Erfolge, der ihrer Kunſt nicht mehr gehörte, und ihre eigentliche Aufgabe darüber vergaßen. Und wie gewöhnlich das eine Unrecht einer Seite das der andern zur Folge hat, ſo geſchah es auch hier. Als der ſchauſpieleriſche Trieb in den Schauſpielern reagierte, den ſie in den Gedichten der Dichter nicht befriedigen konnten, ſchufen ſie ſich ſelbſt welche und regten andre an, ihnen welche zu ſchaffen, in denen, da man die eigentliche Aufgabe des dramatiſchen Dichters an jenen Muſtern immer mehr verkennen lernte und den Weg, ſie zu löſen, verloren hatte, — nur der Schauſpieler allein herrſchte und der Dichter nur das notwendige Übel ſchien, dem man ſich entzog, ſo ſehr man konnte. Die Poeſie war nun im Schauſpiele keine Kunſt mehr, nur eine Kunſtfertigkeit, aber die Schauſpielkunſt auch nichts beſſres. — In neuerer Zeit haben einige Dichter wiederum den rechten Weg geſucht; auch an Schauſpielern fehlt es wohl nicht, die ihrerſeits Bedürfnis nach der wahren dramatiſchen Kunſt fühlen; auch im Publikum zeigen ſich Spuren der Sehnſucht nach dem wahren Drama. Aber all das iſt zu vereinzelt; wir ſehen gute Muſter, Shakeſpeare und Leſſing, aber wir ſehen der falſchen von beiden Seiten der Ausartung weit mehr. Dem Dichter, der dramatiſch ſchaffen möchte, fehlt der Schauſpieler, dem Schauſpieler der Dichter, beiden das Publikum. Iſt zu hoffen, daß eins dem andern erſtarke und das andre den Mut behalte, auf dem Wege — es iſt ja erſt der Weg zu der Stelle zurück, von der wiederum ausgegangen werden muß! — fortzugehen, bis der andre erſtarkt? Die Intendanzen beginnen ihre Aufgabe rein vom Geldſtandpunkte aus anzuſehen. Die Stücke werden am häufigſten gegeben, die Schauſpieler am meiſten ausgezeichnet, die am meiſten einbringen — ähnlich wie die Pferde eines Kunſtreiterprinzipals —, und die Schauſpieler bringen am meiſten ein, die dem verkehrten Geſchmacke des Publikums am meiſten entgegenkommen. —

Die poetiſche Empfindung

Weder ſoll der Dichter die Gefühle der gemeinen Wirklichkeit in ihrer eignen Geſtalt geben, noch ſoll er im Zuſchauer Gefühle der gemeinen Wirklichkeit erregen, ſondern poetiſch erhöhte Gefühle, die er nicht als Laſt und Pein, ſondern als Vergnügen, als Luſt empfindet, die er ſich gerne zurückruft. Alle Faktoren der gemeinen Wirklichkeit müſſen in Faktoren poetiſcher, künſtleriſcher Wirklichkeit umgeſetzt werden, ehe ſie zum poetiſchen Gebrauche kommen. Die Fabel muß eine poetiſche, die Charaktere müſſen poetiſche, die Motive, Dialog und Sprache müſſen poetiſche werden. Das Unmittelbarwirkende, Stoffartige muß hinwegfallen; wir haben es auf dem Theater nicht mit den wirklichen Dingen zu thun, ſondern mit ihrem gereinigten, geſchloſſnen poetiſchen Bilde. Alles völlig abgelöſt von der gemeinen Wirklichkeit, aber wiederum in eine Wirklichkeit verwandelt. Das Ganze ſtiliſiert, ohne von der Nachahmung der Wirklichkeit in der That abzugehen. Schöne, geiſtgeſchwängerte Wirklichkeit. —

Dichteriſche Objektivität

Freilich kann der Dichter nichts geben, als ſich ſelbſt, d. h. wie der dargeſtellte Charakter in dem dargeſtellten Zuſtande eine Modifikation ſeines eignen Weſens und dadurch ſeines eignen ſympathetiſch erregten Zuſtandes iſt. Die Objektivität des Dichters kann nur in der Form der Darſtellung liegen. Was er als Menſch an ſich ſelbſt erlebt, ſtellt er als Poet, als außer ihm exiſtierend dar. Iſt er ein wirklicher Dichter, ſo wird ſein leidender Zuſtand ſchon kein Abbild gemeiner Wirklichkeit ſein; er wird bei der Darſtellung wenig thun müſſen, ihn völlig in Poeſie zu verwandeln. Am beſten, er fixiert nur die Empfindungen und leiht ihnen dann poetiſch-bewußte Gedanken, vom Geiſt getränkte Vorſtellungen der produktiven Phantaſie, als Körper, d. h. er giebt ihnen einen uneigentlichen Ausdruck; er ſetzt ein entſprechendes Bild für die Empfindung. Soll eine Glut dargeſtellt werden, ſo kann der Dichter freilich nur das Spiegelbild ſeiner eignen geben; die Seele iſt glühend, aber die Hand feſt und kühl. Er veräußert die Symptome der Empfindung, die er an ſich wahrnahm, und ſtellt ſie in der Form ſeines Mediums, der Sprache dar; das Schnappen nach Luft, den Krampf des Herzens u. ſ. w. Schon dieſe Darſtellung der äußern Zeichen objektiviert, denn im Augenblicke des Empfindens weiß die Seele von dieſen äußern Zeichen nichts. Bei einer Rede des Zornes denke der Dichter hauptſächlich daran, daß er dieſen Zorn durch das Medium eines zornigen Menſchen darzuſtellen habe. Nicht die Materie des Zornes, ſondern ſeine Form, ſeine äußre Erſcheinung hat er zu geben. Der naive Dichter zeigt ſich durch ſeine ſcheinbare Abſichtsloſigkeit objektiv, indem er die Wirkung dadurch zu erreichen ſucht, daß er ihr auszuweichen, daß ihm wenigſtens nichts an ihr gelegen zu ſein ſcheint. Die Blumen in einem abgelegnen Gründchen machen uns den Eindruck von Naivität und Objektivität, weil ſie ihre Schönheit nicht für den Betrachter ausgelegt zu haben ſcheinen; das giebt überhaupt der einſamen Natur dieſen Wunderreiz. Wie hat ſie dieſe Blumen wunderbar ausgezackt, mit welcher Liebe modelliert, mit welcher Hingabe das Ganze in Form und Farbe durchgebildet, die vielleicht kein Menſch ſieht; welche wunderbare Klänge hat ſie dem kleinen einſamen Vogel in die Kehle gelegt, den vielleicht keiner hört! Und wird der kleine Sänger während ſeines Liedes einen Horcher gewahr, ſo ſteigert er ſeine Mühe nicht gefallſüchtig, nein! er fliegt ſcheu davon und ſucht ſich eine Stelle aus, wo ihn niemand hören kann; dort faßt er alle Kraft ſeiner kleinen Bruſt zuſammen zu einem Liede, das ſich ſelber gilt. Dagegen ſieht man, wie der ſentimentale Dichter alles aufbietet, um ſich ſelbſt bemerkbar zu machen, wie er den Gegenſtand, der ihm den Beſchauer verdecken könnte, beſeitigt, um nun alle ſeine Reize ſpielen zu laſſen, zu zeigen, wie ſchön er fühle, welchen Geiſt er habe; und ſo wird ihm ſein geliebtes, von ihm ſelbſt bewundertes Ich zum Medium; er ſagt: ſeht, der Gegenſtand ſcheint euch ſchön, weil ich, der Schöne, des Gemeinen Spiegel bin. Seht doch genau her; das Ding iſt gemein, das Schöne bin ich ſelbſt. Im naiven Dichter iſt die echte Naturfrömmigkeit; er ſingt wie der Einzelne in der Kirche für ſich mit; der ſentimentale Dichter iſt wie der Soliſt in der Kirchenmuſik. Jener betet zu dem Schönen, das rings um ihn in der Natur iſt, dieſer zu ſich ſelbſt. Der naive Dichter ſingt, wie der Vogel ſingt, der ſentimentale wie ein Konzertſänger; der eine aus innerm Triebe, der andre, um bewundert zu ſein. Auch wo er naiv erſcheint, hat er dieſe Abſicht. Das iſt der Unterſchied von Schillers und Goethes naiven Stellen; der eine geht in ſeiner natürlichen Geſtalt, der andre kleidet ſich auch einmal recht einfach. Der naive Dichter braucht nun eigentlich das Naive ſelbſt gar nicht darzuſtellen, ſeine Darſtellung an ſich giebt den dargeſtellten Gegenſtänden Naivität. So werden die Geſtalten des ſentimentalen Dichters immer etwas von ſeiner eignen Gefallſucht haben oder zu haben ſcheinen. Er ſucht alles Schöne zuſammen, um dem Publikum zu ſagen: Das bin ich. Wer bei ſich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Anteil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzuſondern imſtande iſt, der wird dieſen Eindruck ſelbſt bei ſehr pathetiſchen Gegenſtänden immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bei ſentimentaliſchen wird er immer etwas ernſt und anſpannend ſein. Das macht, weil wir uns bei naiven Darſtellungen, ſie handeln auch wovon ſie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objektes in unſrer Einbildungskraft erfreuen und auch weiter nichts als dieſe ſuchen, bei ſentimentalen dagegen die Vorſtellungen mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben und alſo immer zwiſchen zwei verſchiednen Zuſtänden ins Schwanken geraten.

Dieſes Schwanken werden wir bei jedem Gedichte empfinden, dem Geſchloſſenheit und poetiſche Wahrheit abgeht. Wie iſt immer Gegenſtand im Liebesgeſpräche in der Mondnacht, in Romeo und Julia, immer Darſtellung der Geſtalten und der Leidenſchaft, wie alles nur ſinnlicher Vorgang, Typus! — Der Dichter muß freilich reflektieren; er kann ohne Gerüſte nicht bauen, aber der wahre entfernt das Gerüſt, ſowie der Bau fertig iſt, und ſucht jede Spur davon zu verwiſchen. Wer aber mehr Denker iſt als Dichter, bei dem wird leicht das Denkgerüſt den Dichterbau an Wert übertreffen; ihm iſt es nicht zu verdenken, wenn er es ſtehen läßt, da ohnehin ſein Dichterbau allein ein kahles Anſehen haben müßte. Der wahre Dichter giebt bloß Dargeſtelltes, bloß den Bau, der ſentimentale giebt die Materialien, Riſſe u. ſ. w. mit dazu. Nichts ſteht dem Künſtleriſchen ſo ſchroff entgegen als das Künſtliche. —

Die Flucht vor dem Trivialen

Wir Neuern ergreifen jede Gelegenheit, zu frappieren; wir ſcheinen Charaktere nur zu geben, um zu frappieren, wenn dieſe das Gegenteil von dem thun, was der Zuſchauer erwartet. Hebbel hat dieſe Flucht vor dem Trivialen am weiteſten getrieben, er ſucht mit jedem Worte zu frappieren. Das muß wohl wirken, aber alle Wirkungen, die etwas von Überraſchung in ſich haben, ſind bedenklich. Der Reiz des Überraſchenden darin ſtumpft ſich bald ab, und es bleibt nur das Abſonderliche, Unvermittelte; und dies ſtört, wenn es nackt iſt. Es ſtört eigentlich auch, wenn es mit jenem Reize gepaart iſt; aber der angenehme Miſchteil iſt überwiegend, ſolange jener Reiz neu iſt, und ſo hat die Störung ſolange etwas Angenehmes. Dieſe Flucht vor dem Trivialen iſt eigentlich das Grundweſen der

Romantik. Daher das Jagen nach immer neuen Empfindungsweiſen. Schiller hat im Grunde viel Triviales, dies ſuchte er durch Geiſt zu balancieren; der Einſtimmung des Zuſchauerherzens war er gewiß. Goethe ſuchte es durch ſtarkes Individualiſieren und Gemütsinnigkeit zu beſiegen. Goethe wie Shakeſpeare vollziehen die Erhebung des Trivialen, Natürlichen durch die Form, in die ſie unendlichen Gehalt legten. Bei Schiller geht die Bemühung, durch Reflexionsgehalt das Natürliche zu „veredeln, es der Würde der Menſchheit näher zu bringen,“ oft bis zum Überſpannten, ja bis zum Rauſche und ſo zum Unnatürlichen, er macht den wahren Stoff durch die Form wieder unwahr. Er wendet Philoſophie und lyriſchen, rhetoriſchen Schwung zugleich an. Aber das unterſcheidet ihn von den Romantikern, daß er im ganzen und großen ſeines Objektes ſelbſt der Natur folgte, wenigſtens der ſubjektiven. — Im Timon Shakeſpeares iſt einmal der Ausdruck „die Kunſt, die wieder Natur wird.“ Dies iſt die wahre Kunſt. Unendlicher Gehalt, genau beſtimmte Wirkung, ideale Geſchloſſenheit, Einheit in der Form der Natur. — Der naive Dichter macht ſeinen Stoff (im einzelnen) durch die Form vergeſſen; der ſentimentale Dichter verläßt den Stoff und ſchwelgt in leerer Form.

Nachahmung

Die Poeſie gründet ſich auf Nachahmung. Aber ſie ahmt nur das Weſentliche nach, ſie wirft das Zufällige weg. Sie ahmt den Weltlauf nach, wenn ſie erfindet, aber in ihm eben nur das Weſentliche, dasjenige, was ſich jederzeit als weſentliches Zubehör ausweiſt. Ihr Hauptaugenmerk geht darauf, durch Geſchloſſenheit dem, was ſie aus dem Ganzen des Weltlaufes nimmt, das Gepräge eines Ganzen für ſich zu geben, den Kreis abzuſchließen. Ein ſolches typiſches Zubehör iſt Schuld und Strafe, Charakter und Schickſal als Folge ſeines Thuns. Es zeigt uns Charakterformen verkörpert, die uns aus der Erfahrung bekannt ſind. Es ſind Menſchen, wie wir ſelbſt, in denen nach Hinwegnahme des Zufälligen ebenfalls einer jener Typen erſcheint. Findet nun der Dichter in der Geſchichte oder in ſeiner Erfahrung ein faktiſches Zubehör von Schuld und Leiden, das ihn ergreift, und das auch andre zu ergreifen verſpricht, ſo iſt dies ein tragiſcher Stoff. Oft ruft uns nach den Geſetzen der Aſſoziation ein einziger vom Dichter fruchtbar gewählter Zug — als Teilvorſtellung — ein ganzes Zubehör von Zügen — eine Totalvorſtellung eines vollſtändigen typiſchen Charakters ins Gedächtnis, und wir ſelbſt müſſen ex ungue leonem ergänzen.

Die poetiſche Wahrheit analog dem Bilde der Erinnerung

Eine Hilfe zur idealen, der Wahrheit nur angenäherten Darſtellung iſt in Stoffen aus älterer Zeit, mit denen man nach dem Geſetze der Erinnerung verfährt, ſie konzentriert und die feinern Züge fallen läßt. Wie geht die Erinnerung zu Werke? Einer denkt z. B. an Jugendliebe und ihr Schickſal; dann wird die Erinnerung eine dichteriſche Abſtraktion vornehmen, alles Vorher und Nachher, alles, was zugleich mitſpielte, aber nicht eingriff, weglaſſen; die Perſonen, die mit in den Handel ſelbſt verflochten waren, werden von der Erinnerung nur an der Seite erhellt ſein, die mitthätig den beiden Helden zugewandt war; das volle Licht der Aufmerkſamkeit wird auf die beiden Hauptperſonen, auf den ſich Erinnernden und ſeine damalige Geliebte fallen. Wie die Erinnerung nun vom gleichgiltigen Neben der Gruppe, ſo wird ſie auch von den Zeitſpatien zwiſchen den einzelnen Szenen abſtrahieren, ſie wird ſtetig von Urſache zur Wirkung gehen, ſeien ſie auch in der Zeit noch ſo weit auseinander, hier ſchließen ſie eine Kette; wie die einzelnen Szenen intereſſanter für die Erinnerung ſind, um ſo länger wird ſie verhältnismäßig bei ihnen verweilen und ſie ausmalen, je weniger intereſſant, deſto ſchneller wird ſie darüber hinwegeilen; ſie wird dem beſonders Anziehenden zueilen, vor dem Abſtoßenden zurückweichend zögern. Die Beziehungen, die der darin lebende überſah, vom Moment hingeriſſen, werden ihm nun heraustreten, Rat und Lehre ſich daran knüpfen, da das Ganze überſehbar iſt und zugleich vor ihm liegt, der damals ein bewußtloſer Raub des Augenblickes war. Seinem moraliſchen Gefühle wird der Punkt ſich einprägen, aus dem das Schickſal wie aus einem Keime hervorwuchs, von derſelben Leidenſchaft begoſſen, aus der der Punkt entſprungen war. Was ihn damals in den Himmel erhob, was ihn vernichtete, iſt nun durch die Faſſung der Zeit, durch die Überſicht des Ganzen gemildert und verklärt. Im Anfange des durch die Erinnerung neuherausgerufnen iſt das Ende, das Gefühl des Ausganges, am Ende der Anfang — die Schuld — ideal gegenwärtig. Er wird nun in die andern Charaktere und ihre Motive hineinſehen, die ihn damals irrten, oder für die er keinen Blick hatte in der Blendung und Verdunklung des geiſtigen Auges durch die gegenwärtige Leidenſchaft, die er nun als eine vergangne in ihren Wendungen vor ſich ſieht, mit Anfang und Ende, erkennend, was er damals nicht erkannte, wo ſie ihn zum Schaden forttrieb, wo ſie ihn zum Heile zurückhielt. Auch der Haß iſt milder, und die damals Gehaßten und halb abſichtlich oder noch ſchlimmer Verkannten ſtehen nun in ihrer wahren Geſtalt vor ihm. Er begreift alles, ſo fremd es ſeinem jetzigen Menſchen iſt. —

Epiſches, lyriſches und dramatiſches Talent

Die Bedingung alles poetiſchen Schaffens iſt eine erhöhte Stimmung. Wenn der Gegenſtand ſich nicht völlig von der Stimmung loslöſen, ſie zum bloßen Hintergrunde und Beleuchtung machen kann, dann wird die Konzeption lyriſch. Der geringre Grad von Lebendigkeit der Phantaſie, der ihr Gebilde unter den Bedingungen der Erinnerung darſtellt, bezeichnet das epiſche, derjenige Grad, dem ſich das eigne Gebilde in völliger Gegenwart aufdrängt, das dramatiſche Talent. Bei beiden letztern tritt das Gebilde als ein ſelbſtändiges Weſen aus dem Mutterſchoße der Innerlichkeit heraus, wird objektiv, ein Ding, das dem Schaffenden gegenüberſteht als auf ſich ſelbſt; bei der erſtern bleibt es innerhalb der Subjektivität; das gedichtete Leiden und Thun fühlt der lyriſche Poet als ſein eignes, wenn er ſich auch ſelbſt in eine andre Perſönlichkeit hineinverſetzte; der epiſche und dramatiſche aber als das eines beſondern, von ihm ſelbſt unabhängigen Weſens; der letztre fühlt dieſe Zuſtände ſeines Geſchöpfes, wenn auch als eines fremden, doch mit derſelben Intenſität, mit der der Lyriker das eigne fühlt. Der Lyriker ſchaut Zuſtände, der Epiker Geſtalten, der Dramatiker die Zuſtände von Geſtalten. Die extenſive Seite repräſentiert der Epiker, die intenſive der Lyriker; der Dramatiker beide, die eine durch die andre modifiziert. — Aus der Farbe oder Stimmung entwickelt ſich zunächſt die Mehrheit ihrer Faktoren in der Einheit einer menſchlichen Geſtalt, d. h. des Helden in ſeiner charakteriſtiſchen Figur — immer in dem Sinne, wie man von einer muſikaliſchen Figur ſpricht —, gewiſſermaßen die ſichtbare Veräußerlichung derſelben in einer aus ihnen zuſammengeſetzten Gebärde. So ſah ich den Erbförſter zuerſt — ehe ich noch von der Fabel etwas wußte — in der Gebärde, in der der Schauſpieler ſprechen muß: „So ſollte man doch gleich die Beſtien totſchießen“ — „Recht muß doch Recht bleiben“ und „ich hab Unrecht.“ —

Grenzen des Poetiſchen

Die Grenzen des Poetiſchen ſind ſchwer zu beſtimmen. Es giebt Stoffe, die keine Behandlung äſthetiſch machen kann, z. B. alles, was an das Kriminaliſtiſche erinnert. Alles Stroh, das die Darſtellerin des Gretchens an ſich hängen hat, kann das Äſthetiſche der Szene nicht ſo beeinträchtigen, als die bloße Nennung des „Zuchthauſes“ thun würde. Alles Kleinliche iſt unpoetiſch, daher alle Darſtellungen aus dem gewöhnlichen Familienleben, die Darſtellung mag idealiſtiſch oder realiſtiſch ſein. Iſt ſie idealiſtiſch, ſo fällt uns die Unwahrheit auf, weil uns die Sache zu bekannt iſt. Iſt ſie realiſtiſch, ſo kann ſie höchſtens mit dem treuen Porträt — in der Malerei — rangieren.

Die Poeſie verfährt nach den Geſetzen der Erinnerung; ſie ändert nicht, was geſchehen, aber ſie mildert es künſtleriſch. Daher ſind, wenn alles andre gleich, die Stoffe poetiſcher, die in der Vergangenheit liegen; ſie erlauben eine künſteriſche Darſtellung. Wir haben keinen andern Maßſtab, ſie zu meſſen, als das rein Menſchliche; mit Stoffen aus der Gegenwart und aus der nächſten Nähe iſt es anders. — Die Leidenſchaft iſt poetiſch, wenn ſie groß iſt, nicht bloß ſtark oder heftig, und einen großen Gegenſtand hat. Stolz, Ehrgeiz, Herrſchſucht, Freiheitsſucht, Liebe können es ſein; Trunkſucht, Spielſucht, Putzſucht nicht, weil ſie weder an ſich groß ſind noch auf einen großen Gegenſtand gehen können. Im Poetiſchen iſt jederzeit eine ungewöhnliche Thätigkeit der Phantaſie. Sie nimmt die Dinge der Wirklichkeit, läßt ihnen ihre Qualität, vergrößert aber die Quantität. Sie giebt uns Menſchen, nur größer, ſonſt wie ſie in der Wirklichkeit ſind. Das für den Zweck der Darſtellung unweſentliche läßt ſie fort. Auch die Karikatur kann poetiſch ſein, das treue Porträt nicht. — Das Poetiſche bleibt ſich in aller Zeit gleich, das Äſthetiſche nicht. Letztres hängt ab von dem Bildungsſtande einer gewiſſen Zeit.

Dichter und Rhetor

Ich möchte an die Stelle der naiven und ſentimentalen Dichter, bei Schiller, den Gegenſatz des Dichters und des Rhetors ſetzen — Darſtellung, Schilderung, Beſprechung —; darſtellend entwickelter Gehalt des Stoffes —; dem Stoffe fremd eingelegter des Dichters. Aus dem Kunſttriebe hervorgehendes; von Ehrgeiz, Ruhmesſucht u. ſ. w. vermitteltes Schaffen, welches letztre darin, daß es ſich immer in den Vordergrund ſetzt, ſich nur konſequent zeigt. Der Rhetor immer bei der Hand, um in eigner Perſon die Bewundrung, Neigung u. ſ. w. einzukaſſieren, die er durch ſeine Geſtalten erregt hat. Poeſie, beſonders dramatiſche charakteriſiert: Darſtellung, Unmittelbarkeit Unabſichtlichkeit, Unbelauſchtheit, das Indirekte, Entwicklung — keuſcher als des Rhetors Bemühung zu überraſchen, zu frappieren. — Daher dort Leidenſchaft, Charakter; hier Intrigue, Situation, Taſchenſpielerkünſte, Advokaten-, ja zuweilen Rabuliſtenkämpfe; dort ſtets die Richtung in die Tiefe, hier das Farbenſpiel auf der Oberfläche, wodurch jenes Werke durch genaueres Studium gewinnen, dieſes dadurch verlieren; dort die ſchlichte Wahrheit des Lebens, hier oft die blendende Lüge. Leſſings „Genie und Witz." —

Schön wie das Veilchen, das ſich ſchamhaft birgt
In ſeiner Blätter Grün; wie einſam, ſtill,
Auf abgelegner Alpentrift das blau
Und goldne Glöckchen, das ſich ſelber duftet,
Von keinem Aug geſehn: wie Sang des Vogels,
Der eines Hörers nicht bedarf, ja den
Bewundrung ſcheucht; ungleich der eiteln Kunſt,
Die, auf dem Markte ſitzend, überputzt
Mit Rednerſchmuck, zu blenden ſtrebt und angſtvoll
Um jedes Laſſen Beifall buhlt, ſtets ſelbſt
Sich miſchend in das eigne Werk: Seht, was
So groß und ſchön euch rührt, das iſt die Welt nicht,
Die ich euch zeige — nein, das bin nur ich;
Die Welt iſt häßlich, mein Gemüt nur ſchön.
Der Eitle täuſcht den großen, eiteln Haufen,
Indes der Kenner von Gefühl ihn flieht,
Waldwärts zur unbelauſchten Schönheit zieht. —

Charakterzeichnung

— Die vollkommenſte Charakterzeichnung ſtellt ihre Figuren nicht wie Automaten hin, denen man gleich anſieht, wieviel Gelenke ſie haben, und welche Bewegungen ſie vermöge ihres Baues zu machen vermögen, bei ſolchen Halbmeiſtern in der Zeichnung iſt der Charakter ein Mechanismus, der gedreht ſein Guckguck ruft; ihre Figuren haben ſich immer vollſtändig bei ſich und produzieren in jedem Worte ihre Totalität, wie einen Paß, wo jeder Zuſchauer oder Leſer ein kritiſcher Thorſchreiber ſein kann. Die vollkommne Zeichnung braucht freilich Raum; wenn eine Figur ſo entſetzlich viel im Intereſſe des Autors zu ſagen hat, kann ſie ſelbſt wenig zu Worte kommen. Anders, wenn die Figur den Moment typiſch auslebt. Es giebt viele Momente, in denen ſich der Menſch zeigt eben wie ein Menſch, wo er ſeinen Hinz oder Kunz in der Scheide ſtecken läßt. Die Darſtellung ſolcher Momente und unbefangnen menſchlichen Auslebens derſelben bewahrt vor der Krankheit des Individualismus, deſſen Schöpfungen immer etwas von einem Irren- oder Krankenhauſe oder wenigſtens von einem pſychologiſchen Raritätenkaſten an ſich haben. So kann in ſolchen Momenten ein Mädchen uns heiter, ja ſchelmiſch, mutwillig und ſogar leichtſinnig erſcheinen; ſpäter ſehen wir ihren ſittlichen Ernſt und ihr Ehrgefühl in Anſpruch genommen, und ſiehe! beides iſt da; man wird gewahr, das leichte, tolle Weſen kann auch ernſt ſein und voll Ehrgefühles. Zu ſolcher Zeichnung dienen vornehmlich Momente, wo die Gattung über das Individuum hinaustritt, die eigentlich typiſchen, inſofern ſie auch nicht durch individuelle Bedingungen modifiziert ſind; z. B. ganz allgemein: ein Mädchen im Vorgenuſſe eines Balles. Solche Momente ſind zuweilen auch draſtiſch-erſchütternder Natur; es ſind im allgemeinen diejenigen, in welchen Kaiſertochter und Bettlerkind gleich empfinden. — Es leuchtet ein, wie ſchwierig für den Dichter dieſe Verfahrungsweiſe iſt. Es iſt nun ein Glück für ihn, wenn ſeine Zeit eine möglichſt gleichmäßig ausgebildete ſittliche Anlage hat, d. h. wenn die Begriffe von dem, was recht und ſittlich iſt, ſo wenig als möglich auseinandergehen und ſo gegenwärtig im Gefühle ſind, daß das Urteil leicht und unverwirrt das Bild der ſittlichen Dinge begleitet. Dem Dichter bleibt in andern Zeiten nichts übrig, als ſich ein möglichſt unbefangnes Urteil zu bilden, in ſich ſelber die richtige Mitte zu finden zwiſchen Leichtſinn und Hypochondrie, und dieſes ſeiner Handlung und ſeinen Perſonen unterzulegen. Ich war eine Zeitlang der Meinung, zu einem fertigen künſtleriſchen Menſchenbilde gehöre auch die Darſtellung des Grades der Strenge oder Laßheit ſeines Gewiſſens — Apollonius —; nun müßte man aber, wie die Welt iſt, bei jedem Akte dieſes individuellen Gewiſſens ausdrücklich erinnern, daß dies ein individuelles, und nicht das Gewiſſen des Autors, noch weniger ſeine Überzeugung, wie das allgemeine Gewiſſen beſchaffen ſein müſſe, darſtellen ſolle — wie es mir denn untergelegt worden iſt. — — Sein Schickſal kann keinem entgehen, ſollte man ſagen, nicht ſeinem Schickſal kann keiner entgehen; denn nicht das Schickſal fängt den Menſchen; der Menſch jagt nach ſeinem Schickſal. — Die Meinung des Dichters muß immer wie die Kerne der Weinbeere durch das volle, ſaftige Fleiſch der Frucht durchſcheinen. —

Die Sprache Luthers

Das Nachſchaffen darf kein Nachahmen werden, zu vermeiden ſind ſpezifiſch engliſche und Shakeſpeariſche Wendungen. Nur ſeine tragiſche Auffaſſung und Behandlungsweiſe, ſeine Kunſtmittel, aber die Sprache deutſch; deutſche Lebendigkeit derſelben. Daher wegen der ſchöpferiſchen Sprachbildung Studium der deutſchen Sprache. Man müßte ſehen, daß man Luthers Schriften bekäme, an leidenſchaftlichen Stellen fehlt es ſeinen polemiſchen Schriften gewiß nicht. In ſeinen Tiſchreden fände man wohl die Sprache des Lebens, der Vertraulichkeit. Wenn irgendwo die echtdeutſche Erſcheinung von Leidenſchaft und vertraulichem und Weltleben zu ſtudieren iſt, ſo muß ſie bei dem urdeutſchen Luther zu ſtudieren ſein. Von dorther könnte deutſche Sprache, deutſches Weſen wieder konkretes Blut gewinnen. —

Goethes Werther

— Man hat Goethen die Doppeltheit des Motives in ſeinem Werther vorgeworfen, daß dieſer ſich erſchieße aus Liebe zu Charlotten und aus gekränktem Ehrgeize. Aber eine abſolute Einheit der Motive iſt unwahrſcheinlich in allen Fällen, weil unpſychologiſch. In einem kranken Körper leiden die dem eigentlich lokalen Leiden nahen Teile mit, zuweilen ſo, daß der Ort der Krankheit ſchwer aufzufinden iſt. Der Grundzug des Werther iſt Empfindlichkeit, der einer ganzen Reihe von Goethiſchen Figuren, Taſſos, Antonios u. ſ. w. — krankhafte Reizbarkeit. Nun lebt der Menſch in einer Welt, in der von allen Seiten auf ihn gewirkt wird; es wäre wunderlich, wenn ein Reizbarer nur nach einer Seite hin reizbar wäre. Ja um eine Reizbarkeit auszubilden, wie ſie am Werther geſchildert iſt und ſeinen Ausgang motivieren muß, ſind vorhergegangne harte Reibungen mit der Welt nötig. und einer ſolchen Natur iſt es wiederum notwendig eigen, daß in jeder neuen Verletzung die alten wieder mitaufſtehen; ja ſein ganzes innres Leben iſt nur ein ewiges Durch- und wieder Durchfühlen der Schmerzen vom erſten bis zum letzten. Zwiſchen dieſe knüpft ſich als verbindender Faden das Aſſoziationsgeſetz der Ähnlichkeit, das keine dieſer Wunden verharſchen läßt. Alle dieſe Schmerzen fließen in einander zu einem großen, der das ganze Gefühlsvermögen ausfüllt. Einen einzigen würde es verwinden nach dem Geſetze, daß ein oft wiederholter Eindruck ſeine Gewalt verliert; die mehrern Schmerzen halten einander nach dem Geſetze, daß der Wechſel Gefühle ſtark erhält. Aus der Entzündung des einzelnen Teiles wird eine allgemeine, und dieſe bringt Schwäche und Tod. —

Die Schuld der Romantik

— In Reaktion gegen die Phantaſterei der Romantiker haben wir auf das Verſtändige zuviel Gewicht gelegt, wie denn ein Extrem zu dem andern zu führen pflegt. Nun gilt es, uns wieder der richtigen Mitte zuzuwenden, wenn wir es vermögen, den intuitiven Verſtand zu ſtärken. In der Schwäche des intuitiven und in der Überſtärke des analytiſchen Verſtandes liegt das poetiſche Übel unſrer Zeit. —

Huttens Biographie von Strauß

Ich leſe jetzt Huttens Biographie von Strauß und habe meine einzige Luſt an dieſer kühlen, ruhigen Darſtellungsweiſe, welche an die Alten und Shakeſpeare erinnert. Er läßt ſeinen Helden ſich ausleben ohne Männerchen, ohne Ekſtaſen, ohne ihm ein Intereſſe geben zu wollen; er nimmt nichts in den Helden hinein, er entwickelt nur, was in dieſem iſt. So frei von Überſichtigkeit, Eitelkeit, Hohlheit, Attitüde, Deklamation, kurz von alledem, was man Idealismus nennt, habe ich noch kein neueres Werk gefunden, es müßte denn Gervinus „Shakeſpeare“ ſein. —

Chronikaliſche Erzählung

Warum machen die wilden Zeiten, wenn wir in der Chronik davon leſen, ſolchen Eindruck von kräftiger Friſche, von natürlicher Großartigkeit? Die Urſache iſt, daß wir eine Menge gleich wilder oder wenigſtens derber Thaten, Worte, Gedanken finden, von denen die eine uns immer den Maßſtab für die andre giebt, ohne daß ſich etwas dazwiſchen findet, das nach unſerm heutigen Maße gemeſſen werden müßte. Zugleich der Wechſel, dann der Mangel an dem Detail, welches wilde Großheit peinlich macht. Die Geſchichten kommen mehr der Phantaſie als dem Gemüte nahe, denn das Gemüt wird zumeiſt vom Detail affiziert, die Phantaſie mehr vom Ganzen und Großen und einzelnen Momenten, als vom Wechſel. Feine Züge machen gewaltſame Thaten unwahrſcheinlich und peinlich. Dies iſt zu merken für den hiſtoriſchen Roman, der, je weiter zurück er vor unſrer Zeit liegt, deſto weniger in unſerm Sinne innerlich und pſychologiſch detailliert werden darf. Es muß eine Übereinſtimmung aller Einzelheiten ſtattfinden — die poetiſche Wahrheit.

Gottfried Kellers Romeo und Julie auf dem Dorfe

Bei Gelegenheit von „Romeo und Julie auf dem Dorfe" manche fruchtbare Betrachtung angeſtellt, die ich leider nicht ſogleich aufgezeichnet. Nur ſoviel weiß ich noch, daß, ſo ſehr mich die Novelle beſchäftigte, und mit welcher farbigglühenden Gegenwart ſie ſich aufdrängte, ich doch den Shakeſpeariſchen Romeo nicht allein nicht darüber vergaß, vielmehr dieſen zugleich noch einmal mit durchlebte. Aber ſo, daß ich letztern ſeinerzeit immer über dem Kelleriſchen ſchweben ſah wie ein verklärtes Urbild desſelben, und wunderlicherweiſe ſo, daß in demſelben Maße, als mir der Kelleriſche gefiel und mich hinriß, in demſelben Maße doch der Shakeſpeariſche mir noch mehr gefiel als der Kelleriſche. Die Wirkung der Novelle eine ſehr ſchöne, nicht allein iſt die Kataſtrophe wahrſcheinlich und notwendig; man wünſcht auch nicht, daß die Kataſtrophe ausbliebe, daß die Geſchichte einen andern Ausgang erhielte. Man fühlt ſie als Folge von Verſchuldung, inſofern iſt ſie tragiſch und harmoniſch; was aber Shakeſpeare hier ſo hoch hebt, iſt, daß bei ihm die Liebenden ſelber ſchuldig, nicht allein Ender, auch Beginner ihres tragiſchen Schickſals ſind, und das Tragiſche bei ihm doch ſo ſüß und harmoniſch trotzdem. Es ſcheint doch keinem gelingen zu wollen, als ihm, Shakeſpeare, bei unverhüllter Schuld dieſe harmoniſche Schlußempfindung hervorzubringen. Sein

Hauptmittel doch wohl die Geſchloſſenheit und Erhebung über die gemeine Wirklichkeit. Die Idealität des typiſchen, geiſtigen Gedankenſtoffes Shakeſpeares habe ich nie ſo klar empfunden und begriffen als während des Leſens der Kelleriſchen Novelle. Wie der Geiſt oder die Seele von noch Hunderten von möglichen Körpern, die alle untereinander ſich mehr unterſcheiden müßten, als jede derſelben doch jene Seele verleugnen könnte. Dieſe wären die Farben, jenes der unmodifizierte Lichtſtrahl ihnen gegenüber; dieſe die Bilder, jenes die Sache ſelbſt. Die eigentliche Natur der Poeſie habe ich nie ſo von Angeſicht geſehen, als da. Wie wenig Motivierung des Ausganges bei Shakeſpeare gegen bei Keller. Aber eben des letztern gehäufte Motivierung hob die Einheit auf. Seine Liebenden ſterben zunächſt, weil das Elend der Armut ein Hindernis ihrer Liebesvereinigung durch die Ehe, die ſie nicht entbehren können; aber ſie ſterben eben deshalb nicht allein, weil ſie unglücklich lieben, ſondern auch weil ſie arm ſind und durch Elend moraliſch (d. h. an Lebensmut) verkommen, weil ſie ſich nicht heiraten können, weil der Burſche des Mädchens Vater um den Verſtand gebracht hat, weil die Väter dem ſchwarzen Geiger den Acker geſtohlen, weil dieſer den Kindern mit geflucht, weil ſie ſich einmal als Brautleute ausgegeben, weil ſie von Getränk und Tanz und ſinnlicher Geſchlechtsbegierde berauſcht ſind. Ihre Geſchichte iſt nur das Ende und die Erfüllung der Geſchichte ihrer Eltern, ſie ſterben durch deren Schuld. Bei Shakeſpeare würden dieſe Alten die Helden bleiben und die Kinder nur ſterben, damit ſie, die Alten, ihre Schuld büßten.

Das Hauptmotiv erſcheint doch immer die materielle Armut, und man empfindet neben Shakeſpeare ſo recht das Unpoetiſche, Unäſthetiſche dieſes Motives, obgleich es bei Keller die Wurzel von wahren Schönheiten iſt. Desgleichen die geiſtige Armut, die innre Hilfloſigkeit, welche die Schuld aufhebt und dem Leiden etwas Dumpfes, Unſchönes giebt. Dramatiſch wäre dieſer Stoff, wie er iſt, gar nicht auszuführen, da der ganze Gehalt vom Autor ſelbſt beſtritten wird. Welche Zurechnungsfähigkeit, deshalb Harmonie des Leidens, und Heiterkeit des ganzen Ausdruckes liegt in der Gedankenhaftigkeit des Shakeſpeariſchen Romeo, der Ausgeſchloſſenheit des Tieriſchen, der materiellen Begier. —

Trotz dem allen iſt die Kelleriſche Novelle ein treffliches Werk und das Werk eines wirklichen Dichters, nicht bloß der gewandten und geſchulten Bildung, ſondern einer poſitiven Naturkraft Kind. Sie iſt ſogar dramatiſch in Shakeſpeares Sinne in der allmählichen, wechſelreichen, ſchmerzwonnebehaglichen Auskoſtung einer Situation (d. h. die letzte Hälfte, wo die Kinder vortreten). Denn auch Keller gelingt es, uns von dem Wunſche, ſeine Geſchichte möge erfreulich enden, abzuhalten. In dieſer Hinſicht iſt die Novelle auch wahrhaft tragiſch. Nicht minder gleicht er auch darin Shakeſpeare, daß ſeine Geſchichte das rechte Leben in uns erſt gewinnt, nachdem wir ſie aus der Hand gelegt. Ich habe unmittelbar vorher Romane geleſen, unmittelbar nachher Novellen von Heyſe und Grimm, auch eigne Pläne derart gemacht, aber all das iſt wie bemalte Florvorhänge vor einem gemalten Kirchenfenſter, das tiefe und glühende Giorgioniſche Kolorit, die kompakte Tizianiſche Leiblichkeit der Kelleriſchen Novelle ſtrahlt ſiegend durch und läßt das blaß-träumeriſche der Behänge noch aquarellhaft körperloſer erſcheinen.

Hebbels „Mutter und Kind“

Wenn man ſich einmal — was man ſchon bei Hermann und Dorothea mußte, — hinweggeſetzt hat über den Widerſpruch des modernſten Inhaltes mit antiker Form, findet man das Gedicht ſehr lobenswert. Es wirkt harmoniſch, da eine menſchenfreundliche Tendenz durch nur liebenswürdige Figuren zu uns ſpricht. Mit Hermann und Dorothea verglichen iſt es im Versbaue weit griechiſcher, auch die Darſtellung antik. Da er nicht mit Stimmungen malt oder muſiziert, ſondern durch treue Wiedergabe der Dinge; wie z. B. in der Schilderung des Frühlings, in welcher er weniger die deſſen Entſtehen begleitenden Gefühle, ſondern die Dinge giebt, z. B. das Weggehen der Raben und das Kommen der Schwalben, erſcheint er uns neben Goethe antiker in der Darſtellungsweiſe, aber eben dies iſt es wohl, was uns Goethe tiefer ergreifend macht: der Seelenſchmelz, die Schönheit. Iſt der Stoff pathetiſcher und darum minder epiſch erfunden als Goethes, ſo muß man bewundern, wie gleichwohl die epiſche Ruhe in der Darſtellung erreicht iſt. Die Kühle Hebbels, die in ſeinen Tragödien oft als Kälte heraustritt, oder mit den ſchroffen Gegenſätzen ſeiner Dialektik verbunden, als Abſichtlichkeit unangenehm auffällt — dieſe Kühle iſt eben dialektiſch in ihm — ſcheint ihn überhaupt mehr als epiſche Natur zu bezeichnen, die, ſobald ſie aus ſich heraus will, künſtlich und unnatürlich wird. Doch hat Hebbel es wiederum nicht unterlaſſen können, ſeinen charakteriſtiſchen Totenkopf in jedem Geſange vorzuzeigen. Sobald uns nun klar wird, daß all das Schöne des Gedichtes nur Mittel und der Totenkopf der Zweck, ſo bringt uns ſowohl die Abſicht ſelbſt, indem ſie ſich vordrängt, als auch das grinſende Antlitz dieſer beſondern Abſicht aus der Stimmung, und der erſt angenehme Eindruck wird ein ſehr unangenehm modifizierter.

Moderne Novelliſtik

Nun habe ich ein Heer von Erzählungen geleſen, zuletzt die von Edmund Höfer. Keine Frage, daß er ein bedeutendes Talent hat. Im Anfange reizte mich manches Verwandte mit meiner Natur. Er weiß die Stimmung meiſterlich zu handhaben, viele ſeiner Figuren haben etwas Impoſantes. Es iſt aber nur von einer Art, auf den Effekt gemalt ohne pſychologiſche Solidität. Manche ſeiner Geſchichten ſind wie Hoffmanns oder Georg Dörings.*) Der Nach-Totaleindruck iſt wie bei Georg Döring; was Höfer erſtebt, iſt doch nur ein Lieblingsmodenovelliſt zu werden. Er ſtrebt nicht nach Gleichgewogenheit des Gehalts und der äußern Wirkung; er unterhält, aber er ſcheint auch weiter nichts zu wollen, als zu unterhalten. In den Auerbachiſchen Kalendern können ſich Auerbachs Geſchichten nicht an Geſchicklichkeit und Mache mit jenen vergleichen, die Darſtellung von Leidenſchaft und Affekt iſt ihm dazu faſt durchgängig mißlungen; dennoch hat man das Gefühl, etwas daraus davongetragen zu haben. Die Nichtigkeit und Verderblichkeit jener Modenovelliſterei erfüllt den Geſättigten mit Widerwillen und Gleichgiltigkeit. Keller ragt weit darüber hervor, wie auch Auerbach. Gerade jene Geſchicklichkeit und Routine empfindet man mit dem ſtärkſten Widerwillen, jene Gewandtheit des Nichts. Die Kombinations- und Kunſtſtückgeſchicklichkeit, die Abſicht, eben bloß zu unterhalten, zu ſpannen, all die Spekulation auf die Leſeſchlingſucht, das Mühen, Seifenblaſen zu machen, das dem, was im Menſchen kindiſch iſt, zu Gefallen lebt und mit dem Größten, Schwerſten, dem

---

*) Vergeßner Erzähler der zwanziger Jahre, Verfaſſer viel beliebter „Phantaſieſtücke“, die zu Otto Ludwigs Jugenderinnerungen gehörten.

Edelſten ein bloßes Spiel treibt, es bald ſo bald ſo zuſammenwürfelt, dieſe Gleichgiltigkeit gegen die Heiligkeit der menſchlichen Gefühle hat etwas im höchſten Grade unwürdiges. Man wird aus ſolchem Studium negativ zu demſelben Reſultat getrieben, zu dem poſitiv das Shakeſpeares führt.

Berthold Auerbachs Barfüßele

Die Geſchichte iſt äußerſt einfach, der große Reiz, den die Erzählung ausübt, liegt im Schmelze ihrer Gedankenhaftigkeit, ich möchte ſagen in der Schönheit, der Melodie der Reflexionen. Auch recht ſchöne und treffende pſychologiſche Reflexionen ſind darin, aber weniger als Momente eigentlicher Charakterdarſtellung in die Folge einer Entwicklung organiſch eingewachſen, ſondern mehr als gelegentliche Bemerkungen. Eine vorzügliche Schönheit des Werkes iſt, daß die naive Materie ebenſo naive Form darin gewonnen hat. Da iſt keine Spur von äußerlichen Spannungskunſtſtücken; ſolche hätten aber auch das Subſtanzhafte, das Gediegne des Ganzen gehindert; was an Auerbachs Stoffen und an ſeiner Darſtellung ſchön, das verträgt ſich nicht mit jener Treib- und Filigranarbeit. Darin erinnert er auch an Tizian. Ich weiß nicht, ob Kellers Leute von Seldwyla älter ſind oder das Barfüßele, ſoviel aber ſcheint mir (gewiß), daß die Tanzſzenen und die Brautreiſe in beiden Novellen wie Mutter und Tochter ſich verhalten. — Ich glaube, es wäre nützlich, wenn ich mich daran gewöhnte, auch meinen pſychologiſchen, ſelbſt meinen techniſchen Reflexionen jene blühende Bildlichkeit und jenen Schmelz der Melodie zu geben. Meine bisherige Weiſe iſt zwar eine aus Überzeugung ihrer Zweckmäßigkeit hervorgegangne, da im Techniſchen ſelbſt oder vielleicht noch mehr in dem Fache der innern geiſtigen Technik Deutlichkeit von nöten. — Ich weiß nicht, ob ich wünſchen ſoll, Auerbach möge des Romans mächtig werden. Jedenfalls müßte er ſehr viel verlieren, was an ſeiner alten Weiſe vortrefflich iſt; ob ſich das in der neuen Weiſe bezahlte? Ich glaube kaum; in Auerbach iſt dazu zu wenig vom techniſchen Kopfe. In ſeinen Novellen iſt er häufig ganz vortrefflich; nicht wenige davon ſind in ihrer Art Kunſtwerke erſten Ranges durch Geſchloſſenheit, Poeſie und Diskretion. Ich weiß nicht, warum man von dem großen Roman ſo reſpektvoll ſpricht, der doch ſeiner halbproſaiſchen Natur wegen als Kunſtwerk nie dem Idyll ſich vergleichen kann, der nur in einer übernatürlich begabten Hand aus einem Kunſtſtück in ein Kunſtwerk ſich veredeln könnte. — Im Barfüßele iſt ein ungemein einfacher Stoff mit reizendem Reflexionsdetail umgrünt. Es iſt weniger Handlung und Situationen darin als Reflexionen über Momente des Handelns und von Situation, weniger eigentliche Charakterdarſtellung als Reflexionen über charakteriſtiſche Momente; bei Shakeſpeare iſt es ähnlich: weniger dargeſtelltes Denken, Träumen, überhaupt Ausleben der Menſchen, als Reflexionen über alles das. Seine Hauptſtärke iſt nun, wie mannigfach er dieſe Reflexionen zu wenden, einzukleiden und mit dem Ganzen in Haltung zu bringen weiß. Noch ein Vorzug des Barfüßele iſt die ethiſche Geſundheit. In dieſer Hinſicht hat die gute deutſche Litteratur ſeit Schiller doch einen ungeheuern Fortſchritt gethan. — Es ſind Reden im Barfüßele trotz Shakeſpeare, z. B. „Ich habe meine Eltern nicht gekannt, ich kann mich ihrer nicht mehr erinnern, ich habe ſie nur lieb wie man Gott lieb hat, ohne daß man ihn je geſehen hat.“ — Die einfachen primitiven Motive, die Grundmotive aller Geſellſchaft, die wunderbare Diskretion, mit der das Lockendſte nicht bis auf die Spitze verfolgt iſt! Ein ſolch Buch kann ein Kind leſen — wenn man nicht durch die träumeriſche Ausmalung der Liebe Frühreiſe zu wecken fürchtet. Die einzelnen Gelenke der Kauſalität könnte man motivierter wünſchen, z. B. die ſehr plötzliche Umſtimmung des Landfriedbauers, ohne irgend einen Rückfall in ſeine Zähigkeit, und ſo noch manches andre. Da aber der Autor darin dem Wunſche des Leſers eine Konzeſſion macht, kann er erwarten, daß man ſeine Motive nicht zu ſcharf wäge. Weniger die Sprache als die Gedanken ſind ſchön, die Schönheit aber, wie bei Shakeſpeare, mehr eine geiſtige. Der Gehalt iſt derart und ſo reich, daß man nicht an die äußre Form denkt und die eigentliche Kunſtfertigkeit nicht vermißt oder beſſer geſagt: ſehr gern vermißt, lieber vermißt als findet.

Das Publikum und die Dorfgeſchichte

Was will denn eigentlich das deutſche Publikum? Man hört, die Dorfgeſchichten haben ſie ſatt. Mißfällt ihnen daran die einfache Kompoſition oder gar Anekdotenhaftigkeit oder die enge, einförmige Welt, die ſie darſtellen? Mißfällt ihnen die Einfalt der Behandlung oder die Einförmigkeit des Stoffes? Oder beides? Vielleicht auch die Unarten (die gemachte Naivität, Sentimentalität, die Anbetung der eignen Figuren, das Herzlichthun, all das, wodurch die Wahrheit von neuem zur Lüge geworden iſt, die maskierte Bildung, die für naive Natur gelten ſoll, wenn der Autor ſeinen naiven Figuren ſeine eignen Reflexionen unterlegt), die die Dorfgeſchichte im Übermute ihres Geltens oder von der Ungeſchicklichkeit und Unpoeſie vieler ihrer Pfleger angenommen hat? Sind ſie der ewigen Appellationen an „das Herz“ überdrüſſig? Des Spielens mit dem Kleinen, Niedlichen, dem geknitterten Gefältes, wie an den Kleidern altdeutſcher Madonnenbilder und Statuen?

⁂

Romanſtudien

⁂

Weſen und Technik des Romans bei den Engländern

Um das eigentliche Weſen des Romans und ſeine Bedingungen recht kennen zu lernen, darf man ſich nicht an die Virtuoſen in dem Fache wenden, ſondern an die Romanſchreiber zweiten Ranges und beſonders an die Engländer dieſer Klaſſe. Jene Virtuoſen biegen die Form nach ihrer Eigentümlichkeit und ſind nicht ſelten eben da am anziehendſten, wo ſie ſich völlig gehen laſſen. Ferner ſind ſie auch in der Anwendung der Kunſtmittel nicht ſo durchſichtig; ſie wiſſen ſie ſo zu variieren und zu verſtecken, daß man dieſelben ſchon kennen muß, um ſie in der Maske herauszufinden. Man fange daher mit einem Autor zweiten Ranges an und gehe dann weiter zu denen des erſten.

Mich dünkt, für das Studium der Technik des Romans kann es kein zweckmäßiger Muſter geben als „Die alte Eichentruhe“ von James. Aus dieſem Roman läßt ſich am leichteſten entwickeln, was der Roman verlangt.

Er verlangt erſtens Ruhe, Haltung, Abweiſen jeder Art Ungeduld, zweitens je größer, d. h. länger und reicher er iſt, deſtomehr eine gewiſſe Äußerlichkeit. Die kleine Novelle oder Novellette wird ohne große Innerlichkeit ſo wenig gedeihen, als die Ballade, das erzählende Lied. Je umfangreicher das erzählende Gedicht, je weniger iſt ein auf pſychologiſche Entwicklung geſtelltes Problem durchzuführen, weil, wenn nicht der Leſer, doch der Autor nicht imſtande iſt, ſich in ſoviel Perſonen zugleich zu vertiefen und ſie ſo vertieft auseinanderzuhalten, dann weil es etwas ſehr peinliches für beide hat, beſtändig das innre Auge ſo anzuſtrengen für die feinen Züge, noch mehr, wenn das Auge ſich bald für die Überſicht erweitern und gleich immer wieder für das Einzelne verengern ſoll. Es muß durchaus ein richtiges Verhältnis beſtehen zwiſchen der Größe des Bildes und der Größe der einzelnen Züge. Die einzelnen Glieder der einzelnen Figuren eines Freskobildes dürfen nicht Miniaturmalerei ſein.

Da ein Roman von großem Umfange uns lange beſchäftigt, ſo muß er all unſre Kräfte beſchäftigen, wenn nicht Ermüdung eintreten ſoll. Beſonders iſt krankhafte Einſeitigkeit zu meiden, wie z. B. bei Thackeray die ſtete Wehmut, wenn auch lächelnde Wehmut, mit der er ſeine Figuren und ihr Thun anſchaut. Vielmehr muß eine kräftige heitre Geſundheit die Stimmung des Autors beherrſchen, und zwar eine immer gleiche. Der Schatten muß die Figuren herausheben und die Gruppen; er darf bloß Mittel ſein. Thackeray macht uns den Eindruck eines Kindes, das ſtatt mit ſeinem Spielzeug zu ſpielen, es zerlegt und findet, daß es aus Holz oder Teig gemacht iſt, und Wehmut über die Zerlegung empfindet und doch nicht Liebe und Luſt genug zu den Dingen hat, um ſie ganz zu laſſen.

Dann muß er die Dinge kennen, die er ſchildert. Nur ſo kann er unſern Glauben wecken und erhalten und die Mittelglieder zwiſchen den Effektſzenen hinlänglich beleben und uns intereſſant machen.

Der engliſche Romanſchreiber behandelt ſeine Darſtellung als ein Geſchäft, daher als ein Praktikus, nicht als ein Dilettant. Man ſieht, er ſchreibt nicht, um ſich ſelbſt zu vergnügen, und ſchlürft daher nicht bloß den Duft aus gepflückten Blüten. Er läßt das Gewächs aus ſeinen Keimen naturgetreu entſtehen, erſt bekommt es eine Wurzel, dann einen Stengel, dann Blätter, endlich eine Blüte oder mehrere. Mit einem wahren Heroismus geht er dem an ſich wenig Intereſſierenden nicht aus dem Wege, er behandelt es mit derſelben Liebe als das Intereſſanteſte, und ſo nur kann der üppige Baum von Intereſſe erwachſen. Die Kunſt des bedeutendern Autors liegt in der Gruppierung ſeiner Handlungs- oder vielmehr Begebenheitsſtämme, in welcher er den Stamm und die Zweige der je höher geſtellten Pflanze durch die Blüte der je weiter vornſtehenden teilweiſe zu decken verſteht. Höhe und Vorn und Hinten verſtehe ich hier ſo, wie man es auf den Blumentopfſtellagen ſieht, die von unten und vorn nach oben und hinten aufſteigend gebaut ſind. Die vorderſte und unterſte Pflanze iſt die Vorgeſchichte, deren Topf von einem Rahmen bedeckt iſt, während ſie ſelbſt die Töpfe der andern verdeckt. Auch hier kann man die Methode des Taſchenſpielers als Muſter ſetzen. Er ſät einen Samen in einen Topf, dann nimmt er ein andres Kunſtſtück vor, welches er vielleicht auch nicht ganz ausführt, nun zeigt er den Samen keimend, dann den Fortſchritt des zweiten Stückes; er beginnt das dritte; nun zeigt er ſproſſende Saat u. ſ. w. Alſo a *a*, b *a*, c *a*. Das Thun des Romanſchreibers erinnert an die ruhige Art, mit der man Arbeiter vom Fache arbeiten ſieht, die ſich nie übernehmen und vor Ungeduld, das Ganze fertig zu ſehn, das Einzelne überhaſten. Und in Wahrheit iſt ein ſchönes Gebäude eines tüchtigen Grundes bedürftig. Der Maurer darf nicht beim Grundmauern ſich übereilen, um nur bald die kühnen Zinnen und Gewölbe aufſetzen zu können. Er ſetzt vorſichtig und mit ruhigem Blute Stein an Stein, wählt mit Ausdauer die anpaſſenden Flächen aus. Er denkt nur daran, wie der Grund feſt und dauerhaft zu legen ſei; der Tag wird ſchon kommen, wo das Gebäude Geſtalt erhält, die Zeit, ſich an dem Werke zu freuen. Dieſe Kaltblütigkeit, dieſes Unterordnen und Auseinanderhalten, dieſe vorſichtige, umſichtige Ruhe, dieſe Totalität, mit der er bei jedem Moment und dem, was eben nötig, mit ganzer Seele iſt, dieſe Ausdauer, die nichts durch Übereilen verderben will und jedem Anſpruch genügt, dies ruhige Abwarten, das dem Engländer eigen, macht ihn zum großen Romanſchreiber wie zum großen Staatsmann. Der Engländer ſetzt ſich einen Zweck, der zu ergreifen iſt, und nur Einen, dieſen läßt er nicht aus dem Auge. Mit wunderbarer Selbſtbeherrſchung und Ausdauer geht er allen Lockungen, die ihm unterwegs aufſtoßen, ungerührt vorbei; er will das, was er ſich vorgeſetzt, nur das, und nicht weniger, nicht mehr. Und wie ihn die Ungeduld Phantaſie nicht von ſeinem Zwecke abbringen kann, weiß er vielmehr ſie zum beſten ſeines klarbewußten Zweckes anzuhalten. Mit dem Zwecke will er die Mittel, und er verſäumt und verwahrloſt nicht eins davon. Die äußerſte Thätigkeit der Phantaſie, aber ſtets im Zügel eines großen Verſtandes, der ihr den Weg vorſchreibt, ſie antreibt und zurückhält, wie es ſein Zweck verlangt, charakteriſiert ſchon ihren großen Meiſter Shakeſpeare. Wir Deutſchen laſſen uns entweder von der Phantaſie fortreißen, oder wir unterdrücken ſie ganz. Von der Mitte des Weges lockt uns ein andrer Zweck. Wir werden unſers urſprünglichen Zweckes zu bald ſatt, ein andrer taucht im Glanze der Neuheit vor uns auf, wir folgen dieſem, und ein dritter wohl macht uns den zweiten gleichgiltig. Und verlaſſen wir die erſten nicht ganz, ſo wollen wir nun zwei, drei Zwecke erreichen, worunter alle zwei oder drei leiden. Eine Illuſtration dazu iſt Shakeſpeare und Schiller. Der überzeugendſte Beleg, gegen ein Shakeſpeariſches Stück gehalten, der Don Carlos. Erſt war Schillern ein fürſtliches Familienſtück, Vater und Sohn Nebenbuhler bei einem Weibe der Zweck, dann gewann es das Ideal politiſchen Freiheitsſtrebens in Poſa über ihn; ſie verknüpften ſich in einem dritten, dem Ideal aufopfernder Freundſchaft. So ſind drei Seelen hier in einem Körper, während bei den Shakeſpeariſchen Doppelhandlungen eine Seele in mehrern Körpern. Oder vielmehr eine Seele, die ſich der beiden Arme eines Körpers bedient, während dort jede Seele einen Arm oder bald die eine bald die andre ſich um ein Organ ſtreiten. So in Wallenſtein ein kühnes Umgreifen und ein ſtilles Reſignieren in einer Perſon, eine Napoleons- und eine Sokratesſeele, und zwar nicht kämpfend, worin eine Einheit geweſen wäre, ſondern abwechſelnd, ſodaß zwei ganz verſchiedne Menſchen im Wallenſtein einer nach dem andern auftritt.

Ein ſo großes Tier wie ein Roman muß notwendig ein Rückgrat haben. Im biographiſchen Roman iſt die Geſchichte des Helden dieſes Rückgrat, alle Begebenheiten beziehen ſich auf den Helden. Außerdem bildet irgend ein Äußres, ein zu erringender oder zu ſchützender Beſitz oder dergleichen das Rückgrat, und alle Perſonen wie alle Nebenbegebenheiten beziehen ſich auf dieſe Hauptbegebenheit. (Die Hinderniſſe des Beſitzes liegen meiſt in einer Vorgeſchichte.) Infolge dieſer Hauptbegebenheit, von ihr veranlaßt, zeigen die Perſonen ihr Innres in Gefühlen und Handlungen. In der „Alten Eichentruhe“ z. B. iſt das Teſtament des Sir John und das Schickſal dieſes Teſtaments das Zentrum. Im Roman iſt die Hauptſache die Geſchichte eines Dinges, hier eines Teſtamentes, die Geſchichte eines Gegenſtandes des Verlangens oder der Verabſcheuung. Schon die Ilias gehört hierher; die Helena iſt die Hauptſache, der Preis des Kampfes, in welchem die Perſonen in Thun und Leiden ihr Weſen entfalten; nicht die Hauptperſon, denn ſie intereſſirt darin nicht als Perſon, ſondern als Sache, als Beſitz. So das goldne Vließ in den Argonauten, der Beſitz der

Penelopeia in der Odyſſee. In der Äneis die Gründung Roms.

Eine Hauptkunſt des Romanſchreibers iſt ferner das Arrangement, das Verſchweigen von Dingen, die man gern wiſſen möchte, das Zeigen von Perſonen und Dingen, deren Verhältnis zum Ganzen noch unbekannt, das Abbrechen, das Verſchlingen, das Verbergen des Innern hinter Äußerm, der Abſichten der Perſonen. In den Charaktern iſt etwas Feſtes gegeben; dem Leſer machts Freude, daß er errät, wie die Perſon in dem und dem Falle handeln wird; ebenſo in der poetiſchen Gerechtigkeit; hier iſt gewiſſermaßen der liebe Gott ſelbſt eine Perſon von Gerechtigkeitsliebe, die eine Luſt daran hat, die Ränkeſpinner in ihren eignen Netzen ſich fangen zu laſſen, und eine gewiſſe Eitelkeit, den Geheimnisvollen zu ſpielen, ſich momentan verkennen zu laſſen, um am Ende deſto impoſanter hervorzutreten und ſagen zu können: Ich bin doch ich. Daß der liebe Gott den Charakter hat, weiß der Leſer, er weiß, daß er ſo thun wird, wie er thut; ſo hat er das Vergnügen des Ahnens, des Ratens, wie der liebe Gott es machen wird, und zuletzt das Vergnügen, zu empfinden: Hab ich nicht gewußt, daß der liebe Gott das machen wird, wenn auch nicht gleich, wie? So iſt denn am Ende der Leſer mit keiner Perſon ſo ſehr zufrieden, als mit dem lieben Gott, und es iſt wiederum recht von dem Romanſchreiber, der doch eigentlich dieſer ſein lieber Gott ſelbſt iſt, daß er den Leſer mit dieſer Empfindung entläßt. Äſthetiſch und moraliſch zweckmäßig.

In der „Alten Eichentruhe“ ſind gute Elemente für ein Drama, deſſen Held aber William Haldimand werden müßte, nächſt ihm Tom Rotbeame. Die Kataſtrophe müßte gedrängter werden. Das geſtohlne Teſtament, die grauſame Vertreibung, der Haß Williams gegen Kate. Der Sohn, um den er alles thäte, müßte ſein Verderber ſcheinen und getötet werden, Kate ebenfalls. In einem Vorſpiele die Schuld, im eigentlichen Stücke die Strafe; die Furcht vor dem Herauskommen, die Furcht, ſeine Enkelin möge ſich ein Leid gethan haben, die Reue über ſein Thun an ihrer Mutter, die Nachricht, Henry ſei erſchoſſen. Neben William ſein Sohn, Graham, Porſeus, Huſch, Rotbeame, Charles.

Im ganzen waltet im engliſchen Romane noch Shakeſpeares Geiſt. In dem ſittlichen Grundgedanken, der künſtlichen Verflechtung mehrerer Handlungen in eine, in der plaſtiſchen Großheit, der Charakteriſtik realiſtiſcher Ideale, der Darſtellung des Weltlaufes, der Illuſion, der Ganzheit des Lebens, in der Miſchung des Komiſchen ſelbſt in das Ernſteſte, ohne daß es dieſem ſchadete, in dem Abwenden von aller Schwärmerei und hohler Idealität.

Die Engländer ſtudieren den Gegenſtand, den ſie behandeln, ſie machen ſich aufs genauſte mit den Verhältniſſen bekannt, die der Stoff ihrer Erzählung, aber nur, um ihnen abzugewinnen, was von Poeſie und ſonſtigem Effekt in ihnen liegt, und um durch die Blöße, die ſie dem Verſtande des Leſers gegenüber ſich geben könnten, die Wirkung nicht ſtören zu laſſen, nicht aber, um ihn lehrend und räſonnierend abzuhandeln. Das giebt ihren Werken das Anſpruchsloſe, das ſo wohl thut.

Der Deutſche lehrt ſo gern; er kann der Verſuchung nicht widerſtehn, die Studien, die er um eines Romans willen gemacht, und ihr Ergebnis gleich mit zum beſten zu geben. Möchte er das immer, aber an einem andern Orte. Das Reinhalten der Gattung nicht allein, ſondern auch das Reinhalten der Poeſie ſelbſt von Elementen, die nicht ihr, ſondern der Publiziſtik, der Wiſſenſchaft gehören, iſt nichts Geringes.

Bei Boz iſt die Inslichtſetzung der Borniertheiten, gutmütige und bösartige, die Borniertheit der Verſonen nach Stand, Bildungsgrad, Hantierung, Alter, Affekt und Leidenſchaft die Hauptſache. So Cuttle mit dem Geld leihenden Walter vor Mr. Dombey. Dieſe nebeneinanderlaufende Entwicklung nach angenommner Art der Borniertheit und Sprache mit äußerſter Konſequenz der Phantaſie verfolgt, ſodaß ſelbſt das Phantaſtiſche eine poetiſche, innre Wahrheit behauptet, die im höchſten Grade dramatiſch wirkt, iſts, was die Engländer auszeichnet.

Bei Boz handelt ſich's immer um die behaglichſte Ausmalung; ſeine Wirkung iſt, den Leſer mit ſeiner Behaglichkeit anzuſtecken. Selbſt das Unbehagliche an ſich weiß er ſo behaglich zu ſchildern.

Viel wirkt er mit dem Zuſammenfaſſen der dunkeln Vorſtellungen, die neben einer klaren Entwicklung des Charakters im Geſpräche hergeht oder anſtatt dieſer ſteht, in ein überraſchendes Bild. Seine Darſtellung iſt durchaus dramatiſch, ja theatraliſch, jedes Kapitel eine Szene eines Dramas; er hat ſogar Expoſitionen, die im Dialog gegeben werden, wie im konzentrierten Drama; aber wiederum der reine Gegenſatz des Dramatiſchen, indem er Handlungen giebt, zu denen der Zuſchauer die Intentionen erraten muß, wo das Intereſſe oft eben darin liegt, daß wir thun ſehn und das Warum der Handelnden nicht wiſſen.

Der Bau ſeiner Romane hat Ähnlichkeit mit Dramen. Seine Romane ſind erzählte Dramen mit Zwiſchenmuſik, d. i. erzählter. Die Ausmalung der Stimmungen ſind wie muſikaliſche Zwiſchenſätze, bei denen man halb einſchlummert — d. h. nicht aus Langeweile. „Nun kam der herein und ſah ſo aus und macht' es immer ſo" u. ſ. w. Seine meiſten Figuren ſind verkleidete Schauſpieler. Alle haben eine treffende Maske und ſind Virtuoſen im Gebärdenſpiel. Dies iſt bei allen innerhalb ihrer Charaktergedrängtheit von wahrhaft erſtaunlicher Mannigfaltigkeit. Die Boziſchen

Romane ſind wahrhafte Schauſpielerſchulen. Wahre Magazine von charakteriſtiſch-mimiſchen Momenten jeden Genres. Wenn die geärgerte Miß Nipper ihre Naſe in die Kommodenfächer rümpft u. ſ. w. Was weiß nicht Kapitän Cuttle mit ſeinem Haken anzufangen. Ein ungeheures Schauſpielertalent bricht bei jeder Gelegenheit hervor. Das Drama ſelbſt erlaubt dem Dichter nicht ſo ſchauſpieleriſch zu ſein, als der Boziſche Roman. Es kann die Dekorationen nicht ſo mitſpielen laſſen und hat nicht Zeit und Raum, die Charaktere ſo ſchauſpieleriſch ſich ausleben zu laſſen. Ja Lichtputzen, Schatten, alles muß agieren, über alle Hausgeräte kommt eine Wut, zu agieren, über die Uhren, charakteriſtiſch zu ſprechen, in einer gewiſſen angenommnen Rolle zu extemporieren. In der That, alle Boziſchen Charaktere, ſo Menſchen als Dinge, ſind eigentlich Rollen, durchgeſpielte Rollen. Der Roman liegt überhaupt dem Drama näher als dem Epos.

Hier zeigt ſich ein bisher unangebautes Feld des Dramas, das Genredrama (der Erbförſter wäre dem verwandt). Es müßte aus ernſtern und komiſchern Szenen zuſammengeſetzt ſein. Sein Charakter wäre Unmittelbarkeit. Es ſtünde dem Boziſchen Roman gegenüber wie ein geſpielter Roman einem erzählten Drama. Wie dramatiſch iſt die Szene, wo Cuttle dem Walter Geld leihen hilft. Welch wundervoll dramatiſch-theatraliſcher Kontraſt dieſer Dombey und dieſer Cuttle, beide ſo borniert, und dieſe beiden Borniertheiten in des Walter Bewußtſein beiſammen ihn ängſtend. Der Boziſche Roman iſt dramatiſcher als das Drama, ja ſogar theatraliſcher (ſchauſpieleriſcher). Dann aber iſt er plötzlich Ballade, dann leis hinzitternde Muſik, dann verliert er ſich in Gedanken, die durch Thränen lächeln. Jeder Gedanke wird Gefühl, jedes Gefühl geſtikuliert. Es iſt das Shakeſpeariſche Drama, nur auf die Intereſſen unſrer Zeit angewandt und ohne die Hinderniſſe der realen Szene, ohne die Beſchränkung von Raum und Zeit; das Shakeſpeariſche Drama, ungehindert ſich all ſeinen ſchauſpieleriſchen und dichteriſchen Gelüſten hinzugeben.

Aber um dieſer Gelüſte willen opfert es zu dem, was die Zeit anders will, auch noch die Wahrheit. Die Form kann nur charakteriſtiſch belebt werden.

Das Boziſche Drama verlangt eine außerordentlich laxe Kompoſition und eine ſehr äußerliche Plaſtik. Die komiſchen Perſonen ſind auf dem Weg der Karikatur erzeugt; das charakteriſtiſche Moment ins Ungeheure vergrößert, das innerliche wie das äußerliche. Es ſind Menſchen, wie man ſie von jeder Straße aufgreifen kann mit irgend einem Merkmal, das ſie eben nur von allen unterſcheidet, dieſes wird nun ins Ungeheure getrieben. Eine Äußerlichkeit in Geſtalt u. ſ. w., eine Gewohnheit u. ſ. w.

Woher Boz nicht leicht ſpielerig erſcheint? Weil ſeinen lächerlichſten Perſonen ihr Thun ein heiliger Ernſt iſt; wo ſie am komiſchſten erſcheinen, da iſt es ihnen am wenigſten ein Spaß, was ſie thun und wollen; dann weil dieſe ganz oder halb komiſchen Szenen mit in den Kauſalnexus eingreifen, alſo innerhalb der Spannung liegen, die eine ernſte iſt. So z. B. die Einmiſchung des Kapitän Cuttle in Walters Verhältnis zu Dombey und Florentine, ſein Beſuch bei Carker u. ſ. w.

Der Humor iſt eben die überlegne Gemütsſtimmung des Betrachters. Gervinus hat keinen Sinn dafür. Ich glaube, weil er That und Betrachtung verwechſelt. Er will ein thatkräftiges Geſchlecht. Die That geht aus Borniertheit hervor, darum fürchtet er die Einwirkung einer Darſtellungsart auf den Charakter des Volkes (Nation), in der die Einſeitigkeiten dadurch aufgehoben erſcheinen, daß ſie auf die Spitze getrieben ſind. In der Hauptſache iſt der Boziſche Roman ſatiriſch. Boz geht gegen die Verhältniſſe an.

Höchſt eigen! Vergleicht man James mit Boz, ſo findet man dieſen als Poeten und geiſtreichen Mann unendlich weit über jenem, in jeder Einzelheit unvergleichlich bedeutender; und nimmt man die Wirkung des Ganzen, ſo kehrt ſich das Verhältnis um. Wenn Boz im Dialog u. ſ. w., in der Kunſt der Stimmungen Shakeſpeare ähnlicher, ſo iſt dies im ganzen der Wirkung James.

„Harte Zeiten von Dickens“

Dickens iſt wirklich ein Dichter, und ein großer. Immer Handlung und Empfindung, nie abſtrakte Reflexion. Die Phantaſie iſt die Baſis ſeiner wie aller wahren Dichtung, die übrigen Vermögen in ihrem Dienſte verwandeln ſich ganz in ſie.

Seine Figuren ſind Abſtraktionen; aber wie er den oft geringen Inhalt derſelben zu variieren weiß, erregt Bewundrung. Die meiſten haben eigentlich kein Innres, ſie ſind poetiſche Automaten, die eine gewiſſe Anzahl von Bewegungen nach dem Uhrwerke abſpielen.

Eine Hauptkunſt von ihm iſt die des Dialogs. Wunderbar, wie er den kleinſten Inhalt ausſpinnen kann in lange Geſpräche, die den Leſer nicht ermüden, im Gegenteile. Von Boz muß man ſagen, wie von Shakeſpeare, daß er nicht allein durch, ſondern auch in ſeinen Werken den Leſer unterhält. Jede Figur weiß er von der unterhaltenden Seite zu packen. Über etwas möchte man unzufrieden mit ihm ſein. Seine Werke ſind recht eigentlich Tendenzgeſchichten; das macht ſie gewiß nur intereſſanter, aber die offne Abſicht erkältet. Er zeigt das Unrecht eines Geſetzes, das Verkehrte eines Brauches u. ſ. w. praktiſch, indem er ein Beiſpiel von den übeln Wirkungen derſelben giebt.

Nun ſind aber die Figuren und die Fälle abſichtlich darauf eingerichtet, daß ſolche Wirkungen an ihnen und durch ſie entſtehen: ſie ſind mehrenteils Ausnahmen, die nichts beweiſen gegen die Regel, aus der das Geſetz oder der Brauch entſtanden. Auch ſind die Geſtalten ſelbſt, durch welche er beweiſen will, durchaus unwahr. Das giebt der Wirkung, die die Geſchichten auf den unbefangnen Leſer machen, etwas außerordentlich Unerquickliches zu. Es iſt nicht ſowohl bloß eine rhetoriſche Wirkung, d. h. eine der Rhetorik gehörige Wirkung, zu der er ſeine großen poetiſchen Anlagen mißbraucht, als geradezu Rabuliſterei. Hat nun der Autor gar recht in der Sache, d. h. kämpft er wirklich auf der gerechten Seite, ſo beſchmutzen dieſe unwürdigen Künſte in unſerm Gefühle jenes Recht; die Sache, die wir mit unrechten Mitteln verteidigen ſehen, ſcheint uns ſelber eine ungerechte zu ſein, wenigſtens fürchten wir, andre müſſen ſie dafür halten. Und im beſten Falle wird die Wirkung doch ausbleiben, die er anſtrebt. Giebt er uns einen Fall, der gegen eine gewiſſe Sache zu beweiſen ſcheint, ſo konnte er, fühlen wir, ebenſo leicht einen Fall geben, der für ſie bewies. Es wird alſo die Frage ſelbſt durch ſolche Arbeit nicht zum Abſchluſſe gebracht, ja in der That zu ihrem möglichen Abſchluſſe gar nichts beigetragen, aber wir werden vom Boden der Poeſie auf einen andern geſtellt, alle unſre Anforderungen werden verſchoben und verrückt, und wir verlieren die Behaglichkeit, auf die der Autor doch ſelbſt zugleich hinzuarbeiten ſcheint. Da er nun faſt in jedem ſeiner Werke etwas Beſtehendes angreift, und bei manchem das Recht – das ideale, denn ob es praktiſch ins Werk zu ſetzen, iſt noch eine andre Frage — ſichtlich auf ſeiner Seite iſt, ſo muß ſich ſeines Leſers, wenn er kein eigen Urteil hat oder doch kein ſo ſelbſtändiges, daß es ſolchem Sturme auf den ganzen Menſchen widerſtehen kann, notwendig das Gefühl bemächtigen, alles Beſtehende ſei nicht allein untauglich, ſondern durch und durch unſittlich und unduldbar.

Welche Kunſt der Expoſition! Es iſt, als kämen wir aus der vollen Sonne plötzlich an einen dunkeln Ort, wo wir erſt nichts gewahren als Finſternis. Wir hören ſprechen, und in demſelben Maße, als unſer Auge ſich von dem plötzlichen Kontraſte erholt, wird uns die Umgebung allmählich ſichtbar; erſt ein ausgeſtreckter Finger, dann der Ärmel, auf dem dieſer Finger die Worte, die ſein, des Fingers, Beſitzer ſpricht, gleichſam unterſtreicht, dann allmählich die drei Männer, dann die Kinder.

Zu bemerken, wie immer die Züge der äußern Erſcheinung bei jeder Rede mitſpielen, ſo treffend auch ſchon die Reden an ſich charakteriſiert ſind. So die coriolaniſtiſchen Augenbrauen der Ms. Sparſit u. ſ. w. Wie er dann ſeine Perſonen wie mit fixen Ideen behaftet, wie ihnen irgend ein Aſſoziationshaken gegeben wird durch die Rede eines andern, auf ihr Lieblingsthema zuzuſtürzen, was übrigens in der Natur begründet iſt. Eine ſchwache Seite von Dickens iſt die Schilderung des Volkes. Nie ſprechen die Leute aus dem Volke ihre eigne Sprache oder denken ihre eignen Gedanken, immer nur in einer der Volksſprache angenäherten konventionellen Weiſe die Gedanken des Autors über das Volk; und wie man oft fürchten muß, gemachte, zum Behufe, ſeiner Partei zu gefallen, gemachte. Dies fällt ſehr unangenehm auf. Er ſtellt uns die Arbeitgeber getreuer dar als die Arbeiter, und da er auch in ſeinen Betrachtungen die Partei der letztern nimmt, ſo ſchlägt jene Abſicht, durch die Unwahrheit verſtärkt, die ſie ſich erlaubt, um ſo plumper in die Augen, und man wird von ſolcher Rabuliſterei oft wider Willen gezwungen, ſtellenweiſe Partei gegen ihn und das Volk, ſeine Klienten, zu nehmen. Abgeſehen davon, daß uns ſeine dargeſtellten Menſchen als ſolche ſo lange nicht intereſſieren können, als ſie die Sprachröhre des Dichters ſind und die eigne Exiſtenz verlieren. Der Endeindruck iſt ein durchaus unharmoniſcher. Entweder glauben wir ihm, daß das Volk ſo ideal ſei, als er es darſtellt, und die Gebildeten ſo abſcheulich, und dann verlaſſen wir ihn mit einem Unwillen, ja Haſſe gegen die Gebildeten und einem Gefühle, daß einer dieſer abſcheulichen Gebildeten an Gottes Stelle ſitzen müſſe, oder wir ſind auf den Dichter ungehalten, der ein ſolches Gefühl hervorbringen zu wollen ſcheint. Wie tief ſteht er in dieſem Stücke unter Shakeſpeare Im Geiſte des Romans liegt übrigens, daß die Bildungsſtufen mehr die Handlungen motivieren, als der eigentliche Charakter; ſo iſt es mehr ein Irrtum als eine Schuld des alten Tom Gradgrind, der all das Elend herbeigeführt, unter welchem er weniger leidet, als der abſolute Dulder Stephen. So krank iſt unſre Zeit an dieſer falſchen Humanität, daß man die Meinung hören kann, im Shylock ſei Shakeſpeare über ſich ſelbſt hinausgegangen, und in dieſem Ungeheuer einen ſolchen Dulder aufſtellen ſehen. Ei! wäre Shakeſpeare über ſich hinausgegangen, er ſtünde vielleicht gar nicht ſehr tief unter uns. Aber ſo leid mir der arme Shakeſpeare thut, er iſt auch im Shylock nur das geblieben, was er in ſeinen übrigen Stücken auch iſt!

In ſolchen kleinen Zügen, wie von der Mutter Bounderbys, der Siſſy und ihrem Glauben an des Vaters Rückkehr, iſt Dickens groß. — Jedenfalls hat er, wenn er einen Roman auszuarbeiten beginnt, den Plan in ſeinen Hauptumriſſen im reinen, ſonſt könnte die Idee nicht in ſo feine Beziehungen auslaufen, wie z. B. das Vagabundenkind, das erſt aus der Schule gewieſen werden ſoll, weil es die Phantaſie in Mr. Gradgrinds verſtändiges Haus durch die Berührung in der Schule einſchwärzt, von ihm ins Haus genommen dieſem ſpäter ein Segen wird, nachdem Haus und Schule vergeblich gearbeitet; die Natur aus ihr auszutreiben, die dann den Segen bringt. Auch lohnt ſich ihm, Mr. Gradgrind, ſelbſt darin ein Handeln, das eigentlich eine Inkonſequenz in Beziehung auf ſeine Grundſätze.

Boz Romane haben, wie wirkliche Aktion, ſo auch einen gewiſſen dramatiſchen Kern, eine Situation, in der die Keime zu vielen andern liegen, und die an ſich ſelber ſchön iſt. Hier die Liebe Luiſens zu dem Bruder, die nur durch ihre anerzogne Iſolierung begreiflich. Dann aber ſind abſichtlich die disparateſten Regionen, ſowohl äußerlich als innerlich disparateſten, kombiniert. So greift hier eine Erziehungs-, eine politiſch-moraliſche (die Arbeiter-)Frage und das bunte groteske Bild einer Kunſtreitergeſellſchaft ineinander. Erſt exponiert ſich die pädagogiſche Geſchichte, in die die Kunſtreiter ſchon in Siſſy hineinſpielen; dann wird an die Figur Bounderbys, der Gradgrind auf den Gedanken bringt, das Mädchen auszuweiſen, die Arbeitergeſchichte gereiht; die Erziehungs- und die Arbeitergeſchichte vereinigen ſich, und die Kunſtreiter ſpielen mehr aus der Ferne, Siſſy mitten in der Geſchichte mit. Eigentlich iſt bloß die Arbeitergeſchichte abgeſchloſſen am Ende des dritten Teiles. — (Das Buch hat nur drei Teile, aber ich glaube, ſeine zehnbändigen Romane haben auch nicht mehr Material, und dieſer war mit leichter Mühe auch in zehn Teile auszuſpinnen.) In der Idee gruppieren ſich die Arbeiter und die Kunſtreiter zuſammen als Volk den Wohlhabenden und Selbſtändigen gegenüber. Dann ſind auch die innerlichen disparateſten Motive kombiniert, pathetiſche und komiſche.

Im Romane iſt breiter Raum für die Darſtellung und Ausmalung der dunkeln Vorſtellungen, die Denken und Sprechen begleiten und wechſelwirkend leiten. Im Romane kann die ganze pſychologiſche Wahrheit dieſer

Vorgänge ſich austoben. Der Einfluß der Nebenvorſtellungen auf die Logik des Denkens und den Charakter des Stils, in welchem dadurch Temperament und Charakter des Denkenden und Sprechenden ſich verrät ohne ſein Wiſſen und ſeinen Willen. Die Art der Bilder der Phantaſie, mit welchen ſie Gedanken und Worte illuſtriert, ihre Bemühungen, adäquat zu ſein, und die Wechſelwirkung zwiſchen dieſen Bemühungen der Phantaſie und dem Gange und der Folge der Gedanken.

Dickens und die deutſche Dorfgeſchichte

Die zwei großen Mächte des Lebens oder vielmehr Bedingungen des Lebens ſind Exiſtenz und Bewegung. Immer erſtarrt die Bewegung zur Exiſtenz und löſt die Exiſtenz ſich in Bewegung auf — ähnlich dem Stoffwechſel in organiſchen Körpern. Erhaltung und neue Schöpfung; das konſervative und das revolutionäre Element. Politik, Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion ſind die Schlachtfelder, wo dieſe beiden Kämpfer fechten. Wird ihnen das eine verſchloſſen, gleich ſehen wir den Kampf auf dem andern beginnen; wie verſchieden ſie hier und dort ausſehen, Jakobinermütze, Doktorhut, geiſtlich Barett, all das iſt nur Koſtüm; die Gegner bleiben immer dieſelben. Der Gegenſtand des Romanes, der Menſch unter dieſer hiſtoriſchen Mächte Einfluß, dagegen des Dramas, beſonders der Tragödie der Menſch an ſich. So iſt aller Roman im Grunde hiſtoriſch, alles Drama — wenigſtens Tragödie — anthropologiſch. Dort ſind die hiſtoriſchen Agentien, hier die pſychologiſchen die Kämpfer.

* * *

Unterhaltend muß alſo Geſchichte und Vortrag ſein; unterhaltend die Begebenheit, und unterhaltend die Figuren, unterhaltend der Figuren Dialog und Thun, unterhaltend der Autor ſelbſt. Es muß für Spannung im allgemeinen geſorgt ſein an jedem einzelnen Stellchen und zugleich für Intereſſe des Details. Die Spannung auf das, was kommen muß, muß ſich beſtändig in Intereſſe am Detail verwandeln, und wo dieſes nachläßt, wiederum jene Spannung wirken.

Dieſer Forderung nachzukommen bedarf es des epiſchen Behagens und dramatiſchen Dranges zugleich, welcher letztre aber vollſtändig unter der Herrſchaft des Zweckes ſtehen muß. Deshalb alle Ungeduld aufgegeben; denn ſie teilt ſich ſympathetiſch dem Leſer mit. Umgekehrt wird der Vorſatz, da, wo man ſelber gern weiter möchte — wenn die Partie dem Ganzen notwendig —, im Leſer den entgegengeſetzten Wunſch, nämlich zu bleiben, hervorzubringen, wenn er energiſch iſt, rückwärts im Autor die Behaglichkeit hervorbringen helfen, die er ſich im Publikum als ſein Ziel lebhafteſt vorſtellt. Durchaus Haltung, Vermeidung des Unruhigen, Haſtigen.

Wenn es möglich, viel Geſtalten oder doch ſolche Geſtalten vorherrſchend, die der Leſer lieb gewinnen kann. Am liebſten wird er ſich mit ſolchen beſchäftigen. Von Perſonen, die uns nicht gefallen, zeige der Autor nur, was auf die Geſchichte derjenigen, die uns gefallen, Bezug hat; ſonſt zwinge er ſie und ihre übrigen Schickſale u. ſ. w. nicht auf.

Poeſie der Wirklichkeit, die nackten Stellen des Lebens überblumend, die an ſich poetiſchen nicht über die Wahrſcheinlichkeit hinausgehoben. Erſtres beſonders durch Ausmalung der Stimmungen und Beleuchtung des Gewöhnlichſten im Leben mit dem Lichte der Idee, die aber nie ein Parteiſtandpunkt, ſondern ſtets über den Parteien ſchwebend ſein muß. Der Gott, der in den Schickſalen der Menſchen ſich offenbart, darf nicht ſchlimmer als der chriſtliche Gott ſein, nicht geradezu ungerecht, fühllos u. ſ. w. Die Geſichtspunkte, Ideen, Berechtigungen, oder wie man ſie nennen will, aus dem Boden der Umſtände gewachſen und als Leidenſchaft aufgefaßt. Überall nach dem Geſetzbuche, deſſen Paragraphen Sprichwörter; immer die Regel.

Nirgends eine Überlegenheit in eine Geſtalt aus dem Volke verlegt; die Perſonen müſſen ihre eignen Gedanken denken und Worte reden, nirgends Abſtrakta und Sprachröhre der Intentionen des Dichters. Dieſe können in der erzählenden Gattung in Geſtalt von Betrachtung, indirekt in der Ausmalung von Stimmungen genugſam niedergelegt werden.

Ein Mittel zur Spannung und Erweiterung der Geſchichte aus der Fabel ſelbſt: Wenn die Erzählung bald mit der bald mit der Figur geht und ſo alles, wenigſtens das Bedeutendſte, was geſchieht, erſt hypothetiſch und ungewiß in irgend einem falſchen Lichte, wohl auch ſelbſt falſch, vorzeigt und dann erſt den betreffenden Vorgang (oder auch der Vorgang dann in eine rückſchauende Erzählung gelegt) ſelbſt erzählt. Das rangierte als Kunſtmittel mit dem Kapitelverſchieben. Nämlich: es geſchieht etwas; dies giebt, da nur einzelnes davon bekannt wird, der Figur, der es bekannt wird, ein falſches Bild des Geſchehnen (und damit dem Leſer ſelbſt), das ſie martert, ſpannt oder zur Hoffnung bewegt, und den Leſer mit, der dann mit ihr die Sache genauer unterſucht und durch die Ergebniſſe der Forſchung bald zur Furcht bald zur Hoffnung hingeriſſen wird — wenn dies Bekanntwerden einzelner Züge oder entſtelltes Ganzen früher dargeſtellt wird, als die Handlung ſelbſt. Oder auch, es erfährt jenes Einzelne u. ſ. w. einer von des Helden, alſo auch des Leſers Gegenpartei und wünſcht, die Sache möge ſo ſein, wie der Leſer ſie nicht wünſcht, er freut ſich bei den Ergebniſſen ſeiner Nachforſchung, die ſeiner Leidenſchaft zuſagen, wo der Leſer ſich ängſtet und voll Ärger auf den ſich Freuenden, oder umgekehrt, wo ſeine Freude und Hoffnung am Ärger und der Furcht des Gegners wächſt. Nun muß die Darſtellung immer mehr die Außenſeite der Figuren geben, damit der Scharfſinn des Leſers deſto mehr Raum zum Erraten erhält und die üble u. ſ. w. Meinung von der Perſon oder die Meinung, die Perſon könne das und das Bedrohliche — in dem wir für ſie fürchten — aus irgend einem Grunde, den wir nicht wiſſen, gethan, ſich dazu haben verleiten laſſen; was alles den Leſer mit dem Freunde ängſtet, oder noch mehr ängſtet, weil es den Feind freut.

So wird alſo dasjenige, was uns intereſſieren muß, was und wie es geſchehen, erſt nachher erzählt, die Furcht und Hoffnung aber, die ſich an dies Was und Wie knüpfen muß, was natürlich dem Geſchehnen in der Zeit folgt, wird in der Erzählung vorausgenommen. Dadurch wird auch der Kreis erweitert; die Perſonen, bei denen geforſcht wird, geben Gelegenheit zu Genrebildern und Epiſoden.

Durch dieſen Kunſtgriff allein — der unzählige Modifikationen zuläßt — kann der einfache Kern mannigfach variiert und die Handlung ſcheinbar bereichert werden. Die analytiſche Methode der Darſtellung, die der ſynthetiſchen ſo gegenüberſteht wie die Spannung auf das, was bereits geſchehen, ohne daß wir es wiſſen, zu der, was geſchehen wird. Auch giebt dieſer Kunſtgriff erwünſchten Anlaß, die verſchiednen Charakterbilder, die Geſtalten, in ſtetigerer Weiſe charakteriſtiſch ausleben zu laſſen, indem die Erzählung von Figur zu Figur wandert und eine Zeitlang mit jeder Hand in Hand geht — wobei ein Gewicht darauf fällt, welche Forſchungen die Geſtalt anſtellt, was ſie aus dem Erfahrnen folgert; ſo geht dies Forſchen wieder in ein Handeln über und tritt in die Subſtanz der Erzählung ein, was ſie thut, zu befördern oder zu vermeiden u. ſ. w., — ihren Charakter zeichnen hilft und der Divination des Leſers freihält, ſeine eigne Meinung ſich zu bilden, der durch den Wunſch, die Geſtalt werde doch ſo verfahren oder ſo u. ſ. w., in noch lebhaftre Spannung gerät, weil er fördern möchte, wo die Geſtalt retardiert, bekannt machen, wo ſie verheimlicht, verheimlichen, wo ſie bekannt macht, vorſichtig ſein, wo ſie zu unbedenklich, und umgekehrt u. ſ. w. u. ſ. w. So wäre denn die Erzählung ſtellenweiſe — ſie kann es ganz ſein — mehr eine Reihe modifizierter und entſtellter einzelner Spiegelbilder des Begebenheitskernes, die dieſer in die Seelen der Mitſpieler wirft. Wir ſehen die Sache erſt, wie ſie andern ſichtbar wird und nach ihrer Natur ihnen erſcheint, als wie ſie wirklich iſt. Der Leſer müßte ſich die Momente berichtigend nach ſeiner Meinung zuſammenſetzen. Nun kann die Begebenheit ſogar ganz aus Reihen ſolcher Spiegelbilder und durch dieſe herausgeforderten Handlungen beſtehen.

Die Dorfgeſchichte iſt wie ein einzelnes Glied des Dickensſchen Romans zu einem Ganzen geſchloſſen. Ein Charakterbild aus jener Menge herausgenommen, eine Stimmung aus jener Mannigfaltigkeit von Stimmungen, eine Reflexion aus jenem Reichtum; ſie iſt der Geiſt jenes Romanes in Form der Anekdote. Die Enge, das Arme, was ſolchergeſtalt der Dorfgeſchichte Mangel gegen den Dickensſchen Roman gehalten, wurde nun in den beſſern Dorfgeſchichten durch große Innigkeit, Zuſammenhalten, ſaubre Ausführung aufzuwägen geſucht. Dazu gab die richtige Berechnung des deutſchen Geſchmackes oder auch richtiger Inſtinkt das Vorwalten der Reflexion und der Lyrik hinzu, das Vermeiden ſowohl engliſchen Sichgehenlaſſens als auch engliſcher Kühnheit in der Kombination. Es wurde Rückſicht genommen beſonders auf Bildung (nicht bei Gotthelf); das Karikierte fiel weg, mehr das Gemüt wurde beſchäftigt als die Phantaſie; in die Form der Anekdote nach und aus dem gewöhnlichen Leben wurde ſoviel deutſche Idealität gegoſſen, als ſich damit vertragen wollte; das engliſche Behagen wurde in deutſches umgeſetzt, aber ein Hauptteil der Wirkung blieb immer die Übertragung des Behagens und des ſtillen Vergnügens, mit dem der Dichter ſeine Geſtalten anſchaute, auf den Leſer; daneben wandle ſich der populäre Liberalismus an die politiſche Überzeugung des deutſchen Mittelſtandes. Es gälte nun, die Dorfgeſchichte wiederum zum Roman zu erweitern, in welchem ſie ihre Enge und Armut los würde und doch das nicht verlöre, was in ihr dem deutſchen Volkscharakter angemeſſen war. Daraus entſtünde dann nun wieder etwas dem Dickensſchen Romane ähnliches, etwas, das an Reichtum von Figuren und Handlung ſich ihm näherte, aber in der Art der Kompoſition und Charakteriſtik und der Ausführung ſich durch diejenigen Eigenſchaften unterſchiede, die in der Dorfgeſchichte ſich als Bedingung der deutſchen Nationalität herausgeſtellt haben. Noch ein andrer Grund drängt zu größrer Innerlichkeit und mehr pſychologiſchem Intereſſe der Kompoſition; es iſt der, daß das deutſche Leben iſolierter iſt als das engliſche. Wir haben kein London, in welchem das Wunderbarſte natürlich erſcheint, weil es in Wirklichkeit ſo iſt, keinen Verkehr mit Kolonien in allen Weltteilen, kein ſo großes politiſches Leben; wir haben keine Flotten, und wenn wir dem Deutſchen nationales Selbſtgefühl geben, ſo fehlt dazu der Boden, aus dem es organiſch hervorwüchſe und berechtigt erſchiene, wir müßten es denn als Ausnahme darſtellen. Alſo der Dickensſche Roman, aber beſchränkter in der Extenſität und dies durch die Intenſität erſetzt, die Kompoſition und Ausführung nicht ſo ſalopp, die Charakter nicht ſo grillig oder bloß äußerlich durch karikierende Übertreibung des charakteriſtiſchen Zuges bewirkt. Mehr das Gemüt als die Phantaſie beſchäftigt und durchaus nicht jenes Behagen vergeſſen. Dazu das Mittel, das wir ſchon im Dickensſchen Romane finden — der Humor. Zu große Breite der Darſtellung zu vermeiden, wiewohl die Trockenheit der Konturen des eigentlichen Dramas nicht anzuſtreben iſt. Nur ſo viel Breite, als unumgänglich notwendig, Ungeduld abzuwenden oder nicht aufkommen zu laſſen; durch Anſchaulichkeit und lebendige Gegenwärtigkeit und Reichtum des Details für das Einzelne intereſſiert, damit die Spannung ein Gegengewicht habe. Was der Dickensſche Roman von Shakeſpeare hat, die Beziehlichkeit der einzelnen Stämme, das Herausheben der Charaktere durch Kontraſt, die Gruppierung aller Stämme ſolchergeſtalt um eine Idee oder Hauptanſchauung, die innern Entwicklungen, das ſtete Anwachſen nach dem Ende bis zu allgemeiner Kataſtrophe, die poetiſche oder vielmehr ſittliche Gerechtigkeit, der geſunde Boden aller pragmatiſchen Poeſie, müßte natürlich möglichſt beibehalten werden, alle moraliſche Schiefheit vermieden und in den Perſonen die Ideen in Leidenſchaft verwandelt, ſo ideal der Autor in Stimmungen und Betrachtungen ſein mag, und immer, wie auch dem Geiſte neben der Sache Rechnung getragen werde, immer darſtellend.

Eine Hauptſache iſt nun der Dialog, durch welchen kleine Schritte der Begebenheit ſich ausbreiten. Der Dialog iſt Hauptmittel zur Behaglichkeit. Ein Charaktermotiv: der Lügner aus Schönheitsſinn, ein ſich unbewußt idealiſtiſcher Dichter mit all der ſchönen Hohlheit oder hohlen Schönheit; Lügnerin aus Scham — Sinnlichkeit, die leicht aufzuregen.

Dickens Klein-Dorrit

Der bittende Blick des ſterbenden Vaters und die ganze Natur des Haushaltes der Mrs. Clennam läßt erwarten, hier müſſe eine ergreifende Entdeckung zu machen ſein. Immer wird dieſer Ton angeſchlagen; und auch die ungeheuerlich ſchaurige Geſtalt Mr. Rigauds damit verbunden. Das Verſchwinden des Mr. Rigaud lenkt die Aufmerkſamkeit mit neuer Gewalt dahin.

Klein-Dorrit iſt, wie viele unter Dickens andern Romanen, ein komiſches Schauermärchen, nach Art der Märchen der „Tauſend und einen Nacht.“ Das ſeltſamſte, die wunderlichſten Anſtrengungen der freigegebnen Phantaſie mit der gemeinſten Wirklichkeit gepaart — nur ohne Einmiſchung von eingeſtandnen Feen und Geſpenſtern. Dafür ſind die Figuren zum Teil nur Naſe, Mund oder ſonſt charakteriſtiſche Einzelzüge ins Ungeheure vergrößert und ſolchergeſtalt weniger wirkliche Menſchen, als ein ſeltſames Geſchlecht von Wechſelbälgen der Phantaſie, Molen der Phantaſie, ohne Befruchtung durch Leben; der Vorgang ſelbſt demzufolge ein wunderlicher Traum, den nachträumend oder mitträumend wir bald ſchwer und angſtvoll atmen, bald lachen und bald über unſer eignes Stöhnen oder Lachen aufwachen. Boz Poeſie iſt eine populäre Romantik, eine Syntheſis von Tieck, Jean Paul, Hoffmann, Arnim, die Fratze Shakeſpeares in das Vaterland des ſchönen Originals zurückgekehrt, aber Fratze geblieben oder vielmehr erſt recht Fratze geworden. Jene Deutſchen haben doch noch die poetiſche Wahrheit, die ſelbſt noch im rein Phantaſtiſchen möglich iſt. Ich muß geſtehen, ſo ſehr ich an vielen Stellen des Romans gefeſſelt war, ich bin froh, nun ich ihn hinter mir habe; ich habe ungefähr die Empfindung, wie wenn ich ein Irrenhaus beſucht hätte und nun wieder heraus wäre. Welche Luft, welcher Himmel hier außen! Drin waren ſelbſt Luft und Himmel wie Wahnſinnige. Tiſch, Stuhl, Wände, Häuſer, Fluß, Brücke, Kohlenfeuer u. ſ. w. alles lebendig, aber — wahnſinnig.

Das Raffinement, das entſetzlich Outrierte, Gequälte, dieſer nüchterne Rauſch, dieſe Formloſigkeit von Inhalt und Inhaltloſigkeit von Form, all das, was die Poeſie unſrer Zeit bezeichnet, treibt mit Gewalt zurück zu Shakeſpeare, Plautus, Homer, der Bibel, zum Volksliede, zu vielem in Goethe und Leſſing, Luther nicht zu vergeſſen und Schillers Lied von der Glocke. Richters Illuſtrationen ſind eine Erquickung, Haydn, Mozart und das meiſte von Beethoven machen uns geſund, ſo lange wir ſie hören. An Freytag fühlt man beſtändig, daß dieſer Drang in ihm iſt; mich macht der Eifer, zur Geſundheit zurückzukehren, fieberhaft und ungeſund, da ich den Weg nicht finde. Vielleicht trauen wir uns zu wenig zu und fürchten unnötig das Triviale zu ſehr. Auch bei talentvollen Malern werde ich dieſen Drang gewahr, ſo an Gonne.

Welch ein geſpanntes Leben und Spannungsleben in dieſem Roman! Es wird geſpannt dadurch, daß etwas geſchehen iſt oder ſcheint unter Umſtänden, die uns auffordern, dies uns noch unbekannte Etwas mit uns bereits bekannten Perſonen zu kombinieren, z. B. in Klein-Dorrit iſt Rigaud verſchwunden, ſeit er in das Haus der Mrs. Clennam ging, nicht wieder geſehen worden; nun haben wir den Beginn dieſes Beſuches geſehen, wir kennen Rigaud u. ſ. w., es bildet ſich in uns eine abſtrakte Erwartung von ſchrecklichen Dingen, die da vorgegangen. Nun, nachdem auf abenteuerliche Weiſe Rigaud wieder zum Vorſchein und zu Mrs. Clennam gebracht iſt, beginnt eine Szenerie, der analytiſch der Inhalt der erſten Spannung des Buches, die bis hierher nebenbei gehalten, aber immer wieder erneuert werden.

Neben der Figur des Forſchens — in Klein-Dorrit forſcht Clennam — gehen auch bloße Zuſtandsſzenen, in denen etwas an ſich Gleichgiltiges vorgeht, die uns aber an die Orte bringen, mit denen die Spannung ſich verbindet und durch Erweckung von Stimmung verwandte Erwartung hervorbringt oder näher beſtimmend, vertiefend, dieſe unterhält.

Wie bei Hoffmann Geſpenſter, Revenanten u. ſ. w. als natürliche Perſonen, ſo gebärden Boz angeblich wirkliche Menſchen ſich mit einer gewiſſen geſpenſtigen Mechanik; immer fallen uns bei den Mr. Merdles, Rigauds u. ſ. w. jene geſpenſtigen Automaten ein, die ſich für Menſchen ausgeben.

Walter Scott

(Bezüge zu Shakeſpeare)

Den Altertümler zu leſen begonnen. Welch meiſterhafte Szene die erſte zwiſchen Oldbuck, Lovel, dem alten Edie! Sie würde aber bei weitem nicht den Eindruck machen ohne die ausführliche Detaillierung des Altertümlers bei Lovels erſtem Beſuch, wo er die Leiden und Freuden der Altertümlerei dieſem vorſchmeckt. Etwas ähnliches haben meine Figuren im Erbförſter, was die Lebensfülle derſelben betrifft. Dieſe ſind reines Thüringer Gewächs. Eine Erzählung mit ſolchen Figuren müßte nun aber auch in Thüringen ſpielen. Wäre ich doch auf dem Wege der Produktion wie im Erbförſter geblieben, hätte mich damit aber dem Roman zugewandt. Der Thüringerwald hat noch manchen originellen Charakter, von vielen noch die lebendige Tradition, ebenſo noch manches poetiſche Altertum von Sitte, Bräuchen und namentlich von Sagen. Eine allgemein intereſſante Geſchichte mit ſolchen Geſtalten und Sitten mit den hiſtoriſchen Agentien, auch den lebendigen, dem Hauche, den der bewegten Weltgeſchichte Räder im Drehen dahineinblaſen, eine reiche Geſchichte mit viel Handlung und

Spannung, aber ſtets poetiſcher. So Charaktere, Motive, hiſtoriſche Sitten — welcher Zeit auch die Darſtellung gehöre. Ich glaube aber, dieſe poetiſche Wahrheit, die aus Übereinſtimmung alles Einzelnen entſteht, wird ein Dichter nur aus der Provinz, die ihn geboren, wo er erzogen iſt, ziehen können, denn er ſelber iſt ja ſeine eigne Norm im Charakterentwerfen. Nun iſt für die epiſche Charakteriſtik das ſo erleichternd, daß die Geſchichte mehr Begebenheit als Handlung, d. h. daß mehr das Nichtich des Helden auf ſein Ich wirkt, als umgekehrt wie im Drama', und daß nicht alle Fäden der Begebenheit vom Knäuel der bewußten Abſicht zu laufen brauchen. —

Jetzt wird mir nun erſt klar, was unſre Dorfgeſchichte iſt, nämlich der Embryo des provinziellen hiſtoriſchen Romans. Und der ſoll daraus hervorgehen, ſonſt war ſie eine taube Blüte. Nur muß man ſich über das Wort „hiſtoriſch" hier verſtändigen. Es heißt dies weiter nichts, als daß der Roman nicht iſoliert ſein ſoll vom großen Geſchichtsleben der Welt; er ſoll auf einem wirklichen Raume in dieſer Welt und in einer wirklichen Zeit derſelben ſpielen, und das Allgemeinintereſſante der Fabel dadurch modifiziert ſein. Das Drama bedarf einer gewiſſen Abſtraktion und Iſolierung der Motive; es verlangt weit abſtrakter das allgemein Menſchliche und das Gegenwärtige (ideal), weil es keine Erläuterungen, keine Vermittlungen erlaubt; die Tragödie beſonders muß gewiſſermaßen „elementar" ſein; der Roman aber wird der innigſten Durchdringung des allgemein Menſchlichen durch die individuellen hiſtoriſchen Agentien bedürfen. Man verſuche nur, etwas Erlebtes zu erzählen, ſo wird man nötig finden — ſei es auch nur eine kleine Anekdote — zur Erklärung die Zeit, in der ſich dies Erlebte zugetragen, zu markieren, wohl ſogar noch die Stimmung jener Zeit, weil das zum rechten Verſtändnis ſich notwendig erweiſen wird. Manche ſolche Geſchichten wird man ſich nur an einem gewiſſen individuellen Orte vorgegangen erklären können; kennt der Hörer der Geſchichte den Ort und was in der Weiſe dieſes Ortes die Geſchichte allein erklären kann, nicht, ſo wird der Erzähler wohl auch noch dieſer erſt gedenken und zum Behufe der leichtern Glaublichkeit andre Geſchichten aus dem Orte (auch aus der Zeit vielleicht) als Pendanten bringen. Das nun iſt die poetiſche Wahrheit des Romans, daß die einzelnen Charaktere und Motive und die einzelnen daraus reſultierenden Begebenheiten (unter Einwirkung eines und desſelben hiſtoriſchen Agens) ſich zuſammenverhalten, wie ſolche erklärende Pendanten.

Schwer iſt es nun, dem Phantaſtiſchen zu entgehen, ohne die Poeſie aufzugeben. Im Aſtrologen liegt die Poeſie hauptſächlich im Harmoniſchen der Kompoſition, in der Figur der Meg, den eigentümlichen Sitten, z. B. und beſonders dem patriarchaliſchen Verhältniſſe des Gutsherrn und der Zigeuner; auch in der Liebenswürdigkeit der Charaktere; beſonders des Autors ſelbſt — im beſten Sinne. Es iſt doch zum großen Teile eine Kriminalgeſchichte; ob das Küſtenland, die See und vielleicht das uns Fremde in den Sitten, die Großartigkeit der Behandlung das Kleine, Widerliche balanciert, das ſonſt Kriminalgeſchichten haben? Vielleicht auch der Mut und die Kraft der Menſchen; da iſt keine Hilfloſigkeit. Das ſcheint einer der charakteriſtiſchen Unterſchiede zwiſchen Boz und Scott zu ſein, daß letztrer uns in einer Welt umherführt, wo kein Menſch eine andre Schuld büßt, als die er ſelber auf ſich geladen — ſelbſt die Armut des Ochiltree, die doch keineswegs als Elend dargeſtellt iſt, erkennt dieſer für eine ſelbſtverſchuldete —, wo der wilden Gewalt der Umſtände der von ihr ergriffne gewachſen iſt und nach ritterlichem Kampfe ſie beſiegt, während dort —

bei Boz — die Hilfloſigkeit des Leidenden mehr Haß erregt gegen deſſen Peiniger, als Mitleid mit ihm ſelbſt, und oft, da die Schuld auf ein Abſtraktum, gewöhnlich auf die geſellſchaftlichen Zuſtände gewälzt iſt, der Haß gegen dieſe alles andre Intereſſe überwiegt. Bei Boz hat man immer die Empfindung, als wäre das Leben, wie es iſt, eine Mördergrube, ein Netz des phyſiſchen und moraliſchen Verderbens, das vor den armen Menſchenkindern ſich ungeſehen öffnet; bei Scott dagegen iſt es ein Turnierplatz für die Tüchtigkeit. Schildert Boz eine ſchöne Häuslichkeit, ſo iſt es eine bedrohte Schanze, denn das Elend iſt das Poſitive, Glück nur ein negativer Übergang, nur eine Lockung, ein Becher Wein für den armen Sünder auf ſeinem Gange; bei Scott aber iſt das Familienglück das Poſitive. Bei Boz iſt Menſchenglück ein ſchönes Märchen, das die Wirklichkeit, das Elend, vorüberflatternd erheitert, bei Scott das Elend eine Geſpenſterfabel, die vorübergehend ſchreckt und das Gefühl der Sicherheit des Glückes erhöhter empfinden läßt. Kurz: Scott iſt Shakeſpeares, Boz Byrons Seelenverwandter.

Scott hat die Methode: wenn er eine neue Figur entweder hat auftreten oder erwähnen laſſen, ſo ſchlägt er ſich allemal ins Mittel, uns eine hiſtoriſche und biographiſche Skizze von derſelben zu geben, ja wohl von ihrem ganzen Stamme, oder iſts ein Stück vergangner Exiſtenz — wie Ochiltree — eine naturgeſchichtliche Notiz von der untergegangnen oder ausgeſtorbnen Tiergattung, ein hiſtoriſch-biographiſches Reſumé. Das ſind Blumenſtiele, die aus dem Kranze herausſtehen; Boz weiß dieſe Expoſitionen gewöhnlich in dramatiſcher Form zu geben. Doch z. B. bei dem Vater des Mareſhalſea wie Scott. Im Altertümler ſchildert Scott uns nach der erſten Szene zwiſchen Lovel und Oldbuck den letztern, dann den Bettler, etwas ſpäter den Ritter von Knockwinnock, ehe der perſönlich auftritt; Lovel dagegen hebt er auf, um eine Spannung daran zu knüpfen. So ſchildert er auch Zuſtände, ſowohl ſozial-hiſtoriſche, wenn ſie zur Erklärung ſeiner Geſchichte notwendig, als auch individuelle, wie z. B. das Verhältnis zwiſchen Monkbarns und Knockwinnock. Doch ſind jene Stiele mehr im Anfange ſeiner Geſchichten; z. B. die Expoſition des Ritter Arthur. Daß ſeine Vermögensumſtände im Rückgehen, das iſt dargethan ohne Einmiſchung des Autors durch einzelne Äußerungen. Ferner die Expoſition des Charakters und Verhältniſſes Hektors M'Intyre iſt ganz in der Art, wie wir ſie bei Boz finden, nur geſchickter, weniger abſichtlich gezwungen. So das Verhältnis Lovels und der Iſabella.

Der Unterſchied zwiſchen den dramatiſch-tragiſchen und Romancharakteren. Ein Hauptunterſchied: die Geſtalten des Dramas ſind anthropologiſche, die des Romans ſind Geſellſchaftstypen. Jene wollen etwas, ſie handeln, und dies Handeln Lears u. ſ. w. iſt Lear; bei dem Romancharakter tritt mehr die Exiſtenz heraus; mehr das Prinzip der alten venetianiſchen Malerſchule als Raphaels und Michelangelos, mehr der Reichtum als die Energie, die ruhigen Zuſtände die bewegten überwiegend. Wie dort (im dramatiſchen) das Elementare, ſo überwiegt hier das Abgeleitete; das Übergewicht des Äußern zeigt ſich ſchon in der Beſchaffenheit. Wir ſehen mehr, was Zeit, Sitte, Beſchäftigung, Stellung in der Geſellſchaft, was Gewohnheit, Zeitſitte an den Menſchen gethan, als dort; am Menſchen intereſſiert uns mehr das Produkt als ſeine Produktion; mehr die Breite der Perſönlichkeit gilt es zu ſchildern, als die Tiefe des Charakters, wir haben es mehr mit dem Bürger, dem Anhänger einer Konfeſſion oder Partei, dem Geſchäftsmann, dem Stande, der Beſchäftigung, den individuellen Gewohnheiten als mit dem Menſchen ſelbſt und ſeinen Leidenſchaften, mehr mit dem Sein als mit dem Vermögen desſelben zu thun. Mehr die habituellen Züge ſeiner Beſchäftigungen, als ſeine elementare Richtung kommen in Betracht. Er iſt mehr ein Bewegtes als ein Bewegendes; darum das Detail vorherrſchend. Mehr was die Geſellſchaftsverhältniſſe aus ihm gemacht und noch machen, als die Verhältniſſe, die er ſelbſt ſchafft; die Ruhe iſt das Weſentliche, nicht die Bewegung; mehr, wie er ſeine Subſtanz äußrer Gewalt entgegen zu erhalten ſucht, als wie er andre beſchränken will; er iſt der Holländer, der Dämme gegen das einbruchdrohende Meer ſchafft, um ſeine Tulpengärten und ſeine chineſiſch-kleinen Lieblingsdinge zu ſchützen, als das Meer ſelbſt, das einbricht und mit den Dämmen kämpfend ermattet.

Beſonders zu bewundern iſt an W. Scott die weiſe Mäßigung, die Beſcheidenheit der Natur, der feine Inſtinkt, wie weit der Poet gehen dürfe, ohne den ſichern Boden unter den Füßen zu verlieren, wieviel der und der Charakter trage, ohne unter der Laſt zu brechen u. ſ. w. Den engliſchen common sense repräſentiert W. Scott auf das beſte. Es iſt wunderbar, wie, was poetiſcher Schwung iſt, den realen Boden nicht allein nicht verläßt, ſondern vielmehr eben oft in der Energie des realiſtiſchen Details beſteht; wunderbar, wie er ſeine Phantaſie immer im engſten Zaume hat und doch zugleich ſie ſcheint ſich gehen zu laſſen.

Wie einfach iſt die Geſchichte im erſten Bande des Altertümlers, und doch wie durch Beziehungen und Detail reich gemacht. Es iſt dieſe ein Muſter in der Gattung des Charakterromans. Im ganzen erſten Bande iſt faſt nur Detaillierung der Charaktere, die Handlung hauptſächlich dazu erfunden, uns dieſen Monkbarns und Ochiltree bis in kleinſte hinein zu illuſtrieren. Welche Fülle von Detail in dieſen beiden. Wie herrlich die habituellen Spuren der Kleinlichkeit, aus der Beſchäftigung des Altertümlers hervorgegangen, wie kontraſtiert die Geſchicklichkeit, Hypotheſen ſich ſelbſt als Feſtſtehendes einzuſchwatzen, mit dem ſcharfen, nüchternen Verſtande und der Fähigkeit warm hingebenden Handelns, wenn dies herausgefordert wird; wobei der ſchöne, große Leib des letztern nichtsdeſtoweniger in der Tracht jener Kleinlichkeit erſcheint. Dieſer Monkbarns iſt ein Meiſterſtück epiſcher Charakteriſtik erſten Ranges, neben dem ſich nur Ochiltree behaupten kann. Der Altertümler verdient auswendig gelernt zu werden. Und dabei keine Spur von Karikatur, überall Züge, die gleichſam zur Übertreibung einladen, überall Lockung dazu; aber Sir Walter gerät nicht mit einem Tritte aus dem Takt.

Meine Gegend enthält Stoff zu ſolchen Charakteren, z. B. in den Neuſtädtern, die um Gewinnſt die Strapazen der weiteſten Fußreiſen nicht ſcheuen, und nun an den Reiz des Herumtreibens gewöhnt, dies um größern Gewinn nicht aufgeben würden; die nun eigentlich eine Art bevorwandeten oder berechtigten Vagabundierens treiben und doch ſich dieſem keineswegs hingeben, ſondern im Vagabundieren Erſparung und Gewinn zu Merkzielen nehmen, die alſo gewiſſermaßen um des Gewinns willen vagabundieren, d. h. um eines Zweckes willen zweckwidrig verfahren. Dieſer bewußte oder unbewußte, von klugen Individuen zeitweilig ſich ſelbſt eingeſtandne, andremale hartnäckig geleugnete Widerſpruch iſt für epiſche Charaktere von außerordentlichem Reize. Dieſe Widerſprüche von Einſicht und Gewohnheit u. ſ. w., ihr Zutagekommen im Bewußtſein des damit behafteten Individuums, hinwiederum das Hinwegräſonnieren derſelben unter den Auſpizien des Wunſches, der des Glaubens Vater, dieſe wunderbarſte Miſchung von wirklicher und gemachter Naivität können ſchon den einfachſten, alltäglichſten Charakter, wenn bloßgelegt, ergötzlich machen. Ehe nun die Handlung oder Begebenheit die Spannung ſtraffer anzieht, kann der Vorgang teilweiſe dazu erfunden ſein, ſolchen Charakter erſt zu detaillieren. An dem Neuſtädter ſind das Weitausgreifen des Bergſteigers mit gebrochnen Knieen und das Phlegma des Ganges im kleinen Äußerungen jenes Widerſpruches. Die Luſt am Außerordentlichen, Wunderbaren mit dem Nüchternen des kleinen Geſchäftsmannes zuſammen, ebenſo die Gutmütigkeit des Phlegmas und die Schlauheit; alle idealiſtiſchen Agentien der Gegenwart hat er aufgeleſen, aber ſie ſind durch einander gewirrt in einem Geiſte, der, was ſeine Krämerei betrifft, faſt mit bösartig-ungemütlichem Scharfſinn auseinander zu halten weiß. Die Tendenz zum Unbegrenzten, der Wandertrieb des Vogels ohne das mindeſte künſtleriſche Intereſſe; wie der Ziemer aus Norwegen u. ſ. w. nach Deutſchland zieht, unaufhaltſam, um rote Beeren zu freſſen. Großer und kleiner Horizont zugleich. Kommt dazu noch die Schwärmerei mit dem Apoſteltrieb, ſo kommt noch ein Reſt von neuen Kontraſten dazu. Darf nicht hauſieren, thut es doch, um (religiös) zu wirken; muß Ausrede haben.

Aber jede Figur, z. B. ein Landgeiſtlicher, iſt aus den Widerſprüchen der verſchiednen Lebenskreiſe, denen er zugleich angehört, auf das intereſſanteſte zu konſtruieren. Die humaniſtiſche Bildung, die er erhielt, Reminiscenzen des Univerſitätslebens; zugleich iſt er Gelehrter und Bauer und Beamter, zugleich ein Repräſentant Gottes und ein Untergebner des Konſiſtoriums; er iſt der vornehmſte Honoratiore und die Reſpektsperſon in ſeinem Dorfe, und in der Stadt eine faſt komiſche Figur. Die Langeweile bringt ihn zu individuellen Gewohnheiten, das Alleinſtehen in ſeiner Bildungsſphäre begünſtigt die Hypochondrie, das Alleinreden auf der Kanzel verführt zu einer unnahbaren Empfindlichkeit gegen Widerſpruch, der auf ſeine Lieblingsneigungen, z. B. Taubenjokelei u. ſ. w., übergeht; das Bewußtſein der Wichtigkeit ſeines Berufes fließt auch in diejenigen ſeiner Thätigkeiten, die ſeinem Berufe am fernſten ſtehen, ein. In fortwährendem Kampfe mit dem Eigennutze und der ſelbſtſüchtigen Härte der Bauern nimmt er von dieſen an und haßt ſeine Feinde, die zugleich die ihm von Gott und einem hochlöblichen Konſiſtorium anvertrauten Schafe ſind. Er betrügt in Selbſtverteidigung die Betrüger und umfaßt ihre abſtrakte Ganzheit doch wieder als moraliſche Perſon, als ſeine Gemeinde mit evangeliſcher Liebe. Dabei wird ſein Amt ihm, da kein geſunder Menſch in ſteter Spannung ſein kann, zum Handwerke. Genau bis nahe der Kargheit, was Amtseinkommen betrifft, will er nie Präjudiz geben, ſchützt immer den Nachfolger vor. — — —

Das Herz von Midlothian geleſen, das ich noch nicht kannte. Ich glaube, dieſe Gattung des Romans würde meinen individuellen Neigungen am meiſten entgegenkommen. Es iſt dies der hiſtoriſche Roman, von dem Vorwurfe frei, den man dem eigentlichen hiſtoriſchen Roman macht, daß er Erfundnes und Wahres miſche, was wegen ſeiner äußerlichen Ähnlichkeit mit wirklicher Geſchichtſchreibung hier unangenehmer auffalle als bei dem geſchloßnern, idealern hiſtoriſchen Drama. Und ſelbſt das hiſtoriſche Drama verliert durch Einmiſchung novelliſtiſcher Motive. Das Hiſtoriſche im Roman hat keine Größe.

Wenn man will, kann man auch den Barnaby Rudge hierher zählen. Die ſchöne Tuchhändlerin von Elie Berthet. Die Taube von Dumas.

Hier würde nur eine Situation, würden Geſtalten aus der Geſchichte bloß novelliſtiſch ausgebeutet, würde das Hiſtoriſche bloß den Grund abgeben, auf den man das Sittengemälde trüge. Dieſe Gattung erlaubt ſtärkre Zeichnung größrer Geſtalten, und ſelbſt die kleinern der Dorfgeſchichte bekommen ein Relief; ſie gewinnen durch ihre Baſis. Selbſt die Dorfgeſchichte gewinnt nur, wenn die Geſtalten an ſtarke, hiſtoriſche Intereſſen angelehnt werden. Der Autor kann mit größrer Souveränität mit ſeinen Geſtalten verfahren; es verliert ſich das Dünne, zu Innerliche, die Phantaſie gewinnt neben dem Gemüte einen größern Raum, der Dichter kann kühner ſein; eine bewegtre Zeit macht intereſſantre Kombinationen berechtigt. Dadurch, daß der Dichter die Lebensanſchauung ſeiner Zeit vertritt neben der der Zeit, der ſeine Geſtalten angehören, wirds ihm leichter, objektiver zu ſein, und es wird ihm möglich, durch den Kontraſt ſeine eigne Zeit treffender zu ſchildern, als wenn er ſeine Geſchichte aus dieſer nimmt. Der Reiz des Neuen und Wunderbaren kommt hinzu. Er kann ſeine Figuren ganz fremd koſtümieren, ihr Denken und Thun u. ſ. w. aufs genauſte individualiſieren, weil er in ſeiner eignen Perſon jede nötige Erklärung geben kann.

Es gälte alſo den Geiſt einer Zeit zu ſchildern oder vielmehr darzuſtellen, nicht nur ihre Sitte, ſondern alles, was als geiſtiges und gemütliches Agens, als Stimmung, Sehnſucht, Streben u. ſ. w. in einer beſtimmten Zeit lag. Er dürfte durchaus nicht unſre Zeit bloß in eine ältre verkleiden, nicht was wir wünſchen, was uns drückt und namentlich nicht unſre Reflexion über die beſtimmte Zeit und ihre Geſtalten in dieſe hinübertragen. Gerade darin liegt ein epiſcher Reiz, daß man jene Geſtalten und ihr Thun, Dichten und Trachten, ihre Sympathie und Antipathie in größrer Unmittelbarkeit nachzuſchaffen ſich müht. So wird die ältre Zeit die Lehrerin der unſern.

Die Zeit der Reformation wäre die geeignetſte wegen der Maſſe, der Mannigfaltigkeit der Agentien und wegen der Stärke der Kontraſte. Das untergehende Rittertum, die wachſende Macht der Städte, Handel, der Geiſt der neuern Zeit, der in hundert verſchiednen Geſtalten in alle Regionen des Lebens hineintritt, hier klarer über ſich, dort ſich mißverſtehend, die ungeheure Subjektivität, die ſich des Lebens bemächtigt, neue Kirche, neue Staatskunſt, neue Kriegführung u. ſ. w.

Man müßte dazu in einer Gegend leben, wo noch die Tradition jener Zeit lebendig, wo Bauart und ſonſtige Denkmäler der Kunſt und des Lebens noch möglichſt unverändert vorhanden, deren Geſchichte aus jener Zeit auch in Chroniken u. ſ. w. reichlich vorhanden. Eine ſolche wäre die fränkiſche, Nürnberg etwa. Eine Gegend, die noch hauptſächlich der deutſchen Geſchichte gehörte. Der Geiſt des Ganzen müßte der rein menſchliche, ethiſche, der Shakeſpeariſche ſein.

Es gälte die Seele einer vorübergegangnen Zeit in erfundnen Geſtalten zu verkörpern. Das Herz von Midlothian iſt ſo entſtanden.

Ein ſolcher Roman müßte den Charakter des Prinzipiellen tragen, hauptſächlich Sittenſchilderer ſein, an Traditionen anknüpfen und Geſtalten zeichnen, die mehr der mündlichen Tradition als der Geſchichte gehören. Die Lage, Wünſche, Sorgen einer Provinz in bewegter Zeit. Selbſt in Freytags Roman etwas ähnliches. Der Aufſtand in Polen.

Dazu gehörte nun, daß man die Sitten und Sittengeſchichte, dazu den landſchaftlichen Charakter einer Provinz ſtudierte, und dazu, daß man ſich in dieſer Provinz aufhielte. Aber in welcher? Womöglich in einer, die noch eine gewiſſe Geſchloſſenheit und Originalität der Sitten beſäße, dazu noch lebendige Volkstraditionen und einen kräftigen Menſchenſchlag.

Ein Stoff wäre die Demoraliſierung einer Gegend durch kurz hintereinanderfolgende Huldigungseide an verſchiedne Potentaten.

Wenn wir jetzt die Homeriſchen Epen leſen, ſo wirken ſie durchaus als Sittenſchilderungen, ſelbſt die erzählenden Partien der Bibel. Wenn Hebbel verlangt, das Drama ſolle der Nachwelt geben, wie wir gedacht u. ſ. w., ſo ſcheint er mir die Natur des Dramas verkannt zu haben; das Drama ſoll geben, wie der Menſch denkt und handelt, nicht als Bürger einer gewiſſen Zeit, ſondern eben als Menſch; darum ſoll ſein Stoff nicht Zeitſitte, Denkart einer Zeit, ſondern Leidenſchaft und Natur des Menſchen ſein. Selbſt in der Hiſtorie ſoll es ewig giltige Typen geben, wie z. B. Richard III.

Ein Hauptvorzug der Engländer — Shakeſpeares und W. Scotts — iſt der, daß ihr höchſter Schwung nicht vom Verſtande verlaſſen iſt. So Ochiltree, wie er eine Verſorgung annehmen ſoll. Wie die Luſt an der Unabhängigkeit, Ungebundenheit des Lebens nirgends lyriſch und ſentimental wird, wohl auch rhetoriſch dazu, was wir Deutſche poetiſch nennen; Scotts Bettler vergißt nicht einen Augenblick, was und wie er iſt. Er bleibt der alte Bettler durch das ganze Geſpräch, er denkt ſeine eignen Gedanken und ſpricht ſeine eigne Sprache, die von Charakter und Situation, wie ſie eben beide ſind, und doch werden jene Ideen rege gemacht, weit ſichrer und nachhaltiger, als wenn er, wie Schiller, in jedem ſeiner Stücke pflegt, einen allgemeinen lyriſch-rhetoriſchen Strom quer durch ſein Bild brauſen ließe, der die Charaktere zerſchneidet und aufhebt, wie „Eilende Wolken“ u. ſ. w., wo Schillers Gefühle über Marias Lage zerſtörend auf die Geſtalt der Maria hereinſtürzen, die mit aller Beſonderheit der alten Königin in Schiller erſäuft. Das die Weiſe der Idealiſten, daß ſie, wo ihre Perſonen fühlen und handeln ſollten, ihre eignen Gefühle und Reflexionen über deren Lage geben, daß ſie ihren Schaffungsprozeß geben ſtatt des Schaffens.

Der Grund zu Scotts Richtung war im Götz gegeben, das Hervorheben des Pittoresken, der Stimmung, Zuſammenſtimmung von Natur, Lokal, Zeit und Vorgang. Eigentlich iſt dies ſchon ein Ingrediens von Shakeſpeare. Goethe wollte den Shakeſpeare deutſch wiederherſtellen; da ſeine epiſch-lyriſche Natur das Original modifizierte, entſtand der Götz, in welchem die äußre Form noch dem Drama ähnelt. Scott brauchte nichts, als der gefundnen Materie die ihr weſentliche Form zu geben. Dazu waren ſchon Fielding und Smollet Vorarbeiter geweſen; ihre Geſchichten ſind ſchon auf geſchichtlichen Grund aufgezogen, im Tom Jones iſt der Einfall des Prätendenten, im Roderik Random die Expedition nach Carthagena — das iſt aber ſchon im Don Quixote, dem Vater des Romans — aber noch nicht nach Möglichkeit ausgebeutet. Am nächſten kommt der Weiſe Scotts Smollet; denn hier ſind wirklich die Schickſale Randoms mit der Expedition in nahen Zuſammenhang gebracht.

Beim epiſchen Charakter ſind zwei Hauptzuſtände zu merken; der große Affekt des Handelns zerſtiebt all die kleinlichen Anhängſel von habituellen Zügen, aus Stand, Beſchäftigung u. ſ. w. mechaniſch angeſchwemmt, gleichſam die Flötzen des Menſchengebirges, und die ideale ganze Menſchennatur, der menſchliche Kern macht ſich geltend. In demſelben Maße als der gewöhnliche, der Alltagszuſtand wiederum überhand nimmt, kehren jene Anhängſel wieder, machen ſich die habituellen Züge aus Beſchäftigung, engem Horizont u. ſ. w. wieder geltend, treten wieder die kleinen Bedenken ein; kurz wird der endliche Maßſtab wieder angewandt, der dem unendlichen Platz gemacht, und mißt, was nach dem unendlichen zugeſchnitten, an ſeiner Kleinlichkeit und erſchrickt über oder bereut ſelbſt das Große, Tüchtige, Hohe, was der Menſch ſelbſt gethan, oder erſtaunt wenigſtens, und ſein eigentliches

Weſen, ſeine eigne nackte Geſtalt iſt dem an ſein Handwerksgewand mit allem kleinlichen Zubehör Gewöhnten ein fremdes und in ſeiner Fremdheit beängſtigendes.

Jene urſprüngliche Natur des Menſchen iſt aber eben im Drama, wenigſtens der Tragödie der gewöhnliche Zuſtand, in welchem wir den tragiſchen Helden ſehen. Das Handeln geht aus dem Inſtinkt hervor, das Urteil aus der Reflexion. Darum werden die Reſultate beider ſelten zuſammenfallen; und doch muß jedes in ſeiner Integrität bleiben; die Reflexion darf ſich nicht in das Handeln und der Inſtinkt nicht in die Betrachtung miſchen, ſonſt wird beides, die handelnde und die betrachtende Kraft, paralyſiert. Die Reflexion zerlegt, der Inſtinkt faßt zuſammen. Alle Fälle des Lebens ſind konkrete.

Der Roman muß nun erſt das Reich der Alltäglichkeit in ſeiner Unbeſtrittenheit zeigen und uns darin heimiſch machen; dann treten bewegte Verhältniſſe auf, und wir ſehen ſie ſich bilden; die hiſtoriſchen Agentien durchfluten das Stillleben, und nun beginnt der epiſche Kampf, der überall den Menſchen frei macht von der Beſchränktheit des Alltags. Der Alltag wehrt ſich und macht der Bewegung jeden Zoll ſtreitig; bis ſich die Bewegung zur Ruhe begiebt und der Alltag ſein unbeſtritten Reich wieder antritt. Es verſteht ſich nun von ſelbſt, daß der Alltag an ſich unſre Sympathie gewinnen muß, die ſich dann in der Bewegung ſteigert und aus dem Affekte wiederum in die ſüße Befriedigung der Ruhe zurückgeht.

Dies Reich der Alltäglichkeit, das vor, neben und nach der Bewegung ſich geltend macht, das Stillleben, das ſich gegen die Bewegung zu behaupten und ſoviel von ſich zu retten und zu erhalten ſucht, als möglich, haben wir in der Dorfgeſchichte ganz prächtig. Aber ſie ſchildert mehr das Verwittern der lange ſo feſten Konventionen, was einen elegiſchen Eindruck macht, einen mehr lyriſchen. Bei W. Scott gehen ſie nicht vor unſern Augen unter; er zeigt uns eben die Feſtigkeit, die ſie hatten, er zeigt ſie lebendig, ſich ihrer Haut wehrend; oder ſie ſind vielmehr Motive, Koſtüm und Staffage, nicht die handelnden Helden ſelbſt. Er giebt uns in ihnen ein Bild aus dem kräftigen Leben eines Helden; er zeigt uns nicht deſſen Siechtum und Tod an Altersſchwäche. Die handelnden Helden ſeiner Romane ſind die ſittlichen Mächte, die Menſchen ſelbſt und ihre Leidenſchaften und Schickſale, die er nach ſittlicher Gewiſſenhaftigkeit ordnet. Es geht keine Geſtalt an den Sitten, an der Zeit zu Grunde, nur an ihrer eignen Schuld. Sie haben eine Willkür und ein Gewiſſen, ſind Menſchen, nicht Repräſentanten von Ideen. Mit einem Worte, die Sitten ſind nur als charakteriſtiſche Merkmale und als Erklärung benutzt, ebenſo wie die Eigenheiten der lokalen Szene. Es iſt jede Perſon gut oder ſchlecht in ihrem menſchlichen Kerne, nicht als Vertreter einer Zeit oder Partei; ſie ſelbſt ſind, nicht die Zeit, gut oder böſe in ihnen. Die äußern Konventionen dienen bloß zur Situation; ſie dringen nicht in den Kern der Charaktere, oder beſſer geſagt, nicht dieſe Konventionen ſind es, die in den Menſchen, aus ihnen heraus handeln. Das macht dieſe Geſtalten jeder Zeit verſtändlich. Und auch auf W. Scotts Geſtalten paßt Goethes ſchönes Wort: Die Shakeſpeariſchen Helden ſind eben Menſchen, volle, ganze Menſchen, und ſolchen Menſchen paßt denn auch das römiſche Koſtüm.

„Die Spannung in der Erzählung und im Drama“

Die Erzählung (groß oder klein) muß intereſſant ſein. Was iſt das? Zu allererſt: ſie muß ſo ſein, daß wir wünſchen, ſie wäre wahr; ſie muß ſpannen, d. h. das Gemütsvermögen ſo anregen, daß leidenſchaftliche Begierden an den Verlauf der Erzählung ſich heften. Sie muß befriedigen, d. h. dieſe leidenſchaftlichen Begierden müſſen in einen harmoniſchen Zuſtand der aufnehmenden Kräfte am Ende ſich auflöſen; in ein erhöhtes Lebensgefühl, einen erhöhten Zuſtand aller Vermögen, der aber nichts leidenſchaftliches mehr hat, in ein Gleichgewicht der geſamten Kräfte. Wir bekommen zwei ſubjektive Bedingungen: Spannung und Befriedigung, denen als objektive gegenüberſtehen: Verwicklung und Löſung.

Dieſe ſind den beiden Gattungen zugehörig, die mit Geſtalten und Bewegung zu thun haben, der dramatiſchen und der erzählenden.

Die erzählende hat ein weitres Feld, denn ſie kann ſich auch der innern Struktur des Dramas bedienen, wenn auch nicht ſeiner äußern Form; dem Drama aber iſt, auch in der Kompoſition, vieles verſagt, was die Erzählung thun kann.

Im Drama iſt die Spannung an die Handlung, im Epos an die Begebenheit geknüpft. Jene iſt intenſiver, beſtimmter umgrenzt, am beſten eine Spannung unſers Mitleids durch unſre Furcht; dieſe iſt abſtrakter, weiter, mehr eine allgemeine Aufregung der Phantaſie. Dort darf kein Geheimnis ſein; hier blickt Geheimnis, Rätſel überall aus dem und in den Vorgang.

Die Spannung iſt von zweierlei Art; denn wir unterſcheiden die Spannung aus Teilnahme und die Spannung aus Neugier; die Teilnahme ſowohl als die Neugier kann einen leidenſchaftlichen Charakter erlangen. Der Roman erregt beide nebeneinander.

Die Spannung aus Teilnahme iſt die wertvollere. Sie erregt oder kann erregen die Leidenſchaften der ſympathetiſchen Art. Dann beruht ſie beſonders auf der richtigen, d. i. zweckmäßigen Kontraſtierung der Elemente, aus denen die ſympathetiſche Leidenſchaft gemiſcht iſt. Dieſe beſteht darin, daß der unangenehme Beſtandteil den angenehmen nicht überwiegt; denn ſonſt hört die Beſchäftigung mit der Dichtung auf, ein Vergnügen zu ſein, und wird eine Qual. Beſonders aber darf dieſes verkehrte Verhältnis nicht bis in die Löſung hinein und dieſe überdauern.

Dieſe Spannung aus Teilnahme kann beiden Gattungen der Poeſie angehören. Aber der dramatiſchen ſteht nicht die ganze Breite der Mittel zu Gebote, ſelbſt der eigentlich dramatiſchen und ſchauſpieleriſchen, die die Erzählung anwenden kann.

Die Erzählung kann die fremdartigſten Mittel anwenden, d. h. Mittel, die nicht in einer Situation und der Beſchaffenheit der um dieſelbe gruppierten Charaktere als mit beidem gegebne liegen. Der dramatiſchen Poeſie Weſen iſt Entwicklung; innrer pſychologiſcher Zuſammenhang. Sie kann das Zufallartige nicht gebrauchen, d. i. Motive, die außerhalb dieſes Zuſammenhanges liegen, auf ihn einwirken: ſie muß alles von dem Gegebnen aus motivieren, ſich aus ſich ſelbſt erklören. Alles Thun darin muß alſo aus einer Abſicht mittelbar oder unmittelbar hervorgehen oder aus der Modifikation einer Abſicht durch eine gegenſätzliche Abſicht. Sie muß alſo, was man Begebenheit nennt, in Handlung verwandeln, und wir müſſen die Triebfeder und ihr Produkt, die Handlung, durchſchauend mit erleben. Die Erzählung bedarf deſſen nicht; in ihr kann das ſcheinbar innerlich Unzuſammenhängende als Wunderbares ſogar einen großen Reiz gewinnen.

Was ſie aber eben ſo nötig hat als das Drama, iſt, daß ſie eine Teilnahme für die Geſtalten erwecke. Im Drama iſt der Kampf dieſer Geſtalten mit der moraliſchen Welt, d. i. mit der bewußten, im Epos aber dehnt er ſich auch auf die natürliche aus. Bloße Naturwirkungen haben in der Erzählung ein Recht. Dort kämpft Abſicht mit Abſicht und ihren bewußten Wirkungen, hier auch mit bloßen abſichtsloſen, zufälligen Naturwirkungen. Dort kämpft der Menſch nur mit ſich und andern Menſchen, hier auch mit der Natur. Der Menſch kann hier alſo auch als bloße Natur auftreten, als abſichtsloſe, unbewußte Naturkraft. Dort, beſonders in der Tragödie, iſt der eigentliche Schauplatz das Gewiſſen, das Innre des Menſchen, hier die ganze äußre und innre Welt. Dort darf bloß das Weſentliche, das ſich immer gleich bleibt in der menſchlichen Natur, hier kann die ganze Breite der Erſcheinungen ausgebeutet werden. Dort darf die Zeit nur ideal, als Stetigkeit des Aufeinander geſetzt ſein; hier kann ſie als handelnde Perſon mit auftreten. Ähnlich iſts mit dem Raume. Das Drama kann nicht vor- und zurückgehen in der Zeit. Die Erzählung kann, was an verſchiednen Orten zu derſelben Zeit geſchah, nacheinander darſtellen, das nachher Geſchehne früher, als das vorher Geſchehne, und umgekehrt.

Zum Teil iſt dieſe Verſchiedenheit im Geiſte beider Gattungen, zum Teil nur in ihren äußerlichen Bedingungen gegründet. Das Geſetz der Erzählung iſt die Phantaſie in der Geſtalt der Erinnerung; als ſolche kann ſie vor und zurück und über die ganze Erde hin ſchreiten. In dieſer Hinſicht iſt das Drama realiſtiſcher in Hinſicht auf Raum und Zeit.

Darauf gründet ſich, daß die Erzählung auch der Spannung der Neugier ſich bedienen darf. Sie führt uns in gewiſſe Zeiten, die Mächte, mit denen der Menſch ſtreitet, können die bis zum Wunderlichen individuellſten Sitten, Bräuche, Einrichtungen, Meinungen, Strömungen der betreffenden und der handelnden Kräfte ſein, denn es iſt ein Unterſchied, wenn ich ſage — wie die Erzählung es thut: „ſo war es einſt“; oder wenn ich ſage — wie es das Drama nicht anders kann: „ſo iſt es.“ Ein andres: „ihr müßt euch denken,“ und ein andres: „ihr ſeht geſchehen.“

Der Gang der Erzählung muß entweder analytiſch oder ſynthetiſch ſein. D. h. eine Geſchichte liegt entweder ihren Hauptbedingungen nach vor dem Anfang der Erzählung oder ſo, daß in dieſer ſelbſt nur eigentlich die Löſung vorgeht, oder wir ſehen aus Gegebnem erſt die Verwicklung entſtehen und dann ſich löſen.

Beide Arten können ſich in einer dritten vereinigen. Sodaß die Erzählung wie eine der erſtbezeichneten Art beginnt und nachdem hierdurch eine Spannung bewirkt iſt, wie in der zweiten Gattung von vorn angefangen wird.

Als Mittel zur Spannung ſtellen ſich mannigfaltige dar. Bloße Verſchiebung der Kapitel bewirkt eine recht intrigante Situation, die uns nach zwei Seiten ſpannt.

„Wie muß das gekommen ſein?“ und: „Wie wird das werden?“ Jede Erzählung nach vorn giebt eine Erwartung nach hinten. — Es werden Erwartungen erregt.

Wir werden gewonnen, etwas leidenſchaftlich zu begehren, d. h. ein Werden; dieſes Begehren wird immer leidenſchaftlicher durch Hinderniſſe. Es werden Dinge verſchwiegen, die der Geſchichte ſpäter plötzlich eine andre Wendung geben können. Dies ſind negative Hinderniſſe. Entweder iſt das Verhältnis der Perſonen zu einander ein andres, als ſie ſelbſt glauben, oder ein andres, als der Leſer glaubt. Die ſich für Feinde halten, ſind Vater und Sohn, Bruder und Bruder u. ſ. w. Oder es herrſcht ein Mißverſtändnis. Es fehlt oft nur an einem ausgeſprochenen Worte. Alſo Erkennung oder auch Verſtändigung, die durch allerlei Umſtände verhindert werden. Oder es hält einer ſeinen Feind für einen Freund.

Wir ſehen alſo etwas herannahen, was wir leidenſchaftlich verabſcheuen; wir ſehen etwas verhindert, was wir leidenſchaftlich begehren. (Es ſei als ſchon geſchehen oder als noch zukünftig.) Dazu trägt die Teilnahme an der Perſon viel bei. Dieſe beiden Begehren wachſen durch den Kontraſt, indem wir vorübergehend die Erwartung hatten, das Verabſcheute werde abgewendet, das Erſehnte werde zuſtande kommen. Noch leidenſchaftlicher wird die Spannung, wenn dieſe retardierenden oder beſchleunigenden Momente einen ſteigenden Klimax bilden. Am leidenſchaftlichſten durch einen Trugſchluß (Muſik). Wenn das Gefürchtete eingetroffen, das Gehoffte für immer vereitelt ſcheint.

Die Zahl der einzelnen Spannungen iſt eine ſehr große. Man hält den Helden für einen andern, oft für ſeinen Gegner, beſonders einen, der Chancen vor ihm voraus hat, als Rang, Macht, Reichtum, Ruhm u. ſ. w. Unter ſeinem wahren Namen wird er geſchildert, unter dem falſchen aber dargeſtellt. — Hat der Dichter dieſen beiden Geſtalten unſre Teilnahme gewonnen, ſo wächſt dieſe noch durch das Zuſammenfallen derſelben in eine. Oder dies Zuſammenfallen iſt am Ende und wird zu einer freudigen Überraſchung, zu einer Enttäuſchung der freudigſten Art.

Die Spannung am Anfange einer Geſchichte. Überhaupt beſteht die Spannung der Neugierde darin, daß uns ſoviel geſagt wird, daß wir gern alles wüßten, und dieſes uns ganz allmählich zugemeſſen wird. Und wenn wir das Ganze von dem wiſſen, was uns zuerſt ſtückweiſe gezeigt wurde, wird gewöhnlich neben dieſem alten ein neues Rätſel angeknüpft. Die Spannung im Anfange beſteht darin, daß uns irgend ein Thun gezeigt wird, ohne daß wir weder die Gründe davon wüßten, noch was aus dem Thun entſtehen ſoll, den Zweck. Dabei werden wir mit Figuren bekannt. Und ſelbſt worin das Thun eigentlich beſteht, erfahren wir erſt allmählich. Ganz auf die Natur des Menſchen gegründet. Sehen wir Bewegungen eines Menſchen, die wir nicht ſogleich zu deuten wiſſen, ſo treten wir ihm näher und ſehen ihm zu, bis wir wiſſen, was er macht. Durch und bei dem Thun wird der Menſch ſelbſt uns intereſſant. Je auffallender und rätſelhafter Thun und Menſch, deſto mehr ſind wir geſpannt, zu wiſſen, was er macht, wer er iſt, was er damit will. Dann, wenn wir dies wiſſen, ob es ihm gelingen wird. Wir erfahren dabei, auf welche andre Perſonen dieſes Handeln geht, und je nachdem dieſe oder jener uns ſtärker intereſſieren, parteien wir uns für jenen oder dieſe. (Überall noch hängt mir hier das Dramatiſche an. Die Leidenſchaftlichkeit der Spannung und Sympathie iſt eben das Dramatiſche und paßt nicht zur epiſchen Form).

Wiſſen wir einmal die Abſichten, ſo entſteht die Spannung auf den Ausgang, die immer leidenſchaftlicher werden kann. Wir wünſchen etwas und fürchten etwas. Es iſt klar, daß dieſe Spannung deſto intenſiver, d. h. ſpeziell dramatiſcher werden wird, je weniger Objekte unſre Erwartung hat, alſo je nachdem kann es im Intereſſe des Erzählers liegen, mehr oder weniger Objekte der Erwartung hinzuſtellen.

Nur iſt die richtige Proportion zu berückſichtigen, daß der Hauptſtamm die leidenſchaftlichſte Spannung habe, die andern Stämme dann nach ihrer Wichtigkeit graduiert, und ſchließlich, daß die Spannungen nach dem Ende zu Klimaxe bilden.

Entweder, oder! muß die Formel ſein. Und dieſes Entweder der ſtraffe Gegenſatz des Oder. Dies gilt vom Drama, das Gegenteil davon eben iſt das Epiſche.

Daraus können mannigfaltige Kombinationen und Komplikationen entſtehen. Im Anfang können uns mehrere Thun gezeigt werden, derſelben oder verſchiedner Menſchen. Es drängt uns dann die Beziehung zu wiſſen, in welcher dieſe und ihr Thun zuſammen ſtehen.

Nun kann ein Widerſpruch entſtehen zwiſchen der Teilnahme unſers Verſtandes und unſers Herzens.

Unſer Verſtand kann z. B. wünſchen, eine künſtliche, geſchickte Intrigue möge gelingen, während unſer Herz dies fürchtet. —

Es iſt alſo dreierlei zu merken.

Die Spannung des Anfangs. Wer iſt das? Was macht er? Was will er? Warum? — Die Spannung auf den Ausgang. Wirds ihm glücken? Wünſchen wir, daß es ihm glücke, oder das Gegenteil. Dies iſt ſpeziell dramatiſch. Epiſch heißt die Frage: Wird es ihm werden? Denn er darf es eben nicht ſelber machen. Mittelbarkeit, Begebenheitlichkeit iſt der Charakter des Epos dem Drama gegenüber.

Was geſchieht? Was beſteht? Wen betrifft es? Wie iſt er? ſodaß wir ſein Glück wünſchen oder nicht? Wird, was ſich begiebt, zu ſeinem Glücke ausſchlagen? Das ſind jene Fragen ins ſpeziell Epiſche überſetzt.

Der dramatiſche Held will etwas machen. Iſt es recht? und handelt er ſo, daß ſein Machwerk geraten wird? Wünſchen wir, daß es gerate oder nicht — in Bezug auf unſre Sympathie, dort auf unſer ethiſches Gefühl.

Dagegen der epiſche Held iſt ein Lotterieſpieler; er hat ein Los; wie hat er es erhalten? wird das Los gewinnen oder nicht? gönnen wir ihm das eine oder das andre? Wird es ein andrer gewinnen, dem wir es weniger gönnen, und dergleichen mehr.

Das unterhaltende Moment muß das Spannende im Epos überwiegen; der Accent darf nicht auf dem Handeln, ſondern muß auf dem Begebenheitlichen liegen. Und ſind innre Entwicklungen vorhanden, ſo iſt die Spannungsformel nicht: Was macht er aus ſich (mit Abſicht), ſondern: Was wird aus ihm? Im Drama will der Held ſich die Welt unterwerfen und erreicht es oder nicht, er ſiegt oder geht zu Grunde;

im Romane macht die Welt etwas oder nichts aus dem Helden. Nicht: was macht er aus ſich? ſondern: was wird aus ihm? was macht die Welt aus ihm?

Dort iſt der Held Macher und Produkt; hier nur Produkt. Wie Pip bei Boz Gentleman wird, das iſt echt epiſch; er wünſcht zwar leidenſchaftlich, einer zu werden; er macht aber nicht den Initiator; die Begebenheit tritt für ihn ein; er thut nicht den Schritt trotz der Welt, ſondern weil ihm die Welt den Weg bahnt und dieſen gehen heißt. —

Im Epos herrſcht die Notwendigkeit, und nicht die, welche im Menſchen ſelbſt als Leidenſchaft, als Naturbedingung ſeiner Exiſtenz liegt; dieſe iſt dramatiſch; ſondern die äußre, die Fügung der Umſtände; nicht die, welche mit der Freiheit, d. i. dem Willen des Menſchen identiſch iſt, ſondern die der äußern Welt, der Umſtände. Dort wählt Brutus die Freiheit, hier kann der Sträfling ſein Elend nicht mehr tragen.

Die Retardationen, die Hinderniſſe, die das Eintreten des Ausgangs verzögern, bald unſre Hoffnung, bald unſre Furcht ins Übergewicht ſetzend.

Erſt wird unſre Neugier geſpannt; indem dieſe befriedigt wird, nehmen wir Partei, wird unſre Teilnahme für oder wider die Perſonen erregt. Dazu tragen die Gründe ihres Handelns und ihre Zwecke bei. Sowie wir dieſe wiſſen, entſteht die Spannung, wird der Zweck erreicht werden oder nicht? Wir fürchten oder hoffen. Von da an wächſt unſre Furcht und Hoffnung durch die Teilnahme mit den Perſonen, die ihr Objekt und wiederum wächſt dieſe Teilnahme durch dieſe Furcht oder Hoffnung, die ſie uns immer neu erregen, und durch die Schönheit oder Kraft, die ſie in den Situationen zeigen können; durch ihr Handeln und ihr Leiden.

Nichts iſt daher gefährlicher, als das Gleichgiltige, ſofern es nicht als retardierendes Mittel gebraucht wird.

Motive ſind: Intrigue, Mißverſtändnis, Verkennung, Nichtkennen. Dieſe drei letzten können zwiſchen den Perſonen ſtatt haben, und der Leſer kann den Zuſammenhang wiſſen; er kann aber ſelbſt mit darin begriffen ſein. Dann folgt: Überraſchung.

Dieſe ſind äußre Motive. Innre ſind: Leidenſchaft, Affekt. Meiſt kreuzen ſich innre und äußre Motive. Entgegenzuſetzen ſind: äußre und innre (pſychologiſche) Entwicklung.

Am beſten thut man, man ordnet erſt alle Motive, die wirken, den ganzen objektiven Zuſammenhang nach Zeit und Kauſalnexus. Alſo die ganze Begebenheit in ihrer objektiven Folge. Dann arrangiert man nach den Geſetzen der Spannungserweckung und Steigerung. Man verſchweigt einzelne Glieder oder verſtellt ſie. Nimmt etwas Spätres voraus und läßt das Vorhergegangne erklärend folgen, und zwar ſo, daß der Erzähler ſelbſt oder Perſonen der Erzählung es entweder auf einmal oder allmählich in den Fortgang des Ganzen verſchlungen bringen.

Nur darf uns nichts verſchwiegen bleiben, wo, was geſchieht, nur, wenn wir jenes wiſſen, gehörig wirken kann.

Am meiſten wird man gefeſſelt durch Intrigue, aber bei dieſer Art der Spannung iſt mehr der Verſtand; je ſinnreicher Mine und Gegenmine, je ſchwerer der Gegenpartei nächſter Zug zu erraten, je unvermuteter, je mehr wider alle Wahrſcheinlichkeitsberechnung, alle vorhergegangne Kombination der letzte Zug des Gegners ausfiel.

Es liegt auf der Hand, daß, wo unſre Sympathie durch die draſtiſche Natur der Begebenheit ſtark genug angeregt wird, die Behelfe der künſtlichen Spannung unnötig ſind, ja ſogar ſtörend werden können. Wenn das Herz beſchäftigt werden ſoll, iſts gut, wenn dem Verſtande nicht viel zugemutet wird.

* Der Hauptſtamm in der Romankompoſition *

Ein Romanſtamm muß in ſeinen Begebenheiten und Hauptfiguren völlig Mittelſchlag des Lebens ſein, die andern Stämme, die ſchon kühner emanzipiert ſein können in Charakteren und Begebenheiten, erſcheinen epiſodiſcher, nebenſächlicher. Dieſe beiden Sätze gelten von einem Erzählungsſtamme, nun können aber zwei und mehr ſolcher Stämme, jeder aus einem beſondern Boden aufwachſen und dann ihre Zweige zu Einem verſchränken, oder ſie können aus einem und demſelben Boden entſtehen; ſie können, nachdem ſie ein Stamm waren, ſich als deſſen Zweige bald trennen bald verſchränken und zuletzt wieder ſozuſagen zu dem einem Stamm zurückkehren. Bei Scott iſt der Nebenſtamm gewöhnlich die Liebesgeſchichte, einmal aber auch die Darſtellung des Treibens eines Junggeſellen (Oldbuck) mit ſeinem Freunde, Hausgenoſſen, Gäſten und Amtsunterthanen.

Es gilt alſo im Roman eine oder mehrere ſpannende und gefallende Begebenheiten zu erfinden und zu verknüpfen; bei Erfindung und Verknüpfung muß daran gedacht ſein, daß Kontraſt und Einſtimmung eine die andre hebe. Die Verknüpfung geſchieht hauptſächlich dadurch, daß ein Glied der einen Erfindung zum Motiv eines Gliedes der andern gemacht wird und beide vielleicht gegenſeitig einander möglich und wahrſcheinlich machen, und dadurch, daß dieſe verſchiednen Geſchichtsſtämme mehr oder weniger Perſonen gemein haben. Iſt nun Erfindung und Verknüpfung in den Hauptlinien intereſſant und gefallend entworfen, dann werden die Geſtalten emanzipiert und ihre Verhältniſſe unter und zu einander, dieſe und die nötigen Expoſitionen geben nun das Detail, deſſen Arrangement keine Abſicht des Autors verraten darf. Dieſe bilden — Perſonen und ihre Verhältniſſe — das beharrende Element, welches dem ſich verändernden als Gegengewicht geſetzt werden muß. Denn zu der Haltung, die allem Kunſtwerke notwendig, gehören dieſe beiden Faktoren, die man nun, wie vorhin, oder auch Revolution und Reaktion, Acceleration und Retardation oder wie ſonſt nennen mag, die auch im Kunſtwerke des Schöpfers als die zwei großen Urkräfte wirken, Anziehung, Abſtoßung, Widerſtand u. ſ. w. Wie in der Tragödie das Vorwärtsdrängen — durch welches der Held ſein Schickſal weckt und deſſen Schritte ſelbſt beſchleunigt, das Hineinrennen ins Verderben —, ſo iſt im Epos das Retardierende im Übergewicht; und dies liegt in Sitte, Charakter — hauptſächlich von Seite der Gewohnheit, des Angelebten, überhaupt in Verhältniſſen, die eine Feſtigkeit gewonnen, die ſo lieb oder Natur geworden, oder, da ſie ſchon Natur ſind — Anhänglichkeit an Ort, Perſonen, Berufe u. ſ. w. — daß ihre Träger ſich nicht von ihnen trennen können oder wollen, ſodaß die bewegende Kraft Zoll für Zoll erobern muß oder ſie verwittern. Auf dieſer Seite ruht nun das Hauptgewicht im Roman, da ſind Lebensgeleiſe, die nun ein Einbrechendes aus ihrer Lage rücken will; da ſind Hütten, welche ſich gegen den Sturm behaupten, der den Palaſt beſchädigt. Das Wehren des Hergebrachten, des Beſtehenden. Dieſes Hergebrachte, Beſtehende, das den Sturm überdauert, muß unſre Sympathie gewinnen, und damit dies geſchehe, uns ſo traulich nahe gebracht werden, daß wir ſelbſt uns in ihm heimiſch fühlen. Die Stürme werden oft in die Vergangenheit gelegt, alſo doppelt als vergangen dargeſtellt, während das Anslichtbringen des Geſchehnen, das ſich zu jenem verhält, wie Gegenwart zur Vergangenheit, ſozuſagen die einfache Vergangenheit einnimmt und das Erzählen allein Gegenwart iſt.

Ein Beiſpiel ſolchen Emanzipierens der Glieder der Erfindung ſiehe im Altertümler. Die alte Elsbeth war in der Vergangenheit eine Helferin des Betruges, iſt nun in der nächſten Vergangenheit die Entdeckerin oder Angeberin und Erklärerin desſelben. Wie iſt es aber Walter Scott gelungen, dieſe bloße Hilfslinie zum Bilde für ſich zu machen! Welche Geſtalt! Wie intereſſiert ſie ſchon an ſich, ehe man noch daran denkt, ſie werde auch in das innerſte Triebrad der Geſchichte eingreifen, und wie echt ſhakeſpeariſch iſt, daß man über der Bedeutung der Erſcheinung vergißt, daß ſie ein bloßes Mittel iſt, daß die Art, wie ſie das exponiert, wegen deſſen Expoſition die Geſtalt allein vorhanden iſt, uns ebenſoſehr künſtleriſch intereſſiert, als der Gegenſtand der Expoſition ſelbſt. Und dieſer Altertümler ſelbſt; was iſt er mehr, als ein bloßes Hilfsrad im Mechanismus des Ganzen, und welch ſelbſtändiges Intereſſe erwirbt er ſich in unſerm Gemüte! Wie man von Shakeſpeare meint, die Handlung ſei in ſeinen Tragödien die Nebenſache, die handelnden Menſchen in ihrer Beſonderheit die Hauptſache, ſo iſt es bei Scott, die Exiſtenzen ſcheinen die Hauptſache, und das drehende Rad der Begebenheit diene nur, die Exiſtenzen als ſolche in ein natürlich anziehendes Spiel zu ſetzen, nicht dieſe deshalb vorhanden, das Rad drehen zu helfen. Die Sache iſt, daß der Autor das intereſſant macht, was des Intereſſes bedarf, und das ohnehin Intereſſierende ohne weitre Nachhilfe ſeiner eignen Kraft überläßt. Die großen Engländer (in der Poeſie) gehen darin mit Tizian Hand in Hand. Aber wie iſt es beim Homer? Iſt es bei dem alten Epiker anders? anders in der Nibelungenſage? bei den italieniſchen Epikern? bei Cervantes? Gewiß nicht anders als bei Shakeſpeare und Scott. Die Geſtalten ſind immer die Hauptſache. Und wirklich, eine Begebenheit, ſo wunderbar ſie ſei, wird uns nicht ſo auf die Dauer beſchäftigen, als Menſchen, die wir im Umgange lieb gewonnen. Die Wahrheit dieſer Menſchen gewinnt uns für das Wunderbare; ſind uns die Menſchen lieb, wird uns das Wunderbare, was ſie betrifft, deſto gläubiger finden. Ein ſchönes Alltagsleben, in das wir uns eingewöhnen, wird uns durch den Kontraſt mit dem Wunderbaren, welches es doch zugleich uns vermittelt, noch lieber. Daher liege das Wunder mehr in der Vergangenheit, und die natürlichen Folgen desſelben werden uns detailliert. Das Wunder verliert ſeinen Reiz durch das Detaillieren, oder was noch ſchlimmer, unſer Verſtand will nicht darauf eingehen, und wir glauben es nicht. Der Vorgang im Romane muß dem Verſtande völlig einleuchten und beſtändig unſre Überzeugung beſitzen. Daher beſchäftigt er ſich bei Walter Scott ſtets mehr mit Perſonen, die man Nebenperſonen nennen möchte, mit Perſonen, in deren Sein und Thun, weil es ein mittlerer Durchſchnitt des allgemein Menſchlichen iſt, wir uns ohne alle Anſtrengung verſetzen können. So im Altertümler mit dieſem, mit Edie, Hektor, Lovel u. ſ. w. Wie meiſterhaft iſt nun das Wunder eingeführt, d. h. die Geſchichte Evelinens. Erſt wird unſer Gemüt erregt durch den Leichenzug, die Faſſung der Elsbeth in der Hütte, Steenies Begräbnis, die Phantaſie in Bewegung geſetzt durch das wunderliche Benehmen der alten Elsbeth dabei; und nun kommt Lord Glenallan und die Beichte der Alten, in welcher das Wunderbare des Inhalts durch das Wunderbare der Behandlung der Expoſition desſelben balanciert und uns nahe gerückt, und der Verſtand, ſoweit es zweckmäßig, verdunkelt wird. Wäre die Geſchichte Evelinens als Vorgang, d. h. unmittelbar vom Autor, nicht volksballadenartig durch die geſpenſtige alte Frau erzählt, es würde ſchwer halten, das Detail derſelben dem Verſtande annehmlich zu erhalten, und die ſpezifiſche Wirkung des Wunderbaren, in welchem der Hauptzauber der Poeſie des Romans liegt, würde ſich verflüchtigen, entweder ohne Wirkung bleiben oder die unrechte Wirkung thun. So, wie es iſt, erſcheint auch das Schreckliche künſtleriſch gedämpft.

Daraus zu lernen: Man erfinde eine wunderbare Begebenheit mit großen Leidenſchaften, ſchrecklich und gewaltig, deren Folgen und Wirkungen aber dem mittlern Durchſchnitt des Menſchlichen angehören. Jene wird nun wie ein Rätſel in eine ganz natürliche Welt hineinragen. Der Vorgang ſelbſt nun detailliert bloß die Löſung jenes Rätſels zur Zufriedenſtellung des Verſtandes und Gemütes. Er trägt ſich unter Menſchen des mittlern Durchſchnitts zu, die uns zunächſt um ihrer ſelbſt willen intereſſieren müſſen; ein Lebensbild voll Überzeugung; zuweilen wirft das Rätſel ſeinen ſeltſamen Schein, die Phantaſie anregend, in den Vorgang, aber nicht eher, als bis wir für den mehr oder weniger Alltag des Vorganges gewonnen ſind. Wohl zu bedenken aber, daß unſre Phantaſie jederzeit ſchon erregt, und der nüchterne Verſtand zweckmäßig verdunkelt ſei. —

Deshalb erſcheinen Shakeſpeares und Scotts Kunſtwerke wie unabhängige Naturprodukte. Alles darin ſcheint um ſeiner ſelbſt willen vorhanden; alle Abſicht iſt ſo verborgen, daß gar keine darin zu ſein ſcheint.

•Dramatiſche Motive im Roman•

Die Romanſpannung iſt weit abſtrakter als die des Dramas. Es können mehrere Dramen in einem Roman ſtecken, dann verlieren ſie aber — und müſſen es, um epiſch zu werden — die Unmittelbarkeit und Stärke des Konfliktes und damit die größre oder geringre durchſchneidende Beſonderheit der Spannung. Denn das Epos geht nicht auf die als Fortſetzung jeder Handlung dargeſtellten Folgen einer Handlung, ſondern auf eine Begebenheit und deren relatives Ende. Was Schiller und Goethe Retardation nannten, iſt nichts anders, als die begebenheitliche Natur des Epiſchen, die überall die Unmittelbarkeit der Folge aufhebt; eigentlich aber iſt es ein Irrtum, der daher kam, daß ſie ſich das Epos als ein Drama mit Retardationen vorſtellten, d. h. als eine unmittelbare Folge, welche mechaniſch durch „retardierende Momente" unterbrochen werden müßte. Hätten ſie das Epos als Begebenheit gefaßt, wie es iſt, ſo hätten ſie kein mechaniſches Mittel nötig finden müſſen und können. In der Begebenheit iſt das „Retardierende" ſchon organiſch vorhanden, d. h. die Begebenheit, die Naturwirkungen drängen nicht ſo unmittelbar auf die Leidenſchaft, weil Intenſität der Spannung, und daher des Vorgangs ſelbſt, ſondern vielmehr auf die Extenſion der Spannung und damit des Vorgangs. Jenes mechaniſche Retardieren gehört richtig verſtanden in das Drama, um die Spannung nicht ſo leidenſchaftlich werden zu laſſen, daß Gehalt, Poeſie, klare Durchbildung durch den Kontraſt langweilig, alſo ſtörend und hors d'œuvre werden können. Die Alten haben ſolch mechaniſches Retardiermittel in dem Chore — nicht jedoch, als meinte ich, das ſei der ganze Zweck des Chores.

Schönheiten des Details im Roman

Viele charakteriſtiſche Schönheiten liegen bei Walter Scott wie bei Shakeſpeare bloß im Detail. So die, wo der Prediger Holdenough, nachdem er dem Oberſten Everard die Erſcheinung des Jugendfreundes und deſſen Tod, an dem ſein eigner Eifer Miturſache war, erzählt, dann als er gedroht, den Pöbel gegen Heinrich Lee im Jägerhauſe zu Woodſtock zu hetzen, da ihn

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Everard warnend an das eben Erzählte erinnert, aufs äußerſte gereizt von ihm läuft, dann zurückkehrend ihm für die bittre Arznei dankt, dieſe Stelle, wo faſt in jeder Wendung eine charakteriſtiſche Feinheit liegt, z. B. wie er dem Oberſten heißt, mit dem Handſchlag der Verſöhnung zu eilen, weil der „alte Menſch" in ihm dieſe Zögerung für ſich benutzen könnte, und wenn trotz des Vertrauens und der tiefſten Erſchütterung dennoch das Bewußtſein ſeiner Wichtigkeit ſich noch verbitternd einmiſcht, da es ſich beleidigt glaubt. Dieſe Epiſode iſt durchaus nur Detail und greift an keiner Stelle in den kauſalen Nexus, hat für die Begebenheit ſelbſt keinerlei Wichtigkeit. Der alte Prediger konnte, das war pſychologiſch genugſam vorbereitet, ohne Oppoſition die Rückkehr des Heinrich Lee in das Jägerhaus erfahren, oder er brauchte ſie gar nicht in unſrer Gegenwart zu erfahren; es konnte ganz übergangen werden, ob er ſie erfuhr oder nicht, da vor der Hand aus dieſem Wiſſen gar nichts für die Geſchichte weſentliches erfolgt. Aber wieviel hat durch dies Detail das Buch und der Charakter Holdenoughs an Gehalt und Intereſſe gewonnen. Wie kann durch ſolche Behandlung des Details beſonders das Drama, die andern Vorteile nicht zu rechnen, an ſcheinbarem Handlungsreichtum gewinnen! Shakeſpeare iſt reich daran, z. B. Shylock, wie er erſt aus Widerwillen gegen die Chriſten und übler Ahnung aus Träumen nicht zu Baſſanios Bankett gehen will und dann durch eben jenen Widerwillen bewogen wird, es doch zu thun. Für die Charakteriſtik ſind ſolche Züge des Details vom äußerſten Werte; ſie erſparen die Schwierigkeit, die weſentlichen Teile der Handlung ſo einzurichten, daß in ihnen all die einzelnen Momente des Charakters ſich veräußern.

* Schwächlingsgeſtalten *

Bei Walter Scott findet man ſo wenig einen Schwächling als bei Shakeſpeare. Ein Hauptunterſchied aber iſt, daß Shakeſpeare ethiſch-pſychologiſche und Scott hiſtoriſche Probleme behandelt. Das heißt, Shakeſpeare weiß nichts von Konventionen, die alle hiſtoriſcher Natur, bei Walter Scott iſt die Verwicklung gewöhnlich darauf gebaut. Shakeſpeare iſt menſchlich-typiſch, Scott hiſtoriſch-individuell, die Humoriſten ſind gar geſucht und willkürlich individuell, Grilliſten. Bei Shakeſpeare ſind die Motive aus der menſchlichen Natur gegriffen und bei Scott aus den Konventionen gewiſſer Zeiten. Beim Leſen beider fühlt man einen ſehr verſchiednen Eindruck; Shakeſpeare erſcheint uns als ein Offenbarer der Geſetze der menſchlichen Natur, Scott dagegen als ein Anekdotenerzähler zur Unterhaltung. Bei dem letztern ſcheint uns das pſychologiſch Belehrende hinzugefügt der Unterhaltung einen größern Wert zu geben, bei Shakeſpeare dagegen das Unterhaltende da zu ſein, um uns für ſeine Offenbarungen zu gewinnen. Wenn Shakeſpeare ſeinen Stücken eine Art Zeitkoſtüm anlegt, ſo iſt das nicht um der Verkleidung willen, ſondern damit er uns ſeine Menſchen entkleidet zeigen kann von alledem, was die Urgeſtalt der Natur verbirgt. Er wählt alte Zeiten, nicht um uns ferne Konventionen zu oktroyieren, ſondern um ungehindert zu ſein von der Konvention einer hiſtoriſchen Gegenwart. Wenn Gervinus Shakeſpeare darum rühmt, ſo darf er Shakeſpeares Novellenquellen nicht verunglimpfen, denn ſie beſitzen ſchon das Verdienſt; Shakeſpeare brauchte es ihnen nicht erſt zu geben.

Walter Scotts Einheitlichkeit. Seine Durchſchnittshelden

W. Scott iſt zwar nicht auffallend knapp, aber er unterbricht die ſtetige Spannung ſeiner Begebenheit nirgends mit einer Epiſode. Damit nicht die Abſichtlichkeit nackt herausſtehe, und da der Zweck doch zunächſt Unterhaltung, ſo belebt er freilich und emanzipiert das Einzelne bis zu einem gewiſſen Grade. Das iſt ſchon durch das Geſetz des Retardierens geboten, ohne welches keine epiſche Handlung möglich iſt. Aber er geht nie aus dem Gleiſe.

Der Held und deſſen Geſchichte iſt ihm der Faden, an den er ſeine Szenen reiht, und zugleich der mittlere Durchſchnitt, der Maßſtab, der dem Leſer die bedeutendern Geſtalten vermittelt. Der Held iſt dem Alletage des Menſchlichen nahe, das ja im Leben überhaupt die größre Maſſe macht. Sein Geſchick beſchäftigt nun die bedeutendern Geſtalten, die gewaltigen, übergewöhnlichen, ferner die humoriſtiſchen und halbkomiſchen Figuren, indem ſie, bewußt oder auch unbewußt (ihren eignen Antrieben folgend, ohne von ihm zu wiſſen oder auf ihn Rückſicht zu nehmen), hindernd oder fördernd, helfend oder verfolgend, darauf wirken. Stets wird es zweckmäßig ſein, im Roman das retardierende Element in den Helden zu legen, wie im Drama das entgegengeſetzte zweckmäßig iſt. Der Romanheld iſt der Kahn, der glücklich durch die Sturmfluten kommt. Der Dramen- und beſonders der Tragödienheld iſt ſelbſt eine ſolche Sturmflut, die ſich, kämpfend, am Felſenufer der Weltordnung ſelbſt vernichtet.

Im Robin dem Roten z. B. ſind die eigentlich Handelnden der Vater des Helden, Diana, Robin, Jarvie, Vernon. Des Helden Geſchichte iſt nur der Weg, auf welchem wir den Hauptfiguren begegnen, und der dazu gebaut iſt, uns ihnen immer wieder begegnen zu laſſen. Sogar ſolchen Geſtalten wie Morris. Man wird immer an Shakeſpeare erinnert; wo wir in einer Richtung gehen, meinen wir die wunderbarſten Ausbeugungen gemacht zu haben, wir meinen, wer weiß, was alles miterlebt zu haben, während wir nur die Begebenheiten des Helden miterlebten. Oft wähnen wir, der Dichter habe einen Abſtecher in ganz andre

Gebiete gemacht, wo er ſtrikt auf der Straße geblieben iſt. Eine Hauptabſicht war, uns den Robin zu zeigen. Nun ſind alle die Effekte, dramatiſche und lyriſch-maleriſche, mit einer Geſtalt nicht vorzunehmen, die wir beſtändig vor uns haben; die wunderbaren Überraſchungen, wenn die Geſtalt uns plötzlich in den Weg tritt, wo wir dies am wenigſten erwarten, die ganze Wirkung des Geheimnisvollen und Wunderbaren, welche Ingredienzien des Erhabnen ſind, fällt weg, wenn wir uns fortwährend mit deſſen Trägern beiſammen finden. So liegt nun der epiſche Reiz der allmählichen Entwicklung, der Thätigkeit, der mit der Geſtalt des Helden geht, dicht neben dem Reize des Wunderbaren, Überraſchenden, der in den eigentümlichen Charakterfiguren bald hier bald dort den ruhigen Gang der Entwicklung kreuzt. Nun hat der Held ſeine Betrachtungen anzuſtellen, ſeine Vermutungen und Meinungen von den Charakteren und Dingen, ſeine Hoffnung wie ſeine Furcht in Beziehung darauf zu entwickeln, und wir ſind ſeine Vertrauten dabei, wir identifizieren uns mit ihm, was uns leicht wird, da er in ſeinem mittlern Menſchendurchſchnitt Blut von unſerm Blute und Fleiſch von unſerm Fleiſche iſt. Zugleich kann er die Einwendungen, die ſich uns aufdrängen, gegen manches in jenen extremen Geſtalten ausſprechen als ſeine eignen und ſie für uns beantworten und entkräften. So iſt der epiſche Held zugleich der Chorus der Tragödien, die in ſein Leben hereinſpielen. Durch ihn berühren wir ſelbſt uns mit jenen extremen Figuren, thun unſre eignen Fragen in denen des Helden an ſie, ſprechen unſre eignen Empfindungen, unſre Wünſche, unſre Warnungen in den ſeinen gegen ſie aus, zeigen ihnen unſre Anerkennung, unſern Haß in dem ſeinen und reden uns ſo das Übermaß der Gefühle, welches uns ſonſt peinlich würde, vom belaſteten Herzen los. Auch ſelbſt wenn der Autor den Helden uns durch das Ganze in der dritten Perſon darſtellt, iſt es immer, als erzähle er uns in des Helden Geſchichte ſeine eigne; denn der Held bleibt unſer Auge, unſer Ohr, durch die wir die Dinge ſehen und hören. Nur hat er dann den Vorteil, den eigentlichen Haupthelden ſtellenweiſe pauſieren zu laſſen und ſo lange eine andre Geſtalt zu unſerm Medium, unſerm Auge und Ohr zu machen. Doch werden all dieſe Stellvertreter Menſchen von mittlerm Durchſchnitt ſein. Nie geht der Autor und ſeine Entwicklung des Vorgangs mit einem extremen Charakter, aus dem einfachen Grunde, weil es uns zu ſchwer würde, uns mit außerordentlichen Naturen zu identifizieren, und weil ſie ihren Reiz des Wunderbaren verlieren würden. Nie ſind wir die Begleiter einer Meg Merilis, eines Robin oder einer Helene Campbell. Im Altertümler geht die Erzählung bald mit Lovel, bald mit Oldbuck, mit Edie, ſelbſt einmal mit Douſterſwivel. Die Hauptwunder eines Buches erzählt uns der Autor nie ſelbſt; gewöhnlich läßt er dieſe von ſolchen Geſtalten erzählen, die an dem Wunder mit thätig geweſen ſind, und er erklärt die Möglichkeit dieſer Thätigkeit durch die Eigentümlichkeit des Weſens, das ſie erzählt, wie z. B. die Elsbeth. Der Zuſtand, das ganze Weſen, das die Gräfin noch beſitzt und uns in ihrem Thun und Reden zeigt, muß für die Möglichkeit der Geſchichte einſtehen, die ſie uns erzählt, die Stimmung, die der Autor durch all das erregt — und nicht plötzlich, ſondern allmählich vorbereitend —, hilft dazu, indem ſie unſre Phantaſie ins Übergewicht ſetzt gegen unſern Verſtand. —

Die Romane Walter Scotts haben meiner Meinung nach darin einen großen Vorteil und einen Grund ihrer ungemeinen Popularität, daß in ihnen die Hauptarten des Romans zuſammengefaßt ſind, und zwar ſo, daß der Schöpfung die eigentümlichen Reize jeder Art zu gute kommen und die Mängel der Gattung wegfallen oder durch die Reize der andern Arten die Mängel jeder einzelnen verdeckt werden. Jede Zuſammenfaſſung mehrerer Arten müßte einen Vorteil bringen; es fragt ſich nur, in welcher Weiſe dieſe Zuſammenfaſſung ſtattzufinden hat, welche Art den Faden herzugeben hat u. ſ. w. —

Der Held iſt bei Scott gewöhnlich ein Fremdling der in die Gegend kommt, worin die eigentümlichen Figuren, die in ſeine Geſchichte verflochten ſind oder werden, daheim ſind. Wir werden mit Gegenden u. ſ. w. bekannt, indem der Held damit bekannt wird. Dadurch wird der Sittenroman praktikabler. Er, der Held, unſer eigner Durchſchnitt, kommt aus unſern Sitten in dieſe fremden, die ihm darum auffallen müſſen, er iſt auch hier unſer Organ, er vermittelt uns mit dem Orte und deſſen Bewohnern, deſſen ganzer Eigenheit, ſeine Reflexionen darüber ſind die unſern. Iſt des Helden Vorgeſchichte uns im Anfang bekannt gemacht worden, wie im Waverley und Robin, ſo haben wir den biographiſchen Roman, deſſen Held eben nur der Held des Ganzen, des Romans überhaupt ſein kann. Der pſychologiſche Roman kann nur inſofern ſich mit dem Miſchroman vereinigen, daß ſein Held nicht der Held des Miſchromans, vielmehr iſt dieſer Held der Beobachter, er kann mit dem Träger des pſychologiſchen Problems bekannt zu werden ſuchen oder mit dem Problem ſelbſt, oder ſeine ſonſtigen Intereſſen können ihn dazu treiben, in ihm ſelbſt aber darf das Problem nicht vorgehen, ſonſt würde er ein dramatiſcher Held und gehörte nicht in den Roman. Er ſtellt die Reflexionen an u. ſ. w. und iſt auch wiederum das Organ des Leſers; er iſt immer mit uns auf einem Boden der Bildung, er ſieht die Menſchen und Dinge im ganzen mit demſelben Auge an, wie wir, er hat mit uns den gleichen Standpunkt. Eigentlich ſollte man einen andern Namen für dieſes unſer

Organ haben; der eigentliche Held im Robin Roy z. B. iſt Robin. Dieſer kann nun deſto bedeutender auftreten, weil wir ſein Leben nicht von Schritt zu Schritt verfolgen; wir ſehen von ihm nur Momente, wo er bedeutend iſt, er überraſcht uns mit ſeiner Allgegenwart, er zeigt ſich immer nur in der intereſſanteſten Attitüde. Die Geſchichte Franz Osbaldiſtons iſt nur der Weg, der uns immer dahin führt, wo wir dem Robin in deſſen Glanzpunkten begegnen. Die Geſchichte des Osbaldiſton iſt nur der Weg, den der Autor uns um einen ſchönen gewaltigen Berg ſo herumführt, daß wir dieſen, nachdem wir ihn einige Zeit aus den Augen verloren, etwa durch das Hindernis andrer kleinrer Höhen oder dichter Waldbäume um uns, immer wieder erblicken, und zwar von ſeinen maleriſchen Seiten, angenehm überraſcht bald von ſeiner ſchroffen Erhabenheit, Wildheit, ja zuweilen in Furcht geſetzt, er werde ein vorgeſtrecktes Felsſtück auf uns niederſtürzen laſſen, bald wieder von Seite ſeiner ruhigern Größe und ſchönern Fülle. Daher der Charakter des Pittoresken der dichteriſchen Thätigkeit Scotts, er zeigt uns von Menſchen und Ständen, Gegenden und Sitten die pittoresken Seiten und benutzt dazu die Hilfsmittel von Wechſel, Kontraſt, Überraſchung, Stimmung, ganz wie es der engliſche Landſchaftsgartenkünſtler thut.

Alſo — eine Anzahl von bedeutenden Geſtalten verſchiedenſter Art, die mit dem Helden in ebenſo verſchiedenartigen Verhältniſſen ſchon ſtehen oder erſt hineintreten. Dann der Held ſelbſt, der uns weniger als bedeutende Geſtalt intereſſiert, deſſen Geſchichte uns mehr anzieht, als er ſelbſt und eben daher, weil ſie nur das Mittel iſt, jene Geſtalten in ihren bedeutendſten Augenblicken uns immer wieder begegnen zu laſſen oder ſie in Thätigkeiten zu verſetzen, in denen ihre ſittliche Schönheit oder ihre edle und milde Größe im Guten oder Böſen ſich am vorteilhafteſten zeigen kann. Dies der Hauptunterſchied zwiſchen dem Roman- und dem Dramenhelden. Denkt man ſich Lear als Roman, ſo würde Edgar ungefähr der Held ſein müſſen. Im Hamlet trifft der Dramenheld am nächſten mit dem Begriff des Romanhelden zuſammen. Wollte man dagegen aus Robin dem Roten ein Drama machen, würde Robin ſelbſt der Held ſein müſſen, aber die Geſchichte müßte ſehr verändert werden, Franz Osbaldiſton ganz wegfallen. So im Waverley wäre Vich Jan Vohr der tragiſche Held, im Altertümler die Gräfin von Glenallan.

Selbſt im Altertümler, wo der Held ſelbſt — ausnahmsweiſe bei Scott — uns ſtellenweiſe aus den Augen verſchwindet, iſt er es, in welchem wir erſt mit Oldbuck, dann mit Edie, ferner mit Arthur, Iſabelle, den Fiſchern und endlich mit Hektor bekannt werden. Wir ſehen alle dieſe ſozuſagen erſt mit ſeinen Augen und ſo individuell ſein Charakter, es iſt doch derjenige durch den ganzen Roman, der unſerm Durchſchnitt am nächſten ſteht, alſo der geſchickteſte iſt, uns mit ihm zu identifizieren. Erſt wenn durch ihn Oldbuck, Edie u. ſ. w. uns bekannt und nahe gebracht ſind, ſpringt die Erzählung wechſelnd zu dieſer über. So wie wir über des Altertümlers grilliges Koſtüm hinüber ſind und den Durchſchnittsmenſchen auch in ihm aufgefunden haben und dadurch einigermaßen in den Stand geſetzt ſind, uns mit ihm zu identifizieren, wird er unſer Organ; dann Edie, der ebenfalls, nachdem uns ſein Sittenkoſtüm gewohnt worden, ſich als einen Durchſchnittsmenſchen ausweiſt. Mit Sir Arthur und Hektor geht die Geſchichte weniger, noch weniger mit den Glenallans und Elsbeth, weil uns dieſe Menſchen fremder bleiben müſſen.

Die Helden ſind immer ſo gebildet, daß ſie geſchickt ſind, das Medium zwiſchen uns und den auffallenden, den draſtiſchen Geſtalten des Romans zu werden. Erſtlich ſtehen ſie uns nach ihrer Charakteranlage am nächſten, das heißt ſie repräſentieren am vollſtändigſten den mittlern Durchſchnitt, dann ſind ſie ſo beſchaffen, daß ſie für die Art Eindrücke am meiſten geſtimmt und geeignet ſind, die jene draſtiſchen Figuren machen ſollen; ſie ſind alle mehr aufnehmend als produktiv, ſie ſind die geſchickteſten Spiegel für die Lagen und Perſonen, die ſie reproduzieren ſollen in Stimmung und Reflexion; ſie ſind deshalb jung, friſch, haben eine Phantaſievorneigung, wie die Leſer ſelbſt, die ſonſt nicht zu dem Romane greifen würden, in ihnen erlebt der Leſer den Roman.

* Scotts „Altertümler“ und „Aſtrolog“ *

Auf eine Erkennung und Wiedereinſetzung von den Eltern entrißnen Kindern kommen beide Romane hinaus. Es iſt dies das Motiv ſchon des „Tom Jones.“ Wir ſehen in dieſen beiden Werken nur eine Erweiterung und Durchbildung der Elemente des „Tom Jones,“ ſowohl in der Erfindung als in der Behandlung, dazu eine Konzentration in der Zeit. Hier, im Tom Jones, iſt ſchon das Reiſen des Helden, im Robin auch ſeine Kontraſtierung mit einem komiſchen Charakter als Begleiter, was auf Cervantes zurückweiſt; dem Jones fehlt ſchon weder der hiſtoriſche Hintergrund (und zwar derſelbe wie bei Scotts ſchottiſchen Romanen, eine Invaſion des Prätendenten) noch die Tendenz auf Sittenſchildrung (Junker Weſtern). Der Gärtner, der Franz Osbaldiſtone begleitet, hat große Verwandtſchaft mit Rebhuhn in ſeiner Indiskretion, die immer des Herren Lage verſchlimmert, wo ſie verbeſſern ſoll, in ſeiner Geſchwätzigkeit; was bei Rebhuhn die ſchulmeiſterliche Manie vom Gelehrten, iſt hier die vom Presbyterianer. Eigentlich laſſen ſich beide auf den klaſſiſchen Sancho Panſa, als ihren Ahnherrn, Vater und Großvater zurückführen. Nur das romantiſche, pittoreske Element der Ballade, die Ruinen u. ſ. w. fehlen dem Engländer, dafür dem Schotten die Zotenbeimiſchung, ein Mangel, durch welchen dieſer ebenſoviel gewinnt, als durch jenes Voraushaben. —

Nun iſt beſonders bemerkenswert, wie alle die Nebenfiguren in dieſen beiden Novellen (Aſtrolog und Altertümler) trotz des individuellſten Details keine eigne detaillierte Geſchichte haben — nur inſofern ihr Handeln und Leiden in des Helden Geſchichte eingreift, iſt es detailliert — mit Ausnahme Guy Mannerings; aber ſelbſt dieſe iſt nur Mittel zum Zwecke, der in Browns Geſchichte liegt; und nicht zu überſehen iſt es, daß durch den kleinen Teil von ſcheinbar ſelbſtändiger Geſchichte die Erzählung etwas Stotterndes, immer von vorn Anfangendes erhalten hat.

Die Kunſt iſt alſo: eine Fabel zu entwerfen, in der alle Figuren eigentlich bloß Hilfslinien an einer geometriſchen Figur, Gerüſte an einem Baue ſind und dann dieſe Figuren ſo auszuführen, daß ſie vollkommen ſelbſtändig und mit eignem Kerne verſehen erſcheinen und doch bei allem Reichtum ihres Details nicht aufhören, jene bloßen Hilfslinien zu ſein; wie jedes Organ möglichſt emanzipiert iſt, und doch keins zu einem Nebenherzen der Geſchichte ſelbſt wird. Das iſt die epiſche Schlankheit und Geſchloſſenheit, die über der epiſchen Breite nie verloren werden darf. Die epiſche Breite gehört bloß der Ausführung, nicht der Erfindung.

Nie wendet in der Erzählung Scott ſich unmittelbar an den Leſer; wenn er z. B. uns mit einer neuen Geſtalt bekannt macht, ſo ſtellt er ſie ſozuſagen nicht unmittelbar uns, ſondern einer andern Perſon vor die wir ſchon kennen, alſo die uns ſchon vorgeſtellt iſt. Auch große Leidenſchaften beſchreibt er weniger uns unmittelbar ſelbſt, ſondern mehr unſerm Stellvertreter, deſſen Bewundrung, Mitleid, aber auch deſſen Verwundrung, Bedenken und Wehren gegen Sympathie — wenn der Gegenſtand ihrer nicht wert — all dieſe Gefühle mit betreffenden Reflexionen für uns, das iſt an unſrer Stelle, ausſpricht. Nur wenn der Held irrt und der Autor nicht will, daß wir in dem Momente mit dem Helden irren ſollen, ſpricht er aus oder deutet er an, daß der Held wohl irren möge, oder daß er wirklich irre, wobei er den pſychologiſchen Grund davon angiebt, d. h. dieſes Irrtums. Shakeſpeare hat in jedem Stücke ſolche Vermittler, ja faſt jede Perſon, ſogar der Held ſelbſt tritt momentan auf den Standpunkt des Betrachtenden andern gegenüber; bei Scott iſt es hauptſächlich der Held, der den leidenſchaftlichern, gewaltiger angelegten Charakteren in dieſer Weiſe gegenüberſteht, aber jede Geſtalt des Romans, die uns einmal bekannt iſt und — wohlverſtanden! — die ſich in der Faſſung befindet, in welcher der Menſch fähig iſt, zu beobachten, zu betrachten, zu reflektieren, verſieht dieſe Obliegenheit, den durch Leidenſchaft außer ſich geſetzten Charakter für uns zu ſpiegeln. Deshalb ſind auch ſeine Helden nicht von großen, mächtigen Leidenſchaften, an die ſie ſich verlieren könnten — kurz, ſie ſind Durchſchnittsmenſchen! — In Dickens iſt eine Schwenkung nach dem Drama zu; faſt in jeder Szene wechſelt der Faden und läßt Dickens uns mit einer andern ſeiner Figuren gehen. Das giebt ihm natürlicherweiſe manchen Vorteil, aber auch ebenſoviele Nachteile; die epiſche Schlankheit geht dabei verloren. Scott hat in ſeinen Romanen naive und überlegne Geſtalten, auch ſolche, die beides zugleich in ganz eigentümlicher Miſchung ſind; ſeine Helden ſtehen gewöhnlich zwiſchen beiden; ſie haben Bildung und Lebenskenntnis, dazu vortrefflichen Menſchenverſtand genug, ein richtiges Urteil über Dinge und Perſonen zu fällen; ſie haben Mut und Ehrgefühl genug, auch die Überſpannung dieſer Gefühle zu begreifen, wenn auch Verſtand genug, zu beurteilen, wie weit dieſe über die richtige Mitte geht. Man könnte ſagen: der Held repräſentiere das Gemeingefühl, die rechte Beſonnenheit. Beſonders iſt dies der Fall, wo der Held ſelber der Erzähler iſt, wie im Robin; und bei ſolch extremen blendenden Erſcheinungen iſt es doppelt nötig, daß ein richtiges ſittliches Urteil Schritt vor Schritt mit der Erſcheinung geht, in welcher das Schlimme ſo mit dem Glänzenden verwachſen iſt. Dies Urteil braucht keine Reflexionen; es kann in der Wirkung der Handlungen und Reden auf die Gefühle des Helden dargeſtellt werden; wie in genannter Geſchichte in Franz Osbaldiſtone neben Bewundrung und Mitleid mit Robin doch immer der Schauder vor dem Verbrecher lebendig bleibt. Wohlthätig wirkt in dieſem Sinne auch der ſittliche Unwillen über nicht zu rechtfertigende Handlungen, welcher zugleich der Geſtalt eine Folie giebt, in der er ſich trotz Gefahr Luſt macht, wie im Jarvie bei Morris Tötung.

Gerade wie Shakeſpeare dieſe Schauder bei ſeinen ähnlichen Geſtalten in uns fortwährend wachzuhalten verſteht, ganz anders als Schiller und Corneille, bei denen die Gefährlichkeit blendender Laſter, Verbrechen und Verirrungen von ſittlicher Warnung nicht balanciert wird, ſodaß nur die Jugend ſehr befriedigt iſt; ihre eignen leidenſchaftlichen Verirrungen verherrlicht, politiſche weltbürgerliche Schwärmerei als Gegenſtand für bewundernde Nachahmung, auch den Selbſtmord als eine edle, würdevolle Handlung dargeſtellt zu finden, ja einer ſelbſtiſchen wilden Soldateska ihre Begeiſtrung zugewendet zu ſehen.

Und reißt einmal Leidenſchaft, Überſpannung eines Gefühls den Helden ſelbſt hin, ſo muß ihm wieder eine andre Perſon gegenübergeſtellt werden, in welcher das ſittliche Urteil, der Gemeinſinn, der ruhige Verſtand ihren Ausdruck finden; muß eine andre Geſtalt an dem Helden das leiſten, was der Held in der Regel an den andern Geſtalten. Und iſt der Held eben mit ſich allein, ſo muß der Autor in ſeiner Darſtellung den Mangel des perſonifizierten Maßſtabes erſetzen. Das will geſchickt gemacht ſein, damit der dramatiſche Anſtrich, der Anſchein der Objektivität der Darſtellung nicht verletzt werde.

Schwierig iſt es, ein allmähliches Werden im Romane darzuſtellen, ohne den epiſchen und objektiven Ton, die Haltung zu verlieren. Walter Scott teilt ſolche Prozeſſe in Stationen, zeigt uns die betreffende Geſtalt darin und geht zwiſchen dieſen Zeigemomenten mit andern Figuren, ſodaß ſtets die zu dem Anwachſen oder Abnehmen in dem Grade, wie die Station ſie zeigen ſoll, notwendig erforderliche Zeit dazwiſchen liegt, holt dann, ſo oft die Erzählung zu der betreffenden Geſtalt zurückkehrt, in gedrängtem Reſumé nach, was hinter den Couliſſen unterdes an ihr wuchs oder abnahm. Dieſe Stationen aber müſſen Handlung darſtellen, Geſpräche der betreffenden Perſonen und ſonſt Thätigkeiten, damit die Stetigkeit des Verlaufes nicht innerhalb desſelben Kapitels unterbrochen wird; wie denn das Hin- und Herſpringen ohne längres Verweilen, d. h. ſolange, daß Illuſion und Sympathie wiederum ins Spiel geſetzt werden konnte, ſein ſehr Unangenehmes hat. Solche Station muß ſtets ihre nächſte Vergangenheit und nächſte Zukunft mit ſich haben; und je weniger bloße Aufzählung dabei, deſto beſſer. Das beſte Schema: die Perſon kommt agierend, — nachdem wir bei ihr wieder heimiſch geworden, kommt das Reſumé — welches immer beſſer die betreffenden Geſtalten oder andre für ſie — vielleicht im Geſpräche mit ihnen (denn je weniger der Autor in Perſon ſich darein mengt, die Illuſion momentan aufhebend, deſto beſſer!) geben; nun fährt die Perſon in ihrem Handeln fort und das Kapitel ſchließt damit, daß ſie zu einer andern Handlung ſich vorbereitet oder zu derſelben die erſten Schritte thut; die folgenden werden für den nächſten Auftritt der Perſon aufgeſpart, wo ſie dann entweder dargeſtellt oder reſümiert werden. Je erregter die betreffende Perſon, deſto ruhiger muß diejenige, die die Szene mit ihr hat, ſozuſagen im Augenblicke der Held, der Beobachter, der Warner u. ſ. w. und der Chorus werden. Wir müſſen die betreffende Perſon mehr im Spiegel ſehen als mit unmittelbar auf ſie ſelbſt gerichtetem Blicke. So auch bei Streitſzenen, wo ſich mehrere Perſonen feindlich oder doch affektvoll gegenüberſtehen, müſſen wir mehr mit ihrem Spiegel beſchäftigt werden als unmittelbar mit ihnen ſelbſt. Je weniger oft die Erzählung abbricht, deſto beſſer. Läßt ſich jenes innre Werden, von deſſen Darſtellung und der Schwierigkeit dieſer Darſtellung eben die Rede, in äußrer Handlung verkörpern, und zwar ohne daß die epiſche Haltung dabei aufgegeben werden müßte, ſo ſtelle man es immerhin ſtetig dar, ſehe aber darauf, daß das Detail intereſſant genug wird, uns an jeden Schritt zu feſſeln, und die Phantaſie des Leſers nicht verſucht werde, der Darſtellung vorzueilen. Dann ſehe man auch darauf, daß der Wechſel des Ernſten und Komiſchen nie zu lange unterbrochen wird. Denn das Hauptgeſetz iſt: wir müſſen geſpannt ſein auf das Reſultat und doch mit ganzem Behagen dem Weg dahin Schritt vor Schritt folgen. Das Ziel des Weges muß uns locken, nicht ſtille ſtehen zu bleiben, und der Weg ſelbſt muß uns genug zefallen, um langſam gehen zu mögen.

Summa: der Charakter des Epiſchen iſt Mittelbarkeit, Umweg, Hindurchgehen des Starken, Unmittelbaren durch das Medium, das mildernde einer dritten

Perſon, ſodaß wir ſozuſagen es aus der andern Hand erhalten, die Urteil und Betrachtung bereits dazu gethan, oder ſo, daß wir den Eindruck der Anſchauung unmittelbar mit dem Urteile darüber vereint erhalten — dies Urteil mag immer als das Gefühl, das ſich ausſpricht, ja ſelbſt als Handlung dargeſtellt ſein; ja dieſes iſt ſogar das beßre. Man denkt an die Mitteilung der unmittelbaren Sinnesempfindung von Nerv zu Nerv und die Windungen der letzten, bevor ſie dem Rückenmark und durch dieſes erſt wiederum dem Hirne mitgeteilt wird.

Alſo wo der Held ſelbſt in einer Erregung oder in eine ſolche hineingeratend dargeſtellt werden muß, er alſo die Faſſung verliert, die ihn zu unſerm Medium qualifiziert, oder auch die Handlung in ihm zu innerlich wird, in ſolchen Kapiteln gehe die Erzählung mit einer andern Perſon, die die Qualifikation hat, ſolange ſeine Stelle bei uns zu vertreten. Oft wird dies Verfahren auch dadurch nötig, daß es in des Autors Intereſſe liegen kann, uns nicht zu ſagen, was in dem Helden vorgeht, oder wenigſtens die Gründe dieſes Vorganges an der betreffenden Stelle uns zu verſchweigen. So bei dem Ausfluge nach St. Ruth, in welchem Lovel eine pathologiſche Geſtalt, ſteht Oldbuck im Vordergrunde der Erzählung; wir erfahren mehr, was in den andern in Bezug auf Lovel vorgeht, als was in ihm ſelbſt. Dagegen, wo Oldbuck ſeine ganze Originalität zeigen ſoll — bei dem erſten Beſuche Lovels —, gehen wir mit Lovel. Hier betrachten wir in Gemeinſchaft mit Lovel, der eben uns näher ſteht und unſre Stelle vertritt, den wunderlichen Oldbuck; dann wo Oldbuck uns begreiflicher iſt, betrachtet er mit uns Lovel, der nun uns fremder iſt, d. h. in einem Zuſtande, der von dem Mittelzuſtande weiter abliegt. So betrachten wir den Wunderlichern (momentan Wunderlichern) jederzeit durch den eben weniger

Wunderlichen, der uns durch dieſes Weniger relativ im Augenblicke näher gerückt iſt. Immer wird uns das relativ Fremdre durch das relativ Bekanntre vermittelt; abgeſehen davon, welcher Vorteil für die feinere, tiefere Charakteriſtik mehrer Figuren für den Autor in dieſem Springen von einer Geſtalt zur andern liegt.

Bei Scott und zu ſeiner Zeit war die Liebesgeſchichte die: das eine der Liebenden hatte Geburt gegen ſich. Ungleichheit im Vermögen war nicht die Urſache, die zwei Liebende auseinander hielt; das iſt ſie jetzt erſt geworden, wo die Unebenbürtigkeit nicht mehr ſoviel zu bedeuten hat. Damals war das Vorurteil der edlern Geburt das gewöhnliche Motiv; der Reichtum konnte es, auch wenn der Adel mit Armut verknüpft war, nicht überwinden. Nun blieben zwei Wege, entweder mußte ſich am Ende herausſtellen, daß der adlige Teil in Wahrheit auch ein Bürgerkind war, aber dieſer Weg wurde nicht begangen — oder der bürgerliche wies ſich zuletzt als ebenfalls adlig, ja vielleicht in der Geburt dem andern Teile noch überlegen aus, und dann konnte der Autor abtreten, wenn der Paſtor auftrat. Jetzt, unter dem Einfluſſe der demokratiſchen Mehrzahl des Publikums, tritt der adlige Teil ſelber von ſeinem Poſtamente herab und giebt das innerlich überwundne Vorurteil faktiſch auf. — Alſo die Liebe Lovels. Es ſteht die Ungleichheit der Geburt dazwiſchen; die muß hinweggeräumt werden, damit die Liebesgeſchichte glücklich ſchließt. Vor unſerm Gefühle muß erſt die Liebe für Verſchmähung ſich auf das edelſte rächen; die Verkennung Lovels muß zu einer Art Triumph für ihn ausſchlagen. Das zweite möglich zu machen hilft Douſterſwivel, zum dritten wurde Hektor nötig. Das erſte geſchieht durch Erhellung des Verhaltes von Lovels Geburt. Der Baſtard wird zu einem großen Grafen.

Eigentlich iſt bei Scotts Fabeln die Liebesgeſchichte Hauptſache. So Bertram, Lovel, Franz Osbaldiſton. Dem Helden des Romanes iſt alſo die Leidenſchaft der Liebe als Departement überwieſen. Die Liebe iſt im Anfang eine unglückliche; hier treten allerlei Variationen über das faſt immer gleiche Motiv — Ungleichheit der Geburt, Religion, bereits getroffne Dispoſition — ein. (Ein originelles Motiv das erſt trennende, dann hinweggeräumte zwiſchen Lothario und Tereſa.)

Im Roman darf das Pathologiſche der Spannung nur ſelten und vorübergehend angewandt ſein; das meiſte muß die Freude an den darin auftretenden Menſchen thun. Vollends darf das Schickſal des Helden uns nie zu anhaltend pathologiſch beſchäftigen. Auch das hat Scott vortrefflich verſtanden und iſt auch dieſem Mangel dadurch ausgewichen, daß das Pathologiſche ſich hauptſächlich auf die Figuren beſchränkt, mit denen wir nur durch Vermittlung des Helden zu thun haben, mit denen wir nicht Schritt vor Schritt gehen, denen wir nur in Spatien begegnen. Schon aus der relativen Länge des Romans iſt die Regel herzuleiten; denn, was wir drei Stunden lang ertragen, dulden wir nicht die Tage lang, die die Lektüre des Romans ausfüllt. Die Regel bleibt, daß die Grundfabel des Romans nicht tragiſch ſein darf, auch kein ſpannendes pſychologiſch-pathologiſches Problem. Unter den in die Fabel verflochtnen großen, pathologiſchen Geſtalten dürfen welche ein tragiſches Schickſal haben; ſo hat es Mac Ivor, ſo könnte es Robin haben, ſo hat es Eveline Neville und Graf Glenallan, ſo hat es Meg Merilies. Tragiſches Schickſal darf nur mit großer, überwachſender Leidenſchaft und entſprechender Situation beiſammen ſein. So wie dies bei dem Helden der Fall iſt, ſo iſt das Drama fertig, die Tragödie oder das große Epos.

Daher muß auch der Kauſalnexus im Romane mehr verſteckt werden, die wirkliche Erſcheinung, die Exiſtenz, das Detail, der Zuſtand immer im Übergewichte ſein. Wir müſſen immer das Ziel über dem Wege vergeſſen und nur zuweilen daran erinnert werden, um es wieder ſo zu vergeſſen.

So gehen nun in ſolchem Romane, der ein vor dem Beginne liegendes Rätſel hat, zwei Vorgänge neben einander, ein ſynthetiſcher und ein analytiſcher; einer, dem man Schritt vor Schritt folgt, und einer, der mehr nur geahnt wird, nachdem er in ſeiner völlig rätſelhaften Einwirkung auf den andern erſt bloß unbeſtimmte aber ſcharfe Neugierde erregt. Später geht die Ahnung in immer klareres Wiſſen um die Natur des Rätſels über; die letzte Spannung iſt, ob das, was die theoretiſche Löſung des Rätſels auf die Zuſtände zu deren praktiſchen Löſung und damit der Befriedigung des Leſers möglicherweiſe wirken kann, wirklich wirkt, ob die noch übrigen letzten Bedingungen dazu ſich noch finden werden. Dabei iſt zu ſorgen, daß das Ganze möglichſt abgeſchloſſen ſei, d. h. daß die beiden Vorgänge, der ſynthetiſche und der analytiſche — wie wir ſie einmal nennen wollen —, im ſteten Kauſalverbande ſtehen. Die beſte Weiſe, in der ſie zu vereinen, iſt, daß eben der ſynthetiſche Vorgang Schritt vor Schritt ein Stück von dem Rätſel löſt; alſo daß jeder Schritt in der Begebenheit vom Anfangspunkte weiter vorwärts einen Schritt derſelben von da rückwärts aufhellt, die Geſchichte alſo zugleich vorwärts und rückwärts fortſchreitet, bis die Löſung des Rätſels am Anfange die Löſung der Verwicklung am Ende herbeiführt. Oder daß die fortſchreitende Verwicklung zugleich eine fortſchreitende Auflöſung iſt. Ähnlich wie bei einer plötzlichen Steigerung einer Eiſenbahn die von der Höhe herabfahrende Lokomotive als Vorſpann die andre nach der Höhe heraufzieht. Der Zuſammenhang der Liebesgeſchichte mit den pathologiſchen Geſtalten und den hiſtoriſchen Teilen des Romanes wird ſo hergeſtellt, daß die Liebesgeſchichte der eigentliche Faden iſt. Es iſt entweder eine Liebe, deren Entſtehung ſchon unter Hinderniſſen der Vereinigung geſchieht, oder deren Entſtehen unter Vereinigung verheißenden Umſtänden erfolgte, die aber nun Hinderniſſe findet. Alſo zwei Liebende, die ſich finden auf den Rändern einer Kluft, die bereits zwiſchen ihnen, oder zwiſchen denen eine Kluft erſt ſich aufthut, da ſie ſich ſchon fanden. Dieſe Kluft iſt entweder in Konventionen begründet, oder ſie entſteht aus einer hiſtoriſchen Parteiung. Es iſt noch ein Fall denkbar, daß dieſe Kluft ſchon vorhanden, aber nicht ſichtbar, weil die Liebenden ihre wahre Lage nicht kannten. — Nun wird entweder dieſe Kluft geebnet, oder auch es erweiſt ſich, daß die Kluft bloß eine ſcheinbare war — wie wenn einer für einen Baſtard oder Unebenbürtigen gilt, und es ſich nun ergiebt, daß er dieſes in Wahrheit nicht iſt. Die Kluft, das Hindernis entweder eine innre, pſychologiſche, moraliſche oder eine äußre, hiſtoriſche, d. h. ſie liegt entweder im Charakter oder in den Umſtänden.

Nach dieſem Schema ſind eine große Anzahl Romane gebaut. Ein Rätſel ragt aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein; die Verwicklungen der Gegenwart entwickeln ſich, indem ſie jenes Rätſel löſen. Der Lampenputzer, der Clennamſtamm in Klein-Dorrit, das Idyll im (Immermannſchen) Münchhauſen, Barnaby Rudge, auch Wilhelm Meiſter, wiewohl hier die Entwicklung nichts mit dem Vorrätſel zu thun hat; Tom Jones u. a.

Barnaby Rudge von Dickens

Es ſind in dieſem Romane eine Kriminalgeſchichte, zwei Liebesgeſchichten, eine Aufruhrgeſchichte und zwei Familiengeſchichten (Rudges und Gabriel Vardens) ſo verflochten, daß die eine die andere motiviert. Außerdem ſtecken auch noch einige bloß ſkizzierte Geſchichten darin, z. B. die Hughs und ſeiner Mutter, die aber wenig zu ihrem Rechte kommt. Auch die Figuren greifen aus der einen in die andre hinüber; die meiſten ſind in allen dieſen einzelnen Geſchichten daheim, z. B. Varden, der in der Kriminalgeſchichte der Repräſentant des Zuſchauers und Vertraute der Rudge und der Haredale, in der einen Liebesgeſchichte ein Agent, in der andern ein Vater, in der einen Familiengeſchichte (Baron) ein Freund, in der andern ein Held, in der hiſtoriſchen der loyale Bürger.

Von den Charakteren ſind einige Probleme, der politiſche Don Quixote Gordon; der Mörder, der der Entdeckung durch eine dunkle Gewalt, den Schwindel des Gewiſſens, zugedrängt wird, der er vergeblich entgegenkämpft, den die Folgen einer ſelbſtſüchtigen That zum Ausbunde von Selbſtſucht machen; Haredale, der ſich dadurch, daß er einen Gedanken zum Inhalte ſeines Lebens macht, iſoliert. Die eine Liebes- und die eine Familiengeſchichte ſind zugleich Beſſerungsgeſchichten, deren eine, die hiſtoriſche, das korrigierende Moment bietet. Das Unglück und die Entfernung Miggs, beide durch den Aufruhr herbeigeführt, beſſern die Mrs. Varden. Es ſind dieſelben Schauſpieler, die in ſieben verſchiednen Stücken auftreten, welche ſzenenweiſe ineinander geſchoben ſind. Auch dies iſt nur eine Erweiterung Shakeſpeares, der ſelbſt ſchon eine Erweiterung der Alten erſcheint. Wie bei Shakeſpeare oft zwei Handlungen einander kontraſtierend und dadurch erklärend in Bezug auf Ideendarſtellung zu einer vereinigt ſind, ſo iſts hier mit ſieben der Fall, von denen je zwei und zwei wie ihre Helden ſich parodieren und kontraſtieren. So Gordon und Barnaby, zwei Verrückte, der Mörder und Cheſter, zwei Selbſtſüchtige, Haredale und der Schloſſer, zwei Thatkräſtige. Das dramatiſche Movens zuſammengeſetzt aus den Motiven aller Einzelnen. Die eine Geſchichte, die Kriminalgeſchichte, iſt eigentlich am Anfange des Buches in ihrem Weſentlichen ſchon vorüber, es fehlt nur die Entdeckung des Mörders; dieſe Geſchichte hat einen analytiſchen Gang, während die andern ſynthetiſch vorſchreiten. Sie giebt da ſchon eine Spannung, wo die andern, noch im Keime liegend, dies nicht vermögen. Sie hat mit an der Situation der einen Liebesgeſchichte gebaut; ſie hat das Hauptmotiv zu der Feindſchaft Haredales und Cheſters geliefert.

Zwei Städte von Dickens

Der jüngre Marquis Evremond hat eine Unterthanin ihrem Manne genommen, ſie gewaltſam zu ſeiner Maitreſſe gemacht und ihren Bruder, der ſie rächen will, tödlich getroffen. Die Brüder Evremond nehmen vom Wege den Dr. Manette aus Beauvais in einem Wagen zu der Wahnſinnigen und dem Sterbenden mit, der dem Arzte die Geſchichte erzählt. Der ältre Evremond rät dem Arzte, der Geld ausſchlägt, Schweigen. Der Doktor zeigt die Geſchichte in einem Briefe dem Miniſter an, erfährt von der Gattin des ältern Evremond, welche ihn beſucht und für die jüngre Schweſter jener Geſchwiſter ſorgen will, deren Namen ſie nicht wiſſen, und die der Bruder in die Fremde in Sicherheit gebracht hat, den Namen des Marquis. Sie hat ihren Knaben bei ſich und möchte durch Wohlthaten ihn dem Fluch entziehen, deſſen nahe Vollziehung (le déluge) auch ſie ahnt. Der Doktor wird unter dem Vorwande, zu einem Kranken gerufen zu werden, nach der Baſtille gebracht, wie er ſieht auf Anſtiften des Marquis, der ſeinen Brief an den Miniſter hat und vor des Doktors Augen verbrennt. Nachdem er an zwanzig Jahre geſeſſen, wird er freigelaſſen, und ein früherer Diener, der Weinwirt Defarge in der Vorſtadt St. Antoine, nimmt ſich des Befreiten an, der wie blödſinnig iſt und niemand hat, da ſeine junge Frau kurz nach ſeinem Verſchwinden geſtorben und ſeine kleine Tochter mit ihrem kleinen Vermögen nach England gekommen, wohin Mr. Lorry, ein Kommis von Tellſon u. Komp., wo ihr Vermögen ſtand, und Freund ihres Vaters, ſie im Auftrage Tellſons mitgenommen hat. Auf die Nachricht von dem Wiederfinden Dr. Manettes ſoll dieſer durch jenen Kommis, der eben in Paris, wo eine Kommandite Tellſons, zu thun hat, mit herüber nach England gebracht werden. Unterwegs bekommt der Kommis die Weiſung, die Tochter des Doktors in Dover zu erwarten, die hier von ihm erfährt, daß ihr Vater noch lebt und daß ſie ihn abholen helfen ſoll. In Paris finden ſie den Doktor Schuhe flickend und blödſinnig durch die lange Kerkerhaft, er erkennt in Lucie halb das Dämmerbild ihrer Mutter und folgt leidend; die Schuhbank u. ſ. w. muß mit. Ungefähr im zehnten Jahre ſeiner Haft hat er die Urſache ſeines Leidens aufgeſchrieben und im Kamin verſteckt. In England unter der Pflege ſeiner Tochter und der Teilnahme des Mr. Lorry kommt der Doktor wieder zum hellen Bewußtſein, behält aber eine Gedrücktheit den Seinen gegenüber, die ihn in ſeinem elenden Zuſtande geſehen, obgleich er ſich wieder in ſein altes Geſchäft wirft und ſich eine ärztliche Praxis erwirbt. Auf der Überfahrt lernen die Manettes einen jungen Mann, Darnay, kennen und müſſen, da dieſer angeklagt iſt, als Spion im Intereſſe des ſich damals befreienden Amerika zwiſchen Frankreich und England hin und her gereiſt zu ſein, in Old-Bailey als Zeugen auftreten, wie auch der Bankbeamte Lorry muß. Bei dem Verhöre verraten ſich Lucies Gefühle für Darnay; Barſad und Dry, zwei Old-Bailey-Spione, treten als Ankläger auf. Dry will Darnay an einem Orte geſehen haben, wo ſeine Anweſenheit verdächtig; ein Advokat Sidney Carton zeigt ſich dem Publikum und ſeine Ähnlichkeit mit dem Angeklagten wirkt zu deſſen Gunſten auf die Geſchwornen, er wird freigeſprochen. Carton iſt ein blaſierter Menſch ohne Trieb, ſich geltend zu machen, aber von edlem Kerne; Darnays Anwalt bedient ſich ſeiner großen Anlagen; er iſt deſſen „Schakal“. Carton hat ſich in Lucie verliebt, wie Darnay; dieſer frequentiert des Doktors Freundſchaft und wirbt endlich um Lucie. Darnay iſt der Sohn des ältern Evremond, der uns vorgeführten Marquiſe Kind. Als der ariſtokratiſche Tyrann, der jüngre Bruder des Marquis, der Verderber jener Frau, der als Zwillingsbruder Mitbeſitzer, nach des ältern Bruders Tode Beſitzer, von einem Manne, deſſen Kind er überfahren, in ſeinem Bette erdolcht worden, geht Charles, der nunmehrige Erbe, nach England und wird da Sprachlehrer; Gabelle, der Beamte auf ſeinen Gütern, iſt von ihm angewieſen, keine Steuern zu erheben, ſondern den gedrückten Unterthanen zu helfen wie er kann; Charles entſagt der Erbſchaft, auf der jene Flüche ruhen. — Bei der Einnahme der Baſtille ſucht und findet Defarge das Papier mit der Geſchichte des Doktors im Kamin, dadurch erfährt ſeine Frau (ein entſchiedner Charakter, ein eifriges Mitglied einer Jacquerie), die keine andre iſt, als jene in Sicherheit gebrachte Schweſter, die Geſchichte ihrer Geſchwiſter. Der Doktor, der in Charles den jungen Evremond ahnt, nimmt ihm das Verſprechen ab, ſeinen Namen niemand im Hauſe zu entdecken; das junge

Paar hat kaum die Hochzeitreiſe angetreten, als den Doktor die Gemütsbewegung wieder zum blödſinnigen Schuſter macht — die Bank dazu u. ſ. w. hat er immer in ſeinem Schlafzimmer gehabt. Der alte Kommis und Miß Proß, die Pflegerin Lucies, bewachen ihn und vernichten, nachdem der Doktor, wieder geneſen, ſeinen Kindern nachreiſt, mit ſeiner Genehmigung die gefährlichen Erinnerungsmittel. Der Anfall wurde Lucie verſchwiegen. — Die Revolution iſt in vollem Gange, der alte Kommis muß der Bankkommandite wegen nach Paris. Charles, den Gabelle in einem Briefe ruft, ihn durch ſein Zeugnis vor dem Revolutionsgericht zu retten, da er deſſen milde Aufträge ausgeführt, geht nach Paris, was die Seinen erſt nach ſeiner Abreiſe durch Briefe von ihm erfahren. Sie folgen ihm. Unterdes iſt das Emigrantengeſetz gegeben und Charles wird bei ſeiner Ankunft in Paris in das Gefängnis La Force gebracht. Doktor Manette, der als Baſtillegefangner populär iſt, macht ſich als Arzt einheimiſch und weiß ſich ſo in das Vertrauen zu bringen, daß er glauben darf, Charles retten zu können, der durch ihn in der Septembermordnacht am Leben erhalten wird. Er wächſt nun im Selbſtvertrauen, jetzt nicht mehr Pflegling, ſondern Halt der Seinen und bringt wirklich Charles glücklich durch das Gericht und in Freiheit. Aber kaum befreit, wird er zum zweitenmal arretiert auf Anklage der beiden Defarges und eines dritten: Beim Gerichte bringt das Papier mit der Geſchichte Dr. Manettes und ſeinen Flüchen auf das Haus Evremond in den Händen der Defarges alles in ſolche Aufregung, daß Charles in die Conciergerie gebracht wird, um am andern Tage zur Guillotine zu wandern. Der Doktor, der ſolchergeſtalt wider ſeinen Willen des Eidams Hauptankläger geworden, fällt wiederum in ſeine Geiſteskrankheit. Carton, der auch in Paris, erhorcht zufällig von Barſad und Dry, die jetzt Revolutionsſpione, die neue Gefahr; bei Defarges ſich als Stockengländer gebärdend, daß Madame Defarge auch den Doktor, Lucie und das Kind unter die Guillotine liefern will. Er kauft ein Pulver, zwingt den Barſad mit Anklagedrohung — daß Dry noch lebe, bezeugt Mr. Cruncher, Tellſons Ausläufer, der als Auferſtehungsmann ſtatt Drys Leichnam Steine u. ſ. w. im Sarge gefunden, wodurch Carton einen Vorteil erhält —, ihm den Zutritt bei Charles zu verſchaffen, und ihm bei ſeinem Plane behilflich zu ſein, der darin beſteht, daß er kurz vor Charles Abholung zum Tode, dieſen beſuchen, durch Einatmenlaſſen des Pulvers ohnmächtig machen, die Kleider wechſeln und ſo zu dem Kommis ſchaffen laſſen will. Dieſen hat er durch Mitteilung der Gefahr Lucies, des Doktors u. ſ. w. bewogen, dieſe, da er zur Abreiſe bereit, mit in den Wagen zu nehmen und vor drei Uhr ihn erwartend, zur Abfahrt bereit zu ſein. Auch hat er ihm ſeinen Paß gegeben, der dann für Charles Paß gelten muß, der Doktor hat ebenfalls den ſeinigen. Der Plan gelingt, jene entfliehen mit Charles, dem Ohnmächtigen, in Cartons Kleidern, Carton wird guillotiniert ſtatt ſeiner. Mr. Cruncher und Miß Proß wollen von Notre-Dame aus ihnen nachfahren, während Cruncher den Wagen beſorgt, kommt Madame Defarge, um ihr Opfer, Lucie, nochmals zu ſehen; Miß Proß läßt ſie nicht durch eine der Thüren, ſodaß jene glauben muß — die übrigen offnen Zimmer ſind ausgeräumt und erregen den Verdacht der Flucht —, die Fliehenwollenden ſeien in jenem Zimmer. Sie will mit Gewalt hinein, ſich zu überzeugen, um im Falle der Flucht nachſetzen zu laſſen; die beiden Frauen, deren keine der andern Sprache verſteht, ringen miteinander, wie die Proß das Piſtol, das die Defarge aus dem Buſen zieht, ihr aus der Hand ſchlagen will, geht dieſes los, die Deſarge iſt tödlich getroffen; die Proß ſchließt ſie ein, wirft den Schlüſſel in die Seine, findet Cruncher; ſie fliehen und die letzte Todesgefahr Charles und der Seinen iſt abgewandt.

Dieſer Roman Dickens hat nur einen Handlungsſtamm, der zwar aus zwei Wurzeln hervorſchießt. — Der Roman überhaupt hat ſeine Einheiten, wie das Drama. Eine Anzahl von Perſonen in ihren Charaktern das Feſte; darum der bunteſte Wechſel in ihren Situationen zur Welt, zu ſich und zu einander. Ein bloßes ewiges Kommen und Gehen von Charaktern und Situationen kann nicht unterhalten; freilich bedarf der Roman des Wechſels noch mehr, denn das weit kürzere und gedrängtere Drama, aber eben der Wechſel ſetzt etwas Feſtſtehendes voraus, an dem er zur Erſcheinung kommt. So iſt es denn am vorteilhafteſten, auch für den Roman eine leicht überſehbare einfache oder Doppelgruppe von Perſonen zu haben — zur Leichtüberſeh- und Behaltbarkeit hilft zweckmäßiges Kontraſtieren in Stand, Rang, Charakter, Temperament, Geſchlecht, Alter u. ſ. w. Ein Bild zu brauchen. Wie eine kleine Reiſe in einer Gegend mit einer Anzahl leicht von einander unterſcheidbarer Höhen. Unſer Weg, der zu dieſem Zwecke geführt wird, zeigt uns jetzt dieſe Höhe und nennt ſie uns, dann lernen wir jene kennen. Es kommen neue in unſern Geſichtskreis und bilden unter ſich, und mit den früher bekannten wechſelnde Gruppen und zeigen immer neue, uns bisher ungekannte Seiten; einer und mehrere verſchwinden, wir glauben ſie nun verloren zu haben. Aber bei einer neuen Wendung des Weges überraſcht uns plötzlich ihr Wiedererſcheinen. Wir ſehen Höhen vor uns liegen und hinter uns; am Ende des Weges ſehen wir beim Rückblicke alle, die einander ſo ferne ſchienen, zuſammengerückt u. ſ. w.

Eine kleine Anzahl immer wieder, aber in neuer Gruppierung erſcheinender Figuren unter dem Einfluß einer unmerklich ſich ändernden Situation. Dadurch wird immer Überraſchung, Wechſel, aber nur durch die wohlbekannten alten, ein Doppelreiz, der Reiz der Neuheit und der Reiz der Gewohnheit zuſammen.

Übrigens ſcheint der Plan bis in die kleinern Gelenke vor der Ausarbeitung fertig geweſen; nur die kleinſten ließ Boz ſich ſelber machen. Oder ſollte er Crunchers Abenteuer auf dem nächtlichen Friedhofe erſt ſpäter nach der erſten Szene zwiſchen Barſad und Carton eingeſchaltet haben? Hatte er vielleicht jenes Abenteuer erſt in einer andern Verbindung mit dem Ganzen gebracht? Ich glaube nicht.

So gehören in dieſem Romane die Manettes, Charles, die Madame Defarge zuſammen; ſie ſind ſozuſagen das Perſonale der Verwicklung; Sidney Carton, Cruncher, Proß, Lorry teilen die Löſung unter ſich. Es ſind zwei Begebenheiten, eine vor dem Anfange des Buches liegende, eine, die während der Erzählung vergeht. Beide ſind in Wechſelwirkung. Lorry iſt ſozuſagen die Thürangel des Ganzen, ein gleich notwendiger als beſcheiden zurücktretender Teil desſelben. Er gehört in die beiden Begebenheiten, obgleich nicht als ein Wiſſender. Er iſt unbedingt die gelungenſte und liebenswürdigſte Figur des Buches.

Wir wollen nun ſehen, wie Boz die obige Geſchichte arrangiert hat.

Der Einfall des Advokaten, um Lucie zu werben, iſt hineingekommen, um dem Mr. Carton Gelegenheit und Raum zu geben zum Darthun ſeiner hoffnungsloſen Blaſiertheit, und ich weiß nicht, welche gleichgiltige Szene beim Doktor, damit Carton der Lucie ſeine eigentümliche uneigennütze Liebeserklärung und dem Charles ſeine ebenſo eigne Freundſchaftserklärung zu machen, Raum hätte. Es wäre ſchwer, beſonders die erſte Erklärung beſtimmter zu benennen; die Szene war um der letzten Wendung des Buches willen nötig, ſie iſt dialogiſch vortreffſlich gelungen und überhaupt die Erfindung ganz natürlich und wahrſcheinlich. Nun ſehe man, wie Dickens dieſen eingeflickten Behelf der Szene des Advokaten mit ſeinem Schakal benutzt hat, dieſen durch den Kontraſt mit jenem zu heben, „der Mann mit Zartgefühl“ den „Mann ohne Zartgefühl,“ indem der Advokat auch noch fertig gemalt wurde. Der Advokat gehört eben zu Cartons Zubehör.

Was man im voraus an der Geſchichte tadeln kann, iſt die Künſtlichkeit der Verknüpfung. Wie Carton im Weinhauſe die beiden Spione trifft, aus ihren Geſprächen die neue Gefahr Charles und dann bei Defarges die der übrigen Familie erfährt, das Mittel, wodurch Carton den Charles betäubt, die Art, auf welche die letzte Todesgefahr der bereits Entflohenen, beides, herbeigeführt und erledigt wird — daß die Deſarge nochmals zu Lucie gehen will, die Verabredung der Proß mit Cruncher, an der Notre-Dame einzuſteigen, der Umſtand, daß die Deſarge nicht engliſch können darf, um nicht die Flucht zu erfahren, das Ringen der Frauen, das zufällige Losgehen des Piſtols und zwar mit ſolchem Erfolge; das alles iſt überaus äußerlich und künſtlich, d. h. unkünſtleriſch und nimmt dem wirklich Schönen und Künſtleriſchen im Romane ſeinen Wert. Die Vorgeſchichte hat etwas ſehr abgenutztes. Ganz beſunderbarlich ſteht in der letzten Partie das Chriſtentum mit der Lehre: „Es gab damals viele Frauen, auf welche die Zeit ihre entſetzlich entſtellende Hand legte. Nun ja; ſie hatte einen Charakter, aber nicht der Zeit zum Trotze, ſondern der Zeit zu Gunſten. Die Zeit macht aus uns was ſie will; unſer Charakter iſt kein Schutz gegen, ſondern eine Handhabe für die Zeit, aus uns zu machen, was ſie will. Wir machen nicht unſre Zeit, kein Einzelner macht eine künftige Zeit; weil unſre Urahnen ſich einen Rauſch tranken, müſſen wir am Katzenjammer leiden. Unſer Thun iſt nicht unſer, weder unſer braves noch unſer ſchlimmes; wir ſind nicht Licht und haben nicht Licht, wir ſind bloß der zufällige Gegenſtand, an welchem ein Licht zur Erſcheinung kommt. Nur unſer Leiden iſt unſer; ein Ding, worauf bald Sonnenſtrahlen bald Schatten fallen" — aber ich komme von meinem Gegenſtande ab. — Es iſt die Frage, ob es möglich, ein ſo reiches Werk, an Kontraſten und wechſelndem Unterhaltungsmateriale, ſpannenden und packenden Situationen und zugleich an launigen Ruhepunkten, mit einer und derſelben Seele ſo zu durchdringen, daß uns überall Notwendigkeit, überall Seele und nirgends die nackte äußerliche Technik darin begegnete. Solch ein Roman wie die „Zwei Städte" iſt wie ein menſchlicher Körper mit hölzernen oder metallnen Gelenken; er iſt ein wirkliches Leben bis auf dieſe unorganiſchen Mechanismen. — Die Kunſt des Dialogs iſt nicht genug zu bewundern.

Dickens iſt genötigt, da er gleich draſtiſch beginnt, ſo fortzufahren, ja noch zu ſteigern. Er kann daher keine beſcheidnen Motive brauchen, weil die neben den draſtiſchen durch Kontraſt flau erſcheinen würden. Wenn die Motive nicht an ſich draſtiſch ſind, ſo muß er ſie ſteigern, ſoweit es nötig, ſie mit dem draſtiſchen Charakter des Ganzen in Einklang zu bringen. Deſto breiter aber wird ſeine Welt, je mehr dann feinre Naturzüge in den Dialog eingemengt ſind. Seine Welt iſt eine geſteigerte wirkliche. Er nimmt ſeine Motive aus der Wirklichkeit, ſteigert ſie aber ſo ſtark, daß ſie Mittelweſen einer wirklichen und einer phantaſtiſchen Welt werden. Dieſes würde auffälliger ſein, wenn er nicht zugleich im erſten Anfange eines Werkes ſo energiſch auf die Phantaſie wirkte, daß wir wie geblendet oder bezaubert gern das normale Maß vergeſſen. Wunderbares — wenn gleich, was in der wirklichen Welt geſchehen kann — geſchieht, noch wunderbarer dadurch, daß es eine Zeitlang mit für uns verdecktem Zuſammenhange ſich weiter ſpinnt, und was davon uns gezeigt wird, uns immer tiefer in den Irrgarten führt, in welchem es der Phantaſie ſo wohl iſt, wie wir ſchon an Kindern zur Weihnachtszeit ſehen können. Da geht der Vater aus, die Mutter aus, ohne zu ſagen wohin, zu ungewöhnlicher Zeit und mit ungewöhnlichem Geſichte aus, denn das Geheimnis verbergen macht eben ſo ſeine Chiffernſchrift als die Spannung derer, denen es verborgen wird. Wie lange währt es, bis ſie wiederkommen, und nun kommen ſie geheimnisvoll mit verdächtigem Gebauſch in den Mänteln von weniger oder mehr entſchiedner Modellierung. Es wäre ſchon genug, wenn ſie nur etwas Neues, Unerwartetes zu ſehen bekommen ſollten, die kleinen Geiſter zuſammen, aber ſie ſollen das Neue und Unerwartete haben. Dies iſt ein Wink für den Erzähler, daß er nicht bloß die Phantaſie errege, daß er wirklich etwas gebe. Dies Etwas iſt, was unſer Gemüt ins Intereſſe zieht, und zwar ſo feſt, daß es zu einem Teile unſers innern Beſitzes, ſozuſagen unſers Weſens wird, das, was wir als unſer aus dem Buche davontragen. Das ſind die liebenswürdigen Figuren und ihre Silberblicksmomente, wo der Gemütsgehalt völlig ſichtbar in die ungeſchickte Außenform tritt, der Geiſt die ungefüge Materie verklärt, wie z. B. manche Momente in dem Verhältnis Joes und Pips in „Große Erwartungen.“ Hier wie überall iſt der Kontraſt, der wunderbare Modelleur und Luftperſpektiviker, thätig. Es ſind da Geſtalten zur bloßen Überraſchung und zur Reizung der Phantaſie, ferner Geſtalten von und für das Gemüt, in welchen ein mächtiger Gehalt durch die Unvollkommenheiten des Mediums, in dem er erſcheint, zugleich gehoben und geſänftigt, in welchen das Ferne, das Ideale uns in einer unidealen, mängelvollen, unmittelbar aus Zuthaten aus unſrer täglichen Umgebung zuſammen geſchoßnen Geſtalt unmittelbar nahe tritt. Aber wie der heilige Chriſt, ſo ſorgt der Romandichter auch dafür, daß ſich Schärfung des Verſtandes und Mehrung der Erkenntnis mit den Reizen für Phantaſie und Gemüt eine. In der That iſt die Hauptſache beim humoriſtiſchen Romane, daß der Erzähler bedacht ſein muß, das Geiſtige und Ideale in die uns geläufigſten Naturzüge zu kleiden, unſer Intereſſe beſtändig rege zu erhalten und, indem er auf unſern ganzen Menſchen wirkt, keine einzelne Kraft in uns zu überſpannen; denn jede einſeitige Anſtrengung ſtört unſer Gemeingefühl und wird unbehaglich, in ſtärkerm Grade peinlich. Alſo immer muß der Autor intereſſieren, das Flaue darf uns nie langweilen, das Draſtiſche uns nicht einſeitig überſpannen. Zunächſt regt er unſre Phantaſie an, damit er unſern Glauben gewinne, ſeine Welt uns wirklich lebendig werde. Wir wandeln auf dem Boden eines Rätſels für den Verſtand und machen uns das Wandeln über dem Rätſel vorübergehend vergeſſen, damit es uns nicht überſpanne und auch nicht abſtumpfe gegen ſeinen Reiz. Die Formen der Zeichnung und die Tiefe und Geſättigtheit der Farben bringen die Geſtalten unmittelbar an uns heran, ſodaß wir verkürzten Beinen, als ſtreckten ſie ſich wirklich aus der Fläche heraus, ausweichen mögen, während doch ein breiter Rahmen das Bild in ſich abſchließt. Immer iſt es Ernſt, und immer doch iſt es Scherz mit dieſer dargeſtellten Welt; wenn es uns Scherz iſt, ſo iſt es den Geſtalten deſto heiligerer Ernſt; nie darf beides zuſammenfallen; das Phantaſtiſche muß fortwährend durch ein wirkliches Element balanciert werden; je mehr Freiheit, deſto mehr Notwendigkeit, je phantaſtiſcher, deſto wirklicher. Denn der ganze Reiz und der ganze Zauber beruht auf der ſteten Syntheſe der beiden Welten; ſobald die eine heraustritt aus der Verbindung, iſt der Zauber vorbei. Darin beſteht hier die poetiſche Wahrheit.

Die Charaktere entwickeln ſich (in dem Sinne des uns allmählich Bekanntwerdens) nicht ſowohl durch Thathandlung, aus freien Entſchlüſſen hervorgegangen, und die dann in die Kauſalität eingreifen, als durch Aktion. Es würde unpaſſend ſein, wenn Lorry, Kapitän Cuttle oder Joe Gargery etwas Thätliches zum Kauſalnexus beitrügen, am ſchlimmſten, wenn eine trügliche Kataſtrophe daraus erfolgte. Nur im Ganzen ſind ſie etwas für die Geſchichte, als Freunde u. ſ. w., die nach ihrer Weiſe thatſächlich ihre Freundſchaft beweiſen voll heiligen Ernſtes und Einfalt, aber in der Regel ohne einen eigentlichen wirklichen Einfluß auf den Gang der Begebenheit zu haben. Aus zwei Gründen, erſtlich um des Ganzen willen, das nicht von ſolchem relativ Kleinen abhängen darf, zweitens um der Figuren ſelbſt willen, die ſonſt aus der Unbefangenheit ihrer Stellung zum Ganzen heraustreten, in welcher ihre Schönheit hauptſächlich gegründet iſt. Denn eben in dem Verhältniſſe, daß das, was ihnen ſo wichtig erſcheint, und in deſſen Ausführung ſie ihre ganze Energie legen und nachher wohl den guten Erfolg, der ganz andre Urſachen hatte, oder auch gar einen nur geträumten Erfolg mit Stolz und Genugthuung betrachten und darin ſich ſelbſt ſo unendlich wichtig erſcheinen, alſo eben darin, daß, was ihnen wichtig erſcheint, dem Leſer ſo ganz anders vorkommt, liegt der Zauber dieſer Geſtalten vor allem andern.

Überhaupt aber ſtört eigentliches Thathandeln, inſofern aus ſeinem Zuſammenhange ein Schickſal wird, die Behaglichkeit des Romanes und iſt ſeinem Weſen nicht angemeſſen. Alle Thathandlung muß im

Romane ein weit kleinres ſein und weniger bedeutendes für den Gang des Ganzen, als im Drama. Das einzelne Leben iſt im Romane ein Stück Weltleben, es ſteht nicht ſo ſouverän da, als der Held eines Dramas, beſonders einer Tragödie.

Im Romane iſt das Detail die Hauptſache, da das Ganze gar nicht zur Überſchaulichkeit mit einem Blicke, zum Zuſammenfaſſen in ein ſittliches Urteil beſtimmt iſt. Es verhält ſich zum Drama wie das verbum activum zum verbum neutrum. Daher hat im Drama die Einheit in der Mannigfaltigkeit des Charakters, im Romane die Mannigfaltigkeit in der Einheit den Accent. Im Romane iſt das Ausleben der Figuren der Zweck, nicht das Handeln, wie im Drama; dort iſt das Handeln der Figuren Mittel zum Ausleben, hier umgekehrt iſt das Ausleben nur als indirekte Motivierung des beſtimmten Handelns da. Im Romane ſind die Zuſtände, die Affekte die Hauptſache, wie im Drama die Leidenſchaft, die Abſicht. Deshalb muß der Romancharakter individueller in Zuſtands-, allgemeiner in Handlungsmotiven ſein, wie der Dramencharakter allgemeiner im Zuſtändlichen, individueller im Handeln. Der Dramenheld macht ſeine Geſchichte, der Romanheld erlebt die ſeine, ja man kann ſagen: den Romanhelden macht ſeine Geſchichte. Natürlich nicht im ſtrengſten und ausſchließlichen Sinne genommen, denn auch der Dramenheld iſt zugleich Produkt ſeiner Geſchichte; da er aber auch der Produzent iſt, ſo iſt er ſein eignes Produkt. Im Romane umgekehrt; hier iſt der Held Produzent, inſofern er Produkt iſt. Hier iſt das Nichtich das Beſtimmende, die Form, in welcher das Ich ſeine endliche Geſtalt gewinnt, in ſeinem eignen Handeln folgt er gezwungen dem Handeln der Welt, deſſen Objekt er iſt; in der Tragödie hilft das Nichtich dem Ich ſich ſelkſt zerſtören. Ich rede hier nur von der Tragödie, indem dieſe eigentlich der Gegenſatz des Romanes oder Epos iſt. Der reine Roman — ohne Miſchung mit den Elementen der Tragödie — kann und darf nicht traurig ausgehen, weil ſeiner Natur gemäß das Schickſal des Helden mehr zu einer Naturwirkung werden müßte als zum Austrage eines ethiſchen Konfliktes durch dieſen ſelbſt.

Zu dem Romane, wie ich ihn hier auf Dickens Spur konſtruiert, gehört eine ſtetige Wachheit und Lebendigkeit der Aufmerkſamkeit, eine ſtets feurige Phantaſie, Feuer in dem Leſſingſchen Sinne, wo es die Lebendigkeit bedeutet, mit der alle Stücke, die den Künſtler ausmachen, zuſammenwirken, und eine Unermüdlichkeit, die nicht durch die Länge der betreffenden Kunſtleiſtung überdauert und beſiegt wird. Der Künſtler darf keine Flauheit in ſich aufkommen laſſen; immer wachſam und alles zu ergreifen und energiſch zu ergreifen bereit ſein, was der Moment fordert und giebt.

Es gilt Begebenheiten, die ſtark auf die Phantaſie wirken, zu erſinnen, wobei nicht auf Einheit der Situation gedacht werden muß, wie im Drama. In dieſe Begebenheiten hinein eine Anzahl von lebensvollen Figuren zu ſtellen, unter ſich zu gruppieren, von denen einige darauf zielen, unſre Phantaſie, andre, unſer Gemüt ſowohl in Sympathie als Antipathie, andre unſern Verſtand zu intereſſieren; womöglich eine Vollſtändigkeit der Menſchheit, überlegne, naive, gute, ſchlimme, ernſte, heitre — was nicht mit dem Eindruck, den ſie uns machen ſollen, zuſammenfallen muß —, mehr oder weniger einſeitige, raſche, langſame, melancholiſche, ſanguiniſche; choleriſche, phlegmatiſche, prunkhafte, ſchlichte Bildungs- und Naturmenſchen.

Freilich iſt auch im Romane ein Kauſalnexus, aber in ganz andrer Weiſe wie im Drama. Mehr die Notwendigkeit als die Freiheit erſcheint in der Handlungsweiſe des Romanmenſchen; die Kauſalität iſt daher mehr eine Kauſalität der Situationen, als des Charakters; im Charakter handelt mehr die Natur, die allgemeine, als im Drama, wo die Einſeitigkeiten ſchärfer aufeinander ſtoßen. Der Kauſalnexus hat weit mehr einzelne und ſchwächre, an ſich unbedeutendere Glieder, die Abſicht des Einzelnen beherrſcht nicht ſo das Ganze, der Ausgang iſt mehr ein Produkt der Mannigfaltigkeit als der Einheit, die Abſichten der Einzelnen neutraliſieren ſich mehr, das Handeln des Einzelnen verſchwindet mehr gegen das Ganze, wie das einzelne Handeln gegen den Zuſtand. Das Produkt der einen Abſicht wird durch die der andern und durch gleichgiltiges Thun, d. h. abſichtsloſes retardiert, und der Ausgang trägt nicht die Signatur eines Kampfesausganges, wo einer gegen alle andern und dieſe gegen jenen ſich durchſetzten und beide Parteien beſiegt ſiegend oder ſiegend beſiegt wären. Mehr dem Einanderdrängen von Eisſchollen im Eisgange vergleichbar, von welchen jede, gedrückt, Druck ausübt, und doch die Geſamtheit des Druckes und die Urſache nicht in den Eisſchollen ſelbſt, ſondern im Waſſer liegt. Am Ende iſt kein Einzelner ſchuldig im dramatiſchen Sinne, man kann die einzelne Handlung nicht nachweiſen, die Grundurſache und Haupturſache wäre, keine ethiſche Schuld, deren notwendige Folge der Ausgang wäre. Die Perſonen können wohl Schuld wirken und wirken ſie, aber für ſich, ohne daß das Ganze die Richtung davon bekäme; die Schuld der Einzelnen iſt als ſolche mehr Folge als Urſache; oder vielmehr das, was im Drama Schuld heißt, exiſtiert hier gar nicht. Die Perſonen handeln gut oder böſe, haben die Folgen davon zu tragen, aber nicht der Zuſammenhang dieſes Handelns und Leidens iſt die Hauptſache, noch prägt ſie (die Schuld) ſich als das Zentrum und den eigentlichen Gegnſtand des Werkes aus.

Daraus folgt die Verſchiedenheit des epiſchen und dramatiſchen Helden und überhaupt Charakters der Perſonen. Im Drama iſt das Ethiſche die Hauptſache, das ethiſche Vermögen, die Thatſeite die Hauptſache am Helden, weil ſeine Schuld und ihre Fortführung und Verſtärkung durch das weitre Handeln ethiſcher Natur ſein müſſen. Im Romane iſt das Handeln nicht die Hauptſache, auch nicht ein freies im dramatiſchen Sinne, der Accent wird deshalb beim Romanhelden, überhaupt den Romanfiguren, auf der Exiſtenz und der Breite der Erſcheinung liegen. Der Charakter iſt nicht ſowohl ein handelnder, alſo auf eine große Leidenſchaft als ſeinen Kern gebauter, er iſt mehr ein Naturweſen, ein Repräſentant der Sitte und Mode der Zeit, eines Standes, einer Bildungsſtufe, ein für ſich Seiendes, ein abgeſchloßneres, nicht eines, das, um ſich durchzuſetzen, dem Strome entgegen, ſondern eines, das behaglich mit dem Strome ſchwimmt. Und wo es ſich iſoliert hat, iſt es einſiedleriſch, heimlich abgeſchloſſen, aber mehr defenſiv als offenſiv und will ſeine Einſeitigkeit nicht der Welt aufprägen. Dieſe Figuren ſind daher mehr in ſich vergnügt, ſelbſtzufrieden, und wenn ſie Leidenſchaft beſitzen, wie z. B. Herrſchſucht, ſo bleiben ſie damit in ihrer kleinen Welt und laſſen ſie mehr im kleinen und einzelnen wirken, als daß ſie ſie zu einer großen oder ſchweren That zuſammenfaſſen; ihre Wirkung auf die Umgebung iſt mehr eine ſchwache aber fortdauernde; dazu haben ſie noch mehr gleichgroße oder weniger ſchwächre andre Leidenſchaften, von denen eine die andre neutraliſiert, oder es fehlt ihnen die Energie, dieſer Leidenſchaft ſich völlig hinzugeben ohne Rückſicht und Beſinnen.

Große Erwartungen von Dickens

Der Totaleindruck eines Romans wie „Große Erwartungen“ iſt unbeſchreiblich. Zu welch wunderbarem Akkord das Wunderbare und Natürliche, kurz alle Gegenſätze, die zugleich wirkſam ſind, zuſammenklingen, iſt nicht zu ſagen. Und wie ſelbſt das Künſtliche, das einzeln auffällt, dieſe Totalempfindung nicht beeinträchtigt, im Gegenteil uns nicht fehlen darf. —

Die durchaus realiſtiſche Natur des Romans wird mir immer deutlicher. Sie bedarf Thatſachen, objektive, und zwar bis in die kleinſte Schilderung hinein. Was im Drama nicht auffällt, im Gegenteil nötig iſt, die gerade Linie wirkt im Roman ſo proſaiſch und zweckwidrig wie in einer Landſchaft eine ſchnurgerade Straße. Die dramatiſche Bewegung iſt innerlicher Natur, und äußre Thatſachen haben im Drama nur inſofern Gewicht, als ſie Merkmale der innern Vorgänge und geeignet ſind, auf dieſe zurückzuwirken. Die epiſche Bewegung dagegen geht von außen nach innen; die äußre Thatſache hat einen Wert an ſich, und die innern müſſen Mittel werden, die äußre Bewegung im Gang zu erhalten. Bei der dramatiſchen Erfindung müſſen wir von einer innern Thatſache (Leidenſchaft, Willensentſchluß) ausgehen, und die äußern Thatſachen müſſen — in ihrer erſten Quelle alle aus einem bewußten innern Akte entſproſſen (d. h. abſichtlich, gewollt, gemacht) — als Motive in die innre Thatſachenreihe (Handlung) treten und zu einem innerlichen Abſchluſſe führen. Bei der epiſchen dagegen gehen wir von einer oder mehreren äußern Thatſachen aus und legen dann erſt die Seele hinein. Dort bildet die Seele ihren Körper nach ſich, hier ſchafft der Körper ſich eine Seele.

Der Einzelne iſt ein kleiner, ohnmächtiger Punkt in der Mannigfaltigkeit des Epos; im Drama dagegen iſt der Held das überwiegende Moment, wie er auch und als ſein eignes Opfer fällt. Schon die Maſſe und das Gewicht des Äußern (im Roman) muß die etwa aufgewandte Charakterkraft eines Einzelnen als einen kleinſten Punkt erſcheinen laſſen, die Summe der Möglichkeit vereinter Menſchenkräfte unſer Augenmaß erdrücken. Den Ausdruck Handlung ſollte man vom Drama nur dann brauchen, wenn von ſeinem Gegenſatz zum Epos die Rede und dieſer hervorgehoben werden ſoll. In der praktiſchen Theorie des Dramas kann nur von handelnden Menſchen(-Arten) die Rede ſein. Die dramatiſche Charakterentwicklung, d. h. Werden und (in der Tragödie) Untergang des Charakters, iſt ein Rückſchlag ſeines eignen Weſens durch das Medium ſeines Handelns oder Unterlaſſens — denn im Drama ſteht das Unterlaſſen auch als ein Handeln da, weil das Drama ethiſcher Natur iſt. Im Epos iſt es anders. Die Verhältniſſe, ihre Entwicklung, die Hauptſache, das liegt mehr in der Situation und den Charakteren, die eigentliche Treiber der Handlung ſind, nicht in den Helden, die vielmehr Mittelſchlag ſind.

Zur Sache. Wie prächtig epiſch iſt die Entwicklung des Pip. Erſt ein Kind, ein völliges Kind, an dem nichts Dramatiſches, kein Leidenſchaftskeim, ſondern lediglich die epiſche Bildſamkeit erſcheint. Er lernt eine gebildetere Form, eine reichere Ausſchmückung des Lebens kennen, die Liebe beginnt und macht Eſtellas Hohn über ſeine Plumpheit unerträglich. Sein Idyllzuſtand wird ihm verleidet, aber als echt epiſcher Charakter reißt er ſich nicht aus eigner Kraft des Willens und Entſchluſſes heraus. Da kommt die Hilfe eines Unſichtbaren, er ſoll, was er wünſcht, ein Gentleman werden. Der Kontraſt macht ſeine Eitelkeit rege, und ganz der äußern Thatſachen Spiel und der daraus hervorgehenden Stimmungen, wird er hölzern und arrogant gegen Joe und Biddy, zeigt dem ſchlimmen

Orlik ſeine Geſinnungen bei zwei Gelegenheiten. Die Meinung, ſein Los komme von Miß Havisham, unterſtützt die Liebe, im übrigen lebt er als echt epiſcher Charakter, da ihn nichts von außen in einen gewiſſen Beruf hineindrängt, in den Tag hinein und verführt auch andre dazu. Er vergißt Joe undankbarerweiſe immer mehr, ſo ſehr, daß der einfache Joe ſelbſt es fühlen muß, überläßt ſich ſeiner Liebe immer mehr, aber immer als epiſcher Charakter, d. h. ſo, daß er nicht ſelbſt thätig dabei wird. Die Nichterwiderung ſeiner Liebe macht ihn glücklich-unglücklich. Da kommt der, der ihn zum Gentleman gemacht; er erkennt den Sträfling, und der Abſcheu vor dem Geber macht ihm die Gabe abſcheulich. Er möchte davon laufen, aber echt epiſch wird der Gedanke nicht zu einem energiſchen Entſchluß; durch die Angſt und Spannung bei der Gefahr ſeines Wohlthäters, durch eine innre Änderung desſelben und den ſchlimmen Ausgang des Rettungsverſuches ſiegt die Dankbarkeit über den Widerwillen, und der edle Grund von Pips Natur tritt zu Tage, wie er, als er die Gabe bereits eingebüßt, mit Treue dem Geächteten anhängt, von ſeiner Eitelkeit kuriert (das Epiſche darin, daß die Eitelkeit in ihm durch äußre Vermittlung geweckt und ebenſo wiederum beſeitigt wird), bis zu deſſen Ende, und ihn zartfühlend in ſeiner Täuſchung läßt, Pips Gentlemantum werde ihn, die Gabe werde den Geber überleben. Nun krank infolge alles deſſen, begegnet er dem treuen, wiewohl gekränkten Joe wieder; die letzte Eitelkeit, wenn er noch welche hat, ſtraft und vernichtet die Krankheit, ſeine Liebe iſt ihm verloren; bei Joe findet er auch Biddy, auf die er noch gerechnet, verſagt; er iſt ohne Vermögen dazu. Die Welt hat ihm Hoffnungen und Laſter gegeben, ſie hat die Hoffnungen vernichtet und die Laſter wiederum getilgt — beiläufig im Grunde die Weltanſicht der griechiſchen Tragiker. — Pip erwirbt ſich Vermögen, eine Art des Handelns, die ſich mit der Natur des Epiſchen verträgt, ja recht eigentlich dieſe Natur hat, weil es ſich nicht in eine Thatſache zuſammenfaſſen kann, findet Eſtella ebenſo epiſch als er ſelbſt iſt, und ſo ſchließt ſich in einer epiſchen Heirat — d. h. nicht aus dem Zuviel einer friſchen jungen Leidenſchaft, ſie rennen nicht über alle Hinderniſſe hinweg zuſammen, ſie ſind zu einander geführt worden, und da ſie nichts mehr auseinanderzieht, bleiben ſie beiſammen und heiraten ſich — das Buch.

Das Epiſche dieſer Charakterentwicklung iſt, daß alle Impulſe von außen kommen, und zwar nicht als Rückſchlag einer Thatſache, in der der Charakter ſich mit leidenſchaftlicher Energie zuſammengefaßt hatte, dazu liegt ſie nicht einer abſtrakt geraden Linie, und die Impulſe kommen nicht von einer Seite und wirken nicht nach einer Seite.

Das „Subſtantielle" Hegels iſt die Grundnatur des Epiſchen, das Formale des beſondern Charakters (bei ihm) das Dramatiſche. Dies hat ſich erſt in Shakeſpeare im völligen innern Gegenſatz zu dem Epiſchen herausgebildet und darin den Höhepunkt ſeiner Geſchichte erreicht; bei den Alten iſt der Unterſchied zwiſchen dem Epiſchen und Dramatiſchen mehr ein äußerlich formaler.

Der Roman „Große Erwartungen" hat zwei Handlungsſtämme, die Geſchichte von dem Sträfling, der, deportiert, ein rechtlicher Mann wird, und den kleinen Knaben, der ſich ihm einſt in der Not auf der Flucht treu bewies, weil er ſelbſt die Gentlemen, die ſeinen Neid erregen, nicht überbieten kann, zu einem Gentleman machen will, damit der es thue. Ganz parallel wie Miß Havisham, da ſie ihr gebrochnes Herz nicht an den Männern rächen kann, die Eſtella dazu erzieht. Parallel bis in die Gelenke hinein, daß der Sträfling zuerſt nur durch Dankbarkeit bewegt wird, dann aber nach und nach auf die individuellen Gentlemansgedanken kommt und zwar durch dieſelbe Iſoliertheit — die Mutter der Grillen und Schrullen, der fixen Ideen —, die Miß Havisham aus dem Gedanken, das ihr anvertraute Kind durch ihre Erziehung vor dem Unglück, das ſie ſelber traf, zu bewahren, in jenen phantaſtiſchen Entſchluß treibt. Was dieſe Kontraſtierung zu einer im Geiſte Shakeſpeares macht, iſt die ſittliche Gerechtigkeit, die den armen Teufel von Sträfling im Tode noch glücklich ſein läßt, indem er ſein frühres Leben nun abgebüßt fühlen kann, und auch die Täuſchung läßt, daß die Folgen ſeiner Wendung zum Guten ihn überleben, was auch — echt ſhakeſpeariſch — geiſtig wahr gemacht iſt, denn Pips Veredlung geht daraus hervor, er macht ihn nicht allein zum Gentleman, ſondern zum edlen Menſchen. So iſt dieſer arme Teufel aus dem Schlamm ſeiner Kindheit heraus, der Reinheit entgegengeſtiegen, während die Miß Havisham umgekehrt durch eine Leidenſchaft ſinkt; wie jener im Sterben ſchuldfrei, wirkt Reue, das gethan zu haben, was ſie nicht wieder gut zu machen glauben muß, bei der Miß Verzweiflung im Tode. An ein Kind; das eben im kritiſchen Momente in ihre Lebensſphäre hereintritt, knüpft ſich bei beiden die ethiſche Entwicklung an, die des armen Sünders zur Beßrung, die der reichen noch Schuldloſen zur Verſchlimmerung. Der die beiden Stämme verbindet iſt Pip, der dem Sträflingsſtamm angehört.

Durch dieſe ethiſche Idealität der Kompoſition wird der Tadel der Künſtlichkeit der betreffenden Motive, beſonders Shakeſpeares Muſter gegenüber, nicht aufgehoben, aber gemildert, zumal das eine das andre natürlicher macht.

Nun ſehe man die epiſche Breite, in welche jeder dieſer Handlungsſtämme in Zweige und Laub geſchoſſen, wie dieſe Zweige emanzipiert ſind, alles das, damit das Ganze nicht im Übergewicht der Einheit über die Mannigfaltigkeit, der innern Vorgänge über die äußern, der Bewegung über das Zuſtändliche, der Handlung über das Begebenheitliche, des Pathologiſchen über das Pſychologiſche dramatiſch werde. Des Helden Pip innre Bewegungen haben durchaus keinen direkten Einfluß auf die Begebenheit, aber ſtets iſt das Äußre von ſichtbarem Einfluß auf ſein Innres. Boz (Dickens) iſt Shakeſpeare in den Roman überſetzt. — Merkwürdig, wie die Fiktion, als erzähle ein Augenzeuge überall von ſelbſt den Autor, auf die epiſche Erfindung und Ausführung eines Werkes hindrängt. Man kann dies an „Große Erwartungen" mit „Zwei Städte" (die ſich ſchon ſehr dem Dramatiſchen nähern, beſonders in dem Entſchluſſe Cartons), an Copperfield mit andern Romanen Dickens vergleichend nachweiſen.

Eine Hauptſache, daß man ſich durch das Einzelne bei der Ausarbeitung nicht irren läßt. Einmal iſt eine gewiſſe Geduld, wohl beſſer ruhiges Blut, dann aber eine beſtändig gleiche Energie der Aufmerkſamkeit nötig. Es muß auch verhältnismäßig indifferente und daher langweilige Szenen geben, es iſt nicht anders möglich. Je weniger intereſſant ſolche Szenen durch ihren Inhalt, deſto mehr muß der Autor darauf denken durch das Detail darin, durch Reflexionen, Ausmalungen, Stimmungen zu intereſſieren: Muſter, das Zuſammentreffen Pips und Herberts vor deſſen Stubenthüre. Überhaupt darf die Energie ſeiner Phantaſie und ſeines Geiſtes nie erſchlaffen; er muß überall intereſſieren, wo er nicht amüſieren kann. Eine zweite Klippe für die Luſt an der Arbeit ſind die häßlichen Partieen. Und gerade hier hat er jene Luſt am nötigſten. Er darf nicht das Ganze, d. h. den Glauben an das Gelingen und den Erfolg des Ganzen über der Einſicht in den Eindruck des häßlichen einzelnen verlieren, denn der Schatten, der allein geſehen mißfarbig und geſtaltlos erſcheint, iſt ſo notwendig zu dem ſchönen Eindruck des Ganzen wie die Lichtpartien, und ohne tiefe Schatten giebt es kein hohes Licht. Daher darf er auch die Haltung des Ganzen, deſſen Charakter geſteigerte Wirklichkeit nicht ſtören, indem er das Häßliche nur andeutet oder mildernd dämpft, denn damit dämpft er auch ſeine Lichter. Hier gilt es wacker ſein und ſich dasſelbe Feuer zu bewahren, wie bei den Lichtſzenen. Die Maſſe des Lichtes muß mit der des Schattens, die kühlen Töne müſſen mit den warmen in einem Verhältnis ſtehen, welches der beabſichtigte Eindruck des Ganzen bedingt und beide müſſen durch die neutralen Töne verbunden und vermittelt werden. Der Held gehört der Region dieſer neutralen Töne an, ebenſo die gemütlichen Perſonen in der Regel — wie hier Pip, Joe, Biddy; die warmen Töne ſind Miß Haviſham, Magwitch, Eſtella, Orlik; die kalten Jaggers, der halbe Wemmick, Pumblechook. Joe und Biddy warm-neutral möchte man ſagen, ſie ſind das, was ein warmes Braun neben dem neutralen Braun iſt. Am ſchwierigſten ſind die Partien der Art, wie Pips Ungemütlichkeit und Arroganz gegen Joe und Biddy, und doch gehören dieſe notwendig in den Roman, denn die meiſten nachherigen Schönheiten haben jene Partien zur Folie, und der pſychologiſch-ethiſche Wert beruht darauf als auf ſeinem Angelpunkt. Dieſer ethiſche Angelpunkt in Pips innrer Geſchichte iſt, was man im Drama die Schuld nennt. Im Drama faßt ſich dieſe in einer entſchiednen That zuſammen, hier im Roman iſt es ein zeitweiliger Zuſtand, aus dem eine Menge kleiner Fehler hervorgehen. Es mag etwas Langweiliges für Dickens gehabt haben, das ungemütliche Leben bei Gargerys durch die Mrs. Gargery und den faulen Peter, wie auch Pumblechook, ebenſo das ähnliche des kleinen Pip bei Miß Haviſham und ähnliches durch eine ganze Anzahl von Szenen zu führen, die an ſich auf ein neues oder wachſendes Intereſſe keinen Anſpruch machen können und ſollen. Und ſollen, da ſie bloß zum Behuf der Eintiefung und zu Puffern für andre da ſind. — Wir müſſen mit Pip ſpäter den Selbſtvorwurf des Undanks gegen Joe fühlen, dazu gehört, daß deſſen Charakter und Treue gegen Pip von uns mit erlebt werden. Solche Charaktere aber wie Joe, die nichts blendendes haben, deren Schönheit eben ihre zwangloſe Gleichheit, die mildeſte Konſequenz ſelbſt iſt, lernen wir nicht bei einmal Sehen kennen, da ſie ſich eher verſteckt als prahlend zeigen.

Man könnte, wie Lewes thut, von einer dramatiſchen Zeit ſprechen, es wäre dies eine, die überzeugt wäre von der Freiheit des Willens, das iſt, die einen freien Willen hat, denn jenes folgt aus dieſem. Eine ſolche war wohl die ſhakeſpeariſche, wenn man nicht ſagen muß, er war ein „dramatiſcher Menſch.“ Unſre Zeit iſt ſicher eine epiſche, aber in dem Sinne, in welchem der Roman das Epos iſt; es giebt dennoch auch in unſrer Zeit „dramatiſche Menſchen,“ aber ſie ſind Ausnahmen. Die Zeit der antiken Welt war epiſcher Natur, denn der Menſch hatte keinen Willen, die Götter wollten in ihm. Was als dichteriſches Talent der dramatiſche Menſch, das iſt als Charakter der ethiſche, d. h. nicht etwa der ethiſch vollkommne, ſondern der ethiſch angelegte Menſch.

Wer die Sache organiſch anſieht, wird, ohne erſt die Erfahrung zu machen, überzeugt ſein, daß der epiſche Dialog ein andrer ſein müſſe als der dramatiſche, [illegible] aus der Grundverſchiedenheit der poetiſchen Arte[illegible] Unterſchiede der Arten des Dialogs beſtimm[illegible]nen und zwar dem epiſchen im Gegenſatz zum dramatiſchen das Merkmal des Mittelbaren, Retardierenden geben, worin das des mehreren Details, alſo die Mannigfaltigkeit und Ausführlichkeit der Wendungen liegt; der epiſche Dialog wird äußerlicher, objektiver ſein; der Romandialog als epiſcher Dialog unſrer Zeit gefaßt, jedoch das ſcharf charakteriſtiſche Moment des Dramatiſchen an ſich haben; er wird allmählicher ſein, mehr in ſeinen Zügen und Verſchmelzung gehalten, als in raſchem Fortſchritt, an die Stelle des intenſiven Nachdrucks wird der extenſive treten; er wird der Wirklichkeit näher liegen als der dramatiſche. Mittelbarer, weil er durch das Medium des Erzählers geht. In dem Merkmale des Mittelbaren liegen eigentlich alle andern, die Schiller und Goethe in ihrem epiſchen Merkmal des Retardierenden (eine Eigenſchaft für das Ding ſelbſt) geſetzt haben. Er wird zuſtändlicher ſein, ſich auslebender, mehr um ſeiner ſelbſt willen da zu ſein ſcheinen, wie denn der Roman das Merkmal des emanzipierten Einzelnen in höherm Grade an ſich haben wird, als das Drama. Darin liegt die ſogenannte epiſche Breite.

Im Dialoge des engliſchen Romans finden wir eine große Delikateſſe der Sprechenden, ſelbſt im Affekt, eine große Höflichkeit und Förmlichkeit, die nicht allein, was ſie überhaupt ſagen will, ſondern auch die Ausdrücke, mit denen ſie es ſagen will, bevorwortet und ſozuſagen entſchuldigt. Ob das eine Nachahmung der Wirklichkeit iſt und die Engländer auch im gewöhnlichen Leben ſo verfahren, weiß ich nicht; doch wäre es ſehr natürlich, daß ſich dies aus der parlamentariſchen Etikette auf die Gebildeten und etwas ungefüge (charakteriſtiſch ungefüge) auf das Volk verpflanzt hat. Ich glaube, daß die Anreden der homeriſchen Helden ebenſo aus der öffentlichen Art, zu verhandeln, in das homeriſche Epos herübergekommen ſind. Bei Meiſtern in der Rede, im engliſchen Roman, iſt dieſe Förmlichkeit mannigfaltigſt variiert und durch Angabe andrer Motive die Einförmigkeit maskiert. Sie kontraſtiert auf das ſchönſte mit dem Inhalte, wenn eine treuherzige Natur ſie anwendet und wohl aus der Förmlichkeit wider Willen herausfällt. Ein andrer Grund als die Förmlichkeit der Höflichkeit, wiewohl oft mit dieſer vereint, iſt die Förmlichkeit des Geſchäftsmannes, z. B. des Anwaltes, der gewohnt iſt von den Gerichtsverhandlungen aus, ſtets zu reſervieren, nie ſich bloß zu geben. Ähnlich beim Diplomaten, bei allen, die gewohnt ſind, etwas zu verbergen. Dieſe Formen harmonieren beſonders mit dem Koſtüm, dem Ornat, dem ſpeziellen Berufe, der etwas ihnen Analoges iſt, z. B. beim Geiſtlichen, der überall etwas von der Kanzel, wie der Kaufmann vom Kontor oder Ladentiſch, der Lehrer vom Katheder in ſeiner Art zu konverſieren mit ſich führen wird, er müßte denn ein ſehr geriebener Geſellſchaftsmenſch ſein. So charakteriſiert ſich auch das Geſchlecht und zwar nicht allein in der Form, denn das zurückgezognere weibliche wird nicht leicht kühne Behauptungen und dergleichen vorbringen, und thut es eine, ſo charakteriſiert ſie ſich dadurch als Ausnahme. Der zu befehlen gewohnte wird durch die äußerſte Höflichkeit, die er zeigen will, den Nachdruck, den jene Gewohnheit ſeiner Redeweiſe giebt, nicht ganz verſtecken können. Der Soldat ebenſowenig das kurz angebundne, das „ohne Umſchweif“ u. ſ. w. Wie oft kommen uns Nebenvorſtellungen in die Gedanken, die wir unwillkürlich ins Geſpräch hereinbringen, wenn wir nicht geniert ſind. Die typiſche Wendung „darüber fällt mir ein.“ Das à propos, das im gewöhnlichen Leben ſeinem Sinne entgegen gebraucht wird. Das Korrigieren (ſich ſelbſt z. B.), der abſichtlich leichte oder ſchwere Ton, das mehrmale Anheben, das Unterbrechen, das Überſetzen des ſchon Geſagten ins deutlichere wenn der Redner ſieht oder fürchtet, der andre faſſe ihn nicht, das Unterſtreichen. Der ſcherzhaft gewandte Nachſatz zum ernſten Vorderſatz und umgekehrt. Das ſich in einen Affekt hineinſprechen, das ſich aus einem Affekt herausſprechen oder ſprechen wollen, das in andern Ton fallen und zum gewöhnlichen Umgangston zurückkehren. Das ſich nicht gleich beſinnen können. Das Antworten auf die Einwürfe, die einem einfallen, als hätte ſie der andre vorgebracht. Das Wehren gegen eine Meinung, die wir bei dem andern mit und ohne Grund vorausſetzen. Das leiſe bei ſich, in Gedanken Fortführen eines Geſpräches, deſſen laute Fortſetzung dann einem Bache gleicht, der eine Zeitlang verdeckt gefloſſen u. ſ. w.

Eine Hauptſache, womit Dickens ſich wie Shakeſpeare von z. B. Goethe und Schiller unterſcheidet, iſt, daß ſeine Figuren nie wie ein Buch ſprechen dürfen. Es iſt wunderbar, die reiche Variation der Mittel zu ſehen, durch welche den beiden Engländern gelingt, den Dialog vom Buchartigen zu emanzipieren. Ein Mittel ſchon: den Charakter präzis in der Situation zu fühlen, ihn in der augenblicklichen Umgebung zu ſehen. Ferner die mechaniſchen Mittel, das Kadenzierte zu unterbrechen, z. B. Parentheſe, Umſchreibung aus Zartgefühl, Furcht oder dergleichen, aus der Konſtruktion fallen aus irgend einem Grunde, das Vertiefen, d. h. aus dem Dialog in den Monolog fallen, das Stammeln, Stottern u. ſ. w. der Verlegenheit, die Salbung des ſich gern reden hörenden, der ſich an ſeinen rhetoriſchen Wendungen einen Schmaus giebt. —

Der neuſte Dickensſche Roman zerfällt in drei Hauptglieder; das erſte umfaßt Pips Kindheit und endet mit ſeinem Abſchied von ſeinem Geburtsort; das zweite enthält ſein Gentlemanleben, bis ſich Magwitch ihm als Stifter ſeines Glücks zu erkennen giebt; das dritte reicht bis zu Magwitchs Tode und Pips Krankheit; dann folgt noch eine Art von ſkizzierter Ergänzung.

In einer Hinſicht iſt Dickens um ein weſentliches weiter gekommen als Scott; daß er Entwicklungen giebt, d. h. pſychologiſch-ethiſche, ein allmähliches

Werden von Charakteren und Verhältniſſen, während Scott nur unſre genaue Kenntnis von des Menſchen Charakter u. ſ. w. allmählich werden läßt. Über dieſe Entwicklung iſt ein Wort zu ſagen, man darf ſie allerdings nicht als ein abſolutes Werden auffaſſen, ſondern als ein Mittelding zwiſchen Werden und Sichtbarwerden. Die Stetigkeit verlangt, daß der Weg ein längrer ſcheint, als er iſt, und der geſunde Menſchenverſtand, daß ein Ding nicht zu ſeinem entgegengeſetzten werden kann, daß in die neu ſich bildende Miſchung nichts kommen kann, als was in der alten ſchon war; die Teile treten eben nur in ein andres Verhältnis, einer oder mehrere ſcheinen durch pathologiſche Steigerung, Schwellung an Quantität andre geworden zu ſein. In der That kann bei aller Entwicklung nur das in Menſchen und Dingen (Thatſachen) ſichtbar werden, was in ihnen ſchon lag. (Die ſchönſten und höchſten Entwicklungen haben wir in Shakeſpeare: dieſe Menſchen, Macbeth, Hamlet u. ſ. w., dieſe Thatſachen, wie Desdemonas Mord, Macbeths Sturz, das Komplott gegen Cäſar, das Königwerden Richards III. und alles derartige in Shakeſpeare entſteht nicht, ſondern iſt ſchon im gegebnen Grundverhältniſſe vorhanden, wie der Baum und ſeine Zweige, Blüten, Früchte im Samen und im Boden. Es kommt nur zur Erſcheinung; die Sonne lockt die Blüte heraus, aber ſie iſt nicht von der Sonne geſchaffen, ſie wird nur ſichtbar, äußerlich; ſie iſt ſchon vor dem Locken der Sonne in dem Baume, ſie iſt ſchon im Samenkorn vorhanden geweſen.) Dies muß in der dramatiſchen Entwicklung beſonders ſichtbar ſein, weil da die eigne Kraft des Helden mehr ſichtbar werden muß. Auch im Roman darf es nicht anders ſcheinen, obwohl hier ſichtbarlich mehr von außen der Impuls ausgeht. Der dramatiſche Charakter entwickelt ſozuſagen ſich ſelbſt, der epiſche wird entwickelt. Das heißt: dort kommt, was im Menſchen iſt, ſein Inhalt mehr durch ſeine eigne Energie zu Tage, durch die Üppigkeit des innern Triebes; hier wird es mehr hervorgezwungen oder hervorgelockt durch die Treibhitze der äußern Atmoſphäre. Der dramatiſche Menſch iſt ethiſch genommen von größrer Einſeitigkeit, Entſchiedenheit der Natur, ein Repräſentant der in ihm überſtark vorhandnen Kraft und Neigung zu einer gewiſſen Leidenſchaft, alſo ein pſychologiſch-ethiſcher Typus einer Art, der Romanheld aber iſt mehr der allgemeine, der gewöhnliche Menſch in ſeiner Beſtimmbarkeit, nach der innern ethiſchen Seite zu allgemeiner als der dramatiſche, nach der äußern aber beſondrer als der dramatiſche.

Wir ſehen im „Große Erwartungen“ einen Knaben, er iſt völlig Knabe überhaupt, zeigt keine Beſonderheit, und ſchon hier geſchieht mehr mit ihm, als er ſelber, von der Schweſter und Pumblechook eingeſchüchtert und mißhandelt, geſchehen macht. Die Abgeſchloſſenheit ſeiner Sphäre läßt ihn darin alles Glück meinen, das möglich; ihm öffnen die Umſtände, nicht ſein Wunſch, der ſeine bisherige Lage überflügelte, eine bisher ungekannte Sphäre; Hohn, aufgeregte Phantaſie und erſtes Liebesgefühl helfen dem Geſchmack an der Geſchloſſenheit ein Ende zu machen. Aber er handelt nicht, um aus der alten in eine neue Lage zu kommen; wieder thut das ein Äußres für ihn. Er ſoll ein Gentleman werden. Da er meint durch Miß Havisham, hat er keinen Grund, ſich gegen die Erfüllung ſeiner Wünſche zu ſtemmen; nun beginnt der junge Menſch zu ſchwindeln, ſein Glück giebt ihm in ſeinen Augen Würde; er verſteht keine Warnung und iſt bereit, ein gemeines Motiv unterzulegen — weil er ſelbſt, ohne es recht zu wiſſen, eines gemeinen Fehlers, der Eitelkeit, teilhaftig geworden iſt. In dieſem Taumel, dem aber zu dramatiſchem Weſen wiederum Konzentration und urſprüngliche Kraft der Sinnlichkeit des Trägers fehlt, lebt er denn in den Tag hinein; er verletzt den naiv edeln Joe, die ähnliche Biddy, weil ſie ihm eine Art der Empfindung erregen, die er früher Eſtella erregte und ſympathetiſch ſich ſelbſt. Es entſchuldigt ihn dies letztre menſchlich und iſt zugleich ein echt epiſcher Zug. Nun tritt an dieſen durch Träume großer Erwartungen und vornehmen Müßiggang verweichlichten mit einer Plötzlichkeit, die ihn noch mehr in Nachteil ſetzt, die Aufklärung über die Natur des Bodens, aus dem ſeine phantaſtiſchen Erwartungen bisher luſtig wuchernd wuchſen. Nur eines deutete ſeine ſpätre Erhebung an, ſein ſchönes Handeln an Herbert, ſollte dies auch nicht aus bloß edeln Motiven hervorgegangen ſein. Der Widerſpruch gegen ſeine bisherigen Hoffnungen, denn nun löſt ſich die Eſtella ſei ihm beſtimmt, in Dunſt auf, die Gewalt der verſchiedenſten Affekte (von denen jedoch keiner zu einem Handeln führt) überwältigt ihn. Er iſt der Gentleman des ehemaligen Sträflings, der wer weiß was verbrochen, dieſe ſchreckliche Abhängigkeit von einem Menſchen, den er von je verabſcheute, und dem er doch Dankbarkeit ſchuldig, erſtlich für früher und nun für die Liebe zu ihm, die ihn ſein Leben wagen läßt! Wäre er ein dramatiſcher Menſch, das eine verdunkelte ihm das andre und triebe ihn zu entſchiednem Handeln; der epiſche Menſch kann ſich nicht entſcheiden, er hat nur einen Einfall ſtatt eines Entſchluſſes, er erwartet wiederum von außen, von den Umſtänden den Impuls. Er muß den Gefahrbedrohten retten, wobei er ſelbſt von ihm loskommen kann, ein echt epiſch kompliziertes Motiv. Er verliert ſeine Liebe, ſie wird ſeines verachteten Feindes Weib, der Schrecken perſönlicher Lebensgefahren ſtürmt zu den andern Eindrücken auf ihn ein, ſtatt der frühern gewohnten glänzenden Ausſichten ſieht er Not und Schande nahen, die kleine Eitelkeit, der gentlemänniſche halb ſittliche, halb vornehme Widerwille und Ekel des verwöhnten Schoßkindes des Glückes vor dem Sündenbocke des Glückes tritt zurück, die Änderung im Weſen des Sträflings und die genaure Bekanntſchaft mit ſeiner Geſchichte vermindert den Abſtand; von Trotz iſt ohnehin nichts in Pip. Nun appelliert noch die Verletzung und vorausſichtliche Verurteilung des armen Teufels, die Folgen ſeiner Güte und Liebe gegen Pip an deſſen Mitleid, er hat nichts mehr zu verlieren, da er das Geld des Gefangnen nicht vor der Verhaftung desſelben an ſich genommen — der nackte Menſch zeigt ſeine angeborne Güte, er bleibt in liebender Treue bei dem leidenden armen Sünder, aus Liebe zu ihm, täuſcht ihn über das Vermögen, damit der Arme freudig ſterbe. Dieſen veredelten Standpunkt hält ſeine weitre Geſchichte feſt; er ſühnt auch ſein Unrecht gegen Joe und Biddy, in der ihm eine letzte Hoffnung entgeht, und beginnt ſich ſelbſt eine Exiſtenz zu bereiten. In alledem iſt nichts beſondres von Charakter. Es wird nichts an ihm verändert, es wird bloß in die Erſcheinung hervorgelockt, was indifferent in ihm lag, in jedem liegt, der keine menſchliche Ausnahme. Es ſind die Eigenſchaften, die in jedem Mittelſchlagsmenſchen als Anlage vorhanden, die durch dieſe äußern Impulſe an jedem zu der entſprechenden Erſcheinung gekommen wären. Das iſt: Pip iſt ein epiſcher Menſch, ein Typus der mittelſchlägigen Menſchheit.

Dieſe Entwicklung iſt epiſch außerordentlich ſchön, ſo ferne von der kalten Seziermethode, die ſo abſtrakt iſt wie ein Rechenexempel, wo die Sache wie ein ausſchließliches Geſchäft traktiert wird, wo Schnitt um Schnitt geſchieht und das Präparat bei jedem Schnitte aufgezeigt wird in usum Delphini, und jeder Schnitt von demſelben Meſſer kommt. Wie unabſichtlich erſcheint das Ganze, wie iſt es durchwachſen mit andern Partien.

Ich möchte wohl wiſſen, was Dickens eher gekommen:

der Gedanke dieſer Entwicklung oder die beiden Begebenheitsſtämme, die die Entwicklung hervorbringen. Dachte er ſich vielleicht: irgend ein Knabe verliert die Luſt an ſeiner Sphäre, er ſtrebt höher, da kommt von unſichtbarer Hand die Möglichkeit, die großen Ausſichten machen ihn ſchwindeln und über ſeine Freunde der niedern Sphäre ſich undankbar überheben; mitten in ſeinen Schwindel hinein wird er gedemütigt dadurch, daß ſeine Erhöhung von einem Verbrecher herrührt. Ich glaube aber eher, das erſte, was er hatte, war der Sträfling mit ſeinem Gelübde, vielleicht hat dies ſogar hiſtoriſchen Grund, oder iſt eine Analogie einer andern Geſchichte. Der Vorgang zwiſchen den beiden war nun das erſte, daran ſchloß ſich die Entwicklung in den Hauptumriſſen. Aber das Bedenken: wie? Wird, wenn nicht Pip, doch der Leſer erraten, wer der Wohlthäter ſei? Held und Leſer müſſen Grund haben zu meinen, es komme wo anders her. Nun geſtaltete ſich die Geſchichte der Miß Havisham allmählich, es fand ſich hier die geeignetſte Anknüpfung für die Erweckung der Unzufriedenheit Pips mit ſeiner Lage. Mit Eſtella zugleich entſtand das Motiv der Erziehung des Mädchens zu einem Rachewerkzeug; dieſer abenteuerliche Gedanke, der zugleich ein Analogon zu dem ähnlichen Plane des Sträflings iſt, brachte die ganze abenteuerliche Geſchichte und das geſpenſtige Kerzenleben, weil ſolch abenteuerlicher Einfall und ſeine Verfolgung zum Motive eine Unnatur bedurfte, eine geiſtige Abirrung. Dieſe bedingte wiederum die Reue, die eine weitre Kontraſtierung mit der Endgeſchichte des Sträflings brachte. Das alles wirkte auf die Konzeption der innern Entwicklung in Pip. Die beiden möglichen Quellen der Erhebung Pips gaben Ausſicht auf eine ſpannende Ungewißheit. Daraus entſtanden nun Jaggers, der Mann mit der Feile, die Erben der Miß Havisham, die durch ihren Glauben, die Miß ſei die

Urheberin, dieſe bewegen (um die Habſüchtigen zu ärgern), den Schein zu unterſtützen.

Durch das Ausſparen der Geſtalten, Aufſchieben der Aufklärung, Aufſchieben der Bekanntmachung mit ihrem eigentlichen Weſen, ihren etwaigen Intentionen, Zubehören, ſogar der Nennung ihres Namens und Standes, die am beſten ohne Einmiſchung des Autors aus dem Vorgange ſelbſt erfolgt, iſt der Roman, in welchem der Held ſeine eigne Geſchichte erzählt, ſehr im Vorteil. Seine Verſchweigungen ſind damit natürlich zu motivieren, daß er an keiner Stelle der Erzählung mehr weiß, als der Leſer auch. — Der Sack darf nicht eher zugebunden werden, ehe er voll iſt, erſt der volle Sack hat eine Geſtalt. So ſpringt z. B. Joes Liebenswürdigkeit nicht gleich in ſeiner erſten Szene in die Augen, eher werden wir über ihn irre geführt, wir ſehen ihn mit Pip in kindiſchem Treiben, ſehen ihn, wie er ſich von ſeiner Frau mißhandeln läßt. Später freut uns ſeine Herzlichkeit, ſeine Naivität, ſein merkwürdiges Bewundern der Schönheit ſeiner Frau; beim Kampfe mit Orlik ſein Mut und ſeine Kraft, und erſt während Pips Krankheit erhalten wir den befriedigenden Schlüſſel für ſeine vermeinte Furcht vor ſeiner Frau. Dazu hilft noch die Reue Pips, die ihn verklärt, weil ſie ſagen darf, was ein fremder Erzähler ſeiner Geſchichte nicht ſagen dürfte. Iſt ſein Lob übertrieben — nun danach fragen wir nicht, es gefällt uns wegen des Lobenden und des Gelobten und giebt unſrer Vorſtellung von dem letztern noch mehr Wärme. Recht im gewöhnlichen Romanſtile iſt Pips Errettung aus Orliks Händen — an ſich virtuos ausgeführt. Wie außerordentlich iſt Jagger ausgeſpart, ein kaltes Rätſel. Daß er nichts von Wemmicks Schloſſe weiß, fällt auf — aber das iſt Boz Weiſe, daß jede neu auftretende Figur wenigſtens eine Zeitlang uns ein Rätſel bleibt. — Der ſpätre Herbert entſpricht dem phantaſtiſchen Boxer nicht ganz; wahrſcheinlich hat die verwünſchte Brauerei und die Nähe der Havishamſchen Rätſelwirtſchaft ihren Zauber über ihn ausgegoſſen und ihn verſeltſamt. Pumblechook, an ſich ein abſcheulicher Geſelle, iſt mit ſeiner angemaßten Gekränktheit eine hinreichende Strafe für die wirkliche Kränkung von Pips wahrem Wohltäter. Es iſt darin etwas Shakeſpeariſches, daß er (Pip) was er verdient — wiewohl an einem andern — ſo derb hören muß, daß wir ſeine Partei nehmen möchten. Daß der, welcher einen ſo braven, edeln Menſchen mit Undank belohnt, nun dieſer Schuld gegen einen ſo abſcheulichen Burſchen als ſchuldig gilt. Zugleich wird dadurch des edeln, einfachen Joe ſtilles Ertragen und ſeine ſchöne Rache an Pip durch den Kontraſt noch verklärt. — Eſtella ſcheint uns verzeichnet, wenn ſie die wahrhaft ſchöne und ergreifende Erklärung Pips kalt anhört, nicht verſteht und die Spinne heiratet; bei ihrem letzten Auftreten ſehen wir die Natur gerächt und den Autor gerechtfertigt. Daß Miß Havisham durch das Gelingen ihrer hypochondriſchen Grillen geſtraft wird, iſt gut gemacht und wirkt wie alles jetzt aufgezählte. Belehrend iſt es, wie Dickens in den erſten Szenen des Magwitch nicht unnützerweiſe ſchon einen Zug angebracht hat, der auf ſeine nachherige Beſſerung und das, was von Pietät dann in ihm wirkſam wird, hindeutete. Daß er in der dritten Szene den Jungen wie abſichtlich nicht zu ſehen ſcheint, weiſt auf eine mögliche ſpätre Wiederbegegnung, doch mit Freihaltung beider Seiten, ob in guter oder ſchlimmer Weiſe, und bildet dann einen Anhalt für die Ungewißheit, woher dem Pip das Vermögen kommt. —

Das Neue Teſtament, auf welches Hehler- und Diebeseide geſchworen werden, gehört unter Dickens kurioſe antithetiſche Preziosen. Ungemein geſchickt ſind die vielen Verſtändigungen des Leſers über die Geſchichten der Urſache von Miß Havishams Phantaſterei, der Haushälterin Mr. Jaggers, der zwei Pfundnoten u. ſ. w. angebracht, desgleichen die vielen innern und äußern Motive, z. B. wie Pip auf den Gedanken kommen können, den Provis durch die Kahnfahrt zu retten, denn dazu mußte er ein geſchickter Fährmann ſein und Herbert und Startop dazu. Den Helden ſehen wir in den verſchiedenſten Verhältniſſen zu einer großen Zahl ,der verſchiedenſten Menſchen, ganz wie es Hegel und mit Recht haben will. Und welche Anzahl von dergleichen Verhältniſſen überhaupt, wiewohl alle andern nur zuweilen beim Begegnen mit Pip gezeigt werden, welche Maſſe begebenheitlicher Thatſachen, Ausmalungen von Stimmungen und realen Vorgängen, von letztern die Kahnfahrt, ehe ſie Provis aufnehmen, ein Muſter. Wie ſehen wir alles von den ſichtbaren Dingen bis zu den dunkeln Vorſtellungen in ſozuſagen leiblicher Geſtalt vor uns. Welcher Aufwand von Witz, Scharfſinn und Tiefſinn, welche poetiſchen Bilder, welche Reflexionen, dargeſtellte und ausgeſprochne, welch eine Welt von Phantaſie, welche Silberblicke von Gemüt! Und all das mit welcher Sicherheit und Gewandtheit einer Technik, die nicht leicht ein andrer wieder erreichen wird und auf dem Felde des Romans noch keiner erreicht hat. Jede Perſon hat wiederum eine ganze Sphäre voll charakteriſtiſchen Intereſſes um ſich, z. B. Jaggers, Wemmick.

Die innern Entwicklungen ſind am gelungenſten, wenn ſie bloß ein allmähliches Enthüllen deſſen ſind, was in dem Menſchen iſt, in den ſtärkſten Gliedern ein Erwachen deſſen, was in dem Menſchen ſchlief. Beſonders im Roman — wie ich mir merken muß, wo die Anlagen nicht ſo entſchieden und ſtark wie im Drama, in der Tragödie, in welcher die Menſchen daran untergehen ſollen. Im Roman wird eine ſchlafende Beſtie geweckt, bis ein ſchlafender Engel geweckt wird, vor deſſen Blicke ſie vergeht. Ganz vortrefflich, daß uns Dickens nicht alles, was aus Pip allmählich wird, an dem Kinde im Keim zu zeigen ſucht. —

Der Romanmenſch iſt mehr Pflanze neben dem Tragödienmenſchen; ſeine Neigungen, wenn auch vielleicht ebenſo tief, gebieten nicht über eine ſo gefährlich raſche Thatkraft. Er iſt nicht ſo einſeitig, daher iſt ſeine Kraft mehr verteilt. Er iſt mehr zähe und biegſam, er fordert den Sturm nicht nach Eichenart heraus, trifft ihn dieſer unaufgefordert. ſo biegt er ſich und ſteht wieder auf, wenn auch nicht in der alten Geſundheit, zuweilen wurzelt ihn, ſchraubt ihm gleichſam der Sturm die Wurzel tiefer und feſter in die Erde. Er faßt weit mehr Entſchlüſſe, als er ausführt, und führt manche nur halb aus.

Dramatiſch iſt der Menſch, der ſeiner Welt an Energie überlegen, ſeinen Stempel ihr aufprägt, und den nur ein Zuſammenfaſſen der Weltkräfte und nur da ſein ethiſch verkehrtes Thun, alſo er ſelbſt, ihr Bundesgenoſſe gegen ihn ſelbſt wird, überwinden kann. Er imponiert der Welt, dagegen dem Romanhelden imponiert die Welt und drückt ihm ihren Stempel auf. Jene impoſante Stellung zur, dieſes relative Verſchwinden neben der Welt iſt ein unterſcheidendes Hauptmerkmal. Und daraus ſchon folgt die Forderung einer möglichſten Mannigfaltigkeit und Breite der Welt, einer großen Zahl von Figuren, die ihm zum Teile an Kraft überlegen ſind und ihm imponieren, auch die äußre Macht der Natur, gegen die ſeine Kraft verſchwindet, während es der Dramenheld bloß mit einer moraliſchen Welt, das heißt mit Menſchen zu thun hat, die alle einzeln neben ihm entweder theoretiſch oder praktiſch verlieren. Dort herrſcht das Gefühl der Freiheit, der unzerbrechbaren Burg des

Geiſtes, der ſich niemand beugt, deſſen Repräſentant phyſiſch brechen kann, aber moraliſch unzerbrechbar iſt, hier das Gefühl der Notwendigkeit, der menſchlichen Gebundenheit, des Ergebens in die Abhängigkeit von andern Mächten, des Ergebens nicht erſt nach dem, ſondern ohne Kampf, der inſtinktmäßigen ſelbſtverſtändlichen Unterordnung von Anfang an, der der Gedanke des Trotzes gar nicht oder nur in der Verzweiflung kommt, die gar nicht weiß, daß ein ſolcher Gedanke exiſtiert. So muß aber auch die epiſche Welt dem Leſer ſo gezeigt werden, daß ihm der Gedanke, einer der ſpielenden Menſchen könne ſich aus eignem innern Antriebe gegen ſie auflehnen wollen, gar nicht oder nur als ein lächerlicher kommen kann. Während im Drama der Held ſo impoſant, die Welt im Einzelnen ihm untergeordnet dem Zuſchauer ſcheinen muß, daß nur das ethiſche Geſetz im Innern des Helden (ſei es auch nur vom Zuſchauer in deſſen Innerm vorausgeſetzt, weil der Held doch Menſch) oder das Unzweckmäßige in der Zuſammenſetzung des Charakters des Helden ein zureichend Hindernis und eine Macht erſcheint, an der des Helden Wollen ſcheitern kann. Im Schauſpiele muß der Held, nachdem er das Unſittliche in ſich ſelbſt beſiegt und ausgeſtoßen, die Welt beſiegen. Kurz, im Epos oder Roman iſt die Welt, im Drama der Held das, was imponiert. Das Drama ſteht ganz auf ethiſchem Boden, der Roman oder das Epos mehr auf dem Boden der Sitte oder des Rechtes, des geſellſchaftlichen Vertrages, im eigentlichen Epos des Naturrechtes, im Roman des poſitiven Rechtes.

Im „Don Quixote“ initiiert der Held, das wäre dramatiſch, wenn nicht eben der Weltzuſtand, den er angreift, ſo überlegen, daß der bloße Gedanke ſolchen Kampfes komiſch; ja wenn dieſer Angriff in Wahrheit ein Angriff und der ganze Kampf nicht nur eine phantaſtiſche Fiktion des Don Quixote wäre. Sowie er in einen wirklichen Kampf geriete, würde der Roman zum Drama, aber eben in der Unangemeſſenheit des Helden zu ſeiner Aufgabe hebt ſich das Dramatiſche auf und ſchlägt in den Roman um, ähnlich wie die Wirklichkeit des Ernſtes, der dabei aufgeboten iſt, ins Lächerliche umſchlägt.

Was den Roman poetiſch neben dem Epos ſo ſehr zurückſetzt — oder vielmehr äſthetiſch —, iſt eben, daß er auf dem Boden des poſitiven, des Zivil- und Kriminalrechts ſteht und damit an der Natur aller Nebenvorſtellungen, die dieſe beiden Inſtitutionen begleiten, an Polizei, Häſchern, Gefängnis, Zuchthaus, Schafott u. ſ. w. teilnimmt, ferner, daß das materielle Wohl im Romane von der Künſtlichkeit unſrer Verhältniſſe und damit von der ganzen Proſa der gemeinen Wirklichkeit in Beſchlag genommen wird; welche beiden Seiten er doch nicht entbehren kann, ohne das Moment des Charakteriſtiſchen einzubüßen, das der einzige Vorteil iſt, den der Roman den Vorzügen des Epos entgegenhalten kann.

Die Mühle am Floß von George Eliot

Die Verfaſſerin dieſes Romans ſteht völlig auf demſelben Standpunkte, auf dem ich mich mit meinem „Erbförſter“ befand, auf dem des offnen Gegenſatzes gegen den Idealismus und einer liebevollſten Hingebung an die Wirklichkeit, des abſichtlichen Abweichens von der konventionellen Heerſtraße und der Überzeugung von der Gefährlichkeit des Idealismus und Hinweis, daß des Dichters und Schriftſtellers Aufgabe ſei, nicht uns verwöhnte Kinder unſrer Wünſche noch mehr zu verhätſcheln und für ein kräftiges Familien- und Staatsleben untüchtig zu machen, ſondern abzuhärten gegen die möglichen Reaktionen des Lebens, mit einem Worte: praktiſche Lebensweisheit zu lehren.

Die Welt des Gedichtes ſollte die wirkliche Welt ſein, nur durchſichtiger, woran der Leſer ſeinen Lebensſinn ſchärfen, Erfahrungen machen kann, kurz eine Art Vorſchule für die Schule des wirklichen Lebens habe. Woran er lerne einen Einblick in andre Menſchen thun, ſie nicht nach Vorurteilen zu beurteilen, zu ſehen, daß, wenn ein andrer unſre Kreiſe ſtört, er es aus einem eignen Innern heraus wirkend thut und ſich ſelbſt darin zum Zwecke hat, nicht uns, mit einem Worte die andern und ihre Motive in der Vorſtellung von uns und unſern Motiven loszulöſen, in dem Nebenmenſchen unſre eigne Schwäche zu bemitleiden, in uns ſelbſt ſie möglichſt zu tilgen, was eben nur möglich, wenn wir ſie erkannt haben. Die gefährliche Macht der Phantaſie und der Leidenſchaften zu erkennen und dadurch von ihrem Zauber frei zu werden, uns von allen erſchlaffenden Zeitmoden (wie des Jammers, daß wir das Welträtſel nicht enträtſeln können, dann daran herum reflektieren und uns abſichtlich in verzweifelte Stimmungen hineindichten) loszumachen.

Die „Mühle am Floß“ iſt durchaus nicht, was man komponiert nennt, worunter man gewöhnlich das Zuſammenbringen von an ſich ſpannenden und ungewöhnlichen Erlebniſſen zu einem in Zeit und Ort möglichſt gedrängten Ereignis und zwar in der Art verſteht, daß die Geſchichte ſelbſt durch ein ausſpannendes und auf das möglichſt effektvolle Ausbringen jedes Einzelnen angelegtes Arrangement voll kleiner und größrer Kunſtgriffe, noch mehr von der Wirklichkeit und ihrem auf Effekt nicht berechneten Ganzen unterſchieden wird. Es ſind ganz gewöhnliche Menſchen, die ein ganz gewöhnliches Ereignis auf ganz gewöhnliche Weiſe erleben. Die Verfaſſerin hat ein ungewöhnliches Talent für Charakteriſtik — die aber nie eine ideale iſt —, ihre Figuren ſind lebenswahr, ohne den Mechanismus vieler der Dickensſchen, ſelbſt Mrs. Glegg iſt keine bloße Charge; ſie ſind mit den einfachſten Mitteln gemacht und haben den Reiz der niederländiſchen Genrebilder, die uns eben darum gefallen, weil ſie das Altbekannte mit der Liebe wiedergeben, die nicht ſowohl in der Treue der Nachahmung das höchſte Verdienſt ſieht, als einfach ihrer innern Nötigung folgt. Freilich gehört die Warze, die Pockengrube nicht zum Ausdruck der geiſtigen Individualität, welche das Weſen des Porträts ausmacht, aber der eine, der einen Menſchen liebt, mißt auch den Mangel nicht gerne. Der Idealiſt liebt nur ſeine idealiſierte Vorſtellung, zu welcher der wirkliche Menſch ihm Anlaß giebt in dieſem; der Realiſt liebt den Gegenſtand ſelbſt, liebt ihn mit ſeinen Mängeln und Schwächen.

Wir müſſen alles wegthun, was wie Gelehrſamkeit ausſieht, was bloß für den „Kenner“ iſt, aus den Theorien bloß das beibehalten, was durch alle Jahrhunderte thatſächlich ſich als weſentlich auswies und auch unſrer Zeit gerecht, ja eine Forderung derſelben iſt. Beſonders aber dürfen wir nichts einſchwärzen, was ſpezieller National- oder Zeitgeſchmack war, deshalb keine eigentlichen Nachahmungen aus fremdem Land oder fremder Zeit. Wir müſſen unſre Zeit ſtudieren, nicht um ihren Schwächen zu ſchmeicheln, ſondern ihre Schwächen benutzen zum Vorteile deſſen, was ihre Stärke iſt, wenn wir es mit vorurteilsloſem Auge anſehen. Wir müſſen uns an die Wahrheit der Wirklichkeit halten, nicht an die Illuſionen, die vorausſichtlich ihrer Entlarvung entgegengehen.

Die Verfaſſerin der „Mühle am Floß“ hat ſcharfe Geiſtesaugen und hat ſie gebraucht. Der innre wie der äußre Sinn iſt trefflich bei ihr entwickelt, und ganz vorzüglich verſteht ſie ihre Reflexionen einzureihen in den Gang der Erzählung. — Zu bemerken iſt, daß in der „Mühle am Floß“ kein eigentlicher Böſewicht vorkommt. Wahr iſt es, die Eliot packt nicht ſo ſtark und raſch als Dickens, ſie geht mehr auf ruhige Wirkung, und man hat nicht ſchließlich die Empfindung, als wäre man in einem Irrenhauſe geweſen.

Der Lampenputzer von Mrs. Cummins

Ich freue mich über den einfachen Gang des „Lampenputzers," bei dem alles herauskommt, was der Autor meint, nichts Raffiniertes vorhanden iſt. Ich ſehe, wie praktikabel es iſt, wenn man das eigentliche pſychologiſche Problem zuerſt allein abhandelt und die Verwicklung dann erſt bringt, wenn jenes vollendet iſt. Dann gefällt und bewegt uns die einfachſte Verwicklung, weil wir bereits einen feſten Anteil an dem Helden gewonnen haben und ihn durch und durch kennen. Was mich immer ſo ſehr hindert, iſt eben, daß ſich bei der verwickelten Art die pſychologiſchen Fäden entweder gar nicht alle zeigen laſſen oder ſich verwickeln und verfilzen. Ich glaube, will man gleich in medias res gehen, muß man das Pſychologiſche ſo einfach einrichten als möglich.

Dann iſt mir wieder ſehr deutlich geworden, wieviel auf das Ausleben der Geſpräche ankommt, namentlich wie dies das Hauptmittel des Romans iſt (des Dramas am Ende auch), die Charaktere am Ende auseinanderzuhalten. Nur darf man ſich im Romane vor den hergebrachten Komplimenten und Wendungen nicht ſcheuen; denn je weniger der Inhalt einer Rede an ſich bedeutet, deſto mehr kann dieſe den Charakter — ſollte heißen die Perſönlichkeit — darſtellen. Ich muß ſagen, daß mir die Diskretion des Verfaſſers in der Charakterzeichnung weit reinre Freude ſchafft, als Karikaturen und Automaten mit dem fortwährenden Geraſſel ihrer Walzen. Ad vocem: Geſpräche, drängt ſich immer wieder das Üble auf, daß wir keine Umgangsſprache haben. Köſtlich, wie der Autor ſeine neuen Figuren einzuführen weiß, z. B. den Dr. Jeremy, ſeine Frau und den Mr. Bruce.

"Ein Jahr von Emilie Flygare-Carlén"

Zwei Ehen einander gegenüber, die eine aus unfeſtem Glück in Unglück, die andre aus Widerwillen und Unnatur in Glück übergehend. Juba, verzogen, kindiſch, launenhaft, will ihren Mann, der ſie vollends verzog, von eingebildeter Eiferſucht heilen und zugleich eine kleine Komödie ſpielen und ruiniert ihn geiſtig dadurch. Ihre Schwägerin, die Heldin, die von der Verfaſſerin mit großer Prätenſion eingeführt und durch das Ganze behandelt wird, zeigt ſich ebenſo leichtſinnig, ja unſittlicher als jene, aber es geht ihr alles gut aus und wird alles an ihr gelobt. Von einem Verlobten betrogen, wie ein Brief desſelben mit Geſtändnis nach ſeinem Tode ihr beweiſt, heiratet ſie einen andern, einen egoiſtiſchen Despoten, wie er ſich in ſeiner erſten Ehe bewies; ſie weiß ſchon vom Tage des erſten Aufgebotes, daß ſie ihn nicht leiden kann, aber anſtatt ihm das zu ſagen und das Verhältnis aufzuheben, läßt ſie ſich mit ihm trauen. Die neuen Eheleute ſchlafen nicht beiſammen; ihr Widerwille erregt ſeinen gerechten Zorn über ihren Leichtſinn, womit ſie dies Verhältnis herbeigeführt, dem ſie nun doch nicht gerecht werden will; er ſpricht von Scheidung und will ſogleich abreiſen; ſie bewegt ihn aus Empfindlichkeit gegen die Meinung der Welt, wenigſtens ihr Gatte zu ſcheinen. In einem Jahre könne man ſich mit geringerm Aufſehn trennen. Er geht darauf ein. Erwachend glaubt ſie ihn doch abgereiſt, und er hört einen Ausruf von ihr, in dem der Haß gegen ihn deutlich genug merkbar. Ein Beweis, daß die Delikateſſe bis zur Unſittlichkeit zu treiben ſei, iſt, daß die

Autorin für ihre Heldin parteiiſch gar nicht zu fürchten ſcheint, daß das Benehmen dieſer das geſunde Gefühl geradezu empören muß. Sie will nun zeigen, wie dies unnatürliche Verhältnis in ein natürliches und glückliches übergeht. Sie lernen ſich allmählich kennen Eiferſuchten zeigen ihnen, daß ſie ſich lieben, indem ſie dieſe Liebe mehren. Von außen kommen Verdächtigungen dazu; wenn ſie ſich ſchon finden wollen, kommt Empfindlichkeit, Stolz, falſche Delikateſſe dazwiſchen, Gerüchte, Mißverſtändniſſe. Die von jenem erſten Verlobten Verführte ſcheint eine Maitreſſe des Helden zu ſein, er glaubt ſie in einem Verhältnis mit einem Hausfreund. Der Verfaſſerin Parteilichkeit für die Heldin bringt im geſunden Leſer das Entgegengeſetzte hervor. Je mehr ſie von der Vernunft und der Willenskraft derſelben ſpricht, deſto mehr beleidigt der Mangel von beidem in deren Benehmen. Zuletzt heilt ſie noch ſeine Dispoſition zur Eiferſucht durch ein Mittel, ebenſo albern als jener Leichtſinnigen, an der man dasſelbe ihrem Naturell nach leichter entſchuldigt. Zuletzt, wo die Heldin den Helden zu Gnaden aufnimmt, der vor ihr kniet und ſich in alles fügt, was ſie will, erweiſt ſich der Held viel edler als die Heldin, und dem Gefühle nach ſollte umgekehrt die Heldin ſich demütigen. Die Geſpräche und Erzählung ſehr gewandt. Aber man entſetzt ſich vor dieſer moraliſchen Schiefheit und wünſcht eine moraliſche Cenſur. Solche Bücher müſſen mit Gewalt demoraliſieren. Am meiſten wundert, daß es eine Frau iſt, die das heilige Inſtitut der Ehe mit ſo grenzenloſem Leichtſinn behandelt.

"Namenloſe Geſchichten von Hackländer"

Ein geſundes, Liebe und Luſt zum Leben gebendes Werk, woraus ich viel gelernt, z. B. daß die Hauptſache eines Romans doch ſeine Figuren, und ein

Romanſchreiber, der ſich auf ſeinen Vorteil verſteht, beſonders für Figuren ſorgen muß, die dem Leſer lieb werden können. Der Leſer muß in möglichſt liebenswürdige Geſellſchaft kommen; die Liebe und Behaglichkeit, mit der der Dichter ſeine Leute zeichnet, geht auf den Leſer unwillkürlich über. Die angenehmſten Geſtalten ſind die geſchloſſenſten, die ſich in einem engſten Kreiſe mit größter Behaglichkeit herumdrehen; die Figuren, die ſo recht mit ſich ſelbſt in Harmonie, übertragen dieſe auf den Leſer. Geſtalten, von der nächſten Straße heraufgegriffen. Hat uns der Dichter einmal recht für ſeine Figuren und ihre Schickſale erwärmt, dann trennen wir uns nicht gern von ihm; wir ertragens, wenn ein Kapitel gegen das Ende hin ohne eigentliche Handlung uns nur eine und die andre liebe Geſtalt ſich begegnen läßt, uns in ein Haus, in ein Zimmer führt, wo wir ſo oft mit den Geſtalten uns befunden, und uns zeigt, daß noch alles ſo ſteht wie ſonſt. Mit der Marie, wenn ſie die Frau Welſcher beſucht, begrüßen wir jedes einzelne Ding, das eine Geſchichte für ſie hat, denn dieſe hat es auch für uns. Das iſt die Folge der Ausmalung der Lokalitäten und Vorgänge ſelbſt bis in das kleinſte Detail; verſteht ſich, daß ſie an ſich ſchon anziehn muß, und daß wir uns viel darin aufhalten müſſen. Eine Lokalität, die nur einmal verkommt, bedarf dieſe Ausmalung nicht, auch keine Begebenheit, die nicht beſonders in unſrer Erinnerung haften ſoll. Die epiſche Breite ſoll immer das Geſetz ihres Maßes in der Größe oder Kleinheit des Gegenſtandes in Bezug auf unſer Intereſſe haben. Denn das Hauptgeheimnis des Romanſchreibers in dieſer Beziehung beruht darin, daß wir zuletzt die Perſonen alle genau gekannt, die Lokalitäten alle hundertmal ſelbſt geſehen und darin allerlei mit erlebt zu haben fühlen müſſen. Je öfter er deshalb dies alles uns vor die Augen führt, je tiefer er das alles in das

Gedächtnis unſrer Phantaſie und unſers Herzens eingräbt — beſonders des Herzens, das das beſte Gedächtnis hat, deſto beſſer. Wir könnten uns dann überreden, wir haben da und da und mit denen und denen als Kinder geſpielt, da hat der Steinmann uns mit Fratzen erſchreckt u. ſ. w. Im obigen Romane beginnt die eigentliche Verwicklung erſt am Ende des erſten der drei Bände; er verſchafft uns erſt eine volle epiſche Luſt an den Figuren, ihren Beziehungen unter ſich, an den Lokalitäten, den Zuſtänden; ſie intereſſieren uns erſt, als Genrebilder, Stillleben, als Zuſtandsbilder aus dem nächſten wirklichen Leben; wir kennen alles das, Figuren, Lokalitäten und ſoziale Zuſtände, als wären wir mit und in ihnen aufgewachſen, ihre Erlebniſſe und Einwirkungen auf einander ſind eigentlich bloße Begegnungen; auch die Begebenheiten ſind mehr einzelne Typen, z. B. der Bürgerball und Eduards Situation dabei. Empfindung eines, der in die Ballwelt eingeführt wird, ſodann Stechmaiers erſtes Debüt; dann erſt beginnt ein mehr dramatiſches Intereſſe. Städtiſche Zuſtände, der Balletſaal, der Marſtall, Bürgerball, Hofball, Hofdamenleben, Wäſcherei u. ſ. w., lauter Skizzen aus dem Leben, die abgeſonderte Aufſätze ſein könnten. Indes iſt der Hauptcharakter des Enſemble immer ein Begegnen der verſchiednen Figuren, nur immer wieder in andern Situationen, meiſt in ſolchen Situationen, wo der Begegnende als Helfer in der Not kommt; ſolch ein Helfer in der Not, teils wirklicher, teils dem Willen nach, aber gehindert und gleich nach dem Begegnen wiederum getrennt. Dem Begegnen entſpricht das Suchen, das deshalb auch eine große Rolle ſpielt, das Suchen des einen und Finden des andern dafür, oder einer Spur, die wiederum zum Suchen auffordert, Beratſchlagungen, wie etwas auszuführen, dann Handanlegen; Fliehen, Suchen, Finden oder Nichtfinden, dabei andern begegnen; vergebliches Suchen hier, ungeahntes Finden dort. Danach ſcheiden ſich die Figuren in zwei Geſchlechter, die feſtſitzenden (am Orte, innerhalb ihres geſchloßnen Berufs, Leute ohne ausgreifende Neigungen, Gewohnheitsmenſchen u. ſ. w.) und die ſich bewegenden (dieſe tierartig, wie jene pflanzenartig), die ſtrebenden, die entweder reiſen oder in andre äußre Verhältniſſe, in andre moraliſche Zuſtände ſich ſehnen. Jene werden wohl weggeriſſen aus ihren lieben Verhältniſſen, dieſe zurückgehalten in unlieben, verhaßten, oder es gelingt ihnen, ſich herauszuarbeiten, wie jenen, ſich feſtzuhalten. Alſo Zuſtandsmenſchen und Drangmenſchen; dazu kommt noch eine Art, die mit jeder dieſer Arten vereinigt ſein kann, pſychologiſche Problemmenſchen, die den Verſtand reizen, wie die Zuſtandsmenſchen das Gemüt, die ſtrebenden das moraliſche Gefühl oder die Phantaſie. Wie erſtere ruhen, die zweiten handeln, ſo ſind dieſe der Schauplatz einer Handlung der Naturkräfte. Das ſind Menſchen mit fixen Ideen, Schrullen, abſonderlichen Gelüſten oder lebendige Krankheitsphänomene.

Die erſten, die ſtrebenden ſind entweder Verfolger oder Retter, gute Menſchen, die böſe werden, oder verdorbne, die ſich aufrichten. Menſchen, die fliehen oder die ſuchen, die aus einer Situation herauswollen oder die in eine hineinwollen. Die Peripetie dreierlei, entweder moraliſch: gut oder ſchlecht werden oder intellektuell, eine Meinung loswerden oder in eine verfallen, oder glücklich werden oder unglücklich werden (äußerlich reich oder arm, vornehm oder gering, geachtet oder verachtet, oder innerlich zufrieden oder unbehaglich). Mißverſtändniſſe, Erkennungen, vermeintliche Fremde finden ſich als Verwandte; Heiraten werden dadurch unvermutet möglich oder unmöglich.

Von Boz Weiſe in der Verflechtung der einzelnen epiſchen Beſtandteile unterſcheidet ſich dieſer Roman dadurch, daß dieſe mehr epiſch geſchieht. Bei Boz ſind ſie gewöhnlich zu einer gemeinſchaftlichen Kataſtrophe, alſo alle gleichmäßig fortſtrebend, hier endet eine Geſchichte, wenn die andre zu ſteigen beginnt und vielleicht eine dritte noch ruhig beginnend daneben herläuft. Die Verbindung meiſt nur ſo, daß mehrere Geſchichten einige Perſonen miteinander gemein haben; manche Perſonen ſpielen in allen mit, z. B. Alfons. Manche kommen nur überhaupt in einer andern Geſchichte mit vor, ohne ein zu der Handlung derſelben weſentliches Element zu ſein. Die Frau Müller iſt in Lukas Geſchichte Heldin, in Annas Mutter der Heldin. Alfons zieht ſich faſt durch alle hindurch, daher iſt er den größten Teil des Romans über der Faden, an den die übrigen Geſchichtsteile gereiht ſind. Aber eben dieſe ſcheinbar abſichtsloſere Verknüpfung wirkt darum ſtärker zur Täuſchung.

Es iſt recht gut möglich, bei unſerm Vorrat von Skizzen aus dem wirklichen Leben alle möglichen Verhältniſſe ohne Autopſie zu ſchildern.

Volksroman — Volkslitteratur

Volkslitteratur, d. i. eine Litteratur ohne Exkluſivität, die ſich weder auf eine gewiſſe Bildungsſtufe noch auf eine Partei (politiſche), eine Konfeſſion ſtützt und von da aus etwa polemiſch zu Werke geht. Eine Litteratur, die nicht für die Gelehrten oder Kenner vom Fache und den Kritiker, der, was nach Schiller und Goethe gekommen, nur dann gelten läßt, wenn es einem vor dieſen Vorhandnen ähnlich iſt. Eine Litteratur, die nicht aus Reflexion und Kritik, nicht aus den äſthetiſchen Bedürfniſſen lange geſtorbner Generationen entſtanden und abgeleitet iſt, ſondern aus denen unſrer eignen Zeit. —

Möglichſt vielen gefallen, möglichſt wenigen mißfallen! Das zweite, in dem man, wie in gemiſchter, zum Teil unbekannter Geſellſchaft, erſtlich den Anſtand beobachtet, nichts anklingen läßt, was nur von ferne zweideutig wäre, nichts, was einen gegenwärtigen möglicherweiſe beleidigen könnte, ſei es in dem, was die Sitte ihm geheiligt, oder perſönlich in Stand und Beruf, ferner: nichts, was Gelegenheit geben könnte zu unangenehmen Auseinanderſetzungen oder gar zu aufregenden Debatten. Hierin fällt der Begriff des Romanſchreibers wie auch in den meiſten andern Hinſichten mit dem des guten Geſellſchafters zuſammen, und zwar des Wirtes (nicht Gaſtwirtes; aber auch ſo kann man es betrachten) ſelbſt. Daß er unterhaltend ſei, iſt die Hauptforderung, die der Gaſt zu machen hat, auch daß er nicht bloß auf den oder den oder zwei oder drei, auf einen Bildungsgrad oder Stand Rückſicht nimmt; man erlaubt ihm, daß er jetzt mit einem Zuge ſich an den Pſychologen, mit einem andern an einen andern wendet, nur nie ſo lange oder ſo ausſchließlich, daß die übrigen ſich bevorteilt oder gelangweilt fühlen könnten; man erlaubt ihm oder wehrt ihm wenigſtens nicht, wenn er belehrt, wenn er erbaut, erhebt, zu Gutem anſpornt, vom Unrechten abmahnt, nur daß er all das nicht ausdrücklich und wie mit Abſicht thue und vor allem nicht vergißt, zu unterhalten. Schon Cervantes hat einen Teil ſeiner Gäſte durch die Draſtik ſeiner Erfindungen zu ergötzen verſtanden, indem er einen andern, weniger dafür disponierten Teil durch die Feinheit der Ausführung und der charakteriſtiſchen Züge zu feſſeln wußte. Es giebt ein Mittel, das Komiſche wie das Tragiſche allen gefallend zu machen, es beſteht darin, daß beides nicht bloß im Äußern, in der Einkleidung liegt, ſondern im Grundverhältniſſe, d. h. im Gedanken. So iſt das Komiſche bei Cervantes und Shakeſpeare, das Tragiſche bei Shakeſpeare, wo es nicht bloß im ſogenannten äußern

Schickſale oder in der Situation, ſondern ſchon im „tragiſchen Charakter“ liegt. Ferner darf der Autor weder durch das Schöne und das Große noch durch das Gute oder durch das Wahre allein wirken wollen, ſonſt verdirbt er es entweder mit den ſogenannten Gemüts-, Phantaſie- oder den ethiſch angelegten oder den Verſtandesmenſchen; d. h. er darf ſich keine Blöße geben durch Einſeitigkeit. Da in jedem Gaſte eine geiſtige Kraft im Übergewichte iſt und beſchäftigt ſein will, ſo wird der Wirt am beſten thun, wenn er möglichſt alle Hauptkräfte in Bewegung ſetzt, zunächſt die Phantaſie wegen ihrer mittlern Stellung zwiſchen dem Herzen und Verſtande und ihrer unmittelbaren Wirkung auf alle übrigen Kräfte. Aber es werden noch eigentlich perſönliche Eigenſchaften vom guten Wirte gefordert. Er ſoll nicht allein unterhalten und mit Angenehmem unterhalten, er ſoll auch angenehm unterhalten; ſeine Unterhaltung wird uns um ſo beſſer gefallen, als er ſelber uns gefällt. Alle wünſchen ſich einen liebenswürdigen Wirt; manche aber würden unzufrieden ſein, wenn er ſo ausſchließlich liebenswürdig ſein wollte, daß er ihnen nicht mehr achtungswürdig vorkäme. Man verlangt vom Wirte, daß er Welt habe, ſo gerne man ihn erzählen hört von Individuen, die keine haben, dafür aber viel Natur und obſchon ungeſchliffne, doch Diamanten ſind. Es mißfällt an der angenehmſten Perſönlichkeit, wenn ſie ſich zu auffällig hervordrängt, und obſchon wir ihn als Erzähler nicht kalt wünſchen, ſo wollen wir ihn doch auch nicht vor Wärme unruhig, unſtet, haltungslos, ebenſowenig aber ſeine Kälte durch eitle Schauſpielerei als Wärme aufgeputzt ſehen. Er muß uns Intereſſantes und zwar allen Intereſſantes, wenigſtens allen intereſſant vortragen können, möglichſt neu im Gegenſtande und in der Wendung des Vorganges, ſpannend geordnet, ohne die Klarheit zu verlieren. Aber das iſt noch nicht genug; wir wollen, daß er den richtigen Ton treffe; denn ſo wenig wir die ausſchließliche Abſicht zu belehren bei ihm vorausſetzen mögen, ſo ſehr muß er ſich hüten, durch ſeinen Ton auf eine ſolche Abſicht ſchließen zu laſſen. So ſtehts mit dem Kanzeltone. Das alles ſind wir gewohnt, wenn wir es bedürfen, wo ganz anders zu ſuchen. Wie die Erzählung ſelbſt zunächſt auf die Phantaſie wirken ſoll, ſo muß auch die Sprache danach angethan ſein. Die Folge einfacher Sätze (Hauptſätze) gehört der Beſchreibung ſinnlicher Gegenſtände und hat etwas zu direkt und haſtig Fortſtrebendes, etwas Dünnes, Nacktes, Nüchternes, Deutliches, was ſich wohl im Naiven mit dem Gemüte einen kann, aber wenig geeignet iſt, die Phantaſie frei zu machen und in Bewegung zu ſetzen. Die Satzverbindungen mit limitierenden kauſalen Bindewörtern ſind die Sprache des definierenden, unterſcheidenden Verſtandes aus der Spekulation. Aber weder zu dem Gemüte noch zu dem Verſtande ſoll ein poetiſches Werk unmittelbar ſprechen; das einzige Medium, welches einem beſonders reichern Ganzen Haltung und Übereinſtimmung geben kann, iſt die Phantaſie. Wie muß man nun ſprechen oder ſchreiben, um zunächſt auf die Phantaſie zu wirken? Was in der Form erregt die Thätigkeit der Phantaſie? Deutlichkeit der Vorſtellungen? wozu das Direkte gehört? Gewiß nicht. — Wir kommen darauf zurück.

Der Verſtand geht gern in gerader Linie auf ſeinen Gegenſtand los; die Phantaſie ergötzt ſich am Wege, ſie will voraus, bleibt nach, ſchweift hüben und drüben ab; ihre Freude iſt die Freiheit, darum bindet ſie ſich nicht und liebt den Wechſel, das Mannigfaltige, das Düſter, das Verſteckte, das Wunderbare, das Dunkel, das Abgebrochne (Fragmentariſche) zieht ſie an; dann bleibt ſie ruhig ſitzen und ſpinnt ſich in die Stimmung ein, die der Gegenſtand ihr erregt. Der

Verſtand geht ihr unſichtbar voran; vor der Leidenſchaft (dem leidenſchaftlichen Wunſche) fliegt ſie vorher und war ſchon hundertmal bei dem Bilde der Erfüllung, ehe die Leidenſchaft ihr Ziel einmal erreicht oder ehe ſie es verfehlt hat. In ihren Händen trägt ſie das Saitenſpiel der Gefühle und greift nach Belieben hinein. —

Den Tropen entſagt die Sprache des Epos ſchon bei Homer, dafür wendet ſie die weniger kurzatmigen Figuren ausgeführter Gleichniſſe an, welche weniger dem dramatiſchen Gange paſſen. (Ein Beleg zu meiner Meinung von der jetzigen Kennerkunſt ſind die Gleichniſſe, bei welchen der Poet aus der Konſtruktion fällt. Welche Freude, wenn z. B. in Hermann und Dorothea man an Homer erinnert wird. Denn hauptſächlich dieſe Erinnerung an Homer iſt es, die uns an dem ſchönen Gleichnis vom Wandrer und der Sonne ſo ſehr gefällt. Durch die Aſſoziation der Ideen wird uns die äſthetiſche Idee der homeriſchen und damit der ganzen griechiſchen Schönheitswelt erweckt und klingt harmoniſch in die verhältnismäßig arme des deutſchen Epos und giebt dem Eindrucke desſelben Fülle und Reichtum. Unſre große Dichterperiode hat wie Juno den Gürtel der Venus geliehen, ſie gefällt dadurch, daß ſie an andres, an Primitives erinnert. Und wo ſie aus andern Gründen gefällt, gehören ſie nicht der Poeſie, ſondern andern Sphären, Rhetorik u. ſ. w.)

Kurze Sätze geben dem Stile etwas Abgerißnes, Haſtiges, was mit der epiſchen Ruhe und dem epiſchen Behagen nicht ſtimmt. Sie haben etwas Geradliniges, Direktes, welches eher dem Weſen der Proſa, beſonders der Beſchreibung entſpricht, als der Poeſie, am wenigſten der epiſchen, deren Gang ſich an ſich ſelbſt erfreut und ſich ſelbſt genießt. Beſonders widerſprechen ſie dem Romane, der im großen und ganzen die Verſchlingung des Satzgefüges in Begebenheiten nachahmt. Im Satzgefüge und der Periode haben wir ſchon das Indirekte, Mittelbare, d. i. was man das Retardierende des Epos nennt. Die Schönheit, die in den Wendungen der einzelnen Vorgänge, in den Verſchlingungen derſelben zu einem Ganzen liegt, kann ſchon der Satzbau mit kleinem Gegenbilde ſpiegeln. Dieſelben gleichen den ſchönen geſchwungnen, geſchweiften Linien eines Skulpturwerkes, die nicht bloß in einer und derſelben ebnen Fläche liegend, fliehen und wiederkommen, zur Seite ausbeugen und nie den kürzeſten Weg nehmen. Das Täuſchen der Erwartung, indem der Romandichter uns zu den Wünſchen, die er in uns erregt, führt, aber auf einem andern und ſchönern Wege, als auf dem er uns vermuten ließ dahin geführt zu werden, iſt hier ſchon im kleinſten Mittel der Kunſt vorgebildet.

Ein Geſetz für den Epiker, nie den geraden Weg zu gehen, weder in dem Arrangement des Vorganges noch in der Ausführung, und das bis zum einzelnen Satze herab, wenn er einen längern, gewundnern, aber ſchönern und unterhaltendern Weg weiß. Doch darf er dieſen nicht bis zum Geſuchten ſuchen; die Grenze des Natürlichen in Vorgang, Erzählung und einzelnem Ausdrucke muß ſeine Grenze ſein. Auch nicht das Zuſagende immer gerade heraus zu ſagen, das heißt nicht bloß ſich verſtändlich machen, ſondern auch auf gewählte — nur nicht auf geſuchte Art. Auch Umſchreibungen helfen zur Plaſtik und Entfernung von Dünnheit und Nüchternheit und Geſchloſſenheit gegen die Wirklichkeit zu, alſo zur Behauptung eines poetiſchen Bodens. Auch die Sprache muß Wechſel haben, einen Reichtum von Wendungen, namentlich witzigen, ſcharfſinnigen, tiefſinnigen für die Erzählung haben; ſich der Figuren bedienen, welche den Ausdruck lebhaft machen (d. i. auf die Phantaſie wirken). —

Grazie. — Der unſchöne Weg nur wird als langer und langweiliger empfunden. Beiwörter, oft mehrere zuſammen, machen plaſtiſch und retardieren zugleich. Auch machen ſie, wenn ſie nur charakteriſtiſch ſind, die Vorſtellungen lebhafter. Auch der Epiker, und er noch mehr als der Dramatiker, muß die Raſchheit eines Vorganges darſtellen, aber die Darſtellung ſelbſt darf nicht haſtig ſein. —

Dickens hält die Novellenform Goethes feſt, den Gegenſatz der Tieckiſchen. Oder ſollte man ſagen: die Hoffmanniſche? Wie man ein pſychologiſches Problem löſen könne, d. h. ganz auf dem Wege der Anſchauung und Darſtellung, ohne eigentlich proſaiſche Auseinanderſetzungen, das iſt an der zweiten Novelle in Mr. Humphreys Wanduhr zu erſehen. Dickens verfährt ähnlich wie Shakeſpeare, er faßt das Disparateſte in eine ideale Kompoſition zuſammen. In „Große Erwartungen“ haben wir auf dem Schauergrunde einer Hoffmanniſchen Erfindung (welcher das wunderbare England auf realiſtiſchem Wege entgegenkommt) eine Erzählung, welche das Idyll, die Kriminalgeſchichte, den pſychologiſchen Roman u. ſ. w. in ſich vereinigt. So thut er ſchon in der Zuſammenſetzung der Forderung der ſubjektiven Totalität genug. Hoffmann baut ſchon auf dem Grunde Cervantes und der engliſchen Humoriſten, muß aber ins Dämoniſche und Diaboliſche, Phantaſtiſche, da ihm das deutſche Leben das Wunderbare, Seltſame nicht auf realiſtiſchem Wege entgegenbringt. Dies Hoffmanniſche Phantaſtiſche hat nun Boz nach England zurückgeführt; das Muſikaliſche hat er beibehalten, aber die Buntheit und das charakteriſtiſche Leben Englands zwingt ihn nicht, wenn er Wunder à la Hoffmann ausſinnt, gänzlich die Realiſtik zu verlaſſen. Der Hoffmanniſche Grund iſt für die Phantaſie, das Idyll für das Gemüt, der pſychologiſche Roman trägt dem Verſtande und der Vernunft (in ſeiner ethiſchen Richtung) Rechnung, die Kriminalgeſchichte thut das pathologiſche Element, die Spannung des Begehrungsvermögens hinzu. So wird jede Kraft beſchäftigt und durch die Verſchlingung ein Wechſel dieſer Beſchäftigungen hergeſtellt, der weder in die Langeweile noch in das Peinliche verfallen läßt. In jeder Region iſt eine Spannung und eine Löſung (ſubjektiv); im ganzen, dem pſychologiſchen Romane, iſt die ſubjektive Spannung und Löſung mit der objektiven Verwicklung und Entwicklung eins.

Der Gegenſatz von Natur und Kultur iſt in den meiſten Romanen, und ſie danken ihm einen großen Teil ihres Reizes. Er liegt in jedem Menſchenleben; jeder Menſch, der eine reichere Geſchichte hat, macht den Weg von der Natur zur Kultur, und die reichſte führt wieder zurück. Die mit ärmerer Geſchichte können ihm nicht ganz entgehen, denn neben der Kindheit iſt das einfachſte bürgerliche Berufsleben ein relativer Kulturzuſtand. In ſolchem Romane lieſt jeder ein Analogon ſeiner eignen Geſchichte und fühlt ſich dadurch heimiſch angeweht. So wird das idylliſche Element dem Kultur-, das Kulturelement dem Idyllmenſchen Luſt ſchaffen und in dem Romane, der beides vereint, werden, beide ihre Rechnung finden. Ein neuer Grund für einen Romandichter, zu dieſer gemiſchten Gattung zu greifen. In ihr tritt uns überhaupt das volle, ganze Bild der Wirklichkeit entgegen, umſomehr, wenn auch die beiden Seiten des Ernſten und Komiſchen darin zuſammengefaßt ſind. Beide Grundtriebe der menſchlichen Natur finden ihre Befriedigung, das naive Heimatsgefühl geſchloßner Zuſtände und der romantiſche Trieb in das Neue, Ferne, Unendliche, Mannigfache und Komplizierte. Die Sehnſucht daraus nach dem Einfachen, nach der Natur wird gemeiniglich nicht wirklich, ſondern ideal gelöſt. Mitten in der ungeheuern Bewegung des Kulturlebens ſtrebt der Menſch, das Paradies, in welches er nicht äußerlich zurückkehren kann, in ſich aufzubauen. Und ein Stück, ein Analogon von Wemmicks Schloß (aus „Große Erwartungen") hat jeder ältre Menſch wenigſtens in ſich ſelbſt, eine grüne Oaſe, wo er zuweilen von dem Staub und Lärm des Geſchäftsweges einkehrt und von da geſtärkt und mit neuer Luſt oder immer gebrochner und unbefriedigter wiederum in den Staub und Lärmen ſich ſtürzt oder ſchleicht. Ja das Grab, den Kirchhof haben wir uns als einen ſolchen Ruheplatz ausgemalt, dem die Müden ſehnſüchtig zulächeln, vor dem die Bewegungsluſtigen zurückſchaudern, weil von ihm kein Rückweg iſt.

In der Regel wird auf einer der beiden Seiten unſre Sympathie parteiiſch wurzeln. Der Ausgang muß danach fallen; es müßte denn ſein, daß der Held zuletzt beide Seiten in ſich vereinte, d. h. der Kultur nicht entſagte, wenn er zur Natur zurückkehrt, oder die Natur mit hineinnähme in die Kultur. In dieſem Falle würde das Ideal der ganzen Menſchheitsentwicklung in der Entwicklung eines beſondern Menſchenlebens realiſiert.

* * *

Was das Publikum jetzt eigentlich will, iſt die Spannung aller Kräfte in draſtiſcher Weiſe, Todesgefahr u. ſ. w., innrer Kampf bis zum äußerſten, aber guter Ausgang, d. h. Heiraten, Reichwerden, Vornehmwerden der Helden und womögliches Sichausweiſen auch der wildeſten und kälteſten Böſewichter als von Hauſe aus oder am Ende des Buches guter Kerle.

Das romantiſche Behagen iſt eine Hauptbedingung. — Schon früher habe ich, und zwar bei den Shakeſpeareſtudien gefunden, daß die Luſt an „tragiſchen" Gegenſtänden (tragiſch im weiteſten Sinne) auf der

Natur der Phantaſie ruht, und daß wir am Schrecklichſten Vergnügen finden können, wenn wir uns bewußt ſind, es ſei nur ein Spiel der Phantaſie damit. Eine ganze Skala gemiſchter Gefühle thut ſich auf vom Süßwehmütigen bis zur Luſt im Grauſen. Der Poet darf dabei nur nicht verſehen, ſich immer direkt an unſre Phantaſie zu wenden, alles zu thun, ſie ins Spiel zu bringen und darinnen zu erhalten, nie unmittelbar an ein andres Gemütsvermögen zu appellieren; alſo ſein Schauſpiel auf ein Podium zu ſtellen und es gegen die gemeine Wirklichkeit entſchieden abzugrenzen. Dazu hat er noch allerlei Mittel; er kann etwas Konventionelles anklingen laſſen, wie ſchon Hoffmann gethan, wenn er den lieben Leſer anredet, wodurch er die falſche Täuſchung verhindert. Die Kunſt iſt, auf der einen Seite die größtmöglichſte künſtleriſche Täuſchung hervorzubringen, auf der andern Seite immer vorzuſehen, daß dieſe künſtleriſche Täuſchung nicht in die falſche Illuſion übergehe, die nichts mit der Kunſt zu thun hat, ſondern der „unfreiwillige Irrtum“ iſt, daß das, was der Phantaſie zum Spiele hingereicht wird, bare, blanke Wirklichkeit ſei, wirkliche, nicht von der Kunſt frei reproduzierte. Weiß der Dichter nur immer dieſen „Irrtum“ abzuhalten, ſo iſt erſtaunlich, wie weit er gehen kann, welches Äußerſte von Folter und Grauſen der Leſer mit Behagen empfinden kann. Wir haben die beiden Kräfte der Phantaſie, die Intenſion und Extenſion, jene führt zum Naiven, dieſe zum Romantiſchen. Dieſe beiden Regionen weiß der echte Romandichter wohl auseinander zu halten, indem er das Schreckliche und mit ſtärkerer Unluſt gemiſchte in der Region des Romantiſchen entwickelt, aber nicht in das Naive eintreten läßt. Die naiven Charaktere oder wir in ihnen vertragen nicht größre Doſen von der genannten Miſchung. Sie oder wir in ihnen haben nicht die Widerſtandskraft; im Naiven liegt eine gewiſſe

Hilfloſigkeit. Wir, Hebbel, Auerbach und ich, haben dieſes kitzliche Wagſtück unternommen, das Naive ſelbſt mit den Schrecken zu miſchen; es iſt abgelaufen, wie es konnte und mußte. Ich habe im Erbförſter viel romantiſches Nebenwerk in Bewegung geſetzt, ohne die Gefahr zu beſiegen, die darin liegt, daß man die naive Geſtalt ſelbſt in unmittelbare Berührung mit dem Schrecklichen bringt. Shakeſpeare hat im Othello die Desdemona in dieſe Lage verſetzt, aber ſie dient nur als reflektierende Fläche, die den Strahl der Glut auf die Hauptperſon zurückwirft, ähnlich wie meine Marie; doch hat Desdemona eine größre Schuld, und ihr Schickſal überraſcht weniger uns, als ſie; und auch der alte Erbförſter iſt zu eng naiv, für beide einzuſtehen. Übrigens iſt es Regel bei Shakeſpeare, Naivität, d. h. die Naivität des Stilllebens, nicht mit Leidenſchaft zu paaren, außer im Komiſchen. Und ſeine Regel trifft jederzeit mit dem Geſetze der ſubjektiven Natur zuſammen. Auch Dickens folgt in der Regel dieſem Geſetze; nicht dem Kapitän Cuttle, nicht den Toms im Chuzzlewit, nicht den Joe Gargery u. ſ. w. iſt die Leidenſchaft und das Pathos zugeteilt. Und das iſt auch im Leben das Typiſche, daß der Blitz der gefährlichen Leidenſchaft nicht in die ſelbſtgenügſamen, eben in ihrer Stille und Beſcheidenheit ſchönen Wieſenblumen ſchlägt, ſondern in hohe Wipfel und Giebel.

Alſo ein Geſetz, daß man das Naive und das Romantiſche, das Idyll und das tragiſche Schickſal in den Charakteren auseinander halten ſoll. Sonſt verliert auch das Naive ſeine ſchöne Beſtimmung, uns an ihm von jenen Schrecken und Spannungen auszuruhen. Mir fällt eben aus den Maiunruhen in Dresden die Bemerkung ein, daß während die Menſchen in Wut und Aufregung mit einander kämpften, der Vogelgeſang in den Alleen tönte. Es ſcheint, als dürfte auch der Verſtand nicht zu nah an das Schreckliche u. ſ. w.

herantreten, da ſeine Stetigkeit, ſein kauſales Konſtruieren die Phantaſie lähmt.

Eigentlich iſt die Dickensſche Manier von der Hoffmanniſchen gar nicht weit unterſchieden. Die Miſchung des Wunderbaren und Alltäglichen, eine ſo innige Miſchung, daß ihre Elemente kaum zu ſcheiden ſind, von der uns ſo eigen wird, daß wir wie bezaubert nicht wiſſen, welches nun eigentlich das Wunderbare, welches das Natürliche iſt, wo das eine aufhört und das andre anfängt. Das Vehikel dieſer Verbindung iſt der Humor. Man möchte den Ausdruck brauchen: humoriſtiſche Romantik oder romantiſcher Humor. Da der Humor nun ebenſo wiederum Ernſt und Spaß in ſich hat in ebenſo inniger Miſchung, als dort das Wunderbare und Alltägliche gemiſcht ſind, ſo erhalten wir ein Produkt, welches vier Gegenſätze in ſich hat und bald den einen bald den andern der vier Faktoren herauswendet, in ſo raſchen Übergängen, daß wir nicht wiſſen, welche Farbe wir eben ſehen. Wunderbar, ernſt, alltäglich, komiſch; komiſch, ernſt, wunderbar, alltäglich. Soweit hätten beide Manieren gleiche Grundlage; der Unterſchied iſt, daß der Engländer das Wunderbare aus ſeiner Wirklichkeit greift, d. h. aus Motiven, die der Wirklichkeit entnommen, zuſammenſetzt, das wirklich Wunderbare aber in Träume verweiſt, ferner, daß der Ernſt um etwas vorwiegt. Vielleicht iſt dies durch jenes notwendig gemacht; was dort für die Phantaſie verloren geht, wird hier für das Gemüt wiederum erſetzt; was an der Spannung der Neugierde verloren geht, wird durch Spannung der Sympathie aufgewogen, wobei der Eindruck gewiß nichts verliert. Hoffmann ſpielt auch mit der Haupterwartung, d. h. ihm ſcheint am Glücklichwerden ſeiner Helden nichts gelegen; dagegen weiß Dickens durch alles humoriſtiſche Spiel mit ſeinen Perſonen ſtets eine Teilnahme an ſeinen Helden und ihrem Schickſale zu zeigen, auch unſer Gemüt für ſie zu intereſſieren, daß der Wunſch, ſie möchten glücklich werden, das erreichen, was ſie wünſchen, auf dem Grunde unſrer Seele zu mildſtark wird, um von dem tollſten Spiele der Phantaſie je gänzlich abſorbiert zu werden. Hier iſt es ihm oder ſcheint es ihm ernſt; ſeine Helden haben vorwiegend menſchlich ſchöne Seiten, und mit ihnen ſpielt er nicht auf humoriſtiſche Weiſe; das thut er mehr mit Nebenperſonen, und auch gegen manche unter dieſen iſt ſein Humor mild und mit dem tiefſten Gemüte vereinigt. Bei Hoffmann ſind gewöhnlich die Helden Geſchöpfe der freien Phantaſie, und in den Nebenperſonen ſteht ihnen als Hindernis, welches am Ende beſiegt wird, die Alltäglichkeit, die Proſa, das Spießbürger- und Pedantentum entgegen. Bei ihm iſt die Wirklichkeit, d. h. der Alltag das Negative, das Poſitive iſt die ſiegende oder durch den Widerſtand des Alltages vertollte geniale Phantaſie. Bei Dickens iſt dies anders, weil er das abſtrakt wunderbare, der Wirklichkeit abſichtlich entgegengeſetzte Element nicht hat; auch das Poſitive nimmt er aus der Wirklichkeit, dem Alltage und braucht das zauberiſche Element der Phantaſie nicht, jenes zu verdunkeln durch den Kontraſt, ſondern es durch Einſtimmung zu verklären. Bei ihm iſt die Phantaſie, die freie Genialität nicht die eine feindliche Subſtanz dem Wirklichen überhaupt gegenüber, ſondern ſie iſt ein Adhärens des Wirklichen; er will uns die Wirklichkeit nicht verleiden, er ſchmückt ſie im Gegenteile phantaſtiſch heraus. — Der andre, formelle Unterſchied iſt das bei weitem reichere Detail wie bei Hoffmann, und aus dieſem formellen Unterſchiede ließe ſich generiſch jener ſubſtantielle herleiten. Für ein ſo langes Buch iſt ein bloß phantaſtiſch willkürliches Spiel nicht von hinreichender Kraft, den Leſer zu feſſeln.

Alſo ein oder mehrere wunderbare, aber doch in der Wirklichkeit mögliche und zugleich die Sympathie erregende Verhältniſſe der Wirklichkeit gemäß, d. h. mit Wahrſcheinlichkeit ausführen, nachdem ſie in eine Verbindung gebracht ſind, die denſelben Charakter trägt, d. h. einer wunderbaren Wirklichkeit. Die Ausführung hat die Aufgabe, durch wahrſcheinlichſte Durchführung die Wirklichkeit des Ganzen zu beglaubigen, doch ſo daß keine Abſichtlichkeit, auf das Gemüt zu wirken, ſichtbar, daß Sentimentalität vermieden wird. Das auf das Gemüt wirkende muß jederzeit als ein Naives auftreten. Ein ſolch Verhältnis, gleich ſtark auf die Phantaſie als auf das Gemüt wirkend, iſt das des alten Trent und ſeiner Enkelin Nell. Was den ſubjektiven Eindruck betrifft, ſo muß er aus der Durchdringung (gegenſeitigen) des romantiſchen und naiven Intereſſes ſo hervorgehen, daß auch der Verſtand darin beſchäftigt iſt.

Der Hauptunterſchied zwiſchen Dorfgeſchichte und Roman in Dickens Manier liegt darin, daß jene mehr ausſchließlich durch Erweckung und Intereſſierung des Gefühles fürs Naive und liebevolle Detaillierung in dieſem Sinne zu gefallen ſucht, während Dickens Abſicht, auf das Gefühl des Romantiſchen ebenſoſehr als des Naiven wirkend und jenes zum Vehikel dieſes machend, nach jenem Ziele ſtrebt. Der Grund dieſes Unterſchiedes liegt weſentlich wiederum in der verſchiednen Länge; weil das Naive ſich leichter abnutzt als das Romantiſche und die Intenſität bei längrer Spannung ins Peinliche ausartet, gegen welches das Romantiſche das beſte Spezifikum iſt.

Es liegt doch ein großer Zauber im Scheine der Wirklichkeit, und dieſer ſcheint jetzt der herrſchende. Es liegt wahrlich eine große Quantität Poeſie auch in dem wirklichen Leben unſrer Zeit. Das große Leſepublikum weiß nichts von dem Schönen, das irgendwann, irgendwo anders war; als Stoff, z. B. im hiſtoriſchen Roman, nimmt es dies mit Freuden auf, aber es mag dieſe formalen Schönheiten nicht, wenn ſie mit dem Stoffe der ihm bekannten Wirklichkeit zuſammengebracht als etwas Fremdes ihm auffallen. Nicht allein die Qualität, auch die Quantität der Wirklichkeit verlangt es vom Romane. Nur in einer ſpannenden oder rührenden Begebenheit läßt es ſich ſo etwas gefallen, im Komiſchen oder Mittlern nicht wohl.

Nichtsdeſtoweniger ließe ſich das wahrhaft Künſtleriſche und dieſe Luſt an der Wirklichkeit vereinigen; nämlich wenn man das Künſtleriſche auf dem Wege der ſcheinbarſten Wirklichkeit zu erreichen trachtete — wenigſtens im Romane, meine ich, wäre es möglich. Die Wirklichkeit ſieht aus, wie wenn ſie eben nur als Gegenſatz künſtleriſcher Anordnung exiſtierte, oder umgekehrt, als wäre die Kunſt die völlige Leugnung der Wirklichkeit. Das mag mit daher kommen, daß die Kunſtgeſetze eben zu ſchablonenmäßig behandelt wurden, ſodaß das Publikum in der Kunſt als ſolcher zuletzt nur die Eintönigkeit, den Schlendrian, den ewig gleichen Schematismus ſah. Die Aufgabe wäre alſo keine andre, als die Kunſtgeſetze, die aus dem Weſentlichen und Ewiggleichen der menſchlichen Natur entwickelt ſind, in ganz neuem Stoffe, auf ganz neue Weiſe zu realiſieren. Eine alte Forderung, daß in einem Kunſtwerke die Phantaſie nur ihrem eignen Geſetze gefolgt zu ſein ſcheinen müſſe, während ſie doch in der That durch den Verſtand kontrolliert ſein muß und dem äſthetiſchen und ethiſchen Sinne nicht zuwider handeln darf. Es wäre allerdings eine ſchwere, aber gewiß lohnende Aufgabe, einen Roman zu ſchreiben, der überall ſich vom Schlendrian der Erfindung und Technik frei machte und doch die weſentlichen Geſetze derſelben nicht verletzte. Einen Roman, deſſen Abſicht ſcheinen könnte, der Kunſt in das Geſicht zu ſchlagen, während er nur um ſo genauer mit ihrem weſentlichen Geſetze in Übereinſtimmung wäre.

Der größte Schwung, die ausgelaſſenſte Freiheit der Phantaſie auf Grund einer ethiſch-pſychologiſchen Einheit, dem entſprechend die möglichſte Individualität eines möglichſt weiten Typus. Das wäre eine Seite, die andre möglichſt kein Verſtoß gegen die Geſetze des wirklichen Lebens, d. h. äußerſte Wahrſcheinlichkeit. Das Wunderbarſte völlig wahrſcheinlich, das Mannigfaltigſte und Wechſelvollſte völlig einheitlich (ideal). Alſo das ideale wie das reale Element, beide in möglichſter Steigerung ins möglichſte Gleichgewicht gebracht. Das liegt in der ſpeziellern Maxime ausgeſprochen: ein Ziel vorher wünſchbar gemacht und der Leſer auch wirklich dahingeführt, aber auf ganz andern Wegen, ſodaß er meint, immer weiter vom Ziele abzukommen. Dies Ziel aber muß ein ethiſch gerechtfertigtes ſein. Immer die alte Geſchichte: das Gute belohnt, das Böſe beſtraft, aber auf möglichſt neuem Wege. — Es liegt auf der Hand, daß das Arrangement und das Detail ſehr viel dazu thun können, aber es muß die Fabel ſchon in ihrem innerſten Kern neu ſein, d. h. ſtofflich neu.

Der Kern der Dickensſchen Romane iſt in der Regel ein ethiſch-pſychologiſches Problem, auch zuweilen mehrere, die in einem Kontraſte zu einander ſtehen. In „Große Erwartungen“ entſteht aus zwei ſolchen ein drittes; dieſes am nächſten dem Durchſchnitt ſtehend, das, was am meiſten typiſche Weite hat, iſt vollſtändig detailliert, die andern mehr ſkizziert. Aber es iſt ſogar noch ein viertes da, die Entwicklung Eſtellas, welche aber ganz beiläufig abgehandelt wird. Im „Raritätenladen“ iſt der alte Trent der Träger des ethiſch-pſychologiſchen Problems. Es iſt hier ein weltbekannter

Typus mit den individuellſten Zügen umkleidet, durch welche er ſozuſagen ganz neu wird. Doch iſt er dadurch vom Ethiſchen mehr ins Reinpſychologiſche geſpielt, daß der Alte nicht völlig zurechnungsfähig iſt. Im Lear indes iſt das Verhältnis wenig anders, mehr ethiſch als pſychologiſch iſt der Macbeth gefaßt. Aber beide ſind nur auf dieſe Weiſe möglich. Der Typus im Raritätenladen iſt der, welcher ſchon im Londoner Kaufmann behandelt wurde. Wie die Leidenſchaft des Spieles nur in Schlummer zu bringen, nicht auszulöſchen; wie ſie durch ein Wort geweckt wieder ausbricht; wie ſie zu andern Laſtern führt, z. B. zunächſt durch Diebſtahl; ſoweit iſt dies ein ethiſch-pſychologiſcher Typus, wenn der Wille wirklich, jedoch ohne Erfolg ſich gegen die Leidenſchaft aufmacht. Im alten Trent aber iſt die Luſt zum Spiele keine aus ſich ſelbſt entſtandne — wie wohl in den meiſten Fällen der Wirklichkeit —, ſie iſt aus Liebe zur Enkelin entſprungen und findet in ihr immer neuen Anſtoß und neuen Vorwand, wiewohl ſie in ihrer Erſcheinung ſelbſtändig auftritt. — Auch die Überzeugung, gewinnen zu müſſen, wenn man nur nachhaltige Quellen hat, daß man ſchon gewonnen hätte, wenn man nicht durch Mangel an dem Mittel am Verfolgen der Chancen gehindert war, iſt typiſch und nicht allein für die ſpezielle Leidenſchaft des Spieles, ſondern für alle Leidenſchaften. — Dann iſt der Alte ſchon von der Zeit an, wo man ihn kennen lernt, halb kindiſch; vielleicht nicht bloß aus Alter, vielleicht aus Charakterſchwäche überhaupt. Die Faktoren des Ethiſchen ſind an zwei Perſonen verteilt; der Alte repräſentiert bloß die Leidenſchaft; der Wille, die entgegenſtrebende ethiſche Kraft iſt im Kinde hypoſtatiert. Im Drama (ich meine in der Tragödie) müßte beides in dem Helden ſelber ſein, z. B. der Gedanke, die Mrs. Barlay zu beſtehlen, in ihm ſelbſt entſtehen, weil all das dem Helden das Impoſante der Freiheit und

Leidenſchaft zugleich gäbe. Es iſt möglich, daß es in der Natur des Epiſchen liegt, das Ethiſche ſolchergeſtalt an mehrere zu verteilen: es entſpricht dem epiſchen Charakteriſtikum (dem dramatiſchen gegenüber) der Mittelbarkeit und der von Anfang bekannten und vom Individuum eingeſtandnen Überlegenheit der Welt gegen dasſelbe. Gelegentlich mit auch der Forderung einer epiſchen Zeit, der Schiller und auch Goethe ſogar auf dramatiſchem Boden ſich willig finden ließen. Vielleicht hat die Zeit das Recht an den Autor, ich denke aber, dieſer dann die Pflicht, vom Drama wegzubleiben.

Es giebt zwei Arten des poetiſchen Intereſſes, das freie und das gebundne. Bei der erſten leiht wohl der Autor auch einer oder der andern oder allen dargeſtellten Perſonen ein Etwas von der eignen Freiheit. Die Kunſt, welche auf das ſittliche Urteil neben dem äſthetiſchen baſiert iſt, oder der beides in eines zuſammenfällt — nicht ſo mißzuverſtehen, daß, wie bei Schiller, das Schöne an die Stelle des Guten treten ſoll, ſondern daß im Schönen das Gute und Schlimme enthalten ſein, aber nur das erſte von dieſen beiden, das gute Schöne als das Schöne gelte, wie bei Shakeſpeare —, kann die erſte Art des poetiſchen Intereſſes nicht entraten, weil Freiheit ein notwendiges Moment im Sittlichen iſt. Hegel ſcheint danach die dramatiſche Poeſie der formalen Beſonderheit und die ſubſtantielle bei Gelegenheit Shakeſpeares und der alten Tragiker zu unterſcheiden; mich dünkt, er hätte einfacher gethan, hätte er nach der Freiheit und nach der Gebundenheit der handelnden und leidenden Perſonen unterſchieden. Nicht wie Goethe nach der Freiheit und nach der Natur; darin iſt kein Gegenſatz; in der menſchlichen Natur liegt auch die Freiheit. Wenn nun nach unſern Begriffen die Tragödie ſittlicher Natur ſein ſoll, ſo bedarf ſie der Freiheit, und ihr Intereſſe wird jener Art ſein, die ich die freie nannte. So iſt ſie bei Shakeſpeare; die alten Tragiker dagegen verhalten ſich wie ihre Perſonen naiv zu der Sache, ihr Handeln iſt gebunden, d. h. ſie folgen der Leidenſchaft ohne Wahl, in welcher ſie noch den Gott ſehen, während das Chriſtentum Gott und den Teufel in die Wagſchalen geteilt und die Freiheit der Wahl dazwiſchen. Man ſehe Oreſt der Mahnung zum Muttermorde folgend, die er ohne Reflexion dem Gotte zuſchreibt, dagegen Hamlet im ſelben Falle, wie er zweifelt, ob die Mahnung von Gott oder von dem Teufel ausgehe, d. h. ob die Leidenſchaft, die ihn treibt, eine berechtigte oder unberechtigte, d. h. ob ſie keine Sünde will, wovon das klaſſiſche Altertum nichts wußte.

Zugleich giebt die Freiheit dem Helden das Impoſante, welches in ſeinem Sturze koloſſal geſteigert, auf die ewige Gerechtigkeit übergeht. Darin das Erhebende der Tragödie — welches nichts andres iſt als das Hochgefühl der Freiheit, der Selbſtbeſtimmung, die der Zuſchauer als ſein unveräußerlich Eigentum, den menſchlichen Adel, deſſen er teilhaft, empfindet.

Aber wir finden dieſe Art des freien Intereſſes auch im Roman, und zwar ebenſo ſtark wie bei Shakeſpeare in Cervantes „Don Quixote.“ Wenigſtens im Verhältnis des Autors und mit ihm des Leſers, wenn auch nicht der Perſonen, zur Sache. Ja hier liegt der Reiz eben durchaus in dem Kontraſte der ironiſchen Freiheit des Autors und Leſers gegen die Naivität und Gebundenheit wenigſtens der zwei Hauptperſonen. Die übrigen Perſonen verhalten ſich ſo frei wie Autor und Leſer zu den beiden Helden, und eine Schönheit des Buches entſteht daraus, daß eine von den freien Perſonen in die Gebundenheit der gebundnen fällt, jene Duenna, die im vollen Ernſte des Don Quixote Ritterlichkeit für ihren Dienſt aufruft.

Wir haben alſo drei Grundverhältniſſe des Intereſſes, inſofern es in der Form der Darſtellung liegt. Erſtens: Autor, Publikum und Perſonen verhalten ſich frei zum Gegenſtande — die Shakeſpeariſche Tragödie. Zweitens: Autor und Publikum verhalten ſich frei, die Perſonen naiv, gebunden zum Gegenſtande — Don Quixote. Drittens: Autor (wenigſtens ſcheinbar), Publikum und Perſonen verhalten ſich naiv zum Gegenſtande. Letztres ſcheint dem modernen Bedürfniſſe am meiſten zu entſprechen, darum iſt es die Regel in der modernen Litteratur. Ausnahmen Kapitän Marryat.

Nun entſteht eine wichtige Frage: Darf der Autor in einem und demſelben Werke zwiſchen dieſen Arten des Intereſſes wechſeln? — Ich denke von einer höhern Art kann er ſtellenweiſe herunterſteigen, nicht umgekehrt, weil der Gebildetere ſich leichter auf den Standpunkt des weniger Gebildeten wird verſetzen können, als umgekehrt. Ferner iſt noch zu bemerken: Nr. 1 iſt am meiſten bei großen draſtiſchen Gegenſtänden am Platze, in welchen das allgemeine Menſchenlos in einem einzelnen Falle dargeſtellt wird. Nr. 2 bei kleinen, d. h. ſolchen, die dem Leſer klein, den Perſonen groß erſcheinen. Hier liegt die Pointe in dieſem Unverhältnis von kleinen Dingen und großer Meinung davon, in welchen das allgemeine Menſchenlos im einzelnen ſich ſpiegeln ſoll, das Einzelne nur dazu dient. Nr. 3 bei verhältnismäßig nur kleinen Gegenſtänden, wie das äußre Glück oder Unglück einer oder mehrerer einzelnen Perſonen, in welchen nicht das allgemeine Menſchenlos zur Erſcheinung kommt, wo unſer Intereſſe alſo nicht an Ideen anknüpft, wo der einzelne Fall einen einzelnen Fall bedeutet, und die etwaigen Ideen nur unſern Anteil am einzelnen Loſe hervorrufen ſollen.

Es leuchtet ein, daß Nr. 1 und 2 als real-ideal die eigentliche Region der Kunſt oder des Künſtleriſchen, der Poeſie im höhern geiſtigern Sinne beleben, dagegen Nr. 3 mehr zu naturaliſtiſcher Technik führt, die allerdings in ihrer Art groß ſein kann und bei Dickens dies ohne Frage iſt. Letztre Art iſt ſo eigentlich der Boden der Unterhaltungslitteratur. In Nr. 1 und 2 wiegt die Form, d. h. der Gedanke, in Nr. 3 der Stoff vor. Die Reflexion wird in 1 und 2 den Stoff ſich unterwerfen, ja ihn geſchaffen oder doch reproduziert haben, aber ihre Spuren werden überwunden ſein. Das Ganze wird an ſich lediglich dargeſtelltes Allgemeines ſein; in Nr. 3 wird ſie neben dem Vorgange hergehen, und das dargeſtellte Beſondre auf die Allgemeinheit beziehen.

Den Liebhabern der beiden erſten Gattungen iſt es mehr um das Allgemeine der menſchlichen Natur und Geſchichte, um die Wahrheit des Lebens, den Liebhabern der dritten Art mehr um eine einzelne Wirklichkeit des Lebens zu thun; die erſten ſuchen mehr Gegenſtände der Betrachtung, ſie wollen ein Leben ſehen, an welchem ſie ihre theoretiſche Thätigkeit in Bewegung ſetzen können; die andern wollen nicht das Leben ſelbſt, ſondern ein einzelnes, und nicht als freier Beſchauer, ſondern als mitſpielende Perſon miterleben. Die erſten wollen eine künſtleriſche Illuſion, die andern wollen eine wirkliche Täuſchung; die einen wollen das Thun und Handeln der Menſchheit von einem höhern Standpunkte, gleichſam mit der Teilnahme eines vom Irdiſchen freien, verklärten Geiſtes beſchauen, um ihr Gefühl für das Menſchliche zu ſtärken und zu mildern zugleich, die andern aber wollen in die Zuſtände des Vorganges mit hineingeſetzt ſein, wie es die dargeſtellten Menſchen ſelber ſind. Wer dieſe während der Lektüre auf jenen freien Standpunkt über dem dargeſtellten Vorgange hinaufſtellte, würde ſie um ihr ganzes Vergnügen bringen, während jene unter 2 momentan etwas tiefer herabſteigen können, ſich vorübergehend in das Dargeſtellte vertiefen, ſich mit den Perſonen identifizieren mögen, um dann den Genuß der Freiheit des Betrachters deſto ſtärker zu haben, ſich deſto freier darin zu empfinden. Die Art des Intereſſes ad 1 erlaubt beides; jene werden die Freiheit der Perſonen teilen, ohne ſich von der Gewalt der Situation zum leidenden Verhalten hinreißen zu laſſen; dieſe werden ſich der Gewalt der Situationen überlaſſen und die Freiheit der Perſonen vielleicht nicht einmal ahnen, noch weniger in ihrem leidenden Verhalten durch dieſelbe ſich ſtören laſſen. Bei Nr. 2 dagegen, wo jene ihre volle Rechnung finden, werden dieſe ſich nicht heimiſch finden können; die darunter, welche Sinn für das Komiſche haben, wird noch die Draſtik des komiſchen Vorganges die komiſche Seite mit erleiden laſſen, aber die ebenſo ernſte als komiſche Seite des theoretiſchen Vergnügens wird ihnen verſchloſſen bleiben. Denn für dieſe gilt es nur einen Ernſt bei der Sache, den, der aus dem Stoffe auf ihr leidendes und handelndes Vermögen wirkt. Der Widerſpruch zwiſchen dem Ernſt der Figuren und der Nichtigkeit und Verkehrtheit der Sache, an welche dieſer Ernſt gewendet und verwendet wird, wird ſie ärgern, alle formale Schönheit wird ihnen als Eitelkeit und Ungereimtheit erſcheinen. Es müßte denn ſein, daß der Leſer ſelbſt das Schickſal jener Duenna im Don Quixote teilte und ſo naiv wäre, den Ernſt der Perſonen zu dem ſeinigen zu machen und demzufolge die Situation ſich ebenſo erſcheinen zu laſſen, als ſie den Perſonen erſcheint.

In unſrer Zeit, die ganz nach drei neigt, würde die zweite Art die wenigſten Liebhaber finden. Cervantes ſagt gerade heraus, daß er ſelbſt den Don Quixote für einen Narren erkennt; der Leſer kann auch nicht anders, als ihn dafür erkennen; ſoll er nun ein ſo dickes Buch durchleſen, welches von den Thaten und Meinungen eines Narren und eines Pinſels handelt? Dickens hat im „Pickwick“ den alten derben Cervantes gemildert und das Intereſſe am Allgemeinen darin in ein Intereſſe am Beſondern verwandelt, weder die Narrheit noch auch den romantiſchen Edelmut des Don Quixote hat Pickwick in dem mächtigen Grade: wir lieben den Pickwick im Pickwick, dort die Menſchheit ſelbſt im Don Quixote und Sancho Panſa, das Herrliche und das Thörichte der Menſchennatur ſelber, nicht eines einzelnen liebenswürdigen Exemplars; dort liegt das Tragiſche und Komiſche, das Große und das Kleine, das, was wir in der Menſchennatur bewundern, das, worüber wir lachen müſſen, im Grundgedanken des Ganzen; im Pickwick liegt die Liebenswürdigkeit des einzelnen Originals in ſeinem Benehmen, das Komiſche des einzelnen Falles in ſeinen Abenteuern. Jenes iſt die notwendige Geſchichte des Menſchen, die Weltgeſchichte, darum bleibt der Konflikt und Kampf des Idealismus mit dem Realismus im Don Quixote ohne Austrag, wie in der Weltgeſchichte. Sie ſtehen ſich am Ende gegenüber noch wie im Anfang, ſelbſt vom idealen Standpunkte geſehen; dieſes iſt die zufällige Geſchichte eines einzelnen liebenswürdigen Originals. Jenes iſt ein Werk des objektiven, dies ein Werk des ſubjektiven Humors. — Gleichwohl ſieht man Dickens beſtändig an, daß er die Intention des Cervantes hat, nämlich die Intention, Humanität zu wirken, uns zu lehren, die menſchliche Thorheit als eine andre Seite des Edeln im Menſchen aufzuzeigen. Aber in ſeinen übrigen Werken geht er noch weiter. er will auch für die Verbrecher unſer Mitleid, aber er ſchlägt einen andern Weg ein als die Reformationszeit, die das Laſter als Thorheit auffaßte, den Teufel als den Narrenkönig. Er faßt das Laſter als Unglück auf, und in ſeinem Sinne iſt es dies gewiß, ja noch mehr, das einzige wahre Unglück; aber er verſteht ein unverſchuldetes oder nicht genügend verſchuldetes Unglück darunter. Es giebt gewiß einzelne Fälle, in denen er damit recht hat, aber eben darum ſollte er dies nicht zur Allgemeinheit eines Grundſatzes erheben wollen. Die Moralität ſoll nicht Schaden leiden durch die Humanität, wenn dieſe nicht ſelbſt zur Immoralität werden ſoll.

Formen der Erzählung

Die Formen der Erzählung ſelbſt: a) die eigentliche Erzählung; wie man im gewöhnlichen Leben zu erzählen pflegt. Man muß vorausſetzen, daß der Erzähler ſeinen Gegenſtand entweder ganz oder teilweiſe ſelbſt erlebt, oder daß er ihn aus fremder Hand hat; er referiert und muß ſich wohl hüten, Dinge zu detaillieren, die er weder ſelbſt erlebt noch von einem andern erfahren haben kann, z. B. die unbelauſchten letzten Augenblicke eines Menſchen und dergleichen. Hat er die Geſchichte ſelbſt erlebt, ſo wird er entweder ſelbſt der Held derſelben ſein oder doch dem Helden direkt oder indirekt zeitweilig oder ſtets nahe geſtanden haben, geweſen ſein; d. h. entweder er ſelbſt oder ſein Gewährsmann oder ſeine Gewährsmänner. Der Erzähler wird ſein Wiſſen um die Sache motivieren müſſen. Er wird in der Regel in medias res anfangen doch kann er das früher Geſchehne als Erläutrung an der Stelle, die deſſen bedarf, beibringen. Dabei hat er das Geſetz der Erinnrung zu ſeiner Regel. Alſo kann er, wenn es die Aſſoziation der Ideen erlaubt, Abſtecher machen; doch müſſen dieſe Abſtecher nicht ſeinem Plane fremd ſein, im Gegenteile müſſen ſie ihm dienen als Kunſtmittel, wo ſie dann ſo unabſichtlich und natürlich erſcheinen können, als ſie abſichtlich und gemacht ſind. In der Darſtellung innrer Entwicklungen, allmählichen Werdens, in alledem, worin der Verſtand beſonders mitthätig iſt, hat dieſe Art zu erzählen den Vorteil; aber eben wegen der ihr möglichen Stetigkeit läuft ſie Gefahr, den Leſer durch Spannung oder Einförmigkeit zu ermüden, d. h. peinlich oder aber langweilig zu werden.

In Hinſicht auf Unterhaltung iſt b) die ſzeniſche Erzählung im Vorteile. Der ſo Erzählende erlebt die Geſchichte und läßt ſie den Leſer mit erleben. Er braucht nicht zu motivieren, wie er dazu kommt, zu wiſſen, was er erzählt. Hier iſt die Kunſtmäßigkeit bemerklicher. Er hat viele Prozeduren mit dem Dramatiker gemein, er muß ſeinen Vorgang in Ort und Zeit ſammeln, ja er arbeitet auf eigentliche theatraliſche Effekte hin. Bei dem Erzählen ad a iſt das Medium der Mitteilung lediglich das Ohr, hier aber wird gewiſſermaßen durch das Ohr dem Auge mitgeteilt; der Leſer erfährt nicht abſtrakt die Sache, ſondern ſie wird ihm vor das innre Auge geſtellt. Natürlich iſt es, daß dieſe Darſtellung eine mehr äußerliche ſein wird als jene. Der Erzähler bedient ſich aller der mimiſchen Mittel, durch welche der Dramatiker ſeinen Vorgang vor das äußre Auge und Ohr des Zuſchauers ſtellt, um den Leſer zu einer Art Zuſchauer und Zuhörer zu machen, der ſeine Geſtalten ſieht und ihre Reden hört — aber mittelſt des innern Sinnes. Er bedient ſich ſogar der Licenzen des Dramatikers, z. B. durch die Reden der Geſtalten die Vorgeſchichte oder Stücke derſelben exponieren zu laſſen, anſtatt ſie ſelbſt zu exponieren. Dieſe Art der Erzählung ſetzt die Exiſtenz des eigentlichen Dramas voraus; Leute, die davon nichts wüßten, würden ſich in dieſer Art der Erzählung nicht zu orientieren wiſſen. Dieſe Art der Erzählung hat vor der eigentlichen wie vor dem eigentlichen Drama, von welchen beiden ſie eine Miſchgattung iſt, erheblich viel voraus. Sie kann einem weit verwickeltern Plane, einer weit reichern und mannigfaltigern Kompoſition gerecht werden und bei weit größrer Länge der Ermüdung weit leichter vorbauen, als die Erzählung unter a und als das Drama. Sie kann kühner ſein als beide und hat vor dem eigentlichen Drama noch das voraus, daß der Autor keine Mittelsperſon und keiner äußern Anſtalten und Apparate bedarf. Er baut ſich ſein Theater, er malt ſich ſeine Dekorationen, er bläſt ſeine Blitze ſelbſt, er iſt ſein eigner Theatermeiſter, und keine Schwierigkeit legt ihm ungefüges reales Baumaterial in den Weg, er muß kein Gewicht, keine Reibung u. ſ. w. von Körpern berechnen, um ſie zu überwinden; er braucht keine fremden Hände zu ſeinem Bau; und ſo raſch und ungehindert er wie ein Zauberer entſtehen und da ſein läßt, was er will, ſo raſch weiß er es zu entfernen und anderm Platz zu machen. Neben ihm ſteht weder der Kontrolleur mit der Uhr noch der mit dem Maßſtabe, er iſt unumſchränkter Herr über Ort und Zeit. Er ſchafft ſich ſeine Schauſpieler ſelbſt, in denen nichts Selbſtändiges, nichts Individuelles, das der Maske und den übrigen Abſichten des Dichters widerſpräche, er ſchafft ſich Schauſpieler, die nur ſich ſelbſt zu ſpielen brauchen, und dies ihr ganzes Selbſt ſchafft er genau ebenſo, wie er es braucht. Sein Publikum kommt nicht, um ſich ſelbſt zu zeigen oder für ſich ſeine eigne Komödie außer der ſeinen zu ſpielen, noch anzuſehen, kein Operngucker entführt ihm deſſen Aufmerkſamkeit, ſein Publikum zerſtreut ſich nicht gegenſeitig. Kommt ihm nicht die der ſeinen vereinte Kraft eines großen Mitdarſtellers zu Hilfe, ſo kann ihm auch kein ſchlechter ſeine Sache verderben, und er braucht ſeinen Beifall mit keinem andern Menſchen zu teilen. Er kann, was der Gedanke kann, ſeiner Darſtellung kommt keine reale Beſchränkung in den Weg; für ſeine Szene giebt es keine phyſiſche Unmöglichkeit; er kann, was die Natur kann und was der Geiſt. Ihm ſteht eine Muſik zu Gebote, gegen welche alle reale Muſik plump und ſchwer, wie der Körper gegen die Seele gehalten u. ſ. w.

Die Erzählung nach a erzählt in der Regel die Dinge in derſelben Reihenfolge, in der ſie geſchehen ſind, zuweilen ſchaltet der Erzähler etwas Frühergeſchehenes ein, das Vorhergehende oder auch das Nächſtkommende zu erklären. Immer aber iſt es der Erzähler, der zu ſeiner Bequemlichkeit oder um des Verſtändniſſes willen dergleichen thut. Der Erzähler ſtellt ſich und ſein Erzählen zugleich mit dar; er muß zugleich ſeine Erzählung beglaubigen. Hier ein epiſches Medium, mache es ſich nun mehr oder weniger bemerklich. Bei b dagegen fällt dieſes Medium als dargeſtelltes völlig weg; b erzählt nicht nach der Reihenfolge, ſondern die Geſichtspunkte der Spannung des Effektes, der idealen Bedeutung (kontraſtierende Parodie) beſtimmen die Ordnung. b verfährt weit mehr indirekt als a; bei ſeinen Arrangements giebt der Erzähler nie einen Grund, warum in dieſer Folge? wozu dieſe Szene? woher er dies weiß und dies. Das alles bis auf die letzte Frage muß der Vorgang ſelbſt beantworten. a muß die letzte wie alle dieſe Fragen direkt erledigen, b braucht es nicht, denn hier erzählt die Geſchichte ſozuſagen ſich ſelbſt, der Gegenſtand konterfeit ſich ſelbſt wie eine Photographie. Bei a iſt die hiſtoriſche Glaublichkeit, der Kredit des Erzählers ein Hauptpunkt; ſeine Geſchichte muß überall bewieſen werden, bei b dominiert nur die äſthetiſche Zweckmäßigkeit.

Nun exiſtiert noch eine dritte Art c, welche aus der von a und b zuſammengeſetzt iſt und die Vorteile beider vereinigen kann, die pſychologiſche Entwicklung, überhaupt die ſtete Darſtellung innrer und äußrer Vorgänge, die Kauſalität des Verſtandes, die lyriſche Innigkeit des Gemüts, auch die Gedrängtheit von a mit der detaillierten Mimik, charakteriſtiſchen Ausmalung der äußern Erſcheinung und dem erfriſchenden Springen der freien Phantaſie von b. Dieſe Art fügt den Reiz des Problematiſchen zu dem des genauen Durchſchauens von Perſonen und begebenheitlichen Zuſammenhängen, ſie miſcht nach Abſicht des Erzählers Handlung und Begebenheit, das Leben des Geiſtes und der Natur, das Subjektive und Objektive im Gehalt und in der Form, ſie erzählt eins, das andre läßt ſie den Leſer miterleben, wie es dem Zwecke dient. Erfüllt der Erzähler die ihm geſtellte Aufgabe, zu unterhalten, ſo kann er belehren, erheben, bewegen, bilden, bauen und zerſtören, gute Triebe zu ſtärken, ſchlechte zu ſchwächen ſuchen, raten, warnen, kurz alles, was und wie er will.

Der humoriſtiſche Roman aus der Vergangenheit

Es iſt die Frage, ob der humoriſtiſche Roman nicht das beſte ſeiner Wirkung verliert, wenn er die Gegenwart verläßt und einer länger vergangnen Zeit ſich zuwendet. Dies kann der Autor aus zweierlei Abſichten thun, erſtens um der Gegenwart, die ihm nicht gefällt, ein ideales Vergleichungsbild vorzuhalten, oder zweitens, umgekehrt des Leſers Behagen an der Gegenwart zu befördern, indem er ihr eine vergangne Zeit zur verſchönenden Folie giebt. Es ſind dies dieſelben zwei Richtungen, die auch dem Roman der Gegenwart — ſei es nun Abſicht des Autors, oder geſchehe es unbewußt — eigen ſind. Man könnte hinzufügen, daß es noch eine Art des humoriſtiſchen Romans gäbe, die mit dem meiſten Rechte die ideale genannt werden kann, nämlich die, die nicht eine wirklich dageweſene oder noch vorhandne, ſondern eine Welt abſpiegelt, die der Autor für eine wünſchenswerte hält und gehalten wiſſen will, und die er abſpiegelt, um auf eine Neugeſtaltung oder Beßrung der eben beſtehenden nach Kräften hinzuwirken.

Aufgaben des heutigen Romandichters

Unſre Zeit hat einen gewiſſen Ernſt und viel Subſtantielles; das Formelle iſt ihr nichts, nicht das Wie, nur das Was intereſſiert ſie, und den Humor verzeiht ſie nur dem Ernſte, in welchen jener ſich miſcht. Das Spiel des Humors mit ſich ſelber gilt ihr nichts. Ja der Autor muß ſich die Miene geben, als habe er die vollkommne Welt im Sacke und wollte nur erſt aufräumen mit dem, was nicht da ſein ſollte.

Jeremias Gotthelf und Shakeſpeare

Bei Riehl*) heißt es: „Der Quell der Poeſie, der in dem deutſchen Hauſe verborgen iſt und nur des Poeten harrt, der den Moſesſtab beſitzt, um ihn herauszuſchlagen. Dieſe einfachen und doch ſo großen Motive des deutſchen Hauſes und der Familie, das ſind die Perlen, welche wir in unſrer glänzendſten Litteraturperiode vor die Säue geworfen haben, oder wo ſie dieſe nicht mochten, kam höchſtens der hinkende Bote oder ein ähnlicher Kalendermann, um ſie aufzuheben und in ſeinen Schnappſack zu ſtecken.“ Es wäre nun leicht Stoff gefunden zu Erzählungen dieſer Art; man braucht nur die Feinde und Verderber des deutſchen Hauſes aufzuſuchen und durch die in unſrer Macht liegenden Mittel ihnen ſiegreich zu begegnen. Einen oder wohl auch gar zwei Beiträge habe ich bereits geliefert, ohne daran zu denken, daß es ſolche waren: „Zwiſchen Himmel und Erde“ und „Die Heiterethei.“ Die Ähnlichkeit, die Riehl zwiſchen Shakeſpeare und

---

*) H. W. Riehl, Die Familie.

Jeremias Gotthelf findet, liegt darin, daß beide die Naturgeſchichte der Leidenſchaften abhandeln und darin die Mittel zeigen, welche ſie tragen, und direkt oder indirekt auf die Mittel hindeuten, welche ſie heilen können. Der große Unterſchied liegt in den verſchiedenen Horizonten beider, dort der weite von allgemein menſchlichen Typen des Staats- und des privaten Lebens in wenigſtens dem Staatsleben entlehnten Rahmen, und hier das enge ſpezifiſch ſchweizeriſche Bauernhaus.

Dickens Pickwickier

Motive, die eigentlich mit dem Charakter nichts zu ſchaffen haben, wie das Vorurteil Herrn Wellers ſenior gegen die Witwen, ſpielen bei Boz eine große Rolle. Sie amüſieren deſto mehr; als liebenswürdige Schwächen ſind ſie zugleich Schmuck und Folie der ſonſtigen Tüchtigkeit. So iſt der Schäfer, auch die Mrs. Weller ganz äußerlich, ſie ſind ſozuſagen nur der Phantaſie präſentiert, und darin mag ein großer Teil ihrer angenehmen Wirkung liegen. Wären dieſe beiden Figuren dem Verſtande und Gefühle des Leſers nur um etwas näher gebracht, ſo würden ſie einen ganz andern Eindruck machen, es würde das Verkehrte uns beleidigen, ſtatt daß ſie uns, wie ſie ſind, beluſtigen. Es war in dieſes Verhältnis Mr. Wellers, ſeiner Frau und Styggins eine Spannung zu bringen, wenn es ernſter ergründet wurde, aber alle Figuren hätten dabei verloren. So lernen wir ſie nur beim Eſſen und Trinken und im äußern Koſtüm kennen. Daher geht es dann mit den Umkehren und Sinnesänderungen deſto leichter. Davon auch Jingle und Trotter Beiſpiele. Getrunken, gegeſſen wird denn in dem Romane ſehr viel; Boz will die Menſchheit beſonders in ihrer Liebenswürdigkeit und das Leben in ſeiner Heiterkeit zeigen, und da der Menſch am heiterſten, folglich am liebenswürdigſten beim Eſſen und Trinken zu ſein pflegt, ſo that er zweckmäßig daran. Man kann ſagen: Eſſen, Trinken, Schwatzen, Redehalten und Prügeln oder Prügelnwollen, darin beſteht hauptſächlich das Detail der Pickwickier.

* Der demokratiſche Roman *

Der Roman des Heute iſt der demokratiſche, im Gegenſatz zum ariſtokratiſchen von ſonſt. Nicht allein der Preis, um den gerungen ward — Landbeſitz mit patriarchaliſcher Tradition, adlige Geburt und Heirat —, ſondern auch die Anſtrengungen des Ringens hatten dort den ritterlichen Anſtrich, dort kämpft mit dem Schickſal nur der ritterliche Mann, alles iſt ritterlich; heute und hier iſts das abſtrakte Geld und das Mittel iſt bürgerliche Arbeit; alles iſt hier etwas Abſtraktes.

* Ein epiſcher Widerſpruch beim Bürger *

Wenn es ſich um neues Handwerkszeug und neue Produziermethoden handelt, ſo geht der Handwerker äußerſt ungern daran, ſie zu benutzen. Trägheit, Gewohnheit und wer weiß was — was alles ihn mißtrauiſch macht (wohl auch Mangel an Vertrauen auf die eigne Geſchicklichkeit); dagegen iſt er raſch für jede Neuerung im Staate. Ei nun, gelingt dieſe nicht, ſo hat er die Verantwortung nicht zunächſt wie in ſeinem Handwerke, die Folgen, wenn übel, treffen nicht ihn allein. Was ſein Handwerk betrifft, das hat mit ſeiner Phantaſie nichts zu thun, da braucht er ſeinen Verſtand, die dort zurückgedrängte Phantaſie eignet ſich nun an, was außerhalb ſeines Handwerks liegt. Wie gewiß geht er in ſeinem Handwerkskalkül, wenn er hingegen an Amerika und Auswandrung denkt, hat er eine ganz andre Art Wahrſcheinlichkeitsrechnung.

— Zu den Widerſprüchen epiſcher Natur gehören ferner die ſogenannten Handwerkskniffe, die manches unter ſich begreifen, was ſich mit abſoluter Ehrlichkeit nicht unter einen Nenner bringen läßt; zunächſt dieſe kleinen Gaunereien im Kontraſt zur Handwerks- und bürgerlichen Ehre, ſodann zu dem möglicherweiſe durchaus rechtſchaffnen Charakter des Betreffenden als Menſch. Sodann der Handwerksſtolz oder Geſchäftsſtolz, der es doch ertragen kann, Käufer zu locken. Ähnlich dem Widerſpruch zwiſchen dem natürlichen Streben eines Weibes, unter die Haube zu kommen, und der ſpröden Sittigkeit, die doch ſelbſt ein ehrbarer Werber und Bräutigam von ſeiner Auserleſenen fordert. Ein Knochen für Kaſuiſtik, auszumachen, wo hier das Lobenswerte aufhört und das Tadelnswerte beginnt. Drei Mächte: Natur, Sitte (Zeitſitte, Meinung) und wirkliche Sittlichkeit ſind hier in fortwährendem Grenzſtreite begriffen. — Auch Standestugenden und Standesfehler gehören hierher. An manchen Berufsarten ſprechen wir dasſelbe als Tugend des Einzelnen an, was an andern ein Fehler heißen würde. So die Keckheit des Soldaten. Hier iſt der Mittelpunkt des Urteils „Mut oder Feigheit,“ danach richtet ſich das Urteil. Beim Handelsmann iſt das Zentrum der Standesehre die Ehrlichkeit, beim Handwerker Geſchicklichkeit. Alles, was auf den Mittelpunkt der ſpeziellen Standesehre ſich bezieht, gereicht zum Lobe oder wird wenigſtens mit lindem Tadel belegt, der oft noch ein Körnchen Lob enthält. — So ſehen wir im Leben immer zwei Zuſtände wechſeln, die ſich widerſprechen, und denen die Konvention dennoch wechſelnd Berechtigung und Platz giebt, den Zuſtand der Kultur und der Natur. So handelt der Menſch — und muß und ſoll es — bald als ſittliche Perſon, bald als Naturkraft. Wer einen Krieg wie einen Zweikampf ausfechten wollte, würde als ein Don Quixote erſcheinen, wer ein Duell nach der Weiſe, die im Kriege zu Recht gilt, als ein roher Wilder. Und der Krieg ſelber; wie kommts, daß man „Menſchlichkeit“ an dem Feldherrn rühmt? Wenn Menſchlichkeit rühmenswert, warum Krieg und was mit ihm zuſammenhängt nicht ein Gegenſtand der Verwünſchung? Wenn der unmenſchliche Krieg erlaubt iſt, warum wird ein Minimum von Unmenſchlichkeit geprieſen? — Warum ſtört uns die Schlauheit, die ein ſonſt braver Charakter zeigt, nicht in der Freude an ihm? Nur die Güte gewinnt durch ſolches Zuſammenwohnen, ſie wird ein Verdienſt, wo ſich die Mittel zeigen, die ihre Exiſtenz verhindern konnten. Es iſt ein Beweis für den Reichtum ihres Grundes, wenn ſie ſich neben ſolchem Nachbar erhalten kann. Dann erſcheint der Charakter uns auch wahrſcheinlicher; nur Güte bei Einfalt erhält etwas Zweideutiges. Der Menſch, der alles in ſeiner Natur hat, was die urſprüngliche Güte abſorbieren oder unmächtig machen könnte, muß ein größres Maß dieſer natürlichen Güte beſitzen, als ein andrer, dem eben ſo gut ſich zu zeigen, nichts von jener verhindernden Beimiſchung zu eigen iſt

⁂

Zum eignen Schaffen

⁂

Mein Verfahren beim poetiſchen Schaffen*)

Mein Verfahren beim poetiſchen Schaffen iſt dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine muſikaliſche, die wird mir zur Farbe, dann ſeh ich Geſtalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Gebärdung für ſich oder gegeneinander, und dies wie einen Kupferſtich auf Papier von jener Farbe, oder genauer ausgedrückt, wie eine Marmorſtatue oder plaſtiſche Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Dieſe Farbenerſcheinung hab ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk geleſen, das mich ergriffen hat; verſetz ich mich in eine Stimmung, wie ſie Goethes Gedichte geben, ſo hab ich ein geſättigt Goldgelb, ins Goldbraune ſpielend; wie Schiller, ſo hab ich ein ſtrahlendes Karmoſin; bei Shakeſpeare iſt jede Szene eine Nüance der beſondern Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweiſe iſt jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Kataſtrophe, manchmal nur eine charakteriſtiſche Figur in irgend einer pathetiſchen Stellung, an dieſe ſchließt ſich aber ſogleich eine ganze Reihe, und vom Stücke erfahr ich nicht die Fabel, den novelliſtiſchen Inhalt zuerſt, ſondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erſt geſehenen Situation aus, ſchießen immer neue plaſtiſch-mimiſche Geſtalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen ſeinen Szenen habe; dies alles in großer Haſt, wobei mein Bewußtſein ganz leidend ſich verhält, und eine Art körperlicher Beängſtigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Szenen kann ich mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduzieren; aber den novelliſtiſchen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen iſt mir unmöglich. Nun findet ſich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich ſchreibe auf, was ich aufſchreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, iſt mir das Aufgeſchriebne nur ein toter Buchſtabe. Nun geb ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandne mit kritiſchem Auge anſehen. Ich ſuche die Idee, die der Generalnenner aller dieſer Einzelheiten iſt, oder wenn ich ſo ſagen ſoll, ich ſuche die Idee, die mir unbewußt, die ſchaffende Kraft und der Zuſammenhang der Erſcheinungen war; dann ſuch ich ebenſo die Gelenke der Handlung, um den Kauſalnexus mir zu verdeutlichen, ebenſo die pſychologiſchen Geſetze der einzelnen Züge, den vollſtändigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Inſtinkt angehört, alles Abſicht und Berechnung iſt, im ganzen und bis in das einzelne Wort hinein. Da ſieht es denn ohngefähr aus, wie ein Hebbeliſches Stück, alles iſt abſtrakt ausgeſprochen, jede Verändrung der Situation, jedes Stück Charakterentwicklung gleichſam ein pſychologiſches Präparat, das Geſpräch iſt nicht mehr wirkliches Geſpräch, ſondern eine Reihe von pſychologiſchen und charakteriſtiſchen Zügen, pragmatiſchen und höhern Motiven. Ich könnte es nun ſo laſſen, und vor dem Verſtande würde es ſo beſſer beſtehn als nachher. Auch an zeitgemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten. Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen iſt mir kein poetiſches Kunſtwerk, auch die Hebbeliſchen Stücke kommen mir immer nur vor wie der rohe Stoff zu einem Kunſtwerk, nicht wie ein ſolches ſelbſt. Es iſt noch kein Menſch geworden, es iſt ein Gerippe, etwas Fleiſch darum, dem man aber die Zuſammenſetzung und die Natur der halbverdauten Stoffe noch anmerkt; das Pſychologiſche drängt ſich noch als Pſychologiſches auf, überall ſieht man die Abſicht. Nun mach ich mich an die Ausführung. Das Stück muß ausſehen, als wäre es bloß aus dem Inſtinkt hervorgegangen. Die pſychologiſchen Züge, alles Abſtrakte wird in Konkretes verwandelt. Die Perſon darf nicht mehr abſtrakte Bemerkungen über ihre Entwicklungsmomente machen, aus welchen bei Hebbel oft der ganze Dialog beſteht, z. B. wie Antonio in der „Julia“ beiſeite ſprechend, völlig abſtrakt alle die Momente des Eindrucks von der Erzählung von Julias Tod auf ihn ausſpricht, z. B. ‚Ich glaube, du wünſcheſt, ſie ſei aus Schmerz über dich geſtorben, und dergleichen. Man muß an der Gebärde der Rede, wenn ich ſo ſagen darf, merken, was in der Perſon vorgeht, aber ſie muß es nicht mit dürren Worten ſagen, denn wer kann in ſolchem Zuſtande ſolche Bemerkungen über ſich machen? Man hört dann eine Marionette und keinen Menſchen, eine Figur, die ſagt, was der Dichter will, aber nicht, was ſie ſelbſt. Es iſt das freilich ſchwer, denn man hat immer zwei Gedankenreihen bei dieſer Umwandlung feſtzuhalten, nämlich erſtens die Reden, die der Perſon natürlich, und die einen Inhalt und Zuſammenhang für ſich haben, zweitens die pſychologiſchen Entwicklungsmomente, die ſozuſagen ohne Wiſſen, ja oft wider den Willen der Figur durch jene hindurchſcheinen. Es iſt nicht allein techniſch ſchwer, ſondern es verlangt auch wenigſtens im Anfang einen ſchweren Sieg über die Eitelkeit, denn die blendenden Reihenfaden der rohen Stoffe werden zu gebrochnen, die Einfälle verlieren das Pikante, das Raffinierte ſieht aus wie das Gewöhnliche. Am ſchwierigſten iſt dies bei leichtern pſychologiſchen Momenten, bei den erſten Keimen innrer Zuſtände, die dann ſtetig geſteigert der Perſon ſelbſt ſpäter erſt klar werden, manchmal ihr gar nicht klar werden, die die Oberfläche der Rede oft nur ſo leicht affizieren dürfen, wie ein leiſes Lüftchen faſt unſichtbar die Wellen kräuſelt. So iſts mit dem Charakteriſieren; bei Hebbel erzählen die Perſonen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten und wiſſen ſich ſelbſt etwas damit, was für ganz eigne Menſchen ſie ſind, während meiner Meinung nach ſich der Charakter einer Perſon ohne ihr Wiſſen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Perſonen ſelber ihren Charakter meiſt nicht kennen, und indem ſie ihren vermeinten ſchildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wiſſen, ihren wirklichen ſchildern müſſen. Denn wem, der die Menſchen und den Menſchen kennt, muß nicht all dies abſichtliche, abſtrakte Auskramen pſychologiſcher und charakteriſtiſcher Züge, die jedem bekannt ſind, lächerlich vorkommen? Die Perſonen ſoll man für Menſchen halten, ſie müſſen ſich alſo doch einigermaßen als Menſchen gebärden. Wenn ein Schickſal auf uns Eindruck machen ſoll, darf es doch kein Theaterſchickſal ſein. Solche Charaktere giebt es, die ſich und ihre Entwicklungen ſtets ſelber beobachten. Warum ſoll der Dichter nicht auch einen ſolchen zeichnen? Er darf aber nicht vergeſſen, daß dieſes Sichſelbſtbeobachten eben ein individueller Zug iſt, und kein allgemeiner, den er allen Charakteren beilegen darf. Des Philoſophen, des Mannes der Wiſſenſchaft iſt es, das Geſetz aus der Fülle ſeiner Erſcheinungen herauszuſchälen; des Dichters, das Geſetz wieder hinter der Erſcheinung zu verbergen. — So dacht ich in meiner Iſolierung. Meine poetiſchen Menſchen macht ich, wie ich die Menſchen kennen gelernt hatte, aber ich dachte wohl halb willkürlich nicht mehr daran, daß das Publikum ja eben aus ſolchen Menſchen beſteht, daß der beobachtende Blick, der mit Leichtigkeit durch die abſichtlichen und unabſichtlichen Verkleidungen in das Innre dringt, der mehr auf die unwillkürliche Gebärde der Rede merkt, als auf ihren Wortinhalt, wie der Fechter mehr auf ſeines Gegners Auge, als auf ſeinen Arm, eine Sonntagskindergabe iſt, die ſich nicht anbilden, nur ausbilden läßt.

---

*) Zuerſt von Guſtav Freytag in ſeiner „Aus dem Arbeitszimmer des Dichters Otto Ludwig“ betitelten vorzüglichen Einleitung zur Jankiſchen Ausgabe (neuerlich auch in den „Geſammelten Aufſätzen von Guſtav Freytag“ 2. Bd.) dann (vervollſtändigt) in den von M. Heydrich herausgegebnen „Nachlaßſchriften Otto Ludwigs“ (1. Bd. S. 134 bis 136) abgedruckt.

Das Farben- und Formenſpektrum

— Nun iſt mir das Rätſel meines frühern Schaffens pſychologiſch gelöſt. Erſt bloße Stimmung, zu der ſich eine Farbe geſellte, entweder ein tiefes, mildes Goldgelb, oder ein glühendes Karmoſin. In dieſer Beleuchtung wurde allmählich eine Geſtalt ſichtbar, wenn ich nicht ſagen ſoll eine Stellung, d. h. die Fabel erfand ſich, und ihre Erfindung war nichts andres, als das Entſtehen und Fertigwerden der Geſtalt und Stellung. Aber dieſe war ſo ſehr Hauptſache, d. h. dieſe genau begrenzte lebendigſte Anſchauung eines Menſchen in einer gewiſſen Stellung, daß, ſowie das mindeſte daran unbeſtimmt wurde, meine Fabel und meine Intentionen ſich verwirrten, und ich ſelber nicht mehr wußte, trotz möglichſt detailliert aufgeſchriebnen Planes, was ich wollte, wo dann, wenn ich mich zum Arbeiten doch zwang, die Einzelheiten für ſich ſelbſt ſich ins einzelnſte zaſerten, und eine Menge Detail hineinſchwoll in üppigſter Anarchie. Jenes Farben- und Formenſpektrum, welches mich, ſolange es in klarſter Sinnlichkeit daſtand, in jedem Augenblick und in den heterogenſten Umgebungen und Beſchäftigungen wie ein Mahner umſchwebte und mein ganzes Weſen in Aufregung ſetzte, in einen Zuſtand, ähnlich dem einer Schwangern, der Geburt nahe und in der Geburtsarbeit, ein liebend Feſthalten und doch Hinausdrängen des, was vom eignen Weſen ſich losgelöſt hat, Ding für ſich geworden iſt. Nun weiß ich, was jene Geſtalt und ihre Gebärde war; nichts andres als der ſinnlich angeſchaute, tragiſche Widerſpruch; der eine Faktor die Geſtalt, die Exiſtenz (der Grund davon), der andre die Gebärde. Der ſinnlich angeſchaute prägnante Moment, in welchem am ſchärfſten Kontraſte die Einheit erſcheint. Sonderbar, jetzt wo ich von dem allgemeinen ausgehe, von den Geſetzen der Gattung, wie ſie mir ein ſorgfältiges Studium gelehrt, folgt jene Erſcheinung, jenes Spektrum der Feſtſtellung des Planes oder dem vollſtändigen Entwurfe der Fabel. Mein Albrecht ſtellt ſich mir nun als ſolches pſychologiſches oder vielmehr pathologiſches Formen- und Farbenſpektrum dar, als eine ſanfte Exiſtenz in gewaltſamer Gebärde (Zorn in Geſtalt von Leiden), — die Agnes als ſittige Geſtalt in leidenſchaftlicher Gebärde. Reſignierter Trotz auf dem Grunde der Humanität, leidenſchaftliches Bedürfnis auf dem Grunde ruhiger Schönheit. Der Erbförſter, der Judah und die Lea, auch ſelbſt die Heiterethei ſchwebten mir in ſolchen Anſchauungen vor, das glühende Gefühl für Recht im Momente, wo es Unrecht thut; darin liegt alles Vorher und Nachher. Beim Anhören einer Beethoveniſchen Symphonie ſtand dies Bild plötzlich vor mir, in glühend karmoſinem Lichte, wie in bengaliſcher Beleuchtung, eine Geſtalt, die mit ihrer Gebärde im Widerſpruch, ohne daß ich noch wußte, wer die Geſtalt, noch was ihr Thun ſei. Das wurde mir erſt allmählich klar, wie die Fabel entſtand, wobei mein Wille und alle bewußte Thätigkeit ſich ruhig und paſſiv verhielten. — Beiläufig: Mir ſcheint, als ob die Sinnlichkeit der Darſtellung, welche die naiven Dichter, beſonders Shakeſpeare charakteriſiert, hauptſächlich Reſultat der Kontraſtierung ſei. Von unten auf zu beginnen, von der erſten und engſten, d. h. auf dem kleinſten Raume vollzognen Syntheſis des Allgemeinen und Beſondern, vom uneigentlichen Ausdrucke — ſo iſt dieſer um ſo ſinnlicher, je größer der Kontraſt zwiſchen Sache und Bild. Zu dem Kontraſt in der Metapher ein Beiſpiel in Romeo: „das Grabmal, das ſeine Marmorkiefern öffnet, den wieder auszuſpeien,“ der eingeſargt geſehen wurde. In dem Worte Marmorkiefern iſt der Kontraſt zwiſchen Sache und Bild durch die engſte äußre Vereinigung beider geſammelt. Der Kiefer, ein bewegungsfähiges, tieriſches Glied, und der Marmor, die ſchwere tote Naturmaſſe. Ein andrer Kontraſt, der z. B. die Volksbücher ſo ſinnlich wirkſam macht, iſt der Antagonismus zwiſchen den hanebüchenſten, draſtiſchſten Situationen, den wunderbarſten Erfindungen und der kühlen nüchternen Darſtellung in der Sprache. — Künſtleriſch trefflich iſt der Kontraſt des wahren Verhaltes und des vermeinten im Othello. So baut ſich eine in ſich einheitliche Welt aus Kontraſten auf. Die Metapher iſt der Bauſtein dazu.

Gefahren der Reflexion

— Nun endlich kenne ich meinen Feind genau von Anſehen und Namen; er heißt: zu große und fortwährend wirkende Neigung zur Vertiefung des Verſtandes. Damit hängt der Hang zuſammen, Figuren und ihr Handeln, den ganzen Vorgang in Detail zu zerlegen, ſtatt ſie daraus aufzubauen. Statt die auseinandergelegten Teile nun zuſammenzufaſſen, zerlege ich ſie von neuem; nun habe ich eine Anzahl von kleinen Motiven, ſo groß, daß mein Überblick nicht mehr die für die Darſtellung weſentlichen herausfinden kann. Der Fehler kommt daher: Meinen erſten Verſuchen fehlte, daß der überblickende Verſtand nicht im Gleichgewichte mit Phantaſie und Empfindung ſtand. Dem abzuhelfen, gab ich dem Verſtande wiederum durch Übung ein lähmendes Übergewicht gegen jene andern Kräfte. So verlor er die Natur des intuitiven Verſtandes. Immer weiter auf dem Irrwege, der vielleicht ein notwendiger war, faßte ich als Aufgabe des Dichters, den reflektierenden Verſtand zu überzeugen. Da nun doch Phantaſie und Empfindung noch nicht ſo geſchwächt waren, dieſe Tyrannei ſchweigend zu erdulden, ſchwollen mir meine Pläne ins maßloſe an, und fühlte ich bei möglichſter Kauſalität bis in das kleinſte hinein, je mehr der Verſtand ſich befriedigte, eine Unbefriedigung des ganzen Menſchen. Über dem zweck- und zielloſen Herüber und Hinüber verlor ich Hoffnung, Luſt und Kraft. Es war ein ähnlicher und entgegengeſetzter Irrtum wie der der ſentimentalen Dichter, die ihren eignen Affekt an die Stelle des Dargeſtellten ſetzen (das Äußerſte darin Tells Monolog, wo der Dichter erregt und die Perſon ruhig iſt), die Empfindungen, die die Perſon haben ſollte, ſelbſt haben und dafür die Reflexionen, die der Dichter machen muß, der Perſon geben. So ſollten meine Perſonen den Verſtand unmittelbar orientieren, d. h. ich legte die Reihe der Ideen, die dem Vorgange zu Grunde liegen müſſen, in den Vorgang ſelber; der Dialog beſtand faſt aus lauter Beziehungen auf dieſelbe, der Dialog der Perſonen ſollte zugleich eine fortwährende Verſtändigung zwiſchen dem Verſtande des Dichters und dem des Zuſchauers auch über die kleinſten Motive des Vorgangs, über die Intentionen des Dichters mit dieſen Motiven ſein; während doch hier Totalität ſich an die Totalität des Zuſchauers wenden ſoll.

Apollonius in „Zwiſchen Himmel und Erde“

Im Apollonius (Zwiſchen Himmel und Erde) iſt die Scheu vor Belaſtung ſeines zu zarten Gewiſſens — ähnlich wie bei manchen Frommen die Angſt vor dem Zweifel — zur Leidenſchaft geworden, die ſeinen Verſtand verdunkelt. Meine Abſicht war das typiſche Schickſal eines Menſchen darzuſtellen, der zu viel Gewiſſen hat, das zeigt neben ſeiner Zeichnung der Gegenſatz ſeines Bruders, der das typiſche Schickſal des Menſchen, der zu wenig Gewiſſen hat, verſinnlichen ſoll. Dann die Wechſelwirkung, wie der zu gewiſſenhaft angelegte den andern immer ſchlimmer, dieſer jenen immer ängſtlicher macht. Es iſt des Allzugewiſſenhaften, des gebornen ſittlichen Hypochondriſten — und ſolcher Menſchen ſind mir genug vorgekommen, um ſie als eine Gattung zu betrachten — typiſches Schickſal, daß er gewiſſermaßen den Katzenjammer hat von den Räuſchen, die ſich andre trinken.

Sommerreiſe im großen Garten zu Dresden

Auf einem Frühſpaziergang im großen Garten kam mir der Gedanke zu einem „Tagebuch während einer Sommerreiſe im königlichen großen Garten zu Dresden. Von u. ſ. w. —“ Es würde ein harmloſes humoriſtiſches Buch, im fingierten Charakter eines alten närriſchen Kauzes von großer Liebenswürdigkeit und gleicher Naivität werden. Begänne mit einem Briefe an einen Freund, an welchen auch die Tagebuchaufſätze gerichtet ſind. Im Briefe, was ihn zu der Reiſe bewogen. Den Abend in einem ſpießbürgerlichen Bierhaus iſt von Reiſen die Rede. Den Helden überfällt eine Sehnſucht zu reiſen. So ſoll er doch; er ſei reich und habe nichts zu verſäumen. Nichts zu verſäumen? Er! Nun er ſchreibt ſchon ſeit zwanzig

Jahren jeden Tag zu verſchiednen Stunden die Barometer- und Thermometerſtände, nebſt Richtung des Windes, Beſchaffenheit der ſichtbaren Atmoſphäre, die Sternenſtellung u. ſ. w. auf; das iſt eine Gewiſſensſache geworden. Eine Lücke. Reflexionen über Gewohnheit in Lebendigem ,und Unlebendigem. Das Verwundern und verſchwiegne Lachen u. ſ. w. bringt ihn auf, daß er in dem Briefe ganz in Leidenſchaft gerät, die Leute ſchlecht macht; ſie haben nur für das und das Sinn. Sie würden u. ſ. w.! Aber bald legt ſich die Hitze, und des Schreibers Liebenswürdigkeit zeigt ſich in ſchönſter Weiſe. Er rehabilitiert die vorher Geläſterten und thut wieder zu viel im Guten. Auf dem Nachhauſewege fällt ihm ein: unter Umſtänden iſt das Kleine das Große, wie Stifter nachgewieſen, ein Steinchen u. ſ. w., warum nicht auch ſolch eine Reiſe im kleinen, wenn nur recht behandelt. Heimgekommen weckt er Frau, Töchter und Söhne; die Schlafgemächer haben Verbindungsthüren, im Zentrum des geſamten Raumes, wo er allen deutlich werden kann, hält er eine Rede und kündigt ſeinen Vorſatz an, der nach einigen Widerreden oder vielmehr Einwendungen und verhaltnem Kichern acceptiert wird. Komiſch, wie er die Sache mit ſanfter aber feſter Gewalt betreibt. Einblick in dies Familienleben. Seine ſämtlichen Angehörigen haben mehr Welterfahrung und praktiſchen Verſtand als er und überſehen ihn von dieſer Seite, aber ſeine Güte und Liebenswürdigkeit beherrſcht alle, ohne daß er weiß, welches der Zauber iſt und ſich immer darüber täuſcht; denn er meint im Gegenteile, ſein Verſtand, ſeine Erfahrung, Menſchenkenntnis imponiere ihnen. Er errät, meint er, ihre Gedanken und zeigt ihnen das; ſie laſſen ihn dabei. Seine theoretiſche Kenntnis des Menſchen iſt auch groß, aber ihm fehlt gänzlich Kenntnis der Menſchen; er mißt alle nach ſich und ſieht überall Güte und freut ſich darüber; er weiß alles zu entſchuldigen, ſeine Menſchenliebe und Menſchenachtung ſind rührend. Er iſt hitzig und dann zu nachgiebig; die jüngſte Tochter ſagt: Ich will dich böſe machen, Väterchen, damit du mir u. ſ. w. Wieſo? Erklärung. Er freut ſich nun; ſie hat *ſeinen Verſtand und Durchblick*. Der Leſer muß leicht zwiſchen den Zeilen leſen können. Einmal ſchreibt er ſich in die Hitze über die Verdorbenheit der Zeit gegen früher, dann wieder umgekehrt verteidigt er die Zeit gegen die albernen Ankläger derſelben, die nicht wiſſen, was ſie wollen, und erhebt ſie auf Koſten frührer Zeiten. Er wird ordentlich perſönlich dabei. Nun, was könnt ihr darauf ſagen? Nichts. Das wußte ich! Er ſieht ſiegreich umher. Das Tagebuch iſt datiert von verſchiednen Bänken und Wirtſchaften. Das Alltäglichſte iſt ſo wichtig als das Wunderbarſte, die nächſte Nähe wie die weiteſte Ferne. In dieſem Geiſte, nur neu und ſelbſt geſehen — denn das iſt die Hauptſache —, er kommt auch hier in hitzigen Streit mit Widerſachern, die nicht zugegen, und die er daher zu ſeinem Jubel auf das tüchtigſte abführt. So wird das Gewöhnlichſte zum Abenteuer; dabei hat er ſeine Luſt an ſeinem Bedienten, einem friſchen Menſchen, der mit allem fertig wird. Er ſtellt ihn auf die Probe: Und wenn wir nun da wären? und wenn nun das geſchähe? — Nein, der Burſch verliert ſeine Geiſtesgegenwart nicht; er fällt auf ſeine Füße, wie man ihn auch werfen mag. Der Leſer wird wohl gewahr, daß auch der Diener den Herrn zum beſten hat, aber auf die gemütlichſte Art und ohne den mindeſten Mangel an Achtung; er gehört mit zu der Familie; er hat die luſtigſten Einfälle. Nun finden ſich noch andre, ihm Fremde zu ſeiner Geſellſchaft; warum nicht? ſo iſts ja auf Reiſen, und das gehört zu den Reizen; man iſt im Auslande wie eine Familie, dann geht man auseinander und ſieht ſich vielleicht nie wieder. Nun treten die Töchter und Söhne und die Fremden ſcharf modelliert aus dem Rahmen heraus; geſchickte Kontraſtierung. Das Ganze wird ein verwickelter, ſpannender Roman. Äußerſte Kunſt der Anordnung muß die unbefangenſte, abſichtsloſeſte Natur ſcheinen. Es giebt auch pathetiſche Szenen, aber mit komiſchen im anziehendſten Wechſel. Eine Botſchaft zeigt ihn nahe dem Ruin. Die Fremden ſind Liebhaber und Liebhaberinnen ſeiner Töchter und Söhne. Ein alter Schmerz ſpielt mit herein; die Fremden ſind Kinder des, der ihn einſt kränkte, und die nun ihn allmählich mit ihren Eltern verſöhnen ſollen; dazu die Gefahr des Ruins u. ſ. w., es zeigt ſich zuletzt, daß ein Faden durch das alles geht. Die vorläufige Geſchichte der Kinder meldet er gelegentlich in Briefen oder auch gleich in dem großen Tagebuchbriefe. Zuletzt wird er auch noch auf ſeine Frau eiferſüchtig, weil der Liebhaber einer ſeiner Töchter ſo lebhaft und viel mit ihr konverſiert. Er beobachtet die Leutchen, beſchreibt ihr Thun, das den Leſer das Wahre ahnen macht, bei eingeſtreuten Reden, die er ſelber anders auslegt, je nach einer gleich im Anfang vorgebildeten Meinung, mit der er alles, was er gewahr wird, in Harmonie zwingt und dadurch in ſeinem Vorurteile noch beſtärkt wird. Manches wird ihm nur verblümt, als mit andern geſchehen oder geſchehend, die Lage der Leutchen als die Lage andrer vorgetragen, doch immer ſo, daß der Leſer es verſteht; ſo wird bald analytiſch bald ſynthetiſch das Ganze aufgebaut. Er hat ein unbedingtes Vertrauen zu den Seinen; das hat er ihnen von Anfang gezeigt und wirklich ſie ſo gezwungen, ſein Vertrauen immer durch ihre Handlungsweiſe zu rechtfertigen, was auch nun geſchieht. Wie die Sache zu deutlich daliegt — aber noch das Ende fehlt —, da beginnt er zu ahnen, da thut er ſich auf ſeine Durchſicht was zu gute und meint zuletzt noch, alles gemacht zu haben. Er findet vielleicht, an einen hier kürzlich vorgefallnen Selbſtmord denkend, einen jungen Menſchen auf einer Bank am Bache, der ihm verzweifelt erſcheint. Er nimmt ſich in der Meinung, der will ſich ertränken, hört immer Andeutungen darauf, die er beantwortet: Nichts da Herr! u. ſ. w., des Jungen mit ſeiner ganzen Menſchenliebe an, wobei er immer auf die Menſchen râſonniert, ein ſteter Widerſpruch in ihm, er läßt ihn dieſen Tag nicht von ſich. — Obgleich der nicht ans Ertränken dachte, thut doch der Held die beſte Wirkung auf ihn. Vielleicht iſt eben das das Anliegen des jungen Menſchen? der die Heirat nicht will, ohne die Leute zu kennen, und der nun nachgiebt, da er vielleicht ein ungünſtiges Vorurteil durch Kennenlernen verliert. So wäre es vielleicht beſſer, wenn des Helden Menſchenliebe und Trieb zum Helfen, ſeine Heiterkeit u. ſ. w. die ganze Geſellſchaft ſelbſt zuſammenbrächte. Es wäre das beſſer, als wenn die Töchter es hinter ſeinem Rücken leiteten — im Gegenteil, ſie müßten ihn noch bitten, jene zu entfernen, laufen zu laſſen. Kennt ihr ſie? Nein. Bald aber kommt es ihm doch ſo vor. Er belauſcht einige Geſpräche, die alleinſtehend nichts verraten und nur ſpannen; vielleicht lauſcht der vermeintlich Gerettete mit (nicht eigentlich lauſcht; ſie ſind zufällig Zeugen); auf dieſen ſcheint die Sache ebenfalls Eindruck zu machen, wie der Leſer merkt, der nicht dieſelbe Erklärung bei der Hand hat, wie der Held. Zwei junge Leute ſtört er im Duell und bringt ſie auseinander, ja verſöhnt ſie endlich, da er ſie nicht von ſich läßt. Der ſcheinbare Selbſtmörder iſt vielleicht gekommen, das Duell zu hindern; er will deshalb nicht beim Helden bleiben, der ihm nun folgt und ihn nicht läßt, bis er zuletzt als Pſychologe — ſein Steckenpferd — an deſſen Benehmen merkt, er iſt „der Menſchheit wieder geſchenkt.“ Vielleicht iſt ja er von ſeiner Sorge befreit, aus einem Kauſalgrund der Geſchichte werde darauf gewieſen. Wie der Held das Duell verhindert — wo der Selbſtmörder bei der Dame, die ihn im Auftrag nicht losläßt —, will dieſer nun beobachten, verſtändigt ſich mit dem Helden, daß er nicht zu reden braucht, um unerkannt zu bleiben. Die Duellanten ſinds und ſeine Tochter, die nicht entſcheidet, weil; zuletzt bringt ſie der Held dahin, die Dame wählen laſſen zu wollen, die er nicht kennt; er wills machen, oder der Selbſtmörder ſoll es. Nun muß er faſt glauben, ſeine Frau iſt der Zankapfel — nicht alt. Nun gerät er ſelbſt in Rage. Nun macht der Held vom Anfang ſeine Kombinationen, die wunderlichſten Romane, und danach ſeine Pläne, alles zu ſchlichten.

Gelingt es nun, die Sache ſo zu behandeln, daß dem Leſer ſelbſt vorkommt, als habe er eine Reiſe mitgemacht, ſo iſt das deſto beſſer. Der Held hat übrigens viele Kenntniſſe. Eine Hauptſache, daß, obgleich er ſozuſagen der Düpierte, er doch nie gering werden oder in des Leſers Augen verlieren darf. Vielmehr, je mehr er der iſt, deſto mehr müſſen wir durch ſein Benehmen gezwungen werden, ihn hochzuachten und ſtets unter allen Verhältniſſen ihn zu lieben.

Alſo Leitfaden bei Erfindung der Begebenheit. Warum verbirgt man ihm die Liebe — die übrigens keine geſchloßne, weil die Mädchen ohne Vater nicht für ſich ja ſagen. Wenn der Vater genehmigt. Warum aber iſt das die Frage? Es muß etwas in der Vergangenheit liegen, warum die Liebhaber ſich ihm nicht nennen, ſondern erſt unbekannt nähern. Nun muß etwas geſchehen, wodurch ſie ſeine Dankbarkeit verdienen, etwas, wodurch ſie ſich als andre erweiſen, als er aus vorhin angedeutetem Grunde geneigt iſt ſie zu halten. Vielleicht hat er in ſeinem Herzen ſchon im voraus vergeben, was er ſagt, indem er dieſe Vorgeſchichte exponiert, aber ſie wagen nicht, das zu glauben, und von dieſem Punkte hat er ſelbſt ſeiner

Familie noch nie geſprochen, was auch dieſe geneigt macht, an ſein Nichtvergeben zu glauben.

Ob der jugendliche Held durch die Bravheit und Argloſigkeit des Haupthelden gerührt und beſchämt, dieſen weiter zu täuſchen, ihm die Komödie geſteht? Kontraſt des wahren Verhaltens mit des Haupthelden Meinung von ſeinem Scharfſinn, und wie er durch Bewundrung dieſes bei ſich ſelbſt in Kredit erhalten wird und in ſeiner Dankbarkeit dafür ſich erhält. — Der Roman könnte zugleich (ſcheinbar) in Italien und wer weiß wo noch ſonſt ſpielen. Vielleicht in Amerika, Indien und am Kap der guten Hoffnung. Fremdeſte Sitten und Landſchaften!

Eine Künſtlergeſchichte

Die Anekdote von Haydn: „Wie kommts nur, daß Ihre Kirchenmuſiken alle ſo luſtig ſind?“ Haydn: „Ja ſchauns, wenn ich an meinen Gott denke, da jubelts allemal in mir“ (oder ſo ähnlich!) in eine kleine Novelle umgeſetzt, worin die Angſtfrömmigkeit, die immer einen Etiketteverſtoß zu begehen fürchtet und die eigne Unliebenswürdigkeit, den eignen Hochmut auf ihren Gott überträgt, in ihrer Chriſtunähnlichkeit der wahren Haydniſchen Frömmigkeit zur Folie untergelegt wird. Seine Neidloſigkeit, der Charakter ſeiner Kompoſitionsweiſe. Dabei müßte die ganze Novelle ſozuſagen von Haydn oder in Haydniſcher naiver, ſchlichter, heitrer Grazie geſetzt ſein; ſie muß ein Echo der Wirkung Haydniſcher Muſik werden. Durchaus nicht auf Spannung oder ſonſt Draſtik berechnet, ſondern wie ein Haydniſches Allegro mit Adagioſätzen, gedankenhaft über ein gewiſſes Thema in Wiederkehr in ſelber und veränderter Geſtalt. Die Kunſt ein heiter Gottgeſchenk, davon die Zinſen in der Erheitrung, Tröſtung, Erhebung u. ſ. w., kurz in wohlthätigen Wirkungen auf die Mitmenſchen bezahlt; das iſt die Religion des echten Künſtlers, eines Haydn. Die Verwirrung der geckiſchen Eitelkeit und der künſtleriſchen Hypochondrie, alle falſchen Mittel erſcheinen abſorbiert.

Hinderniſſe und Vorbedingungen für einen Roman

Man muß ſeiner Kunſt und ſeinem Vermögen etwas zutrauen. Ich muß ſehen, daß ich meine neue Theorie der Erzählung auf wenige und einfache Grundregeln zurückführe, in welchen die andern enthalten ſind. Geſteigerte Wirklichkeit und damit Steigerung der Wirkung. Allein ich werde mehr zu vergeſſen haben, als zuzulernen. Vergeſſen muß ich das Streben nach idealer Kompoſition, das heißt das Abſichtliche, unter welchem jetzt das mir Wichtigere leiden könnte; das Mühen um ideale typiſche Charakteriſtik, die Einheit der Leidenſchaft, der Situation, des Motivs, des Totaleindrucks, die ſpezifiſch dramatiſche Charakteriſtik, die auf das Handeln, alſo auf Darſtellung der handelnden Mächte, der handelnden ethiſchen Seite des Charakters, desgleichen auf die primitiven Motive geht. Dann muß ich vergeſſen die Ängſtlichkeit, mit der ich, was mir einfiel, prüfte, ob es einer ganzen Schar von Erforderniſſen genugthat, das Mißtrauen auf meine Detaillierkunſt. Ich darf nicht mehr mich vor dem Ungewöhnlichen fürchten. — Ich muß wieder unmittelbar zu Werke gehen wie ſonſt. Mühſam zuſammenreflektierte Charaktere ſind ſehr ſchwer in Bewegung zu bringen und behalten etwas Automatenartiges. Hier kommen wir immer wieder ins dramatiſche Geleiſe, das wir ja eben verlaſſen müſſen. Die Konzeptionen können äußerſt einfach ſein, und die ganze Ausmalung lediglich durch Behabedetail bewerkſtelligt. Der dramatiſche und der tragiſche Widerſpruch im Charakter iſt (für die Erzählung) nicht nötig. — Noch etwas, das ich zu vergeſſen, ja aus dem unmittelbaren Gefühl wegzuwiſchen habe, iſt die Rückſicht auf Konzentration der Zeit und Sammlung des Ortes — im Romane, wo ich mich nunmehr bewegen will, nicht allein unnütz, ſondern geradezu ſchädlich. Der einfachſte Einfall, der mir kommt, iſt ſchon von jener Rückſicht epiſch verkümmert, ehe ich mich warnen kann. Auch Zeit- und Ortwechſel muß beitragen, dem Romanhelden das Impoſante nehmen zu helfen und es der Welt zu geben. —

Es ſcheint ein Widerſpruch, daß ich an Dramen wie „Narciß“ das Vorwiegen der Kombination und das Streben, den dramatiſchen Effekt auf künſtliche Kombination zu bauen, tadle und im Roman verlange, daß die Kombination der Begebenheiten als das Leitende erſcheinen ſoll. Muß nicht das Subſtanzhafte, Notwendige hier wie dort vorwiegen? Jawohl. Aber einmal liegt das Subſtanzhafte des Romans, das Notwendige auf ſeiten der Situation, des Begebenheitlichen, dort aber auf der innern, der geiſtigen ethiſchen Seite. Wenn im Drama ſoviel Kombination, ſo bleibt kein Raum für die Exiſtenz; der Fehler iſt eben, daß ein epiſches Kunſtmittel in das Drama eingeſchwärzt iſt. Im Roman wird nicht in der Begebenheit und nur dadurch, daß ſie erzählt wird, der Charakter des Helden gezeichnet, ſein Thun und Leiden iſt nicht wie im Drama das Ereignis ſelbſt, ſondern geht, von dieſem getrieben, neben dem Ereignis her. Ein Ereignis und einen Charakter, der dies Ereignis nicht macht, genügend nebeneinander zu individualiſieren iſt der Raum des Dramas zu eng. Nicht aber der Raum, den der Roman einnehmen darf; abgeſehen davon, daß, wenn es auch möglich wäre, jenes Nebeneinander im Drama genügend durchzuführen, das heißt in Romanesweiſe, auch die eigentümliche Spannungskraft des Dramas in dieſer Behandlung fehlen würde. Alſo im Roman iſt jenes Nebeneinander und das Bedingtſein des Helden wie der Begebenheit, ohne gleiches und überwiegendes Bedingtſein der Begebenheit (Ereigniſſes) durch den Helden eben die Forderung. Dort iſt der ethiſche Charakter des Helden die Hauptſache, das Treibende, daher müſſen wir ihn genau kennen lernen, um dieſe Notwendigkeit zu begreifen; hier iſt die Begebenheit die Hauptſache, und wir müſſen als Notwendigkeit empfinden, daß der Held ſich von ihr treiben läßt. Der Romanheld muß daher mehr äußerlich, in kleinen Zügen gezeichnet ſein, das Detail in ſeiner Zeichnung überherrſchend ſein, wenn etwas von Individualität in ihm zur Anſchauung kommen ſoll, da nicht das eine, womit er initiierend das Ereignis ins Daſein ſtößt, ſondern die vielen Punkte, an welchen die Begebenheit in ſeinen Mechanismus greift, ihn zu bewegen, die Konſtruktionspunkte ſeines Charakters ſind. Dazu gehört, wenn es nicht abſichtlich erſcheinen ſoll, ein weiter Raum. — — —

Mein Verhältnis zum „provinziellen“ hiſtoriſchen Roman

Nun verſteh ich erſt ganz die Ausſtellungen, die man gegen meine Sachen macht, man begreife nicht, wie die Menſchen ſo ſeien, es fehle ihnen der Boden, der die menſchliche Natur (allgemeine) ebenſo modifiziere. Und wirklich! dieſe Erbförſter, Weiler, alte Nettenmair, Heiterethei ſind Figuren, die durchaus in einen gewiſſen individuellen Raum und in ebenſolche Zeit gehören und ſind in dieſem Sinne prächtige Figuren für den provinziellen hiſtoriſchen Roman — wie ich dieſen definierte.

Freilich iſt die Kenntnis der allgemeinen Menſchennatur (und dieſe iſt für das Drama maßgeblich) und ihrer Erſcheinung, Temperamente, Leidenſchaften der Grund der Charakterproduktion; dazu gehört aber das Studium einer beſondern, provinziellen Natur bis in ihr Tiefſtes, wo Menſchengeſchichte, Lage, Klima, Vegetation, Nahrung, Beſchäftigung, Tradition, Geſchichte, Sage, Konfeſſion, Bildungsſtand u. ſ. w. einander gegenſeitig erklären; jene Kenntnis und dieſe verhalten ſich wie das Studium des Arztes u. ſ. w. auf der Univerſität und die mediziniſche Praxis. Dann wird lebendige Hiſtorie, was ſonſt nur grelle Tapetenbilder abgiebt.

Für einen künftigen Volksroman

Ich werde mir meine Arbeit ſehr erleichtern, wenn ich mich gewöhne, den Schwerpunkt der novelliſtiſchen Darſtellung nicht mehr in die Charaktere und ihre Entwicklung zu legen, was denn überhaupt mehr der dramatiſchen Poeſie zukommt. Die Begebenheit muß die Hauptſache werden. Ein Äußres, einen Beſitz, ſozuſagen als Ziel oder Lohn zu erreichen oder andre zu hindern, dies zu erreichen, ſetzen ſich eine Anzahl der verſchiedenſten, in Rang, Bildung, Stand, Geſchlecht, Alter, Charakter, Temperament, Geſinnung, Kraft, Eifer mit einander kontraſtierende Menſchen in Bewegung, ein Kampf, der mit dem Siege eines oder eines Teiles der Bewerber und der Unfähigkeit der andern, den Beſitz weiter ſtreitig zu machen, alſo mit einem Zurruhekommen der erregten Kräfte (und damit der Sympathie des Leſers, die zu gewinnen die endlichen Sieger von Anfang angelegt) endet. Nun ſei dieſer Beſitz ein individueller, benannter oder ein allgemeiner, wie im biographiſchen Romane. Hier iſt das Allgemeine, was wir Lebensglück, unabhängige Stellung, häusliches Glück, Anerkennung, Wirkungskreis u. ſ. w. nennen, der Beſitz, der dem Helden als endlicher Lohn für Kämpfe und Leiden zu teil wird. Der Mannigfaltigkeit der Mitſpielenden entſpricht eine Mannigfaltigkeit der Szene: Land, Stadt, Hütte, Palaſt, Norden, Süden, Gebirg, Thal; ebenſo der Hintergründe: Friede, Krieg, die verſchiedenſten politiſchen Stimmungen; Traditionen. Und ebenſo entwickeln ſich an den Mitſpielenden die verſchiedenſten Seelenzuſtände und Körperzuſtände: Wahnſinn, Trunkenheit, Blödſinn, Gewiſſensleiden, Geiſterfurcht, Luſt, Schmerz u. ſ. w. und Eigenſchaften: Mut, Verwegenheit, Furchtloſigkeit, Energie, Indolenz, Treue, Hinterliſt. Darein klingen Sagen, Volkslieder u. ſ. w.

Immer wird ceteris paribus das Buch mehr Glück machen, in welchem die angenehmen Ingredienzien der Sympathie überwiegen; wenn uns ein guter Teil der Perſonen gefällt; wenn im ganzen Kraft, Güte, Edelmut das Entgegengeſetzte überwiegt; ſittliche Gerechtigkeit das Ganze ordnet; wenn nicht Schlechtigkeit und Schwäche in denſelben Perſonen Ekel erregt und die gutmütige Schwäche durch komiſche Darſtellung gehoben wird.

Die Hauptſchwierigkeiten finde ich jetzt im Dialoge, in dem Teil der Darſtellung, der mir, als ich anfing zu ſchriftſtellern, der leichteſte war. Ich fürchte mich immer, meine Leute über ihre Bildung ſprechen zu laſſen und gleichwohl nicht allen Gehalt an die Wahrheit des Lebens hinzugeben. Den Grund finde ich darin, daß der Bildungsgrad der Perſonen in meinen letzten Arbeiten nicht bloß ein äußres Charakteriſtikum, ſondern ein zur Motivierung des Ganzen weſentliches Moment ausmachte. Nun trat allerdings ein Bruch ein. Ließ ich die Perſonen über ihre Bildung hinaus ſprechen, ſo hob ich die Notwendigkeit ihres Thuns auf, die pragmatiſche Wahrheit; hielt ich dieſe letztre feſt, ſo mußte der Dialog es durch Gehaltloſigkeit entgelten. Ich mußte daher nach Seelenzuſtänden ſuchen, deren Äußerungen naturgemäß poetiſchen Gehalt zuließen, gewaltſam erhöhte durch Leidenſchaft und Situation. Den Fehler, daß der Gehalt der Reden der Subſtanz des Handelnden widerſpricht, findet man bei allen Dickensſchen Volksfiguren. Sie ſind mehr Abſtraktionen als wirkliche Menſchen, daher haben ſie keine Zurechnungsfähigkeit. Soviel ich weiß, iſt Goethe der einzige, der die Abſtraktion ſo ganz mit individuell menſchlichem Gehalt zu ſättigen wußte, daß ſeine poetiſchen Perſonen die Vorzüge von beiden haben, ohne die Mängel beider. Am ſchlimmſten iſt es bei Schiller; ſo oft er verſucht, ſeinen Abſtraktionen menſchlichen Inhalt zu geben, hebt er die Abſtraktion auf, weil der menſchliche Inhalt, den er ihr geben will, ihr widerſpricht. Am auffallendſten und häufigſten wird dieſer Mangel im Wallenſtein ſichtbar und beſonders in Wallenſtein ſelbſt. Nicht allein iſt der Wallenſtein ſich ſelbſt unklar, er iſt es auch dem Dichter.

Zum „Tollen Heinrich“ oder „Das Wirtshaus am Rhein“

Bei meinem „Wirtshaus am Rhein“ wird mir dieſer Unterſchied [des Dramatiſchen und Epiſchen] recht deutlich. Das natürlichſte iſt, die Schuld der Heldin als reinen, ſchlanken Wankelmut anzuſehen. In Shakeſpeares Weiſe müßte die Tragödie nun nicht das Schickſal einer gewiſſen Perſon, die durch einen Akt des Wankelmuts untergeht, ſondern überhaupt das Schickſal des Wankelmuts darſtellen. Was iſt das Schickſal des Wankelmuts? Das, daß am Ende kein Menſch mehr ſeine Exiſtenz an die des Wankelmütigen anknüpfen mag, daß die Perſon, welche bald den einen bald den andern vorzog, zuletzt keine Wahl mehr hat. Dazu, weil jede Charaktereigenſchaft durch Gehenlaſſen, Gewährenlaſſen wächſt, daß ſie immer wankelmütiger wird, immer ſchneller wechſelt, bis entweder niemand mehr zum Gegenſtande dieſes Wechſelns ſich hergiebt oder der, an den ſie ſich durch Bande gebunden, die die Treupflicht einſchließen, ſie dafür ſtraft, wobei ſie innerlich ſchon durch die Gebundenheit leidet. Um die einmal erfundne Geſchichte nicht wegwerfen zu müſſen, muß man nun ſchon nach einer bedingtern Formel der Schuld ſich umſehen und die Hauptbedingung zum treibenden Motive des Charakters und Hauptmotive des Stückes machen. Die Heldin (Lotte) giebt ſich einer neuen Liebe hin, während die alte noch lebt und mehr Lebenskraft hat als die neue. Sie geht mit einem zweiten Manne ein bindendes Verhältnis ein, da das mit dem erſten eingegangne noch am Leben. Sie giebt ſich einem zweiten Manne hin, da ſie noch das Eigentum des erſten. Sie giebt ihren Schwur zum zweitenmal. Die Gewiſſenhaftigkeit iſt halb unterdrückt, gegen ſie im Kampfe gewinnt die Sinnlichkeit den Ausdruck der Frivolität. Sie zieht gegen die Gewiſſenhaftigkeit, gegen die Treue, gegen alles Gemütsleben als gegen eine Illuſion zu Felde. Sie muß alſo einen Mangel an Selbſtkenntnis und Vorſicht haben und einen Überfluß an Liebesbedürfnis. Sie muß ein Gegenwartsmenſch ſein. Gleicher Art Liebe kann kein Menſch gegen zwei Individuen hegen, die eine kann alſo eine Gemüts-, die andre eine ſinnliche Liebe ſein, die jene für den Moment verdunkelt. Da die Gemütsliebe die ſtärkere, muß ſie mehr Gemüt haben als Sinnlichkeit, aber ſie muß doch viel Sinnlichkeit haben, weil die ſinnliche die Gemütsliebe wenigſtens für den Moment verdunkeln kann. Der Gewiſſensvorwurf der alten Liebe verdirbt den Genuß der neuen. Sie muß jene alſo halb wiſſentlich ſich verdunkeln, um dieſe zu genießen, muß ſich weiß machen, jene exiſtiere gar nicht, oder ſie habe ein Recht, ſie nicht zu haben; ſie verleumdet ſie, will ſie im Licht einer Jugendthorheit betrachten, einer Illuſion, ebenſo das Gemütsleben, worauf ſie baſiert iſt. Ordentlich aus Trotz gegen ſie wirft ſie ſich der neuen gewaltſam in den Arm. Es hilft ihr, daß ſie einige Urſache hat, die Untreue von ſich ab auf den erſten Geliebten zu werfen, und ſie ſucht darin eine Berechtigung, um gleichſam aus gerechter Vergeltung dieſen zu vergeſſen und einem andern zu gehören. Das geſchieht mit der ihr eignen Leidenſchaftlichkeit und Trotz. Dazu kommt das dämoniſch-ſinnliche Weſen des neuen Geliebten, ſeine ſinnliche Gegenwart. Ihre Hauptſchuld iſt die abſichtliche Selbſttäuſchung, was ihre Baſe warnend ausſpricht. Das Ganze der Kampf zwiſchen Gemüt und Sinnlichkeit in und außer ihr; denn die beiden Geliebten verhalten ſich zu einander wie die Art Liebe, die ſie zu erregen fähig, wie Sinnlichkeit und Gemüt. Damit ſind die drei Perſonen charakteriſiert. Sie hat Sinnlichkeit, aber mehr Gemüt. Der Heinrich iſt wie einer, der eine Gemütsliebe entzünden kann, ſelbſt Gemüt, der Wachtmeiſter einer, der die Sinnlichkeit eines Mädchens erregen kann, alſo ſelbſt der Ausdruck der Sinnlichkeit. Er liebt die Lotte ſelbſt ſinnlich, wie er nicht anders kann, Heinrich mit dem Gemüt. Alſo muß die Eiferſucht des Wachtmeiſters eine ſinnliche ſein; er beneidet dem Heinrich die ſinnlichen Genüſſe, die Lotte geben kann, Heinrich beneidet ihm das Gemüt der Lotte. So muß ihr Außres ſich verhalten, ſo die Ausbrüche ihrer Leidenſchaft. Lotte iſt ſo, daß ſie eine ſinnliche und eine gemütliche Leidenſchaft einflößen kann. Im Anfang ſpricht die erregte Sinnlichkeit aus ihr, dann immer ſiegender das Gemüt. Erſt iſt das Gemüt gewaltſam unterdrückt, die Sinnlichkeit forciert ſich, jenes vollends niederzukämpfen; die Sinnlichkeit hat das Gemüt nicht gänzlich unterwerfen können, das wieder erregte Gemüt wird völlig über die Sinnlichkeit Herr.

Die Sinnlichkeit gab ihr erſt frivolen Haß und Hohn gegen das Gemüt, weil dies ein kämpfender Gegner; das Gemüt erachtet dann die Sinnlichkeit als einen Niedergeworfnen, von dem nichts mehr zu befürchten iſt. Alſo drei Stationen. Die Sinnlichkeit im Vorteil gegen das Gemüt, mit den Waffen und Trotz der Frivolität dasſelbe für beſiegt haltend. Das Gemüt, durch den äußern Bündner, Heinrichs Anweſenheit und Liebe geſtärkt, erhebt ſich immer mächtiger. Das Gemüt Sieger, die Sinnlichkeit machtlos.

Der Wachtmeiſter witzelt über Heinrichs Gemütsliebe, die er nicht begreift und für Spielerei, für Einbildung hält, Mondſcheindinge. Aus Lottens Beſchreibung ihrer Empfindungen, die ihr Heinrich erregte und nun der Wachtmeiſter erregt, muß klar zu ſehen ſein, daß jenes gemütliche, dieſes ſinnliche Gefühle. Jeder beruft ſich auf den Schwur. Heinrich will ſie nicht allein beſitzen, und zwar ihre Liebe, ohne ihre Liebe beſitzt er ſie nicht, er will ſie auch von jenem retten. Der Wachtmeiſter will ſie beſitzen als Ding, und wenn ſie ihn haßt, deſto beſſer, ſo iſt ſein Genuß zugleich Rachegenuß.

So mag immer das Ganze wie ein Triumph der Seelenliebe ausſehn, zuletzt der Liebe über den Haß; das Gefühl des verſchuldeten Untergangs macht doch das Ganze tragiſch. Erſt meint ſie: Heinrichs, das iſt keine Liebe, dann aber, des Wachtmeiſters ſei keine. Nur darf dieſer Kontraſt nicht zu abſtrakt ſein, die Figuren müſſen Menſchen ſein, keine bloßen Begriffsſchemen.

Zum „Marino Falieri“

Im Marino Falieri die Unverträglichkeit des Naturells des Helden mit der Stellung eines Dogen. Er iſt ein raſcher Soldat, als Feldherr ans Befehlen und Gehorſamnden gewöhnt, rückſichtslos umgreiſend, aus Natur; nun iſt ſeine Aufgabe, ein feiner Diplomat, ein bloßer Repräſentant zu ſein, der klug das Muß zum Wollen zu machen verſteht, ehe es noch als Muß auftritt. Von lauter Intrigants, berechnenden Kaufleuten-Staatsmännern umgeben, die eiferſüchtig das Palladium der Ariſtokratie bewachen gegen einen Dogen, der mehr als eine Puppe ſein will, müßte er der Klügſte, Verſtellendſte, Berechnendſte ſein. Aber er verbirgt ſich nicht, er kann es nicht und mag es nicht; als er durch das Volk den Adel zu dämpfen die Ausſicht hat, verdirbt ers auch mit dem Volke. Er trägt den angebornen Souverän aus dem Lager in die heterogenſten Verhältniſſe hinein. In den Künſten, die hier die zweckmäßigen, iſt er ein Fremdling, und ſo iſt er bei aller Kraft ſeines Weſens, bei aller Kühnheit und Thatkraft hilflos. Er iſt kein Demagoge, kein Sieger durch Rede. Sein Stolz ſieht den Thron als ihm gebührend an. Da er ſich ſeiner Natur gemäß unwillkürlich als Souverän benimmt, erregt er den Verdacht, ſich zum Souverän machen zu wollen — eine Furcht, die genug Belege im hiſtoriſchen Boden findet —, und dieſer Verdacht, an ſeinem eignen Thun wachſend, zwingt endlich ſeine Natur, die Souveränität wirklich zu erſtreben, in welchem Bemühen er ſcheitert, da wiederum ſein Naturell der Aufgabe nicht gewachſen iſt, und er das Volk durch dasſelbe Benehmen an ſich irre macht, was die Nobili zu ſeinen Feinden, und zu ſeinen glücklichen Feinden gemacht hat. Er kann niemand gewinnen, kann nicht ſchmeicheln. In demſelben Maße oder vielmehr noch mehr, als er durch ſeine Natur den Feinden gegenüber verliert, muß er durch ſie gewinnen und in ſeiner männlichen, ſtolzen, geraden Weiſe auf das ſchönſte über den feigen Schleichern und in ſeiner Ritterlichkeit über den Berechnern ſtehen. Seine Liebe, in der wiederum ſein hohes Selbſtgefühl ſich zeigt, und im Verfolge dann ſein Jünglingsvertrauen, ſeine Unverdorbenheit und edle Ritterlichkeit, ſein wahres, tiefes Gefühl, iſt eine neue Unklugheit, in welcher er den Feinden erwünſchte Blößen giebt. Generalnenner ſeiner Natur iſt eine Jünglingshaftigkeit und ſo die elementarſte Formel des tragiſchen Widerſpruchs in ihm, daß ſeine Aufgabe iſt, die Tugenden ſeines Alters zu zeigen und ſeine Natur eine Jünglingsnatur; ſeine Jünglingstugenden werden in ſeiner Lage zu ebenſoviel Fehlern. Ihm gegenüber ſteht nun wirkliches und künſtliches Alter. Seine Gegner alle haben bloß die Tugenden des Alters übertrieben — gänzliches Überlebthaben alles idealen Gefühles. Des alten Jünglings abſoluter Gegenſatz iſt der junge Greis Steno. Die Liebe iſt nun bloß das Medium, die Stelle, an der er beleidigt wird. Seine Jünglingsnatur hat er ſich erhalten in Mäßigkeit und männiſchem Thun und Leben, während ſeine Gegner aus dem Miſchkelch der Laſter aller Welt mit vollen Zügen tranken, bis ſie ſatt und blaſiert waren und nur die Selbſtſucht übrig behielten. Seine Strenge, ſein Verlangen, alle Welt ſolle ſeine Liebe ehren, wie er, bringt die Nichtachtung hervor, die Steno zeigt, dieſe ſteigert ſeinen Zorn zu der unverhältnismäßigen Strafe, die den Steno zu ſeinem Todfeinde macht und den ganzen Adel zu Verdacht aufregt. „Deshalb hat er geheiratet.“ Nun wird er von dieſem heimlich entwaffnet, wozu er ſelbſt in ſeinem Gefühle der Unentbehrlichkeit hilft; Steno will ihn am zarteſten Punkte packen und verführt deshalb die Kammerfrau von Falieris Gemahlin. Oder ſie iſt das ſchon, aber ſie muß ihm dienen, den Schein einer glücklichen Bewerbung bei der Dogareſſa zu ſchaffen. Dabei wird ſie ſelbſt eiferſüchtig. Wie Marino Falieri entwaffnet iſt, laſſen nun die Nobili ihrer Rache den Lauf, doch immer mit klügſter Beibehaltung der Form von Billigkeit und Recht; die Machinationen Stenos gegen die Ehre der Dogareſſa geben den Vorwand dazu. Falieri ſieht ſich nun in den Schlingen der Füchſe und brüllt und kämpft vergebens wie ein Löwe, ſein Wüten zieht nur das Netz feſter um ihn. Seine Ehre auf das ärgſte angetaſtet in ſeiner Liebe; da zeigt ſich die Ausſicht, durch das Volk die Nobili zu ſtrafen. Aber ſein Naturell, das nun auch noch zum höchſten gereizt iſt, verdirbt es auch mit dem Volke; ſein Jünglingsvertrauen meint es dennoch ſiegend zu enden und erliegt; aber nicht ſein Stolz. Er erleichtert ſo noch den Feinden, ihn am Leben zu packen. Der Dogareſſa Schuld liegt darin, daß ſie ebenfalls in die Schlinge läuft. Hat ſie mit Steno eine Zuſammenkunft gehabt — taktlos —, um ihn zu bewegen, von ſeinem Vorhaben zu laſſen? welche Zuſammenkunft dann Steno benutzt, ihr ein andres Geſicht zu geben?

Falieri, der um eines Feldzugs willen ſein junges Weib hatte verlaſſen müſſen, wird rückkehrend Doge, weil man ihn bereits fürchtet. Dann nehmen wir den Widerſpruch zwiſchen der Aufgabe, die er als Doge hat, und der Unzulänglichkeit, ihr zu genügen, wahr, da ſein Naturell der reine Gegenſatz zu der Forderung des Amtes, ſo wäre es ſeine erſte Schuld, daß er Doge wird. Die andre, daß er ein junges Mädchen heiratet, um welche Steno ſich zuvor nicht unglücklich bewarb. Sein ganzes übriges Thun ſetzt die Schuld fort, und dieſe wie jenes flöſſe aus ſeinem Naturell, das einmal dem, was er ſich aus dieſem Naturell als Aufgabe geſetzt, unveränderlich nachlebt. Nun muß er aber nicht immer der Raſende ſein. Seine ruhige Stellung charakteriſiert die hohe Meinung an ſich, die Verachtung der Staatskrämer, das Selbſtgefühl des Soldaten. Man müßte ihn wirklich handelnd zeigen als Ariſtokraten, in der Niederdrückung des Aufſtandes, bei welchem der Zuſtand der Republik, das wachſende Selbſtgefühl der Plebejer, die Verdorbenheit und Entnervtheit der Patrizier und der gegenſeitige Haß und Verachtung zu Tage träte. Man müßte die Schmeichelei ſehen und das argliſtige Einfangen des Retters durch die Patrizier; ihre Furcht. Die Gefahr Falieris, wie er, den Adel und Bürger gleich haſſen, in eine Stellung tritt, der weder ſein Naturell noch ſeine Praxis gewachſen. Auch die Werbung des neuen Dogen; ſein Selbſtgefühl und Verachtung des Rivalen. Das Herrſchen, nicht Sichbequemen iſt ſein Naturell. So tritt er auch vor die Verſchworenen. Er will keine Bedingung annehmen. Ariſtokrat, Soldat, alter Jüngling, Feldherr, der Retter Venedigs. Steno iſt im Anfange nur voll Neid gegen Falieri, mit Selbſthohn ſtachelt er ſich. Das könnte er auch ſein. Aber das alles wieder ſo, als wär es nicht ſein Ernſt. Er iſt aber bedeutender angelegt als die übrigen Nobili und ſpielt namentlich mit den jüngern Nobili. Ebenſo ärgert ihn dann der Dogareſſa Anſchmiegen und des Dogen Heldenliebe und ſeine Ritterlichkeit. Er wills ihm ein wenig verſalzen. Was? ſind wir Schranzen? Zugleich iſt ers hauptſächlich, der das Gefährliche in Falieris Lage beleuchtet. Ei was? Die Ratte iſt gefangen. Er iſt nicht der Mann dazu; die Motive der Zehn bei der Wahl, die Unmöglichkeit, daß der Soldat zum repräſentierenden Diplomaten wird. Steno iſt geſpannt, ob er ſich fangen laſſen wird. Richtig! Alſo etwa Aufruhr, Expoſition. Mutloſigkeit der Nobili. Falieris Gewalt. Der Erfolg Falieris über die Rebellen vielleicht erzählt. Hier zeigt ſich neue Gefahr in der Gewalt des Dogen über die Gemüter. Nun Falieri den Aufſtand zu enden ab. Steno, Chorus. Erſt Neid; dann die Rede von der Dogenwahl. Ob ers annimmt? Motive der Zehn. Unzulänglichkeit Falieris zu der Aufgabe. Nun kommt Falieri wieder. Die Wahl wird ihm angekündigt. Steno: Was die Wette? Die Maus iſt gefangen. Nein u. ſ. w.

Falieri nimmt an. Von der Freierei. Warnung des Prokurators. Selbſtgefühl. — Steno nun wegen des Dogen Liebe und Glück bei den Frauen. Neuer Neid. Er möchte ihm ein Bein ſtellen. Blaſiertheit doch.

Oder es iſt ſchon die Heirat fertig? Daß Dogenwerden und Hochzeit zugleich gefeiert werden ſollen. Nun das Feſt. Stenos Frechheit, der da ſagt, er könnte es nicht dulden, daß der Adel ſich beuge. Fällt übel aus. Warnungen. Falieri in wachſender Wut befiehlt die Straſe, die der ganze Adel zu ſeiner Sache macht. Pläne. Aber wenn die Aufſtandsdämpfung — wie kann dann Bert auf den Gedanken kommen, den Dogen zum Haupte zu machen, wie kommt er ſelber dazu, Verſchworner zu ſein? Oder beginnt es mit dem Hochzeitmahl; darein die Ankündigung der Dogenwahl? Es iſt gar nicht nötig, daß die Dogareſſa eine Schuld habe; ſie teilt eben aus Liebe die ihres Gemahles und leidet demgemäß mit ihm. Er kehrt zurück und feiert nun mit der Krönung zugleich ſeine Hochzeit. Unter den Masken am Anfang iſt die Liſena, ſie umſchleicht Steno, der eine neue Eroberung zu haben denkt, und einigermaßen enttäuſcht, ihre Bitte, ſie zu ihm zu laſſen, ſie könne nicht mehr ohne ihn ſein, unter Vorwänden, ſcheinbar noch liebend, damit ſie nicht Thörichtes thue, temporiſierend beantwortet. Dann wird er von Falieri um eine Kleinigkeit geſcholten, vielleicht wegen Mangels an Galanterie, er treibts nun noch ſchlimmer, eben über dieſe Rüge entrüſtet, und in der Abſicht, ihn zu weiterm zu bringen und ſo ſich die Nobili abzuwenden. Der Doge ſieht den Trotz, ſein Zorn, durch kalte Gegenrede vermehrt, ſchwillt über und macht den Steno zu ſeinem Todfeinde. Steno weiß in ſeiner Kälte dem Streite ſolche Wendung zu geben, daß der Doge den Adel beleidigt; die Einſprache der Adligen lenkt ſeinen Zorn auf ſie ſelbſt. — Steno weiß, daß die Dogareſſa wider Willen an den Alten verheiratet iſt, und ihre Blicke hat er gedeutet. Wie nun der Doge durch die Heirat die Politik aufſtutzig macht, denkt er wohlfeilen Kauf zu machen, paßt der Dogareſſa auf und thut ihr ſeinen Antrag, als wär er außer ſich. Dazu könnte ihm die Cameriera verholfen haben, die dabei eiferſüchtig wird. Oder wendet er ſich nun erſt an die Cameriera, um nachher die Herrin in ſeine Macht zu bekommen? Hier gelingts ihm beſſer. Die Dogareſſa aber begeht den Fehler, ihrem Gemahl nichts zu ſagen. Nun zeigt ſich des Dogen edlere vertrauende Handlungsweiſe. Nun bei der Cameriera ertappt, wird Steno vom Dogen, den er noch reizt, zu ſtreng beſtraft, in ihm der ganze Adel zugleich beleidigt. Jugendliche Heftigkeit und Unmacht über ſich ſelbſt. Nun geht er dem Manne an ſeine ſchwächſte, zarteſte Stelle, der Ehre der Frau zuleibe. Vielleicht denunziert Liſena in ihrer Eiferſucht die Dogareſſa beim Dogen, der ihr Stillſchweigen auferlegt und nicht glaubt, Steno ſei bei ſeiner Frau geweſen. Dies iſts nun, worauf Steno ſein Pasquill gründet, weil er weiß, der Doge weiß es, und ihn mit der Frau entzweien will, um ſie vielleicht doch noch zu gewinnen. Dann müßte aber der Typus der alte Jüngling ſein, der die junge ſchöne Frau heiratet, und das Hiſtoriſche nur Rahmen und Hülſe bieten.

Zum Tiberius Gracchus*)

Tiber — eine weiche, idealiſtiſche Seele, doch aber von ſoviel Verſtand, das Übermäßige, Verkehrte in ſeinem Handeln zu erkennen und ihm ausweichen wollend; durch die Gewalt des Affektes und idealen Schwunges doch immer wieder in die gefährliche Bahn getrieben. Ein weicher, den Übermannungen durch Mitleid zu offenſtehender ſchlichter Menſch, wählt in ſolcher Übermannung trotz Warnungen eine Aufgabe, in der er gewaltſam ſein, Künſte brauchen muß, deren er ſich ſchämt. Zurücktreten wollend, wenn die Einſicht ihm kommt, wird er durch jene Wallungen immer wieder in das gefährliche Treiben hineingeriſſen.

---

*) Zuerſt in O. [illegible] Nachwort (Bemerkungen zu den Stücken des Nachlaſſes) der [illegible] Ausgabe (Bd. 2, S. 266—271) mitgeteilt, hier aber vervollſtändigt.

Die darzuſtellende Leidenſchaft iſt weſentlich die des Mitleides. . . .

Der Widerſpruch im Helden iſt zwiſchen dem leidenſchaftlichen und daher verderblich über das Maß greifenden Mitleide und dem milden Naturell ſelbſt, aus dem es entſpringt. Dies Mitleid, von Freunden und Feinden geſtachelt, reißt ihn allmählich bis zum verbrecheriſchen Rütteln an der ihm heiligen Verfaſſung hin. Im Gewiſſen an ſeinen Zielen verzweifelnd, bald umkehren wollend, bald weiter getrieben durch Situation und jene Leidenſchaftlichkeit des Mitleids, bricht er zuſammen und erduldet, von den Bürgern verlaſſen, den Tod, der ihn befreit. Sein Mitleid, ſoweit es nicht zu Verbrechen und Thorheit wird, ſeine Uneigennützigkeit, Hingabe, ſein liebevolles Gemüt gegen die Freunde, ſein Edelmut gegen die Feinde, mit einem Worte die echte Humanität an ihm wird lobend, bewundernd und Mitleid für ihn werbend herausgehoben; was aber davon über das Maß hinausgeht, die idealiſtiſche Träumerei, die verkehrte Humanität, mit Spott und Ernſt getadelt, bekämpft und unnachſichtlich verurteilt. Es iſt dies ein weiter und tragiſch vollberechtigter Typus, der bei Shakeſpeare in dieſer Geſtalt noch nicht vorhanden, und beſitzt auch dramatiſche Vorzüge.

Ein durchaus humaner Menſch, in eine Situation geſtellt, der angemeſſen zu handeln eben die Humanität ihn hindert, der darum untergehen muß, wie wir ſehen, und der doch eben darum uns gefällt, den wir anders wünſchen müſſen, als er iſt, um unſrer Furcht willen, und doch ſo wünſchen müſſen, als er iſt, um unſers Wohlgefallens willen an ihm. Fortwährend die beiden Stimmen: er handelt verkehrt, wenn er nicht anders handelt, iſt er verloren; und wenn er anders als verkehrt handelte, wäre er nicht ſo ſchön; daß er nicht anders handelte, um uns das Wohlgefallen an dieſer ihm gefährlichen, aber eben uns gefallenden Schönheit zu erhalten! Entweder ſollte er den Weg der Gewalt nicht einſchlagen, oder er ſollte ihn bis zum Ziele gehen.

Das Mitleid iſts nicht ſowohl, was Schuld und Leiden und Untergang herbeiführt, als die Leidenſchaftlichkeit dieſes Mitleids, ſozuſagen die Begeiſterung des Mitleids und idealiſtiſchen Traumes. . . .

Er iſt der Mann nicht für ſeine Aufgabe; die weichen Erforderniſſe hat er alle, Humanität, Hingebung an die Sache von Volk und Staat; nur die harten fehlen ihm, der kühle Überblick, der ſich durch das Einzelne nicht irren läßt, die eigenſinnige Konſequenz.

Tiber bringt den Geſetzantrag. Die Optimaten ſtellen ihm Octavius Veto entgegen. Er ſchreitet darüber hinweg. Drohungen und Anklagen nach verfloßnem Amtsjahr. (Erſte Überſchreitung.) Er muß ſich wieder wählen laſſen und thut Schritte dazu. (Zweite Überſchreitung.) Die Wiederwahl wird durch Saturejus vereitelt, durch Aufhebung der Wahl und Verleumdung, welche die Kataſtrophe herbeiführen. —

Er unternimmt, was auszuführen ſeiner Natur entgegen. (Kontraſt, Naſica; der Konſul zeigt eine Natur, die der Aufgabe gewachſen wäre, aber ohne den Willen dazu — hier Wollen ohne Können, dort Können ohne Wollen.) Eine ſo humane, weiche und patriotiſche Natur iſt durch den erſten Überſchritt gebrochen. Das Mitleid hat ihn zu der That getrieben, die ſeinen Patriotismus leiden macht. Der erſte Überſchritt, der Verfaſſungsbruch treibt ihn weiter zum zweiten, wenn er nicht verlieren will, was der erſte erreicht. Sein Patriotismus leidet doppelt unter dieſer Notwendigkeit. Den dritten Schritt zu thun, der die beiden erſten rechtfertigte und ihn und das Erreichte erhalten könnte, vermag er nicht; er erwacht und duldet ſeinen Untergang als Römer. Durch das Ganze muß er ſein Thun oder Sein illuſtrieren und belegen: er iſt der Aufgabe nicht gewachſen, und (womöglich) gerade durch das Motiv (Römerſinn, Humanität), welches ihn die Aufgabe ſich zu ſetzen zwingt; dergleichen wäre, wenn er, ohne zu wollen, das Volk ſelbſt entmutigt, z. B. und unter andern dadurch, daß er ſeine Kinder ihnen empfiehlt. — Der zögernde Gang nach dem erſten Überſchritt, ſtatt im Sturme darauf loszugehen, bis das Ziel erreicht. Er achtet ſich gebunden durch ſeinen Anfang, wie durch förmliches Verſprechen an das Volk. Daß er den dritten Schritt nicht thut, und nun zu viel gethan und zu wenig, um heil zu bleiben und ſeine Aufgabe zu löſen.

In ſeiner Humanität und ſeinem altrömiſchen Enthuſiasmus beſteht ſeine Stärke; ſeiner Aufgabe gegenüber werden aber beide nur zu einer glänzenden Schwäche.

Tiber wagt den erſten Überſchritt, weil er damit die Sache gewonnen glaubt, d. h. das Volk aus dem Elende und damit den Staat gerettet glaubt. . . . Nun nach gethanem erſten Überſchritt ſieht Tiber, daß damit noch nichts gethan, daß er noch am Anfang ſteht, daß er entweder ſein Ziel fahren laſſen oder den Weg der Gewalt weiter gehen muß, eine reiche Quelle Leidens für ſolche Natur.

Tiber, ein Politiker, der ſich durch ſein Gemüt beſtimmen läßt, nicht durch den Verſtand. Alle agierende und ausſprechende Kritik geht darauf hinaus: man müſſe mit dem Verſtande Politiker ſein, nicht mit dem Gemüt. —

Wenn die tragiſche Schönheit oder die ſchöne tragiſche Seite bei Coriolan eine impoſante, ſo iſt die des Tiber eine liebenswürdige.

Naſica, der Konſul. — Kein Abſtraktum von Kälte; auch er gerät immer tiefer in den Haß, aber nicht wie Tiber verliert er die Beſonnenheit über dem Affekte. In ihm iſt die andre Seite der Leidenſchaft, die dämoniſche Gewalt über ſich ſelbſt, das ſich Zuſammenhalten, Verbergen, ja Beſiegen des Affektes, wo Vorſicht und Beſonnenheit nötig; nach dieſem Stauen und Abdämmen des Affektes, wo er Tiber eiskalt reizte, nun die wilde Freude des ungeſtüm hervorbrechenden Affektes über das Gelingen und ſelbſt Erſtaunen darüber. . . .

Tiber ſoll nicht zum Märtyrer werden. Das möchte eine Aufregung hervorbringen, die ein Klügrer benutzen könnte. Gar mancher Gedanke wuchs ſiegend auf, erſt mit dem Blute ſeines Urhebers gedüngt.

Naſica will ihn zunächſt zu etwas treiben, was die Lälier und den Konſul von ihm loslöſt. An ſeiner Kälte ſoll ſich Tibers weiche und warme Natur bis zum Verſchäumen erhitzen. Naſica iſt nicht geſprächig, hat etwas Finſtres und befehlend Kurzes, Witz nur im Sarkasmus, er iſt durchaus nicht humoriſtiſch . . . der Kontraſt Tibers, der voll Suada.

Octavius, der Mittribun. — Auch er römiſch lakoniſch, dabei abſtrakt in der Rede; voll Freundſchaft für Tiber, aber auch dies mehr nach einem abſtrakten, kühlen Ideal. Er hat die Wärme Tibers nicht, mehr Kopf, Gedanken als Herzenswärme, mehr rhetoriſch als poetiſch. — Der erſte Bürger (Strabo) hat bei naiver Selbſtſucht und treuherziger Pfiffigkeit in Benutzung von Tibers ſchwachen Seiten doch ein gemütliches Verhältnis zu Tiber und iſt die eigentliche Seele des Volkes.

Saturejus — im Gegenſatz zu Tiber: der

ſchlechte Demagog. Erſt als Tiber ein Mann von Zukunft, neſtelt er ſich an ihn, obgleich er deſſen „Thorheit“ erkennt, dadurch, daß er ſie benützt. Er hetzt ſo lang es gut geht und will noch einmal über ihn hinaus, durch ſeine Klugheit ihn übervorteilend. Wie es ſchlecht geht, iſt er geneigt, der Optimaten Auftrag zu vollziehen — nur daß denen nicht zu trauen und ihm Tiber imponiert, was er ſelbſt nicht begreift. Wie Tiber der „Tugendnarr“ ein Demagog ſeines Schlages wird (denn bis dahin wird Tiber getrieben), iſt er ſchadenfroh und fängt faſt an, ihn zu lieben, weil er nun ſeinesgleichen, und wird ungenierter gegen ihn darauf hin. . . . Er will das Volk rufen in Tibers Namen, um durch dasſelbe zu dem Ziel zu kommen, das ja nun auch Tibers. Er hat recht, wenn er auf deſſen Weigern, weiter zu gehen, ſagt: Geh weit, ſo biſt du nicht zu weit gegangen. Haſt du im Traum nach der Krone gegriffen? So halte ſie jetzt feſt, zieh die Hand nicht erſchrocken zurück, wenn du wach geworden biſt. Sie ſind ſo die Deinen, daß ſie dich zum König machen, wenn du nur willſt. . . . Wenn du die Krone nicht wollteſt, war all dein Thun Thorheit. Führ aus, Rom zu verjüngen, wenn es nicht anders geht, als König! —

Nach Plutarch iſt das Hauptmotiv in Tiber der Rigorism der Ehre, der ſeiner Natur zu Grunde liegende Trieb, erwieſene Ehre nicht allein durch ſein Thun zu vergelten, ſondern noch zu überbieten. Er iſt alſo eine edle Natur, eine ſittlich-äſthetiſche; dieſer Natur kann nichts ſo gefühlsentgegen ſein, als Gemeinheit, das „Häßliche,“ denn ihr Ideal iſt das „Schöne.“ Dieſe Liebe zum ethiſch Schönen und dieſer Haß des ethiſch Häßlichen iſt in ihm als Leidenſchaft, und durch dies Übermaß geht er und ſeine Sache zu Grunde, da er, um das Ziel ſeiner ſchönen Aufgabe zu erreichen und durch den Kampf mit der Gemeinheit, die er zuletzt mit ihren eignen Waffen ſchlagen will, die Reinheit ſeines Zweckes durch gemeine Mittel zu erreichen ſuchend, die Schönheit desſelben häßlich macht. Das ſein innres Leben. Daß er auch, was er will, nicht erreicht, daß er vielmehr den Staat, den er zu verjüngen hoffte, in ſeiner Leidenſchaft an den Abgrund gebracht hat, darüber öffnet ihm Octavius die Augen. Bald muß er ſehen, daß er, wie Octavius prophezeite, an jenem Punkte ſteht, wo ſeine Aufgabe eine ſchöne; aber er von der Natur mit den ſchönſten Anlagen ausgeſtattet, ermangelt nur eben derjenigen Anlage, die ihn heil erhalten und jene ſchöne Aufgabe zu erfüllen fähig machen könnte. Da er dieſe nicht hat, ſo arbeiten jene, die durch deren Mangel nur glänzende Fehler ſind, gegen die glückliche Ausführung; und der ganze ethiſch-pſychologiſche Menſch iſt eine ſchöne Unangemeſſenheit, ja ein ſchöner Feind jener Aufgabe gegenüber, die ſich zu ſtellen eben auch als eine Notwendigkeit dieſer Natur erſcheint. Jene Ehre, von welcher Plutarch ſpricht, kann nur ein Teilzug eines Charakters ſein, nicht der ganze. Wir müſſen auf den Grund dieſes Triebes dringen und die typiſchen Kennzeichen desſelben als perſpektiviſch graduierte Züge neben ihm faſſen. — Den Grund dieſes Triebes fanden wir in ſeiner antik ſittlich-äſthetiſchen Natur. Welches ſind andre typiſche Züge dieſer Natur? Sie iſt eine humane ſympathiſche, der Milde und Weichheit verwandte Natur, ein Gemüt, d. h. Neigung, ſich als Gemüt zu erhalten. Plutarch nennt als ein Kennzeichen ſeiner Rede — und der Stil iſt der Menſch —: ſie führte mehr zum Mitleid hin (im Gegenſatz zu der aufregenden ſeines Bruders), alſo er arbeitete darin auf Rührung hin; ferner nennt er ihn ſanft und ruhig, nachgebend; all dies konnte ſein Weſen ſein, wenn nicht eben der Affekt des ſittlich-äſthetiſchen Rigorismus in ihm geweckt wurde; und dieſe Eigenſchaft können wir an ihm in Ruhepunkten des Affektes modifizieren, als Leiden im Zorn z. B. Die Nachgiebigkeit wäre es, die verſchlimmern hälfe, indem ſie ihn in Lagen brächte, die ſeinen Affekt deſto heftiger anregten und die Leidenſchaft ſteigerten, wie z. B. wo er, den Vätern und ſeinem Freundſchaftsgefühle nachgebend, ſich den Reizungen ſeines Affektes und der Züchtigung ſeiner Leidenſchaft durch Naſica vor dem Senate ausſetzt. . . . Es käme ſo noch ein formales Moment hinzu, die Reizbarkeit ſeiner Nerven, die leichte Entſtehung des Affektes, welche ethiſch eben das tragiſche Übermaß der Leidenſchaft herbeiführt, und dies iſt ſein tragiſcher Zug, der, welcher alle ſeine Tugenden zu glänzenden Fehlern und ihn der ſchönen Aufgabe gegenüber auf ſchöne Weiſe unangemeſſen macht.

Von dieſer Schönheit dieſes an ihm als unpraktiſch kritiſierten Weſens fürchtet Naſica, daß ſie das Volk verführen könnte, ihn (Tiber) zu reizen, mit Neuerungen an das formelle Recht zu taſten. Alſo auch Naſica erkennt es an, da es ihm Furcht macht, und er will ihn deshalb weg haben.

Denke man ſich alſo einen ſchönen, von allem begeiſterten, mit allen ſchönen Jünglingseigenſchaften, namentlich den ſanften Neigungen des Jünglings geziert, einen Gemütsmenſchen voll tiefen, warmen, weichen, ſittlich-äſthetiſchen Gefühls, edel, ſanft, nachgebend, aber des ſtärkſten Affektes (und damit der Leidenſchaft) fähig, wenn eine ſeiner edeln Natur entgegengeſetzte Vorſtellung an ihn kommt. Dieſe Eigenſchaft faßt Naſica konkret als Überſpanntheit; ſo ſanft er iſt, er würde den Göttern Krieg ankündigen, wenn er ſie auf einer Gemeinheit ertappte.

Die Rolle des Tiber ein ſteter Wechſel von ſanfter Ruhe und Affekt, wobei es der Affekt immer mehr über die Ruhe gewinnt und zu einer ſich ſteigernden

Leidenſchaft wird. Die Rolle der andern Warner, Beruhiger oder Weiterhetzer.

Ein ſteter Wechſel von Rührung durch Mitleid, von ethiſchem, äſthetiſchem Zorn und der Mühe ſeiner ſanften Natur, wieder in ihr Gleichgewicht und zur Beſonnenheit zu kommen, von Kampf mit dem Affekt, den er kommen ſieht, und von Übermächtigung durch denſelben und Handeln aus dieſem Affekt, dazwiſchen Schmerz der Freundſchaft, Schmerz über die Folgen der Affekthandlung. . . . .

Naſica geht gegen das Unpraktiſche am Staatsmann und das formelle Unrecht, die Lälier und Octavius gegen das Übermaß; er, Tiber, gegen die Selbſtſucht, die Härte und den Unpatriotismus der Optimaten und die wohlfeile Weisheit der Halbheit der Lälier. —

Tiber ein rechtes Jünglingsideal, in Ruhe weich, voller Ideale, und weil er dieſe durchſetzbar glaubt, im Handeln hart, und rückſichtslos, alſo voll Jünglingsrigorism. Mit dieſer Jünglingszuverſicht alles machen zu können, was gut, und in jedem den eignen guten Kern vorausſetzend, ſieht er idealiſtiſch-hochmütig auf die „feige“ Weisheit der proſaiſchen Erfahrung herab. —

Octavius dagegen einer jener durch Temperament ſchon früh verſtändigen und daher kühlern, den Umſtänden Rechnung tragenden Jünglinge, nicht ſo weich und deshalb weniger rigoriſtiſch. —

Hier liegt der ſpringende Punkt. Dieſes Jünglingsideal mit ſeiner Weichheit und Rigoroſität wird gleich vom Anfang an in ſeiner Gefährlichkeit gezeigt. . . . Das Volk überſchätzt er, er thut mit ihm, was jede Liebe mit ihrem Gegenſtande thut, ſieht Tugenden, die er nicht hat, und verblendet ſich gegen ſeine Fehler und glaubt ihn jeder Veredlung fähig. Nun wird dieſe Liebe durch Mitleid und die kalte Hemmung der gemeinen Selbſtſucht geſchwellt bis zum Überſchritte; er weiſt den rettenwollenden unbequemen Verſtand in den Läſtern von ſich. . . . Später fühlt er den Vorteil der Kälte und Rückſichtsloſigkeit und will die Gegner mit ihren eignen Waffen ſchlagen; aber dieſe Kälte iſt immer nur maskierter Affekt, was er nicht weiß. Dies iſt in der Hitze des Kampfes der Übergang vom ſittlich ſchönen Zorn zum abſtrakten Haß. Nun wird er, ohne es zu wiſſen, ihnen immer ähnlicher. So wird er aus Notwehr, trotzigem Durchſetzenwollen des Ideales und abſtraktem Haß, da das Volk mit der Erreichung ſeines Zweckes flau wurde, zum ſchlechten Demagogen wider Willen — und mit Widerſtreben ſeiner edeln Natur —, aber die Gegner ſind nur mit den eignen Waffen zu ſchlagen. Da öffnet ihm Octavius die Augen. Er, der Altrom wieder herſtellen wollte, iſt faktiſch König — nur der Name fehlt —, und Rom hin, denn ſeine Verfaſſung und Freiheit war Rom. Prophezeiung, wenn er ſo weiter ſich fortreißen laſſe, werde er bald an einem Punkte ankommen, wo er mit Ehre nicht ſtehenbleiben und ohne Schande nicht mehr zurückkönne. Er wehrt ſich dagegen und will ſein Ziel noch für erreichbar halten, aber die Wahrheit hat ihn tief getroffen. Daher ſeine „lahme" Rede in der Wahlverſammlung. Und nun muß er ſehen, er ſteht bereits an jenem Punkte. Octavius, du hatteſt recht! Aber Saturejus: Nur dann gingſt du zu weit, wenn du nicht weiter gehſt. Der ſanguiniſche Jünglingstraum der Wiederherſtellung Altroms iſt verweht. Er kann nicht weiter — nämlich König werden und ſein Ideal von Rom gänzlich vernichten —, nicht ſtehen bleiben; aber ein dritter Weg bleibt ihm, den Octavius nicht geſehen: mit Ehren, d. h. zu Roms Rettung und Beſtem zu ſterben. Dieſen geht er. Das wäre denn die rechte Seele des Stückes, und alle Kritik, Erklärung der Handlung und dieſe ſelber darin. Auf dieſe

Weichheit und den Jünglingsrigorism, der hochmütig auf die feige, halbe Weisheit des Mannesalters und die greiſe Erfahrung herabſieht, im Glühen von ſeinem Ideal (der ihm gewiſſen Wiederherſtellung Altroms) keinem Umſtande Rechnung trägt und ſich dem Affekt und der Leidenſchaft hingiebt, weil ſie ſchön und ſittlich (nämlich im Ausgangspunkte und im Haſſe der Gemeinheit), wendet ſich die dargeſtellte und ausgeſprochne Kritik, nur durch die verſchiedne innre Situation der kritiſierenden Perſonen verſchieden gefärbt, in den Läliern ſchmerzlich ſorgend, warnend, liebevoll mißbilligend, im Volke bewundernd und zugleich pfiffig die Schwäche markierend, bei der ſie ihn treuherzig packen, in Naſica mit der Schadenfreude des Haſſes und der Überlegenheit des Verſtandes. Alle aber markieren das Übermaß deſſen, was richtig gemeſſen Schönheit ſein würde, d. i. Tugend.

Die Natur des Affektes und der Leidenſchaft, an jedem Hindernis ſich bis zum Verdampfen zu erhitzen, die Wärme des Gefühls, das die Kälte zur Hitze ſteigert, die ihrer ſelbſt unmächtig; das Mitleid, welches eine Thräne zu ſtillen den Himmel hingeben würde. — Hier haben wir den lebendig machenden Widerſpruch von Weichheit und Rigorism, durch welchen er ſich liebenswürdig und impoſant zugleich zeigt.

Die Wahrheit iſt ſein Naturell, der Rigorism geht aus der Leidenſchaft des reichen Gemütes für Altrom, d. h. das Schöne und Gute hervor, trägt alſo des Gemütes Stempel. Alſo Liebe im weiteſten Sinne ſeine Natur und ſein Charakter.

Sein Generalnenner iſt Liebe, und ſo wird er uns gleich im Beginn vorgeführt. Wir hören die weiche, affektvolle Liebesnatur in ſeiner Rede vor dem Senat. Naſica findet ſie, die er in ſeinem Sinne ſchildert (als Mangel deſſen, was er hat, der Ruhe, Kälte, Selbſtſucht), gefährlich. Der greiſe Lälius dagegen wird vor Scävola, der ihm beiſtimmt, zu ihrem Lobredner: er hat, was irgend Menſchen Wert geben kann, treffliche Anlagen, von trefflicher Erziehung ausgebildet, die ihn ſchon als Knaben hervorragen und die Blicke der Guten auf ſich ziehen ließen; ein ſeltner Redner; was aber mehr als all dies, iſt der Urborn der Liebe in ſeinem Herzen. Alſo eine Natur, in der alles zu Liebe wird, ein Gemütsmenſch, in welchem die Wärme des Affekts eben als der Liebe angehörig und nicht als ein beſondrer Charakterzug in ſeiner Natur erſcheint. Liebe — nur zu leidenſchaftliche Liebe (das macht ſie tragiſch) — Liebe, die eben aus ihrer weichen Fülle heraus gewaltſam wird, der Trotz des Kraftgefühls der Liebe durch Hinderniſſe, und nun alle Töne, deren die Liebe fähig iſt, die ſo unähnlich ſie der Liebe an ſich erſcheinen mögen, doch als aus ihr hervorgegangen und von ihrem Weſen auch im Ausdruck modifiziert erſcheinen, Mitleid der Liebe, Haß der Liebe, Zorn, Verzweiflung der Liebe, welche in jener Modifikation als Leiden einer weichen Natur unter aufgezwungner Härte erſcheinen, der Zorn als Schmerz.

Dieſe leidenſchaftliche Liebe alſo iſt es, die in all ſeinem Reden und Handeln dargeſtellt wird.

Die Liebe, inſofern ſie das Vaterland leidenſchaftlich umfaßt, fällt mit der zum Volke und dem aus ihr entſtandnen Haß gegen deſſen Gegner, der im Kampfe überwächſt, ſodaß er in Notwehr der Liebe ihren Gegenſtand ſelbſt zum Werkzeug dieſes Haſſes aus Liebe macht, ſelbſt unter dieſem Unedelmute leidend, der, ihm abgezwungen von den Gegnern, den Haß gegen ſie erhöht — des Volkes Flauheit liebevoll entſchuldigend. So hingeriſſen durch und gegen ſeine Natur ſtürmt er in der Leidenſchaft der Liebe bis zum kritiſchen Punkt — was Octavius ihm warnend vorausſagte. Mit ſeiner eignen Demoraliſation die des Volkes. Sein Tod die Erlöſung

Dieſe Liebe und ihre Schönheit erkennen Lälius, Scävola und Octavius an, nur gegen ihr leidenſchaftliches Übermaß, das keinem Umſtande Rechnung trägt und dadurch ſich und ſeinen Gegenſtand, den er retten, beglücken und veredeln will, verdirbt. Naſica, in ſeiner ſelbſtſüchtigen beſonnenen Kälte — gegen den Schwärmer ſein formelles Recht als gelegne Handhabe benutzend. —

Dem in ſeiner Selbſtſucht gemeinen Saturejus, der ihn beneidet und das „Beſſerſeinwollen“ an ihm haßt, dem er durchaus ein Thor iſt, „ein Tugendnarr, altrömiſcher,“ imponiert er dennoch durch ſeinen Adel, und wie er, nachdem er den „ſeinesgleichen gewordnen“ verachtete, wie ſich ſelbſt und zugleich gewiſſermaßen liebte, den wieder Tugendnarr gewordnen verlacht, ſo imponiert ihm doch eben die Schönheit dieſer thörichten Liebe. — Beiläufig: Naſica verachtet nur die andern, Saturejus aber auch ſich ſelbſt.

So haben wir nun die Weichheit und den Rigorism, aber jetzt in einem konkreten Begriff, der leidenſchaftlichen Liebe, die ſich ſelbſt ſtachelt durch Mitleid, Römerpflicht, Ehre, Scham, ſchlechter zu ſein, als das Bild, welches das Volk von ihm hat. — Nun hat auch Lälius Individualität gewonnen, in der er dem kühlern Scävola gegenüberſteht, wie Tiber dem Octavius. Ein liebenswürdiger, patriotiſcher, innerlich noch junger, der Liebe und Wärme zugänglicher, aber durch die Erfahrung ſeiner ſiebzig Jahre weiſer Greis, der über ſeine Jahre, ſeine eigne Jugendlichkeit gemütlich ſcherzen kann.

Scävola, der Gerechte, vergißt über Tibers Schönheit nicht ſeine Schuld. Lälius liebt den Tiber und läßt ihn mit tiefem Schmerz. „Seht, der greiſe Lälius weint.“ —

Dramatiſche charakteriſtiſche Teilzüge an Tiber: er kann dem Mitleid nicht widerſtehn. Er redet ſich in den Affekt, die Rührung, Indignation u. ſ. w. hinein und aus der Beſonnenheit heraus. Er kann das Volk nicht ſchmähen hören von denen, die es ſchlecht gemacht haben, und die weit weniger wert ſind. Haß des Gemeinen . . . Entweder ſieht er den Affekt kommen oder nicht; im erſten Falle will er ihn beſiegen, denn er nahm ſich ja vor, ganz ruhig zu ſein, ſich nicht ſelbſt zu fangen, die Gegner mit ihren eignen Waffen zu ſchlagen. Aber wenn er meint, ruhig und kalt zu ſein, wie Naſica, ſo iſt dies ein Irrtum, und ſein „Ich bin kalt“ muß jedem Zuſchauer ſagen: „Ich bin es nicht.“ Die Steigerung in der Regel kurz, d. h. die von außen; das Schmähen auf das Volk ſchlägt durch, und die andre größre Hälfte der Steigerung übernimmt er ſelbſt. Naſica und das Volk ſchweigt dann oder hat nur einzelne kleine Zwiſchenrufe; ſein Affekt erhitzt ſich vollends aus ſich ſelbſt, d. i. er redet ſich in Mitleid mit dem Volk und Zorn gegen deſſen Dränger vollends hinein, aus dem heraus er dann handelt. . . Tiberius hat, im Beginn ſeinen Schmerz um Rom und das, was er für das Heilmittel hält, ausgeſprochen, aber keine Hoffnung, vom Volke freigeſprochen zu werden. Es ſpricht ihn jedoch los und legt ihm durch ſeine Liebe und ehrendes Vertrauen ein drückendes Schuldgefühl, d. h. Gefühl der Verbindlichkeit auf, welches ihn zwingt, dieſes Vertrauen zu rechtfertigen, indem er ſich gelobt, den Antrag auf die Ackerteilung ſeine erſte Amtshandlung ſein zu laſſen und die Durchführung der Verjüngung, die ihm der gute Kern, den ihm das Volk zeigt, als möglich bewies und verbürgte, zu ſeiner Lebensaufgabe zu machen. — — — Immer ſieht man dabei, daß die Liebesnatur, die dieſe Aufgabe ihm ſtellt, eine andre Beſtimmung hat und nicht diejenige iſt, die geſchaffen, dergleichen durchzuführen.

Immer bleibt das vor unſern Augen, wenn er ſeinen Affekt nicht bändigen kann und durch dieſen zu verkehrten, verzweifelten Maßregeln und durch die Folgen derſelben in Haß getrieben, fortſtürzt, bis er erwacht und dann ſtehen bleibt. Aber immer auch kann er in dieſer Unangemeſſenheit ſchön bleiben und die Sympathie des Zuſchauers gewinnen und behalten.

Auch die Weichheit muß zur Erſcheinung kommen an Tiber. Die urſprüngliche Natur ſucht immer wieder ſich herzuſtellen. Es iſt ſein tiefſter Ernſt, wenn er von Lälius richtig angefaßt die Sache dem Senat anheimgeben will; ſelbſt von Mitleid übervoll, glaubt er auch an das Mitleid andrer, ſucht er auf das Mitleid andrer zu wirken, bis ſein Rigorism mit doppelter Kraft hervortritt, aber immer in der Erſcheinung von Liebe, Sympathie, er iſt ja auch wirklich nichts andres. Ein ſo ſtarkes Mitleid mit Rom und Volk, daß es die andern ſtarken Sympathien — zu Octavius, zu Lälius — unterdrückt. So nur, wenn wir ſehen, daß ſelbſt ſein Haß aus Mitleid iſt, wenn wir keine ſeiner Aktionen auf die Rechnung natürlichen Heroismus oder ſonſt einer Eigenſchaft, die nicht mit der Sympathie zuſammenfällt, ſetzen können, ſondern alle auf die der Sympathie und ihrer mächtigen Gewalt in dieſer Liebesnatur ſetzen müſſen, wenn wir ſehen, wie er unter dem Gewaltſamen, das er thut, mehr leidet, als die, denen er es thut, ja an der Gewaltſamkeit ſelbſt wird er derjenige, der er ſein, und macht er den Eindruck, den er machen ſoll.

Er iſt nicht immer in Affekt, aber in Affektnähe. Seine Rolle wirklich ein ewiges Wiederherſtellen der Güte und Sanftheit, des Glaubens an die Menſchen und an die Exiſtenz des Guten und Schönen, und ein deſto ſtärkres Wiederdahingeriſſenwerden durch das Andersſein der Welt. —

Der Sanguinismus der Liebe mit ſeinem ewig neuen Hoffen und Vertrauen . . . Unſer Held iſt kein ſtarker Charakter. Das muß er auch nicht ſein. Der Fehler wäre nur, würde er nicht kräftig dargeſtellt, d. h. würde die poetiſche Darſtellung nicht kräftig!

⁂

Leben und Tod Albrechts von Waldſtein

Tragiſche Hiſtorie in fünf Aufzügen*)

Der Typus der Handlung ſoll der Kampf des Emporkömmlings mit den Obengebornen und dem Kaiſer ſein. Der Mann, den es hinaufdrängt, und welcher der Gaben entbehrt, um die die Obengebornen das Eindrängen verzeihen. Alſo der Emporkömmling mit allen Gaben dazu: Geiſt, Willenskraft, Thatkraft, raſche Unbedenklichkeit, wird tragiſch durch Vermeſſenheit, die ſich nicht beſcheiden kann, nichts Heiliges achtet. Er kann ſich nicht beſcheiden! Er will es, aber löwenhaft überwallt ihn der Stolz, und nun wirkt der vergebliche Zwang nur größre Rückſichtsloſigkeit. Man muß die beſtimmte Empfindung haben durch das Ganze, daß Wallenſtein an ſeinem Untergange ſchuld, daß dieſer Untergang gerechtes Schickſal, und doch muß er eben dadurch uns gefallen, wodurch er ſein Schickſal ſich zuzieht. „Ein andrer würde ſich ducken — nicht ich!“ An dämoniſcher Gewalt des Weſens muß er ganz allein ſtehen. Die realiſtiſche Macht des Willens ohne Rückſicht auf Recht und Unrecht, das Rechtbehaltenwollen wirkt noch ganz anders, als das Sichſelbſtinarmnehmen des Idealiſten.

---

*) Otto Ludwigs Wallenſteinplan, in zwei eng und zum Teil unleſerlich geſchriebnen Skizzenheften beſtehend, iſt von Moritz Heydrich in den „Nachlaßſchriften“ (Bd. 1 S. 452—472) nur zum kleinſten Teile mit Ludwigs eignen Worten veröffentlicht worden. Auch die hier mitgeteilte Skizze iſt nur ein Auszug aus den umfänglichern Planheften, giebt aber durchgehend und ausſchließlich mit Ludwigs Worten alles dasjenige wieder, was ſich als das Bleibende des großartigen Entwurfs in der Vorſtellung und Abſicht des Dichters bis zuletzt erhalten hatte. Vergl. Erich Schmidts Vorbericht zu Bd. 4. S. 46 u. f. unſrer Ausgabe.

Die Handlung muß eben nichts darſtellen, als nur dieſes, namentlich müſſen die Kauſalglieder lediglich daraus genommen ſein. Immer muß der Kauſalnexus greiflich herausragen und darf nichts andres ſein als Darſtellung des Typus des Emporkömmlings und das Schickſal eines ſolchen, das heißt eines tragiſchen Emporkömmlings, der die Eigenſchaft hat hinaufzukommen, aber keine der Eigenſchaften, ſich oben zu erhalten. So fällt der ideale und der kauſale Nexus zuſammen. Der Kern der Geſchichte, ihre großen Vorfälle ſo nahe gerückt, daß ihr Kauſales Spannung hervorbringt. Dann alles ſchauſpieleriſch; Darſtellung ſolches Menſchen bis ins kleinſte der Seelenzuſtände — nur aus Zügen des Typus, und die anekdotiſchen zu ſolchen gemacht, außerdem großartige geſchichtliche Mimen — alſo alles typiſch. Der tragiſche Konflikt zwiſchen der Ehrſucht und dem Stolze Waldſteins muß zugleich das ſchauſpieleriſch-theatraliſche Effektszentrum ſein.

Raum und Zeit ganz ideal. Das heißt auf die räumliche Ausdehnung und auf die Dauer der Zeitlängen wird gar nicht eingegangen. So könnte vom Fürſtentage die Rede ſein, ohne dazu Regensburg zu erwähnen. Es darf kein individueller Zuſammenhang der Szenen geſucht werden.

Wenn der ganze Vorgang lediglich dieſer Typus: Steigen als Emporkömmling, erſter Fall aus Zuvieldienerei, Stolz und Unbeſcheidenheit, neues Steigen und Untergang in Spielerſicherheit, ſo müßte Wallenſteins Charakter das Reſultat des Erlebniſſes aufweiſen. Erſtens der unruhige Geiſt, dem der Alltag zuwider, von Orakeln geweckt, weil die Aſtrologie ihm Angenehmes ſagt, glaubt er an ſie (bald dienen ihm auch die Sterne, zuletzt ſpricht er auch ihnen Hohn, wie ein verzognes Kind). Hier iſt noch Friſche in ihm, er iſt noch der gemeine Edelmann, zwar ſchon von Ehren träumend, aber noch geſchmeidig, guter Hoffnung und daher guter Laune, unverbittert; die Welt des Glückes ſteht ihm offen; ein kluger und kühner Kopf, der zunächſt ſich ſelber dienen will.

Nun muß man ſehen, was das Gelingen aus ihm macht; ſeine Rückſichtsloſigkeit aus Zuvieldienerei, er iſt mit deshalb ein treuer Diener, weil er weiß, daß er ſo am treuſten und beſten ſich ſelbſt dient. Die Ehren, die vom Kaiſer auf ſein Haupt fallen — was man ſieht —, nimmt er noch dankbar und mit wachſendem Bemühen für den Kaiſer auf. Da läßt der Kaiſer ihn fallen, und nun wird ſeine Natur verändert. Stolz gemacht, erhoben über alle, um ſo gedemütigt zu werden. Er rechnet die Schuld nicht ſeiner Zuvieldienerei, womit er ſich und den eignen Herrn gefährdete und den Kaiſer in die Notwendigkeit brachte, ihn fallen zu laſſen, zu; er ſieht bloß Undank, und nun wächſt der Keim von Selbſtſucht, den er von je in ſich trug, allmählich zum Giftbaum, der ihn ſelbſt erſtickt. Dieſe innre Wendung, die ſeinen Untergang nach ſich zieht, iſt recht herauszuheben. In ſeinem erſten leichtern Falle hatte er die Warnung und wurde auch wirklich gewarnt (vielleicht von ſich ſelbſt), doch vergeblich. Nun beginnt ein finſtrer Zuſtand, nur von Gedanken und Werken der Rache erhellt mit roter Glut. Nun wird er ganz und gar Schauſpieler; ein Vulkan innen voll Eruptionen, außen voll Trug. Er verachtet alles außer ſich, wird ſein eigner Gott; ſelbſt die Macht der Sterne unterwirft ſich ſein kühnes, finſtres Umgreifen in immer willkürlicherer Auslegung. Er zwingt den Kaiſer, ihn zum Kaiſer neben ſich zu machen; er traut dem Kaiſer nicht und weiß, der Kaiſer kann ihm nicht trauen. Er iſoliert ſich immer mehr; ſein Stolz wird immer verletzender für ſeine Umgebung. Er verdient und giebt kein Vertrauen mehr, ſeine Menſchenverachtung und Nichtachtung ihres Glückes u. ſ. w. wächſt immer ſtärker. Das Bewußtſein ſeiner gefährlichen Lage wird von ſeiner dämoniſchen Zuverſicht auf ſich und ſein Glück balanciert und deren Warnendes übertäubt. Je gefährlicher ſeine Stellung, deſto gefährlichere Kletterträume beſchäftigen ihn; den Spieler kann nur Wagen ergötzen, aus den Folgen vom Wagnis will er ſich durch neues größres Wagnis ziehen. Ein Untrer, der Wallenſteins Glück markiert, beneidet ihn dennoch nicht, er lobt ſich geſunden Schlaf bei wenig Ehren. Er will durch Schrecken ſeine Macht befeſtigen und träumt toll, während das Schwert ſchon gezückt iſt, ihn zu töten. Wie der Tod vor ihm ſteht, kann er ihn daher nicht glauben, die Sterne galten ihm ſchon nichts mehr, ſein Glück war über ihnen; er legte ſie nach ſeiner Meinung aus. Thor, ſagt er zu Butler, das Schwert iſt noch nicht geſchmiedet. Überwältigt vom Glauben iſt er aber der Held, beut die Bruſt. Er kann ſo leicht miſſen, als er alles zu erwerben nicht für zuviel hielt. „Ihr habt mich nicht geſtürzt, ich ſelbſt.“ So noch im letzten Augenblick Verachtung aller und Selbſtverherrlichung. Denn immer iſt er der „Wallenſtein,“ der „Friedland.“ „Loſe wechſeln, der Menſch bleibt und verliert das Glück, doch nicht ſich ſelbſt!“ „Stirb denn ſo!“ So muß der Charakter poetiſch und ſchauſpieleriſch von Anfang bis zu Ende wachſen, ohne daß ihm etwas angeklebt würde, was nicht in der Zeit und in dem Typus läge.

Immer ſeltner ſcherzt er, je näher dem Ende, und wenn ja, dann immer ſarkaſtiſcher, bittrer und verachtender (Witz des menſchheitverachtenden Übermutes). Es muß ein großer Abſtand ſein zwiſchen dem hoffnungskühnen Weſen des Beginners, dem Schüler der Sterne und dem Finſtern, nur Finſtres brütenden, den es vorwärts ſpornte, ohne daß Freude ihm winkte, da, was erſt ihm Wonne, nun Bedürfnis. Der Übergang iſt der Stolze, der Zuvieldiener. Man muß ſehen, wie ſein Fall ihn verwandelt, wie er ein andrer wird. Ein Unterſchied waltet zwiſchen dem Wallenſtein im Anfange und ſpäter, wie zwiſchen dem jungen Manne, der zum erſtenmale ſpielend, einen Goldhaufen vor ſich wachſen ſieht, und dem alten Spieler, dem das Spielen, das Wagen Bedürfnis und Gewinn keine Freude, wohl aber Verluſt Ärger iſt. Dabei wächſt die Sicherheit, das Übervertrauen auf ſein Glück und das Zuzwingenmeinen des Glücks — aber er hat ſchon im Anfange den Keim zum Spätern.

Bei der Nachricht vom Tode ſeiner Frau, die der Bote nicht zu ſagen wagt: „Ich bin geſtählt gegen Schmerz und Freude, was dich niederdrücken würde, ſtreift mich nur.“ So wächſt mit dem Glücke auch ſeine Verachtung des Glückes, und er nimmt deſſen Gaben wie eine Steuer, ohne Freude, es thut nur, was es muß. So iſt das Tragiſche ein Innerlichſtes, iſt typiſch, notwendig, wie pſychologiſch und ethiſch. In dem einen Typus liegen unzählige; das ſo bearbeitete Stück läßt bei aller ſeiner Notwendigkeit und Unabhängigkeit vom Zufall doch ſo unzählige Deutungen zu, wie irgend einer aus der Wirklichkeit. Die Tragik liegt ganz im Charakter, es iſt die Geſchichte einer Normalkrankheit. — — —

Das Stück beginnt mit der Expoſition, in der Meldung erfolgt von den Thaten des Herzogs Max von Bayern für den Kaiſer und deſſen neue Macht von der Schlacht am weißen Berge bis zur Nachricht, daß Chriſtian von Dänemarks Angriff erwartet wird. Der Kaiſer hat Max zum Kurfürſten erhoben. Max, der Edle, wenn auch Bornierte, hat den Kaiſer groß gemacht, dieſen bedrängt deſſen Übergewicht, er weiß nicht, ob es die Liga wird durchkämpfen können, er ſieht mit Sorgen, daß die Geſchicke Deutſchlands immer mehr in Maxens Hände übergehen. Das errät Wallenſtein aus der Menſchennatur. Der Kaiſer ſieht ſich nach einer Waffe um, er hätte gern ein eignes Heer, aber es fehlt am Feldherrn und an Geld, da bietet ſich Wallenſtein, den ſein Ehrgeiz treibt, die Gelegenheit, die ſein ſcharfer Geiſt ſieht, zum Hinaufkommen. Er macht ſeinen Antrag: nicht 20 000, ſondern 50 000. Die Bedenken und Zweifel in Geſprächen zwiſchen dem Kaiſer, Wallenſtein und einem oder einigen kaiſerlichen Räten. Waldſteins Dämoniſches gewinnt den Kaiſer: aber in ſeinem Stolze hat Wallenſtein einen gefährlichen Gegner ſeines Ehrgeizes, jener läßt dieſen nicht zum Ziele kommen. Einer, der hinauf will, muß die, die ſchon oben ſind, mit ſeinem Steigen zu verſöhnen ſuchen; er weiß das mit ſeinem durchdringenden Geiſte wohl und wills vielleicht auch, aber ſein Stolz, durch den Widerſtand der Fürſten nur zu leicht empfindlich gemacht und gereizt, bricht durch und verdirbts mit ihnen. Er wills erzwingen, indem er mit ſeiner eignen Ehrſucht die des Kaiſers anſteckt und dieſen dadurch von Max (und den Fürſten) zu iſolieren und zu beherrſchen ſucht. Wallenſtein, der Emporkömmling, muß ſich dem Kaiſer notwendig, ja unentbehrlich machen, er bläſt mit dem Atem ſeines eignen Ehrgeizes den Ehrgeiz des Kaiſers an, um in des Kaiſers ſeine eigne Größe zu bereiten. Dabei iſt er Zuvieldiener, ſeine Rückſichtsloſigkeit, ſein Sichnotwendigmachen beim Kaiſer bringt die gebornen Fürſten auf, die ſchon ſein Emporkommen gereizt hat. Wallenſteins Pläne, ſobald er zum Herzog von Mecklenburg gemacht iſt: er will den Kaiſer zum König von Dänemark machen, er träumt von einer Kaiſerkrönung und einem Römerzug („Rom iſt bereits ſeit hundert Jahren nicht geplündert worden, jetzt muß es um ſo viel reicher ſein als damals!"). Fürſtentag zu Regensburg. Wallenſtein hat den Kaiſer groß gemacht, aber ihn zu Überſchreitungen hingeriſſen, zur Verletzung der Verfaſſung und Verhöhnung aller Billigkeit; dem Kaiſer ſelbſt wird bange vor ſeinen Erfolgen. Das erleichtert es der Reaktion, den Wallenſtein, den ſtolzen Emporkömmling auszuſtoßen. Max von Bayern will auf ſeine Entſetzung dringen; ein Kampf des Spiritus Wallenſteins mit dem des Max um das Übergewicht auf den Geiſt des Kaiſers. Die Fürſten wiſſen die Chancen zu benutzen; eben das, was Wallenſtein für den Kaiſer und ſich gethan und was gegen Verfaſſung und menſchliche Billigkeit war, giebt nun ihre Anklage. Ihr Zorn darüber, ihr Haß gegen Wallenſtein und Furcht vor der Größe, die er dem Kaiſer noch geben könne und natürlich auf ihre, des Reiches u. ſ. w. Koſten, macht ſie die Vorteile brauchen, die ihnen die Wünſche des Kaiſers (Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen König) und die Macht, die ſie noch beſitzen, geben. Wallenſtein, der Ferdinand alles, was er von den Fürſten nun kaufen muß, umſonſt verſchaffen würde und im Vertrauen darauf ſo weit ging, als er ging, wird vom Kaiſer fallen gelaſſen, der es gleich nachher bereut, da ſein Ehrgeiz nun nicht miſſen kann, was Wallenſtein ihm gezeigt und geben konnte. Selbſt es zu erlangen, fühlt er ſich plötzlich zu ſchwach. Wallenſtein war es, der ihm mit dem Glücke die Kraft gab.

Max Spiritus hat den Sieg davongetragen, der Geiſt der Verfaſſungstreue und Pflicht über den der Willkür, und Wallenſtein fällt. Sein ſcharfes Auge ſieht, daß er wieder ſteigen wird. Wenn er allein iſt, überläßt er ſich ſeinem Grimme über des Kaiſers Undankbarkeit. Er wird wieder nötig werden, dann aber will er nur für ſich arbeiten. Ja die Fürſten können den Emporkömmling nicht vertragen; der Zuvieldienerei muß er ſich ſchuldig erklären, aber Zuvieldiener iſt jeder, der einem andern dient; er will es nicht mehr ſein. Eine Maske vornehmen, ſich teuer kaufen laſſen, nicht als des Kaiſers, ſondern als ſeines eignen Glückes Diener. Er will nun verbannen, was noch von Ammenmärchen an ihm haftet; nun wird er die finſtre Geſtalt; er will ſeine Rachſucht hungern laſſen, bis er ihr die Fürſten vorwerfen kann. Denn er iſts, der den Kaiſer zum Kaiſer gemacht hat, der ihn allein als ſolchen erhalten kann.

Nun vielleicht Zwiſchenſzene, Expoſitionsſzene, die Wahl des Kaiſerſohnes aufgeſchoben, die Fürſten bezeugen ſchon ihr durch Wallenſteins Sturz und Nachgiebigkeit des Kaiſers erlangtes. Daran Szene, in der der Kaiſer ſelbſt mit Fürſten auftritt; ſchon ſieht der Kaiſer die Notwendigkeit, Wallenſtein wieder zu haben: der Schwede! Er giebt Auftrag; Chorus charakteriſiert die Situation, aus der nichts Gutes kommen könne.

Wallenſtein in Prag — ſeine Schauſpielerrolle. Aſtrolog: die Sterne werden ihm zu träg, er thut ihnen mit Auslegung Gewalt an; ein andrer mit Seni und ſich als gegenüber ſeinem Hofſtaat, der ſich ſelber wundert über ſeine Verwandlung. Ein Geſandter thut Zugeſtändniſſe, und ſo werden die allmähligen Unterhandlungen wieder in einen Dialog gepreßt. Wallenſtein weiß des Kaiſers Not und giebt nicht nach. Der Geſandte geſteht zuletzt, er habe die Vollmacht zu allen Zugeſtändniſſen, obgleich er erſt thut, als wärs unmöglich, ein Kaiſer neben dem Kaiſer. Er braucht einigemale das Handelsmanöver, als wollte er gehen, Wallenſtein weiß, er wird wiederkommen. Und ſo wird der Handel denn geſchloſſen. Der Kaiſer muß Wallenſtein kaufen, und der verkauft ſich nur um einen Preis, bei dem er, der dem Kaiſer nicht mehr trauen kann, ſeit er von ihm ſeinen Feinden geopfert wurde, ſein eigner Diener ſein kann und den Kaiſer ſo braucht, wie der ihn gebraucht hat, um ihn zu laſſen, wenn er hoch genug geſtiegen. Kaum rehabilitiert, ſo macht Wallenſtein ſchon ſeine eben erhaltnen Rechte geltend, er ſtellt ſich, des Handels reuig zu ſein u. ſ. w.

Das iſt nun ein Verhältnis, das nicht beſtehen kann, der Kaiſer und Wallenſtein müſſen Feinde werden. Nun iſt Wallenſtein die finſtre Geſtalt, von nun an erſcheint er im dämoniſchen Koſtüm, jetzt kehrt ſich ſeine Rückſichtsloſigkeit, da der glückliche Spieler immer waghalſiger wird, auch gegen den Kaiſer, er iſt nun Zuvieldiener im eignen Dienſt. (Hier iſt der Kontraſt Guſtav Adolfs des Blonden, Hellen und Wallenſteins des Finſtern, Dämoniſchen ſehr verführeriſch, für eine Szene wenigſtens. Jener giebt Gott die Ehre für das Bisherige, Wallenſtein dräut den Sternen, jener will Unbilden rächen mit Gott.) Das Verhältnis endigt, wie es endigen mußte, und nun iſt nur die Hauptſache, daß Wallenſtein als der Urheber ſeines Falles von Anfang erſcheint, und zwar ſeine rückſichtsloſe, ſtolze, dämoniſche Natur. Das iſt der tragiſche Widerſpruch in ihm, daß er emporkommen will und ſeiner Natur doch das Verſöhnende fehlt, das Buhlen um alle, namentlich um die, in deren Kreis und Rechte er ſich eindrängt. Sein Streben nach dem Oberbefehl, nach Unumſchränktheit überwiegt alles. Seni ſagt: Der Stolz muß fallen, der nicht einmal von den Sternen Widerſpruch erträgt und ſie durch Auslegung zwingen will. Wallenſtein: Ei mein Spiritus (Dämon) dominiert die Sterne, nicht umgekehrt!

Schon im Anfange muß ein Chorus ſagen (vielleicht ſagt ihm das ſeine Frau): ſein Geiſt zwingt ihn hinauf, aber es fehlt ihm die Geſchmeidigkeit, die das Oben verſöhnt mit ſeinem Steigen; ſolcher Menſchen gab es von je, aber alle ſteigen, nur um zu fallen. „Wer heil ſteigen will, muß ſeiner Diener Diener werden, das könnt Ihr nicht!“ Des Kaiſers Geiſt ſchwankt zwiſchen Max (von Bayern) und Wallenſtein, bald von dem einen, bald vom andern beſtimmt, aber Maxens Herrſchaft iſt ihm unangenehm. Dies Schwanken und Sichbeſtimmenlaſſen bald von Max und bald von Waldſtein iſt ſeine charakteriſtiſche Figur. Aus Max Übergewicht giebt er ſich in das von Wallenſtein; Maxens Übergewicht ſiegt durch Wallenſteins erſten Fall; der Kaiſer fährt wieder nach dem Halt in Wallenſtein, der nun keiner mehr iſt. Wallenſtein weiß, daß Max Spiritus den des Kaiſers dominiere (für des Kaiſers Figur dies dem Max Nachgeben, doch widerwillig Nachgeben charakteriſtiſch!), und fürchtet dies Übergewicht; er ahnt, daß auch ein zweiter Fall aus Max Dominieren des Kaiſers hervorgehen werde. Dies will er durch ſeine Bedingungen beim zweiten Steigen verhüten, aber er fällt wirklich wieder durch Max Übergewalt über den Geiſt des Kaiſers. Sterbend ruft er: Ich wußte das u. ſ. w. Max ein heller, Wallenſtein ein düſtrer Stern. Aber Wallenſtein muß doch alles verurſachen, er ſollte ſich hüten, da er weiß; aber ſein dämoniſches Überſelbſtvertrauen, die Rückſichtsloſigkeit ſeiner Natur ſcheitert an dem wohlbekannten Felſen, dem er ausweichen oder den er gewinnen ſollte, wie Seni ihm rät. „Nicht den Sternen, Eurer Auslegung folgt Ihr!“ Wallenſtein: „Der kühne Ausleger zwingt die Sterne nach ſeiner Deutung!“ Ich ſchildre Seni als ſeinen einzigen Vertrauten, mit allen andern ſpielt er Komödie, er achtet nur ſich ſelbſt, glaubt nur an ſich und ſeinen Spiritus. Je mehr ſeine Motive verſteckt werden, wie er ſelbſt ſie verſteckt, deſto intereſſanter wird er, er wird von einem ſo, vom andern anders beurteilt, je nachdem es ihm gelang oder nicht gelang, ſie zu täuſchen; behält auch im Gedicht das Anziehende eines abſonderlichen Rätſels, welches er in der Geſchichte hat; des Dichters Auslegung liegt in dem Typus, zu dem er die Handlung ordnet.

Wenn man, um den Zufall mehr auszuſchließen, die Motive der Handlung mehr in die Perſonen und ihre Charaktere, als in die Wucht der geſchichtlichen Verhältniſſe legte. Dann wird das Ubergewicht, welches die Proteſtanten erlangen, ſo gefaßt, daß es als eine Folge der Abdankung Wallenſteins erſcheint und die neue Gewinnung deſto begreiflicher. Eine Hauptſache, denn hier liegt die Hauptſchwäche der Handlung, weil der Schwede von außen hineinkommt. Zunächſt iſt das Motiv zu dem übeln Ausgang Wallenſteins die fatale Erneuerung eines ſo aufgelöſten Verhältniſſes. Auch Max von Bayern iſt — durch Wallenſteins Beſeitigung muß es ſcheinen — in eine Not gekommen, die Wallenſtein Gelegenheit bietet, ſich zu rächen in der Demütigung des Kurfürſten.

Wallenſtein wiederholt ſein früheres Gebaren, aber in größerm Maßſtab. Er ſollte nun Max entgegenkommen (er fühlt wohl, daß deſſen Spiritus den des Kaiſers dominiert), er könnte an der Schadenfreude genug haben, er vermag es nicht. Max dagegen kann ſeinen Stolz beſiegen für das Wohl ſeines Landes und thut es. Wallenſteins Verhalten iſt ein Markten, um dem Bayern ſeine Hilfe ſo hoch als möglich zu verkaufen und ihn recht fühlen zu laſſen, daß der ihn nun haben müſſe. So ſein Benehmen gegen ihn, wo Max ſein Gegenbild, der Fürſt, der ſtark genug iſt, um ſeines Landes willen ſeinen Stolz in Demut zu feſſeln. Max ſelbſt ſieht mit Jammer — wo er Wallenſtein erwartet —, wie der Krieg, den er um des Heiligen willen begann, entartet iſt. Sein, Maxens, Gegenbild (der *mit* ihm Wallenſteins Gegenbild) Guſtav Adolf kommt auch wo nötig, ſein Leben zu opfern um der Bedrängnis des armen Volkes willen. Beide, Max wie Guſtav, ſind fromm, der eine aber katholiſch, der andre proteſtantiſch fromm. Der eine will das Volk leiten, wohl auch zwingen zu dem, was ihm das Rechte ſcheint, der andre will es vom Zwange befreien, daß ſie glauben dürfen, was Gott ihnen ins Herz legt; der eine wollte ſie zur Seligkeit zwingen und jedes Irren abhalten, der andre will ſie auf ihrem eignen Wege zur Seligkeit ſchützen. Süden und Norden. So ſind beide Konfeſſionen darin unparteiiſch vertreten, und zugleich wird des Dichters Meinung in dieſem Kontraſte dargeſtellt.

Schlacht bei Lützen. Guſtav Adolf wird von Bürgern in einem Dorfe bei Lützen erwartet. Er ſpricht die Motive aus, die ihn hierher geführt haben, ſein frommer Mut weiſt die verehrenden Bürger voll Beſcheidung zurück. Will in die Schlacht „mit Gott." Einiges Ahnende. Er ſpricht ſtets zu andern in Gottergebenheit. Wallenſteins Vermeſſenheit mit ihm grell kontraſtierend, verſöhnt den Betſtubenprediger. Vermeſſenheit iſt ſeines Charakters ſpringender Punkt; aus jedem ſeiner Worte muß das „Ich will Stralſund haben, und wäre es mit Ketten an den Himmel geſchloſſen" klingen. Alles will er zwingen und meint es zwingen zu können. Er iſt ein Luzifer, er iſt in fortwährender Oppoſition gegen das, was dem Geſchlechte als das Heilige gilt, und in dieſer Verachtung ſozuſagen der Menſchen und ihrer Götter, die ihn nicht abhält, die Menſchen zu bloßen Werkzeugen zu nehmen, in dieſer Sicherheit der Selbſtſucht beruht ſeine dämoniſche Macht über alle. Die Menſchen beherrſcht nur, wer ſie verachtet. Drohungen und Verſprechungen; die Schlacht *muß er gewinnen*, ſie kann ſein Gebäude mächtig ſtützen, aber auch, da er für den Kaiſer noch nichts wieder gethan hat, ſtürzen; nur daß er notwendig erhält ihn, ſiegt er nicht, iſt er nicht mehr notwendig. Er muß hier ganz zu jener Geſtalt werden, die das Volk bewundert und mit einer Art behaglichen Grauens anſieht, ohne ein Muſter in ihnen zu ſuchen. Die ſcharlachne hagre Geſtalt, vor der den Soldaten, die von ihm und ſeinem Glück begeiſtert, dem Unverwüſtlichen folgen, zugleich graut. „Ei was — hat ers mit dem Teufel, ſo haben wir unſer Stück Vorteil davon, ohne etwas zu bezahlen zu haben.“ Einer ſagt, wie er ihm nachts auf dem Wege durch das Lager begegnet ſei und vor dem eignen Glanz in Wallenſteins Augen Grauen fühlte. „Er iſt unverwundbar, keine Kugel hat ihn im dichteſten Kugelregen getroffen.“ Ein Soldat (Schütze): „Poſſen! Das war in dir — er iſt ein Menſch wie andre; die Kugel, die andern ein Ende macht, giebt auch ihm den Garaus!“ Wallenſtein im Geſpräch herankommend hört es: „Laßt die Beſtie hängen.“ Der Schütze: „Oho! ſoll ich daran, ſo müßt Ihr voraus. Der Teufel ſoll ſich wundern, wenn der General ihm einen Gemeinen ankündigt.“ Wallenſtein: „Schieß zu, triff mich, wenn du kannſt. Du kannſts nicht.“ — „Oho! — ſo habts denn, weil Ihrs wollt.“ Er ſchießt auf Wallenſtein, ohne ihn zu treffen, die Kugel fliegt durch den Mantel. Er begnadigt mit höhniſcher Verachtung den Schützen.

Vor und während der Schlacht iſt er im Fieberzuſtande. Die Wendung der Schlacht. Nachrichten vom Tode Guſtav Adolfs — „ſeht ihr — Wallenſteins Glück!“ Aber Guſtavs Leiche wird auf ſchwediſcher Seite aus dem Getümmel getragen — ſeine letzten Worte. Senſation der Begeiſterung. Herzog Bernhard: „Das ganze Heer ſtreite voll Mut, ſo ſiegt der König, der den Sieg vorausgeſehn hat, noch im Tode!“

Die Kaiſerlichen ſind bereits im Nachteil, geraten in Verwirrung, die Schweden ſtürzen in die Schlacht, um zum völligen Siege zu helfen. Wallenſtein kommt wütend — die Schlacht iſt nicht mehr zu retten. Er will nicht zugeben, daß Begeiſterung der Feinde gewonnen habe, ſondern ſchmäht die Feigheit der

Seinen. Er will ſeinen Stolz reinwaſchen im Blute der Feigen. Unmittelbar nach der Lützener Schlacht befiehlt er Maſſenbach und andre zu arretieren. Andre Offiziere zeigen ihre Bedenken nach ſeinem Abgang. Begreiflich, daß er jetzt doppelt ungern eine Schlacht verlor, wo der Sieg nach ſeinem langen Zögern ſo notwendig, begreiflich, daß er die Schuld von ſich abwälzen will, aber dieſes Thun beraubt ihn der Ergebenheit ſeiner Offiziere. „Ich ſelbſt,“ ſagt Butler, „ſah Maſſenbach, er that, was wir, ſoviel er konnte. Der Fürſt mag ihn nicht. Ei, es giebt noch manche unter uns, die er nicht lieben mag. Wenn es nur einer verlornen Schlacht bedarf, beſeitigt zu werden — und die Richter ſind ſeine Kreaturen —, dann weiß ich manche, die es nicht darauf ankommen laſſen werden.“ Des Herzogs Selbſtvertrauen iſt unerſchüttert; macht Lützen einen Querſtrich, ſo iſt doch der ſchlimmſte ſeiner Gegner, Guſtav Adolf, tot, und das Kriegsgericht ſoll ihn im Blute der beſchuldigten Offiziere von der Schmach der Niederlage rein waſchen. Der Oberſt Maſſenbach (einer der Hinzurichtenden) ruft: „Das Urteil iſt ein Mord und kein Richterurteil, es iſt Blutſchuld Wallenſteins,“ den Maſſenbach vor Gottes Richterſtuhl zitiert.

Unterdes hat er dem Bayern die alte Demütigung mit Zinſen heimgezahlt und ihn von neuem gegen ſich gereizt. Die hochmütige Verachtung alles deſſen, was er nicht iſt, zeigt ſich immer ſchleierloſer, die finſtre, ſelbſtſüchtige Geſtalt wächſt über alles Maß. Er kehrt ſeinen Übermut nun ſelbſt gegen den Kaiſer, umſonſt warnt ihn Seni, warnen ihn die Sterne; Wallenſtein (unter anderm durch das Nichttreffen des beſten Schützen bei Lützen aus ſolcher Nähe überſicher geworden) will mit der Klugheit und Macht ſeines Spiritus ſelbſt die Sterne dominieren, während der Boden unter ihm ſchon unterminiert iſt. Er iſt klug genug, das alles ſelbſt zu ſehen, aber die Überhebung hat ſich ſchon zu hoch in ihm geſteigert. Wäre er im Schein des Vorteils, ſo könnte er dem Kaiſer ſeine Reſignation wie ein Almoſen zuwerfen und thäte es, aber ſoll ſein Geſtirn wie ein Meteor ſinken? Nein! Er iſt untergraben, muß fallen und zwar tödlich, wenn er nicht entſagt. Er behauptet ſich oder will es, wo niemand ſich behaupten kann, und fällt, ſein eigner Verderber, weil er ſich nicht beſcheiden konnte.

Wallenſtein hat Böhmen im Beſitz, aus dem er nicht weicht, der Kaiſer und ſeine Räte argwöhniſch wegen der Verhandlungen, die Wallenſtein nach allen Seiten anknüpft, ein Rätſel, ſich in eine Gewitterwolke hüllend. Butler, den Wallenſtein mißachtet („Hätte dieſer Butler zu ſeiner eiſernen Hand nicht einen ſtrohernen Kopf, ich würde mich vor ihm hüten“), erſcheint als Ankläger des Feldherrn beim Kaiſer. In ihm miſchen ſich religiöſer Fanatismus, Ehrgeiz, wilde Soldatenhaftigkeit, Nährer ſeines Neidhaſſes, der auch, da er ſich nicht geliebt weiß, zugleich Notwehr, Selbſtrettung übt gegen den, von dem er ein Schickſal wie Maſſenbachs zu erwarten hat. Einem Geſandten, den man wegen Wallenſteins Verhandlungen mit Schweden und Sachſen, wegen vollſtändiger Mitteilungen darüber an den Feldherrn geſchickt hat, erteilt dieſer keinen Aufſchluß, hat ſeine Freude daran, daß man ſo an ihm herumrate (Wallenſteins Hohn über des Kaiſers Pfaffenräte: „Ein heiliger Regent mit ſo heiligen Räten. Sie können mich nicht leiden, haben Urſache dazu“), ſchützt ſeinen Vertrag vor und will ſeine Rechte nie aufgeben. Der Kaiſer verſchwört ſich gegen ſeinen eignen Feldherrn mit den unzufriednen Generalen; der kleine Emporkömmling Butler, von dem man weiß, daß er den großen beneidet, daß er durch Wallenſteins Hochmut vielfältig beleidigt iſt (ſein Blick ſchon eine

Beleidigung, weil Verachtung aller darin, die nicht er!), ſoll den Trotzenden verhaften.

Butler hat den noch immer Gefürchteten in Eger ſo in ſeiner Gewalt, wie er ihn nicht wieder bekommen wird, er findet ſich als Löwenjäger und weiß, daß es ein Kampf auf Leben und Tod iſt. Dazu die Überlegung, daß der Lebende ihm dereinſt vergelten könne, daß man noch immer ſein Glück und ſeine vielleicht wiederkehrende Gewalt über den Kaiſer fürchten müſſe! Dem Kaiſer muß Wallenſteins Tod lieb ſein, weil der Tod ſeinen Verdacht autoriſiert, da ſich Wallenſtein dann nicht verteidigen kann. Alſo Zuvieldienerei ſtraft Zuvieldienerei.

Vorbereitungen zu Wallenſteins Tode. Der kalte Tod faßt ihn im höchſten Schwindeltraum. Wallenſteins Schlafzimmer, ſeit Maſſenbachs Tode ſchläft er nicht mehr als bei brennenden Kerzen. Vielleicht ſieht er oder hört im Traum Maſſenbach — die Kerzen wollen ausgehen, er ruft und ſteht auf vom Lager. Statt des Dieners dringen die Mörder ein. Er imponiert, ſie folgen ſeinem Kommando. Da ſtößt der verantwortliche Offizier nach ihm — Wallenſtein fällt, bis zum Tode er ſelbſt. Butler kommt hinzu. Nachricht von der Ankunft des Kaiſers. Butler bringt die Fürſten (den Kaiſer und Max von Bayern) geführt, die ſeine Leute in die Stadt eingelaſſen haben, ſie wiſſen noch nichts, aber wie ſie kommen, hat er bereits ſeine Gründe dargethan. „Nicht ſtichhaltig, was Ihr ſagt, und ſolche That entſchuldigend. Nehmt ihn feſt.“ Butler: „Recht ſo! Der Tote, den Vieldienerei ſtürzte, konnte mich warnen. Nun, ihn warnte Cäſar nicht; keiner macht den andern klug. Seis drum und komme, was da wolle — ich habe Abſolution und das vor dem voraus.“ Butler abgeführt. Chorus bleibt zurück und leitet mit Markierung der nationalen Schuld Wallenſteins auf den Zuſtand der Nation und das gefährliche Beiſpiel, zur Empfindung der Gerechtigkeit, nachdem der Kaiſer und Max von Bayern der des Mitleids Ausdruck gegeben haben.

Zur Heraushebung des moraliſchen Urteils die beiden Parallelen der Beſcheidung aus Kraft in Max und Guſtav Adolf. Zwiſchen dieſer Beſcheidung aus Kraft und Wallenſteins Vermeſſenheit aus Kraft die Vermeſſenheit aus Schwäche und Beſcheidung aus Schwäche im Kaiſer. So die Geſchichte zur Poeſie gemacht. Das Schickſal der Nation iſt der Hauptankläger. Die Nemeſis: der Zuvieldiener fällt durch Zuvieldienerei, der Verräter durch Verrat, von niemand beklagt; es erfüllt ſich der Fluch des armen Volkes, die Zitation des als Sühnbock geſchlachteten Opfers, er fällt an ſeiner gewaltſamen Auslegung der Sterne, die Seni als Frevel anſieht. An Max, der um ſeines Landes willen ſich demütigen läßt, hängt ſein Volk, der fallende Guſtav iſt den Seinen ein Märtyrer, Wallenſtein endet von niemand beklagt.

Dieſe Nemeſis muß überall hervorgehoben werden; an Wallenſteins Leiche ſein Totengericht. Glänzende Anlagen wandten ſich zu Laſtern, da Beſcheidung fehlte; er trotzte, verachtete Erd und Himmel, zerriß göttliches und menſchliches Recht. Nach dieſem Urteil über Wallenſtein ſchließt der Patrioten Klage über das Elend der Nation, das einer für ſich ausbeutete, andern Beiſpiel gebend.

Epiſoden. Ein Bürgerdrama, deſſen Handlung ſich mit der Waldſteintragödie verſchlingt. Die im Bürgerdrama ſpielende Familie wäre wohnhaft in der (zu Anfang) eroberten Stadt; das Reſtitutionsedikt vertreibt ſie bis auf den katholiſchen Rückfaller, den einen Sohn, der ſich bei dieſer Gelegenheit enthüllt und Fanatismus zeigt, durch die mitgekommnen Pfaffen erregt. Ein andrer Sohn, der urſprünglich Wallenſtein haßt, wird durch deſſen dämoniſches Weſen beſtrickt und zum Indifferentismus vollends bekehrt, dem ſeine Natur immer zuneigte; die verwaiſten Eltern nehmen dann alleingehend Abſchied von der Stätte, wo ſie geboren, wo ſie ſich gefunden, mit einander bis jetzt gelebt haben und wo ſie zu ſterben dachten. Der Mutter koſtet es Kampf, den Konvertiten zu laſſen, der Alte ſagt ſich los von ihm und nochmals von der Religion, die Familien ſcheidet. — Bei Lützen tötet dann der Wallenſteiner ſeinen Vater, der nach der Frau Tode Guſtav Adolf zugezogen, dem in den Himmel zu folgen ihm Glück iſt. Ermahnungen neben Verzeihung mit Hoffnung auf Änderung des Sohnes. Der Alte ſtirbt, der Sohn überwindet das Etwas von Reue und wirft ſich mit deſto größrer Wildheit und ſittlicher Verrottung in das wilde Leben, dem er ſchon nicht mehr entſagen kann. — Das Drama der beiden Brüder, der eine iſt vielleicht der Schütze u. ſ. w.

Von Frauen könnten Waldſteins und Maxens Gemahlin mit darin ſein, beide mit den Männern kontraſtiert, in den Reden der ſtolzen Kurfürſtin könnte ſich erſt recht zeigen, wie tief, was Max duldet, ein fürſtliches Gemüt empören muß, ſie könnte nicht wie er, und aus ſeiner Ehre heraus ſtachelt ſie ihn, Wallenſtein den Emporkömmling fühlen zu laſſen. „Einſt kommt wohl die Zeit dazu, jetzt, liebes Weib, müſſen wir u. ſ. w.“ Dagegen Wallenſteins Frau zurückgezogen, aus Liebe muß ſie ihm folgen und in ein Element, das nicht das ihre und von dem ſie wünſcht, daß es auch nicht das ſeine wäre. — —

Es kann eine völlige Hiſtorie werden (eine Hiſtorie, kein pſychologiſches Drama!), wenn die Hauptzüge der Handlung mit Ausſcheidung des Unweſentlichen nur dramatiſiert werden, aber wie die Geſchichte in der Länge ſo nach der Breite excerpiert und konzentriert, das heißt mit Weglaſſung der Zwiſchenträger, ſodaß die Fürſten auch Vollzieher ihrer Handlungen ſind. (So könnte den letzten Sturm auf Wallenſtein und die letzten Bewilligungen der Kaiſer in Perſon machen. Die Spannung dabei ſo behandelt, daß hier z. B. der Zuſchauer Wallenſteins Abſicht wüßte durch Schauſpielerei das zu erreichen, wodurch er für früheres ſich rächen kann.) Dann die Verhandlungen mit ihren weſentlichen Wendungen in einzelne Geſpräche zuſammengedrängt, die an ſich dadurch ſchon ſchauſpieleriſch werden. So könnte ein wirkſames Stück entſtehen durch bloßes Dramatiſieren des einfachen Kernes (Kauſalnexus) der Geſchichte, indem die Maſſen kleinrer Außenwirkungen den Charakteren gegeben, das heißt durch das innre Motiv der Geſchichte erſetzt werden und ſolchergeſtalt die Geſchichte in Ort und Zeit — doch ſo, daß dieſe beiden nie mitſpielen, ſondern nur ſymboliſch als Gerüſte auftreten — und Perſonen bis zum dreiſtündigen Vorgange zuſammengedrängt. Je mehr man die Geſchichte nur exzerpiert, deſto beſſer wird der hiſtoriſche Boden in den Charakteren ſelbſt hervortreten, nicht als äußre Sittenſchilderung; nur muß man möglichſt eine gleichzeitige Schilderung (hiſtoriſche) zu Grunde legen. Es laſſen ſich ſogar ganze Äußerungen abſchreiben, was dann zwingt, das Selbſtgemachte in Einſtimmung zu bringen. Die ganze Geſchichte muß zu einem tragiſchen Typus werden; damit die Charaktere, der tragiſche Typus des Ganzen im Helden, die Gegenſätze aus den andern Perſonen; die Beglaubigung als Menſchen durch anekdotiſche und ſonſt mimiſche Züge aus ihren Charakterſchilderungen in der Geſchichte genommen.

Keine Figur in zu großer Breite, der ſoldatiſche Lakonismus hilft der Gedrängtheit des Dramas, überhaupt als charakteriſtiſcher Grundzug im einzelnen. Das ſoldatiſche Weſen in ſeinen Untergattungen, die bluntness, die pedantiſche und die elegante Wildheit

u. ſ. w.; alle ſind zu handeln gewohnt, nicht zu reden, was ſie ſelber dem kaiſerlichen Botſchafter und ſonſtigen Höflingen gegenüber mit einer gewiſſen Genugthuung geltend machen. Beſonders Butler, der ſo beredt iſt, wie das Schwert beredt iſt, wie er ſelber ſagt (er kann ſeine Meinung deutlich machen ohne viele Worte, Gott ſei Dank!). Aber eine gewiſſe wilde Größe, der Krieg iſt nicht die Schule für weiche Regungen und vielgeſchlungne Reflexion, durch alle Figuren. Die realiſtiſche, antiſentimentale Großheit der Geſchichte muß dem Ganzen ſein Impoſantes leihen.

In die Mitte all der idealiſtiſchen und realiſtiſchen Agentien geſtellt der Mann, der das alles zu ſeinem Zwecke — perſönliche Größe — auszubeuten ſucht. Ein Mann voll Ehrgeiz und Stolz, aber auch von Geiſt und praktiſchem Weſen, ſieht den rechten Moment und benutzt ihn. Nun beginnt er ſeinen Schwindelweg, auf dem er erſt den Kaiſer mitreißt; da ihm dieſer bald nicht mehr folgen kann, geht er ihn allein: ſein Glück macht ihn abergläubiſch, er thut den Sternen auslegend Gewalt an, er trotzt den Fürſten, das Elend des Volkes iſt ihm nichts, er höhnt allen poſitiven Glauben, während er abergläubig an ſein Glück glaubt. Vermeſſenheit iſt ſein Name, ſchwindelnd überhobne Vermeſſenheit. Auf der Schwindelhöhe, wo er als dritte Macht dem Kaiſer und den Schweden Geſetze zu geben denkt, trifft ihn der Tod. — Immer das Verwegne, Abenteuerliche, Vermeßne, der ſcharf verächtlich auf poſitive Religion und alles Heilige herabſehende Verſtand mit der abenteuerlichen Phantaſie im grellſten Kontraſte. Aus der Sicherheit des glücklichen Spielers und der Überlegenheit, mit der er den frommen Borniertheiten von Religion, Staat, Verfaſſung gegenüberſteht, die grandioſeſte Selbſtſucht, die in dem Vermögen ein Recht ſieht. Wie dieſer alles verachtet außer ſich und ſeinen Zwecken, immer noch höher ſchwindelt, als unter ihm der Boden ſchon miniert, aus glühendſten Träumen dem kalten Tod in die Arme ſtürzt mit ſeinem ganzen babyloniſchen Turm. Das Stück und der Charakter hiſtoriſch, nicht eng pſychologiſch, ungefähr in der Weiſe Richards III.

Zwei Hauptſachen, daß erſtens das Ganze völlig ſchlank und klar, beſonders der ideal-pragmatiſche Nexus hervorſtehend, ohne Seitenſchritte und Zerſtreuung durch dramatiſch-unverarbeitetes hiſtoriſches Material, in entſchiednem nach hinten immer beſchleunigtem Schritte ſich fortbewege, und daß zweitens das ſo gewonnene Handlungsſkelett nun mit ſchauſpieleriſchem Fleiſche umgeben werde, um die lebendigſte, feſſelndſte Gegenwart zu werden, mit Vermeidung irgend flauer und deklamatoriſch monotoner Stellen; überall Leben, Charakter des Ganzen und der einzelnen Figuren, beſonders aber des Helden, der vom Anfang bis zum Ende eine jener Geſtalten der Volksmythe, dabei voll geiſtigen Gehalts und eine Paraderolle erſten Ranges ſein muß. — — Das Allgemeinmenſchliche muß den Charakterentwicklungen zu Grunde liegen. (Mit dem Wallenſtein müſſen wir ſeine Kränkung fühlen und begreifen, wie er nun völlig der Selbſtſucht anheimfällt.)

Alle ſeine Szenen müſſen Spielſzenen werden der erſten Ordnung. Wie er fromm thun kann, wenn er es braucht. Der feine Hofmann beim Kaiſer, ſanftgleitend die Verſuchung der Ehrſuchtreizung, die Grobheit gegen die gebornen Fürſten, der ſein höhnende Ton, in welchem er ſich mit Max findet, ganz höfiſche Weiſe und doch brutal, wie kein Vorſchlag des Bayern etwas gelten ſoll, wo dieſer mit ſeiner Pietät für ſein Volk kämpfen muß; dieſe Verachtungsbezeigung in höfiſchſter Form. („Wie, Ihr meint ſo und ſo? Abſurd, was Ihr da ſagt, Terzky." Terzky: „Nicht ich, Seine Durchlaucht!") Zuletzt, als Max mit großer

Wärme dargethan: ſo müſſe es werden, und ſeine Gründe einleuchtend, giebt Wallenſtein dem Terzky den entgegengeſetzten Befehl. Er — Wallenſtein — darf des Kaiſers Soldaten nicht riskieren. „Ei, wer ſich ſelbſt ſchützen kann, braucht uns nicht! Sind wir nicht überflüſſig, wir, die wir nur unſer Verdienſt haben!“ Und nun wiederum der volle Hofmann, der keine Zurückleitung in das Geſchäftsgeſpräch geſchehen läßt aus Höflichkeit. Hier iſt er, wiewohl in ganz andrer Sphäre, derſelbe, wie in ſeinem Heere. Sein Wille und kein andrer. Ja, er betet täglich: Mein Wille geſchehe. (So braucht es nun auch nicht, daß Max ſagt, was er wolle. Wenn er den Kaiſer drängt gegen den Waldſtein, dem nichts heilig, dem darum nicht zu trauen, der in ſeiner Rache auch den Kaiſer nicht ſchonen werde, finde er den Augenblick dazu, ſo weiß man warum.) Bei aller Lebendigkeit ſeiner Rolle muß dieſelbe doch viel Haltung und Nachdruck haben, Diplomat, Soldat, Aſtrolog, Freidenker u. ſ. w., ihr Umfang muß ungeheuer ſein; das kann es um ſo leichter, da der ausgeſprochne Plan, der Zweck, zu dem dies alles Mittel, in ſeiner Leidenſchaftlichkeit ein gewaltiges Rückgrat iſt. Bei alledem müſſen die Szenen etwas ſchnell Fortſchreitendes haben, viel Wechſel.

Kühne Epitomation; die einzelnen Szenen ohne zu große Verzahnung: die Hauptſache Vertiefung ins innre Koſtüm der Situation. Wirkliche Geſpräche, ſchauſpieleriſch mit Menſchen- und Vortragstypen. In den epitomierten Vorgang darf nichts kleines gemiſcht werden, das Ganze nach dieſem großen Maßſtab detailliert. Sodaß nur der große Inhalt der Geſchichte, ein Ideal davon, hier repräſentiert wird. Immer im Ganzen und Vollen gearbeitet. Wie die Peterskirche. Es ſind freilich größere und kleinere, ſtärkere und ſchwächere Züge, das heißt es iſt Perſpektive darin, aber das Kleine darin iſt ſchon groß, das Große nur noch größer, die relativ noch kleinern ſind gar nicht zu ſehen. So wird die Geſchichte eine höchſt einfache. Immer Kühle und Repräſentation. Eine Welt durch ein Glas geſehen, das nur das Große, die einfachen Umriſſe ſichtbar und die kleinern Nüancen verſchwinden macht. Alles wird durch Hauptperſonen und aus ihnen gemacht, das Zeremoniell erſcheint nur, wo es charakteriſtiſch. Eine großlinigere Wirklichkeit. —

Keine Verbindung der Szenen untereinander weiter geſucht (keine Einteilung in fünf Akte, vielmehr eine Anzahl Tableaux), die vorhandnen aber durch Puffer getrennt. Eine Welt durchs Teleſkop beſehen — Geſchloſſenheit die eigentliche Handlung.

Das Koſtüm wohl zu beachten; auch in der Sprache muß das Bild der Zeit heraustreten: das Einmengen welſcher Worte und lateiniſcher, auf welche der Chor ſticht, auch hier die Schuld markierend, die in der Sprache nur die unglückliche politiſche Geſtaltung vorweggenommen. Das anſtändige Verhalten in Zorn, Vorwürfen, Malicen und Pointen des Hohnes, des Haſſes, der Schadenfreude u. ſ. w. nebſt Retourchaiſen der betreffenden Affekte. In alledem die hohe Sphäre, in der das Stück hauptſächlich ſpielt, gemalt, das Gewichtige, Univerſalhiſtoriſche, das Nachdrückliche, Fürſtlich-Soldatiſche, das Stolze, wogegen der Ton des Volkes, der das Bedürfnis, die Sache der Menſchlichkeit führt, während jene die hochgeſchwellten Leidenſchaften repräſentieren, darunter das Volk leidet, und die Nichtachtung des Volkes — außer bei Max und Guſtav Adolf, die Mitgefühl beſitzen und daher Mitgefühl erfahren —, die ſelbſtſüchtige Politik, beſonders beim Fürſtentage, der alle äußre Würde feſthalten muß. Dabei äußerſte hiſtoriſch-individuelle Charakteriſtik der Fürſten; der ebenſo ſelbſtſüchtige und mitleidloſe Ehrgeiz der wilden Generale. Die Mönche u. ſ. w., überhaupt Geiſtliche als Agenten des Kaiſers ſelbſt in militäriſcher Hinſicht; des Wallenſtein Hohn darüber, wie über des Schweden Schlichtheit. Dies alles iſt äußerſt pittoresk und charakteriſtiſch und bringt äußerſte Gegenwärtigkeit.

Die zügelloſe Soldateska; das leidende Volk; das große Schickſal der Nation, Entkräftung, fremde Hände über ſeinem Schickſal. Zuſammenhang des Charakters und Schickſals der deutſchen Nation. Eine Perſon übernähme den Epilog und prophezeite aus dem Bisherigen die Schwächung Deutſchlands durch Abhängigkeit von den garantierenden fremden Mächten, wenn die Schwäche, die Ohnmacht den Frieden gemacht.

Das Ganze fordert großartige Kühnheit der Behandlung; immer große Züge; größte Einfachheit des Vorganges; ferner ein gewiſſes Verſchweigen, eine gewiſſe Allgemeinheit, die ſich nicht auf das Einzelne einläßt, damit ein weites Feld bleibe der Auslegung

⁂

Geſpräche Otto Ludwigs
mit Joſef Lewinsky

Einleitung

Die nachſtehenden Geſpräche des Wiener Hofburgſchauſpielers und Charakterdarſtellers Joſef Lewinsky mit Otto Ludwig ſtammen aus den letzten Lebensjahren des Dichters, und bilden eine wichtige Ergänzung zu den „Shakeſpeareſtudien.“ Ein lebendigeres und entſcheidenderes Zeugnis dafür, wie die Hauptanſchauungen der „Shakeſpeareſtudien“ Ludwigs ganze Seele erfüllten und ſie gleichſam von innen heraus verzehrten, welcher heilige Ernſt und welche ſelbſtvergeſſende Leidenſchaft ihnen zu Grunde lag, kann nicht gedacht werden. J. Lewinsky, einer der treueſten, bewußteſten Verehrer des Dichters, der weit über den Tod Ludwigs hinaus ſeine Überzeugung vom hohen und bleibenden Wert der Schöpfungen Ludwigs mannigfach und erfolgreich bewährt hat, ſchrieb die Unterredungen, die er bei mehrfachen Beſuchen in Dresden mit dem damals ſchon ſchon ſchwerkranken Dichter führte, aus friſcher Erinnerung und mit der Gabe treueſter Auffaſſung in ſeinem Tagebuche nieder und bewahrte alles Wichtige und Weſentliche für ſich ſelbſt und die Nachlebenden. Dieſe Aufzeichnungen wurden zuerſt in dem von Anton Edlinger in Wien herausgegebnen „Litteraturblatt“ (Wien und Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt) veröffentlicht und erſchienen im zweiten Jahrgang der gedachten, wieder eingegangnen Zeitſchrift in den Heften 13—15 und im Heft 18. Indem uns der pietätvolle Bewahrer dieſer „Geſpräche" den Wiederabdruck geſtattet, gewährt er unſrer Ausgabe eine weſentliche und gehaltvolle Ergänzung. Würde auch noch mancher in der Lage geweſen ſein, die Übereinſtimmung der mündlichen Äußerungen Ludwigs mit den die „Shakeſpeareſtudien" durchziehenden Grundgedanken zu beſtätigen, ſo hatte doch Lewinsky das voraus, daß der Dichter auch in dieſen Leidensjahren ihm gegenüber raſcher und reicher in ſeinem Geſpräche war, eben weil die Beſuche des treuen Verehrers nur vorübergehende und kurze ſein konnten.

Der Abdruck erfolgt nach dem Druck im Wiener „Litteraturblatt," den Joſef Lewinsky ſelbſt nochmals verbeſſernd mit ſeinen Tagebuchaufzeichnungen verglichen und mit wertvollen Zuſätzen bereichert hat.

⁂

1862

Dresden, 22. Juli. — Traurige Nachrichten, welche ich wenige Tage vor meiner Ankunft in Dresden über Otto Ludwigs gegenwärtigen Geſundheitszuſtand erhalten, hatten mich darauf vorbereitet, ihn recht elend zu finden. Mit dieſem Gedanken trat ich am 22. Juli in den Garten ſeines Wohnhauſes und war auf das freudigſte überraſcht, als er mir ziemlich feſten Schrittes entgegenkam. Nach herzlicher Begrüßung antwortete er auf meine erſte Frage nach ſeiner Geſundheit, daß ihm der Karlsbader Brunnen, der ihm verordnet ſei, ſehr wohl thue; die Beßrung war auffallend, da er ſelbſt geſtand, vor kurzem noch ſicher geglaubt zu haben, daß ſein Ende gekommen wäre. Er war ſehr guter Stimmung und ein lebhaftes Geſpräch entſpann ſich ſchon in der nächſten Viertelſtunde.

Ich erwähnte Hebbels „Nibelungen.“ Ludwig äußerte ſeine Verwundrung, daß die Schriftſteller nicht zu der Einſicht gelangten, daß aus dieſen Stoffen niemals ein wahres Drama entſtehen könne, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein ganzes Volk der Held ſei. „Denſelben Fehler beging Freytag, als er die Fabier wählte, eine Arbeit, welcher große Verdienſte nachzurühmen ſind. Im Epos kann man ſich wohl für das Schickſal eines ganzen Volkes, das als Held auftritt, intereſſieren, aber im Drama nur für den einzelnen Menſchen. Von dieſem Volksſtamm müßte jeder wieder ein beſondres Schickſal haben, wenn er uns dramatiſch intereſſieren ſollte; wir können auf der Bühne nur an dem teilnehmen, was ſich uns leibhaſtig handelnd und leidend zeigt, nicht an der ~~ſtatierenden~~ Maſſe; dieſe Stoffe ſind niemals im Drama durchzuführen, weil ſie der Natur desſelben widerſprechen. Zudem können im Epos mehrere Geſtalten gleich reich ausgeſtattet werden, während man im Drama neben den Helden keine Perſon ſtellen darf, die ihn verdunkelt. Sehen wir nur Shakeſpeare an, der lehrt uns ja klar, wie der tragiſche Held beſchaffen ſein muß.“ — Bei Shakeſpeare blieb er nun ſtehen und betrachtete von dieſem Standpunkte aus Schiller und Goethe, ſowie die Dichter der Spanier und Franzoſen. Er ſprach von der tiefen Menſchenkenntnis Shakeſpeares und verglich hierbei zuerſt Julie und Thekla, die nach der erſtern gebildet worden ſei. „Welch ein Unterſchied in dem tragiſchen Ende dieſer beiden! Julia muß ſterben, denn das Übermaß ihrer Leidenſchaft reißt ſie dahin, und wir würden eine arge Mißſtimmung empfinden, wenn ſie am Leben bliebe; wir ſehen ſie auch gern aus ihrer Umgebung ſcheiden, befreit von dieſen Eltern und Verwandten. Da geht das ganze Leben in dem einen Gefühl der Liebe auf, ſodaß der Tod etwas Notwendiges iſt, als dieſer Bund zerriſſen wird. — Wie aber bei Thekla? Sie iſt nicht wie Julia unter dem üppigen Himmel Italiens aufgewachſen, unter einer abſtoßenden Umgebung, eine frühreife, glühende Natur. Nein, ſie iſt im ſtillen Kloſter erzogen, bis zur vollen Entwicklung ihrer Perſönlichkeit, unter der ſorgſamſten Aufſicht. Was für Reden führt dieſes Mädchen; ſie ſpricht oft wie ein Greis, der das Leben ausgekoſtet hat; ſie ſtirbt nicht im Sturme der Leidenſchaft, ſondern ſie nimmt durch Reflexion zu dieſem Schritte ihre Zuflucht. Sie ſagt:

Was iſt das Leben ohne Liebesglanz!
Ich werf es hin, da ſein Gehalt verloren!

Das iſt ja im Munde dieſes Mädchens entſetzlich. Dieſe

Verzweiflung iſt nicht wahr, weil ſie reflektiert, und was mehr iſt, ſie iſt aus eben dieſem Grunde höchſt unſittlich. — Ebenſo unwahr iſt die Verzweiflung des Max. So ſchön und beſonnen ſpricht kein Verzweifelnder; er ermahnt Thekla, daß ſie ſich entſcheiden ſolle, ſagt ihr, ſie möge ſich nicht von einem täuſchenden Gefühle hinreißen laſſen; ja um Gottes willen, kann denn das ein Menſch, der auf dem Punkte ſteht, eine ſo ungeheure That zu thun? Schillern jedoch, der durch und durch rhetoriſch iſt, dem iſts nur um die glänzende Rede zu thun, die Max zum Abſchied hält, nicht um die innre Wahrheit dieſer Rede. Schiller liebte den lauten Beifall auf das glühendſte; daher ſtammen ſeine Abgänge, welche oft gar nichts zu bedeuten haben, wie z. B. „Das Schlachtroß ſteigt und die Trompeten klingen!“ Was ſoll denn das nur heißen? Und derlei Stellen giebt es in Menge. Auch iſt Johanna keine wirkliche Schäferin, ſondern eine erdichtete, ideale. Meiſterhaft jedoch iſt die Situation gemalt. Die Stimmung am Hofe König Karls, als alles hoffnungslos daniederliegt, hat nicht ihresgleichen — wie denn Schiller in der Schöpfung der Situation und des Grundtons ein großer Meiſter war, aber die Menſchen paſſen nicht dazu. In Ton und Stimmung hat er faſt überall ſeine Meiſterſchaft bewieſen; der Ton des Wallenſtein iſt der des gebornen Fürſten — darum aber auch ein Fehler, weil man nirgends den Parvenü gewahr wird.“

Gelegentlich meiner Bemerkung, daß meine nächſte Aufgabe vermutlich Philipp II. ſein werde, und daß ich mit einigem Zagen an dieſe Arbeit gehe, weil an vielen Stellen der ſogenannte Theaterkönig kaum zu verwiſchen ſei, und weil ich mir ſo manche Züge mit anderen nebenſtehenden nicht in Einklang ſetzen könne, erwiderte Ludwig: „Das glaube ich wohl; der Philipp iſt ja ein Unding, das gar nicht zuſammenpaßt. Dieſer Despot wird ja gerührt wie ein Tertianer, und ſagt mit Bezug auf Poſa: „O wär er mir geſtorben!“ Wie kann ein ſolcher Menſch für die Ideen des Poſa ein Ohr oder gar ein Verſtändnis haben; das iſt ja mit den Anſichten und Grundſätzen des Despoten gar nicht zu vereinbaren. Daß er aber ſentimental wird, iſt geradezu lächerlich.“

„Was iſt nun der Poſa für ein närriſcher Kerl? Iſt der ein Politiker? Der will die Niederlande retten und fängts auf dieſe Weiſe an? Und wie könnte ein Philipp ſolche Reden ertragen? Er würde ihm den Rücken wenden und ihn ins Tollhaus oder auf den Scheiterhaufen bringen laſſen. Es herrſcht auch nicht die entfernteſte Möglichkeit in der menſchlichen Natur für die große Szene zwiſchen dieſen beiden. Auch hier wars Schiller um die Reden zu thun, und daß dieſe an und für ſich wunderbar ſchön ſind, darüber herrſcht kein Zweifel; aber ebenſo unwahr ſind ſie, wenn man die Perſon betrachtet, welche ſie ſpricht, und die Situation, in der ſie geſprochen werden. Was iſt denn das Motiv zu den Handlungen des Poſa? — Die Eitelkeit. Dieſe Untugend ſpielt überhaupt eine große Rolle bei den Schilleriſchen Helden, ſie prahlen gerne und hören ſich gerne reden. Poſa aber iſt nicht nur eitel, er iſt auch ſchlecht und gewiſſenlos, weil er zur Befriedigung ſeiner Eitelkeit ſo vieles und großes aufs Spiel ſetzt. Die Königin ſpricht die beſte Kritik über ihn aus, indem ſie ſagt: „Sie haben nur um Bewunderung gebuhlt.“ Es iſt bemerkenswert, wie häufig in Schilleriſchen Stücken eine oder die andre Perſon die ſchärfſte Kritik ausſpricht und zeigt, wie es eigentlich hätte ſein ſollen.

Es iſt oft drollig und unbegreiflich, welche Verkehrtheiten Schiller ſeine Charaktere begehen läßt. Nie würde z. B. ein Mann wie der Präſident v. Walter einem ſo jungen Burſchen, wie Ferdinand es war, anvertraut haben, auf welch verbrecheriſche Art er auf ſeinen Poſten gekommen ſei, einem Burſchen, deſſen exaltierte Denk- und Anſchauungsweiſe er kannte; an ſich ſchon wäre dieſe Mitteilung in vertraulicher Form für dieſen Mann ganz unwahrſcheinlich, aber gegen Ferdinand wäre ſie reine Tollheit. Und nun dieſer Ferdinand! Mit welcher Seelenruhe lebt er und betreibt ſeine Liebesabenteuer! Es rührt ihn weiter gar nicht, daß ſein leibhaftiger Vater ein ſolches Verbrechen begangen hat und es fällt ihm erſt wieder ein, als er dasſelbe als Waffe gegen ſeinen Vater gebrauchen kann. Was iſt das für ein Menſch? Sehn wir dagegen Hamlet an: wie iſt dieſer Arme niedergedrückt nur von der Ahnung, daß auf ſeinem Hauſe ein geheimes Verbrechen laſte, wie iſt er aus allen Fugen, als er deſſen gewiß iſt. Ferdinand iſt fröhlich und guter Dinge und hat ſich das weiter gar nicht zu Herzen genommen. Was die Luiſe betrifft, ſo dokumentiert ſich Schillers Unkenntnis des Weibes hier aufs kräftigſte, indem er ſie ſprechen läßt wie einen Philoſophen. Der einzige ganze wahre Menſch in dieſem Stücke iſt der alte Miller; er iſt zweifellos die größte Geſtalt und die wahrſte, welche Schiller je geſchaffen; das iſt ein Menſch vom Anfang bis zum Ende.“ —

„Was die Geiſtererſcheinungen im Shakeſpeare betrifft, ſo hat er damit nur die innern Vorgänge im Gemüte des Menſchen ſichtbar gemacht; da es Viſionen in der Wirklichkeit giebt, ſo iſt dieſes poetiſche Mittel in dieſer wundervollen Anwendung vollkommen gerechtfertigt.“

23. Juli. Ludwig ſprach heute ausführlich über den Bau des Dramas, dann über die Schuld des Helden, welcher durch ſeine Leidenſchaft dahin geführt werden müſſe und dadurch unſer Intereſſe, ſowie durch die Rührung unſer Mitleid erwecke. „Auch

kann dem Helden eine That auferlegt werden, deren Erfüllung ihm durch einen Zwieſpalt in ſich unmöglich gemacht wird, wie beim Hamlet. Die Hauptſache iſt, den Helden ſo zu ſtellen, daß er unſer Intereſſe immer wach erhält; es darf daher ſo wenig wie möglich erzählt werden; wir müſſen ihn ſo oft und ſo lange als möglich vor uns ſehen, in ſeinem Handeln und in ſeiner Entwicklung. Auch darf keine andre Figur unſer Intereſſe ſo ſehr in Anſpruch nehmen, daß die Hauptfigur dadurch gedrückt wird. So finden wir bei Shakeſpeare die weiſeſten Verhältniſſe bezüglich der Nebenfiguren. Betrachten wir Duncan gegen Macbeth, Cäſar gegen Brutus und Caſſius; wären dieſe Geſtalten größer ausgeführt, ſo würde unſer Auge von den Vorgängen in der Seele der Hauptperſon abgezogen werden. Bei Schiller jedoch ſind die Geſtalten transparent, eine glänzt ſo hell wie die andre und nimmt uns gleichartig in Anſpruch.“

Robert Prutz hatte Ludwig den Vorwurf gemacht, daß die Marie im „Erbförſter“ ein zu unbedeutendes Ding ſei. „Ja,“ meinte Ludwig, „ſie ſoll ja nicht bedeutend ſein, ich will ja das Intereſſe des Zuſchauers auf den Förſter konzentrieren, und habe alſo daran vollkommen recht gethan. Ich habe jedoch einen andern Fehler begangen, und zwar dadurch, daß ich den Anfang ſo heiter gehalten habe: es iſt nämlich ein Hauptgrundſatz der dramatiſchen Poeſie, in dem Zuſchauer keine täuſchende frohe Hoffnung zu erwecken, ſonſt muß immer Mißſtimmung folgen. Der Zuhörer muß alsbald ahnen, daß das Ding ein böſes Ende nehmen werde, man muß die Gewitterſchwüle verſpüren. Lebenswahr iſt der Erbförſter durch und durch, aber er verliert durch obigen Fehler an poetiſcher Reinheit. Damals kannte ich auch beileibe nicht die Regeln dieſer großen Kunſt, wie ich ſie heute kenne; jetzt würde ichs wohl anders machen. Ich habe das ſo in aller Schnelligkeit hingeworfen; ſowie ich den Ulrich ganz vor mir hatte, legte ich die Feder gar nicht mehr nieder und es war fertig. Man muß ſich hüten, das Intereſſe zwiſchen zwei Perſonen zu teilen und dadurch zu ſpalten. Das iſt ſelbſt Sophokles in der „Antigone“ begegnet, wo der Prieſter ebenſoviel Intereſſe in Anſpruch nimmt als die Antigone. Dem Shakeſpeare iſt das niemals begegnet.“ Dieſe letztre Bemerkung drängt mir eine Frage auf, die ich ſchon lange gegen ihn auf dem Herzen hatte. Ich konnte nämlich nie ganz einig mit wir ſelbſt werden über den Kaufmann von Venedig. Mir ſchien es immer, als ob zwei Handlungen und Intereſſen neben einander paralell liefen, und ich war von vielen mir bekannten Darſtellungen her gewöhnt, das Intereſſe erlahmen, ja erſterben zu ſehen, ſobald Shylock von der Szene verſchwunden war. Ich konnte mir nicht erklären, wie denn Shakeſpeare einen ſo großen Zwieſpalt in das Werk ſollte gebracht haben, ich ſah immer eine tragiſche und eine humoriſtiſche Hälfte. —

„Natürlich,“ meinte er, „wird man die Einheit des Stückes nie herausfinden, wenn der Shylock falſch, d. h. tragiſch geſpielt wird. Daß die Geſtalt eine humoriſtiſche iſt, iſt ja keinen Augenblick zu verkennen. Man ſieht ja ſchon im Anfange, daß die Geſchichte nicht gefährlich wird. Wäre das wirklich ein tragiſcher Charakter, ſo würde ja der nebenſpielende Scherz und namentlich der Spott des Graziano beleidigend, ja von der niedrigſten Gemeinheit ſein.“

Die Gelegenheit, Otto Ludwigs tiefe Menſchenkenntnis und ſein Studium Shakeſpeares zu erkennen und zu bewundern, bot ſich oft an kleinen hingeworfnen Äußerungen, die er an zitierte Stellen knüpft. So erwähnte er heute des häufigen Mißverſtehens einzelner Momente von ſeiten der Ausleger. „Viele haben in den Worten des Macbeth: „Ich habe ſelbſt den Sinn für

Furcht verloren" eine großprahleriſche Phraſe gefunden, und dieſer Zug iſt ein ſo wunderbarer! Er iſt der Ausdruck ungeheuern Seelenſchmerzes. Macbeth ſehnt ſich nach der Zeit, wo er noch im Stande geweſen, zu fürchten."

Über die „Maria Stuart" fielen heute ſcharfe Worte. Ludwig deutete auf die Menge von Fehlern hin, deren ſich Schiller in dieſer Tragödie ſchuldig gemacht. „Wie hat er die Hauptperſon umgeſtaltet, und dieſe Furie mit einem Heiligenſchein umgeben, während er aus der mächtigen Geſtalt der Eliſabeth einen gewöhnlichen platten Theaterböſewicht machte, und welche Dummheiten läßt er ſie begehen! Sie vertraut dem Mortimer, nachdem ſie ihn zum erſtenmale geſehen, ſich ſo gänzlich an, daß ſie ihm geheimen Auftrag giebt, Marie wegzuſchaffen, und ihm ihre Gunſt dafür verheißt. Nie würde eine Eliſabeth einer ſolchen Thorheit fähig ſein. Und was die Sprache betrifft, ſo ſingen ja dieſe beiden Königinnen förmliche Arien, denn ein Geſpräch iſt das doch nicht zu nennen. Die Stelle „Eilende Wolken u. ſ. w." iſt ja ein reines Lied. Das war überhaupt der Grundzug und das Ziel Schillers und Goethes, dem Drama etwas Pomphaftes, Opernartiges zu verleihen; da war die Pracht der Sprache, der Klang des Verſes die Hauptſache. Dieſe Menſchen halten Reden an einander, ſie ſprechen zu einander, aber nicht mit einander. Das wirkliche Geſpräch iſt allerdings auch unendlich ſchwer zu bilden; wir finden in unſrer dramatiſchen Litteratur oft geiſtvolle Reden, aber es iſt kein Geſpräch; oder wir finden ein Geſpräch, aber ohne Geiſt."

„Auf unſre jungen Dichter hat nun die glänzende Sprache unſrer beiden Heroen und deren rauſchender Erfolg den verderblichſten Einfluß geübt; einen mittelmäßigen Vers zu ſchreiben iſt nicht ſo ſchwer; auch die dürrſten Gedanken ſehen eher danach aus, als ob ſie eine Bedeutung hätten, das reine Geſpräch in Proſa oder Vers iſt aber, wie geſagt, unendlich ſchwer. Nun hat ſich eine ganze Generation von Dichtern auf das Reimgeklingel gelegt, wodurch ſie ſelbſt der eigentlichen Seele des Dramas fern bleiben und die Schauſpieler, welche ſolches Zeug lernen müſſen, verderben.“

24. Juli. Das Geſpräch begann heute wieder mit Schiller, indem ich bei Erwähnung der „Braut von Meſſina“ bemerkte, wie ſchwierig die Einfachheit und Schlichtheit der Gebärde in den häufig vorkommenden Beſchreibungen, Reflexionen u. dgl. herzuſtellen und feſtzuhalten ſei. Ludwig betonte nun ſcharf den übeln Einfluß, welchen Schiller und Goethe überhaupt auf das Gebärdenſpiel des Schauſpielers ausgeübt haben, „da die Menſchen faſt immer pomphafte Reden aneinander halten, ſo mußte notwendig eine Verirrung in dieſem Teile der Schauſpielkunſt hervorgerufen, die Gebärde mußte opernhaft werden, wie die rhetoriſchen Glanzſtellen ſelbſt der Oper weit mehr angehören als dem Drama. Beide bilden ſich ein, das wäre das Rechte.“

„Ja,“ fuhr Ludwig fort, „ich kann gar nicht begreifen, welche Gebärden der Schauſpieler überhaupt machen ſoll, wenn er in der Rolle des Melchthal die Dithyrambe auf das Licht des Auges ausbringt, während ſein Gemüt von Schmerz für ſeinen Vater, von Vorwürfen gegen ſich ſelbſt zerriſſen ſein ſoll. Ich ſehe in Schilleriſchen Stücken immer verkleidete Schauſpieler vor mir, und dann frage ich mich, wozu ſich nun die armen Leute ſo abmühen; ja es kömmt mir oft das Lachen an, wenn ich die Menſchen ſo ganz verkehrtes Zeug machen ſehe, das gar nicht zu ihrem Weſen paßt.“

„Durch das Bemühen des Schauſpielers, den Fehler der Dichtung zu decken und naturwahr zu ſein, wird dann häufig die Sache nur noch verſchlimmert; und dadurch, daß der Text mit dem Streben des Schauſpielers zu ſehr im Widerſpruch ſteht, wird der Zwieſpalt nur noch erſichtlicher. Denn wenn der Dichter einen Menſchen im höchſten Affekt, der ihn der Natur gemäß ſeiner Beſinnung berauben muß, ſtreng logiſch und künſtleriſch geordnete ſchöne Reden halten läßt, was will der Schauſpieler dann anfangen? Heute iſt es unmöglich, in ſolchen Fällen Schillers Autorität umzuſtoßen, wie Schröder es gethan hat, der in den Momenten der wilden Leidenſchaft die Sätze zerſtückte, „um der Natur näher zu kommen“. Es bleibt dem Schauſpieler daher in ſolchen Augenblicken kein Ausweg übrig, als die Dichtung ſo gut als möglich zu deklamieren.“ „Ich habe Frau Mettich bei ihrem hieſigen Gaſtſpiel als Iſabella geſehen. Sie hat ſich redliche Mühe gegeben, dem Dichter beizuſtehen, Fleiſch und Blut in die Geſtalt zu bringen. Ja, einmal gelang es ihr ſogar, mich zu täuſchen, ſo vortrefflich ſpielte ſie die Verzweiflung über den Verluſt ihres Sohnes; aber gleich darauf wurde ich wieder durch eine pomphafte Rede gewaltſam aus der Illuſion geriſſen.

„Betrachten Sie einmal den Tell; iſt denn das ein ſchlichter Bauer? Ganz abgeſehen davon, daß er Meuchelmord begeht, iſt das ja ein ſchauderhafter Menſch. Denken Sie ſich doch nur, wie er im großen Monolog die That zergliedert und mit Ruhe von allen Seiten beſieht und Betrachtungen anknüpft, während er im Begriffe ſteht eine ſolche That zu thun, ſich ſelbſt, Weib und Kind aufs Spiel zu ſetzen: das kann nur ein ausgepichter Mörder, dem derlei Thaten Handwerk ſind.“

„Wie ging dagegen Shakeſpeare nicht nur in den ganzen Charakter eines Menſchen, ſondern auch in deſſen Gemütszuſtand bei dem einzelnen Ereigniſſe ein. Wie wunderbar zeichnet er z. B. die Stimmung Hamlets im erſten Akte auf der Terraſſe. Sie finden nämlich in der Szene mit Horatio, wo er demſelben von der übeln Gewohnheit des Trinkens ſpricht, daß er niemals eine Konſtruktion ſchließt, daß er nimmer einen neuen Satz beginnt, ehe er den frühern geendet. Dadurch zeigt Shakeſpeare, daß Hamlets Denken bereits in einer ganz andern Richtung gehe, daß es bereits bei der Erſcheinung weilt; ja, richtig geſpielt muß der Schauſpieler bei den Trennungspunkten das andeuten, indem er nach dem Geiſte ausſieht in der fieberhaften Spannung der Erwartung. Während es alſo bei Schiller dem Schauſpieler oft kaum gelingen wird, den Widerſpruch zwiſchen dem Tone der Natur und der Sprache des Dichters zu verdecken oder gar auszugleichen, iſt es ihm bei Shakeſpeare ſehr leicht gemacht, er darf nur trachten, ihn zu verſtehen, und kann dann ruhig Hand in Hand gehen: Shakeſpeare hat ja in ſeiner Weisheit nur die eine Hälfte gethan, die andre muß der Schauſpieler geben.“

Dieſen Nachmittag las ich Ludwig „Richard III.“ vor. Ludwig iſt durchaus gegen die ſo ſtarke Kürzung des zweiten Teils der Tragödie, wie ſie Laube vorgenommen, weil gegen die Breite des erſten Teils das Gleichgewicht fehlt. „Der Dichter hat in der Vollendung ſeiner künſtleriſchen Berechnung die raſende Schnelligkeit, mit welcher dieſe großen Ereigniſſe eines ganzen Menſchenlebens in dem Raume von fünf Akten dahin rollen, dadurch paralyſiert, daß er die Sprache breiter und wuchtiger bildete; in der Theaterbearbeitung kommt der Zuſchauer gar nicht mehr zur Beſinnung; der Eindruck muß durch die Flüchtigkeit oberflächlich werden, und um die tragiſche Wirkung iſt es geſchehen. Es iſt höchſt gefährlich, das Publikum auch bei ſolchen Werken ſo weit zu berückſichtigen, daß man ſeiner Denkfaulheit ein Polſter unterſchiebt. Es wird geklagt, daß das Publikum durch die eingeſchwärzte franzöſiſche Litteratur in der Fähigkeit des Zuhörens ſo heruntergekommen ſei, aber durch ein ſolches Verfahren entſteht bei dieſen Werken eine doppelte Gefahr: für das Publikum wie für die Dichtung.“

25. Juli. Das geſtrige Geſpräch über die „Braut von Meſſina“ wurde heute wieder aufgenommen, als ich Ludwig fragte, wie er die beiden Chöre von ſeiten der Schauſpieler behandelt wiſſen wolle. „Da dieſe Chorführer — äußerte ſich Ludwig — keine Menſchen, ſondern nur ſchöne Gedanken ſind, ſo iſt die einzige Aufgabe, ſie ſchön zu ſprechen. Mir thut immer der Manuel leid, der plötzlich tot geſtochen wird, und den die Anweſenden liegen laſſen wie einen toten Hund. Niemand ſpringt bei, um zu ſehen, ob nicht doch noch Rettung möglich; ſondern die Leute bleiben unbeweglich ſtehen und ſprechen ſchöne Reden, während der Herr verblutet.“

„Wie die äſthetiſchen Aufſätze Schillers und ſeine Vorreden zu ſeiner Beurteilung unendlich wichtig ſind, weil ſich in ihnen ſeine Irrtümer in Bezug auf das Drama zuſammengefaßt finden, ſo giebt auch die Vorrede zur »Braut von Meſſina« Zeugnis von einer ganz ſonderbaren Verirrung. Schiller ſpricht vom Chor der Griechen, den ſie in die Tragödie aufnahmen, weil ſie ihn im Leben beſaßen — und folgert daraus ganz widerſprechend: daher müſſen wir, die wir ihn nicht beſitzen, poetiſch erzeugen. Man begreift gar nicht, wie er zu ſo verkehrten Folgerungen kommen konnte. Die Griechen waren überhaupt im Drama ſein Unglück und führten ihn von Jahr zu Jahr weiter ab vom richtigen Wege. Es iſt unbegreiflich, daß Schiller, Goethe und die lange Reihe der Nachahmer, welche bei den Griechen das Heil ſuchte, nicht durch die Betrachtung der äußerlichen Verhältniſſe, unter denen die Griechen ſchrieben, zur Einſicht ihres großen Irrtums gelangten. Bei den Griechen fehlte ja das

Lebendig-Perſönliche auf der Bühne. Der Schauſpieler hatte das Geſicht mit einer Maske bedeckt, in deren Mundöffnung eine Vorrichtung zur Verſtärkung des Stimmtones angebracht war, um ſich in dem ungeheuern Auditorium und unter freiem Himmel nur verſtändlich machen zu können; alſo machten ſchon dieſe beiden Momente ein eigentliches Geſpräch unmöglich. Ferner ſtand der Schauſpieler auf einem Kothurn, welcher ſeiner Geſtalt eine übermenſchliche Größe verlieh; dieſelbe wurde in weite Gewänder gehüllt, und eine ganz langſame ungeheure Armbewegung war erforderlich, um auf die ſo weit entfernten noch eine Wirkung hervorzubringen: ſomit fällt die körperliche Beredſamkeit weg. Unter ſolchen Umſtänden konnte der Dichter nur langatmige Reden brauchen, welche die Entwicklung eines großen Tonvolumens und die notwendige Langſamkeit des Tempos in Sprache und Gebärde erlaubten; da konnte es keine kurze Rede und Gegenrede mit andeutender Gebärde geben.“

„Das moderne Drama jedoch baſiert ja nur auf der Schauſpielkunſt, es iſt an den lebendigen Ausdruck der ganzen Perſönlichkeit des Schauſpielers gewieſen, an deſſen feinſte Züge, an die Ausdrucksfähigkeit des Körpers und die leiſeſten Andeutungen der Hand, ja der Finger; die Art des Sprechens ſoll eine ſo leichte und einfache ſein, wie die des gewöhnlichen Lebens; wo kann denn unter dieſen ſchon äußerlich ganz veränderten Umſtänden die Tragödie eine ähnliche ſein? — ganz abgeſehen von der andern Weltanſchauung, welche dieſen Äußerlichkeiten zu Grunde liegt. Was die Griechen als Medium zwiſchen Dichter und Publikum hatten, war ein oratoriſcher Kultus, aber keine Schauſpielkunſt. Dieſe aber iſt heute kein Medium, ſondern eine organiſche Hälfte; denn die moderne dramatiſche Kunſt beſteht in der völligen Durchdringung von Dichtkunſt und Schauſpielkunſt und zwar zu gleichen Teilen; dieſes große Ziel hat nur einer vollkommen erreicht — Shakeſpeare. Er hat die Hälfte dem Schauſpieler überlaſſen; ihn will ich aufgeführt ſehen; bei Goethes Taſſo genügt die Lektüre. Dagegen iſt z. B. in Laubes Eſſex nur dem ſchauſpieleriſchen Zwecke Genüge gethan; dieſes Element iſt ſtärker als das poetiſche; es fehlen die Übergänge, es fehlen die Gedanken, dadurch wird es ſeicht, und es entſtehen Riſſe in der Handlung wie in den Figuren."

Im weitern Verlaufe des Geſprächs machte Ludwig die Bemerkung, Schillers „Wallenſtein" habe Shakeſpeares „Hamlet" zum Vorbild; und zwar erkläre ſich das ganz einfach, wenn man die Grundidee beider Werke betrachte. „Schiller wollte zeigen, wie die Thatkraft durch die Reflexion gehindert wird, und wie der Menſch durch halbe Thaten die Gegenpartei ſtärkt und ſomit ſein eignes Netz ſpinnt; derſelbe tragiſche Konflikt findet ſich im Hamlet. Aber Schiller hat einen Fehlgriff in der Geſtalt gethan; wie konnte er einem Abenteurer, einem Feldherrn, den der Ehrgeiz zur ſchwindligſten Höhe emporzieht, einen ſolchen Grundfehler beilegen? Hamlet iſt durch Stellung, Temperament und Bildung dieſer Eigenſchaft zugänglich, die bei Wallenſtein deſſen ganzes Daſein unmöglich machen müßte. Wie könnte denn ein Menſch von ſolcher Geiſtesdispoſition ein Feldherr ſein und zu ſolchen Gelüſten kommen? Es iſt zu merkwürdig, daß Schiller, nachdem er dieſe Geſtalt im Dreißigjährigen Kriege behandelt, zu einem ſo falſchen Mittel greifen konnte, um aus Wallenſtein einen tragiſchen Helden zu machen, da er doch die Geſchichte nur That für That buchſtäblich abzuſchreiben brauchte, um den tragiſchen Helden zu haben, ja, wie er den Kapuziner ſelber das Richtige ſagen läßt, daß der Feldherr ſich vor dem Teufel nicht fürchte und nichts achte — und dann doch das Gegenteil thut."

„Wallenſtein iſt eine höchſt glückliche Figur für das Drama; wir brauchen da ſtarke konkrete Züge, und die finden wir an ihm. Betrachten wir dieſen martialiſchen, abenteuerlichen Kerl mit der ſinnlich kräftigen Perſönlichkeit, ſo bietet er nicht nur im ganzen, ſondern auch in ſeinen kleinern eigentümlichen Zügen allerſeits einen unendlichen Reichtum.“ — Ludwig führte nun Wallenſteins Handeln im dreißigjährigen Kriege durch und zeigte Schritt für Schritt den Fortgang der Handlung und das Verhängnis, welches er ſich ſelber bereitet! „Nun nehme man ſeine äußre Perſönlichkeit, dieſe lange, dürre Geſtalt, das ausgetrocknete Geſicht mit den kleinen, ſtechenden Augen, das rötliche Haar und Bart; die tolle Wildheit, die bei Stralſund ſchwört, es müſſe fallen, und wäre es mit Ketten an den Himmel gebunden; jene Wut, in der er, als er abziehen muß, feurige Kugeln in das Meer werfen läßt, wie Xerxes einſt dasſelbe peitſchen ließ; denken Sie ſich dieſen wilden Trotz, der dem Himmel ſich entgegenbäumt und kein Geſetz der Erde und der Menſchen heilig hält: was giebt das für Formen und Farben! Seine ganze Juſtiz beſtand in den Worten: ›Hängt die Kanaille!‹ Einſt wurde ein Soldat wegen Meuterei feſtgenommen; Wallenſtein fuhr eben vorüber, vernahm den Fall und ſagte kurz: „Hängt die Kanaille!“ Da ſchoß der Betreffende nach ihm; die Kugel ging in den Sitz. Wallenſtein blieb unbeweglich und ſagte ebenſo kurz: „Laßt die Kanaille laufen!“ — Dazu die Äußerlichkeiten, mit denen er ſein Abenteurerweſen aufputzte, um die Leute an Teufelsbündniſſe glauben zu machen! So hatte er ſich in ſein Hausgewand gekleidet, das von Kopf bis zu Fuß ſcharlachrot war, eine ungeheure Hahnenfeder auf dem Hut, in der dunkeln Nacht durch ſein Lager zu wandeln wie ein Geſpenſt, ſodaß ſeine Soldaten, ſchon durch ſeine äußre Erſcheinung überwältigt und eingeſchüchtert, an etwas Übernatürliches in ihm glaubten. Sehen Sie nur an, iſt dies nicht ein Prachtkerl nach allen Seiten, und an dieſem mußte Schiller das Problem der Unentſchloſſenheit durchführen! — In dieſem Stücke ſind überhaupt die Weiber allein die Männer, ſehen Sie nur die Terzky, die Tochter der Lady Macbeth. Alles machen die Weiber. Hier war gar kein Grund vorhanden, der Schillern bewegen mußte, die geſchichtliche Wahrheit der Figuren zu verunſtalten.“

26., 27., 28. Juni. — Ludwig kam wieder auf den großen Unterſchied zu ſprechen zwiſchen dem Helden des Dramas und dem des Romans. „Der letztre iſt ſelten eine Hauptperſon, ſondern eine Nebenfigur, wie wir bei Walter Scott ſehen; er iſt gleichſam das Medium, welches uns mit den Hauptperſonen der Handlung bekannt macht, der ſie ſich entwickeln läßt. Ein beſonderes Muſter eines Romans iſt der Altertümler von W. Scott.“ Auch Dickens, obwohl er oft etwas zu ſtarke Mittel anwendet, verehrt er ſehr, wie denn die großen humoriſtiſchen Geſtalten der verſchiednen Nationen ſein apartes Vergnügen ſind. Von Cervantes ſpricht er mit derſelben Verehrung, wie von Shakeſpeare; wenn er an die humoriſtiſchen Geſtalten dieſer beiden denkt, ſchwimmt er in Seligkeit. Er liebt überhaupt die Engländer zärtlich. Das Geſpräch kam wieder auf „Richard III.“; Ludwig wies darauf hin, in welcher vollkommnen Weiſe Shakeſpeare das Nebenſächliche behandle, z. B. in der Stelle: „Ich will hinein und ihn auf Clarence hetzen!“ „Dieſe Andeutung genügt ihm; was hätte ſich nicht ein Deutſcher über dieſer Stelle breit gemacht und das mit großem Effekt ausgeführt und die Hauptſache darüber ganz aus den Augen verloren. Die Epiſode mit den beiden Kindern und noch viele andre ſind ebenfalls hieher zu zählen.“ „Shakeſpeare wird bei den großen Stoffen durch ſeine Anſchauung unterſtützt, welche nur das Bedeutende ſieht, und das

Kleine fallen läßt, ſelbſt wenn es Gelegenheit zu pikanten Effekten bietet. Er arbeitet in ſeinen Geſchichtsdramen nur in großen Zügen, und alſo muß es auch der Schauſpieler bei der Darſtellung derſelben halten, immer die großen Züge im Auge haben und ſich nirgends in kleine Ausmalung verlieren.

„So weiſe Shakeſpeare Wirkung und Gegenwirkung anbringt in Bezug auf Sprache und Handlung, ſo ſetzt er auch der Leidenſchaft den kalten Verſtand entgegen; er läßt die erſtre niemals zu lange anhalten, weil ſie an Wirkung verliert, wenn ſie über eine gewiſſe Zeitdauer hinausgeht; dieſelbe Kenntnis der Natur wie der Kunſt läßt ihn das Ernſte, ja Grauſame durch Heitres unterbrechen. Seine größte Kunſt in der Formierung der Charaktere liegt jedoch in der Menge der ihnen eigentümlichen Züge, welche ſeine Menſchen nach allen Seiten zeigen, ihnen Plaſtik und das volle Leben geben. Betrachten wir z. B. Carlos in „Clavigo“ und Brutus in „Julius Cäſar“. Carlos iſt voll Wahrheit und Leben, eine der bedeutendſten Geſtalten, welche Goethe geſchaffen, aber einſeitig ausgebildet; wir kennen ihn nur in ſeinem Verhältniſſe zu Clavigo; wir wiſſen ſonſt gar nichts von ihm, weder von ſeiner Stellung bei Hofe, in der Welt, zu andern Menſchen, und dadurch verliert die Geſtalt an Körper. Sehen wir aber den Brutus an, ſo lernen wir ihn nicht nur in ſeiner politiſchen Stellung kennen, ſondern auch in allen andern Verhältniſſen des menſchlichen Lebens; in ſeinem Hauſe ſehen wir den Gatten mit ſeinem Weibe verkehren, mit ſeinen Freunden, ja mit ſeinen Dienern. Jeder ſolche Zug macht eine Geſtalt reicher und wahrer; dies iſt das große Geheimnis, das ſo wenige finden. Die Geſtalten andrer Dichter dagegen gehalten ſehen aus, wie die aus Bilderbogen geſchnitzten Figuren: ſie ſind nur von vorne einem Menſchen ähnlich, von der

Seite bieten ſie gar keine Fläche, und hinten ſind ſie ganz weiß. Das beſondre Augenmerk des Schauſpielers muß es denn auch ſein, den einzelnen Zügen des Charakters volle Geltung zu verſchaffen, ſie nicht im allgemeinen verſchwimmen zu laſſen. Eine regelmäßige Geſtalt hat ja nicht nur einen Rumpf und Kopf, ſondern auch Füße, Arme und Hände; werden dieſe einzelnen Glieder recht beſtimmt gezeichnet, dann erſt wird der ganze Menſch daraus.“

„Wenn man Shakeſpeare aufmerkſam ſtudiert hat und ihn in all ſeiner Größe erfaßt, dann weiß man eigentlich nicht mehr, was man ſchreiben ſoll; er hat nichts mehr übrig gelaſſen, das ganze menſchliche Leben erſchöpft. Es erſcheint im erſten Augenblicke barock, kennt man ihn aber genau, ſo weiß man, daß es ſo iſt. Welche Leidenſchaft man auch nehmen mag, ſie iſt bei Shakeſpeare völlig erſchöpft zu finden, und zwar als umfaſſender Typus; er hat immer ganze Gattungen von Menſchen zuſammengefaßt, und wir werden bei ähnlichen in dieſe Reihe gehörenden Menſchen immer einen oder mehrere dieſer Züge wiederfinden. Wie viele Hamlets gehen in der Welt herum, welche einzelne Züge des großen Urbildes aufweiſen. Um ein andres Beiſpiel zu erwähnen: im Jago ſind alle Züge des Intrigants enthalten, man kann keinen ſchaffen, der nicht eine Grundeigenſchaft mit ihm gemein hätte. Dieſer Jago iſt eine die ganze Gattung umfaſſende Geſtalt.

30. Juli. — „In den Geſtalten Schillers findet ſich meiſtens eine zweifache Unwahrheit, eine innre und eine äußre. Jene beſteht darin, daß Schiller den Zufall in den Menſchen legt, ſtatt ihn von außen auf die Perſonen wirken zu laſſen. Er iſt, wie geſagt, ein bewundernswerter Meiſter in der Situation und Stimmung; nun läßt er aber oft ſeine Menſchen in einer ſolchen Weiſe handeln, wie ſie ihrem urſprüng-

lichen Charakter der Natur gemäß gar nicht handeln können — bloß um irgend einem rhetoriſchen Drange zu genügen oder einen dramatiſchen Knoten zu ſchürzen. Äußerlich beſteht die Unwahrheit darin, daß er die prachtvollſten, gedankentiefſten Reden, philoſophiſche Reflexionen Menſchen in den Mund legt, die von ſolchen Dingen gar keinen Begriff haben, ſich nie ſo ausdrücken können. Ihm iſt nur daran gelegen, ſeine eignen großen Gedanken anzubringen, aber die Stelle, an der ſie erſcheinen, iſt ſo oft falſch. Wie er mit dem Zufall umſpringt, davon giebt auch Illo ein ſtarkes Zeugnis. Wir haben nirgends bemerkt oder gehört, daß der Mann ein Trunkenbold iſt; wäre ers, ſo würde man ihn ſeine gefährliche Miſſion gewiß nicht durchführen laſſen; iſt er es nicht, wie kommt es alsdann, daß dieſer Mann ſich gerade bei einem ſo großen Vorhaben beſäuft, wo er all ſeiner Umſicht und Geiſteskräfte bedürfte, an deſſen Mißlingen Hals und Kragen hängt.“

„Schiller beſaß zu wenig Welt- und Menſchenkenntnis, er kannte daher auch die Sprache des Affekts nicht, in welchem der Menſch niemals ſchön gegliederte Reden hält. Er kennt auch nicht die mannigfaltigen Abſtufungen der Leidenſchaften, ſondern behandelt ſozuſagen den Rohſtoff einer Idee ganz allgemein, z. B. Freiheit, Liebe; es iſt eben der reine Rhetoriker. Er erregt demgemäß die Leidenſchaft im Zuſchauer, wir werden ſelbſtthätig und darin liegt die große Verirrung in dem Ziele der dramatiſchen Kunſt. Wir dürfen nicht befangen werden, die Geſtalten auf der Bühne dürfen nur allein von Leidenſchaft bewegt werden, leiden und untergehen, wir müſſen ihnen unſer Mitleid ſchenken. Was Schillers Unkenntnis der Menſchen betrifft, ſo haben wir einen Beweis dafür darin, daß er nur Eine Liebe kennt, nicht Liebesfälle. Das Weib ſteht immer neben dem Manne wie ein höhrer

Genius, wie ein Orakel, das immer weiſe antwortet, ſo oft der Mann es befragt. Aber trotz aller Unkenntnis in dieſer Richtung war in ſeinen erſten Stücken eine ſo ſtaunenswerte Technik, ein ſo gewaltiges dramatiſches Element, wie er es nie wieder erreichte. Wäre Schiller dieſem Anfange treu geblieben, dann wäre es recht geworden; er war anfangs lyriſch-dramatiſch, ſpäter epiſch-theatraliſch. Zur Durchdringung beider Momente hat er es nicht gebracht, und je weiter er kam, deſto ſchlimmer wurde es. Er verlor ſich immer mehr in die Griechen. Dieſe und die Eiferſucht auf Goethe waren ſein Unglück; Goethe mochte greifen, wohin er wollte, ſo ſuchte ihn Schiller an Glanz zu überbieten, und bei ſeiner hohen Meiſterſchaft der Rede gelang es ihm auch vollſtändig, ſich in den Augen des großen Publikums über Goethe emporzuſchwingen. Daß Schiller die große, augenblickliche Wirkung und den Beifall ganz beſonders liebte, geht nicht nur aus ſeinen Werken ſelbſt, ſondern auch aus ſeinem Briefwechſel mit Dalberg hervor, wo er einmal ganz unumwunden äußerte, der Raum des bürgerlichen Schauſpiels wäre für ihn zu klein, er ſei für das Geſchichtsdrama berufen, auf welchem Felde er auch weit mehr glänzen könne. Dieſe Briefe geben überhaupt genauen Aufſchluß über ſeine ganze Wendung zu Richtung des Corneille. Dieſe Briefe und namentlich die äſthetiſchen Aufſätze und Vorreden geben, wenn man ſie ſehr aufmerkſam ſtudiert, den klarſten Aufſchluß über ſeine künſtleriſche Perſönlichkeit. Obwohl er den Shakeſpeare begriff und ganz richtig ſelbſt ausſprach, daß die Güte desſelben in dem Verſchwinden der eignen Perſönlichkeit hinter dem Kunſtwerke beſtehe, ſo folgte er dennoch nicht dieſem Beiſpiel, weil ſeine Ruhmesſucht zu groß war. Daß er niemanden neben ſich duldete, beweiſt ſeine Handlungsweiſe gegen Bürger, dem er ſchweres Unrecht gethan hat; auch ſind ſeine Xenien im Vergleich zu den Goethiſchen weit ſchärfer und perſönlicher. Goethe hatte die ſonderbare Art, ſich an vielen Orten ſchlechter zu machen — er war beſonders ſtreng gegen ſich; auch that er nichts Gewaltſames gegen Schiller, als er von dieſem in den Augen des Publikums gedrückt wurde; er wich ruhig aus und ging auf ein andres Feld über. Goethe iſt ein größrer Charakter, er iſt aus dem Holze, aus dem Shakeſpeare gemacht war, ſowie Leſſing auch. Für Leſſing habe ich eine beſondere Schwärmerei, denn vor ſolcher Verſtandesgröße und Wahrhaftigkeit iſt man von Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe durchdrungen. Übrigens bin ich der Vergötterung Schillers durchaus nicht feind; ich finde ſie namentlich beim Volke ganz natürlich aus der hinreißenden Kraft ſeiner Rede erfolgen; ich gönne ſie ihm auch herzlich gerne, denn ich halte ihn für einen großen Dichter, nur nicht für einen großen dramatiſchen Dichter; im Drama iſt er für den Schauſpieler und namentlich für den jungen Dichter gefährlich, der in ihm ſein Muſter ſieht. Wer weiß, zu welcher politiſchen Wirkung Schiller noch berufen iſt, denn es iſt kein Zweifel, daß ein großer Teil der Freiheitsbewegung Deutſchlands aus dem Samen entſproſſen iſt, den die großen Gedanken und die Macht ſeiner Rede geſtreut hat.“

„Ich habe mich nun ſeit Jahren dem innigen, ernſten Studium Shakeſpeares, Goethes und Schillers gewidmet, und zwar erging es mir folgendermaßen: Goethe iſt mir ewig gleich groß geblieben, Schiller iſt im Werte geſunken und Shakeſpeare himmelhoch emporgeſtiegen.“

„Ich halte das Freundſchaftsbündnis unſrer beiden Dichter nicht ſo hoch, als es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, ich glaube vielmehr, daß ſie beide weiter gekommen wären, wenn ſie einander fern geblieben wären. Sie haben ſich im Drama auf falſche Wege gebracht; denn ihre ganze Theaterleitung in Weimar und die Grundſätze, die ſie dabei für das Theater aufſtellten, zeigt ihre unrichtige Anſchauung von dieſem Gegenſtande. Sie wichen weit ab von Shakeſpeare, der in ſeinen Werken erſchöpfend gezeigt hat, daß die dramatiſche Kunſt nur da rein in die Erſcheinung treten und ihre Beſtimmung erfüllen kann, wo Dichter und Schauſpieler ſich in das geſchaffne Werk teilen, wo ſie ſich begegnen, dieſer für jenen, jener für dieſen arbeitet, um ſich zu ergänzen. Das war denn ganz und gar nicht die Abſicht Goethes und Schillers, welche in dem Schauſpieler nur den Bedienten ſahen, deſſen Aufgabe es ſei, die prächtigen Poeſien dem Publikum geſchickt zu ſervieren. Danach ſchulten ſie denn auch ihre Leute und brachten den Geſang in die Rezitation des Verſes.“

„An ihrem poetiſchen und ſchauſpieleriſchen Gebaren in Weimar merkte Schröder ſogleich die großen Gefahren, welche ſie heraufbeſchworen, und die gänzlich falſche Bahn, in welche ſie die darſtellende Kunſt führten, weil ſie dieſelbe mißverſtanden. Er wollte daher trotz der Einladungen mit Weimar nicht viel zu thun haben; er hielt ſich an Shakeſpeare, welcher ganz entgegengeſetzt zu jenen nur für den Schauſpieler arbeitet und ihm vollauf zu thun giebt; das heißt mit einem Wort: er hielt ſich an die Natur und nicht an ein falſchverſtandnes Ideal. Die zahlreiche Schar der Nacheiferer, welche fortan nur den Klang der Rede und nicht die Darſtellung geiſtiger und ſittlicher Konflikte im Auge hatten, der Kämpfe und Widerſprüche des menſchlichen Herzens und Charakters, hat ſeit Dezennien einen verderblichen Einfluß auf die Schauſpielkunſt geübt, der um ſo ſtärker war, als bis gegen das Ende der vierziger Jahre viele große darſtellende Talente auftraten, welche den Glanz der Dichtungen durch ſchöne Mittel und eine reiche Phantaſie in üppigſter Pracht entfalteten und durch die ihnen innewohnende Kraft der Darſtellung, die ſich unwillkürlich geltend machte, dieſer Richtung einen verführeriſchen Zauber gaben, dem nicht zu widerſtehen war. Nichtsdeſtoweniger bezeichnete ſie einen Abweg."

31. Juli. — Um zu erfahren, inwieweit ſich Otto Ludwig in ſeiner Anſchauung und ſeinem künſtleriſchen Schaffen durch die Leiden ſeines Körpers beeinflußt fühle, nahm ich heute die Gelegenheit wahr, ihn zu fragen, ob und warum er eine beſondre Vorliebe für das Tief-Ernſte und Furchtbare habe, indem ich auf das Ende des „Erbförſters" und manche Szenen ſeiner Novelle „Zwiſchen Himmel und Erde" hinwies. Da bemerkte er: „Mir ſchweben oft recht heitre Stoffe und Gedanken vor, ſodaß ich mitunter über das närriſche Zeug ſelbſt lachen muß, und würde ſich Derartiges auch ganz leicht und anmutig ausnehmen; meiſt aber ſind dieſe Stoffe ihrer Natur nach nicht ſtark genug, um den phyſiſchen Leiden auf längre Dauer das Gegengewicht zu halten, und ſo drängt es mich denn zu kräftigen, herben Charakteren und gewaltigen Vorgängen, weil dann die Arbeit der Phantaſie den körperlichen Schmerzen die Spitze bietet. So ſtand die Figur des Erbförſters in kurzer Zeit vor mir, und ſobald ich ihn ſah, ſchrieb ich ihn in Einem Zuge nieder. Das Schreiben wird mir unendlich leicht, ſobald ich eine Figur nur einmal vor dem Auge habe; das Hindernis liegt nur in der Unfähigkeit des Rückgrates, welches gebücktes Stehen oder Sitzen nicht ertragen kann und das müßte aushalten können, denn einmal die Feder in der Hand, arbeite ich ſo raſend ſchnell, daß ich gar nicht im Stande bin, Wort für Wort nachzuſchreiben, ſondern nur ſkizzieren muß, um dem erzeugenden Gehirn folgen zu können. Zudem kommen mir, während ich an dem einen Teile ſchreibe, eine Menge charak-

teriſtiſcher Züge in den Sinn, die ich nur mit einem Stichworte am Rande in aller Eile bemerken kann.“ — Ich ſprach von dem Hilfsmittel des Diktierens. Darauf erwiderte er: „Das kann ich nicht, denn außer dem ſchon genannten Umſtande ſchäme ich mich und habe das Gefühl, als ob ich mich nackt vor den Leuten hinſtellen ſollte; deshalb kann ich auch nichts von meinen Arbeiten vorleſen.“

Eines Tages las ich Ludwig probeweiſe die Rolle des Jago vor, um ſeinen Rat darüber einzuholen, ſein Urteil über meinen Vortrag zu hören. Tags darauf ſagte er mir: „Ach, wenn Sie hier wären und wir zuſammen leben könnten, dann würde es auch mit mir beſſer vorwärts gehen. Ihr Umgang hat mir die ganze Freude an der Arbeit wieder gegeben, da fahren mir hundert Gedanken durch den Kopf. Shakeſpeare hatte vor den andern Dramatikern den großen Vorteil voraus, ſelbſt Schauſpieler zu ſein. Das ſollte eigentlich der dramatiſche Dichter, denn dadurch würde er am beſten gewahr, wie viel er dem andern Teile überlaſſen muß, und träfe genauer den Punkt der Beſgegnung; auch bin ich überzeugt, daß Shakeſpeare au-dem Theater die beſten Gedanken gekommen ſind. Unter den zahlreichen Auslegern Shakeſpeares achte ich Mrs Jameſon und Gervinus ſehr hoch; nur iſt der letztre auch nicht ſo recht für den Schauſpieler geſchrieben. Das müßte noch anders ſein. Ich habe mich längere Zeit mit dem Gedanken getragen, den Shakeſpeare eigens für die Schauſpieler zu erklären, aber ich kam nicht dazu. Dazu bedürfte ich ſteter Anregung, wie durch Ihren Umgang.“

Ich betonte, welche Wohltat er dadurch unſrer Kunſt erwieſen hätte, denn viele Schauſpieler werden durch die Erklärer irre geführt, weil ſo viel dummes Zeug geſchwatzt wird. „Freilich wohl,“ meinte er, „aber namentlich ſollten die Dichter ihn beſſer ſtudieren und ſich an ihm ein Beiſpiel nehmen. Aber ſtatt deſſen haben ſie der thörichten Idee von der Einheit des Raumes und der Zeit die poetiſche Wahrheit, die Charakterentwicklung, ja alle Größe des Dramas geopfert.

Selbſt bei Grillparzer hat ſich der Einfluß Schillers ſtark geltend gemacht, ſonſt wäre er noch weit größer geworden. Das Meiſte hat wohl der elende geiſtige Zuſtand des Landes verſchuldet, die jämmerlichen Verhältniſſe, unter denen er ſchrieb. —

Fräulein Paoli hat mir einen Band ihrer Gedichte geſchenkt, die mir Freude machen. Ich habe von ihren Gedichten einen bedeutenden Eindruck und die Form handhabt ſie meiſterhaft. Leider herrſcht in manchen jener kranke Ton des Weltſchmerzes, den Lenau ſo kultiviert und wodurch er viel Verderben angerichtet hat.

Ich für meinen Teil begreife nicht, wie man die Welt nicht wunderſchön finden kann; wenn meine Leiden nur ein Stündchen nachlaſſen, ſo bin ich immer ergriffen und im Innerſten beglückt über dieſe herrliche Gotteswelt.

1863

Dresden, 24. Juli. — Mit Sehnſucht erwartete ich den Augenblick des Wiederſehens mit Otto Ludwig. Ich fand ihn ausgeſtreckt auf dem Ruhebette liegend, eine lebendige Leiche mit lebhaftem Kopf und Auge, und zerriſſen und zermartert von unaufhörlichen Qualen, welche ſich nurmehr durch den Grad der Heftigkeit unterſchieden, aber niemals gänzlich verſchwanden. Seine Stimme, ſeine Geſichtszüge, ſein ganzes Weſen zeigen eine ſo übermenſchliche Stärke des Geiſtes und Herzens über das irdiſche Leben, eine edle Reſignation und göttliche Milde, daß dieſes Bild des Jammers den Teilnehmenden nicht erdrückte, ſondern erhebt.

Er begrüßte mich mit inniger Freude, ich fragte ihn um ſein Befinden, und nach kurzer Schilderung ſeines Leidens begann er das Geſpräch mit den Worten: „Doch laſſen wir das und reden von etwas beſſerm.“

Wir kamen auf Halms neuſtes Werk „Begum Somru,“ das ich eben in Berlin geſehen hatte, und das mir doch menſchlich wahrer ſchien als die frühern Stücke. Ludwig ſagte nun: „Der Mann hat unzweifelhaft ein großes Talent, kann wunderſchön reden, aber in ſeinen Stücken herrſcht eine Unnatur, die ſchauerlich iſt. Das ſind lauter Phantome, die nur im Gehirne des Poeten exiſtieren, aber keine Menſchen. Da habe ich vor kurzem einmal in der „Griſeldis“ geleſen. Ach, was das ſchön klang, und wie hübſch das Buch ausſah, eine Zeile wie die andre; aber wie man näher tritt und denkt, das ſoll ein wirklicher Menſch reden, ſo war das auf einmal ein ſchrecklicher Unſinn. Zuweilen leſe ich jedoch derartiges mit Vergnügen, nur des ſchönen Klanges wegen.“

„Aus denſelben Rückſichten darf man auch bei Schiller oft nicht näher zuſehen. Da habe ich neulich wieder die „Jungfrau von Orleans“ geleſen. Ja, das iſt prachtvoll! welche Gedanken, welche Sprache! Aber vom dramatiſchen Standpunkt, wie verfehlt iſt da alles. Nehmen Sie nur einmal an: Wenn wir auch zugeben könnten, daß der Himmel ſo ſtark mitſpielen dürfe im Drama, wo wir nur mit den Menſchen zu thun haben ſollten, ſehen wir dennoch zu, was da für verrücktes Zeug vorgeht. Alſo der Grundgedanke iſt, die heilige Jungfrau will den Franzoſen helfen. Schon dies Eingreifen der himmliſchen Jungfrau begreift man nicht, wenn man nicht weiß, daß Schiller ſich damals leidenſchaftlich mit Homer beſchäftigte und nun gleich der dortigen Minerva oder Venus die heilige Jungfrau einführte; ſo iſt die Szene mit dem Montgomery gänzlich homeriſch. Nun ſollte man denken, wird die Jungfrau ihr Werk vollbringen, indem ſie einen Feldherrn begeiſtert oder Schrecken in die Feinde bringt — nein, ſie nimmt das Mädel von den Schafen weg und ſtellt ihr die alberne Propoſition, ſie dürfe ſich nicht verlieben. Ja, ſteht denn das in eines Menſchen Gewalt und Willen, und gehört das zu einer ſolchen That? Wird ſich denn die Himmliſche gerade ein ſo gebrechlich Werkzeug wählen? Aber weiter. Die ganz unverſtändliche Szene im vierten Akte, nachdem ſie die wundervolle Opernarie geſungen: „Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen —“ bringt eine Schuld auf das Mädchen, und man weiß nicht, woher ſie kommt. Soll das eine Schuld ſein, daß ſie ſich verliebt? was hat denn die ganze Propoſition mit dem Vorhaben der heiligen Jungfrau gemein, die Franzoſen zu retten? Das Ding iſt römiſch-katholiſch, aber nicht menſchlich, nicht dramatiſch.“

„Wie kann man Schiller Shakeſpeare gegenüber einen Idealiſten nennen? Schiller opfert ja die wichtigſten Momente der Darſtellung einer ſchönen Rede, einem großen Gedanken, ja dem zauberiſchen Klang eines Verſes, wenn dieſe Dinge auch gar nicht an ihrem Platze ſind. Man nimmt alſo hier rein ſinnliche Mittel, die noch dazu an der Stelle, wo ſie gebraucht werden, gar nicht anwendbar ſind, für Idealismus, weil ſie dem Auge und dem Ohre ſchmeicheln. Schiller will vor allem eine äußerlich ungeheure Wirkung hervorbringen. Nun ſehen Sie aber Shakeſpeare an. Im erſten Augenblicke läßt manches kalt, er ſpricht zuweilen, als ob Erbſen über ein Brett rollten, da kommen keine Schönheiten der Rede, keine Situationen und Momente, welche für ſich eine Wirkung, einen Raum beanſpruchten — ſondern alles ordnet ſich der leitenden Idee des Stückes, dem Charakter der Perſonen unter; nicht ein Wort fällt, das damit nicht übereinſtimmte, das beabſichtigte, dem Hörer ſinnlich zu ſchmeicheln, und das nenne ich den höchſten Idealiſmus. Der wirkliche Idealiſt im Drama verſchmäht alles, was nicht organiſch mit ſeiner Idee verflochten, was nicht dem Charakter ſeiner Menſchen entwachſen iſt; er verzichtet auf jeden Effekt, welcher nur da iſt, um für ſich zu glänzen, er opfert alles, um ſeine Idee rein zu erhalten. Und dieſe Treue für ſeine Idee, dieſe Selbſtverleugnung der eignen Perſönlichkeit, dieſes Verzichten auf allen Effekt, der gar nicht zur Sache gehört, das iſt Idealiſmus.“ —

Ich erzählte Ludwig, daß Laube „Die Zauberin am Stein“ von Niſſel, zurückgewieſen habe, weil der Untergang eines Menſchen an dem Aberglauben der andern immer peinlich wirken müſſe. Ludwig erwiderte: „Mir ſcheint ein andrer Umſtand dem Stücke hinderlich geweſen zu ſein, und zwar das Hiſtoriſche des Hexenprozeſſes, das uns darin nahetritt. Dieſes gewinnt mehr Macht, als die Menſchen ſelbſt, und tritt für ſich ſelbſt auf. Das Unglück entwickelt ſich nicht aus dieſen Menſchen heraus, denn es iſt nicht notwendig, daß ſie gerade durch den Aberglauben zu Grunde gehen, es könnte ebenſo gut auch ein andrer äußrer Anſtoß ſein; — ſie tragen die Notwendigkeit des Unterganges nicht in ſich, ſondern er kommt von außen. Es iſt ein großer Irrtum, in welchen viele dramatiſche Dichter (ſelbſt Freytag in ſeinen „Fabiern“) verfallen, indem ſie glauben, daß ein verworrener Zuſtand, in welchem ſich Völker oder Teile desſelben befinden, ein Vorwurf für das Drama ſei. So zum Beiſpiel iſt der Streit in den „Fabiern“, in der Szene zwiſchen dem Konſul und dem Plebejer verfehlt, weil die Situation in den Vordergrund tritt, und wir beide in derſelben befangen und leiden ſehen.

Wir müſſen den Menſchen die Situation glauben, nicht der Situation die Menſchen. Sehen Sie, wie Shakeſpeare in „Romeo und Julie“ den Zwiſt zwiſchen beiden Häuſern benützt hat; das hat an ſich gar nichts zu bedeuten, er giebt dem Dichter nur Gelegenheit, ſeine Perſonen handeln zu laſſen. Der Dichter nimmt dieſe oder jene Zeit, dieſes oder jenes Ereignis, weil ſich die Charaktere, die er zeichnen will, eben da und dort am ſchärfſten ausprägen. Sehen Sie z. B. den „Coriolan.“ Es wäre gleichgiltig, wo der ſpielte, es kann überall ſein; aber in der Zeit, in dieſem Kleide nimmt ſich der Stolz am beſten aus, auf dieſem Grunde erſchien er dem Dichter am prachtvollſten und machtvollſten. Shakeſpeare wollte den Stolzen zeichnen und zeigen, wie derſelbe ohne das nötige Beimaß von Klugheit untergehen muß. Er zeichnete hier einen Typus, den Stolz, wie er war, iſt und immer ſein wird; dieſer Menſch nimmt all unſre Teilnahme in Anſpruch, nicht aber das Stück römiſcher Geſchichte, das ſich mit ihm abſpielt, das war dem Dichter ganz Nebenſache. Was geſchieht, iſt um des Helden willen da: nicht die Situation, nicht der Vorgang darf uns im Drama intereſſieren, ſondern nur der volle Menſch. Darum haben wir ja auch hier zum Kunſtmittel den Schauſpieler, den lebenden Menſchen, weil der allein uns beſchäftigen ſoll und nichts andres. Darum iſt auch die dramatiſche Kunſt von der übrigen Poeſie zu trennen. Sie iſt vielmehr eine bildende Kunſt. Nur was uns ſichtbar, hörbar und greifbar iſt, hat Geltung, ſonſt nichts.“

„Es iſt eine ganz falſche Meinung, in welche die meiſten dramatiſchen Dichter verrannt ſind, daß die Handlung die Hauptſache ſei. Ja, was iſt denn die Handlung, wie ſieht ſie denn aus? Es wird dasſelbe auch oft von der bildenden Kunſt behauptet. Nun, wenn z. B. ein Maler die Aufgabe hat, den alten blinden Iſaak zu malen, wie er Jakob den Segen erteilt, und Rebekka lauernd den Vorgang beobachtet, ſo wird man doch den Ausdruck des ſegnenden Vaters, die liſtig lauernde Mutter u. ſ. w. ins Auge faſſen, und je treffender der Ausdruck in dieſen Geſtalten iſt, deſto mehr wird man von einer lebendigen Handlung ſprechen. Im Drama iſt alles an die lebende Perſon geknüpft, aus ihr geht die Handlung erſt hervor; man kann nicht den Schlaf darſtellen, ſondern einen Mann oder ein Weib, an welchem der Schlaf erſichtlich wird. Beim Dichter wie beim Schauſpieler muß alles wie aus einer Wurzel hervorgehen, die einzelnen Teile müſſen zuſammen und zum Ganzen paſſen, dann kann man von Schönheit ſprechen. Denn Schönheit iſt Übereinſtimmung, und ſo liegt in der Wahrheit die Schönheit. Man pflegt das Unverhältnismäßige genial zu nennen, weil es auffällig iſt; je höher und reiner ein Kunſtwerk iſt, deſto weniger auffällig wird es ſein, und es wird dem rohen Auge nicht gleich begreiflich. Wir können nur das ſchön nennen, das nicht nur den Sinnen ſchmeichelt, ſondern auch dem zergliedernden Verſtande Stich hält und richtige Verhältniſſe zeigt."

„Viele Dichter erfinden einen Konflikt und werfen zu dem Ende ganz verſchiedne, nicht zuſammen paſſende Eigenſchaften in einen Topf; ſodann iſt der Kampf nur ein willkürlicher, nur im Gehirne des Poeten, nicht in der Natur exiſtierender Prozeß. Bei Shakeſpeare finden wir immer einen Streit von Eigenſchaften, welche ſich notwendig zuſammenfinden müſſen; wie im Hamlet und Coriolan; oder können: wie im Macbeth, der das Unglück hat, einen rieſenhaften Ehrgeiz mit dem Gewiſſen des rechtlichen Mannes zu verbinden."

Bei Gelegenheit des Niſſelſchen Stückes nahm ich den Augenblick wahr, einen wiederholten Auftrag Heinrich Laubes an Ludwig auszurichten, die Umändrung des „Erbförſters“ in ein Schauſpiel betreffend. Ludwig erwiderte: „Ich habe vor Jahren auf Laubes Begehren auch einen Schauſpielſchluß geſchrieben, bloß um mir nicht vorwerfen zu können, ich hätte keinen Verſuch gemacht; aber ich habe ihn wieder vernichtet. Wozu haben wir uns denn mehrere Akte hindurch gequält, wenn es nun gar nicht ſo ernſt wird. Dazu paßt ja die ganze Stimmung des Stückes nicht. Der Erbförſter iſt in der Revolutionszeit entſtanden, und die Aufregung der Gemüter muß den Streit und die Überſpannung erklärlich machen. Ich habe ſolche Kerle wie Lindenſchmidt, wie Ulrich kennen gelernt. Aber heute können wir nicht knapp genug ſchreiben, und es iſt kaum ein Kunſtwerk möglich bei ſolcher Beſchränkung. Ich hätte nämlich vor Beginn der Familienſzene eine Verwandlung gebraucht, welche dem Zuſchauer die Stimmung der Zeit gegeben. Aber wo hätte ich den Platz hernehmen ſollen? Durch die Fordrung der Zeit, nur kurz zu ſein, iſt man ſo beſchränkt, daß man in Verlegenheit kommt, wo man überhaupt Nebendinge anbringen ſoll. Und darum erſcheint das Stück zu grell, weil der Hintergrund, auf dem es ſpielt, nicht von vornherein klar wird, und nicht die Wirkung der Zeit auf das Gemüt eines Menſchen wie der Förſter Ulrich.“

25. Juli. — Heute las ich Ludwig Rizys Aufſatz über „Hamlet“ vor, mit dem er bis auf eine Bemerkung vollkommen übereinſtimmte. Es war dies die Äußerung Rizys, daß er dieſe Tragödie Shakeſpeares deſſen andern Werken gleichſam gegenüberſtelle. Ludwig iſt ſie ein Notwendiges, weil erſt dadurch die Welt Shakeſpeares abgeſchloſſen wurde. „Er hat uns überall gezeigt, wohin die Leidenſchaften geraten ohne das

Gleichgewicht im Verſtande, und es war eine Notwendigkeit, daß er die Überwucherung der Reflexion gegen die Willenskraft und das daraus entſpringende Elend zeigte, wenn in ſeiner Welt nicht eine Lücke bleiben ſollte. Dieſe ſeine Welt iſt vollkommen geworden durch dieſe vollendetſte Tragödie, weil hier die zwei Mächte in des Menſchen Bruſt ſichtbar werden in ihrem Kampfe; man ſieht die Gedanken gegenſeitig auf einander einhauen, und je näher zwei Feinde an einander kommen, deſto dramatiſcher wird der Kampf."

„Der Streit zwiſchen Völkern iſt rein epiſch; auch der der einzelnen Parteien oder Stämme; in der Familie wird der Streit ſchon dramatiſch, aber das Höchſte iſt erreicht, wenn der Kampfplatz zuſammengepreßt wurde auf den kleinen Raum der menſchlichen Bruſt; wenn in ihr ſelbſt die Feinde erſtehen, da zeigt ſich die lebhafteſte Bewegung. Um mich deutlich zu machen, vergleichen Sie nur die Balkonſzene in „Romeo und Julie" und die Liebesſzenen in den „Fabiern". Hier werden nur lyriſche Gefühle ausgeſprochen, und es entſtehen daher nur lyriſche Gedichte; ſehen Sie aber die Balkonſzene, wie das wechſelt und lebt, wie mit jeder Rede ein neues Moment hinzutritt, das neue Bewegung giebt, das iſt dramatiſch. Freytags Mangel iſt die Leidenſchaft; die kennt er nicht, und ohne dieſe wird man kein Dramatiker. Er iſt eine edle, feine Natur von hoher Bildung, ein Charakter voll Hoheit und Würde. Daß er das rechte im Drama nicht erkannt hat, beweiſt ſein Buch über die Technik des Dramas, wo von ſo vielen äußerlichen Dingen die Rede iſt, und der Kern doch nicht getroffen wird."

Im Dämmerlichte begann heute Ludwig, was ſehr ſelten geſchieht, von ſeiner Krankheit zu ſprechen. „Das iſt ein abſcheuliches Zeug, wenn man nun den ganzen

Tag ſo liegen muß. Aber ich wollte gerne nie wieder vom Ruhebette aufſtehen und auf das Gehen verzichten, wenn es mir nur vergönnt wäre, zu arbeiten. Aber es iſt nunmehr wieder ſchlimmer, als da ich die Makkabäer ſchrieb, wo ich auch in ſo erbärmlichem Zuſtande war. Ich ſchrieb immer acht oder zehn Zeilen, dann fingen die Krämpfe im Unterleibe an in ſolcher Art, daß jeder Atemzug ein Stöhnen wurde, das dauerte den Tag, die Nacht und wieder einen halben Tag; nun mußte ich mich doch wieder von der Tortur erholen, dann wieder mich ſammeln, was ich eigentlich hatte machen wollen. Das Ganze zeigte ſich in einer neuen Geſtalt und immer in ſolcher Lebendigkeit, daß ich die Menſchen neben mir am Bette ſitzen ſah. — Das iſt ein unbeſchreiblich närriſcher Zuſtand; während ich im vergangenen Winter von Schmerzen ſo zermartert lag, daß ich auch keine Hand rühren konnte, wurde ich eines Nachts wach, und mir kommt ein Plan in den Sinn, der mit ſolch rieſiger Schnelligkeit wuchs, daß ich in einer halben Stunde ein ganzes Stück vor mir hatte und die Perſonen vor mir ſtanden. Aber nun bedürfte es der größten Schnelligkeit, das zu Papier zu bringen, denn alsdann ſtrömt es, und die Geſtalten wachſen in raſender Schnelle. Ich bin aber außer Stande, mit der Feder fortzukommen, und die Unterleibsnerven ſind nicht ſtark genug, die Spannung des Produzierens auszuhalten — es entſtehen die furchtbarſten Krämpfe, und ich darf nicht wagen, lange im Krampfe weiterzuſchreiben. Sind die Figuren verblaßt, oder fehlt mir ein Motiv, ſo ſehe ich das Ganze wieder anders, denn ich kann nicht etwas dazu erfinden, ſondern das Ganze kommt gegliedert aus mir, und drängt zur Geburt, wie das ausgebildete Kind aus der Mutter Leib. — Wäre ich nicht meinen Unterleibskrämpfen ausgeſetzt, ſo wäre ich der ärgſte Vielſchreiber, den es giebt, denn mir kommen unendlich viele und brauchbare Stoffe und fertige Stücke in den Sinn.“ Das iſt das Gräßliche, daß dies alles ungenützt ins Nichts verſchwinden muß, weil ich es nicht aufſchreiben kann.

Von den Stücken, die Ludwig begonnen hatte, nannte mir ſeine Frau als am weiteſten vorgerückt die folgenden:

Trauerſpiele: „Kaiſer Heinrich IV.“ — „König Saul“ — „Das Wirtshaus am Rhein“ — „Genoveva“ — „König Darnley“ — Tiberius Gracchus“ — „Agnes Bernauer.“

Schauſpiele: „Die Schweſtern von Henneberg“ — „Die Freunde von Imola“ — „Die Kaufmannstochter von Meſſina“ — „Der tolle Heinrich“ — „Die Gräfin von Salisbury.“*)

27., 28., 29. Juli. „Der Egoismus Goethes iſt der Egoismus des Idealiſten. Der Idealiſt iſt meiſt hypochondriſch, weil er ſich ſelber zufriedenſtellen muß, weil ihm das Wohlgefallen der Welt nicht genügt, weil er dem Ideale zuſtrebt im Kampfe mit der Welt. Der Realiſt hingegen giebt, was die Welt fordert, er gerät nicht in Kampf mit ihr. Daher werden tragiſche Helden immer Idealiſten ſein. Es iſt nämlich die Expanſion des Ich — die Macht der Leidenſchaft iſt es, was die Leute äſthetiſch die Idee nennen. Ohne Leidenſchaft geſchieht überhaupt nichts Großes. Was iſt die große Idee des Chriſtentums? Die Leidenſchaft der Liebe, welche alles Üble in uns vertilgen ſoll. . . . .“

Die Lektüre des Hamlet, die wir vor einigen Tagen begonnen, wurde fortgeſetzt. Ludwig bemerkte ſehr ſchmerzlich die ſtarken Kürzungen, welche die Bearbeitung für das Burgtheater aufzuweiſen hatte, und wies auf die traurigen Folgen hin. „Der Dichter verliert mehr und mehr den Raum, ſeine Geſtalten durchzuführen, da man ihn ſo arg in der Zeit beſchränkt; da bleibt dann für notwendige Nebendinge gar keine Zeit; da wird dann alles überſtürzt, und man entwöhnt das Publikum mehr und mehr von dem Eingehen in die innre Welt des Menſchen; endlich wird alles nur mehr Gebärde ohne Inhalt, oder es häufen ſich unvermittelte Affekte und Wirkungen. Dieſer herabgekommne Zuſtand wirkt auch lähmend auf das Schaffen. Würde die Kunſt der Schauſpielerei anders gehandhabt, man hätte auch mehr Freude am Produzieren.“ Von der Kunſt des Schauſpielers bemerkte er bei dieſer Gelegenheit:

---

*) Vgl. E. Schmidts Vorbericht zum IV. Band unſrer Ausgabe.

„Beim Dichter wie beim Schauſpieler müſſen zwei Faktoren gleichmäßig thätig ſein, um ein Ganzes zu Stande zu bringen; die Sinnlichkeit und die Geiſtigkeit; auch das Wort hat ſeine Gebärde und inſofern iſt denn der dramatiſche Dichter auch ein Schauſpieler. Bei den Dichtern der Gegenwart iſt zuweilen das eine oder das andre Moment vorhanden, aber ohne die Vereinigung beider kann nichts Wahres und Bedeutendes zu Stande kommen.

1864

19. Juli. Als ich heute, wenige Stunden nach meiner Ankunft in Dresden, bei Ludwig eintrat, fand ich ihn inmitten des Zimmers in ſeinem Bette liegend, und da ich plötzlich herankam an ſein Lager und ihn umarmte, weinte er vor Freude. Die letzten Wochen hatte er wieder völlig beſinnungslos in qualvollen Schmerzen zugebracht, und es ſchien mir darum eine doppelt freundliche Fügung, daß gerade der Tag meiner Ankunft zugleich der erſte war ſeit langer Zeit, an dem ſeine Folter nachgelaſſen und, er ſeiner ſelbſt wieder vollkommen Herr war.

Wir ſprachen von meinem Berliner Gaſtſpiele und da betonte er: „Ich höre von ſo vielen Seiten daß Sie in Ihrer Darſtellung natürlich ſind, und es thue den Menſchen not, wieder zu erkennen, was Natur ſei, „weil aus ihrem Leben und Treiben das nackte Natürliche, ja das Bewußtſein und die Erkenntnis des Natürlichen durch einen Firnis allgemeiner Bildung immer mehr und mehr verſchwindet. Die Griechen hatten leicht Leiber zu formen, ſie kannten die Nacktheit. Wenn Sie aber jetzt einen Menſchen entkleiden, der immer den Frack trägt, ſo haben Sie dadurch noch keinen nackten Menſchen gewonnen, ſondern man ſieht dieſem Leibe immer den Frack an.“

Als ſpeziell für den dramatiſchen Künſtler ungemein lehrreiche Autoren ſchätzt Ludwig vor allen Plutarch in ſeinen Lebensbeſchreibungen und Parallelen und Michel Montaigne; abermals machte er mich auf Montaignes Kapitel über „Die Philoſophie als die Kunſt, ſterben zu lernen“ aufmerkſam. „Im Plutarch wird der Kenner gewahr, wie der Charakter des Menſchen ſich herausgebildet hat. Plutarch forſcht wie ein Dramatiker den Urſachen einer That nach und öffnet uns die Menſchenbruſt.“

20. Juli. Auf meine heutige Frage an Ludwig, ob die lange Zurückhaltung der Shakeſpeareſtudien wirklich nur in den darin enthaltnen Angriffen auf Schiller ihren Grund habe, antwortete er: „Ich würde dieſen ſchwierigen Punkt wohl überwinden, aber da ein ſolches Buch jedenfalls viel Aufſehen erregt und zum Kampfe herausfordert, weil es einen vergötterten Liebling angreift, ſo kommt alles darauf an, daß durch die Zuſammenſtellung der Beweisgründe jeder Einwand entkräftet wird. Ich wollte ja auch darin meine Meinung nicht aufdrängen, ſondern der Leſer ſollte

ſo zum Schluſſe geführt werden, daß er die freie Einſicht in den Gegenſtand hat und ſelbſt entſcheiden kann durch das Gefühl in der eignen Bruſt. Ich habe mir dazu gar nicht die Form eines ſchwierigen Lehrbuches gedacht, ſondern der Leſer ſollte ſpielend auf dem Wege angenehmer Unterhaltung zum ernſten Ziele geführt werden. Aber zu dem allen giebts in dem Materiale noch eine ungeheure Arbeit. Ich habe das ja gar nicht mit dem Gedanken an die Öffentlichkeit zuſammengetragen, ſondern nur für mich allein. Es iſt das Tagebuch und die Geſchichte meiner eignen dramatiſchen Erziehung. Ich wollte mir damit einen Weg bahnen. Es würde ſich ſchwerlich in dem Materiale, wie es jetzt vorliegt, jemand zurechtfinden; denn ich habe das Ding von den verſchiedenſten Standpunkten aus angeſehen und von da aus meine Beobachtungen gemacht; z. B. nur vom Standpunkte des reinen Vergnügens, welches uns das dramatiſche Kunſtwerk gewähren ſoll. Nach ſolchen Standpunkten müßte der Stoff geſichtet werden. Ich bin aber mit meinen Kräften zu ſehr herunter, um eine ſolche heilloſe Arbeit zu unternehmen, welche der ganzen Sammlung bedarf.“

Ludwig war heut ein wenig gedrückter als geſtern, deſſenungeachtet ſtand ihm im Geſpräche ſein wunderbarer Humor zu Dienſte. Es entſteht dann eine heitre behagliche Stimmung, und das wunderbare Naturell dieſes Mannes bricht ſich ſo ſiegreich Bahn, daß man oft gar nicht erinnert wird an die Qualen, welche der Arme ununterbrochen zu ertragen hat. Welche Kraft des Geiſtes, welche Hoheit des Gemütes muß vorhanden ſein, um ſich bei ſo nagendem, verzweiflungsvollem Unglück ein heitres Auge für alles Schöne dieſer Welt zu bewahren.

21. Juli. Heute nachmittag lernte ich bei Ludwig, die beiden jungen Maler Gey und Schaller kennen welche Ludwig gerne bei ſich ſieht. Es iſt rührend zu ſehen, mit welcher fürſorglichen Teilnahme Ludwig jungen Talenten entgegenkommt, wie er die beſtgemeinten Ratſchläge erteilt, wie er die Bemerkung des Jüngern anerkennt oder verbeſſert, wie alles, was er ſpricht und wie er ſpricht, aus dem Quell pulſierenden Lebens kommt und zum Leben des andern dringt. Nie habe ich an ihm den leiſeſten Zug des Schulmeiſters beobachtet; mit durchdringendem Auge blickt er in die Seele des Hörers und verfährt mit weiſem Takte bei jeder Zurechtweiſung, indem er nicht eine abſolute Meinung aufdrängt, ſeine Idee auf einmal begriffen haben will, ſondern indem er die natürliche Begabung des Jüngern einen ihr angemeßnen Weg führt, auf dem ſie dann von ſelbſt dazu gelangt, das Richtige zu erkennen. Nie tritt er dem jungen Künſtler mit einem Dogma entgegen; wie bei ſich ſelbſt dringt er auch bei jedem andern darauf, daß er die Natur eines Gegenſtandes ſelbſt unterſuche und die Lehren großer Meiſter zwar beherzige, aber nicht nachbete.

Eine Broſchüre: Fechters »Version of Othello« las ich Ludwig teilweiſe vor; er belächelte den raffinierten Unſinn der Einrichtung und Spielweiſe und nahm hiebei Gelegenheit, zu wiederholten malen auf die Einfachheit Shakeſpeares hinzuweiſen, auf ſeine Art, allem rein Äußerlichen oder nicht zum Zwecke gehörenden aus dem Wege zu gehen, auf ſein Feſthalten an der Idee des Stückes und des Charakters. „Und das muß — fügte er hinzu — vor allem auch der Schauſpieler aus Shakeſpeare lernen, daß er ſich mit nichts Nebenſächlichem auf der Bühne befaſſe und die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuſchauer durch irgend einen aparten Streich ablenke, ſondern alles thue, den Blick des Zuſchauers tiefer und tiefer in die Seele des dargeſtellten Charakters zu führen, die Seelenbewegungen desſelben klar zu machen. Dieſen reinen Idealismus muß der Schauſpieler von Shakeſpeare lernen, alles andre äußerliche dumme Zeug muß wegfallen."

„Es beruhe auf einem Irrtum, — betonte heute Ludwig, — Wahrheit und Schönheit in der Kunſtauffaſſung zu ſehr zu trennen. Die höhere Wahrheit, wovon in der Kunſt allein die Rede ſein kann, iſt ſchon eins mit der Schönheit, denn die Wahrheit iſt ſchon durch die ihr notwendig innewohnende Übereinſtimmung ſchön. Seien Sie ſtets bedacht — ſchloß er —, in Ihrer künſtleriſchen Anſchauung von der Natur auszugehen, nicht vom Hiſtoriſchen; ſo werden Sie geſichert ſein gegen viele äſthetiſche Irrtümer. Die Natur iſt ſo namenlos reich in jeder Beziehung und in ihren Ideen ſo einfach; wir müſſen nur lernen, dieſe Einfachheit zu erkennen und die in ihr liegende Schönheit zu ſehen. Das Unwahre iſt auch unſchön."

Die Abſchiedsſtunde näherte ſich, da ſagte er ſo aus tiefſter Seele: „Wie beneidenswert ſind Sie, daß Sie, was in Ihnen genügend vorbereitet, auch ausführen können. Es iſt hingegen das tragiſche Schickſal meines Lebens, daß, wenn ich ſo weit bin, und etwas werden könnte, mein ganzes Gebäude zuſammenbricht. Mein Schaffen, welches mächtig ans Licht dringen will in mannigfachen Geſtalten, wird gehemmt und geknebelt durch allerlei närriſch Zeug meiner Nerven. In meiner Jugend war ein allmächtiges Feuer in mir, eine Freude, daß ich gar nicht wußte, wie viel ich in einer Nacht zuſammenſchreiben ſollte; ich ſpürte die Kälte der Stube gar nicht, mein ganzes Sein war nach Innen getreten; aber ich warne Sie, nicht ſo zu wirtſchaften, ſondern Ihre Geſundheit zu bewahren, und damit die höchſte Freude des Lebens, die Fähigkeit, ſchaffen zu können. Bei mir iſt nur noch Hoffnungsloſigkeit."

Der Augenblick des Scheidens war gekommen. Tauſend Wünſche drängten ſich uns auf die Lippen. Die Kinder waren da, und er herzte noch mit rührender Zärtlichkeit ſeine kleine Cordelia, die an ſeinem Lager ſtand. Über ſeinem ganzen Weſen liegt immer ein ſo warmer goldiger Ton von innigſter Liebe zur Herrlichkeit der Welt, zu den Menſchen, zu den Seinen. In dem durchdringenden Gefühl, was wir uns geworden, wie wir auf immer verbunden, küßten wir uns, und mich mit beiden Händen faſſend, ſagte er mir Lebewohl.

Meine Augen ſollten ihn nicht mehr ſehen. Aber in meiner Seele wird dieſes erhabne Menſchenbild fortleben, ſo lange ich denken kann.

In früher Jugend ſchon hatte ich eine tiefe Sehnſucht, einmal in meinem Leben einem Menſchen zu begegnen, dem das Prädikat Groß im eminenten Sinne zukommt. Die großen Menſchen alter und neuer Zeit, von denen ich las, erſchienen mir ſo märchenhaft, ſo fern. — Im Umgang mit Otto Ludwig wurde mir dieſe Sehnſucht geſtillt — der Traum erfüllt. — Er war in des Wortes vollſter Bedeutung ein großer Menſch. Meine Augen haben an ihm erfahren, was Weltüberwindung iſt. Er war ruhig erhaben über alle ſeine namenloſen körperlichen Qualen, über die Bitterkeiten der Armut. Er hätte ſtärkere Gründe zum Peſſimismus gehabt, als Leopardi und Schopenhauer. Aber in dieſem kriſtallreinen Geiſte und Herzen herrſchte eine Klarheit des Denkens, eine Innigkeit der Liebe, der ſich vielleicht in der neuern Geſchichte einzig Spinoza vergleichen kann. Er war im höchſten Sinne dieſes Wortes: fromm. In der deutſchen Litteratur aber ſteht er unmittelbar neben dem reinſten und ſittlich ſtrengſten Charakter, neben

Leſſing. — Hätte ihm das Schickſal einen geſunden Körper gegeben — er würde erfüllt haben, was Leſſing begonnen; er hätte als ſchöpferiſcher und kritiſcher Geiſt vollendet, was jener unterbrechen mußte. Dem deutſchen Drama wäre er ein Heiland geworden.

Wenige kennen ihn ganz. Zu ſeiner Kenntnis wird dieſe gegenwärtige Ausgabe mächtig beitragen. — Nur wer ihm nahe ſtand, ihn völlig erkannt hat, weiß, wie viel unſerm Volke verloren ging an dem herrlichen Mann.

Joſ. Lewinsky.

⁂

Briefe Otto Ludwigs

aus den Jahren 1845–1862.

⁂

Einleitung.

Es iſt nur eine kleine Reihe von Briefen Otto Ludwigs, die hier am Schluſſe unſrer Ausgabe zur Ergänzung des Lebensbildes, das den „Geſammelten Schriften" voranſteht, und zum entſcheidenden Beleg für gewiſſe Züge der Charakteriſtik mitgeteilt wird. Die Zeit einer vollſtändigen Veröffentlichung aller Briefe Ludwigs, wenn eine ſolche je notwendig werden ſollte, iſt noch nicht gekommen. Auch würde die vollſtändigſte Sammlung große Zwiſchenräume und Lücken ergeben, denn der Ludwig eigentümliche Verinnerlichungs- und Iſolierungstrieb äußerte ſich auch darin, daß er, obſchon er mit der Feder in der Hand dachte, allezeit eine gewiſſe Abneigung gegen das Briefſchreiben bewahrte und meiſt eines Anſtoßes von außen bedurfte, um dieſe Abneigung zu überwinden. Geſchah dies, ſo waren ſeine Briefe von beſonderm Reiz und ſpiegelten ſehr treu und unmittelbar die gewinnende Perſönlichkeit wie das mächtige Geiſtesleben des Dichters wieder. Es ſind für unſern Zweck nur ſolche Briefe ausgewählt worden, die der Zeit der geiſtigen Reife angehören und zur öffentlichen Wirkſamkeit des Dichters in einembeſtimmten Bezug ſtehen.

Bibl.
Univers.

I

An Eduard Devrient

Hochgeehrter Herr.

Wie ich die Freiheit entſchuldigen ſoll, die ich mir nehme, indem ich es wage, als Ihnen gänzlich Unbekannter mich mit einer Bitte Ihnen zu nahen, deren Erfüllung bei Ihren, wie ich weiß, überhäuften Berufsgeſchäften eine Freundlichkeit und Aufopferung vorausſezt, wie ſie nur ein Freund beanſpruchen dürfte — weiß ich ſelbſt nicht. Ich müßte mein Vertrauen auf Ihre Competenz in dem Fache, in welchem ich Ihr Urteil mir erbitten will, zu einem Verdienſte machen — und dies Vertrauen iſt in der That kein kleines, weil ich Sie für den Einzigen halte, der mir meine Frage genügend beantworten kann. Doch — was man nicht entſchuldigen kann, ſollte man auch nicht entſchuldigen wollen. Ich will drum meine Bitte nennen, haben Sie nicht ſo viel Luſt und Zeit als Sie Kraft dazu haben, ſie zu erfüllen, ſo wird mir ein bedeutendes Förderungsmittel entgeh'n; aber ich müßte viel zudringlicher ſein, als ich bin, wenn ich die ſofortige Rückſendung beiliegenden Büchleins*) Ihnen im mindeſten glaubte verargen zu dürfen.

Die Bitte ſelbſt: Beiliegendes leſen zu wollen und mich dann nur durch wenige Worte wiſſen zu laſſen, ob

---

*) Das Trauerſpiel „Die Rechte des Herzens.“

Sie glauben, daß ich auf der einen Seite das Charakteriſtiſche, auf der andern Seite das abſichtlich Nachläſſige (was den Perſonen den Schein nehmen ſoll, als legten ſie ihre Reden erſt für einen Zuhörer zurecht) im Dialog theatraliſchen (alſo abſichtlicheren) Wendungen durchaus werde opfern müſſen, wenn das Stück einen Erfolg haben ſoll? Eben ſo die Wendungen, die zum Theil emphatiſcher ſind als der eigentlichen Buchproſa zukommt. Freilich liegt der Grund hierzu ſchon im Sujet. Das Ganze wurzelt ſo im vulkaniſchen Boden übermäßiger Leidenſchaftlichkeit, daß ihre Zeichen aus den Reden (die leidenſchaftlich zerriſſenen oder überladenen Wortfügungen u. ſ. w.) herausgenommen, das Ganze unwahrſcheinlich machen würden.

Als Dichter ſehen Sie, ohne daß ich darauf hinzuweiſen brauchte, wie zum Beiſpiel Thaddeus nicht blos der alte treue Diener ſein ſoll, von dem wir genug Exemplare in ältern und jüngern Stücken beſitzen, ſondern daß ihm ſoviel Charaktereigenthümlichkeit und Pathos zugeſezt iſt, daß er als Mittelglied die leidenſchaftlichern und ruhigeren Parthieen zuſammenhält. Die überſpannte Leidenſchaftlichkeit der Prinzeſſin wird dadurch wahrſcheinlicher und künſtleriſch gemildert. Daß er ſich nun aber auch charakteriſtiſcher und unmittelbarer ausdrückt — doch wozu Ihnen von Dingen reden, die Sie beſſer finden und verſtehen werden, als ich ſie erklären könnte! Nur laſſen Sie mich den Schauſpieler bitten, daß er mit dem Dichter zu Rathe geht und mir dann ſagen mag, ob der Dialog des Stückes, wie er nun iſt, ganz aufgeopfert werden darf oder muß, wenn das Stück ſelbſt von ſeinem innern dramatiſchen Werthe nichts einbüßen und theatraliſch und äußerlich einen Erfolg erringen ſoll.

Ueberhaupt möcht ich wohl — wenn auch nicht jetzt — wiſſen, was Sie von dem Satze halten: Im

Dialoge müßte mehr auf pſychologiſche und pathologiſche Wahrheit, dazu auf charakteriſtiſche Unmittelbarkeit hingewirkt werden und der Schauſpieler — wenigſtens der gute — müßte mehr dabei gewinnen, als bei Feſthaltung der zeitherigen Convenienz. Freilich iſt das, was vorausgehen müßte und deſſen Das und Wie Sie ſo trefflich, als, leider! erfolglos bewieſen und gezeigt haben — das Inſtitut einer künſtleriſchen Schauſpielerbildung noch immer ein pium desiderium! Doch dies nur beiläufig.

Wenn Ihre Güte den Hinderniſſen, die aus Ihrer Geſchäftsüberladung hervorgehen, nur ſoviel abgewinnt, daß Sie die Stellen, welche Sie beim Durchleſen für ganz unpraktiſch halten, mit Stift an- und die Sie paſſend finden, unter-ſtreichen!

Ich werde mir dann ſchon ſelbſt deutlich zu machen wiſſen und herausfinden, was auch in den unan- und ununter-ſtrichenen Stellen und „warum“ Ihr Urtheil für oder gegen ſich hat. Ich will nur einen Fingerzeig! Sie brauchen dann gar nichts dazu zu ſchreiben. Ich weiß, wie viel ich verlange und will Ihnen dankbar ſein, wenn Sie mich nicht durch Uebermaß von Güte beſchämen. Gelegenheit hoff' ich mehr als eine zu finden, Ihnen zu zeigen, wie gut ich das Opfer, das Sie mir bringen, zu ſchätzen weiß.

Doch mögen Sie nun meine Bitte zu erfüllen Zeit und Luſt haben oder mag Beides oder das Eine Ihnen fehlen, die Hochachtung wird dies nicht mindern, mit der ich mich ſchreibe

Meißen, Burggaſſe bei Herrn
Stadtrath Beulig, 1 Treppe.
Am 16. Dezember
1845.

Ihren

ergebenſten
Otto Ludwig.

2

An Eduard Devrient

Geehrteſter Herr.

Ihr ſo freundliches Schreiben war mir das angenehmſte Chriſtgeſchenk, das mir kommen konnte; und ich würde von Ihrem Anerbieten ſchon Morgen oder Uebermorgen Gebrauch gemacht haben, wenn nicht ein — überaus proſaiſches — Hinderniß, ein Ueberbein am linken Fuße, mir das Reiſen in den allernächſten Tagen unrathſam machte. Bis zum künftigen Sonnabend ſagt mein Chirurg, wird dies Hinderniß gehoben ſein. Bekomm' ich nun bis Sonnabend Mittag keine Contreordre von Ihnen, ſo ſetz' ich mich auf den Dampfwagen und finde entweder den Sonnabend noch oder Sonntag Vormittag in der Reſtauration zur Hoffnung vor dem Falkenſchlag in Dresden Ihre Weiſung, wann und wo ich Sie ſprechen darf. Ich freue mich darauf, Ihnen mündlich ſagen zu können, wie Ihre Teilnahme mich erfreut und gerührt hat. Ich wünſche nichts ſehnlicher, als Ihnen für das Opfer, das Sie ſo uneigennützig dem Unbekannten bringen, mich thätig dankbar beweiſen zu können.

Wirklich Sie hochachtend

Ihr
ergebener
Otto Ludwig a.
Eisfeld.

Meißen, Burggaſſe,
den 24ſt. Decbr.
1845.

3

An Eduard Devrient

Verehrter Herr!

Soll ich mich entſchuldigen, daß ich Ihnen ſchon wieder läſtig werde? Nein; ich will lieber wie ein hartnäckiger Sünder, Ihre Güte anklagen, die mich verführt, als mich, daß ich ſie mißbrauche. Sie haben mich aufgerichtet, wie ich an meinem Talent zweifelte; machen Sie's nun mit ſich ſelbſt aus, wenn, der einmal Ihre freundliche Hand faſſen durfte, die ſeine zum zweitenmal nach ihr ausſtreckt.

Der Undank, der Ihre uneigennützige Aufopferung für die Kunſt gelohnt hat, die Dornenkrone, die der Eigenwille der Welt jedem edeln Streben aufſezt, hat mich empört und geſchmerzt. Denn dieſer Undank iſt ein Reif, der nicht Blätter, ſondern recht eigentlich die Wurzeln des Guten trifft und zugleich mit den geſäten noch ungeſäte Saten vernichtet.

Hier ſend' ich Ihnen, der Sie mich geſtorben glauben konnten, an Schillers: „Er lebt und lebt Euch allen zum Verderben" erinnernd, wenn kein Verderben doch eine Plage.

Mögen Sie's leſen, ſo ſtreichen Sie wohl an, wie beim Polenſtück; ein Paar Worte oder ein einziges auf ein Blatt Papier, wie das, was ich von dort als werthes Andenken an Sie bewahre, iſt genug, mir Ihre Meinung zu verdolmetſchen. Auch die weniger leſerlichen Buchſtaben eines Wortes werden leſerlich, wenn man das Ganze weiß; und ich hoffe und glaube Ihre Meinung von der Kunſt im Allgemeinen ſo gut gefaßt zu haben, daß mir der Bezug eines hingeworfenen Wortes keine Hieroglyphe bleiben wird. Um ſo mehr, da hier, wie bei dem Polenſtück Ihr Wort häufig nur das in mir ſchlummernde richtigere Gefühl von der Sache zu wecken, das durch die Maſſe und Macht des Stoffes verſchobene zurechtzurücken und dem richtigen aber zu ſchwachen und deßhalb überhörten bei mir ſelbſt Credit und Autorität zu geben haben möchte.

Das Stück ſelbſt*) leidet an Uebervollſaftigkeit. Auch hat es eigentlich noch gar keine Feile. Es iſt aus einem Alten ein viel mannichfacheres Neues geworden und ich arbeitete es in möglichſt kurzer Zeit aus dem Gröbſten, weil ich das mit dem Reize der Neuheit verbundene Intereſſe nicht während der Arbeit verlieren durfte, wenn ich Klarheit zur Ueberſicht und Wärme zur fügſamen Geſtaltung behalten wollte. Ich werde leider allein wiſſen, was ich damit gewollt; denn wie es vor mir liegt iſt's noch immer ein Marmorblock und kein Gott geworden. Bei der Ausweitung und größern Breite der Zuſammenſetzung leitete mich der vielleicht verkehrte Gedanke, unſere Zeit könne erſtlich (durch vieles Leſen und Sehen geſtärkt) und mache auch, eben durch die jetzigen Romane verwöhnt, Anſprüche an größeren Reichthum der Handlung. Ich verſtehe noch nicht ſo viel Blätter und Zweige aus Einem Keim zu treiben, ſo bekam das Ding zwei Stämme, eine Doppelhandlung.

---

*) Der Engel von Augsburg. Bearbeitung von 1846.

Nur ein Blättchen mit Andeutungen! Sonſt verlier' ich den Muth, wenn Sie ſich die Sache ſchwerer machen.

Grellheiten und Trockenheiten werden Sie augenblicklich finden; der ungeheure Stoff, der mir, ich weiß ſelbſt nicht wie? unter den Händen wuchs, die Rückſicht auf die kurze Dauer eines Theaterabends; ſo ging viel Ueberleitendes und wohl manche unumgängliche Nothwendigkeit von Mitteltinten verloren. Vieles iſt auf der andern Seite nur angedeutet, was vielleicht nicht Pedanten allein motivirter und ausgeführter verlangen dürften. Es iſt nun einmal ſo und mit gänzlichen Umarbeitungen fürcht' ich in die Verlegenheit eines Potsdamers zu kommen, dem ſeine Kinderdecke in allen Lagen, die er verſucht, zu kurz bleibt und zu ſchmal.

Ob Sie nun meinen, daß es wenigſtens nicht ſo verſtand- und bühnenwiderhaarig, daß das im Manuſcript Drucken und an Bühnen Verſenden etwas ganz Unkluges und Vergebliches wäre?

Ich habe jetzt nicht weniger als zehn verſchiedene Stücke im Kopf, wo ſie friedlich nebeneinander fortwachſen und einige ſchon ziemlich weitgediehen ſind, obgleich noch wenig oder gar nichts aufgeſchrieben iſt. Darunter einige Volksſtücke für den Effekt — verſteht ſich den poetiſchen. Das ſchreib' ich Ihnen nur, daß Sie ſehen, wie ſänftlich ich's mit Ihnen meine; damit Sie nicht erſchrecken, wenn's plötzlich Trauerſpiele hagelt.

Gott erhalte Sie Ihren Lieben geſund und froh und dieſe Ihnen und lohn all' Ihr Streben mit Gelingen; ich führe ein wunderlich Eremitenleben, das ich aber nicht umtauſchen möchte; Trauerſpielpläne und die Erinnerung der wenigen Todten und Lebendigen, die ich liebe und verehre wie Sie, ſind meine Familie.

Nur wenig Worte, daß Sie mich nicht beſchämen und ängſtlich machen

Ihren
Meißen im Gaſthof zum Schiff, ergebenen
am 18t. Novbr. 1846. Otto Ludwig.

4

An Eduard Devrient

Meißen 5ten Decbr 1846.

All das, ſehr verehrter Herr, was Sie mir über den Engel [von Augsburg] ſagen, iſt wahr und Ihr Urtheil nur zu mild. All' das und noch mehr hab' ich mir ſelbſt geſagt, geſagt, eh' ich an die Ausarbeitung ging. Aber das wilde Ding mußte heraus; ich ſeh' es als eine Art Ausbildungsfrieſel meines Talentes an und bin froh, daß ſich die materia peccans ſo ſchnell auf die äußerſte Autorenhaut geworfen hat — das

Papier. Der Franz und der Rinken mußten heraus ſonſt hätten ſie mir in alles Neue hingeſpukt und es verdorben. Ein neuer Stoff bemächtigt ſich meiner wie eine Krankheit; könnt' ich einen nicht auf's Papier bringen, ich glaube, es koſtete mir das Leben. Dafür exiſtirt es dann nicht mehr für mich, wenn es einmal aus mir heraus iſt und ich vermeide in einer ältern Arbeit zu leſen; das Gefühl kann ich nicht anders nennen als einen geiſtigen Ekel, was mir dann alle Strebeluſt raubt.

Zunächſt hab' ich ein Trauerſpiel in Gedanken „das Jagdrecht“ oder „die Wildſchützen“ oder wie's einmal heißen wird — der Titel iſt mir jederzeit das Schwerſte bei der Sache. Geſtern dacht' ich, Ihnen eine Skizze davon zu ſchicken, um für das Theatraliſche Ihren gütigen Rath zu erbitten; aber heut' iſt mir's klar geworden, daß ich mit wenn nicht weniger Zeit, doch weniger Mühe, die Sache aus meiner Anſchauung herausſchreibe, als eine ausgeführtere Skizze mich koſten wird. Eignet ſich's dann nicht zur Aufführung — ohne viel Umarbeiten — ſo verſuch' ich's wieder mit einem neuen. Am Mißlungenen lernt man mehr.

Ihre Briefe haben für mich eine belebende Kraft, die ich nicht zu beſchreiben ſuchen will, weil ich Ihnen ihre Wirkung nicht durch's Mikroſcop zeigen will. Dazu hab' ich eben Ihre Briefe aus Paris geleſen. Daß ich ſie darauf geleſen, als wären ſie an mich geſchrieben, die Illuſion können Sie mir wohl gönnen. Ihre Empfänglichkeit für alles Große und Bedeutende, ſo ohne Prätenſion und die Klarheit, mit welcher ſich die Dinge in Ihnen abſpiegeln, ohne die Einſeitigkeit einer Parthei — Sie ſind nur im Großen Partheigänger, nämlich für das Schöne und Große in ihrer Ganzheit. Sie führen mich vor die Sachen ſelbſt und laſſen ſie mich mitſehn; bei Andern ſind die Dinge, die man zu kennen wünſcht, ſtets nur Apropos, um auf andere zu kommen, die uns intereſſiren ſollen, weil ſie der Autor ſelbſt ſind. Dazu iſt jenen der Ausdruck nichts als der glänzende Lack der Meubel, in welchem wir ihr Bild, was uns an ihnen ſelbſt zu viel iſt, nocheinmal ſehen und in ihre eigene freudige Verwunderung darüber einſtimmen ſollen. Ihr deutſches Gemüth — das iſt keine Phraſe — erhalt' Ihnen und uns der liebe Gott auch unter den Franzoſen diesſeits des Rheins.

Aus dem Engel iſt, glaub' ich, nichts für das Theater zu machen. Kraft und Zeit ſind zwei Dinge, die ich ſparen muß. Ob er aber nicht als dramatiſirter Roman oder Novelle in die Welt gehen könnte? Als Krämergehülfe lebt' ich die Nächte in muſikaliſcher Produktion; ich hatte einige Opern geſehn, eine noch als Kind; in meiner kleinen Heimathsſtadt war keine Gelegenheit, andere als Kirchweihmuſik zu hören. Aber ich muß früher ausholen. Von Hildburghauſen, wo ich erſt den Grund zu einem Fakultätsſtudium legen ſollte, rief mich der Wunſch einer — das Wort iſt verbraucht — geliebten Mutter, um ſo zwingender, als ſie ihn nie gegen mich äußerte — in meine Geburtsſtadt zurück, um in das Krämergeſchäft ihres Bruders einzutreten. Ihre Freude darüber war nicht von Dauer; ſie ſtarb bald darauf. Und nun wurde mir meine Lage verhaßt. Die Nächte von mehren Jahren mußten mich für die Tage ſchadlos halten. Ich merkte, daß es mit dem Componiren nichts ſei ohne Studium der Theorie, trieb endlich „Marpurg von der Fuge“ auf und ſtudirte Kopf unten, Beine oben mich von der umgekehrten Seite in eine Kunſt hinein, die mir obenein nur eine geiſtige Liebe blieb, da ſie mir nicht in ihrer Wirklichkeit entgegentreten konnte. Vom Szeniſchen hatt' ich wenig Begriff, nahm aus meinen Stoffen das Intereſſanteſte, was ich drinn ſand; das Wort und den Klang hab' ich auch ſpäter beim Componiren nicht trennen können, es entſtand beides zugleich. Wie unpraktiſch, das können Sie aus meinen heutigen Arbeiten noch ſchließen. Da ich von vornherein keinen Plan machte und mir jede Zwiſchen- und Füllſzene zur muſikaliſchen Nummer anſchwoll, wurden meine Opera Ungeheuer. Schnitt ich nun davon ab, ſoviel ich zu müſſen glaubte, um die Normallänge herauszubringen, ſo war das keine organiſche Centraliſation — und das iſt's, was mir heute noch (und beſonders mit dem Engel) paſſirt. Ich trieb dies Jahre lang und erſtaune nun ſelbſt über dieſe Ausdauer und die Glut, die ich vergebens aufwandte. Etwas von mir kam zufällig dem Kapellmeiſter Grund in Meiningen, einem herrlichen Menſchen zu Geſicht, der ohne mein Wiſſen dem Herzog von Meiningen mein Talent und mich empfahl. Wie ich die Nachricht bekam, der Herzog wolle mich nach Leipzig ſenden, ging mir ein Morgenroth von lauter Cremoneſer Geigen auf. Mendelsſohn empfing mich gütig, lobte aber nicht, daß ich mit Opern anfangen wollte. Aber die Muſik exiſtirte für mich nicht als Ding für ſich, ſondern ſie war mir mit der Poeſie nur eins und zwar die Göttin, die meine zuweilen fieberhaften Anſchauungen mir, ſchmeichelnd und erleichternd, faſt möcht' ich ſagen mich rettend, mir aus dem bedrängten Innerſten herausnahm. Eine Erkältung auf der Reiſe, die bei tobenden Pulſen verwachten Nächte knüpften ihre Folgen an meine geſchreckte Stimmung; das Ergebniß war, daß ich, der nun frei ſollte der Muſik gehören können, über ein Jahr lang keine Muſik hören konnte, dem in dem leiſeſten Muſikton, den die Nerven nicht tragen mochten, zugleich die Mahnung klang, all' die Hoffnungen, die nur eben mit langgedämmter Gewalt aufgebrochen waren, ſeien vielleicht unwiderbringlich dahin. Ein halb Jahr faſt lag ich in Leipzig ſehr bedeutend krank, ohne einen einzigen Befreundeten, ja nur Bekannten; die Krankheit der Stubenpurſche, den ich in ein neues Logis mit hineinbrachte und wieder mit heraus nahm, der mich jezt noch mit ungewünſchter Treue feſthält.

Nun warf ich mich auf die Poeſie allein, hab' es aber noch nicht zu einem Verleger bringen können. Ich habe mit Novellen und allem möglichen — ohne nur Honorar zu fordern — während ich doch ſah, daß Viel gedruckt wird, was ſchlechter oder doch nicht beſſer iſt, als meines — habe in Leipzig mit Manuſcripten hauſirt, bin mit ſchamrothen Wangen von Buchhändler zu Buchhändler gelaufen und habe zulezt, ich weiß nicht, ob aus Stolz oder aus Bedauern den guten Leuten das abſchlägliche Wort ſelbſt in den Mund gelegt; aus Bedauern, je mehr meine Dinge und damit ich ſelbſt in meiner Achtung fielen. Mehre zeigten ſich geneigt wenn ſchon was von mir gedruckt ſei. Das war nun nicht und ich ſollte nicht eher in's Waſſer geh'n, als bis ich ſchwimmen konnte. Manchen waren meine Dinge zu ſtark ausgedrückt, als daß ſie ſich damit hätten befaſſen mögen. Ich legte mich nun auf's Verſenden — mit gleichem, d. h. mit keinem Erfolg. Nur daß Laube eine Novelle und eine dramatiſche Kleinigkeit, ein Vorſpiel zu einem alten Friz, in ſeine Elegante aufnahm. Nun kommt noch hinzu, daß eine Veränderung in meinen Umſtänden mich zwar heut und morgen noch nicht zwingt, Silber aus Dinte zu machen, aber doch mit Ernſt dran denken heißt, mich dazu zu bereiten.

Das Polenſtück folgt mit. Erlauben Sie mir, wenn es der Oeffentlichkeit nicht zu Ohren aber doch zu Augen gelangen ſollte, daſſelbe mit Ihrem Namen und einigen Zeilen dabei zu vergolden? Ich weiß ſonſt keine Gelegenheit, das Gefühl von Liebe und Hochachtung, welches Ihre Güte in einem undankbarern Herzen als das meine iſt, hätte hervorbringen müſſen, wenigſtens auszuſprechen. Was das bisherige Schickſal des Stückes anlangt, ſo leg' ich die Antwort ſeiner Excellenz bei. Ihr Bruder, dem ich Ihrem gütigen Rathe folgend ſchrieb, antwortete mir ſehr freundlich; kannte aber noch nicht das Stück, wohl aber ſein Schickſal bei der Intendanz. Nun ſchickt' ich's an O. Wigand nach Leipzig, der mir's bald wieder retour ſandte von einer Kritik begleitet, die die abſchlägliche Antwort motiviren ſollte, und worin ich mein eigen Stück nicht wieder erkannte. Der Kritikus ſchien kein Freund der Unmittelbarkeit des Ausdrucks; meinte, außerdem, daß das Stück von Haus aus weder dramatiſch noch theatraliſch ſei, ſo hätte unter Anderm Eugenie wenigſtens ihre Liebe erſt prüfen müſſen, Zweifel daran erheben und wiederum zum Schweigen bringen, damit der Leſer nicht am Ende ſich kompromittirt hätte, wenn er ſich dann wie von wirklicher Liebe rühren laſſen und die Sache wohl gar nur eine Selbſttäuſchung geweſen wäre. Dem guten Manne iſt nicht ſo leicht was vorgemacht; er geht ſicher; er gäbe einen guten Polizeiaufpaſſer am Parnaß; jede Leidenſchaft müßte einen Rekognitionsſchein aufweiſen. Ich hab' ihn nicht begriffen und glaube, daß eine Liebe, die anfängt ſich zu prüfen, die Prüfung ſchon nicht mehr nöthig hat, wenigſtens die nicht iſt, die ich darſtellen wollte. Beide, der Pole und Eugenie ſcheinen ſchon ihren Charaktern nach für einander beſtimmt. Was ſie ſo ſchnell zuſammenführt, iſt von ſolcher Stärke, daß man's ihm zutrauen kann, es werde ſie zuſammenhalten.

Und geſetzt, Eugeniens Liebe ſoll eine größere Selbſttäuſchung ſein, als eine wohlconditionierte Liebe ſein ſoll, ſo ſuche man doch die Grundidee des Stückes in den Worten der Baroneſſe: Eine ſchöne Täuſchung ſtrafe ſich auf dieſer Welt oft ſchlimmer als ein vorbedachtes Verbrechen. Und darin liegt ja eben das Glück der beiden Liebenden, daß ſie ſterben, eh' Ein Zweifel noch in den blanken Stahl ihrer Wonne ſeine Spur eingedrückt, die Poeſie hat die reinen Seelen der Welt entrückt, eh' die Proſa den jungen Kranz welken machen konnte. Wenn der Kritiker glaubt, ich hab' ein Unglück ſchildern wollen, irrt er; ich wollte ein Glück ſchildern, ein beneidenswerthes Glück. Mein Begriff vom Tragiſchen iſt der, den ich in einer alten Bearbeitung der Agnes folgendermaßen ausgeſprochen:

Ihr wagte nicht der Erde Luſt zu nahen,
Drum trat der Schmerz, der heil'ger iſt, zu ihr,
Um ihr zu dienen, um ſie zu verklären.

Ich meine: das Edle muß untergehn, nicht, weil das Leben ſein Feind iſt, ſondern weil das Leben ſein nicht werth iſt.

Ihre gütige Einladung werd' ich, wenn es irgend meine Geſundheit erlaubt, benutzen. Ich denke noch mit Vergnügen daran, was ich aus den wenigen Stellen ſchon lernen konnte, die Sie mir vorlaſen. Dann wär' mir freilich lieb, wenn Niemand von mir wüßte. Es iſt freilich unwiderlegbar, was Sie von dem Einfluß des realen Theaters auf das Theatraliſche der Compoſition ſagen. Ich denke, auf Januar, Februar und März — wenn irgend mein Gebreſten es zuläßt, nach Dresden zu ziehen. Nun aber — damit ich Ihre Güte nicht auf einen Hieb todtſchlage — verzeihn Sie mir mich ſelbſt und alle Plage, die ich Ihnen mache. Seien Sie nicht böſe

Ihrem
ergebenſten
Otto Ludwig.

5

An Karl Gutzkow

Hochgeehrter Herr!

In der Beilage hab' ich die Ehre Ihnen ein Schauſpiel zu überſenden, welches ich Sie zu prüfen bitte. Es iſt etwas lang gerathen; doch ließe ſich's zuſammenrücken, mit Anwendung einiger Gewalt ſogar bis auf die Normallänge. Es könnten namentlich die Monologe des Cardillac und vor Allem die elementar-aeſthetiſchen Vorträge desſelben — von welchen ich nun eigentlich ſelbſt nicht weiß, wie ſie in das Stück gekommen und was ſie darin ſollen — weggelaſſen werden. Hier und da würde auch wohl der jungen Damen wegen, die doch die Sahne des Theaterpublikums bilden, etwas zu mildern ſein. Der Tragiker ſoll einmal das Herz treffen und doch das Buſentuch nicht verſchieben.

Auf den Fall, daß Sie glauben, aus dem „Fräulein" ſei ein wirkſames Stück zu machen, und ihm Ihre Hülfe, in Dresden auf die Breter zu kommen, nicht verſagen wollen, möcht' ich Sie bitten — verſteht ſich, wenn Zeit und Luſt nichts dagegen haben — das nach Ihrer Meinung Wegzulaſſende nur mit Bleiſtift am Rande und das zu Mildernde unter der Zeile andeuten zu wollen. Doch will ich Ihnen ſchon herzlichſt danken, wenn Sie mir nur mit zwei Worten — und wo möglich bald — ſagen wollen, ob das Stück überhaupt Ausſicht hat, in Dresden und unter Ihrer Leitung dargeſtellt zu werden. Am Kürzen und Mildern ſoll es dann — wüßt' ich die Zeit ohngefähr, in welcher es zum Reihen antreten könnte — nicht fehlen.

Da das beigeſchloſſene Exemplar mein einziges, bitte ich, es mir mit Ihrer gefälligen Zuſchrift remittiren zu wollen. Wenn Sie gelegentlich Herrn Eduard Devrient und den Seinigen mich achtungsvollſt empfehlen möchten, würden Sie mich ſehr verbinden.

Voll Hochachtung

Ihr

Cöln bei Meißen,
den 6ten Januar
1849

ergebener
Otto Ludwig.

6

An Karl Gutzkow

Geehrter Herr.

Meinen herzlichſten Dank für die Freundlichkeit, mit der Sie der „Scuderi“ ſich anzunehmen gedenken. Es iſt ein wunderlich Stück geworden. Zu erklären leichter, wie es gerade ſo geworden als zu entſchuldigen, daß es ſo geworden und daß ich Sie damit behellige. Denn mit derſelben Haſt, in der es entſtand, hab' ich es abgeſchickt — um es äußerlich ſo ſchnell los zu werden, wie innerlich, wo es mich von der zuletzt beſonders durch die Wiener Geſchichten auf das Höchſte beſchwerten Laſt politiſcher Aufregung befreite. Man ſieht dem Dinge nun einfach an, woraus es gemacht iſt.

Im Gefühle meiner Straffälligkeit hab' ich nun eine neuere Arbeit an Herrn Ed. Devrient geſchickt — nicht damit der Kelch an Ihnen vorübergehe; nur weil ich zu ſehr wünſche, mir Ihre Güte zu erhalten, als daß ich meine Attentate auf dieſelbe ſo ſchnell ſich folgen laſſen möchte. Ich habe ihn gebeten, ſie Ihnen mitzutheilen, wenn er ſie Ihrer Theilnahme werth erachte. —

Es kommt mir — in dem Augenblick wo Ihre Zuſchrift von geſtern datirt, die Erinnerung an Ihre

Güte erneut, ein Gedanke, wie ich das Schickſal, womit dieſe neue Zuſendung Sie bedroht, vielleicht für Sie Beide mildere. Ich müſſte mir eben den Muth faſſen, Ihnen einen unmaßgeblichen Vorſchlag zu thun:

Es könnte ſich treffen, daß, wenn ich das neue Stück an Herrn Eduard Devrient ſende, dieſer gerade abgehalten wäre und Sie dagegen Muße und Luſt hätten, es zu leſen; aber auch umgekehrt; darum — aber genug! Den Nachſatz will ich nicht machen, um wenigſtens einen Schein von Lebensart zu retten. Ich glaube, Sie werden das Neue praktiſcher finden als die Scuderi.

Hochachtungsvoll
der
Ihre,
Cöln bei Meißen, Otto Ludwig aus
21ſten Febr. 1849. Eisfeld.

7

An Karl Gutzkow

Geehrter Herr.

Da meine Umſtände mir nicht erlauben, ſchon in der nächſten Zeit perſönlich nach Dresden zu kommen, ſo erinnr' ich Sie an Ihr gütiges Anerbieten für dieſen Fall, die „Scuderi" mit Ihren Randbemerkungen mir rückſenden zu wollen. Ich weiß nicht, ob Herr Ed. Devrient Ihnen ſchon die „Pfarrroſe" zugeſchickt hat; wenn — ſo möcht' ich Sie nur ganz leis am Aermel gezupft haben: Mehr nicht. Denn ich kann mir denken wie Sie überhäuft ſein mögen, und möchte ſo wenig als möglich an den Mußeſtörungen Mitſchuldiger ſein, an denen die Kraft von Amteswegen ſich zerſplittern muß, die Uriel Acoſtas ſchaffen ſollte.

Ihr
Cöln bei Meißen, am ergebenſter
21ſt. März 1849. Otto Ludwig.

8

An Eduard Devrient

[Anfang 1849]

Geehrter Herr!

Wenn ich Sie einigemal bat, meine Briefe nicht zu beantworten, ſo hielten Sie das zweifelsohne und gewiß mit Fug für eine Art Belohnung oder Entſchädigung für früher mit mir gehabte Müh'n. Daß es aber nur eine antecaptatio benevolentiae für künftige Anſinnen war, werden Sie eben mit Schrecken gewahr. In Betracht des Ihnen noch zuzuweiſenden Theils Plage hatte ich auch die Scuderi nicht an Sie geſchickt und nun ich durch Herrn D. Gutzkow weiß, daß Sie ſich derſelben ſo freundlich mitangenommen, hab' ich kaum den Muth, jenes Ihnen zugedachte Schickſal noch über Sie hereinbrechen zu laſſen.

Ihre Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt hatt' ich neulich in Händen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mich das Werk bearbeitet hat. Heut' und geſtern ſchon plag' ich mich ab, Ihnen ein Bild davon zu entwerfen. Aber eben, daß mir dies noch nicht gelingen will, ſchildert die Größe der Wirkung beſſer als dies mir ſonſt gelingen könnte. Soviel, was ich noch dunkel, mehr als Inſtinkt beim Schaffen in mir hegte, wie als bewußte Erkenntniß, iſt mir nun erſt ſelbſt deutlich geworden und gewiß zu meinem großen Nutzen; Vieles überraſchte mich, namentlich der Geſichtspunkt nach dem Sie das Ganze betrachten und ordnen und beurtheilen und der von allem Conventionellen, aller literarhiſtoriſchen Tradition ſo frei gewählt iſt. In der Darſtellung iſt Alles ſo einfach, ſo klar, ſo gar ohne das metaphyſiſche Sauſen und Brauſen und die Rauchſäule einer Schulſprache, mit und durch welche unſere Hegeliſchen Aeſthetiker orakeln; ſo hell und doch ſo warm, ſo ohne Zertrümmerung Andersdenkender, in mildem ſittlichem Ernſte ſo ächt deutſch, thut es wohl, heilt, ermuthigt es. Es wirkt mit Einem Wort als Lehre und als Kunſtwerk zugleich. Für unſere Kunſtgenoſſen wird dies Werk unendlich fördernder wirken als all die ſpekulative Brühe unſerer Philoſophen. Mir iſt's wie Ahnung, als ſollte es die Grundlage einer ſelbſtändigen deutſchen dramatiſchen Schule werden können — wenn nur die Zeit ſänftlicher hauchen wollte!

Nehmen Sie einſtweilen dieſe Konfuſion hin. Buch und Autor ſind Beide zu achtungswerth und bedeutend, um eher als nach ſorgfältigſtem Studium etwas darüber ſagen zu können, was ein Urtheil zu heißen ſich herausnehmen dürfte. Doch behalt' ich mir es vor etwas dergleichen Ihnen ſpäter mitzutheilen, was man, wenn es der Mühe werth ausfiele, veröffentlichen könnte. War es je Noth, an die Kunſt zu erinnern, ſo iſt es jezt, wo politiſcher Fanatismus der Blüthe der deutſchen Literatur ähnlich ein Ende zu machen droht, wie religiös-politiſcher vor zweihundert Jahren der engliſchen.

Ich hoffe, die Wirkung Ihres Werkes auf mich ſoll beifolgendes Stück*) Ihnen beſſer verdollmetſchen als dieſe meine Stammelei. Und weil ich doch einmal es genannt habe — möchten Sie es leſen und wenn Sie es der Mühe werth halten, Gutzkow empfehlen? Ich habe ihn gebeten, wenn Sie vielleicht eben durch Arbeit abgehalten u. er frei wäre, es ſich von Ihnen geben zu laſſen.

Ich nehme an, daß Sie und Ihre Lieben Alle geſund und ſo wohlgemuth ſind, als dieſe launiſche Zeit nur irgend erlauben will. Sie bitte ich nur in zwei Zeilen um Ihr Urtheil wegen der Aufführbarkeit, das Urtheil Ihrer Frau Gemalin und Fräulein Tochter, denen Sie das Stück vielleicht mittheilen möchten, werd' ich mir dann ſelber abholen.

---

*) Das Trauerſpiel „Die Pfarrroſe."

Empfehlen Sie mich all Ihren Lieben und erhalten Sie Ihre Freundlichkeit

Ihrem
Otto Ludwig.

9

An Eduard Devrient

Cöln bei Meißen d. 14t. Aug. 1849.

Alſo Ihr acht und vierzigſter Geburtstag war dieſen Sonnabend. Mein Schutzgeiſt muß darum gewußt haben, denn ich erinn're mich, daß ich an dieſem Tag heiterer geſtimmt war als ſeit Wochen. Hätt' aber ich ſelbſt es gewußt, ſo hätt' ich den Tag nach meiner Weiſe feierlich begangen. Gott erhalt' Ihnen dieſe männliche Heiterkeit, dieſes Ihr ſtarkes innres Glück, dieſe Seelengeſundheit weit über jene Erfüllung des Menſchenalters hinaus. Und gebe dazu, daß auch die zarteren Stämme, die ſich auf Sie lehnen, in Mark und Blättern ihr Wehen durchdringen möge zu friſchem Gedeih'n.

Den Gedanken nach Dresden überzuſiedeln hab' ich noch keineswegs aufgegeben. Mit Ende Auguſt werd' ich Meißen verlaſſen.

Was mein Stück*) betrifft, hab' ich manche von Ihren Ausſtellungen vorher geſehn.

Das alte Manuſcript folgt; ich habe, damit Sie ſich leichter in Ihre Meinung davon zurückverſetzen können, Ihre Ausſtellungen und ſelbſt Ihren Brief beigepackt, bitte aber recht ſehr um die Zurückſendung beider Letztern, ſobald Sie dieſelben nicht mehr nöthig haben. Das Manuſcript hat freilich einige Verunzierungen erhalten, wegen deren ich um Vergebung bitte, da ſie nicht zu redreſſiren ſind.

---

*) Der Erbförſter.

Ich glaube nur, bei Umarbeitungen ſollte man das Alte nicht ſchonen wollen; je mehr man von dem Alten beibehalten will, deſto gezwungener muß das neue werden. Ich wollte, Sie ſähen die neue Bearbeitung als ein ganz neues anderes Stück an; es wäre wahrſcheinlich weit beſſer geworden, wenn ich es ganz umgegoſſen hätte, ohne etwas zu ſchonen. Das Unbefangene, das Jungfräuliche einer erſten Bearbeitung geht bei einer Umarbeitung allemal verloren; ich glaube, daß jede Bemühung, dies wiederherzuſtellen, höchſtens eine Affektation desſelben an ſeine Stelle ſetzen kann.

Das mit dem übermäßigen Motiviren geb' ich ohne allen Streit zu; es iſt das eben eine Folge der verlorenen Unbefangenheit; ich erwarte Ihren hülfreichen Rath in dieſer Beziehung.

Was die Retouchen betrifft, ſo hab' ich ſie aus folgendem Grunde für nöthig erachtet. Dadurch, daß auch Robert in Leidenſchaft iſt, iſt das ganze Stück bewegter, ungeſtümer worden — eben ein anderes Stück; die übrigen Theile mußten mit der höhern Färbung des Neuhinzugekommenen in Uebereinſtimmung gebracht werden.

Die Verwickelung ferner iſt, dünkt mich, im neuen nicht allein nicht künſtlicher, ſie iſt ſogar viel weniger künſtlich als die im alten; aber im alten lag ſie verborgener; erſtlich wurde ſie nur erzählt, man ſah ſie nicht vorgeh'n; zweitens ſtand dieſe Erzählung auch noch an einem Orte, wo die Theilnahme an dem Helden ſie in Schatten ſtellte. Man hörte ſie nur mit halbem Ohr, während man die jetzige mit beiden ganzen Augen ſieht. Aber daß ſie, — wie ſie von der

Hauptperſon theilweis verdeckt war, auch wiederum dieſe Hauptperſon und das Intereſſe für dieſelbe theilweis verdeckte und ſtörte, war ein Hauptfehler der alten Arbeit. — Ich komme ſpäter noch einmal auf die Gründe zurück, die mich vermochten das Begebenheitliche zuſammen abzuthun.

Sie ſchreiben „Mein Hauptbedenken gegen die jetzige Verwickelung iſt, daß die Wahrſcheinlichkeit, Robert habe auf Andres geſchoſſen, zu künſtlich auf einzelne hin- und hergetragene Äußerungen geſtellt iſt. Das ganze Verhältniß der beiden jungen Männer zu einander macht eine ſolche That gar nicht glaubhaft und doch ſoll die ganze Kataſtrophe darauf beruh'n.“

Gegen dieſen Satz erlaube ich mir einige Leuterungen beizubringen; und zwar gegen die drei angeſtrichenen Stellen zunächſt. Die erſte derſelben werd' ich zur No 3 machen und mit der zweiten beginnen.

1., alſo iſt die Wahrſcheinlichkeit, Robert habe auf Andres geſchoſſen, nicht auf einzelne, alſo doch mehr als eine, Äußerung geſtellt, ſondern nur auf Weilers Erzählung mit ihrem Belege — dem blutigen Tuch und die Umſtände, daß Andres die Flinte mitgehabt, die Weiler an dem von Robert Getroffenen geſeh'n und daß Andres nicht mit Wilhelm heimgekommen iſt, den ſchützend heimzubringen dem gehorſamen Sohn nicht allein das ſtrenge Gebot des Vaters, der nicht fackelt, ſondern auch dem gemüthlichen Jungen die Bruderliebe gebot.

2., „Das Verhältniß der beiden jungen Männer macht eine ſolche That gar nicht glaubhaft.“ Wem? Dem alten Förſter? Denn weiter ſoll ſie Niemand glaubhaft gemacht werden. Es braucht ſie Niemand weiter zu glauben als der Alte. Schlechthin glaubhaft ſoll ſie gar nicht ſein; nur einem ſolchen Charakter in ſolcher Lage. Ich muß aber geſteh'n, daß mir umgekehrt unwahrſcheinlich vorkommen würde, wenn der alte Förſter, der concrete Anſchauungsmenſch hier in der höchſten Aufregung anfinge, etwas zu thun, was er im ganzen Stück vorher nicht gethan, ja als deſſen prinzipieller Feind er ſich gezeigt hat — nämlich durch ruhige, unpartheiiſche Ueberlegung ſich ſelber zu ernüchtern. Es wäre das gegen ſeinen Charakter überhaupt und gegen ſeinen augenblicklichen Zuſtand zugleich. — Ich will aber ſelbſt einmal annehmen, er hätte ſich die Einwendung ſelbſt gemacht (mit der er aber ſowohl aus ſeinem Charakter gefallen wäre als aus dem Charakter der Leidenſchaft, die ihn eben beherrſcht), nämlich die Einwendung „aber die Jungen ſind ſich immer gut geweſen“; ſo dächt' ich, hätte die ihn beherrſchende Leidenſchaft ſich nicht ſo ſchnell dadurch aus dem Felde ſchlagen laſſen, wenn ſie nichts weiter nöthig hatte, um zu ſiegen, als die einfache Gegeneinwendung: ſie ſind's eben geweſen. Viele Todfeinde ſind erſt Freunde geweſen. Weiß denn Er, was vorgegangen? Iſt er nicht ſelbſt noch vor wenigen Stunden der intimſte Freund des Mannes geweſen, den er jezt für ſeinen Todfeind anſieht? Iſt es nicht natürlicher, daß der Eindruck des blutigen Tuches und der andern Wahrſcheinlichkeitsgründe ihn zu der Meinung bringen kann, „ſie ſind alſo zulezt Feinde geweſen,“ als daß umgekehrt der Gedanke (und was iſt ihm ein Gedanke, der mit ſeinem Herzen (das jetzt die Rachſucht beherrſcht) im Widerſpruch ſtehen würde, als ein „Aber,“ ein Hirngeſpinnſt, ein Verſuch des Kopfes, ihn an ſeinem Herzen irr zu machen?), ſie waren früher „Freunde“ ihn von der Meinung abbringen ſollte, welche die Erzählung und vor Allem das blutige Tuch in ihm hervorbringen mußte. Denn er iſt ein Anſchauungsmenſch und kein Gedankenmenſch; er denkt mit dem Herzen und dies Herz iſt voll Rachſucht. Ein Criminalrichter wird ſich jene

Einwendung machen, der bei dem Falle ſelbſt nicht intereſſirt iſt, aber der bornirte Mann aus dem Volke, der Gefühlsmenſch und darum blinde Parteimenſch, der das blutige Tuch ſeines Sohnes als Beleg zu einer Geſchichte in der Hand hält, die er ſchon deßhalb glauben wird, weil ſie zu ſeiner Stimmung (ſeinem Herzen) paßt?! Und darauf noch die Gewalt des orakelartigen Wortes der Bibel, das dem Abergläubigen (ſo iſt er in der Szene mit Robert im erſten Aufzug ausdrücklich deßhalb geſchildert) ſo wunderbar ſchrecklich auf ſeinen Fall zu paſſen ſcheint. Solche Leute machen gern die Bibel zum Orakel. Das von den zwei Rechten erſt, dann das Auge um Auge — wie ein Wink von oben. Eben ſo nimmt er ja auch Ende des fünften Aufzugs ſein Gottesurtheil aus der Bibel.

Und übrigens — um 3., zum eigentlich erſten der angeſtrichenen Worte zu kommen — und übrigens iſt dies ein Punkt, in welchem die jetzige Verwickelung nichts abgeändert hat. Denn auch im alten Stück glaubt nur der Förſter, daß Robert ſeinen Andres erſchoſſen habe. Höchſtens könnt' es noch der Zuſchauer glauben. Aber da die Gründe, warum es im alten Stück der Zuſchauer glauben könnte, doch nur eben dieſelben ſind, warum es in dem neuen (wie im alten; denn darin iſt nichts geändert) der Förſter glaubt, ſo würden, wenn dieſe Gründe jezt dazu nicht hinreichen, den Förſter zu beſtimmen, dieſelben dort noch weniger hingereicht haben, den Zuſchauer zu überzeugen. Mithin hätte die alte Bearbeitung in dieſem Punkte vor der jetzigen gar nichts voraus.

Aber in der neuen Bearbeitung — und hier bin ich an dem Punkte angelangt, den ich Seite 3 dieſes Briefungeheuers näher zu erörtern mir vornahm — aber in der neuen Bearbeitung iſt der Zuſchauer weit entfernt zum Glauben an Andres Tod durch Robert gelockt zu werden, vielmehr ausdrücklich in den wirklichen Verlauf der Handlung eingeweiht worden und zwar:

1., weil ich darin das einzige Mittel ſah, den weitſchweifigen Erklärungen auszuweichen, die außerdem im fünften Aufzug nöthig waren; wenn dort nicht allein der Förſter ſondern auch der Zuſchauer über die wahre Sachlage aufgeklärt werden mußte

2., weil ich darin das beſſere Mittel ſah zum Zweck der Tragödie, die mitleidige Furcht des Zuſchauers für den Helden in Bewegung zu ſetzen. Eingedenk Hamburger Dramaturgie, 1 Bd., 48ſtes Stück (Ausgabe v. 1839, S. 215 pp.). „Der Dichter überraſche ſeine Perſonen ſoviel er will; wir werden unſern Theil davon zu nehmen wiſſen, wenn wir, was ſie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch ſo lang vorausgeſehen haben. Ja, unſer Antheil wird um ſo lebhafter und ſtärker ſein, je länger und zuverläſſiger wir es vorausgeſehen haben“ u. ſ. w. — bis S. 224 (acht-u.vierzigſtes und neunundvierzigſtes Stück).

Die Summe zu zieh'n:

Wenn es wirklich nicht wahrſcheinlich, daß den Förſter die Geſchichte Weilers und die ſtumme Beredſamkeit des blutigen Tuchs und des Umſtandes, daß Andres jene Flinte mithatte, die Weiler an dem Gefallenen geſeh'n, daß Andres ferner weder mit Wilhelm, den er heimführen ſollte, heimgekommen, noch ſpäter überhaupt heimgekommen, in ſeinem, der nüchternen Ueberlegung nie ſo ſehr fern geweſenen Zuſtand zu dem Glauben bringen kann, der, der das Tuch, das Gewehr mithatte, der trotz des ſtrengen Vaterbefehls nicht heimkommt, ſei der geweſen, den Robert getroffen, der nach dem mit Andres Tuch und Flinte ſchießend geſehen worden; — wenn es alſo wirklich nicht wahrſcheinlich iſt, daß der Alte im halben Wahnſinn der ungerecht und blind machenden Leidenſchaft, dazu im

Weinrauſch den Robert für ſeines Sohnes Mörder halten kann, ſo iſt das nicht ein Fehler der neuen Bearbeitung allein, ſo iſt es ein Fehler des Stückes überhaupt und wäre ein organiſcher, tödtlicher — in einem Situationsſtück vielleicht. Aber ob in einem Charakterſtück? Wo der Held eben nicht handelt, wie jeder gehandelt haben würde, der auch einen andern Charakter beſeſſen. Denn deßhalb iſt er ja eben ein tragiſcher Charakter, ein Zuviel-charakter; das, was er mehr davon hat als ſein Zuſchauer, das iſt's ja eben, was ihn zu der That treibt, die wir mit unſerm Weniger nicht gethan hätten.

Wenn man von dem Zuſchauer ſo wenig Neigung, ſich poetiſch täuſchen zu laſſen, erwarten müßte, ſo dürfte man zuletzt die tragiſche Kataſtrophe nur auf Dinge gründen wie das Zubettegehn und dergleichen, wovon er die Wahrſcheinlichkeit ja begreifen wird, da er dies ſelbſt täglich einmal, und wer einen Mittagsſchlaf gewohnt iſt, ſogar zweimal an ſich erlebt.

Aber es wird Ihnen angſt und bang vor dieſen Auseinanderſetzungen, die Ihnen am Ende nichts Neues ſagen. Ich würde ſie Ihnen auch nicht zugemuthet haben, wenn ſie nicht die Lebensfrage des Stücks beträfen. Sie ſind eigentlich nichts anderes als geiſtiger Angſtſchweiß wegen meines Förſters, deſſen ganze Charakteranlage von vorne und bis in's Kleinſte hinein keinen andern Zweck hat als das Stückchen Volksjuſtiz, das er ausüben muß, wahrſcheinlich zu machen. Und wenn mir das nicht gelungen iſt, ſo iſt mir eben gar nichts gelungen. Denn das iſt ja eigentlich das Stück, und nur das.

Man könnte noch einwenden: „wie ſieht's denn mit der dramatiſch-theatraliſchen Convention aus? Warum ſagt der Förſter nicht deutlich und ausdrücklich: Das und das glaub' ich und das und das werd' ich thun? Denn uns liegt mehr daran, daß uns irgend ein Grund zu einer That ausgeſprochen wird, als daß wirklich einer aber ſtillſchweigend vorhanden iſt. Und machen's doch auch die Shakeſpeariſchen Figuren ſo."

Aber eben in dieſem Punkte iſt Shakeſpeare über die Natur hinausgegangen. Ein ſolch außerordentlicher Geiſt hat ſeinen eximirten Gerichtsſtand. Und mach's ihm ein mittelmäßiger Geiſt nach. Die That wird die Strafe ſein. Wenn bei Shakeſpeare die Figuren hier in's Unendliche wachſen, haben ſie bei allen ſeinen Nachahmern mehr oder weniger das geſpreizte Anſehn von Marionetten. Aus jeder Bewegung ſtreckt die Eitelkeit eine Zunge, die da ſagt: Seht, ihr Leute, jezt thu' ich die That. Und nicht etwa eine ordinäre, wie ſie auch der Liebhaber, der Naturburſche u. ſ. w. thun. Nein; au contraire; ich habe die Ehre, Ihnen zu verſichern, daß das eine ganz extraordinäre That iſt, eine That kat' éxochen; wie ſie nur der erſte Held zu thun bekommt; die That, welche zu ſeh'n, Sie eigentlich gekommen ſind. Auf mich hat dergleichen im Theater immer wie ein plötzlicher Guß kalten Waſſers gewirkt. In der Wirklichkeit iſt ein Menſch, der eine ſolche That begehen wird (will, darf man eben nicht ſagen) ſo wenig geeignet, ein plaſtiſch geſammeltes Bild nach außen zu wenden! Und iſt er's, ſo rafft er ſich der Umgebung wegen zuſammen; aber das Publikum iſt ja Niemand und ein bürgerlich Trauerſpiel hat mit Heroen nichts zu thun. Und wenn er aus Rückſicht gegen das Publikum die Natur verhüllt, wo wir ſie eben in der hülfloſeſten Nacktheit erblicken ſollten, ſo ſeh' ich nicht ein, warum er nicht vor der Virtuoſenoſtentation dem Publikum das Virtuoſencompliment macht.

Aber nun genug. Ich ſehe Sie lächeln und Sie haben recht. Denn ich habe nichts geſagt, was Ihnen neu ſein könnte. Ich hätte vielleicht beſſer gethan, Sie nochmals zu bitten, die neue Bearbeitung eben als ein neues Stück anzuſeh'n und die alte lieber gänzlich zu vergeſſen als zu vergleichen. Es hat Vieles ſo ganz anders geſtellt werden müſſen, wovon man's erſt gar nicht dachte. Manche neue Verbeſſerung ſchien ſo nöthig, manche Ergänzung. Dieſe ewig Hadernden mußten einen ewigen Vermittler haben; wunderlich erſchien es auch, daß der hitzige Stein nicht auch mit ſeinem Sohne in Händel gerathen ſollte. Jener Vermittler mußte über beiden ſtehen, alſo eine objektive, alſo humoriſtiſche Weltanſicht haben. Stein, der Gebildetere, nur momentan völlig bornirte, ſteht unter ſeinem Einfluß, aber die unbedingte Bornirtheit (der Förſter) iſt der Gegenpol des Humors; das iſt ganz in der Natur begründet, daß dieſe Bornirtheit den Humor als den Todfeind inſtinktmäßig von ſich abwehrt. Ferner konnte die lezte Szene des zweiten Aufzugs den Förſter gewöhnen, auch in Robert einen Feind ſeiner Ehre zu ſeh'n. So daß alſo die neue Bearbeitung noch etwas mehr gethan, des Förſters Glauben an jene That wenigſtens ein mögliches Hinderniß zu benehmen. Zugleich war die Gelegenheit ſo nah, die Liebesleute zu contraſtiren und namentlich aus dem Robert mehr zu machen als den ernſten Harlekin, wie ich die herkömmliche Schauſpielmaske bezeichnen möchte, die man den Liebhaber nennt und deren Obliegenheit lediglich darin beſteht, einen, zwei, drei, vier oder fünf Aufzüge lang des Liebhabens ſich zu befleißen.

Indem ich dies ſchreibe, kommt mir's ſelber vor, als wär' ich wieder meinem alten Abwege nah — wenn nicht ſchon auf ihm, dem Abwege, dadurch, daß ich den kleinſten Einzelnheiten den Schein der Wirklichkeit geben will, das Ganze unförmlich und unwahrſcheinlich zu machen. Wenn das wirklich der Fall, ſo dürft' ich nur ſo arbeiten, wie ich das Polenſtück und die urſprüngliche Waldtragödie gearbeitet habe —

gleichſam hinter meinem eigenen Rücken, aller Vertiefung in das Werk ausweichend, ſo ſchnell fortſchreibend als eben die Feder laufen will; nichts wieder durchleſen, nichts überlegen, ſondern nur ſo aus der augenblicklichen Anſchauung heraus mit einer gewiſſen Gewißheit des Gelingens. So wie ich einmal anfange zu zweifeln und kritiſch abzuwägen, dann ſteht mir nichts mehr feſt und ich werfe wohl wie der Schwindelnde das, was ich irrend als das Wankende anſehe und halten will, dazu um.

Aber ich ſchließe mit dieſem naiven Selbſtgeſtändniß, daß ich mit Allem, was ich geſagt, wohl nichts geſagt haben könne. Ich könnt' es abſchneiden, aber ich will es nicht. Iſt's doch die Wahrheit, die ich will und iſt's ein Irrweg, den ich gehe, ſo bin ich nur aus zu großem Eifer die Wahrheit zu ſuchen auf ihn gerathen. Und ich möchte um Alles nicht, daß eine von meinen Schwächen Ihnen unbekannt bliebe. Ich bin aber nicht etwa ſtolz auf die Schwächen, nur darauf, daß ich zu ſtolz bin, eine zu verſtecken, wenn ich ſie nicht bewältigen kann.

Ich muß nur Ihre Theatergeſchichte wieder in die Hände zu bekommen ſuchen, um mich darin wieder aufzuerbau'n. Antworten Sie mir auch nicht auf all' mein Geſchreibe; das wär' zu viel verlangt. Die Zeit liegt zuweilen auf mir wie ein ſtäubender Schutthaufen, erdrückend und erſtickend. Ich arbeite mich zwar immer wieder durch, aber verſengt und zerſezt. Ich möchte etwas über Ihre „Geſchichte“ ſchreiben, um meinerſeits ſoviel von den Dornen der Gleichgültigkeit der Zeit aus ihrem Wege zu räumen als ich kann. Aber wo ein Plätzchen dazu? Das Kunſt- und das Literaturblatt zum Morgenblatt hat auch aufgehört. — Nun aber durchaus nichts mehr, als die Frage, ob Sie in der nächſten Zeit einen Vor- oder Nachmittag für mich übrig haben zur Beſprechung der Waldtragödie? Entſchuldigen Sie dies Ungeheuer von einem Brief!

Gewiß mit wahrer Hochachtung
Ihr
herzlichſt ergebener
Otto Ludwig.

10

An Eduard Devrient

Köln bei Meißen am 8ten
September 1849.

Hier, verehrter Herr, die neue Waldtragödie, der ich in einigen Tagen ſelbſt mit Sack und Pack nach Dresden folgen werde. Meinen herzlichſten Dank zunächſt für Ihren Verbeſſerungsvorſchlag. Er war unſtreitig die ſchlagendſte Antwort auf meinen Brief. Dadurch, daß er die Lücke füllt, iſt er der beſte Beweis, daß eine Lücke da war. Ich hab' ihn auch nach Kräften benuzt. Ob ich nicht, weil ich zugleich zuſammen drängen wollte, zu trocken geworden bin? Ich glaube nicht. Die Uebereilung und die Irrthümer der Perſonen wird dem Zuſchauer durch die überſtürzende Raſchheit des Vorgangs begreiflicher.

Außerdem hab' ich zuſammengedrängt, wo es ging. Aufzug 4 und 5 ſind um ein Erhebliches kürzer geworden. Ueber das neue Ende des vierten Aufzugs erwart' ich Ihre Meinung. Ich habe dem Förſter darin die unheimliche Ruhe vor dem Sturm gegeben. Ob dieſe Ruhe ſich dem Publikum durch den Schauſpieler ſo vermitteln läßt, daß ſie nicht eine Ruhe aus Nachlaß erſcheinen wird. Ob man die Gelenke der Szene mehr markiren müſſen wird?

Ihren Lieben herzlichſte Grüße und Dank für den ſchönen Tag, den ich unter Ihnen verlebte! In ganz Kurzem werd' ich Ihnen mündlich ſagen können, wie von ganzem Herzen ich Ihnen und den Ihrigen ergeben bin.

Ihr
Otto Ludwig.

11

An Eduard Devrient

Vorbrücke am 9ten October 1850.

Ihre Pille, verehrter Freund, bedurfte keiner Verſilberung. Sie wiſſen, ich bin nicht weichlich und will werden, ſo weit es noch möglich iſt, was ich noch nicht bin und doch ſein ſollte. Immer ſagen Sie mir die Wahrheit. Oft denk' ich: Wenn ich Sie früher gefunden hätte! Zehn Jahr früher! Ich glaube, dann wär' was aus mir geworden.

Was den „Jakobsſtab" betrifft, ſo hab' ich an ihm die beſte Illuſtration, wie wahr das iſt, was Sie von der Einrichtung des Planes als der Hauptſache der ganzen Arbeit ſagen, wie unpraktiſch meine bisherige Meinung, ein rechtes Stück dürfe ſich kaum excerpiren laſſen; die Ausführung ſelber müſſe der engſte mögliche Plan ſein, wobei ich mich auf den Satz der Elementaräſthetik verließ, daß, wenn eins der beiden Momente des Schönen, eher das Moment der Einheit (das ideale alſo) als das der Mannigfaltigkeit (das ſinnliche) fehlen dürfe. Ich habe ein Stück davon in Proſa, dann in Verſen ein eben ſo großes caſſirt, bin damit in Italien geweſen, wieder nach Deutſchland herübergekommen, wo ich jetzt eine neue Ausarbeitung in Proſa beginne und mit einem Eifer, der mich hoffen läßt, daß ich ſie in dieſem Monat noch beendigen werde. Ich denke, der Plan zum Hermann ſoll Ihnen zeigen, daß ich nicht mit Ihrer Pille gemarktet, ſondern ſie herzhaft in ihrer Ganzheit verſchluckt habe.

Außer herzlichſten Grüßen an alle Ihre Lieben dasmal kein Wort mehr, damit die unterſertigte Quittung heut' noch auf die Poſt komme. Bleiben Sie geſund heiter und gut

Ihrem
Otto Ludwig.

12

An Eduard Devrient

Hier, lieber verehrter Freund, verſprochenermaßen die Makkabäer oder wie Sie das Stück taufen wollen vor ſeiner Reiſe in die Welt. Manches darin, beſonders im 1ſten u. 3ten Akt würde noch durch Drängung gewinnen und der oft zu zerhackte Jambus im Intereſſe der Schauſpieler flüſſiger zu machen ſein. Ich ſage weiter nichts darüber; Sie haben für das Stück den friſchen Blick, den ich nicht mehr habe. Sie werden ſehen, was zu loben und was zu tadeln und das lezte mir, wenn auch nur mit flüchtigen Zeichen neben dem Texte mittheilen. Ich habe deßhalb das Stück noch nicht copirt u. ſende Ihnen das Concept, das Raum genug zu Randgloſſen hat. Sollten Sie dieſe Art der Mittheilung nicht für genügend halten, ſo beſtimmen Sie gefälligſt per Stodtpoſt * Tag und Stunde, wo ich Sie nicht ſtöre. Auch das Albumblatt von Freund Georg iſt beigelegt; er ſoll mir nicht zürnen, daß er es ſo ſpät erhält. Ich hoffe, die lieben Ihren ſind ſo wohl als der ſchöne Sommer es beſchaffen und wo er es zu gut meint, wenigſtens erlauben mag. Die herzlichſten Grüße von meiner Frau und mir an

Sie alle. Was mich betriſſt, lieber Freund, wünſch' ich, daß Sie mir gut bleiben.

Ihrem
Otto Ludwig.

Adreſſe: Strehlen N. 6b bei
H. Künzelmann.
Am 9t. Juli 1852.

13

An Eduard Devrient

Hier, lieber Freund, einige Exemplare des eben fertig gewordenen Druckmanuſcriptes. Zu gleicher Zeit mit dieſem Paketchen an Sie geht auch das an den Intendanten ab und an Ihren Bruder und die Berg je ein Exemplar. In der erſten Septemberwoche werd' ich's der Crelinger nach Berlin, dann Lauben ſenden; etwas ſpäter an die übrigen größern Theater.

Ob Sie mit den Umarbeitungen zufrieden ſein werden? So ſehr ich's wünſche, hoff' ich's doch kaum. — Die Peſt iſt ihrer ſonſtigen Weiſe entgegen, nicht vermindernd ſondern vermehrend aufgetreten; doch glaubt' ich die Art der Vermehrung verantworten zu können, da das weibliche Perſonal nur noch wenig mit genommen war. Aber das Mädchen! die Aehrenleſerin in der erſten Hälfte des vierten Aktes! Ich wußte mir — der Drucker preßte mich um das, was ich ihm zu preſſen zu geben zögerte — in der Eile nicht anders zu helfen. Das Mädchen fehlt nun auch im Perſonenverzeichniß.

Aber nun kein Wort mehr, damit die Pakete vom Flecke kommen. Ihnen und den Ihrigen Geſundheit und alle Freude — meine Frau dankt herzlichſt Ihrem Gruß — und die Fortdauer Ihrer Freundſchaft

Strehlen, N. 6b, am 28ſt.
Aug. 1852.

Ihrem
Otto Ludwig.

14

An Franziska Berg

Nehmen Sie meinen innigſten Dank, mein hoch verehrtes Fräulein! für Ihr vortreffliches Spiel am geſtrigen Abend. Ich hoffte, Ihnen in einem Zwiſchenakte auf der Bühne zu begegnen; Sie in Ihrer Garderobe aufſuchen und vielleicht in Ihrer höchſt nöthigen Ruhe ſtören wollt' ich nicht und Herr Devrient übernahm es, Ihnen zu ſagen, was ich empfand.

Am meiſten bewundere ich die Eintheilung Ihrer Kräfte. Sie haben von Anfang keinem Momente etwas von der ihm gebührenden Geltung entzogen, ſie ſteigerten Ihr Spiel ſo richtig ſtät und mächtig und ſtanden zuletzt nach ſo immerwährenden Ausgaben noch ſo reich da, daß auch in dem letzten Ermatten der Sterbenden Alles künſtleriſch und keine Spur von wirklicher Ermattung der Darſtellerin ſtörend und den ſchönen Schein aufhebend durch dieſen hindurch wirkte. Daran erkenn' ich die Meiſterin! Glauben Sie darum nicht, daß ich auch nur Eine der ſchönen Einzelnheiten Ihres Spiels überſehen hätte; aber ich würde nicht fertig werden, wollt' ich alles aufzählen, was ich loben müßte — aber daß aus allen dieſen Einzelnheiten Sie ein Ganzes zu machen den Sinn hatten und die Kraft!

Wenige Künſtler haben dieſe, noch Wenigere vom Publikum ein Verſtändniß für ein Ganzes; um ſo mehr iſt es des Einſichtigen Pflicht in ſolch ſeltenen Fällen dem Künſtler zu ſagen, daß man ihn verſtanden, daß man zu würdigen wiſſe nicht allein, daß er Wirkung hervorgebracht, ſondern daß er die hervorgebracht, die er wollte und daß er die wollte, die er hervorgebracht. Noch einmal, nehmen Sie die ganze dankbarſte Verehrung, mein Fräulein

Ihres ergebenſten
Otto Ludwig.

Dresden (äußere Ramp. G. N. 35 b)
am 10t. Januar 1853.

15.

An Eduard Devrient

Dresden, am 4. Februar 1853

Nun aber, lieber Freund, müſſen Sie ſich ſchon eine Störung gefallen laſſen! Ich habe Sie lange genug geſchont.

Der Gedanke, einen Brief vor Ihnen herzujagen, den Sie bei Ihrer Ankunft in Karlsruhe bereits vorfinden ſollten, und ſo einer der erſten zu ſein, der Sie an dem Orte Ihres künftigen Wirkens mit Gruß und Willkommen empfinge, kam mir leider zu ſpät, um noch ausgeführt werden zu können. Dann ſah ich aus den Zeitungen, daß Sie ſich bereits das Joch aufgebürdet, das nicht ſo leicht iſt als das des Evangeliums, und der Enthuſiasmus, von dem ich Ihre Bemühungen begleitet las, beantwortete die Frage nach Ihrem Befinden am neuen Orte ohne briefliche Vermittlung. Weiß ich doch, daß Sie ſich wohlbefinden, wo Sie für ihre Kunſt wirken und die Ihrigen, wo Ihnen wohl iſt! Raubte es meinem jungen Namensbruder*) nicht zu viel Zeit, wünſchte ich freilich mehr zu wiſſen als eben nur, daß Sie in Karlsruhe ſind; wünſchte ich wenigſtens das Angeſicht und etwanigen Bart und Kragen Ihrer Wohnung wärs nur mit wenigen Bleiſtiftſtrichen, vor Augen zu haben.

Ich habe nicht einmal gefragt, ob Sie glücklich angekommen? Was Reiſe und bisheriger Aufenthalt auf die Geſundheitszuſtände Ihrer Lieben und Ihrer ſelbſt gewirkt? Wie ſie ſich alle eingewohnt? Die Umgebung wird bei zarten tieffühlenden Weſen ein Teil des Daſeins, und die Veränderung derſelben iſt eine Amputation, in der viel Nervenfäden zerriſſen werden, die ſchwer heilen. Von mir nur ſo viel, daß ich bei ziemlicher Geſundheit, das heißt, was bei mir ſo heißt, unter muſterhafter Pflege ein inneres Glück fühle, das ich vor meiner Verheiratung nicht gekannt und vor der erſten Bekanntſchaft mit meiner Frau kaum geahnt habe.

---

*) Dr. Otto Devrient, Eduards Sohn.

Das Schickſal der „Makkabäer“ in Wien und Dresden werden Sie bereits kennen. Hier hat ſich Regiſſeur Winger unendliche Mühe gegeben, den Volksſzenen das Leben einzuhauchen, in welchem ich mir ſie dachte. Um das möglich machen zu können, haben wir die meiſten Reden des Volkes an vier Schauſpieler verteilt, die, unter die Statiſten gemiſcht, dieſen zugleich einen Anhalt für ihre Aktion geben konnten. Der Berg hätte man nur eine impoſantere Geſtalt wünſchen mögen, Ihr Bruder war meiſt vortrefflich, auch Liebe als Eleazar ſehr brav, bis auf das unangenehme Pſuchzen (katzenartig) im Affekte. Dekorationen und Koſtüme wirklich prächtig. Bei dem Auftreten des Volkes in Jeruſalem mußt ich unwillkürlich an Ihre Frau denken, ein hübſcher Knabe jubelte voran, ich fühlte, wie ihr das gefallen haben würde, hätte ſies geſehen. Mit dieſem Briefe zugleich geht ein nach der hieſigen Aufführung eingerichtetes Exemplar an Dingelſtedt ab, der „Die Makkabäer“ auch aufführen will.

Wenn ich abergläubiſch wäre, würde mir etwas Eignes in der Geſchichte meiner Stücke zu ſchaffen machen. Der „Erbförſter“ war an Ihrer Krankheit, die Sie dem Tode nahebrachte, Miturſache; die Aufregung und Überanſtrengung bei der Kompoſition der Makkabäermuſik und die Sorge, ob man dieſelbe hier auch benutzen werde, ſcheint die Urſache geweſen von dem Nervenfieber, das des armen Rudolf Beyers Leben ein ſo frühes Ende machte. Er hat ſeine Muſik nicht einmal gehört. —

Ich wohne jetzt in der Stadt, in einem Gartenhauſe, wo ich auf dem Lande und in der Stadt zugleich bin und ſpazieren kann, ohne mich zuweit von meiner Wohnung zu entfernen. Der Gedanke einer Überſiedlung nach Süddeutſchland ſpukt nicht mir allein, auch meiner Frau ſtark im Kopfe und wird wohl ſeine Realiſirung finden, ſowie es angeht. Zuweilen beſucht mich Auerbach, wenn er in ſeinen Arbeiten etwas flüſſig reden muß. Von Ihren ſonſtigen Dresdner Freunden und etwa Sie intereſſirenden Vorfällen bekommen Sie gewiß Nachrichten; ich müßte verzweifeln, wenn Sie dieſe von mir verlangten.

Was mich am meiſten an den öffentlichen Relationen über Ihr Wirken freute, iſt, daß man nicht, wie ich aus der Kenntnis der Natur unſrer lieben Deutſchen fürchtete, eine unbeſtimmte und abenteuerliche Erwartung davon hegte, deren Erfüllung unmöglich oder thöricht wäre und deren Nichterfüllung, dennoch das möglichſt Geleiſtete vergeſſen machen und herabzuſetzen pflegt, daß vielmehr anſpruchsloſe Gewiſſenhaftigkeit und wahre innere Kunſtvollendung auch in dieſer Zeit ihren Preis noch hat. Und nun erſt habe ich das rechte Herz, Ihrer Anſtellung um Ihret- und der Kunſt willen mich zu freuen!

Und nun nichts mehr als die herzlichſten Grüße von Haus zu Haus und der Wunſch, daß Sie lieb behalten mögen

Ihren
Otto Ludwig.

16

An Eduard Devrient

Dresden am 22ſt. Apr. 1853.

Längſt ſchon hätten Sie wieder ein Paar Zeilen und die verlangten Exemplare gehabt; es hätte wegen der leztern nicht der freundlichen Erinnerungen durch Auerbach und Heydrich bedurft, wenn ich Ihnen nicht zugleich ein Exemplar des Erbförſters ſenden wollen, der bei J. J. Weber eben gedruckt wird. Da ich nun an den Correkturbogen ſehe, die eben nicht eilig einander folgen, daß ich darauf mit meiner Sendung nicht warten kann, ſo geht dieſe mit dieſem Brieflein ab.

Wie hab' ich mich Ihrer lieben Zeilen gefreut! welch' friſche Luſt des Schaffens und Gewißheit des Gelingens in jedem Worte! Möge jede Ihrer Hoffnungen zum Beſten der Kunſt ſich erfüllen und Sie und Ihre liebe Familie fröhlich, glücklich und beſonders geſund werden und bleiben und wär's bis zur Unſchicklichkeit — d. i. für ſo gebildete und geiſtreiche Leute!

Vor einigen Tagen hab' ich über die erſte Berliner Aufführung der Makkabäer durch H. Crelinger — ſeine Frau war von der am Tage vorher gehabten Leaanſtrengung noch zum Schreiben unfähig — eine Meldung erhalten, nach welcher das Stück Publikum und König ſehr gefallen hat und wunderbarerweiſe — wie er auch ſelbſt hinzuſezt — vor allen andern der dritte Akt, derſelbe, der ihm und ſeiner Frau anfangs ſo bedenklich erſchienen war und über deſſen Inſzenirungsklippen die erſte Wiener Aufführung beinah' den Hals gebrochen hätte. Ich ſchreibe das der Dresdener Einrichtung zu, nach der die Volksreden meiſt an einzelne Sprecher vertheilt ſind; in dem durchſchoſſenen der beifolgenden Exemplare finden Sie dieſelbe, die ich auch nach Berlin geſandt. Der Generalintendant hat allen Proben ſeit dem 14t. März vom erſten bis zum letzten Worte beigewohnt — alles Mögliche!

Sie reden mir zu, das Stück zu verſenden; das war ſchon längſt geſcheh'n; nur Sie hatt' ich noch damit verſchont, damit Sie die Sendung nicht etwa für eine Art Mahnung halten ſollten, die damals ſehr am unrechten Orte geweſen wäre, wo Ihnen darum zu thun ſein mußte, zunächſt für ein Repertoire von zur

Noth öfter hintereinander zu bringenden und weniger Anſtrengung verlangenden Stücken zu ſorgen. Aber auch die nun erfolgende Sendung ſoll von einer Mahnung nichts haben.

Damit Ihre Gedanken, die etwa zwiſchen hier und dem kommenden Herbſte mich aufſuchen möchten, wiſſen, wo das in's Werk zu richten, erfahren Sie die wichtige Kunde, daß ſich dieſelben zu dem Zwecke in die öſtliche Region des Dörfleins Loſchwitz zu bemühen haben. Ihre Zuſchriften finden mich unter der Adreſſe: „Loſchwitz bei Dresden, abzugeben bei H. Kaufmann Bunke.“

Darüber fällt mir Ihre vorjährige Sommerwohnung und über dieſer Ihre Bearbeitung des „Käthchens“ v. Kleiſt bei; müſſen Sie nicht Ihre noch vorräthigen Exemplare ſparen, ſo möcht' ich wohl um eins bitten — verſteht ſich mit feierlicher Angelobung, es nicht aus meinen Händen geben zu wollen.

Was mein Thun und Treiben betrifft, ſo hab' ich viel vergebliche Zeit an die unglückliche, deßhalb auch für mich unglückliche Agnes Bernauer gewandt; nicht etwa, als wenn ich nicht hätte hoffen dürfen, etwas Repräſentirbares aus ihr zu machen, ſondern weil Wien den Stoff nicht auf die Bühne bringen will und Berlin, Weimar und andere namhafte Orte ihn bereits darauf gebracht. Ich leg' es zurück, um es zu meinem eigenen Bedürfniß — es iſt ein ſehr ſchöner Stoff, wenn man das Innerliche darin flüſſig zu machen weiß — zu gelegener Zeit zu vollenden und für kommende Saiſon noch etwas Annehmbares vollenden zu können, das Sie zu ſeiner Zeit und vor dem Manuſcriptdrucke noch vorgelegt erhalten ſollen — wenn Sie das mir erlauben. Ich habe zwei Stücke im Kopfe fertig und warum ſoll es nicht möglich ſein, daß alle beide noch bis zum Herbſte auch auf dem Papiere fertig werden können? — über welche Ausſicht ich Sie bitte, nicht — und vielleicht doch unnöthigerweiſe in Angſt zu gerathen.

Ein Mehres ſoll mit dem Erbförſter folgen, der doch auch einmal fertig werden muß. Mit den Makk. nur noch die herzlichſten Grüße an Sie und die lieben Ihren von meiner Frau und ihrem Manne!

17

An Eduard Devrient

Dr Wolſſohn bittet mich, lieber, verehrter Freund, ein Manuſcript, das er an Sie ſchicken will, mit wenigen Zeilen zu begleiten. Wie er mir ſagt, wird er demſelben in kurzer Zeit folgen und hofft, daß mein Fürwort Sie vermögen ſoll, demſelben Ihre Aufmerkſamkeit früher zuzuwenden, als Sie, wie er meint, ohne dieſes gethan haben würden. Und ich muß-geſteh'n, daß ich in dieſem Fall im Intereſſe der deutſchen Bühne ſehr wünſche, was er hofft und bin der feſteſten Ueberzeugung, daſſ Sie nicht bereuen werden, ſeine Hoffnung und meine Bitte erfüllt zu haben, auch ſelbſt, wenn Sie dringenden Geſchäften die Zeit dazu hätten abſtehlen müſſen. Ich glaube, daß Wolſſohn das Talent iſt, das Ihnen und der deutſchen Bühne mehr halten wird, als ich blos verſprechen konnte. Ich behaupte damit nicht, daß dies erſte Zeugniß deſſelben, welches dieſe Zeilen veranlaßt, eine vollkommene Produktion ſei; es läßt ſich vielleicht von ihr ſagen, daß ihr der eigentliche tragiſche Kern fehle, das das Gemüth durch Aufdeckung ſeiner eigenen Tiefſten bis in dieſe hinein erſchreckend Erſchütternde; daß das an tragiſchem Werthe bedeutendere hiſtoriſche Verhältniß Peters zu ſeinem Sohne dem weniger bedeutenden, erfundenen Praodins zu ſeiner Tochter dienend nebenhergeht, wie ſo manches Andre noch. Aber die Leichtigkeit, mit der die Charaktere in der Sprache individualiſirt ſind und der theatraliſche Inſtinkt, der aus vielen Partieen unverkennbar herausblickt, laſſen an dieſen Erſtlingsverſuch große Hoffnungen knüpfen. Das Stück und ſeine ganze Weiſe liegt übrigens meiner Individualität ſo entſchieden entgegengeſezt, daß ich nicht fürchten muß, in meiner Meinung zu ſeinen Gunſten unbewußt partheiiſch zu ſein. Und wenn ich nun zugleich in dem modifizirten Schillerſchen Idealism Wolfsſohns den Ton angeſchlagen glaube, der, unſerer jetzigen Bildung homogen, allein das Theater beherrſchen kann, ſo mein' ich Wolfſohn und ſeinem Stücke nur noch das Einzige wünſchen zu müſſen, daß dies unter Ihrer Leitung, auf Ihrer Bühne ſeinen Weg beginne.

Tauſend Grüße von Haus zu Haus, bleiben Sie gut

Ihrem
O. Ludwig.

Loſchwitz a Elbe, N. 243
am 23ſt. Mai 1853.

17

An Eduard Devrient

[Juli 1853]

Herzlichſten Dank, lieber, verehrter Freund, daß Sie in den Schwarzwaldbergen meiner gedacht und ſo freundlich gedacht, daß all' die Herrlichkeiten um Sie Sie nicht abhalten konnten, in ihnen bei mir zu ſein! Und dann laſſen Sie mich Ihnen ſagen, wie ſehr ich mich freue, auch in dieſem lezten Briefe die Lebens- und Wirkensfreudigkeit, von der mir Ihre frühern von Carlsruhe und Dr. Wolfſohn erzählt, noch ſo ungeſchwächt aus jedem Worte wehend zu fühlen. Sie ſind nun lange genug dort, um von den Illuſionen, die jeden Anfang auch des Erfahrenen begleiten, frei geworden zu ſein; ſo daß ich, was ich noch von Beſorgniſſen deßhalb bis jezt abzuweiſen nicht den Muth hatte, nun in Gottes Namen von mir ſchüttle. Wenn es unter der jüngern Schauſpielergeneration noch vernünftige und redliche Menſchen gibt, ſo wird ein Engagement in Carlsruhe ein Ding für ſie ſein, um das jedes materielle Opfer gebracht werden muß, und der Name Carlsruhe wird ſich in künftigen Geſchichten deutſcher Schauſpielkunſt an die von Leipzig, Hamburg, Mannheim pp. mit vollen Ehren reih'n.

Sie fragen, was ich arbeite und zunächſt wegen der „Bernauerin." Die hab' ich allerdings links liegen laſſen, obgleich ich für den Stoff eine Wendung gefunden, in der Sie, wie ich glaube, Ihre wohlbegründeten Ausſtellungen an jenem erledigt gefunden haben würden. Die materiellen Rückſichten wegen Aufführung pp., die jetzt bei mir beginnen, ſchwer genug in das Gewicht zu fallen, haben es gewollt. Dafür gerieth ich über zwei ſchon vorbereitete Stoffe, die etwas verſprachen, aber öfter wiederholte und längere Beſchäftigung mit Wolfſohns Stücke brachte mich aus aller Stimmung für die eigene Produktion. Es ging mir, wie immer, wenn ich geſtört bin; ich fing an, an mir zu nagen, wurde irr an meinen Objekten, meiner ganzen Dichtmethode und ſchließlich noch an meinem Talente. Ein neues, eifriges Studium Shakeſpeares, Leſſings und der Alten gab mir neue Aufſchlüſſe über tragiſche Stimmung, tragiſche Nothwendigkeit und erhöhte meine Anſprüche an mich ſelbſt bis zum Schwindeln. Das Bedürfniß, genau zu wiſſen, was ich wollen ſoll und dies in Harmonie zu ſetzen mit dem, was ich können muß, brachte endlich eine große Kriſis meiner ganzen Natur zuwege, die nun freilich wiederum von materiellen Rückſichten geſtört wurde. Die vorbereiteten Stoffe konnte ich nicht mehr brauchen und ob ich einen neuen, ſo wie ich ihn jetzt bedarf, fand und alle nöthigen Schmetterlingsverwandlungen bis zur Saiſon noch durchmachen laſſen konnte, war zu ungewiß, um es darauf zu wagen. So entſchloß ich mich, das Dramatiſche vor der Hand bei Seite zu legen, bis es mir gelungen, im Roman oder in der Novelle künftigen dramatiſchen Produktionen eine Milchkuh zu erzieh'n. Eine Milchkuh — denn die Vorbereitungen, die ich mit Ernſt angriff, haben mir gezeigt, daß ich, um mich ganz dem neuen Fache hingeben zu können, was ich für das alte durch Studium und Uebung gewonnen, erſt wieder würde zu verlieren ſuchen müſſen.

Und nun zur Beantwortung Ihrer Fragen wegen der Makkabäer, zuerſt der die Stelle im IV. Aufzug betreffend. Judah wendet die Liebe noch einmal nach ſeinem Weibe um; das „Weib" iſt nur ein Vorwand des über ſeine eigene Schwäche aufglühenden männlichen Schamgefühls. Er will Uſiel und ihr ſelbſt nicht geſteh'n, was ihn zwingt, ſich noch einmal zurück zu wenden. Die andere: Die Häuſer der Leviten und Simeiten liegen vor dem Thor.

Ueber alles Gute und Liebe, das Sie an meinem Stücke thun wollen, herzlichſte Freude und Dank. Daß vielleicht nicht viele unter Ihren Freunden aufrichtigeren Theil an Ihrem Familienkummer nehmen, als ich und meine Frau, laſſen Sie mich nicht erſt verſichern und gönnen mir, daß ich dieſen wie die Freude an Ihrem ſchönen und braven Wirken als ein mir zugehörendes Recht anſehe, ſo lang' ich lebe. Und nun zürnen Sie nicht über die Zueignung im Angeſchloſſenen; ich hoffe bei gelegener Zeit detaillirter und ausdrücklicher auszuſprechen, was Sie für mich insbeſondere und in Ihrer „Geſchichte" für Jeden gethan, der nicht blos mit den leiblichen Augen lieſt.

Tauſend Grüße auch von meiner Frau, die Sie ſo ſehr liebt und verehrt als ich, und von mir an Sie und all' die Ihren! Laſſen Sie mich öfter wiſſen, wie Sie Alle ſich befinden. Und behalten lieb

Ihren
O. Ludwig.

19

An Julian Schmidt

Aber, verehrter Herr, ich will ja eben Ihre Anſichten, Ihre redliche Meinung; wie können Sie entſchuldigen wollen, daß Sie geben, was ich wünſche? Ich bin nicht ſo eitel, daß ich meine eigene Meinung für mehr ausgeben möchte, als eben für die Meinung Eines Menſchen, wenn auch eines Menſchen, der ſich redlichen Mühens und fleißigen Nachdenkens über ſeinen Gegenſtand rühmen darf. — Wir geben unſere beſten Kräfte freudig an das Suchen eines Weges, den dann eine gewaltigere und nicht in dieſem mühſeligen Suchen verkümmerte Kraft wandeln wird, wir füllen mit unſern Leichen den Graben, über den der Sieger für die Sache der ächten Kunſt mit geſchonten Kräften einſt zum Siege fliegen kann. Wir ſuchen und wenn wir Redlichen ſuchen, das heißt nicht unſert- ſondern um des Findens wegen, dürfen wir den Ruf überhören: Halt! Hier nicht weiter! wenn wir auch nicht ohne Einwendung und bedächtige Ueberlegung dem Rufe folgen? Denn unſere Meinung iſt die Eines Menſchen, des Rufers Meinung aber auch nicht mehr. Beide Meinungen ſind ſchon mehr als die Meinung zweier Menſchen; denn wo zwei in ihrem Namen verſammelt ſind, iſt die Wahrheit mitten unter ihnen, wenn auch ihre göttliche Geſtalt ſich nur allmälig offenbart.

Alſo:

Zwei Dinge werd' ich aus Ihrem mir ſo freundlich Geſandten und freundlich Gemeinten herausheben; das erſte, um eine allgemeine Bemerkung daran zu knüpfen. Sie geſtehen der Marie Magdalene mehr Gehalt zu als dem Erbförſter. Sie vergleichen hier zwei qualitativ verſchiedene Dinge quantitativ, ſo, als wenn man fragen wollte: was iſt mehr? zehn Schafe oder ſechs Ochſen? Man ſchärft jezt den Dichtern ein: ihr ſollt Bühnendramen ſchreiben, Leſedramen ſind Unnatur und doch, wenn das Bühnendrama fertig, legt man den Maasſtab des Leſedramas daran an. Ja freilich! was iſt denn ein Bühnendrama? Ein Leſedrama, das zu vielen andern wichtigern Eigenſchaften noch nebenbei die hat, daß man es aufführen kann? Was ſonſt? Meint man denn, daß Bethoven bei ſeinen Symphonieen was anders im Sinn hatte, als die Partitur? Wohl gar den Eindruck der Aufführung? Glaubt man denn, daß die Contrapunkte pp. abſtrakt genommen ihm nicht die Hauptſache waren, wenn er auch den gemeinen Naturen zu gefallen, die eine Muſik hören wollen, dieſe abſoluten Contrapunkte nebenbei ſo eingerichtet hat, daß ſie gegeigt und geblaſen werden können? Ein Gedanke liegt nah', vor dem ich erſchrecke, auch die muſikaliſche Bildung könne ſich ſo ſubtiliren, daß man einmal Partituren ſchreiben könne, um ſie zu leſen! Daß ſich dann kritiſche Stimmen vernehmen laſſen: ihr müßt Muſiken ſchreiben, die man auch geigen und blaſen kann, und wenn ſolche geſchrieben, dieſe nach den Conventionen der Leſeſymphonieen beurtheilen, wobei die Bethovenſchen am ſchlimmſten fahren würden, die ſo ganz auf die individuelle Klangfarbe der einzelnen Inſtrumente und auf ihre Contraſte im Ohr, nicht auf dem Papiere berechnet. Freilich! alles auf endliche praktiſche, beſtimmte Zwecke Gerichtete wird dem Werke gegenüber, das ſelbſtgefällig in ſeiner Unendlichkeit ruht, trivial erſcheinen. Und wie ſehr iſt der Autor eines praktiſchen Bühnenſtückes, ſchon was die Schwierigkeit ſeiner Arbeit betrifft, im Nachtheil. Das Bühnenſtück kann nur dargeſtellt beurtheilt werden, erſt die Darſtellung macht es fertig, wenn das Leſeſtück dies ſchon mit dem lezten Federſtriche des Autors iſt und durch die Aufführung nicht erſt etwas wird, nicht gewinnt, eher verliert. Wird man nicht einem Liede, das zur Compoſition beſtimmt iſt, unrecht thun, wenn man es einer für ſich beſtehenden Ode vergleicht und nur die Art Gehalt darinnen ſucht, die dieſer und nicht ſeiner eigenen Gattung eignet? Iſt der Gehalt, den ein Bühnenſtück haben muß, nicht ein weſentlich andersartiger als der des Leſedramas, das Ideen abſtrakt ausſprechen kann, die jenes nur in Handlung verwirklicht in ſich verbirgt? Ein Rothkehlchen hat zwei Beine weniger und iſt deßhalb jedenfalls ein viel unvollkommneres Säugethier als eine Maus. Ich muß hier einſchalten, daß ich auch die Schillerſchen Stücke ſeiner idealen Periode unter die Leſe- oder meinetwegen theatraliſchen Declamations- aber nicht unter die wirklichen dramatiſch-theatraliſchen Bühnenſtücke rechne. Der Haupttheil des ſpezifiſchen Gehaltes eines ſolchen iſt ſein theatraliſch-dramatiſch-mimiſcher, die Unmittelbarkeit ſeines Ausdruckes, die wirkliche Lebendigkeit ſeiner Bewegung, der Dialog, der wirklich Geſpräch iſt, die lebensvolle unmittelbare Natürlichkeit und Ungeſuchtheit der Charakter, die Sicherheit, mit der es trotz charakteriſtiſchen Details überall den richtigen Ton der leitenden Stimmung vorbereitet und richtig anſchlägt und ſteigernd feſt hält, die beſtändige Thätigkeit und Steigerung der Charaktere bis zum Ende hin u. ſ. w. Das Alles iſt ebenſo vorübergehend in ſeiner Wirkung wie die Leiſtung des Schauſpielers, es iſt nirgends abſtrakt in Worten niedergelegt und verfliegt deßhalb in der Retorte des Kritikers; er hält dann den metalliſchen Niederſchlag, das abſtrakt Ausgeſprochene für den ganzen Gehalt des unzerſezten Weſens.

Der andere Punkt und ein ſpezieller iſt der im Erbförſter gerügte Zufall, den ich aber nicht darin finden kann. Wie die Geſchichte daſteht, iſt ſie ſo:

Der Alte ſieht den Robert und ſchießt auf ihn; Marie läuft abſichtlich in den Schuß; ſo wird ſie getroffen anſtatt Roberts. Es iſt keine zufällige Verwechſelung der Beiden, kein zufälliger Freiſchützen-Fehlſchuß, durch Wanken des Gewehres oder etwas dergleichen oder gar durch überirdiſchen Einfluß verurſacht, er zielt und ſchießt vollkommen ſicher und würde den Robert treffen. Nur weil ich die Stimmung des Furchtbarerhabenen wollte, hab' ich das Verhältniß etwas in's Ungewiſſe und Undeutliche geſpielt, welches ein weſentlich Ingrediens desſelben iſt. An ſich iſt es ganz klar und durchaus kein Stück Schickſalstragödie. Das dämoniſch Erſcheinende kann keinem tragiſchen Dichter verwehrt werden, wenn es als wahrſcheinliches und natürliches Glied der Cauſalwirkung eingeflochten iſt. Hier iſt es natürlich und wahrſcheinlich, es iſt kein Wunder, es geht natürlich zu, nur die Stimmung des Wunders iſt darüber gebreitet. Die wunderbaren Motive ſind das Fehlerhafte in den Schickſalsſtücken, und ich bin ein ſo großer Freund der realiſtiſchen Motive, daß ich ſelbſt von den durch die Convenienz geheiligten idealen Motiven nur mit größter Vorſicht Gebrauch mache. Selbſt die Ungewißheit iſt realiſtiſch aus des alten Förſters Zuſtand nothwendig herzuleiten. Ich weiß wohl, ich hätte dergleichen Ausſtellungen vorbeugen können, wenn ich das Verhältniß abſtrakt hätte markiren wollen. Aber ich bin ein ſolcher Realiſt, daß mir meine eigene Einmiſchung in die Handlung auch nicht viel weniger abſurd erſcheinen würde als die Einmiſchung von etwas Uebernatürlichen.

Dann hielt ich's für milder und nothwendig zum Abſchluß, wenn ich Marien erſchießen ließ anſtatt Robert. Denken Sie ſich die nothwendigen Folgen und vielleicht ſtimmen Sie mit mir überein. Was wär' für Marien mit einem Leben gewonnen, das die Erinnerung an den Tod des Geliebten durch das Verbrechen des Vaters vergiften müßte, was für den alten Förſter, denken zu müſſen, daß ſein Liebſtes ein vielleicht langes vergiftetes Leben hindurch mit Schauder und Abſcheu an ihn denken müſſe? So ſtirbt ſie einen ſchnellen Tod und ſtirbt als die Retterin ihres Geliebten; ſo iſt ihre Reſignation auf ſeinen Beſitz um ihres Vaters willen erſt etwas, wenn ſie eine Liebe zu beſiegen hat, der man ſie fähig ſieht, ihr Leben zu opfern.

Ich halte die Lebensweisheit und Lebenskunſt (ich meine nicht die Goetheſche) für das höchſte Ziel des Menſchen; gibt es noch ein höheres, ſo iſt ſie wenigſtens der ſichere Weg dazu. Religion, Moral, Kunſt, Wiſſenſchaft u. ſ. w. ſind nichts und können nichts ſein als ihre Hülfsdiſciplinen. So ſind' ich's bei Sophokles und Shakeſpeare. In dem Erbförſter hab' ich die Gefahr darſtellen wollen, in der der Inſtinktmenſch ſchwebt, dem die Reflexion nur um ſo ſchlimmere Dienſte thut, wenn er meint, ſie los zu ſein. Daß wer bewußt den Verſtand verachtet und vertreiben will, unbewußt der Sophiſterei verfällt. Daß das Herz nicht allein der Führer durch das Leben ſein kann, daß, wo der Menſch am ſelbſtändigſten auf ſeiner Einſeitigkeit zu ſtehen glaubt, er in Wirklichkeit am unſelbſtändigſten iſt. Denken Sie ſich ihn etwa als eine Umkehrung und Ergänzung des Hamletproblems. Wie Hamlet ein Warnungsbild für das Uebergewicht der Reflexion, ſo der Erbförſter eins für das Uebergewicht des Inſtinkts; wo der eine den klarſten Beweiſen nicht traut, weil er halb unwillkürlich einen Vorwand für ſeine Thatflucht ſucht, glaubt der andere den ungewiſſeſten, unwahrſcheinlichſten Gerüchten und läßt ſich von dem einen Bibelſpruch beſtimmen, weil dieſe wie jener dem aufgeweckten Thiere in ihm, der Rachſucht entgegenkommen. Jener, ein Warnungsbild für die Uebercultur, mußte in ſeinem Gehalte und ſeiner Form auf die Gebildeten berechnet ſein, daher beides ideal; dieſer, ein Warnungsbild für das Widerſtreben oder den Zweifel in die Cultur auf das Volk, daher realiſtiſch. Daher hier der Volkston, daher die größtmögliche Wirklichkeit des Lebens, weil das Volk ein Warnungsbeiſpiel aus dem wirklichen Leben darin ſehen muß, wenn es ihm nützen ſoll. — Die Hebbelſche Theorie hat auf das Entſtehen des Stückes keinen Einfluß gehabt; ich habe ſie erſt ſpäter kennen lernen und nie adoptirt.

Entſchuldigen Sie dieſe lange Herzensergießung, in die ich mich hineingeſchrieben habe, ich weiß nicht, wie? Ich wünſchte, Sie nähmen ſie als einen Beweis der Achtung, mit der ich Sie grüße.

Dresden am 24t. Jan. 1854.

Otto Ludwig a. E.

20

An Eduard Devrient

Dresden am 24. Juni 1854.

Erſt, lieber, verehrter Freund, Ihre Verzeihung für die Verzögerung der Antwort auf einen Brief von Ihnen und auf ſolch einen Brief! Aber Sie müſſen auch erfahren, daß nicht allein ein Schauſpieldirektor, daß auch andere Leute vom Schreiben abgehalten werden können. Hätt' ich freilich gewußt, daß mich Weber noch ſo lang auf das Exemplar der Makkabäer, das ich Ihrer Frau mitſchicken wollte, warten laſſen, daß mein Buchbinder darauf eine Uebung in chriſtlicher Geduld mit mir anzuſtellen für nöthig erachten und endlich noch, daß ich nach Ueberwindung dieſer äußern Hinderniſſe, ſelber ſo tief in einer Arbeit ſtecken würde, ich hätte all das nicht abgewartet, ſondern ſtatt des der Quittung beigelegten Zettelchens gleich mein ganzes jubilirendes Herz zu Briefpapier gebracht, an Sie abgeſandt. Beſagte Arbeit war eine novelliſtiſche, die ich mit oder vielmehr trotz innern Widerſtrebens in dieſen letzten Monden angefertigt und welcher Ihre Briefe und die dadurch mit Gewalt wiedererweckte Luſt zu dramatiſchem Schaffen eine Todesurſache vor der beendeten Geburt werden konnten. Auerbach, deſſen Aufmunterung und Treiben mir die ganze Arbeit erſt möglich gemacht, hat nun auch ihren Verſchleiß übernommen. Sobald ſie für den Buchbinder reif, wird ſie nicht verfehlen, ſich bei Ihnen einzuſtellen.

Und nun zu Ihrem Briefe ſelbſt.

Ja, daß Sie nicht ſo im lezten Winkel von Deutſchland ſtäcken, damit Ihre Wirthſchaft beſſer Zeugniß abgäbe für Ihr Prinzip.

Daß Carlsruhe kein Berlin iſt, darüber tröſtet mich, die Geſchichte, die ordentlich mit Eigenſinn die Jeruſalem links liegen läßt und die Bethlehem aufſucht, wenn ſie eins von ihren großen Eiern legen will. Sie muß wiſſen, warum, wenn's auch ihre Profeſſoren noch nicht vollſtändig ausgeklügelt haben. Dinge, die der ganzen Welt geſchehen, machen den Ort, wo ſie geſchehen, zum Mittelpunkt der Welt. Wenn Carlsruh' auch nicht in der Mitte Deutſchlands liegt, kann ſein Theater darum doch das Herz der deutſchen Schauſpielkunſt werden. Und ich meine, dazu iſt's auf dem Wege — wenn Ihnen nicht äußere Störungen in den Weg treten. Nach Ihrem Briefe iſt das bis jetzt nicht geſcheh'n und das iſt's, was mich um Ihret- und um unſerer Sache willen am meiſten freut unter alledem, was er Erfreuliches für mich enthält. Daß ich ſage: unſere Sache brauch' ich Ihnen gegenüber nicht zu rechtfertigen, dem, wie mir, die dramatiſche Kunſt nur Eine iſt, in der ſich Dicht- und Schauſpielkunſt wie Seele und Leib im Menſchen als weſentliche Faktoren gegenſeitig fordern und bedingen.

Und im Eifer für ſie haben wir Beide uns gefunden. Und, wie es geht; hat dies gemeinſame Band mich an Sie geknüpft, ſo iſt es mir dadurch wiederum ſelbſt feſter und lieber geworden.

Ja, lieber Freund! ich hätte Ihre Aufführung der Makkabäer ſehen mögen! Der Herzensantheil, den Sie an dem Stücke nehmen und den Ihre Frau mir ſchildert, hat mich tief ergriffen und macht mir das Stück, das nun eigentlich außer mir iſt und an ſich mich faſt gar nicht mehr intereſſiert, noch einmal lieb.

Wenn Sie den Haupttheil von meinem Danke, wie ſich's gebührt, für ſich eingeſtrichen, bitt' ich, laſſen Sie das Uebrige an Ihre Untergebenen gelangen. Beſonders glaub' ich, kann ein ſolches Zugeſtändniß, als, in der Frau Thöne das Weib der Künſtlerin und ſomit der Kunſt gemacht, gar nicht genug und von zu vielen Seiten Anerkennung finden.

In Ihrer ganzen Schilderung der Leiſtungen Ihrer Leute bis auf das Chor herab, athmet eine Luſt des braven Feldherrn an den braven Truppen, die Gott Ihnen und der dramatiſchen Kunſt erhalten möge.

Ich komme auf den Stoff zur Agnes Bernauer. Ich habe keinen andern eben zur Hand und muß mich nach beendeter „Heiterethei,“ ſo heißt oben beregte novelliſtiſche Arbeit, gleich mit der einmal erregten Luſt auf einen Marmor werfen, ſonſt komm' ich wieder in das Stottern, das meine Zeit und meine beſten Kräfte zu verzehren droht. Ich hoff' ihn auch, wie er jezt vor mir liegt, in höchſtens zwei Monden zu bewältigen.

Sie ſind gegen den Stoff.

Sie denken dabei an die Fabel, wie ſie Lipowsky und Andere ergänzt haben und Dramatiker ſie dann benutzt. Die Geſchichte gibt weiter nichts als das

Faktum, daß Herzog Ernſt ſeines Sohnes Albrecht vermuthliches Weib, die von den Augsburger ob ihrer Schönheit bewunderte und „der Engel“ genannte Baderstochter hat ertränken laſſen. Die Ergänzungen machen die Agnes zu einem paſſiven Ideale, das u. ſ. w. Sie wiſſen das ja. Danach müſſen Albrecht und ſein Vater die ausſchließlichen Hauptperſonen werden und die Agnes wird zu einer bloſen Dulderin und Sterberin.

Im Ganzen iſt es je vortheilhafter, je weniger und je ungewiſſere Nachrichten die Geſchichte der dramatiſchen Kunſt an die Hand gibt.

Läßt man das Faktum unverändert, ſo iſt eigentlich der Alte der Held, und da die Geſchichte nichts davon weiß, daß die Baderstochter an ihm und zwar durch die unmittelbare Folge ſeiner Schuld gerächt worden, wie etwa die Antigone am Kreon, ſo iſt der Stoff dann ein bloſer epiſcher und am wenigſten ein tragiſcher Stoff.

Die vielen verſchiedenen Orte, wo das Stück ſpielt, ſind nicht in Einen zuſammen zu faſſen und dies iſt am Ende die einzige Schwierigkeit, die ſich nicht ganz heben läßt.

Dann hat man entweder die Hinrichtung rechtfertigen wollen, wozu ein Trauerſpiel wohl der unpaſſendſte Ort oder man hat den äußern Gegenſatz von Hoch und Niedrig, und den äußerer Gewalt und innerer Berechtigung in den Vorgrund geſtellt; daraus mußte eine Variante von Cabale und Liebe hervorgeh’n, aber, wie vorhin erwähnt, ohne eigentlichen tragiſchen Springpunkt.

Sieht man die Sache mit unbefangenen Augen an, ſo zeigen ſich von ſelber anderer Handhaben genug. Das Mädchen hieß der Engel von Augsburg; ſollte die Bewunderung und Verhätſchelung einer ganzen Stadt in jener warmblütigen, nach Pracht und Größe ſtrebenden Zeit ohne Einfluß auf den Charakter des Mädchens geblieben ſein?

Das tragiſche Centrum muß in das Gewiſſen der beiden Hauptperſonen, Agnes und Albrecht gelegt werden; beide ſind ſchuldig und doch ideal genug darzuſtellen.

Ich ſehe eine große Anzahl ſich ſteigernder dramatiſcher Momente für die Agnes und damit wäre die Hauptbedenklichkeit beſeitigt. Das Ganze darf auch nicht mit der Diſſonanz ſchließen, die die Geſchichte gibt. Vom erſten bis in die Mitte des fünften Aufzugs hinein kann ſie thätig und die Spannung durch alle fünf hindurch ſtätig wachſend ſein.

Ich hoffe, das fertige Stück wird beſſer für ſich ſprechen, als ich es vorausnehmend kann. Ich ſage Ihnen daher nicht mehr davon. Ich hoffe, die Agnes ſoll eine Entſchädigung für die Frau Thöne geben.

Was mich ſelbſt und meine Familie betrifft, darüber berichte ich Ihrer Frau.

Nochmals meine Freude über Ihr rüſtiges, friſches Wirken und der Wunſch, daß Sie ſoviel ſüße Früchte als möglich von dem Baume pflücken mögen, den Sie ſo liebevoll und gewiſſenhaft pflegen.

Das bedeutende Honorar nicht ganz zu vergeſſen, aber mein beſter Dank doch Ihrer herzlichen unveränderten Theilnahme. Erhalten Sie dieſelbe

Ihrem

Otto Ludwig.

21

An Berthold Auerbach

Dresden am 9t. Novbr. 1854.

Dein Wiederſeh'n und Zureden, liebſter Auerbach, hat bewirkt, worüber ich ſelbſt mich wundere. Ich habe den erſten, beſten meiner A. Bernauerpläne vor mich genommen und will an die andern nicht eher wieder denken, als bis ich dieſen ausgearbeitet. Ja, noch mehr! ich will ihn ausführen, wie er geht und ſteht, auch nicht eine Kleinigkeit daran ändern. Das iſt freilich nur möglich, wenn ich während der Arbeit nicht zur Beſinnung komme. Wenn Du mich am 1ſten Decbr. beſuchſt, ſollſt Du, hoff' ich, das Ding, ſo gut oder ſchlecht es eben geworden ſein mag, fertig finden. Lieber, entſchuldige Du mich bei Dir; Du haſt ſoviel für mich gethan, daß etwas weniger oder mehr keinen großen Unterſchied mehr machen kann. Willſt Du's nicht, ſo bleib' mir nur noch ſo lang' gut, bis ich's ſelber mündlich kann. Und nachher bis in alle Ewigkeit.

Dein
Ludwig.

22

An Hoftheaterregiſſeur Ed. Winger

Verehrter Herr Regiſſeur!

Soeben erhalt' ich von einem werthen Freunde aus meiner Heimath, Hofrath Bechſtein in Meiningen, beifolgendes Manuſcript.

Es hat in Meiningen eben zur Aufführung kommen ſollen, als der Tod der Erbprinzeſſin dem ganzen Schauſpiel für heuer ein Ende machte.

Wie mir Bechſtein ſchreibt, ſoll das Stück weiter nicht an auswärtige Theater verſendet werden und iſt nur in 30 Exemplaren vorhanden. Der Autor wünſcht die hieſige Aufführung, für die er keinerlei Honorar, ſondern nur einen Theaterzettel zu erhalten wünſcht, — etwa mit dem Beiſatze darauf: „nach der Meiningenſchen Ueberſetzung" oder ähnlich — nur, um zu wiſſen, ob und wie es gefallen könne.

Allem dem und der ganzen geheimnißvollen Art, mit der Bechſtein ſich des Auftrages an mich entledigt, zufolge, iſt der ungenannte Ueberſetzer von hohem, vielleicht höchſten Stande, was etwa den Herrn Generaldirektor von Lüttichau günſtig für das Werk ſtimmen könnte.

Iſt wirklich die Ueberſetzung, wie Bechſtein mich verſichert, nobler und beſſer als die unlängſt erſchienene Wiener und Sie haben dieſe noch nicht angenommen, ſo könnt' ich wohl auf eine günſtige Reſolution hoffen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, würde ich Ihrer hülfreichen Freundlichkeit in meiner Antwort gewiſſenhafteſt gedenken.

Entſchuldigen Sie übrigens und bleiben Sie freundlichſt gewogen

Ihrem
ergebenen
Otto Ludwig.

Dresden. Äußere Rampiſche Gaſſe No 35 b
am 17t. April 1855.

23

An Berthold Auerbach

Ich höre gar nichts von Dir, Du biſt doch nicht unwohl? Neulich hab' ich ein Briefchen mit der Nachricht von der Gewährung eines Einjährigen Stipendiums zu 400 Thlr. vom König von Baiern, an Dich abgehn laſſen. Ob es auf der Stadtpoſt liegen geblieben iſt?

Ich ſtecke bis über die Ohren in meinem Stücke; endlich hab' ich es ſoweit gebracht, daß mir mein Gedächtniß den Wuſt von einzelnen Zügen, woraus mein Plan beſteht, ſo lebhaft wieder vergegenwärtigt, daß ich ihn zu Einer Anſchauung, mit Hülfe des Fadens und Lämpchens der Idee im Mittelpunkte, zuſammen zu faſſen hoffen darf. Ein Hauch der irritirenden Frühlingsluft iſt genug, Alles wieder untereinander zu blaſen; die Aufmerkſamkeit läuft dann händeringend und rathlos in dem Getümmel umher und beide ſteigern ſich gegenſeitig, Rathloſigkeit und Getümmel. Drum, lieber Nothhelfer, hilf mir wenigſtens, mich von dem Gewiſſensleiden meines Erfüllungstriebes zu befrein.

Der Druck von „Zwiſchen Himmel und Erde“ iſt in's Stocken gerathen; der Waſſermangel hindert die ſchnelle Beſchaffung des Papiers. Einen herzlichen Gruß von Meidinger hab' ich Dir noch auszurichten. Geſtern entſann ich mich, daß ich Dir die Zuſendung meiner Stücke verſprochen; ſie gehen mit dieſem Briefchen. Das „Zwiſchen“ hab' ich, beiläufig geſagt, Dir gewidmet, wie Du bald leſen wirſt. Du haſt mir's möglich gemacht, das Ding hervorzubringen, drum hat es Recht und Pflicht, Deinen Namen auf ſeiner Stirn zu tragen.

Auch an meinem Stücke, d. h. an dem, was noch in Stücken und in unzähligen vor mir liegt, haſt Du Theil und ohne es zu wiſſen. Geſtern Abend, wie ich über dergleichen ſann, iſt mir's recht deutlich geworden und ich habe mich darüber gefreut. Eigentlich hätt' ich ſagen ſollen, an dem Anflug, den ich in dem neuen Stücke nehme und den ich hoffentlich noch durch mehre fliegen werde. Abſichtlich und unabſichtlich haſt Du mich immer auf Gehalt hingewieſen. Nun war ich ein Vogel, dem es nicht an Federn fehlte, eh die reale Bühne mich in ihre Hände genommen und für den Tiſch des Publikums gerupft. Zum Glück war in meinen Stücken oder vielmehr in den Studien dazu, genug zu ſtreichen; und es blieb auch immer noch etwas. Das hatt' ich noch vor Manchen voraus, bei denen es Wunder nimmt, wenn man hört, es iſt in ihren Stücken geſtrichen worden. Nun, bei wieviel Menſchen fällt uns erſt ein, daß ſie einen Kopf hatten, wenn es heißt, ſie haben ihn verloren! Aber zu dem zurück, was ich eigentlich ſagen wollte. Im Eifer thut man immer zuviel. Es iſt eine Zeit in der Entwickelung eines Dramatikers, wo er ſich gehen läßt; dann kommt eine, wo er ſich die Füße zuſammenbindet aus Beſorgniß, einen überflüſſigen Schritt zu thun. Ich hole wiederum zu weit aus. Alſo gleich zur Sache ſelbſt. Ich hatte mich im Naturalismus verfahren; ich wollte meine Leute immer nur ſagen laſſen, was in der Wirklichkeit unter gleichen Umſtänden ohngefähr geſagt würde. Das ſchloß alle Möglichkeit eines reichern und allgemeinen Gehaltes aus. Wie ich dieſen dennoch hineinbringen wollte, da zeigte ſich's, daß meine Methode zu dialogiſiren, in ihrer Haſtigkeit und zu großen Unmittelbarkeit nicht damit in Uebereinſtimmung zu bringen war. Sprechweiſe und Gehalt zeigten ſich unaufhörlich die Zähne und im Verlaufe des Streites packte jederzeit einer von den Beiden ein und überließ dem Andern den Kampfplatz. Es iſt wohl möglich, daß ich endlich die Geduld verloren hätte und auf meinem alten, mir natürlich gewordenen Wege weiter gegangen wäre, hätten Deine Mahnungen mich nicht wieder aufgeſtachelt. Es galt nichts Geringeres, als eine völlige innere Umbildung meines Talents, die meine Produktion ſo lange mannigfach ſtören mußte, bis ſie vollendet war. Die mußte ſich ſo lang auf ein ander Gebiet verſteigen. Jetzt ſeh' ich den Nutzen ein, den mir's brachte, daß ich Erzählungen ſchrieb. Daß ich die magern Kühe des Umwandlungsprozeſſes überſtehen konnte, hab ich Deiner Hülfe ſo ſehr zu danken, als dem König von Baiern; und ich glaube im Kerne dieſer letzten Hülfe ſteckt wiederum die Deine.

Es ſcheint, ich kann Dir nicht entkommen, alle meine Wege führen wieder zu Dir. Aber jezt muß ich es wenigſtens, ſonſt bürd' ich Dir eine ganze Tagesarbeit mit dem Leſen dieſes Briefleins auf.

Mit vielen Grüßen von Haus zu Haus

Dein

Dresd. am 11t. April 1856. O. Ludwig.

24

An Julian Schmidt

Dresden am 3 Juli 1857.

Lieber Herr und Freund, ihr Brief, den ich eben erhalten, hat mich im innerſten Herzen erfreut und erquickt. Es trieb mich, Ihnen auf der Stelle zu antworten; ich hatte Ihnen Viel zu ſagen; aber nun ich vor dem Papiere ſitze, weiß ich nicht, wie ich das machen ſoll. Es iſt ſoviel, daß es mich verwirrt, und derart, daß ich verzweifeln muß, es brieflich ſo zu ſagen, daß Sie auch wirklich erfahren, was und wie ich es meine. Ich halte mich an das, was brieflich mitzutheilen iſt.

Ich hatte Sie eingeladen, mich während Ihrer Anweſenheit in Dresden noch einmal zu beſuchen; wir waren durch Erwähnung Ihres Schweizreiſeprojekts davon abgekommen, und ich hatte meine Einladung zu wiederholen vergeſſen; auch vergeſſen, nach Ihrem Abſteigequartier zu fragen, und konnte trotz allen Mühens des Fremdenblattes nicht habhaft werden, darin Sie angemeldet ſtanden. Mehre Tage nachher fand ich unter den Abgemeldeten einen Dr. Schmidt aus — ja wie hieß der Name? er muß eines Ortes in Pommern oder daherum ſein — und „nach Leipzig." Wenn Sie dieſer Dr. Schmidt waren, dann hat mich der pommer'ſche Ort wahrſcheinlich ſchon unter den Angemeldeten zum Beſten gehabt, da ich natürlich den

Dr. Schm. „aus Leipzig“ ſuchte; daß dies möglich, fiel mir zu ſpät ein.

Ihre Redlichkeit und Tüchtigkeit neben einem feinen Gefühle in Dingen der Kunſt und einem ſcharfen Geſichte dafür, das ſo Manches ſah, das ſelbſt vielen Praktikern entgeht, und ich hoffe, ich darf ſagen: eine gewiſſe Verwandtſchaft in Weſen und Geſinnung hatten Sie mir lange lieb und werth gemacht, und wenn ich mich Ihnen nicht näherte, ſo geſchah es, um Ihre kritiſche Freiheit mir gegenüber nicht zu beeinträchtigen. Ueber Manches, was ich von Ihnen geleſen, hätte ich mit Ihnen ſtreiten mögen, z. B., daß die Form des romaniſchen Drama kunſtgemäßer als die Shakeſpeare's ſei, was meines Bedünkens ſoviel hieß, als: das roman. Drama ſelber ſei das kunſtgemäßere; da ich die Form Beider in ihrem tiefſten Weſen bedingt, und beide ohne ſie unmöglich halte. Für Anderes über Shakeſpeare, das junge Deutſchland u. ſ. w. hätte ich Ihnen die Hand drücken mögen. Manche Fragen, die Sie aufgeworfen bei Gelegenheit Tiecks und Shakeſpeares (in der 1ſt. Auflage) hätte ich mit Ihnen diskutiren mögen. Vielleicht wäre Einiges von dieſen während Ihres kurzen Beſuches geſchehen; aber mein Mädchen hatte mir einen Dr. Schulze aus Leipzig angemeldet, und die Ueberraſchung, als aus dem gleichgültigen, ja unbequemen Dr. Schulze ſo plötzlich der ſo ganz anders zu benamſende Julian Schmidt wurde, hatte ein gelindes Drehen meiner Gedankenſcheibe zur Folge, welches mir die lange vorhandenen Anknüpfungspunkte entführte, und ganz Anderes dafür in die Hand ſpielte. Sie, lieber Freund, haben nun zufällige Äußerungen in unſer'm Geſpräche und Eindrücke aus meinen Sachen combinirt, und das Reſultat davon zeigt mir Ihre Theilnahme und daneben, was ich ſchon früher an Ihnen kannte, Ihre Redlichkeit, ſo daß ich mich darüber herzlich freue und Ihnen dafür danke, obgleich ich nicht verfehlen werde, Einſpruch — nicht gegen Ihre Theilnahme und Redlichkeit, ſondern — gegen die Richtigkeit jenes Reſultates zu thun.

Ja, lieber Freund, Sie geben ſich Mühe, einen vernünftigen Menſchen aus mir zu machen; denn der Glaube an die Vernünftigkeit des Weltganzen iſt am Ende nichts weiter, als Folge des Bedürfniſſes, die eigene Klarheit auch außerhalb Unſerer wiederzufinden und an dieſer Weltvernünftigkeit wiederum unſerer eigenen gewiſſer zu werden. Früher vermochte mich kein poetiſches Werk zu irren, ſo wenig es das Spiegelbild der Vernünftigkeit des Weltganzen, oder wenn ich ſo ſagen darf, des Ganzen der Weltvernünftigkeit aus ſeinem kleinen Glaſe zurückwarf; ich glaube aber, nicht aus Mangel an Ueberzeugung von dieſer Weltvernünftigkeit, ſondern eben weil dieſe Ueberzeugung ſo feſt in mir war, daß ich ein ſolches Werk las, wie etwa ein guter Chriſt die verbannten Götter von Heine oder dergleichen, ohne ein Aergerniß daran zu nehmen, und ich dieſe Ueberzeugung auch in Andern als eine ſo feſte vorausſezte, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, mit eigenen wunderlichen Ausgeburten ihr ein Aergerniß zu geben. Dazu kommt noch, daß ich von der Muſik her zur Poeſie kam, die, unbekümmert um alles Andere als die Geſchloſſenheit der Stimmung, alle Elemente ihres Kunſtwerkes in dieſen einzigen beabſichtigten Ton zuſammenſtimmt. — Ich mache hier einen Abſtecher — und warum ſollt' ich nicht, da ich einmal plaudere, vom Hundertſten in's Tauſendſte kommen? Meines Erachtens hat man zu wenig bei Betrachtung des Kleiſt'ſchen Weſens und ſeiner Kunſt an den Einfluß ſeiner muſikaliſchen Studien gedacht. Das Appelliren an das unmittelbare Gefühl, die conſequente Führung der Charakter, die Entwickelung des Ganzen aus einem Hauptthema, das Wiederzurückkehren von den kontrapunktiſchen Umwendungen deſſelben (im 2t. Theile der Sonatenform) zu ſeiner einfachen anfänglichen Geſtalt (im dritten), in der man den Anfang, doch unendlich reicher durch die erlebte Entwickelung ſeines Gehaltes, wieder empfindet, Kunſtmittel, die keine Kunſt ſo conſequent und bewußt anwendet, als die polyphoniſche Muſik, die durch und durch dramatiſch iſt, laſſen ſich in jeder Kleiſt'ſchen Arbeit leicht erkennen. Vielleicht iſt dies auch ein Grund mit, warum Sie Kleiſt mich ſo ähnlich finden, und vielleicht, warum Kleiſt ſo ſtark auf mich wirken konnte, wenn er das wirklich gethan, da ich noch vor kurzer Zeit nur wenig von ihm kannte, und glaube, von Shakeſpeare und Leſſing am ſtärkſten und nachhaltigſten beſtimmt worden zu ſein, welche Beiden freilich auch auf Kleiſt ſtark gewirkt haben, Shakeſp. im innern Weſen und Leſſing beſonders in der Präziſion der äußeren Form.

Doch auch jezt, wo ich ganz Ihre Meinung theile, der Dichter ſolle in ſeinem kleinen Ganzen ein Spiegelbild des großen geben, jezt, da ich erfahren, wie leicht äſthetiſche Eindrücke Einfluß auf das praktiſche Verhalten leicht beſtimmbarer Menſchen gewinnen können, und den Rieſengang Shakeſpeares mit meinen kleinen Beinen nachgegangen bin und den gewaltigen Menſchen ſo natürlich, ja oft ängſtlich beſorgt geſehen, ſeinen Kindern nicht ſcharfe Dinge, wie Meſſer, zum Spielzeuge zu geben; doch auch jezt noch geh' ich, trotz allen Widerſtrebens — und deſſen bin ich mir redlich bewußt — zu ſehr auf der Spur des unmittelbar ſchaffenden Muſikanten. So leicht iſt ein Menſch in meinem Alter nicht mehr umzukneten. Viel glaub' ich auch auf den dunkeln Grund meiner Erlebniſſe vom kleinen Kinde an ſchreiben zu dürfen. Der Dichter reproduzirt, und ich glaube, daß er nicht ſowohl, wie Sie meinen, ſein Ideal individualiſirt, als daß er es ſchon individualiſirt in ſich trägt. Der Menſch iſt mehr oder weniger das Ergebniß von Jugendeindrücken, was auch ſeine Freiheit dazu ſagen mag. Der holländiſche Landſchafter malt die Nebel, die dunkle Färbung in ſeine Bilder, unter welchen er ſeine heimiſchen Gefilde von Jugend auf geſehen, auch wenn er weiß, daß Nebel keine Luft iſt und nur das durch ihn tauſendfach gedämpfte Licht die hellen Localfarben der Dinge ſo grau erſcheinen läßt, obgleich er weiß, der Himmel oben über dem Nebel iſt blau; und ſeine Bilder ſchickt er auch nicht als gemalten Proteſt gegen die Bläue des reinen Himmels in die Welt. Einiges, was noch hierher gehört, werde ich, wenn ich es nicht vergeſſe, im Folgenden noch bringen. Es kann vielleicht jezt gleich geſcheh'n.

Denn ich muß mich gegen noch Einiges verwahren. Sie vergleichen den Othello mit dem Erbförſter; es ſcheint, Sie ſetzen voraus, daß ich bei meiner Äußerung über den Othello dasſelbe in Gedanken gethan. Ueber den Erbförſter aber denke ich, das freundliche Lob ausgenommen, wie Sie. Ich bin zu froh, ihn hinter mir zu haben, als daß er ſich ſo unberufen einmiſchen könnte. Wenn ich überhaupt mir heraus nehme, Shak. zu vergleichen, ſo geſchieht das nur, wenn ich ihn an ſein eigenes Maß halte. Und nur beiläufig hier noch Etwas zum vorigen Kapitel Gehöriges zu ſagen, war mir's mit dem Erbförſter nur um ein Warnungsbild zu thun, und die warnende Lehre denkt bei ihren Bildern ſo wenig daran, äſthetiſche Befriedigung zu geben, daß ſie vielmehr dadurch ihren Zweck zu verfehlen fürchten würde. Je weniger Urſache und Wirkung äſthet. proportionirt ſind, deſto greller wird das Bild, deſto eindringlicher wird die Warnung. Sie erzählt nicht, daß ein Kind, mit Reibzündhölzchen ſpielend, ſich eine Brandblaſe am Finger zugezogen; nein; das Haus iſt abgebrannt, die guten Aeltern und Geſchwiſter, ja ſelbſt das gehätſchelte Kätzchen mit verbrannt. Die mögliche Brandblaſe (das Nächſte, Natürlichſte, man könnte ſagen: die Regel) wird das Kind ohne großes Bedenken riskiren; der Popanz muß ſchauerlicher ausſeh'n.

Ich ſchrieb das Stück ein Jahr nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Paris. Meine Phantaſie war noch voll von dem Erlebten. Soviel tüchtige Menſchen hatte ich geſehen, in denen der Rechtsſinn in Rachſucht umſchlug, ohne daß ſie ſelbſt es wußten. Sie dachten mehr daran, wirklich oder vermeintlich Erlittenes zu vergelten, als einen beſſern Zuſtand zu ſchaffen; und auch das wirklich Erlittene hatte Leidenſchaft ſo aufgeſchwellt, daß es dem Verſtändigeren mehr vermeintliches als wirkliches erſcheinen mußte. Jede Mahnung zu ruhiger Ueberlegung machte ſie als neues Unrecht leidenſchaftlicher. Der Schuß, der gefallen war, da die Munizipalgarde — ich glaube — das Hotel eines Miniſters vertheidigte, der zuerſt den Haß erregt, und, da die Neigung des Haſſes ihn als von den Feinden gethan, auslegte, und an der eigenen Meinung zum Rieſen geworden, die Wuth und die Mordluſt zum Entſetzlichen aufſtürmte, das nicht wieder ungethan zu machen, zu Weiterem fortreißen mußte; jener verhängnißvolle Schuß als Symbol, wie das Geſchick von Menſchen und Völkern der Spielball des Zufalls werden kann, wenn ſie den Schutz der Beſonnenheit aus den Händen gegeben, hatte auch nicht verfehlt, der Phantaſie ſich einzudrücken. Die ſchönſten Hoffnungen des Anfanges für Freiheit und Größe des Vaterlandes gingen in Vorausſicht des gänzlichen Verluſtes Beider unter, da man ſah, die Verwirrten arbeiteten nur für die Reaktion, die nicht ausbleiben konnte. Wer hätte damals nicht mit beiden Armen durch ganz Deutſchland greifen und die Unglücklichen hindern mögen, was ſo gut werden konnte, zu verderben; wen peinigte nicht, daß er keine Stimme dazu hatte, ſeine Warnung in jedes deutſche Ohr zu ſchreien. — Dies, was mich während der Vorgänge ſelbſt unerträglich drückte, dieſer Alp konnte in ſeiner poetiſchen Geſtaltung nachher nicht erquicklich werden. Ich trug mich damals mit einem Stoffe, der in ſeiner Anlage ſolche Imprägnirung nicht durchaus abwies. In einer Nacht plötzlich erwachend, hatte ich das ganze Stück mit allem Detail fertig in meiner Phantaſie. —

Aber wieder auf Othello zu kommen, ſo fiel mir während unſeres Geſpräches eine Bemerkung ein, die Dr. Klee einige Zeit vorher gegen mich gemacht, und mit der ich eben in meinem Herzen noch im Kriege lag: das Stück ſei, wenn er es auch bewundern müſſe, ihm unerträglich, weil das Leiden der armen Desdemona ſo weit über alle Proportion mit ihrer Schuld hinausgehe. Was ich ſelbſt an dem Gedicht ausſetze, iſt ganz etwas anderes und betrifft einen Mangel, den mich erſt das Studium Shakeſpeare's gelehrt, und ich tadle ihn, eben weil es eine Abnormität an Shak. ſelbſt erſcheint.

Shakeſpeares Quellen hatten ihm in einer Art herrlich vorgearbeitet; dieſe Novellen und Sagen haben alle eine ideale Einheit, die die reichſte Ausmalung, die ſie herausfordert, auch zu tragen ſtark genug iſt. In ihnen iſt der pragmatiſche Nexus ſtets der ideale Nexus ſelbſt. Die ganze Handlung läßt ſich in eine einzige ganz kurze Formel preſſen, die in der abſtrakteſten Geſtalt ſchon durch ihre Symmetrie erfreut. So der Kaufmann von Venedig: Freundſchaft gibt ſich um Liebe willen in die Gewalt des Haſſes und wird von der dankbaren vor ſeiner Rache gerettet. Im Romeo: Liebe beſiegt den Haß in ihrem Untergange an demſelben. In dem letztern Drama hat Shakeſp. übrigens ſchon, ich weiß nicht, ob zum Vortheile des Dramas, dieſe Einheit aufgehoben. In der Novelle ſind Liebe und Haß die beiden großen Motive;

im Drama kommt noch ein durch ſeine Indifferenz gegen jenen Contraſt fremdes hinzu, die Vatergewalt. In der Novelle wollen die Aeltern die um die Trennung von dem Geliebten, wie die Aeltern meinen, um Tybalts Tod, in Gram Hinſiechende durch die Vermälung mit Paris retten; der Gedanke, ſie an den Paris zu verheirathen, iſt alſo ein Kettenglied im pragmatiſchen Nexus. Daß ihn Shak. zu einem ſelbſtändigen Motiv machte, hat den Nachtheil gebracht, daß er die Verhandlungen zwiſchen Capulet und Paris ſchon im Anſange bringen und im Fortgange des Stückes bis zur mechaniſchen Verbindung damit, der eigentlichen Handlung immer nebenher laufen laſſen mußte, ohne daß er ſie als Contraſt zu jener behandeln, und dadurch ideal und organiſch damit verſchmelzen konnte. Im Othello nun, um abermals auf dieſen zurückzukommen, iſt die Formel der Handlung: Weil Othello den Jago nicht zu ſeinem Lieutenant machte, mußte er ſeine Frau aus Eiferſucht ermorden. Das iſt ganz ungewöhnlich bei Shak., wo der pragmatiſche Nexus mit dem idealen zuſammenfällt, und die Causa movens ſtets die Leidenſchaft ſelbſt iſt, deren normaler Krankheitsverlauf dem Stücke den Inhalt, und deren pſychologiſche Erörterung ihm den geſchloſſenen Gehalt gibt. Wie die Formel ſteht, müßte Jago der Held ſein. Um mich deutlicher zu machen: die Einheit, die man ſonſt bei Shak. findet, würde vorhanden ſein, wenn Othello, von Natur zu geſchlechtlicher Eiferſucht geneigt, den Jago eben aus eiferſüchtiger Furcht nicht zu ſeinem Lieutenant machte, und dieſer das Daſein jenes Zunders in Othello benutzte, ihn und ſein Glück in Flammen zu ſetzen, die Beide verzehren. Oder wenn Othello wirklich mit der Frau Jagos in unſittlichem Verhältniſſe geſtanden, wo denn jenes Motiv der Zurückſetzung wegfallen müßte. Shakeſpeare hat auch wirklich dieſe beiden Motive modifizirt, geſchwächt und ſich gegenſeitig ſchwächend nebeneinandergeſtellt, nämlich die bloſe Zurückſetzung (nicht durch Eiferſucht motivirt) und die bloſe Möglichkeit eines beſtandenen Verhältniſſes zwiſchen Othello und Jagos Frau. Dadurch ſcheint Jagos Charakter etwas ſchielend zu werden, er rächt ſich als beleidigter Stolzer, aber nicht zugleich wie ein Stolzer (denn ſonſt würde er Othello da verwunden wollen, wo er ſelbſt am empfindlichſten, nämlich am Stolze); er rächt ſich als Eiferſüchtiger, aber nicht wie ein Eiferſüchtiger, denn dann müßte ſeine Rache ſeine eigene Frau mittreffen. Wie er da iſt, iſt er eigentlich der Repräſentant der Intriguirſucht, einer Unterart des Stolzes. Denn man ſieht, die Menſchen als Schachfiguren zu regieren, und nur, um den Genuß ſeiner Ueberlegenheit zu haben, dieſe Luſt iſt die eigentliche Treiberin ſeines Handelns. Es ſcheint, das eine jener beiden Motive macht er blos dem Rodrigo weis, das andere will er ſich ſelbſt weis machen, ſo durch und durch Intriguant, daß er ſ. z. ſ. mechaniſch die Künſte, die bei Andern zu brauchen ihm zur Gewohnheit geworden, an ſich ſelbſt anwendet. Auch hier iſt die Novelle einheitlicher; Jago iſt in derſelben in die Deſdemona verliebt, alſo auch ſein Thun Eiferſucht; es gibt dieſes einen ſchönen Contraſt: der eiferſüchtige Wüſtling, der eiferſüchtige Ehrenmann; hier die blickſchärfende u. praktiſchmachende, dort die blickumnebelnde, bethörende Eigenſchaft, die die Eiferſucht wie alle Leidenſchaften beſitzt. Aber bei allen dieſen Behandlungsweiſen war, fürchte ich, die wundervolle Geſtalt der Deſdemona nicht möglich, oder ſie ſtand zu ſehr außerhalb des Stückes; darum verdenke ich es Shak. nicht, ſich auf der einen Seite aufgegeben zu haben, um ſich auf der andern doppelt wieder zu gewinnen.

Aber — der Brief wird ein Buch, wenn ich ſo fort ſchreibe. Ich mache mir daher ſelber einen Schlagbaum, indem ich plötzlich einlenke in 1000 Grüße von Haus zu Haus und Sie bitte, mir gut zu bleiben,

Ihrem herzlich ergebenen
Otto Ludwig.

Sie ſehen, ich weiß mich zu behandeln und am Schopfe zu packen zu rechter Zeit. Und da, lange Poſtſkripte zu machen, keine von den Seiten, wo ich ſtark in der Schwäche bin, nur noch das Avertiſſement, daß ich einen Knopf von Ihnen habe, den ich, mit oder ohne Ihre Erlaubniß zu behalten denke. Ich habe Ihnen denſelben keineswegs nach Art eines reliquiendürſtigen Liebhabers heimlich vom Obergewande abtrennt — was ich, um unnöthiger Eiferſucht vorzubauen, Ihrer Frau Gemalin vorſichtig beizubringen bitte, der ich herzlich danke, für das Andenken, welches ich in Ihrer Handſchrift beſitze. — Doch kann ich den Ruf eines unehrlichen Finders nicht abweiſen. Meine Frau iſt durch ihre kleinen Teufelchen abgehalten worden, meinen Sekretär zu machen; daher bittet ſie durch mich, ihrer freundlich zu gedenken. Behalten Sie mich ſo lieb, als ich Sie. Noch Eins: Schreiben Sie in dieſen Tagen an Freytag, ſo, bitte, grüßen Sie ihn herzlich von mir.

24

An Julian Schmidt

Dresden 12/7 57.

Lieber Freund, erſchrecken Sie nicht darüber, daß Sie ſchon wieder mit einem Briefe von mir heimgeſucht werden, ich gebe mir, indem ich beginne, die Hand darauf, er ſoll nicht, wenigſtens nicht viel über

Eine Seite lang werden. Welch ein wunderlicher Menſch ich bin, habe ich bei Gelegenheit Ihrer lieben Antwort wiederum geſehen. Ich war eben im Arbeiten begriffen, als dieſe bei mir ankam; ich enthülſte ſie ſogleich und mein erſter Blick fiel auf die Zeile, die von Ihrem Vaterlande ſpricht. Nun weiß ich nicht was mich bewegen konnte, auf den Einfall zu gerathen, mein Scherzen über den nordoſtdeutſchen Mann könne Sie verſtimmt haben. Und doch, ich weiß es, mein Gewiſſen war mit im Spiele. Ich habe mich von Allem, was Kritiker hieß, entfernt gehalten, weniger, weil ein Kritikus ein Mann iſt, der den Namen von uns, die wir uns ſo gern Poeten nennen, in ſeiner Gewalt hat, wo es denn allerdings ſehr nahe läge, ein Entgegenkommen danach auszulegen,; als aus Rückſicht, auf die Unpartheilichkeit, die bei dem ehrlichſten Kritiker, dieweil er ein Menſch iſt, leicht durch pſychologiſche Einwirkung getrübt werden kann. Dieſe Rückſicht modifizirte auch den Ausdruck eines Gefühles in meinem Briefe, und ich fürchtete nun, es hinter zu ironiſches Blattwerk verſteckt zu haben; und nun plagte mich der Gedanke, Ihr freundliches Entgegenkommen verlezt zu haben, noch mehr der, daß ich nun in der einmal angeſtimmten Weiſe fortfahren und Sie noch mehr verletzen müßte. So ſehr, daß ich Ihren Brief einſchloß, den ich jezt mit einer gewiſſen Selbſtüberwindung wieder vornahm und nun erſt durchlas. Und nun weiß ich nicht, ob ich Ihnen dies Geſtändniß eigentlich aus Freude über Ihren Brief gethan, oder um mich zu ſtrafen, da mir die ausgeübte Selbſtplagerei als zu geringe Strafe für meine Phantaſterei erſchien.

Was Sie über meine Interpretation des Erbförſters ſagen, mag richtig ſein, bis auf den Schluß und den verkehrten Gedanken, den Zufall abſichtlich als mitſpielende Perſon einzuführen; ich ſage: es mag;

denn abſichtlich habe ich nicht gefälſcht. Dann iſt's mit der Zuſammendrängung, Stetigerhaltung und Steigerung der Handlung, die das Drama erfordert, eine mißliche Sache. Sie bringt uns leicht dazu, in den pragmatiſchen Zuſammenhang Motive aufzunehmen, die den idealen aufheben; und das iſt, glaube ich, mein Hauptfehler geweſen. Darum hat mich, ſeit ich mir darüber klar geworden bin, im Shakeſpeare durchaus nicht geſtört, wenn er es mit dem pragmatiſchen Nexus zuweilen etwas leicht nimmt, weil mir ſcheint, als ſei dies, wenigſtens an den meiſten Stellen, lediglich zu Gunſten des idealen Nexus geſchehen, und zwar häufig, wenn nicht immer, mit Abſicht.

Die Zweierleiheit der Zeitrechnung habe auch ich in vielen andern Sh. Werken, beſonders im Cäſar, Richard II. gefunden. Intereſſant war mir mit ſeiner vorzugsweiſe idealen, Leſſings realiſtiſche Behandlung von Raum und Zeit zu vergleichen. Z. B. ſchadet der hanebüchene Zufall in Romeo und Julia gar nichts, weil in den Reden kein Gewicht auf das Früher oder Später gelegt iſt, während bei Leſſing das Zufällige eben durch ſeine Bemühungen, es zu verſtecken oder unſchädlich zu machen, erſt wichtig wird. Alle dieſe kleinen Behelfe, die zum Theile auch von der Zuſammendrängung in Raum und Zeit zum Behufe der ſogenannten Ariſtoteliſchen Einheiten herrühren, heben die wichtigere Einheit des Motives, d. h. den idealen Zuſammenhang auf. Man könnte ſagen, Emilia muß ſterben, weil der Alte nicht abwartet, bis ſie aus der Kirche kommt, und dergleichen ſehr viel Anderes noch. So auch mit dem Briefe. Es ſcheint Leſſing immer mehr darum zu thun, daß zu zeigen, daß er die Schwächen ſeiner Compoſition wohl kennt, als daß er die Stärken derſelben poetiſch wirkſam machte. Bei Shakeſpeare dient oft ein Sprung in dem dramatiſchen pragmatiſchen Nexus, den idealen Zuſammenhang ſtärker herauszuheben, im eigentlichen Detail ergeht er ſich oft blos deshalb; manche Szenen haben bei ihm oft nur dieſen Zweck. Zuweilen wiederum iſt er trocken und abſtrakt, benuzt die glänzendſten Wirkungen nicht, die in der Nähe liegen, ja ſündigt gegen alle Illuſion, wenn ſie den idealen Nexus auch nur Einen Augenblick lang verdecken könnte, weil ihm immer an der Wirkung Alles, und an den Wirkungen gar nichts gelegen iſt. Bei ihm iſt alle Spannung allein an den großen idealen Nexus geknüpft, aller Gehalt nur auf ihn bezogen; die einzelnen Momente desſelben ſind diejenigen, in denen zugleich der ethiſch-poetiſche und pathologiſch-mimiſch rhetoriſche oder ſchauſpieleriſche Gehalt zur Geltung kommt. Damit dies möglich, mußten ſeine Probleme ethiſch-pſychologiſcher Natur ſein. Was ſeine Figuren zu Rollen macht, und ſeine Stücke (im einzig richtigen Sinne des Wortes) zu (bühnengerechten) Bühnenſtücken, läuft nicht etwa nur, wie meiſt bei unſern großen Dichtern dem Poetiſchen der Geſtalten, der Sprache, und der Idee des Ganzen nebenher, ſondern es enthält Beides in ſich; vielmehr: eins iſt das andere. Darin dünkt mir Shakeſpeares Größe hauptſächlich zu liegen, und aus dieſem Grunde iſt er mir im ächten Sinne des Wortes der idealſte Dichter.

Aber davon genug.

Ich habe in dieſen Tagen abermals die Widmung der Brautfahrt an den Capitain von Schanz geleſen, was ich oft thue, und mich herrlich daran delektirt. Dieſe zwei oder anderthalb Seiten ſind mein Liebling; ſelbſt die Szenen Pipenbrinks machen ihnen bei mir den Rang nicht ſtreitig.

Ihre Bemerkung, daß das wenigſt dramatiſche Volk den größten Dramatiker und das dramatiſchſte keinen von großer Bedeutung hervorgebracht, ſpricht, wahr, wie ſie iſt, ein Problem aus, deſſen Löſung wenigſtens in Gedanken zu verſuchen, man nicht abweiſen kann.

Schicken Sie mir doch ja, lieber Freund, wenn Sie mögen, und ſobald Sie können Ihre „Geſchichte der Romantik,“ (aber zum Behalten für längere Zeit), deren ich bis jezt nicht habhaft werden konnte. W. Menzel im Literaturblatt hatte mich ſchon zu ſeiner Zeit begierig danach gemacht; Ihre eigene Meinung darüber machte mir ſie noch intereſſanter. Und laſſen Sie mich immerhin mehr davon leſen, als das über Othello Geſagte. Die Jugend muß ein Zuviel haben; was ſchon in der Jugend das rechte Maß hatte bringt die Zeit durch ihre abnutzende Kraft im Mannesalter unter dasſelbe herunter; das jugendliche Zuviel dagegen wird am Manne 'zum rechten Maße. Und ich möchte die Geſchichte Ihres Geiſtes kennen, zu der dies Buch ein wichtiger Beleg ſein muß.

Ich erſchrecke, welch übermäßiglanger Briefſchreiber, d. h. Schreiber übermäßig langer Briefe ich geworden bin, der bis jezt ſich in keiner Art menſchlicher Betriebſamkeit ſo wenig ausſchweifend erwieſen — weder was Zahl, noch was Größe betrifft — als in der edeln Briefſchreiberei. Schicken Sie nur Ihr Buch Ohne, d. h. ohne Brief; damit ich mich nicht auch noch der Verführung zu dem Laſter, dem ich fröhne, anklagen muß.

Sie erwähnen auch der Erzählungen von mir, die jezt bei Meidinger gedruckt werden; ſonſt würde ich von ihnen geſchwiegen haben, da nicht viel Gutes davon zu ſagen iſt. Die eine davon „Die Heiterethei“ betitelt, hat ſchon vor einigen Jahren im Feuilleton der Cölner Zeitung geſtanden. Ich war eben im tiefſten vergleichenden Studium Shakeſpeares und der andern berühmten Tragiker, als ich etwas ſchreiben mußte.

Wollte ich nicht alle Frucht meines Studiums verlieren, und der bereits darauf verwendeten Zeit, ſo mußte ich die Geſchichte gewiſſermaßen ohne mein Wiſſen, hinter meinen Rücken ſchreiben. Etwas von Ihrem Einfluſſe werden Sie übrigens auch in der Heiterethei finden, die Schilderung der heilſamen Macht der Arbeit. Die andere Geſchichte zeigt im Zuſammenfallen des idealen und pragmatiſchen Nexus, wie dieſes mir damals als Reſultat meiner Unterſuchungen aufging, den Einfluß jenes Studiums, das Ganze iſt komiſch gewandt, aber ich denke, ſein Schickſal bei dem Publikum wird ein tragiſches werden. Abgeſehen von dieſer Erzählung ſelbſt, die einen flüchtigen Einfall allzu flüchtig ausführt; mir ſcheint, als ob das Komiſche, wie das Tragiſche jenes Zuſammenfallen verlangte das letztere wenigſtens auch nichts durch dasſelbe verliere.

Meine Frau und ich grüßen Ihre liebe Frau und Sie herzlichſt, auch meine kleinen Teufelchen Onkel und Tante Schmidt, deren Sie ſich noch gut erinnern.

13t. September 57.

Jetzt, da ich dieſen Brief monatelang zurückgehalten, um der Schreibwuth, die mich zu befallen drohte, zu Ihrer Schonung energiſchen Einhalt zu thun, ſollte ich ihn wohl in meiner Mappe begraben liegen laſſen; Sie werden Ihren Brief vergeſſen haben, d. h. ſeinen Inhalt und die Beziehungen darauf Ihnen aus den Wolken zu fallen ſcheinen; aber dieſer Nachtheil iſt ein Fluch, der mehr oder weniger ſchwerer oder leichter auf allem brieflichen Verkehre ruht; darum mag die Taube immerhin fliegen, der Stoßſeufzer wird deſto nothwendiger klingen, den ich der ungeduldigen noch an den Schwanz binde: möchten wir uns näher wohnen! Die Maſſe deſſen, worüber ich mich mit Ihnen und dadurch mit mir verſtändigen möchte, läßt ſich brieflich nicht handhaben. — Nun aber diesmal auch nichts weiter, als die beſten Wünſche für Ihrer beiden Geſundheit u. Heiterkeit, und den für mich, daß Sie mir gut bleiben mögen.

Herzlich ergeben
Otto Ludwig.

26

An Emanuel Geibel

Mein innig verehrter Freund.

Es war meine große Sorge, Ihre Theilnahme für mich, die Ihr lezter Vorſchlag wieder ſo deutlich bewies, könnte, wenn irgend etwas davon verlautete, zu ähnlichen Verdrehungen Anlaß geben, als, mit noch weniger ſcheinbarem Grunde bereits, wie Sie mir ſchreiben, aufgetaucht ſind. Es beruhigte mich einigermaßen, daß Sie den Mitrichtern offen darlegen wollten, das Stück ſei zu ſpät eingetroffen. Dennoch muß ich Ihnen geſtehen, daß mir die neue Wendung eine Herzenserleichterung gibt, von der ich nur wünſchte, ſie habe einen anderen Grund.

Meine nächſte dramatiſche Arbeit Ihrem Könige zu ſenden, war, wie Sie ſich vielleicht noch aus einem früheren Briefe entſinnen können, ohnehin von Anfang meine Abſicht; und auch, dem Vorſchlage folgend, den mir Ihr voriger lieber Brief brachte, dachte ich mehr an Darlegung meiner Pietät für Ihren König und darin an Ihren Wunſch, als an die Möglichkeit des Preiſes. Aber bei allen Vorzügen des neuen Weges, den Sie mir zeigen, würde man nicht hintennach finden können, wenn man wollte, daß der Richterſpruch nur darum verſchoben worden ſei, um meine Verſpätung unſchädlich zu machen?

Hier nahm ich ein ander Blatt in die Hand, weil es mich trieb, Ihnen wenigſtens über einen Theil Ihrer Gedichte etwas näher Eingehendes zu ſagen; was ich niederſchrieb, iſt aber nicht geworden, was ich niederſchreiben wollte; und nun fällt mir ein, ein längeres Ausbleiben meiner Antwort könne trotz der Recommandation Ihnen die Beſorgniß erregen, Ihr lieber Brief ſei gar nicht bei mir angekommen.

Ich lege deßhalb das Blatt noch beiſeite und verſchiebe auch noch Manches, was dieſer Brief enthalten ſollte, auf eine andere Zeit. Nur darf ich nicht vergeſſen, daß Sie meiner Frau keine größere Freude machen und mehr Dank verdienen, als durch Ihre Verſicherung, ihr Gruß habe Sie erfreut. Die Saite, die nun zu nah liegt, und die ich mich fürchte, anzuſchlagen, bleibe unberührt; diejenigen Ihrer Gedichte, in denen Ihr Ton zittert, leſen wir zuweilen zuſammen und fühlen, daß dies, wenn auch ein verklärter, doch ein ewiger Schmerz iſt, der auch von den Mitfühlenden durch Schweigen heilig gehalten werden muß. —

Mich drängt es ſchon ſeit Jahren, Ihnen auch anders zu begegnen, als durch dieſe ſchwarzen todten Botengänger. Vor noch längerer Zeit ſchon, eh' ich in Ihnen einen ſtärkeren Magnet dort fühlte, lockte mich, was ich von dem Kunſttreiben und Kunſtbeſitz Münchens hörte, dahin; nur der böſe Ruf ſeines Klimas hielt und hält mich ab, dieſe Stadt auch zu meinem Aufenthaltsorte zu machen. In Dresden hält mich eigentlich außer der Gallerie und Auerbach, der ſich übrigens nicht ſelten auch nicht hier gefällt, Wenig oder Nichts. In Nürnberg, wo noch ein Stück jener Zeit lebendig iſt, die mich immer vor allen anzog, wäre ich Ihnen ſchon um ein gutes Stück näher, noch näher in Augsburg, das mir Auerbach nicht reizend genug beſchreiben kann.

Aber ich falle meiner rechten Hand mit der linken in den Zügel und erlaube ihr nur noch die Bitte niederzuſchreiben, daß Sie nur halb ſo gut bleiben mögen, als ich Sie liebe und verehre,—

Ihrem
Dresden am 28. Auguſt 1857. Otto Ludwig.

27

An Julian Schmidt

Endlich, lieber Freund, wieder ein Lebenszeichen von mir.

Ich kann Ihnen nicht ſchreiben, ohne von dem zu reden, was mir die höchſte Angelegenheit meines Lebens, nämlich von meinem Suchen nach einer tragiſchen Kunſt, die unſere Nation nicht noch ungeſunder macht, als ſie ſchon iſt, vielmehr, was ſie als Kunſt beitragen kann, beiträgt, ihr zu einer Geſundheit der Lebensanſchauung zu verhelfen, aus der, was irgend eine Nation zu ſein ſich wünſchen kann oder ſoll, allein organiſch hervorwachſen kann. Daher kommt es, daß ich ſo lange ſchwieg, ſo viele und gerechte Veranlaſſung ich haben mochte — eine große, dringende gaben Sie mir mit Ihrer Kritik der „Thüringer Naturen“ und der freundlichen Zuſendung derſelben — Ihnen zu ſchreiben. Ich ſage jezt, dieſe Kritik betreffend, nur, daß ich meine Freude darüber eingeſtehen will, auch, daß ich mich wohlweislich abgehalten habe, genauer nachzuſehen, was oder wieviel davon ich Ihrer freundlichen Theilnahme und wieviel dem Verdienſte der Arbeit ſelbſt auf Rechnung zu ſchreiben habe; wiewohl das eine mir ebenſo erfreulich ſein muß als das andere. Aber ich wollte ja ſagen, was jenes mein Suchen für Schuld hat an der Verzögerung eines Briefleins. Ich fühlte nämlich ſelbſt, daß meine Reſultate noch nicht feſtſtanden, daß ich in die Nothwendigkeit gerathen könnte, ſpäter zu widerrufen, was ich aufſtellen würde. Nun bin ich endlich ſo weit, und da ich Ihnen einen ſo großen Theil der Anregung zu den betreffenden Unterſuchungen und auch des Muthes zu danken habe, der ſie mich trotz hundertfacher innerer und äußerer Hinderniſſe vollenden ließ, müſſen Sie der Erſte ſein, dem ich davon ſage.

Aber um Gotteswillen! meinen Sie nicht, daß ich denke, etwa der Columbus dieſes Drama zu ſein. Ich habe große Urſache zu glauben, daß Sie und mancher Andre noch, bereits Colonien in dem Welttheile beſitzen, den ich nun zuerſt mit meinen Augen ſehe. Mit meinen Augen; ich bin einer jener armen Teufel, die nicht mit fremden Augen ſehen können, für die kein Teleſkop, kein Vergrößerungsglas u. ſ. w. erfunden iſt, nicht aus Anmaßung, wahrlich nicht! nur aus Beſchränktheit. Der Gang meiner Unterſuchung war wunderlich genug und Sie müſſen, hätten Sie mir zuſehen können, über jeden Schritt gelächelt haben, und gewiß nicht ohne Grund. Was mir einen Lichtſchein zu geben und ſo den richtigen Weg anzuzeigen ſchien, mußte ich erſt praktiſch verſuchen, und nur was ich gemacht hatte — oder gemacht zu haben dachte, denn ohne mannigfaltigen Irrthum ging es natürlich nicht ab — das wußte ich; nur was ich gegriffen hatte, ſah ich; des Heilands Wunden exiſtiren auch mir, wie jenem Thomas, erſt, wenn ich meine Finger darein gelegt habe; nicht weil ich ungläubig wäre, ſondern weil ich das Bedürfniß habe, nur mit ganzer Seele und mit allen meinen Sinnen zu glauben. Sie werden lachen, wenn die Maus hervorſpringt, die dieſe Nachwehen verurſacht hat; Sie werden ſagen: guter Freund, ſo geht es Jedem, der dergleichen Unterſuchungen vornimmt, ohne des Werkzeugs, welches man abſtraktes Denken nennt, habhaft oder mächtig zu ſein. Das iſt wahr; darum kann ich nichts für Andere lernen, ſo wenig als von Andern, ſondern nur von mir und für mich; weil ich das nicht weiß, was ich nicht erſt kann, und meiner Natur der Weg durch das Können zum Wiſſen ein leichterer iſt, als der den Meiſten der leichtere, der vom Wiſſen zum Können.

Aber ich komme zur Sache; ich verzichte darauf, was ich zu ſagen habe, in irgend einen Zuſammenhang zu bringen; ich gebe es Ihnen nur in einzelnen Sätzen, die aber für mich Erfahrungsſätze ſind. Daß ſie mit der Shakeſpeariſchen Praxis übereinſtimmen, auch vielfältig mit dem, was ich von Ihren Gedanken über die Sache weiß, darf Sie nicht wundern; denn aus Beiden kamen mir die ſchon beregten Lichtſcheine, und mein Weg war nur nöthig, um was Andern ſchon aus der bloſen Formel als helles Licht entgegenglänzt, mir nach meiner Weiſe klar und fruchtbar zu machen.

Zuerſt einiges Allgemeine, dann Spezielles, die hiſtoriſche Tragödie betreffend. Vorher noch die Bemerkung, daß ich in meiner Unterſuchung die drei Faktoren des dramatiſchen Lebens, Publikum, Schauſpieler, Dichter, mir getrennt habe, weil ich glaube, daß in der Einordnung der Anſprüche dieſer drei wie in einen organiſchen Staat, wo jeder Theil durch Hingabe von ſoviel, daß die andern mit gleichem Rechte neben ihm beſtehen können, unendlich mehr gewinnt als er hingab, allein das wahre Drama beſtehe.

Gegenſtand des Drama: der ſtyliſirte gemeine Weltlauf. Das „So geht's“ des Volksliedes, z. B.

So geht's, wenn ein Mädchen zwei Knaben lieb hat,
's thut wunderſelten gut.

Das Erſte iſt, daß der Dichter in der Novelle oder Hiſtorie den Typus ſieht. In der Geſchichte gehen immer mehre Typen nebeneinander her, durchkreuzen ſich wohl, und verbinden ſich durch tauſend

Fäden. Der Dichter hat einen einzigen Typus herauszunehmen, alle Seitenwurzeln abzuſchneiden, ihn vollſtändig von vorn, von hinten und nach allen Seiten abzuſchließen und zu iſoliren und dann den vollſtändigen Verlauf des Typus vor unſer körperliches und geiſtiges Auge zu bringen, d. h. von dem abſoluten Anfang zu beginnen und mit dem abſoluten Ende zu ſchließen. Das Ganze muß alle ſeine weſentlichen Urſachen und Wirkungen in ſich ſelber haben.

Das Epiſche der Begebenheit wird durch das Moment der Abſicht zum Dramatiſchen, zur Handlung. Der ſogenannte Zufall im Drama iſt nichts Anderes — und deshalb aus keinem andern weſentlichen Grunde zu vermeiden — als eine Lücke in der Kette, eine Naturwirkung, die nicht durch Abſicht dramatiſch gemacht iſt, das Hereinwirken von etwas, das dem Typus fremd.

Solchergeſtalt der ganze Vorgang ein Typus, daraus folgt, daß auch die Charaktere typiſch ſein müſſen. Sie müſſen individuell erſcheinen durch einen großen Reichthum von Merkmalen; ſie erſcheinen aber nur ſo, weil die ſämmtlichen Merkmale ſolche ſind, die eben nur dieſem Typus zukommen. Was ſie nun zu Individuen zu machen ſcheint, iſt in der That eben nur das, was ſie zu Typen macht. Ebenſo iſt der ganze Vorgang nur aus Momenten zuſammengeſetzt, die typiſch ſind, d. h. zu dieſem Typus gehörig — wenigſtens nur die typiſchen als weſentlich hervorgehoben — ſo daß auch er dadurch individuell (Anekdote) erſcheint, wodurch er in der That eben nur ein Typus iſt (ein Schickſal).

Dieſer Typus iſt nun wohl dasſelbe, was Sie „die Regel“ nennen.

Die einzelnen Geſpräche werden nun wiederum Typen, die eben darum individuell erſcheinen; Beiſpiele faſt alle Shakeſp. Geſpräche, bei Schiller Wallenſteins Szene mit Wrangel, welche eben darum ſo aus dem ganzen Stücke herausfällt, weil alle andern Geſpräche, wie Charakter und der ganze Verlauf blos individuell ſind, oder, wenn typiſch, mit dem Ganzen im Verhältniſſe des Widerſpruchs, im beſſern Falle in dem des willkürlich Eingelegtſeins ſtehen. Beſonders die Geldleihſzene im Kaufmann. So auch ein Typus des Suchens nach einer Perſon, des Gehabens von Menſchen, die den Unbilden eines Sturmes ausgeſezt ſind u. ſ. w. im Anfang des dritten Aktes vom König Lear.

Dieſe Art der typiſchen Behandlung, wo wir — wie Goethe ſo ſchön ſagt — die Wahrheit des Lebens (und, was ich hinzuſetze: dasjenige, wovon der Dichter will, daß wir es wiſſen) erfahren, wir wiſſen nicht wie, iſt auch das beſte Mittel für den Dichter, ſeine tiefſte Abſichtlichkeit an jeder Stelle mit dem Schein völliger Unabſichtlichkeit des Ganzen zu verhüllen. Der Inſtinkt hat mir in dieſer Beziehung in meinem Erbförſter nicht geſchwiegen, aber ich legte dies ſcheinbar Zufällige in den Nexus anſtatt es blos in die Wendungen des Dialogs und äußern Details zu legen, was ein Capitalfehler war.

Dazu kommen im Dialoge noch einzelne typiſche Züge — vergebens ſich auf etwas beſinnen u. ſ. w. die dem Ganzen noch die äußerſte Haut künſtleriſch reproduzirter Wirklichkeit umziehen. Künſtleriſch reproduzirter Wirklichkeit; denn der Schein gemeiner Wirklichkeit muß überall gemieden ſein.

Alſo der Vorgang ſelbſt = ein Typus des gemeinen Weltlaufes.

Die Charaktere = Menſchentypen, Typen der Menſchennatur.

Die Szenen = Typen des Weltverkehrs oder eigtl. Menſchenverkehrs.

Alle Züge = typiſche.

Ort und Zeit nur ideal behandelt, nie individueller Ort und individuelle Zeit mitſpielend. D. h. daß vom

Früher- oder Späterkommen einer Perſon dahin oder dorthin etwas abhinge, wie oft in der Emilia Galotti; wo die ſogenannten Einheiten Leſſing zwangen.

Dadurch wird nebſt vielem Andern die ächte Popularität erreicht; der Zuſchauer braucht keinen vermittelten Maßſtab; er mißt die Perſonen und Dinge des Dramas mit dem Maßſtabe, den er aus dem Leben mit in's Theater bringt; hier iſt gut, ſchön, häßlich, recht, unrecht, was er dort ſo nennt. „Solche Menſchen, ſolches Thun führte zu böſem Ende," hier wie dort.

Der Zuſchauer ſieht einen Menſchen ein Wagniß beginnen, was mißlingen muß. Er ſieht einen Starken ſich gegen etwas Stärkeres auflehnen. Die Kühnheit des Starken — der Leidenſchaft — imponirt uns, ſein Leiden gewinnt unſer Mitleid; aber wir nehmen nicht mit ihm Partei, wir billigen ſein Wagniß nicht. Das Stärkere, daran der kühne Wager zu Grunde geht, darf aber nicht durch Reflexion zerbröckelt werden. Es iſt ein Gegebenes und ſeine Stärke als ſolches iſt das Weſentliche; der Dichter muß unſere Aufmerkſamkeit ja nicht auf ſein Recht oder Unrecht hinleiten, denn dann hört die Poeſie auf; unſer Verſtand iſt auf Unkoſten der übrigen Vermögen herausgefordert, die Perſonen und ihr Schickſal werden Nebenſache und uns liegt mehr daran, wer Recht hat, als wer Rech behält. Unſer Intereſſe wird auf einen poeſiefremden Boden gelockt. Der Starke und der Stärkere intereſſiren uns äſthetiſch und poetiſch. Das moraliſche Gefühl verliert nichts dabei, denn iſt der Streit des Helden mit dem Gewiſſen, ſo iſt das Gewiſſen das Stärkere; es ſiegt in der Tragödie nicht ſowohl als das, welches mehr Recht, denn als das, was mehr Gewalt hat. Und alles Reflektiren über Recht und Unrecht des Starken gegen das Stärkere und umgekehrt, wird in dieſem Falle das moraliſche Gefühl eher beleidigen, oder, was ſchlimmer, irre machen. Ein Beiſpiel dazu iſt Franz, ſelbſt Carl Moor. Das Dämoniſche würde überdies der Tragödie verloren gehen, wenn nicht alle Poeſie, wenn der Streit der Geſichtspunkte die Hauptſache wäre, der ſich doch in einem Drama nicht erledigen läßt. Das Drama des Dichters würde die bloſe Theſis ſein, und nach dem Ende ginge erſt das eigentliche Intereſſe an, das eigentliche Drama, die Diſputation darüber. Man ſieht daher wohl, daß die aeſthetiſche Herrn Philoſophen mehr in ihrem als der Kunſt Intereſſe den Streit Gleichberechtigter zur Aufgabe des tragiſchen Dichters machen wollen; denn darin liefert er ihnen eine Aufgabe.

So in Shakeſpeares Praxis: Selbſt im Jul. Cäſar machen Brutus und Caſſius in der Freiheit, dem Gegenſtande ihrer Leidenſchaft, kein Recht, kein ſittliches Moment geltend, kein Menſchenrecht, ſondern einen Menſchentrieb; den Trieb mannhafter Naturen — und ſolche wollen ſie ſein, nicht Beſitznehmer eines Rechtes, das ihnen gehört, nur eines Beſitzes, den ſie begehren.

Ein Menſch, ſtark durch Leidenſchaft, fordert ein Beſtehendes heraus, das ſtärker als er, welche Ueberlegenheit er weiß und, wenn auch nur ſchweigend, anerkennt.

Das eigentliche Centrum der Tragödie bei Shakeſpeare iſt ein praktiſcher Widerſpruch innerhalb des Helden ſelbſt, NB. nicht allein das tragiſche, ſondern auch das Schauſpieleriſche. Goethe hat das wohl erkannt, aber nicht zu handhaben gewußt. Ein allgemein menſchlicher Trieb im Helden ſezt ihm eine Aufgabe, die ſeinem individuellen Charakter widerſpricht, und an welcher er daher zu Grunde gehen muß. Wenn Brutus eine harte Natur wäre, wie die Aufgabe iſt, die er ſich ſtellt, ſo müßte Antonius ſterben, und der erſte Mord fände keinen Rächer. Im Caſſius iſt ebenfalls ein ſolcher tragiſcher Widerſpruch: beim Ausſchlagen gegen jede Beſtimmung durch fremde Gewalt, das freiwillige Unterordnen unter den ſanften Brutus. Zugleich gibt dieſer ſcheinbare Widerſpruch den Charaktern einen wunderbaren Gehalt und Wahrheit. Goethe zerlegt umgekehrt oft Einen Menſchen in zwei poetiſche Geſtalten, Fauſt — Mephiſto, Clavigo — Carlos u. ſ. w. Bei Schiller finden wir dagegen oft einen abſoluten Widerſpruch; nicht zwei widerſtrebende, kämpfende Gewalten in einem Menſchen, ſondern zwei in der That verſchiedene Menſchen, die nur unter einem Namen gehen. So beſonders im Wallenſtein, wo der Kühnumgreifende nicht etwa mit dem reſignirten Philoſophen, der tragiſche Held mit dem vollkommenen Charakter (welche beide Paare aber auch gar nicht in Einem Menſchen beiſammen ſein können) im Kampfe ſteht, ſondern wo Beide abwechſeln und wir zwei verſchiedene Menſchen ſehen, einmal den, einmal den, welche uns gleichwohl der Dichter für Einen aufhängen will. Einmal ſehen wir einen Stolzen, Ehrgeizigen, Herrſchſüchtigen, der ſeine Generale durch kleine Künſte fangen läßt für ſein Intereſſe (z. B. Buttler durch den Brief, Iſolani durch Bezahlung ſeiner Schulden, ferner die Clauſel) und der fuchsartig genug iſt, ſeinen gefährlichen Briefwechſel durch zwei Creaturen führen zu laſſen, damit im ſchlimmſten Falle dieſe in der Schlinge hängen bleiben. Dann kommt einer, den ſeine Freunde ſchändlich verlaſſen, deren uneigennütziger Wohlthäter er geweſen und ſagt: Ich hab' auf Dank ja nie gerechnet. Und dieſer gibt ſich für jenen aus. Wäre dieſer Antoninus Pius wirklich jener Fuchs, erwürde wohl wiſſen, daß er nie auf Dank gerechnet hat. Und er würde, der Stolze auf ſeinen Verſtand, der Niemand über ſich gelten laſſen will, knirſchen, daß er ſich von denen betrügen laſſen, die ſeiner Meinung nach ſo tief unter ihm ſtehen. Abgeſehen davon, wie das hereingeliehene Hamletsproblem, mit dem Wallenſtein zuſammenklingt, der der Mann ſein mußte, der die Gelegenheit nie bei ihrem Stirnhaar zu ergreifen verſehlte, um aus einem bloſen Edelmanne ein Kaiſer neben dem Kaiſer zu werden. Alſo dieſer Wallenſtein war vor dem Momente, wo das Stück beginnt, ein Anderer, als im Stücke und in dieſem ſelber iſt er wieder ein doppelter. O wunderbarer dreigeſtaltiger Wallenſtein!

Bei Shakeſpeare iſt jederzeit das ganze Stück nur eine contrapunktiſche Durchführung jenes Widerſpruchs als Thema; jener Widerſpruch iſt der Charakter des Helden und das ganze Stück. So im Hamlet der Trieb der Rache und die Unluſtſcheue, die Thatenflucht. Er ſoll eine beherzte That thun; er kann philoſophiren, witzeln, beredt ſein, er kann alles mögliche, nur das eine nicht, was er können ſoll. Die Anläufe, die er nimmt zu der That, werden zum Netze, womit er ſich ſelber umgarnt und welches ihn zulezt zwingt, die That zu thun, wo ſie zu ſpät kommt, der Minirer, der ſich ſelbſt untergräbt. (Beiläufig das Problem des Wallenſtein iſt durchaus dasſelbe — nur an ganz unrechter Stelle; eine Miſchung von Makbeth darin, die durchaus nicht damit zuſammengeht.) Dann König Lear, der Herrſchſüchtige, der ſich die Aufgabe ſtellt, nicht zu herrſchen, eine Aufgabe, zu der jede andere Charakterart beſſer paßt, als eben die Herrſchſucht. Indem er als Abhängiger noch immer herrſchen will, gibt er der Bosheit willkommenen Vorwand, ihn zu verderben. Der Mann, der ein Gewiſſen hat, wie Makbeth, unternimmt, was nur ein Menſch ohne Gewiſſen glücklich durchführen könnte. Nun läuft neben dieſem Widerſpruche, aus dem das tragiſche Leiden fließt, welches daher immer noch ausſieht, wie ein Handeln, wie das Handeln ein Leiden erſchien, bei Shakeſpeare ſtets noch ein äußerer Nexus, der aber aus jenem entſpringt.

Der Held begeht in Folge dieſes Leidens oder im Verlaufe deſſelben, wie Makbeth, eine Blutſchuld, die dann ſeinen Tod herbeiführt. So Romeo, ſo Brutus, ſo Hamlet; eine Schuld, geringer als Blutſchuld, hat einen unblutigen Tod zur Folge = Lear, Timon.

Goethe hat in einigen Stücken zwar dies tragiſchſchauſpieleriſche Material beſchafft, aber es ſchauſpieleriſch und tragiſch nicht ausgenutzt. So iſt im Egmont der Widerſpruch zwiſchen ſeiner politiſchen Aufgabe und ſeinem ſanguiniſchen Naturell; im Taſſo ähnlich. Man ſieht wohl im Egmont, daß er ſein Thema öfter wieder bringt, am nachdrücklichſten nach Oraniens Abgange; erſt die Beſorgniß, dann das Abſchütteln des fremden Tropfens. Aber der Tropfen ſollte in ſeinem eigenen Blute ſein, der allgemein menſchliche Antrieb der Vorſicht im fortwährenden Kampfe mit ſeinem entgegenſtehenden Naturell ſtehen und dieſer Kampf die Lehre, der Charakter und das ganze Stück ſein. Seine Aufgabe iſt eine, die äußerſte Vorſicht erfordert, wenn er nicht untergehen ſoll, aber er hat mannigfaltige ſchöne und glückliche Eigenſchaften, er kann Alles, nur nicht, was er können ſoll, um nicht unterzugehen. Die verlorenſte Repriſe des Themas iſt, wo ſein Schreiber ihm den Warnungsbrief des ſpaniſchen Freundes reſumirt. Aber man ſieht doch, was Goethe wollte, und daß es das war, was er im Shakeſpeare gefunden.

In der Maria Stuart iſt eine ſolche Szene, wo die Maria der Eliſabeth gegenüber gar wohl weiß, was ſie thun müßte, aber es nicht thun kann. Wäre das Thema des ganzen Stückes in Maria die feine Politikerin mit einem Weibe zuſammen, das in der Gewalt ihrer Affekte iſt, ſo würde Charakter, Tragik und Alles gewonnen haben, ſo aber erſcheint dieſe Szene, wie die meiſten Schiller'ſchen Effekte der Art eben nur ein willkürlich und ohne irgend eine Nothwendigkeit eingelegter theatraliſcher Effekt.

In Bezug auf Ihre Einleitung zu der Heiteretheikritik gebe ich Ihnen darin völlig recht, daß die Bildungsſtufe durchaus kein Motiv zur Schuld geben darf, daß dieſe durchaus nur eine *Zulaſſungsſünde* der praktiſchen Vernunft, wenn auch eine That der Leidenſchaft ſein muß, die nicht einmal mittelbar von der Bildungsſtufe abhängen darf; daß, wie ich ſchon oben geſagt, der Wagende weiß, daß er ein Wageſtück begeht, und daß er durchaus nicht glauben darf, das Rechte zu thun. Um auch eine Formel zu machen, der tragiſche Held weiß, was er ſoll, er thut, was er mag und leidet, was er muß. Der Dichter darf hier nicht einmal einen falſchen Schein entſtehen laſſen, wie ich es in meinem Erbförſter that, wo die Sophiſtik der Leidenſchaft ohne die Ironie des Dichters ſteht. Vor Jahren traf ich einmal einen hieſigen Poſtſecretair, der mir erzählte, er beſitze das Buch, und, darüber redend, die Einwendung machte: der Erbförſter habe aber doch nicht recht. Ich meinte erſt, der Mann wolle mit mir ſpaßen, daß er mit ſo feierlichem Ernſte als einen Fund ſeines Nachdenkens ankündigte, wovon ich meinte, es verſtehe ſich von ſelbſt. Wie ich dann im Shakeſpeare fand, beſonders im Makbeth, wie ängſtlich klar er in ſolchen Fällen zu Werke geht, gelobte ich mir, künftighin lieber zu deutlich zu werden. Aber für diesmal davon genug. Das nächſtemal von der hiſtoriſchen Tragödie. Mir iſt zunächſt darum zu thun, zu wiſſen, wie Sie mit dem zufrieden ſind, was in dieſem Briefe ſteht. Und dies iſt ein ſo wichtiger Grund meiner Mittheilung, daß ich ihn in der Einleitung dazu nicht hätte vergeſſen ſollen, die, wie ich jezt beim Durchleſen gefunden, ganz anders ausſieht, als ſie ausſehen ſollte. Ich dachte aber vorher nicht über das nach, was ich Ihnen ſchreiben wollte, weil ich mich gut genug kenne, um zu wiſſen, daß dann aus dem Schreiben gar nichts geworden wäre. Und hätte ich ein Conzept gemacht, ſo wäre es nicht abgeſchrieben worden. Drum, lieber Freund, ſein Sie nachſichtig und nehmen mich wie ich bin, ſelber im Concept. Einen Aufſatz, von dem ich unſer'm Freunde Freytag ſchrieb, daß ich ihn bald an Sie ſchicken würde, habe ich auch liegen laſſen; er klingt, ſo weit er fertig, verdammt arrogant, obgleich ich mir bewußt bin, daß nur eifrige Ehrlichkeit mir ihn diktirt hat.

Ei, lieber Freund, wo iſt denn die Geſchichte der Romantik geblieben? und die Geſchichte der franzöſiſchen Literatur, die Sie mir freiwillig zu ſenden verſprachen? Nun erſcheint, wie ich angezeigt las, wieder eine neue Auflage zu Ihrer deutſchen Literaturgeſchichte des 19. Jahrhunderts. Sie wußten, daß ich mir die erſte Auflage angeſchafft hatte und arbeiteten die zweite aus reiner Bosheit um, damit ich betrogen ſei. Sie können das wieder gut machen, ſoweit ſolche Sünde wieder gut zu machen iſt. Dachten Sie noch, mir die franzöſiſche zu ſchicken, ſo tauſchen Sie dieſe mit der deutſchen um. Doch nicht, wie ich will, ſondern u. ſ. w.

Und nun wäre es wohl Zeit zu fragen, wie Sie ſich befinden, wie Ihre liebe Frau, an die meiner Frau und meine herzlichſten Grüße. Wir befinden uns leidlich — aber das iſt eine leidige Höflichkeitsformel, auf ſolche Leute berechnet, die es uns übel nehmen, wenn wir uns wohl befinden. Darum, da Sie nicht unter dieſe gehören, wir befinden uns ganz gut und haben unſere große Freude an einem kleinen Mädchen — Gott gebe, daß es nicht einmal umgekehr der Fall wird, d. h. kleine Freude an einem großen Mädchen —, das nun ein Vierteljahr alt und auch ſchon geimpft iſt; auch die beiden größer'n Teufelchen ſind auf dem Zeuge und machen uns Freude, Schrecken und Aerger, alles in einem Athem; auch dieſe grüßen den Onkel und die Tante Schmidt; ob ſie wirklich wiſſen, wen ſie damit meinen, will ich dahingeſtellt ſein laſſen, und es wäre recht ſchön, wenn Sie einmal wieder hierherkämen, Ihr Gedächtniß aufzufriſchen. Und nun noch ein herzlich Lebewohl; bleiben Sie mir gut, wie Ihnen

Ihr
Otto Ludwig.
Dresden, 14 September oder wenigſtens daherum,
Ao 1858.

28

An Julian Schmidt

Herzlichſten Dank, lieber Freund, für Ihr ſchönes Geſchenk!

Ich hatte es ſchon einige Tage lang, ehe ich deſſen ganzen Werth für mich erfuhr. Nach meiner Weiſe, wie — doch sans comparaison — die Katzen mit den Mäuſen thun, erſt mit einem guten Biſſen zu ſpielen, bevor ich ihn verzehre, nahm ich mir erſt das aus dem Buche, was ohne Hülfe von Meſſer oder Scheere zu erlangen war; und da ſchon hatte ich öfter die Empfindung, als wäre das Buch in meiner Hand eigentlich ein gedruckter Brief und zwar eine Antwort von Ihnen auf mein Letztes — wie die Kaufleute ſagen — an Sie. Hatte ich doch eine Analogie zur Hand. In dem Hefte, worin ich die Reſultate meines vergleichenden Studiums Shakeſpeares, Goethes, Schillers u. ſ. w. und anderes dahin Einſchlagende, wie es mir eben kommt, niederſchreibe, ſind ganze Seiten, die „Lieber Freund“ überſchrieben und mit meinem Namen und beliebigem Datum beſchloſſen, als Briefe an Sie auf die Poſt gegeben werden könnten. Wie ich nun ganz zufällig einmal noch nicht aufgeſchnittene Blätter auseinander bog und dazwiſchen ſpähte, fand ich die Beſtätigung meines Gefühles.

Lieber Freund, ich weiß es, die Worte ſind matt, die Sie hier leſen; und zwar, ich muß es geſtehen, durch eine Gewalt, die ich mir anthue; wie ein Kind wohl ſeinen geflügelten Gedanken mit faſt geſchloſſenen Beinen folgt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Die Freude über Ihre liebende Teilnahme, die in der Widmung ſpricht, könnte ausſehen wie eine Acceptation deſſen, was ſie darin ausſpricht. — Lieber Freund, ſähen Sie, was ich zu zeigen mich ſchäme, ſie würden Ihre Abſicht über Erwarten erreicht ſehen. Sie haben mich erfreut und ermuthigt, wie es mir ſelten in meinem Leben geſchehen iſt. Doch glauben Sie auch nicht, daß ich Ihnen für die Ehrlichkeit Ihres Tadels in meinem Herzen jemals weniger danke.

Dies Papier ſoll ſein wie ein Glas, aus dem nur Ein Toaſt getrunken wird; darum ſei hier geſchloſſen. Auch über das Buch ſelbſt will ich hier nichts weiter ſagen, als daß Ihnen gelungen iſt, nach Feſtſtellung des verhältnißmäßigen Werthes, Schillers Geſtalt aus Ihren theilweiſe widerſtrebenden Bedingungen und zwar faſt nur mit von ihm ſelbſt beſchafften Materiale — darum nur ſchwieriger, doch auch glücklicher — ſo ſchön und achtunggebietend ihm nachzubauen, daß den meiſten unbedingten Verehrern des großen Mannes, wenn ſie ſehen könnten, das phraſenhafte Ding, welches ſie als ſein Bild auf den Altar ihres Herzens geſtellt, als eine Karrikatur dagegen erſcheinen müßte.

Meine Frau grüßt Sie herzlichſt, wir Beide Ihre liebe Frau, die wir, wie Sie, nur zu kurze Zeit ſahen und ſprachen. Auch meine Teufeichen wollen erwähnt ſein.

Bleiben Sie gut, lieber Freund,
Dresden, Pillnitzerſtraße No 35B
29 October 1859.

Ihrem
Otto Ludwig.

29

An Julian Schmidt

Lieber Freund, ich überzeuge mich immermehr, daß es für das poetiſche Drama nur zwei Compoſitionsarten gibt, die des Sophokles und die Shakeſpeares. Beide ſind ſich übrigens innerlich weit näher verwandt, als der erſte Blick auf beide glauben mag. In beiden iſt Darſtellung einer Handlung Darſtellung des handelnden Menſchen, oder wie man gewöhnlich ſagt, der Charakter die Hauptſache. Der Vorgang iſt ein innerlicher und das Äußere ſchließt ſich darum wie der Körper um die Seele. Anders iſt es in der Leſſing- oder franzöſiſchen Form; hier iſt die Maſchinerie, der Mechanismus das eigentliche Stück, während er dort Nebenſache iſt; dieſe geht mehr auf das Kunſtſtück aus, während jene auf das Kunſtwerk. Hier iſt es weniger die Poeſie oder die Weisheit des Dichters, die wird vergeſſen, indem wir ſie fühlen, hier iſt es mehr ſeine Geſchicklichkeit, die uns Anerkennung abnöthigt. Leſſing vergleicht einmal bezeichnend genug das Drama einer Maſchine und ſagt davon, diejenige ſei die beſte, die am wenigſten Räder habe. Damit war eigentlich der Vorzug der poetiſchen Form zugeſtanden, denn dieſe braucht gar keine Räder; in ihr thut die Naturkraft, was dort Maſchinen thun müſſen; ſie iſt ein lebendiger Strom, während jene ein Kunſtkanal mit Schleußen iſt. Aber wir wollen auch Leſſing nicht aufbürden, daß er die Kunſtform in ſeiner Emilia für die beſte eines poetiſchen Werkes erklärt haben würde. Dagegen zeugen ſeine Äußerungen bei Gelegenheit Richard III, wo er die Tragödie der Franzoſen mit einem Miniaturbild für einen Ring vergleicht, und zahlreiche andere Stellen ſonſt in der Hamburger Dramaturgie. In der Emilia hat er nur ſein in der H. Dr.

gegebenes Verſprechen erfüllt, mit Beibehaltung der ſtrengſten franzöſiſchen Form etwas Ergreifenderes und der wahren Tragödie näher Kommendes zu leiſten, als Corneille mit all ſeinen Licenzen gethan. Und wer wollte leugnen, daß er ſein Verſprechen glorreich erfüllt habe! Und wer, daß ſolch ein Faktum nöthig war, ſeinen Behauptungen den Nachdruck zu geben, der ſie erſt ſtark genug machte, die Tyrannei des franzöſiſchen Geſchmackes über die ganze gebildete Welt zu brechen? Betrachtet man übrigens die Geſtaltungskraft, die beſonders in der Geſtalt der Orſina einen Höhepunkt erreicht, der noch über alle Geburten der deutſchen dram. Literatur ſiegend hinwegſchaut, ſo möchte man bejammern, daß dieſer Leſſing nicht noch einmal in Goethe geboren wurde. Wie er nun daſteht, iſt er der Zertrümmerer der alten Zwingburg, aber der Staub des Schuttes liegt überall auf ſeiner rüſtigen Geſtalt. Aber es iſt nicht blos das Uebergewicht des Verſtandes über Gefühl und Phantaſie — übrigens kein Wunder; es war meiner Ueberzeugnng nach durchaus kein Ergebniß unharmoniſcher Begabung in ihm, es war nur die nothwendige Folge der ſtärkern Uebung jenes Vermögens; ſein Verſtand mußte der Phantaſie und dem Gefühle Bahn hauen, und dieſe Arbeit, welche die thätige Kraft auf Koſten der ruhenden übend ſtärkte, währte bis in jene Lebenszeit, wo Phantaſie und Gefühl ohnehin zu bleichen und der Verſtand die Oberhand von ſelbſt zu erhalten beginnt. Ich wollte ſagen, es iſt nicht blos das Uebergewicht des Verſtandes im Dichter, was der Emilia die Aehnlichkeit mit einem Spiele Schach gibt; es liegt das vielmehr in der Form des Stückes, der ſogenannten einheitlichen.

Die übelſte Eigenheit dieſer Form in Hinſicht auf ideale und tragiſche Behandlung eines Stoffes iſt die, daß ſie durchaus keine Perſpektive verſtattet, daß ſich alles Einzelne darin mit gleicher Wichtigkeit aufdrängt.

Sie kann wegen ihrer Künſtlichkeit nicht ohne zahlreiche kleine Behelfe beſtehen; dieſe kleinen Behelfe treten nun mit in die ideale oder tragiſche Reihe hinein. Die Urſache oder beſſer der Vorwand, den man gebraucht, zum Beiſpiele eine Figur von der Szene zu bringen, weil Etwas darauf vorgehen ſoll, was ſie jezt nicht erfahren darf, bekommt nun die Wichtigkeit einer Miturſache der Cataſtrophe. Bei der poetiſch-einheitlichen Form (bei Sophokles) iſt die Handlung oder der Stoff ſo einfach, daß man dergleichen Behelfe nicht nöthig hat, aber die ſophokleiſche Tragödie kann auf unſern Bretern nur als culturhiſtoriſche Merkwürdigkeit erſcheinen. Die einheitliche Form verträgt ſich nur noch mit einer Art der poetiſchen Behandlung, mit der, wo die Situation und die Reflexionen des Dichters darüber die Hauptſache ſind (die Schillerſche). Aber ich ſprach zunächſt von der Leſſingform in der Emilia. Welcher neuere oder überhaupt welcher Dichter möchte ſich in der Geſchicklichkeit neben Leſſing ſtellen! Wer in der Geſtaltungskraft, wer in der Großartigkeit der Anlage! Was kann er in dieſer Form vermögen, wenn es Leſſing nicht gelang, in ihr ein Kunſtwerk zu ſchaffen? So künſtlich die Maſchinerie iſt, ſo ſieht man doch beſtändig, daß es Maſchinerie iſt. Die Abſichtlichkeit des Autors theilt ſich dem Zuſchauer oder Leſer mit. Die Perſonen dramatis, ſo wunderbar ſie ausgeſtattet ſind — das vergeſſen wir nie während des ganzen Stückes — ſie ſind doch nur Schachfiguren; wir bewundern den meiſterhaften Spieler und nebenbei erſt, wie dieſe Schachfiguren, indem ſie der Spieler zieht, vermöge ihres kunſtreichen Mechanismus ſich wie Menſchenbilder geberden. Immer iſt es mehr die geſchickte Combination des Autors, der wir mit den Augen unſers Geiſtes folgen, wie mit den leiblichen den Manipulationen eines Taſchenſpielers; wenn dieſer Roſen vor unſer'm Angeſichte blühen macht, haben wir weder für die Schönheit, noch für den Duft der Blume Aufmerkſamkeit übrig, wir ſehen ihm auf die Hände, nicht auf ſeiner Hände Werk. Ich ſage nochmals: das iſt weniger ein Mangel in Leſſings Begabung, als die Natur dieſer Kunſtform. In der Minna fällt uns dergleichen nicht auf; die mehr verſtändige Natur des Luſtſpiels verträgt ſich beſſer mit der Form, in welcher der Verſtand ſich nicht verbergen kann. Denken wir uns die Emilia in der Shakeſpeare'ſchen Form ausgeführt — jezt nicht zu gedenken, daß die Emilia eigentlich keine Tragödie, ſondern ein ſogenanntes Rettungsdrama iſt, daß darin der Prinz die Schuld nnd Emilia, Odoardo, Appiani das Leiden haben, der Held die Figur iſt, die wir am liebſten entbehrten und die ſich doch am breileſten macht — ſo würden alle die Behelſe wegfallen oder diejenigen, welche man nicht entrathen könnte oder wollte, doch in ein ganz anderes Verhältniß zum tragiſchen Grundgedanken des Ganzen treten. Wenn es Sie nicht verwirrt, lieber Freund, einem verwirrten Führer zu folgen, ſo machen wir einen Abſtecher auf das Rittergut unſerer Freundin, der Frau Birchpſeiffer. Kennen Sie, um das erſte, beſte zu nehmen, die Waiſe von Lowood? Es kann nicht leicht ein geiſtloſeres Mittel geben, als das, durch welche unſere Freundin den Lord erfahren läßt, was er wiſſen muß. Er geht eben — wahrſcheinlich zufällig — vorüber, wie die Feindin der Waiſe ſich zeigt, wie ſie ſich von ihm behorcht, nicht gezeigt haben würde. Gewiß kein geiſtloſeres, aber es erfüllt einfach ſeinen Zweck und thut nicht mehr, während jedes andere und das geiſtvollere dies am ſicherſten gethan hätte. Wie wunderbar kunſtreich iſt die Art dagegen, wie Odoardo hinter das kommt, was er wiſſen muß, um dem Prinzen ſeinen Brei zu verſalzen. So iſt bei Leſſing die Künſtlichkeit des Mittels die Hauptſache geworden; das ganze Stück iſt eigentlich nichts anderes, als eine

Darſtellung dieſes Mittels. Die erſten Akte enthalten die Entſtehung von allerlei Handhaben zu der ſpäteren Entdeckung Odoardos, die übrigen bis zur Kataſtrophe dieſe Entdeckung ſelbſt. Und welche Anzahl von Mitteln zum Mittel, z. B. daß Odoardo ſeine Frau noch gar nicht kennen muß, weil er ſonſt ſein Kind auf dieſem gefährlichen Boden ihr nicht allein anvertraut hätte, der Vorwand, warum er getrennt von ihnen lebt; der von Marinellis Seite ſo ſeltſame laute Zank mit Appiani, welcher doch das Mittel des Ueberfalls nicht herbeiführt, da Angelo ſchon vorher ſeine Recherchen deßhalb macht. Ferner die Vorwände, warum Emilia gegen alles Coſtume allein in die Meſſe geht, der Umſtand mit dem Briefe, der Vorwand, warum Odoardo ſeiner Tochter Rückkehr nicht erwartet u. ſ. w. Bei Shakeſpeare wird nie das Mittel zum Zwecke, er braucht keine Behelfe und wo er ſie braucht, treten ſie zurück, bei ihm erſcheint das Nebending als Nebending und drängt ſich nicht vor in die Reihe der Hauptſachen, ſtört alſo das Typiſche nicht. Vergleichen Sie die Behandlung des Zufälligen bei Shakeſpeare im Romeo, wo es warlich ſtark genug iſt, mit der in der Emilia, bemerken Sie, wie Leſſing durch ſeine Bemühungen, die Einwirkung des Zufälligen zu maskiren, ihm nur noch größere Wichtigkeit gibt, der naiven Behandlung Shakeſpeares gegenüber, der vom Zufall ſelber nichts zu wiſſen ſcheint oder ihn doch durchaus nicht heraushebt, ſondern ihn wie ein Unweſentliches, eine Kleinigkeit traktirt, wodurch er uns bewegt, ihn für dasſelbe anzuſehen.

Ich führe nicht Krieg mit Leſſing, ſondern mit ſeiner Form.

Wie iſt da ein ſtetes Verbergen und Maskiren *dieſes* und *des* kleinen Einzelnen und wiederum ein Markiren und abſichtliches Fingerzeigen auf anderes!

Welche Anſtrengungen, dieſem Netze von Verſtandesbeziehungen zu folgen, es bei ſich zu behalten!

Was den Zufall betrifft, ſo iſt, was ihn vom Drama ausſchließt, daß er jederzeit uns erinnert, er ſei ein Behelf des verlegenen Dichters; daß er uns dadurch — ich wollte ſagen, wenn er uns erinnert, er ſei ein Behelf. Jeder wird aus ſeiner Erfahrung wiſſen, daß das Zufällige im Drama uns in dem Grade mehr oder weniger ſtört, als es uns mehr oder weniger daran erinnert, daß dem, was wir vor uns vorgehen ſehen, eine fremde Abſicht zu Grunde liegt, mit einem Worte, als es uns mehr oder weniger das Bedürfniß des Dichters zeigt.

Lieber Freund, warum um ein kleines Weniger oder Mehr ſich entſchuldigen, wo ſchon Zuviel und Zuwenig iſt! Mag Ihnen auch etwas ſchwindlig werden in meinem Irrgarten, ich frage nicht danach — es iſt ein ſehr gutes Mittel, mit dem Hute in der Hand zu gehen; aber nur dann, wenn man nicht zu blöde iſt, ihn gelegentlich als Waffe zu brauchen und ihn, ſtatt ſich, Andern auf und um den Kopf zu werfen, kommt man ſicher durch das ganze Land. Ich muß Ihnen einen Blick gönnen in das Paradies meiner Elementaräſthetik. Die Künſte theile ich ein in Künſte des Raumes und der Zeit; ich verlange vom Kunſtwerk Geſchloſſenheit und Ganzheit, dieſe entſteht mir durch Beziehung*) der Teile auf einander, dieſe nenne ich bei den Künſten des Raumes Symmetrie, bei den Künſten der Zeit (eigentl. in der Zeit) Cauſalität — wiewohl dieſer Ausdruck eigentlich nur auf die Poeſie paßt und auch für dieſe zu eng iſt; und für die Muſik, die nothwendig auch eine gewiſſe Logik der Empfindungen bedarf, nur uneigentlich zu verſtehen iſt. Auf dieſem Wege komme ich zu dem Saße: ein Kunſtwerk iſt ſchön, in welchem, wenn es den Raumkünſten angehört, die Symmetrie, wenn den Zeitkünſten, die Cauſalität weder bemerkt, noch vermißt wird; das will ſagen: ſich weder als vorhanden, noch als fehlend aufdrängt, ſondern darin iſt, wie die Geſundheit in einem geſunden Menſchen. Es verſteht ſich, daß die Abſicht des Dichters und zwar eine ganz beſtimmt auf einen gewiſſen Eindruck des Ganzen zielende Abſicht in jedem kleinſten einzelnen Theile des Kunſtwerkleibes wirkend gegenwärtig ſei, wie die Seele im Leibe der lebendigen Creatur, aber ebenſo nöthig iſt, daß ſie nirgends als ſolche wahrgenommen werde. Der nie zu entſcheidende Streit der Materialiſten und Idealiſten (ſo heißt wohl der Gegenſatz?) iſt mir der preisvollſte Lobgeſang auf den Schöpfer des Kunſtwerkes Menſch. An der Richard-Wagnerſchen Muſik verdrießt mich der doppelte Fehler, erſtlich daß ſeinen Ton- und Accordfolgen das fehlt, was ich uneigentlich Cauſalität oder meinetwegen Logik der Muſik nenne, zweitens, daß dieſer Fehler ſo recht die Abſicht, d. h. Verſtandesabſicht, bewußte, kalt rechnende Abſicht wie ein Horn auf der Stirne trägt, den ſtoßend, der ſie nicht ſieht.

---

*) Dieſe Beziehung bei den Künſten des Raumes eine ſinnliche, bei denen der Zeit eine ideale.

Davon genug für diesmal, denn ich habe, ſeit ich Freytags Fabier als nächſter Tage aufzuführende im Tagebuch des Dresdener Anzeigers angezeigt gefunden, keine Stimmung für dergleichen mehr. Mir iſt's wunderlich zu Muthe, wie mir's vor keiner erſten Aufführung eines Stückes von mir zu Muthe war. Zwar bin ich wegen der Beſetzung der Rollen getröſtet; die könnte nicht zweckmäßiger ſein, aber —

Als ich die Fabier las, wurden mir die Augen wenig trocken vor der ſchönen Poeſie und Sprache, aber wenn ich an eine theatraliſche Darſtellung der Tragödie dachte, ſo nahm der Gedanke die Form des

Wunſches an: Daß ſie doch nicht aufgeführt würde! Ich weiß nicht warum mir die Gerüchte von einer bevorſtehenden Aufführung als eben bloſe Gerüchte vorkamen; aber es geſchah ſo und das hielt mir die Sorge um das Gegentheil ab. Aber Freytag ſelbſt riß mich aus meiner Täuſchung und ſeitdem habe ich alle Gründe für einen guten Erfolg, die ich auftreiben konnte, gegen die Gründe, die mich fürchten machten, täglich aufmarſchiren laſſen, aber vergeblich; das Reſultat meiner Ueberlegungen blieb immer dasſelbe: die Fabier müſſen bei einer Aufführung einen Theil des günſtigen Eindrucks, den ſie beim Leſen machen, wieder einbüßen.

Um Ihnen deutlich zu werden — wenn das überhaupt nöthig iſt — laſſen Sie mich Einiges ſagen. Meinem Gefühle nach iſt das Stück epiſch componirt und empfunden, nicht dramatiſch; ich glaube, eine Wirkung von Freytags Beſchäftigung mit dem Romane. Denn wir machen uns eben ſo ſehr einer Form zu eigen, als wir zu ihren Eigenthümern werden; ja, wir beſitzen die Form nur, die uns beſitzt. Ein ander Ding iſt es mit Gutzkow, deſſen Dramen keine Dramen und deſſen Romane nicht Romane ſind, nur Verwerthungen der Zeit des Autors zum Beſten ſeiner Eitelkeit und ſeines Geldbeutels. Ich bin feſt überzeugt, daß, wer ſich epiſch beſtimmt hat, wenn er zum Drama ſchreiten oder auch nur zurückkehren will, erſt eine Revolution ſeines ganzen poetiſchen Weſens durchmachen muß, deren Ergebniß dennoch ein fragliches bleiben wird — wenigſtens für die nächſte Produktion.

Die dramatiſche Compoſition braucht ein ſtarkes einheitliches Centrum. Jener Bauer ſagte: wenn ſie ſich kriegen, iſt's ein Luſtſpiel; wenn ſie ſich nicht kriegen, iſt's ein Trauerſpiel. Er hatte nicht unrecht, wenn er meinte, daß das dramatiſch Wirkende in einem Drama ſich auf eine einfache Formel der Spannung zurückführen laſſen müſſe; nur daß es eben die angegebene nicht ſein muß. In einem Liebesſtücke könnte allerdings es jene Formel ſein, welche ſich etwa ſo modifizirt im Verlaufe des Stückes: erſtlich: werden ſie ſich kriegen? Sie werden ſich wohl nicht kriegen! Nein; ſie kriegen ſich nicht.

Dieſe Einheit der Spannung knüpft ſich nun an Eine Perſon oder mehre, *die für Eine ſtehen* (z. B. Romeo u. Julie; Brutus u. Caſſius). Denn der Dramatiker muß jede Theilung des Intereſſes fürchten. Die Spannung der Tragödie muß an dem Faden des ethiſchen Grundgedankens gehen; indem die erſte Handlung eine Schuld und die nachfolgenden Fortſetzungen derſelben oder Reaktionen der beleidigten Mächte, fällt ſolchergeſtalt der ideale und der cauſale Nexus zuſammen; die Spannung iſt die Erregung unſers ethiſchen Gefühles; dieſes erwartet einen Ausgang, der Natur des Beginnes gemäß; jedes Thun darin, iſt eine Steigerung *derſelben* Erwartung; das Ganze des Thuns darin hat nur dieſe Erwartung zur Seele und eine dem Verſtande völlig einleuchtende Herleitung ſeiner einzelnen Momente aus einander, zum Körper. Dadurch wird Tragiſches und Dramatiſches Eines. Bei Shakeſpeare fällt nun auch das Poetiſche und Theatraliſche damit zuſammen. Man betrachte z. B. den Makbeth. Wir ſehen eine Unthat, welche, wie unſer ethiſches Gefühl verlangt, ſich beſtrafen muß. Nun iſt die Gliederung dieſe: Erſte Schuld: der heimliche Mord des Königs. Dieſer zieht den andern nach ſich, die Vergrößerung der Anfangsſchuld: Banquos Mord. Dieſer das Auskommen beider, den Selbſtververrath bei der Tafelſzene. Die Folge davon iſt, daß die beleidigten äußeren Mächte reagiren, davon die Folge des Helden Untergang, d. i. der äußerliche, der aber nur ein ſichtbares Symbol ſeines innern Unterganges iſt.

Das ethiſche Gefühl wird durch die zweite Schuld in ſeiner Erwartung beſtärkt; mit dem Selbſtverrath beginnt die Erfüllung ſeiner Erwartung.

Für den Verſtand iſt die Cauſalität völlig klar und befriedigend; ſo ſehr, daß die Anekdote zum Typus wird; nicht blos die Geſchichte des einzelnen Makbeths, ſondern aller Makbeths. Ein Mord macht andere nöthig, der mörderiſche Uſurpator wird Tyrann; der Tyrann fällt den beleidigten Mächten. Die Hauptſache: wenn dies auch nicht in allen Fällen geſchieht, ſo fühlen wir: es ſollte in allen Fällen ſo geſchehen. Dadurch wird die ideale Welt: „die Wünſche unſeres Gefühles, wie die Dinge ſein ſollten,“ mit der objektiven, „wie die Dinge wirklich ſind“ ausgeglichen. Und auf der Grenze der beiden Welten, der Boden, auf dem ſie einander gleiche Zugeſtändniſſe machen, iſt der wahrhaft poetiſche.

Ferner ſind die Gelenke dieſer Gliederung die theatraliſchen (ſchauſpieleriſchen) Effekte; dieſe laufen nicht zufällig neben jener her. Sie ſind: die Mordſzenen, der Selbſtverrath des überlaſteten Gewiſſens in der Tafel- und in der Nachtwandelſzene. Ebenda ſind die Hauptſtellen des Stückes in poetiſcher Hinſicht.

An dem Faden dieſer Gliederung läuft die tragiſche Stimmung wie eine magnetiſche Strömung fortwährend vor und zurück. In der Schuld iſt der Ausgang, im Ausgange die Schuld, in jedem Momente zwiſchen beiden ſind beide, Schuld und Ausgang ideal gegenwärtig.

Die Einheit der Spannung knüpft ſich an Eine vortretende Geſtalt oder an mehre, die für Eine ſtehen und wird zur Theilnahme (Romeo u. Julie; Brutus und Caſſius). Der Held iſt immer gegenwärtig; ſpricht er nicht ſelber, wird von ihm geſprochen, alles Handeln im Stücke geht von ihm aus oder bezieht ſich auf ihn.

Was dieſe Szenen unterbricht, um uns friſch zu erhalten, ihnen zu folgen, bringt kein neues Intereſſe, welches dem Hauptintereſſe ſchädlich werden könnte. Davon machen nicht einmal ſeine Doppelhandlungen (Shakeſpeare's mein ich) eine Ausnahme. Vielmehr iſt das ſtärkere Gefühl der Einheit des Ganzen ihr Hauptzweck. Wenn wir zwei Arme eines Körpers ſich dienen und zu einem Zwecke arbeiten ſehen, ſo überzeugt dies mehr von der Einheit der Seele in dieſem Körper, als ſähen wir nur einen Arm. In Shkſp's Tragödieen ſtehen nie die Faktoren der Doppelhandlung ſich als coordinirte gegenüber, die Subordination des einen unter den andern iſt in keinem Momente zweifelhaft. Z. B. die Doppelgeſchichte: was ein Sohn thut, ſeinen gemordeten Vater an deſſen Mörder zu rächen. Hier iſt Hamlet der Sohn, dort iſt er der Mörder; Hamlet iſt in beiden und in beiden die Hauptperſon; was Laertes will und was er thut, intereſſirt uns zunächſt nur um des Objektes, um Hamlets willen. Im Lear ſind eigentlich nicht zwei verſchiedene Vorgänge, ſondern es iſt faſt bis in das Einzelne, derſelbe Vorgang zweimal, einmal die Blindheit des Affektes mit geiſtiger (Wahnſinn), einmal mit körperlicher Blindheit beſtraft; wir durchleben dieſelbe Geſchichte zweimal mit. Wie fühlbar gleichwohl iſt, die eine der andern ſubordinirt; wenn Lear auftritt treten Gloſter und Edgar in die Stellung bloſer ſympathiſirender und reflektirender Zuſchauer zurück, eine Art des antiken Chors. Ganz wie in einem Muſikſtück mit einer obligaten Stimme; ſo bringt wohl ein ander Inſtrument das Thema in beſcheidenſter Weiſe als Vorſpiel und wird in dem Augenblicke zur bloſen Ripien- (Begleitungs-) Stimme, wo die obligate Stimme mit dem Thema in allem Ausdrucke, deſſen dieſes fähig iſt, auftritt. Ein Hauptvortheil dabei iſt, daß keiner der beiden Vorgänge die Stimmung wegnimmt oder modifizirend ſchwächt, die der andere, beſonders der Hauptvorgang bedarf, um zu wirken, was er wirken kann; im Gegentheile macht der Nebenvorgang die Stimmung zurecht, die der Hauptvorgang braucht. Ein Nebengrund wäre, daß nicht leicht eine Bühne mehr als einen hervorragenden Schauſpieler hat.

Nun tritt in den „Fabiern“ weder einer der beiden Hauptvorgänge, noch im Ganzen Eine Perſon ſo ſtark hervor, daß unſer Intereſſe ihn vollends hervorzöge und ſich daran heften könnte. Zuerſt, was die Vorgänge betrifft: an welchen ſoll ſich unſere Spannung und Theilnahme in dem Maße knüpfen, daß der andere in die Stellung eines Mittels zurücktritt? Ich finde in den zwei Vorgängen nicht zwei Faktoren einer geſchloſſenen Doppelhandlung im Shakeſpeare'ſchen Sinne, vielmehr zwei ganze Dramen, nicht zwei Seiten einer und derſelben Sache, ſondern zwei innerlich verſchiedene Dinge, die, organiſch ſich abſtoßend, nur mechaniſch verbunden ſind. Die innere Verſchiedenheit wird durch die Erörterungen für und gegen die Miſchehe zwiſchen Patriziern und Plebejern, noch ſtärker herausgehoben. Was hat eine Tragödie durch Rangverſchiedenheit unglücklicher Liebe mit der Tragödie gemein, die einen Mord und deſſen Sühnung abhandelt, wenn dieſer Mord nicht in Folge jener Liebe und auch von keinem der beiden Liebenden begangen iſt und ſolchergeſtalt die Sühnung des Mordes mit dem Untergange der Liebenden Eines wird, wodurch Eine Spannungsformel beide Vorgänge zuſammen faßte als Eines. Wir haben durch das ganze Stück zwei Formeln, welche der Verſtand zuſammenfaſſen muß, denn das Gemüth hat den Athem nicht lang genug dazu: die eine: „werden die Liebenden vereinigt werden?“ die andere „wird der Mord ungeſühnt bleiben?“

Wäre der alte Conſul ſelbſt der Mörder, dann möchte immer der alte Icilius auf die epiſche Art zum Mitwiſſer werden, wie er es wirklich wird. Aber es iſt nur im Allgemeinen klar, daß ein Fabier die That vollbrachte; dann handelt es ſich auch nicht um das einfache Ja des Conſuls zu der Ehe, ſondern um die Aufhebung eines Geſetzes, — und zulezt iſt die ganze complizirte Intrigue des alten Icilius vergeblich, und ſie könnte wegbleiben, ohne großen Schaden. — Ueberall tritt uns in der Compoſition die epiſche Weiſe der Verknüpfung entgegen; nur die äußerſten Räder der beiden Maſchinen greifen ineinander.

Was die Perſonen betrifft; welche iſt nun eigentlich der Held? In jedem der beiden Vorgänge bindet ſich die Spannung und damit das gemüthliche Intereſſe an andere Perſonen, in dem einen an die beiden Liebenden, in dem andern beſonders an den Marcus Fabius, wenn nicht an die ganze Fabierjugend. Gemein haben beide Vorgänge eigentlich nur den Cäſo, der in keinem von beiden der Held, der in dem einen der ariſtokratiſche Vater, das Hinderniß, und in dem andern das Schickſal ſelber iſt. In ſeiner durchaus epiſchen Haltung iſt er zum Helden des Stückes am wenigſten geſchickt — wenn Leſſings Ausſpruch „ein ſtoiſcher Charakter ſei zum Tragödienhelden unbrauchbar da ſich unſre Theilnahme ſtets nach dem Maße des Leidens proportionire, welches der Held ausſpreche“ wahr iſt.

Was nun das Schlimmſte iſt, ein Vorgang raubt dem andern, eine Geſtalt der andern die Lebensluft zu der Wirkung, die er oder ſie an ſich haben könnte.

Der Mord und was darum und daran hängt, läßt uns nicht die Stimmung, in die Süßigkeit der Schmerzen getrennter Liebe uns mit zu verſenken, von den Liebenden kommend müſſen wir immer von Neuem wieder den ethiſchen und creatürlichen Schauder vor der Blutſchuld des Meuchelmordes einer ganzen Rotte an einem Einzelnen verwinden. Einmal dafür geſtimmt, folgen wir dem blutigen Makbeth mit tragiſcher Luſt von Schuld zu Schuld, von Leiden zu Leiden bis zum Untergange. Das an ſich Angenehmſte würde von uns als unangenehme Störung empfunden werden, wenn es das an ſich Grauſige unterbräche; und gelänge es ihm, uns mit der Störung zu verſöhnen, würden wir, was vorhin uns unwiderſtehlich lockte, verabſcheuen. Wie anders das im Roman, als in der Tragödie wirke, kann uns ein Blick auf irgend einen Roman von Dickens oder in ſeinem Geiſte entworfen, zeigen. Die meiſten Dickensſchen Romane enthalten eine Liebes- und eine Mordgeſchichte, welche äußerlich ineinander greifen, ganz ähnlich wie dieſe beiden in den Fabiern; ja Freytag braucht nur ſeinen eigenen Roman „Soll und Haben" mit den Fabiern vergleichend zu betrachten.

Dazu der übrige epiſche Apparat, die Abſicht, nicht Leidenſchaften, ſondern Geſinnungen und Sitten zu ſchildern, die Behaglichkeit des Ganges, welchem es um den Weg iſt, nicht um das Ziel, der weiche, fließende Vers, an welchem die Weichheit mit dem Charakter der dargeſtellten Zeit hadert und der Fluß der dramatiſchen Wirkung ſchadet — denn im Drama ſchläfert er ein; öfterer Wechſel des Rhythmus — ich meine nicht des Metrums — muß den Sinn friſch erhalten, die Aufmerkſamkeit muß von Zeit zu Zeit nach *geſtoßen* werden.

Kurz: mir machen die Fabier mehr den Eindruck eines hiſtoriſchen Romanes, als eines Dramas. Die Schönheiten des Stückes, und daran iſt es unendlich reich, ſind derart, daß ſie beim Leſen wirken, aber auf der Bühne nicht ſich geltend machen können. Freytag kann durch Kürzen und Drängen dem Stücke ſeinen eigentlichen Reiz rauben, aber ich kann nicht glauben, daß durch Drängen und Kürzen ein episch Erfundenes und Empfundenes zum Drama werde.

Daß die Elemente zu einem Drama darin lagen, ja der Stoff zu zwei vollen Tragödien voller Wirkung, bin ich überzeugt. In dem Mord-Drama würde neben dem Markus der Vater ſtehen. Beide Figuren, allein im vollen Vordergrunde könnten bei ſtrenge eingehaltener Stimmung die ganze Intention des Autors erfüllen, die jezt nur angedeutet und durch ſo ganz fremde Intereſſen, die ſich daneben und davor aufdrängen, gelähmt ſind. Eben ſo kämen die beiden, der Conſul, der Mann der Staatspflicht und der Stammesehre und der Mann der engen Familie und des Erwerbes, der alte Icilius in erſter Reihe hinter den Liebenden in einer abgeſonderten Liebestragödie ganz anders zu ihrem Rechte. In jenem würde uns der alte Conſul, in dieſem die Fabia begreiflicher werden.

Hier muß ich noch einmal unſerer guten Freundin, der Frau Birchpfeiffer gedenken. Welche Gewalt über ſich zeigt dieſe naive Barbarin, wenn ſie einen Roman für die Bretter verarbeitet! In dieſem Punkte habe ich mich ſchon oft innerlich vor ihr demüthigen müſſen. Denken ſie an den obbeſagten „Hammel,“ die Waiſe von Lowood. Der Roman ſcheint da, wo ſie abbricht, erſt recht dramatiſch zu werden; und wieviele Andere nicht hätte der Einſpruch vor dem Altare gelockt! Sie aber ſieht einen gewiſſen, oft ſehr einfachen Kern dramatiſcher Wirkung; dieſen ergreift ſie mit feſter Hand und läßt ſich von Nichts locken, was an ſich wirken könnte, aber der Wirkung, die ſie im Auge hat, nur im Mindeſten gefährlich zu werden droht. Das feſte Auge, mit dem ſie auf jenem haftet und die feſte, wenn auch plumpe und rohe Hand, mit der ſie es packt und zwingt, verdient alle Anerkennung. —

Nun, es iſt eben das, was alle Schauſpielergedichte, wenn man anders auch dergleichen Gemächte Gedichte nennen darf, charakteriſirt. Ich kann mich daher des Gedankens nicht entſchlagen, daß nur ein Schauſpieler ein wahrhaft großer dramatiſcher Dichter werden könne.

Seitdem ich in dieſem Briefe von den „Fabiern“ zu reden begann, ſind ſie hier aufgeführt worden; das Publikum hat nicht allein die Pietät gegen einen ſeiner Lieblinge, es hat auch ſeine Empfänglichkeit für das viele Große und Schöne des neuſten Stückes ſelbſt gezeigt, und ich habe mich von Herzen darüber gefreut und bin des unruhigen Zuſtandes ledig geworden.

Was Ihre freundlichen „praktiſchen Fragen“ betrifft, wende ich mich nun an die erſte. Es iſt ein übel Ding in meiner Natur, daß, wenn ich was Erträgliches machen ſoll, dies ſo ſchnell als möglich und in Einem Zuge geſchehen muß, und meine Geſundheit doch nie ſo lange genug vorhält. Ich habe nun eine Unzahl halbgebrüteter Eier, die kalt wurden und abgeſtanden ſind. Dann — eine andere Folge jenes Uebels: faſt eben ſoviele Eier ließ ich aus Furcht ungelegt, obgleich ſie ſo weit fertig waren, als ein Geſchöpf im Mutterleibe fertig werden kann. Von jenen etwas zu ſchicken, könnte zu Nichts führen, von dieſen läßt ſich begreiflicherweiſe Nichts ſchicken. Quoad Agnes Bernauer, von der Sie reden, habe ich, neben einigen abgeſtandenen, nicht mehr als drei ungelegte Eier, die mir manche Unbequemlichkeit erregen. Ich meine drei fertige Pläne und die Unbequemlichkeit liegt darin: ſie ſind, obgleich je zwei davon einen Theil des Faktiſchen mit einander gemein haben, doch im Innerſten verſchieden; jeder hat etwas Anderes, was mich beſonders anzieht. Es iſt nun ganz in der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur, daß in dem Augenblicke, wo ich mich über die Ausführung eines der drei Pläne machen will, die Anziehungskraft der beiden andern eine ſtärkere wird. Trotz Deß, was je zwei, wie ich ſchon ſagte, gemein haben, entſchloß ich mich, alle drei auszuführen, wodurch die Unruhe der Rivalität beſeitigt wurde, aber andere Bedenken wiederum zu Hinderniſſen wuchſen. Ich hatte nun den Gedanken, Ihnen die drei Pläne vorzulegen und Sie wählen zu laſſen, aber es zeigte ſich, daß ich nicht im Stande war, ſie aufzuſchreiben. Das Faktiſche darin, wenn ich es aufzuzeichnen verſuchte, gab mir eine ähnliche Empfindung, als wollte ich mich auf die Reiſe begeben, um eines Tages zu Ihrer Scham und Schrecken, in puris naturalibus vor Sie zu treten und — doch der Vergleich paßt ſchlecht und ich kann der Mühe, einen beſſern anzuſtellen, mich entheben, denn in dieſen Tagen iſt ein neues Ei in mir fertig geworden, das ich in Kurzem in ſeiner eigenen Schaale Ihnen zu präſentiren hoffe.

An die andere Frage zu kommen! Tauſendmal ſchon habe ich mir ſie ſelber gethan. Ihnen kann ich zwar Nichts oder Wenig nutzen, aber ich könnte vielleicht an Freytag Abſchlagszahlungen zu machen beginnen, von dem ich bis jezt auch *blos* Vortheil gehabt habe. Die Fabier haben mir die Hoffnung gegeben, daß ich ihm bei öfterem Zuſammenſein nicht ohne Nutzen bleiben würde. Aber ich fürchte das Leipziger Klima, das mir nie zuſagen wollte. Bis jezt habe ich jeden Aufenthalt in Leipzig mit einem ſchweren Krankenlager bezahlen müſſen. Wie ich beſchaffen bin, iſt die bloſe Reiſe dahin ein Riſiko — ſonſt hätte ich mich ſchon lange an Sie couvertirt und auf die Poſt gegeben.

Sie ſind nun ſchon unter Segel mit Ihrer neuſten Auflage. Als Freytag bei mir war — damals verſprach er mir, bei ſeinem Fabieraufenthalte hier mich wieder zu beſuchen, aber er mag mit Geſchäften überhäuft geweſen ſein; und ich habe mich drein ergeben, obgleich es mir eine Erquickung iſt, ihn zu ſehen — ſprachen wir Manches von Ihrer Arbeit und Ihrem Arbeiten. Wahr iſt es, Sie vertiefen ſich leicht und daraus entſteht dann eine gewiſſe ungleiche Vertheilung in der Darſtellung; ſo ſchien mir in der lezten Auflage zum Beiſpiele der Hiſtoriker Müller in der Maſſe auf Koſten gleich Berechtigter zu ſtark angewachſen. Doch kann ich nicht ſagen, daß das mich ſehr geſtört hätte, um ſo] weniger, da ich glaube, wieſen mich Luſt und Geſchick auf Ihr Feld, ich würde demſelben Vorwurfe und in ſtärkerem Grade bloßſtehen, und ich als Leſer mit Vergnügen Ihr Mitſchuldiger werde. Aber ich weiß nicht einmal, ob Sie nicht abſichtlich ſo verfahren und einen zureichenden Grund in der praktiſchen Wirkung dafür haben. Meines Wiſſens haben ſelbſt die alten Muſter der Geſchichtsſchreibung auf gewiſſe Fakta und Perſönlichkeiten, in deren Darſtellung ſie zunächſt eine ſpezielle praktiſche Wirkung auf ihre Zeit und Nation intentionirten, einen größeren Raum verwendet, als die künſtleriſche Architektonik an ſich zugelaſſen hätte. Doch vielleicht krittle ich nur, um für ſo Manches, was ich Ihrer Literaturgeſchichte danke, wenigſtens den guten Willen, wie bei mir das Volk ſagt, zu geben. Das zu Ende gehende Papier erinnert mich, meinem Schreiben ein Ende zu machen. Bleiben Sie mit Ihrer guten Frau geſund und heiter und behalten mich und meine Frau, die herzlichſt grüßt, lieb. Meine Teufelchen werden immer größer; der zweite wird ſchon dieſe Oſtern beginnen A zu ſagen und in den bittern Apfel der Gelehrſamkeit zu beißen. So vergeht die Zeit, unſer Mädchen-Teufelchen wird im Juni ſchon zwei

Jahre und Sie haben ſie noch gar nicht geſehen. Grüßen Sie auch Freytag u. Buſch auf das Freundlichſte. Und nun Adieu von

Dresden am 27 März
1860.
Ihrem
Otto Ludwig.

Verzeihen Sie das ungeſtrählte Ausſehen dieſes Briefes.

30

An Berthold Auerbach

Dresden am 29. März 1860.

Zuvor unſern herzlichſten Glückwunſch zu dem vielen Angenehmen, welches Du, wie wir hören, in Berlin erfährſt; möge Dir noch Viel davon aufbehalten ſein und Dein Geſchmack daran nicht ſtumpf werden. Ich hätte davon fort gehört und nach meiner Weiſe im Stillen mich mitgefreut, und, wenn Du ihn ſuchteſt, hätteſt Du den Alten wiedergefunden; das weißt Du und ſuchſt für dies Brieflein einen andern Grund als Glückwunſch und Freundſchaftsverſicherungen.

Hier iſt er.

Ich höre, daß in einem der lezten Blätter der Europa eine Notiz ſtehen ſoll von einem alten Luſtſpiele von mir, welches in Deinem Beſitze und von Dir dem Franz Wallnerſchen Theater empfohlen und nach Verlauten angenommen worden ſei, ſo daß deſſen Aufführung in naher Ausſicht ſtehe. Der angebliche Titel „Die Frau Mutter“ brachte mir den Hanns Frei in Erinnerung, den Du, wie ich glaube, noch von mir haſt. Es wäre nun zweierlei möglich; Aeußerungen von Dir, wie etwa eine bloſe Erwähnung des alten Dinges oder aber der Umſtand, daß dies alte Ding ſelbſt auf irgend eine Art in fremde Hände gekommen, könnten den Kometenkern des Gerüchtes bilden. Wer Dich kennt, wie ich, könnte wohl auch auf den Gedanken kommen, Dein alter Trieb, Deinen Freunden ohne ihr Vorwiſſen etwas recht Liebes zu thun, ſtecke dahinter, und es ſei das Gerücht bis auf den hinzugedichteten Titel des Stückes Wahrheit. Dagegen freilich will ſich die Ueberzeugung auflehnen, daß ein Theaterdirektor von der Praxis Franz Wallners in Bezug auf Hanns Frei die Hoffnungen Deiner Gutherzigkeit keineswegs theilen würde. Doch weiß ich wiederum, welche anſteckende Gewalt in Deinem Freundeseifer ſteckt, deßhalb gürte ich die weißen Lenden dieſes Briefbogens und heiße ihn Dir ſagen: Nicht ſo; daß Du dieſes nicht thueſt, Mann Gottes, und läſſeſt nicht zu, daß die Scham Deines Freundes den Heiden ein Geſpötte werde!“ Das heißt: den geborenen Kritikern auf dem Sande der Spree. Ich glaube, lieber Auerbach, der Boden iſt nicht gemacht, Deine Heimath zu ſein, ſo wenig als meine. — Doch ich wollte Dir keine Freude verderben, nur wegen des Hanns Frei Dich bitten, wenn es nöthig ſein ſollte, d. h. wenn Du wirklich Schritte gethan hätteſt, nicht weiter zu gehen; mir könnte jezt Nichts unangenehmer der Quere kommen, als eine etwaige ſolche Aufführung.

Wir befinden uns übrigens bis auf einen Katarrh meines kleinen Mädchens ganz paſſabel wohl; aus Ungeduld wegen des langen Winters habe ich ein vorläufiges geflügeltes Stück Frühling hinter meinem Arbeitstiſche aufgehängt, eine ſchwarzköpfige Grasmücke, alias Mönch, Plattmönch, um Wien Schwarzplatt'l, das eben ſein Evangelium ertönen läßt.

Mit vielen Grüßen an Deine Frau von mir und an Euch Beide von meiner Frau mache ich Punktum. Bleibe gut

Deinem
Otto Ludwig.

31

An Berthold Auerbach

Dein Brief, lieber Auerbach, hat uns große Freude gemacht. Beſtärke Dich nur in Deiner Zufriedenheit mit der Ausführung Deines Umſiedelungsentſchluſſes, da er einmal ausgeführt iſt. Ich meine nicht, daß Du Dir etwas vormachen ſollſt; nur daß Du die halbe Reue, die, vielleicht nur als natürliche Folge und Reaktion, gern einer getroffenen Wahl folgt, nicht aufkommen laſſen ſollſt. Denn, in der That, ich wüßte nicht, warum Du bereuen ſollteſt. Als ich in meinem früheren Briefe Dir ſchrieb, Berlin ſei kein Boden für Dich, begegnete mir, was ſo oft unſer Urtheil krank macht; ich dachte an das, was wir gemein haben, nicht an das Andere. Du biſt geſund und friſch und noch voll Kraft und Trieb, Wurzeln zu ſchlagen, und bleibſt in Deinen Umſtänden immer Deiner Bewegung Herr, wo ich in dem einmal gewählten neuen Boden gern oder ungern ausdauern müßte. Ein gewichtiger Grund für Dein Dortſein iſt, daß Deine Frau ein Analogon ihres Heimathsbodens findet. Was ſonſt Berlin von Wien unterſcheiden mag, beide ſind große Städte und Dresden wird ſeiner Anlage nach, auch wenn es ſich noch bedeutend äußerlich vergrößerte, den kleinſtädtiſchen Charakter noch lange behalten. Dann, auf Dich ſelbſt zu kommen — weht uns nicht in jeder Zeile Schillers und Goethes der kleine Athem Weimars an? — Ein Hauptcharakterzug unſerer großen Literaturperiode iſt das Kleinſtädtiſche im guten und ſchlimmen Sinne. Wenn Thekla das Glück preiſt, aus ſicherer Stille das wilde Leben zu beobachten, ſo iſt dies einer der Gründe, die ſich Schiller ſelber vorgeſagt, um ſich, deſſen Weſen eigentlich in's Große und Weite ging, mit der Enge zu verſöhnen, in der er ſich befand. Und ob nicht die

Weltbürgerei nur eine andere Seite der Kleinſtädterei und Kleinſtaaterei iſt, eine überſchwengliche Puppe, die über den Mangel halb bewußt hinweg ſehen will, der auszufüllen wäre, den ſie aber nicht ausfüllen kann; oder womit ſie der Mahnung ausweicht, ihn auszufüllen? Und wenn man das Gegentheil ſuchte — das öffentlichſte Allgemeinleben iſt ſelbſt dem, der einen Verſteck für ſtilles Schaffen ſucht, der günſtigſte Boden, da das Einzelne immer neben dem Ganzen verſchwindet, wie im Gebrauſe der Straße tauſend Töne ſich gegenſeitig verdecken, von denen einer, allein vernommen in abgelegener Gartenwohnung durch ſeine leiſe Deutlichkeit uns ſtört.

Daß Dir eine neue Arbeit, wie Du ſchreibſt, ſich noch nicht ſchicken will, finde ich natürlich. Der Grund wohl, daß Deine einzelnen Kräfte noch nicht zu dem Durchmeſſer ſich ausgedehnt haben, den die Umgebung Dir im Großen und Ganzen aufdrängt. Da Dein Wunſch auf ein großliniger oder langathmigeres Schaffen geht, haſt Du auch, glaube ich, in dieſer Hinſicht wohl gethan, nach einer großen Stadt überzuſiedeln.

Ein ander Bild. Die Fabier! So voll von Poeſie und Schönheit das Gedicht iſt, das von dieſer Seite wenig aufrichtigere Verehrer gefunden haben kann, als ich einer bin, ſo kann ich dem betreffenden Comité doch nicht unrecht geben. Wenn die Stiftung wirklich dem „Drama“ zu einem Aufſchwunge helfen will, ſo darf ſie kein ſogenanntes Literärdrama krönen und damit das Nachſtreben nach einem falſchen Punkte leiten. Denn der ſchlimmſte Feind des wahren Dramas iſt das Literärdrama, und hätten wir nicht ſchon ein ſo ausgebildetes Literärdrama (durch Göethe und Schiller), wir würden ein wirkliches Drama haben. Indem das Literärdrama alle möglichen Schönheiten aller möglichen poetiſchen Gattungen in ſich aufnimmt, wirft es eben das wahre Drama, welches nur dramatiſche Schönheiten haben darf und dramatiſche Schönheiten haben muß, in den Schatten. Wer ein wahres Drama ſchreiben will, muß nun ſchon mit Kampf und Reſignation beginnen — warlich kein üppiger Boden für ein poetiſches Schaffen! Das Drama, das unter allen Kunſtformen am meiſten Kunſt iſt, verlangt zu ſeiner Beurtheilung mehr als alle andern einen *Kenner*. Nun iſt durch die langjährige Exiſtenz des Literärdrama der Sinn für das wahrhaft Dramatiſche in Deutſchland verbuttet, verſchrumpft; wenn ein Literärdrama auf die Bühne kommt, wird jeder gewahr, daß ein großer Mangel vorhanden, aber keinem wird die Natur dieſes Mangels klar. Nun verlangt man nach einem neuen Stücke, welches dieſen Mangel nicht, und doch die Vorzüge haben ſoll, die eben der Grund jenes Mangels ſind. Indem man, beſonders von den philoſophiſchen Kritikern verführt, den Begriff des Dramatiſchen im weiteſten, ja im uneigentlichen Sinne, d. h. bildlich, nahm, wurde Drama ein Ding, das nur in der Idee exiſtiren kann, wie der Menſch, der weder Weib, noch Mann ſondern alles beides iſt, und Kind noch dazu und zwar der Menſch aller Zeiten. Das wahre Drama gehört auf die Bühne; ein wahres Kunſtwerk muß organiſch ſein, d. h. aus *ſeinen* Bedingungen entwickeltes künſtleriſches Leben. Die Bühne mit alledem, was daran hängt, dann das *gemiſchte* Publikum, das ſo leicht ſich ſelbſt zur Zerſtreutheit bringt, wenn nicht ein ſcharfer Reiz von der Bühne die leichteren Reizungen im Auditorium verſchling u. ſ. w. bringt eine Bedingung zum Dramatiſchen hinzu, ſo berechtigt als jede andere. Anſtatt einer Ausführung und Aufzählung, die ein Buch füllen könnte, ein Beiſpiel aus einer anderen Kunſt. Eine coloſſale Statue, die auf ſehr hohem Standpunkte ſtehen ſoll, leidet von dort geſehen durch die Perſpektive; ich meine, ihre untern

Theile werden unverhältnißmäßig groß — lang und ſtark — erſcheinen, die je höher gelegenen je kleiner und ſchwächer; was unmittelbar vor unſern Augen ſtehend Schönheit und Ebenmaß, wird aus der Tiefe angeſehen zum Zerrbild. Die Statue, die an ſolcher Stelle nicht zum Zerrbilde werden ſoll, muß in ihren Verhältniſſen eben für dieſe Stelle berechnet werden; aber auch nicht anders beurtheilt als im Verhältniſſe zu ihrem Standpunkte. —

Aber hinweg mit vergeblichem Mühen! Ich dachte erſt durch Nachweiſung, was das Dramatiſche eigentlich ſei, und namentlich, was allein es uns ſein könne, Kritik und Publikum zu verſtändigen; aber wer will dem, dem der Sinn ſelber fehlt, deutlich machen, was ſichtbar, hörbar, fühlbar u. ſ. w. heiße? denn zu finden, ob, was ich ſchrieb, Wahrheit ſei, wäre ja der Sinn nothwendig, der eben fehlt. Ich muß die Diſpoſition noch unter meinen Papieren haben; Jahre lang hat der Gedanke geſpukt, bis ich ihn wohlweislich aufgab.

Du wirſt lachen, lieber Auerbach, über den Eifer, in den ich gerathen bin. Aber, um nicht zu vergeſſen, was ich mit alledem einleiten wollte: Du ſiehſt, lieber Auerbach, daß ein Freytag an der Klippe geſcheitert iſt, wahres Drama und Literärdrama, die Forderung der Sache mit der Forderung der unklaren Kritik zu vermitteln; wie ſollte mir das gelingen, der ſeiner Natur nach ſo weit weniger zum Vermittler angelegt iſt! Ich ſage nicht, daß ich in meinem Streben nach dem wahren Drama nachlaſſen will, nur daß ich keinerlei Hoffnung hege, damit zu erreichen, was Du für mehr als blos möglich zu halten ſcheinſt; vielmehr bin ich gewiß, daß, je mehr mir mein Mühen gelänge, deſto weniger die Kritik, wie ſie iſt, durch mich zufrieden geſtellt würde.

In dieſen Tagen habe ich eines Stoffes wegen den Ulrich Hutten von Strauß geleſen und daran einen großen Genuß gefunden. Strauß hat, was mich ſo ſtark zu Gervinus zieht, die Shakeſpeareſche Geſundheit, die Männlichkeit, die ſich weder im Traume, noch im Rauſche gefällt, und die mit keiner Art Sehnſucht und Schmachterei cokettirt, ich möchte ſagen, das Phlegma der Thatkraft. Eine ganze Literatur von dieſem Geiſte getragen müßte eine Nation von Männern erziehen — wenn ſie dieſe nicht ſchon vorausſezt. Gervinus Shakeſpeare, beſonders das Reſumé am Ende iſt noch immer neben Shakeſpeare meine Lieblingslektüre und ich finde, wie in dieſem, auch in jenem (dem Reſumé) immer Neues. Man hat vielfach Gervinus' Darſtellung einſeitig genannt und ihm vorgeworfen, er habe die eigentlich künſtleriſche Seite am Shakeſpeare zu gering bedacht; ich meinerſeits habe für alle meine eigentlich techniſchen Erfahrungen aus dem Studium Shakeſpeares die Stelle im Gervinus gefunden, wo ſie implicite vorhanden war, weßhalb ich lange Zeit damit umging, einen Commentar zu dem Reſumé zu ſchreiben. „Edelweiß" war ſchon im — Vaterleibe ein Liebling von mir, ebenſo der Joſef im Schnee; ich will ſehen, daß ich beide, wenn ſie in der Cölner — darin ſollten ſie doch zuerſt eingewindelt werden, wie Du mir ſagteſt — vollſtändig erſchienen ſind, zu Handen bekomme, damit ich mich daran ergötze und Dir dann ſchreibe, was mir beim Leſen ein- und etwa aufgefallen iſt.

Komme nur einmal wieder zu uns. In dieſen Tagen freilich hätten wir manch Hinderniß gehabt. Da unſer Dienſtmädchen im Krankenhauſe iſt, verſieht meine Frau mit Hülfe meiner Schwägerin ihre Obliegenheiten mit; ich habe daher öfter die Aufſicht über meine wilden Teufelchen. Du mußt all das an dieſem Briefe merken, der unter der Begleitung obligaten Kinderſpektakels gleichſam melodramatiſch entſtanden iſt. Da ich immer confuſer werde, mache ich ein Ende.

Zuvor noch meine Freude über Dein Schwabengebadetes Wohlſein; ich habe noch zu thun, mich an die geheizten Zimmer zu gewöhnen, was neben der entſprechenden Entwöhnung mir alljährlich viel Zeit wegnimmt, eine Zeit voll Schwindel, Uebelkeit, Beängſtigung und Schmerzen aller Art.

Grüße Deine Frau beſtens von uns, auch Dr. Lazarus Haus, wenn Du Gelegenheit haſt, und bleibe gut

Deinem

Dresden 23ſt. Novbr. 1860. O. Ludwig.

32

An Berthold Auerbach

Zuerſt, lieber Auerbach, quoad Kunze, ſo hätteſt Du jedenfalls vor Ratifikazion unſerer Verhandlungen noch Dein Gutachten geben müſſen, da wir ja übereingekommen, daß Du mein curator bonorum, wie Du und die Juriſten ſagen oder der „Spediteur der Frequentation meines Vermögens,“ wie jener ſcharfſinnige Schloſſermeiſter in Sonneberg ſich ausdrückt, ſein ſollſt.

Den Tod Rietſchels betreffend habe ich Beides bereut, ihn nicht mehr geſucht zu haben, und mich gefreut, daß ich es, meiner Art getreu, nicht gethan. Letzteres hat den Sieg davon getragen; wenn ich denke, wie mich die Sache aus meiner abſichtlichen Entfernung angefaßt hat, mag ich gar nicht denken, wie ſie mich angefaßt haben würde, hätte ich den Gedanken an ihn meinen Wurzelfäden näher kommen laſſen.

Ebenſo, lieber Auerbach, geht mir's mit der erzählenden Form. Je weniger ſpezifiſches Talent dafür ich beſitze, deſto genauer es damit zu nehmen wäre ich genöthigt, erhielte ich mich nicht halb abſichtlich in einem gewiſſen Leichtſinn in Bezug darauf. Ein weiterer Grund für lezteres iſt ein anderer Sproß aus derſelben Wurzel; meine Iſolirung ſchließt allen Zufluß von realiſtiſchen Motiven ab; ich bin lächerlich fremd in der Welt geworden, und namentlich fehlt mir es überall am Modell das Gehabens der Stände, ihrer Sprache, Gewohnheit, Sitten, Moden. Ich muß mir das alles ſelbſt zubereiten, ſoweit es möglich iſt; das führt mich dahin, ein eigentlich dramatiſches Element, die pſychologiſche Entwickelung der Charakter und zwar pſychologiſcher Typen in die erzählende Gattung einzuſchwärzen. Das geht nicht, ohne Verletzung der Kunſtform; ich habe alſo nur die Alternative: entweder die Anforderungen, denen ich nicht genug thun kann, mir abſichtlich zu verdunkeln, oder ganz von der Erzählung zu laſſen; und da ich das lezte nicht thun darf, muß ich das erſtere wählen.

Du ſagſt, Du ſeiſt jezt oft zu Schwermüthigkeiten geneigt; Du hätteſt das nicht zu ſagen brauchen, es lieſt ſich aus Deinem ganzen Briefe heraus. So ſehr mich freute, in Einem Stücke ganz den Alten in Dir zu finden, ſo wenig freute mich, daß Du in einem andern gar nicht ſo ganz der Alte mehr biſt, als ich wünſchte. Auch meine Frau, die Dich herzlich grüßt, fühlte das heraus. Wir wiſſen wohl, daß mit den hergebrachten Redensarten, mit Ermunterungsphraſen da nichts zu machen iſt, und unterlaſſen deßhalb dergleichen. Nur eines; ſuche Dich doch einem Deiner Bekannten mehr anzuſchließen, als Du thuſt; in meinen geſünderen Zeiten war das mein probateſtes Mittel gegen ſchwermüthige Anwandlungen. Auch Gedächtnißübungen und Geometrie habe ich gut gefunden. Beſonders aber Abwendung von den Dingen, die uns ſonſt gewöhnlich beſchäftigen, damit nicht ein Aſſoziationswechſelverhältniß entſteht. So, wenn der Fuchs, si fabula vera, von Flöhen geplagt iſt, nimmt er etwas ſeinem Kreiſe Fremdes, ein Büſchel Stroh oder Heu in das Maul und begibt ſich dazu — von hinten — in ein ſeiner gewöhnlichen Weiſe fremdes Element, in das Waſſer. In dem zuletzt weggeworfenen Stroh oder Heu mögen dann die objektivirten Flöhe ſich helfen, wie ſie können oder nicht können, er, der Fuchs, iſt ſie aus ſeinen Lebenskreiſen los. — Und wer ſo willkührlich ſich bewegen kann wie Du, der kann ſeine Flöhe in das Meer tragen und auf die Alpen, wohin er will.

Etwas ganz Neues kann ich Dir melden. Der arme Major Serre iſt auf dem Wege, ein tragiſcher Held zu werden ganz in Shakſpeare's Weiſe durch einen Zuſammenhang von Charakter und Schickſal durch das Medium einer überraſchenden Leidenſchaft. Wie ich höre, hat er vor dem Zorne mit ihren Gewinnen Unzufriedener, gefürchteter Inſultirung auf der Straße zu entgehen, in ein Haus und dann von Dresden ſich geflüchtet. Neun dergleichen Unzufriedene ſollen von der Polizei arretirt worden ſein. Näheres habe ich ſeit geſtern, wo das Gemeldete vorgefallen ſein ſoll, nicht vernommen. Der alte Mann dauert mich von Herzen.

Ich habe die Tage auf einen Stoff, der 1—3 Bogen in der Ausarbeitung füllen würde, geſonnen, aber vergebens. Denn ſowie ich einen Stoff habe, der mir zuſagt, fängt er auch ſogleich an zu ſchwellen und über der Arbeit ſelbſt fällt einem immer noch mehr ein; worauf man auch rechnen muß. Nun jedenfalls haſt Du bald etwas in den Händen.

Und ſo, lieber Auerbach, werde, wie Dein geſunder Kern verſpricht, bald die melancholiſchen Anwandlungen los, wie Du mich und nicht zum erſtenmale losgemacht von Schlimmerem, was zu vergeſſen ich ſchlimmer ſein müßte, als ich bin. Von meinem Hauſe zu reden, welches mit mir das Deine herzlichſt grüßt, ſo haben wir einen unangenehmen Gaſt; Frau, Schwägerin und die drei Teufelchen ſind ſchon faſt ſeit einem Vierteljahre mit einem krampfhaſten, abſcheulichen Huſten geplagt, den unſer Hausarzt für eine Keuchhuſtenſpielart hält, und der wohl erſt der Sommerwärme weichen wird. Ich habe die Seuche einige Tage mitgemacht, aber in der Zeit mir kleine mechaniſche Mittelchen erfunden, durch die ich ſie losgeworden bin. Ich würde auch meine Leute damit kuriren, aber der rechte Gebrauch meiner Mittelchen ſezt eine Kunſt voraus, die man nur durch gewaltſame Nöthigung und lange Schmerzensjahre ſich aneignen kann.

Bleibe ſo fort mir gut, Du braver Auerbach!

Dein
O. Ludwig.

Dresden
am 14 Apr. 1861.

32

An Julian Schmidt

Alſo noch ſoviel Meilen weiter auseinander! Wenn ich an den Raum zwiſchen unſern Wohnorten dachte, ſah ich ihn, ich weiß nicht warum, wenn nicht — weil ich es wünſchte, als ein Ding an, das mit zunehmendem Alter abnehmen müßte; jedenfalls hatte ich eine dunkle Vorſtellung von hüſtelnden, auf Filzſchuhen in warmgeheizten Zimmern unter Arzneiflaſchen umherſchleifenden Entfernungen, die unter der Zipfelmütze ſchon das Roth ihres ſcheidenden Tages auf den Backenknochen trügen; ſonſt hätte mich Ihr lieber Brief, lieber Freund, auch nicht auf Einen Moment in die Hülfloſigkeit des Erſtaunens verſetzen können, in die er mich wirklich verſezte. — Denn warum ſollten Sie nicht nach Berlin gehen? Ich habe nach kurzem Zweifel Auerbach darum gelobt, daß er es that; warum ſollte ich Sie nicht loben, daß Sie es thaten? Hat mich doch von je an unſerer Literatur, die ja, wie jede, nur ein Bild des nationalen Lebens ſein kann — und darum ohne eigenes Verſchulden zeitweilig ein Zerrbild ſein muß — hat mich doch von je das daran verdroſſen, daß ſie das Dorf nicht loswerden konnte, und auch die Koryphäen derſelben den Kleinſtädtertypus an ihren idealiſtiſchen Leibern tragen, der auf dieſem Wege uns à la Wiedertaufe noch einmal über den Kopf gegoſſen wird, nachdem wir ihn ſchon auf den natürlichen Wegen zum Ueberfluſſe eingeſogen und verdaut wiederum von uns gegeben haben. Berlin hat ſchon Viel von einer Stadt, leider noch zu wenig Geſchichte und zu wenig Luſt, Geſchichte zu haben, in der es mehr als ein leidender Erleber und ſarkaſtiſcher Gloſſenmacher über Erleben und Erlebtes wäre. Sobald es eine Stadt iſt, wird es zugleich eine natürliche und nothwendige Repräſentantenkammer von Preußen werden; und warum nicht Deutſchlands werden können?

Ein Kranker wundert ſich über die eigene Fügung, daß kein anderes ſeiner Glieder in unangenehme Berührungen mit harten Gegenſtänden geräth, als eben das erkrankte; er könnte in ſeiner Begrenzung weiter gehen und ſich wundern, daß derlei Berührungen eben nur dem Kranken aufgeſpart ſind; denn — in Wahrheit — ein Geſunder ſtößt ſich nicht. Nun — ein Deutſcher auch nicht; nicht, weil er geſund wäre, ſondern weil er die Dinge, die ihn umgeben, von einem Stoffe gemacht hat, der keinen Widerſtand leiſtet, weil er keine Beſtimmtheit beſitzt. Wie mit Luftkiſſen hat er ſeine Wände mit Ideen auswattirt. Denn Nichts, was dehnbarer wäre und ſich leichter in alle möglichen Lagen zurechtzupfen ließe, und Niemand, der geneigter wäre, ſich die Dinge zurechtzuzupfen, und ein geſchickterer Zurechtzupfer, als der gute Deutſche, der Coloniſt des Gedankens, der Erb- und Grundherr der weiten

Gefilde der blauen Möglichkeit, mit ſeinen Erbausſichten in die unendliche Confuſion! — Beiläufig, da ich einmal bei und in dieſer Confuſion angekommen bin: welchen Aufſchwung wird die diplomatiſche Politik durch die Adoption der ſogenannten Ideen nehmen, die eigentlich zu ihrer Schwächung aufgebracht wurden! Welch Feld für die Chikane ſolch ein Laut, ſolch ein Zeichen, welches Alles und Nichts, Viel und Wenig bedeutet und ſo ſchnell den Cours wechſelt, als ſein Oheim, das ideale Gold, das ſogenannte Staatspapier. Man denke z. B. was bis jezt Freiheit auf dieſer Welt geheißen und nicht geheißen hat! Proteus iſt ein armer Comödiant dagegen geweſen. Was haben wir nur in Bezug auf unſer deutſches Vaterland für Erfahrniſſe gemacht. Da iſt eine Anzahl Deutſche, die die Idee eines großdeutſchen, eine Anzahl, die das Gedankenbild eines kleindeutſchen Vaterlandes dem lieben Gott allabendlich auf ſein Gewiſſen legen. Und wenn nun das Zurechtzupfen dieſer Kautſchuk-Idee noch weiter getrieben wird und jeder einzelne biedere deutſche Mann die Stadt oder das Dorf ausſchließet, welches ihn einmal geärgert hat oder welches eben ſeine Hülfe anruft! Ach der arme liebe Gott! Wäre der liebe Gott nicht der liebe Gott, der liebe Gott wäre zu bedauern.

Ich habe vor Kurzem wieder einige engliſche Romane geleſen; wie trägt der Autor und ſein Produkt die Marken der Einſeitigkeit, Wunderlichkeit, Gewöhnlichkeit, aber damit den Charakter eines feſten, meinetwegen harten, beſchränkten Naturerzeugniſſes; wie ſind ſeine Intereſſen alle aus dem Boden der Wirklichkeit gewachſen, und wie überzeugt iſt er von ihrer Wirklichkeit, wie ſicher daher ihre Wirkung auf jeden Leſer! Dagegen betrachte man die Literatur, auf welche der Deutſche als auf die ſeine ſo ſtolz iſt! Wir ſind unglückliche Menſchen! alle unſere Intereſſen unwirkliche, geborgte, künſtliche! Unſere Literatur rein, wie unſere Kunſt, eine Art Buchgelehrſamkeit, die mit dem wirklichen Leben in keinem andern Bezuge ſteht, als in einem verderblichen. Eine Zauberbrühe, aus Eingeweiden, Bälgen, Pfoten, Schwänzen längſt vergangener oder als künftig geträumter Zuſtände und Beſtrebungen zuſammengekocht mit der in ſich berauſchten Nüchternheit des Bewußtſeins, Etwas zu fabriziren, was unſern wirklichen Bedürfniſſen ſo fern läge als möglich und darum geeignet ſei, unſere wirklichen Bedürfniſſe ſich ſelbſt verkennen zu machen. Ein Kreis, in dem es nur dem Eingeweihten wohl werden kann, der bereits ſeine unbefangene Natur einbüßen und ſich für dieſe ausſchließliche Art von Genuß erſt zurecht machen laſſen mußte.

Zur rechten Zeit erinnert mich meine edle Leber — beiläufig gefragt: Auf welcher Spur, der Griechen oder Britten, kommſt, meine Leber, Du daher geſchritten? — Nun, Sie werden verlegen ſein, liebſter Schmidt, was das Alles ſoll, wenn es mehr ſollte, als das Sprichwort illuſtriren: Dem Gelehrten iſt gut predigen; aber zum Glücke brauche ich Ihrem Judizium nur mit einigen zarten Winken zu Hülfe zu kommen, um Sie zu orientiren. Meine Abſicht war, mit dem einen Theile meiner Rhetorik mir das Gewicht der neuhinzugekommenen Meilen zwiſchen uns zu erleichtern, indem ich mich damit tröſtete, Sie ſeien der Realität auf einen Schuhmacherſtich näher zu wohnen gekommen; der andere Part ſollte eine Entſchuldigung meines langen Schweigens auf Ihren lieben Brief einleiten, deßhalb die Anführung meiner Leber, die mich eben auf mehr ingeniöſe als graziöſe Weiſe an ihre Realität erinnerte. Wäre ich Ihrer Entſchuldigung gewiß, lieber Freund, ſo wollte ich Sie gern mit beſagter Leber und ihrer Realität ferner in Ruhe laſſen und Ihnen lieber ſonſt etwas vorplaudern, z. B. die Mittheilung, daß ich ſeit Empfange Ihres Briefes einen Plan von Berlin, den meine Jungen einmal irgend woher geſchenkt bekommen, neben mir auf meinem Tiſche liegen habe, um nicht deßhalb aufſtehen zu müſſen, was bei einer Imprägnation aller meiner Gliedmaſſen durch einen ſoliden Rheumatism zuweilen der nächſte Nachbar an der Unthunlichkeit iſt.

Nur zu oft kommen ganze Reihen von Tagen, wo ich Hände, Arme und Rücken — ohne Zinſen wie der königliche Kaufmann Antonio — an den Schmerz und den Kopf an den Schwindel — nicht etwa Aktienſchwindel — weggeborgt habe, und deßhalb nicht in eigenen Gebrauch nehmen kann. Da ergötze ich mich mit mannigfaltiger Phantaſieausmalerei und laſſe Sie in den ſtrohhalmbreiten Straſſen bald mit Ihrer lieben Frau, bald in Ihrer alleinigen eigenen, bald in anderer, und wenn ich keine beſſere weiß, in meiner Geſellſchaft umherſpazieren, wegen welcher Freiheit ich um Ihre und Ihrer lieben Frau nachträgliche Genehmigung petitioniren muß. Die bedeutendſten Gebäude ſind auf meinem Plane an der Stelle, die ſie einnehmen, in ganzer Figur abconterfeit; der übrige Praß — wie Leſſing ſagt — von Häuſern iſt freilich deſto mehr im Ungewiſſen ge-, dafür aber auch meiner Phantaſie zu freierer Diſpoſition überlaſſen. Vor Ihrer Straße der Hafenplatz und hinter derſelben die Admiralität, machen ſich ſehr majeſtätiſch, wenn ſie ſich auch nicht völlig entſprechen, und ich noch nicht dahinter kommen können, was der liebe Gott, der ſonſt ſo weiſe iſt, an großen Städten große Ströme oder gar Meere vorbeifließen zu laſſen, ſich bei dieſer Zuſammenſtellung gedacht haben muß. Ganz in Ihrer Nähe hängt einem relativen Ungeheuer von Potsdamer Thor die Potsdamer Straße wie ein aufgegangenes Bändchen unten aus den Hoſen heraus und verliert ſich, was ich an Ihrer Straße ſchon mit großem Wohlgefallen gebilligt, in ein unbeſtimmt wellenförmiges Weſen, welches ich trotz dem Winter für grüne Bäume nehme. — Was mir aber höchlich gefällt, iſt, daß Sie nur über das Potsdamer Thor zu klettern brauchen, um in Ihr Geſchäftsfahrwaſſer, die Leipziger Straße zu gelangen. Nur bin ich noch nicht mit mir einig, ob ich Ihr Bureaux auf oder unter, denn daneben iſt kein Platz — alſo auf oder unter die Admiralität oder das Kriegsminiſterium oder neben Felix u. Saretti, Schwarz und Zſchille, oder auf oder unter oder neben Heyl u. Comp. oder auf die Spittelkirche ſtellen ſoll, wie ich denn auch Ihre liebe Frau und unſern neuen rothen Adlerritter, leztern natürlich zu Pferde, bald auf der einen, bald auf der andern Seite ihrer Straßen zum Fenſter herausſehen laſſe. —

Lieber Freund, ſo weit war ich in meinen Mittheilungen an Sie gediehen, als ein neuer ſtarker Schmerzensanfall mir einen Riegel vorſchob, der bis jezt noch nicht ſo weit beſeitigt iſt, daß ich daran denken könnte, mehr als ein Paar Worte noch hinzuzufügen. Da ich meine Leber vor Ihnen angeklagt, muß ich ſie auch vor Ihnen unſchuldig erklären; jenes that ich, von meinem Arzte verführt, der ſich nun bei Gelegenheit dieſes lezten Anfalles von der Richtigkeit meiner früheren Meinung überzeugt hat, daß mein Uebel ein chroniſcher Rheumatism ſei, der ſeine Wohnung in meinen Bauch- Bruſt- und Rückenmuskeln hat.

Aber ich habe noch einer großen Freude zu erwähnen, die mir, Ihr Verleger durch Ueberſendung des erſten Theiles Ihres neuſten Buches gemacht hat, und ſage Ihnen dafür meinen herzlichſten Dank. Sowie ich wieder im Stande bin, zu leſen — das iſt bei mir nichts Geringes, weil ich ſchon ſeit Jahren kein Buch in der Hand vor mich hinhalten kann und meine ſchlechten Augen, wenn ſie auch eben ſchmerzen- und allzugroßer Schwäche ledig ſein ſollten, bei den künſtlichſten Leſepulten doch ein gewiſſes Neigen des Hauptes oder Beugen des Rückgrates nöthig machen, welches ohne Aufregung der alten Schmerzen ſelten und nur für kurze Dauer geſchehen kann.

Meine Frau grüßt ſo herzlich, wie ich, die liebe Ihre und deren guten Mann; meine kleinen Teufel werden ſammt ihren kleinen Teufeleien von Tag zu Tag größer; bleiben Sie mir der Alte, wie ich bin

Ihr
alter
Dresden 27 Febr. 1862. O. Ludwig.

* * *

Inhaltsverzeichnis

Die Buchſtaben hinter den einzelnen Überſchriften geben den Nachweis, welchen Handſchriften Otto Ludwigs die betreffenden Aufſätze und Ausſprüche entnommen ſind. Zu den vier Bänden (Sa, Sb, Sc, Sd) der „Shakeſpeareſtudien“ den Vorſtudien (V) und den Einzelhandſchriften (E) des Dichters geſellen ſich in dieſem Bande die „Romanſtudien“ (R), denen eine beträchtliche Zahl der kritiſchen Abhandlungen und Aphorismen entnommen iſt. Auch hier ſind die in unſrer Ausgabe zum erſtenmal abgedruckten Aufſätze durch ** bezeichnet.

Zur Ethik, Äſthetik und Litteratur

Seite
* Idealpolitik * (Sd) 3
* Politiſche Freiheit * (Sd) 3
* Finger und Fauſt im Einzelleben und Völkerleben * (Sd) 5
Chriſtentum (Sc) 7
Der Wille (Sb) 7
Subjektiver Idealismus (Sb) 10
Der Idealiſt (Sb) 10
Ideen und Leidenſchaften (Sb) 12
Gewiſſen und Leidenſchaft (Sb) 13
Typiſches Schickſal (Sc) 14
Ironie (Sb) 15
Die Ideale der Gegenwart (Sb) 15
Verhältnis von Poeſie und Leben (Sb) 19
Allgemeine Kunſtforderungen (Sd) 21
Schelling über Kunſt und Natur (Sb) 23
Kunſtideal (V) 27
Stufenfolge der Künſte (Sd) 27
Technik des Malers, Muſikers und Dramatikers (Sc) 28
Reinhaltung der Kunſtgattungen (Sb) 29
Lyriker, Epiker und Dramatiker (Sd) 30
Die poetiſche Empfindung (Sd) 33
Dichteriſche Objektivität (Sb) 34
Die Flucht vor dem Trivialen (Sb) 37
Nachahmung (Sc) 38
Die poetiſche Wahrheit analog dem Bilde der Erinnerung (Sb) 39
Epiſches, lyriſches und dramatiſches Talent (Sc) 41

Grenzen des Poetiſchen (V) . . . .
Dichter und Rhetor (Sb) . . . .
Charakterzeichnung (Sb) . . . .
Die Sprache Luthers (Sb) . . . .
Goethes Werther (Sc) . . . .
Die Schuld der Romantik (Sd) . . . .
Huttens Biographie von Strauß (Sd) . . . .
Chronikaliſche Erzählung (Sc) . . . .
* Gottfried Kellers Romeo und Julie auf dem Dorfe * (Sd) .
* Hebbels Mutter und Kind * (Sd) . . . .
* Moderne Novelliſtik * (Sd) . . . .
* Berthold Auerbachs Barfüßele * (Sd) . . . .
* Das Publikum und die Dorfgeſchichte * (Sd) . . . .

Romanſtudien

* Weſen und Technik des Romans bei den Engländern * (R)
* Harte Zeiten von Dickens * (R) . . . .
* Dickens und die deutſche Dorfgeſchichte * (R) . . . .
* Dickens Klein-Dorrit * (R) . . . .
* Walter Scott. Bezüge zu Shakeſpeare (R) * . . . .
* Die Spannung in der Erzählung und im Drama * (R) . .
* Der Hauptſtamm in der Romankompoſition * (R) . . . . .
* Dramatiſche Motive im Roman * (R) . . . .
* Schönheiten des Details im Roman * (R) . . . .
* Schwächlingsgeſtalten * (R) . . . .
* Walter Scotts Einheitlichkeit. Seine Durchſchnittshelden * (
* Scotts Altertümler und Aſtrolog * (R) . . . .
* Barnaby Rudge von Dickens * (R) . . . .
* Zwei Städte von Dickens * (R) . . . .
* Große Erwartungen von Dickens * (R) . . . .
* Die Mühle am Floß von George Eliot * (R) . . . .
* Der Lampenputzer von Mrs. Cummins * (Sd) . . . .
* Ein Jahr von Emilie Flygare-Carlén * (R) . . . .
* Namenloſe Geſchichten von Hackländer * (R) . . . .
* Volksroman — Volkslitteratur * (R) . . . .
* Formen der Erzählung * (R) . . . .
* Der humoriſtiſche Roman aus der Vergangenheit * (R) . .
* Aufgaben des heutigen Romandichters * (Sd) . . . . . .
* Jeremias Gotthelf und Shakeſpeare * (Sd) . . . .
* Dickens Pickwickier * (R) . . . .
* Der [illegible]iſche Roman * (R) . . . .
* Ein epiſcher Widerſpruch beim Bürger * (R) . . . . . .

Zum eignen Schaffen

Seite
Mein Verfahren beim poetiſchen Schaffen (E) 215
Das Farben- und Formenſpektrum (Sb) 219
Gefahren der Reflexion (Sb) 221
Apollonius in „Zwiſchen Himmel und Erde“ (Sc) 223
* Sommerreiſe im großen Garten zu Dresden * (R) 223
* Eine Künſtlergeſchichte * (R) 229
* Hinderniſſe und Vorbedingungen für einen Roman * (R) . . 230
* Mein Verhältnis zum provinziellen hiſtoriſchen Roman * (R) 232
* Für einen künftigen Volksroman * (R) 233
* Zum tollen Heinrich oder das Wirtshaus am Rhein * (Sd) . 235
* Zum Marino Falieri * (Sd) 238
Zum Tiberius Gracchus (E) 244
* Leben und Tod Albrechts von Waldſtein. Tragiſche Hiſtorie (E) 260

Geſpräche Otto Ludwigs mit Joſef Lewinsky

Einleitung 287
1862 289
1863 313
1864 323

Briefe Otto Ludwigs aus den Jahren 1845—1862

1. An Eduard Devrient 335
2. An Eduard Devrient 338
3. An Eduard Devrient 338
4. An Eduard Devrient 341
5. An Karl Gutzkow 348
6. An Karl Gutzkow 349
7. An Karl Gutzkow 350
8. An Eduard Devrient 351
9. An Eduard Devrient 353
10. An Eduard Devrient 363
11. An Eduard Devrient 364
12. An Eduard Devrient 365
13. An Eduard Devrient 366
14. An Franziſka Berg 367
15. An Eduard Devrient 368
16. An Eduard Devrient 370
17. An Eduard Devrient 373
18. An Eduard Devrient 374

Seite

19. An Julian Schmidt 377
20. An Eduard Devrient 382
21. An Berthold Auerbach 386
22. An Eduard Winger 387
23. An Berthold Auerbach 388
24. An Julian Schmidt 391
25. An Julian Schmidt 400
26. An Emanuel Geibel 406
27. An Julian Schmidt 408
28. An Julian Schmidt 420
29. An Julian Schmidt 422
30. An Berthold Auerbach 440
31. An Berthold Auerbach 442
32. An Berthold Auerbach 447
33. An Julian Schmidt 450

Nachdruck verboten

x
Z

Gedanken Otto Ludwigs

Aus ſeinem Nachlaß ausgewählt
und herausgegeben von
Cordelia Ludwig

'15, 2944

Verlegt bei Eugen Diederichs
in Leipzig 1903

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Den Herren
Geh. Hofrat Profeſſor
Dr. Adolf Stern (Ernſt) in Dresden
Profeſſor Dr. Erich Schmidt in Berlin
freundſchaftlichſt und verehrungsvollſt
zugeeignet

Allgemeines zum Leben

Sein Schickſal kann keinem entgehen, ſollte man ſagen, nicht ſeinem Schickſal kann keiner entgehen; denn nicht das Schickſal fängt den Menſchen; der Menſch jagt nach ſeinem Schickſal. —

Die Nemeſis waltet in dem Inneren des Menſchen wie im Aeußeren; das äußere Schickſal iſt eben nur die äußere Erſcheinung des inneren und entſteht aus dieſem. Der Eine hat ein außergewöhnliches Schickſal, der Andere ein gewöhnliches. Nur gewöhnliche Menſchen haben ein gewöhnliches, denn ſein Schickſal iſt nur der herausgelegte Menſch.

In der Geſchichte herrſcht dasſelbe ethiſche Geſetz, das in jede einzelne Seele geſchrieben iſt.

Es gibt einen Stolz, der aus dem Bewußtſein der Tatkraft entſpringt, wie der Mut; er iſt das Bewußtſein von Taten, die noch nicht getan ſind, wie die Beſcheidenheit das Bewußtſein von Taten, die man getan hat. Der Stolz gleichſam die Materie der Tat.

Wir ſeien zu ſtolz? Was? Der Stolz iſt der Stoff, aus welchem erſt Taten gemacht werden. Sollen wir beſcheiden ſein und haben noch nichts getan? Wenn wir die Welt gefüllt haben mit unſerem Namen, dann wollen wir beſcheiden ſein. Bis dahin ſtolz und wär's aus Uebermut. Das Zuviel unterſcheidet das Genie vom nüchternen Menſchenverſtand.

Nur das wahre Selbſtgefühl kann demütig ſein. Das Gefühl der Schwäche iſt knechtiſch, das Gefühl des Unzureichenden gebiert bei kräftigen Seelen Trotz. Nur der Stolze, der weiß, daß er hoch ſteht, kann demütig ſein.

Wollten die Menſchen in ihren Erinnerungen blättern, ſo würden ſie ſich eingeſtehen, daß ſie, wenn etwas getan werden mußte und ſie dann gehandelt hatten, dies jederzeit nach einem unmittelbaren Antrieb geſchehen iſt.

Wir vergeſſen ſelten, ehe wir uns beſtimmen, eine Ratsverſammlung von Gründen und Gegengründen abzuhalten; wir entſchließen uns auch wohl nach Gründen, aber gewöhnlich hat unſre Neigung ſchon gehandelt, ehe der Verſtand noch die Stimmen gezählt. Ja, wir entſchließen uns nach Gründen und handeln nach Neigung.

Alle unſere Ahnungen und Gefühle ſind ein Echo. Den bloßen Ton können wir nicht vernehmen und nicht ertragen.

Der Idealismus junger Menſchen iſt Eitelkeit. Mit einer gewiſſen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes ſich enthuſiasmieren, er braucht es nur mit ſeiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was ſagt dieſer Eitelkeit mehr zu, als die erhabene Verachtung, mit der er von der Höhe einer ſchmeichelnden Selbſttäuſchung auf das Wirkliche und Menſchliche als auf das Gemeine herabſieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es ſelbſt leiſtet — nein — weil er es ſich nur zutraut. —

Die Skepſis, die, wenn ſie kommt, nach dem Enthuſiasmus, und als ſein Gegenſatz aus ihm geboren, kommt, iſt die große Ausbildungskrankheit unſers innern Menſchen und die Bedingung dieſer Ausbildung. Wir müſſen an unſerm eingebildeten Werte verzweifeln, um unſers wirklichen gewiß zu werden. Was der Menſch vorher von andern verlangte, ohne zu wiſſen, ob er ſelbſt es leiſten könnte, das wird er nun leiſten, ohne es von andern zu verlangen.

Das Höchſte, wozu er ſich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu ſterben; jetzt erhebt er ſich zu dem Größern, für etwas ruhmlos zu leben.

Die Fügung des Himmels zeigt ſich nicht als ein äußerliches Eingreifen der höheren Macht in die menſchlichen Schickſale, ſondern als in den natürlichen Lauf der Dinge verflochten.

Alle unſere Glieder bewegen ſich in der Luft; von all unſrer Fläche berührt nur das kleine eingeſchweifte Eirund unſrer Sohlen den feſten Boden; ſo ſtehen wir nur mit dem kleinſten Teile unſres Lebens auf dem feſten Boden der Wirklichkeit, alles andere ſchwimmt in der Lebensluft des Glaubens, meinetwegen der Einbildung. Neunundneunzig Hundertteile unſres Seins und Habens iſt nirgends als in unſerem Meinen. Wir hoffen auf Schatten, wir leben von Schatten, wir fürchten uns vor Schatten; wir ſind ſtolz und beſchämt allein durch unſre Einbildung.

Glauben heilt, Wiſſen tötet. Der Blick, der die Dinge der Welt zu genau anſieht, entzaubert ſie. Ein Weib iſt ſchön, ein andres klug, ein drittes treu; Natur iſt ſparſam und gibt nicht leicht in ein und demſelben Weſen zwei Vorzüge ſo, in ſo ſeltenem Grad. Dafür iſt die Liebe auf den Glauben gebaut, der dem Gegenſtande leiht, was ihm fehlt.

Wir müſſen an die Menſchen glauben, wie wir an Gott glauben müſſen — um unſer ſelbſt willen. Gott iſt ſich nicht nötig, aber wir brauchen ihn.

Iſt Freundſchaft ſelten, ſo iſt wahre Liebe auch keineswegs ſo häufig. Der Unterſchied liegt darin, daß man alle Miſchungen des Goldes noch Gold nennt, wenn die Perle unteilbar eines iſt mit ihrer Reinheit. Ich meine, dem höheren und dem geringeren Grade der Liebe läßt man ihren vollen Namen, aber Freundſchaft iſt Nichts, wenn ſie nicht Alles iſt. Und ſei ſie ſeltener, ſo habe ich nie gehört, daß man die Seltenheit eines Dinges für einen Beweis ihres geringeren Wertes genommen hätte. Denn eben der matte Schimmer der ſelteneren Perle überzahlt das glänzende Gold. Iſt Freundſchaft ſeltener, ſo iſt dies, weil ihre Bedingungen ſeltener ſind. Die Liebe hat noch, wie die Flamme des Lichtes den dunklen Docht, ein Etwas von Selbſtſucht in ſich, Freundſchaft dagegen iſt die ſelbſtloſe Hingebung des Sonnenlichtes. Liebe, im ſinnlichen Zwange des Inſtinktes taumelnd, hängt ſich an den Zufall äußerer Gaben, Freundſchaft, das Kind der Freiheit, wendet ſich an die geiſtigen und zieht ſie groß. Nichts iſt ſo edel, dem ſie nicht verwandt wäre. Pflichttreue, Vaterlandsliebe, Edelmut; jede Mannestugend erzeugt ſie und wird von ihr erzeugt.

Die Liebe hat in ihrer Naturzweckmäßigkeit und Bedürftigkeit ihre Erfüllung; eine reale Freundſchaft aber bedarf wohl eines dritten, einer bindenden Idee, die ihren Gehalt ausmacht.

Milde ohne Strenge iſt Schwäche; das iſt die Probe echter Liebe, ob ſie ſtreng ſein kann.

Damit die Welt nicht auseinanderfiele
In ihre Elemente Gut und Bös
Und Nacht und Licht, hat ſie Natur ſo ſtark
Und feſt verzahnt. Wie ſich der Gute mühe,
Er ſäet Böſes mit dem Guten aus,
Und ſo verteufelt hat kein Teufel noch
Sein Höllenwerk geübt, daß Segen nicht,
Die Abſicht höhnend, ſeinem Tun entquoll.
So ſchuf Natur den Menſchen auch aus Nacht
und Licht.

Ihr verachtet und haßt den Verbrecher. Was tut ihr denn, um ihn zu verhindern, daß er es wird? Ein Pfennig, den ihr hinwerſt, rettet keinen Menſchen vom Verhungern. Das Gute und das Böſe trennt kein unabſehlicher Abgrund; der ſogenannte Gute und der Böſe wandeln immer ſo nah beiſammen, daß ſie einander bei den Händen faſſen können. Sowenig ein Menſch ganz gut iſt, ſowenig iſt ein Menſch ganz ſchlecht.

Gott legt nicht den äußern Maßſtab an die Tat. Unſchuld und Verbrechen ſtehn an den Enden des Menſchlichen; aber den Unſchuldigen und den Verbrecher trennt oft nur ein ſchnellerer Puls.

Die Welt hat nur mit den Unſchuldigen Mitleid und ſie ſollte es nur mit den Schuldigen haben.

Natur der Schuld

Die Natur der Schuld iſt, daß ſie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verſtrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn ſtehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was ſchlimm iſt, zu neuer Schuld. Wohl dem, der ſich dieſer Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen ſelbſt nicht retten, ſo kann er den übrigen ein Engel ſein.

Unſre Zeit erſchrickt vor dem Gedanken, daß ein Menſch eine eigne Schuld haben könne. Mißverſtandene Humanität hat dem Publikum eingepredigt, und Nebenſachen helfen dazu, wie z. B. politiſche und ſoziale Wühlerei, daß im Menſchen nicht das Individuum, nicht ein freies Ich, ſondern daß allerlei andre Agentien in ihm ſündigen, z. B. der Staat, die Geſellſchaft, Schule, Ehe, Bildungsgrad u. ſ. w. Eine ſo bequeme Lehre nahm man gern an, weil, was zu milderm Urteil über den Nebenmenſchen führen ſollte, zunächſt den Menſchen zu berechtigen ſchien, über ſich ſelbſt milder zu urteilen, alſo ſich nicht mehr vor eigner Verſündigung zu fürchten; denn verſündigte man ſich, ſo war man ja nicht mehr ein Beleidiger, ſondern ein Beleidigter; alſo nicht einer, der Unwillen verdiente, nein, einer, der Mitleid verdiente. Es iſt dies die unmoraliſchſte Art von Sentimentalität, die es geben kann, ſeine eigne Erbärmlichkeit als etwas Großes, Edles zu fühlen, indem man allen ſchlechten Gelüſten nachgibt, ſich als einen Märtyrer, wo man ein Weichling, ſich als einen Helden zu fühlen, um eine Entſchuldigung, ja einen Sporn zu haben, ſich ſelbſt alles nachzuſehen. Zu Shakeſpeares Zeiten lebte ein kräftigeres, ſtolzeres Geſchlecht, das in der Entſchuldigung, der Verführte, der Gezwungene zu einer Schuld zu ſein, nur einen Schimpf mehr ſah, das lieber für böſe als für ſchwach gelten wollte. Und dies mit Recht; denn der Starke iſt doch etwas, ſelbſt ſein Verbrechen kann etwas Impoſantes haben, es iſt das Erfordernis zur Tugend, die Selbſtbeſtimmung, wenn auch falſch angewandt, vorhanden; aber in der Gallert, die nichts aus ſich ſelbſt ſein kann, die zur Tugend wie zum Laſter verführt werden muß, iſt gar nichts mehr von der urſprünglichen Hoheit des Menſchen, von dem Adel, der ſelbſt im gefallenen Engel noch imponiert. Ein Menſch, der ſtark genug iſt, böſe zu ſein, kann ſelbſt das Mitleid noch erregen. Und nur ein Menſch, in welchem die Kraft iſt, gut oder böſe ſelber zu werden, kann ein Schickſal haben.

Der Verbrecher iſoliert ſich durch ſein Verbrechen; er ſelbſt ſchneidet die Bande entzwei, die das Ganze und auch ihn dem Ganzen verknüpften, gibt das Recht des Schutzes und Vertrauens auf, löſt zu ſeinem Schaden ſich aus dem Verbande zu gegenſeitiger Verſicherung los.

Strafe

Das iſt des Böſen ſchwerſte Strafe, daß
Er nicht ganz bös kann ſein. In ſeinem Herzen
Bleibt unverwüſtlich noch ein Stückchen Himmel,
Ihn ewig ans Verlorne zu erinnern,
Ein Stern, vor dem die Nacht ſich ſchaudernd krümmt,
Ein kühler Hauch, der noch die Gluten anfacht,
Die kein Erbarmen löſcht. —
Und gäb's für Tugend ſonſt kein Zeugnis mehr,
Das Laſter ſelbſt muß für die Tugend zeugen.

Urteil

In der ſtolzen Periode des Menſchen iſt ſein Urteil meiſt ſchonungslos, in ſeiner zerbrochenen zu rückſichtsvoll; alle Welt ſcheint ihm nun im Rechte gegen ihn zu ſein, wie vorher im Unrecht. Erſt wenn ſich der Menſch wieder erhoben, iſt ſein Urteil das eines in ſeiner Art vollkommenen Charakters, voll Schonung, wo dieſe am Platze, aber ſtreng, wo Strenge hingehört.

Der Frühling weckt im Menſchen ein gewiſſes wollüſtig-ſentimental-blutdürſtiges Element. Zugleich mit den ſchaffenden regen ſich die zerſtörenden Kräfte und beide vereinigt die Myſtik der Sentimentalität.

Der Affekt hat eine beſtändige Tendenz zum Allgemeinen. Er hat eine gewiſſe Ungerechtigkeit und Rückſichtsloſigkeit darin, daß er in dem Individuellen, das ihn erregt, etwas Allgemeines finden will. So wird z. B. der betrogene Liebhaber dem ganzen Geſchlechte das ſchuld geben, was das Individuum an ihm verbrochen hat. Der Menſchenhaß iſt ſozuſagen ein chroniſch gewordener Affekt über einige wenige individuelle Erfahrungen.

Der Leidenſchaftlichkeit hängt eine Nüance des Geringen, Verächtlichen an, nicht der Leidenſchaft. Wir verachten die Leidenſchaftlichkeit deshalb, weil ſie Charakterſchwäche iſt, weil die Natur in ihr den Geiſt völlig überwiegt; ſie iſt Unmacht des Menſchen über ſich ſelbſt. Die Leidenſchaft hingegen gibt dem Menſchen die ungeheuerſte Macht über ihn ſelbſt. Die große Leidenſchaft iſt, ſelbſt wenn ſie auf das Böſe geht, impoſant, denn ſie bringt in das Tun und Denken des Menſchen jene grandioſe Konſequenz, welche die Vernunft nach ihren eignen ſittlichen Forderungen bewirken ſollte, aber nie bewirkt.

Oft ſtehen die Bemerkungen eines Menſchen in ſcheinbarem Widerſpruche mit den ihn beherrſchenden Leidenſchaften, aber das iſt eben die Natur der Leidenſchaft, daß der von ihr erfüllte Menſch, wie ein an einer fixen Idee laborierender, über Dinge, die dieſe Idee nicht berühren, ganz vernünftig denken kann, ja über dieſe Idee ſelbſt, ohne ſich doch von ihrem Zauber losmachen zu können. Ein ſchlagendes Beiſpiel: der von der Leidenſchaft des Trunkes Beſeſſene, der Wollüſtling u. ſ. w. Dieſer kann von dem Gedanken der Reinheit zu Tränen gerührt werden, aber der Engel in ihm wacht nur ſo lange, als das Tier ſchläft, und das Tier beſchmutzt dieſelbe Reinheit, die den Engel gerührt hat. Aus dieſer momentanen Freiheit in der Knechtſchaft entſtehen die humoriſtiſchen Blitze, das Lächeln im Weinen, und umgekehrt der Selbſthohn, das Selbſtbelächeln, das Mitleid mit ſich ſelber, gleichſam des Freien in uns mit dem Bewältigten in uns.

Was das ewige Leben und Wiederſehen betrifft, ſo bin ich ganz feſt folgender Meinung. Wir glauben an einen Gott; wir müſſen uns unwillkürlich ein Bild von ihm machen; es würde uns kränken, müßten wir unſern Gott uns anders vorſtellen; dennoch iſt er anders als wir ihn uns denken; er iſt viel herrlicher; aber wir müſſen erſt den Sinn frei haben, mit dem wir ihn richtig faſſen können und der jetzt als ſogenanntes Ahnen des Göttlichen noch mit gebundenen Flügeln in uns liegt. Gewiß wird er alles das ſein, was wir von ihm glauben; aber er wird noch unendlich mehr ſein, als wir jetzt im ſtande ſind uns zu denken. Wir können uns bei aller Anſtrengung nur ein Genießen denken, welches unſern fünf Sinnen entſpricht; aber dann werden wir gar nichts andres mehr ſein als Sinn, um ihn zu fühlen, nichts als ein Gefäß, ihn zu faſſen, eine Saite, die ſein Hauch tönend bewegt. — So werden wir einander im künftigen Leben wiederſehn. Aber unſre jetzige Geſtalt iſt unſre wahre Geſtalt gar nicht und was darin uns zueinander zieht, das iſt bloß, daß mitunter ein entfernter Schein unſrer wirklichen Geſtalt durch ſie hindurch leuchtet. Für dieſe wirkliche Geſtalt haben wir nur keine Augen; die Augen von Erde ſehen nur das, was von Erde an uns iſt. Einmal aber werden wir in göttlicher Schönheit ſtehen und werden auch den Sinn haben, am

Göttlichen uns göttlich zu erfreuen. Von aller körperlichen Mißbildung frei, in unendlicher Geſundheit und Gleichheit in jedem Augenblick derſelbe, ohne daß ein Moment der Verſtimmung dazwiſchen tritt, ja in der Gewißheit, daß eine ſolche Verſtimmung gar nicht dazwiſchen treten könne, ſich zu umfaſſen, bedeutet nichts gegen die kommende Wirklichkeit. — Machen wir uns nun die Klarheit, die Leidenſchaftsloſigkeit nach Kräften eigen, ſo haben wir uns jener Vollkommenheit ſchon in irdiſcher Weiſe genähert. Weil nun aber auch unſer jetziger Zuſtand Rechte an uns hat und wohl gar die Bedingung jenes Zuſtandes iſt, ſo können wir jenen nur dann erfaſſen, wenn wir dieſem genug getan haben. Vor allen Dingen alſo müſſen wir unſern diesſeitigen Verhältniſſen zu genügen ſuchen, dürfen nicht in krankhafter Sehnſucht darüber hinauseilen, müſſen dieſem Daſein und ſeinen Pflichten in ruhiger Klarheit gerecht werden. In der Geſetzmäßigkeit nur iſt die Freiheit, der Verſtand iſt das göttliche Maß für den Ungeſtüm der Gefühle.

Mit jedem Menſchen geht eine Welt zur Ruh. Eine individuelle, d. h. die für dies Individuum exiſtierte, die nur zeigt, was es von der wirklichen Welt gewahr wurde, was es in ſeinem Kopfe dazu ergänzte, eine ganz andre Welt, als Gott ſie ſieht.

Zweifeln führt zum Verzweifeln; wer alles ſo genau betrachten will, durch die Dinge hindurch, ſieht zuletzt vom ſchönſten Weibe nichts mehr als das Skelett.

Hüte Dich vor antiken Tugenden; denn was geſtern eine Tugend war, iſt heute eine Schwachheit, morgen ein Laſter.

Die fruchtbare Hand

Es war ein armer Judenknabe einſt
Von ſeinem armen Vater in die Welt
Hinausgeſchickt, ſich ſelbſt ſein Glück zu ſuchen.
Sein Weg führt ihn bei Samuel Ben Micha
Vorbei, der ein gewaltig reicher Mann —
Der Samuel
Stand an der Tür und ſah den Knaben ziehn
Und rief ihn zu ſich, gab ihm gute Lehren
Und jenen Stab. Er dankt und nahm den Stab
mit ſich.
Nicht lang, ſo rief der Alte ihn zurück.
Schon viele prüft ich mit dem Stab, ſprach er,
Der eine meinte ſich gehöhnt und ließ ihn
Zurück; der andre warf, ſobald er meinte,
Er ſei mir aus den Augen, ihn von ſich.
Du nahmſt ihn an mit Demut und behieltſt ihn
Und freuteſt dich der armen Gabe.
Sieh,
Nun kauf ich dir ſie ab. Er nahm den Stab
Aus meiner Hand und gab mir Geld dafür.
Dann ſchenkt er mir den Stab nochmal und fragte:
Was denkſt du dir dabei? Herr, ſagt ich, das:
Man ſoll nicht Geld verſchenken. Recht ſo, ſprach
Der Weiſe freudig; deine Seele iſt
Der meinen Schweſter; du haſt mich verſtanden.
Früchte verſchenken darf man, doch nicht Späne

Vom Baum. Verſchenktes Geld macht arm den Geber
Und den Beſchenkten doch nicht reich.
Noch vieles
Fragt er, und jede Antwort freut ihn mehr.
Da endlich ſagt er: Hätt ich ſolchen Sohn
Wie dich! Fruchtbar wird ſtets die Hand dir ſein.
Der dürre Stock wird Wurzel in ihr ſchlagen
Und dich beſchatten. Und wie er ſo ſprach,
Kniet ich vor ihm; er aber legte mir
Die Hand aufs Haupt und gab mir ſeinen Segen.

Die Unſchuld ſelbſt wird an dem Weibe zur Verräterin, und es muß ſie ſchon verloren haben, um zu wiſſen, daß man ſie verlieren und wie man ſie ſchützen kann.

Und dennoch, wunderbarer Geiſt, der ſich unſerm endlichen Auge mit Rätſeln gürtet, die uns ängſten, und dennoch biſt du die Liebe. Schmerz und Verzweiflung ſind die Arme, mit denen du uns an dich ziehſt. Du kannſt ja nur tun, wofür wir dir danken müſſen. Ich danke dir — ohne dich zu begreifen.

Treffen Träume ein?
Man glaubt, ſie ſteigen aus verſchiednen Quellen,
Die meiſten ſind bloß Dunſt, der aus dem Herde
Dringt der Verdauung, in das Hirn, doch tief
In uns liegt ein verborgner Sinn, der vorfühlt
Art und Geſtalt noch ungeborner Zukunft.
Und manches, was uns Traum erſcheint, iſt nur
Sein Schatten, den ein nahendes Geſchick
In unſrer Seele Spiegel wirft.

Wir ſind alle überlegen und geiſtvoll im ruhigen Urteile, naiv, ſowie wir handelnd werden. Der Handelnde iſt jederzeit borniert, iſt er es nicht, ſo wird er nicht zum Handeln kommen.

Die Zeit geht ihren ſtillen Schritt und die Vergeltung ſpringt über Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtauſende weg, wenn ſie einmal geweckt iſt, wie ein Löwe über den Buſch.

Wer kennt mehr von einem Menſchen, als was er von ihm glaubt? Und das iſt nicht mehr, als er von ihm wünſcht.

Nötig und Unnötig

Wer mag an das Nötige denken. Brot ſoll vom Himmel fallen; für Kuchen ſorgt der Menſch ſchon ſelber. Für das Nötige iſt er ein Müllereſel, für das Unnötige ein Löwe; für das Nötige mag er nicht gern ſtehlen, für das Unnötige wird er zum Mörder.

Man darf keinem Ding mehr gönnen, als ihm gehört; man darf nicht Kleines und Großes um denſelben Preis kaufen und mit ſeinem ganzen Selbſt bezahlen, dafür gibt's Scheidemünze. Der jedem Ding ſein volles Recht antun will, der kann's keinem.

Worum man
Das Schächerlein hängt an das große Kreuz,
Hängt man ein Kreuzlein an den großen Schächer.

Ein Berauſchter kann keine Nüchternen um ſich leiden. Leidenſchaft macht ſo gern Proſelyten als der Glaube und aus demſelben Grund. Sie zündet andere an ſich an, um ſich wieder an ihnen anzuzünden. Und wie ein Eroberer nimmt ſie des Landes Sitte an, dem ſie Geſetze gibt.

Gelegenheit iſt unſre Verräterin. Gelegenheit macht aus uns, was wir nie zu werden dachten.

Das iſt das Schöne am Krieg: er mag nichts Halbes wie der Frieden. Zwei ſtreiten ſich vielleicht am Tage vor dem Tod um ein Weib. Und jetzt, wo ſie einander töten könnten und morgen vielleicht in der Schlacht iſt's vergeſſen und einer haut den andern heraus mit eigner Gefahr und denkt nicht, daß er ſie dem vielleicht verſchafft. Selbſtſucht und Aufopferung, beides iſt auf ſeinen höchſten Grad geſteigert, eben ein potenziertes Leben. Im Kriege fliegt es wie ein Adler, im Frieden ſchleppt es am Boden fort, wie eine Schlange.

Von Glück und Unglück reden die Menſchen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menſchen Glück und Unglück nennen, iſt nur der rohe Stoff dazu; am Menſchen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Menſch bereitet ſich ſein Glück und ſpannt ſeinen Himmel ſelber in der eignen Bruſt. Der Menſch ſoll nicht ſorgen, daß er in den Himmel, ſondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in ſich ſelber trägt, der ſucht ihn vergebens im ganzen All.

Betet nicht um Glück, bittet um die Kraft, was euch kommt zum Glücke zu machen. Die einzige Kraft iſt, ſeine Schwäche zu kennen, das einzig würdige Wort, das ſein Heil nicht ſich ſelber zu danken geſteht. Das wahre Glück ſteht nicht über uns. Wer beneidet ſein will, ſtrebe aufwärts an der Leiter ehrgeiziger Anſprüche; zum Glücke führt ein Schritt herab.

Jedes Hoffnungslichtlein weckt den ganzen Drang, glücklich zu ſein, im Menſchen wieder auf, dagegen reſigniert er nur gezwungen, Zoll für Zoll.

Wollte man jemand glücklich machen ohne ſein Zutun, wäre das Torheit, denn das, was die eigne Arbeit zu ſeinem Glücke an dem Menſchen tut, iſt der wahre Gewinn.

Je älter die Erinnerung, deſto ſchöner ſieht ſie aus. Die Sterne winken uns ſo golden, weil ſie ſo weit von uns ſind.

Selbſt unſeren kleinſten Begebenheiten und Gedanken ſuchen wir eine möglichſt lange Dauer zu geben durch Mitteilung, Erinnerung u. ſ. w., es tut uns weh, ein einſt gehabtes Gefühl ſterben zu ſehen; ſelbſt auch Leiden, unſre Sorgen pflanzen wir fort. Der Gedanke ändert ſich, wächſt in unzähligen Zeugungen (Analogie). Das Teuerſte iſt uns die Liebe oder ſonſt etwas, nächſtdem die Erinnerung daran. Gewohnheit wäre auch daraus entſprungen zu achten; es iſt das Mühen, das einmal Getane durch ſtets neue Zeugungen ſo weit als möglich fortzupflanzen. Ließe ſich aus dieſer Beobachtung nicht etwas für die Fortdauer unſrer Seele ableiten, daß nämlich ihre eigene Ewigkeit ſie allen ihren Aeußerungen mitteilen wolle? Alſo ein Bedürfnis des Dauernden; das Organ, das unmittelbarſte der Seele, die Religion, die am Ende nichts weiter iſt, als die Maſchinerie, mittelſt der ſich die Seele nach ihren Eigenſchaften vor ſich ſelbſt hinſtellt, durch das ſie wieder nur eine Dauer des Gedankens, der ſich ſelbſt denkt, alſo ihres Daſeinsgefühles (ihrer ſelbſt in der Idee) bezweckt.

Was ſind Schneeflocken anders als Waſſer, das ſchon Blume ſein will, ein altkluges Geſchöpfchen, gleichſam ein ganz kleines Elementenkind, das Blume ſpielt. Was iſt das Treiben der Elemente, als das Streben der anfänglichen Seele Tat zu werden, welches Streben das Anfängliche bis zum Vollkommenen, bis zum Menſchen durch tauſend Stufengeſtalten hinaufdrängt.

Die Ideen ſind nicht da, um verwirklicht zu werden, nicht wir, ſie zu verwirklichen, ſondern ſie ſind da, uns in Atem zu halten. Einem Kinde ſagt einer, ein Demant im Elſterneſt gebe das Glück und die Macht; es klettert nach allen Neſtern und wird kräftig, beſonnen und tüchtig.

Es iſt gut, wenn man eng gehalten wird; es wird einem das Wählen erſpart und was iſt, als müßte es ſein, das iſt leicht zu tragen und beſſer zu genießen.

Ein gewiſſes Gewerbe, das in ſeiner Ordnung von Tag zu Tag ſchreitet, iſt eine Wohltat; es erſpart uns das Gegenüber mit unſerm Innern und die Ordnung ſeines Fortſchreitens wirkt regelnd und vermittelnd auf die inneren Zuſtände.

Einſamkeit verzieht oft mehr an dem Menſchen als das Leben gut machen kann. Der Widerſpruch treibt in die Einſamkeit; die lehrt ihn immer weniger dulden und doch iſt es die herbe Luft, die die Pflanze vor zu großer Ueppigkeit ſchützt und dichtes Holz dem Stamm verleiht und feſte Rinde. Wem einmal die Welt nicht mehr widerſpricht, der widerſpricht ſich ſelbſt bald nicht mehr und entbehrt ſo der äußeren und inneren Nötigung zur Pflicht.

Es iſt ſchon gut, wenn ſich einer einmal in der Einſamkeit auf ſich ſelber beſinnt, aber er darf kein Stadeltor zwiſchen ſich tun und die Welt. Denn in die Welt und unter die Menſchen iſt er hineingeſchaffen und dahinein gehört er auch.

Die Natur iſt der untrügliche Probierſtein der Wahrheit in uns. An ſie gehalten bewährt ſich das Wahre und die Lüge fällt vor dem Blick, den das Anſchaun der Natur geſtärkt und geheiligt hat.

Was braucht der Menſch zum Glücke?
Ein Stübchen — wenig Möbel drin, doch feſt,
Ein Herz und wenige Gefühle drin,
Gedanken wenig nur, doch unergründlich tiefe —
Ihn ekelt vor des Mummenſchanz Gedränge;
Herz, deine wahre Heimat iſt die Enge.

Jedem andern iſt die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen iſt ſie eine Perſon, die mit ihm empfindet, wie er mit ihr. Von ſeinem innern Reichtum leiht er die Seele, deren Sympathie ihn tröſtet, erheitert, erhebt; ſie iſt ſein Echo, ſein Spiegelbild, das ihm als ein Selbſtändiges entgegentritt, und ſo iſt ſeine Zuſammenſtimmung mit der Natur nur ſeine eigne, innere Harmonie. Wer dieſe Harmonie aus ſich herausgetrieben hat, der findet ſie auch außer ſich nicht mehr; wer ſich der Natur nicht verſchließt, dem verſchließt ſich auch die Natur nicht.

Nur dem gereicht der hohe Stand zur Ehre,
Deſſen Wert genügt den Stand zu ehren.

So gewöhnt ſich die Seele allmählich an die Warnung des Inſtinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt, und am Ende ſelbſt der Untergang in der Gefahr. — Die Sicherheit ſpielt mit der mißkannten und mißgeachteten Gefahr, bis ſie ſich ſelbſt an dieſe verſpielt hat.

Wo das feige Gewiſſen den Menſchen im Stiche gelaſſen, kehrt es wieder, um zu ſtrafen, was es nicht verhinderte.

O wenn man wüßte, wie ſolch eine Tat,
Die uns zum Glück die Brücke bauen ſoll,
Uns ſelbſt verändert, daß in der Geburt
Die Neigung ſtirbt und unſrer Sehnſucht Kind
Als ein entſetzlich fremder Wechſelbalg,
Die eigne Mutter kann zum Wahnſinn hetzen;
Gar viel, gar vieles würde nicht getan.

Wenn ein Beſchauender, Denkender ins Handeln greift, wird er zum Narren und Tyrannen, weil er mit den Dingen in der Wirklichkeit ſo verfahren zu können meint, wie er in ſeiner Reflexion mit den Vorſtellungen verfährt, die ihm keinen Widerſtand entgegenſetzen.

Es kann gar nicht genug gewarnt werden vor den gefährlichen Folgen des Lebens in der Einbildung. Weil man ſich die Dinge ſchöner denken kann als ſie uns vorkommen in der Wirklichkeit, ſo verweilt man gern in jenem Denken; die nie ermattende Phantaſie läßt Sättigung nicht aufkommen, weil ſie ihre Gerichte immer noch ſchmackhafter würzen kann. Neben dieſem immer bunter ſtrahlenden Bilde der Dinge in der Phantaſie wird nun die Wirklichkeit immer farbloſer oder mangelhafter und das Ungenügen daran immer ſtärker. Tatluſtige Geiſter möchten nun die Wirklichkeit umformen nach ihrem Bilde in der Phantaſie; ſie bedenken aber nicht, daß der Unterſchied zwiſchen der Wahrheit und der Dichtung, — daraus kann man erkennen, daß dieſe Art der Dichtung nicht die rechte; — ein nicht aufzuhebender iſt, der eben auf der Freiheit der Phantaſie von den Bedingungen der Welt, der Wirklichkeit beruht und daß ihr Tun das Jagen nach ihrem Schatten iſt. Wie dieſe über die Kluft zwiſchen beiden vergeblich aber tätig hinausſtreben, ſo bauen ſie ſich in ihr an und machen die Unzufriedenheit zur Subſtanz ihres Lebens. Das ſind die von Welt und Menſchen Verkannten, die ihrerſeits nie ſich bemühen, Welt und Menſchen zu erkennen und in ſtetem inneren Unrecht gegen beide leben, indem ſie ein trauriges Vergnügen darin finden, ſich in immer neuen Vorſtellungen als den Gegenſtand des Unrechtes ſich auszumalen, welches jene an ihnen begangen und welches in der Tat niemand als ſie ſelber übte. Dieſer Zuſtand krankhafter Eitelkeit führt zu den abſurdeſten Handlungen, weil Menſchen und ſittliche Verhältniſſe ihnen allmählich zum bloßen Materiale für ihre Träume geworden ſind. Die gleißende Seite, wo das Schöne in das *Schillernde, innerlich Unſittliche* übergeht, das Spiel mit den bedenklichſten Situationen wird ihnen zur Gewohnheit, und das Schlimmſte iſt, daß dieſe Menſchen ſich als die beſſeren fühlen und aus ihrer hohlen Eitelkeit noch eine ſittliche Glorie machen.

Ich habe mich, wenn mir jemand etwas Uebles zufügte, nie recht perſönlich darüber ärgern können; ich betrachtete das Leben (und konnte nicht anders) als ein großes Drama und war zufrieden, wenn die Leute nicht aus der Rolle fielen und hatten ſie einmal ihren Charakter recht total in einem Zuge gezeigt, vergaß ich über der theoretiſchen Freude den meiner Perſönlichkeit ſonſt unangenehmen Eindruck.

Wer die Menſchen achtet, der geniert ſie; der will ihre Eitelkeit zwingen, ſich ſo zu zeigen, wie er ſie behandelt. Wer ſie verachtet, der iſt ihr Herr. Mit den Völkern iſt's juſt ebenſo. Der Menſch will ſeinen Willen und nicht was ihm gut iſt. Das Gute nehmen ſie nur als Drauflage auf das Angenehme.

Es iſt unglaublich, was ſolch eine Phraſe tut. Je hohler, deſto klingender. Wer den Kopf nicht überzeugen kann, der muß die Ohren gewinnen.

Was in dem Munde, der es erdacht, ein Wort war, iſt in dem, der es nachſpricht, ſchon Phraſe.

Daß es wackere Männer ſagten!
Das Nichts wird zum Was, geht es
Durch einen wackern Mund.

Wenn ſtumm das Herz iſt, macht das Wort ſich breit;
Wo Herz und Herz ſich um das Höchſte fragen,
Wird deiner Sprache reiche Armut ſtumm.

Die tiefſte und neuſte Wahrheit, die heute das Gehirn eines Weiſen gebar, hat morgen ihren Stand auf der Zungenſpitze jedes Toren und muß ſich gefallen laſſen, was Witz ohne Urteil aus ihr macht.

Das Volk ſpielt gern mit witz'gem Wort. Es läuft,
Iſt's einmal ausgeprägt, wie eine Münze
Von Hand zu Hand. Wer nicht von ſeinem Eignen
Die Schuld der Unterhaltung tilgen kann,
Stutzt ſeine Armut mit Entlehntem auf.
Die meiſten Menſchen leben von der Phraſe.
Und ſind drum ſelber nur lebend'ge Phraſen.
Ein eignes Sein wird immer ſeltner.
Solch Wort fliegt wie ein bunter Federball
Hin und zurück durch den Verkehr, bis ſich
Die Farb vergriffen, oder bis ein andrer
Und bunterer des vor'gen Gönner erbt.

Wer es zu der Kindlichkeit gebracht hat, etwas Schönes zu ſehen, ohne es zu begehren, der hat das wahre Gefühl für Schönheit; für die andern Gemüter gibt es nur Reiz.

Das Volk ſpielt gern mit witz'gem Wort. Es läuft,
Iſt's einmal ausgeprägt, wie eine Münze
Von Hand zu Hand. Wer nicht von ſeinem Eignen
Die Schuld der Unterhaltung tilgen kann,
Stutzt ſeine Armut mit Entlehntem auf.
Die meiſten Menſchen leben von der Phraſe.
Und ſind drum ſelber nur lebend'ge Phraſen.
Ein eignes Sein wird immer ſeltner.
Solch Wort fliegt wie ein bunter Federball
Hin und zurück durch den Verkehr, bis ſich
Die Farb vergriffen, oder bis ein andrer
Und bunterer des vor'gen Gönner erbt.

Wer es zu der Kindlichkeit gebracht hat, etwas Schönes zu ſehen, ohne es zu begehren, der hat das wahre Gefühl für Schönheit; für die andern Gemüter gibt es nur Reiz.

Eine Kunſt, die jung wieder aufſteht, trägt auch ihre Prieſter höher und kräftiger hervor, denn die Bewegung iſt die Mutter des Werdens. Kriegeriſche Zeit entbindet den Helden, der ohne ſie vielleicht ruhmlos, ja vielleicht gar durch das Mißverhältnis ſeines Geiſtes und Triebes mit dem der Zeit, getadelt oder geſtraft vom Schauplatz abgetreten wäre, auf dem er anſtatt, wie es das Stück wollte, als ruhiger Statiſt, ſich als Heldenſpieler geriert hätte.

Heftige Naturen glauben alle Welt zu beherrſchen und doch werden ſie von aller Welt beherrſcht.

Der Streit, der in jeder Leidenſchaft liegt, überwächſt den Widerſpruch von Klugheit und Torheit im Affekte, daß ſie zugleich ſcharfſichtig und blind, was ſie mit ihrer Klugheit baut, durch ihre Torheit wieder einreißt, ſo ihren Zweck ſelber zerſtörend.

Das Chriſtentum iſt eine Religion für das Volk, eine Religion der Anſchauung, nicht der Reflexion. Chriſti Geſtalt iſt das Chriſtentum; der Glaube daher weſentlich, d. h. das Schauen der Geſtalt. Wir ſollen Chriſtus lieben, und aus dieſer Liebe ſoll alles andre fließen, es ſoll damit getränkt ſein, d. h. wir ſollen handeln ſo, wie wir tun würden aus Liebe zu einer ſolchen Geſtalt, als in der Chriſtus vor unſerer Anſchauung ſteht. Die Geſtalt ſoll unſre Anſchauung ſo erfüllen, daß die Liebe, die die Folge derſelben, Ausgang und Ziel und Heiligung all unſers Denkens und Tuns iſt, ähnlich wie bei der Liebe zu einem Menſchen. Aus ſeinen Reden und Schickſalen baut ſich die Geſtalt uns auf.

Die ſchönſte und herrlichſte Wirkung eines in ſeiner Art vollkommenen Werkes iſt, daß es uns zwingt, die Unluſt über unſre eignen Mängel, indem es dieſe in ihrer ganzen Größe erregt, über der Freude an ihm zu vergeſſen.

Schämen, was heißt das? Bereuen, daß man ſchwach war? So muß man ſich des Schämens ſchämen; denn eine Schwäche bereuen, iſt erſt recht eine Schwäche. Das heißt die Schwäche autoriſieren.

Mit dem, was wir Philoſophie nennen, ſollte man ſeine Bildung beſchließen, nicht beginnen. Auf die Wirklichkeit ſollen wir wirken und ſtatt ihrer werden wir in einem Verſtandesraum iſoliert von der Welt; unſre Organe des Auffaſſens werden geſchwächt, d. h. Verſtand und namentlich Urteilskraft über der abſtrakten Kultur der Vernunft. Wir werden gebildet, auf Gemeinden von Philoſophen zu wirken, aber nicht auf Naturen.

Unſer Reden von Humanität iſt unerquicklich ohne Tat. — Es iſt unendlich ſchwerer, einen einzigen Menſchen glücklich zu machen, als ein ganzes Leben lang für die Menſchheit ſchwärmen.

Die Natur gibt jedem ſtarken Triebe ein Gegengewicht mit, wie zum Beiſpiel dem ſinnlicheren Geſchlechte die ſtärkere Schamhaftigkeit. Und wie gewiß würde der Trieb der Geſchlechter in ſeiner erſten erwachenden Kraft den Jüngling zum Selbſtzerſtörer machen, begleitete ihn nicht die wunderbar vergeiſtigende Erhebung ſeines ganzen Weſens, eine Schamhaftigkeit und Scheu, oft größer als die der Jungfrau. Die dämmerige Luſt vorausnehmend, mit dem Schmerze ſpielend, deſſen wirkliches Angeſicht er noch nicht kennt, genießt er ſich in erträumtem Liebesleid, während die wachſende Freude am Heiteren und Behaglichen erſt zu den reifenden Jahren ſich geſellt.

Das Weib iſt weich, leicht Tränen vergießend, aber um Liebe kann die Weiche hart ſein bis zum Aeußerſten, wovor der härtere Mann erſchreckt, der nicht ſo lieben kann. Das einmal Gewollte verfolgt ſie unerſchütterlich, mit der Kraft, die ihr Liebe gibt und die Weiberſtärke, unnütze Gedanken von ſich fern zu halten. Den Frauen iſt die Liebe, was den Männern der Ehrgeiz; darum rächen ſie verſchmähte Liebe, wie jene den Verluſt einer Krone. Das Weib von Natur weniger wagend als der Mann, wagt von Liebe getragen mehr. Es iſt liebend das Bild der Natur im kleinen. Wovor ſchreckte es zurück? Das Weib, das ſo weich iſt, daß fremdes Blut ſehen es in Ohnmacht wirft, kann von der Liebe gehärtet, gegen das eigne wüten. Der Heroismus des Weibes iſt immer Uebermacht von Gefühl.

Das Volk gleicht einer blinden Naturmacht, weil die Zahl die Verantwortung teilt und unmöglich macht. Was jeder Einzelne für ſich nicht wagt, das wagen ſie zuſammen. So teilen ſie ſich in die Verantwortung und auf keinen kommt ſo viel, ihn zu verdammen.

Es gibt keinen ſüßeren Zucker für Kinder, als das Wort: ihr dürft nicht und kein beſſeres Gewürz als den Reiz des Geheimniſſes, das leiſe Bitter einer möglichen fernen Gefahr. Das Leben faßt ſich zuſammen wie dem Soldaten im Krieg; die Minute, die noch gewiß ſein iſt, iſt um ſo inniger ſein, wie der Bodenſatz eines ſüßen Getränkes mehr Süße birgt, als in dem übrigen Inhalte wohnt.

Wenn wir Urſache haben, unzufrieden mit uns zu ſein oder mit unſrer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbſtbedauern alles auf uns und unſre Lage beziehen, wir ſind ſinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwiſchen uns und Dingen zu finden, die wir ſonſt nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erſt erſchaffen.

Allgemeines zur Kunſt

Einer, dem ſein Körper zu klein iſt für den Geiſt, ſchafft ſich noch einen, ſei's ein Gebäude, eine Muſik ꝛc. ꝛc. Er iſt ſozuſagen der Nervengeiſt dieſes objektiven Körpers, die plaſtiſche innere Kraft und nicht nur ſo lang, als daran gebaut wird, denn auf ſeinen Spekulationen, die immer währen, beruht das Ganze und ſeine Dauer. Seine Berechnung iſt des Gebäudes Geiſt.

Es gibt erhabenere, ſchwärmeriſchere Gefühle, aber das menſchlich Schönſte iſt das Gefühl der Ganzheit, welches durch ihr Anſchauen in irgend einem Menſchen in uns erregt wird, das mildernd, verſöhnend, belebend wirkt. Harmonie. — Unſre ganze Erziehung, durch Schule, Kunſt und Geſellſchaft arbeitet nur dahin, uns zu zerſtückeln; von Glück hat der zu ſagen, deſſen Sein ſich wieder aufbaut aus den Trümmern, in die man es ſchlug. Sollte nicht der Zweck der Kunſt eben nur der ſein, den zerſtückelten Menſchen wieder zu binden. Dann iſt in der Tat S. Bach das Muſter für Komponiſten, wird aber auch nur von jenen gewürdigt werden, denen jene Selbſtaufbauung möglich iſt, ſo lange nicht der Staat einſchreitet, wie bei den Griechen, falſche Kunſt offiziell verbannend. Und dieſe Menſchenganzheit, dieſe Idealität des Menſchen muß das Ideal jedes ſein im Leben und in der Kunſt. Verſöhnung des Menſchen mit dem Leben.

Ein herrlich Stück. Erlaubt. Und das nennt ihr
Nicht fertig? — — —
Was? Ein Stuhl, ein Tiſch, ein Sattel,
'Ne Pflugſchar, die wird fertig. Denn das Handwerk
Iſt endlich. Iſt es brauchbar, iſt's geraten.
Das Schöne wird nie fertig, immer könnt es
Noch ſchöner ſein. Und ihr, ein Künſtler, ſprecht
Von Fertigſein? — — —
Das Schöne iſt ein Maß.
Was drunter und was drüber, iſt's nicht mehr.

Schön iſt Alles. Nichts iſt häßlich,
Wenn's nur an ſeiner rechten Stelle ſteht.
Was iſt das Schöne? Was an einem Schmuck?
Die Steine ſind es nicht; das Gold iſt's auch nicht.
Stellt ſie ein wenig anders, als ſie müſſen,
Es iſt dasſelbe Gold, dieſelben Steine,
Doch mit der Schönheit iſt's vorbei. So wie
Des Mondes Abglanz in dem Krug mit Waſſer,
So iſt das Schöne eines Schönern Abglanz,
Das ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.
Ihr könnt nichts weiter tun, als euern Krug
So ſtellen, daß der Mond ſich drinnen ſpiegelt,
Und ſteht er recht, ſcheint ſchlechtes Waſſer Gold.

Geſundheit der Kunſt, d. h. mit dem Leben ausgeſöhnte, nicht ihm feindliche, ſondern hilfreiche Kunſt, deren Weg durch Schönheit und durch Wahrheit zur Güte, Wahrheit und Schönheit führt, ſollte die Haupt- und Grundidee jedes künſtleriſchen Schaffens ſein.

Natur in der Kunſt kann nichts andres heißen, als die täuſchendſte Wirklichkeit einer künſtleriſchen Darſtellung, das vereinte Werk des Verſtandes und der Phantaſie.

Das ſogenannte Genialiſche eines Werkes ſoll das ſozuſagen Unabſichtliche (und doch um ſo Abſichtlichere) ſein, daß es nicht daſteht allgemein, wie ein Begriff, ſondern ſo individualiſiert, wie ein Aeußeres. Ein ſolches hat ſich — wie in jenem der Dichter immer noch mitten inne ſteht und das Werk nur durch ihn wirkt, als ſeine Erſcheinung und ohne ihn nichts — vom Dichter abgelöſt und ſteht neben ihm, unabhängig und als Selbſtzweck und Reelles neben dem Reellen. Das Bewußte und Bewußtloſe muß ſo verſchmolzen ſein, daß man faſt nicht weiß, iſt es Natur oder Kunſtprodukt. Durch die Zweckmäßigkeit ohne (wenigſtens ſichtbar abſichtlichen) Zweck wird ein ſolches Werk ein reelles, wie das Leben ſelbſt.

Realiſt und Idealiſt

Der Realiſt ſucht die Wahrheit des Lebens in künſtleriſcher Darſtellung ihrer typiſchen Fälle zu fixieren; der Idealiſt benutzt eine künſtleriſche Darſtellung zum Vehikel für allgemeine Gedanken, die er mitzuteilen wünſcht.

Ein Bild wird erſt durch den Beſchauer fertig.
So iſt's mit Büchern auch. Ein Buch iſt ſchlecht,
Wenn's nicht den rechten Leſer findet, der
Im Leſen erſt es fertig macht. Es lieſt
Kein Leſer mehr heraus, als er hineinlieſt.
Dem andern iſt dasſelbe Buch ein andres.
Macht ihr ein Bild, ſo iſt's die Wirklichkeit,
Durch euer großes Auge angeſchaut.
Der Kluge weiß euch Dank; indem er ſie
Durch euer Auge ſchaut, glaubt er die Klarheit,
Die Ruh, die euerm Anſchaun eigen iſt,
Die wohn' in ſeinem Aug. Er fühlt ſich größer
In eurer größeren Perſönlichkeit;
Das nennt er Kunſtgenuß und dankt es euch. —

Genuß iſt das Behagen an uns ſelbſt. Kunſtgenuß das Behagen an uns inſofern wir die bedeutendere Perſönlichkeit des Künſtlers als unſre eigne empfinden; alſo der Kraft des Mikroſkops, in der Täuſchung als der Kraft unſrer eignen Augen uns freuen. Der Künſtler hebt uns auf ſeinen Standpunkt und wir empfinden das Vergnügen eines Menſchen, der, einmal aus ſeinem Tal heraufgeſtiegen, von einer Höhe herabſchaut. Wo wir nur einen kleinen Fleck überſchauen konnten, beherrſchen wir ein ganzes Reich. Der Künſtler zeigt uns, was wir kannten; aber er zeigt es uns von einem höheren, freieren Standpunkt herab, von dem Punkt herab, von welchem er das Leben ſieht.

Die Kritik kann an einem Kunſtwerke eigentlich nichts beurteilen als: inwieweit dem Künſtler das gelungen iſt, was er wollte.

Mit jedem neuen Beſuch einer Gemäldegalerie — d. h. unter kleinen Zwiſchenzeiten — wird die überwältigende Gewalt der Maſſe kleiner, die Fähigkeit, das Einzelne zu genießen, größer. Man lebt ſich immer mehr ein; die Vertrautheit mit der Kunſt und den Kunſtwerken überhebt uns der Anſtrengung der Abſtraktion. Mit Leichtigkeit hält man in kurzem die Eindrücke auseinander und kann daher die einzelnen bis in ihre Tiefe auskoſten. Dann erſtaunt man, wie der innere Sinn durch Schönheit geläutert, durch Großheit ausgeweitet, das auf den ganzen Menſchen ausübt, was das Aufgenommene auf ihn gewirkt. Wenn man auch nichts lernte dabei, aber man lernt auch, ſo fühlt man, daß man etwas wird. Aus jeder Geſellſchaft, die man oft beſucht, ſo oft, daß man mit ihr vertraut wird, geht etwas in unſre Eigentümlichkeit über; indem man von ihr ſich aſſimiliert, was unſrer Eigentümlichkeit zuſagt und ergreifbar iſt, aſſimiliert man ſich ihr ſelbſt. Es kann daher kaum eine Geſellſchaft geben, die einen vorteilhaftern Einfluß auf uns übte, als die ſolch idealer Geſtalten. Man iſt mit den edelſten Geiſtern einer kräftigeren Zeit zuſammen und zwar nicht etwa in Stunden ihrer Abſpannung, ſondern ihres freudigſten Sichzuſammennehmens. Alles Hohe und Schöne, was jene Zeit bewegt hat, umgibt uns in ſeinem vollſtändigſten und lebendigſten Ausdruck. Ihre Lebens- und Wirkensfreudigkeit trägt ſich auf uns über.

(Gelegentlich des Beſuchs der Dresdner Gemäldegalerie)

Die alten Griechen gingen in Bild und Dichtung von einem Uebereinkommen aus, nicht von der Natur ſelbſt. Die Natur, daher ſie ihre künſtleriſche Anſchauung nahmen, war ein Ideal der Natur. Eine gewiſſe empiriſche Abſtraktion machte die Formen allgemeiner; der Inhalt ward um ſo geringer und dies begünſtigte die Einheit und Harmonie. Es iſt ein wahres Nivellierſyſtem geweſen; die gerade Linie der Stirn und Naſe in der bildenden Kunſt machte die ſämtlichen Götter und Helden zu einer Familie durch die Familienähnlichkeit. So iſt auch die Diktion in ihren Trauerſpielen ſo allgemein ohne Individualität; leidet auch die Mannigfaltigkeit darunter, ſo gewinnt die Form; es iſt nun alles aus einem Guß. Wahr iſt's, ſolch ein griechiſches Trauerſpiel zu leſen, iſt ordentlich wohltuend; die Gräßlichkeit ihrer Fabeln ſo lieblich gemildert.

Jeder, der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, ſollte, wenn es ihm möglich iſt, im Freien und von einem tüchtigen Landſchafter geleitet — wenn man ſo ſagen darf — Sehſtudien machen. Wie ſich der Kreis ſeines Wiſſens um das Schöne, das eine Landſchaft enthalten kann, erweitert, erweitert ſich der Genuß bei ihrer Beſchauung. Das belehrte Auge haftet mit größerm Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte überſieht. So iſt es mit Büchern und am Ende mit dem Leben ſelbſt. Was dem gewöhnlichen Beſchauer ſchon Form iſt, das iſt dem Kenner noch Stoff; der echte Kunſtgenuß entſpringt nur aus dem liebevoll hingegebnen Vertiefen in das Kunſtwerk, dem Suchen nach ſeiner geiſtigſten Form, deren Exiſtenz der gewöhnliche Beſchauer höchſtens ahnt. Wir müſſen dem ſchaffenden Geiſte des Künſtlers auch in den kleinſten Zügen zu begegnen ſuchen, denn oft ſind es dieſe, worin er das Tiefſte ſeiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menſchen ſchafft, in dem kleinſten Zuge; wer dieſen Künſtlerblick für das Leben beſitzt, wird nie an den Menſchen verzweifeln müſſen. Ihm iſt eine Fülle aufgetan von dem, was ihn belehren und veredeln kann.

Der Virtuoſe hat nicht ausgelernt, deſſen Leiſtung man ihre Schwierigkeit noch anſieht, das Werk hat die höchſte Vollendung nicht erreicht, dem man den Aufwand von Kunſt noch nachrechnen kann, der es erſchuf.

Zur Dichtung

Ein gutes Buch muß lehren, die Welt zu ergreiſen und doch nicht ſich an die Welt zu verlieren, es muß uns zeigen, wie ſchön das Leben, und uns doch darüber hinwegſetzen.

Die Worte ſind Heuchler und Schmeichler; ſie wechſeln mit der Laune des Leſers.

Phantaſie iſt das eigentliche Werkzeug des Dichters; wenn der Menſch das Spiel der Phantaſie, wie es Gedanken- und Gefühlsfolgen begleitet, fixieren könnte, ſo würde dies das unmittelbarſte Gedicht geben.

Der Verſtand bückt den Kopf vor; die Phantaſie legt ihn zurück. Die Begriffe, ſcheint's, müſſen wir an der Erde ſuchen; die Poeſie am Himmel.

Der heutige Menſch hat die Erfahrung und die Bedürfniſſe aller ſeiner Vorfahren, darum iſt er ſo alt als die Welt. Jedes Gedicht iſt ſo alt als die Poeſie ſelbſt.

Was iſt ein Dichter anders als ein Menſch, der die Schönheit ſelbſt geſehen hat, daß er ſie nicht vergeſſen kann und jedes Wort, jeder Gedanke von ihr erzählt.

Schönheit ohne Wahrheit iſt Lüge, wenn auch eine ſchöne. Dringt dem Ding auf den Kern; nehmt nicht das Gegebene; ſondern ſucht nach der Wahrheit des Lebens, ſeid ihr bloß Dichter, dann zeigt dieſe Wahrheit, ſeid ihr zugleich ein Mann, dann ſetzt dieſe Wahrheit des Lebens in der Wirklichkeit durch, wo ihr könnt. Aber ihr könnt nicht Dichter ſein in meinem Sinne, wenn nicht Mann zugleich. Wagt's nur, ein lebendiger Menſch zu ſein, Blut zu haben, das immerhin heiß quellen mag, beſſer als wenn es nach dem Takte des Herkommens einherſchleicht. Ahmt nicht mehr Nachahmung nach, die Affen der Lüge. Ueberkupfert nicht das reine Gold der Natur mit dem ſchlechten Metalle eurer Bildung. Fragt nach nichts Altem. Die Zeit zieht ihre Siebenmeilenſtiefel an, ſonſt bleibt ihr zurück; tut als wolltet ihr ihr zuvoreilen, ſo bleibt ihr im Schritte. Behorcht das Volk in ſeinen Liedern und lernt was Liebe iſt, eine Gewalt vom Himmel, jäh wie der Blitz und doch ausdauernder als der Sonne Licht. Alles gewinnend, indem ſie alles hingibt, alle euere Herkommen in Kunſt und höfiſcher Bildung müſſen zerſcheitern an dieſem uralten Herkommen der Natur; fühlt ſie quellen in den Liedern, laßt euch die Sehnſucht nach wahrer Liebe durchmartern, dann faßt ſie, wo ihr ſie findet (denn ſie iſt ſelten in dieſer Welt, wo Wahrheit wie eine nackte gepeitſchte Dirne!), und ſtürmt ihr Jubel auf den vollen Wogen eures Bluts dahin, dann nehmt die Feder wieder zur Hand. Sie wird euch die ganze Welt verwandeln, dieſe neue Welt ſchreibt dann ab und euer Lied wird die tiefſte Wahrheit ſein und die höchſte Poeſie zugleich.

In den unſcheinbarſten Lebensverhältniſſen liegt die meiſte wahre Poeſie. Iſt doch die Schriftſtellerei nicht da, dieſe natürlichen anſpruchsloſen Verhältniſſe zu zerſtören, ſondern den Verirrten zurückzuführen zur Natur, der regellos und wüſt umherſchweifenden Phantaſie einen Pol zu geben, mit einem Wort, die Verkünſtelung des geiſtigen und Gemütsmenſchen nicht zu fördern, ſondern ihr entgegenzuarbeiten.

Es gibt zwei Arten des poetiſchen Intereſſes, das freie und das gebundene. Entweder der Zuſchauer (oder Leſer) ſteht frei mit dem Autor über der Sache — wie denn zuweilen auch eine Figur des Werkes —, oder aber der Autor iſt ſo naiv und der Zuſchauer (oder Leſer) verhält ſich ebenſo naiv zu der Sache, wie die Perſonen des Gedichtes ſelbſt.

Das Typiſche iſt das Kleid der Handlung, das zugleich die Logik ihres Zuſammenhanges verſteckt, und die Phantaſie täuſcht, um den Glauben zu gewinnen.

Der naive Dichter zeigt ſich durch ſeine ſcheinbare Abſichtsloſigkeit objektiv, indem er die Wirkung dadurch zu erreichen ſucht, daß er ihr auszuweichen, daß ihm wenigſtens nichts an ihr gelegen zu ſein ſcheint. Die Blumen in einem abgelegenen Gründchen machen uns den Eindruck von Naivität und Objektivität, weil ſie ihre Schönheit nicht für den Betrachter ausgelegt zu haben ſcheinen; das gibt überhaupt der einſamen Natur dieſen Wunderreiz. Wie hat ſie dieſe Blumen wunderbar ausgezackt, mit welcher Liebe modelliert, mit welcher Hingabe das Ganze in Form und Farbe durchgebildet, die vielleicht kein Menſch ſieht; welche wunderbaren Klänge hat ſie dem kleinen, einſamen Vogel in die Kehle gelegt, den vielleicht keiner hört! Und wird der kleine Sänger während ſeines Liedes einen Horcher gewahr, ſo ſteigert er ſeine Mühe nicht gefallſüchtig, nein! er fliegt ſcheu davon und ſucht ſich eine Stelle aus, wo ihn niemand hören kann, dort faßt er alle Kraft ſeiner kleinen Bruſt zuſammen zu einem Liede, das ſich ſelber gilt. Im naiven Dichter iſt die echte Naturfrömmigkeit; er ſingt wie der Einzelne in der Kirche für ſich mit aus innerm Triebe. Der naive Dichter braucht eigentlich das Naive ſelbſt gar nicht darzuſtellen, ſeine Darſtellung an ſich gibt den dargeſtellten Gegenſtänden Naivität. Wer bei ſich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Anteil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzuſondern imſtande iſt, der wird dieſen Eindruck ſelbſt bei ſehr pathetiſchen Gegenſtänden immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden. Das macht, weil wir uns bei naiven Darſtellungen, ſie handeln auch, wovon ſie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objektes in unſrer Einbildungskraft erfreuen und auch weiter nichts als dieſe ſuchen.

Der Menſch ſoll nicht beſſer ſein wollen, als Gott ihn will. Wenn dieſer Satz anders einen Sinn hat, ſo kann es nur der ſein: der Menſch ſoll nicht beſſer ſein wollen, als ſein Gewiſſen ihn will.

Gott wird die Menſchen nicht über Bauſch und Bogen, alle zuſammen nach einem objektiven, ſondern jeden nach dem ſubjektiven Geſetze richten, das er ihm in die Bruſt gegeben, vielmehr Gott tut das ſchon in dem Freunde, den er ihm geſchaffen, eben durch des Menſchen eigenes Gewiſſen. Der Menſch wird dem Menſchen meiſtens Unrecht tun, wenn er ihn ſittlich richten will. Nur über die Menſchen des Dichters kann er's, in deren inneres Geſetz der Dichter ihn blicken läßt — und dieſes innere Geſetz iſt's eben erſt, was eine poetiſche Geſtalt über einen poetiſchen Schatten erhebt. An ſolchen Fällen, meine ich, ſoll man wirkliche Fälle beurteilen lernen. Darum will ich vom Dichter ſittliches Aufraffen, daß er nicht äſthetiſche Schatten ſchaffe, ſondern Menſchen, die ihren Maßſtab des Sittlichen in ſich ſelbſt tragen.

Bei den Alten herrſchte das plaſtiſche Element in der Dichtung vor, daher die Hexameter, überhaupt die Reimloſigkeit — Gruppen — Reime fürs Auge. Dagegen bei uns das muſikaliſche Element, daher Reime, die Plaſtik fürs Ohr.

Daß wir Deutſchen kein plaſtiſches Versmaß haben! Kein freies, den Stoff umfließendes, wie ein Flor ſchöne Formen. Dieſe Reime, dies abgemeſſene Klappen, worin die Gedanken ſich fangen wie Mäuſe in der Falle!

Die wahre menſchliche Größe liegt nur in der Klarheit. Die Grundidee — wie aller Tragödie! — Daß der Menſch ein Menſch iſt, daß ſelbſt ſeine Stärken ſeine Schwächen ſind. Leidenſchaftsloſigkeit, die geiſtige Klarheit, oder wenn man will, die Kultur, iſt das einzige, was helfen kann. So iſt der Gemütsmenſch, wenn er einſeitig dem, was er den „kalten Verſtand“ zu nennen pflegt, nicht ſein Recht gönnt, ſondern dasſelbe dünkelhaft verachtet, großen Gefahren ausgeſetzt. Das Herz allein iſt ein unſicherer Führer durch das Leben, und das abſichtliche Unterdrücken des kalten Verſtandes macht den Menſchen zum Spiele jeden Zufalls; wie leicht, wenn wir dieſem nüchternen Wächter die Augen verbinden, wird es dann auch den niedrigſten Leidenſchaften, ſich unter edeln Vorwand verſteckend, uns zu verderben. So iſt z. B. die Begeiſterung für Freiheit oft nichts andres, als in eine Forderung der in Vernunft verkleideten Rache. Das Unglück unſrer Zeit iſt die totale Verkennung der menſchlichen Natur und der tragiſche Dichter, der einen höheren Zweck haben will, als bloß die Zeit zu vertreiben, muß vor allem ſehen, was er dazu tun kann, den Menſchen über ſeine eigne Natur zu belehren. Die wahre Humanität liegt im Kopfe, nicht im Herzen.

Jede Figur im Drama muß wie ein Weltkörper ihren beſonderen Lauf haben, deſſen Geſetz ihre innerſte Natur vorſchreibt, und indem ſie nur dieſem eigenen Geſetze für ſich zu folgen ſcheint, mit den andern vereint der Abſicht des Dichters dienen. Die Figuren müſſen jede für ſich nur ihre eigne Idee zu verwirklichen trachtend erſcheinen, indem ſie zuſammen die Idee des Stückes, den Gedanken des Dichters verwirklichen.

In tragiſchen Naturen wird das glückliche Gleichgewicht der menſchlichen Natur und ihrer Grundtriebe geſtört und aufgehoben; die richtige Selbſtliebe des Menſchen ſteigert ſich zu Selbſtſucht, zu Ehrgeiz und allen jenen überſtürzten Leidenſchaften, die zu unſeligem Ende führen. Wo die Tragödie ihren Zweck am ſicherſten ergriffen hat, hat ſie immer ſolch eine überhobene Menſchheit geſchildert, die im freigeiſtigen Trotze ſich gegen die Mächte des Himmels aufwirft, das Vertrauen auf menſchliches Vermögen überſpannt, ſich in der ſchrecklichen Folgerichtigkeit der Leidenſchaft zu Nichtachtung göttlicher und menſchlicher Geſetze fortreißen läßt, für ihre Anmaßungen in der Geſellſchaft mehr Raum fordert, als mit dem Rechte der andren verträglich iſt, und daher an natürlichen Gegenwirkungen anſtößt und ſcheitert, mit der inneren Natur ihr äußeres Schickſal bereitend.

Natur, von offener Auflehnung gegen ihr Geſetz erzürnt, ſehen wir öfter das an der rechten Stelle Verweigerte uns da abfordern, wo es unſre Strafe wird.

Wenn unſre Fehler die Vergeltung unwillig gemacht haben, dann faßt ſie uns bei unſren Tugenden, uns zu verderben. Es gibt Menſchen, welchen die Erkenntnis ihrer Schwäche zur Kraft wurde, und Menſchen, die ſchwach waren nur aus Uebermut auf ihre ungebändigte Kraft.

Schmerz über einen Zuſtand, im Drang ihn zu beſſern, das iſt ja eigentlich Mitleid. Nur ein Mittel bedarf's und das muß oft gebraucht werden, ein kleines Unrecht um großen Rechtes willen! Weichen Naturen, zumal Frauen, geſchieht es dann oft, daß ſie die Faſſung verlieren, die Beſonnenheit, Haltung und (in ſeiner Anwendung) grauſamer werden können als der Starke, von Natur Grauſame, teils willkürlich, teils aus der Bemühung ſtark zu ſein. Dann erwachen ſie wie aus wildem Traume und ſehen plötzlich ernüchtert, was ſie im Rauſche angeſtellt. Dies wäre übrigens ein vollgültiger tragiſcher Typus in Natur und Schickſal.

Kein Dichter hat die Frauen zugleich wahrer geſchildert und höher gefeiert als Shakeſpeare. In den naiven ſeiner dritten Periode iſt die Schönheit des weiblichen, ja des menſchlichen Ideals am vollendetſten.

In ihnen waltet jene Ganzheit der Natur, womit wir bezeichnen, was uns Männer ſoviel öfter an den Frauen bewundernd hinaufſchauen macht, als wir uns je verſucht fühlen könnten herabzuſehen.

Keine einzelne Eigenſchaft hebt vorherrſchend die Gleichgewogenheit ihrer Natur auf; die geiſtigen und Seeleneigenſchaften verſchmelzen ineinander zu einem vollkommenen Einklang des Weſens; die urſprüngliche Ungeteiltheit der Natur, ihr höchſter Begriff iſt hergeſtellt, die Zuſammenſtimmung von Kopf und Herz, von Neigung und Wille; die Unbewußtheit ihrer ſelbſt und ihrer Vorzüge, die Sicherheit, mit der ſie immer das, was ſie ſind, ganz ſind, die Unbefangenheit, mit der ſie ſich ihren Gefühlen, ungeniert von Bedenken, dahingeben; die Art, wie ſie von dem Gegenſtande, der ſie gerade bewegt, ganz ausgefüllt ſind; dieſe bewundernswerte Totalität gibt dieſen Geſchöpfen ihren unendlichen Reiz. Stelle man dieſe Weſen, die von allen weiblichen Untugenden der Koketterie und Ziererei und all den kleinen Attitüden der Eitelkeit gänzlich unberührt ſind, neben die vagen Seelenformen bei Schiller, neben die flachen Bildungen ſelbſt bei einem Goethe; in welchen durch den Zwang des konventionellen Lebens der Keim der friſchen Natur erſtickt iſt, der in allen Shakeſpeariſchen Frauen in voller geſunder Kraft ſproßt und lerne man, was echte Idealität, ſei es der Kunſt, ſei es des ſittlichen Weſens, iſt.

Zur Politik

Der Einzelne wird klug; ein Volk bleibt ewig ein Kind, weil immer die Jugend voran iſt; die Erfahrenen gelten nichts mehr; ſo kommt die Erfahrung keines Geſchlechtes dem andern zu gut.

Die Poeſie kann ſo wenig als die Politik Deklamation brauchen und eitle Selbſtbeſpiegelung, beide verlangen Hingebung und Tat, die eine äſthetiſche, die andre politiſche. Die Kunſt hat nicht die Aufgabe, als Tambour vor der Politik einherzuziehen; ihre Aufgabe iſt ſo groß als die der Politik; ſie ſoll Menſchen bilden, wie dieſe Bürger; der Menſch iſt nicht da um des Bürgers willen; aber der Bürger iſt da um des Menſchen willen; der Bürger iſt die äußere Bedingung des Menſchen. Daß der Menſch ſo ſehr Menſch ſein könne als möglich muß er Bürger ſein. Der Bürger iſt ſozuſagen der Körper des Menſchen, der geſund ſein muß, wenn die Seele es ſoll ſein können. Im Notfall muß freilich erſt für den Körper geſorgt werden, deshalb aber iſt der Körper nicht beſſer.

Dem Volk geht's wie den Fürſten. Das Volk bildet ſich ein zu regieren, aber es wird regiert von Schmeichlern und böſen Räten.

Wer am beſten der Leidenſchaft des Volkes ſchmeicheln kann, der iſt jederzeit ihr König und kann ſie brauchen, wozu er will; heut iſt's der, morgen jener. Dieſe Redner würfeln mit ihren Worten um das Volk; heute gewinnt der, morgen der und ſie fühlen nicht, daß dieſe Abhängigkeit, in der ſogar ihre Perſönlichkeit untergeht, weit erniedrigender und verächtlicher iſt, als ihre erſte, in der ihr innerer Menſch [illegible] war.

Erſchrecken die Menſchen über den Ausdruck Freiheit. Gut, wenn der ſo ſcharf klingt, ſo wollen wir's vollkommene Geſetzlichkeit nennen, d. h. einen Zuſtand, wo der König nicht freier daſteht vor dem Geſetz, wo die Herrſcherfamilie nicht ſo hoch ſteht, daß der Arm des Geſetzes erlahmt.

Freier Wille, ein Rieſenhaupt auf einer Marionette Rumpf geſetzt.

Wenn die Menſchen nach Freiheit ſchreien, ſo meinen ſie darunter einen ſelbſtgewählten Zwang.

Dieſe ewig von Freiheit Plaudernden, Klagenden, die ſich dabei ganz wohl befinden! Die Alten liebten ihre Weiber und galt's die Freiheit, ſo fochten ſie um ſo mutiger, als ihre Freiheit zugleich die ihrer Weiber oder Geliebten und Kinder war. Aber freilich fochten jene nicht mit Federn. Wer ſein Weib nicht über alles lieben kann, kann auch ſein Vaterland nicht über alles lieben. Ihr liebt nicht mit dem Herzen, ſondern nur mit dem Kopfe, aber nur das Herz iſt treu.

Man läßt die Religion den Fanatismus und die Heuchelei entgelten, aber dieſe liegen in der menſchlichen Natur ſelbſt; die Freiheit hat auch beides und es iſt einerlei, ob der Vorwand, Menſchen zu morden, mit der Firma „Ungläubige“ oder „Ariſtokraten“ gerechtfertigt werden ſoll.

Von Gottes Gnaden war hier ein Tyrann,
Nun ſind es hundert in der Freiheit Namen.
Die Taten nicht, die Täter wechſeln nur,
Ob einer ſie beſitzt, ob Hunderttauſend —
Wer die Gewalt hat, der mißbraucht ſie auch.

Nicht die Gewalt, die Kraft beherrſcht die Welt. Nur das beſteht, wo innre Kraft den Wert leiht zu beſtehen.

Ein Mittel haben ſie für alle Schäden,
Was heilen ſoll; dies Mittel heißt Gewalt.
Und wie die Menſchen ſind: der neuſte Arzt iſt ſtets der beſte.

Die Freiheit kann zu Bürgern nur tüchtige und edle Menſchen brauchen, und ihr fangt damit an, die Menſchen zu verſchlechtern.

Dieſe Volksanführer ſitzen und verpraſſen den Raub.

Menſchen, ihr müßt erſt beſſer werden. Wo Freiheit wurde, ward ſie's durch Zuſammenraffen; nicht der Hut und die Federn machen's.

Die wollen euch freimachen, die die Sklaven ihrer eigenen Leidenſchaften ſind?

Du armes Volk, das ſie mißbrauchen; ſieh deine Führer an; vom weggeſchleppten Raub zehrend, während ihr hungern müßt, ſitzen ſie da und beſchuldigen ſich gegenſeitig aller Schlechtigkeiten.

Der Schlimmere iſt nicht der, der mich in Ketten ſchlägt; der mich die Ketten liebgewinnen macht, der iſt der Gefährliche.

Nichts hat je der Freiheit größeren Vorſchub geleiſtet, als wankend gewordene Umſtände. Im Kalender der Geſchichte ſind die Jahrgänge verzeichnet. Gar manchmal hilft eine Revolution einem ehrlichen Manne über ſeine Schulden hinaus; das ſieht dann aus, als wäre es auf die Regierungen abgeſehen geweſen und in Wahrheit müſſen dieſe nur gelegentlich mitleiden. Der Feind, auf den es geht, ſind der Volksmänner Gläubiger. Zu der Volksmänner Glück haben ſie mehr Gläubige als Gläubiger, und ſie ſuchen Gläubige, um ſich ihrer Gläubiger zu entledigen.

Es hat noch kein Geſetzgeber ein andres Geſetz gegeben, als ſich ſelbſt. Und am Ende iſt's Herrſchſucht, was allem Anteil, aller Liebe und Freundſchaft zu Grunde liegt. Das ganze Leben iſt ein Verſchlingen und Umſchmelzen der Dinge in unſer eignes Metall.

Ein Kultus ohne Glauben iſt der Leichnam einer geſtorbenen Religion, der ſich eine Zeitlang erhält, dann aber, allmählich verweſt, beim Anſtoß eines Fußes an den Sarg plötzlich zerfällt. Auch Inſtitutionen, wenn der Geiſt weg iſt, der ſie gegründet und belebt. Darum fallen ſie dann ſo ſchnell in Aſche, was diejenigen wundert, die das allmähliche innere Verweſen nicht bemerken. So z. B. das heilige römiſche Reich.

Der Staat ſoll das Mittel ſein, daß jeder einzelne ſo ganz als möglich werden könne. Wem es Bedürfnis iſt, alles möglichſt zu ſehen wie es iſt, in ſeiner Ganzheit frei zu erforſchen, und nicht durch eine farbige Brille, der ſieht bald, was ihm erfreulich, bald, was ihm unerfreulich erſcheinen muß, und nun ſoll er an dem einen nur Gutes, am andern nur Böſes ſehen, ſoll ſeine innerſte Freiheit einem Zwang unterbeugen, ſoll hier lieben und dann wieder haſſen, je nachdem ihm's von der Politik vorgeſchrieben wird, und um das zu ermöglichen, daß er ganz werden könne, ſoll er halb und hohl, ein Gefäß ſein für das, was von außen in ihn kommen ſoll. Was anders ſoll aus dieſer Zerſtückelung des Inneren werden als Heuchelei, Schauſpielerei, Spielerei mit dem Höchſten.

Die Hauptſache iſt, daß eine Verfaſſung volkstümlich iſt, ob ſie den Bedürfniſſen und — wenn ihr wollt — denn dies ſind ja eigentlich unſre dringendſten Bedürfniſſe — den Sitten und den Vorurteilen des Volkes ſich anpaßt.

Wer dieſen Gewalt antut, iſt Tyrann und wäre es die Vernunft ſelbſt. Ihr meint, die Freiheit macht gleich; ich aber meine, die Gleichheit macht Republik. Es iſt ſo natürlich, daß Gleiche ſich eine republikaniſche Verfaſſung geben, als es natürlich iſt, daß, wenn die Gleichheit völlig geſtört iſt, der Staat der Mutter der abſoluten Herrſchaft, der Anarchie in die Hände fallen muß. So lange jeder Bürger ein Intereſſe an der allgemeinen Ordnung hat, wird ſie mit leichter Mühe durch das natürliche Gewicht balanciert; ſo wie die Maſſe derer anwächſt, deren Intereſſe mit dem allgemeinen im Widerſpruch ſteht, d. h. ſobald es eine Klaſſe im Staate gibt, die nur zu gewinnen hat, dann wird ein Kampf beginnen.

Eine Republik kann man nicht machen; ſie muß ſich ſelbſt machen und ſie wird ſich immer ſelbſt machen, wo Gleichheit vorhanden iſt und Raum. Aus Gleichheit enſteht Freiheit, wie die Roſe duftet. Die Freiheit braucht Raum; wo die Menſchen zu gedrängt ſtehen, kann ſie nicht gedeihen. Das gleiche Intereſſe iſt die res publicae. Eine Staatsform, die dauern ſoll, kann man nicht machen. Ein Staat kann überhaupt nicht gemacht werden. Heutzutag aber ſoll nicht einmal der Poet mehr dichten, ſondern er ſoll machen und das iſt der Grund, warum aus unſrer Zeit nichts auf die Nachwelt kommen wird. Man achtet die ſtill in ſich wirkende Macht der Natur im Gemüte nicht mehr; man ſchämt ſich des Gemütes. Und doch geſchieht alles Schaffen bewußtlos. Der Geiſt iſt mächtig zum Reproduzieren, zur Kritik — aber im Kunſtwerk, im Schöpfungsprozeß ſelbſt kann er doch nur bewußtlos wirken. Sie können keinen Menſchen machen, kein Gras und wollen doch einen Staatsorganismus machen. Das ſind die wiedergeborenen Alchimiſten, die auch das, was die Natur in der heiligen Nacht des Mutterſchoßes brütete, nach Rezepten machen wollten.

Man weiß ja, woraus Gold beſteht. Und die Dinge, woraus ein guter Staatsorganismus beſteht, weiß man auch — aber leider nur chemiſch; die Hauptbedingung des Organismus, die Lebenskraft, iſt uns ein Rätſel. Ein ſolches Rezept iſt nun die republikaniſche Staatsform. Alle äußeren Erforderniſſe hat man zuſammengeſtellt; damit hat man aber weiter nichts getan, als wenn man die mechaniſchen und chemiſchen Verhältniſſe des Menſchenleibes aufgeſtellt hat. Denn das organiſche Leben, die Lebenskraft, kann man nicht machen. Man will eine Zitrone auf den Baum unſres Volkes pflanzen, denn man hat herausbekommen, daß die Zitrone mehr wert iſt, als die Pflaume. Kinder, denen ein Baum gefällt, nehmen einen Zweig davon ab und ſetzen ihn in ihren Garten.

Ihr wollt mit Gewalt; ſo müßt ihr mit Gewalt erhalten, was ihr gewaltſam gebaut.

Ihr beruft euch auf Amerika. Wie entſtand die Republik Amerika? Fiel es ihnen plötzlich ein mit der Republik und ſie machten eine? Die Republik Amerika iſt nichts Gemachtes, ſondern etwas naturgemäß Gewordenes, nicht bloß entſtanden, weil die Amerikaner philoſophiſch die Republik als die vernünftigſte Realiſierung der Staatsidee angeſehen, oder ſie für die „allein mögliche“ erklärt, nicht, weil ſie Luſt hatten, einen ſtaatsphiloſophiſchen Verſuch zu machen, ſondern weil es in ihren Zuſtänden das Nächſte und Praktiſchſte war, nicht allein, weil es ihre Meinung war, ſondern weil auch alle Umſtände zur Realiſierung ihrer Meinung beitrugen. Es war ein junges Volk ohne hiſtoriſche Hinderniſſe, nicht übervölkert, ſondern der Bevölkerung bedürftig.

Der Gott der Religion iſt der Repräſentant der ſittlichen Weltordnung, der Fürſt der Republik der ſittlichen Staatsordnung, er iſt die eingefleiſchte Souveränität des Volkes. Er iſt ja ſelbſt aus dem Volke; er iſt ein Menſch wie jeder andere. Ein republikaniſcher Präſident iſt ein Menſch, der König ein Symbol. Das Kennzeichen der Republik: das Unfeſte, ihr ſtetes Schwanken zwiſchen Uebermut und Feigheit.

Die Republik iſt der notwendige allmähliche Uebergang von Anarchie zur Monarchie, ſelbſt zur Deſpotie; ein Interim. So ſchließt ſie ſelbſt auch die Deſpotie nicht aus, ſondern die Deſpotie iſt ſogar ein geſetzlich (ree) Anerkanntes, ein notwendiger Faktor. Republik iſt ihrem inneren Weſen nach Deſpotie; entweder des Haufens oder eines Einzelnen. Wenn der Haufe durch ſeine Deſpotie das Land ins Unglück gebracht, ſo muß die Deſpotie eines Einzelnen helfen.

Anfängliche Zuſtände ſind noch nicht ſo auf die Notwendigkeit der Ordnung angewieſen als unſre jetzige Zeit.

So wenig das der natürliche Zuſtand eines Getränkes, wenn es untereinander geſchüttelt; es ſucht alles ſeine natürliche Stellung und dann iſt die Monarchie wieder fertig. Man denke ſich nun Deutſchland als Republik: ſo wird der Einfluß der Nachbarn ein weit gefährlicherer ſein; Frankreich würde für ſeine Entzweiungspolitik einen fruchtbaren Boden haben.

Jede Annäherung eines äußeren Feindes bringt in Demokratien allemal zugleich den Bürgerkrieg.

Auf die Dauer der Begeiſterung iſt nicht zu rechnen; die je größer, deſto kürzer.

Unvermerkt wird wieder alles in den alten Bahnen laufen; wir aber werden in unſrer humanen Aufwallung unſre beſte Waffe fortgeworfen haben.

Die Theorie vom organiſchen Wachstum des Staates

Wenn der Staat lebendig wird, iſt die naturgemäße erſte Phaſe die der Republik. Die Kräfte ſtreiten noch; der Schwerpunkt iſt noch nicht gefunden. Dieſer Schwerpunkt bildet ſich im nationalen Sympathiegedächtnis; iſt er einmal vorhanden, ſo wird jede Schwankung nur wieder zu dieſem Schwerpunkt hinführen. Die Republik unſrer Schwärmer hat noch nie beſtanden und wird nie beſtehen. Unſer jetziger Zuſtand iſt faktiſch eine Republik, wenn auch nicht nominell. Anarchie — Republik — Konſtitutioneller Staat — Polizeiſtaat. Hat der Staat in der Anarchie gar kein Knochenſyſtem, ſo iſt er in der Republik im Knochenbildungsprozeß begriffen, aber im Polizeiſtaat verknöchert. Republik = unfertiger Staat, eine Welt von Kometen, die ihre Bahnen ſuchen, ſowie ſie ihre Bahnen haben, tritt die Monarchie ein. Die Republik iſt eine immerwährende Revolution. Die rechte Freiheit iſt der Himmel, in welchem jeder Stern ſeine eigne Bahn geht und wo doch kein Zuſammenſtoß. Wenn die alte Monarchie der Polizeiſtaat der Vergangenheit iſt, ſo iſt die Republik der Staat des Augenblicks.

Das Unglück unſrer Zeit iſt, daß man glaubt, alles nach bewußten Prinzipien machen zu können, daß man nichts mehr ſich ſelber machen laſſen will; nicht einmal die Geſchichte. Der Betrachtende, der ein durchgelebtes Leben vom Ende her überſchaut — ſei es eines einzelnen oder eines Volkes — der wird leicht einen allgemeinen Gedanken finden, deſſen Ausdruck dieſes Leben zu ſein ſcheint. In ſeiner Betrachtung verliert der einzelne Moment ſein Recht; er ſieht nur Maſſen, keine Einzelheiten, es wird ein kunſtgerechtes Werk, in welchem auch der Zufall nur ein verdecktes Glied einer höhern Notwendigkeit erſcheint. Aber wir wollen von vornherein unſer Geſchichtsleben zum konſequenten Ausdruck eines bewußten Gedankens machen; wir wollen Geſchichte machen, wie man ſie ſchreibt!

Die Zeit des „Gemütes“ iſt vorbei. Alles, was im Gemüt wurzelte, mußte ſich einen andern Lebensboden ſuchen. Die Poeſie wie die Religion löſten ſich ab von der Unmittelbarkeit der Natur, wie es das Leben getan. Dieſe mußte die Andacht, jene die Begeiſterung aufgeben. Das Gedicht war nicht mehr ein Werk der Begeiſterung, eines nur halb bewußten Wirkens unſers ganzen Menſchen, dem kreatürlichen Zeugungsakt entſprechend, ſondern es war ein „Gedankenkunſtwerk“, ein nicht Gewordenes, Gezeugtes, ſondern ein Gemachtes. Aus dem Chriſtentum machte man ein ſinnreiches ſymboliſches Gedankenſpiel. Der Gott verlor ſeine Perſönlichkeit; der Menſch konnte die ſeine über den Tod hinaus nicht behalten; die Moral, oder nach dem Schulausdruck: der Standpunkt der Moral war überwunden. Chriſtus war weder Gott noch Menſch, nur ein Symbol. Alles Ding iſt nur ein Symbol und ſo wird das Symbol wiederum zum Dinge ſelbſt. Das: „Dies iſt mein Fleiſch und Blut“ heißt nicht mehr: „Das bedeutet mein Fleiſch und Blut“, ſondern Oblate und Wein ſind buchſtäblich Chriſti Fleiſch und Blut; denn Chriſtus iſt der Gott ſelbſt (inſofern der Gott im Menſchen zur Erſcheinung kommt), und die Natur und unſer Körper der unbewußte Menſch iſt.

Es iſt alſo nur ein Schritt weiter auf demſelben Wege, wenn man den Staatskörper nicht mehr werden laſſen, ſondern machen will.

Es gibt Momente im Leben der einzelnen Menſchen, wie in dem ganzer Völker, wo alle Erfahrung, alle Geſchichte umſonſt zu ihnen ſpricht; gewiſſe Erfahrungen muß jeder einzelne machen und mehrmal machen. In ſolchen Momenten werfen ganze Geſchlechter das mühſam errungene Gewiſſe hin, um einem Wahne nachzujagen, den das nächſte Geſchlecht ſchon zu begreifen vergeblich ſich müht. Solch ein Wahn war die Goldmacherei der letzten Jahrhunderte, der nur in der politiſchen Welt unter anderer Maske wiederkommt. Man wollte machen, was ſich nicht machen läßt, was unter tauſend unmerklichen Einflüſſen im ſtillen Schoß der Natur ungeſtört und allmählich werden muß. Und das will man heute wieder. Die Goldmacher unſrer Zeit ſind die Weltbeglücker, die das Glück der Welt mit Taſchenſpielergeſchwindigkeit zuwege bringen wollen, die Lamartine, Louis Blancs, Saint-Simons, Fouriers u. ſ. w. Solche Weltbeglücker entbehren wir zum Unglück auch nicht, zum Teil Fanatiker, die uns mit Gewalt glücklich machen wollen und ſollten wir drüber zu Grunde gehn. Der Wahn unſrer Zeit iſt aber um ſo raſender, da die Lehre nie dem Menſchen näher lag: was gegen die Natur künſtlich gemacht und erzwungen werde, das könne ſich nicht halten.

In einer Form ſehen ſie den Heiland der Zeit, welcher nur der Geiſt ſein kann. Die (ſoziale) Republik wollen ſie machen, als wär's ein Punſch, den man zuſammengießt aus vier oder fünf Ingredienzen nach dem Rezept. Sie finden ja das Rezept eines jeden Idealſtaates in jedem Lehrbuch der Politik und wundern ſich nur, daß die Sache, die doch ſo leicht, nicht ſchon lang ausgeführt iſt und empfinden ein heiliges Ergrimmen gegen jedes Bedenken, das dieſe Ausführung verzögern will.

Dazu, was ſie von Hegels und ſeiner Schüler Geſchichtsphiloſophie begriffen. Die Geſchichte iſt der ſeiner bewußt werdende Gott, alſo Gott in jedem Zug der Geſchichte; der einzelne Menſch, ja die Geſchlechter von Jahrhunderten verſchwinden gegen das Ganze; die Menſchen ſind ja nur die Ziffern, mit denen die Rechnung Gott ſich ſelbſt rechnet. Soll ſolch ein Weltbeglücker, der das Heil von Jahrtauſenden mit auf ſeinen Schultern trägt, durch das lächerliche Mitleid mit den Zertretenen, über die ſein Weg hingeht, ſich aufhalten laſſen; der Standpunkt der Moral iſt ja überwunden; und die Geſchichte, die Nachwelt nimmt ja jederzeit die Partei der Zerſtörer. Nicht die Bauer, die Zerſtörer ſind die Helden der Geſchichte.

Der Grund dieſes verkehrten Treibens liegt, wie ſchon geſagt, in dem Wahne, daß ſich alles machen laſſe. Der Syllogismus iſt folgender: Die Urſache alles Völkerunglücks kommt von der entſetzlichen Ungleichmäßigkeit der Verteilung des Vermögens. Dieſe Ungleichheit muß verſchwinden, dazu iſt das Mittel: die Freiheit; d. h. es müſſen allen alle Mittel gleicherweiſe offenſtehn, zu Vermögen zu gelangen. Politiſche Freiheit ſoll alſo zur Gleichheit führen. Aber alle Geſchichte ſagt: nicht die Freiheit führt zur Gleichheit; die Freiheit exiſtiert nur unter der Bedingung der Gleichheit; alle Freiheit ohne die Grundlage der Gleichheit iſt nur eine eingebildete, nur eine Phraſe. Aus der Gleichheit entſpringt die Freiheit. Ein Staat von Gleichen kann nur ein Staat von Freien, alſo ein freier Staat ſein. Ein Staat, in welchem die ungleich Mächtigen die ungleich Schwachen nicht ſollen unterdrücken können, müßte zu dieſem Zwecke eine ſtarke und gerechte Regierung haben. Aber dann wird für die Regierung in ihrer Stärke eine zu große Verſuchung liegen, dieſe Stärke ſelbſt durch Ungerechtigkeit zu vergrößern. — Die Geſchichte zeigt uns, daß die Freiheit der Silberblick der Gleichheit iſt. Die Gleichheit aber wohnt nur in jungen ſchwachbevölkerten Staaten; die Uebervölkerung iſt ihr Feind. Die beſte Garantie einer Verfaſſung iſt, wenn alle Bürger an ihrer Aufrechterhaltung gleichmäßiges Intereſſe haben; wenn der Eigennutz der einzelnen, dieſer natürliche Feind des Geſamtwohls, dieſem dienſtbar gemacht iſt; wenn alſo das Geſamtwohl auf dies Intereſſe jedes einzelnen gebaut iſt. Und wirklich ſehen wir, daß die republikaniſche Staatsform meiſtenteils die Staatsform ſolcher Staaten war und daß in demſelben Maße, als die Gleichheit der Bürger — aus was für Urſachen auch — verſchwand, die Republik ihrem Untergang zueilte. Daher erklärt ſich auch der ſcheinbare Widerſpruch, der darin liegt, daß in den alten Republiken Freiheit und Sklaverei grell nebeneinander beſtanden, denn die Freiheit der einen beſtand eben nur durch die Sklaverei der andern. Die Gleichheit der Bürger war nur dadurch möglich, daß keiner des andern Diener zu ſein brauchte; die äußere Unabhängigkeit iſt das einzige Mittel, den Geiſt frei zu erhalten, und in der Verachtung der Sklaven und deshalb ihrer Verrichtungen hatte dieſer Unabhängigkeitsſinn zugleich die mächtigſte Stütze. — Eine Republik mit einer Unzahl Proletariern iſt ein mit Gewichten Behängter, der ins Waſſer geht, um zu ſchwimmen. Ihre Exiſtenz kann nur ein ewiger Todeskampf ſein.

Idealpolitik

Nicht unklug würde man bei Erſinnung eines möglichſt vollkommenen Staates von dem Grundſatze ausgehen, daß alle Leidenſchaften zu ſeinem Beſtehen und Erhalten ins Spiel geſetzt und zugleich mit Grenzen verſehen würden, ſo daß ſie weder ſterben noch übermächtig werden können. Juſt wenn die Pflichten ſo auf die Leidenſchaften gegründet werden könnten, daß man eine Art Bürgſchaft hätte, daß dieſe Pflichten geübt würden; eine Art Schwierigkeit läge nur darin, daß die Leidenſchaft (und wiederum durch Inſpielziehung der Selbſtliebe) gehindert werden müßte, andre Pflichten zu übertreten, indem ſie in Erfüllung einer Pflicht ihrem eignen Zuge folgte.

1848

Die beiden politiſchen Hauptparteien ſind eigentlich nur die alten literariſch-hiſtoriſchen, die Schillerſche und Goetheſche. Der eine hat das Geſchlecht im Auge, der andre den einzelnen; der eine ſieht den Weg nicht vor dem Ziele, der andre geht nach dem Ziel um des Weges willen, der eine verfährt als Idealphiloſoph, der andre als Künſtler. Beide haben eine ſolch verſchiedene Sphäre; ſie ſind nicht bloß Kreiſe von verſchiedenen Halbmeſſern, ſondern geradezu exzentriſche Kreiſe. Sie können eigentlich gar nicht einmal ſtreiten, weil ihnen das Medium fehlt, in welchem ſie zuſammenkämen, um als Fechtende einander gegenüber zu ſtehen. Ihre Schläge gehen deshalb alle in die Luft; denn jeder ficht mit dem Schatten des andern, nicht mit dem Weſen ſelbſt.

Die Alten verſtehen die Neuen nicht, wenn die Alten glauben, die Neuen wollen alle Formen zerſchlagen, ſo iſt es eben das Mühen der Neuen, eine Form zu finden, zu ſchaffen, was den Alten wie Zerſtörung ausſieht. Die Alten haben noch Reſte einer Lebensform (idealiſtiſchen); während die Neuen, auf völlig realiſtiſcher Baſis erzogen, die ihnen unmöglich macht, ſich in die Formen der Alten zu ſchmiegen, ſich eine zu ſchaffen gedrängt ſind. Dem Samen ſah man die Eiche nicht an;

das „Warum“, was Peſtalozzi die Kinder bei allem fragen lehrte, iſt das Samenkorn unſrer Zeit geweſen.

Noch etwas, was ſolche Zeiten der Umformung charakteriſiert: der Form- und Tatentrieb, der frühlingshaft überall in Knoſpen ſchießt, wo nur ein Zoll geſundes Holz, kommt auch über die Männer des Gedankens. Die Tat liebt den kürzeſten Weg; der geſunde Gemeinverſtand iſt der Verſtand der Männer der Tat. Die Tat iſt eine gerade Linie, der ſpekulierende Gedanke ein in ſich beſchloſſener Kreis, der aus ſich nicht heraus kann. Das Weſen der Tat iſt Energie, das Weſen des Gedankens ſchwebende Unendlichkeit. Der Mann der Tat wird als Philoſoph wenig bedeuten, denn ſeine Kraft liegt weniger im Gedanken als in der Energie, die er beſitzt, einen praktiſchen Gedanken zu verwirklichen; wenn aber der Mann des Gedankens zum Manne der Tat werden will, dann entſteht eine Mißgeburt, die entweder lächerlich iſt oder entſetzlich. Die Belege dazu gibt die Geſchichte aller Revolutionen. Marat, St. Juſt, Louis Blanc, ſelbſt Lamartine, Ruge u. ſ. w.

Der Mann der Tat hat darin einen großen Vorteil, daß er die Zufälle erwägt und ſie ſchnellgefaßt in das Gewebe ſeiner Pläne mit hineinſchießt; der Mann des Gedankens aber kennt keinen Zufall; darum hazardiert er an eine Theorie das ganze Glück der Wirklichkeit.

Schranken müſſen ſein, nennt ſie nun Sitte, nennt ſie Herkommen, Denkart der Zeit; nennt ſie, wie ihr wollt, aber ſie müſſen ſein. Zugegeben, daß ſie dem Starken ein Hemmnis ſind, ſind ſie doch tauſend Schwachen der einzige Schutz gegen ſich und ihr einziger Halt. Die Welt iſt nicht um des einzigen Starken, die Welt iſt um der tauſend Schwachen willen da. Aber ſelbſt der Starke, ſo frei er ſich meint, ablöſen kann ſich keiner, daß er nicht wider Wiſſen und Willen ein Teil der Welt bliebe. Die Grenze macht den Menſchen frei. Kein elenderer Sklave als der eignen Grenzenloſigkeit. Es iſt Selbſttäuſchung die Heiligkeit der Bräuche ignorieren zu wollen. Gewalt ſelbſt ruht auf Bräuchen und nur Selbſttäuſchung iſt es, wenn man meint ſie ignorieren zu können. Der Menſch iſt nur im Denken unabhängig, im Handeln Sklave des Weltwillens. Die Grenzen, die er außen verſpottet, findet er in ſich ſelbſt wieder. Der frevelnd Berge überſprang, ſtrauchelt zuletzt, belacht oder beweint, über den eignen Fuß.

Inhalt

Allgemeines zum Leben 1

Allgemeines zur Kunſt 95

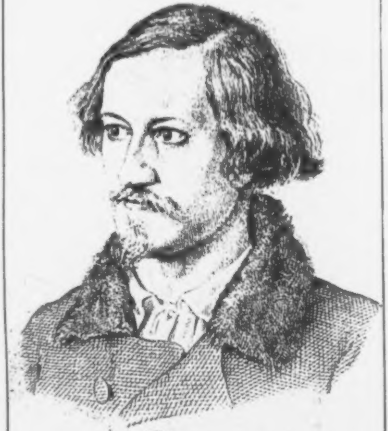
Zur Dichtung 113

Zur Politik 139

Leipzig
Ernſt Hedrich Nachf., G. m. b. H.

Otto Ludwig / Werke / Erſter Band

Erzählungen



Otto Ludwig a. Eisfeld.

Im Jahre 1844 nach dem Leben gez. u. rad. v. Th. Langer.

Otto Ludwig
Sämtliche Werke

unter Mitwirkung des
Goethe- und Schiller-Archivs
in Verbindung mit
Hans Heinrich Borcherdt, Conrad Höfer, Julius Peterſen,
Expeditus Schmidt, Oskar Walzel
herausgegeben von
Paul Merker

16, 2. 194

Erſter Band

1 · 9 · 1 · 2

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Seiner

Hoheit dem Herzoge

Georg

von Sachſen Meiningen

in Ehrerbietung

gewidmet

Otto Ludwig

Erzählungen

herausgegeben

von

Hans Heinrich Borcherdt

1 · 9 · 1 · 2

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

Vorwort zur geſamten Ausgabe

Faſt ein halbes Jahrhundert ſchon trennt uns vom Tode Otto Ludwigs. Die Entwicklung, die die deutſche Literatur in dieſem Zeitraum genommen hat, iſt im weſentlichen in den realiſtiſchen Bahnen ſeiner Dichtung weitergegangen. Ehrenvoll wird ſein Name unter den Großen der nachklaſſiſchen Kunſt genannt. Aber noch gleicht ſein Lebenswerk einem ungehobenen Schatz, von dem man wohl die koſtbarſten Kleinodien ſich geſichert hat, deſſen Reichtümer jedoch zum guten Teil noch unbekannt in den Tiefen ruhen. Im Grunde ſind es nur die vier Werke „Erbförſter“, „Makkabäer“, „Heiteretei“ und „Zwiſchen Himmel und Erde“, auf die ſein Ruhm ſich gründet. Nur einer kleinen Gemeinde hat ſich der ſchier unerſchöpfliche Inhalt ſeiner kritiſchen Studien erſchloſſen. Die ganze Größe dieſer tragiſchen Lebensarbeit aber konnten wohl nur die wenigen ermeſſen, denen es vergönnt war, ſinnende Einblicke in die einzigartige Fülle ſeines literariſchen Nachlaſſes zu tun. Wehmütig ſtaunend ſtehen wir vor dieſem gigantiſchen Ringen, das mit allzu regſamer Phantaſie und unerbittlicher Selbſtkritik raſtlos Verſuch auf Verſuch häufte und deſſen hohes Wollen ſich doch nie genugtun konnte. Faſt verſchwinden die wenigen fertigen Werke dieſes Dichters hinter der Menge des Geplanten, Verworfenen, Unvollendeten. So ſteht Otto Ludwig als der große Fragmentiſt in der deutſchen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts, dem ein verhängnisvolles Schickſal es verſagte, die Früchte ſeines hohen Talentes zu ernten. Aber hat nicht auch das Fragmentariſche ein Recht, neben dem Abgeſchloſſenen zu ſtehen, zumal wenn es Zukunftswerte in ſich ſchließt? Iſt es nicht eine Pflicht der Pietät, auch von demjenigen Kenntnis zu nehmen, was in ahnungsvoller Schönheit von großen Geiſtern erſonnen wurde und nur der Ungunſt der Verhältniſſe zum Opfer fiel? Wohl ſind bereits einzelne dankenswerte Verſuche unternommen worden, auch dieſe unbehauenen Schätze ans Tageslicht zu fördern; aber den beſonderen Zwecken entſprechend waren dieſe Abſichten von vornherein auf enge Grenzen beſchränkt. Vieles, und nicht Unwertes, wartet noch auf die hebende Hand.

In dieſem Sinne möchte die vorliegende Geſamtausgabe, zugleich als ein Denkmal zum hundertſten Geburtstag des Dichters, den ganzen Otto Ludwig vor das deutſche Volk ſtellen, nicht nur in den Werken, die ihm einen Ehrenplatz in der deutſchen Literaturgeſchichte ſichern, ſondern in allen Zeugniſſen ſeines ſtrebenden Geiſtes, in den Fragmenten, Entwürfen und Plänen nicht weniger wie in ſeinen Studien, Briefen und Tagebuchaufzeichnungen.

Otto Ludwig ſelbſt hat nie an eine Geſamtausgabe ſeiner Werke gedacht und daran nicht denken können. Denn zu ſo beängſtigender Fülle in ſeinem ſtillen Arbeitszimmer die Manuſkriptſtöße anwuchſen, zu ſeinen Lebzeiten ſind nur ganz wenige Werke ſeiner Feder an die Öffentlichkeit getreten. Abgeſehen von einigen verſtreuten Gedichten ſind von den literariſchen Verſuchen des jungen Ludwig nur die drei Erzählungen „Hausgeſinde“, „Buſchnovelle“, „Emanzipation der Domeſtiken“ ſowie das dramatiſche Vorſpiel „Die Torgauer Heide“ in Zeitſchriften erſchienen, während von dem gereiften Dichter nur jene vier großen Werke zum Abſchluß und zur Veröffentlichung gelangten. Alles Weitere dagegen war nur wenigen Vertrauten bekannt.

Schon bald nach dem am 25. Februar 1865 erfolgten Tode Ludwigs aber regte ſich in den Kreiſen ſeiner Freunde und Verehrer der Gedanke einer Ausgabe ſeiner geſammelten Werke. Näheren Aufſchluß darüber gibt eine Stelle des biographiſchen Nachrufes, den Moritz Heydrich im April 1865 im Dresdener Journal veröffentlichte. „Über ſeinen literariſchen Nachlaß“, heißt es dort, „hatte Ludwig nichts verfügt, es lag weder ein Teſtament noch eine beſtimmte Willenserklärung darüber vor. Deshalb vereinten ſich Hofrat G. Freytag, Dr. B. Auerbach, Rektor Klee, Düboc (R. Waldmüller), Maler Gey und M. Heydrich, um im Einverſtändniſſe mit der Witwe für eine beabſichtigte Geſamtausgabe der Werke O. Ludwigs den Nachlaß zu ordnen und zu ſichten, über das in dieſelbe Aufzunehmende zu beraten und zu entſcheiden.“ Guſtav Freytag unterzog ſich daraufhin im Auftrage dieſer „Kommiſſion“ der ſchweren Aufgabe einer Durchſicht des dramatiſchen Nachlaſſes. Sein von eingehendem Studium der handſchriftlichen Vorlagen zeugendes, ausführliches Gutachten vom 1. September 1865, das noch im Goethe- und Schillerarchiv erhalten iſt, konnte freilich, von dem extremen Standpunkt einer rein äſthetiſchen Beurteilung aus, nur weniges der Veröffentlichung für wert befinden und an neuem Material nur „Das Fräulein von Scudery,“ eine Faſſung der „Agnes Bernauer“ ſowie ein Fragment aus dem „Tiberius Gracchus“ zur Aufnahme empfehlen.

Auf Grund dieſer Vorarbeiten erſchienen, von einem aus dem Herbſt 1869 datierten Vorwort der Witwe des Dichters und einer ſchönen Studie Freytags über Ludwigs Schaffen begleitet, 1870 in dem Berliner Verlag von Otto Janke „Otto Ludwigs geſammelte Werke“ in fünf Bänden, deren Drucklegung und Redaktion Hermann Lücke in Leipzig überwachte. Der vierte Band dieſer erſten Geſamtausgabe kam indeſſen bald in Wegfall, da man erſt nach dem Druck erkannte, daß die darin aufgenommenen Novellen „Reden oder Schweigen“ und „Der Tote von St. Annas Kapelle“ nicht von Otto Ludwig ſelbſt, ſondern von einem anderen, dieſes Pſeudonym führenden Dichter ſtammten.

Noch während der Vorbereitungen zu dieſer Ausgabe, die ſomit keine weſentliche Bereicherung brachte und mit Veröffentlichungen aus dem Nachlaß allzuſehr zurückhielt, durch die Zuſammenfaſſung des vereinzelt Gedruckten aber immerhin verdienſtvoll war, hatte Ludwigs treuer Freund, der Dresdener Dramatiker und Dramaturg Moritz Heydrich, in jahrelanger entſagungsvoller Arbeit ſich in den Nachlaß des Verſtorbenen eingelebt. Einen erwünſchten Einblick in ſeine Abſichten und ſein Verhältnis zur Jankeſchen Ausgabe bietet ein Brief Heydrichs an Feodor Wehl vom 27. Dezember 1867, den dieſer in ſeinen Tagebuchaufzeichnungen „Zeiten und Menſchen“ (I, 64) abdruckte und in dem es heißt: „Da die Verhandlungen und Beratungen in Bezug auf Veranſtaltung einer Geſamtausgabe der Werke Ludwigs nicht das gewünſchte und befriedigende Einverſtändnis brachten, ſo riet ich der Witwe und dem Vormunde, zunächſt nur eine Auswahl des Beſten und Bedeutendſten aus dem Nachlaſſe zu veröffentlichen . . . Zwei ſtarke Bände ſind von mir bereits druckfertig geſtellt . . . Sie werden, ich hoffe es, dann ſehen, daß ich unermüdlich und immerfort in der Sache gearbeitet habe, daß der Nachlaß ſehr wertvoll und, Gott gebe es! den Erben auch einträglich werden wird. Da ich ſogar ſämtliche Kopien eigenhändig machen mußte, weil die Manuſkripte meiſt ſehr ſchwer zu entziffern waren, da viele Manuſkripte, beſonders die Shakeſpeareſtudien, wiederholt von Freunden und Sachkundigen geprüft wurden, da ausführliche Beſprechungen der dramatiſchen Pläne und Fragmente und der Shakeſpeareſtudien uſw. und die Biographie ſelbſt ſorgfältige, immer neue Durchſicht aller Manuſkripte notwendig machten, ſo konnte ich trotz unermüdeter Arbeit erſt jetzt mit zwei Bänden dramatiſchen und dramaturgiſchen Inhalts druckfertig werden . . . Ich habe ein paar Jahre meines durch Krankheit gar ſehr getrübten Lebens gern und freudig, und ich darf es ſagen, ohne alle Rückſicht auf meine eigenen Intereſſen, dran geſetzt.“ Als Frucht ſolcher liebevoller Studien ließ Heydrich zwei ſtarke Bände „Nachlaßſchriften Otto Ludwigs“ (Leipzig, Karl Cnobloch) erſcheinen, deren erſter Band (1874 „Skizzen und Fragmente“ enthielt, während der zweite, früher (1871) veröffentlichte Band das Wichtigſte aus den „Shakeſpeare-Studien“ gebracht hatte. Mit dieſen beiden Bänden, die im weſentlichen ungedrucktes Material bekannt machten, hat ſich Moritz Heydrich recht eigentlich an die Spitze der Otto Ludwig-Philologie — wenn man von einer ſolchen ſchon reden kann — geſtellt. Mochte im einzelnen die wiſſenſchaftliche Akribie und tiefere Kritik zu vermiſſen ſein und konnten auch die ſpäteren Ausgaben Berichtigungen und Ergänzungen bringen: die von einer intimen Kenntnis des Nachlaſſes zeugende Auswahl, die tief eindringenden Charakteriſtiken der einzelnen Dramen und Dramenfragmente, und nicht zum wenigſten die aus hingebender Verehrung und aufrichtiger Begeiſterung heraus verfaßte

Bibl. Univers. Lips.

biographiſche Skizze ſichern dieſem ſchönen Zeugnis pietätvoller Freundſchaft ein ehrendes Andenken.

Nachdem dann noch vereinzelt im Jahre 1877 das Trauerſpiel „Die Rechte des Herzens“ und „Das Märchen vom toten Kinde“ in Erſtdrucken bei Otto Janke in Berlin erſchienen waren, trat die Otto Ludwig-Forſchung in ein neues Stadium ihrer Entwicklung durch die ſechsbändige Ausgabe von „Otto Ludwigs Geſammelten Schriften“, die 1891 Adolf Stern bei Grunow in Leipzig erſcheinen ließ und deren vierten Band, eine Ausleſe aus den dramatiſchen Fragmenten enthaltend, Erich Schmidt herausgab. Indem dieſe Ausgabe nicht nur eine ganze Reihe abgeſchloſſener Erzählungen und Dramen erſtmalig veröffentlichte, ſondern auch den Studien und Kritiken eine größere Aufmerkſamkeit zuwandte, zugleich aber auch durch den Abdruck ausgewählter Partien des dramatiſchen Nachlaſſes zum erſten Male den weiten Hintergrund ahnen ließ, der ſich hinter den wenigen abgeſchloſſenen Werken Ludwigs auftut, iſt dieſe Ausgabe und die ihr beigegebene ebenſo feinſinnige wie reichhaltige Biographie von Sterns Hand bis heute grundlegend geblieben. Freilich darf dabei nicht verſchwiegen werden, daß die unphilologiſche Textbehandlung Sterns, der nicht ſelten den Wortlaut des Dichters zu beſſern ſuchte und gelegentlich ganze Sätze und Verſe ſtrich, für die genauere Forſchung keine zuverläſſige Grundlage bietet.

Jenem Mangel eines korrekten Textes ſuchte die kritiſch durchgeſehene Ausgabe des Bibliographiſchen Inſtituts abzuhelfen, die Viktor Schweizer 1896 in drei Bänden herausgab. Dieſe Ausgabe, die allerdings nur die abgeſchloſſenen Werke von Ludwigs reifer Kunſt enthält, bietet zwar einen ſelbſtändigen und im allgemeinen zuverläſſigen Text; doch laſſen ſich gegen ihren Grundſatz, bei den Erzählungen und Dramen die Jankeſche Ausgabe und nicht die Erſtdrucke zugrundezulegen, Bedenken erheben. Weniger ſelbſtändig, aber nicht ohne Verdienſt, war ſchließlich die Ausgabe von „Otto Ludwigs Werken in ſechs Bänden“, die Adolf Bartels 1900 (Leipzig, M. Heſſe) erſcheinen ließ, obwohl der Text hier teilweiſe durch Druckfehler arg entſtellt iſt.

In der Überzeugung, daß eine neue, auf philologiſchen Prinzipien fundierte, umfangreiche Otto Ludwig-Ausgabe nicht nur eine Pflicht der Pietät gegen den toten Dichter, ſondern nachgerade auch ein wiſſenſchaftliches Bedürfnis ſei, wandte ſich der Unterzeichnete bereits im Jahre 1910 an die Direktion des Goethe- und Schillerarchivs, dem durch Verfügung der Witwe und Tochter Ludwigs faſt der geſamte Nachlaß zugefallen war. Nachdem jedoch die damals geführten Verhandlungen kein greifbares Reſultat ergeben hatten, kam die Angelegenheit erſt wieder in Bewegung, als Anfang vorigen Jahres die neue Direktion des Archivs den Plänen des Unterzeichneten mit Intereſſe entgegenkam. Die daraufhin gemeinſam mit dem Archiv in Ausſicht genommene Ausgabe trat indeſſen bald in eine neue Beleuchtung, als ſich herausſtellte, daß auch Herr Geheimrat Walzel, dem das Vertrauen der Familie Ludwig gewiſſe Nachlaßpartien perſönlichen Inhalts vorbehalten hatte, ſowie die Münchener Herren Dr. Schmidt und Dr. Borcherdt den Gedanken einer größeren Ludwig-Ausgabe erwogen hatten. Da eine doppelte Ausgabe ebenſo zwecklos wie der Sache wenig dienlich geweſen wäre, beſchloß man nach längeren Verhandlungen, den Plan in gemeinſamer Arbeit auf breiterer Baſis zu verwirklichen.

Aus praktiſchen Gründen ſchien es geboten, die auf etwa achtzehn Bände berechnete Geſamtausgabe in zwei Teile zu zerlegen, deren erſter Hauptteil die eigentlichen „Werke“, ſowohl die abgeſchloſſenen wie die fragmentariſchen, umfaßt, während eine Reihe von Ergänzungsbänden den Dokumenten ſubjektiven Schaffens, den Studien, Kritiken, Briefen und Tagebüchern, gewidmet ſein ſoll. So ſucht die Ausgabe ein Geſamtbild von Ludwigs Schaffen zu geben. Sie wird nicht nur die fertigen Werke und deren bisher unbekannte Vorſtufen bringen, ſondern vor allem auch den zahlreichen Fragmenten und im Stadium der Skizze ſteckengebliebenen Stücken ihre Aufmerkſamkeit zuwenden. Freilich wird es nur in den wenigſten Fällen angebracht und möglich ſein, den geſamten Entwicklungsgang eines Werkes in allen ſeinen Metamorphoſen und leiſen Verſchiebungen vorzuführen, da die vollſtändige Publikation des Nachlaſſes, die einem Umfang von hundert Bänden nahekommen dürfte, weder im Sinne des Dichters noch im Intereſſe der Wiſſenſchaft ſein würde. Vielmehr liegt es im Plan der Ausgabe, nur an einer Reihe beſonders intereſſanter Werke die geſamten Entwürfe, Studien und Vorarbeiten darzubieten, um damit eine Vorſtellung von der Arbeitsweiſe Ludwigs zu ermöglichen, während in den übrigen Fällen eine vorſichtige, in gemeinſamer Beratung erwogene Auswahl die Höhenpunkte und Hauptphaſen der Entwicklung herausheben und ein verbindender Text über die weniger wichtigen Faſſungen orientieren ſoll.

Da die Orthographie Ludwigs in keiner Weiſe konſequent iſt und einer Regelung des Schriftbildes nach der Schreibweiſe der Zeit ſich gewichtige Bedenken entgegenſtellten, wird die Textgeſtaltung der Ausgabe unter Wahrung des Klangbildes der Dichterſprache der modernen Orthographie folgen, ſoweit nicht die Rückſicht auf den veränderten Vorſtellungsinhalt die Beibehaltung der älteren Schreibweiſe empfahl (z. B. Sündflut, Guckguck u. a.). Der Herausgeber iſt ſich allerdings bewußt, daß ſtrenggenommen eine Form wie „heuraten" nicht exiſtiert hat und zu dem früheren Lautſtand im Grunde auch die ältere Schreibweiſe (heurathen) gehört. Es ſchien aber nach eingehenden Erwägungen richtiger, ſich in einigen wenigen Fällen dem Vorwurf der Inkonſequenz auszuſetzen, als in zahlloſen anderen die teilweiſe ſchon recht moderne, im ganzen aber widerſpruchsvolle Orthographie des Dichters künſtlich auf ein älteres Stadium zurückzuſchrauben. Die Interpunktion ſucht die ſchweren Satzzeichen Ludwigs nach Möglichkeit beizubehalten, folgt aber im übrigen ebenfalls modernen Grundſätzen. Zur Textgeſtaltung iſt noch zu bemerken, daß alle Parentheſen Ludwigs in runden — ( ) —, alle nachträglichen Einfügungen und Randbemerkungen des Dichters in gebrochenen — ⟨ ⟩ —, alle Bemerkungen der Herausgeber innerhalb des Textes in eckigen — [ ] — Klammern wiedergegeben werden.

Wie jedes größere Unternehmen iſt auch dieſe Ausgabe naturgemäß auf die unterſtützende Beihilfe zahlreicher öffentlicher und privater Faktoren angewieſen, deren in den einzelnen Bänden gedacht werden ſoll. Hier ſeien nur diejenigen namhaft gemacht, deren Unterſtützung und Mitwirkung der geſamten Ausgabe zugute kommt.

In erſter Linie gilt unſer ehrerbietigſter Dank Seiner Königlichen Hoheit dem *Großherzog von Sachſen-Weimar*, der den geſamten im Goethe- und Schillerarchiv befindlichen Nachlaß des Dichters der Ausgabe zur Verfügung ſtellte, ſowie Seiner Hoheit dem *Herzog von Sachſen-Meiningen*, dem hochherzigen Förderer Ludwigſcher Kunſt, der nicht nur die Widmung der Ausgabe anzunehmen geruhte, ſondern auch ſonſt das Unternehmen huldvollſt unterſtützte. Ebenſo ſei auch mit Dank der *Stadt Dresden* gedacht, die das Andenken des Dichters, der in ihren Mauern ſeine zweite Heimat gefunden, durch Überlaſſung des im Stadtmuſeum befindlichen handſchriftlichen Materials und eine Beihilfe zu der Ausgabe ehrte. Vor allem aber ſind der Herausgeber wie die Mitarbeiter dem Direktor und den Beamten des Goethe- und Schillerarchivs zu aufrichtigem Danke verpflichtet: Herrn Geheimrat Dr. *von Oettingen*, der den Unterzeichneten bei den nicht immer einfachen Verhandlungen ſo vielfach mit Rat und Tat unterſtützte und ſich freiwillig auch der Mühe einer letzten Korrektur aller druckfertigen Bogen unterzog, ſowie den Herren Profeſſor Dr. *Wahle* und Dr. *Hecker*, die, abgeſehen von ihrer beratenden Stimme bei der Auswahl des zu veröffentlichenden Materials und ihrer Anteilnahme an der erſten Korrektur, bei dem mitunter faſt hoffnungslos ſcheinenden Zuſtand der handſchriftlichen Vorlagen und den daraus entſtehenden ſchwierigen Entſcheidungen dem Herausgeber und den Mitwirkenden in nie ermüdender Bereitwilligkeit zur Seite ſtanden. Dankend ſei auch an dieſer Stelle darauf hingewieſen, daß Herr Dr. *Borcherdt* den bis dahin nur wenig geſichteten Nachlaß des Dichters ordnete und ſignierte.

Nicht zum wenigſten aber möchte ich dem Herrn Verleger der Ausgabe danken, der mit ſeltener Opferwilligkeit dieſem an den Verlag ſo hohe Anforderungen ſtellenden Unternehmen trotz des Ausbleibens erwarteter Subventionen ſein ungeſchmälertes Intereſſe entgegenbrachte und für das Zuſtandekommen und die würdige Ausſtattung der Ausgabe weder Mühe noch Koſten ſcheute.

Schließlich ſei an alle diejenigen, die ſich etwa im Beſitze von Handſchriften oder Briefen Ludwigs befinden oder von deren verborgener Exiſtenz wiſſen, die Bitte gerichtet, davon dem Unterzeichneten oder der Direktion des Goethe- und Schillerarchivs freundlichſt Kenntnis zu geben.

Leipzig, 16. September 1912. Paul Merker.

Einleitung zum erſten Bande

Die in dieſem Bande unter dem Titel „Erzählungen" vereinigten epiſchen Dichtungen ſind ihrer Gattung, ihrem Stil, ihren künſtleriſchen Qualitäten nach ſo grundverſchieden, daß ihre Zuſammenſtellung rein zufällig erſcheinen könnte, wenn nicht die chronologiſche Anordnung dieſe Reihenfolge bedingte. Aber aus dieſer Aufeinanderfolge wird erſt die Entwicklung des Dichters Ludwig klar, der ſich nur allmählich von den Traditionen der Romantik freimachen konnte und langſam das Feld ſeiner eigentlichen Begabung erkannte. Unter dieſem Geſichtspunkte bilden dieſe ſechs Novellen doch eine große künſtleriſche Einheit: ſie ſind Stufen auf dem Wege von der Romantik zum Realismus. Dieſer Entwicklungsgang läßt ſich hier leichter erkennen, als bei den gleichzeitigen Jugenddramen, weil die Erzählungsform dem Dichter von vornherein größere Freiheit gewährt. Auch war damals die epiſche Form viel ſtärker der Ausdruck der Perſönlichkeit Ludwigs, als in ſpäteren Jahren, wo er ſeine großen Novellen ſchrieb, um „ſeinen dramatiſchen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen." (Brief an Ed. Devrient. Juli 1853.) Aus den Märchenphantaſien der „wahrhaftigen Geſchichte von den drei Wünſchen" ſpricht die Perſönlichkeit des Dichters ebenſo lebendig heraus, wie aus den zarten Schilderungen der „Maria" ein Behagen an epiſcher Breite und Beſchaulichkeit. Sein Liebesglück im Triebiſchtale findet neben den „Buſchliedern" nur in der „Buſchnovelle" ſeinen Ausdruck, und der Einſiedler von Nieder-Garſebach entwirft den Plan zu einem breitangelegten, idyllenartigen Roman, dem „Schulmeiſterleben". Wenn dieſer nur ein vielverſprechendes Fragment blieb, ſo liegt das daran, daß dem Dichter im reichbewegten Leipziger Leben wieder die Anregung zum dramatiſchen Schaffen kam: das große, nie vollendete Ringen um die Geſtaltung und Form des Dramas hohen Stils beginnt. Erſt jetzt wird das Drama in ſtärkerem Maße Ausdruck der Perſönlichkeit des Dichters, bis die „Shakeſpeareſtudien" eine Bekenntnisſchrift ſubjektivſter Art aus der Feder eines ſtrengen Kritikers werden.

Für die Kenntnis der Entwicklung des jungen Ludwig ſind alſo dieſe kleinen Novellen von ausſchlaggebender Bedeutung.

Im gleichen Jahre, wo Otto Ludwigs Erſtlingsnovelle „Das Hausgeſinde" im „Kometen" erſchien, ſchrieb der gleichaltrige Friedrich Hebbel ſeine „Judith". Dieſer Hinweis müßte allein genügen, um den immer noch ſo beliebten Vergleich zwiſchen Ludwig und Hebbel zurückzuweiſen, der doch zuungunſten Ludwigs ausfallen muß, zugleich aber ſeiner Weſensart nicht gerecht werden kann. Der junge Hebbel wird von ſeinem Selbſtbewußtſein getragen und iſt ſich daher ſeines Weges von vornherein bewußt; er kann nicht irren. Dem jungen Ludwig fehlt dieſes Selbſtbewußtſein völlig; daher muß er ſich erſt durch mühſames Tappen im Dunkeln ſeinen Weg ſuchen und findet ihn erſt, nachdem er mancherlei Umwege gemacht hat.

Dieſer Gegenſatz zwiſchen Hebbel und Ludwig iſt gewiß in erſter Linie das Ergebnis ihrer Veranlagungen. Er wird aber durch äußere Umſtände verſtärkt. Hebbel hat keine Traditionen zu überwinden. Seine ſtarke Perſönlichkeit läßt ihn aus ſeinen Vorgängern nur das ihm Zuſagende herausgreifen. Und dazu kommt, daß dieſer Mann bei harter Arbeit unter markigen Männern aufwuchs und die ſalzige Luft des deutſchen Meeres einatmete.

Ganz anders Otto Ludwig. Er ſtammt aus Thüringen, wo ſich die Sagen- und Märchenbildung am längſten erhalten hat, wo die ganze Natur zum Träumen und Sinnen einladet, aber die Herbheit, die zu großen und raſchen Entſchlüſſen notwendig iſt, zu fehlen ſcheint. So war Otto Ludwig ſchon als Knabe ein Träumer und Phantaſt, und dieſe Anlage des zarten Kindes wurde von einer überängſtlichen Mutter nur noch unterſtützt. Sie führte ihn in die Märchen- und Sagenwelt ein und wußte in ihm Begeiſterung für die Dichter der Romantik zu erwecken. Tieck und E. Th. A. Hoffmann wurden frühzeitig neben Shakeſpeare ſeine Lieblingsdichter, und der empfängliche Knabe lernte ſie kennen und ſtudierte ſie eifrig, zu einer Zeit, wo er ſeine Begabung in der Muſik erkannt zu haben glaubte, wo er ſich noch nicht über die Ausdrucksmittel ſeiner Kunſt klar war. So mußte Otto Ludwig als ein Abhängiger beginnen. Als Schüler Hoffmanns und Tiecks hat er ſeine erſten Novellen geſchrieben*).

Man hat bisher in erſter Linie Tieckſche Einflüſſe in Ludwigs Jugenddichtung zu erkennen geglaubt, und in der Tat läßt ſich an manchen Stellen der Einfluß Tiecks nicht überſehen. Aber Ludwig beſaß etwas, was Tieck fehlte und was uns deſſen Novellen oft ſo veraltet erſcheinen läßt. Ludwig ſah überall intereſſante Situationen, wußte geſchautes Leben zu verarbeiten und mit überraſchender Lebendigkeit vor Augen zu führen. Tiecks Geſtalten entſtehen am Schreibtiſch, und darum fehlt ihnen die Anſchaulichkeit. Mit Recht ſagt Ricarda Huch in der „Blütezeit der Romantik" (S. 120): „Es iſt erſtaunlich, bis zu welchem Grade es Tieck mißlang, Menſchen zu ſchaffen. Die unzähligen Perſonen, die in ſeinen Büchern auftreten, ſind nichts als bunte Figuren einer Laterna magica, die auf eine Wand geworfen, marionettenartig mit zuckenden Bewegungen an dem Beſchauer vorübergleiten. Sie entſpringen in erſtaunlicher Fülle, mühelos aus ſeinem Kopfe; eben weil es nur Kopfgeburten ſind, ohne Fleiſch und Bein." Nach dieſer Richtung hin konnte Tieck nicht als Vorbild dienen, wohl aber hat Ludwig an dem ſtraffen Aufbau der Tieckſchen Novellen, ihren geſchickt geführten Dialogen und ihrer Sprache gelernt, und nicht zum wenigſten hat jener Dichter auf ſeine künſtleriſchen und literariſchen Anſchauungen eingewirkt.

Das, was dem Altmeiſter der Romantik fehlte, fand Ludwig bei Hoffmann vor, mit dem er ſich ja weſensverwandt fühlen mußte. Er war, ebenſo wie dieſer, Muſiker und ſchwankte eine Zeitlang ebenſo zwiſchen beiden Künſten hin und her. Aber noch mehr! Hoffmann hatte dieſelbe Begabung, Geſtalten des gewöhnlichen Lebens mit ſcharfem Blick für das Charakteriſtiſche in ſich aufzunehmen und wiederzugeben, ſo daß er darin ein Vorläufer des künſtleriſchen Realismus wurde. „Ihm eignet“, ſagt Oskar Walzel in ſeiner Studie über die „Deutſche Romantik“, „eine Kraft des Schauens, die den Realismus ſpäterer Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, etwa die Fähigkeit Kellers und Otto Ludwigs, Originale zu zeichnen, vorwegnimmt. Er ſtudiert mit dem Vergrößerungsglaſe wunderliche Erſcheinungen, ſeltſame, unheimliche Menſchen; und deutend läßt er aus dem Wunderlichen das Wunderbare erwachſen, mit einer Fähigkeit der Einfühlung, die in der Skizze ‚des Vetters Eckfenſter‘ zu divinatoriſchen Tiefblicken heimlichſter Seelendeutung ſich erhebt.“ Gerade die Miſchung des Wunderbaren mit dem Alltäglichen war es, die Ludwig bei Hoffmann bewunderte und ſelbſtändig weiterbildete. Daher bekennt er ſich noch am Ende ſeines Lebens in den „Epiſchen Studien“ zu dieſer Auffaſſung des Wunderbaren: „Die Miſchung des Wunderbaren und Alltäglichen, eine ſo innige Miſchung, daß ihre Elemente kaum zu ſcheiden ſind, von der uns ſo eigen wird, daß wir bezaubert nicht wiſſen, welches nun eigentlich das Wunderbare, welches das Natürliche iſt, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Das Vehikel dieſer Verbindung iſt der Humor. Man möchte den Ausdruck brauchen: humoriſtiſche Romantik oder romantiſcher Humor.“ (Bartelsſche Ludwig-Ausg. VI. 296.) Aber nur eine Seite der Hoffmannſchen Phantaſiewelt vermochte unſeren träumeriſch-verſonnenen Thüringer anzuſprechen. Für die düſteren Nachtſtücke fehlte ſeiner heiteren Natur der Reſonanzboden. Hoffmanns „humoriſtiſche Romantik oder romantiſcher Humor“ iſt für ihn vorbildlich, und ſo finden wir in den Jugendnovellen Ludwigs auf Schritt und Tritt Einflüſſe von dieſer Seite des Hoffmannſchen Schaffens.

---

*) Es iſt hier nicht Raum, die Beziehungen Ludwigs zur Romantik ausführlich zu behandeln. Ich möchte daher auf meine Arbeit über „Otto Ludwigs Jugendnovellen und ihr Verhältnis zur Romantik" hinweiſen.

Aber während Ludwig noch in den „drei Wünſchen“ die Hoffmannſchen Phantaſieſtücke ſelbſtändig weiterbildete, trat die Geſtalt der Maria vor ſeine Augen. Ihn reizte nach ſeinem Zeugniſſe nur die Durchführung des Problems, wie in einem Mädchen, das ohne ſein Wiſſen Mutter geworden iſt, die ſüßen Ahnungen der Liebe und ihrer

Freuden erwachen. Eine ſolche Aufgabe erfordert pſychologiſche Vertiefung und realiſtiſche Darſtellung. So kam Ludwig von ſelbſt zu dem Felde ſeiner eigentlichen Begabung, zur künſtleriſchen Wiedergabe geſchauten Lebens. Dieſer Übergang zum Realismus iſt aber nicht äußerlich, ſondern Ludwig iſt in die Wirklichkeit hineingewachſen. Es iſt ihm ſo gegangen, wie er es den Kanzler im Fragment der Bernauernovelle „Falſch und treu“ ſagen läßt: „Der Menſch wächſt nur ganz allmählich in das Verſtändnis der Wirklichkeit hinein. Erſt wenn er die derbe Koſt der Wahrheit vertragen kann, wird er der Muttermilch der Täuſchung entzogen.“ Dieſer innerliche Entwicklungsprozeß iſt aber von äußeren Umſtänden unterſtützt worden. Der Verkehr mit jungen Künſtlern in Dresden wies ihn auf das Gemeinſame hin, das den bildenden Künſtler und den Dichter verbindet. So wurde er zu ſtärkerem Beobachten der Natur angehalten. Von jetzt ab bekommen die Naturſchilderungen bei Ludwig ein viel ſinnfälligeres Gepräge; ſie erinnern oft an die Kunſt des Landſchaftsmalers. Aber auch die Lektüre ſpielt bei dieſer Umwandlung mit: Noch begegnen wir in der „Maria“ nicht immer zum Vorteil des Werkes Tieckſchen Einflüſſen; daneben weiſen eine ganze Anzahl Stellen auf das genauere Studium der Goetheſchen Proſa hin; im „Schulmeiſterleben“ wird man oft an Immermanns „Oberhof“ erinnert. Aber es handelt ſich bei dieſen ſtofflichen und motivlichen Ähnlichkeiten nicht mehr um eine Anlehnung an fremde Muſter, ſondern nur um ein Sich-anregen-laſſen. Der Dichter iſt ſelbſtändig geworden; er ſieht ſich mit kritiſchem Blicke um und greift das ihm Zuſagende heraus, um es ſelbſtändig fortzubilden. So bedeutet auch in ſpäteren Jahren die eingehende Beſchäftigung mit Dickens keine neue Epoche in Ludwigs Schaffen. Er wird ſich nur klar über manches, was er inſtinktmäßig angewendet oder was unbewußt in ihm geſchlummert hatte.

So zeigt ſich uns Ludwigs epiſches Schaffen nach langem, mühſamem Wegſuchen und Umhertappen als ein gerades Aufwärtsſtreben, das in dem Roman „Zwiſchen Himmel und Erde“ gipfelt, von dem Paul Heyſe ſagen konnte: „Dergleichen iſt wohl in Proſa nie geſchaffen worden.“ Es iſt eine müßige Frage, wie wohl das nächſtfolgende Werk geworden wäre, wenn es dem Dichter vergönnt geweſen wäre, es auszuführen. Ob aber noch eine Steigerung bei den Ausdrucksmitteln Otto Ludwigs möglich geweſen wäre, muß billig bezweifelt werden.

I. Das Hausgeſinde

Die Entſtehungsgeſchichte dieſer Erſtlingsnovelle Otto Ludwigs führt uns in die Tage ſeines erſten Leipziger Aufenthalts zurück. Von ſeinem Landesherrn, dem Herzoge von Sachſen-Meiningen, hatte der junge Muſiker im Frühjahr des Jahres 1839 ein Stipendium von 300 Gulden auf drei Jahre erhalten, um ſeine Studien bei Felix Mendelsſohn-Bartholdy zu vollenden. Als Ludwig aber im Herbſt 1839 nach Leipzig kam, zeigte es ſich, daß die Summe doch zu gering war und trotz der Anſpruchsloſigkeit des Jünglings, die uns die Tagebuchblätter jener Zeit enthüllen, nur zum einfachſten Leben ausreichen wollte. Der regelmäßige Konzertbeſuch, den ihm Mendelsſohn dringend anriet, war ihm ſo ſchon aus materiellen Gründen unmöglich gemacht. Dazu geſellten ſich aber auch körperliche Leiden, die wohl mit jener Unterernährung zuſammenhingen. Faſt in jedem Konzert hatte er unter ſtarkem Unwohlſein zu leiden, ſo daß er am 3. Januar 1840 ganz reſigniert in ſein Tagebuch einzeichnet, daß ihm „Konzerte und Theater verſchloſſen ſeien.“ Gerade in jenen Tagen fällt ihm eine Notiz in die Hände, daß die Zeitſchrift „Eilpoſt für Moden“ literariſche Beiträge ſuche. Sofort notiert er in ſein Tagebuch: „Eine Novelle zu ſchreiben und es damit zu probieren, vom Erlös zuerſt Kleider oder Bücher, dann das Theater zu beſtreiten.“ Dieſer Gedanke beſchäftigt ihn in den folgenden Tagen ſo ſtark, daß er bereits eine Lebensveränderung unter jenem Geſichtspunkte ins Auge faßt: „Wäre es dann nicht am beſten, zu Hauſe oder wenigſtens in einer wohlfeileren Stadt zu dichten und zu muſizieren? Durch Novellenſchreiben ſo viel verdient, daß man ſich ans Theater machen könnte . . .“

So ſcheint die Anregung zur Ausarbeitung unſeres Werkes aus rein äußerlichen Umſtänden hervorgegangen zu ſein. Sie trifft aber zuſammen mit der phyſiſchen Unmöglichkeit, ſich den Muſikſtudien mit Eifer zu widmen, ſo daß Ludwig auch durch ſein körperliches Leiden zur Dichtung hingewieſen wird. Daß dieſer Umſchwung, der einen Nur-Muſiker zur Verzweiflung gebracht hätte, Ludwig keineswegs tief traf, zeigt eine Stelle in einem Briefe an Schaller vom 3. März 1840, wo es heißt: „Die Zeit (November bis März), die zwiſchen dieſen Briefen liegt, war eine Zeit geiſtiger Erhebung, ich hatte keine Anſprache, brauchte ſie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, beſonders poetiſche, füllten ſie aus. Jeden Abend wünſchte ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein ſo zufriedenes Stillleben, als ich nie geführt habe.“ Eine behagliche Stimmung war über den jungen Poeten gekommen, der ſich eine Zeitlang aus dem Dilemma zwiſchen beiden Künſten herausgeriſſen ſah. So erklärt ſich der behagliche Humor, der über der ganzen Novelle liegt und der im Helden Andres faſt eine luſtige Selbſtkarikatur des Dichters zeitigt.

Wann das Werk entſtanden iſt, läßt ſich ziemlich genau feſtlegen. Denn am 12. Februar 1840 ſchreibt Ludwig als „Decretum“ in ſein Tagebuch: „Erſt das Hausgeſinde abgeſchrieben und für den Unterhalt geſorgt.“ Die Novelle iſt alſo zwiſchen Anfang Januar und Anfang Februar 1840 entſtanden, und zwar wurde ſie in drei bis vier Tagen ausgearbeitet, wobei der Dichter allerdings faſt ununterbrochen von früh acht Uhr bis nachts zwölf Uhr arbeitete. (Tagebuch, März 1840 und Brief an ſeinen Onkel Chriſtian Otto vom 18. März 1840.)

Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß bei dieſer Ausarbeitung frühere Entwürfe zu einem Luſtſpiel „Das Hofgeſinde“ benutzt wurden, die aus dem Juni 1839 ſtammen. Dagegen iſt es unwahrſcheinlich, daß vorher ſchon in Novellenform Entwürfe vorhanden waren. Denn das Flüchtige und Graziöſe des Werkleins weiſt darauf hin, daß das Ganze in einem Guß fertig wurde. Auf die Flüchtigkeit der Ausführung deutet auch Ludwig ſelbſt. Er ſagt, der Gattungsname „leichte Erzählung“ paſſe ſehr wohl auf das „Hausgeſinde“: „Leicht genug hab ich mir's gemacht, vielleicht drei Tage oder vier daran gearbeitet." Deshalb denkt er nur gering von ſeinem Werke; er nennt es „das dumme Ding, das ich wirklich des Lohns wegen geſchrieben."

Ende Februar 1840 war die Reinſchrift fertig und wurde an Ferdinand Stolle für die „Eilpoſt für Moden" eingeſandt. Mit dem Hangen und Bangen, das jeder junge Autor in der Hoffnung empfindet, ſich zum erſtenmal gedruckt zu ſehen, erwartete Ludwig die Antwort. Am 3. März ſchreibt er ins Tagebuch: „Wenn ich nur erſt Nachricht hätte . . ., dann würde wieder einige Zeit warm und mit Bier gelebt." Leider kam aber Mitte März eine abſagende Antwort. Stolle ſchrieb, Ludwig habe ein entſchiedenes Talent für die leichte Erzählung, das er ja nicht vernachläſſigen ſolle. Doch ſeien bei der „Eilpoſt" ſchon ſo viel Manuſkripte vorrätig, daß es dem Verfaſſer zu lange dauern würde. (Tagebuch März 1840 und Brief an Onkel Otto vom 18. März 1840.) Jedoch hatte Stolle an zwei Stellen offenbar Bedenken erhoben. Denn im Tagebuch findet ſich folgender Briefentwurf: „Concluſum. Das Hausgeſinde wird bloß an den zwei Stellen geändert an Hrn. Ferd. Stolle geſendet mit folgender Zuſchrift: P. P. Ihre gütige Aufmunterung, ſehr geehrter Herr, meine launige Erzählung: Das Hausgeſinde und die Frühlingstrunkenheit [ein gleichzeitig eingeſandtes Gedicht] betreffend, hat mir den Mut gemacht, in ähnlichen Arbeiten fortzufahren und ſollte ich ja in der Folge etwas Tüchtiges darin leiſten können, ſo werde ich nie verkennen, wieviel von dem Gelingen ich ihr verdanke. Sie haben ſehr Recht, der Graf und die Gräfin ſind ſehr unedel gehalten; ich hatte das Manuſkript nicht wieder durchgeleſen, eh' ich mir die Freiheit nahm, es Ihnen zu ſchicken; ich glaube, es wäre mir ſonſt ſelbſt aufgefallen. Jetzt da ich es las, kam mir erſt der Gedanke es ganz umzuarbeiten; doch iſt es eine ſchwierige Sache, ſich in die Stimmung früherer Jahre zurückverſetzen zu wollen und müßte zu dem Zwecke doch geſchehen. Überdies iſt das Gelingen ungewiß und die zum Umarbeiten nötige Mühe und Zeit auf jeden Fall beſſer anzuwenden. So hab' ich denn nur die Stellen, die Sie rügten, umgeändert und nehme mir die Freiheit, ſo verändert es Ihnen wieder zu überſenden. Die Not, die mich trieb, das Wercklein dem Publicum zu übergeben und mich wünſchen ließ, daß es bald geſchehe, iſt von einer anderen Seite geſteuert. Da Sie jedoch nicht ungeneigt ſind, es aufzunehmen, ſo mag es immerhin ſich zeigen. Nach geſchehenem Abdruck werd' ich ſo frei ſein, mich bei Hrn. Meißner [dem Verleger] zu melden. Mit der Bitte, mein nochmaliges Beſchwerlichfallen zu verzeihen, und der Verſicherung, nichts ſehnlicher zu wünſchen, als meine Dankbarkeit Ihnen mit der Tat beweiſen zu können, bleibe ich Ihr ganz ergebenſter O. L.“ Den Umſtand, daß Ludwig die Entſtehung der Novelle um Jahre zurückverlegen will, dürfen wir wohl als einen Kunſtgriff betrachten, um die Schwächen ſeines Werkes zu entſchuldigen. Jedenfalls erſehen wir aber aus dem Briefe, daß in der erſten Faſſung die Geſtalten des Grafen und der Gräfin ſtärker hervorgetreten ſind. Offenbar entſprach wohl die erſte Faſſung im weſentlichen dem Luſtſpielentwurf, wo der Graf noch häufiger hervortreten und die Gräfin zuſammen mit dem Hausmeiſter und der Gouvernante eine Intrige gegen den Grafen ſpinnen ſollte. Dieſe Motive ſind alſo erſt bei der Umarbeitung weggefallen.

In der gekürzten und uns jetzt allein vorliegenden Form wurde das Werk am 3. April von neuem an Ferdinand Stolle abgeſandt. Aber auch diesmal konnte es Stolle nicht annehmen, wieder angeblich aus Raummangel, und ſchickte es direkt an die Redaktion des „Kometen“ weiter.

Der „Komet“ war eins jener Unterhaltungsblätter der vierziger Jahre, die für den Geſchmack eines breiteren Publikums zugeſchnitten waren. Die meiſten Beiträge enthalten oberflächliche Geſchichten, und nur ſelten wird ein tieferer Ton angeſchlagen. An bekannten Namen treffen wir neben Otto Ludwig eigentlich nur noch Ludwig Bechſtein. Die Redaktion führte der böhmiſche Jude Herloßſohn, an den Ludwig vielleicht empfohlen war; wenigſtens ſetzt eine Briefſtelle an Chriſtian Otto (18. März 1840) voraus, daß der Oheim dieſen Mann kenne oder wenigſtens von ihm gehört habe. Schon Anfang März hatte Ludwig ihm einige Gedichte für den „Kometen“ eingeſandt, und Herloßſohn hatte wenigſtens eins angenommen und ſehr bald veröffentlicht. Auch jetzt nahm er die Novelle gern an, die in mehreren Fortſetzungen vom 19. April ab in ſeiner Zeitſchrift erſchien. War auch der materielle Erfolg nicht ſo bedeutend, wie Ludwig urſprünglich gehofft hatte, ſo war doch die Freude groß, die freilich bald durch ein ſchweres körperliches Leiden getrübt wurde.

So viel ergibt ſich aus der Entſtehungsgeſchichte der Novelle, daß es verfehlt wäre, mit großem Maßſtab an ſie heranzutreten. Aus äußeren Umſtänden iſt ſie in wenigen Tagen entſtanden, und der Dichter hat ſein Werk nicht für bedeutend genug erachtet, um es einer gründlichen Umarbeitung zu unterziehen. So haben wir in dieſer Novelle einen liebenswürdigen Erſtlingsverſuch zu ſehen, der aber eine größere Bedeutung nicht beanſprucht.

Aus der Entſtehungsgeſchichte läßt ſich weiterhin ſchließen, daß ein inneres Verhältnis des Dichters zu ſeinem Stoffe nicht vorlag. Es iſt ſchon darauf hingewieſen worden, daß man den Andres in ſeiner tölpelhaften Ungeſchicklichkeit und ſeiner Sehnſucht nach den Goldfüchſen als eine luſtige Selbſtverſpottung des Dichters auffaſſen könnte, wobei allerdings zu beachten iſt, daß das Volksmärchen dieſen Typ ſchon im Hans im Glück vorgebildet hat. Auch die anderen Geſtalten ſind ſo typiſche Erſcheinungen, daß man keinerlei perſönliche Anklänge finden kann.

II. Die Emanzipation der Domeſtiken

Ende Oktober 1840 hatte Ludwig Leipzig verlaſſen und war nach Eisfeld zurückgekehrt. Über ſeine Begabung war er ſich endlich klar geworden: „Doch genügt mir das Vage der Muſik nicht mehr! Geſtalten muß ich haben!“ (Tagebuch, Auguſt 1840). Aber der folgende Winter war dem dichteriſchen Schaffen wenig günſtig. Die Verhältniſſe im Hauſe ſeines Onkels Chriſtian Otto waren recht unglücklich und lähmten ſeine Produktion. Mit aufopfernder Hingabe pflegte er den todkranken Mann, während er ſelbſt an einer Augenentzündung litt. Erſt im Sommer 1841, den er in ſeinem Gartenhauſe ſtill für ſich verlebte, ſcheint die dichteriſche Produktivität wieder erwacht zu ſein. Der Blick auf die waldbedeckten Berge ſeiner Heimat gab ihm den Plan ein, den Thüringer Wald mit ſeinen Bewohnern in einer Erzählung, der „Limbacher Novelle“, zu ſchildern. Hierin ſollte auch die Gräfin Pfaffel, die rätſelhafte Schloßherrin von Eishauſen, eine Rolle ſpielen, die viele Jahre ſpäter Ludwig Bechſtein in ſeinem Roman „Der Dunkelgraf“ ſchilderte. Aber dieſer Plan ſcheint nicht über die erſten Anfänge hinausgekommen zu ſein. Wohl aber ſind vielleicht einzelne Motive in die Gräfinnengeſchichte der „Emanzipation“ herübergenommen worden.

Wahrſcheinlich blieb die „Limbacher Novelle“ liegen, weil der Dichter daran denken mußte, möglichſt raſch ein Werk zu vollenden, um ſich den weiteren Genuß des Meininger Stipendiums zu ſichern, das er bisher als Muſiker erhalten hatte und nun als Dichter weiter zu erhalten hoffte.

Darum griff er auf einen älteren Plan zurück, der in ſatiriſcher Form eine Verſpottung der Emanzipationsgelüſte des jungen Deutſchlands enthalten ſollte. Dieſer Plan hatte offenbar ſchon mehrere Stadien hinter ſich, als dem Dichter die Dienſtboten als geeigneter Gegenſtand für die Satire erſchienen. Im Januar 1839 notierte er in ſein „Diarium“: „Stoff zu hiſtoriſchen Romanplänen. Der Gutsbeſitzer mit dem überſchwenglichen Humanitätsſyſtem und den Unterhoſen. Der Forſtmann pp. Der predigtwütige Aktuar pp. Vielleicht dazu die Waldſitt pp.“ Die Emanzipationsidee ſcheint ſchon hier zur ſatiriſchen Behandlung aufnotiert worden zu ſein. Eine Tagebuchnotiz aus dem Februar 1840 zeigt ſie in Verbindung mit dem Stoffgebiet der „Limbacher Novelle“: „Ein Weltbefreier und Emanzipierer hört die Volkserzählungen von der Gräfin Pfaffel, wird ſie entführen.“ Zur gleichen Zeit notiert er ſich das Motiv des verzauberten Dorfes. Allmählich gewinnt der Gedanke der Satire feſtere Form. Am 26. April 1840 heißt es im Tagebuch: „Aus der Emanzipation der Dienſtboten pp. vielleicht eine Parodie der Tendenznovelle zu machen. Jede einzelne Perſon muß eine Tendenz haben, alle möglichen Tendenzen auf einen Haufen gepackt.“ Überall wird alſo nur auf die ſatiriſche Abſicht hingewieſen.

So erſcheint es wahrſcheinlich, daß der ernſte Ton der Liebesgeſchichte des Barons und der jungen Gräfin, ſowie das Räubermotiv erſt bei der Wiederaufnahme des Stoffes im Herbſt 1841 hinzugekommen ſind. Auf dieſe Weiſe würde ſich das Auseinanderfallen der Novelle in mehrere Handlungen erklären, die nur dürftig durch das Räubermotiv zuſammengehalten werden.

Der erſte, nur teilweiſe erhaltene Entwurf unſerer Novelle trägt das Datum: 15. Oktober 1841. Am Ende des Jahres war das Werk bereits vollendet, denn in ſeinem Neujahrsbriefe an Schaller ſchreibt Ludwig (1. Januar 1842): „Eine Novelle hab' ich vollendet, die Du, ſobald ſie gedruckt, erhalten wirſt.“ Wohl noch in der Weihnachtswoche hatte er ſie dem jungen Eisfelder Kramer zur Abſchrift übergeben. Dieſe Reinſchrift muß raſch fertig geworden ſein, denn ſchon in der erſten Hälfte des Januar war Ludwig ſelbſt nach Meiningen gereiſt, um perſönlich ſein Geſuch um weitere Gewährung des Stipendiums vorzubringen. Schon am 20. Januar 1842 konnte er aus Eisfeld an Schaller berichten, daß ſein Geſuch günſtig aufgenommen worden ſei. Die weitere Gewährung des Stipendiums war von einem Gutachten über ſeine Novelle abhängig gemacht worden, welches der Meininger Bibliothekar Ludwig Bechſtein abzugeben hatte. In dem undatierten, aber wohl aus jenen Tagen ſtammenden Gutachten Bechſteins heißt es: „In der Novelle von Otto Ludwig nimmt gleich der frappante Titel und der ſpannende Dialog der erſten Seiten für den Verfaſſer ein. – Durch das ganze Buch herſcht Glätte des Stils, Fülle und Reichtum des Gedankens und eine edle Sprache, die nie um den richtigen Ausdruck verlegen iſt und oft ergreifend wirkt. Die Fabel iſt einfach, ganz anders, als man dem Titel nach erwarten ſollte; es herrſcht Reflexion überwiegend über die Handlung vor, aber die Reflexion iſt immer geiſtreich uſw. Jedenfalls wurde Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zuteil, die Anerkennung und Ermunterung verdient, wenn er auf dem Wege moderner Novelliſtik fortſchreiten will.“ Infolge dieſes Gutachtens wurde das Stipendium von neuem bis Oſtern 1843 bewilligt.

Dagegen dauerte es noch über ein Jahr, bis die Novelle im Druck erſchien. Ob Ludwig inzwiſchen Verſuche gemacht hatte, ſie in Zeitſchriften unterzubringen, wiſſen wir nicht. Jedenfalls bot er ſie erſt im Frühjahr 1843 Heinrich Laube für die „Zeitung für die elegante Welt“ an. Dieſer war nicht abgeneigt, ſie anzunehmen, verlangte aber erhebliche Kürzungen, wie aus folgendem Briefkonzept in Ludwigs „Hauskalender“ *) hervorgeht: „H. D. Laube. Anbei hab' ich das Vergnügen, die Novelle Ihnen wieder zuzuſenden. Was ich ohne Bedenken fallen laſſen konnte, iſt mit Rotſtift geſtrichen; das mit Bleiſtift Geſtrichene wünſcht' ich, wenn es möglich, zu erhalten; doch geb' ich auch das auf, wenn Sie für zweckmäßig halten, daß es wegbleibe. Was Ihren gütigen Wink, den Baron angehend, betrifft, hab' ich nicht finden können, wie ihn befolgen, ohne daß ein großer Teil durch das Streichen erſparten Raumes wieder draufgegangen wäre, wenn ich nicht etwa die Novelle ganz umarbeitete. Obgleich ich fühle, daß das Werk dabei gewonnen haben würde, ſo weiß ich mich doch nicht mehr in die Stimmung zurückzuverſetzen, in der ich das Ganze geſchrieben, was doch notwendig, wenn das Umarbeiten der Sache nicht mehr ſchaden ſoll, als nützen. Daher bitte ich Sie, mit dieſer Unvollkommenheit Geduld zu haben. Ich habe das Ding lieb, und wär' es noch ſchlimmer, da es mir Ihre Bekanntſchaft gewonnen hat. Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen zeigen zu können, daß ich mit wirklicher Hochachtung [bin] Ihr ergebenſter O. L.“

Welche Umſtände Laube dazu bewogen haben, dieſem noch halbromantiſchen Werke ſeine Zeitſchrift zu öffnen, iſt nicht recht erſichtlich. War doch die „Zeitung für die elegante Welt“ damals eins der Hauptorgane des Jungen Deutſchland, gegen deſſen Tendenzpoeſie die Novelle von vornherein gerichtet war. Vielleicht war Bechſteins Gutachten, das der Dichter der Redaktion wohl ſicherlich vorgelegt haben wird, von ausſchlaggebender Bedeutung. Oder beſaß Laube

---

*) In Verwahrung des Herrn Geheimrat Walzel, der mir die Notizen freundlichſt zur Verfügung ſtellte. Notiert unterm 22. März 1843, doch vielleicht zu anderem Datum gehörig, da die leeren Seiten zu Briefkonzepten verwendet wurden.

wirklich das künſtleriſche Feingefühl, aus der derb-komiſchen Dienſtbotengeſchichte und den oft recht geſchraubten Liebesſzenen das werdende bedeutende Talent herauszufinden?

Jedenfalls ergibt ſich aus dem zitierten Briefe, daß erhebliche Streichungen für den Druck vorgenommen wurden. Was weggefallen iſt, läßt ſich nur ahnen. Nach dem Briefe zu urteilen, ſcheint die Geſtalt des Barons früher ausführlicher behandelt worden zu ſein. Vielleicht war aber auch der Mariane eine ſelbſtändige Stellung zugewieſen, während ſie jetzt nur zu einer Statiſtenrolle verurteilt iſt. In der abgekürzten Form wurde die Novelle dann in den Juni- und Julinummern der „Zeitung für die elegante Welt“ abgedruckt.

An eine Neuauflage der Erzählung dachte Ludwig nur noch im Frühjahr 1844, als er dem Verleger Arnold vorſchlug, ſie mit dem „Hausgeſinde“, der „wahrhaftigen Geſchichte von den drei Wünſchen“ und der „Maria“ zu einem Bande „Novellen“ zu vereinigen. Dabei wollte Ludwig ſie wieder in ungekürzter Form abdrucken laſſen. Dann ſcheint aber „Die Emanzipation“, wie das „Hausgeſinde“ ſeinen Blicken entſchwunden zu ſein. Wir hören nichts mehr von beiden. Er mochte ſie wohl als Jugendverſuche betrachten, und in der Tat war er darüber raſch hinausgewachſen.

Und doch läßt ſich ein Fortſchritt gegenüber dem „Hausgeſinde“ nicht überſehen. Das Verhältnis des Dichters zu ſeinen Geſtalten iſt ein anderes geworden. Er hat an ihnen inneren Anteil genommen, und daher haben ſie plaſtiſcher vor ſeiner Seele geſtanden und konnten wenigſtens teilweiſe individueller ausgeführt werden. Es iſt charakteriſtiſch, daß gerade die Figuren, die aus ihrer typenhaften Starrheit erlöſt wurden, ſich auch in anderen Werken bei Ludwig wiederfinden. Neben der wandelnden Tendenz in Geſtalt des Haushofmeiſters iſt beſonders der Jäger herausgearbeitet, der in mehr als einem Punkte an den Andres im „Hausgeſinde“ erinnert. Noch individueller iſt die junge Gräfin gehalten, die eine Vorläuferin Eugeniens in den „Rechten des Herzens“ zu ſein ſcheint. Die Geſtalt des Räuberhauptmanns erinnert endlich daran, daß ſich Ludwig etwa gleichzeitig mit dem Entwurf eines Dramas beſchäftigte, das den „Bayriſchen Hieſel“ behandeln ſollte.

III. Die wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen

Ludwigs zweiter Aufenthalt in Leipzig (1842–1843) ſteht in einem merkwürdigen Gegenſatz zum erſten. Der ſchüchterne Jüngling, der Felix Mendelsſohn-Bartholdy hilflos gegenüberſtand, tritt aus ſich heraus, ein Freundeskreis ſchart ſich um den zwei Jahre früher einſam Dahinlebenden, und alle, die ihm nahetreten, hegen die Achtung, die wir ahnungsvoll dem bedeutenden Künſtler entgegenzubringen pflegen. So kommt es, daß derſelbe Mann, der zwei Jahre früher Worte der bitterſten Enttäuſchung über Leipzig ſchreiben konnte, jetzt ſagt: „Leipzig iſt ein reicher Ort für die Anſchauung, was für einen Poeten eine Hauptſache.“

Freilich, an Enttäuſchungen fehlte es auch diesmal nicht. Vergeblich waren alle Bemühungen, ſeine „Agnes Bernauer“ bei einem Verleger unterzubringen. Für einen namenloſen Autor wollte ſich kein Buchhändler ins Zeug legen. Im Hinblick auf dieſe vergeblichen Gänge ſchreibt Ludwig am 5. Dezember 1846 an Eduard Devrient*): „Ich habe hauſiert in Leipzig mit Manuſkripten, bin mit ſchamroten Wangen wie ein Bettler von Buchhändler zu Buchhändler gelaufen und habe zuletzt den guten Leuten das abſchlagende Wort in den Mund gelegt, aus Stolz und, weil ſie mich ſelbſt dauerten, je mehr ich und meine Dinge in meiner eigenen Achtung dadurch fielen. Dann fing ich an, die Sachen zuzuſenden – mit gleichem Erfolg, das heißt, mit keinem.“

Trotzdem verlor Ludwig ſeinen guten Humor nicht und überwand tapfer ſeine Weltſcheu, was wohl vor allem ſeine Urſache darin hatte, daß er in einem kleinen Kreiſe Achtung und Anerkennung erlangte. Der Zufall hatte ihn in die Gaſtwirtſchaft von

---

*) Abgedruckt in Sterns Ausgabe B. VI. S. 345. Hier nach dem Konzept in einem Notizbuch Ludwigs in den Händen des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden.

Waldrich am Grimmaiſchen Steinweg geführt, wo er mit ſeinen Tiſchgenoſſen bald Bekanntſchaft und Freundſchaft ſchloß. Der eine, Dr. Johann Gottfried Wetzſtein, der auch nicht weit von Ludwigs Behauſung in der Dresdener Straße wohnte, trat ihm beſonders nahe. Er war Orientaliſt, betrieb eifrig Sanskritſtudien und war damals mit der Herausgabe arabiſcher Handſchriften beſchäftigt. Daneben hatte er auch ein reges Intereſſe für die Literatur und ſtand dem jungen Dichter mit Rat und Tat zur Seite. Er war es, der Ludwig die reiche Sagen- und Fabelwelt der indiſchen Dichtung erſchloß und ihn auch in der Sprache dieſes merkwürdigen Volkes ſoweit zu bringen hoffte, daß er in einem Jahre ein Sanskritdrama hätte überſetzen können. Ob Ludwig dieſe Sprachſtudien begann oder ob es nicht auch hier, wie ſo oft, beim guten Vorſatze blieb, iſt ungewiß. Der Nachklang dieſer Beſchäftigung mit der indiſchen Märchenwelt iſt aber in unſerer Novelle deutlich zu ſpüren.

Ein weiteres Mitglied der Waldrichſchen Tafelrunde war Dr. Wimmer, der ſich, nach Ludwigs Briefen an ihn zu urteilen, ſtark für Politik intereſſierte, ebenfalls aber eine rege Anteilnahme an Ludwigs Werden zeigte. Ein Student Kratze, ein junger Notar Portius, ein Dr. Peſchek aus Zittau, deſſen Familie mit der Geſchichtsforſchung ſeiner engeren Heimat feſt verknüpft iſt, der Platenjünger Johannes Minckwitz, der Literat Auguſt Kretzſchmar und Friedrich Wieck, der Herausgeber der „Deutſchen Gewerbezeitung“ vervollſtändigen den Freundeskreis, der ſich in jenen Tagen um Otto Ludwig ſcharte und ihm eine Lebensfreudigkeit verlieh, wie wir ſie ſpäter kaum mehr wiederfinden. Aus dieſer fröhlichen Stimmung heraus wird der köſtliche Humor unſeres Märchens verſtändlich; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß einzelne Geſtalten der Dichtung an Mitglieder jenes Freundeskreiſes anknüpfen. Scheinen doch auch Herr und Frau Flötenſpiel, Herr und Frau Heidermann, Herr und Frau Fintlein, und nicht zuletzt Dame Müller aus dem Leben gegriffen zu ſein. Selbſt die Geſchichte mit dem König von Schweden knüpft an die Wirklichkeit an: Längere Zeit hatte ſich Guſtav IV. von Schweden in der ‚Goldenen Säge‘ in Leipzig aufgehalten. Und dieſes ganze merkwürdige Gemiſch, bei dem wir ſchließlich nicht wiſſen, „welches nun eigentlich das Wunderbare, welches das Natürliche iſt, wo das eine aufhört und das andere anfängt,“ ſpielt mitten im reichbewegten Leipziger Leben, auf Leipzigs Straßen und Plätzen.

So ſcheint das Ganze aus einem Guſſe geformt zu ſein, aber auch hier wurden ältere Entwürfe benutzt. Der Gedanke einer phantaſtiſchen Märchennovelle, der auf die Lektüre Hoffmanns zurückging, ſpukte ſchon mehrere Jahre in ſeinem Kopfe. Schon im Auguſt 1839 hatte er in ſein Diarium einige Motive zu einem ſolchen Märchen notiert: „Ein Märchen zu ſchreiben im Geiſte der arabiſchen, aber im Koſtüme unſerer Zeit und unſeres Klima. Schuhmacher, Hofräte, Töpfer, Prinzen, Pferde, Hunde, Genien, alles durcheinander. Dabei deutſche Sittengemälde und Lokalſtücke, alſo ganz im Geiſte des Volkslebens. Das Poetiſchſte mit dem Proſaiſchſten in luſtiger Miſchung, namentlich Exekutionen, Gerichtsexekutionen auf wunderſame Weiſe abgewandt. Unſichtbarkeit – Doppelſichtbarkeit, ſo weit zu treiben, als dem Zauberer gefällt, ſo daß ein einziger ein ganzes Heer ſcheint. Gänſe pp. Ein Gänſebraten, der an zu ſprechen fängt und gute Lehren gibt. Sie iſt eigentlich eine Hofratstochter geweſen und wer weiß durch wen, vielleicht einen Oberſteuerkalkulator, den ſie nicht heuraten mögen, darein verwandelt, aber dieſer iſt zum Raben geworden und ſitzt auf des gegenüberwohnenden Schneiders Haus pp.“ Entfernen ſich dieſe Pläne noch ziemlich weit von der ausgeführten Erzählung, ſo gibt doch ſchon eine Aufzeichnung im Diarium von 1840 einige etwas näher kommende Motive: „Zum Schuſterjungen. Die Sitten pp. unſerer Zeit in einem fabelhaften helldunklen Ton ganz naiv und objektiv. Das Wunderbare ganz trocken erzählt; weder der Erzähler noch die Perſonen der Geſchichte wundern ſich darüber. Als ob es gar nicht anders ſein könnte, das Drolligſte mit eben der Trockenheit vorgebracht, als ſei es gar nichts Drolliges, oder ſolle es nicht ſein. – Mit irgendeinem Hauſe: Seſam, tu dich auf. Der König und der Held in die wunderbarſten Händel verflochten. Schuſterjunge lädt dann ſeinen Kamaraden in ſo mancher Avanture ein. Prachtvolle Wohnung (vielleicht Seſam). Meluſine minor macht die Honneurs mit Pracht und Anſtand einer Fürſtin. Irgend etwas Seltſames, wie beim Beſuch des Sultan bei Pariſade. Geheimnis.“

Ob an einem derartigen Plane in Eisfeld weitergearbeitet wurde, erſcheint zum mindeſten unwahrſcheinlich. Er erwachte erſt in Leipzig zu neuem Leben, als ſich der Dichter entſchloß, das Wunderbare in Hoffmannſchem Geiſte mit dem Alltäglichen zu verbinden; als ihm Wetzſtein die indiſche Märchenwelt eröffnete, während er bisher den Orient anſcheinend nur aus Tauſendundeiner Nacht kannte; als ihm endlich ſein Mißgeſchick in der Unterbringung ſeiner Arbeiten die Satire gegen die Leipziger Buchhändler eingab. Wir erhalten ſo die Zeitbeſtimmung, daß die Ausarbeitung der Novelle nicht vor dem Sommer 1842, vielleicht erſt im Herbſt 1842 begonnen wurde. Beendet wurde ſie nach einer Notiz im Hauskalender von 1843 im Februar 1843. Doch wurde wohl in den nächſten Monaten noch daran gefeilt, denn am 2. April 1843 notiert ſich Ludwig zur Arbeit „für dieſen Sommer“ auf: „Die wahrhafte Geſchichte von den drei Wünſchen“. So iſt wohl die noch jetzt erhaltene Reinſchrift in den Frühſommermonaten 1843 entſtanden.

Dadurch erklärt es ſich auch, daß Ludwig noch keine Schritte zur Unterbringung ſeines Werkes in einer Zeitſchrift oder bei einem Verleger getan hatte, als er im Auguſt 1843 nach Dresden überſiedelte. Er übergab daher das Manuſkript ſeinem Freunde Wetzſtein, der ſich bereitwilligſt der dornenvollen Aufgabe unterzog, einen Verleger für das Werk zu ſuchen. Wir ſind über Wetzſteins Bemühungen im einzelnen nicht orientiert, wir kennen nur ihr Ergebnis: Er wurde überall abgewieſen. Der Buchhändler Baumgärtner hatte das Manuſkript bereits für ſein Taſchenbuch „Vielliebchen“ angenommen, als er erſt die Satire gegen die Leipziger Buchhändler erkannte und daraufhin das Werk zurückwies.

Wenn man den Geſchmack und die Richtung des deutſchen Leſe-Publikums der vierziger Jahre erwägt, ſo wird es verſtändlich, warum kein Verleger ſich des „Autorenembryos“ annehmen wollte:

Ludwigs Werke waren der Zeitrichtung durchaus entgegengeſetzt. Darauf wies ſchon Dr. Wetzſtein hin, als er dem Freunde die Mitteilung von der Enttäuſchung machen mußte: „Was mein Urteil anlangt, ſo bitte ich Sie inſtändig, ſich ja durch ſolche Meinungen nicht irreleiten zu laſſen. Originalität über alles! Und haben Sie einmal einen Verleger gefunden, ſo legt man auch den allgemeinen Maßſtab an Ihre Sachen, und dann können Sie bloß gewinnen, wenn Sie mit dem „laufenden“ Waſſer der Gegenwart wenig zu tun haben.“ Ludwig war allerdings geneigt, ſeine Unpopularität aus einer anderen Urſache herzuleiten. An Dr. Wimmer ſchreibt er etwa im Frühjahr 1844*): „Was das den jetzigen Leſepublikumsanſprüchen feindſelige Entgegentreten anbetrifft, iſt meine Neigung und Überzeugung Urſache, auch das Kleinſte müſſe möglichſt zum Kunſtwerke erhoben werden, und dazu ſeh' ich die Möglichkeit nur im Streben nach Objektivität und Geſchloſſenheit.“

Als nun Ludwig die Hoffnung, die Novelle einigermaßen ſelbſtſtändig herauszubringen, vereitelt ſah, beſchloß er etwa im Januar 1844, die Novelle Heinrich Laube für die „Zeitung für die elegante Welt“ anzubieten. Er ſchrieb daher an Wetzſtein, dieſer möge durch Vermittlung der Voſſiſchen Buchhandlung das Manuſkript einreichen. Gleichzeitig ſchrieb er ſelbſt an Laube einen Brief, in dem es heißt*): „In dieſen Tagen werden Sie noch etwas von mir, eine Märchennovelle oder wie man's nennen will, überſendet bekommen, welche gerade in den Händen eines Leipziger Freundes iſt. Wenn Sie auch keins von beiden für die ‚Elegante‘ behalten [es iſt vorher von der ‚Maria‘ die Rede] – mir iſt am meiſten um ein paar Worte von Ihnen über die beiden Verſuche zu tun. Nur ein paar Worte, denn ich weiß recht gut, wie beſchäftigt Sie ſind. Ich würde auch dieſe zu verlangen nicht wagen, gäbe mir die Freundlichkeit, mit der Sie ſich für mich intereſſiert haben, nicht den Mut dazu.“ Aber auch dieſe Hoffnung erwies ſich als trügeriſch. Wetzſtein mußte ihm melden, daß Laube die Novelle abgelehnt habe. Reſigniert ſchreibt er an

---

*) Konzept im Hauskalender 1843.

Dr. Wimmer im Frühjahr 1844: „Das Schickſal der ‚Wünſche‘ iſt das, was bis jetzt alle mein Wünſche hatten.“

Aber im gleichen Briefe taucht ein neuer Hoffnungsſchimmer auf: „Ich habe einen Gedanken, die ‚Wünſche‘ dem Profeſſor Richter mitzuteilen, der wundervolle humoriſtiſche Zeichnungen macht und im Fall er ſich dazu verſteht, die ‚Wünſche‘ zu illuſtrieren, ſie Arnold anzubieten. Schicken Sie mir die ‚Wünſche‘ doch, wenn Sie nicht ſchon andershin unter Weges ſein ſollten.“ Ob ſich der Dichter nun wirklich an Ludwig Richter gewandt hat oder nicht, ob Ludwig Richter aus Zeitmangel oder zu geringem Intereſſe auf den Plan nicht einging, wiſſen wir nicht. Jedenfalls erfolgte das Angebot an Arnold erheblich ſpäter und zwar in Verbindung mit der „Maria“, der „Emanzipation“ und dem „Hausgeſinde“, wobei das Hauptgewicht auf die „Maria“ gelegt wurde. Von Illuſtrationen iſt dabei keine Rede mehr.

Als auch dieſer Verſuch fehlgeſchlagen war, begrub Ludwig die Hoffnung, die Novelle gedruckt zu ſehen. Anfang der fünfziger Jahre teilte er ſie Berthold Auerbach mit. Als dieſer aber nur geringes Intereſſe dafür zeigte, kam Ludwig ſelbſt nicht mehr darauf zurück. Sie blieb unveröffentlicht und wurde erſt 1891 von Adolf Stern weiteren Kreiſen bekannt gemacht.

Stehen wir hier der ſcheinbar ſtärkſten Kursabweichung vom Wege von der Romantik zum Realismus gegenüber, ſo muß man doch feſtſtellen, daß die Wiedergabe der wirklich geſchauten Perſönlichkeiten ganz erhebliche Fortſchritte gemacht hat und mit wahrhaft künſtleriſchem Realismus behandelt ſind. Auch darf nicht überſehen werden, daß der Märchenzauber auf realer Baſis ruht und daß der Schluß eine pſychologiſche Begründung der phantaſtiſchen Teile des Märchens bietet. Man hat andrerſeits gerade an dieſem Schluſſe Anſtoß genommen und geſagt, man ſtürze aus allen Wolken, wenn alles „als lächerlicher Traum eines weltfremden Idealiſten erklärt werde.“ Eine ſolche Erklärung liegt aber dem Dichter fern, ganz abgeſehen davon, daß es nicht möglich iſt, auch die Liebesgeſchichte „Zu ſtille Liebe“ als Traum hinzuſtellen. Vielmehr verwirrt uns der

Schluß von neuem die von uns ſchon ſchärfer gezogenen Grenzen zwiſchen dem Wunderbaren und Natürlichen, indem es wieder das Wunderbare in das Reale hineinſtellt.

Übrigens führen auch von dieſem Werke Ludwigs Brücken zu ſeinem übrigen Schaffen. Die Anekdote des Korporals und die Geſchichte vom Siebenjährigen Kriege erinnern daran, daß etwa um dieſelbe Zeit bei dem Dichter der Gedanke auftauchte, den großen Preußenkönig in einem Drama zu behandeln. Das Motiv, daß zwei Liebende zu ſchüchtern ſind, ſich ihre Neigung zu bekennen und ſich nur in der Liebe zu einem Kinde nahekommen, kehrt ſpäter in dem Roman „Zwiſchen Himmel und Erde“ wieder.

IV. Maria

Etwa um Beginn des Jahres 1844 ſchreibt Ludwig an Wetzſtein*): „Sie aber werden bald an dem Einfluß, den Sie auf meine Produktion geübt, erſehen, wie oft ich Ihrer gedacht . . . Eine Novelle (Marie, die aus der Geſchichte entſtanden iſt, die Sie auf einem Spaziergang zwiſchen dem Peters- und Grimmſchen Tor mir erzählt haben, aus der von dem Leinwandhändler und der Toten) ſchicke ich eben an Laube . . . Sie, wie Sterzing, ſuchten mir dies Projekt auszureden, ſo wurd' es wenigſtens nicht ſo grell, als es geworden wäre ohne Ihren Widerſtand. Ich ſah erſt nur das pſychologiſche Intereſſe an dieſem Stoff; die Geſchichte als mögliche darzuſtellen, war die Aufgabe und zwar eine bedeutende für den Erzähler; ein eigentlich äſthetiſches Intereſſe konnte neben jenem gar nicht zur Möglichkeit kommen. Ihr unermüdliches Proteſtieren gegen dieſe Arbeit war die Urſache, warum ich ſie nicht gleich ausführte. Iſt es nun meiner Natur durch längeres und innigeres Durchdringen einigermaßen gelungen, den Stoff äſthetiſch zu bewältigen, ſo dank' ich dieſen Erfolg Ihrer Warnung.“

Aus dieſer Briefſtelle erſehen wir alſo, daß Ludwig den Stoff der

---

*) Notiz im Hauskalender 1843.

„Maria“ ſeinem Freunde Wetzſtein verdankte. Ob dieſer ihn aus ſchriftlicher oder mündlicher Überlieferung kannte, iſt ungewiß. Genauer wird der Inhalt der Wetzſteinſchen Mitteilung in einem Briefe Ludwigs an Tieck angegeben, wo es heißt*): „Sie [die Novelle ‚Maria‘] iſt aus der Anekdote von dem reichen jungen Voigtländer Leinwandhändler entſtanden, den die Wirtstochter in dem Gemache, durch welches er in das ſeine geführt wird, ſcheintot aufgebahrt zur Leidenſchaft und zu dem unnatürlichen Vergehen verlockt, zufolgedeſſen er, wie er nach Jahren einkehrt, die Begrabengeglaubte als Mutter wiederfindet, die den Vater ihres Kindes nicht zu nennen weiß.“

Nur dieſe eine Verſion des uralten Motivs ſcheint Ludwig beim Aufgreifen des Stoffes vorgeſchwebt zu haben**). Wetzſteins Erzählung wirkte ſo lebendig auf ihn ein, daß er im engſten Anſchluß an das Gehörte den erſten Plan niederſchrieb. Man erkennt daraus, ebenſo wie aus der vollendeten Novelle, die Beſtätigung der Nachricht an Wetzſtein, daß ihn nur das pſychologiſche Intereſſe zur Bearbeitung dieſes Stoffes gereizt hat. Schon hier zeigt die Problemſtellung, daß es ihm darauf ankam, die pſychologiſche Entwicklung eines völlig unſchuldigen, ahnungslos zur Mutter gewordenen Mädchens zu zeigen, in dem allmählich der ſüße Zuſtand der Liebesreife eintritt.

Wann Wetzſtein Ludwig jene Erzählung von dem Leinwandhändler mitgeteilt hat, wiſſen wir nicht genau. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß Ludwig erſt nach der Beendigung der „Drei Wünſche“ für den neuen Plan empfänglich war. Dazu kommt, daß die Verſchiebung der Ausarbeitung bis zur Dresdener Reiſe vorausſetzt, daß der Plan dem Ende der zweiten Leipziger Zeit angehört. Wir kommen alſo dazu, den erſten Entwurf in das Frühjahr 1843 zu verlegen. Wahrſcheinlich wurde Wetzſtein bald mit ihm bekannt gemacht, und ſein energiſches Abraten hatte zur Folge, daß die Ausarbeitung in Leipzig nicht mehr zuſtande kam.

---

*) Briefe an Ludwig Tieck. Herausgegeben von Karl von Holtei. (Breslau 1864) B. II. S. 282.

**) Ich muß auch hier auf die eingehendere Darlegung der Quellenfrage verzichten und auf meine ſchon zitierte Arbeit verweiſen. Nur möchte ich hier bemerken, daß Ludwig die das gleiche Motiv behandelnde Novelle Kleiſts „Die Marquiſe von O...“ gekannt hat, denn die Lektüre der Kleiſtſchen Novellen iſt im „Diarium“ von 1840 verzeichnet. Trotzdem erſcheint es mir wahrſcheinlich, daß Ludwig nicht an die Ähnlichkeit mit Kleiſts Werke erinnert wurde, da er das Motiv unter einem weſentlich anderen Geſichtspunkte ergriff und, wie aus ſeinen eigenen Worten hervorgeht, eben nur dieſen einen Punkt im Auge hatte.

Die Seiten jenes Leipziger Notizbuches, in dem der erſte Entwurf aufgezeichnet wurde, geben uns aber noch weitere Klarheit über die Entſtehung. Als geſonderten Erzählungsſtoff hat ſich dort Ludwig folgendes Motiv eingetragen: „Der Zimmergeſelle, der, weil er unbedeutendes Schulgeld für ſeinen ſchönen Knaben bezahlen ſoll, dieſen mitnimmt und unterwegs ins Waſſer werfen will; das Kind bittet vor, das Waſſer ſei gar kalt, ſo hängt er's denn; da das Tuch auffährt, läuft das Kind zu ſeiner Mutter zurück.“ Ganz deutlich erkennen wir hier die Motive der Geſchichte des Johannes wieder, die zuerſt ganz ſelbſtändig erdacht waren und erſt dann in die „Maria“ aufgenommen wurden. Ferner findet ſich dort eine Notiz, die offenbar auf Erlebtes oder Gehörtes zurückgeht: „Fräulein, das nur Äpfel und weniges Brot genießt.“

In das Frühjahr 1843 fällt alſo ungefähr der erſte Entwurf. Die Ausarbeitung wurde für den Sommer 1843 beſtimmt. Unter den nach Dresden mitzunehmenden Papieren wird dann „Die Maria“ als Nr. 3 aufgeführt*). Vielleicht waren alſo ſchon außer jenem Entwurf im Notizheft weitere Papiere vorhanden. Ob aber ſchon eine fertige Faſſung vorlag, muß ſtark bezweifelt werden. Der Brief an Wetzſtein ſpricht ausdrücklich davon, daß die Ausführung nicht ſogleich begonnen wurde. So dürfte für die Leipziger Zeit nur noch die Skizzierung einzelner Kapitel anzuſetzen ſein.

Im Auguſt ſiedelte nun Ludwig nach Dresden über. „1843 tut ſich mir in Dresden auf der Gemäldegalerie und im Hoftheater eine neue Welt auf**),“ ſagt Ludwig beim Rückblick auf dieſe Lebensveränderung. Aber nicht nur künſtleriſche Genüſſe erfreuten ihn; ihn entzückte auch vor allem die liebliche Umgebung der ſächſiſchen Hauptſtadt, in die wohl mancher Ausflug in Gemeinſchaft mit mehreren jungen Künſtlern gemacht wurde. Beſonders traten ihm der Kupferſtecher Langer und der Maler Ernſt Ferdinand Oehme nahe, deren letzterer ihn auch mit Ludwig Richter bekannt machte. An dieſe Männer denkt Ludwig, wenn er in dem ſchon mehrfach genannten Briefe an Wetzſtein ſchreibt: „Ich wäre ſchon lange wieder in Leipzig, hätt' ich nicht die Bekanntſchaft einiger hoffnungsvollen jungen Künſtler gemacht, deren Umgang ich benutze, um mit ihrer Kunſt näher vertraut zu werden und dadurch mit meiner eigenen.“

---

*) Hauskalender 1843.

**) Fragment einer Selbſtbiographie im Stadtmuſeum in Dresden.

Dieſe Beſchäftigung mit Malerei und maleriſchem Schauen hat einen großen Einfluß auf die in den erſten Monaten des Dresdener Aufenthalts erfolgende Ausarbeitung der „Maria“ gehabt. Dadurch ſind die mehrfachen Geſpräche über Kunſt und Kunſtanſchauungen entſtanden, die nicht immer zum Heile des Ganzen eingefügt wurden. Ludwig hat aber dadurch auch gelernt, die Natur zu betrachten, und ſo nehmen die Natur- und Landſchaftsbilder, deren Motive wohl aus Dresdens Umgebung ſtammen, einen breiteren Raum ein, als in einem der früheren Werke. Aber auch abgeſehen von dieſen allgemeinen Geſichtspunkten wird die Novelle in ihren Motiven zu etwas Neuem. Die Scheintote wird zur Mondſüchtigen, aus der Gaſtwirtstochter das zierliche Paſtorstöchterlein; das unruhige Milieu des Wirtshauſes wird zu dem beſchaulichen und behaglichen Daſein im Pfarrhofe. Aus dem Leinwandhändler wird ein feingebildeter, künſtleriſch empfindender Jüngling, der viel von Ludwigs Eigenart erhält. Auch wird wohl erſt jetzt die Geſchichte des Zimmermanns als Johannesmotiv der „Maria“ einverleibt.

In raſchem Zuge iſt dieſe Umformung und Ausarbeitung der Novelle erfolgt. Im Auguſt 1843 war Ludwig nach Dresden gekommen. Bereits Anfang Dezember 1843 war die Novelle laut Eintragung im „Hauskalender“ vollendet.

Aber auch diesmal erwartete den Dichter die große Enttäuſchung, daß niemand den Druck des Werkes übernehmen wollte. Zuerſt bot Ludwig die Novelle Heinrich Laube für die „Zeitung für die elegante

Welt" gleichzeitig mit den „Drei Wünſchen" an. Wir kennen Laubes Antwort aus einem Briefe Ludwigs an einen Verleger, wo es heißt: „Laube gefiel ſie [die ‚Maria'], wie er mir ſchrieb, aber die intereſſante Situation, wie er den Aktus nennt, der die Verwickelung ſchürzt, gehe über die prüde Gränze, die in ſolchen Dingen ſeinem Blatte geſteckt ſei, das vorzugsweiſe Damen läſen. Er glaube gewiß, daß das ‚Morgenblatt' die Novelle aufnehme."

Ludwig hatte aber wohl die Luſt verloren, bei Zeitungen mit ſeinen Arbeiten „hauſieren" zu gehen und machte ſelbſt und durch Wetzſtein den Verſuch, einen Verleger zu finden. Nacheinander wurde die Novelle Arnold, Cotta, Barth, Brockhaus zum Verlage angeboten. Vergebens! Wetzſtein mußte ihm mitteilen, daß „bei allem Feuer der Phantaſie, bei aller Schönheit des Vortrags die Kohärenz mit den Anſprüchen der gegenwärtigen Leſewelt vermißt worden ſei"*).

Die Mißerfolge vermochten Ludwig nicht niederzudrücken. Er war ſich bewußt, ein beachtenswertes Kunſtwerk geſchaffen zu haben, und das ſtärkte ſein Selbſtbewußtſein. Er iſt nicht mehr der „Autorenembryo" der Leipziger Zeit, der den Verlegern die ablehnende Antwort in den Mund legte. In dem Briefe an den Verleger Arnold in Dresden heißt es**): „Ich weiß, daß ich noch nichts oder wenig erreicht habe, aber daß ich nach künſtleriſcher Vollendung ſtrebe, wird Ihnen die Novelle, hoff' ich, beweiſen." Das gleiche berechtigte Selbſtbewußtſein klingt aus einem Briefe an Schaller heraus (29. Juli 1844): „Eine Novelle ‚Marie', das beſte, was ich bisher gemacht, welches dem Ideal, was ich von einer Novelle habe, am Nächſten kommt, in welcher aber die ärgſte Klippe dem ‚laufenden Geſchmack' entgegengeht, will drum niemand drucken, auch ohne Honorar nicht. So bin ich gezwungen, wie Saturn, meine eigenen Kinder zu freſſen. Aber von dem, was ich für recht halte, geh' ich nicht ab." Dieſes Selbſtbewußtſein wurde gefördert durch den kleinen Freundeskreis, der ſich um Ludwig geſchart hatte, und ſicherlich hat es dem jungen Künſtler wohlgetan, daß Ludwig Richter, der die Novelle ſchon frühzeitig, etwa im Frühjahr 1844 im Manuſkript kennen lernte, eine herzliche Freude daran hatte. Richter behielt auch dieſe Vorliebe für die Novelle ſein ganzes Leben lang und bedauerte, daß ſie nicht gedruckt worden ſei. Ja, in Dresdener Künſtlerkreiſen erhielt ſich ſogar das Gerücht, daß unſer Dichter von dem großen Künſtler die Anregung zu dieſem Werke erhalten habe.

---

*) Adolf Stern, Otto Ludwig. Ein Dichterleben. 2. Aufl. Leipzig 1906. S. 200.

**) Entwurf im Hauskalender 1843.

Als ſich nun die Hoffnung, für das Werk ſelbſt einen Verleger zu finden, nicht erfüllte, verſuchte Ludwig ſich eine Empfehlung von Tieck zu verſchaffen. Dieſer muß ſich auch in ſeinem Antwortbriefe ſehr anerkennend über die Novelle ausgeſprochen haben, denn Ludwig beruft ſich in einem Briefe an einen Verleger*) auf ein ſehr günſtiges Urteil Tiecks. Aber wir beobachten noch ein weiteres Entgegenkommen des Altmeiſters der Romantik. Am 27. Sept. 1844 ſchreibt Ludwig an Ambrunn: „Tieck will zu meiner ‚Maria‘ eine Vorrede machen, gleichſam einen Begleitſchein.“ Ob dieſe Empfehlung Tiecks erfolglos war oder ob Ludwig keinen Gebrauch davon machte, läßt ſich aus nachfolgender Stelle nicht deutlich erkennen: „Tieck wird jetzt ſo ſehr angefeindet, daß ſeine Empfehlung die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringt.“ (Brief an Ambrunn, 17. Januar 1845). Jedenfalls ſcheint nach dieſen Äußerungen Sterns Anſicht, daß Tieck zu wenig Intereſſe für Ludwig gezeigt habe, nicht gerechtfertigt zu ſein. Aber nach dieſem weiteren Mißerfolge ließ der Dichter ſein Werk in der Schublade liegen.

Aus dieſer Ruhe wurde es nur noch gelegentlich herausgeriſſen. Im Jahre 1850 teilte Ludwig das Werk Berthold Auerbach mit, der aber das Motiv bedenklich fand, ſo daß der Dichter die Hoffnung, es in der „Novellenzeitung“ unterzubringen, fahren ließ**). Trotzdem behielt der Dichter die Liebe zu ſeinem Werk, und es war eins der wenigen Jugendproduktionen, die er noch in den letzten Jahren gelegentlich Freunden mitteilte. Erſt 1891 iſt das Werk von Adolf Stern zum erſtenmal herausgegeben worden.

---

*) Konzept im Hauskalender 1843.

**) Eintragung im Hauskalender 9. April 1850 und gleichzeitiger Brief an Emilie.

Die Liebe des Dichters zu ſeinem Werk zeigt uns, daß er glaubte, es auch in ſeiner Spätzeit verteidigen zu können, und ſchon dieſer Umſtand beweiſt, daß wir es hier mit einem reifen Produkte zu tun haben, deſſen künſtleriſche Qualitäten trotz manchem Wunderlichen und mancher Ungeſchicklichkeit unbeſtritten bleiben werden. Gewiß iſt Ludwig in ſeinen ſpäteren Werken zu einer kraftvolleren, realiſtiſchen Darſtellungsweiſe fortgeſchritten, die ungemeine Zartheit und die poetiſche Feinheit in der Charakterzeichnung der „Maria“ hat er aber kaum wieder erreicht.

V. Die Buſchnovelle

Das Frühjahr 1844 brachte unſerem Dichter in ſeiner ſtillen Dresdener Arbeitsklauſe eine erwünſchte Abwechſlung durch den Beſuch Wetzſteins, der ihm ſchon vorher einen jungen däniſchen Orientaliſten von Mehren anempfohlen hatte. Und als dann Wetzſtein nach Leipzig zurückgekehrt war, wurde ein Ausflug nach Meißen unternommen, an dem ſich die Maler Strauch, Göſſel, Haſſe, Fiebiger, der Kupferſtecher Langer, Herr von Mehren und Otto Ludwig beteiligten. Über dieſen Ausflug berichtet unſer Dichter an Wetzſtein*): „Daß Sie in Meißen waren, hat uns bewogen, desgleichen zu tun. Herr von Mehren, der die letzte Hälfte der Partie mitmachte, leider durch Kälte und Wind bedeutend moleſtiert wurde, wird Ihnen davon erzählen ..... Wir machten Montags über das Buſchbad nach Garſebach, einem reizenden Erdwinkelchen, juſt wild genug, um mir zu gefallen und zahm genug, da wohnen zu können; wozu ich mich denn in Gott entſchloſſen habe und in den nächſten Tagen abgehen werde.“

Im Mai 1844 erfolgte die Überſiedlung nach Niedergarſebach, wo er in der Schleifmühle ſein Quartier bezog. Der ſtille Talwinkel zwiſchen dem Buſchbade bei Meißen und ſeinem Wohnorte hatte es ihm angetan. Sein liebſter Aufenthalt war der ſteile Götterfelſen, auf deſſen Höhe ſich ein 1843 von den Meißener Fürſtenſchülern zum Andenken an die Jahrhundertfeier ihrer Schule errichtetes eiſernes Kreuz erhebt. Am Fuße dieſes Berges liegt die Klausmühle an der Stelle, wo das Tal am engſten iſt. Die Reize dieſes Aufenthaltsortes hat Ludwig ſelbſt in einem Briefe an Ambrunn vom 19. Juni 1844 geſchildert. Dort heißt es:

---

*) Konzept im Hauskalender 1843.

„Ich ſchreibe Dir aus einem der lieblichſten Winkelchen Erde; links vor mir prächtige Felſen, rechts die kleine kühle Triebiſch, drüber Berge mit grünem Buſch bewachſen, um meine Reſidenz – in einer Schleifmühle – ungeheure, herabgerollte Felsblöcke von mannigfachſten Formen und ſchlanke, grüne, krauſe Erlen bunt untereinander. Und in welcher Richtung ich den Triebiſchgrund durchziehen mag, ſo wird's immer ſchöner. Meine Werkſtatt ſchlag ich bald hier, bald da auf, einmal zwiſchen den Felsblöcken an der Triebiſch nahebei – ein alter Erlenſtrunk hält mir das Tintenfaß, die Mappe auf meinen Knien iſt mein Tiſch; bald über der Klausmühle, dem romantiſchſten Punkt, den ich auf der Welt kenne, etwa zwei Stockwerk hoch, einen ſchmalen Weg ſperrend, der durch junges Gebüſch in wunderſchönen Linien herunterläuft, ſo oft geſchlängelt, daß man merkt, er ſelber mag nicht von dem ſchönen Berge herab – was ihm nun freilich zu verdenken, da das Thal noch ſchöner iſt, bald horſte ich, auf meinen poetiſchen Eiern brütend, auf dem Gipfel eines Felſens. Ob ich gleich allein bin, habe ich nicht die mindeſte Langeweile: ich wende meinen Kopf um, ſo hab' ich das Thal mit edeln, guten, ernſten, komiſchen, böſen Bewohnern bevölkert. – Wenn mir's gefällt, geh' ich mit Göttern und Königen um, in einem Anfall von Herablaſſung dagegen kann ich mit Bauern kegeln, die übrigens hier meiſt ſehr reich und ſo gebildet ſind, wie bei uns draußen angeſehene Bürger."

Dieſes Idyll ſchildert auch eines der Buſchlieder, jener wenigen Perlen der Ludwigſchen Lyrik:

„Blauer Himmel, kühne Felſenhänge,
Durch das milde Grün Poetengänge,
Und ein kühles Flüßchen drum gewunden.
Ja, ein traulich Bild hab' ich's gefunden,

Mit dem Maß der Schönheit vollgemeſſen.
Nur ein Mädchen, das mich juſt verſtände,
Das in mir, in dem ich alles fände —
Nur das Beſte iſt dabei vergeſſen!"

So klagt der Dichter noch Anfang Juni 1844; aber ſchon die nächſten Wochen ſollten ihm die Erfüllung dieſes ſehnlichſten Wunſches bringen: Im Triebiſchtale gewann er die Liebe ſeiner ſpäteren Gattin Emilie Winkler. Frau Ludwig hat Jahrzehnte ſpäter Adolf Stern die Geſchichte ihrer Liebe in ſchlichten Worten erzählt, die hier Raum finden mögen*):

„Im Triebiſchtal, in der Nähe des Buſchbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreund wie wenige, ſpazierenging. — Wir waren eines Nachmittags auf unſerm Wege ſchon in den einſamern Teil des Tales gelangt, da begegnete uns ein junger ſtattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar ſchönen Haupte, deſſen Blick ich plötzlich wie ſuchend auf mich gerichtet fühle. Er grüßt, bleibt ſtehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen und mein Vater zurückblickt, ſieht er ihn noch immer ſtehen, uns, die er gleicherweiſe als eine unerwartete Erſcheinung betrachten mochte, ſinnend nachſchauend. Einige Tage ſpäter waren wir auf dem gleichen Wege, ich eile Blumen ſuchend voraus den Berg über dem Buſchbad hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen — und eben dort unter der großen Eiche, die — noch vom Buſchwerk verborgen — jetzt frei vor mir liegt, ſitzt Otto Ludwig. Er erhebt ſich grüßend; der lautloſen und doch ſo bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, ſich uns anſchließen dürfe. — — Wir verlobten uns im Laufe der nächſten Monate des gleichen Sommers."

Der Jubel über ſein Liebesglück klingt nun in vollen Tönen in den „Buſchliedern" aus. Aber auch die „Buſchnovelle" ſtrahlt einen Abglanz jenes glücklichen Sommers 1844 wieder.

Ohne große Mühe kann man in der Schilderung des Grafen mit dem Zwickelbart den Dichter ſelbſt wiedererkennen, der in jener Zeit zu tiefem Ernſt und zur Melancholie neigte. Gerade darum wirkten Emiliens Frohmut, Heiterkeit und unbefangene Natürlichkeit in hohem Grade erfriſchend auf ihn ein; einen ähnlichen Einfluß übt Pauline in der Erzählung auf den Grafen aus. Was wir vom Außern Emilie Ludwigs wiſſen, ſtimmt mit der Schilderung Paulines ebenfalls überein. Auch Motive der „Buſchlieder“ kehren hier wieder. Der Vater Paulines weiſt wohl auf Emilies Vater hin, hat aber den Namen des Herrn von Mehren erhalten. Nicht unmöglich iſt es, daß auch der Niklas, die Hanne, der Garſebacher Chriſtlieb an Perſönlichkeiten aus Ludwigs Umgebung im Triebiſchtale anknüpfen. Das Landſchaftliche iſt bis in alle Einzelheiten genau wiedergegeben. Selbſt die Schilderung der Mühle (S. 298) knüpft an Ludwigs Wohnſitz, die Schleifmühle in Garſebach, an, wie aus dem Vergleich mit der zitierten Briefſtelle an Ambrunn hervorgeht.

---

*) Vgl. Stern, Biographie S. 207.

In erſtaunlich kurzer Zeit iſt das kleine Märchen entſtanden. Im Mai 1844 war Ludwig nach Niedergarſebach übergeſiedelt; etwa Mitte Juni hatte er Emilie Winkler kennen gelernt. Bereits am 27. Juni war „das Buſchmärchen“ laut Eintragung im Hauskalender 1843 vollendet. Im Juli wurde das Manuſkript an die Zeitſchrift „Roſen“, die Hiller in Leipzig herausgab, eingeſandt. Aber auch diesmal vergeblich! Ja, die Redaktion antwortete gar nicht, ſo daß erſt auf einen Mahnbrief hin die Rückſendung des Manuſkriptes nach Monaten erfolgte. Nach dieſem Mißerfolge ſcheint Ludwig auf Veröffentlichung auch dieſes Werkes nicht mehr gehofft zu haben.

Im Frühjahr 1846 fiel ihm aber in Meißen in einer Buchhandlung die erſte Nummer des zweiten Jahrganges der „Neuen illuſtrierten Zeitſchrift“, die in Stuttgart offenbar als Konkurrenzunternehmen gegen Webers „Illuſtrierte Zeitung“ erſchien, in die Hand. Dort war ein Preis von 15 Dukaten Gold für die beſte kleine Novelle im Umfange von zwei bis drei Bogen ausgeſetzt worden. Innerhalb dreier Monate ſollte die Novelle eingeſchickt ſein. Daraufhin waren 37 Einſendungen erfolgt, von denen jedoch keine des Preiſes würdig erſchien, ſo daß im April eine Verlängerung des Ausſchreibens erfolgte. Unter Bezugnahme auf dieſes Preisausſchreiben ſandte Ludwig die „Buſchnovelle“ ein und bat in ſeinem Begleitbriefe um direkte Antwort. Dieſe erfolgte jedoch im „Briefwechſel“ der Zeitſchrift, wo es in Nr. 19 heißt: „Herrn O. L. v. E. in Meißen. – Ihre eingeſandte Novelle hat uns, den Schluß derſelben abgerechnet, äußerſt gefallen; ſie eignet ſich ganz außerordentlich zum Illuſtrieren. Wollten Sie uns gefälligſt das Honorar dafür beſtimmen und wir werden ſie ſogleich benützen.“ Ludwig überſah die Notiz und der Druck erfolgte, ohne daß ſein Einverſtändnis eingeholt worden wäre. Erſt am Ende des Jahres, bei der Durchſicht des Jahrganges der Zeitſchrift fand Ludwig ſein Werk gedruckt. Daraufhin wandte er ſich wegen der Honorierung an die Redaktion. Inzwiſchen war aber die Zeitſchrift in einen anderen Verlag übergegangen. Man verwies ihn an den früheren Verleger, der ſich aber trotz mehrfacher Mahnbriefe nicht rührte. Ludwig ſchickte ihm eine genaue Abrechnung in Höhe von etwas über 11 Talern unter Zugrundelegung des Honorarſatzes der Zeitſchrift. Alles vergebens. Reſigniert ſchreibt Ludwig 1848 an Ambrunn: „Für das Wenige, was ich untergebracht in Zeitſchriften, hab' ich zwar Lob erhalten, aber kein Geld. Die Mahnbriefe nach Stuttgart z. B. koſten Geld und die Sache zur Klage zu bringen verlohnt ſich meiſt nicht. Die Buchhändler ſind jetzt ebenfalls in der traurigſten Lage und werden wohl dezimiert werden von dieſer Zeit.“

Es iſt eine bittere Tatſache der Literaturgeſchichte mehr, daß für die künſtleriſch-bedeutſamen Novellen kein Verleger und keine Redaktion zu haben war und auch das erbärmlich kleine Honorar für unſer Märchen nicht einmal ausgezahlt wurde.

Für die Bewertung der „Buſchnovelle“ muß beachtet werden, daß es ſich um ein in wenigen Tagen niedergeſchriebenes Werklein handelt. Auf pſychologiſche Feinheiten und ſcharf durchgeführte Charakteriſtiken hat der Dichter ebenſo verzichtet, wie auf die Mittel der realiſtiſchen Kunſt. Es kam ihm darauf an, ein Märchen zu ſchaffen und man wird zugeben müſſen, daß der naive Märchenton einheitlich durchgeführt worden iſt; das vermag auch mit den allzubreit geratenen Schlußkapiteln zu verſöhnen. Das Hauptgewicht wird man aber darauf zu legen haben, daß wir in dieſem Werke eine poetiſche Verklärung von Otto Ludwigs Liebesglück im Triebiſchtale beſitzen.

VI. Das Märchen vom toten Kinde

Bei keinem Werke Otto Ludwigs gehen die Anſichten über die Entſtehungszeit ſo weit auseinander, wie gerade bei dieſem Märchen. Adolf Stern behandelt es als unreifen Jugendverſuch, andere ſetzen es gar in das Jahr 1847.

Nun geben endlich die aufgefundenen Entwürfe einen einigermaßen ſicheren Anhalt für die Entſtehung. In einem Notizbuch*) findet ſich ein Gedichtentwurf über den Stoff des Märchens; wir haben darin wohl den älteſten Plan zu ſehen. Nun enthält das Notizheft Eintragungen aus den Jahren 1845—1847, ſo daß der erſte Plan zeitigſtens 1845 entſtanden ſein kann. In einem anderen Notizheft im Goethe- und Schiller-Archiv finden ſich die genaueren Entwürfe für die Ausführung. Dieſe ſind mitten zwiſchen die erſten Entwürfe des „Schulmeiſterromans“ geſchrieben, die dem Winter 1845/46 angehören. Wir erhalten damit die Zeitbeſtimmung, daß dieſe Entwürfe etwa gleichzeitig erfolgt ſind. Die Ausführung dürfte nicht lange auf ſich haben warten laſſen, ſo daß die Novelle vermutlich noch 1845, ſpäteſtens aber im Frühjahr 1846 abgeſchloſſen wurde.

Das Märchen ſollte nach Sterns Angabe in den Schulmeiſterroman verwoben werden, mit dem es jedoch in keinem inneren Zuſammenhang ſteht. In welcher Weiſe dies wirklich geſchah, läßt ſich nicht erſehen, da Sterns Angaben nicht ausreichen, die Handſchrift aber in der Zwiſchenzeit leider verſchollen iſt.

Trotzdem plante Ludwig von vornherein eine ſelbſtändige Publikation. In dem Oskar Walzel gehörigen Notizbuch findet ſich ein Briefkonzept an einen in Nürnberg befindlichen Redakteur einer Zeitſchrift – es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es ſich um Dr. Wimmer handelt –, in dem Ludwig das Märchen anbietet. Die Briefſtelle, die allerdings durch Streichungen, Einſchachtelungen und Herausſchneiden einer halben Seite recht gelitten hat, gibt über die Haltung des Dichters ſeinem Werke gegenüber ſo intereſſante Aufſchlüſſe, daß ſie hier ihren Platz finden mag: „Anbei folgt etwas, wenn Sie es brauchen können: außerdem ſenden Sie mir's bald wieder retour. Ich wollte mich nicht läſſig erfinden laſſen und konnte doch größeren Arbeiten nicht mehr Zeit und Intereſſe abſtehlen. Es iſt etwa im ſatyriſch-humoriſtiſchen Genre; ihr Brief ließ mich ungewiß, ob Sie für das Beiblatt auch Längeres brauchen können, wie eben dies. Es hat wenigſtens Stoff zu launigen Bildern. – In der Advokatenſzene, Bogen , hab' ich die techniſchen Ausdrücke ſ. Z. ſelbſt gemacht; es fehlte an Zeit, mich zu befragen. [Gestrichen: Die ſatyriſchen Beitaten könnten vermehrt werden durch eine Nachſchrift, etwa der Art] [auf der folgenden Seite:] Wohlgeboren der Herr Redakteur wie auch der geneigte Leſer wird es befremdlich geweſen ſein [sic!], daß eine ganze Szene gegenwärtigen Märchens in einem ſ. v. Hundeſtall ſpielt, desgleichen, daß der Autor Haus- und andere Thiere nicht allein vorgebracht, ſondern dieſelben ſogar die darin vorkommenden Menſchen an nobler Geſinnung übertreffen laſſen]. (Sie werden erwarten, daß ich deswegen pp. entſchuldige; ich aber rühme mich des im Gegentheil. Wenn je Ihr Herz humanitätberauſcht im Begeiſterungstakte ſchlug, wenn der Proletarier, der edle Menſch, – wie es jetzt gebräuchlich, ja erforderlich – dem vornehmen Ungeheuer, um mich populär auszudrücken, die Meinung zeigt ....) (die Hausthiere aber ſind ja noch mehr Proletarier, als die Proletarier ſelbſt, eigentlich die wahren Proletarier, die mit ihren Kindern bezahlen müſſen. So denk' ich nun, mich auf die Spitze des Zeitgeſchmacks geſetzt zu haben ....) Sie ſenden wohl an eine hieſige Buchhandlung ein Probeblatt Ihrer Zeitung unter meiner Adreſſe. Sollten Sie beigelegtes aufnehmen, erhalt' ich wohl einige Freiexemplare der betreffenden Nummern."

---

*) In Verwahrung des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden.

Auch bei dieſem Werke war aber die Hoffnung, es bald gedruckt zu ſehen, vergeblich. Dem „Märchen vom toten Kinde" war es auch beſchieden, erſt nach dem Tode des Dichters zu erſcheinen; und zwar kam es zuerſt 1873 in Otto Jankes „Hausbibliothek" heraus.

Es liegt nahe, das „Märchen vom toten Kinde" mit der „Buſchnovelle“ zu vergleichen. Auf den erſten Blick erkennt man, daß die Charakteriſierungskunſt im „Märchen vom toten Kinde“ ungleich höher entwickelt iſt, als in der „Buſchnovelle“. Dazu kommt, daß wir den köſtlichen Humor, der über dieſem Werke liegt, bei jenem vermiſſen. Aber dieſer Humor iſt nicht rein, es iſt viel Satire und Ironie beigemiſcht. Es fehlt der naive ſchlichte Märchenton, der nach Tieck die unumgängliche Bedingung des Märchens überhaupt ausmacht. Dieſer Fehler ergibt ſich aus der Grundlage des Werkes. Es wird der Verſuch gemacht, mit realiſtiſchen Kunſtmitteln ein Märchen zu ſchaffen, während die reine Märchendichtung ein Heraustreten aus dem Realen erfordert. So iſt das Werk ein intereſſanter Verſuch, der deutlich zeigt, daß der Verfaſſer ſich endgültig einem künſtleriſchen Realismus zugewandt hat.

Weimar, 25. Oktober 1912.

Hans Heinrich Borcherdt.

Das Hausgeſinde

Eine Laune

1840

I.

Der Gärtner Andres wäre der zufriedenſte Menſch unter der Sonne geweſen, wenn er ſein Röschen hätte heuraten dürfen. Er war eine treue Seele, ganz ergeben dem Grafen und der Gräfin, ſeiner Herrſchaft. Sein Dienſt nährte ihn, und er hätte wohl noch für ein Weibchen genug gehabt, das ſo genügſam geweſen wäre wie er. Auch das fand ſich, und ſchon jubilierte der glückliche Andres, als ſeinem Glücke Hinderniſſe in den Weg traten, an die er nie gedacht. Wie denn überhaupt das Denken nicht ſeine Sache war und ihm bei weitem nicht ſo von der Hand ging als ſeine Gartenarbeit. In der, das mußte ihm der Neid geſtehen, ſuchte er ſeinesgleichen. Im ganzen Lande war kein Gärtner, der ſo geſunde Bäume zu ziehen verſtand; im Küchengarten hieß er Meiſter; in der Blumenzucht, ſeinem Lieblingsſache, nahm er's vollends mit jedem auf.

So lieb er nun überhaupt die Blumen hatte, ſo war ihm eine wieder bei weitem die liebſte. Es war auch die ſchönſte, friſcheſte, freundlichſte Blume, die man ſehen konnte. Aber leider wuchs ſie nicht in ſeinem Garten. Er hätte ſein halbes Leben darum gegeben, wenn er ſie aus des Müllers Boden in den ſeinigen hätte verſetzen dürfen. Und die Blume ſelbſt verlangte keinen andern zum Gärtner als den muntern Andres. Aber der alte Müller, ein reicher Kauz, hatte gar andern Geſchmack als ſein freundliches Röschen. Das verlangte von ſeinem Gärtner nichts, als was Andres beſaß, ein freundliches hübſches Geſicht, eine flinke Hand und ein treues Herz; der alte Müller verlangte bei weitem mehr. Reich ſollte ſein Schwiegerſohn ſein, womöglich auch etwas Vornehmeres, als er ſelbſt war. Und Andres war nur an Liebe zu Röschen, an Frömmigkeit und munterer Laune reich, aber nicht an irdiſchen Gütern, und „Gartenknecht" iſt kein Titel, der die Eitelkeit reizt.

Übrigens war der Alte nicht etwa ein überaus harter Mann, denn er hatte ſich von dem ſchmeichelnden Röschen ſo viel an ſeiner Forderung abdingen laſſen, daß Andres ihm nur die bare Summe von dreihundert Gulden aufweiſen und als Hofgärtner auf die Freite kommen ſollte; dann wollte er dem Pärchen kein Hindernis mehr in den Weg ſtellen.

Das war doch eine Hoffnung. Was braucht die Jugend weiter, um fröhlich zu ſein? Er ſtand damals bei ſeinem Grafen gut angeſchrieben; ſparſam war er von je; ſo war das Sümmchen ſchon zuſammenzubringen. Der Titel konnte ihm auch nicht entgehen, wenn der Graf ihm ſo günſtig blieb und der alte emeritierte Hofgärtner aus dieſer Zeitlichkeit in den Garten der Ewigkeit verpflanzt wurde, wozu baldige Ausſicht war.

Die Jugend hat ja noch ſo viele Jahre vor ſich und nimmt's damit erſt genau, wenn die beſten hinter ihr liegen. Sie bedenkt nicht, daß die carte blanche der Zukunft ganz anders ausgefüllt werden kann, als ſie hofft, daß ſtatt eines Trauſcheins das Schickſal einen Scheidebrief, anſtatt des großen Loſes einen Schuldſchein daraus machen kann. Und doch hat ſie den beſten Teil. Iſt doch der wirkliche Beſitz nur ein ſichtbar herausgetretener Reichtum unſeres Innern. Wir werden je reicher an äußerm, je ärmer an innerm Beſitz. Und der iſt doch die Hauptſache. Je weniger einem zu wünſchen übrig bleibt, um ſo ärmer iſt er.

An dieſem innern Reichtum hatten denn Andres und Röschen gezehrt. Die Liebe war nicht kleiner geworden, und die Hoffnung wuchs mit jedem Tage. Dem Andres fehlten nicht fünfzig Gulden mehr an der bedingten Summe, der alte Hofgärtner hatte ſchon ſein Teſtament gemacht; da umzog ſich plötzlich der blaue Himmel der Liebenden mit Wettergewölk.

Andres ſtimmte nicht ein in den Ton ſeiner Mitbedienten, hatte manch ſchlechtes Anſinnen derſelben zur Übervorteilung der Herrſchaft mit der Grobheit, die der ſchlichten Ehrlichkeit Hausgenoſſe iſt, abgewieſen. So ergriffen ſie jedes Mittel, den Sittenrichter, der ſie in ihren Plänen ſtörte, um die Gunſt und womöglich auch aus dem

Dienſte des Grafen zu bringen. Das kleinſte Verſehen wurde ihm zum Verbrechen gemacht; wo irgend ſeinem Tun ein zweideutiges Anſehen zu geben, ſeinen Reden ein hämiſcher Doppelſinn unterzulegen war, wurde es nicht unterlaſſen. Und der arme gute Andres gab in ſeiner argloſen Einfalt nur zu viel Gelegenheit, ihm etwas anzuhängen. Er hatte nicht nur die frühere Gunſt des Grafen verloren, es war ihm ſogar angedroht, auf die nächſte Klage über ihn ſchmählich aus dem Dienſte geſchickt zu werden. Und er wußte es, daß er jedesmal, und wenn er das Recht völlig und unzweifelhaft auf ſeiner Seite hatte, unrecht behalten mußte. Zum Advokaten war er eben nicht gemacht.

So ſtanden die Sachen, als der Graf zu ſeinem vierzigſten Geburtstage ſeinen ſämtlichen Untertanen ein kleines Feſt veranſtaltete.

Unter den Linden vor dem Schloſſe bogen ſich die Tiſche unter der Laſt der Kuchen. Fäſſer, in denen der edle Moſt ſchäumte, blinkten aus dem kühlen Schatten der Büſche. Appetitlicher Bratwurſtgeruch ergötzte die ringsumher gelagerte hoffnungsvolle Jugend des Dorfes, nie hoffnungsvoller als eben heute. Der Spitz des Müllers, den ein gleiches Intereſſe zu ihnen geſellt, machte vergebens ſeine kühnſten Sprünge; ihre Augen hatten ein anderes Ziel.

Immer lebendiger ward's. Da kamen die Alten im Brautkleide, das ſich länger erhalten als die Bräutigamswonne, den Kamm quer im geſcheitelten Haar; die freundlichen Mütterchen mit den wunderbar geſchweiften Röckchen, die, im Gehen hin und her wackelnd, ihnen das Anſehen wandelnder Glocken gaben, zu denen die trippelnden Beine den Klöppel vorſtellten. Da kam das muntere gebräunte Volk der Bauernburſche, die reichern mit einem Münzkabinett von angeöhrten Silberſtücken an Wams und Bruſtlatz, die maſtigen Beine in gelben Lederhoſen, in den graziöſen Bewegungen der Arme der Schwung des Peitſchenſtieles nicht zu verkennen, mit mehr Laune und Anmaßung, als Anſtand daher. Da wehten die kurzen Röckchen um die gedrängte Form der kecken Dirnen, die bunten Bänder um die bräunlichen Heckenroſen der vollen Geſichter. Da ward gezupft und geneckt, die Augen verdeckt, der Verdecker erraten. Da flogen

Winke und Blicke, da klang Geſang und Gelächter. Um die Witzbolde des Dörfchens ſammelten ſich die Gruppen. Mit mehr Derbheit als Witz ergoß ſich die Laune des feſtlichen Tages; unter ihren Schlägen erglänzten dunkelrot die umfangreichen Wangen. Da verſteckte ſich die Verſchämtheit geheim ſich wähnender Neigung vor den nicht ſchonenden Anſpielungen hinter verlegenem Gekicher und ſcheinbar unbefangenem Eingehen auf den Scherz. Da lächelte ſich Einfalt und harmloſe Liebe aus vollen freundlichen Geſichtern zu, da ſtierte die Gedankenloſigkeit ins Blaue, da zog der Neid die Mundwinkel, da haftete ſich der grimmig verſteckte Blick der Eiferſucht an jeden Zug ſeines Gegenſtandes, da wiegte ſich die Selbſtgefälligkeit auf Schuh- und Stiefelſpitzen, da ſpreizte ſich der plumpe Geldſtolz, da zierte ſich die Gefallſucht, da ſchnellten die Pfeile von den Augenbrauen der ländlichen Koketten. Wer niemand anderm gefiel, der gefiel doch ſich, wer kein Publikum fand, belachte ſeine Späße ſelbſt.

Und nun erhob ſich der luſtige Jammer einer verblaſenen Flöte, zwei Hörner ließen Klänge vernehmen, die nichts weniger glichen als muſikaliſchen Tönen, eine Klarinette perſiflierte das Angſtgeſchrei der leidenden Menſchheit, zwei Geiger ſchwangen die weiten Hemdärmel dem kecken Bogen in ſägender Bewegung nach, ein alter Baß beurkundete ſein lebensmüdes Daſein in widerſtrebenden Tönen. Die Luſt war vollkommen.

Aber unſer Andres ſtand abſeit von den Tanzenden und ballte grimmig die nervigen Fäuſte in den Jackentaſchen. Denn ſein Röschen lachte dem geſchniegelten Kammerdiener, der ſie mit dem Aufwande aller Lakaiengrazie um die Linde ſchwang, ſo freundlich zu, wie ſie nach Andres' Meinung nur ihm zulachen durfte. Wie ein Geiziger, ſeine Verluſte im Kontobuche ſtöbernd, begleitete er jeden Blick, der dem Verhaßten wurde, mit einem ingrimmigen Seufzer. Der Reihen endete. Und nun mußte er ſehen, wie der Nebenbuhler ſeinem Röschen Moſt kredenzte und die Glühende in die vollen Wangen knipp. Und ſie lachte noch dazu und winkte mit den fröhlichen Augen zu dem Eiferſüchtigen herüber.

„Ja winke nur, du falſches Ding,“ brummte er vor ſich hin. „Wie?

was? Verſtehſt du mich? So dumm iſt der Andres nicht, wie du denkſt. Er hat Augen. Du ſollſt mich gewiß heute nicht freundlich ſehen, und wenn du tauſendmal ſtreichelſt und ſchmeichelſt. Aber es geſchieht dir ſchon recht, Andres. Warum haſt du dein ganzes Herz an die Dirne gehängt? Wer ſein Herz Kameradſchaft machen läßt mit zwei flinken Füßen, der darf ſich nicht beſchweren, wenn's davonläuft. Ich will gar nicht mehr hinſehen, daß ſie ſich nicht etwa einbildet, ich könnte gar nicht ſein ohne das. Wie? was? Verſtehſt du mich?"

Aber er ſah in dem Augenblicke wieder hin, wo ſie — geſtanden hatte. Denn ſie war fort. Unter den Tänzern war ſie nicht, unter den Zuſchauern auch nicht mehr zu ſehen. Andres vergaß alle ſeine Vorſätze und machte ſich auf die Beine. Wo er etwas Helles durch die Zweige glänzen ſah, meinte er, ſie mit dem Verhaßten ſtehen zu ſehen. Er lief durch den ganzen Park hin und wieder her; ſie war nicht zu finden. Dabei ſchwor er ein Mal über das andere, ſich nichts mehr an die Untreue kehren zu wollen. „Was geht es mich an, wo ſie iſt und mit wem ſie ſcharmiert. Wie? was? Verſtehſt du mich?" Nichtsdeſtoweniger ſetzte er ſeine Entdeckungsreiſe fort und ſchwitzte vor Ärger und Anſtrengung.

„Suchſt du mich?" rief jetzt ein Silberſtimmchen aus dem Gebüſche. Röschen ſaß auf einem dürren Baumſtrunk. Sie kam ihm entgegen. Der Andres bemühte ſich, trotz ſeiner innerlichen Freude und des wiedergewonnenen Glaubens an ihre Treue, die ſo unverkennbar aus ihrem reinen Auge ſtrahlte, ſo gleichgiltig und kalt zu erſcheinen, als ihm nur möglich, indem er in Gedanken vor ſich hinbrummte: „Strafe muß ſein. Wie? was? Verſtehſt du mich?"

„Ach, Andres," klagt das Mädchen, indem ſie ſich voll vertraulicher Liebe an ihn lehnte. „Das gibt dir nirgends böſere Menſchen als auf der Welt."

Dem Andres ward gar anders, als der warme ſchöne Leib an ihm ruhte, aber er drehte das Geſicht ab und ſagte mit gleichgiltigem Tone: „Ei, das wäre!"

„Denke dir," fuhr ſie fort, „der Kammerdiener —"

„Ganz recht," entgegnete Andres, „faſt hätt' ich vergeſſen zu gratulieren."

„Was ſoll das heißen?" fragte das Mädchen, indem ſie ihn groß anſah. Er aber wich ihren Augen aus und verſuchte zu lachen, was ihm nicht recht gelang. Dann ſagte er: „Das ſoll heißen, daß ich der Mamſell Glück wünſche zum Herrn Kammerdiener. Er hat ſein Schäfchen im Trocknen, und ‚Herr Kammerdiener', das läßt ſich hören. Der Meiſter Müller wird da nichts dagegen haben. Wie? was? Verſtehſt du mich?"

„Du weißt's alſo ſchon?" fragte das Mädchen. Aber dem Andres ging bei der Frage Faſſung und Verſtellung zugleich aus. Er erſchrak und ſagte: „Was denn? Was weiß ich denn?"

„Daß der Kammerdiener ſich bei meinem Vater einſchmeichelt und dich bei ihm verdächtig machen will. Und mich heuraten," ſetzte ſie weinend hinzu.

„Und du willſt?" fragte er voll Angſt.

„Ich weiß gar nicht, wie du mir heute vorkommſt," ſagte das Mädchen verwundert. „Wie oft hab' ich dir geſchworen."

„Mädchenſchwüre ſind – Wind."

„Beim Monde –"

„Der iſt taub."

„Bei der Sonne –"

„Die hält ſich die Ohren zu, wenn ein Mädchen ſchwört."

„Bei dir ſelbſt –"

„Ich bin ein Eſel."

„Ja, das biſt du," ſagte das Mädchen ärgerlich. „Du biſt nicht wert, daß ich dich freundlich anſehe, noch weniger, daß ich dir gut bin."

„Na," ſagte der Andres wieder guter Laune. „Bin ich's nicht wert, ſo bin ich's doch bedürftig. Wie? was?"

„Das iſt noch nicht alles," ſagte Röschen voll ungekünſtelter Betrübnis. „Der Herr Graf ſelbſt gibt ſich alle erdenkliche Mühe um mich und hat mich eben erſt angeredet und hat mir Dinge geſagt, die er nicht hätte ſagen ſollen."

„Und was hat er denn geſagt?" fragte Andres voll Angſt. „Etwa –"

„Er hat mich ſeine ſchöne Müllerin genannt."

„Und du ihn wieder deinen ſchönen Herrn Grafen?"

„Höre, Andres, wenn du ſo ſprichſt, iſt's vorbei mit uns."

„Ja, Röschen, mit mir iſt's ſchon vorbei. Das iſt ein Komplott. Der Graf, die Gräfin, der Kammerdiener, der Hausmeiſter, die Haushälterin, die Lakaien, alle rebellieren ſie gegen mich. Und du auch. Wie? was? Verſtehſt du mich?"

Der Andres wandte ſich ab und lehnte ſein weinendes Antlitz in den blühenden Holunder. Das Mädchen fühlte ſeine Tränen auf ihrer Hand und ſchluchzte vor Mitleid mit dem Andres und mit ſich ſelbſt. „Iſt's denn dein Ernſt, guter Andres, daß du glaubſt, ich rebelliere auch gegen dich? Mögen ſie ja alle rebellieren, mein Vater mit, dein Röschen bleibt dir treu."

„Ja," entgegnete Andres, indem er ſein Geſicht aus dem Holunderbuſche herauszog und an das ihre lehnte, „ich weiß es, du biſt gut. Es war nur eine Dummheit von mir – nein, eine Schlechtigkeit, daß ich ſo zu dir reden konnte."

„Du haſt's aus Deſperation getan," tröſtete Röschen, „und ich hab's ſchon wieder vergeſſen. Dort kommen Mädchen und Burſche, die dürfen uns nicht beiſammen finden. Heute nachts komm' ich an die weiße Bank beim Mühlſtege, da will ich dir alles erzählen, und da wollen wir beraten, wie wir unſere Sache anſtellen müſſen. Daß du's nicht vergißt, wenn's zehn ſchlägt im Dorfe, am Mühlſtege beim alten Gewölbe!"

Das Mädchen ſprang den Geſpielen entgegen, aber Andres ſtand noch lange im Kampfe mit ſeiner Betrübnis. Endlich richtete Andres ſich auf und ſagte vor ſich hin: „Du biſt ein Eſel, Andres, daß du dich unnötigerweiſe abhärmſt. Sie iſt dir treu und läßt dich nicht, und ſo mag's kommen, wie's da will. Jetzt gehſt du zu den andern und trinkſt ein Gläschen, damit die dummen Sorgen zum Guckguck fahren. Wie? was? Verſtehſt du mich?"

2.

Während Andres ging, um ſeinen Vorſatz auszuführen, unterredete ſich im tiefſten Gebüſche der Graf mit ſeinem Kammerdiener. Das liebliche Röschen hatte einen tiefen Eindruck auf ſein gräfliches Gemüt gemacht, einen ſo tiefen Eindruck, als das Gemüt eines Weltmannes fähig, und dieſer einen Entſchluß zuwege gebracht, wie die Entſchlüſſe vornehmer Lüſtlinge in ſolchem Falle zu ſein pflegen.

„Ich hätte dem kleinen Dinge die Sprödigkeit gar nicht zugetraut, noch weniger den Mut, mir ſolche Sottiſen zu ſagen, als ſie getan hat.“

„Hat ſie das wirklich getan, gnädigſter Herr?“ fragte der Diener, äußerlich gleichmütig erſcheinend, innerlich aber voll Vergnügens über das Erfahrene. „Und was denken Erlaucht zu tun? Wollen ſie laufen laſſen? Gibt's doch genug ſchönere und weniger ſpröde Mädchen.“

„Du ſprichſt, wie du's verſtehſt,“ ſagte der Graf. „Ein ſchöneres friſcheres Mädchen iſt auf zehn Meilen in der Runde nicht zu finden. Eine abſchlägliche Antwort iſt noch keine. Sie iſt ſo eitel wie ein Mädchen, darum iſt ſie zu verführen. Den Schmuck, den du mir neulich in der Reſidenz beſorgteſt, mit dem ich die Gräfin zu ihrem Geburtstage zu überraſchen dachte, bringſt du ihr heute. Ein Briefchen dazu, niedlich und duftend – das müßte mit dem Teufel zugehn! Aber,“ fuhr er fort, den Finger auf dem Munde, „behutſam!“

Der Graf ging, in Gedanken ſchon am Ziele. Der Kammerdiener ſah ihm pfiffig lächelnd nach. „Behutſam!“ ſagte er, den Grafen parodierend, in Gedanken. „Behutſamer, als es Erlaucht lieb ſein wird. Der Müller iſt ſchon ganz eingenommen für mich und gegen den Tölpel von Gartenknecht. Den Schmuck überbracht, aber Notabene ſtatt des Briefchens eine Warnung. Geſpart haben wir uns etwas, der köſtliche Schmuck dazu! Ich heurate Röschen, übernehme die Mühle und bin ein reicher Kauz.“ Und der zweite Glückliche war in Gedanken fertig.

Der Herr Graf hatte aber, ohne es zu wiſſen, der Gräfin gebeichtet, die, in einer nahen Laube verſteckt, das ganze Geſpräch zwiſchen Herrn und Diener vernommen. So eiferſüchtig als ihr Herr Gemahl galant, hatte ſie ſeine Bemühungen um die ſchöne Müllerin nicht überſehen können. Als ſie dem Grafen, der ſich mit dem Kammerdiener entfernte, nachſchlich, hatte ſie die Hoffnung, etwas Näheres zu erfahren, wie wir wiſſen, nicht getäuſcht. Sie hatte alles gehört, und nur durch die größte Anſtrengung war es ihr gelungen, ihrer ſelbſt Herr zu bleiben. Aber ſie ſah voraus, daß ſie, ihrem Zorne nachgebend, das Spiel verderben würde. Der gewandte Weltmann hätte einen Scherz aus der Sache gemacht — das war ſchon öfter das Ende zwiſchen ihr und ihm geweſen —, und ſie hätte anſtatt als Richterin als eine Beſchämte vor ihm ſtehen müſſen, wohl gar in Gegenwart eines Bedienten eine wohlgeſetzte Predigt über das törichte Laſter grundloſer Eiferſucht hören müſſen. Solche Reden waren die Force ihres Herrn Gemahls, in der er ſich beſonders gefiel. Sie mußte ihm ſeine Untreue beweiſen, ihn überführen können. Dazu war der Plan bald gemacht. Der Schmuck ſamt dem Briefe mußte in ihre Hände fallen. Den übrigen Domeſtiken durfte man, ſie wußte es, nicht trauen. Der ehrliche Andres war der Mann, dem Rechte den Sieg zu verſchaffen. Er ſollte dem Bedienten aufpaſſen, deſſen Weg durch den Park führen mußte. Die Gartenknechte ſollte er zu Aſſiſtenten nehmen. Sowie der Bote mit dem Käſtchen eingefangen, ſollte er Lärm machen; denn vor der ganzen Dienerſchaft wollte ſie den Herrn Gemahl beſchämen, um ſich für deſſen Predigten, die er vor verſammeltem Perſonale zu halten pflegte, eine genügende Rache zu bereiten. Die fünf Füchſe, die ſie ihm als Lohn für die gelungene Tat verſprach, machten die Summe, an die Röschens Beſitz geknüpft war, voll, und der Andres glühte vor Moſt und Tatendurſt.

3.

Es wurde immer dunkler. Andres, das beſtellte Werkzeug der Nemeſis, ſaß auf einer Bank am Wege, auf die der Jelängerjelieber, nachdem er ſich an dem ſchlanken Zytiſus eine Weile hinaufgeſchlängelt, den leuchtenden gelben Blütentrauben ſein ſaftiges Grün zur Folie gegeben, in tauſend Ranken herunterfiel und die weiße ſo reizend verhüllte wie die losgegangene Nacht dunkler Locken den Schneeglanz eines ſchönen Buſens. Zwei Nachtigallen überboten ſich aus den nahen Akazien im wolluſtſchmachtenden Schluchzen. Aber Andres, der Rächer, wünſchte ſich ſehr unpoetiſcher Weiſe ſtatt der Nachtigallen zwei lärmende Nachtwächter. Denn der Schlaf kam in tauſend Traumgeſtalten aus den Büſchen und vom Himmel auf ihn ein. Bald ſah er Röschen daherſchlüpfen, fühlte ſich in ihren Armen und ſchlummerte an ihrem Buſen ein. Dann ſchrak er aus dem halben Schlafe empor und mühte ſich, den Auftrag der Gräfin ſich ins Gedächtnis zurückzurufen. Hatte er einmal die goldenen Füchſe der Gräfin, dann konnte er als gemachter Mann wirklich und ungeſtört an Röschens Bruſt einſchlummern. Der Wille war unverbeſſerlich, aber das Vollbringen mangelte. Denn über ein kleines, und ein ähnliches Schlummerbild verlockte ſeine Seele, ſich ihm zu ergeben. Die warnende Stimme kam immer ſpäter und leiſer.

Daran war aber nichts weiter ſchuld als der ſüße Moſt, in dem er ſich heute Vergeſſenheit ſeiner Sorgen hatte trinken wollen. Es war ihm gegangen wie jenem Ritter, der ſich anſtatt auf das Pferd über dasſelbe hinüberſchwang. Er hatte mehr aus der Lethe geſchöpft, als ſich mit ſeiner jetzigen Beſtallung vertrug. Er fing an zu zählen. Mit Fünfzig war er wieder am Einſchlummern. Da rauſchte es plötzlich im Gebüſche. Er fuhr auf und horchte, ſah hin, wo das Geräuſch entſtanden ſchien, und meinte zu träumen.

Ein Männlein, kaum ſechs Zoll lang, mit einer Perücke, die ihm bis in die Kniee hinunterhing, kam kecklich aus dem dunkeln Laube einer Päonie hervorgeſchritten. Ein ſchmaler Streif des Mondlichts, der durch die grauen Wolken drang, fiel dem Männchen gerade auf die Perücke, und ſie ſchimmerte wie mit Silberſtaub gepudert. Das Männchen ſchien das Licht nicht gut vertragen zu können, denn es nieſte wohl ſechsmal nacheinander ſo gewaltig, daß ſein ganzer Körper ſich von der Erſchütterung überſchlug, bis der Schatten einer Nachtviole es ſchützend aufnahm.

Dem Andres ward es gar wunderlich zu Mute, ſo ſeltſam graulich und doch heimiſch, denn er fürchtete ſich nicht im mindeſten. Zur Beſinnung mocht' er gar nicht kommen, denn das Männlein fing mit einer wunderbar feinen Stimme zu reden an:

„Hochzuverehrender, inſonderheit ſchätzbarer Herr! Dero untertänigſter Knecht vermag gar nicht auszuſprechen, wie glücklich er ſich fühlt, Denenſelben nach ſo langer Trennung wiederum nahen zu dürfen. Aber mit Wehmut wird er gewahr, daß Dieſelben ſeiner ganz vergeſſen zu haben ſcheinen. Die Verwunderung, ſo ich in Dero angenehmen Zügen zu leſen die Ehre habe, ſagt mir, daß Dieſelben mich nicht mehr kennen zu wollen belieben.“

Andres ſagte: „Ihr poſſierlicher Kerl kommt mir auch bekannt genug vor, aber erinnern kann ich mich nicht, wo ich Euch geſehen haben ſollte.“

„Wenn Dieſelben“, fuhr das Männlein fort, „aus Niedrigkeit zu beſonderer Ehre gelangt wären, ſollt' es mich nicht wunder nehmen, ſintemalen es bei beſagtem Glückswechſel zur Sache gehört, ſeiner ehemaligen Freunde ſich zu ſchämen. Da es aber gerade der umgekehrte Fall, ſo will mich's ſehr ſeltſam bedünken.“

Darauf erhob ſich das Männlein auf den Schuhſpitzen, ſtreckte die Arme auseinander, als ging' es mit dem bei ſeiner Kleinheit fürwahr überkühnen Gedanken um, den Andres zu umarmen, bog das Köpflein auf die rechte Seite, drückte die Augen zu wie ein Kückelhahn, der krähen will, und rief mit heller durchdringender Stimme:

„Teuerſter durchlauchtigſter Prinz Andrei, kennt Ihr Euren untertänigſten Knecht und treueſten Freund Hanspeter nicht mehr, denſelben, ſo Ihnen Dero Frau Baſe Torſchreiberin eingehändigt, da Sie noch vor der Türe Dero Vaterhauſes zu ſpielen geruhten?“

„Du wärſt's wirklich, Hanspeter?“ rief Andres, hob ohne Scheu den kleinen Diener in ſeinen Schoß, ihn zu liebkoſen, wie er ſonſt wohl getan.

Das kleine Männchen aber drohte freundlichen Ernſtes mit dem Fingerlein und ſprach mit eindringlichen Worten:

„Ei, Herr Prinz, wie habt Ihr Euch doch auf die liederliche Seite gelegt, ſeid aus reinem Übermute von Eurem Throne geſtiegen, um ein Gärtnersburſche zu werden. Der treue Schornſteinfeger, jener biedere kleine ſchwarze Mann, hält noch immer Dero Zepter in ſeinen Händen, das Dieſelben ihm zu halten gaben, weil Sie einen Spaziergang aus Dero Schloſſe machen zu wollen geruhten. Sind aber, anſtatt zurückzukehren, in die pure blanke Wirklichkeit hineingerannt und haben ſtatt des Zepters ein Grabbrett in Dero Hände gefaſſet.“

Andres wußte nicht, wie er daran war mit dem Männlein und mit ſich ſelbſt. „Bin ich denn wirklich ein Prinz?“ fragte er dreimal. „Ich dachte immer, es ſei nur Spiel.“

„Das iſt's eben,“ ſagte das Männlein. „Was iſt denn wahr? Und was unwahr? Was wir glauben, iſt wahr. Es gibt gar kein Spiel, oder alles iſt Spiel. Viele nennen das wahr, was ſie mit den Händen greifen, und das iſt gerade die handgreiflichſte Lüge. Was wir glauben und inwendig ſind, davon haben wir die nächſte unmittelbare Kunde. Sollen wir die Nachricht für wahrer halten, die erſt von einem Tölpel zum andern gegangen iſt, eh' ſie bei uns ſelbſt anlangt? Warum wollet Ihr, o Prinz, der Wahrheit, die in Euch ſelber iſt, die Verfälſchung plumper Zwiſchenträger, die Ihr die Sinne nennt, vorziehen? Die haben freilich ihren Vorteil dabei, wenn ſie Euch etwas vormachen, und den alten Griesgram Verſtand halten ſie ohnedies nur zum Narren.“

Andres dachte vergeblich darüber nach, was wohl das Männlein meinen möge. Endlich ward er ungeduldig und ſagte: „Was brauch' ich denn nachzudenken? Ich bin ja ein Prinz. Dafür hab' ich meine

Räte. Der Verſtand, den ich bezahle, iſt mein Verſtand. Deshalb bin ich doch der Verſtändigſte, wenn ich nur der Reichſte bin, und muß mir drum meinen Kopf nicht zerbrechen.“ Darauf wandte er ſich zu dem Männlein und gebot: „Nun ſo denk' Er einmal in meinem Namen und Auftrag, wo ich eigentlich Prinz bin und was ich zu tun habe, da ſich das Selbſtdenken nicht mehr für mich ſchickt.“

Da ſagte das Männlein: „Durchlaucht dürfen nur geruhen. Es würde den edeln Schlendrian, wie wir die künſtliche Maſchine nennen, hindern, wenn Durchlaucht ſelbſt denken wollten; Dieſelben könnten ein Loch in die ganze ſchöne Einrichtung hineindenken. Der Fürſt geruht, der Untertan bezahlt, der Miniſter läßt's gehen, wie es geht; das iſt das große Geheimnis, worauf das Glück des Staates beruht. Euer Durchlaucht ſind der Prinz von Wacholderland. Aber was mach' ich hier vergebliche Worte, während Eure göttliche Prinzeſſin verwünſcht iſt und ſich nach dem edeln Retter ſehnt!“

„Und was denk' ich dabei?“ fragte Andres.

„Euer Durchlaucht“, entgegnete der Miniſter, „denken, ſie zu erretten.“

„Nun, das iſt vernünftig von mir,“ ſagte der Prinz, „zumal wenn ſie ſchön iſt. Man beſinne ſich auf die Prinzeſſin.“

„Die Prinzeſſin von Erdbeerheim iſt das ſchönſte Frauenzimmer auf Erden,“ dachte der Miniſter auf allerhöchſten Befehl, „obwohl Prinzeſſinnen eigentlich keine Frauenzimmer ſind, ſondern verehrungs- und anbetungswürdige Engel. Aber ein böſer Zauberer, ſein Name fällt mir gerade nicht bei, der böſe Zauberer Soundſo iſt in Liebe gegen ſie entbrannt und hat die Göttliche, da ſie ihm ihre durchlauchtigſte Neigung nicht zu ſchenken geruht, in ein Frauenzimmer verwandelt. Das ſoll ſie nach dem Spruche des Zauberers Soundſo bleiben, bis Euer Durchlaucht ſich in ſie verlieben, obgleich ſie nur als ein Frauenzimmer erſcheint.“

„Nun, ſo verliebt mich in die Prinzeſſin, daß die Geſchichte bald aus wird, denn mich ſchläfert gewaltig; auch hungert mich nach dem Hochzeitkuchen. Daß Ihr mir brav Roſinen hineinbacken laßt, Miniſter! Das bind' ich Euch auf die Seele. Und nun denkt in Gottes Namen weiter drauf los.“

„Ein Schritt iſt ſchon geſchehen,“ fuhr der Miniſter fort, „indem Dieſelben, vom Schickſale willenlos gedrängt, ein Gartenknecht geworden. Ihr ſeid bereits in ſie verliebt, gnädigſter Prinz; dort kommt die Braut, die, ſowie dieſelbe allergnädigſt umarmt, wieder ihre fürſtliche Geſtalt erlangen wird. Auch ſind die Kuchen ſchon gebacken, und ich beurlaube mich untertänigſt, die Untertanen Vivat rufen zu laſſen und die Böller zu löſen.“

Das Männlein lief davon, aber dem Andres ward zu Mute wie einem Gott, denn die verwünſchte Prinzeſſin kam aus dem Gebüſche getreten und war – Röschen. „Nun“, ſagte er, „iſt alles gut. Ich will unterdes ein wenig ſchlafen, bis mein Miniſter wiederkehrt und ſich für mich freut und weiter denkt.“

Und er lehnte ſich zurück in ſeinem güldenen Throne – da wurden ſchnelle Tritte hörbar. Der Prinz kam auf einmal wieder zu ſich. Der Kaſten fiel ihm ein, die fünf goldenen Pfennige. Es war der Kammerdiener, der des Weges vom Schloſſe nach der Mühle daherkam, ein Käſtchen unter dem Arme. Wie ein Tiger brach Andres aus ſeinem Verſtecke. Mit einem Griffe hatte er die Schachtel in Händen, aber der Träger nahm vor ſeinen derben Fäuſten Reißaus. Andres ſtellte das Käſtchen in das hohe Gras, weil es ihn hinderte, den Dieb zu greifen; und das war ihm doch befohlen. Und wie die wilde Jagd ging's zickzack durch Buſch und Beet, dem Fliehenden nach.

4.

Aber desſelben Weges, den der Kammerdiener, von Andres gejagt, verlaſſen hatte, kam eine wunderſame Geſtalt dahergetrippelt. Es war ein altes Männlein mit verſchrumpftem Faunengeſichte. In der einen Hand trug er etwas in Papier Gewickeltes, in der andern eine kleine ſchmutzige Blendlaterne. Als er an das verfallene Gemäuer, unweit der Bank, auf welcher Andres Prinz geweſen, gekommen war, ſah er ſich vorſichtig um, dann räumte er den Schutt von einer Stelle des Bodens, brachte einen Schlüſſel aus der Taſche, ſchob ihn in das Schlüſſelloch, welches unter ſeinen räumenden Händen ſichtbar geworden; dann ſah er nochmals ringsumher.

Dann drehte er den Schlüſſel leiſe, leiſe, hob ſorglich langſam, damit kein Geräuſch ſein Treiben verrate, die Falltüre auf und brachte aus der Tiefe ein Käſtchen zum Vorſchein, faſt von derſelben Form wie das von Andres erbeutete, das nahe dabei unbemerkt im Graſe ſtand. Er öffnete es und ſah mit gierig funkelnden Augen hinein, und im matten Lichte der verräucherten Blendlaterne glänzten Ringe, Uhren und ſilberne Löffel gleichſam die Antwort. Er ſchien ganz in die Herrlichkeiten des Käſtchens verſunken und erſchrak, als ſich's im Buſche hinter ihm regte, dermaßen, daß die Schätze in ſeiner zuckenden Hand zuſammenklirrten. Er drückte das Käſtchen mit beiden Armen krampfhaft an die Bruſt, und ſein ohnehin nicht reizendes Geſicht malte Schrecken und beängſtigter Geiz zur Karikatur aus. Aber er zitterte nicht mehr, und die verzerrten Züge kehrten mählich zu ihrer alten Form zurück, als er die bekannte Stimme ſeiner würdigen Gefährtin, Mitmehrerin und Teilnehmerin an dem Schatze vernahm, die Stimme der jungfräulichen Haushälterin.

„Nun, Hausmeiſterchen, Erdgeiſtchen, haben Sie gute Geſchäfte gemacht heute?“ fragte die lange dürre Mumiengeſtalt, indem ſie ſich auf der Seite der Falltüre ihm gegenüber niederkauerte.

Die beiden Geſtalten glichen im ungewiſſen Scheine der Blendlaterne einem graulichen Spuk, wie ſie die markierten Geſichter, in der Begier der Habſucht unheimlich zuckend, nachbarlich über dem Käſtchen einigten, während der Neid, daß der Schatz dem andern mitgehöre, in grünem Schein aus den Katzenaugen ſich anblitzte.

„Da ſehet ſelbſt, Mamſellchen,“ grinſte der Hausmeiſter mit ſo viel Behaglichkeit, als mit Habſucht und Neid zuſammenwohnen kann, ein prachtvoll mit edeln Steinen ausgelegtes Perſpektiv mit den ſpitzigen zitternden Fingern aus dem Papiere wickelnd. „Und Sie, Mamſellchen? Können Sie ein gleiches Gewicht in Ihre Schale legen?“

„Sie ſind ein Goldmännchen,“ flüſterte die Haushälterin, indem ſie aus einer geheimen Taſche einige ſilberne Löffel und eine dergleichen Zuckerzange zum Vorſcheine brachte. „Den ſechſten, liebes Würmchen, den ſechſten Löffel vom halben Dutzend habe ich in den Koffer des neu angezogenen Kindermädchens praktiziert. Das Silber fehlt. Als treue Dienerin macht man die Herrſchaft aufmerkſam. Es wird nachgeſucht. Man findet den einen. Wo der iſt, müſſen ſeine Brüder auch geweſen ſein. Das Mädchen wird eingeſetzt oder fortgejagt, und keine Seele ahnt, wo die Löffel ſind, die lieben Löffelchen, die ſchönen Löffelchen.“

Während ſie die Geliebteſten mit freudiger Gier noch einmal beäugelte, eh' ſie ſie in das Verlies zu ihren nunmehrigen Mitgefangenen gleiten ließ, fiel ein giftiger Blick aus dem Auge des Hausmeiſters auf ſie; aber ſeine Stimme klang im ſanfteſten Regiſter: „Oh, Sie Loſe!“

Die Haushälterin hatte den Streifblick wohl bemerkt, und ihr Eingeweide brannte vor Grimm, aber ſie ſagte in gleichem Tone: „Haben Sie auch das Aufgebot beſtellt, ſüßes Zuckerwürmchen? Dieſes keuſche Herz fürchtet die gefährliche Nähe des Schmeichlers und ſehnt ſich, dem Teuern im geheiligten Bunde anzugehören, eh' ein ſchwacher Augenblick – ach, welches fühlende Mädchen hat nicht ſolche? – ihre jungfräuliche Würde und Ruhe unwiederbringlich untergräbt!“

Bei den letzten Worten war ſie in ein ſanftes Weinen verfallen. Aber der Hausmeiſter, aller Rührung unzugänglich, entgegnete hämiſch: „Oh, ſei'n Sie doch endlich ruhig mit Ihrer jungfräulichen Ruhe. Es wird keinem Chriſtenmenſchen einfallen, der Augen im Kopfe hat, ſie zu untergraben. Mich, meine Geſundheit, mein Leben wollen Sie untergraben, Mamſell. Das wär' Ihnen ſchon recht, mich tot ärgern zu können, um das köſtliche Schätzchen zu erben, zu dem Sie blutwenig beigetragen haben.“

„Blutwenig?“ fragte die Schöne mit plötzlich verändertem Tone und funkelnden Augen. „Blutwenig? Und was wär' denn das goldene Kreuz mit den Diamanten, um das die Frau Gräfin Schwiegermutter die Betty ins Zuchthaus ſchickte? Die Ohrringe mit den Perlen? Haben Sie kein Gedächtnis, Sie einfältiger Pinſel?“

„Es iſt mir jetzt lieb, daß es einmal zur Sprache kommt,“ knurrte der Hausmeiſter wie ein grimmiger Hund, dem man einen Knochen nehmen will. „Wer hat den Verſteck ausgemittelt, Sie erbärmliche mannstolle Weibsperſon?“

Über das anmutige Antlitz der Gouvernante legte ſich der Zorn wie ein blaues Tuch, und der Krampf der Wut geſtaltete die knöchernen Hände zu Habichtskrallen. „Eine mannstolle Weibsperſon?“ preßte ſie aus der zornverengten Luftröhre herauf. „Er Karikatur! Er gemeiner Menſch! Er — Iſt Er denn ein Mann, nach dem man toll ſein könnte? Er gedörrte Rübe! Er Pickling!“

Wie zwei kampffertige Katzen auf den Hinterbeinen aufgebäumt, die Krallen erhoben, die Zähne gebleckt und puſtend, kauerten die beiden würdigen Bundesgenoſſen einander gegenüber, unfähig vor Zorn zu reden. Mit einer Hand das Käſtchen gefaßt, die andere zum Kampfe erhoben, funkelten ſie einander mit den Augen an. Da, mit einem gewaltigen Riß machte ſich der Hausmeiſter des Käſtchens Herr, aber eh' er ſich erhoben hatte, mit der Beute zu entfliehen, fühlte er die ſpitzigen Finger der Gegnerin im Geſichte, und mit einem kühnen Anlaufe war er aus dem Gleichgewichte gebracht. Die Siegerin machte des Niedergeworfenen Leib zu ihrem Schemel, und ſchon war es ihr gelungen, ihm das Entriſſene wieder zu entreißen, als die Gefahr, die man mit kräftigen Schritten nahen hörte, die Feindſeligkeiten zu gemeinſamer Verteidigung des bedrohten Schatzes mahnend, die Verſöhnung herſtellte. Sie hatte im Schreck das Käſtchen ins hohe Gras fallen laſſen. Der Hausmeiſter ergriff das falſche, das ihm zuerſt in die Augen fiel, und verbarg es ſchnell — denn zum Verſchließen war nicht Zeit — in die nächſte Mauerlücke des Gewölbes.

Und in eiliger Flucht rettete ſich der eine nach dieſer, die andere nach jener Seite, beide willens, ſowie die Stelle wieder ſicher, das Käſtchen an den alten Verwahrungsort zu bringen.

5.

Andres kam ſchnaubend und ſchwitzend zurück und verwünſchte die Kraft ſeines Sorgenbrechers, des ſüßen Moſtes. Der Verfolgte war ihm, dem Wankenden, entgangen, und jetzt begannen Baum und Buſch, Erde und Wolken einen Elfentanz um ihn her. Er ſah ſich nach dem zurückgelaſſenen Käſtchen um; der Raſenplatz drehte ſich aber ſo ſchnell vor ſeinen Augen, daß er, und wenn es die Größe eines Scheunentores gehabt hätte, das Ziel nicht hätte finden können. Da kam eine unendliche Wehmut über ihn. Er weinte bitterlich wie ein Kind. „Mir iſt nichts beſchert“, ſchluchzte er, „auf dieſer böſen Welt. Nichts als Leidenſchaften! Nun ich mein Röschen hätte erwerben können, reitet mich der Gottſeibeiuns, daß ich mir einen Rauſch trinke. Es geſchah freilich in der beſten Abſicht, aber fragt das Schickſal darnach? Das iſt blind und fährt zwiſchen uns und unſer ſchönſtes Plaiſir, juſt wenn wir denken, daß wir's bei allen vier Zipfeln faſſen wollen, wie ein Fallgitter herunter. O du grimmiges vermaledeites Schickſal! Ich wollte, du wäreſt der Andres und ich du; da wollt' ich dir deine Bosheit eintränken. Dein Röschen bekämſt du zeitlebens nicht. Wie? was? Verſtehſt du mich?“

Andres ſetzte ſein Klagelied ſo lange fort, bis ihm die Stimme verſagte. Es war ihm ſo weh, daß er dachte ſterben zu müſſen. Und das war ihm gerade erwünſcht. Das Geſicht hatte er in die kühlen Zweige einer Spiräe gelehnt. Die Kühle wirkte ernüchternd auf den Erhitzten. Allmählich ließ ſeine Traurigkeit nach, wie der Tanz der Gegenſtände um ihn an Schnelle und Verwirrtheit abnahm. Jetzt konnte er das Käſtchen wohl finden. Er blickte auf, da ſchimmerte Röschens Kleid aus dem Buſche. Käſtchen und Füchſe, Rauſch und Schickſal waren vergeſſen. In drei Sprüngen war er im Buſche und hielt der Aufſchreienden ſchäkernd die Augen zu.

„Wie Sie nun wieder ſind! Schämen Sie ſich doch! Es ſchickt ſich ja nicht. Wenn's jemand ſähe! Der Ruf eines unſchuldigen jungen Mädchens – ich vergehe vor Scham. Wollen Sie morgen auch das Aufgebot beſtellen? Zum Paſtor gehen, Sie Loſer?

So flüſterte die Umfaßte, ſo leiſe, daß der Liebhaber ſo wenig von ihren Worten verſtand, als die Dunkelheit ihm von ihrer Geſtalt zu erkennen erlaubte. Andres ſagte ebenſo leiſe: „O du Schatzkind, du goldenes! Daß du endlich kommſt! Das verdammte Käſtchen hat mich ſchon halb toll gemacht.“

„Haben Sie's auch verſteckt?“ fragte jene etwas lauter.

„Was du nur mit deinem ‚Sie‘ willſt,“ ſagte dieſer. „Nun kann es uns nicht fehlen. In einem Vierteljährchen iſt's Kreuz gemacht. Einen Kuß, Herzwürmchen!“

„Was machen Sie aus mir, Sie loſeſter aller loſen Hausmeiſter!“ ächzte das Herzwürmchen, ſich ſcheinbar ſträubend, aber zerſchmelzend wie Wachs an der Glut des vermeinten Hausmeiſters. Aber Andres fuhr zurück, als ſäh' er eine aufgebäumte Otter vor ſich. Er wußte nicht, wie ihm war, und die Bäume begannen wieder ihren Tanz.

„Sie böſer Vergeßlicher,“ girrte die Gouvernante mit den Tönen einer verblaſenen Flöte. „Und das Käſtchen ſteht noch immer in der Mauerlücke?“

„Aha! Das Käſtchen,“ dachte Andres und freute ſich ſeiner Schlauheit, indem er flüſterte: „Wo denn?“

„Ich begreife Sie heute gar nicht,“ war die Antwort. „So hab' ich Sie in den dreißig Jahren unſerer unwandelbaren Zärtlichkeit nicht geſehen. Wie entſetzlich haben Sie mich vorhin beleidigt! Verzeihe es Ihnen der goldene Mond da oben hinter den Wolken, dieſes gebrochene Herz kann Ihnen nicht verzeihen. Und nun –“

„Laſſen Sie den goldenen Mond hinter den Wolken! Das Käſtchen aber? Wo denn?“

„Mit Ihnen iſt's nicht richtig,“ entgegnete die Haushälterin. „Haben Sie's nicht ſelbſt verſteckt? Dort in die Mauerlücke? Männchen, kommen Sie doch zu ſich aus Ihrem Liebesrauſch! Wenn uns jemand ſo beiſammen fände! Mein Ruf! Mein jungfräulich Kränzlein! Ach, du herzliebſter Heiland! – Nunmehr wär' es in Sicherheit, wenn Sie bei ſich geweſen wären, und es kommt ſchon wieder jemand!“

„Ohne Sorgen,“ ſagte Andres, die Falſettſtimme des Hausmeiſters nachahmend. „Laſſen Sie mich nur machen! Gehen Sie; Sie verkälten ſich.“

„Sie Zärtlicher!“ flötete die Haushälterin und ſchlich — aber nicht ins Schloß zurück, ſondern nur tiefer in das Gebüſche. Denn in der argloſen Seele der bejahrten Jungfrau war ein Verdacht entſtanden. Die Zärtlichkeit des Hausmeiſters war zu plötzlich und auffallend, um die Erfahrene zu täuſchen. Ob er ſie nicht zu entfernen ſuchte, um des geliebten Schatzes allein Herr zu werden?

Während die Haushälterin beſchloß, ſich auf alles gefaßt zu machen, lachte Andres behaglich in ſich hinein und ſagte: „Das hätt' ich nicht hinter dir geſucht, du Schlaukopf. Na, ſage nur noch einer: Der Andres hat das Pulver nicht erfunden. Ich hab' ein Fiducit auf meine Pfiffigkeit. Wenn doch nur geſchwind was zu erfinden oder zu entdecken wäre. Aber es iſt ſchon alles entdeckt und erfunden, das Pulver, der Dampf und Amerika. Das iſt fatal. Nun hilft die ganze Geſchwindigkeit nichts. — Nun allons, das Käſtchen! In der Mauerlücke ſoll's ſtecken? Heraus damit, Bruder Schlaukopf!“

Indem er ſich vor der Mauer auf die Erde kauerte, den Schatz zu heben, ſchlug's im Dorfe zehn Uhr. Da fiel ihm Röschens Beſtellung ein. „Jetzt zeig' dich als ein ſtarker Geiſt,“ ſagte Andres zu ſich ſelbſt, indem er den Arm in die Lücke ſteckte. Er fühlte das Käſtchen. „Jetzt zeig' dich als ein ſtarker Geiſt. Nicht umgeſehn! Horch, ſie kommt. Das iſt ihre Stimme. Nicht eher ſie angeſehen, bis alles in Ordnung iſt, damit du nicht in deiner Faſelei die ganze Sache verdirbſt. Sie ſoll Reſpekt vor mir kriegen. Bis jetzt hat ſie zu wenig Reſpekt vor mir gehabt. Jetzt wird ſie mir gleich die Augen zudrücken. Nichts da! Ja verſtecke dich nur, loſes Ding! Erſt gibt's andere Dinge zu tun. Du ſollſt ſehen, daß dein Andres ein Mann iſt, der die Haare auf dem rechten Flecke und den Kopf zwiſchen den Zähnen hat. Wie? was?“

Er erhob ſich, konnte ſich aber doch einen Blick nach dem Buſche zu, in dem ſie ſich, ihn neckend, zu verſtecken pflegte, nicht verſagen. „Röschen,“ ſagte er wichtig, „jetzt keinen Spaß! Ich weiß, wo du ſteckſt. Paß acht, daß mir kein Spitzbube an das Käſtchen kommt. Jetzt wird Reveille geſchlagen.“

Damit lief Andres mit Rieſenſchritten nach dem Schloſſe zu, den Kopf voll Hochmut, das Herz voll Seligkeit.

Aus dem Buſche aber huſchte die Alraungeſtalt des Hausmeiſters. Wie ein Habicht ſchoß er auf das Käſtchen zu, das Andres der Obhut des vermeintlichen Röschens vertraut. Wie eine Mutter ihr verlorenes wiedergefundenes Kind ſchloß er es in ſeine Arme. Einen Augenblick ſtand er unſchlüſſig, ob er den lieben Gefangenen dem alten Aufbewahrungsorte zurückgeben ſollte. „Daß ich ein Tor wäre," grinſte er. „Mamſell, ſehen Sie, wie Sie zu Ihrem Demantenkreuzchen und Dero lieben ſilbernen Löffelchen kommen. Das wäre mir, die alte Schachtel zu heuraten. Des Müllers Röschen, ei! das iſt ein anderer Biſſen. Bin ich nicht des Müllers alter Spezial? Spitzt nicht das Mädel, ſooft ſie mich ſieht, das Mäulchen? Auslachen? Oh, man hat ſich verſucht, man war auch einmal jung und iſt es gewiſſermaßen noch; man verſteht die Sprache der Mägdlein: Nein — ja — unausſtehlich — hehe — unwiderſtehlich. Und die Mamſell ſoll mir noch mit ihren Nebenerſparniſſen herausrücken, wenn ich mich ſtelle, als glaube ich, ſie habe das Käſtchen wegpraktiziert, und ihr mit der Entdeckung drohe. Vivat die Pfiffigkeit und das nette Röschen!"

Damit drehte ſich das ausgemergelte Luſthaus des Geizes mit jugendlicher Schnelle um ſein Fundament. Aber die Luſt ward im Augenblicke zur Angſt. „Diebe! Diebe!" ſchrie's vom Schloſſe her. Laternen ſchimmerten durch die Büſche. Das böſe Gewiſſen brach ihm die Kniee; mit einem Wehmutsblicke verbarg er das Käſtchen ſchnell wieder in die Büſche; die Angſt machte das dürre Männchen zum Windſpiel. Aber er entlief ſeinem Schickſale nicht, das in Geſtalt eines rüſtigen Gartenknechtes ſich ihm an die Ferſe heftete.

6.

Röschen ſtellte ſich wirklich ein. Vergebens aber ſah ſie ſich nach Andres um. Da erhob ſich der Lärmen durch den ganzen Park. Schnelle Schritte kamen auf ſie zu. Wie ein Reh vor verfolgenden Hunden ſchrak das Mädchen zuſammen. Eh' ſie noch den Entſchluß zu fliehen gefaßt, lag ſie in Andres' Armen und ſah zwiſchen Verwunderung und Neugierde dem Liebling in das fröhliche Geſicht.

„Nun iſt alles gut!“ jubelte er und ſchwatzte im Taumel ſeiner Seligkeit von der Gräfin, der Haushälterin, von den goldenen Füchſen und von der Hochzeit ſo verwirrt, daß das Mädchen trotz des kaum verwundenen Schrecks über ihn lachen mußte. Es war vergebens, daß ſie ihn fragte, warum er ſo jubele. Statt aller Antwort verlangte er nach dem Käſtchen.

„Was fällt dir denn ein?“ lachte das Mädchen. „Erſt jubelſt du und antworteſt mir auf keine Frage, und nun verlangſt du ein Käſtchen von mir!“

„Herzensſchatz, ſpaße nicht,“ ſagte Andres dringend. „Gib's her!“

„Ich bitte dich, Andres, ſei geſcheit! Du ſpaßeſt.“

„Ich wahrlich nicht. Allerliebſter Zuckerengel, gib mir's, ſie kommen ſchon. – Du haſt dir's doch nicht ſtehlen laſſen?“ ſtammelte er. „Um Gotteswillen, ſo ſprich doch! Wie? was? Verſtehſt du mich?“

Das Mädchen hörte an dem ängſtlichen Tone, daß es ihm Ernſt war. „Ich weiß ja gar nichts von einem Käſtchen. Sei doch nur klug!“

„Ich habe dir kein Käſtchen gegeben?“ fragte Andres, an ihr und an ſich irre. „Vorhin, eh' ich Lärmen machte?“

„Was du für ſeltſames Zeug plauderſt,“ entgegnete das Mädchen; „ich komme nur eben, und du willſt ſchon bei mir geweſen ſein – mir ein Käſtchen gegeben haben?“

Da war dem Andres, als wenn der Himmel herunter und auf ihn fiele. „Nun iſt's vorbei mit mir! Die Gräfin – die Haushälterin – der Kammerdiener – das Schickſal – die Füchſe – die Hochzeit – gute Nacht, Welt! Haſt du mich noch lieb, Röschen, ſo gib mir um Gotteswillen einen Strick; ich erſchieße mich!“

Dabei warf er ſich ins Gras und weinte bitterlich. Das gute Röschen kniete neben ihm und weinte in ihrem Mitleid noch heftiger als Andres.

„Ach du herzlieber Andres, denke doch nicht an ſo ſchreckliche Dinge,“ ſchluchzte ſie. „Denke doch an den lieben Herrgott im Himmel. Und ich, dein Röschen, ſoll dir den Strick geben, daß du dich erſchießen kannſt! O du böſer armer Andres!“

Des Weges von der Mühle daher kam aber ein altes Männchen gewankt. Es war faſt anzuſehen wie ein Schlittſchuhläufer oder ein Seiltänzer. Jeder ſeiner Schritte geſchah in veränderter Richtung. In den Händen hielt er eine Schachtel, die ihm als Balancierſtange diente. „Nun,“ ſagte er mit lallender Stimme vor ſich hin, „der Herr Hausmeiſter wird ſich wundern, daß ich ſo ſpät komme. Der wird mich ausfenſtern! Was wird's helfen, wenn ich ihm ſage, daß ich nüchtern bin! Der Herr hat gar beſondere Einfälle, zumal wenn er ein bißchen zu tief ins Gläschen geguckt hat. Iſt Er ein Bote, wird er ſagen, oder iſt Er ein beſoffener Schlingel? Da werd' ich ſagen: Mit Vergunſt, Herr Hausmeiſter, werd' ich ſagen, der Bote bin ich, aber der verſoffene Schlingel, ſag' ich, das iſt Er. Und wer weiß, was darnach mehr zur Sprache kommt. Wir ſind allzumal ſterblich. Ein Trinker bin ich nun nicht; denn ich hab' alle Tage was im Kopfe; das kann jedem Chriſtenmenſchen paſſieren; aber die echten, die erkennt man eben daran, daß ſie garnicht betrunken werden.“ –

Andres aber ſtieß einen Freudenſchrei aus, den man durch den ganzen Park hören konnte, wie er das Männlein daherkommen ſah. Alles Leid war verſchwunden. Im Nu hatte er ſich aufgerafft und das Männlein am Kragen.

„Er betrunkener Schlingel,“ lallte das Männlein, „denkt Er, ich bin betrunken? Ich bin ſchon lange betrunken geweſen, wie Er noch nüchtern war.“ Aber Andres ließ ihn nicht los, nahm ihm die Schachtel ab und ſprach weinend, aber jetzt vor Freude, zu ſeinem verwunderten Röschen: „Wenn die Not am größten, iſt die Hülfe am nächſten. Morgen heißt's: Da ſeht her, Meiſter Müller! Iſt Er nun zufrieden? Und der ſagt: Nun, ſo nehmt Euch einander in Gottes Namen! Über drei Wochen iſt die Hochzeit! Diebe! Diebe! Das ſoll ein Jubel ſein! Mordio! Hierher! Hierher! Hier iſt der Spitzbube! Hierher! Und nun heraus mit den goldenen Füchſen. Das ganze Dorf wird traktiert mit Kuchen, Roſine an Roſine und Zucker darauf wie Sand am Meer. Mordio! Freu' dich doch, Röschen! Hierher! Hier iſt der Dieb!“

Und ein verwirrtes Getöſe kam näher und näher. Fackeln und Laternen. Heugabeln und Dreſchflegel, Rechen und Senſen, als gält' es eine Ernte.

Röschen war ganz verdutzt und wußte nicht, was aus dem allen werden ſollte. Aber Andres ſchrie immer lauter.

Und die Frau Gräfin brachte den Herrn Gemahl an der Hand geführt, als wäre der Park ein Tanzſaal. Der Graf erblich, als er die Schachtel in Andres' Händen erblickte; die Gräfin triumphierte.

„Nun, Herr Graf," ſagte ſie mit höhniſchem Lächeln, „ſo bleich und verſtört? Sind Sie nicht ein Braver? Und müſſen nicht alle Braven ſich freuen, wenn ein Heuchler entlarvt wird?"

Dem Grafen aber war alle Faſſung ausgegangen. Er ſtammelte einen Gemeinplatz um den andern. Da erhob ſich ein neues Geſchrei: „Da bringen wir den Dieb!"

Zwei rüſtige Gartenknechte brachten den bebenden Kammerdiener geſchleppt, deſſen Kinnladen zu ihrem Siegesgeſchrei den Wirbel ſchlugen.

Da war es ganz um den Grafen geſchehen. „Verzeihen Sie," ſagte er zu der Gräfin, „daß ich mich entferne. Der Lärmen – die Nachtluft – meine Nerven – Sie wiſſen –"

„Daß die Unſchuld im fünften Akte über ihre Unterdrücker triumphiert," ergänzte die Gräfin mit kaum verhehlter Schadenfreude. „Fürchten Sie, der Heuchler werde nicht entlarvt werden? Allons donc, ſüße unterdrückte Unſchuld! Vollkommene Satisfaktion ſollen Sie haben!"

Und wieder erhob ſich ein Jubelgeſchrei. Zwei andere Knechte brachten den Hausmeiſter, über deſſen Armenſündergeſicht die Angſt hing wie ein weißes Tuch.

Die Gräfin aber lächelte dem glücklichen Andres gnädig zu. „Ich ſehe," ſagte ſie, „Er iſt der einzige Brave unter allen dieſen Angſtmenſchen, die ihr Gewiſſen mit Fäuſten ſchlägt. Öffne Er doch die Schachtel; der Herr Graf möchten ſonſt zu lange der ſchädlichen Einwirkung der Nachtluft ausgeſetzt ſein. Welch ein Unglück, wenn die poetiſche Gerechtigkeit der Poſſe ſich den Schnupfen holte!" Andres machte ſich ans Werk, aber es währte lange, bis ſeine freudezitternden Hände damit zuſtande kamen.

„Gräfin," ſagte der Gemahl mit einem flehenden Blicke, dergleichen ſie lange nicht von ihm geſehen, „ich bitte, keine Szene!"

„Herr Graf," entgegnete ſie, „was verlangen Sie? Ein Luſtſpiel ohne Nutzanwendung? Bedenken Sie doch, welch ein Stoff für Ihre Beredſamkeit! Die Spannung des Publikums! Nein, ich kann einer Begebenheit nicht Vorſchub leiſten, die ſich ſelbſt um ſolch eklatanten Triumph bringen will."

Jetzt machte der Deckel einen Ruck. Andres nahm die Schachtel zwiſchen die Knie und ſpuckte nach Handlöhners Art erſt noch einmal in die Hände. Dann nahm er einen neuen Anlauf.

Des Kammerdieners Wangen zeigten alle Nüancen des Erblaſſens. Sein Unglück war gewiß, ſobald der Graf den Brief erblickte, den er anſtatt des gräflichen untergeſchoben, den Brief, in dem er, der gräflichen Liebe zu Röschen ſpottend, einen kleinen Katalog zu deſſen Liebſchaften niedergelegt.

Die Angſt des Hausmeiſters und der Haushälterin war weder weniger gegründet noch kleiner. Und als nun der letzte Ruck geſchehen und der Deckel glücklich abgehoben, da zitterten acht Knie vor dem Donnerſchlage, der nun vernichtend auf ſie herabſchmettern mußte. Zwei Augen aber beſeelte eine glückliche Zukunft, zwei Augen blitzten vor Racheluſt und Schadenfreude.

„Nun ſeh' Er doch, was darinnen iſt, Andres. Der Herr Graf ſind ſo geſpannt. Wir möchten um die Nutzanwendung kommen!"

Andres nahm das Papier, das den Inhalt der Schachtel verbarg, hinweg, faßte kräftig hinein — der Kammerdiener verdrehte die Augen, der Hausmeiſter brach in die Knie, die Haushälterin ſtieß einen Schrei aus, der Graf wankte vor verbiſſener Wut — Andres aber ſchwang über ſeinem Haupte — eine ſchneeweißgepuderte Perücke, ein Prachtexemplar.

Ein Augenblick des atemloſen Staunens. Ihm folgte ein unauslöſchliches Gelächter.

Andres wandte ſich mit dem ganzen Bewußtſein ſeiner Wichtigkeit an die Gräfin, und ſein freudeſchimmerndes Auge mahnte an die Erfüllung ihres Verſprechens. Die Gräfin aber, wütend über den Betrug, den ſie ſich vorſätzlich von dem Ehrlichkeitsheuchler geſpielt glaubte, machte ſeine gebräunte Wange zum Zählbrett, daß ihm über der klingenden Münze Hören und Sehen verging.

Der Graf hatte ſich wieder erholt und begann nun mit dem Tone des Wohlmeinens, dem aber genug Schärfe beigemiſcht war, um empfindlich zu treffen: „Und was iſt nun, wenn ich fragen darf, das Reſultat Ihres ſeltſamen Beginnens? Mußten Sie die Dienſtboten mit Laternen und Fackeln, Dreſchflegeln und Senſen zum Zeugen haben, wie Sie einen unter ihnen, der Ihrer Laune nicht unbedingt gehorcht haben mag, oder, weiß ich's, was ſonſt, auf eine fürwahr Ihrem Stande und Ihrem Geſchlechte gleich ehrenvolle Weiſe zu züchtigen wiſſen? Wie oft – ich frage es aus der Tiefe eines Gemüts, das Liebe für Sie ſo ganz durchdringt und ſchmerzlicher fühlt, was Sie ſich vergeben, als Sie ſelbſt es zu fühlen ſcheinen – wie oft noch werden Sie in der unglücklichen Verirrung einer Schwäche ſich Szenen bereiten, die mich mit Ihnen in der Achtung ſogar der Dienſtboten herabſetzen müſſen? O möchten Sie doch nun endlich eingeſehen haben, wohin es führt, wenn man, den treuen Führer Vernunft von ſich ſtoßend, die geheiligten Anforderungen ſeines Standes abweiſend, ſich ſelbſt der Leidenſchaft verrät und ihren unſeligen Folgen. Möchten Sie ſich die Beſchämung, die Sie heute wieder erfahren mußten, zur Lehre dienen laſſen, Teuerſte! Wenn es Ihnen auch zum Vergnügen gereichen mag, mich zu verletzen, meine Treue, von der Sie nunmehr überzeugt ſein dürften, gefliſſentlich zu verkennen und ſich und andere zu verdächtigen, oh, ſo ſchonen Sie doch, was mir das Teuerſte iſt, ſich ſelbſt und die Achtung, von der ich wünſche, daß man ſie Ihnen unverkümmert zolle. Wollen Sie vergeſſen, was Sie mir, oh, ſo vergeſſen Sie nicht, was Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind."

Alſo ſprach der Graf voll Salbung; die Gräfin weinte vor Wut und gab ihren Blicken die Sprache, die der zuckende Mund nicht finden konnte. Andres ſtand in ſtiller Reſignation. Noch immer hielt er die verhängnisvolle Perücke wie eine Trophäe vor ſich hin. Er mühte ſich vergebens, die verſcheuchten Gedanken in eine Einſicht in ſeinen gottverlaſſenen Zuſtand zu ſammeln, einen Zuſammenhang in die wirren Begebniſſe dieſes Abends zu bringen. Wie ſeine ſüßeſten Hoffnungen ſich als Träume ausgewieſen hatten, ſchien ihm alles Erlebte nur ein Traum geweſen zu ſein.

Der Graf reichte der Gräfin mit kalter Artigkeit den Arm. Auf ſeinem Geſichte war der Schmerz verkannter Treue zu leſen; im Herzen pries er ſein gutes Glück.

7.

Für Andres hob nun das Unglück erſt recht an. Kammerdiener, Hausmeiſter und Haushälterin hatten ihre Todesangſt an ihm zu rächen. Das gute Röschen nahm ſich des Gequälten mit allem Eifer der Liebe an, und ihr guter Wille hatte wenigſtens den Erfolg, daß ſich das Gewitter, das Andres allein bedroht, teilte und die Hälfte über ihr zu wettern begann. Aber wie nun Andres, der das eigene Leid mit der Gottgelaſſenheit eines Märtyrers ertragen, ſah, daß es über ſein Röschen herging, da verließ ihn die Geduld.

„Nun mag daraus werden, was da will,“ ſchrie er. „Und wenn ſie mich morgen hängen. Einmal bin ich ein geſchlagener Menſch. Muß ich fort von meinen Blumen und meinem Röschen, ſo ſoll's auch Mord und Totſchlag geben!“ Dabei hieb er mit den nervigen Fäuſten auf ſeine Anfechter los, bis ſie wimmernd und fluchend dem Gereizten das Feld ließen. Die Drohungen, die die Fernſchützen auf ihn abſchnellten, überhörte er im Schmerze, mit deſſen Macht und im Vorgefühl ewigen Scheidens er ſein Röschen noch einmal an ſein Herz drückte. Ein Bedienter rief ihn zum Grafen, ſein Unglück war gewiß.

„Wenn ſie draußen im Walde einen finden und bringen ihn getragen, ſo denke nur, daß es Andres iſt,“ ſchluchzte er dem weinenden Röschen zu, wandte ſich, dem Befehle zu folgen, und — fiel, ſo lang er war, in das Gras und die Büſche. Röschen mußte unter ihren Tränen lachen, wie Andres in die Höhe fuhr, das verletzte

Bein in den Händen haltend, auf dem andern herumſprang und in bunten Ausrufungen bald dem geiſtigen, bald dem körperlichen Schmerze Luft machte.

„Höre doch, Andres, weißt du denn, worüber du gefallen biſt?“ rief Röschen. „Sieh doch nur her! Zwei Schachteln! Das müſſen der Perückenſchachtel Brüder ſein. Ob wohl auch Perücken darinnen ſind? Die eine iſt aufgeſprungen. Laß doch ſehen! Ei, wie das glänzt! Sieh doch nur, Andres, trauter Andres!“

Andres kauerte ſich hinter ihr in das Gras und ſah mit offenem Munde über ihre Schulter in die Pracht hinein. „Wer das hätte!“ ſagte er. „Ich bin einmal zum Unglück und zu den Leidenſchaften beſtimmt. Mir iſt nichts beſchert. Was helfen mir alle die Herrlichkeiten? Mach' zu, Röschen, damit nicht ein böſer Geiſt über mich kommt. Ich muß fort von allen meinen Bäumen und Blumen, das weiß ich. Einen Dienſt bekomm' ich wieder, Bäume und Blumen kann ich mir wieder ziehen, aber ein Röschen? — In meinem ganzen Leben krieg' ich kein Röschen wieder. Mein Röschen heuratet einen andern, und der Andres ſtirbt draußen in der Fremde vor Jammer und Herzweh. Wenn jetzt einer daherträte und ſagte: ‚Andres, das alles ſoll dein ſein. Nun nimm dein Röschen‘, ich würde wahnſinnig vor Plaiſir. Mach' zu, Röschen!“

„Wie du biſt, Andres! Die Mädchen ſind neugierig. Laß mich's doch betrachten!“

„Röschen,“ ſagte Andres, „wir beten: Und führ' uns nicht in Verſuchung! Darum ſollen wir uns nicht ſelbſt in Verſuchung führen. Das glänzende Zeug darin könnte uns helfen — Aber nein!“

„Nein!“ rief auch Röschen und ſchob ſchnell den Deckel über die Schachtel, als wär' eine Schlange darin, die herausfahren wollte. „Wir wollen's nicht mehr anſehen und nicht mehr daran denken. Mir iſt ſchon, als hätt' ich eine Sünde getan.“

Andres nahm die beiden Schachteln unter die Arme und ging mit ſchwerem Herzen den Weg zum Grafen. Röschen aber ſetzte ſich harrend auf die Bank unter den Jelängerjelieber, und je ſchöner die beiden Nachtigallen in den Akazien ſchlugen, deſto weher wurde ihr ums Herz, und deſto heftiger quoll's aus ihren treuen Augen.

Wie ein armer Sünder trat Andres vor den finſter blickenden Grafen, der allein in ſeinem Kabinette ſaß. Er ſtellte, in ſein Unglück ergeben, den Reichtum vor jenen auf den Tiſch. Der Graf öffnete die eine Schachtel und ſah hinein. Da wurde er noch finſterer, und zornige Glut ſtieg ihm bis in die Stirne. Andres war auf das Schlimmſte gefaßt. „Wenn die andere Schachtel dieſelbe Wirkung tut," dachte er, „dann adje, Röschen, auf immer. Und wer weiß, wie's deinem Andres geht!"

Jetzt öffnete der Graf die andere Schachtel, nahm ein Briefchen heraus, entfaltete es, überflog's und ſprang auf in der höchſten Bewegung.

Andres ſtand ſtumm wie ein Fiſch und ſah voll Sehnſucht nach der Türe. Der Graf ging mit heftigen Schritten wohl fünfzigmal an Andres vorüber, als bemerke er ihn gar nicht, dann drehte er ſich plötzlich zu dem Erſchrockenen, der beinahe in die Kniee geſunken wäre.

Aber der Graf lächelte gar freundlich und klopfte dem Andres die braune Wange, die noch von der Gräfin Hand die roten Spuren trug, und ſagte: „Andres, ich habe dich verkannt; der Hausmeiſter, die Haushälterin und der Kammerdiener, dieſes Schurkenkleeblatt hatte dich bei mir verleumdet. Du aber biſt die einzige treue Seele unter allen, die um mich ſind. Und dazu ein ſo kluger Burſche, als ich dir nimmermehr zugetraut. Den Dienſt will ich dir nicht vergeſſen, den du mir heute geleiſtet haſt. Sei fort ſo treu, und brauche deine Klugheit zu meinem Beſten wie heute."

Der Graf ging an ſeinen Sekretär, den er aufſchloß. Andres griff an ſeinen Kopf. Denn er begriff ebenſowenig, was er denn eigentlich für einen klugen Streich gemacht, wie vorher, daß er einen dummen gemacht haben ſollte. Noch weniger ahnete er, daß er in ſeiner Einfalt und Gewiſſenhaftigkeit ohne Vorſatz die Schlechtigkeit ſeiner Feinde entlarvt hatte und der Graf glaube, daß er die Perückenſchachtel mit Wiſſen untergeſchoben, um ihn aus peinlicher Verlegenheit zu befreien.

Da fuhr der Graf, vor ſeinem Pulte in einem Fache kramend, freundlich fort: „Wie iſt's denn mit Müllers Röschen, Andres? Wie wär's denn, wenn ich bei dem Alten ein gut Wort einlegte für den neuen Herrn Hofgärtner?“

Da fiel Andres, vor Freude weinend, auf ſeine Kniee. Der Graf aber legte ihm eine ſchwere Rolle in die gefalteten Hände und ſagte zu dem Dankſtammelnden: „Und nun ſieh, ob die künftige Frau Hofgärtnerin noch munter iſt. Es iſt ſchon ſpät. Gute Nacht.“ Und ging nach ſeinem Schlafkabinett. Andres aber lag plötzlich, er wußte ſelbſt nicht, wie er aus dem Schloſſe und durch den Park gekommen war, in ſeines Röschens Armen; aus der gelüfteten Rolle glänzte eine Menge goldener Füchſe.

Mit dem erſten Morgenſcheine aber ſchritt ein fröhlicher Freiersmann von der Gärtnerswohnung auf die Mühle zu, während der Kammerdiener mit leichtem Bündel und ſchwerem Herzen aus dem einen Tore des gräflichen Schloſſes ſchlich und eine bewaffnete Eskorte den Hausmeiſter und die Haushälterin aus dem andern führte, einem Schickſale entgegen, das ſie kein unverdientes nennen konnten.

Die Emanzipation der Domeſtiken

Novelle

1841

[Gedruckt 1843]

„Es kann dir nicht fehlen. Aus zuverläſſigen Quellen weiß ich, daß die Stelle dir nicht entgehen wird. Ich ſehe aber auch, was kommen muß. Das Einerlei des Geſchäftsgangs wird deinen regen Geiſt allmählich in die Zwangsjacke des Philiſteriums einſchnüren. Aus den Meldungen deiner Offizianten wirſt du dir ein gar anderes Bild von der Menſchheit zuſammenſetzen, das göttliche Vertrauen zu den Menſchen durch die Bekanntſchaft nur der ſchlimmſten aus deiner Bruſt löſchen. Und um der ganzen Metamorphoſe die Krone aufzuſetzen, ſieht der Herr Polizeidirektor ſich nach einer jungen Frau Polizeidirektorin um, und mit ihr zieht der Talisman einer unentfliehbaren Alltäglichkeit, die aktenſtaubgepuderte wiegenſchaukelnde Proſa in ſeinem Herzen ein als Königin für die Heide eines ganzen langweiligen Daſeins. Oh, daß du ſo ſchön angefangen, um ſo – ich will nicht ſagen, wie – zu enden.“

„Das Leben,“ ſagte der andere, „iſt einem ſchönen Gedichte nur zu unähnlich. Je eher einer aus der Illuſion kommt, deſto beſſer für ihn; immer kann ſie doch nicht dauern, und das Schrecklichſte, was es für den Menſchen geben kann, iſt der Rückblick auf ein verfehltes Leben. Wie in einem Gedichte, im Anfange nur angedeutet, in immer beſtimmtern Umriſſen die Charaktere hervortreten, die Verknüpfung immer reicher, die Erwartung immer geſpannter wird, ſo zerfließen im wirklichen Leben die kühnen Umriſſe, das geniale Streben nach Eigenheit in Stoff und Form immer mehr in die allgemeine Ähnlichkeit. Und wenn die Kräfte, in ihrer Mannigfaltigkeit tauſendfach gehemmt, in Unmut zuſammenbrechen, dann iſt das Erſtrebte fürs Erſtreben, der Beſitz für das ſchöne Vollgefühl des Ringens ein weit befriedigenderer Erſatz, als man früher dachte. Wer kann ſein eigener Geſetzgeber ſein? Wer will in dieſem Zeitalter des Eigennutzes ſeine innere Ganzheit retten? Unzerſchnitten aus den Armen dieſer eiſernen Jungfrau ſein Ideal herausholen? Keiner noch, der der Welt den Krieg ankündigte, hat ſie beſiegt. Beſſer, in ein Bündnis mit ihr eingehn, ihr einen kleinen Tribut entrichten, um nicht alles zu verlieren.“

„Das iſt es aber eben,“ entgegnete der Baron. „Laß die Maſchine nur deinen kleinen Finger erhaſchen, und ſie zieht und häkelt und rafft deinen ganzen Körper nach und wirft dich in die zermalmenden Walzen, aus denen kein Entfliehen mehr iſt. Diene ihr nur im kleinſten, und du biſt in gar nichts mehr dein Herr.“

„Darauf will ich's ankommen laſſen,“ erwiderte der Polizeidirektor in Hoffnung. „Wir wollen ſehn, wem ſie am ſchlimmſten mitſpielt, dem Bundesgenoſſen oder dem Feinde. Schön iſt's, das Paradiesvogelsleben in höhern Regionen, aber es kommt die Zeit, wo er die ganze Pracht ſeiner Schwingen für ein Paar ſolide Beine gäbe, darauf ruhen zu können. Nimm beizeit Ballaſt ein, Freundchen; ſchließ' deinen Spiritus in ein Glas, eh' er verfliegt. Laß nicht auf einmal deine Lebensluſt und Kraft im glänzenden Feuerwerk aufgehen, ſpare für die dunkeln Nächte, die noch kommen werden. Und ritteſt du den Pegaſus zu ſchanden, die Proſa holt dich noch ein. Du wirſt nur ein Geſellſchaftskavalier des Lebens ſein; das Glück hat dich ſo bedacht, daß du nie ſein Knecht wirſt ſein müſſen. Du ſprachſt vom Umſehen nach einer Frau Polizeidirektorin, ſieh dich nach einer hübſchen Baronin um. Die Ehe iſt noch immer unter allen bürgerlichen Anſtalten diejenige Miſchung, in welcher am meiſten Silber der Poeſie zu finden.“

„Die Ehe,“ ſagte der andere mit wegwerfendem Lächeln, „die Mauſe- oder Fliegenfalle der Liebe, die, wie jenes Vögelchen, die Freiheit nicht überlebt. Was ich irgend an den Einrichtungen unſerer Staaten zu tadeln fände – keine iſt unzweckmäßiger, ja zweckwidriger als die Ehe. Die Fäden der Neigung, die doch nur allein das Geſetz jener Verbindung ſein kann, wenn ſie ihr Ziel erreichen ſoll, ſind ſo fein, ſo zart, daß ſie die täppiſche Hand der bürgerlichen Ordnung unmöglich aushalten. Im natürlichen Zuſtande war die Liebe ein Kampfpreis, die Kräfte übend, den Menſchen erweiternd; jetzt iſt ſie ein

Beſitz, in deſſen Sicherheit der höhere Menſch in uns erſchlafft, der niedere, nach künſtlichem Reiz ſuchend, ihre natürliche Keuſchheit entweiht. Mit dem Beſitz hört das Streben auf, und nur das Streben entwickelt uns; was wir unbeſtritten beſitzen, welkt uns wie die gebrochene Blume in der warmen Hand, und wir welken mit."

Sich in die Hitze hineinſprechend, wie es lebhaften Menſchen auch bei Dingen zu gehen pflegt, die ſie an und für ſich nicht ſehr intereſſieren, bemerkte er einen ſatiriſchen Zug im Geſichte des Freundes, und, ſich unterbrechend, ſagte er nicht ohne den Unwillen, den die Bemerkung fremder Kälte dem Enthuſiasmus abnötigt: „Du lächelſt? Ich glaube, ſehr am unrechten Orte; was du fühlen würdeſt, wenn du nicht ſchon halb verſunken wärſt in den Pfuhl der Philiſterei, worin der kräftige Strom der Menſchenempfindung zur Lache wird."

„Sei nicht böſe, Freund," antwortete der andere, unbemüht, ſein Lächeln zu unterdrücken. „Ich dachte an die Reviſion, die einſt der Ehemann mit der Junggeſellenphiloſophie vornehmen wird oder nach deinem Ausdruck das ſtehende Waſſer mit der Philoſophie des Stromes. Und ſo gewiß ich hier ſtehe, ich erleb' es, daß du einmal von zwei blauen oder ſchwarzen Augen wieder in die künſtliche Welt zurückgeführt wirſt, die wahrlich nicht ſo verkünſtelt iſt, wie du ſie jetzt ſiehſt."

Der Baron ſchien ſeine Empfindlichkeit vergeſſen zu haben, denn er geriet wieder in ſeinen Eifer. „Freundchen, deine ſchwarzen oder blauen Augen bringen mich eben auf das rechte Kapitel. – Die Hochzeit, nicht die Liebe, nicht die Sache ſelbſt und ihre Pflichten, nur der Egoismus eines eigenen Herdes und die Berechtigung in der bürgerlichen Geſellſchaft iſt's, wonach ſie ſtreben. Sie zu erreichen, bieten ſie alle Mittel auf; ſind ſie oben, wird das Klettergerüſt eingeworfen. Oft iſt es das letzte Ja, welches die Braut am Altare ausſpricht; dann beginnt das Neue Teſtament, das Reich des Nein in ſeinen tauſend Abſtufungen, deren letzte faſt mit dem Ja zuſammenzufallen ſcheinen, aber nur ein maskiertes Nein ſind. Jetzt gilt's, ſich zu entſchädigen für den langen Zwang. Der Mann iſt nun eingefangen; was ſoll ſie ſich weiter um ihn bemühn? Sonſt putzte ſie ſich für ihn, jetzt für andere. Sie wollen nicht beſſer werden, als ſie ſind, denn unter die Haube zu kommen, genügt ein bißchen Schein. Nachher iſt Sein und Schein nicht mehr nötig.“.

„Hör' auf,“ lachte der Freund; „die Wahrheit iſt ein mathematiſcher Punkt; ſowie ſie ins Geſicht fallen will, iſt ſie's nicht mehr. Du meinſt Frauen, aber nicht die Frauen. Daß dein Wort einige, vielleicht viele trifft, leugn' ich nicht. Ich weiß, daß alles, was du ſprachſt, dein rechter innerer Ernſt nicht iſt. Du biſt ein kleiner Rechthaber, und kommt ein ſolcher in den Eifer, ſo überbieten ſich Eifer und Übertreibung in unendlicher Wechſelſteigerung. Daß dich deine Eltern einem Mädchen beſtimmt, das du nie geſehen, hat, und vielleicht nicht mit Unrecht, deinen Trotz geweckt, und den möchteſt du Spitzfindiger nun gar zu gern zur Tugend machen. Freundchen, gewinn' es doch nur über dich, ſie einmal zu ſehn. Wie ſie mir beſchrieben worden iſt, iſt ſie gerade ſolch ein kleiner Trotzkopf als ihr Bräutigam wider Willen. Namentlich ſoll ſie die Eigenſchaften, gegen die du mit Schwert und Stangen wüteſt und die doch den Frauen häufig ſo gut ſtehen, nicht oder nur in ſehr kleinem Maße beſitzen, Verſtellung und Eitelkeit.“

Mit ſo guter Meinung der Freund geſprochen, ſchien ſeine Rede den Baron nicht ſonderlich zu erbauen. „Nicht eitel ſcheinen,“ ſagt' er, „iſt bei den Frauen die größte Eitelkeit. Sag' mir aber nur niemand heutzutage etwas von Frauenliebe, dieſer Einbildung einer Einbildung, dieſem Schatten eines Schattens. Tritt vor ſie hin, die dich liebt, die dir den Sirenenſang vorſingt von ewiger Liebe, und ſag' ihr: ‚An dieſer Hand klebt Blut‘ oder: ‚Du reichſt auf ewig der Verachtung der Welt die Hand, wenn du ſie mir gibſt‘ oder nur: ‚Süßes Fräulein, ich habe Schulden wie Sand am Meer‘ und höre, was ſie ſagt, wie viele Stunden ihre Ewigkeit lang iſt.“

„Das wäre doch auch hyperromantiſch, Freund; eine ſolche wirſt du nicht finden und, hoff' ich, auch nicht ſuchen.“

„Drum eben will ich gar nicht heuraten. Es wäre mein Tod, mein ewiger, käm' ich an eine Mäklerin, die mir Liebe nach Pfund und Loten zuwöge. Eine Liebe, die man zurücknehmen kann, iſt keine Liebe. Die Liebe gibt entweder alles oder ſie gibt gar nichts. Die wahre

Liebe fragt nicht nach der Meinung der Welt, für ſie exiſtiert nichts außer ihr. Du wirſt mir übrigens wohl glauben, daß ich den Leichtſinn bloß ſinnlicher Weſen nicht meine. Doch wozu die Poſſen, ich heurate nicht und jene am wenigſten. Und nun laß uns von etwas anderm ſprechen.“

Gern hätte der gute Freund noch eines erwähnt, was ihm ſehr am Herzen lag. Des Barons Vater und der ſeiner Beſtimmten hatten vor ihrem Tode feſtgeſetzt, daß der Teil, der ſich weigere, dem Wunſche der Eltern nachzukommen, ſich in ihren Kindern vereinigt zu wiſſen, den bedeutendſten Teil ſeines Erbes dem andern abtreten ſolle. Aber er kannte des Freundes Anſichten über dieſen Punkt und wollte den Verſtimmten in den letzten Stunden, die ſie vielleicht auf lange miteinander zubrachten, ſich nicht entfremden. Er begann daher von der Reiſe zu ſprechen, zu der der Freund ſchon gerüſtet vor ihm ſtand.

Der Baron liebte es, in der ſchönen Jahreszeit als ein rüſtiger Fußwanderer Berge und Täler ſeines Vaterlandes zu durchſtreifen. Der Winter hatte ihm Jahre zu währen geſchienen, und nur des Freundes Gegenwart, der ihn aber, von Geſchäften überhäuft, bei weitem nicht ſo oft und lang ſehen konnte, als er wünſchte, hatte ihm das Entbehren der geliebten Streifluſt in etwas erſetzt. Nun der Lenz begann, die ſchlummernden Knoſpen zu wecken, die Kehlen ſeiner kleinen Apoſtel, der Wald- und Feldſänger in Schwingung zu ſetzen, und Blume nach Blume das Köpfchen neugierig lauſchend aus dem Graſe ſtreckte, ob es Zeit ſei, in die liebe koſende Luft hinein zu wachſen, da litt es ihn nicht länger in der dumpfen Stadt. Der Freund hatte den lieben Flüchtling eine Strecke geleitet; jetzt reichten ſie ſich die Hände, und der eine ſchritt dem Wohnplatze ſeines ihm liebgewordenen Geſchäftes, der andere den heitern Ahnungen, die der Frühling in der jungen Bruſt eines ſorgenloſen Reiſenden weckt, entgegen.

Am Wege, der ſich an Felſen vorbei durch den Wald ſchlang, ſtand ein Meilenzeiger, und es war nur eben noch hell genug, ſeine Inſchrift mit etwas Anſtrengung entziffern zu können. „Waldſtattheim“, ſagte der Baron vor ſich hin, „iſt ja der Ort ſeiner neuen Anſtellung, und nunmehr kann er dort ſein. Iſt's doch ſchon über einen Monat, daß wir in der Reſidenz von einander ſchieden.“ War es nun der kühle Abend und der ſchneidende Zugwind, der aus den Schluchten unter dem Wege, der eben nur dem Felſen abgeſtohlen war, heraufſchnitt, oder der Hunger und die Ermüdung, daß des Barons Seele eine ungewohnte Sehnſucht nach enger Häuslichkeit ergriff? Immer ſchönere und lockendere Bilder knüpften ſich an das Andenken des Freundes, der, wie er wußte, in der Provinzſtadt, der er ſich näherte, den Göttern ſtiller Häuslichkeit einen Altar zu errichten geſonnen war. Zum erſten Male und mit deſto größerem Reize malte er ſich das behagliche Leben im Kreiſe eines beſchränkten Geſchäftes, das in ſeiner Beſchränktheit eben einen feſten freundlichen Anhaltspunkt gewährt, an der Seite eines freundlichen Weibes aus, und eine Stufenleiter harmlos ſpielender Spiegelbilder des Paares vergaß er dabei nicht. Es war ihm, als erkenne er nun erſt, was dem Menſchen dienlich ſei, und ſeine Pläne eines kosmopolitiſchen Lebens, heraufgehoben aus den Grenzen und Einfriedigungen des bürgerlichen, ſah er fern außer ſich liegen, und was er lange mit dem innerſten Ernſt und Herzblut ſeiner Empfindung genährt, lag ſo abenteuerlich vor ihm wie ein Kapitel aus dem „Don Quijote“. „Ja,“ ſagte er vor ſich hin, indem er ſich vor der immer ſchneidender wehenden Zugluft in ſeinen Oberrock einknöpfte, „Beſchränktheit, Menſch, iſt dein Element. Du mußt deine Arme um dich ſelber ſchlagen, und deinen Beſitz in dich zuſammendrängen, wenn du glücklich ſein willſt.“ – Es war gerade zu rechter Zeit, daß er aus ſeiner Träumerei erwachte, denn er ſah, daß der nächſte Schritt ihn hätte in eine Schlucht ſtürzen laſſen, tief genug, den Sturz tödlich zu machen.

Er wandte ſich, um wieder auf den Fahrweg zu gelangen, den er, wie er glaubte, nur kaum verlaſſen haben konnte. Aber nachdem er eine geraume Zeit geſchritten, fand er nur einen ſchmalen Fußweg, von dem er, anſtatt, wie er glaubte, auf die Fahrſtraße zu kommen, eine ungewiſſe Wahl nach mehren Richtungen hin führender ſchmaler Steige vor ſich ſah. Dazu legte ſich jetzt ein ſo dichter Nebel in die Dämmerung wie ein Schleier über den Schleier, daß er die Richtung der Wege kaum bis zu Manneslänge unterſcheiden konnte. „Was hilft es, lange zaudern, die lange Wahl iſt oft die ſchlimmſte," ſagte er vor ſich hin und ſchritt rüſtig des nächſten Weges weiter. Es wurde immer dunkler, und nur dem Gefühle nach konnte er unterſcheiden, daß der gewählte Weg allmählich abwärts führte und keiner der frequenteſten ſein mochte, denn oft brauchte er die ganze Gewandtheit ſeiner geübten Kraft, über Baumwurzeln ſtrauchelnd, den Fall zu verhüten. Plötzlich ſtand er ſtill und hielt den Atem an; er meinte, Töne vernommen zu haben, die ihn zu menſchlichen Wohnungen zu führen vermöchten. Und wirklich vernahm er, nach einer Strecke Weges wieder anhaltend, ein fernes Hundegebell aus der Tiefe herausklingend, und bald auch ein fernes Brauſen wie von einem Mühlwehr. Es hat einen ganz eigenen Reiz, in gänzlich fremder Gegend verirrt, auf Töne des Lebens zu lauſchen. Der ganze Zauber der Märchenwelt, den eine wundergläubige Amme oder ein alter Bedienter in die abenteuerdurſtige Knabenphantaſie geſät, wacht auf, und man iſt in einer ganz neuen Welt, in der das Natürliche das einzige Wunder erſcheint, vorbereitet auf das Seltſamſte, ja es erſehnend. Jeder Klang weckt ein entſprechendes Märchenbild, und während der Körper unter den Einflüſſen der Nachtluft und Feuchtigkeit erſtarrt, ſiedelt ſich in der Bruſt eine heimliche Wärme ein, die Müdigkeit, Hunger und die Beſchwerden des Weges bis zum Traumhaften uns verſchleiert. Das Rauſchen des Wehrs klang immer näher wie eine zauberiſche Muſik, zu der das Klappern einer Mühle den Rhythmus lieh und Hundegebell in ungewiſſen Pauſen einſtimmte.

Jetzt wurde es plötzlich heller, und unſer Wanderer ſah ſeitwärts ein Dörfchen liegen, deſſen erleuchtete Fenſter gaſtlich zu ihm herüberwinkten. Er war unſchlüſſig, ob er nach dem Dörfchen ſich hinwenden ſollte oder ſeinen Weg nach der Mühle hin verfolgen. Das

Dörfchen lag ihm näher, und er vermochte ſchon dunkle Geſtalten an den nächſten Häuſern hinwandelnd zu erkennen. Aber ſeiner Phantaſie war das abenteuerliche Wandern durch die neblige Nacht hin ſo lieb geworden und das Bild des nächtlichen Aufenthalts der einſamen Mühle ſo reizend, daß er beſchloß, dem Dörfchen vorbeizugehen. Er unterdrückte ſogar die Frage nach dem Namen des Dörfchens und ließ die Geſtalten, die ihm vorbei nach jenem hinſchritten, unangeredet vorüber, um nicht aus ſeinem Märchentraume geweckt zu werden. Schon hatte er das Dörfchen weit hinter ſich, und das Mühlengeklapper und Hundegebell tönte noch ebenſo fern als vorhin, vielleicht weil der Wind, der ihm die Töne täuſchend näher gerückt hatte, ſich zu legen begann, und er bereute ſchon, vor dem gaſtlichen Anblicke des Dörfchens vorübergegangen zu ſein, als er vor ſich in der Tiefe ein ungewiſſes Licht gewahrte, das von einem Kienſpane, der gewöhnlichen Beleuchtung armer Waldbewohner, herzurühren ſchien. Er förderte ſeine Schritte, denn der Hunger, deſſen Mahnung die aufgeregte Phantaſie ihn eine Zeitlang vergeſſen laſſen, regte ſich nun mit deſto ſtärkerem Ungeſtüm. Jetzt lag das Häuschen, aus dem das Licht glänzte, dicht vor ihm. Er ſuchte den Eingang, den er nach langem Mühen endlich fand, und trat gebückt durch einen kurzen niedrigen Hausplatz, von dem Licht geleitet, das durch die Ritzen der altersſchwachen Türe ſich ſtahl, dieſe öffnend, in die niedrige ſchwarzgeräucherte Stube. Eine Figur, die auf einem Schemel hockte, raffte ſich auf, ergriff den Kienſpan, und eine hagere Weibsgeſtalt von ungewöhnlicher Länge trat ihm eilig entgegen wie einem, den man ſehnlich erwartet hat.

„Nun iſt's gut," ſagte die Geſtalt mit faſt männlich klingender heiſcherer Stimme; „ihr Geſindel macht einem nichts als Angſt um eure lumpigen paar Goldpfennige, die ſo keinen Segen bringen – Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr?" unterbrach ſie ſich ſelbſt, da ſie, dem Ankömmling ins Geſicht leuchtend, ihren Irrtum gewahrte.

Sie war ſchwerlich überraſchter als unſer Freund, dem die grelle Beleuchtung ein knochiges, markiertes, gelbhäutiges Geſicht mit einem kleinen Zwickelbarte, wie er an Mannweibern öfter zu finden, noch pittoreſker erſcheinen ließ.

„Wir wohnen in einem Wald voller Diebsgeſindel,“ ſetzte ſie hinzu; „da iſt es einer armen Wirtin nicht zu verdenken, wenn ſie ihre Gäſte genau anſieht. Ihr tätet wohl, weiter zu gehen.“ Damit ſank die lange Geſtalt wieder auf den Schemel zuſammen, ſo daß ſie in der ungewiſſen Beleuchtung der Kienfackel und dem mit ihr verbundenen Rauch wie ein formloſer Knäuel erſchien.

Unſer Freund, einen kleinen Schauer abweiſend, ſetzte ſich auf einen Stuhl zu dem Tiſche, der, einſt viereckig geweſen, nur noch eine ſchwache Ahnung ſeiner urſprünglichen Geſtalt darbot, und gab der ſtummen Sprache ſeines Magens Worte.

„Nichts mehr da,“ brummte die Geſtalt, ſich enger in ſich kauernd.

Unſer Freund zog ſeine Börſe, um ſeinem Verlangen einen klingenden Nachdruck zu geben. Und damit ſchien er das Rechte getroffen zu haben. Einen gierigen Blick nach der Börſe des Fremden, aus der der einladende Glanz des Gottes der Erde blinkte, werfend, erhob ſie ſich, und wiederkehrend ſetzte ſie ſchweigend wie vorhin einen Teller, deſſen neuſte Geſchichte in den noch unverlöſchten Spuren der verſchiedenen Speiſen, die er beherbergt hatte, zu leſen war, mit grobem Brot und einem Käſe, deſſen Anſehen nur einen Wolfshunger, wie ihn unſer Freund beſaß, nicht abzuſchrecken vermochte, vor ihm hin. Unſer Freund konnte ſich das unheimliche Gefühl, das ihn durchdrang, nicht verhehlen und ſuchte es durch einen Zwieſprach mit der Wirtin abzuweiſen, die aber, kaum antwortend, es noch mehr erhöhte.

„Sagt mir doch, gute Frau, wie das Dorf heißt, vielleicht einen Büchſenſchuß von Euerm Wirtshauſe?“ begann er einen neuen Anlauf, und er mußte die rechte Materie getroffen haben, denn die Wirtin erhob ſich von ihrem Schemel und bot, ſich ihm gegenüber an den Tiſch ſetzend, ihm williger den Anblick ihrer Reize als vorher; aber ihre Züge gewannen nicht durch den Ausdruck von ängſtlicher Neugier, der in ihnen ſichtbar ward.

„Das Dorf?“ ſagte ſie leiſe nach einem ſcheuen Blick in der engen Stube umher. „Habt Ihr denn eins geſehen? Auf eine Meile in der

Umgegend iſt kein Haus als meine arme Schenke, die den Namen nicht einmal verdient."

„Sah ich's doch ganz deutlich, begegneten mir doch Leute, die aus dem Dorfe kamen."

„Habt Ihr ſie denn angeredet?"

„Nein, und die Mühle kann doch unmöglich eine Meile von hier entfernt ſein."

„Die Mühle?" flüſterte, den Kopf wiegend, die Wirtin.

„Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich bei wachen Augen träumte," ſagte der Gaſt lebhaft, indem es ihm nicht unmöglich ſchien, geträumt zu haben und noch zu träumen, wie wir ja oft im Traume uns fragen, ob wir träumen. Die Wirtin ſchwieg noch, und es war ſo ſtille, daß in dem Spinnen eines alten Katers in der Ecke der aufgeregten Phantaſie unſers Freundes wieder Mühle, Wehr und Hundegebell erſchien. Endlich erhob die Wirtin ihr Geſicht von dem pergamentenen Lager der knochigen Hände und ſagte: „Da habt Ihr das verwünſchte Dorf geſehen, das ſchon vor meines Großvaters Gedenken dort verſunken iſt. Man ſagt," ſetzte ſie leiſer hinzu, „die Bauern des Dorfes ſeien lauter Räuber geweſen und der Müller ihr Hauptmann, und zur Strafe muß nun Dorf und Mühle umgehen. Ja, es iſt ein böſes Handwerk, aber was bleibt denn armen ruinierten Leuten in der böſen Zeit mehr übrig, und doch ſollte man lieber verhungern, als —" Sie erſchrak über ihre eigenen Worte und ſah den Gaſt mißtrauiſch an. Die Börſe, die unſer Freund noch vor ſich liegen hatte, ſchien einen Kampf in ihr zu erregen. Sie kniff die Lippen ein und bewegte die Hände bald wie raffend danach, bald wie abwehrend. Endlich ſchrie ſie auf: „Nein, ich will's nicht! Ich will's nicht!" Unſer Freund wußte kaum, wie ihm geſchehen war, als die Wirtin in krampfhafter Angſt ihm die Börſe in die Mütze geworfen und ihn aufgezogen und nach der Tür hingedrängt hatte. „Fort! fort!" ächzte ſie durch die klappernden Zähne, „die Häuſer gehen um, die Seelen haben keine Ruhe. Sie mögen mich totſchlagen, beſſer ruhig liegen im Grabe als herumächzen in der finſtern Nacht."

Ein leiſes Klopfen am Fenſter machte ſie erſt zuſammenſchaudern, dann drängte ſie unſern Freund, der im Fieber zu liegen glaubte, durch eine Türe in einen finſtern Raum. Der Klang einer tiefen rauhen Stimme brachte ihn wieder zu ſich. „Heute nacht iſt ein Fang zu machen,“ hörte er ſie ſprechen. „Die wilde Gräfin; wer ſie kapert, der kriegt einen Stein im Brett beim Fritz. Wir haben's erſt erfahren, doch iſt's vielleicht nicht zu ſpät. Haltet Euch wach und ſagt den andern, wenn ſie kommen, daß ſie uns folgen.“

Das Fenſter ward zugeſchlagen; gleich darauf öffnete ſich die Türe des Verſchlags, und er ſtand außen im Freien. Die Wirtin hieß ihn warten und kam gleich wieder heraus. „Ich will nichts mehr zu tun haben mit fremdem Gut; es wiegt ſchwer auf der Seele und läßt ſie nicht ruhen. Schon hundertmal wollt' ich umkehren, aber ſie ließen's nicht. Da nehmt die Brieftaſche, vielleicht findet Ihr, wem ſie gehört, wenn ihn nicht die Unmenſchen kalt gemacht haben. Fremd Gut brennt und läßt nicht ruhen. Da nehmt den Stock, daß Ihr Euch wehren könnt, wenn die Ungeheuer über Euch kommen. Fort, eh' wieder welche kommen.“ Damit ſchob ſie ihn fort, und noch im Sinnen, was er tun ſolle, hört' er ſie die Türe zuſchlagen und wimmern: „Die Häuſer gehen um, die Seelen haben keine Ruhe. Gott ſei mir gnädig!“ – Die kalte Abendluft machte unſern Freund wieder zu ſich ſelbſt; er ſah eine Geſtalt im Walde verſchwinden; es mußte der Räuber ſein, den er vorhin ſprechen gehört. Er fühlte, daß er das Seine tun müſſe, ein Verbrechen zu hindern, und ſeiner ungewöhnlichen Kraft vertrauend, machte er ſich auf den Weg, dem Verſchwundenen nachzueilen.

Zwei Dinge nahmen vor allem andern die Denkkraft und in deren Ermangelung die Redewerkzeuge der Domeſtiken der Gräfin Erlenbach in Anſpruch. Das eine war das Gerücht von den liſtigen Gaunerſtreichen und frechen Gewalttaten des ſchwarzen Fritz und ſeiner Bande, die ſich in den Spelunken des Bergwaldes aufhalten ſollte, an deren Fuße das alte einſame Schlößchen ſtand, das ihre Herrſchaft mit ihren zwei Töchtern ſeit Beginnen des Frühlings zum

Wohnſitz erkoren hatte. Der Einſamkeit war gelungen, was die Herrſchaft und der ſorgſame Haushofmeiſter in der lebhaften Provinzialhauptſtadt ſtets nur vergebens geſucht, Einigkeit unter ſie zu bringen. Die Langeweile hatte ſie mählich zuſammengeführt, die Gewohnheit den Vereinigten den Umgang unter ſich unentbehrlich gemacht und die gemeinſame Verehrung aller für die Gräfin und ihre Töchter den Zauber vollendet, der die ſonſt ſich feindlich Abſtoßenden als eine Familie darſtellte. Und ſo war nun dieſes Gerücht und die Sorge für das Wohl und die Sicherheit der Herrſchaft, wie ſich denken läßt, ein nicht unbedeutender Teil der Verhandlungen in der Dienſtbotenſtube. Was die Glieder dieſes Wohlfahrtsausſchuſſes faſt ebenſo angelegentlich beſchäftigte, war eine Veränderung, die mit dem Benehmen ihres Chefs, des Haushofmeiſters, vorgegangen, und dieſe Frage gab jedem einzelnen Gelegenheit, ſeinen Scharfſinn zu zeigen. Der Haushofmeiſter Xaver Lindenblatt war ein Mann von durchaus rechtlicher Denkungsart, muſterhafter Ordnungsliebe, ſeit vielen Jahren der geſchätzte wertgehaltene Diener der gräflichen Familie, die ihm unbedingtes Vertrauen zu ſchenken gewohnt war. Der Dienerſchaft gegenüber ſtreng, wo es ſein mußte, außerdem immer bereit zu Rat und Hülfe, ohne durch Vertraulichkeiten ſeiner Achtung etwas zu vergeben, freundlich und mit einer Art Vaterliebe alles umfaſſend, was unter ſeine Aufſicht geſtellt war, mußte er ein Gegenſtand ihres Vertrauens und ihrer Achtung werden. Der Herrſchaft ein Berater, deſſen beſcheidener Ausſpruch nie unbeachtet beiſeite geſchoben, war er der Dienerſchaft Orakel. Und als ein Mann, auf den alles ſah, mußte er durch die plötzliche Veränderung ſeines Benehmens um ſo mehr allen auffallen, als man eine gewiſſe, in der Dauer vieler Jahre und dem Drange gewichtiger Umſtände ſtets gleich gebliebene Gemeſſenheit in Wort und Tat, Miene und Bewegung als unzertrennlich mit ſeinem Weſen zu halten ſich gewöhnt hatte. Der Mann, der nichts aus der erſten Hand gab, ſelbſt den gewaltſamen Wirkungen der Natur, die auch den Stärkern auf Augenblicke zum willenloſen Werkzeuge machen, ihre Äußerung zuzuwiegen ſchien, ging jetzt wie in träumeriſcher Selbſtvergeſſenheit ganze Tage lang, ohne ein Wort zu ſagen, umher; dann ſaß er lange ſtill, bis er, mit dem Finger ſchnippend wie einer, der eine ſchwere Aufgabe gelöſt, aufſprang und mit triumphierendem Ausdruck des wohlgenährten männlichen Geſichtes ſeine Wanderung von neuem begann. Was ihn ſonſt erfreut, was die Gewohnheit langer Jahre ihm unentbehrlich gemacht zu haben ſchien, war vergeſſen, ſelbſt die Mundt'ſchen, Gutzkow'ſchen, George Sand'ſchen Schriften, die er ſonſt dem Zirkel ſeiner Untergebenen mit Begeiſterung vorzutragen pflegte, wanderten jetzt ungeleſen in die Leihbibliothek der Provinzialhauptſtadt zurück.

Es konnte nicht an Hypotheſen fehlen; ſo viele Köpfe, ſo viel beſondere Vermutungen, doch hatte noch keine Äußerung des Gegenſtandes der allgemeinen Aufmerkſamkeit ein Gewicht in die Schale irgendeiner derſelben gelegt. Der Jäger verſchwor ſich mit ſchrecklichen Flüchen, deren jedem er ein: „Aber ich will nicht fluchen“ an die Ferſe heftete, der Haushofmeiſter habe nichts anders im Kopfe als eine Verbeſſerung der Perkuſſionsgewehre, worüber der Kutſcher nur lachte. Etwas ſo Unbedeutendes konnte den Mann nicht ſo „deranſchieren“; etwas Wichtigeres mußte es ſein, doch lag er ſelbſt noch mit ſich im Streit, ob der Haushofmeiſter über der Erfindung eines Wagens, der nicht umfallen könne, oder einer Veränderung des gräflichen Marſtalls grüble. Jeder legte dem Haushofmeiſter unter, was ihn ſelbſt beſchäftigte; der Kammerdiener, der nie eine eigne Meinung zu haben pflegte, vielleicht weil er es für beſchwerlich hielt, gab im Herzen dem recht, der zuletzt geſprochen. Nur die Frauenzimmer waren einig, wiewohl ſie nur durch Andeutungen zu verſtehen gaben, daß die Liebe die Gottheit ſei, die das Unglaubliche vollbringe; und es iſt wohl kein Zweifel zu hegen, daß jede ſich ſelbſt für den Gegenſtand derſelben in ihrem Herzen erklärte und über die andere, die ſich in die Karte ſehen ließ, ſich heimlich luſtig machte. So ſtanden die Sachen, als der Haushofmeiſter mit der Miene eines Mannes, der den Rieſen der Ungewißheit in ſeinem Innern niedergerungen, in die Verſammlung der Dienſtboten trat und mit dem würdevollen Schweigen, das eine wichtige Mitteilung beredt bevorwortet, ſich auf dem Ehrenplatz am Tiſche niederließ. Die Zeit, die er brauchte, eine Priſe zu nehmen, reichte hin, die Domeſtiken ſchweigend um die Tafel zu reihen. „Ich bin nur kurios,“ flüſterte der Kutſcher dem Jäger zu, „ob der Wagen vier oder ſechs Räder haben wird“; der Jäger flüſterte dem Koch ins Ohr: „Ich will nicht fluchen, aber der Teufel ſoll mich holen, wenn meine Flinte in acht Tagen nicht ein anderes Geſicht hat.“ Der Koch aber wandte ſich zur Mamſell und ſagte mit zuverſichtlichem Lächeln: „Das ſchöne Geld für den neuſten Ofen iſt ganz vergeblich ausgegeben; paſſen Sie acht; wenn's nicht wahr iſt, will ich mich ſpicken laſſen.“ Die Mamſell lächelte, wir wiſſen nicht, ob über des Kochs Irrtum. Die Haushälterin aber hielt ſchon das Taſchentuch in Bereitſchaft und machte alle Anſtalten zu einem ſchamhaften Erröten, obgleich es ihr wunderlich vorkam, eine Liebeserklärung vor ſoviel Zeugen anhören zu ſollen; die Bedienten dachten gar nichts; der Kammerdiener lächelte jedem freundlich zu, als gebe er ihm im voraus recht; der Küchenjunge endlich dachte mit Gewiſſensangſt des Bratens, den ſein Ungeſchick neulich ins Feuer geworfen.

Jetzt räuſperte ſich der Haushofmeiſter. Die Spannung unterdrückte den Atem. „Freunde,“ begann der Haushofmeiſter mit einem Tone, der ſeine Rührung nicht verhehllen zu wollen ſchien, „ich muß ein Wort zu euch reden, ein vorbereitendes, wegbahnendes, euch in den rechten Geſichtspunkt ſetzendes, eure Seele, die, mit dem Zwang der Ketten alter Satzung verſöhnt, ſich verſchloſſen hat vor dem Eindringen neuer zeitgemäßer Ideem, öffnendes, für eine Saat der Freiheit des Allgemeinen, deſſen Heil nur aus der Freiheit des Individuums entſprießt, empfänglich machendes, euch zum Sprengen eines tauſendjährigen Vorurteils kräftigendes, würdig und fähig machendes Wort. Noch iſt der große Augenblick nicht gekommen, das ungeheure Werk in ſeiner ganzen Anlage, Bedeutendheit und ſegensreichen Größe vor euern Augen zu entrollen. Es iſt nicht das Werk des Augenblicks, der ſeine Geburten wiederum zerſtört, es iſt das Werk, das in mächtiger Berührung des Weltgeiſtes erzeugte, liebevoll zur Reife aufgepflegte Werk eines Lebens voller Erfahrung, für das ich euch zu gewinnen hoffe, und ihr, Lieben, ſollt mir es ausführen helfen, ſollt die geſegneten, beglückenden und beglückten, beneideten enkelbewunderten, nachweltangeſtaunten Mitarbeiter ſein am Heile der Menſchheit.“ Seine Stimme ſchien ihm vor Rührung zu verſagen, aber es war die Rührung eines großen Geiſtes, der an ſeiner eigenen Größe mit Wonnegefühlen hinanſtaunt.

Eine heilige Stille trat ein; jeder ſuchte das Gehörte dem anzupaſſen, was er in ſeinem Innern für den noch unausgeſprochenen Zweck hielt, und jeder wurde in ſeiner Meinung beſtärkt, der Koch, Kutſcher und Jäger, weil der allgemeine Eingang zu allem zu paſſen ſchien, die Frauenzimmer, weil ſie einmal glaubten und alles, was nicht augenfällig ihren Kreis berührte, für Redensarten zu halten geneigt waren. Mit doppelter Aufmerkſamkeit hing jedes Ohr am Munde des Haushofmeiſters, der wieder anhub:

„Freunde, es hat, alle Kräfte anſtrengend, das innere Weſen des Menſchen, das Denkende und ſich des Denkens Bewußte, das Syſtem aller Erkenntniſſe in und außer uns, aller Beziehungen unſerer Freiheit nach außen hin – was ſoll ich weiter Worte machen? – mit *einem* Worte: Das, was Philoſophen und andere Leute die Seele nennen, in allen ſeinen geheimſten Schleifwegen zu ertappen, glänzende Erfolge errungen. Die Hauptentdeckung aber behielt das lenkende Schickſal für meine Beobachtung zurück. Dieſe Hauptentdeckung in kurzen Worten iſt –“

Er hielt einen Augenblick inne, um das nun zu Sagende um ſo würdiger und überraſchender auftreten zu laſſen; dieſen benutzten ſeine Zuhörer, um ihm und den andern zu zeigen, daß ſie das Problem gelöſt, und faſt zugleich hörte man: „Ein Perkuſſionsgewehr“ – „ein Wagen“ – „ein neuer Ofen.“

„Dieſe Hauptentdeckung,“ fuhr der Redner fort nach einer Pauſe der Verwunderung über die Nennung dieſer unter ſich und mit ſeiner Idee heterogenen Dinge, „dieſe Hauptentdeckung iſt – Freunde, man hat bis jetzt geglaubt und gewußt, daß der Menſch einen Verſtand hat, aber er hat zwei.“

Der Haushofmeiſter ſchwieg und beobachtete die Wirkung ſeiner Eröffnung. Aber er las auf allen Geſichtern nichts als ein gedankenloſes Staunen. Seine Zuhörer waren wie aus dem Himmel gefallen.

Der Jäger drehte die Augen heraus und hätte gern geflucht, wenn er in dieſem Augenblick kapabel geweſen wäre, ſich auf einen Fluch zu beſinnen. Der Kutſcher mühte ſich, hartnäckig ſeine Meinung feſthaltend, zwiſchen ihr und des Haushofmeiſters Worten eine Beziehung zu finden, aber die Gedanken verwirrten ſich, und die Stube ging mit ihm im Kreiſe. Wie ein Schiffbrüchiger ſah der Kammerdiener bald zu dem einen, bald zu dem andern, ob er nicht einen Gedanken finde, an den er ſich klammere. Die Frauenzimmer waren froh, ſich nicht in die Karte haben ſehn zu laſſen, der Küchenjunge aber weinte laut und war durch keinen Troſt zu beſänftigen.

Der Haushofmeiſter ſchaute mit dem Lächeln eines Mannes, der gewiß iſt zu überzeugen, vor ſich hin und ſchien ſich an der Wirkung ſeiner Rede zu ergötzen. Endlich fand der Jäger Worte.

„Da ſoll ja gleich ein Kreuzbataillonhagelſchrotunddonner –! Aber ich will nicht fluchen, denn es ſchickt ſich nicht für einen Chriſtenmenſchen und der ein gräflicher Jäger iſt, aber ich wollte, Er hätte was anders geſagt als ſolche konfuſe Dinge.“

„Red’t Er das mit Verſtand, Jäger?“

„Das will ich doch meinen.“

„Sieht Er, Jäger, das hat Er mit Verſtand geſprochen. Aber mit welchem? Mit dem linken.“

Der Jäger griff ſich an den Kopf, als wolle er’s mit Händen greifen, dann ſtöhnte er: „Mit dem linken!“ und ſank in ſtillem Grimm in ſich zuſammen. Der Kutſcher ſagte mit ungewiſſer Stimme: „Das iſt bildlich gered’t, alſo zwei Räder –“

„Ich weiß nicht, was Er mit Seinen albernen Rädern will und Seinem bildlich. Buchſtäblich nehm’ Er’s, Kutſcher. Ich will’s Ihm nur in die Hände geben. Paſſ’ Er acht. Wenn, um populär und doch verſtändlich zu reden, Ihm etwas begegnet, daß Er auf Rat und Hülfe ſinnen muß, da wird Ihm gleich etwas einfallen, und zwar das Nächſte und Richtigſte. Sieht Er, das iſt der rechte Verſtand. Anſtatt nun aber zu tun, was der rät, fangt ihr an zu grübeln, und zuletzt denkt ihr’s zu haben und iſt juſt verkehrt; das iſt der linke, der naſenweiſe, altkluge, ſich breitmachende, prahlende, unverſtändige Verſtand.“

„Was das nun iſt! Der unverſtändige Verſtand! Der rechte Verſtand und der linke Verſtand,“ ächzte der Jäger, „darüber könnte man den Verſtand verlieren, und wenn er dreifach wäre. Aber ich verſteh' Ihn nach und nach. Der rechte und der linke, das iſt wie bei einer Doppelbüchſe.“

„Sieht Er, Jäger. Von Kind auf wird der rechte, ordentliche Verſtand vernachläſſigt; ganz unterdrücken läßt er ſich nicht; aber der Menſch ſchämt ſich ſeiner und verſteckt ihn ſo ſorgfältig wie Kontrebande. Hingegen wird der andere gefläumelt, geflockt, gefüttert, gepflegt, und jedermann tut groß mit ihm und putzt ihn mit Redensarten, ſo gut er kann. Je mehr nun der linke ausgebildet wird, deſto mehr tritt der rechte in den Hintergrund. Und iſt nun einer ſo weit gebracht, daß er das Nächſte nicht mehr ſieht und das, was vor ihm liegt, in Indien und China ſucht und aller Wahrheit mißtraut, weil ſie ihm zu ſchlicht iſt, dann nennt man ihn einen Gebildeten. Reden zu halten und ſich bis in den ſiebenten Himmel zu entzücken, dazu iſt der linke Verſtand wie gemacht; wenn's aber ans Tun geht, da hapert's, und da wird denn der rechte Verſtand vorgeſucht; der ſetzt nun aber auch ſeinen Kopf auf, weil er nur gut ſein ſoll, wenn man den andern nicht mehr brauchen kann, und ſo kommt's nun, Leute, daß die Gelehrteſten und Gebildetſten gerade die dümmſten Streiche machen, denen der ſchlichte gemeine Mann, der ſeinen rechten Verſtand nicht verachtet, ſondern honett gehalten, entgeht.“

Abermals ſchaute der Redner ſich im Kreiſe um, um zu erfahren, ob ſeine Zuhörer ſeinem Ideengange gehörig gefolgt.

Der Kutſcher hatte ſich endlich losgemacht von ſeiner vorgefaßten Meinung; er hob den Finger und ſagte wichtig: „Herr Haushofmeiſter, Er hat da einen wahren Pferdegedanken losgelaſſen, einen verſtaunungswürdigen Gedanken. Wenn nur nicht hinter der ganzen Geſchichte der linke Verſtand ſteckt.“

Der Jäger aber ſchrie außer ſich: „Ich bitt' euch um Gotteswillen, Leute, denkt euch doch nur, was das für 'ne kurioſe Wirtſchaft iſt, zwei Verſtände in einem Kopfe. Iſt das nicht wie ein Haſe mit acht Beinen, der erſt auf den einen Vieren läuft, hernach ſich herumſchlägt und auf den andern Vieren fortmacht. Da ſoll ja – aber ich will nicht fluchen.“

„Jawohl,“ beſtätigte der Kammerdiener, „das iſt ja abergläubiſch. Ich habe mich etwas umgeſehen in der Welt und bin bis Stargard gekommen und überall Haſen und Menſchen geſehen, aber keinen Haſen mit acht Beinen und keinen Menſchen mit zwei Verſtänden.“

„Nehm' Er mir's nicht übel, das kann man einem Menſchen nicht ſo an der Viehſaſche anſehen,“ ſagte der Kutſcher, „ſo wenig, wie man einem Stalle anſieht, wieviel Pferde drinne ſtehn. Ich ſehe nicht ein, warum's partuhtemang unmöglich ſein ſoll. So gut man zwei Pferde an einen Wagen ſpannt, können zwei Verſtände in einem Hirnſchädel ſein.“

„Und wenn man bedenkt,“ fuhr der Kammerdiener, das Echo der letztgehörten Meinung, fort, „was der Menſch ſchon alles erdacht hat, Eiſenbahnen, Kunſtausſtellungen, Reibfeuerzeuge, Hagelaſſekuranzen, Theologie, Philoſophie, Punſcheſſenz, Konſtitutionen, Landſtände und Eau de Cologne, ſo kann man kaum glauben, daß das alles mit einem einzigen Verſtand wäre zu erfinden geweſen. Darin muß ich ſchon beiſtimmen.“

„Seht ihr, Leute,“ fuhr der Haushofmeiſter fort, „des rechtſchaffenen Dienſtboten Pflicht iſt, der Herrſchaft zu gehorchen, ſoweit es ſich mit der Religion – merkt ihr nun, wo ich hin will? – und der Rechtſchaffenheit verträgt. Nun iſt – merkt ihr's?“

„Richt' Er nur die Deichſel,“ ſagte der Kutſcher, „hernach werden wir's ſchon ſehen.“

„Nun gehören die Herrſchaften durchwege zum ſogenannten gebildeten Stand, das heißt zu dem, der dem rechten Verſtand den Abſchied gegeben hat. Ihre Befehle kommen aus der Überlegung, aber nicht aus der rechten, ſondern aus der linken. Iſt es nun des Dienſtboten Pflicht, die Befehle der Herrſchaft zu befolgen, ſoweit es ſich mit der Religion und der Rechtſchaffenheit verträgt, ſo frag' ich, was verträgt ſich mit der Rechtſchaffenheit? Ich will euch zum Exempel ein Beiſpiel geben. Seine Herrſchaft, Kutſcher, iſt in ein Mädchen verliebt, die ihn nicht mag. Wenn es Ihm ſelber paſſierte, würde Ihm der rechte Verſtand ſagen: Laß ſie laufen, es gibt Mädchen genug. Und Er tät's, und es wär' ein geſcheiter Streich. Seine Herrſchaft aber ſchämt ſich des rechten Verſtandes und wendet ſich an den linken. Der ſagt: Du biſt der miſerabelſte erbarmungswürdigſte Menſch auf der Welt; ohne das Mädchen zu leben, iſt dir ſchon gar nicht möglich; du mußt ſterben, und weil die Natur nichts nach guten Worten fragt, mußt du ihr unter die Arme greifen. Und nun wird Er in die Apotheke geſchickt, Kutſcher, um Gift zu kaufen. Er ſieht, daß ſein Herr, wenn die erſte Hitze vorüber iſt, einen andern Gedanken faſſen und es hernach bereuen wird, daß er ſich umgebracht hat; wird Er nun Gift holen?“

„Das werd' ich bleiben laſſen,“ antwortete der Kutſcher.

„Dann befolgt Er aber den Befehl ſeines Herrn nicht und iſt kein rechtſchaffener Dienſtbote? Au contraire und im Gegenteil. Denn Er ſoll ſeinem Herrn nur inſoweit gehorchen, als ſich mit der Religion und der Rechtſchaffenheit verträgt. Und zu einem Selbſtmorde helfen, das verträgt ſich weder mit der Religion noch mit der Rechtſchaffenheit. Frage: Warum? Weil die Religion — die Religion iſt und die Rechtſchaffenheit die Rechtſchaffenheit. Hab' ich mich nun populär genug ausgedrückt?“

„Haushofmeiſter,“ ſagte der Jäger, „jetzt brennt's zuſammen. Soll mich — aber ich will nicht fluchen. Was Er da ſagt, mir iſt wie aus der Seele gered't.“

„Ja, Jäger,“ entgegnete der Philoſoph, „wenn's nicht jeder wüßte, wär' es auch nicht wahr. Die Wahrheit hat jeder in ſich, er achtet ihrer aber nicht, weil er nicht weiß, was er damit machen ſoll. Aber ſowie jemand das Ding herausbringt und herweiſt, daß es ein Goldſtück iſt, da greift jeder in den Sack nach dem bisher nichts geachteten Dinge und erkennt mit Luſt ſeinen Wert. Iſt nun aber des rechtſchaffenen Dienſtboten Pflicht, mehr den Nutzen der Herrſchaft vor Augen zu haben als ihren Befehl, ſo folgt daraus, daß derſelbe, wenn der Befehl nicht zum Nutzen abzweckt, nicht allein ihm nicht gehorchen darf, ſondern ſogar das Gegenteil tun muß. Nun iſt's aber gewiß, daß die Herrſchaft den Dienſtboten, der offen gegen den Befehl handelt, fortſchicken und dadurch außerſtand ſetzen wird, für ihren Nutzen zu wirken. Sehen wir's auf der einen Seite als Pflicht an, für ihren Nutzen zu wirken, ſo folgt auf der andern Seite daraus, daß wir die Hinderniſſe vermeiden müſſen, alſo dem Befehl ſo zuwiderhandeln, daß die Herrſchaft es nicht bemerkt und – wohl verſtanden das nur, wenn der rechte Verſtand in uns laut wird, daß der Befehl vom linken herrührt."

Eine Stille allgemeiner Bewunderung trat ein. Der Kutſcher erhob ſich und ſagte mit feierlicher Stimme: „Haushofmeiſter, Er iſt ein großer Mann. Er ſieht, wo die Welt der Schuh drückt und weiß ihn über den rechten Leiſten zu ſchlagen."

„Er überſchätzt meinen Wert," ſagte der Haushofmeiſter behaglich lächelnd. „Ich weiß gewiß, daß ich nicht der einzige bin in dieſem Kreiſe von Menſchenfreunden, die die leidende Welt an die treue warme Bruſt nehmen möchten mit dem heiligen Schwur, das Mögliche zu tun, ihre Schmerzen zu lindern, die Krankheit des Lebens mit der Wurzel zu vertilgen."

„Nein," ſagte der Jäger, „Er iſt nicht der einzige, der das Große zu tun glüht, aber Er iſt der einzige, der die Sache auf das Blatt geſchoſſen hat. Ich ſtaune Ihn an, Haushofmeiſter."

„So iſt denn," begann dieſer, ſich erhebend, mit feierlichem Tone, „ſo iſt denn der große Augenblick gekommen, nach dem mein Herz gelechzt hat. Ich habe euch nicht verkannt; ihr ſeid, für was ich euch hielt. Unſere Zeit iſt eine große, und das Größte wird bald nicht mehr Fabel ſein. Keine Kriege rütteln an den Pfoſten der politiſchen Welt, kein Heldenmeteor zieht über Graus und Verwüſtung die blutige Bahn, aber wie der junge Frühlingsſaft in Erde und Geſchöpfen, ſo regt ſich der Geiſt der Humanität belebend und knoſpentreibend. Man arbeitet an der Emanzipation der Irländer, die Emanzipation der Juden iſt vorbereitet. England hat die Feſte des Sklavenhandels zerſtört, der großherzige Franzoſe erkämpft dem ſchönen Geſchlechte ſeine Rechte, der Natur wird wieder zu exiſtieren vergönnt; wir ſind's, die in des Weltgangs Räder greifen, die geſunkene wieder zu erheben; wir haben das Beglückend-Entſcheidende vorbereitet, es iſt – die Emanzipation der Domeſtiken! Wir haben den Talisman der wahren Gleichheit erfunden, für deſſen Wahnbild die Franzoſen einen König mordeten. Der Domeſtike wird der Herrſchaft gleich ſtehen, weil er nicht mehr blind gehorchen wird, die Herrſchaft wird ein wahres Glück genießen, weil ſie nicht mehr die Mittel findet, es ſelbſt, dem Drange der Leidenſchaft oder den Zuflüſterungen des linken Verſtandes gehorchend, unglückſelig irrend zu zerſtören. Und nun ihr alle, denen die Humanität, die wahre Bürgertugend durch meinen unwürdigen Mund ihre Götterſprüche an das Herz legt, wollt ihr die Mitarbeiter ſein am großen Werke, die Träger unſterblichen Ruhmes, die in Werken der Nachwelt Geprieſenen, die in Kupfer, Stein und Stahl Geſtochenen, von der Maler- und Bildhauerkunſt in unſterblichen Monumenten Verewigten? die mit einem Gutzkow, Mundt und andern Herrlichen zu gleich Genannten? So ſchlaget ein in dieſe meine dargebotene Hand; es iſt die Menſchheit ſelbſt, die leidende hülfeverlangende, die euch die Hand reicht, eure Treue lohnen, eure Trägheit und Untreue aber verklagen wird bei allen Geſchlechtern der Nachwelt."

Der Jäger rannte in wilder Begeiſterung umher, einen nach dem andern in ſeine Arme preſſend und mit dem Bundeskuſſe begrüßend.

Der Kutſcher ſchwur, wer ſich ausſchließe, ſolle für ſein ganzes Leben Hafer kauen müſſen; der Koch ſtimmte in das Weinen ſeines Gehülfen ein und verſicherte, in der Wehmut des großen Augenblicks zerfließe ſeine Seele wie Eis auf der Zunge. Die Frauenzimmer glühten von großen Ideen, der Kammerdiener fluchte mit dem Jäger, perorierte mit dem Kutſcher, weinte mit dem Koch und deklamierte mit dem Frauenzimmer. Aber in ſchweigender Majeſtät ſchwebte der Haushofmeiſter über allen wie die inkarnierte Idee der Emanzipation der Domeſtiken.

Im Geſellſchaftszimmer der Gräfin war eine Pauſe eingetreten. Sie ſelbſt ſchien, in Gedanken verſunken, den Stillſtand des Geſpräches nicht zu bemerken. Die Pflegetochter war eben wieder an das Fenſter getreten, um zu ſehen, ob die Schweſter, die man vom Beſuche bei einer unweit wohnenden Freundin zurück erwartete, noch immer nicht komme. Es war nahe an Mitternacht. Jetzt ſchlug die Schloßuhr. Die Gräfin fuhr erſchreckend aus ihren Gedanken auf und ſagte dann: „Es iſt vielleicht Torheit, daß ich mich ängſtige. Nicht das erſte Mal iſt's, daß Florentine länger bei ihrer Freundin weilt, als ſie ſich vorgenommen; ich glaube, nicht ſowohl aufgehalten durch die Bitten jener, als ihrer eigenen abenteuerlichen Neigung nachgebend, die ſie das Unbehagliche, Ängſtende ſo angelegentlich aufſuchen heißt, wie andere dem Behaglichen, Sichern ſich zuwenden. Und die Räubergeſchichten, von denen wir ſeit kurzem ſo vielfältig haben erzählen hören müſſen, ſind es auch nicht, die mich ängſtigen, da ſie, die ſo deutlich erkennbaren Zutaten der erregbaren barocken Phantaſie der Waldbewohner hinweggenommen, ſich etwa auf einen einzigen nächtlichen Einbruch reduzieren laſſen, der, im Hochwalde ohne beſondere Gefahr des Entdecktwerdens ausgeführt, in unſerer belebteren Gegend gewiß nicht zu erwarten iſt. Jene Richtung Florentinens iſt's, – Ihnen als lang bewährtem Freund unſers Hauſes will ich's nicht verſchweigen – die, ſchon am Kinde bemerkbar, durch meine unzeitige Nachgiebigkeit gegen ihre Launen leider genährt, wenigſtens nicht geſchwächt, immer ſtärker zu werden droht und am Ende – ich ſeh' es voraus – bis zur unweiblichen Vermeſſenheit ſich ſteigern wird.“

„Teure gnädigſte Frau,“ entgegnete der Geiſtliche des benachbarten Dorfes, den die Gräfin wegen ſeiner anſpruchsloſen, milden, echt frommen Denkungsart liebgewonnen, ein Mann, der unter dem Schnee des Alters noch den ganzen unzerpflückten Blütenzweig warmer Jugend bewahrte, „vertrauen Sie dem Genius im Herzen der Komteſſe. Sie iſt durch und durch Weib im edelſten Sinne des Wortes, wenn ſie uns auch zuweilen als ein anmutig-wildes Rätſel erſcheint. Und gerade durch ihre wunderlichſten Launen blickt wie durch eine Maske der reinſte mildeſte weibliche Geiſt mit ſanftem Auge.“

„Mit Mutterwonne“, ſagte die Gräfin, „hab' ich die Blüte des zarteſten tiefſten Gemütes ſeit ihren erſten bewußten Jahren in ihr wahrgenommen und zu hegen geſucht. Aber mit um ſo größerem

Schmerz fühl' ich es, daß ich an dem Aufſchoſſen des Unkrauts neben jener Blüte die größte Schuld trage. Ich habe ihren Launen zu viel nachgeſehen. Ich habe ſie zu ſehr gehen laſſen."

„Ich weiß nicht," nahm der Arzt des Hauſes das Wort, „ob Sie ſich hierüber einen Vorwurf machen dürfen. Das iſt das Schlimme unſerer Zeit, daß man mehr Erziehung als wirkliches eigenes Sein findet. Man gönnt dem Stoff nicht mehr, ſich ſelbſt die Form zu ſchaffen; darum ſind die Menſchen ſich jetzt ſo ähnlich wie Münzen. Das Individuum geht in der Gattung unter; wir haben nicht Menſchen mehr, nur Stände. Kein Menſch ſpricht mehr die Idee eines in ſeiner Eigenheit bedingten Organismus aus, ſondern nur mit vielen andern zuſammen die Idee eines Standes. Und daran gewöhnt, dies für das Beſſere, ja Notwendige zu halten, ſtört es uns, wenn wir neben dem bürgerlichen Stempel auch den einer unabhängigen Natur erblicken. Jener Drang übrigens, uns durch die Vorſtellung, ſelbſt durch das Aufſuchen widerwärtiger, ja dem Triebe der Selbſterhaltung geradezu widerſprechender Zuſtände ein Vergnügen oder vielmehr die Empfindung zu bereiten, in der die Außerſten der Luſt und des Schmerzes ſich berühren, iſt neben manchem andern Rätſelhaften tief in der menſchlichen Natur begründet. Von dem dunkeln Grunde dieſer Vorſtellungen hebt ſich der Lichtgedanke unſerer innern Freiheit leuchtender ab, die uns den Tod beſiegen läßt, indem wir ihn leiden, über die Schrecken eines ungünſtigen Schickſals uns triumphieren läßt, indem ſie uns zerſchmettern. So mag der Hauptreiz dieſes Gefühles eben die erhöhte Ahnung unſerer geiſtigen Unabhängigkeit und darum dieſe Luſt beſonders in der Menſchen- und Völkerkindheit lebendig ſein, der ſie als eine Nötigung gegeben ſcheint, jenen Schatz in ſich zu ſuchen und aus der Dämmertiefe der Ahnung an den Tag des Bewußtſeins heraufzufördern."

Das Rollen einer leichten Chaiſe unter dem Torweg des Schloſſes unterbrach das Geſpräch. Mariane war wieder ans Fenſter geeilt und ſagte verwundert: „Mir iſt, als ſäh' ich eine dunkle Mannesgeſtalt bei Florentinen in der Droſchke. Iſt's ein Kranker? Sie läßt ihn von den Bedienten herausheben; er regt ſich nicht. Das iſt doch ſeltſam."

Sie eilte der Schweſter entgegen, und nachdem man die Komteſſe mit den Bedienten im Korridor ſprechen gehört und das Geräuſch des Türöffnens, traten die beiden Schweſtern zu unſrer Geſellſchaft herein.

Der Arzt und der Geiſtliche begrüßten die Kommende, mit ſichtlichem Wohlgefallen an der ſchönen hohen Geſtalt haftend, die mit bewegter Eile auf die Mutter zuſchritt. Jetzt erſt bemerkten ſie die ungewöhnliche Marmorbläſſe ihrer ſchönen Züge, und mit ungeduldiger Spannung hing alles an ihrem Munde.

„Mutter,“ ſagte ſie zu der Matrone mit kindlichem, doch feſtem Tone, „du ſiehſt — deine beſorgten Blicke ſagen mir's — du ſiehſt mir's an, ohne daß ich es ausſprechen muß, daß mir, was ich ſo lange gewünſcht, ein Abenteuer begegnet iſt. Ich will dir gerne geſtehen, daß ich mit meinem Jagen danach ein ungehorſames Weſen bin, das deine Liebe und Verzeihung gar nicht verdient; du ſollſt aber ſehen, daß ich beſſer werde; verſuch' es nur diesmal noch mit mir. Du wirſt dich wundern, wenn ich dir ſage, daß ich dir einen Gaſt mitgebracht habe. Wenn du erfährſt, wie dein ungezogenes Kind ihm zweifach ſchuldet, wirſt du ihm gern ein Plätzchen zum Aufenthalt und ein paar freundliche Hände zur Pflege in deinem Hauſe gönnen, dem er einen Schmerz ſparte, von deinem böſen unbeſonnenen Mädchen in unmädchenhafter Laune hereinbeſchworen. Und nun du genug weißt, um nicht vergeblicherweiſe zu erſchrecken, bitte ich dich, ſende unſern guten Arzt zu ihm, der ſich mit ſeiner Ohnmacht entſchuldigt, ſich nicht ſelbſt als ein Gaſt von Lebensart vorzuſtellen.“

So ruhig und mit ihrer von allen gekannten Art ſie das geſagt, ſo ängſtlich-heftig ſetzte ſie, an den Arzt gewandt, der mit den andern einer Auflöſung des Rätſels harrte, hinzu: „Gehen Sie! Wenn Sie wiedergekehrt ſind, ſollen Sie alles erfahren. Eher kein Wort.“

Die Gräfin hatte ihr mit einem Blicke freundlichen Vorwurfs die verzeihende Hand gereicht. Sie ſetzte ſich auf das Taburett zu den Füßen ihrer Mutter, legte das Geſicht in beide Hände und ſchien keine Frage zu hören, die man an ſie richtete, und ſo trat abermals eine Pauſe ein, aber eine ängſtigende, peinigende.

Der Arzt kam wieder zurück und meldete, daß die Schußwunde bei der kräftigen Geſundheit des Verwundeten mehr Schmerzen als Gefahr zu bringen gemacht ſei, die Ohnmacht in gleichem Teile von einer Kontuſion am Kopfe, wahrſcheinlich durch einen Kolbenſchlag verurſacht, herrühre. Nach dieſer Beruhigung wurde die Komteſſe aufgefordert, der allgemeinen Wißbegierde Genüge zu leiſten. Aber neue Beſorgniſſe für die Reizbarkeit ihres Gemütes wurden erregt, als ſie, im Begriffe, ihre Erzählung zu beginnen, in ein lautes Weinen ausbrach, das einige Minuten lang krampfhaft die ganze edle Geſtalt erſchütterte. Dann richtete ſie ſich kräftig auf, und es ſchien, als habe ſie in dieſen Tränen den ganzen Tribut des Schreckens, der Angſt und der Pein der Selbſtvorwürfe, der Natur ohne Abzug bezahlt.

„Sei ohne Sorgen, teuerſte Mutter," ſagte ſie zu der Beſorgten, „nun iſt alles Fremdartige aus meinem Weſen hinweggeſpült, und ich denke, auch die Neigung, die dir ſoviel Schmerzen ſchon gemacht und, ich weiß es, noch mehre ahnen ließ."

„Gebe das der gütige Gott!" ſagte, freundlich ihr die losgegangenen ſchönen gelben Haare von der hohen reinen Stirne ſtreichelnd, die Gräfin; „denn es war der einzige Grund zur Betrübnis, den du mir je gegeben."

„Ehe ich mein heutiges Abenteuer erzähle, laß mich, teuerſte Mutter, mich eines vielleicht lange von dir vergeſſenen erinnern. Es iſt mir, als müßte ich meine Buße mit einer Beichte beginnen, als dürft' ich nichts vergeſſen, wodurch ich dich gekränkt, mir vorzuhalten, um ſo recht zu fühlen, wie ich deiner Verzeihung ſo gar nicht wert bin, wie ich um einer unmädchenhaften Grille willen deine Ruhe, dein Glück auf das Spiel ſetzen konnte. Ach nur zu bald regte ſich in dem Kinde ſchon das gefährliche Gelüſt, deſſen ich mich jetzt noch anklagen muß. Jene erſte Sorge bereitete ich dir, kaum zehn Jahre alt, indem ich mich in den Saal unſeres alten Schloſſes am See, desſelben, das der Sage nach ein Tummelplatz unheimlichen Treibens iſt, einſchließen ließ. Du wirſt dich noch erinnern. Du wareſt dahin gefahren, um die Verbeſſerungen, die der Verwalter an den Gütern vorgenommen, zu beſehen. Wir waren natürlich von der Partie, denn unſere kleine Phantaſie war ganz erfüllt von dem wunderſamen Rufe des Schloſſes, und die liebe Mutter gab den Bitten der Lieblinge gerne nach. Die Zimmer des Schloſſes wurden eben gelüftet; ich ſtand an der Türe des Saales, der mir die Schwelle eines Zauberreichs deuchte. Je länger ich hineinſah, deſto mehr wuchs der Vorwitz, und endlich ſchlüpft' ich leiſe hinein, und mein Entſchluß befeſtigte ſich zwiſchen Luſt und Zweifel, die Nacht hier zuzubringen; ich hielt mich ſtille, ſo daß die Bedienten, die abends die Türen ſchloſſen, mich nicht bemerkten. Das letzte Schloß knarrte, und mein Wunſch war erfüllt. Der Gedanke an dich, Liebſte, an die Angſt, die du haben würdeſt, wenn du mich vermißteſt, kam mir gar nicht in den Sinn. Wie eine Selige ſchritt ich durch die dunkler und dunkler werdenden Räume, und ich muß es geſtehn, es war mir ein Schmerz, als die Diener, auf dein Geheiß ſuchend, mich fanden und ich ihnen folgen mußte. Das Gefühl jener wenigen Stunden hat mich bis auf die jetzige Zeit begleitet und mich zu manchen Wagniſſen und Abenteuerlichem verlockt. So auch heute. Die Räubergeſchichten, die das Gerücht in der ganzen Gegend herumgetragen hat, verleiteten mich ſchon einigemal, ganz allein durch die Nacht zu fahren, was du, liebe Mutter, nicht einmal erfuhrſt, indem du mich dem Schutz mehrer Bedienten vertrauteſt, die ich unter Vorwänden von mir entfernte. So fuhr ich auch heute ſpät vom Hauſe meiner Freundin, und wie ich mich ſo allein im Walde ſah, in der ungewiſſen Helle eines wolkenbedeckten Himmels, umfing mich die ganze, mit Furcht und Schauer gemiſchte Behaglichkeit, die ich ſo gerne hervorrief. Dasmal ſollte aber das Abenteuer ſeine Szene außer mir aufſchlagen. Eine dunkle Geſtalt ſchlüpfte aus dem Dickicht und hielt das Pferd an. Mehre folgten, und eh' ich mich recht beſann, fühlte ich mich ergriffen. Die eine der beiden Piſtolen, die ich, mit Gewehr umzugehn gewohnt, auf dieſen Fahrten ſtets mit mir führte, verſagte, und mein Heldenmut war nahe daran, vor dem Andrange der Angſt zu erliegen. Wie im Traume hör' ich da eine tiefe kräftige Männerſtimme Halt rufen, gewichtige Schläge fallen; die feindlichen Hände laſſen mich, ich fühle, daß der Augenblick die Tat verlangt. Schon ſind zwei der Geſtalten entflohen, die dritte glaub' ich mit dem Helfer ringen zu ſehn. Der

Schuß fällt. Der dritte Feind flieht den andern nach; ich ſehe meinen Helfer wanken, ſtürze aus dem Wagen, und mit Schrecken bemerke ich, daß mein Schuß den Freund getroffen. In dem Augenblicke fühlte ich durch alle Angſt und Sorge hindurch den Entſchluß, nie wieder dem abenteuerlichen Drange nachzugeben. Der Helfer blutet; in der Angſt binde ich meinen Schleier um die Wunde, danke ihm — welche Worte mir die Pein eingab, weiß ich nicht mehr — und klage mich zugleich an. Er ſagt mit brechender Stimme: „Sorgen Sie nicht; es iſt nicht gefährlich,“ und ſinkt zuſammen. Die Angſt gibt mir Rieſenſtärke; ich hebe die große kräftige Geſtalt in den Wagen, treibe die Pferde, zu laufen, wie ſie können, und ſo bin ich nun hier bei euch, teure Freunde, gelobend, euch nie wieder durch unſelige Abenteuerluſt zu ängſtigen.“

Der Verwundete war in ein hübſches Zimmer gebracht worden. Die Gräfin wollte dem Retter ihres geliebten Kindes keine Pflege mangeln laſſen, und die Gerettete ſelbſt beſtand ſogar, dem Wunſche der Mutter entgegen, darauf, ſolange der Verwundete ohne Beſinnung liege, die Aufſicht bei ſeiner Pflege zu übernehmen. „Ich habe dich leichtſinnig zu oft gekränkt,“ ſagte ſie zu der gütigen Mutter; „es iſt billig, daß mir eine Strafe werde, die mich für immer abſchreckt, etwas zu tun, was dich betrüben kann. Drum will ich, die traurige Folge meines Fehlers nicht aus dem Auge laſſend, den Stachel des Selbſtvorwurfes immer ſpitz erhalten. Auch bin ich es dem Leidenden ſchuldig. Er hat das Leben um mich gewagt; faſt hätt' ich ohne Vorſatz das ſeine zerſtört, das gewiß wertvoll iſt, denn ein wertloſes Leben wagt man nicht. Dein Kind, dein verhätſcheltes Kind hat, du weißt es ja, einmal ſeine beſonderen kindiſchen Meinungen. So denkt es, daß man ſich mit Geld — und was ſind bezahlte Leiſtungen mehr? — nur abfinden, aber nicht vergelten kann, und iſt ſo ſtolz, nichts ſchuldig bleiben zu wollen.“

„Mit Recht,“ entgegnete die Mutter mit einem Lächeln, das nicht ohne Beimiſchung von Unmut war, „nennſt du dich ein verhätſcheltes Kind, und ich fühle nur zu ſehr, daß ich allen Entſchlüſſen zum Trotz fortfahren werde, dich zu verhätſcheln. Wir kennen ihn nicht —"

„Er iſt ein Leidender, alſo uns empfohlen. Er hat für mich ſein Leben gewagt, alſo iſt er meiner teuern Mutter ein lieber Bekannter."

„Dennoch, liebes Kind, ſcheinſt du mich zu einer Unbeſonnenheit treiben zu wollen. Oft müſſen wir der braven Tat Achtung zollen und des Täters uns ſchämen. Indem wir, von unſerer Denkungsart ausgehend, vergelten und belohnen wollen, ſcheinen wir dem anders Denkenden undankbar oder werden ihm unbequem. Wer dankbar, wahrhaft dankbar ſein will, muß mehr den Gegenſtand der Dankbarkeit im Auge haben als ſich ſelbſt, ſonſt opfert er unter ſchönem Vorwande nur ſeinem Egoismus. Ich wünſchte, er bliebe in der Pflege der Bedienten, die ihm die ſorglichſte werden ſoll; wenn wir ihn und ſeine Verhältniſſe kennen, wird es uns um ſo leichter werden, für ihn zu tun, was mehr Wert für ihn haben wird als die Aufopferungsluſt eines unvorſichtigen Kindes, das beſſer täte, über ſich ſelbſt zu wachen."

„Du denkſt geſiegt zu haben, gutes Mütterchen," ſagte die Tochter mit der Laune, die ſie ſo gut kleidete und als die gewichtigſte Waffe gegen der Mutter Widerſtand erprobt war, „und noch iſt dein Feind gar nicht aus dem Felde geſchlagen. Ich habe mir alles das ſelbſt geſagt, was du mir entgegenſtellſt, und deshalb mit Marianen gemeinſchaftlich Unterſuchungen angeſtellt. Auf der Brieftaſche, die, da man ihn entkleidete, aus ſeiner Überrocktaſche fiel, ſteht mit goldenen Buchſtaben gedruckt: Werning, Legationsrat. Geöffnet haben wir ſie nicht, denn das wär' unrecht geweſen; aber die feine Kleidung, die Wäſche und was ſonſt an ihm unter die Kompetenz der Frauen gehört, paßt zum Range."

Der Einwand, ob man auch bedacht, wie der Legationsrat, der als ein fähiger Diener des Landes, namentlich aber durch ſeine eigenſinnige, zum Sprichwort gewordene Ordnungsliebe und Widerwillen gegen alles Exzentriſche bekannt war, um dieſe Zeit zu Fuße auf den von allen Hauptſtraßen entfernten Holzweg gekommen ſein könne, fruchtete ſo wenig als die frühern Einwände, und die Komteſſe blieb Siegerin.

Der Verwundete lag noch immer ohne Beſinnung. Der Wärter hatte ſich auf kurze Zeit entfernt. Mit Rührung haftete das Auge Florentinens auf den bleichen ſchönen Zügen. Die ganze Begebenheit der letzten Nacht, ihr Entſchluß, ſpät zu fahren, der Räuberanfall, die unerwartete Rettung, die Verwundung des Retters ſelbſt durch ſie, alles lag wie ein wirrer Traum hinter ihr, und ſie fühlte mit Behagen das Geſpenſt ihrer Abenteuerluſt verſchwunden. Die Schatten hatten einem freundlich erwärmenden Lichte Platz gemacht. Sie ſah wieder auf den Verwundeten hin, und der Wunſch kam in ihre Seele, er möchte die Augen nicht aufſchlagen und ſie immer im dankbaren Gefühle ihrer Rettung ſeinen Schlummer bewachen müſſen. „In dieſes tote Bild hinein", ſagte ſie leiſe vor ſich hin, „hab' ich den ganzen verkannten Reichtum meines Lebens gerettet. Meine Phantaſie kann es ſchmücken mit allem dem, was dieſes Herz erſehnt. Dieſe ſtille Geſtalt iſt mir ſo traulich, ſo bekannt wie ein Geſpiele der Kindheit. Es iſt, als ſchwiege alle Sehnſucht, als wiche Vergangenheit und Zukunft vor der Fülle dieſer ruhigen leidenſchaftloſen Gegenwart. Doch wie lange wird dies Glück währen? Schon zittre ich vor ſeinem Erwachen. Der fremde Geiſt, der meiner Sehnſucht überall anſtändig-kalt-verwundert entgegentritt, wird aus den geöffneten Augen ſprechen, dieſe Züge in Bewegung ſetzen. Das Glück, das mich ſo freundlich umſchlang, wird mich auf einmal nichtsſagend, froſtig anlächeln, die Arme ſinken laſſen und verſchwinden. Gibt es wohl größere Qual als dieſe Unverſtandenheit? Alles umfaſſen wollen mit dem Reichtum des jungen Herzens, ſich ſelbſt täuſchen wollen im unbedingten Hingeben, und die wohlmeinenden Seelen greifen in die Taſche nach einem Almoſen. Laß ihm die Beſinnung rückkehren, und er iſt ein Mann, eine ſchöne empfindungsloſe Spielpuppe für den Egoismus."

Sie erſchrak, da der Verwundete jetzt wirklich die Augen öffnete, ſich matt umſah, mit verklärten Blicken auf ihr verweilte und wieder ſtill zurückſank. Die Gräfin empfand durch den Schrecken hindurch, es ſei nicht der fremde Blick ihr begegnet, den ſie gefürchtet.

Ein neues und doch wie liebes altbekanntes Gefühl begann ſich im tiefſten Herzen zu dehnen wie die Knoſpe, die dem Aufblühen entgegenſchwillt. Und als er unter ihren ſorgenden Händen das dunkle Auge wieder öffnete, zitterte ein wunderbarer Schmerz durch die ſchlanke hohe Geſtalt und brach die ſtolze Kraft, daß ſie in die verſagenden Knice ſank in unauslöſchlichem Weinen.

„Ich will fortträumen“, ſagte er mit matter Stimme. „Das Leben hat nichts Schöneres als den Traum. Zumal ſolchen Engelstraum nach Höllenträumen. Biſt du mein Engel? Mein Schutzgeiſt, edle Geſtalt? Wie heißeſt du? Daß ich dir rufen kann, wenn das Leben mich zermalmen will.“

„Nicht ich bin dein Schutzgeiſt,“ ſagte das Mädchen im leiſen Weinen, „du biſt der meine.“

„Wie komm' ich hierher?“ fuhr der Kranke fort. „Ich kann mich nicht beſinnen. Wie zu dir, wenn du nicht vom Himmel herabgeſtiegen biſt?“

„Du biſt in dem Hauſe, deſſen Kind du retteteſt aus Räuberhänden, in dem Hauſe, das dich als ſeinen größten Wohltäter bewillkommt und mit Wonnetränen ſegnet.“

„Oh, ſo ſegne du mich, durchſichtiges Bild, ſei mir Dunkelm, Verirrtem der leuchtende Schutzgeiſt!“ flehte der Kranke. „Du biſt, was ich geſucht, ohne es zu wiſſen. Eh' du verſchwindeſt, ſegne mich.“

Durch Florentinens Herz klang es wie der Akkord einer Engelharfe. Vor ihrer Seele hob das Geſchick den Vorhang mit den lächerlichen Hieroglyphen des Menſchenwerks. Sie erhob ſich hoch und ſchlank und bog ſich über des Kranken Haupt. „Wenn Gott in uns iſt, wie ich jetzt fühle, daß er iſt, ſo darf ich's. Ich ſegne dich und will dein Schutzgeiſt ſein.“ Sie hatte die weiche Hand auf ſein Haupt gelegt und küßte einen Geiſterkuß auf ſeine Stirne. Denn das Irdiſche war unter ihr verſunken, und das trunkne Aug' war Genoſſe der Engel. Sie ſah ein unabhängiges Leben der Geiſter von den Körpern, wie ſie, ohne das ſinnliche Mittel aufeinander wirkend, ſich begegnen aus unendlicher Ferne in Sehnſucht, Verlangen, im Streben nach dem Wahren und Schönen. Und weder Zeit noch Raum begrenzte den Verkehr; Jahrtauſende, Weltenentfernungen zerfloſſen vor dem Bewußtſein der ewigen Seele. Die Satzungen der Menſchen zertropften wie Nebel. Sie neigte ſich und ſagte: „Und nun ſegne du auch mich und verſprich, mein Schutzgeiſt zu ſein!“

Der Kranke erhob ſich, und Körper und Krankheit ſchienen ihre Rechte verloren zu haben vor der Kraft des Seelendrangs, aber es war nur ein Augenblick, und er ſank in neue Ohnmacht zurück.

Der Kranke erholte ſich allmählich. Der Leib ſchritt ſichtlich der Geneſung zu, aber die Seele ſchien ſich noch nicht recht in das wiedergewonnene Leben finden zu können. Sein Denken und Tun glich dem eines Nachtwandlers. Man hatte verſucht, die Erinnerung voriger Zuſtände in ihm zu wecken. Aber dieſe Bemühung hatte nicht den beſten Erfolg. Nur einige Begegniſſe ſchien ſein Gedächtnis bewahrt zu haben, aber ihm zur Qual. Und die Heftigkeit, mit der er ſich ihrer zu entſchlagen mühte, gaben ihm faſt das Anſehen eines, der die Schläge eines verletzten Gewiſſens in krampfhafter Anſtrengung abzuweiſen ſucht. War dieſer Umſtand geeignet, Zweifel zu erregen, ſo ließ der feine Anſtand, das edle Weſen, das durch jene Wunderlichkeiten unverkennbar hindurchleuchtete, ſie, wenn nicht vergeſſen, doch in den Hintergrund rücken. Man behandelte ihn als den, wofür man ihn vom Anfang hielt, und da er der Meinung nicht widerſprach, überließ man es der Folgezeit, wie ſich dieſe vielleicht ſcheinbaren Widerſprüche entwirren möchten. Seltſam war es, daß die heftigſten Anfechtungen von dem Kranken wichen, ſobald die junge Gräfin, wenn auch von dem Kranken nicht geſehen, in das Zimmer trat. Dann wurde er ruhiger und ſchlummerte bald ein, und ein ſtill-zufriedenes Lächeln lag auf ſeinen Zügen wie das eines Kindes, das die Mutter, den Inbegriff aller ſeiner Wünſche, ſich freundlich nahe weiß. So hatte hinwiederum die junge Gräfin für den Kranken die ganze liebende Sorge einer Mutter und ſaß Nächte lang vor den herabgelaſſenen Vorhängen ſeines Bettes, um die wohltätige Wirkung ihrer Nähe ihm zu gönnen und die etwa eingeſchlummerten Wärter auf ſeine leiſeſte Regung erwecken zu können. Dieſe mütterliche Sorge iſt der eigentliche Fokus des weiblichen Lebens. Sie gewinnt dem Manne, der ſie in Anſpruch nehmen darf, leicht mit dem Rechte eines Kindes das eines Geliebten, und es iſt die innigſte Frauenneigung, die aus dieſer Mutterſorge hervorgeht. So hatte der Kranke das Bewußtſein allmählich wiedergewonnen, und nichts ſchien ſeiner Geneſung mehr im Wege zu ſtehen als die Sehnſucht nach dem Wiederſehen jenes Bildes, das ſich in jenen kurzen Augenblicken des den ſchrecklichſten Stürmen entrungenen Bewußtſeins ſänftigend und tröſtend und dann nicht wieder gezeigt hatte.

Die Gräfin, deren Blick die wachſende Neigung der Tochter zu dem zweideutigen Fremden, auch wenn ſie dieſe hätte verbergen wollen, kein Geheimnis bleiben konnte, ſah mit Angſt einer ſchlimmen Kataſtrophe entgegen. Sie kannte die Feſtigkeit, mit der Florentine, ſo ſchnell ſie auch ergriff, an dem einmal Ergriffenen hing, und fürchtete, durch Widerſpruch ſie nur zu beſtärken; ſie ſah Schmerz und Entfremdung auf beiden Seiten voraus; gleichwohl erkannte ſie die Notwendigkeit, das Noch-zu-verhüten-Mögliche zu verhüten, die das Bewußtſein, ſich ſelbſt als die Grundurſache aller böſen Folgen anklagen zu müſſen, um ſo unabweisbarer darſtellte. Sie hatte bisher mehr in dem Verhältniſſe einer ältern Schweſter als einer Mutter zu Florentinen geſtanden; ſie beſchloß, wenn, wie vorauszuſehen, die Warnung der ältern Schweſter erfolglos bliebe, die Mutter zu zeigen.

Sie waren allein. Die Mutter ergriff die Hand der Tochter und zog ſie neben ſich auf das Sofa. Dann ſah ſie mit dem langen freundlichen Blick, deſſen Macht auf der Tochter Herz ſie kannte, ihr ins Auge und begann:

„Haben wir nicht ſonſt jeden Tag unſre Meinungen ausgetauſcht über das, was gerade das eine oder uns beide beſchäftigte? Und ſchon iſt's eine Woche, daß wir die freundliche Gewohnheit nicht finden konnten. Ich bin ihr nicht ausgewichen, aber du, mein Kind, ſcheinſt den Sinn für dieſe ſchöne Herzenseinigung verloren zu haben. Kann es etwas geben, was zwei Herzen, die in langem gegenſeitigen Bedürfnis das natürliche Band der Sympathie feſter geſchlungen, im Laufe weniger Tage zu entfremden vermag? Laß uns das, was wir beſprechen müſſen, leidenſchaftlos beſprechen, daß, können wir uns, was ich nicht hoffe, nicht vereinigen, wir wenigſtens uns klar bleiben. Denn das Schlimmſte, was zwiſchen zwei Herzen treten kann, iſt die Unklarheit.“

„Mutter,“ ſagte die Tochter mit innigem Tone, „bin ich dir je unklar geweſen?“

„Und wirſt es auch diesmal nicht werden,“ entgegnete die Mutter. „Haſt du mir nichts zu ſagen? Aus meinem Munde dürfte das Ausgeſprochene wie Vorwurf klingen. Und das ſoll nicht ſein. Kein Hauch der Leidenſchaft ſoll unſer Auge trüben.“

„Ich weiß, was du meinſt, Mutter,“ ſagte Florentine, „und auch ohne dieſe Anregung hätt’ ich dir’s geſagt. Du weißt, daß ich das Halbſagen, das Verſchleiern, was man ſchöne Weiblichkeit nennt, nie gekannt und auf die Gefahr hin, unweiblich zu ſcheinen, mir nie den Zwang angetan habe, mich anders zu geben, als ich bin. Und wie ſollte ich dich täuſchen, vor der wie ein offenes Buch zu liegen der Stolz meiner Seele iſt? Du glaubſt mir es ja, daß mir weh tut, deine Sorge nicht zerſtreuen zu können, indem ich das Rechte erkenne, wo du Bedrohliches und notwendig zu Vermeidendes ſiehſt.“

„Ich verſtehe dich,“ entgegnete die Mutter. „Unſere Anſichten ſind in dieſem Punkte ſich entſchieden entgegen; wir würden nur wieder auf das alte, ewig unabgetane Geſpräch kommen, auf den alten Streit, der ſich nie entſcheidet, weil er aus Gefühlen und nicht aus Begriffen hervorgeht und man Begriffe wechſeln kann, aber nicht Gefühle. Das Bedrohlichere, das ſich jedem andern aufdrängt, ſcheinſt du gar nicht zu ahnen.“

„Und doch, teure Mutter!“ ſagte Florentine. „Soll aber nur das böſe Gewiſſen träumen? Hinterläßt das böſe Beginnen nur bei dem Angſt, der es ausführte? Muß man in den wunderlichen Phantomen verſtimmter Nerven Spuren wirklich geſchehener Untaten und in dem ohnedies Beklagenswerten, den ſie martern, den Urheber oder Genoſſen derſelben erkennen? Darf ich's, die vielleicht die ganze Schuld dieſer Verſtimmung trägt? Warum ſind wir ſo geneigt, wenn es uns der Opfer der Dankbarkeit und Menſchenliebe bequem überhebt, zu verdammen? Zu verdammen, wo wir im ſchlimmſten Falle retten ſollten? Die Urſache der Hülfeverweigerung aus der Hülfsbedürftigkeit nehmen? Einem das Almoſen verſagen, weil er arm iſt?"

„Florentine," ſagte die Gräfin mit unverhehltem Schmerze, „wir ſind uns fremder geworden, als ich für möglich hielt. Wir wollen einen Streit aufheben, der nur gegenſeitige Verbitterung nach ſich ziehen und doch zu keinem befriedigenden Reſultat führen würde. Wer mit dem Herzen für eine Meinung iſt, gegen den führt der Verſtand ein ſtumpfes Schwert. Wer Recht behalten will, iſt nicht zu widerlegen. Nur wünſch' ich, daß du eines bedächteſt. Wenn du deinem Herzen folgſt, weil es ein Recht auf dich hat, ſo bedenke, daß nicht allein das Herz Rechte auf dich hat. Lerne den Gedanken, der ſich nie realiſieren darf, abweiſen, eh' er ſo mit deinem Weſen verwächſt, daß nur eine ſchmerzliche Operation dich retten kann. Denke, Kind, daß, wenn du auch meine Rechte, die ich noch nie zwingend habe gegen dich geltend gemacht, nicht anerkennen magſt, daß du nicht dein Eigentum biſt, daß deines ſterbenden Vaters Wort dich mahnt zu erfüllen, wofür er ſeine Ehre eingeſetzt hat. Glaubſt du, daß ich es beſſer mit dir meine als du ſelbſt? Sieh keinen Vorwurf, kein Drängen der Überredung zu etwas, was dir fremd in meiner Seele entſtanden, in meinen Worten. Sieh darin nicht eine parteiiſche Anſicht, die dich als ihr Mittel behandelt, ſondern eine Darſtellung des Notwendigen, Unvermeidlichen, das unabhängig von uns über uns beiden ſteht. Bedenk' es ohne Bitterkeit, wie es ohne Vorwurf geſagt iſt. Halte den Arzt nicht für deinen Feind, damit deine Krankheit eine heilbare ſei!"

„Wie ſollt' ich dich verkennen," ſagte die Tochter mit Schmerz, „dich, die zu allen Zeiten mehr Liebe mir erwies, als ich verdiente, und nie das Verdienſt dieſer Liebe geltend machte als für mein eigenes Wohl. Könnteſt du mich ganz mißverſtehen? Ich habe nichts, keine Regung meines Herzens dir verheimlicht, habe dir es offen gezeigt, weil ich keine dir verheimlichen kann noch will. Und ſo ſoll es fernerhin immer klar ſein zwiſchen uns.“

Der Geiſtliche und der Arzt unterbrachen das Geſpräch. So ſehr die Gräfin ſich in der Gewalt hatte, ſo war es ihr doch nicht möglich, ganz unbefangen zu erſcheinen. Die Freunde, die vielleicht errieten, wovon die Rede geweſen war, erkannten, daß ſie ſtörend zwiſchen Mutter und Tochter getreten ſeien; das verlegene Benehmen, in dem ihre Bemerkung leicht zu leſen war, wirkte wiederum auf die Gräfin, die, ohnehin verſtimmt, es nicht auf angenehme Weiſe empfand, daß ſie, was ſie ſich ſelbſt gerne verborgen, zum Gegenſtande fremder Beobachtung gemacht. So war es kein Wunder, daß man den ungezwungenen heitern Ton, der gewöhnlich die abendlichen Unterhaltungen belebte, nicht finden konnte. Es war ein fremder Geiſt zwiſchen die Teilnehmer getreten, der jede Bemühung, das liebe Altgewohnte hervorzurufen, vereitelte.

So war es allen erfreulich, daß der Kammerdiener jetzt mit einer Meldung eintrat, die das Unbehagliche wenigſtens in den Hintergrund drängen konnte. Ein fremder Reiſender, ſeinem Benehmen nach von feiner Bildung, ſprach für die wilde Regennacht die gaſtfreie Gräfin für ſich und einen Begleiter um ein Obdach an und bat, ſich ihr vorſtellen zu dürfen.

Es war eine große ſchöne Geſtalt im kräftigſten Mannesalter; Wuchs und Haltung ſo fein als kräftig und ſein Geſicht eines von jenen, die dem Beobachter gleich beim erſten Blicke als die Summe eines Menſchen ſich darſtellen, den mannigfache innere und äußere Mühen und Kämpfe durchgearbeitet und zur reinen Form gemacht haben. Dunkles Haar und eine ungewöhnlich bleiche Geſichtsfarbe gaben ihm noch mehr Charakter. Hingegen zeigte ſein Begleiter ein Geſicht, das man hätte nichtsſagend nennen können, wenn nicht der ſtechende Blick kleiner grauer Augen ihm den Ausdruck von Tücke und Hinterliſt gegeben hätte. So unterſchied ihn auch ein linkiſches und plumpes Benehmen, ein gemeiner Dialekt ſehr zu ſeinem Nachteil von jenem, der nun mit gewählten Worten die Gräfin bat, ihm die Störung, die er habe machen müſſen, zu verzeihen. „Es iſt nicht allein das ſchlimmſte Wetter, was mich zwang, auch die mannigfachen Gerüchte von Räubereien, die ich in der Gegend vernehmen mußte, haben Anteil an dem Entſchluſſe, nicht weiter in der Nacht zu reiſen, und mögen, wie ich hoffe, dazu beitragen, dem ungebetenen Gaſte Ihre Verzeihung zu ſichern."

Seine Sicherheit und ſein gefälliges Betragen, die Leichtigkeit, mit der er den hier herrſchenden Ton herauszufühlen und ſich in ihn zu ſtimmen wußte, weckten die Unbefangenheit der Hausgenoſſen, und bald vergaß man, daß Fremde zugegen waren.

Das Geſpräch wandte ſich bald zu den Gerüchten, die in der Gegend umliefen. Die Waldbewohner erzählten ſich von einer Räuberbande, die an hundert Mann ſtark ſein ſollte, wenn nicht ſtärker. Wirklich war dieſes mit Wald bedeckte, von Schluchten zerriſſene Gebirge geeigneter zu einem Aufenthalt für Lichtſcheue als irgend eine andere Gegend, um ſo mehr, da ſich die Grenze zweier Staaten durchhinzog, die auch die Beſitzung der Gräfin, ja ſogar das Schloß in zwei Teile teilte, deren jeder einen andern Lehnsherrn hatte.

„Beſonders aber," ſagte der Arzt, „haben unſere phantaſiereichen Waldbewohner die Perſon des Hauptmanns mit allem ausgeſtattet, was nur irgend in einer Erzählung Intereſſe zu erregen geeignet iſt. Es wird ſchwer, zu entſcheiden, ob Großmut oder Grauſamkeit, Mut oder Liſt das Überwiegende in dieſem Charakterbilde ſind. Er iſt der Gegenſtand der Unterhaltung für jung und alt. Daß er die Armut zu verſchonen pflegt, hat ihm dieſe gewonnen. Die Mädchen lauſchen hinterm Spinnrocken auf die Geſchichten vom hübſchen Räuberhauptmann, wie er ein Mädchen, das ihn für den Jäger hält, ſchützend durch den verrufenen Wald begleitet und nah an ihrer Wohnung ihr ein Tuch ſchenkt und mit den Worten verſchwindet: ‚Bete, Kind, für den Fritz und ſage deinen Nachbaren, die Armut ſei ihm heilig, ſie ſollen ſich nicht fürchten'; und in manchem klopfenden Herzchen ſteigt der Wunſch auf, ein ähnliches Abenteuer zu erleben. Aber dieſer Held des Volkes und beſonders der Frauen iſt zugleich ein kluger und energiſcher Regent ſeiner wilden Untertanen, bei denen er auf die ſtrengſte Mannszucht hält. Wer ohne den Befehl des Hauptmanns eine Expedition unternimmt, ſetzt ſich der empfindlichſten Strafe aus. Bei ſolchen Gelegenheiten erſchien er wohl plötzlich und unerwartet, ein unerbittlicher Richter, in der Mitte der Strafbaren."

„Noch ſchlimmer ſoll er mit Dieben und dergleichen Geſindel umſpringen, die ſeine Oberherrſchaft nicht anerkennen," fiel der Fremde ein. „Davon hab' ich mir folgende Geſchichte erzählen laſſen. Eine von den kleinern Banden, die neben der größern, von welcher die Rede iſt, in dieſen Gebirgen hauſen, war eben in einer einſam ſtehenden Mühle, ich denke, ſie heißt die Moormühle, eingebrochen, um den Müller, der im Rufe großen Reichtums ſtand, um etwas leichter zu machen. Während einige die Zugänge beſetzt hielten, andere die Vorräte revidierten, mißhandelten drei dieſer Burſche den aus dem Bette geholten Müller auf das erbärmlichſte, der die Aufbewahrungsörter ſeines Reichtums angeben ſollte. Da fällt außen ein Schuß. Einer der Geſellen ſpringt ans Fenſter und ſieht die Mühle von montierten Leuten umzingelt. Sie laſſen von ihrem Vorhaben, nur auf die Flucht bedacht, die ihnen aber nicht gelingt. Die ſämtlichen Teilnehmer der verunglückten Expedition werden gefangen und entwaffnet nach dem nicht zu ferne liegenden Landſtädtchen gebracht, wo man die bewaffnete Eskorte, die nicht die Uniform des Landes trägt, für Soldaten eines benachbarten halten muß, wiewohl auch dieſer Meinung manche Zweifel ſich entgegenſtellen. Nachdem das vermeinte Militär abgezogen iſt, bringt endlich ein Bürger des Städtchens, dem jenes im Walde begegnet, die Kunde, daß Räuber von Räubern eingefangen und der Gerechtigkeit überliefert worden, die ihm von jenem unter mutwilligen Scherzen an die Obrigkeit des Städtchens anbefohlen war."

„Solcher Geſchichten," nahm der Geiſtliche das Wort, „erzählt das Waldvolk unzählige, deren manche den Stempel der Erdichtung unverkennbar an der Stirne tragen. Darüber wundert man ſich nicht, wenn man weiß, mit welcher Vorliebe das Volk ſolche Geſchichten vernimmt, man kann ſagen verſchlingt. Bei manchen Ärmſten hab' ich ganze Sammlungen von Mordgeſchichten, wie ſie bei Gelegenheit einer Hinrichtung gedruckt zu werden pflegen, deren Beginn gewöhnlich eine ungeſchickte Romanze macht, gefunden."

„Was", ſagte der Arzt, „unſerm Räuber noch die Herzen des Volkes zuneigt, iſt, daß er Feind ihrer Feinde iſt. Denn der Arme ſieht den Reichen immer wie eine Art Erbſchleicher des Glückes, der gemeinſchaftlichen Mutter, an. Wenn er ſich mit jenem vergleicht, ſieht er nur die Vorzüge des Reichtums und die Nachteile der Armut. Wahr iſt's, der Arme allein gibt Steuern und Almoſen, der Reiche hat ſie wegzuwerfen, denn man gibt nur, was man nimmt, das heißt hier, was man dem Glücke durch Arbeit und Darben abdringt; was zufällt, wird nur weggeworfen. So ſieht er in ſolchen Raubgeſellen nur Ausgleicher der ungerecht verteilten Loſe. Iſt nun der Spitzbube liſtig genug, die klügſten Anſtalten der Behörden durch größere Schlauheit und verwegene Streiche zum Gelächter machen zu können, ſo iſt er der Mann des Volkes. Denn Liſt und Verwegenheit ſind die beiden Eigenſchaften, die dem gemeinen Menſchen unfehlbar imponieren."

„Zu verwundern iſt nur," ſagte der Geiſtliche, „wenn nur ein kleiner Teil dieſer Gerüchte wahr ſein ſollte, daß von ſeiten der Behörden noch nichts Nachdrückliches gegen ſie verſucht worden iſt."

„Dieſen Morgen erſt", entgegnete der Arzt, „vernahm ich in der Stadt, es werde baldigſt eine bedeutende Streife in die Gegend geſendet. Der neue Polizeidirektor werde die Sache um ſo emſiger betreiben, als er beſorge, ein geliebter Jugendfreund, der ihn beſuchen wollte, könne in die Hände der Räuber gefallen ſein, von deſſen Abreiſe von Stetten jenſeits des Waldes nach Waldſtattheim er bereits Nachricht habe, ohne daß er bei ihm eingetroffen."

Dem guten Doktor fiel noch zu guter Zeit ein, daß er den Namen des Jugendfreundes nicht nennen dürfe, wenn er die Gräfin nicht vielleicht vergeblich erſchrecken wolle. Denn der Freiherr von Rudenz, eben der, der in die Hände der Räuber gefallen ſein konnte, war nach dem Willen von Florentinens und ſeinem Vater ihr Verlobter. Zwar zeigte ſich der junge Freiherr ſo wenig geneigt, den Wunſch der Väter zu erfüllen, daß, nachdem er noch als ein Kind den ſeinen verloren, er nicht dazu zu bringen war, die ihm Beſtimmte nur zu ſehen, und ebenſo hatte die junge Gräfin ihren Widerwillen gegen eine Verbindung ſolcher Art oft genug ausgeſprochen; ihre Mutter aber, die den Gehorſam beider gegen die väterlichen Vorſchriften für unverletzliche Pflicht anſah, zählte ihn zugleich unter ihre heißeſten Wünſche.

„So wird ſich," nahm der Fremde das Wort nach einer kleinen Pauſe, die auf die Mitteilung des Arztes gefolgt war, „ſo wird ſich, hoff' ich, dieſe Gegend bald wieder unter die ſichern rechnen können, denn auch der benachbarte Staat wird, wie ich gewiß weiß, dieſe Plage nicht länger dulden, und ſchon ſind die geeigneten Maßregeln getroffen. Wirklich iſt es die höchſte Zeit; die Verbrechen dieſes Abſchaums haben, wenn man den Gerüchten nur halb glauben darf, das höchſte Maß erreicht. So hörten wir noch jenſeit der Grenze die Geſchichte von einer jungen adligen Dame, die allein in der Nacht von einer Freundin heimkehrend, überfallen worden ſein ſoll. Dieſe Geſchichte erſcheint allerdings etwas fabelhaft, mag aber doch nicht ohne Grund ſein. Daß eine Dame dieſes Standes in ſolcher Nachtzeit ohne alle Begleitung auf der Straße ſich befunden haben ſoll, iſt in hohem Grade unwahrſcheinlich, wiewohl eine ſolche Erſcheinung in unſerer nervenſchwachen hyſteriſchen Zeit eine erfreuliche und unter ſolchen Umſtänden eine höchſt romantiſche ſein möchte. Die Verwundung des unvermuteten Retters durch die Gerettete iſt vollends romanhaft."

„Iſt es dem Fritz zu verdenken," ſagte der Begleiter nach der gemeinen Art, die ſeinem Äußern entſprach, „wenn er um eine Braut wirbt, die Herz hat wie er?"

Ein Blick des Fremden, den er flüchtig über den Sprecher hingleiten ließ, hielt die größere Unſchicklichkeit, die er wohl noch auszukramen Luſt haben mochte, zurück. Der Arzt, der die Gräfin in Verlegenheit, Florentinen in Unwillen erröten ſah, ſchickte ſich an, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, als Florentine mit einem Ernſt begann, der die hohe edle Geſtalt noch höher und edler erſcheinen ließ.

„Sie ſcheinen, lieber Doktor, mich eines Geſtändniſſes überheben zu wollen, welches ich tun muß, wenn ich meiner Verſicherung, jene

Erzählung ſei trotz dem Scheine der Erdichtung wahr, Glauben ſchaffen will. Ihre Bemühung, mir es zu erſparen, deren Freundliches ich dankend erkenne, zeigt, daß Sie es für etwas Demütigendes, wenigſtens für etwas auf alle Weiſe Unangenehmes halten. Mag es ſein; ſo habe ich, indem ich die Unvorſichtigkeit beging, gefehlt und muß das offene Geſtändnis derſelben als den kleinern Teil der verdienten Strafe anſehen, deren größerer das kränkendere Gefühl iſt, durch jene das Nachbarland vielleicht für lange der Tätigkeit eines trefflichen Mannes beraubt zu haben.“

Der Fremde weilte einen Augenblick mit Staunen auf der hohen und doch ſo lieblichen Geſtalt, dann entgegnete er mit Wärme: „Glauben Sie, Gnädigſte, durch jene Unvorſichtigkeit, wie Sie es nennen, gefehlt zu haben, ſo verdank’ ich ihr das einzige Glück, ſo viel Mut und edle Offenheit mit der liebenswürdigſten Anſpruchsloſigkeit gepaart bewundern zu können. Verzeihen Sie meiner Wärme dieſe Äußerung, die Sie beleidigen dürfte, wenn Sie die Scheidemünze verlegener Kälte, die durch ein Kompliment ſich loskaufen zu müſſen glaubt, in ihr ſähen. Mögen Sie mir nun noch eine Frage zu gut halten, die nur die Teilnahme ungeheuchelter Achtung mir eingibt. Sie glauben, wie ich vermuten muß, in Ihrem verwundeten Retter den Legationsrat Werning zu beherbergen?“

Es lag in dieſer Rede etwas, was das Gefühl der jungen Gräfin unangenehm berührte. Dieſe eiligere als zarte Annäherung ſchien mit der vorgeblichen Achtung im Widerſpruche und aus einer falſchen Meinung hervorzugehen, zu der gerade die geprieſene Offenheit die Berechtigung hergegeben zu haben ſchien. Es liegt in der Verdorbenheit unſerer ſozialen Zuſtände und iſt ein Beweis für ihre Verdorbenheit, daß die unbefangene Sittlichkeit am leichteſten verkannt wird, weil wir dieſe ſchon verloren haben müſſen, um die Möglichkeit dieſes Verkennens einzuſehen und verhüten zu können. Zugleich machte die Frage ein Chaos noch geſtaltloſer Befürchtungen in ihr rege, die nur zu drohende Geſtalt gewannen, als der Fremde fortfuhr: „Jener verdiente Mann hat ein ähnliches Schickſal wie das Ihres Pfleglings erfahren. Was ich in der benachbarten Reſidenz erſt vor einigen Tagen davon erfuhr, wo es jedes Herz mit Bedauern erfüllte, iſt folgendes: Er fährt, in Geſchäften ſeines Hofes unterwegs, die Landſtraße nach Weilen, wie Sie wiſſen, am andern Äußerſten dieſes Waldes. Von der ſcharfen Nachtluft wie durch die Beſchwerniſſe einer anhaltenden Reiſe ermüdet, iſt er eben eingeſchlafen, als der Knall eines Piſtols ihn erweckt. Er ahnt ſein Schickſal, doch ſchon iſt's zu ſpät, ihm zu entgehen, ſchon ſind ſechs Fäuſte nach ihm ausgeſtreckt, die ihn, eh' er nach den Piſtolen in der Wagentaſche greifen kann, mit Blitzesſchnelle packen und aus dem Wagen reißen. Einer hält die Pferde, ein geſpanntes Piſtol droht dem Poſtillon, der, regungslos und ohnedies von Furcht gelähmt, mit anſehen muß, wie jenem unter den abſcheulichſten Mißhandlungen die Brieftaſche entriſſen, der ganze Wagen ausgeplündert wird. Nachdem die Ungeheuer hohnlachend im Walde verſchwunden, hebt er, nur froh, ſelbſt ohne Mißhandlung durchgekommen zu ſein, den Ohnmächtigen, Zertretenen in den Wagen und übergibt ihn im nächſten Ort der Pflege des Geiſtlichen."

Der Arzt und der Geiſtliche ſprachen nochmals den Wunſch aus, die Gegend von dieſer Geißel befreit zu ſehen, indem ſie im Innern den Sorgen und Befürchtungen Raum gaben, die in weit größerm Grade die Gräfinnen empfanden, die ſich jetzt entfernten, die eine, um Maßregeln zu treffen, die ihr unumgänglich notwendig ſchienen, die andere, um ihre Gefühle fremder Beobachtung zu entziehen, die in der Einſamkeit eines entfernten Gemaches über ihrer Faſſung zuſammenſchlugen wie Wellen über dem Verſinkenden.

Während die Herrſchaft ſolchergeſtalt mit Sorgen rang und auf Wege ſann, dem Bedrohlichen, das ein neckender Zufall verwirrend und entzweiend in den vorher niegetrübten Frieden des Hauſes geworfen zu haben ſchien, zu entgehen, gewann die abenteuerliche Idee des Haushofmeiſters mehr und mehr Boden in der Phantaſie der Domeſtiken. Auf den Geſichtern lag ein feierlicher Ausdruck; in jeder Bewegung ſprach das Bewußtſein der durch die Emanzipation gewonnenen Bedeutung. Würdevolles Schweigen herrſchte in der Domeſtikenſtube; ein Wink, ein geheimnisvolles Lächeln der ſich Begegnenden ſchien die Sprache der Eingeweihten in dieſen neuen Bund. Erſt von dem Punſch, unter deſſen feurigem Einfluß das große Stiftungsfeſt dieſe Nacht gefeiert werden ſollte, ſchien die Entſiegelung der Zungen zu erwarten. Unter dieſen ſchweigenden geheimnisvollen Geſtalten ſtand der Haushofmeiſter als die ſchweigendſte geheimnisvollſte. Er hielt ſich ſelbſt umarmt und wärmte ſich an der eigenen Sonne, um die die andern als Planeten liefen, an ſich dunkle Körper und mit jener entlehntem Licht. So ſtanden die Sachen in der Dienſtbotenſtube, als ein Lakai den Haushofmeiſter zu der Gräfin rief.

Der Gräfin hätte die ſelbſtgefällige Wichtigkeit im Benehmen des Haushofmeiſters auffallen müſſen, wäre ſie weniger mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen. – Noch einmal faßte ſie die Befürchtungen, die ſeit jener abenteuerlichen Nacht in Bezug auf den Fremden ſich ihr aufgedrungen, ſowie die Möglichkeiten, die ſie um ihrer Selbſtberuhigung willen jenen entgegengeſtellt, vor dem Tribunal der Überlegung zuſammen und gab endlich das Vorhaben, Florentinen in den Rat zu ziehen, auf, denn der Entſchluß, der nur allein das Bedrohliche ableiten und Bedrohlicheres verhüten konnte, mußte bei jener Widerſpruch finden, und ſie kannte ihre Nachgiebigkeit gegen jene zu gut, als daß ſie dieſe auf die Probe hätte ſtellen dürfen, wo es jener Wohl galt. Sonſt hatte ſie ihrer Tochter keinen Entſchluß, der eine oder beide betraf, verſchwiegen; je größer ihr Kummer war, nun die erſte Ausnahme machen zu müſſen, um ſo nötiger ſchien dieſe Ausnahme.

„Sie werden“, wandte ſie ſich nun zum Haushofmeiſter, „augenblicklich in die Stadt ſenden, den Polizeidirektor bitten laſſen, unverzüglich ſich hierher zu begeben. Laſſen Sie dem Boten das ſchnellſte Pferd ſatteln. In einer halben Stunde muß er dort, in kaum zwei Stunden kann der Polizeidirektor hier ſein.“

Der Haushofmeiſter ſchien etwas ſagen zu wollen, zwei ſich widerſtrebende Geiſter zeigte ſein Geſicht, aber er verneigte ſich ſchweigend und ging. Kaum war er in der Domeſtikenſtube angekommen, als er ſich von neugierigen Geſichtern umgeben ſah, die nur die in der letzten Zeit zur Verehrung gewordene Achtung gegen den großen Mann von tauſend Fragen abhielt. Der Haushofmeiſter verſenkte die Hände überzwerch in die Rocktaſchen und ſchritt geſenkten Hauptes ein-, zweimal durch das Zimmer. Dann erhob er langſam das Haupt und begann mit der tonloſen Stimme der Ungewiſſenheit: „Schicken oder nicht ſchicken — das iſt die Frage. Das iſt die Frage," wandte er ſich an die Lauſchenden, „die wir zu löſen haben. Aber ihr wißt noch nicht, worum es ſich handelt, teure verehrte Genoſſen des heiligen Werkes. Eben bringe ich den Befehl, ohne Verzug nach dem Polizeidirektor zu ſenden. Laßt uns wohl überlegen, ob wir dieſem Befehl gehorſamen dürfen oder nicht? Laſſen wir uns durch das Wort ‚Befehl' nicht ſchrecken, ebenſowenig aber durch die neue Wolluſt des Unabhängigkeitsgefühls fortreißen. Denn eine höhere Rückſicht, die über beiden ſteht, muß unſer leitender Stern ſein. — Hört und urteilt: Lange ſann die Verehrte, deren Wohl unſer heißeſter Wunſch ſein muß, eh' ſie den Befehl ausſprach. Sinnt der rechte Verſtand lange, der nur das Zunächſtliegende mutig zu ergreifen braucht? Nein. Während des Sinnens irrte ihr Auge von Gegenſtand zu Gegenſtand. Aber der rechte Verſtand ſchaut gerade und mutig in die Welt hinein und nimmt unverwandten Blickes ſein Ziel aufs Korn; dieſes Suchen des bald nach oben, bald nach unten geworfenen Auges — wer verkennt darin die Verlegenheit des linken, der, im halbbewußten Mißtrauen auf ſich ſelbſt, verzweifelnd nach allen Seiten hin nach Hülfe und Halt raffend, nicht ſtehen und nicht fallen kann?"

„Soll mich — !" ſagte der Jäger. „Jetzt fühl' ich erſt die Wahrheit von dem, was Er ſagt. Jetzt ſpür' ich die beiden Verſtände ganz deutlich in meinem Kopf. Welcher aber iſt der rechte und welcher der linke? Und wenn ich bedenke, daß ich ſchon dazu den rechten brauche, um zu wiſſen, welcher von beiden der rechte und welcher der linke iſt. ſo ſeh' ich nicht ein, wie und wenn ich darüber klug werden ſoll, Denn am Ende gibt ſich der linke doch auch für den rechten aus. — Ein Verſtand ſagt: ‚Der Haushofmeiſter iſt ein kluger Mann und hat recht;' der andere: ‚Die Gräfin iſt eine kluge Frau und wird ſchon ihre Urſachen haben, warum ſie ſchicken will.' Und wenn ich nun frage: Welcher iſt der rechte? ſo ſchreit jeder: Ich! Ich! Und je länger ich darüber ſinne, deſto wirrer ſchreien die beiden Verſtände durcheinander. Wenn ich fluchen möchte, ſo ſollte ein Sterngranatenblitzſchrotundpulver –“

„Stille, Jäger!“ ſagte der Kutſcher; „welches war der erſte Verſtand, der in Ihm angezogen hat?“

„Der erſte?“ ſann der Jäger. „Wie mich dünkt, fingen ſie beide zugleich an, aber wie ich nicht anders ſagen kann, fühlt' ich es ganz genau, daß der eine hüben, der andere drüben war. Da merkt' ich aber nicht darauf, welcher hüben und welcher drüben war; wie ſie vollends ins Handgemenge gekommen waren, da war's zu ſpät. Gleichwohl iſt mir's juſtament, als wär's – als hätte – ja ganz recht, der Haushofmeiſter hat ſchon recht – aber freilich – die Gräfin kann auch recht haben.“

„Jäger, Jäger,“ ſagte der Haushofmeiſter, „ſieht Er, Er iſt auch einer von denen geweſen, die ihren rechten Verſtand nicht honett halten. Da ſieht Er an ſich ſelbſt, was es für Folgen hat. Wie will Er nun andern helfen, der ſich ſelbſt nicht helfen kann? Jäger, Jäger, das hätt' ich nicht vom Ihm gedacht!“

Dem Jäger ward bei dieſen Worten, die der Ton ängſtlicher Teilnahme noch eindringlicher machte, ſehr weh ums Herz. So war er der einzige in dem Kreis, der die Segnungen des rechten Verſtandes nicht teilte, gerade er, der ſich ſo glücklich und erhaben träumte durch ſie. Er allein ſollte nicht mit arbeiten können an dem großen Werke, und, was ihn am meiſten ſchmerzte, er allein ſollte nicht in Stahl geſtochen werden, er, der Jäger mit dem hübſchen Schnauzbart, während ſelbſt der Küchenjunge jenes Glückes teilhaftig werden konnte.

Er fiel zerknirſcht in einen Stuhl und ſagte mit zuckenden Lippen im Ton des tiefſten Jammers: „Recht ſo! Du biſt einmal ein Unglückskind, biſt es von Anfang an geweſen. Mir iſt nie was beſchert geweſen. Wie ich noch im Hemde ging, fiel ich über einen Geldſack, Nachbars Gottfried hob ihn auf. Ich hatte eine zerſchlagene Naſe, er das Geld. Und wenn wir zwei Apfelhälften nach Rücken und Schneide verloſten, allemal hatt' er die gute und ich den Wurm. Iſt mir je ein Fuchs ſchußgerecht gekommen? Wie war's mit der Suſanne in der Hirſchfelder ‚Krone‘; nachdem ich alles an ſie gehängt hatte, nahm ſie nicht einen Schuſter? Schlug nicht, wenn ich drei Täußer hatte im Grundehrlich, allemal die vierte Farbe? Und der Auerhahn neulich? — Ach was Auerhahn! Aber der recht' Verſtand!“

„Nehm' Er ſich's nicht zu ſehr zu Herzen,“ ſagte der Haushofmeiſter. „Heute iſt nicht immer. Wo wär' der Menſch, der jeden Tag gleich aufgelegt wäre zu allem. Denk' er doch, daß eine kleine Unpäßlichkeit den größten Philoſophen auf eine Weile dumm machen kann, z. B. Kopfweh, Schnupfen.“

„Ach, beſter Herr Haushofmeiſter,“ ſeufzte der Jäger, „was wär' ich für ein glücklicher Menſch, wenn's nichts weiter wäre als ein Schnupfen, der ſich auf den rechten Verſtand geworfen hätte. Wahr iſt's, ſchon mehre Tage hat mich's in der Naſe und in den Augen geprickelt. Da wär' mir bald geholfen. Über den Punſch geht da gar nichts. Sieht Er an, von Seinem Troſt iſt mir ſchon ganz anders geworden. Soll mich —! Jetzt wird mir's ganz helle. Ja, kaum hatt' Er die Sache vorgeſtellt, ſo ſpürt' ich's ganz genau auf der rechten Seite, ſo etwas über dem rechten Aug': Der Haushofmeiſter hat recht! — Aber — ich unglückſeliger gelieferter Menſch! — die Gräfin kann auch recht haben! — Laß Er mich, Haushofmeiſter, Er ſieht ja, ich verdien' es nicht, daß Er ſich zu mir herabläßt, ſieht ja, daß Hopfen und Malz an mir verloren iſt!“ —

Zu derſelben Zeit, da die gräflichen Domeſtiken den deſperaten Jäger bedauernd und tröſtend umgaben, trat die junge Gräfin bleich, aber Entſchloſſenheit in den ſchönen Zügen, zu der Mutter herein. — „Mutter,“ ſagte ſie mit weichen, doch ernſten Tönen, „nach dem, was wir vorhin gehört, mußt du glauben, recht gehabt zu haben und noch recht zu haben, und ich weiß, was du deshalb wirſt tun wollen. Daß du glaubſt, recht zu haben, kann ich nicht hindern; der Verſtand iſt auf deiner Seite, und meinem Gefühl wirſt du nicht glauben wollen, aber bitten kann ich dich, mit den Maßregeln, die du gewiß zu nehmen gedenkſt, dich nicht zu übereilen.“

„Dein Anblick und deine Worte“, entgegnete die Mutter mit Würde, „überzeugen mich nur zu ſehr, wie zweckmäßig ich handelte, daß ich die Maßregeln, von denen du redeſt, bereits getroffen habe. Die Rückſichten, die ich früher unklug auf deine Launen genommen, haben dich ſo weit geführt; die einzige Rückſicht, die ich nun noch zu nehmen gedenke, die Rückſicht auf die Ehre unſers Hauſes, wirſt du ſpäter ſegnen."

„Du nennſt," ſagte die junge Gräfin, „was mich treibt, Laune, und wie du die Sache ſiehſt, kannſt du nicht anders; was würd' es ändern, wenn ich dir verſicherte, es ſei ein Gefühl, was mich nicht täuſchen kann. Gibt es doch Gründe, die der Erfolg als richtig erweiſt und die der Verſtand doch nimmer anerkennen will. Du haſt nach der Stadt geſchickt, Anzeige zu machen, daß ein allem Anſchein nach gefährlicher Menſch auf deinem Schloß ſich befinde, wahrſcheinlich ein Mitglied der berüchtigten Diebesbande, wenn nicht gar ihr Anführer. Dir ſelbſt haſt du geſagt, du müſſeſt die Pflicht perſönlicher Dankbarkeit der Pflicht gegen den Staat, gegen die allgemeine Sicherheit hintanſtellen. Iſt's nicht ſo?"

„Folgſt du dem, was dir die höchſte Pflicht erſcheint, ſo wirſt du mich nicht tadeln, tu' ich das Gleiche; du denkſt groß genug, aus meiner Geſinnung heraus es für das Notwendige zu erkennen."

„Wenn du wüßteſt, Liebe, Gute, ach zu Gute, wie mich ſchmerzt, dich kränken zu ſollen und keinen Ausweg zu ſehen, den ich gehen darf, du würdeſt Mitleid fühlen, nicht Unwillen. Sieh, wie ich geteilt bin, in zwei blutende Stücke zerriſſen, wie ich dir recht geben muß in dem, was du tuſt, wie ich deine Liebe gegen mich darin erkennen und dir doch undankbar ſcheinen muß!"

„Wie du mußt, kann ich wohl begreifen," entgegnete die Mutter in einem Tone, durch deſſen Unwillen mehr Mitleid klang, als ſie ſich merken laſſen, vielleicht ſich ſelbſt geſtehen wollte; „aber wie du willſt, wie du wollen kannſt, macht mich irre an alledem, was bis jetzt mir das Teuerſte, ja ich darf es ſagen, was bis jetzt mein einziges Glück war."

„Mutter, Mutter," ſagte die Tochter mit den Tönen des tiefſten Schmerzes, „höre mich, eh' du mich töteſt mit ſolchen Worten. Will ich, was die Ehre deines Hauſes kränken könnte? Du haſt ihn nicht geſehen, nicht gehört. Dies milde Auge, dieſe Stimme, in der das Silber einer tiefen reichen Bruſt klingt, gehört keinem, der den Fluch der Menſchheit über ſich heraufrufen konnte. — Was hat er dir getan? was, ſei es das Ärgſte, kann er verbrochen haben, das dich der Dankbarkeit überhöbe? Und ſei es, wie du glaubſt, und habe er das Ärgſte verbrochen, weißt du, was ihn dazu getrieben hat? Haſt du ſeine ſchlafloſen Nächte belauſcht, haſt du mit dem Finger des Troſtes die Brandwunden ſeiner Verzweiflung gefühlt, haſt du ihm die Hand geboten, wenn er ſeine nach Rettung ausſtreckte und Verachtung ihn zurückwies, eh' er ſie noch verdiente, daß du dich von ihm wegwenden dürfteſt als von einem Unverbeſſerlichen? Darfſt du es, weil die meiſten an deiner Stelle es tun würden? Einer iſt, der es dem Unglücklichen gedenkt, wenn er, den die Liebloſigkeit der Menſchen zum Teufel machen wollte, nur ein gefallener Menſch iſt. Mutter, es gibt einen, vor deſſen Richterſtuhl nicht ein ſchnellerer Puls, eine Stunde, in der das Blut heißer vom Herzen ſtrömte als ſonſt, verdammt. Wie nun, wenn dieſer eine den Unglücklichen an mich gewieſen hätte? Wenn dieſer mir die Pflicht perſönlicher Dankbarkeit zu der der Menſchlichkeit auflegen mußte, dieſe Meinung zu beglaubigen? Und ich, die ich es fühle, daß ich es ſoll, und du, die ich zu helfen und zu retten ſtets bereit geſehen, wir wollten jene Spruchfertigen um den wohlfeilen Ruhm beneiden, den Unglücklichen, den unſere Hand heraufziehen konnte, zurückzuſtürzen in die Hölle ſeines alten Elendes? — Nein, du machſt mich nimmer glauben, daß du das willſt, daß du dich loskaufen wollen könnteſt durch unnützes Mitleid, durch wohlfeile Gemeinſprüche. Ich weiß es, du nimmſt den Befehl zurück. Du treibſt mich nicht zum äußerſten, drängſt mich nicht, tun zu müſſen, was dich und mich ewig ſchmerzen müßte. Mutter, bei deiner Liebe, an die ich glaube wie an alles Heilige, glaube an mich! Nimm den Befehl zurück!"

Die Gräfin bot alle Feſtigkeit ihres Charakters zum Kampfe gegen das Mitleid auf; aber es war nur ein Scheinkampf und der Sieg auf der mildern Seite. Vor dem Anblick der ſchönen, zu geliebten Tochter auf den Knieen, die Hände flehend erhoben, das Zucken innerſter

Seelenangſt über die bleichen Züge, vor den Tönen, aus dem Tiefſten der Bruſt heraufgezogen, vor dem Gebrochenen der ſtolzen Geſtalt, vor dieſer lebendigſten ſinnlichen Gegenwart zerfloß die Zukunft mit ihren Befürchtungen in geſtaltloſen Nebel wie das Grauen eines nächtlichen Traumes vor dem Scheine des ſichern goldenen Tages. –

Wieder kam der Haushofmeiſter von der Gräfin zurück. Neugieriger als vorher umdrängten ſeine Schüler den Außerordentlichen; nur der Jäger ſaß abſeit, in ſein Unglück verloren und ohne Mut, den Begabteren ſich zu geſellen.

Der Haushofmeiſter aber überflog mit ſicherm Blick ſeine Untergebenen, haftete auf Franz, dem Vorreiter, zog ihn durch einen Wink ſich näher und ſprach mit gewichtiger Kürze: „Schnell ſatteln, nach der Stadt reiten, den Polizeidirektor bitten, ſo ſchnell als möglich zu kommen, Militär mitzubringen! Er darf das Pferd totjagen, aber in anderthalb Stunden muß Er mit dem Polizeidirektor hier ſein!“ – Ein zweiter Wink entfernte den Verwunderten, und nun wandte der Haushofmeiſter ſich zu dem Jäger. „Jäger,“ ſagte er, „geb' Er ſich zufrieden. Die Sache hat ſich ausgewieſen, Er hat nicht unrecht gehabt. Er hat das Richtige geahnt. Hör' Er an! Jetzt nimmt die Gräfin den Befehl, nach der Stadt zu ſchicken, zurück. Zu rechter Zeit kommt mir die Einſicht, daß ich geirrt, daß jener Befehl doch vom rechten Verſtande herrühren muß, den der linke nun widerrufen will. Ich antworte daher, ſchnell meine Maßregeln nehmend: ‚Gnädigſte‘, oder ſo, ‚der Bote iſt bereits abgeſchickt‘. Die junge Gräfin: ‚Senden Sie ſchnell nach, der Bote darf nicht zum Polizeidirektor kommen. Hören Sie? Und ſollte es ein Pferd koſten!‘“

Der Jäger ſah auf wie einer, den das Unglück mißtrauiſch gegen jede Hoffnung gemacht hat, der nicht wagt, der Freude über gute Botſchaft ſich zu überlaſſen, weil er mit dem Schmerz der Enttäuſchung zu vertraut iſt. Wie es aber der Beredſamkeit des Meiſters gelungen war, ihn zu überzeugen, geriet er außer ſich, rannte umher, umarmte, wer ihm in den Weg kam, erzählte jedem, was jeder ſelbſt mit angehört hatte.

Sehr verſchieden von denen des Jägers waren in demſelben Augenblicke die Empfindungen der jungen Gräfin, mit denen ſie die Mutter verließ. An Klarheit und Einſtimmung mit ſich ſelbſt wie mit der Mutter gewöhnt, empfand ſie den Zuſtand der innerſten Spaltung in der vollen Stärke einer erſten Erfahrung. Die widerſtandloſe Ergebung der ſchwächern Menſchen in ein Ungemach als in ein Unvermeidliches, Unabänderliches, dieſe rettende Schwäche des leichtgebogenen Rohres, die den meiſten ihres Geſchlechtes ſo oft als eine Kraft angerechnet wird, die die Kraft des Mannes überſteige, kam ihrem ſtarken Charakter nicht zugut.

Aber es gibt auch einen Schirm der Stärkeren gegen die Schläge des Ungemachs, das jene ſo gern Schickſal nennen; dieſer iſt die ſpannende Kraft des Entſchluſſes, in der die auseinander geſchreckten Kräfte ſich einen und wieder finden. Dort gibt die Seele ihre beſten Neigungen auf, indem ſie ihre Trägheit, ihr Unvermögen als Verdienſt ſich anrechnet, mit den Bildern des Verlorenen einen koketten Götzendienſt treibt und die Grauſamkeit der Verhältniſſe entgelten läßt, was ihre eigene Schwäche verſchuldet hat; hier faßt ſie ihre Neigung feſter in die Arme, und in ſteter Wechſelwirkung wächſt an der Kraft die Neigung, an der Neigung die Kraft, ſie zu behaupten.

Dieſe Kraft des Entſchluſſes war es, die der hohen Geſtalt alle ihre Elaſtizität der kindlichen edeln Seele, die jene belebte, all ihre Faſſung wiedergab. Der Ausdruck des Schmerzes, von der Mutter, wenn auch nur auf Augenblicke, verkannt zu ſein, erhöhte, indem er den Stolz der Erſcheinung minderte, ihre Schönheit.

Nach Tiſche hatte ſich die Familie wieder in dem gemütlichen Zimmer zuſammengefunden, in dem wir ſie ſchon einigemal getroffen. Auch der Doktor und der Geiſtliche weilten noch unter dem gaſtlichen Dache. Beide litten mit unter dem, was unausgeſprochen aus den Seelen der beiden Gräfinnen in die ihren hinüberzitterte. Die beiden Fremden hingegen ſchienen ſich immer beſſer zu behagen. Während der Blick des Angeſehenern öfter unbemerkt mit brennendem Ausdruck auf den Zügen der jungen Gräfin weilte, ſchien das ſtechende

Auge des andern das ausgeſuchte Meublement des Zimmers zu muſtern oder haftete mit einer Art Gier auf einer eleganten wohlverſchloſſenen Kaſſette.

Das Geſpräch wurde durch den Eintritt eines Domeſtiken unterbrochen. Ein Polizeioffiziant aus dem S . . . ſchen, dem Nachbarlande, ſei im Vorzimmer und verlange angelegentlichſt, den Herrn Oberpolizeidirektor, der, wie er ganz gewiß wiſſe, auf dem Schloſſe ſich befinde, zu ſprechen. Ein Schreiben, das jener ihm zur ſchleunigern Beſtellung übergeben, hielt der Lakai in der Hand, ungewiß, ob und an welchen der beiden Fremden er es zu übergeben habe. Verwunderung, mancherlei Erwartung, mehr oder weniger Befürchtungen ähnelnd, ſpannte alle Blicke auf den feingebildeten Fremden, der, nachdem er den Brief mit aller Würde ſeines nun bekannten Charakters angenommen, ſich mit gefälligem Anſtand zur Gräfin wandte, ſein anfängliches Inkognito ſowie das Vorgeben, das ihn zu ihrem Gaſte gemacht, damit zu entſchuldigen, daß er die Urſache ſeines Hierseins verſchweigen wollen, um bei der gütigen Wirtin nicht unnötigerweiſe die Befürchtungen zu erregen, die ein ſolcher Beſuch zu ſolcher Zeit erregen mußte.

Zugleich ſtellte er ſeinen Begleiter als den Polizeirat Morand vor und bat um die Vergünſtigung, den Brief in ihrer Gegenwart erbrechen zu dürfen. Die Gräfin entgegnete in der wahrhaft adeligen Weiſe, die ihr ſo natürlich war; in dem Benehmen des Vorgeſtellten hingegen zeigte ſich all die Unbeholfenheit und die verlegene Anmaßung, die Menſchen von gemeiner Herkunft, die dieſe verbergen wollen, Vornehmen gegenüber eigen iſt.

Der Oberpolizeidirektor war indes zu den Lichtern auf dem Kredenztiſche getreten und hatte den Brief erbrochen. In ängſtlichen Lagen beziehen wir das ſtumme Schrecken oder den Ausdruck des Mitleides auf andern Geſichtern gern auf dieſe unſre Lage ſelbſt und fürchten in jeder Anrede eine Ankündigung neuen Schreckens oder Schmerzes. So kam es, daß die unverkennbare Gewalt, die der Polizeidirektor anwenden zu müſſen ſchien, den Eindruck des Geleſenen zu verbergen, in den Gräfinnen und in den ihnen ſo ergebenen Freunden des Hauſes alle Befürchtungen wieder aufregte, die nur kaum beſchwichtigt ſchienen.

Der Oberpolizeidirektor wog den geleſenen Brief einen Augenblick allgemeiner Spannung in der Hand, dann trat er langſam auf die Gräfin zu. Er hatte das Anſehen eines Mannes, der eine Pflicht ausüben muß, die ihn ſchmerzt, und darum das Unabwendbare ſo ſehr zu mildern ſuchen wird, als er irgend kann. „Gnädigſte Gräfin,“ ſagte er, „bei meiner Ankunft und dem gaſtfreundlichen Empfange auf dieſem Schloſſe ahnte ich nicht, daß das Schickſal mich zu einem Werkzeuge der Kränkung für Perſonen machen würde, die ich ſo innig verehre. Wenn ich nicht hoffen, ja nach Ihrer wahrhaft adeligen Denkungsweiſe vorausſetzen dürfte, daß Sie den Beamten nicht den Menſchen entgelten laſſen werden, würde ich mich unglücklich fühlen müſſen. – Man hat, erſt ſeit meiner Abreiſe von S . . ., entdeckt, daß die Böſewichter, durch welche dieſe Gegend verrufen iſt, mit mehren Grundbeſitzern in Verbindung ſtehen, ſei es, daß dieſe ein verſprochener Gewinn, ſei es, daß Furcht ſie dazu willig gemacht hat. Unter dieſen Namen, auf welche zwei in S . . . gefangene Mitglieder jener Bande ausgeſagt haben, befindet ſich – nehmen Sie erſt die Verſicherung des Menſchen von mir, wie weit ich entfernt bin, einer ſolchen Schändlichkeit Glauben beizumeſſen, der ich ſie als Beamter nicht verſagen darf, ehe das Gegenteil bewieſen iſt – unter dieſen befindet ſich auch – der Ihre.“

Die Gräfin erglühte vor Unwillen; ſie erhob ſich in ihrer ganzen Würde. „Mein Herr,“ ſagte ſie, „ich kann nicht glauben, daß eine ſolche Ausſage ſolcher Menſchen gegen ein Haus, das noch unvergeſſene Verdienſte einſt in die Nähe des Herrſchers gehoben und ebenſolche bis jetzt in dieſer Nähe gehalten, nicht mit der Verachtung zurückgewieſen ſein ſollte, die ſie verdient.“

Der Oberpolizeidirektor zuckte die Achſeln. „Es iſt nicht dieſe Ausſage allein. Auch in der rätſelhaften Anweſenheit des Fremden unter falſchem Namen, in dem dem Legationsrat Werning geraubten Portefeuille, das, wie bekannt, dieſer bei ſich führt, hat man Verdachtgründe gefunden. Daß ſich alles zu Ihrer glänzenden Rechtfertigung ausweiſen wird, zweifle ich nicht im mindeſten; ſo lange aber, bis dies geſchehen, kann ich nicht mehr tun, als dem Befehl, der auf Hausſuchung und Verſicherung der Perſonen, namentlich der jenes verdächtigen Fremden lautet und dem ich gehorchen muß, den ſchonendſten Verſtand unterzulegen.“

„Nicht Ihre Schonung iſt's, die ich verlange, Herr Oberpolizeidirektor,“ ſagte die Gräfin mit Stolz. „Verſäumen Sie kein Jota von dem, was Ihnen obliegt! Weder Ihre Schonung noch irgend Schonung! Aber ſei'n Sie Zeuge, daß ich gegen ſolches Verfahren proteſtiere und mich auf den Fürſten berufe, deſſen eigene Ehre in der meines Hauſes gekränkt wird. Und nun erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe, wenn Sie der Kränkung der Ehre meines Hauſes nicht die Kränkung meiner Perſon hinzufügen wollen.“

Die Gräfin verließ würdevollen Schrittes das Zimmer. Die Tochter wollte ihr folgen; der Oberpolizeidirektor aber hielt ſie zurück, indem er ihre Hand ergriff, die er ehrerbietig an ſeine Lippen führte. Ohne jene fahren zu laſſen, ſah er ſie mit einem Blicke an, in dem ſo viel Schmerz ſich zeigte als Ehrerbietung. „Verkennen auch Sie mich?“ ſagte er mit leiſer Stimme, in der ſchmerzliche Angſt zu beben ſchien. „Soll ich mich nicht unglücklich fühlen, ſo ſagen Sie mir, daß Sie die Meinung Ihrer würdigen Mutter, die Sie nicht mehr verehren können als ich, nicht teilen, daß Sie mich nicht verkennen.“

„Auf Ihrer Seite, mein Herr,“ ſagte Florentine verwundert, „ſcheint das Verkennen zu ſein. Weder das Benehmen meiner Mutter noch meines kann Ihnen Urſache gegeben haben, zu glauben, daß Ihre Privatmeinung der Gegenſtand unſrer Wißbegierde ſein könne.“

Ehe der Oberpolizeidirektor die beweglichen Worte fand, deren Inhalt der Ausdruck ſeiner Züge beredter vorher ausſprach, neigte ſich Florentine und folgte der Mutter.

Der Oberpolizeidirektor ſprach erſt leiſe mit dem unterdes eingetretenen Kommiſſär, dann wandte er ſich zu dem Rat, in deſſen Geſicht ihm ein ironiſcher Zug begegnete, und ſagte: „Genügen Sie Ihrer Pflicht! Laſſen Sie ſich die Schlüſſel übergeben und ſchicken mir die Domeſtiken des Schloſſes, die ich ausſenden will, die Polizeimannſchaft aus der Umgegend hierher zu verſammeln, da es nach den Nachrichten, die ich eben erhalte, mehr als wahrſcheinlich iſt, daß wir einem Einbruch, vielleicht einem förmlichen Angriff dieſe Nacht zu begegnen haben. Dieſe Nachricht widerſpricht, was mir große Hoffnung gibt, der Ausſage der Gefangenen. Bevor wir aber wiſſen, welcher die Wahrheit für ſich hat, erſcheint es notwendig, Maßregeln für beide Fälle zu treffen.“

Der Rat ging, und der Oberpolizeidirektor näherte ſich einem geöffneten Pulte. „Meine Herren,“ ſagte er zu den Hausfreunden, die, entſchloſſen, dieſe Nacht hierzubleiben, der verehrten Familie, nachdem ſich die Sachen geſtalten würden, zum Dienſte oder Troſte bereit, nur über das zunächſt Ratſame unſchlüſſig waren, „die Not, das eigene Intereſſe Ihrer Erlaucht berechtigt mich, mich ohne den Zeitverluſt von Bitte und Frage dieſes Papiers ſowie der Domeſtiken zu bedienen. Zugleich muß ich Sie erſuchen, bis auf weiteres dieſes Zimmer nicht zu verlaſſen“. Dieſes, noch vor wenigen Augenblicken der gemütliche Zeuge häuslichen Stillebens, wurde zum Bureau. Die Domeſtiken, auch den Küchenjungen nicht ausgenommen, wurden mit Befehlen und Requiſitionen nach den nah gelegenen Orten verſandt. Aber ein Wink, ein heimlich zugeflüſtertes Wort des Haushofmeiſters war genug, ſie zu bedeuten, wieweit ſie dem Befehle nachkommen dürften. Nachdem der letzte Bote aus dem Tore ſein konnte, forderte der Direktor den Haushofmeiſter auf, ihm die Zimmer des Schloſſes zu öffnen. Der Rat aber zog, was den Hausfreunden ſeltſam vorkam, einen Bund Dietriche aus der Taſche und begann in höchſteigener Perſon die Durchſuchung der verſchloſſenen Meubles.

Der Haushofmeiſter führte unterdes den Oberpolizeidirektor und den Kommiſſär, der dieſem folgte, durch einen langen Korridor, an deſſen Ende er ſtehen blieb. „Hier“, ſagte er, ſich gravitätiſch verneigend, „erblicken Dero Geſtrengen die Türen der drei Zimmer, die auf S...ſches Territorium in Form eines Pavillons hinausgebaut ſind. 10

Das mittlere beherbergt zur Zeit einen Fremden, der die junge Erlaucht aus Räuberhand gerettet, dabei aber von Hochderſelben unvorſätzlich verwundet und nachdem hierher gebracht worden. Befehlen Sie vielleicht herein?“

„Öffnen Sie erſt die andern!“ ſagte der Oberpolizeidirektor. Der Haushofmeiſter gehorchte. Beiden Zimmern war es anzuſehen, daß ſie in längerer Zeit weder bewohnt noch ſonſt in Anſpruch genommen waren. Nur etwas zog im zweiten das Auge der Beamten auf ſich. Es war ein Koffer, ſtark mit Eiſen beſchlagen und mit mehren Schlöſſern verſehen. Der Oberpolizeidirektor befahl dem Haushofmeiſter, ihn zu öffnen. Die Entſchuldigung des Haushofmeiſters, daß er weder je einen Schlüſſel dazu in Händen gehabt noch einen geſehen, ſchien den Argwohn des Beamten zu wecken. Auf ein Zeichen von ihm brachte der Kommiſſär einen Bund Dietriche aus der Taſche und zeigte ſich mit dem Gebrauch dieſer Werkzeuge ſo vertraut, als nur ein Schloſſer ſein kann. Dennoch ſchien ſeine Kunſt der Einrichtung der Schlöſſer nicht gewachſen. Mit einem halblauten Fluche warf er die Dietriche neben den Koffer und brachte aus einer, wie es ſchien, dazu eingerichteten Taſche ein anſehnliches Brecheiſen zum Vorſchein. Damit gelang es beſſer als vorher mit den Dietrichen. Ein, zwei Rucke, und der Deckel war abgeſprengt, und mit gieriger Hand fuhr der Kommiſſär in den Bauch des Koffers, zog und brachte ein langes faltiges Weſen ans Licht.

In demſelben Augenblicke trat der Rat mit einem Fremden von ſeltſamem Anſehen herein, der Kleidung nach halb Polizeioffiziant, halb Landſtreicher. Der Oberpolizeidirektor ſchien einen Augenblick überraſcht, dann trat er dem Fremden fragend näher und war bald in ein Geſpräch mit ihm verwickelt, das ebenſo intereſſant zu ſein ſchien, als es leiſe geführt wurde.

Selbſt auf den Kommiſſär ſchien die Ankunft des Mannes einen ſpannenden Eindruck zu machen, denn die Augen forſchend jenem zugewandt, ließ er das nun ſich als eine alte Robe ausweiſende Weſen aus der Hand fallen ohne ein Wort des Ärgers über die getäuſchte Erwartung und blieb unbeweglich in dieſer Stellung, bis der Oberpolizeidirektor ihm mit dem Tone eines Mannes, der Eile hat, zurief: „Schnell anſpannen laſſen! Sie", fuhr er, zu dem Rat gewandt, fort, „werden die Unterſuchung fortſetzen, indes ich zu den Gräfinnen gehen werde, die baldmöglichſt das Schloß verlaſſen müſſen, wollen ſie ſich nicht dem Argſten ausſetzen. Die ganze Bande jener Böſewichte hat es auf das Schloß abgeſehen. Es iſt nichts weniger im Werke, als die junge Gräfin zu rauben, deren Schönheit die Begierden ihres Anführers gereizt hat. Noch ſitzt der ganze Haufe eine Achtelmeile von hier in dem Hauſe eines Hehlers. Eine Viertelſtunde Verzug, und das Gräßlichſte iſt nicht mehr zu hindern."

Der Oberpolizeidirektor eilte mit dem Boten zu den Gräfinnen, der Rat und der Kommiſſär an die Ausführung ſeiner Befehle. Der Haushofmeiſter aber ſchritt, das Chaos einer werdenden Welt im Haupte, ſtill wie ein Geiſt dem alten Rüſtſaale zu, wo ihn ſeine Untergebenen, die der Oberpolizeidirektor längſt außerhalb des Schloſſes wähnte, ſeinem Winke und einigen vorhin dem Jäger zugeflüſterten Worten zufolge, mit Sehnſucht erwarteten.

An der verſchloſſenen Eiſentüre blieb er ſtehen und flüſterte durch das Schlüſſelloch: „Die Emanzipation der Domeſtiken", und ſofort öffnete ſich die gewaltige, die der Jäger nach dem Eintritte des großen Mannes ſogleich wieder verſchloß.

Eine Lampe ſtand auf der großen Eichentafel, deren Schein nicht durch die verſchloſſenen Fenſterläden drang. Neben ihr rauchte eine Bowle Punſch, die der Koch mit Hülfe des Küchenjungen, geſchickt alle Möglichkeit der Entdeckung umgehend, auf ſeltener betretenem Wege aus der Küche herbeizuſchaffen gewußt hatte. Rings um die Tafel, matt angeflimmert vom Schein der Lampe, ſaßen die dunkeln Geſtalten der Domeſtiken ſchweigend und feierlich wie einſt die Beiſitzer der heiligen Feme. „Kinder," ſagte der Haushofmeiſter feierlich, „die Stunde iſt gekommen, die zeigen muß, ob unſer Bund der Auswuchs puerilen Übermutes iſt oder das wohlüberlegte Werk willensſtarker Männer, die nicht ſtehen bleiben auf dem Wege vom großen Entſchluß zur großen Tat. Man erwartet einen Einbruch der Räuber, die Gräfin wird entfliehen wollen, ſie darf nicht, deutlich ſagt mir's der rechte Verſtand. Bald muß der Polizeidirektor unſerer Provinz anlangen; bis dahin gilt's, dem, was kommen kann, mutig die Stirne zu bieten. Bedarf es, wie ich weiß, daß es nicht der Fall iſt, einer Aufmunterung, ſo denkt, daß es der rechte Verſtand war, der die Hülfe vorbereitete, die wir jeden Augenblick erwarten können, und ſeid überzeugt, daß dieſer rechte Verſtand, deſſen Mahnung unter uns vor allem jener große Menſch empfand, das, was er ſo weiſe vorzubereiten wußte, auch zu einem rühmlichen Ende führen wird.“

Den Jäger, auf den der Haushofmeiſter während des Schluſſes ſeiner Rede gezeigt, erhob dieſe Anerkennung über alle menſchliche Schwachheit; bei den andern vermählte ſich die Wirkung des bereits reichlicher als nötig genoſſenen Punſches mit dem Trieb der Nacheiferung, eine Ehe, die nur gewaltige Kinder erzeugen konnte.

So mußte der ritterliche Geiſt, der einſt in dieſen Räumen gehauſt, in ſeiner ganzen Macht über die ſo vorbereitete Verſammlung kommen, als der Haushofmeiſter, indem er einen nahehängenden Bruſtharniſch herabnahm und anſchnallte, das Signal zur allgemeinen Bewaffnung gab. Bald waren die Ritter der Emanzipation der Domeſtiken wunderlich genug herausgeputzt, aber keiner war, der ſich nicht trotz einem der Helden gefühlt hätte, deren ſie ſich aus Ritterromanen, die ſie fleißig geleſen hatten, eh' der Haushofmeiſter die Emanzipationsſchriften in die Mode gebracht, entſannen; und es trug nicht wenig zur allgemeinen Begeiſterung bei, daß ſie nun dieſe beiden großen Richtungen in einer Tätigkeit vereinen ſollten.

Der Jäger ſtützte ſich auf ein ungeheures roſtiges Schwert, ſtarrte vor ſich hin und ſprach mit dumpfen Tönen: „Es war eine wilde Nacht, die Fahnen der Unkenburg klirrten um ihre Spindeln, das Käuzchen ächzte vom bemooſten Warturm, die Rüden heulten, Blitze zuckten durch das blutige Gewölk, Donner krachten, mit heiſchern Klängen ſchlug die Burguhr Mitternacht, — da ſchwebte der Geiſt Erichs von Hoheneichen —“

„Halt' Er das Maul, Jäger,“ ſagte der Koch, „Er wird uns allen graulich machen. Der Dummkopf von Küchenjungen zittert ſchon wie Eſpenlaub.“

„Genug!“ gebot der Haushofmeiſter. „Gott und der rechte Verſtand ſtreiten mit uns. Vorwärts!“ Schweigend und ohne Geräuſch rückte der ritterliche Zug bis zur Torhalle, die er beſetzte. Schon war die Reiſechaiſe angeſpannt, der Kommiſſär, der eigenhändig dieſen Dienſt beſorgt, auf dem Wege zu melden, daß der Wagen bereit ſei. Auf einen Wink des Haushofmeiſters ſchirrte der Kutſcher die Pferde wieder ab, führte ſie in den Stall, deſſen Türe er verſchloß und den Schlüſſel dem Haushofmeiſter übergab. Ebenſo ſchnell war die Chaiſe in die Wagenremiſe gezogen und dieſe ebenfalls verſchloſſen. Alles dies war geſchehen, als eilenden Trittes der Oberpolizeidirektor mit den Gräfinnen die breite Haupttreppe herabkam. Verwundert und ängſtlich ſahen die Gräfinnen in dem leeren Hofraume ſich um. Der Oberpolizeidirektor rief unter Flüchen den Kommiſſär herbei, der, der Verwundertſte unter allen, mit tauſend Schwüren verſicherte, hier habe erſt noch der Reiſewagen geſtanden, wo eben der Herr Oberpolizeidirektor ſtehe.

„So wird doch noch eine Chaiſe und Pferde aufzutreiben ſein,“ ſagte der Oberpolizeidirektor, „jetzt drängt die Zeit, nachher reden wir ein Wort miteinander, Herr Polizeikommiſſär.“ Damit eilte er ſelbſt nach dem Stalle. Als er die Türe verſchloſſen und ohne Schlüſſel ſah, warf er dem Polizeikommiſſär einen Blick zu, vor welchem dieſer erbleichte. „Brecheiſen her!“ ſagte er mit vor Wut halberſtickter Stimme. Zitternd zog es der Kommiſſär, ſein Schickſal ahnend, hervor; der Oberpolizeidirektor riß es ihm aus der Hand und ſchien es zuerſt zur Beſtrafung des Ungehorſams brauchen zu wollen, als eine neue und größere Überraſchung ſeinen Arm ſinken machte, den er kaum zu dem Streiche erhoben hatte. Aus dem Torwege nämlich trat eine hohe Geſtalt, halb gepanzert, einen Helm mit geſchloſſenem Viſier auf dem Kopfe, einen gewichtigen Morgenſtern in der Hand, eine Erſcheinung, ſo unerwartet und abenteuerlich gegen die Mitternachtſtunde in den unſichern Schein der Torlaternen hineinſchwankend, daß ſelbſt der Oberpolizeidirektor einen Augenblick aus der Faſſung gebracht ſchien.

Aber die ſeidenen Strümpfe und Schuhe der Geſtalt im grotesken Abſtich mit der ſchweren Rüſtung des obern Leibes nahmen ihr beim zweiten Blick alles Schreckende und hätten wohl in anderer Situation eine komiſche Wirkung getan. Und das ganze Rätſel der Geſtalt war gelöſt, als das geöffnete Viſier die wohlbekannten ſtattlichen Züge des Haushofmeiſters zeigte, der alsbald mit feierlicher Stimme anhob: „Herr Oberpolizeidirektor, ſtrafen Sie jenen Geängſteten nicht um eine Tat, die nicht die ſeine iſt! Streben Sie nicht vergebens gegen eine Macht an, die Ihnen ſo unüberwindlich iſt als unbekannt! Wenn ich näher davon ſprechen dürfte, Sie würden mich doch nicht verſtehen.“

„Was ſoll der Narrenkram?“ fuhr der Oberpolizeidirektor den Redner an. „Die Schlüſſel ſchaffen Sie – oder –“

Der Haushofmeiſter antwortete auf das lakoniſche „oder“ noch lakoniſcher, indem er mit dem Finger nach der Torhalle zeigte, in der die Geſtalten der Domeſtiken ſich zeigten, deren Menge das Helldunkel verdoppelte.

Des Jägers lange, grotesk geputzte Geſtalt zeigte ſich am deutlichſten. Am Barte erkannte ihn der Oberpolizeidirektor. Er wandte ſich heftig gegen die Gräfin; die Entdeckung, wie ſeine Befehle vollzogen worden, erſtickte faſt ſeine Worte: „Madame, wollen Sie den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit den Räubern nicht zur Gewißheit machen, ſo bringen Sie dieſe Canaille zur Raiſon!“

„Gnädigſte Frau,“ ſagte der Haushofmeiſter mit dem Tone und der Miene ungeheucheltſter Ehrfurcht und Ergebenheit, „bei allem, was heilig iſt, beſchwöre ich Sie, keinen Befehl, der uns zwingen müßte, Sie, ohne helfen zu können, dem Verderben entgegengehen zu ſehn! Droht Ihnen Gefahr, von wem dürfen Sie Hülfe erwarten, wenn nicht von Ihren Domeſtiken, die Sie anbeten und ihr Leben für ein zu kleines Opfer für Ihre Sicherheit anſehen. Spreche ich, wie ihr's alle meint, Kameraden?“

„Leib und Leben für unſere gnädigſte Herrſchaft!“ ſchrie der Koch, indem er den Punſchlöffel, den er noch in der Hand hatte, um den Kopf ſchwang. „Leib und Leben für unſere gnädigſte Herrſchaft!“ ſchrie Punſch und Treue aus dem ganzen Chor.

In dem Augenblick ließ ſich von außen ein durchdringendes Pfeifen vernehmen. Der Oberpolizeidirektor erbleichte. Aus dem Schloſſe kamen in odemloſer Eile Rat, Kommiſſär und Bote, letzterer überdies unter einem gefüllten Mantelſacke keuchend.

„Im Namen des Geſetzes, Madame und Mademoiſelle, folgen Sie mir!" ſchrie der Oberpolizeidirektor, mit Blitzesſchnelle ein geſpanntes Piſtol vorausha ltend. „Wer mir und meinen Arreſtanten in den Weg tritt, iſt verloren!"

Die Gräfin ſchwankte. Unter der Spannung des Augenblicks verwirrte ſich ihre Beſinnung; halb ohnmächtig lehnte ſie an Florentinen, der die Notwendigkeit des Handelns alle ihre Kraft wiedergab. Sie fühlte, ſie dürfe das Schloß nicht verlaſſen, ihren Schützling nicht preisgeben. Nur der Mutter Bitte und die Entblößung von allem Schutze hatte ſie vorhin vermögen können, dem Oberpolizeidirektor zu folgen. Nun die Treue einer zahlreichen Dienerſchaft die vorher emporgeſchnellte Wagſchale ſinken machte, wurde jenes Gefühl Entſchluß.

„Herr Oberpolizeidirektor," ſagte ſie mit feſter Stimme, „Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß es nicht S . . . ſcher Boden iſt, auf dem wir uns befinden."

„Der Augenblick drängt; eilen Sie!" entgegnete der Oberpolizeidirektor und wollte ihre Hand faſſen. Aber Florentine trat einen Schritt zurück und ſtand in ſolch entſchloſſener Hoheit da, daß jener an einem Erfolg ſeiner Bemühungen zu zweifeln begann.

Nochmals und durchdringender klang außen das Pfeifen. Über das Geſicht des Oberpolizeidirektors zuckte es hin wie ausbrechender Wahnſinn. Aber nur einen Augenblick. Die Erregung machte einer furchtbaren Kälte Platz. Er ſteckte das Piſtol ein, verneigte ſich, indem er nicht ohne Beimiſchung von Hohn lächelnd ſagte: „Meine gutgemeinten Maßregeln zu Ihrer Rettung ſind durch Sie ſelbſt vereitelt worden – warum, habe ich zu ſpät erkannt. Ich habe die Ehre, gnädigſte Gräfinnen, Sie unter andern Umſtänden wiederzuſehen," und folgte ruhigen Schrittes ſeinen Untergebenen, die ſchon vor ihm und haſtiger das Schloß verlaſſen hatten.

Noch nicht lange waren des Gehenden Schritte im Torweg verhallt und das Tor geſchloſſen, als der Hufſchlag eilender Pferde dem Schloſſe einen neuen Beſuch anzukündigen ſchien.

Mariane eilte der verehrten Pflegemutter und der geliebten Schweſter mit Freudentränen entgegen. Die Hausfreunde aber, die ſich noch in dem Zimmer, in dem wir ſie verlaſſen, bewacht geglaubt und von den letzten Vorfällen erſt jetzt durch die Gräfinnen erfuhren, wußten nicht, ob ſie über dieſen Ausgang ſich freuen ſollten. Zwar ſchien es, betrachtete man das Nächſtmögliche, ſicherer, unter der Hut der treuen Domeſtiken in dem ziemlich feſten Schloſſe zurückzubleiben, als ſich der Nacht und einem Angriffe der Räuber im Freien auszuſetzen, die, wenn ſie wirklich den Raub beabſichtigten, wofür das von allen gehörte Pfeifen zu beweiſen ſchien, gewiß ſchon das Schloß umzingelt hielten. Um ſo mehr wunderte man ſich über den Abgang des Oberpolizeidirektors unter ſo bedrohlichen Umſtänden. Das ganze Benehmen desſelben und ſeiner Offizianten war ſchon allen ſeltſam vorgekommen. Alles dies aber vergaß man über der Befürchtung, die ſeine letzten Worte rechtfertigten, in denen man die Erklärung ſeiner eiligen, einer Flucht gleichenden Entfernung finden zu müſſen glaubte. Das Pfeifen, welches die Nähe der Räuber anzuzeigen ſchien, war demnach das Warnungszeichen ſeiner Späher geweſen.

So war man zwiſchen Zweifel und Sorge noch weit von aller Beruhigung, als die Gemüter von neuem aufgeſchreckt wurden. Mariane, die eben aus dem Zimmer gegangen, kam blaß und zitternd zurück. Vom Hofraum her klang reiſiges Getöſe; auf der Treppe klirrten gewichtige Tritte.

Der erſte Gedanke der Erſchreckten mußte der erwartete Einbruch ſein. Das ruhige Verhalten der Domeſtiken, die gewiß nicht den Räubern das Tor gutwillig geöffnet haben würden, widerlegte jenen. Nichtsdeſtoweniger fühlte jeder die ängſtliche Spannung, die er auf des andern Geſicht las. Der Haushofmeiſter war es wiederum, der

der Ungewißheit ein Ende machte, indem er den Polizeidirektor der Provinz ankündigte, nach dem heute geſchickt worden war. Dem zweiten Boten, der dem erſten nacheilen und ihn zurückholen ſollte, war, noch ehe er die Stadt erreicht, dieſer ſchon mit dem Polizeidirektor entgegengekommen. Das ganze Schloß nebſt den Wirtſchaftsgebäuden und Scheuern war bereits von Dragonern umzingelt, ein Räuber ſchon gefangen, den eben der Polizeidirektor verhörte.

Um vieles leichter fühlten ſich Wirtin und Hausfreunde auf dieſe Nachricht. Dem Herolde der Sicherheit ward ein gnädiges Lächeln, welches der Glückliche mit ſtolzer Beſcheidenheit aufnahm und zu den andern Poſten der Anerkennung, die ihm in dieſen Tagen geworden, in das Buch eines dankbaren Gedächtniſſes eintrug.

Noch befahl ihm die Gräfin, für gute Bewirtung des Militärs zu ſorgen; die Frage nach der Perſönlichkeit und dem Benehmen des Polizeidirektors beantwortete das Erſcheinen des Polizeidirektors ſelbſt, der jetzt hereintrat, um ſich nach den Befehlen der Gräfin zu erkundigen. Er hatte bei allem männlichen und amtlichen Anſtande etwas in Geſicht und Benehmen, was ihm neben der Achtung auch das Vertrauen derjenigen gewinnen mußte, die ihn nicht fürchten durften.

Die Frage des Polizeidirektors ſetzte, obſchon ſie an ſich nicht unerwartet kommen konnte, die Gräfin in Verlegenheit. Die Ankunft des Polizeidirektors ſelbſt war zu unerwartet gekommen. Weder ſie noch Florentine hatte, nachdem der zweite Bote, der den erſten zurückholen ſollte, abgegangen war, an die Möglichkeit gedacht, jener könne zu ſpät kommen. Dazu erinnerte ein flehender Blick Florentinens an die Zuſage, die ſie jetzt wünſchte, verweigert zu haben. Entſchloſſen, den Punkt nicht zu berühren, mühte ſie ſich, die Gerüchte von der Nähe der Bande, die durch den Raubverſuch bekundete Abſicht des Anführers auf Florentinen mit ſolcher Dringlichkeit der Beſorgnis darzuſtellen, daß ſie genügend erſchienen ohne Hinzutreten irgend eines gewichtigern Grundes, eine lebhafte Phantaſie bis zur Vorſtellung der Gewißheit eines nahen Überfalls gereizt zu haben.

Der Polizeidirektor ſagte: „Ein guter Genius nicht nur Ihres Hauſes, ſondern des ganzen Landes muß Sie nach mir haben ſchicken laſſen. Nach der Ausſage des Kerls, den meine Leute bereits gefangen eingebracht haben, war dieſe Stunde zur Ausführung des Anſchlags beſtimmt. Der Anführer ſelbſt befinde ſich unter fremdem Namen, unter welchem aber, wiſſe er nicht, auf dem Schloſſe. Hat der Menſch die Wahrheit geſagt, ſo kann das Raubtier uns nicht entgehen. Und haben wir nur dieſes, ſo fehlt der übrigen Bande Atem und Seele, und im kurzen muß die Sicherheit wiederhergeſtellt ſein. – Haben Sie vielleicht erſt kürzlich einen Bedienten angenommen, den Sie früher nicht kannten? Oder außer dem vermeintlichen Werning einen Beſuch, den Sie nicht genauer kennen? Und vor allem, was wiſſen Sie von dieſem?“

Die Gräfin verneinte die erſte Frage; zur Beantwortung der zweiten ſtellte ſie dem Polizeidirektor die beiden Hausfreunde vor; dieſer begrüßte den Arzt, den er jüngſt in der Stadt hatte kennen gelernt, und wiederholte ſeine letzte Frage.

Die Gräfin verſicherte, daß ſie den in Rede Stehenden nie geſehen. Florentine aber entgegnete mit Lebhaftigkeit, der Umſtand, daß jener fälſchlich für den Beſitzer des fremden Namens gegolten, könne nicht ihm zur Laſt gelegt werden; wenn er jener Meinung nicht widerſprochen habe, ſo ſei er auch bis jetzt nicht im Beſitz eines klaren Bewußtſeins geweſen. Und noch jetzt würde man durch Fragen mehr an ſeinem Zuſtande verſchlimmern, als über ihn aufgeklärt werden.

Der Polizeidirektor nahm ihre Aufregung mit Verwunderung wahr. Dann ſagte er: „Sie vergeſſen das Portefeuille! Daß dies dem Legationsrat Werning unter Mißhandlung geraubte, in den Händen eines Landſtreichers gefunden, einen mehr als bloß zureichenden Grund zum Verdachte gegen dieſen geben muß!“

Florentine empfand bei dieſen Worten, obſchon ſie ſich geſtehen mußte, der Polizeidirektor habe nicht mehr geſagt, als was ihr ſelbſt, ſo oft abgewieſen, ebenſooft ſich wieder aufdrang, neben der Sorge für ihren Schützling einen lebhaften Unwillen. Es iſt des Menſchen Art, daß es ihn verdrießt, das, was er, weil er es ſich ſelbſt nicht leugnen konnte, ſich vermäntelte, bei ſeinem wahren Namen nennen zu hören. Etwas von dieſem Unwillen lag in dem Tone, mit dem ſie entgegnete:

„Wieſe ſich dieſer Verdacht als gegründet aus, ſo würde der S...ſche Polizeidirektor, in deſſen Bereich das Zimmer liegt, das der Bedauernswürdige bewohnt, dieſem die Freiheit gewiß nicht gelaſſen haben.“

„Vergeblich haben Sie“, entgegnete der Polizeibeamte mit feinem Lächeln, „die Worte ‚In deſſen Bereich das Zimmer liegt‘ nicht eingeſchaltet. Und doch vielleicht vergeblich, wenn ich mich getraue, die Überſchreitung meiner amtlichen Berechtigung in dieſem Falle verantworten zu können. Aber laſſen Sie mich fragen, wann mein S...ſcher Kollege hier anweſend war und weshalb?“

Die Gräfinnen und die Hausfreunde ergänzten ſich wechſelſeitig in der Erzählung des Verlangten.

Erſt zeigte das Geſicht des Hörenden Verwunderung, dann eine unverkennbare Spannung, und nachdem er ſich hatte wiederholen laſſen, der S . . . ſche Beamte habe nur kaum einige Minuten vor ſeiner Ankunft das Schloß verlaſſen, ſagte er ſichtlich erleichtert: „So begegnen ihm meine Leute auf jeden Fall, da ich zugleich von vier Seiten her das Schloß einſchließen ließ. Über manches, denke ich, wird er uns Auskunft geben.“

Zu Florentinen gewandt, nahm er das vorige Geſpräch wieder auf. „Sie nannten jenen einen Bedauernswürdigen; ich möchte ihn einen Beneidenswerten nennen, dem die Dankbarkeit einen ſo eifrigen als liebenswürdigen Anwalt gewonnen hat. Wie aber nun, gnädigſte Komteſſe, wenn die vermeintliche Hülfe ſowie der Anfall nur eine Spiegelfechterei geweſen wäre? Sie müſſen uns ſagen können, ob der vermeinte Retter gegen die Genoſſen des beabſichtigten Raubes etwas getan hat, was außer Zweifel ſetzt, daß Anfall und Rettung mehr als zwei Komödien geweſen, deren Plan von einem und demſelben Autor herrührt, und zwar von demſelben, der zugleich der Held des zweiten Stückes war.“

„Dieſe Frage“, entgegnete Florentine, „kommt mir zu unerwartet, als daß ich hoffen dürfte, die befriedigende Antwort ſo ſchnell zu finden, als ich ſie gewiß zu finden glaube. Seine einzige Waffe war ein Knotenſtock. Mußte ihm aber, wenn er eine Täuſchung vorhatte, nicht daran liegen, dieſe ſo wahrſcheinlich als möglich zu machen? Hätte er dieſen Zweck nicht ſicherer erreicht, wenn er ſich mit Piſtolen verſah, die ja blind geladen ſein konnten und die an einem Reiſenden in dieſer Gegend kein Befremden erregen? Wer täuſchen will, wird eher zu viel als zu wenig tun."

„Noch eine Frage erlauben Sie mir!" fuhr der Polizeidirektor fort. „Hat einer von den Genoſſen des Anfalls auf den vermeintlichen Retter geſchoſſen oder ſonſt ernſtlich gegen ihn ſich verteidigt?"

„Der Kolbenſchlag," entgegnete die Komteſſe, „der genügte, den Unglücklichen auf ſo lange der Beſinnung zu berauben, genügt wohl, die ernſtliche Verteidigung des Gebers außer Zweifel zu ſetzen."

„Auch dies", ſagte der Polizeidirektor, „befreit ihn nicht von dem Verdachte, daß er, wenn auch nicht Genoſſe des Anfalls, doch Genoſſe derer, die ihn ausführten, ſein könne. Denken Sie nur der Exempel, die der Hauptmann der Bande an ſeinen Untergebenen ſtatuiert, die auf eigene Hand und ohne ſeinen Befehl etwas unternehmen. Wäre es ſo ſeltſam, daß einer einmal dieſe Strafe nicht ſo reſigniert aufgenommen hätte wie vorher andere in ähnlichem Falle? Sie können recht haben, verehrteſte Komteſſe. Ich aber muß den Menſchen ſehen und ſprechen. Wär' er auch von allem Verdachte frei, der mich als Beamten dazu berechtigt, ſo kann er vielleicht Auskunft, vielleicht Beruhigung über etwas geben, was mich ſelbſt und nur zu nahe angeht. Beſinne ich mich recht, ſo bin ich's hier nicht allein, der dieſe Auskunft wünſchen muß. Aus des Baron Rudenz, meines Jugendfreundes, eigenem Munde weiß ich, daß er in der Gräfin Erlenbach eine werte Verwandte und die innigſte Freundin einer geſtorbenen geliebten Mutter verehrt."

Daß der Polizeidirektor die Wahrheit geſprochen, bezeugte die Bläſſe, die das zarte Geſicht der Gräfin zum Marmorbilde machte, indem ſie mit der Angſt dringlicher Sorge ſagte: „Laſſen Sie mich wiſſen, welches widrige Geſchick den Teuern getroffen hat, damit ich für ihn tue, was mir möglich iſt. Zögern Sie nicht, ich bitte Sie, damit kein Verzug die Hülfe ſchwieriger oder gar unmöglich macht."

„Von Stetten aus", ſagte der Polizeidirektor, „kündigte er mir einen Beſuch an. Ich erwarte ihn mit all der Sehnſucht und Freude, womit man den teuerſten Freund ſeiner Jugend erwartet. Die Zeit, in der er bei mir ankommen wollte, iſt da, der Erſehnte nicht. Ein neuer Tag kommt, aber er bringt ihn nicht. Ich ſchreibe nach Stetten, er iſt abgereiſt von da zu derſelben Zeit, da er ſich's vorgenommen. Ich reiſe ſelbſt dahin, frage unterwegs in allen Dörfern. In dem nächſten von Stetten aus hat man einen Fußreiſenden geſehen, die Beſchreibung paßt. Von da hört jede Spur auf. Ich will Ihnen nicht vorerzählen, was alles ich tat und verſuchte – keine Nachricht, keine Spur. Es iſt nicht anders, es kann nicht anders ſein, er iſt den Böſewichtern in die Hände gefallen. Deshalb bot ich alles auf, etwas Entſcheidendes gegen dieſe unternehmen zu können. Auf morgen Nacht war eine große Streife beſtimmt, heute hofften meine Späher ihre Hauptſchlupfwinkel ausfindig zu machen. Ihre Botſchaft, gnädige Gräfin, beſchleunigte nur, was bereits im Werke war. Die braven Dragoner ſtanden ſchon zu meiner Dispoſition; ſo ward es möglich, daß ich Ihrem Gebote in ſolcher Schnelle und mit ſolchen Mitteln Gehorſam leiſten konnte. – Ich entferne mich einen Augenblick, nachzuſehen, ob jene nichts von dem unterlaſſen, was ich anordnete, um dann deſto ungeſtörter nach dem Freunde forſchen zu können, den wir ſo ſchmerzlich vermiſſen.“

Der Polizeidirektor hatte das Zimmer verlaſſen. Die Gräfin ſah den teuern Verwandten im Geiſte den ſchrecklichſten Gefahren ausgeſetzt und empfand die ganze Qual der Ungewißheit, ob und wie ihm zu helfen ſein möge. Von Florentinens Antlitz aber leuchtete das Panner des Entſchluſſes, den auszuführen die Entfernung des Polizeidirektors Hoffnung und Gelegenheit gab. Hatte ſie vorher Urſache, ihre Neigung zum Abenteuerlichen anklagen zu müſſen, ſo fühlte ſie ihr jetzt Dank. Denn dieſe Neigung war es geweſen, die ihr Luſt und Ausdauer gegeben, durch das ganze Archiv der alten Schriften, die auf die Geſchichte des Schloſſes und ſeiner früheren Beſitzer Bezug hatten, ſich durchzuarbeiten, und wieder war es jene geweſen, die ſie die dort gefundenen Andeutungen auf die Exiſtenz eines geheimen Ganges hatte vergleichen und endlich dieſen Gang finden laſſen, und eben jene Neigung hatte ſie vermocht, dieſer Kunde das Anziehende eines ausſchließlichen Geheimniſſes zu bewahren.

Der Retter, wie wir ihn jetzt noch nennen wollen, erſtaunte über die hohe liebliche Geſtalt mit den eilgeröteten Wangen, aber es war das Erſtaunen eines Menſchen über eine himmliſche Erſcheinung. Es war ja dieſelbe Geſtalt, die er einigemal in den kurzen Augenblicken des rückkehrenden Bewußtſeins geſehen und dann nicht wieder, dieſelbe Geſtalt, die das Übergewicht der reizbaren Phantaſie des Kranken, ihr ſeltenes und jedesmal ſo kurzes Erſcheinen ihm wirklich zu einer himmliſchen gemacht hatte. Und dieſe Geſtalt, mit der der Ausdruck des Mitleids eines Engels mit menſchlichem Leiden in ſeinem Ideengange unzertrennlich verknüpft war, ſtand jetzt vor ihm, ſelbſt von dem menſchlichen Gefühle der Angſt übermannt, aus beengter Bruſt atmend, über die ſchönen Formen hin das Beben fieberiſcher Anſpannung.

„Mein Schutzgeiſt!“ ſtammelte er.

„Soll ich der werden,“ ſagte das Mädchen ſo dringlich-eilig, als es die fliegende Bruſt erlauben wollte, „ſo antworten Sie mir auf eine Frage. Aber Wahrheit! Kein Mißtrauen – keine Vermäntelung, keine Entſchuldigung! Jenes Portefeuille gehört Ihnen nicht, es iſt dem wahren Beſitzer geraubt? – Keine Worte! Ja oder Nein.“

„Ja,“ ſagte der Verwunderte, „aber –“

„Genug,“ ſagte das Mädchen in einem Tone, durch den der ganze Kampf bebte, in dem die noch immer genährte Hoffnung der ſchrecklichſten Gewißheit des Gegenteils zu weichen begann. „Sie ſind einer jener Unglücklichen –“

Der Schmerz der geliebten Geſtalt brachte den noch von der Krankheit Aufgeregten außer ſich. Ohne mehr aus ihrem Zuſtande ſchließen zu können, als daß etwas Entſetzliches ſie ängſtige, fürchtete er nur, die Möglichkeit, dieſes Entſetzliche wegzuräumen, könne außer dem Bereich ſeiner Kräfte liegen. Er warf ſich mit Leidenſchaft vor der Beängſteten auf die Kniee, die mit abwehrender Bewegung, totenbleich und mit faſt tonloſer Stimme ſagte: „Stille, ich weiß, ich weiß."

Dem jungen Manne ward's wunderlich zu Mute. Lag er im Fiebertraum? War die ſeltſame Situation, in der er ſich befand, Wirklichkeit?

Das Mädchen fühlte durch die Vernichtung aller Hoffnung hindurch den Wert des Augenblickes. Mit krampfhafter Haſt fuhr ſie fort: „Jetzt keine Erklärung! – Stehen Sie auf! – Hier die Tapetentüre."

Der junge Mann ſprang auf. „Kann meine Entfernung Sie retten," ſagte er ſchmerzlich, „ſo will ich. Aber wiederſehen darf ich Sie? Muß ich Sie!"

„Nie mehr, nie in dieſer Welt," entgegnete das Mädchen mit bebender Stimme. „Nie dürfen wir uns wiederſehen. Sie verſprechen mir, ein neuer Menſch werden zu wollen. Sie dürfen mich nicht täuſchen, die ich Ihnen ſo unendlich traue. Hier nehmen Sie," fuhr ſie fort, einige Prezioſen von bedeutendem Wert hervorziehend, „damit nicht die Not Sie auf den ſchrecklichen Weg zurückſtößt, den Sie verlaſſen. Kann es Sie tröſten, im neuen Streben ſtärken, ſo denken Sie, daß ein Weſen lebt, deſſen Leben nur ein Wunſch iſt, Sie dort wiederzufinden. Und nun eilen Sie, oder Sie ſind verloren!"

„Gilt es nur mir," rief der junge Mann freudig ergriffen, „ſind Sie nicht gefährdet durch mein Dableiben, ſo will ich zu Ihren Füßen erwarten, was mich treffen ſoll. Sie nicht wiederſehen iſt das Schrecklichſte, was mich treffen kann, der Tod zu Ihren Füßen ein ſeliger!"

Eilige Schritte von außen.

Die Türe geöffnet – „Zu ſpät! Zu ſpät!" rief Florentine mit ſterbenden Tönen und ſank, die Augen mit den Händen bedeckend, in den Stuhl. Der junge Mann lag mit gekreuzten Armen vor ihr auf den Knieen.

Erſtaunen hielt den Polizeidirektor in der geöffneten Türe zurück. Da wandte der Knieende das Geſicht gegen die nahende Gefahr. Ein Schrei, und zwei Freunde lagen ſich in den Armen.

„Welcher Zufall!" rief der Polizeidirektor, „oder ſoll ich's Schickung nennen? Haben Räuber dieſe Gegend in Angſt ſetzen müſſen, damit zwei ſtolze Herzen mit Gewalt glücklich werden mußten, die ſich ſonſt ewig geflohen haben würden im unſeligen Irrtum!"

„Nun begreif' ich," entgegnete der andere. „So galt ich für einen — Räuber?"

Der Polizeidirektor lächelte und ſagte leiſe, aber pathetiſch: „Tritt hin vor ſie, die dir den Sirenengeſang vorſingt von ewiger Liebe, und ſag' ihr: ‚An dieſer Hand klebt Blut' — war es nicht ſo? Und wie hieß der andere Paſſus? — Ich denke: ‚Genug, ich heurate nicht und am wenigſten jene.' Jene?" wiederholte er mit einem Augenwink nach Florentinen hin.

„Wär' es möglich?" rief der Baron wie erſchrocken.

„Und du hätteſt nie nach dem Namen deiner Geretteten gefragt?" fragte der Polizeidirektor dagegen.

„Alles Vergangene ſchien mir ein Traum, ſie eine Himmelserſcheinung, der man durch Neugierde ſich verluſtig macht."

Der Baron hörte nichts von den fernern Fragen des Polizeidirektors. Vor Florentinen hingeſunken, die noch immer regungslos, ein ſchönes Bild des Schmerzes, dort ſaß, zog er ihr mit ſanfter Gewalt die Hände von den Augen.

„Ich bin nicht einer jener Unglücklichen," ſtammelte er, „für den du mich hielteſt, aber ich bin unglücklich, unglücklicher noch, wenn du mich nicht liebſt. Du wollteſt mein Schutzgeiſt ſein. Ich nehme dich beim Worte."

Das Mädchen ſah ſich um wie einer, der, aus ſchwerem Traum erwacht, nicht weiß, was von dem, was er zu ſehen meint, der Wirklichkeit gehört, was dem Traume.

Der Polizeidirektor trat hinzu und ſagte ſanft, indem er die Hand auf des Knieenden Kopf legte: „Rudolf von Rudenz, der Vermißte, Ihr Verwandter, mein Jugendfreund."

Über Florentinens Züge glitt es wie ein ſeliges Lächeln, dem ebenſo plötzlich ein Tränenſtrom folgte, ſo ſtark, daß das ganze Weſen des Mädchens ſich in Tränen auflöſen zu wollen ſchien und die ganze

Geſtalt vom Schluchzen erſchüttert wurde. Dann ebenſo plötzlich gefaßt, erhob ſie ſich in ihrer ganzen Größe, ſah den Glücklichen einen Augenblick mit wunderbar treuherzigem Auge an und gab ihm ſchweigend die Hand.

„Und nun zu der beſten und glücklichſten der Mütter,“ ſagte der Polizeidirektor.

So war nun an die Stelle der Angſt und Beſorgnis dieſer abenteuerlichen Nacht größere Freude getreten. Der Baron hatte die Liebe gefunden, an deren Exiſtenz er zweifelte, Florentine durfte den Retter ohne innern und äußern Widerſpruch lieben, der Polizeidirektor hatte den Jugendfreund wieder, die edle Gräfin endlich freute ſich zugleich des Wiederfindens des teuern Verwandten und der Erfüllung ihres heißeſten Wunſches. Die Hausfreunde teilten die Freude, wie ſie vorher mit gelitten hatten. Da zog ein Jubelgeſchrei unten vor dem Schloſſe die Glücklichen an das Fenſter. In den Arreſtanten, die die Dragoner daherbrachten, erkannten ſie mit Erſtaunen den S...ſchen Oberpolizeidirektor, den Rat, den Kommiſſär und den Boten, noch mehr erſtaunt, als ſie erfuhren, in der Perſon des vorher vermeintlichen Oberpolizeidirektors ſei endlich die Geißel der Gegend, der Anführer der Bande gefangen. Der Mantelſack, der dem Boten abgenommen worden war, enthielt bei der Unterſuchung ein Bedeutendes an Geld und Prezioſen, was bei der vorgeblichen Hausſuchung von dem ſchlimmſten Gauner der ganzen Bande, dem ſogenannten Rat Morand, war erbeutet worden.

Der Polizeidirektor war mit ſeinen Dragonern und den Delinquenten bereits auf dem Wege zur Stadt, doch nicht ohne das Verſprechen entlaſſen, ſobald es ihm möglich ſein werde, mit ſeiner jungen Gattin die Gräfinnen und den Jugendfreund auf mehre Tage zu beſuchen. Dieſe hatten die Ruhe geſucht, die ſie nach den Gemütsbewegungen dieſer Nacht ſo notwendig bedurften. Auf dem Tiſche der Domeſtikenſtube aber dampfte eine Bowle friſch bereiteten Punſches, umgeben von begeiſterungglühenden Geſichtern. Was auf den Geſichtern glühte, tönte von den Zungen. Jeder ſprach, keiner hörte, und doch ſchien es, als verſtänden ſich alle. Da erhob ſich die ſtattliche Geſtalt des präſidierenden Haushofmeiſters, und wie durch einen Zauber gebannt, ſtanden alle Zungen ſtill, als er mit dem Tone feierlicher Rührung anhub:

„Freunde! Brüder! Mitgenoſſen des großen Werkes, nicht mehr des großen Planes, denn er iſt Tat geworden, männliche herrliche Tat! Ich ſehe euch alle glühen von begeiſterter Freude — und iſt es ohne Grund?

Iſt es etwa die Freude des Egoiſten, der ſeinen Eigenſinn behauptet hat? Iſt es die Freude des Habſüchtigen, der ſich bereichert hat durch die Verarmung des Nächſten? Iſt es die Freude des Geizigen, der, da er ſeinen Schatz vergraben wollte, einen neuen dazu fand? Iſt es die Freude des Gecken, dem ſeine Schöne den Kotillon zuſagte für den nächſten Ball? Iſt es die Freude eines Gelehrten, der aus dem Staube alter Folianten im Schweiße ſeines Angeſichts einen Erdenkloß zuſammenklaubte, aber keinen Adam? Iſt es die Freude des Ehrgeizigen, der den geſtürzten Vormann zur Stufe machen kann zum Emporſteigen? Iſt es endlich die Freude des Hofmanns, den ſein Fürſt auf die Schulter klopft, da er verdient hätte, ganz wo anders geklopft zu werden? — Nein, meine Freunde, meine Brüder! Es iſt die Freude des Edeln, dem es Gott gegeben, der Retter ſeiner Brüder zu ſein. Es iſt die Freude eines Kolumbus, der nach Kampf und Todesgefahr knieend das Land begrüßt, das Tauſenden eine goldene Heimat werden ſoll.

Es iſt — doch, meine Freunde, vorgeſehen! Haben wir geprüft, daß wir uns freuen dürfen? Sind wir nicht zu voreilig? Iſt es Männerart, ſich vom Scheine dahinreißen zu laſſen? Haben wir uns auf das ſchnelle Pferd geſetzt, dem der hinkende Bote folgt?

Wie, Freunde? Laſſet uns doch verſuchen, ob wir uns Rechenſchaft geben können? Mag der Plusmacher von Plan zu Plan fliegen, um den Irrtum, den er ahnt, ſich nicht eingeſtehn zu müſſen. Ich denke, wir brauchen es nicht. Die Gnädigſte wollte den Polizeidirektor kommen laſſen, dann widerrief ſie den Befehl. Wir ſchickten nun gerade, und ich frage euch: Was wäre geworden, hätten wir gehorcht? Der vermeintliche Oberpolizeidirektor verſendete euch alle. Warum? Damit er nicht gehindert würde in ſeinem ſchändlichen Plane. Hätte mir der rechte Verſtand nicht eingegeben, euch zu halten, die Gnädigſte — man kann ſagen — mit Gewalt zu hindern, dem Böſewichte zu folgen, ich zittre, mich ſchaudert's, nur zu denken, was hätte geſchehen müſſen."

„Haushofmeiſter," ſagte der Jäger, „können wir, kann die Menſchheit Ihm genug danken für das Licht, das Er aufgeſteckt hat? Er iſt ein großer Mann, ich aber bin ein Elender. Ich muß es geſtehn, wenn mir's nicht das Herz abdrücken ſoll, was für ein abſcheulicher Zweifel an Ihm manchmal in mir aufſtand. Er ſagte, der rechte Verſtand gehe zuerſt los; das lange Sinnen ſei eben der linke, und doch beſann Er ſich ſelbſt ſo lange. Kann Er mir verzeihen, Er, dem ich nicht wert bin, zu Füßen zu liegen? Ein Kreuzhagelſchrot — aber ich will nicht fluchen — ſoll mich holen — tret' Er mich zuſammen, Haushofmeiſter, denn ich verdiene nichts Beßres."

„Steh' Er auf, Jäger!" entgegnete der Haushofmeiſter mit ſanfter Stimme. „Und wäre ſeine Sünde noch größer. Wer könnte in dieſer Stunde zürnen, wer dürfte ſich in dieſer Stunde unterfangen wollen zu ſtrafen, ſei es auch nur mit Worten! Wirkt die ewige Liebe durch uns zum Wohle der Brüder, hat uns zu heiligen Gefäßen geweiht, aus denen die Menſchheit ſich Geſundheit trinken ſoll nach langem Siechtum, und wir könnten das Bitter menſchlichen Grolles in uns aufnehmen wollen? Nein! Der Name dieſer Stunde heiße Vergeſſen! Vergeben!"

„Vergeſſen! Vergeben!" ſchluchzte es, ein unendliches Echo, durch das Zimmer. Man umarmte ſich unter Tränen.

Da öffnete ſich die Türe, und herein bewegte ſich ein feierlicher Zug. Der Koch ſchritt voran, ihm folgten die Frauenzimmer, einen Kranz tragend, den ſie in Ermangelung paſſenderen Grünes aus gedörrten Lorbeerblättern, Majoran, Rosmarin und anderen Kräutern des Küchenvorrats gewunden hatten. Dann kam der Kutſcher, und der Küchenjunge ſchloß den Zug. Feierliche Stille herrſchte, als ſie den Haushofmeiſter zweimal umſchritten und endlich vor ihm ſtehen blieben. Die Frauenzimmer ſetzten ihm den Kranz auf, und der Kutſcher räuſperte ſich und begann mit begeiſterten, bald aber vom Weinen unterdrückten Tönen und entſprechenden Gebärden:

„Großer, Vortrefflicher, Unausſprechlicher! Nimm den Dank der Menſchheit aus unſern Händen. Spiegle dich in dieſen Tränen, die mir ſtromesweiſe aus den Augen laufen. Nimm unſere Verſicherung, daß wir dein Werk fördern wollen, ſolange uns Gott das Leben ſchenkt. Sterben iſt ein Bitteres, aber der Tod iſt uns allen beſchieden, er ſei duſemang oder plötzlich. Brüder, Wehmut iſt eine ſchöne Tugend. Darum laſſet die Toten ruhen, denn ihnen iſt wohl. Deshalb lebe unſer Haushofmeiſter, der Erfinder der Emanzipation der Dienſtboten!“

„Er lebe!“ hallte es von jedem Munde, und jetzt drang, die herabgebrannten Lichter beſchämend, die erſte Röte des Morgens durch die Fenſter herein und legte ihre Glorie um die erhabene Gruppe der Umſchlungenen.

Die
wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen

1842—1843

„Ich kann's durchaus nicht ertragen," ſagte er und ließ die Rouleaux herab. „Gerade ſolch ein ſchöner Frühlingstag war es, geradeſo ſtrömten die Geputzten aus der Stadt. Seh' ich ſolch ein ſchlankes Kind, wie es, das Herz voll vom Lerchengeſang der jungen Hoffnung, neben dem ſtampfenden Papa und der ſchleichenden Mama dahertrippelt, ſo fällt mir eine Geſchichte ein, über die ich wahnſinnig hätte werden können, wenn ich nicht beſſer wüßte, wie es ſich damit verhält. Aber ich ſeh's an dem einfältigen Geſichte, das du machſt: wenn du mich begreifen ſollſt, muß ich dir erſt erzählen, was mir begegnet iſt, ſeit wir uns nicht ſahen."

Er ſetzte ſich auf den Stuhl am Flügel und begann:

Zu ſtille Liebe.

Eine Liebesgeſchichte.

„Weder die Tauſendundeine Nacht noch ihr in Berlin verſtorbener Vetter, der ſelige preußiſche Kammergerichtsrat Hoffmann, hat eine wunderſamere Geſchichte erdacht, als die iſt, die ich ſelbſt erlebt habe und die ich dir nun erzählen will.

Daß ich vor zwei Jahren mich hierher nach Leipzig wandte, den Koffer voll von Manuſkripten, das Hirn voll von Hoffnungen, das weißt du. Wie ich – nicht die Manuſkripte, aber die Hoffnungen los wurde, brauch' ich dir nicht zu ſagen, denn auch du haſt am Teiche Betheſda gelegen, bis der Engel die Waſſer eines Buchhändlergemütes bewegte. Bei allen bis auf einen war ich geweſen, von allen dieſen war ich Unglücklicher, der keinen Namen hatte, abgewieſen; wie ſchämt' ich mich vor allen den Magiſtern, Hausknechten, Kommis, der Jugend nicht zu gedenken, die mir begegnete! Jeder, meint' ich, müſſe mir anſehen, daß ich Unſeliger keinen Namen habe. Nun ſtand ich vor dem Hauſe des letzten; es war palaſtähnlich; ſeine Größe und

Eleganz nahm mir das letzte Reſtchen Mut; die Goldbuchſtaben „Jammerdegen'ſche Verlagsbuchhandlung" ſchauten wie höhnend auf den Autorenembryo herab, dem vor dieſem Glanze der letzte Hoffnungsſtern, je von der Preſſe geboren zu werden, erblich.

Während meine Seele in Apathie darniederlag, waren meine Füße deſto tätiger. Was nun geſchah, muß ich für eine Fügung des Schickſals halten. Ich ſah endlich wieder auf, und ſonderbarerweiſe kam mir der Gedanke, daß ich ein Paar Stiefeln brauche, in demſelben Moment, als meine Augen der Firma Chriſtlob Fintlein begegneten, unter welcher ein Herrenſtiefel gemalt ſtand. Es geſchah aber in der Fleiſchergaſſe, daß dies Zuſammentreffen ſtattfand und mich beſtimmte, zu Herrn Fintlein hinaufzuſteigen.

Aus einem finſtern Hausplatz gelangte ich auf eine noch finſterere Treppe. — „Hier nicht; vier Treppen hoch.' — Ich ergab mich darein und ſtieg weiter. Das war die vierte Treppe. Doch ich irrte wohl — dieſe führte unmittelbar unter das Dach. Eine Luke warf gerade ſo viel Licht auf die gegenüberſtehende Wand, daß ich in derſelben eine Türe gewahr wurde. Noch ſtieg ich, als die Türe ſich öffnete, und der Lichtſchein wie verklärend auf ein Geſichtchen von ſolcher Anmut fiel, daß man glauben konnte, nur dieſem zu Gefallen hab' er es über ſich gewonnen, in dieſe unwirtlichen Räume zu dringen.

Dies Geſichtchen — alle ſeine Formen waren ſchön und edel; es war eins von jenen durchſichtigen, die nur wie ein Florſchleier um eine höhere geiſtige Schönheit ſich ſchmiegen, eines von jenen, die uns zugleich reizen und rühren, die uns ſo fremd und doch ſo lieb und bekannt erſcheinen; es war eins von denen, deren Anblick Frieden und Freude gibt. Aus den ruhigen Augen, über welchen die ſeidenen Wimpern faſt ohne Bewegung ſchwebten, ſchaute eine Seele, die ſo über das Stürmen der Leidenſchaft wie über den Wechſel kleiner Launen erhaben ſchien. Dabei war das ganze Gebilde ſo mädchenhaft in ſich ſelbſt geſchmiegt!

Regungslos wie verzaubert ſtand ich, als das ſchöne Mädchen an mir vorbeiſchritt. Lang war ſie im Dunkel der Treppe unter mir verſchwunden, als die Stimme des Herrn Fintlein mich aus den ſeltſamſten Träumen weckte. Er vernahm mein Begehren und bat mich, bei ihm einzutreten. — Das enge Stübchen erzählte von bitterer Armut, dennoch hingen über dem ſchmutzigen Bette einige Chriſtusbilder und flammende Herzen von ſchönen Reimen umgeben. Madame Fintlein hockte vor dem Ofenloch, und zwei kleine halbnackte Mädchen wollten ſich vor dem Eintretenden in die Rockfalten der Mutter verſtecken, ein ſo mühſames als vergebliches Streben. Ein drittes, etwa zwölf Jahre alt, hatte über ſeinen ärmlichen Anzug ein neues Jäckchen gezogen, und ein Lächeln über dem hungerblaſſen Geſichtchen zeigte, daß ſie ſich für ſehr ſchön geputzt hielt. Damit ich mich ſetzen könnte, wurde der einzige Stuhl, den ich ſah, von ſeiner Bürde befreit. Währenddes begann Herr Fintlein:

‚Sie ſind hier zu armen Leuten gekommen, aber Armut ſchändet nicht, ſondern Dummheit und Gottloſigkeit. Wollen Sie ſich nun ſetzen? Rittergüter und Kapitalien ſetzt es bei meinen Kindern nicht nach meinem Tode; aber die Erziehung erſetzt alles. Wünſchen Sie eng ſchließend oder —?‘

‚Weit,‘ ſagt' ich.

‚Sehr wohl‘, fuhr er fort. ‚Eng kann die Stube ſein, der Geiſt aber und das Herz müſſen weit ſein. Großes Erbe kann ich meinen Kindern nicht hinterlaſſen, aber ich laſſe nichts dahinten, wodurch ſie ſich hervortun können; ſo laſſ' ich ſie Franzöſiſch lernen, und da ſie ſich eng an die Vorſchriften des Magiſter Kauderer halten, haben ſie's ſchon recht weit gebracht. Sie wünſchen mit Eiſen?‘

‚Ja,‘ ſagt' ich.

‚Eiſern,‘ fuhr Herr Fintlein fort, ‚eiſern iſt aber auch ihr Fleiß. Und trotzdem, daß unſer Magiſter eigentlich ſchon unter das alte Eiſen der Gelehrſamkeit gehört — Sie kennen ihn wohl?‘

‚Nein,‘ ſagt' ich.

‚Der gute Mann hat ſich eigentlich‘, fuhr Herr Fintlein fort, ‚dadurch, daß er das Eiſen nicht zu ſchmieden verſtand, als es warm war, in das Halseiſen der Armut geſteckt. — Die Schäfte wünſchen Sie —?‘

‚Lang,‘ ſagt' ich.

‚Da es nun,‘ fuhr Herr Fintlein fort, ‚da es nun auf keine Weiſe mehr bei ihm langen wollte, hat ihn die Univerſität in das Spittel eingekauft. Dadurch wäre die Welt, der er noch lang hätte nützen können, zu kurz gekommen, wenn nicht die lange Weile und das Federſchließen wäre und der Mann, was ſeine ſchwache Seite, den Schnaps, betrifft, nicht zu kurz gehalten würde. Nun deſertiert er, ſooft er kann, um ſich durch Unterricht ein Schnäpschen zu verdienen.‘

Herr Fintlein war mit dem Anmeſſen fertig. ‚Sie hatten vorhin einen angenehmen Beſuch,‘ unterbrach ich ihn. Seine Augen begannen vor Freude zu leuchten; dabei nahmen ſeine Züge einen geheimnisvollen Ausdruck an. ‚Haben Sie ihn geſehen?‘

‚Er war im Aufbruch begriffen, wie ich kam‘, ſagt' ich.

‚Oh, ſo iſt,‘ ſagte er, indem er ſeine Hände wie ſegnend auf mich legte, faſt ſchluchzend, ‚Ihnen die Bahn gebrochen zum Durchbruch; ein Verbrechen wär's, brächen Sie nun nicht die Bande der Wolluſt und Vernunfthoffart durch, die dem Reiche Gottes ohne Unterbrechung Abbruch tun. Der Menſch, der den Stolz ſeiner Vernunft nicht bricht, iſt ein elender Bruch, den nur die Hingebung im Glauben zu einer ganzen Zahl machen kann. O mein Bruder in Gott, breche mir nicht das Herz, indem du den Umgang nicht abbrichſt mit dem Wolfe, der täglich ſinnt, wie er unter die auserwählten Glaubensſchäflein brechen möge!‘

Dabei ſtreckt' er den gelben hagern Arm mit der pechgeſalbten Hand, in der er noch das Maß hielt, gegen die niedrige Decke; an ſeiner ſpitzigen Naſe rannen zitternd zwei große Tränen herab, die ſich mühſam durch die zuſammengekniffenen Lider und die buſchigen grauen Wimpern hindurch hatten arbeiten müſſen.

Mir ward faſt graulich. ‚Beſter Herr Fintlein,‘ ſagt' ich, ‚bemühn Sie ſich nicht vergeblich; ich verlange nichts von Ihnen als die Stiefeln und Auskunft über die Dame.‘

Madame Fintlein ſetzte einen Topf beiſeite, ſchneuzte eins der kleinen Weſen, dann ließ ſie ein gutmütiges Lächeln über die fabel-

BIBL. UNIV. LIPS.

haſte Geſtalt ihres Gemahles gleiten und ſagte: ‚Sie dürfen's dem Fintlein nicht übelnehmen, wenn er Sie ein bißchen bekehren will; er meint es gut in ſeinen närriſchen Gedanken. Aber was die Dame betrifft, ſo iſt ſie eigentlich gar keine Dame, ſondern ein lieber Gottesengel. Das ſagte Fintlein ſchon, wie ſie nur zum erſten Male dageweſen war. Unſer kleiner Jakob, Gott hab' ihn ſelig, war gerade im Sterben, und ein Polizeidiener wollte Fintlein mit ſich nehmen wegen der ſechs Taler, die wir dem Herrn Flötenſpiel, dem geizigen Fleiſcher an der Ecke, ſchuldig waren. Ich hatte mich über mein ſterbendes Kind geworfen und wollte an Gott, an der Bibel und an allem verzweifeln, da ſtand auf einmal das ſchöne Weſen mitten unter uns und gab dem Polizeidiener das Geld, daß er fortging. Da langte Jakobchen, Gott hab' es ſelig, das ſonſt zu keiner andern Seele ging als zu mir, nach der Dame, und ſie nahm es auf den Arm, trug es an das Fenſter und ſah es ſo mild an und ſang dazu ſo wunderbar ſchön, daß ich es noch immer in den Ohren höre. Und das Kind, das immer geſchrieen hatte und ſich gewunden, eh' die Dame hereinkam, war ſo ruhig, und ſein Geſichtchen wurd' immer freundlicher. Hier ſtand ich und hatte die Hände gefaltet, und dort ſtand Fintlein und hatte auch die Hände gefaltet, und wir beide ſahen einander lächelnd an; und doch war's, als wär's Sonntag und als wären wir in der Kirche; aber das Lächeln kam daher, weil jedes wußte, daß es dem andern ebenſo war. Nun legte mir die Dame das Jakobchen auf den Arm, es war ſelig verſchieden, und fort war ſie, eh' wir's uns verſahen, und auf dem Tiſche lag Geld, daß wir das Jakobchen begraben laſſen konnten und uns Trauerſachen kaufen. Da ſagte mein Fintlein: ‚Uns hat Gott angeſehen, denn ſeiner Engel einer hat uns heimgeſucht.‘ Sie iſt auch in allem ſo ganz anders, wie die jungen Frauenzimmer ſind. Dazu war ihr einmal eine Locke aufgegangen; wie ſie danach langte, fiel ihr das Obergewand von dem ſchönen bloßen Arm, und da ſah ich, daß durch Arm und Hand roſenrot die Sonne ſchien.‘

Das erzählte mir Madame Fintlein; Herr Fintlein aber bekräftigte die Wahrheit des Erzählten durch fortwährendes Nicken und andere

Geſten, indem er mit der einen Seite ſeines Geſichtes weinte und mit der andern lachte.

‚Und Sie wiſſen nicht, wo ſie wohnt? wie ſie heißt?‘ fragt' ich.

‚Wenn mir,‘ entgegnete Herr Fintlein, ‚dieſe Fragen auch heiß gemacht hätten, ſo hätt' ich dennoch die Neugier ſchweigen heißen, denn es heißt: —‘

‚Beſter Herr,‘ fiel ihm Madame Fintlein ins Wort, ‚einigemal wollt' ich ihr nachgehen oder wenigſtens nachſehen, aber Fintlein litt's nicht. Er ſagte, das ſei Fürwitz, und ſie würde dann gewiß nicht wiederkommen.‘

Ein Meer von unbeſchreiblichen Gefühlen arbeitete in meiner Bruſt. Schneller, als ich heraufgekommen war, eilt' ich die dunkle Treppe hinunter; mir war, als müſſe ſie mir heute noch einmal begegnen. Ich durchrannte alle Straßen der Vorſtädte, ich durchrannte alle Wege der Promenade; hier und da rief mir eine bekannte Stimme; das hört' ich fern wie im Traume; je dunkler es wurde, deſto ſchneller lief ich; hier rannt' ich mit einem zuſammen, der mir fluchend nachſah, dort wich eine ängſtlich, einer verwundert mir aus; kaum daß ich es bemerkte.

So rannte ich eben durch die Dresdener Straße. Es war ſchon Nacht geworden; ein rauher Wind blies mir entgegen. Da erhob ſich in einem der Häuſer eine Frauenſtimme in ſo wundervollen Klängen, daß mich's feſthielt, als wär' ich gebannt. Ich ſah auf; im Schein der Gaslaterne glänzte mir wieder das goldene: „Jammerdegen'ſche Verlagsbuchhandlung“ entgegen. Es war ein einfaches Liedchen, was die Stimme ſang — aber dieſe Klänge! ſo wunderſam getragen, ſo ruhig und klar! Mir war, als ſäh' ich den ruhigen Blick, der mich heute durchleuchtet, dem wiederzubegegnen ich mich ſehnte. Ich zweifelte nicht, daß beides, Blick und Stimme, derſelben gehöre, die, ſeit ich ſie geſehen, die Herrin meines Herzens war. Der Geſang verſtummte; ein Licht um das andere verloſch in den Fenſtern ringsum; rauher und immer rauher blies der Wind mich an; in mir aber wehte ſüße Frühlingsluft, und alle Knoſpen meines Innern ſprangen klingend auf.“

Nachdem er ſo weit erzählt hatte, blieb er erſt ſchweigend eine Weile ſitzen, dann ſprang er auf und riß die Binde vom Hals wie einer, dem es an Luft fehlt. Drauf brachte er aus ſeinen Taſchen eine Anzahl Krämerdüten hervor, die er auf dem Tiſche vor ſich ausbreitete.

„Ich muß," ſagte er dann, „eh' ich in der Geſchichte meiner Liebe fortfahre, einen Abſprung machen; die Gefühle, die die Erinnerung jener Zuſtände in mir hervorruft, würden mich ſonſt aufreiben.

Du betrachteſt dieſe Düten mit Verwunderung; was wirſt du ſagen, wenn du erfährſt, daß, was auf ihnen gedruckt iſt, im engſten Zuſammenhange mit meiner Geſchichte ſteht? Was wirſt du ſagen, wenn ich dir erzähle, daß ich an einem und demſelben Tage in dem einen von dem kleinen Kuchengarten Kuchen heimgetragen und dieſes zweite um ein feines Meſſerchen gewunden, das mir ein Freund aus Bamberg zum Präſent ſchickte, erhalten? Daß mir an dem Abend desſelben Tages, wie ich durch die Tauchaer Straße gehe, ein Kind nachläuft und mir dieſes dritte gibt, indem es ſagt: ‚Sie haben das Papierchen verloren'? Ich laſſe nun von ſolchen Düten und Emballagen, die ich bekomme, nichts ungeleſen. Du wirſt erſtaunen, wie ich erſtaunte, zu finden, daß dieſe drei Dinge urſprünglich Blätter aus einem und demſelben Buche und, was das Seltſamſte iſt, unmittelbar aufeinanderfolgende Blätter ſind. Muß man nicht hinter dieſem ſcheinbaren Zufallsſpiel eine höhere Fügung ahnen?

Dieſe Blätter ſind allem Anſcheine nach eine Überſetzung aus einer uralten Sanskrithandſchrift. Ich halte mich nicht bei Vermutungen über ihren Urſprung auf, ſondern bitte dich, ſie durchzuleſen. Sowie ich mich erholt habe, fahr' ich dann in meiner Geſchichte fort."

Ich ergab mich darein und las:

Die Geſchichte von der Erſchaffung der Nymphe Urvaſi, von den ſechshundert weißen Pferden, jedes mit einem ſchwarzen Ohr, und dem Fluch des weiſen Chyavana.

„Es begab ſich, daß Arjuna und Kriſchna auf die Erde herabſtiegen und ſich von Ahinſa, dem Weibe des heiligen Dherma, abermals gebären ließen. Und Dherma nannte Arjuna Nara, dem Kriſchna gab er den Namen Narayana. Als ſie erwachſen waren, führten die beiden ein ſo beſchauliches Leben, daß die Götter darob ſich ängſteten. Da ſandte Indra, der Gott des Himmels, die ſchönſten Weiber ſeines Reiches, Kama (Liebe) und Vaſanta (Frühling), mit den fünfunddreißig Millionen Aſparaſas oder Himmelsnymphen zu ihnen herab, damit die Schönheit ſie zur Liebe reize und ſie ihrer Buße vergäßen. Die Weiſen ſaßen am Ufer des lotosumnickten Ganges, als die himmliſchen Mädchen herabkamen, und ſchauten ſo ernſt vor ſich hin, daß dieſe nicht wagten, ſie anzureden. Da begannen die Mädchen, in der Hoffnung, dadurch die Aufmerkſamkeit der Weiſen auf ſich zu ziehen, himmliſche Tänze. Sie verſchlangen die Arme zu lieblichen Gruppen ineinander, ſo daß es ſchien, Himmel und Erde ſeien durch unendliche Blumengewinde verbunden, indem die Körper wie Roſen und Lilien erſchimmerten und die grünen Schleier wie durchſichtiges Laub ſie umwehten; bald bildeten ſie ein buntes bewegliches Dach über den Weiſen, bald ſchienen ſie künſtliche Schriftzüge, mit Perlen von Roſenfarbe, Purpur und Silber auf den Sammet des blauen Himmels geſtickt.

Aber Narayana erriet den Plan der Götter. Er nahm den Blick ſeiner Augen von ſeinem Nabel hinweg und richtete ſein Antlitz gegen die Mädchen und hieß ſie willkommen, und die Mädchen freuten ſich ſeiner Freundlichkeit und der Gewalt ihrer Reize. Da nahm Narayana einen Lotosſtengel von der Erde und ſetzte ihn vor ſich auf ſeinen Schenkel. Und der Stengel dehnte ſich und wuchs und ſchwoll, bis er dem Bilde eines Weibes glich, ſchöner als irgend ein Weib im Himmel und auf der Erde. Kama und Vaſanta aber weinten, und es weinten mit ihnen die Nymphen über ihre Schönheit, die nun übertroffen war. Narayana richtete ſein Auge auf das Bild, da ſprang die Rinde des Lotoszweiges und fiel auf beiden Seiten nieder. Und glänzender als die Sonne ſtand die Schönheit des Weibes, das Narayana erſchaffen, da, nur in den Purpur ſchamhaften Errötens gekleidet. Und Narayana mußte lächeln zum erſten Male in ſeinem Leben, und Kama und Vaſanta mußten lächeln und mit ihnen die Nymphen trotz ihres Schmerzes, denn ſolche Schönheit kann kein Auge ſchaun, ohne zu lächeln. Von jeder Regung der ſchönen Glieder zitterte die entzündete Luft und ſeufzte melodiſch auf; was der Blick ihrer Augen traf, loderte auf in farbigem Glanz; wie ſie nun in ſich gebogen dahinſchritt, tönten die Seufzer zu ſüßen Harmonieen zuſammen, und lohte es vor ihr her, wie wenn tauſend ausgebreitete Pfauenſchweife den abendglühenden Himmel fächeln. Narayana nannte das Weib Urvaſi, von Uru (der Schenkel), weil ſie auf ſeinem Schenkel ſtehend von ihm erſchaffen worden war, und übergab ſie Kama und Vaſanta und den Nymphen, ſie Indra zu überbringen. Dazu gebot er ihnen: ‚Saget Indra, an dieſem Geſchenke mög' er ſehen, daß Narayana der Geſellſchaft der Schönheit nicht bedarf.' Indra ſchenkte ſie ſpäter dem Galava." –

Damit endete das erſte Blatt; wie ich zu dem zweiten greifen wollte, ſchien er ſich wieder erholt zu haben. Er fuhr nun fort in der Geſchichte: Zu ſtille Liebe, wie folgt:

„Das Schickſal hatte mich Glücklichen auserſehen, jenes ſüßeſte Leben einer Todesgefahr zu entreißen. Sein vornehmſtes Werkzeug dabei war der wohlberühmte Schneidermeiſter Heidermann. Dieſes zum Ideal des Nobeln mit Gewalt anſtrebende Gemüt hatte die Äußerung einiger Mitgäſte einer benachbarten Dorfſchenke, daß Lords und Barone in London bei Nacht nie anders ritten als mit einer Laterne an jedem Kniee, zur Nachahmung ſolcher Sitte begeiſtert, dieſe Sitte aber hinwiederum die hoffnungsvolle Jugend der Stadt zu jubelnder Nachfolge. Das Roß, das ſich nicht ſo leicht in die vornehme Weiſe fand als ſein Herr, ſcheute plötzlich und rannte wütend mit ihm daher, der ſich kaum noch im Sattel hielt. Das Geſchrei und verunglückte Verſuche, es aufzufangen, machten es nur wütender. Noch einige Schritte war es hinter mir, als ich vor mir in dem Fenſter einer Sänfte das lieblichſte Antlitz gewahre. Sie öffnet ängſtlich die Türe; der eine Träger ſtrauchelt, da er, hinter ſich ſehend, das nahende Ungeſtüm gewahrt. Die Sänfte will eben umfallen; mit einem Sprunge ſteh' ich zwiſchen Sänfte und Pferd und fange die Dame auf; das wütende Pferd wirft mich mit dem Kopf gegen die Sänfte; ich raffe mich auf, und nur die Angſt um das lieblichſte Weſen erhält mir eben ſo lang die Beſinnung, bis ich die Ohnmächtige einem Fiaker übergeben und ihn angewieſen habe, wohin er ſie bringen ſoll. –

‚Sehn Sie doch, werteſte Madame Müller‘, ſagte der Magiſter Kauderer – und dies waren die erſten Worte, die ich, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm – ‚ſehen Sie doch, werteſte Madame Müller, der Juvenis macht Anſtalt, wieder zu ſich zu kommen, und ſo empfehle ich mich Ihnen, um in mein Spittel zurückzukehren, eh' geſchloſſen wird.‘

‚Edler Gefährte unſrer Rettungstat,‘ entgegnete eine weibliche Stimme, die etwas ausgeſungen ſchien, ‚edler Kauderer, Sie werden doch unſre liebenswürdige Madame Flötenſpiel noch begrüßen?‘

Zugleich vernahm ich von der andern Seite ein Geſpräch zwiſchen zwei jüngern Stimmen.

‚Und du haſt dich zurückgezogen von ihr, die wir alle für deine beſte Freundin hielten?‘

‚Herzensghismondchen‘, entgegnete die andere, ‚du kennſt mein Zartgefühl. Kann ich mit dieſem Herzen die Freundin einer Tyrannin ſein, der die höhere Weiblichkeit ein Fremdling iſt? Denke dir: Luischen und Belcolore hatten beide ſich Tücher gekauft. Ganz glücklich kommen ſie zu ihr; jede zeigt ihr ihr Tuch und will wiſſen, was ſie dazu meint. Und ſie – nein, es iſt ſchrecklich! Man kann es kaum erzählen! – ſie ſagt: ‚Luischen, Ihr Tuch iſt nicht garſtig, aber‘ – Nein, die arme Belcolore, dies durchſichtige Weſen, – ich kann nicht dran denken, ohne zu weinen, – du mußt wiſſen, wie die Arme an einem Liebeskummer leidet: Eduard, das ſchwarzlockige Ungeheuer, ſtieß ihr den Dolch der Untreue in die Bruſt. Der Menſch trug ſo feine Wäſche, und dennoch war er ein Teufel! – Ja, ſieh: ‚Belcolore,‘ ſagt ſie, Herzensghismondchen – ‚Belcolore,‘ ſagt die Unmenſchliche, ‚Ihr Tuch iſt abſcheulich‘ – denke doch, wie entſetzlich: ‚Belcolore‘, ſagt ſie, ‚Ihr Tuch iſt abſcheulich.‘

‚Nein,‘ ſeufzte die andere tief auf, ‚die Natur wollte eine Tigerin ſchaffen, kein zartes Weib, als ſie ſie geboren werden ließ. Ja, auf das bitterſte mußte dich das erzürnen, du ſanftes Weſen, wie ich dich kenne.‘ Madame Müller ſtreichelte die beiden mit der rechten Hand, in der ſie eine Priſe hielt, und ſagte zwiſchen Freude und Rührung: ‚Daran erkenn' ich meine Pappenheimer. Sehen Sie, teuerſter Magiſter Kauderer; mühſam iſt mein Streben, aber ſo lohnt es ſich.‘

Indem trat die Erwartete, die Herrin des Hauſes, ein, in dem ich mich befand. Magiſter Kauderer und Dame Müller traten ihr entgegen, und da ich mit dem Geſichte gegen die Türe lag, konnt' ich, ohne den Kopf drehen zu müſſen, durch die halbgeſchloſſenen Lider alle drei bequem betrachten.

Madame Flötenſpiel war eine Brünette, halb Juno, halb Venus; Dame Müller ward neben ihr zum Saturnus. Aus den dunkeln Augen der Madame Flötenſpiel ſchaute ein raſches entſchloſſenes Weſen, dem eine gewiſſe ſüße Begehrlichkeit gar anmutig über die Schulter ſah. Ihre Formen hatten die Fülle, die Frauen über Dreißig ſo ſtattlich läßt; ihre Stimme war weich und wohlklingend; dazu gewann dieſer kräftigen und doch ſo anmutigen Erſcheinung ein gewiſſes gutmütig-ſchalkhaftes Weſen jeden Beſchauer. Dame Müller ſchien neben dieſer warmen konkreten Natur ein abſtrakter Begriff. Sie war Blondine und zwar von der langen, hagern, ſtarkknochigen Art, dabei eine Beleſene und Denkerin und hatte ſich mit aller Energie ihres Weſens auf die zarte Weiblichkeit geworfen. Magiſter Kauderer – Du wunderſt dich, daß ich bei dieſen Nebenperſonen meiner Geſchichte mit Vorliebe weile und über die Hauptperſonen und Hauptumſtände deſto ſchneller hinweggleite. Dir wird's begreiflich werden, wenn ich dir ſage, daß ich alle Aufregung ſorgfältig vermeiden muß; weshalb ich, wie du ſiehſt, meinen Puls beſtändig unter den prüfenden Fingern habe. So laß mich denn nur noch andeuten, wie Madame Flötenſpiel mich mit gleichſam taxierendem Blick überſchaute; wie Magiſter Kauderer, Madame Müller und ihre Töchter uns verließen und ich mich ſtellte, als käm' ich eben zur Beſinnung; wie ich heimkehren wollte; wie Madame Flötenſpiel die Angeln ihrer Blicke in meine Augen einzuſenken begann, indem ſie mich verſicherte, ich ſehe einem Freunde ähnlich, der ihr Herz durch Untreue gebrochen, und mich mit Sirenentönen fragte, ob auch ich ſolcher Tat fähig; wie ſie in der Wärme der Unterhaltung ſich neben mich aufs Sofa ſetzte, mir ſchalkhaft in die Augen ſah, ob ich, wie ſie ſagte, ſie ehrlich anſehn könne; wie ſie den einen Arm um meinen Hals legte, damit ich nicht durch Wendung meines Geſichtes aus dem Examen liefe; wie ſie dazwiſchen poſſierliche Streiche trieb und das alles ihr ſo natürlich und anmutig ſtand, daß mir heißer und immer heißer zu Mute ward und ich fühlte, daß meine Beſinnung zum zweitenmal im Schmelzen begriffen ſei, als, ein rettender Engel, Herr Flötenſpiel eintrat; wie ich, um es möglichſt kurz zu machen, endlich, für die Aufnahme dankend, mich empfahl und, nur auf das Verſprechen baldigen Beſuches entlaſſen, dem herbeigerufenen Fiaker beſtieg.

Der Schrecken, die Angſt um die geliebte Geſtalt hatten ein Unwohlſein zur Folge. Vierzehn Tage mußt' ich das Bett hüten. Madame Flötenſpiel zeigte ihre Teilnahme durch öftere Nachfragen nach meinem Befinden; über alle Schmerzen aber und ſelbſt über die Langeweile erhob mich das Bewußtſein des Dienſtes, den ich jenem Weſen geleiſtet hatte, das ich mehr liebte als mich, und nur die Sorge, wie auf ſie der Schreck jener Stunde gewirkt haben möge, konnte der Freudigkeit zuweilen Abbruch tun, von der ich mein ganzes Innere erhellt und erwärmt fühlte.“

Hier unterſuchte er ſeinen Puls. Da er ihn zu bewegt fand, machte er abermals eine Pauſe. Ich aber nahm das zweite Blatt der indiſchen Geſchichte und las:

„Nun trug es ſich zu, daß Galava, als er hinlänglich unterrichtet war, ſeinen Lehrer, den weiſem Jamadagni, anging, ihm zu ſagen, durch welches Geſchenk er ſeine Dankbarkeit gegen ihn an den Tag legen könne. Jamadagni entgegnete ihm, er verlange nichts. Galava wiederholte ſeine Bitte, Jamadagni ſeine Antwort. Da ging Jamadagni hinweg, weil er nicht mehr antworten mochte, aber Galava folgte ihm und ließ nicht ab zu bitten. Und Jamadagni verließ ſeine Einſiedelei und ſeine Säule und floh vor ihm von einem Ende der Welt zum andern, aber Galava verfolgte ihn unermüdlich mit ſeinen Bitten. Da ward der weiſe Lehrer zornig, daß ihm der Bart zitterte. ‚Wohlan,‘ ſchrie er, ‚du Läſtigſter unter allen Menſchen, ſo ſchaffe mir denn ſechshundert Pferde, alle weiß am ganzen Leibe bis auf das rechte Ohr, das ſchwarz ſein muß!‘

Galava ging in ſeine Einſiedelei und betrachtete hundert Jahre lang ſeinen Nabel und büßte, um ſich auf ſeine Reiſe vorzubereiten. Dann begab er ſich mit Urvaſi, die Indra ihm geſchenkt, auf den Weg. Er durchzog die ganze Welt; zuerſt aber kam er zu dem Könige Pururavas, der zweihundert von den Pferden beſaß, die Jamadagni von ihm verlangt hatte. Dieſem gab er Urvaſi zur Frau und erhielt, da die Nymphe dem Könige eine Tochter geboren hatte, die zweihundert Roſſe von ihm zum Geſchenke. Drauf entwich er mit Urvaſi, die die Gabe hatte, daß ſie ewig Jungfrau blieb, nach Perſien zu dem Geiſterfürſten Aſumani und vermählte ihm die Nymphe. Da dieſe dem Geiſterfürſten eine Tochter geboren hatte, erhielt er auch von dieſem die zweihundert Roſſe, die er von jener Art beſaß, wie der weiſe Jamadagni ſie verlangte. Nun waren noch zweihundert ſolcher Tiere auf der Welt; ſie beſaß an der weſtlichen Grenze der Welt ein Held und Fürſt, der von ſeinen Landesgenoſſen Herr Dietrich von Berne genannt war. Von dieſem erhielt er ſie auf gleiche Weiſe, wie er die andern von Pururavas und dem Geiſterkönig Aſumani erhalten hatte. Nun brachte er die Roſſe nebſt der ſchönen Urvaſi zu Jamadagni und ſchenkte ihm beides, die Roſſe und das Mädchen. Urvaſi gebar aber von dem Weiſen ihre vierte Tochter, dann gab ſie Jamadagni dem Galava und Galava dem Indra wieder zurück.“

Das war es, was auf dem zweiten Blatte gedruckt ſtand. Wie ich das dritte beginnen wollte, hatte er ſich wieder erholt und fuhr folgendermaßen in ſeiner Erzählung fort:

„Der Schützenhausgarten war angefüllt mit geputzten Figuren. Nur an einem Tiſchchen war noch Platz für mich. Der mir zunächſt ſitzende Herr wandte mir das Geſicht zu; es war Herr Flötenſpiel. Er grüßte mich mit der ſüßſauern Miene, die ihm eigen zu ſein ſchien, griff ſodann nach dem Glaſe, welches der Kellner mir eben gebracht, trank und ſagte ganz ruhig: ‚Das iſt wohl das Ihre? Mein Arzt hat mir das Bier verboten; nun paſſiert mir immer, daß ich in der Vergeſſenheit ein Glas, das in meiner Nähe ſteht, für das meine anſehe, indem ich denke, ich habe mir welches geben laſſen. Ich würde Bier trinken dürfen wie ſonſt,‘ fuhr er fort, ‚wenn ich nicht geheuratet hätte. Jeden Chriſtenmenſchen ſollte man vor dem Heuraten warnen. Aber ſehen Sie, das kommt davon: Ich kann's meiner Frau nicht wehren, daß ſie Geld von ihrem Vermögen ausgibt und mehr ausgibt, als mir lieb iſt, denn das hat ſie wie noch manches andere ſich, wie wir uns heurateten, ſchriftlich ausbedungen. Sie iſt täglich, wo etwas los iſt, es mag nun Wohltätigkeit getanzt werden oder auch nur ein ſimples Gelärm von einem Gartenkonzert ſein. Nun kann ich nicht zu Hauſe bleiben; ich ſehe innerlich, wie ſie Groſchen vor Groſchen hinwirft, da duldet's mich nicht mehr zu Hauſe. Nun geh' ich in denſelben Garten und ſetze mich, wenn es möglich iſt, an einen Tiſch dem ihrigen gegenüber. Da iſt's denn nun meine ganze Unterhaltung, mich zu ärgern. Kein Kind, kein Dienſtmädchen kann das unglückliche Weib ſehn, ohne daß es ihnen die Backen voll Kuchen ſtopft, und wenn nun ſolch ein ausgehungertes Geſicht von Betteljungen ſo recht ins Zeug hineinbeißt, kann ſie ſich vor Freude kaum laſſen, und ich geſchlagener Mann ſitze nun da und zähle Groſchen um Groſchen nach, und mit jedem Groſchen ſetzt mir der Wurm einen Zahn in den Magen.‘

Als er ſo geſprochen hatte, ſeufzte er tief auf, trank mit einem Zuge mein Glas vollends leer und ſagte trocken: ‚Das iſt wohl das Ihre?‘

‚Flötenſpiel,‘ ſagte ſein Vis-à-Vis, ‚erzählt uns doch einmal den ſiebenjährigen Krieg. Aber erſt ſchaut einmal dort hinüber, wie dem kleinen Veilchenhändler der Kuchen ſchmeckt, den Eure Frau ihm biſſenweiſe in den Mund ſchiebt und ſich tot lachen will, wenn der Kleine den Mund ſchon für den zweiten Biſſen begehrlich öffnet, eh' der erſte noch hinunter iſt.‘

Herr Flötenſpiel ſeufzte auf und drückte ſein Taſchentuch krampfhaft in der Hand zuſammen.

‚Beruhigt Euch!‘ ſagte ein anderer, und alle zuſammen: ‚Erzählt uns den ſiebenjährigen Krieg!‘

‚Mir iſt's gerade nicht ſo‘, entgegnete Herr Flötenſpiel; ‚weil ihr's aber haben wollt, ſo kann's geſchehen. Mein Vater war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn — Das iſt wohl das Ihre? — Gott hab' ihn ſelig, denn er lebte damals noch und hat uns Kindern den ſiebenjährigen Krieg ſo oft erzählt, daß wir ihn auswendig wiſſen. Der ſiebenjährige Krieg war aber ſo:

Die Geſchichte vom ſiebenjährigen Krieg.

Es war ſchon ziemlich weit hin, erzählte mein Vater; ich und eure Mutter waren noch auf. Damals nämlich wurde nicht ſo viel geſchlafen als jetzt, denn die Butter koſtete einen Taler und acht Groſchen, und das Fleiſch war gar nicht zu bezahlen. Lichte und Öl waren nicht wohlfeiler, drum ſaßen wir im Dunkeln oder auch eigentlich nicht im Dunkeln, denn der volle Mond hing in die Stube herein wie ein Kürbis. Mein Vater war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. — Das iſt wohl das Ihre?

Wie geſagt, es war ſchon ſpät, als mein Vater und meine Mutter noch aufſaßen. Sonſt hatt' er abends gewöhnlich in der Bibel geleſen, aber ſeine Augen wurden mit jedem Tag älter, und alles war teuer; da ſprachen ſie nun von dem und dem und von dieſem und von jenem; jetzt fiel meinem Vater etwas ein, dann meiner Mutter; manchmal ſangen ſie auch ein Kirchenlied, denn meine Mutter hatte eine ſchöne Stimme, und Öl und Lichte koſteten noch einmal ſo viel als ſonſt. Der Pfarrer aber war klug genug. Damit er das Geleucht erſparte, kam er abends bald zu dem, bald zu dem, und man mußte ihm noch obendrein Papier geben, worauf er dann mit Bleiſtift, wie er ſagte, etwas aufſchrieb, was ihm eingefallen war. Denn wenn der Pfarrer abends zum Beſuche kam, konnte man ihn nicht im Finſtern ſitzen laſſen. Und ſo macht' er ſeine Predigten, und die guten Narren mußten ihn in Licht und Papier dabei freihalten. Mein Vater aber war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. – Das iſt wohl das Ihre?

Weil nun, wie geſagt, der Pfarrer dieſen Abend nicht bei meinen Eltern war, ſo ſangen ſie noch: ‚Nun ruhen alle Wälder‘, machten die Laden zu und dann die Türe und legten ſich in Gottes Namen zur Ruhe. Es gab damals viele Leute, die nicht ſo ruhig ſchliefen als meine Eltern, denn die Butter koſtete einen Taler und acht Groſchen, und das Fleiſch war nicht zu bezahlen, und der Hunger iſt ein unbequemer Bettgenoſſe; er dreht ſich im leeren Magen hin und her wie einer, der nicht ſchlafen kann, und wer ihn im Leibe hat, dem geht's nicht beſſer. Meine Eltern aber, Gott habe ſie ſelig, ſchliefen, bis ſie aufwachten, und da war die Nacht vorbei, und es war Tag. Denn mein Vater war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. – Das iſt wohl das Ihre?

Nun trank er früh im Bette gern einen Kümmel. Diesmal aber wußt' er nicht, ſollt' er's tun oder ſollt' er's nicht tun. Denn es war alles teuer; die Butter koſtete einen Taler und acht Groſchen, und das Fleiſch war nicht zu bezahlen. Endlich aber dacht' er: ‚Geſtern war der Pfarrer nicht da, und du haſt Geleuchte und Papier zu ſeiner Predigt erſpart. So‘, dacht' er, ‚kannſt du in Gottes Namen einen trinken.‘ Meine Mutter war ſchon auf; eh' ſie noch ihr Halstuch umtat, ging ſie gewöhnlich an den Schrank, worin die Flaſche ſtand. Dasmal aber wurde meinem Vater ſein Kümmel verkümmelt. Draußen ging's auf einmal los, als ſollte die Welt untergehen. Pferde trabten vorbei. Das wieherte und trompetete und raſſelte und fluchte und ſakramentierte dermaßen durcheinander, daß mein Vater mit gleichen Beinen in die Hoſen fuhr. Er war ein beherzter Mann, aber es war ihm nicht einerlei, wie er den Laden aufmachte, um zu ſehen, was es gebe. Und das geſchah nicht nur bei meinen Eltern, ſondern in allen Häuſern war Angſt und Schrecken; draußen aber war der ſiebenjährige Krieg. – Sehen Sie, das war der ſiebenjährige Krieg, und iſt kein Wort davon oder dazu, denn mein Vater war ein eigenſinniger

Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. – Das iſt wohl das Ihre?‘

Nachdem Herr Flötenſpiel ſeiner ſchönen Erzählung halber belobt worden war, forderte man ihn auf, noch etwas Belehrendes der Art zum beſten zu geben. Er aber deutete auf ſeine Frau, die eben aufbrach, und ſagte: ‚Sehen Sie, lieben Freunde, nun wird ſich wo anders geärgert. Gott behüte einen Chriſtenmenſchen vor dem Heuraten. Ich habe ihr ſechzehn Groſchen Courant nachgerechnet, die ſie hier unnötigerweiſe für Kuchen – ſehen Sie; ſie hat ein Stück liegen laſſen; eh’ die Kellner abräumen — Diener von Ihnen.‘

Der Tiſch, den Madame Flötenſpiel und ihre Geſellſchaft innegehabt, wurde alsbald von einer andern eingenommen. Ein ältlicher dicker Herr und zwei junge Damen, die eine von überaus edler Geſtalt, nahmen an ihm Platz. Die Damen ſaßen von mir abgewandt und unterhielten ſich; die kleinere zeigte große Lebendigkeit und ſchien die Koſten des Geſpräches faſt allein zu tragen. Der Herr ſenkte wie in ſtiller Beſchaulichkeit ſein Antlitz nach vorne und hielt ſeine Augen unverwandt auf den unterſten goldenen Knopf des feinen blauen Fracks geheftet, der, über Nankingbeinkleidern zugeknöpft, ſeinen ſtattlichen Leib umgab. Augen, Naſe und Mund waren von ſo bedeutender Größe, daß das ganze Geſicht eben nur aus Augen, Naſe und Mund zu beſtehen ſchien; den träumeriſchen und doch ſcharfen Ausdruck ſeiner Augen verſtärkten noch um ein großes die ſtarken, langhaarigen, ſchwarzgrauen Brauen, die über ſie herabhingen wie Gras und Flechten, aus dem alten Geſteine gewachſen, über die hohlen Fenſter einer Ruine. – Jetzt wandte ſich die edle Geſtalt – ihr Auge glitt über mich hin – ſie war’s, der Engel des Herrn Fintlein, die Sängerin, die von mir Gerettete!

Sie wandte ſich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an den dicken Herrn, dem ſie zu erzählen ſchien, indem ſie zuweilen herüberſah zu mir. Der dicke Herr erhob ſich und kam mit vornehmer Freundlichkeit auf mich zu.

‚Entſchuldigen – meine Tochter ſagt mir ſoeben, in Ihnen erkenne ſie den Retter aus Lebensgefahr, den uns alle angewandte

Mühe bisher nicht auffinden ließ. Darf ich —?‘ unterbrach er ſich ſelbſt, indem er eine koſtbare goldene Doſe präſentierte. ‚Es war mir äußerſt unangenehm‘, fuhr er dann fort; ‚denn ich bleibe nicht gern ſchuldig — Mein Name iſt Jammerdegen, Ich bin, wie Sie wohl gehört haben werden, Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann beim Landtage und dergleichen. Kommen Sie doch mit herüber. Sie heißen? —‘

Ich nannte meinen Namen und folgte ihm pochenden Herzens. Es iſt wahrlich nichts Kleines, auf einmal mit allen ſeinen Unvollkommenheiten vor der zu ſtehen, um deren Heiligenbild man einen Himmel gebaut hat von geträumten Herrlichkeiten, und nun einem ſolchen Blick begegnen zu müſſen, vor deſſen Klarheit alles Geckiſche, alles Verwirrte, Düſtere, Unganze in uns abfällt und wir mit Schrecken ſehen, wie arm wir ſind und daß nun eigentlich gar nichts in uns ſtehen bleibt, was ihr gefallen könnte, der zu gefallen der einzige Wunſch unſers Lebens iſt. Und doch lag in dieſem Blick eine Milde, ein Verſöhnendes, Friedengebendes, ein — Da haben wir's; mein Puls läutet wieder einmal Fieberſturm.“

Er ging auf und ab, um ſich zu beruhigen; derweile nahm ich das dritte Blatt der indiſchen Geſchichte und las:

„Die vier Töchter der Urvaſi wuchſen auf und wurden der Mutter gleich an Schönheit und Anmut, ſo daß jede in dem Land ihres Vaters für das Schönſte galt, was je ein Auge geſehen. Urvaſi, die gern einmal ihrer ſich erfreuen wollte, bat Indra, dieſen Wunſch ihr zu gewähren. Da ſchickte Indra ſeine Gandharbas ab, die ſie während der Nacht von ihrem Lager holten und ſie zu Urvaſi brachten, ohne daß die Schlummernden gewahr wurden, was mit ihnen vorging. So ſehr ſie beim Erwachen ſtaunten, ſich an einem ihnen fremden Orte zu befinden, ſo gewannen ſie ſich bald lieb und gewannen ſich ſo lieb, daß ſie ſich nie wieder trennen wollten. Auf Urvaſis Bitten wies Indra den Prinzeſſinnen einen der herrlichen Haine von Gandhamadana zum Aufenthalte an. Dort freuten ſie ſich in ewiger Jugend der heitern Gegenwart und ihrer Liebe. Jetzt erquickten ſie die ſchmachtenden Lotosblätter ihrer Glieder in den kryſtallenen Fluten des Mandakini, und es kamen die goldgelben Schwäne herbei, ſchmiegten ſich liebkoſend unter ſie und trugen ſie wie lebendige Kähne am ſchattigen Ufer dahin; wenn ſie ſchlummerten, fächelten ſie unzählige weiße Pfauen mit ihren ſtolzen Schweifen, und der ſüße Koil wiegte ſie ein und weckte ſie wieder mit ſeinen ſchönſten Liedern. Und ſie liebten ſich ſo, daß ſie umarmt gingen, umarmt ſaßen und umarmt ſchliefen. Und ließen ſich ihre Hände im Schlummer, ſo ſchraken ſie auf und faßten ſich von neuem.

Eines Tages erwachten die drei älteſten eher als die jüngſte, und weil dieſe ſo ſanft ſchlummerte, blieben ſie ruhig neben ihr liegen, damit ſie ſie nicht weckten. Da ſagte die älteſte zu den beiden andern: ‚Sehet doch, Geliebte, welch ſeltſamer Hügel unter den dichten ſchattenreichen Äſten des breiten Jambu dort!‘

‚Es ſind Zellen der weißen Ameiſe,‘ ſagte die zweite, ‚und aus den Zellen iſt Kuſagras gewachſen und buntfarbiges Moos.‘

‚Was aber,‘ ſagte die erſte wieder, ‚mag den Glanz verurſachen, der aus dem Hügel durch die beiden Öffnungen dringt, die nebeneinander ſtehen wie zwei Schweſterſterne?‘

‚Gewiß,‘ ſagte die dritte, ‚ſind es zwei edele Steine; wollt ihr, ſo graben wir ſie aus.‘

Da die jüngſte eben erwachte, ſo begaben ſie ſich zu dem Hügel der weißen Ameiſen; jede der drei älteſten brach einen Kuſahalm ab und fuhr damit in eine der beiden Öffnungen. Kaum aber hatten ſie die Halme eingeſenkt, als Blut aus den Öffnungen drang. Da erſchraken die Mädchen, daß ihre Haut erſtarrte und ihre Antilopenherzen zitterten.

Es war aber Chyavana, der Sohn Brigas, des Sohnes Brahmas, der gewaltigſte aller Weiſen, der, über himmliſchen Dingen brütend, ſeinen Nabel alſo tiefſinnend beſchaute, daß ihn die weißen Ameiſen mit ihren Neſtern überbaut hatten. Aus einigen der verwitterten Neſter war Gras und Moos gewachſen. Urvaſi, die eben daherkam, als ihre älteſten Töchter dem Weiſen mit Kuſahalmen in die Augen ſtachen, fürchtete die Rache des Gewaltigen und bat Indra, er möge die drei in die entfernteſte Weltgegend entrücken. Indra gewährte ihr die Bitte und entrückte ſie ſamt dem Haine von Gandhamadana in den fernſten Weſten der Welt. Aber der weiſe Chyavana erhob ſich und ſchüttelte im Zorn ſeine Glieder, daß die Ameiſen von ſeinem Leibe weithin in die Lüfte ſtoben. Seitdem findet man die Ameiſen in aller Welt. Und Chyavana fluchte den Mädchen und dem Lande, das ſie aufnahm, und ſprach: ‚So ſoll Flachheit Land und Volk ſtrafen, wohin ihr floht vor meinem Zorn. Einander nahe ſeid ewig getrennt. Nur dann endet die Kraft meines Fluches, wenn –‘ hier fiel der erzürnte Weiſe in eine fremde Sprache. Folgende ſind die Worte, die er ſprach und die bis jetzt kein Brahmane enträtſelt hat. Hier ſtehen, merkt der Überſetzer an, in Sanskritlettern folgende deutſche Worte: ‚Wenn, wo ihr lebt, ein reicher Buchhändler einſt einem unberühmten Autor den Verlag eines ſeiner Werke und zugleich ſeine einzige Tochter ſelbſt zum Weibe anbietet.‘ Urvaſi, ſo fährt das Manuſkript fort, Urvaſi, die das Schreckliche vernommen und Schrecklicheres noch befürchtete, fiel ihm zu Füßen und richtete die unwiderſtehlichen Blicke ihrer Lotosaugen bittend auf ihn. Als die Nymphe ſo im ganzen verführeriſchen Glanze ihrer Reize vor ihm lag, begann ſein Mund zu ſtammeln, ſeine Augen gruben ſich ein in ihre Schönheit wie zwei lüſterne Bienen ins Schattiginnerſte der Mangoblume, und er vermochte nicht, ihnen zu wehren. Da floh er in eine Einſiedelei, und es währte hundert Jahre der Selbſtbeſchauung und Buße, bis ſeine Bruſt wieder ſo ruhig atmete, daß er fortſprechen konnte die Worte ſeines Fluches. Aber von ſeinem Feuer glimmten nun auch nur die Kohlen noch. Und er ſprach: ‚Barmherzigkeit will ich üben um deiner Schönheit willen, wo ich das Schwert des Rechtes gezückt in meinen Händen führe. Euch ſei das Süßeſte, was Menſchen und Götter kennen, die der Beſchaulichkeit nicht leben, euch ſei die Lieblichkeit der Liebe ein Troſt. Doch jede von euch ſoll dem, den ſie erkieſt, eine Bedingung auflegen, die –‘ Der Weiſe ſchien noch viel zu ſprechen, aber er murmelte, ſchon wieder in die Betrachtung ſeines Nabels ſich vertiefend, ſo leiſe, daß der Bart die Worte fraß und das Ohr der Weltgeſchichte vergeblich lauſchte.“

Das war es, was auf den drei Blättern ſtand; mithin war ich am Ende der Geſchichte von der Erſchaffung der Nymphe Urvaſi, von den ſechshundert weißen Pferden, jedes mit einem ſchwarzen Ohr, und von dem Fluche des heiligen Weiſen Chyavana. –

Er fuhr fort in der Erzählung der Liebesgeſchichte: Zu ſtille Liebe: „Was ſoll ich zu meinem Schmerze jedes Wort wiederholen, was wir wechſelten, während Herr Jammerdegen in tiefer Beſchaulichkeit den unterſten der fünf goldenen Knöpfe betrachtete; was ſoll ich die Schneide meiner Sehnſucht ſchärfen durch die Aufzählung und Schilderung der Blicke, die bald Boten wurden eines ſüßen Verſtändniſſes? Dir genügt zu wiſſen, daß wir uns öfter ſahen, daß wir beide wußten, daß wir uns liebten, ohne daß ein Wort dies Verhältnis je berührt hätte. Das Kind eines Buchhalters von Herrn Jammerdegen, ein wunderſchöner Knabe, den Fides ſtets um ſich hatte, war das Mittelweſen, in dem wir uns körperlich berührten. Es ſtarb. Ein Lied, wenn man einen ſolchen kunſtloſen Erguß Lied nennen mag, das ich zu jener Zeit aufſchrieb, mag dir die Sache erklären. Späterhin hab' ich ihm den Namen gegeben:

Zu ſtille Liebe

Ein Dämmerlied

Zwei liebten ſich und wollten's ſich nicht ſagen.
Sie küßten ſich auf eines Kindes Munde,
Beſchauten ſich nur durch des Kindes Augen
Und ſprachen ſich nur durch den Mund des Kindes.
Da ſtarb das Kind. Nun konnten ſie nicht ſprechen,
Nicht ſehen mehr und auch nicht mehr ſich küſſen.
Da haben ſie ſich ganz in ſich gezogen,
Und immer fremder ſind ſie ſich geworden
Und haben immer heißer ſich geliebet,
Nach Kuß und Blick geſehnt und ſüßer Rede
Und ſind am End' vor Sehnſucht gar geſtorben.

So ſtanden die Sachen, als eines Tages auf dem Auguſtusplatze ein Freund mir begegnete, der mit wichtigem Blick mich fragte, ob ich eine Neuigkeit wiſſen wolle. ‚Weißt du denn, daß Jammerdegens Fides heuratet?‘

Soll ich das Chaos von Schrecken, Schmerz, Wahnſinn noch einmal fühlen, indem ich dir erzähle, wie mir bei dieſen Worten zu Mute ward? Der Freund ſchien meinen Zuſtand nicht zu bemerken und fuhr fort: ‚Alle Welt wundert ſich, daß das ſchöne reiche Mädchen ſolch einen verlebten kranken Häßlichen heuraten will. Aber die Krankheit und die Häßlichkeit des Patrons iſt es eben, was ſie ihm gewonnen hat. Weil ſie ſo ganz anders iſt wie die andern, iſt ſie allen ein Rätſel. Können ſie doch ſchon nicht begreifen, wie ſie, die nicht etwa eine Kopfhängerin oder ein überzartes Leipziger Weſen, ſondern ein lebenskräftiges und geſundes Mädchen iſt, nicht an Bällen und dergleichen Vergnügen findet und ſich nur wohlbefindet, wo ſie helfen kann, unter Armen und Kranken – von denen auch du einer biſt. Dazu kommt noch, daß der unermeßlich reiche Bräutigam ihr eine ſehr bedeutende Summe jährlich zur Dispoſition zu ſtellen verſprochen hat, wenn ſie ihn heurate, mit deren Hülfe ſie ihren Trieb zum Wohltun leichter befriedigen kann.‘

Der Freund verließ mich. Ein Froſt ſchüttelte mich, ich fühlte den Tod in allen meinen Gliedern. Ich wußte, daß, was der Freund mir erzählt, nur ein lügenhaftes Gerücht ſein konnte, dennoch wurde mir immer fieberiſcher. So ging ich denn in die Walderich'ſche Reſtauration, die, wie du weißt, in der Dresdener Straße der Poſt gegenüber liegt, um Zerſtreuung und Erwärmung in einem Glaſe Punſch zu ſuchen; eine Hoffnung, die kurz vor mir drei junge Männer hereingeführt hatte, die, wie du bald hören wirſt, an demſelben Übel litten wie ich.

‚Ich kann's nicht begreifen,‘ ſagte Herr Walderich, ‚wie man ſolche Dummheiten nachreden kann, die irgend ein loſer Vogel erſonnen hat, einem Albernen etwas aufzubinden. Zweierlei kann mich zum unbändigſten Zorn reizen, nämlich wenn einer mir zeigt, daß er mich für ſchlecht oder daß er mich für dumm hält.‘

‚Ich ſage Ihnen,‘ entgegnete einer von den Gäſten, ‚die ganze Stadt iſt voll von den drei Dingen. Erſtlich einmal ſoll ſich am letzten

Freitag im Februar auf dem Schneckenberg ein herrliches Schloß haben ſehen laſſen.‘

Ein langer Seufzer unterbrach den Sprechenden. Er kam von einem Tiſche, an dem drei junge Männer ſaßen.

‚Zum zweiten‘, fuhr jener fort, ‚logiert im Hôtel de Bavière gegenwärtig eine Dame von unendlichen Reichtümern, die anſtatt eines Kopfes, wie es bei lebendigen Menſchen üblich, einen Totenkopf auf dem Halſe trägt.‘

Wieder erſcholl von jenem Tiſche her ein Seufzer.

‚Die dritte Merkwürdigkeit endlich iſt, daß alle acht Tage im Härtel'ſchen Palais bei Nacht eine wunderſam-fremdartige Muſik ſich hören läßt, ohne daß ein lebendiger Menſch drinnen ſich aufhält.‘

Ein dritter Seufzer erklang von dem Tiſche, an dem die drei jungen Männer ſaßen, und lenkte alle Blicke dahin. Es waren drei blaſſe Geſichter; das eine zeichnete ein außerordentlich langes Haar, das zweite ein ſchwarzes Pflaſter auf der linken Wange, das dritte ein ſtarker Knebelbart aus. Auf jedem der drei Geſichter ſtand in deutlichen Lettern das verlorene Lebensglück zu leſen. Keiner ſprach eher ein Wort, als da die andern Gäſte, im Schachſpiel vertieft, ſie nicht mehr zu gewahren ſchienen. Da mich die drei ungemein intereſſierten und ich in der Stimmung, in welche mich des Freundes Mitteilung verſetzt hatte, mich vor dem Tête-à-Tête mit mir ſelbſt fürchtete, ſo ließ ich eine Bowle Punſch bringen und bat jene, meine Gäſte zu ſein. Ich erfuhr nun, daß ſie drei Literaten waren; der Langhaarige gab ſich daneben mit dem Sanskrit ab, der mit dem Pflaſter hatte ſich auf das Altdeutſche und auf die politiſche Poeſie geworfen, der Literatus mit dem Knebelbarte endlich überſetzte perſiſche Lieder ins Deutſche.

Wir wurden bei jedem Glaſe bekannter. Endlich ſagt' ich, indem ich das meine erhob: ‚Was wir wünſchen!‘ Alle drei ſeufzten auf wie vorhin bei der Erzählung von den drei Gerüchten. Da der Langhaarige meine Verwunderung bemerkte, ſagte er: ‚Sie wundern ſich über den Eindruck, den das Wort „Wünſche“ auf mich gemacht hat; wollen Sie die Erzählung meiner Schickſale anhören, werden Sie ihn begreiflich finden.‘ Er erzählte:

Geſchichte des erſten Literaten.

‚In meinem ſiebenzehnten Jahre‘, begann der erſte Literat ſeine Geſchichte, ‚in meinem ſiebenzehnten Jahre war ich Laufburſche bei dem Schuhmachermeiſter Fintlein in der kleinen Fleiſchergaſſe. Ich fühlte auf das lebendigſte in mir, daß ich zu andern Dingen beſtimmt ſei als zum Waſſerholen, Stiefelwichſen und was damals noch ſonſt meines Amtes war. Da ich nun dies alles mit Widerwillen trieb, ſo iſt es kein Wunder, daß es oft nicht zu meinem Lobe ausfiel und ich böſer Worte genug vernehmen mußte, was meinen Widerwillen nur wieder verſtärkte. Das einzige, was in jenen Tagen trauriger Knechtſchaft mich erhielt, war ein Freundſchaftsbund, den ich mit zwei gleichgeplagten Weſen geſtiftet hatte. Der eine, ein ſchlanker zarter Junge, war dem Schneidermeiſter Heidermann eine Treppe tiefer das, was ich eine Treppe höher Herrn Fintlein war. Der andere, der Pflegſohn einer gewiſſen Madame Müller, ein blonder Krauskopf mit treuherzig-blauen Augen und roten Backen, wohnte uns gegenüber. Wir wußten uns auf unſern Berufswegen zu begegnen; da ging denn die eine Hälfte des halben Stündchens, das wir zu erübrigen wußten, mit Klagen über die Gegenwart, die andere Hälfte mit Träumen in die Zukunft hin. So ſaßen wir einſt, während unſere Tyrannen uns im Schweiße unſers Angeſichtes glaubten, ganz gemütlich beiſammen. Einige noch unbeſetzte Buden und unausgepackte Kiſten — denn es war gerade die Oſtermeſſe — verbargen uns vor jedem Späheraug', das unſere Muße unſern Tyrannen hätte verraten können. Wir ſaßen auf unſern Holzpantoffeln zu ebener Erde und ſchauten träumend in das helle Frühlingsgewölk hinein, das eilend über uns dahinzog.

Endlich ſagt' ich: ‚Wißt ihr, was ich eigentlich werden möchte? — Ein ſchwediſcher General! Da dürfte mich Herr Fintlein nicht um jede Kleinigkeit aushunzen, und wenn ich Semmeln holte, ging' ich in Uniform. Wie würde der dicke Bäcker dann Reſpekt bekommen, und Madame Nauplius, die hübſche junge Fleiſcherin an der Ecke, was würde die für Augen machen!‘‘

Hier unterbrach den Literaten mit dem langen Haar der Literat mit dem Pflaſter, und ſeine Stimme zitterte vor Freude: ‚Der ſchlanke Schneiderjunge hatte ſeine Augen feſt auf das große Haus gerichtet, welches ihm gegenüberſtand. ‚Wenn ich das große Haus hätte‘, ſagt' er, ‚brauchten wir nicht mehr auf offener Straße zuſammenzukommen, wo einer unſerer Tyrannen uns doch einmal finden kann. Das ſchönſte Zimmer behielten wir dazu; das Übrige würde vermietet und dafür Pfefferkuchen gegeſſen.‘‘

Der Literatus mit dem Knebelbarte ſtand auf und ſprach in großer Bewegung: ‚Der kleine blonde Krauskopf aber ſagte: ‚Wer ein Paſcha von drei Roßſchweifen wäre! Dann weint' ich nicht mehr, wenn ich betteln muß, ſondern zöge meinen türkiſchen Säbel heraus. Wie würde mich dann Madame Müller loben, brächt' ich nicht bloß ſchlechte Pfennige nach Hauſe.‘‘

Noch nicht ausgeſprochen hatte der dritte Literatus, als ſich alle drei lachend und weinend in den Armen lagen.

Hundert Fragen flogen hin und her. ‚Erzähle du nun fort,‘ ſagte der zweite Literatus, ‚dann melden auch wir nach der Reihe unſere Abenteuer; auf dieſe Weiſe erfahren wir in kürzerer Zeit und in beſſerer Ordnung, wie es jedem ging und wie es ihm noch geht, als durch verwirrendes Hin- und Herfragen.‘

So fuhr denn der erſte Literatus in ſeiner Geſchichte fort: ‚Wir träumten‘, ſagt' er, ‚und träumten; darüber verging Stunde um Stunde, und die einbrechende Nacht erinnerte uns zu ſpät an das Nachhauſegehn. Wir ſtoben auseinander und haben einander nicht wiedergeſehen, bis wir nun uns ſo unerwartet wiedergefunden haben. Wie ich nach Hauſe kam, blieb Meiſter Fintlein ruhig auf ſeiner Brücke ſitzen und ſah ſich nicht einmal nach mir um, ſondern zeigte jene ſchreckliche Ruhe, die einem Gewitterſturm voranzugehen pflegt. Ein alter verabſchiedeter preußiſcher Korporal, der ihn jeden Abend zu beſuchen pflegte, ſaß ihm gegenüber und dampfte aus einem tönernen Pfeifenſtück, das er, wenn er einige Züge getan, vor ſich hin hielt, indem er es nachdenklich zu betrachten ſchien. Endlich bewegte er nach alter Leute Art erſt wie ſprechend den Mund, eh' er begann: ‚Ich weiß nicht, Monſieur Fintlein, ob Sie die Geſchichte wiſſen vom alten Fritzen, die ſich im Anfang des ſiebenjährigen Krieges zugetragen hat.‘ Herr Fintlein verneinte.

‚Ja ſeht Ihr‘, ſagte der alte Soldat, ‚der alte Fritze hatte einen Blick in ſeinen Augen, der deſperat war. Wenn er einen armen Sünder nur anſah, ſo fiel der in die Kniee und geſtand alles, was er auf ſeinem Gewiſſen hatte. Wenn er dieſen Blick nicht hatte, war er in der Schlacht bei Lowoſitz verloren. Da ſieht er ſich einmal per Zufall um, und was ſieht er? Einen öſterreichiſchen Grenadier ſieht er ganz in der Nähe, der die Flinte auf ihn angeſchlagen hat und eben losſchießen will. Da denkt der alte Fritz: ‚Wenn der losſchießt, ſo iſt der ſiebenjährige Krieg in den vier erſten Wochen zu Ende.‘ Was tut nun der alte Fritz? Der alte Fritz ſieht den Kerl mit ſeinem deſperaten Blick an, ſo daß der hinfällt vor ihm, die Flinte wegwirft und anfängt, alle ſeine Sünden zu geſtehen, die er in ſeinem Leben begangen hat. Aber der alte Fritz lachte ſich ins Fäuſtchen, daß das Ding ſo gut abgelaufen war, und ritt davon.‘

Meiſter Fintlein lachte ärger als der alte Fritz und konnte ſich gar nicht wieder zufrieden geben. Der Korporal aber, der nicht ſicherer zu beleidigen war, als wenn man über ſeine Geſchichten lachte, ſtieg von ſeinem Stuhle auf und ging mit einem kirſchroten Geſichte umher, indem er leiſe vor ſich hin fluchte. Ein böſes Ungefähr, wenigſtens hielt ich es damals dafür, ein böſes Ungefähr wollte, daß er in dieſer Stimmung meiner anſichtig wurde. Ich ſaß in einer Ecke und ſpann Hanf. Er trat vor mich hin, wichſte ſeinen grauen Schnauzbart und ſchnauzte mich an: ‚Willſt du auch ſolch ein Schuſter, ſolch ein Monſieur Pechvogel werden?‘

‚Nein, Herr Korporal‘, ſagt’ ich in Angſt; ‚ich will kein Schuſter werden, aber ein General will ich werden.‘

‚Was?‘ ſchrie der alte Soldat, froh, eine Kreatur gefunden zu haben, an der er ſeinen Zorn auslaſſen konnte. ‚Ich hab’s nicht weiter gebracht als bis zum Korporal, und ſolch ein Eſel von Schuſterjungen will General werden? Und ſolch ein Monſieur Fintlein will mir meine Geſchichten verdeteſtieren?‘

Damit zog er mich mit der Kraft eines alten Löwen hinter meinem

Spinnrade vor, warf mich über einen Schemel und bearbeitete mich mit ſeinem alten Korporalſtock auf das beſte.

Herr Fintlein aber geriet aus ſeinem Lachen plötzlich in gleichen Zorn. ‚Solch ein Korporalſtecken will dem Fintlein eins aufſtecken? Wer's aber nicht ruhig einſteckt, das will ich ihm ſtecken!‘ So ſchrie Herr Fintlein und – ſchlug mit dem Korporal um die Wette auf mich los.

‚Ich habe andern Leuten meine Geſchichten erzählt; dem General Möllendorf hab' ich meine Geſchichten erzählt! Weiß Er das?‘

‚Dieſer Junge iſt dazu da, daß ich ihn prügle; es hat niemand anders meinen Jungen zu prügeln. Ich bin ſelbſt alt genug, meinen Jungen zu prügeln! Weiß Er das?‘

So wurden die beiden, indem ſie ſich zankten, immer heftiger, und ich Unglücklicher konnte an einem gewiſſen Teil meines Leibes ihre zunehmende Hitze gradweiſe meſſen. Lang ertrug ich's mit heldenmäßiger Faſſung, endlich aber riß ich mich los und rannte vor Schmerz und Wut laut weinend davon.

Wo und wie lang ich nun, von Schmerz, Scham und Wut betäubt, herumgelaufen ſein mag, das weiß Gott. Die Beſinnung kam mir wieder in der Gegend des Café français, als ich mich vergebens fragte, ob ich wache oder ob ich träume. Denn vor mir lag ſtatt des Schneckenberges ein herrliches Schloß, rotglühend, wie aus einem einzigen Rubin geſchnitten. Und rings um das Schloß wiegten rieſige Bäume ihre ſeltſam geformten Blätter in ſommerwarmer, von den ſüßeſten Düften träufender Luft. Große rote Blumen, wie ich hernach erfuhr, Lotosblumen, winkten aus dem ſmaragdenen Grün wie halbgeöffnete küſſedurſtige Mädchenmünde. Ohne zu wiſſen, was ich tat, ſchritt ich immer weiter in dieſe Herrlichkeit hinein. Jetzt dehnte ſich, zitternd im Mondenſcheine, unüberſehbar vor mir ein blinkender See, von weißen und goldgelben Schwänen berudert. Drin ſpiegelte ſich das rubinrote Schloß und die ſchlanken Palmen mit den tauſend und abertauſend Pfauen, deren Flügelſchlag die lauen Lüfte ſanft kühlend bewegte. Der See hatte ſeinen Zufluß von einem Waſſerfall, der in unzähligen Abſätzen von einem Gebirge herabkam, welches, in dunkeln Wald gekleidet, von Höhe zu Höhe aufſtieg, bis ſeine letzten blauen Spitzen mit dem Himmel verſchwammen. Hier rollten die Waſſer mit ſanfter Gewalt zu Tal in den See hinab; ein Brauſen aus der Ferne erzählte, daß ſie weiter oben jäher herabſtürzen müßten. Rechts, wo ein Teil der Waſſer von dem andern ſich trennte, um nach kleinem Umwege wie verirrt, zwiſchen ſchattigem Gebüſche hin- und herwankend, nach dem See ſich hinzufühlen, glaubt' ich unter blühendem Jasmin eine menſchliche Geſtalt ruhen zu ſehn. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war das ſchönſte Weib, das man ſehen konnte. Halb lag ſie, halb ſaß ſie; den rechten nackten Arm hatte ſie wie ſelbſtvergeſſen über ſich ausgeſtreckt, ſo daß das Waſſer des kleinern Falles, an ihrer Hand ſich brechend, in funkelndem Staubregen über die ganze liebliche Geſtalt dahinſtob und ſie mit einem Schleier von dem feinſten Silberflor überdeckt ſchien. Über die ſchlanken Glieder, deren Schönheit ein grünes Gewand nicht verbarg, war eine ſüße Mattigkeit ausgegoſſen; der Buſen zuckte von Zeit zu Zeit, wie mit einem Kummer ringend, auf; das lieblichſte Mädchenantlitz war auf die Seite geſunken; um den Mund wohnte der reizendſte Ausdruck ſchmerzlicher Sehnſucht, und die großen dunkeln Augen waren halb träumend, halb ſuchend nach der Ferne gerichtet.

Ich ſtand in einem nahen Buſche und wagte nicht zu atmen; da ſagte die wunderſchöne Geſtalt halblaut vor ſich hin: ‚Es kommt wieder keiner; es kommt wieder keiner.‘ Der wunderbar klagende Ton klang mir in der Seele wieder; mein eigenes Ungemach war vergeſſen über dem Schmerz, von dem ich dieſes Weſen tyranniſiert ſah, deſſen unausſprechliche Anmut meine ganze Seele eingenommen hatte. Er weckte einen nie gefühlten, nie geahnten Heroismus in mir. Ich hielt mich nicht mehr und ſtürzte vor ihr auf die Knice, die mich verwundert freundlich betrachtete.

‚Nehmen Sie mein Leben, Mamſellchen, wenn es Ihnen helfen kann!‘ ſo rief ich, indem ich mich innerlich über mich ſelber wunderte, wie ich zu der Herzhaftigkeit komme, ſo zu einer ſo vornehmen Dame zu reden. Schon fürchtete ich, ſie werd' es übelnehmen, aber ſie erhob ſich und lachte laut vor Freude und klatſchte in die Hände wie ein recht fröhliches Kind; aber es ſtand ihr das alles ſo ſchön und majeſtätiſch wie vorhin der Ausdruck des Schmerzes. Von dem See kamen auf das Klatſchen ſechs Schwäne auf mich zu, die mich, ich weiß heute noch nicht, wie es zuging, in die Luft hoben und mit mir davonflogen. Erſt wußt' ich nicht, ſollt' ich mich fürchten; bald aber gefiel mir dieſe Partie außerordentlich. Ich lag wie auf dem weichſten Bette und hatte ganz das angenehme Gefühl, als wenn ich zuweilen im Traume flog. Nun ließen ſie ſich ſanft herab und trugen mich in ein grünes, rings mit Spiegeln verziertes Gemach, auf deſſen Boden ein Baſſin von weißem Marmor angebracht war. Als ſie mit ihren Schnäbeln an meinem Schuſterſchurz zupften, verſtand ich ſie und legte den Schurz, ebenſo meine übrigen Kleidungsſtücke und meine Holzpantoffeln ab, worauf ſie mich mit ſanfter Gewalt in das Baſſin drängten, das mit lauem Waſſer ſoweit angefüllt war, daß es, wenn ich drin ſaß, mich bis zum Hals bedeckte. Da ich zu verſtehen glaubte, was ich ſolle, ſo ſäuberte ich mich nach Kräften. Das Waſſer mußte eine wunderbare Kraft beſitzen, denn ich mußte ſelbſt die Weiße und Zartheit bewundern, die meine Haut nach dem Bade zeigte. Die Schwäne hoben mich abermals auf und trugen mich in ein anderes Baſſin, das wie Roſen duftete und, wie ich nachher erfuhr, mit Roſenöl gefüllt war. Als ich aus dieſem Baſſin ſtieg, ſah ich mich in den unzähligen Spiegeln und wunderte mich ſelbſt über mein ſchönes Anſehen. Die Schwäne brachten mir von Jasmin duftende Kleider von fremdartigem Schnitt, in deren Gebrauch ich mich nun ſo leicht fand, als ſei ich von Kind an an dieſe Tracht gewöhnt. War aber meine Außenſeite verändert, ſo war es mein Inneres noch viel mehr. Der ganze Schuſterjunge war durch dieſes Bad aus meiner Perſönlichkeit herausgeſchwemmt; ich begriff ſelbſt nicht, wie ich zu den hohen Gedanken kam, die in den gewählteſten Ausdrücken mir nur ſo von der Zunge floſſen.

Als ich der Spiegel nicht mehr bedurfte, rauſchte es rings um mich auf, und ich merkte nun erſt, daß die grünen Wände von den dichten Zweigen des Sambu gebildet waren, daß, was ich für die blaue Decke des Gemachs gehalten, der blaue Himmel ſelbſt und die Spiegel nichts anders als die ausgebreiteten Schwänze weißer Pfauen geweſen waren. Nun hoben mich die Schwäne abermals auf und brachten mich in einen herrlichen Hain voll von den lieblichſten Vögelgeſängen. Sie hatten mich kaum niedergeſetzt, als ich die ſchöne Jungfrau von einem goldenen Throne herabſteigen und mir entgegenkommen ſah. Sie war herrlich geſchmückt, ihr ſchönſter Schmuck aber ein wahrhaft königlicher Anſtand neben dem ſchamhafteſten mädchenhafteſten Weſen. ‚Heil‘, ſagte ſie, indem ſie ſich entſchleierte und mich mit roten Aſokablumen überſtreute, „Heil meinem Herrn!‘ Dann faßte ſie mich bei der Hand und hieß mich, mich auf einen ebenfalls goldenen Thron ſetzen, der neben dem ihrigen ſtand. ‚Teuerſter Prinz‘, fuhr ſie fort, ‚von nun ſeh’ ich Euch für meinen Herrn und Gatten an, und alles, was Ihr ſehet, dieſer große frucht- und tierereiche Hain wie das Rubinſchloß mit ſeinen ſieben Höfen, alles, was ich beſitze, iſt Euer Eigentum, wie ich ſelbſt es bin. Aber es iſt ſchon ſpät, und Ihr werdet der Ruhe bedürfen.‘ Sie klatſchte in die Hände, und von dem See her kamen die Schwäne, hoben uns auf und trugen uns in das Schloß, und zwar in das herrlichſte heimlichſte Schlafgemach, das man ſich denken kann.

So ſchnell ich vorhin mich angekleidet hatte – wieviel ſchneller kleidete ich mich nun aus! Als wir beide das Lager beſtiegen hatten, ſchlug ich trunken von Seligkeit meine Arme um ſie. Wie erſtaunt’ ich, wie ſchmerzte mich, als ſie meine Zärtlichkeit nicht allein nicht erwiderte, ſondern ſich mir entwand und ſich erhob, wie ich glauben mußte, um mich zu verlaſſen.

‚Nicht ſo, Prinz‘, ſprach ſie mit Ernſt. ‚Wiſſet, daß ich Vaſanta bin, eine von den drei unglücklichen Prinzeſſinnen, die dem heiligen Chyavana mit Kuſagras in die Augen ſtachen. Da ich die letzte war, die es tat, bin ich, obwohl zu Strafe, doch zu geringerer von ihm verdammt als meine geliebteſten Schweſtern, dieſe ſo ärmſten und beklagenswerteſten Frauen, wie ſie die ſchönſten und beſten ſind. Dieſe Strafe beſteht darin, daß ich, ihnen nahe, dennoch ewig von ihnen getrennt bin. Nur der Liebe iſt es vergönnt, über dieſes Ungemach mich zu tröſten. Und zwar kann nur ein Goldenſonntagskind mein Gatte werden, da kein anderer weder mich noch mein Schloß und meine übrigen Beſitztümer gewahr werden kann. Jeder andere ſieht nur einen kleinen Sumpf, über den hinweg der Blick einen Ruhepunkt findet, eh' er noch der Ruhe begehrt, und einen Ruhepunkt findet in dem unſchönen Hinterteil eines gemäſteten Engels auf der Höhe des Berges von der traurigen Geſtalt. Ihr ſeid ſolch ein Goldenſonntagskind, das mir Indra zugeſchickt hat. Ihr ſeid nun mein Gatte und Herr und könnet in ewiger Jugend und Schönheit bei mir wohnen, wenn Ihr nur eins zu tun feſt gewillet ſeid. Dies eine iſt, daß Ihr nie das Mal zu ſehen begehret, welches ich auf meiner linken Hüfte trage. Wollet Ihr mich nun ganz beſitzen, ſo ſchwöret mir, dies eine zu halten.'

Ich ſchwor. Sie nahm mich hierauf, indem ſie vor Scham und Freude errötete, liebevoll in die Arme, küßte mich auf den Mund und ſagte mit dem ſüßeſten Tone: ‚Oh, halte deinen Schwur, mein liebes Herz, daß du mein bleibſt, den ich mehr liebe als mich; ſowie du ihn brichſt, ſind wir ewig geſchieden.' —

So führten wir nun ein Leben, in dem Sorge, Ärger und Gram Fremdlinge waren. Sie zeigte mir mit jedem Tage mehr Liebe; jeder Tag wies mir neue Reize an ihr. Weit entfernt, daß der ungeſtörte Beſitz Überdruß oder auch nur vorübergehendes Erkalten erzeugt hätte, wuchs unſere Seligkeit mit jedem Tage; ſie war ſo reich, daß ſie immer neu blieb; jeder letzte Kuß ſchien mir der ſüßeſte. So lebten wir, und ſo würden wir noch leben, wär' ich nicht der Elendeſte und der Haſſens- und Verachtungswürdigſte unter allen Menſchen.

Einſt brachten wir wie gewöhnlich die ſchönſte tropiſche Nacht im Freien zu. Ich horchte den Geſängen des Koil; Vaſanta ſah unverwandt zum geſtirnten Himmel auf. Plötzlich verbreitete ſich ein Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, ſchön wie dieſe Züge ſelbſt, und ſie rief: „Heil mir, daß die Zeit gekommen iſt, meinem lieben Herzen einen Wunſch zu erfüllen, wonach es lange geſchmachtet hat!' Dann aber wiſchte eine ängſtliche Bläſſe das Lächeln vom Lotos ihres Antlitzes, und mit trauriger Stimme fuhr ſie fort: ‚Wehe mir, daß die Stunde zu kommen droht, da ich die Sonne meines ſüßen Glückes zum letzten Male ſehen ſoll!' Damit ergriff ſie beide meine Hände und ſenkte ihre Augen tief in die meinen und ſagte mit einer Stimme, die mir das Herz umwendete: ‚Liebe Seele, brichſt du mir deinen Schwur, ſo ſind wir beide elend; du nur kurze Zeit, denn ihr Menſchen habt den mitleidigen Tod, ich aber ewig und ohne Ende!‘

Ich ſtürzte ihr zu Füßen und verſchwor mich bei allem, um ſie zu beruhigen, ich Unſeliger! Es gelang mir, wenn ſich das treuſte Herz der Erde nicht nur ſo ſtellte, als ſei ſie beruhigt, um mir nicht einen Augenblick zu verbittern, — mir, der ich Unmenſch genug war, aus elendem kindiſchem Fürwitz ſie und mich zu verderben.

Es begab ſich aber, daß der König von Schweden unerkannt nach Leipzig kam und einige Zeit ſich daſelbſt aufhielt. Abends pflegte er mit einem Kammerherrn um das Tor zu wandeln. Bei einem ſolchen Gange fiel ihm ein großer und prächtiger Palaſt auf dem Roßplatze auf. Er hatte nie ein ſchöneres Gebäude geſehen; dazu waren alle Fenſter des Palaſtes prächtig erleuchtet, Trompeten- und Paukenſchall ſcholl feſtlich aus dem Palaſte weithin durch die Nacht. Elegante Wagen kamen von allen Seiten her angeraſſelt, prächtig gekleidete Herrſchaften ſtiegen heraus, und ſo oft einer vorfuhr, ſo oft ſprangen zwei Tore von köſtlicher Eiſenarbeit auf, und man ſah in einen unermeßlichen Raum mit ſo unzähligen Lichtern, daß mehr als Sonnenhelle herausdrang, und mit ſchönen Gruppen der herrlichſten fremden Blütenbäume aus allen Zonen in ſolchem Reichtum beſetzt, daß mit jeder Türöffnung ein wahrer Strom der ſüßeſten Wohlgerüche herausquoll. Der König befahl ſeinem Begleiter, den erſten beſten, der aus dem Schloſſe kommen würde, nach ſeinem Beſitzer zu fragen und nach der Urſache des Feſtes, welches derſelbe heut feiere. Es währte nicht lange, da ſchritt ein anſehnlicher Mann heraus; dieſen hielt der Kammerherr an, indem er ihn höflich bat, ſeine Neugier zu entſchuldigen. ‚Mein Herr‘, entgegnete der Gefragte, ‚was ich von dem Beſitzer des Schloſſes weiß, will ich Ihnen gerne mitteilen. Sie fragen nach der Urſache des Feſtes, was er gibt? Darauf kann ich Ihnen nur ſagen, daß er entweder jeden Tag ein Feſt gibt oder gar keins; denn ſo prächtig und laut wie heute iſt das Schloß jeden Tag, den Gott werden läßt. Daraus können Sie abnehmen, wie reich der Beſitzer des Palaſtes ſein muß. Betrachten Sie aber ſeine Gemahlin, ſo wiſſen Sie nicht, weshalb er mehr verdient, beneidet zu werden, um ſeine Reichtümer oder um die Schönheit, die Güte und den Geiſt ſeiner Frau. Man ſagt, daß er einer wunderlichen Grille zu Gefallen in der Welt umherreiſt. Er erwartet nämlich, daß irgend ein Fürſt ihn zum General mache, aber ohne daß er ſich darum auf irgend eine Art bemühen will. In dem Lande, wo er General wäre, würde er dann bleiben. Der Fürſt, der es wüßte und ſeinen Wunſch erfüllte, würde ſeinem Lande keinen geringen Vorteil dadurch verſchaffen, denn es iſt kein König, der mehr Aufwand machte als der Beſitzer dieſes Palaſtes.‘

Dieſer, der Beſitzer dieſes Palaſtes, war ich nun ſelbſt, und meine Gemahlin hatte, ohne daß ich es wußte, alles angeordnet, daß es ſo kommen mußte, wie es kam.

Der König von Schweden fühlte eine unbezwingliche Luſt, den Beſitzer des Schloſſes und ſeine Gemahlin kennen zu lernen. Deshalb entſchloß er ſich kurz, mit ſeinem Kammerherrn ohne weiteres hineinzutreten. Sollte der Beſitzer des Schloſſes fragen, was ſie wünſchten, ſo ſollte der Kammerherr ſagen, ſie ſeien Fremde, die morgen mit früheſtem abreiſen müßten; weil ſie nun ſoviel von der Schönheit des Schloſſes gehört, ſo hätten ſie ſich mit eigenen Augen davon überzeugen wollen, ſelbſt auf die Gefahr hin, unhöflich und zudringlich zu erſcheinen. Als ſie dies untereinander ausgemacht, traten ſie auf das Tor zu und verwunderten ſich nicht wenig, daß die Torflügel vor ihnen aufſprangen, als wären ſie erwartete Gäſte. Ihr Staunen wuchs, als auf der Treppe ich und meine Frau ihnen mit prächtigem Gefolge entgegenkamen und beide, den König und den Kammerherrn, auf die Weiſe bewillkommten, wie es ihrem Rang zukam.

Er konnte ſich kaum faſſen, und beſonders ſchien die Schönheit Vaſantas, die im ausgeſuchteſten modernen Putze bei weitem alles überſtrahlte, was ein Auge irgend von weiblicher Schönheit und fürſtlichem Anſtand geſehen haben mag, ihn auf das angenehmſte zu überraſchen. Wir führten ihn durch viele Säle, deren jeder anders und ſchöner verziert war als der vorige, in den Speiſeſaal; meine Frau wies ihm und ſeinem Kammerherrn die erſten Plätze an, die für ſie aufgeſpart waren. Die Pracht des Saales und der Tafelausſchmückung, die Vortrefflichkeit des Orcheſters, das den Gäſten unſichtbar angebracht war, die Delikateſſe der feinſten Speiſen und Weine, vor allem aber die geiſtreiche Unterhaltung meiner Frau bezauberten ihn ſo, daß, wie er endlich, von ſeinem Kammerherrn mehrmal erinnert, aufbrach, er ſeinen Rock aufknöpfte und den Guſtav-Waſaorden, den er über dem Unterkleide trug, herabnahm und ihn mir umhing, indem er ſagte: ‚Einen Mann, den das Glück und die Natur bedacht wie Sie, können Könige nicht beſchenken. Nehmen Sie dies nur als einen Zoll der Dankbarkeit für den ſchönſten Abend, den ich bei Ihnen genießen durfte. Weil aber nach den alten Ordensgeſetzen dieſen Orden niemand tragen darf, der nicht Generalsrang hat, ſo müſſen Sie ſich ſchon gefallen laſſen, daß ich Sie hiermit zu meinem General der Infanterie ernenne.‘

So ſprach der König und ging, und am Tore, bis wohin wir ihn begleiteten, ſtand eine köſtliche Staatskaroſſe für ihn bereit, die ihn nach Hauſe brachte.

So war ich denn nun am Gipfel aller meiner Wünſche angelangt, Gatte des ſchönſten beſten Weibes und, was zu ſein ich ſchon als Kind gewünſcht, ſchwediſcher General. Ich war der glücklichſte aller Menſchen, wie ich ſo bald darauf der unglücklichſte werden ſollte – durch meine eigene Schuld!

Es war ſchon am nächſten Morgen, daß das Unkraut des unſeligſten Fürwitzes in mir aufſchoß, noch im erſten Gefühl der Freude über den neueſten Liebesbeweis meines Weibes, als ich ſchon mutwillig ihr ganzes Glück vernichten konnte. Ich war munter und weidete meine Augen an der Schönheit meines Weibes, das noch feſt ſchlummerte. Ihr Köpfchen lag auf meinem linken Arm; da kam mir der unſelige Gedanke: ‚Sie liegt ſo, daß die kleinſte Bewegung dir das Mal zeigen könnte, das du nicht ſehen ſollſt.‘ Der Gedanke dieſer Möglichkeit erregte mir ſo das Blut, daß ich meine Pulſe ſchlagen hörte. Ich rief all meine Feſtigkeit zu Hülfe. Ich wünſchte, ſie möchte aufwachen und ſo den Kampf in mir enden. Und doch weckt’ ich ſie nicht, weil der Fürwitz in mir ſprach: ‚Wer weiß, ob je die Gelegenheit dir wiederkommt, die du jetzt benutzen kannſt, ohne daß ſie es merkt, ohne daß irgend jemand es merkt‘; dabei ſah ich mich in dem Zimmer um, als wollt’ ich mich überzeugen, daß niemand mich das tun ſehe, was ich vorhatte. Immer ſchneller wechſelte das Für und Wider in meinen Gedanken, eine Art Wahnſinn kam über mich; ein krampfhafter, wie unwillkürlicher Zuck mit dem Finger, und – die ſchönſte Hüfte lag bloß, wie aus Marmor gehauen, vor meinen Augen, die das bewegte Blut wie mit Nebel umhüllt hatte. Gerade auf der Mitte der Wölbung ward das Mal, einer Lotosblume ähnlich, ſichtbar, nur wie ein Erröten auf das zarteſte Weiß gehaucht. Eine ebenſo ſchnelle Bewegung verdeckte es wieder. – Nun das Gelüſte befriedigt war, überfiel mich der entſetzlichſte Haß, die tiefſte Verachtung gegen mich ſelbſt. Sie ſeufzte in demſelben Augenblick im Schlafe auf, und ihr Antlitz erbleichte wie von tödlichem Schreck. Hätt’ ich eine Waffe in den Händen, ich erlebte den Augenblick nicht, in dem ſie die Augen öffnete und mich mit ſo ſchmerzlichem und doch vorwurfloſem Blick anſah. Ich hatte meine Augen geſchloſſen vor Scham und hatte nicht den Mut, mich nur zu regen. Blinzend, indem ich mich ſtellte, als ſchlief’ ich noch, ſah ich, wie ſie aufſtand und ſich anzog, in welcher Beſchäftigung ſie ſich tauſendmal unterbrach, um die Hände zu ringen. Ihr Antlitz war wie verſteinert, und vergebens bemühte ſie ſich zu weinen. Dazwiſchen ſank ſie mehrmal kraftlos auf das Bette zurück. Endlich war ſie fertig. Sie kam auf mich zu; indem ſie ſich über mich bog, kamen ihr die erſten Tränen und kamen in ſolcher Fülle, daß ſie mich wirklich in Tränen badete. Der Schmerz, der mir wie ein glühendes Eiſen durch die Seele ſengte, nahm mir die Beſinnung. Nur noch wie im Traume hört’ ich, wie ſie in den ſüßſchmerzlichſten Worten von mir Abſchied nahm; wie ſie mir ſo liebevoll zuredete, mich zu faſſen, und dann wieder in lautes Schluchzen ausbrach; fühlt’ ich, wie ſie mich mit tauſend Küſſen und Tränen bedeckte, meine Hände und mein Geſicht unaufhörlich an Mund, Wangen, Augen und Buſen drückte.

Wie ich endlich wieder zu mir kam, war ſie verſchwunden ſamt dem Gemach und dem Bette; unfern des Schneckenberges glaubt' ich in einem Buſche zu liegen. Eiſeskälte rann ſtatt des Blutes durch meine Adern; von neuem floh mich die Beſinnung. Zum zweitenmal erwachend, fand ich mich in einem ärmlichen Bette; die guten Leute, die mich umſtanden, hatten mich im bloßen Hemde als einen Fieberkranken im obern Park gefunden. — Und ſo bliebe mir denn weiter nichts zu melden, als daß ich aus Verzweiflung unter die Literaten gegangen bin. Die langen Haare trage ich, um den Mangel meines rechten Ohrläppchens zu verſtecken, welches mein ſcheidendes Glück im Schmerzensſturme des Abſchiedes mir abbiß.‘

Alle Anweſenden bezeugten mit mir dem erſten Literaten, wie er ſeine Erzählung mit einem tiefen Seufzer als Punktum geſchloſſen hatte, ihre Teilnahme und wandten ſich nun zu dem zweiten Literaten, der alsbald folgendermaßen das Wort nahm:

Geſchichte des zweiten Literaten.

‚Vor allen Dingen muß ich Ihnen,‘ ſo begann der Literatus mit dem Pflaſter auf der rechten Wange, ‚den Wunſch, den ich als Schneiderjunge tat, als ich mit meinen beiden Leidensgefährten hinter den noch unbenutzten Buden ſaß, die uns eine Mauer waren gegen den möglichen Überfall eines unſerer Tyrannen, vor allen Dingen muß ich Ihnen dieſen Wunſch in das Gedächtnis zurückrufen, das große ſchöne Haus zu beſitzen, dem ich gegenüberſaß, und mich einmal ſatt eſſen zu können in Pfefferkuchen.

Als ich jenen Tag nach Hauſe eilte, fürchtete ich das Ärgſte von dem Grimm des Herrn Heidermann, der mir bei ähnlicher Gelegenheit ſchon gedroht hatte, mich fortzujagen, ſobald ich wieder meine Pflicht vergeſſen würde. Dieſen Tag ſollte das drohende Gewitter ohne Ausbruch über mich dahingehn. Herr Heidermann war ausgefahren und wollte erſt ſpät wieder zurückkommen. Sie müſſen wiſſen, daß mein Tyrann — was wahr iſt, muß man ſagen — der nobelſte Tailleur war, den man ſich denken kann. Er beſaß eine nette Equipage und mit einem Kollegen zuſammen einen Kutſcher, aus dem ſein Genie einen kleinen Hofſtaat zu machen wußte, da er ihn vermittelſt mehrer Livereien bald als Kutſcher, bald als Reitknecht, bald als Jäger auftreten ließ. Dazu war er ein Patriot und Liberaler, voller Flamme gegen den Servilismus, und zwar einer aus der zahlreichſten Klaſſe der Liberalen, einer von denen, die, während ſie gegen Tyrannei deklamieren, Tyrannen ihrer Familien ſind und aller der Unſeligen, die von ihnen abhängen. In ſeiner äußern Erſcheinung war er Kavalier und Lebemann, wußte trotz einem Grafen durch die Naſe zu reden, wenn er dem Marqueur rief; in Gebärden und Sprache war der große Kunſt ſein Muſter. Was ſoll ich viel Worte machen? er war der Schneider des Jahrhunderts. Auch Madame Heidermann ſtand nicht im Geruche des Servilismus. Vor den Augen der Leute waren Herr Heidermann und Madame Heidermann das zärtlichſte Paar, woraus ich ſchon damals, beſaß ich mehr Erfahrung, hätte ſchließen müſſen, ſie ſeien ſich im Herzen ſpinnenfeind.

117
Kritik d. Liberalismus

Wie ich ſchon ſagte, war Herr Heidermann, als ich jenes Mal zu ſpät nach Hauſe kam, ausgefahren. Dazu hatte den Studioſus, der uns gegenüber wohnte und zufällig immer etwas zu fragen und zu beſtellen hatte, wenn Herr Heidermann nicht zu Hauſe war, eben wieder ein ſolches Geſchäft herübergeführt; da nun Madame Heidermann während ſeiner Anweſenheit beſonders guter Laune zu ſein pflegte, kam ich auch bei ihr heut ohne Strafe, ja ſelbſt ohne Strafrede durch.

‚Ich habe‘, ſagte der Studioſus Bellin zu Dame Heidermann, ‚ich habe das Gedicht, was Sie zu dem morgenden Geburtstage Ihres Gemahles wünſchten, beſorgt. Schicken Sie nur zu Herrn Sterzing im Gewandgäßchen bei Herrn Reſtaurateur John und laſſen Sie das Gedicht holen, von dem ich mit ihm geſprochen, daß es eine Dame würde abholen laſſen.‘

Dies geſchah ſogleich, und zwar wurde der Auftrag mir. Um mein voriges Ausbleiben gutzumachen, eilt' ich nun deſto mehr; als ich mit dem Gedichte zurückkam, fand ich Herrn Bellin und Dame Heidermann über einem ausgezogenen Sekretärfach gebückt, worin ſie ſehr angelegentlich etwas zu ſuchen ſchienen. Sie fuhren wie erſchrocken auseinander, als ich hereintrat; Herr Bellin hob die Hand hoch auf, in der er eine Stange Siegellack hatte, und rief: „Hier hab' ich's! Iſt das Gedicht geſiegelt, daß er es für einen Brief halten muß, ſo wird's Herrn Heidermann eine doppelt angenehme Überraſchung verurſachen.‘ Während Herr Bellin die Siegelung vornahm, verbot mir Dame Heidermann bei Strafe ſofortiger Entlaſſung mit Schimpf, Herrn Heidermann etwas davon zu ſagen, daß Herr Bellin in ſeiner Abweſenheit hier geweſen, Siegellack mitgeſucht und das Gedicht geſiegelt, weil ihm ſonſt, wie ſie ſagte, die Freude der Überraſchung verdorben werden würde. Herr Bellin empfahl ſich und ging.

Der merkwürdige Tag brach an, der der Welt den Heidermann gegeben, ebenſo heiter, als Herr Heidermann ſelbſt als Sonne des Hauſes im Oſten ſeines Schlafzimmers aufging. Der ſtolze Blick ſeiner Augen war gemildert durch eine ſanfte Rührung. So begegnete er mir, feſtlich in ſeine Kommunalgardiſtenuniform geknöpft, auf ſeinem erſten Wege zum Wohnzimmer. Um einen Zentner fühlt' ich mein Herz leichter, als er mir im Vorbeiſchreiten lächelnd mit dem Finger gedroht hatte. Im Wohnzimmer, wohin ich ihm folgte, weil ich Zeuge der Überraſchung ſein wollte, die hier vorgehn ſollte, kam ihm Dame Heidermann mit ausgebreiteten Armen entgegen. Das Dienſtmädchen mußte das Pfand ihrer ehelichen Liebe herbeibringen, bei deſſen Erblicken eine neue graziöſe Umarmung erfolgte, wobei Dame Heidermann über die Schulter des Herrn Gemahls einen Feuerblick nach Herrn Bellin hinüberwarf, der gegenüber in ſeinem Fenſter ſichtbar war, und Herr Heidermann mit der Hand des rechten Armes, den er in gefälliger Rundung um den Nacken ſeiner Frau gelegt, dem Dienſtmädchen die pralle Wange kneipte. Dazu ſeufzten beide vor Wonne und Rührung dermaßen, daß erſt der Zuſchneider und dann die übrigen Geſellen, die der großen Szene zuſchauten, in ein lautes Weinen ausbrachen, in das aus Sympathie einzuſtimmen ich als eine weiche Seele mich nicht enthalten konnte. Madame Heidermann führte den König des Feſtes zu dem Tiſche, auf dem die Geſchenke ausgebreitet lagen, unter ihnen das verſiegelte Gedicht. Dies ergriff er, warf einen Blick auf ſeine Gattin, dann zum Himmel. Er erbrach's, entfaltet' es, las laut einige Verſe und ſchrie auf, indem ſein Haar ſich ſträubte: ‚Entſetzliches Weib, tuſt du mir das?‘

Wie er ſo, wie Karl Moor auf der Bühne, mit dem Oberleibe zurückgebogen, die geballten Fäuſte weit vor ſich hinſtreckte, ließ ſich faſt zugleich ein unauslöſchliches Lachen und ein ſchmerzliches Weinen vernehmen. Das Lachen kam von Herrn Bellins Fenſter, das Weinen von Madame Heidermann, die mit Schmerz und Zorn erkannte, daß Herr Bellin ein Unwürdiger ſei und ihr Herz ſchändlich betrogen. Wie ich ſpäter erfuhr, hatte Bellin Herrn Sterzing, den er gut kannte, gebeten, eins von ſeinen ſchönen Schneiderliedern ſauber abgeſchrieben bereitzuhalten, weil eine ſehr gebildete Dame, die dem Volkshumor ſehr zugetan wäre, es abholen laſſen würde. Eine tolle Laune hatte ihn getrieben, das Schneiderlied dem Feſteskönig in die Hand zu ſpielen. Herr Sterzing mußte glauben, ich ſei von jener Dame geſandt. Dies war die Urſache dieſes entſetzlichen Schneiderzorns, und ich ſollte ſein Opfer werden.

Madame Heidermann, das Argſte fürchtend von dem Zorn des tyranniſchen Gatten, der, noch immer ſprach- und bewegungslos, eine furchtbare Gewitterwolke an dem Horizont ſtand, deſſen Sonne er eben noch geweſen, rief ſchluchzend: ‚Teuerſter Heidermann, holder Gatte! Zürne nicht deinem unſchuldigen Weibe, das bis in den Tod dich liebt! An dem Irrtum iſt der Junge ſchuld, der das Gedicht, zu keinem Preiſe beſtimmt, holen ſollte und dieſes Unglückspapier gebracht hat.‘

Mehr brauchte es nicht, um Herrn Heidermanns ganze Wut auf mich Unſchuldigſten zu lenken. Wie ein Tiger ſtürzt' er auf mich los. Entfloh ich nicht, ſo war es meine letzte Stunde. Ich hört' ihn noch, indem ich über die Gaſſe lief, wie er vor Wut brüllend Spiegel, Gläſer und ſelbſt die Fenſter mittelſt einer großen Schere demoliere, die ihm unglücklicherweiſe gerade zur Hand gelegen hatte. — Ich war lange gelaufen, als ich meinen Schritt anhielt und zu überlegen begann, was nun zu tun ſei. Zu Herrn Heidermann zurückzukehren, dazu hätte mich keine Macht der Welt zwingen können.

Wie ich zufällig aufſah, merkt' ich, daß ich wieder vor dem Hauſe ſtand, deſſen Beſitz mein größter Wunſch war. Ich habe Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß auch das zarteſte Schneidergemüt immer Courage hat; einen Beleg dazu finden Sie, meine Herren, in dieſem Teil meiner Geſchichte. Jeder andere, jeder Nichtſchneider würde an meiner Stelle der Verzweiflung nahe geweſen ſein; ich hielt mein Haupt keck empor und ſchaute mich um und fragte das Schickſal: ‚Welches von dieſen Häuſern haſt du für mich bauen laſſen?‘

Über dem Beſinnen, was ich tun ſollte, fiel mir ein Gerücht ein, welches Magiſter Kauderer bei Herrn Heidermann erzählt hatte. Im Hôtel de Bavière ſollte ſeit einiger Zeit eine Dame von ungeheuern Reichtümern logieren, von der es hieß, ſie ſei nach Leipzig gekommen, ſich einen Mann damit zu kaufen. Manche, jung und alt, waren, von der Hoffnung angelockt, den Reichtum der Dame zu heuraten, zu ihr gekommen und hatten ſich ihr zum Gemahle angeboten. Solang die Dame den Schleier vorbehalten, hatt' es gutgetan; ſowie ſie aber den Schleier gelüftet, waren ſie, vom entſetzlichſten Grauen gepackt, davongelaufen und todkrank oder wahnſinnig geworden; denn ſtatt des ſchönen blühenden Antlitzes, auf das man von ihrer Geſtalt und ihren ſchönen Händen ſchloß, hatte ſich ein grinſender Totenkopf gezeigt. Schneider haben immer Courage. Ich war wegen des Geburtstagsfeſtes im vollen Putz — ein junger Menſch muß ſich alles verſuchen — ich blies über meinen blauen Frack hin, und — ich brauch' es Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß ich den Weg nach der Petersſtraße zu einſchlug.

In den Torweg des Hôtel de Bavière kaum eingetreten, wurd' ich von dem erſten Marqueur, deſſen ich anſichtig ward, noch eh' ich ein Wort geſprochen, auf das artigſte gebeten, ihm zu der Dame zu folgen, die mich erwarte. So ſeltſam dies mir ſchien, ſo ging ich dennoch, ohne das Mindeſte von Furcht oder Beſorgnis zu empfinden, dem Voranſchreitenden nach. Denn ich wußte, daß ich mein Glück machen würde, weil ich wußte, daß ich es recht wollte. Man kann, was man will, aber man muß wollen können. Hätt' ich es immer gekonnt!

Der Marqueur öffnete und hieß mich eintreten. Wollte ich ſagen, daß meine Faſſung ſich völlig gleich geblieben wäre, ſo würd' ich lügen.

Dies Halbdämmer, das, durch irgendeine künſtliche Art der Beleuchtung erzeugt, hier herrſchte, konnte wohl den, welchen eben noch die Helle des natürlichen Tages umgeben hatte, überraſchen. Dazu war es ein ſeltſam grünliches Licht, welches an den ſchwarz beſchlagenen Wänden ſpielte, durch deſſen Wirkung mir meine eigenen Hände wie Totenhände vorkamen. Einige lange Minuten ſtand ich in Erwartung deſſen, was da kommen ſollte, allein. Es war eine ſolche Totenſtille, daß mir war, als hörte ich die Gewänder der Zeit vorbeirauſchen. Nun öffnete ſich ohne das mindeſte Geräuſch eine Türe, und herein trat leiſe wie ein Geiſt eine hohe ſchöne Frauengeſtalt. Ein ſchwarzes Gewand umſchloß ihren Leib und bedeckte ſelbſt die Füße und folgte ihrem Schritt in dunkeln Wellen als Schleppe. Den obern Teil ihres Leibes, Geſicht und Schultern verhüllte ein ſchwarzer Schleier von ſolcher Dichtigkeit, daß weder Farbe noch Umriß durch ihn zum fremden Auge ſprach. Zwei weiße Hände von ſeltner Schönheit glichen zwei weißen Roſen auf einem Leichentuch. Eine tiefe Altſtimme von außerordentlicher Weichheit und Anmut, dabei von ſeltſam feierlichem Klang, ließ ſich vernehmen, wie ſie mich als einen Bekannten, Längſterwarteten empfing und durch die Türe, aus der ich ſie eben ſchreiten geſehen, in ein Gemach führte, deſſen Beleuchtung und Ausſchmükkung noch weit ſchauriger war als die in dem erſten. Die Wände waren ebenfalls ſchwarz tapeziert; darauf waren in gleichen Zwiſchenräumen Kiſſen gemalt wie von blutrotem Sammet, auf welchen die zwei Totenbeine, die ſich auf unſern Beinhausverzierungen unter einem Schädel kreuzen, in blendender Weiße glänzten. Man wunderte ſich, daß die Schädel fehlten. Eben das erinnerte aber an die Sage, daß die Dame ſtatt eines blühenden Mädchenkopfes einen ſolchen auf den Schultern trage. Ein Schneider hat immer Courage; nichtsdeſtoweniger fühlt' ich Schauer auf Schauer in mir dahingleiten. Die Hand, in der ſie die meine hielt, ſchien mir regungslos glatt und kalt wie Marmor; dafür pulſierten meine eigenen Fingerſpitzen: ich zitterte vor dem Augenblick, in welchem ſie den Schleier heben würde. So ſaß ſie ſtumm vor mir, ohne daß ich ihren Atem hörte oder aus der mindeſten Bewegung ihrer Schleierfalten und ihrer Buſenbedeckung hätte ſchließen können, daß ein lebendiges Herz unter ihnen ſchlage. Dazu ward's dunkler und dunkler und immer dunkler, die ſchwache Beleuchtung ſchien gänzlich verlöſchen zu wollen; der grünliche Schein wurd' immer grüner.

Endlich ſagte ſie, und ihre Stimme klang wie eine Totenglocke: ‚Sie haben mich noch nicht geſehn; es iſt Zeit, daß Sie mich ſehen.‘ Und ohne daß ſie ſich bewegte, wie von unſichtbaren Händen gezogen, fiel der Schleier zu beiden Seiten zurück – mich ſchüttelt' es – ein bleicher weißer Schimmer – ‚Jetzt gilt's‘, ſagt' ich zu mir, indem ich entſchloſſen die Zähne zuſammenbiß; ‚ſei's, was es wolle, ich mache mein Glück!‘ – und mit feſtem Blick ſchaut' ich – plötzlich wurd' es tageshell – in das ſchönſte blühendſte Mädchengeſicht, deſſen Züge von der lieblichſten Freude ſtrahlten.

‚Alle Götter mögen dich ſegnen‘, rief ſie aus, ‚mein liebſter Freund, für deinen Mut! Alle, die bis jetzt um mich warben, alle ſahen in dieſer Dämmerung das Geſpenſt ihrer eigenen Feigheit, das ſie zum Wahnſinn erſchreckte. Ich bin nun dein mit allem, was ich beſitze, ſelig, das Eigentum eines Mannes zu ſein. Doch ſchwöre mir, eh' ich dein Weib werde, daß du nie an einem Montage mich beſuchen willſt oder forſchen, was ich an dieſem Tage treibe. Brichſt du den Schwur, ſo iſt dein Glück und das meine für ewig dahin.‘

Ich ſchwor, und ſie nahm mich in die Arme, indem ſie mich liebevoll küßte; dabei fiel ihr langes gelbes Haar um uns beide und deckte die Umfangenen bis auf die Füße wie eine goldſtoffene Decke. Sie klatſchte in die Hände, da traten zwanzig ſchöne Jungfrauen herein, alle mit blondem Haar und von hohem ſchlankem Wuchs, ihnen folgten zwanzig zierliche Pagen und ebenſoviel Ritter in ſchimmernden Schuppenharniſchen.

‚Wiſſe‘, ſagte ſie zu mir, ‚daß ich Hildeſwinth bin, die Tochter Herrn Dietrichs von Berne!‘ und zu jenen gewandt ſprach die Prinzeſſin: ‚Hier ſehet ihn, der nun mein und euer Herr geworden iſt.‘

Ich war erſtaunt; die Prinzeſſin ſagte lächelnd, indem ſie mich an das nächſte hohe Spitzfenſter des gotiſchen Saales führte: ‚All dieſe Burgen, die du dieſe Waldberge krönen ſiehſt, gehören dir; bis wo der blaue Himmelsbogen ſich müde auf die fernen Gebirge ſtützt, dehnt ſich das Reich Dietrichs von Berne, deſſen König du nun biſt. Tauſende von Menſchen, Sklaven des Tyrannen Gold ſehen von dieſen Herrlichkeiten nichts; ihnen iſt dieſe Gegend flach, wie ſie ſelbſt ſind. Darauf ſehen ſie eine bunte Maſſe von Häuſern, in denen man mit Kaffee handeln kann und mit Büchern und Papieren; das nennen ſie Leipzig und bilden ſich viel darauf ein.‘

Ich muß ſagen, daß mich dieſe Rede faſt verdroß. Ich bin ein geborener Leipziger und habe, wie alle meine Mitbürger, und mit Recht, eine große Verehrung für meine Vaterſtadt. Wer aber kann über ſolche Worte zürnen, wenn ſie von den ſchönſten friſcheſten Lippen kommen, von Lippen, die ihn ſo liebevoll geküßt, von Lippen, die nur erſt geſprochen: ‚Ich und all mein Land, wir ſind von nun an dein‘? Und gegen das alles braucht' ich nichts in die Wage zu legen als je nach ſechs Tagen des Vergnügens einen Tag der Entſagung, einen Tag, der mir ohnedies nicht Langeweile bringen konnte, da es der luſtige blaue Montag war.

Der luſtige blaue Montag — mir raubte er die Luſt meines Lebens. O Schändlichſter! Heut erfüllt das beſte Weib deinen heißeſten Wunſch, und morgen ſchon dankſt du ihr mit Verrat! Ach, ſie ahnte nichts von ihrem und meinem, alſo um ſo mehr ihrem Unglück, als ſie mir das Tuch von den Augen nahm und über mein Erſtaunen lachte, die Hände zuſammenſchlug und wieder lachte wie ein frohes Kind, indem ſie zehnmal wiederholte: ‚Siehſt du, was der heilige Chriſt meinem Kinde beſchert? Siehſt du, was der heilige Chriſt meinem Kinde beſchert?‘

Vor mir aber ſtand, mit unzähligen brennenden Weihnachtslichtern beſteckt, jenes große ſchöne Haus, das ich als Kind ſchon zu beſitzen gewünſcht. An der Faſſade des Hauſes waren die herrlichſten Zieraten angebracht, und zwar, wie ich bald ſah und roch, von dem gewürzigſten Pfefferkuchenteig, von Mandeln ſtrotzend und Zitronat. Einen großen Pfefferkuchen gab ſie mir zum Koſten; wie ich ihn breche, um ihn mit ihr zu teilen, hab' ich den Schlüſſel zu dem Hauſe in der Hand; der Pfefferkuchen war in den Kaufbrief geſchlagen.

Hier geriet der zweite Literat in große Bewegung. Wiederholt ſchlug er ſich mit den Fäuſten vor die Stirn, indem er mit kläglichem Tone rief: ‚Und all dies Glück mußteſt du ſtören! Du ſelbſt! Was du durch Mannesmut errungen, durch die erbärmlichſte kindiſcheſte Leichtgläubigkeit verlieren! Ach, mir ſelbſt ſcheint es jetzt unglaublich! Blauer Montag! Blauer Montag! was für ein ſchwarzer Fleck biſt du in meiner Geſchichte!‘

‚Mußteſt du Unſeliger‘, fuhr der zweite Literat fort, ‚mußteſt du Unſeliger in den „drei Mohren“ vier Gläſer Grog trinken? Daß du dem, der innen ſchwärzer iſt als drei Mohren zuſammengenommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in ſeinem ſchwarzen Herzen um alles dieſes dich beneidete, erzählen mußteſt, wie du dazu gekommen! Mußteſt du ſeine Einflüſterungen anhören? Mußteſt du ihm nicht bei dem erſten zweideutigen Worte, welches deine Frau betraf, eine ſtechen? Beim zweiten ihn maſſakrieren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutſcher auf die Pferde ſchlagen muß, ſo ſchlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; ſo ſtürz’ ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; ſo zertrümmer’ ich die Türe zu ihrem Zimmer in meiner Wut, ſo – Gott im Himmel! wie ſchnell kam mir die Beſinnung zurück, da ich nun beſchämt vor ihr ſtand, die erſtaunt, dann ſchmerzlich zürnend zu mir aufſah! Gott im Himmel! wie ſtrich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie ſie von dem Sofa aufſtand und, jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen, ausrief: ‚So ſei’s Gott geklagt, wie du mir lohnſt für meine Liebe! So ſei’s Gott geklagt, wie du mich ſtürzeſt in die Tiefe des Jammers! So ſei’s Gott geklagt, wie du mich zwingſt, dich unglücklich zu ſehen! So ſei’s Gott geklagt, wie du mich zwingſt, dich zu laſſen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen Mond, einen Tag, eine Stunde nur, um mich deiner noch zu freun und dich zu tröſten! Ich habe dir die Größe meiner Liebe nicht gezeigt, da du noch mein warſt; das kränkt mich ewig, da es nun zu ſpät iſt. Oh, zeige jeder dem Freunde ſeine ganze Liebe, jeden

Augenblick kann das Schickſal euch trennen, und dann bereut ihr's zu ſpät!'

So klagte ſie, indem ſie mich, der ich vor Schmerz keines Wortes mächtig war, hundertmal an ſich drückte, immer heftiger, und mich endlich in die rechte Wange biß. Der Schmerz drang durch alle meine Glieder; ich verlor das Bewußtſein. Oh, wäre mir's nie wiedergekehrt! Als ich erwachte, war mir nichts geblieben als die Laſt peinigender Selbſtvorwürfe. Die Bißwunde in meiner Wange hier unter dem Pflaſter hat ſo wenig heilen wollen als die Wunden in meinem Herzen. Ich wurde ſpäter Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann in Leipzig; da ich ſeine Kinder das Vaterunſer lehrte, ſagt' er: ‚Meine Kinder ſollen keine Katholiken werden' und dankte mich ab. Die alte Deſperation und der neue Ärger wirkten zuſammen, und ſo ging auch ich unter die Literaten.

So endete der zweite Literat, wie der erſte getan hatte, mit einem tiefen Seufzer. Und mit einem tiefen Seufzer begann ſeine Geſchichte der dritte:

Geſchichte des dritten Literaten.

‚Ich bin, wie ihr wißt, an zehn Jahre jünger als ihr, meine Jugend- und Leidensgenoſſen, mit denen mich an jenem verhängnisvollen Tage derſelbe Schlag traf. Ich beginne aber meine Geſchichte von einer frühern Zeit, von jener Zeit, wo ich von dem Totenbette meiner armen Pflegemutter in die Welt hinaus mußte. Ich wußte nur meinen Schmerz, bis der Hunger mich lehrte, auf dieſer Welt gelt' es nicht, Vergangenes zu beklagen; hier gelt' es, in die Gegenwart ſich zu ſchicken und dem Zukünftigen zu begegnen. Ach, für mich gab's kein ander Mittel, nicht Hungers zu ſterben, als das Betteln. Solang meine Pflegemutter lebte, hatt' ich, ſo arm ſie war, nie betteln müſſen. Kein Wunder, daß ich den Mut dazu nicht finden konnte. In der kleinen Fleiſchergaſſe in der weltberühmten Stadt Leipzig geſchah's, daß auf einmal ein Stimmchen neben mir ſich vernehmen ließ: ‚Madame Müller! Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie fragen, ob Sie morgen, wenn's ſchön wäre, mit betteln gingen?'

„Komm herauf', ſagte eine ältliche Dame, die zu einem Dachfenſter herausſah, ‚komm herauf und bringe den Kleinen mit, der da neben dir ſteht.' Das Kind, ein kleines Mädchen, nahm mich bei der Hand, und ich, der ich nichts zu verſäumen hatte, folgte ihr willig und gern.

‚Sehn Sie nur', ſagte die Dame, indem wir in ein ärmliches Stübchen traten, das in ſeiner Art elegant genannt werden konnte, ‚ſehn Sie nur einmal, werteſter Herr Magiſter Kauderer, dieſen kleinen blonden Krauskopf. Aus ſeinen großen blauen Augen ſpricht viel Talent; freilich müßten die roten Backen wegfallen. Wenn er, wie mein geübter Blick mir ſagt, herren- und heimatlos iſt, könnt' ich mich entſchließen, ihn an der Stelle meines freundlichen Adelbert zu behalten, den der Tod mir aus den Armen riß, die ihm mütterliche geworden waren.'

Und wirklich trat ich, nachdem ein Examen die Schärfe ihres Kennerauges belegt hatte, an jenes Adelbert Stelle. ‚Wie heißeſt du?' fragte Madame Müller. ‚Jakob? Der Name klingt nicht, rührt nicht; er iſt einer von jenen gleichgültigen Namen; von nun heißeſt du Theodor, mein Kind. Sieh, das iſt Belcolore, dies Ghismonda, dieſe Kleine Roſaurabella, talentvolle Anfängerinnen, die ſind nun deine Schweſtern.' Nach dieſem feierlichen Aktus fuhr Magiſter Kauderer fort, wo unſer Eintreten ihn im Vorleſen des „Sächſiſchen Trompeters" geſtört hatte. Und zwar las er zunächſt von einem Paſcha mit drei Roßſchweifen, deſſen Namen er, ſooft derſelbe vorkam, mit ſolchem Reſpekt ausſprach, daß von dieſem Augenblick an der Wunſch in mir lebendig wurde, ein Paſcha von drei Roßſchweifen zu ſein, der mich nie wieder verlaſſen hat.

Dame Müller widmete mir einen großen Teil ihrer Zeit. Sie war ungemein von ihrer Kunſt eingenommen und ſuchte auch ihren Zöglingen dieſe Liebe zu derſelben beizubringen. Vormittag übte ſie uns in der Theorie, das heißt: wir mußten rührende Geſchichten erſinnen, wobei ſie durchaus nicht auf äußerſte Wahrſcheinlichkeit drang. Denn ſie ſagte: ‚Ich kenne tauſend Damen, darunter die feinſten, die im Theater oder beim Roman über die unwahrſcheinlichſten Leidensſituationen in Tränen zerfließen und beim wirklichen Elend kalt vorübergehen können. Es iſt alſo nicht die Sache an ſich ſelbſt, die die Wirkung tut, ſondern allein die Behandlung. Das weibliche Herz – und dieſes kommt bei unſerer Kunſt vornehmlich in Betracht, da die Männer leichter geben als die Frauen und meiſt, ohne daß man Kunſt anwenden müßte – das weibliche Herz iſt ſo zart, daß das wirkliche Elend es nicht rührt, ſondern beleidigt in ſeiner rohen, nicht durch Kunſt gemilderten Erſcheinung. Und daher, eben von dieſer Geiſtigkeit, dieſer Zartheit kommt es, daß das weibliche Herz ſich öfter vor dieſen Eindrücken verſchließt, nicht aber von einer gewiſſen innerlichen Kälte, wie jene Weiberfeinde behaupten, die da annehmen, die Frauen beſäßen nur Phantaſie, aber kein Gemüt.‘

Doch ich komme von dieſen Äußerungen der Madame Müller, die wenigſtens beweiſen können, daß ſie eine gebildete und denkende Künſtlerin war, wieder zu meiner Geſchichte ſelbſt. Vormittag alſo wurden rührende Situationen erfunden und in Szene geſetzt, das heißt: die nötigen Zutaten von Geſtikulation, Blicken, Seufzern, Tränen und dergleichen hinzugefügt. Der Nachmittag gehörte der Praxis. Meine Pflegeſchweſtern gingen ſchon ihre eigenen Wege; ich aber mußte, nachdem mein zu geſunder Teint durch Faſten etwas gemildert war, mit der Madame gehn. Da galt ich denn bei kinderloſen Frauen für eine Waiſe, die Madame Müller angenommen, weil ihr der Himmel die Erfüllung des heißeſten Wunſches, ein eigenes zu haben, verſagt. Bei Damen, die mit ihren Gatten im Zwiſt lebten, war ich das Kind eines rohen Menſchen, der ſie, meine Mutter, und mich im Trunke zu töten gedroht, weil er uns nicht mehr ernähren könne, und dergleichen. Sehr ſtolze Damen bat ſie zu Gevatter und verſicherte ſo lange, nicht Eigennutz, ſondern außerordentliche Verehrung vor ihnen ſei die Urſache, bis die gebotene Ablöſungsſumme ihr genügte. Ich würde nicht fertig werden, wollt’ ich erzählen, wie ſie aus der Geſchichte derjenigen ſelbſt, die ſie um Hülfe anſprach, das Hauptmotiv der Geſchichte nahm, die ſie als die ihre erzählte. Dies fiel ihr leicht, da ſie die Dienſtmädchen, denen ſie die Karte ſchlug oder die Kunden der Leihbibliothek von Ritter-, Räuber- und Geiſtergeſchichten waren, die Madame Müller nebenbei hielt, auf die pfiffigſte Weiſe auszuhorchen und für ſich zu ſtimmen wußte. Ich würde nicht fertig werden, wollt' ich erzählen, wie ſie hier die Farben ihrer Schilderung nur hinhauchte, dort wieder mit markigem Pinſel auftrug, hier einen einzigen halbverhaltenen Seufzer ſpielen ließ, dort eine ganze Sündflut von Tränen bereit hatte, je nachdem ſie wußte, was die Nerven der beſtürmten Damen aushielten. Das einzige, was öfter unverändert wiederkehrte, war der Refrain: ‚Unſereins iſt ſchlimmer dran wie ein Bettler; man leidet im ſtillen.'

Der Wohltätigkeitsſinn der Leipziger iſt bekannt; einer ſolchen Künſtlerin konnt' es nicht fehlen.

Solang ich als Appendix der Madame Müller mich paſſiv verhalten konnte, tat es gut; wie ich mich auf eigenen Füßen bewegen ſollte, zeigte ſich bald meine gänzliche Unfähigkeit. Dazu kam, daß, nachdem ich einigermaßen an das Faſten gewöhnt war, meine Geſichtsfarbe wiederkehrte und mein ganzes Anſehen immer weniger zu meinem Berufe paßte. Sie pflegte mich hungern zu laſſen oder körperlich zu züchtigen, wenn die Gaben, die ihr jene Geſchichten einbrachten, ihr zu gering ſchienen. Das hatte im Anfang die von ihr wohlberechnete Folge, daß, während ſie ihre Dichtungen vortrug, das Vorgefühl meines nahenden Ungemachs mir bittere Tränen erpreßte, wodurch ihre Bemühungen ſehr gefördert wurden. Mit der Zeit aber wurd' ich fühllos, und weder das Vorgefühl noch das Ungemach ſelbſt vermochten mehr, mich aus meiner apathiſchen Gleichgültigkeit zu ſcheuchen. Dame Müller hatte alſo Gründe genug, mit mir unzufrieden zu ſein.

So ſtand ich um die Zeit, als ich euch kennen lernte, deren Unglücksgenoſſe ich ſpäter noch einmal zu werden beſtimmt war, unter derſelben oder noch ſchlimmern Tyrannei wie ihr. Und unſer Träumen und gänzliches Vergeſſen der Außenwelt an jenem Frühlingsnachmittage verurſachte auch in meiner Geſchichte eine Kataſtrophe. Madame Müller empfing mich nicht mit tätlichen Bezeigungen ihrer Unzufriedenheit, wie ich gefürchtet hatte, ſondern richtete mit dem feierlichen Ernſte, den ſie ſo ſehr in ihrer Gewalt hatte, etwa folgende Rede an mich:

‚Lieber Theodor, ich halte es für meine Pflicht, ein ernſtes Wort mit dir zu reden, ein Wort, deſſen Notwendigkeit mich ſo ſehr kränkt, als es dich nur irgend kränken kann, ein Wort, welches ich nicht mehr verſchieben darf, will ich die Verſicherungen der mütterlichen Fürſorge, welche ich dir oft getan, nicht Lügen ſtrafen. Lieber Theodor, das Schrecklichſte, was dem Menſchen begegnen kann, iſt, wenn er ſich ſagen muß: Du haſt deine Beſtimmung verfehlt; um ſo ſchrecklicher, je weiter er über das Alter hinaus iſt, in dem man noch hoffen darf, mit Erfolg einen neuen Lebensweg einſchlagen zu können. Noch biſt du nicht über dieſes Alter hinaus. Lieber Theodor, es kränkt mich, deine jugendliche Eitelkeit ſo zerſchmettern zu müſſen, wie ich doch muß, aber ich muß dir ſagen: Du haſt kein Talent zu der Kunſt. Mit der rotbäckigen ſtumpfen Behaglichkeit, mit der du mir eben zuhörſt, als ginge die Sache dich gar nicht an, wirſt du nimmer zu der Objektivität der Darſtellung hindurchdringen. Es gibt, wie du weißt, viele gute Menſchen in Leipzig. Du biſt nicht häßlich und haſt etwas Wackeres in deinem Anſehen; vielleicht nimmt einer oder der andere dich als Laufjungen in den Dienſt. Hältſt du dich gut, kannſt du mit der Zeit Markthelfer oder Hausknecht werden, am Ende deiner Lebensperſpektive ſteht vielleicht — wer kann es wiſſen? — eine bürgerliche Nahrung. Unſere Nachbaren, der Schuhmacher Fintlein und der Schneider Heidermann ſind beide willens, ihre derzeitigen Laufjungen fortzujagen. Es käme nun drauf an, was du werden möchteſt: Schuſterjunge oder Schneiderjunge?‘

Ich hatte ſehr aufmerkſam zugehört, ſowenig ich auch den größten Teil ihrer Rede verſtand. ‚Ach, Madame Müller‘, ſagt' ich in meiner Unſchuld, ‚Schuſterjunge mag ich nicht werden, Schneiderjunge auch nicht, aber ein Paſcha von drei Roßſchweifen möcht' ich werden!‘

So ſagt' ich. Ich weiß nun nicht, glaubte Madame Müller wirklich, ich habe ſie verhöhnen wollen, oder war ſie der Gelegenheit froh, auf dieſe Weiſe mich loszuwerden. ‚Nein‘, rief ſie, indem ſie mich zornesrot am Arm ergriff und aus der Türe warf, die ſie hinter mir verſchloß, ‚eine ſolche Schlange will ich nicht länger an meinem Buſen wärmen. Komm mir nie wieder vor meine Augen, undankbare Kreatur!‘

Lange ſtand ich weinend vor der Türe; ſie öffnete ſich mir nicht wieder. Weinend ſtolperte ich die vier Treppen herab. Wie ich aus dem Haustor ging, kam mir erſt recht das Gefühl meiner nunmehrigen Verlaſſenheit; ich rang meine Hände und ſchrie, indem ich bitterlich weinte, unaufhörlich: ‚Ach, Madame Müller! Ach, Madame Müller! Ich will ja gewiß kein Paſcha mit drei Roßſchweifen werden; behalten Sie mich doch nur!‘

Während ich dieſe Worte unter den ſchmerzlichſten Tränen wiederholte, kam wie eine gute Fee Madame Flötenſpiel die Gaſſe daher. Nachdem ſie mich nach ihrer gutmütigen lebhaften Art über die Urſache meines ſchmerzlichen Gebärdens ausgefragt hatte, wobei ſie an meinem blonden Kraushaar zupfte und mit der flachen Hand mir auf die Backen ſchlug, indem ſie bald über mein Elend zu Tränen gerührt war, bald über meine naiven Ausdrücke ſich tot lachen wollte, ſagte ſie: ‚Laß gut ſein, Krausköpfchen, und weine mir nicht deine muntern blauen Augen krank! Ich will für dich ſorgen, und wirſt du ſo, wie dein Ausſehen verſpricht, wer weiß, was dann geſchehen kann. In zwölf Jahren ändert ſich gar manches.‘ Sie nahm mich mit ſich nach Hauſe. Herr Nauplius, denn ſo hieß ihr damaliger Gatte, wohl dreimal ſo alt als ſie, ſchien nicht ſehr zufrieden mit dieſem Zuwachs der Familie; aber ſie verſtand ihn ſo für mich zu gewinnen, daß er allmählich eine wirkliche Zuneigung zu mir zu faſſen ſchien. So ſchlecht mir es ſonſt gegangen war, ſo gut ging mir es jetzt. Die beſten Biſſen wußte Madame Flötenſpiel – laſſen Sie mich meine Wohltäterin bei ihrem jetzigen Namen nennen – mir zuzuwenden. Und ebenſo mütterlich ſorgte ſie für mein geiſtiges Teil. Ich lernte leſen, ſchreiben, rechnen, Franzöſiſch, Engliſch, und lernte um ſo fleißiger, je mehr ich merkte, welch Vergnügen ich meiner Wohltäterin dadurch bereitete. Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, gab mich Madame Flötenſpiel bei Herrn Entenfraß, einem Kaufherren in der Petersſtraße, in die Lehre. Ich kann den wunderſamen Eindruck, den mein Herr Prinzipal, als ich ihn zum erſtenmal ſah, auf mich machte, nicht vergeſſen. Acht Kommis beſorgten den Verkauf. Herr Entenfraß, ein ziemlich unterſetzter, jedoch ungemein beweglicher Mann, ſchien zwecklos dazwiſchen in dem Gewölbe umherzuſteigen. Mit einer gewiſſen, faſt ängſtlichen Unruhe, welche ſich in beſtändigem Achſelzucken ausſprach, ſchob er den grünen Augenſchirm, den er immer trug, bald auf dieſe, bald auf jene Seite. Dabei rief er von Zeit zu Zeit mit gellender Stimme: ‚Nummer eins, De-El-Em! Nummer zwei, De-El-Em!‘ und geſtikulierte auf das ſeltſamſte mit dem rechten Arm, deſſen Hand mit einer Elle bewaffnet war. Die Bedeutung dieſes Treibens blieb mir, ſolang ich Lehrling war, ein Rätſel. An dem Tage, mit dem meine Lehrzeit ablief, rief der jüngſte Kommis mich in das Comptoir, wo ich Herrn Entenfraß ſamt ſeinen übrigen Leuten in einer magiſchen Dämmerung antraf. Es war eines Sonntags unter der Kirche. Die Fenſterladen waren geſchloſſen, und das myſtiſche Helldunkel rührte von der einſiedleriſchen Flamme einer Comptoirlampe her. Herr Entenfraß begrüßte mich, indem er die Elle, die er in der rechten Hand als Kommandoſtab zu führen gewohnt war, vor mir ſenkte, eine Ehrenbezeugung, die mir bis dahin noch nie zuteil geworden war. Rings um Herrn Entenfraß ſtanden die acht Kommis in feierlichem Schweigen, die Markthelfer hinter ihnen.

‚Da Herr Fiſcher‘, ſo begann Herr Entenfraß zu reden, ‚unſere bisherige Nummer eins, uns verläßt, wird Herr Schmidt, unſere ſeitherige Nummer zwei, in die eins vorrücken, die bisherige Nummer drei in die zwei und ſo fort. Und du, Theodor, wirſt als Nummer acht in die Reihe dieſer würdigen Männer eintreten. Und ſo wäre denn die Zeit, das ernſte Geheimnis des De-El-Em dir aufzuſchließen. Es gibt, werteſte nunmehrige Nummer acht, es gibt Menſchen, deren ganzes Streben dahin geht, mit Kaufleuten und Wirten wider den Willen dieſer in Gütergemeinſchaft zu treten. Dazu gibt es zwei Wege: den Weg des Borgens, ohne den Willen zu bezahlen, und den Weg des unmittelbaren Beſitznehmens von einer Sache wider nicht allein den Willen, ſondern auch wider das Wiſſen des bisherigen Beſitzers. Beide Richtungen zählen in unſerm Leipzig viele Anhänger. Und namentlich vor der zweiten mich zu wahren, iſt mein Geſchäft, während meine Kommis verkaufen, die Phyſiognomieen und Gebärden der oft nur vorgeblichen Kunden zu ſtudieren. Find' ich etwas

Verdächtiges, ſo warn' ich die betreffende Nummer durch das ſo unbefangene und doch ſo vielſagende De-El-Em — die Anfangsbuchſtaben der drei Worte: das L . . . r mauſt!

Und nun noch einiges Beherzigenswerte über den Stand, dem du angehörſt. Ein altes Sprichwort ſagt: Lieber zehn Neider als einen Mitleider. So laſſet uns froh ſein! Zeigt ſich der Neid im Verkleinern ſeines Gegenſtandes, in der Bemühung, ihn lächerlich zu machen, ſo fehlt es unſerm Stande nicht an Neidern. Wieviel Spottnamen hat der Neid anderer Stände für uns erfunden! oder glaubt er, erfunden zu haben! Denn wir würden, wenn wir ſie betrachten wollten, finden, daß wir ſolchen Spott uns leicht gefallen laſſen können, indem er nichts als eine Anerkennung iſt, die ſich im Ärger, daß ſie ſich nicht verleugnen kann, ſtellen will, als ſei ſie Spott.

So nennt man uns zuweilen Induſtrieritter. Sind wir es nicht? Wo liegt das Beſchimpfende? Ich kann es im Worte nicht finden. Hat man es im Ärger darüber erfunden, daß wir es ſchneller dahin bringen wie andere, Pferde kaufen zu können zu unſerm Vergnügen und auf dieſe Weiſe beritten zu werden? Wer belegt uns hauptſächlich mit dieſem Namen? Die ſogenannte gelehrte Kaſte, in unſerm Sinne oft: die geleerte. Was anders treiben denn aber ſie ſelbſt als Induſtrie? Der eine verkauft ſeine Überzeugung der Kirche oder dem Staate gegen eine jährliche Rente und macht in Aberglauben, der andere marktet mit dem Rechte, der dritte verkauft ſeine Gifte für Geld und arbeitet für den Totengräber, der vierte macht in Syllogismen. Induſtrie iſt alſo auch ihre Göttin; aber Ritter ſind ſie nicht. Wir ſind noch ein Echo jener fahrenden Ritter; während jene gähnend hinter dem Ofen hocken, bieten wir die mutige Bruſt den Winden, den Waſſern des Himmels und den Saugſtacheln hungriger Gaſtwirte auf der Reiſe. Während ſie, was die Zeit in ihrem Fortſchreiten bereits zertreten hat, zu traurigem Scheinleben wieder aufzubrüten ſich mühen, werfen unſere rüſtigen Hände die Weberſchiffchen von Land zu Land, von Meer zu Meer und weben dem neuen Geiſte ein neu Gewand, ziehen wir der Erde den Ringpanzer der Eiſenbahnen an zum Todeskampf mit tauſendjährigem Dunkel. Wir wiegen und nähren den jungen Geiſt eines neuen, kräftigern Lebens auf unſern tätigen Armen, der, ein junger Herkules, noch in der Wiege die Schlangen Deſpotie und Geiſteszwang zerdrücken wird. Und ſo ſchlag' ich denn dich, gegenwärtigen Theodor Eſpe, zu ſolchem Ritter! Theodor, du warſt bis heute Lehrling; Herr Eſpe, von nun an ſind Sie Kommis!'

Herr Entenfraß zitterte vor Begeiſterung, als er mit der Elle meine Schulter berührte. Es war ein feierlicher Augenblick. –

Die nächſten Jahre bieten meiner Geſchichte nichts, als daß ich von Nummer acht zu Nummer eins emporſtieg. Madame Flötenſpiel konnte ihre wachſende Neigung zu mir nicht bergen, und es war kein Zweifel, daß ich, ſowie Herr Nauplius, der bereits vor Schwindſucht in ſeiner eignen Haut wie in einem Burnus einherging, das Zeitliche ſegnete, der Mitbeſitzer ihres bedeutenden Vermögens werden würde. Nicht vergeſſen darf ich, daß ich in dieſer Zeit für acht gute Groſchen zu Mittage aß, beſtändig das Eleganteſte auf dem Leibe trug, vier Dutzend der feinſten Hemden von ſchleſiſcher Leinwand beſaß, daß ich Konzerte und Theater beſuchte, über alles ſprechen konnte, daß ich die Ritterpflicht nie verſäumte, wenn ich mit meiner Prinzipalin und ihren Töchtern in einem Kaffeegarten oder auf einem Balle zufällig zuſammenkam, ſie auf das galanteſte zu unterhalten. Sie waren ſtolz auf mich und konnten es ſein, denn Urteile wie: Schiller führt uns aus uns heraus, Goethe führt uns in uns hinein – was man auch umgekehrt ſagen kann – Redensarten und Ausdrücke wie: objektiv und ſubjektiv, abſolut und relativ, Sauerſtoff, Stickſtoff, Waſſerſtoff, Kohlenſtoff, die höhere Ironie und dergleichen haſchten ſich auf meinen Lippen. Dabei ſchwärmt' ich für die Menſchheit wie Marquis Poſa, und wo zum Beſten Armer, Abgebrannter und dergleichen getanzt oder Konzert gehört wurde, da war ich nicht der letzte und ſchonte weder Füße noch Ohren. Dieſes Schwärmen gab mir etwas Intereſſantes, Schmachtendes, vornehm Abgeſtandenes; dazu die unendliche Beſcheidenheit, die ich immer beſaß und noch beſitze – kurz: ich war der liebenswürdigſte und vollkommenſte Jüngling, den das Königreich Sachſen ſeit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Eines Tages – es war in der Oſtermeſſe – trat eine ſchlanke ſchöne Dame in perſiſcher Tracht in Herrn Entenfraßens Gewölbe. Sie wandte ſich an mich; ich mußte ihr das zeigen und jenes; ſie ließ, was ſie kaufen wollte, beiſeitelegen und gab es ihren Begleitern, einem ſchwarzen Sklaven und einer weißen Sklavin, die es nach Hauſe bringen ſollten. Dann nahm ſie den Schleier ab, verbeugte ſich und verließ mit ihren Domeſtiken das Gewölbe. Wie vom Blitz getroffen ſtand ich da. Solche Schönheit hatt' ich nie geſehen, nie geahnt. Mit nie gefühlter Wonne durchſchauerte mich ihr Lächeln. Ich ſah die blendendweiße Stirn mit den dunkelſchwarzen Bogen der Brauen, die feinſte Adlernaſe zwiſchen zwei dunkeln Sonnen, den ſchmalen zarten Mund, das lieblich gerundete Kinn, den vollen und doch ſo zierlichen Wuchs, ich ſah dieſe Reize lange noch, nachdem ihre Beſitzerin den Laden verlaſſen und neu eingetretene Kunden verwundert vor mir ſtanden, daß ich, ſonſt die Gewandtheit, die Geſprächigkeit, das Leben ſelbſt, ein ſteinernes Bild geworden ſchien.

Mit Schrecken fiel mir plötzlich ein, daß die Dame mich nicht bezahlt hatte. Herr Entenfraß war verreiſt; wie ſollt' ich vor ihm beſtehn, dem er alles anzuvertrauen gewohnt war! Es war keine Kleinigkeit, was die Waren, die ſie gekauft und mitgenommen, betrugen; es war eine Summe von mehr als tauſend Talern. Meine einzige Hoffnung war, die ſchöne Perſerin werde ſich erinnern, daß ſie mich nicht bezahlt, und das Geld entweder ſelbſt bringen oder ſchicken, eh' Herr Entenfraß zurückgekommen ſein würde.

Und wirklich hatt' ich mich nicht getäuſcht. Acht Tage nachher kam ſie wieder mit ihren beiden Begleitern. Ihre Stimme klang mir nun doppelt wie die ſüßeſte Muſik, da ſie ſich entſchuldigte, in der Zerſtreuung das Bezahlen vergeſſen zu haben; ſie nahm noch mehre Waren heraus, dann bezahlte ſie dieſe und die vorigen mit. Und wieder nahm ſie den Schleier ab, eh' ſie ging, und wieder ſtand ich regungslos wie eine Bildſäule; der Markthelfer, der mich erinnerte, das Geld einzuſtreichen, das leicht, ohne daß ich es gemerkt haben würde, jemand hätte hinwegnehmen können, mußte mich wecken wie aus dem tiefſten Schlafe.

Von Madame Flötenſpiel kam eine Einladung auf den Abend. So dankbare Geſinnungen ich gegen ſie hegte, ſo war in meiner Seele ihr Bild durch das der Fremden dennoch völlig in den Hintergrund gedrängt. All meine Gedanken, all meine Empfindungen ſchwärmten wie Bienen um die Blume jener wundervollen Reize. Ob ich ſie wiederſehen werde? Ob und wie ſie meiner denke? Dieſe und tauſend ähnliche Fragen wandten trotz allen Widerſtrebens meine Gedanken immer von neuem von meinem Geſchäfte ab, daß ich froh war, wie die Stunde des Gewölbſchluſſes ſchlug. Kaum konnt' ich vor Unruhe die gewählte Toilette machen, die Leipzigs Damen an mir zu bewundern gewohnt waren. Ohne eigentlich zu wiſſen, wohin ich wollte, verließ ich meine Wohnung ſo im Träumen, daß erſt der ungeheure Lärm, aus dem Raſſeln des Dampfkaruſſels, dem Brüllen der Löwen, dem Aborgeln ſchauderhafter Mordtaten und unzähligen andern Elementen gemiſcht, mich lehrte, daß der Weg, den ich unwillkürlich verfolgt, unter die Buden führe, in die lärmende Stadt der Vagabunden, die mit Anfang der Meſſe wie ein Pilz aufſchießt und vier Wochen darauf wie in die Luft zerſtoben ſcheint.

‚Friede ſei mit Euch!‘ ſprach eine Frauenſtimme zu mir. Ich ſah auf und erblickte — denkt euch mein Staunen, meine Freude! — die Begleiterin des Inbegriffes meiner Wünſche. ‚Allah ſei geprieſen, der mich in Euern Zügen leſen läßt, daß die Befürchtungen meiner Gebieterin vergebens geweſen ſind —‘

Mein Entzücken ließ ſie nicht ausreden. ‚Oh, daß ich alle Befürchtungen Ihrer und meiner Gebieterin zu tilgen vermöchte, wenn es anders möglich iſt, daß Befürchtungen einem ſo vollkommenen Weſen haben nahen können, als Ihre und meine Gebieterin iſt!‘

Die Sklavin zeigte mir ebenſoviel Freude, als ſie in den meinen bei Erwähnung ihrer Herrin geleſen haben mochte.

‚Reden Sie!‘ fuhr ich fort. ‚Sprechen, befehlen Sie! Was kann ich tun, ihres Anblickes würdig zu werden, ohne den ich, ich fühl' es zu gewiß, nicht mehr leben kann.‘

‚Allah iſt groß!‘ rief ſie aus. ‚Wiſſet, daß die liebenswürdigſte Prinzeſſin der Welt, Sonne des Lebens genannt, ſo ſehr nach Euerm Anblick ſchmachtet, daß die Perlen ihrer Gazellenaugen nicht mehr über Roſen rollen, ſondern über Lilien. Schlafloſe Nächte haben die Sonne in einen Mond verwandelt, der in Tränenwolken badet.'

Während die gute Sklavin alſo ſprach, lenkte ſie ihre Schritte nach dem Königsplatze zu, über den Königsplatz dahin, die Zeitzer Straße entlang; wir waren am Härtel'ſchen Palais angekommen, als ſie ſtehen blieb und in die Hände ſchlug. Da öffnete ſich die Türe, der Schwarze, den ich ſchon zweimal in der Begleitung der ſchönen Perſerin geſehen, ließ uns eintreten und verſchloß wieder hinter uns die Türe.

Eine ſilberne Treppe mit goldenem Geländer führte mich die Sklavin hinan; zu beiden Seiten der Treppe ſtanden ungeheure brennende Wachskerzen. Die Düfte von Moſchus und grauem Ambra zogen in Wolken durch die weiten Räume des ſchönſten aller Paläſte. Ich ſtaunte, indem ich bei mir ſagte: ‚Iſt das nicht, als würd' ein Märchen der Tauſendundeinen Nacht lebendig?' Wirklich, meine Freunde, ich war nahe daran zu zweifeln, daß, was mir begegne, Wahrheit ſei, daß ich nicht träume oder im Fieber phantaſiere. Jetzt ſprangen zwei Flügeltüren auf, und wir traten in einen Saal von unzähligen Säulen geſtützt, die hohen Palmbäumen glichen. Die Kuppel ſchien aus einem Smaragd geſchnitten, und ſeine Farbe war dieſelbe wie die des Himmels, der durch die großen offenen Fenſter von allen Seiten ſichtbar war. Mitten in dem Saale drängte ein großer Springbrunnen ſeine Waſſerſäule faſt bis zur Decke der Kuppel empor; ſeine Wogen, in tauſend blinkende Sterne zerbrochen, weckten, in das Silberbecken zurückfallend, die ſüßeſten Cymbelntöne. Ich ſtand und wagte kaum zu atmen. Nun nahte von außen Muſik, eine andere Türe ſprang auf, und herein traten in ſchöner Ordnung zwanzig ſchwarze Verſchnittene mit gezückten Säbeln, prächtig in goldbrokatene Gewänder gekleidet. Darauf folgten ebenſoviel der ſchönſten Sklavinnen mit Saitenſpielen, die ſie auf die lieblichſte Weiſe rührten. Und nun kam Sonne des Lebens ſelbſt in ihrer Wunderſchönheit. Noch einmal zwanzig Frauen, auf Hoboen blaſend und ſanften Flöten, beſchloſſen den Zug. Die ſchwarze Dienerſchaft reihte ſich hinter dem Tiſch, an den Sonne des Lebens ſich ſetzte, nachdem ſie mich auf das anmutigſte willkommen geheißen und eingeladen hatte, mich zu ihr zu ſetzen. Die Sklavinnen umgaben uns, bald in den lieblichſten Tänzen ihre Reihen verſchlingend, bald in den ergötzendſten Gruppen geordnet. Sonne des Lebens ſchnitt derweile den ſaftigſten Apfel in der Mitte durch und gab die eine Hälfte mir, dann ſchenkte ſie ſelbſt den kühlen Wein in eine Schale, neigte ſich vor mir und trank. Nun reichte ſie die Schale mir, indem ſie mit der ſüßeſten Stimme ſang, wobei die Sklavin, die mich hierher geführt, ſie auf der Laute begleitete.

‚Sonne,‘ dies war der Sinn der Verſe, die ſie ſang, ‚Sonne des Lebens nennen ſie mich; aber du biſt die Sonne und ich das Leben, das ohne die Sonne ſterben muß. Bin ich Sonne des Lebens, ſo mußt du Leben der Sonne heißen.‘

Ich trank, nachdem ich mich gegen ſie verneigt, und ſang zu den Tönen, die die Sklavin auf der Laute anſchlug:

‚Du biſt die Sonne; ich will der Mond ſein, der dich liebt und dir ewig folgt.‘

‚Biſt du der Mond,‘ entgegnete Sonne des Lebens, ‚biſt du der Mond, ſo nimmt von nun die Sonne ihr Licht vom Monde, nicht mehr der Mond ſein Licht von der Sonne; denn ohne dich bin ich dunkel, und meine Strahlen verlöſchen in den Tränen der Sehnſucht, die ich um dich weine.‘

Schon beim Beginnen dieſes Verſes waren Tränen aus ihren Augen geſtürzt; nun erhob ſie ſich und eilte wie außer ſich auf mich zu; indem ſie ihre Arme um mich ſchlug, ward ſie ohnmächtig. Kaum, daß ich ſie nicht fallen ließ und ſelbſt hinſank! So bebten alle meine Lebensgeiſter vor der Übermacht dieſer Seligkeit.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſprach ſie: ‚Süßes Leben, das ich endlich in den Armen halte, ſo bin ich nun dein mit allem, was mein iſt; nicht der Gedanke eines Gedankens, nicht der Hauch eines Hauches in mir, der nicht dein wäre, die ich der Schatten deines Schattens bin! Weh mir, daß ein unerbittliches Verhängnis ſechs Tage in der Woche mich dir und mir ſelbſt entrückt! Jede Woche findeſt du mich an dieſem Tage hier, bis die Sonne des künftigen Tages uns wieder für ſechs, ſechs lange Tage trennt. Aber ſchwöre mir erſt: ein Geheimnis ſei unſere Liebe! Der Hauch, der einem fremden Ohre das mindeſte von ihr verrät, verlöſcht uns die Kerze ſüß-ewigen Liebesglückes.‘

Ich ſchwor. Darauf ſetzten wir uns wieder an unſere Plätze; ſie ſchenkte ein; wir aßen, tranken und ſahen uns in die ſeligen Augen. Auf einen Wink von Sonne des Lebens machten die Tänzerinnen eine Pauſe; ihre Lieblingin rührte allein die Laute, und die Schönſte ſelbſt begann ohngefähr folgendes zu ſingen:

‚O Schmerz, ſechs Tage getrennt zu ſein; ſechs Jahre werden ſie mir ſcheinen, der Tag des Wiederſehens, ach, nur ein Augenblick.

So lange du mich küſſeſt, ſcheint mir die Zeit ſtillezuſtehn; ach! aber ſie ſcheint es nur und eilt mit verdoppelten Schritten.

So lang du mich in deinen Armen hältſt, fühl’ ich, daß ich glücklich bin; ſowie du mich läſſeſt, wird mir bang.

So lang dein Herz mich drückt, bin ich geſund; dann aber drückt mich das meine, und ich kranke zum Tode.

Nur dann wär’ ich geſund, hätt’ ich das Gift deines Mundes, an dem ich kranke, beſtändig an meinen Lippen; nur dann wär’ mir leicht, ruhte immer die Laſt deines Hauptes drückend auf meinem Nacken; nur dann wär’ ich frei, läg’ ich immer in den Roſenketten deiner preſſenden Arme.

Süßes Leben, unſer Glück iſt die Roſe, aber Schweigen heißt der Zweig, der ſie trägt.

Und wie wonnig iſt’s zu wiſſen, daß wir uns lieben; zu wiſſen, daß nur wir es wiſſen, daß wir uns lieben!

Mein Glück und dein Glück ſind wie ein Antilopenpaar gelagert. Darum ſchweige, mein Leben! Sprichſt du ein Wort, ſo ſchrickt es auf und flieht, wo du es nimmer wiederſiehſt.

Tränen ſtürzen aus ſeinen großen Augen, wenn es dich fragt: Da wir ſpielten, warſt du ſo glücklich; warum verſcheuchteſt du uns?

Denk’ ich, du könnteſt nicht ſchweigen, ſo wird mir bang; die Schatten trüber Zukunft verſchlingen mir den Tag der heitern Gegenwart.

Drum laſſ' uns hingehn, wo wir ungeſehen uns faſſen und uns umfangen halten, ſolange die Nacht uns beide umfangen hält.

Den preſſenden Armen glaubt die Liebe mehr als dem Munde; dem Munde glaubt die Liebe mehr, wenn er küßt, als wenn er ſpricht.‘

Damit ſtand ſie auf, nahm mich bei der Hand und führte mich in das ſchönſte Schlafzimmer, welches man ſich denken kann. So ſehr wir eilten, ſo lange währt' es, bis wir es erreichten, weil wir uns bei jedem Schritte küſſen mußten. Das Lager war weich, Wolken von Wohlgerüchen umſchwammen es; von ferne klang das Saitenſpiel der Sklavinnen und ſüße Wettgeſänge, dazwiſchen ſäuſelte das Klingen der Waſſertropfen auf dem ſilbernen Becken vom Saale her.

Mein Glück war zu groß, als daß es hätte dauern können. Und von ſeinem höchſten Gipfel mußt' ich fallen hinab in die Tiefe des Harms. Derſelbe Tag, an deſſen Morgen die teuerſte Hand das Dekret des Sultans mir übergab, mittelſt deſſen ich zum Paſcha von drei Roßſchweifen ernannt war, an demſelben Tage verlor ich Geberin und Gabe. Ach! ſie ahnt' es wohl! Eh' ich von ihr ging, umfing ſie mich ſo innig, als wollte ſie mich erdrücken, und biß mir das Stück aus der Oberlippe, weswegen ich den Schnauzbart tragen muß.

Noch desſelben Tages führte mich mein Weg an dem Hauſe des Herrn Nauplius vorbei. Ich ſah mehre ſchwarzgekleidete Männer ins Haus treten; die Erinnerung an die ſüßeſte Nacht, denn jede letzte war die ſüßeſte, beſchäftigte mich ſo, daß mir nicht einfiel, der Todesfall, den die Anweſenheit dieſer Schwarzgekleideten verkündete, könne die Familie betroffen haben, der ich ſoviel Dank ſchuldete. Daran wurd' ich erſt erinnert, da Madame Flötenſpiel am Fenſter erſchien. Sowie ſie mich ſah, öffnete ſie das Fenſter und ſagte: ‚Ich ſehe wohl, daß Sie wenig Zeit für mich haben; bedenken Sie aber, wie ſehr ich jetzt eines Freundes bedarf, ſo ſchenken Sie mir doch vielleicht den kurzen Augenblick, um den ich Sie bitte.‘

Sie ſprach dieſe Worte mit dem Ausdruck unverkennbaren Schmerzes; ich ſah nun erſt, wie unrecht es war, wie undankbar, eine ſolche Wohltäterin ſo ganz zu vernachläſſigen, wie ich mir vorwerfen mußte, gegen Madame Flötenſpiel getan zu haben. Und mit dem feſten Vorſatze, was ich verſäumt, nachzuholen, inſoweit es geſchehen könne, ohne Sonne des Lebens Rechte auf mich zu kränken, ging ich hinein.

Madame Flötenſpiel führte mich ſchweigend an die Leiche des Herrn Nauplius und ebenſo wieder zurück. ‚Er war mir ein Vater‘, ſagte ſie, und ihre verweinten Augen ſtraften dieſe Worte nicht Lügen. ‚Dennoch gilt‘, fuhr ſie fort, ‚mein Kummer nicht ihm allein; die Hälfte meines Kummers gehört einer Hoffnung an, die ich zugleich mit meinem Gatten begraben muß.‘

So ſprach Madame Flötenſpiel, und ihre krampfhaft aufzuckende Bruſt wiederholte das Geſprochene. Was ſollt' ich entgegnen? Ich verſtand nur zu gut, was ſie meinte. Und hätt' ich's bei jener Äußerung nicht verſtanden, ſo mußte das, was folgte, das Verſtändnis mir eröffnen. Sie ſah mich einige Augenblicke ernſthaft an, dann, wie ſie ſah, daß ſie mich traurig gemacht hatte, mühte ſie ſich, in das launige Weſen zu fallen, das ſie ſo gut kleidete. ‚Sag' mir nur, Krausköpfchen‘, ſagte ſie, ‚wo du dich jetzt herumtreibſt. Seht nur, welch ernſthaftes Geſicht er macht, damit ich die Lüge glauben ſoll, die er vorbringen will! Und er weiß es nur zu gut, daß ich mir noch Schlimmeres von ihm gefallen laſſe als ſolche Falſchheit, wenn ich ihn nur ſehen kann. Er weiß zu gut, wie ich mich vor zehn Jahren in ein kleines Krausköpfchen verliebte, in ein irreflatterndes verwaiſtes Vögelein, daß ich's an den Buſen nahm und wärmte und ihm mein Herzblut gegeben hätte, wenn dem Schalk damit gedient war; nun fliegt mir's fort und ſieht nicht mehr nach mir.‘

Bei den letzten Worten hatte ſie die vergebliche Bemühung, ihre Empfindungen unter dem launigen Weſen zu verſtecken, aufgegeben, und nun rächten jene ſich für den Zwang, den ſie ihnen angetan, durch Verdoppelung ihrer Gewalt.

Ich habe kein beſſeres Herz gekannt als das der Madame Flötenſpiel; zudem macht es doppelte Wirkung auf uns, ſehen wir einen Menſchen ſo recht traurig, den wir nur froh geſehen und von deſſen Perſönlichkeit wir kaum die heitere Laune trennen können; vorzüglich aber war es der Vorwurf, der für mich ſowohl in ihren Äußerungen als eben in der Art, mit der ſie getan wurden, lag, was mich auf das heftigſte erſchütterte.

‚Ihre Äußerungen‘, entgegnete ich und mühte mich nicht, meine Bewegung zu verbergen, ‚laſſen mich beſorgen, daß Sie mich des ſchändlichſten Laſters fähig halten, welches ich mir denken kann.‘

‚Wer ſagt das?‘ ſprach Madame Flötenſpiel. „Hab' ich geſagt, ich halte Sie eines Laſters fähig? Hab' ich Ihnen hülfreich werden dürfen, ſo muß mir das eine Freude bleiben; aber ein Recht gibt mir's nicht über Sie, es müßte denn das Recht ſein, daß ich mir's nicht von Ihnen wehren laſſe, Ihre Mutter ferner zu bleiben. Können Sie einen Vorwurf in dem, was ich ſagte, finden, da Sie wiſſen, daß ich Sie auf keine Weiſe kränken will?‘

Ich war im Begriffe zu antworten. Madame Flötenſpiel, die kein trauriges Geſicht ſehen konnte, verſuchte nochmals jenen ſcherzenden Ton. Die Herzensgüte, die ſich darin zeigte, vermehrte nur meine Bewegung.

‚Glaubſt du denn, Krausköpfchen‘, ſagte ſie, indem ſie mich am Haare zupfte, ‚ich wüßte nichts von der Prinzeſſin am Zeitzer Tor?‘

Ich Unſeliger nahm in meiner Verwirrung dieſe Worte, mit denen ſie, wie man zu ſagen pflegt, auf den Buſch ſchlug, für baren Ernſt, und ſo mußt' ich glauben, ſie kenne das ganze Verhältnis. ‚Wiſſen Sie – ?‘ wollt' ich voll Erſtaunen fragen. ‚Alles!‘ unterbrach ſie mich. Aber ich hätte auf ihrem Geſichte leſen müſſen, daß ſie überraſcht war, wenn nicht ein böſer Genius mich blind und taub gemacht hätte, nur – leider! – nicht ſtumm. ‚Glauben Sie mir‘, rief ich, ‚alles will ich tun, was Sie wünſchen! Ich weiß, wieviel ich Ihnen ſchulde; nur von Sonne des Lebens zu laſſen verlangen Sie nicht von mir! Nur das – ‘ Ach! einen Augenblick zu ſpät kam ich zur Beſinnung; das unſelige Wort war geſprochen – wie ein Wahnſinniger ſchrie ich auf – wie ein vom Blitz Getroffener ſtürzt' ich nieder.

Madame Flötenſpiel knieete nieder zu mir, der ſich am Boden wand wie ein Verzweifelter. ‚Beruhige dich doch, armer Schelm‘, ſagte ſie, weinend aus Mitleid mit mir; ‚haſt du das Mädchen lieb und iſt ſie gut, ſo heurate ſie doch; du weißt ja, was ich beſitze, iſt dein. Beruhige dich doch nur! Ich will ja weiter nichts von dir, als nur manchmal dich ſehen. Beruhige dich doch nur, armer Schelm! Beruhige dich doch nur!‘

Ich hatte nur Sinn für meinen Schmerz. Fort rannt' ich.

Den nächſten Sonnabend abends war ich unter den Buden; es zeigte ſich keine Sklavin, mich zu Sonne des Lebens zu führen. Ich lief an das Härtel'ſche Palais; es war und blieb verſchloſſen. Ich mietete ein Zimmer in der Nähe. Ich wurde ein Ritter Toggenburg. Herrn Entenfraß, Madame Flötenſpiel hatt' ich vergeſſen; Tag und Nacht ſtand ich lauſchend an meinem Fenſter oder rannte wie wahnſinnig um das Palais herum. Vergebens; es öffnete ſich mir nie wieder. Und nun frag' ich euch, hatt' ich weniger Grund als ihr, unter die Literaten zu gehen?‘

So beſchloß der dritte Literatus mit einem tiefen Seufzer ſeine Erzählung.“

Fortſetzung der Liebesgeſchichte:

Zu ſtille Liebe.

„Während der letzten Worte des dritten Literaten war ein Gaſt hereingetreten, den ich um dieſe Zeit hier nicht erwartete. Es war Herr Jammerdegen; mit ihm kam eine bleiche kranke Mannsgeſtalt. Beim Anblick des Bleichen fuhr mir's wie ein Schwert durch meine Seele. Dieſem alſo konnte Fides mich aufopfern? Und warum? Weil er unglücklicher ſchien als ich? So war es nur das Erbarmen eines Engels geweſen, was ich für Liebe hielt. Und dies Erbarmen wandte ſich von mir, da es einen Bedürftigeren fand. Gott im Himmel weiß es, daß mich nicht reizt, was tauſend andere verführen kann: Geld, Ruhm, Wolluſt, Macht; was ich ſchon als Kind erſehnt, was noch heute mein heißer alleinziger Wunſch auf dieſer Erde iſt, ein Herz, unbedingt mir hingegeben wie ich ihm, das alſo hatt' ich verloren oder — nie beſeſſen! Freilich hatt' ich ja nie ein Wort davon zu ihr geſprochen. Hatten wir denn aber nicht auf jenes Kindes Lippen den Verlobungskuß geküßt? Hatte mein Aug' nicht durch das Aug' des Kindes, nicht mein Mund durch den Mund des Kindes um ſie geworben, ihr Auge, ihr Mund auf demſelben Wege das beſeligende Ja mir geſandt?

Herr Jammerdegen nahm neben mir Platz, ſein Begleiter mir gegenüber. Die drei Literaten ſprachen von den Hoffnungen, die durch jene Gerüchte in ihnen erweckt waren, andere ſprachen anderes; ich fuhr fort in meinem Selbſtgeſpräch. Herr Jammerdegen, der bis jetzt nach ſeiner Weiſe auf dem unterſten ſeiner blanken Frackknöpfe die Augen hatte ruhen laſſen, wandte ſich endlich zu mir und ſprach, und mit jedem Worte wurd' er freundlicher:

‚Ich habe ſchon öfter das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen, Herr –‘ er nannte meinen Namen. ‚Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wiſſen werden, Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann beim Landtage und dergleichen. ‚Er präſentierte mir ſeine goldene Doſe: ‚Darf ich –? Wiewohl, was ich mit Ihnen zu ſprechen habe, eigentlich nicht hierher gehört – Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet und lieben ſie, wie ich recht gut weiß, obſchon Sie mich es nie haben wiſſen laſſen. Fides hat erklärt, ſie könne nur mit Ihnen glücklich ſein. Ich will ihrem Glücke nicht in den Weg treten; ich kenne ſie zu gut, als daß ich glauben ſollte, eine Laune, die mit den Flitterwochen ſchwindet, ſpreche aus ihr. Sie ſehen, daß ich keiner von den grauſamen Vätern bin, deren ich ſelbſt einige verlegt habe. Ich hoffe, Sie kennen mich nun. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wiſſen werden, Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann beim Landtage und dergleichen. Drum wünſcht' ich aber nun auch, daß mein künftiger Schwiegerſohn Ruf hätte, eine Notabilität wäre. Haben Sie etwa ein Manuſkript liegen? Bringen Sie mir's morgen. Ich will's verlegen. Und wenn ich's verlege, ſo iſt Ihr Ruf gemacht. Wir Buchhändler ſind's, die aus den Schriftſtellern etwas machen.‘

So ſprach Herr Jammerdegen. Was ich empfand! Wie alle Seligkeit gegen meinen Zuſtand im Preiſe fiel! –

Ein Donnerſchlag oder ein Erdſtoß zitterte unter unſeren Füßen dahin. Herr Jammerdegen ward zuſehends größer; die Schöße ſeines Frackes dehnten ſich und wurden zum Königsmantel; in unbeſchreiblicher Majeſtät ſtand er da. Vor Erſtaunen wie betäubt begann ich: ‚Verehrteſter Herr Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann Jammerdegen —‘

‚Jamadagni!‘ entgegnete mit majeſtätiſchem Lächeln der Angeredete, ‚Jamadagni, der königliche Weiſe, der Enkel Brahmas, der durch ſeine Inkarnation als Leipziger Buchhändler den Fluch löſte, der Vaſantaſena, ſeine und der göttlichen Urvaſi Tochter, jahrhundertelang von den geliebten Schweſtern trennte, weil dieſe Chyavana, den die weißen Ameiſen überbaut, mit Kuſagras die heiligen Augen verletzt.‘

Staunt' ich ſchon über die Veränderung, die mit Herrn Jammerdegen vorgegangen war, ſo wußt' ich noch weniger, was ich denken ſollte, wie die Straße draußen, von unzähligen Fackeln beleuchtet, ein Schauplatz der wunderſamſten Aufzüge wurde. Faſt zugleich kamen von verſchiedenen Seiten her vier edelgeſtaltete verſchleierte Damen, die eine auf einem weißen Elefanten, die andere in einem Wagen von Schwänen gezogen, die dritte auf einem mit Glöckchen behangenen Kamel, die vierte auf einem weißen Zelter von außerordentlicher Schönheit. Ich will gar nicht reden von den goldſtoffenen Sätteln und Decken; ich würde vergebens ihre Pracht zu ſchildern übernehmen. Die zwei erſten Damen trugen indiſche Fürſtengewande, die dritte zeigte ſich in perſiſcher Prinzeſſinnentracht, die vierte war angetan wie Chriemhild in den Nibelungen. Hinter ihnen ein Gefolge von Brahminen und Bajaderen, von ſchwarzen und weißen Sklaven und Sklavinnen und altdeutſchen Jungfrauen, Pagen und Rittern, alle auf das herrlichſte geſchmückt und beritten.

‚Vaſanta!‘ ‚Hildeſwinth!‘ ‚Sonne des Lebens!‘ ſchrieen die drei Literaten zugleich auf, unvermögend vor freudigem Schreck, ihre Sitze zu verlaſſen. Die Damen waren unterdes mit Hülfe des Gefolges von ihren Tieren herabgeſtiegen und lagen lange und ſprachlos ſich in den Armen. Jetzt traten ſie herein und knieeten vor dem königlichen Weiſen, der ſie ſegnete und umarmte. Drei von den vier Damen eilten nun auf die Literaten zu, die vierte, die edelſte Geſtalt, die je ein Auge geſehen, die ſchlanken Glieder in Purpur gehüllt, auf dem unzählige Perlen prangten, einen Kranz der lieblichſten Blumen in der weißen Hand, nahte ſich mir; ſie ſchlug den Schleier zurück; der himmliſche Friede ſelbſt lächelte mich an aus großen braunen Augen — es war Fides! Sie trat nahe zu mir, über ihre Wangen ergoß ſich das ſüßeſte Rot, als ſie den Kranz mir auf das ſchwindelnde Haupt drückte. Wir ſanken beide in die Kniee; unſere Stirnen berührten ſich; keines aber ſah das andere durch den Schleier der unaufhörlich quellenden Freudentränen. Von dem Tiſche der Literaten her rauſchten Küſſe und das Achzen des höchſten Entzückens. Über uns ſchwebte die ſegnende Hand Jamadagnis, die Wände der Reſtauration wichen zurück und dehnten ſich in unüberſehbarer duftender Grüne, die Decke hob ſich und ſtreckte ſich unendlich und wunderblau über uns hin — ich ſank zurück vor dem Übermaß der Wonne, eine Ohnmacht deckte ihre kühlen Schleier über mich hin.

Zum zweitenmal erwacht' ich in ganz fremder Umgebung. Es ſchien mir eine Stube über der Reſtauration des Herrn Walderich, in der ich, wie ich mich zu erinnern glaubte, früher ſchon einmal übernachtet hatte. Wie war ich hierher gekommen aus dem Palmental? Wo war Fides, wo Jamadagni, der königliche Weiſe, wo waren die drei wunderſchönen Damen, wo die drei Literaten hingekommen? Ich ſtand auf und trat ans Fenſter; drüben die Firma: Hahn'ſche Verlagsbuchhandlung, weiter vorn die Poſt — ich hatte mich nicht getäuſcht. Im Kopfe war mir's düſter wie nach einer durchſchwärmten Nacht. Ich zog mich an und ging hinunter in die Reſtauration. Ich fand Herrn Walderich allein.

‚Sagen Sie mir doch um des Himmels willen‘, fragt' ich, ‚wo der königliche Weiſe Jamadagni hinkam, nachdem ich die Beſinnung verloren hatte vor übergroßer Freude? Wo die vier Prinzeſſinnen, die auf Elefanten, Kamelen, Schwanenwagen und Roſſen geſtern kaum hier eingezogen waren?‘

Herr Walderich ſah mich voll Erſtaunen an; dann ſagt' er: ‚Elefanten — Kamele — Jama —?‘

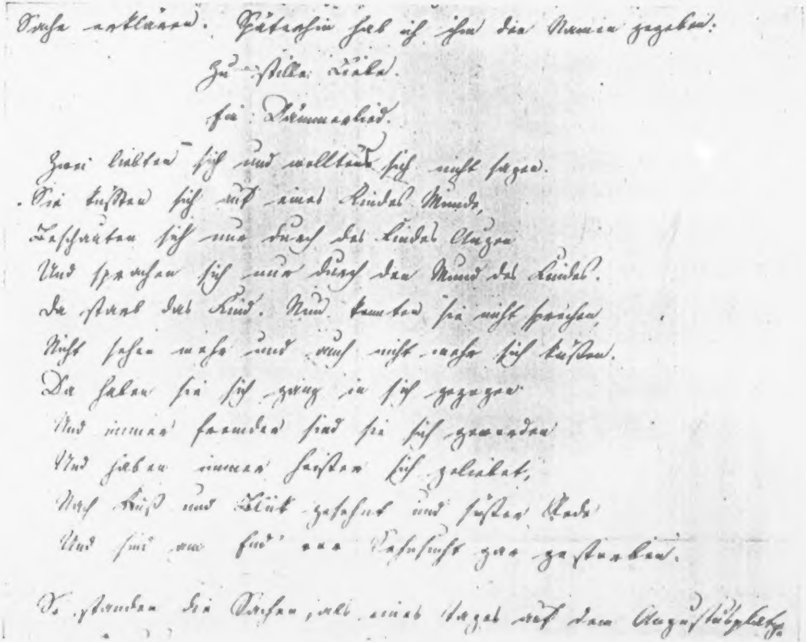
‚Jamadagni‘, ergänzt' ich, ‚der in ſeiner Inkarnation Jammerdegen hieß und —‘

‚Jammerdegen — ach ſo‘, entgegnete Herr Walderich, ‚Sie meinen den reichen Buchhändler, der geſtern, vom Regen überraſcht, mit ſeinem Schwiegerſohn hier eintrat.‘

‚Schwiegerſohn?‘ fragt’ ich. ‚Sie reden da Dinge, die ich nicht verſtehe.‘

Herr Walderich zeigte mir im Tageblatte eine Verlobungsanzeige: Fides! –

Einige Wochen nachher kam in der Liſte der Getrauten: ‚Jungfrau Fides, eheleibliche einzige Tochter des Herrn Gottlieb Daniel Jammerdegen, Buchhändlers, Buchdruckereibeſitzers, Stadtrats, Kirchenvorſtehers und ſo weiter, mit –‘ wüßt’ ich nicht zu gut, wie ſich die Sache wirklich verhält, ſo hätt’ ich wahnſinnig werden müſſen, wie ich das las. Nur das eine will mir nun nicht klar werden, das einzige, warum dieſe Trennung ſein muß! Warum nahm mich Jamadagni, mich allein nicht mit in ſein Reich, wie er ohne Zweifel mit den glücklichſten der Menſchen, mit den drei Literaten, getan hat, die nun mit ihren Frauen in den goldenen Hainen von Gandhamadana hauſen in ewiger Jugend der Liebe und des Lebens, unter ſchlanken Palmen, wo der Lotos duftet und der ſüße Koil ſingt, wo der folgende Tag immer der ſchönere iſt. Wüßt’ ich nicht, daß Fides-Vaſantaſena durch die Bitten und Tränen ihrer Sehnſucht ihren Vater bewegen wird, mich nachzuholen, ſo – nein! ich muß an andere Dinge denken, ſonſt“ – dabei fühlt’ er ſeinen Puls – „ſonſt erleb’ ich’s gar nicht einmal.“



Sache erklären. Späterhin hab ich ihm den Namen gegeben:

Zu stiller Liebe.

Ein Dämmerlied.

Zwei liebten sich und wollten sich's nicht sagen.
Sie küßten sich auf eines Kindes Munde,
Beschauten sich nur durch des Kindes Augen
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht sprechen,
Nicht sehen mehr und auch nicht mehr sich küssen.
Da haben sie sich ganz in sich gezogen
Und immer fremder sind sie sich geworden
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gelechzt und süßem Worte
Und sind am End' aus Sehnsucht gar gestorben.

So standen die Verse, als eines Tages auf dem [illegible]

Fakſimile eines Stückes aus der Reinſchrift der „Wahrhaftigen Geſchichte von den drei Wünſchen"

Maria

Eine Novelle

1843

Erſtes Buch

Erſtes Kapitel

Sie hatten den Wagen erreicht, den der alte Eiſener, um noch ein Stündchen die Geſellſchaft ſeines Sohnes zu genießen, bis auf die Höhe vorausgeſchickt hatte, von der herab man auf der einen Seite ein enges, durch Mühlen und Fabriken belebtes, auf der andern ein breites Tal mit freundlichen Dörfern vor ſich liegen ſah.

Der Alte ſchob die Reiſemütze tiefer in die Stirn, ſo daß der große Schirm derſelben die blendende Röte der Abendſonne von ſeinen Augen abhielt, die er noch beſonders durch ſeine buſchigen ſchwarzgrauen Brauen ſchützen zu wollen ſchien, die er tief herabzog, indem er zu ſprechen fortfuhr: „Und je einförmiger das Geſchäft iſt, um welches ſein Leben ſich ſchlingt wie die Pflanze um den ſchützenden Stab, deſto beſſer für den Menſchen. Je kleiner der Punkt, von dem aus er wirkt, deſto mehr wird er wirken. Er wird gezwungen, ſeine Kräfte zuſammenzuhalten, und das iſt ſchon ein Vorteil von Bedeutung. Und von dieſem Punkte aus kann er ſich allmählich ausbreiten ohne Gefahr, ſeinen Schwerpunkt zu verlieren. Hat er's ſo weit, daß nicht nur ſeine Exiſtenz geſichert iſt, daß er ſonſt noch manche Ausgabe beſtreiten kann, ohne jene zu ſchmälern, nun, ſo ſchaffe er ſich Bücher an, Bilder und was ihm ſonſt beliebt. So hab' ich's gemacht. Mochten meine Bilder andern gefallen oder nicht, kamen ſie dem manieriert vor, jenem blechern, dem dritten Gott weiß wie, mir gefielen ſie. Ihre Betrachtung ſoll mich zerſtreun. Je weniger ſie Anſpruch darauf machten, mich inniger zu berühren, deſto beſſer für mein Geſchäft und mich. Nur Geſchäftloſe haben aus dem Betrachten von Bildern, aus dem Beurteilen von Büchern ein Geſchäft machen können, und man ſieht eben wieder daraus, wie der Menſch eigentlich für das Geſchäft geſchaffen iſt. Was man Kunſt nennt, ſoll uns das Leben verſchönern, aber nicht unbequem werden dadurch, daß ſie eigene Geſetze haben will, die wir lernen und reſpektieren ſollen. Was mir gefällt, das iſt ſchön für mich, und wenn mir's nicht mehr gefällt, werf' ich's weg. Wenn ich's bezahlen ſoll, ſo muß es ſein, wie ich's brauchen kann. Wenn die Reichen alle den geſunden Lebensſinn beſäßen, ſo würde dieſer gerühmte Künſtlerſtolz bald zu einer Künſtlerdemut und kein junger eitler Menſch mehr, durch dies Phantom verlockt, den Vernünftigen zu einem Gegenſtand mitleidigen Achſelzuckens werden."

Der Sohn, auf welchen dieſe Reden eigentlich abgezielt hatten, fühlte ſich zu verletzt durch ſie, als daß er ſich hätte zutrauen dürfen, wenn er darauf entgegne, den Ton feſthalten zu können, der dem Sohne dem Vater gegenüber geziemt; zugleich kränkte ihn die Meinung, die ſein Freund, der ſie beide begleitet hatte, ein Künſtler von bedeutendem Rufe, nach dieſen Reden von dem Manne bekommen mußte, den er ſo gern von jedermann geachtet geſehen hätte. Den Alten verdroß dagegen das anſcheinend ſtolze Schweigen des Sohnes, und ſo wurde der Abſchied nicht zugleich ein Abſchluß, was er unter Freunden und ſo nah Verwandten immer ſein ſollte.

Der Alte, der dies empfand, ließ den Wagen noch einmal halten und ſagte zu dem Sohne: „Deine Reiſe wird, wenn du ſie ſo, wie ich hoffe, zur näheren Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Zweigen der Induſtrie benutzeſt, einen vernünftigen Menſchen aus dir machen, den wiederzuſehen ich mich freuen werde." Er nahm die Mütze ab und wies ein Geſicht, in deſſen ſtrengen Zügen ſich mehr Vaterliebe und Sorge zeigte, als die Empfindlichkeit des Sohnes überdauern konnte.

Nachdem er dem Wagen eine Zeitlang nachgeſehen hatte, wandte der junge Eiſener ſich bewegt zu dem Freunde und ſagte mit der Treuherzigkeit, die ihm eigen war: „Wenn Sie ihn genauer kennten, würde Ihre Meinung von ihm eine vorteilhaftere ſein. Er iſt der beſte Menſch und voll Liebe, und ſein rauhes, zuweilen tyranniſches Benehmen nur der Ungeſtüm eines redlichen liebenden Herzens, dem es leider verſagt iſt, aus der Enge einer beſchränkten Lebensanſicht herauszugehen.“

„Es fragte ſich nun,“ ſagte Ritter, „ob wir umkehren oder ob wir, da wir einmal ſo weit ſind, vollends nach Marklinde hinuntergleiten, das heute ſeinen großen Jahrmarkt hat.“

„Marklinde?“ entgegnete der junge Eiſener. „Iſt's nicht die Paſtorstochter von Marklinde, die der künftigen Himmelskönigin auf Ihrem Bilde ‚Maria und Magdalena als Mädchen‘ Geſtalt und Züge geliehen hat?“

„Wie ich das Bild malte,“ ſagte Ritter, „hab' ich nicht daran gedacht, daß es Marie und Magdalene als Mädchen vorſtellen ſollte; die ungemeine Ähnlichkeit von zwei mir bekannten Mädchen, deren eine allerdings jene Paſtorstochter iſt und die einander doch wieder ſo gänzlich unähnlich ſind, hat mir Anlaß und Stoff zu dem Bilde gegeben; es ſind zwei Mädchen auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau, in das Träumen vertieft, welches jenem Alter ſo eigen iſt. Ihre Zukunft, deren Geiſt ſie träumend und ahnend beſchwören, tritt für den kundigen Beobachter ſichtbar aus ihren Zügen hervor. Denn der Charakter des Menſchen iſt ſein Schickſal. Ich weiß nicht, wer das Bild ſo taufte, wie Sie es nennen und alle, die von ihm reden.“

„Ich erinnere mich nicht,“ ſagte Eiſener, „je ein freuden- und friedengebender Geſichtchen als das der Marie geſehen zu haben. Doch iſt es noch völlig das Geſicht eines Kindes; wie auch in der Geſtalt, trotzdem daß es ihr nicht an Fülle mangelt, noch keine Spur vom Weibe. Während die Magdalene im Auge ſchon das Dunklere, Durſtige, in der Geſtalt ſchon das Sich-in-ſich-Verhüllende, das, ohne es ſelbſt zu wiſſen, locken will, im Ausdruck des Geſichtes und der Geſtalt das Weiche, Nachlaſſende trägt, ſteht die Marie ſo kindlich-unbefangen, ſo unbedürftig-abgeſchloſſen, daß man nicht zweifelt, die Entwickelung, die bei jener ihren Jahren bereits um vieles vorgeeilt, habe bei dieſer noch gar nicht begonnen. Man ſieht, daß jene weiß, was ſie wünſcht, während dieſer der Gedanke noch gar nicht gekommen iſt, daß ſie noch etwas anderes wünſchen könne, als ſie als Kind gewünſcht hat.“

„Wenn Sie das in dem Bilde gefunden haben,“ ſagte Ritter, „ſo bin ich zufrieden mit meiner Arbeit. Aber Sie müſſen die Mädchen ſelbſt ſehen. Fräulein Agthe, die Magdalene, wie Sie ſie nennen, wird heute wahrſcheinlich zugegenſein. Sie iſt die Tochter des Rentamtmanns von Marklinde und wird dieſen Ehrentag ihres Geburtsortes gewiß nicht in ihrer Penſion in dem nicht ſo fernen Dresden zubringen. Sie werden ſich wundern über das Verhältnis, in welchem die kleine Marie zu ihr und den übrigen Mädchen ſteht, wie namentlich zwiſchen dieſen beiden, die ſich ſo ähnlich ſehen wie ſelten zwei Geſchwiſter, nicht die mindeſte Annäherung ſtattfindet, wiewohl es bei der gänzlichen Verſchiedenheit beider Naturen eigentlich nichts weniger als ſeltſam iſt.“

„Wird man beide wohl an einem öffentlichen Orte zuſammen ſehen?“ fragte Eiſener.

„Wir gehen“, ſagte Ritter, „in die Pfarre. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß die Schenke heut überſchwemmt iſt von lärmenden ſtreitſüchtigen Betrunkenen. Alles, was ſich für nobler hält als jene, geht zum Paſtor; das verſteht ſich wie von ſelbſt. Und wir brauchen um ſo weniger Bedenken zu tragen, als der Paſtor neben ſeiner ſehr guten Stelle ein ebenſo bedeutendes Vermögen beſitzt und dieſen Ehrentag ſeines Dorfes auch für ſeinen anſieht. Dort können Sie ſchon das Pfarrhaus mit ſeinen Umgebungen erkennen. Nach dem Garten zu oder vielmehr im Garten ſehen Sie das kleine freundliche Gebäude, was der Paſtor auf ſeine eigenen Koſten dazu gebaut hat. Sehen Sie, dort zwiſchen den zwei erſten der drei hohen Pappeln auf dem nächſten Hügel, über welchen die Chauſſee führt, links von dem buchenbewaldeten Berge; es unterſcheidet ſich von den andern Häuſern und namentlich von dem alten Pfarrhauſe durch die hellere Röte ſeines neueren Ziegeldaches; auf den Schornſtein hat ein Storch mit ſeiner Familie ſich etabliert; das Neſt verbirgt uns noch der große Lindenbaum, das uralte Wahrzeichen von Marklinde – gleich dahinter blinkt ein Fenſter von der Kirche aus dem Violettgrau von Weinbergen. Wir gehen hier von der Chauſſee ab; betrachten Sie ſich noch einmal jene Berge und das wunderſchöne Tal. Wenn wir dieſem nähern Fußſteige folgen, der uns zwiſchen den grünen Samenfeldern hindurch bis an den Lindenbach, dann zwiſchen Wieſen und den Erlen, die ihn beſchatten, ganz nah an ihm dahinführt, verlieren wir dies Tal ganz aus den Augen, und jene Berge ſehen wir erſt unter dem Dorfe wieder und zwar von einer weniger großartigen Seite.“

Eiſener, der ſo kurzſichtig war, daß er mit unbewaffnetem Auge nicht einmal die weniger fernen Punkte, die Ritter ihm zeigte, deutlich wahrnehmen konnte, ſagte: „Ich möchte Sie beneiden um Ihr ſcharfes Auge. Wie glücklich, wer ein gutes Auge hat! Die Formen ſind ihm plaſtiſcher, die Farben farbiger, nichts iſt ihm zu fern, ſelbſt der Himmel iſt ihm näher. Der Einfluß eines ſchärfern oder ſchwächern Geſichtes auf den Charakter ſeines Beſitzers iſt unberechenbar. Wieviel entſchloſſener, klarer, beſtimmter, lebensmutiger iſt der Gutſehende als der Schlechtſehende!“

Eiſener fand den Weg, wie der Freund ihm vorher geſagt hatte. Sie ſchritten rüſtig auf. Nun hörten ſie ſchon die Trompete, die Hörner und den ſchnurrenden Baß von der Tanzmuſik auf der Wieſe beim Wirtshauſe. Einige Minuten führte ſie ihr Weg zwiſchen Gärten dahin; der alte ungeheure Lindenbaum bot ſich als Wegweiſer, das Storchneſt tauchte aus den grünen Büſchen; eine Wendung, und, Linde und Storchneſt verdeckend, ſtand das alte Pfarrhaus vor ihnen. Das Grün des Teufelszwirns, der das alte, aus grauem Sandſtein erbaute Haus faſt ganz überdeckte, gab ihm ein trauliches gaſtliches Anſehen. Der große Hund, der ſeitwärts an der Kette lag, ſchien den Gebrauch dieſes Tages zu kennen; er empfing die Fremden, ein Bild der Hoſpitalität, mit Schweifwedeln und freundlichem Winſeln, als ob er bedaure, ihnen die Höflichkeit ſeiner Begleitung nicht erweiſen zu können.

Sie traten hinein. Durch die offene Türe ſahen ſie ein ſchönes ſchlankes Mädchen in der Wohnſtube mit zwei Kindern beſchäftigt. Dem Knaben legte ſie ſtatt des beſchmutzten einen neugewaſchenen Kragen um; dabei trieb der Kleine ſolch ausgelaſſene Streiche, daß ſie in der Mitte ihrer Strafpredigt vom Lachen unterbrochen wurde. „Siehſt du, Muhme Marie,“ ſagte der Knabe, indem er ſich mühte, ernſthaft auszuſehen, „du ſchmälſt mich, und eigentlich biſt du ſelbſt ausgelaſſen und lachſt, wo es gar nicht nötig iſt.“ Das Mädchen bemerkte unſere Freunde, die ſie freundlich willkommen hieß. „Wollen Sie nur dahinter in den Garten gehn! Da finden Sie den Vater und die ganze Geſellſchaft.“

„Ein kleiner Neffe wohl?“ fragte Eiſener, dem Knaben die hochrote Wange ſtreichelnd. Das Mädchen ſchüttelte den Kopf und ſagte in ihrer freundlichen Weiſe: „Es ſind die Kinder von einem Freunde meines Vaters aus Dresden. Sie leben bei uns, weil die Landluft und die Landkoſt die kleinen Menſchen geſund und ſtark macht. Und gibt's nun einmal Unruhe und Unordnung im Hauſe, dann ſind ſie nicht zu bändigen.“

Während unſere Freunde über die Hausflur und den Hof gingen, an den der Garten ſtößt, ſagte Ritter: „Sie iſt geiſtig noch ſo wenig Weib, daß die Neigung, die ihre ſchöne Bildung einflößt, auch nicht das mindeſte von der Geſchlechtsneigung hat und man ſogar ihre körperliche Entwickelung überſieht. Da iſt auch von jener reizenden Scheue, die aus der bloßen Ahnung entſpringt, es müſſe doch etwas anderes um den Mann ſein, noch keine Spur. Gleichwohl hat ſie das ſechzehnte Jahr hinter ſich und beſitzt in der Führung des Hausweſens eine Mündigkeit wie wenig' Altere.“

Der Paſtor, ein kleiner brünetter Mann von großer Beweglichkeit, kam den Freunden entgegen wie langerwarteten Gäſten. Im Garten ſaßen auf der einen Seite die Alteren und Verheurateten um einige große Tiſche; das junge Volk ergötzte ſich in einiger Entfernung ſpringend, ſingend, lachend und ſpielend auf ſeine Weiſe. Marie zeigte ſich tätig als Wirtin, war bald hier, bald dort, nahm aber weder hier an dem Geſpräche noch dort an dem Spiele teil. Ein ältlicher hagerer Herr von munterem Ausſehen trat zu unſern Freunden und dem Paſtor. „Behaltet“, ſagte er zu dieſem, „den ältern für euch; den andern nehm' ich für uns junge Leute in Beſchlag. Was ſollen wir“, fuhr er fort, indem er ohne weiteres Eiſenern unter den Arm nahm und hinwegführte, „was ſollen wir bei den Alten ſitzen, wir, die wir noch vom Scherzen und Küſſen etwas halten? Die Lippen ſind zum

Lachen und Küſſen gemacht, nicht um damit vom Wetter zu plaudern. Sehen Sie hier nichts als hoffnungsvolle Jugend, die ſich vorgenommen hat, nicht eine Minute vor der Zeit alt zu werden.“

Man begrüßte den neuen Ankömmling wie einen alten Bekannten. Fräulein Agthe, der ein junger Jäger viel Angelegentliches mitzuteilen zu haben ſchien, ſah verſtohlen zu dem hübſchen Eiſener herüber, der ſich zwiſchen zwei junge Damen ſetzen mußte, um bunte Reihe zu machen.

Es war eine Pauſe eingetreten. Von der heftigen Bewegung des letzten Spieles, der ſogenannten Ruſſiſchen Motion, erhitzt, vom Lachen ermüdet, ſaß man auf Stühlen, Bänken und im Graſe und wehte den glühenden Geſichtern mit Tüchern und Zweigen Kühlung zu. Endlich wandte ſich der Oberamtmann Breitung, ſo hieß der muntere alte Herr, an Fräulein Agthe und ſagte, indem er ihr mit komiſch-graziöſer Knieebeugung eine Guitarre überreichte: „Lieblichſte aller Julien, ſämtliche gegenwärtige Lungen bitten durch die meinige Ihren ſchönen Mund, nun auch die Herzen in Bewegung ſetzen zu wollen, von denen ſie behaupten, ſie ſeien bis jetzt auf ihre Koſten geſchont worden.“

Fräulein Agthe errötete, ſuchte und fand Ausreden, die nicht angenommen wurden und auch nicht angenommen werden ſollten. So nahm ſie die Guitarre und ſang nach einigem Zureden mit hübſcher Stimme folgendes Liedchen:

Der Städterin Wunſch.

Ein Pfarrermädchen möcht’ ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind;
Ach, ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt gar ein glücklich Kind!

So voll und doch ſo ſchlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein;
Die Wänglein rot, die Auglein blau –
Was kann wohl ſchöner ſein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,

Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die ſtehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann ſie ſpazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Paſtorskind zu ſehn.

Die Städter ſind an Artigkeit
Und Komplimenten reich;
Geknetet wird mit Zierlichkeit
Der alte Zuckerteig.

Es ſtrömt der nieverſiegte Born
Der Schmeichelei ſobald;
Sie lauſchet nur dem Jägerhorn;
Fernher erklingt's vom Wald.

Der junge Jäger bläſt ſo hell,
Er bläſt ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde ſchnell –
Meint ihr, daß ſie ihn ſieht?

Er bückt ſich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel iſt doch Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach, ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt ein glückſelig Kind!"

Der junge Eiſener mußte ſich geſtehen, daß Fräulein Agthe ein reizendes Kind genannt zu werden verdiene. Einigemal begegnete ſeinen Augen, die mit Wohlgefallen von dem Spiel ihrer ſchönen Hände zu dem dunkellockigen Köpfchen und von da auf jene zurückwanderten, ein Blick von ihr, den ſeine Eitelkeit zu ſeinen Gunſten zu deuten mehr als nur zu willig war.

Das Liedchen war geendet. Breitung ſagte zu Eiſenern, nachdem er die Sängerin in ſeiner launigen Art mit Lob und Komplimenten überhäuft hatte, mit einer gewiſſen Weichheit: „Für mich hat ein ſolches Pfarrerkind mit rundem Strohhut und langen Zöpfen, friſch wie die Natur, in der ſie aufgewachſen iſt, wie es über den abgeriſſenen Bildern vom Stadtleben, die es ſich nach den Außerungen Beſuchender gemacht, brütet, ſie vereinigt, neue hinzudichtet und ſich über ihre eigenen Träume wundert, etwas ungemein Anziehendes. Ein Pfarrerkind aber kenne ich, das ich mehr liebe, als ich ein eigenes Kind würde lieben können. Jetzt ſteht ſie hinter der kleinen Kokette. Seht hin, junger Freund, wollt Ihr das Weib, wie ſie ſein ſollten, neben dem Weibe ſehen, wie ſie wirklich ſind."

„Ich meine," ſagte Ritter, der herzugetreten war, „die Weiber könnten nicht beſſer ſein, wenn wir Männer nur nicht ſo ſchlecht wären. Wir benutzen die Schwäche der Weiber, weil wir ſchwächer ſind wie ſie. Das Bedürfnis zu lieben, das ſo leicht getäuſchte Vertraun der Unerfahrenheit wär' ihre Stärke und ihr Schutz, wäre der Mann ihr gegenüber edel, wie er ſein ſollte. So wird die Unſchuld ſelbſt an dem Weibe zur Verräterin, und ſie müſſen ſie ſchon verloren haben, um zu wiſſen, daß man ſie verlieren und wie man ſie ſchützen kann."

Der junge Eiſener reichte dem Freunde die Hand und ſagte: „Was Gutes an mir iſt, hab' ich den Frauen zu danken. Das Andenken an meine treffliche Mutter hat mich von mehr Unbeſonnenheiten zurückgehalten als die Lehren und das Beiſpiel der weiſeſten und beſten Männer. Dieſe ſanfte Macht, der zu gehorchen ſo ſüß iſt und ſo lohnend zugleich! Während ſie ſo liebevoll ergeben dem Manne gehorcht, beherrſcht das Göttliche in ihr den Mann, ohne daß er es weiß. Der unmerkliche, aber mächtige Einfluß ihrer ſanften Nähe hat ſeinen Entſchluß ſchon beſtimmt, eh' er ihn faßte, iſt ſeinem Zorne ſchon wie ein Engel in den Arm gefallen, eh' ſeine eigene Kraft ſich wider ihn waffnen konnte, hat ihn ſchon zum Rechten und Schicklichen gewandt, eh' er ſich der Wahl bewußt war. Vor ihrem klaren Blick kann das Verworrene nicht beſtehn, ſinkt dem Frechen das rohe Wort unausgeſprochen in die ſchamerfüllte Bruſt zurück; aus ihren Augen trifft den Gefallenen ſchmerzlich mahnend der Glanz des verlorenen Paradieſes, lächelt dem Bereuenden der Troſt der ewigen Barmherzigkeit; ſie ſind die Sonne, um die die Sterne des

Großen, Edeln und Schönen kreiſen, von ihnen erhellt und erwärmt.“

Der alte Breitung weidete ſich an dem glühenden Geſichte Eiſeners, dann ſagte er lächelnd: „Für Euern Eifer, junger Herr, verdientet Ihr ſchon einen freundlichen Blick von den ſchönſten dieſer Sonnen. Aber was ſolch enthuſiaſtiſches Lob des ſchönen Geſchlechtes ſelbſt betrifft, ſo iſt es im Munde eines jungen Mannes mehr dazu gemacht, uns von ſeinem Erteiler gut, als von dem Geſchlechte ſelbſt beſſer denken zu laſſen. Wenigſtens von dem größten Teile des Geſchlechtes; denn alle über einen Kamm zu tadeln, möchte wenig klüger ſein, als alle zu loben. Aber wir kommen vor den Weibern nicht zu den Weibern. Seht, wie argwöhniſch ſie zu uns herſehen; ſie ahnen ſo etwas von einer Verſchwörung gegen ſie. Übrigens merk’ ich, daß es zum Abendeſſen gehen ſoll.“

Unter den Bäumen, in denen ein leiſer Abendwind muſizierte, ſaß es ſich frei und luſtig bei Wein und kalter Küche. Eiſener hatte ein Plätzchen gefunden, welches ihm außerordentlich gefiel. Er ſaß Julien gegenüber, die ebenſoviel Gefallen an ihm zu finden ſchien wie er an ihr. Zur Rechten hatt’ er den muntern alten Breitung, der durch luſtige Einfälle und fleißiges Einſchenken die ihm zunächſt Sitzenden in die Stimmung zu verſetzen ſuchte, die ihn ſelbſt außer dem Hauſe ſelten verließ. Dies gelang ihm vollkommen, und die entfernter Sitzenden hatten nur immer zu fragen und weiter zu erzählen, welch luſtige Torheit eben von dort ausgegangen ſei. Dem jungen Eiſener, den der eingenötigte Wein mehr, als ihm gut war, erwärmte, ſchien die ſchelmiſche Julie immer reizender; ein Spiel mit Blicken begann zwiſchen beiden, welches den jungen Jäger eiferſüchtig zu machen ſchien. Hingegen empfand Eiſener ſelbſt etwas ganz Ähnliches, wenn ſein Nachbar zur Linken, ein junger Beamter, an die emſige Marie Worte richtete, die die Neigung, die ſie eingegeben hatte, nicht verbargen. Faſt mit Ängſtlichkeit lauſchte er ihren Antworten und war entzückt, daß in ihnen auch nicht das mindeſte einer Entgegnung dieſer Neigung hörbar wurde, und dann wunderte er ſich ſelbſt über dieſe ſeltſame Teilung ſeines Weſens. Im dunkeln Auge Juliens glühte eine

Flamme, von der er fühlte, wie ſie ihn entzündete und ihr Feuer in ihm immer mehr um ſich greifen müſſe, ohne daß er ihr werde wehren können, ja ohne daß er dies würde wollen können.

Der junge Beamte ſagte zu ihm: „Sehen Sie nur einmal, nirgends fehlt etwas an der ziemlich langen Tafel, und gleichwohl iſt's nur Marie, die aufwartet. Alles iſt geſchehen, eh' der Wunſch ausgeſprochen, ja eh' er gefühlt iſt. Und da iſt nicht ein Hin- und Hereilen, ein Bringen und Wiederwegtragen. Es iſt immer alles gemacht, und man ſieht nicht, wie es gemacht wird; man denkt unwillkürlich an die alte Sage von den Hausgeiſtchen, die den Frauen unſichtbar helfen."

Eben ſtand die ſchlanke Marie wie ein Heiligenbild hinter Julien, und das reizende Weltkind ſank ihm in aller ſeiner verführeriſchen Grazie neben jener tief im Preiſe. Er fühlte das Bedürfnis, ſich klar zu werden, da ſtieß Breitung mit ſeinem Glaſe gegen das wiedergefüllte Eiſeners. Trinkend und lachend fand er den bunten Wechſel von äußerſt lebhaften Vorſtellungen, der bereits an die Stelle ruhiger Beſonnenheit trat, bald immer weniger bedrohlich und endlich ſogar angenehm und erwünſcht.

Es war Nacht geworden; mehre von den Gäſten, die fühlen mochten, daß ſie zuviel getan, ſuchten ihr Lager. Das junge Volk vergnügte ſich, aufgeregt vom Weine, mit Spielen, die, mit Tanz und lebhaften Bewegungen verbunden, die Aufregung nur noch vermehrten. Man lärmte und ſchrie durcheinander, und wenn man merkte, wie ſehr man ſich anſtrenge, ohne weder die andern zu verſtehen noch von ihnen verſtanden zu werden, brach man in Lachen aus und vermehrte den Lärmen nun aus Mutwillen und Luſt an der Ausgelaſſenheit. Der junge Eiſener, der, von je an Mäßigkeit gewöhnt, ſonſt nie an ſolch lärmendem Treiben Geſchmack gefunden, wunderte ſich ſelbſt, wie er ſich heute darin wie in ſeinem eigentlichſten Element befand.

Nun wurde das Handwerkerſpiel geſpielt, in welchem zwei Mitſpielende das Zimmer verlaſſen, um ein Werkzeug zu erſinnen, welches von den Handwerkern gebraucht wird, als die ſie beim Wiederhereintreten ſich zu erkennen geben. Wird von einem der übrigen Mitſpielenden dies Werkzeug erraten, ſo muß dieſer mit ſeinem Nachbar an die Stelle jener treten, und dieſe nehmen dafür die durch den Abgang jener leer gewordenen Sitze ein. Der ſogenannte Plumpſack, der die Rücken derjenigen trifft, die ſich zu langſam im Gehen und Setzen erweiſen, darf dabei nicht fehlen. Eiſener hatte erraten und mußte mit ſeiner Nachbarin das Zimmer verlaſſen. Ihm wurde ſeltſam, wie er in dem dunkeln Nebenzimmer ſich zu der ſchnellatmenden Julie herabbog und ſtatt ihres Ohres ihr glühender Mund ſeinem Munde begegnete und die weiche pulſierende Geſtalt ihm wie ohnmächtig in die Arme fiel. Im Ringen mit ſich ſelbſt, im Beſtreben, die Beſinnung feſtzuhalten, die ihn zu verlaſſen drohte, faßte er unwillkürlich ihren Arm und ſtand ſchon wieder mit ihr im Geſellſchaftszimmer, eh' er noch ſich des Warum bewußt war.

Endlich trennte man ſich ſcherzend und lachend. Der alte Breitung, der einzige von den Älteren, der ſich noch nicht zurückgezogen hatte, wies, wie er denn die Stelle des Haushofmeiſters auch den Tag über verſehen, den jungen Leuten ihre Nachtquartiere an. Jedes Geſchlecht wurde zuſammen untergebracht, die Mädchen in einer großen Stube des Parterre neben den verheirateten Frauen, die jungen Männer neben den ältern eine Treppe hoch. Den jungen Eiſener wies er in ein Zimmer im Pavillon, in welchem dieſer ſeinen Freund, den Maler Ritter, bereits ſchlafend fand.

Eiſener ſtellte ſich an das offene Fenſter, um ſein erregtes Blut zu kühlen und, weil er fühlte, er könne nicht ſchlafen, an der ſchönen Gegend, die im Silber des Vollmondes vor ihm lag, ſich zu erfreun. Aber ſeine Phantaſie zauberte, ſooft er ihr auch wehrte, immer wieder jenes dunkle Zimmer um ihn und die reizende Julie in ſeine Arme. Er bereute tauſendmal, ſoſehr er ſich mühte, ſich über ſeine inſtinktmäßige Flucht zu freuen, daß er das ſüße Gift nicht in vollen Zügen aus dem Becher getrunken, deſſen bloße Berührung ſein ganzes Weſen in dies fieberhafte Pulſieren gebracht hatte. Die Glut, die in ihm wohnte, gab er dem Zimmer ſchuld und ging herab in den Garten, in dem er die geſuchte Kühlung ebenſowenig fand. Der Duft der Blumen, das Säuſeln der Blätter und das ferne Rauſchen eines Wehrs wiegten endlich ſeine erregten Lebensgeiſter in jenes angenehme

Dämmern, in dem der Wechſel der Bilder ſo ſchnell erfolgt, daß die ermüdete Aufmerkſamkeit weit zurückbleibt und das Gefühl des Daſeins endlich in der Empfindung einer ſüßen Mattigkeit aufgeht. Er lenkte ſeine Schritte, ſchon in halber Bewußtloſigkeit, dem Pavillon wieder zu, ſtieg ebenſo die Treppe herauf, öffnete, kleidete ſich aus und legte ſich zu Bette.

Eben war er im Einſchlafen, als ein Geräuſch ihn ſtörte und ſeine Augen nach der Türe wendete, die er leiſe öffnen hörte. Ihm war, als ob er eine weiße Geſtalt hereinkommen ſehe, und doch hört' er keinen Tritt. Jetzt wurde ein Vorhang aufgezogen; der Schein des vollen Mondes drang durch das Fenſter und zeigte ihm eine ſchlanke weibliche Geſtalt, die eine ziemliche Weile ohne irgend eine Regung im Fenſter ſtehen blieb. Seinem ſchwachen Geſichte war es unmöglich, mehr zu erkennen als eben noch die Geſtalt; überdies wandte ſie ihm jetzt den Rücken zu. Jetzt ging ſie an den Spiegel unweit des Fenſters; indem ſie hineinſah, ſchien ſie ſich auszukleiden. Daß ſie ſich auskleide, vermutete er mehr, als er es ſah, da der Spiegel im Schatten hing. Jetzt bewegte ſich die Geſtalt nach ihm zu. Er griff mit den Händen nach der Seite, wo Ritters Bett unmittelbar neben dem ſeinigen ſtehen mußte. Er fand es nicht; er mußte in ein anderes Zimmer geraten ſein. Der Gedanke, in der Sicherheit der Nacht zum erſten Male mit einem weiblichen Weſen allein zu ſein, ſchlich erſt wie ein Tropfen Eis, dann wie Feuerglut über alle ſeine Nerven hin. Sein Herz pochte hörbar, als die Geſtalt zu ihm ins Bette ſtieg. Das Seltſame, Abenteuerliche der Situation war nicht gemacht, ernüchternd auf den Berauſchten zu wirken, dem die Erregung bis in die Fingerſpitzen pulſierte. Die Macht der warnenden innern Stimme ſchwand mit der Beſinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.

Die Geſtalt, die ſeine Liebkoſungen ohne Erwiderung, aber auch ohne Widerſtand geduldet hatte, erhob ſich bald wieder und entfernte ſich, nachdem ſie ſich vor dem Spiegel wieder angekleidet hatte, ebenſo geräuſchlos und geſpenſtig, als ſie gekommen war.

Zweites Kapitel

Sehr früh erwachte Eiſener, geiſtig und körperlich verſtimmt. Das ſeltſame Abenteuer dieſer Nacht mühte er ſich für die Gaukelei eines Fiebertraumes zu halten. Er wendete ſich im Bette um und verſuchte, ob er nicht wieder einſchlummern könne. Aber jenes Abenteuer malte ſich ihm trotz ſeines Mühens, es jetzt zu vergeſſen, in immer lebhafteren Farben vor; eine wachſende Unbehaglichkeit bemächtigte ſich ſeiner, ſo daß er zuletzt aufſprang und ſich ankleidete, um in einem Morgenſpaziergange die Heilung zu finden, die er ſonſt in ähnlichen Zuſtänden oft mit Erfolg darin geſucht hatte. Auf dem Boden vor dem Spiegel lag eine weiße Spitzenſchleife; ſollte die Geſtalt geſtern dieſe Schleife verloren haben und alſo doch kein bloßes Fieberbild geweſen ſein?

Er nahm die Schleife auf, betrachtete ſie, als könne ſie ihm Aufklärung geben, und je länger er ſie betrachtete, deſto gewiſſer ſchien ihm, es ſei Wirklichkeit, was er ſo gern für einen Traum gehalten hätte.

Er ſteckte die Schleife zu ſich und ging hinab in den Garten. Die Friſche tat ihm wohl. Vor dem heitern Morgenwind, dem muntern Schlage der Finken, dem Duft der grünen Bäume und der Blumen und dem behaglichen Gefühle, das alles ſei wirklich, verſchwammen ihm die Erinnerungen der Nacht in einen geſtaltloſen Knäuel, der in eben dem Maße an Farbe abnahm, als ſeinem erkräftigteren Geiſte die Farben des jungen Morgens farbiger und ſeine Töne klingender erſchienen.

In vollen Zügen ſog er den Morgen ein. Durch das Gebüſch ſchimmerte ein roſenfarbenes Gewand. Es war Marie, die an der nächſten Wendung des parkartigen Weges vor ihm ſtand, beſchäftigt, wilde Heckenroſen zu pflücken. Sie hatte ihn nicht bemerkt und wendete ſich mit leichtem Erſchrecken nach der Seite hin, von welcher ſein Fußtritt hörbar wurde. Es ſchien, ſie ſei ungewiß, ob ſie bleiben oder ſich entfernen ſolle. Eiſener wunderte ſich, indem er an die zutrauliche Sicherheit dachte, in der ſie ſich geſtern immer gezeigt hatte. Sie bückte ſich tiefer, und Eiſenern ſchien der kleine Teil ihrer Wange, den er ſehen konnte, ſowie Ohr und Hals etwas mehr als gewöhnlich gerötet, was freilich auch in der gebückten Stellung und der Friſche der Morgenluft ſeinen Grund haben konnte.

Er ſagte: „Sie ſind ſo frühe ſchon munter, Marie?“ Sie ſah auf und ſagte: „Ich muß wohl. Wenn die Leute früh zur Arbeit ſollen, muß man ſelbſt früh aufſein. Und nun bin ich ſo gerne jeden Tag ein Stündchen im Garten; man ſieht, was zu tun iſt, damit er nicht verwildert; und iſt einmal das wilde Stadtvolk hereingebrochen, dann iſt mir's immer, als wär's mein alter ſchöner Garten gar nicht mehr.“

Eiſener wunderte ſich, daß Marie ihm heute größer erſchien als geſtern oder vielmehr, daß er heute erſt zu bemerken glaubte, daß ſie groß ſei. Übrigens verſcheuchte ihr Anblick auch die letzten Reſte ſeiner übeln Stimmung, und er war feſt überzeugt, daß, was ihn ſo bedränge, nur ein wilder und ſehr lebendiger Traum geweſen ſei.

„Trinken Sie wohl friſchgemolkene Milch?“ fragte Marie den Nachdenkenden; „es gibt nichts Geſunderes und Wohlſchmeckenderes. Bis die andern aufſtehen, währt's Ihnen doch mit dem Frühſtück zu lange.“

Sie ging voran, und Eiſener folgte, indem er ſich an ihrer ſchönen Geſtalt und ihrem elaſtiſchen Gang erfreute.

Die Ställe waren reinlich, ſo die Mägde und das Vieh. Eiſener äußerte ſeine Verwunderung darüber, wie die handfeſten Mägde der jungen Marie an den Augen abzuſehen ſchienen, was ſie wünſche, und wie willig ſie ſich der Ausführung dieſer Wünſche unterzogen.

„Man kann das Geſinde,“ ſagte Marie, „nur zu leicht verwöhnen und verderben. Die Hauptſache iſt, daß man alles erſt recht genau bei ſich ſelber überlegt, damit man keinen Befehl gibt, der zurückgenommen werden muß oder auf deſſen Ausführung man nicht dringen könnte; man darf nie befehlen, nur weil man zu befehlen hat; was aber einmal befohlen iſt, das muß getan werden. Viel Plaudern ſetzt einen bei gemeinen Leuten herab und berechtigt ſie zu Vertraulichkeiten, deren Abweiſung ſie aufbringt. Finden ſie, daß, was man getan haben will, auch immer das Verſtändigſte iſt, ſo führen ſie's um ſo lieber aus, und dann tut ein freundlich Wort Wunder, während es, wo die Leute ihre Herrſchaft nicht innerlich achten müſſen, nicht hoch angeſchlagen wird und dieſer noch das wenige nimmt, was ſie von Reſpekt bei ihnen beſitzen mag. Sehen Sie, wie es die Leute freut wenn ich ihnen zunicke; wie leicht muß es einem großen Herrn werden, alle Menſchen für ſich zu gewinnen.“

Eiſener erſtaunte über den praktiſchen Verſtand und zugleich über die Anſpruchsloſigkeit, mit welcher die junge Marie jenen zeigte. Sie nahm den breiten Strohhut ab, wuſch ſich die weißen Hände; auch den reinlichen Zuber wuſch ſie noch einmal aus, eh' ſie ſich anſchickte, ihre Lieblingskuh, ein großes ſchönes Tier von Schweizerraſſe, zu melken.

Eiſener ſetzte ſich in der Nähe an ein Tiſchchen, welches um den Stamm einer Birke gezimmert war. Der Himmel war ſo ſchön blau, die Bäume und das Gras umher ſo ſchön grün, die Wege, mit Kies beſtreut, ſo reinlich und glänzend; dazu das ſchöne Mädchen in ſeiner ländlichen Beſchäftigung.

„Nur in ſolchem Leben“, ſagte Eiſener behaglich vor ſich hin „kann das Glück wohnen, das wahre Glück, welches nur aus der Tiefe einer ruhigen Seele geboren und in ihr bewahrt wird. Wie tut dieſe Abgeſchloſſenheit ſo wohl! Das Tier, welches mich nährt, iſt mein, und ich pfleg' es mit dankbarer Sorge. Das ſchöne Grün der Wieſen erhält ein herzliches Intereſſe für mich, weil es meinem Tiere Nahrung gibt. Die einfachſten und größeſten Verhältniſſe, Gatten-, Eltern- und Kindesliebe, erhalten die Seele geſund; auch der Schmerz iſt ein heiligerer, unvermiſcht mit den kleinlichen Nebenſchmerzen und -ſorgen, die im Getriebe des Weltlebens ſich ihm zugeſellen und uns peinigen und zerbröckeln, wo uns jener erhebt. Der große Schmerz ſtählt und veredelt die Kräfte, die abwehrend gegen ihn in uns aufſtehen; die kleinen Sorgen, Empfindlichkeiten, Kränkungen der Eitelkeit ſind es, die uns allmählich, aber ſicher aufreiben.“

Marie war unterdes fertig geworden; ſie ließ die gemolkene Milch durch ein weißes Tuch laufen, ſchenkte davon in ein Glas, welches ſie Eiſenern freundlich hinreichte. Dann ſtreichelte ſie das Tier, das ſeinen Kopf mit den gutmütigen Augen nach ihr wandte, und ſagte: „Glauben Sie, daß mein gutes Tier nur von mir ſich melken läßt? Kommt eine von den Mägden, um ſie zu melken, ſo wird ſie ganz wild und beruhigt ſich nicht eher, bis ich komme oder bis ſie meine Stimme hört.“

Die junge Marie ging mit den Mägden nach dem Hauſe zu, die die Zuber mit der heute gemolkenen Milch ihr nachtrugen; Eiſener ging unter den Bäumen, mit deren Blättern der Morgenwind ein anmutiges Farbenſpiel trieb, indem er bald ihre hellere, bald ihre dunklere Seite dem Betrachter zukehrte, und malte an dem Bilde eines heitern Patriarchenlebens, in welchem, wie man ſich denken kann, die Geſtalt der jungen Marie nicht fehlte.

Näher am Hauſe begegnete er der reizenden Julie, die im zierlichen Negligé an ihm vorbeihuſchte. Sie wurde rot, wie ſie ihn ſah; er erſchrak: an ihrem weißen Häubchen fehlte eine Schleife.

So war das Abenteuer, deſſen Erinnerung Mariens Gegenwart aus ſeinen Gedanken verdrängt hatte, doch kein wüſter Traum geweſen. Die gefundene Schleife, die an ihrem Häubchen fehlte, das Rotwerden Juliens und ihr Ausweichen – Julie alſo war der abenteuerliche Beſuch dieſer Nacht geweſen! Die ganze Unbehaglichkeit ſeiner Stimmung von dieſem Morgen kehrte ihm zurück. Die ſchöne Natur tat nichts mehr, ihn zu erheitern; umgekehrt nahm der blaue Himmel die graue Farbe ſeiner Stimmung an. Unwillen und Verachtung ſeiner ſelbſt war der dunkle Grund, die Erinnerung an Juliens verlockende Bedürftigkeit, an Mariens edle Beſchloſſenheit in ſich die Bilder, die auf ihm wechſelten. Das erſte erwärmte ihm mählich Blut und Eitelkeit, und jenes Unbehagliche ſchwand vor ihm bis auf einen Grad, wo es durch den leiſen Kontraſt nur das Wollüſtige des Zuſtandes erhöhte; das zweite vertrieb wie ein Cherub mit dem Flammenſchwert jene ſeelengefährliche Verſchwommenheit und vertiefte durch ſeine reine Helle jenen dunkeln Grund. Er ſuchte, ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, das erſte, was der Menſch in ſolchem Zerwürfnis mit ſeiner beſſern Natur zu tun pflegt. „Unter gleich verführeriſchen Umſtänden“, ſagt' er zu ſich, „wäre wohl jeder gefallen.“ „Befreit dich dies aber“, entgegnete die Stimme, die in jedem edleren Gemüte dieſer Entſchuldigung widerſpricht und mit eifriger Parteilichkeit den größern Teil, wenn nicht die ganze Schuld von dem andern ab auf ſich wälzt, „von der Pflicht, die du übernommen, indem du vor Gott und der Natur ihr Gatte wurdeſt? Darfſt du dich von den Folgen einer Schwäche durch ein Vergehen freimachen?“ Fühlte er, daß ſein Blut glühte bei dem Gedanken, die reizende Julie zu beſitzen, ſo wurd' ihm nur um ſo klarer, wie ſein Herz und ſeine heiligern Gefühle nach Marien hinſtrebten.

Es war ihm angenehm, daß Ritter, der eben aus dem Hauſe getreten war, auf ihn zukam.

„Wiſſen Sie,“ fragte Ritter, „daß ſich heute nacht die weiße Jungfrau wieder hat ſehen laſſen?“ Eiſener erſchrak, ohne recht zu wiſſen warum. „Kommen Sie mit“, fuhr Ritter fort, „zu Mariens Mägden! Nichts intereſſanter als ſolche Wunder aus ſolchem Munde.“ Eiſener folgte dem Freund nach dem Wirtſchaftsgebäude, wo ſie Marien fanden und eine Zeitlang ſchweigend beobachteten. „Gibt es denn“, ſagte Ritter, „etwas Reizenderes als dieſes ſechzehnjährige Hausmütterchen in ihrem wirtſchaftlichen Treiben? Sehen Sie nur, ſie mag tun, was ſie will, ſo tut ſie es auf das beſte und auf das ſchönſte zugleich. Wer hat das Kind die Zierlichkeit gelehrt, mit der ſie die gemeine Operation des Türöffnens und -ſchließens adelt!“

Marie bemerkte die Freunde, hörte Ritters Wunſch und rief zwei Mägde herbei. „Da haben Sie das Für und das Wider. Gretchen iſt unſer Märchenbuch, Hanne die einzige unter den Dienſtboten, die ſie nicht zum Glauben an ſich bekehren kann.“ Ritter fragte Gretchen, wie es ſich denn eigentlich mit der weißen Jungfrau verhalte.

„Ja, ſehn Sie,“ ſagte Gretchen wichtig, indem ſie die linke Hand unterſtemmte und den Zeigefinger der rechten feierlich erhob; „viele Menſchen haben ſie ſchon geſehen. Einige ſagen, ſie ſei nicht ſchön; andere wieder wollen nichts Schöners geſehen haben. Soviel aber iſt gewiß, wenn ſie ſich gezeigt hat, kommt allemal etwas Großes in der

Zeitung. Der Schultheiß ſagte heut früh, wie ich ihm begegnete: ‚Merkt auf, Gretchen, ob's nun nicht in der Zeitung kommt, daß ſie den Sparten-Nero oder Schwarten-Nero gehängt haben' – ich weiß doch nicht wo – in Ungarn, ſagt' er, oder in Spanien; dort herum iſt's aber."

„Die weiß die Zeitung!" lachte ein alter Knecht behaglich, indem er Rittern durch eine Art halbvertraulichen Lächelns zeigte, daß er ihm zutraue, er verſtehe, daß er dieſes nur ironiſch geſagt habe. „Sie meint den Eſparo, der den Eſparklee erfunden hat."

„Meinetwegen kann er den Luzernerklee erfunden haben," ſagte Gretchen lachend; „unſereins hat Wichtigeres zu tun als Zeitungsleſen. Wenn Er die Geſchichte beſſer weiß, brauch' ich ſie nicht zu erzählen."

„Mag er heißen, wie er will, den der Schultheiß meint," ſagte Ritter, „von der weißen Jungfrau ſoll uns Gretchen erzählen, wo ſie ſich zeigt, wo ſie herkommt, wo ſie hingeht."

„Ja, ſehn Sie," antwortete Gretchen, „ſie kommt allezeit drüben vom Kirchhof und geht auch wieder dahin. Da oben in jenem Fenſter vom Gartenhauſe, da ſteht ſie gewöhnlich ein, auch zwei Vaterunſer lang und ſieht in den Mond und ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen wie eins, dem's recht weh im Herzen iſt. Hat ſie nun ein Vaterunſer oder zwei dort geſtanden, dann fällt allemal der Vorhang wieder herab, und fort iſt's."

„Und geſchieht dies in gewiſſen Nächten?" fragte Ritter, während es Eiſenern durch alle Adern fröſtelte.

„Ja, ſehn Sie," ſagte Gretchen, „wenn nicht Vollmond iſt, ſieht man ſie nicht. Sie ſoll, wie ſie – Gott behüte uns! – wie ſie noch lebte, ein Fräulein geweſen ſein von großem Reichtum und noch ſchöner als reich; die war mit einem jungen Ritter verlobt, der war der ſchönſte, reichſte und beſte auf viele Stunden. Und die Hochzeit wurde prächtiger ausgerichtet, als es zu ſagen iſt. Da wurde muſiziert, getanzt, getrunken, was Hände, Beine und Keller hergaben, bis das Brautpaar kurz vor Mitternacht in die Brautkammer geführt wurde. Aber kaum, daß ſie allein beiſammen waren, da rief's mit einer ſeltſamlichen Stimme draußen vor der Burg: ‚Kunz, komm herab! Kunz, komm herab!' und noch einmal rief's: ‚Kunz, komm herab!' Die Stimme aber klang ſo klagend und ſo drohend zugleich. Der Bräutigam ſagte: ‚Das iſt mein beſter Freund; er iſt in Not und ruft mir.' Das Fräulein aber ſagte: ‚Die Stimme gehört meiner Muhme, die ſie vor zwei Jahren tot gefunden haben.' Drum grauſelte ſie's, daß ſie eine Gänſehaut bekam über den ganzen Leib, und ſie ſagte zu ihrem Bräutigam: ‚Bleibet bei mir, mein herztauſiger Schatz! Die Stimme will Euch verlocken! Es iſt ſicherlich ein böſer Spuk, denn es iſt um Mitternacht.' Der Ritter aber ſagte: ‚Holdſeligſte Jungfrau Braut, das kann nichts helfen; ſei's ein böſer Spuk oder ein guter, mich ſoll niemand vergebens rufen.' Das Fräulein aber ſagte: ‚Herztauſiger Schatz', hat ſie geſagt, ‚ſo bleibet nur ſo lang bei mir, bis die Geiſterſtunde vorüber iſt und der volle Mond aufgeht'. Aber der Ritter nahm ſeinen Degen von der Wand und ſagte: ‚Seid luſtig, mein Herz, und grämet Euch nicht; bis die Geiſterſtunde vorbei iſt und der volle Mond aufgeht, bin ich wieder bei Euch'. Und er ging hinaus. Das Fräulein aber trat an das Fenſter und konnte nichts ſehen vor der Finſternis draußen und vor den Zähren in ihren Augen. Da iſt denn die Geiſterſtunde vorbeigegangen, und der Vollmond iſt aufgegangen, und ſie hat gewartet und gewartet, aber der Ritter iſt nicht wiedergekommen. Da ſchwur ſie, keine Nacht zu ruhen, wenn Vollmond wäre, bis ſie mit ihrem Bräutigam zu Bette gegangen ſei. Und wie ihr erſter Bräutigam immer und immer nicht wiederkam, ſo wartete ſie auf einen andern, aber es mochte keiner um ſie werben, der um jene Geſchichte wußte, weil jeder dachte, es werde ihm ergehen, wie es jenem ergangen war. Darüber iſt ſie geſtorben; ihr Schwur aber iſt noch immer nicht erfüllt. Sooft Vollmond iſt, ſieht ſie hinaus, ob noch kein Bräutigam kommt, und tut ganz kläglich und hebt die Hände weinend gegen den Mond."

So erzählte Gretchen; die andre Magd aber ſagte: „Glauben Sie's ja nicht; das hat ihr Schreibers Chriſtian erzählt; der erſinnt ſolche Geſchichten."

„Wie kommt denn", fragte Ritter die Erzählerin, „das Fräulein aber hierher in das neugebaute Haus?"

„Ja, ſehn Sie," ſagte Gretchen, „hier, wo jetzt das neue Haus ſteht, da hat ſonſt die Burg geſtanden, und eh' das neue Haus gebaut worden iſt, haben Goldenſonntagskinder die alte Burg hier geſehen und das Fräulein am Fenſter, als wenn ſie noch ſtünde. Seit aber das neue Haus gebaut iſt, zeigt ſie ſich in jenem Fenſter, und da ſoll man auch manchmal das Klavier klingen hören, was in der Stube ſteht, wo jenes Fenſter iſt."

Hier miſchte ſich die andere Magd wieder in das Geſpräch. „Wenn man freilich", ſagte ſie, „ſich vornimmt, etwas zu ſehen, ſo ſieht man wohl etwas, wo nichts iſt. Wer nachts beim Vollmond hier unten ſteht und die Geſchichte gehört hat, kann ſich leicht einbilden, wenn er mit den geblendeten Augen nach dem Fenſter hinaufſieht, das im Mondenſchein wie Feuer glänzt, er ſieht die weiße Jungfer dahinter. Die weiße Jungfer müßte doch ein Geſpenſt ſein, und das wär' Aberglauben, denn es weiß jeder vernünftige Menſch, daß es keine Geſpenſter gibt. Das ſagte immer mein Vater ſeliger, der ein geſcheiter Mann war, und der wußt' es; aber ein Schatz, meint' er, könnte da liegen, und wenn's auf ſeinem Grund und Boden wäre und er lebte noch, der hätte lange nachgegraben."

Ritter lachte herzlich. Gretchen antwortete ihrer Gegnerin pikiert: „Wer einmal nicht mehr daran glaubt, der hält auch bald den lieben Gott und die Bibel für Aberglauben; und wenn Hannens Vater einmal in die Kirche ging, wunderte ſich das ganze Dorf. Aber wie die Alten ſungen, ſo zwitſcherten die Jungen."

„Ich dächte," ſagte Ritter zu Eiſenern, nachdem die Mägde ſich entfernt hatten, „wir brächen jetzt gleich auf. Noch iſt es nicht zu warm. Wir gingen durch jenen Wald nach Hauſe, der uns für den etwas weitern Weg durch ſeinen Duft, ſeine Kühle und ſeine fröhlichen Vogelſtimmen herrlich entſchädigen wird."

Eiſener, innerlich mit den ſeltſamſten Vorſtellungen und Gefühlen ringend, hatte keinen eigenen Willen; faſt mechaniſch folgt' er dem Freunde. Der Paſtor lud ſie ein, bald wiederzukommen. Marie, die Eiſenern die Hand gegeben hatte, zog ſie wie ängſtlich-verlegen ſchnell wieder zurück.

Wenn wir Urſache haben, unzufrieden mit uns zu ſein oder mit unſerer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbſtbedauern alles auf uns und unſere Lage beziehn; wir ſind ſinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwiſchen uns und Dingen zu finden, die wir ſonſt nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erſt erſchaffen. „Die Berührung eines Menſchen, wie du biſt,“ ſagt' er zu ſich ſelbſt, während ſie gingen und Ritter, auf beſſere Aufmerkſamkeit ſeines jungen Freundes rechnend, ein Geſpräch anknüpfte, welches er allein führen mußte, „deine Berührung erregte dem reinen Weſen einen Schauer, ihr ahnend Gefühl warnt ſie vor dir. Wie konnteſt du auch nach den Vorgängen dieſer Nacht ſo frech vor dieſem Engel ſtehn, wie du getan haſt, ohne zu verſinken im Gefühle deiner Verdorbenheit!“ So war er wieder im Zuge, willkürlich das Unbehagliche ſeiner Stimmung zu vermehren, wozu die raſche äußere Bewegung das Ihrige tat. Das Geſchehene ſtand nicht zu ändern; ſein rechtliches Gefühl blieb dabei, er habe in dieſer Nacht einem weiblichen Weſen ein Recht auf ſich gegeben, welches er, wenn ſie es fordere, ihr nicht ſtreitig machen könne; es war ihm eine Beruhigung, ſich auf dieſe Weiſe gleichſam beſtraft zu ſehen. Seiner edeln Seele fiel nicht ein, jenem Weſen einen Teil der Schuld aufzubürden, was ſo nahe lag; vielmehr fand er eine wachſende Luſt darin, was davon wirklich das Werk vieler ineinandergreifender Umſtände war, ſich als das Reſultat einer kalten ruhigen Berechnung von ſeiner Seite vorzuſtellen. Der ſolchergeſtalt aufgeregten Seele wurd' es zuletzt zur Möglichkeit, die Geſtalt könne eine geſpenſtige geweſen ſein, und die Unzufriedenheit mit ſich ſteigerte ſich zum mit Schauder gemiſchten Widerwillen.

Drittes Kapitel

In dieſer Stimmung brachte Eiſener Tage und Wochen zu. Breitung hatte ihn und Rittern eingeladen, ihn in dem alten Schlößchen, welches er in angenehmer Gegend bewohnte, zu beſuchen. Ritter, der Eiſeners zunehmende Verſtimmung nur zu deutlich wahrnahm und doch dem Vertrauen des Freundes auf keine Weiſe, weder durch Frage noch durch Andeutungen, vorgreifen wollte, ſuchte ihn durch kleine Partieen zu zerſtreuen. Eines Tages kam er ziemlich früh zu Eiſenern. „Wenn Sie nichts anderes heute vorhaben,“ ſagte er, „ſo beſuchen wir unſern Freund Breitung.“ Eiſener war bald zum Mitgehen fertig; ſo machten ſie ſich denn auf den Weg. „Ich verſpreche mir gute Unterhaltung in Roſnigrode,“ ſagte Ritter. „Gewiß,“ entgegnete Eiſener, „Breitung müßte denn über Nacht die gute Laune verloren haben, die mir unverwüſtlich ſcheint.“ „Das iſt es eben,“ ſagte Ritter. „Sie müſſen nämlich wiſſen, daß der alte Breitung nur außerhalb ſeines Gutes der heitere, oft ausgelaſſene Lebemann, als den Sie ihn kennen, in ſeinem Hauſe aber und unter den Seinigen der ärgſte Griesgram und Hypochonder ſein ſoll. Hat ihn ein heiterer Beſuch vergeſſen machen, daß er zu Hauſe iſt, ſo bedarf es nur eines Umſtandes, der ihn entfernt daran erinnert, um ihn in der Kürze eines Augenblicks zu ſeinem Gegenteil zu machen.“ Ritter erzählte einige ergötzliche Anekdoten als Belege, die er von einem vertrauten Freunde Breitungs gehört hatte. Eiſener hörte wenig davon. Indem er daran dachte, wie leicht er ſelbſt, durch den kleinſten Umſtand an den Gegenſtand ſeiner übeln Stimmung erinnert, dieſer anheimfalle, hatte er die Wahrheit dieſer Bemerkung ſchon durch die Tat bewieſen.

Gerne hätt' er Rittern das Abenteuer jener Nacht mitgeteilt; für ſeine Perſon hätte er ſich durch dies Geſtändnis wie durch eine Art Buße erleichtert gefühlt; aber ſeine Denkart erlaubte ihm nicht, das Weſen, an dem er ohnedies geſündigt zu haben glaubte, auch noch zu kompromittieren. Nun erfuhr er von Rittern, daß ſie Julien heute bei Breitung treffen würden. Gab ſie ihm Grund — ſo kam er zum Entſchluſſe — gab ſie ihm Grund, ſich überzeugt zu halten, ſie ſei der geſpenſtige Beſuch jener Nacht geweſen, ſo wollte er ihr Herz und Hand anbieten. Den Zweifel, ob ſie es verdiene, der nahe genug lag, wies er zurück als einen Vorwand, den er ſich machen wolle, um nur glauben zu können, er dürfe ſich losſagen von dem, was er für ſeine Pflicht erkennen mußte. Daß ſein Vater, der bereits eine reiche

Partie für ihn hatte, ſeine Bewilligung verſagen würde, war vorauszuſehen. Aber eben das beſtärkte ihn eher in jenem Entſchluſſe, als daß es ihn wankend gemacht hätte. Schon ſeit einigen Jahren hatt' er ſich mit dem Gedanken getragen, ſeiner Lieblingsneigung, der Neigung zur Malerkunſt folgend, ein Geſchäft aufzugeben, gegen welches er nur Widerwillen empfand, und dadurch zugleich von der Deſpotie ſeines Vaters ſich zu befreien, die ihm mit jedem Jahre unerträglicher geworden war.

Während er aber ſeinem rechtlichen Gefühl folgte, nach welchem er ſich für das Eigentum Juliens anſehen mußte, konnte er ſich nur immer weniger verhehlen, daß das Innerſte ſeines Herzens Marien zugehörte. Aber er hatte in dieſen Tagen ſich gewöhnt, das gute Mädchen für ein Weſen zu halten, welches ſo hoch über ihm ſtehe, daß ſeine Liebe es entweihen müſſe. Denn ſich ſelbſt verachtete er, wenn er an den Stolz auf ſeinen ſittlichen Wert zurückdachte, der ſeit jener Nacht zertrümmert war; alles Bewußtſein des Edleren in ihm ſchien ihm eine Selbſttäuſchung. Kam nun zu dem allen, daß Ritter, den er liebte und achtete, auf den er das Ideal übergetragen hatte, an welches er glauben mußte, wenn er es auch nicht mehr in ſich ſelbſt fand, vielleicht ſchon in den nächſten Tagen ihn verließ, um ſich dem gelobten Lande der Kunſt, Italien, zuzuwenden, ſo iſt leicht zu begreifen, daß ſeine Seele, anſtatt ſie zu beherrſchen, ein Raub der mannigfaltigen Eindrücke, von dem einen zu dem andern ſchwankend, keines klar bewußt werden, keinen tief fühlen konnte.

Unſere Freunde waren kaum noch einen Büchſenſchuß von Breitungs Wohnung entfernt, als ein Knecht, der von dem Schlößchen herkam, in der angeſtrengteſten Eile an ihnen vorbeilief. Nicht lange, ſo begegnete ihnen ein zweiter, noch eiliger als der erſte, und dieſem folgte kurz nachher ein Berittener. Ritter rief den Reitenden an, dieſer gab vorbeiſprengend durch Zeichen zu verſtehen, er habe keine Zeit zu plaudern. „Allem Anſchein nach“, ſagte Ritter zu Eiſenern, „kommen wir Breitung jetzt nicht erwünſcht. Iſt nun jemand, vielleicht er ſelbſt, plötzlich gefährlich krank geworden? Etwas ſcheint vorgegangen zu ſein, was uns beſtimmen könnte, unſern Beſuch zu verſchieben. Es wird ſich ja wohl noch ein Dienſtbote finden, der uns Rede ſteht.“

Indem hörten ſie ſeitwärts in den Gebüſchen eine leidenſchaftlich erhobene Stimme. Nach einigen Lauten, von denen unſere Freunde nicht wußten, bedeuteten ſie einige Seufzer oder ein ſchmerzlich verbiſſenes Lachen, ſagte die Stimme: „Gut! gut! ſo iſt er hin. So wird doch alles noch zu Grunde gehn!“

Die Stimme klang unſern Freunden wie Breitungs; einige Augenblicke darauf ſahen ſie wirklich Breitung aus dem Gebüſche treten. Geſicht und Gebärden paßten zu jener leidenſchaftlich erhobenen Stimme. Wie er die Freunde ſah, heiterten ſeine Züge ſich auf, er drückte beiden die Hände und hieß ſie mit Freundlichkeit willkommen. Dieſe Freundlichkeit, durch welche die mühſam verſteckte Bekümmernis dennoch hindurchſah, hatte etwas Rührendes. Er führte die Freunde in ſeine Wohnung. Seine Frau, der er ſie vorſtellte, eine ſtattliche Geſtalt mit angenehmen Zügen, begrüßte ſie ſo herzlich als ihr Gemahl, aber mit einer unbefangenen Heiterkeit, die ſeltſam mit ſeinem bekümmert-feierlich-freundlichen Weſen kontraſtierte. Eiſenern fiel ein, wie wenig ſchmeichelhaft Breitung von den Frauen zu ſprechen pflegte; er glaubte, die Urſache zu begreifen, und bedauerte ſeinen alten Freund, wie er wahrnahm, daß die Frau, ohne die mindeſte Rückſicht auf ihres Mannes Stimmung zu nehmen, deſſen Gegenwart ſie ſogar halb und halb ignorierte, ſich ihrem heitern Temperamente überließ, und verdachte ihm nicht, daß er nun auch ſeinerſeits ihre Gegenwart gar nicht zu bemerken ſchien.

Unſer Eiſener ſaß bei Tiſche zwiſchen Julien und Rittern. Die geiſtige Unruhe gab ihm die äußere Beweglichkeit, der Zwang, den er ſich antun mußte, ſein Bewußtſein über den Wogen zu erhalten, die in ihm brauſten, das Beſtimmte des Weltmanns, was ihm ſonſt fehlte, und ſo kam es, daß er äußerlich die Geſellſchaft beherrſchte, während er innerlich nichts weniger war als ſein eigener Herr.

Breitung wurde heiterer, als er das Geſpräch auf Marien gelenkt hatte, wie er ſo gern tat, und zwar diesmal, weil ihm die Aufmerkſamkeit Eiſeners gegen Julien, die ſo ſehr einer wachſenden Neigung glich, mißfiel. Er hatte Eiſeners treuherziges Weſen liebgewonnen, und es war ihm ein Anliegen geworden, ſeine beiden Lieblinge, Marien und ihn, vereinigt zu ſehn, ein Anliegen, das Ritter und ſeine Frau, und zwar das einzige Anliegen, das ſeine Frau mit ihm teilte.

Freilich wußten alle drei nicht, wie ihr Lob bei Eiſenern gerade die der erwünſchten entgegengeſetzte Wirkung tat, wie ſie die Kluft, die er zwiſchen Marien und ſich ſah, nur immer erweiterten, obgleich ſeine Neigung zu Marien an den Schmerzen wuchs, die aus ſeinen Vergleichungen von Mariens Werte mit ſeinem Unwerte hervorgingen.

„Marie“, ſagte er, „iſt nicht zur Liebe geſchaffen, nur zur Verehrung. Die Liebe iſt ein Bedürfnis und wendet ſich nur dem Bedürftigen zu. Dieſe in ſich abgeſchloſſene Seele wird, wie ſie an ſich ſelbſt das Bedürfnis nicht fühlt, es auch an andern nicht verſtehn. Die Neigung, die um ſie würbe, müßte ſie ängſten und ihre Nähe meiden machen. Und welcher Mann verdiente auch, daß ſie ſeine Neigung gegen ſie erwiderte!“

„Über die Idealiſten!“ rief Breitungs Frau mit ſcherzendem Zorne. „Ihr armen deutſchen Mädchen, glaubt ihr euch geliebt von dem, der ſich mit den Künſten eines Poeten in euer Herz geſchlichen und der der Oden eures engen treuen Daſeins geworden iſt? Euch hat er nicht geliebt! Ein Schiller’ſches Wahnbild hat ſeine Phantaſie mit euern Zügen überkleidet, und ihr müßt ſeinen Irrtum büßen. Um ſeinetwillen habt ihr den Anſpruchloſen abgewieſen, der euch ſelbſt liebte, eure Schwächen kannte und euch doch liebte, der euch ein feſter Stab geworden wäre, wo jener in ſeiner Künſtlichkeit für ſich ſelbſt keinen Halt hat und ihn in euerer Idealität eben ſucht. Ihr habt das warme Herz um den warmen Kopf verſchmäht, habt die Liebe zu euch hingegeben um die Verliebtheit der exaltierten Gemütseitelkeit in ſich ſelbſt, die ſich in euch nur beſpiegeln wollte. Gehören Sie auch zu dieſen Böſewichtern?“ In dem Tone, mit dem ſie die letzten Worte ſprach, war mehr Ernſt als Scherz.

Der junge Eiſener war noch nicht ſo verkünſtelt, daß ihn nicht getroffen hätte, was von Wahrheit in dem lag, was er eben hatte hören müſſen; aber die beleidigte Eitelkeit, die eben durch dieſe Beleidigung in ihm wieder ins Leben trat, deckte ſogleich über den verwundeten Teil die Spinnenwebe der Selbſttäuſchung einer großartigen Reſignation, daß das Edle verkannt werde müſſe.

„Wiſſen Sie, daß in jener Nacht, die wir in Marklinde zubrachten, eine geiſterhafte Schöne unter uns gewandelt hat?“ fragte Breitung, der, wenn er ſah, daß das Geſpräch ſich um ein Thema drehte, welches ſeine Frau intereſſierte, ſogleich etwas jenem ganz Fremdes auf das Tapet brachte.

Eiſener wandte unwillkürlich bei dieſen Worten ſeine Augen wie fragend nach Julien, die errötete und ihre Verlegenheit kaum zu bergen wußte. Er erſchrak; denn an dieſer Gewißheit fühlt' er erſt, daß er gewünſcht, es möge anders ſein, fühlt' er erſt, wie er Marien liebe.

Das Geſpräch wurde jetzt auf andere Weiſe unterbrochen. Ein junger Mann, wahrſcheinlich Breitungs Verwalter, kam ſchnell herein. Breitung, der zu erſchrecken ſchien, wie er ihn ſah, heftete fragend ſeine Augen auf ihn. Der Verwalter begrüßte nur ganz eilig die Geſellſchaft; er bückte ſich zu Breitung nieder und ſprach ihm eifrig in das Ohr. Die Umſitzenden verſtanden nur die Worte: „Wilm ſagt, ſie haben den Baron im Schierlitzgrunde gefunden, aus einer Wunde blutend.“

Breitung erhob ſich eilig, ſtammelte einige Entſchuldigungen und entfernte ſich haſtig mit dem Verwalter. Breitungs Frau knackte währenddes gleichgültig einige Mandeln, deren Kerne ſie mit Julien teilte, welcher ſie dieſelben ohne weiteres in den kleinen Mund ſteckte. Die ganze übrige Geſellſchaft war verſtört und verlegen. Als der Hausherr immer und immer nicht wiederkam, erhoben ſich alle von den Stühlen. Einige empfahlen ſich. Auch Ritter und Eiſener hatten eben ihre Hüte genommen, als Breitung wieder hereintrat und ihnen mit Aufhebung aller Freundſchaft drohte, wenn ſie gingen.

Er ſchien weit heiterer als vorhin und geriet nun im Garten, wohin die Überbleibſel der Geſellſchaft ihm gefolgt waren, beim Wein und intereſſanten Geſpräche in jene Stimmung, in welcher ihn die Freunde als den muntern Breitung vom Marklinder Jahrmarkte wiedererkannten. Seltſam war es, daß in demſelben Maße, in welchem Breitungs gute Laune wuchs, ſeine Frau einſilbiger und zuletzt ganz ſtill und nachdenklich wurde.

Endlich war alles Beängſtende vergeſſen, und die jungen Leute begannen zu ſpielen und zu tanzen.

Ritter unterhielt ſich mit der Dame vom Hauſe, deren geſunder Verſtand über einen Reichtum von Kenntniſſen disponierte, der ihn in Verwunderung ſetzte. Sie mochte gemerkt haben, wie ihr gleichmütiges Benehmen während ihres Gemahls Unruhe und ſchlechtverhehlter Bekümmernis ihr in Ritters Meinung geſchadet hatte. Sie ſagte: „Es tat mir leid, wie ich ſah, daß Sie und Ihr Freund durch die Unart meines Mannes leiden mußten, der ſich einmal nicht bewältigen kann.“

„Es gibt“, entgegnete Ritter, „Lagen und Stimmungen, in denen man ſich allem Bemühen zum Trotze nicht bewältigen kann; dann tritt von ſeiten der andern die Rückſicht ein, die jener zu nehmen nicht mehr imſtande iſt.“

„Und was glauben Sie denn,“ fragte die Dame, ihn mit großen Augen anſehend, „daß meinem bedauernswürdigen Gemahl widerfahren iſt?“

„Es wäre indiskret,“ ſagte Ritter, „hier forſchen zu wollen. Einigen Äußerungen nach betrifft ſeine ängſtliche Sorge einen teuern Freund, einen Baron, den ich nicht kenne und der ſich ſeiner Beobachtung entzogen hat, vielleicht um — nun, er ſoll gefunden worden ſein, aus einer Wunde blutend.“

Madame Breitung konnte der Übermacht ihrer Lachluſt nicht länger widerſtehen. Sie nahm Ritters beide Hände und bat ihn tauſendmal, ihr zu verzeihn, daß ſie über den verſuchten Selbſtmord des jungen Barons lachen müſſe, und lachte immer wieder. „Ach, der gute Baron!“ ſagte ſie, oft vom Lachen unterbrochen, „der gute, blondbärtige, intereſſante junge Mann! Er hatte etwas Melancholiſches in ſeinem Blick, doch ſchien er ſich ganz gemütlich in ſeinem Pelze zu befinden.“

Ritter konnte nicht unwillig auf ſie werden, ſo herzlich bat und lachte ſie. „Ich will nicht hoffen —“ ſagt’ er, ſelbſt lachend.

„Hoffen Sie immer!“ entgegnete die Lachende. „Schon öfter ängſtigte man ſich um ihn; Boten flogen vergebens nach allen Revieren der Umgegend — der Baron iſt nämlich ein großer Liebhaber der niedern Jagd. Dort ſollte er verwundet, dort tot gefunden worden ſein, bis er plötzlich und unerwartet aus irgend einer Ecke, wo er ſanft geſchlafen, mit graziöſem Dehnen und leiſem Tritte ganz gemütlich in das allgemeine Lamento hereingeſponnen kam. Wahr iſt’s, man kann nicht leicht einen ſchönern Kater ſehn als den Kater Baron. Man möchte weinen, müßte man nicht lachen,“ fuhr ſie fort, indem ſie durch Ton und Gebärde die ungemeine Beweglichkeit der weiblichen Stimmung belegte, „muß man dergleichen mit anſehen und anhören. Was ſoll man dazu ſagen? wie ſich dabei benehmen? Ich bin ihm nicht ſentimental genug, nicht tief genug empfindend, und ſo denkt und ſpricht er ſich in ſolche Bekümmerniſſe hinein, nur um ſich ſelber bedauern zu können und von andern, die die wahre Sachlage nicht kennen, bedauert zu werden, daß er einen Eisblock zur Frau hat. Dazu gibt ihm nun der Kater, den ich, wie er weiß, nicht leiden kann, die ſchönſte Gelegenheit.“

Während die Dame vom Hauſe ſolchergeſtalt Rittern ihre Not klagte, hatte ihr Gemahl ſeinen jungen Freund am Arme genommen und ihn einen Laubgang hindurch nach einem Laubholzwäldchen geführt.

„Lieber Eiſener,“ ſagte er zu ihm, „erlaſſen Sie mir die Verſicherungen, daß ich Sie achte und liebe, die ich Ihnen nach Weltart erſt machen müßte, um meine Berechtigung zu Wink und Warnung darzutun; glauben Sie mir jenes unausgeſprochen. Freund Eiſener, Ihre Weiber! Ihre Weiber, die Sie ſo hoch verehren! ſie werden’s Ihnen ſo ſchlecht vergelten, wie ſie jedem tun, der ſie in ſeinem Herzen achtet. Sie haben kein Gemüt; auch das Tiefſte in ihnen iſt noch Oberfläche. Ein ganz klein bißchen Engel, ein ganz klein bißchen

Teufel und entſetzlich viel Eitelkeit in eine Sammethaut eingefaßt — und das Weib war fertig. Sie ſind nie etwas, ſie ſcheinen nur. Sie können noch lügen, auch wenn ſie lieben, drum iſt ihr ganzes Lieben nur Lüge. In dem innigſten Augenblicke, wenn ihr glaubt, ihre Seele habe alle Verhüllung abgeworfen, hängt ſie noch einen Schleier mehr über ſich. Auch die Wahrhafteſten geſtehen nur Fehler ein, mit denen ſie kokettieren können, und ich wette, am jüngſten Tage erſcheinen ſie noch vor dem Weltenrichter in Trikots.“

Breitung hatte ſich in einen gewaltigen Eifer hineingeſprochen. Eiſener hielt ſolche Äußerungen einem Manne zugut, der dem ganzen Geſchlechte die Kälte und Herzloſigkeit vorwarf, die ſeine Frau, wie Eiſener geſehen zu haben glaubte, ihm zeigte.

Breitung fuhr fort: „Nehmen Sie ſich in acht vor jener kleinen hübſchen Schlange. Während ſie, wie ich recht gut weiß, alle Angeln ihrer Reize nach Ihnen auswirft und Sie glauben machen will, daß ſie Sie liebe, ja vielleicht — wer weiß es denn? — wirklich ein wenig in Sie verliebt iſt, gibt ſie ſich mit andern Liebhabern nächtliche Rendezvous. Sahen Sie, wie ſie rot wurde, als ich von der Schönen ſprach, die als Geiſt unter uns gewandelt ſei? Mir fiel in jener Nacht auf, daß der junge Jäger, den Sie ja geſehen haben, ſich ganz heimlich aus dem Zimmer ſchlich, nachdem er erſt noch feſt zu ſchlafen geſchienen hatte. Schon damals kam mir der Verdacht auf Julien, der durch ihr Erröten und ihre Verlegenheit vorhin mir nun zur Gewißheit worden iſt.“

Eiſener ſchwankte wieder zwiſchen jenen beiden ſich widerſprechenden Gefühlen. Er empfand, daß er Julien nicht liebe; denn er wünſchte, Julie möge die Rechte nicht an ihn haben, die ſie, war ſie jener nächtliche Beſuch, an ihn gewonnen hatte; gleichwohl fühlte er eine Aufwallung eiferſüchtigen Verdruſſes, wenn er ſich dachte, ſie habe dem Jäger in jener Nacht ein Rendezvous gegeben.

Übrigens konnte Breitung vielleicht ihm die Gewißheit verſchaffen, ob Julie jener Beſuch geweſen ſei oder nicht; um dies zu erfahren und zugleich doch den Anteil ſeines Herzens an der Frage zu verbergen, ſagte er mit dem gleichgültigſten Tone, deſſen er eben mächtig wurde: „Ich glaubte, Sie meinten das Fräulein, welches bei Vollmond im Marklinder Pfarrhauſe umgehen ſoll?“

Breitung, der hinter dieſer Frage die Abſicht vermutete, dem Geſpräch einen andern Gegenſtand zu geben, ging darauf ein, weil er noch Gelegenheit zu finden meinte, ſeine Warnung zu wiederholen.

„Ja, dieſes Fräulein,“ entgegnete er, „welches bei Vollmond in dem Fenſter des Zimmers ſich zeigt, neben dem Sie mit Ritter übernachteten, haben Sie es geſehn?“

„Ritter ſagte von dem Spuk, und eine von den Mägden Mariens hat uns ſeine Geſchichte erzählt,“ antwortete Eiſener.

„Marie,“ ſagte Breitung, und Eiſener wunderte ſich nicht, daß ſein Wirt von dem Fräulein auf Marien überſprang; an ſeinem wachſenden Eifer ſah man, wie gern er von ihr ſprach, „Marie iſt ein wunderſames Kind; wenn man die Ruhe, wenn ich ſo ſagen darf, die Kühle ihres Weſens und das Unbedürftige, Geiſtige desſelben betrachtet — ein Apfel und ein Schnittchen Brot iſt ihre gewöhnliche Mahlzeit und völlig zureichend für einen ganzen Tag —, ſo möchte man faſt glauben, ſie ſei urſprünglich gar nicht von dieſer Erde, ſondern etwa auf dem Monde zu Hauſe, der mehr Einfluß auf ſie zu üben ſcheint als jene. Schon als Kind war ſie ein eigenes Weſen; ſie ſprach eine Sprache für ſich, die nur der Eingeweihte oder ein ſehr poetiſcher Menſch verſtehen konnte. Alles Lebloſe war ihr lebendig; in Blumen, Bäume, Bauwerke, ja ſogar in Meubels und Kleider trug ſie die Empfindungen einer menſchlichen Seele hinüber. Sie vermiſchte die Sinneseindrücke in ihren Reden auf die ſeltſamſte Weiſe, ſo daß ſie von Tönen behauptete, ſie ſähen rot oder blau, und umgekehrt von den Farben, ſie klängen munter oder traurig. Ein Mädchen, einige Jahre älter als ſie, die Tochter eines Dorfkrämers, nannte ſie das blaue Lied.

Mit dem ſiebenten Jahre etwa gab zum Erſtaunen aller, die wir das Wachstum des lieben Kindes mit Freude und Bewunderung verfolgten, die Neigung zum Spielen und zweckloſen Träumen, die mit ſo lebendiger beweglicher Phantaſie ſtets verbunden iſt, der jener gerad' entgegengeſetzten Richtung Raum. Von da begann ſie im Leben zu wurzeln mit der ganzen Innigkeit, die ihrem Weſen eigen iſt. Schon mit dem zwölften, dreizehnten Jahre beſorgte ſie das Hausweſen ihres Vaters zur Verwunderung aller, die ſie beobachteten. Ein himmliſcher Segen ſchien dabei alles zu begleiten, was ſie unternahm; alles wuchs ihr unter den Händen. Vorübergehend wohl konnte ſie an den idealiſtiſchen Träumen der Dichter und ihrer Bekannten ſich erfreuen, aber ihr eigentliches Element war die Wirklichkeit.

Mit dem Beginn der Reiſe trat ein einziger Einfluß aus jener frühern Zeit wieder in Wirkſamkeit, aber nur zeitweiſe und gleichſam verſtohlen. Der Mond war ihr Liebling und ihre Sehnſucht geweſen; als kleines Kind hatte ſie ſtundenlang ohne Abwechſelung in den Mond ſehen können; war ſie krank, ſo mußte Mutter oder Wärterin ſie an das Fenſter tragen, durch welches ſie den Freund ihrer kleinen Seele erblicken konnte. Seit etwa einem halben Jahre hat der Mond den Einfluß, den er ſonſt auf die Wachende übte, auf ihren Schlaf geltend gemacht. Zur Zeit des vollen Mondes verläßt ſie öfter ihr Lager, kleidet ſich an und geht herauf in das Eckzimmer im Pavillon. Hier ſteht ſie einige Zeit und wendet die geſchloſſenen Augen dem Monde zu; dann läßt ſie den Vorhang herab, entkleidet ſich und legt ſich in das Bette, das an dem Orte ſteht, wo ſie als Kind zu ſchlafen pflegte. Sowie der Mond die Fenſter dieſes Zimmers verläßt oder durch die Fenſter ihres jetzigen Schlafgemachs ſcheint, erhebt ſie ſich wieder, kleidet ſich wieder an und kehrt dahin zurück. Sie ſelbſt weiß nichts von dieſen Wanderungen, und was man getan hat, ſie während derſelben zu erwecken, iſt vergeblich geweſen. Der Arzt meint, daß dieſe Anfälle von Mondſucht mit der vollendeten Reiſe oder wenigſtens mit ihrem erſten Kindbette auf immer ſich verlieren werden.“

Hier wurde Breitung von dem Durcheinanderſchreien vieler Stimmen unterbrochen, die ſeinen Namen riefen. Er drückte mit einer Art Rührung Eiſeners Hand und bat ihn um Entſchuldigung, wenn er ihn jetzt auf kurze Zeit ſich ſelbſt oder der übrigen Geſellſchaft überlaſſe. Wäre Breitung in dieſem Augenblicke weniger zwiſchen Hoffnungen und Befürchtungen geteilt geweſen, die ihm näher lagen, ſo hätte ihm die Bewegung nicht entgehen können, in die ſeine Erklärung ſeinen jungen Freund Eiſener verſetzt hatte.

Dieſer ſuchte ſich die einſamſte Stelle des Parkes. Dort lehnte er ſich an den Stamm einer großen Buche. Vergebens ſuchte er die Klarheit über ſich ſelbſt, die ihm von Kind auf Bedürfnis geweſen war. Vergebens legte er die fieberheiße Stirne in die kühlen Blätter der Büſche. Sein Herz klopfte ſo gewaltig gegen den Stamm, den er mit den Armen umſchlungen hielt, daß es mit jedem Schlage ſeinen ganzen Körper zurückdrängend erſchütterte.

Es war der Schmerz über den Vorwurf, an allem, was dem Menſchen das Heiligſte ſein muß, ſich vergangen zu haben, an der Unſchuld ſelbſt, an der Gaſtfreundſchaft, an der heiligen Hülfloſigkeit des Schlafes — und doch fühlt' er zugleich eine Art Erleichterung, daß nicht Julien, eine Art Freude, daß Marien ſeine Verpflichtungen gehörten, die er durch jene Vergehen eingegangen war. An dieſer Gewißheit reifte ſeine Liebe zu dem ſchönen Mädchen, deren Schuldner er ſich in ſo hohem Grade fühlte, zu ſolch freudiger Stärke, daß ihr Licht jenen Schatten in ſeinem Gemüte das Gleichgewicht hielt, wenn nicht ſie aufwog. Zerſtreute Bilder einer ſchönen Zukunft glitten ihm ſo ſchnell vorüber, daß er vergebens ſich mühte, nur eins davon feſtzuhalten. So oft er ſich körperlich ruhebedürftig ſetzte, ſo oft trieb ihn die Unruhe ſeiner Seele vom Sitze wieder auf. Ohne recht zu wiſſen warum, vermied er die Wege; es tat ihm wohl, wenn die kühlen Zweige ihm in das heiße Geſicht ſchlugen. Ein nahes Rauſchen lockte ihn — die Unruhe im Menſchen geſellt ſich gern der Unruhe in der Natur —, nun ſtand er am Ende des Parkes, vor ihm die zwei Arme der Schierlitz, die ſich unlängſt getrennt, um ſich hier wieder zu vereinigen. Gleich unter dem Vereinigungspunkte rauſchte ihr Waſſer über ein Wehr, etwas weiterhin in den emſigen Rädern einer Mühle. Ihm gegenüber öffnete ſich zwiſchen weißſtämmigen Birken eine liebliche Ausſicht. Nette Häuſer, an einem ſanften Hügel hingeſtreut, drunter der breite Fluß, drüber die violetten Weinberge. Auf einem der größern Häuſer ward ein Storchneſt, daneben die breite Krone einer rieſigen Linde ſichtbar. Er mühte ſich, zwiſchen den fernen Häuſern und Bäumen ein roſenfarbenes Gewand zu entdecken. Was eine erſte Liebe Beſeligendes haben kann, all das empfand Eiſener zum erſten Male und mit der ganzen Innigkeit ſeines Weſens. Alles andere, was ihm teuer war, fühlte er mit doppelter Luſt als das Seine, indem er es über jenem zu vergeſſen ſchien. Seine heiligſten Erinnerungen, ſeine ſchönſten Hoffnungen, alle ſeine Neigungen fühlt' er wiedergeboren und verklärt durch dieſe ſüßeſte. Alle Wonnen ſeines Lebens umarmten ſich in dieſer.

Als er endlich ſich wieder zu der Geſellſchaft fand, hatte dieſe ſich vermehrt. Ein früherer werter Bekannter Ritters, Baron Wildſprung, der ihn zu der Reiſe, die ſie zuſammen zu machen gedachten, erſt morgen hatte abholen wollen, war ſchon heute gekommen, weil ſein Oheim, der Graf Waldern, ihn gebeten, den letzten Abend vor ihrer Abreiſe ihm zu ſchenken und Rittern, von dem er viel gehört und den er kennen zu lernen wünſchte, mitzubringen.

Ritter hatte nur Eiſenern erwartet, um von dem jungen Manne, den er liebgewonnen hatte, Abſchied zu nehmen. Eiſener fuhr mit den beiden bis an den Gaſthof im Gebirgsgrunde, wo er ſich einlogiert hatte. Gern hätt' er Rittern ſeine neuen Gefühle und Entſchlüſſe mitgeteilt; er tröſtete ſich mit dem Briefwechſel, den ſie verabredet hatten.

Sie waren an dem Gaſthofe angelangt; Eiſener ſtieg aus.[Noch ein Händedruck, und bald verſchwand Ritter dem Freunde in den Staubwolken der frequenten Straße, die an heißen Tagen pilgernden Naturfreunden den wunderſchönen Grund gänzlich verleiden.]

Viertes Kapitel

Eiſener war noch nicht lang auf ſeiner Stube, als eine dunkle Wolke, die den ganzen Nachmittag drohend ſtillgeſtanden, ſich zu ergießen begann.[Der Regen wurde immer ſtärker, die Wolke ſchien ſich ganz in den Grund hineinlegen zu wollen.]Eiſener konnte durch die dichten großen Tropfen, die der Sturmwind durchwirbelte und im gedankenſchnellen Wechſel von Lichter und Dunkler vor ſeinen Augen hin- und hertrieb, auch die Umriſſe des nahen gegenüberſtehenden Talesufers nicht erkennen. [Auf der Straße unmittelbar unter ſeinen Fenſtern eilten Obdachſuchende in groteskem Aufzug, Tücher oder Teile der untern Kleidung über den Kopf gezogen, aufgeſchürzt, ſo hoch man es mit der Notwendigkeit entſchuldigen zu können ſich getraute, mit ſich allein hinreichend beſchäftigt oder einen Teil ſeiner Sorge Kindern, Alten oder dem Vieh zugewandt, das man eilig einem Torwege oder, konnte man dieſen nicht ſchnell genug erreichen, dem ausgebreiteten dichten Laubdach einer Buche zutrieb oder -zog, im Vorbeieilen nach Temperament oder augenblicklicher Stimmung Tracht und Eile an ſich oder den andern belachend, klagend oder fluchend. Eiſener hatte die Stirn an das Fenſter gedrückt und ſah mit dem einen Auge in ſich hinein, mit dem andern auf die Straße: dort Flucht und Verwirrung wie hier.] Aus der Gedankenloſigkeit, in die er verfallen war, riß er ſich mit Anſtrengung auf, um von neuem in ſie zu verfallen.

Jetzt endete der Regen ſo plötzlich, wie er begonnen hatte. Der Himmel glänzte rein und freundlich wie vorher, am Horizont roſig angehaucht von der Abendſonne. Der leiſe Luftzug vermochte kaum die letzten Tropfen von den ſchweren Blättern zu ſchütteln; nach immer längeren Zwiſchenräumen ließ ſich der eigentümliche Laut vernehmen, den der fallende Tropfen hören läßt, indem er Laub und Äſte ſprützend ſtreift oder auf der Fläche eines Blattes zerſpringt, von dem Rauſchen des Blattes begleitet, welches der Erſchütterung einen Augenblick leiſe wiegend nachzittert.

Eiſener hatte das Fenſter geöffnet. Der Staub, der ſonſt die Luft des Grundes verdickt und den Augen wie den Lungen beſchwerlich fällt, war durch den Regen niedergeſchlagen worden. Die gereinigte erfriſchte Luft, die warmen Töne des Abendhimmels, die durch die feinen, zart und bräunlich umkräuſelten Birkengipfel auf den Höhen der gegenüberſtehenden Bergwand leuchteten, der rötliche Abglanz auf dem ſchmalen Streifen des Baches, den die Schatten der Erlen noch unverhüllt laſſen mußten, und auf dem überdies noch frühlingsbraunen Wieſengrund lockten Eiſenern aus dem Hauſe.

Unwillkürlich ſchlug er die Richtung ein nach Marklinde. Mit jedem Schritt wurde ſeine Stimmung heiterer. Während er mit ſeinem

Innerſten ſelig bei Marien war, ſagte er vor ſich hin: „Jedem andern iſt die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen; dem Germanen iſt ſie eine Perſon, die mit ihm empfindet wie er mit ihr. Von ſeinem innern Reichtum leiht er ihr die Seele, deren Sympathie ihn tröſtet, erheitert, erhebt; ſie iſt ſein Echo, ſein Spiegelbild, das ihm als ein Selbſtändiges entgegentritt, und ſo iſt ſeine Zuſammenſtimmung mit der Natur nur ſeine eigene innere Harmonie. Wer dieſe Harmonie aus ſich herausgetrieben, der findet ſie auch außer ſich nicht mehr; wer ſich der Natur nicht verſchließt, dem verſchließt ſich auch die Natur nicht.“

So ſprach er vor ſich hin und ſchien nicht an Marien zu denken; aber es war eine innere Gewißheit ſeines Glückes, welche durch jedes ruhige Wort klang, und ſo erzählte doch die ganze Rede nur von Marien, deren frieden- und freudegebendes Bild die leidenſchaftlichen Selbſtanklagen, mit denen er vor ganz kurzem noch ſich zu peinigen Behagen fand, zum Schweigen gebracht hatte. Der Entſchluß ſtand feſt in ihm, nicht als Ergebnis einer Wahl, ſondern als etwas, was ſich von ſelbſt verſteht und gar nicht anders ſein kann: Marie wurde ſein. Der Alte ſchlug einen Schwiegerſohn, an deſſen Perſönlichkeit er ſein Gefallen bezeigt hatte und der überdies ein ſehr reicher Erbe war, ſo wenig aus, als Eiſeners Vater ſeinem Sohne gegen das Verſprechen, dem Geſchäfte von nun an mit ungeteilter Seele zu leben, zu einer ſolchen Verbindung ſeinen Segen vorenthalten konnte. Mariens war er gewiß, ohne ſagen zu können, ja ohne ſich zu fragen warum. Kurz, er ſah keine Schwierigkeit, kein Hindernis, und das bedeutendſte würde ihm in dieſer Stimmung leicht überſteiglich geſchienen haben.

Eiſener blieb, eben als der Mond aufging, an einem Häuschen ſtehen, vor dem ein alter Bauer auf einer Raſenbank ſaß und durch den Dampf ſeiner Tonpfeife behaglich vor ſich hinſah. Mit freudiger Überraſchung erkannte er, dem Augenmaße nach kaum fünf Minuten entfernt, die breite Krone der wohlbekannten Linde, links davon das rote Ziegeldach. „Iſt das Marklinde?“ fragte er den Bauer, obgleich er den Ort recht gut erkannt hatte; das eine glänzende Fenſter mußt’ es ſein, an dem die Erſcheinung jener abenteuerlichen Nacht geſtanden und in den Mond geſehen hatte, der damals wie jetzt von ihm widerſchien.

Der Alte antwortete. Eiſener hätte wohl die ganze Rede überhört, die jener mit der freundlichen Geſchwätzigkeit des Alters an die kurze Antwort anhing, hätten nicht die Worte: „Dort wird bald Hochzeit ſein," ſeine Aufmerkſamkeit getroffen. — „Nun dort im Pfarrhaus!" entgegnete der Alte. „Und woher wißt Ihr das ſchon?" fragte Eiſener verwundert. Der Alte entgegnete: „Der junge Herr Janſen iſt ja ganz verſeſſen auf die Mamſell." „Janſen — Mamſell —" wiederholte Eiſener und wunderte ſich nun über ſich ſelbſt, wie er habe glauben können, der alte Bauer wiſſe um das, was er noch als Geheimnis in ſeinem Herzen trug.

„Der junge Herr Janſen", ſagte der Bauer, „iſt Kontrolleur drüben in dem Kohlenwerke; er iſt faſt jeden Tag bei dem Paſtor, und die werden gewiß ein Paar." „Wer iſt denn die Mamſell, von der Er ſpricht?" fragte Eiſener, indem es ihm war, als müßte er eine andere Antwort hören, als welche er, wie er wußte, hören würde, wenn er es nur feſt wollte. Aber der Alte erwiderte dennoch ganz ruhig: „Was denn ſonſt für eine" — und wurde freundlicher, je länger er von ihr ſprach — „was denn ſonſt für eine als die Mamſell Marie vom Herrn Paſtor. Er iſt ein hübſcher guter Herr, und ich gönne ihr ihn von Herzen, denn ſie verdient noch einen beſſern, mit allem Reſpekt vor dem Herrn Kontrolleur, und es iſt keiner im Lande, der zu gut für ſie wäre. Wär' ich der Herr Paſtor, ich hielte mit ihr zurück; es kommt ſchon noch einmal einer, der gut bietet. Sie iſt ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke."

So ſeltſam iſt der Menſch, daß das müßige Geplauder eines fremden Alten von der möglichen Hochzeit unſern Eiſener herab aus ſeinen Himmeln warf und ſein „Sie iſt ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke" ihn wieder hinaufhob.

Der Alte ſagte: „Wenn ich der Herr wäre, ich ginge die paar Schritte noch bis zum Herrn Paſtor; die Leute ſind freundlich und bewirten jeden Fremden gern. Und ſie können's auch," ſetzte er hinzu, indem er ſeine Pfeiſe an der Fläche der einen Hand ausklopfte, „die können's auch, denn wo die Mamſell Marie wirtſchaftet — Gott behüte ſie! ich will ſie nicht beſchreien —, da fehlt's nie."

[Der Alte wünſchte eine gute Nacht und trippelte die Stufen, die unter einem ſchiefwinkeligen Vorbau von ungeſchälten Stämmen und halb ausgewaſchenem Lehm in ſein Häuschen führten, hüſtelnd hinauf. Eiſenern zog es mit Macht nach dem Pfarrhauſe hinüber.]

Im Gehen ſah er, wie eben in der Wohnſtube des Pfarrhauſes Licht angezündet wurde. Eine Weile dämmert' es, dann leuchteten die Fenſter recht gaſtlich lockend ihm entgegen. Nun wurd' es wieder düſterer, nun wieder heller; das Licht bewegte ſich wiederholt nach einem benachbarten Zimmer, deſſen Fenſter es erhellte, dann wieder zurück in das erſte, bis endlich beide erhellt blieben.

Eiſener dachte ſich die geſchäftige Marie mit dem Lichte in der Hand, ſah vom Schein der flatternden Flamme die Finger der vorgehaltenen Hand und die lieblichen Züge roſig umzittert, malte ſich ſelbſt mit auf das trauliche Phantaſiebild, wie er behaglich ſitzend dem wirtlichen Treiben des ſchönen Weſens zuſah. Als er an der Türe angekommen, ſtand es feſt in ihm, noch heute müſſe über ſeine Zukunft entſchieden werden und die Entſcheidung könne nur ſo ausfallen, wie er hoffte, wie ſie ausfallen mußte, ſollte er nicht ſo unglücklich werden, als er im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ſeiner Hoffnungen ſich glücklich fühlte. Es handelte ſich hier nicht allein um den Beſitz des geliebten Mädchens, es handelte ſich um die Möglichkeit, durch Liebe und Aufopferung gutzumachen, was er an ihr verbrochen hatte.

Er hatte die Haustüre geöffnet. Im Hausflur bewegte ſich ein Licht, er hörte durch die angelehnte Stubentüre ein Durcheinander von leiſem Flüſtern, eiligen leiſen Schritten; die Türen in die Küche und Kammern an der Wohnſtube wurden leiſe in das Schloß gedrückt und wieder ebenſo leiſe geöffnet. Es war bei aller Bemühung, auch den mindeſten Lärmen zu vermeiden, etwas Raſtloſes, Wirres in alledem; es ſchien gar nicht, als ob Mariens ruhige Klarheit hier hauſe.

Um nicht abſichtslos zum Lauſcher zu werden, trat er vernehmlich in die Stube, die nur erſt von eiligen Schritten verlaſſen worden war. Ihm gegenüber über einer nur angelehnten Türe hing die alte Schwarzwälder Uhr, unter ihr links Mariens runder Strohhut mit dem roſa Bande; auf dem alten Klaviere zwiſchen der Türe und dem Fenſter ſtanden einige Blumentöpfe mit Efeu, deſſen Ranken ſich um eine Art Spalier, aus Tannenſpänen geſchnitzt, gelehrig ſchmiegten. Über dem braunen Sekretär des Pfarrers hingen eine Anzahl Schattenriſſe um das Porträt eines alten Leipziger Profeſſors der Theologie gruppiert. Zwei Weinreben waren durch das Luftloch in die Stube hereingezogen; die eine rankte ſich folgſam durch die Maſchen von Bindfaden an der Decke hin; die andere hatte ſich freigemacht und hing innen am Fenſter herab, als wolle ſie ſehen, wie Mutter und Schweſter draußen ſich gehaben.

Ein männlicher, aber leiſer Tritt näherte ſich; ein junger Mann trat herein; Eiſener erkannte in ihm ſeinen Tiſchnachbar und Bekannten vom Marklinder Jahrmarkte; indem ihm einfiel, welche Verehrung der junge Mann Marien damals gezeigt, war er gewiß, es ſei kein anderer als Herr Janſen, der Beamte bei dem Kohlenwerke, derſelbe, den ihm der alte Bauer als wahrſcheinlichen Eidam des Paſtors genannt hatte. Herr Janſen ſah ſehr blaß aus; der Ausdruck ſeines Geſichtes, mit dem er Eiſenern die Hand gab, erſchreckte dieſen.

„Ich will nicht hoffen,“ ſagte Eiſener, „daß ich unſern freundlichen Paſtor krank finde, vielleicht gar —“

„Krank mag er wohl ſein,“ entgegnete Janſen mit gedämpfter Stimme, „krank am innerſten Herzen. Marie iſt geſtorben.“

Wie ein elektriſcher Schlag zuckte es durch Eiſenern hin; im Augenblicke drauf fühlt' er eine ſeltſame Gleichgültigkeit, wie wir ſie wohl mitunter im Traume bei Dingen empfinden, von denen wir heftig ergriffen ſein ſollten, und uns deshalb wundern über uns, ja uns Vorwürfe machen. Dabei war ihm, als könne ja Marie gar nicht ſterben oder gar ſchon geſtorben ſein. Es kam ihm ſelber ſeltſam vor und als etwas, was nur im Traume geſchehen könne, wie er immer leiſe und ruhig vor ſich hin ſagte: „Das iſt Betäubung, was du für Ruhe hältſt; der Schmerz kommt nun erſt.“

„Sie kommen wie gerufen,“ fuhr Janſen fort. „Bei des Paſtors heftigem Weſen iſt das Schlimmſte für ihn zu fürchten. Er hat getobt wie wahnwitzig; nun iſt er aus Mattigkeit ruhig; ſehen Sie ſelbſt —“

Er führte Eiſenern durch die Türe unter der Schwarzwälder Uhr, neben Mariens Strohhut. Eiſener ſtieß an den Hut; der Hut fiel herab. Beide bückten ſich, ihn aufzuheben. Wie Eiferſucht wogt' es einen Augenblick in Eiſenern auf; ſo lang empfand er den ganzen Schmerz, den ihm der nächſte Augenblick wieder in die gleichgültige Ferne einer lange vernommenen und halb wieder vergeſſenen Erzählung oder eines Traumes entrückte, deſſen man ſich nicht deutlich mehr erinnern kann.

Da lag Marie in ihrem roſenfarbenen Kleide, in dem er ſie jenen Morgen geſehn, mit über der Bruſt gefalteten bleichen Händen, das Geſicht durchſichtig und geiſterhaft ſchön; zu ihren Füßen quer über das Bette hingeworfen der Paſtor, ebenſo bewegungslos. Seine Hände faßten krampfhaft in die Decke, und von Zeit zu Zeit zuckte eine Bewegung über ſeine Geſtalt hin, als wolle der Schmerz, der alle ihre Muskeln zum Widerſtande geſpannt, ſich im Schluchzen löſen.

Eiſener ſetzte ſich — die Kniee verſagten ihm den Dienſt — auf einen Stuhl am Bette; eine ſeltſame Kühle fühlt' er durch ſeinen ganzen Körper ſich verteilen. Janſens Worte hört' er, ohne ihren Sinn zu faſſen, wie aus der Ferne hallend.

„Sie war ein ſeltenes Weſen,“ ſagte Janſen, und es war kaum zu beſtimmen, ob er zu Eiſenern ſprach oder zu ſich ſelbſt. „Vor der Ruhe und Klarheit ihres Daſeins konnte keine leidenſchaftliche Täuſchung aufkommen. Weil immer die Sache in ihrer wahren Geſtalt vor ihrem ungetrübten Blicke lag, ſo konnte ſie niemand unrecht tun und das Unrecht, welches ſie litt, leicht verzeihen; dann war ſie nur über die Reue betrübt, die das andere, wie ſie ja wußte, empfinden mußte, wenn es endlich auch zur Beſinnung und Einſicht kam. Und niemand wurd' es leichter, einem Irrenden zur Einſicht in ſeinen

Irrtum zu verhelfen als ihr, weil niemand ſo leicht als ſie die Eitelkeit ihres Ichs fallen laſſen und ſich in das innerſte Weſen eines andern verſetzen konnte. Sie war nie unzufrieden; fehlte ihr etwas, ſo freute ſie ſich deſto mehr über das, was ſie hatte. So bat ſie auch als Kind nie um etwas, was die Eltern ihr hätten abſchlagen müſſen. Was ſie von ſich ſelbſt mit Strenge forderte, nahm ſie von andern als ein Geſchenk; ſo verzieh ſie allen, nur ſich nichts. Hatte ſie ein Bedürfnis, ſo war es Tätigkeit, Sorge um die Ordnung und Nahrung des Hauſes, um die Zufriedenheit und das Gedeihen ſeiner Bewohner. Wo ſie lieben konnte, war ſie glücklich und daheim; doch ſelbſt die Liebe zu ihrem Vater ſprach ſich nie leidenſchaftlich und ſtets mehr in unermüdeter Aufmerkſamkeit und Sorge auch für das kleinſte Bedürfnis, das nur ſie erraten konnte, als in lebhaften Bezeigungen aus. Überall ging ſie den nächſten Weg, gleich entfernt vom Weit-Ausholen als von Übereilung und Zufahren. Wo man glaubte, es ſei erſt die Vorbereitung, war die Sache ſelbſt ſchon fertig. Sie vermäntelte nicht; was andere durch Verſtecken erſt recht ſichtbar, durch Schonung erſt beleidigend, durch Milderung auffallend machen, ſagte ſie gerade heraus, aber ſo, daß man geſtehen mußte, das Zartgefühl ſei am beſten dabei gefahren. Das einzige, was ihr zu fehlen ſchien, das Weiche, Anſchmiegende, Weibliche, hat ihrem Bilde der Tod gegeben, der ihr das, was ſie beſaß, raubte. Seit dem letzten hieſigen Jahrmarkte war ſie verändert; in jener einen Nacht ſchien die Blume der Weiblichkeit, die in dem zu ruhigen, zu klaren, kalten Bilde geſchlummert hatte, zauberſchnell zu Knoſpe und zu duftender Entfaltung zugleich erwacht. Wer hätte geahnt, daß dies Phänomen nur der Vorbote eines baldigen, eines zu frühen Todes ſein ſollte!"

„Seit jener Nacht?" fragte Eiſener voll Angſt.

„Seit jener Nacht," entgegnete Janſen, ohne zu bemerken, was Eiſeners totenbleiches Geſicht von den Bewegungen ſeiner geängſteten Seele erzählte.

Janſen wurde hinausgerufen.

„Seit jener Nacht!" wiederholte Eiſener, indem er ſich bemühte, den ganzen Sinn zu faſſen, der für ihn in dieſen Worten lag.

Jetzt erhob ſich der Paſtor und zeigte Eiſenern ein Geſicht, vor welchem dieſer erſchrak. Er wandt' es in die Höhe, ſtreckte die krampfhaft geballten Hände nach oben; ſeine Stimme und Sprache, leiſe und akzentlos, faſt gleichgültig klingend, kontraſtierte ſeltſam mit der Leidenſchaftlichkeit ſeiner Gebärden und dem Inhalt ſeiner Worte.

„Warum gabſt du mir ſie, wenn du mir ſie wieder nehmen wollteſt? Warum mußt' ich leben, wenn ich an dem Leben verzweifeln ſollte? Ich habe mich nicht in das Leben hereingedrängt; wer gab dir das Recht, mich zu ſchaffen? Ich wollte nicht ſein; du brauchteſt ein Daſein, das du zu deiner Luſt zerſchmettern konnteſt, und ſo werden wir und — ſollen dir's noch danken?"

Eiſenern graute vor dem Treiben des Paſtors, deſſen Verzweiflung er für ſein Werk anſah. Er wagte nicht, die ſchöne Leiche durch einen Blick, wie er meinte, zu entweihen, eh' er die Stube und das Haus verließ und ſein Herz voll Kummer und Gewiſſensangſt hinaustrug in die ſchöne Nacht, ſo ſchön und heiter, als geb' es keinen Kummer auf der Welt.

Er taumelte gegen einen Baumſtamm; der Schmerz brachte ihn wieder zu ſich. Er hielt ſich an einem Aſte feſt. „Sie war ſo ſehr die Unſchuld ſelbſt," ſagt' er zu ſich, „daß die bloße Berührung eines Elenden, wie du biſt, ſie töten mußte. Und es fehlte eben nur noch, daß du, der Verbrecher an dem Heiligſten, an dem Gaſtrecht, an der Unſchuld, an der Hülfloſigkeit des Schlafes, dich haſſen mußt als ihren Mörder, als den Buben, der ein glückliches Vaterherz dem Kummer, der entſetzlichſten Verzweiflung preisgab."

Die ganze Nacht brachte unſer armer Freund im Freien zu, bald ruhig ſtehend, um ſich ſo recht in die ſelbſtmörderiſche Luſt zu verſenken, die ihm dieſe Vorwürfe gewährten, dann, von körperlicher Unruhe und Angſt getrieben, mit Haſt dahineilend, als woll' er ſich ſelbſt entfliehn. Er wünſchte, toben zu können wie der Paſtor, nur um des Bewußtſeins ledig zu werden, welches ihm unermüdlich mit kalter Deutlichkeit entgegenhielt, was, als überdachte berechnete Bosheit betrachtet, wie ihn jene Luſt zu tun trieb, eine ſtärkere Seele als die ſeine zerbrechen mußte.

Ende des erſten Buches.

Zweites Buch

Erſtes Kapitel

Wäre Eiſener nicht ſchon am Morgen jener Nacht voll Herzensangſt und Gewiſſensbiſſen auf der Reiſe nach Amerika geweſen, es wären ihm Jahre des Kummers erſpart geweſen. Ob er dabei gewonnen hätte?

Einmal muß der idealiſtiſchen Lüge in uns, wir ſeien alles das, wozu wir höchſtens die unausgebildeten Anlagen beſitzen, die glänzende Larve abgeriſſen werden, damit wir wahre und gute Menſchen werden können. Wir müſſen an uns ſelbſt überzeugt werden, wie ſchwach der Menſch iſt, damit wir einſehen, man müſſe bei der Beurteilung des einzelnen ihn nicht an das Maß der ganzen Menſchheit, des Idealen halten; wir müſſen aber als Sieger aus jenem Verluſte hervorgehen, daß wir an uns das Göttliche, was dennoch in dem Menſchen lebt, erkennen und den Menſchen mit ſeinen Schwächen lieben lernen.

Der Idealismus junger Menſchen iſt Eitelkeit. Mit einer gewiſſen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes ſich enthuſiasmieren, er braucht es nur mit ſeiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was ſagt dieſer Eitelkeit mehr zu als die erhabene Verachtung, mit welcher er von der Höhe einer ſchmeichelnden Selbſttäuſchung auf das Wirkliche und Menſchliche als auf das Gemeine herabſieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es ſelbſt leiſtet — nein, weil er es ſich nur zutraut.

Und was traut er ſich nicht zu? Wer hat nicht in jenen Jahren, wenn ſein Kopf erwärmt war, in Gedanken unterdrückte Länder befreit, den Tyrannen in das Gewiſſen geredet, auf die wahrſcheinliche Gefahr hin, ſeinen Mut und ſein Rechtsgefühl mit dem Leben zu bezahlen? Und wenn wir uns nicht leugnen konnten, daß unſer Vollbringen ſo unendlich weit hinter unſerm Wollen zurückblieb, ſo waren es die Umſtände, das Schickſal, deren Ungunſt wir anzuklagen hatten; im ſchlimmſten Falle ſetzten wir ſchon ein Verdienſt in das Wollen, in das Wollenkönnen; unſere Eitelkeit brachten wir jederzeit ins Sichere.

Jeder Menſch hat wenigſtens eine Stelle in ſeinem Charakter, an welcher ſeine Selbſtbeobachtung vorſätzlich mit geſchloſſenen Augen vorübergeht. Wir fühlen, daß uns zu wenig bliebe, wollten wir alles das von uns nehmen, was, wenn wir es nur genau ins Auge faſſen wollten, ſich als unhaltbar ausweiſen würde.

Ja, wir dichten uns als ideale Ergänzungen ſogar Schwächen an. Eine ſolche iſt der erhabene Zorn, von dem der zu Weiche und Sanfte ſo gern andern und ſich ſelbſt erzählt, daß er hineingeraten könne und bei Gelegenheit wohl ſchon hineingeraten ſei; und er ſpricht ſich in das Gedicht bis zur eigenen bleibenden Illuſion hinein.

Die Skepſis, die, wenn ſie kommt, nach dem Enthuſiasmus und als ſein Gegenſatz, aus ihm geboren, kommt, iſt die große Ausbildungskrankheit unſers innern Menſchen und die Bedingung dieſer Ausbildung. Wir müſſen an unſerm eingebildeten Werte verzweifeln, um unſers wirklichen gewiß zu werden. Der Eigennutz der Eitelkeit iſt der Schmutz, der durch dieſe Gärung aus dem Organismus des innern Lebens herausgeworfen werden muß. Was der Menſch vorher von andern verlangte, ohne zu wiſſen, ob er ſelbſt es leiſten könne, das wird er nun leiſten, ohne es von andern zu verlangen. Wie ſonſt all ſein Begehren danach hintrieb, geliebt, bewundert, beweint zu werden, iſt es ihm nun eine ſtille Luſt zu lieben. Wie er vorher tyranniſch, was ihm begegnete, ſich aſſimilieren wollte, ſo achtet er nun in jeder Richtung die Berechtigung, die aus der Natur des Individuums organiſch hervorgeht.

Das Höchſte, wozu er ſich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu ſterben; jetzt erhebt er ſich zu dem Größeren, für etwas ruhmlos zu leben.

Wenige Menſchen nur beſitzen dieſe Innigkeit, der es keine Selbſtverleugnung iſt, ſich ſelbſt zu verleugnen, als Natur. Marie gehörte zu dieſen.

Es war ein Scheintod geweſen, der den jungen Eiſener mit Qualen belaſtet durch die Welt jagte, was Mariens heftigen Vater vergeſſen ließ, was er ſich und ſeinem Stande ſchuldig, und dem wohlmeinenden Janſen Gelegenheit gab, ſeine Teilnahme an der Familie des Paſtors tätig zu zeigen. Marie erwachte von dem Starrkrampf, der ſie zwölf Stunden lang ihrer ganzen Umgebung hatte tot erſcheinen laſſen.

So heftig vorher des Paſtors Schmerz, ſo über alles Maß erſchien jetzt ſeine Freude. Janſen behielt ſeine männliche Mäßigung. Auch ſchien man zur Freude gar noch nicht berechtigt, denn Marie erlangte ihre vorige blühende Geſundheit noch nicht wieder und kränkelte fort und fort, bis der herbeigerufene Arzt erklärte, hier werde im guten Falle nur die Hülfe der Hebamme nötig werden, nicht die des Arztes. Man kann denken, wie das heftige Gemüt ihres Vaters dieſen Ausſpruch aufnahm. Sein Zorn wendete ſich zuerſt gegen den Arzt, und da der Zuſtand Mariens bald keinen Zweifel mehr gegen die Wahrheit jenes Ausſpruches zuließ, gegen das gute Mädchen ſelbſt, die geglaubt hätte, was ſie fühle, was man ihr ſage, ſei nur ein lebendiger ſchwerer Traum, wenn nicht die mehr als kränkende Behandlung von ſeiten ihres Vaters ſie nur zu unſanft von der Wirklichkeit ihrer Lage überzeugt hätte.

Daß ſie Mutter werden ſollte, erſchien ihr ſo ſeltſam und wunderlich, daß ſie ſich ſelbſt wie eine andere vorkam oder wie plötzlich in eine andere Welt verſetzt mit fremden Menſchen, Tieren und Bäumen. Der Klang ihrer eigenen Stimme, der Ton der Glocken ſchien ihr ein anderer, fremder.

Nicht viel anders ging es allen denen, die Marien zu kennen geglaubt hatten, bei der unerwarteten Nachricht von ihrem Zuſtande. Breitung, ihr wärmſter Freund, kam nach Marklinde, um ſich ſelber von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, dem er keinen Glauben ſchenken wollte.

Soſehr es ihn ſchmerzte, ſich geſtehen zu müſſen, daß er ſich in ihr geirrt habe, nahm er doch ihre Partie gegen ihren Vater, um dieſen zu milderer Behandlung der Gefallenen zu ſtimmen. „Was geſchehen iſt," ſagte er zu dem Paſtor, „läßt ſich nicht mehr ändern. Was noch geſchehen kann, ſteht zum Teil in deiner Hand. Unmännlich wär's, aus Ärger über den Schaden den Schaden zu vergrößern. Bedenke, daß dem Beſten die ſchwache Stunde ſchlagen kann, daß dieſe ſchwache Stunde ſich ſelbſt nur zu bitter ſtraft und die Geſtrafte dein Kind iſt, dein einziges, dein unglückliches Kind, dem das heilige Recht auf dein Mitleid, auf deinen Beiſtand zuſteht."

Dem Paſtor zuckt' es um den blaſſen eingekniffenen Mund, und es lag in den Worten, die er an Marien richtete, und darin, daß er ſie an Marien richtete, die Antwort an den Freund und die Größe der Erbitterung, die nur ihren Gegenſtand im Auge hat. „Ich will ruhig ſein," ſagte er, „ich will nicht einmal einen Vorwurf machen — es iſt mein Tod, und ich will tun, als wär' es nichts — ſiehſt du, ich laſſe dich's nicht mit einer Miene entgelten, daß du, du mich alten Mann um ſein ganzes Lebensglück gebracht haſt, du, die gerade — ſiehſt du, ich unterdrücke alles, was ich dir ſagen könnte, weil dein Wohl mir mehr am Herzen liegt als mein eigenes, das du zertrümmert haſt — Gott verzeihe dir's, wenn er kann! Siehſt du, ich rede wie ein Kind mit dir, als hätteſt du — ſiehſt du, ich will tun, was kein gekränkter gemordeter Vater mehr tut, ich will deine Ehre zu retten ſuchen: Sage, von wem es iſt, und wär's der geringſte Knecht, und wär's mein Feind, ich will nichts dawiderhaben, wenn du ihn heiraten willſt."

Marie ſah ihn freundlich an; ſie fühlt' es ja ſo beſtimmt in ihrem Herzen, daß eine Zeit kommen werde, wo ihr Vater bereuen müſſe, ſie ſo lieblos behandelt zu haben; ſie fühlte das ſo lebhaft, daß ihr war, als könne ſchon jetzt ihre Freundlichkeit, ihr Bezeigen, als hätte ſie den Schmerz ja gar nicht empfunden, den er ſich werde vorwerfen müſſen, ihr zugefügt zu haben, ſeine Reue lindern. Aber dieſes Lächeln reizte den Paſtor nur noch mehr, der es mißverſtand, und machte Breitung an ſeiner Schützlingin vollends irr. „Vater," ſagte ſie, „ich weiß ja, daß du mir nicht ſo böſe ſein könnteſt, wenn du mir nicht ſo gut wärſt, als du biſt. Sonſt könnt' ich's auch nicht ertragen. Ach, glaube mir doch, daß ich dir nie etwas verheimliche! Wie könnt' ich's gerade jetzo tun, wo ich ſo recht ſehe, wie lieb du mich haſt.“

Der Paſtor überwand ſich mit einer Stärke, die Breitung ihm nicht zugetraut hatte. Sein Lachen nur zeigte die Bitterkeit, die es verheimlichen ſollte, wie er ſagte: „Du tuſt wohl daran, von Liebe zu ſprechen; das iſt ſo Sitte, wenn man keine wirklich empfindet. Warum ſagſt du aber nicht — glaub' ich das eine, glaub' ich wohl auch mehr —, die ganze Geſchichte ſei aus Liebe zu mir geſchehn, um mir eine unverhoffte Freude zu machen?“ Er lachte bei dieſen Worten krampfhaft auf; man konnte dies Lachen für ein Schluchzen halten. Breitung fühlte ſich erleichtert, wie Janſen jetzt den Paſtor um ein Geſpräch unter vier Augen bitten ließ, da jenes Lachen das Vorwort ſchien zu einer Szene, die bei Mariens Angegriffenheit nur üble Folgen nach ſich ziehen konnte.

„Beſte Marie,“ ſagte Breitung, als der Paſtor das Zimmer verlaſſen hatte, „Sie wiſſen, daß ich Sie liebhabe und immer liebgehabt habe, als wären Sie mein eigenes Kind. Und täuſch' ich mich nicht ſehr, ſo beſaß ich dafür ſeit Ihrer frühſten Kindheit Ihr unumſchränktes Vertrauen. Wenn ich kam, eilten Sie mir entgegen; Ihre kleinen Sorgen wie Ihre Freuden wußt' ich, eh' ich noch in die Stube trat. Und war es irgend möglich, ſo half ich Ihren Sorgen ab. Ich bin noch der Alte. Vertrauen Sie mir, ſagen Sie mir, was Ihr Herz beſchwert, und es wird alles gut!“

Marie ſah ihn mit der ganzen Freundlichkeit ihrer gutmütigen Augen an, und ihr blaſſes Geſichtchen ſchimmerte einen Augenblick in dem friſchen Jugendrot, in dem es ſonſt geblüht. „Ach, werden nur Sie nicht irr an mir!“ ſagte ſie, indem ſie die gefalteten Hände wie ein Kind zu ihm aufhob. „Ich will ja alles tragen, was ſo unvermutet über mich gekommen iſt, ich weiß nicht wie; werden nur Sie nicht an mir irr, nur Sie nicht!“

„Das will ich nicht, das werd' ich nicht,“ entgegnete Breitung; „Sie ſelbſt müßten mich irre machen, wenn ich es werden ſollte. Und ſo laſſen Sie uns nicht unnötig die Zeit verlieren. Ihr Zuſtand erſpart Ihnen einen Teil Ihres Geſtändniſſes. Sie brauchen mir nur einen Namen zu nennen. Hat ſein Beſitzer Ihre Neigung noch — Ihr Vater legt Ihrer Verbindung nichts in den Weg, und die Sache iſt gut. Sind Sie ein Opfer der Gewalt oder der Liſt geworden, ſprechen Sie nur; Ihr Vater wird Sie eine Schuld nicht länger entgelten laſſen, die nicht die Ihre iſt."

„Ach, ich fürchte," ſagte Marie, „wenn ich Ihnen antworte, glauben Sie mir nicht, und doch kann ich nicht anders ſagen."

Breitung verſtand dies ſo, als möge ſie den Mann nicht nennen, weil ſie ſich ſeiner ſchämen müſſe. Sollt' er ſich ſo ſehr in Marien getäuſcht haben? Es ſtiegen ihm Vermutungen auf und wurden ihm zur Wahrſcheinlichkeit, über welche er noch vor einer Viertelſtunde ſich ſelbſt gezürnt haben würde. Kaum, und erſt nachdem er in ihre offenen treuen Augen geſehen hatte, konnte er den väterlich-freundlichen Ton wiederfinden, in welchem er fortfuhr: „Sprechen Sie nur, Marie! Ich will Ihnen glauben; denn mich dürfen Sie nicht täuſchen, mich können Sie nicht täuſchen."

„Ach, daß ich ſprechen ſoll," ſagte Marie, indem ſie ihn ängſtlich fragend anſah, „zeigt mir ſchon, daß Sie mir nicht glauben — und ich kann doch nichts ſagen; ich weiß ja ſelbſt nicht, wie das alles kam."

Breitung empfand bei dieſen Worten einen Widerwillen gegen Marien, der nah an Verachtung ſtreifte. So war Marie von Kind an eine Heuchlerin geweſen. Er hatte, von der Gleisnerin getäuſcht, ein Wunder in ihr geſehen und war dieſem ein ſo übereifriger Apoſtel geweſen, daß ſie nun ihm zutrauen konnte, auch das Unglaubliche werd' er, geh' es nur von ihr aus, glauben. Er konnte wie viele gutmütige Menſchen alles verzeihen, nur nicht: für dumm gehalten zu werden. Und dieſe Heuchlerin traute ihm ſo wenig Klugheit zu, daß ſie erwarten konnte, er werde die Verehrung ſo weit treiben, daß er ſie durch eine übernatürliche Einwirkung in den Zuſtand verſetzt glaube, der allein ſchon den ſchlichteſten Menſchenverſtand zu einer entgegengeſetzten Meinung von ihr bewegen mußte, als die ſie von ihm erwartete. Der Ausdruck ihres Geſichtes, ihres ganzen Weſens, wie ſie ſo geſpannt auf ſeine Antwort und doch bei aller Ängſtlichkeit ſo zutrauensvoll und ihrer ſelbſt gewiß nach ihm aufſah, mußte, da die Gründe gegen ſie überwogen, als Kunſt erſcheinen und den Verdacht, den er hätte widerlegen müſſen, nur vergrößern.

Schien ihr der einzige Freund, auf deſſen Teilnahme wenigſtens ſie hatte rechnen zu dürfen geglaubt, entfremdet, ſo zeigte ſich ihr ihr Vater, der eben wieder eintrat, wider Erwarten deſto freundlicher.

„Herr Janſen“, ſagt’ er, „hat um dich angehalten, und nun weiß ich endlich trotz aller Geheimtuerei, wie die Sache ſteht. Konnteſt du es nicht ſagen, törichtes Ding, was zwiſchen euch vorgegangen war? Gut iſt es freilich immer nicht, doch weit beſſer, als du mich fürchten machteſt, daß es wäre. Konntet ihr nicht“, fuhr er wie in einer Anwandelung heiterer Laune fort, „entweder ſpäter küſſen oder früher reden? Zumal da ich eure Verbindung, wußt’ ich um euer Verſtändnis, weder verhindert noch verzögert haben würde?“

Marie ſah ihren Vater ängſtlich geſpannt an, dann ſagte ſie, und es ſchien weniger eine Antwort als eine Frage: „Er hat mir die Hand geküßt am vorigen Markte.“ Sie verſuchte in des Vaters Antlitz die Antwort auf die Frage zu leſen, die ſie ſich bei dieſen Worten gedacht hatte; auf den Ausdruck von Unglauben, dem ſie darauf begegnete und den ſie als eine Verneinung deutete, fuhr ſie lebhafter fort, als ſie ſonſt zu reden gewohnt war: „Nie hab’ ich das, wovon du ſprichſt, nie hab’ ich das getan!“

Der Paſtor begann zu zweifeln an dem, was er ſich ſo leicht überredet hatte, weil er wünſchte, es möge ſo ſein. Die neue Ungewißheit machte den lebhaften Mann ungeduldig. „Soll ich glauben, ein ehrenhafter Mann, als den ich den Kontrolleur kenne, der von keiner Familie der Umgegend als Werber einen Korb zu fürchten braucht, ſoll um eine Gefallene werben und ihr Kind als das ſeine anerkennen wollen können, wenn die Gefallene es nicht durch ihn iſt und das Kind das ſeine und ſo Ehre und Gewiſſen ihn treibt, ihre Schande mitzutragen? Und glaubt er es irrig, du wirſt die Gelegenheit nicht entfliehen laſſen, wieder zu Ehren zu kommen, die ſich dir vielleicht nie wieder bietet.“

„Vater,“ ſagte Marie mit zitternder Stimme, „das willſt du nicht, das iſt nicht dein Ernſt. Ich weiß, daß alle, die mir freundlich waren, nun ſich von mir abkehren, als hätt' ich etwas getan, was Spott und Verachtung verdient — ach! ich weiß ja nicht einmal was; iſt nun aber Schande mein Los, ſoll ich den einzigen, der nicht irr wurde an mir, in dieſes traurige Los verflechten? Nein, Vater! Dann verdient' ich ja erſt recht Verachtung, und verdient könnt' ich ſie nicht tragen.“

Der Paſtor wurde totenblaß und fragte die Tochter: „Du weißt nicht, was du getan haſt? Höre, du weißt nicht, was du getan haſt?“

„Ach, es glaubt mir's niemand,“ ſagte Marie leiſe vor ſich hin.

In des Paſtors Zügen wurde der Ausdruck der tiefſten Verachtung ſichtbar. Er wandte ſich zu Breitung; er ſchien ihm etwas auf Marien Bezügliches ſagen zu wollen. Eine unwillkürliche Bewegung der Mundwinkel ſprach nur zu beredt. Eine Bewegung der flachen Hand nach dem Sofa, von dem die arme Marie vergebens ſich mühte aufzuſtehen, um ſich vor dem Vater flehend niederzuwerfen, und wieder ſtatt der Rede jenes verächtliche Spiel der Mundwinkel. Wie er ſich ſo entſetzlich gleichgültig von ihr abwandte, als habe ſie nie einen Anſpruch auf ihn oder er auf ſie beſeſſen, und mit Breitung aus der Türe ging, war ihr, als müſſe nun ihr innerſtes Herz zerbrechen. Und doch war der Schmerz noch zu groß und ſie zu erſchöpft, als daß ſie ihn ſchon in ſeinem ganzen Umfang und ſeiner ganzen Tiefe hätte faſſen können. Es war, als wenn alles Blut ihr nach den Augen ſtrömte, um als Tränen herausdringend ſie zu erleichtern; aber hier blieb es und preßte das Gehirn, daß ſeine Fibern dröhnten; mit einer ſeltſam-ängſtlichen Haſt drückte ſie die Augen mit den Fingern — ſie blieben trocken; ein Schmerzensſchrei ſollte die Seele entladen — kein Laut begleitete die mit krampfhaftem Zittern ausgeſtoßene Luft.

Der alte Knecht, der nach einiger Zeit eintrat, fand ſie mit der Bruſt an dem Sofakiſſen liegend, den Kopf gewaltſam zurückgewandt. Er trat leiſe auf. Der alte Mann hatte Marien von ihrer frühſten Kindheit an geliebt. Er ſchlug bekümmert die Hände zuſammen. Sie erkannte ihn und litt es geduldig, daß er ihren Kopf in eine weniger gezwungene Stellung brachte. Sie ſah ihn ſo ſcharf an, als wolle ſie ſich überzeugen, ob er auch der ſei, für den ſie ihn hielt. Seine Kalmückenzüge erſchienen ihr ſo ſchön als die Seele, die ſie verbargen und verleugnen zu wollen ſchienen. Die Freundlichkeit, die Neigung, die ſo unverkennbar aus dem altbekannt graubärtigen, ſonnenverbrannten Geſichte ſprach, tat ihr unendlich wohl. Aber als könne ſie derſelben immer noch nicht glauben, fragte ſie: „Iſt Er's denn auch, Juſt? Und Er will mich noch kennen? Und flieht nicht vor mir?“

„Was denken Sie denn von dem Juſt, herziges Mamſellchen?“ ſagte der Alte. „Und warum ſollt' ich's denn? Sind wir Menſchenkinder nicht allzumal ſchwach? Und ſoll der einzige Augenblick, wo Sie taten, was Sie nicht tun ſollten, die vielen Jahre zunichte machen, wo Sie brav und gut waren und fromm? Nur dürfen Sie ſich dort drin nicht rein brennen wollen; was ich nicht leugnen kann, das darf ich auch nicht leugnen wollen. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen was Beſſers bringen, als ich leider Gottes Ihnen bringen muß. Der Herr Paſtor hat befohlen, Sie ſollen ihm nicht wieder vor ſeine Augen kommen.“

Marie wollte aufſpringen; der Alte hielt ſie ſanft zurück und ſagte: „Ruhen Sie lieber jetzt aus. Sprechen können Sie ihn nicht mehr. Er iſt verreiſet und will ſein altes ſchönes Pfarrhaus nicht eher wieder betreten, bis Sie fort ſind.“

„Ich will ja,“ ſagte Marie ſchnell und tonlos, indem ſie mit einer Haſt aufſprang, vor der der alte Knecht erſchrak, „ich gehe gleich — gleich — wenn nur die Kniee hielten — ich gehe ſchon.“ Wie der alte Knecht ſie ſich ſo unheimlich gebärden ſah und das totenbleiche Angeſicht und das Zucken, das den ganzen zarten Körper von Augenblick zu Augenblick erſchütterte, brach ihm das Herz, und er weinte laut, weil er glaubte, ſie ſei irr. Das bekümmerte Bezeigen des alten Mannes, die Treue und Liebe, die darin ſichtbar wurde, berührte die arme Marie auf die wohltätigſte Weiſe und löſte den Krampf, der ihr ganzes Weſen gefeſſelt hatte. Es war ihr, als fiele das ganze rohe Gewicht des Körpers von der freien Seele, wie alle Muskelſpannung nachließ und ſie niederſank, den ſtrömenden Tränen nach. Der Alte fing ſie auf. Er ſetzte ſich auf das Sofa. Sie lag quer über ſeinen Schoß hin; auf ſeiner linken Hand lag ihr Kopf, mit der andern hielt er ihren Leib feſt, daß er nicht hinabglitt. Ihr war, als weine ſie ihr ganzes ſchweres Daſein aus. Der alte Knecht hielt ſie mit zitternder Hand und ſchwerem Herzen.

Allmählich wurde das Schluchzen ſchwächer, gewannen ihre Muskeln wieder einen Halt. Nicht lange, und ſie ſtand ſo ſtraff vor dem alten Juſt, daß dieſer glaubte, in der Ausrichtung ſeines Auftrags fortfahren zu dürfen. „Faſſen Sie nur Courage, beſtes Mamſellchen," begann er. „Jetzt müſſen Sie freilich folgen, ſonſt erzürnen Sie den Herrn Paſtor nur noch mehr. Aber wenn er eine Zeit ohne Sie wirtſchaftet, da werden Sie ihm fehlen; und von Tag zu Tage wird er's mehr ſpüren, was er an Ihnen gehabt hat. Und wir alle werden beten, daß der liebe Gott Ihrem Herrn Vater das Herz bewegen ſoll, denn Sie waren immer ſo gut gegen uns, und die armen Leute im Dorfe haben Sie liebgehabt wie eine Mutter, weil Sie halfen, wenn Sie konnten, und nie eine Seele beleidigt haben, weder mit Worten noch mit Werken. Hier ſchickt Ihnen der Herr Paſtor Ihr Mütterliches; das iſt der Konſens von dem kleinen Kapital, was bei der Gemeinde in Sonnenborn ſteht. Weiter hätten Sie nichts von ihm zu erwarten. Das ſieht freilich aus, als ſollten Sie nie wieder hier wirtſchaften; aber ich weiß es, Sie kommen doch über lang oder kurz wieder zu uns. Ich will dafür ſorgen, daß die ganze Wirtſchaft fortgeführt wird in Ihrer Manier, damit Sie, wenn Sie wiederkommen, nicht die Mühe haben, alles wieder von neuem einzurichten. Ihrer Lieblingskuh ſoll's an nichts fehlen. Sei'n Sie nur vergnügt und unbeſorgt unterdeſſen! Ich ſehe ſchon die Freude und das Plaiſir von uns allen vor meinen Augen, wenn Sie wiederkommen. Jetzt machen Sie Ihre Sachen zuſammen, Mamſell Mariechen; Sie gehen einſtweilen zu meiner Schweſter in Sonnenborn; dort finden Sie ein kleines Quartierchen und nicht die ſchlechteſte Pflege. Während Sie ſich fertig machen, ſchreib' ich einen Brief, den Sie mitnehmen an meine Schweſter."

Marie gehorchte dem Rat des freundlichen Alten. Sie nahm in ihrer Gewiſſenhaftigkeit außer dem hellblauen Kleide, was ſie eben trug, noch das roſenfarbene, ihr Lieblingskleid, aus der nußbraunen Kommode in ihrer bisherigen Schlafkammer — da fiel ihr ein, ſie müſſe ja bald für noch ein Weſen ſorgen, und ſie fügte noch ein grünes Kleidchen, welches ihr bereits zu enge geworden war, dazu — dieſe drei Kleider hatte ſie ſich ſelbſt geſchafft — ſowie einige Wäſche, welche ſie mit den Kleidern in ein Bündel packte. Dabei dachte ſie mit ſtillem Kummer daran, wie ihr Vater nun ohne ihre Pflege leben müſſe; ſie fühlte zwar, daß alles wieder gut werden müſſe. „Der Frühling kommt freilich wieder," ſagte ſie zu ſich, „aber wer unterdes ſtirbt oder krank wird, der genießt ihn doch nicht." Dazwiſchen kamen ihr Gedanken an die Zeit, wo ſie in einer neuen Heimat Mutter ſein ſollte, und ihr ward, als würde ihr Leben zum Märchen.

Unterdes war der Alte mit ſeinem Briefe fertig geworden, der keineswegs als Muſter im Briefſtil gelten konnte. Er war ſeltſam und hochtrabend ausgefallen, wie die Schreibereien gemeiner Leute auszufallen pflegen, die da glauben, ſie dürfen ſchreiben, wie ſie wollen, nur nicht ſo ſchlecht und recht, wie ſie ſprechen. Der Alte ſagte ihr, ſeine Schweſter ſei eine alte Jungfer, und alte Jungfern ſeien ſauergewordene Menſchen. „Die Frauensleute", ſagt' er, „ſind wie der Wein: erſt hart und herb, dann weich und ſüß; wenn man den Wein in dieſer Zeit nicht genießt, ſo bekommt er eine Schärfe und geht in Säure über."

Marie mußte den Brief ſelbſt ſiegeln; ſie packte ihn mit in ihr Bündel. Dann gab ſie dem alten Juſt die Schlüſſel, die ſie bisher geführt hatte. Sie zählte ihm die Wäſche vor, bei der in jedem Fach ein ſauber geſchriebenes Verzeichnis lag von dem, was ſich darin befinde. Sie war dutzendweiſe mit roſa Band zuſammengebunden. So geſchah es, ſo ſehr Juſt ſich ſträubte und verſicherte, er glaube ihr alles auf das Wort, mit dem Silber und dem Zinn. „Mach' Er nur, guter Juſt," ſagte ſie, „den Herrn Paſtor" — „den Vater" wagte ſie nicht zu ſagen — „aufmerkſam, daß er nicht nach ſeiner Gewohnheit die Schlüſſel ſtecken läßt; das iſt weder für die Herrſchaft noch für die Dienſtboten gut."

Der Alte begleitete ſie durch eine Hintertüre, da ſie möglichſt vermeiden wollte, einem Bekannten zu begegnen. Sie hatte ein kleines

Schnittchen Brot eingeſteckt, von einem niederhängenden Zweige nahm ſie zwei grünliche, aber mürbe Äpfel; mehr brauchte ſie nicht für einen Tag.

Jetzt trat ſie über die Schwelle des Pfarrgartens auf den vorüberführenden Weg, neben welchem ein Bächlein herlief, über das zwiſchen Erlen kleine kunſtloſe Brücken führten nach kleinen Häuschen, die, zum Teil faſt in Wein verſteckt, in maleriſcher Unordnung verſtreut lagen. Der Weg führte mählich aufwärts, indem er das Bächlein verließ. Jetzt wurd' er zwiſchen den aus Feldſteinen kunſtlos aufgeſchichteten, zum Teile ſchon wieder halbverfallenen Weinbergsmauern zum Hohlwege, in welchem den Augen kein ander Grün begegnete als hin und wieder eine ungewöhnlich üppige Diſtel. Nun war die Höhe gewonnen, auf der die ſeltſame, faſt wie ein Wartturm geſtaltete, graue Kirche ſteht. Marie brauchte ſich nicht umzuſehen nach den Stellen, wo das Glück wohnte, von dem ſie nun ſcheiden mußte; die veränderte Richtung des Weges zeigte ihr bald das breite Haupt der großen Linde, das ſchönrote Ziegeldach mit dem Storchneſte auf dem Schornſtein. Zwei Bekanntinnen Mariens, des Apothekers Töchter, die ihr entgegenkamen, drehten ihr den Rücken zu und konnten kein Ende finden mit Kichern und Lachen. Die ſchlanke Marie aber ſchritt ihres Weges weiter, kummervoll, aber freundlich und mild wie ein gutes Kind. Mit der Linken hielt ſie den Feuerglanz des Abendrotes und ſeinen Widerſchein, der auf dem breiten Fluſſe in der Tiefe vor ihr zitterte, von den ſchmerzenden Augen; in der Rechten trug ſie das Bündel mit ihrem ganzen kleinen Vermögen. Die Töne der Dorfglocke, die zum Abendgebete läutete, vernahm ſie noch, wie ſie in das Erlengehölz des Schierlitzgrundes eintrat, unter deſſen Laubdach die Nacht ihr Sammetzelt bereits aufgeſchlagen hatte.

Zweites Kapitel

Es flüſterte ganz eigen durch die dunkelgrünen Erlen; hier und da ſchleifte die Abendluft einen Vorboten des Herbſtes, ein gelbes Blatt an dem Sandboden hin, deſſen Helle, hier und da durch das

Gebüſch blinkend, ſtärker mit ſeinem Grün kontraſtiert hätte, wenn nicht der kalte bleiche Schimmer, den der Mond herabgoß, den Farben die Energie genommen hätte, die in dieſer Zuſammenſtellung beim Tageslicht das Auge des Beſchauers auf ganz eigentümliche Weiſe anſprechen. Die kleinen graugrünen Inſeln, die, von beſtaubtem Schachthalm und ähnlichen Gräſern gebildet, den hellen lockern Sand in den mannigfachſten Geſtaltungen durchſchneiden, der Reichtum von kleinen zierlichen Formen und die Mannigfaltigkeit heller lebendiger Farben, die mit einer gewiſſen Keckheit und Naivität nebeneinander ſtehn, haben etwas Anregendes für den Beſchauer, während die Beſchränktheit der einzelnen Anſichten [ihn lähmt], da der ganze Talzug, wie die kleine Schierlitz ſelbſt jeden Augenblick auszuruhen ſcheint von ihrem Weg durch den lockern tiefen Sand, ein Gefühl in ihm hervorbringt, was dem der Müdigkeit, des Nachlaſſens am nächſten kommt. Bei warmer Beleuchtung haben dieſe Stilleben der Natur etwas wunderbar Gemütliches; in der Herbſtmondnacht, in welcher die junge Marie, aus dem väterlichen Hauſe geſtoßen, ſie durchwanderte, waren ſie nicht geeignet, das kummervolle Herz des Mädchens durch ihren Einfluß zu erheitern. Der lockere tiefe Sand, in welchen ſie trotz ihres leichten Ganges bei jedem Schritte bis über die Knöchel einſank, raubte ihr bald den Reſt von Kraft, den Kränklichkeit und Gemütsbewegung ihr gelaſſen hatten.

An einer Stelle, wo die Schierlitz, ſtärker hier als irgend ſonſt, die ganze Breite des Grundes einnimmt, einer kleinen Inſel gegenüber, auf welcher eine Erle und zwei weißſtämmige Birken ſtehen, ſank ſie todmüde nieder. Die Einſamkeit der Gegend vermehrte ihr die Stärke des Gefühls der gänzlichen Verlaſſenheit. All die lieben Kindererinnerungen, in deren Schutz ſie flüchten wollte, wandten ſich zürnend von ihr ab. Mit Tränen flehte ſie zu Gott um ein Herz, das ſie lieben, um das ſie tätig ſorgen dürfe. Denn es war ihr, als läge ein Fluch auf ihr, der ihr alle Herzen entfremde; mit Herzensangſt dachte ſie daran, daß das Weſen, dem ſie das Daſein geben ſollte, ſich ebenſo von ihr abwenden könnte, wie alles getan, was ſie geliebt. Und indem ſie in dieſen Gedanken ſich verſenkte, ſchlich ein anderer wie mit ſchüchterner Schnelle ihr durch das Bewußtſein: „Alles wäre gut, wenn du hier ſtürbeſt.“ Eine Art Schwindel kam über ſie; es war, als müſſe ſie in den Fluß; unwillkürlich griff ſie nach den Schuhen, ſie abzuziehen, da überfiel ſie ein Schauder, und ſie raffte ſich auf, vor der gefährlichen Stelle vorüberzueilen.

Da hörte ſie weiter unten in den Erlen ein Geräuſch. Die Stimme eines Kindes ließ ſich in klagenden Tönen vernehmen. „Ach Vater,“ klangen die angſtzitternden Töne, „ich will nach Hauſe zur Mutter! Sterben tut weh im kalten Waſſer. Ach Vater, laß mich doch! Ich habe dir ja nichts getan!“

Eine dumpfe Männerſtimme antwortete: „Willſt du mich erſt wahnſinnig machen? Ich erdroßle dich, ſprichſt du noch ein Wort, ohne Gebet!“

Nun ſchwiegen beide; nur das Angſtgeſtöhn des Kindes war zu vernehmen; drauf begann die Männerſtimme, wie es ſchien, zu beten. Marie zitterte vor Schrecken und Angſt. Dennoch eilte ſie, ohne recht zu wiſſen, was ſie wollte, dem Orte zu, woher die Töne kamen. Da rauſcht' es ſtärker in den Erlen; ein ſchöner Knabe von etwa fünf bis ſechs Jahren ſtürzte ganz nackt aus dem Gebüſche, ein ungebundenes rotes Tuch um den Hals, deſſen Enden in der Luft flatterten, wie er, von der entſetzlichſten Angſt gejagt, auf Marien zueilte, die er ſich entgegenkommen ſah. Er umklammerte ſie, die ſich zu ihm herabgebogen hatte, krampfhaft mit ſeinen nackten kalten Armen, indem er, vor Froſt und Angſt zitternd, hundertmal nacheinander mit der Haſt der Todesangſt den Ruf: „Mutter!“ hervorſtieß.

Die gute Marie wandte ſich abſeit, um aus ihrem Bündel, den ſie neben ſich auf die Erde gelegt hatte, etwas herauszunehmen, worein ſie den Frierenden hüllen wollte, aber das Kind klammerte ſich von neuem an ſie, indem es rief: „Ach, du willſt es leiden, daß er mich totmacht?“ Sie ſtreichelte beruhigend das arme Weſen mit der einen Hand, während ſie knieend mit der andern das Bündel öffnete. „Ach, läſſeſt du mich denn gewiß nicht totmachen?“ fragte das Kind unaufhörlich und umſchlang ſie von neuem heftig mit ſeinen Armen, als es, zurückblickend nach der Stelle, von wo es entflohen war, eine männliche Geſtalt leiſe hervortreten ſah. Marie fühlte eine wunderſame Kraft in ſich; ſie fühlte, das Kind, welches ihr Gott zugeführt, könnte ihr niemand entreißen.

„Sei doch ruhig, mein armes Kind,“ ſagte ſie ſchmeichelnd, „ich laſſe dir nichts tun; du mußt nur folgen und dich anziehen laſſen.“ „Dort — dort!“ ſagte das Kind weniger ängſtlich, indem es mit dem Finger hinter ſich zeigte. Marie richtete ſich hoch auf, indem ſie mit beiden Händen wie ſchützend das Kind bedeckte. Ihr Blick traf auf eine unterſetzte Mannesgeſtalt mit bärtigem Geſichte, einen Lederſchurz um den Leib, wie Bauhandwerker ihn tragen. Der Mann ſchien zu erſchrecken. Er hatte ſchon vorher ſonderbare Bewegungen mit den Armen gemacht; jetzt ſah es Marie deutlicher, daß er die Hände rang. Nun verſchwand er zurückgehend im Gebüſche.

Nun Marie wieder für jemand zu ſorgen hatte, war ſie auch wieder ganz das ruhige klare Weſen. Sie hüllte ihren Findling auf das beſte ein, worin ſie der Kleine durch ſeine Liebkoſungen nicht wenig hinderte. Er konnte nicht aufhören, ſie zu küſſen und zu ſtreicheln.

Endlich war er phantaſtiſch genug herausgeputzt; ſeine Bekleidung beſtand aus den verſchiedenartigſten Stücken und war in ihrer Zweckmäßigkeit und Niedlichkeit ein Beweis für die ſeltene Gabe Mariens, aus allem alles machen zu können, der zu dem ſchnellen Auge für das Bedürfnis die gleich ſchnelle Hand zu ſeiner Abhülfe nicht fehlte.

Sie trug den Kleinen auf ihrem Rücken; wenn ſie zu müde wurde, führte ſie ihn, bis ſie wieder Kraft gewonnen hatte, ihn zu tragen. „Wie heißeſt du?“ fragte ſie ihn. — „Johannes“, ſagte das Kind, „heiß' ich; aber wie heißt denn du?“ — „Ich heiße Marie,“ ſagte das Mädchen. — „Und wo kommſt du denn her?“ fragte der Knabe weiter; „nicht vom Himmel?“ — „Wie ſollt' ich denn?“ entgegnete das Mädchen; „ich komme von Marklinde.“ — „Wohnſt du denn da? Haſt du vielleicht einen Vater da?“ Marie konnte nicht antworten. „Du weinſt?“ fuhr der Knabe fort, „ſo biſt du auch gewiß kein Engel.“ — „Ach, was du plauderſt!“ ſagte Marie, indem ſie durch ihre Tränen lächeln mußte. „Du biſt ein Engel, den mir der liebe Gott in meinem Elend geſendet hat.“ Nun mußte der Kleine lachen.

„Wenn ich ein Engel wäre,“ ſagt' er, „ließ' ich mich doch nicht von dir tragen; da trüg' ich dich und flöge, bis ich in den Himmel käme.“ — „Du wirſt mir ſchon fortfliegen!“ ſagte Marie wehmütig. — „Fortfliegen?“ ſagte der Kleine; „ach, du denkſt doch wirklich gar, ich kann fliegen?“ — „Nein,“ entgegnete Marie, „aber ſie werden dich mir nicht laſſen. Du wirſt fortmüſſen von mir, zurück zu deinen Eltern.“ — „Nein, da ſei doch ja ruhig,“ ſagte der Kleine altklug, „da kommt's doch auf mich an. Und wenn du nur halbwege ein Spielzeug haſt, ſo bleib' ich bei dir. Und wenn du auch keins haſt, ich bleibe doch bei dir. Man muß ja nicht ſpielen, und dich hab' ich lieb wie den lieben Gott.“ — „Ei, ei, Johannes,“ ſagte Marie eifrig, „das tue doch ja nicht. Ein guter Menſch muß den lieben Gott am meiſten lieben, denn die Menſchen, die er lieben darf, hat ja Gott ihm gegeben, und daß er ſie lieben kann und von ihnen geliebt werden, das kommt ja auch von ihm.“ — „So will ich,“ ſagte der Knabe, „dir zu Gefallen den lieben Gott am meiſten liebhaben; aber viel lieber als dich hab' ich ihn nicht, das will ich dir nur gleich ſagen.“

So unterhielt ſich Marie mit ihrem Schützlinge. Da leuchteten zu ihrer Rechten zwei kleine Fenſter im Mondenſchein; in dem Häuschen an der Straße mußte Juſts Schweſter wohnen. Marie fragte ein Vorübergehendes: „Wohnt hier Juſts Roſine?“ „Nun freilich,“ ſagte das Angeredete. Marie ging mit ihrem Schützling durch die Bohnenlaube, die, einige Stufen erhöht, von der Straße zu der Haustüre führte, an die Marie pochte.

„Was gibt's noch ſo ſpät?“ rief innen eine tiefe Weiberſtimme.

„Es iſt jemand da vom Juſt in Marklinde,“ entgegnete Marie etwas beklommen. Die Türe tat ſich auf, und eine große ſtarke Frauensperſon trat ihren Gäſten entgegen. Sie hielt, wie ſie des ſchönen Mädchens, den phantaſtiſch geputzten Knaben auf dem Rücken, anſichtig wurde, die Hand vor die Öllampe, mit der ſie beide beleuchtete, um ſich zu überzeugen, daß ſie auch recht ſehe. Marien wurd' es leichter um das Herz, denn das Geſicht der Alten, das übrigens viel hübſcher war als das ihres Bruders, hatte doch viel Ähnliches von dieſem. Sie hatte unter gutmütigen Augen eine ſtarke gebogene Naſe, die in der Beleuchtung der ſeitwärts gehaltenen Lampe noch weiter hervortrat aus dem wohlgenährten Geſichte. Um den ſtarklippigen Mund war ſie ganz der alte gutmütige Juſt. Der mokante Altjungfernzug um den Mund wurde erſt, nachdem die Spuren des Erſtaunens und der erſten Neugier von der Tafel ihres Antlitzes getilgt waren, drin wieder ſichtbar.

Sie hieß Marien ſitzen; der Kleine holte ſich einen Schemel und ſetzte ſich vor Marien. Den Kopf legt' er in ihren Schoß. Nicht lange, und die Müdigkeit machte ihren Einfluß auf ihn geltend. Mariens milde Stimme, der er horchte wie einem Wiegenlied, klang bald in ſeine Träume hinüber; von Zeit zu Zeit drückt' er ſich, von ihr träumend, feſter an ſie an. Jungfrau Roſine hatte ſich Marien ganz nahe gegenüber auf einer Lade niedergelaſſen, auf welcher das Paradies mit ſeinen Tieren und dem Sündenfall in grellen Farben und ebenſo grotesken Formen abgebildet zu ſehen war.

Marie brachte den Brief hervor, den ſie ihr übergab. Jungfer Roſine faßte ihn zuäußerſt an einer Spitze und betrachtete ihn von allen Seiten, wie man etwas betrachtet, von dem man nicht weiß, was man damit anfangen ſoll. Nun holte ſie aus ihrem hochroten Buſentuch eine hörnerne Brille hervor und klemmte ſie auf ihre Naſenſpitze, wiederholte die Beſchauung des Briefes mit nicht beſſerm Erfolg. Dann ſagte ſie: „Meine Augen werden mit jedem Tage ſchlechter, ſo daß ich Geſchriebenes bei Nacht gar nicht mehr leſen kann.“ Dabei hielt ſie die Adreſſe verkehrt in der Hand. „Die Jungfer hat noch junge Augen; die könnte mir wohl den Brief vorleſen.“ Marie tat ihr auf wiederholtes Bitten und weil ſie kein ander Mittel ſah, Roſinen mit dem Inhalt des Briefes bekannt zu machen, den Willen.

Sie entfaltete den Brief und las mit vieler Anſtrengung den nicht zu deutlich geſchriebenen, wobei ſie zuweilen innehalten mußte und manches Wort wiederholte.

„Liebe Schweſter,“ ſo ſchrieb Juſt, „wenn's Gott gefällt und Du noch wohl biſt, ſo bin ich nun Fünfundſechzig geweſen, und Du wirſt auch Deine ſechs Kreuze auf dem Rücken haben —“

„Zweiundvierzig,“ verbeſſerte Roſine; „ſeh' ich wohl aus wie ſechzig?“ Sie zog mit einem Spane den Docht weiter aus der Lampe, die ſie, Marien zum Leſen leuchtend, in der erhobenen Hand hielt, und bog den Kopf vor Neugier, das Weitere zu hören, ſo weit vor, daß Mariens Stellung eine ſehr unbequeme wurde. Weiter zurückſetzen wollte ſie ſich nicht, weil ſie das Kind, das unmittelbar zwiſchen beiden ſchlief, hätte wecken müſſen. So fuhr ſie denn fort: „Unſer alter Schulmeiſter pflegte immer zu ſagen: ‚Juſt, der Tod iſt uns allen gewiß‘; drum hoff’ ich zu Gott, Du wirſt unſere Mamſell, die Dir dies zu wiſſen bringen wird, gut empfangen und nach beſten Kräften aufbewahren; beſonders aber ſorge für ein gutes Bette, denn ſie hat an der Armut in unſerm Dorfe viel Gutes getan und iſt —.“ „Das will ich übergehen,“ ſagte Marie, ſich ſelbſt unterbrechend, indem ihr Tränen in den Augen ſtanden. „Wer ein gut Gewiſſen hat,“ ſagte Roſine, „der darf hören und leſen, was die Leute von ihm ſprechen und ſchreiben. Nun wird’s ſchon kommen, das von der Aufführung mein’ ich. Die Zeiten werden immer gottloſer; ich bin mit Gottes Schutz Sechzig oder vielmehr Zweiundvierzig alt geworden — ich meine, nach dem, was ich erlebt habe unter den ſündhaften Menſchen, könnt’ ich ſagen, ich ſei ſechzig, ja ich ſei hundert Jahr alt geworden. So bin ich alt geworden in Tugend und Rechtſchaffenheit, und Chriſti Blut mein Ehrenkleid, ſo daß mir kein Menſch was nachſagen kann, und jetzt ſind die Mamſellchen ſchon mit dem Sechzehnten in der Leute Mäulern.“ — „Das iſt’s nicht,“ ſagte Marie bekümmert, aber ohne Empfindlichkeit; „es iſt nur, daß der Juſt mich lobt, wie ich’s nicht verdiene.“ „So iſt’s in der Welt,“ ſagte Jungfrau Roſine, „wer’s verdient, der wird nicht gelobt. Nur zu, Mamſellchen, leſen Sie nur Wort für Wort.“

„Und iſt“, fuhr Marie ganz leiſe und ſchnell fort, „ein wahrer Gottesengel, und der Segen Gottes iſt mit allem, was ſie tut.“ Jungfrau Roſine mühte ſich nicht, ihr Lachen zu verbergen. Sie leuchtete mit der Lampe über Mariens Geſtalt hin. Marie ſagte ernſt: „Es iſt nur, ob ich für Geld und gute Worte hier bleiben kann; ich kann auch weitergehn.“ Dabei ſah ſie mit Mitleid auf den ſanft ſchlafenden Johannes, den ſie hätte wecken müſſen und von neuem den Einflüſſen der feuchten Herbſtnacht ausſetzen; man ſah durch die kleinen Fenſter den ſilbergrauen Nebel draußen in ſich weben und wanken.

„Nun, ſei'n Sie nicht böſe, Mamſellchen,“ entgegnete Jungfrau Roſine gutmütig. „Fleiſch und Blut iſt ſchwach, und ſechzehn Jahre ſind kein Gegengift gegen Fleiſch und Blut. Dazu hab' ich gar oft von Ihnen erzählen hören, und ich kannte Sie gleich, wie ich Sie nur genau anſah, nach dem, was ſie von Ihnen erzählt haben. Was iſt denn aber das für ein Würmchen, das gar nicht wie ein Chriſtenkind ausſieht?“ Marie erzählte ihr Abenteuer. „„Ach, das iſt der Zimmerdavid geweſen,“ ſagte Roſine; „er iſt zuweilen nicht richtig und hat ſchon einmal ſeine Frau und ſeinen Jungen umbringen wollen, weil er ſich dann gewöhnlich einbildet, wenn ſie länger auf dieſer verderbten Welt lebten, ſo kämen ſie um ihre Seligkeit. Sonſt iſt er ein treuer und fleißiger Mann. Gott behüte uns alle davor – !“ Dabei deutete ſie an ihre Stirne. „Aber Sie werden müde ſein?“ „Todmüde!“ ſagte Marie. „Nun, ſo kommen Sie!“ fuhr Roſine fort. Sie führte Marien, die ihren kleinen Schützling ſorgfältig aufhob und mittrug, in ein Kämmerchen unter dem Dache. „Es iſt freilich klein,“ ſagte die Wirtin, „aber eine Wiege wird gerade noch hereingehn.“ Marie fühlte nun erſt ihre Mattigkeit; ſie ſank, nachdem ſie den Kleinen ausgekleidet und in das Bette gelegt hatte, angekleidet neben ihn hin. Sie war zu müde, um gleich ſchlafen zu können. Sie dachte an ihren Vater, der ohne die kleinen Dienſte, die er von ihr ſo ſehr gewohnt war, zu Bette gehen mußte und der vor Kummer und Zorn ebenſowenig mochte ſchlafen können wie ſie. Dann dachte ſie an Breitung, an die Apothekerstöchter; dazwiſchen fiel ihr, ſie wußte ſelbſt nicht, wie es kam, der junge Eiſener ein und eine Art Neugier, ob wohl auch Eiſener ſo unfreundlich ſich von ihr gewendet haben würde wie Breitung. Sie malte ſich aus, bald wie er ſie mit Verachtung, bald wie er ſie mit Freundlichkeit anſah, wie an jenem Morgen, deſſen ſie ſich ſo gern erinnerte. Dazwiſchen mengte ſich ihr Abenteuer mit dem kleinen Johannes. Alles pulſierte an ihr. Im wachſenden Fieber wechſelten immer ſchneller, immer lebendiger die Bilder, und erſt gegen Morgen verſchleierte ihr die freundliche Hand des Schlummers das zornige Antlitz, welches das Leben nur erſt ſeit kurzem ihr zeigte.

Drittes Kapitel

Die Alte zeigte ſich beſſer, als ſie ihren Reden bei Mariens Empfang nach geſchienen hatte. Und gab ſie einmal einer böſen Laune Raum, ſo ſchien es Marie nicht zu hören, die die Menſchen, mit denen ſie verkehrte, ſtets im ganzen auffaßte und zu gutmütig war, um empfindlich zu ſein über etwas, wovon ſie wußte, daß es der andere bereuen werde, es getan oder geſagt zu haben. Dann ſucht' es auch die Alte auf alle Weiſe wieder gutzumachen, worüber Marie ſich unendlich freute. Ein freundlich Wort, ein freundlicher Blick konnte ſie zu Tränen rühren. In den ſchmerzlichen Augenblicken der Verſtoßung aus dem Herzen und dem Hauſe ihres Vaters hatte ſie alle Anſprüche auf das Leben aufgegeben, drum war ihre Freude über die Freundlichkeit anderer mit einer Art der Verwunderung verbunden, daß man ihr eine Freude konnte machen wollen, und mit Dankbarkeit, weil dieſe Freude ihr ein Geſchenk ſchien, welches erwarten ſie weder konnte noch durfte. Das Immer-ſich-Gleiche in Mariens Weſen, dem man leicht anſah, daß es kein Kind der Berechnung, ſondern eine Notwendigkeit ihrer Natur war, gewann ihr mit jedem Tage mehr von dem Herzen der Jungfrau Roſine – wie es ihr jedes Herz gewinnen mußte –, die hinwiederum die Neigung Mariens dadurch ſich zu erwerben wußte, daß ſie faſt täglich für ſie Nachricht hatte, wie es in Marklinde ſtand. Nicht mit derſelben Freundlichkeit behandelte Roſine den kleinen Johannes. Dieſer wäre dennoch ganz glücklich geweſen, denn Mariens liebevolle Pflege hätte ihn Schlimmeres vergeſſen machen; aber die Angſt, ſein Vater, den er nicht ohne Urſache ſo ſehr fürchtete, könne ihn wieder fortholen von Marien, ſtand wie eine ferndrohende Wetterwolke an dem Himmel ſeines Glückes. Die kurzen Tage füllte Marien ſeine Pflege und der Unterricht, den ſie ihm erteilte, der voller Andacht vor ihr auf dem Bänkchen ſaß und ihr mit ſeinen großen ſchwarzen Augen unverwandt in das Geſicht ſah, welches ſie oft wie verwundert von ihrer Arbeit erhob, wenn ihr der Gedanke ſo recht lebhaft kam, dieſe Mützchen und Kleidchen ſolle das Kind tragen, das ſie bald haben ſollte — ihr Kind. Die Verwunderung ging dann in eine Vorahnung unbeſchreiblicher Wonne über. Die Tage nahmen ab und nahmen wieder zu, und eines Tages war jene Vorahnung zur Wirklichkeit geworden. Sie hatte einen Knaben geboren.

Jungfrau Roſine hatte eine Freude über den kleinen Ankömmling, als wär' er ihr Enkel, und wie man ſie nicht von ihr hätte erwarten ſollen. Bei ſolch einfachen Menſchen ſiegt gewöhnlich das gute Naturell über die Macht herzloſer Vorurteile. Der Knabe wuchs zuſehends, und Marie blühte ſchöner als je vorher. In ihrer mütterlichen Sorge für ihr Kind und ihren Schützling befand ſie ſich in ihrem Elemente. Dazu nahm ſie ſich der Wirtſchaft Roſinens an mit Rat und Tat, und die gute Jungfrau ſah mit Verwunderung, wie recht ihr Bruder gehabt hatte, wenn er ihr von Marien ſchrieb: „Der Segen Gottes iſt mit allem, was ſie tut.“

Je mehr Marie den kleinen Säugling mit Wonne beſchaute über ſeine geſunde und ſchöne Bildung — nur an dem rechten Ärmchen hatt' er ein kleines Mal, von dem ſie ſich aber bald überredete, daß die Schönheit des kleinen Weſens dadurch nur gewinne —, je mehr wuchs das anfänglich nur wie inſtinktartig gefühlte Bedürfnis, jemand zu haben, der ſich mit ihr des Kindes freue, nicht aus bloßem Mitgefühl mit ihr wie die gute Roſine, ſondern weil er gleiches Recht dazu habe, und ſo, daß ſie ſich wieder über ſeine Freude freuen könne wie er ſich über die ihre. Ohne daß ſie wußte wie und warum, dachte ſie wieder an den freundlichen treuherzigen Eiſener; ihre Träume brachten ſein Bild in den lebendigſten Farben vor ihr inneres Auge; ihr war, als wär' es Eiſener, der ſich mit ihr des Kindes freuen müſſe. Sie eilte unter Freudentränen auf ihn zu, den ſchönen Knaben in ſeine Arme zu legen, und wenn ſie nun bei ihm ſtand, dann hatte ſie kaum das Herz, ihm den Knaben zu zeigen; dann ſchlug ſie die Augen nieder und ſagte wie verlegen: „Sehen Sie nur das ſchöne Kind hier, Herr Eiſener!“

So war es wieder Frühling geworden. Unſere kleine Familie, Jungfrau Roſine, Marie mit ihrem Georg und ihrem Schützling Johannes konnten ſchon einzelne Nachmittage im Freien verbringen. Von der Bohnenlaube vor der Haustüre war nur erſt das wettergraue Holzgerüſt zu ſehen, aber in dem Gärtchen zu beiden Seiten der Laube zeigte ſich ſchon der Krokus, und hin und wieder zitterte unter einzelnen dürren Blättern, die noch vom Herbſte her lagen, ein blaues Veilchen in der Frühlingsluft. Drüben über der Straße dehnte ſich eine große Wieſenfläche, über deren äußerſter Linie gerade die untergehende Sonne hinabrollte. Über dem frühlingsbräunlichen Grün lag der warme Widerſchein des Abendhimmels wie ein roſenroter Florſchleier. Die kleinen Gräschen nickten in der Abendluft, als ſprächen ſie emſig und heimlich zuſammen. Weiß- und dunkelgraues, hoch übereinandergerolltes Frühlingsgewölk, an den Enden rötlich geſäumt, zog Furchen von violetten Schlagſchatten über die weite goldrotglänzende Ebene dahin. Die Stämme der Erlen an dem Bach, der mit ſeinem Gebüſch die Ebene auf der rechten Seite vom Horizont abſchnitt, ſchimmerten purpurn; dahinter lagen ſammetne Schatten; die nackten Wipfel hoben ſich dort wie krauſe Gewebe von braunen Fäden vom grünlichgoldenen Himmel ab.

Marie ſaß auf einer Bank in der noch nackten Laube, auf dem Schoß den kleinen Georg. Johannes lief dem erſten Schmetterlinge nach. Da kam eine junge Frau, ein Kind auf den Armen, die Straße daher; wie ſie Marien ſah, winkte ſie grüßend mit der Hand. Es war Julie, die nun zu Marien hereintrat in die Laube.

Marie ſtaunte über die Veränderung, die mit Julien vorgegangen war. Ihr Anzug war mehr als nachläſſig; die vordern Haare hatte ſie in Locken hinter den Ohren herabhängen. Dieſe Tracht gab ihrem Ausſehen etwas Freies. Dazu waren die Locken zum Teil aufgegangen und vermehrten den Ausdruck einer leidenſchaftlichen Wildheit, den die raſtlos bewegten, ſchwarzen Augen dem blaſſen Geſichte gaben.

„Wieviel iſt uns begegnet, ſeit wir uns zum letzten Male ſahen!“ ſagte Julie. „Ich bin auf dem Wege nach Hermsau zu ihrem Vater –“ dabei zeigte ſie auf das Mädchen, welches ſie auf den Armen trug. „Man ſoll keinem trauen. Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Er läßt uns ſitzen, und wir bekommen keinen Mann. Ach, was gäb' ich drum, wär' ich nicht auf dem Jahrmarkt in Marklinde geweſen, nur dies einzige Mal nicht! Eigentlich hatte mir der Eiſener gefallen. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es zuging. Nun iſt er Förſter in Hermsau geworden; da will ich ihm noch einmal ſagen, was er mir ſchuldig iſt."

Marie empfand, ſie wußte ſelbſt nicht warum, einen leiſen Widerwillen gegen Julie; ſie ſagte ruhig: „Was man nicht verſchuldet hat und nicht ändern kann, muß man geduldig tragen."

Julie, die noch eben geweint hatte, lachte bei dieſen Worten Mariens laut auf. Doch war ſie zu gutmütig, Marien beleidigen zu wollen; ſie bewältigte ſich und ſuchte nach Worten, die, wie ſie meinte, Beleidigte wieder zu verſöhnen. Der kleine Johannes, der das Mädchen auf ihrem Schoß betrachtet und ihren Worten aufmerkſam zugehört hatte, ſagte voll Bedauernis zu der Kleinen: „Du haſt auch einen Vater? Da iſt der Georg ein glücklich Kind; der hat keinen Vater, und Marie iſt ſeine Mutter."

Julie ſah nach Marien hin. Der Ausdruck von unſchuldiger Ruhe auf Mariens Zügen tat ihr weh, die nach ihrer Meinung nicht mehr verbrochen hatte als jene. Gereizt ſagte ſie: „Ach ja, das iſt ja das Wunderkind, das keinen Vater hat."

Marie ſah ſie freundlich an, indem ſie in die Höhe zeigte, und ſagte: „Nicht, Georg, du haſt einen Vater da oben?"

Julie wußte nicht, was ſie zu den Worten Mariens und zu ihrem ganzen Weſen, welches mit jenen ſo im Einklange ſtand, denken ſollte. Es wurd' ihr wie unheimlich. Wie zu ſich ſelbſt ſagte ſie, indem ſie ſich zum Gehen anſchickte: „Poſſen! Der ganze Unterſchied iſt, daß eine klüger iſt wie die andere, außerdem iſt eine wie die andere. Und die iſt nicht einmal klüger geweſen und tut ſo heilig. Und man ſollte noch meinen, es wär' ihr Ernſt. Ja, wenn der Kleine nicht nein ſagte. Nicht wahr, Kleiner, hätte deine Mutter deinen Vater nicht geküßt, du lägſt noch in dem Brunnen, wo der Storch die Kinder holt?"

Damit ging ſie lachend weiter, und Marie hätte die große Veränderung, die mit Julien vorgegangen war, ſelbſt in dem ſchleppenden ſorgloſen Gange erkennen müſſen, der wie ihr ganzes Weſen ſo ſehr im Kontraſt ſtand mit der frühern reizenden Zierlichkeit ihrer Bewegungen, wäre ſie nicht mit ſich beſchäftigt geweſen. In ihr Inneres hatten Juliens Reden einen Gärungsſtoff geworfen, wodurch auch in ihr eine Veränderung hervorgebracht werden ſollte.

In dieſem Denken oder Träumen, oder wie man die Tätigkeit nennen will, durch welche Marie Licht über ſich ſelbſt und ihren Zuſtand zu erlangen ſuchte, wurde ſie durch Johannes' Mutter geſtört und noch mehr durch das Bewußtſein der Notwendigkeit, das liebe Kind, an welches ſie ſich ſo ſehr gewöhnt hatte, wieder von ſich laſſen zu müſſen.

Der kleine Johannes hing ſich an Mariens Hals, indem er weinend rief: „Ach, behalte mich doch nur, Marie! Ich will gewiß auch ein frommer Menſch werden, wie du es haben willſt!" Marie erbot ſich, den Kleinen an Kindesſtatt zu behalten. Die Frau ſagte: „Ich hätte ihn ſchon längſt geholt, wär' ich nicht krank geweſen. Es iſt ſchon möglich, daß es beſſer für ihn wäre, ließ' ich ihn hier, aber ich hab' ihn mit Schmerzen geboren, und nun ſoll er mich dafür tröſten, wenn mein Mann mir Sorgen und Kummer macht. Er iſt die einzige Freude, die mir von ſeinem Vater gekommen iſt. Ich laſſ' es niemand merken ſonſt im Dorfe, wie ich elend bin mit dem Manne; einen Menſchen aber muß der Menſch haben, der ſeine Tränen ſieht und freundlich mit ihm iſt, wenn er nicht verkommen ſoll."

Der Knabe zeigte ſeine Freude, weil er glaubte, Marie werd' ihn behalten, durch die zärtlichſten Liebkoſungen. Das war zu viel für das leidenſchaftliche Herz ſeiner Mutter. Mit einer Art eiferſüchtigen Wut riß ſie den Knaben Marien aus den Armen, welches Benehmen ſie im nächſten Augenblick unter bittern Tränen der freundlichen Marie abbat.

Als dieſe ſah, daß die Mutter auf keine Weiſe ihr Kind ihrer Erziehung länger überlaſſen werde, redete ſie dem Kleinen tröſtend zu; dem Willen der Eltern dürfe man nicht widerſtreben, wolle man ein frommer Menſch werden. Es währte lang, bis er ſich in ſein Schickſal ergeben konnte.

„Die Mutter will's, und du willſt es ja auch," ſagte er endlich, Marien mit ſeinem bleichen Geſichtchen bekümmert, aber freundlich anſehend; man ſah, er wollte ſich ſelbſt Mut einreden. „Du haſt ja ohnedies jetzt deinen Georg, den du auch lieb haben mußt; und haſt du den Georg, ſo iſt's billig, daß meine Mutter auch ein Kind hat.“ Er verſprach Marien noch, ſeinen Eltern zu gehorchen und, wie er altklug ſagte, ein braver Menſch zu werden. Marie hielt mühſam um ſeinetwillen ihre Tränen zurück, bis er mit ſeiner Mutter aus der Türe war. Sie dachte ſeiner die ganze ſchlafloſe Nacht hindurch, wie man eines geſtorbenen Lieben denkt, und malte ſich ſeine ſchöne Geſtalt vor, das blaſſe Geſichtchen, deſſen Züge wie ſein inneres Leben durch frühe Leiden eine Tiefe und einen Ernſt gewonnen hatten, die ihm für ſeine Jahre viel zu früh gekommen waren.

Zuweilen knüpfte ſich an dieſe Erinnerungen eine Sehnſucht, die mit jeder Wiederkehr wuchs, weniger nach der Gegenwart ihres Schützlings als nach etwas Neuem, ihr noch Unbekanntem, von dem ſie aber fühlte, daß es nun kommen müſſe. Es war der ſeltſame, ängſtlich-ſüße Zuſtand der Liebesreiſe, die den Gegenſtand noch nicht gefunden hat, an dem ſie ſich aufſchließen ſoll. In jener Nacht erweckt, bis nun von größeren Schmerzen in den Hintergrund gedrängt, drohte dies Bedürfnis nun, in dem ihm unbeſtrittenen Eigentum alle übrigen Neigungen und Gefühle zu überwachſen. Unvermerkt verwandelten ſich die Züge des kleinen Johannes in die Eiſeners. Sie klagte ſeinem Bilde ihren Kummer, daß der Knabe ihr vom Herzen geriſſen ſei, und lieh ihm freundliche Reden, die ihr ſo wohl taten, daß ſie den Traum immer wieder durchzuträumen begann. Mit jedem Tage bildete ſie dieſen kleinen Roman mehr aus. Die Reden Juliens, die um ſo mehr auf ihre Phantaſie wirkten, weil ſie ſie nicht verſtand, verloren nach öfterer Wiederkehr in ihr Gedächtnis ſo viel von dem, was ſie erſt, ohne daß ſie wußte warum, beleidigt hatte, daß, was davon übrigblieb, nur den Reiz vermehrte, ſie von neuem zuſammenzuſtellen.

Ein rauher Mai ſchien nachholen zu wollen, was der ſchöne März und April vergeſſen. Marie ſaß ſtrickend und träumend an Georgs Wiege, der ſüß und feſt ſchlief trotz des Sturmes, der draußen vor dem Fenſter die nackten Zweige der großen Akazie klappernd zuſammenſchlug. Es war Jahrmarkt in Marklinde; ſie ging in ihrem roſa Kleid früh im Garten, ehe die lärmenden Städter aufgeſtanden waren, und pflückte wilde Heckenroſen. Sie erſchrak, denn es rauſchte hinter ihr, und ſie wußte, daß Eiſener es war, der ihr nachkam. Sie bog in einen andern Weg ein; ihr war wie angſt, ihm zu begegnen, und doch wünſchte ſie, er möge ihr nachgehen. Indem ſie ſich nach einem Blümchen neben ſich bückte, warf ſie ſogar einen flüchtigen Blick hinter ſich. Sie wurde rot, weil er den Blick bemerkt haben konnte, und doch wär's ihr lieb geweſen, er hätt' ihn bemerkt. „Wenn er doch alles wüßte!“ flüſterte ſie vor ſich hin; „aber ſagen könnt' ich's ihm nicht, und auch merken laſſen könnt' ich's ihm nicht. Ich müßte nein ſagen, wenn er es doch als ja verſtände!“

Da ſtand er plötzlich neben ihr; er hatte ihre Hand gefaßt und ſah ihr in die Augen; ſie bückte ſich, er neigte ſich ihr entgegen; ihr wurd's ſo ſeltſam — ihre Lippen berührten ſich — Marie ſprang erſchreckt, errötend und unwillig von dem Stuhle auf, als wär' es Wirklichkeit, was ſie träumte.

Eine wunderſam gemiſchte Empfindung — ſie fühlte ſich durch etwas in ihrem Tiefſten aufgeregt, was ihr Gefühl ebenſo verletzte, als es ihr Verlangen reizte — trieb ſie vom Stuhl zum Fenſter, vom Fenſter auf den Stuhl zurück. Sie flüchtete zu ihrem Kinde. Sie mühte ſich, etwas anderes zu denken — vergebens. Jener Gedanke kehrte immer wieder zurück und verlor allmählich das Erſchreckende. Bald empfand ſie es nur noch wie ein ſüßes Grauen, und ſo gab es jener Vorſtellung nur doppelten Reiz, indem es die Neugier weckte, warum und wovor ſie doch eigentlich ſich grauen müſſe. Und wenn ſie nun das Kind anſah, kam es ihr ſo märchenhaft vor, daß ſie, Mutter und doch Mädchen, die Wonnen ſo gar nicht kenne, deren Frucht das kleine Leben ſein ſollte. Die Worte Juliens ſummten ihr beſtändig in den Ohren: „Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen.“ Es gab ihr unendliche Genugtuung, ſich lebendig in die Situation zu dem jungen Eiſener zu denken, daß all ihr Unglück die Folge einer Freude, die ſie ihm gegönnt, ohne zu wiſſen, welch eine Freude dieſe geweſen ſein müſſe.

So gewöhnt ſich die Seele allmählich an die Warnung des Inſtinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt und am Ende ſelbſt der Untergang in der Gefahr, daß ſie nahe daran war, Julien zu beneiden um das, was dieſe unglücklich gemacht hatte und ſie ſelbſt noch unglücklicher hätte machen müſſen, als jene war.

Doch konnte bei einem ſo ruhigen klaren Weſen, wie Marie war, dieſe Neigung, ſich ſolchen Träumen hinzugeben, nur vorübergehend ſein. Je geſünder ſie körperlich wurde und je tätiger ſie ſein konnte, deſto mehr gewann ſie Kraft, das von ſich abzuwehren, deſſen Nachteiligkeit ihre reine Seele ahnte. Von allen jenen Regungen wurde nur die zur ſüßen Gewohnheit, des jungen Eiſener zu denken als eines lieben fernen Verwandten und Freundes, des ſich zu erinnern im frohen Augenblick die Freude erhöht, im trüben den Schmerz mildert, weil man weiß, daß er, wär' er hier, den einen ſo redlich mit uns teilen würde als die andere.

Es war ſchon wieder in der Mitte des Mai. Der Tag war wild und ſtürmiſch geweſen; die Nacht war es noch mehr. Der Wind brauſte in den hohen Pappeln der Straße draußen und pfiff zwiſchen den Häuſern hin; ruht' er einen Augenblick, ſo hörte man den Regen in dichten und großen Tropfen auf den Strohdächern rauſchen und in die Pfützen klatſchen, die erraten ließen, es regne nicht erſt ſeit heute.

Marie fuhr ſchon wieder aus dem unruhigen Schlafe auf, der mit Fieberbildern wechſelte. Ihr war, als riefe eine Stimme draußen: „Marie!“ Nun rief es wieder. Es konnte keine Täuſchung ſein. Es klang ihr wie die Stimme des kleinen Johannes. Nur leicht bedeckt eilte ſie an das kleine Fenſter, in Angſt es öffnend. Wenn der Kleine in dieſem Wetter draußen ſtand!

„Marie, darf ich denn zu dir hinein?“ klang des Kleinen Stimme eben wieder, ſchwach und zitternd, aber mit unendlicher Innigkeit. Marie weinte vor Jammer und Luſt, wie ſie die kleine Treppe mit zwei Schritten hinabeilte und mit einer Schnelligkeit die Haustür öffnete, die nur der Angſt oder der Freude oder beiden zugleich möglich iſt. Ebenſo ſchnell hatte ſie den naſſen zitternden Knaben gefaßt, auf den Arm gehoben und ihn hinaufgetragen in das Stübchen, ebenſo ſchnell hatte ſie ihn oben ausgekleidet und in ihr Bette gelegt, das noch von ihrem Leibe erwärmt war, ebenſo ſchnell hatte ſie Licht und Feuer gemacht. Und nun küßte ſie ihn und wurde nicht müde, ihn zu ſtreicheln. „Und wo kommſt du denn her, mein Kind?“ fragte ſie ihn freundlich. „Von zu Hauſe,“ ſagte der Knabe. Der Ton ſeiner Stimme erſchreckte ſie; er hatte etwas Hohles und ſeltſam Singendes. Sein Ausſehen entſprach ſeiner Stimme. Sein Körperchen war abgemagert; er ſchien viel kleiner als ſonſt. Sein Geſicht war viel bläſſer als ſonſt, und nur die Augen waren ſich gleich geblieben, ja ſie ſchienen noch dunkler, größer, und ihr Ausdruck noch inniger als ſonſt.

„Und haſt deine Mutter verlaſſen?“ fragte Marie weiter, ohne den Mut zu haben, einen auch noch ſo ſanften Vorwurf in den Ton ihrer Stimme zu legen. Der Kleine ſagte wie bittend, daß ſie ihm auch in Gedanken keinen Vorwurf machen möge: „Meine Mutter iſt geſtorben. Ach, es ging uns ſehr ſchlecht, und meine Mutter war krank. Ein fremder Mann, der ihre Hand in ſeinen Händen hielt, ſagte endlich: ‚Es iſt aus, und mit ihrem Kleinen da wird's auch bald aus ſein.‘ Da wurde es mir noch ängſter; du hatteſt geſagt, wer tot wäre, den ſähen wir im Himmel wieder, drum war mir's nicht um meine Mutter; aber ich dachte: Wenn du nicht noch einmal Marien ſehen ſollſt, eh' es aus iſt mit dir, wie der fremde Mann geſagt hat! Da lief ich denn fort, immer der Straße nach, die ich mir gemerkt hatte, damit ich einmal wieder zu dir könnte. Gute Leute ließen mich ausruhen bei ſich und gaben mir Wein; ich dachte nur immer an dich, und da konnt' ich nicht viel müde ſein. Aber nun iſt's bald mit mir aus; es wird mir ſehr angſt.“ Marie fühlte, wie heftig ſein Herz ſchlug; es bewegte ſeinen ganzen Körper. Sie fühlte, daß er recht haben könnte, und vermochte nicht zu ſprechen. Sie wollte ihm Tee kochen, aber er ließ ſie nicht von ſich.

Nach einer kleinen Weile ſagte er noch leiſer: „Ach, laß mich doch deinen Georg ſehen.“ Marie hielt ihn mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern bog ſie die Wiege nach ihm zu, ſo daß er den

Knaben ſehen konnte. Erſt ſah er Georg, dann Marien mit ſeinen freundlichen Augen an, die immer größer und glänzender wurden. Er nickte, wie er ſonſt tat, nach ſeiner altklugen Art vor ſich hin und ſagte: „An dem wirſt du viel Freude erleben.“ „Und auch an dir,“ ſagte Marie leiſe weinend. Er ſagte: „Ich möchte den Georg wohl ſtreicheln, aber ich will's nicht tun; er möchte aufwachen.“ Eine Weile drauf ſagt' er: „Wie gut iſt's, daß du nun den Georg haſt!“ Noch einmal ſah er ſie aus glänzenden Augen voll Freundlichkeit und Liebe an; ein Nervenzug fuhr über ſein Geſichtchen hin; er war geſtorben.

Marie ſank über ihn hin im heftigen Schmerze, aber ſie weinte leiſe, ihren Georg nicht zu wecken. Es war ein Grundzug ihrer Natur, daß ſie auch in der heftigſten Erregung die kleinſte Rückſicht nicht vergaß, die aus Menſchenfreundlichkeit und Achtung vor der Freude ſowie vor dem Schmerz des andern hervorgeht.

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch

Erſtes Kapitel

Während Marie, aus dem väterlichen Hauſe geſtoßen, bei Jungfrau Roſinen lebte, deren Wirtſchaft durch den Segen, der alles Tun Mariens begleitete, ſich zuſehends vergrößerte, während ſie ihren Georg gebar und ſäugte und ihren Pflegling, den kleinen Johannes, fand und wieder verlor, durchreiſte Eiſener England und Nordamerika, ließ Länder und Städte hinter ſich, aber nicht ſein Gewiſſen. Sich ſelbſt, die Träume und Hoffnungen ſeiner Jugend hatt' er für jenes Vergehen zur Sühne geopfert. Sein Vater war anfangs überaus zufrieden mit dem Fleiße und der Genauigkeit, womit der Reiſende die Fabriken und Manufakturen, die er aufgeſucht, die Art ihres Betriebes, die Größe ihres Abſatzes, und was ſonſt den Kaufmann daran intereſſieren kann, beſchrieb; deſto weniger aber gefiel ihm die Stimmung, in der die ſämtlichen Briefe des Sohnes geſchrieben waren. Aus allen ſprach eine Seele, die unter der Laſt des Lebens ſo ſehr erlegen iſt, daß ſie ſelbſt den Wunſch, die Laſt von ſich werfen zu können, nicht mehr hegt, ſo daß der gute Alte nun lieber geſehen hätte, der Sohn hänge noch mit geſunder Seele den Neigungen nach, die er ſonſt nicht gut heißen wollte, als daß er nun in lebensmüder Reſignation ſich zu gehorſam erwies. Die Nachrichten, die er von Geſchäftsverwandten über das Ausſehen und Benehmen des Sohnes erhielt, waren von ſolcher Art, daß ſeine Sorge um denſelben von Vierteljahr zu Vierteljahre dringlicher wurde.

Er ſchrieb ihm nun ſogar, wenn er meine, durch die Beſchäftigung mit der Malerkunſt ſeine alte Heiterkeit wiederzufinden, ſo wolle er nichts dagegen haben, wenn er ſich derſelben ganz widme. Wenn er ſonſt einen Wunſch habe, deſſen Erfüllung ihn dem Leben wiederzugeben vermöge, ſo ſolle er dieſen unausgeſprochen als gewährt anſehen.

Seine Antwort auf ſolche Anerbieten war jederzeit liebevoll und dankbar, ja er hätte den Alten über die Begründung ſeiner Sorge täuſchen können, wenn nicht die Nachrichten jener Bekannten mit ſeinen eigenen immer mehr in Widerſpruch wären zu ſtehen gekommen. Der Alte hoffte im Anfang noch von dem Reiſen eine gute Wirkung auf des Sohnes Zuſtand. Nun ſich dieſe Hoffnung als eitel erwies, ſchien das einzige, was vielleicht noch helfen könnte, ein gemütliches häusliches Leben, die Pflege eines ſchönen edeln Weibes, die ſchönſten aller Freuden, die ſein Geſchlecht kennt, die Vaterfreuden.

Er ſollte nach Deutſchland zurückkommen. Der Vater wollte ihm entgegen; in der ſchönen Gegend, in welcher ſie den letzten Abſchied genommen, wollten ſie ſich wieder treffen. Ritter, der, nur erſt aus Italien zurückgekehrt, ſeit einigen Tagen in der großen Stadt ſich aufhielt, für deren reichſten Kaufmann der alte Eiſener galt, hatte dieſem gern verſprochen, mit ihm zu reiſen und den Ankömmling durch ſeine unvermutete Begegnung freundlich zu überraſchen.

So war denn der junge Eiſener nach einer Abweſenheit von drei Jahren wieder in Deutſchland angelangt. Sein Weg nach dem Orte, wo er früher drei ſchöne Monate lang gewohnt, wo er das höchſte Glück und das tiefſte Unglück ſeines Lebens, in dieſen kurzen Zeitraum zuſammengedrängt, empfunden und wo nun ſein Vater ihn treffen wollte, führte ihn über Dresden. Übermorgen war der von dem Alten beſtimmte Termin. Der junge Eiſener fürchtete ſich vor einem längern Aufenthalt an jenem Ort, wo ſoviel trübe Erinnerungen ſeiner harrten; er beſchloß, den Tag, den er übrighatte, in der reizenden Gegend der ſächſiſchen Königsſtadt zuzubringen.

Ein Spaziergang führte ihn an dem neuen Theater vorbei. Er blieb betrachtend ſtehen. Ein junger Mann, der unweit von ihm ſtand, ſagte: „Ihnen fällt, wie ich merke, auf, wie wenig mit den Figuren der großen Dichter die Niſchen im Verhältnis ſtehen, in welchen ſie angebracht ſind. Das Mißverhältnis der Werke dieſer Dichter mit ihrer Aufführung in dieſem Theater iſt noch größer. Man begreift nicht, warum man deutſche Dichter an den Eingang eines Theaters geſetzt hat, welches das franzöſiſche Luſtſpiel und die welſche Oper regieren.

Dresden iſt ſeines Geſchmackes halber nicht berühmt; man vergißt ihm nicht, daß es den Calderon auspfiff und den Clauren in ſeinen Armen wiegte. Am Ende iſt's ihm aber nicht zu verdenken, wenn es lieber ſchlechte Stücke gut als gute Stücke ſchlecht aufgeführt ſieht. Iſt es aber irgendwo in ganz Deutſchland anders? beſſer? Das Theater hat ſich von der Literatur losgeriſſen und iſt von der Höhe einer Kunſtanſtalt, eines Weckers und Erhalters nationalen Sinnes, was es eigentlich ſein ſollte, zum bloßen Amüſement, wenn dieſer Ausdruck nicht noch zu ſchonend iſt, herabgeſunken. ‚Ehe die Talente an der Gleichgültigkeit der Bühne zu Grunde gehen, gehe doch das Theater an der Gleichgültigkeit der Talente zu Grund!‘ So ſchrieb mir kürzlich ein berühmter Freund aus Thüringen, und dieſer Spruch ſcheint mir ſchon wahr geworden.

So wird die Frivolität und Entſittlichung, die ſtets mit dem Geſchmacksverderbnis Hand in Hand geht, von oben herab ſo lange gehegt und befördert, bis dieſe ſelbſt an ihren eigenen Pflegern und Beſchützern als Rächerinnen der wahren Kunſt aufſtehen werden. Der Muſikfreund tut beſſer, ſeinen Winter in Leipzig zuzubringen, wo er ſchwächere Kräfte gut angewandt und von Meiſterhand geleitet findet. Nur der Freund der bildenden Kunſt und der ſchönen Natur findet hier ſeine Rechnung. Sind Sie ein Verehrer der Malerkunſt, wird es Sie nicht reuen, mich jetzt begleitet zu haben.“

Eiſener folgte dem jungen Manne, dem er ſeinen Dank ausſprach für die Freundlichkeit, mit der er dem Fremden entgegengekommen. Was jener ſonſt geſprochen, war eine Meinung, für die Eiſener ſonſt in Feuer und Flamme geraten konnte; er wunderte ſich ſelbſt über die Abſpannung ſeines Weſens, er wunderte ſich, daß er ſich darüber nur verwunderte und nicht erſchrak. Nur der Schmerz, die Reue über ſein Vergehen, über den Mord, welchen er ſich ſchuld gab, an der verübt zu haben, an deren Gedächtnisbilde er nun mit all der Liebe hing, die er — durch ſeine eigene Schuld — ihr ſelbſt nicht mehr zeigen konnte, die Reſignation, mit der er, in der Selbſtverleugnung eine ſchmerzliche Luſt findend, nur in den Wünſchen ſeines Vaters lebte: dies war der ganze Inhalt ſeines Daſeins. Alles andere, was ſonſt ihm das Schönſte, Edelſte, Wünſchenswerteſte erſchienen war, lag ſo weit außer ihm, daß es ihm auch ein augenblickliches Intereſſe nicht mehr abgewinnen konnte. So folgt' er auch jetzt mehr mechaniſch, als weil er ſich einen Genuß verſprach, dem jungen Manne.

In dem Lokale des Kunſtvereins auf der Brühl'ſchen Terraſſe war das Bild aufgeſtellt, von dem jeder Kunſtliebhaber einen großen Genuß ſich verſprach, ſchloß er von der Anzahl derer, die vor, mit und nach ihm eintraten und die ihm aus dem Saale entgegenkamen, auf die Schönheit des Bildes. Es ſollte einen Beſuch der heiligen Jungfrau mit dem Jeſuskinde bei ihrer Freundin Eliſabeth vorſtellen. An den vier Figuren, der Jungfrau, dem Heiland, der Eliſabeth und ihrem Johannes, wurden beſonders die Köpfe bewundert, die übrigens Porträts zu ſein ſchienen. Einige hielten die kindliche Majeſtät der Unſchuld in dem Antlitz der jungfräulichen Mutter, einige das durchſichtige, geiſtige, wunderſam-ſchwärmeriſche Kindergeſicht des Johannes, die Innigkeit, mit welcher er ſeine großen ſchwarzen Augen auf dem lieblichen Jeſusknaben ruhen ließ, für das Anſprechendſte des Bildes. Man vernahm von Kennern und Nichtkennern die mannigfaltigſten, widerſprechendſten Urteile. Ein Teil der nicht ſelbſt räſonnierenden Beſchauer bequemte ſein Gefühl dem Urteile an, welches ihm entweder am verſtändlichſten war oder von einem kam, den er als den gewiegteſten Kenner hatte nennen hören oder ſeiner entſchiedenen Sprache wegen dafür hielt; ein anderer Teil kehrte ſich an all das Ausgeſprochene nicht, die einen, weil ſie durch Anerkennung der Kritik in ihrem Enthuſiasmus nur geſtört worden wären, welcher nur unbedingtes Lob und unbedingten Tadel kennt und nichts in der Mitte; die andern, weil ſie in einem Werke der Kunſt nur den Stoff zu ſuchen und ſich von der dargeſtellten Geſchichte, nicht von der Darſtellung rühren zu laſſen gewohnt waren.

Eiſener hörte von alledem nichts; er ſah kaum etwas von den übrigen Figuren des Bildes, über welche ſein Blick nur flüchtig hinglitt, von dem Bilde der Jungfrau unwiderſtehlich angezogen und feſtgehalten. Es war Marie, die Marie, die er geliebt, die Marie, deren Verderber, deren Mörder er war, deren Züge dieſe Jungfrau trug. Er ſtand und ſog mit unerſättlichen Augen die unnennbare Lieblichkeit in ſich; der Zauber dieſer Züge, dieſer ſchlanken Geſtalt war ſo mächtig, daß er über ihn die Qualen vergaß, deren Stärke an dieſer Erinnerung hätte wachſen müſſen. Er ſtand unbeweglich. Die Gehenden zeigten den bleichen unermüdlichen Beſchauer den Kommenden; viele Geſchlechter wechſelten um ihn, er ſtand und ſah ſie nicht; die Türe ſollte geſchloſſen werden, er ſtand noch. Er konnt' es kaum begreifen, als man ihm bemerklich machte, daß er das Zimmer nun verlaſſen müſſe. Als dies endlich gelang, fragte er nach dem Maler, nach dem Preiſe des Bildes. Er zitterte vor der Möglichkeit einer Antwort, wie er ſie dennoch erhielt. Das Bild war bereits das Eigentum eines reichen Kaufmanns; der Kaſtellan wußte weder Namen noch Wohnort des Glücklichen zu nennen. Und zwar werde es morgen ſchon dem Eigentümer zugeſchickt.

Eiſener verließ das Haus, mit Plänen beſchäftigt, wie er ſchnell genug in Beſitz dieſes Bildes oder wenigſtens einer guten Kopie desſelben kommen könne. Dieſer Beſitz ſchien ihm das einzige Glück, welches das Leben ihm noch zu bieten vermöge. Er dachte ſich die reichen Kaufleute ſeiner Bekanntſchaft, von denen er wußte, daß ſie jährlich ein Bild oder mehre zu kaufen pflegten, und ſann ſich müde, auf welche Weiſe er, wenn einer von dieſen der Beſitzer ſein ſollte, dieſen zu bewegen hoffen dürfte, das Bild ihm abzutreten. Seiner innern Unruhe entſprach die Eile, mit der er an den ſchönſten Partieen der reizenden Landſchaft vorbeiſchritt, ohne ſie zu ſehen. Erſt ſpät kam er, geiſtig und körperlich ermattet, in ſeiner Wohnung an.

Nach einer Nacht voll bunter lebendiger Träume erwachte er mit Tagesgraun. Eine eigene ungewohnte Weichheit fühlt' er an die Stelle dumpfer Reſignation getreten. Alles, deſſen er gern gedachte, ſogar ſeine frühſten Kindererinnerungen lagen näher und in derſelben warmen Beleuchtung vor ſeinem innern Auge wie an jenem Abend, wo er nach Marklinde hinüberſah, die Gewißheit einer ſeligen Zukunft im Herzen, der er, von Mariens Hand geführt, glaubte entgegengehen zu dürfen. Eine eigene Unruhe, als müſſe er etwas ereilen, duldete ihn keine Stunde mehr in Dresden. Er ſollte ja auch ſeinen Vater nach jahrelanger Trennung wiederſehn.

Wie er über die Brücke fuhr, barg ſich dem Umſchauenden die Altſtadt in Nebel, der nun die Spitze des katholiſchen Turms, nun eine der Statuen ſeiner Kirche, nun ein Stück der Faſſade des Theaters freiließ, um das einen Augenblick lang Morgenſonnenangeſtrahlte ſogleich wieder zu verdecken; über der Elbe ſchimmerte der Nebel in purpurgrauen Wogen, drüben aber blitzte der rötlichblaue Morgenhimmel in völliger Reinheit und Kläre. Es erfreute ihn in dieſem Augenblick, in dieſem Bilde für ſeine Reiſe eine heitere Vorbedeutung zu ſehen.

Die Unruhe wuchs je mehr, je näher er dem Ziele ſeiner Reiſe kam. Es duldete ihn zuletzt nicht mehr im Wagen. Er ſtieg aus und befahl dem Kutſcher vorauszufahren; vor Marklinde werd' er ihn wieder einholen. Es war in einem freundlichen Birkenwäldchen, wo er ausſtieg; die Straße lief von da in wenigen und unbedeutenden Bogen einem freundlichen Dörfchen zu, welches er bereits vor ſich liegen ſah. Mit Freude bemerkt' er die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war: die Wiederkehr des empfänglichen Sinnes für die Schönheiten der Natur; er konnte ſich nicht zürnen, daß er ſeine Buße zu vergeſſen begann.

Das Dörfchen lag außerordentlich ſchön an einem ſanften Hügel, ſo nett zuſammengerafft die kleinen Häuſer mit ihren maleriſchen Formen um die alte Kirche, aus der ein ſanfter Choralgeſang tönte. Eiſenern fiel es erſt ein, daß heute Sonntag ſei, obgleich ihn ſchon vorher die Ruhe, die Einſamkeit der Fluren und der Straße in Verwunderung geſetzt hatte.

Zuäußerſt an dem Dörfchen liegen einige Häuſer, nach der Straße zu von einer Art niedrigem Umbau wie von einer Mauer umgeben, durch welchen ein Tor führt, das gerade geſchloſſen war. Dieſer Umbau iſt durch ſein eigenes Gewicht, durch die Nachläſſigkeit oder Armut ſeiner Beſitzer und durch die Unbilden des Wetters ſo aus ſeiner urſprünglichen Richtung gekommen, daß der Lehm an mehren Stellen geborſten iſt und das dünne Gebälk, welches das Ganze eben noch hält, in ſeiner Verſchobenheit einen eigentümlichen Anblick gewährt. Das verwitterte Strohdach des Umbaus, an einigen Stellen wie der Umbau ſelbſt eingedrückt, an andern maleriſch auf den ſanft anſteigenden Kirchenweg überhängend, ſtellenweiſe von luſtig grünem Mooſe überwuchert, bildet mit ſeinem hier ins Gelbliche, dort ins Violette ſpielenden Blaßgrau mit dieſem und den blauen Blütentrauben der zahlreichen Holunderbüſche, die von beiden Seiten daran hinaufſtreben und ſich darüber hinabbücken, einen Kontraſt, der die wunderſam-gemütliche Wirkung der maleriſchen Formen bis zum Reizenden erhöht.

Über dem Kirchwege drüben hatte ein berühmter Landſchaftmaler aus Dresden mit ſeinen Schülern Poſte gefaßt. Der Lehrer ſtand auf von ſeinem Feldſtuhle, wie er den ihm bekannten Eiſener ſah, und begrüßte ihn freundlich; die jungen Männer grüßten ihn und arbeiteten emſig fort. Beide freuten ſich, einander wiederzuſehen. Der Maler geleitete den geachteten Bekannten den ſchmalen gepflaſterten Kirchenweg hinauf. Von Zeit zu Zeit ſahen ſie, ohne ihr Geſpräch zu unterbrechen, nach der maleriſchen Ecke zurück.

„Jeder,“ ſagte Eiſener, „der Freude an der Schönheit empfindet, ſollte, wenn es ihm möglich iſt, im Freien und von einem tüchtigen Landſchafter geleitet, wenn ich ſo ſagen darf, Sehſtudien machen. Wie ſich der Kreis ſeines Wiſſens um das Schöne, welches eine Landſchaft enthalten kann, erweitert, erweitert ſich der Genuß bei ihrer Beſchauung. Das belehrte Auge haftet mit größerm Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte überſieht.“

„So iſt es“, entgegnete der Maler, „mit Büchern und am Ende mit dem Leben ſelbſt. Was dem gewöhnlichen Beſchauer ſchon Form iſt, das iſt dem Kenner noch Stoff; der echte Kunſtgenuß entſpringt nur aus dem liebevoll hingegebenen Vertiefen in das Kunſtwerk, dem Suchen nach ſeiner geiſtigſten Form, deren Exiſtenz der gewöhnliche Beſchauer höchſtens ahnt. Wir müſſen dem ſchaffenden Geiſte des Künſtlers auch in den kleinſten Zügen zu begegnen ſuchen, denn oft ſind es dieſe, worin er das Tiefſte ſeiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menſchen ſchafft, in dem kleinſten Zuge; wer dieſen Künſtlerblick für das Leben beſitzt, wird nie an den Menſchen verzweifeln müſſen. Ihm iſt eine Fülle aufgetan von dem, was ihn belehren und veredeln kann."

Nah an der Kirchhoftüre begegnete ihnen ein Geiſtlicher, noch im Ornat. Weil der Gottesdienſt geſchloſſen ſchien, gingen Eiſener und der Maler in die noch offenſtehende Kirche, um ſie zu beſehen. Das Schiff war auffallend lang und niedrig; es war ſo dunkel darin, daß Eiſener, der nicht zu den Weitſehenden gehörte, ſeine Augen erſt an die Finſternis gewöhnen mußte, eh' er ſah, daß die grellen bunten Farben an den niedrigen Emporlauben Bilder bedeuten ſollten. Eine Stimme, die aus der Sakriſtei zu kommen ſchien, ließ ſich mit einer feierlichen Eintönigkeit vernehmen; in der Abſicht, eine feierliche Handlung nicht zu ſtören, unterbrachen ſie ihr Geſpräch und traten leiſer auf. Zu ihrem Erſtaunen aber zeigte ſich, daß die Stimme einem Dorfbeamten gehören mußte, der verſchiedene Gegenſtände verauktionierte. Jetzt drang durch eine Türe, die ſich im Schiff öffnete, der goldene Schein des Tages; ihm folgte mit Geräuſch eine Menge Menſchen. Die Stimme von vorhin, die, wie Eiſener nun ſah, zu einem roten Geſicht gehörte, welches ſich zwiſchen weißen Haaren ganz ſtattlich ausnahm, verſteigerte die Kirchentüren, deren eine, die für fünfzehn Groſchen erſtanden worden war, der nunmehrige Beſitzer ohne weiteres aus den Angeln hob und auf ſeiner Schulter forttrug. Es hatte das Anſehen, als habe das Chriſtentum aufgehört und man ſei darüber, die Kirche, die nun keinen Zweck mehr habe, und ihren Inhalt ſtückweiſe zu verſteigern.

Die Seltſamkeit des Schauſpiels, welches in dieſem Helldunkel vorging, vollendeten die Schüler des Malers, die jetzt unter Lärmen und Lachen hereinſtürzten und, ſich unterbrechend und überſchreiend, erzählten, daß plötzlich die Beſitzerin des Hauſes, ein altes hexenartiges Weib, mit einem Beſen bewaffnet, fluchend und ſchimpfend aus dem Tore gekommen ſei und ſie alle in die Flucht geſchlagen habe. Das Gelächter und Geſchrei verdoppelte ſich, als jetzt der letzte kam, der, wie er erzählte, aus übergroßer Eile zu entfliehn mit dem Feldſtuhle umgefallen und erſt liegend von der Zornigen mit dem

Beſen bearbeitet, dann den halben Weg zur Kirche entlang verfolgt worden war.

Die jungen Männer entfernten ſich wieder. Eiſener kam im Geſpräche auf den „Beſuch der Jungfrau bei ihrer Freundin Eliſabeth". Er zeigte ſeine Ungeduld zu wiſſen, wem das Bild gehöre. Der Maler ſah ihn verwundert an und ſagte: „Sie wiſſen nicht, daß Ihr Vater das Bild gekauft hat?"

Man kann ſich denken, wie dieſe Nachricht die Heiterkeit Eiſeners vermehrte, die er ſchien in der Gegend wieder gewinnen zu ſollen, wo er ſie verloren hatte.

Nach einigen Freundſchaftsverſicherungen trennte ſich Eiſener von dem Maler. Der Weg, den er zu verfolgen hatte, führte um die Kirche herum und fiel, nachdem er ſich an dem bebuſchten Hügel langſam hinabgeſchlängelt hatte, unten wieder in die Straße, die an kleinen Häuſern durch das breite Tal führte und endlich neben dem tiefblauen Flüßchen im dunkeln Waldesgrün des Schierlitzgrundes verſchwand.

Die Gegend links an der Straße hatte etwas Bekanntes für ihn; er ſann; ſie erinnerte ihn an die Landſchaft des Bildes, deſſen er eben mit Freude als des Eigentumes ſeines Vaters dachte. Die Ähnlichkeit wurde immer auffallender, wenn man jene morgenländiſche Landſchaft in eine deutſche überſetzte. Noch mehr! Aus dem Fenſter eines kleinen Häuschens, das nur ein ebenſo kleiner Garten von der Straße ſchied, ſah — das Geſicht der Eliſabeth auf dem Bilde.

Eiſener erſchrak. „Wenn dir nun die Marie entgegenträte!" ſagt' er vor ſich hin, indem er ſtehenblieb. „Ich weiß nun, daß es unmöglich iſt; ich weiß es nur zu gut, und dennoch iſt mir's, als könnt' es doch möglich ſein, ja als müſſe ſie mir entgegentreten." War die Ähnlichkeit der Alten, die aus dem Fenſter ſah, mit jener Eliſabeth vielleicht nur eine Täuſchung? Er ſah mit doppelt bewaffneten Augen nach dem Fenſter; das Geſicht war verſchwunden. Aber in der Laube vor der Haustür ſaß eine ſchlanke weibliche Geſtalt, den Rücken ihm zugewandt, in roſenfarbenem Kleide.

Zweites Kapitel

„Nun braucht es nur noch, daß dieſe ſchlanke Mädchengeſtalt Mariens Züge trägt, und das Märchen iſt fertig.“ So ſagte Eiſener leiſe zu ſich ſelbſt, indem er der Bohnenlaube ſich näherte. Die Geſtalt hatte ein Kind auf dem Schoß, mit dem ſie ſcherzte. Der Kleine konnte nicht aufhören zu lachen. An dem Mädchen emporſteigend, zeigte er Eiſenern jetzt über der linken Schulter des Mädchens ein lachendes Kindergeſichtchen, das Eiſenern das ſchönſte deuchte, was er je geſehen. „So,“ dacht' er, indem er einen Augenblick ſtehenblieb, „ſo könnte ſie jetzt ſitzen mit deinem Kinde. Und du kämeſt nun ganz leiſe daher, um ſie ſcherzend zu überraſchen; und ſie hätte dich doch bemerkt und wendete ſich nun —“ Erſchrocken blieb er ſtehen, denn ſie wandte ſich wirklich und zeigte ihm Mariens Antlitz, erſchrocken, aber noch ſchöner als ſein geliebtes Erinnerungsbild. Die Ähnlichkeit hätte den ruhigſten Beobachter in Erſtaunen ſetzen müſſen. Es war die Marie des Bildes — warum konnt' es nicht ſeine Marie ſein? Es war ganz der liebliche Kontraſt von Mutterſorge und Mädchenhaftigkeit, der auf jenem Bilde alle Beſchauer auf die lieblichſte Weiſe rührte und anzog.

Er bat, ſich ihr gegenüberſetzen zu dürfen. Sie ſagte nichts, ſo verwirrt war ſie; aber ein ängſtlich-freundlicher Blick antwortete bejahend, der dem Blicke der verſtorbenen Marie völlig geglichen haben würde, wär' ihm nicht etwas jungfräulich Verſchämtes und zugleich etwas Wehmütiges beigemiſcht geweſen. Dieſe Formen waren voller und weicher geründet, die Züge hatten mehr Seele, die Haltung war mehr in ſich zurückgewendet, die Bewegungen geſchloſſener als die ſeines Erinnerungsbildes; aber jene Geſtorbene war auch um ſoviel Jahre jünger geweſen, als dies ihr Ebenbild reifer erſchien. Und dieſes beſaß ſogar Eigenheiten, die er von jener gekannt: das eigene treuherzige Nicken mit dem Kopfe, wenn ſie etwas bejahte, den langſamen, wie verwunderten Augenaufſchlag gegen den Fragenden. Er überredete ſich mit einer Art Ängſtlichkeit, ſie ſei nicht jene Marie, um ſich nicht einer Täuſchung hinzugeben, deren Aufhebung ihm zu ſchmerzlich werden mußte; er fühlte, er könn' es nicht überleben, ſie zum zweiten Male zu verlieren.

Er ſagte, um ſeinen prüfenden Blick zu entſchuldigen: „Ja, ich irre nicht, Sie ſind dieſelbe, die ich auf einem Bilde mit dieſem ſchönen Knaben als Madonna abgebildet geſehen habe. Auch die Eliſabeth des Bildes glaub' ich in dieſem Häuschen da geſehen zu haben. Nur noch der kleine Johannes mit ſeinen dunkeln, halb in ſich zurückgerichteten Augen, und das ganze Bild iſt beiſammen." Dabei ſah er ſich um, als müſſe nun der Genannte ſich zeigen.

Die Freude, die ſich auf des Mädchens Geſicht gezeigt, wie er den Knaben „ſchön" genannt, wich einem Ausdruck der Wehmut. Sie ſagte: „Der Johannes iſt geſtorben. Wie der fremde Maler hier in den Garten kam und uns bat, wir möchten nur ein Viertelſtündchen noch in der Stellung bleiben, in der wir gerade waren, und dann malend vor der Laube ſaß, dacht' ich nicht, daß er ſo früh ſterben müßte. Sonſt hätt' ich mir ihn malen laſſen." „Jenes Bild iſt mein," entgegnete Eiſener, „ich will es kopieren laſſen; an wen adreſſier' ich's aber?" „Wollten Sie dann Bild und Rechnung an Roſine Juſt in Sonnenborn ſchicken," ſagte das Mädchen, „ſo —" „Sie heißen Roſine?" fragte raſch und wie verwundert Eiſener. Das Mädchen ſagte: „Nein, ich heiße Marie." Eiſener erſchrak wie vorhin, als ſie ihm ihr Geſicht zuwandte. War es denn möglich, daß ſie es war? ſeine Marie? Konnte ſie nicht ſcheintot geweſen ſein? — Er war abgereiſt, ehe ſie begraben worden war. Er hatte den Mut nicht zu fragen.

Ängſtlich-haſtig ſagt' er endlich: „Das Kind gehört einer Schweſter von Ihnen —" Er konnte keine Frage in den Ton legen, womit er das ſprach. Sie bejahte verlegen. Sie hatt' eine Schweſter, ſo war es ſeine Marie nicht. „Kann ſie es nicht werden? Meine Marie? Ich bin nicht gebunden. Mein Vater hofft durch eine glückliche Ehe mich hergeſtellt zu ſehen. Ich fühl' es, ich würd' es auch, wär' ſie mein Weib."

„Nein," fuhr er in ſeinem leiſen Selbſtgeſpräche fort, „dieſe ſüßen

Züge würden als Rächer aufſtehen für das Gedächtnis der, die blühen müßte wie dieſe, hätteſt du ſie nicht – gemordet. – Doch du könnteſt an dieſer gutmachen, was du an jener verbrochen haſt, ſoweit dir's möglich iſt, du könnteſt – Nein," unterbrach er ſich wieder, „nur der ſchändlichſte Eigennutz iſt's, der dich überreden will, das Los dieſes reinen heiligen Weſens an das eines Verbrechers zu knüpfen." Ein Blick auf ſie, und er hatte die Kraft nicht mehr zu entſagen. Er ſuchte ängſtlich nach Hülfe von außen, da er an ſeiner innern Kraft fühlte verzweifeln zu müſſen. „Sind Sie noch frei, Marie?" fragt' er endlich wie ſelbſtvergeſſen und in einem Tone, dem man es anhörte, daß die innere Bewegung es ihn vergeſſen ließ, dieſe Frage müſſe bei ſo kurzer Bekanntſchaft ſeltſam, wenn nicht unſchicklich erſcheinen, „iſt Ihnen ein Mann teuer?" Das Mädchen bückte ſich errötend; in ihren Augen glänzten Tränen, wie ſie ihren Kopf langſam bejahend neigte; dann ſah ſie zu ihm auf wie ängſtlich fragend. Das ſah er nicht mehr. Das Nicken hatte ſeinen Entſchluß gerettet, und die Zufriedenheit, die ſtets die Folge eines kräftigen Entſchluſſes iſt, verdrängte den Schmerz, den er über ihre Antwort empfand und der mehr von der Eiferſucht hatte, als er ſich geſtehen mochte. Das Mädchen ſah ihm ſchmerzlich und unverwandten Blickes nach, bis er in den Erlen des Schierlitzgrundes verſchwunden war.

Sie hatte ihn bei dem erſten Blicke erkannt. Das Mitleid, womit ſeine Bläſſe, ſein niedergeſchlagenes Anſehn ſie erfüllte, zeitigte die Neigung, mit der ſie unbewußt an ſeinem Erinnerungsbilde gehangen hatte. Ihr fiel ein, wie ſie in ihren wachen Träumen auf ihn zugeeilt und ihren ſchönen Georg ihm gezeigt hatte, als wiſſe ſie, er müſſe ſich über ihn freuen. Wie anders war das in der Wirklichkeit geworden: Wahr von Kind auf gegen jeden, unwahr nun gegen ihn, der ihr doppelten Anſpruch auf ihre Offenheit zu haben ſchien, hatte ſie ihm ihren Georg verleugnet, um den ſie jeden Augenblick willig und freudig des bitterſten Todes geſtorben wäre. Sie kannte ſich nicht mehr. Sie kniete drin neben dem Bettchen nieder, worin der kleine Georg lag, drückte ſeine beiden Händchen an ihre Bruſt und bat ihm das Unrecht, das ſie an ihm getan habe, tauſendmal ab. „Er ſah ſo bleich,“ ſagte ſie, „ſo traurig; das tat mir weh; nun dacht' ich, wenn auch er ſich von mir wendete, zürnend und verachtend, wie die andern taten deinetwegen, ja, ſo dacht' ich in dem Augenblicke, das könnt' ich nicht ertragen. Verzeih' mir's doch, du guter armer Georg! – Wenn er wieder zurückkäme, daß ich's ihm ſagen könnte! Aber er ging ſo plötzlich. Wußt' er's? und ging deswegen ſo plötzlich? und ſprach nicht mehr mit mir? Ach, er kommt wohl nie zurück.“

Nun, ſie fühlt' es zu lebhaft, nun erſt war ihr alles dahin. Jetzt erſt erkannte ſie, daß, was ſie in den Stunden des Kummers aufrecht erhalten, nichts anders geweſen war als das dunkle, aber gewiſſe Vorgefühl eines ſeligen Lebens mit Eiſenern und ihrem Georg.

Eiſener hatte derweilen den melancholiſchen Schierlitzgrund durchwandert und näherte ſich dem Orte, wo einſt ſeine Hoffnungen gewohnt hatten. Schon ſah er das Storchneſt und die breite Krone des alten Lindenbaums. Er war eben in den Weg zwiſchen den Gärten eingebogen, den er vor Jahren in ſo ganz anderer Gemütsſtimmung mit Rittern gegangen war. Und ſeltſamerweiſe hört' er von der Schenkwieſe wieder das Brummen einer alten Baßgeige, die nachſchlagenden Hörner – es war ja wohl derſelbe Ländler, über deſſen komiſchtraurige Weiſe er mit Rittern damals gelacht. Es war ja heute der Marklinder Jahrmarkt, der Geburtstag ſeines kurzen Glückes, ſeines längern Unglückes. Dazu der Widerſtreit von Gefühlen und Wünſchen, die das liebliche Ebenbild der geſtorbenen Marie in ſeiner Bruſt erregt hatte, die längſt ſolche Gäſte nicht mehr gewohnt war.

Er fürchtete ſich, einen ſeiner alten Bekannten hier zu treffen. Drüben auf der Landſtraße bewegte ſich ſein Wagen. Er eilte von dem Wege, der dicht an dem alten Pfarrhauſe vorbeiführt, nach der Straße hinüber, um, ehe dieſe die Mauer des Pfarrgartens erreichte, den Wagen beſteigen zu können, der ihn in möglichſter Schnelle vorbeitragen ſollte.

Es begab ſich ganz anders, wie er dachte. Der Kutſcher hielt, wie er ſeinen Herrn daherkommen ſah. Der Pfarrer, der unſern davon in der offenen Gartentüre ſich mit einigen Bekannten bekomplimentierte, ging, in der Meinung, der Wagen bringe ihm einen Gaſt, auf denſelben zu und kam zu gleicher Zeit mit Eiſenern an dem Schlage an.

Er zweifelte einen Augenblick, dann rief er: „Sie ſind es ja doch! Wie wird ſich Breitung freuen, der ſo oft von Ihnen geſprochen hat.“ Dabei faßt' er Eiſenern unter den Arm, der nicht daran denken durfte fortzukommen, ohne wenigſtens eine kurze Zeit hier verweilt zu haben, weil keine ſeiner Entſchuldigungen gelten ſollte. Indem ſie durch den Garten dem Raſenplatze zuſchritten, auf welchem die Gäſte des Pfarrers trinkend und plaudernd ſaßen, ſagte der Pfarrer: „Sie betrachten mich verwundert über die Veränderung, die mit mir vorgegangen iſt, ſeit wir uns nicht geſehen. Wenn und wie trafen wir uns doch das letztemal?“

„Ich mag Sie kaum daran erinnern,“ ſagte Eiſener; „Sie hatten eben einen Verluſt erlitten, der nie verſchmerzt werden kann.“

„Ich dachte das jenesmal am Bette der Toten,“ ſagte der Pfarrer. „Sechs Monate darauf am Bette der Lebenden wünſcht' ich, ſie möge geſtorben ſein.“

„Verſteh' ich recht?“ fragte ſo freudig erſchrocken Eiſener, daß der Paſtor über ihn erſtaunte; „Marie lebt?“ Dabei ſah er ſich im Garten um, ob er ſie nicht erblicke. Dann fuhr er haſtig fort: „Ihr Ebenbild in Sonnenborn — nein, die trug das Kind ihrer Schweſter auf dem Arme! — Haben Sie zwei Töchter?“

Erſtaunt über dieſe Wärme, die nicht dem bloßen bekanntlichen Mitgefühle entſtammt zu ſein ſchien, entgegnete der Paſtor: „Das Kind war das ihre, und Sie haben Marien ſelbſt geſehn.“

Eiſener ſchwankte auf den Wogen zweier entgegengeſetzten Empfindungen: der Freude — wenn man das beſeligende Gefühl, einer Gewiſſensſchuld, die ihn jahrelang allem, was den Menſchen zu erheitern, zu beglücken vermag, verſchloſſen gehalten hatte, ledig zu ſein, Freude nennen darf — des Schmerzes, daß Marie, die Marie, zu der die Liebe in ihm durch ihren Tod zur ſchwärmeriſchen Andacht und nun, da er wußte, ſie lebe, plötzlich zur Leidenſchaft angewachſen war, einem andern angehöre. Die äußerſte Aufregung nur konnte eben die ſcheinbare Ruhe geben, mit der er zum Paſtor ſagte: „So iſt ſie verheuratet in Sonnenborn —?“

„Sie nehmen ſolchen Teil,“ entgegnete jener, „daß ich Ihnen erzählen muß, was uns begegnete, ſeit ich Sie zum letzten Male ſah.

Marie, die wir für tot hielten, lebte; der Starrkrampf, der ſie unter dem Scheine des Todes gefangenhielt, war eine Folge ihres Zuſtandes: ſie ſollte Mutter werden. Sie wurd' es. Durch wen ſie es geworden iſt, hab' ich weder durch Bitten noch durch irgendein ander Mittel von ihr erfahren können. Sie blieb dabei, ſie wiſſe ſelber nicht, wie es gekommen ſei. Endlich mußt' ich an ihrem Charakter irre werden. Im Übermaße zornigen Schmerzes verſtieß ich ſie.

Mit Marien war Glück und Segen aus meinem Hauſe, aus meiner Wirtſchaft, Ruhe und Freude aus meinem Herzen verſchwunden. Sie fehlte mir überall. Ich hatte ihr längſt im Herzen verziehen, das ſich nach ihr ſehnte und das Geſchehene ihr abbat, als mich die Rückſicht, nicht inkonſequent zu erſcheinen, noch abhielt, ſie zurückzuholen, die mich nun auch nicht länger hindern ſoll, meinem Herzen zu genügen. Ich hätt' es heute getan, wär' mir's nicht um die Fremden. Ihre Rückkehr wird dem ganzen Dorfe ein Feſt ſein.“

„Laſſen Sie mich Ihren Boten ſein und noch in dieſem Augenblick!“ rief Eiſener, und eh' der Paſtor noch entgegnen konnte, war er ſchon aus der Türe. Es trieb ihn mit ſolcher Haſt dem Dörfchen zu, wo es ſich entſcheiden ſollte, war er der Glücklichſte, war er der Unglücklichſte aller Menſchen, daß er den Gedanken, dahin zu fahren, auf welchen den Vorübereilenden der Anblick ſeines Wagens brachte, abwies, weil ihm in dieſem Augenblicke den Wagen zu beſteigen, dem Kutſcher zu ſagen, wohin er fahren ſolle, Dinge von unendlicher Umſtändlichkeit und Langwierigkeit zu ſein ſchienen.

Marie kniete noch immer voll Bekümmernis und Reue an dem Bette ihres ſchönen Georgs. Der Vollmond, der durch das kleine Fenſter auf Mutter und Kind fiel, ließ Marien den haſtig eintretenden Eiſener nicht gleich erkennen. Der ungewiſſe ernſte Blick, mit dem ſie aufſtehend nach ihm hinſah, gab der hohen mondbeleuchteten Geſtalt etwas Feierliches und dabei Kaltes, welches ihn auf der Schwelle feſtbannte und die geflügelten Worte der Leidenſchaft von den geöffneten Lippen in die Bruſt zurückſchreckte. Kaum, daß er mit halben Worten ſein Hereinſtürmen zu entſchuldigen vermochte.

Seine Ängſtlichkeit und Verlegenheit teilte ſich ihr mit, die ihn nun erkannte. Sie lud ihn ein, ſich zu ſetzen. Er ſetzte ſich ſtumm; ſie ſaß ihm ebenſo ſtumm ganz nahe gegenüber in der kleinen Stube.

„Sie kennen mich noch?“ fragte er endlich verlegen. „Gewiß,“ ſagte ſie freundlich; „heute aber kannten Sie mich nicht.“ „Ich glaubte Sie tot,“ entgegnete Eiſener, „aber ich wurde irr; ſolche Ähnlichkeit, und ſogar das roſa Kleid, das ich an Ihnen kannte, das Sie an jenem ſchönen Morgen trugen. Jenes Morgens dacht' ich jeden Tag.“ Marie ſagte: „Jenen Morgen kann ich auch nicht vergeſſen. Es war alles noch ſo ſtill, ſo feierlich; die Gäſte ſchliefen alle noch. Mir war's nie ſo zumute geweſen; mir war's an jenem Morgen, als wär' alles mein voriges Leben nur ein Träumen geweſen und nun gehe erſt das Leben an; ich kam mir vor, als ſei ich plötzlich größer geworden und ſei nun erſt kein Kind mehr. Jenes roſa Kleid iſt's nun freilich nicht mehr; aber ſeit jenem Morgen bin ich der ſchönen Farbe doppelt gut geworden.“ Sie wollte, auf des Knaben Röckchen zeigend, hinzuſetzen: „Das iſt von jenem Kleide noch“, aber eine eigne Scham hielt ſie ab, gegen Eiſenern des Knaben zu erwähnen. „Aber Sie ſind wohl krank?“ unterbrach ſie ſich, da ſie ihn noch bleicher werden ſah. „Nein,“ ſagte Eiſener, „ich bin ſehr ſchnell gegangen; ſolche kleine Anwandelungen gehen ſchnell vorüber. Weil ich Sie geſtorben glaubte, bin ich krank geworden; nun ich weiß, daß Sie leben, muß ich ja wieder geſund werden.“

Er faßte ihre Hand. Sie erſchrak. Seine Hände waren ſehr kalt. Er ſagte: „Ich glaube, hätt' ich ein Glas friſches Waſſer, mir würde beſſer.“

Marie eilte, das Gewünſchte herbeizuholen.

„Das wäre eigen,“ ſagte Eiſener matt vor ſich hin, „wenn ich jetzt ſterben müßte vor Freuden, wenn ich erführe, daß ſie mich liebte, daß der ſchöne Knabe —“ Ihn ergriff eine Sehnſucht, das Kind zu betrachten, zu liebkoſen. Die Wonne wurde dem Angegriffenen vor Übermaß zur Angſt, dacht' er ſich das Kind als das ſeine, ſich ſo plötzlich, ſo unerwartet in dem Beſitz von Gütern, auf die er noch geſtern für immer verzichtet. Er wankte nach dem Bettchen zu, bog ſich über den wunderſchönen Knaben hin, ſah das kleine Mal an dem Ärmchen, deſſen weiter Ärmel durch eine Bewegung im Schlafe ſich zurückgeſchoben hatte, und brach über dem Bettchen ohnmächtig zuſammen.

Marie, die mit dem Waſſer hereintrat, kam eben noch zeitig genug, die Gefährlichkeit des Falles zu verhüten. Sie ſetzte ſich neben ihn auf den Boden, hielt ihn in ihren Armen, ſein Kopf ruhte an ihrer Bruſt. Ihr totenbleiches Geſicht hatte ſie über das ſeine gebeugt und wiederholte nur immer die dringlichen Worte: „Ach Gott, Herr Eiſener, ſo ſterben Sie doch nicht!" Als meine ſie, er könn' es ihr nicht zuleide tun zu ſterben, wenn ſie ihn nur recht herzlich darum bitte.

Er ſchlug ſeine Augen wieder auf und fragte: „Biſt du's denn auch, Marie? Und biſt du mir denn gut?" Sie ſchwieg und bückte ſich in ſchamhafter Verlegenheit ſo nah auf ihn, daß ſie einander nicht ſehen konnten. Aber er fühlte ihre Tränen auf ſeinen Wangen; er fühlte, daß ſie heftig zitterte.

Sie half ihm aufſtehen, ohne ihm in die Augen zu ſehen, und führte ihn an ihr Bette, damit er ruhen könnte. Der Knabe wurde unruhig; ſie nahm ihn auf die Arme und trug ihn leiſe ſingend und in den zitternden Armen wiegend von dem Bettchen nach dem Fenſter und wieder zurück. Es war ihr immer, als müſſe ſie wie in ihren Träumen den Knaben zu Eiſenern tragen, und doch hatte ſie den Mut nicht, es zu tun.

„Marie," ſagte Eiſener, „verzeihſt du mir denn? Ich habe gebüßt drei ſchwere Jahre lang." Sie verſtand ihn nicht. Er warf den Rock ab, ſchob den Hemdenärmel zurück und zeigte ihr das Mal, welches er auf dem Arme trug, auf derſelben Stelle und von derſelben Geſtalt wie der kleine Georg. „Siehſt du, Marie, dein Georg iſt auch mein Georg, und ich bin ſein und dein." Die glückliche Marie verſtand ihn nur mit dem Herzen.

In dieſem Augenblicke tat ſich die kleine Türe auf, und herein traten der Paſtor und Breitung mit dem alten Eiſener und Ritter, die der Paſtor, ihrem und dem eigenen Andringen folgend, hierher geführt hatte, wo ſie nach ſeiner Erzählung den Sohn und Freund zu finden wußten.

Ende des dritten Buches und der Novelle.

Die Buſchnovelle

Erzählung

1844

[Gedruckt 1846]

1.

Wenn man von der Stadt Meißen aus der Triebiſch durch ihr wunderſchönes Tal entgegengeht, erſtaunt man über die Menge von Mühlen, die das muntere Bergwaſſer in Bewegung ſetzen muß. Von Meißen bis zu dem Buſchbade, dem Vergnügungsorte der feinen Meißner Welt, kaum drei Viertelſtunden von der Stadt, zählt man nicht weniger als ſechs. Hinter dem Buſchbade nach dem Dörfchen Niedergarſebach, dem ſchönſten Winkelchen Erde, das man ſich denken kann, und darüber hinaus folgen ſich die Mühlen in noch kürzern Zwiſchenräumen. Mühlgraben und Flüßchen winden ſich, von ſchlanken krauſen Erlen und hellgrünen Weiden eingefaßt, bald getrennt ſich ſuchend, bald ſich wiederfindend, äußerſt maleriſch durch ein Tal, welches zu beiden Seiten von hohen felſigen Bergen eingeſchloſſen iſt. An manchem dieſer Berge hängen Weinreben; hier und da lehnt ſich ein Häuschen daran, welches den Beſchauer an die Arche Noahs erinnert, wie er ſie als Kind in ſeiner Bilderbibel abkonterfeit geſehen. Andere ſind mit Laubholz bewachſen. Je mehr man ſich dem Urſprunge der Triebiſch nähert, je mehr rücken die Felſen zuſammen. Bis zu dem Buſchbade iſt das Tal noch ziemlich breit und zeigt eine reiche Mannigfaltigkeit von Häuſern, Gärten, Feldern und Wieſen. Dort aber ſpielt es hinter mächtigen Eichen und dem vorgeſchobenen Knie eines bewaldeten Berges mit dem Wanderer Verſteckens. Er muß ſich rechts wenden, um ihm zu folgen. Nun leiſtet die Triebiſch ihm ununterbrochen Geſellſchaft. Nur über ihr führt der Weg, anmutig gewunden, bald aufwärts, bald abwärts an den Felſen hin; links zwiſchen dem Bach und dem Wege Erlen, Weiden, Eichen, aus der üppigſten Vegetation von Gräſern und Schlingpflanzen heraufſtrebend, rechts an den Felſenwänden empor Haſelbüſche, Hängebirken und ganze Strecken rotblühender Pechnelken. Ganz oben bücken die Felſen ihre grauen Häupter neugierig über, als wär' ihnen um die Heimlichkeiten zu tun, die die Büſche hier und dort, die Blumen in dem engen tiefen Wieſengrunde über der ſchmalen Triebiſch einander zuwinken und zuflüſtern.

Nur wenige Minuten hinter dem Buſchbade, nach Niedergarſebach zu, liegt die ſogenannte Klausmühle, auf der heimlichſten Stelle des ganzen Grundes. Der Weg führt links an dem majeſtätiſchen Götterfelſen vorbei. Hinter dem Götterfelſen öffnet ſich ſeitwärts ein enger reizender Grund, der nach dem Dorfe Dobritz führt und an deſſen Eingange ein nächtlicher Spuk ſein Weſen treiben ſoll. Gerade vor ſich ſieht der Wanderer zwei Reihen umgrünter junger Eichen, denen ihre Beſitzer nur die oberſten Äſte gelaſſen. Dieſe neigen ſich zuſammen und verſchlingen ſich ſo innig, daß er wie durch einen lebendigen Säulengang unter kühngewölbten Bogen dahinſchreitet. Hier hört man ſchon das Wehr der Klausmühle rauſchen. Nun ſcheint der geteilte Berg ſich ſelbſt zu ſuchen. Noch einige Schritte. Der Buſch wird lichter. Der Weg ruht einen Augenblick an der Klausmühle aus; denn gleich darauf muß er ziemlich ſteil an den Felſen hinan.

Die Beſitzerin der Klausmühle ward von der Umgegend nur „die kleine Stille" genannt. Trotzdem daß es hieß, ſie werde einer ausgeklagten Schuld wegen, die noch von ihrer Mutter Zeit herrühre, bald Mühle und Wirtſchaft verlaſſen müſſen und ihr auf der Welt nichts bleiben als ihr hübſches Geſichtchen, bemühten ſich immer noch Freier die Menge um ſie. Aber ſie war nicht gern mit fremden Menſchen zuſammen, und nicht dran zu denken, eine Bekanntſchaft mit ihr anzuknüpfen. Manche meinten, ſie ſei mondſüchtig, andere leiteten ihre zu weit getriebene Liebe zur Einſamkeit aus ihrer Erziehung her. Ihre Mutter, von der niemand, Pauline ſelbſt nicht, wußte, wo ſie zu Hauſe geweſen und in welchen Umſtänden ſie gelebt, ehe die Mühle für ſie gekauft wurde, hatte in dieſer nah an zwanzig Jahre gehauſt, noch einſamer und ſcheuer, Menſchen zu begegnen, als ihr ſchönes Töchterlein.

Die Mutter war melancholiſch oder gar, wie manche meinten, ſtillwahnſinnig geweſen. Das war nun Pauline nicht. Das ſanfte Rot der Geſundheit war über die freundlichen gutmütigen Züge eines Geſichtchens hingegoſſen, deſſen einzelne Teile der Beſchauer, ſo ſchön ſie waren, einzeln zu beurteilen vergaß, weil er vor der zauberiſchen Wirkung, die das Ganze auf ihn machte, nicht dazu kommen konnte. Wenn ſie lächelte, ließen die friſchen weichen Lippen vielleicht zuviel von den Zähnen ſehen; aber dieſe waren ſo klein und weiß, daß man den vermeinten Fehler nur für einen Reiz mehr zu halten geneigt wurde. Die nicht hohe, aber in allen ihren Formen zierlich gerundete, feine Geſtalt bewegte ſich mit jener Gefälligkeit, die der Tanzmeiſter vergeblich zu lehren verſucht. So lebendig ihr Mienenſpiel und die Bewegungen ihres Körpers waren, ſo ſchien das Ganze durch die Allmählichkeit, mit der ſich jene folgten, dennoch beſtändig in idealer Ruhe. Dazu hatten ihre blauen Augen einen eigentümlichen Ausdruck. Sie ſahen wie Fremde in dieſe Welt herein, wie ein Engelpaar, das, auf unſere wunderliche Erde verſetzt, noch daheim iſt in ſeiner himmliſchen Heimat und ſich nicht finden kann in das verwirrte menſchliche Treiben. Manchen, die in dieſe Augen hineinſahen, war es, als gingen ihnen Erinnerungen auf, ſie wußten nicht, ob an Träume, die ſie gehabt, oder an eine wunderſame Muſik, die ſie einſt gehört, oder an ein Märchen, das ihnen die Großmutter vor langer, langer Zeit erzählt. Herr Rebbel, ein reicher Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, ein Mann, von dem man wußte, daß er weder etwas glaube noch etwas fürchte, mußte wegſehen, wenn ihn ein Blick aus dieſen Augen traf. Gleichwohl mußte ihm die kleine Stille ſehr gefallen; denn obſchon er für geizig und habſüchtig verſchrien war und, was Pauline beſaß, für die ausgeklagte Schuld ohnehin mit nächſtem in ſeinen Beſitz kam, warb er dennoch um ihre Hand. Ihr aber war der Mann in den Tod hinein zuwider. Er ſchien im Innern wie im Außern ihr vollkommenes Gegenteil. Wer die hagere, lange, braune Geſtalt mit den kleinen ruheloſen Augen, die ſich hinter den ſtruppig herabhangenden Brauen verſteckten wie Diebe im Strauch, den Ausdruck zugleich der Frechheit und der Unſicherheit über den unſchönen Zügen in einem Geſichte, das Leidenſchaften durchfurcht hatten wie ein Wolkenbruch ſandigen Boden, wer Herrn Rebbel wie einen Faun um die kleine Stille aus der Klausmühle herumſchmunzeln ſah, glaubte die Hölle um den Himmel, einen verdammten Geiſt um einen ſeligen werden zu ſehen.

Es war der kleinen Stillen aus der Klausmühle zumute, als verlöre ſie nun erſt die geliebte Mutter, wie ſie den Juſtitiar und Herrn Rebbel von Gemach zu Gemach führen mußte, von ſüßen Erinnerungen bewohnt, die, Rebbels Gegenwart fliehend, wie weinende Engel aus dem Tore wanderten, durch welches ſo bald auch ſie hinaus ſollte in eine fremde Welt.

„Binnen vier Wochen“, ſagte Herr Scheibe, der Juſtitiar, mitleidig, „müſſen Sie die Mühle geräumt haben. Sie ziehen vorläufig zu meiner Tochter. Es wird ſich ſchon ein Unterkommen für Sie finden.“

Pauline dankte ihm, indem ſie ihn freundlich mit ihren blauen Augen anſah wie ein Kind. Aber was ſollte dann aus Nickel, dem alten ſchwerhörigen Mühlknappen, werden, der ſo manches Jahr die Mühle beſorgt? Was aus Hanne, der ſtummen Magd? Dazu aus Meerſchaum, dem alten treuen Hund? Dem ſeltſamen Kleeblatt, unter deſſen Pflege und Freundlichkeit ſie aufgewachſen war und von dem ſie ſich nicht trennen wollte? Herr Scheibe zuckte die Achſeln und dachte bei ſich: „Die Notwendigkeit wird das liebe dumme Kind ſchon klug machen.“ Herr Rebbel aber zeigte in ſeinem Geſicht die Karikatur teilnehmender Freundlichkeit und ſagte: „Nickel, Hanne und der alte Meerſchaum bleiben da und alles beim alten. Sie wiſſen ja, Sie dürfen nur ein Wort ſagen.“ Pauline überlief es eiskalt, als habe ſie unvermutet eine Kröte berührt. Herr Scheibe aber und Herr Rebbel zogen die Hüte, ſchwenkten in den Fahrweg ein und waren bald in den Büſchen verſchwunden.

Zunächſt nun ließ Pauline den alten Meerſchaum wieder frei, den man jedesmal einſperren mußte, wenn Herr Rebbel kam, gegen den der Hund einen Haß hegte, welcher ihn Alter, Schwäche und Zahnlücken vergeſſen ließ. Der alte Mühlknappe räſonierte halblaut aus dem Fenſter vor ſich hin, indem er Herrn Rebbel mit rotem Geſichte nachſah; die ſtumme Magd ballte die Fäuſte hinter Herrn Rebbel, und Meerſchaum rannte an den Fahrweg, um ihm wenigſtens nachzubellen.

2.

Es war ein ſchwüler Abend. Keine von den ſchlanken Erlen regte ein Blatt; ſelbſt das Waſſer ſchien träger als gewöhnlich in ſeinem Laufe über das Wehr. Ein ſüßer Duft ſchwebte über den blauen und roten Wieſenblumen. Pauline wuſch ſich Geſicht, Hals, Arme und Füße in dem kühlen Waſſer. Sie glaubte ſich ſicher verſteckt in den Büſchen; aber ihr Nacken glänzte wie eine wunderbar große weiße Blume durch das dunkle Grün. Sorglich tat ſie das hellblaue Halstuch wieder um, ehe ſie die Strümpfe abzog und die kleinen Füße in das Waſſer ſetzte. Heute zum erſtenmal verließ ſie ſich vergeblich auf die Wachſamkeit des alten Meerſchaum. Es rauſchte hinter ihr im Buſch. Sie ſprang auf. Vor der Erſchrockenen ſtand ein junger Mann von kräftiger Geſtalt und munterm Anſehen. Pauline zitterte vor Schrecken. Ehe ſie aber fliehen konnte, hatte ſie der junge Mann ſchon umſchlungen.

„Sei doch vernünftig, hübſches Weſen!“ ſagte er mit leiſer ſchmeichelnder Stimme. „Bin ich doch kein Geſpenſt, vor dem du zu erſchrecken brauchteſt, und du ſo hübſch, daß du einem Geſpenſte ſelbſt Lebensluſt und Liebe einhauchen müßteſt.“

Er küßte ihr die rechte Schulter, von der im Ringen das Halstuch ſich verſchoben hatte. Pauline rief in ihrer Herzensangſt nach Meerſchaum. Der alte Hund öffnete die ſchlaftrunkenen Augen; als er ſeine Herrin vergebens gegen den ſtarken Mann ringen ſah, warf er zehn Jahre von ſich und fuhr bellend und brüllend erſt über den Frack des Eindringlings, und nachdem er die modernen Schöße zerzauſt hatte, über ſeine Beine her.

Paulinen gelang es, ſich loszumachen, aber eine neue Überraſchung hemmte ihre Flucht. Zugleich mit dem ſchwerhörigen Nickel, der mit dem Mühlbeile ſeiner Herrin und Lieblingin zu Hülfe kam, trat eine junge hochgewachſene Dame vor Paulinen. Sie hatte reiches dunkles Haar, zwei große feurige Augen unter einer weißen, vielleicht etwas zu niedrigen Stirne. Ihr Anſehen war vornehm und ſtolz, ebenſo ihre Weiſe zu reden. Mit leidenſchaftlicher Schnelle trat ſie auf den Herrn zu, von welchem man Meerſchaum mit Gewalt entfernt hatte. Sie fixierte ihn faſt verachtend mit ihren großen Augen und ſprach einige Worte in einer fremden Sprache zu ihm, indem ſie mit wegwerfender Gebärde nach Paulinen zeigte, die beſchäftigt war, Meerſchaum zu beruhigen. Der Herr lachte laut auf, dann nahm er die Hand der Dame, die ihm dieſe vergeblich zu entziehen ſich bemühte, und begann ſo dringlich zu reden, bald zu bitten, bald zu drohen, daß es ihm gelang, die ſchöne Dame, die erſt noch mit den kleinen Füßen geſtampft, zu einem mildern Gebaren zu bewegen. Draußen klang's wie ferner Hufſchlag. Der Herr und die Dame erbleichten. Der Herr ſagte zu Paulinen: „Entſchuldigen Sie, ich kam eigentlich nur herein, um nach dem kürzeſten Wege nach Roſſen zu fragen.“ Der alte Mühlknappe wußte Auskunft zu geben. Währenddes wandte ſich die Dame etwas gnädiger zu Paulinen: „Sollte ein Reiter oder mehre kommen und nach einer Dame fragen von dem Äußern und der Kleidung, wie Sie mich hier ſieht, ſo ſage Sie um Gotteswillen nicht, daß ich hier vorbei bin. Sieht Sie, Kind, es wohnt nicht immer Freude und Glück in ſchönen Häuſern und prächtigen Kleidern. Mein Vater, ein vornehmer Herr, will mich zwingen, einen phlegmatiſchen Menſchen zu heuraten, der kein Vergnügen ſonſt kennt, als unter den Bauern herumzulaufen, als wenn ſie ſeinesgleichen wären, und die Nächte auf den Felſen herumzuklettern und den Mond anzubeten. Da hat mich nun der ſchöne Kavalier hier entführt, der ein ganz anderer Mann iſt als jener. Sagt Sie was davon, daß wir hier waren oder hier vorbei ſind, ſo bin ich unglücklich lebenslang.“

Die gute Pauline erbarmte das trübe Geſchick der vornehmen Dame, ſie verſprach, den vornehmen Beſuch zu verſchweigen. Während ſie Meerſchaum zurückhielt und liebkoſte und haltend und liebkoſend dasſelbe Verſprechen dem alten Niklas abnahm, verließen die beiden Herrſchaften den Mühlhof. Der Kavalier bot der Dame ſeinen Arm, welchen ſie verſchmähte, indem ſie ſtolz vor ihm herging und als wenn ſie gar nichts von ihm wüßte. Bald ſahen die Zurückgebliebenen ſie auf zwei ſchnellen Pferden durch die Büſche gleiten. Der feuchte Boden verſchlang faſt den Widerhall des Hufſchlags.

Der alte Knecht ſah noch eine Weile dahin, wo die beiden verſchwunden waren, dann ſagte er: „Mamſell Paulinchen, wenn der liebe Herrgott nicht geweſen, nun wär's franzöſiſch.“ Pauline wunderte ſich nicht über die unerwartete Rede des Alten; es war eine Eigenheit von ihm, wenn ihn ſein Gedankengang vom Hundertſten zum Tauſendſten geführt hatte, irgendein Reſultat desſelben, welches ihm wichtig ſchien, laut auszuſprechen. Die Frage nach dem Noſſener Wege hatte ihn erinnert, wie einſt ein aus Rußland geflüchteter Franzoſe ihn nach einem ähnlichen Wege gefragt. Das hatte ihn auf jene Expedition Napoleons gebracht, die ihm nur deshalb unglücklich abgelaufen zu ſein ſchien, weil unſer lieber Herrgott ſelbſt Partie genommen.

Während er in Gedanken weiter räſonierte, ſuchte Pauline Strümpfe und Schuhe, die ſie vorhin vor Schrecken und im Ringen mit dem fremden Manne hatte fallen laſſen, aus dem hohen blumigen Graſe. Sie hatte eben erſt das letzte Schuhband gebunden, als ein neuer Beſuch vor dem Mühlhofe erſchien. Meerſchaum hinkte bellend hinaus, kam aber ſogleich wieder mit freundlichem Winſeln herein, als hätte er frohe Poſt zu verkünden. Pauline, die ihm verwundert aus der Hoftüre folgte, traute ihren Augen nicht, wie ſie einen fremden ältlichen Herrn erblickte, der, vom Pferde geſtiegen, ſich mühſam der Liebkoſungen Meerſchaums erwehrte. Der ältliche Herr ſchien ſeinerſeits über das liebliche Kind erſtaunt, das ihm entgegenkam. „Laß mich nur!“ ſagte er zu dem aufdringlichen Meerſchaum; dann ging er einige Schritte auf Paulinen zu. „Wenn der Hund nicht ſo alt und häßlich wäre,“ ſagte er, „würde ich mich durch einen Zauber in die ſchönſte Zeit meines Lebens zurückverſetzt glauben. Haſt du niemand vorüberreiten geſehen oder gehört, mein gutes Kind?“

Pauline entgegnete ein verlegenes Nein. Es ſchien ihr eine Sünde, den bekümmerten und dabei doch ſo freundlichen Greis mit Unwahrheit zu berichten; gleichwohl hatte ſie es verſprochen, konnte auch immerhin nicht recht glauben, was ihr die Dame erzählt hatte.

„Gute Nacht!“ ſagte der alte Herr, der ſein Pferd wieder beſtiegen, indem er es desſelben Weges, den er gekommen, zurücklenkte. Pauline ſagte zu dem Hunde, der dem Reiter immer noch nachwinſelte: „Sag' mir nur, alter Meerſchaum, was du heute haſt!“

3.

Unterdeſſen hatte die ſtumme Magd, unberührt von den ſeltſamen Vorfällen der letzten Stunde, den alten eichenen Tiſch gedeckt und das frugale Abendbrot aufgetragen. Jetzt erſchien ſie an dem kleinen Fenſter und lud die Herrin, den Knappen und den alten Hund mit nachdrücklichen Gebärden ein, es mitzuverzehren. Pauline ſprach ein kurzes Gebet; der alte Mühlknappe ſchlug während desſelben mit der flachen Hand mechaniſch eine Fliege tot, die ſich ihm auf die rechte Wange geſetzt hatte, ohne daß ſein andächtiges Herz um den Totſchlag gewußt hätte. Die alte Magd bemerkte mit Vergnügen, als Pauline ſich ſetzte, daß das Gebet vorüber ſei. Sie und Meerſchaum waren die beiden einzigen, die einen geſegneten Appetit zeigten; dem alten Niklas verſchnürte der Grimm auf Herrn Rebbel die Kehle, und Pauline, die überdem nur wenig aß, war durch den Schrecken und die Bekümmernis des Tages zu aufgeregt, als daß ſie etwas hätte eſſen können. Auch dachte ſie mit Schmerzen daran, daß ſie ſich von nun an von ihren Tiſchgenoſſen trennen ſollte. Unter vergeblichem Sinnen, wie es anzufangen ſei, daß ſie beiſammen bleiben könnten, ſah ſie die Eſſenden einen nach dem andern mit Blicken der herzlichſten Neigung an. Als ſie an Meerſchaum kam, ſagte ſie zu Niklas: „Ich möchte nur wiſſen, wie der alte Herr vorhin unſern Meerſchaum alt und häßlich nennen konnte. Er hat freilich einen hohen Rücken, die Haare ſind ihm an vielen Stellen ausgegangen, dazu hinkt er auch und hat einen ſchweren Atem; aber ich wüßte doch keinen Hund, der mir ſchöner vorkäme als Meerſchaum.“

„Es kommt eben darauf an," entgegnete Niklas, „mit welchen Augen man ein Ding anſieht, ob mit den Augen des Herzens oder mit andern. Da iſt der Herr Gott-ſei-bei-uns, ich meine den Herrn Rebbel, der alles mit den Augen des Neides anſieht. Er beneidet Sie um die Mühle, drum hat er ſie durch Liſt und Trug an ſich gebracht; nun beneidet er den Mann, der Sie einmal haben ſoll, wieder um Sie, und ſo will er Sie heuraten, damit nur kein anderer Sie kriegt."

Er verſchluckte, was er noch ſagen wollte, weil er wußte, daß Pauline ungern Schlimmes von andern ſprechen hörte; nach einer Pauſe, in der ſeine Gedanken eine andere Richtung genommen hatten, ſetzte er hinzu:

„Aber nicht jede kann ihm helfen — da ſitzt's; wo will er eine finden, die achtzehn Jahre alt und noch ſo unſchuldig iſt, wie ſie aus Mutterleibe gekommen? Nämlich der verwünſchte Prinz läßt ſich einmal wieder ſehen, der auf dem Götterfelſen verzaubert iſt."

Paulinen ging es jetzt ebenſo wie dem alten Niklas. Sie hatte, in den alten Gedanken vertieft, ſeine Rede überhört und ſagte nun: „Wenn wir Mann und Frau wären, nicht wahr, Niklas, dann könnten ſie uns nicht trennen? Und wenn ſie uns beiſammen laſſen müßten, dann könnten wir's ſchon möglich machen, daß die Hanne auch bei uns bliebe. Und um Meerſchaum wär' mir's dann gar nicht bange."

Niklas lachte herzlich und ſagte: „Aber Mamſell Paulinchen, Sie werden mich doch nicht im Ernſte heuraten wollen? Wiſſen Sie denn, weshalb die Leute ſich heuraten?"

„Nun doch," entgegnete Pauline, „damit ſie lebenslang beiſammen bleiben dürfen. Die Hauptſache dabei iſt, daß man ſich lieb hat — das hab' ich oft ſagen hören —, und der Niklas hat mich ja auch lieb wie ich ihn."

„Ja, liebhaben und liebhaben!" lachte Niklas; „auf *die* Art könnt' ich den Meerſchaum heuraten. Soviel iſt aber gewiß: wenn Sie den verzauberten Prinzen nicht erlöſen können, Mamſell Paulinchen, ſo kann's keine im ganzen Triebiſchtal und im Elbtal dazu."

Damit läutete die Mühle draußen, und der alte Niklas ging, noch immer herzlich in ſich hineinlachend, um aufzuſchütten. Hanne war über, Meerſchaum unter dem Tiſche eingeſchlafen; Pauline ſagte zu ſich ſelbſt: „Hab' ich's doch auch von meiner Mutter gehört, und ſoll ich einmal heuraten, ſo wär' mir Niklas der Liebſte, wenn er auch tut, als ging' es gar nicht an.“

4.

Wenn Paulinen einmal recht bang oder traurig zu Mute war, ſo beſtieg ſie den Götterfelſen. Stand ſie nun oben und ſah unten rechts und links vor ſich das wunderſchöne Buſchtal wie einen grünen Fluß durch die grauen Felſen dahinfließen und hörte das heimliche Rauſchen der vielen Wehre, das mit den ſüßen Wieſenblumendüften heraufkam aus dem tiefen Tale wie ihre Stimme, dann war ihr, als ſei ihr geholfen. Der volle Mond ging heute eben auf, als ſie ſich auf den Weg machte. Drüben in der Wieſe unter dem buſchigen Gürtel des Götterfelſens glänzte es wie ein blaues Flämmchen. Sie ſah genauer hin. Je länger ſie den Schein betrachtete, deſto glänzender wurde er. Sie watete durch das hohe tauige Gras, ſo ungern ſie ſonſt Gras vertrat – ſie wich ja ſogar den kleinen Inſekten, die über die Wege flatterten und krochen, möglichſt aus. Jetzt ſchien der Glanz verloſchen, ſie folgte der Richtung, die ſie ſich gemerkt hatte. Jetzt glänzte es wieder, aber an einer ganz andern Stelle als früher. Nun verſchwand, nun glänzte es wieder; endlich ſtand ſie nahe dabei und ſah an dem niedergetretenen Graſe, daß ſie in immer näheren Kreiſen mehrmal um die Blume herumgegangen war, die ſie ſuchte. Nun hatte ſie die Blume in der Hand. Es war eine tiefblaue Glocke mit Staubfäden, die der kunſtreichſte Meiſter aus dem edelſten Metall getrieben zu haben ſchien. An den Spitzen hingen zierlich-geriefte Goldringe in der Schwebe. Von dem Glanze war nichts mehr zu ſehen, und Pauline wußte nicht, war es wirklich die Blume, die ſie geſucht hatte, oder war ſie es nicht. Aber von dem Glanze ſah ſie auch auf der Wieſe keine Spur mehr. Wie träumend ging ſie weiter durch die grünen flüſternden Büſche und immer weiter. Endlich ſtand ſie auf einer Höhe; ſie ſah ſich erſtaunt um — ſie ſtand auf der Warte des Götterfelſens. Auf den Weg, den ſie gegangen ſein mußte, konnte ſie ſich nicht beſinnen, ſo genau ſie auch ſonſt alle Stege an dieſem Felſen kannte.

Sie ſetzte ſich auf einen Stein, aber ſie ſah nichts von dem ſchönen Tal unter ihr, ſo ſeltſam ſchön der volle Mond auch ſeinen weißlichen Schein darüber hinſtreute. Sie dachte nur wieder an den Niklas, die Hanne und den Meerſchaum, dazu an den häßlichen Rebbel. Jetzt rauſchte es unfern von ihr; ſie ſah eine hohe Mannesgeſtalt, die kaum zwei Schritte weit von ihr ſtand. Erſchrocken ſprang ſie auf und wäre von dem Felſen herabgefallen, hätte nicht der Mann ſie ſchnell beim Arme gefaßt.

„Es ſteht ein Engel bei dir,“ ſagte eine ſanfte tiefe Männerſtimme, „und dennoch fürchteſt du dich?“

Pauline ſah ſich verwundert um.

„Der Engel heißt Unſchuld,“ ſagte der Mann. „Ihn ſehen alle Menſchen; nur der ſieht ihn nicht, mit dem er iſt. Du glaubteſt, ich wollte dir etwas tun?“

„Nein,“ ſagte Pauline, indem ſie ihm ſchüchtern, aber zutraulich in das ſchöngeformte, blaſſe, aber jugendliche Antlitz ſah. „Hätt' ich Sie gleich ordentlich geſehen, ich wäre nicht erſchrocken. Aber ich dachte an Herrn Rebbel, und da war mir, als müſſe er es ſein.“

Der junge Mann fragte: „Und wer iſt denn dieſer Rebbel, dem du zu begegnen fürchteſt?“

Pauline ſagte es ihm, und weil er ſo mild und teilnehmend ausſah, erzählte ſie ihm ihre ganze Geſchichte, ſelbſt daß ſie den Niklas heuraten wolle, um der ſtummen Hanne und des alten Meerſchaum willen. Der junge Mann lächelte, wie er vernahm, daß Niklas ein alter ſchwerhöriger Mann ſei, und über die Unſchuld, mit der ſie die Sache anſah. Er konnte nicht müde werden, ſie zu fragen und ihr in die ſchönen blauen Augen zu ſehen.

Bereits wogten weißgrau ſchimmernde Tauwolken unten über dem Tale. Der junge Mann wollte Paulinen nach Hauſe begleiten, aber ſchon war ſie wie eine Gemſe in den Büſchen verſchwunden. Er rief nach der Richtung zu, die ſie genommen haben mußte: „Kommſt du morgen wieder, Pauline?“ – „Ja!“ tönte das Silberſtimmchen aus den Büſchen. – „Gewiß?“ fragte er noch einmal. – „Gewiß!“ hallte es ſchon tief aus den Büſchen herauf.

Pauline wußte nicht, wie ſie nach Hauſe gekommen war. Wie ſie im Hemdchen vor ihrem Bette niederknieete, um zu beten, da war es ihr, als knieete der junge Mann vom Götterfelſen neben ihr und ſähe ihr mit ſeinen ſanften Augen bittend in das Geſicht und ſagte: „Beteſt du denn auch für mich mit, Pauline?“ Und Gebet und Götterfelſen und der junge Mann, alles verſchwamm ihr in einen ſüßen Traum.

5.

Pauline hielt ihr Wort. Der junge Mann ſchien ſchon auf ſie gewartet zu haben. Sie ſetzten ſich wieder auf den Stein, fragten, erzählten einander, und er verwandte keinen Blick von ihr. Sie gingen endlich nach Hauſe; die folgende Nacht ſaßen ſie wieder auf dem Stein, und ſo war das fortgegangen wohl faſt vier Wochen hindurch. Es war auch nicht der kleinſte Gedanke mehr in Paulinen, den der junge Mann nicht gewußt hätte. Von ihm wußte Pauline nichts, als daß er traurig ſei. Doch ſchien er mit jeder Nacht um etwas heiterer geworden, was ſie ihrem Gebete zuſchrieb. Für ihn betete ſie auch inniger als für irgendeinen ihrer Hausgenoſſen und für ſich ſelbſt. Ihr Gedanke, den alten Niklas zu heuraten, war plötzlich ganz in den Hintergrund getreten, ohne daß ſie ſich bewußt war wodurch. In ihrem unſchuldigen Herzen hatte eine Neigung Wurzel gefaßt und wuchs mit Macht, von deren Vorhandenſein ſie keine Ahnung hatte. Dem jungen Manne konnte das Entſtehen und Wachſen dieſer Neigung deſto weniger verborgen bleiben. Sie ſah ihm zwar, erzählend oder zuhörend, noch immer mit der Unbefangenheit eines Kindes in das Geſicht; wenn er aber ihre Hand ergriff oder ſie ſanft umfangend auf die Stirne küßte, wurde ſie röter, und das Atmen wurde ihr ſchwerer als ſonſt. Sie wußte ſelbſt nicht, wie das kam. Krankheit oder etwas Unrechtes konnte es nicht ſein, denn ihr war ja dann bei all der ſeltſamen unerklärlichen Angſt ſo wohl, wie ſie glaubte, daß es den Engeln ſein müßte, wenn ſie ſich fliegend in die lauen Lüfte tauchten.

Noch zwei Tage durfte ſie in der Mühle bleiben. Sie wunderte ſich nur, daß ſie ſich nicht mehr darüber kränkte, als es wirklich der Fall war.

„Der verwünſchte Prinz“, ſagte der alte Niklas während des Abendbrotes, „läßt ſich wirklich heuer wieder ſehen. Der Chriſtlieb von Garſebach, der in der Eiſenſchmelze hantiert und der ein Goldenſonntagskind iſt, hat ihn geſehen, juſt ſo, wie ich Sie ſehe und die Hanne und den Meerſchaum, ſo deutlich. Und er beſchreibt ihn gerade ſo wie die Alten, die noch von ihm reden. Er trägt nämlich lange braune Haare und einen Zwickelbart, wie man die alten Ritter abgebildet findet; ein Geſicht hat er wie ein ausgehender Zwanziger, aber blaß und ordentlich durchſichtig wie Mondenſchein. Der Chriſtlieb kommt nun geſtern ziemlich ſpät von der Eiſenſchmelze nach Haus; er geht den kürzeren Weg hinter dem Buſchbade; da ſteht plötzlich der Prinz vor ihm, wie aus der Erde gewachſen. Chriſtlieb erſchrickt; er hat in der Schule nach der neuen Art gelernt, daß es keine Geſpenſter gibt und nichts Verwünſchtes und Verzaubertes. Dagegen hat ihm ſeine Großmutter tauſendmal geſagt, daß er ein Goldenſonntagskind ſei; er weiß nun nicht, wie er's machen, ob er dem Schulmeiſter glauben ſoll oder der Großmutter und ſeinen Augen. Und wie er ſo ſteht wie angewurzelt, und ein dummes Geſicht mag er wohl auch gemacht haben, da lächelt der Prinz und winkt, daß er vorüber ſoll, denn es war gerade auf dem ſchmalen Wege zwiſchen den hohen Büſchen – wiſſen Sie? über dem Fahrwege. Er nimmt ſich zuſammen, und wie er im Vorbeiſchreiten des Prinzen Gewand berührt, da iſt's, als wenn eine laue ſüße Luft wie von Roſen und Nelken an ihm vorbeiweht; dazu läßt ſich ein Klingen vernehmen, als ſtünde der Himmel offen und er hörte die Muſik, die die Engel machen vor dem lieben Herrgott. Alles das war aber, wie ich da über die Hand hinblaſe; jetzt iſt's, jetzt iſt's nicht mehr.“

Pauline erſchrak. So war der Prinz ja kein anderer als der junge Mann, mit dem ſie ſeit faſt einem Monat jeden Abend geſprochen. Und wenn er ihr die Hand gegeben oder einen leiſen Kuß über die Stirne gehaucht, hatte ſie ja ganz dasſelbe gefühlt, was, wie Niklas erzählte, der Chriſtlieb von der Eiſenſchmelze empfunden hatte, als er an dem Prinzen vorbeigeſtreift war.

Sie erzählte nun alles, was ihr ſeither begegnet war, dem Niklas. Als ſie von dem blauen Glanz in der Wieſe erzählte, nickte der Alte und nickte immer ſtärker, je weiter ſie erzählte, und brummte dazwiſchen:

„Nun ja!“ – „Sagt' ich's doch!“ – „Freilich!“ – „Wie denn?“ – „Ei, daß dich!“ – „Da haben wir's ja!“ – und mehr dergleichen Reden, die anzeigen, daß man erwartet oder erraten hat, daß es nun ſo kommen muß, wie es wirklich kommt.

Nun konnte er ſich nicht mehr enthalten, ſie zu unterbrechen.

„Der Geiz iſt die Wurzel alles Übels,“ ſagte er, „und der Neid iſt ſein Geſchwiſterkind. Das mein' ich aber eigentlich nicht; es war mir nur zufällig Herr Rebbel in die Gedanken gekommen. Aber ſo iſt's ja ſeit hundert und aber hundert Jahren geweſen, daß ein Mädchen, ſo unſchuldig und gut, wie Mamſell Pauline ſind, eine blaue Blume finden muß, und wenn ſie die blaue Blume gepflückt hat, dann findet ſie Wege, die noch kein Menſch gegangen iſt, und ſieht verzauberte Schlöſſer und Menſchen, wo ein ander Menſchenkind nichts ſieht als dumme Felſen und Geſtrüppe darum. Und nun können Sie auch den Prinzen erlöſen. Ich kenne ein Dutzend ſolcher Geſchichten, wo der Prinz dann das Mädchen heuratete und zur Frau Prinzeſſin machte oder ihr Gold gab und Edelſteine, ſoviel ſie nur tragen konnte. Ihnen kann's gar nicht mißglücken, wenn Sie nur Mut haben, denn es gehört weiter nichts dazu als Unſchuld und Courage, und ich wollte alles verwetten, Sie wiſſen noch nicht, wie ein Männerkuß tut. Es iſt wohl nicht recht von mir, aber ich freue mich wie ein Schneekönig, denk' ich daran, wie der Herr Rebbel ſich ärgern wird. Sie müſſen nun nur auch den Prinzen fragen, wie Sie die Sache anſtellen müſſen.“

6.

Es war noch lange vor Mondesaufgang — wieder war es Vollmond geworden —, als Pauline heute ihre Pilgerſchaft antrat. Ein Maler, der das Märchen ſelbſt hätte malen wollen, hätte ſie nur abſchreiben dürfen, wie ſie voll von den wunderſamſten Vorſtellungen, zwiſchen Schauer und ſüßer Begier nach den Wundern des Götterfelſens geteilt, bald zögernd, bald mit leichten kräftigen Schritten den geſchlängelten Weg durch die grünen Büſche nach der Felſenwarte hinanſtieg. „Ach, wenn ich ihn erlöſen ſollte und ſeine Prinzeſſin würde und immer bei ihm bleiben dürfte! Er würde den Niklas, die Hanne und den Meerſchaum gewiß nicht in die Not hinaustreiben.“ So dachte ſie bei ſich. Schon ſtand ſie oben. Da rauſchte etwas unten in den Büſchen; ſie hörte es nicht vor dem Jubilieren ihres Herzens. Das Geräuſch wurde ſtärker; ſie mußte es hören. Es war, als rängen mehrere Männer unten miteinander oder ſchleiften ſich durch die Büſche. Kräftigen Tritten folgte das Raſcheln von Steinen und kleinem Gerölle durch Sträucher und Gras. Nun war ihr, als vernehme ſie plötzlich ſeine Stimme. In äußerſter Angſt umſchlang ſie mit dem einen Arm das eiſerne Kreuz, das den Felſen krönte, um nicht zu fallen, wenn ſie über die Klippe hinabſehe.

In demſelben Augenblick ging der Mond auf und goß ſein Licht zauberiſch über das weiße Gewand des Mädchens. Unten ſchrie eine unbekannte Männerſtimme: „Alle guten Geiſter!“ Gleich darauf ſah Pauline einen Schatten durch die unterſten Büſche herab und über den Weg dahingleiten; von der andern Seite des Weges herauf klang es wie ein Achzen, und ihr war, als ſäh' ihr ſcharfes Auge über einen hellbeſchienenen Fleck des Weges nach dem Buſchbade zu eine Geſtalt eine andere auf der Schulter tragen. Es überfiel ſie ein Schwindel; ſie mußte von dem Abſturze des Felſens hinwegſehen. Auf der Hochebene, wo ſie nur noch die Spitzen der gegenüberliegenden Berge ſehen konnte, ſank ſie in den Büſchen nieder wie in Ohnmacht. Sie dachte ſich den jungen Mann krank oder tot auf den

Schultern des andern, und ihr war, als könne ſie nun auch nicht mehr leben.

Sie mochte lange ſo gelegen haben, als eine Hand, die die ihrige faßte, ſie erweckte. Sie weinte vor Freuden, als ſie den jungen Mann wohlbehalten neben ſich ſitzen ſah. Nun war er bleicher und ſchien angegriffener als je vorher, ſo daß ihre Freude bald dem innigſten Mitleiden Platz machen mußte.

„Du biſt mir wohl gut?“ ſagte er ſanft, denn keine ihrer Regungen ſchien ihm entgangen zu ſein. „Und könnteſt du es machen, ich würde wohl ſo heiter wie du. Iſt's ſo?“

Nun fiel ihr erſt wieder ein, was der alte Niklas vom Chriſtlieb erzählt und was er ſelbſt von der Sache gemeint hatte, und es kam ihr unſchicklich vor, daß ſie neben einem Prinzen ſitzen ſollte. Sie ſetzte ſich zu ſeinen Füßen, faltete die kleinen Hände und ſah ihn voll Ehrerbietung an.

Der junge Mann begriff nicht, was das bedeuten ſollte.

Sie erklärte es ihm nun und erzählte auf die Fragen, die er verwundert an ſie richtete, alles, was Nickel erzählt hatte, und wie ſie feſt entſchloſſen ſei, ihn zu erlöſen.

Der junge Mann lächelte noch freundlicher als ſonſt und ſagte: „Aber das iſt ſchwer, was du dann tun müßteſt. Getrauſt du dich denn dort von dem Kreuze aus die Felſen gerade herunter zu ſteigen?“

Sie ſagte: „Das getrau' ich mich ſchon.“

„Aber ohne eine Hand anzulegen,“ fuhr der Prinz fort; „die Arme müßteſt du gegen den Vollmond halten. Getrauſt du dich auch das?“

Pauline empfand einen Schauder, dachte ſie ſich ſo zwiſchen Himmel und Erde, ohne ſich anhalten zu dürfen. Als ſie ihm aber wieder in das Geſicht blickte, aus dem eine Liebe und Freundlichkeit ſprach, die ſie zu Tränen rührte, fühlte ſie, daß ſie ſterben könnte, würde nur er dadurch glücklich, und ſie ſagte daher: „Ja, auch das getrau' ich mich.“

„Und das müßte morgen nachts geſchehen, wenn der Mond aufgeht, ſonſt muß ich verzaubert bleiben. Sowie du den Felſen ſo hinabgeſtiegen biſt, ſo bin ich erlöſt, und dann mache ich dich zu meiner Prinzeſſin, und wir leben fröblich zuſammen und haben uns lieb, und Nickel, Hanne und Meerſchaum, keines ſoll Not leiden. Ich will nur ſehen, ob du kommſt.“

Dabei umfaßte er ſie mit beiden Armen und küßte ſie auf die Lippen.

Paulinen durchzuckte es, ſie wußte ſelbſt nicht, ob wie Schmerz, ob wie Luſt. Als habe ſie alle Schwere von ſich geworfen, flog ſie durch die duftenden Büſche nach der Klausmühle herab. Diesmal hätte ſie nicht daran gedacht, den kleinen Tierchen auf dem Wege auszuweichen, wie ſie ſonſt tat, und doch war ihr Herz nie ſo weich und mild geweſen. Noch im Bette ſagte ſie immer wieder zu ſich: „Ich ſoll ſeine Prinzeſſin werden, und Nickel, Hanne und Meerſchaum, wir bleiben alle beiſammen!“

7.

Hanne und Meerſchaum ſchienen ſchon darum zu wiſſen, denn als Pauline mit frühеſtem an den Mühlbach kam, um ſich zu waſchen, ſprang die ſtumme Magd tanzend und ſeltſame Freudentöne ausſtoßend, im Hofe umher, und ſelbſt der alte Hund, der nach Kräften mit ihr gewetteifert hatte, ſprang vor Freude winſelnd und bellend an Paulinen empor. Auf Paulinens fragenden Blick ſchlug Hanne mit der geballten Rechten grimmig auf den Rücken ihrer linken Hand. Das bedeutete, daß ſie von Herrn Rebbeln ſprechen wollte. Sodann zeigte ſie nach einem hervorſtehenden Erlenaſt und machte mit beiden Händen erſt eine kreisförmige Bewegung und zog ſie dann geſchloſſen, als hielte ſie etwas darin, in einer geraden Linie heftig und weit auseinander. Der alte Nickel ſteckte gerade den Kopf aus dem Fenſter und ſagte:

„Ob die Tiere nicht am Ende auch nur eine Art taubſtummer Menſchen ſind und zu allerlei Metier abzurichten wären, wenn man ihnen nur die Zunge zum Sprechen löſen und ihre Ohren ſo bearbeiten könnte, daß ſie Geſprochenes ordentlich hören möchten und nicht nur auf den bloßen Klang der Stimme gingen. Das meine ich aber eigentlich nicht, ſondern ich wollte Ihnen erzählen, warum die beiden armen dummen Kreaturen hier die wunderlichen Sprünge alle machen. Nämlich: ſie haben den ſaubern Herrn Rebbel gefangen, oder eigentlich hat ihn ein vornehmer Herr, der im Buſchbade logiert und dem er bei Nacht und Nebel an das Leben wollte, überwältigt und ihn nach Meißen in das Gefängnis geſchickt. Einen fremden Vagabunden, der ſein Helfershelfer ſein ſollte, rührte bei der Tat ſein Gewiſſen, ſo daß er ſeinen Herrn und Meiſter im Stiche ließ und auf der Stelle hinging und die ganze Geſchichte beim Gericht anzeigte. Der angefallene Herr aber, der es nur noch mit Herrn Rebbel zu tun hatte, iſt ſeines Gegners mächtig geworden und hat ihn nach dem Buſchbade geſchleppt; von da haben ſie ihn nach Meißen geführt. Der Knappe von der Buſchmühle, der ihn ſelber mittransportieren half, hat mir's heute mit dem früheſten erzählt.“

Pauline war noch ſo voll von ihren Hoffnungen, daß ſie gewünſcht hätte, alle Menſchen möchten ſo glücklich ſein wie ſie, und ſo dauerte ſie Rebbel. Weil die Magd und Meerſchaum durch keine vernünftigen Vorſtellungen zur Ruhe zu bringen waren, ging ſie, nachdem ſie ſich fertig gewaſchen, in die obere Stube, die auf der entgegengeſetzten Seite des Hauſes lag. Dort ſtand der alte Schrank, in welchem ſie ſo manche Reliquien von ihrer Mutter aufbewahrte. Sie öffnete ihn, weinend, daß ſie ihrer Mutter ihre ſeligen Hoffnungen nicht mehr mitteilen konnte, die ſie wie unſichtbare Flügel bei jedem Schritte emportrugen. Sie nahm das Kreuz heraus von edlem Metall mit ſchönen Steinen beſetzt, was ſie nach der Mutter Wunſch nie, auch nicht in der äußerſten Not weggeben und von dem ſie Rebbeln nie etwas ahnen laſſen ſollte, weil es ihr noch einmal Glück bringen könne. Sie betrachtete es, der guten Mutter gedenkend, lange mit weinenden Augen, dann ſagte ſie zu ſich: „Heute will ich's anhängen über meinen ſchönen Kragen und mein neues Kleid. Glück ſoll mir's einmal bringen können, und Glück brauche ich heute. Komm' ich geſund den Felſen herunter, dann hat's gleich mehr Anſehen, wenn er mich ſo findet; und falle ich mich tot, ſo hab' ich's gleich um, wenn ſie mich begraben."

Aber die Gefahr ihres Wagniſſes, die ſie im Taumel der Freude vergeſſen hatte, richtete ſich, da nun der Gedanke an ſie einmal geweckt war, allmählich in ihrer ganzen rieſenhaften Geſtalt vor ihr auf. Sie rief den alten Nickel zu ſich herauf, um ihm alles zu erzählen, was ihr geſtern begegnet war; es war ihr, als müſſe die Gefahr um die Hälfte kleiner werden, wenn noch eine treue Seele darum wiſſe. Von dem Kuß aber ſagte ſie nichts; ſie begriff ſelbſt nicht, warum ſie das dem guten Alten nicht erzählen konnte; und wie ſie zuletzt es doch über ſich gewonnen hatte, es beichten zu wollen, da unterbrach ſie der Alte mit Troſtgründen, die um ſo kräftiger wirkten, da ihr Erteiler bei ſich ſelbſt von ihrer Richtigkeit ſo vollkommen überzeugt war. Er behauptete, wer ſich in einen ſolchen Handel unberufen hineindränge, wohl nur um zeitlichen Gutes willen, das er nicht einmal gut anzuwenden geſonnen ſei, der müſſe darin umkommen; wer aber vom Schickſal förmlich berufen ſei, wie ſie durch die blaue Blume, und ſonſt brav und gut, dem ließen Gottes Engel keinen Finger krümmen.

„Und nun prüfen Sie ſich, Mamſell Paulinchen, ob Sie's nicht bloß tun wollen, weil die Prinzeſſin darum hängt und das fürſtliche Wohlleben."

Pauline bat den lieben Gott, er möge ſie's doch ſo recht gewiß empfinden laſſen, ob ſie die Gefahr auch nicht bloß ihres zeitlichen Glückes wegen beſtehen wolle. Und wie ſie eine Weile mit gefalteten Händen, die Augen in ſich hineingewandt, geſeſſen hatte, erhob ſie ſich ſo ſchlank und hoch, daß der alte Knappe unwillkürlich die weiße Mütze von den weißeren Haaren nahm und die Hände voller Andacht darüber faltete.

„Ja," ſagte ſie mit einer Freundlichkeit, die aus dem Innerſten ihres Weſens kam, „ja, guter alter Niklas, nun weiß ich's. Ich wollte ja mein Leben gerne darum geben, nur damit er nicht länger ſo traurig ſein müßte. Und daß ich gern ſeine Prinzeſſin ſein möchte, iſt ja auch nur, weil ich weiß, daß das dazu gehört, wenn er glücklich ſein ſoll, und daß wir dann alle zuſammen bleiben können. Und nicht wahr, daß mir es um die Hanne iſt und um den Meerſchaum, das iſt auch keine Sünde?"

Der Alte neigte ſich bejahend wie beim Segen in der Kirche. In der Mühle läutete es. Nachdem er aufgeſchüttet hatte, hielt er den Getreideſack noch eine Weile ſinnend vor ſich hin, dann ſagte er: „Der Apfel muß doch auch gar zu lockend ausgeſehen haben."

8.

Pauline hatte ſich möglichſt geputzt. Sie hatte ein ſchwarzes Kleid angetan, darüber den ſchönen Kragen; über der jungen Bruſt voll Gottergebenheit und Milde hing das Kreuz von ihrer Mutter. In der einen Hand hielt ſie ein weißes Tuch. Ihr Geſichtchen war blaß. Die blonden Haare waren auf beiden Seiten geſcheitelt, die mittlern am Hinterkopfe aber in einem Neſtchen vereinigt; die Haare der beiden glattanliegenden Scheitel wallten in breiter Locke um das runde Köpfchen, ſo daß Ohr und Wangengrübchen darunter verſteckt waren. Unter der ſchönen ruhigen Stirne ſchauten die blauen Augen heute weniger glänzend und lebendig hervor als ſonſt; aber wie man Paulinen auch anſehen mochte, es deuchte einem, man habe ſie noch nie ſo ſchön geſehen als eben jetzt. Sie hatte Abſchied genommen von ihren Hausgenoſſen und ging nun feierlich, als wolle ſie in die Kirche, dem Götterfelſen zu. Der Tag war geweſen wie eine ſchöne Nonne. Eine Stille herrſchte ringsum, als hätten die Weiden Sonntag. Von den Wieſen herauf zog ſüßer Heuduft. Die Wehre klangen, als rieſelten ihre Waſſer leiſe über ſilberne Glocken hin. Ein einziges Rotkehlchen ſang dem ſtillen Buſch ſein melancholiſch-ſüßes Liedchen vor. Pauline ſchritt den Seitenweg über dem Buſchbade hinan, der, erſt ſanft anſteigend, dann zwiſchen Birken verſchwindend, den Wanderer durch die Lieblichkeit ſeiner Wendung unwiderſtehlich in das heimliche Dunkel der Büſche lockt, durch welches er zu dem Götterfelſen leicht hinanſteigt. Oben ſetzte ſie ſich auf einen Stein. Vergeblich hatte ſie ſich nach dem Prinzen umgeſehen. Wie ſie ihn nirgends ſah, dachte ſie bei ſich: „So iſt es um ſo beſſer, denn wäre er da und ängſtigte ſich um dich, ſo würde dir's nur ſchwerer.“ Betend ſaß ſie da und ſah nach der Gegend, wo der Mond bald heraufkommen mußte. So ſaß ſie, immer blaſſer und regungsloſer, aber im Herzen wunderbar getroſt. Jetzt fuhr es wie ein Blitz über ihre Augen hin: groß und voll ſtand über dem Berge drüben der Mond. Sie ſtand auf von dem Felsſtein, auf dem ſie geſeſſen, und ging feierlich unhörbaren Schrittes unter dem ſilberglänzenden Eiſenkreuze vorbei. Die Hände mit dem Tuch hob ſie gefaltet gegen den Mond vor ſich hin – jetzt ſtand ſie auf dem vorderſten Steine und ſtreckte den kleinen Fuß über die ungeheure Tiefe hin, die im Mondſcheine vor ihr lag wie ein ruhiges ſilbergrünes Meer. Sie fühlte, daß der erſte Fuß feſt aufzuſtehen gekommen war, und hob nun nachſchreitend den andern. Auch dieſer Schritt gelang und noch einer und noch einer. Sie erſtaunte ſelbſt über das Gelingen und dachte an die Worte, die der alte Niklas ihr neulich geſagt hatte: „Ihnen kann's gar nicht mißglücken, wenn Sie nur Mut haben, denn es gehört weiter gar nichts dazu als Unſchuld und Courage, und ich wollte alles verwetten, Sie wiſſen noch nicht, wie ein Männerkuß tut.“ Da fiel ihr wie ein Blitz in die Seele, daß ſie ja ſeit geſtern abend wußte, wie ein Männerkuß tut, und dann die Gefahr nicht überwinden könne. In dem Augenblicke fühlte ſie keinen Grund mehr unter den Füßen. Dazu war's, als wälzte ſich die Tiefe herauf und die Höhen ſänken übereinander hin. Wie halb im Traume gleitete die Erinnerung an den Prinzen, der nun verzaubert bleiben müſſe, an den Niklas, die Hanne und den Meerſchaum an ihrer Seele vorüber; ſie fühlte, daß ſie unaufhaltbar dem ſchmerzlichſten Tod in der Tiefe entgegenſtürze; da hielt ihr ein freundlicher Engel die Hand vor die ſchwindelnden Augen. Eine Weile darauf war ihr, als wäre ſie in Büſchen hängen geblieben, ob tot oder lebend, das wußte ſie ſelber nicht, und eilende Schritte und ſchwere Atemzüge nahten ihr; dazwiſchen rufe es mit ſeiner Stimme immer ängſtlicher und näher: „Pauline, halte dich feſt! Um Gotteswillen, Pauline, halte dich feſt!“ Ihr war's, als hätte ſie die Hände wirklich krampfhaft um ſchlanke Zweige geſchloſſen. Nun rief es ganz nahe. Eine kräftige Hand faßte ſie. Halb gehend, halb getragen, ging es nun bald durch Büſche, bald wieder über einzelne Klippen herab. Wie ihr's vorkam, als müſſe ſie unten am Wege angekommen ſein, da ward ihr ſo leicht wie in ihrem Leben nie. Ihr letzter Gedanke war: „Du ſtirbſt.“

9.

Wie ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ſich mit Erſtaunen in einem Zimmer, welches ſie nie vorher geſehen hatte. Sie lag auf einem weichen Bette mit ſeidenen Decken. Ein ſchönes Sofa ſtand dem Bette gegenüber an der Wand; daneben ein glänzend polierter Tiſch, über welchen ein feiner bunter Teppich gebreitet war, und prächtig überzogene Seſſel. Auf einem dieſer Seſſel aber ſaß der ältliche Herr, der vor vier Wochen vor der Klausmühle abgeſtiegen war, um nach den Flüchtlingen zu fragen, die kurz vorher die Mühle verlaſſen hatten. In der einen Hand hielt er ein Buch, in der andern das Kreuz von Paulinens Mutter. Erſt las er eine Weile, dann betrachtete er das Kreuz, ſann vor ſich hin und ſchüttelte verwundert den Kopf, dann las er wieder, und dann betrachtete er wieder das Kreuz.

Endlich merkte er, daß Pauline munter geworden ſein müſſe. Er trat an das Bett und fragte freundlich: „Wie ſteht's, Paulinchen? Fühlſt du Schmerzen? – Ich hoffe, es iſt glücklich abgelaufen bis auf den Schrecken,“ ſprach er dann über Pauline hin, und Pauline merkte jetzt erſt, daß ihr im Rücken noch jemand in der Stube gegenwärtig ſei. Es fehlte wenig, daß ſie, wie ſie die Stimme des Angeredeten vernahm, vor Freude nochmals ohnmächtig geworden wäre. Es war ja kein anderer als der vermeintliche verwünſchte Prinz.

„Du haſt mich ſchön erſchreckt!“ ſagte der junge Herr zu Paulinen. „Es war ja gar nicht mein Wille, daß du wirklich den Götterfelſen herabſteigen ſollteſt; ich wollte nur ſehen, was du um meinetwillen zu tun imſtande wäreſt. Deshalb ließ ich dich bei der Meinung, ich ſei der verwünſchte Prinz, von dem Nickel und der Garſebacher Chriſtlieb dir geſagt hatten. Ich wollte nur ſehen, ob dein Entſchluß dich nicht reue. Den andern Abend wollt' ich lang vor Mondesaufgang auf dem Felſen ſein – von meiner Schwermut hatte mich ja dein bloßer Entſchluß erlöſt – und wenn du nun hätteſt herabſteigen wollen, hätt' ich's nicht zugegeben und hätte dich freilich nicht zu meiner Prinzeſſin gemacht, aber doch zu meiner Gräfin. Nun kommt es freilich darauf an, ob du mich noch wollen wirſt, da ich kein Prinz bin, ſondern nur ein Graf.“ Aber eh' die von Freude und Verlegenheit verwirrte Pauline zur Antwort kommen konnte, fuhr der Graf fort: „Nun hat mich dein Herr Rebbel den Abend vorher, eh' ich zu dir auf den Felſen kam, mit ſeiner Bekanntſchaft überraſcht: ich mußte mich gegen zwei Angreifer wehren. Der eine floh endlich, ich weiß nicht warum. Herrn Rebbels wurde ich Herr und trug den Ohnmächtigen nach dem Buſchbade. Die Gemütsbewegung und die feuchte Nachtluft auf dem Felſen, wo ich dich noch ſprach, wirkten vereint auf mich, ſo daß ich den folgenden Tag mit einem heftigen Fieber erwachte und zwar erſt, als es ſchon wieder Abend geworden war. Da fiel mir mit Schrecken ein, daß du mit Mondesaufgang ja den gefährlichen Gang für mich unternehmen wollteſt. Ich hörte nicht auf den Arzt, nicht auf den Freund, warf mich in die Kleider, um zu dir auf den Götterfelſen zu eilen, eh' der Mond aufging. Ich kam zu ſpät. Wie ich den Götterfelſen erblickte, ſah ich dich eben den Fuß ausſtrecken zum erſten Schritte. Ich wagte nicht zu rufen, weil ich fürchtete, dadurch zu bewirken, was ich verhüten wollte. Dann konnteſt du erſt ſicher herabfallen. Ich ſtand ſtarr und in allen Gliedern erkältet, als ſollte Stein aus mir werden, und ſah dich noch einen Schritt tun und noch einen. Jetzt verlorſt du den Boden und fielſt wohl zwanzig Schritte tief. Büſche fingen dich auf; du ſchienſt dich feſtzuhalten. Da trat plötzlich doppelte Kraft an die Stelle der Schwäche, die mich an den Boden angeheftet hatte. Ich rief dir zu; in einer Schnelle, die ich ſelbſt für unmöglich gehalten hätte, war ich bei dir, waren wir beide unten, wo ich wie du hinſank, um, wie ich glaubte, zu ſterben, ſo erſchöpft vor Mattigkeit und Verzweiflung war ich.“

„Gönnen wir“, ſagte der alte Herr, „dem lieben Kind noch etwas Ruhe. Sprich jetzt nicht, Paulinchen, du wirſt mir wieder bläſſer! Wenn du noch ein Stündchen geruht haſt, muß ich dich gar mancherlei fragen.“ Pauline war, während er noch ſprach, ſchon wieder in halben Schlummer geſunken. Wie die Sache ſich ſo unvermutet gefügt hatte und daß ſie nun auf dem fremden feinen Bette lag, den jungen Mann, für den ſie ihr Leben gewagt und der jetzt ihre Hände liebkoſend ſtreichelte, an ihrer Seite und dazu den alten vornehmen Herrn, der ſo freundlich beſorgt um ſie war, das alles ſchien ihr nun erſt recht ein Wunder oder ein Traum. Sie ſchloß die Augen wieder, um nur ſo ſüß fortträumen zu können.

10.

Wie Pauline zum zweitenmal erwachte und ihre Hand nicht mehr in der Hand des jungen Mannes vom Götterfelſen fühlte und auch den alten Herrn weder an ihrem Bette noch auf dem Sofa ſah, wo er vorhin geſeſſen, glaubte ſie, wirklich geträumt zu haben. Aber es war ja doch dieſelbe Stube noch, es waren noch die ſeidenen Decken, über welchen ſie lag, das Sofa drüben und die Seſſel. Auf dem Sofa lagen reiche Damenkleider. Wie ſie ſich eben aufrichtete, um ſich recht umſchauen zu können, trat eine hübſche, nettgekleidete, ſchon etwas ältliche Frau auf ſie zu, die ſie noch nicht geſehen hatte, und fragte: „Fühlen Sie ſich nun ſtark genug, das Bett zu verlaſſen?“ Pauline bejahte. Die hübſche Frau griff nach ihrer Hand, um ihr zu helfen. Pauline wollte, wie ſie zu tun gewohnt war, mit einem leichten Sprunge auf und aus dem Bette ſpringen; aber nun fühlte ſie erſt, daß ſie noch immer matt ſei, und ſo mußte ſie ſich die Hülfe der Frau wohl gefallen laſſen. Dieſe ging nun an das Sofa und fragte, indem ſie die Kleider, die drüber hingen, mit der Hand auseinanderbreitete, welches davon Pauline anziehen wolle. „Ach, die ſoll ich anziehen?“ ſagte Pauline faſt ängſtlich, „die ſind ja alle viel zu ſchön für mich.“ Die Frau hatte unterdes begonnen, Paulinen ihr einfaches ſchwarzes Kleidchen ausziehen zu helfen; ſie tat ihr ein feines Spitzenhemdchen um und ſagte: „Sind die Kleider auch ſehr ſchön, Sie ſind doch viel ſchöner. Ich habe ſo manche Dame ohne allen Putz geſehen, der aus der Schneider und der Putzmacherinnen Händen kommt, und weiß daher wohl, was ſchön iſt.“ Pauline wählte endlich ein ſchwarzes Kleid, wahrſcheinlich, weil es ihrem abgelegten am ähnlichſten ſah. Es war eine Robe von ſchwerem Seidenzeug. „Sie haben des Herrn Grafen Geſchmack getroffen; er hielt auch das für das ſchönſte,“ ſagte die Frau. Pauline war ſtill; aber daß die ſchönen Kleider von ihm kamen und wie er ſich freuen würde über ihre Freude, wenn er ſie nun ſo hübſch ſah, wie ſie ſich ſelbſt in dem großen Spiegel vorkam — darüber rannen ihr ſelige Tränen über das ſchöne Geſichtchen. Nun war ſie endlich ganz angezogen; die Frau war ganz außer ſich vor Verwunderung des natürlich-richtigen Gefühls für das Paſſende, was ſich in Paulinens Wahl der übrigen Putzſtücke gezeigt hatte, und ſagte: „Nun wahrlich, eine ſchönere Gräfin konnte der Herr Graf an einem Fürſtenhofe nicht finden! Sie waren dazu geboren, einmal eine vornehme Dame zu werden.“

Nun öffnete die Frau eine Türe, und der Graf und der alte Herr traten herein. Beide waren ſichtlich überraſcht und ſchienen bei ſich ungewiß, ob die Dame mit der edeln Haltung denn wirklich das Paulinchen aus der Klausmühle ſei. Pauline ging ihnen entgegen. Alles, was ſie ſagte und tat, war es gleich nicht, wie die beiden es an den Damen ihrer Bekanntſchaft zu ſehen gewohnt waren, ſo war es doch natürlich-edler und ungeſucht-ſchöner; und daß man ſah, daß das Kind ſelbſt von ſeinem edeln Anſtande und der Lieblichkeit ſeines Benehmens ſo gar nichts wußte, erhöhte noch bei weitem die zauberhafte Wirkung. Der Graf hatte gefürchtet, Pauline werde in den feinen Kleidern weniger hübſch und anmutig ſein als in ihrer ländlichen Tracht. Er konnte die Augen nicht von ihr verwenden und fühlte ſich den Glücklichſten unter allen Menſchen.

Der alte Herr hielt das Kreuz noch immer in ſeiner Hand. Nun ſagt’ er zu Paulinen: „Das Kreuz gehört Ihnen? Verargen Sie mir die Frage nicht, wie es in Ihren Beſitz gekommen iſt.“

Pauline erzählte, unter welcher Bedingung und mit welchen Worten ihre Mutter ihr es gegeben hatte.

„Glück könne es Ihnen bringen?“ ſagte der alte Herr darauf; „ach, es könnte noch jemand Glück bringen, ein unbeſchreiblich herrliches Glück, wenn wir nur mehr wüßten oder erfahren könnten! Haben Sie ſonſt nichts mehr von Ihrer Mutter?“

Pauline ſagte von dem alten Schrank, wo außer dem Kreuze noch mancherlei von ihr liege, freilich nur kleine Schmuckſachen aus einer früheren, glücklicheren Zeit, von der die Mutter nie etwas Näheres erzählt hatte.

„Die müſſen wir ſehen!“ ſagte der alte Herr. An der Raſchheit, mit der er von ſeinem Stuhle aufſtand, ſah man, wieviel ihm daran gelegen ſei, mit ſeinen Vermutungen und Hoffnungen ins Reine zu kommen. So machten ſich denn die drei auf den Weg.

Der Graf ſagte: „Nun darf ich dich doch heimführen?“

Der alte Herr ging, in angelegentliche Gedanken vertieft, voran. Das glückliche Paar folgte Hand in Hand. Pauline konnte es noch immer nicht verſchmerzen, daß ſie den alten Herrn in jener unruhigen Nacht falſch berichtet hatte. Sie erzählte die Abenteuer jener Nacht dem Grafen.

Der Graf ſagte, wie ſie, ihn anredend, ſtockte: „Nenne mich doch Heinrich und du.“

Wie die Beichte vorüber war, wandte ſich der Graf lebhaft zu dem alten Herrn und ſagte:

„Ihre Vermutung war doch die richtige. Ich muß nun glauben, daß Eſpenau ſie entführt hat.“

Paulinen aber erzählte er, daß jene vornehme Dame, die Tochter des Barons, ſeine Braut geweſen ſei und daß er den jungen Mann, ihren Entführer, bis jetzt für ſeinen beſten Freund gehalten habe. „Der Kummer über die Untreue des ſtolzen Weſens und über die ſchändliche Falſchheit des vermeinten beſten Freundes, der unter dieſer Larve ſich jener zu nähern und ſie mir abſpenſtig zu machen gewußt hatte,“ fuhr er fort, „trieb mich ruhelos umher und hätte mein ganzes Leben vergiftet, weil ich niemand auf der Welt mehr trauen zu dürfen glaubte, hätteſt du mir in deiner Unſchuld und Treue nicht den Glauden an die Menſchheit wiedergegeben. So haſt du mich wirklich erlöſt, und könnte ein Menſch einen Engel glücklich machen, ſo ſollteſt du es werden.“

Unter ſolchen Reden gingen ſie den Weg nach der Klausmühle hin. Sie ſahen nichts von der unendlichen Lieblichkeit der Gegend, ſie ſahen nur ſich. So waren ſie denn, ohne es zu merken, an der Mühle angekommen. Pauline hörte den Meerſchaum; ſie wußte, daß er ihr entgegenlaufen würde. Sie ſagte beſorgt: „Daß dich nur der Meerſchaum nicht beißt, wenn er ſieht, daß du mich angefaßt haſt.“

„Der Meerſchaum?“ ſagte der alte Herr, indem er ſich haſtig nach Paulinen umwendete. „Heißt der alte Hund Meerſchaum, der ſich ſo fröhlich bezeigte, wie ich neulich hier war?“

Pauline bejahte und ſagte: „Er iſt ſonſt gegen Unbekannte nicht ſo. Es war das erſtemal, daß ich ihn freundlich gegen einen andern ſah als uns, um die er täglich iſt. Beſonders kann er Herrn Rebbel nicht leiden, und der Mann muß ſich vor ihm fürchten, ſo lang und ſtark er auch iſt.“

„Rebbel? Rebbel?“ ſagte der alte Herr im Sinnen vor ſich hin, „Rebbel, ſo lang und ſtark, — ? Hat der Rebbel, wie Sie ihn nennen, etwas im Geſichte, an dem man ihn erkennen könnte?“

„Er muß etwas“, ſagte Pauline, „an der Stirne haben, denke ich, über dem rechten Auge, ſo wie eine Narbe.“

Der alte Hund war unterdes herausgekommen und an Paulinen emporgeſprungen.

„Meerſchaum!“ rief der alte Herr mit zitternder Stimme. Der alte Hund lief auf ihn zu und ſchrie vor Freude. Der Baron hatte Tränen in den Augen. Er winkte dem Paare, ihm in die Mühle voranzugehen.

II.

Wie wunderten ſich Nickel und Hanne, ihren ſchönen Liebling in ſo prächtigen Kleidern und an der Hand des ſchönen vornehmen Mannes zu ſehen! Beide hatten die ganze Nacht betend gewacht. Der Alte ſah ganz bleich aus; denn er hatte ſich ſo ſehr gekümmert, weil er ihr geraten hatte, das Abenteuer zu beſtehen, in welchem ſie umgekommen zu ſein ſchien. Denn nicht nur war ſie nicht wiedergekommen, der alte Mann, der ſie mit dem früheſten Morgen im ganzen Buſche und mit Lebensgefahr auf dem Felſen ſuchte, hatte ſie auch nirgends gefunden. Nun aber war Jubel in der Klausmühle eingekehrt, und der Alte hätte jeden Eid darauf abgelegt, der hübſche anſehnliche junge Mann ſei der verwünſchte Prinz, den Pauline erlöſt habe. Das Verdienſt ſeines Rates dabei ſchlug er in ſeinem Herzen nicht zu gering an. Es war aber ſchwer zu ſagen, ob nicht, ſo groß die Freude des Alten und der ſtummen Magd auch ſein mochte, die Freude Paulinens noch größer war, die alten treuen Hausgenoſſen wiederzuſehen. Sie ging von einem zum andern und wurde nicht ſatt, mit den weichen Händchen die alten runzlichen Geſichter und Meerſchaums ſtruppiges Fell zu ſtreicheln.

Der alte Herr kam nun auch herein; er erinnerte an den alten Schrank, worin, wie Pauline vorhin erzählt hatte, die Andenken von ihrer Mutter liegen ſollten. Pauline nahm den Schlüſſelbund von dem Nagel an der Türe und ging den beiden Herren voran.

Der alte Herr, den der Graf immer Baron nannte, mußte ſich ſetzen, als Pauline den Schrank öffnete und mehre kleine Schmuckſachen herausbrachte, alle ſorgfältig in Papier geſchlagen. Er wurde mit jedem Stück, welches er betrachtete, weicher, ließ keines von den Papieren ununterſucht, ob nicht etwas darauf geſchrieben ſtehe. Noch ein Paketchen lag in dem Schranke.

„Sind das Briefe?“ fragte der Baron. Pauline nickte. „Dieſe könnten Auskunft geben. Geben Sie her!“

Pauline faltete die Hände und ſah bald ihn, bald den Grafen bittend an. „Ich kam einmal dazu,“ ſagte ſie, „als meine Mutter in dem Paketchen las; als ſie mich ſah, verſteckte ſie es ſchnell. Deswegen habe ich es auch nach ihrem Tode nicht berührt, denn ich dachte: Hätte ſie haben wollen, daß ich es ſähe, ſo würde ſie mir es ſelbſt gezeigt haben.“

Der alte Baron ſah das Mädchen erſt verwundert, dann mit einem Blicke an, mit dem ein Vater ſein geliebteſtes Kind anſieht. Der Graf küßte ſie auf die Stirne. Pauline wunderte ſich über die beiden und dachte: „Was mußt du nur wieder geſagt haben, daß die lieben Menſchen da ſich ſo darüber freuen?“

„Dem guten Baron hier“, ſagte der Graf, „würde es deine Mutter wohl ſelbſt gezeigt haben. Glaubſt du nicht, daß er's gut meint mit ihr und mit dir?“

Pauline nahm das Paketchen aus dem Schranke und gab es dem Grafen ſo freundlich, daß man ſah, wie ſie es freue, ihm gehorſam ſein zu dürfen. Der Graf reichte es dem Baron; dieſer öffnete es mit zitternden Händen. Es enthielt wirklich Briefe.

Der alte Baron ſank weinend in den Stuhl zurück. „Sie war's!“ rief er, „ſie war's! Hier kämpfte ſie mit Sorgen, hier tötete ſie der Schmerz und —“ Es dauerte eine ziemliche Weile, bis er ſich wieder gefaßt hatte. „Setzt euch, liebe Kinder,“ ſagte er dann; „ich bin euch Rechenſchaft ſchuldig, warum ich dieſe Dinge habe ſehen wollen und, nun ich ſie geſehen, euch durch mein Betragen befremdet habe. Erſt laßt mich noch dieſes Paket ſchnell durchlaufen, ob ich nicht Antwort darin finde auf eine Frage, die mir jetzt wichtiger iſt als die bereits beantwortete.“ Er durchſuchte das Paket zwei-, dreimal, aber immer weniger ſchien er durch ſeinen Inhalt zufriedengeſtellt. Endlich wandte er ſich an die beiden und begann folgendes zu erzählen:

„Sie, Graf, wiſſen, daß ich meine Jugend auf einem Gute in Franken durchlebte. Mein Vater war ein adelsſtolzer ehrſüchtiger Mann, der hart ſein konnte, der wohl ſelbſt ein unrechtes Mittel zu brauchen ſich nicht ſcheute, galt es, ſich und ſeine Familie in der ſtolzen Höhe zu erhalten, die ſein Lebenselement war. Meine Mutter dagegen beſaß ein Herz voll Liebe und Mitleid für jeden Menſchen; an meinem Vater hing ſie trotz ihrer verſchiedenen Gemütsart mit ſchwärmeriſcher Neigung. Er hatte ſich um die reiche Erbin des angeſehenen Hauſes weniger aus Liebe beworben, welcher er überhaupt wohl gar nicht fähig ſein mochte, als um den Reichtum und den Glanz des ſeinigen zu vermehren. Er verbarg ihr die Kälte ſeines Herzens nicht, an der das ihre ſich zu Tode fror. Ich war der Erbe der Gemütsart meiner Mutter geworden, die meines Vaters Pläne zu oft kreuzten, als daß ein gutes Vernehmen zwiſchen uns beiden lange hätte beſtehen können. Wer aber vielleicht ebenſoviel zu unſerer Entfremdung beitrug als die Verſchiedenheit unſerer Meinungen, das war ein gewiſſer Leber, der ſich bei meinem Vater wie bei mir einzuſchmeicheln gewußt hatte und, wie ich erſt nach meines Vaters Tod erfuhr, ſich zum Geſchäft gemacht hatte, alles, was ich ſprach und tat, meinem Vater zu verdächtigen. Meines Vaters Schwächen — er hatte ſein unbedingtes Vertrauen — benutzte er noch auf andere Weiſe. Bald war er meines Vaters rechte Hand, den er im Bunde mit den Verwaltern und Beamten um namhafte Summen betrog. Von alledem erfuhr ich ſo wenig als mein Vater. Ich lebte entfernt von beiden in freiwilliger Verbannung auf dem Gute in Franken nur der Liebe und der Dichtkunſt. Daß mich aber und wie mich die Liebe dorthin gefeſſelt hatte, bin ich euch noch zu ſagen ſchuldig.“

12.

„In einem Alter von dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahren verlebte ich ſchon einige Wochen mit meinem Vater auf Rabeneck — ſo hieß das Gut. Ich war damals ein leidenſchaftlicher Jäger und trieb mich tagelang, oft bis tief in die Nacht hinein, in den anſehnlichen Waldungen des Gutes herum. Es war etwa im November, als ich eines Tages ſpät von einem ſolchen Ausflug zurückkehrte. Es hatte bedeutend geregnet; das Flüßchen, das durch den Tannengrund, den ich noch zu durchgehen hatte, brauſend dahinſtürzte, hatte den Steg, über den mich mein Weg führte, mit ſich fortgeriſſen. Aber ich war nicht der einzige, der dadurch in Verlegenheit geſetzt wurde. Ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren war ſchon vor mir an der Stelle angekommen, wo der weggeriſſene Steg noch vor wenigen Stunden übergeführt hatte. Der Vollmond zeigte mir ein Geſichtchen von reizender Unſchuld. Ihre langen blonden Haare wehten aufgelöſt im Winde; ein dünnes kurzes Unterröckchen war ihre ganze Bekleidung. Sie trippelte, die kleinen Hände ringend, frierend und weinend an der Stelle hin und her und ſchien unſchlüſſig, ſollte ſie bis zum nächſten Stege zurück oder durch die wilde Flut hindurch. Bei dem erſten Blicke hatte das Mädchen mein ganzes Herz gewonnen. Ich ging auf ſie zu und fragte die Erſchreckende ſo ſanft als möglich, ob ich ihr helfen könne. Sie ſchüttelte das blonde Köpfchen, dann ſagte ſie weinend, aber zutraulich:

‚Mein Vater iſt plötzlich krank geworden; ich wollte den Doktor holen drüben im Dorfe. Sollte ich nun erſt wieder bis zu dem nächſten Stege zurücklaufen, ſo kommt er wohl zu ſpät, und will ich durchwaten, ſo erzwing' ich's am Ende nicht und mein Vater kann mittlerweile ſterben.'

‚Und wer iſt denn dein Vater?' fragte ich.

‚Der Rabenmüller', entgegnete das Kind.

Die Rabenmühle gehörte uns; es war alſo die Tochter unſeres Pächters.

‚Ich trage dich', ſagte ich; ‚komm, ſetze dich auf meinen Rücken.'

Das Kind war bereit dazu. Ich brachte meine Laſt nicht ohne Anſtrengung, aber glücklich durch die reißende Flut hinüber; ihre nackten kalten Füßchen hielt ich dabei wärmend in meinen Händen. Wir holten nun den Doktor und führten ihn über den andern Steg nach der Rabenmühle. Sie wußte mir nicht freundlich genug zu danken, als ich von da fortging, ganz erfüllt von ihrer Lieblichkeit und ihrer zutraulichen Unſchuld. Den andern Tag erkundigte ich mich nach des Müllers Wohlſein: er war bedeutend beſſer. Den dritten Tag kam ich wieder und beſuchte nun Tag für Tag die Mühle und das liebliche Röschen, ſolange wir uns noch auf dem Gute aufhielten.

Ich hatte das liebe Mädchen noch keineswegs vergeſſen, als ich einige Jahre ſpäter, mit meinem Vater geſpannt, Schloß Rabeneck mir zum Aufenthalte erkor; der Wunſch, ſie wiederzuſehen, in ihrer Nähe zu leben, hatte nicht den kleinſten Anteil an meinem Entſchluſſe.

Es war an einem Sonntagmorgen im Juni. Der Waldgrund ſtand noch kühl; noch hatte die Sonne den Tau nicht aufſaugen können, der wie Freudentränen in blauen Augen auf den unzähligen Blumen hing, von denen die Bergwieſen neben dem Wege ganz blau erſchienen. Drüber, zwiſchen den Nußſträuchern, an den Felſen hin, zogen ſich große rote Streifen von blühenden Pechnelken. Der Weg führte bergab; die Felſen rechts am Wege bauten ſich deſto höher in die Luft; die Berge dieſen gegenüber wurden weniger ſteil; dazu machte das Flüßchen hier einen reizenden Bogen. Von der einen Seite umgab das Flüßchen, von der andern ein Mühlgraben, der gleich darauf wieder in das Flüßchen zurückkehrte, ein grünes Fleckchen, auf welchem ein neues, faſt ſtädtiſch gebautes, blendendweiß abgeputztes Haus ſtand. Felsſtücke von mannigfacher Größe und Geſtalt lagen in maleriſcher Unordnung unter hohen krauſen Erlen und jungem Weidengebüſche umher. Was mich aber mehr anzog als dies alles, das war eine ſchlanke volle Mädchengeſtalt kaum von mittlerer Größe, ſittig in ein rot- und ſchwarz-karriertes Umſchlagetuch gehüllt, das unten nur wenig von dem braunen Unterröckchen, oben den Hals nur bis zu dem reizenden Grübchen darunter und von den weißen Armen eben nur die zierlichen runden Handgelenke ſehen ließ. Die blonden Haare waren in eine Art Neſtchen geſchlagen, und auf den rundlichen Wangen lag die ſanfteſte Röte der Geſundheit wie der friſche Duft auf ungepflücktem Obſte. Ich ſtieg vom Pferde, band es an eine Erle und ſprach das Mädchen an. Sie antwortete mir mit wohllautender Stimme; an ihrem unſchuldig-freundlichen Lächeln erkannte ich ſie wieder: es war Röschen, die, wie ſie mir ſagte, hier bei einer Freundin einen Tag und eine Nacht zugebracht hatte, heute aber wieder nach Hauſe müßte. Doch ich muß mich kürzer faſſen.

Ich übergab mein Pferd einem Bauer, der es nach Rabeneck bringen ſollte. Röschen hatte ſich angezogen und Abſchied genommen; ich begleitete ſie nach der Rabenmühle. Wir gingen ſelig Hand in Hand durch den wunderſchönen Buſch; an ſchattigen Stellen ſetzten wir uns nieder. Jeder wilde Roſenſtock, dem wir begegneten, mußte uns Tribut bezahlen; dann tauſchten wir die Beute. Röschen hatte ein ausgezeichnet ſcharfes Auge; ihr entging nicht leicht ein vier- oder gar fünfblätteriger Kleezweig. Den bekam ich dann; ich ſah, ſie hätte mir das Schönſte und Beſte, was ſie beſaß, ebenſo freudig gegeben. Es wurde allmählich dunkel; wir hatten mehr Zeit zu unſerer Reiſe gebraucht als Leute, die ihr Ziel gern bald erreichen wollen. Auf alle meine Fragen, ob ſie mir gut ſei, blieb ſie dabei, das könne ſie mir nicht ſagen, aber noch ehe Meerſchaum, der junge Haushund ihres Vaters, der ſehr an ſie attachiert war, uns entgegenkam, hatten wir küſſend den Bund geſchloſſen, den ich bis jetzt durch den Tod zerriſſen wähnte und den, wie ich nun fürchten muß, ſchändlicher Betrug, vielleicht ſogar Gewalt zerriſſen hat.

Wir waren heimlich getraut und mein Röschen nahe daran, Mutter zu werden, als mich ein Geſchäft wegen eines Gutes, welches ich von einem Oheim meiner Mutter geerbt hatte, nach München rief. Das Gut lag in der Mitte königlicher Domänen; es war viel zu regulieren, was man aus Rückſicht gegen die Stellung meines Oheims zu der Perſon des Königs, ſolange er lebte, hatte auf ſich beruhen laſſen. Die Beendigung dieſes Geſchäftes ſchob ſich viel weiter hinaus, als ich geglaubt hatte. Endlich war ich auf dem Wege nach Hauſe; ich hatte ſchon mehre Wochen lang keinen Brief mehr erhalten; meine Sehnſucht war auf das Außerſte geſpannt. Nicht weit von der Mühle ließ ich halten und eilte wie mit Flügeln den ſchmalen gepflaſterten Weg, der von der Straße nach der Mühle abführt'. Ich konnte ſchon nicht begreifen, daß Meerſchaum, der mir gewöhnlich mit freudigem Bellen entgegenkam, ſich nicht ſehen ließ.“ — Als der Baron ſeinen Namen nannte, kam der alte Hund unter Paulinens Stuhl hervor, legte ſeine Vorderpfoten dem Baron auf die Kniee und winſelte und tat ſo kläglich, daß der Baron, in ſeiner Erzählung von lautem Schluchzen unterbrochen, das alte treue Tier liebkoſte wie einen alten treuen Freund.

„Die Mühle“, fuhr er fort, „ſtand ſtill; nicht einen einzigen Menſchen traf ich darin. Ich will nicht erzählen, wie mir zumute war, wie ich raſte vor wahnſinnigem Schmerz, als mir geſagt wurde, Müllers Röschen ſei an der Geburt eines Kindes geſtorben, der ſchon immer kränkliche Müller ſei ihr nachgefolgt aus Herzeleid; man habe mir das alles nicht zu ſchreiben gewagt. Nur das Kind, welches Röschen nicht lange erſt geboren, ſei noch am Leben. Ein großer, ſtarker, ſchwarzhaariger Mann mit einer Narbe über dem rechten Auge hatte es zu der Frau gebracht, die es nun an Stelle ihres früh geſtorbenen Kindes aufzog, und ihr geſagt, es ſei mein Kind und ſie ſolle mir es bringen, ſowie ich zurückgekommen ſein würde. Der Mann, der dies Kind ihr übergeben, war der Beſchreibung nach kein anderer als jener Leber, der, wie ich ahne, mit Rebbel eine Perſon iſt. Sogleich reiſte ich zu meinem Vater, um Leber bei ihm aufzuſuchen, der mir Aufklärung über das Rätſelhafte der ganzen Begebenheit verſchaffen konnte und mußte. Meinen Vater traf ich in Lethargie, welche nur mit ſeinem Tode endete. Leber war gänzlich verſchwunden, nachdem er, wie gerichtliche Unterſuchungen ergaben, meinen Vater erweisbar um nicht weniger als fünfzigtauſend Gulden betrogen hatte. Alle Nachforſchungen nach ihm waren vergebens.

Meine Liebe wandt' ich nun ungeteilt der Kleinen zu, die mein Kind ſein ſollte, aber weder von meiner noch von Röschens Gemütsart eine Spur zeigte. Sie war mir nie wahrhaft mit kindlicher Liebe zugetan: der letzte Beweis iſt ihre Flucht.

Hier ſehen Sie mehre Briefe von mir an Röschen, die ich aus München an ſie ſchrieb; das Kreuz, welches mich zuerſt aufmerkſam machte, als ich es an unſerm lieben Kinde hier fand, ſowie dieſe andern Putzſtücke — alle ſind Geſchenke von mir an Röschen. Dazu die Ähnlichkeit, die mich faſt erſchreckte, als Pauline in jener Nacht mir aus der Mühle entgegenkam und der alte Meerſchaum, den ich freilich nicht mehr kannte, mich begrüßte, wie er in jener unſerer ſchönſten Zeit tat, wo wir beide noch jung waren. Der einzige Wunſch meines Lebens —“

13.

Die Erzählung des Barons wurde durch Herrn Scheibe, den Juſtitiar, unterbrochen, der ganz gegen ſeine ſonſtige trockene Weiſe herein- und auf Paulinen zugeſtürmt kam, vor der er plötzlich ungewiß ſtilleſtand, ob ſie's auch wirklich ſei. Nun erſt bemerkte er auch die beiden Herren und geriet, was ihm ſelten begegnete, einigermaßen in Verlegenheit. „Sie verzeihen,“ ſagte er dann, die Mütze abnehmend, „die Freude über eine Nachricht, die ich Paulinchen

bringen zu dürfen das Glück habe, hat mich alle Schicklichkeit vergeſſen laſſen; ich weiß nicht, wen ich die Ehre habe, vor mir zu ſehen."
„Dadurch," entgegnete der alte Baron, „daß Sie Paulinchens Freund ſind, ſind Sie auch ſchon der unſrige geworden. Der Herr hier iſt Graf Hohenegg, Paulinchens Bräutigam; ich bin der Brautführer und heiße von Mehren."

„Nun, ſo iſt", ſagte Herr Scheibe, „dies das ſeltſamſte und zugleich das bequemſte Zuſammentreffen für mein Geſchäft und erſpart mir Briefe und Zeit. Die Nachricht, die ich für Fräulein Paulinen habe, betrifft zugleich auch Sie, Herr Baron von Mehren, und zum Teil auch den Herrn Grafen mit. Nummer eins: Herr Graf, kennen Sie das?" Bei dieſen Worten hielt der Juſtitiar dem Grafen ein Papier vor die Augen, welches er eben aus der Taſche gezogen hatte. Der Graf erblich. „Wie ich vor einigen Jahren infolge einer Nervenkrankheit immer ſchwächer wurde", ſagte der Graf, „und meinen baldigen Tod als gewiß vorausſah, ſchrieb ich dieſe förmliche Schenkungsurkunde, vermöge welcher meine ſämtlichen Güter, im Fall ich kinderlos ſterbe, meinem Freunde gehören ſollten, konnte dieſen aber nicht bewegen, ſie anzunehmen. Später fand ich dieſe Urkunde nicht mehr unter meinen Papieren, und ich muß geſtehen, daß ihr Wiederbeſitz mich einer Sorge um Paulinchens Zukunft überhebt, die mich, ſeit ich erfahren mußte, wie ſchändlich jener zu geliebte, vermeinte Freund mich betrogen, nur zu ſehr beunruhigte."

„Nun, dieſe Urkunde", ſagte Herr Scheibe, „hat Ihre eigene ehemalige Braut, der Sie nichts verheimlichten, beiſeitegebracht, und ſie iſt es auch, welche Ihnen den ſogenannten Herrn Rebbel und ſeinen Helfershelfer auf den Hals geſchickt hat. Beiläufig geſagt: das wackere Pärchen, Ihre Braut von ehedem nebſt ihrem Galan, haben wir uns bereits zu Gemüte geführt; ſie kamen nicht ganz bis Noſſen und ſind nun ebenfalls in Meißen ſicher einlogiert."

Der Graf mußte ſich ſetzen. „So war's auf meinen Tod abgeſehen?" „Und auf Ihr Erbe," ſagte der Juſtitiar. „Halten Sie mir aber das Inſtrument ja in Ehren; hören Sie, was der Herr Baron und Paulinchen ihm zu danken haben. Wie Sie bereits mit

Ihren beiden guten Freunden im Handgemenge waren, will der Helfershelfer eben an dem eiſernen Kreuze einen weißgekleideten Engel beobachtet haben, wie er, über die Klippen des Felſens herabgebogen, die Hand drohend gegen ihn ausgeſtreckt. Es ſei alles dunkel geweſen, nur das Gewand des Engels habe geſtrahlt wie ein Blitz. Rebbel habe gelacht, wie er ihm geſagt, was er erblickt, und habe ihm, da er geflohen, nachgeflucht. Sie waren Herr über den Rebbel geworden; wie er vor Ihnen niedergeſunken dagelegen, will auch er die Erſcheinung beobachtet haben und vor Schrecken darüber in Ohnmacht geſunken ſein. Wieder zur Beſinnung gekommen, will er die glänzende drohende Geſtalt überall geſehen haben, wohin er auch die Augen wenden mochte. Wie er in ſeiner Angſt Entſchlüſſe der Beſſerung gefaßt, ſei das Bild immer bleicher geworden und faſt verſchwunden, habe aber bei jedem Rückfall in ſein voriges Weſen wieder an Glanz zugenommen und endlich blutigrot und entſetzlich ſelbſt vor ſeinen geſchloſſenen Augen geſtanden. So hat ſich abermal gezeigt, wie leicht der Unglaube dem Aberglauben zur Beute wird. Rebbel iſt ein ganz anderer geworden. Seine Bekannten erkennen ihn kaum mehr. Hat nun gerade der aufgehende Mond auf das eiſerne Kreuz geſchienen — weiß Gott, welch natürliche Urſache das böſe Gewiſſen in einen Engel umgedichtet hat.“

„Ich weiß,“ ſagte der Graf, indem er Paulinen wie ein Seliger in die fröhlichen Augen ſah, „ich weiß, wer mein Engel war und es ewig bleiben wird. Paulinchen hielt ſich gerade an dem Kreuz, um hinabzuſehen, wer das bedrohliche Geräuſch in den Büſchen unten mache. Sie war weiß gekleidet, und der Vollmond kam gerade drüben herauf. Haſt du mir nicht erzählt, daß, wie du dich vorgebückt, unten eine Stimme mit dem Ausdrucke des Entſetzens ausgerufen: „Alle guten Geiſter!“ und gleich darauf ein Menſch eiligen Trittes den Abhang hinabgerannt ſei nach der Straße zu?“ Pauline bejahte, und Herr Scheibe ſagte: „Wie ſich dergleichen zuweilen fügen muß! Nun, die beſten Früchte hat dieſe Täuſchung getragen, denn der ſaubere Herr Rebbel oder, wie er eigentlich heißt, Leber hat noch ganz andere Dinge gebeichtet.“

„Ahnt' ich's doch, Rebbel und Leber wären einer und derſelbe!“ rief der Baron, und auf ſeinem Geſichte waren all die Hoffnungen zu leſen, die dieſe Nachricht in ihm neu belebt hatte.

14.

Herr Scheibe erzählte nun, wie Leber gebeichtet habe, daß er vor achtzehn Jahren die Geliebte des Barons mit Vorwiſſen des alten Herrn durch die unſinnigſten Drohungen erſchreckt und ſie endlich dahin gebracht habe, ihre Heimat zu verlaſſen. Hier habe er ihr nun auf Befehl des alten Barons in dem verſteckten Triebiſchgrund, der damals noch gar nicht beſucht worden ſei, die Klausmühle gekauft und ſie auf die Hoſtie ſchwören laſſen, verſteckt zu leben und nie jemand, auch nicht ihre Tochter, erfahren zu laſſen, wo und in welchen Verhältniſſen ſie früher gelebt habe. Damit er ſeinen Zweck um ſo gewiſſer erreiche, habe er ihr den tauben Nickel und die ſtumme Magd zugegeben.

Meerſchaum, von dem er Verrat gefürchtet, habe er, da er von ſeiner Herrin nicht zu trennen war, erſchießen wollen. Nachdem er ihn ungeſchickter Weiſe gefehlt, ſei der Hund auf einmal verſchwunden geweſen; wie er aber Jahre nachher ſich in die Gegend gewandt, habe er ihn wieder hier gefunden. Die geweſene Braut des Grafen aber, die dem Baron als Röschens Kind übergeben worden, ſei ſeine eigene Tochter, von einem Mädchen in jener Gegend, die es heimlich habe geboren gehabt.

Schon ſeit fünf Jahren wiſſe ſie, daß ſie nicht die Tochter des Barons ſei. Mit ihrem Bräutigam habe er die ganze Entführungsgeſchichte und den Mordplan auf den Grafen ausgeſponnen. Nun ſei aber gegen ſeine eigene Tochter Neid in ihm entbrannt, daß ſie des reichen Barons und des reicheren Grafen Erbin werden ſollte. Deshalb habe er ſich um Paulinen beworben. Sei er einmal ihr Mann geweſen, dann hätte er dem Baron eröffnet, Pauline ſei ſeine Tochter, um jener wenigſtens des Barons Vermögen abzuliſten. Mit Vorſicht habe er alle dieſe Pläne angelegt – ob ſie aber überhaupt auszuführen, darüber ſei er ſich noch nicht klar geworden; der Neid ſei ſo mächtig in ihm geweſen, daß dieſe Pläne wie Fieberbilder ihn Tag und Nacht beherrſcht und nicht zu ruhiger Beſinnung hätten kommen laſſen. Das ſei nun alles vorbei; er bereue es ſchmerzlich und ſei ernſtlich entſchloſſen, ſich zu beſſern. Daß aber Pauline das Kind Röschens von dem Barone ſei, das könne er und wolle er, ſeine Seele zu retten, beſchwören.

Jetzt ließ ſich das Raſſeln eines Wagens draußen vernehmen. Der Graf ſagte zu Paulinen, die noch in den Armen ihres ſeligen Vaters lag: „Der Herr Paſtor zu St. Afra wartet auf uns.“ Aus einer Schachtel nahm er nun einen herrlich grünen Myrtenkranz und ſetzte ihr ihn auf das blonde Köpfchen – „Vorausgeſetzt,“ ſagte er, „daß du noch meine Gräfin werden willſt.“ Ihre rechte Hand hielt der Graf, ihre linke der Baron; ſie ſenkte erglühend ihr Geſichtchen, dann hob ſie es gegen den Grafen und fragte leiſe, halb zutraulich, halb ängſtlich: „Und Nickel, Hanne und Meerſchaum?“ „Wir bleiben alle beiſammen!“ ſagte der Graf. „Wo das Buſchbad ſteht, bauen wir ein ſchönes Schloß, das bewohnen wir mit deinem Vater. Nickel ſoll die Mühle haben für ſeine treuen Dienſte und will – ich habe ſchon mit ihm geſprochen – die Hanne zu ſeiner Frau Müllerin machen, wenn ſie ihn will – und ſie will ihn. Meerſchaum aber bekommt ein Schlößchen vor unſerm Schloß und die beſten Biſſen für ſeine alten Tage. Die Mühle iſt ganz nahe an unſerm Schloſſe, und du kannſt das alte Paar ſehen, ſooft, und ihnen bringen und ſchicken, was du nur immer willſt.“

Wie der Zug fortging, vier ſchwarze Hengſte brauſend vor dem Wagen, in welchem das glückliche Paar mit dem glücklichern Vater durch das herrliche Triebiſchtal nach St. Afra fuhr, war's Paulinen, als ging' es ſtracks in den Himmel hinein. Nun ſind es acht Tage, daß ſie getraut wurden. Meerſchaum fuhr mit im Wagen; der alte Mühlknappe aber hielt die ſchluchzende Hanne bei der Hand. Nachdem er lange in Gedanken dem Wagen nachgeſehen, wiſcht' er ſich die Freudentränen mit dem Hemdärmel aus dem Geſicht und ſagte: „Anno ſiebzehnhundertundachtzig oder dort herum, da haben ſie den letzten in Frankfurt gekrönt.“

Das Märchen vom toten Kinde

1845?

Weit von hier liegt ein Tal, ſo ſchön, daß man gar nichts Schöneres ſehen kann, verſteckt von hohen waldigen Bergen und abgeſchieden von der Welt wie ein demütiges gottvolles Herz. Heute zwar war es belebt genug. Ein bunter Schwarm von Knechten und Mägden hatte das Tal mit früheſtem erobert und erfüllte es mit frohem Lärmen. Dort hatte man das Gras erſt gehauen, hier ſtand das Heu bereits aufgeſchobert; dort kamen ſchon die Wagen, das geſtern gehauene in die Scheuer zu bringen. Da floß Schweiß, da ſtieg Duft, und mit den fröhlichen Stimmen der Heuer wettkämpften die Vögel auf den Erlen und Weiden, die dem Bächlein in zwei grünen Reihen rauſchend und nickend durch das ganze Tal hin das Geleit gaben.

Juſt auf der Grenze, die die Fluren zweier nahgelegenen Dörfer, quer über das Tal hinüberlaufend, teilte, ſah etwas Weißes wie eine große Blume aus dem Grünen. Hans, der mit ſeiner Frau zunächſt daran beſchäftigt war, hieb aus Neugier noch um eins ſo emſig in das Gras. Er glaubte etwas zu finden, was die Mühe des Aufhebens lohnen werde. Hätt' er vorher gewußt, es ſei nichts als das weiße Kleidchen eines toten Kindes, er hätte ſich nicht ſo über ſeine Weiſe angeſtrengt. Gefunden aber war es nun, und der Fund, an dem nichts zu gewinnen war, wurde nicht verſchwiegen. Einige Minuten, und das ganze ſchwitzende Volk der Heuer umſtand neugierig das tote Kind. Es war ein Mädchen, etwa acht Jahre alt, von wunderbar zarter Schönheit. Man konnte glauben, es ſei der Geiſt des ſchönen Tales, der hier den heißen Mittag verſchlummere. Die Händchen hatt' es über die Bruſt gefaltet; ſo lag es auf dem Rücken; die hohen Grashalme und Wieſenblumen bogen ihre Spitzen und Kelche ſo nah auf das zarte Geſichtchen herab, als müßten ſie durchaus erfahren, ob das Kind wirklich tot ſei oder nur ſchlafe. Nun bogen ſich auch ſoviel Menſchengeſichter nach dem Kinde hernieder; aber es war nur ſtumpfe Neugier, die aus den Geſichtern ſchaute.

Jetzt trat einer näher, kratzte ſich am Kopf, pochte die Pfeife aus und rief mit einem derben Fluche, ich weiß nicht, was ihm geſchehen ſolle, wenn das nicht das Kind des Steigers ſei. Der Steiger aber war früher Beſitzer des größten Gutes in der Nähe geweſen und ein ſteinreicher Mann, was aber mehr ſagen will, der Wohltäter der Armut aus der ganzen Gegend und ein Mann, der ohne Eigennutz ſtets das allgemeine Beſte förderte.

Der Schulz von Birkenhain, der der Dümmſte nicht war, rief einige Bauern von ſeiner Gemeinde herbei und ſagte, ſeine Meinung ſei, ihre Gemeinde begrabe das Kind mit Glockengeläut, Geſang und Predigt, ſo feierlich, als man nur jemand begraben könne. Der Steiger werde, wenn er es erfahre, gewiß kein Schuldner bleiben, und ſie könnten ſich auf eine anſehnliche Belohnung Rechnung machen. Die Bauern waren gewohnt zu tun, was der Herr Schultheiß für geraten fand; aber die Birkentaler Gemeinde war nicht dümmer als ihre Nachbarn von der anderen Talhälfte. Da nun aber beide, die Birkentaler wie die Birkenhainer, ebenſo hartnäckig waren als klug und überdies der Neid im gegenwärtigen Falle an der uralten Eiferſucht der Grenznachbaren einen ſtarken Bundesgenoſſen fand, ſo konnte es nicht fehlen, daß kein Teil nachgeben und die gehoffte Belohnung dem andern überlaſſen wollte.

Zunächſt lag es, daß diejenige von beiden Gemeinden im Recht war, auf deren Grund und Boden die kleine Leiche lag. Aber man fand, daß die Grenze das Körperchen juſt ſo in der Mitte zwiſchen Scheitel und Zehen durchſchnitt, als wenn jemand das Kind ſo dahingelegt hätte, wie es lag. Und es wäre, da die Gemüter durch Rede und Gegenrede ſich immer mehr erhitzten, der zweifelhafte Fall ohne Zweifel der ſchlagenden Beweiskraft der Fäuſte anheimgefallen, wäre nicht eben noch zur rechten Zeit ein anderer Bauer hinzugetreten, der zu erzählen begann, wie der Steiger gar nicht mehr der Mann ſei, der er geweſen. Er ſelbſt, nämlich der Bauer, habe ihn, den Steiger, nur vor einem Vierteljahr noch geſehen, da ſei er einige Meilen weiter ins Reich von Tür zu Tür als Bettler gegangen. Nun ſei er geſtorben, und die Gemeinde, die ihn aus Mitleid zuletzt beherbergt, ſei gezwungen worden, ihn zu begraben, weil er gar nichts hinter ſich gelaſſen. Mit dem Kinde des Steigers aber, welches ſie heute gefunden, werde ein Ähnliches geſchehen, da es keine Heimat auf Erden habe, ſondern auf dem Meere geboren ſei. Das ſei geſchehen, wie der Steiger und ſeine Frau vor acht Jahren auf der Rückreiſe von Amerika begriffen geweſen ſeien. Er habe das oft vom Steiger ſelbſt gehört.

Auf dieſe Rede ſenkten die Schulzen beide die Ohren. Nun galt es, ſich geſchickt zurückziehen. Der Schultheiß von Birkenhain griff nach dem hölzernen Kamm in ſeinen Haaren, zog ihn einmal über den Kopf hin; dann ließ er den Arm ſinken, machte ein treuherzig-freundlich Geſicht und ſagte: „Nachbar Schultheiß, ich ſehe ein, daß ich unrecht habe. Aus Eurer Gemeinde hat einer das Kind gefunden; Euch kann es niemand ſtreitig machen.“ Aber der Schultheiß von Birkental gab ſeinem Kollegen nun an Großmut ſo wenig nach als vorher an Hartnäckigkeit. Er ſagte: „Das Finden war das wenigſte. Bloßer Zufall. Ein Hund konnt' es finden, dazu braucht' es keinen Menſchen. Aber Ihr kamt zuerſt auf den Gedanken, es zu begraben. Es iſt nicht mehr denn billig, daß wir zurücktreten.“

Da der Schultheiß von Birkental nach dieſen Worten ſich wandte, um zu gehen, ſah der von Birkenhain ein, das Kind werde ſeiner Kommune zur Laſt bleiben, wenn er ſchweige und ſolchergeſtalt die Worte ſeines Kollegen zu genehmigen ſcheine. Er hielt es für das Beſte, die Sache von den Gemeinden hinwegzuſpielen und einem einzelnen aufzubürden, der eher würde nachgeben müſſen. So rief er denn ſo haſtig und laut, als er konnte, damit er von dem Gehenden noch vernommen würde: „Was ſtreiten wir uns? Da iſt ja der Peter von Birkental, des Steigers alter Freund und Gevatter. Der läßt ſich's nicht nehmen, darauf wett' ich.“

Der Peter ſchien ein jähzorniger Mann zu ſein. Er fuhr herum wie ein biſſiger Dachs und rannte, daß er faſt über die Rechen hinüberfiel, die die andern Heuer noch in den Händen hielten, bis er dicht vor dem Schultheiß von Birkenhain ſtand. Nun ſchlug er die Arme unter und ſtotterte und ſchrie: „Was ſoll ich? Was hab' ich? Was muß ich? Donnerwetter! Hab' ich den Steiger beerbt? Hat er mir einen Pfennig geſchenkt? Hab' ich nicht einen Patenbrief gegeben, wie ich ſein Gevatter war? Bin ich dem Steiger was ſchuldig oder ſonſt wem?“

„Recht ſo, Peter!“ riefen dem Redner ſeine Nachbarn zu, die im Eifer ihres Herzens ihm unwillkürlich Stellung und Gebärden nachahmten und ſo dicht um den Schultheiß von Birkenhain herumſtanden, daß dieſer zu ſchwitzen begann. Er holte tief Atem und ſagte dann: „Mir iſt alles recht. Schreit mich nur nicht ſo an!“

Bei dieſen Worten ihres Schultheißen brachen dagegen die Birkenhainer in ein lautes Murren aus, und der Schultheiß ſchwitzte noch mehr, da er merkte, daß er in Gefahr war, zwiſchen zwei Feuer zu kommen. Er wußte nicht, was er ſagen ſollte. Aus dieſer Verlegenheit half ihm der zornige Peter, indem er ſchreiend und ſtotternd begann: „Hat er mir eine Schule bauen laſſen? der Steiger? Hat er mir den Felſen wegſprengen laſſen im Maienfurter Wege? der Steiger? Hat er mir achthundert Taler geborgt? der Steiger? Ohne Zinſen, damit ich meine Glocken umſchmelzen konnte? der Steiger? Und die Orgel reparieren? der Steiger? He? Wilm? der Steiger? Zum Guckguck! der Steiger? Wie? der Steiger?“

Peter ging vor Alteration Atem und Pfeife aus. Der Schultheiß von Birkenhain aber hatte ſeinen Mut wiedergefunden; denn er hatte unterdes gezählt und herausbekommen, daß die gegenwärtigen Birkenhainer die Birkentaler um ein Drittel überwogen, gar nicht gerechnet, daß unter den Birkenhainern der dicke Küfer war, der wohl allein zehn Mann auf ſich genommen hätte! Mit dieſer ſeiner Kraft, die nun die Kraft von wenigſtens fünfzehn ſtarken Männern war, ſtand die Stimme möglichſt im Gleichgewicht, mit welcher der gute Schultheiß nun den Peter anfuhr: „Hat er mir's gebaut? He? Hat er mir's geſprengt? He? Hat er mir's geborgt? He? Ohne Zinſen? He? Hat er mir's repariert? He? Zum Guckguck? He? Bin ich die

Gemeinde? He? Heiß' ich Birkenhain? He? Hat er mir's getan oder der Gemeinde? He? Und wem hat er die neue Straße gebaut und die Kirſchallee angelegt? He? Wem hat er das dumme Zeug von gemeinnützigen Büchern angeſchafft zu leſen? He? Wem hat er die Baumſchule geſchenkt? He? Wem hat er tauſend Taler geſchenkt, wovon die Zinſen der Schulmeiſter bekommen ſoll zu ſeinem ſchlechten Dienſt? He? Als euch! He? Den Birkentalern? He? He? He? He?“

So war die Sache abermals ein Streit der Kommunen geworden. Der Schultheiß von Birkenhain ſchwieg erſchöpft, Peter hatte noch keinen rechten Atem. Nun wirkte im Schultheißen von Birkental ein alter Groll. Er ſagte: „Bei den Kommunen hebt ſich's, was der Steiger getan hat. Da hat keine der andern vorzuwerfen. Nun ſind aber einzelne vorhanden, an denen der Steiger es verdient hat, daß ſie ſein Kind begraben. So zum Exempel der Dittmann, dem der Steiger die Fuhren umſonſt getan hat, wie er abgebrannt war, und die Steine geſchenkt aus ſeinem Bruch und das Holz aus ſeinem Buſch und noch überdies mit Geld geholfen, ſo daß man ſagen kann, der Steiger hat's ihm gebaut, das Haus. Nun mein' ich abſolut, daß der Dittmann erſchrecklich undankbar iſt, wenn er nicht das Kind begräbt.“

Der Dittmann war Peters reines Gegenteil. Er war die Ruhe ſelbſt. Er ſchlug ſeine Hände langſam über ſeinem Bauch zuſammen und ſagte in ſeiner bequemen Weiſe — und die war ſo bequem, daß er aus Bequemlichkeit kein R richtig ausſprach, ſondern allemal, wo es vorkam, ein mattes Mittelding von U und W hören ließ —: „Was das vor Sachen ſein! Ich ſage aber weiter nichts als: ich tu's nicht! und da verlier' ich kein Wort weiter, denn ich tu's nicht! Das ſollte mir gehen wie mit dem Weg an meiner Scheune vorbei, aber ich tu's nicht! Sagt der Amtshauptmann: ‚Ihr habt den Weg bis jetzt gebeſſert, nun könnt Ihr ihn fortbeſſern.‘ Was? Da ſollte wieder ein Recht draus werden? Aber ich tu's nicht! Wenn einer da in der Umgegend einen toten Balg fände, ſollt' ich's allemal begraben? Aber ich tu's nicht! Und zwingen kann mich kein Guckguck, denn ich tu's nicht! Warum ſollt' ich's und der Röſer nicht? Der dem Steiger ſein ganzes Gütchen zu danken hat? Ich hab's nicht nötig, denn ich tu's nicht!“

Alle Blicke wandten ſich von Dittmann zu dem dicken Röſer, der wie ein Rieſe daſtand unter den andern. „Der muß! Freilich! Wer ſonſt?“ murmelten die Birkentaler, mit den Köpfen nickend und die Rechen aufſtampfend, indem einer dem andern Mut machte, ſo daß das Murmeln allmählich zu beſtimmt ausgeſprochener Rede wurde.

Der dicke Röſer aber ſchlug die braungebrannten, haarigen, ungeheuren Hände mit hülfloſer Gebärde zuſammen. Dann ſah er mit wehmütigen Blicken von einem zu dem andern, wie eben bald dieſer, bald jener ſprach. Dann ſagte er mit einer Stimme, die ſo hoch und dünn klang, daß man glaubte, einen Knaben von zehn Jahren reden zu hören, und mit einem Ton, der in ſeiner Weinerlichkeit beſſer zu des Mannes Stimme paßte als zu ſeiner Geſtalt: „Na, wenn keiner weiß, wer herhalten ſoll, ſchwups geht's auf den Röſerfritze.“ Es war, als wollte die Stimme nicht aus der Rieſengeſtalt heraus und die ununterbrochene rudernde Bewegung, die er mit den Händen machte, zuweilen ſelbſt mit den Beinen, müßte ſie gewaltſam herauspreſſen. „Ich ſchwacher Mann in meiner Armut! Und das liebe Brot iſt ſo teuer! Lieber Gott! Und die Abgaben! Da heißt's: ‚Gebt her‘ und nur immer: ‚Gebt her‘. Lieber Gott! Wenn ich's tun wollte, klaps wär' der Exequierer da und ſagte: ‚Wenn Ihr aller Leute Kinder begraben könnt, könnt Ihr auch mehr Steuern geben.‘ Ja, wenn der Steiger noch ein reicher Mann wäre, wups begrüb' ich's. Wenn man aber einem Lumpen einen Gefallen erweiſt, hat man nur Schererei davon. Nun kommt alles und will haben, da kommen die Gerichte und ſchwaps –“

„Aber warum ſagt Ihr nicht Schnaps?“ ſagte der Birkentaler Schneider, nachdem er ſchnellen Schrittes vom Röſer hinweg und hinter eine Gruppe Birkentaler getreten war. In dieſen Worten mußte eine Anzüglichkeit liegen, denn alle, ſelbſt die Birkenhainer, lachten laut auf.

Röſer aber ſchmerzte der Stich ſo empfindlich, daß er zu weinen begann, was ſeinem dicken Geſicht wunderlich genug anſtand. „Wenn man“, ſagte er während des Weinens, „eine Frau und vier Kinder hat und nicht zuweilen einen ſoll trinken können, da hört's auf mit der Welt! Aber dem Schneider ſchlag' ich Arme und Beine entzwei; er wird mir ſchon einmal begegnen, wo wir allein ſind.“

Die letzten Worte hatte der dicke Röſer nicht etwa mit zornigem Ausdruck in Stimme und Gebärde geſprochen, ſondern hülflos weinend wie ein Kind; dennoch machten die Birkentaler Raum um ihn und waren plötzlich ſo ernſthaft, als wär' es keinem von ihnen eingefallen, nur das Geſicht zum Lachen zu verziehen. Vielleicht, daß ſie Röſers Natur kannten und wußten, daß bei ihm dem Gewitterregen unerwartet ſchnell das Einſchlagen folge.

Und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht eben zwei Herren herzugetreten wären, die, auf einer Landpartie von der benachbarten Stadt aus nach Birkenwalde begriffen, mit anderen Bekannten, Herren und Damen, durch das Tal dahergekommen waren. Ihre Begleiter und Begleiterinnen verfolgten ihren Weg; die beiden Herren aber blieben bei den Bauern ſtehen und erkundigten ſich, was es hier gebe.

Es waren aber dieſe beiden Herren weitberühmte Advokaten aus der Stadt. Der eine, Herr Doktor Fuſelius, war entſetzlich lang und hager, lang wie die Prozeſſe, die er führte, dünn wie die Geldbeutel, die er ſchnürte, blaß und zuſammengefallen wie ſeine Klienten nach endlich geendigtem Prozeß. Der andere dagegen, der Juſtizrat Herdamit, war ein kleiner, wohlbeleibter, ungemein lebendiger Mann mit einer weißkupfernen Brille, die er unaufhörlich rückte, ſo daß ſie ihm bald an der Stirne, bald auf der Naſenſpitze ſaß. Die rechte Hand pflegte er von Zeit zu Zeit wie abwehrend vor ſich hinzuſtrecken, als wär' er eine lebendige rechtliche Verwahrung. Was er oft uneigentlich mit ſeinen Klienten vornahm, das hatte im eigentlichſten Sinne die Natur mit ihm vorgenommen: er hatte Haare laſſen müſſen, und da er zu ſparſam war, ſich eine Perücke anzuſchaffen, wie ſein Herr Kollege Fuſelius längſt getan, ſo zeigte er, ſooft er den Hut abnahm, eine Glorie, auf die er eben nicht ſtolz war.

So waren die beiden Herren beſchaffen, die ſich zu den Bauern geſellt und durch geſchickte Kreuz- und Querfragen bald herausbekommen hatten, um was es ſich hier handle. Beide ſpürten, daß hier etwas zu machen ſei, und nahmen ſich innerlich vor, den Platz nicht eher zu verlaſſen, bis ein Handel eingeleitet ſei, der die Bauern etwas leichter und ſie etwas ſchwerer mache.

Herr Doktor Fuſelius lächelte mitleidig, drauf nahm er ſeinen Spazierſtock wie ein muſikaliſches Inſtrument an den Mund und fingerte mit beiden Händen daran herum, indem er die Augen ſchloß, etwa wie es ein Klarinettenvirtuoſe tut, wenn er auf ſeinem Inſtrumente phantaſiert. Darin unterbrach er ſich plötzlich, indem er mit krähender Stimme die Worte herausſtieß: „Die müſſen's, die Birkentaler mein' ich, wenn ihr Grütze habt, ich meine in eurem Kopfe. Liegt ganz auf der Hand, läßt ſich greifen, ich meine, wenn ihr nicht vernagelt ſeid."

Nachdem er dies alles ſchnell nacheinander herausgeſtoßen, ſchloß er wiederum die Augen und fingerte an ſeinem Stocke herum, bis er ſich von neuem in dieſem geiſtreichen Spiel unterbrach.

„Weiß, habt einen Prozeß verloren, ich meine gegen die Birkentaler – habt – ja, wegen der Grenze. Hundert – waren's nicht?"

„Hundertvier Taler hat die Geſchichte der Kommune gekoſtet!" ſagte der Schultheiß von Birkenhain, und die Erinnerung daran fuhr ihm auf einer Gänſehaut über den Rücken.

Herr Doktor Fuſelius phantaſierte Sturm und Sieg auf ſeinem ſpaniſchen Rohr; die langen magern Finger trommelten hörbar daran herum. Dann brach er plötzlich los: „Eben darum! Sollen's auch! Ich meine –" er machte die Pantomime des Geldzählens.

„Was? Könnt nicht verlieren. Ich meine, den Prozeß. Kann nichts klarer ſein. Objectum: Begräbniskoſten. Wer ſoll's begraben? Auf weſſen territorio – Aber ich meine – verſteht kein Deutſch – ich meine: Auf weſſen Grund und Boden der Aufgehobene gefunden. Nun kann man einen hinwegtragen auf anderer Leute Grund und Boden, gilt aber nichts, wenn Cajus probationem beibringen kann, ich meine, wenn darzutun iſt, daß Aufgehobener vorher auf Sempronii Acker und Wieſe gelegen und nach vollſtändiger Aushauchung der

Seele durch Sempronium Cajo zur Laſt auf deſſen Acker oder Wieſe gebracht worden.“

Hier hielt er inne, indem er die Birkenhainer der Reihe nach mit halbzugekniffenen Augen wie fragend ſcharf anſah.

Die Birkenhainer wußten den Teufel von Cajus und Sempronius. Sie drehten, verlegen dem ſcharfen Blick des Doktors ausweichend, an Pfeife und Rechen herum; nur der Schultheiß machte von Amts wegen ein pfiffiges Geſicht. Der Doktor aber ergriff mit der ihm eigenen Plötzlichkeit den Faden ſeiner Rede alſo wieder: „Nun ſind zwar etliche indicia nicht vorhanden, daß aufgehobener cadaver vom Ort des Sterbens hinweg und an einen andern Ort gebracht worden. Gleichwohl iſt luce clarius, daß Aufgehobener nicht mehr an dem Orte, da der Tod ihm angekommen. Freilich ſcheinet der Hauptteil des Leibes diesſeitige Grenze zu tangieren. Iſt aber eben dies ein argumentum pro, denn nicht vorauszuſetzen iſt, daß Aufgehobener auf Birkenhainer territorio auf dem Kopfe ſtehend verſtorben und ſodann die Füße auf gegneriſches Gebiet gefallen, ſondern daß er, da apoplexia ſeinem Leben ein Ende gemacht, mit ſeinen Füßen auf jenſeitigem territorio geſtanden und alsdann mit dem obern Teile ſeines Leibes auf diesſeitiges herübergeſunken. Daß Aufgehobener aber ſtehend verſtorben, ſchließe daraus, daß ſelbiger nicht einen Halm mit den Händen verſehrt, obgleich die Hände im dichten Gras liegen; ſintemal nemini ignotum, daß Sterbende krampfhaft mit den Händen um ſich zu greifen pflegen. Mein' ich alſo, daß Kommune Birkenhain entſetzlich dumm ſein muß, wenn ſie durch Begräbnis des Kindes Kommune Birkental zu bereichern denkt.“

Auf ſolche Weiſe ließ Herr Doktor Fuſelius ſeiner Beredſamkeit noch eine gute Weile den Zügel, bis er die Kommune nicht ſowohl durch ſeine Worte als durch den Ton innerlicher eigener Überzeugung und entſprechende energiſche Gebärden dahin gebracht hatte, wo er ſie haben wollte. Es iſt unglaublich, was ſolcher Ton und ſolche Geſten über Bauergemüter vermögen, beſonders wenn ein alter Groll ihnen zu Hülfe kommt. Bei den Birkentalern aber war es dem Herrn Juſtizrat ſo gut gelungen als dem Doktor bei den Birkenhainern.

Er hatte ihnen mit gleicher Spitzfindigkeit bewieſen, daß, da das Kind nur mit den Füßen auf ihrer Grenze liege, es eigentlich gar nicht auf ihrer Grenze liege, weil Kopf und Bruſt der eigentliche Menſch ſeien und die Extremitäten nur als Zugabe und gewiſſermaßen als unweſentliche Teile des Menſchen anzuſehen, da ein Menſch nicht nur nach verlorenen Extremitäten noch lebe, ja ſogar ohne dieſelben geboren werde, ohne daß jemand rechtlich von ihm behaupten könne, er ſei kein Menſch.

Drauf inſtruierten beide ihre Klienten, wie ſie die Aufhebung des Kindes durch das Gericht ruhig abzuwarten und gegen die Zumutung, dasſelbe zu begraben, zu proteſtieren hätten, von der Geſchicklichkeit ihrer Anwälte aber das Beſte erwarten ſollten.

Die Sache ſchien hinlänglich eingeleitet, und die beiden Herren Advokaten ſetzten ihren Stab weiter, legten aber erſt ein gutes Stück Weges unter gravitätiſchem Schweigen zurück, eh' ſie ihr Vergnügen über das gelungene Stückchen, ihren Hohn über die Dummheit der Bauern und ihren Plan, dieſe gehörig und ſyſtematiſch zu rupfen, in munterm Zwieſprach abzuhandeln wagten. Noch eh' ſie Birkenwalde erreicht hatten, waren ſie übereingekommen, auf Abſchlag des ſo glücklich angeſponnenen Handels zuvörderſt eine Flaſche Wein zu trinken und ſchließlich für den Nachhauſeweg einen bequemen Wagen zu mieten.

Aber die Herren Icti hatten, wie man zu ſagen pflegt, ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht. Noch während beide ihre Beredſamkeit ſpielen ließen, hatte Hans, der Finder des toten Kindes, ſeine würdige Lebensgefährtin beiſeitegezogen und ihr ins Ohr geraunt: „Elſe, das mag ſein, wie's will, aber ich denke, wir begraben's." Elſe entgegnete mit weit beſtimmterem Tone, als der ihres Eheherrn war: „Hans, das mag ſein, wie's will, aber ich denke, du biſt ein dummer Eſel. Anderer Leute Bälge begraben, das fehlte noch! Hat uns einer ein Kind begraben?" „Na," ſagte Hans mit einem Seufzer, „dafür leben ſie auch noch alle. Aber du wirſt noch ſo laut werden, daß alle nach uns ſehn."

Elſe überſah die Verſammlung mit einem geringſchätzigen Blick und entgegnete: „Ich frage den Henker nach dem Volke. Sie ſollten mir nur kommen. Ich wollte jedem was ſagen –“

„Aber, herzliebe Elſe,“ bat Hans, „wenn du mich nur anhörteſt. Morgen könnten wir juſt einen Dukaten reicher ſein, ja, was denn? vier Dukaten wenigſtens, wenn du nur Vernunft annähmſt. Verſtehſt du, Elſe? Morgen könnteſt du zwei Kühe im Stall haben ſtatt einer.“

Elſe ſah ihren Gemahl an, als wollte ſie ſagen: „Du – du wärſt mir der Mann dazu, uns reicher zu machen!“ Aber der Gegenſtand hatte denn doch zuviel Intereſſe, als daß ſie den Redner hätte unterbrechen mögen. Der fuhr alſo fort: „Höre nur, wie ich vorhin ſtehe und das Kind angaffe, da kommt juſt ein Lüftchen daher und hebt ihm den Kragen juſt ſo weit, daß ich drunter ſchauen konnte. Schwenzelenze ſeh' ich da eine goldene Kette und einen Dukaten dran von purem gelbem Gold. Wie? Wenn wir ſagten, wir wollten's begraben? Der Pfarrer müßt's ohne Gebühren tun –“ Hier brach Elſe in ein Gelächter aus. „Der Pfarrer?“ lachte ſie, „unſer Pfarrer? ohne Gebühren? Wenn's mit deinem Goldſtück nicht gewiſſer iſt –“

Hans ſah ſie einen Augenblick ungewiß an. „So ſollt' ihn doch der –!“ ſagt' er. „Hat er ſich nicht den dicken Bauch an des Steigers Tiſche angefreſſen? Hat ihm nicht der Steiger die Scheune gebaut und nicht eher geruht, bis der Dienſt verbeſſert war? Predigt er nicht Sonntag für Sonntag von der Mildtätigkeit?“

„Freilich,“ warf Elſe ein, „weil ihm die Leute nicht Butter, Eier, Hühner und Gänſe genug ins Haus tragen.“ „Gut,“ ſagte Hans reſigniert, „tut er's nicht umſonſt, ſo bezahlen wir's. Es bleibt immer noch was übrig.“ Hans war noch nicht am Ende ſeiner Rede, Elſe aber unterbrach ihn ungeduldig: „Plaudre nur zu, alter Plaudermatz, bis ein anderer das Goldſtück ſieht! Wärſt du ein Mann, ſo gingſt du den Augenblick hin und ſagteſt: ‚Ich begrab's und damit Holla!‘“

Hans leuchtete ein, daß Elſe nicht unklug geredet. Jeden Augenblick konnte ein Lüftchen den Kragen wieder in die Höhe heben. Er nahm ſich daher keine Zeit zu einer Entgegnung, ſondern wandte ſich ſtracklich gegen die Bauern, die noch immer das Kind umſtanden. Er ſei zwar arm, ſagt' er, aber das Kind daure ihn, und der Steiger ſei doch ein zu braver Mann geweſen. Die Bauern umher verwunderten ſich alle über die Haſt, mit der Hans ſich bereit erklärte, die kleine Leiche zu begraben. Wenn er dieſe Tat der Barmherzigkeit üben wollte, konnte man ihn freilich daran nicht hindern. Aber ſie ſchüttelten die Köpfe und brummten untereinander, Hans müſſe doch ſo arm nicht ſein, wenn er fremder Leute Kinder begrabe, die ihn ſo wenig angingen als irgendeinen andern. Wenn er wieder einmal um Unterſtützung bitte, ſo werde man wiſſen, was man darauf zu erwidern habe. Die reichern Bauern ärgerten ſich, daß der arme Hans etwas tun wollte, was ſie nicht zu tun ſich getrauten. Die Scheinheiligen darunter kränkte es, daß er ſie beſchämte. Die Armeren endlich empfanden Neid, weil ſie einzuſehen glaubten, daß Hans doch nicht ſo arm ſein müſſe, als er vorgebe, um Unterſtützungen zu erſchnappen, die außerdem ihnen zuteil geworden wären. Hans aber vergaß über dem Goldſtück, welches ſein werden ſollte, daß er's mit den Nachbarn verdorben hatte. Und obgleich jeder, ohne zu zögern, ſich wieder an ſein Geſchäft begab, ihm währte es entſetzlich lang, bis er und Elſe wieder allein waren mit ſeinem Fund.

Kaum aber waren ſie's, als Hans unter dem Vorwande, den kleinen Körper mit Gras bedecken zu wollen, daran ging, demſelben die Kette abzunehmen. Denn jeden Augenblick konnten die Gerichte kommen, die nun das Kleinod durchaus nicht finden durften. Hans zitterte vor Freude, daß das glänzende wertvolle Stück nun ſein werden ſollte, und zugleich vor Angſt, daß jemand bemerken könne, was er tue, und dann halbpart verlangen, ſo ſehr, daß — und nun erhob noch auf den nahen Erlen ein Rabe ſein Geſchrei, daß er zuſammenfuhr wie ein Dieb, der unvermutet einen Galgen ſieht — er brachte das Werk nicht zuſtande. Seine Vollendung war für Elſens Hände aufbehalten, die es damit nicht bewandt ſein ließ. Sie durchſuchte das ganze Gewand des Leichnams und dieſen ſelber mit einer Seelenruhe, die einem alten Anatomen Ehre gemacht haben würde.

Dabei ließ ſie es nicht an Spottreden über die Nervenſchwäche ihres Herrn Gemahls fehlen, die dieſer aber überhörte, weil ſein ganzes Leben in ſeine Augen getreten war, mit denen er gierig ihren Händen folgte.

Endlich ſagt' er: „Es iſt doch eine ſonderbare Geſchichte um ſolch einen toten Leichnam, der erſt lebendig geweſen iſt wie wir. Denn ebenſogut könnte ich oder du ſo tot daliegen und jemand an einem herumſuchen, ohne daß man es fühlt.“

„Dummes Zeug!“ lachte Elſe; „jetzt geht's zum Pfarrer und von dem geradezu zum Goldſchmied in der Stadt. Es iſt nichts, wenn man ſolche Sachen erſt lange liegen läßt. Und eh' ich's begrabe, muß ich erſt wiſſen, was das Ding da wert iſt.“

So begab ſich das würdige Ehepaar denn auf den Weg. Sie gingen einen Wieſenſteig, der ſich lang neben dem Bache hinſchlängelt, dann aber plötzlich davon ab- und einem Buſche zuführt. Der Himmel hatte ſich umzogen, aber nur mit flockigem lockerm Gewölk. Die Sonne brannte nicht mehr ſo heiß auf. Dazu hatte ſich ein Lüftchen erhoben von erquickender Kühle und rauſchte wunderbar-heimlich im Buſch über den Häupten des eilig ſchreitenden Paares. Aber es war nicht die Lieblichkeit und Heimlichkeit des Plätzchens, deſſen Einladung zur Ruhe ſie folgten, als ſie vom Wege ab tiefer im Buſch ſchweigend und vorſichtig umſehend niederkauerten. Sondern ſie fühlten ſich nun erſt ſicher genug, das gefundene Kleinod beſchauen zu dürfen. Eine braune Hand holte es unter dem zerriſſenen Halstuche hervor; etwa zwei Minuten lang ſtarrten vier gierige Augen darnach. Vier Hände wendeten es zitternd herum und wieder hinum. Gold iſt ein wunderbar eigenes Ding für Menſchen, die über den Mittag ihres Lebens hinaus ſind und noch keins in der Nähe geſehn haben. Sie betrachteten es wie ein Hexending, das ſich jeden Augenblick in ganz etwas anderes verwandeln kann, und da es nicht verſchwand oder blaß wurde, ſondern immer heller funkelte, brachen beide in ein behagliches Lachen aus. Aber ſie erſchraken über das eigne Lachen wie einer, der erwachend noch das letzte Wort hallen hört, das er im Schlaf geſprochen. Das goldene Ding verſchwand wieder hinter dem zerriſſenen Buſentuch, und den alten Ausdruck in den ſtumpfen Zügen verfolgte das edle Paar ſeinen Weg.

Sie hätten nicht weit zu gehen bis zum Pfarrhaus von Birkenwalde. Schon ſah es mit ſeinem ſteinernen Giebel über den blühenden Holunder herab. Hans zog ſeinen Kamm durch die Haare, räuſperte ſich, rückte ſich in ſeiner Jacke zurecht und nahm ſchon im Hausflur ſeine rätſelfarbige Mütze ab. Elſe aber tat nichts dergleichen; indem ſie den Gemahl ſchneller zu gehen antrieb, raunte ſie ihm laut genug zu: „Ich täte nun auch Schuh' und Strümpfe ab. Dummes Zeug! Der Pfarrer iſt ein Menſch wie wir. Er ſollte nur einmal mit mir anbinden! Ich wollte ihm Dinge ſagen, dem —"

Aber ſie hatten bereits die Treppe paſſiert und ſtanden vor der Tür der ſogenannten Studierſtube. Hans pochte ganz leiſe an. Elſe deſto nachdrücklicher. Drinnen klang erſt ein unentſchiedener Ton, dann ein Herein, beides von einer überaus fetten Stimme. Hans zitterte an der Klinke herum; Elſe ſchob ihn beiſeite und öffnete mit feſter Hand; dann griff ſie wieder nach Hanſen, ſchob ihn durch die geöffnete Tür hinein, folgte ihm mit mutigem Schritt und ſchloß die Tür hinter ſich mit Seelenruhe.

Der Herr Pfarrer ließ ſich nicht irre machen. Vor ſich auf dem Tiſche hatt' er einen feiſten Rehbraten liegen, daneben lang und ſchmal geſchnittene Stückchen Speck; in den Händen aber hielt er eine Spicknadel. Wir wiſſen nicht, ob der Herr Paſtor von Birkenwalde der Arbeit des Bratenſpickens ſich wegen etwaiger Ungeſchicklichkeit ſeiner Köchin oder aus Sorge, ſie möge Speck unterſchlagen oder unnütz verderben, oder ob er ſich aus Neigung dieſer Arbeit unterzog. Wir entſcheiden uns für die letzte Meinung. Denn wir ſehen, daß ihm vor Eifer die Brille bis auf die Naſenſpitze herabgerutſcht iſt, durch welche er mit dem Braten liebäugelt wie mit einer Heißgeliebten. Die Zungenſpitze, die zwiſchen den ſtarken Lippen lüſtern ſichtbar wird, bewegt ſich in Einſtimmung mit der Spicknadel. Von Zeit zu Zeit muß er ſein rotes feiſtes Geſicht vom Braten erheben, um die Flüſſigkeit zu beſeitigen, die ihm immer von neuem wieder im Munde zuſammenläuft. Gehüllt iſt er in einen ehemals feuerfarbenen Schlafrock, den er der Hitze wegen ſo weit geöffnet hat, daß man bequem ſehen kann, wie die ſchwarzen Beinkleider nicht durch Heben, ſondern nur durch die gewaltige Stärke ſeines Leibes am Herabfallen gehindert werden. Seinem Rehbraten hat er einen Folianten, in Schweinsleder gebunden, untergelegt; die Bücher, die noch umherſtanden und -lagen, trugen den Beweis ihrer nimmergeſtörten Ruhe in zolldicken Staubüberzügen. So war das ſogenannte Studierzimmer des Herrn Paſtors von Birkenwalde beſchaffen und ſo der Herr Paſtor ſelbſt.

Der Herr Paſtor aber ließ ſich, wie ſchon geſagt, nicht ſtören. Er ſchob ein neues Stück Speck ein, indem er erſt den unentſchiedenen Ton, den er ſeinen Reden durch die fettverwachſene Stimmritze wie ein Bahnbrecher vorauszuſenden gewohnt ſchien, und dann die Rede ſelbſt, eine kurze Frage, was die eben Eingetretenen von ihm verlangten, hören ließ.

Hans war vor Schüchternheit und Reſpekt in ſich ſelbſt nicht daheim; dazu weckte der Anblick des Rehbratens Gedanken und Wünſche in ihm, die ihn noch mehr verwirrten. Elſe ergriff ihn von hinten bei der Jacke; da aber ihr kräftiges Rütteln den erwarteten Erfolg nicht hatte, trat ſie ſelbſt vor und ſagte ohne eine Spur von Blödigkeit und Verlegenheit: „Der Herr Pfarrer nehmen's nicht ungütig, aber da iſt mein Hans, der etwas anzubringen hat.“

Der Pfarrer ſchüttelte ſich die Brille zurecht, die er mit den fettbeſchmierten Händen nicht anfaſſen durfte, und faßte das Ehepaar einen Augenblick ins Auge; denn noch hatt' er, in ſeiner Arbeit vertieft, nicht Muße gefunden, ſich zu unterrichten, wer ihm die Ehre ſeines Beſuches gönne. Daß es kein Anſtandsbeſuch ſei, der ihm geworden, das hatt' er wohl an den plumpen Tritten und dem Klappern der grobgearbeiteten Schuhe erkannt.

Er räuſperte ſich erſt nach gewohnter Weiſe, dann ſagt' er: „Macht's kurz, Leute! Ich habe nicht viel Zeit.“

Nachdem Hans nach dem dritten Worte ſtecken geblieben, nahm Elſe das Wort und erzählte, wie Hans und ſie ſich entſchloſſen hätten, ein Kind zu begraben, welches ſie in Birkental tot gefunden.

Der Herr Pfarrer nahm die Spicknadel aus dem Munde und ſagte im Amtstone: „Koſtet ſechzehn Groſchen Kurant. Wollt ihr eine Predigt dazu? Das „Hirſchel" koſtet einen Gulden, das „Löwel" einen Taler; ihr kennt die Taxe lang."

Dieſe Worte des Herrn Paſtors machen eine Erklärung nötig. Es hatte, ſo lange als das Kirchſpiel Birkenwalde des Herrn Paſtors Magen als Seelenhirten ſich erfreute, keiner aus dem Kirchſpiele je eine andere Leichenpredigt gehört als eine über den Text: „Wie der Hirſch ſchreit nach friſchem Waſſer" und eine andere über: „Er geht umher wie ein brüllender Löwe und ſucht, welchen er verſchlinge". Der Schultheiß von Birkenwalde hatte ſich dagegen aufgehalten. Der Herr Pfarrer aber hatte geſagt: „Was hilft's, immer Neues bringen, eh' das Alte verſtanden iſt? Der Menſch vergißt dann eins mit dem andern. Sowie ich ſehe, daß eine von den beiden Predigten gehörig gefaßt worden iſt, ſo daß ſie lebendige Früchte tragen kann, ſollt ihr eine neue dafür haben. Und nun will ich an dem Herrn Schultheiß ſelbſt verſuchen, ob er die Predigt in Saft und Blut gewandelt hat." Der Schultheiß aber, der während der Predigt zu ſchlafen pflegte, beſtand das Examen ſo ſchlecht, daß er nie wieder wagte, dem Herrn Paſtor etwas Ähnliches zu ſagen. Dazu hatte die Sache auch das Gute, daß man vorher wußte, was man für ſein Geld bekam. Gewöhnlich wurde das „Hirſchel" beſtellt; wer aber ſeinem Toten eine beſondere Ehre antun wollte, beſtellte das „Löwel".

Elſe aber entgegnete dem Herrn Paſtor: „Da hirſchelt ſich's und löwelt ſich's. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Aber wir dachten, weil es dem Steiger ſein Kind iſt, mit dem der Herr Paſtor ſo gut Freund war, würd' es der Herr Paſtor dasmal umſonſt tun."

„Umſonſt?" ſchrie der Paſtor mit ſo heftiger Gebärde, daß ein Stückchen Speck von dem alten Kirchenvater, oder was ſonſt der Foliant beherbergte, herab und zu Boden fiel. Das Unglück, das ſeine Hitze verurſacht hatte, vermehrte wiederum dieſe Hitze. Die Spicknadel hielt er wie einen Wurfſpieß nach dem Ehepaar zu gehoben, dann ſchrie er ſo gewaltig, daß Hans vor Angſt einen Querſprung machte: „Was gehen mich anderer Leute Bälge an? Stopft ihn aus, wenn ihr ihn nicht begraben laſſen wollt! Ihr Ochſenzeug, ihr!"

Elſe verlor ihre Geiſtesgegenwart nicht. Sie ſagte ganz ruhig: „Ich möchte wohl wiſſen, was der gnädige Herr Konſiſtorio dazu ſagte, Herr Pfarrer? Zu ſo gottloſen Reden, Herr Pfarrer? Aber das mag ſein, wie's will. Aber es wäre doch ſo übel nicht, dächt' ich, Herr Pfarrer, wenn die Herrn Pfarrer ſo täten, wie ſie einem vorpredigen. Wie zum Beiſpiel vom Samariter, wie der Pfarrer vorbeigezogen war und den armen Teufel hatte liegen laſſen.“

Der Herr Pfarrer hatte das Stückchen Speck aufgehoben und ſo ſauber abgeputzt, als möglich war.

Nun ſah er das Ehepaar mit einem unendlich ſüßen Lächeln an, verdrehte die Augen, legte die Spicknadel vorſichtig auf den Kirchenvater, dann ſchlug er ſeine Hände über ſeinem Magen zuſammen, daß es klatſchte. Dann erhob er ſeine Stimme und begann, als wenn er auf ſeiner Kanzel ſtehe, in ſeiner beliebten Weiſe, von den höchſten Tönen durch die chromatiſche Tonleiter allmählich herabrutſchend, bis er beim Punkte auf ſeinem tiefſten Tone feſtſaß, bald Löwengebrüll, bald Heimchengezirpe: „Wenn doch endlich, ewiger Vater, wirſt du dieſe lieben irrenden Brüder und Schweſtern ſo weit erleuchten, daß ſie die Begriffe trennen lernen? Wenn doch endlich wird ſie weichen, dieſe Nacht, vor deinem ewigen Licht, vor dem nichts Dunkeles beſtehen kann? Vor dem verdammten Geſchmeiße iſt auch nichts ſicher. Lieben Kinder, ich meinte damit nicht frevelnd Gottes Licht, ſondern die Fliegen, die meine frugale Speiſe hier zu verunreinigen ſich beſtreben. Seht ihr, Kinder, wohltätig ſollen wir ſein. Und ich als Menſch und Religionslehrer, ich ſollte nicht? Ja, meine Kinder, ich ſoll es; und tu' ich's nicht? Die Tränen werden für mich zeugen, die ich im geheimen getrocknet. Ich bin kein Phariſäer, der an die Straßenecke tritt und ruft: ‚Seht, wie ich gebe!‘ Nein. Heimlich, heimlich, ganz heimlich üb' ich meine Wohltaten, wo kein Auge ſie ſieht, wo kein Ohr ſie hört. Ja, wohltun muß ich als Menſch und Religionslehrer! Aber bin ich nur Menſch und Religionslehrer? Seht ihr, Kinder, hier liegt der Hund begraben: ich bin auch Beamter, habe als Beamter andere Pflichten. Die ſechzehn Groſchen verſchenkte ich nicht mir; nein, dem Amte verſchenkt' ich ſie, meinen Nachfolgern würd' ich ſie — verſchenken? nein, würd' ich ſie veruntreuen. Soll ich meinen Nachfolger beſtehlen, der vielleicht ein Mann iſt, der eine Frau hat, vielleicht Kinder, viele Kinder und — was hindert uns anzunehmen? — kein Vermögen? Es könnte ein Recht daraus werden, lieben Kinder. Und — wie ſchlecht werden wir überhaupt bezahlt, wir ſchweißtriefenden Arbeiter im Weinberg des Herrn! Wieviel iſt des, was wir tun müſſen! Wie wenig des, was wir bekommen! Das meiſte müſſen wir um Gottes willen tun!"

Hier neigte ſich der Paſtor über ſeinen Braten hin, als wenn er ſchweigend für ſich bete.

Elſe ſah wohl, daß der Paſtor die Gebühren nicht ſchenken würde. Sie ſagte zu Hans: „Es iſt nur gut, daß mich vorhin der Nachbar Klimm in ſeine Stube rief und mir das Geld gab, was er uns ſchon ſo lange ſchuldig war." Dann griff ſie in die Taſche, die ſie unter der Schürze hängen hatte, und brachte ein buntes Gemiſch von Geldſtücken und Brotkrumen zum Vorſchein. Der Herr Pfarrer machte Platz auf dem Kirchenvater und fuhr, während ſie das Geld aufzählte, in ſeiner Rede fort:

„Oh, wohltun laſſet uns! laſſet uns wohltun! Wohltun machet uns Gott ähnlich. Und oh, welch ſüßes Gefühl, wohltun! Wo iſt ein ſüßeres? Hingeben, hin — liebe Frau, der Groſchen hier möchte nicht echt ſein — hingeben, was man hat, ſich ſelbſt zum Wohl der Brüder — ſo, liebe Frau, das iſt ein anderer Burſche — was kann der Menſch Höheres erreichen auf dieſer Welt?"

Das Geld war aufgezählt und richtig befunden. Das Ehepaar hatte, wenn es heute noch nach der Stadt und wieder zurück wollte, keine Zeit zu verlieren. Elſe unterbrach deshalb den Herrn Paſtor, indem ſie ihm einen guten Abend wünſchte, der vielleicht nicht ganz ernſtlich gemeint war. Hans folgte ihr ſcharrend und Bücklinge machend. Der Herr Paſtor aber begleitete ſie predigend bis an die Treppe, und als Hans auf der unterſten Stufe den Kopf zurückwandte, ſtand er noch oben und ſtreckte die Hände mit der Spicknadel ſegnend über ſie hin.

Hans und Elſe waren noch nicht ſo weit entfernt von Birkenwalde, daß ſie den Giebel der ſtattlichen Paſtorwohnung nicht mehr hätten ſehen können, als Hans plötzlich ſtillſtand und zwar mit der Gebärde eines Menſchen, dem ein wichtiger Gedanke gekommen iſt. Hier zwiſchen den Kornfeldern und dem rauſchenden Buſch in der freien Natur war es ein ander Ding als in der Studierſtube des Herrn Paſtors. Hier hatte Hans ſich und ſeine Mannheit wiedergefunden. Er ſchnitt aber Elſen ein bärbeißig Geſicht und brummte: „Freilich! Lange Haare, kurzer Sinn, und das muß immer durch mit dem Kopfe. Die ſechzehn Groſchen an den Pfaffen — Donnerwetter! Aber du haſt ſie nur ſo zu verſchenken.“

Hier fiel auch Elſe aus ihrem Schritt, um ihren Herrn Gemahl verwundert ins Auge zu faſſen. Neugier war dabei in ihrem Geſicht zu leſen, aber nicht etwa eine Spur von Furcht oder dergleichen. Die Sache ſchien auch nicht ſo wichtig, um Zeit damit zu verlieren. Drum ſagte ſie bloß: „Was der einmal wieder hat?“ und wandte ſich wiederum ihrem Ziele entgegen. Schon beim dritten Schritte war ſie wieder im alten Takt. Hans aber riß mit einem Riß ſeine ehemals grautuchene Weſte auf, welche zuzuknöpfen er vielleicht eine Viertelſtunde gebraucht hatte — denn da war Bleiknopf an Bleiknopf, von oben bis unten vielleicht dreißig Stück. Dann warf er ſeinen Stock, den er zu dieſem Zweck nur erſt im Buſche abgeſchnitten, quervor auf den Weg, vergaß aber nicht, ſowie er an der Stelle vorbeikam, wo der Stock liegen geblieben, ihn wieder aufzuheben. Dazu gab er noch mancherlei Zeichen des Zornes von ſich, um die ſich aber weiter niemand bekümmerte als er ſelbſt. Darüber nur noch mehr erzürnt, ſah er ſich erſt einmal vorſichtig um, eh' er losbrach, und es war ſeltſam, wie ſehr der Ton ſeiner Stimme, je nachdem er ſich unbelauſcht wußte oder nicht gewiß war, ob er auch unbelauſcht ſei, mit dem Sinn ſeiner Rede kontraſtierte.

„Lange Haare, kurzer Sinn! Wunder wie geſcheut denken ſie ſich, daß ſie ſind,“ ſchrie Hans, „und ſchmieren“ — hier ſank ſeine Stimme zum Geflüſter — „ſo 'nem verd—ten Pfaffen 's nur ſo ins Maul.

Sechzehn Groſchen" – es war kein Lauſcher, nur der Wind war's geweſen, der die Büſche bewegt hatte; Hans brüllte wieder ſo laut wie vorher – „ſind ein Pappenſtiel, den arme Leute nur ſo aus dem Fenſter werfen. Hätten dem Balg das Zeug ſo abnehmen können, da wär' ſchon eine Urſache dageweſen; aber da muß ich's mit den Bauern verderben; da war ich kein Mann," – hier begann er wieder zu liſpeln – „wenn ich nicht hinrannte wie ein Ochſe und ſchrie" – nun brüllte er wieder – „Ich will's begraben!" – und nun wieder ganz heimlich – „Der Taler von dem Klimm war ſchwer genug verdient." – Nun wieder geſchrieen – „Hätteſt ihm doch noch die übrigen acht Groſchen ins Maul geſchmiert! Wir hatten das Ding, und den Balg konnte begraben, wer da wollte."

Hier blieb Elſe doch wieder ſtehen. Sie ſah ihren Herrn Gemahl mit unverhohlener Geringſchätzung an und ſagte ſo leiſe, wie einer ſpricht, der weiß, daß ſeine Worte den Nachdruck der gehobenen Stimme nicht bedürfen: „Du – du hätteſt das Goldſtück gefiſcht? Du Zittriax, der ſich vor einem toten Balg fürchtet? der im Rücken tut wie der Teufel und vor 'nem bißchen Pfaffen den Veitstanz kriegt, wenn der vor ihm ſteht. Und bei mir will ſich ſo'n Ding noch mauſig machen?"

Sie ſchien noch mehr ſagen zu wollen, aber Elſe war nicht die Frau danach, die Zeit mit unnützen Reden zu vergeuden, die der Tat gehörte. Schon war ſie wieder im Takt, und ihr Herr Gemahl trabte in grimmigem Schweigen hinter ihr her.

Wir aber laſſen das würdige Ehepaar ſeinem Groll und ſeinen Hoffnungen und verſetzen uns an einen Ort, an welchen uns zu folgen der geneigte Leſer ſich bedenken wird, wenn wir ihn nennen.

Aber unſerm Leſer wird bange. Das Gehör der Ziviliſation wird freilich in demſelben Maße empfindlicher, in welchem ihr Gewiſſen an Empfindlichkeit abnimmt. Es iſt nicht gut, das Gebrechen in einer Geſellſchaft zu nennen, die aus Gebrechlichen beſteht. Wir ſind ſchamhaft, nicht um die Tugend, ſondern um das Laſter zu ſchonen.

Wenn wir aber in gegenwärtigem Falle uns ſcheuen, die Sache mit ihrem wahren Namen zu nennen, ſo iſt's – unſern Leſern zum

Troſt ſei's geſagt — nur die Furcht, die äſthetiſche Empfindung für das Äußere und den Sinn für das Komfort zu beleidigen. Das letztere, das Komfort, iſt's beſonders, was dem Raume mangelt, in dem wir uns befinden. Wir werden aber, weil es bereits Nacht geworden, nichts gewahr als eben, daß es Nacht iſt und — daß hier nicht gebräuchlich ſein mag, ſchlechte Luft durch Lüften oder Räuchern zu verbeſſern. Das Gemach iſt ſo niedrig, daß wir kaum ſtehen können; uns zu ſetzen hält uns die Beſchaffenheit des Parketts ab. Es muß aber weiter ſein als hoch, denn wir brauchen unſer Gehör nicht eben anzuſtrengen, um ſchließen zu können: in dem Gemach befinden ſich außer uns noch zwei Schlafende.

Nicht lange, und dem eintönigen Laut des Atemholens geſellt ſich ein anderer. An einer der Wände des Gemaches klappert und klopft und flattert es ganz ſeltſam. Endlich läßt ſich auch eine leiſe, ſonderbar ſchnarrende Stimme vernehmen, die durch irgendeinen Ritz oder ſonſtige Öffnung in den Wänden, vielleicht durch ein Schlüſſelloch, hereindringen mag: „Auf! auf! Keine Zeit zum Schlafen! Auf! auf!"

Die ſeltſame Stimme tut noch mehr, um die Schläfer zu erwecken. Dazu läßt ſich ein Geräuſch vernehmen, als würden kleine Steinchen durch irgendeine Öffnung hereingeworfen.

Endlich erhebt ſich brummend jemand. Er ſcheint erſt eine Weile zu lauſchen, dann poltert's: „Wer iſt da? Wer, zum Guckguck?"

Drauf räuſpert ſich die Stimme draußen wunderlich ſchnarrend, und die im Gemache brummt, als hätte ſie das Schnarren für eine Antwort genommen: „Ihr, Jakob? Was wollt Ihr zu ſo ungewöhnlicher Zeit? Sind Holzdiebe in der Näh'? Da hätte doch wohl der Lips was geſagt! Iſt doch ſonſt munter genug."

So brummt's drin, von außen aber ſchnarrt es wieder: „Sollt's ſchon erfahren. Nichts Gutes, was ich bringe. Aber macht die Tür auf; mir iſt ſie zu ſchwer. Ihr ſeid aber wohl nicht allein? Man kann nicht reden, wie man will?"

„Immer redet zu, Jakob! Niemand als mein alter Ohm. Hört und ſieht nicht mehr recht. — Haben uns lang nicht geſehn, Jakob."

„Freilich, freilich, Jäger. Und waren ſonſt täglich beiſammen."

„Das war eine andere Zeit, Jakob, beim Steiger!“ Die brummende Stimme zitterte, wie ſie hinzuſetzte: „Daß er tot iſt!“

Nun mengte ſich eine altersſchwache hüſtelnde Stimme ins Geſpräch und fragte mit dem Tone eines Schwerhörigen: „Was? Was iſt?“

Die brummende Stimme rief ihm ins Ohr: „Daß der Steiger geſtorben iſt.“

„Wer geſtorben iſt?“

„Der Steiger! der Steiger!“

„Der Steiger?“ entgegnete die alte Stimme; dann ſetzte ſie wie feierlich erhoben dazu: „War ein guter Mann, ein guter Herr, der Steiger!“ Die alte Stimme ſchwieg; ſie dachte wohl an den Steiger.

Die ſchnarrende aber ſagte feierlich: „Iſt's nicht allein, der Steiger. Weißt du, ſein Kind —“

Die andere Stimme ſchrie: „Möcht' ihr die Hände noch einmal lecken, dann möcht ich meinetwegen —“

„Kannſt's, Jäger, kannſt die Hände lecken. Liegt tot im Birkental.“

Die ſchnarrende Stimme hatt' es kaum auszuſprechen vermocht vor Jammer. Die andere aber raſte brüllend und heulend auf, daß die alte Stimme ängſtlich zu fragen begann: „Was iſt's? Was hat er denn, der Jäger?“

Jakob ſchrie ihm ins Ohr: „Steigers Kind iſt tot.“

„Der Steiger? hm. War ein braver Mann, ein guter Herr, der Steiger.“

Jakob verſuchte nicht, dem Alten ſich beſſer zu verſtändigen. Es wäre ihm bei der Schwäche ſeiner und der Stärke von Jägers Stimme, der noch immer ſchrie, als wenn er am Spieß ſtäke, doch nicht gelungen.

Endlich gelang es dem Jäger, ſich zu faſſen. Er trocknete ſich die Tränen mit ſeinen Ohren ab, ſetzte ſich aufrecht und fragte noch immer ſchluchzend:

„Aber Ja—Jakob, wie ko—kommt's denn nur, daß Steigers Ki—Ki—Kind tot liegt im Bi—Bi—Birkental? Uhu?“

„Kann's nicht ſagen,“ entgegnete Jakob mit einer Stimme, der man es anhörte, wie ſchwer es ihm ward, gefaßt zu bleiben. „Seh' heut ein halbhundert Bauern ſtehen, nicht weit davon, wo der Birkenbach den großen Bogen macht. Denk' ich: Mußt ſehen, was es gibt. Standen ſie alle um ein totes Kind herum, und das tote Kind war Steigers Kind."

Jakob hielt einen Augenblick inne, welchen der Jäger mit Geheul ausfüllte. Dann fuhr er fort:

„Wollt' es keiner begraben, und 's war des Steigers Kind; kein einziger drunter, dem der Steiger nicht wohlgetan —"

„Wollt' es keiner begraben, Jakob? Keiner begraben, Jakob? Sollen ihre Waden in acht nehmen, das Geſindel! Uhu!"

„Kennſt doch das Volk, Jäger! Denken, 's iſt alles um ihretwillen da, daß ſie uns freſſen oder nach Gefallen einſperren und martern und ſchinden; und ſelbſt der liebe Gott iſt nur da wie eine alte Amme, daß er Schritt um Schritt nachgeht und die Hände vorhält, daß die ungezogenen Burſchen nicht gegen die Tiſchecken rennen. Dann, ſind ſie einmal lang nicht angerannt, dann ſchlagen ſie nach ihm und wollen nichts von ihm wiſſen, bis ſie wieder mal auf dem Hintern ſitzen und lamentieren; dann ſoll er gleich wieder daſein und helfen. Ja, Jäger, wollt's keiner begraben. Kamen noch zwei Advokaten aus der Stadt dazu und hetzten die Gemeinden zuſammen."

„Wo, Jakob, wo ſind die Advokaten? Konnten ſagen: ‚Schämt euch, Menſchen, und begrabt das Kind!' Jakob, ſoll mir einer lebendig das Fell abziehn, wenn ich nicht Brüderſchaft mache mit ihren Knochen."

„Die ſind noch in Birkenwalde, Jäger. Wir begegnen ihnen vielleicht. Hans wollt's endlich begraben. Dem war's aber um ein Ding, welches Steigers Kind um den Hals hängen hatte. Nahmen's ihm ab und ſind nun nach der Stadt zum Goldſchmied. War hinterher; im Buſch hockten ſie ſich nieder und holten's heraus, beteten das Ding an. War ein Gott, ſolcher Verehrer würdig. Träumten von Goldſtücken und 's war nichts als ein meſſingener Rechenpfennig; der hing an eben ſolcher Kette; der ganze Kram keinen Dreier wert. Haben ſechsmal ſoviel verzehrt ſeinetwegen, einen halben Arbeitstag verſäumt und dem Pfarrer ſechzehn Groſchen bezahlt, daß er's begraben ſoll. Geſchieht ihnen recht.“

Der Jäger aber ſprang plötzlich auf und ſchrie: „Führ' mich hin, wo's liegt! Führ' mich hin, wo's liegt! Will's beriechen, ob es Steigers Kind iſt. Will ihm die Hände lecken. Will's begraben und will auch ſterben, wie der Steiger geſtorben iſt und ſein Kind. Keiner von dem Menſchenvolk ſoll eine Pfote legen an des Steigers Kind. Uhu hu hu hu hu!“

Mit leichter Mühe drückt' er die Tür auf. Gerade der Tür gegenüber ſchwang ſich eben der Mond über die Berge herauf und ſtand nun plötzlich da und als ob er ſich ſelbſt verwundere, daß er ſchon da ſei. Ihm gegenüber hingen Wetterwolken drohend aufgerollt; aber er dachte: „Nun ich einmal ſo weit bin, kehr' ich nicht mehr um. Mit dem kecken Geſindel dort drüben will ich wohl fertig werden.“

Der Jäger aber wiſchte ſich mit ſeinen großen weichen Ohren das Waſſer aus den Augen, in welchem zwanzig Monde blendend ſchwammen, und ſchüttelte ſeinen Schwanz, womit er ſagen wollte: „So! nun laß uns gehen!“

Jakob aber ging als Führer voraus. Bald tat er das, Schritt vor Schritt vor dem Jäger herhüpfend, bald halb hüpfend und halb flatternd; bald flog er an einen Buſch am Wege, und wenn der Jäger ihn eingeholt, wieder auf einen andern. Der Jäger aber trabte ihm, wie er denn ein ſtarker rühriger Mann in den beſten Jahren war, rüſtig nach.

Oft genug wurden ſie von begegnenden Bekannten angehalten. Jakob erzählte ihnen, was ſie vorhätten; und hörten die Bekannten, daß es des Steigers Kind, welches Jakob und der Jäger begraben wollten, ſo erklärten ſie ſich ſofort von der Partie. Da war der Kammerjäger Murr; da waren Vetter Dachs, Spitz, Mops, Pinſcher, und wie Jägers Vettern alle hießen, eine große und angeſehene Verwandtſchaft; da war Meiſter Hänfling, Meiſter Stieglitz, da war Monſieur Fink, da war Rotbrüſtchen und Rotſchwänzchen, war Lerche, Grasmückchen und Nachtigall. Da wollte keiner zurückbleiben. Sogar aus der Familie Roß, Ochs und Eſel fanden ſich welche, die über die Einfriedigungen ſprangen, innerhalb welcher ſie weideten, als der Zug vorüberging, um Steigers Kinde die letzte Ehre mit zu erweiſen. Meiſter Jakob Star hatte das Leichenbitteramt übernommen und führte es zu aller, beſonders zu ſeines alten Freundes Jäger größter Zufriedenheit durch.

So ſehr der Zug ſchon angewachſen war und ſo ſehr er noch immer wuchs: kein einziger war darunter, der nicht Steigern ſelbſt noch gekannt oder doch von ihm erzählen gehört. Das Geſpräch, das man auf dem Wege hörte, hatte auch nur den Steiger zum Gegenſtand. Jäger, den immer beim zehnten Worte wenigſtens der Bock ſtieß, Jakob und Murr rühmten ſeine Milde im Hauſe, daß der Steiger nie ſich zum Eſſen geſetzt, ehe nicht für ſie und ihre Kollegen vollauf geſorgt geweſen; die Herren Roß, Ochſe und Eſel, die zwar nicht in ſeinen eigenen Dienſten geſtanden, erzählten, daß ihre Herren ſie nie ſchlecht behandeln dürfen, wenn Steiger in der Nähe geweſen, der ein großes Anſehen bei allen genoſſen, daß er dieſe Herren oft überredet, ihre Tiere täten mehr bei menſchlicher Behandlung; die Meiſter Goldammer, Fink, Stieglitz, Hänfling und Frau Amſel und ſo weiter verdankten, oder ihre Eltern hatten, wie ſie erzählten, ihm ihr Leben verdankt, da er ſie bei der großen Winterkälte vor ſoundſoviel Jahren in einigen Zimmern ſeines Hauſes mondenlang gratis beherbergt, ſie geſpeiſt und getränkt, ja ſogar die Zimmer zu ihrem beſſern Komfort mit den ſchönſten Tannen- und Fichtenbäumen ausmöbliert.

Der Zug war faſt an dem Punkte des Weges angelangt, an deſſen Seite ſich eine ziemliche Strecke weit ein tiefer Sumpf ausbreitet, als man Hufſchlag und das Raſſeln eines Wagens vernahm.

Jakob horchte einen Augenblick. Dann ließ er den Zug halten und ſagte: „Freunde und Vettern, das ſind die Advokaten aus der Stadt, von denen ich euch erzählt. Sollen ſie ganz ohne Denkzettel durchkommen?“

„Nein! Nein!“ ſchrie es, plärrte es, zwitſchert' es und brummt' es wie aus einem Munde.

„Gut!“ ſagte Jakob. „Hier iſt eine Schlehenhecke; hier legt euch in den Hinterhalt; ich will ihnen entgegen und ſie necken. Sowie ich euch ein Zeichen gebe, brecht hervor wie ein Mann und treibt ſie in den Sumpf.“

Der Rat wurde genehmigt, und das Heer verſteckte ſich hinter der Schlehenhecke. Jakob aber eilte dem Hufſchlag und Wagengeraſſel entgegen.

Jakob hatte nicht geirrt; es waren die beiden würdigen Herrn Icti, die, von einem Räuſchchen halbſelig, im bequemen Wagen ſaßen und von herrlichen endloſen Prozeſſen träumten und von unzähligen Goldſtücken, die ihre blaſſen Klienten mit bebenden Händen vor ſie hinzählten.

Da fühlte ſich Herr Doktor Fuſelius an der Perücke gezogen, einmal, zweimal, dreimal. Ärgerlich, in ſeinem ſchönſten Traum geſtört zu werden, ließ er einen unwilligen Ton hören, bewegte ſich aber nicht, weil er, noch halb träumend, fürchtete, den ſüßen Traum ganz zu verſcheuchen.

Aber es zupfte wieder und wieder. „Herr Kollege!“ lallte der Doktor Fuſelius, im Begriff, ernſtlich unwillig zu werden. Und doppelt unwillig, daß der gelallte Ruf nichts fruchtete, wiederholt' er den Ruf; denn wenn jetzt die Störung nicht nachließ, war der ſchöne Traum unwiederbringlich ausgeträumt.

Dem Herrn Juſtizrat aber hatt' es den Hut verrückt und wie mit höhnendem Finger auf dem Teil ſeiner Platte herumgeklopft, die dadurch ihre Deckung verlor. Der Herr Juſtizrat hatte erſt ſchlaftrunken etwas Drohendes gemurmelt; wie die Unbilde ſich wiederholte und wiederholte, wurd' er immer munterer und ſeine drohenden Reden in gleichem Maße verſtändlicher.

Nun flüſtert' es in des Doktors Ohr und zwar in das ſeinem Kollegen zugewandte: „Perückenſtock! Heda! Schlaft Ihr noch? Träumt, wie Ihr die Leute betrügen wollt?“ Während Doktor Fuſelius ſich müht, ſeine ſchweren Augen zu öffnen, um ſeinen Kollegen mit einem Zornesblick anzuſchaun, hört der Juſtizrat in dem Ohr, das dem Doktor zunächſt, ein Flüſtern: „Na, Glatzkopf, wieviel ſchindet Ihr noch, bis Euch der Teufel holt?“

„Herr Kollege!“ krächzt drohend der Doktor; „Herr Kollege!“ ruft der Juſtizrat noch drohender.

„Herr Rechtsverdreher! Herr Leutebetrüger!“ fügt ſich von hüben und drüben gerufen unmittelbar daran.

„Herr Kollege!“ ſchreien die Icti, wie Tiger aufeinander zufahrend. Der Doktor ſtößt dem Juſtizrat, den er bei der Kehle faßt, den Hut vom Kopf; er ſelbſt verliert durch einen ähnlichen Griff des andern Hut und Perücke zugleich.

Und wieder fügt ſich unmittelbar daran: „Spitzbube! Infamer Betrüger!“

„Herr Kollege!“ ſtöhnt der gewürgte Doktor, dem die Augen einen Zoll aus dem blauen Geſichte herausſtehen.

„Herr Kollege!“ röchelt der Juſtizrat halberſtickt. Und ſchon ſind ſie im hitzigſten Gefecht. Der Doktor beißt dem Juſtizrat wie ein wütender Hund in die Hand. Der Juſtizrat übt ſeine Nägel an der nackten Kopfhaut ſeines Feindes, die er vergeblich mit den Zähnen zu faſſen ſich müht. Das Gebrüll und Geröchel, von trompetenſtoßartigem Aufſchrei unterbrochen, weckt den ſchlafenden Kutſcher, aber zu ſpät. Denn nun ſind ſie an der gefährlichen Stelle; nun kommandiert Jakob das fürchterliche Vorwärts.

Da quäkt’s und pfeift’s, da brummt’s und brüllt’s — die wilde Jagd iſt ein Kinderſpiel dagegen — da ſtürzt es donnernd hervor aus dem Hinterhalt. Der Mond hat ſich in Wolken verkrochen vor Angſt. Die Pferde am Wagen bäumen ſich, dann brechen ſie wie raſend vom Wege ab; der Kutſcher fliegt über das Heer der Verfolger in die Schlehenhecke hinein. Der Wagen fällt um und ſchüttet die Icti, die der Schrecken in ihrer Athletengruppe verſteint hat, in den Sumpf hinein, wo er am tiefſten iſt. Die Pferde, die noch nicht zu tief hineingekommen, brechen wieder heraus. Lange noch hört man die wütend in den Boden hineinſchlagenden Hufe, das Zerkrachen des Wagens. Zuletzt klappern nur noch die Lenkſcheite hinter den wütenden Tieren her, die das Klappern nur wütender macht.

Unſere Leidtragenden aber, denen ihr Vorhaben ſo vollſtändig gelungen, halten ſich nicht unnötig bei den Advokaten auf, die der Trieb der Selbſterhaltung, der ſie nacheinander faſſen und einander gegenſeitig tiefer in den Sumpf ziehen heißt, nicht verſöhnt. Eine halbe Stunde lang müht ſich jeder, den andern von ſich loszumachen und ſich an ihm emporzuhelfen. Aber die Abendkälte nach dem halben Bad vermittelt einen Waffenſtillſtand, und — bei Gelegenheit eines fetten Prozeſſes ſollen ſie ſpäter zum Verderben ihrer Klienten vollſtändigen Frieden geſchloſſen haben.

Der Zug, der noch immer wuchs, näherte ſich ſchon dem Dorf Birkenwalde, als ein Herr, bis an den Hals in einen langen braunen Oberrock geknöpft, ihm entgegenkam, der ſtehenblieb und Augen und Ohren aufriß vor Verwunderung, einem ſo ſeltſam zuſammengeſetzten und zugleich ſo zahlreichen Heere zu begegnen. Es war aber dieſer Herr niemand anders als Meiſter Reinecke, der in Geſchäften daherum zu tun hatte. Jakob, der ihm die Neugierde am Wackeln der ſpitzen Naſe anſah, tat ſeines Amtes. Er erzählte Meiſter Reinecke die ganze Geſchichte von dem toten Kind.

Reinecke machte ein grimmiges Geſicht dazu, welches noch immer grimmiger wurde. Endlich fuhr er in ſeiner belfernden Weiſe los:

„Tot gebiſſen — warum habt ihr ſie nicht? Alle zuſammen, das Teufelszeug? Aber ihr ſeid ſelbſt ſo; ſeid Sklavenpack, das ſich ſchinden läßt! Habt keinen politiſchen Sinn, keine Ehre! Der Jäger dort iſt dreimal ſtärker als ich. Brauchte nicht ſklaviſch zu winſeln und zu wedeln. Wir ſind Vettern zuſammen. Aber wenn ſein Tyrann, der ihn eben blutig geſchlagen hat, ihn auf mich hetzt, vergißt er Kränkung und Stimme des Blutes und fällt mich an, als wär' ich ſein Feind. Jäger, was iſt aus deinem Stamm geworden! Deine Ahnherrn, würden ſie wieder lebendig, verachtend würden ſie die Schnauze abwenden von ihrem gefallenen Geſchlecht.“

Jäger wurde einigermaßen verlegen, dann brummt' er, als woll' er ſich ſelbſt damit beruhigen: „Was kann's helfen? Bin einmal ſo 'ne deutſche Seele.“

Jakob aber flog auf einen Strauch, der Meiſter Reinecke nahe,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

doch nicht zu nahe ſtand, und erklärte ihm, daß ſein Geſpräch ſehr lehrreich und angenehm, aber leider die Zeit mangle, mehr davon zu profitieren, da man noch etwas ſehr Wichtiges vorhabe. Woll' er an dem Leichenbegängnis teilnehmen, ſei er höflichſt dazu eingeladen.

Reinecke antwortete darauf, bei weitem nicht ſo zierlich, als er angeredet worden: „Begrabt euch ſelbſt, Bedientenbrut! Eure Seelen riechen längſt nach Moder. Soll ich hinter eurer Leiche hergehen und flennen wie ein altes Weib? Ich bin nicht ſentimental genug für ſolch romantiſch Geſindel, wie ihr ſeid, die ihr eure Zeit nicht begreifen wollt, und wenn ſie euch ohrfeigt nach Noten. Ihr müßtet denn einen fetten Leichenſchmaus in Ausſicht haben. Aber einen Vorſchlag will ich euch tun, ihr Sklavengezücht. Der Pfarrer von Birkenwalde hat zwanzig Stück Gänſe, die ihm an das Herz gewachſen ſind, eine fetter wie die andere – Gänſe, ſag' ich euch! – Aber was verſteht ihr von Gänſefleiſch?" Das ſetzt' er faſt verächtlich hinzu. „Eure Milchgemüter werden ſauer vor Entſetzen über ein männlich Vorhaben. Die Zeit der Liebe iſt vorbei; die Zeit des Haſſens iſt gekommen. Aber ihr Geſindel ſteckt eure Schnauzen nicht in den Herwegh. Ich will außer den Geſchäften kein Wort mehr an euch verlieren. Und ſo frag' ich euch nun in unſerer beider Intereſſe: Wollt ihr, während ich die Gänſe abtue, vor den Schlafkammerfenſtern des Pfarrers ſoviel Spektakel machen, daß er die Gänſe nicht ſchreien hört? Wollt ihr? Gut. Wollt ihr nicht? Auch gut. So geht und erſauft in dem Milchtopf eurer zahmen Gelüſte."

Da das Heer unſerer Leidtragenden den Vorſchlag vollkommen annehmbar fand, ſetzt' es ſich unter Begleitung Reineckens ſofort in Marſch. Sie hatten nicht mehr weit bis zu ihrem nächſten Ziele. Der Mond verſilberte, als woll' er ihnen helfen, einen Augenblick lang das Giebeldach des Pfarrhauſes ſo brillant, daß es weithin leuchtete durch die Nacht; und kaum, daß man am Orte angekommen war, ſtak er ſchon wieder, als läge ein geheimes Einverſtändnis zugrunde, bis über die Ohren unter ſeiner Wolkendecke, die er nur eben von ſich geworfen gehabt.

Zuvörderſt nun bemächtigte man ſich ſchweigend des Terrains.

Nachtigall, Lerche, Grasmückchen, Amſel und Droſſel und ihre Kollegen faßten auf einem großen Pflaumenbaum Poſte, der unmittelbar an der Wand ſich erhob, hinter welcher der Herr Paſtor ſchlief. Jäger und Verwandtſchaft erkletterten, ſo gut es gehen wollte, einen ganz nah gegenüberliegenden Stoß Holz; die Kammerjägerei hatte ſich bereits des Fenſterbrettes und des Gerüſtes vor dem Fenſter bemächtigt, auf welchem im Herbſt pflegten die Kürbiſſe getrocknet zu werden. Die größeren und ſchwerfälligern Mitglieder des Orcheſters ſtanden unten im Halbkreis um das Haus herum.

Jakob gab als Kapellmeiſter das Zeichen zum Beginn.

Das war denn nun freilich ein Konzert, gegen welches alle Muſikfeſte der Welt nur Kinderei ſind. Zwanzigtauſend Gänſe hätten ihr Hülfsgeſchrei im Stalle ertönen laſſen können; der Herr Pfarrer würde nichts davon vernommen haben. Das war, als hätte die Erde ſelbſt Bauchkneipen bekommen und erhebe ihr Schmerzgeſchrei zum Himmel. Das war ein Pfeifen wie von hundert überblaſenen Pickelflötchen; dazu ein Flügelſchlagen, das wie Hohngelächter der Hölle in die Ohren ſchnitt; das war ein Geheul, wie es hundert Poſauniſten vergeblich erſtreben, wenn ſie ihr Inſtrument während eines ausgehaltenen Tones zwanzig- und mehrmal zuſammen- und auseinanderſchieben. Das war ein katzenjämmerliches Mauen, das nicht zu vergleichen iſt, weil die ganze Welt nichts hat, dem es verglichen werden könnte. Das war ein Yahen, ein Wiehern, ein Blöken und ein Brüllen, vor dem die Hölle ſelbſt Reißaus genommen haben würde.

Als müßten auch ſie ihr Teil zu dem Konzerte geben, brüllte drin vor dem vermeinten Beginn des jüngſten Tages, in Todesſchweiß gebadet, der Herr Paſtor ſtatt eines Gebetes das griechiſche und hebräiſche Alphabet, den ganzen Reſt ſeiner Philologie, ſang die Köchin in ihrer Verwirrung den Choral: „Nun freut euch, liebe Chriſtengemein“; aber der Herr Pfarrer und die Köchin hörten einander, ja ſich ſelbſt nicht vor dem Lärmen aller Lärmen.

Endlich kam Herr Reinecke wieder mit blutigem Maul von ſeiner Expedition zurück, Lippen beleckend und pfotenreibend vor innerem Behagen. Es war aber nicht leicht, dem Konzert ein Ende zu machen, da das nur auf mimiſchem Wege möglich war. Doch war es endlich gelungen. Man nahm Abſchied von Reinecke, der eben eine von den eroberten Gänſen dahinſchleppte, wo ſie ihre gewohnte Geſellſchaft nicht lange miſſen ſollte, verließ jubelnd über die gelungene Rache den Pfarrhof und ſchritt nun dem eigentlichen Zwecke der Wanderſchaft entgegen.

Nun war man ſchon im Birkentale, nun ſchon, wo der Birkenbach den großen Bogen macht; dort glänzte das weiße Gewand, dort lag des Steigers totes Kind.

Kaum war es ſichtbar, als der Jäger wie ein Raſender dahinrannte und nun winſelnd, auf allen Vieren ſich fortſchiebend, nach dem Kinde zukroch, um es mit hundert Zungen zu lecken — die wütende Schnelle, mit der er dies ausführte, ſchien ſeine Zunge zu verhundertfachen —, nun heulend hoch aufſprang, dann wieder kroch und wieder aufſprang und zuletzt in der Selbſtvergeſſenheit des Schmerzes wie zum Todeskampfe ſeine Vettern anfiel, als dieſe das Kind ſo ſanft, als ſie vermochten, aufhoben, um es in den nahen Buſch zu tragen. Hier werd' es, hatte Jakob gemeint, ein ruhigeres Grab finden als auf der Wieſe, wo es lag. Jakob mußte all ſeine Beredſamkeit, all die Gewalt, die er als treueſter und älteſter Freund des Jägers über dieſen beſaß, zuſammennehmen, um ihn von den Übertreibungen zurückzuhalten, zu welchen ihn der Wahnſinn ſeines Schmerzes immer von neuem verleiten wollte.

Jägers Vetter Dachs und ſeine Söhne arbeiteten unterdes mit eifrigem Bemühen an der Aushöhlung des Grabes. Nun ſchien dies tief genug. Jäger, nun mehr gefaßt als vorhin, ließ ſich's nicht nehmen, das Kind ſeines geliebten ehemaligen Herren ohne fremde Hülfe in ſein letztes Bett zu bringen. Nur Jakob durfte ihm behülflich ſein, und dieſe Hülfe durfte ſich nicht weiter erſtrecken, als daß er das Kleidchen der Kleinen zurechtzupfte, wo es ſich verſchob.

Nachtigall aber und Kollegen ſaßen in den Birken über dem Grabe; während Jäger das Kind hineinhob und während Dachs und Söhne das kleine Grab wiederum mit Erde ausfüllten, warfen ſie Samenkörner der ſchönſten Wieſenblumen auf Kind und Grab herab und ſangen ſo wunderbar rührend, daß ein Menſch, der ſie gehört hätte, die Tränen nimmermehr hätte zurückhalten können.

Kaum war der letzte Raſen aufgeſetzt, als Jäger mit einem wütenden Aufſchrei ſich über den Hügel warf und dann ſchweigend ſo liegen blieb und für niemand mehr eine Antwort hatte, ſelbſt für den alten treuen Jakob nicht. Die anderen gingen alle heim; Jäger blieb ſtumm auf dem Hügel liegen, und Jakob ſetzte ſich auf die Birke über dem Hügel, von welcher er bekümmert herabſchaute auf den Hügel und auf den Jäger, bis er einſchlief.

Von dieſer Nacht an wurden beide vermißt, der Jakob und der Jäger. Die erſten Nächte darauf ließ ſich in dem Buſche ein ſolch ſchaurig Geheul vernehmen, daß das Plätzchen in den Ruf kam, es ſei da nicht geheuer, und kein Menſch mehr wagte, in den dichten Buſch hineinzugehen. Das Geheul aber kam von dem Jäger, der nicht aß noch trank und Tag und Nacht auf dem Hügel lag, ohne mit irgend jemand zu verkehren, ſelbſt mit Jakob nicht. Dieſer ſaß ebenſo unbeweglich auf ſeiner Birke, hatte ſeine Federn dick, dick aufgeblaſen und ſah nur immer mit ſeinem traurigen Geſicht auf den Jäger und das kleine Grab herab. Eines Morgens war der Jäger tot von dem Hügel herabgefallen. Jakob verließ nun zum erſtenmal ſeine Birke. Seine letzten Kräfte ſuchte er zuſammen, ſeinen Freund Jäger ſo gut zu begraben, als er könnte. Er grub Stückchen Moos und Raſen aus, womit er ihn bedeckte. Aber kaum war ſeine Arbeit beendigt, als er ſelbſt tot auf ſeinem alten Freunde niederſank.

Nirgends aber in der ganzen Gegend hört man ſo wunderbar ſchönen Vogelgeſang als an dem heimlichen Plätzchen. Und alljährlich ſchmückt ſich der kleine Hügel mit den ſchönſten und duftendſten Blumen. Die Leute, die dort herum wohnen, glauben, unſichtbare Hände ſeien dabei im Spiel. Darum wagt es keiner, eine Blume von dem Hügel zu brechen. Wer an ihm vorübergeht, faltet, von einem leiſen Schauer gefaßt, die Hände und betet ein leiſes Vaterunſer.

Vorlagen, Entwürfe und Lesarten

Bei der Herſtellung dieſes Bandes wurde der Herausgeber von ſeiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch Max Hecker unterſtützt.

I.

Das Hausgesinde.

(S. 1—32.)

1. Handschriften

nicht erhalten.

2. Drucke.

E: Das Hausgeſinde. / Eine Laune / von Euphraſia. in Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Leſewelt. Elfter Jahrgang. 1840. Herausgegeben von C. Herloßſohn in Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig. 4°. Nr. 80, Sonntag, den 19. April, Sp. 633—637. Nr. 81, Mittwoch, den 22. April, Sp. 641—646. Nr. 82, Donnerſtag, den 23. April, Sp. 649—653. Nr. 83, Freitag, den 24. April, Sp. 657—661. Nr. 84, Sonnabend, den 25. April, Sp. 665 bis 669. Nr. 85, Sonntag, den 26. April, Sp. 673—680. Nr. 86, Mittwoch, den 29. April, Sp. 681—686.

Der Verfasser ist nirgends genannt, die Autorschaft Ludwigs aber durch zahlreiche Briefstellen gesichert.

Fehlt in allen bisherigen Ausgaben.

3. Entwürfe.

D: Diarium I. Goethe- und Schiller-Archiv (VII 9) Blatt 46, *a*, *b*. Enthält den Entwurf zu einem Lustspiel „Das Hofgesinde". Vor dem Schema ein Datum: Juni 39. Dasselbe Datum über: II. Act.

Scenerie. I. Act.

1ſter Theil [zuerst Sz.] Feſt. Muſik. Die Bauern und Hausbedienten tanzen und zechen. Expoſition. Der Graf läuft dem Mädchen nach, die ihm entweder entläuft oder durch die dazwiſchen kommende Gräfin geſichert wird. Befehle an den Kammerdiener, der ſeine eigentliche Herzensmeinung dem

Publikum offenbart. Gouvernante und Hausmeiſter geben der Gräfin Winke, die ſie begierig auffaßt, daher ihr Entſchluß, zu lauſchen. Dabei tun der Hausmeiſter und die Gouvernante allerlei bei Seite. Gärtner ſpricht mit Röschen. Die Urſache, warum ſie einander nicht heuraten ſollen. Rendezvous verabredet. Feſt geendigt. Alſo

I. Act.

1. Sz. Chor und Tanz.
2. Sz. Hausmeiſter. Gouvernante.
3te Sz. Gräfin. Hausmeiſter. Gouvernante.
4te Sz. Graf. Kammerdiener. (Intriguen gegen den Hausmeiſter.)
5te Sz. Kammerdiener.
6te Sz. Graf. Röschen.
7te Sz. Vorige. Gräfin.
8te Sz. Andres. Röschen.
9te Sz. Feſt geſchloſſen. Geſchichte mit dem Schmuck. Graf. Kammerdiener. Auftrag.
10te Sz. Gräfin, die gelauſcht hat.
11te Sz. Vorige. Andres. Auftrag.
12te Sz. Andres pp.

II. Act.

Dunkel.

1ſte Szene. Andreas. Gärtnerburſche im Verſteck.
2te Sz. Kammerdiener mit ſeinem Entſchluß, durchzugehen mit Röschen.
3te Sz. Andr. Kammerdiener Kaſten abgenommen. Andres will ihn fangen. Mit einander ab.
4te Sz. Hausmeiſter, Gouvernante bringen ihre[n?] Kaſten. Vorrechnen. Zwiſt im Theilen. Frieden, um einander deſto beſſer betriegen zu können. Lärmen. Sie tragen den falſchen Kaſten ins Gebüſch.
5te Sz. Andres kommt ärgerlich, daß er den Dieb nicht erwiſcht hat, tröſtet ſich aber mit ſeinem Glück. Er will gleich zur Gräfin, findet aber ſeinen Kaſten nicht. Gouvernante huſtet — er denkt, es iſt Röschen, und vergißt alles andere. Er hält ihr die Augen zu, die Alte, die ihn für den Hausmeiſter hält, tut ſpröde pp. er ſei ſo ſtürmiſch; ſie heult über ihren guten Ruf pp. fragt aber dazwiſchen immer ganz proſaiſch, ob er den Kaſten ordentlich verſteckt habe. Andres: Aha! pp. Wie er im Gebüſch ſucht, nachdem ſie ab iſt, [bricht ab]
6te Sz. Der Hausmeiſter, der ſeine Gefährtin betriegen will, erſchrickt, daß der Kaſten mitten daſteht, verſteckt ihn bei einem Geräuſch ins Gebüſche, [bricht ab, da Bl. 47 und 48 fehlt.]

4. Lesarten.

Unserem Abdruck ist *E* zugrunde gelegt, das jedoch offenbar Korrekturen durch den Herausgeber erlebt hat. Daher wurden gemäss den Prinzipien der Ausgabe Formen, die beim jungen Ludwig sicher belegt sind, wie heuraten für heiraten, Kniee für Knie, knieen für knien wieder eingesetzt. Dagegen musste das Ludwigsche mälig in mählich verändert werden.

4,16 carte] charte *E* 26 fünfzig] funfzig *E* **8**,30 Wie? was?] Vielleicht ist hier der Schluss der Redensart Verſtehſt du mich? ausgefallen **9**,12 Iſt's denn] Iſt denn *E* **10**,3 ſich] fehlt *E* **11**,26 ſollte] ſolle *E* **12**,4 Zytiſus] Cytiſſus *E* **13**,24 Da] Daß *E* **14**,12 Sie] ſie *E* 25 wahrer] unwahrer *E* **15**,18 Euer] Eure *E* 30 Euer] Eure *E* **17**,33 Ihre] ihre *E* **20**,4 ihm, dem] ihm, den *E* 19 bekämſt] bekömmſt *E* 23 Spiräe] Sperea *E* **21**,33 jemand] fehlt *E* **24**,22 Du] fehlt *E* **26**,32 möchten] möchte *E* **27**,8 Begebenheit] Hier ist wohl der Text verderbt. Er wurde trotzdem beibehalten, da der Ersatz unsicher ist. Am ehesten würde Beredſamkeit passen. **28**,11 nicht] fehlt *E* 28 Teuerſte] Teuere *E* **31**,11 die] eine *E* 15 fünfzigmal] funfzig Mal *E* **32**,11 Röschens] Röschen *E*

II.

Die Emanzipation der Domestiken.

(S. 33—106.)

1. Handschriften.

Die Originalhandschrift dieser Novelle hat sich ebensowenig erhalten wie die Reinschrift, die der Dichter beim Herzoge Bernhard von Sachsen-Meiningen einreichte, und auf Grund deren Bechstein sein in der Einleitung erwähntes Gutachten abgab. Sterns Angabe in seiner Biographie S. 144: „Die Reinschrift der Novelle „Die Emanzipation der Domestiken“, die in der Kabinettsbibliothek des verstorbenen Herzogs Bernhard von Meiningen bewahrt wird, ist augenscheinlich von Kramers Hand“, erweckt zwar den Anschein, als habe er sie selbst gesehen; sie müsste also um 1890 noch vorhanden gewesen sein. Doch wissen weder das Oberhofmarschallamt noch der Kabinettsbibliothekar des regierenden Herzogs, Herr Professor K. Eichhorn, die die Auflösung der Bibliothek des verstorbenen Herzogs vorgenommen haben, etwas über den Verbleib der Handschrift zu berichten. So bleibt nur die Möglichkeit übrig, dass Stern sich auf die Aussage Kramers verlassen hat, der wohl annahm, dass die Handschrift noch in der Kabinettsbibliothek vorhanden sei.

2. Drucke.

E: Die Emanzipation der Domeſtiken. Novelle. in Zeitung für die elegante Welt 1843 [Red.: Dr. Heinrich Laube] Leipzig, Leopold Voß.

Erſter Band. (Nr. 1—26). Nr. 24, 14. Juni, S. 570—578. Nr. 25, 21. Juni, S. 594—601. Nr. 26, 28. Juni, S. 619—629.

Zweiter Band. (Nr. 27—52). Nr. 27, 5. Juli, S. 645—656. Nr. 28, 12. Juli, S. 671—678. Nr. 29, 19. Juli, S. 693—702.

Der Verfasser wird erst im Inhaltsverzeichnis derjenigen Nummer genannt, die den Schluss der Novelle enthält, sowie am Ende der Novelle: Otto Ludwig v. Eisfeld.

Wie schon aus dem in der Einleitung herangezogenen Briefe Ludwigs an Laube hervorgeht, hat der Dichter auf Wunsch der Redaktion die Novelle gekürzt. Wahrscheinlich hat aber Laube auch nachher stilistische Änderungen vorgenommen.

Von den neueren Ausgaben nur in der von Adolf Bartels besorgten enthalten (Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig, Max Hesses Verlag [1900]).

3. Entwürfe.

D: Diarium II. Vom 5.t. Auguſt 1840 — (Oktober 1840) Leipzig. Goethe- und Schiller-Archiv (VII 10.)

Auf den letzten Seiten des Leipziger Tagebuches finden sich flüchtige Notizen, die den ersten Entwurf der Novelle zeigen. Die ersten beiden Seiten des Entwurfs (*Da*) mit der Datierung vom 15. Okt. 1841 zeigen ein anderes Stadium der Komposition als das Folgende (*Db*), was schon äusserlich durch die andere Numerierung deutlich wird. Ob jedoch *Da* älter ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da es aus Raummangel vorweg geschrieben sein kann. Dahinter sind offenbar einige Seiten herausgerissen worden, so dass *Db* mit Nr. 6 anfängt. Nr. 6 und 7, die zusammen eine Seite einnehmen, sind durchgestrichen, was Ludwig auch sonst mit erledigten Entwürfen zu tun pflegte. Da aber diese Streichung sich nur auf die eine Seite bezieht, so bleibt die Möglichkeit offen, dass *Da* anstelle von Nr. 6 und 7 eingesetzt werden sollte, die sich allerdings nicht völlig mit *Da* decken.

Die Schrift zeigt die fliegende Feder des Schreibers; Tintenklexe, Abbreviaturen, Einschachtelungen, Anmerkungen vervollständigen das Bild dieses Urentwurfs.

Die Anordnung des Abdrucks folgt der Reihenfolge der Notizen in *D*.

[*Da.*]

Oktober 15.t. 1841. NB. Daß die Gräfin die Verſprochene iſt!

Plan zur Emanzipation der Domeſtiken.

a. Der Pſeudopolizeidirektor erzählt vom Räuberhauptmann, der die Räubereien anderer Banden beſtraft.

b. Anſtatt der Theorie des Arztes Erzählung von der Ermordung des Legationsrats. Aus a und b von der Gräfin geſchloſſen, der Wunde (zuerst: Gefangene) möge der Hauptmann ſein. Schrecken. Nein!

Vorher ſchon erzählt, eh' der Pſeudo kommt. Befehl der Gräfin, nach der Polizei zu ſchicken. Leidenſchaftliche Szene zwiſchen beiden Gräfinnen, darauf Widerruf des Befehls, der *nun* erſt vollzogen wird. Der Pſeudo hat ſich da noch nicht als Polizeidirektor zu erkennen gegeben; die Gräfin erſchrocken von Neuem, da der nun den Wunden, von dem vorher erzählt, ſehen will und der Verlegenheit ſich bedienend, ſein ganzes Anſehn zeigt. Pſeudo gibt ſpäter vor, ein Kundſchafter habe die Nachricht gebracht, daß die Räuber noch dieſe Nacht, gegen 2 Uhr einbrechen wollen. Deshalb ſollen die Bedienten verſchickt werden, einer dahin, einer dorthin, die daſelbſt ſtationierenden Polizeioffizianten zu holen. Durch die Verbergung des Räubers und die verdächtigende Verlegenheit verdächtig ſollen die Gräfinnen alle Schlüſſel beitun pp. Großes Benehmen der Gräfinnen. Poßierliche Vorfälle mit den Dienſtboten, die allerlei Urſachen machen, aber nicht folgen. NB. vorher die beſoffene zweite Sitzung der Domeſtiken. Tore verſchloſſen. Dann Pech. Kundſchafter. Pſeudo drückt ſich. (Vorher hat er das ganze Haus beſetzen laſſen wollen. Domeſtiken widerſetzen ſich, ſelbſt als die Gräfin den Befehl wiederholt.)

[*Db.*]

6. Erſt Unterhalten (oder Zeitung) über die Räuber mit einem Fremden, der vor dem Wetter einkehrt. (Dieſer Fremde wird vom ſpäter Kommenden als Polizeidirektor begrüßt. Arzt erzählt die Geſchichte.) Beſchreibung des Hauptmanns, Stockdegen und wie er über fremde Räuber Gericht hält. Schwarzes Haar, Auge, edle Geſtalt und feines Betragen.

Es ſoll ihm ſchlecht gegangen ſein pp. Auch von Rang. Der Gräfin Abenteuer erzählt. Werning. Wie? Werning? „Sein Geiſt.“ Er ermordet – wahrſcheinlich aus Privathaß des Hauptmanns. Der Kutſcher hat geſehen, daß ihm Stockdegen und Brieftaſche genommen worden. (Vielleicht er nur geprügelt. Schreck der Gräfinnen nicht zu verbergen).

7. Geſpräch der Gräfinnen. Befehl der Alten, die Polizei zu holen, nach den Vorſtellungen der Jungen, die ſich nicht kompromittieren laſſen will, zurückgenommen, nun aber erſt ausgeführt. (Zu ſpät.) Szene der Jungen mit dem

nun zum Bewußtſein gekommenen Helden, der nicht weiß, wie er daran iſt. Bei den Domeſtiken. Linke Verſtand. Einer jagt zu Pferde davon.

8. Polizei(Pſeudo)-Direktor kommt. Allgemeine Verlegenheit. Er ſagt, durch Kundſchafter erfahren zu haben von einem Einbruch. NB. Der Polizeiinſpektor des Nachbarlandes, deſſen Grenze gerade durch das Schloß geht.

Die beiden Fremden ſprechen mit einander.

Pſeudo-Polizeidirektor: Es heißt, der Räuberhauptmann halte ſich im Schloſſe auf. Hausſuchung. Artigkeit. Alles in Schrecken gejagt. Pſeudo will die Diener fortſchicken, die Schlüſſel haben. (Punſch! Jäger mit ſeinem Hund, den er emanzipieren will.) Dieſe ſind alle verlegt, jene gehen nicht, trotzdem, daß die Gräfin befiehlt. (Der Küchenjunge, den ſie noch endlich aufgabeln, ſagt: Frau Gräfin, laßen's Sie nur gehen; es iſt merkwürdig, was geſchieht. Freimaurerei; auch erzählt er, daß er in Stahl geſtochen werde.

Ich darf nicht, ſonſt werde ich nicht in Stahl geſtochen pp. Einer ſpricht von Verewigen; der andere ſagt verblümt von dem Bunde – ſo eine Art Freimaurerei pp.)

Geſpräch der Jungen mit dem Pſeudo. Er legt ihr's nah, daß ſie den Gefangenen befreien kann. Während der Verhandlung kommt einer. Vorgeben und plötzlicher Aufbruch.

9. Der wirkliche Polizeidirektor, der von einem ſchon gefangenen Räuber erfahren, der Räuberhauptmann ſei hier unter fremdem Namen. Neue Händel! Junge Gräfin behauptet, das Zimmer gehöre in die andere Grenze. Der Polizeidirektor hat zuerſt ſeine Freude ausgeſprochen, die Verlobte ſeines Freundes kennen zu lernen. Oder hat man's in einem frühern Geſpräch der Gräfin erfahren. Die Junge, aufs Äußerſte gebracht, weckt im Hineingehen in das Zimmer, (NB. Seit der Kranke zu ſich gekommen, beſucht ihn die Junge nicht mehr), indem ſie ſich ſchützend vor den Kranken ſtellt, ihr Los ſei an das ſeine gebunden. Händel, denen zufolge der Held ſich aufrichtet, nachdem der erſte Polizeidirektor gefangen eingebracht. Erkennung. Zuletzt begeiſterte Rede des Haushofmeiſters an die Domeſtiken, darin er beweiſt, daß der rechte Verſtand und die Emanzipation die Herrſchaft gerettet. (NB. Er fragt, ob ſein Jugendfreund pp.) Der Jäger geſteht ſeine Zweifel wegen des allmählichen langen Nachſinnens des Haushofmeiſters ſelbſt, fühlt ſich aber durch die Folgen beſiegt.

4. Lesarten.

Dem Texte ist *E* zugrunde gelegt. Auch hier sind bei Ludwig sicher belegte Formen wieder eingeführt, wie heuraten für heiraten, Hülfe für Hilfe, Gehülfe für Gehilfe, Kniee für Knie. Dagegen musste mälig in mählich, Gränze in Grenze umgewandelt werden.

35,2 entgehen wird] dahinter Absatz *E* 7 durch] fehlt *E* 13 Daſeins] dahinter Absatz *E* 18, 19 Leben] dahinter Absatz *E* 23 Ähnlichkeit] dahinter Absatz *E* 36,8 iſt] dahinter Absatz *E* 12 Feinde] dahinter Absatz *E* 15 können] dahinter Absatz *E* 28 Einrichtungen] Einrichtung *E* 33 aushalten] dahinter Absatz *E* 38,24 Sirenenſang] Syrenenſang *E* 43,16 aus der] aus dem *E* 45,18 hört'] hört *E* 48,34 beglückenden] beglückend *E* 51,9 geflockt] gepflockt *E* 34 den einen] dem einen *E* 52,4 mich] mir *E*. Es ist wohl ausgeschlossen, dass gerade der Kammerdiener der gebildetste unter den Domestiken, durch Verwechslung von mir und mich charakterisiert werden sollte. Da sich dazu auch weiterhin keine Anhaltspunkte ergeben, liegt wohl Druckfehler in *E* vor 53,25 Ja] Je *E*. Änderung nach Analogie der Heiterethei 30 Wert] dahinter Absatz *E* 55,2 Domeſtiken] dahinter Absatz *E* 56,18 bewährtem] bewährten *E* 59,25 wie] die *E* 30 deſſelben] demſelben *E* 65,17 mit der] mit denen *E* 67,14 auch] fehlt *E* 69,3 uns] Hier bricht in *E* die dritte Fortsetzung ab, die Pause in der Erzählung ist jedoch nicht bedeutend genug, um einen Kapiteleinschnitt vorzunehmen. 71,4 Strafbaren] dahinter kein Absatz *E* 19 werden] wurden *E* 73,10, 11 getroffen] dahinter Absatz *E* 21 möchte] dahinter Absatz *E* 74,21 beherbergen?] dahinter kein Absatz *E* 75,5, 6 erweckt] dahinter Absatz *E* 79,2 Täußer] dialektische Form für Däuſer 80,26 wohl] nicht *E* 88,10 Oberpolizeidirektor] Polizeidirektor *E* 91,20, 34 Oberpolizeidirektor] Polizeidirekter *E* 92,2 nahmen] nahm *E* 3 hätten] hätte *E* 93,26 Oberpolizeidirektors] Polizeidirektors *E* 97,33 glaube] dahinter Absatz *E* 99,14 machen] dahinter Absatz *E*.

III.

Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen.

(S. 107—174.)

1. Handschriften.

H: Von Ludwig selbst geschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 18). Der Umschlag von grauem Papier trägt die Aufschrift von Adolf Sterns Hand: Die wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen von Otto Ludwig. (Abgedruckt in den Grenzboten 1890 Nr. 47—51). Das innere Titelblatt trägt links oben von Moritz Heydrichs Hand den Signaturvermerk: I 3, von Ludwigs eigener Hand den Titel: Die wahrhaftige Geſchichte/von den/drei Wünſchen. Der Name des Verfassers ist offenbar von Wetzstein hinzugeschrieben worden: von Otto Ludwig von Eisfeld. 84 Seiten Kanzleiformat, beiderseitig beschrieben.

Die Seitenüberschriften geben die Titel der einzelnen Teile wieder. Sorgfältige Reinschrift, die nur wenige Korrekturen aufweist, und zwar finden sich: 1. Verbesserungen von Ludwigs Hand mit gleicher Tinte. 2. Verbesserungen in Ludwigs späterer Handschrift mit anderer Tinte. 3. Zwei Einfügungen, wahrscheinlich von der Hand Wetzsteins. Da diese freigelassene Lücken ausfüllen, sind sie wohl mit Ludwigs Einwilligung erfolgt und mussten daher berücksichtigt werden. 4. Bleistiftkorrekturen, die offenbar von Adolf Stern herrühren und daher nicht beachtet zu werden brauchten.

2. Drucke.

Zu Ludwigs Lebzeiten ist die Novelle nicht erschienen. Sie wurde erst aus dem Nachlass zuerst in den „Grenzboten“ veröffentlicht. (Die Grenzboten. Zeitſchrift für Politik, Literatur und Kunſt. 49 Jahrgang. IV. Vierteljahr. Leipzig. Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1890. S. 377—388. 419—433. 480—486. 521—530. 570—578.) In der gleichen Form, die eine Anzahl kleiner stilistischer Veränderungen aufweist, nahm Adolf Stern die Novelle in seine Ausgabe hinüber (Otto Ludwigs geſammelte Schriften. Zweiter Band. Herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891. S. 395—476). Einige dieser Abweichungen sind dann von Adolf Bartels (Otto Ludwigs Werke in ſechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig. Max Heſſes Verlag. 1900. Band III S 67—127) beseitigt worden. Einen sorgfältigen Abdruck der Handschrift bot Carl Schüddekopf (Otto Ludwig, die wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen. Leipzig 1907. Privatdruck in 99 Exemplaren für den Leipziger Bibliophilenabend 1907).

3. Entwürfe

nicht erhalten.

4. Lesarten.

Zugrunde gelegt wurde *H*, von dem nur in wenigen Fällen gemäss den Prinzipien der Ausgabe abgewichen wurde. Die Formen Madam und Madame mussten einheitlich geregelt werden. Bei den indischen Namen wurde an der Ludwigschen Form festgehalten, nur der Genitiv Brama in Brahmas geändert. Die Akzente in den Eigennamen Ahinſá und Gálava wurden als nicht unbedingt nötig weggelassen.

110,3 den Autorenembryo] zuerst das Autorenembryo *H* 11 Fleiſchergaſſe] Einfügung Wetzsteins in eine Lücke, die Ludwig im Texte gelassen hatte *H*

112,27 große Tränen] zuerst Tropfen *H* **113**,21 ſahen] ſahe *H* **114**,29 derſelben] am Rande; im Text unterstrichen derjenigen *H* 31 um das andere] und das andere *H* **115**,11, 12 in dem .... dieſes] zu ergänzen ist aus dem Folgenden Papierchen. Diese Konstruktion kommt bei Ludwig öfter vor, z. B. **16**,29, 30 **186**,1 32 Dherma] zuerst Dermas *H* **117**,18, 19 Dieſes ..... anſtrebende] zuerst Sein ..... Daher steht in *H* noch anſtrebendes **118**,2 Fiaker] Fiakre *H* 18 Tyrannin] Tyrann *H* **120**,1 Sirenentönen] Syrenentönen *H* 12 Fiaker] Fiakre *H* **121**,25 Galava] *H* hat beidemal Bálava **123**,9 wiſſen] zuerst wußte *H*. [Spätere Verbesserung Ludwigs **127**,5 Koil] Der Vogel heisst gewöhnlich Kokila 28 Brahmas] Brama *H* **132**,4 kleinen] zuerst großen *H* 30 ging'] ging *H* 32 Nauplius] zuerst Flötenſpiel *H* **134**,8 Grenadier] Granadier *H* 13 anfängt] anfangt *H* **135**,5 das will ich ihm ſtecken] zuerst das ſoll er ſehen *H* **136**,5 kleinem] kleinen *H* 24 dem Schmerz] den Schmerz *H* **137**,1 dem See] der See *H*; aber **138**,15 dem See 26 aus meiner Perſönlichkeit] zuerst aus mir *H* **138**,11 von nun] Da diese Wendung in unserer Erzählung noch zweimal (**154**,17. **165**,20) vorkommt, ist es wohl ausgeschlossen, dass das an nur infolge eines Schreibversehens weggefallen ist. Beide Wendungen kommen offenbar nebeneinander vor 12 tierreiche] tierreicher *H* **140**,9 kindiſchem] kindiſchen *H* **142**,21, 22 was zu ſein ich ſchon als Kind gewünſcht] zuerst was ich ſchon von Kind an zu ſein gewünſcht *H* **143**,11 der Wölbung] dazwischen freier Raum gelassen *H* 17 Hätt'] Hatt' *H* **146**,13 Oſten] zuerst Weſten *H* 16 fühlt'] fühlt *H* **147**,12 wäre] war *H* 16 werden] dahinter folgte zuerst: Das Lied aber lautet alſo: Darauf folgt eine halbe freie Seite, die nachträglich durchstrichen ist *H* 25 Tiger] Tyger *H* **148**,11 Manche] Mancher *H* 17 man] fehlt *H* 18 Händen] Handen *H* **149**,2 eben noch] eben noch eben *H* **150**,9 Schimmer] zuerst Schleier *H* 19 einem Montage] radiert; zuerst meinem Montage *H* 26 ſchlankem] ſchlanken *H* 29 Hildeſwinth] Hildeswind *H* **151**,1 Gebirge] Gebürge *H*; doch an andern Stellen Gebirge 12 nur] später mit anderer Tinte eingefügt *H* **153**,1 dann bereut ihr's zu ſpät!] zuerst dann iſt's zu ſpät! *H* **154**,17 von nun] vgl. zu **138**,11 21 Sächſiſchen] von Wetzstein in eine freigelassene Lücke eingefügt *H* **156**,26 ſtand ich] zuerst ſtanden die Sachen *H* 27 werden beſtimmt war] zuerst werden ſollte *H* **157**,14 dich gar] gar dich *H* **158**,4 ſchrie] ſchriee *H* **159**,33 Phyſiognomieen] Phyſiognomien *H* **160**,18 und auf dieſe Weiſe beritten zu werden] nachträglich mit anderer Tinte eingefügt *H* 22 in Aberglauben] dazwischen zuerst Zinshühnern oder in Sporteln und Gebühren erbaulichen *H* **161**,5 Herr Cöpe] zuerst Theodor *H* **164**,5 Königsplatze] zuerst Petersplatze *H* 25, 26 ſeine Wogen .... weckten .... zurückfallend die ſüßeſten Cymbelntöne] zuerst wenn ſeine Wogen ..... zurückfielen, klang es wie ein ſüßes Zymbelſpiel *H* **167**,33, 34 eine ſolche Wohltäterin] zuerst ſie *H* **169,9, 10** daß ich mir's nicht von Ihnen wehren laſſe] nachträglich eingeschoben *H* 10—12 Können Sie . . . . finden, da Sie wiſſen, daß —] zuerst Finden Sie noch . . . ., ſo glauben Sie mir doch, daß . . . *H* **170,29** wie ich ihm] dahinter zuerst nichts bedürfend *H* **171,32** unſeren] unſere *H* **173,8** Achzen] zuerst Liebesſeufzer *H* **174,14** in ſein Reich] zuerst zu dem Haine Gandhamadana *H*.

IV.

Maria.

(S. 175—264.)

1. Handschriften.

H: Von Ludwig selbst geschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 19). Der hintere Deckel des mit schwarzbraun marmoriertem Papier beklebten Pappumschlags ist abgerissen. Das innere Titelblatt trägt die Aufschrift: Maria. / Eine Novelle / von / Otto Ludwig aus Eisfeld.

124 Seiten Kanzleiformat, beiderseitig beschrieben. Sorgfältige Reinschrift, die nur wenige Korrekturen aufweist und zwar finden sich: 1. Verbesserungen von Ludwigs Hand mit derselben Tinte. 2. Verbesserungen mit Rotstift, anscheinend auch von Ludwigs Hand. 3. Bleistiftkorrekturen, die offenbar von Adolf Stern herrühren; sie können natürlich nicht berücksichtigt werden.

Die Handschrift gibt bei ihrer grossen Sorgfalt den klarsten Einblick in die Orthographie des jungen Ludwig, bei dem besonders die Unzahl von Apostrophen eine besondere Rolle spielt.

2. Drucke.

Zu Lebzeiten Otto Ludwigs ist die Novelle nicht erschienen. Sie wurde erst 1891 zum ersten Male von Adolf Stern veröffentlicht. (Otto Ludwigs geſammelte Schriften. Zweiter Band. Herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891. S. 539—648.) Stern erlaubte sich hier zahlreiche Abweichungen von *H*, die er als stilistische Verbesserungen ansah und die teilweise auf Wustmanns „Sprachdummheiten" zurückzuführen sind. Daneben finden sich aber auch andere, in ihrem Zweck nicht recht verständliche Veränderungen, so z. B. wenn Ludwigs Einteilung in drei Bücher, deren einzelne Kapitel jedesmal von neuem gezählt werden, in neun durchlaufend gezählte Abschnitte umgewandelt wird. Eine neue kritische Ausgabe ist dann von Viktor Schweizer besorgt worden. (Ludwigs Werke. Herausgegeben von

Viktor Schweizer. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. Dritter Band. Leipzig und Wien. Bibliographiſches Inſtitut o. J. [1896] S. 227 bis 327.) Hier sind die willkürlichen Textveränderungen der ersten Ausgabe teilweise wieder ausgemerzt. Allerdings nicht vollständig. Auch hier finden sich noch zahlreiche Abweichungen von der Handschrift, die auf den Sternschen Text zurückgehen. So kommt es, dass das Verzeichnis der Abweichungen Sterns, das Schweizer S. 374—377 gibt, noch keineswegs vollständig ist.

3. Entwürfe.

Ha: Heft in Quart, betitelt: Notizen. Goethe- und Schiller-Archiv (I 7). Enthält auf S. 2—7 den ersten Entwurf der Novelle. Die ganze Stelle ist durchgestrichen, wie es Ludwig bei erledigten Notizen zu tun pflegte.

Leinwandhändler ſieht, in ein bekanntes Wirtshaus einkehrend, alles traurig. Tochter geſtorben. Nachts vorbeigeführt vor der Aufgebahrten, betrachtet er ſie erſt. Kann nicht ſchlafen. Sein erregtes Blut treibt ihn dreimal zu der Toten. Das drittemal ſiegt es. Andern Tages reiſt er ab. Nach etwa zwei Jahren ſieht er die vermeintliche Tote mit einem Kinde vor der Türe ſitzen oder beredet das trübe Geſicht des Wirts. ((Vielleicht vorher einmal ſieht er ſie ohne zu wiſſen, aber mit Gemütsbewegung.)) Vorigemal ſaht Ihr auch ſo; da war Eure Tochter geſtorben pp. Die lebt; wollte Gott, ſie wäre nicht bloß ſcheintot geweſen. Wie denn? Sie hat ein Kind pp. pp. Wir wollten ſie mit ihrem Verführer verheuraten, wenn's auch der ärmſte Knecht wäre. Sie bleibt dabei; ſie wiſſe von nichts. Und wir ſelbſt wiſſen nicht, was wir denken ſollen, denn wir müſſen ſelbſt ſagen, daß ſie immer brav geweſen iſt und nie einen Liebeshandel hatte. Vater, Mutter, Geſpielinnen (die nun ihren eigenen Neid pp. an ihr zu rächen haben), gehen anfangs entſetzlich mit ihr um. Die Alten werden nach und nach ruhiger, verſuchen von ihr (auf gelindere Art) zu erfahren, wer; nachdem ſie abermal nüchterner werden, bedenken ſie ihren Lebenswandel. Der Leinwandhändler, (der ſich jene Nacht zu Gewiſſen gezogen und eine Art Ekels vor ſich empfindet pp.) fragt nun, zitternd vor Hoffnung ſie ſelbſt (die ihm vielleicht gut iſt.) Sie verſichert ihn mit ſo einfach wahren Worten, daß er's glauben muß. Er heuratet ſie. (Auf ſeiner Reiſe ſah er ſie mit dem Kinde und ſie gemahnt ihn, wie, was ſie wirklich iſt, die Jungfrau mit dem Kinde (romantiſches patriarchaliſches Bild.) Das ergreift ſein Gewiſſengebiſſenes Herz mit einer Ahnung. Hoffnung. (Trotz ſeiner Gewiſſensbiſſe hat er eine Sehnſucht nach der Toten, die er ſich immer von neuem vorwirft, wovon er ganz kaputt wird.)

Erzählung unmerklich fortſchreitend; auch die kleinſten Nebenumſtände nicht vernachläſſigt; naiv; nicht lüſtern. Volksliedzauber. Realiſtiſch. Keine ruhende Beſchreibung; immer, wenn auch mäliger Fortſchritt; alle Figuren beſchreiben ſich nach und nach durch ihre Reden und Handlungen. „Du trägſt den Heiland allezeit, Einfalt, an deiner Bruſt“. In ihr die wunderſame jungfräuliche Mütterlichkeit. Die Jungfräulichkeit in ihr, obſchon ſehr gekränkt, erhält ſie gerade aufrecht. Soll ſie ſich zuweilen wünſchen, doch einen Erſatz ihrer Schmach in der ſchönen Erinnerung und dem Bewußtſein finden zu können, geliebt zu haben und aus Liebe zum Geliebten, worin auch eine Linderung liegt, die Schmach erworben pp. Eine andere, wirklich Gefallene mit ihr in Kontraſt geſetzt, die etwas leichtfertiger ſpricht und ſie höhnt, daß ſie ihr gegenüber die Unſchuldige ſpielen wolle, indem ſie auf die Entſtehung ſolcher Fälle hindeutet. (Die Leichtfertige meint, alle treiben es; die ſogenannten Unſchuldigen ſind die, denen Klugheit oder Glück oder beides zu Statten kommt.) Das (nebſt Äußerungen, die ſich im Zorn ihre Eltern gegen ſie erlauben.) lenkt Marien erſt auf jene Gedankenfolgen und Wünſche, die ihrem unſchuldigen Herzen an und für ſich fremd waren. Denn ſie war ſo herbunſchuldig und liebeſcheu, daß ſie nun erſt den Gedanken an einen Schatz und Denken von Liebesſzenen, bei denen ſie beteiligt, faſſen kann; wunderſam, wie ſie beginnt, die Süßigkeit der Freuden zu ahnen, deren Frucht ſie ſchon an der mütterlichen Bruſt trägt. Der ideale Liebhaber ihrer Träume hat Ähnlichkeit mit dem Leinwandhändler. Dem entgegnet ſie wegen der aufkeimenden Neigung, auf ſeine Frage mit Schmerz. Ihr Kind zu verbergen, macht ſie, wie ſie ihn kommen ſieht, eine Bewegung. Dieſer halbgefaßte, mehr inſtinktmäßige Entſchluß tut ihr leid und ſie bittet dem Kinde dieſes Unrecht ab. Ihre Mütterlichkeit hat das Anſeh'n, als trage ſie das Kind ihrer Schweſter, denn trotz ihrer Liebe zu dem Kinde hat ſie etwas Jungfräuliches in ihrem Anſeh'n. Deshalb hält der Leinwandhändler, obgleich er ſie erkennt, das Kind nicht für das ihre, wie er kommend ſie begrüßt, und ſie tut nichts dazu, ihn ſeinen Irrtum wiſſen zu laſſen, den ſeine Reden deutlich zeigen (fragt vielleicht: das Kind ihrer Schweſter?) wofür ſie ſich dann die Vorwürfe macht.

(NB. Er findet ſie nicht im väterlichen Hauſe, ſondern vor dem der alten Jungfer.)

In dem Geheimnisvollen der Sache liegt für ſie eine Art religiöſen Troſtes.

Der Paſtor, ein eifriger Mann, arbeitet ſie zuſammen und droht mit allen Höllenſtrafen. Erſt iſt ſie verſtoßen von ihren Eltern. Da ſucht die Leichtfertige ſie auf, vielleicht ihr eigenes Leid durch Schadenfreude aufzuwiegen. Erſt Sprache der Freundſchaft pp.

Die ruhige Weiſe ihres Charakters rettet ſie endlich noch vor Verzweiflung.

Ihr Charakter vor ihrem Scheintod, vielleicht in den Klagen des leidenſchaftlichen Vaters geſchildert, der in dem Folgenden eine Strafe der Vermeſſenheit dieſes Schmerzes ſieht. (Sie ſchien nur für das Hausweſen Sinn zu haben, was ſie trotz ihrer Jugend allein führte; weshalb er ſie auch wieder zu ſich nehmen will, da ohne ſie kein Glück mehr bei der Haushaltung ſcheint.)

Ein alter Knecht, [zuerst eine alte Magd] einfältig pp. iſt der einzige, der ihr glaubt und ſich ihrer annimmt und ſeine Schweſter beſtimmt, ihr zu helfen, die ihre Altjungfernſchaft an der Armen ausläßt. Die Männer haben Mitleid, ja möchten ſogar mehr haben, wie ein junger Menſch, der gegen ſeiner Eltern Willen, ſich auch nach Bekanntwerden der Schwangerſchaft um ſie bewirbt, für den Vater gelten will, um ſeine Eltern dadurch zu zwingen. Dieſe haben deswegen durch einen Taxator, Mäkler etc. mit ihren Eltern Konferenz. Dieſe, erfreut, ſagen zu und finden in ihrer Tochter das unerwartete Hindernis, die nicht allein gegen ſeine Vaterſchaft proteſtiert, ſondern auch die Verbindung ausſchlägt (ob aus Liebe zum Leinwandhändler?)

Hauptmoment. Wie ſie als Mutter, erſt die Vorſchule der Liebe durchmacht, das was in dem Herzen eines Mädchens vorgehen muß, eh' das Erblicken pp. eines Mannes die Geſchlechtsliebe in ihr hervorrufen kann.

Anziehend: die erſt noch herbe Knoſpe, obgleich ſie ſchon Frucht getragen; drauf beginnt erſt der Zuſtand der Scheue und jungmädchenhaften Schamhaftigkeit, das ſo viel ahnt, ohne etwas zu wiſſen, und nur inſtinktmäßig vor Männern ſich ſcheut, obgleich ein ſüßes Grauen, (zwiſchen Fürchten und Verlangen wie der Schwindel) in die Scheue ſich miſcht, vor dem Warum, (weswegen die Natur wohl in ſie zu legen nötig glaubte), ſich vor den Männern ſcheuen zu müſſen. (Nun fällt ihr erſt ein, daß der Händler hübſch war und ſie oft lange verſtohlen anſah.)

Sie iſt 15½ oder 17½ Jahre alt, hat nie etwas für einen Mann gefühlt, nicht einmal jene Scheu. Der Scheintod hat ihr das Weiche, Wollüſtige erſt gegeben, was den Händler anzieht, um ſo mehr, da er ſie als völliges Kind noch vor kurzer Zeit geſehen. Seine Betrachtung, wie er ſieht, warum dieſe Reize erſt der Tod hervorrief, da ſie niemand mehr beglücken können. Er fühlt ſich immer verliebter; (da er dachte oder ſich vormacht, nur ſich herabzubiegen, um zu fühlen, ob ſie wirklich nicht atme, küßt er ſie; es iſt, als fühl' er ihren Hauch; durch das losgewordene Halstuch ſcheint ſich die Bruſt lebendig ihm entgegen zu drängen; er kommt ſich ſelbſt, wie ein Verzauberter vor, fühlt, er muß fliehen, aber er kann nicht. Er küßt ſie immer wieder und all die Täuſchung nimmt zu; es iſt ihm, als müſſe er ſie erwärmen und aus der Marmorkälte und -ruhe zum Leben aufbrüten. Die elaſtiſche Fülle der Glieder, die er berührt, um ſeiner Täuſchung, als lebe ſie, inne zu werden, bringt ſein Blut in Wallung. (ihre ſchlanke Schönheit ſeine Neigung), er iſt nicht ſein mehr, und es geſchieht, was nie geſchehen ſollte, was er ewig bereuen muß.

Er iſt Vollblut, unſchuldig noch; es ſind die erſten weiblichen Glieder, die er nackt ſieht; es iſt das erſte Weib, mit dem er bei Nacht in einem Zimmer allein; wie ihm das einfällt, durchrieſelt's ihn erſt wie Eis, dann wie Feuer.

Beim erſten Beſuch Betrachtungen.

Beim zweiten ein Kuß wie aus Zufall, nach dem er entflieht.

Beim dritten, Buſen, Schultern, Arm pp. pp.

4. Lesarten.

Unserem Texte zugrunde gelegt ist *H*, von dem nur in Fragen der Orthographie und Interpunktion abgewichen wurde. Aber auch hier musste die Form mälig in mählich verwandelt werden, da ein lautlicher Unterschied kaum anzunehmen ist. Auffallend ist der stete Wechsel der Schreibung der Eigennamen Breitung und Schierlitz. Da sich daraus Gesichtspunkte für verschiedene Entstehungszeiten der einzelnen Teile der Novelle vielleicht ergeben können, wurden die Fälle einzeln verzeichnet. Auf gesonderte Titelblätter der einzelnen Bücher, wie sie *H* hat, musste verzichtet werden. Auffallend ist, dass die Titelbezeichnung beim zweiten und dritten Buch Marie ſtatt Maria lautet.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel. **177**,14, 15 Punkt, von dem er wirkt] zuerst Punkt, von dem er ausgeht *H*   **178**,9—11 werden] zuerst zu davor eingeschoben; daher auch vor durch kein Komma *H*   **179**,31 bei dieſer] bei jener *H*   32 was ſie wünſcht] zuerst was ſie will *H*   **180**,11 bei der gänzlichen Verſchiedenheit] zuerst bei der großen Verſchiedenheit *H*   23 ſehen] zuerst ſehn *H*   26 Chauſſee] Chauſée *H*   führt] zuerst fährt *H*   **182**,14, 15 noch ſo wenig Weib] zuerst noch ſo ſehr Kind *H*   21 wenig' Ältere] wenig Ältere *H*   **188**,2 gewordenen] gewordene *H*   **189**,16, 17 daß ſie ſich auskleide, vermutete er] nachträglich eingeschoben, zuerst dies vermutete er *H*

Zweites Kapitel. **191**,3 als gewöhnlich] nachträglich mit anderer Tinte eingeschoben *H*   **192**,18 glänzend] glanzend *H*   **194**,1 mit ſeiner beſſern Natur] zuerst mit ſich ſelbſt *H*   **195**,6 die weiß die Zeitung] zuerst Was weiß die von der Zeitung *H*   **196**,2 ab] Dahinter ist in *H* am Ende der Seite die Zeile nicht ausgeschrieben, am Beginn der neuen Seite aber nicht eingerückt. Zur Annahme eines neuen Absatzes liegt dem Sinne nach keine Veranlassung vor.   **197**,33 verlegen] am Rande nachträglich eingeschoben *H*

Drittes Kapitel. **201**,9 Breitungs] Breitings *H* 10 Breitung] Breiting *H* **202**,20 Breitungs] Breitings *H* 20 ſcherzendem] zuerst komiſchem *H* 23 Oden] Nebenform zu Odem 30 verſchmäht] zuerst hingegeben **203**,18 Breitungs] Breitings *H* 22, 23 Wilm ſagt, ſie haben den Baron im Schierlitzgrunde gefunden] zuerst Wilm will den Baron im Schirlitzgrunde geſehen haben *H*; *H* hat hier die Form Schirlitz, häufiger kommt später die Form Schierlitz vor, die daher im Texte durchgeführt wurde **206**,4 ihre Seele] zuerst ſie *H* 5 hängt] zuerst hat *H* **207**,26 ſähen] ſehen *H*. Der Wegfall von aus kommt bei Ludwig mehrfach vor. **209**,34 haben kann] zuerst hat *H*

Viertes Kapitel. **211**,8 zutrieb oder :zog] zutrieb oder zog *H* 15 Regen] zuerst Sturm *H* 29 leuchteten] leuchtete *H* **212**,26 bedeutendſte] Bedeutendſte *H* 32 Linde] zuerst Buche *H* **213**,7 getroffen] zuerst getroffen hätte *H*. Korrektur mit Rotstift 17 müßte] zuerst könne *H*. Korrektur mit Rotstift **214**,5 ſchiefwinkeligen] zuerst maleriſchen *H* 7 Eiſenern] Eiſener *H* **215**,22 mit dem] mit der *H* **217**,3 konnte] dahinter als ſie *H* **218**,12 Eiſenern] Eiſener *H*

Zweites Buch.

Erstes Kapitel. **219**,3 Gewiſſensbiſſen] Gewiſſensbiſſe *H* **220**,23 wird] zuerst will *H* **222**,22, 23 und wär's der geringſte Knecht] nachträglich eingeschoben *H* **224**,8 Breitung] Hartung *H* **225**,18, 19 die ſie ſich bei dieſen Worten gedacht hatte] zuerst die in ihren Worten lag *H* **226**,12 Breitung] Hartung *H* **227**,15 darf] zuerst ſoll *H* **230**,27 Schierlitzgrundes] Schirlitzgrundes *H*

Zweites Kapitel. **231**,9 Naivität] Naivetät *H* 11 ihn lähmt] fehlt *H*. An sich ist es nicht ausgeschlossen, dass Ludwig die Beſchränktheit der einzelnen Anſichten mit ein Gefühl in ihm hervorbringt verbinden wollte; doch passt die Bestimmung von ihrem Weg durch den lockeren tiefen Sand nicht zu Talzug und Schierlitz. Der Nebensatz hätte also einer Änderung unterworfen werden müssen, so dass die Einfügung der zwei Worte als das kleinere Übel erschien. 12, 24 Schierlitz] Schirlitz *H* **233**,8 Händen] Hände *H*

Drittes Kapitel. **238**,16 Art der] später eingeschoben *H* 22 wie es ihr jedes Herz gewinnen mußte] nachträglich eingeschoben *H* **242**,33 ergeben konnte] zuerst ergab *H* **243**,15 Unbekanntem] Unbekannten *H* **247**,7 ſagt' er: Wie gut iſt's, daß du nun den Georg haſt! Noch einmal ſah] Die Worte des Johannes sind offenbar ein Zusatz der Reinschrift. Ursprünglich hiess es gleich: Eine Weile drauf ſah *H*

Drittes Buch.

Erstes Kapitel. **249**,34 welſche] wälſche *H* **250**,16 befördert] zuerst befördert werden *H* **251**,14 Porträts] Portrait *H* **252**,16, 17 ſchnell genug] nachträglich eingeschoben *H* **253**,25 ihn] ihm *H* **254**,5 bildet] bildete *H* **255**,4 ein Geiſtlicher] zuerst der Geiſtliche *H* **256**,2 war] dahinter folgt durchgestrichen mit neuem Absatz: Unſer Eiſener verabſchiedete ſich. Der Weg, den er zu verfolgen hatte *H* 18, 19 ſie erinnerte ihn an die Landſchaft des Bildes, deſſen er eben mit Freude als des Eigentumes ſeines Vaters dachte.] zuerst ſie erinnerte ihn an das Bild, welches er geſtern in Dresden geſehen. *H* 24 ſagt'] ſagt *H*

Zweites Kapitel. **257**,21 antwortete] antworte *H* **260**,4 ertragen] zuerst vertragen *H* 11 Eiſenern] Eiſener *H* **263**,2 ganz nahe] nachträglich eingeschoben *H* **264**,30 Breitung] zuerst Hartung *H*.

V.

Die Buschnovelle.

(S. 265—304.)

1. Handschriften

nicht erhalten.

2. Drucke.

E: Die Buſchnovelle. / Original-Erzählung von Ludwig von Eisfeld. in Neue Illuſtrierte Zeitſchrift. Zweiter Band. Stuttgart. Im artiſtiſch-literariſchen Verlags-Geſchäft von C. Dittmarſch. [1846. Kl. Fol. Redaktion: Fr. Müller.] Nr. 44, S. 348, 349; Nr. 45, S. 357, 358; Nr. 46, S. 366, 367; Nr. 47, S. 372, 373; Nr. 48, S. 381—383; Nr. 49, S. 388—390; Nr. 50, S. 397—399; Nr. 51, S. 405, 406; Nr. 52, S. 413—414.

Bei den Fortsetzungen wird der Name des Verfassers nicht mehr genannt. Nach Kapitel 9 wird bereits Schluß folgt angekündigt.

Sämtliche bisherige Ausgaben berücksichtigen diese Novelle nicht. Sie wurde von neuem zuerst von Hans Heinrich Borcherdt in Weſtermanns Monatsheften (September-Oktober 1912) veröffentlicht.

3. Entwürfe

nicht erhalten.

4. Lesarten.

Unserem Abdruck ist *E* zugrunde gelegt, das jedoch Korrekturen durch die Redaktion erlebt hat, so dass Ludwigsche Eigentümlichkeiten dort fehlen. Es wurden daher wieder eingesetzt: mehre für mehrere, heuraten für heiraten, knieen für knien. Die Flexion des Eigennamens Pauline im Dativ Paulinen, wurde einheitlich durchgeführt. Die Schreibweise von *E* Nicklas wurde in Niklas geändert. Aber auch sonst musste von dem sehr schlechten Texte in *E* öfters abgewichen werden.

267,28 Hängebirken] Hänge, Birken *E* **268**,15 Wehr] Wöhr *E*. Diese Nebenform zwar bei Grimm belegt, doch weder in *E* durchgeführt, noch in Ludwigs Handschriften zu finden. 16 Berg] nicht recht klar. Offenbar soll darauf hingedeutet werden, dass die Klausmühle auf der engsten Stelle des Grundes steht. **271**,27 Paulinen] Pauline *E* **272**,14 Roſſen] Roſten *E* **273**,10 Roſſener] Roſtener *E* **275**,17 Paulinen] Pauline *E* **276**,18 watete] wadete *E*. Die Hs. der „Maria" hat die Form watete. 29 Golbringe] Salbringe *E*. Wohl Druckfehler von *E*. Der Ersatz wird durch die vorhergehende Zeile wahrscheinlich. Allerdings wäre auch ein Hinweis auf die merkwürdigen Staubgefässe der Salbeipflanze möglich. Doch gibt es keinen derartigen fachmännischen Ausdruck. **277**,15 dich] dahinter kein Absatz *E* 23 ſein] dahinter kein Absatz *E* **278**,7 niederknieete] niederkniete; aber 8 knieete] knieete *E* **281**,20 Klippe] Klinge *E*. Dieses Wort kommt zwar für Taleinſchnitt vor, aber nicht für Felsrand. Da nun **302**,3 in gleichem Zusammenhang von Klippen gesprochen wird, liegt wohl die Wahrscheinlichkeit vor, dass es sich um einen Druckfehler handelt. **283**,7 Paulinen] Pauline *E* **286**,3 müſſe] müſſen *E* 26 ohnmächtig] unmächtig *E*. Ludwig gebraucht in der Hs. der Maria durchweg die Form ohnmächtig, so dass es sich wohl um eine Abänderung seitens der Redaktion handelt. **289**,14 Ohnmächtigen] Unmächtigen *E* 33 hinſank] hinſankſt *E* **290**,28 drüber] drüben *E* 32 Paulinen] Pauline *E* **291**,25 natürlich=edler] natürlich, edler *E* **292**,21 du] dahinter kein Absatz *E* **294**,20 mehre] mehrere *E* **296**,34 Pläne] Plane *E* **297**,3 ſo] fehlt *E* **298**,1 Pechnelken] Stechnelken *E* 3 dieſen] dieſem *E* **299**,15 mehre] mehrere *E* **300**,16 mehre] mehrere *E* **301**,5 Hohenegg] ohnenegg *E* 29 Roſſen] Neßen *E* **302**,3 wie] fehlt *E* **303**,23 Entführungsgeſchichte] Entſtehungsgeſchichte *E* 28 Paulinen] Pauline *E* **304**,8 Paulinen] Pauline *E* 14 es] fehlt *E* 28 ging'] ging *E* 31 wiſcht'] wiſcht *E*.

VI.

Das Märchen vom toten Kinde.

(S. 305—338.)

1. Handschriften.

Die noch 1873 vorhandene Handschrift ist ebenso wie die des „Schulmeisterlebens“, in das unser Märchen verarbeitet werden sollte, verschollen. Alle Bemühungen um Auffindung des Manuskripts waren leider erfolglos.

2. Drucke.

E: Hausbibliothek II. Das Märchen / vom todten Kinde / von / Otto Ludwig / aus Eisfeld. / Aus dem Nachlaſſe des Dichters. / Berlin / Otto Janke [1873].

Ziemlich sorgfältiger Druck.

3. Entwürfe.

Ha u. *Hb:* Heft in Hochoktav in rotbraunem Pappumschlag, betitelt: Notizen. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 15). Enthält auf Blatt 19 bis 20 (*Ha*) u. 22 b (*Hb*) den ersten Entwurf der Novelle. Die ganze Stelle ist durchgestrichen, wie es Ludwig bei erledigten Notizen zu tun pflegte. Absatz 2 und 4 von *Hb* ist nicht gestrichen.

Hc u. *Hd:* Heft in Oktav in braun-marmoriertem Pappumschlag, nach Heydrichs Signatur „Nr. 11“. In den Händen des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden. Enthält auf Bl. 11 b den Entwurf zu einem Gedichte über den gleichen Gegenstand. Wahrscheinlich sollte das Motiv zuerst in Gedichtform behandelt werden, erst später wuchs es zur erzählenden Dichtung heran, so dass wir in *Hc* die ältesten Entwürfe zu sehen haben. Ferner auf Bl. 8 a, gezählt vom anderen Ende des Heftes, eine Notiz: *Hd.*

[*Ha.*]

Märchen. Erntende aus zwei benachbarten Dörfern ſehen etwas Weißes im Buſch; es iſt eine ſchöne Kinderleiche. Zulauf. Streit, auf welcher Grenze eigentlich das Kind liege. Einer: Es iſt des ehemaligen Beſitzers von P. P. Töchterlein, und ihr, die ihr als ſeine ehemaligen Bauern und Knechte ſoviel Liebes und Gutes von ihm genoßt, denen er ſogar die Schule bauen ließ, dürft ein übriges tun. Oha, denken einige, da wär' was zu verdienen, werden aber von einem andern berichtet, der ehmals reiche Mann ſei plötzlich arm geworden; drauf treten ſie auf die Hinterbeine: Einer: Wenn er das Kind begrabe, könnten die Leute ein Recht daraus machen, wie ihm mit einem Stück des Kommunwegs gegangen; ein anderer: Man wiſſe nicht, wie das Kind geſtorben ſei, und wer einen Selbſtmörder begrabe, der ſei ſo gut wie der Hehler beim Stehler, und ſo fort Ausflüchte. Einer ſagt's gerad' heraus: Wenn der Steiger noch ein reicher Mann wäre, aber man hat nur Schererei davon, wenn man einem Lumpen eine Gefälligkeit erweiſt. Die Sache kommt vor Gericht. Na, ihr ſollt uns ſchon ſchwitzen! Einer zu ſeiner Frau: Du, das Mädel hat eine goldene Kette unter dem Halstuch; das können wir bei den ſchlechten Jahren mitnehmen. Sie gehen zum Pfarrer, der wird's wohl ohne Gebühr begraben, predigt immer vom Samariter und an des Kindes Vaters Tafel hat er ſich den dicken Bauch geholt. (Iſt gerade drüber einen Haſen zu ſpicken oder Gans auszuwerfen, weil er ſeiner Haushälterin das Gänſefett nicht anvertraut.) Sie tragen ihre Sache vor. Er ſetzt die Brille auf: Gut; es koſtet 16 Gr. Er ſoll's umſonſt. Der Pfarrer wird grob; ſollen ihren Balg ausſtopfen pp. (Dafür werden wir nicht bezahlt.) Aber es ſei des P. P. Kind, an dem er ein Übriges. (Machen ihm das Gewiſſen warm.) Ihr albernen Menſchen müßt nun die Begriffe trennen. Als Menſch und Religionslehrer will ich's gern umſonſt tun und als ſolcher muß ich es, aber als Beamter. Es könnte ein Recht daraus werden, welches ich dem Amt dadurch aufbürdete und was meinem Nachfolger das Recht gäbe, mich beim Himmel zu belangen. Erſt, wie er dachte, P. P. wär' noch reich, will er alles tun. — Einen Vagabundenbalg zu begraben, dafür werden wir nicht bezahlt. (Wir haben ſo genug zu tun für das Wenige, was wir bekommen, das meiſte müſſen wir um Gotteswillen tun.) Wie die Leute auf die goldene Kette hin die Gebühren bezahlen, iſt er ganz gerührt, bringt Bibelſprüche. (Zuletzt weinend). Ja meine Kinder, barmherzig (unterſucht die Echtheit eines Groſchens) ja, barmherzig wollen wir ſein, wie er barmherzig iſt. (Den Unbarmherzigen wird Gott einſt unbarmherzig ſein pp.) Gibt ihnen ſeinen Segen und predigt ihnen aus dem Fenſter nach, ſo lang' er ſie ſehen kann. (Worüber ſie räſonieren und ſatiriſche Einſchiebſel machen.) In der Stadt erfahren ſie, daß die Kette nichts taugt; (Dukaten ein Rechenpfennig) ſie haben ſchon etwas verzehrt und ſchwören nun, der Pfarrer müſſe das Geld wieder herausgeben; ihretwegen könne der Balg unbegraben bleiben. Noch überdies der lange Weg, kommen erſt gegen Morgen nach Hauſe.

Nachts pocht P. P.s alter Star, den er frei gelaſſen, an Neros Haus, der P. P.s Hund vordem war. Ihres Herren Kind liege tot; (der heult und wiſcht ſich die Tränen mit den Hängohren [darunter ungestrichen Nachtmütze]); erzählt alles pp. Der: Ich will noch ein paar Kameraden mitnehmen. Star: Einen Kater, junge Narrethei. Nero: Nein, nein, der bringt mich um alle Andacht und meine Kameraden haben wenig Anſtand, die fräßen ihn und das gäbe Störung pp. (Ich kenne ihn, er macht einen Poſſen auf dem Dache, aber der Alte pp.) (Meinetwegen einen alten ehrwürdigen.) Der Zug wächſt. Wo wollt ihr hin? P. P.s Kind begraben. Der hat uns gefüttert, hat uns pp. pp. wir gehen mit. Fuchs ärgert der Pfarrer. Anſchlag. Der Pfarrer hat 20 fette Gänſe im Stall. Macht rechten Lärm, daß er ſie nicht hört. (Zieht erſt die Stiefeln aus.) Das Heer lärmt aus Leibeskräften, bis der Fuchs mit zurückgeſchobenen Ärmeln kommt, (ſein Meſſer einſteckt) und ſagt, er ſei fertig. Drauf die ganze Schar hin zu dem Mädchen; zwei ſtämmige Dachſe ſind die Totengräber, oder zwingen ſie einen Maulwurf, ((Er hat einen Schurz an und raucht. Was iſt das für ein kleiner Mann; ach der Meiſter Maulwurf)), der ihnen begegnet, mit Gewalt dazu. (Vielleicht der alte Kater.) Vögel ſingen das Totenlied. (.Hundeblumen als Kerzen) Nero hats berochen und bricht in Tränen aus: ja es iſts pp. (Kaninchen als Klagefrau mit. Star als Leichenbeſteller pp.) Auf den Sarg ſtreuen die Vögel Blumen, pp.; (die P.P. im böſen Winter beherbergt und gefüttert hat), die ſie aus fernen Gegenden holen. Die beiden aus der Stadt kommen vorbei, wollen dem Balg die Kleider ausziehen, weil der Pfarrer nichts herausgegeben hat, und finden ihn nicht. Er wird durch den Vogelgeſang ordentlich gerührt. (Du, wir hätten ſie doch begraben ſollen.) Sie raiſoniert pp. bis Nero ſie in die Wade beißt und beide mit Schimpf verjagt werden. (Daher, es geht dort um, weil immer ein Tier Wache hält.) Das Grab aber wird jährlich neu geſchmückt und kein Menſch weiß, von wem; es ſind die dankbaren Tiere. Die Tiere wollen den Eigennützigen auf alle Weiſe ſchaden, deshalb klopfen ſie beim alten Maikäfer an, der verſpricht, er will pp. oder begegnet er [ein Wort unlesbar].

[*Hb.*]

Zu dem Märchen vom toten Kinde. Zwei Advokaten, die eben in dem einen Dorfe zu Biere ſind, machen ihren Plan, wie ſie die zwei Gemeinden dabei ſchröpfen wollen, und trinken ſchon eine Flaſche Wein als Aufgeld auf den Handel. (Nehmen Sie mit?) Arzt, der herausgeholt wurde um etwas anderes, beſichtigt das Kind und rechnet das Fuhrgeld mehreren Patienten und auch den Dörfern an, obgleich er gar nicht gefahren, ſondern gegangen. Die Behörde beſichtigt, nimmt den Arzt mit. Streit der beiden Dörfer, bis der Eigennutz der Sache ein Ende macht. Die Tiere ſtrafen auch die beiden Advokaten. Star fliegt von dem einen beſoffenen Schlafenden zum andern, ſchimpft ſie gegenſeitig und reizt ſie, bis ſie ſich prügeln in der Droſchke. (Erſt werfen ſie ſich Schlechtigkeit vor.) Dann machen ſie das Pferd ſcheu, bis der Wagen in einem Sumpfe umwirft, wo ſie obenein gebiſſen werden. Die Advokaten aber haben ſich bei Gelegenheit eines anderen Prozeſſes zum Schaden ihrer Klienten wieder verſöhnt. Die Advokaten aber begegnen den Tieren. Nero ſtellt den Arzt vielleicht die ganze Nacht hindurch.

Geſpräch zwiſchen zweien, worin jeder von etwas anderem ſpricht, zu welchem er durch gewaltſame Wendung gelangt, keiner den andern hört, ſondern unterdeß an ſeine Sache denkt und doch beide ſich ausnehmend amüſiert haben.

Der eine Advokat: der größte Teil des Leibes ſcheint auf dieſer Grenze zu liegen. Aber die Füße ſind auf der andern. Alſo iſt ſie auf jenem Gebiete ſtehend geſtorben. Daß ſie, wie ſie der Schlagfluß gerührt, mit dem Kopfe herübergefallen iſt, das tut nichts zur Sache. Wer wird annehmen, daß ſie auf dem Kopfe ſtehend geſtorben ſei? Der andere: Seht, bloß die Füße liegen hier. Der eigentliche Menſch aber iſt Kopf und Bruſt. Arme und Beine ſind nicht weſentlich, denn es gibt Menſchen, die weder Arme und Beine haben ((Ja, mein Vetter, der iſt ſo)) Meint ihr, daß gegen ſolch Argument etwas auszurichten iſt. Man ſieht auch an den Falten, daß der Körper in der Schnelligkeit hat ganz hereingerückt werden ſollen. Des Kindes Vater wieder nach Amerika ausgewandert mit Kind und Kegel; das Kind iſt ſchon in Amerika geboren, ſo daß es kein Heimatsrecht hat.

Da kann er auch mehr Steuern geben NB. wenn er das Kind begraben kann.

[*Hc.*]

Die Grenze ſchnitt gleichnahe bei
Juſt in der Mitt' das Tal entzwei
[darunter: das Tal von beiden mittentzwei].

Da floß viel Schweiß und ſtieg viel Duft
Die ganze liebe Gottesluft
War von dem ſüßen Duft durchdrungen
Von Vogelſang dazu durchklungen.
Da lag im dichten Buſch etwas
Wie eine weiße Blum' im Gras.

Hans, der hart an der Grenze ſtand,
Etwas, was er nicht ſuchte, fand.
Auf ſein Geſchrei kommt man in Haufen,
Zu ſehen, was es gibt, gelaufen.
Da lag im dichten Buſch etwas
Wie eine weiße Blum' im Gras.

Verwundrungsvoll die Pfeif' auspocht er:
Das iſt des Steigers kleine Tochter,
Der ſonſt das große Gut beſaß.

Ein Andrer, war der Dümmſte nicht,
Der Schulz von Birkenwerder ſpricht
Den Leutchen von ſeiner Gemeine
Mit ſchnellen Worten, was ihm ſcheine:
Wir wollen's feierlich begraben,
Deß werden reichen Dank wir haben.
Der uns gebaut die breiten Wege
Und über's Bächlein Brück' und Stege.

Von ihm nie ohne Hülfe ging
Der Arme ſtets von ihm
[darunter: Und ohne Hülfe keiner ging]

Dem widerſprach der Birkenthaler:
Er kam zuerſt, zuerſt drum mahl er;
„Und uns, die wir's gefunden haben
Gehört das Recht es zu begraben.“
Aber der Schulz von Birkenhaine
Spricht: Die Idee, die iſt die meine.
Ihr ſollt das Kind gefunden haben;
Doch wir den Plan, es zu begraben.

So ſtritten ſie ſich hart und ſehr,
Erhitzten ſo ſich immer mehr,
Bis einer ſprach: Daß Gott erbarm,
Der Steiger iſt ganz bettelarm,
Der Rock zerriſſen, bleich die Wangen,
Zuletzt von Tür zu Tür gegangen.

Die ihn zuletzt beherbergt haben,
Mußten erzwungen ihn begraben.
So wird's nun mit dem Kinde werden,
Das keine Heimat hat auf Erden,
Ich weiß, es iſt zur See geboren.

Ihr mögt an ſeinem Grabe beten.
Der Schulz von Birkenhaine drauf
Ließ ſeiner Höflichkeit den Lauf;
Nein, euch gehört's. Ihr habts gefunden.
Zu weichen euch ſind wir . . . .

So hob ſich abermals der Streit.
Spazierten aber gar nicht weit
Davon, wo die in Streit geraten,
Zufällig juſt zwei Advocaten.
Der eine war Herr Doktor Hager,
Unendlich lang, unendlich mager.
Lang, wie die Händel, die er führte,
Dünn wie die Beutel, die er ſchnürte —
So blaß und ſchwach, wie ſein . . . . . .
[darunter: War endlich der Prozeß zu Ende.]

[*Hd.*]

Pfarrer denkt, die Welt geht unter und betet.
Dafür pp. gelobet ſei Dein Namen!“
Die Köchin ſprach dazu ihr „Amen“.

4. Lesarten.

Dem Druck zugrunde gelegt ist *E*, das Ludwigsche Eigentümlichkeiten deutlich widergibt. Unbedeutende Druckfehler von *E* sind nicht in die Lesarten aufgenommen, sondern stillschweigend verbessert worden.

814,18 ich meine] meine *E*. Abweichung nach Analogie des Folgenden. **816**,6 lebe] leben *E* 12 Anwälte] Anwalte *E* 29 Eheherrn] Eheherren *E* **818**,18 Nachbarn] Nachbaren *E* **819**,34 zerriſſenen] zerriſſenem *E* **822**,5, 6 des Herrn Paſters Magen] man erwartet Magens; da jedoch der Ausdruck mehr preziös als witzig ist, liegt die Möglichkeit vor, dass der Text verderbt ist. **824**,5 lieben Kinder] liebe Kinder *E*. Abweichung nach Analogie des Vorhergehenden. 19 Oh, wohltun laſſet uns!] O wohltun! Laſſet uns! *E* **829**,16 Burſchen] Burſche *E* **832**,32 Zornesblick] Zornsblick *E* **834**,10 Herr] Heer *E* **836**,2 Poſte] Poſto *E* Ludwig gebraucht die französische Form, wie aus der Hs. der Maria hervorgeht.

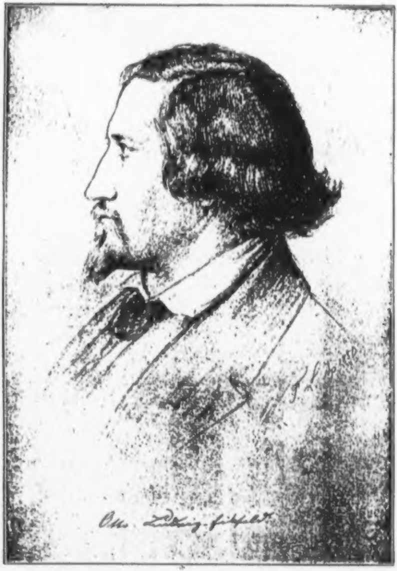
Inhalt

Seite
Vorwort zur geſamten Ausgabe IX
Einleitung zum erſten Bande XIX
Das Hausgeſinde 1
Die Emanzipation der Domeſtiken 33
Die wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen 107
Maria 175
Die Buſchnovelle 265
Das Märchen vom toten Kinde 305
Vorlagen, Entwürfe und Lesarten 339

Gedruckt bei Mänicke und Jahn in Rudolſtadt. Gebunden bei Hübel und Denck in Leipzig. Buchausſtattung von Paul Renner. Einhundert Exemplare wurden auf van Gelder Bütten abgezogen und in der Preſſe numeriert.

Otto Ludwig / Werke / Zweiter Band

Die Heiteretei und ihr Widerſpiel


Otto Ludwig

Otto Ludwig
Sämtliche Werke

unter Mitwirkung des
Goethe- und Schiller-Archivs
in Verbindung mit
Hans Heinrich Borcherdt, Conrad Höfer, Julius Peterſen,
Expeditus Schmidt, Oskar Walzel
herausgegeben von
Paul Merker

II. 2 194

Zweiter Band

1·9·1·2

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

[illegible]

Otto Ludwig

Die Heiteretei
und ihr Widerſpiel

herausgegeben

von

Paul Merker

1 · 9 · 1 · 2

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

Einleitung

Jenes oft zitierte Selbſtzeugnis, in dem ſich Otto Ludwig Rechenſchaft über den Vorgang ſeines künſtleriſchen Schaffens gibt, ſcheint deutlich den dramatiſchen Grundzug ſeiner poetiſchen Veranlagung zu erweiſen. Von gewiſſen Stimmungserſcheinungen begleitet ſtellen ſich, wie er an dieſer intereſſanten Stelle ſeiner Studien ausführt, ſeinem inneren Auge zunächſt einzelne Figuren oder ganze Gruppen in charakteriſtiſcher Haltung dar, an die ſich weitere Geſtalten und Situationen in plaſtiſch-mimiſcher Deutlichkeit anſchließen, während der epiſche Gang der Handlung, der „Kauſalnexus“ zwiſchen den Einzelbegebenheiten ihm erſt nachträglich zum klaren Bewußtſein kommt. Das ſzeniſch-dramatiſche Moment iſt alſo das primäre, das epiſche folgt erſt an zweiter Stelle nach. So wird es verſtändlich, daß Ludwig mit inſtinktiver Überzeugung und einem hohen Glauben an ſeine dramatiſche Begabung das Theater als ſein eigentliches Element anſah und ihm je länger je mehr ſeine beſte Kraft widmete. Sehr zum Nachteil ſeiner epiſchen Produktion, die nur in ſeinen Jugendjahren eine ſelbſtändige Stellung innerhalb ſeiner Lebensarbeit einnimmt, ſpäterhin dagegen nur zeitweiſe und mehr aus äußeren Gründen ſein dramatiſches Schaffen unterbricht. Und doch ſteckte in Otto Ludwig unverkennbar ein ſtarkes epiſches Talent, dem er in reiferen Jahren in verhängnisvoller Selbſtverkennung zu wenig Gelegenheit ſich auszureifen gab, wenngleich die natürliche Veranlagung immer wieder zum Durchbruch kam. Denn ſo ſehr er das Drama bevorzugte und ſo heiß er auf dieſem Gebiete einen Erfolg erſehnte, ſo läßt ſich an der Hand des noch ungedruckten Briefwechſels eine, wenn auch zum Teil nur widerſtrebend anerkannte Neigung zur epiſchen Darſtellung durch ſein ganzes Leben hin verfolgen.

Nachdem für den jungen Ludwig, der längere Zeit zwiſchen Muſik und Dichtung unentſchieden ſchwankt, die Oper ein neutrales Gebiet zwiſchen beiden Künſten abgegeben hatte, iſt nach dem endgültigen Übergang zur Poeſie zunächſt die Novelle ſein eigentliches Feld. Neben vereinzelten dramatiſchen Verſuchen entſtehen in der erſten Hälfte der vierziger Jahre jene ſechs Jugenderzählungen (vgl. I. Band), die trotz mancher Einzelheiten in Stil und Motiven, die bereits den ſpäteren Realiſten ahnen laſſen, überwiegend noch in den Bahnen der Romantik wandeln und den Einfluß Tiecks und Hoffmanns unverkennbar zeigen. Eine Fülle weiterer epiſcher Pläne dieſer Zeit, die in verſchiedenen Entwicklungsſtadien in den Skizzen- und Planheften vorliegen, gelangte dagegen nicht zum Abſchluß, obwohl einzelne dieſer Novellen wie die mehrfach umgearbeitete Kleinbürgergeſchichte „Dämon Gold“ und die breit angelegte, als Sammelbecken für eine Menge kleinerer Romanmotive dienende Rahmenerzählung „Der neue Don Quixote“ den Dichter längere Zeit beſchäftigt zu haben ſcheinen. Dabei iſt es für den ſpäteren Verfaſſer der „Heiteretei“ nicht unwichtig, daß bereits dieſer letztere, auch unter den Namen „Limbacher Novelle“ und „Der Kandidat“ auftauchende Roman Geſtalten und Erinnerungen aus dem Thüringer Wald verarbeiten ſollte.

Aber auch als nach der Mitte der vierziger Jahre, durch die erſten Berührungen mit Dresden gefördert, die dramatiſche Produktion eine wachſende Bedeutung für Ludwig gewann, hören wir mehrfach von epiſch-novelliſtiſchen Plänen, ja es kamen, wie ſpäterhin noch wiederholt, vorübergehend Zeiten, in denen er auf dieſem Gebiet ſeine ſpezielle Begabung zu finden meinte. Nachdem ſchon am 17. Januar 1845 ein Brief an Ambrunn von der Arbeit an einigen neuen Novellen geſprochen hatte, ſchreibt er am 17. März dieſem väterlichen Freunde in die Heimat: „Ich glaube, daß der humoriſtiſche Roman mein eigentliches Feld iſt; meine ganze Natur und die meiſten meiner Studien ſtimmen vor allem zu dieſer Gattung.“ Von dem bei dieſer Gelegenheit erwähnten humoriſtiſchen Roman, unter dem augenſcheinlich das längere Zeit geplante „Schulmeiſterleben“ zu verſtehen iſt, berichtet mit näheren Ausführungen über die Art dieſer Gattung auch ein Oſtern 1845 an die Braut gerichteter Brief, in dem es heißt: „Hab' ich doch in dieſem Monat nebſt andern Dingen einen ganzen großen humoriſtiſchen Romanplan von 57 Kapiteln entworfen und das erſte Kapitel heute ſchon ausgearbeitet. Der humoriſtiſche Roman, das iſt: der aus tragiſchen und komiſchen Elementen innig gemiſchte, paßt für meine Natur und Geſundheit am beſten. Es iſt ſoviel tragiſches Element darin, daß einem die Arbeit nicht unintereſſant wird und doch ſoviel komiſches dazwiſchen, daß man darin von jenem ausruhen kann. Dabei iſt eine Gemütstiefe und ein Phantaſieſchwung drin zu entwickeln wie in keiner andern Art, und Gewalt über die Sprache kann ſich auch nirgends glänzender zeigen.“ Von jenem idylliſchen, in Jean Pauls Manier geplanten Schulmeiſterroman iſt auch in den Briefen der nächſten Zeit noch mehrfach die Rede. Schon im folgenden Jahre aber taucht in einem Brief an Ambrunn vom 28. März 1846 ein neuer Plan auf, der offenbar das epiſche Seitenſtück zu dem im vorhergehenden Sommer begonnenen, dann aber aus politiſchen Gründen wieder fallengelaſſenen Drama „Friedrich II.“ darſtellt und aus hiſtoriſchen Studien zur Geſchichte der ſchleſiſchen Feldzüge des Preußenkönigs erwachſen war: „Jetzt hab' ich einen Schulmeiſterroman in Arbeit, nach deſſen Beendigung ich einen hiſtoriſchen Roman beginnen will, der auf den Gütern des Barons von Warkotſch in Schleſien zur Zeit des Siebenjährigen Krieges ſpielen wird.“ Bezeichnenderweiſe ſpricht er dabei (14. April 1846 an Ambrunn) von ſeinem „erſten hiſtoriſchen Roman“ und läßt damit die Abſicht, weitere folgen zu laſſen, durchblicken. Obwohl ſchon eine Reiſe nach Schleſien erwogen wird, um Lokalſtudien für dieſe Erzählung zu machen, ſcheint jedoch auch dieſer epiſche Plan nicht über Vorarbeiten hinausgekommen zu ſein. Im folgenden Jahre ſehen wir dann den Dichter, den die politiſchen Vorgänge der Zeit achtſamer auf die umgebende Welt gemacht hatten, ſich mit einem neuen großen Gedanken tragen. In einem Brief an Ambrunn vom 27. September 1847 begründet er das Verſagen ſeiner lyriſchen Muſe damit, daß er „durch Arbeiten und durch Vorſtudien zu einem humoriſtiſch-ſatiriſchen Roman, der unſere ganze Zeit mit all ihrer kalten Glut und Verwirrung abzeichnen ſoll, abſorbiert“ ſei. Mit dem Verrauſchen der politiſchen Stürme und einer kaltblütigeren Beurteilung der Revolutionsbewegung verliert jedoch auch dieſer aus der Zeitſtrömung geborene Romanplan des Dichters Intereſſe. An Stelle eines umfaſſenden Geſamtbildes deutſchen Lebens der Gegenwart reizt ihn die provinziell gebundene Erzählung, und ſo hören wir in einem Briefe an den Jugendfreund Schaller vom [illegible]1. Januar 1848 wiederum von der Abſicht, einen „Thüringerwaldroman zu ſchreiben, der alle Arten von Geiſtlichen und Gläubigen ſchildern ſoll.“

Dann aber drängte die Arbeit am „Erbförſter“ und an den „Makkabäern“ und das in der Verbindung mit Eduard Devrient gehobene Intereſſe am Theater für einige Jahre die epiſchen Pläne zurück, bis Anfang und Mitte der fünfziger Jahre, nicht ohne den anregenden Einfluß des engen Verkehrs mit Berthold Auerbach, dieſe wieder mehr in den Vordergrund rücken und es Ludwig gelingt, wenigſtens zwei große Entwürfe zum Abſchluß und zur Veröffentlichung zu bringen. Schon am 11. Februar 1851 hatte ein Brief der Braut gemeldet: „Die Makkabäerin hab’ ich freilich einſtweilen beiſeite getan und brüte über Erzählungs- und heiteren Dramenſtoffen, ich möchte auch gern einmal ein Bild ohne Schatten malen … Dieſen Sommer werd’ ich Erzählungen ſchreiben und bei Gelegenheit die Makkabäerin fertig machen.“ Und wiederum ſind es Erinnerungen an ſeine thüringiſchen Waldgebirge, die ihm bei ſolchen literariſchen Plänen lockend vor der Seele ſtehen, gewann Ludwig doch gerade in dieſer Zeit nach Jahren einer leiſen Entfremdung wieder ein inneres Verhältnis zur Heimat, ſo daß ſelbſt die Abſicht einer Überſiedlung nach Eisfeld oder Weimar vorübergehend auftaucht. Wie ſchon früher wiederholt iſt es abermals der Gedanke eines thüringiſchen Lokalromans, der ſeine Phantaſie reizt. „Ich möchte überhaupt“, ſchreibt er dem alten Ambrunn am 15. Dezember 1851 aus Dresden, „einiger Erzählungen wegen, die auf dem Thüringer Walde vorgehn ſollen, dieſen ein wenig ſtudieren; es muß da manches ganz Originale von Menſchen und Zuſtänden ſich finden. Ich kann ſagen, ich ſehne mich nach Dir und den Ortlichkeiten, die die Szene meines Kinderlebens waren.“ Dem Plane, im folgenden Sommer „an einigen Novellen auszuruhen,“ ſollen ſelbſt die Eisfelder Freunde Vorſchub leiſten, indem an ſie die Bitte ergeht (an Ambrunn, Dezember 1851), intereſſante Züge aus dem Leben und Treiben der thüringiſchen Waldbewohner für den fernen Heimatgenoſſen zu fixieren. Die glückliche Jungehemannsſtimmung des folgenden Jahres brachte zwar mit der Vollendung des Makkabäerdramas auch einen neuen Erfolg auf dramatiſchem Gebiete. Gleichzeitig aber legten die erhöhten Anforderungen ſeines jungen Hausſtandes dem Dichter die Pflicht nahe, ſeine ſchriftſtelleriſche Tätigkeit etwas ertragreicher zu geſtalten und nach dem Rate Auerbachs, deſſen Dorfgeſchichten dem Verfaſſer eben damals Ruhm und reiche Einnahmen brachten, ſich der Erzählung zuzuwenden, um damit, wie Ludwig im Juli 1853 launig an Devrient ſchreibt, „künftigen dramatiſchen Produktionen eine Milchkuh zu erziehn.“ So macht er denn etwa ſeit Ende dieſes oder Anfang nächſten Jahres mit dem langgehegten Gedanken eines Heimatromans Ernſt. Das Beiſpiel Jeremias Gotthelfs ſchwebt ihm vor und der Gedanke, mit einer bodenſtändigen Erzählung ein Stück alter Zeit in die immer mehr nivellierende Zukunft zu retten, wirkt dabei anfeuernd mit.

Da der Boden für die Ausarbeitung der „Heiteretei“ durch frühere epiſche Pläne wohl vorbereitet und das dörfiſch-idylliſche wie humoriſtiſche Genre dem Dichter durch ältere Verſuche vertraut war, andererſeits die häufige Ausſprache mit Auerbach anregend wirkte, kam die Erzählung in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Abſchluß, zumal Ludwig darin nur eine Nebenarbeit ſah, die er gewiſſermaßen „hinter ſeinem Rücken“ ſchreibe. Die genauere Entſtehungs- und Druckgeſchichte läßt ſich an der Hand der Briefe und des Hauskalenders*) ziemlich deutlich verfolgen.

Die Anfänge reichen in den Beginn des Jahres 1854 zurück, wie ein Brief aus Dresden an Ambrunn vom 11. Februar 1854 zu er-

*) Deſſen Notizen über die Heiteretei Herr Geheimrat Walzel freundlichſt zur Verfügung ſtellte.

weiſen ſcheint, in dem Ludwig eingehender auf ſeine gegenwärtigen Arbeiten und Pläne zu ſprechen kommt: „Die hieſige Gegend iſt von der Bildung der Reſidenz angeſteckt, es iſt an originale Sitten und Denkart nicht zu denken. Ich mußte, um eine Novelle ſchreiben zu können, mich in der Erinnerung in meine Heimat verſetzen. Das wurde mir ſehr ſchwer, weil die charakteriſtiſchen Wendungen der Sprache und alles andere, worauf's hier ankommt, mir faſt aus dem Gedächtniſſe verſchwunden iſt und, was ich noch wußte, mir nicht leicht genug beifiel. Man will einmal nicht bloß Erſonnenes mehr; es ſoll eine Erzählung jetzt durchaus einen realiſtiſchen, ſozialhiſtoriſchen Grund und Boden haben. Und der Thüringer Wald iſt noch gar nicht ausgebeutet; dort ſteht eine unendlich reiche Ernte für einen beobachtenden Kopf und eine geſchickte Hand."

Bereits im April 1854 konnte er Ambrunn von dem baldigen Debüt als Novelliſt berichten, das „hoffentlich nicht ohne Erfolg" ſein werde. Für die Beendigung der Erzählung gibt dann ein Brief an Devrient vom 2. Juni 1854 Aufſchluß, in dem ſich Ludwig, bereits wieder mit dem Agnes Bernauer-Drama beſchäftigt, ſeines langen Schweigens halber entſchuldigt, das durch eine Arbeit verurſacht geweſen ſei, „welcher Ihre Briefe und die dadurch mit Gewalt wiedererweckte Luſt zu dramatiſchem Schaffen eine Todesurſache vor der beendeten Geburt werden konnte." Da der vorhergehende Brief an Devrient vom 19. April von einer ſolchen Hochdruckarbeit noch nichts erwähnt, iſt wohl die Annahme gerechtfertigt, daß die eigentliche Ausführung der „Heiteretei" der zweiten Hälfte des April und dem Mai 1854 zufällt, während die Skizzen und Entwürfe den erſten Monaten des Jahres anzugehören ſcheinen.

Aus jenem Brief an Devrient vom 2. Juni geht weiterhin hervor, daß Auerbach den „Verſchleiß" übernommen hatte. Dieſer geſtaltete ſich indeſſen nicht ſo leicht, da die „Heiteretei" eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, als es urſprünglich im Plane Ludwigs lag, und die „Produktion mit ihm durchgegangen" war (an Ambrunn, Herbſt 1855). Noch jahrelang ſpäter ſtand dem Dichter „das Luxurieren ad mod. der Heiteretei" warnend vor Augen (an Ambrunn, 8. April

1861). Nach einem vergeblichen Verſuch, die Erzählung bei ſeinem eigenen Verleger Cotta anzubringen, wandte ſich Auerbach Anfang Juli an Dumont, den Verleger der Kölniſchen Zeitung, und erhielt, laut einer Notiz des Hauskalenders, dem auch die weiteren Angaben über die Druckgeſchichte entſtammen, am 18. Juli 1854 die Mitteilung, daß Dumont bei der „mit wahrhaftem Vergnügen" unternommenen Lektüre das „Urteil über deren Vollkommenheit vollkommen beſtätigt" gefunden habe und bereit ſei, die Erzählung Ludwigs aufzunehmen; freilich werde infolge laufender Verträge und des bedeutenden Umfangs der „Heiteretei" der Abdruck erſt im folgenden Jahre möglich ſein; an Honorar würden vier Taler pro Spalte von 120 Zeilen (10 Friedrichsd'or pro Bogen) vergütet werden. Nachdem Ludwig ſich dann nach einer mehr als einjährigen Zwiſchenzeit im November 1855 nochmals der Redaktion in Erinnerung gebracht und dieſe am 1. Dezember zuſagend geantwortet hatte, begann am 5. Dezember der Abdruck im Feuilleton der Kölniſchen Zeitung unter dem Titel: „Die Heiterethei. Eine Kleinſtadtgeſchichte von Otto Ludwig." Für den Anklang, den der Dichter damit im Publikum fand, iſt es bezeichnend, daß bereits am 8. Dezember eine Anfrage von J. J. Weber in Leipzig eintraf, ob er den Verlag dieſes Werkes erhalten könne. Da Ludwig darauf nicht antwortete, erhielt er nach beendetem Abdruck in der Kölniſchen Zeitung am 1. März 1856 nochmals einen Brief von Weber, mit dem Bemerken, daß aus dem Schweigen des Verfaſſers wohl bereits eine anderweitige Verfügung über die „Heiteretei" zu entnehmen ſei. Ludwig teilte ihm darauf halbausweichend mit, daß er darüber noch keinerlei Beſtimmungen getroffen habe; gleichwohl aber ſcheint dieſe erneute Anfrage ihm den Gedanken wieder näher gebracht zu haben, von der Erzählung noch eine Buchausgabe zu veranſtalten. Deshalb wandte er ſich nochmals an den Verleger der Kölniſchen Zeitung mit der Bitte um Zuſendung des ihm ſeinerzeit verſprochenen Abdruckes, ehe „die übrigen Exemplare des letzten Halbjahrganges vom Lager geräumt" würden. Dieſe Notiz des Hauskalenders iſt zwar undatiert, ſcheint aber den Schluß zu erlauben, daß dieſe Mahnung in den Sommermonaten 1856 erfolgte.

Inzwiſchen hatte Ludwig einen neuen glücklichen Wurf mit dem Roman „Zwiſchen Himmel und Erde“ getan, der im Juni 1856 bei Meidinger in Frankfurt erſchienen war und alsbald großen Beifall erntete. Am 10. Februar 1857 bot Ludwig dieſem Verleger auch die „Heiteretei“ an. Dagegen ſcheint er eine Anfrage des Prager Buchhändlers J. L. Cober, der in einem Schreiben vom 18. Februar die Erzählung gleichzeitig für das öſterreichiſche Publikum erwerben wollte, aus Rückſicht auf den Frankfurter Verlag abgelehnt oder ignoriert zu haben. Nachdem im März die kontraktlichen Verbindlichkeiten feſtgelegt waren und Ludwigs Forderung, für die „Heiteretei“ dieſelben Bedingungen wie für den Roman „Zwiſchen Himmel und Erde“ zu erhalten (Ludwig an Auerbach, 11. März 1857, vgl. auch 13. März 1857), Zuſtimmung gefunden hatten, ſandte Ludwig am 28. April 1857 das Exemplar der Kölniſchen Zeitung mit den vorgenommenen geringfügigen Änderungen und dem Bemerken, daß „die Vorrede und die andere Geſchichte [d. h. das Widerſpiel] bald folgen“ werde, an Meidinger und erhielt bereits Anfang Mai von der Darmſtädter Druckerei Leske die erſten Korrekturbogen. Den Ertrag der Erzählung hat Ludwig, der ſich gerade in dieſer Zeit öfters in Geldverlegenheiten ſah, ſelbſt folgendermaßen im Hauskalender zuſammengeſtellt:

Von Dumont für die Heiteretei [9585 Zeilen]	
vor dem Abdruck	280 Th.
nach dem Abdruck	39 „ 15
	319 Th. 15
Von Meidinger für die Heiteretei und ihr Widerſpiel	250 Th.
Trug mir alſo die Heiteretei Sa.	569 Th. 15

Den Ausführungen über die äußere Entſtehungsgeſchichte mögen einige Hinweiſe auf die innere Entwicklung der Erzählung folgen. So ſehr Ludwigs Kunſt immer mehr von dem romantiſchen Charakter ſeiner Jugendnovellen fortſtrebend einer realiſtiſchen Linienführung zuneigt und an Wirklichkeitsſinn gewinnt, kein anderes ſeiner Werke iſt ſo aus dem Leben gegriffen und hat ſo viel Bodenſtändig-Urwüchſiges an ſich wie gerade die „Heiteretei“. Bei aller leiſen Stiliſierung, die die Erzählung gleichwohl in eine höhere Sphäre hebt, ſcheint über dem Ganzen ein Hauch unverfälſchter Natur und Urſprünglichkeit zu liegen. So wenig auch der Dichter ſeiner ganzen Art nach ſich in breitausgeführten Naturſchilderungen ergeht, iſt es, als ob der Duft der thüringiſchen Waldgebirge dem Leſer entgegenſtrömte. Sind es doch alte, in treuem Herzen gehegte Erinnerungen an ſeine thüringiſche Heimat mit ihren herben, in ſich gekehrten Charakteren, ihren knorrigen, ſelbſtzufriedenen Geſtalten und ihrem Schatz an alten Sagen, die Otto Ludwig hier die Feder führten und ſeine langjährige Abſicht, das Leben und Treiben der Bewohner Thüringens poetiſch zu verwerten, verwirklichen halfen. Freilich iſt es kein bloßes Nachzeichnen der Natur, ſondern nach echtkünſtleriſcher Technik ein phantaſievolles Ausmalen, Vertiefen und Komponieren realer Verhältniſſe.

Für die Hauptperſon ſelbſt wird dies durch zwei Briefſtellen bezeugt, die uns einen erwünſchten Einblick in die Werkſtatt des Dichters geſtatten. Im Herbſt 1855 ſchreibt Ludwig an Ambrunn: „Dies Frühjahr hab' ich eine Novelle geſchrieben „Die Heiteretei". Der Name wird Dir bekannt vorkommen. In oder um Eisfeld hat's einmal eine Perſon gegeben, vom Volksmund ſo getauft. Ich habe von dieſer nur den Namen, weil er ſo bezeichnend, und die Anekdote von dem eiſenbeladenen Schiebkarren, die ſich im Senſenhammer bei Koburg zugetragen haben ſoll, adoptiert. Die Geſchichte iſt humoriſtiſch-phantaſtiſch geworden, weil ich mich ganz dabei habe gehen laſſen." Weiteren Aufſchluß aber bietet dann ein Brief vom September 1858, aus dem hervorgeht, daß jene Eisfelder Lokaltradition mit Erinnerungen aus der Saalfelder Gymnaſiaſtenzeit des Dichters zuſammenfloß, ſo daß der Name und ein Teil des äußeren Tatſachenmaterials zwei verſchiedenen Quellen entſtammt, zu denen Ludwig als wichtigſte Komponente die pſychologiſche Analyſe und Seelenſchilderung fügte. Wenn ſomit die beiden Hauptgeſtalten der Heiteretei und des Holders-Fritz trotz aller Anlehnung an die Wirklichkeit als geiſtiges Eigentum des Dichters zu beanſpruchen ſind, ſo mag in den Nebenperſonen, die ohne ſelbſtändige Entwicklung als gegebene Faktoren fördernd oder hindernd den Gang der Ereigniſſe begleiten, eher ein Portraitieren nach der Natur Platz gegriffen haben. Mochte es doch in einem weltentlegenen Landſtädtchen wie Eisfeld nicht an originalen Käuzen beiderlei Geſchlechts fehlen und war es doch ſchon eine Lieblingsbeſchäftigung des jungen Ludwig, hinter dem Ladentiſch ſeines Oheims die Charaktere der Kunden zu ſtudieren.

Wie nahe in dieſer Hinſicht Wahrheit und Dichtung nebeneinander lagen, ſcheint wiederum jener Brief an den alten Ambrunn vom September 1858 zu erweiſen, der gerade mit ſeiner offenkundigen Beſtimmung für weitere Kreiſe der Heimatgenoſſen und ſeinem faſt ängſtlichen Bemühen, allen ſchon gemachten und noch möglichen Ausdeutungen die Spitze abzubrechen, bezeugt, daß genug ſolcher Beziehungen vorgenommen worden waren und der Dichter vielleicht doch nicht ein ganz reines Gewiſſen hatte. Trotz ſeines größeren Umfanges mag dieſer für die Quellenfrage der „Heiteretei“ wichtigſte Brief hier folgen, ſoweit er für die Erzählung in Frage kommt: „Das Etwas, von dem ich eben ſprach, iſt ein Büchlein, welches zwei Erzählungen enthält „Die Heiteretei und ihr Widerſpiel“. Die Heiteretei war ſchon früher in der Kölner Zeitung gedruckt, Meidinger hat ſie nebſt der andern Geſchichte als Buch verlegt, und Du hätteſt dieſes ſchon lange; aber erſtlich mußte ich ſelbſt auf meine Freiexemplare lange warten, dann fürchtete ich, die Eisfelder möchten mehr hineinleſen, als darin ſteht, wie es ſchon vor etwa zehn Jahren oder darüber mit dem Vorſpiel zum alten Fritz „Die Schlacht von Torgau“ geſchah . . . . . . Nun ſind beſonders in der „Heiteretei“ manche Eisfelder Redensarten, auch Ortsbenennungen, z. B. die Städel, die Zehnt, die Herrenmühle pp. vorhanden, was ganz einfach daher kam, weil ich nicht lange nach ſolchen Kleinigkeiten ſuchen mochte und daß ich einen kleinſtädtiſchen Dialekt brauchte, den ich mir nicht erſt mühſam erfinden mochte – nun ich nahm den Eisfelder, weil er der einzige iſt, den ich kenne. Auf gleiche Weiſe ſind ſonſt noch manche Züge hineingekommen, von denen ich vielleicht ſelbſt nicht wüßte, daß ſie aus meinen Eisfelder Erinnerungen ſtammten. Nun iſt es Menſchenart, wenn man einmal ſolche Züge findet, die man ſchon kennt, man noch mehre zu finden glaubt und mancherlei findet, weil man es ſucht, nicht weil es wirklich vorhanden wäre. Dasſelbe kann ſoweit getrieben werden, daß man in rein erdichteten Figuren gewiſſe bekannte Menſchen porträtiert zu finden meint, weil ja doch am Ende jede poetiſche Figur mit wirklichen Menſchen Ähnlichkeit haben muß . . . . Obwohl viele lokale Benennungen darin in Eisfeld vorkommen, ſo kommen ſie auch an andern Orten vor, und wer ſich die Lage von Luckenbach genau vorſtellt, wird wohl finden, daß ſie nicht die Lage von Eisfeld; wer Saalfeld, Hildburghauſen und Schalkau und andere Örter der Gegend kennt, wird auch davon Züge in Luckenbach finden; Luckenbach iſt ein Typus einer kleinen Ökonomieſtadt, wie es auch hier welche gibt, z. B. Wilsdruf nahe bei Dresden pp. Die Geſtalt der Heiteretei iſt mein eigen, wenn auch der Name und die Anekdote mit dem Schubkarren Eisfelder Tradition iſt. Das Häuschen der Heiteretei ſtand in Saalfeld, zu der Zeit, wo ich dort auf dem Lyceum war, und zwar etwa ſo unterhalb des Gerhardsſchlößchens, wie im Buche das Häuschen der Heiteretei unter dem Gringel ſteht. Dies Saalfelder Häuschen wurde von einer Weibsperſon bewohnt, die den Spitznamen Mepp hatte und ſonſt durchaus mit meiner Heiteretei nichts gemein hatte. Sie war eine liederliche Perſon und damals ſchon ziemlich alt und dabei häßlich. Ich ſelbſt habe ſie öfter bei Spaziergängen an der Saale, woraus im Buche der Zehntbach geworden iſt, der in Eisfeld nicht exiſtiert, durch die großen Löcher in der Lehmwand in ganzer Figur geſehen, wie ſie an ihrem alten Tiſche ſaß auf ihrem einzigen Stuhl und dem Spotte der Vorübergehenden trotzte, woran es natürlich nicht fehlte. Auch von den übrigen Perſonen iſt keine ein Eisfelder Porträt, ſie ſind ſämtlich typiſche Geſtalten, von der jede kleine Stadt, faſt jedes Dorf individuelle Verwirklichungen aufweiſen kann. Wenigen wird es an einer geldſtolzen Valtineſſin fehlen, einen Duckmäuſer wie den Morzenſchmied hat jeder Ort, und ſo weiter. Sollten etwaige falſche Deutungen in der von mir befürchteten Art auftauchen, ſo haſt Du wohl die Güte, den betreffenden Teil dieſes Briefleins zur Verſtändigung mitzuteilen. Übrigens ſind auch weder Sitten noch Menſchen in dem Buche mit ſatiriſcher Schärfe, ſie ſind alle mit gutmütigem

Humor geſchildert, der keinen Vernünftigen, meinte er auch irrig ſich ſelbſt gemeint, verletzen kann. Ja man wird leicht des Verfaſſers Liebe und Wohlgefallen zu den geſchilderten Sitten und Menſchen in dieſen Schilderungen erkennen.“

Geſtalten ſeiner Phantaſie und Heimatserinnerungen zuſammenwebend, war Otto Ludwig, wohl vorbereitet durch frühere Verſuche auf dem Gebiet humoriſtiſch-idylliſcher Darſtellung, Anfang 1854 an die Ausführung des Werkes gegangen, das, zunächſt mehr aus äußeren Gründen unternommen, ihm bald aufrichtige Freude machte und eine unbekannte Schöpfungsluſt in ihm weckte. „Wenn man Überſchuhe und Burnus im Frühjahre ablegt,“ ſo ſchreibt er dem alten Eisfelder Freunde, „ſo iſt's, als wär' man ſo leicht geworden, daß man Mühe anwenden müſſe, um nur auf der Erde zu bleiben, und man läuft unwillkürlich wie ein Schneider, weil man noch nicht gewohnt iſt, weniger Kraft anzuwenden und die gewohnte Kraftanſtrengung bei verringertem Gewichte ein ſchnelleres Fortkommen bewirkt, als man vorhat. So ging mir's, als ich mich einmal aus dem dramatiſchen Joch losſchnallte, das weit ſchwerer als Burnus und Überſchuh!“ Es iſt nicht ohne Reiz, den Gedankengängen des Dichters zu folgen und an der Hand der erhaltenen Skizzen und Entwürfe, die im Anhang dieſes Bandes zum erſten Male veröffentlicht werden, den Konzeptionsvorgang, das Auftauchen und den Wandel der einzelnen Motive zu beobachten.

Jenem zu Anfang dieſer Einleitung herangezogenen Selbſtzeugnis entſprechend, ſcheint Ludwig auch hier zunächſt die Hauptperſon in einer für die weitere Entwicklung charakteriſtiſchen Situation vor ſich geſehen zu haben. So wenigſtens könnte das zu Beginn der Skizzen zuſammenhangslos ſtehende Wort „Klöße“ ſeine Erklärung finden, indem dieſer thüringiſche Lokalausdruck für Prügelei vielleicht auf den Zweikampf der beiden Hauptgeſtalten deutet, der in dem erſten Entwurf eine größere Rolle ſpielt. Damit iſt aber zugleich ein Hauptunterſchied zwiſchen der erſten Skizzierung und der ſpäteren Ausführung berührt. Zwar ſchon die früheſten erhaltenen Aufzeichnungen kennen als Grundmotiv der Erzählung den anfänglichen Gegenſatz und die allmähliche Vereinigung der beiden Hauptperſonen. Aber dieſe Entwicklung baſiert hier noch auf einer rein äußeren, körperlichen Gegnerſchaft. Während die endgültige Ausführung den Zwieſpalt von vornherein auf ſeeliſche Momente ſtellt und als treibenden Faktor die ſpöttiſchen Reden der Heiteretei und die dadurch bewirkte Selbſteinkehr des Holders-Fritz an den Anfang ſetzt, trägt jener Gegenſatz in der erſten Skizze noch das Gepräge einer naiv-rohen Eiferſucht auf die gegenſeitige Körperkraft und ſucht in wirklichen Ringkämpfen ſeine Befriedigung. Alles iſt noch derber, draſtiſcher, unproportionierter. Der wuchtigen Situationszeichnung entſprechend arbeitet die Sprache noch ſtärker mit dem Dialekt. In die Erlebniſſe der beiden raufluſtigen, eheſcheuen Hauptperſonen ſollte zum Schaden der einheitlichen Linienführung die epiſodiſche Geſchichte eines Freundes eingeſchoben werden, die unter Verwertung älterer Märchenmotive ohne allen inneren Zuſammenhang mit der Haupthandlung ſteht. Bald aber gewinnen die ſkizzenhaften Andeutungen an ſeeliſcher Tiefe. Die Heiteretei, die anfangs noch unter dem Schutz einer Mutter ſtand, wird Vollwaiſe und mit der völligen Vereinſamung die innere Klärung vorbereitet. An Stelle jener rohen Kraftproben tritt die heutige Eingangsſzene mit der Expoſition des Charakters der Heldin, die weiterhin in ihrer gefallenen Schweſter ein Gegenſtück erhält. Die Fürſorge für das Kind der Schweſter, die Baufälligkeit des Häuschens, die Sorge um den nötigen Lebensunterhalt, das Gefühl der Verlaſſenheit, die aufkeimende Eiferſucht, alle dieſe Motive tauchen auf, um die Pſychologie der Erzählung zu vertiefen und die Entwicklung auf ſeeliſche Momente zu verweiſen. Gleichzeitig bleibt das innere Wachstum der Geſtalt des Holders-Fritz oder, wie er dort noch heißt, Hanns, etwas zurück, wenngleich in dem bereits ſkizzierten Geſpräch mit dem Kinde ſchon die zarten Töne der ſpäteren Faſſung anklingen.

Auf einer zweiten S. 338 Z. 5 einſetzenden Entwicklungsſtufe ſtehen alle jene Motive ſchon feſt. Aber mit der Spottluſt des Mädchens, das ſich den Männern überlegen fühlt, und ſeiner kränkenden Äußerung über das leichtfertige Treiben des Burſchen tritt von Anfang an ein Spiel der Charaktere auf, zu dem als weiteres Hauptmotiv die Furcht der Heiteretei vor einem möglichen Racheakt des Beleidigten ſich geſellt, während gleichzeitig in dem Verhalten der Leute und den Ausdeutungen zufälliger Begebenheiten ein dritter Handlungsſtamm ſich ankündigt. Als weſentlichſte Bereicherung aber erſcheint jetzt jene Kataſtrophe am Bach und die daraus fließende Reue und ſeeliſche Wandlung der Heldin, während gleichzeitig auch dem Innenleben des Holders-Fritz eine größere Aufmerkſamkeit zugewandt wird. Von den äußeren Handlungsmotiven treten bereits die Schlußpartien der Erzählung mit den Vorgängen am Abend vor der Hochzeit jetzt deutlicher vor das Auge des Dichters.

Eine dritte S. 342 Z. 28 anhebende Skizzierung hält im weſentlichen an dem geſchilderten Gang der Ereigniſſe feſt, beginnt aber bereits mit der detaillierten Durcharbeitung einzelner Szenen. Die aus dem Regenwetter des Gründer Marktes ſich ergebenden Situationen werden liebevoll ausgemalt und jene für die weitere Entwicklung maßgebende Zankſzene des Holders-Fritz und der Heiteretei im Hohlweg ſowie ihre Folgen breiter ausgeſtaltet. Zur indirekten Charakteriſierung werden einzelne Züge eingefügt wie die nächtliche Ackerarbeit der Heiteretei für den Geliebten und das heimliche Aufräumen ſeiner Werkſtatt oder die an dem Nachbarehepaar geweckte Eiferſucht des Holders-Fritz.

Auffällig bleibt bei alledem, daß der in ſeiner Breite oft getadelte dritte Handlungsſtamm der ſpäteren Ausführung, die Geſchichte der großen Weiber, in den Entwürfen noch faſt ganz zurücktritt und nur den allgemeinen Hintergrund für das Spiel und Gegenſpiel der beiden Hauptgeſtalten abgibt. Da auch ſonſt in den Skizzenbüchern nur ſpärliche Andeutungen über dieſe ſpäterhin ſo breit ausgeſponnene epiſodiſche Nebenhandlung vorhanden ſind, iſt wohl die Annahme gerechtfertigt, daß den Dichter erſt während der eigentlichen Ausführung die Freude an all dieſen verſchrobenen Originalen verführte, ihnen eine größere Anteilnahme an dem Gang der Erzählung zuzuweiſen. Von Intereſſe ſind in dieſer Hinſicht einige flüchtig hingeworfene Notizen, die offenbar das Konzept eines Briefes darſtellen, der vielleicht an Profeſſor Weiße gerichtet war. Obwohl die Sätze infolge Lädierung des Blattes (Goethe- und Schillerarchiv VII 7) an einigen Stellen Lücken aufweiſen, mögen ſie hier folgen, da damit ein gewiſſes Licht auf jene Epiſode der „Heiteretei" fällt: „Nun iſt's eine Frage, die ... wie weit der einzelne ſich ablöſen dürfe vom Ganzen ... die Welt fügſam anerkennen und wie weit er ſich ihr, ſeine Selbſtändigkeit und ſein wahres Glück wahrend, entgegenſetzen dürfe und müſſe. Die Frage hängt zunächſt von der Beantwortung anderer, z. B. nach der Geneſis und daher relativem Wert jener Meinung ab. Die Erfahrung brachte ihre Reſultate hinzu. Ohne die eigentliche Abſicht, in der Erzählung eine praktiſche Löſung jenes Problems zu geben, ſondern indem die Betrachtung fortwährend auf die Erfindung der Tatſachen einfloß und dieſe wiederum auf eine Betrachtung in der einmal eingeſchlagenen Richtung führte, entſtand das wunderliche Ding, zu deſſen wüſter Form auch der Umſtand beitrug, daß ich dabei der Notwendigkeit einer Erholung von angeſtrengten Studien halbwillig nachgab. Die Ausführlichkeit der Wachtſtubenweiberunterhaltungen iſt nur daraus zu erklären – nicht zu entſchuldigen – daß möglichſt viele Typen der Geneſis der öffentlichen Meinung aus den Vorderſätzen des Analogon rationis illuſtriert werden ſollten. Die Figuren teilen ſich in zu fügſame Anerkenner und zu trotzige Verächter der öffentlichen Meinung; die letztern werden durch Erfahrung an ſich in die richtige Mitte gedrängt. Die andere Erzählung behandelt einen ..... durch körperliche Beſchaffenheit. Der Übermut, der in beiden Geſchichten beſonders die Hauptperſonen beſeelt, iſt ein ſpeziell thüringiſcher Zug."

Bei der Frage ſchließlich nach dem Verhältnis des Kölner Erſtdruckes von 1855/56 zur Buchausgabe von 1857 iſt darauf hinzuweiſen, daß nur geringfügige Änderungen ſtattfanden. Von einiger Bedeutung iſt höchſtens die Streichung der Stellen (vgl. die Lesarten zu S. 103,21, 182,4, 199,18), bei denen der Erſtdruck von einer gemeinſamen Kindheit der beiden Hauptperſonen geſprochen hatte, die aber in der Buchausgabe aus Rückſicht auf den ſonſt anzunehmenden Altersunterſchied fallen gelaſſen wurden.

So ſelbſtändig Otto Ludwig in der Dichtung ſeiner Zeit ſteht und ſo wenig er geneigt war, literariſchen Modeſtrömungen ſeinen Tribut zu entrichten, ſo ordnet ſich doch gerade die „Heiteretei“ einer größeren Gruppe erzählender Werke ein, die in jener Zeit an der Tagesordnung war. Nachdem die Dorfgeſchichte im achtzehnten Jahrhundert nur einige verheißungsvolle Anfänge gezeitigt hatte, dann aber in der Oberhofepiſode von Immermanns „Münchhauſen“ zum erſtenmal in klaſſiſcher Geſtalt erſchienen war, rief in den vierziger und fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts das Beiſpiel Berthold Auerbachs und Jeremias Gotthelfs faſt in allen deutſchen Gauen Darſtellungen ländlichen Lebens hervor. Aber innerhalb dieſer Strömung nimmt Otto Ludwig doch eine Sonderſtellung ein. Das Schwergewicht liegt bei ihm durchaus auf der pſychologiſchen Schilderung, die darin ſo weit überwiegt, daß der landſchaftliche Charakter mehr als ſonſt zurücktritt und die thüringiſche Lokalfarbe nur in den Nebengeſtalten etwas mehr Bedeutung gewinnt. Von Auerbach, deſſen Einfluß Ludwig ſelbſt mehr in dem anregenden perſönlichen Verkehr als in der Nachwirkung ſeiner Schriften erkannte, unterſcheidet ihn ein größerer Realismus, der ſich ganz in die dämmernden Gemütstiefen der unteren Volksſchichten zu verſenken weiß und ohne alle ſentimentale Anwandlung dieſer Kleinwelt eine liebevolle Aufmerkſamkeit zuwendet, ſowie das Fernhalten aller ſozialen Tendenzen, die bei dem Verfaſſer der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“ nicht ſelten zutage treten. Wenn er ſich mit Auerbach nur in der gelegentlich hervortretenden didaktiſchen Neigung berührt, die freilich zu den Eigentümlichkeiten der Dorfgeſchichte zu gehören pflegt, ſo hält er ſich doch andererſeits fern von der paſtoralen Lehrhaftigkeit des von ihm hochgeſchätzten Jeremias Gotthelf, deſſen lebensvolle, urwüchſige Geſtaltungskraft manches mit ihm gemein hat, den er aber an Tiefe der pſychologiſchen Charakterzeichnung und Feinheit der Linienführung übertrifft. Eher könnte der Sinn für die Gemütsſeite des menſchlichen Lebens und die humoriſtiſche Schilderung idylliſcher Zuſtände an Jean Paul erinnern, deſſen ſatiriſche Schärfe, weiche Stimmungsmalerei und ſprunghafte Kompoſition aber bei

Ludwig vermieden ſind. Während ſomit die Einwirkung der deutſchen Vorbilder nicht allzuhoch einzuſchätzen iſt und die Gemeinſamkeit einzelner Züge mehr zufälliger Natur ſein dürfte, muß Dickens ein größerer Einfluß zuerkannt werden. Die Erhöhung der Spannung durch abſichtliche Unklarheit beim Abbrechen eines Handlungsſtammes, die Charakteriſtik der Perſonen durch mehr oder weniger zufällige Äußerlichkeiten, die Betonung der Mimik und Geſte, die Breite des Dialogs, die Wiederholung ſtereotyper Redensarten, die Beſeelung der Natur, alle dieſe für Dickens charakteriſtiſchen Stilmomente kehren bei Ludwig wieder, der ſpäterhin in den Romanſtudien dem engliſchen Erzähler eine eingehende und begeiſterte Würdigung zuteil werden läßt. Freilich iſt dabei zu beachten, daß ſo manche jener Merkmale ſchon in der Erzählungskunſt des jungen Ludwig anzutreffen ſind und das engliſche Vorbild mehr ſchon vorhandene Neigungen ſtärkte und wiederbelebte als neu anpflanzte.

Der Beifall, den Otto Ludwig mit der „Heiteretei" fand, war geteilt. Auf der einen Seite wurden ſchon früh anerkennende Urteile laut. So gab der Leipziger Philoſophieprofeſſor Chriſtian Hermann Weiße, der bereits 1856 nach der Lektüre des Abdruckes in der Kölniſchen Zeitung in einem von Ludwig im Hauskalender kopierten Briefe an Moritz Heydrich ſeine Freude an dieſer Erzählung bekundet hatte, nochmals nach Erſcheinen der Buchausgabe ſeiner Bewunderung Ausdruck in einem im Goethe- und Schillerarchiv (VII 11 e) erhaltenen Briefe (14. Nov. 1857) an den von ihm hochverehrten Dichter, in dem es heißt: „Das Ganze aber der Intuition Ihres Werkes ſteht, wie ich glaube verſichern zu dürfen, mit hinreichender Klarheit vor der Seele, und eben dieſes Ganze finde ich ebenſo tief in der Anlage wie trefflich, von höchſter Wahrheit und Lebendigkeit, in der Ausführung. Eine ſittliche Intuition der edelſten gediegenſten Art liegt der Erfindung zum Grunde, und die Mittel, welche die Darſtellung aufbietet, um dieſe Idee mit lebendigem Fleiſch und Blut zu überkleiden, dieſe Mittel ſind trotz des derben Realismus der Lebensſphäre, aus der ſie entnommen ſind, doch durch die echte Dichterkraft der Darſtellung mit dem Weſen der Idee durchdrungen und zur Ebenbürtigkeit mit ihr emporgehoben.“ Nicht weniger darf aus den Verlagsanerbieten zweier Verleger ein Rückſchluß auf die günſtige Aufnahme im Publikum gemacht werden. Dagegen ſtand ein Teil der literariſchen Kritik der Erzählung verſtändnislos gegenüber, indem ſie an der Breite der realiſtiſchen Darſtellung Anſtoß nahm, die nur ein Deckmantel für Erfindungsarmut ſei, und eine innere Unwahrheit darin zu finden meinte, da nach ihrer Anſicht die Charakterzeichnung im Widerſpruch zur Pſychologie ländlicher Kreiſe ſtehe. Der Führer dieſer kritiſchen Richtung war Gutzkow, der in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ von 1857 die „Heiteretei“ völlig abſprechend beurteilte, wobei freilich eine perſönliche Verſtimmung gegen Ludwig mitſprach, da dieſer in ſeinen Dramen Gutzkows Umarbeitungsvorſchläge unberückſichtigt gelaſſen hatte. Indem aber auf der anderen Seite ein ſo einflußreicher Kritiker wie Julian Schmidt in einer ebenſo umfangreichen wie tief gehenden Beſprechung in den „Grenzboten“ (1857, IV. Quartal) bei allem Blick für einzelne Schwächen das Ganze, das „ebenſoviel Naturwahrheit als Poeſie“ enthalte, als den Niederſchlag einer großen Geſtaltungskraft und echten Künſtlernatur erkannte, trat Ludwig eine Zeitlang in den Vordergrund des literariſchen Intereſſes. „Über dies alte Ding“, konnte er im Januar 1858 an Ambrunn berichten, „iſt nun ein förmlicher Krieg ausgebrochen. Gutzkow und ſeine Farbe haben kein gutes Haar daran gelaſſen, dafür ſind J. Schmidt in den Grenzboten, Hauff in Stuttgart, Landesmann in Wien und andere als Verteidiger aufgetreten. Ich habe einmal das wunderliche Schickſal, von einem Teile der Kritik mit Enthuſiasmus, von einem andern mit Wut und Haß aufgenommen zu werden; wenigſtens kann mich das tröſten, daß das Gewöhnliche weder Enthuſiasmus noch Zorn erregt.“

Trotz dieſes Aufſehens aber brachte es die Buchausgabe der „Heiteretei“ nicht wie der kurz vorher erſchienene Roman „Zwiſchen Himmel und Erde“ zu einer weiteren Auflage. Immerhin bezeugt der wenig ſpäter unternommene Verſuch des Wiener Schriftſtellers Karl Kaiſer, die Erzählung zu einem Drama „Stahl und Stein“ umzuſchmelzen, das Intereſſe, das man dem Stoff entgegenbrachte. Wie alle ſolche dramatiſche Umarbeitungen epiſcher Vorlagen, die auf einer Verkennung der immanenten Geſetze und Bedingungen einer jeden literariſchen Gattung beruhen, darf auch dieſe Dramatiſierung ebenſo wie das dreiaktige thüringiſche Volksſtück von H. Welcker (Leipzig 1900) als verfehlt bezeichnet werden. Dagegen erwarb ſich die Erzählung Ludwigs ſelbſt die Gunſt immer weiterer Kreiſe des deutſchen Volkes, namentlich ſeitdem ſie ſeit den achtziger und neunziger Jahren in verſchiedenen volkstümlichen Verlagsunternehmen geſondert erſchienen war.

Aus dem Regen in die Traufe

Erſt geraume Zeit nach Beendigung der Haupterzählung „Die Heiteretei" iſt das Widerſpiel „Aus dem Regen in die Traufe" entſtanden. Aus einem Brief Ludwigs an Moritz Heydrich vom 5. April 1855 ergibt ſich, daß ſowohl der Verleger der „Gartenlaube", Ernſt Keil, wie der Verleger der Novellenzeitung, A. Dürr, ihn um novelliſtiſche Beiträge für ihre Blätter erſucht hatten. Den daraufhin nach Verlauf einiger Zeit an die Redaktion der „Gartenlaube" geſandten Roman „Zwiſchen Himmel und Erde" konnte dieſe freilich in Rückſicht auf den an eine ſolche Tiefe der pſychologiſchen Charakterzeichnung nicht gewöhnten Geſchmack ihres Publikums nicht verwerten. In demſelben Briefe vom Dezember 1855 aber, in dem Ludwig dem Redakteur Keil den Empfang des zurückgeſandten Manuſkriptes jenes größeren Romans beſtätigt, bietet er ihm in der Skizze „zwei neue Erzählungen zum Erſatz" an. Mit dem dabei angeführten Bachmärchen iſt offenbar der Stoff der leider nie ausgereiften „Neuen Undine" gemeint, dann aber heißt es in dem Schreiben: „Die andere iſt die Geſchichte des kleinen Schneiders, der in der Heiteretei — wenn Sie das Ding in der Kölner Zeitung kennen — vorkommt. Er wird von einer handfeſten Mutter wie ein Kind behandelt, ſucht die mütterliche Tyrannei durch ein noch handfeſteres Weib abzutreiben; der Titel „Aus dem Regen in die Traufe" ſagt das Weitere. Wenn jenes [Bachmärchen] etwas träumeriſch, ſo wird dieſes draſtiſch komiſch.“ Ende dieſes oder Anfang nächſten Jahres muß dann, offenbar durch den gleichzeitigen Druck der ſtoffverwandten „Heiteretei“ gefördert, die Erzählung zur Ausführung gelangt ſein. Denn der Hauskalender enthält am 20. Januar 1856 die Bemerkung: Manuſkript „Aus dem Regen in die Traufe“ an Keil nebſt Erklärung. Aber auch diesmal brachte die Entſcheidung der Redaktion eine Enttäuſchung. Nach einer Notiz des Hauskalenders vom Ende Januar brachte Dr. Stolle dem Dichter die Erzählung in verſiegeltem Paket zurück nebſt einem Begleitbrief, der die verweigerte Aufnahme mit dem Mangel an Spannung begründete. Freilich hatte Ludwig wenige Monate ſpäter die Freude, von einem Meinungsumſchlag zu hören, den die Lektüre ſeines inzwiſchen gedruckten größeren Romans hervorgerufen hatte. „Geſtern erlebte ich“, ſchreibt er am 23. Juni 1856 an Auerbach, „eine Genugtuung. Du weißt, daß mir Keil, als er mir meine Geſchichte zurückſandte, empfahl, Balzac und die andern franzöſiſchen Novellenvirtuoſen der Spannung wegen zu ſtudieren. Geſtern war er mit F. Stolle bei mir und bat, ich ſolle vergeſſen, daß er mir den Rat gegeben, er ſei nun anderer Meinung, er habe die Geſchichte [Zwiſchen Himmel und Erde] nun geleſen.“

Ob Ludwig etwa noch andere Verſuche machte, das Widerſpiel in Zeitſchriften anzubringen, muß dahin geſtellt bleiben, da ſich in dem Briefwechſel keine weiteren Bemerkungen darüber finden. Erſt die im Frühjahr 1857 mit Meidinger geführten Verhandlungen hinſichtlich der Buchausgabe der „Heiteretei“ ſcheinen den Druck der Novelle geſichert zu haben, die nunmehr als „Widerſpiel“ zu jener größeren Erzählung erſchien. Nach einer Notiz des Hauskalenders vom 28. April 1857 ſtellte jedenfalls Ludwig gleichzeitig mit der an dieſem Tage erfolgten Abſendung des Manuſkriptes der „Heiteretei“ dem Frankfurter Verleger die baldige Folge der „anderen Geſchichte“ in Ausſicht.

Die zum Widerſpiel erhaltenen Vorſtudien und Entwürfe ſind zwar äußerlich umfangreicher als diejenigen der „Heiteretei“, laſſen aber keine ſo ſtarken Verſchiebungen der inneren Entwicklung erkennen. Nachdem Geſtalt und Charakter des kleinen Schneiders ſchon in der größeren Erzählung vorgezeichnet waren, trat bereits in den erſten Skizzen als dominierender Grundgedanke die Abſicht des Schneiders hervor, die Gewaltherrſchaft der Mutter unter dem Schutz einer großen und energiſchen Frau zu brechen. Ebenſo ſcheinen die ſchlechten Erfahrungen, die er damit macht und die ihn „Aus dem Regen in die Traufe" führen, dem Dichter von Anfang an in voller Klarheit vor Augen geſtanden zu haben. Doch wurde die Tragik des erſten Entwurfs, der eine bereits vollzogene Heirat des ungleichen Paares annimmt, in den ſpäteren Ausführungen gemildert durch jenen tragikomiſchen Zwiſchenzuſtand, in dem die „Schwarze" nur zeitweiſe ihre Herrſchaftsgelüſte im Hauſe des Schneiders entfaltet. Die Konſtellation der Perſonen aber iſt bereits im erſten Entwurf, der auch ſchon die exponierende und an die „Heiteretei" anknüpfende Eingangsſzene aufweiſt, dieſelbe wie in der endgültigen Ausführung. Nur in der Detailarbeit brachten die ſpäteren Skizzen neues, indem ſie die Art, wie der Schneider die Schwarze kennen lernt, die verhängnisvolle Rolle, die das ſchriftliche Heiratsverſprechen ſpielt, u. a. weiter ausführten.

In ſeiner Weiſe, ſich ſelbſt für die weitere Ausführung Direktiven vorzuſchreiben, fügt Ludwig bereits der erſten Skizzierung die Worte ein: „Es ſind viele komiſche Situationen zu erdenken, wie ſie ihn verſteckt und mit einfältiger Liſt zuweilen in noch ſchlimmere Lage bringt." Wenn auch dieſe Abſicht nicht zur Ausführung kam, ja die eine oder andere in den Entwürfen angedeutete komiſche Situation dieſer Art ſpäterhin wieder fallen gelaſſen wurde, ſo iſt doch mit jenem Satz der Grundcharakter der Erzählung herausgehoben, die neben der Tiefe der pſychologiſchen Charakterzeichnung auch die humoriſtiſche Begabung Ludwigs im ſchönſten Lichte zeigt, die in der „Heiteretei" nur in den epiſodiſchen Figuren zur Geltung gekommen war, hier aber als treibender Faktor durch die Geſamthandlung geht.

Treffend hob ſchon einer der erſten Beurteiler, Chriſtian Hermann Weiße, dieſe ſeltene Verknüpfung pſychologiſcher und humoriſtiſcher Momente hervor, wenn er in jenem Brief an Ludwig ſchreibt: „Hier (im Widerſpiel) tritt die Komik freier und unmittelbarer verſtändlich hervor als in der Heiterretei und dabei fehlt doch nicht ein tiefempfundener und zur Empfindung ſprechender Gemütsinhalt.“ Nicht weniger anerkennend beurteilte Julian Schmidt in den „Grenzboten“ die Erzählung, indem er neben der „Friſche und dem Behagen, mit welchem der Dichter die fragmentariſchen Eindrücke des Alltagslebens in poetiſche Wirklichkeit umzuwandeln verſteht,“ die Naturwahrheit und Geſchloſſenheit derſelben betonte: „In der geſamten Erzählung, die ein fortgeſetzter Schwank iſt, erfreut uns dieſe Friſche, wir begegnen keinem einzigen ſtörenden Zug, und wenn der Dichter mitunter retardiert, ſo laſſen wir es uns gern gefallen, da der Weg, durch den er uns führt, ſo anmutig iſt. Die Erzählung iſt auch inſofern ein Muſter, als ſie nicht über das Genre hinaustritt, da man doch neuerdings gewohnt iſt, in einem kleinen beſchränkten Rahmen weit umfaſſende Reflexionen einzuweben, denen er nicht gewachſen iſt.“

Weimar, 21. Oktober 1912. Paul Merker.

Die Heiteretei

„Auch zum Gründer Markt, Dorle?"

„Noch e' bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und ſagt, Frau Dotin, ob Ihr was hin zu beſtellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Faktor? Und dann gebt's ſchnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nötig wär'. Und zu ſpät in die Nacht mag ich nicht."

„Was das für ein Haſtigtun iſt!" ſagte die Wirtin, vor deren Tür dieſes Geſpräch ſtattfand. „Man ſollt' meinen, die Mädle von jetzt, das wären erſt Mädle. Na, ich bin auch eins geweſt, und nicht das langſamſt'; aber Zeit zum Atemholen hab' ich mir alleweil noch gegönnt."

„Ihr ſeid auch ein Mädle geweſt?" fragte Dorle, wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirtin war eine jener Geſtalten, die man ſich nicht jung denken kann. Die umherſtehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erſchien in ſeiner treuherzigen Verwunderung noch friſcher als ſonſt. „Was für gottloſe braune Augen ſie im Kopfe hat!" dachte der Schneider, und ohne Umſtände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt, wie das anfangen. Er hatte ſchon während des ganzen Geſprächs darüber nachgeſonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeſchoſſen, eines ganzen Kopfes länger als der kleine Mann. Selbſt auf den Zehen ſtehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halſe hinauf gereicht. Und ihren Kopf zu ſich herabziehen zu können, hätte er viel ſtärker ſein müſſen oder ſie viel ſchwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt ſo ehrlich wie vorhin ſchalkhaft, als es ſagte: „Nichts für ungut, Frau Dotin. Hab's nicht ſchlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut iſt der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub'."

„Du biſt ein Spitzbub' das ganze Jahr," ſagte die Wirtin. „Kann ſein, daß was da iſt für den Herrn Faktor." Und ſie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirtshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und ſenkten ſich auf ihren Schiebkarren herab, und verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf fragte er: „Aber was willſt du dir nur holen damit?"

„Einen Mann," lachte der Schmied.

„Einen Schmied," entgegnete das Mädchen ernſthaft. „Die muß man mit Stricken binden, wenn ſie vom Markt heim nicht in jedem Wirtshaus einkehren ſollen."

„Die Schneider nicht?" fragte der Schneider faſt neidiſch.

„Auch," ſagte das Mädchen; „nicht wegen der Wirtshäuſer, nur, daß ſie der Wind nicht vom Schiebkarren bläſt."

„Du mußt den Holder-Fritz frein," huſtete der Weber. „Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchturm von der Kirch' und zur Stadt hinaus."

„Das käm' zu ſpät," ſagte das Mädchen ruhig. „Bis dahin habt Ihr ihn hinausgehuſtet."

„Wo ſtellt Ihr ein auf dem Markt, Annedorle?" fragte der Schmied. „Heimwärts führen wir uns."

„Ihr werdet wohl einen brauchen, der Euch führt," ſagte das Mädchen, „ich nicht."

Die Wirtin kam mit einem Paketchen heraus, das ſchnell auf dem Schiebkarren ſeinen Platz fand. Die Männer hießen das Mädchen warten; ſie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung ſei halber Weg.

„Das glaub' ich," ſagte das Mädchen, „und drum geh' ich allein. Wenn ich wieder etwas an Euch mitkriege dort, Frau Dotin, komm' ich auf dem Rückwege herein. Und es ſoll mir nicht drauf ankommen, ſo kriegt Ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dotin."

Die letzten Worte kamen ſchon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war ſchneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Geſtalt zugetraut hätte. Unwillkürlich ſahen ihr alle nach.

„Immer heiter,“ huſtete faſt ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

„Dafür heißt ſie auch die Heiteretei,“ lachte die Wirtin.

Der Schneider ſann über etwas, dann ſagte er: „Man ſollt' doch keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt', der auf ihn paßt'. Da würd's nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernſt und ein Saufaus Nüchtern hieß', und man wüßt' gleich, wenn man nur den Namen hört', wie der Mann beſchaffen iſt. Heiteretei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle ſelber.“

„Da ſorgt ja,“ ſagte der Schmied, „daß Ihr einmal Eure Mädle, wenn ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn ſie ſonſt niemand aufzieht, können ſie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Aparts an ſich hat, dem braucht's nicht leid zu ſein darum, den taufen die Leut' ohnehin noch einmal.“

Auf des Schneiders Geſicht hätte man leſen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der übrigen nicht verraten hätte.

Er ſeufzte nämlich trotz ſeiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter. Sie nannte ihn nicht anders als den „Jung“. Natürlich hieß er von Stund' an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen ſo. Man erzählte ſich, ſie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entſprechend. Und mehr als einer wollte geſehen haben, wie die ſtarke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken ſtraff gezogen, während ihre Rechte die Feſtigkeit eines ſpaniſchen Rohres an dem Teil gemeſſen, auf deſſen Ausdauer bei der Schneiderei ſo viel ankommt. Aber was will nicht der und jener Spottvogel geſehen haben, den ein Verhältnis der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Haustür herausſchoß und dann hineindrohte: „Reſpekt muß im Hauſe ſein!“ dachten die Vorübergehenden dazu: „Aber jetzt ſteht er vor der Tür.“

Der Schneider achſelzuckte ein ſtummes: „Man kennt den Morzenſchmied, was für ein Schabernacker der iſt, ſo duchſig er tut.“

Die Wirtin aber erinnerte der fliegende Saum des rotflanellenen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verſchwand, wieder an die

Heiteretei. „Aber ſie könnte", ſagte ſie, „ebenſogut die Bravetei heißen als die Heiteretei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann ſingt; wennſchon ein bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schweſter Mutter geworden iſt von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo ſie gedient hat, da hat die Heiteretei ſie fortgeholt und hat ihr einen anderen Dienſt verſchafft, ich weiß nicht wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten haſt, hat ſie zu ihr geſagt, dann will ich wieder deine Schweſter und ſoll das Liesle dein Kind wieder ſein. So lang aber kommſt du mir nicht wieder ins Häusle, daß du's weißt. Das Kind aber hat ſie behalten, und nicht viel Mütter ſind ſo brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiteretei gegen das Liesle iſt."

„Ja, und die Hochmutei dazu," huſtete der Weber. „Wo ſie die Mannsleut' verſpotten kann mit Wort oder Tat, da iſt ſie gewiß bei der Hand. Aber ſie wird wohl ſchon einmal ſchlecht anfliegen, und ich wär' nicht der einzig', der's ihr gönnt'."

Ein Blick der Zuſtimmung, in dem die übrigen Männer ſich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr geſprochen.

Unterdes waren ſie mit Bezahlen, Friſch-Tabakſtopfen und Anbrennen fertig geworden und machten ſich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktflecken. Der Letzte rief der Wirtin, welche die leergetrunkenen Gläſer am Brunnen ſchwenkte, zurückſehend noch zu: „Prächtig Wetter heut!"

Die Wirtin ſah ſich um, und auf dem feinen Dufte haftend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, ſagte ſie: „Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt' heut nicht Gründer Markt ſein."

Die Wirtin weiß es, und ſie nicht allein, alle Welt weiß es, wie's mit dem Wetter iſt zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt ſo blau und golden, wie es der Farbenkaſten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor ſechzig Jahren, denn damals war alles beſſer, ſelbſt das Wetter; frage nur die Reicker Wirtin, wer's nicht glauben will. Kaum iſt's Mittag, da ſteigt's von allen Seiten auf; da hebt's und drängt's, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat unter dem alten. Das wär' ſchon gut, wenn es nur aufzuhören verſtände zur rechten Zeit. Aber immer noch ſteigt's und drängt's. Da wird ein Hin- und Herwogen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zuſammen- und Übereinanderſchieben, daß endlich die Funken davonſtieben und das ganze Wolkengewölbe unter ſeiner eigenen Laſt zuſammenbricht mit Donnerkrachen und die Wolkentrümmer aneinander in ungezählte Tropfentrümmerchen zerſplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter dieſen letzteren iſt, in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Türen ſich öffnen, in eine kreiſende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Maſſe um ihre und noch einmal beſonders um ſeine eigene Achſe gewirbelt, weiß er bald nicht mehr, was ſich dreht, er oder die Häuſer und Buden um ihn herum. Bald erſcheint die rettende Tür, bald verſchwindet ſie, ohne daß ſie ihm näher gekommen iſt. Die Hutkrempe, von Regen und Mitleid erweicht, ſenkt ſich allmählich und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigſtens den Anblick ſeines Schickſals, bis eine Flut ihn plötzlich davonführt, er weiß nicht, wohin, und eine Tür ihn einſchlingt, die er nie zu paſſieren gemeint hat. So iſt's im Marktflecken ſelbſt; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Ähnlichen doch ein ganz verſchiedenes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege iſt, hat die Schritte ſchon eine gute Weile her länger und ſchneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer ſo vorſichtig war, einen Regenſchirm mitzutragen, dem lohnt ſich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, roter, blauer, grauer, ſchwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenſchirm iſt der Mann des Tages. Was keiner iſt, müht ſich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Waſſerkannen, Töpfe, Tiegel, alles vergißt im Drange der Not ſeine eigentliche Beſtimmung. Da huſchen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt, die ausgezogenen Strümpfe und Schuhe in den Händen, die Straße hin, und neben jeder huſcht ein Mittelding von

Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den naſſen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und ſchnaubt und ſtampft und ſpritzt vorbei, daß die Weiber aufſchreien und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er iſt ſchon voll, und ſchon iſt er vorüber. Die Geborgenen oben lachen ſchon in der Ferne, und die in ihrer Hoffnung Getäuſchten unten ſenden Verwünſchungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die ſie nicht erdacht ſind — wenn das ewig gleiche Plätſchern des Regens ſie nicht vorher überplätſchert. Aber ſtehen bleibt niemand; es müßte denn ein Angetrunkener ſein, der im ſeligen Vergeſſen aller Not mitten auf der Straße ſich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig weinenden Weibervolke mit fortgeſchleppt, halb getragen, halb geſchleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es muß gehen.

Und ſo geſchieht's am Tage des Gründer Marktes, ſeit der Gründer Markt im Kalender ſteht.

Wer's noch genauer wiſſen will, höre nur der Reicker Wirtin zu, die's eben ihren Gäſten erzählt. Und er wird, beſonders in Anbetracht der Länge dieſer Erzählung, ſo froh ſein, im Trockenen zu ſitzen, als nur immer unſere Bekannten von vorhin ſein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zuſtand an ſich beneidenswert zu nennen wäre! Es iſt vielmehr ein wahrer Heringszuſtand. Man denke ſich hundert Menſchen in eine enge Dorfwirtsſtube zuſammengepreßt, die Scheitel in die ſchweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabaksrauch und dem Angſtſchweiß naſſer Kleidungsſtücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahlloſen da unter den Tiſchen herum und untereinander liegenden Beinen man an ſich ziehen müßte, wenn es gälte, dem völligen Erſticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden! Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hülfloſigkeit eben nur ſo viele Helle auszuſtrömen, als nötig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es iſt.

Aber eine Not kann zur Wohltat werden, wenn ſie von größerer Not errettet. Und bald hörte mit der größeren auch die kleinere auf. Es regnete ſchwächer, und wen nicht die Sorge um ſein Heimweſen dem leiſeren Rieſeln zu trotzen trieb, der flog aus, da auch dieſes endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten ſich Lücken im Gewölke. Das flog nun ſelbſt wie eine endloſe Folge dunkler Regenſchirme in den Händen eilender Rieſen am Himmel dahin.

Der Mond ſtellte ſich auf die Zehen und ſah zwiſchen ihnen hindurch auf die naſſe Straße herab. Die hielt ihm tauſend Spiegel vor, und er ſah wohlgefällig, um wieviel ſchöner und vollwangiger er nun ſeit geſtern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, ſei es aus Behagen am Wirtshauſe oder aus Unbehagen an dem, was ſie daheim erwartete, ruhig ſitzen blieben, um, wie ſie ſagten, den Weg unterdeſſen noch etwas abtrocknen zu laſſen. Unter dieſe gehörte auch unſer Männerkleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenſchmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er ſeiner Morzenſchmiedin etwas aufzuheften oder ſonſt einen Streich zu ſpielen wußte. Hatte er ſie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern ſeiner Straße oder des ganzen Städtchens zuſammengehetzt, dann war es ſeine Luſt, mit Henkergeſchicklichkeit ſie in die größte Angſt hineinzubedauern. Und höchſt unlieb wäre es ihm geweſen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, ſie klug zu machen. Die Schuſter-Märtineſſin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit einem ganzen Doktorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigene hatten, daß ihre Anfälle begannen, ſooft ſie ihren Märtines die Treppe heraufkeuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er dieſelbe wieder hinabhuſtete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eigenen Herdes verbitterte, wiſſen wir ſchon.

Dieſe drei Männer ſaßen zuletzt noch faſt ganz allein da, und ihr Geſpräch war ſo ins Stocken geraten, daß ſie, in ſich verſunken, ſelbſt nicht wußten, wie ſehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Tür ſich vernehmen ließ, ſie zu erwecken. Und dieſe Stimme klang ſo voll und tief aus der Bruſt herauf, daß die vorgeſunkenen Köpfe faſt erſchrocken emporfuhren.

„Da habt Ihr Euren Mann, Frau Dotin,“ ſagte draußen die Heiterethei. „Er iſt der allerbeſt’, raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn Ihr ihn nicht mehr mögt, braucht Ihr ihm nur den Kopf abzubeißen.“

„Dazu iſt er gut,“ hörte man die Wirtin lachen, „und darum krieg' ich ihn. Wär' er zum Heiraten geweſen, hätt' ich ihn ſicher nicht gekriegt.“

„Ihr müßt einmal gern geheiratet haben, weil Ihr noch immerfort ſo gern vom Heiraten ſprecht.“

„Ja,“ antwortete die Wirtin, „aber wie ich am liebſten geheiratet hätt', da hab' ich am wenigſten davon geſprochen. So haben's die Mädle und die Weiber, ſolang die Welt ſteht.“

„Das ſagt Ihr. Jedes meint, wie's ihm war, ſo muß dem andern auch ſein.“

„Und ich denk', wie's jeder meint, ſo wird's auch ſein.“

„Aber es iſt doch nicht ſo! Und wenn's ſolche gibt, müßt Ihr dann ſprechen: alle ſind ſo? Sagt meinetwegen: es gibt ihrer genug, die ſo ſind. Das ſind ſolche, die's nicht allein erwachen können. Wer's muß, da hab' ich nichts dagegen, aber ich tät's nicht, und wenn ich tauſendmal müßt'. Weil die Mädle heutzutag noch ſchwächer und einfältiger ſind als die Mannsbilder ſelber.“

„Darum iſt's nicht. Die Männer heiraten doch auch. Wenn jedes was Stärkeres und Geſcheiteres heiraten will, wen ſollen denn die heiraten?“

„Meinethalb den Kuckuck von Langenſalz. Was gehn die mich an? Die Männer frein, damit ſie einen Narren haben, und die Mädle, weil ſie ſelber Narren ſind. Gebt mir lieber ein Kärtchen Bier für Euer Gerede.“

„Die Männer und die Mädle! Als wenn du nicht ſelbſt ein Mädle wärſt! Oder was biſte ſonſt?“

„Ich bin ich. — Und ich frei' einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn Ihr mir einen auf dem Teller präſentiert und er wär' obenein ein Prinz. Und red't Ihr noch ein Wort, ſo weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brot verdien' ich allein, wenn ich ſchon ein arm Mädle bin. Ich bin ſtark genug und bin klug genug, und ich brauch' keinen, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“

Dabei war die Tür geöffnet worden und das Mädchen mit rotem Geſichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Geſtalt ſchüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Luſt, das Geſpräch, das ſie mit angehört, weiterzuführen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tiſches. Der Schneider erſah ſich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute morgen ins Werk zu ſetzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um dieſe und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Geſichtes gewichen. Das Mädchen hatte ſo pralles Fleiſch, daß jede Bewegung vorübergehend ſolche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, ſowie der Druck aufhörte, einer deſto dunkleren Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und wieder Erröten vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint: daß ſie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meiſten; jetzt ſchien ihm der trotzige Ausdruck derſelben noch ſchöner, und ihre Augen gefielen ihm, ſo wild und ſcheu, noch mehr, als da ſie lachten.

Vorſichtig und geräuſchlos begann er, auf der Platte des Tiſches ſitzend, an dem ſie abgewandt ſtand, immer näher an ſie heranzurutſchen. Saß er hinter ihr, dann bedurft' es nur eines Zurufes. Wenn ſie dann erſchrocken arglos das Geſicht ihm zuwandte, war der Plan gewonnen.

Der Morzenſchmied ſchien ganz wo anders hinzuſehen als nach dem Schneider. Er hielt ſeine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei ſo ſchief ſtanden, daß er der Heiteretei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühſam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, huſtete und ſprudelte unterdeſſen: „Ja, ſo ſtark wie die Weibsleut' ſind und ſo klug wie die Weibsleut' ſind! Und doch, wo das ordentlich gemacht ſein ſoll, da muß es der Mann. Wenn ſie mit den Händen wackeln, das muß geärbet ſein, und wenn die Zunge geht, da meinen ſie, das iſt gedacht. Ei ja! wenn ſie den Stubenehren ein bißle mit dem Beſen kitzeln, daß der lachen möcht', und dreimal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Handvoll Salz aus der Meſte ſoll in den Topf!"

Das Mädchen ſchwieg, man hätte gemeint, wie ein geſcholtenes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen ſo eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider ſaß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; ein Schauer rieſelte ihm den Rücken herab, und das Leiſeatmen wurde ihm immer ſchwerer. Noch durfte das Mädchen nicht umſchaun. Drum fiel der Schmied helfend ein: „Was? Ich wett', das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf ſich, wenn mit der Zunge geärbet wird.“

„Ihr ſeid freilich ſtärker,“ ſagte das Mädchen, nicht halb ſo keck als ſonſt. „Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberleut' auf einmal auf Eure.“ — Sie war ſchon einigemal wie mechaniſch mit der flachen Hand über den Tiſch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt ſtrich ſie ebenſo und immer noch mit abgewandtem Geſichte den ganzen Mann herab, ſcheinbar ſo unabſichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tiſche ſtreicht, ohne gewahr zu werden, was man tut.

Alles lachte und ſah nach dem Schneider, der, ſo unerwartet auf die Diele zu ſitzen gekommen, ſich zu beſinnen ſchien, wie.

Die Heiteretei tat noch verwunderter als der Schneider ſelbſt, indem ſie einen Augenblick nach ihm hinſah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Tränen kamen, und ärgerte ſich doch zugleich und ſchwur bei ſich, nicht zu ruhn, bis er durch einen größeren Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eiferſucht. Irgend jemanden ſo tuckmäuſerig dem Gelächter preiszugeben, das hielt er für ſein Revier, und die Heiteretei war ihm eine Wildſchützin darin, die geſtraft werden mußte.

Doch wurd' er faſt ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verraten, wenn ſie die Verhöhnung des Schneiders beabſichtigt hatte.

Im Gegenteil ſchien es der ungemiſchte Ton des Verdruſſes, in dem ſie nun ſagte: „Meinetwegen redet, was ihr wollt. Hätt' ich nur erſt meinen Schiebkarren aus dem Schmutz! Wenn's ſo ein drei

Stunden geregnet hat, iſt da außen ein Lehm, als ſollt' der Schloßturm gekocht werden und man braucht' einen Topf dazu."

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünſchte Gelegenheit von ſelber, dem Übermute eins zu verſetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

„Ja," ſagte er, „das Dorle will uns was weismachen, damit ſie lachen kann, wenn wir's glauben."

„Da hat ſich's zu lachen," entgegnete die Heiteretei. „Ich muß heim, und allein bring' ich den Karren nicht heraus."

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahm's für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, deſto höher richtete ſich der Schneider auf.

„Ich denk'," ſagte der Schmied, und ſeine Augen kamen immer ſchiefer zu ſtehen, „ich denk', das Dorle iſt ſtark genug und iſt klug genug und kann's allein ermachen? Wenn ſie ſo klug iſt, wird ſie ja nicht mehr geladen haben, als ſie fahren kann, und wenn ſie alles allein ermachen kann, wird ſie wohl fahren können, was ſie geladen hat."

„Wenn das Wetter ausgehalten hätt'," ſagte die Heiteretei. „Wer kann fürs Wetter?"

„Ja freilich! das Wetter," huſtete der Weber triumphierend; „das iſt den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! wenn das Wetter nicht wär', da blieben alle verfütterten Säu' geſund, da wär' Obenhin der beſte Jäter, und alles, was ſie machen, das wär' gut, und Zufrüh und Zuſpät die beſten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding' ſich ſelber machten wie das Wetter, da käm' keine darauf, daß ſie nur ein Weibsbild iſt –"

„Und ein ander Ding um einen Mann," flickte der Schneider dazwiſchen, und ſeine geballte Fauſt ſagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Huſten. „So ein Ding, das da denkt: lieber die Bein' gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen erſieht, das kann ſie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum ſteht's ſchon in der Schrift, daß es ein ſchwach Werkzeug iſt, und der Mann ſoll ihr Herr ſein, denn warum? Weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild iſt, hergegen ein Mann, das iſt ein Mann.“

„Ja,“ ſagte die Heiteretei, „wenn ich mir's ſo hätt' auslegen können! Aber deswegen bleibt mein Schiebkarren, wo er iſt.“

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen; der Weber fühlte, er mußte ſich ſelber am Kragen feſthalten, und wer weiß, was er noch gehuſtet hätte, wär' nicht der Schneider dazwiſchen gefahren: „Und wo er bleiben ſollt' nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geſchäh' einer juſt einmal recht, wenn ſie umladen müßt' und würd' noch ausgelacht dazu.“

Der Schmied, welcher ſchon lange beſchwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider ins Wort und dem Weber in den Huſten fiel, zum Reden.

„Aber das Dorle“, ſagte er mitleidig, „kann ja doch eigentlich ſelber nichts zu dem Unglück, daß ſie nur als ein Mädle geboren iſt. Und wiederum ſteht in der Schrift, das ſtärkere Werkzeug ſoll ſich über das ſchwächere erbarmen. Aber —“

„Umſonſt wird nichts!“ brach der Weber dazwiſchen.

„Abbitte muß ſie tun!“ der Schneider.

„Ja, von wegen dem,“ fuhr der Schmied fort, „was ſie vorhin gered't hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt ſich nichts ändern.“

„Ja,“ ſagte die Heiteretei, „und wenn ich's getan hätt', müßt' ich mir doch ſelber helfen und würd' auch noch ausgelacht? Hernachen will ich's; aber vorher tu' ich's nicht; das ſag' ich gleich.“

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er ſelbſt, brannte vor Ungeduld, den Karren freizumachen mit einem Ruck und ſo der Heiteretei zu zeigen, was ein Mann ſei. Er ſtaunte ſelber an ſich hinauf und traute ſich das Ungeheuerſte zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr ſitzen und ſpuckte ſchon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiteretei ihnen noch einmal ſo in die Hände lief! Sie durften ſie nicht ſo ſchnell und glimpflich wieder herauslaſſen.

Da dieſe aber, ſoviel ihr ſelber daran gelegen ſchien, die Männer ſollten ſich an ihrem Fuhrwerke verſuchen, auch in der Schelmerei es ſich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, ſo erhob ſich endlich auch der Schmied, und der Zug ſetzte ſich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirtin verſcholl unbeachtet.

Das eigene Wedeln der Heiteretei mit dem Tragband in ihren Händen beim argloſeſten Geſicht erinnerte ſie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermuteten Sprunge. Da die Männer nicht hörten und ihr ſelbſt über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu ſehen, ſo überließ ſie die Verblendeten der Heiteretei ohne weitere Verſuche, ſie zurückzuhalten.

Außen hatte ſich unterdes ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt Tretenden mit faſt herbſtlicher Friſche begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regennachſchauer auf ſie warf.

„Und wo iſt denn nun das bißle Karren?“ fragte der Schmied, ſich umſehend.

Die Heiteretei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen; denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier ſtak der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Dieſe nahm einen ſo unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider faſt bedauerte, ſo leicht davonzukommen.

„Arbet für einen Schneider,“ ſagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

„Schmied oder Schneider,“ ſagte er und warf den Unterſchied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. „Mann iſt Mann; und wär's nicht um einer ſchwachen Weibskreatur wegen, das Ding wär' für meinen Lehrjung' zu gering.“

Aber ſo verächtlich blickend er nun zwiſchen die Handhaben trat, geſchah's doch mit dem Entſchluß, ſeine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen ſollte der Karren ſo leicht wie ein Vogel aus dem Schmutz. Und gewiß! wäre der Schneider ſo energiſch wieder aufgeſtanden, als er ſich bückte, es wäre ſo geſchehen. Aber er ſtand gar nicht wieder auf, wenigſtens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit der anderen Schulter, bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten ſchob, der Karren flog nicht, er ſtand wie angewurzelt. Wütend ſprang der Schneider endlich allein wieder empor. „Vexation!“ ſchrie er. „Vexation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirtin hat nicht vergeblich gered’t. Da iſt was Extras aufgepackt.“

Die Heiteretei ſagte: „Ja, ſechs Schneider.“

Der Weber aber ſchämte ſich in der Seele ſeines ganzen Geſchlechtes, daß er den Schneider vorangelaſſen. Zornig ſchob er ihn aus dem Karren und ſich ſelbſt hinein. Nun ſpuckt’ er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, ſondern wie ein Mann. Nun faßt’ er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun taucht’ er nieder, als gält’s, den Kern der Erde zu ſtürmen; nun rannt’ er gegen den Karren wie ein wütender Elefant; nun — ja, nun lag er mit der Naſe auf der Laſt und mit den Knieen in der Pfütze. Der Karren ſtak ſo feſt als zuvor.

„Ein himmelverbrenntes Donnerwetter!“ fluchte nun auch der Weber, indem er ſich aufreckte und den Schmutz von den Knieen abſtrich. „Der Schneider hat recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du haſt noch was Aparts aufgepackt. Vexation iſt’s, Vexation!“

„Ja freilich,“ ſagte die Heiteretei, „der iſt vexiert, der ſich auf ein ſo ſtarkes Werkzeug verläßt, wie ihr eins ſeid.“

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten ſich die Arme und Beine zurecht; der Schmied aber lachte ſo fürchterlich, daß die Heiteretei ihn nicht anſehen durfte, wollte ſie ernſthaft bleiben.

„Das Mordmädle!“ dachte er. „Ich könnt’ ihr ordentlich gut ſein für den Spaß da, obgleich ſie mir den Hauptjux verdorben hat, den über ſie ſelber. Und geſchenkt ſoll ihr das gewiß nicht ſein. Dem Weber und dem Schneider geſchieht’s ſchon recht; warum ſind ſie ſolche Pfefferkuchenmännle! Aber ein End’ mach’ ich nun, ſonſt kommt die noch aus dem Häusle vor Übermut.“

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechtes, die Ehre nicht antat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände ſpuckt' er ſo beiläufig, als wär's nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem erſten vergeblichen Anſatz ſpuckt' er in vollem Ernſt. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von ſelbſt aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bösartig; aber er hatte die Natur vieler ſonſt ganz guten Leute. Die gern jedermann zum beſten haben, ſind, wenn ein anderer das an ihnen verſucht, gewöhnlich die Empfindlichſten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber ſeine Schadenfreude von vorhin mit Zinſen zurückgaben.

„Heben tut er ſich," ſchrie er endlich, „aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelelementskaſten der Teufel ſelber nicht! Aber der Hexe da ſoll's gezeigt werden, was das auf ſich hat, Männer zum Narren zu halten! Das ſoll ſie einem andern weismachen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt' der Teufel ſelber ſein, der einen Karrn vom Zainhammer bis daher führ' ſo beladen wie den."

„Ja, wenn der Teufel kein Mannsbild wär'!" entgegnete die Heiteretei, indem ſie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. „Aber er macht's halt wie alle Mannsleut'. Räſonieren, was ein Mann für ein ander Tier iſt wie ſo'n armes ſchwaches Weibsbild, das können ſie; aber ſo 'nem armen ſchwachen Weibsbild den Karrn aus dem Schmutz tun – ja, wenn's halt mit der Zungen zu machen ging'! Bin nur froh, daß ein Eiſenſtab kein Schweizerkäſ' iſt, ſonſt hätt' ihn der Meiſter Weber durch und durch geſtochen mit ſeiner ſpitzigen Naſen. Und wenn was zu beſtellen iſt an die Frau Morzenſchmiedin, oder wenn der Meiſter Schneider noch aufſitzen will, ſo einen bring' ich juſt noch fort; er könnt' auf dem Strick reiten da; aber es müßt' geſchwind gehn. Ich hab' nicht mehr viel Zeit."

Sie ſah nach dem Schneider um, als wär's mit dem Aufſitzen ihr Ernſt. Dann hängte ſie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anſtrengung, den Karren aus dem Schmutz.

„Reſpekt muß im Hauſe ſein!" rief ſie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße ſo ſchnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder daſtanden, als ſie um die nächſte Ecke verſchwand.

Freilich ſchon hinter dieſer nächſten Ecke machte das Mädchen halt, um dort von der übermäßigen Anſtrengung auszuruhen, aber nicht ohne erſt vorſichtig herumzublicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie ſah ſie langſam in das Wirtshaus zurückgehen, und nun erſt überließ ſie ſich dem Jubel, deſſen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerſter Mühe gelungen war.

Sie hätte ſich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, ſtand nicht vom Regen her Waſſer darauf. Sie kauerte, weil ſie ſonſt kein Plätzchen ſah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Ferſen nieder und umſchlang mit beiden Armen ihre Knie. Und je mehr die verdehnten Sehnen von der Erſchütterung des Lachens ſchmerzten, deſto heftiger mußte ſie lachen. Sie drückte ihr Geſicht in die Schürze, preßte den Zipfel derſelben in den Mund; aber die bewährteſten Mittel halfen nicht; ſie mußte den Lachſturm austoben laſſen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbſtändigkeit! Es war ihr, als hätte ſie einen Sieg über alle Männer der Welt davongetragen. Nicht mit dem Glücklichſten tauſchte ſie jetzt. Aber das hätte ſie auch wohl ſonſt nicht getan. Denn niemandem konnte wohler ſein in ſeiner eigenen Haut als der Heiteretei; in eine fremde ſich auch nur hineinzudenken, fiel ihr nicht ein. So ſtrotzte jede Fiber an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Übermut.

Bald hatte ſich ihr Körper erholt und das Phlegma der Geſundheit auch die innere Bewegung ſo auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als ſie weiter fuhr, den rüſtigen Gleichtritt kein ſchnellerer Atemzug mehr ſtörte.

Wir können ſie getroſt ſich ſelber überlaſſen; es wird für das Verſtändnis unſerer Erzählung nötig ſein, dem Orte, dem ſie ſo rüſtig zufährt, und dem Treiben und der Art ſeiner Bewohner einen, wenn auch nur flüchtigen Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, ſicher, daß ſie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächſt durch eine Doppelreihe von Städeln und wiſſen nun ſchon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Tätigkeit ſich Ackerbau und Gewerbe teilt. Der Gründer Markt iſt ein Ausnahmstag. Denn was Waren hat, feil zu halten, Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Kegel zu ſchieben oder ſich zu ſchlagen, eine Gurgel, um zu ſingen und zu trinken, ja, nur Augen, um zu ſehen, das fliegt heut ſicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches als an anderen Tagen. Männer in Hemdenärmeln ſtanden plaudernd und rauchend an befreundeten Fenſtern. Flinke Weiber und Mädchen wuſchen Salat oder ſchöpften mit dem Kübel Waſſer aus den großen ſteinernen Brunnenkäſten in Bütten und Stutzen. Andere raſſelten, die rotflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straßen nach dem Tor oder kehrten langſamer mit dem beladenen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die Ärmeren, wie die Heiterethei. Wer Töchter hat, mietet keine Mägde. Die angeſehenſte Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater ſpielt, fährt Werkeltags im rotflanellenen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer ſind Handwerker, die Frauen ſind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann ſteht die Brücke leer, der Webſtuhl ruht, Schere und Säge hangen am Nagel; Meiſter, Lehrling und Geſelle tummeln ſich draußen im Felde oder auf der Wieſe.

Wir kehren wieder zu der Heiterethei zurück und treffen ſie ſchon an den äußerſten Städeln. Sie fährt langſamer als vorhin; ſie überlegt, ob ſie hier noch einmal ruhen oder in einem Zuge fortfahren ſoll bis an die Nagelſchmiede, wo ſie ihre Ladung abzugeben hat. Sie iſt ſchon zu dem letzten entſchloſſen, da fällt ihr ein offenes Stadeltor auf, vor dem eine Schnitzbank ſteht. Rings um dieſe liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildeſten Unordnung durcheinander. Und kein Menſch dabei zu ſehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo ſie dergleichen ſah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht ſtehen ſehen, ohne es recht zu ſtellen, und wenn ſie noch ſo gut wußte, wie ſchlechten Dank ſie ſich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ ſie den Schiebkarren zur Erde nieder.

„So was!“ ſagte ſie und ſchlug vor unwilliger Verwunderung mit den Händen auf die Schürze. „Da läuft erſt der Meiſter von der Arbeit, hernach die Geſellen und der Lehrer (Lehrling), wie die Säu' vom Trog. Freilich! Sollen die Geſellen auf ſeinen Nutzen ſehn, wenn's der Meiſter ſelber nicht tut! Aus dem Holders-Fritz wird halt ſein Lebtag nichts Geſcheits.“

An jedem andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider geweſen, am Holders-Fritz erregte dieſe ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen ſich Rede zu ſtehen. Aber es regte ſich zugleich ein Etwas in ihr, was ſie freilich gewiß für nichts anderes hätte gehalten wiſſen mögen, als wofür ſie ſelbſt es hielt, für Ordnungsliebe. Dieſes Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeſtändnis zum andern ſo lange fortzuſchwatzen, bis er endlich nichts mehr zuzugeſtehen hatte.

„Ich werd' nicht ſo dumm ſein,“ entgegnete der Zorn dem Etwas, „Ordnung zu machen, wo mich's nichts angeht.“ „Aber über die Schnitzbank,“ ſagte das Etwas, „kann bei Nacht jemand fallen.“

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Geſpräch geht fort: „Aus dem andern mag werden, was da will! Wenn ich nicht einmal darüber wär', die Reifen ſollten liegen wegen mir bis zum Gückelestag. Den Schnitzer und das Schnitzmeſſer — guckt nur! Auch das Beil und die Säg' haben ſie liegen gelaſſen, die liederlichen Hünd'. Wenn mich nicht das Zeug dauern tät'! So; nun fehlt nur noch, daß ich ſo dumm wär' und kehrt' auch noch die Spän' hinein, aber — nicht einmal einen Beſen haben die da. Es iſt mir nur Wunder zu ſehn, ob das Volk nicht einmal einen Beſen hat? Na, das ſoll wohl einer ſein! Würd' dem Geſindel keinen Finger koſten, wenn ſich's ſelber einen zuſammenbänd', eh' ſie das ſtumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadeltor iſt auch hundert Jahr nicht geſchmiert.

Es wär' ſchad' um den Holders-Fritz, wenn's ihm nicht recht geſchäh'. Nunmehr müßt' der einer ſein. Warum heirat't er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, iſt's ſchlimmer als gar keine. Wenn er mich zur Frau hätt', da könnt' er noch einer werden. Ich wollt's ihm ſchon gönnen; er iſt doch nicht der Allerſchlimmſt'. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm', ich wollt' ihm allerlei ſagen. Ja, damit er wunder dächt', was ich mit ihm haben wollt'! Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frein. Und ich möcht' ihn nicht einmal. Den nicht und gar keinen. Ich kann's zweimal allein ermachen. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“

So lautete das Geſpräch, daß die Gedanken der Heiteretei miteinander führten. Und wie dieſe mit dem Geſpräch, war ſie ſelber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunentor kreiſchte laut knarrend in der Angel; die Heiteretei ſah erſchreckt ſich um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büſchen gerauſcht. Aber alles war ruhig und niemand zu ſehen. Das Tor hatte die Gräſer vor der Scheune geſtreift; die hatten gerauſcht. Dennoch war das Mädchen mit einem Satz auf der Straße. Und nach der Miene, mit der ſie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, ſie komme von Reick, wenn nicht vom Zainhammer her, in einem Laufen.

Schon war ſie faſt an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als ſie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerſtimmen auf ſich zukommen hörte. Erſt war's ihr unmöglich, mehr als „Der Fritz, der Holders-Fritz! Ja, der Holders-Fritz! Na, der Holders-Fritz!“ herauszuverſtehen. Das Geſchrei kam näher und wurde zu einer Art Geſpräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

„Der Frankendorfer Wirt,“ ſchrie der Adams-Lieb, „das iſt auch einer, aber gegen den Holders-Fritz iſt er doch nix.“

„Wenn ich dran denk',“ lachte ein anderer, „wie der Fritz da letzt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle freigehalten wie ein Fürſt. Teixel, war das eine Luſt!“

„Aber,“ jubelte ein dritter, „wie er das Pfortentor aus hat gehoben und 'runter geworfen in den Steuereinnehmers-Garten, und ſechs Mann haben's beinah nicht wieder 'raufgebracht!"

„Muß da gerad das Gewitter kommen," ſchrie der Adams-Lieb wieder, „wie ich ſchon den Rock angezogen hab' zum Gründer Markt. Es iſt nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, ſonſt hätt' mich's doch geärgert."

„Mit dein'm Gründer Markt!" eiferte ein vierter; „wo das Bier ſauer iſt und die Bratwürſt' wie die Schwefelhölzle und die Hammerſchmied' tun, als wären ſie Herrn auf dem Tanzboden."

„Oho!" ſchrie der Adams-Lieb wie beleidigt. „Nur net, wenn der Fritz dabei iſt. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehſte mit im Grund. Auf die Hammerſchmied' hab' ich's lang gemünzt. Den'n mußt's einmal weiſen!"

Und nun ſchrien ſie wieder zuſammen, daß man nichts als das „Der Fritz! Ja, der Holders-Fritz! Na, der Holders-Fritz!" aus dem Geſchrei herausverſtehen konnte.

Es waren etwa zehn Burſche zwiſchen ſiebenzehn und zwanzig Jahren, die ſolchergeſtalt das Lob des Holders-Fritz preiſend daherkamen, der in ihrer Mitte einherſchritt, ſchweigend, wie ein mächtiger Fleiſcherhund umhüpft von kläffenden Möpſen. Sie geſtikulierten mit Pfeifen, Stöcken und Händen, ſichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltſamkeit des Gebarens zu erſetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man ſah, das wilde Weſen des Holders-Fritz war ihr Muſter. Und das war freilich das einzige, in welchem ſie ihm ähnlich zu ſein vermochten. Denn ſo ſehr ſie ſich auch ſtreckten und die Schultern zuſammennahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über ſie hinaus, und aus zwei ihrer Bruſtkaſten wär' noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwiſchen den Schultern trug. Er war freilich faſt doppelt ſo alt als der Jüngſte unter ihnen; aber man ſah, er tat auch von ſeiner Seite das Mögliche, das Mißverhältnis des Alters zwiſchen ihm und ſeinen Gefährten wenigſtens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weſte unter dem kurzen Rock und den Hemdekragen über das keineswegs elegant geſchlungene Halstuch herausgelegt. Wer ihn ſo mit dem ungeheuren weichſelnen Pfeifenrohr ſah, an dem große bunte Quaſten herumbaumelten, hätt' ihn eher für einen verwilderten Studenten angeſprochen als für einen ehrſamen Handwerksmeiſter.

Jetzt ſah einer von den lärmenden Geſellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

„Dort kommt die Heiteretei," ſchrie er. „Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh' ſie wieder heraus iſt."

„Du, Fritz, mußt ihren Schiebkarren aufhalten," ſagte der Adams-Lieb. „Das gibt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht geweſen wär'!"

Das kam dem Fritz eben recht. Mit zwei Sprüngen waren ſie in dem Hohlwege, und der Fritz ſtellte ſich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiteretei merkte wohl, worauf's damit abgeſehen war, aber ſie hielt nicht an.

„Ausweichen", dachte ſie, „tät' ich nicht, wenn's auch möglich wär'. Aber die ſollen auch nicht denken, daß ich ſtillhalt' oder zurückfahr' ihretwegen. Iſt mir nicht bang', er wird ſchon beiſeit' ſpringen, wenn ihm der Karren an ſeine Beine kommt. Mag er's haben! Warum läßt er mich nicht gehn!"

Aber bis an ſeine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Fritz an mit vorgeſtreckter Hand.

Einen Augenblick ſtanden ſich die beiden hohen Geſtalten ſchweigend gegenüber. Sie ſahen ſich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiteretei ſchob aus allen Kräften, der Holders-Fritz ſtemmte ſich ebenſo dagegen. Die Anſtrengung trieb ihnen das Blut ins Geſicht und beſchleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Mutwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiteretei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladenen Eiſenſtäbe klirrend zuſammenſchlugen. Wieder aufſchnellend wie eine Stahlklinge, bog ſie ſich drohend über das Fuhrwerk und ſagte, Geſicht faſt an Geſicht: „Willſt du was?"

Der Jubel der Geſellen gab dem Fritz ſeine Ruhe wieder. Er nahm ſich vor, dem Mädle ſeine ganze Überlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

„Haſt du denn, was ich will?“

„Nein; denn was Geſcheits iſt's nicht, was du willſt.“

„Freilich; eine Frau, und das iſt nichts Geſcheits.“

„Glaub's wohl, daß du eine Frau willſt; aber daß dich eine will, ſchon lange nicht.“

„Und hättſt mich ſelber gern, wenn ich dich nur möcht'. Aber ich will eine andere, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommſt doch weit herum.“

„Nicht ſo weit, wo ſie dich nicht kennten.“

„So brauchſt mich nicht erſt zu loben.“

„Ja doch, und auch nicht mich auslachen zu laſſen. Du biſt der Einzig', der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die ſelber hinter dein'm Rücken, die dich loben, daß du's hörſt. Frag' nur die da. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannſt noch zu hören kriegen, was die da nicht ſagen, wenn du dabei biſt.“

„Ja, ſo hat allemal der geſagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, ſo ſag' mir's doch. Weil ich keine Frau hab', die mir predigt. Tu' 'mal zum Spaß, als wärſt du meine Frau; du wärſt's halt doch zu gern.“

„Du denkſt, weil ich arm bin, kannſt du über mich ſpotten? Wenn du mich doch zur Frau hättſt, du könntſt vielleicht noch einer werden und liefſt nicht mit ſolcher Brut herum, die noch die Eiſchalen am Schnabel hangen hat. Du denkſt, dich möcht' ich? dich? Und wenn du einen Rock anhättſt aus lauter Talern und an jeds Haar wär' ein Dukaten geſpießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmſt' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich einen möcht'. Aber ich mag gar keinen. Und was biſt denn du? Allen Gelbſchnäbeln ihr Schulmeiſter, wo ſie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wärſt. Aber ihr Geckelmann biſt du, der Fazen macht, wenn ſie am Faden ziehn, wie ſie wollen. Und denkſt noch wunder, was du biſt mit deinen Krägelen und deinen Bummelquaſten da. Du denkſt, dem Herrenmüller ſein Spitz, das iſt nur ein Hund. Oh, der iſt noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quaſten. Der macht auch, was ſein Herr will; aber er hat doch nur einen. Aber du haſt ſo viele Herren als Nixtauger ſind im Städtle. Wenn einer ſagt: Schön, Holders-Fritz, apport! gib mir dein' Kappen, ſo gibſt du ſie; bezahl' mir mein Bier, ſo bezahlſt du's; das iſt ein ſtarker Holders-Fritz! ſo machſt du größre Sprüng' wie der Spitz, wenn's heißt: das iſt ein geſchickter Hund! Und denkſt den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen ſollſt, damit die da dich loben. Denn um was Geſcheits loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menſchen willſt du nicht gelobt ſein. Du denkſt: wär' das ein Unglück, wenn's hieß': was der Holder für ein anſehnlicher Mann iſt! er iſt der ordentlichſt' Mann und der tüchtigſt' Meiſter in der Stadt; wer was geſcheit anfangen will, muß den Meiſter Holder fragen. Ja, das wär' doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen tät', was ſie ſich ſchämten, wenn ſie's ſelber ſollten tun. Paß nur auf, wenn ich fort bin, wie's heißen wird: Allo faß, Holders-Fritz! Mach' du nur Augen, wie du willſt, ich fürcht' mich ſchon lang nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßte los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du biſt, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts ging's durch den Knäuel der Burſche hindurch, die fluchend beiſeit ſprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul“ nicht eins verſetzte, woran ſie lebenslang zu denken hätt'. Er ſelbſt begriff's am wenigſten.

Noch aus der Ferne rief die Heiteretei: „Hetz, Holders-Fritz, hetz!“

Der Holders-Fritz war rot bis unter ſeine wilden Haare; er ſchickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Burſche erſchraken. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende. Keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgeſtiegen war, auf ſich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwiſchen den Zähnen: „Du Mädle du! Wart', du Mädle du!" Einen Augenblick ſtand er ſchweigend, dann fuhr er wie im Trotze auf und ſchrie mit wilder Luſtigkeit: „Heut geh' ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun ſoll's erſt recht heißen: der wilde Fritz. Heut haben die Zimmerleut' ihren Tanz in der Schwan'. Will ſehn, wer mich hinausweiſt."

„Nun biſt du wieder einer!" ſchrie der Adams-Lieb, und, ein wildes Lied brüllend, zog der ganze Haufe „der Schwane" zu.

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen ſtehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den ſchönſten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen ſo gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinſah?

Hübſch genug ſah es aus, zumal wenn, wie eben heute, der Mond darauf ſchien, am hübſcheſten aber, wenn der große Holunderbuſch, der das Häuschen unter ſeinem Arm hatte wie einen Hut, oder unter ſeinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüte ſtand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, ſo oft hatten die kleinen Tagediebe ſingend ſich darauf geſchaukelt. Das ſchmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, tut auf der kleinen Wieſe dabei, als müßt' es vor jedem Büſchchen wieder ein Stück umkehren. Man ſieht, ihm iſt's nur darum, nicht zu ſchnell vorbeizukommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wird's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und juſt da iſt's, wo am Zehntbach hin die herrlichſten Tuten und Pfeifen wachſen in der ganzen Gegend, ſo viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Tal. Da hat der Türmer noch das Glockenſeil vom Dreibrotläuten in der Hand, und ſchon füllt Kindergejubel das ganze Weidengebüſch. Da wird das blaue Bächlein ganz roſig vom Widerſchein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Buſch, wo man, wenn heiterer Himmel iſt, den Reicker Kirchturm ſehen kann. Jetzt im Mondenſchein ſieht man kaum die Walkmühle und das Dreſcherhäuschen. Und zu hören iſt nichts als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf und ein leiſes Lüftchen talherauf, kaum ein fernes Hundegebell und, wenn die Luft etwas ſtärker weht, vorübergehend das Rauſchen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein raſcher Schritt, der näher kommt und näher, begleitet vom Schleiſen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiteretei hat ihre Laſt beim Nagelſchmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat ſie das Kind ihrer Schweſter unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelaſſen, der für dieſe Dienſtleiſtung die Oberſtube des Häuschens eingeräumt iſt. „Und“, ſagt die Heiteretei im Eilen vor ſich hin, „die Annemarie kann's nicht beſſer meinen, und das Liesle mag ſie auch; aber ſie wird jeden Tag tappichter, und was kann in ſo ein ſechzehn Stunden nicht alles geſchehn!“

Je näher ſie kommt, deſto leiſer wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenſter und pocht leiſe, leiſe. Das Kind muß nunmehr ſchlafen, und die Annemarie hört beſſer als manches Junge. Und ſo iſt's auch. Die Alte erſcheint.

„Schläft's? Iſt alles gut gangen?“ fragt das Mädchen.

„Alles; nehmt aber das Strümpfle mit 'rein, Dorle, von den roten eins draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hat's auch geſagt, es muß Stiefmütterlestee krieg', ſonſt wächſt's noch zu.“

Annedorle nahm das Strümpſchen vom Staket, hob leiſe den Schiebkarren auf den leeren Schweineſtall am Häuschen; dann trat ſie durch die Haustür, welche die Alte unterdeſſen aufgeriegelt, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnſtube und Küche zugleich war. Ehe ſie noch ein Wort ſprach, nahm ſie die Lampe vom Ofenſims und leuchtete, mit der Hand vorſichtig ſchirmend, damit kein Lichtſtrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in deſſen Mitte die Kleine lag wie ein Roſenknöſpchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann ſetzte ſie ſich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte tat Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen; es ſeien wieder zwei vordere Backenzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

„Dacht's wohl," ſagte die Heiteretei, „es hat Nächtens wieder ſo gehuſt't. Aber ſonſt iſt's doch recht?"

„Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zähn' wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andere ſchmeißt's immerfort zurück. Aber der Diktes hat ſchon Zehne getüt't. Die Hölzle ſtehn hinterm Ofen. Gut' Nacht, Bäs Dorle, ſchlaft wohl."

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben ſcheint der Mond zu dem kleinen Fenſter herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle ſieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond ſo ungeniert hereinſchaut, ſind wieder größer geworden. „War auch ein Regen das!" ſagt ſie, geht in ihr Stübchen zurück und ſitzt wohl noch eine Viertelſtunde in Gedanken, darunter ſchweren Hauswirtsſorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, ſo ſchön es ausſah, war ſchrecklich baufällig; vielleicht ſah es eben deshalb ſo ſchön aus. Das Strohdach erſchien an einigen Stellen faſt durchſichtig, während es an anderen große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum ſtellte die Mängel desſelben nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Holunderſtrauch das Häuschen mit allen ſeinen Armen umſchlang, um deſſen Mängel zu verdecken oder um ſeine auseinanderſtrebenden Teile zuſammenzuhalten. Was davon auch ſeine Abſicht war, er erreichte ſie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! und ſeine Mutter, die Schweſter der Heiteretei, im fernen Dienſte! Oh, es war Stoff genug zu ſorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille akkompagnierte unter dem Kachelofen hervor ſeine Kollegen im ſinnenden Kopfe der Heiteretei. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten vor Schläfrigkeit und kämpfte immer ſchwächer zwiſchen Einnicken und gewaltſamem Emporraffen. Zum Glück iſt die Sorge kein dauernder Gaſt bei der Heiteretei, und langes Sitzen iſt auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich ſtraff aufrichtend, ſtrich ſie die Schürze glatt und ſagte: „Wenn's nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm gibt's genug am Bach, die Löcher zu verſtopfen. Und wenn's keinen mehr gäb'! Ich bin geſund und ſtark, und ſie ſollen mich nicht umſonſt die Heiteretei heißen in der Stadt. Mag heiraten, wer will, und ſich krank ſorgen, wer will, ich nicht. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Der Gringel, an einem anderen Orte hätte man ihn den Gaſthof zum goldenen Ring genannt, hatte ein anderes Geſicht als das Häuschen der Heiteretei. In ſeine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem intereſſanten Weſen hineinzuſchreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchſten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes ſich veilchenhaft tief unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit ſeiner Beſitzerin zu vergleichen, der Gringelswirts-Valtineſſin, ſo genannt, nicht weil ſie ſelber, ſondern weil ihr verſtorbener Ehegatte mit ſeinem Rufnamen Valtines geheißen.

Der Zufall, der die Valtineſſin eben der Morzenſchmiedin gegenüberſitzen heißt, ſcheint dies in ſeiner luſtigſten Laune zu tun; denn beide Genannte ſtellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Valtineſſin macht den Eindruck eines über ſeine Ufer getretenen Stromes. Es iſt ein Glück für die Morzenſchmiedin, daß jene nicht auf dem Lederſofa neben ihr Platz genommen, ſie wäre rettungslos unter Fleiſch geſetzt worden. Die Valtineſſin iſt eine Geſtalt von ſolcher Unbeſcheidenheit der Ausdehnung, daß der Gaſt, welcher hereintretend ſeine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es ſind ungefähr vier Wochen vorübergegangen ſeit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gäſten, die neben den genannten Frauen in der Wirtsſtube des Gringels ſich befinden, keiner mehr ſein gedenkt. Dieſe macht einen bei weitem gemütlicheren Eindruck als die Außenſeite des Hauſes. Beſonders iſt dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden tätig. Die langen Tiſche haben ſich ihm ſo nahe gemacht als möglich, und das Beiſpiel der eben vorhandenen Gäſte wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geſchlechtern poliert, beſtärken uns in der Meinung, an dem Getäfel lehnend zu ſitzen, müſſe ein ſchöner Gedanke ſein; beſonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu dieſem Dienſte etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tiſchfuß zu Tiſchfuß im Hin- und Zurücklaufen begriffen ſind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers ſcheint in ſeiner Größe für die Formenverhältniſſe der Baltineſſin abſichtlich berechnet. Hier ſchreitet ſie in der maſſiven Grazie, in der etwa der Gringel ſelbſt oder die ganze Reihe Häuſer, deren Stolz und Krone er iſt, ſich bewegen würde, von Gaſt zu Gaſt. Denn, obſchon eine große, ſie iſt auch eine herablaſſende Frau, wenigſtens gegen ihre Stammgäſte und deren Angehörige. Von allen anderen freilich ſpricht ihre Gebärde: ich kenne ſie nicht. Aber deren ſind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirts-Baltineſſin-Ev', iſt bei weitem ſo leutſelig nicht. Und ſie verdenkt es in ihrem Herzen der Mutter, daß dieſe nicht ſo ſtolz iſt, als ſie in Betracht ihres Anſehens ſein könnte und der Meinung der Ev' nach ſein ſollte. Sie kommt ſelten in die Wirtsſtube, und wäre auch jetzt nicht da, befände ſich unter den Gäſten nicht der Adams-Lieb, den wir ſchon kennen. Nicht daß ſie ihm beſonders zugetan wäre, aber er iſt's ihr, und ihr erſcheint's nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden Fritz wiſſen muß. Und von dieſem iſt eben die Rede.

„Ihr ſeid ja auch die Tag' bei ihm geweſt,“ ſagte der Morzenſchmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meiſter Schramm.

Dieſer verwunderte ſich oder ſchien das wenigſtens zu tun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leiſes Kopfſchütteln übrigbehalten; das gab ihm ein Anſehen, als verwundere er ſich über alles, ſelbſt über ſich und ſeine eigenen Reden.

„Ja,“ entgegnete der Meiſter in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern ſtädtiſchen, Würde verlangenden Funktionen auch die Stelle eines Leichenbitters und -anordners verſah. „Ja, aber einen desgleichen Menſchen hab' ich mein Lebtag nicht geſehn.

„Ihr red't vom Holder?“ fragte der Adams-Lieb und tat dabei ſo männlich, als ihm möglich war.

„Euch ſollt' man eigentlich nach ihm fragen,“ meinte der Schmied. „Ihr ſeid ja das ander' Pferd am ſelben Wagen mit ihm.“

„Kann ſein,“ lachte der Burſche, „daß das einmal iſt geweſt. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders.“

„Ja,“ ſagte der Schmied, „Ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt Euch nicht mehr in ſein Haus.“

„Er läßt?“ tat der Adams-Lieb höhniſch, aber höhniſch wie ein Mann. „Ja, ſie ſind ſauer, hat der Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es gibt mehr ſolche, wo die Leut' nicht hereinlaſſen, die von ſelber außen bleiben.“

„Seit der Geſchicht' in der Schwane,“ begann der Schmied duchſig wieder. „Aber ſo ſind die Leut'. Sie ſagen, er hätt' euch 'raus geräumt. Am End' iſt's umgekehrt geweſen.“

Der Adams-Lieb ſpuckte wichtig aus. „Ja, die Leut' hören immer läuten, aber nicht zuſammenſchlagen.“

„Und ich meint',“ verſetzte der Schmied, „es müßt' ein tüchtig Zuſammenſchlagen geweſen ſein. Die Zimmerleut' ſind tüchtige Glockenknöppel. Wer da ſeinen Kopf zur Glocken muß hergeben!“

„Ich hab' ihn wollen abwehren,“ ſagte der Adams-Lieb; „da hat er auch über mich wollen kommen. Ich hab's ihm aber gewieſen. Das iſt die ganz' Sach'.“

„Hab' ich's doch gedacht!“ meinte der Schmied, indem eine unſichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war ſein Geſicht nicht ſo ernſt, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. „Ja, die Leut'! Da haben ſie geſagt, Ihr hättet an dem Fritz gehetzt, und Ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär' ſo in der Rage geweſen, daß er hätt' gemeint, Ihr wärt auch Zimmerleut', und hätt' nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär' geweſt. Und da hätt' ihm das Alleinſein ſo gefallen, und er hätt's auch daheim eingeführt.“

„Da ſeht Ihr's doch gleich," ſagte der Adams-Lieb überlegen. „Wenn's ſo wär' geweſt, ſo will ich einmal annehmen, er tät' uns nicht hereinlaſſen. Aber er läßt gar keinen Menſchen herein. Ich hab's nicht probiert. Es iſt ſchon lang keine Ehr' mehr geweſt, mit dem zu gehn. Ich hab' nur immer noch gedacht, ich wollt' ihn zurechtbringen. Zuletzt hab' ich geſehn, es iſt umſonſt. Und jeder iſt am End' ſich ſelber der Nächſt'. Haben die Leut' doch ſchon angefangen zu reden, als macht' ich die Kügele und der Holders-Fritz tät' ſie nur verſchießen."

Der alte Meiſter Schramm verwunderte ſich, daß er von der Sache nur reden wollte. „Ja," zitterte er, „er läßt gar keinen zu ſich, und wär' ich nicht ſein Lehrmeiſter geweſt — aber angekommen bin ich ſchlecht genug. Ich hab' gemeint, als ſein alter Lehrmeiſter müßt' ich eine Vermahnung tun. Aber er hat gemeint, eben weil's mir und den Leuten nicht recht wär', wollt' er's noch wilder treiben, und wir ſollten die Händ' über den Kopf zuſammenſchlagen, was er nun noch angeben wollt'. Dabei hat er ſo mit dem Beil in die Reif' hineingehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen ſind, und ich hab' gemacht, daß ich noch mit geſunden Gliedern bin herausgekommen, eh' er über mich ſelber geraten iſt. Mir iſt's recht juſt gerad' ſo vorgekommen, als wär's mit ihm nicht richtig."

Jetzt ließ ſich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. „Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn hat ſo erbittert? Ein Ding will doch eine Urſach' haben."

Der Adams-Lieb räuſperte ſich. Neben der Bemühung, dies ſo männlich zu tun als möglich, klang darin ein: Wenn ich nur ſagen wollt'!

„Ihr wißt's," ſagte der Schmied zu ihm.

„Ich?" meinte der Adams-Lieb wegwerfend. „Was ſoll ich wiſſen? Ich weiß nix."

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich ihm gegenüber. Dann ſchlug ſie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und ſagte: „So red't Ihr. Aber wer am Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt, der läßt ſich nix vormachen. So red't Ihr, aber hier ſitz' ich und ſag': Ihr wißt's."

Auch die Morzenſchmiedin erhob ſich. Wie ſie daher kam, glich ſie einer rückwärts wandelnden Schwarzwälder Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen ſchwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandſchleifen die Gewichte und die lange ſchmale Perſon der Schmiedin ſelbſt das Gehäuſe darſtellte. Der kurze, ſpitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen, ärmelloſen, blauen Tuchmantels konnte für ein altmodiſch verziertes Geſimſe gelten.

Man ſah, der Adams-Lieb fühlte ſich durch die Frage der Baltineſſin in ſeinem notreifen Mannesherzen geſchmeichelt. Er blickte ſich um, ob auch alle herſähen, zugleich, ob die Ev' auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidiſches Schickſal gönnte ihm nicht, ſeine Redekunſt zu zeigen. Man hörte die Haustür des Gringels mit Gewalt zufallen, faſt zugleich öffnete ſich die Stubentür, und der Hereintretende zeigte ein Geſicht, über deſſen Anblick man etwas noch Ausgeſuchteres vergeſſen hätte.

Er warf ſich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang andauerndes pfeifendes Huſten zur Antwort.

Die Baltineſſin erhob ſich und ſchleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht, mit einer eigentümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Dieſe Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer ſie genauer beobachtete, fand bald, daß ſie dieſelbe nie zwecklos veranſtaltete, ſondern ſtets nur da, wo ſie etwas damit ſagen wollte. Und ſie wußte unendlich viel damit zu ſagen, was der Junge unausſprechlich war.

Als dieſe Bewegung ſich als ein wirkungsloſes Mittel erwieſen, griff ſie zu einem anderen, den Mann von ſeinem Huſten zu befreien. Sie wandelte zu dem Huſtenden und verſetzte ihm mit ihrer wohlgenährten Rechten einige ſanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obſchon der Mann immer noch huſtete, ſo kam doch Verſtand hinein, und es hatte Ähnlichkeit mit der menſchlichen Rede, als er weiter huſtete:

„Da unter den Weiden, gleich bei der Heiteretei ihrem Häusle, hat er gelauert."

„Er?" ſagte die Valtineſſin und ſchwenkte unwillig die Haube. „Er iſt niemand. Ein Dieb, will der Meiſter Weber ſagen."

Aber das nahm der Weber übel. „Ich bin wohl einer," huſtete er, „der vor einem Dieb erſchrickt? Das iſt dem Dieb ſein Handwerk, und über einen, der in ſeinem Handwerk ärbet't, erſchreck' ich nicht. Freilich hab' ich erſt gemeint, es iſt einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch ſehn, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mir's vorgekommen iſt, als müßt's der Holders-Fritz ſein der Statur nach, und in ſeinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erſchrocken, daß derjenig' über mich erſchrocken iſt, und hat ſich wild umgeſehn, hat ſeine Hand vor ſein Geſicht gehalten und fort — iſt er geweſt. Ich mein', er iſt in den Bach geſprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen ſollt'."

So huſtete der Weber und gab noch einiges zu, was wirkliches Huſten vorſtellen ſollte.

Das unſichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Hm, hm, hm!"

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': Das iſt kurios!"

„Aber ich hab' gedacht," meinte die Schmiedin, „der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, ſo müßt' doch was ſein, worauf er lauern tät'!"

„Ja," ſagte die Valtineſſin, „es iſt finſter, und der Meiſter Weber hat nur gemeint, es könnt' der Holders-Fritz geweſt ſein."

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal ſchwer, Verſtand in ſein Huſten zu bringen.

„Und er geht nicht aus?" rief eine Stimme, die ſo ſchnell redete, daß man meinte, ſie habe die fünf Worte zugleich geſprochen. Als ſie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihrem Reden eine eigene Bewandtnis. Das erſte Wort jedes Abſatzes ſtellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erſt durch ein gewaltſames Rütteln aller Geſichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber ſchäumten die anderen ihm in deſto ſprudelnderer Eile nach. Der Beſitzer dieſer Stimme, der, ſo oft er ſprechen wollte, hinter dem Tiſche hervorſprang, als wolle er dieſen vor der Gefahr ſeines Erguſſes ſichern, ähnelte auch in ſeiner einſchnittloſen Geſtalt, auf der ein kleiner Kopf ſaß, einer Seltersflaſche. Sein Antlitz war von einer Röte, der man eine Nachhülfe mit geiſtigem Getränk anſah, und ein ſchwarzer Schnauzbart teilte es in zwei faſt gleiche Teile.

„E—r geht nicht aus? Mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin, aber das iſt nicht wahr gered't.“

Da die Valtineſſin ſich anſchickte, ihm etwas zu erwidern, ſetzte ſich der junge Mann einſtweilen nieder.

„Man muß glauben, was ein Menſch ſagt,“ entgegnete ſie. „Der Meiſter Schramm hier iſt ein Luckenbacher, und der ſitzt hier und ſagt, er geht nicht aus.“

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luckenbacher und daher gewiſſermaßen kein Menſch ſei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Saalfelder, er ſprang wiederum hinter dem Tiſche hervor, rüttelte an ſeinem Pfropfen und ſprudelte: „Mii—it Vergunſt von der Frau Valtineſſin, ich bin Menſch und Böttichergeſelle. Aaa—als ein ſolcher hab' ich zwei Jahr' lang bei dem Meiſter Holder gearbeit't, und zwar als einer, der weiter drein iſt geweſt als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Neſt iſt im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeit't mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin.“

„Ein Menſch will Er ſein und ein Büttnergeſell? Ein Saalfelder iſt Er,“ ſagte die Valtineſſin entſchieden.

Der Meiſter Schramm ſchien die ſcharfſinnige Einteilung vernunftbegabter Weſen in Menſchen, Büttnergeſellen und Saalfelder anzuſtaunen. Und die Sache war damit eigentlich abgetan.

Der Saalfelder zwar war anderer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. „Ddddd—das kann ich dem Meiſter Schramm bezeugen, wie der Meiſter Holder iſt geweſt. Dddd—denn der Meiſter Holder iſt auch auf mich zugekommen mit unvorſichtigen Griffen wie ein

Rohaliſt, das er immer iſt geweſt. Mmmm—meiſter Holder, hab' ich geſagt, ich bitt' Jhn inſtändig, ſich nicht zu vergreifen. Wwww—wenn ich meint', einen rechtſchaffenen Menſchen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er geſagt. Jiii—ich hätt' ihm noch mehr geſagt, wä—wär' ich nicht zufällig ſchon draußen geweſt. Unn—nd der Spandauer, mein Nebensgeſell', iſt von ſe—elber gegangen vor Zo—orn über mich, daß der Mei—eiſter einen rechtlichen Kunſtgeſellen ſo behandelt hat. Ddd—denn—denn es iſt eine Kunſt und kein Handwerk nicht; da—as Buch ko—oſtet mich ſechszehn Groſchen: „das Gg—ganze der Bötticherkunſt" mit Vergunſt von der Frau Baltineſſin."

Für dieſe war der gute Saalfelder gar nicht mehr vorhanden; ſie ſtrich ſein Gedächtnis in Geſtalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Die Red' iſt davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!"

„Ff—freilich geht er," ſprudelte der Saalfelder. „Mm—mü—üßt' mir's der Lehrer (Lehrling) nicht geſagt haben, wo ganz allein bei ihm geblieben iſt, wei—weil er ein Schurk' iſt ſeines Namens, u—und das ka—ann man ihm nicht verdenken tun von w—weger er iſt erſt ſechszehn geweſt. Ddd—der muß nun die Beſtellungen annehmen und mit den Kunden verakkomodieren von weger weil der Meiſter mit niemand reden will. Dddd—da ſitzt der Meiſter auf der Schnitzbank und ſagt: T—tu ich's oder t—tu ich's nicht? Jch t—tu's, und eh's herauskommt, g—geh' ich nach Amerika. Un—nd d—dabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnn—nitzer vor ſich in die Schnn—nitzbank geſtochen wie ein T—tyrann. Und w—wie er den Lehrer hat geſehn, daß der iſt in der We—werkſtatt iſt geweſt, d—da iſt er erſchrocken k—käſeweiß, dd—daß dem Lehrer 's hat gegruſelt den ganzen Rücken hinunter mit Vergg—gunſt von der Frau Baltineſſin. Unn—nd hernach hat ſich der Mei—eiſter angezogen, dd—der Lehrer hat's durch's Schlüſſelloch geſehn, aber nicht wie ein Chch—chriſtenmenſch, ſondern wie ein italjäniſcher Banditer; ſo hh—hat er das F—futter außenhin gehabt und dd—das Tuch inwendig. Es iſt ſch—ſchon dämmerig geweſt, aber er hat noch gewart't, bis es iſt Nnn—nacht worden, und hat dem Ll—lehrer erſt nn—noch gute Nacht geſagt und gett—tan, als wenn er ſich niederlegt', eh' er iſt gg—gegangen nach den Ww—weiden zu mit Vergunſt von der Frau Vv—valtineſſin."

„Nach den Weiden," zirpte das Heimchen, „hm, hm, hm!"

Die Valtineſſin war eben im Begriff, das ganze Zeugnis des Saalfelders auf ihren Knieen heimzuſchlagen, als ſich die Stimme des Uhrmachermeiſters Zerrer erhob. Der Mann ſchien bei ſeinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus ſeinem Knarren und Schnarren ſchien hervorzugehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauernd getroffen.

„Wo denn?" fragte das Heimchen. „Auch bei der Heiteretei ihrem Häusle?"

„Es war am Weidenweg," ſchnarrte der Uhrmacher. „Ja, wenn ich mich recht beſinn', ſo iſt mir die Heiteretei nicht lang zuvor den Weidenweg her begegnet geweſt. Ich hab' ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtineſſin kann's glauben, ſo gewiß ich ein Luckenbacher bin."

„Hm," ſagte die Valtineſſin und ſchwang die Haube. „Ich kann mich nur nicht gleich beſinnen, wo Sein Großvater ſelig wohnhaft iſt geweſt in Luckenbach."

„Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen," entgegnete der Uhrmacher. „Mein Vater iſt erſt hergezogen nach Luckenbach."

„So, auf dem – Schwarzwald," ſagte die Valtineſſin und dehnte den Schwarzwald, daß ſeine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu ſtehen kamen. „Das iſt, wo die Katholiken ſein, und da heißt einer Florian und der ander' Fabian und machen Mäusfallen."

„Das iſt mir nicht bekannt," ſagte der Uhrmacher. „Aber von den Schwarzwälder Uhren weiß die ganze Welt."

„Die ganz' Welt?" ſagte die Valtineſſin und ſchob ſie mit der linken Hand geringſchätzig beiſeite. „Das kann ſein. Aber von Luckenbach weiß ſie nir. Und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, Gott ſei Dank! es iſt noch kein Luckenbacher geweſt, der Uhren hätt' gemacht!"

Die Ev' lachte eben nicht ehrerbietig. „Nun ſo wird Sie mir's doch glauben, wenn ich's ſag'. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der

Mauer beinah über den Haufen gerennt, wie er den Leuten iſt ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab' ich ſelber geſehn."

„Und die Heiteretei?" ſchob das Heimchen hinter dem Ofen hervor ein. „Die iſt erſt vorbeigeweſt?"

„Nein," ſagte die Ev'. „Aber weit war ſie nicht; das iſt ſchon wahr. Und den Weg iſt ſie hernach auch gekommen. Und nun wird Sie's doch glauben, wenn's eine beſſere Luckenbacherin ſagt, als Sie ſelber iſt. Ich hab' doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr wie Sie."

„Ja, was das für ein Mordmädle iſt," lachte die Valtineſſin voll Mutterſtolz, „die Ev'! Und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, mein Heerle ſelig iſt Burgemeiſter von Luckenbach geweſt, und alle Leut' haben geſagt, ich bin ihm wie aus den Augen geſchnitten."

Das war eigentlich der Nachſatz, zu welchem jenes Obſchon urſprünglich gehörte. Wenn ſie dies ohne den Nachſatz brachte, ſo war das jedenfalls Beſcheidenheit, und ſie rechnete darauf, daß der Hörer dieſen in ſeinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meiſter Schramm wunderte ſich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen geweſen ſein, aus denen man eine Geſtalt wie die Valtineſſin ſchneiden konnte! Von einem Bürgermeiſter, der ſolche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

„Ja," ſagte der Meiſter Schramm, „in Luckenbach iſt dafür auch die Frau Valtineſſin der Hanswurſt in der Komödie."

Der Meiſter hatte in dieſe Außerung nichts Unehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anweſenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte jeder, daß der Hanswurſt die Hauptperſon in der Komödie iſt, und die Valtineſſin nahm das Kompliment mit gütiger Herablaſſung auf. Dann erklärte ſie, da eine Luckenbacherin es geſehen, ſo müſſe man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergeſſen, daß der Adams-Lieb noch ſein Wiſſen um die Sache ſchuldig war.

„Ihr wißt noch was," zirpte es. „Ihr, Adams-Lieb!"

Der Adams-Lieb ſah ſich wichtig um und ſchwieg, bis die Valtineſſin die Haube warf und damit erklärte, ſie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Saalfelder, und da er meinte, in den Augen der Ev' ihr Wohlgefallen an ſeiner männlichen Haltung zu leſen, begann er:

„Es iſt nix weiter. Am Gründer Marktabend ſind wir der Heiteretei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab' ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarrn aufgehalten, und da hat ſie ihm geſagt, was er für einer iſt. So iſt's ihm noch nicht geſagt worden."

„Ja, ſo ein gemeines Ding iſt die!" ſagte die Ev'.

„Und," meinte der Schmied, „da fabeln die Leut' wieder, Ihr hättet ihn auf die Heiteretei gehetzt, und ſie hätt' ihm auch geſagt, was Ihr für einer wärt. Ja, kein Wort ſoll man den Leuten glauben."

„Was die Leut' ſagen!" erwiderte der Adams-Lieb großartig. „Die Frau Valtineſſin weiß, wie ich bin, und weiter frag' ich den Leuten nichts nach. Der Heiteretei ihr Schiebkarrn, kann wohl ſein, der weiß auch Geſchichten. Aber ich kümmr' mich nur um mich."

Der Schmied ſagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: „Hm! Und er war wohl ſehr in der Wut auf die Heiteretei?"

„So hab' ich ihn noch nicht geſehn gehabt," entgegnete der Adams-Lieb. „Er hat nicht können ſprechen und hat nur mit den Zähnen geknirſcht und die Fäuſt' nach ihr geballt! Und von Stund' an iſt er ſo wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch iſt."

„Hm! Hm, hm!" zirpte das Heimchen. „Wer einen Verſtand hat, womit er denken kann, der mag ſein Teil denken, wenn er auch nicht red't. Da will einer was tun, daß die Leut' die Händ' ſollen über den Kopf zuſammenſchlagen. Da will einer was tun und ſticht mit dem Schnitzmeſſer vor Wut in die Schnitzbank und will nach Amerika, eh's 'raus kommt. Da ſagt einer erſt gut' Nacht, als wollt' er zu Bett' gehn, und geht doch heimlich weg und hat den Rock verkehrt an wie ein italjäniſcher Bandit, damit ihn niemand ſoll erkennen und alle Leut' ſollen glauben, wenn was draußen paſſiert, er iſt nicht herauskommen aus ſeiner Werkſtatt. Und er lauert nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß gehn. Und wer iſt die Eine? Das iſt eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können ſprechen und hat nur die Fäuſt' geballt und mit den Zähnen geknirſcht. Und da merkt er nicht bei ſeinem Lauern, daß die Leut' dahinter müſſen kommen. So ganz toll und blind iſt er in ſeiner Wut und verbeißt ſich nur immer tiefer in ſeine boshaften Gedanken. Die göttlich' Vorſehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut' zu reden haben und ſich ein Beiſpiel daran nehmen. Und wenn ſo was in den nächſten acht oder vierzehn Tagen paſſiert, hernachen denkt an mich!"

„Ja," ſagte die Valtineſſin und ſchlug auf ihre Kniee. „Ev', gib mir den Regenſchirm und die Latern'. Eh' ſo was ſoll geſchehn, da iſt erſt die Valtineſſin noch da. Und was Warnung und guten Rat betrifft, da ſoll nix geſchont werden."

Der Schmied bekam wieder ſeine unſichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzenanfall zu nehmen pflegte. Die Valtineſſin dachte anders davon.

Sie ſah ihn mit Mißbilligung an und ſagte: „In ſolchen Zeiten lernt man ſeine Leut' kennen. Der Holders-Fritz iſt nicht der einzig', den das arm Mädle zum Feind hat. Mögen ſie innerlich jubilieren, hier ſitz' ich und ſag': —"

Und wer weiß, was die Valtineſſin geſagt hätte, wär' ihr nicht das Mordmädle, die Ev', in das Wort gefallen.

„Was wollt Ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo ſich mit allen Mannsbildern auf der Gaſſen zankt? Die dächt' wunder, was ſie wär'. Das fehlt' mir noch! Und ſo ſpät geht man nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang Zehn getüt't. Laßt die, wofür ſie gut iſt, und Ihr bleibt, wo Ihr hingehört!"

„Nu," beſänftigte die Valtineſſin, „ſei nur gut, du Mordmädle du. Heut iſt's freilich zu ſpät. Aber morgen iſt auch noch ein Tag, wo im Kalender ſteht."

„Wenn Sie hingeht," ſagte die Schmiedin noch zur Valtineſſin, „ich bin auch dabei."

Der dicke Semmelbeck hatte zu allem kein Wort geſagt. „Hm," dachte er, als er ſich erhob. „Wenn das wild Ding in die Angſt kommt, wird ſie mich am End' ſchon nehmen. Und wenn's gut geht, krieg' ich ſie zu mir ohne den Supperdent."

Da tütete draußen der Diktes elf Uhr, und eine Viertelſtunde darauf ſchlief der ganze Gringel.

Als die Heiteretei, den Tag nach unſerem Beſuche im Gringel, abends auf dem Heimwege war, erſchrak ſie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr entgegenkam.

„Iſt was paſſiert?“ fragte ſie die Alte. „Das Liesle iſt doch nicht krank?“

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte bloß und deutete nach dem Häuschen zu.

„Sie hat's die ganz' Zeit her ſchon mit den Zähnen gehabt,“ ſagte die Heiteretei; „ſie hat doch nicht Krämpf' gekriegt?“

Jetzt bemerkte die Heiteretei erſt, die Alte trug ihre Schuhe in den Händen, als fürchte ſie, ſonſt zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei ſolchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte ſie ſo eigen, und all ihr Winken und Deuten ſtrahlte von Feierlichkeit.

„Aber was iſt das nur mit Euch?“ fragte die Heiteretei, indem ſie unwillkürlich ſtehen blieb.

Die Annemarie ſchlug die Schuhe zuſammen, weil ſie die Hände nicht frei hatte, und die Heiteretei mußte wiederum über ihr leiſes und vornehmes Sprechen erſtaunen, als die Annemarie ſagte: „Ach, daß Gott erbarm'! Drin ſind ſie. Sie ſind drinne.“

„Wer denn?“ fragte die Heiteretei ungeduldig.

„Ja, die Weiber!“

„Ja, die Schneiderin da vom —“

„Die?“ ſagte die Annemarie ordentlich entrüſtet. „Um die zieh' ich meine Strümpf' nicht an. Gott bewahr'! Ich hab' nicht gewußt, was ich ſollt' denken! Daß mir ſo was noch auf meine alten Tag' paſſiert!“

„Wenn Ihr's nicht ſagen wollt,“ entgegnete die Heiteretei ungeduldig, „werd' ich's ja ſehn, wer's iſt.“

Die Annemarie aber hielt ſie auf. „Die größten Weiber, wo im Städtle ſind. Die Gringelwirts-Valtineſſin mit ihrem roten Sacktuch, die Morzenſchmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Valtineſſin einen Blick in ihren Augen, der iſt nicht auszuſagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäs Annedorle, die Ehr', die große Ehr'!“

„Ja,“ lachte die Heiteretei, „wenn die Valtineſſin auch nicht die größt' Frau im Städtle iſt, die dickſt' iſt ſie gewiß.“

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und ſchlug die Hände zuſammen, daß die Heiteretei jetzt lachen konnte. Das war ihr, als wenn eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiteretei lachte nur noch mehr, als ſie die Annemarie ſich ſo feierlich gebärden ſah. „Eure großen Weiber! So groß iſt doch keine dabei wie der ſteinerne Chriſtoffel am Rathaus. Und wären ſie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz' Wochen vertan.“

Die Annemarie hatte nun wieder zu erſchrecken, daß die Heiteretei den großen Weibern etwas zutraute, was ſo tief unter ihrer Würde war. „Aber was denkt Ihr denn? Meint Ihr denn, eine große Frau beſtellt ihre Leut' ſelber? Daß Gott erbarm'! Und wenn's weiter nix war, das hätten ſie mir könnt' ſagen.“

„Ja, aber was iſt's denn?“

„Wenn ich's wüßt'! Da iſt die ein' um die ander' gekommen und hat gefragt, ob Ihr noch nicht heim wärt. Und jetzt ſind ſie wieder alle drei drinne. Und was ſie hätten zu ſagen, das wär' für Euch und ſonſt für niemand.“

„Aber Ihr werd't doch nicht!“ unterbrach ſich die Annemarie ſelber. „Wie Ihr einen erſchreckt! Ihr werd't doch nicht ſo hineingehen? Wart't, Annedorle, ich werf' Euch Eure Strümpf' zum Hinterfenſter 'raus. Und hernachen wollt' ich Euch erſt noch allerlei ſagen. Deſſentwegen bin ich Euch entgegen. Ihr ſeid ein bißle grob mit den Leuten und red't immer, wie Ihr's meint. Und es iſt gar nicht ſchicklich, wenn man keine Lügen ſagt bei großen Leuten; die Wahrheit iſt nur für die armen Leut', deshalb nennt man's auch die nackt' Wahrheit. Und Ihr red't auch immer ſo laut, da wollt' ich —“

„Ja, wenn Ihr mir haußen ſchon die Geduld alle macht,“ ſagte die Heiteretei ärgerlich, „hernachen ſeid Ihr ſelber ſchuld, wenn ich drin keine mehr hab'. Zieht Ihr meinethalb noch ſechs Paar Strümpf' auf einmal an; ich will Euch noch meine dazu borgen. Meine Füß' ſind rein; ich hab' ſie erſt im Bach gewaſchen. Und wie ich red', ſo red' ich; ziern tu' ich mich einmal nicht. Um die ganz' Welt nicht, geſchweig' um drei alte Weiber. Und nu laßt mich 'nein."

Aber die Alte umſchlang das Mädchen und bat ſchluchzend: „So macht nur wen'gſtens einen Neiger, wenn Ihr 'nein kommt. Seht Ihr, Annedorle, ich hab' Euch gekannt, wie Ihr noch wart wie das Liesle; nur einen Neiger! Tut mir nur den Neiger zulieb' noch vor meinem End'."

„Vor dem Herrgott mach' ich einen Neiger," lachte die Heiteretei, indem ſie die Alte von ſich abſtreifte. „Und Eure drei großen Weiber ſind noch lang kein Herrgott. Das iſt mein Häusle, hat ſelber Spitz geſagt und hat den großen Bullenbeißer 'naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, ſie ſind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, ſo bin ich mir recht, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß ſie nach dieſem Trumpf noch einen Verſuch hätte machen ſollen. „Das iſt einmal eine!" ſagte ſie kopfſchüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raſchen Mädchen in die Stube nach.

Drinnen waren die drei großen Weiber eben beſchäftigt, das kleine Liesle und ſeine Garderobe zu muſtern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiteretei ſagte eintretend in ihrer friſchen Weiſe: „Einen guten Abend herein." Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiteretei hätte machen müſſen. Als dieſe die Beſchäftigung der Frauen ſah, begannen ſich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: „Ja, ſo unverſchämt ſind die großen Weiber! Als wär' die Armut und ihr bißle Sach' bloß, damit ſie dran könnten ſehn, wie reich ſie ſind."

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, ſchlug auf ihre Kniee und begann: „Was wahr iſt, das muß man ſagen; das Annedorle iſt das ordentlichſt' und bravſt' von allen armen Mädlen in der Stadt."

„Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei," ſagte die Weberin. Es ſah aus und klang, als ſpänne ſie an einem unſichtbaren Spinnrade und ſänge dazu. „Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei, das Annedorle, als gäb's keine Weidenbüſch' auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt'. Wie das klein Kind auf ſelbem Bild, das lacht und in die Händle patſcht, und der Bär hat's ſchon beim Kragen. Das iſt die Geſundheit, Frau Gevatter Valtineſſin."

„Ja," ſagte dieſe, „aber für den Bär, da ſind wir da. Hier ſitz' ich und ſag', der Bär ſoll das Annedorle nicht beißen, ſolang ich eine Zunge hab' in meinem Hals."

Die Schmiedin ſagte gerührt: „Ja, wenn das Annedorle ſo luſtig iſt, das kann mich ordentlich dauern."

Die Heiteretei ſah die Frauen, eine nach der anderen, verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängſtlich mit ihren Augen.

„Ja, es wär' nicht halb recht," ſpann die Weberin wieder, indem ſie und die Schmiedin ſich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, „es wär' nicht halb recht, wenn man's ſo ruhig wollt' mit anſehn. Was das aber für ein hübſch Stüble iſt!"

„Ich meint'," ſagte die Schmiedin, „da auf dem Herd müßt' ſich's gut Kaffee kochen."

„Und da auf dem Tiſchle," ſpann die Weberin, „beſſer muß der Kaffee gar nicht können ſchmecken als auf dem Tiſchle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?"

„In mein Häusle kommt ſolch Zeug nicht," entgegnete die Heiteretei. „Mein Kaffeetopf, das iſt draußen der Brunn."

Die Annemarie erſchrak und hielt ſich den Mund zu, als wäre dadurch zurückzunehmen, was die Heiteretei geſagt hatte.

„Ja," ſagte die Valtineſſin, „es red't ſich beſſer bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt' in den Gringel. Die ſolln mir welchen ſchicken von dem guten in dem obern Käſtle, wo die Fuhrleut' kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple und drei Unterſchalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle ſein."

Die Annemarie fühlte ſich geehrt durch einen Auftrag der Valtineſſin. Daß die Valtineſſin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte ſie ſich bei ihr in des Häuschens Namen mit einem Neiger. Indem ſie ging, dachte ſie: „Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg eins begegnen und wird mich fragen, wo ich ſo notwendig hin hab'." Aber die Furcht, die Heiterettei könnte unterdes daheim was Verkehrtes machen, ließ ſie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

„Na," ſagte die Schmiedin, „die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd, da iſt's auf der Gotteswelt nix. Nicht die Küh' werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wiſſen's allemal, wenn ich weg bin. Ja, ſagt die Schneiderin neben mir, das iſt auch eine Kunſt; man hört's den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenſchmiedin daheim iſt oder nicht. Die denken eben immer nur an die jungen Burſch'."

„Ja," ſpann die Weberin, „an den Lohn denken ſie, aber an die Arbeit? Da muß man alles noch ſelber machen mit ſeinem kranken Leib. So ſchlimm iſt's noch nicht geweſt mit den Dienſtboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachſen iſt. Wie wär's denn mit dem Annedorle? Das müßt' eine Mäd geben!"

„Ja," ſagte die Heiterettei, „daß ich mir den ganzen Tag ſollt' laſſen befehlen von einer Frau, wo nix verſteht? Ich ſeh' ſelber, was zu tun iſt, und ſagen laſſ' ich mir nix. Ich hab' auch ſo zu tun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr."

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Wer am Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt, der hat andere Zeiten derlebt. Mein' Ev', das iſt ein Mordmädle, was Arbeten beſagt, aber es iſt zu viel mit den Sachen und Machen und wird noch alle Tag' mehr. Ich ſollt' auch zu Haus ſein, aber obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': Wo's meinen Nächſten gilt, da ſeh' ich das Meinig' nicht an."

„Ja, ſo iſt man einmal,“ ſpann die Weberin den Faden der Valtineſſin fertig.

„Und hernachen,“ ſchlug ihn die Valtineſſin auf ihren Knieen platt, „iſt das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind.“

„Mein Mann,“ knüpfte die Schmiedin einen anderen daran, „der wird auch brummen.“

„Und Meiner huſten,“ ſpann die Weberin ihn fort.

„Na,“ nahm ihn die Schmiedin zwiſchen beide Hände, „wenn die Gevatter Weberin Meinen hätt'! Die weiß nicht, wie gut ſie dran iſt. Das iſt ein Böſer! Mit dem iſt keine Stund' Auskommen. Wenn ich nicht ſo ein gut Tier wär', ich möcht' ſehn!“

„Na, wenn die Morzenſchmiedin klagen will!“ zerriß der Weberin der Faden. „Da iſt Meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine kranke Frau, eine ſehr kranke Frau, und doch wird kein Menſch einen Huſter von mir hören. Ich huſt' in meinem Kämmerle, aber der? Der iſt geſund wie ein Fiſch und huſt't den Leuten die Ohren voneinander aus bloßer Bosheit. Oh, wenn ich ſagen ſollt', was der für einer iſt! Ich bin die elendſt' Frau in der Stadt.“

Die Valtineſſin aber ſah die beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zuſammen gegen den ſeligen Valtines, da er noch lebte! „Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euren beiden Knieen,“ ſagte ſie, indem ſie ſich auf die ihrigen ſchlug. „An Meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär' geweſt; alles hat er getan, was nicht recht iſt. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab' keine Klag' über ihn gehabt. Ich müßt's lügen. Es hat keine einen beſſern gehabt!“

„Das heißt,“ ſagte die Schmiedin, „ich brauch' Meinen nicht zu loben.“ Sie ſah nicht ein, was ein Toter vor einem Lebenden voraushaben ſollte.

„Na,“ ſpann die Weberin, „die Beſt' kann froh ſein, wenn ſie ſo einen kriegt wie meinen. Ich tauſch' mit keiner nicht.“

Die Heiteretei hatte ſich mit ihrem Geſtrick auf ihr Bett geſetzt, und das Liesle trieb Poſſen um ſie herum. Der Heiteretei war's ſchon komiſch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen ſaßen und ganz vergeſſen hatten, was ſie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz ſie trieb, daß erſt jede die Elendeſte, hernach die Glücklichſte ſein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieſes ſchoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesles Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen ſich erdreiſten könnte, davon hatten ſie ſo wenig eine Ahnung als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder tun könne.

Die Annemarie wär' nicht halb ſo eilig zur Tür hereingerannt, wenn ſie nicht das Lachen der Heiteretei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin ſei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte ſie. Sie wagte ſogar, von dieſer, nachdem ſie den größten Teil freilich dem Kaffee und den Taſſen auf Rechnung geſetzt, einen ganz kleinen Reſt für das Wiederſehen ihrer Perſon zurückzubehalten, und war glücklicher darüber als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog ſie ſich ſogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Valtineſſin das fertige gekoſtet und die Geſchicklichkeit der Annemarie belobt, da gab's den Reſt des Tages über keinen Wunſch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Neiger ſein, den die Heiteretei ihr vor ihrem End' noch zulieb' tun ſollte.

„Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schäle mit uns?" fragte die Weberin.

Der Heiteretei kam's drollig vor, daß ſie in ihrem eigenen Häuschen bewirtet werden ſollte. Sie ſagte: „Trinkt nur euer Zeug ſelber; ich mag keins."

Die Annemarie meinte, die Heiteretei hätte ſich eigentlich bedanken müſſen, und machte für die Heiteretei einen Knix.

Bei der zweiten Taſſe war es, daß die Rührung wiederum eintrat, die der Heiteretei Kommen und unbefangenes Weſen erregt hatte. Die drei Frauen ſahen ſich ein Mal über das andere Mal an mit ſo „barmherzigem Getu"', wie es die Annemarie nach ihrem Abgange gegen die Heiteretei bezeichnete, daß der Alten die Tränen in die Augen kamen, obſchon ſie noch nicht wußte, worüber ſie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Valtineſſin das Bild der Gefahr, die über ihr ſchwebte, vor den Blicken der Heiteretei aufzurollen.

Aber die Heiteretei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders-Fritz mit den brennendſten Farben geſchildert war, meinte ſie: „Wenn der Holders-Fritz wild iſt, bin ich noch wilder.“ Wie ſeines Entſchluſſes, „es zu tun“, ſeiner Verkleidung und ſeines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, ſagte ſie: „Er iſt eben in das Weidenwirtshaus gegangen.“ Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Mutwille zu.

„Ja, wenn man nur noch wüßt', was es iſt, das er Euch will tun!“ brach die Schmiedin aus. „Das iſt das Schrecklichſt', daß man das nicht einmal weiß.“

„Ja,“ beſtätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemütsbewegung, „man zerbricht ſich den Kopf und bringt's doch nicht heraus.“

„Ja, was er will?“ ſagte die Heiteretei mit mutwilligem Ernſt. „Was er will, daß er da um das Häusle lauert? Frein will er mich, und ihr werd't's nicht hindern.“

Über dieſen Frevel ſchlugen die Weiber die Hände zuſammen. Die alte Annemarie tat dasſelbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

„Weiber,“ ſagte ſie; „die ganz' Nacht hab' ich's in den Weiden hören rauſchen.“

„Nu,“ meinte die Heiteretei, „wenn er nicht meinetwegen ans Häusle kommt, ſo hat er's auf Euch abgeſehn, Bäs Annemarie. Geſteht's nur gutwillig ein! Denn weiter wohnt keine im Häusle da.“

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Valtineſſin verſicherte, die Heiteretei ſei ein Hauptmädle, beinah wie ihre Ev'. Die Annemarie lachte mit, ſo ſehr ſie ſich ſchämte. Dazwiſchen faltete ſie ein Mal um das andere Mal die Hände und ſah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übelnehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Valtineſſin war die erſte, der's gelang, wieder in das „barmherzige Getu'“ hineinzukommen.

Sie ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Jedem, was ihm gehört, dem Ernſt und dem Spaß; die Sach' iſt nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier ſitz', ſo will ich auch meinen Fuß nicht weiter ſetzen, bis ich die Annedorle hab' errettet.“

„Ja, laßt Euch raten, Annedorle,“ ſagte die Schmiedin. „Geht beileib' nicht bei Nacht aus Euerm Häusle!“

„Und verſchließt's auch bei Tag,“ ſpann die Weberin, „ſolang wir nicht bei Euch ſind.“

Die Valtineſſin ſchwang ihre Haube. „Und wenn das Annedorle vernünftig iſt, ſag' ich, hernachen geht ſie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus.“

„Ja, ihr meint,“ lachte das Mädchen, „verhungert iſt auch geſtorben, und wer tot iſt, dem tut kein Menſch mehr was. Da habt ihr ſchon recht. Ich aber denk', es iſt beſſer, es will mir einer was tun, und ich bleib' am Leben und wehr' mich. Und ich hab' auch recht.“

„Wenn ich das Annedorle wär',“ ſagte die Schmiedin, „ich freit'. Und ich weiß mehr als einen, der ſie gern nähm'.“

„Ja,“ ſpann die Weberin, „ein ledig Weib iſt einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran iſt.“

Damit hatte es die Weberin getroffen.

„Kann ſein,“ ſagte die Heiteretei gereizt, „daß andere Arzneigläſer ſind geweſt, eh' ſie gefreit haben; ich bin keins und brauch' keinen Zettel. Wenn's ſo gefährlich iſt, warum gehn denn die Arzneigläſer herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und ſeinem Auflauern, das iſt obendrein nur dummes Zeug.“

„Na, nichts für ungut,“ ſpann die Weberin. „Wenn das Dorle nicht will, ſo kann man ſie nicht zwingen. Aber in acht nehmen bricht keinen Finger.“

„Und zu Nacht," fügte ſie hinzu, „ließ ich ihn nicht herein, wär' ich das Dorle, er möcht' Urſachen machen, was für er wollt'."

Das nahm die Heiteretei nun doch im Ernſt übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was ſie geſagt und getan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Verſichern, man kenne ſie zu gut, um mit dieſer Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

„Man weiß ja," ſagte die Weberin, „das Annedorle iſt das bravſt' unter den armen Mädlen in der Stadt, und niemand weiß nix Unrechts an ihr. Ich hab' mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt' beleidigen. Deshalb hätt' ich doch nicht Arbet und alles laſſen liegen und wär' hierher gekommen mitſamt meinem kranken Leib."

„Aber nu muß ich doch heim," ſagte die Morzenſchmiedin, indem ſie aufſtand und ihr Gehäuſe feſter zuſammennahm. „Die Schneiderin hört's ſonſt an meinen Kühen, daß ich nicht daheim bin."

„Ja," ſchloß die Valtineſſin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. „Wir wollen das Unſer' tun nach unſern Kräften. Die Köpple laſſen wir da. Morgen kann die Morzenſchmiedin den Kaffee mitbringen, und ein paar Stühl' will ich laſſen herbeſorgen, damit wir dem Himmel eine Seel' erretten."

Damit ſtand ſie ſchon quer in der Tür des Häuschens. Dieſe, ſah man, war nicht für ſie berechnet. Es koſtete ihrer maſſiven Grazie einige künſtliche Wendungen, bis ſie ſich hinausgeſchraubt hatte.

„Lach' Sie nicht, Dorle, lach' Sie ja nicht!" warnte die Morzenſchmiedin noch von draußen. „Das dauert mich zu ſehr."

„Wenn ich nicht lachen ſoll," ſagte die Heiteretei hinter den Gehenden her, „weinen mag ich nicht! Und die ganz' Geſchicht' iſt nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Arbet, und bei Nacht verſchließ' ich mein Häusle ohne euch."

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiteretei noch einmal alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Gebärden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt' ihr ein Unterſchleif, eine Art Kirchenraub geſchienen.

Die Heiteretei war nicht einzutreiben, und der alte Holunderbuſch ſchien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen, hörte man, wie er ſich vor Lachen ſchüttelte.

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem verſprochenen Beſuche der Baltineſſin, Weberin und Morzenſchmiedin. Die Heiteretei hatte ſich jeden Tag über die wachſende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Teil unter den geſuchteſten Vorwänden zu ihr hereinkamen, um ſie zu warnen und ihr raten zu helfen, und um ſo zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte mancher, die ſie bis jetzt für hochmütig, ja für ihr feindſelig gehalten, dieſes in ihrem Herzen abzubitten.

Erſt meinte ſie freilich, nur der Neugierde, ihr Hausweſen zu ſehen, habe ſie den unerwarteten Zuſpruch zu danken. Aber dieſe wäre beim erſten Male geſtillt geweſen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehen, ohne einzuſprechen. Und nie hatten ſie ſo oft vorbeizugehen gehabt.

Die Heiteretei dachte jeden Tag beſſer von den großen Weibern. Und wenn ſie ſich's auch nicht eingeſtehen wollte, die allgemeine Teilnahme tat ihr doch wohl.

Dafür verwunderten ſich die Frauen immer mehr, daß ſie nicht früher eingeſehen, welch ein braves, aller Achtung und Hülfe würdiges „Tier“ die Heiteretei war; beſonders wie gut und recht ſie an dem Kinde ihrer Schweſter handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung ſeines Bildes dünner und erwies ſich zuletzt ſogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugeſtanden, hielten die Probe nicht.

Die einzige, die für ihn ſprach, war die Heiteretei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von einem hinter ſeinem Rücken Böſes geredet wurde, er mochte ſein, wer er wollte.

„Und wenn's auch wahr wär', das mit dem Holders-Fritz,“ ſagte ſie, „daß er jetzt auf mich lauern tät'! Wild iſt er geweſt, das will ich auch zugeben, aber außerdem ſollt' keiner was Unrechts von ihm ſagen, und die Leut' im Städtle am wenigſten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär' geweſt beim Brand vor ſechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirch' mehr, wo wir hinein könnten gehn. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut' herausgeholt, wo ſonſt wären ertrunken. Ich hab' nix mit einem Burſch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigſten, aber man muß reden, was wahr iſt."

„Ja," ſagte dann die Schmiedin, „das iſt alles recht, aber der Herr Vikares hat erſt den letzten Sunntig noch gepredigt, man ſoll nicht anſehn, was ein Menſch tut, ſondern was ſeine Abſicht dabei iſt. Und die Abſicht iſt's, warum man einen Menſchen ſoll loben oder nicht."

„Denn warum?" fiel die Tiſchlerin ein, „wie er die Kirch' und die Menſchen hat gerett't, da iſt's ihm auch nur darum geweſt, daß er ſeine Stärk' hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menſchen will retten, ſo muß er's aus Chriſtenlieb' tun, und was einer nicht aus Chriſtenlieb' tut, das iſt Sünd'; denn warum? Wenn einer einen Menſchen nicht aus Chriſtenlieb' will aus dem Waſſer ziehn, da iſt's beſſer, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat ſchon recht."

„Ja, aber," ſagte die Tüncherin, „man weiß ja auch nicht einmal gewiß, ob er's auch iſt geweſt, der die Kirch' hat gerett't. Wenn man alles wollt' glauben, was die Leut' reden, da müßt' man einen Kopf dazu haben ſo groß wie ein Ochs."

„Na, ich will nichts ſagen," ſpann die Weberin mit beiden Händen. „Aber wenn ich Zeit hätt', da wollt' ich Geſchichten erzählen. Wißt ihr noch, wie's bei der Leiermühl' war, wie die iſt abgebrannt? Die Knechtsfrau war die alleremſigſt', wo beim Löſchen geweſt iſt: der Amtmann ſelber hat ſich gewundert; ſie hat mehr getan, wie zwei Männer, hat er geſagt, und ihre ganzen Haar' ſind verbrennt geweſt, ſo hat ſie ſich gewagt, wo kein anderer hat das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl' angebrennt gehabt? Wer iſt's geweſt? Die Knechtsfrau ſelber iſt's geweſt. Und ſo, hat der Aktuarius hernachen geſagt, ſo iſt's gewöhnlich, und drum paſſen die Herrn allemal auf, wer beim Löſchen und Machen am eifrigſten iſt."

Da ging den Frauen ein Licht auf, ſo hell und ſchauerlich als der Brand der Leiermühl' ſelbſt.

„Ja," ſagte die Tüncherin leiſe, „ich wollt' mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt ſelbmal hat abgebrennt."

„Und wer den Wolkenbruch hat angeſtift't," ſetzte die Beutlerin hinzu.

Die Ruſſenſattlerin machte eine Gebärde, die hieß: „Hab' ich das nicht ſchon vor zehn Jahren geſagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?"

Die Heiteretei aber hätte gelacht, wär' nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrat gefallen, der in bedenklicher Schnelle ſeinem Ende entgegenging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz ein Schickſal.

Die Heiteretei war meiſt in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das ſtörte die ſorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag ſchon früh in das Häuschen. Die Baltineſſin hatte für Stühle geſorgt; ihre Taſſen trugen ſie bei ſich. Jeden Tag hatte eine andere Kaffee und Sahne zu beſchaffen. Wenn man die Heiteretei nicht traf, ſo traf man andere Frauen. Redete man nicht von dem neueſten Überfallsverſuche des wilden Holder, ſo redete man von anderen Dingen; und der Fall ſoll in Luckenbach und manch anderswo noch zum erſtenmal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff ſchweigen müſſen. Ging eine mit dem ſchmerzlichen Bedauern, ihre karggemeſſene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, ſo kam dafür eine andere, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuſelte der Kaffeerauch ſeine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Holunderbuſch. Wenn die Heiteretei abends vom Felde heimkam, fand ſie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Raten, ein Befürchten und Beſchwören, daß eine andere als die Heiteretei mürb' geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und ſpottete, und je bedenklicher ſie endlich doch ſelber wurde, deſto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eigenen Augen hatten ſie davon überzeugt. Sie lachte und ſpottete jeden Tag luſtiger, und jede Nacht verſchloß ſie vorſichtiger ihr kleines Haus.

„So iſt's," zirpte das Heimchen im Gringel abends hinter dem Ofen hervor – wer nach ihm ſah, wurde nichts gewahr als zwei ungeheure Brillengläſer – „wenn einmal ein Menſch einen böſen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix anderes mehr keinen Sinn. Sagen darf er's niemand, und weil er meint, die Leut' ſehen's ihm an, ſo weicht er den Leuten aus. Und ſo muß er nun erſt recht in ſeinen böſen Gedanken hineinkommen, weil er nix anderes hat, womit er ſich könnt' eine Zerſtreuung machen. Wenn ſo ein Dieb oder ein Mörder erſt mit einem rechtſchaffenen Gevatter oder ſo aus der Sach' reden tät', da würd' manchs nicht geſchehn. Wißt Ihr, was ich tät', wenn ich Ihr wär', Meiſter Sacher?"

„Nu?"

„Ich ging' auf der Stell' in die Gericht' und zeigt's an."

„Ja," entgegnete der Meiſter Sacher phlegmatiſch, „die? Einen hindern, daß er nicht ſchlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn er's iſt, kriegen ſie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen ſchlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut', daß ſie einen Dieb richten, wenn er geſtohlen hat; da muß ihnen daran gelegen ſein, daß die Dieb' recht ſtehlen. Wenn ich die Sach' zu machen hätt', da frägen ſie nix, wenn ein Dieb ſtiehlt; allein aber für jeden Dieb, der nicht ſtiehlt, einen Louisdor."

„So werd't Ihr doch in die Gericht' gehn, Vetter Mathes?" zirpte das Heimchen wieder. „Es wär' doch ſo ſchrecklich, wenn's paſſieren ſollt', und Ihr hättet's können verhindern und hättet's nun auf Euerm Gewiſſen!"

„Ich hab' mit dem Meinigen genug zu tun," entgegnete der Vetter Mathes trocken.

„Aber, ihr Leut', ſo wird doch einer von euch in die Gericht' gehn?" zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über den Kopf zuſammenſchlug. „Ihr müßt nur denken, wenn's nicht an die Gericht' wird gebracht, können die nix tun. Die geht eine Sach' nix an, und wenn ſie ihnen auf der Naſen ſäß', wenn ſie nicht als ein ordentliches Anliegen an ſie gebracht wird."

Als das Heimchen eine Zeitlang geſchwiegen, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: „Da ſitzt die ganze Stuben voll. Karten können ſie und von ihren Äckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht' gehn kann keiner. Das iſt doch eine ſchreckliche Welt!"

Der Morzenſchmied nahm die Sache leichter.

„Nun?" fragte er die Schmiedin, die, eben heimgekommen, ihren blauen Mantel von ſich tat. „Die Wacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in der Wachtſtuben, der Feldwebel oder der Korporal?"

„Laß du's nur die Valtineſſin hören," entgegnete die Schmiedin, „die würd' dich ſchon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd' dir den Korporal eintränken, wie ſich's gehört'."

„Du müßteſt einen guten Tambauer geben, Lene, du brauchtſt keine Trommelſchlägel."

„Brauchſt nicht zu ſpotten! Wer iſt ſchuld, wenn ich mager bin, als du? Du ärgerſt mich den ganzen Tag."

„Nu, erzähl' nur aus deiner Wachtſtuben was!"

„Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Rechts verſetzen tät', du legtſt gleich einen Batzen in den Klingelbeutel, du ſchadenfroher nachträgeriſcher Mann! Du kannſt dem Mädle das mit dem Schiebkarrn nicht vergeſſen. Spott' du nur, ſpott' du nur! Weil wir das Annedorle beſchützen, das iſt dein Ärger. Und dir zum Trotz beſchützen wir ſie erſt recht."

„Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf ſeine Kniee ſchlägt und ſeine Zunge vom Leder zieht, da reißt ſo ein wilder Fritz aus. Aber Spaß beiſeit! Ich denk' ſchon lang nicht mehr ſo, wie ich da red'. Du wirſt mir immer kaputter, Lene; du dauerſt mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf'."

Die Schmiedin ſah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

„Ja, guck'," ſagte der Schmied, „das kommt von deinem guten Gemüt."

„Wenn ich ſein Getu' kenn', ſo iſt's doch ſein Ernſt," dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: „Guck', Lene; verſteh mich recht. Wenn dir's angſt wär', daß der Heiteretei was ſollt' geſchehn, das wär' Neugier, und ich kümmert' mich nicht drum. Aber dich plagt's, daß du's nicht weißt, was das iſt, das der Heiteretei könnt' geſchehn; guck', das iſt chriſtliche Lieb' zu deinem Nächſten, und da will ich dem Fritz einmal aufpaſſen und ſehn, was ich kann 'raus bringen. Heut iſt die Heiteretei im Leinjäten. Bis ich hinkomm' an den Leinweg, da wird's finſter. Wenn's wahr iſt, daß er ihr aufpaßt, ſo müßt's wunderlich zugehn, wenn ich nicht mit ihm zu ſprechen käm'."

Die Schmiedin war ganz erſtaunt und verſprach ihm vor Freude, daß er, wie ſie ſagte, ſo in ihr chriſtlich Herz geſehn, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, ſein Lieblingseſſen, für morgen mittag.

Der Morzenſchmied nickte zärtlich, nahm ſeine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkſtatt den Geſellen einen glühenden Hufnagel auf ſeinen Tabak halten laſſen, ſich auf den Weg.

„Wenn er's herausbrächt'!" ſagte die Schmiedin hinter ihm drein. „Das weiß die übergeſcheite Gevatter Weberin doch nicht, die alles beſſer wiſſen will. Wenn's nur was recht Schrecklichs wär', daß die einmal nix drüber wüßt'! Ich gönn' dem Annedorle nicht etwa was Schlimms, aber über das Schlimmſt' kann man ſich leichter tröſten, wenn's einmal nicht zu ändern ſteht, wenn man's nur wenigſtens weiß. Na, wenn's zu machen iſt, der Tuckmäuſer macht's gewiß. Und er iſt doch nicht ſo greulich, wie man manchmal denkt."

Die Heiteretei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Baſe, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete ſich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um ſie anzuziehen.

„So ſpät Feierabend, Annedorle?“ ſagte der Schmied, indem er ſtehen blieb. „Eure Bäs hat da ſchönen Lein.“

„'s iſt eben noch nicht ſpät,“ entgegnete die Heiteretei, die ihre Schoppe über der Bruſt zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. „Und der Lein könnt' auch größer ſein.“

„Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht auflauert! So einſam find't er's nicht gleich wieder. Geht Ihr mit den Ulrichsſteg, ſo ſeid Ihr nicht allein.“

„Kann ſein, ich wär' jenen Weg gegangen. Nu geh' ich den andern. Grüß' Gott!“

Dabei ging ſie ſingend in einer anderen Richtung fort. Der Schmied hatte ſchon wieder ein „Das Mordmädle!“ auf der Zunge. Aber — „Hm!“ dachte er weiter, „kann auch die Furcht ſein, was aus dem Mädle ſingt.“

Und das wär' kein Wunder geweſen. So einſam und ſtill hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche ſang, als er weiter ſchritt. Lerchengeſang war es eben nicht, was den Schmied von ſeinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich ſchnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der ſich eben hören ließ, bald hier, bald dort, wie um den Hörer zu vexieren, traf weit eher eine verwandte Seite im Gemüte des Schmiedes an, zumal, da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in ſeinem Gedächtniſſe beſaß. Dort hatte ja der alte Förſter Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt und der Morzenſchmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangenen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und ſehr andere Dinge dafür hineinpraktiziert.

Er geht immer duchſiger und ſchmunzelt; zuweilen meldet ſich der Ruck von unſichtbarer Hand; er ſchmeckt die Poſſen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Naſe an einen Hagebuttenzweig.

„Gut,“ meint er, „daß das Gebüſch ſo dick iſt, ſonſt wär' ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das iſt die lange ſchmale Schling', die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drin in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt Schweigaus ſein Leben lang nicht gefangen!“

Immer duchſiger und gleichgültiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge ſich öffnet.

„Nun müßt' er ins Waſſer ſpringen,“ lachte er leiſe vor ſich hin, „ſonſt hab' ich ihn.“ Er zieht ſein Meſſer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer abzuſchneiden, und ſucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte ſeitwärts, dann eine ſchnelle Wendung, und er ſteht vor dem Fritz. Und der Fritz iſt's wirklich, der erſt Miene macht, ins Waſſer zu ſpringen, aber, als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und ſeinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgibt.

„Hm,“ ſagte der Morzenſchmied wie verwundert, „biſt du's, Fritz? Aber was machſt du denn da? Hm, ja, 's hat heint warm gemacht, und du willſt ein bißle ins Waſſer. Aber du haſt doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du biſt ſchon im Waſſer geweſt, und in der Eil' haſt du beim Auszieh'n die Ärmel mitgenommen gehabt, und das haſt du hernachen beim Anziehen nicht gemerkt.“

Der Angeredete brummte etwas, das für ein „Ja, kann ſein!“ gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, niemand kam jenem ungelegener als eben er, und das war ihm um ſo lieber.

„Iſt's denn wahr, du gehſt nicht mehr mit dem Adams-Lieb und ſeinen Kameraden? Wer hat mir's doch geſagt? Ich hab' geſagt: Das iſt vernünftig von dem Fritz. Aber die haben ihren Ärger deswegen, und du kannſt dich immerfort in acht nehmen. Da am Leinweg iſt mir die Heiteretei begegnet, das arme Mädle, der haſt du's recht angetan.“

An dem Rauſchen der Büſche, in denen er ſtand, hörte man, der Fritz machte eine raſche Bewegung. Der Name hatte ihn erſchreckt. Den hatte er am wenigſten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Fritz ſagte in einem Tone, der leicht klingen ſollte: „Die! Wie kommſt du auf die? Was geht mich die an! Möcht' auch wiſſen, wie!“

„Nu,“ entgegnete der Schmied lauernd, „die iſt ganz in dich verſchameriert.“

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen andern, als den Schmied hätte dieſes Lachen geängſtet. Man hörte, er zwang ſich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiteretei zu reden, als er lachte: „Die Heiteretei und verſchameriert! Du weißt nicht, was du redſt, oder morgen iſt der jüngſt' Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt.“

Er ſchien recht im Zuge zu fragen. Plötzlich ſchwieg er. Es war ihm eingefallen: „Der Laurer, der Morzenſchmied iſt's, der mit dir red't. Zu viel kann ebenſo leicht Verdacht erwecken als zu wenig.“ Da aber auch das Schweigen zu viel verrät, beſonders einem ſo ſcharfen Ohr als dem des Morzenſchmiedes, ſo fügte er noch einige Töne hinzu, die dieſer für ein gleichgültiges Lachen nehmen ſollte.

Der Morzenſchmied ſagte leiſe vor ſich hin: „Hm!“ Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgültige Ton beſſer als dem Holders-Fritz: „Ja, die Heiteretei und verſchamerieren! Ich mein', das Mädle iſt ein verkleideter Jung'. Aber — was ich ſagen wollt' von dem Adams-Lieb und den andern. Aber ich muß mich ſetzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren ſein. Die ſprechen, es wär' umgekehrt. Du wärſt in die Heiteretei verſchameriert.“

Der Schmied wartete das abermalige Rauſchen der Büſche ab und das heiſere Lachen, das der Fritz ausſtieß.

„Das iſt die Wut, daß ich nix mehr von denen wiſſen will!“ lachte der, und der Schmied ſagte: „Freilich, das iſt's, und das mein' ich eben. Sie ſagen, du paßteſt dem Mädle überall auf, um — deine Sach' anzubringen. Aber ſie möcht' nix von dir wiſſen.“

Eh' der Schmied das ſagte, war er erſt vorſichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenſtamm ſtand zwiſchen ihnen. Der Schmied war wohl auf ſeiner Hut.

Das Rauſchen des Buſches verriet dieſes Mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und ſein Lachen klang immer gezwungener und wilder.

„Aufpaſſen!“ lachte er; „möcht' wiſſen, wo! Weidenhaun geh' ich; da ſiehſt du die Barte.“ — Er ſchwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann ſagte er: „Darin ſollen ſie auch recht haben; nicht mit der Verſchamerierung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpaſſen mein' ich.“ Er hielt einen Augenblick inne und ſah vorſichtig hin nach dem Fritz. Das tat er öfter, während er fortfuhr: „Da iſt in der Stadt kein Menſch, der dich nicht hinter einer Hecken oder ſonſt wo hätt' lauern geſehn, und allemal, wo die Heiterethei vorbei hat gemußt. Und guck', mir mußt du nix weis wollen machen; was tuſt du denn jetzt da im Buſch, wo die Heiterethei vorbei wär' gekommen, hätt' ſie dir nicht den Poſſen getan und wär' den Weg bei der Herrenmühl' gegangen? Ja, du willſt's nicht ſagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut' keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel.“

Er rückte dem Fritz vertraulich etwas näher und ſagte leiſer als vorhin: „Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten ſeinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geſchicht' vom Gründer Markttag her weiß die ganz' Stadt, und wie die Heiterethei von dir red't.“

„Ho, ho!“ ſagte der Fritz verbiſſen, „vielleicht red't ſie bald anders. Die Leut' wiſſen, was die geſagt hat, aber nicht, was ich geſagt hab'.“

„Ja, und ſie meinen,“ fuhr der Schmied fort, „aus lauter Reſpekt vor der Heiterethei wär's, daß du nicht mehr zum Bier gingſt und ein ordentlicher Kerl wärſt geworden, und einmal könnt's bei dir heißen, wie beim — Läppleſchneider: Reſpekt muß ſein im Haus.“

Dasmal rauſchten die Büſche um den wilden Fritz, als hätt' er ſie mit den Händen gepackt, um ſie auszureißen.

„Guck',“ fuhr der Schmied fort, „mir kannſt du's ſagen. Du weißt, ich kann die Heiterethei auch nicht leiden, drum —“

Der Fritz hatte ſchon reden wollen. Aber die Abſicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz ſeiner Aufgeregtheit nicht entgangen ſein. Nach kurzem Beſinnen ſagte er mit gepreßter Stimme: „Kann ſein, daß ich ihr auflaur', kann ſein. Man will manchmal einen guten Abend ſagen; das bind't man den Leuten nicht auf die Naſen. Aber ich wollt' immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab' beſtellt."

„Ja, das," fragte der Schmied, „wo unter die Jacken ſollt' zu verſtecken gehn, wenn du ins Reifhauen gingſt, daß die Leut' –"

„Iſt's fertig?" fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

„Hm!" ſagte der Schmied erſchrocken; „aber du willſt doch nicht – du haſt doch nicht etwa –"

„Nix werd' ich und nix hab' ich," lachte der Fritz, der ſich beſonnen; aber dieſes Lachen hatte einen eigenen Klang. „Ich brauch' eben ein Beil. Warum ſoll ich nicht ein Beil brauchen wie andere Büttner auch? Was ich geſprochen hab' da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt' und wär' wütend auf ſie geweſen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer ſagt: Du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach' anbringſt, da wird keiner ſagen: Ja. Und 's kann ſein, 's kann ſchon ſein, daß es einmal heißt wie bei dem Läppleſchneider: Reſpekt muß im Haus ſein."

Aus ſeinem Lachen klang ſchlecht verhehlte Wut.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das ſchauerliche Lachen, als der Fritz ſchon an ihm vorbeigerannt war. –

„So duchſig," dachte die Schmiedin, als ſie den Schmied zur Tür hereintreten ſah, „iſt er noch nicht heimgekommen. Sonſt duchſt' er wohl auch, aber aus Tuckmäuſerei; aber dasmal iſt er doch ganz wie verblaßt. Und ſo zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er ſie an die Alkovenwand hat gehängt, hat er noch nicht, ſolang ich ihn hab'. Und das Schluckſen hat er auch noch nie ſo ſehr gehabt. Ich ſeh' ſchon, er will nicht reden; aber ich will ihn ſchon dazu bringen."

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: „'s iſt nix, und ich will ins Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf."

Seine Gebärden ſprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein ſpezielleres Eingehen zu tun, als worauf Hände, Augen und Schultern ſich einlaſſen konnten.

Er duchſte ſchon der Kammertür zu. Die Schmiedin bemerkte einen

Flecken an ſeinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran feſt. „Daß du immer die feinen Hemder zur Arbet anziehſt! Haſt du denn den Fritz getroffen? Nu wart' doch nur! Ein Brandfleck iſt's doch wohl nicht. Aber warum redſt du nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer ſein. So wirſt du doch zeitig genug ins Bett kommen, du Schlafratz! Herauszureiben geht's nicht. Aber, Morzenſchmied, ſo wirſt du doch nur ein Wörtle können ſagen? Und es iſt doch ein Brandfleck, du ruinieriger Mann. Aber, Morzenſchmied, ſo ſag' nur wenigſtens, willſt du die Klöß' morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat juſt wieder ſo zarte Schüßle. Das iſt doch ſonſt dein Leibeſſen geweſt."

Die Schmiedin ſah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied ſetzte ſich mit allen Anzeichen innerer Erſchöpfung. Die Schmiedin rückte ihm ſo nah als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reiſe ſich zu lang aufhalten oder gar verirren.

Endlich ſagte der Schmied: „Ich muß dir ſagen, Lene, ich wollt', ich wär' derheim geblieben. Es iſt doch ein grauſig Beiſammenſein mit ſo einem Menſchen."

„Wo haſt'n denn angetroffen?" fragte die Schmiedin.

„Dort wo der Zehntbach die Schleifen macht im Buſch."

„Im Buſch?" ſchauderte die Schmiedin. „Mitten drin im Buſch?"

„Mitten drin."

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus geweſen, aber der Morzenſchmied blieb länger als eine Minute drin. Denn ſo viel Zeit verging, eh' er in ſeiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte ſich unterdes im Geiſt in die Wachtſtube verſetzen! Da ſah ſie ſich ſtehen, die anderen Weiber um ſie herum, atemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat ſchon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu ſchlagen, wenn die Schmiedin fertig. Der Korporal iſt gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin – aber ſie weiß ja ſelber noch nicht, was ſie dort ſagt.

„Ja, guck'," ſagte der Schmied, und die Schmiedin ſaß wieder horchend vor ihm. „Das hätt' ich mir doch nicht vom Fritz eingebild't."

„Aber was denn?"

„Daß er das tun wird."

„Was tun wird?"

„Das! – Ja, guck', der tut dir's gewiß und wahrhaftig noch." Dabei ſchlug er die Hände zuſammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachtat. Das ſieht ſie all die Weiber in der Wachtſtube tun. Die arme Frau iſt hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber ſie dort die Weiber ſchon erſchrecken ſieht, denen ſie ſelbſt es erzählt hat, wird zur Pein.

„Der verdammt' Schlucken!" fährt endlich der Schmied fort. „Ja, guck', er lauert wirklich der Heiterethei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er geſagt, das er unter der Jacken kann verſtecken. Er hat das nicht ſo deutlich geſagt, wie ich's dir da erzähl', aber es iſt gewiß und wahrhaftig; er iſt wütend auf die Heiterethei. Ich dacht' erſt, die Sach' wär' anders und hab' meinen Spaß mit ihm wollen haben. Aber – na, vor ſo einen Spaß bedank' ich mich. Er hat geſagt, die Heiterethei ſoll bald aufhören, von ihm zu reden."

Die Schmiedin ſchlug die Hände über ihrem Kopf zuſammen. Sie empfand zugleich, wie ſchrecklich das ſei, und auch, wie ſie ſich ausnehmen wird dabei, wenn ſie's den entſetzten Weibern erzählt.

„Aber daß du mir nicht –" ſagte der Schmied aufſtehend.

Die Schmiedin ſuchte währenddes im Eckſchrank unter den Kaffeetrichtern und Taſſen. „Iſt der Fencheltee ſchon wieder alle!"

In der Kammertür wandte ſich der Schmied noch einmal halb um. „Daß du mir niemand davon ſagſt! Wenn was geſchäh' und die Leut' könnten ſagen, wir hätten's vorher gewußt –"

„Tee muß da ſein für das Gottlieble. Das wär' eine ſchöne Geſchicht' auf die Nacht! Und man hat keinen Menſchen, wenn man ſie braucht. Die Mäd hat ſich in den Finger geſchnitten, und die Geſellen kann man nicht von der Ruh' abhalten jetzt in der teuern Zeit. Was hilft's, ich muß ſchon ſelber in die Apotheken."

„So kämen wir ins Teufels Küchen, hörſt du?"

„Sag' mir nur nix," entgegnete die Schmiedin faſt erzürnt. „Ich dächt', du kennteſt mich doch."

Der Schmied verſchwand mit einem bedeutſamen Nicken in der Kammertür. Die Schmiedin ſetzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuſe um die Schultern. Schon an der Stubentür blieb ſie noch einmal ſtehen. „So glaub' ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er iſt ſo ſchlimm wie der Fritz ſelber. Die Mannsleut' ſind lauter geborne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts tun? Das Lachen iſt auf der Gaſſ' geweſt. Er ſchnarcht ja ſchon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finſter das iſt! Was hilft's? Tee muß man im Hauſe haben," ſagte ſie draußen noch.

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derſelben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Holunderbuſch. Heute dampfte der Schornſtein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nie verſammelt geweſen; es fehlte niemand als die Schmiedin und die Baderin, und dieſe mußten noch kommen.

Das hatte aber auch ſeinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiterethei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte ſie ſich, ſeit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte ſie auch, was ſchon öfter geſchehen, dort ſo lange aufgehalten werden, daß ſie erſt bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die Straße hindurch nicht die belebteſte, und man wußte tauſend ſchreckliche Geſchichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der ſchlimmſten Art.

Die Weberin verſicherte, daß ſie nie die Hähne ſo ganz eigen und zu ſo ungewöhnlicher Zeit krähen gehört als die letzten Tage. „Ja," ſang ſie dem unſichtbaren Rocken zu, an dem ſie ſpann, und es war, als ſuchte ſie das eigene Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen, „ja, wenn ich's nur könnt' beſchreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock ſtoßen tut."

„Ja," meinte die Tüncherin, „das bedeut't ander Wetter."

„So, ander Wetter?“ ſagte die Valtineſſin. „Und iſt's denn anders geworden etwa? Iſt's nicht das beſt' geblieben? Nur noch zweimal haben ſie ſo gekräht, daß ich's weiß. Das war den Tag vorher, eh' der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz, und wie hernachen die Württemberger im Krieg ſeinen Schädel vom Rad haben genommen und daraus getrunken im Schwanenwirtshaus. Die Weberin da iſt meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wiſſen, wie die Hähne in Luckenbach krähn, und andre wiſſen's beſſer, ſo weiß ich nicht, was ich hier zu tun hab'. Und hier ſitz' ich und frag': Warum hat mich's denn die ganz' Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?“

Die Frauen fürchteten, die Valtineſſin könne, da ſie eben im Übelnehmen begriffen war, auch übelnehmen, wenn ſie geſtänden, ſie wüßten das nicht. Als ſie ſchwiegen, ſetzte die Valtineſſin noch hinzu: „Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Tüncherin weiß auch das beſſer?“

„Aber,“ begütigte die Tüncherin, „man red't ja nur, Frau Bäs Valtineſſin. Und es iſt wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab' ander Wetter hören krähn, gar kein rechter Luckenbacher iſt geweſt. Sonſt hätt' er's gewiß der Frau Bäs Valtineſſin nicht zuleid getan. Denn das müßt' kein rechter Luckenbacher ſein, der nicht allen Reſpekt hätt' vor der Frau Bäs Valtineſſin.“

Die Valtineſſin war ſchrecklich in gerechtem Zorn, aber ſie ließ ſich verſöhnen, und ſo bekräftigte ſie durch ein feierliches Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältnis wieder hergeſtellt ſei.

Die Tiſchlerin aber ſagte etwas zaghaft: „Wenn's der Frau Bäs Valtineſſin nicht unrecht wär', ſo hätt' ich auch geträumt; denn warum? Es fällt mir nicht ein, ſo vornehm zu träumen wie die Frau Bäs Valtineſſin; man träumt eben, wie man's ſo ins Haus braucht. Die ganz' Nacht iſt mir's geweſen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg'; denn warum? Mein Mann hat mich zweimal aufgeweckt, weil ich ſo tief hab' Atem geholt.“

Da die Valtineſſin ſich's von der Tiſchlerin gefallen ließ, ſo hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht ſo vornehm und bedeutſam wie die Valtineſſin, doch etwas, das ſich auf die Heiteretei bezog oder beziehen ließ.

Von den ſchaurigen Träumen — denn das waren ſie alle — kam man auf noch ſchauerlichere Geſchichten. Je ſchauerlicher die wurden, deſto leiſer wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, ſo fing ſchon wieder eine andere an. Denn wenn's ſo ſtill wurde, daß man das Rauſchen der Weiden und das Kratzen der Holunderäſte am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann war's noch ſchauerlicher in der Wirklichkeit als in der ſchauerlichſten Geſchichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geſchichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte, und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und ſah plötzlich in lauter Totengeſichter hinein? Oder es ſtöhnte irgendwo in einer Ecke, und man ſah doch niemanden? Was ſollte da erſt werden?

Wie es vor einem ſchrecklichen Ereignis iſt, das kommen muß; jedem liegt's auf der Zunge, es vorherzuſagen, und es wagt's doch keiner. Weil es iſt, als müßt' es dann erſt geſchehen, als könnte es vorbeigehen, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es jeden dazu; als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, ſpräche man es vorher nur warnend aus. Alle ſahen während des Erzählens nach der Heiteretei hin. Man durfte ſie nicht fortlaſſen; mit oder wider Willen, bleiben mußte ſie. Aber um ihr das zu ſagen, mußte man die Geſchichten unterbrechen. Und dann ward's ſtill, wer weiß, wie lang! Und dann hörte man wieder die Weiden rauſchen und den Holunder am Häuschen kratzen wie einen Lebendigbegrabenen an ſeinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der ſchrecklichſten Geſchichte der Faden; juſt da, wo die Räuber im einſamen Wirtshaus im Walde die Tür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da eingekehrt iſt, entſetzt nach ſeinen Piſtolen greift. Und — war das ein Schuß? Nein, es iſt der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirtshaus ſo entſetzlich brauſt. Und doch auch das nicht. Man iſt ja nicht wirklich in jenem Waldwirtshauſe; man iſt in der Heiteretei Häuschen an den Weiden. Und dieſes Brauſen und Ziſchen klingt gar nicht ſo wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum erſtenmal. Aber es braucht erſt das laute Lachen der Heiteretei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entſetzten Gemütern hinwegzubeſchwören. Die Hälfte des ſiedenden Waſſers mußte erſt aus dem Kaffeetopf auf den Herd laufen, ehe man begriff, das ſeltſame Brodeln und Ziſchen ſei das allbekannte, täglich gehörte, das jede ſiedende, in die glühenden Kohlen laufende Flüſſigkeit hören läßt.

Der Gegenſatz der ſicheren Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders ſei als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene ſo nahe war, in die man ſich retten konnte aus den Schreckniſſen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, deſſen letzte Töne doch ſchon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel ſei, in ſolchen Augenblicken ſolcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigſtens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man ſich beſonnen hatte, was man doch vorhin ſagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob ſich das Warnen und Raten von neuem, und um ſo lauter, da man ſich ſelbſt dadurch betäuben konnte.

„Ach du lieber Gott!“ rief die Weberin, „wenn doch nur das Dorle freien wollt'!“

„Ja, wenn das ſo geſchwind ging'!“ verzweifelte die Tüncherin. „Aufs Rathaus muß das Dorle, in die Gericht'.“

„Die ſitzen auch, bis der Frau Tüncherin ſo was Geſcheits einfällt,“ ſtrafte die Valtineſſin. „Da wär' das beſt', das Dorle holt' die Herrn morgen früh, eh' ſie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten aufs Rathaus.“

„Militär muß geholt werden aus der Hauptſtadt!“ ſchrie die Beutlerin.

„Das kommt zu ſpät,“ ſchlug die Tiſchlerin die Hände zuſammen. „Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter ſechs Batzen gibt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim.“

„Aber wer weiß,“ ächzte die Tüncherin wieder, „ob das Dorle ſo viel mit der Fuhr' verdient! Ich mein', da ſchickt' das Dorle gleich den Nachtwächter und blieb' zu Haus. Da könnt' ſie's halb abverdienen, was der Nachtwächter koſt't."

„Ja," ſagte die Heiteretei lachend, „ich fürcht' mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet', da braucht' ich auch den Nachtwächter nicht zu ſchicken; ich blieb' eben daheim, und ſo wär's, und nu wär's fertig. Aber ich fürcht' mich nicht, und da frei' ich nicht und geh' nicht aufs Rathaus und ſchick' auch keinen Nachtwächter, ſondern ich fahr' in den Zainhammer. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

„Es iſt ſchrecklich," ſpann die Weberin wie außer ſich, „daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigſtens eine Karten hätt', daß man ſie erſt darauf legen könnt'!"

„Ach," ſagte die Schweſterleins-Evekathrine, „ich hab' ja eine mit, aber über die Geſchichten hat man alles vergeſſen. Ich will ſie nur geſchwind legen, eh' noch was andres drein kommt."

„Ja," ſagte die Valtineſſin und ſchlug auf ihre Kniee. „Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen ſoll. Wenn's aber ſoll ſein, ſo hat man ſein' Schuldigkeit getan und braucht ſich nichts vorzuwerfen von deſſentwegen."

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Atemzug ließ ſich hören, als die Schweſterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

„Ein—zwei—drei—ſechs" – eine Reihe Karten lag da. Die Valtineſſin griff an die Naſe, um die Brille herabzunehmen und zu putzen, die ſie nicht aufhatte. „Wo iſt denn das Unglück?" ſagte ſie. „Das ſieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da iſt ja gar kein Grün. Es wird noch kommen," tröſtete ſie ſich.

Aber es kam nicht.

„Liegt denn die ganz' Sach' oder iſt's noch nicht fertig? Ja, es iſt doch. Aber wo iſt denn das Unglück? Iſt denn das das Eicheldaus und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär' ja eine Hochzeit, verzeih' mir Gott meine Sünd'!"

Den andern ging's nicht beſſer als der Valtineſſin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuſchten Erwartung.

„Es iſt nix mit dem Kartenlegen," ſagte die Valtineſſin. „Dummes

Zeug iſt's. Und wenn einer gewiß wüßt', es träf' zu, da ließ er ſie ſich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut ſind, hernachen glaubt er's; ſind ſie aber ſchlimm, hernachen ſagt er: Es iſt dummes Zeug. Und das iſt's auch."

„Wenn die Evekathrine nicht falſch abgezählt hat," ſagte die Weberin.

„Oder falſch gemiſcht," ſagte die Tüncherin.

„Ja," ſagte die Schweſterleins-Evekathrine ſelber, „ich wollt' ſchwören, ich hätt's richtig gemacht. Paſſiert mir auch ſonſt nicht, daß ich einen Schnitzer mach'. Aber es muß doch wohl. Und wenn man ſo in der Angſt iſt."

„Und in der Gemütsbewegung," ſpann die Weberin.

„Hm ja," dachte die Valtineſſin, „das könnt' ſein." Dann ſchlug ſie auf ihre Kniee. „Drum ſitz' ich hier und ſag': Die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird ſich's ausweiſen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht."

Und es wies ſich aus.

„Ja," ſpann die Weberin, als die Karte von neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, „das ſind andere Ding'!"

„Aber", ſagte die Tüncherin, die noch immer unbefriedigt ſchien, „da iſt freilich der Herzunter, das iſt das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdaus. Aber das ſollte doch eigentlich beiſammenliegen, wenn das Unglück das Annedorle anging'."

„Wenn's auch nicht beiſammenliegt," meinte die Tiſchlerin mit wehmütiger Freude; „denn warum? Man weiß doch, daß es zuſammengehört."

„Ja," ſagte die Evekathrine, „es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen trifft's ſchon zu."

„Ach Gott, es iſt doch ſchrecklich!" drehte die Weberin mit ſchmerzlicher Wolluſt den Faden. „Das arme Annedorle! Die Laubzehn iſt eine Straßen, das iſt die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das iſt ein böſer lediger Burſch, das iſt der Holders-Fritz. Und das Laubdaus, das iſt eine ſchreckliche Gefahr."

„Ja,“ legte ſich die Tüncherin die Sache zurecht. „Es kann ja ſein, daß er von weitem lauert, und das Annedorle fährt vielleicht auf der Wieſen neben dem Weg. Und die Gefahr, die iſt ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da iſt noch ein ganzer Tag dazwiſchen.“

„Ach, du Gerechter!“ ſchluchzte die Beutlerin. „Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geſchnitten iſt? Wenn der Holders-Fritz ſo eine kleine Naſen hätt' und ſo ein groß Maul und ſeine Augen ſtänden ſo ſchief! – Wenn auch die Statur anders iſt, aber der Rock und die Schuhe, das iſt doch der leibhaftig' Holders-Fritz!“

„Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle!“ ſpann die Weberin und netzte mit ihren Tränen.

„Dummes Zeug!“ lachte die Heiteretei. „Vorhin, da ſollt's falſch gemiſcht ſein, und jetzt fällt ſo was keiner ein. Wenn's was bedeuten ſollt', müßt's das eine Mal ausfallen wie das ander'. Und wenn ich nu gar nicht fortging' morgen, da müßt' die Straßen zu mir kommen. Und da der Herzunter, das iſt noch ganz ein anderer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei ſein, wenn ihm was ſoll geſchehn. Wenn ihr flennen wollt, ſo wartet doch wenigſtens, bis was paſſiert iſt, oder flennt wo anders. Mein Häusle iſt an andere Ding' gewöhnt.“

Die Valtineſſin aber rückte feierlich die Haube, dann ſchlug ſie's auf ihren Knieen unwiderruflich feſt: „Und obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, nu hat ſich's gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklichs wird geſchehn, das iſt gewiß. Bäs Schreinerin, Sie könnt' mir einmal den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt', was! Der Rahm hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz' den Tag. Hernachen wär' alles gut. Hernachen könnt' man ſich doch chriſtlich drein ergeben.“

Ja, das Was! das Was! Je gewiſſer ſeine Auflöſung wurde und je näher ſie kam, deſto mehr peinigte das Rätſel die guten Frauen. Da ſtand der Geiſt der noch ungeborenen Tat wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Geſtalt. Er ſauſte in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er nickte von der Haube der Valtineſſin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er ſah mit ungeheuren ſchwarzen Augen durch die Fenſter herein und pochte gegen die lockeren Scheiben; er blickte aus jedem Auge und ſprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Tür ging und das Entſetzen die Widerwilligen nach ihr zu ſehen zwang, da kam es auch durch die Tür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Geſtalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es ſich nicht ſehr wähleriſch.

Aber es war auch gar nicht das ſchreckliche rätſelhafte Was, das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengaſſe, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fenſterläden. Ein Weib, weder ſchrecklich noch rätſelhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, ſie beſteht bloß aus Oh und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt.

Auf dem Wege hieher hatte ſie in der Angſt vergeſſen, daß ſie nur die kleine verſchämte Baderin war. Nun ſie die Augen ſo vieler großen Weiber fragend auf ſich gerichtet ſieht, fällt ihr das wieder ein, und ſie möchte ſich in ſich ſelber verkriechen. Es iſt ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob ſie in kurzem nackt vor all den großen Weibern daſtehen müßte, ſo ſehr ſie an den Kleidern zupft und dehnt.

Das Erröten auf ihrer Wange wird rot vor Scham, daß ſie nur die kleine verſchämte Baderin iſt von der Weidengaſſe, die errötet.

„Aber was iſt denn?“ lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

„Ach, es iſt nix weiter. Oh, es iſt nicht der Müh' wert, daß man's vor ſolchen Weibern ſagt.“

„Und deshalb hat ſich die Baderin ſo außer Atem gelaufen?“

„Ja, wenn's der Valtineſſin ihr Atem wär',“ denkt die Baderin. „Aber meiner!“

Die Valtineſſin glaubte: „Sie will uns ſchonen. Sie meint, wenn Sie's gleich herausſagt, wird's uns zu ſehr angreifen. Aber hier ſitz' ich und ſag': Mög's ſein, was es will. Ich will nicht geſchont ſein. Ich halt's aus, es mög' ſein, was es will."

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da dieſe ſelber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erſchien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch ſchlimmer; deshalb faßte ſie ſich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verſchämte Baderin von der Weidengaſſe ſich eins faſſen konnte, und begann mit faſt geſchloſſenen Augen:

„Ach, wo ein Arm oder Bein am ſchwerſten heilen tät', hat er Meinen gefragt. Und ob einer auf der Stell' tot bleiben tät', wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen tät' ſchlagen. Der Holders-Fritz nämlich. Es iſt, wer weiß wie lang her, hat Meiner geſagt, daß er mich ſo hat gefragt. Der Holders-Fritz nämlich. Da hab' ich gemeint, weil's nur Meiner iſt geweſt: Du weißt auch viel, was lang iſt und was kurz. Denn ich hab' gedacht: Wann ſoll er ſo gefragt haben als die letzten Tag'?"

„Ja," ſagte die Tiſchlerin entſetzt, „denn warum? Mit ſolchen Dingen iſt er ja erſt in der letzten Zeit umgegangen. Das kann höchſtens vierzehn Tag' ſein geweſt."

„So?" meinte die Valtineſſin. „Und das weiß die Bäs Schreinerin auch ſo gewiß? Alſo der Menſch kann nicht ſchon früher ſolche Ding' haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an dieſem Fenſter hab' ich geſtanden und den meinen Finger von der meiner Hand hab' ich aufgereckt, wie ich geſprochen hab': Hier ſitz' ich und ſag', es wird gar viel getan, was nicht gleich herauskommt."

„Zum Beiſpiel," ſchaltete die Tüncherin ein, „es geſchehen Bränd'."

„Und Wolkenbrüch'," fügte die Beutlerin an.

„Oh! Ach!" errötete die Baderin; „ich hab's lang prophezeit, mit dem nimmt's einmal kein gut End'."

„Die Heuchelei hab' ich ihm ſchon angeſehn," ſagte die Tüncherin, „wie er noch nicht hat können laufen."

„Das iſt gewiß," meinte die Tiſchlerin, „daß er nix Guts hat im Sinn; denn warum? Ein Menſch, der ſolche Ding' getan hat und hat's doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint', er hat ein gut Gemüt, das muß ein Erzböſewicht ſein; denn warum? So einem Böſewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmſt' hat getan."

Das Was hatte ſchon eine viel beſtimmtere Geſtalt, als ſich die Tür abermals auftat. Und das war es wirklich ſelber, was nun hereintrat, ſo lang und hager, mit Zügen, die nicht Entſetzen ausdrückten, ſondern das Entſetzen ſelber waren.

Es war das ſchreckliche Was, welches ſich nun in Geſtalt der Morzenſchmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit ſolcher Angſt nach der Tür zurückſah, daß ſie damit die ſämtlichen Weiber anſteckte.

Nur die Heiteretei lachte. „Kommt der Holders-Fritz etwa ſelber, Frau Morzenſchmiedin?"

Die Morzenſchmiedin deutete erſt, ehe ſie der Sprache mächtig wurde.

„Hinter mir her iſt's, da vom langen Bau an. Wenn's nicht ſchon hinter mir aus der Schmieden iſt gegangen. Ich hab' mich nicht umgeſehn vor Angſt. Und es iſt gewiß noch draußen. Und ausſehn muß es wie ein Beſen."

„Aber, Bäs Morzenſchmiedin," ſagte die Valtineſſin kopfſchüttelnd, „wenn Ihr Euch nicht habt umgeſehn, wie könnt Ihr wiſſen, wie das Ding hat ausgeſehn?"

„Ich hab's gehört," entgegnete die Morzenſchmiedin. „Juſt, als wenn eine hinter mir her kehren tät'."

Die Heiteretei wollte nachſehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten ſich an ſie und ließen ſie nicht hinaus.

„Wenn ihr euch gern unnötig fürchtet," lachte die Heiteretei, „meinetwegen!"

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär' es dieſer mit dem Nachſehen Ernſt geweſen.

Die Schmiedin hatte ſich's freilich ausgedacht, wie ſie erſt geheimnisvoll tun wollte und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu ſein. Dann aber wollte ſie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphieren. Denn dieſes Mal konnte die Weberin ſie nicht überbieten. Aber die Angſt vor dem Dinge, das ihr hieher gefolgt, hatte den ganzen ſchönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein ſollte ſie in ihrer Geſchichte ſtecken bleiben, juſt wo dieſe am ſpannendſten wurde. Draußen vor der geſchloſſenen Tür flatterte etwas geiſterhaft ſchnell vorüber. Es blieb zweifelhaft, ſollte man es für die Flügelſchläge einer eilenden Taube oder für ein leiſes ſchauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verſtummte. Alle ſahen entſetzt nach der Tür.

Endlich verſicherte die Beutlerin: „Wenn ein Beſen lachen könnte, ſo müßt' es klingen.“

„Der Morzenſchmied war's,“ lachte die Heiteretei. „Der lauſcht draußen. Wiewohl, ein Wunder wär's nicht, wenn auch die Beſen anfingen zu lachen.“

Es wäre leicht geweſen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachſehen dürfen. Da die Heiteretei ſitzen blieb, ſo iſt mit Recht zu bezweifeln, ob ſie wirklich dachte, wie ſie ſprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Sauſen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das iſt ſchon zehn. Nein, es iſt ſchon elf. Und noch ein Schlag? Iſt's möglich? Zwölf? Aber um Gottes willen! Wo iſt die Zeit hin? Es iſt ja, als wäre das Dorle erſt vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das ſagt jede, und doch hat keine den Mut aufzubrechen.

Man rettet ſich vor ſich ſelber wieder in das Warnen und Raten hinein.

„Ihr geht nicht, Dorle!“

„Um Gottes willen, bleibt morgen nur daheim!“

„Daß die Leut' mich auslachen, wenn ich nicht geh'? Und ich geh' ja auch nicht,“ lacht die Heiteretei. „Das iſt mir viel zu niederträchtig. Ich fahr'.“

„Ach du lieber Gott, wenn ich denk', wie jetzt das Dorle ſo friſch und lebendig mit uns red't, und morgen —“

„Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben.“

„Dorle! Dorle! wenn ſie Euch morgen bringen!“

„Dumm Zeug, und nu werd' ich bös'. Es kann jeder machen, was er will. Und ich geh', und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

„So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir ſehn uns nicht wieder. Wenn Ihr tot ſeid, wird's Euch ſchon reun. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr ſeid ſchon ſo gut wie tot. Ihr ſeid ein tot Mädle und Ihr bleibt ein tot Mädle! Und oh! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!"

So klingen die Stimmen ſtöhnend und ſchluchzend durcheinander. Es iſt, als wäre das ſchon das Leichengeläute der armen eigenſinnigen Heiteretei. Bald ſcheinen die Töne zu erſterben, bald heben ſie ſich wieder zu voller Macht, wie man vom Turme das Schwanken des ſchwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verſchwinden, bald wieder hervorkommen ſieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die ſelteneren und tieferen Pulſe der Baltineſſin doppelt erſchütternd.

Es gehörte ein Weſen dazu, wie es die arme Heiteretei vielleicht morgen nicht mehr beſaß, die unzähligen Umarmungen zu überſtehen. Wer der Heiteretei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächſte andere. Wer keine einzelne mehr fand, umſchlang eine ganze umſchlungene Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durcheinander gewirrte Strähne Abſchiedsgarn von Armen, Haubenſchleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubenfleckchen, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen ſchwebte, mit Tränenſtrömen übergoß.

Und ſo oft die natürliche Erſchöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, ſo oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht aufs neue zuſammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Tür ihn ſchonungslos mit einem Ruck zerriß. Und eine ſchauerliche Stimme ſprach — o, es war wie friſche Luft für einen Erſtickenden, daß ſie ſprach: „Ihr Herrn und laßt euch ſagen." Und ſie ſchien auch nicht mehr ſchauerlich, als man einmal wußte, ſie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie ſie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit ſtehen blieben, wo er tuten mußte, da ſagte die Valtineſſin: „Nun mög's gehn, wie es will. Wir haben das Unſrig' getan. Wir haben unſere eigene Sach' verſäumt aus Chriſtenlieb'. Ich wollt' gern was anders drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär'. Aber einen Kranz ſoll ſie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm Mädle in Luckenbach einen hat gehabt.“

Die Tiſchlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Holunder geſeſſen.

„Dummes Zeug!“ ſagte die Heiteretei zornig hinter ihr her. „Weil ihr ſelber Käuzle ſeid. Ihr kennt meinen alten luſtigen Holunderbuſch ſchlecht. Solch jammerig Geſindel läßt er gar nicht auf ſich ſitzen.“

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende ſucht er abzuwehren, das vorhandene auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es ihm nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die ſinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasſelbe genießt. Mag es nun die unbeſiegbare Luſt ſein, einen Genuß zu teilen, den eine andere ſchon für alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich anſteckend wie das Gähnen: gewiß iſt's, auch die Stärkſte kann ſich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und ſo wäre wohl die Heiteretei in das allgemeine barmherzige Getu' der Weiber mit hineingezogen worden, wäre ſie auch nicht ſelbſt der Gegenſtand desſelben geweſen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragene Gefühl, der geſunden kräftigen Naturen eigen iſt und ſie oft hart erſcheinen läßt, wo ſie es am wenigſten ſind, hatte ſie beſchützt, ſolange jenes ſich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte ſich dieſem Widerwillen verbündet. Nun ſie allein in ihrem Stübchen war, machte ſich jener Einfluß erſt allmählich und darum deſto gewiſſer geltend. Sie fühlte ſich trotz ihres Sträubens gezwungen, alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf den ſie früher nie zu warten gebraucht, wollte dieſe Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, ſuchte ſie ſelber ihn zu entfernen.

Noch dieſe Nacht, ehe ſie zu Bette gegangen, hatte ihr die Annemarie geſagt: „Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da ſind geweſt, da hab' ich das Herz nicht dazu gehabt.“

„Ich mag's nicht wiſſen,“ entgegnete die Heiteretei. „Und die Weiber haben das alles nur erdichtet gehabt. Ich hab' dumm Zeug genug müſſen hören; fangt nun Ihr nicht auch noch an.“

„Ja, guckt,“ begann die Annemarie dennoch, „wie ich ſo gelegen hab', da iſt auf einmal ein Mann an mein Bett kommen —“

„Dummes Zeug!“ ſagte die Heiteretei. „Die Tür iſt feſt zugeweſt.“

„Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja auch nur ein Traum.“

„Warum träumt Ihr auch?“

„Ja, Ihr meint, Bäs Annedorle, weil Ihr in Eurem ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin geweſt, da hab' ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu tun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen iſt, hernachen und ſo iſt er da, da mög' man wollen oder nicht.“

„Ihr fürcht't Euch doch nicht gar davor?“ fragte ſie, als ſie die Gänſehaut an den Armen der Heiteretei ſah.

„Ich fürcht' mich vor nix,“ entgegnete die Heiteretei. „Und Ihr habt's Euch nur eingebildet, es träumt' Euch, ein Mann ſtänd' an Euerm Bett. Wer weiß, was das iſt geweſt.“

„Nein, Dorle, das hab' ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich ſeh' ihn noch ſo deutlich vor mir, wie ich Euch da ſeh'.“

„Warum habt Ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht.“

„Ja, wenn ich hätt' gekonnt, Dorle, aber ich hab' nicht können Pips ſagen.“

Die Heiteretei ſchauderte innerlich vor dem Gedanken, was ſolch ein Traumbild mit einem hülflos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was ſie von anderen erzählen hören, hatte ihr die Vorſtellung gegeben, als ſei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Geſpenſtererſcheinung. Manche Nacht war ihr's vor dem Einſchlafen wie eine Angſt gekommen, ſie könnte heute träumen.

„Und der Mann", fuhr die Annemarie fort, „hat mir die Kehl' zugehalten. Oh, ich hab' mich gewehrt, aber ich hab's nicht erwachen können, bis er endlich ſelber gangen iſt."

„Und das habt Ihr gefühlt?" fragte die Heiteretei.

„Ich ſpür's jetzt noch," entgegnete die Alte.

„Und ſeid auch nicht munter geworden?"

„Behüte."

Die Heiteretei ſtellte ſich das Traumbild der Annemarie nicht als ein weſenloſes Gedankengeſchöpf der Alten ſelbſt, ſondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube ſich Geſpenſter denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erſchienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn ſie bewegungslos und ſchlafend liegen bleiben müßte.

„Hernachen, guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen."

„In der Kirchen? Und ſeid nicht aus dem Häusle gekommen?"

„Im Traum, Dorle — "

„Wenngleich, aber warum ſeid Ihr hingangen in die Kirchen? ſo bei Nacht?"

„Ja, Ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann man's machen, wie man's will!"

„Habt Ihr's denn nicht gewollt?"

„Ja, daran hab' ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, ſo ſchnell iſt's gangen."

Auf der Heiteretei Wange zeigten ſich wiederum die weißen Druckflecken, als ſie ſchwieg. Endlich fuhr ſie auf: „Dumm Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht 'nauf in Euer Stüble. Es iſt nunmehr Zeit. Morgen müßt Ihr früh auf. Mit der Sonn' fahr' ich fort."

„Aber wie Ihr ſeid, Dorle! In den Zainhammer wollt Ihr morgen, ſo ſehr die großen Weiber haben gebarmt, wo Ihr vielleicht bei Nacht durchs Ulrichsholz müßt? Wo Euch wirklich was kann paſſieren, da fürcht't Ihr Euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix iſt, da fürcht't Ihr Euch! Denn wenn einer vorüber iſt, ſo iſt er vorbei, und bleibt nix haften davon. Das iſt, wie wenn man in Gedanken was tut oder es wird einem was getan."

„Wenngleich!" ſagte die Heiteretei. „Und wenn's wie bloß in Gedanken wär', gefallen will ich mir einmal nix laſſen. Von Fürchten übrigens iſt da kein' Red'. Nu geht Ihr 'nauf und ſchlaft wohl, und ſo iſt's und nu iſt's fertig."

„Sie läßt ſich einmal nicht abhalten," hatte die Annemarie geſagt, indem ſie mit ſchweren Füßen ihr Stübchen erſtiegen. Sie hatte ihren Tränen und Klagen freien Lauf gelaſſen, wozu ſie in der Heiteretei Dabeiſein den Mut nicht gehabt. Aber dazwiſchen hatte ſie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geſchüttelt und geſagt: „Doch kurios, doch kurios! So hat doch jeds ſein wund Fleckle, und ſäh's noch ſo geſund aus."

Wir wiſſen nun, warum die Heiteretei nicht ſchlafen wollte. Die alte Angſt vor dem Träumen war ihr wiedergekommen. Aber wenn ſie auch wachte, nichtsdeſtoweniger hatte ſie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Geſpenſtern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; ſie mußte hülflos ſchlummernd ſich alles gefallen laſſen, oder ſie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil ſie jeden Augenblick ſich ſagte: Ich bin wach, und hielt ſich zum erſtenmal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der ſie überſtrömte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das ſonſt ſo ſtarke Mädchen ſo kleinmütig, daß ſie ſchon, ohne es ſich zu geſtehen, auf Vorwände ſann, die ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr ſelbſt rechtfertigen ſollten.

Als der erſte Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochenen Spiegel traf an der Wand, da litt ſie's nicht mehr im Bette. Ihr erſter Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo ſie Geſicht, Arme und Nacken wuſch. Wie ſie die Tür öffnen will, fällt ihr ein: Wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch iſt kein Menſch ſonſt in der Nähe. Da ſchlug ihr die Glut der Scham ins Geſicht, und zornig ſtieß ſie die Tür gewaltſam auf.

Herein drang die friſche Morgenluft und umdrang und durchquoll ſie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit eins die ganze Nacht mit ihren Geſpenſtern hinter ihr verſunken und ſie wieder die Heiteretei.

Das erfriſchte Blut floß wieder im alten ruhig-kräftigen Takt durch die geſunden Adern. Und als ſie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das tauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt *zwei* Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauſchten, es wäre ihr um ſo lieber geweſen. Es drängte ſie geradezu, mit jemandem anzubinden und aller Welt zu zeigen, ſie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärkſten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte ſie ſich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von ſich laſſen wollen, was ſie ſonſt nie getan. Die alte Annemarie hatte das als ein böſes Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens friſch abweiſender Antwort nach ihrer Weiſe einen Frevel geſehen.

Die Heiteretei mußte über die Alte lachen. Dieſer war das Bedenklichſte bei der Sache geweſen, daß die Heiteretei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt. Eine ſolche Sünde konnte nicht unbeſtraft bleiben, hatte ſie gemeint, und wenn mit dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagnis verbunden geweſen wäre.

Bis nach dem Zainhammer ſah die Heiteretei die Haube der Baltineſſin von einem Ohr zum anderen ſchweben. Im wachſenden Übermut agierte ſie dem ſtillen Walde die ganze Abſchiedsſzene vor und ſtimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelaſſener Luſtigkeit ein. Die ganze Geſchichte von dem wilden Holder und ſeinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne ſtand ſchon tief, als die Heiteretei mit ihrer Laſt den Zainhammer verließ.

Ehe ſie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, ſtatt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporſtieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als ſchlummerte die Natur, ſondern als läge ſie im Starrkrampf und ſähe, wie die ſchwarzen Wolken als Leichenmänner ſchon Anſtalten machten, ſie lebendig zu begraben, und ſie ränge vergebens nach einem Hülferuf, nach einer Bewegung.

Die Laſt der Heiteretei war heute eine weit geringere als am Tage des Gründer Marktes, und doch ſchien ſie ihr doppelt ſo ſchwer.

Wie ſehnt man ſich auf ſolchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es iſt, als bedürfte man eines tatſächlichen Beweiſes, die Welt ſei nicht ausgeſtorben. Und ein einfaches „Grüß' Gott“ oder „Dank' ſchön“ berührt die ſchmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüſtigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch geſprochen als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menſchen!

Schon drei Viertelſtunden mochte ſie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangenen Tag mahnte nur noch ein leiſer violetter Schein, der hier und da und immer ſeltener und flüchtiger an einem Föhrenſtamm hinzitterte wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden ſtrebt. Und auch dieſer verſchwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnisvollen Haushalt in dem ſtillen Walde. Wie verhaltener Atem ſäuſelte es, jetzt kaum hörbar, jetzt anſchwellend und plötzlich wie vor Schrecken verſtummend, dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raſchelte es erſt fern, dann immer näher und plötzlich ſtillſtehend, hinter ihr drein, als wollte es ſie locken, ſich umzuſehen. Jetzt ſchleift etwas durch die Büſche. Dort iſt's, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiteretei. Dort ſchleift es, als zöge einer einen ſchweren Körper in die Büſche ſich nach und die verbogenen Zweige ſchnellten hinter ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verſchwindet und wie aus der Erde gewachſen oder plötzlich aus der Luft verdichtet wird dafür etwas ſichtbar wie Umriſſe einer ungeheuren abenteuerlichen Geſtalt.

Aber es iſt kein Schreckbild, kein Geſpenſt, was da ſichtbar wird.

„Guten Abend allein,“ ſagt eine Frauenſtimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiteretei gewahr: was erſt von fern ein bloßer Schimmer und näherkommend ein Schreckbild ſchien, das ſind mehre große Bündel von weißem Tuch, die hoch emporragen über den Rand des Karrens.

„Schönen Dank,“ entgegnet die Heiteretei und richtet ſich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke ſpalten ſich auch die Rabenflügel des Gewitters am Himmel, und mit einer Art Troſt bemerkt man, der Mond müſſe aufgegangen ſein, ſtecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erſt herauskommt! Es iſt Vollmond, und der Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch anderes Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten beide und laſſen die Karren nieder; beide wiſchen ſich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin ſagt: „Ihr müßt es ſein.“

Die Heiteretei wundert ſich, wer ſie ſein ſoll.

„Ja, Ihr ſeid groß und ſtark, und vorhin ſchon, wie Ihr auf mich zugekommen ſeid, hab' ich's an dem Klirren gehört, Ihr habt Eiſen geladen. Ihr ſeid's! Nach Euch hat er gefragt –“

„Gefragt? Nach mir? Möcht' ich wiſſen, wer!“

„Ob Ihr mir ſchon begegnet wärt? Aber, Gott ſei Dank, Ihr wart's noch nicht. Und wenn Ihr's ſchon wart, nein! dem hätt' ich's nicht geſagt. Dem nicht! Und hätt' ich nicht die Art geſehn, wie ſie hat geblinkt! Er hat ſie mit der Jacke zugedeckt, ich hab' ſie nicht ſollen ſehn, aber ſie war zu groß; ich hab' ſie doch geſehn.“

Die Heiteretei weiß immer noch nicht recht – aber ein Schauder über den anderen rieſelte ihr am Rückgrat hinab. „Nicht weil ich mich fürcht'," ſagte ſie erklärend zu ſich ſelber; „ſondern, daß ein Menſch ſo was ſoll können vorhaben."

„Ja, ich will's Euch nur verzählen," begann die Bäuerin wieder und ſetzte ſich auf ihren Karren zwiſchen die Bündel hinein. „Eine ganze Glockenſtund' hab' ich ſchon nix anders in Gedanken gehabt als: Wenn ich ſie nur ſollt' ſprechen! Wenn ich ihr doch nur ſollt' begegnen! Meinen ganzen Karren wett' ich da, hab' ich gedacht, er iſt nicht Euer Bruder, wie er hat geſagt. Aber warum fragt Ihr denn? hab' ich geſagt. Oh, da hab' ich wohl gemerkt, wie verlegen er geweſen iſt. Es wär' nicht ſicher da im Ulrichsholz, hat er geſagt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich ſelber. Und wenn ich Euch begegnen tät', ſollt' ich nicht tun, als hätt' er nach Euch gefragt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich wieder. Und weil ich hab' wollen wiſſen, wer er iſt, da hat er getan, als hört' er's nicht. Und weil er ſo getan hat, da ſind Leut' gekommen, und das ſind Leut' aus der Stadt geweſen. Ich hab' ihm ins Geſicht wollen ſehen, da iſt er fortgeweſen. Die Leut' aus der Stadt haben aber gleich geſagt: Wenn das die Heiteretei wüßt'! Und wenn ich ihr begegnen tät', ſo ſollt' ich's ihr um Gottes willen ſagen. Und weil ich denk', daß Ihr die Heiteretei ſeid, ſo kehrt lieber wieder um, als daß Ihr dem in die Händ' lauft. Aber ich hab' noch weit. Wenn Ihr mit wollt, ſo kommt."

Damit nahm ſie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiteretei hätte ihren Rat befolgt, wußte ſie ſich nicht gekannt von ihr. Aber die Bäuerin ſollte erzählen können, die Heiteretei habe ſich vor jemand gefürchtet, ſei vor jemand geflohen? Nein! Der Menſch war groß und ſtark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein.

„Und wenn's zwei Holders-Fritze wären," ſagte die Heiteretei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen ſehen müſſen, war es Tag, und nickte noch obendrein mit dem Kopfe: „Ich fürcht' mich vor zwei ſolchen nicht. Wegen vier ſolcher kehr' ich nicht um. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauder an allen ſeinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiteretei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb ſtehen, wahrſcheinlich, weil ſie meinte, die Heiteretei habe ſich anders beſonnen und werde ihr nachkommen.

„Ja, hätt' ich's gleich getan," ſagte die Heiteretei; „aber nun ich geſagt hab', ich tu's nicht? Und hinter der drein wie ein klein Kind hinter ſeiner Mutter?" – Und noch ehe ſie ſich ſelber geantwortet hatte, war ſie ſchon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den ſie nun einbiegen müſſe, der Blutgrund heiße. Zum erſten Male vertiefte ſie ſich in die Bedeutung des Wortes, das ſie ſo oft und ſtets gedankenlos ausgeſprochen und ebenſo ohne Gedanken darüber ausſprechen gehört. Und wie der Name kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andere, wildfremde vor, der man es anſähe, daß hier etwas Schreckliches geſchehen war oder noch geſchehen ſollte.

„Dummes Zeug!" ſagte ſie endlich zornig zu ihren Gedanken. „Das wär', als wenn ich mich fürchtete." Und im Gegenteil hatte ſie nun erſt recht Luſt, in den Blutgrund einzubiegen; obſchon ihr einfiel, alle Leute ſagten, der Weg durch den Bühel gehe gar nicht viel oder eigentlich gar nicht um; er ſei viel ebener und breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln ſtecken wie hier.

„Fürchten tu' ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln ſtecken bleiben, weil eins denken könnt', es wär' aus Furcht, wenn ich's nicht tu'? Und wo's nicht einmal jemand ſieht!"

So dumm wollte doch die Heiteretei ſich ſelber nicht vorkommen, wollte ſie ſich's auch nicht geſtehen, wieviel leichter es ihr war, als ſie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter ſich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Baſe. Und nun verflachte ſich auch das Gewölk vor dem Monde zuſehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und ſie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Kirchturme funkeln ſehen. Und der Bach, der neben ihrem Weg hinglitzerte und etwas weiterhin ihn durchſchnitt, war ja der Zehntbach, derſelbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derſelbe, in dem ſie alle Morgen ſich wuſch, darin ſie ſich gebadet in ſo mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieſelte ſie von neuem ein Schauder, als ganz nahe bei ihr ein leiſes „Pſt“ ſich hören ließ.

„Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl’,“ flüſterte eine Stimme, „und macht, daß er Euch nicht anſichtig wird.“

Wer ſpricht? und wo? und wer ſoll ihrer nicht anſichtig werden? und wo iſt er?

Ein blaſſes Geſichtchen taucht neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüſch. Das kleine lahme Walkmüllers-Gretle iſt die Warnerin. Sie ſtößt die Krücke in den weichen Boden feſt ein und ſtreckt ſich, mit dieſer ſich ſtützend, auf ihrem geſunden Beine, ſo hoch ſie kann. Mit dem mageren Ärmchen zeigt ſie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

„Dort, auf dem Ulrichsſteg, dort ſteht er und lauert ſchon eine Stund’ lang. Macht geſchwind fort, ſonſt wird er Euch noch gewahr!“

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichteren Gewölk ſtreifte jetzt dienſtfertig den Steg und die dunkle Geſtalt, die darauf ſteht. Es iſt, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geſchehen laſſen. Im nächſten Augenblicke iſt’s wieder ſo dunkel dort als vorher; aber ſie ſieht ihn noch, der auf dem Stege ſteht, und wär’s ganz Nacht, ſie würde ihn noch ſehen.

Einen Tumult der entgegengeſetzten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefſten Herzen auf; dazwiſchen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durcheinander hin.

„Alſo iſt’s doch? Alſo doch lauert er mir auf? Und was hab’ ich ihm getan? Warum gerad er?“

Alle die Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeſchichten der letzten Nacht wachſen aus dem Boden vor ihr auf wie rieſengroße Schattengeſtalten und dräuen ſie zurück. Sie ſieht die Haube der Valtineſſin, aber ſie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie ſieht das Kind, das ſie weinend zurückhalten will. Sie ſucht Hülfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: „Ein Weib iſt doch kein Mann!“ Sie weiß, ſie wird ſich des Gedankens ſchämen im nächſten Augenblicke. Aber ſie fühlt, jetzt iſt er ihr Herr. Sie biegt ſchon mit den Augen in den Weg ein, den das Gretle ihr geraten hat. Aber wie die Füße folgen wollen, ſieht ſie, der Schneider kommt den Weg her; ſie müßte ihm begegnen. Da ſchlägt ihr die Scham wie eine Flamme ins Geſicht. Sie hört ſeinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott ſchon in Gedanken. Unwillkürlich tut ſie einige Schritte weiter dem Verfolger entgegen. Über die Mündung des anderen Weges einmal hinaus, kann ſie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erſt gewiß machen.

Aber iſt's nicht beſſer, ſterben, wenn's ſein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbſtverachtung preisgegeben? oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewiſſe Beute? Denn die Warner bringen Rat dahin, aber kein Brot. — Als ob man ſterben müßte! Als ob es ausgemacht wäre, der Holders-Fritz ſei ſtärker als ſie!

Und wenn er's wäre! Und trotz ſeinem Beil! Naht ſie ihm, dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen verſteckt, kann er ſie nicht ſehen, das Beil nicht heben, bis ſie an ihm iſt. Im weichen Graſe rollt der Karren nicht, klirrt das Eiſen nicht. So mit dem Vorteile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung eins! Da müßt' es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiteretei iſt ſchon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und ſich ſelber anzuhalten.

Wir müſſen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen ſeit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er ſein trauriges Schickſal verdient hat, und ob er's um die Heiteretei verdient hat, durch welche es ihm geworden.

Wir folgen dem lärmenden Haufen ſeiner Kameraden und dem Holders-Fritz ſelbſt vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir nach dem Zank über den Karren hinüber ſie ſich ſelbſt überlaſſen, nach „der Schwane“.

Nicht weit von unſerem Ausgangspunkt klingt uns ſchon Muſik entgegen. Zuweilen wird dieſe von dem Geſchrei vieler durcheinander zankender Stimmen übertönt. Dann macht ein luſtiger Juchheruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer iſt.

Der Adams-Lieb ſchüttelte ſich vor Luſt beinah aus ſeinen Kleidern heraus, die ebenſo wie ſein gewöhnliches altkluges Weſen auf den Zuwachs berechnet ſchienen. „Die ſind ſchon übereinander. Mach' zu, Fritz! Wir kommen gerade recht.“

„Aber wie biſt du nur heint?“ unterbrach er ſich ſelber. „Ich mein', du haſt deine Ohren bei deinen Gedanken ſtecken, und die ſind, wer weiß, wo. Den ganzen Tag ſchon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran iſt.“

Der Fritz ſchwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wiſſen.

Nun biegen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenſtern lichte Scheine auf das naſſe Pflaſter wirft, über welches umſchlungene Schattengeſtalten ſich lautlos drehend hinweghuſchen, iſt „die Schwane“.

„Fritz!“ ſchrie ein anderer, „du wirſt doch nicht in das Deichle laufen?“

An einem Hauſe hin dehnte ſich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von ſchwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingeratenden vor dem Unterſinken oder ſich ſelber vor dem Verlechzen bewahren ſollten. Davon ſtieg eine Verbindung von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrlich machen ſollen.

Wenig Schritte noch und ſie ſind, in die Torfahrt eingetreten, an der Wirtsſtubentür „der Schwane.“

„Gehn wir nicht gleich 'nauf in den Saal?“ fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Fritz die Tür öffnete. „Ja, du willſt erſt einmal trinken,“ beruhigte er ſich ſelber.

Und ſo war's.

Die Kameraden intonierten das klaſſiſche Lied: „Bier her, Bier her, oder ich fall' um!" Sie meinten, nur ſchnell im Durchgehen einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Ärger und ihre Verwunderung zugleich, daß er ſich ſetzte, und zwar mit einer Entſchiedenheit, als wolle er nie wieder aufſtehen.

„Bier, Kätterle!" rief der Holders-Fritz; „aber gleich ſechs Maß für mich allein. Das Beſtellen allemal iſt mir zuviel."

„Du biſt doch gar nicht mehr wie ſonſt," ſagte der Adams-Lieb; „damit hätt's Zeit gehabt bis hernachen."

Aber der Fritz entgegnete: „Dumms Zeug!" und begann dem inzwiſchen vor ihn auf den Tiſch geſtellten Getränke fleißiger zuzuſprechen, als ein bloß menſchlicher Durſt rechtfertigen konnte.

„Er iſt noch auf die Heiteretei wild," ſagte ein anderer.

„Der wird er's ſchon zeigen," meinte der Adams-Lieb. „Aber daß du den Lärm oben kannſt hören und machſt nicht mit, Fritz, das weiß ich nicht, wo ich's hintun ſoll. Du biſt doch immer ein Kerl geweſt. Schon in der Schul', ſagen ſie, biſt du der Geſcheitſt', aber auch der Allerwildſt' geweſt. Und ſo haſt du's hernachen fortgemacht in der Lehr' beim Meiſter Schramm und hernachen, wie du Meiſter biſt geweſt, erſt recht. Na, der mag geſchüttelt haben!"

„Gelt," fragte ein anderer, „mit dem Morzenſchmied biſt du in die Schul' gangen? Hernachen iſt der Kaſpers-Andres dein Kamerad geweſt. Und nach dieſem der Tuchſcherer in der Weidengaſſ'."

„Das ſind alles alte Philiſter geworden," lachte der Adams-Lieb. „Und dein letzter vor uns, der Schleiermüller, der tut auch ſchon, als wenn er den alten Schloßturm auf ſeinen Armen hätt' getragen, wie der noch ein Wickelkind iſt geweſt. Und iſt kein' fünf Jahre älter wie ich. Die haben ſich alle vor den Leuten gefürcht't, und was die ſagen. Du biſt ganz allein friſch und jung geblieben. Du biſt doch ein ganzer Kerl. Du machſt dir aus allen Leuten nix, und ſo muß ein rechter Mann ſein. Aber nu geh zu, daß wir 'nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das ſag' ich dir. Wenn du noch lang machſt, geh' ich erſt einmal allein. Ich muß wenigſtens erſt ſehen, was es gibt."

Und das tat der Adams-Lieb.

Unterdes beginnt der Holders-Fritz alles mögliche, in das alte Wildtun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll iſt er genug, aber auf andere Weiſe als er es ſein möchte. Er iſt toll auf die Heiterethei, daß ſie keinen Reſpekt vor ihm hat; und daß er ſich geſtehen muß, ſie habe recht daran, das macht ihn noch wilder auf ſie. So deutlich iſt's ihm noch nie geworden, daß der rechte Reſpekt nicht durch die Kraft ſeiner gewaltigen Arme und ſein gewohntes Wildtun zu erzwingen iſt. Darum iſt er toll auf dieſes Wildtun ſelber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling ſtecken geblieben und Geſchlecht um Geſchlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt, hatte es an Selbſtvorwürfen und inneren Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der anderen Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleiſe immer mehr ausgetieft. Je nötiger es erſchien, aus dieſem herauszukommen, um ſo ſchwerer erſchien es auch. Eine ſolche Anwandlung hatte ihn heute vom Beſuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er ſagte ſich nun: „Ich hab' anders wollen werden und wär's geworden, aber nun die Heiterethei denken müßt', ich tu's, weil ſie's hat gewollt, nun geht's nicht!" Das will er ſich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch ſie notwendig war, daß dieſe erſt ſeinen Stolz gegen ſeine Kameraden aufrufen müſſen, um ihn loszulöſen aus den feſthaltenden Armen der Gewohnheit.

„Ich hab' mehr ſo dumme Gedanken gehabt," ſagte er zu ſich ſelbſt, „aber ich hab' ſie nicht laſſen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder geweſt, bis ich ſie losworden bin."

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber iſt gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Geſichtspunkt der Heiterethei unentrinnbar auf.

Er ſieht ſich um. „Wenn doch einer käm' und was tät', daß ich wild werden müßt', ich möcht' wollen oder nicht!“ denkt er. Er tritt ſich ſelber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zauſend mit der Hand durch ſein Haar, weil's ihm kein anderer zu Gefallen tun will. Er trinkt immer haſtiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. „Die haun ſich da oben und wiſſen nicht, warum! So ein Spaß iſt noch nicht geweſt! Da ſind keine zwei Parten, die's aufeinander halten, ſondern jeder haut, was ihm vor die Fauſt kommt.“

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeſelle wie aus einer Kanone in die Wirtsſtube hereingeſchoſſen. Aus eigener Macht, ohne fremde Nachhülfe, hätte er nimmermehr ſo ſchnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden, ſah er ſich herausfordernd um und ſchien die Anweſenden für die hülfreichen Geiſter anzuſehen, deren Beiſtand ihn hereinbefördert.

„Nur her,“ ſchrie er, „wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!“

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen ſich hinter die mächtige Geſtalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine ſolche Herausforderung nicht abweiſen um ſeines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdes waren dem widerwilligen Eindringling mehre gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das „Hetz! Hetz!“ der Heiteretei wieder in ſeinen Ohren. Er ſah, wie der Adams-Lieb und ſeine übrigen Kameraden ſich zuwinkten. Das hatte er hundertmal geſehen, aber halb aus Gutmütigkeit, halb aus Bedürfnis ihrer Geſellſchaft nicht gerügt. Dadurch waren ſie ſicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, ſie legten ihm ſeine Gutmütigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geſchehen wäre, fiel' ihm nicht ein: „Das wär's ja, was die Heiteretei hat haben wollen!“ Die ganze Stadt und ſie ſelber müßte glauben, er folge ihr wie ein geſcholtener Schulbube ſeinem Lehrer.

„Greif' nur einer den Holders-Fritz an,“ ſchrie indes der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, „wenn er das Herz hat!“

Er erreichte ſeine Abſicht. Denn die Eingedrungenen kamen auf den Holders-Fritz los, der noch immer an ſich ſpornte. Die Kameraden ließen den Sitzenden und hielten ſich die Türe frei. Der zuerſt Hereingeſchoſſene machte mit der rechten Fauſt eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieſer empor. Eine kleine Weile ſchien die Wirtsſtube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte ſich der Knäuel, bis er auseinanderflog und ſtückweiſe durch die Tür verſchwand. Der Holders-Fritz war alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarerweiſe hatte er in den Zimmerern eigentlich auf ſeine Kameraden losgeſchlagen. Wenigſtens war es erſt nur der Zorn über dieſe geweſen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus ſich, wie ein Gewitter einen heftigeren Sturm aus ſich entwickelt, als der es zuſammengeblaſen.

Es wäre ſchwer zu ſagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er war's auf die Heiteretei, auf die Kameraden, auf die Zimmergeſellen, auf die ganze Stadt, auf ſich ſelber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, welches er beginnen mußte, wollte er jenes laſſen. Er ſchämte ſich vor ſich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er ſchämte ſich auch vor ſich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, ſich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigſtens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes buntes Durcheinander, das ſich, in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verſtrickt, hin- und herwälzte. Da ſah man, was man nie geſehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwiſchen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menſchliche Rümpfe in allen Stellungen, die nur möglich. Welches ſterbliche Auge hätte beſtimmen mögen, was zuſammengehörte? Mit überraſchender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwiſchen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgeſcheuchte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenſeitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäuſten, die Zutulichkeit, womit ganze Haarbüſchel ſich um fremde Finger ſchlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknöchel anpochend unterſuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da doch eine hohle Stelle ſich finde, oder was eine menſchliche Naſe eigentlich auszuhalten imſtande ſei. Die Muſikanten hatten der Verſuchung nicht widerſtehen können, auf dem Orcheſter all die Kunſtfertigkeiten, die ſie unten im Saale üben ſahen, nachzuahmen. Trompete und Poſaune, Klarinette und Geige wollten ſich von bloßen Stuhlbeinen nicht beſchämen laſſen. Über Mangel an Muſik dabei zu klagen, wäre keinem menſchlichen Gehör eingefallen. Eher war der Muſik zu viel. Für die wenigen Inſtrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem muſikaliſchen Inſtrumente. Das ganze Getümmel war ein großes, ſauſendes und quiekendes Hackbrett, das ſich ſelber mit Stuhlbeinen ſchlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tiſche und Bänke wie die letzten Bergſpitzen aus den ſteigenden Waſſern der Sündflut. Auf dieſe hatten die Töchter der Rieſen ſich geflüchtet. Mit Entſetzen ſahen ſie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingeriſſen in die brauſenden Wellen, vergeblich ſich emporzuheben rangen; zuweilen ſpülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, ſie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah, hoch über allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Fritz ihre Spur. Vor ihm bäumten ſich die Gewäſſer, und hinter ihm zeigte ſich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er ſtand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, geſcheiterten Tiſchen, zerbrochenen Bierkrügen und Fenſterſcheiben verſchnaufend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerſchlagenen Fenſter hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachſpiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht verſchont, in ein angſtvolles Zittern verſetzte, ſagte zu ihm: „Wir beiden ſind die Sieger.“

Aber ſchlimmer als außer ihm ſah es im Innern des wilden Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüſter und nüchtern überwachter. Dem „Schwanewirt“ mußte es viel leichter werden, ſeine

Stuhlbeine wieder zuſammenzubringen, als das dem Fritz mit ſeinen zerriſſenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie jenem an der Erhaltung des noch Vorhandenen gelegen. Er wäre lieber ſeine ganzen Erinnerungen und ſich ſelbſt mit losgeworden. Mechaniſch ſah er ſich nach ſeinen Kameraden um; aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergeſſen, daß er ſie ſchonen müſſe, ſolle die Heiteretei nicht triumphieren. So hatten ſie das Los der Zimmergeſellen geteilt.

In der Tür tat er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie ſein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend ſtatt Staubes und Tabakrauches Ekel, wüſter, öder, grenzenloſer Ekel.

„Burſch!" fuhr er auf, indem er ſich an der Bruſt packte mit einem Griff, der einen anderen aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, „nun iſt's aus mit dem Wildtun, das ſag' ich dir! Die alt' Zeit hat aufgehört. Hierher kommſt du mir nicht wieder!"

Und ſo warf der Fritz, nachdem er das mit all den anderen aus dem Saale „der Schwane" getan, ſich ſelber zugleich aus dem alten wüſten Leben hinaus.

Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und ſich auf ſeiner Schnitzbank in den Städeln ſitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchturm; er zählte neun Schläge.

Er ſah ſich nach ſeinen Geſellen um, die eigentlich ſchon ſeit drei Stunden in voller Arbeit ſein ſollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadeltor. Er ſah überwacht aus. Dem Holders-Fritz fiel zum erſtenmal auf das Gewiſſen, wie ſehr zu ſeinem Nachteil der Junge ſich verändert hatte, ſeit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendluſt und Geſundheit geblüht; jetzt erſchien er verdrießlich und ſein verbleichtes Geſicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz ſich befand, war der Spiegel, den des Lehrjungen Zuſtand ihm vorhielt, nicht zu verbeſſern geeignet. Der Junge warf ſich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermuteten Anblick ſeines Meiſters ihn in ſeiner Stellung verſteinerte, ein ſeltſames Schauſpiel dar.

„Wo ſind die Geſellen?“ fuhr ihn der Meiſter an. „Iſt's etwa ſechs, daß du erſt kommſt?“

Der Junge raffte ſich auf und ſagte noch immer in ſtaunendem Schrecken: „Herrjeh, der Mäſter iſt ſchon auf!“

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: „Ja, wir richten uns nach dem Meiſter. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht.“

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er ſchon früher einſehen können; aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, ſeit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, ſeit ſie ihm nicht mehr gelang, und ſie gelang ihm immer ſchlechter, je weniger ſie ihn freute. Er mußte ſich zur Arbeit zwingen, das machte ſie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern tat, daran dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehen, wie ſie ging.

Zum Überfluſſe fand er einen Brief von ſeinem bedeutendſten Kunden vor, der ſchrieb, wenn man nicht beſſere Arbeit liefere, müſſe er weitergehen.

Sonſt war des Holders-Fritz Stolz geweſen, der wildeſte, aber auch der geſchickteſte Meiſter zu heißen. Er ſah, er konnte nur noch für den wildeſten gelten; das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme, das er bis jetzt, ſich in Wildheit betäubend, abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Geſellen, von denen wir den Saalfelder bereits kennen, waren ebenſo erſtaunt, als es der Lehrling geweſen, wie ſie langſam und mit Gähnen daherſchlendernd den Meiſter ſchon vorfanden, und zwar mit zornigem Geſicht.

Der Saalfelder meinte, ſich ihn zu gewinnen, wenn er deſſen geſtrige Heldentat in „der Schwane“, die ſchon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm ſchon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieſes Mal geſchah das Gegenteil. Der Meiſter ſtellte eine ſtrenge Unterſuchung an. Es fand ſich, daß ein großer Teil des ehemals übervollſtändigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein anderer in den traurigſten Umſtänden war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Saalfelder auf der Stelle fortgeſchickt wurde und der Hanauer, der ſich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, ſelber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, ſein eigenes Bild in zwei treuen Spiegeln zu ſehen. Das lange wilde Haar beſonders, das beide Geſellen nach dem Beiſpiele des Meiſters trugen, das Symbol ſeiner bisherigen Lebensweiſe, war ihm ſo widerwärtig geworden als dieſe ſelbſt. Ihm ſchien's, als beſeitige er alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer durch ſeine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schickſal traf die Baumelquaſten und das lange weichſelne Pfeifenrohr; die erſteren wurden gänzlich vernichtet, des letzteren Länge auf ein beſcheidenes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte ſich zur Arbeit auf ſeine Schnitzbank geſetzt, als der alte Meiſter Schramm in die Werkſtatt trat.

Wir wiſſen, welchen Erfolg ſeine Mahnung hatte.

Die Änderung, welche der Holders-Fritz mit ſeiner Lebensweiſe vorzunehmen im Begriffe war, ſollte das Werk ſeines freien Entſchluſſes ſcheinen. Sie ſollte womöglich den Leuten zum Trotze geſchehen.

Die Leute hatten natürlicherweiſe von Anfang an ſchon ſein Treiben nicht rühmenswert gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und wie der Menſch in ſeiner unbewußten Beifallsbedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beiſatz von abgezwungenem Lob oder gar Bewunderung hineinhört, ſo war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreiſe ſeiner Kameraden verlor er allmählich vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; ſeine erſt eigenwillige Abſonderung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüt ſich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einſtimmens nicht mehr offen ſtand, durch den Trotz anzuerkennen, den er ihr gefliſſentlich bei jeder Gelegenheit entgegenſetzte.

Die Ermahnung des alten Meiſters mußte deshalb das Gegenteil von dem bewirken, was dieſer damit beabſichtigte.

Wirklich hätte der Trotz, wider die Meinung der Leute zu ſchwimmen, den Holders-Fritz faſt zu einem Rückfall in ſein altes Treiben verleitet, wenigſtens zu einer auffallenden Kundgebung gegen dieſelbe. Er wäre dem alten Meiſter nachgerannt, um vor ſeinen Augen in das erſte beſte Wirtshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in ſeinen geſchorenen Haaren nur einen Beweis für das Gegenteil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit ſeiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er ſelber riegelte das Tor hinter ihm zu. Die offene Tür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand ſollte ihn ſehen, bevor ſeine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachſen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Fritz zu forſchen. Es kam auch mancher, um nach beſtellter Arbeit zu fragen oder neue zu beſtellen. Hörte der Fritz ſein wildes Weſen loben und bewundern, dann freute er ſich und ſagte: „Ja, denen zum Trotz ſoll's anders werden.“ Tadelten ſie ihn aber und wünſchten, er möge ſich beſſern, dann war es gut für den neuen Entſchluß des Fritz, daß er gegen ſeine Haare gewütet hatte. Zum Glück geſchah das erſtere öfter als das letztere. „Wenigſtens ſollen ſie nicht denken,“ ſagte er, „daß ich's tu'.“

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht geraten wollte, ſchnitt er zuweilen wie raſend in die Reiſe hinein. Dann ſagte er ſich: „Pfui, Burſch! Das iſt immer wieder das alt' Wildern, und der Heiteretei und allen Leuten zum Trotz werd' ich ein anderer!“

Mittags ließ er ſich das Eſſen holen. Er konnte ſich denken, die Großmutter, die ihm ſein Hausweſen beſorgte, werde ſelber kommen, um zu ſehen, was er mache, weil ſie an ſeinem unberührten Bett bemerken mußte, er ſei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn ſie ihm ſeinen Anderungsentſchluß anmerkte, würde ihm dieſen verleiden.

Allmählich begann die Arbeit, mit der er ſich zuerſt nur zu betäuben geſucht, ihn zu zerſtreuen. Darüber fand er ſeine Luſt dazu wieder. Dann ſah er mit Freude, wie ſie immer beſſer gelang, immer ſchneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er ſich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht geſunden Schlafes verſprach. Das war eine ganz andere Empfindung als die geiſtige Abſpannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, ſogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beſeitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkſtatt begann ihm ſo lieb zu werden, daß er ſich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er ſich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm ſein Kopfkiſſen und ſeine Decke herbeiholen.

Ehe er ſich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hintertür in den großen Gras- und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die ſchöne Ruhe in der Bruſt, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles ſonſt mag ſtehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er ſich ein Aſyl erworben hat, in welches ſelbſt die Sorge um den nächſten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine getan, für die Seinen getan; er kann und darf an einen anderen glauben, der auch das Seine für ihn tun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieſes Gefühl, das alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten ſo ſchön vorkam wie nie vorher. Was war das für eine andere Luft als in den dumpfen rauchigen Bierſtuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand: nur wer ſein Beſtes gegeben hat, beſitzt den Sinn, wiederum das Beſte anderer zu empfangen. Wie er den Tag tätig war, iſt am Abend alles tätig für ihn. So haben ihm ſonſt die Blüten nicht geduftet, ſo weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, ſo emſig hat die Luft ihn nicht gekühlt. Es arbeitet alles um den Preis, den er bereits in der Bruſt trägt. Alles will ſo zufrieden ſein können, als er es iſt. Der Trotz gegen die Heiteretei, gegen die Leute ſchlummert; er hat ihn mit den Leuten vergeſſen.

Hat er auch die Heiteretei vergeſſen? Sie wird ſchon ſorgen, ihn an ſie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh iſt, vergeſſen zu haben.

Denn das iſt ſie doch, die umſchlingend und umſchlungen da drüben mit dem Nagelſchmiede geht? Der iſt's; es iſt ſein Stadelgarten, der zweite nach Reick zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiteretei iſt's auch; es gibt nur ein Mädchen ſo hoch und ſchlank in Luckenbach. Es iſt ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die ſchmale Mitte; es iſt der rote Unterrock, und es iſt auch ihr federnder Gang, ihre trotzige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es ſind ihre Bewegungen, das Wegwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn ſie ſich der ganzen Welt entgegenſtemmen wollte.

Dem Holders-Fritz ſchießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Geſicht. Er hatte den ſchlanken glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfaſſenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wiſſen, umgeknickt. Er iſt zornig, ohne zu wiſſen, warum.

„Alſo ſo iſt die?“ lachte er grimmig vor ſich hin. „Ich geh' in die Schwane und trink' die ganz' Nacht. Heint ſollt' den Zimmergeſellen ihr Tanz erſt ſein, hernachen —“ Aber das ſagt er nur, um ſeinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch ſo ſehr als vorhin. Er kommt zu ſich und wundert ſich. Das iſt ja, als wär' er der Heiteretei zu Gefallen im Begriffe, ordentlich zu werden, und um ihre Gunſt zu gewinnen. Und das iſt ihm nie eingefallen. Nein, aber daß ſie ſo iſt! Aber das iſt auch wunderlich. Was geht's ihn denn an, wie ſie iſt? Aber dann ſoll ſie auch anderen nichts vorwerfen wollen.

Wie er ſich wieder wendet, ſind beide fort. Er muß über ſich ſelber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigſten. Aber das eigene nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es iſt ſonderbar! er will nichts mit ihr haben, aber ein anderer ſoll's auch nicht.

Nun ſoll er erſt merken, was geſunde Müdigkeit für ein ſchönes Ding iſt. Ohne ſie hätte er weder ſo zeitig noch ſo ununterbrochen die ganze Nacht hindurch ſchlafen können, als er tat.

Am Morgen iſt er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit.

Was iſt das für ein anderer Morgen, als er ſeit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er ſeit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es iſt ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht und daß die Vögel ſingen.

Das Behagen, womit er auf ſeiner Schnitzbank ſchafft oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört ſich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerſchlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unluſtigem Klange, wenn er ſich der Leute erinnert oder der Heiteretei, wie er ſie geſtern belauſcht hat. Aber das kommt immer ſeltener und geht immer ſchneller vorüber.

Die Stadeltür öffnet er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Luſt, noch eine Wand mehr zwiſchen ſich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer ſeiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann muß er ſich Gewalt antun, daß er nicht ſein Verfahren von vorgeſtern in „der Schwane“ an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speiſe und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachſende Luſt an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Friſche und Freudigkeit, die er noch nie gekannt. Das Schwerſte gelingt ihm, das Gelungene baut einen ganz anderen Stolz in ihm auf, als ſein früherer auf das Wildtun geweſen. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz anderen Gefährten in ſich als ſeine ehemaligen Kameraden. Er macht ſich über alles ſeine eigenen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das ſo und das ſo zu machen, weil's ſein Lehrmeiſter ſo gemacht hat, dem's wiederum ſein Lehrmeiſter ſo vorgemacht. Er verſucht manches anders. Eins mißlingt, dafür gibt ihm das Gelungene, das ganz ſein Werk iſt, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor ſich ſtehen ſieht, dann ſagt er wohl: „Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding, das ſteht auf ſich ſelber da, ſo rund, ſo glatt und ſo feſt, und man kann ſeine Freud' daran ſehn, wie's gefügt iſt, daß man keine Fuge ſieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuſter das Schönſt', was ſie machen? Der Kerl, der hernachen darin ſteckt, iſt er häßlich, ſo verſchimpfiert er das Werk, und iſt er ſchön, ſo denkt man wieder, der macht's. Ich möcht' wiſſen, wie ein Schreiber an ſeiner Arbeit könnt' ſeine Freud' haben oder ein Kaufmann; denn die Taler, die er erwirbt, die hat er nicht ſelber gemacht. Dem Muſikanten ſeine Sach', die iſt vollends in die Luft geblaſen. Er ſieht's keinmal ganz vor ſich, was er hat gemacht, daß er ſich könnt' drüber freun."

Das Denken über alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigſtens die Leere, die dem vereinſamten Menſchen nicht ausbleiben kann, wenn es ſie auch nicht erfüllt. Allmählich aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es iſt.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen vor dem Stadel. Sie bewundern ſeine letzte fertige Arbeit, die draußen ſteht.

„Na, ich bin doch auch ein Büttner," ſagte der eine, „und ich mein', nicht der ungeſchicktſt'. Aber ſo was von Arbeit hab' ich doch noch nicht geſehn. Mein alter Lehrmeiſter iſt der geſchicktſt' geweſt im ganzen Land, aber das hat er nicht können machen. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht iſt! Das iſt eine ganz neue Mode."

Sie wollen den Meiſter ſprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorſam, ſagt, der Meiſter ſei nicht daheim, und in ſeine Werkſtatt dürfe er auch niemand laſſen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er ſie hineinlaſſe; ſie ſeien Freunde, dem Meiſter könne es nicht ſchaden.

„Ja," ſagt der andere, indem beide gehen, „glaub's ſchon, daß er niemand in ſeiner Werkſtatt leiden mag, und Büttner am wenigſten. Da muß manchs abzugucken ſein."

Was iſt das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er ſich hätte ſchämen müſſen!

„Ja, Denken," ſagt der Fritz vor ſich hinlachend auf ſeiner Schnitzbank, „Denken macht den Mann, und nicht, daß er ſtarke Arm' hat am Leib. Stärk' und Geſundheit ſind viel wert, wenn ſie richtig gebraucht werden. Und dazu iſt das Denken da. Wie oft hab' ich meine und anderen ihre Stärk' und Geſundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab' gehabt als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt' oder nur einen Finger davon, ich wär' der elendſt' Menſch; und hätt' ich einen anderen drum bracht, ich könnt' nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut' ſind doch auch nicht ſo dumm, wenigſtens die fremden nicht."

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmählich ruhig reden hören; freilich, weil er ſich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in ſeinen Gedanken über ſie geſtellt hat. Und es iſt ein eigen Ding! In ſeinen Gedanken kann der Menſch ſich frei machen, aber ſowie er mit Menſchen lebt, wird er ihr Sklave, und wenn er ſich zu ihrem Beherrſcher aufſchwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, ſei's durch Fügen, ſei's durch Trotz.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigene, aus Schmerz und Zorn gemiſchte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiteretei in ihrem Koſen mit dem Nagelſchmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; ſeine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkſtatt, die ihm die Einſamkeit geöffnet, ſind ihm eine ganze Welt. Aber er geht abſichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Urſache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem erſten Abendſpaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht geſehen. Daß ſie beiſammen ſein können, wo er ſie nicht ſieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art ſich bis ins einzelſte auszumalen, das erregt ihn weit ſtachelnder, als ſie zu ſehen. In dem Augenblicke, wo ſie ruhig zuſammen ſprachen, hat er wenigſtens nicht denken müſſen: „Jetzt küßt er ſie, jetzt ſtreichelt ſie ihn!"

Heute endlich ſoll er ſie wiederſehen, und zwar in größerer Nähe als jenes Mal. Sie kommen einander jagend aus der Tür von des Nagelſchmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis faſt an die andere Planke, der Tür gegenüber, dann ſchmiegt ſie ſich um ein ſchlankes Blütenbäumchen und wendet ſich ſchnell in der Richtung nach dem Fritz zu, der hinter einem großen Mehlfäßchenſtrauch ſteht. Im Mutwillen ſpringt ſie über den Hag in den Nachbarsgarten; der Nagelſchmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie ſie über den Hag in den Garten des Holders-Fritz hereinwill, ergreift ſie der Nagelſchmied. Sie will ſich losmachen; er hält ſie feſt. Sie ringen miteinander. Sie macht ſich doch wieder los. „Nun warte nur, Annedorle!" droht der Nagelſchmied. „Du biſt ſchuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es iſt, aber es tut verdammt weh."

Sie meint erſt, es iſt eine Liſt von ihm, durch die er ſie beilocken will. Aber als er in das Gras ſinkt, da kommt ſie näher. Sie muß doch glauben, er hat ſich beſchädigt. Sie kniet bei ihm nieder und ſagt herzlich und bedauernd: „Ich bin auch recht dumm." „Ja," lacht der Nagelſchmied, indem er ſie umſchlingt, „das biſt du, Annedorle, ſonſt hättſt du dich nicht laſſen fangen."

Aber noch lauter lacht der Holders-Fritz hinter ſeinem Mehlfäßchenſtrauch — ſo laut, daß die beiden erſchrecken und in Eile wieder dahin zurücklaufen, wo ſie hergekommen ſind.

„Sie iſt's ja nicht, es iſt ja gar nicht die Heiteretei!" wiederholt er wohl ſechsmal und lacht immer wieder dazwiſchen. Er lacht, daß ſie's nicht iſt, wie er ſich geärgert, weil er meinte, ſie ſei's. Sonſt hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenſcheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er ſonſt vor Freude tun ſoll. Aber die Tür gibt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank ſitzen, legt die Hände auf ſeine Kniee.

„Ob das nicht die junge Frau iſt geweſt?" ſagt er vor ſich hin. Es hat ſchon lang geheißen, der Nagelſchmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders-Fritz ſonſt wenig gekümmert, drum hat er's vergeſſen. Jetzt fällt's ihm wieder ein. „Ja," meint er, „der Nagelſchmied iſt nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken iſt doch nur eine halbe Sach', wenn man niemand hat, dem man's ſagt. Und ich wär' noch hundertmal ſo vergnügt, wenn ich eins hätt', das ſich mit mir könnt' freuen. Ja, nun begreif' ich's freilich, warum meine alten Kameraden das Wildtun müde geworden ſind, wenn ſie haben geheiratet gehabt. Und hätt' ich auch geheiratet, ich könnt' ſchon lang da ſein, wo ich jetzt bin, und braucht's nicht heimlich zu ſein."

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun er's weiß, nun fehlt's ihm erſt recht. Das Denken, womit er die Leere ſeither verdeckt hat, hilft, nun er ſie ſieht, auch nur ſie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil er's niemandem mitteilen kann.

„Wenn du mich doch hättſt zur Frau, da könnt' noch ein Mann aus dir werden!" Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. „Ja, ſie hat auch darin recht gehabt, die Heiteretei. Und ſie hat's doch wohl eigentlich gut gemeint mit allem, was ſie mir am Gründer Markt hat geſagt. Und es war gut, daß ſie das hat getan. Und wenn ich mir's recht überleg', ſo hab' ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär' doch nicht anders worden ohne die Heiteretei. Weil ich ihr hab' folgen müſſen, das hat mich wild auf ſie gemacht. Und ſo wild ich auf ſie war, ich hab' doch nicht anders können. Wenn ich ihr das ſelber könnt' ſagen, es wär' doch ein ganz ander Ding. Und ſie tät' ſich drüber freuen."

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und ſich ihrer geſchämt. So erweichend wirkt Einſamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier Natur. Aber auch nur vor ſich ſelber konnte er ſich in ſolchen unbewußten Geſtändniſſen ergehen; dachte er ſich in die Welt, unter die Leute zurück, dann ſchämte er ſich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig teilen mußte, ſolcher Gefühle deſto mehr.

Am anderen Morgen kam ſeine Großmutter in den Stadel. Sie wollte ſich nicht länger zurückhalten laſſen, nach ihm zu ſehen. Die Gerüchte, die über ihren Fritz in der Stadt umherliefen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängſtlicher Erwartung und war ganz glücklich, als ſie den geliebten Enkel weder ſtill wahnſinnig noch über ſchlimmen Plänen brütend fand. Sie erſtaunte über die an Eigenſinn grenzende Ordnung, die in ſeiner Werkſtatt herrſchte, über ſeinen Fleiß, – denn er allein ſchaffte den Tag über mehr als früher mit ſeinen beiden Geſellen zuſammen – am meiſten und freudigſten über ſein heiteres, geſundes und freundliches Ausſehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn ſie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der Tat dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geſchah auch zuweilen, wenn er Bekannte draußen vorbeigehen hörte.

Das „Fräle“ ſchüttelte den Kopf, als er ihr ſeine Gründe dazu mitgeteilt hatte, aber ſie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu ſagen. Auch von den Gerüchten über ihn ſchwieg ſie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

„Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißt's net. Guck', Fritzle, es wär' freilich beſſer geweſt für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter ſelig länger wär' am Leben geblieben. Wie du kaum biſt zwölf Jahr alt geweſt, da haſt du armer Jung' ſchon nix mehr gehabt als dein alt Fräle. Ja, wenn du noch wen'gſtens hättſt Geſchwiſter gehabt; mit denen hättſt du dich verſtanden, und es wär' manchs von euch gered't worden, was gut wär' geweſt. Aber was kann ein junger Burſch mit einem alten Fräle reden? Siehſte, das iſt, als wenn ein Franzos und ein Pariſer miteinander wollten reden. Da red't der ein' franzöſiſch und der ander' pariſeriſch, und hernachen weiß keiner, was der ander' eigentlich hat gewollt. Siehſte, da hab' ich immer gedacht: wenn das Fritzle nur einmal ſo weit aus dem Gröbſten wär', daß er könnt' frein. Und guck', wenn einer auch iſt wie ein Baum, wo einen Stamm hat, wer weiß wie dick, und einen Wuſt von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erſt, wenn er hat gefreit. Jed Kind iſt hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zuſammenhält, wo drin er ſteht. Nu, du wirſt dir das alles beſſer ausdenken, wie's ein alt Fräle dir kann ſagen. Und wenn dir's nicht recht iſt, ſo iſt's eben auch ein Wort geweſt. Man red't gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender ſchreibt. Nun ſind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es iſt ſchon eine Zeit her, daß mir die Valtineſſin hat merken laſſen, ihre Ev' gäb' dir keinen Korb. Die Valtineſſin iſt eine große Frau und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär' davon zu reden. Ich hab' freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, ob's deine auch könnten ſein. Guck', ich bin ein arm Mädle geweſt, wie mich dein Härle (Großvater) ſelig hat genommen, er hat's aber keine Stund' bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab' gedacht: eine Reiche müßt's nicht ſein, wenn's nur eine wär', wie ſie für dich paſſen tut. Es iſt nix leichter, als Frau heißen, aber damit iſt's noch nicht getan. Guck', die Heiteretei haſt du immer ſo gut können leiden, und wenn ich eine Tichterlesfrau nach meinem Guſtum finden müßt', ich braucht' nicht lang zu ſuchen.“

Der Fritz ſaß rittlings auf ſeiner Schnitzbank. Er ſtreckte ſeine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken ſollte, ihm ſei derſelbe Gedanke ſchon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermutete Zuſammentreffen.

„Ihr ſeid nicht geſcheit,“ ſagte er dann. „Ihr habt Einfäll' wie ein alt Haus, Fräle. Von mir red' ich gar nicht, und bei der Heiteretei, da kämt Ihr auch ſchön an.“

„Ja, du meinſt,“ entgegnete die Alte, „wegen ihrem Getu'? Es iſt aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird geſagt: willſt du frein? oder wenn einer ſagt: willſt du mich frein? Und einem armen Mädle klingt ſell (jenes) wie Spott. Und ſo haben's die Leut' ihr oft geſagt. Frag' du ſie nur, Fritzle: willſt du mich? Du fragſt gewiß nicht fehl.“

Der Fritz zog die Beine wieder an ſich und ſetzte die Füße vor ſich auf die Schnitzbank. „Ihr ſeid ein dumms Fräle,“ lachte er noch einmal. „Ihr meint, weil ſie arm iſt. Ja, ſeht Ihr, Ihr denkt nicht. Und ein alt Fräle, wie Ihr ſeid, hat's auch nicht nötig. Aber ein Mann, den macht erſt das Denken. Wer fleißig iſt, der iſt nicht arm. Das ſind nur die Leut', die nix machen und ſich umſehn, wo von ſelber was kommen könnt' für ſie. Na, Ihr verſteht das nicht. Wenn ich einmal will frein – ich hab' noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt Euch nicht merken, wie Ihr mich habt angetroffen. Der alt' Schramm und die ganzen Leut' ſollen nicht meinen, ſie ſind ſchuld. Und wenn Ihr ſagt, ich bin anders geworden, hernachen werd' ich gleich wieder wild."

Die Großmutter ging, das alte ehrliche Herz ſo froh wie ſeit vielen Jahren nicht.

Der Fritz nahm das Schnitzmeſſer wieder zur Hand; aber er legte beide nur auf ſeine Knice; dafür ſchnitzte er im Kopf an einem Entſchluſſe. Das Holz, daraus der Entſchluß werden ſollte, war verdammt hart und voll Äſte. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Meſſer darüber hinrutſchte, ohne zu packen.

„Wenn du mich zur Frau hättſt," begann ſein Selbſtgeſpräch, „—ja, wenn ſie das nicht im Zorn hätt' geſagt! Und das: Du denkſt, dich möcht' ich? dich? das war ein dicker Aſt. Und wenn du einen Rock anhättſt, und der wär' aus lauter Talern gemacht, und an jeds Haar wär' ein Dukaten geſpießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmſt' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich einen möcht'. Aber ich mag gar keinen! Aber das hat ſie eben auch im Zorn geſagt. Der Adams-Lieb und die anderen waren dabei und ich ſelber, und ich hab' ſie erſt in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätt's ebenſo gemacht an ihrer Stell', und ich tät's heut noch, wenngleich ich innerlich nicht ſo dächt'. Ja, wenn man wüßt', was ſie ſich innerlich dabei hat gedacht, hernachen —! Und das, was das Fräle hat geſagt wegen ihrem Getu'? Solch ein alt ſtumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell', wo ſie ſchneid't. Den Reif da, wo noch ſeine Rinden hat und ungeſpalten iſt, den mach' ich auch nicht ſo um die Stutzen herum. Und ich hab' damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht geſpalten geweſt. Sie hat gemeint, wie ich damals bin geweſt, und da verdenk' ich ihr's jetzt ſelber nicht, wenn ſie mich nicht hat gewollt. Hergegen, wenn ſie wüßt', wie ich jetzt bin, und daß man ſchon könnt' ſagen: Wer was geſcheit will anfangen, der muß den Meiſter Holder fragen! Und wenn ſie's nun wüßt' und möcht' mich doch nicht und tät' ſich groß damit: Der Holders-Fritz iſt wie dem Herrnmüller ſein Spitz; er tut, was ich will, aber einen Spitz nehm' ich doch nicht! Oder ſo; denn ſie hat verwünſchte Reden, wenn ſie anfängt."

Ohne es zu wiſſen, zerhieb er mit dem Schnitzmeſſer den Reif, der vor ihm lag.

„Oho!“ ſagte er dann; „das Wildern iſt vorbei!“ Er packte ſich ſelber mit der nervigen Fauſt vorn beim Hemdekragen. „Ich will doch über dich Herr werden, Burſch! Du ſollſt doch nicht der einzig' ſein, den ich nicht unterkriegt'! Na, da wär' ja der alte Fritz wieder! Das iſt was Rechts, einen an der Gurgel packen. Das iſt's nicht, ſondern Denken macht den Mann!“

„Ja, wenn man halt wüßt', was ſie innerlich meint,“ ſetzte er ſein Selbſtgeſpräch in einem Tone fort, der mit ſeiner Aufregung abſichtlich im Gegenſatze ſtand. „Aber wie ſoll man das erfahren? Da ſind wieder die verwünſchten Leut'!“

Er vergaß, daß er ja ſelber die Wand zwiſchen den Leuten und ſich aufgeführt. Es ging ihm wie allen, die ſich vereinſamen. Er meinte, die Leute machten Oppoſition gegen ihn, während er dies gegen die Leute tat. Den Leuten iſt's bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu tun. Wär' er wieder unter ſie getreten, hätt' er offen um die Heiteretei geworben und gezeigt, daß er anders ſei als ſonſt, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas anderem vergeſſen. Aber er ſetzte ſeinen Groll bei allen voraus; er meinte, ihnen ſei es ebenſo eine Sache des innerſten Menſchen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerem Maße begegnet jedem etwas Ähnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was andere über ſeine Reden und Handlungen denken mögen, die längſt von jenen vergeſſen ſind. Er meint, ſie ſind ſo angelegentlich mit ihm beſchäftigt, als er ſelbſt es iſt.

„Das Fräle mag ich nicht ſchicken,“ dachte er weiter. „Sie kann nicht gut hören, und ich ſchämt' mich, wenn ich's ihr ſollt' auftragen. Ich könnt' die Heiteretei an einen Ort beſtellen laſſen; das iſt auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt'? Sie iſt immer die letzt' herein vom Feld. So daß ſie meinen müßt', ich käm' ſo zufällig den Weg. Und im Zwielicht; und ich müßt' paſſen, wenn ſie einmal allein wär' und auch niemand in den Weg kommen könnt'. Ja, ich tu's! Und die Barten da nehm' ich mit. Wenn mir doch jemand begegnet, daß er meint', ich geh' Weiden hauen. Finſter iſt's gnug! wenn ich noch den Rock umwend', kennt mich keine Seel'. Und merken ſie doch und die Heiteretei mag mich nicht, hernachen geh' ich nach Amerika!“

Wir wiſſen, wie wenig es ihm glückte, ſeinen Vorſatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich: ſie war wo anders geweſen, als er gemeint; ein andermal war ſie nicht allein, ein drittes Mal mußte er ſeinen Lauerpoſten verlaſſen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen, deſto verſeſſener wurde er darauf, ſie zu ſprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiteretei, und wenn er fleißig arbeitete, ſo geſchah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für ſie mitſchaffte? Auch auf die Leute, die zwiſchen dem Mädchen und ihm hindernd ſtanden, ward er immer zorniger. Und dieſer Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachſten Wege, das Mädchen durch ſeine Großmutter ausforſchen zu laſſen oder ſie offen in ihrem Häuschen oder ſonſtwo aufzuſuchen. Am ſchlimmſten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, ſie weiche ihm gefliſſentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wiſſe die ganze Stadt, er ſei ein anderer geworden, und zwar aus Gehorſam gegen die Heiteretei, und er bemühe ſich um ſie, die ihn verſchmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, ſich den Anſchein zu geben, als verfolge er die Heiteretei in böſer Abſicht. Er wollte nun wieder der Alte werden, wieder der völlige wilde Fritz, der Heiteretei, der ganzen Stadt und ſich ſelber zum Trotze.

Er ſtand ſchon in der Kegelbahn im Schwanengarten, als er zu ſich kam und begriff, es ſei der verkehrte Weg, ſich an der Heiteretei und den Leuten zu rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er tat es nur, weil die Heiteretei ihn verſchmähte. Nein, ihnen zum Trotz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiteretei mußte Reſpekt vor ihm bekommen und bereuen, was ſie getan. Der Schwanengarten ſtieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Hage wegſtieg, kam er unbemerkt wieder in ſeiner Werkſtatt an.

In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon ſtand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von ſeinem Garten ſchied.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hörte er da die Stimme der Heiteretei ſagen. Er merkt, ſie ſteht im Garten des Nagelſchmieds bei dieſem und ſeiner jungen Frau.

„Meinetwegen," ſagt er trotzig zu ſich ſelbſt, „ich geh' in meine Werkſtatt." Er tat das wirklich; es war nur ſeltſam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbarsgarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichſelbüſchen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch ſeltſamer, daß er dort ſtehen blieb. Und doch war das letztere gar nicht ſeltſam, denn das Rauſchen ſeiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verraten, wenn er weiter ging.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hatte die Heiteretei geſagt. „Ich könnt' bei guter Zeit mit dem Eiſen da ſein. Aber im Zainhammer iſt's immer, als machten ſie das Eiſen erſt, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der iſt nach Reick gegangen. Hernachen finden ſie die Schlüſſel nicht, und wer weiß, was noch!"

„Das Annedorle muß nur recht tribulieren," entgegnete der Nagelſchmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heiteretei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für ſie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Verwechſlung möglich war. Wer die junge Frau allein ſieht, der kann ſie wohl für hübſch halten; doch der Heiteretei gegenüber! Aber er hat eben ſelber gar nicht gewußt, wie hübſch die Heiteretei iſt. Das ſieht er jetzt erſt.

Die Heiteretei iſt an jedem Gliede voller als die Nagelſchmiedin, und doch im ganzen ſchlanker. Die Nagelſchmiedin hat viel in der Art, ſich zu halten und ſich zu bewegen, mit der Heiteretei gemein; aber es ſieht ſo zufällig an ihr aus, als könnte ſie es auch anders machen; bei der Heiteretei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders ſein könnte, als ſie iſt. Sie gehört zu jenen ſeltenen Geſtalten, die ganz und nur ſie ſelbſt ſind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein notwendiger Beſtandteil des Ganzen iſt, eine Ausſtrahlung ihres innerſten Weſenkerns.

Der Holders-Fritz ſtellt ſich vor, wie ſie ausſehen müßte, wenn ſie geputzt an ſeiner Seite ginge.

„Du biſt mir der recht' Denker!“ ſagt er zu ſich. „Da hättſt du gleich daran denken ſollen, daß der Morzenſchmied ein Tuckmäuſer iſt, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiteretei aufbringen. Das iſt dumm, daß die, der Nagelſchmied und ſeine Frau, mit der Heiteretei gehn, ſonſt probiert' ich's heut noch, dem Tuckmäuſer zum Trotz, ob ich mit ihr ſollt' zum Sprechen kommen. Aber nun geſchieht's morgen ganz gewiß. Die werden ſie ja im Zainhammer wieder aufhalten bis zu Abend.“

Und mit dem Beginne des nächſten Zwielichts iſt er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, iſt ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann ſie noch nicht ſein.

„Wenn ſie aber den Bühel fährt,“ meint er, „verpaſſ' ich ſie doch. Den Weg an der Herrnmühl' vorbei, den geht ſie nicht; der wär' ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichsſteg wart', da kann ich ſie nicht verfehlen.“

Und auf dem Ulrichsſteg ſteht er nun ſchon eine ganze Stunde lang. Alles iſt ſtill um ihn, kein Menſch zu ſehen und zu hören, das ganze Tal hin und her. Wie iſt's ſo ſchwül und ſo ängſtlich! Die Weiden flüſtern wehmütig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpft, als möchte er nur ſchnell vorüber ſein, und der Fritz ſollt's auch ſo machen. Gar nicht fern rauſcht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er ſehen, ob denn der Holders-Fritz noch immer auf dem Unglücksſteg ſtehe. Dann verhüllt er ſchnell wieder ſein Antlitz, wie einer, der ſich ſeine Angſt nicht will anſehen laſſen. Wenn er herunter ſieht, dann blinkt das Waſſerrad der Walkmühle wie die Silberſtickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdroſſel ſingt ſo ängſtlich-eifrig, als wollte ſie einem Scheidenden noch ſchnell ſo viel von ihrer ſüßen Stimme mit auf den Weg geben, als ſie kann.

Nur der, dem all dieſes ängſtliche Bemühen gilt, teilt es nicht, obgleich es allmählich, ohne daß er weiß, warum, ſeine warmen Gedanken anfröſtelt.

„Heint muß ich erfahren, wie ſie meint," ſagt der Holders-Fritz vor ſich hin. „Will ſie mich, hernachen laß ich Leut' Leut' ſein und führ' ein Leben mit ihr wie der luſtig Herrgott von Frankreich, einen Tag ſchöner wie den anderen. Da ſollen die Leut' einmal ſehn, was ein Büttner eigentlich kann machen, der ſeine Sach' verſteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag gehn wir zuſammen nach den Felſenkellern oder zum Tanz wohin. Die Leut' ſollen Reſpekt haben, ſie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf tanzen zuſammen – ſtill! iſt das nicht ihr Schiebkarrn, was ſo geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den ſoll ſie mir nicht mehr anrühren. Sie ſoll nix als kochen zu Haus, oder was ſie ſelber ſonſt will tun. Wenn ich einmal ſterb', ſoll ſie denken: ſo lieb hätt' mich doch kein anderer gehabt! Oh, ich will's ſchon machen, daß ſie den Fritz nicht ſoll können vergeſſen. Wie ich aber jetzt nur aufs Sterben komm'? Ein Kerl wie ich, da geht's nicht ſo leicht damit wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab', vollends nicht! Ja freilich: wenn ich ſie hab'!"

„Aber das iſt ſie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondſchein. Wie das kurios ausſieht. Alles drum 'rum iſt finſter, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarrn ſind hell. Es iſt ordentlich, als wenn ſie ſelber leuchten tät'. Und noch ein Arm daneben, und es iſt, als deutet' der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär' verwünſcht, wär' ſie wieder nicht allein. Jetzt – ja nu iſt's weg. Nu iſt's dort wieder ſo finſter wie überall ſonſt. Aber nunmehr müßt' ich ſie doch den Weg ſehn kommen daher, wenn auch nicht mehr ſo deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl' geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat ſo wunderlich getan. Hat ſie's dem Annedorle doch geſagt, daß ſie mir iſt begegnet und ich hab' nach ihr gefragt? und weicht die mir doch mit Fleiß aus? und hat mich da auf dem Steg geſehn? Aber hernachen müßt' ſie umgewandt ſein und wieder zurück. Oder hab' ich mir's bloß eingebild't, daß ich ſie ſah? Die Leut' reden von

Ahnungen, wie ſie's heißen. Soll ich ſie nicht kriegen? Dann geh' ich übermorgen nach Amerika. Jetzt war's doch, als klirrt' was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebſten wär' mir's hernachen, ich ſtürb', und lieber heint als morgen. Hernachen wollt' ich, es wär' eine Ahnung geweſt, und die mich hätt' bedeutet. Da unten das dunkle Waſſer unter mir —"

Der arme Holders-Fritz! Er hat ſie wirklich geſehen; aber er darf's immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will ſich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er ſich wenden wollte. Einen Augenblick ſieht er das bleiche Geſicht der Heiteretei über ſich: ſo wild und bleich, ſo rollend die braunen Augen, ſo gepreßt die vollen Lippen; es iſt immer noch ſchön. So lange hört er ihr ſchnelles, tiefes, lautes Atmen.

Jetzt ſpritzt das Waſſer um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufſchlagend, fühlt er wieder feſten Boden unter ſich; ein Schmerz zuckt vom erſten Finger der rechten Hand nach ſeinem Herzen zu. Das tut noch ein paar wilde Schläge. In ſeinen Ohren brauſt es, als läg' er unterm Walkmüllerwehr. Um ſeine Bruſt ringelt ſich preſſend eine ungeheuere grüne Schlange; über ſeine Augen legt ſich ein dunkelrotes Tuch. Er ſchnappt nach Luft und zieht ein kaltes, ſchweres, naſſes, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefſte Bruſt, das er nicht wieder herauszuſtoßen vermag. Das rote Tuch wird ſchwarz mit durcheinander wimmelnden gelben Sternen. Der Boden unter ſeinem Kopfe verſinkt, der Kopf nach in eine endloſe Tiefe. Und dieſe eigene Empfindung, die ſchon in Bewußtloſigkeit übergeht, weiß er, iſt die Empfindung, die jeder Menſch kennen lernt, aber keiner mehr als einmal.

Nicht lange, und keine Blaſe mehr ſpritzt auf über dem Liegenden. Der Waſſerſpiegel ſchließt ſich und zeigt gleichmütig der ſtillen Nacht ihr Bild.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

So, zu langſam und doch zu ſchnell, war der Heiteretei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angſtſchweiß noch eine Ruhenacht, eine Erquickungsnacht geweſen. Da gaukelten nur unbeſtimmte Erwartungen um ſie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute ſtand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was ſie ſelber Schlimmes wirklich getan.

Immer und immer wieder zwang es ſie, ſich zurückzurufen, was ſie gern vergeſſen hätte, und hätte ſie alles mit vergeſſen müſſen, was ſie in anderen, glücklichen Nächten ſo gern gedacht. Und mit unbarmherziger Gewiſſenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner wurde ihr geſchenkt. Erſt die Genugtuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigeren Beſinnung die Angſt vor der Art, die Furcht vor den Folgen der Tat. Wie es ſie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu ſehen, ob er noch lebe! Und warum ſollte er nicht? Das Bächlein war ja in den heißen Tagen ſo ſeicht und floß dort auf weichem moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er tot war. Ein ſo tiefes Mitleid entband ſich ſo ſeltſam und plötzlich aus ſeinem Gegenſatze. Ein beredterer Anwalt ſprach dies jetzt für ihn als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt. Ja, ihr war, als habe ſie ſelber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge ſie, und als müſſe ſie ſich verwundernd beſinnen, was ſie doch nur getrieben habe zu der feindlichen Tat. Er hatte nichts gegen ſie gebrütet; ſie hatte nicht Notwehr geübt. Nein! ohne alle Urſache hatte ſie ſich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfnis, eine ſelbſtmörderiſche Luſt, ihrer Tat die geringfügigſten Urſachen unterzulegen, damit ſie ſelber ſich nur recht haſſenswert erſchien.

Aber war jetzt Zeit zu ſolchen Gedanken? jetzt, wo jeden Augenblick jemand ſie ſehen konnte? Und wenn ſie ſich dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich iſt – ſtehen nicht ſchon Menſchen um den Steg? wohl gar ſchon die Gerichte? Wenn ſie jenen Umweg unter den Erlen einſchlägt, kommt ſie von der entgegengeſetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß ſie im Zainhammer geweſen? Hat der Schneider ſie nicht geſehen?

Die letzten Einwände treffen ſie ſchon auf dem Erlenſteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und iſt es ihr nicht gleichgültig, ob man ſie ſieht? ob man ſie ergreift? Wäre ihr in dieſem Augenblicke die Todesſtrafe nicht Wohltat? „Oh, ich wollt',“ ſtöhnte ſie vor ſich hin, „ſie machten mich auch tot!“ Warum flieht ſie denn? Warum ſchlägt ſie den Unterrock herauf über den Kopf, um ſich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte ſie jetzt, jetzt niederknieen, und das breite Schwert durchziſchte ihr den Nacken! Aber wenn ſie mit Ketten geſchloſſen über die Straße geführt wird und die Leute weichen ſcheu vor ihr und flüſtern auch nicht eher miteinander, bis ſie vorbei iſt! Und das Gefängnis! Zwiſchen den engen Steinwänden ſoll ſie ſtill ſitzen, wer weiß wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl iſt! In der Gerichtsſtube muß ſie ſtehen und ſich von Männern ins Geſicht ſehen und ſich fragen laſſen, wer weiß was! ſtundenlang! Und dazwiſchen iſt's ſo ſtill, daß man nur die Federn knarren hört, die aufſchreiben, was ſie getan. Und die Leute! — Aber die Leute wiſſen ja, daß er ſie verfolgt hat; ſie alle können's bezeugen, ſie alle haben's geſehen.

Und ſooft ſie im gezwungenen Wieder-und-immer-wieder-Durchleben der Ereigniſſe der ſchrecklichen Nacht an dieſen Gedanken kommt, dann wünſcht ſie den Tag herbei, den ſie doch fürchten muß. Dann ſind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen wird ſie gewiß, daß ſie die Tat tun mußte, daß ſie Notwehr war, und Notwehr iſt erlaubt. Ja, ſie hat nur Notwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Axt blinken ſehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht? Sollte ſie in ewiger Angſt leben? Nein! lieber ſterben, wenn es ſein muß! Aber muß es denn ſein? Soll ſie ſich nicht wehren? Und wieder ſtand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt ſie mit dem Mute der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder ſtürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt ſie ſich: „Ich hab's doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt, daß er mir was will tun; ich möcht' nur wiſſen, was mir geweſt wär', daß ich ihm das hab' getan!“ Und wieder endeten und wieder begannen die Ereigniſſe der Nacht ihren ſchwindelerregenden Reihentanz vor den fieberiſch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt ebenſo wie jeder andere.

Die Heiteretei begreift nicht, daß ſein erſter Strahl auf den zerbrochenen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr alles ſo anders iſt. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders ausſehen als ſonſt. Aber der Tag kommt eben daher, wo ſeine älteren Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht, gleichgültig wie jeder andere, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt ſo blau und golden, als wüßte er ſich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, ſo iſt's auch nicht ein Bote des Kriminalgerichtes, ſo iſt's nur der alte Holunderbuſch, der ſich behaglich in ſich hineinſchüttelt im luſtigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereigniſſen der ſchrecklichen Nacht.

Die Heiteretei ſieht jedes Kleidungsſtück, das ſie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem ſie ſich wäſcht, erzählt immer noch die alten Geſchichten und nichts von der geſtrigen Nacht.

Wie ſie alles andere ſo feſt ſieht im alten Geleiſe, möchte ſie an ſich ſelber zweifeln. War alles, was ſie erlebt zu haben meint, eben das, vor deſſen ihr unbekanntem Weſen ſie ſich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da ſteht ihr Karren noch mit dem Eiſen. Das hat ſie doch geſtern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelſchmied abliefern können, weil ſie auf dem Umwege ſo ſpät heim kam. Und warum hatte ſie den Umweg gemacht?

So war doch alles wirklich geſchehen.

Aber wie kam es denn, daß man ſie nicht ins Gefängnis holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eiſen muß zum Nagelſchmied. Auf dem Wege dahin wird ſie Leuten begegnen, und die müſſen's ihr doch anſehen, daß ſie es iſt, die es getan hat. Die Gaſſenjungen müſſen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf ſie zeigen: „Die, die da iſt's! Die iſt's geweſen, die hat's getan!“

Oder war's nicht ſo gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als ſie gefürchtet? Sollte ſie nicht ſterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Untat auf ihrer Seele tragen müſſen? So will ſie wenigſtens die Ungewißheit loswerden.

„Hab' ich's getan, ſo mögen ſie mich einſetzen,“ ſagte ſie; „hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich ſterben, ſo will ich's wenigſtens nicht am Fürchten. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.“

Aber in dem alten Tone ſprach ſie das nicht.

Nun hört ſie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiteretei muß eilen; ſie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das ſtarke Mädchen vermochte kaum, den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre Tat mit darauf.

Und wie langſam kommt ſie dieſes Mal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird ſehen, wie ſie zittert, und bedenklich ſtehen bleiben, um ſie recht zu beſehen. Und deſto weniger wird ſie eilen können. So hat ſie gedacht, wie ſie um die Ecke biegend in die Weidengaſſe kam. Und dort ſteht ſchon einer am Fenſter und beobachtet ſie. Er öffnet das Fenſter und ruft: „Die iſt's!“ Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hauſe kommt, zu eilen! Aber weshalb? Soll er ihm helfen, ſie beobachten? oder ſie aufhalten? „Er barbiert wohl den Wirten ihre Fäſſer, und Seine Kunden können ſich den Bart mit der Scher' abſchneiden?“ So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenſter, und der Bader entgegnet lallend und ſtolpernd: „Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter!“ „Das iſt ja auch wie jeden Tag,“ ſagt wieder aufatmend die Heiteretei.

Sie kommt durch Gaſſen und Gäßchen; da hat jedermann mit ſich ſelber zu tun; wenn einer auf ſie redet, ſo iſt's mit einem herkömmlichen Spaße. Niemand ſieht ihre Tat ihr an. Nirgends ſtehen Leute beiſammen, die miteinander flüſtern und ſich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches iſt geſchehen. Die Gaſſenjungen ſchlendern der

Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf ſie: „Die iſt's, die hat's getan.“ Ihre Laſt wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

„Ich mein', das Annedorle iſt über Nacht geblieben im Zainhammer,“ ſagt der Nagelſchmied, der in ſeiner Tür ſteht. „Die iſt gut nach dem Tode ſchicken.“

Die Heiteretei weiß nicht, ſoll ſie ſagen, ſie ſei die Nacht zu ſpät heimgekommen, um das Eiſen noch zu überliefern. „Ich denk',“ ſagt ſie, „damit wartet Ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarrn kann ich wohl da bei Euch laſſen ſtehn, dann brauch' ich nicht erſt noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein nehm' ich ihn wieder mit.“

„Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut ſtehn und rupft den Lein 'raus, Annedorle.“ Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiteretei ruft ihm noch nach: „Seht Ihr nur Eure Naſen nicht für einen glühnden Nagel an!“

Dann geht ſie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichstore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich nebeneinander. Mit dem einen iſt ſie in der alten Umgebung die alte Heiteretei, mit dem anderen eine Verbrecherin, die jeden Blick auf ſich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauſchenden Blatt erſchrickt. Bald ſcheint ihr dieſes, bald jenes Wirklichkeit und das andere ein Traum.

Nun iſt ſie aus dem Tor; der Weg, den ſie geht, iſt der Ulrichsweg, derſelbe Weg, auf dem ſie geſtern die Tat verübt. Faſt möchte ſie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht ſie's wie gewaltſam und wie der Vollendung ihres Verhängniſſes entgegen.

Wie iſt das heute anders als geſtern! Wie viel Menſchen beleben die Gegend, die geſtern ſo einſam war!

„Biſt du auch einmal die letzt', Annedorle?“ ruft ihr eine Stimme zu. Es ſind ihre Mitjäterinnen auf der Baſe Leinfeld, die ſtehen blieben, weil ſie die Heiteretei ſich nachkommen ſahen. Die Heiteretei holt ſie ein. Nun gehen ſie zuſammen weiter. Die Mädchen erzählen ſich allerlei, necken ſich und lachen; von dem Holders-Fritz wiſſen ſie, ſcheint es, nichts.

Nun ſind ſie nahe am Ulrichsſteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehen wird ein ſcherzender Gruß ausgetauſcht, und noch immer hat kein Menſch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte ſchon wieder glauben, ein Traum habe ſie zum beſten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, ſind die Waſſergräſer menſchenleibslang niedergedrückt, und darüber ſteht eine Pfütze.

Kein Menſch ſieht danach, die Heiteretei nur mit einem einzigen ſcheuen Blicke. Zugleich fragt ſie: „Aber was iſt das für ein Rauch da links in den Bergen?“

„Ein Rauch? Möcht' ich wiſſen, wo! Was du auch manchmal ſiehſt, Annedorle!“

Die Heiteretei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Mut, die gelungene Liſt zu nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der anderen werden dem ihren folgen, wenn ſie nach der Pfütze ſieht.

Nun ſind ſie über den Steg.

Die Heiteretei trägt ihren Hut an den langen Bändern und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit ſie ſich zurückwenden muß, wenn ſie ihn aufhebt. Aber ſie hat nicht an die Erlen gedacht — dieſelben tief herabhangenden Zweige, die geſtern ihr Heranfahren auf den Holders-Fritz verſteckten, verdecken ihr jetzt die Ausſicht nach dem Bache.

„Möcht' ich nur wiſſen, wer mir den Hut beſchrien hätt'!“ lacht die Heiteretei und martert ſich während des ganzen Scherzgeſprächs, das ſich an dieſe Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke ſich zu vergegenwärtigen. Aber ſo deutlich vermag ſie es ſich nicht zurückzurufen, daß ſie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze ſtand oder nicht.

Innerlich damit beſchäftigt, iſt ſie ſchon auf dem Leinfelde und mit ihren Gefährtinnen lange in der Arbeit begriffen und meint noch auf dem Wege zu ſein. Da weckt ſie die Stimme eines Vorübergehenden. Es iſt die Stimme ihres Verhängniſſes ſelbſt.

„Wißt ihr's ſchon?“

Die Mädchen richten ſich auf und ſehen nach dem Fragenden. Die Heiteretei, die dem Weg am nächſten ſteht, muß an ſich halten – ſonſt merken alle, ſie weiß es ſchon, was der erſt ſagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter ſpricht! Aber nur der Heiteretei, den andern nicht, ſo neugierig ſie ſind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und währenddeſſen muß ſie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müſſen die andern nicht.

„Der Holders-Fritz,“ fährt die Stimme fort, und die Heiteretei zuckt zuſammen, „iſt aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichsſteg.“

Die Angſt der Heiteretei eilt dem Erzähler voraus: „Die Heiteretei hat ihn –“ Aber nein! Der fährt anders fort.

„Man weiß nicht,“ ſagt er, „ob er ſelber iſt hineingeſtürzt oder ob ihn jemand anders hat hineingeworfen, aber tot iſt er.“

Die Heiteretei vergißt, Atem zu holen; faſt hätte ſie vergeſſen, zu leben. Aber – „Ja, ſo tot, wie wir ſind!“ lacht eine andere Stimme. „Der recht' Arm iſt gelähmt, ſonſt nix. Er iſt damit auf einen ſpitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen haun. Ich hab' ihn ſelber geſehn.“

„Auf dem Gericht?“ fragt der erſte.

„Haſt dir's auch laſſen weismachen? Wenn ſich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von ſelber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufſteht und geht allein nach heim, das tät' gerad noch fehlen!“

Weiter hörte die Heiteretei nichts.

Die andern wußten nicht, was ihr begegnet war, daß ſie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn ſie jemanden umarmen wollte, und in einem Atem weinte und lachte.

„Was iſt dem Annedorle?“ fragte die Baſe erſchrocken.

„Nix,“ ſagte die Heiteretei, noch immer zugleich lachend und weinend. „Nix, Bäs, nix. So ein verwünſchtes Viergebein (Eidechſe)!

Ich jät' der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn ſie nicht die Viergebein' abſchafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, laſſ' Sie nur die Viergebein'; ſie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt iſt ſo eine luſtige Welt!"

„Seht!" ſagte der Gurken-Kaſpar, von ſeinem Kartoffelfeld auf die Heiteretei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. „Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiteretei, Heiteretei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen."

Auf einem anderen Felde ſtand ein Burſche. Man ſah, er ſuchte ein Geſpräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

„Annedorle!" rief er, „du tanzſt wohl ſchon auf die Kirchweih los?"

„Ja," ſagte die Heiteretei. „Hernachen bin ich fertig, wenn du anfängſt. So bleiben wir im Geſchick."

Auf einer Wieſe lachte man den Abgefertigten aus.

„Wann wird der einmal eine geſcheite Antwort fehlen!" rief einer.

„Wenn du einmal eine haſt," entgegnete die Heiteretei. „Das geſchieht in ſieben Jahren nicht."

Der Gurken-Kaſpar ſagte noch hinter ihr her: „Die Tag' war mir's immerfort, als wär' der Kreuzberg nicht mehr an ſeiner Stell', es war mir was, und ich hab' doch nicht gewußt, wo ich's hintun ſoll. Nun merk' ich's erſt: das iſt gekommen, weil die Heiteretei nicht mehr ſo getanzt iſt wie ſonſt."

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir durch den Anprall der Heiteretei vom Ulrichsſteg herabgeſtürzt im Zehntbach unterſinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blaſe mehr ſtieg über ihm auf, der Waſſerſpiegel ſchloß ſich über ihm und zeigte gleichmütig der ſtillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus ſeinen Sehnſuchtsgedanken herausgeriſſen worden, zu unvermutet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu ſchnell der betäubende Sturz und das erſtickende Einatmen des ſchlammigen Waſſers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geſchehen und wo er war, und auch der letzte Reſt der Beſinnung mußte ihn verlaſſen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über

Leben und Tod entſcheiden ſollte, ein inſtinktmäßiges Aufſtemmen der Hände auf dem ſeichten Grunde des Sumpfes Kopf und Bruſt über die Waſſerfläche empor und hielt ſie da feſt, bis das Eingeſchluckte durch Mund und Naſe wiederum herausgeſtoßen war. Das Dunkel vor den Augen ſchwand; die grüne Schlange wälzte ſich von ſeiner Bruſt herab, ſowie dieſe ſtatt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einſog, und ringelte ſich glitzernd und rieſenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, ſie ſei nichts anderes als der altbekannte Zehntbach und er ſelber liege bis an die Bruſt in des Baches Waſſern. Was über ihm ſchwarz vom blauen Nachthimmel ſich abſchnitt, war der Ulrichsſteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch geſtanden. Er beſann ſich, was er eben getan und wie er heruntergekommen ſei, und konnte erſt nichts finden als über ihm vorbeiraſend ein bleiches wildes Mädchengeſicht mit rollenden braunen Augen und zuſammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüſtern ſchwer, raſch und hörbar atmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um ſich auf ihn hinaufzuſchwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte, machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle ſuchen, wo das Ufer ſeichter war, und über einen Teil der Wieſe, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühſam fand er endlich zuſammen, was an und in ihm vorgegangen in dem Augenblicke zwiſchen ſeinen harrenden Sehnſuchtsgedanken und dem Sturz in das Waſſer. Er hatte dem ſo plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegengeſtreckt und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen ſeine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem erſten Finger derſelben abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen ſein. Aber ſeine erſte tief heraufſchwellende Empfindung war: „Wärſt du doch liegen blieben im Bach!"

Er wußte nicht, war der preſſende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Bruſt hinein. Wie ſeine Seele rang zwiſchen Zorn und Schmerz, er fand nur die Frage: „Was haſt du ihr getan?" Er empfand mit einer Art ſchmerzlicher Luſt ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anſtatt ihn freizumachen von ſeiner Liebe zu ihr, trieb es dieſe nur zu größerem Wachstum. Es ſcheint dies wunderlich, aber es iſt's nicht. Oft macht, was wir vorausħaben vor anderen, uns ſie zu lieben geneigt, während wir im Bewußtſein, gegen andere im Unrecht zu ſtehen, in ihnen das Gefühl unſeres Zurückſtehens haſſen. Aber ſeinem Stolze kam eine unerwartete Hülfe.

Er hörte ſchadenfroh lachen. Zornig wandte er ſich und fand den Läppleſchneider hinter ſich ſtehen. So hatte das Tier, das dem Holders-Fritz alles zum Poſſen tat, die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieſes heute gehört, das wußte morgen das ganze Tier. Da ſtand der alte Groll wieder auf ſeinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe ſtreitig.

„Nu kann man wohl lachen,“ ſagte der Schneider; „denn wie man ſieht, hat dir das“ — er machte die Bewegung des Schwingens — „nix geſchad't. Ja, das iſt ein Teufelsmädle, das!“

„Wer?“ ſagte der Fritz, der nicht geahnt, einen Zeugen ſeines Sturzes zu haben, wild.

„Dächt' ich doch,“ entgegnete der Schneider noch ſtärker lachend, „du wüßtſt, wen ich mein'. Spürſt ſie wohl noch in allen Gliedern, denk' ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du ſo weit vom Steg biſt geflogen! Mach' mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz' Stadt, du haſt ihr aufgelauert ſchon eine Wochen lang. Sie hat einmal ſollen ſehn, ſie iſt nicht die Allerſtärkſt' und nimmt's mit jedem Mannsbild auf. Sie hat ſollen ſehn, du biſt doch ſtärker. Du brauchſt dich nicht zu ärgern, daß dir's quer iſt gangen. Da am Gründer Markt hat ſie's mir, dem Morzenſchmied und dem Weber vom Säumarkt nicht beſſer gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach'. Muß das ein Griff geweſt ſein! Ja, die hat Arm' wie Buchenäſt', das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle“ — er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszuſehen, — „ich hab' Stärk' wie einer da in meinen Armen, aber bei der iſt der ſtark' Holders-Fritz nix. Wir wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie ſoll ſchon Reſpekt kriegen vor uns Mannern."

„Ich weiß nicht," entgegnete der Fritz, „was du mit deiner Sie willſt und wen du damit meinſt! Ich hab' Weiden wollen haun und mich zu weit übergebogen; da hab' ich das Geſchick verloren und bin geſtürzt. Kann ſein, es iſt juſt eins über den Steg gangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dir's da vorgekommen iſt!"

Er wußte ſelber nicht, was ihn zu dieſem Vorgeben trieb. Er meinte, es ſei nur die Scham vor den Leuten, und doch war ebenſoviel Sorge um das Mädchen mit dabei.

„Ja," ſagte der Schneider, „du willſt nicht, daß es heißt: den ſtarken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerennt. Aber das geht mich nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er ſieht."

Dem Holders-Fritz ſtieg der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildtun greifen mußte. „Ich ſag', ich hab' Weiden wollen haun und bin ſelber gefallen, und du weißt nicht, was du redſt. Wer's anders ſagt, der hat's mit mir zu tun!"

„Ja," meinte der Schneider, „da möcht' man faſt dem Morzenſchmied recht geben, du hättſt ihr bloß aufgepaßt, du wärſt in ſie verſchameriert und hättſt deine Sach' wollen anbringen, weil du ihr nix willſt laſſen tun. Und da iſt die Geſchicht' noch närriſcher. Ich hör' die Manner ſchon im Gringel lachen. Hahaha!"

Dem Fritz lohte die Scham ins Geſicht.

„Ja, es gibt weiter keine in Luckenbach! Und wenn ich wart', wo die Valtineſſin-Ev' vorbeigeht oder ſonſt eine, ſo geht das keinen Schneider was an."

„So? haſt du's auf die gemünzt, und die Heiteretei hat gemeint, es gilt ihr? Du haſt mit der Ev' wollen kareſſieren, und die Heiteretei meint, du willſt ihr deine Stärk' zeigen; das iſt verwünſcht!"

„Du biſt ſtill mit der Heiteretei!" rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, ſie nicht mit dieſem Namen und überhaupt gar nicht nennen ſollte. „Und ich ſag' dir's noch einmal, wer die Lügen ausſprengt, die du da haſt geſagt, der ſoll ſehn –“

Der Fritz ſchwang den gewaltigen Arm, um ſeiner Rede mit einem Schlag auf einen imaginierten Wirtstiſch Gewicht zu geben, und zuckte zuſammen vor dem Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Geſpräches vergeſſen.

„Hm,“ meinte der Schneider, „deine Urſach' mußt du doch haben. Ja, von der Ev' und dir iſt die Red' geweſt, und an ſo ein arm Mädle, wie die Heiteretei iſt, – na, ich ſag' nichts wieder von der Heiteretei, brauchſt nicht ſo aufzufahren, – an ſo eine iſt da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev', die hat ein paar Kaſten und Zeugs darin! Und da meinſt du auch, die Ev' wird's erfahren, und du verlierſt den Reſpekt. Ja, und Reſpekt muß im Haus ſein; darauf halt' ich auch. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht' mich vor dir und bin ſtill aus Furcht. Da kennſt du den Schneider ſchlecht. Ich red' ſo nicht von Sachen, wo mich nix angehn. Das ſchickt ſich nicht für einen, wo ein Mann iſt. Deswegen kannſt du ohne Furcht ſein, Fritzle; da kannſt du dich tröſten.“

Sie waren im Geſpräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege ſich ſchieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritz erſt, daß ihn fröſtelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er ſagte zu ſich: „Ich wollt', mir wär' was anders eingefallen als das Ordentlichſein. Das iſt ſchuld an der ganzen Geſchicht'. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das iſt verwünſcht, daß es wieder die Wahrheit iſt. Ich könnt' gleich wieder in das alt' Wildtun hineinkommen. Ich wollt', ich wär' nie anders geweſt. Das Denken iſt dumm Zeug; deshalb iſt das Vieh ſo vergnügt, weil's nicht denkt. Jetzt gleich geh' ich in die Schwane und geh' nicht eher wieder heraus, bis ich die vergeſſen hab'.“

Er hielt den ſchon ſchneller gewordenen Schritt wieder an und biß die Zähne zuſammen.

„Ja, daß ſie mich auslachen da und ſagen: Er iſt wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in den Bach gerennt. Und wenn ſie ihn nicht in den Bach hätt' gerennt, wär' ſie ihn nicht losgeworden; ſo iſt er ihr überall nachgelaufen. Und daß ſie ſelber ſagt: Er iſt geweſt wie dem Herrnmüller ſein Spitz, und ſo einem muß man einen Tritt geben, ſonſt hat man keine Ruh' vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht aufſäſſig kann ſein, und wenn ſie noch ſchlimmer wär' und noch niederträchtiger tät'! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab' ich erſt Zeit zum Aufpaſſen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann ſich der Spitz laſſen treten, ſoviel er Luſt hat. Das wird anders, Burſch, das ſag' ich dir! Die Ev' ſollſt du frein, ſo wahr ich der Holders-Fritz bin. Das ſoll dir nicht umſonſt eingefallen ſein. Der Schneider hat mir's auch geglaubt; da werden's die Leut' ſchon erfahren, daß ich der Ev' aufgepaßt hab' und nicht jener. Und die Heiteretei –"

Er blieb wieder ſtehen. Es fiel ihm ein, da die Heiteretei nichts mit ihm haben wolle, werde ſie ſich nicht ärgern, nähm' er die Ev'. „Und wenn ich's ihr nicht zum Trotz tu', ſo tu' ich's dir ſelber zum Trotz," ſagte er dann wieder zu ſich, „weil du ſie nicht aus den Gedanken kannſt bringen. Wild tu' ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Burſch! Du ſollſt mir die Ev' heiraten. Warum willſt du jene nicht vergeſſen?"

Er hatte ſich ſelber am Kragen gepackt, ſo war's ihm Ernſt.

Es war das eine ſehr mittelbare Weiſe, ſich an der Heiteretei in ſeiner eigenen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt ſie feſt.

„Fräle," ſagte er zu der Großmutter, „Ihr habt mir neulich von der – Valtineſſin-Ev' gered't, Ihr wißt ſchon, was. Das könnt Ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach' fertig ſein. Ich bin ihr ſchon lang zu Gefallen gangen, – das könnt Ihr ſagen – und hab' ſie nicht allein können antreffen."

Die Großmutter wunderte ſich, ihn einmal wieder in ſeinem Hauſe zu ſehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da ſie ſeinen Zuſtand gewahr wurde, ſeine Kleider naß und voll Schlamm, ihn fröſteln und von ſeinem verletzten Finger Blut fließen ſah, geriet ſie außer ſich.

„Es iſt nix," ſagte er; „beim Weidenſchneiden bin ich in den Zehntbach gefallen."

Die Alte, voll Furcht, er könne ſich erkälten, wollte ihn im Hauſe behalten und bewegen, ſchnell zu Bette zu gehen oder wenigſtens die Kleider zu wechſeln. Er könne den Tod haben davon.

„Wär' mir juſt recht!“ dachte der Fritz. Er blieb darauf, ſo wie er ſei, nach ſeiner Werkſtatt zu gehen, und wenn ſie ihm den Bader etwa nachſchicke, der ſolle ſehen, ſeine andere Hand ſei noch geſund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß ſie ſagte: „Aber, du bös Tichterle, wenn du krank wirſt oder der Finger wird ſchlimm, daß du nicht kannſt arbeiten?“

„Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich ſeh' nicht, wozu! Ich ſeh' nicht, wozu einer leben will!“ fuhr der Fritz auf. „Wenn Ihr was wollt tun, Fräle, ſo macht das geſchwind fertig, ich hab' Euch geſagt, was. Oder ich geh' übermorgen nach Amerika.“

Die Vorſtellung, daß einer nach Amerika auswandere, war der Großmutter immer ſchrecklicher geweſen als die des Sterbens. Da, meinte ſie, komme man zu ſeinen Leuten und dort zu lauter Fremden. Die Valtineſſin-Ev' ſchien ihr nicht die Frau, die ſie ihrem Enkel wünſchen ſollte. Doch verſprach ſie ihm, die Sache möglichſt bald in Richtigkeit zu bringen, wenn ſie auch bei ſich dachte: „Das iſt die beſt' Eil', die nix übereilt, und Gott ſei's gedankt, der Menſchen Gedanken in ihren Köpfen ſind auch nicht ſo feſt als die Erd' unter ihren Füßen.“

Sie konnte nicht ſchlafen. Es fiel ihr nun erſt recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelrot, bald totenbleich geſehen, ſein ganzes zerſtörtes Weſen, wie er zuweilen gewankt, wieviel Blut er auf dem Heimwege ſchon verloren haben müſſe. „Beſſer iſt beſſer,“ meinte ſie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengaſſe und weckte den Bader. Mit dieſem kam ſie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkſtatt an.

Den anderen Abend ſaß der Morzenſchmied ganz ſtill im Gringel. Er hatte ſich beiſeite gemacht und ſchien wenig von dem zu hören, was geſprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wiſſen, er ſei krank. Der Morzenſchmied meinte: „Ja, einen Schnupfen mag er ſchon gekriegt haben davon.“ Dann kroch er ganz in ſich hinein und verſank völlig in die Betrachtung ſeiner Pfeife. Er hielt ſie wieder und wieder einmal ſo nah vor ſeine Augen, als wär’ er plötzlich kurzſichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weiſe zuſammen, die nur ihm gehörte, bis ſie ganz ſchief zu ſtehen ſchienen, und immer öfter meldeten ſich Anwandlungen des eigenen Schluchzens, das wir ſchon an ihm kennen.

Endlich erhob er ſich, lange vor ſeiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte ſchweigend und duchſte hinaus.

Ebenſo duchſig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar-flüchtiger Blick zeigte ihm, daß ſeine Morzenſchmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles ſaß. Sie nahm ſich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte ſich ſein vorher ganz zuſammengeſchobenes und gefaltetes Geſicht ebenſo in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin ſah ihm eine Weile zu. Die Neugierde ſchraubte ſie mit unſichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es koſtete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie ſo langſam eingeſchlafen als dieſen Abend. Als es endlich doch geſchehen, ſtand ſie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: „Aber was iſt denn? Was haſt du nur wieder einmal?“

„Du biſt da?“ gegenfragte der Schmied über ſeine Schulter. Dann, indem er ſich wandte: „Haſt du denn auch Tee genug daheim für die Nacht?“

„Wie kommſt du auf den Tee, Morzenſchmied? Haſt’s etwa wieder einmal in der Achſel? Ach, deinen Schlucker haſt du einmal wieder!“

Der Morzenſchmied antwortete nicht, ſondern ſagte wie zu ſich ſelbſt: „Ich bin nur froh, daß ich froh bin.“ Dann wandte er ſich zu der Schmiedin: „Ich ſag’ dir, es gibt nix Geſcheiters auf der Welt, als wenn einer ſo eine geſcheite Frau hat wie ich. So gut iſt heut nicht ein jeder dran. Ja, ja. Das wird eine ſchöne Geſchicht’! Ich hab’s mir gedacht, was mit der Wachtſtuben noch müßt' herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran ſchuld ſind! Ja, du weißt's wohl noch gar nicht? Die Heiteretei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht' nicht unter denen ſein, die ihr ſo lang haben angſt gemacht, bis ſie deſperat iſt geworden."

„Die Heiteretei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es iſt gar ſo gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders-Fräle ſelber hat mir's geſagt."

„Ja," ſagte der Schmied, „daß er noch lebt, das iſt nicht denen ihre Schuld; das Gericht ſieht darauf, wie's hätt' können werden. So ſteht's im Geſetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er ſollt' ertrinken, und dazu haben ſie die verrückten Wachtſtubenweiber gebracht. Sie haben ihr weisgemacht, der Fritz hätt' ein Beil bei mir beſtellt, und was noch ſonſt für dummes Zeug."

„Ja, haſt du's denn nicht ſelber geſagt?" fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angſt. „Und nu ſollen's die armen Weiber, du greulicher Mann?"

Der Schmied ſchien die Rede ſeiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. „Ja, wir beiden können lachen," fuhr er fort. „Ich hab' freilich auch ſo was gedacht, aber Denken iſt ein andrer Mann wie Sagen. Und der Morzenſchmied iſt kein Eſel ſeines Namens, daß er ſo ſchrecklich-gefährliche Ding' auf dem Markt ausſchreit. Ich hab's niemand geſagt als dir, Lene, und hab' dir das Weiterſagen obendrein verboten. Sag' nix; ich weiß ja, das war unnötig. Du biſt das vernünftigſt' Weib in der Stadt und verbrennſt dir von ſelber nicht die Finger. Weil ich ſo hab' geſehn, wie die andern Manner in Angſt ſind geweſt, da hab' ich erſt gemerkt, was ich an dir hab'. Und da hab' ich dir ein ganz Päckle Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitbracht, weil du die ſo gern ißt. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten ſie mit glühenden Zangen nix davon abgezwackt, was ich dir hab' geſagt, du ſollſt's heimlich halten. Und da iſt auch Zeug zu einem Schöpple für dich. Du hättſt längſt gern ſo eins gehabt. Siehſtu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zulieb' tun. Mach' doch und iß, Lenele. Sie ſind wohl nicht ſüß genung? Sind von den beſten, wo er hat. Denn ſiehſtu, wenn auch die Heiteretei nicht deſperat wär' geworden, ſo haben die verrückten Wachtſtubenweiber doch geſagt, der Fritz will ſie umbringen. Ja, das will das Gericht nun beweiſen haben; wer weiß, müſſen die Weiber einen leiblichen Eid ſchwören vor einem Tiſch, der ganz ſchwarz aus iſt geſchlagen, und da liegt ein Totenkopf drauf, und die Geiſtlichkeit ſteht dabei und der Meiſter Schramm, ihr Hinterviertel, und unten auf der Gaſſ' ſingt der Kantor mit ſeinen Jungen. Der verwünſcht' Schlucker! Iß doch, Lenele. Ich mein', es iſt ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmatz hab' geben. Komm her, Lenele; tu' nicht ſo ſchämerig; eine Frau braucht nicht ſo zu tun. Und wie dir das Schöpple wird ſtehn! Ja, es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu laſſen baun, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Alſo Tee haſtu für die Nacht? Ich bin ſchrecklich müd'. Was ſchlägſt du denn die Händ' da unterm Tiſch zuſammen? Ich meint', du wärſt ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtſtubenweiber? Warum ſind die ſo dumm!“

Damit duchſte der Schmied in ſeine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tiſch die Hände. Sie ſtand ſchon halb vor dem ſchwarzbeſchlagenen Tiſche, halb ſtak ſie im Trillerhauſe.

„Haſt auch Öl für morgen früh?“ fragte der Schmied ſchon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie ſetzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem ſie die Haltebänder geknüpft, was nicht ſo ſchnell ging, da Händezuſammenſchlagen und Schleifenbinden Dinge ſind, die zu vereinigen man ein Taſchenſpieler ſein muß, nahm ſie ihr Gehäuſe um und verſchwand in der Finſternis der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaſpar der Heiteretei länger nachſehen können, der Kreuzberg hätte ſich wieder um ein Stück aus ſeiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte ſie nur den einzigen Gedanken gejubelt: „Der Fritz lebt! Du haſt ihn nicht auf deinem Gewiſſen! Du wirſt nicht geſchloſſen über die Gaſſe geführt, daß die Leute ausweichend ſchweigen, wenn du vorbeikommſt, und nicht eher flüſtern, als bis du vorüber biſt! Nicht im engen Gefängnis lange Monden lang ſitzen, du ſollſt frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirſche in dem Walde!“ Der Glanz des Ganzen, der ſo plötzlich die Finſternis vertrieben, hatte ſie fürs einzelne geblendet. Nun ihr Auge ſich an ihn gewöhnte, trat auch dieſes hervor.

„Der Fritz lebt, aber ſein Arm iſt gelähmt, und das haſt du getan. Wie ſoll er ſchaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt; er iſt ſelber gefallen, hat er geſagt.“ Von ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerſpitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas Süßes hat. „Er ſchont dich: und du haſt ihm das getan,“ meinte der Schmerz; das Süße daran iſt der Gedanke: „Er ſchont dich.“ Denn heißt das nicht: „Er iſt dir nicht feindſelig; er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böſes zu tun, vielleicht gar —“? Aber dieſes voreilige Vielleicht mit ſeinem blauen Himmel ſchwindet. „Denn, freilich,“ ſagt ſie, „ſollt' es heißen, ein Mädle hat den ſtarken Fritz überwunden? Dazu iſt er zu ſtolz auf ſeine Stärk'. Und ich hätt's an ſeiner Stell' auch nicht können geſtehn.“ — Warum aber iſt ſie nun traurig?

Ja, der Gurken=Kaſpar ſchüttelte den Kopf, ſäh' er ſie ſo vor ſich hingebückt gehen, als läſe ſie ihre Gedanken von der Erde auf.

So iſt's. Aber iſt es nicht noch unendlich gut, daß es nur ſo iſt? und nicht ſo unendlich ſchlimm, als es ſein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als ſie emporſehend ihr Häuschen erblickte und den alten Holunderbuſch, wie er ſchon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

„Sind die dummen großen Weiber ſchon wieder da beiſammen? Nun iſt's doch mit dem Warnen aus und dem andern dummen Zeug. Wieviel haben die nicht gered't, was ſie müßten verſäumen meinetwegen! Da ſollt' man meinen, ſie ſind nun beim Nachholen daheim. Ja, proſ't! Ums Plaudern iſt's den Weibern zu tun geweſt, und das Häusle ſteht ſo juſt am End', da kann man hineinwiſchen, und es ſieht's kein Menſch, der es könnt' bereden. Nu, ich will mir's noch ein Tager etliche laſſen gefallen. Aber hernachen hört's auf; hernachen kehr' ich aus. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Man kann ſich denken, mit welcher Freude die Heiteretei von den „Wachtſtubenweibern" empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiteretei gerettet, indem er den boshaften Auflauerer in die eigene Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiteretei in den Bach werfen wollen, in den er ſelber nun geſtürzt. Aber es fragte ſich ſehr, ob der Himmel ohne die Wünſche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein ſolch Exempel ſtatuiert hätte? Und dieſe konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den ſie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit; nur die kleine verſchämte Baderin, die kurz vor der Heiteretei in das Stübchen getreten, ſchien von anderen Gefühlen beſeelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängſtlichen Demut vor den großen Weibern wagte ſie kein Wort und ſchien nur mit ſtummen Blicken und gefalteten Händen die jedesmalige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Geſtraften zu flehen.

Die Weberin ſpann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höheren Fügung, welche die verfolgte Unſchuld geſchützt, ein Ehrenkleid.

„Ja," ſchloß ſie ihre Rede, „den Böſewicht hat ſo recht der Finger der Vorſehung vom Steg getippt."

„Da mög' einer", machte die Tiſchlerin begeiſtert die Nutzanwendung, „Bonapart' heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? Das iſt der Vorſehung egal."

„Denn jeder", fügte die Tüncherin hinzu, „treibt's nur ſo lang, als es geht, und hernachen geſchieht was, worüber ſich Menſchen und Vieh verwundern."

„Und wenn die Zeit gekommen iſt," ſagte die Beutlerin, „hernachen iſt ſie da."

„Und hernachen," nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, „ſagt alle Welt: So iſt's einmal recht! So hat's einmal müſſen kommen."

Bewirkte es nun der ſtumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugtuung über die Beſtrafung des Sünders zu dem höchſten Punkte geſtiegen, wo ſie notwendig in Mitleid umſchlagen mußte, die Tiſchlerin ſagte ſanfter: „Ja, aber dauern tut es einen doch; denn warum? Man iſt doch ein Menſch.“

„Und“, meinte die Weberin, die auch in der Milde keiner nachſtehen wollte, „er hat doch eigentlich auch ſeine ſchlimme Tat noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann ſtrafen, aber die Menſchen ſollen mitleidig ſein.“

„Zumal,“ beſtätigte die Tüncherin, „wenn einer hernachen ſo bußfertig iſt wie der Holders-Fritz. Denn das muß man ſagen: obſchon er ein Böſewicht iſt, ſo iſt er doch eine recht chriſtliche Seel’. Wie ein Lamm iſt er, hat das Holders-Fräle geſagt. Und er hat auch gar kein bißle Reu’ über das, was er hat getan, ſondern er erträgt’s als ein frommer Chriſt, der da aus ſeinem Katechismus weiß, der Gottloſe muß viel leiden. Und glücklich iſt, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern iſt, hat der Apoſtel Paulus geſagt.“

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indes nicht entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Mut nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehen.

„Die Frau Baderin muß doch eigentlich wiſſen, wie’s mit dem Holders-Fritz ſteht?“

Die Baderin erſchrak, daß ſie reden ſollte. Sie errötete über und über und ſtotterte eine Entſchuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wiſſen, was ſo große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die ſie geben konnte, hätte ſie in jedem anderen Munde für wichtig und mitteilenswert gehalten; in ihrem eigenen aber ſchien ſie ihr ſo unbedeutend, als ſie ſich ſelber vorkam.

„Es muß ſehr gefährlich ſein,“ ſpann die Weberin. „Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu ſagen.“

„Dumms Zeug!“ lachte die Heiteretei, um ſich ſelber die Furcht zu vertreiben. „Er iſt auf den Arm gefallen; daran ſtirbt ſo einer nicht wie der Holders-Fritz.“

Die Tiſchlerin wollte beiden recht geben. „Nein, daran gewiß nicht,“ ſagte ſie, „wiewohl's ihm kein Menſch könnt' wehren, daran zu ſterben, wenn er's abſolut will; denn warum? Der Menſch iſt wie Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch ſterben.“

„Ihrer iſt geholt worden?“ fragte die Weberin.

„Ja,“ entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verſchämt an ihrem Mantel herum, daß es nur Ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte ſie ſich ein Herz und fuhr fort: „Das Fräle iſt zu Nacht kommen mit ihrer Latern' und hat Meinen in die Werkſtatt geholt. Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von ſich. Aber es iſt nix —“

„Was ſoll's denn auch ſein?“ zankte die Heiteretei mit ihrer Angſt. „Bei ſo einem Jungen!“

„Ich mein',“ fuhr die Baderin fort und wußte nicht, wo ſie hinſehen ſollte, „daß ich's ſag'; ich weiß, daß ganz andere Weiber da ſind, und es iſt nicht, weil ich dächt', es wär' was, weil ich's hätt' geſagt und —“

„Mit wem iſt nix?“ gab die Weberin der allgemeinen Spannung die Frage. „Mit dem Holders-Fritz ſeiner Krankheit?“

Die Baderin hatte ſich's ja gedacht, daß ſie die großen Weiber beleidigen würde. Sie ſeufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehen in Angſt und Selbſtverſchmähung ihr völliges Ebenbild war: „Mit mir.“

„Und der Holders-Fritz iſt wirklich von ſich geweſt?“

Die Baderin nickte und zuckte die Achſeln, daß ſie's nur war, die entgegnete: „Und ſo iſt's geblieben. Meiner hat ſich alle Müh' gegeben, aber ſo iſt's geblieben —“

Die Tüncherin brach aus: „Ja, er hat noch geſagt: Ich bin allen Menſchen gut geweſt, drum will ich nu in Gott begraben ſein.“

„Es iſt nicht wahr,“ ſagte die Heiteretei zornig und wollte ſich mit Gewalt glauben machen, es könne nicht ſein, wenn ſie's nicht zugäbe.

„Es iſt der Marasmus geweſt, hat Meiner geſagt,“ fuhr die Baderin fort. „Und ſo iſt's geblieben —“

Die Tüncherin konnte ſich nicht mehr halten. Wie in ſchmerzlichem

Triumph über die ungläubige Heiteretei wiederholte ſie mit ſchrecklichem Nachdruck nickend: „Das hat der Holders-Fritz geſagt. Ich will am Schmarasmus ſterben, hat er geſagt, und hernachen hat er auch noch geſagt, wie's mit der Leich' ſoll werden.“

Darüber geriet die Beutlerin außer ſich.

„Da ſoll's wohl eine große Leich' geben?“ fragte ſie haſtig. „Wann wird er denn begraben? Die Wochen muß ich nach Tambich; das wär' doch dumm, wenn's gerad die Wochen wär'! Ich mach' mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn ſo die Kurrendſchüler ſingen und der alt' Meiſter Schramm, der Leichenbeſorger, wackelt ſo barmherzig mit dem Kopf, und der Vikares ſieht oben 'nauf, wo alles Gute kommt, vom Vater des Lichts. Und der Meiſter Schramm nimmt ſeine Pfeifen aus dem Mund und legt ſie auf den Teller, und hernachen geht's fort, ſo ſchwarz und weiß; da muß es einen Hund erbarmen, und ſo einer iſt doch gleichſam nur ein Vieh, geſchweig' einen Chri—hi—ſtenmenſchen.“

Aber nicht die Beutlerin allein ſchluchzte; die Frauen ſchluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte dem ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieſes Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Beiſpiele zu widerſtehen. Wie gewaltig dies ſei, wußten die Frauen recht gut. Denn ſooft ihnen die Rührung ausgehen wollte, ſahen ſie einander an und erquickten ſich durch das Bewußtſein der Geſellſchaftlichkeit zu neuem, ſtärkerem Schluchzen.

Die Heiteretei war wie ein Marmorbild; ihr ſpannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöſte.

Die Weberin ließ den unſichtbaren Rocken, denn ſie hob die Arme wie tröſtend: „Sterben müſſen wir alle.“

„Aber ſo jung!“ ſchluchzte die Tiſchlerin. „Er kann noch keine Zweiunddreißig ſein. Er iſt grad ſo alt wie mein Traugöttle ſelig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die Kirch' nicht wieder gerett't. Und wenn's einen Wolkenbruch tut, muß der alt Gerber ertrinken; denn warum? Wenn ein Menſch tot iſt, muß man ſagen, was wahr iſt.“

Es entſtand eine Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte in ihrer Erzählung fortfahren: „Bis Meiner ihm einen Topf kalt Waſſer hat über den Kopf goſſen. Hernachen iſt er aufgewacht.“

Das war für die Frauen ſelber kalt Waſſer über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den übrigen die Augen trocknete, machte die Heiteretei erſt weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte ſie erſt ſeinen Tod und ihren Schmerz über dieſen und daß ſie ihn verſchuldet, als wär' er wirklich, da ſie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen ſah auf mit halb unwilliger Verwunderung.

„Was?“ ſagte ſie. „Da iſt er noch gar nicht einmal geſtorben? Da hab' ich für nix geflennt?“

„Nun, und wenn er auch noch nicht geſtorben iſt,“ ſchluchzte die Tiſchlerin, die ſich nicht ſo leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte; „denn warum? Den Leuten ihre Schuld iſt's nicht.“

„Ach,“ ſagte die Baderin leiſe, „ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zuleid wollen tun. Er iſt auch ſchon lang gar nicht mehr wild geweſt. Das Holders-Fräle hat geſagt: So ordentlich und ſo die Guttat ſelber iſt gar keiner mehr wie mein Tichterle.“

Das gab ein neues Erſtaunen. Aber wie man einmal über dieſes hinaus war, wunderte man ſich, daß man hatte erſtaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böſe Abſicht des Holders-Fritz geglaubt. Und nachdem die Frauen einmal ſo weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und ſie beſannen ſich: jede hatte dieſen Unglauben auch ausgeſprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfſinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überſpannter Menſch auf eine ſolche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

„Aber ſo ſind die Leut',“ ſagte die Tiſchlerin; „denn warum? Wenn's nur nix Guts iſt vom lieben Nebenmenſchen; je ſchlimmer es iſt, je lieber glauben's die Leut'.“

„Freilich! freilich!“ ſpann die Weberin mit beiden Händen. „Weil er ein Beil beſtellt hat? Ich hab' gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es iſt zu verrückt. Da dürft' zuletzt kein Menſch mehr ein Beil beſtellen. Und er hat's ja ſelber geſagt, er iſt über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Büttner keinen Reif mehr ſoll hauen, womit ſoll er denn binden?“

Die Tüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unſchuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

„Lieber Gott!“ rief ſie; „über die Leut'! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt', wo's alle Leut' hätten geſehn? Was wär' da erſt draus gemacht worden, wenn er's nicht einmal bei Nacht hat dürfen tun, ohne daß die Leut' reden!“

„Es iſt ſchrecklich,“ ſagte die Tiſchlerin noch zorniger. „Wenn ich's nicht immer geſagt hätt', wenn's hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? Hab' ich geſagt. Es darf gar keiner mehr ordentlich werden auf der ſchlechten Welt; denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet't, wenn ſoll er denn Weiden hauen gehn als wie bei Nacht? Da hat's geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut' ebenſogut könnt ſagen: Das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf; denn warum? Weil ſie immer da hat geärbet't, wo Weiden ſtehn.“

„Ja,“ ſagte die Baderin ängſtlich verlegen. „Aufgepaßt hat er dem Annedorle ſchon. Aber nur, weil er ſie hat wollen freien und hat's nur vor den Leuten nicht wollen tun.“

Das wäre ſchon wieder Stoff zum Erſtaunen geweſen. Aber das Unerwartete war dieſen Abend ſo oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr tat.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und ſah die anderen Frauen der Reihe nach an. „Was hab' ich gemeint, wenn ich's auch nicht hab' wollen ſagen?“

„Ja,“ entgegnete die Tiſchlerin beiſtimmend; „denn warum? Man wär' ausgelacht worden. Aber darauf wird ſich jede noch können beſinnen, was ich für ein Geſicht gemacht hab', wie zum erſtenmal iſt die Karten gelegt worden; denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eicheldaus beim Annedorle gelegen.“

„Ja,“ fuhr die Tüncherin fort, „und wie die Tiſchlerin das Geſicht hat gemacht, da hab' ich die Tiſchlerin angeſehn und hab' geſagt: Das iſt eine Hochzig!“

„Und hernach hab' ich genickt und zwei Lacher getan," ſagte die Beutlerin. „Na, die Frau Weberin und die andern werden ſich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab' getan. So: Hahaha! Hahaha!"

Und wenn's ſonſt niemand ihnen glaubte, ſie hatten ſich ſo hineingeredet, daß jede wenigſtens von ſich überzeugt war, ſo habe ſie getan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden ſei. Nur freilich! Der verletzte Finger konnte ſteif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeſchwächten Jugend bedurfte die Heiteretei, den plötzlichen Wechſel der ſtärkſten Gefühle zu verwinden.

Und wunderlich! Auch ihr ging's wie den Frauen. Ihr war, als hätte ſie, ſelbſt in der Aufregung, die ſie zu der wilden Tat getrieben, im Innerſten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um ſo entſchuldigungsloſer und ſchwärzer ſtand nun die wilde Tat vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun ſchoben die Frauen, indem ſie ihr früheres Warnen und Aufregen verleugneten, die ganze Schuld ihr ins Gewiſſen. Das allein zwar hätte ſie nicht ſo ſehr aufgebracht gegen jene; dieſe Verleugnung erzeugte im Gegenteil das Gefühl der Verachtung in der ſtolzen Seele der Heiteretei. Sie vergaß aber, daß ſie damals die Frauen nicht ſo gekannt als jetzt. Und ſo kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentſchuldbarkeit ihrer Tat auch noch der Zorn auf ſich ſelbſt, daß ſie von ſolchen Menſchen ſich dazu verleiten laſſen. Dazu verleiten! und durch ſolche Menſchen! Die Heiteretei, die auf ihre Klugheit und Selbſtändigkeit ſo ſtolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr ſelbſt auf die Frauen hinzulenken. Und dieſe blieb nicht aus.

Dazu tat ſich jetzt die Tür auf. Herein trat die Gringelwirts-Valtineſſin im Sturmſchritt. Hinter ihr her die Schloſſerin drüben von den Weiden und die Ruſſen-Sattlerin. Das geſchah mit ſo eigenen Gebärden und mit ſo beredtem Schweigen, daß die bereits Anweſenden vor Neugier und Verwunderung verſtummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Verſicherungen, die ſonſt zum Zeremoniell der „Wachtſtube“ gehörten, ſich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wieviel die Valtineſſin daheim zu tun hätte, daß ſie eigentlich kaum aus dem Hauſe gucken ſollte und doch käme, weil ſie einmal „ſo“ ſei. Es hatte etwas Beängſtigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu ſein ſchienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eigenes Verhängnis nicht geſchehen laſſen wollen. Sie führten die angebotenen Taſſen mit zitternder Hand zum Munde und ſtellten ſie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tiſch. Und mit Geſichtern! mit Geſichtern! Wunderbar war es anzuſehen, wie in der Spannung von Angſt und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Gebärden der eben Angekommenen nachahmten.

Endlich ächzte die Valtineſſin: „Ei, du Gerechter!“

Die Schloſſerin von drüben ſeufzte: „Nein, ſo was!“

Die Ruſſen-Sattlerin ſtöhnte: „Sollt' man's denn meinen!“

Dann war wieder alles ſtill. Und wieder begann das Achſelzucken, wieder wurde der Kopf ſeitwärts geworfen, wurden die Hände zuſammengeſchlagen.

So eigen, man möchte ſagen, melancholiſch reſigniert und doch zugleich mit einer ſchmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Valtineſſin noch nie über ihrem rechten Ohr geſchwebt.

„Man ſoll nicht denken,“ ſagte die Valtineſſin endlich, als ſie ſaß, aber mehr zu der Stubendecke als ſonſt zu jemand, „man ſoll nicht denken, man hat alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt. Der Holders-Fritz iſt ins Waſſer gefallen? Ob es fallen mehr Leut' ins Waſſer! Er hat Weiden wollen haun? Ja, proſ't die Mahlzeit!“

Sie ſchlug erſt mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr ſie in Tönen fort, wie ſie der Gringel im Einfallen hören laſſen würde: „Obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': Da liegt eine Kriminaljuſtiz! Ins Waſſer gerennt iſt er worden, der Holders-Fritz!“

Tauſend Ausrufe des Schreckens und Erſtaunens, ebenſoviel

Fragen waren im Entſtehen. Sie alle erſtickte die Valtineſſin erbarmungslos in der Geburt, indem ſie fortfuhr:

„Einem Stuhl und einem Tiſch ſieht man an, wozu ſie gemacht ſind, einem Menſchen aber nicht. Oftmalen ſieht einer aus wie Marzipan und iſt aus eitel Galgenholz geſchnitzt. Und da findet ſich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottſeibeiuns ſelbſt iſt geweſt und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn einer wild heißt, muß er auch wild ſein, und wenn eine fröhlichen Herzens iſt, ſo iſt kein Falſch an ihr. Ja, proſ't die Mahlzeit! Und wenn eine hinter dem Schiebkarrn hertanzt wie weiland der König David ſeliger vor der Bundeslad' – aber der Menſch red't ſich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt."

Sie brauchte den Täter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles ſah erſtaunt auf die Heiteretei.

„Aber," fuhr die Valtineſſin fort, indem ſie ihre Haube auf das linke Ohr ſchwang, „aber es iſt nir ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh' iſt geweſt. Denn der Vorſehung iſt keine Kreatur zu gering. Und kommt ſo was nicht vor die Gericht', ſo iſt's von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewiſſen hätt'. Aber darum ſoll keine meinen, nun iſt ihr's geſchenkt. Denn dort über dem Häusle da" – ſie zeigte hinauf, wo man eben den Holunder am Strohdach kratzen hörte – „dort oben, da iſt einer, und dem iſt's egal, ob einer König oder Kaiſer oder auch ein ledig Weibsbild iſt. Und der ſieht mit dem einen Aug' nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichsſteg. Und wennſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt und die Leut', die's trifft, mögen leugnen, wie ſie wollen, hier ſitz' ich und ſag': So iſt's!"

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch verſicherten alle, ſie könnten's nicht glauben, ſie könnten's wirklich nicht, daß ſo eine, die man für die Beſt', für die Guttat ſelber gehalten, ſo was ganz extra Schrecklichs ſollte getan haben.

Die Baltineſſin ſchlug auf ihre Kniee und wiederholte: „Ja, mög's leugnen, die's getan hat, wie ſie will; hier ſitz' ich und ſag': So iſt's!"

Die Heiteretei aber ſprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfere Baltineſſin ruhig ſitzen blieb.

„Leugnen?" fragte ſie zornig. „Und vor wem? Vor euch? Was ſeid ihr denn, wennſchon ich ein arm Mädle bin, und ihr ſeid reich und denkt, ihr ſeid wunder was? Und gut; wenn's ſo einen gibt über dem Häusle da, wie die Baltineſſin ſagt, ſo weiß er auch, wer ſchuld daran iſt, und wenn ihr euch noch hundertmal mehr wundert. Was ich getan hab', das hab' ich getan! Und wär's was Schlimmers, ſo bin ich nicht, daß ich nun tät', als wüßt' ich nix davon, wie's andere machen, die erſt einen reizen dazu, daß man's tut, und hernach verklagen ſie einen noch."

„Die einen reizen?" rief die Baltineſſin voll Erſtaunen, als die anderen verlegen ſchwiegen. „Hier ſitz' ich und frag': Wer hat einen gereizt?"

Da erhob ſich eine Stimme, in deren Ton ſich Angſt und Zorn wunderbar ineinander verbiſſen hatten. Alle ſahen nach der Tür; in dieſer erſchien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz ſchimmerte in bläulichem Glanz, und hinter ihm rauſchte Unglück verkündend das lange Haubenband als Schweif.

„Und da meint die dort," ſchrie ſie, „daß man vor Gericht das glauben wird? Und denkt, ſie will ſich weißbrennen, wenn ſie ehrbare Frauen verleumden tut? Die, ſag' ich, muß einen leiblichen Eid leiſten, und nicht arme unſchuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich ſag' nur, mich ſollen ſie nicht trillern, eher lauf' ich in den Zehntbach. Ich hab' nix weiter getan, als was alle haben getan, wo hier ſind. Und wenn ſie's dahin bringt, und die Weiber da laſſen ſich's alle gefallen —"

„Wenn man wüßt', was ſie eigentlich will, die Schmiedin!" unterbrach ſie die Baltineſſin. „Ich für mein Teil, was das auch mög' ſein, hier ſitz' ich und ſag': Ich laſſ' mir's nicht gefallen!"

„Und da wundert ihr euch auch noch!" entgegnete die Schmiedin.

„Zum leiblichen Eid und ins Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber ſie ſoll nur vor Gericht ſagen, ich hätt' ſie angeſtift't!"

„Angeſtift't?" ſchrieen alle zuſammen.

„Vor Gericht?" fragte erblaſſend die Tiſchlerin.

„Zum leiblichen Schwur?" rief entſetzt die Tüncherin.

Die Beutlerin ſchlug ſchreiend die Hände zuſammen: „Ins Trillerhaus?"

„Und deſſentwegen", ſagte die Baltineſſin vorwurfsvoll, langſam die Haube ſchwingend, „ſind wir ſo geweſt? und haben uns aufgeopfert? blutig aufgeopfert? ſind alle Tag' hergekommen und ſind nicht ſo geweſt und haben das Unſrig' verſäumt?"

„Ich hab' euch nicht verlangt," entgegnete die Heiteretei.

„Ja," ſagte die Baltineſſin und ſchlug den Takt dazu auf ihren Knieen, „freiwillig ſind wir gekommen, unverlangt ſind wir gekommen, nicht um gute Wort' und auch nicht um Lohn. Das iſt unſer Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab' gewußt: je größer der Dienſt, je größer der Undank. Ich bin nicht umſonſt am Gründonnerstag Sechzig geweſt; und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Tür, und wer fortgeht, der braucht deshalb nicht wiederzukommen."

Die Baltineſſin erhob ſich, warf die Haube auf das rechte Ohr und ſchritt der Tür zu. Viele ſchloſſen ſich ihr an. Aber an der Tür wandten ſich alle unwillkürlich zurück, die Baltineſſin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiteretei werde ſie nicht gehen laſſen. Unverkennbar ſah aus allen Geſichtern die Wehmut, den Ort für immer verlaſſen zu ſollen, wo man ſo bequem ſich täglich geſehen, zuſammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Baltineſſin verſteckte dieſe Anwandlung unter feierlichem Ernſt und ſagte: „Die Schmiedin iſt zu ängſtlich. Das Annedorle wird ſich hüten, ſolche unkluge Ding' zu machen. Und wenn ſie's demohnerachtet tut, hier ſteh' ich und ſag': Meine Händ' waſch' ich in Unſchuld. Hier hab' ich geſtanden, und den meinen Finger von der meiner Hand hab' ich aufgereckt, wie ich geſagt hab': Annedorle, der Fritz paßt Ihr auf, aber das braucht Sie ſich nicht zu Herzen zu nehmen."

„Ja und wahrhaftig," beſtätigte die Schloſſerin von drüben, „ſo hat die Valtineſſin geſagt, und wie ich dazu hab' geſagt: Wenn's die Valtineſſin ſpricht, kann Sie's glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenſter aufgeriſſen. Das iſt mir, als wär's geſtern erſt geweſt."

„Hernachen," beteuerte die Ruſſen-Sattlerin, „hat der Kaffee angefangen zu kochen, und da hab' ich gemeint: Es iſt, als ſagt' der Kaffee: ja."

„Hundertmal flecken nicht," rief die Tiſchlerin, „daß ich geſagt hab': Sei Sie geſcheit, Annedorle; das iſt ja lächerlich da mit Ihrer Furcht."

Der Heiteretei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob ſie zornig werden oder lachen ſollte. Aber das Wort Furcht überhob ſie der Wahl. Der Tiſchlerin Rede traf ſie da, wo ſie am kitzeligſten war.

„Furcht?" lachte ſie zornig. „Furcht? Ihr red't von Furcht? Ich fürcht' mich vor niemand. Ich hab' mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht't und fürcht' mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt' vor den Gerichten ſagen, ihr ſeid ſchuld, daß ich's hab' getan. Und nun wollt ihr alles auf mich allein ſchieben, und das iſt erbärmlich. Nicht, weil mich's betrifft, aber daß die Leut' ſo ſind, das könnt' einem weh tun, wenn man nicht müßt' lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten ſo ſpräch', wie ihr meint, da würden die ſagen: Es iſt nicht das Geſcheitſt', was ſie hat gemacht, aber wenn ſie denen gefolgt wär', hernachen wär's erſt recht dumm. Ja, wenn ich ſagen tät': Ich hab' den Wachtſtubenweibern gefolgt, da wär's für mich nicht beſſer, und ich würd' noch ausgelacht dazu."

Die Valtineſſin beſchwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, welche die Annemarie nicht „ausſagen" konnte.

„Wenn die Sach'," begann ſie dann, „nur der Müh' wert wär', daß der liebe Kaffee drüber kalt wird! Ich ſag': Ein Wort iſt kein Donnerwetter, und guter Rat kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle ſchon wieder vernünftig ſein. Ich mein', wir ſetzen uns noch ein bißle. So jung kommen wir nicht wieder zuſammen."

„Ja,“ ſagte die Heiteretei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange ſpielten. „Setzt euch, wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stüble nicht. Ihr ſagt, morgen wird das Annedorle ſchon vernünftig ſein, aber das Annedorle iſt's ſchon heint. Ihr denkt, ich ſoll mich in meinem eignen Häusle ſchlecht laſſen machen und ſoll euch noch Töpf' und Holz geben zu euerm Kaffee? So wär' ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit ſolchen Leuten will ich nicht zuſammen ſein, die heint ſo reden und morgen ſo. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.“

Die Frauen hatten ſich's ſchon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernſt der Heiteretei nicht eher, als bis dieſe mit entſchloſſenem Schritt dem Herd ſich näherte und den Topf ergriff.

Was half's, daß die Annemarie ſie von hinten umſchlang, um ſie aufzuhalten? was half's, daß Tüncherin, Tiſchlerin und Beutlerin heldenmütig ihre Leiber dazwiſchen warfen, daß die Valtineſſin beſchwörend ihren Arm gegen ſie aufhob! Das ſtarke Mädchen ſchob ſie mit leichter Mühe beiſeite. Sie achtete der Wehmut im Geſicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob ſie den Topf, und die braune Flut ſtrömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielſtimmiger Schrei, in welchem zugleich das Erſchrecken kreiſchte, der Schmerz aufſtöhnte und der Zorn drohte, klang in das Praſſeln der erlöſchenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch ratlos an den ziſchenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Greuel einer Waſſersnot. Und nun erreichte auch dieſe das Verhängnis, und ſie verſchwanden ſpurlos unter den Wogen der Flut.

Und ſchwarz ſtand der Herd, die Opferſtätte traulicher Geſelligkeit noch vor einer Stunde, ſchwarz, als hätte nie ein Kaffeeflämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulkan.

Über ihm aber erhob ſich die Valtineſſin, die Oberprieſterin des geſtürzten Opferdienſtes, in ihrer ganzen häuſerbreiten Majeſtät.

Man ſah, noch immer war ſie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, wenn das Annedorle Vernunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr ſchwingen, aber ihr fiel ein, ſie müſſe dieſe bedeutungsvolle Handlung aufſchieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeſchiedenen Geiſter des erſtickten Kohlenfeuers aber waren auferſtanden zu einem neuen Leben und glühten racheforderud aus den Augen der Beleidigten die Heiteretei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. „Ich will die Tür zumachen,“ ſagte ſie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Valtineſſin auf ihrem linken Ohre ſchwebend erhalten. Die Valtineſſin ſelber ſchlug mit beiden Händen auf die Schürze und ſprach: „Nun wohlan! Woher wir gekommen ſind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderem Herzen. Aus anderen Stuben ſind wir gekommen in das arme Stüble da. Aber wir ſind nicht für uns gekommen. Das chriſtliche Mitleid zu üben, ſind wir gekommen mit Warnung und mit gottſeligen Lehren. Aber wem die Ohren ſeines Herzens verſtockt ſind, der macht auch die Ohren ſeines Leibes zu. Obſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, hier ſteh’ ich und ſag’: Das Annedorle wird wohl ſehen, was ſie hat gemacht. Und ſie ſollt’ lieber ſehn, wie ſie ihre Sach’ könnt’ verdunkeln (verſtecken), als daß ſie den Leuten ſelber auf ihre Sprüng’ hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauert? Weiden gehaun hat er. Wo ſoll einer anders Weiden haun, denn wo welche ſtehn? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehaun, weil ſie immer um die Weiden herum iſt geweſt? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenn’s hat geheißen, der Holders-Fritz lauert ihr auf.“

Die Heiteretei lief nach der Tür und öffnete ſie ſo weit, als ſie ſich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen ſah, wie ſie ſo ſchlank und hoch an der Tür ſtand, mit einem Holzſcheit in der ausgeſtreckten Hand den Frauen zeigend, wohin ſie ſollten! Die Lippen geſchloſſen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezogenen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wiſſen ſchien, leidenſchaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein ſchöner Modell zu dem Engel finden können, der die erſten Sünder aus dem erſten Paradieſe treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängſtlicher Haſt die großlinige ruhige Geſtalt. Der Arm, vor der Spannung der eigenen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegeriſch Werkzeug; es war ein Arm, in deſſen Hand das unſchuldigſte Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiterethei zu dieſem Bilde gebrach, ſo war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unſterblichen. Und die Heiterethei war ſterblicher als andere, weil ſie mehr Leben beſaß.

Die Valtineſſin fuhr einen Schritt zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels und wäre rücklings aus der Tür gefallen, wenn ſie dieſelbe anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte paſſieren können. Sie verſtopfte ſich und den andern auf einen Augenblick die Paſſage, ſo daß dieſe im unwillkürlichen Weichen vor der Heiterethei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen Augenblick. Denn ſie war trotz ihrer Häuſerbreite eine raſche Frau, wenn es ſein mußte. Erſt als ſie den Bereich des ſcheitbewaffneten Armes überſchritten hatte, fand ſie den Faden ihrer Rede wieder. „Nun begreift man wohl,“ fuhr ſie fort, indem ſie draußen Front machte gegen die Tür, als wollte ſie ſich mit dem Häuschen meſſen, „nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig' iſt geweſt, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat ſie müſſen lachen, wenn wir unſchuldigen Lämmer haben gemeint, wir müſſen ſie warnen vor demjenigen, den ſie ſelber hat verfolgt.“

„Ja,“ ſagte die Weberin, indem ſie eilig bei der Heiterethei vorbeiſchlüpfend das Freie gewann, „ja, weil ſie ſelber die ganz' Geſchicht' hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf tät' lauern. Es weiß jeder, daß ſie toll auf ihn iſt geweſt.“

Die Tüncherin war unterdes dem Beiſpiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch ſie war im Sichern, als ſie begann: „So was Schreckliches iſt noch nicht dageweſt von einem ledigen Mädle.“

„Ja,“ fuhr die Ruſſen-Sattlerin fort, noch atemlos vom Sprunge,

„am Gründer-Markt einem ledigen Burſch zu ſagen, er ſoll ſie frein! und ſie könnt' einen Mann aus ihm machen!"

„Und wie er nicht will," ergänzte die Schloſſerin von drüben noch im Vorbeiwiſchen, „rennt ſie ihm den Schiebkarrn an die Bein'."

„Denn warum?" ſagte die Tiſchlerin, als ſie wieder Boden fand. „Weil wir nicht haben mitgetan, wie ſie den armen Burſch hat wollen verhetzen."

„Oh," ſeufzte die befreite Baderin vor ſich hin, „er ſagt, er iſt ſelber gefallen, und zum Lohn rennt ſie ihn vom Steg."

Die Angſt der noch in der Stube Weilenden ſtieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiteretei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil ſie der Tür zunächſt ſtand, ihren Sprung faſſen wollte, hängte ſich die Nächſtfolgende an ſie an, und an dieſe wieder eine andere. Das Gewicht der ganzen Kette mit ſich fortzureißen, war die Schmiedin denn doch zu ſchwach. So kam's, daß ſie in der Tür zu fallen kam, und die übrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten ſie ſich auseinander; übereinander rollend und krabbelnd kamen ſie um ſo langſamer aus dem Bereiche der Heiteretei, als ſie das überſchnell ins Werk zu ſetzen ſich bemühten.

Die Heiteretei mußte im bitterſten Zorne lachen. Als die Letzte aus der Tür war, warf ſie dieſelbe zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen ſchmolz.

Die Weiber draußen, hörte ſie, gingen noch nicht.

„Drum ſoll ſie doch ja nicht meinen," ſagte die Tiſchlerin noch, „es möcht' eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt' vorkommen. Und wer weiß? Denn warum? Es gibt Leut', denen auch das iſt zuzutraun."

„Aber nu ſoll die ganz' Stadt wiſſen, wie die Sach' eigentlich iſt geweſt," ſagte die Weberin.

Eine ſchrie dazwiſchen auf: „Man holt ſich da nix als Unrat und Geſchmeiß!"

Der alte Holunderbuſch wirtſchaftete wie toll. Er warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

„Und wenn ſie's dahin will laſſen kommen,“ ſcholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, „die Gericht' werden ihr's ſchon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus.“

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: „Ja, hier ſteh' ich und ſag': So ein' Hochtzig, wie ſie hat wollen zunichte machen, ſoll noch nicht in Luckenbach ſein geweſt.“

„Und nu wird ſich's zeigen,“ rief noch entfernter die Beutlerin, „ob das ihrer Schweſter Kind iſt oder ihrs.“

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: „Und obſchon mein Vater ſelig –“

Und nun war nichts mehr zu vernehmen als das Rütteln des Holunderbaumes am Häuschen und das Sauſen der Weiden im Winde.

„Ich wollt' wer weiß was drum geben,“ ſagte die alte Annemarie, indem ſie ihr Lämpchen anzündete, „wenn Ihr das nicht hättet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt ſind, habt Ihr auf Euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich Euch wollt' abhalten, ſeid Ihr nur immer noch wilder geworden.“

„Weil ich recht hab' gehabt!“

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Davon wär' noch zu reden,“ ſagte ſie, „und wenn man auch nicht am Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt.“

Die Heiteretei ſah ſich nach der Alten um, ob dieſe die Redensart der Valtineſſin anwende, um ſie zu verſpotten. Da dieſe aber völlig ernſthaft, ja mit Andacht weiter ſprach, öffnete die Heiteretei das Fenſter, um nichts weiter zu hören.

„Ja, wenn's Euresgleichen wär' geweſt,“ ſpann die Alte an dem unſichtbaren Rocken der Weberin. „Die armen Leut' haben nur gegen arme Leut' recht. Die großen Leut' ſind wie das Wetter, das muß man nehmen, wie's kommt, und wenn's gut iſt, ſo iſt man froh und bild't ſich doch nicht ein, es hätt' gut Wetter müſſen ſein; denn warum? Wenn's ſchlecht iſt, muß man immer denken, es könnt' noch ſchlechter ſein, und man müßt' ſich's auch laſſen gefallen.“

Die Heiteretei wandte ſich heftig vom Fenſter nach ihr um. „Und da meint Ihr, die armen Leut' müſſen denen ihre Wetterhähn' ſein und müſſen ſich drehn, wie die blaſen! Ja, Ihr ſeid ſo eine, die krumm läßt grad ſein, wenn nur die Baltineſſin einen gnädigen Nicker macht, wenn Ihr an ihr vorbeigeht und Euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben ſind ſie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht' mich vor der ganzen Stadt nicht, geſchweig' vor Euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild.“

„Ich wollt',“ ſagte die Annemarie, „ich wollt' lieber, Ihr wärt vier Jahr' lang in keine Kirchen gekommen.“

Sie ſetzte die Lampe, die ſie eben aufgenommen, wieder auf den Tiſch.

Aber die Heiteretei ſagte ungeduldig: „Der Diktes hat getüt't; macht, daß Ihr 'nauf kommt in Euer Stüble.“

Die Alte nahm die Lampe wieder und ſagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eigenen Ton: „Ich wollt' — ich wollt' — aber Ihr — nicht einmal den Neiger habt Ihr mir zulieb getan — Ihr ſeid — na, ich mach' ja ſchon. — Ich wollt' — nu gute Nacht, Annedorle — ſchlaft wohl.“

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiteretei öffnete die Stubentür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte unwillkürlich daran, unter wie ſo ganz anderen Gefühlen ſie dies noch vor wenigen Tagen, ja, daß ſie es da ſo ſpät vielleicht gar nicht getan haben würde.

„Und wenn ſie mich ſetzen,“ ſagte ſie, indem ſie hinausging, „an dem Fritz hab' ich's zehnmal verdient, und es iſt doch tauſendmal beſſer, als der Fritz wär' tot und wüßt' auch keine Menſchenſeel', daß ich's hätt' getan.“

Zwiſchen den Weiden am Bach kauerte ſie nieder, ſchöpfte mit der hohlen Hand von ſeinem Waſſer und warf es ſich in das brennende Geſicht.

Darüber vertiefte ſie ſich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möge. Je freudiger ſie ſich ihrer Kraft und Selbſtändigkeit der Welt gegenüber bewußt war, deſto tiefer wurde ihr

Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen, ſie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte ſich aus, wie er vergeblich ſich mühte, Schnitzmeſſer und Beil zu handhaben, und ſo lebendig, daß ſie unwillkürlich die Hand ausſtreckte, wenn ſie bald dieſe, bald jene Hülfeleiſtung nötig ſah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon ſollt' er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr ſchwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im großen und ganzen, Reichtum ſei eine ſchöne Sache und die Reichen hätten gut leben; aber indem ſie ſich in die Einzelheiten ſeines unglücklichen Zuſtandes hineindachte, nahmen dieſe die Geſtalt an, unter der das Unglück ſich vorzuſtellen, ihr in ihrem eigenen engen Kreiſe am nächſten lag.

Den Schmerz ſeiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden, hätte ihr noch weniger gelingen können, da dieſe Gefühle ihr fremder waren als die innere Geſtalt des Lebens in einem reichen Hauſe.

So ſtand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, ſie hat ſich aus Haß an ihm vergriffen.

„Wenn ich's ihm nur wenigſtens könnt' ſagen: es iſt nicht gern geſchehn, und ich macht's gern ungetan, wenn ich's könnt'! Wenn er freilich ſo klug wär' und mich doch noch freit'. Er ſollt's nicht ſpüren, daß ihm der Finger fehlt, und es ſollt' trotzdem noch ein Rechter aus ihm werden. Aber ich bin ſelber daran ſchuld; warum hab' ich mich von den dummen großen Weibern laſſen verleiten! Vielleicht, wenn er's erführ', daß ich's nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab' getan. Aber wer ſollt' ihm das ſagen? Und wenn ich mir ſo was ließ' merken, wie würden die Weiber erſt reden! Und ich weiß nicht einmal, was er ſelber meinen tät'. Er dächt' wohl gar, es wär' mir um ihn zu tun! Ich brauch' keinen, ich kann's noch ſelbſt ermachen. Mir iſt's nur darum, daß er mich dauert, und ich bin ſchuld daran. Ich wollt', ich könnt's machen, und er wüßt' gar nichts davon.“

Sie ſann vergeblich auf das Wie.

Ein Windſtoß arbeitete ſich eben aus der Erlenkrone über ihr los, welche ihn mit den krausbelaubten Äſten kämpfend feſthielt wie ein

Spinngewebe eine lärmende Bremſe. Er erinnerte ſie weckend, daß ſie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlenſteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erſt gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlenſteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehen geſehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln faſt erſtickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte ſie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf ſie auf das Kind, das im ſanfteſten Schlummer lag. Dann nahm ſie die Haue vom Nagel, und eilig, mit ſchnellem Schritt, ging's erſt an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Ebenſo flüchtig als geſtern um dieſe Stunde eilte ſie durch das Tal. Ebenſo hatte ſie den Unterrock über den Kopf heraufgeſchlagen, daß niemand ſie erkennen ſollte. Wie geſtern erſchrak ſie, wenn es hinter ihr rauſchte. Wie geſtern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeſchärften Ohr. Ebenſo laut pochte ihr Herz und doch von wie ganz anderen Empfindungen als geſtern!

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb ſie ſtehen und gab dem Blute Zeit, ſich zu beruhigen.

Wie ſah der Acker aus! Das ſtand noch ſchlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte ſeine Kartoffeln ganz vergeſſen haben. Sie ſchüttelte immer von neuem wieder den Kopf. Wie nötig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie aufs Geratewohl hingeſäet ſtanden die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein anderer wie in einem Tale. „Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen ſo feſt zugehabt, als müßt' er die Räuſch' verſchlafen, die der Meiſter und die Geſellen ſich trinken.“ Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrloſung ſeines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor ſeinem Sauſen das Geräuſch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiſeres Lüftchen ſtrich nur mit den äußerſten Flügelſpitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wieſe ſumpfig iſt, läuteten Unken. Und wie das Rauſchen des nahen Wehrs, das ſie übertönend verbergen ſollte, bald leiſer, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiteretei die Nacht hindurch den Takt zu der heimlichen Muſik des Tales. Dazwiſchen tönte hier und da einmal der ferne Stundenſchlag vom Kirchturme der Stadt, den die Rathausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachſende Helle dem heimlichen Geſchäft der Heiteretei Feierabend.

Der Mond erhob ſich, in bleiche regenkündende Dünſte gehüllt, wie im bloßen Hemde aus ſeinem Lager hinter dem Perleberg.

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkſtatt in ſeinem Stadel zu gehen, erwies ſich als ein ſehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräle tat zwar, ſo ſchnell ſie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um ſo leichter, als der Mond durchs Küchenfenſter herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz ſpannte ſich hülfreich ihren ſchwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengaſſe mit den grünen Fenſterladen konnte ſie ſchon beim Heraustreten aus ihrer Haustür ſehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuſchchen teilte, und ihn zu verſtändigen, wohin und was er dort ſollte, das hatte ſeine Schwierigkeit.

Indes war dieſe zu überwinden geweſen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verſtändnis zu Tage kam. Die Alte ſchritt voran, ſorgfältig dem Meiſter Schnödler leuchtend; ſie ſchien zu meinen, ſein unſicherer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel ſei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: „Da iſt ein Loch! da iſt ein Stein, Meiſter Schnödler!“ ſo verſtehen zu müſſen, als meine ſie, er ſolle in das Loch fallen und ſich an den Stein ſtoßen; wenigſtens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewiſſenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir ſeine kleine verſchämte Frau in der Wachtſtube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meiſter Schnödler fanden den Fritz in bewußtloſem Zuſtande auf ſeinem Lager.

Die Alte war außer ſich, aber der Meiſter Schnödler ſagte, um ſie zu beruhigen, geringſchätzig lachend: „Da gibt's noch ganz andre Ding' auf der Welt, Frau Holderin. Das iſt noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen; 's iſt bloß, daß ſein Blut iſt herausgelaufen." Er nickte der Jammernden wie ſchelmiſch zu: „Den wollen wir ſchon kriegen, Frau Holderin!"

In der Siegesgewißheit wäre er faſt über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurteile von ſeiten der Frau Holderin vorzubeugen, ſagte er: „'s iſt bloß aus Durſt, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!"

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte dieſem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellenbogens ſuchte.

Die Alte hing in Angſt an des Meiſter Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: „Es iſt aus mit ihm." Dieſer nickte ihr wieder ſchelmiſch lachend zu und ſagte: „Ein verwünſchter Kerl! Nicht einmal ſein Puls ſchlägt mehr; aber wir wollen ihn ſchon kriegen."

„Aber, Meiſter Schnödler, wo greift Er denn hin?"

Der Meiſter wurde ſeinen Irrtum gewahr, er rutſchte ſuchend vom Ellenbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um ſeinen Zuſtand nicht eingeſtehen zu müſſen, erklärte er der Alten, ſo ein Kerl wie der Fritz ſei nicht wie jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das ſei keine Kunſt, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer ſei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers ſtand ein Krug. Den faßte der Bader. Aber er roch erſt hinein. „Es iſt eine Schande, daß ſo ein Kerl Waſſer ſäuft. Das iſt nur dazu gut." Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, ſie ſolle nun aufmerken.

Das tat die Großmutter, und mit einer Spannung, als meine ſie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken geſund werden.

Und wirklich gab dieſer nun ein Zeichen des Lebens von ſich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzelnd zu. „Was? Schüttelt's ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen. Wir wollen ihn ſchon kriegen. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt' gebrochen, das wär' ein ganz ander Ding.“

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; ſie machte den Bader darauf aufmerkſam. „Ach, Meiſter Schnödler, wenn nur der Finger dem Fritz nix ſchad't!“

„Schad't?“ entgegnete der Meiſter. „Da ſchneiden wir ihn 'runter.“

Die Alte ſah ihren Enkel ſchon verſtümmelt und ſchluchzte laut.

Der Meiſter aber lachte, um ſie zu beruhigen, wie ein Teufel und ſagte: „Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleiſch genug am Leib, und tät' man ihm alle zehn 'runterſchneiden und die Füß' dazu. Das geht wie ein Donnerwetter; wo hab' ich nur mein Meſſer hingebracht? Sieht Sie: eins! zwei! drei! Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin.“

Die Alte hielt dem Meiſter in ihrer Angſt beide Hände feſt. Sie ſchien ihm zuzutrauen, er ſchnitt dem Fritz einen Finger ab, um nur ihr zu zeigen, wie leicht das ginge und daß ſie darüber nicht ängſtlich zu ſein brauche.

„Was?“ ſagte der Meiſter. „Das iſt die Hauptſach', daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es ſoll Ihr nicht angſt werden; dafür bin ich da. Was iſt's denn ums Sterben? Und für ſo einen Kerl? Der ſtirbt nur ſo; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch', das wär' noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin.“

„Ach, du lieber Gott, er ſtirbt!“ brach die Alte aus.

„Was denn?“ ſagte der Meiſter. „Der? dem fällt's noch nicht ein.“

„Aber er hat's ja ſelber geſagt, der Meiſter Schnödler.“

„Ja, zum Exempel,“ entgegnete der Meiſter, „wie ich Sie beruhigen tät', wenn's der Fall wär', er ſtürb'. Aber das iſt ja Kinderei mit dem. Höchſtens ein tüchtigs Nervenfieberle und einen ſteifen Finger, weiter iſt's mit dem nix. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin.“

Dabei ſtreifte er ſich die Armel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menſchlichen Händen zum Vorſchein. Er ſchüttelte ſie erſt, um ſich zu verſichern, er habe alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könne. Dann kramte er ſein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Fritz.

„Der Finger wird ſteif, weiter iſt's nix,“ lachte er dann der Alten zu, als meint' er ihr wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. „Aber ſoll denn gar nix weiter da ſein als Waſſer? Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken.“

„Mein Tichterle,“ ſagte die Alte, „trinkt nix anders mehr als Waſſer.“

„Na, und da ſind die Folgen davon! Hätt' er ruhig im Gringel geſeſſen und eins getrunken, da wär' er nicht in den Bach gefallen.“

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meiſter Schnödler auch durch die ſorgloſe Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, ſie habe keine Urſache, ängſtlich zu ſein.

„Wenn ich einmal ſo einen unter mein Meſſer hätt' gekriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab' ſtudiert! Was das für ein Bruſtkaſten iſt, und wie der heraufgezogen iſt! Ja, da iſt's keine Kunſt, wenn einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da iſt die Heiteretei, das iſt auch ſo eine!“

Der Name Heiteretei wirkte ſtärker auf den Kranken als vorhin der Überguß mit kaltem Waſſer. Er erhob ſich halb und ſagte mit matter Stimme: „Was geht die mich an? Der Gringelwirts-Ev' hab' ich aufgepaßt. Meint' ich doch, ich wär' in meiner Werkſtatt,“ ſetzte er, ſich beſinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders-Fräle, ihren Fritz wieder bei Beſinnung zu ſehen! Sie liebkoſete ihm wie einem kleinen Kinde.

„Ihr ſeid's Fräle? Habt Ihr das richtig gemacht, Ihr wißt ſchon was?“

„Aber, Fritzle,“ entgegnete die Alte, „du haſt mir's die Nacht erſt geſagt. Was denkſt du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten gehn, wenn ſie ſchlafen!"

„So tut's morgen," ſagte der Fritz, „redet mit der Baltineſſin." Er ſank wieder aufs Lager zurück.

„Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh," verſicherte die Alte. Dann ſah ſie den Meiſter Schnödler wiederum ängſtlich fragend an. Das Umſinken des Kranken beunruhigte ſie von neuem.

Der Meiſter aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von dieſem ihr antworten wolle.

„Das Stehen wird mir ſauer," ſagte er, als ſie an die Schnitzbank kamen. „Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken." Er ſetzte ſich und fuhr fort: „Ich hab' morgen im Gringel zu tun; ich könnt's beſorgen."

Die Alte erſchrak. „Ja, was denn?"

„Das Richtigmachen mit der Baltineſſin-Ev'."

Die Alte wollte ihn noch nicht verſtehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er ſei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit von einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräle erſt die ganze Geſchichte von dem Auflauern ihres Enkels und wie man erſt geglaubt, er wolle der Heiteretei etwas Böſes zufügen, dann, er ſei ihr zu Gefallen gegangen, bis er ſelbſt erklärt, es habe der Gringelwirts-Baltineſſin-Ev' gegolten.

Das letzte kam ihr, wie ſie bei ſich ſelber meinte, kurios vor. Freilich die ganze Geſchichte klang kurios. Das Holders-Fräle war gar nicht ſchwer im Begreifen. Nachdem ſie, was ſie noch nicht wußte, dem Bader geſchickt abgefragt, ſo daß ſie das Ganze der Begebniſſe, ſoweit ſie bekannt waren, überſehen konnte, begriff ſie den Zuſammenhang. Das Beſte ſchien ihr, den Fritz ſich erſt wieder beruhigen zu laſſen; denn ſein heftiges Verlangen, die Sache mit der Baltineſſin-Ev' richtig gemacht zu ſehen, ging, das ſah ſie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiteretei verſchmäht zu ſein. Wenn ſie ihm den Willen tat, mußte er es ſpäter bereuen. Konnte ſie ihn nur ſo lang in dem Wahne laſſen, ſie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte ſich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und alles fügte ſich ſo, wie ſie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünſchenswerteſten ſei.

Das konnte der Meiſter Schnödler mit ſeiner Vermittlerzudringlichkeit vereiteln. Drum ſagte das kluge Fräle nach einigem Beſinnen: „Ja, Meiſter Schnödler, was denkt Er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritzle jetzt gar nicht ſo recht bei ſich iſt; das muß der Meiſter Schnödler beſſer wiſſen als ich. Aber bei ſo einer Frau wie die Valtineſſin iſt's nicht, als wollt' ich eine Mäd' dingen: da könnt' ich Euch wohl ſchicken. Aber zu der, da muß ich ſelber. Und hernachen wird der Meiſter Schnödler auch gegen andere Leut' ſtill ſein von der Sach'. Mein Fritzle iſt gar ein Wunderlicher. Weil die Leut' meinen, er hat der Heiteretei aufgepaßt, ſo will er den Leuten zum Trotz die Valtineſſin-Ev'. Sagen aber die Leut', es iſt ihm um die Valtineſſin-Ev', hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiteretei. Und wenn Er meint, daß die Valtineſſin meinem Fritzle keinen Korb geben wird, ſo wird die Valtineſſin dem Meiſter Schnödler keinen Dank ſagen, wenn er die Sach' verderbt hat. Wenn mein Fritzle Euch vielleicht fragt, ſo ſagt nur: ich bin dort geweſen, und die Sach' wär' ſo gut wie fertig. Aber was meint Er denn zu meinem Fritzle? Das iſt's eigentlich geweſt, was ich Ihn hab' fragen wollen."

„Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtigs," entgegnete der Meiſter. „Wenn eine Krankheit in ſo einen Kerl kommt, da iſt's nicht, wie wenn ſie in einen Schneider gerät. Hernachen iſt's eine Luſt, wie ſie drin herum hantiert. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin. Morgen komm' ich wieder, und den wollen wir ſchon kriegen!"

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie ſah ihm beſorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadeltür kam ihm ſein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte ſich mühſam und verſicherte: „Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!"

Des Mondes Prophezeihung erfüllte ſich. Die Heiteretei war noch nicht eingeſchlafen, als es ſchon zu rieſeln begann. Wie ſie erwachte, hörte ſie die fallenden Tropfen im Strohdach rauſchen und auf den Blättern des Holunders zerplatzen. Und noch ehe die Stunde ſchlug, wo ſie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es wie mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam, ihr für heut die beſtellte Arbeit abzuſagen.

„Morgen wird's ſchon anders Wetter ſein," meinte die Heiteretei.

Das Mädchen ſagte im Weggehen: „Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr ſchickt."

Die Heiteretei ſah ihr einen Augenblick befremdet nach. Dann ſagte ſie: „Schad't nix. Iſt's nicht da, ſo iſt's wo anders. Arbeit gibt's genung."

Die Annemarie tat dieſen Morgen ganz einſilbig, als ſie herabkam, die Heiteretei in der Wartung des Kindes abzulöſen.

Eben ließ die Valtineſſin die Stühle und Taſſen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen ſchleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu ſehen, tat der guten Alten in der tiefſten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte ſie einen wehmütigen Abſchied nach. Die vornehmen Beſuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiteretei hatten dieſer in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, einen Glanz, von dem ein Teil verklärend auf ſie ſelber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten angeerbten Dieners, der in dem Anſehen ſeiner heruntergekommenen Herrſchaft ſein eigenes ſcheiden ſieht. Sie hatte die Heiteretei lieb und meinte ſich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiteretei mit den großen Weibern noch eine beſondere Liebloſigkeit gegen ſie ſelber zu ſehen. Es hatte ſie ſchon bekümmert, daß die Heiteretei nicht einmal den einzigen Reiger ihr zuliebe getan. Und wenn ſie auch den großen Weibern nicht unbedingt recht gab, ſo begriff ſie doch in ihrem Reſpekt vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen ſie könnte recht haben wollen. Daß die Heiteretei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majeſtätsverbrechen vor.

Da die Heiteretei zu Hauſe blieb, war ſie überflüſſig und tappte kopfſchüttelnd langſam wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte ſich mit einer Näherei an das vordere Fenſter geſetzt — das hintere behielt ſich der Holunderbuſch ganz allein zum Hereinſehen vor — und bemerkte, in Gedanken vertieft, den Abgang der Alten nicht.

Nie hatte ein Tag dem anderen ſo unähnlich geſehen, als ſeit die Heiteretei zum letztenmal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder ſein ganz eigenes Geſicht. Es war, als wäre das Stübchen ſeit ſeiner Erbauung zum erſten Male leer, ſeine Wände rückten immer weiter auseinander. Der Holunderbuſch ſah wie glatzköpfig aus; ſo ſehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tauſendlockigen Perücke herausblicken zu ſehen. Das Kind, das um die Heiteretei ſpielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden waren. Um die Stelle, wo die Valtineſſin geſeſſen, bewegte es ſich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabſchnitte. Vermied doch die Heiteretei ſelber, im Vorbeigehen mit der ſeitwärts ſchwebenden Haube der Valtineſſin zuſammenzuſtoßen.

Außerdem vergaß ſie alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Geſpräche der früheren, die Angſt und das Mitleid der letzten Tage hatten ſie ſo ſehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß ſie es nicht mehr wußte, wenn ſie es tat.

Eine eigene Wirkung hatte dieſes Denken an den Fritz. Das Bewußtſein ihrer Verſchuldung, ihr Sinnen, wie ſie das, was nicht mehr ungetan zu machen war, wenigſtens zum Teil ausgleichen könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußeren Dinge des Lebens geſchlummert hatte. Das zeigte ſich bald auch in ihrem äußeren Anſehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daſeins in ihr lesbar geweſen. Es hätte ihn an jene topographiſchen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit ſchwächeren Linien die beabſichtigten Umgeſtaltungen eingezeichnet ſind.

Und Zeit hatte ſie und ſollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwicklung dieſes neuen Daſeins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pauſe gemacht; noch vor der Sonne des nächſten Tages begann er wieder ſeine eintönige Muſik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Holunders unter den zerplatzenden Tropfen. Am vierten geriet der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdlich grau in grau auf die wachſenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerfloſſen; er nahm ſeinen ſchärfſten Stift und ſchien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, ſie unzerſtörbar einzugraben. Das Wachen ſelber konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit ſelber wurde ſchwermütig bei dem eintönigen Liede, das er ſich dabei ſang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechſel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr beſaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterſchieden ſich nur noch durch das Oben und Unten.

Erſt ſah man jede Stunde nach dem Wetterglaſe, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders werden. Erſt ſehnte man ſich, wieder Grün und Blau zu ſehen, zuletzt hatte man vergeſſen, daß es noch andere Farben gab als Grau; man ſah die Zeit kommen, wo Rechen und Haue zu fabelhaften Altertümern wurden, über deren einſtige Beſtimmung man ſich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte und das Heueinernten für ein ſchönes Märchen alter Tage galt. Die beſonnenſten Leute mußten konfus werden, wie ſie ſich in der neuen Welt einrichten ſollten, wo das Waſſer an die Stelle der Luft zu treten ſchien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgetan.

Wenn man nur auch hätte vergeſſen können, daß man einen Magen beſaß. Von der Herzgrube aus eroberte ſich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erſte Glied der Kette von Schlüſſen, durch welche die Gegenwart von neuem an die Vergangenheit feſtgemacht wurde.

Wenn nun ein ſolches Wetter zur Zeit der Heuernte ſelbſt den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinſtehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es geſtern verdient! Und doch war die Heiteretei ſonſt auch bei ſolchem Wetter nie zu feiern gezwungen geweſen. Als Tag um Tag verging und niemand ihrer begehrte, weder zum Waſchen noch zum Scheuern noch zu ſonſtiger Haus- und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzuſehen, was ſie, wie die Valtineſſin geſagt, angerichtet hatte. Aber ſie wollte es lieber den Umſtänden in die Schuhe ſchieben als ſich ſelbſt. Freilich, wer ſoll jetzt waſchen, wo keine Ausſicht auf Trockenwerden? wer ſcheuern laſſen, wo jeder Eintretende den halben Luckenbacher Flur an den Schuben mit in die Stuben ſchleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin geſtand ſie ſich ſelber willig ein. Denn ſie ſah das Gegenteil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin ſtand bei ihr nicht in viel größerer Achtung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meiſten Leuten ihres Standes. Wenn dieſe ſelber einmal einen Brief oder ſonſt etwas zu ſchreiben haben, deucht ſie das ſo ſchwer und peinlich, daß ſie für jeden Buchſtaben gern ein Scheit Holz ſägten oder hackten; an einem anderen kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und ſie halten es für unnötig, obgleich es ihnen nötig genug vorkam, ſich darum ſtundenlang zu quälen.

„Und an ſolcher Faulenzerei,“ fuhr die Heiteretei dann in Gedanken fort, „hab' ich ſelber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder ſchön Wetter werden!“

Sie weiß ja, daß ſie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie iſt ſo weſentlich und unentbehrlich zur Heuernte als Sonne und trocknender Wind.

Freilich bis dahin iſt verzehrt, was ſie für ein mögliches Krankenlager bisher ſich abgedarbt hat! nicht für ſich – daß ſie krank werden könnte, iſt ein Gedanke, der niemandem einfallen wird, am wenigſten der Heiteretei ſelbſt – aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie iſt dafür auf einmal deſto geſuchter. Bald wird ſie zu der Valtineſſin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie ſpricht jeden Tag vornehmer, ſie fängt ſchon an, die Haube zu balancieren wie die Valtineſſin, aber natürlich im richtig bemeſſenen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Haubenwerfen verhält ſich zu dem der Valtineſſin wie ein Schweineſchwänzchen zu einem Löwenſchweif. Und geht ſie breiter denn ſonſt, ſo iſt ihre Grazie gegen die maſſive ſteinerne der Valtineſſin nur eine aus Holz und Lehm und ſie ſelber nur ein beſcheidenes bretternes Hintergebäude.

Nur ſelten kann ſie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten hereinzuſehen, und dann läßt ſie gutmütig, ſoviel in der Eile möglich iſt, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Geſtalt der Heiteretei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat ſie nicht den Mut, wenn auch die Luſt. Denn ſie kennt die Heiteretei. Und die gibt ſich auch nicht das Anſehen, als ob ſie etwas bedürfe. Ja, ſie treibt noch Poſſen mit der Annemarie. Sie ſpielt die Perſon der Valtineſſin und der Weberin gegen ſie und weiß das mit ſolcher Geſchicklichkeit der Nachahmung zu tun, daß die Annemarie zuweilen ihr ſüßſaures Lachen vergißt und, in unwillkürlicher Täuſchung befangen, ſich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiteretei wirklich jene große Frau ſelber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiteretei in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen erſah die Heiteretei, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

„Ich bin keine von Euren großen Weibern," ſagte ſie, „daß Ihr erſt vom Wetter müßt anfangen, wenn Ihr mir was wollt ſagen. Da iſt nur eins zu machen, entweder Ihr red't oder Ihr red't nicht. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Ihr wollt vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab' angezünd't."

„Vor meinetwegen brennt die Lampen ja nicht an, Bäs Dorle," entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm ſuchte zu ihrem Vorbringen.

„Nu, doch wegen dem Liesle da, damit ſich die nicht ſtößt."

„Das Liesle ſitzt ja ſo ruhig, und das Öl, das wird ſchrecklich teuer bei der Witterung."

„So will ich's noch laſſen gehn, aber nu hätt' ich gedacht —"

„Ja," ſagte die Annemarie. Sie dachte: Einmal muß es ſein, und gab ſich ſelber einen Stoß, daß ſie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

„Weil Ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen," ſagte ſie, „und es iſt groß genug dazu; ſonſt übrigens außerdem blieb' ich lieber bei Euch wohnen als wo anders."

„Ihr wollt fort aus meinem Häusle?" fragte die Heiteretei.

„Ja," ſagte die Annemarie, „und der Holunderbuſch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Bruſt nicht mehr ertragen."

„Der hat abgeblüht," entgegnete die Heiteretei ruhig. „Und wenn er's einmal hat getan, ſo tut er's das ganz' Jahr nicht zum zweitenmal."

„Und der Bach," fuhr verlegen die Annemarie fort.

„Ja, der Bach," half die Heiteretei der Alten, weil ſie ſah, dieſe wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. „Der Bach, der iſt halt ſchrecklich naß. Habt Ihr heint ſchon ans Ausziehn gedacht, wie Ihr Mittag ſeid dageweſt?"

Die Alte bejahte und geriet ſchon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiteretei ihre Antwort benutzen könnte.

„Ja, nu weiß ich," ſagte dieſe, „warum das Öl ſo teuer iſt, und warum Ihr gerad jetzt kommt, wo's finſter iſt. Ihr habt gedacht, ich ſeh's Euch ſonſt an, daß Ihr Vorwänd' macht. Wärt Ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt' geſchlafen, da wär's noch beſſer geweſt; da hätt' ich's auch nicht gehört. Und nu will ich's Euch auch nicht zuleid tun und die Lampen anbrennen, eh' Ihr wieder fort ſeid. Ich bin freilich nicht ſo höflich wie Ihr. Damit's nicht zu grob herauskommt, wenn Ihr einmal die Wahrheit red't, wollt Ihr mir lieber zwei Lügen weismachen. Bei Euern großen Weibern iſt das vielleicht das Recht', zumal, wenn Ihr noch einen ſchönen Neiger dazu macht. Aber ich mein', wenn mir einer Lügen weis will machen, ſo iſt das die größt' Grobheit, wo er mir kann antun. Ihr ſeid euer eigener

Herr und könnt in der Baltineſſin ihre Brillenſcheiden ziehen, wenn Ihr wollt. Ich hab' Euch nix zu ſagen und mithin auch nix übelzunehmen. Was das Liesle da angeht, ſo muß die Sach' gehn, wie ſie kann. Mir kann's einerlei ſein und iſt's auch, und nu iſt's fertig."

Bei der Annemarie war's aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiteretei könne es nicht ermachen ohne ſie. Nicht als hätte ſie gewünſcht, die Heiteretei vermöge das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, ſo ſehr ſie ihr ſchon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könnten's für eine Sünde halten, wenn ſie bei der Heiteretei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlaſſen, darin man ſo lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin geweſen, daß man ihm fehlen werde, das iſt ſo leicht nicht. Sie wickelte ein großes großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbrezel auch faſt gar nichts geweſen, und gab ſie dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Ähnlichkeit ihres Schickſals mit dem dieſer Brezel, was ſie dabei ſo mit Wehmut erfüllte.

„Wenn Ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle!" begann ſie mit zitternder Stimme, in der Tür ſich noch zurückwendend. „Und wenn Ihr mir nur wen'gſtens den Neiger zulieb' hättet getan vor meinem End', aber ſo –"

Den Anſtrengungen ihrer Hand gelang's nicht, die vom Schluchzen unterbrochene Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptſächlich deshalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr ſehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Tür zeigte an, daß ſie gegangen war.

Draußen ſtand ſie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem ſie ſelber keine bewies.

Aber die Heiteretei hatte ſich ebenſo ſeltſam widerſprochen, da ſie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie dachte nicht daran, daß ſie ſelber in demſelben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei war's ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deshalb, weil ſie daraus, daß ſelbſt die treue Alte ſie verließ, erkannt hätte, wie ſchlimm man in dem ganzen Städtchen von ihr denken mußte.

Dieſe hatte über ein Menſchenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher ſchon da gewohnt, ehe die Mutter der Heiteretei hereingeheiratet hatte. Eins nach dem andern neben der Heiteretei hatte das Häuschen verlaſſen. Vater und Mutter und ihre eigenen jüngeren Geſchwiſter hatte ſie hinaustragen ſehen; die ältere Schweſter hatte ſie ſelbſt hinaustreiben müſſen. Nun, da auch die Annemarie ging, ward's erſt leer, trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch ſchon ſo lange geregnet und regnete noch. Und der alte Holunder rauſchte jetzt wieder ebenſo eigen wie damals, als ſeine Zweige den Sarg nicht hinauslaſſen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufatmend ſich leiſe ſetzen.

Das alles war ihr beim Abſchied der Alten gekommen, und ſie hätt' es der Annemarie geſagt. Dieſe wär' entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiteretei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn ſie rede. Und ehe ſie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Weſen“ ſelber verdächtigte, blieb ſie lieber ſchweigend an ihrem Fenſter ſitzen.

Verfolgte nun das Schickſal die Heiteretei, ſo nahm es ſich ebenſo ſichtbarlich der Annemarie an. Den Entſchluß, das Häuschen der Heiteretei zu verlaſſen, ſchien es ſelber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte ſie ihre wenigen Habſeligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeſchafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot dieſem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügenderen Schutz. Selber bis in ſein Innerſtes von deſſen Waſſern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgeſogener Badeſchwamm, vermehrte es durch ſein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimſuchte. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offenen Armen auf, der ſie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beiſpiel der belohnten Verräter mehrte ihre Zahl. Was die Heiteretei hineinklebte, nahm der Regen in derſelben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie ſonſt wohl geſchehen. Und ging einer vorüber, ſo geſchah es nur, eine offene Schadenfreude zu befriedigen. Der Holunder konnte nichts, als ratlos ſeine Zweige zuſammenſchlagen; ſie wurden ihm immer ſchwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu ſehen, wie feſt ſie noch ſeien, und nach jedem Pochen ſchüttelte er ängſtlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beſchwören, er ſolle nun endlich nachlaſſen. Der hatte keine Antwort für ihn als ſein ewiges plätſcherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerſchlimmſter Nachbar. Er goß Öl ins Feuer oder vielmehr Waſſer ins Waſſer. Er ſammelte all den Regen, der auf ſeine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die geſammelten Waſſer ſich ein Bette nach dem Häuschen hin ſchufen und von ſeiner Kante darauf herabſtürzten, als hielten ſie das Häuschen für ein Mühlrad, das ſie in Bewegung ſetzen müßten.

Jetzt ſank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewichte. Das Dach wäre nachgeſunken, hätte nicht der Fels mit zu ſpätem Erbarmen jene erſetzt und das wankende mit der eigenen Schulter geſtützt. Und nun begann auch der größte Teil der Vorderwand zu weichen. Sie bog ſich matt vornüber, als wolle ſie um die Ecke nach Hülfe ſehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da ſank ihr, ein Bild ſtiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch dieſe ein, und der Tod löſte zu früh, wenn auch mit ſanfter Hand, einen ſo innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geſchloſſen.

Nun glich das Häuschen einer Waſſerkunſt. Über die Furchen des Strohdaches ergoſſen ſich die Waſſer vom Felſen herab in hüpfenden Kaskaden. Unzählige Öffnungen ſchluckten ſie gierig ein, ebenſoviel andere ſpieen ſie in ſchönen Bogen wieder von ſich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Elend ſo luſtig wie eine Wieſe, und der alte Holunder ſtand daneben abgeſpannt und ſchlaff wie ein durchnäßter Regenſchirm in einer Ecke und ſchlug die Zweige über ſeinem Kopfe zuſammen aus Entſetzen vor ſolchem Frevel.

Die Valtineſſin tat, als der Bader die Nachricht von dem Schickſal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas Ähnliches. Sie ſchlug mit beiden Händen auf die Kniee.

„Da ſieht man doch, daß man richtig hat geweisſagt,“ meinte ſie. „Es hat wohl öfter ſchon geregnet, aber der Regen da, das iſt ein ſichtbarlich Strafgericht vom Himmel. Und das ganz' Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt, der weiß, was er red't. Hier ſitz' ich und ſag': Ein Regen ſoll das ſein? Eine Sündflut iſt's.“

„Ja,“ ſagte der Meiſter Schnödler mit unſicherer Zunge, „die Heiteretei, das iſt ſo ein Kerl, wie die Töchter der Rieſen ſind geweſt. Aber ich will euch ſchon kriegen!“

„Und der Herr hat wieder einen unſchuldigen Noah gerett't wie ſelbmal,“ fuhr die Valtineſſin fort. „Die Annemarie da, das iſt der ander' Noah.“

Die Annemarie, die an der Tür Leuchter putzte, tat einen Neiger. Sie lächelte, aber innerlich ſeufzte ihr Herz über das Schickſal des Häuschens.

„Ja, es iſt kurios,“ ſagte der Morzenſchmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. „Es ſcheint, das ganz' alte Teſtament geht noch einmal für in unſerm Luckenbach. Erſt iſt die Austreibung aus dem Paradies geweſt; jetzund iſt die Sündflut; nu muß der babyloniſch' Turm noch kommen und der Auszug der Kinder Israel aus Ägyptenland.“

„Der iſt geweſt, der Auszug,“ ſprach die Valtineſſin. „Aber nu iſt er erſt fertig. Der Pharao, der ſein Herz hat verſtockt gehabt, nu liegt er im Roten Meer. Ich hab' manchmal beinah gemeint, man hätt' ihr zu viel getan, aber nu hat der Himmel ſelber gered't.“

„Zu viel getan?“ beruhigte der Meiſter Schnödler nachträglich. „So ein Kerl wie die Frau Valtineſſin, die kann ſchon eine Sünd' mehr tun. Wozu wär' denn einer reich auf der Welt? Das iſt noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Baltineſſin. So eine kann gar nicht zu viel tun."

„Ja," meinte der Schmied, „das Zuvieltun iſt andern Leuten ihre Sach'."

Der Meiſter Schnödler ſah den Morzenſchmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorſicht für jeden Fall ſagte er dann: „Keinen Tropfen, Meiſter Langgut. Der Tropfen, den ich heut getrunken hab' —"

Er wollte ſich eben eines hohen Schwurs vermeſſen, aber die Baltineſſin unterlief ſeine Zunge, indem ſie feierlich warnend die Haube ſchwang. „Meiſter Schnödler! Aber was iſt denn da in Seinem Glas geweſt?"

„Das iſt Bier geweſt, Frau Baltineſſin. Wenn ich ſag': Einen Tropfen, hernachen mein' ich einen Bittern."

Die Baltineſſin ſagte: „Ja, wenn Er's ſo meint!"

Der Schmied und die übrigen gingen. Der Meiſter Schnödler rannte die Baltineſſin an. In ſeinem weißlichen Rocke ſchien er mit ihr Nachtfalter und Pfingſtroſe ſpielen zu wollen. Es ergab ſich aber, er hatte beabſichtigt, der Baltineſſin etwas ins Ohr zu flüſtern.

„Von wegen," ſagte er und zeigte auf die Ev', die eben hereintrat.

„Ev'!" rief die Baltineſſin.

„Nu, wie iſt's denn mit dem?" fragte die Ev' leichthin, als ſie herangekommen war.

„Ja, ſo ein Kerl," lachte der Meiſter Schnödler. „Das iſt eine Luſt, wenn ſo ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Baltineſſin, wollt' ich, kräg's einmal. Die ſollt's herumreißen. Das iſt noch lang nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Baltineſſin. Wir wollen Sie ſchon kriegen. Ja, wenn's ihn hat, da red't er von nix als der Heiteretei. Ich kann ſie nicht los werden, ſchreit er. Da ſteckt ſie feſt. Jetzt iſt ſie da, jetzt da. Und deutet bald auf ſeinen Bruſtkaſten, bald an ſeinen Schädel. Ein verwünſchter Kerl, aber wir wollen ihn ſchon kriegen. Und wenn er einmal zu ſich kommt, dann fragt er: Fräle, habt Ihr's richtig gemacht mit der Baltineſſin? So iſt er auf die Jungfer Ev' verſeſſen."

Die Gringelwirts-Ev' ſchien anderer Meinung. Aber: „Wenn ich ihn nur erſt hab'," ſagte ſie zu ſich. „Ich will ſie ihm ſchon herausbringen."

Der Meiſter Schnödler war innerlich der Meinung der Ev', wenn er es auch aus Galanterie oder ſonſt einem anderen Grunde nicht wollte merken laſſen.

Der Valtineſſin allein fiel es nicht ein, der Fritz könne eine Neigung zum König Pharao haben, oder es ſchien ihr nicht der Mühe wert, ſich ſo etwas einfallen zu laſſen.

„Und das Fräle?" fragte die Ev', und ein liebevoller Zug um den Mund ſagte, ſie brauche eigentlich gar nicht zu fragen.

„Sie will's abſolut nicht, daß ich's in Ordnung bring'. Das iſt ein Kerl! Aber ich will ihn ſchon kriegen. Wenn's eine Mäd zu dingen gält', meint ſie, das könnt' ich verrichten. Aber zu einem Kerl wie die Frau Valtineſſin, da müßt' ſie ſelber kommen. Und das geſchäh', ſowie ſie's nicht mehr in den Beinen hätt', daß ſie den Schloßberg könnt' ſteigen. Und weiter ſagen ſoll ich nix. Der Fritz wär' ein Wunderlicher. Wenn die Leut' ſagten: Er freit den Kerl – die Gringelwirts-Ev', da könnt' er aus Trotz die Heiteretei noch nehmen."

„Hm!" dachte die Gringelwirts-Ev'. Das Mordmädle erriet richtig, daß das Holders-Fräle ſie nicht haben wollte. Sie dachte: „Wenn's nur erſt fertig iſt, der will ich's ſchon eintränken."

„Ich meint', er wär' ſelber alt genung," ſagte ſie, „und könnt' ſchicken, wen er wollt'. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zuſammentun mit dem rohen Ding da unten und kann ſie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverſchämtes Geſicht. Wenn's einer machen tät', einen großen Kuppelpelz kräg' er nicht von mir."

Der Meiſter Schnödler verſtand wohl, daß das hieß: „der kräg' einen großen Kuppelpelz von mir."

Er ſchmachtete ſie an und ſagte: „Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das iſt noch ein ganz anderer Kerl als das Holders-Fräle."

Aber die Valtineſſin ſchwang ihre Haube, ſo daß dieſe auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen ſchien.

„Das Holders-Fräle hat recht. So einen ſchickt man nicht zu der Gringelwirts-Valtineſſin,“ ſagte ſie, „in ſolcher Sach'. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu reſpektieren hat. Und es wird ihr ſchon aus den Beinen herauskommen, daß ſie den Schloßberg kann erſteigen. Hier ſitz' ich und ſag': Der Gringel wirft ſein Mordmädle niemand an den Kopf.“

Das Mordmädle griff nach einer Flaſche, darauf geſchrieben ſtand: „Spaniſch Bitter“, und ſchenkte dem Meiſter Schnödler unverlangt zweimal nacheinander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und ſagte: „Der Meiſter Schnödler braucht ſich mit der Sach' nicht weiter unnütz zu beſchweren. Wie meine Mutter meint, ſo mein' ich auch.“

Der Meiſter Schnödler verſtand; er nickte der Ev' mit lachendem Geſicht zu und gab, nach der Valtineſſin hindeutend, zu verſtehen: „Ein verwünſchter Kerl, die Frau Valtineſſin! Aber wir wollen ſie ſchon kriegen.“

Der Meiſter ging, und die Valtineſſin wandte ſich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

„Ja,“ ſagte ſie, „Annemarie, wär' der gerecht' Zorn der großen Weiber nicht geweſt, ganz Luckenbach hätt' mit dem König Pharao müſſen erſaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, ſo wär' vielleicht der ganz' Regen nicht geweſt. Was denkt ſich die Annemarie dabei?“

„Ach,“ ſagte die Annemarie; „aber was meint die Frau Valtineſſin nur? So würd' ich mir doch das nicht zu ſchulden kommen laſſen. Und wenn's zehnmal ſich für arme Leut' ſchicken tät', daß ſie was denken täten dabei, was die Frau Valtineſſin ſagt. Und die Frau Valtineſſin weiß es ſchon einzurichten, wenn ſie was ſagt, daß nir dabei zu denken iſt. Und wenn's ſein könnt', in der Frau Valtineſſin ihrem Beiſein mich's zu unterſtehn, das wär' mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer ſo reich iſt wie die Frau Valtineſſin und iſt am Gründonnerstag Sechzig geweſt!“

„Die Annemarie iſt eine recht vernünftige Perſon für ihre Umſtänd'," genehmigte die Valtineſſin dieſes Erſterben in Demut, „drum hat der Herr ſie auch ſo ſichtbarlich mit ſeinem Arm behüt't. Und an dem Exempel da kann Sie's erſehn, daß der liebe Gott die Welt nicht ſo in den Tag hinein hat erſchaffen, ſondern hat ſich was dabei gedacht, warum er reiche Leut' und arme Leut' hat erſchaffen."

Die Valtineſſin dachte, als ſie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß ſie noch vor kurzem den Unfall des Holders-Fritz ebenſo beſtimmt den Gäſten des Gringels als ein ſolches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch ſchien ſie recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiteretei ſo weit vollzogen, als wir geſchildert haben, und ſchon machte ſich ein Morgenwind auf, dem weitern Regen zu ſteuern.

„Ja," ſagte die Valtineſſin, als zum erſtenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regenwimpern ſah, „das iſt ſichtbarlich. Ordentlich gewart't hat der Wind, daß er nicht eher iſt losgebrochen, bis das Strafgericht iſt vollend't geweſt. Und daß er nicht hat müſſen warten, bis das Häusle ganz verſtört wär' geweſt, daraus kann man erſehn, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, ſondern hat ihn nur wollen demütigen und hat ihn durch Demütigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb' Gott ſo was vorhat, ſo ſollen die Menſchen behülflich ſein. Und was mich anbetrifft, hier ſitz' ich und ſag': Was ich kann tun, daß der König Pharao wird gebeſſert, das ſoll ehrlich und getreulich geſchehn."

So triumphierte die Valtineſſin in der Seele des Schickſals und faßte den Entſchluß, ihm zum Beſten der Heiteretei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenſchlag — denn als ſolcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar ſtolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte ſie doch über das Schickſal des alten Häuschens und die Verſtocktheit und Liebloſigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte ſich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunſt, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenſchlag, da ſie beides allein genießen mußte. Im dickſten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, ſcheuen Schrittes wie ein Geſpenſt um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein ſeinen Lauerer haben. Seit der Fritz dieſe Stelle niedergelegt, verſah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte ſie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie alles hätte ſo ganz anders werden müſſen, hätte die Heiteretei ihr nur gefolgt. Und wunderbarerweiſe tat ſie das in den vornehmſten und verbindlichſten Redewendungen, die ſie der Valtineſſin und der Weberin abgelauſcht. So hatte ja ſie immer die Reiger gemacht, die eigentlich die Heiteretei hätte machen müſſen, und jetzt war es, als könne ſie noch rückwirkend alles gut machen, wenn ſie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiteretei ihr Unglück verſchuldet, nachträglich für ſie erſetzte. Und ſooft ſie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papiers hinabtauchte, in welchem die Abſchiedsbrezel untergegangen war, ſchluchzte ſie wiederum mit ſchmerzlichem Vorwurf: „Wenn ſie nur wen'gſtens hätt' geſagt, ich wollt' lieber, Ihr bliebt! Aber die — ! Nicht einmal den einzigen Reiger hat ſie mir noch zulieb' getan vor meinem End'.“

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüte zu Beſuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des ſüßeſten Weſtlüftchens geſchienen als das rauhe Weſen des alten trockenen Geſellen.

Denn rauh und ſtreng mußte er ſein, um all das heruntergekommene Wolkengeſindel, das wochenlang mit ſtrotzenden Waſſerbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurückzujagen. Unter ſeinem zornigen Schnauben raffte es ſich zuſammen aus ſeiner Zerfahrenheit und floh zurück nach ſeiner Heimat, dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er ſich zum Ruhen legte nach der ſchweren Arbeit, das hing hoch wie ſchneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da ſpann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit roſiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborſtenen Leibe des Grau all die Farben wieder erſtanden, die es verſchlungen hatte! Wie Scharlachſpinnchen auf grünem Papiere rannten auf den grünen Wieſen die roten Unterröcke durcheinander, dazwiſchen dunkle Jacken und Beinkleider wie ſchwarze Käferchen oder wie lebendig gewordene Tintenklexe. Wie vorher der Regen vom Himmel zur Erde gefallen, ſo in tauſend Strömen ſtieg jetzt der Heuduft von der Erde zum Himmel hinauf. Anſtatt des grauen Regengeplätſchers erklangen unermüdlich die bunteſten Vogelſtimmen. So verlaſſen hatten noch nie der Webſtuhl und die Brücke geſtanden in der dumpfigen Stube, die Schere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Senſe oder Rechen zu führen wußte, konnte ſchwitzen ohne Holundertee. Kein Paar geſunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das geſundeſte, regte ſich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in welchem es ſtak, dank den Anſtrengungen des Regens luftig genug geworden, luftig bis faſt zur Durchſichtigkeit.

Die Heiteretei hätte ſich beim Ein- und Ausgehen das Türöffnen erſparen können. Es war faſt komiſch, daß ſie nicht neben der Tür durch die Wand ging. Die hätte ſie nicht erſt zu öffnen gebraucht. Ja, ſie ſchloß die Tür ſorgfältiger als je, wennſchon ſie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das, etwa hundert Quadratfuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn ſie dies jetzt mit noch leichteren Schritten und aufgerichteteren Hauptes tat und dabei ein luſtiger Liedchen ſang als je zuvor, ſo ſah man wohl, daß es aus Trotz gegen den Spott der Vorübergehenden geſchah.

Wäre ſie neben der Tür durch die Lücke gegangen, ſo hätte ſie dieſe förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte ſie den Spöttern nicht.

Selbſt ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unverſehrtes Schlafgemach hätte ſie als ein Zugeſtändnis angeſehen, durch welches erſt der Zuſtand ihres Häuschens eine feſte Tatſache geworden wäre. So ſaß ſie den ganzen Tag über, da niemand ihrer begehrte, allen Vorübergehenden ſichtbar an ihrem Tiſche. Aber ſie ſchien niemanden zu ſehen; für ſie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Feſt für alle Spottmäuler des Städtchens. Jeder ſuchte der notwendigen Arbeit wenigſtens ſo viel Zeit abzuſtehlen, als er brauchte, die Heiteretei ſo daſitzen zu ſehen, und irgend einem Nachbar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuflüſtern, eben noch laut genug, um von der Heiteretei ſelber verſtanden zu werden. Aber nur, wenn ſie etwa in der Tür ſtand oder durch das eine übriggebliebene Fenſter ſah, nahm ſie von dergleichen Notiz. Dann hatte ſie, ohne irgend ein Zugeſtändnis in Rückſicht des delikaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein friſches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen war's freilich anders. Zunächſt half ihr's noch, daß ſie ſich erſt an das Bewußtſein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden ſichtbar zu ſein, und jedes Geräuſch rief augenblicklich ihren ganzen Trotz wieder wach. Aber wenn nun ſo lange draußen alles ſtill geweſen war und ihr Stolz die unnötige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte ſich aber auch, wie ſehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Fritz ein ſo unzertrennlicher Gefährte ihrer einſamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiteretei aus dem kurzen, erſt ſpät gekommenen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Widerſchein ſeines erſten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der faſt verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knoſpen. Schnell ſprang ſie aus dem Bette, und wirklich! ſie ſah den ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben haſtiger als ſonſt und ſo niedrig, daß ſie faſt das Waſſer des Baches berührten. „Nu werden ſie doch müſſen kommen,“ lachte ſie in ſich hinein. „Das viele Heu, das noch draußen liegt! Und ſo ein Gewitter vor der Sonn' kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang dauern, ſo werd' ich geholt; aber hernachen tu' ich gewiß nicht, als wär' mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder dabei geweſt, hernachen iſt mir nicht bang. Wenn ſie nur einmal wieder geſehn haben, was ich ermachen kann.“

So ſchnell war ſie nie fertig geworden mit Anziehen und Waſchen. Sie hatte ihren leichteſten Rock angetan, um recht ausbündig ſchaffen zu können. Und bald pochte es auch, erſt einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer einer und derſelbe, der gepocht; es war kein Bote, der zur Arbeit rief; es war nur der alte Holunder. Von einem ſo wertgehaltenen Freunde wahrlich ein ſchlechter Spaß! Sie war nahe daran zu glauben, auch den alten Buſch hätten ihr die Weiber verhetzt. Und je höher die Sonne ſtieg, deſto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken ſo gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers durchſchien. Jetzt war er leer, und ſeine Ränder liefen von jenem eigenen graurötlichen Dufte an, den man den Herauch nennt und der dauernde Trockne prophezeit.

Der Heiteretei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog ſich, wie der äußere ſich aufklärte, und es fehlte nicht viel, ſo regneten ihre Augen.

Da näherte ſich durch das Gras draußen ſchleifend ein ſchwerfälliger hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die ſie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wieſen hinausgeſchüttet. Wer konnte es ſein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Dienſtbote oder Lehrling, der, etwas Vergeſſenes nachzuholen, in die Stadt geſchickt, ſich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiteretei wieder oben; ſie ſaß in ſtraffer Haltung und ſang ein luſtiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiteretei tat nicht, als hörte ſie den ſchweren Atem des nun Stillſtehenden, ſie ſah nicht nach ihm um. Der Atem klang ihr wie der der Valtineſſin; das Blut drängte ſich nach den Augenbrauen, aber ſie ſang noch beſſer als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuſpern, aus dem Verwunderung und

Unwille herauszuhören war. Endlich ſagte zürnend die Stimme der Reicker Wirtin: „Aber Mädle, biſt du denn der Verzeihmirsgott? Was iſt das für eine Aufführung da?“

Die Heiterethei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in welchem die Frau das ſagte. „Sie iſt eben auch eine von den Großen oder will's wenigſtens ſein,“ dachte ſie bei ſich; „ſie ſoll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder.“ Dann rief ſie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiſeſte Wort hätte verſtehen können: „Iſt jemand da draußen vor der Tür?“

Dieſe Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt ſein wollte. „Mit mir ſtellſt du keine Faxen an,“ ſagte ſie. „Du biſt nicht der Mann danach.“

Trotzdem ging die Heiterethei erſt ans Fenſter und öffnete dasſelbe auch noch mit großer Umſtändlichkeit. „Ihr ſeid's, Frau Dotin? Aber warum kommt Ihr nicht herein ins Häusle? Ich laſſ' das Fenſter nicht gern auf; das Liesle hat's mit den Zähnen, und da kann's die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenſter zu iſt, kann man's nicht gut hören, wenn jemand draußen ſpricht.“

Die Reicker Wirtin ſchüttelte mit dem Kopf und dachte: „Sollt's mit der nicht richtig ſein hinter der Stirn? Aber danach iſt ſie doch nie geweſt, daß das mit dem Häusle ſie ſo ſehr hätt' ſollen angreifen.“ Sie wollte durch die Lücke hinein, da ſie aber die Tür aufſchließen hörte, meinte ſie: „Wenn ſie wirklich ſo iſt, ſolchen Leuten muß man den Willen tun, ſonſt können ſie einem was zufügen in ihrer Wut.“

Jetzt ging die Tür auf, und die Wirtin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als ſie die Heiterethei ſo nahe vor ſich ſtehen ſah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geſchichten von Verrückten ein. Als ſie aber die Heiterethei genauer betrachtet und von verwirrtem Weſen, wenigſtens von den Anzeichen eines nahen Wutausbruches nichts gefunden, hinkte ſie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

„Guten Tag herein,“ ſagte ſie dann; „wenn man dir nämlich was Guts zu wünſchen braucht. Deinem Geſicht nach ſollt' man meinen, es wär' nicht nötig.“

„Ach,“ entgegnete die Heiterethei luſtig. „Guts kann man immer brauchen. Und wenn man gleich keiner iſt von denen, die nix genug können kriegen. Aber Ihr fürcht't Euch wohl gar vor mir?"

„Du denkſt, du biſt die Einzig', die ſich vor gar nix fürcht't," lachte die Wirtin in ihrer Erleichterung. Denn ſie ſah wohl, die Heiteretei war noch ganz die alte. Indem ſie ſich in dem Stübchen umſah, ärgerte ſie ſich wiederum, wenn auch in anderer Meinung, darüber, daß die Heiteretei nach ſolchen Erlebniſſen und Taten noch die alte ſein konnte. Drum fuhr ſie fort, und nicht mehr im Tone des Scherzes: „Aber nu läßt du mir deine Faxen. Ich bin da, ein ernſthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch wieder fortgehn ohne das, das ſag' ich dir."

Die Dotin ſetzte ſich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das ſie mitgebracht, vor ſich auf den Tiſch. Die Heiteretei holte ihren Stuhl vom Fenſter und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Buſentuch; das gehörte zu den nötigen Vorbereitungen, wenn ſie jemandem eine Predigt halten wollte. Dann ſtrich ſie die Schürze glatt, lehnte ſich hintenüber, ſetzte die Brille auf und begann: „Aber, Mädle! Mädle! was machſt du mir da für Ding'! Rennſt den Holders-Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frein, und wie dir die großen Weiber deine Unart verweiſen, biſt du noch ſo unſinnig und jagſt ſie aus dem Häusle?"

„Weil er mich nicht will frein?" unterbrach ſie die Heiteretei zornig. Die Wirtin nahm die Brille ab, wie jederzeit, ſolang ſie nicht ſelber ſprach. Die Heiteretei aber fuhr fort: „Das habt Ihr Euch weis laſſen machen und hättet doch daran ſollen ſehn, was zu Euern großen Weibern iſt. Und ſie ſollen erſt an ihr' eigne Unart denken, wie ſie mir ſo lang in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt' mir auf und wollt' mir was tun, bis ich's hab' geglaubt."

„Das mög' ſein," entgegnete die Wirtin, nachdem ſie die Brille wieder aufgeſetzt, „das mög' ſein, wie's will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach' iſt geweſt. Das Ding iſt ſo: Du biſt ein arm Mädle, und das ſind große Weiber. Das iſt die Sach', und nicht, wer ſchuld iſt und wer nicht ſchuld iſt. Denn Reden, ſiehſte, das ſind nur Wörter, und es kommt nix drauf an, was einer red't, ſondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, ſiehſte, die Weiber den Fritz ſelber 'neingerennt hätten, das bleibt ſich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht ſo kommen, wie du gekommen biſt. Ich hab' mir's immer gedacht, daß das mit deinem Weſen einmal ſchlimm wird ablaufen. Armut und Hochmut, die führen zuſammen eine ſchlechte Eh', und wird nicht gut, bis ſie ſich ſcheiden und die Armut freit die Modeſtigkeit. Der Hochmut hat dir alle Leut' erbittert und hätt' dir das Häusle eingerennt, hätt's auch nicht der Regen getan. Aber die Modeſtigkeit, ſiehſte, wenn du die gehabt hättſt, da wär' die Wand wieder zugewachſen, du hättſt ſelber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich bei Zeit bekehrſt! Drum gehſt du heint noch herum und bittſt den großen Weibern dein' Unart ab. Die Valtineſſin iſt eine herzensgute Frau, wenn ſie nicht einer mit Gewalt reizt, wie du's haſt gemacht. Hernachen —"

Auf der Heiteretei Backen hatte ſchon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckflecken den anderen gejagt; jetzt fiel ſie jener in das Wort. „Ich dächt' auch, Ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommt's auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich ſag' Euch nur ſo viel: In meine Ohren geht nicht das Zehntel als in Euern Mund."

Die Wirtin ſetzte die Brille wieder auf und ſagte ruhig: „Das iſt deine Sach'. Mach' du, was du willſt; hör' oder hör' nicht. Ich red', weil's meine Schuldigkeit iſt, und es ſoll mir kein Menſch einmal nachſagen, ich hätt' meine Schuldigkeit nicht getan, und du ſelber nicht, wenn dich's einmal reut. Da mit dem Liesle, das wär' recht gut und ſchön, was du an der tuſt, wenn du kein arm Mädle wärſt, das genung für ſich ſelber zu ſorgen hat. Ich weiß, wem's iſt, aber das wiſſen nicht alle Leut', und manchmal will einer nicht wiſſen, was er weiß. Und du denkſt, du meinſt's gut mit deiner Schweſter, wenn du ihr die Ruten abnimmſt, die ſie ſich aufgebunden hat? wenn du ihr die Sorg' abnimmſt, die ſie vernünftig machen konnt', beſſer als deine Reden, damit ſie ſo leichtſinnig fort kann machen, wie ſie angefangen hat?"

Die Heiteretei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr ſtand, mit beiden Armen umſchlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu ſehen, was die Heiteretei auf ihre Reden ſagen könnte, entgegnete dieſe mit leiſerer Stimme als gewöhnlich: „Ich red' nicht gern davon." Und indem ſie das Liesle auf ihren Schoß ſetzte, fuhr ſie, mehr zu dieſer als zur Dotin gewandt, fort: „Es muß jeder ſeine Leut' kennen und muß wiſſen, ob das Elend ſie nicht noch ſchlimmer kann machen ſtatt beſſer; und wenn eine ſchlimm wird, iſt's beſſer, ſie wird's allein, als daß ſie noch ein ander's mit ſchlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die andern ſollten abbitten, und auseinander bringt uns auch keiner, es müßt' denn der Totengräber ſein. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht geſagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich Euch hab' mitgebracht vom Gründer Markt? Wär's nur ein lebendiger geweſt, der hätt' Euch aufgefreſſen ſtatt Ihr ihn. Und eine rote Naſe hätt' er nunmehr auch von Euerm Bier."

„Ja," ſagte die Wirtin, indem ſie ihre Brille wiederum im Buſentuch unterbrachte, „lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf ſeine alle Vier'. Und wenn man denkt, du biſt einmal vernünftig, da biſt du geſchwind mit deinen Faxen wieder dahinter her. So groß und ſtark du biſt, ſo biſt du doch nix als ein pures Kind. Ich hab' dir geſagt: mach', was du willſt; aber denk' nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willſt, wenn du mir nicht folgſt. Nicht, daß ich's mit den Weibern in der Stadt nicht möcht' verderben um deinetwegen; wiewohl ich nicht wüßt', warum ich das ſollt' tun. Aber es ſoll auch nicht heißen, die Reicker Wirtin hat ſie in ihrem Trotz beſtärkt. Und nun will ich auch einmal ſagen: und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Behüt' dich Gott!"

„Ja, wie Ihr's ſagt, da klingt's auch nach was!" lachte die Heiteretei. Sie ſah die Dotin ungewiß, ob ſie durch die Lücke gehen ſolle oder durch die Tür. Es iſt eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man hereingekommen iſt. Hätte nicht unbewußterweiſe auch die Reicker Wirtin dieſe Nötigung gefühlt, die Heiteretei wäre mit dem Türöffnen zu ſpät gekommen. Die Wirtin wartete darauf und ſchüttelte doch ſelber verwundert darüber den Kopf und ſchüttelte ihn noch, als die Heiteretei ſie nicht mehr ſehen konnte.

Der Heiteretei war es nicht ſo ums Herz geweſen, als ſie die Wirtin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen ſtehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die ſie durch eine Lücke in den Weiden hindurch ſehen konnte. Die Dotin war die einzige, von der ſie noch Teilnahme und Hülfe erwarten durfte gegen die Not, die mit ſchnellerem Schritte dem Häuschen zueilte als die Alte ſich davon entfernte. Mehr als einmal meinte ſie, ſie noch errufen zu müſſen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede beſtanden, und abbitten konnte ſie nicht, wenn ſie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte ſie dann nur noch in ihrem Trotze beſtärkt.

Waren das böſe Nächte geweſen ſeither für die Heiteretei, ſo zeigte ſich die heutige um nichts beſſer.

Die Not drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter als je. Sie war nie erbitterter auf die Menſchen geweſen, die ſo unbillig mit ihr verfuhren, und doch hatte ſie nie dringender gefühlt, wie nötig ſie dieſelben hatte.

„Meinetwegen?“ ſagte ſie, kummervoll aufſitzend im Bette – denn nichts verſtärkt das Gefühl innerer Bedrängnis empfindlicher als die äußere Hülfloſigkeit der liegenden Stellung – „Meinetwegen? Oh, wenn ich allein wär', ſie ſollten mich zu nix zwingen, ſo lang's Wurzeln gibt auf den Wieſen und Waſſer im Bach. Aber mit dem Liesle da, wo ich froh bin, daß ich's ſo aufgebracht hab' mit Ziegenmilch und Tee! Und hätt' ich's nur wenigſtens ermachen können, daß ich die Geiß behalten hätt'! Und ſie geben mir keine Milch auf Borg; ich muß froh ſein, wenn ich für Geld welche krieg'. Und das iſt nun auch alle. Aber abbitten tu' ich doch nicht! Mich anbieten zur

Arbet, das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen ſoll, daß ich zu den Leuten ſoll ſagen: Gebt mir Arbet, — wo ſie ſich vorher haben geriſſen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch tun um dem Liesle ſeinetwegen. Und das tu' ich morgen; aber jetzt denk' ich nicht mehr dran. Die Gedanken machen einen deſperat. Gut! lachen ſie äußerlich, ſo lach' ich innerlich. Am End' müſſen die Leut' ſich ſchämen und nicht ich. Und tun ſie das nicht, ſo tun ſie was anders. Ich ſchlaf' aber nun, und nun ſeid ſtill, ihr Gedanken, ich ſag's euch zum letztenmal, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Dazu machte die Heiteretei eine entſchiedene Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Gebärde zu leihen. Aber es ſchien vergebens. Der Schlaf, den ſie gerufen, kam ihr noch nicht zu Hülfe. Inſtinktmäßig ſuchte ſie nach einem Punkte, an den ſich eine andere Gedankenreihe knüpfen ließe. Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkürlich fiel ihr ein, wie ihre Schweſtern und Bettgenoſſinnen ſich ſchon als Kinder gemüht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchſtaben des Namens ihrer künftigen Männer herauszuleſen. Sie ſelber hatte dann dieſes Treiben verſpottet; die Schweſtern behaupteten, weil auf ihrer Hand nichts geſchrieben ſtehe, ſo werde ſie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihr's darum zu tun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu geraten, tat ſie, was ſie damals nicht getan. Und ſeltſamerweiſe, als ſie eben dieſes Treibens halb ſich vor ſich ſelber ſchämen wollte, meinte ſie, ganz leſerlich ſtänden zwei verſchlungene Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte ſich über und über erröten und wollte nicht wieder hinſehen; denn ſo keck und friſch vor den Leuten, ſo ſchamhaft war ſie vor ſich ſelbſt.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter ſah und nach ſeiner Weiſe mit ihr zu reden begann, da fürchtete ſich die Heiteretei vor ſeinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die ſie eben entdeckt. Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort ſprechen konnte, dennoch ſuchte ſie es auf andere Gedanken zu bringen.

„Sei nicht dumm, Liesle," ſagte ſie ſchnell, um ihr zuvorzukommen; „es iſt ja nicht wahr. Der Mond guckt 'rein, ob du ein gut Kind biſt und ſchläfſt, und hernachen ſagt er's ſeinen kleinen Brüderlen am Himmel. Guck', er iſt ſchon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erſt eins, hernachen legt er ſich auch nieder und ſchläft."

Das Kind war ſchon wieder im Entſchlummern und ſank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anſtrengung mehr, ſich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte ſich eine Gedankenreihe an, die ſtark genug war, ſich gegen jede andere zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiteretei ſich bei ſich ſelber entſchuldigen müſſe, daß ein F und ein H auf ihrem Handrücken ſtand. Denn daß am Ende aus den Verſchlingungen des Geäders zu leſen war, was man wollte, daran dachte ſie in ihrer Unbefangenheit nicht.

„Dummes Zeug," ſagte ſie zu ihrem Handrücken, „ich brauch' keinen Mann. Nicht den und auch einen andern nicht! Wenn ich was möcht', ſo wär's ein Bruder. Schön ſein muß es doch, wenn man einen Menſchen hat, dem man alles kann ſagen. Ja, und zu einem Bruder, da ließ' ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär' und ich wohnt' bei ihm, wie wollt' ich ihm ſeine Sach' zuſammenhalten! Da wollt' ich den ganzen Tag in ſeiner Werkſtatt mit ihm ſein und ihm helfen. Er ſollt' nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär', da macht' ich Ordnung in der Werkſtatt und ſcheuert' und macht', was zu machen wär'. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief', ich wollt' nicht meinen, ich tät' zu viel. Zuerſt müßt' er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krägeleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quaſten ſchnitt' ich gleich den erſten Tag von ſeiner Pfeifen. Rauchen möcht' er meinetwegen; es iſt, als wenn's einmal zu einem Mannsbild gehört'. Und ohne Weſten wie ein Schlenkerles-Jörg dürft' er mir auch nicht mehr auf die Gaſſ'. Es iſt ein Jammer, wenn ſo ein hübſcher gewachſener Menſch ſo gar nix auf ſich hält. Er iſt der ſchönſt' Burſch, den ich geſehen hab'. Aber die langen wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen ſoll; wird nur der Rockkragen ſchmutzig davon. Und ſein Maß Bier den Tag, das wollt' ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt' ich haben. Er iſt die Guttat ſelber, und wenn er welchs hat, ſo haben's eigentlich andre Leut', und wo ſelber genug haben im Haus."

So ſinnt ſie. Aber ſchon verſagen ihr die Worte, bald auch die Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß ſie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben ſprechen.

Der eine ſagt: „Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau notwendiger denn zuvor, mit ſeinem gelähmten Finger."

Die Heiteretei denkt im Einſchlummern: „Die meinen den Fritz."

„Und wenn die Ev' iſt," entgegnete der andere, „wie ihre Mutter, die Baltineſſin! Das iſt eine Tüchtige. So eine könnt' ihn zuſammenhalten."

„Die Ev' —" denkt die Heiteretei noch, dann nichts mehr. Sie iſt eingeſchlafen.

Und wie lang ſchläft ſie dasmal! Als ſie erwacht, iſt's ſchon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber ſie hat keine Zeit, ſich zu verwundern; ſie hört das Walkmüllers-Gretle drinnen ſagen: „Die Heiteretei ſoll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswieſen noch 'rein." Sie zieht ſich eilend an, während die Baltineſſin dem Gretle antwortet. „Jetzt ſchlägt die Baltineſſin auf ihre Kniee," denkt die Heiteretei, „und nun geht's los. Richtig!"

„Denn obſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': Sie wird gleich kommen, das Annedorle."

„Denn warum?" fügt die Schreinerin hinzu, „ſie will ja noch auf der Ev' ihre Hochzeit."

„Aber daß das Annedorle ſich in acht nimmt!" ſagt die Schmiedin. „Er hat ſchon wieder ein Beil bei Mein'm beſtellt."

„Dummes Zeug!" ſagt ſie ſelber, nämlich die Heiteretei. „Ich fürcht' mich vor zehn ſolchen nicht." Dabei wundert ſie ſich über ſich ſelber und denkt: „Das iſt ja eigentlich alles lang vorbei."

Aber ſchon iſt ſie draußen und wundert ſich wiederum, daß ſie den Schiebkarren mit ſich führt. Den braucht ſie doch eigentlich nicht. Und ſie iſt auch ſchon weit über des Walkmüllers Ulrichswieſe hinaus. Sie iſt ſchon im Ulrichsholze; ſie fährt ſchon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter ſich. Die Tannennadeln duften ſo ſtark, es nimmt ihr faſt den Atem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichsholz, ſondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt ſie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

„Laß mich los," ſagt ſie; „ich hab' gern meine Händ' frei."

Sie ſieht ihm ins Geſicht; das iſt blaß, aber ſo gut, daß es ihr in der Seele weh tut. Und was iſt das auch für ein Blick, mit dem er ſie anſieht! Sie denkt: „Wenn ich immer ſo daſtünd', und er ſäh' mich immer ſo an!"

„Gelt," ſagt ſie zu ihm, „du haſt mich gewollt? Du haſt dir kein Beil beſtellt? Ich hab' ja auch immerfort gedacht, du ſollſt mich nehmen, damit dein' Sach' gut gehalten wird. Daß ich ſo bei dir könnt' ſtehn und könnt' dir das ſelber ſagen, das hätt' ich mir nimmermehr eingebild't, und es wundert mich noch, indem ich's zu dir ſag'. Aber daß du nun die Ev' willſt frein!"

„Ja," ſagt der Fritz und ſieht ſie immerfort dabei an, „das iſt freilich ſchrecklich ſchlimm! Aber das Fräle hat einmal ihre Laden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingetan werden. Ja, da iſt's nun nicht mehr zu ändern."

Das begreift die Heiteretei. „Wenn's ſo iſt," meint ſie traurig, „da iſt's freilich zu ſpät. Aber halt' mich nicht ſo närriſch bei der Hand!"

„Tut dir's weh? Ja, ich bin ſtark. Ich bin der wilde Fritz."

„Deswegen? Und wenn du noch zehnmal ſtärker wärſt, vor dir fürcht' ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerſpitzen kommen und ſchlängeln ſo heiß den ganzen Arm herauf bis ins Herz. Mir iſt angſt, die tun mir was daran. Es pocht auch ſo ſehr; ich kann kaum Atem kriegen! Und ſieh mich auch nicht mehr ſo an, ich kann's nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willſt du mit der Gringelwirts-Ev'? Guck', ſo eine iſt nix für dich. Du kannſt keine brauchen als mich. Hätt' ich dich doch nicht vom Steg gerennt;

nun denkſt du, ich mag dich nicht. Du meinſt, weil ſie ein hübſch Geſichtle hat? Und es iſt nicht einmal ſo hübſch. Nein, hübſch iſt's gar auf der Welt nicht, der Gringelwirts-Ev' ihr Geſicht! Wenn ich mir denk', wie's einmal ausſehen ſoll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat laſſen liegen. So iſt ihre Mode; ſie kehrt nix weg, als was von ſelber geht. Du denkſt, ihre Leut' haben Geld; aber ſie haben auch Kinder genung; und wer weiß, leben ſie noch wie lang! Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir tuſt! Und dein Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßt', ob dein Stadel wieder offen ſtänd'. Das wird ſie hin- und herwerfen aus einer Ecken in die ander', wie ſie's macht. So ging' ich hin, damit's ſäh', wie's mich dauert. Aber ich ſag' dir's noch einmal, laß mich los! So um die Achſel laſſ' ich mich nicht angreifen. So leid' ich's von meiner Schweſter nicht, geſchweig' von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich ſonſt tu'. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mir's iſt! So iſt mir's mein Lebtag nimmermehr geweſt. So müßt's im Himmel ſein, wenn nicht die Angſt dabei wär'!"

„Vor was denn?"

„Ja, das weiß ich nicht."

„Wenn nun das Liesle da im Bett dein Kind wär', oder du hättſt ein ander Kind, aber es wär' dein?"

„Aber das von deinem Fräle gefällt mir nicht, daß ſie nur ein Bein hat. Da kann ſie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf."

„So?" ſagt der Fritz. „Hat ſie nur eins? Das hab' ich nicht gewußt. Aber ſie kann beſſer damit laufen als andere mit zwei."

„Das iſt alles ſo närriſch," meint die Heiteretei. „Aber ſo närriſch Zeug hab' ich ja die ganz' Zeit erlebt. Und warum ſoll ich das nicht glauben? Hab' ich doch das ander' geglaubt."

„Aber da kommt gar der Holunderbuſch an mein'm Häusle. Wo der nur dem alten Schramm ſeinen roten Kirchenfrack her hat gekriegt? Und er bringt die Baltineſſin geführt. Wie die geputzt iſt! Das iſt auch noch nicht paſſiert, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter iſt Brautjungfer geweſt. Ach, nimm ſie nicht, Fritz! Nimm ſie nicht, die

Gringelwirts-Ev'! Und laß mich los, ſonſt muß ich dich ja drücken, bis du tot wirſt, und hernachen kannſt du die Gringelwirts-Ev' nicht frein."

„Drück' mich tot! Drück' mich tot!" ſagt der Fritz, umſchlingt ſie und legt ſeinen Mund auf ihren.

„Laß mich los!" ruft ſie zornig und hält ihn doch ſelber feſt. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen ins Geſicht. Sie gibt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeſchleudert wird, wie damals vom Ulrichsſteg, daß ſie ſelber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es iſt faſt, als wär's gar kein Baum, als wär's eine Kalkwand. Sie taſtet daran herum, denn es iſt plötzlich Nacht geworden. Nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber iſt etwas heller; ſonſt iſt die ganze Gegend finſter um den Garten herum.

Ja, es iſt eine Wand, an der ſie ſitzend lehnt. Der Boden unter ihr iſt weich wie ein Bett. Neben ſich hört ſie einen leiſen Atem. Sie fühlt, ſie iſt im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Geſicht. Der Fritz hat ſie geküßt! Und wie hat ſie mit ihm geredet! War ſie denn das ſelber? So kann ſie ja nicht geſprochen haben! Von einem Manne kann ſie ſich ja nicht haben küſſen laſſen! Aber ſie fühlt ja noch den Druck, mit dem ſie ihn an ſich preßte, an ihrer Bruſt. Sie fühlt ſeine Wärme noch auf ihrem Munde, das Gefühl noch, das ſie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leiſe Atem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erſcheint als die übrige Umgebung, iſt ihr Kammerfenſter. Sie ſitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag geweſen ſein, ſeit ſie zum letzten Male einſchlief. Ob das ein Traum geweſen iſt? Ja, ſo hat ſie ſich das Träumen immer gedacht, daß man tun und leiden müßte, was man wachend nicht täte und nicht litte.

Wie wär' das gut! Da wär' auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirts-Ev' freit'. Denn das könnte ſie nicht ertragen. Aber auch, daß er ſie, die Heiteretei, lieber hätte, war dann nur ein Traum. Und das muß ſie wiederum ſchmerzen.

Wenn ſie von neuem einſchliefe, träumte ſie vielleicht ſo fort, und die ſeltſame Angſt, die ſie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was ſie noch täte im Traum! Und ihr Geſicht brennt noch über das, was ſie ſchon getan. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erſt reden!

Sie weint vor Entrüſtung über ſich ſelbſt, daß ſie die Gefühle nicht wieder loswerden kann, ja nicht loswerden möchte, um alles nicht!

„Ich will nichts vom Fritz,“ ſagt ſie laut. „Mag er die Gringelwirts-Ev' frein! Ich mag ihn nicht! Ich mag keinen! Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.“ Sie kann ſich zwingen, ſo zu reden, aber nicht, daß ſie ſo fühlt, wie ſie ſpricht. Sie wird aus ſich ſelber nicht klug. Immer wieder verwechſelt ſie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andere beginnt.

Sie ſieht aus dem Fenſter, um ſich zu kühlen; die Luft ſcheint ihr ſo heiß als ihr Geſicht.

„Wenn ich baden ging',“ ſagt ſie zu ſich, „dann müßt's anders werden.“

Das Liesle, das weiß ſie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht ſich an. Denkt ſie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt: „Wenn du ein ander Kind hättſt, aber es wär' dein?“ da ſchmerzt ſie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte ſie's verleugnen wollen. Sie bittet's der Schlafenden ab. Dann eilt ſie dem Bade zu.

Und wie ſie nun an der heimlichen Stelle ſteht, wo ſie ſo oft um dieſe Nachtzeit gebadet, da kann ſie's nicht über ſich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonſt entkleidete ſie ſich ſo unbefangen wie ein Kind und ſtürzte ſich in die kühle Flut. Und nun — ſie weiß, es ſieht ſie niemand, dennoch kann ſie ſich nicht entkleiden. Sie ſchämt ſich vor den Bäumen, vor dem Himmel, vor dem Waſſer, vor der Nacht und vor ſich ſelbſt.

Hat ſie denn etwas Böſes getan?

Denkt ſie der Gringelwirts-Ev', ſo ſchnürt's ihr die Seele zu. Da ſteht ſie; die vertraute Tiefe lockt ſie mit tauſend heimlichen Lauten, ſich hineinzuſtürzen, wie ſie geht. Ein leiſer Windſtoß erſchreckt ſie;

erſt ſucht ſie ſich in ſich ſelber zu verſtecken, dann flieht ſie heimwärts wie ein ſcheues Reh.

Hat ſie der erſte Traum ſo ganz geändert? Sonſt fürchtete ſie niemanden. Aber es iſt auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eigenen Schwäche iſt's. Und dieſe hat ſie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erſte Rot des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochenen Spiegel entgegen, als ſie, heimgekehrt, atemlos wieder in ihre Schlafkammer tritt. Sie ſieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abweſenheit. Es hatte ſich aufgeſetzt und geweint; das fühlte ſie an der Bettdecke, wo ſein Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen wieder entſchlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn geſunken. Ihr war's, als könnte das Liesle über nichts geweint haben als über ſie ſelber. Sie kniete an das Bett hin und ſchlang den einen Arm leiſe um das Kind.

„Glaub' mir's doch nur, Liesle," ſagte ſie zu der Schlafenden, aber flüſternd, um ſie nicht zu wecken, „ich laſſ' dich gewiß nicht, ſolang ich lebe. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht ſchlecht. So was wie vorhin tu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle; und die Mutter ſelig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch nicht im Traum wieder muß tun."

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdes ſeine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. „Ja," ſagte er, als er auf einem Stuhle in ſeinem Stadelgarten ſaß, „es iſt doch kurios, wie alles will gelernt ſein, auch das Krankſein und hernachen auch das Wiedergeſundſein. Ja, wenn man läuft und red't und hantiert, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erſt hat einzeln auswendig müſſen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man ſie will machen, als wenn's halt von ſelber geſchäh'. Und wenn ich wieder geſund bin, hernachen werd' ich's auch nicht begreifen, daß ich erſt ins Geſundſein gar nicht recht hab' hinein können kommen und daß ich's erſt wieder hab' müſſen lernen. Es heißt, wer geſund wär', der tät' nicht wiſſen, daß er einen

Magen hat. Da möcht' ich meinen, er müßt' auch nicht wiſſen, daß eine Sonn' iſt und ein Himmel und Gras und Bäum'. Jetzund ſpür' ich das alles wie ein Kranker ſeinen Magen. Die Bäum' drücken mich, der Himmel iſt, als wenn er ſich auf mich legen wollt' oder ſchon läg' mit ſeiner ſchrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, ſo grün iſt's. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da iſt's, als müßt' ich mich dagegen ſtemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein konfus. Das iſt verwünſcht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das ſich ſeine Flügel putzt, und jeden Grashalm ſpür' ich einzeln. Da ſieht man erſt recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildtun iſt geweſt. Gegen das da helfen die Fäuſt' nix, da kann man ſich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, ſo kann er doch ein Mann ſein und ein rechter dazu. Den Mann macht's, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig feſt auf dem, was er einmal hat geſagt."

Jetzt ſah er ſeine Großmutter vor ſich ſtehen. Sie weinte.

„Was weint Ihr denn, Fräle?" fragte der Fritz.

Die Alte ſchluchzte: „Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! Daß du nu wieder daſitzſt und biſt geſund, das dauert mich ſo."

Es iſt eigen, oft fühlen wir das Mitleid erſt recht, wenn der Grund dazu ſchon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geſchenkte Suppe ißt, rührt uns viel tiefer als vorher der Hunger auf ſeinem Geſichte. Vielleicht, weil wir nun erſt an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangenen Entbehrens ermeſſen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu ſehr erſchreckt, als daß wir den Mut hätten, ſeiner Mitempfindung uns hinzugeben.

„Ihr ſeid ein dumms Fräle," ſagte der Fritz. „Habt Ihr das nu fertig gemacht, da mit der —? Ihr wißt ſchon, was!"

„Mach' nur erſt, daß du wieder ſtark biſt und deinen Beſuch kannſt abſtatten."

„Weiter fehlt nix?" fragte der Fritz. „Und ſie wiſſen, daß ich auf die Ev' gepaßt hab', ob ich ſie allein könnt' ſprechen?"

„Freilich, Fritzle, freilich,“ entgegnete die Alte. „Es iſt aber doch närriſch mit den Menſchen. Guck', ſag' mir einmal, Fritzle, haſt du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt iſt geweſt in der Werkſtatt?“

„Ihr meint, in der alten Zeit?“ So nannte der Fritz die Zeit vor ſeiner Änderung.

„Ja,“ entgegnete die Großmutter.

Dem Fritz fiel's ein. „Ihr habt einmal heimlich das Zeug 'reingeräumt, weil Ihr gemeint habt, ich werd' wild, wenn ich's weiß. Damals bin ich auch wild geweſt; ich hab' nix können finden.“

„Ja,“ meinte die Alte, „glaub's wohl; weil du unter den Spänen und in allen Ecken haſt deine Sach' aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erſt eine halbe Stund' haſt vergebens müſſen ſuchen, da haſt du gemeint, es ſchneid't nicht.“

„Ja,“ ſagte der Fritz. „Es iſt den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag geweſt, wo ich – Ihr wißt ſchon, was; ich denk' nicht gern an die alt' Zeit. Im Anfang bin ich wild geweſt, daß ich die Sachen dort hab' müſſen ſuchen, wo ſie hin haben gehört. Auch die Stadeltür iſt angelehnt geweſt.“

„Und rat' einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritzle! Aber ich bin's nicht geweſt.“

Der Fritz beſann ſich und ſagte dann zornig vor ſich hin: „Muß mir denn allemal zuerſt die einfallen? Und wenn's was Unmöglichs wär', die fiel mir dabei ein, als hätt' ſie's gemacht. Und das iſt auch unmöglich, daß die das ſoll geweſen ſein.“

„Nu, ich will dir's ſagen, Fritzle, die Heiteretei iſt's geweſt.“

„Alſo doch?“ Dem Fritz ſtieg Dunkelröte in die bleichen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Scham vor der Großmutter zornig auf: „Von der Valtineſſin-Ev' habt Ihr wollen ſprechen.“

So ſagte er, und doch hätt' er gern gewußt, war's wahr, was die Alte geſprochen? Aber hatte er nicht in ſeiner verbundenen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegenteil? Über ſeine Schwäche zornig, fuhr er fort: „Wenn's nicht richtig iſt, bis ich wieder kann ausgehn, zieh' ich nach Amerika.“

Die Alte erſchrak. Sie fing an zu glauben, ſie werde ihren Plan nicht durchſetzen. Damit es nicht auffiele, wenn ſie plötzlich von der Heiteretei abbräche, und weil ſie meinte, ſie müſſe nun noch das Mögliche verſuchen, den Fritz von ſeiner Meinung abzubringen, die Heiteretei verſchmähe ihn, plauderte ſie wie unabſichtlich weiter:

„Aber was redſt du nur immer noch, Fritzle? Die Sachen iſt abgemacht. Es iſt alles fertig. Die Valtineſſin hat auf die Kniee geſchlagen und hat geſprochen: Hier ſitz' ich und ſag': ſo ein Paar wie mein Mordmädle und der Frau Holderin ihr Tichterle, die hat der Himmel ſelber zuſammengefügt. Er ſoll nur kommen, der Meiſter Holder. Sie iſt eben guter Laune geweſt über der Heiteretei ihr Häusle, wo der Regen beinah hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiteretei ſo lang angſt gemacht — nu kann ich dir's ſchon ſagen, Fritzle — du tätſt ihr mit dem Beil auflauern und wolltſt ihr wer weiß was tun, bis die Heiteretei iſt deſperat geworden, und du weißt ſchon, was hernachen iſt paſſiert. Und wie die Heiteretei gemerkt hat, es iſt nicht wahr, was ihr die Weiber haben geſagt, da iſt ſie noch einmal deſperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die ſie dazu haben verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle.“

Es war ein Wagnis von der Großmutter, jetzt ſchon vor dem Fritz der Heiteretei Tat an ihm zu erwähnen und ſo ihn merken zu laſſen, man wiſſe trotz ſeiner Bemühungen, ihn zu verſchleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte ſie auf andere Weiſe ihm nicht beibringen, daß die Heiteretei, von der er ſich aus Haß angegriffen meinte, nur Notwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, ſich freuen müßte, daß ihre Verſicherung, ſie unterhandle mit der Valtineſſin, ein bloßes Vorgeben geweſen. Aber ſein jetzt noch eben ſo heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirat und ſeine Drohungen erlaubten den Aufſchub der Mitteilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Geſichte ihres Enkels hafteten, während ſie nur wie beiläufig des nötigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie ſie miterblaßte, als ſie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen ſah. Sie mußte nun die Vorausſetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen desſelben aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er ſich in der Heiteretei geirrt, zeigte ſich in des Enkels Geſicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den ſie darin aufſteigen ſah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe ſich in der Heiteretei geirrt, hätte bringen müſſen, kam ſie nicht zu ſpät. Es war Zorn auf ſich ſelber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt mit der Ev', den er nun feſthalten mußte, mit ſo großer Beſchämung er auch einſah, er ſei zugleich ein alberner geweſen. Das Glück mochte er ſich nicht ausmalen, deſſen ihm lächelndes Geſicht er nun erſt erkannte, da er es auf Nimmerwiederkehr von ſich gewieſen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiteretei ihn in den Graben geworfen, ſie wußten ſogar, warum ſie es getan. Er meinte, ſie müßten über ſein ſchulknabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiteretei der Ev' aufgepaßt, ebenſo verächtlich denken, als ihn ſelber Trotz und Scham zwang, zu tun. Aber er mußte es feſthalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er ſelbſt, ſondern den die Leute ihm antäten, fuhr er im Zorne darüber auf: „Mit Euern Leuten! Was wiſſen die? Die ſagen, ich hätt' der Heiteretei aufgelauert, damit ſie ihren Ärger und ihren Hohn recht könnten auslaſſen!“

„Na,“ ſuchte die Alte ihn zu begütigen, „du denkſt, Fritzle, ſie haben dir's verdacht, wie ſie haben gemeint, du biſt dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck', Fritzle, ſo iſt's nicht geweſt. Darum haben ſie dich gelobt. Aber daß du's ſo wunderlich haſt angefangen, das, haben ſie gemeint, wär' nicht das Richtig' geweſt. Wer die Leut' wollt' blind machen, der tät' ihnen erſt die Augen auf. Und wenn einer was wollt' verſtecken, ſo meinen ſie, es müßt' auch danach ſein, daß man's müßt' verſtecken; und was Guts verſteckt man nicht. Daß du dir ſo viel aus den Leuten hättſt gemacht und wärſt ſo heimlich gegangen und hättſt die Heiteretei ſelber mit deſperat gemacht und hernachen wieder der Leut' wegen geſagt, du wärſt der Gringelwirts-Ev' zulieb' gangen, das wär' nicht das Geſcheitſt' geweſt. Auf die Leut' dürft' man nix geben, haben ſie gemeint.“

Die Sorge der Großmutter wandte ſich auf ſeinen augenblicklichen Zuſtand. Sie war bekümmert und unwillig auf ſich, daß ſie dieſen veranlaßt. War ihr doch vom Bader auf die Seele gebunden worden, alle Urſache zu Zorn und Ärger von ihm fernzuhalten. Sie ging, ihm einen niederſchlagenden Trank zu beſorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm ſchwer, im Zorne zu bleiben; und ein traurig Geſicht ihr zu zeigen oder Gedanken an die Heiterethei darin leſen zu laſſen, das litt ſein Trotz nicht. „Es wär' verkehrt geweſt, daß ich zu viel auf die Leut' hätt' gegeben?“ ſagte er zu ſich, indem ſie ging. „Und wer hat das gemeint? Die Leut'? Wer ſind denn nun eigentlich die Leut'? Die da ſagen, man ſoll nix auf die Leut' geben, das ſind ja ſelber wieder die Leut'. Himmelelement! Wer da nicht konfus ſoll werden! Und das iſt verwünſcht, daß ſie wieder recht haben. So wär' doch wirklich ein Narr, der auf die Leut' was gäb'? Und der ihnen was zum Trotz will tun, noch mehr, als wer ihnen will zu Gefallen leben? Im Fieber, da hab' ich immer mein link Bein für einen Hund angeſehn, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab' wollen treten, da hab' ich mich ſelber getreten. Die Leut' ſind nix wie ſo ein verwünſchter Fieberhund. Du haſt gemeint, die Leut' bellen dich an, und haſt ſie wollen treten und haſt dein ganz Glück zertreten. Und da haſt du gemeint, du biſt ein anderer Kerl worden und ein rechter Denker und — halt' nur ſtill, Burſch, du ſollſt mir nix mehr vormachen, das ſag' ich dir! Iſt das alles, was du ſeither haſt gemacht, was anders geweſt als dein alt Wild- und Dummtun, wo du haſt gemeint, du biſt drüber hinaus? Und haſt nicht wieder gemeint, das iſt was Aparts, wo du biſt auslachenswert geweſt, und wo du was Geſcheits haſt wollen tun, da haſt du dich geſchämt? O Himmelelement! Und wenn ich's noch wenigſtens könnt' verlaufen oder ausarbeiten; aber ſo muß ich ſitzen bleiben bei meiner Dummheit wie das Kind bei dem, was es hat gemacht.

Ja, wenn's wär', was ich mir da denk'! Aber es könnt' auch wieder ſo ein Fieberhund von Denkerei ſein, wie das die Zeit her iſt geweſt. Das Fräle hat keinmal recht damit herausgewollt, ob ſie die Sach' mit der Ev' hat fertig gemacht, und hat immer von dem Annedorle gered't, daß es ſollt' herauskommen, als wär's zufällig geweſt. Ja, ſo ein alt Fräle hat auch noch ihre Liſt'. Das wär' gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur ſo hätt' geſagt und wär' noch gar nicht bei der Valtineſſin geweſt. Weiß ich nicht, was ich tät' vor Pläſier, wenn's ſo wär'. Aber ſagen könnt' ich dem Fräle nicht, wie lieb mir's wär'. Wenn doch am End' ſchon alles fertig wär' und — eher freit' ich den Teufel, als daß ich könnt' ſagen wie ein klein Kind: Vorhin iſt mir ſell nicht recht geweſt, jetzund iſt mir wieder das nicht recht. Das Wildtun, das ſoll mir nicht noch einmal kommen, es mög' ſich ſtellen, wie's will; den Fieberhund kenn' ich nu ſchon. Aber die Mannesehr', die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat geſagt, dabei muß er bleiben, und ſollt' ihm darüber das Herz entzweigehn im Leib. Und ſo was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt' ich wär' — morgen wieder geſund. Sie hat gemeint, ich will ihr was tun; das dauert mich. Und muß nun denken, ſie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur ſollt' wiſſen, was ſie dächt', wenn die Leut' ſagen, ich hab' ſie gewollt! Ob ſie's recht ſehr reuen tät'? So recht ſehr? Ob ſie wohl könnt' weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt' was weisgemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt' tun darum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt' ausholen! Aber der iſt auch pfiffig genung. Es wär' verwünſcht, wenn ich die Ev' nun müßt' nehmen; ich könnt' nicht wieder recht geſund werden danach, das weiß ich. Und ich möcht's auch nicht."

Der Meiſter Schnödler merkte, trotzdem daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken, was der Fritz wiſſen wollte.

Es lag im Vorteil der Valtineſſin-Ev', wenn er ſo antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte. Er ſtellte alſo die Sache mit der Ev' als ganz fertig dar und zugleich als völlig ſtadtbekannt. Die Leute hätten die Heirat längſt vorausgeſehen; deshalb finde die Rede einiger wenigen, die ſich ein weiſes Anſehen zu geben ſuchten, wenn ſie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiteretei gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache ſich auch noch über die weiſen Leute luſtig. Ein ſo wunderliches grundloſes Hin und Her mit ſeinen Abſichten und Entſchlüſſen traue man einem ſolchen Manne, wie der Holders-Fritz iſt, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien als die Bewegung ſeines Gemütes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ ſich wieder zu ſeinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch dieſen Umſtand. Er ſuchte die Alte auf und brachte ſie durch wohl angewandte Beruhigungsreden bald in die größte Angſt.

Der Fritz, ſagte er ihr beiläufig, ſcheine zu glauben, daß ſie ihn zum beſten habe mit vorgeſpiegelter Erfüllung ſeines Wunſches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zuſtand des Geneſenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuſcht zu ſein, herrühre. Sie ſolle, da ein gefährlicherer Rückfall in Ausſicht ſei, ein Geſpräch darüber mit ihm vermeiden.

„Was der verwünſchte Kerl ſagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn ſchon kriegen. Was? Der braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann ſo ſterben. Er braucht kein Schiff; wenn's gerät, braucht er nicht einmal ſeine Beine und wandert noch wo ganz anders hin als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, kuriert ihn vielleicht die Seeluft. Das iſt ein ganz anderer Kerl als ſo ein Landwindle! Ich ſoll ſehn, ob's wahr iſt, das mit der Baltineſſin, daß das fertig wär'. Und iſt's nicht, ſoll ich's machen. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin; auf der See geſtorben, das iſt noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen."

„Ja, Meiſter Schnödler –" begann die Alte. Aber der Meiſter konnte ſich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung ſeines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen ſcheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben oder den Vorteil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen laſſen müſſen. Da beide Ausſichten ihm nicht behagten, tat er entſetzlich eilig, ſprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er ſie hatte zu Wort kommen laſſen.

Da ſtand nun das gute Holders-Fräle und wußte ihres Leibes keinen Rat. Der Bader ging wahrſcheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatte ſie vollends niedergeſchlagen. Sie hatte das Vertrauen eines ſolchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuſchung rechtfertigen oder auch nur entſchuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zuſtand ihres Fritzle ihr bedenklicher vorgeſtellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß ſie ſich nicht ganz vergaß —, ſo lief ſie Gefahr, ihre Stellung zu deſſen künftigem Haushalte ſelbſt zu untergraben. Und ſo ſchwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Unſchicklichkeit einer Werbung durch den betrunkenen Bader hatte Gewicht genug, ſich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe ſie bloß ſchrecken wollen, wuchs zu einem Hoffnungskeim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als ſie ihn bleich und matt wieder auf ſeinem Bette liegen ſah, ſogleich wieder erſtickte. Im Eintreten hörte ſie ihn noch mit ſchwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

„Ach Gott,“ dachte ſie, „der Bader hat doch recht gehabt: das Fritzle faſelt ſchon wieder. Wenn er wirklich ſollt' ſterben, ich könnt's nicht verwinden, daß ich ihm die letzt' Lieb' nicht hätt' getan mit der Valtineſſin-Ev'. Und ich wär' noch obendrein damit ſchuld an ſeinem Tod.“

„Da, Fritzle,“ ſagte ſie, indem ſie mit zitternder Hand den Kremortartaritrank neben ihn ſtellte.

Im Fritz war die Hoffnung, ſeine Großmutter habe ihn zu ſeinem

Beſten getäuſcht, noch nicht ganz erſtorben. „Der Schnödler,“ meinte er, „kann von dem Fräle angeſtellt ſein.“ Zwar ſchienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu ſtimmen, den er bei der Großmutter vorausſetzte; aber im ganzen ließen ſie ſich nach ſeinem Wunſche auslegen. Er nahm ſie ſo, obgleich er wußte, wenn er ſich ernſtlich fragte, müßte er ſich antworten: Ich glaub' es freilich doch nur, weil ich möcht', es wär' ſo.

„Fräle,“ ſagte er, „Ihr habt's nicht fertig gemacht, das — Ihr wißt ſchon was. Ihr ſeid wie der Fieberhund —“

Die Alte ſchlug in Gedanken die Hände über den Kopf zuſammen. „Aber Fritzle —“

„Die Leut', mein' ich. Ihr ſeid wie die Leut'. Ihr wollt's nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine andere aufdringen.“

Der zornige Ton, mit dem er das ſprach, klang ſo von Schwäche angewelkt, daß er die Alte mehr erſchütterte als der Inhalt ſeiner Rede ſelbſt. Sie hörte im Geiſt die Sterbeglocke dazu läuten.

„Aber Fritzle, wie kannſt du das denken?“ ſagte ſie weinend. Sie ſah ſchon den Meiſter Schramm im ſchwarzen Mantel an der Tür ſtehen, und es ſchien ihr nun ſelber, als habe ſie das tun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm ſich vor, ſobald es möglich, noch nachträglich wahr zu machen, was ſie ihm bisher vorgeſpiegelt.

„Es iſt ja fertig, und guck', Fritzle, was noch dran fehlen ſollt', das iſt ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, ſonſt wird's ſchlimmer mit dir.“

Der Fritz ſah ſie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwinge ſie vielleicht erſt, das zu tun, wovon er ſo ſehnlich wünſchte, es ſei noch ungetan. Gleichwohl wollte er ſich nicht bloßgeben.

„Wenn's noch nicht iſt,“ fuhr er daher fort, „ſo laßt's bleiben, Fräle. Hört Ihr?“

Sie traute ihren alten Ohren nicht; ſie wandte ſich und nahm die Augen zu Hülfe.

Ihr ſcharfer Blick zeigte ihm, er ſei im Begriff, ſich zu verraten. Er meinte, ihr müſſe es ebenſo verächtlich ſcheinen, wenn ſie ſehe, er ſei mit ſeinem Zorn und ſeiner Reue ein kleines Kind, als ihm ſelber das, durch die Augen beſchämten Trotzes angeſehen, vorkam.

„Ich kann's ſchon ſelber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weismacht, was man will. Ihr ſollt meinetwegen nix tun, was Ihr nicht gern mögt."

Dieſe Milde traf das Fräle in das Herz hinein.

„Hört Ihr, Fräle? Und wenn ich's nicht ſelber kann, ich find' ſchon einen."

„Den Bader!" dachte die Alte mit einer Art eiferſüchtigen Schmerzes. „Vielleicht komm' ich doch noch eher als der; es ſind wer weiß wieviel Schenken an dem Weg bis zum Gringel."

„Von Euch will ich's nu nicht. Ihr ſollt's nu nicht. Hört Ihr? Sonſt verdrießt mich's noch mehr."

„Was du redſt, Fritzle! Ja, wenn's nicht wirklich ſchon fertig wär'! Aber es iſt ja ſchon. Und du wirſt noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könntſt ein bißle ſchlafen!"

Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſchien ſich in ihr Geſtrick zu vertiefen. Sie wollte ſein Einſchlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz faſt wieder irr gemacht. Er ſah ein, daß er in der Weiſe, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe ſeiner Sehnſucht mit ſeiner trotzigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch dieſe Scham nichts weiter ſei als ſein altes Wild- und Dummtun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüte der Großmutter ſeine eigenen Grillen fürchte. Er triumphierte wiederum mit ſeinem Denkerſtolz, um ſeinem Gedankenergebnis die nötige Wucht zum Todesſtoß auf die widerſtrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken geweſen, ſo mußte er freilich inne werden, daß dieſes ſelbſt weder in ſeinem Ausgangspunkte noch in ſeiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verleugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen ſollte, Trotz und Scham zu überwältigen, dürfte er ſein Geſicht den klugen Augen der Großmutter nicht ausſetzen, ſo wandte er ſich nach der andern Seite.

„Fräle, ich will Euch was ſagen, aber — ja, wenn ich wüßt' — na, ſeid nicht etwa dumm —"

Er fühlte die Scham ſchon auf ſeinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dies aber gar nicht geſchah, ſo fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in ſeinen Gedanken unbemerkt, leiſe aus der Tür gegangen ſein. Er kehrte ſich, ſo raſch als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an ſeiner Stelle. Erſchrocken ſetzte der Fritz ſich im Bette auf. „Nun iſt ſie erſt zur Valtineſſin gangen!" fiel ihm ein. „Nu iſt's aus mit dem Annedorle!" Er fühlte nun erſt recht, wie in dieſer all ſein Glück beſchloſſen war. „Und ich muß die Valtineſſin-Ev' frein! Fräle, Fräle! Ihr müßt noch da ſein! Hört doch nur!"

Aber das Fräle hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Valtineſſin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es getan.

„Es wird ſo werden," tröſtete er ſich grimmig, „ohne das."

Indem er vor die Stadeltür hinauslief, gab er ſich das Wort, von Stund' an ernſtlich alles Wild- und Dummtun abzuſchaffen und unter keiner Maske mehr an ſich zu laſſen, ſie ſei ſo verführeriſch, als ſie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es iſt eine Eigenheit guter Entſchlüſſe, daß ſie gewöhnlich zu ſpät kommen.

„Glaub' mir's nur, Liesle," ſagte die Heiteretei, vor dem Bette knieend und den linken Arm um das Kind geſchlungen, leiſe zu dem ſchlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal ſagen, und da ſie es doch nicht wecken wollte, ſo flüſterte ſie: „Ich laſſ' dich gewiß nicht, ſolang ich leb'. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht ſchlecht. So was wie vorhin tu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle! und die

Mutter ſelig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch im Traum nicht wieder muß tun."

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernſt war mit dieſen Vorſätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; ſie fielen, eines um das andere, vor ſeiner Gewalt in ſich zuſammen, und die Heiteretei ſah halb froh, halb traurig die Geſtalt der Wirklichkeit aus den ſinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte ſie nicht mehr zu begreifen, wie ſie ſolch „verrücktes Zeug" nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewiſſer, die wachende Heiteretei hatte für das, was die träumende getan oder noch tun konnte, nicht einzuſtehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verſcheuchen: die Wirklichkeit, die dem Traum zu Grunde lag.

Bis zu dieſer Nacht war die Seele des geſunden kräftigen Mädchens in geſchlechtlicher Hinſicht noch ein Kind geweſen. Wenn ſie erſt den Fritz ungern in ſeiner Verwilderung geſehen hatte, ſo war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmütigkeit geweſen. Dann hatte das endloſe Warnen und Raten der Wachtſtubenweiber ſie gewöhnt, ihn zum ſteten Gegenſtand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angſt und Selbſtanklage hatten dieſes Denken an ihn zu inniger Teilnahme geſteigert und ihre Seele vertieft, die aber noch immer geſchlechtslos blieb, bis die Eiferſucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter geweſen, die nach Befruchtung der Blüte abfallen konnten ohne Nachteil für das Wachstum der Frucht. Und dieſe reifte ſchnell zu der ſchwellenden Fülle, die ſie auf ſo ſaftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke: „Wenn nur das mit der Ev' bloß geträumt iſt geweſt! Hernachen iſt alles gut."

Die Milch zum Frühſtück für das Kind koſtete der Heiteretei ihre letzten Kreuzer. Das berührte ſie nicht. Dieſe tiefen ſtrömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerſpringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun Geſicht an Geſicht vor ihr ſtand, verlor, von ihnen angeſtrahlt, alle ſeine Schrecken. Ohne daß ſie es ſelbſt wußte, kleidete ſie ſich, als wär' ein hoher Feſttag. Auch darin zeigte ſich ihre Wandlung.

Wie ſie an dem kleinen Spiegel ſtand, den ſie auf- und abwenden mußte, um ihre ganze Geſtalt darin ſehen zu können, wurde ſie zum erſten Male in ihrem Leben gewahr, wie hübſch ſie ausſah. Gegen dieſe volle und doch ſchlanke hohe Geſtalt iſt die Ev' nur ein Schatten. Und auch ſolche Haare hat ſie nicht, ſo klar und dicht, wie ſie jetzt der Heiteretei über die Schulter fallen, herab bis faſt auf die Kniee, und ſie einhüllen, daß ſie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl iſt's in dieſem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, welches ſie dem Liesle zurufen läßt: „Es wird alles gut, Liesle, es wird alles gut.“ Sie wundert ſich, daß deſſenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen. „Nimm's doch nicht übel, Liesle, daß ich ſo luſtig bin!“ Sie fühlt ſchon, daß ſie es auch bald nicht mehr ſein wird.

Und wirklich, es iſt nun hohe Zeit, wenn ſie gehen will, ſich anzubieten; ſonſt trifft ſie niemanden mehr zu Haus.

Sie iſt fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann ſie's nicht im Häuschen laſſen. Daß es um den Fritz wär' — wie leicht würde ihr das Sich-Anbieten ſein! Um den Fritz könnte ſie den großen Weibern knieend abbitten, und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wolluſt des In-ihn-ſich-Verlierens erhöhen. Wie iſt das alles ſo anders in ihr als nur geſtern noch! Sie drückt das Kind an ihre Bruſt; ſie fühlt halb mit Schrecken, ſie iſt ihm Erſatz ſchuldig, denn ſie hat den Fritz lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum iſt ſie ſchon in der Stadt. Sie fragt ſich, wohin ſie zuerſt will. Daß ſie zu keiner von den Wachtſtubenweibern gehen wird, iſt natürlich. Da ſteht ein Haus, die obere Hälfte grün angeſtrichen, die untere blau; die Beſitzer der beiden Hälften ſind ſich feind und verkünden das ſolchergeſtalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wieſen, er fährt auch ſelbſt mit ſeinen Kühen; vor dem Hauſe ſteht ein Leiterwagen. Der Mann iſt beſchäftigt, die Achſen daran zu ſchmieren; die Frau ſieht aus dem Fenſter und ſpricht mit ihm.

„Einen guten Morgen,“ ſagt die Heiteretei in ihrer gewohnten Weiſe. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wünſche er, es mög' es niemand hören. Die Frau ſieht auf die Seite.

„Weil ich einmal da vorbeigeh'. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk' ich, gibt's noch ander Wetter. Da werd't ihr mehr Leut' müſſen anſpannen.“

Es kommt ihr keine Antwort zu Hülfe, kein: „Ja, wenn Ihr könntet helfen.“ Der Heiteretei ſchwillt das Herz. Ein Blick auf das Liesle läßt ſie ſich bezwingen. „Ich wär' imſtand und hälf' euch den Vormittag aus,“ fährt ſie fort.

„Ich meint',“ ſagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, „dort käm' der Bäs Valtineſſin ihr Knecht. Mach', daß du 'rein kommſt.“

Die Heiteretei ſieht wohl, die Leute fürchten ſich vor der Valtineſſin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht ſie weiter und ſagt im Gehen: „Ja, es wird mir doch nicht paſſen. Ihr müßt euch ſchon allein behelfen dasmal.“

Der Mann, der ſchon in der Tür war, ſieht, daß ſie geht, und kommt wieder heraus, um ſeine Arbeit fortzuſetzen.

„Was kann's helfen!“ ſagt die Heiteretei; „du mußt Milch haben und Brot, du arms Liesle. Und wenn nur das mit der Ev' ein Traum iſt geweſt, ſo will ich mir gern noch mehr laſſen gefallen!“

Da kommt der Gurken-Kaſpar daher. Ehe er der Heiteretei anſichtig wird, zankt er mit ſeiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, alle mit Rechen bewaffnet. „Das kommt von deinen Anſtalten! Hättſt du beizeit dazu getan, ſo hätten wir nun Leut'. Aber dir fällt's nicht eher ein, daß du eins willſt beſtellen, als wenn's ſchon verſprochen iſt!“

„Da komm' ich gerad recht,“ denkt die Heiteretei.

„Glück zu ins Heu!“ ſagt ſie laut und ſetzt hinzu, als wenn ſie ſpaße: „Das Annedorle möchtet ihr gern mit haben, ich ſeh's euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil ihr wißt, ich bin immerfort ſchon auf Wochen hinaus vertan.“

Der Gurken-Kaſpar erſchrickt und ſtottert verlegen: „Ja, manchmal, da möcht' man wohl – wunderlich Wetter, das iſt – wenn nicht – ſo aber – hat man ſich beinah zu viel vorgeſehn –“

Der Heiteretei ſchlägt die Glut ins Geſicht. „Ich glaub' doch gar,“ lacht ſie, „Er denkt, ich biet' mich an?“

„Ja ſo,“ ſagt der Gurken-Kaſpar erleichtert. Er war im Zuge, noch einen Scherz mit ihr zu wechſeln; ſeine Frau aber rannte ihm abſichtlich unabſichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaſpar war der Mann, der einen Wink verſtand und wenn er noch feiner war. Er ſchluckte hinunter, was er hatte ſagen wollen, und ging ſchweigend fürbaß.

Eine von ſeinen Töchtern aber wandte ſich im Gehen: „Weißt du's noch nicht, Annedorle? Sonntag über acht Tag' macht der Holders-Fritz Hochtzig mit der Gringelwirts-Ev'.“

Der Heiteretei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der ſie mit hundert Krallen faßt, hört ſie die Mädchen kichern. Sie rafft ſich mit aller Kraft zuſammen und lacht: „Das wißt ihr heut erſt? Ich hab's beinah ſchon wieder vergeſſen!“

Eine junge Frau, die ihr begegnet, ſagt zu einer andern: „Wie das Annedorle ſich geputzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint ſchon iſt die Hochtzig.“

Die Heiteretei drückt unwillkürlich das Kind gegen das ſchwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. „Werd' ich doch noch was Beſſers anzuziehn haben zur Ev' ihrer Hochtzig,“ lacht ſie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet ſie ſich zum Liesle auf ihrem Arm: „Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir tun den Leuten nicht die Lieb'. Sie denken, ſie wollen uns weh tun damit. Lach', Liesle, lach'! Und wenn's uns weh tät' bis in den Tod, wir laſſen's doch niemand merken. Daß die Gringelwirts-Ev' 's erführ' und ſchnitt' ein Geſicht, wie ſie's macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erſt recht fertig werden tät'? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergeſſen ſein? Ich hab' ihn nicht gemöcht und möcht' ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär'. Ich mag den nicht! Ich mag gar keinen! Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“

Aber ſie ſagt das nur mechaniſch. Sie ſieht ſich verwundert um, wo ſie iſt. „Ich hab' doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach', ſolang mich die Leut' ſehn! Ja, anbieten hab' ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht!"

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht geſehen worden iſt, ſeit das gute hölzerne Städtchen auf ſeinen ſteinernen Füßen ſteht. Man meinte, wer nach ſolchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müſſe auch Reue zeigen und ſich demütigen. Aber das tat die Heiteretei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Übermute, der größer und beleidigender erſchien als ihr früherer, weil er mühſam erkünſtelt war. Hinter jedem Lachen ſtak ein mühſam zurückgedrängtes Weinen, und jenes gebärdete ſich nur deshalb ſo wild, damit dieſes nicht den Mut gewinnen ſollte hindurchzubrechen.

Wenige waren ſo ehrlich zu geſtehen, daß ſie in dem Gewebe von Vetter-, Baſen- und Arbeitskundſchaft mit Armen und Beinen gefangen ſeien. Der Hohn, der ihr an anderen Orten unverſteckt entgegenkam, ſteigerte ihre künſtliche Laune nur immer höher. Es war, als ſei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen und ſie verlange, man müſſe ſich bedanken, wenn ſie dieſelbe nur annähme. Und wenn es jemand nicht über ſich gewinnen konnte, ihr geradeaus abſchlägig zu antworten, half ſie ihm ſelber Vorwände zu erfinden. Es ſchien, ſie ſei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Übermute und innerlich zuſammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf ſie auf dem Heimwege mit dem Meiſter Schramm zuſammen, der ihrer Mutter Kurator geweſen war und nun ihrer war.

Der Meiſter ſah ſich kopfſchüttelnd um. Er war derſelbe, deſſen roten Kirchenfrack der alte Holunder angehabt, und ging vielleicht nur deshalb in Hemdärmeln und blauer Schürze, weil der Leiher ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben. Er war, wie wir wiſſen, das lebendige Lokalblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letzteren ſpielte er —

wir haben das aus der poetiſchen Beſchreibung im Munde der Beutlerin erfahren – eine große und erbauliche Rolle.

Dieſer Mann ſah ſich faſt ängſtlich um, als er von der Heiteretei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen anſichtig geworden, ſagte er: „Ich bin eigentlich ſozuſagen auf dem Weg zu Ihr.“

Die Heiteretei nahm keine Rückſicht darauf, daß er ſich über ſein eigenes Vorhaben zu wundern ſchien; ſie ſagte: „Da haben wir einen Weg,“ und ſchritt voran.

Der Meiſter wußte es ſo einzurichten, daß kein Vorübergehender merken konnte, er folge der Heiteretei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne ſeiner Gravität etwas zu vergeben; ſo ſchnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er ſie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiteretei erſt nach dem Schlüſſel ſuchen und dann die Tür aufſchließen ſah, da ſchien ſeine ſtehende Verwunderung inbetreff der unnötigen Ceremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen ſetzte die Heiteretei das Kind, das ihr nie ſo ſchwer geworden, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Überbleibſel des Wachtſtubenglanzes.

Der Meiſter verwunderte ſich auch hierüber und ſagte dann: „Sie iſt heut herum geweſen wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgeweſt, wie Sie in mein Haus iſt gekommen. Arbeit hätt' ich Ihr freilich auch nicht können geben – von wegen –“

„Weiß wohl,“ half ihm die Heiteretei. „Er hat der Leut' ſchon zu viel. Ich dacht' auch nur, weil ich eben vorbei bin gangen.“

„Der Leut' wegen ſo juſt eigentlich gerad nicht. Und wenn ich ſchon genug zur Arbeit hab', vom Eſſen hätt' immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt' Sie ſich das bei Abend holen von wegen der Leut' halben.“

Dieſes Anerbieten war der Heiteretei kränkender als aller Hohn, den ſie heut erfahren. Der weiße Druckflecken zeigte ſich auf ihren Wangen, ehe ſie lachend erwiderte: „Eſſens wegen?“

Der Meiſter aber ſchien dasmal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu ſchütteln. „So wär's doch wahr,“ ſagte er halb unwillig, halb bedauernd, „was die Leut' ſagen, daß Sie zu eſſen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man Ihr angeſehen hätt', Sie ging' ſo ordentlich recht juſt bloß zum Schein um Arbet und Ihr wär's um Arbet gar nicht zu tun? Und ich ſeh', Sie hat auch keinen Mangel an Kleidern; das wär' am Sonntag gut genung in die Kirchen, was Sie anhat da. Sie iſt nicht von mein'n Leuten, aber daß Ihr Vater und Mutter ſeliger ſich im Grab ſollen umwenden, daß ſo was aus Ihr wär' geworden, da hab' ich doch erſt noch eine Vermahnung wollen verſuchen."

Die Heiteretei hielt ſich mit ſolcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie ſchob dem Ausbruche, den ſie ſelber fürchtete, eine Frage als Riegel vor, um ruhiger zu werden.

„Er merkt wohl, wo ſolche Reden hingehören!" ſagte ſie. „Was ſteckt Er denn da in der Ecken? Da iſt ein Stuhl und eine Ofenbank."

Der Meiſter Schramm aber drückte noch inniger die Wand an ſich oder ſich an die Wand.

„Ich meint' doch," ſagte er, „es iſt juſt gerad recht genung, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt' mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut', Ihr iſt's gar juſt gerad recht gewēſt, daß der Regen die Wänd' hat verſchwemmt; ſo könnten's die Leut' in der Nachbarſchaft nicht am Türauf- und -zugehen hören, wenn's zu Nacht etwa Beſuch gäb' bei Ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut' hätten recht. Aber eine ledige Weibsperſon, wo allein wohnt, ſoll's gar nicht dazu kommen laſſen, daß ſo eine Frag' nur überhaupt ohnehin überdies könnt' entſtehn. Das Annedorle, mein' ich, kann nix Beſſers tun, als daß ſie ſieht, wie ſie, je eher je lieber, unter die Hauben kömmt. Denn man vernimmt ja, daß der und jener noch Luſt hat, ſie drunter zu bringen. Und die können ſich weiterhin auch noch der Sach' bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut', wird ſie auch benutzt. Ein'm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin überdies von ſelber ſchon ſcharf nachgerechnet, und wo die Leut' gern das Schlimmſt' glauben, da geben ſie ſich nicht noch Müh', die Sach' erſt nachzuſehn, ob ihr wirklich ſo an dem iſt. So machen's die Leut'. Ich meinesteils, was mich betrifft, will gern nix Schlimms von Ihr meinen, und drum wär' mir's recht, wenn Sie den Beck nähm'. Der hat mir's ſchon lang laſſen merken, daß er Luſt hat, das Annedorle zu frein, ſo gut und ſchlimm, wie ſie iſt. Aber das Kind da, das müßt' Sie freilich erſt von ſich tun.“

Die Heiteretei fuhr vor Entrüſtung von dem Stuhl empor, auf den ſie ſich geſetzt. „Den?“ ſagte ſie mit Verachtung. „Der ſein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimms von mir glauben und meint, ich nähm' den?“

Der Meiſter Schramm ſchüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. „Bei dem,“ meint' er, „bedächt' ſich die Valtineſſin ſelber nicht. Er hat acht Küh' und kann's kaum erbacken, was er verkauft.“

„Warum heirat't Er,“ fuhr das Mädchen fort, „die Küh' nicht ſelber, wenn Er ſich ſo in ſie verſchameriert hat? Ich mag keine Kuh und auch kein'n Ochſen. Ich kann's noch allein ermachen. Ich brauch' keinen, und wär' er der Herrgott ſelber. Und mit Seinen Leuten! Als wenn ich den'n was Liebers tun könnt', als daß ich ſchlecht tät' werden!“

„Mög' das ſein, wie es will,“ ſagte der Meiſter, indem ſeine Verwunderung einen Amtsrock anzog. „Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen ſo ein Ärgernis werden dulden, wie das Häusle da jetzund der ganzen Stadt gibt. Und Sie wird wohltun, wenn Sie's nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu Ihr ſchicken.“

Der Heiteretei erblaßte der ganze Arm. „Es ſoll mir nur einer kommen,“ ſagte ſie, „ich will's ihm ſchon ſagen! Das Häusle iſt mein. Es gibt mir niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd' heraus mach' und nix laſſ' ſtehn als die bloße Decken. Ich will's ihm ſchon ſagen, daß er für ſich ſoll ſorgen und andre Leut' in Ruh' ſoll laſſen.“

„Ihr red't wie ein Weibsbild,“ entgegnete der Meiſter und wunderte ſich über die geiſtige Überlegenheit, die er der Heiteretei gegenüber entwickelte. „Ihr red't wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt Ihr denn, der Polizeier kommt für ſich? Ihn ſchickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Ärgernis nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt, wenn er wird geſchickt. Na, ich hab' Ihr geſagt, was ich als Ihr Kurator Ihr hab' müſſen ſagen. Tu' ſie nun, was Sie will, aber mir kann ſie hernachen keine Schuld geben.“

Damit knüpfte der Meiſter die Weſte unter ſeiner Schürze zu und ſchien ſich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er ſich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiteretei Augen verſchwand.

Die Heiteretei hatte keine Zeit, Betrachtungen über ſeine Verwunderung anzuſtellen, ja, nicht einmal über ihre eigene Lage. Das Kind forderte ungeſtüm das Stückchen Brot, das es nach der bisherigen Hausordnung ſchon vor einer Stunde hätte haben ſollen. Sonſt, wenn es ſo vor ihr ſtand und mit drolliger Ernſthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprachen hielt, pflegte ſie es lachend zu küſſen. „Recht ſo, Liesle,“ ſagte ſie dann wohl; „du wirſt auch einmal eine Heiteretei und bleibſt den Leuten keine Red' ſchuldig!“ Dasmal, nachdem ſie vergeblich alles durchſucht, wo noch ein Kreuzer ſich verkrochen haben konnte, riß ſie das Kind mit plötzlichem Entſchluſſe in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verſchließen. Faſt hätte ſie unwillkürlich das Vorhandenſein der Lücke durch die Tat anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem ſtattlichen Hauſe des Becken. Die Heiteretei hätte ſich von der Wahrheit der Meinung ihres Kurators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum erbacken, was er verkaufe. Der Laden neben der Haustür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die äußerſten der ganzen Armwelt vorſtellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenſter heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabſichtlich in Kolliſion miteinander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andere einer überreifen Magd. Aber die Heiteretei hatte für das alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an dieſen Beweismitteln vorüber und mit ſolcher Haſt durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl ſah, ſie eilte, einen Entſchluß auszuführen, ehe derſelbe ſie gereuen könnte.

Der dicke Meiſter war eben in der Stube und ſaß behaglich beim Frühſtück. Er ſah aus wie die geſegnete Mahlzeit ſelber und ſchwitzte leiſe vor Wohlſein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich: ſeine weiße Jacke dehnte ſich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf ſeinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlſtaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausſchuhe, alles zerfloß vor Üppigkeit.

Erſt ſchien er ſich über das Kommen der Heiteretei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lüſternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken, der ihm kam: „Hm, iſt das wilde Ding endlich mürbe?“ halb der Heiteretei ſelber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiteretei vor Scham und Unwillen erröten. „Er braucht nicht ſo zu nicken,“ ſagte ſie zwiſchen Verachtung und Zorn. „Das Kind da will eſſen. Weiter iſt's nix.“ Sie ergriff ein dort liegendes Brot, und man ſah an der Bewegung, mit der ſie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf ſeine Ware überging.

„Ja,“ rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: „Wenn das Dorle bei mir bleibt, ſoll das Kind zu eſſen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kann's auch dableiben.“

Die Heiteretei wandte ſich in der Tür. Das Kind kam ihr beſchmutzt vor, wenn er es nur nannte.

„Das Kind iſt mein, und Er ſoll's nicht auf die Zunge nehmen!“ ſagte ſie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen. „So ſeh' ich nicht,“ entgegnete er, „warum ich ihm zu eſſen geben ſoll, wenn's mich nichts angeht.“

Die Heiter[illegible]d einen Augenblick überraſcht. Die Wahrheit der Äußerung t[illegible] ſo ſtark, daß ſie das Brot wieder auf den Tiſch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär' es nicht darum, ſagte ſie: „Daß Er meint, es wär' geſtohlen? Von Seinem Brot ſoll's gar nicht eſſen. Und es mag's nicht einmal!“

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnt' er ſich vor behaglicher Gewißheit. „Elend macht ein ſchön Feuer unter die Leut'. Wenn das Küchelchen noch nicht gar iſt, mir iſt's gar nicht bang, daß ſie's nicht noch wird.“

Die Heiteretei aber ſang und ſcherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis ſie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brach's wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein ſolcher ein braves Mädle nur in ſeinen Gedanken ſchlecht machen und beſchmutzen konnte! Daß man's ihm nicht wehren konnte, von einer wie von der andern zu denken!

Aber draußen hatt' es ſchon einige Male gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen ſo laut, daß ſie es durch den inneren Tumult hindurch hören mußte.

Mechaniſch drückte die Heiteretei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammertür hinter ihr aufging. Zorn, daß es jemand wagen konnte, in ihr innerſtes Heiligtum einzudringen, verwiſchte ſchnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes ſchon einem Wüſtling Mut gemacht?

Alle Muskeln der großen ſchlanken Geſtalt ſchwollen an, wie ſie's herumriß nach der Tür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut ſtand ſie da.

„Guten Tag herein,“ ſagte eine leichtfertige Stimme.

In der Tür erſchien eine weibliche Geſtalt, kleiner als die Heiteretei und ihr zugleich ſo ähnlich und ſo unähnlich, als ein Mädchen dem anderen ſein kann. Es waren zwei ganz verſchiedene Worte, aber mit denſelben Schriftzügen geſchrieben. Eben das, worin ihre Ähnlichkeit lag, machte ſie ſich ſo unähnlich. Wie anderer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Mutwillige an der Heiteretei, wie anderer an ihrer Schweſter! Wie ſpröde, geſchloſſen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiteretei, wie ſorglos hingegeben und doch abſichtlich lockend im Anſehen und Weſen der Schweſter; die Heiteretei immerwährende Spannung, ſteter Nachlaß die Schweſter. Dasſelbe Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig ſehen und zeigte hier ſein ganzes Weiß; von jenem Mund entblößte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze roſige Zahnfleiſch zugleich ſichtbar. Und ähnlich verhielt es ſich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Weſen.

Die Heiteretei erkannte die Schweſter und trat ihr ernſt abwehrend entgegen. „Du haſt vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle ſollen kommen,“ ſagte ſie; „was willſt du ſchon, wo das zweit’ erſt angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrſchaft zu mir und was willſt du?“

„Als wenn man immer geſchickt müßt’ ſein,“ entgegnete die Schweſter, indem ſie ſich geſchmeidig hereindrehte aus der Tür in die Kammer. „Und eine Herrſchaft hab’ ich eben nicht.“

„Sie hat dich fortgeſchickt?“ fragte ernſt die Heiteretei.

Die Schweſter tritt erſt unwillkürlich vor dem Blicke der Heiteretei einen Schritt zurück, dann ſagt ſie trotzig, aber ſie weiß, daß der Trotz ſie hübſcher macht: „Ich bin ſelber gangen. Die Leut’ meinen, Tanzen iſt Sünd’, und ich will meine jungen Jahr’ genießen. Andre machen’s auch, ſo heilig ſie ſich ſtellen.“ Das ganze Zahnfleiſch wurde ſichtbar, als ſie lachend an der Heiteretei ſich vorbeiſchmeicheln wollte. „Und nun ſei nicht mehr dumm. Was macht’s? Iſt’s geſund?“

Die Heiteretei vertrat der Schweſter den Weg zu dem Kinde. Es ſah aus, als wenn ein üppiges Schlingkraut ſich um eine hindernde Marmorſäule herum vorbeiwinden wollte.

„Wärſt du ordentlich worden!“ ſagte die Heiteretei; „aber ſo, ich ſag’ dir, du rührſt’s nicht an.“

„Hm, weil du ſo ordentlich biſt?“ lachte die Schweſter, und nie ſah ſie der Heiteretei unähnlicher. „Ich war einmal ſo dumm, daß ich anders hab’ werden wollen, weil ich gedacht hab’, du wärſt ſo; weil ich nicht gewußt hab’, daß du dich nur ſo ſtellſt. Du brauchſt mich nicht ſo von oben anzuſehn. Wenn’s was Schlimms iſt, ſo iſt die, die vor den Leuten nicht beſſer ſein will, als ſie iſt, immerfort noch nicht die Allerſchlimmſt’. Und zumal, wenn’s die Leut’ doch wiſſen.“

„Was wiſſen die Leut'?" fragte die Heiteretei, indem ſie einen Schritt nach der Schweſter zu tat.

Die wich zurück und ſagte nicht ſo mutig als vorhin: „Frag' ſie ſelbſt, aber ich denk', du wirſt's immer noch beſſer wiſſen als die Leut'."

„Du gehſt hinaus!" ſagte die Heiteretei gebietend. „In dem Häusle da waren immerfort brave Leut'."

Die Schweſter fügte mit noch kleinmütigerem Trotze hinzu: „Kann ſein, einmal."

„Einmal und immer noch, und drum ſollſt du hinaus. Wen die Leut' ſchlecht machen, der iſt darum noch nicht ſchlecht."

Die Schweſter wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß ſie, daß die Schlimmere noch den Sittenrichter ſpielen wollte. Überdies war ſie die Ältere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbiſſen heraus: „Aber wer's ſelbſt tut, meinſt du, und drum biſt du's nicht."

„Ich ſag' dir's noch einmal," fuhr die Heiteretei fort; „die ſelig' Mutter hat ſich meiner noch nicht geſchämt, wenn ſie hat herunter geſehn. Und drum lach' ich nur, was die Leut' ſagen."

Die Schweſter ſammelte ihren ganzen Trotz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küſſen. Es ſchrie und langte nach der Heiteretei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwiſchte, was die Schweſter an ihm berührt.

„Ich ſag'," drohte die Heiteretei, „und das Kind ſoll wieder brav werden, wie ſeine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der macht's, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehſt du und kommſt nicht wieder, bis du brav worden biſt, daß es zu dir mag und du darfſt es angreifen. Weil ich's hab' genommen, daß es ſoll brav werden, und plag' mich ſeinethalben Tag und Nacht, ſagen die Leut', es iſt mein Kind. So ſind die Leut', und du weißt, wem es iſt, und könnteſt dran erkennen, wie die Leut' ſind. Red', wie du willſt; du mußt mir's noch einmal danken. Du müßteſt ſagen: So iſt ſie nicht, wie ſie die Leut' machen; aber dir wär's recht, wenn alle wären wie du, daß du nicht brauchtſt zu denken, du ſollſt auch beſſer werden.

Und drum glaubſt du's mit Gewalt, obſchon du weißt, es iſt nicht wahr. Und – nun kennſt mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell' fortgingſt. Kommſt du brav wieder, ſoll ich deine Schweſter ſein und das dein Kind. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Die Schweſter machte noch eine vergebliche Anſtrengung, ſich der Heiteretei gegenüber ſo ſtolz aufzurichten, als dieſe tat; dann brach ſie zuſammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Mut, noch ein leichtfertig Wort zu ſprechen; aber noch Trotz genug, ihr Unrecht nicht einzugeſtehen. Einen Augenblick ſtand ſie unſchlüſſig, ohne das Anſehen der Heiteretei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo ſie beſſer war und glücklicher, die ihr der alte Holunder zurauſchte, oder der Zuſtand des Häuschens, in dem ſie Kind geweſen war: etwas traf dieſes leichtſinnige Herz, ſtark genug, ihm eine Träne abzupreſſen. Sie rang noch einen Augenblick ſtillſtehend mit ihrem Trotze, dann kam ſie zurück und bot der Heiteretei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie ſagte: „Wenn du wieder brav biſt, hernachen komm!"

Die Schweſter wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und ſie war in den Weiden verſchwunden.

So lange wartete die Heiteretei, dann ſchloß ſie die Kammertür hinter ſich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum erſten Male völlig zuſammen im Geſtändniſſe: Ein ledig Weib iſt das elendſt' Ding auf der Welt! Wie anders hat's da ein Mann! Nicht allein, daß ſie recht tut, ſie muß auch ſorgen, daß ihr's recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib iſt wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verleumdung kann ſie der ſtärkſte Arm nicht ſchützen. Der ſchwächſte Mann iſt ſtark gegen ſie. Nicht einmal ihr etwas übelzunehmen, hält man der Mühe wert. Ein Mann kann aufſtehen, auf den Tiſch ſchlagen und zur Rechenſchaft ziehen, wer ihn ſchlecht machen will. Und woran wär' er ſo tief zu verletzen als ein Weib an ſeiner Ehre? ſo unwiederbringlich? mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?

Und was nun beginnen? Um Arbeit betteln? Das kann ſie nicht. Lieber ſterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; ſie kann's nicht ſtützen. Das Häuschen, darin ſie als Kind gelacht und geweint und die Mutter ſie liebgehabt. Hätte ſie nur ein Herz, von dem ſie wüßte, es trüg' unausgeſprochen an ihren Schmerzen mit! denn klagen könnte ſie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker; die Annemarie iſt fortgezogen; ihre Schweſter hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat ſie täglich geſprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage faſſen kann. An den alten Holunder, der eben über ihr kratzt und rauſcht, als wollte er ſie an ihn erinnern, denkt ſie nicht; und wenn ſie an ihn dächte, er hat andere Leiden und Freuden, und ſie muß ihm erſt die Seele leihen; ſeine Seele iſt ihr eigen Mitleid und ihre eigene Mitfreude mit ſich ſelbſt. Und was ſoll aus dem Kinde werden? Wird ſie's erhalten können und brav erziehen wie ihre Mutter ſie? Wenn ſie ſtirbt, was ſoll aus ihm werden, wo niemand es liebhat, und ſo arm, ohne Mutterpflege und Vaterſchutz? „Am End' iſt's beſſer für dich und das Kind, weg von der Welt, wo einen die Leut' durchaus ſchlecht wollen haben!"

Immer lockender rieſelt draußen der Bach, ſoviel Mühe ſich auch der alte Holunderbuſch gibt, ihn zu überrauſchen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo ſie ſo oft und erſt dieſen Morgen noch kaum die Luſt überwunden, ſich hineinzuſtürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Dieſen ganzen Tag hat ſie's immer in ihre Gedanken hineinrauſchen hören, als rief' es ſie; ſie wußte nicht warum; jetzt weiß ſie es. Und der Fritz — der ſie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirts-Ev' — wenn er's hört, es muß ihn ſchmerzen, er muß an ſie denken, ſooft er Weiden haut; jeder Reif auf ſeiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die ſchönſten Weiden ſtehen und wo — Es packt ſie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entſchluſſe. Sie wendet ſich, die Kleine auf dem Arme, nach der Tür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm ſpaßen. Es ſchlägt die Hände zuſammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es ſinken und ſinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut und küßt es und weint immer wieder, bis ſie alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belaſtet.

Wie ſchüttelte ſich der alte Holunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiteretei einfiel: „Es iſt noch Welt außer Luckenbach, wo's nicht mehr heißt: Reſpekt muß ſein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen ſie mich die Heiteretei? Warum hat mir der lieb' Gott die ſtarken Arm' gegeben und das luſtig' Herz, wenn ich's nicht ſollt' brauchen für das Liesle und mich ſelber?"

Wieder nimmt ſie das Kind auf den Arm; ſie jauchzt mit dem Kind um die Wette. „Guck', Liesle, wie wir dumm ſind geweſt! Der reiche Metzger am Markt, wie oft hat er gefragt: Was will das Annedorle für ihr Häusle? Komm, Liesle, wir gehn gleich hin!"

Als ſie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun iſt ihr's gleich, was die Luckenbacher denken davon — in die heitere Mittagsſonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der iſt eben auf dem Weg vom Holunderbuſch in das Gärtchen drüben. Dort ſetzt er ſich auf eine rote Bohnenblüte gleich neben dem großen Stachelbeerbuſch. An dieſem bleibt das Auge der Heiteretei, das ihm folgte, haften.

„Wenn die Stachelbeeren reif wären! Du biſt hungrig, du arms Liesle, und ich auch. Das merk' ich jetzt erſt. Ja, die alt' Annemarie hat recht gehabt. Wenn's nur den Menſchen einmal wieder hungert, hat ſie geſagt, hernachen iſt dem Tod ſein Heu verregnet." Dazu kommt dort — aber er iſt's doch nicht? Ja, er iſt's doch! Der Holders-Fritz iſt's; der Holders-Fritz iſt's wirklich, der dort von den Weiden heraufkommt. Wie ſieht er anders aus als ſonſt! Er hat eine weiße Weſte unter ſeinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er —?

Faſt wäre die Heiteretei ſo töricht geweſen, vergeblich zu erſchrecken. Was ſollt' er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es iſt der kürzeſte Weg zu ſeiner Braut; der hochmütige Giebel da oben, der iſt ja vom Gringelwirtshaus.

Aber ſie iſt ſchon erſchrocken, ſo töricht das iſt.

Wenn er ſähe, daß ſie über ihn erſchrocken iſt — das darf er nicht wiſſen, wie ihr's um das Herz iſt. Niemand darf's wiſſen. Um alles nicht! Das wär' erſt ein gefunden Freſſen für die Leut', für die Gringelwirts-Ev', für die Baltineſſin, für alle die großen Weiber und — für ihn ſelber mit! Und wenn ſie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den ſeinen könnte ſie nicht tragen; nicht einen Blick von ihm, der ſo ausſähe, keinen Laut von ihm, der ſo klänge!

Sie ſetzte das Kind an dem Stachelbeerbuſch nieder; zum erſten Male vergaß ſie, daß es unreife Beeren abreißen und eſſen kann. Sie ſelber ſieht ſich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er ſie nicht gewahr werden ſoll. Aber ſchon kommt er näher. Sie bückt ſich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelblackſtöckchen, das mitten in der Peterſilie ſteht. Der Atem vergeht ihr faſt; ſie ſieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angſt, als hinge Tod und Leben für ſie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angſt wächſt, wie ihr der Traum einfällt. Hier ſtand ſie ja im Traume mit dem Fritz. So hell war's und ſo warm, und ſo ein fröhlich Rauſchen zog durch Büſche und Kräuter.

Der Holders-Fritz iſt indes an den Zaun gekommen.

„Sieh,“ ſagt er, „was ich dir hab' mitgebracht, Liesle!“

Er hält einen Stromweck in die Höhe, ſo gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die unreifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund ſtecken wollte. Es kommt ans Staket und langt danach. Der Holders-Fritz gibt ihm den Stromweck, und es fürchtet ſich ſo wenig vor dem „wilden“ Fritz, als wär's all ſeine Tage mit ihm zuſammen geweſen.

Der weiß aber auch nicht, was er ſagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er iſt ein ganz anderer als ſonſt. Da iſt nichts mehr von dem übernächtigen gedankenloſen Blick, von der dunkeln Röte in ſeinem Geſicht; nichts mehr von dem herausfordernden ſchlagfertigen Weſen. Er hat vielmehr etwas Ruhiges, Sinnendes in ſeinen Zügen; das lange Haar iſt bedeutend kürzer geſchnitten und fliegt nicht mehr ſo wild verworren ihm um das Geſicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus ſeinem Innern hervor; die Stimme iſt nicht mehr ſo heiſer und gewaltſam in die Höhe getrieben. Er iſt ſchlanker als ſonſt; alles an ihm iſt milder und beſcheidener und dennoch männlicher. Er iſt ein ganz anderer; er iſt nun erſt der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erſchaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein; der Fritz ſpricht erſt mit ihr und überſetzt ſich die Reden, die ſie in unbekannten Sprachen hält, ſo gut es gehen will; währenddes iſt er näher herangetreten an den Zaun; nun ſagt er ganz leiſe: „Dorle!“

„Das iſt doch dieſelbe Stimme wie den Morgen im Traum,“ denkt die Heiteretei in ihrer wachſenden Angſt. „Und wie er ſo freundlich mit dem Liesle iſt, das alle Leut' ſonſt ſcheel anſehn! Das iſt ſchön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergeſſen, und wenn er —“

„Dorle!“ ſagt er noch einmal.

Aber ſie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe ſie tut, als würde ſie ihn eben erſt gewahr. Und ſie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß ſie die Augen nach ihm hinzuwenden ſcheint.

„Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find',“ fährt er nun fort. „Ich wollt' dich nur was fragen.“

Mit einem Blicke überſieht ſie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen iſt.

„Mich?“ fragt ſie ſo gleichgültig und verwundert, als ſie kann.

„Ja, dich,“ entgegnet er.

„So frag'. Aber mach'; ich hab' nicht viel Zeit.“

„Du haſt bei mir aufgeräumt —“

„Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?“

„Ja, du; und bei mir. In meiner Werkſtatt in den Städeln, da am Gründer Weg.“

Wenn doch nur ein Baum da herum Ja ſpräche! Die Heiteretei kann's nicht, und hinge wer weiß was davon ab.

„Guckt doch,“ lacht ſie. „Ich hab' weiter nix zu tun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum'!“

Der Holders-Fritz wird dennoch ſichtlich freudiger.

„Wenn du nicht rot würdſt, wollt' ich's glauben," ſagt er ſchnell. „Und du wirſt noch immer röter."

„Er tät' ſich freun," denkt ſie, „ſagt' ich Ja. Warum nur? Was hat er damit?" Aber ſie ſagt: „Freilich, weil ich mich ſchäm', daß du ſo einfältig redſt. Und weil ich mich gebückt hab'. Der Bader ſagt immer, ich ſoll aderlaſſen. Wenn du deinen Spott haben willſt, geh zu Deiner."

Der Holders-Fritz ſagt, ſo ernſt er kann: „Ich ſpott' nicht. Ich denk' eben, du ſolltſt die Mein' ſein." Ein kleines bißchen Schelmerei war unter den Ernſt gemiſcht, mit dem er fortfuhr: „Ich hab' gedacht: du brauchtſt's nicht bei Nacht zu machen; du könntſt's am Tage tun."

Die Heiteretei hörte den Ernſt nicht vor der Schelmerei.

„Ich hab' dir nix gemacht," ſagte ſie gereizt, „und dein Gered' leid' ich nicht. Und nun gehſt du deiner Weg'. Ich hab' noch nichts mit einem ledigen Burſch gehabt, geſchweig' mit einem verſprochenen; am wen'gſten mit dir. Ich dächt', du weißt's gut genung. Und ich hab' mehr zu tun, als Maulaffen feil halten, und du läßt mich gehn; und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Der Holders-Fritz ſchwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „Dorle, hörſt du?" Und als ſie hartnäckig ſchwieg und tat, als meine ſie, er ſei ſchon gegangen, ſetzt' er hinzu: „Na, nix für ungut. Ich hab' nur wollen wiſſen, wie du denkſt. 's war nur gefragt, und eine Frag' iſt kein Donnerſchlag." — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er ſieht, ſie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert währenddes wieder am Lackſtock und rauft unbarmherzig in die Peterſilie hinein, damit es ſcheinen ſoll, ſie habe wirklich notwendig zu tun. Aber ſie fragt ſich: „Ich denk' eben, du ſolltſt die Mein' ſein — was will er damit?"

Der Holunder nickt ihr von drüben zu: „Laß ihn nicht fort." In den Bohnen vor ihr flüſtert die Luft: „Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willſt ihn nicht, muß er ja zur Gringelwirts-Ev'. Schon aus Stolz ja muß er das nun." Doch ſie weiß ja ſelber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber ſie kann ihn nicht aufhalten, nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn ſie auch einen wüßte. Ja, ſtänd' er vor ihr und fragte noch einmal, ſie könnte ihn nichts merken laſſen. Um ſo weniger, je mehr ſie fühlt. Es iſt, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt! Immer weiter außen iſt die Welt, immer tiefer drin die Seele!

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte Diktes die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er ſtehen, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm ſchwer. Er iſt ja noch krank, und daran iſt ſie ſchuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn niemand zurück? Und doch erſchrickt ſie, wie ſie rufen hört: „Fritz!“ Das Kind iſt's, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es „Fritz!“ gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder ſtehen, er kehrt um.

Wer hat das Kind „Fritz“ ſagen gelehrt? Die Heiteretei ſelber, ohne daß ſie es wußte, wenn ſie vom Fritz mit ihm ſprach. Das wird er nun erraten. Er muß denken, ſie hat's dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und ſchon ſteht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüten des Zauns.

„Du haſt mich gerufen, Dorle,“ ſagt er matter als vorhin. „Ich konnt's ohnehin nicht glauben, daß du mich wirſt gehen laſſen.“

„Ich?“ entgegnet ſie, das brennende Geſicht abwendend. „Was dir einfällt! Ich hab' nicht an dich gedacht.“

„So war's das Liesle.“

„Das?“ lacht ſie.

Er fragt das Kind, das er mühſam auf den linken Arm nimmt. Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf ſeinem Arm die Hand vor den Mund. „Sei nicht ſo dumm,“ ſagt ſie haſtig zu ihm. „Das Kind kann kein Wort reden.“

„Als nur Fritz?“ fragt er, bläſſer als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. „Das iſt doch kurios.“

„Das iſt nicht kurios,“ ſagt ſie noch haſtiger. „Weil dem Nachbar ſein Kater Fritz heißt.“

„Der dort?“ fragt der Fritz und lockt ihn: „Komm, Fritz! Fritz, komm! Der muß anders heißen," fährt er fort, „oder er hat ſeinen Namen vergeſſen. Das Vergeſſen ſcheint überhaupt hier Mode."

Die Heiteretei iſt ganz verwirrt, blutrot, zornig vor Scham. „Der Kater," ſagt ſie, „hört bloß auf ſeine Leut' und nicht auf jeden Narren."

Der Fritz ſcheint ſich an ihrem Zuſtande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiſer redend, man ſieht, er wird immer heiterer.

„Warum hältſt du dem Liesle den Mund zu?" fragt er; „es will mir noch was ſagen."

„Es iſt nicht wahr, was es ſagen will," ſpricht ſie. In immer noch wachſender Verwirrung traut ſie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Abſicht zu, ſie zu verraten. Und nun wird ſie auch noch gewahr, ſie zeigt dem Fritz, indem ſie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buchſtaben darauf leſen und mit dieſen alles, was ſie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch bläſſer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umſinken und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefſtes Herz ſchwillt in Mitleid auf und Liebe, aber der Gedanke: „Wenn es jemand ſähe!" beherrſcht ihr Außeres.

Es war gut, daß der Zaun zwiſchen ihnen ſtand, ſonſt wär' ſie mit umgeſunken. In einem Arm hat ſie den Fritz und das Kind, den anderen ſtützt ſie auf den Zaun. Und wie eigen! eines von deſſen wilden Röschen ſchwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwiſchen beiden und zittert zugleich vom Atem beider. Ebenſo, Wange an Wange, lagen ſie in ihrem Traume; ſie fühlt, daß ſein Auge, welches ſie vor der zu großen Nähe nicht ſehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es iſt dieſelbe Stelle wie im Traume. Dieſelbe Wonneangſt dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie ſieht hinüber nach dem Holunderbuſche und könnte ſich verwundern, ihn nicht in des Meiſters Schramm rotem Kirchenfrack herüberkommen zu ſehen.

„Wenn ich könnt' ſitzen," ſagt der Fritz. „Es wird gleich vorüber ſein. Wegen dem Finger hat's nix zu bedeuten; du brauchſt dir kein Gewiſſen deshalb zu machen. Der Bader ſagt, es wird bald wieder ganz gut ſein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es iſt auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht."

Die Heiterethei ſollte ſich darüber freuen, und doch kann ſie es nicht. Er wird ihr fremder, er iſt ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verſchuldung gegen ihn, ihr Selbſtvorwurf war ein Band geweſen, das ſie an ihn gebunden. Sie fühlte nur, daß ein Liebesband gelöſt war. In dieſem Gefühle ſagt ſie, und das Drängende des Augenblicks gibt den Ton dazu: „Geh zu deiner Braut."

„Braut?" fragt der Fritz. „Das iſt dummes Zeug."

„Zur Gringelwirts-Ev'," fuhr die Heiterethei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müſſen, und dachte nicht, daß der Zorn ebenſogut ein Verräter war als Tränen.

„Die Ev'?" fuhr der Fritz fort. „Ja, der Fieberhund – die Leut' mein' ich, hätten mich beinah dazu gebracht. Weil ich hab' geglaubt, du haſt mich aus Zorn in den Bach gerennt –"

„Und du willſt doch zu der," ſagte das Mädchen, der das Atmen ſo ſchwer wurde wie damals im Traume.

„Zu dir wollt' ich," ſagte der Fritz. „Ich wollt' wiſſen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen."

„Schon wieder?"

„Und noch um was." (Die Heiterethei fürchtete, er müſſe ihr Herz ſchlagen hören.) „Warum du mich vom Steg haſt gerennt."

„Weil ich dacht', du wolltſt mir was tun."

„Ich?"

„Du haſt mir doch aufgepaßt," ſagte ſie, von neuem rot, „und die Leut' –"

„Freilich aufgepaßt, aber nicht –"

„Sagten, du wärſt wütend," eilte ſie, um über das Geſtändnis hinauszukommen, daß ſie ſich doch gefürchtet.

„Ja, freilich erſt," entgegnete er. „Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab' ich erſt nicht gewußt, was ich dir ſollt' tun. So war ich des Teufels vor Deſperatheit auf dich und noch den ganzen anderen Tag."

„Was ich hab' gered't, das iſt die Wahrheit geweſt."

„Eben darum,“ entgegnete der Fritz. „Guck', Annedorle, was ich dir jetzt will ſagen, das hätt' ich noch vor ein Tager acht nicht können ſagen, dir nicht und auch einem anderen Menſchen nicht. Ich hab's erſt dem Nagelſchmied ſeinem Hund, hernachen hab' ich's meinem Fräle vorerzählt; alle Stunden ein paarmal, bis ich das unrecht' Schämen hab' verlernt und nicht mehr hab' geſtottert und bin rot geworden dabei. Du haſt eben in allem recht gehabt und auch darin, daß du haſt geſagt, wenn ich dich freit', da – könnt' – noch einer aus mir werden. Da iſt mir's doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dir's die Haar' verſengen tät', Burſch, du redſt weiter! Wir wollen dich ſchon kriegen, wie der Bader ſagt. Schäm' dich, daß du dich ſchämſt, wo's verkehrt iſt. Ja, da hab' ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wolltſt nehmen. Aber da bin ich heimlich geweſt wegen der Fieberleut' und bin nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich haſt gefürchtet.“

„Gefürchtet?“ lachte die Heiteretei. „Und wohl vor dir?“

„Ja, du biſt eben noch, wie ich damals bin geweſt,“ entgegnete der Fritz. „Du biſt deinen Fieberhund noch nicht los. Du ſchämſt dich noch, daß du dich ſollſt ſchämen.“

„Du haſt dumm Zeug genung gemacht,“ ſagte die Heiteretei, „du haſt Urſach' genung. Ich hab' nir Dummes gemacht, daß ich mich brauch' zu ſchämen.“

„Nu, meinetwegen,“ entgegnete der Holders-Fritz. „Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeiſter machen, wo ich noch an mir ſelber genung zu ziehen hab'. Ja, das war alles dumm, was ich damals hab' gemacht; und wie ich gemeint hab', nu bin ich geſcheit, das Allerdummſt', das erzähl' ich dir ein andermal. Zuletzt iſt das alt' Wildtun noch einmal gekommen und hat geſagt: Ich bin das alt' Wildtun nicht mehr; ich heiß' jetzt Mannesehr', und weil du ein dumm Wort haſt gered't, ſo verlang' ich nu von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es iſt nur gut geweſt, daß ich den alten Dieb in dem neuen Röckle noch zur rechten Zeit hab' weggekriegt und daß ich trotz dem Fieber noch beſſer bin zu Fuß geweſt wie mein alt Fräle. Guck', Annedorle, ich ſchäm' mich nicht, daß ich muß ſagen: du haſt recht gehabt, und es iſt alles gut geweſt, was mir von dir gekommen. Auch daß du mich in den Bach haſt gerennt. Es iſt ſchon gut, wenn ſich einer einmal in der Einſamkeit auf ſich ſelber beſinnt, aber er darf kein Stadeltor zwiſchen ſich tun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menſchen iſt er hineingeſchaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär' immer verbiſſener geworden in meinem Fieber und hätt' immer mehr gemeint, die Leut' täten mir alles zum Trotz, je mehr ich den Leuten hätt' alles zum Trotz wollen tun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt' ſolln kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hättſt hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem dummen Finger und auch nicht von dem bißle kalten Waſſer, ſondern weil ich hab' gemeint, du kannſt mich nicht leiden. Und wär' ich nicht krank worden, ſo ſäß' ich jetzt drüben in Amerika und dächt' immer noch, du haſt's auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein', und das braucht's auch jetzund nicht. Genug! ich bin noch hüben, und wenn du mir haſt aufgeräumt, gehn wir noch heut zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willſt haben, ſo bleib' ich ein Junggeſell; eine andere nehm' ich nicht als dich, und werd' ich noch hundert Jahr."

Wieder barg die Heiteretei ihre Weichheit in Zorn. „Aufgeräumt hab' ich einmal nicht," ſagte ſie. „Wer weiß, wer das iſt geweſt! Und du denkſt vielleicht, weil ich ein Häusle hab', ich hab' mehr, als wahr iſt. Und das Liesle da –"

„Nehm' ich gleich mit," ſagte der Fritz triumphierend. „Du mußt nicht denken, du haſt's allein gern."

„Und die Leut' im Städtle ſind mir erbittert; das ließen ſie hernachen an dir aus."

„Was frag' ich nach denen! Das ſind Fieberleut'. Eigentliche Leut' gibt's gar nicht."

Da war ja das Herz, nach dem ſie ſich geſehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber ſie ſagte wie zornig: „Nu, wenn du denkſt, es iſt dein Beſts, und du willſt's durchaus; aber ich dring' mich nicht auf. Wahr iſt's, du haſt mich gedauert wegen der Gringelwirts-Ev', und ich hab' dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchſt. Aber wegen mir – daß ich dich etwa haben wollt', das iſt mir nicht eingefallen. Tuſt du's, meinetwegen; tuſt du's nicht, auch meinetwegen. Brauchſt nicht zu denken, daß ich einen muß haben. Ich hab's nicht nötig. Ich kann's noch ſelber ermachen."

Der Fritz hatte ſeine eigenen Gedanken bei dieſer Rede der Heiteretei. Er brauchte nur in ſeine eigene letzte Vergangenheit zurückzublicken, um zu wiſſen, wie er ſie verſtehen müſſe. Er meinte: „So iſt's recht. Der Mann muß der Frau voraus ſein: das macht den Reſpekt von ihrer Seite und die Lieb' von ſeiner." So dacht' er, aber er ſagte: „Da kannſt du gleich mit angreifen bei mir, wenn du willſt. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg' kein End', wie ſie's allein ſoll durchſetzen mit dem Angeben und Kochen; ſie iſt alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug' auf dich gehabt, daß du meine Frau ſolltſt werden. Es freut ſich kein Menſch ſo wie das Fräle, wenn du kommſt. Das Liesle nehm' ich gleich mit."

„Du denkſt auch," lachte die Heiteretei, „ich hab' auf dich gepaßt und hab' ſonſt nix zu tun und komm' gleich wie ein Spitz, wenn man ruft: Hierher kommſt du!"

„Wie ſich's dir ſchickt," ſagte der Fritz ſchon im Gehen. „Du wirſt ſchon deiner Fieberleut' wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das iſt nun mein, das iſt das Draufgeld, das wirſt du nicht im Stich laſſen, wenn dich's auch ſollt' reun."

Die Heiteretei hielt ſich noch immer am Zaun. „Ich komm' ſchon nach," ſagte ſie. „Denn das kannſt du gleich wiſſen, deſpektierlich behandeln laſſ' ich mich nicht und laſſ' mir nix ſagen, wo ich ſelber ſeh', was zu tun iſt. Und nun gehſt du, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

Aber wunderlich! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verſchwinden wollte, da fehlte wenig, ſie wär' ihm nach, hätt' ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgeſagt. Ihr war, als ſollte ein Eiſen um ihren Hals gelegt und ſie damit irgendwo angeſchmiedet werden. Alles das, was ſie noch vorhin ſo heiß erſehnt und dann ſo ſelig als ihr Eigentum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Laſt auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte. Es war, als wäre ſie auf einmal wieder ganz die alte Heiteretei geworden, die in jedem Manne einen Feind ſah, gegen den ſie ſich wehren müßte. Sie bereute, daß ſie nicht gleich den Entſchluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das ſie ſollte, kam ihr wie ein Gefängnis vor. Sie wußte nicht mehr, ob ſie den Fritz lieb hatte oder ob er ihr zuwider war. Sie ſollte nun nicht mehr tun, was und wie ihr's einfiel; ſie ſollte tun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte ſie, daß der Fritz eben dieſer Mann war, dann wußte ſie, es war nur Widerwille, was ſie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte ſie zugleich, wie ſorgenlos und ſchön ſich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte ſie doch laſſen müſſen, und die fremden Leute, zu denen ſie ging, ſie mochten wohnen, wo ſie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eigenes freies Weſen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menſchen wollen ſich nach andern richten und verlangen, daß dieſe ſich nach ihnen richten ſollen. Wer ſich auf irgend eine Weiſe loslöſt, der muß auch in anderer nicht mehr von ihnen abhangen dürfen. Wer die Menſchen braucht, der muß ſein, wie ſie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zuſtand als den Übergang dazu. Ihr ging es wie dem Kindern, die ſelber gern aus ihrem Eigenſinn heraus wären und aus Ärger darüber, daß ſie's nicht können, nur noch eigenſinniger werden.

So ſchwer war der Heiteretei noch kein Weg geworden als nach dem Hauſe, in welchem ſie in Gedanken ſchon geſchaltet hatte. Sie erſann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Tür wäre ſie faſt wieder umgekehrt. Erſt hatte ſie ſich geſchämt, hinzugehen, nun ſchämte ſie ſich, wieder umzukehren. Am liebſten wär' ihr geweſen, es hätte ſie irgend eine Gewalt ohne ihr Zutun hineingeführt, oder ſie wäre ſchon drin, ſchon ſeit Jahren drin.

Es war gut, daß ſie nun auch anfing, ſich des langſamen Gehens zu ſchämen. „Sie können mir doch nix tun drin, als was ich leiden will, und iſt's nicht, als dächt' ich, ich müſſe drin leiden, was ſie mir tun wollen, wenn ich ſo langſam geh'? Hab' ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht't, ſo werd' ich's jetzt nicht erſt anfangen. Mögen die drinnen ſein, was ſie wollen, ich bin ich; nun geh' ich hinein, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

Die Geſellen und der Lehrling hatten ſchon gegeſſen und die Wohnſtube wieder verlaſſen; das Liesle ließ ſich's noch ſchmecken, aber der Fritz und das Fräle warteten noch auf die Heiteretei. Die kam endlich, und nicht, wie man's von ihr hätte erwarten ſollen, wenn man ſie ſonſt kannte. Sonderbarerweiſe ſchien's, als habe ſie nicht den Mut, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräle und der Fritz ſie empfingen, ſo fröhlich das Liesle, das ſchon ganz hier zu Hauſe ſchien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte ſie wenigſtens einen Arm oder ein Bein draußen laſſen ſollen, als wär's unhöflich, daß ſie ſo mit ihrem ganzen Körper hereingetreten. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war ſie wie in ihrem Eigentume. Auch wenn ſie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Eſſen in die Stube kam, erſchien ſie nichts weniger als verlegen. Aber da wollte ſie auch nichts als eſſen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hieher dagegen kam ſie mit dem Anſpruche, hier zu bleiben, das alles, was ſie ſah, als ihr Eigentum zu beſitzen. Sie konnte den Gedanken nicht loswerden, die Leute müßten meinen, ſie dränge ſich auf, wenn ſie's auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbſt mit dem Liesle konnte ſie ſich nicht gehaben wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu ſein als ſie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die ſie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräle brachte nun das Eſſen und nötigte ſo gutmütig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiteretei war nicht zu vermögen, einen Biſſen anzurühren. Sie ſagte, ſie habe zu Haus ſchon gegeſſen. Den eigentlichen Grund verſchwieg ſie. Es war kein anderer als das Gefühl, daß ſie hier noch kein Eſſen verdient habe. Darum drückte ſie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie ſollte ſoviel haben und hatte nichts dafür getan und zweifelte, ob ſie's würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältniſſes hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entſprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging und die Heiteretei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr beſſer zu Mute.

Was war da alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen ſich all dieſe Dinge, dieſes Steingut, dieſes Zinn, dieſes blecherne Geſchirr einen Augenblick lang als das ihre zu denken, hätte ſie jubeln gemacht wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart derſelben bedrückte ſie. Es war nicht, als wenn ſie dieſe Dinge, ſondern als wenn dieſe Dinge ſie beſitzen ſollten. Eine ſolche Beſchränkung der perſönlichen Freiheit liegt in jedem Beſitze, und es iſt begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigentum als eine Laſt anſehen. Dann war die Alte langſam und mußte ſich immer mühſam beſinnen. Die Heiteretei konnte nicht, wie ſie gewohnt war, raſch und in einem Zuge ſchaffen; es war, als müßte ſie einem Stotternden zu Gefallen mit ſtottern. Das Mißverhältnis zwiſchen dem, was zu tun war, und der Langſamkeit, mit der das Schaffen vor ſich ging, war bis zum Lähmenden beängſtigend. Sie ſah nicht, wie ſie auf dieſe Art ſollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war ihr damit der einzige Weg abgeſchnitten, auf dem ſie überhaupt ſich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein ſeinem Bauer entflogener Vogel empfinden muß, als ſie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Dieſe Nacht ſollte ſie noch mit dem Liesle darin ſchlafen, von morgen an beim Holders-Fräle.

Sie hatte ſelber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müſſe; jetzt reute ſie's, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißen worden; was ſie getan hatte, hatte ſie freiwillig getan; dennoch kam ſie ſich vor, wie in fremder Gewalt, und ſelbſt in dem Vorſchlage, die ſeitherige Schlafſtelle zu verlaſſen, ſchien ihr nun der Fritz ſchon den Herrn geſpielt zu haben.

Als ſie ihr Häuschen und den alten Holunderbuſch wiederſah, jubelte ſie dem Kinde auf ihrem Arme zu: „Nu ſind wir wieder zu Haus, Liesle! Wenn die Welt recht ſchön ſollt' ſein, müßt' ich das Häusle da auf meinem Schiebkarrn in die Welt hinein können fahren. Und wo's recht weit und luſtig, da müßt' ich's können hinſtellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wieſen. Und wo's uns nicht mehr gefiel, heidi! wären wir fort und lachten alle Leut' aus! Der Fritz könnt' bei uns ſein und auch das Fräle; das wär' noch ſchöner. Aber ich müßt' können machen, was und wie ich ſelber will; es ſollt' ihr Schaden gewiß nicht ſein. Und ich müßt' jeden Augenblick fort können."

„Du biſt ein närriſch Kind, Liesle," ſagte ſie, als ſie die Kleine, die ſchon halb ſchlief, ins Bett brachte, eigentlich zu ſich ſelber. „Es iſt ja noch gar nicht ſo weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns niemand davon. Das mußt du dir nur immer vorſtellen, und du wirſt ſehn, wie leicht die Sach' hernachen geht."

Und ſie ging wirklich den andern Tag ſchon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle geſprochen. Das ſagte, als die Heiteretei kam: „Wenn ich wüßt', daß du die Sach' allein möchtſt machen, das wär' mir eine große Lieb'. Du haſt einen jungen Kopf, der kann ſich leichter beſinnen, und junge Händ' greifen raſcher an. Aber es müßt' dir nicht zur Laſt ſein."

„Aber was denkt Ihr denn, Fräle?" entgegnete die Heiteretei froh. „Ich muß nur ſehn, daß ich's auch ſo mach', wie Ihr's gern habt, und das könnt Ihr immerfort ſagen."

Nun ging ein ander Schaffen an, als das geſtern war. Und je mehr die Heiteretei ſah, wie das Fräle ihre Kraft und Geſchicklichkeit bewunderte und ſich darüber freute, deſto beſſer ging's ihr von den Händen. Sie verſorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, ſie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wieſen dabei zu ſein, und da gefiel ihr's doch am beſten. Sie dachte ſich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Dieſe nahm die Pflege des Kindes über ſich, und das gedieh ſichtbar. So ging's von Tag zu Tag beſſer, bis der Fritz ſie bat zu beſtimmen, wann die Hochzeit ſein ſollte. Sie hatte abſichtlich den Gedanken daran ſich ferngehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu getan werden. Man kam überein, in acht Tagen ſollte die Hochzeit ſein. Aber von da an wachten all die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil ſie ſich im Schaffen zu zerſtreuen ſuchte. Aber es zeigte ſich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgültigſten Worte einen Vorwurf ſah, weil ſie ſich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich ſelber tröſtete ſie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte ſie es dem Fritz in Gedanken übelnehmen, daß er ſo wenig ihre Nähe ſuchte. Er hatte viel mit einem Zimmermanne zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr ſchien es, er verlängere die Unterredungen mit demſelben abſichtlich über das Nötige hinaus, um nur ſo lange ihrer los zu ſein. Und es waren nur ſo wenig Tage mehr übrig, die ſie noch beiſammen ſein ſollten. Dazu bemerkte ſie, daß man ein Geheimnis vor ihr hatte; bald ertappte ſie einen Geſellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den ſie nicht bemerken ſollte. Sie kam ſich vor wie verraten und verkauft. Dann kränkte es ſie, daß der Fritz keine Dienſtleiſtung von ihr verlangte; zuweilen war ſie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgeherock und dergleichen Wenn er ſie einmal bat, dachte ſie: „Wenn er dich lieb hätt', tät' er nicht ſo fremd.“ Und doch – verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut ins Geſicht, daß er ſchon den Herrn ſpielen wollte, und faſt täglich ſagte ſie ihm ein Mal den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute ſie dann wieder, und in ihrem Ärger über ſich ſelbſt ſagte ſie ihm: „Ihr habt wohl recht, ich gehör' nicht in ſo ein Haus. Ich kann's den großen Leuten einmal nicht recht machen.“ Dann ſagte der Fritz: „Das iſt uns nicht eingefallen zu meinen, du gehörſt nicht in unſer Haus. Das weißt du ſelber recht gut. Und du biſt doch nicht von ſelber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du tuſt, als müßteſt du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht ſollt' auf dich fallen. Das iſt nix als dein Fieberhund. Du ſelber machſt dir all die Vorwürf', über die du bös wirſt, wir nicht. Ich tu' dir keine Gewalt; und wären wir ſchon getraut, es wär' nicht anders. Was du mir nicht zulieb' tun magſt, das verlang' ich nicht.“ Sie fühlte dann, daß er recht hatte, ſie fühlte ſeine Liebe in ſeiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf ſich ſelbſt und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.

War das ein Erſtaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiteretei heimführen! Ein Fragen und ein Erſtaunen und wieder ein Fragen und Erſtaunen. Wie früher die Heiteretei, ſo hatten nun der Holders-Fritz und das Fräle von gutem Rat, Warnungen und Unglücksprophezeiungen zu leiden. „Es wundert mich,“ pflegte der Fritz zu ſagen, „wenn ich hinauskomm', daß nicht die Bäum', die Zäun' und die Grenzſtein' gelaufen kommen mit gutem Rat. Aber ſo weit, wie ſie das Annedorle damit haben gebracht, ſo weit ſollen ſie's bei mir nicht bringen.“

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewieſen hätte, denn es war ja jetzt ſein Wahlſpruch: nicht mehr Wildtun, ſondern Überlegung und ruhige Feſtigkeit mache den Mann.

Er hatte ſich eine eigne Methode erfunden, auf die er ſich bei ſich ſelbſt nicht wenig wußte. Sagt' ihm einer, er ſolle ſich wohl bedenken, eh' er den Schritt tue, dann entgegnete er: „Ja, bedenken muß man freilich alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er ſich erſt bedacht hätt'. Das mein' ich auch.“

„Ihr könntet jede kriegen im Städtle,“ fuhr dann jener fort, „und da ſind reiche Mädle genung. Die Valtineſſin hat's nah genung gegeben: Wenn Er käm', ein Nein tät' nicht fallen. Und ich wüßt' hundert reiche Burſch', die ſich die Händ' lecken täten nach der Gringelwirts-Ev'. Die hat Geld und Sachen; da kann's heißen: Goldmädle, ich mag dich.“

Dann ſagte der Fritz: „Ja, Reichtum iſt eine Hauptſach', und die Valtineſſin, das iſt eine ganze Frau.“ Und in dieſer Art ging es weiter, ſo daß der andere am Ende nichts mehr zu ſagen wußte und ging.

Das Holders-Fräle hatte ſich eine andere Art, die Leute mit guter Manier loszuwerden, beigelegt. Sie war immer etwas ſchwerhörig geweſen.

Sagte ihr eine: „So ein arm Mädle wird doch Ihr Fritz nicht nehmen,“ dann entgegnete ſie wohl: „Grämen, meint Ihr? Ja, ich hab’ mich ſchon genung gegrämt darum, und gedoktert hab’ ich, aber es hat alles nichts wollen helfen.“

„Ihr verſteht mich falſch,“ ſprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; „ich mein’ von wegen der Heiteretei —“

„Ja,“ nickte das Fräle. „Einerlei; ’s iſt alleweil einerlei geweſt, was ich auch hab’ angewend’t. Ja, die letzt’ Zeit iſt’s immerfort noch ſchlimmer geweſt.“

Dann ſagte die andere ſchreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verſtändlich zu werden, wenn nicht den Ohren: „Ihr habt mich nicht verſtanden, ich mein’, von wegen Eurem Fritz —“

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgeriſſen dabei, dennoch kam zum Vorſchein: „Hitz’? Ja; das iſt’s eben. Hitz’ hab’ ich die ganz’ Nacht in den Ohren gehabt; und ich wunder’ mich nur, daß ich heut einmal wieder ſo gut hör’. Ja, manchmal iſt das ſo, aber hernachen wird’s wieder ſo ſchlimm wie zuvor.“

„Wenn das gut gehört heißt!“ meinte dann die andere bei ſich und gab ihren Vorſatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräle nicht irr gemacht; der Heiterretei wunderliches Benehmen tat mehr dazu.

„Guck’, Fritzle, guck’ wohl, was du da machſt,“ ſagte ſie zuweilen zu ihrem Enkel. „Mir iſt das Annedorle immerfort im Kopfe gelegen, und ich hab’ gemeint, ſie paßt juſt zu dir. Aber wie ſie jetzt iſt, da wird mir’s manchmal angſt: das wird immer ſchlimmer, je mehr’s auf die Hochtzig losgeht; was ſoll da hernachen erſt werden!“

„Laßt’s nur gut ſein, Fräle,“ ſagte dann der Fritz. „Manchmal möcht’ ich auch mit den Fäuſten drein haun, aber hernachen würd’s erſt recht ſchlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das iſt nix, ſondern Verſtand macht den Mann. Paßt auf, es iſt weiter nix als die alt’ Heiteretei, die ſich noch geſchwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Chriſtlieb oder meinetwegen ſo einen alten Adam hat jeder Menſch in ſich ſtecken; der muß einmal heraus.

Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt' Fritz hat auch am ärgſten in mir gewirtſchaft't, wie er geſehn, nun wird's Ernſt, daß er 'raus muß. Bleibt Ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiteretei wär's ſelber lieber, man braucht' Gewalt; da könnt' ſie ſich erſt recht verſtocken."

Aber nicht allein von der Heiteretei kam ihm Anreizung, ſeiner Philoſophie zu vergeſſen und wieder vom „alten Fritz" beſeſſen zu werden, welchen böſen Geiſt er mit ſoviel Kraft ſeither hatte von ſich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirſchen geſetzt, damit er die Sperlinge abhalten ſoll, dann lähmt das graue Diebesvolk erſt ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick ſcheucht ſie ſchon davon. Nur hier und da findet ſich ein kecker oder durchtriebener Kopf, der ſich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuſchauen. So grimmig dem Popanz der verbogene Hut ſitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter ſtecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz ſich zornig ſchüttelt. Aber er ſieht, der ſchüttelt ſich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht ſich ſelbſt! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun ſchon in kleiner Entfernung vor ſeinen Augen, wenn er welche hat, Kirſchen naſcht? Aber nur ein wenig näher, und der Wagling ſieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch ſein Beiſpiel anderen Mut, dieſe wieder anderen. Nicht lange und das ganze graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreiſe umzirpt, und bald ſitzt der Furchtſamſte darunter dem armen Popanz auf der ſchlagenden Hand und läßt ſich triumphierend mit ihr vom Winde ſchaukeln.

Ähnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burſchen ſeiner ehemaligen Kameradſchaft; der Unterſchied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen ſich in den Moraſt rennen laſſe, das hatte den Burſchen die Augen geöffnet über das Wahnbild ſeiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten ſich's ſo lange und ſo laut in allen

Wirtshäuſern vorgeſchrieen, bis ſie es ſelber glaubten: Nicht die Kraft des Fritz, ſondern die Macht der Meinung von derſelben hatte die Wundertaten vollbracht, die man jener ſonſt zugemeſſen. Es hatte ſich keiner ihm ernſtlich gegenübergeſtellt, weil man gemeint, es ſei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieſer Täuſchung befangen war, da hatte man es mit dem beſten Erfolg getan. Der und der hatte den Fritz bezwungen, aber niemand hatte es ihnen geglaubt. Und dieſe waren bei weitem nicht einmal die Stärkſten geweſen.

Das alles war dem Fritz nicht fremd geblieben. Es iſt leicht, beſcheiden auf einen Vorzug zu ſein, der allgemein anerkannt iſt. Als ſeine Stärke bezweifelt wurde, ſtieg ſie ihm wieder im Preiſe, und ſeine neue Philoſophie hatte ſchwere Proben zu beſtehen, um ſo ſchwerere, je mehr er ſeine Geſundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er ſich ſelbſt gegeben, nie wieder an einem Schenkorte handgemein zu werden. Die ſchwerſte Probe ſtand ihm heute bevor.

Zum erſtenmale wieder ſeit dem Gründer Markt beſuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiteretei begleitete ihn, und es war ein ſchöner Anblick, als die beiden hohen blühenden Geſtalten geputzt nebeneinander nach dem Schützenhofe gingen. Die Muſik tönte ihnen ſchon von weitem entgegen.

In der Heiteretei war ein wunderlicher Kampf. Von dem ſchönſten Burſchen zum Tanze geführt zu werden, ſchien ein Vorzug, der einem Mädchen ſchmeicheln konnte. Aber die Leute mußten ſagen: „Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädle, die Männer genommen, und nun nimmt ſie ſelber einen. So lang hat ſie ſtolz getan, als ſie keinen hat gehabt; da ſieht man, es war nur Neid und Ärger.“ Unwillkürlich ging ſie immer ſo entfernt vom Fritz, als nur möglich war, und tat, als ob ſie gar nicht zu ihm gehöre.

Im oberen Stübchen neben dem Tanzſaale war nur noch ein Tiſch frei. Daran ſetzte ſich der Fritz und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiteretei nahm an dem anderen Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte ſich wenig an den Fritz.

An den übrigen Tiſchen trank man, um ſich Mut zu machen, deſto mehr, und nicht lange, ſo begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmſte unter all den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erſt ein halbunterdrücktes und, da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauteres Lachen.

„Ich möcht' wiſſen, wie ſich's im Zehntbach läg'," lachte der Adams-Lieb.

„Ich ſollt' doch meinen, es müßt' ſich weich darin liegen," ſagte einer von einem anderen Tiſche.

„Und kühl," meinte einer aus einer Ecke heraus.

„Sonſt würd' ſich einer nicht hineinlegen laſſen," lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz ſtand auf. Wie die hohe kräftige Geſtalt daſtand, war es doch, als hätte ſich der alte Reſpekt wiedergefunden. Einen Augenblick hielt ängſtliche Erwartung aller Atem an. Der Heiterethei braune Augen lachten einmal wieder wie von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen. Der Fritz war nur aufgeſtanden, die Heiterethei in den Saal zu führen und ſich mit ihr unter die Tanzenden zu miſchen. Die Spottredner faßten neuen Mut, aber auf der Heiterethei Wangen zeigten ſich im bunten Wechſel die weißen Druckflecken mit dunkelm Rot. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und ſeiner Genoſſen Späße.

In der Tür riß ſich das Mädchen von ſeinem Arme los und ſagte leiſe, aber heftig: „Ich geh' nach Haus. Du kannſt da bleiben. Du hörſt wohl ſolche Reden gern."

Es war, als ſchüttelte eine unſichtbare Hand die Geſtalt des Holders-Fritz zuſammen. Es war ein Ruck, vor dem ſeine Bruſt den ganzen Atem ausſtieß in einem hörbaren Hauche. Dann ſagte er mühſam leiſe, indem er die Hand gegen die Bruſt ſtemmte, wie um keinen zu lauten Ton herauszulaſſen: „Wenn du auch noch hilfſt! Du ſolltſt mich lieber helfen halten."

Die Heiterethei lachte halb zornig, halb geringſchätzig: „Sieht nicht aus, als brauchteſt du einen, der dich hielt'. Du biſt ja der ſtark'

Fritz, mein' ich, der wird ſich doch allein können halten. Ich geh' aber nu, und mich hält niemand, das ſag' ich dir!"

Der Holders-Fritz hielt ſich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor ſeiner Bruſt feſt. „Das iſt die Prob'," redete er in Gedanken auf ſich ein, „ob du ein anderer Kerl worden biſt wie vordem. Und wenn du die nicht hältſt, hernachen iſt deine ganze Änderung nix als ein dummer Jugendſtreich geweſt wie die vorher, nur wieder ein anderer. Dein Wort mußt du halten. Das ſag' ich dir: du bleibſt ruhig, und wenn der Teufel ſelber in die Heiteretei führ'. Sie ſoll ſehn, und alle ſollen's ſehn, daß der Mann nicht im Wildtun ſteckt." Dann wandt' er ſich ſo ruhig zur Heiteretei, daß die ſich darüber ärgerte: „Wenn du willſt gehn, ich bezahl' nur, und hernachen geh' ich mit."

„Ich kann auch allein gehn; ich fürcht' mich nicht," entgegnete ſie.

„Brauchſt nicht zu ſpotten," ſagte der Fritz. „Ich ſag' dir nur, ich hab' den Saal da wohl zwanzigmal geräumt und ſchäm' mich jetzt deshalb, und du ſelber haſt mir's verdacht, und wenn du mir's jetzt verdenkſt, daß ich's nicht tu', ſo ſag' ich dir doch: ſo ſtark bin ich in dem Saal noch nicht geweſt als jetzund."

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirt auf: „Ihr könnt den Burſchen drinn'n ſagen, ſie ſollen morgen abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es iſt der Vorabend vor meiner Hochzig, und Ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen."

Der Wirt ging in den Saal, und der Fritz und die Heiteretei konnten noch einen Flintenſchuß weit davon das Jubelgeſchrei der Burſchen hören über die Einladung. Dieſe legten die Burſchen natürlich ſo aus: der Fritz wolle ſich wieder beimachen. Sie ſtolzierten um einen ganzen Kopf geſtreckter als zuvor vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf ſeiner Kraft wiederherzuſtellen, mit der Flucht beantwortet. Morgen aber ſollte er Stich halten müſſen. Da wollten ſie ihm zeigen, daß es noch andere Leute gäbe, die's eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiteretei erlebte das alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ ſich nicht vom Fritz führen und war ſo übermütig, aber auch ſo bitter als noch nie. Wenn ſie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch noch heil und ganz ſei, und ob ſie ihn nicht halten ſolle, damit er dem Stein, über den er geſtrauchelt, nichts tue, da faßte der Fritz noch mehr als einmal nach ſeinen Rockaufſchlägen.

Das Fräle daheim wußte heute noch weniger als die Tage her, wie ſie mit der Heiteretei daran war.

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiteretei erſchien den ganzen Tag in derſelben Laune wie geſtern; bei ſich hielt ſie immer den Gedanken feſt, wenn's ihr einfiele, heute noch in ihr Häuschen zu gehen und nicht wiederzukommen. Morgen war ſie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burſchen fanden ſich alle ein und waren erſtaunt, auch die älteren Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert, da zu finden. Der Fritz und ſeine Geſellen hatten den Tag über mit in den Grasboden eingeſchlagenen Stecken und darauf genagelten Brettern Tiſche und Bänke aus dem Stegreif hergeſtellt. Es war luſtig, beim Biere — denn auch der Schützenwirt und das beſtellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras- und Baumgarten zu ſitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange, und ein herausforderndes Wort um das andere ließ ſich vernehmen. Der Fritz konnte ſich kaum all derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Raſen einluden. Vergebens gab er ſein neues Glaubensbekenntnis zum beſten: wer ſtark ſei, ſolle Gott danken und ſeine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder en anderen Abwehr fordere. Sein Widerſtreben machte ſie nur dringender. Die Heiteretei war am ſchlimmſten. Und da man ihn ſonſt dazu gezwungen hätte, ſeine Kraft mit den Angreifern zu meſſen, ſo machte er den Vorſchlag, damit wenigſtens bis vorm Nachhauſegehen zu warten. Und dieſer wurde endlich, doch nicht ohne Widerſtand, angenommen.

Wie man im beſten Schreien und Trinken war, trat der älteſte Geſelle des Fritz in der Heiteretei alten Kleidern, die er zu erhaſchen gewußt, wunderlich verkleidet unter die Gäſte. Er ſagte, er ſei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim ſeinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache feſtgefahren. Ob ihm nicht einer der Anweſenden, der ſtärker ſei, den Karren herausholen wolle?

Da entſtand ein allgemeiner Aufbruch. Man ſah, es ſollte eine Kraftprobe gelten, da war jeder dabei. Nur der Fritz ſchien ungehalten, daß des Geſellen alberner Einfall das Feſt ſtöre. Er redete ſeinen Gäſten zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehen zu laſſen. Aber ſein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der Schiebkarren, ſchwer bepackt, wirklich im weichen Raſen feſtgefahren erſchien.

Jeder wollte nun der erſte ſein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam keiner dazu, und ein älterer machte den Vorſchlag, die Reihe des Zutritts durch Loſen zu beſtimmen. Das geſchah; nur der Fritz ſchloß ſich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauſpiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reicker Wirtshaus geſehen. Eine wahre Muſterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete ſich. Da ſah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Ärger der getäuſchten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davonhinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schickſal andrer ſich tröſten.

Dem Fritz mochte der Anblick nicht behagen; er ging wieder hinauf, wo man erſt geſeſſen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten ſich die ſämtlichen Gäſte ohne Erfolg an dem Karren verſucht, und einſtimmig war man der Meinung, es ſei ein Vexierſpiel. Den Karren vermöge kein einzelner herauszuheben, und ſei er der Stärkſte.

„Vielleicht,“ lachte die Heiteretei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugeſehen, „iſt der Karren ſo verhext, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen.“

Alle redeten ihr zu, es zu verſuchen. Man hätte gern noch eine

Weile auf fremde Koſten gelacht, um ſich für den Hohn, den man ſoeben erlitten, zu entſchädigen.

Die Heiteretei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch ſchwerer, als der ihre damals geweſen. Gelang ihr ſchon mehr als den anderen, hob ſie ihn auch, von der Stelle rückte ſie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

„Was einem recht iſt, das iſt dem andern billig!" ſchrie der Adams-Lieb. „Wir ſind alle ausgelacht worden, das muß ſich der Fritz auch laſſen gefallen."

„Ja!" ſchrie ein anderer, „er ſoll hernachen nicht können ſagen: Wenn ich nur gewollt hätt', ich hätt' ihn 'rausgebracht."

Der Fritz wehrte ſich vergebens, die Kinderpoſſen mitzumachen, wie er ſagte. „Und was wär's denn nun? Ob ich ihn 'rausbrächt' oder nicht, deshalb wär' ich um nichts beſſer und um nichts ſchlimmer, als ich bin, und ihr alle miteinander nicht."

„Ja," ſagte der Adams-Lieb, „dann hieß' es: Das ſind alles Jungen geweſt, der Holders-Fritz iſt allein einer."

Ein anderer meinte: „Und hernachen glaub' ich auch, der Fritz hat's ſelber angeſtellt, damit die Leut' über uns könnten lachen."

„Soll ich?" fragte der Holders-Fritz die Heiteretei, die neben ihm ſtand.

„Nein!" entgegnete die zornig.

„Was Schlimmers kann nicht werden," ſagte der Fritz, „als daß ſie mich auslachen. Und da kann keiner mir was vorwerfen, ſie ſind alle ausgelacht worden."

„Aber ich kann's nicht leiden," erwiderte die Heiteretei noch zorniger. „Dich ſollen ſie nicht auslachen."

„Ja, er hat's ſelber angeſtellt! er hat's ſelber angeſtellt!" ſchrie alles durcheinander. „Da kriegt's einer wohlfeil, daß es heißt, er iſt allein der Starke. Er ſoll ſich auch auslachen laſſen, oder er iſt kein ehrlicher Kerl."

„Ja, wenn ihr mir ſo kommt!“ ſagte der Fritz. „Laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen ſie nicht.“

Er ſtand ſchon im Karren und bückte ſich.

Die Mäuler, die ſchon zum Lachen aufgeriſſen waren, blieben vor Verwunderung offen, wie man den Karren gehoben ſah, und als ihn der Fritz nun vollends noch quer den Abhang herauffuhr, da öffneten ſie ſich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, ſondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Fritz aber ſchien es ſo wenig um ihre Bewunderung zu tun, als er ſich vor ihrem Lachen gefürchtet. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und ſagte: „Ich hab' euch euren Willen getan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden.“

Alles ſetzte ſich, ſchweigend vor Ärger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob ſich, da man dem Biere wiederum zugeſprochen, der alte Preis des ſtarken Fritz ſo laut als je zuvor. Aber dem Fritz gewann er nicht das leiſeſte Lächeln ab. „Laßt das dumme Zeug,“ ſagte er; „wie ich geſtern eure Reden ruhig angehört hab' und gangen bin, das war hundertmal mehr als das mit dem Karrn.“

Die Braut aber ſaß ſchweigend dort, und die Druckflecken zeigten ſich wie geſtern mit dunkler Röte auf ihren Wangen.

Als alles aufgebrochen war und der Fritz ſie nach Hauſe führen wollte, riß ſie ſich los. „Daß du's ſchon anfängſt?“ ſagte ſie, mühſam das Weinen vor Zorn unterdrückend. „Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das ſag' ich dir, und gefallen laſſ' ich mir nix. Jetzt hol' ich das Liesle; die Nacht ſchlaf' ich in meinem Häusle! mach' du, was du willſt; ich mach's auch. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“

„In deinem Häusle kannſt du nicht ſchlafen,“ ſagte der Erſtaunte, indem er ſich an ſeinen Rockaufſchlägen faßte. „Und das Liesle ſchläft nunmehr. Das wirſt du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt' dich nicht, das hab' ich dir tauſendmal geſagt; daß mir's weh tut, wenn du gehſt, das weißt du ſelber. Und deshalb kannſt du immer die Nacht noch bei dem Fräle bleiben. Da biſt du doch ſo gut auf gehoben, wie du's in deinem Häusle wärſt. Wenn du's willſt, gehn wir an deinem Häusle vorbei; ich hab' ſo im Sinn gehabt, daß ich dich morgen hin wollt' führen vor der Trauung."

Das Mädchen erwiderte nichts, ſie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, ſie ſehnte ſich danach; vierzehn Tage lang hatte ſie es nicht geſehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr ſeinen Arm nicht auf, ſondern folgte der Eilenden ſchweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint, das Gras wachſen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken ſich im Tau wieder friſch und richteten ſich leiſe kniſternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges ſein Weſen treibt, das raſchelte am Boden hin oder durchſchnitt im zackigen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der ſtachelgeharniſchte, ſich ſelber zu ſeinem Marſche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeſchickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das ſie mit ſchweren Flügeln abſummten. Die Grillen durchſtachen der Nacht die ſchwarzen Ohren mit ihrem ſpitzigen Geſange. Der geizige Hamſter zankte ſeine eigene Frau von ſeiner Haustür hinweg. Hier und da ſtieg ein Kater im Graſe umher und ſchüttelte vornehm nach jedem Tritte den Tau von den hochgehobenen Pfoten.

Von all dieſem Leben und Treiben an ſeinem Wege bemerkte unſer eilendes Paar, in ſeine Gedanken verſunken, nichts. Eine Weile ſchritten ſie zwiſchen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen ſie unter die Weiden. Die Heiteretei blieb plötzlich ſtehen. Dort, wo ſie ihr Häuschen wußte, ſchimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte graue Häuschen konnte das nicht ſein. Was aber war es ſonſt? Hätte der Mond hoch am Himmel geſtanden, ſie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erſt hinter dem Felſen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz teilte ihr Erſtaunen nicht; er lächelte wie einer, der eingeweiht iſt in das Geheimnis, deſſen Eröffnung einen andern überraſchen ſoll. Wenn er noch ſchneller eilte als die Heiteretei, ſo geſchah's, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Geſichte zu leſen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußeren Umriſſe waren es, aber auch nicht, die es ſeit ſeiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt. Es hing nicht mehr im Innerſten zerknickt an dem Fels, es ſtand mit wagrecht abſchneidendem Firſt gerad empor, ſo gerad, als ſich die Heiteretei nicht erinnern konnte, daß es geſtanden. Je näher ſie kam, deſto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte ſich ein Netz aus ſchlanken Balken gewebt und die Maſchen mit Feldern von rotſchimmernden Ziegelſteinen ausgefüllt, oben darauf ein luſtiges Ziegeldach.

Sie ſtand wie ſelbſt verſteinert davor, bis der alte Holunder aufrauſchte wie vor Freude oder Schmerz des Wiederſehens. Da brach ihr ein Strom von Tränen aus den Augen, und ſie rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefſten Schmerz heraus: „Ach, mein gut alt Häusle! Ach, mein gut alt Häusle!“

Erſt meinte der Fritz bei ſich: „Nu, adje, alte Heiteretei! Nu muß ſie heraus!“ Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da ging's ihm ſelber nahe und er bereute faſt, was er ſo gut gemeint.

„Aber, Dorle,“ ſagte er begütigend, „es iſt ja dein alt Häusle noch, wenn's auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig iſt's noch gerad ſo, wie es geweſen iſt. Und der alt' Holunderbuſch, der hat nicht ein Äſtle eingebüßt. Den hab' ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär'. Auch nicht das Rotſchwänzchenneſt darauf iſt weg.“

„Nein,“ ſagte das Mädchen, „mein Häusle iſt das nicht mehr. Das da geht mich nix an. Ich hab' gedacht, wenn's nicht mehr geht, zieh' ich wieder in mein alt Häusle, und nu hab' ich keines mehr. Nu hab' ich nix mehr auf der Welt. Nun kann ich fort in die Fremd'. Da hab' ich nu nix mehr zu ſuchen.“

Der Fritz bewegte die eine Hand ſchon halbwegs nach den Rockklappen, indem er erwiderte: „Ich hab' freilich nicht gedacht, daß du die Sach' ſo wirſt anſehn. Aber das iſt's auch nicht. Du weißt's recht gut, daß ich's nur hab' aus Lieb' getan."

„Ja," ſagte die Heiteretei, „damit du mich recht könntſt plagen, und ich wüßt' nicht wohin! Deshalb haſt du's getan. Du haſt's fortgetan, damit ich nix mehr hätt' und dich müßt' nehmen."

Der Fritz redete in ſich hinein: „Das iſt die alt' Heiteretei, und du willſt ein Mann ſein!" Mit Gewalt an ſich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: „Das wirſt du doch einſehen, daß das Häusle ſo nicht hat können bleiben. Der nächſt' Regen hätt's vollends weggeſchwemmt."

„Ja," ſagte die Heiteretei immer zorniger. „Du haſt dich geſchämt, daß das Häusle ein arm Häusle iſt geweſt. Da haſt du müſſen zeigen, daß du ein Reicher biſt. Ich hab's allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da haſt du mir noch mein Häusle müſſen nehmen, damit ich's nur recht ſoll fühlen, daß du ein Reicher biſt und ich bin arm."

Der Fritz hatte Mühe, ſich zu halten. Er ſagte ſich: „Wenn das Eis geht, da gibt's auch ein Gepraſſel; hernachen wird's von ſelber ſtill. – Guck', Dorle, hätt' ich mich geſchämt des Häusles wegen, ſo hätt' ich's laſſen gehn. Und dich zwingen, wie du vorhin haſt gemeint, das iſt mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle haſt gedroht, und du haſt ſollen ſehn, daß ich dir keine Gewalt hab' wollen antun."

„Ja," ſagte die Heiteretei noch zorniger, „ſag', was du willſt; was ich ſeh', das ſeh' ich. Du haſt mich wollen loswerden. Ich bin einmal nicht wie andere Leut', drum bin ich auch überall zu viel. Du hättſt mich's nicht ſo merken zu laſſen gebraucht. Ich wart' von ſelber nicht, bis die Leut' ſagen: Nu kannſt du gehn. Und ich geh' auch, wennſchon du mir mein Häusle haſt genommen. Du denkſt Wunder, was du biſt. Ich hab' nicht auf dich gewart't, bis du kommen biſt. Ich brauch' keinen, und dich gar nicht. Mach', was du willſt, ich mach's auch. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Der Fritz hatte ſich wiederum erſt mit beiden Fäuſten feſt gepackt.

Aber er ſah, die alte Heiteretei ſpottete aller milden Mittel. „Nun muß es biegen oder brechen. Nu mög' draus werden, was da will. Das iſt kein Fieberhund jetzund; das iſt die wahr' Mannesehr', und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Burſch, und ohne Wildtun!“ So dachte der Fritz bei ſich, ſpuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

„Ich denk' Wunder, wer ich bin? Und was denkſt du denn, was du biſt? Ich will dir ſagen, was du biſt. Ein alberns Mädle biſt du, das ſelber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu iſt's was Rechts, wenn du nur immer was anders willſt als andere Leut'. Armut iſt keine Schand', wenn man ſie nicht ſelber hat verſchuld't; aber ſie iſt auch nix, womit man groß kann tun, wie du's machſt. Aber ein Arms kann ſonſt Tugenden haben. Und die ſind's hernachen wohl, worauf du ſo ſtolz biſt? Nein, du meinſt, der Stolz ſelber iſt eine Tugend; und da biſt du ſtolz, daß du ſtolz biſt. Oder iſt's, weil du meinſt, du biſt ſtark und kannſt ärbeten? So ſtark du biſt, ein Pferd iſt noch ſechsmal ſo ſtark und ärbet't dich ſechsmal weg. Da kann's auch noch ſechsmal ſo ſtolz ſein als du. Das macht den Menſchen aus, daß er Vernunft hat; aber Vernunft haſt du nicht viel mehr wie ein Pferd, ſonſt wärſt du nicht ſtolz. Ja, du meinſt, das iſt Vernunft, daß du ſchnippiſch kannſt tun und machen, daß Leut', die auch nicht mehr denken als du, über Ding' lachen, wo du und die Lacher erſt euch die Müh' geben ſolltet, ſie zu begreifen. Das iſt Vernunft, daß einer ſucht, die Welt zu verſtehn und was er darin ſoll ſein, und ſoll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will ſchwimmen und ſich einbilden, er iſt allein geſcheit, und die ganz' Welt iſt konfus, und er iſt noch groß im Recht, wenn nicht der ganz' Strom umwend't und ſchwimmt mit ihm bergauf. Das iſt Vernunft, wenn man den Leuten erweiſt, was man ihnen ſchuldig iſt, und iſt nicht unbillig gegen ſie in ſeinen Gedanken. Die Leut' aber, gegen die du's haſt, das ſind Fieberleut', und die ſind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran iſt dein Hochmut ſchuld. Die wirklichen Leut' haben mehr zu tun, als daß ſie Tag und Nacht nur an dich dächten und was ſie dir zum Trotz wollten tun. Die wirklichen Leut' ſind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wär's ſelber nicht, wollt' man ſich nach allen richten. Die Unvernünftigen läßt man gehn. Denen tut man zu viel Ehr', man mag ihnen zu Gefallen oder zum Trotz wollen leben. Und wer ihnen alles zum Trotz will tun, der richtet ſich eben auch nach ihnen wie der zu Gefallen und iſt recht mit Wiſſen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das ſollen wir nicht verachten. Aber wir ſollen's auch nicht zu ſehr achten, denn die Vernünftigen ſind noch nicht die Vernunft ſelber. Man muß nix darauf geben, was ſie überhaupt ſagen, ſondern darauf, was ſie ſagen täten, wenn ſie unſere Sach' ſo kännten wie wir ſelber. Darum müſſen wir eben ſelbſt vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch Beſſers anſehn, er mög' ſich gebärden und ſagen, was er will. Du meinſt, das iſt was Rechts, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackſt, aber an dir ſelber hackſt du nicht, und wenn du in deinem Unkraut tätſt erſticken. Über das Unkraut auf einem Feld ſchimpfſt du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da biſt du ſtolz. Du willſt die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verſtändſt, was das iſt: ein Mann und ein Weib! Hernachen würdſt du nicht darüber ſpotten, ſondern gäbſt dir Müh', daß du eine wirſt. Deine Fieberhünd' hab' ich mir ſeither laſſen gefallen, weil ich gemeint hab', du wirſt ſie ſelber abſchaffen. Aber nu ſeh' ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du ſollſt Reſpekt haben können vor mir, und ich will Reſpekt haben vor dir; ſonſt müßt' ich dich nicht liebhaben, wenn mir's gleichgültig wär', wie du biſt. Ich zwing' mich dir nicht auf, aber ich bettel' mich dir auch nicht auf. Das Häusle da iſt dein; ich hab' nix dran zu ſuchen. Du kannſt wieder hineinziehn. Du kannſt machen, was du willſt. Dir weh tun wollen hab' ich nicht und würd's nicht, und wenn wir hundert Jahr' lang wären getraut; aber wenn ich heirat', will ich der Mann ſein. Nu weißt du, was ich von der Sach' denk' und von dir. Danach kannſt du dich entſchließen. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde die Heiteretei aufbegehren und ihr Verhältnis vollends zerreißen. Er fühlte, er habe ſie ſo lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könne. Er fühlte das um ſo ſtärker, je gewiſſer er meinte, er ſpreche ihrem Zuſammenſein jetzt das Todesurteil. Um ſo überraſchter war er, als ſie auch nun noch ſchwieg, da er ſeine Rede geendet. In ihrem Geſichte konnte er, da der Mond ſich in dicke Wolken gehüllt, nicht leſen. Er horchte auf ihren Atem; ſie atmete nicht raſcher als ſonſt. Erwartete ſie, daß er doch noch ſich aufbetteln würde? Dann hatte ſie ſich geirrt. Er war ſich bewußt, ſoviel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach ſeiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er ſich und ihr ſchuldig geweſen. Deshalb ſchwieg er auch. Sie wandte ſich endlich langſam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege ſprachen beide kein Wort. Das Fräle hatte mit dem Zu-Bette-gehen auf die Heiteretei gewartet. Der Fritz ſagte gute Nacht und ging ſtolz und doch herzensbedrängt nach ſeiner Werkſtatt in den Städeln. Er fühlte, daß ſeiner Erklärung heute kein anderweitig Geſpräch mehr folgen dürfe, ſollte ſich ihr Eindruck nicht verwiſchen.

Draußen aber hoben ſich immer noch tauerfriſchte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeſchickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamſter zankten, die Kater ſchüttelten noch immer den Tau von den gehobenen Pfoten. Jedes hatte mit ſich zu tun. Das Häuschen ſchimmerte unbekümmert; nur der Holunderbuſch ſchien zu ahnen, was dieſe Nacht in zwei liebenden Menſchenherzen vorging. Er rauſchte leiſer, wie um ſie nicht zu ſtören.

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz ſchon wach. Es war ja der Trauungstag ſeines Hauptes. Er ſelber kam mit der Sonne von ſeiner Werkſtatt herein. Nur die Braut ließ ſich nicht ſehen. Die Trauung ſollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiteretei noch ſchlafend, als ſie ihr den geſtrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein feſtlicher Gewand beſorgt worden. Das ſchlief in einem beſonderen Bette.

Der Holders-Fritz konnte ſeine Unruhe kaum verbergen, als Viertelſtunde um Viertelſtunde verging und das Mädchen nicht zum Vorſchein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm ſeinen Zuſtand an und ging, nach ihr zu ſehen. Gleich darauf kam ſie erſchrocken wieder. Sie ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: „Die Schand'! die Schand'!“

Der Fritz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte ſie nicht gefunden.

„Wenn ſie nicht unten am Brunnen iſt,“ unterbrach er ſie.

„Ich hab' mir's ſeit jenem Tag vorgeſtellt,“ ſagte das Fräle, „wo ſie ſo wunderlich iſt worden. Und die ganz' Nacht hab' ich ſie hören lachen. Daß das meinem Tichterle muß geſchehn!“

Der Fritz wurde faſt zornig. „Aber ſie iſt da,“ behauptete er, „und ſollt' ſie in jenem Schrank dort ſtecken.“ Er wollte die Gewißheit ſo lange von ſich abhalten, als ihm möglich wäre. „Und macht kein Lärmens davon. Das wär' manchen Leuten juſt recht, wenn's herumkäm'. Und es wär' doch nicht wahr! Macht Eure Sach' ruhig fort, Fräle. Es iſt noch eine Viertelſtund' Zeit. Bis dahin iſt ſie wieder da.“

Und ſo war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Tür ſich auftat, und die Tür ſtand lange auf, ehe jemand darin erſchien. Und die Heiteretei, denn ſie war der Jemand, wär', wer weiß, noch länger auf der Schwelle ſtehen geblieben, hätte das Fräle ſie nicht hereingeholt.

Dem Fritz war es ſchwerer, als es zu ſagen iſt, ſeinen inneren Jubel zu verbergen. Er gab ihr ſchweigend die Hand und fühlte die ihre in der ſeinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zugeworden ſei.

Die Heiteretei entgegnete, die alte Annemarie habe ſie aufgeſucht und ihr dieſen Dienſt geleiſtet.

„Und wo iſt ſie denn?“ fragte der Fritz. „Iſt ſie draußen? Fräle, holt ſie doch herein.“

„Wie ich 'runter an den Brunnen bin gangen,“ ſagte die Braut ſcheu, „da iſt ſie wieder heim.“

„Und da ſagſt du,“ warf ihr der Fritz 'vor, der begriff, was die

Heiterethei dachte, „wir ſchämen uns deiner, und du biſt's, die ſich unſer ſchämt. Und wenn wir ſo wären, wie du meinſt, dann hättſt du auch Urſach' dazu —“

So klein der Fritz, ſeinen Grundſätzen getreu, ſeine Hochzeit hielt, mehr Aufſehen konnte die „größte“ nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Anſehen eines Bienenſtocks, der eben ſchwärmen will. Die Kirche war ſo voll wie nur ſelten während des Gottesdienſtes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär' für zehn Paare zu viel geweſen, geſchweige für eins.

Wir ſchweigen von allem dem und verſichern nur, daß vielleicht nie ein ſchöneres Paar in Luckenbach zuſammen in die Kirche gegangen iſt.

Die Braut hatte ſchon oft den Bräutigam angeſehen, ja ſchon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu ſagen, und doch geſchwiegen und, wenn der Fritz ſagte: „Du willſt mir was ſagen, Dorle?“ die Augen wieder weggewandt und leiſe geantwortet: „Wart' nur. Jetzt noch nicht.“

Als ſie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkenduft wie ein zarter Schleier in kleinen leiſen Tröpfchen auf ſie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund ſagt.

Jetzt flüſterte ſie: „Ich weiß nicht, ob ſich's ſchickt und ob du auch magſt; ich möcht' gern an meinem Häusle vorbei zu dir.“

„Warum zu mir?“ fragte der Fritz, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einſchlug. „Du kannſt nun ebenſogut ſagen: zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkſt, daß du zu mir willſt, wenn du heimgehſt in unſer Haus, da will ich zufrieden ſein.“

Es war kein unnützer Einfall, der dem Fritz jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren ſie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein ſchönerer Vormittag iſt nicht leicht geweſen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Holunderbuſch hat von dem leiſen Sprühregen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger als der rote Kirchenfrack des Meiſters Schramm; das blinkt und funkelt durcheinander wie tauſend Diamanten, wenn er nach ſeiner Art in ſich hineinlacht; und ſo herzlich und ſelig in ſich hineingelacht wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter ſeinen Flügeln glänzt, als wär' es ſelber eine Braut. Der Fels an ſeiner linken Flanke hatte über ſein graues Hemde einen Rock angetan, aus den ſchönſten röteſten Pechnelken gewebt, auf ſeinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tiroler. „Siehſt du,“ redete er mit hundert rauſchenden Stimmen auf das Häuschen hinein, „all den Glanz dankſt du mir, und haſt mir's übelgenommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungebärdig Kind auf dem Kniee der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag' nur den Holders-Fritz und ſeine Braut; denen iſt's gangen wie dir.“ — Und auch an Muſik fehlte es nicht. Der alte Holunderbuſch ſtellte in ſeiner wunderbaren Vielſeitigkeit den Brautführer und das Muſikorcheſter zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf ſang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei ſelige Herzen ſchlugen den Takt dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leiſe ihr Angeſicht an des Bräutigams Bruſt und ſagt: „Ich muß dir's doch ſagen, Fritz; ich wollt', ich müßt's nicht ſagen und du wüßteſt es ſchon.“

„Und wenn ich's weiß, ich hör's noch tauſendmal gern,“ erwiderte der Fritz nur mit ſeinen Augen. Es iſt der Blick, der ihr im Traume ſo weh getan. Und da ſtanden ſie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter ſprechen, aber ſie ſieht ſich erſt noch einmal ſcheu um, ob niemand in der Nähe iſt, und ſeinen Augen weichen ihre aus.

„Ich war ein dumms Mädle und bin nur immer dummer worden ſtatt geſcheiter, und geſtern war ich am allerdummſten. Die ganz' Zeit her, ſeit wir zum letztenmal haben hier geſtanden — aber, guck', es iſt auch nix Gerings, daß alles auf einmal anders ſoll werden, und man ſoll ſein eigener Herr nicht mehr ſein, zumal für ein arms Mädle, das nix hat, als daß es ſich nix braucht ſagen zu laſſen.“

Sie ſchweigt wieder. Die dunkle Roſe gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: „Nun ſag', ob ſie röter iſt als ich!" Der würdigt ſie keiner Antwort und ſetzt ſich auf die Bohnenblüte, wo er dem Mädchen ins Geſicht ſehen kann. Aus dem iſt die alte Heiterethei völlig verſchwunden; über Nacht iſt die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knoſpe geſprengt.

Unten in den Weiden rauſcht es ſo heimlich, daß man ſeine Gedanken darüber vergeſſen kann.

„Ich hab' dir nicht geſagt," fuhr die Braut fort, „wie mir's war; ich hab's nicht gekonnt und kann's auch jetzt nicht, obſchon ich will. Ich hab' damals, wie du an das Gärtle biſt kommen, getan, als wär' mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärſt gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck', ich wär' geſtorben. Daß ich den Männern bin feind geweſen, das iſt von meinem Vater ſeliger gekommen. Als ein klein Kind hab' ich müſſen ſehn, wie er meine Mutter hat geſchlagen, daß ſie manchmal beinah iſt liegen blieben. Da hab' ich meine Arm' um die Mutter geſchlungen, daß er mich mit hat müſſen treffen, weil ich's auch nicht hab' beſſer haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab' ihn auch nie liebgehabt, verzeih' mir's Gott. Ich hab's nicht gekonnt, es mag recht ſein oder nicht. Und da hab' ich's eingeſogen, daß das Heiraten ein Unglück für ein Mädchen wär', und daß ich den Männern hab' zum Hohn getan, was ich hab' gekonnt. Drum hat mich's gleich gereut, wie ich mich dir hab' zugeſagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab' ich erſt begriffen, daß du reich warſt und ich war arm. Daran hab' ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angſt iſt immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärſt geweſt, ich wär' nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt'. Und wenn ich gangen wär', ich hätt's nicht einmal können erleiden; ich wär' gewiß bald geſtorben. Ich hab' nun freilich eingeſehn, daß du viel beſſer und vernünftiger biſt als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken und hab' mir nicht können denken, du hättſt mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir immer noch ſoviel aus den Leuten gemacht hab', und hab' doch gewußt, wie ſie ſind. Du darfſt nicht ungeduldig werden, wenn ich dir alles durcheinander erzähl'; gerad ſo ſind immer meine Gedanken untereinander herumgefahren. Die ganzen Nächt' hab' ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab' ich mich endlich getröſtet und hab' mir eingebild't, ich bin ſtärker als du, wie du den Burſchen ihre Reden ſo ruhig haſt angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben ſollt', der ſchwächer wär' denn ich, daß ich keinen Reſpekt haben könnt', und ich hätt' wieder ſo gern Reſpekt müſſen haben vor dir. Da hab' ich vollends dumm getan, und wie ſie geſpottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schiebkarrn heraus haſt gehoben, noch dummer, weil ich hab' geglaubt, du willſt mich damit verſpotten. Und weil ich geſehn hab', daß du doch ſtärker biſt als ich, da iſt meine erſte Angſt wieder gekommen. Am allerdummſten bin ich geweſt wegen dem Häusle, wo du's haſt ſo gut gemeint. Nein, das iſt nicht dumm geweſt; ſchlecht iſt das geweſt von mir. Ich hab' das gleich gewußt, ich hätt' dir's mögen ſagen, und hab' doch nicht gekonnt; ich hab' auch gedacht, du haſt mich nicht mehr lieb, bis du bös biſt geworden und haſt mich heruntergemacht, da hat mir das Herz dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab' ich erſt recht geſehn, wie lieb du mich haſt. Und nun hab' ich's erſt recht gewußt, daß alles dummes Zeug war, was ich hab' gedacht, und du biſt beſſer als ich, und du haſt mich lieber, als ich's verdien', und ich ſollt' lieber denken, wie ich gegen dich müßt' ſein, als wie's ſein könnt', daß du einmal gegen mich wärſt."

Sie ſchwieg an ſeiner Bruſt, und der Fritz jubelte: „Sie iſt 'raus, ſie iſt 'raus, die alt' Heiteretei!"

„Aber ich muß dir noch was ſagen," fuhr ſie nach einer Weile zögernd fort.

‚Sag's nur, ſag's!" lachte der Fritz. „Kein Stückl' alte Heiteretei ſoll drin bleiben!"

„Ja," ſagte ſie, „guck', Fritz, und wer aufgeräumt hat bei dir, das bin ich doch geweſt!"

Und ſo ſprachen ſie weiter. Wir übergehen, was ſie noch ſagte und er noch antwortete. Die Beſſerung, zu dem eines dem anderen verholfen, hat ſich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er ſie genommen, hat ſie gehalten; ſie hat es wahr und ihn zum Manne gemacht und ihm keine Urſache mehr gegeben, den Grundſätzen untreu zu werden, die er ihr verdankt.

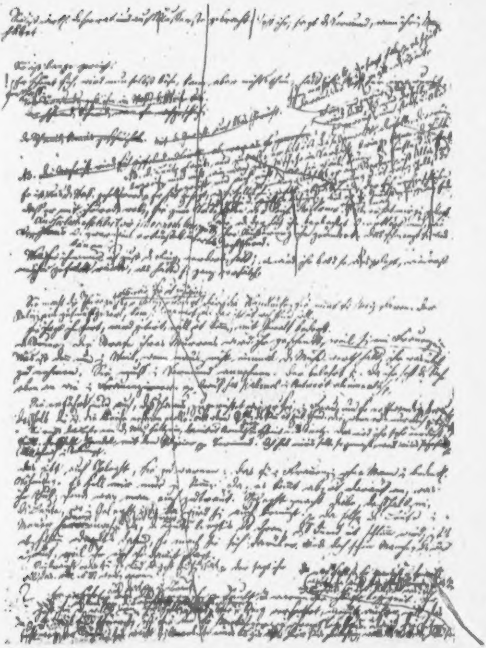
Die öffentliche Meinung hat ſich abermals überſchlagen und ſteht nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gutem Rat iſt keine Rede mehr; das Holders-Fräle hört wieder ſo gut als vorher. Den guten Rat trägt man nicht mehr hin, ſondern man holt ihn beim Meiſter Holder und ſeiner Meiſterin. Ja, er iſt nun förmlich zum Ratsherrn gewählt und kann's bis zum Bürgermeiſter bringen. Die Frau Baltineſſin und die übrigen großen Weiber haben Freundſchaft mit der Heiteretei geſchloſſen, denn ſie iſt nun auch eine große Frau, und wenn ſie, ſeit ſie dieſes geworden, noch von allen großen Weibern denkt wie früher, ſo tut ſie wenigſtens einer unrecht. Die iſt ſie ſelbſt. Sie iſt ſchlicht und beſcheiden, ihre Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüt hat ſie ſich erhalten. Die alte Annemarie, die nun im Holders-Hauſe den eigenen Kindern der Heiteretei das iſt, was ſie früher dem Liesle geweſen, tut ſich auf den neuen Glanz der Heiteretei, über den ſich niemand aufrichtiger freut als ſie, mehr zu gute als die Heiteretei ſelbſt. Sie hat die Redensart: „Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“ an ſich genommen, ſeit die Heiteretei ihr Eigentumsrecht daran aufgegeben hat, und dieſe kontraſtiert wunderlich genug mit dem beſcheidenen Tone, in dem ſie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick iſt geſtorben und hat die Heiteretei in ihrem Teſtamente anſehnlich bedacht. Die Schweſter der Heiteretei iſt verheiratet, und man hört nichts Übels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetiſch gehuſtet, den Kirchturm von der Kirche und aus der Stadt, aber ſie machen den Eltern keine Schande. Oft ſpielen ſie um das verjüngte Häuschen, und der alte Holunder hat ſeine Freude, wenn die älteren auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängſtliche Annemarie nicht teilt.

Die Heiteretei ſagt, ſooft ſie das wohlhabige Hausweſen und ihren zufriedenen Mann anſchaut, immer noch: „Ich bin nur froh, daß du mich haſt.“ Und das iſt nicht ruhmredig gemeint, und er verſteht es auch nicht ſo.

Wir aber ſchließen unſere Erzählung mit dem Wunſche, daß der Leſer jetzt nicht etwa, gelangweilt, die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unſere Bemühung anwende, indem er ſie umkehrt und verändert: „Und nun endlich iſt's fertig, und das iſt gut.“



Fakſimile einer Seite des Entwurfs zur Heiterethei.

Aus dem Regen in die Traufe

In Luckenbach, faſt am Ende des Städtchens, ſteht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz anſehnliche Häuſer; die meiſten prangen mit zwei Fenſterreihen, ja das Rathaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus beſitzen; häufiger aber findet es ſich, daß ein und dasſelbe Haus zwei Eigentümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem anderen das obere Stockwerk. In Keller und Boden ſind Scheidungen angebracht; es iſt ganz genau im Kaufbriefe beſchrieben, welchen Raum der eine, welchen der andere Eigentümer zur Benutzung anſprechen darf. Und das iſt gut. Entſtehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindſchaften zwiſchen den zwei Beſitzern, die zuletzt an dem Beſitztum kleben bleiben, ſo daß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindſchaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach geſehn, das den Haß ſeiner beiden Beſitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte ſeine Hälfte außen rot malen laſſen, ſogleich ſtrich der andere die ſeine grün an. Unter ſolchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fenſterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wär' es zur Feindſchaft zwiſchen den Bewohnern gekommen, ſo konnt' es eine gefährlichere werden als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beſtändig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten ſie nicht aus den Händen legen; das ging ſehr natürlich zu: ſie hatten keine Hände. Sie trugen ſie auf dem Kopfe; kurz geſagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie ſtanden ſo nah beiſammen, wie man nur ſo friedliebende Geſchöpfe ſtellen darf, als die beiden ſich immer gezeigt. Und hätte man ſie auch weiter auseinanderſtellen/ wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, urſprünglich wohl zu einem andern Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich ſehen, wenn die Türe nach dem Stalle zu aufging; und eine andere hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem ſchmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen; und wer ſich in das Bett legen wollte, konnte die Tür nicht eher ſchließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der ſich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Tür erſt öffnen müſſen, um den Bauch, der ſonſt nicht Platz hatte, in den Stall hinaushängen zu laſſen. Die das Gemach jetzt innehatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlicher Fülle ein zierlich Mädchen; ſie durfte auch nicht einen Zoll länger ſein, als ſie war; ſonſt hätte ſie nicht ausgeſtreckt in dem Bette liegen können. Im obern Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeiſter war oben ſparſamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende Treppe und das Gewinkel darum herum ſich zu lang und breit machte, zuſammennehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnſtube oben, und das war nicht übel, beſonders für Leute, die, wie Frau Bügel, leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel ſah nach der „Brücke", dem Sitz des Schneidermeiſters und ſeiner Geſellen, wenn er welche hat; und ſie ſagte wohl zum hundertſten Male dieſen Abend: „Wo der Jung' bleibt! der Sapperlot!" Dann fiel ihr Auge wohl, auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenſter, auf ein Ausklopfſtöckchen von ſpaniſchem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fenſterwand lag, juſt ſo hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte, ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne ſich einigermaßen zu dehnen. „Wo der Jung' bleibt!"

An der andern Seite des Tiſches ſaß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Geſichte hübſch erſchienen wäre. Sie ſah aus, als wünſche ſie nichts ſehnlicher, als daß jemand irgendeinen Dienſt von ihr verlange, je ſchwerer, deſto beſſer. Ihrer Art zu ſitzen ſogar merkte man den Dienſteifer an. Sie ſaß nur auf der äußerſten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgeſprochenes ewiges „Gleich!“ zwiſchen ſich; und das ſtehende Lächeln um das runde Näschen verſicherte unaufhörlich: man ſolle doch ſagen, was man von ihr wünſche; es ſei ihr ja eine Luſt, es auszurichten; ſie tu' es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel ſagte: „Wo der Jung' nur bleibt!“ als wollte ſie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenſter hinausfallen, und da ſie nichts weiter tun konnte, ſtand ſie wenigſtens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder ſonſt etwas in die Augen, was hinwegzutun oder zurechtzurücken war, ſo ließ ſie ihren Dienſteifer einſtweilen daran aus, ehe ſie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die ſie ausbeſſerte; ſie hielt ſie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie dieſe Hände. Sie mußte den Knaben ſehr liebhaben, dem ſie gehörten, man ſah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr ſehr gut ſtand. Daß ſie aber keine Mutter war, ſah man mit dem erſten Blicke auf die friſche zierliche Geſtalt und das mädchenhafte Weſen.

„Der Jung' wird alle Tag' ſchlimmer, der Nichtsnutz! Da iſt keine Parition mehr. Der Diktes hat ſchon neun getüt't, und er iſt noch nicht da. Iſt das auch eine Zeit für ſo einen Jung', daß er noch draußen iſt? Und ſollt' nunmehr in ſeinem Bett liegen, der Nichtsnutz! Das iſt eine Sorg', die mich noch unter die Erden bringt! Und was ſoll hernacher aus ihm werden! Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell' erſetzt iſt und ich hab' eine Frau für ihn. Denn jemand muß ſein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige ſein wie ich, den Nichtsnutz, den!“

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte ſie den Naſenklemmer – ſo nennt man eine Art Brillen – bis auf die Naſenſpitze vorgeſchoben; nun rückte ſie dieſelbe wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei beidem geholfen, ſie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann ſagte ſie: „Ja, der Gründer Markt iſt eine Ausnahm'; und der ſchrecklich' Regen –“

„Hat ſchon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt' eine ganze Stund' ſchon daſein. Du redſt ihm immer das Wort. Du gäbſt ſchon ſonſt eine gute Frau für ihn; aber ich möcht' wiſſen, was hernacher aus ihm ſollt' werden. Kräfte zum Arbeiten haſt du ſchon auch, aber keine, den Nichtsnutz ſo fortzuerziehen, wie ich getan hab'."

Das Mädchen wurde rot bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie war's ſchon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen geſprochen. Sie meinte, das Erziehen ſei nicht nötig; er ſei auch kein Nichtsnutz, ſondern ein ſchmucker Burſch, der ſich ein Anſehn geben könne, daß es eine Luſt ſei. Es wäre wunderlich, wenn ſie gar nichts gewußt hätte, was ſie ihm im Falle, ſie wäre ſeine Frau, abgewöhnen müſſe. Jetzt dachte ſie aber an nichts von dem. Möglich, daß ſie noch mancherlei meinte, aber ſie ſagte nichts von allem, was ſie meinte. Sie wurde rot; mehr ſagte ſie nicht. Aber ſie ſtimmte auch nicht in das üble Zeugnis ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie tat's auch nicht, wenn es über andere herging, ſo gern ſie ſonſt der Frau Bügel, ihrer Baſe, in allem half, was dieſe tat. Da ſie aber der Baſe gern einen Dienſt erwieſen hätte, ſo putzte ſie wenigſtens die Lampe.

Die Baſe ſchob den Naſenklemmer wiederum auf die Naſenſpitze, die dadurch noch ſpitziger wurde als vorher und vor Betrübnis ihre rotblaue Farbe verlor.

„Noch iſt nicht dran zu denken," ſagte ſie dann, die langen knochigen Arme lang und ſteif und ſo auf ihre Kniee legend, daß die Ellenbogen faſt ſich berührten. „Seinetwegen hat's noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der ſind auch noch ein paar ruhige Tag' zu gönnen, eh' ſie ſich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Tunichtgut, wie ich hab' müſſen tun."

Sie hätte wohl eher ſagen ſollen „an die Naſe". Denn dieſe hüllte ſich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Naſenrücken war vom vielen Hin- und Herſchieben des Naſenklemmers wie poliert. Man ſpricht von glänzendem Elend, wenn man ein ſorgenvolles Daſein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erſcheint; war das, was ſo blau um der Frau Bügel Naſe ſich lagerte, Herzeleid, ſo war es nicht bloß bildlich ein glänzendes Herzeleid.

„Wo der Jung' nur bleibt!" Sie ſagte es noch zwanzigmal und bei jedem Male wurde der Blick nach dem Ausklopfſtöckchen ausdrucksvoller. Es war weit ſpäter als ſonſt gewöhnlich, daß ſie heute zu Bette ging. Die Sannel erhielt erſt noch den Befehl, ihr morgen genau zu ſagen, wann der „Jung'" nach Haus gekommen ſei. Die Sannel putzte die Lampe faſt aus, als wollte ſie den ganzen Vorrat ihrer Dienſtbefliſſenheit auf einmal erſchöpfen, damit ſie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerſtrebte, keine mehr übrig behielte.

Es war wohl um drei ganze Stunden ſpäter, daß drei Wanderer männlichen Geſchlechts die Straße von Reick nach Luckenbach daherkamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu ſagen: drei Männer. Erſtlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat, und den von den dreien, und das iſt der zweite Grund, den von den dreien, der in der Mitte ging, hätte man ſich wohl auch an jedem andern Orte beſonnen, einen Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes iſt, ſo durfte er für einen gelten; denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe und war, trotz ſeines Barbiertages heut, ſchon wieder ziemlich ſtachelig um den Mund. Verlangt man eine gewiſſe Größe und Stärke der Geſtalt von einem Manne, die über das Maß des Kindlichen hinausgeht, ſo war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen ſo hart an ihm vorbei, als ſie vermochten, und es fanden ſich wenige unter den Vierzehnjährigen, die, waren ſie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftſprung über ihn triumphierten. Aber er ſelbſt war das einzige an ihm, was unter dem Maße eines Mannes blieb; ſchien ſeine Geſtalt die eines Knaben, ſo trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es ſonſt nur die Herren vom Amte in Luckenbach tun.

Die drei waren in eifrigem Geſpräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer Markt hatte ſie der Regen in das Reicker Wirtshaus getrieben. Da war ihnen etwas geſchehn, was ſie noch immer nicht verwinden konnten.

„Ja," ſagte der Kleine, „wer denkt, daß das verwünſchte Blitzmädle ſolche Kraft hat? Wir ſind doch wahrlich keine Kinder, wir ſind Männer und keine ſchlechten. Und wie das fortging mit dem Karrn, den keiner von uns erheben konnte, als wär's nichts!"

„Ja," huſtete der zu ſeiner linken Seite, eine lange ſchmächtige Geſtalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleiſch ſtecken ſollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um ſeine Zähne ſchlug, „ja, und daß ſie tut, als könnt' ſie den verbrannten Karrn nicht herausbringen aus dem Dr—ck, und man ſpringt bei aus chriſtlicher Liebe, und es iſt ihr nur darum, daß ſie einen auslachen will."

„Ja," ſagte der dritte, eine unterſetzte Geſtalt mit ſchwärzlich angelaufenen Händen und Geſicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer ſchien. Er trug den Kopf zwiſchen den Schultern, aber nur aus Angewöhnung. „Ja, ich hätt' dem Mädle ſeinen Spaß nicht verderben mögen, und wär' der Karrn noch leichter geweſen."

Der Schneider ſah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem andern zurückblieb. „Wenn ich einmal was anfaſſ', da faſſ' ich's an; aber das Ding hat mich gedauert."

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider tat, als hätt' er den Karrn heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. „Freilich," ſagte er, „wenn Ihr nicht ſo ein gut Gemüt hättet, da wär' Reſpekt im Haus."

„Und der iſt!" entgegnete der Schneider und ſchlug der Luft ausfordernd ins Geſicht, ob ſie's leugnen wolle. „Reſpekt muß im Hauſe ſein!"

„Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gaſſ'," ſagte der Schmied.

„Ihr kriegt Euern Schlucken," meinte der Schneider faſt mitleidig. „Da darf man Euch nichts übelnehmen. Da reibt Ihr Euch an Gott und der Welt."

Der Schmied ſah den Schneider an, als wollte er ſagen: Wenn ich mich an Euch reibe, ſo reib' ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. „An Eurer Mutter möcht' ich mich nicht reiben," ſagte er. „Das Ding, das über Eurer Brücke an der Fenſterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär'! Ich will Euch einen guten Rat geben: Seht, daß Ihr die Heiteretei freit."

Der Schneider machte ein Geſicht, das hieß: „Da müßt' ich mich doch erſt beſinnen. Da ſind ganz andre, die ich kriegen könnt'. Ich brauch' nur den Finger zur Tür herauszuſtrecken, und es hängt ein Dutzend daran und mehr.“ Aber er ließ ſich gern mit Mädchen aufziehn. Es war dann, als wenn ihm jemand den Rücken ſtreichelte. Und die Heiteretei war ſchon ein Mädchen, mit der man ſich aufziehn laſſen konnte. Er ſah ihre roten Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war ſchon den Weg über oft genug vor den ſeinen hergeflattert.

„Aber Ihr ſeid ſchon vertan,“ ſagte der Schmied. „Ei nun, die Sannel da bei Euch im Haus, die iſt rotbäckig wie ein Honigapfel und wird auch nicht bitterer ſein, mein' ich. Ich verdenk's Euch nicht, wenn Ihr da hineinbeißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein', Ihr braucht nicht lang zu ſchütteln, ſie iſt reif; und Ihr braucht gar nicht zu ſchütteln, Ihr braucht nur den Mund aufzumachen, ſo habt Ihr ſie drin.“

Der Schneider lachte und reckte ſich höher; ſeine Geſtalt war ein Bild ſeiner Gedanken. Ich wollte ſagen, die Gebärde ſeiner Geſtalt ein Bild der Gebärde ſeiner Gedanken. Denn ſeine Gedanken waren ungeheuer viel größer als er; er ging dem kleinſten ſeiner Gedanken kaum bis ans Knie.

„So wollt' ich, Ihr hättet Euern Holzapfel noch nicht,“ ſagte er; „meinetwegen könntet Ihr das Honigäpfelchen haben, das Euch ſo ſüß dünkt. Die Sannel iſt ſchon brav, und es kann auch ſein, daß ſie hübſch iſt; ich hab' ſie noch nicht darauf angeſehn. Aber ich muß eine haben, verſteht Ihr – eine –“ Seine Augen wurden groß und ſagten damit, was er meine: „So einen Knirps kann ich nicht brauchen.“

„Ja,“ ſchluckte der Schmied, „ſie iſt kaum einen ganzen Kopf länger als Ihr. In der Rundung beträgt's etwas mehr. Es hat mich lang gewundert, daß Ihr nicht einmal aus Verſehn einen Strumpf von ihr ſtatt Eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgeſetzt habt. Aber freilich! er wär' um die Hälfte zu weit für einen ſolchen Irrtum. Und ſie iſt auch zu ordentlich; ſie läßt nichts herumliegen. Aber wahr iſt's ſchon, ſo lang und breit iſt ſie doch nicht, daß Ihr Euch vor Eurer Mutter hinter ihr verſtecken könnt, wenn die das Ding in den Händen hat, Ihr wißt ſchon, das über der Brücke an der Fenſterwand. Und ſie abzuhalten, dazu iſt die Sannel zu gutmütig und zu furchtſam, ſo lieb ſie Euch hat, und auch zu ſchwach. Drum mein' ich eben, Ihr ſollt die Heiteretei frein. Da wollt' ich Eurer Mutter nicht geraten haben – da brauchtet Ihr nicht mehr auf die Gaſſ' zu laufen und zu ſchrein: Reſpekt muß im Hauſe ſein! Da wär' er drinnen. Es iſt ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil."

„Deswegen?" ſagte der Schneider faſt verächtlich. „Und ich weiß überhaupt nicht, was Ihr wollt. Mit dem Ding an der Fenſterwand oder Gott weiß wo. Und mit Euerm Verſtecken. Ich verſteck' mich nicht und brauch' mich nicht zu verſtecken. Und wenn ein grober Keil nötig wär', da bin ich ſelbſt einer und brauch' keinen andern. In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red', tut niemand ein Maul auf. Und ich wollt's auch niemand geraten haben. Ich bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach iſt's aus. Meine Leut' kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich tu's nicht anders. Reſpekt muß ſein im Haus!"

Er ſprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus ſchon zu nah, von dem er ſprach. Die andern führte ihr Weg weiter. Sie wünſchten ſich gute Nacht. „Ja, Reſpekt muß ſein im Haus," ſagte der Schmied ſehr laut. „Eine gute Nacht will ich Euch nicht wünſchen, aber einen guten Morgen und –"

„Pſt!" machte der Schneider. „Der Nachbar da hat's Nervenfieber. Seine Leut' bitten immer, man ſoll ruhig ſein."

Der Schmied und der Weber bogen in eine andere Gaſſe ein. Der Schneider blieb aufgerichtet ſtehen, bis er ſie nicht mehr ſah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für ſein ſcharfes Ohr. Er ſtand ſo, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauſes von dem ſeinen aus nicht ſehen konnte. Dann wiſchte er eilig und leiſe wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem ſeiner Mutter ſchied. Das Häuschen war nicht tief.

Daran ſchloß ſich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein anderer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unſer Schneider machte mehr als noch einmal ſoviel, bis er an der Stelle ſtand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Tür bildete. Aber er blieb erſt eine Weile regungslos ſtehen, damit Herzſchlag und Atem ihren ruhigen Schritt wiederfinden konnten. Dann horchte er, bis ein leiſes „Pſt!“ ſich innen an dem Bretterzaun vernehmen ließ. „Schläft ſie?“ flüſterte er. Ebenſo leis antwortete drin ein „Ja“. Eine Hand von innen bog an der untern losgegangenen Seite das bewegliche Brett nach außen. Die Öffnung, die dadurch entſtand, wäre für jeden anderen Mann zu klein geweſen; für unſern Schneider war ſie weit genug. Er legte ſich platt auf die Erde und kroch ſo unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erſt mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf furchtſam horchend nach oben wandte. „Es iſt nichts,“ flüſterte die leiſe Stimme. Zwei weiche Hände faßten die ſeinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte ſeinem Gewicht und ſchloß die Öffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm ſchnell und leiſe über den Hof bis in die offene Hintertür des Hauſes. Sie trugen ihn mehr, als daß ſie ihn führten. Und nun ſtand er vor ſeinem Führer. Es konnte ihn vom Fenſter niemand mehr ſehen; er richtete ſich wieder hoch auf und ſah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entfernteſten mehr ähnlich. Die andere Geſtalt bückte ſich und nahm einen Scheffel neben der Türe von der Hausflur auf. Dieſer hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andere verſteckte die Flamme, ſo gut es möglich war; ſie ſchimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Geſicht voll Liebe und Sorge und machte die runde Hand wie glühend durchſichtig, die ſie barg.

„Sie iſt ſchon lang in ihr Bett gangen,“ ſagte das Mädchen leiſe und eifrig. „Der Diktes hat nur erſt elf getüt't gehabt. Und daß ſie nach dir hat gefragt, da klecken nicht hundertmal. Die alten Leut' haben einen leiſen Schlaf. Um die Zeit iſt ſie manchmal ſchon auf und ſingt und bet't –“

„Und ſchreit um ihre Erdäpfel, wenn's zu viel regnet, oder wenn's zu lang trocken iſt, um ihren Lein." Der Schneider ſagte das, wenn auch immer noch leiſe, doch weit lauter, als das Mädchen zu ſprechen wagte. Sie ſah ihn an und ängſtete ſich, und freute ſich zugleich über ſeine Verwegenheit. Und wie ſtand er da! Wie aufgerichtet und ſtrich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn ſo ſoldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wieviel ſeiner Länge am Soldatenmaß fehlte. Vielleicht brauchte ſie das nicht zu vergeſſen; vielleicht hatte ſie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider tat ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß ſich jemand um ihn ängſtigte. Darüber vergaß er faſt die eigene Angſt. Er beſah ſich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsſpiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht vom Gründer Markt, wußte ſie; ſie wußte ja, daß die Alte die Kaſſe führte und dem „Jung'" die Kreuzer zuzählte, daß er kaum zu einem Maß Bier für ſich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer ſo merkwürdige Dinge begegnet. Die hübſcheſten Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht ſeiner Einkleidung! Die Sannel wußte ja: was liebt, das neckt. Er hatte Händel mit den tüchtigſten Burſchen gehabt, oder es war nahe daran geweſen. Es war ihre einzige Luſt, ihn als den Gegenſtand der Bewerbungen von Mädchen und als Gegenſtand der Furcht für die herzhafteſten Burſche zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witzbold, der ſich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwiderung dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war ſie ſelig. Das ſchien ihr das Höchſte zu ſein unter allem; vielleicht, weil ihr ſelbſt das das Schwerſte geweſen wäre unter allem.

„Ja, ſiehſt du, Sannel," ſchloß jede Geſchichte, „Reſpekt muß ſein!" Dann ſagte ſie ſeelenvergnügt: „Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah. Du biſt doch ein Mordburſch! Und wie war's denn mit der? oder mit dem? Aber red' leiſer, ſonſt hört's deine Mutter. Wenn ſie käm' und ſäh', du kommſt jetzt erſt nach Haus, da möcht' ich lieber mein blau Kattunkleid nicht wieder in die Kirch' anziehn." Dann wieder: „Aber mach', daß du in dein Bett kommſt, ſonſt biſt du morgen früh verſchlafen, und deine Mutter iſt ſchon ſo bös, daß du nicht zeitig heim biſt kommen.“ Und doch blieb ſie ſelbſt, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenſtufe ſtehen und verwickelte ihn durch ihre Fragen in neues Erzählen. Vom Kirchturm brummte die Glocke Viertelſtunde auf Viertelſtunde dazwiſchen und erinnerte ſie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht ſo flüchtig geweſen war. Und der Treppenſtufen waren ſo viel: erſt der Stufen bis zum Oberſtock, dann kam noch die Bodenſtiege; denn Hannes hatte ſein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Tür – man ſtieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach – wurde das längſte „Ständchen“ gehalten.

So auch heute. So viel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit zu hören, konnte nicht größer ſein; ſelbſt wenn ſie gemeint hätte, ihm einen Dienſt damit zu leiſten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes' Größe vor ſeinen eigenen Augen, und in gleichem Maße wuchſen ſeine Geſchichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbeſehn ſeiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war ſo überzeugt als ſie, daß er ein Mordburſch ſei.

„Aber nu iſt's genug für heint,“ ſagte ſie endlich. Sie hatte auf der Treppe geſeſſen, die Lampe im Schoß und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunterleuchten ſollte auf den Hausplatz vor der Wohnſtube. Sie ſtand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn ſchon im Erzählen ſeiner Abenteuer irre; er war ſo dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mitteilen mußte.

„Noch eins muß ich dir ſagen, Sannel. Was meinſt du, wenn ich die Heiteretei nähm'?“

Das Mädchen erſchrak, daß die Lampe ihr faſt im Schoß umfiel. „Die Heiteretei?“ ſagte ſie.

„Ja, ich wüßt' nicht, wer ſo gut zuſammen ſollt' paſſen als ich und ſie.“

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten ſchien, die doch ſonſt ſo verſtändig war. Er fuhr eifrig fort: „Die hat Haar' auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort ſchuldig. Und im Bettſtroh verliert man ſie auch nicht. Weißt du, ſie hat juſt die rechte Größ'; und wenn ich einen Hund halten möcht', ſo müßt's auch ein großer ſein. Das iſt einmal meine Liebhaberei. Arm iſt ſie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, deſto beſſer. Das hilft zum Reſpekt. Meinſt' nicht?"

Das Mädchen wiſchte ſich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiteretei und ſah's nicht.

„Ja, eine tüchtige Frau gäb' ſie ſchon —" ſagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den ſchnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen iſt. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein „Aber" folgen könnte.

„Du meinſt, weil ſie wild iſt," ſagte er raſch, um das „Aber" überflüſſig zu machen. „Was ein rechter Kerl iſt, der muß was Wilds an ſich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol' der Guckguck die Schlafmützen!" Er hieb in die Luft vor ſich hin, als wäre ſie voll Schlafmützen, und ſah ſo wild aus, wie ein rechter Kerl ausſehen muß. Das ſah die Sannel durch das Waſſer in ihren Augen.

„Und wenn ſie noch wilder wär'," fuhr der Schneider voll Überzeugung fort, „das macht eine Eh' erſt kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr ſein, aber wenn's ihm zu leicht wird, iſt doch keine rechte Luſt dabei. Du brauchſt nicht zu denken, ſie könnt' zu wild ſein für mich. Und wär' ſie noch wilder wie ſie iſt, ziehn wollt' ich ſie. Denn du weißt, Reſpekt muß ſein! Daß dich der Guckguck hätt'! Ich wollt' —"

„Red' nur nicht ſo laut, Hannesle," bat das Mädchen. „Ich glaub' dir's ja. Das iſt meinem Kummer ſein Geringſts, Hannesle. Du biſt ein Mordburſch. Aber mir iſt's geweſen — wenn's nur deine Mutter nicht hört, daß du ſo ſpät nach Haus kommen biſt."

„Ei was, meine Mutter!" ſagte der Schneider immer hitziger. „Ich wollt', ſie käm' mir jetzt die Quer'. Ich wär' gerad aufgelegt, daß ich ihr einmal ſagt', was ich denk'. Siehſt du, ich gäb' drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn ſie jetzt 'rauskäm'. Ich bitt' dich um Gottes willen, Sannel, ſei ſtill! Mach' die Lampen aus. Die Tür iſt gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüſſel hätt'!"

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Öl in das Geſicht ſpritzte. Sie ſtellte die Lampe neben ſich, ſchob den halb ohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wütendes Heer auf den Hannes zugerannt, ſie wäre nicht auf die Seite gewichen. „Sei ruhig, Hannesle," ſagte ſie; „ich mach' meinen Rock auseinander; mach' dann deine Tür auf und geh in deine Kammer. Ich ſag': Ich bin 'raufgangen, ob du noch nicht da biſt. Du ſagſt: Ich bin um elf kommen, die Sannel iſt nicht geſcheit. – Aber ſie kommt gar nicht. Hörſt du? Sie ſingt und bet't und red't mit ſich. Bleib' nur ganz ſtill, vielleicht ſchläft ſie wieder ein."

Eine Weile war es mäuschenſtill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz zu knacken. Nur die Frau Bügel ſang in ihrer Kammer: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" Und ſprach dazwiſchen jammernd: „Ach, meine Erdäpfel! Meine ſchönen Erdäpfel!" Und ſang: „Und baut auf ihn –" Und jammerte wieder: „Meine ſchönen Erdäpfel am Erlenweg!" Singen und Jammern wurde leiſer. Bald war alles wieder ſtill; nur die Kuh unten im Stalle, die der Geſang aus dem Schlaf geweckt haben mußte, ſchnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh ſchien wieder eingeſchlafen.

„Das weiß der liebe Gott," ſagte der Schneider noch zitternd. „Ich hab' Mut wie einer. Hundert Soldaten ſind mir nichts. Ich fürcht' mich vor keinem Menſchen; ich könnt' manchmal den Galgenberg umreißen, ſo hab' ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör'! Die iſt doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß ſein, weil ſie meine Mutter iſt. Ja, wenn ich nicht ſo verwünſcht gutmütig dabei wär'. Die Gutmütigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonſt – daß dich der Guckguck hätt'! Siehſt du, Sannel, wär's nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul'?"

„Ja," ſagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöſchten Lampe und betete, als wär' ſie noch in der Schule und müßte aufſagen. „Du ſollſt Vater und Mutter ehren, damit dir's wohlgeht und du lange lebſt auf Erden. Was iſt das? Antwort: Wir ſollen Gott – und ja, das iſt recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt' ſelig' Schulmeiſter immer geſagt hat. Es iſt ſchon recht, wenn ein Burſch wild iſt, wie du ſagſt, aber gegen Vater und Mutter ſoll kein Menſch wild ſein. Und es iſt um ſo ſchöner, wenn einer, der ſonſt ein Mordburſch iſt, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiteretei – aber wie du nur auf die gekommen biſt, Hannesle!"

„Ja, wie man auf ſo etwas kommt," ſagte der Schneider und fühlte ſich in ſeiner Frömmigkeit und im Reſpekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. „Und weißt du; die könnt' die Mutter in Reſpekt halten. Die geht das viert' Gebot nichts an. Meine Mutter iſt nicht ihre Mutter, und darum braucht ſie ſie auch nicht zu ehren."

„Ja," ſagte die Sannel, „das iſt ſchon wahr. Du denkſt doch alles aus."

„Was?" lachte der Schneider. „Mit den Kräften und der Courage iſt auch noch nicht alles getan. Wenn einer einen rechten Merks hat! Nun hab' ich mir gedacht, wie ich's an die Heiteretei bringen wollt'; denn die iſt ſchnippiſch und ſpöttiſch wie der Teufel. Du könntſt einmal – ſo wie von ohngefähr; nu, du begegneſt ihr doch einmal – weißt du?"

„Ja, ich ſoll's anbringen?" ſagte die Sannel. An ihrer immer muntern Bereitwilligkeit hing ein ſchwer Gewicht. Sie ſtreifte es ab, und das klang wie ein tiefer Seufzer. „Nu, wenn's nicht anders iſt, Hannesle, ich will ſchon; aber bedenk' dir's noch einmal. Und nu geh in deine Kammer und ſchlaf' wohl. Ich hätt' dich nicht ſo lang abhalten ſollen. Du wirſt morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter iſt den Abend ſchon bös geweſt. Ich ſag', du biſt nach elfen heimkommen; ſag' du auch ſo. Und wenn das ſein ſoll mit der Heiteretei, ſo wird ſich's ja ſchicken. Gut' Nacht, Hannesle. Ich begegn' ihr ſchon."

Der Schneider war bald eingeſchlafen und träumte einen großen Traum. Er ſaß auf ſeiner Brücke und nähte an einem unendlichen

Rock. Die Mutter ſaß ganz ſtill auf ihrem Stuhle, denn die Heiteretei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiteretei war noch einmal ſo groß als die Mutter. An der Türe ſtand ein Hund, ſo groß wie der Mutter Bläſſe im Stall, und ſchnaufte wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das Beſte. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute ſich über ihn und ſein Glück. Da war alles gut.

Die Sannel aber ging viel langſamer als gewöhnlich die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie ſie ſonſt liebkoſend tat, wenn ihr Herz voll war von Glück über all das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war und was er ausgerichtet hatte. Wie langſam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erſt zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachſen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr ſeine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in ſeiner Haut, ſo wuchs er in ihrem Herzen. Und ſo wie bis jetzt wär' es fortgegangen. Anders dachte ſie ſich's nicht, wenn ſie ſeine Frau geworden wäre; nur, daß ſie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meiſterin hieß. Wie ſie im Bette lag und mit der linken Hand die Türe ihres engen Gemachs geſchloſſen hatte, ſtreckte ſie ſich, ſo lang ſie konnte. Daß ſie ſich nicht länger ſtrecken konnte, das war's, warum ſie ſo traurig die Treppe heruntergeſchlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War ſie ſo groß wie die Heiteretei, hätte ſie die Treppe herunterſpringen können wie ſonſt. Da hätte ſie nicht die Bläſſe vergeſſen. Aber ſie ſtrafte ſich für ihr Murren, wie ſie es nannte; denn die Sannel war fromm. Gott hatte ſie geſchaffen, wie ſie war; es war Sünde, wenn ſie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Bläſſe getan, daß ſie leiden ſollte unter der Sannel Leiden? Die Sannel meinte, das Tier könne nicht ruhig ſchlafen, weil ſie ihm nicht zugeſprochen wie ſonſt. Sie ſtand auf und ging zu der Bläſſe. „Es war ſchlecht," ſagte ſie zu der Kuh; „was kannſt du dazu? Du biſt mein alt gut Tier." Sie klopfte das Tier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und ſchlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als ſie einmal wieder in ihrem Behälter ſteckte. „Die Heiteretei wird alles allein wollen machen," ſagte ſie noch leiſe vor ſich hin. „Wenn ich nur wenigſtens da könnt' bleiben! Ach, wenn ich nur wenigſtens da könnt' bleiben!"

Die Frau Bügel war eine konſequente Frau, in allem, innerlich und äußerlich, eine gradlinige Frau. Wenn ſie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ ſie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt als ſie. Aber das Sprichwort ſagt: „Allzuſcharf macht ſchartig' und „Eine gute Krümm' geht nichts üm". Und daß es recht hat, konnte man hier ſehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung"' zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der ſie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengeſetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in ſteter Furcht ſein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, der ſtrengen Zucht ſich zu entziehen. Und das zwiſchen Handwerk und Feldbau geteilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greifluſtigen ſolcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengeſetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine ſichere Kontrolle möglich! Und wieviel Wirtshäuſer ſtanden wie Mauſefallen an dem Wege von dem einen dieſer Grundſtücke bis zum andern offen! Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren ſcharf, aber durch Häuſerwände hindurch konnten ſie doch nicht ſehen. Dabei hätte ſie niemand zu der Einſicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erſt, was ſie verhüten und vermindern wollte. So wurde ſie nur immer ſtrenger; und dem armen Schneider kam nur das zugut, daß die eifrige Frau einen ſo großen Reſpekt vor dem Spott der Leute hatte als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider ſicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geſchenkt wurde ihm deshalb nichts. Daheim bekam er mit Zinſen, was ſie ihm außerhalb ſchuldig geworden war. Deſto verhaßter wurde ihm dies Daheimſein. Und ſie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geſchah, und machten ſich auf alle Weiſe darüber luſtig. Der Schmied behauptete ſogar, der Schneider ſei ſo klein geblieben, weil die Mutter ihn beſtändig in ſich hineingejagt habe. Der Schneider ſei eigentlich ein langer ſtarker Kerl, aber er habe ſich in ſich ſelber verkrochen und könne ſich nun nicht mehr aus ſich herausfinden.

Es war noch kaum Tag, als die Sannel ſchon die Treppe und Bodenſtiege heraufrannte, um an des Hannes Kammertüre zu pochen. „Steh auf, Hannesle; deine Mutter ſingt ſchon den zweiten Vers; da zieht ſie allemal ihre Strümpf' dabei an. Und vermerk's nicht, daß du gleich nach elf heimkommen biſt. Und wegen der Heiteretei – wenn du dich nicht anders haſt beſonnen – ich geh' hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht."

„Nein," ſagte der Hannes drin. „Was ich gered't hab', hab' ich gered't. Aber im Bett iſt's doch gar zu ſchön. Iſt ihre Stimm' zittrig, Sannel?"

„Ja," entgegnete das Mädchen, „ſchrecklich zittrig. Mach', daß du auf deiner Brücken ſitzſt, wenn ſie 'reinkommt."

„Es iſt doch nirgends ſchöner als im Bett," ſagte der Schneider drin und dehnte ſich. „Aber ſie iſt wohl noch im erſten Vers?"

„Nu nein! Sie hat ſchon den letzten angefangen gehabt."

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette ſprang, und war mit drei Schritten die Bodenſtiege herab und in der Küche. „Er tut's nicht anders," ſagte ſie traurig vor ſich hin, „mit der Heiteretei. Wenn ich nur wenigſtens da dürft' bleiben!"

Der Schneider ſchlich auf den Strumpfſpitzen die Treppe herunter; die Pantoffeln zog er erſt an der Stubentüre an. Er horchte. Die Sannel ſagte eben drin: „Es hat noch kein Viertel geſchlagen gehabt, da iſt er kommen. Und naß iſt er geweſen! Er iſt in Reick eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein bißle warm geworden iſt. Und war noch immer naß, wie er kommen iſt, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer iſt geweſen."

„Geſchieht ihm recht, dem Nichtsnutz," entgegnete die Alte. „Und nun wird auch ſeine neue Kappen verdorben ſein."

Sie fing an zu ſingen, und der Schneider ſagte zitternd: „Wenn ſie nur erſt im Haus wär', die Heiteretei! Oder wenn ſo ein Geſangbuchvers einen ganzen Tag tät' dauern!" Dann öffnete er die Tür und ging hinein. Er wußte, ſolang der Vers dauerte, den ſie ſang, war er ſicher. Er konnte wenigſtens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte ſang fort, ſie wandte das Geſicht nicht gegen ihn, aber ſie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Geſicht zündete ſich an dem blauen Feuer ihrer Naſenſpitze an.

Der Schneider war ſchon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten ſich tief in die Weſtentaſche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieſer vernichtend auf ihn fiel. Sie aber wandte ihr Antlitz noch immer ihm nicht zu. Sie kehrte ſich zu der Sannel, die dem Hannes ſich ängſten half.

„So iſt er doch da, der Nichtsnutz?“ ſagte ſie, und nach ihrer ſparſamen Weiſe ſoviel als möglich in einem Atem. „Ich hab' gemeint, er wird heut und morgen nicht aus dem Reicker Wirtshaus herauskommen. Denn ein Wirtshaus iſt dem Sapperlot wie der Flieg' eine Weinflaſche, wo noch naß iſt inwendig. Da iſt leicht 'neinkommen, aber ſchwer wieder 'raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? er iſt doch da? Hm, hm, hm! Und ich hab' glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geſchwemmt und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt'! Wer wird ſo einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm geſtraft iſt und muß ihn behalten. Bis er ſich ins Zuchthaus geſchwemmt hat, da werden ſie ihn behalten. Oder ſie kriegen ihn bald wieder.“

Die Frau Bügel ſtand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres geweſen, auf die Fragen der Baſe nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigſtens zu zeigen, es ſei nicht Mangel an Dienſtwilligkeit von ihrer Seite, daß ſie nicht antworte. Aber die Frau Bügel, wußte ſie, wollte keine Antwort. Der Schneider tat einen Atemzug, ſo tief und ſtöhnend, als wüßt' er, es iſt ſein letzter. Die Sannel half ihm atmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wär' der Gedanke von dem Mäuſeloch ihr voller Ernſt geweſen. Sie ſah unter Stühle und Tiſch und ſchüttelte das Haupt nach jedem ſuchenden Blick. Alles ſchien ſie zu ſehn, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangſt überzog. Die Sannel half der Baſe widerſtrebend ſuchen.

„Wo wird er nur ſtecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus ſein und die gottesfürchtigen Wort' hören, die ſeine Mutter red't? Ja, der wär' der Recht'! Wo wird er ſein? Ja, wenn's antworten könnt', wenn ſeine Mutter fragt, das böſ' Kind!“

„Nu, da in Eurer Stuben,“ ſchluchzte der Schneider. „Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!“

Die Frau Bügel dehnte ſich; die Sannel half ihr ſich dehnen, aber mit Widerſtreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fenſterwand, das ſchreckliche Ding. Aber ſie ſuchte fort. „Da in der Stuben wär' er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt' man auf ſeiner Brücken ſuchen? Proſ't die Mahlzeit! Im Wirtshaus iſt er. Im Tobaksrauch, daß man ihn ſchneiden kann, da iſt er wie der Fiſch in ſeinem Waſſer. Und noch ein Maß, Frau Wirtin! Und einen Nordhäuſer darauf! Und luſtig, mein Wenzel! Und das Eicheldaus ſticht! Und o du lieber Auguſtin! Was? Nicht im Wirtshaus wär' der Jung'? Nu, wird er reden, der Sapperlot?“

„Ja, wenn Ihr's haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damit's überſtanden iſt. Aber Ihr werd't ſehn, ich krieg' die Schwindſucht. Alle Leut' ſagen's. Meinetwegen ja, es ſoll ja das Wirtshaus ſein. Und das iſt der Eichelwenzel da.“

„Was? Im Wirtshaus iſt er? Und iſt er im Wirtshaus? Nu! will mich der Nichtsnutz blind machen, daß ich meine eigene Stuben nicht mehr kenn'? Und das iſt nicht des Herrn Burgemeiſter ſeine Weſten? Das iſt der Eichelwenzel? Und das dort iſt nicht mein „Schmolkes Schatzkäſtlein“ und meine Schlafhauben? Iſt das ein Wirtshaus, Jung'?“

„Was ſoll ich denn ſagen, ich armer Burſch? Was ich ſag', das iſt nicht recht. Nu freilich iſt das Eure Stuben.“

„Meine Stuben? So? Und das wär' meine Stuben, wo du drin biſt? Und du wärſt, wo du hingehörſt? Und ſäßſt auf deiner Brücken? So erbarm' ſich der Himmel über ſo ein ſündlich Kind. Aber ich will's ziehn, ſolang ich meine Arm' kann heben. Ich will nicht ſchuld ſein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirtshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!"

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Türe geöffnet. Der Schneider ſchoß wie ein Pfeil von ſeiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um ſein erhitztes Geſicht wehte. Er wußte, nun war er ſicher. Er ſah ſich majeſtätiſch um, gab der Luft einen Klaps mit ſeiner rechten Fauſt und rief: „Reſpekt muß ſein im Haus!" Dann ging er mit Löwenſchritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leiſe Stimme aus der Tür flüſterte: „Sie iſt in ihre Kammer gangen, Hannesle; du kannſt wieder 'rauf. Nu iſt ſie wieder gut."

Die Sannel ſtreichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur ſtand, und wiſchte mit weichen Händen den Angſtſchweiß von ſeiner kalten Stirn. Sie tröſtete ihn, wie nur die Sannel tröſten konnte. Sie hätte gern ſelbſt ſein Kreuz auf ſich genommen. „Und haſt du dir's überlegt, Hannesle?" ſagte ſie dann. „Ich geh' auf's Feld. Vielleicht, daß mir die Heiteretei in Weg läuft."

„Du gehſt in die Erdäpfel?" ſagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke ſaß. „Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu, und ich komm' bald nach. Das ſind die Erdäpfel, in die ich geh'. Und da brauch' ich keine Heiteretei dazu. Und auch keinen Hund. Guck' mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh'."

„Das iſt Schickſal, Hannesle; deswegen gehſt du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schickſal' kommen auch von dem, der Eſſen und Trinken ſchickt."

„Ach Gott! Die Baſ' am Unterende hat mir immer Hefenklöß' wollen ſchicken; die eſſ' ich ſo gern. Dumms Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geſchweig' Hefenklöß' geſchickt; ich hab' mir's allemal ſelber müſſen verdienen; nicht das Salz dazu hab' ich umſonſt kriegt. Und das Schickſal hab' ich nicht verlangt; wär' nur was Guts dran, hernach wär's gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklöß'! Aber die Brüh' muß fett ſein. Und Schnitz' und Hutzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert' Gebot iſt mein Schickſal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh', hernach hat's das viert' Gebot getan. Wer weiß, iſt das die letzt' Weſten, die ich mach'! Guck', da kommt vielleicht der letzt' Stich 'rein, den ich tu'. Hernach hat's ausgeſchickſalt, und ich eſſ' keine Hefenklöß' mehr auf der Welt."

„So darf man nicht reden, Hannesle; die Seel' iſt doch mehr wie Hefenklöß'. Und ſiehſte, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiteretei. Sag's nur der Baſ' am Unterend', die wird's ſchon anbringen bei deiner Mutter, und es ſchickt ſich ja wohl, daß ich der Heiteretei begegn'. Das iſt hernachen ein gut Schickſal; und die kommen auch, wenn man nur die böſen geduldig erträgt. Wenn du nur denkſt," fuhr die Sannel fort, „daß du's mit der Heiteretei ermachen kannſt. Sie iſt doch ſchrecklich wild."

„Was wild!" ſagte der Schneider. „Wenn ſie nur Hefenklöß' kann kochen! Sannel, da iſt kein viert' Gebot dabei. Sannel, ich ſag' dir: Du kennſt mich. Und Reſpekt muß ſein im Haus! Und wenn ich erſt einen großen Hund hab'! Denn ſo ein Knirps von einem Spitzle darf's nicht ſein. Und ich geh' mit der Heiteretei auf den Schützenhof! Was? Karo, komm her! Apport, Karo! Da wirſt du zum Fenſter 'raus lachen. Ich ſeh' dich ſchon. Und Menſchen und Vieh ſollen ſich verwundern. Mach' nur, Sannele, und geh; ich hab' ſchon keine Ruh' mehr. Sannele, du kennſt mich immer noch nicht!"

Die Sannel ging. Sie ſchüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er, heimgekommen, ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was alles er eben getan, und ſie ſich hineingedacht hatte, als hätte ſie alles ſelber geſehn.

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiteretei nicht getroffen. Den andern Tag war ſie glücklicher geweſen. Wenigſtens im

Finden. Sie wußte ſich was auf die Verblümtheit, mit der ſie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiteretei hatte geſagt, ſie wollte den Schneider erſt mit in den Zainhammer nehmen und ihn ſtrecken laſſen. Aber das würde nicht helfen. Wär' er zu ſtrecken, ſo müßt' es das Ding an der Fenſterwand ſchon lange getan haben. „Ich bin aber doch nicht ſtill geweſen,“ ſagte die Sannel, „bis ſie geſagt hat: ‚Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.‘ Hernachen iſt's, als hätt's der Burgemeiſter unterſchrieben und ſein Siegel darauf gemacht. Ich kenn' die Heiteretei.“ Die Sannel war traurig darüber, aber ſie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes ſeine Gedanken, ſich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die ſtärker wäre als ſeine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiteretei nicht angebiſſen hatte. Wenigſtens ſagte er das der Sannel.

„Schon geſtern iſt mir's eingefallen,“ ſagte er. „Sie iſt doch nicht, wie ich eine brauch'. Ihr Kopf könnt' um die Hälft' dicker ſein, und ihre Händ' und Füß' ſind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf iſt doch die Hauptſach' am Menſchen. Und meiner Mutter ihre Händ', die ſind wenigſtens noch einmal ſo lang. Und wenn eins ſo kleine Füß' hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn man's angreift. Und ich greif' einmal zu; was ich anfaſſ', das muß feſt ſein, Sannel. Ja, Sannel, es iſt gut, daß ſie nicht will, und es hätt' mich doch einmal gereut.“

Das nächſte Mal, daß ſie wieder auf der Bodentreppe ſaßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schoße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er ſelbſt. Nur mühſam hatte er etwas zurückgehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

„Und nun kommt das Beſt'. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben,“ ſagte er, „wie ich's allemal mach', wenn ich eine rechte Freud' hab' für dich.“

„Derentwegen,“ entgegnete die Sannel, „brauchſt du dich nicht zu zwingen. Mich freut alles, was du mir ſagſt.“

„Nu gut; aber heut auch weiter nix. Ich hab' eine, Sannel! Weißt du? Und eine andere wie die Heiteretei. Und nu ſchlaf' wohl. – Aber ich will dir's doch lieber noch ſagen, damit du zu Nacht davon kannſt träumen. Aber freu' dich nur recht, Sannel. Da ſetz' die Lampen fort, damit du dich recht kannſt freun. Und ich will die Jacken 'runter tun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freuſt du dich denn auch recht?“

Der Hannes verlangte zuviel. Aber was hätte man der Sannel zumuten können, das ſie nicht ausgerichtet hätte!

„Nu, ich freu' mich ja ſchon, gewiß, Hannesle,“ ſagte ſie und ſetzte die Lampe weg und half dem Hannes ſeine Jacke ausziehn, damit ja dem Freuen nichts im Wege ſtand.

„Ich mein' gar, du flennſt ſchon vor Freud',“ ſagte Hannes. Sie wiſchte die bittern Tropfen weg und ſagte: „Ja freilich.“ Sonſt hätte ſie ihm die Freude verdorben. Und einem Menſchen die Freude verderben: ſoviel ſie konnte, das konnte die Sannel nicht.

„Ja, guck',“ ſagte der Schneider, „und das iſt eine andre als die Heiteretei. Die Heiteretei iſt vielleicht was länger, aber ſie iſt nur eine Haſelgerten dagegen. Wenn Meine erſt ein Jahrer zehn von unſern Erdäpfeln am Erlenweg gegeſſen hat, hernachen iſt ſie wie die Gringelwirts-Valtineſſin. Die hat einen andern Kopf als die Heiteretei, und da kann man ſagen: die hat Händ' und Füß'. Daß dich der Guckguck hätt', Sannel! Und Haar' brandſchwarz und dick wie Pferdehaar' und ſteif wie ein gewichſter Zwirnsfaden. Kann ſein, daß die Heiteretei ein paar Haar' mehr hat, dafür iſt ein Haar von Meiner wie ſechs Haar' von der Heiteretei. Und das ſpöttiſch' Weſen und das Dummgetu', davon iſt an Meiner nicht ſoviel, wie auf mein'n kleinen Finger geht. Und doch alles ſo reſolut. Und ein Narr iſt ſie in mich.“

Es währte lang, eh' der Hannes zum Erzählen kam, wie er ſie gefunden und die „Sache“ ſich gemacht. Und wie oft unterbrach er ſeine Geſchichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute ſich doch nicht ſo ſehr, als er gedacht.

Die Geſchichte war kürzlich die. Schon ein paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergaſſe ging, war ihm, als würfe jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiteretei im Kopfe und ſah ſich nicht um. Heut, als er ſich wieder geworfen fühlte, meint' er: „Sollt's die Heiteretei ſein, und ſie hat's gereut, daß ſie die

Sannel abgewieſen hat?“ Pfiffig, wie er iſt, blieb er ſtehn, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete ſich dann, ſo ſchnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond ſchien hell genug, daß er ſehn konnte, die Gaſſe war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen, ſaß eine weibliche Geſtalt auf der Steinbank vor einem Hauſe.

Als ein rechter Burſch, der keinem Mädle gegenüber blöd iſt, warf ſich der Hannes in die Bruſt und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Atem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes iſt nicht dumm. „Wenn dich der Guckguck hätt’, die iſt’s geweſt. Und iſt ſie’s geweſt, ſo iſt’s nicht umſonſt geweſt.“ Er ſtrich mit beiden Händen ſeinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr ſtehen blieb und ſagte: „Guten Abend, Mädle. Es iſt gut, daß deine Stein’ nicht ſind wie dein Kopf, ſonſt hätt’ ich ſie beſſer geſpürt. Aber daraus gemacht hätt’ ich mir auch nicht mehr.“ Er ſagt’ es nicht, aber ſein ganzes Weſen verriet: Er war einer und was für einer! Da frag’ nur einmal die Sannel bei mir! Die weiß, was der Hannes für einer iſt!

Das Mädchen ſagte: „Guten Abend.“ Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht ſprechen, und der Hannes ſah noch immer nichts von ihr als die ſchwarzen Haare, und daß es eine anſehnliche Geſtalt beſaß. Aber die Beſchuldigung, ſie habe ihn geworfen, konnte ſie doch nicht auf ſich ſitzen laſſen, oder ſie mußte ſich wenigſtens dagegen wehren. „Man weiß ja, wie die Mädle ſind“, lachte der Hannes in ſich hinein, und ihm war, als wär’ es nirgend ſchöner als in ſeiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint, es ſei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil ſie nun doch ſich zuſammennehmen und reden mußte, ſo ſah der Hannes allmählich das ganze Geſicht unter den ſchwarzen Haaren, und er meinte, es ſei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber deſto breiter, und darunter ein Paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Geſicht, das Geſicht ſelber war es nicht, und Ecken hatte es auch nicht, an denen man ſich ſtoßen konnte. Die konnte es mit ſeiner Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach ſeinem Geſchmack und —

wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um ſein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiteretei hatt' er ſich einen ſchwarzen gedacht; bei der ſchwarzen Frau mußt' es ein weißer ſein.

„Wer weiß, wer Ihn geworfen hat," ſagte das Mädchen und lachte immer noch, ſoviel es ſich Mühe zu geben ſchien, ernſthaft zu ſeinen Reden zu ſehn. „Ich hab' mehr zu tun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der iſt —" Sie ſang nicht: „weit", wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte ſich bitter enttäuſcht. Er nahm eine kurze „Gut' Nacht"; aber als er ſich kaum gewendet, fühlte er ſich von neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und ſagte eiliger, als es ſcheinen ſollte: „Er geht wohl zu Seinem Schatz?"

Der Hannes dachte: „Warum hat ſie nicht ausgeſungen, wie's im Liede heißt? Und fragt mich nun ſo?" Er blieb ſtehn, wandte ſich aber noch nicht wieder nach ihr um.

„Ja, ja," ſagte ſie. „Ich glaub's ſchon, es iſt ſchön, wenn ein Burſch zu ſeinem Schatze geht. Ich hab' keinen und hab' noch keinen gehabt, aber zu glauben iſt das ſchon."

„Und haſt doch an deinen Schatz gedacht?"

„Nun ja; es iſt einer in Gedanken. Es hätt' mir nicht daran gefehlt, ſo wenig als einer andern, aber mir iſt nicht jeder recht. Es muß einer ſein, ich weiß wie, aber ich ſag' es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem andern ſag' ich's, nur Ihm nicht. Und geh' Er zu ſeinem Schatz; hätt' ich einen da drin, ich ging' auch zu ihm."

Sie ſtand auf und wollte ins Haus. Der Schneider hielt ſie auf. Seine Arme waren eben lang genug, ſie zu umſpannen. Das Mädchen wehrte ſich, ſchlug ihm auf die Hände, wollte ſich losreißen, aber er war ihr zu ſtark. Sie mußte bleiben. Sie mußte ſich wieder ſetzen. Er war glücklich, wie ſtark er war. Sie war faſt außer Atem vom Ringen und hatte Luſt zu weinen. Sie dauerte ihn.

„Ja," ſagte er, „wenn ich zugreif', da iſt's nicht zum Spaß. Aber du biſt keine hieſige. Die hieſigen kenne ich alle; ich hätt' längſt eine, wenn ich eine hieſige möcht'. Ja, du möchtſt wiſſen, wo mein Schatz daheim iſt? Ich hab' dir wohl weh getan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Guckguck, und wenn ich nur ganz leiſ' zugreif', da gibt's blaue Flecken. Und wo biſt du denn her?"

„Von Schackicht," ſagte ſie. „Aber was geht das Ihn an? Er hat ſchon einen Ort, wo Er hindenkt."

„Hätt' dich der Guckguck, Mädle!" lachte der Schneider. „Mein Schatz iſt ebendaher. Und er hat ſchwarze Haar' und – ja, ich pack' dir nicht alles auf. Aber es iſt ein prächtiger, das kannſt du glauben. Wenn ich mich nur ſetzen könnt', ich müßt' ſtundenlang bei dir ſitzen."

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch ſoviel Platz heraus, daß der Schneider ſitzen konnte. Aber ſie mußte ihren Arm um ihn ſchlagen. „Sonſt fällt der Branntwein," ſagte ſie.

Wie er ſo neben ihr ſaß, lehnte ſein Geſicht an ihrer Schulter, und ſie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte ſich dennoch was Rechts. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchmal an ſich drücken, weil er ſonſt vom Steine gerutſcht wäre, wie ſie ſagte. Dazu rauſchte der Bach, und von dem Waſſerrad der nahen Kippelmühle ſchimmerte es wie geſchmolzenes Silber. Der Mond neigte ſich zum Waſſer, und das Waſſer ſtrebte ſpritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten ſchmiegten ſich ſo bräutlich an die Häuſer, die Fenſter ſogen ſo durſtig den Mondenſchein ein und glänzten dann alle, als wär' eine feſtliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und ſagte: „Hannesle, du biſt ein Mordburſch!"

Ein Wort gab das andere, das das dritte; der Bach war gerade ſo laut, daß die beiden eins das andere, aber kein drittes die beiden verſtehen konnte. Und als die Zeit des Haustürverſchließens kam, da waren ſie einig, was mit ihnen werden ſollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Baſe gehn; die mußte die Mutter ſtimmen, ohne davon zu ſagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam und der ſchon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es ſchon zwiſchen den beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wiſſen.

„Die Baſ' tut, was ich ihr ſag'," meinte der Schneider, nachdem er der Sannel alles erzählt hatte. „Und Hefenklöß', hat Meine geſagt — ihre Leut' haben keine geſſen, als wo ſie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen, und ich will meine Jacken wieder anziehn. Und nu ſchlaf' wohl, Sannele, und denk' dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab', damit du dich recht freuſt.“

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuſchärfen; aber das andere wollte nur deſto weniger gelingen.

Das Unterend', ſo heißt ein Teil von Luckenbach; die Lage desſelben hat ihm dieſen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn auch Bettelumkehr. Dieſe Benennung hat er dem Umſtande zu danken, daß er meiſt aus kleinen ärmlichen, wenigſtens ärmlich ausſehenden Häuſern beſteht, bei deren Anblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier ſei für ihn nichts zu holen. Hier wohnte die Baſe, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderloſe Wittib und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermangelung eines Beſſern auf unſern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über ſie gebieten. Das hatte er für ſeine Sach' benutzt; und ſo kam eines Tages die Baſe über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am andern Ende geſchritten, um ihr mitzuteilen, daß ſie ein Mädle geſehn, wie für den Hannes und ſeine Mutter geſchaffen. Das geſchah denn auch, aber erſt nach einer langen Einleitung, wie ſchlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle beſtehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptſache zu kommen, das wär' wie ungenötigt am fremden Tiſche eſſen, und man weiß in Luckenbach, was „ſchicklich“ iſt.

Da war denn die Baſe auf einem nötigen Gang durch die Gerbergaſſe gekommen, und da hatte ſie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel ſelberts dreißig oder vierzig Jahre vor ſich zu ſehn, ſo tüchtig, raſch und repermandierlich war das Mädle geweſt; ſo breitgeſtirnt und breitgeſtellt, wie man die Kalben gern hat, denn ſolche geben einmal tüchtige Küh'. Und hengſtenmäßig hat ſie geärbet't.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz ſo wär', wie ſie ſelbſt geweſen, für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche ſie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa ſo eine Ziege ſein, wie ſie jetzt meiſt wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenſtaat über ihr Vermögen hinauswüchſen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne ſie ſich beſehen, ehe man ſie handele. Die ſchwarzen Kühe möge ſie ſonſt nicht, ſie hätten alle was vom Gottſeibeiuns; aber keine Regel ſei ohne Ausnahme. Man müſſe ihr nur den Schwanz recht beſchneiden.

Die Baſe hatte erforſcht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lang hier. Aber es wußte, wo Barthel den Moſt holt — das hatte die Baſe aus ſeiner Antwort gemerkt — und war auch „von guten Leuten".

Die Frau Bügel hatte noch denſelben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen beſetzt, umgetan. Sie war ſo geheimnisvoll geweſen, daß der Schneider, der die Baſe fortgehen ſah, erriet, was ſie vorhatte. Sonſt hätte er's auch nicht erfahren. Wenn der Handel geſchloſſen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein Paar Knabenhöschen. Vielleicht ſteht der Knabe in ſeinem ganzen Leben nicht ſo viel Furcht und Hoffnung aus, der ſie tragen wird, als der Schneider, da er ſie nähte! Und das Tuch daran hätte ſicher ſolche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geraden Weges nach der Gerbergaſſe und zu der Dienſtherrſchaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte ſich einen ſcheinbaren Vorwand ausgedacht und kam nur wie gelegentlich auf das zu ſprechen, was ſie wiſſen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

„Die fragt nicht umſonſt nach der," dachte ſie. „Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt', ſie braucht' eine, da könnt' ich den ſchwarzen Teufel loswerden und müßt' ſie nicht fortſchicken. Ich hab' ihr ſchon zweimal aufgeſagt, und ſie geht nicht; ſie tut, als könnt' ſie mich fortſchicken und wär' Herr im Haus. Und mit Gewalt bring' ich ſie, mein' ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach tut ſie nur deſto wilder. Ich will ſie loben, ſo gut ich kann. Die Schneiderskätter (ſo hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach ſehn, ob ſie ſie zwingt. Da kommt ein Teufel über den andern. Sie mag hernach ſehn, wie ſie ſie loswird."

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Geſicht, wie ſonſt nur auf der Naſe, als ſie das Gerberhaus verließ. Aber eine wie ſie ging ſicher. Sie ſtieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geſchickt ſie ihre Sache anfing, auch die erriet, was die Schneiderskätter wollte.

„Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Tier gelobt, um ſie loszuwerden. Ich werd' mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ich's tät' und die erführ's wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß antät'!"

Aber das Gewiſſen ſchlug der Nachbarin doch; oder war's ihr zuwider, einen Menſchen bloß zu loben? „Ja, daß ſie tüchtig, fleißig und brav iſt, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimms von ihr; ich müßt's lügen. Aber es ſteckt keiner innewendig drinne. Und man kann nur ſagen, was man gehört hat und was man ſelber meint. Man ſagt freilich: Kurzſtirnige Küh' ſind gern ſtößig. Aber das iſt auch bloß Gemeints."

„Wenn's ſonſt nix wär'!" ſagte die Frau Bügel zu ſich, als ſie die Treppe herunterging. „Das iſt keine tüchtige Kuh, die nicht einmal ſtößt. Ich laſſ' mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn ſie nur fleißig und brav iſt und recht ärbeten kann; das iſt's, was ich will wiſſen."

Und wo ſie in der Umgegend noch ſich erkundigte, alle ſprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denſelben Grund.

„Der Jung' braucht eine, die tüchtige Hörner hat," ſagte die Frau Bügel auf dem Nachhauſeweg. „Und mein Mann wird ſie nicht ſein, das iſt meinem Kummer ſein Geringſts. Aber der Metzger will erſt ſeinen Griff tun, eh' er einſchlägt. Die Unterender ſoll mir ſie einmal an einem Sonntag zum Kaffee ins Haus ſchicken. Ich will ſehn, was ſie für Zähn' hat. Hernacher kann's ſchon was werden mit der und dem Jung'."

Sie ging ſogleich zu der „Unterender". So erfuhr der Hannes an demſelben Abend noch, ſeine Mutter ſei gar nicht „abſtinat gegen die

Sach’,“ und ſie, die Baſe, ſolle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

„Sag’ mir nur, wie’s deine Mutter gern hat,“ ſagte abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank ſaß und ihr geſagt hatte, was er wußte. „Es hat jeder Menſch ſo ſein Aparts, und ich mach’s gern jedem Menſchen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verſpielt mit mir. Sie hat’s wohl gern, wenn eine hurtig iſt?“

„Ja,“ ſagte der Schneider, „aber wenn du noch ein bißle zurücken könntſt, das wär’ mir recht.“

Die Schwarze ſuchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm ſie den Schneider in ihre mächtigen Hände und ſetzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; ſie ſagte: „Ich halt’ dich ſchon; du fällſt nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willſt. Es muß nicht immer geleckt ſein. Sag’ mir lieber, wie’s deine Mutter hält?“

„Ja, ſiehſte,“ ſagte der Schneider, „wenn du deinen Kaffee getrunken haſt, hernachen mußt du gleich in die Küchen gehn und die Schalen auswaſchen. Und wenn du eine Arbeit ſtehn ſiehſt, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfſt die Küchentür nicht auflaſſen, ſonſt wird ſie bös. Und widerſprechen darfſt du ihr auch nicht, das kann ſie abſolut nicht leiden. Und darfſt auch nicht ſo laut reden wie ſie. Und ſie ſingt gern einen Geſangbuchvers, wenn du da den zweiten dazu könnteſt ſingen, ich mein’ den Baß, da könntſt du dich beimachen.“

„Das kann keine beſſer wie ich,“ meinte die Schwarze, „ich bin in einem Kantorshaus jung geworden.“

Der Schneider ſagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte ſie dann ſo ſchön mit ihm zu tun, daß der Schneider nichts wünſchte, als die Sannel wäre da und ſähe es. Da würde ſie ſich anders freuen, als wenn er es ihr bloß erzählte.

„Mit meiner Mutter,“ ſagte der Schneider, „da laſſ’ ich mir manchs gefallen wegen dem vierten Gebot; aber ſonſt, da darf mir niemand in den Weg kommen. Daß dich der Guckguck hätt’, Mädle, ich bin einer. — Nu, frag' nur die Sannel; die weiß, was ich für einer bin!"

„Ja," ſagte das Mädchen, „du biſt ein Mordburſch. Das weiß ich auch."

„Nicht wahr?" lachte der Schneider.

„Aber wer iſt denn die Sannel?"

„Das iſt ein kleines Mädle," entgegnete der Schneider; „die iſt bei uns im Haus. Sie iſt nicht größer wie ſo hoch." Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis ſieben Jahren. „Aber einen Hund, den müſſen wir haben, wie eine Kuh ſo groß."

„Du ſollſt mir kommen," dachte das Mädchen. „Er müßt' dich denn freſſen. Aber erſt muß ich drinne ſitzen. Eine Wirtſchaft muß ich haben, wo ich Herr bin und kein andrer Menſch. Und da ſoll mich keiner wieder herausbringen. Freilich hätt' ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt." So dachte die Schwarze; aber ſie ſagte: „Was du willſt, Hannes. Wenn wir's ermachen könnten, müßtſt du auch ein Pferd haben. Wenn ich dich nur einmal ſehn ſollt' auf einem Pferd reiten!"

„Ja, Mädle," ſagte der Schneider, „es iſt eigentlich ſchad' um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir iſt einer verloren. Nu, frag' nur die Sannel!"

Den nächſten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienſte ſah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht ſo aus, wie es da ſonſt um dieſe Zeit auszuſehen pflegte. Da ſtand eine große Wanne und allerlei Wäſche darin und Seife dabei; und ſie ſtand nicht etwa auf der Bank am Fenſter, wohin ſie gehörte, ſondern auf dem Küchentiſch. Auf dem Herde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Waſſer. Und ſonſt heimelte die Küche Sonntags um dieſe Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all das beſchaffen müſſen, und ſie hätte noch mehr getan, wenngleich Sonntag war. Aber ſie hatte immer mit dem Kopfe dabei geſchüttelt; und das tat ſie noch.

Die Frau Bügel hatte geſagt, ſie wollte ein Mädchen probieren, das heute kommen würde. Beſtehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienſt erhalten. Wo und bei wem, das ſagte ſie nicht. Sie hätte nicht ſoviel zu ſagen gebraucht; denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was ſie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften ſich nichts merken laſſen. Am ſchwerſten wurde das dem Schneider.

„Paß nur auf," ſagte er zur Sannel, ſooft die Mutter es nicht hören konnte. „Das iſt eine! Die iſt unter den Mädlen gerad, was ich unter den Burſchen bin. Ich möcht' gleich mit dir tanzen, ſo bin ich aus dem Häusle. Es iſt gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch'; ich könnt' die Nadel nicht halten, ſo ſüßlich iſt mir's in den Händen. Und meine Füß' kann ich nicht ſtillhalten; ſie fangen von ſelber an zu hopſen."

Die Sannel ſagte nichts. Sie half ihm ſich freuen, ſo gut ſie konnte; aber im Herzen war es ihr anders. Sie ſah immer nach der Türe; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu ſehen. Es war ja die Türe, durch die ſie hinausmußte, wenn die andere einzog. Kam eine junge Frau herein, dann war ſie übrig in dem Hauſe. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in ſeiner Freude nicht ſtören. Und erinnerte ſie ihn daran, hätte ſie das doch getan. Denn ſoſehr der Hannes ſie über der anderen vergeſſen zu haben ſchien, ſie wußte doch, er würde ſie nicht gerne gehen ſehen.

Aber es hat kein Pfarrer ſo lange gepredigt: einmal hat er doch aufgehört. Und das geſchah auch dieſen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes ſtieß die Sannel an, die mit ihm am Fenſter ſtand. Denn da kam „Seine" mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an und war braun unter dem ſchwarzen Haar wie eine gutgebackene Brotrinde. Und Schritte machte ſie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten ſich ſittig oder wenigſtens klug auf den Boden geheftet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel iſt und die am erſten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde ſucht. Die Sannel dachte nur: „Die ſoll hübſcher ſein als die

Heiteretei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat geſehn; mit ſeinen Augen nicht!“

Aber es iſt auch keine Türe, die nicht einmal aufginge, und wär' ſie noch ſo lang zugeweſen. Gepocht wurde ſo leiſe, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner“, wie ſie ſie geſehen, nicht zugetraut hätte, daß ſie könnten. Die Frau Bügel ſagte: „Herein!“

Das erſte, als Hannes' Mutter und ſeine Künftige einander gegenüberſtanden, war, daß ſie ſich gegenſeitig mit den Augen maßen, ob die andere wohl ihr Mann ſei. „Die iſt's nicht,“ ſagte jede in Gedanken zu ſich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre ſonſt zäher gefloſſen. Einen wunderlichen Lauf nahm ſie bei alledem an. Sie ergoß ſich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt, floß hart an der Frau Pfarrerin vorbei und verbreitete ſich dann über allerlei Getier, wie Kühe und Ziegen und vielerlei Dinge, als da ſind: Brotbacken, Wäſchewaſchen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem beſten Erfolg. Sie ließ ſich zum Kaffee erſt im allgemeinen ſechsmal und im beſonderen noch dreimal zu jeder einzelnen Taſſe nötigen. Die Frau Bügel nickte ſich ſelber zu: „Ja, von guten Leuten iſt ſie her; das ſieht man wohl.“

Als die Schwarze zum letzten Male leer getrunken und nun mit der Taſſe in die Küche ging, da fing die Naſe der Frau Bügel an, überirdiſch zu leuchten. Sie lachte bei ſich ſelbſt: „Das iſt doch noch eine, ſo eine von den Beſten, wie ich eine war. Ich hätt' nicht gedacht, daß man jetzund noch ſo eine find't.“ Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn ſie nur wieder hereingekommen wäre. Aber ſie blieb draußen. Den Schneider fröſtelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Naſenklemmer. „Es iſt nix,“ ſagte ſie zu ſich. „Es iſt doch nix. So eine könnt' ich brauchen, die eine Stund' mit einer einz'gen Taſſen zubringt! In der Zeit hätt' ich den ganzen Marktbrunnenkaſten ausgewaſchen.“

Aber in der Küche erhob ſich ein Geräuſch; da war es, als wären ſechs Wäſcherinnen zugleich bei der Arbeit. Das patſchte und ſpritzte und ſeifte und rieb. Dann goß es Waſſer zu, und es ſchien, es wären vier Hände, die das alles täten; ſo ſchnell folgte von neuem das Patſchen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel ſchlug die Hände zuſammen und begann zu ſingen: „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gut." Und als nun draußen durch das Patſchen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte und den „Zweiten". ſang zu der Frau Bügel ſcharfem Diskant, da ließ ſie die Hände am Leibe herabſinken, und eine Freudenträne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchentüre, öffnete und rief hinaus: „Aber Mädle, ich hab' dich wohl zur Wäſcherin gedungen? Ob du's liegen läßt und hereingehſt!" Aber ſie ſah doch erſt eine Weile dem Waſchen zu, ehe ſie ihr mit Gewalt Einhalt tat. Es war wirklich ihre Abſicht geweſen zu ſehen, wie der Gaſt mit der Wäſche umſpringe; aber ſie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

„Nimm Sie's nur nicht für ungut," ſagte das Mädchen und wuſch immer dabei, — wie die Frau Bügel ſich ausdrückte als — ſollte ſie gehenkt werden. „Aber ich kann ſo eine Arbeit nicht ſehn; ich muß gleich zugreifen. Es iſt recht grob und unſchicklich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif'; das iſt ſchon wahr, und Sie wird bös ſein über mich."

Trotz dieſes Geſtändniſſes mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigſtens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waſchen, und die Frau Bügel hätte ſie doch laſſen ſollen, da ſie einmal darüber geweſen. Endlich aber, da die Frau Bügel faſt ernſthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ ſie ſchnell alles liegen und gab nach ſo vielen andern auch noch die Probe freundlichen ergebenen Gehorſams.

Als ſie aus der Küche kamen, ſchritt die Frau Bügel ſo feierlich vor der Schwarzen her, als führe ſie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, ſo ſchnell in ihrer „Sachen" mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in ſeiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tiſche noch einmal nach der Küchentüre, als fürchte ſie, die Türe ſei nicht richtig eingeklinkt. „Es iſt ſo ſchlecht, wenn eine Tür aufſteht, und ich kann's gar nicht leiden," ſagte ſie.

Das war zu viel für die Frau Bügel. An ſo viel Glück konnte ſie nicht glauben, wenigſtens nicht an die Dauer eines ſolchen Glückes. „So gar warme und heitre Tag' bringen Regen," meinte ſie bei ſich. Und in ſolcher Luſt hätte ſie nicht den kleinſten Handel abgemacht, geſchweige einen ſo großen. „Man muß über eine Sach' nüchtern werden. Der Rat, der über die ander' Nacht kommt, der hat ausgeſchlafen."

„Wenn du Luſt haſt, Mädle, zu mir zu ziehn, und deine Herrſchaft dich läßt gehn, ſo kannſt du bei mir anziehn, wenn du willſt. Red' mit deiner Frau, und ich denk', es ſoll dein Schaden nicht ſein." So ſagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da dieſe gehen wollte und verſichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte ſie nur ein Vaterunſer länger vom Hauſe bleiben, als ihr erlaubt ſei. „Eine Viertelſtund' früher muß ich daheim ſein, das tu' ich nicht anders."

Die Schwarze hatte ſich das Ende des Beſuches anders vorgeſtellt. Es war alles ſo gut gegangen, und ſie hatte ſchon gemeint, ſie könne nicht anders heimgehen denn als Braut. Ihr Geſicht war viel länger geworden als vorher, wie ſie ſich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. „Zum beſten laſſ' ich mich nicht halten," ſagte ſie zu ſich. „Und komm' ich nur erſt da'rein und ſitz' nur erſt feſt, hernachen will ich's der alten Hex' wettmachen! Da verlaßt euch drauf!"

„Nu rück' ein bißle zu, Mädle," ſagte denſelben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhauſe ſitzend gefunden, aber die Ellenbogen im Schoß, den Kopf auf den Händen, und das alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er ſein „Guten Abend, Mädle" geſagt, da war's geweſen, als bekäme, was unter der Schürze ſteckte, einen

Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen oder vor Weinen. „Ich weiß ſchon,“ ſagte er, „du willſt hernach recht geſchwind auffahren und mich auslachen, wenn ich erſchreck'. Ja, proſ't die Mahlzeit; damit mußt du einem andern kommen. Ich erſchreck' nicht, und wenn das Rathaus einfällt; frag' nur die Sannel. Wie du deine Sach' heint haſt gemacht! Du biſt doch auch ein Mordmädle; aber rück' ein bißle zu.“

„Ich hab' Platz auf der Bank,“ ſagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

„Ja, aber ich —“ meinte der Schneider.

„Ich hab' Platz. Was geht mich ein andrer an. Ich geh' auch niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Menſch.“

„Wie du biſt, Mädle! Und meine Mutter iſt ganz närriſch auf dich.“

„Ja, ſie kann mich nicht leiden,“ ſagte das Mädchen und ſchluchzte unter der Schürze.

„Nu, wenn die dich nicht kann leiden!“ Der Schneider ſchlug die Hände zuſammen. „Und hat alle Lob- und Danklieder geſungen, wo im alten Geſangbuch ſtehn. Auf das neu' hält ſie nichts. Es wär' kein' rechte Andacht drin. Das im alten, das wär' noch der recht' Herrgott, vor dem man ſich fürchten könnt'. Hernacher hat ſie uns erzählt, wie's iſt geweſen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen iſt wie im Prieſterrock und anders iſt geweſt wie andere Leut'; und da war's, als red't' ſie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht ſo leicht eine.“

Die Schwarze erhob ihr Geſicht und ſagte: „Nein; ſie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat ſie ſchon gereut, daß ſie geſagt hat, ich ſoll zu ihr ziehn. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird ſich ſchon was finden, daß ſie mich fort kann ſchicken. Nein, ich zieh' nicht hin. Ich bin ſo ſchon im Gered'. Die Leut' ſind wie die Wölf', wo ſo ein arm Lamm von einem Mädle iſt, die niemanden angehört und das ſich alles muß laſſen gefallen.“

Der Schneider erſchrak. „Im Gered'? Aber mit wem denn, Mädle?“

„Nu mit wem? Ich hab' wohl zwei? Ja, ſo iſt's. Nu kommſt auch du noch. Und weißt's am beſten, wer mich ins Gered' hat gebracht. Was haſt du mich nicht ruhig laſſen ſitzen nächtens? Ich hab' gut geſeſſen, wie ich hab' geſeſſen. Und nu müßt' ich nicht hören, daß du noch fragſt und tuſt, als wär' ich ſchlecht und es wären ſo viel, daß man ſich müßt' beſinnen, mit wem ich im Gered' könnt' ſein."

„Ja, mit mir, Mädle?" fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede ſein ſollte, und zwar ein ſo großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute ſagten; er fragte das Mädchen darnach.

„Nu," ſagte die, „hätt' ich's nur könnt' denken, ich hätt' dich nicht angeſehn."

„Aber ſo ſag' doch nur," drängte der Schneider. „Wie ſagen denn die Leut'?"

„Und willſt auch noch hören, wie du biſt?" ſagte das Mädchen ſchluchzend. „Nu, daß du ein Schlimmer biſt, der alle Mädle närriſch macht, und lachſt ſie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut' reden, wenn du's nicht gewußt haſt, und nun geh. Es ſind noch genug Mädle auf der Welt, die du närriſch in dich kannſt machen. Ich bin nicht närriſch in dich. Und zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Zum beſten laſſ' ich mich nicht halten, von dir nicht und von keinem."

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal ſagen, wie die Leute von ihm redeten. „Ich wär' ein Schlimmer? Ich hab' noch kein Mädle närriſch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab' ich auch keine." So ſagte er und wollte ſich krank lachen, aber in ſolchem Tone, daß es das Gegenteil hieß. „Um mich iſt noch keine krank worden. Und ſich was angetan um meinetwegen, das hat noch gar keine."

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er beſann ſich, ob nicht, ſeit er ein Burſche war, eine in das Waſſer gegangen. Oh daß die Sannel dageweſen wär'! Daß die Sannel dageweſen wär'!

Aber der Hannes hatte, ſo „ein Schlimmer" er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle; aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meiſten dauerte. Und die ſchluchzte, daß es einen Härteren hätte erbarmen müſſen, als er war.

„Ja, die Leut' haben geſehn, daß du die Abend' her bei mir geſeſſen haſt," ſagte ſie, wenn ſie das Schluchzen dazu kommen ließ. „Aber nu kannſt du ſitzen, bei wem du willſt. Ich laſſ' keinen mehr neben mir ſitzen, als wer vor Gott und den Menſchen Meiner iſt, wo niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigſten, wie du biſt."

„Aber, Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich ſo einer bin? Wenn die Mädle närriſch werden, ich hab' noch keine wollen närriſch machen. Guck', und wenn mich eine beim linken Arm zerrt' und eine beim rechten und an jedem Fuß eine und an jeder Haarſpitzen ein Schock: du biſt mir recht, du biſt, wie ich eine brauch'. Und nu rück' zu, Mädle. Du biſt mir gut genug. Es gibt ihrer, die noch größer ſind und ſchöner als du; aber wo die Lieb' hinfällt, da fällt ſie hin; und ich werd' Deiner und keiner andern ſonſten."

„Ja, und ſo ſagſt du jeder. Aber ich bin nicht ſo dumm wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch nicht. Ich brauch' keinen zu bitten, er ſoll ſo gut ſein und mich nehmen. Der Müller in Schackicht will mich. Und es ſind noch andre, die mich wollen. Ich hab' keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered' komm'. Ich hab' meiner Frau aufgeſagt und kann morgen gehn. Aber zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Der Müller in Schackicht will mir's ſchriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wiſſen. Oh, man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal ins Gered' kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da ſagen die Leut', man iſt nichts wert geweſt."

Der Schneider erſchrak von neuem. „Daß dich der Guckguck hätt', Mädle; was ein anderer tut, das tu' ich auch. Frag' nur die Sannel. Ich ſchreib's heut noch, Mädle. Ich hab' erſt geſtern früh wieder Tinten 'reingetan in mein Tintenfaß, und Papier und Feder hab' ich auch in meinem Kaſten. Gewiß und wahrhaftig; aber nu rück' zu. Von dem langen Stehen wird man müd'."

„Iſt's wahr? Und iſt's wirklich dein Ernſt, Hannesle?“ fragte das Mädchen einmal ums andre. „Nu ſo will ich dir nur ſagen, ich hätt' mich tot gegrämt, wenn ich den Schackichter Müller hätt' müſſen nehmen. Nicht öpper, weil er garſtig wär'. Er iſt nicht ganz ſo hübſch wie du, aber es ſind doch nicht viel Burſch' hübſcher. Und lang iſt er wie eine Stangen und in der Mitten ſo dünn. Aber ſiehſt du, Hannesle, das kannſt du mir nicht übelnehmen; denn lachſt du mich am End' aus, ſo nimmt mich auch der Schackichter Müller nicht. Denn die Burſch' in der ganzen Gegend haben's auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered' iſt geweſen. Das tun ſie, weil ſie's ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben als ſie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehſt du, ich möcht' dich gleich erdrücken vor Lieb' und Freud'. Aber hernach lachſt du mich doch aus am End'. Ich greif' dich nicht eher an und laſſ' mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachſt.“

Und ſie hielt ihr Wort. Der Mond hat noch lange auf die beiden geſchienen, wie ſie dort ſaßen; er kann es bezeugen. Er hat geſehn, wie der Hannes gleich geſchrieben hätte, wäre nur ſeine Tinte und Feder und Papier auf der Gerbergaſſe geweſen und nicht daheim im Kaſten. Aber noch heute wollte er ſchreiben, und die Sannel ſollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, ſowie ſie die Kuh gefüttert. Die, wenn die nur heute dabei geweſen wäre!

Ja, die Sannel! Aber wer weiß, ob ſie ſich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie ſonſt. Hätte ſie ſich nicht mehr über die Sache gefreut, als ſie ſich über die Erzählung davon freute, da war ſie beſſer daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er ſtürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu ſchreiben, den die Schwarze verlangt.

„Ja, ſonſt zieht ſie nicht zur Mutter,“ ſagte er zu der Sannel, die ihm riet, ſich vorzuſehen oder ſich doch nur erſt zu beſinnen. „Und nimmt den Schackichter Müller, und hernach ſitz' ich da und das viert' Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du biſt auch nicht mehr, wie du biſt geweſen; dir wär's recht, wenn's nur recht bald all' wär' mit mir."

„Wär' ich nicht mehr ſo, wie ich geweſt bin," ſagte die Sannel, „hernachen ließ' ich dich gehn." Sie ſtreichelte ihn und ſagte: „Gelt, Hannes, du ſetzſt dich erſt her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, iſt's nicht mehr oft, daß wir beiſammen da ſitzen."

„Möcht' ich wiſſen, warum?" entgegnete der Hannes und ließ ſich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die ſie derweilen hingeſtellt, wieder auf ihren Schoß.

„Guck'," ſagte ſie, „wenn man das Licht da ſieht brennen, meint man auch, es könnt' nicht ausgehn. Ich hab' die Tag' her allerlei ſolche Gedanken gehabt. Und einmal geht's doch aus. Und es iſt gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab' dir nichts davon wollen ſagen, aber einmal muß es doch ſein."

„Ich wollt', du ſagtſt's gleich, was doch muß ſein," ſagte der Hannes. „Wenn eins ſo erbärmlich anfängt zu reden, da kann's einem ordentlich angſt werden. Sag's doch heraus, was ſein muß; du weißt, Sannel, ich erſchreck' nicht ſo leicht. Ich erſchreck' nicht, wenn's Rathaus einfällt; frag' nur die Sannel! Ja ſo, du biſt ja ſelbſten die Sannel. Aber, Sannel, du könntſt mir's vielleicht morgen ſagen. Und iſt's denn ſo was gar Schrecklichs? Du willſt doch nicht gar fort, Sannel?"

„Ich will nicht fort," ſagte die Sannel traurig. „Ich bin in dem Häusle geweſt und bei dir, ſolang ich mich kann beſinnen, und von ſelber geh' ich gewiß nicht; da brauchſt du nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau 'reinkommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen iſt, das kann eine machen. Und wo ich wüßt', ich verdien's nicht, da könnt' ich auch nicht wohnen und eſſen. Zumal jetzund, wo das lieb' Brot ſo teuer iſt und das Geld ſo ſpäng. Aber deswegen iſt's nicht, daß ich ſag', du ſollſt dir die Sach' mit der überlegen. Sie ſagen, wenn man einmal was unterſchrieben hat, hernachen iſt man ſein eigener Herr nicht mehr; da iſt einem die eigene Seel' wie verſiegelt. Das mit dem Schackichter Müller wird nicht ſolche

Eile haben, ſonſt wär' ihr's früher eingefallen. Guck', wenn die Heiteretei hereingekommen wär', da wär' ich ruhiger gangen. Denn die Heiteretei kenn' ich, und es iſt keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh' und ihre Ziegen ſind. Und wenn ſie noch ſolche Augen hätt' wie die Heiteretei, wo die helle Guttat herausleucht't. Guck', du mußt's nicht ungut nehmen, wenn ich's ſag'; aber das ſind falſche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Geſichter, eins für ſich und eins für die andern Leut'. Hannesle, tu', was du willſt, nur verſchreib' dich der nicht. Und wenn ſie den Schackichter Müller heirat't, du kriegſt noch immer eine andere, und es iſt um ſo beſſer für dich. Und du weißt, ich tu' alles, was die Leut' wollen, und tu's gern, aber wenn du auch ſchreibſt, der trag' ich's nicht hin. Sie hat mir nichts getan, und ich weiß nicht warum; aber ich weiß ſo gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab', mit der rennſt du in den Geißgraben, Hannesle."

Der Hannes beſann ſich nicht gerne. „Wenn man ſich über alles noch lang wollt' beſinnen," ſagte er, „da könnt' man vor lauter Beſinnen nichts tun. Und das iſt ſchlecht von dir, daß du mir da eine Unruh' machſt, daß ich immer denk', ich muß mich beſinnen; und wenn ich mich beſinn', ſo nehm' ich ſie am End' nicht, und hernach nimmt ſie der Schackichter Müller. Da iſt eins ſo ſchlimm wie das ander'. Und hernachen – was du von ihren Augen ſagſt, das bildſt du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkſt, du biſt übrig und ſollſt fort, das iſt dummes Zeug. Das iſt, als wenn du ſagſt: die Deck' da oben, die ſoll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenn's ihr einfiel', das wär' ein Wort von mir; und was ich ſag', die tut's. Denn Reſpekt muß ſein im Haus. Und da iſt's viert' Gebot nicht dabei. Du kennſt mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang' – nu, frag' nur die Sannel! Und nu ſag' nichts weiter; ich halt' mir die Ohren zu."

Das tat er auch wirklich. Sie ſtand noch lange vergeblich vor ſeiner Kammertüre und pochte leiſe und gab ihm durch das Schlüſſelloch die beſten Worte. Aber das Heiratsverſprechen trug ſie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen ſchicken.

Dabei ſchmollte ſie nicht und war in allen andern Dingen ſo willig, ja noch williger als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze loszuwerden, und ſagte, dieſe könne gehen, wann ſie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und ſie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hauſe.

„Wenn man eine hat, die was taugt, dann hält man ſie feſter. Oder man ſagt: Sie kann morgen gehn oder übermorgen, ich will mich erſt nach einer andern umtun; oder auch: Sie ſoll erſt noch das und das im voraus machen, damit man ſich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird ſich alles zeigen. Und wenn ſie die Beſt' iſt, ſo iſt's kein Schaden, daß ich ſie erſt eine Zeit auf die Prob' nehm'.“

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen ſchweren Koffer mit ſich; es war aber nicht alles drinnen, was ſie hatte. Das meiſte, ſagte ſie, und das Beſte ſei noch zu Hauſe in Schackicht bei ihrer Schweſter, der Bäckersfrau.

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort ſollte. Der Schneider war überglücklich; es koſtete ihn Mühe genug, es nicht merken zu laſſen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein ſein konnte. Die Frau Bügel ſchien ihn auch für einen „Schlimmen“ zu halten, wie die Schwarze tat. Es ſchickte ſich jederzeit wie zufällig, daß ſie die Dritte war. Aber das kam ihm noch zugut', daß das Ding an der Fenſterwand aus Rückſicht auf die neue Ankömmlingin in Untätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermütig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu tun, die Schwarze machte alles, was zu machen war; und es ſchien, ſie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf ſich es bei jedem Biſſen Brot vor, daß ſie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch tat ſie alles mögliche ſich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte ſie dazu.

Die Frau Bügel war in den erſten Wochen faſt jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachſende Ungeduld und ließ ihren Ärger über die Verzögerung mit Zins auf Zins ſtehen. Wenn ſie einmal feſtſaß, dann wollte ſie ſich bezahlt machen für all den Zwang, den ſie ſich angetan; damit vertröſtete ſie ſich zwei ganze Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn ſie allein war, dann ließ ſie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geſchirre und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihn entgelten. Das arme Vieh, das an weichere freundliche Hände gewöhnt war, grämte ſich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken ſchien, bemerkte alles. Sie fing an, die Sache zu durchſchauen, wenn auch nicht die ganze. Das eine wurde ihr klar, daß die Schwarze ſich bei dem Kaffeebeſuche verſtellt hatte, wenn ſie auch nicht begriff warum.

„Aber was haſt du nur, Mädle?“ ſagte Frau Bügel. „Du ſiehſt die Tag' her aus, als hättſt du immer alle die Zähn' zuſammengebiſſen und redſt kaum, und wenn du redſt, ſo iſt's, als wenn dir der Ärger die Gurgel verſchnüren tät'. Haſt du den Ärger?“

„Nu freilich,“ entgegnete die Schwarze. „Meine Leut' daheim, wo ich hingehör', da iſt ſo ein alt Fegfeuer, die find't kein End' und kein Trumm. Aber zum beſten laſſ' ich mich nicht haben, das ſoll ſie nur wiſſen. Ich hab' Geduld, wie ſie die Hundertſt' nicht hat. Aber wenn mir's zu arg wird, ich will das Trumm ſchon finden.“

„Ja, ſie ſchicken dir deine Sachen nicht,“ ſagte Frau Bügel, „und haben ſie ſchon vor acht Tagen wollen ſchicken.“

„Ja, ich will doch ſehn,“ ſagte die Schwarze, „ob ich krieg', was mir gehört. Nu wart' ich nicht mehr lang. Das alt' Fegfeuer weiß nicht, mit wem ſie's zu tun kriegt.“

„Nu, ich ſollt' deiner Schweſter ihre Schwieger ſein,“ dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. „Ich wollt' dir das alt' Fegfeuer anſtreichen.“ Die Frau Bügel hatte das Eigene, daß ſie niemand zornig ſehen konnte, ohne angeſteckt zu werden. Wenn ſie jemand auf der Gaſſe oder ſonſt zanken hörte, da koſtete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und ſie hätte ſich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr ſchnell zuwider geworden, vielleicht, weil ſie im Anfang zu ſehr von ihr eingenommen geweſen war. Vor der Sannel, die ſie kannte, von der ſie wußte, die war wie eine verſchloſſene Truhe, zu der ſie den Schlüſſel hatte, verſteckte ſie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falſchen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei ſich: „Wenn die Bäs die nur früher hätt' weggekriegt! Nu iſt's zu ſpät. Nu hat der Hannesle ſich der verſchrieben und iſt ſein eigener Herr geweſt, und ſeine Seel' iſt wie verſiegelt. Und ich wollt', ich ſtürb', denn nu iſt doch keine Freud' mehr für mich auf der Welt.“

Das Unerquickliche des Zuſtandes nahm nicht ab, mit jedem Tag wurde er verbiſſener. In der Frau Bügel ſo gut wie in der Schwarzen Herzen hatte ſich der Zunder geſammelt; es bedurfte nur eines Funkens, ſo ſtanden ſie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schickſal einmal Zunder geſammelt, da weiß es auch einen Funken hineinzuſchlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es ſei zu wenig zu tun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verſtand nur zu gut, was ſie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzuſetzen war, das wußte ſie lange; das hatte ſie ihm gleich zum erſtenmal angeſehen. Und ſie war gar nicht die Perſon, die einen Vollzieher ihrer Taten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man ſie gehen hieße.

Und ſo ſtand ſie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und dieſe ſchien ihr noch nicht breit genug; ſie nahm die gewaltigen Arme zu Hülfe, die ſie in ihre Seiten ſtemmte. Dann ſagte ſie kurz, als ſei ſie nicht geſonnen, große Umſtände zu machen: „Und wie iſt's nu? Wird nu einmal ein End'? Nu bin ich beinah drei Wochen in dem armſeligen Häusle. Und ich bin nicht 'reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu ſein. Ich will nu wiſſen, wie ich dran bin."

Die Frau Bügel ſtand ſprachlos. Dem Schneider auf ſeiner Brücke kam ein Schauder an vor ſeinem Schatz. Er hielt die Nadel wie verſteint in die Luft.

„Ich will nu wiſſen," fuhr die Schwarze fort, „ob ich werd' zu meinem Recht kommen. Länger zum beſten halten laſſ' ich mich nicht!"

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig." Sie war nicht die Frau, die ſich lange daran herummachen ließ. Das ſagte ſie der Schwarzen. Die aber verſicherte, ſie fürchte ſich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und ſie ſei in ihrem Recht.

„Das da iſt meine Stuben," ſagte die Frau Bügel, „und da iſt kein Recht drin als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin iſt. Da iſt ein Recht drin, daß ich 'nauswerf', was nicht 'reingehört. Ich hab' mir dein Geſicht lang genug laſſen gefallen. Du biſt meine Magd, und ich kann dich fortſchicken, wenn mir's gefällt."

„In der Stuben da hab' ich ſoviel Recht als Ihr," ſagte die Schwarze ruhig, weil ſie ihres Vorteils bewußt war. „Und ich frag' nu, wenn das erſt' Aufgebot gehalten wird."

Die Frau Bügel verbiß ihre Wut. So tapfer ſie war, vor tollen Menſchen fürchtete ſie ſich. Und die ſo redete, mußte toll ſein. Sie wollte das Fenſter öffnen und um Hülfe ſchreien.

Aber die Schwarze nahm ſie bei den Armen und hielt ſie feſt. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleiſch und Knochen zuſammen. Solche Kraft hat nur ein toller Menſch. Die Frau Bügel war eine ſtarke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll iſt. Das, was ſie empfand, ging weit darüber hinaus.

„Nu bin ich die Geſichter ſatt!" ſagte die Schwarze und freute ſich über ihren Triumph. Die Frau Bügel ſah nun, daß ſie ihr Mann nicht war. „So leid' ich's nicht länger. Es gibt nur ein Gered' unter den Leuten, wenn Brautleut' ſo lang vor der Hochzeit in einem Häusle beiſammen ſind. Den nächſten Sonntag muß das erſt' Aufgebot ſein, und den Sonntag über drei Wochen iſt die Hochtzig. Und wenn niemand anders zum Pfarrer geht, ſo geh' ich. Ein End' muß ſein.“

Die Frau Bügel war nahe daran, ſelbſt konfus zu werden. Die Schwarze ſprach wie eine Tolle und ſprach doch auch, als wäre ſie bei Verſtand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte ſie dem Verſtändniſſe näher. „Der Jung' hat kein gut Gewiſſen. So iſt alles Betrug geweſt. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erſt noch dabei.“

„Was haſt du gemacht, Jung'?“ fragte ſie ihn drohend.

„Ja, was hab' ich gemacht?“ ſagte der Schneider voll Angſt. „Ich bin doch nu ein Burſch — der von Nachbars iſt ſechs Jahr' jünger und hat gefreit.“ Der Schneider war ein geteilter Menſch. Daß er ſah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deshalb hatte er ja die Schwarze hereingeſchwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

„Und da tut der Nichtsnutz noch, als müßt' er dabei ſein, wenn er ſoll frein? Das iſt meine Sach'. Da hat ſo ein Jung' ſich nicht drein zu miſchen. Das geht dich nix an, wen du ſollſt frein. Und ſo ſchlecht du biſt, Jung', für ſo ein'n Hackſtock biſt du noch zu gut. Da wird nix. Und die da macht nu ein End' und packt ſich. In meinem Häusle iſt niemand Herr als ich. Sonſt will ich den Polizei laſſen kommen.“

„Gut,“ ſagte die Schwarze, ohne ſich zu rühren. „Und wenn das alt' Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, ſo laſſ' ich den Polizei kommen. Da iſt's, wenn das alt' Fegfeuer kann leſen.“

„Tu' ihr ihre Brillen her,“ wandte ſie ſich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, ſich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl geſagt: „Wer ſo was unterſchreibt, iſt ſein eigener Herr nicht mehr und hernachen iſt ſeine Seele wie verſiegelt.“ Der Schneider fühlte einen Druck auf ſeiner

Seele, als ſtecke ſie unter einer Siegelpreſſe. Aber er tröſtete ſich: „Wenn ſie nur einmal ſieht, es iſt nicht anders, hernach wird ſie ſich ſchon beruhigen.“

Das ging aber nicht ſo ſchnell. Erſt war die Frau Bügel erſchrocken, daß ihre Naſe all ihre Farbe verlor; dann erholte ſie ſich und ſagte: „Was ſo ein Jung’ ſchreibt, das iſt nix geſchrieben. Was ſo ein Jung’ ohne ſeine Mutter macht, das iſt nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh’ verſprechen, denn ich bin eine Frau; aber ſo ein Jung’ kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelaſſen.“

„Ei, ich weiß ſo eins,“ ſagte die Schwarze höhniſch, „wo die Leut’ wiſſen, wenn ſie ’neinkommen, aber nicht, wenn ſie wieder ’rauskommen. Und das iſt im Turm, und da hat der Büttel den Schlüſſel dazu. Und wenn einer mündig iſt, da gilt’s, was er hat geſchrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber Sie braucht einen. Und wenn Sie was ſchreibt, da muß ein Kurator dabei ſein. Und nu will ich ein End’ und geh’ auf der Stell’ zum Paſtor.“

Aber noch ergab die Frau Bügel ſich nicht, ſo wenig mehr ſie gegen die Gültigkeit der Verſchreibung aufbringen konnte. Sie ſagte: „Recht ſo! Und der Jung’ kann mitgehn. Aber in mein Häusle ſoll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal ſterb’, ſo vermach’ ich’s der Sannel. Hat er’s ohne mich geſchrieben, ſo kann er auch ohne mich ſein, der Nichtsnutz der!“

Die Schwarze lachte. „Ja, ſo dumm, wie man ſelber iſt, darf man die Leut’ nicht meinen,“ ſagte ſie. „Das Häusle kommt von ſeinem Vater, und das bißle andere Hab und Gut iſt auch von ihm. Und nu iſt’s alles dem Hannes, und nu fragt ſich’s nicht, ob Sie mich will ’reinlaſſen. Nu iſt’s die Frag’, ob ich Sie ’reinlaſſ’. Denn in meinem eignen Häusle laſſ’ ich mir nicht auf der Naſen tanzen.“

Die Schwarze zog ſich zum Ausgehen an. Und das tat ſie ſo, daß man auch ſehen ſollte, ſie ſei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in ſich zuſammengebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgeſpielt würde. Und wie ſchlecht es ſei, ſich ſo durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzuſtehlen.

„Ja,“ ſagte die Schwarze und lachte dazu. „Und ſo ein Schiebkarrn von einem Häusle war's auch der Müh' wert. Ich hätt' eine Wirtſchaft können bekommen, die hundertmal ſoviel wär' wert geweſt. Um ſolch' Armutei trägt's auch aus, ſoviel zu reden. Mich hat's ſechsmal gereut gehabt. Aber ich hab' einmal meinen Kopf aufgeſetzt gehabt. Es iſt den Ärger nicht wert, den ich hab' einfreſſen müſſen. Aber ich will ihn ſchon wettmachen; da hab' ich mir die Hand darauf geben."

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und er hülflos in der Gewalt ſeiner Mutter ſein würde. In der Angſt, nur fortzukommen, ſagte er: „Ich geh' mit." Und da die Schwarze nicht wartete, ſo lief er, Jacke und Weſte, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen, der Gehenden auf dem Fuße nach.

Ein junger Fürſt, der einen Thron beſteigt, oder ein neuer Miniſter pflegt, wie man ſagt, alles auf den Kopf zu ſtellen, was ſein Vorgänger auf die Füße geſtellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt. Und vielleicht hat das ſein Gutes, wenn der große, ewig ſchlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, ſeine gläſernen Augen einmal aufzutun. Schaden wenigſtens wird es ihm nichts, denn er macht ſie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, iſt's ſogar nötig, daß es manchmal auf die andere Seite gewendet wird.

Das Schickſal widerfährt aber auch dem kleinſten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Geſicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen faſt am Ende von Luckenbach. Eine Türe oder ein Fenſter aufzulaſſen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen geweſen, jetzt verſah's eins bei der Regierung, wenn es ein Fenſter oder eine Türe ſchloß. Die vorige war eben eine Kabinettsregierung, die eine große Scheu vor der Öffentlichkeit trug; die nunmehrige ſcheute ſich weder vor der Öffentlichkeit noch ſonſt vor etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tiſchen und

Stühlen, ein Hin- und Herlaufen, Herüber- und Hinübertragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was ſie denken ſollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angſt geriet. Hatte die Schwarze damit beabſichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, ſo war ihr die Abſicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher wie die wilde Jagd, und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder anders gerückte Stuhl oder Tiſch wie ein Stück von ihrem Herzen losgeriſſen. Aber wagte ſie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut' im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachſen wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachſen war, da ſaß ihr Leben. Wer da durchgeſchnitten, hätt' es auch zerſchnitten.

Ein Glück für die andern war's, daß die Schwarze meinte, ſie habe ſich genug geplagt auf der Welt, beſonders ſich Gewalt genug angetan, in das Häusle hereinzukommen; ſie wolle es nun auch genießen. Zunächſt begann ſie, was ſie früher am Schlafen verſäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollbracht, wenn die Schwarze ihrs anfing. Die Stunden, die ſie länger im Bett verbrachte, als eine Hausfrau ſoll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenſchnitt an einem Gänſebraten iſt. In dieſen Stunden, wo die Sonne des Hauſes noch nicht aufgegangen war, ſtand die Frau Bügel als Mond an des Hauſes Himmel. Da ſchien das Alte wiederhergeſtellt, und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß dieſe Regierung ſozuſagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer als ſonſt. Dieſe hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halſe, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte ſie, als wär' die Sannel ihre Magd, und plagte ſie, wie ſie nur konnte. Aber die Sannel überſah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hauſe. Sie mußte nun wenigſtens nicht mehr hungern; ſie hatte wieder den Mut zu eſſen, weil ſie ihr Eſſen wieder verdiente.

Der Hannes hatte ſich eine andere Luſt dabei gedacht, wenn er mit dem großen Mädchen über die Gaſſe zum Paſtor gehen würde, das Aufgebot zu beſtellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daherkommen ſah, lachte. Einer fragte: „Nu, Mädle, wo willſt du mit deinem Schneider hin?“ Andere riefen: „Mach', Hannes! Häng' dich an ihre Schürze, ſonſt reißt ſie dir aus!“ Der Schneider ärgerte ſich nicht darüber. Er war ſolche Reden gewohnt. Er ſah ſich um und fragte mit den Augen: „Nu, iſt das eine?“ Er ſah, wie ſie in ihren Herzen meinten: Hätt' man das dem „Jung'“ zugetraut, daß er ſich an ſo eine macht? Die Eitelkeit kam wieder über ihn, und er vergaß für den Augenblick, daß ihn ſeine Mutter dauerte, und daß er an ſeinem Schatze und ſeinem Glückstraume irr geworden war.

„Seht nur, wie klein der Schneider iſt,“ lachte ein Gaſſenjunge dem Paare nach. Der Hannes ſah zurück und ſagte ſtolz: „Und nimmt doch ſo eine große Frau!“

Zu Hauſe war es anders mit ihm. Nicht, daß er ſich nicht über die Größe ſeiner Braut gefreut hätte. „Aber,“ ſagte er zur Sannel, „das viert' Gebot, das hat's auf mich abgeſehn. Ich möcht' nur wiſſen, was ich dem vierten Gebot hätt' getan. Nu iſt die Mutter noch ſchlimmer, wie ſie ſonſt iſt geweſt, und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ich's Meiner ſagen tät', die litt's gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwiſchen Tür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter tät', wenn ſie's wüßt'!“

„Und das iſt auch recht von dir,“ ſagte die Sannel, „deine Mutter hat ſchon genug von Deiner zu leiden. Ach Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen biſt unter die Traufen kommen, wie die Leut' ſagen! Was einmal iſt geſchehn, davon ſoll man das Beſt' reden; aber ich wollt' doch, Hannesle, — ! Ich weiß doch, was ich wollt', wenn ich's auch nicht ſag'.“

Eines Tags — die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigſtens noch nicht aufgegangen am Himmel der Wohnſtube und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont — pochte es an die Türe, und auf der Frau Bügel „Herein!“ folgte eine fremde Geſtalt dieſer Weiſung. Das war nicht leicht; denn der die Türe gebaut, hatte offenbar dabei nicht an ſolche Geſtalt gedacht. Es war ein junger Menſch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübſch gewachſen. Etwas phlegmatiſch ſchien er zu ſein; er ſah ſich erſt in der Stube um, und dann ſagte er ſehr langſam: „Ihr Diener, Frau Meeſtern."

Die Frau Bügel erwiderte den Gruß und fragte, was er wolle.

Ebenſo langſam wie vorhin ſagte der Menſch: „Da unten bin ich einem recht jemütlichen Mädel bejejnet; die jehört wohl ins Haus?"

„Es wird die Sannel geweſt ſein", dachte die Frau Bügel und ſagte: „'s kann wohl ſein. Wenn Er weiter nix will, hätt' Er ſie ſelber können fragen."

Unterdes hatte der Blick des Menſchen auf dem Schneider geruht, der, ſobald er das gemerkt hatte, ſich ein rechtes Anſehn gab. „Was das für ein Eulenſpiegel iſt!" dachte der Schneider.

Der junge Menſch hatte wirklich etwas vom Eulenſpiegel in ſeinem Geſicht. Die Hauptſache darin war ein gewiſſes phlegmatiſches Behagen, darauf ein Schalk zu ſitzen ſchien, aber ein ſehr gutmütiger. Aber vielleicht ſahen die blauen Augen nur ſo ſchalkhaft aus, weil ſie wie aus einem Verſteck hervorlugten. Den Verſteck bildeten die vollen, nur leiſe geröteten Backen, die ſich beim behaglichen Lächeln in die Höhe ſchoben. Und dies behagliche Lächeln ſtand ſo verſprechend und ausdauernd da wie ein freundlicher Gaſtwirt in der weißen Schürze vor ſeiner Gaſthoftüre.

„Eejentlich komm' ich," ſagte der Menſch, „als ein Schneiderjeſelle, der bei den Meeſtern herumfracht, ob nicht irjendwo Arbeit für ihn iſt."

„Donner!" ſagte der Schneider in ſeinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf ſeiner Brücke. „Eine große Frau hab' ich; wenn ich noch ſo einen Geſellen dazu hätt'! Das wär' noch anders wie ein großer Hund!"

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loſer Vogel müſſe den

Geſellen dahergeſchickt haben. Sie ſagte barſch: „Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem gehn, wo ihn hergeſchickt hat.“

Der Geſelle ſchien nicht gern zu gehn. Der kleine Meiſter ſchien ihm Spaß zu machen; vielleicht war auch das „jemütliche Mädchen“ im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur ſein natürliches Phlegma nicht, ſich ſchneller nach der Tür umzuwenden, als er tat. Er ergriff eben die Klinke der Stubentür, als die Schwarze im Oſten der Kammertüre aufging und ihre erſten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Geſell dachte: „Sollte das das jemütliche Mädchen ſein?“ und wandte ſich wieder um, und dasmal etwas raſcher. Er ſah, er hatte ſich getäuſcht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes, und er ſagte: „Alſo es iſt keine Arbeit für einen Jeſellen?“

Der Schwarzen gefiel der Burſche, und ſie mußte ihm zeigen, daß ſie hier Herrin war.

„Wo iſt denn der Geſell daheim?“ fragte ſie.

„Eejentlich,“ entgegnete der Geſell, „in Delitzſch und uneejentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig jenug, da ſollt' ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eejentliche Grund: ich ſoll mir eine junge Meeſterin holen. Sie iſt ſelber aus der hieſigen Jegend und meint, hier wachſen die beſten.“

Die Frau Bügel bereute es, daß ſie ihn ſo barſch abgewieſen, und gab durch ein Nicken kund, ſeine Mutter habe recht und ſei eine, die's verſteht. Freilich dachte ſie nicht an den jungen Wuchs, nur an ſich ſelbſt, und da hatte des Geſellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüt der Schwarzen aber ging ein Gedanken auf. Nach dem guten Anzug des Geſellen mußten ſich ſeine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, ſich zu ſetzen: „damit Er die Ruh' nicht 'nausträgt, und da Er guter Leute Kind zu ſein ſcheint.“

„Es jeht noch,“ ſagte der Geſell. „Meine Mutter hat zwei Häuſer in Delitzſch und eins in Magdeburg, und das Jeſchäft jeht auch nicht ſchlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Jeſchäft führt mein Onkel.“

„Das iſt wohl auch ein Reicher?“ fragte die Schwarze.

„Das nich,“ erwiderte der Geſell. „Er iſt arm, aber tuchendhaft, und da haben wir ihn jewiſſermaßen als Vater anjenommen.“

„Nu“, meinte die Schwarze, „es iſt juſt nicht ſo notwendig, daß wir einen Geſellen einſtellen; aber weil der Menſch ſo anſtändig iſt, kann man's ſchon machen.“

„Alſo kann ich kommen,“ ſagte der Geſell und empfahl ſich höflich. Draußen auf der Treppe ſchnippte er mit den Fingern. Er beſaß die Beobachtungsgabe, die ſo häufig die Mitgift und die Entſchädigung des Phlegma iſt. Dieſe hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von dieſem Hausweſen gemacht worden waren, ziemlich vollſtändig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er ſich wohl den Spaß machen, da Geſelle zu ſein. Auf den Lohn brauche er nicht zu ſehn; denn was er von ſeinen Umſtänden erzählt, war nicht erlogen. Er wär' gern dem „jemütlichen Mädchen“ noch einmal begegnet und ging deshalb noch langſamer, als ſeine natürliche Art war. „Nu,“ ſagte er in der Haustüre, „was heute nich iſt, das iſt morgen. Und preſſiert bin ich nich.“

Die Schwarze aber meinte: „Das wär' ein andrer für mich wie der dork. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Geſcheitſt' ſcheint er nicht. Ich probier's. Der dort und das armſelig' Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erſt dort drin, dem Unkel will ich weiſen, wo er hingehört.“

Der Geſell war eingetreten und hatte beſſer Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebſten frein würde. Sie müſſe wohl tüchtig auftreten können, da ſein Hausweſen ſo groß ſei.

„Ja,“ ſagte der Geſell, „unſer Hausweſen iſt jroß jenug, und eine jroße Frau wär' nicht übel. Aber nach der Jröße allein frag' ich nich. Jemütlichkeit und Sanftmut hat den jrößten Reiz für mich.“

Von dem Augenblick an war die Schwarze die „Jemütlichkeit“ und Sanftmut ſelbſt. Aber auch den alten Fleiß ſuchte ſie wieder hervor. Das Zwiſchenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die

Schwarze ſtand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand ſich dabei nicht ſchlechter. Ging das Zwiſchenreich auf Strümpfen, ſo wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handſchuhen.

„Siehſt du, Sannel,“ ſagte der Schneider, als ſie zufällig allein beiſammen waren, „das hab' ich gewißt. Sie hat's nur übelgenommen gehabt, daß die Mutter ſie erſt hat wollen probieren. Sie hat mir's geſagt. Aber ich hätt's auch nicht länger mehr ſo mit angeſehn. Denn Reſpekt muß ſein im Haus. Und ſie iſt mir jetzt noch nicht ſo recht, wie ich ſie will haben. Du ſollſt dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh'!“

Und wirklich tat er das. Je nachgiebiger ſich die Schwarze zeigte, deſto höher ſchwoll ſein Übermut. Zuletzt mußte ſie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln ausziehn. Mit jedem Tag nahm er ſich mehr heraus. Und das ſchien ihr eben recht zu ſein. Je mehr er verlangte und je trotziger er auftrat, deſto williger ſchien ſie zu werden, deſto ſanfter und „jemütlicher“ zeigte ſie ſich.

Der Schneider war glücklich. „Da ſiehſt du, Sannel, was beim Beſinnen 'raus wär' kommen. Nu wär' ſie in Schackicht, und das viert'Gebot tät' noch immer mit mir machen, was es wollt'! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, beſinn' dich nur nicht drüber.“

Die Sannel ſagte nichts, aber ſie ſchüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider ſah es nicht vor dem großen Hund, an den er dachte. „Eine große Frau, ein großer Geſell, ein großer Hund! Denn aller guten Ding' müſſen drei ſein,“ ſagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, ſo ſanft, dienſtwillig und geduldig ſie ſich zeigte, wich ſeinen Liebkoſungen aus. Beſonders vor dem Geſellen. „Es iſt eine Schand',“ ſagte ſie, „wenn ein fremder Menſch dabei iſt.“ Waren ſie allein, dann ſetzte ſie ihn wohl auf ihre Kniee und ſchaukelte ihn, wie man mit einem Kinde tut. Dabei hielt ſie ihn ſo weit von ſich ab, daß alle ſeine Verſuche, ſie zu umfaſſen, mißlingen mußten. Wollte er ſie küſſen, dann hielt ſie ihm lachend das Ohr hin; wollte er ſich damit nicht abſpeiſen laſſen, dann wurde ſie wohl ärgerlich und ſagte: „Nu laß mich ungeſchoren! Spiel' du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab' mehr zu tun. Und daß du vor dem fremden Menſchen nicht tuſt, als wenn wir Brautleut' wären! Ich ſchäme mich ſonſt.“

„In acht Tagen iſt unſre Hochtzig,“ ſagte der Schneider. „und da erfährt's die ganz' Stadt, wer's noch nicht weiß.“

„Damit hat's Zeit,“ meinte dann die Schwarze. „Damit dann die Leut' denken, man kann's nicht erwarten? Und wenn's erſt im Winter wird, das iſt immer noch Zeit genung.“

Mit dem Geſellen war die Schwarze anders. War ſie einmal mit ihm allein, dann klagte ſie, was ſie im Hauſe dulden müßte. „Meine Leut' wollen einmal, ich ſoll den nehmen. Und ich bin ſo ein dumm Ding, das alles tut, was die Leut' wollen. Hundert Mädle an meiner Stell' täten's nicht.“

„Jewiß,“ ſagte der Geſell, „jewiß. Ich hab's manchmal für mich jedacht.“

„Nu, ich kann's immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer ſo ein ſanft Mädle geweſt. Mein Fräle hat oft geſagt: Du mußt's einmal gut kriegen, du verdienſt's. Aber Wort' ſind Wort', und es geht doch, wie's will.“ Sie ſeufzte tief.

Der Geſell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er ſeufzte mit. „Was noch wird,“ ſagte er, „das kann man ſo jenau nicht wiſſen. So was kommt manchmal wie vom Himmel jefallen.“

„Ja, wenn ich hübſch wär'. Nach der Sanftmut, da fragen die Männer heutzutag nicht.“

Der Geſell zuckte dann die Achſeln; aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, ſondern zu der Torheit der Männer heutzutag.

„Nu, wenn Sie nicht hübſch ſind! Da weiß ich nich. Aber ſo 'ne Jroßmutter iſt nich auf den Kopf jefallen. Und – und – mir hat ſo was jeträumt. Ich jlaube, ich bin nich umſonſt in das Haus da jewieſen worden. Es jeht manchmal wunderlich in der Welt.“

Mehr war mit allen Künſten nicht aus dem Geſellen zu bringen. Und es gab keine Kunſt, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, ſtrich ſich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, ſeufzte und wurde ſo „jemütlich“, daß dem Geſellen hätte Angſt werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ ſie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel“ in Delitzſch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und ſie ſich in ihrem Herzen an dem Geſellen ſelber vergriff. Hatte ſie ihn nur erſt, dann wollte ſie ihn ſchon aus ſeiner Ruhe herausjagen, die ſie jetzt ſo ſehr ärgerte. Die Schwarze ließ ſich nicht zum beſten halten. Und doch ſchien er es darauf anzufangen.

Jetzt war in der Tat der Schneider der Herr im Hauſe. Viele Tage vergingen, und man hörte ihn nicht auf der Gaſſe ſchrein: „Reſpekt muß ſein im Haus!“ Die Neugier, wie das kommen möge, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Geſell, wie man ſagt, alle Hände voll zu tun. Die ſolchergeſtalt den Haushalt in der Nähe geſehn, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Luſt ſei, dem kleinen Meiſter und ſeinem großen Geſellen zuzuſehen. Sie erzählten allerlei Geſchichten, wovon ſie Zeugen geweſen ſein wollten. Da hieß es, der Schneider ſteige, wenn er mit dem Geſellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabſehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Geſell die Hand ausſtrecke, ſooft er mit ihm rede. Der Geſell habe geſagt: „Na, 's wär' doch ſchade um den juten Meeſter, wenn er herunterfallen täte. Die Brücke iſt hoch, und da iſt's, damit ich zujreifen kann, wenn er jetorkelt kommt.“ Der Schneider ſei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Geſellen mit der Elle vor der Naſe herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und ſei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Geſell habe phlegmatiſch geſagt: „Na, hab' ich's nich jeſagt?“ und gerufen: „Aber, Meeſter, wo liegt Er denn eejentlich? Unter den jrünen oder jelben Lappen da?“

Die Bemühungen der Schwarzen um den Geſellen waren zu handgreiflich, als daß ſie nicht hätten bemerkt werden ſollen. Der Frau Bügel erregten ſie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre ſein ſollte, ſo fühlte ſie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und ſie wäre gewiß zu deren Verteidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte ſie: „Wenn's der Schwarzen gelingt, wird man ſie los“. Und weil ſie es wünſchte, ſo glaubte ſie, der Schwarzen werd' es gelingen. Soviel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in ſolchen Reichtum hineinkommen ſollte, und ſo gern ſie das gehindert hätte. Darum hielt ſie ſich ruhig, tat, als ſähe ſie nichts, und ſagte auch dem Schneider nichts davon, der in ſeiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unſchuld vielleicht nichts gemerkt, wäre ſie noch ſo beſchäftigt geweſen als ſonſt. Vielleicht war auch, ohne ihr Wiſſen, Eiferſucht im Spiele und machte ihr die Augen, die ſonſt ſo geneigt ſich zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu ſehen, ſchärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal ſagte er zu der Sannel: „Die Leut' wollen mir was zu Gehör reden. Das merk' ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?“

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man ſie fragte, zu verſchweigen. Aber, wie ſie gewohnt war, den Hannes in allem bei ſich zu rechtfertigen oder wenigſtens zu entſchuldigen, ſagte ſie eifrig: „Nein, du biſt ein geſcheiter Burſch, Hannesle. Und wo die Leut' meinen, es iſt Dummheit, da iſt's manchmal nur zu große Guttat bei einem.“

„Nu, du redſt doch auch beinah wie die Leut',“ ſagte der Schneider. „So daß es klingt, als tätſt du was damit meinen und wolltſt doch nicht ſagen was. Was die Leut' haben, das weiß ich; das iſt nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl ſein, da ſind ſie gleich da; und was der beſt' Rock iſt und von der Nadel weg, da ſoll's verſchoſſen ſein, und die Knopflöcher ſind nicht recht umnäht, und die Taſchen ſind zu klein, und ſollt's nur der Henkel ſein, als wenn der nicht lang könnt' halten. Der Geſell, das iſt ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burſchen mag. Vor ſo einem brauch' ich mich nicht zu fürchten, und ſie müßt' nicht ein Narr ſein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?“

„Ja, das ſchon,“ entgegnete die Sannel. „Aber es hat eins das lieber und das ander' das. Und der Geſell iſt ſchon einer, den ein Mädle liebgewinnen kann. Und nu hat er drei Häuſer und iſt ein reicher Menſch, und das iſt doch auch nichts Gerings. Und wem's um ein Häusle zu tun iſt, dem ſind drei lieber wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig' ſtehn! Nein, Hannesle, du mußt nicht ſo ein Geſicht machen."

„Wenn ich das wüßt'! Sannel, wenn ich das wüßt', Sannel, der Geſell tät' mich dauern. Aber wenn einer in der Wut iſt, hernachen fragt er nach nichts." Der Schneider fragte nicht, ob's der Luft weh tat, die er mit Fäuſten ſchlug, als hätte ſie drei Häuſer und ein Mädchen könnte ſie ſchon liebgewinnen.

„Aber es iſt dumm Zeug. Sie iſt die Liebetät ſelber."

„Ja," ſagte die Sannel, „ſeit der Geſell da iſt und hat geſagt, er wollt' eine Frau aus unſerer Gegend, und es müßt' eine ſanfte ſein, da iſt ſie auf einmal ſanft geworden. Ach, ich wollt', Hannesle, ich wollt' um deinetwillen, der Geſell nähm' ſie; aber ich denk' nicht, daß er ſie nimmt. Es wär' gut für dich, Hannesle, es wär' beſſer für dich, wenn dich's auch erſt ärgern tät'."

„Mordſapperment, und daß dich der Guckguck hätt', Sannel! Nu wird's ſchrecklich. Solch' eine Geſchicht' hat noch nicht im Schackichter Kalender geſtanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon iſt dabei geweſt."

Der Sannel wurde es bange. „Ach Gott, Hannesle, du haſt doch nichts Schlimms vor?"

„Wenn einer einmal ſo weit iſt," ſagte der Schneider, „hernachen hört alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird; aber wenn's wird, hernachen wird's was Schrecklichs. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang'. Wenn ich anfang', hernachen hat's aufgehört. Frag' nur die Sannel! Und erſchreck' nicht, Sannel, wenn's wird!"

Die Sannel tat, was ſie konnte, ihn zu beſänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnſtube. Die Sannel eilte nach, aber die Tür war hinter dem Schneider ins Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob ſie rufen ſollte. Sie lauſchte in ihrer Angſt am Schlüſſelloch, aber ſie hörte nichts.

Der Geſelle war allein in der Wohnſtube geweſen. Er ſaß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und ſchwang ſich hinauf.

„Nu iſt's aus,“ ſagte der Schneider, „nu iſt's aus!“

Der Geſell griff phlegmatiſch in ſeine Taſche und brachte ſein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meiſter verwundert.

„Das, was aus iſt,“ ſagte der Schneider gewaltig, „das kann nicht wieder angezünd't werden.“

„Ja,“ ſagte der Geſell, „der Meeſter hat ſeine Pfeife ausjeraucht. Ich dachte, ſie wär' ihm bloß ausjejangen. Nu, da iſt zu helfen.“

„Ja, von wegen,“ ſagte der Schneider mit ſchrecklicher Stimme und ſchien mit der Fauſt auf den Deckel ſeiner Pfeife zu ſchlagen; aber eigentlich ſchlug er auf den Geſellen. „Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End' will ich machen. Meine Braut, das iſt meine Braut! Weiß Er das?“

„Ach, der Meeſter iſt doch nich jar eiferſüchtig?“ fragte der Geſell. „Die Müh' braucht der Meeſter ſich nich zu jeben.“

„Ich kann mir ſoviel Müh' geben, als ich will,“ ſagte der Schneider außer ſich. „Ich bin der Meiſter, und Er iſt mein Geſell. Ich laſſ' mir nicht vorſchreiben, was für eine Müh' ich mir ſoll geben. Ich geb' mir eine Müh', was für eine ich will. Und das geht keinen Menſchen was an, geſchweig' meinen Geſell. Und wenn Er nicht ſtill iſt, ſo iſt mir's nicht zu viel, ich ſchmeiß' Ihn zur Tür da 'naus.“

„Na,“ ſagte der Geſell phlegmatiſch, „ich hätte doch jemeint, das wär' dem Meeſter zu viel. Er müßte jedenken, es auf zweimal zu machen.“

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geſelle hatte bemerkt, dem Meiſter war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand geſteckt, ein altes Stück Kleidermaß angezündet und hielt es dem Meiſter auf den Tabak. Während dieſer ſeine Pfeife mechaniſch in Brand ſetzte, aber mit ſchrecklichen Geſichtern andeutete, daß deshalb der Friede noch nicht geſchloſſen ſei, fuhr der Geſelle fort:

„Na, und ich dächte, der Meeſter hätte mir einen beſſern Jeſchmack zujetraut, als daß ich mich um das alte ſchwarze Jeſchöpfe ſollte bemühn. Da kann der Meeſter ruhig ſein. Das kann keinem vernünftigen Menſchen ins Jehirn kommen, wo ſo ein jemütliches Mädchen zujejen iſt. Ich bin weit herumjekommen, aber ſo hübſch hab' ich noch keine jeſehn wie die Sannel da bei Ihm im Hauſe; das müßt' ein ander Frauchen jeben.“

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß ſeinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heiratbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht geſehen. Der Geſell, wußte er, wollte ſich eine Frau holen. Es kam ihm die Angſt, er möchte die Sannel wollen, und dieſe Angſt zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht geſehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heiraten konnte; und in dem Entzücken des Geſellen ſah er erſt, wie ſchön die Sannel war.

Der Geſelle ſchien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er ſagte: „Na, nu wird der Meeſter doch auch auf die eiferſüchtig ſein! So jroß und ſtark der Meeſter iſt, aber zwei für einen ſind doch zu viel.“

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Geſellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zuſammenzupacken und zu gehen. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehen laſſen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geſelle aufgeſteckt. Dafür wollte er den Geſellen fortſchicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erſt, als nach dem Feierabend der Geſell in die Herberge gegangen war, wo er ſchlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die Schwarze die Klauen zeigen, die ſie unter den Sammetpfötchen der Verſtellung verborgen.

„Und das leid' ich nicht,“ ſagte der Schneider, „und der Geſell muß fort. Da iſt ein Wort wie hundert.“

„Ja,“ ſagte die Schwarze, „ein Wort von dir iſt nix, und hundert ſind auch nix. Der Geſell bleibt da, und ich will ſehn, ob mir eine in meinem Häusle ſoll bleiben, wo ich nicht will haben.“

„Reſpekt muß ſein im Haus!“ ſchrie der Schneider. „Und eh' die Sannel 'raus ſoll, da kannſt du ehnder gehn.“

Die Schwarze ſchlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heiratsverſprechen ſteckte. „Reſpekt?“ lachte ſie; „wenn du mich nicht tätſt dauern! Du willſt mich ziehn? Weil ich dir die Schuh' hingetragen hab' und hab' dir die Stiefel ausgezogen? Denkſt du denn, es iſt mir was an dir gelegen?“

„Und haſt dir doch Müh' gegeben, bis du mich haſt gehabt,“ ſagte der Schneider. „Ja, da haſt du anders gered't, du falſche ſchwarze Katz'. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergaſſen? Und du hättſt verdient gehabt, ich hätt' dich laſſen ſitzen und ich wär' ſo geweſt, wie du da haſt gemeint. Und nu willſt du's mit dem Geſellen machen, wie du's mit mir haſt gemacht!“

Die Schwarze ſah ihn verächtlich an. „Du biſt auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Geſellen vergleichſt. Und die möcht' ich ſehn, die du haſt laſſen ſitzen. Und meinſt du denn, wenn ich den Schackichter Müller hätt' können haben, ich hätt' dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt' gewollt? Dich nähm' keine andre mit dem Häusle, geſchweig' gar ohne. Da nähm' eine hundertmal den Geſellen, und wenn die Kleider nicht ſein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mitſamt deinem Häusle. Was denkſt du denn? Denkſt du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt' was anders im Geſicht haben, wo die Augen ſind. Denkſt du denn, dich nähm' eine, die ſich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinterdrein ſchrein, wenn man mit dir über die Gaſſ' geht, und die Leut' bleiben ſtehen und lachen! Und denkſt du denn, ich hab' dich für einen Mann angeſehn? Da wollt' ich mir lieber einen aus der Schule holen; da ſind größere und ſtärkere als du. Und bildſt dir doch ein, man ſoll Reſpekt haben? Die Katz' möcht' ich ſehn, die Reſpekt hätt' vor dir, und wär' ſie erſt ſieben Tag' alt. Und wenn das Kätzle ſeine Klauen heraustut, da läufſt du davon wie ein Schneider. Und nu läßt du mich gehn und biſt froh, wenn der Geſell mich nimmt und du wirſt mich los. Du ſollſt ſehn, wie dir's geht, wenn du machſt, daß der Geſell was merkt. Bei Tag ſollſt du auf deiner Brücken ſchwitzen, und die Nacht ſteck' ich dich in den Kleiderſchrank. Da kannſt du die Mäuſe verjagen und ſchrein: Reſpekt muß ſein im Kleiderſchrank!“ Damit ging die Schwarze hinaus und ſchlug die Tür als Siegel unter ihre Rede.

Als ſpäter die Sannel hereinkam, um Abſchied zu nehmen, fand ſie den Schneider vor einem Stuhle knieen. Seine Arme lagen auf dem Polſter und ſein Kopf auf ſeinen Armen. So hatte er ſchon lange-gelegen. Die Sannel ſah an der Bewegung ſeines Kopfes, daß er ſchluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkoſend ſein Geſicht aufheben. Er ließ es nicht geſchehen.

„Sei gut, Hannesle,“ ſagte die Sannel wie eine Mutter; „ſteh auf und ſei gut!“

„Ja, daß du mich auslachſt,“ ſchluchzte der Schneider. „Die Jungen ſchreien hinter mir her, und die Leut' bleiben ſtehn und lachen. Es iſt kein Mädle, wo mich mag, mich armen Burſch.“

„Du wirſt dir doch nicht ſo was laſſen weismachen?“ ſagte die Sannel und weinte vor Mitleid. „Und kannſt denken, ich lach' dich aus?“

„Nu, biſt du nicht deswegen kommen?“ ſchluchzte der Schneider. „Du biſt falſcher wie alle.“

„Ich bin kommen,“ ſagte die Sannel tief bekümmert, „weil ich fort muß. Ich bin ſo lang in dem Häusle geweſen; es iſt mir immer noch, als könnt's nicht ſein. Ich hab' nicht daran gedacht bis jetzt, daß es könnt' ſein, ich müßt' einmal fort. Ich hab' dir's geſagt, und du haſt's nicht wollen glauben, und nu iſt's doch.“

„Du willſt fort, Sannel?“ fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knieen vom Boden. „Du willſt fort, Sannel? Du willſt fort?“

„Ja, ich muß,“ ſagte die Sannel.

„Ja, nu gehſt du fort,“ ſchluchzte der Schneider; „es ſoll auch kein bißle Troſt bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend iſt, hernachen hilft ihm keiner, da ſtoßen ſie einen immer tiefer 'nein. Nu wird auch der Ofen fortgehn da in der Stuben und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zuſamm', und das iſt mir eben recht, wenn mich's nur erſchlägt. Aber die ſchwarz' falſch' Katz' müßt's auch erſchlagen, da wollt' ich luſtig ſein. Das wär' eine Hochtzig, wie ich ſie möcht'! Du denkſt, das iſt nicht mein Ernſt? Oh, ich bin einer – frag' nur die Sannel! Juhu! Hochtzig! Aufgeſpielt, ihr Muſikanten; und nu, Häusle, krach!"

Die Sannel war außer ſich, als ſie den Schneider ſo reden hörte. Und er tanzte noch zu ſeinen Reden und ſchlug mit den Armen um ſich wie beſeſſen.

„Ach, Hannesle, du wirſt doch nicht überſchnappen?" rief ſie.

Die Angſt des Mädchens um ihn tat ihm wohl. Es hing doch ein Menſch an ihm. Er faßte ſich zuſammen und ſagte: „Nein, Sannele, da müſſen doch noch andere Püff' kommen. Und du bleibſt, Sannele; oder wenn du gehſt, geh' ich mit. Die ſchwarz' Katz' mag das Häusle behalten; ich geh' mit dir, Sannele, ich geh' mit dir!"

„Nein, Hannesle," ſagte das Mädchen, „das geht net. Siehſte, was ſoll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm Häusle, wenn ſeine Leut' alle weggehn? Und die vom Amt, die werden's auch nicht leiden. Du mußt ans viert' Gebot denken, Hannesle!"

„Das viert' Gebot! Es wär' an den andern neun genug geweſt, es hätt' nicht auch noch das viert' gebraucht. Das viert' Gebot, das iſt wie ein Kreuz, an das ich geheft't bin geweſt, ſeit ich mich kann beſinnen. Und jede Stund' den Tag hat ihren Nagel 'neingeſchlagen. Ich hab' müſſen geboren werden, damit das viert' Gebot was gehabt hat, womit's hat können ſpielen wie die Katz' mit der Maus. Wenn ich der Papſt wär', ich ließ's 'rausſchneiden aus dem Katechismus. Aber wo willſt du denn hin, Sannel?"

„Guck'," ſagte das Mädchen, „aber du mußt geſcheit ſein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh' ich zur Unterender Baſ', die wird mich wohl eine Zeit bei ſich behalten. Und der Magdeburger will mich frein. Er will heim, und hernach will er wiederkommen und mich holen. Er hat mir's geſagt. Noch den Tag will er zum Paſtor und will's beſtellen."

Der Schneider brach zuſammen. Erſt konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach faſt das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem

Boden ſaß und in ſeine kleinen Hände weinte wie ein kleines Kind.

„Recht," ſagte der Schneider, „und da kann er gleich meine Leich' mit beſtellen. Das viert' Gebot ſoll ſich verrechnet haben, wenn's hat gemeint, es will mich noch lang türängeln. Geh, Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk' dir's nicht. Der Magdeburger, das iſt einer, und ich bin keiner. Das iſt ein großer ſchöner Menſch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert' Gebot hat's auch nicht auf ihn abgeſehn. Nein, ſei ſtill, Sannel, du brauchſt nix zu ſagen. Ich verdenk' dir's nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle liebhaben auf der Welt. Ich hab' immer geſagt, was ich für einer wär', und hab' großgetan, als wenn ich auch einer wär' wie die andern Burſch'. Ganz da drin in meinem Herzen hab' ich's wohl gewußt, daß ich nicht ſo einer bin geweſt. Und ich hab' nur ſo getan, damit ich's vergeſſen wollt', daß ich nicht ſo einer bin. Von Kind an haben die Leut' über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her geſpottet, und ich hab's müſſen hören, daß ich nicht bin wie ein andrer Menſch. Und ein Menſch bin ich doch geweſt, und ein Menſch hat doch eine Seel' im Leib, und wenn der noch ſo klein iſt und ſo ſchwach; und die Seel' verlangt nach andern Menſchen, daß ſie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater ſelig und meine Mutter haben keine Freud' an mir gehabt, und wenn andere haben über mich gelacht, da haben ſie ſich geärgert, und da war's, als wär' ich ſchuld daran und hätt's ihnen zum Trotz getan, daß ich ſo klein war und ſo ſchwach. In der Schul' iſt mir's ſchlecht gangen. Und hernachen — ſiehſt du, wenn ein junger Burſch einen neuen Rock kriegt, ſo weiß er ſich was und läßt ſich drin ſehn. Ich bin allemal traurig geweſt, wenn ich einen hab' kriegt, und hab' mich mit verſteckt, wie ich nur hab' gekonnt. Denn hernachen haben die Leut' auf mich geſehn, und da war's, als hätten ſie's vergeſſen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich ſo klein war, und ſie würden's nun erſt weis. Und da ging der Spott wieder vom friſchen an. Da hab' ich's wollen vergeſſen, daß ich ſo klein bin geweſt und nicht wie die andern Leut'. Ich dacht', ſolang ich nicht dran denk', denken auch die andern Leut' nicht dran, und hab' getan, als dächt' ich, ich wär' wie die andern Leut'. Aber da haben's die übelgenommen und haben gemeint, ſie müſſen mich demütigen, daß ich mir einbilden wollt', ich wär' wie ſie. Guck', Sannel, die weichſt' Hand wird hart, wenn ſie immerfort harte Ding' angreift, und ſo iſt mir's auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab' doch getan, als wär' ich was Rechts. Ganz dadrin nur hat mir's weh getan, und das hat nicht aufgehört, weh zu tun, wenn ich hab' gedacht: ich kann nix dazu und warum hat mich der lieb' Gott nicht größer und ſtärker gemacht. Manchmal iſt mir's geweſt, als wär' er wie die Leut' und hätt' ſelber ſeinen Spott an mir, und hätt' mich ſo gemacht, damit die Leut' über mich ſollten ſpotten. Und da iſt mir's nur wohl geweſt bei dir. Siehſt du, Sannele, all die Freud', die ich gehabt hab' auf der Welt, die iſt von dir kommen. Und der lieb' Gott wird dir's vergelten, was du haſt an mir getan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht ſchlechter, als die andern Leut' ſind."

So ſprach der Schneider aus ſeiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

„Aber Hannesle," ſagte ſie und legte ihre Hände wie beteuernd auf ſeine Kniee. Das war nicht nötig. Die Sannel brauchte niemand zu verſichern, ſie meine es, wie ſie rede, der ſie hörte und ſah. „Aber Hannesle," ſagte die Sannel, „du denkſt dir's nur, daß du ſo ewig klein biſt, wie du meinſt. Und es iſt ja gar nicht wahr. Wenn ich ſagen tät', du wärſt mir drum nicht vorkommen wie die andern, ich müßt's lügen. Der Geſell iſt ein guter Menſch, und ich hab' gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, ſo iſt der Geſell mir lieber wie ein anderer. Aber nicht wie du. Und wenn ich nur da könnt' bleiben, mir wär's doch tauſendmal ſo lieb. Dort wo er her iſt, ſind die Leut' anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an geweſt. Siehſt du, Hannesle, du biſt ſchlecht, daß du mir nicht willſt glauben. Ich hab' keinmal daran gedacht, daß du ſo klein biſt, und wenn ich daran gedacht hätt', das hätt' nichts geändert. Und biſt du klein, ſo iſt mir's eben recht, daß du ſo biſt. Und da gefielen mir eher die andern Leut' nicht, daß ſie nicht ſo ſind wie du, geſchweig', daß du mir nicht ſollſt gefallen, weil du anders biſt als die andern Leut'. Und wenn dir's ſo ſehr antut, wenn ich den Geſellen nehm', ſo muß ich's ja nicht. Sei nur gut, Hannesle! Siehſt du, auf die Leut' darfſt du nichts geben, die wiſſen ja nicht, wie du biſt; aber ich weiß von klein Kind an, wie du biſt, und da mußt du nicht traurig ſein. Denn, Hannesle, du biſt doch gewiß und wahrhaftig ein Mordburſch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer biſt, ſo biſt du meiner."

Dem Schneider liefen noch die Tränen aus den Augen, aber er lachte ſo glücklich wie ſonſt. „Und da heirat' ich doch dich und keine andere," ſagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er ſein eigner Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel ſollte den Geſellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel ſo liebhabe, tue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er jetzt ſah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlöſen.

Eins gab ihm wenigſtens nur Erleichterung ſeines Zuſtandes. Die Schwarze, die des Geſellen Werbung erfahren hatte, befahl ihm, dieſen nicht wieder in das Haus kommen zu laſſen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weiſung, ſie ſolle ſich nicht unterſtehen, heut oder die nächſten Tage aus dem Haus zu gehen, und ſie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh ſie die Sannel machte. Und dieſe durfte ſich wieder ſatt eſſen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen geweſen, kein Haus auf der Erde konnte ſein Glück mit dem des Häuschens meſſen.

Aber die Schwarze war noch da. Und ſie war ſchwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr ſie in dem Häuschen umher; wohin ſie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall ſchmiegten ſich ängſtlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stalltür vorbeibrauſte. Das zerbrochene Bodenfenſter oben neben Hannes' Kammertür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wut der Schwarzen die Haustreppe herauf- oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiſer Stimme ihren Geſangbuchvers begann, da raſte die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott' iſt tot“ wie ein durchgegangenes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärtskrochen und ſich lange nicht mehr ſehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichſte von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf ſeiner Brücke mußte er ſitzen von Sonnenaufgang, bis die Sterne ihre Schlafmützen aufſetzten. Selbſt das vierte Gebot, ſein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte ſich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße ſein: „Reſpekt muß ſein im Haus!“ gerufen. Aber über dieſen Geiſt hatte dieſer Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun ſaß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf ſeiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunſch aus ſeiner Seele nach dem Ende ſeines Elends. Wäre er nicht doppelt geweſen, er hätte umkommen müſſen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war ſein Eigentum, ein Eigentum, das er nicht verlieren konnte wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch niemand fragt, ob ſie müde iſt und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit ſein, wenn man nicht, daß ſie Menſchen und Vieh im Hauſe auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang ſaß ſie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe ſie in Elend und Schande gebracht. Und daß ſie ihm nun die unverdiente Ehre, die ſie ihm erzeigt, nicht umſonſt erzeigt haben wolle. Um ſolch' eine armſelige Wirtſchaft habe ſie ſich nicht die viele Mühe gegeben hereinzukommen. Sie wolle in ſchönen Kleidern gehen und gut leben; das Geld dazu müſſe ſie haben; und komme er darüber um, ſo ſei's ihr noch lieber. Hernach könne ſie einen Reicheren bekommen oder doch wenigſtens einen, der ein Mann ſei.

Die Sannel ſchien eine ganz andere geworden als ſonſt, und doch war ſie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergeſſen und verkehrt ſie alles machte, wußte man nicht, ſie war nur darum ſo vergeſſen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und ſeiner Mutter auf ſich zu lenken. Und wie ſeelenfroh ſah ſie aus, ſooft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Geſellen wegen, der ſich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze ſie nicht aus dem Hauſe ſchicken; und das machte die furchtſame Sannel ſo überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer ſchlimmer. Der Geſelle hatte bei einem andern Meiſter Arbeit bekommen und hatte geſagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuſer, die ſie ſchon für ihr Eigentum angeſehen, keiner andern. Und als ihr einmal nachts zugetragen wurde, der Geſelle habe geſchworen, bis morgen längſtens müſſe er beim Paſtor geweſen ſein, da kannte ſie ſich nicht mehr. Der Schneider, ſeine Mutter und die Sannel mußten ſich durch die Hintertür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin ſcholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Mut. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war ſo voll Furcht, daß ſie ſich in dem Hofe noch nicht ſicher glaubte. Der Hof hatte keine andere Türe in das Freie als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht, das halbledige Brett der Verzäunung. Als Frau Bügel nach großer Anſtrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, ſagte ſie zu dem Schneider: „Dadran biſt du ſchuld! Verzeih' dir's Gott, du bös Kind! So geht's, es wird alles vergolten in der Welt. Du haſt mich betrogen, und nu biſt du's ſchlimmer wie ich. Aber es geſchieht dir ſchon recht."

Der Schneider war ſo in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. „Und Euch auch," entgegnete er. „Wer hat mich denn dazu bracht, daß ich's hab' getan? Ja, Ihr habt recht, Mutter, es wird einem alles vergolten. Guckt, Mutter, da habt Ihr mich dazu bracht, daß ich hab' müſſen durchkriechen, und nu müßt Ihr ſelber durchkriechen, ſo lang Ihr ſeid. Ihr red't davon, wie ich bin geweſt; aber wie Ihr ſeid geweſt, davon red't Ihr nicht. Und wenn Ihr anders wärt geweſt, da wär' ich auch anders geweſt. Nu ſeht Ihr's, wie mir's geweſen iſt. Gelt, nu mögt Ihr auch nicht ins Haus? Und Ihr tätet auf der Stell' einen recht Starken heiraten, daß er Euch nur gegen die dadrin hälf', die wild' ſchwarz' Katz'. Gerad ſo iſt's mir gangen. Und je ärger Ihr geweſt ſeid darin gegen mich, je unlieber hab' ich 'neingemöcht und hab' am Häusle und meiner Arbeit meine Freud' verloren und bin lieber in den Wirtshäuſern geweſt als daheim bei Euch. Aber ich wollt' doch, es wär' noch ſo. Wenn ich Euch in Euern alten Tagen ſo dahaußen muß ſehn ſtehn, und Ihr ſeid Euer warm Bett gewohnt, da ſtößt mir's das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt' lieber, Ihr tät't mir noch den Wirtshausteufel austreiben und ich riſſ' Euch aus auf die Gaſſ'. Ach, was das für eine ſchöne Zeit iſt geweſt, wo Ihr mir habt wollen den Teufel austreiben und ich hab' auf der Gaſſ' geſchrieen: ‚Reſpekt muß ſein im Haus!‘ Aber das wird nicht wieder werden, ſolang ich leb'.“

„Ja,“ ſagte die Frau Bügel, „es kommt einem einmal, wo man in ſich muß gehn. Und das iſt nun bei mir kommen. Und du dauerſt mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck', wenn ich auch unrecht hab' gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb' Gott von der dadrin hälf', ſo ſollt's nicht wieder werden, wie's geweſt iſt. Ich hab' den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle und hab' ihn 'neingetrieben. Und nu wollt' ich lebenslang nicht wieder 'nauflangen an die Fenſterwand. Ich weiß nu, was dabei 'rauskommen iſt. Und wenn uns der Himmel von der dadrin befreien tät', die Sannel müßt' Deine werden, und keine andere auf der Welt. Eine beſſre ſieht die Sonn' nicht, ſo weit ſie ſcheint. Aber wo iſt ſie nur hinkommen?“

Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Und ſo war es jetzt mit der Sannel. Und ſie kam glänzend wie Mondenſchein; der Hannes und ſeine Mutter konnten es nur vor der finſtern Nacht nicht ſehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Baſe zu eſſen geholt, denn von Mittag her hatten ſie alle gefaſtet. Die Schwarze hatte den Küchenſchrank verſchloſſen, und die andern hatten zuſehen müſſen, wie ſie ſelbſt ſich die teure Butter fingerdick auf das Brot geſtrichen; aber zu eſſen bekommen hatten ſie nichts.

Auf dem Weg von der Unterender Baſe war ſie dem Geſellen begegnet. Der hatte ſie gefragt, ob ſie ihm noch immer einen Korb geben wolle. Und als ſie das bejaht, hatte der Geſelle wiſſen wollen, wie ſie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes ſtand und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen und daß man ſie gern loswürde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Geſell hatte ſich „jewundert“; er hatte „jemeint“, ſo was wie dies Heiratsverſprechen müſſe umzuſtoßen ſein. Wofür gebe es ſonſt Advokaten in der Welt? Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht ſein ſollte, da müßte man ſich tröſten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es ſei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienſt erweiſen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erſt etwas anderes verſuchen. Es ſei billig, daß die Schwarze in ihrer eigenen Schlinge gefangen würde. Er wollte ſogleich zu der Schwarzen gehen; vorher teilte er ſeinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerſte daran, die Schwarze zu überzeugen, der Geſell habe es von Anfang nur auf ſie gemeint. Des Meiſters wegen, der ihn ſonſt fortgeſchickt haben würde, hab' er ſich geſtellt, als ſtäche ihm die Sannel in die Augen. Aber ſeine Verſtellung ſei vergeblich geweſen, der Meiſter habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geſelle, ſei nun bloß deshalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft. Nun aber ſei er in ſeine Heimat gerufen worden, er müſſe morgen aus Luckenbach;

er könne ſie nun nicht anders ſprechen als im Hauſe, und ſo habe er es doch gewagt, gegen des Meiſters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geſelle darauf gedrungen, ſie müſſe noch heute aus dem Hauſe. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das ſanfte Weſen länger geplagt würde von den armſeligen Schneidersleuten; die ſeien nicht wert, einen ſolchen Diamant nur eine Stunde lang zu beſitzen.

Aber wenn nun die Schwarze auch bereit ſich zeigte, das Häuschen zu verlaſſen, ſolange ſie des Schneiders Verſprechen noch beſaß, war nichts gewonnen. Der Geſelle zeigte ſich ſo eiferſüchtig, als es ſeinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß ſie etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverſchreibung gehört, die müſſe er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erſt das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu tun, als wiſſe ſie nicht, wo ſie es hingebracht. Sie ſuchte und ſuchte und fand es nicht. Es ſei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Wert darauf gelegt.

Der Geſelle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden ſollte, wenn ſie erſt Mann und Frau wären; er fragte ſie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze ſchmolz zuſehends in der Vorſtellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünſchte Papier fand ſich dennoch nicht.

So müſſe ſie ihm, ſagte der Geſelle, eine Beſcheinigung geben, daß er ſicher ſei, ſie ändere während ſeiner Abweſenheit nicht ihren Entſchluß. Wenn er nun wiederkäme, ſie abzuholen, und fände ſie als des Schneiders Frau! denn dergleichen ſei in allen Romanbüchern und Liedern zu leſen; und wenn er ſie ſo fände, dann wäre es ſein Tod. Dagegen wolle er ſich und, was er habe, ihr verſchreiben. Und er ſagte das nicht nur, er tat das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmut und Gemütlichkeit; und als ſie des Geſellen Heiratsverſchreibung hatte, da fand ſich denn endlich auch die Verſchreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen ſucht; da liegt die „Sachen“ mitten da, und man ſieht ſie nicht. Man wendet alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geſelle verſprach in dem Schein, ſie zu heiraten, ſobald er wieder hierher zurückkäme; und das ſollte in längſtens vierzehn Tagen geſchehen. Nach einem zärtlichen Abſchiede ging der Geſelle in die Herberge zurück, ſiegelte da die Verſchreibung des Schneiders in ein Paket, das er an die Sannel adreſſierte. Dazu ſchrieb er nur, das ſolle ſein Hochzeitsgeſchenk an die Sannel ſein.

Der Schneider, ſeine Mutter und die Sannel ſaßen unterdes im Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte; dann machten ſie gute Vorſätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorſätze, denen ſie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben ſind.

Endlich hörten ſie die Hintertüre gehen und die Schwarze die Nacht laut fragen: „Wo nur die Schneidersleut' hingangen ſind?" Ihre Stimme war ſo ſanft, wie ſie noch nie geweſen. Sie hatte, ohne es zu wiſſen, noch die Maske vor, die ſie des Geſellen wegen vorgebunden. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häuſern in Delitzſch und Magdeburg. Der Schneider verſtand, was das bedeutete; er ſprang auf und gab der Sannel den erſten Kuß, was ſich umſo leichter machte, da die Sannel noch ſaß. „Zeitlebens glücklich!" ſagte er, „und den Sonntig wirft uns der Paſtor zum erſtenmal von der Kanzel!"

Die Frau Bügel war nicht ſo ſchnell zum Hoffen. Aber als ſie in die Stube kamen und die Schwarze reiſefertig auf ihrem Koffer ſitzen ſahen, da wagte auch der Frau Bügel Naſe zum erſten Male wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu ſchimmern. Die Schwarze tat ſehr vornehm. Sie ſchickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen ſollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenſter zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber ſie brauche da – in Magdeburg nämlich – garnicht zum Fenſter hinauszurufen, da hätte ſie der Leute genug im Haus.

So dienſtwillig die Sannel immer geweſen war, ſo raſch hatte ſie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte ſie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablaſſenden Abſchied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da ſolle ſie nur unter dem Tore fragen, oder wo ſie ſonſt wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr ſagen, wo der Schwarzen Haus ſtehe. Und vielleicht finde ſie es auch, ohne zu fragen; es ſei leicht zu erkennen an den ſteinernen Männern, die vor der Türe ſtänden. Und auch ohne die Männer ſei es zu finden, denn es habe vier Geſtocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenſter. Und ſie ſelber ſei auch nicht ſtolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Geſellen. Der Schneider zerriß ſogleich ſeine Eheverſchreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er ſie wieder in ſeinen Händen hatte. Die Eheverſchreibung des Geſellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längſtens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname ſtand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet, und ohne daß der Geſelle zurückgekommen, und der Schneider mit der Sannel ſchon zum zweiten Mal aufgeboten war, ging ſie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr ſie, daß daraufhin nichts zu machen ſei. In vollem Grimm rannte ſie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie tat, als hätte ſie des Schneiders Verſchreibung noch unter ihrem Buſentuch, und führte ſich in dem Häuschen ein, als wäre ſie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerriſſenen Papieres, und die Frau Bügel ſuchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetenen Gaſt dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachſagen, daß ſie die Hörner in der nächſten Viertelſtunde wieder ablegte und ſie ſeither nicht wieder aufgeſetzt hat. Sie hatte das auch nicht nötig, am wenigſten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen iſt nun wie das Häuschen ſelbſt; es iſt ein kleines beſcheidenes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es iſt voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Widerſtrahl des innern Glückes ſeiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinſte, wie und wo es ſoll. Auch das äußere Glück der Familie iſt im Wachſen; aber das kann noch lange wachſen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo ſie allen Segen unterbringen will. Denn ſie hat das Geheimnis in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Verteilung. Auch an lebendigem Segen fehlt es nicht, und der Schneider iſt glücklich; der Älteſte verſpricht, wächſt er ſo fort wie bisher, ein Burſch zu werden, dem nichts am Soldatenmaße fehlt. Die Jüngeren tun ihm aus Kräften nach. Der Schneider iſt ein anderer geworden und befindet ſich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß ſein will und nach Großem begehrt, ſcheinen die Leute vergeſſen zu haben, daß er klein iſt. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider ſeinen Zauberſpruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel iſt noch immer die alte, der ganze Unterſchied gegen ſonſt, daß ſie nicht mehr ſagt: „Du biſt doch ein Mordburſch"; jetzt ſagt ſie: „Du biſt ein Mordmann, Hannesle!" Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder ſonſt einer einmal den Spruch bringt: „Reſpekt muß ſein im Haus!"

Vorlagen, Entwürfe und Lesarten

Bei der Herſtellung dieſes Bandes wurde der Herausgeber von ſeiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch Max Hecker unterſtützt.

Die Heiteretei und ihr Widerspiel.

1. Handschriften.

Eine Handschrift der ausgeführten „Heiteretei“ hat sich nicht erhalten. Nachforschungen im Redaktionsarchiv der Kölnischen Zeitung, in deren Feuilleton die Erzählung zuerst erschien, blieben erfolglos. Aus einer Reihe von Druckfehlern des Erstdruckes, die aus charakteristischen Eigenarten von Ludwigs Schrift sich erklären, scheint hervorzugehen, dass der Druckerei das Originalmanuskript des Dichters vorlag. Die bedrängte Lage Ludwigs, der zugestandenermassen mit dieser Novelle eine baldige Aufbesserung seiner Verhältnisse erhoffte und diese Nebenarbeit kaum einer nochmaligen Abschrift gewürdigt haben mag, sowie der Umstand, dass der Erstdruck gegen das Ende hin einmal eine halbe Spaltenzeile unbedruckt lässt, die der Setzer im Manuskript offenbar nicht entziffern konnte, sprechen ebenfalls für diese Annahme. Auch die Handschrift des „Widerspiels“ ist verloren gegangen. Für die Herstellung des Textes kommen in Frage folgende:

2. Drucke.

E: Die Heiterethei. Eine Kleinſtadtgeſchichte von Otto Ludwig. Erstdruck im Feuilleton der Kölnischen Zeitung vom 5. Dez. 1855 bis 31. Dez. 1855 (Nr. 337—355, 358—362) und vom 1. Jan. 1856 ab.

A: Die Heiterethei und ihr Widerſpiel. Zwei Erzählungen von Otto Ludwig. I. Theil. [Auf dem folgenden Blatt:] Die Heiterethei. Geſchrieben im Jahr 1854. [Text S. 7—402. S. 403 neues Titelblatt:] Aus dem Regen in die Traufe. [Text S. 405—524.] Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn und Comp. 1857. Da das Ganze als I. Band einer geplanten, aber nie weitergeführten Folge von thüringischen Erzählungen erschien, weist die Buchausgabe den links vom Haupttitel stehenden Nebentitel auf: Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. I. Band. Die Heiterethei und ihr Widerſpiel. Zwei Erzählungen von Otto Ludwig. Frankfurt a. M. 1857. Verlag von Meidinger’ Sohn und Comp.

Dieselbe Buchausgabe von 1857 findet sich auch gedruckt mit dem links stehenden Nebentitel: Salon-Bibliothek deutſcher Originalromane.

Zweiter Band. Die Heiterethei und ihr Widerſpiel von Otto Ludwig. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. 1860.

Als Grundlage der Buchausgabe diente offenbar ein Exemplar von *E*, das von Ludwig selbst durchgesehen und für den erneuten Abdruck mit geringfügigen Änderungen (s. Lesarten) versehen wurde.

3. Entwürfe zur Heiteretei.

Bei dem vorübergehenden Interesse, das Ludwig der „Heiteretei“ entgegenbrachte, wird es verständlich, dass sich in dem ausgedehnten Nachlass verhältnismässig wenig Zeugnisse der Arbeit an dieser Erzählung finden. Die folgenden Entwürfe stehen in einem mässig starken, von beiden Enden her beschriebenen Heft in Hochoktav (Goethe-Schiller-Archiv I 14, S. 48—57), das auch Entwürfe zum „Kandidaten“, zum „Neuen Donquichote“ u. a. Novellen sowie Gedanken zu einer Umarbeitung des „Erbförsters“ enthält. Die Handschrift zeigt die Orthographie der Zeit, zahlreiche Korrekturen und nachträgliche Ergänzungen sowie sehr kleine, z. T. schwer lesbare Schrift. Das Ganze ist von Ludwigs Hand als erledigt mit senkrecht über die Seiten gehenden Tintenlinien durchstrichen. Zum Abdruck kommen sämtliche Skizzen mit Ausnahme einiger weniger unlesbarer Partien, namentlich am Ende. Der Abdruck folgt den allgemeinen Prinzipien der Ausgabe (s. Gesamtvorwort im I. Band). Er stellt eine wörtliche Wiedergabe dar, die nur der leichteren Übersicht halber an einigen Stellen Absätze einfügt. Die Widersprüche in der Namengebung (Heitertei und Heiteretei, Hanns und Fritz) u. a. erklären sich aus der offenbar über eine längere Reihe von Wochen hingehenden Niederschrift.

Klöße [?].
Senſenhammer.
Die Heitertei, die die Männer verhöhnt.

Das wird erzählt einem jungen Burſchen, der da heiraten ſoll und nicht will, einem Hauptſchläger, nebſt ihren guten Eigenſchaften von einer Werberin; er freut ſich unbändig; die Mutter ſelig, meint ſchon, es iſt richtig, wie er ſich putzt pp.; aber ihm iſt's bloß darum, ſich mit ihr zu boxen; ſie erkennt keinen Mann über ſich.

Er läuft ihr nun überall hin zu Gefallen; ſie hat gehört, was er will und weicht ihm aus. Daß es wirklich Liebe von ihm iſt, weiß ſie nicht. Er läßt um ſie werben; da's ihre alte Mutter wünſcht, denn ſie iſt brav — ſie ſagt wohl hitzig alles ganz und gar abends ab, und morgens dann ſagt ſie: ich will das und das tun, als hätt' ihr nie jemand was davon angemutet und es fließe aus ihren eigenen Gedanken und Überlegungen. Die Werberin hat geſagt, er habe nichts Übles gegen ſie im Sinn.

Sie werden zuſammengebracht und der gegenſeitige Übermut explodiert in einigen Kraftverſuchen. Er bezwingt ſie; ſie wird ihm gram. (Sie hat ihm mehr Müh' gemacht als irgend ein Burſche. Er ſinniert herum.) (Er verliebt ſich gerade in ſie. Läßt er ſie nun einmal ihn bezwingen? Hat er ſich ſchon das erſtemal bezwingen laſſen wollen? aber der Kampf brachte Hitze? Oder bezwingt ſie ihn und Bedauernis macht ſie liebend?) Das zweitemal wehrt er ſich gar nicht und wird ſo hingeſchmettert, daß nun die verſteckte Liebe mit dem Bedauern durchbricht, verliert einen Finger? wird zum Soldaten untüchtig; ſie nimmt ihn nun gleichſam zum Erſatz, um nur ihre Neigung nicht geſtehen zu müſſen. Für ihn der Verluſt ein Gewinn; kann nicht mehr prügeln. Der Ruhm eines Schlägers macht ihm keine Freude mehr.

Oder Hanns ein Stillvorſichhin, aber von hahnebüchener Kraft. Um ſie zu bekommen, denn ſie iſt ſcheu wie eine Gemſe und will namentlich keinen Mann, der körperlich ſtärker, da ſie die Klößeprügelei täglich vor Augen hat. (Hanns geht bei irgend einer Gelegenheit in ſich und wandelt ſeinen Entſchluß, ſich mit ihr zu meſſen und ihr womöglich alle Rippen zu brechen, in den, ſie zu heiraten. Findet er graue Haare — da iſt ſein Vater ordentlich geworden und ſeine Marotte, es gerade ſo zu halten wie ſein Vater) läßt er nun fort, ſie mit Kleinmachen ihrer Kraft herauszufordern; ſeine Bemühungen, ſie zum Streite zu reizen, in dem er ſich beſiegen laſſen will, ſehen furchtbar aus, ſo daß ihre Verwandten ihn als einen Attentäter verklagen; er tut ihr das Bitterſte an.

Sie kann ihn wohl leiden, und hätt' ihn wohl ohnedas genommen. (Die Haupturſache, daß ſie ihn nicht will, weil er ſo ſtark und ſie durch ihrer Mutter Schickſal gewarnt); ſeines Freundes P. P. kluger Rat oder ſein eigener. NB. Der muß allemal raten, Hanns findet den Rat außerordentlich, macht's aber allemal anders, worauf jener: ha nu, mer kann's a ſo gemach, voller Ruhe und immer der Überzeugung, daß Hanns all ſein Glück ſeinem Rate verdanke, obgleich der nie einen befolgt. Sie, die ſich ordentlich in den Tod hinein verfolgt meint und ſich wirklich ſtärker, aber ihm nicht weh tun mögen, nimmt endlich auf's Äußerſte gebracht, die Sache an. Hanns purzelt vehement hin und ſcheint von ſich. Beratung zwiſchen den Freunden; wie er dort liegt und ſchnaubt wie ein Vulkan, teilweiſe von wirklichem Schmerz, zum Teil aus Schein, winkt er mit ſchrecklich matter Geberde, der Freund ſoll ſein Ohr an ſeinen Mund legen und ſagt ihm ſehr behaglich: Guck', die Sach' is gut. Während er nun krank zu ſein ſcheint und auch, wenn auch nicht ſo ſehr, iſt, als er ſcheint, kommt zuweilen ein Huhn hereingeflogen, die die Heiterkeit heimlich hereinläßt. Sie macht ſich jetzt nämlich ein Gewiſſen daraus, beſonders da ſie hört, daß er nie wieder ſo werden wird, daß er ordentlich arbeite wie ſonſt; der Bader, zu dem ſie geht, um ihn auszufragen, — in der Meinung, er kenne ſie nicht, — macht's ſehr arg. (Iſt das ſo ſeine Weiſe. Er wird dran glauben müſſen, weil er nicht zu mir pp.)

Er iſt 40; da iſt ſein Vater ordentlich geworden, ſein Vorbild, von dem er ſeine Großmutter ſich erzählen läßt, und findet keine Freude mehr an dem Junggeſellentreiben, will ſeiner Großmutter (Er hat keine wirklichen Verwandten, drum kein Medium und ſchämt ſich, verliebt zu ſcheinen und vielleicht einen Korb zu bekommen, das bringt ihn zu ſolch verkehrtem Tun) folgen, die ihn in der Verehrung ſeines Vaters aufgezogen hat, und heiraten, aber wen? da er nun, um recht ſeinem Vater zu folgen, ſeine Mutter genommen hätte. Die war friſch und ſtark pp., wie ſtark? Die Erzählung von der Heiterethei paßt ganz auf ſie. Bei Anhörung ihrer übrigen Tugenden kommt ihm der Gedanke, ſie zu heiraten; bei der Karrengeſchichte regt ſich aber plötzlich ſeine alte Raufluſt und die Großmutter erſtaunt, daß er nicht ans Heiraten, ſondern ans Raufen denkt. Und doch iſt das eben Liebe in ihm. Es iſt ihm, als wär' er dann aller Sorgen enthoben, wenn er ſie einmal recht hingeworfen; er muß immer lachen über das prächtige Mädel! Hei! einmal der zu zeigen, was Mannſein iſt. Er ſieht ſie einmal und vergißt das Boxen; beſonders wie er hört, ſie werde keinen nehmen, der ſtärker als ſie; ſie denkt aber nicht, daß es ſo einen gibt. Den Hanns? ſie macht ihn ſchlecht; ſagt's rund einmal für allemal ab. Die Baſe, die ſie kennt, kommt von der Seite bei; er gefällt ihr ſchon; ſie habe ſelber daran gedacht, aber aufdringen laſſe ſie ſich keinen, und wenn er den Mond als Kappentroddel hätt'. Sie wolle lieber in die Welt; ihr ſei nicht bang.

Der Freund iſt der: wie iſt die Welt ſo groß. Einer Heirat auszuweichen, iſt er fort. Er erzählt's, um Hanns' Sorgen ein Ende zu machen, die Heiterethei könne ſeinetwegen in die Welt gehn. Mit der „Welt“ iſt jeder gleich da, aber wenn ſie einer einmal ſieht, da wird ihm anders. Wie er ſich im Anfang gegen den Begleitenden mutvoll ſtellt, ja deſperat; wie er dann, allein in der Welt vor den fremden Menſchen und den Bekannten in gleicher Furcht, ſterben will, dabei ein Stück Zottelkuchen um das andere frißt, (Wie er einmal Halt gemacht, wird's ihm wie einem, der baden wollte und nicht gleich raſch ins Waſſer ging. Mit dem Glockenton rufen ihn tauſenderlei Erinnerungen pp. Er träumt dazu Dinge von ſchlimmer Bedeutung. Jetzt zieht er dem Vater die Strümpf' aus — ja oha; er geht in die Welt. Geht wieder zehn Schritte, dann ſetzt er ſich zurückſehend. Bekannte Stellen; nun aber auf einmal iſt ihm alles fremd.) Wie er das Umkehren bei ſich rechtfertigt, abends bei der Mutter wieder anlangend, ſich erſt noch ein Stück Zottelkuchen geben läßt. Das Eſſen in der Welt iſt gar nicht ſo für ſeinen Magen. (Aber ſein Übermütigtun. Hat was vergeſſen; ein Gottesfinger). Nunmehr ſollteſt du bleiben. Das Mädel doch gar nicht ſo ſchlimm. Aber ſie iſt ſo, drum will ich wieder fort. Das Wort wird nun anders erklärt. Aber warum habt ihr das nicht gleich geſagt? da wär' ich gar nicht auf den Gedanken gekommen. Nun ich's aber einmal gefaßt hab' — (Er tut immer noch, als wär' ihm die Welt nichts) Nun wird der Sache ein Mäntelchen gegeben. Der Freund erzählt's aber ſo, als hätt's wirklich an dem Mißverſtand gelegen. Seine Mutter habe ihm ſchreck-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

liche Dinge von der Welt vorerzählt; wenn er nicht gefolgt, war ihm mit der Welt gedroht worden. (Er hat ihnen nun wieder damit gedroht; da hat er ſelbſt in ſeinem Deſperat- und Heroiſchſein alles vergeſſen, aber nun er drin iſt, fällt ihm ihr Jammer ein; ſo hätt' ſe net geſletſcht, wenn ich tot war; ja 's is beſſer tot als in die Welt. Die Welt war ihm ſchrecklich, wie aber andere hinausgehen und wiederkommen, iſt's ja doch nicht ſo ſchlimm, da wird er förmlich übermütig. Aber ein Kamerad iſt da u. da. Die Katter will in die Welt. Das is net die eigentliche Welt, die iſt nach Raſtenbach zu.) In die Welt? Die Katter? will ſe? will? in die Welt will ſe? Hm. Eigentlich iſt ſie ja aber ſchon drinn; denn wo ſie wohnt, das iſt ja weiter als der Freund war. Das iſt aber nicht die rechte Welt; denn dort iſt alles wie bei uns, aber dort über den Wald hinaus, da ſieht die Sach' anders aus, da kommt e'n a Grauſen eben (die Mutter froh, daß er wiederkommt. Der Vater juſt abweſend, erfährt garnichts davon. Es wird ein Scherz daraus gemacht).

Hanns iſt wirklich liebeatmend und wünſcht manchmal, ſie bring' ihn um, aber ſeine Bemühungen deshalb zu ungeheuerlich und der wahre Liebesſchmerz, den er fühlt, gibt ſeinem Tun erſt den deſperaten Anſchein. Er iſt ſeines Lebens ſatt, aber mit einem gewiſſen Phlegma und raucht und trinkt Bier dabei. Einmal, wie ſie in der Nähe ſeines Wehrs, als wollt' er ſie ins Waſſer werfen.

Wie ſie mit ihrer Mutter bei ſeiner Großmutter zum Beſuch iſt, hat er ſich geflüchtet und wird nicht ſichtbar; er guckt mit ſeinem Freunde zum Fenſter hinein, da kommt ihm der andere Gedanke: er will ihr nichts tun. Sie mit der Mutter heimgekehrt, erfährt nun erſt ſeine Drohung; glauben ſie nicht, bis ſeine Nachſtellungen beginnen, erſt gelinde, dann immer deſperater und ſie ſelbſt endlich in der Deſperation es mit ihm aufnimmt. Eh' er ſeinem Freund ſein Leid klagt, muß allemal erſt die Pfeife gezündet und das Bier vorhanden ſein.

So, wie er ihm kundtut, daß das bisherige Leben ihm nicht mehr gefällt. Bei der Erzählung ſchnippt er mit den Fingern pp.; der Baſe Entſetzen, wie er nicht aufs Heiraten, ſondern aufs Prügeln ſehnſüchtig erſcheint. Sie weiß nicht, daß das eben Liebe iſt, ſondern entweicht voll Angſt, er möge auch mit ihr boxen wollen und ſagt ſeinem Fräla Sack und Sähl auf; 's tät ihr ſchrecklich leid, daß ſie dem Flaz von dem Mädla geſagt hatt'; wenn er ihr was tu', hab' ſie's auf ihrem Gewiſſen. Darüber dörſt' er nett erſchreck', ſu is der Wirt ämol; er macht's ämol nett annerſcht. Da iſt er jener gar ein Ungeheuer und ſie läßt nun allerlei vermuten, fragt einmal eine andere, ob keine Kinder wegkämen dort. Sie möcht' kä bißla Wurſt dort aß'. Wenn nun der Wirt ſich in der Heitertei Gegend zeigt, werden abends die Kinder gezählt. Die Burſche pp. machen eine Art Patrouille.

Er hat dabei mit dem Hund geſprochen und die unvernünftige Kreatur hat a gleich gewißt, was er will und hätt' lieber gleich gebiſſen. Er hat ſie gefragt, ob ſie wohl ſtark genug, den Sultan vom Stellen abzuhalten.

Heiteretei gibt gleich in der erſten Szene einem, der ihr ſcherzend um den Leib greift, eine Ohrfeige.

Ihrer Schweſter, die verführt worden, verbietet ſie die Tür, zieht aber deren Kind wie eine Mutter auf. Auch deswegen will ſie keinen Mann, weil ſie fürchtet, „der werde das Kind vertreiben oder nicht gut behandeln“. Sie mag keinen ſtarken Mann, weil ſie geſehn, wie ihr Vater ihre Mutter mißhandelt hat, und ſie will alles, wie ſie's will „und damit iſt's gut“. Alle, die zugeſehen haben, wie ſie den Dicken hinwarf, lädt dieſer dann zur Hochzeit, damit ſie bei der Wieder-Ehrenrettung ſeiner Stärke zugegen ſind. Er iſt nicht meiner Mutter Mann und will auch meiner nicht werden, eine Redensart, die nicht zu genau zu nehmen iſt.

Wie ſie einmal dem Kinde etwas nicht ſchaffen kann, geht ſie zu deſſen Vater und nimmt vor ſeinen Augen etwas weg. Der möchte ſie heiraten und macht das Kind zur Urſache, daß ſie manchmal bringen ſoll; ſie ſagt, er ſei's nicht wert und das Kind ſei ihr. So brauch' ich ihm auch nichts zu geben. Das leuchtet ihr ein; ſie wirft das Genommene wieder hin. Sie will ihr eigener Herr ſein!

Erſt, wie ſie ſich verfolgt meint, ſieht ſie, wie ein einzeln Mädchen verlaſſen iſt, und weint bitterlich. Denn es (iſt) nicht bloß ums Kämpfen, ſondern auch, wie's einem Mädchen ausgelegt wird. Und über ihr Weſen wird ohnehin genug ſkandaliert. Sie ſei roher wie der rohſte Burſch; ſie möge keiner. „Und ich will auch keinen! Auf mich ſind ſie einmal erbittert!“ So iſt's den Leuten nicht recht, und wenn ich anders wär', wär's auch ſo.

Nun leidet auch ihr wenig Vermögen. An dem baufälligen Häuschen baut ſie ſelber herum. Was ſie tut, wird beſpöttelt. Sie tut, als wär's ihr gleichviel, ja macht's noch auffallender, aber es tut ihr doch weh. Und ſie hat niemand, dem ſie's klagt; das Kind verſteht's ja nicht.

Er iſt ebenfalls allein, hat weder Mutter noch Schweſter, daher iſt er gegen Frauen ſcheu und weiß weder Mittel noch Weg zu ihnen. Daß ſie ihn um den Finger gebracht, das wird ihr ſehr verdacht; ſie muß das hören.

Es ſoll ihr zugetragen werden, er ſei gar nicht mehr ſtark; das iſt ihm doch nicht einerlei, aber er läßt's.

Die Leute führen, da ſie wiſſen, daß er ſie verfolgt, das weiter aus, als hätt' er gedroht, ihr einen Schaden zu tun am Leibe, Rippen zu brechen pp., alſo, meint ſie, als ein Reicher die Armut auch ihrer Arbeitsfähigkeit zu berauben. Da wird ſie zuletzt deſperat und will ihm nicht mehr ausweichen; am liebſten ſtürbe ſie, damit ſo alle Sorge aufhört.

Die Verfolgung Hannſens iſt eben ſchuld, daß die Heiteretei nichts mehr verdient; in dieſen Nöten lernt ſie den Wert eines Mannes kennen.

Weiß ſie gar nicht, warum ihr Hanns aufpaßt? Ärgert ſie zuletzt nun wiederum, daß Hanns für ſchwach gilt. Alle Welt weiß nun, daß Hanns ſein Glück im Schlagen pp. nur dem Vorurteil ſeiner Stärke verdankt. Deshalb ihre Freude bei der Hochzeit, wo ihr Hanns' Kraft ſchon einen ängſtlichen Rückfallsgedanken erpreßt. Sie weiß vielleicht bis zum Ende nicht [bricht ab]

Die Freundlichkeit, mit der Hanns das Kind behandelt, gewinnt ſie vollends. Er nimmt's, da ſie ihre Scheu immer noch nicht bewältigen kann, mit ſich und ſagt, wenn ſie beim Kinde ſein wolle, müſſe ſie bei ihm ſein.

Wie ſie glaubt, ihn kaput gemacht zu haben, da ergreift ſie's mitten in ihrer Sieges- und Rettungsluſt, wie ſie hört, daß er dem Kinde ſo lieb geweſen; (das iſt er bis jetzt allein außer ihr. Sie weiß gar nicht, wie ſie dran, bis die Erklärung). (Sie erfährt ganz allmählich, daß er nichts Böſes gewollt, ja das Gegenteil, dann aber auch, daß er nun die Reiche will. Sie meint, das kann nicht gut werden, wenn er's nur beizeiten einſäh'; die paſſen gar nicht pp. Ausführung, warum. Endlich ordentlich vergnügt. Nicht wahr, Peterle, ſo dumm kann er garnicht ſein. Ich könnt' wenigſtens keinen Reſpekt vor ihr [ihm?] haben.) [Noch späterer Zusatz:] (Ich bin nur froh, daß er mich hat. Er hätt' mich gedauert.)

Sie ſpricht mit dem Kinde und das *ſcheint ihr zu antworten, ſo daß ſie ſich vor ihm ſchämt und es auf andere Dinge bringt.* NB. Es redet noch ſo, daß man aus ſeinen Tönen alles heraushören kann. Dazu hat ſie Angſt, wie eine andere kommt, daß das Kind verraten wird, was ſie ihm geſagt.

Wie Hanns zum erſtenmal nach ſeinem Lager vor ihrem Häuschen vorbeigehend mit dem Kinde ſpricht, ſo ruft das: Hanns! Hanns: „Er ſpricht ſchon meinen Namen." Heiterkeit: Was ihr auch denkt. Voll Scham. Hier nun affektvolles Spiel mit dem Kinde, wenn er's wegnimmt: Sag' Peter! Das kann er nicht. Und ſie verlegen (weil ſie glaubt, es verrät noch mehr) endlich ihm das Kind aus der Hand reißen will und der verwundete Finger wieder blutet pp., großer Schmerz (den er vielleicht nur heuchelt), wie ſie nicht weiß, was tun und den Wankenden (er iſt noch angegriffen) ſamt dem Kinde balanciert, das ihre beiden Köpfe zuſammenfaßt. Sie nimmt ihn endlich doch herein, tut alles mögliche. Das Kind verurſacht den erſten Kuß, lacht vor Freude und jagt ſie dadurch in die Küche. Hanns nimmt das Kind, es ſoll ſein ſein; vielleicht lebt er nicht mehr lang (ich muß heiraten, da iſt's verſorgt, ein braves Mädel.); er will etwas haben, das an ihm hängt, ſich freut, wenn er heimkommt, (was ihm fehlt, ſeit er ſein altes Leben gelaſſen.), ihn erbt. Wie ſo, was ſie liebt, fort will, iſt ihr das Stübchen verleidet, was Hanns haben will, iſt's ja eben, was ſie immer mutig erhalten. (Ja, auf dich hatt' ich gerechnet, wenn du mich nicht magſt, muß ich das Kind doch dalaſſen.)

Vielleicht ſoll's blos eine Liebeserklärung ſein, was ihr als Verfolgung zugetragen wird; ſie reißt aus pp.; er kann's nicht vorbringen; wenn er am Häuschen, ſchließt ſie zu.

Hanns wird, ſo plötzlich hingeworfen und demzufolge krank, nun erſt auf ſie böſe, ſchämt ſich pp.; er weiß auch nicht, wie das kommt und hält's für eingewurzelten Haß. Nach ſeiner Krankheit braucht er doppelt eine Frau und will auf die reiche eingehn; da führt ihn ſein Weg dort vorbei.

So hat jedes das andre für ſeinen Feind angeſehn. (Endlich Aufklärung, was ſie eigentlich voneinander gewollt.) Will er ſie erſt blos als Magd haben?

Die Heitretei, ein friſches kräftiges Mädchen, das keinem eine Antwort ſchuldig bleibt und halb im Übermut ihrer Kraft, halb infolge von Erfahrungen des Mißbrauchs männlicher Kraft (am eigenen Vater) nichts von Männern wiſſen will. Nach dem Tode der Eltern iſt ſie der Hausvater, ihre Schweſter, die von einem Manne, der ſie verlaſſen, ein Kind hat, ſchickt ſie in Dienſte und verſorgt ſelbſt das Kind. (Auch das Kind Urſache, daß ſie nicht heiraten will. Mit der Schweſter ſpricht ſie nicht mehr.)

Ihr Spott und Hohn über die Männer bekannt. Sie hat ein einſchneidend (?) Wort dem Hanns geſagt oder ſagen laſſen, der, ein großer Schläger, nun mit dem dreißigſten (?) Jahre dies ſich zu Gemüt nimmt und nun ein neuer Menſch wird.

Der Kontraſt zwiſchen ſeinem Ruf und ihm ſelbſt. Wie man ihn nicht begreifen kann und ihm allerlei Motive unterſchiebt und er ſelbſt die ſchwere Aufgabe hat, die alte Wagenſpur zu vermeiden und noch nicht gleich den Schwerpunkt gewinnt, gleichſam ſelbſt noch nicht weiß, wie er mit ſich daran, weil's die andern nicht; deshalb die vermeidet und meiſt allein vor ſich hingeht und ſinnt, gleichſam der neue Menſch in ihm auf ſich ſelbſt. Er läßt halb aus Scham niemand in ſich hineinſehen. Eines Mädchens Wort ſoll das getan haben an ihm? Weil das auf der Heitertei Wort folgte, ſo bringt auch die Meinung dieſe beiden Dinge zuſammen, aber verkehrt. Heitertei hat geſagt: ſie fürchte ſich weder vor Hanns noch ſonſt einem; Hanns hat die Heitertei öfter aufgeſucht, iſt aber, ſowie er noch Menſchen in der Nähe ſah, wieder umgewandt und hat nicht getan dann, als wär's ihm um die Heitertei. Daß er nach dem Worte der Heitertei vielleicht auch noch einen Korb bekommen ſollte, und zwar, daß es andere Leute wußten, kann er nicht ertragen.

Er ſucht ſie nun immer auf, wo er ſie allein glauben kann; das befremdet die Leute und einer meint, er müſſe ſich rächen wollen, weil er Zeugen vermeide; (Gefragt iſt's ihm nicht unlieb, daß man ſeine Liebe für Haß hält und er läßt ſie dabei.) Das kommt an das Mädchen ſelbſt, die ihm nun überall ausweicht, nun doch beginnend „den Mann“ zu fürchten und alſo anzuerkennen. (Das ſpricht der Schneider in einem Witze aus.) Er wird nun ein förmlicher Wegelagerer; wo er weiß, daß ſie vorbeikommen muß und ihm nicht von Weitem wird ausweichen können, da pflanzt er ſich ſtundenlang vorher hin; (Frage von Kameraden, ſeine ausweichenden Antworten:) ſie erfährt's aber meiſt durch das Mitleid der Leute, die ſich des friſchen Mädchens gegen ihren Verfolger annehmen, zumal da Zufälligkeiten, z. B. daß er beim Schmied ein Meſſer mitnimmt; daß er den Bader fragt: wo ein Armbruch am wenigſten gefährlich.

(Dergleichen Reden werden gleich gemerkt.) (Daß er geſagt, er wolle ihr einen Schaden tun am Leibe, Rippen brechen. Deshalb hat ſie nicht das Herz, aufzugehn und eine Arbeit vorzunehmen, wo ſie ihm in die Fäuſte kommt; das bringt ſie mit herunter; ſie muß ja aber arbeiten! Daß er, als ein Reicher, ſie um ihre Arbeitsfähigkeit bringen will, iſt ihr ſchrecklich. Sie will ihm endlich aus Desperation nicht mehr ausweichen; am liebſten ſtürbe ſie, damit ſo alle Sorge zu End'.)

Die darauf gegründeten Vermutungen kommen natürlich alle als Gewißheit zu ihren Ohren und ſie wird immer mehr gewahr, daß ein Weib doch kein Mann. Sie nimmt ſich zuweilen vor, ihm zu ſtehn, aber es geht doch nicht; mit Schmerzgrimm über Verfolgung und daß ſie ſich eingeſtehn muß, ſelbſt das ſtärkſte Weib ſei kein Mann, macht ſie dann große Umwege und erleidet mancherlei Schaden dabei — auch wohl, aber ſelten, Spott, der aber deſto tiefer ſchneidet. (Von dem Schneider, der ſie umfaßt, und dem Hanns ihren Ausſpruch erzählt.)

Einmal iſt ſie ſchon dem Stege am Teich nah, auf dem Hanns Poſten gefaßt, ſie abwartend; ein Spottvogel hinter ihr; ſie kann nicht wohl mehr umwenden. Da wird ſie verzweifelt; ſie rennt auf ihn zu, um den Vorteil des Angriffes zu haben und rennt den, der ſich nichts verſehn und auch keine Gewalt brauchen will, mit großem Schwung um, flieht darauf. Unterwegs kommt ihr der Gedanke, weil er in den Teich (Bach) gefallen, er könne erſaufen, ja, er könne ſchon erſoffen ſein. Sie ſieht ihn ſchon heimgebracht, begraben; (Mitleid tiefſtes) dazu ſich als Mörderin angegeben werden ſein. [Dazwiſchen auch: ſie habe ſich nur ihres Lebens gewehrt.] Sie kehrt wieder um, flieht wieder, denn man kann ſie ja feſtnehmen, bis ſie heimkommt und bemerkt, daß ſie etwas verloren. Dieſer Verluſt bringt ſie herunter. (Aber die ganze Nacht fühlt ſie ihn nicht aus Angſt.)

Eine Erleichterung, wie ſie hört, er iſt nicht ertrunken (wiewohl ſie ſagt: es wär' ihm recht geweſen); wiederum Erſchwerung: er hat im Falle ſeine Hand verſtaucht, muß den Bader haben; von dem erfährt ſie's unter Verwänden; wird einen Finger verlieren. Und nun den Umſchlag der öffentlichen Meinung; jetzt iſt er der Bemitleidete, ſie die Verfolgerin; nun erſt die Unweiblichkeit begriffen. Man hat ſie für ein gutes wildes Ding gehalten, aber ſie iſt ein Unmenſch; ihn, der nur mit ihr reden wollen, hat ſie umgeworfen und vielleicht arbeitsunfähig gemacht. Arbeitsunfähig von ihrem Standpunkt aus bedacht. (Einer hinterbringt ihr das mit ſchadenfrohem Mitleid.) Nun kommen auch die Folgen des Verluſtes. Selbſt Polizei kommt ihr. Ihr friſches Mundwerk, mit dem ſie meint, die Sache zu enden (als wär's des Polizeiers Sache) bringt ihr Arreſt, den ſie aber, in Berückſichtigung ihrer Arbeit, ſpäter ſoll antreten können. Mehre Fälle, wo ſie als Weib nichts gilt. In der Schenke räſonnieren die Leute, ein Mann könnte dort darauf antworten. All dem zufolge bekommt ſie zuletzt keine Arbeit mehr. Gewitterregen machen Lücken im Häuschen, die ſie möglichſt verſtopft

(Holunder). Ein Wolkenbruch holt eine ganze Wand. Drin ſitzt ſie nun, jedem Vorübergehenden ſichtbar, innerlich ſterbend, äußerlich friſch und die Alte, mit kecken Antworten auf den Spott der Vorübergehenden, ja ſie ſitzt aus Trotz dort. (So will ich's, und damit iſt's gut.)

Unterdes iſt Hanns wieder ziemlich hergeſtellt, der ſich nun ſeinerſeits ſchämt, daß es heißt, (Er ſchämt ſich, wird nun ſelbſt böſe, kann aber nichts tun, hält ihr Weſen für eingewurzelten Haß) ein Mädchen hat den ehemaligen großen Schläger ſo hergerichtet. Er muß den Spott der alten Schlagkameraden hören, und es iſt gut, daß ſeine Hand im Verbande, er würde vielleicht wiederum der alten Gewohnheit anheimfallen. Daß die Heiteretei ſo gegen ihn, das ſchmerzt ihn aber mehr.

Ihr Schickſal dauert ihn. Eine Kerndrohung von ihm hilft vielleicht, und das Mädchen ſieht, nun erſt recht beſchämt, was ein Mann iſt. (Sie beſinnt ſich, wie er ausgeſehn auf dem Steg und es kommt ihr nun vor, der Arm habe nicht gedroht, auch ſeine Abſicht ſei nicht ſo bös geweſen. Sein „Annedorle!" Mit allerlei dergleichen reizt ſie ſich zum größten Mitleid und dadurch zur Liebe. Wenn er ſie haßte, hätt' er ſie nicht verteidigt und gelogen, er wär' ſelber ins Waſſer gefallen. Es könnte auch Stolz oder Scham geweſen ſein; ſie glaubt's aber gern anders, das fragt ſie das Kind. Es liegt ihr ordentlich was daran, herauszubekommen [zwei Halbzeilen Randbemerkungen unleserlich].) NB. Die Leute glauben nun zuerſt, er hat nichts Böſes gewollt, dieſelben, die vorhin, begreifen nun nicht, wie man gute Menſchen ſo in Verdacht bringen kann. Die Heiteretei begreift nun auch nicht, wie ſie glauben können. Der Einfluß der öffentlichen Meinung. (Auch daß er am Sterben pp., iſt alles Vergrößerung und nicht wahr; ſelbſt der Finger zu kurieren.) Sie wird wild, daß nun dieſelben, die ſie gereizt, nun ſtrafen, und alle ſchon vorher wollen geſagt haben: „es ſei nichts daran". Sie läßt vielleicht die Leute. Sie iſt wirklich deſperat und aufs äußerſte gebracht. Seht Ihr, ſagt der Vormund, wenn Ihr einen Mann hättet!

NB. Die Nachricht wieder ſich gipfelnd. Wirklich aber war es ſo geweſen: „Er iſt aus dem Waſſer geholt worden. Er hat geſagt, er ſei ſelbſt hineingefallen, aber der Schneider, der ſich nachgeſchlichen, hat's geſehn und erzählt's als heimlich, weil er keinen Gerichtszeugen am Ende abgeben mag.

Daß er mit ihr reden wollen, ſie zum Weibe haben, der Reiche die Arme. Aber er hat mir ja gedroht. Die oder der hat ihn beobachtet und erklärt nun, wie ihre Äußerung ihn geändert. Das ſchmerzt ſie wieder wohltuend. Wenn ſie ihm nur nicht juſt die Finger verdorben hätt'; es wird ihr bald ſo ausgelegt, wie erſt von ihm gefabelt wurde, als hätte ſie ganz vorſätzlich [bricht ab]

(Äußerlich affektiert ſie immer noch Übermut und zwar, weil erkünſtelt, übertrieben.)

Sie macht die Türe zu, als wär' ſie nicht zu Haus. Der Polizeier predigt durch die Wandlücke, ſie nimmt keine Notiz davon. Der Polizeier, ein gutmütiger Kerl, dem ſie imponiert und der ihr nicht weh tun will.

Sie jagt ihn fort; wird zitiert; will nicht kommen, mit Gewalt bedroht oder Steuer. Die Strafe ihres Murrens wird ihr geſchenkt, weil ſie ein Frauenzimmer. Was iſt denn nun ein Weib, wenn man's nicht einmal der Mühe wert hält, ihr was übelzunehmen? Sie muß einen Vormund annehmen. Der belehrt ſie: Ja, ihr ſeht die Sache eben an wie ein Frauenzimmer pp. Drauf hat ſie allemal eine Antwort, aber innerlich. Sie erfährt nun auch, daß Hanns, zugerichtet wie er ſei, eine Frau um ſo notwendiger brauche, deshalb die und die Reiche nehmen wolle. Aber das kann nicht gut tun! Die, wenn er's nur noch zeitig einſäh'!

Sie reißt das letzte von der Mauer ſelber ein, damit nicht Armut daraus ſcheint und aus Trotz. Das wird ihr ſehr verdacht. Vielleicht deshalb Handel mit dem Polizeier und Vormund. Ich hab' mir's ſelber ſo gemacht, weil mir's ſo gefallen. Überall gleich einen Trumpf. Das gibt auch Gelegenheit, ſie zu warnen: Das für ein Frauenzimmer ohne Mann eine bedenkliche Wohnung. Es ſoll mir nur einer kommen. Ja, es kommt aber nicht darauf an, was Ihr tut, ſondern was man Euch zutraut. Gelegenheit macht Diebe, deshalb meinen die Leute, wo eine Gelegenheit iſt, da wird ſie auch benutzt. Da ſollen die Leute eine Mauer vormachen, (daß ſie's nicht mehr ſehn). Ja, den Leuten liegt's nicht dran, daß jemand nicht ſchlimm wird; iſt's aber ſchlimm oder gilt's dafür, ſo machen ſie ſich darüber. Reden doch ſchon manche, das wär' Euer Kind, weil Ihr Euch ſo damit plagt. (Sie braucht was für das Kind und geht zu ſeinem Vater, der ſagt ihr all das.)

Er erfährt (auf dem Wege zur Braut?) (auf dem Wege, die Brautſchaft in Richtigkeit zu bringen) was ſie von ihm geglaubt und warum ſie ihm ſo begegnet. Er geht hin und will's von ihr ſelber hören; ſie, lang verſpottet, meint, auch er will das, und weil ſie's ſchmerzt, iſt ſie um ſo hahnebüchener in ihrem Vogelhaus. Dazu die Eiferſucht wegen der Reichen; ſie weiſt ſein Anerbieten eines Logis ab. Hier ſei's prächtig; wenn's das Wetter nicht, hätte ſie's noch ſelbſt ſo gemacht. Er will weiter, da ruft das Kind: „Hanns –" „Willſt du was?" „Ich?"

Nun tritt aber der andere Faktor ihres Charakters auf. Ihre Mutter war arm geweſen; hat manche Vorwürfe hören müſſen.

Das Kind ihr Troſt, das ſie auch von einer Verzweiflungstat abhält in ſeiner Unſchuld.

Unbewußt hat ſie oft „Hanns" geſeufzt; es iſt das erſte Wort, das das Kind dadurch hat ſprechen gelernt. (Nein, ſie erzählt ihm vom Fritz und wie das Kind den Namen nachſprechen will, übt ſie's.)

Nachricht von einer Werbung Hannſens und Annahme ſeitens einer Braut, die nicht in ſeine Wirtſchaft paßt. Sorge deswegen – daß er ſie nehmen könne oder wolle, fällt ihr nicht ein, nachdem ſie ihm ſo mitgeſpielt, und daß ſie ihn nicht haßt, wie er doch daraus glauben muß, kann ſie ihm ja nicht ſagen. (er würd' es nicht glauben.) Denn ſeit ſie ſeinen Finger ruiniert, iſt ſein Wohl und Beſtand ihre Sorge, an dem ſie ſich dadurch verſündigt, indem ſie ſeine Erwerbsfähigkeit beſchränkt. (Die Leute ſagen, du hättſt mir aufgeräumt; aber ich kann's nicht glauben, das wär' mir liederlichem Hund pp.)

Hanns geht vorbei und will zu der Reichen, da ruft ihn das Kind und er kommt; ſie in größter Verlegenheit, weil er denken kann, ſie hat's veranlaßt, deshalb faſt grob. Er redet mit dem Kinde und merkt, daß dies weiter nichts ſprechen kann. Wie das kommt? Er iſt nicht ſo geſcheut, daß er erriete. Sie ſagt, des Nachbars Kater heißt ſo. Ob er mit dem Finger noch arbeiten könne. Auf das „Ja" fühlt ſie ſich ſozuſagen frei von ſeinem Haushalte. Wie nun der Bund geſchloſſen, freut ſie ſich nur, daß er ſie hat. (Zuletzt ärgert ſie oder ſchämt ſie ſich, daß Hanns für ſchwach gilt —, denn ſie will natürlich einen Mann haben, vor dem alles Reſpekt hat, — und die Leute meinen, nur die Meinung, er ſei ſtark, nicht er ſelbſt habe ſie beſiegt. Ja, manche rühmen ſich, ihn bezwungen zu haben. Sie reizen ihn vorſätzlich. Er kehrt ſich nichts daran, aber bei ſeiner Hochzeit kommt ſie vielleicht ſelbſt auf den Gedanken. Ein Bekannter agiert ſie mit dem Schiebkarren. Keiner, auch ſie ſelbſt nicht, kann ihn heben, als Hanns das ganz ruhig tut. Das ganze Städtchen ſieht zu. Er ſelbſt war gleichmütig bis die Leere [so] ausgefüllt.)

Seiner Kraft geſunkener Kredit, auch die etwaigen Folgen, daß ſeine Frau, ſich ſtärker fühlend als er, ſie übergreifen [?] könne, aufgehalten, die Schiebkarrengeſchichte am Ende, die er aber mit keinem Wort weiter begleitet, und ſie freut ſich nun herzlich darüber, daß er ſo ſtark und geſteht ihm, daß das nun erſt ſie vollkommen glücklich mache, daß ſie nicht der Mann ſein zu müſſen vorausſehe.

Gemeindetag oder dergleichen.

Erſtes Geſpräch tut ihre Anſicht dar, der Männer Tadel von oben herab und Spott mit friſchen anzüglichen Worten aus dem Felde geſchlagen. Ihr fällt die Komödie ein. Auf dem Hinweg muß ſie nun den Triumph der Männer über die Frauenkraft hören; angekommen, ihr Sieg und lachendes Davonkutſchieren. Hanns kommt und vernimmt die Äußerung (über ſchlechte Anwendung ſeiner Kräfte und daß ſie ſich für ſtärker halte) der Heiteretei über ihn; ſeine Drohung, er wolle ihr zeigen. Verabredung zu einer Schlägerei auf dem Heimweg. Abſchied. Ein Schneider, dem ſie am ſchlimmſten mitgeſpielt, hetzt Hanns, ihr zu zeigen pp.

Die Erzählung verläßt das Mädel nicht; was Hanns betrifft wird erzählt (?) oder doch nicht?

Nicht ſentimental.

Die Außerung über Hanns; die Wirtin meint, der Hanns ſei ein Mann für ſie; der brauche ſolche Frau. Nun ſchildert ſpottend die Heiteretei ſein ganzes Tun. Er ſieht auf das Mädchen. Ja, um Skandal herbeizuführen.

Es iſt weltbekannt, daß es allemal am Gründer Markt regnet. Gut, daß es Mittel gibt. Darunter auch Einkehr in den Gaſthof, der ſo recht als Mittel dazu gemacht. Weg, Pfützen gebildet, kleine Sümpfe. Verſchiedene Attitüden der Heimeilenden; 2. der im Wirtshaus. Lachen draußen. Die Heiteretei. Manche freuen ſich. Einer, der kein Glück auf dem Markt gehabt, mürriſch pp., hat ſeine Frau zu fürchten und kehrt deshalb ein. Der Schneider ſteht noch unter ſeiner Mutter; ein dritter hat eine eiferſüchtige Frau, daher alle drei keine Freunde der Weiber. Die Dinge angegeben, auf die der Heiteretei Erwiderungen ſich dann beziehn. Bei der Männerkritik ſchildert ſie die drei. Einer, ein anderer ſo, daß gedeutet wird und gelacht.

Witze über ihr Trinken; daß ſie ſoweit zum Biere gehn pp. (Bieten ihr Begleitung an. Da könnt' dann auch einer fragen: wer führt denn nun eigentlich den andern.) Tritt an ihren Tiſch oder geht geſchlagen fort; die Witze aus den Familienverhältniſſen. Einleitung eine Beſchreibung der Wirtshäuſer einer Gegend. Ohrfeige einer, der ſie um den Leib faßt, der hernach ein Hauptſpötter.

Bei den Witzen über die Weiber und ihre Schwächen, namentlich Gebrechlichkeit, wird ſie rot. Und doch ſind ſie vermeſſen, wollen aus Faulheit alles auf einmal tun. Dazu paßt ihre Klage. Ihr möget ſagen, was Ihr wollt, wenn ich nur meinen Schiebkarren aus dem Dreck hätte. Nun triumphieren jene (Richtig! ſagt ich's nicht) und hänſeln ſie auf dem ganzen Hinweg mit dem Steckenbleiben. Einer nach dem andern, homeriſch, jeder bringt's etwas weiter. Der Schneider ſieht's zuletzt für Schabernack an; um ſie zu hänſeln, jetzt erſt draufgeladen. (Freilich, ſagt ſie, ſechs Schneider hab' ich draufgeladen, wenn ich das Tuch lüfte, jagt ſie der Wind in alle pp. Dabei hebt ſie den Schneider weg und fort geht's. Bewundernd und doch giftig ſehn ſie nach und hören ihr Gelächter noch von weitem.

Ihre Heiterkeit ihr vorgeworfen. Vielleicht, wenn ich einer von Euch wär', wär' ich's auch nicht. Schilderung böſer Weiber pp. Daß ſie ſich vor keinem Manne fürchte, das muß ſie hernach wieder hören, wenn's zum Schiebkarren geht. Da ſolltet Ihr eigentlich zuſammen heiraten, der – Fritz und du, vor Euren Kindern müßte ſich der Kirchturm fürchten. Nun, daß ſie nicht heiraten will und des Fritz Charakteriſtik aus ihrem Munde. (Es wird die Pfeife mit bemerkt; es wird ihm keiner mehr ſtark genug ſein. Ungleichheit im Arbeiten. Ihm fehlt was, was ihn zu Haus hält. Was? Gretle? So ein Ding wie Ihr. Na, mit den Weibern hält er's gar nicht. Mutter früh geſtorben, keine Schweſter pp. Mir fehlt aber kein Ding wie er. Sie läßt keinen guten Leiſten an ihm. Dazu Kritik über die Männer, deren Erwiderung ihre Familie beleuchtet, worauf ſie mit ähnlicher Beleuchtung der Familie jener dient. Darauf Kritik der Frauen, an die ihre Klage ſich reiht. Hinweg; die Männer übermütig im Triumph, ſie kleinlaut. [Randbemerkung:] Es war doch ſonſt beſſer!

Erſt muß ihre Friſche einem gefallen haben, ehe von ihr erzählt wird; nur einiges, das den Männern Anlaß gibt.

Dann kommt Fritz, den ſeine Kameraden aufziehn, (daß er nicht zugeſchlagen. Es war kein Feind ſeiner wert. Er hat ſie aus Ärger zuletzt bloß hinausgeſchoben, hätt' ſich geſchämt, ſeine Hand aufzuheben) wegen ſeines Simulierens und Studierens. Der Schneider erzählt ihm der Heiteretei Kritik, worauf Fritz aufbegehrt mit einer Drohung; er fühlt bereits die Wahrheit, mag ſie ſich aber noch nicht geſtehn. Die Äußerung trifft auf einen faſt bereiteten Boden. Dazu der Heiteretei ſtarke Tat. Wer weiß, ob du's mit der aufnimmſt. Auch von der Seite kriegen ſie ihn heran. Jetzt hat er vollen Zorn. (Die Kameraden zornig über die Rolle, die ſie in Heiteretei's Reden geſpielt, hetzen an ihm. Sie ſollte einmal ihren Mann finden. Dieſe ihre Gedanken halten ſie dann für Fritzens. Auch von der Seite kriegen ſie ihn heran. Jetzt hat er vollen Zorn.) Trinkt und droht im Ärger pp. Auf dem Nachhauſeweg denkt er immer an die Kritik; immer mehr einzelnes leuchtet ihm ein, gegen das andere wehrt er ſich noch. In Zeit von einigen Tagen – kommt aus der Arbeit ins Sinnen; dann fährt er wie im Zorne über den Reifen pp. her, – das aber immer ſchwächer. Wenn er nicht eine Frau kriegt, wie ich eine wär', wird nichts aus ihm. Er macht das und das verkehrt; pp. Erfahrungen, die er macht, zeigen ihm, daß alles trifft. Daß und wie er betrogen wird, wie die ihn auslachen, die, wie er meint, vor ihm-zittern pp. Er kommt dahinter; erſt war er wild auf die Wahrheitsſagerin und höhnt über das „eine Frau wie ich eine wär'". Jetzt ſieht er ein, ſie hat recht; aber das „ich mag keinen Mann pp." iſt ihm ein Hindernis. Die Kameraden kommen ihm alle wie Schufte vor, ſie erweiſen ſich dem Prüfenden alle, wie die Heiteretei vorausgeſagt: er hat nur Vertrauen zu ihr, aber er ſchämt ſich vor einem Korb, „und ſie denkt ſo von mir". Wenn [?] einen Korb, nachdem alle ihre Äußerung gehört. Nun macht er Urſache, ihr zu begegnen. Die Aufmerkſamkeit, die ſeine Änderung rege gemacht, bemerkt er wohl, aber juſt, da er die Kameraden läßt, iſt ihm ihr etwaiger Spott doppelt ſchwer. Unterwegs: was er ihr ſagen will, die Einleitung; er ficht dabei in die Luft; dazu das ſcheue Umſehn, das Umkehren pp.; er ſieht aus wie einer, der was Schlimmes vorhat. Das alles wird vergrößert und mit Anſchlag von Zufälligkeiten ihr beigebracht; in Warnungen will jedes ſeine Teilnahme, in Prophezeiungen ſeine Vorherſicht beweiſen pp. (Und was für Geſchichten? Solche, die der Heiteretei Phantaſie erfüllend, ſie immer mehr im Entſetzen beſtärken. Sie ſagt zwar, ſie fürchte ſich nicht vor ihm, aber ſie tut's doch. Daß er ſo ihr tun will, die ihm nichts getan, für eine Rede, die ihm nutzen konnte; in der Frage: was ſie ihm getan, in der ſteten Beſchäftigung mit ihm wird er die Ausfüllung ihrer Seele; wenn ſie ihren Irrtum einſieht, treibt nun die Gewohnheit, an ihn zu denken, ihr Werk fort.) Die allgemeine Stimmung für die Heitertei, ſelbſt Leute, die ihr ſonſt nicht gewogen, nehmen die Ratpartei Heitereteis gegen Fritz; die nun wirklich Wunder glauben muß, das vor iſt, weil ſelbſt dieſe. Sie laſſen ſie früh nicht fort ihrem Brote nach (Vorzeichen, haben geträumt, Kartenſchlagen), einer bringt ihr Suppe. Fritz beobachtet erſt jetzt ſeine Nachbarn, zwei junge Ehleute, und wird auch von gemütlicher Seite gezogen, denkt ſich die Heitertei als die Frau pp., ſie ſieht ihr ähnlich — wie Eiferſucht. Er darf ſich niemand vertrauen wegen Hohns. Wie er krank pp. Oder vertraut er ſich nur einem, der's dann, wie es heißt, er wird ſterben oder iſt ſchon tot und glaubt, jener hat ſich aus unglücklicher Liebe (Korb) ſelbſt ins Waſſer geſtürzt, weiterſagt. Nachher erſt wird durch den Schneider bekannt, was Fritz aus Stolz und aus Liebe nicht ſagt. Alſo: nicht Fritz ſelbſt hat ſie angeklagt? Nein, er hat geſagt, er wär' geſtolpert beim Weidenſchneiden. Das tut ihr wohl und weh: das hat er zu den Gerichten geſagt. Des Schneiders Gerücht hat er widerſprochen: was das Publikum nicht glaubt und einen Zorn auf die Heitertei ſchöpft, weil ſie dem ſo guten Hanns das getan. Vorher hat ſie gemeint, den Leuten unrecht getan zu haben, wie ſie alle ſo liebevoll; nun iſt's umgekehrt; ſie wird verfolgt, keine Hülfe gegen das Wetter geleiſtet, keine Arbeit gegeben pp. ihr noch allerlei zu Tort getan, z. B. die Polizeigeſchichte, wo einer ein längſt vergeſſenes Recht auf ihr Häuschen oder dergleichen geltend macht.

(Sie räumt noch manchmal auf, nachts heimlich beim Fritz, mit immer wärmerer Anhänglichkeit an die Sache.)

Nach der Kataſtrophe ſieht die Stadt erſt, (nun großes Lob) welch braver Kerl er immer war, wie man ihm Unrecht getan; was man ihm bei Gelegenheit des großen Brandes danke, ſeine Aufopferung für Ganzes und Einzelnes und trägt dies, in die Form von Vorwürfen gekleidet, der Heiteretei vor, die gar nicht die ſei, ſolch einen braven Jungen aufzuwägen pp.

(Es fehlt ihm nichts als etwas, was ihm lieb iſt im Haus, weil er nicht mehr ausgeht; ſo ein Ding wärt Ihr. Aber mir fehlt kein Ding wie er.)

Auf dem Heimwege vom Wirtshaus kommt ſie dem Fritz und ſeinen Kameraden in den Weg, die ſie tüchtig hänſeln; im Zorn fordert ſie ihn heraus, er und die andern begegnen ihr als einem Mädchen mitleidig verachtend, (da ihm ohnehin niemand ſtark genug) ſie lieſt ihm die Leviten, was er könne, nichts Geſcheites. Er droht ihr, wird vielleicht von ihr abgehalten durch beſonnenere Freunde; ſie hält's doch auch für beſſer, ſich zu entfernen; er droht ihr nach, (während andere hetzen) eine gefährliche Drohung. Vielleicht fragt er ſie neckend: Ich ſuche eine Frau. Willſt du meine Frau werden? Oh wenn du doch ſo eine hätteſt! pp. Immer mehr geneckt, beweiſt ſie ihm, wie beſſer er führe; erſtlich wegen Erziehung ſeiner Perſon, dann wegen übriger Einrichtung ſeiner Sachen. Bei der Gelegenheit hält ſie ihm ſeine Freude an den unwerten Schmarotzern vor, die ihn eben begleiten; wie ſie ihn um ſeiner Kraft willen erheben pp., die Art, wie er ſich von ihnen benutzen und ausziehen läßt, vielleicht einige Beiſpiele, daß ſie ihn dann auslachen und wie ſie ſodann von ihm reden. Seine Schwächen alle ſchonungslos. Endlich, daß, wenn ſie noch ärmer und heiraten möchte oder müßte, ſie einen nicht haben möchte, der nicht ſein eigener Herr und ſo viel Herren habe, denen er's rechtmachen müſſe, als es dumme Jungen gibt. Daß er unnütze Dinge mache, nur um zu zeigen, er ſei, wie ſie ihn lobten, während ſie ihn auslachen. Sie hetzen ihn wie einen Hund auf den, der ihnen nicht behagt und er denkt Wunder, was das. So, nu bin ich fertig. So iſt's, und damit iſt's gut. Die Getroffenen hetzen an ihm, wundern ſich, was er ſich gefallen laſſe; darin ſcheine ſie doch recht gehabt zu haben. Denn ſo was hätt' ſich kein Schweinejunge ſagen laſſen, ohne ihr das Maul zu dreſchen. Aber die Kraft der Wahrheit hat ihn ſo getroffen, ihn (er denkt auch jetzt an das Hetzen), dem kein Menſch etwas Unangenehmes zu ſagen das Herz hat, daß er ordentlich innerlich wie ein auseinandergenommenes Uhrwerk vor ſeinen eigenen Augen liegt und nicht weiß, wie ihm geſchieht. Das Hetzen und die Scham gewinnt ihm erſt, wie ſie fort, wieder ein Stück des alten Zuſtands und die Drohung ab. Aber es iſt ihm die Decke gefallen. Es fällt ihm tauſenderlei ein, was er nicht bemerken wollte, was aber nun Belege gibt zu der Heiterethei Predigt. Weil ſie, wie ſie ihm ſagt, ſogar ſeine Hitze und nachherige Reue mißbrauchen und er ſich ſelber nicht recht traut, will er ruhig zu Werke gehn. Er war lang das wilde Weſen ſatt, aber ihr Lob dafür war er gewohnt und trieb jenes um dieſes willen. Von ihnen hängt er noch immer ſo weit ab, daß er nicht das Herz hat, ihnen offen zu ſagen, er wolle ſich ändern. Immer zwickt's ihn noch, was ſie ſagen werden. Und die Heitretei ſelbſt. Er weiß nicht, ob, was er jetzt macht, nicht ebenſo von ihr würde verhöhnt werden. Erinnerung wie vor ſeiner Großmutter Tod alles ſo vollſtändig geweſen und nun fehlt alles; er hat vieles, als notwendig von der Haushälterin verlangt, gekauft, vielleicht dasſelbe mehrmal, aber es iſt nicht da pp. Er ſieht mählich: er iſt von allen mißbraucht worden, hat daher nicht den Mut, ſich an jemand zu wenden; auch die Mädchen haben ihm geſchmeichelt und ihn ſo benutzt; nur die Heiterethei. Komiſcher Kontraſt der inneren Schwäche und Hülfloſigkeit mit ſeiner äußeren Überkraft. Er braucht innerlich eine Stütze; die ſieht er bloß in der Heiterethei. Er iſt in ſeiner gutmütigen Schwäche.

Wie Kinder zanken ſie ſich; er hält am Schiebkarren und will ihn neckend nicht vorbeilaſſen.

Der Ton der Erzählung humoriſtiſch.

Die Figuren borniertеſt, naiveſt; ihnen iſt alles heiliger Ernſt, (ſie ſind voll Selbſtgenügens), aber der Poet erzählt die Dinge mit gemütlicher Ironie, mit drolliger Wichtigkeit, mehr komiſches Epos als Idyll.

NB. Seine Entwickelung und Bekehrung durch ihr Wort kommt erſt, nachdem er von ihr niedergeworfen iſt. Sein Benehmen mit dem Schiebkarren muß zu den Erzählungen, die ihr Angſt machen, paſſen. Der Leſer kann ſich ſeine eigene Meinung bilden aus den Tatſachen und den Auslegungen derſelben durch die Leute. Seine Geſtalt wird geſchildert, ſein Tun ſchildert ſie ſelbſt; auch ſein Alter gegen das ſeiner jungen Begleiter, die ihn doch ſchon täuſchen.

Die in der Schenke räſonnieren eben über die Weiber. Sie geht darauf ein, traurig tuend. Nach dem vergeblichen Bemühn der Männer. (Sie hat was darauf getan. Ja, ſechs Schneider!) Der Schneider bekommt ſeine Ohrfeige, wie er die ſich nach dem Schiebkarren Bückende umfaßt, da ſie ihm nun juſt mundrecht und er ſchon lang ſo etwas ausgeführt hätte, war ſie ihm nicht zu groß. Sie fort und begegnet dem Fritz, da er ihren Schiebkarren aufhält, muß er hören, (und nun hielt ſie ihm vor) was ihm den Mund aufſperrt und fahren laſſen läßt. Fort geht's. Heim. Schilderung. Kind. Alte. Ziege. Andern Tages pp. Nachrichten. Fritz ſei außer ſich. Ein Gerücht um das andere, immer eins ausführlicher und ſchlimmer. Zufälligkeiten. Aufſuchen dazu. Warnungen (ſogar einmal von einem Kinde). Ihr wird's immer gewiſſer, ängſter. Doch kein Mann. Des Schneiders Hohn endlich. Sie rennt den Fritz um.

Grimm. Allmählich Verſtehn und Erfahrung, weil er aufmerkſam. Du wärſt glücklich, wenn du ſo eine hättſt wie mich, aber ich möchte dich nicht und wenn pp. Das erſte leuchtet ihm ein und ſcheint ihm die einzige Hülfe; das zweite macht ihn vorſichtig. Überdies Scham, ſeine Änderung zu geſtehn, aus Furcht vor dem Lachen über die Urſache. [Einige Zeilen nachträgliche Einfügungen sind nicht zu entziffern.]

Sie ſieht ganz im Anfang, wie es Fritz geht; er dauert ſie; ſie möcht's ihm ſagen; aber wer weiß, was er dächte! Sie nimmt den Karren wieder auf. Er hat meine Mutter nicht gefreit und will auch mich nicht. Das Mannesvolk denkt gleich pp. An der Werkſtatt vorbei, die nicht einmal zu. Sie räumt heimlich auf und ſchließt. Darauf begegnet ſie ihm ſelbſt pp.

Hinweg, ſie hat weiter als das Feſt. Da hat ſie was zu laden, muß der Männer Prahlen hören. Wie ſie rückwärts vorbei, ſind ſie noch da. Da macht ſie ihren Spaß. (Sie reden ihr zu Gehör von des Weibes Schwäche. Ohrfeige des Schneiders.)

Weiter findet ſie die Unordnung in der Werkſtatt, räumt auf. Dabei denkt ſie, wie's der Fritz haben könnte. Drauf begegnet ſie ihm und hält ihm alle ſeine Fehler vor. [Von einigen weiteren am unteren Rande der Seite zusammengedrängten Zeilen sind nur Bruchstücke lesbar.]

4. [Disposition zur Heiteretei.]

1. Kap. 1. Szene. Schiebkarrengeſchichte, Äußerung über Hanns. Weite Expoſition.

2. Kap. Hanns mit einem moraliſchen Katzenjammer. Rückblicke. (Abſchied kommt

ihm ſentimental vor und widert ihn an. Ins Wirtshaus.) Ein neuer Zuſtand will ſich bilden. Überdruß an ſeinen Kameraden. Außerung Heiteretei's über ihn, fährt ihm erſt, wo er ſich ſelbſt betäuben wollte im alten Sauerteig, in die Naſe, weil er die Wahrheit ſchon fühlt; er kann's nicht los werden und trotzdem, daß er zum Trotze es noch ſchlimmer machen will und deshalb Vorbereitungen getroffen, kommt's nicht zur Ausführung, weil er nüchtern geworden iſt. Seine Umkehr. Die alten Wurzeln abgeriſſen und noch keine neuen getrieben. Das Alte widerwärtig, aber eine Leere. Beobachtung der Rückkehr, die nun auf einmal zeigt, was ihm fehle. Nacht voll Träume.

3. Kap. Heiteretei erfährt Hanns' Zorn und Drohung, weicht ihm aus.

Zuerſt iſt er wütend über das Wort; je öfter er es überdenkt, deſto wahrer ſcheint es ihm. Wenn er nun wüßte, ob ſie's aus guter Meinung für ihn oder nur zum Hohne geſagt hätte. Dieſe erſte Wut und eine Äußerung derſelben iſt mit in der Kombination der Leute.

Seine Bemühungen, mit ihr zu reden, aber allein; am beſten, ſie wär' ſelber nicht dabei.

Kombination über Hannſens Auflauern, Drohung und Änderung. Ihr Ausweichen und Glauben an die Kombinationen. Mitleid mit ihr. Sie wirft ihn hin. Verluſt. Bange Nacht.

4. Beim Bader, da Gerüchte. Umſchlag der Meinung. (Unglück. Sie ſieht immer mehr ein, daß ein Weib einen Mann haben muß. Neigung zu Hanns, Sorge um ihn und ſein Hausweſen. Trotz gegen außen. Verzweiflungseinfall.)

(Das neue Leben bringt) neue Bedürfniſſe. Er iſt nun viel zu Haus und da iſt's ihm nun einſam; das treibt ihn in die Natur. Eine Frau und Kinder: das kommt wie eine ungeahnte Entdeckung; wie er den Empfang eines Nachbars ſieht (der hat gut ordentlich ſein), erkennt er's mit ſüßem Schrecken. Zunächſt, da der Heiteretei Wort an ſeiner Änderung ſchuld, liegt's nah, daß ihre Perſon mit ins Spiel kommt. (Seine Liederlichkeit meiſt eine Folge davon, daß er keine Frau hat. Sozuſagen aus Langeweile und Ungenügen an ſeiner Häuslichkeit treibt er alles.)

Nachricht von Hanns' Werbung. Hanns. Das Kind. Hochzeit. Meinung der Kameraden. Schiebkarrengeſchichte.

Wenn er am Häuschen pfeift oder ſonſt, ſchließt ſie zu.

Er fühlt auch, daß ihm ſein Verlangen ſeltſam ſtehen müſſe und er vor dem witzigen Mädchen nicht die beſte Figur ſpielen werde. Hat weder Mutter noch Schweſter; mit Frauen weiß er deshalb nicht umzugehn. Ein Geſelle macht die Köchin. Bett macht er ſich ſelbſt pp. Er entflieht förmlich ſeiner Stube.

Alles voll Rat und Unwillen und doch tut niemand etwas Zweckmäßiges. Es wird ihr geraten, zu heiraten. (Den ehemaligen Schatz ihrer Schweſter, der ſie haben will, wie ſie mit dem Kinde dort) oder die Hülfe des Gerichts anzuſprechen. Damit ſie ſagen, ein Weibſen wär' nichts und könnte ſich nicht helfen.

5. Entwürfe zum Widerspiel.

In einem Skizzenheft in Hochoktav (Goethe-Schiller-Archiv I 6, S. 11 bis 16, 18—19), das auch Entwürfe zur „Neuen Undine“ u. a. Novellen enthält. Sehr kleine, namentlich bei den Korrekturen und späteren Einfügungen oft schwer zu entziffernde Schrift. Das Ganze ist ebenfalls mit senkrechten Tintenlinien als erledigt durchstrichen.

Aus dem Regen in die Traufe.

Der Held der kleine Schneider aus der Heiteretei. Er leidet unter der Tyrannei ſeiner Mutter. Ein gutes Weſen, das den Schneider liebhat, dem er ein ganz artiger und tüchtiger Burſch erſcheint, das ihm ſeine Renommiſtereien glaubt (und ſich freut wie mannhaft), obgleich es alle Tage ſehen kann, wie es mit ſeinem Mut beſchaffen, ihm aber, der übermütig große Anforderungen an eine Frau macht, zu gering iſt, namentlich zu klein – ein Knirps – trotzdem daß ſie bedeutend länger als er. (Er will alles groß. Daß er klein iſt, fällt ihr nicht auf; ſie ſind miteinander aufgewachſen. Sie vergleicht nicht, eher hätten ihr die großen Männer mißfallen.) Die Heiteretei gefiel' ihm ſchon, wenn nicht ſo arm; aber der Gedanke kommt ihm, dieſe könnte ihm eine Wehr gegen die Mutter werden. Sie mag ihn nicht; da ſagt er ſich alle ihre Fehler her und beſchließt, ſie nicht zu heiraten. Aber der Gedanke, in einer großen kräftigen Frau eine Dämpferin ſeiner Mutter zu gewinnen, bleibt ihm. Nun iſt eine Verwandte elternlos geworden. Er hat den Gedanken, ſie zu heiraten und läßt's an ſeine Mutter bringen, daß dieſe ihm aufträgt, ihr zu ſchreiben, ſie ſoll zu ihnen ziehn. Sie hat kein Geld, der Mutter wär' eine ſolche Frau ſchon recht für den Sohn. Die Mutter wird gewarnt, das Mädchen ſei raſch und ſtark – das weiß der Sohn eben – aber die Alte, ihrer Kraft bewußt, fürchtet ſich nicht. Sie meint ſogar, es ſei gut, wenn die Schnur ihr nach ihrem Tode den „Jung'“ ſofort in Ordnung hielte; denn der brauch' es, der Nichtsnutz. Nun kommt ſie angezogen. Wie ſich die Weiber gegenſeitig mit den Augen meſſen und überzeugt ſind „die iſt ihr Mann nicht“. (Heirat trotz der Sannel Warnung.) (Nach der Hochzeit die Klauen allmählich heraus.) Da bricht die Kampfluſt bei der Jungen aus. Gelegenheit (Vorwand) gibt der Jung'; die Junge nimmt ihn in Schutz. Er taucht nun auf und wird übermütig, zettelt allerlei Händel an, wobei die Junge immer mehr die Oberhand gewinnt. (So, daß die Alte zuletzt ſelbſt nicht ſie aus dem Hauſe bringen kann, ſo zermacht iſt ſie.) Der Schneider will ſie heiraten, trotz des Mädchens, die klüger als er, (aber immer ihn klüger und tüchtiger haltend immer naiv ſich unterordnet) die Folgen vorausſieht. Die Junge hat bisher ihren Spaß mit ihm gehabt; er hat ſich ihr gegenüber, die ihn für ein Kind achtet, fühlen gelernt; er hat ſich ſogar zeitweilig etwas herausgenommen gegen ſie; ſie hat ſich's lachend gefallen laſſen, und er ſagt ſogar zu dem Mädchen, die Junge ſei ihm zwar nicht ganz recht; er wolle ſie ſich aber ſchon ziehn. Das Mädchen, das ihn überſieht, hat ihn dennoch gern; ſie iſt naiv genug, ihm ſogar zu glauben, er werd' es, wie er ihr ſagt, wie er's machen werde. (Er iſt ein Wilder. Ihr gefällt er ſo.) Nun aber, da die Alte ruhig iſt und keinen Kampf mehr annimmt, hat das Temperament der Jungen nicht mehr genug zu tun; ſie macht ſich nun über den bisher geſchonten und daher übermütigen Schneider her, der ſchon beginnt, „ſie zu ziehn". Nun lächerliche Situation; die Junge ſpielt ihm ſchlimmer mit als die Alte vorher. Mit dieſer hat er's durch ſeinen Übermut auch verdorben; es geht ihm nun von beiden ſchlecht. (In eigenen Sachen mag ſie's mit der Jungen nicht aufnehmen.) Die Alte rafft ſich wieder einmal zuſammen, und der Kampf geht auf neutralem Boden, dem Schneider, vor. (Die Alte befiehlt, die Frau das Gegenteil, wie er's nun machen mag; jede will, daß er nur ihr gehorche; jede fürchtend gehorcht er beiden und wird von beiden geſtraft.) In ihm necken, reizen und ſchlagen ſie ſich. Er ſteht nun oft an der Tür und lauſcht; er gerät auf der Flucht vor der einen der andern in die Hände; ſie laſſen ihren Zorn über ſich an ihm aus. Er wird ſehr gedemütigt; (weint zuweilen laut vor der Sannel) das Mädchen zeigt nun ihre ganze Liebe, die er nun allmählich erkennt. Es ſind viele komiſche Situationen zu erdenken, wie ſie ihn verſteckt und mit einfältiger Liſt zuweilen in noch ſchlimmere Lage bringt. Ihr Mitleid und ihre Liebe vom ſchönſten Waſſer. Sie iſt bis jetzt unangefochten geblieben, weil ihre Anſpruchsloſigkeit ſo groß. Nun wird ſie trotzig, um die Gewitter von ihm abzulenken. Noch im Anfang der Peripetie kommt ein Geſell oder dergl., der der Jungen zu gefallen ſcheint. Da wird der Schneider eiferſüchtig und das Mädchen hilft ihm auch hier. Sie hat kein geſchlechtlich Bedürfnis; ihre Liebe ohne Neidbeimiſchung. Gegen ſie renommiert er, wie er den Nebenbuhler ablaufen laſſen will und die Untreue ſtrafen, die ſeine erotiſchen Ausbrüche wie Kindertollheiten lachend erwidert. Es ſchließt vielleicht damit, daß die Junge den Geſellen heiratet und die Alte, um nicht noch ſolch eine Schnur zu bekommen, die Leutchen vereint. (Der Geſell will eigentlich die Sannel; da merkt der Schneider erſt, daß er ſie lieb hat. Sie ſchlägt ihn aus.)

Wie geknickt daheim, wie aufrecht draußen. Die Ökonomie gibt manchen Vorwand zum Kneipenlaufen und Nichtstun. Die Brücke, wo der Geſell auch, wird eine Freiſtatt; die Junge, der er gefällt, mag ſich nicht vor ihm wild erzeigen, iſt, wenn ſie Frühſtück pp. bringt, hold und ſüß auch mit dem Schneider, der auch hier gleich wieder in Übermut gerät, um ſich vor dem Geſellen zu zeigen, ihr befehlend und mit ihr ſcherzend, von oben herunter. (Er denkt, er hat geſiegt.) Die Sannel öffnet ihm die Augen und nun wird er eiferſüchtig. Die Mutter fürchtet den Leumund und treibt daher ihre Despotie ſo heimlich als möglich. Die Junge aber ſcheut ſich vor niemand, (bis die Liebe ſie bändigt, jagt ſie beide heraus. Nemeſis.) Daher ſiegt ſie der Alten ob. Eiferſucht des Schneiders; er läßt ſeinen Haß auf alle Weiſe gegen den Geſellen aus, wo der nicht dahinterkommen kann, was der Schneider hat. Er droht ſchrecklich mit Mord und Selbſtmord vor der Sannel, die ſich darüber ängſtet. (weil ſie ihm glaubt, er iſt hitzig.) Er lernt arbeiten, weil er hinter der Brücke ſicher iſt; er lernt einſehn, daß nur die Sannel eine Frau für ihn, die einzige, die ihn für einen Mann hält.

Auf dem Nachhauſewege von Neick reibt ſich der Schmied, um ſeinen Ärger über die Demütigung durch die Heiteretei auszulaſſen, am Schneider, hält ihm vor, was man von ſeiner Untertänigkeit daheim ſage, er exponiert den Zuſtand; der will's nicht Worts haben, verſteckt ſich hinter die Pietät. Schmied ſagt: Ich wüßt' ein Mittel. Wenn ihr eine Frau kriegen könntet wie die Heiteretei. Nun tut er, als hab' er aus Schonung den Karren nicht aufgehoben, dem Mädel einen Spaß zu machen. Das hat nun auch der Schneider, der nun renommiert, aber von etwas vom Schmied, das wie Herausforderung klingt, eingeſchüchtert wird und einwendet, der Schmied habe Frau und Kind. Ja, Eurer Mutter wär' ſie immer Manns genug. Ihr ſolltet werben. Schneider lacht, denkt aber: Ja. Ja, ſagt der Schmied, Ihr habt ſchon einen Schatz. Die Sannel bei Euch im Hauſe. Wie ſie dahingekommen. Die hat ein Aug' auf Euch. Der Schneider: wer nicht? (Ich kann keine brauchen, die man im Bettſtroh verlieren kann. Das wär' wunderbar, wenn einmal Mann und Frau [bricht ab]) Wen er alles haben könne, wenn er nur wolle. Die Sannel brav und hübſch. Schneider: aber zu klein. Schmied: Ja, ſie wird kaum einen halben Kopf größer ſein als Ihr. Dann iſt ſie ihm auch nicht galant genug; kann nicht repräſentieren. (Was er von einer Frau verlange. Na, wenn Ihr ſo groß wärt als Eure Anſprüche und Gedanken.) Er bekomme, wie er ſei, überall noch eine andere. Sie gehen auseinander. Der Schneider bis an ſein Haus trotzig. Da wird er klein. Er kriecht durch ein Loch. Er iſt länger ausgeblieben, als ſeine Mutter erlaubt Die Sannel hört ihn mit dem leiſen Ohr der Liebe. Sie hat die Tür immer leiſe aufgemacht, damit die Alte, die im Bette, nichts merke. Auf der Bodentreppe ſetzt ſie das Licht verſteckt. Der Schneider hat ihr viel vorzurenommieren, was er getan. Sie glaubt es und bewundert ihn. Seine Frau zu ſein! das iſt ſchimmernd. Er bringt nun das mit Heiteretei; die ihm zwar in manchen Dingen nicht gefällt. Verſtehſt du, (aber) ſo eine Frau muß ich haben. Sie begreift's mit einem Seufzer. Sie will die Gelegenheit machen. Verabredung, was ſie der Alten ſagen wollen. Jetzt hören ſie eine Stimme und reißen beide aus. Die Alte ſingt, weil ſie nicht ſchlafen kann, ein Lied und ſpricht ſcheltend laut mit dem „Jung'". Schneider: (Nun ſoll einer ſagen, er habe nicht Courage und ſei nicht mannhaft.) Wenn ich nur wollte, aber das vierte Gebot. Sannel bittet, er ſoll ſich ja nicht fortreißen laſſen. Er läßt ſich doch beinah; er dringt immer weiter; ſie hält ihn beim Schoß. Aber er ſpricht immer leiſe. Jetzt iſt's, als ſtände die Alte auf. Schneider: Sag', ich lieg' im Bett. Verſteckt ſich hinter einen Backtrog. Mädchen lügt; Alte legt ſich wieder; (der Jung' ſei wohl erſt heimkommen). (Nu, er ſoll's ſchon kriegen.) Schneider feierlich: Das vierte Gebot. Darin zeige ſich der Mann, daß er ſich ſelbſt beherrſche. Beide zu Bett, weiterſinnend. Der Schneider vergißt ſeine Angſt vor dem Morgen über der Heiteretei und ſeinen Gedanken. Sie malt ſich als ſeine Frau. Aber ich bin ihm zu klein. Ja, wenn ich nur wenigſtens im Haus bleiben darf, wenn die Heiteretei hereinzieht. Sie träumt, ſie ſei ſo groß, ſtark und mutig wie die Heiteretei und der Schneider heiratet' ſie. In ſeinem Traum iſt die Sannel dabei, ja ſie muß, es iſt ihm, als mache ihm ſeine Größe erſt dann Freude, da er ſie in ihrer Bewunderung lieſt.

Er iſt im Herzen wirklich tapfer, aber ſeine Kräfte halten mit ſeinem Mute nicht Schritt. (Und wie ich mich vergeſſen wollt' und hab' mir ſelber weisgemacht, ich wär' doch einer, da haben die andern Leut' gemeint, ich wär' noch übermütig und haben [bricht ab]) Er iſt auch großmütig. Er muß trotz ſeiner Schwächen kein verächtlicher Kerl ſein. Auf einer Seite ſogar tragiſch, beſonders ſeit er in Sannels Gegenwart von der Jungen die Wahrheit hören muß. (Das tut die Junge, wie ſie ſich nicht mehr verſtellt, da der Geſell die Sannel haben will.) Ach all das iſt's ja eben; das närriſche Zeug hab' ich ja nur gemacht, um zu vergeſſen, daß ich ſo klein und ſchwach bin. Was kann ich denn dazu. Von Kind an hab' ich's hören müſſen, daß ich nicht bin wie ein andrer Menſch. Ich hab's aber vergeſſen wollen und da iſt's noch immer ſchlimmer geworden. Ich hab's auch gefühlt, aber ich dachte, wenn ich nicht dran denk', denken auch die andern nicht daran. Und eigentlich war mir's nur wohl bei dir; (der Mutter Zucht hat ihm das Haus zuwider gemacht) allemal hab' ich nur an dich gedacht; deinetwegen wär' ich gern groß und ſchön geweſen und nun gehſt du auch und heiratſt einen andern. Sannel: Wer ſagt's denn? Nun der Geſell, der iſt wie eine Tanne, ſo wie ihr Weiber die Männer gern habt. Sannel: Ich mag ihn nicht. Ich hab' nie daran gedacht, daß du klein biſt und du biſt's auch nicht. Und wenn du's biſt, ſo mißfällt mir's nicht. Da mißfallen mir eher die andern Männer, daß ſie nicht ſind wie du. Auch die Alte hat Schutz von der Sannel gehabt. Der Geſell bringt erſt die Junge aus dem Hauſe. Heiratet er ſie in der Gewißheit, ſie zu zwingen? Oder ſonſt. (Die Schlimme hat ihn aber kuriert, auch außerhalb; er hat keine Urſach' mehr zu rodomontieren [?]. Alle Welt weiß es. Verheiratet bleibt er hübſch zu Haus.)

Oder heiratet der Schneider. Urſache: zwei ledige junge Leut' – (ſie iſt arm); die Alte lacht, aber die Junge – nicht mehr ſo jung, in den Deſperationsjahren und der Schneider (nicht arm) doch beſſer als gar keiner – (die Junge will nur unter die Haube) hilft dazu, wiewohl ſie den Schneider wie ein Kind behandelt. Die Alte lacht erſt, aber da das Mädchen fort will, gibt ſie's zu. Die Alte iſt mit dem Mädchen zufrieden, (tariert ſie wie eine Kuh) ſie iſt etwas ſtößig, aber vor der Alten packt ſie ein, (man muß ſie nur gleich bei den Hörnern faſſen.) Die Alte iſt ihrer Sache gewiß. Nun, ſowie ſie die Frau, nun tritt ihre wahre Natur täglich mehr hervor, zunächſt gegen die Alte, die ſie fertig macht; nun gegen den Schneider. (Reden voneinander wie von Kühen in ſolchen Redensarten.)

Der Schneidergeſelle — den Schneider betrachtet ſie nicht wie ihren Mann, wenn er ſchön tun will, heißt ſie ihn arbeiten — verändert ſie. Sie will nicht ſo vor ihm erſcheinen. Es ärgert ſie, daß ſo ein Ding tun will, als wär' er ein Mannsleut'.

Wie der Geſell um die Sannel wirbt, wird die Frau eiferſüchtig und verſteckt nun nichts mehr. Die Sannel ſchlägt ab und der Geſell befreit das Haus von dem Drachen. Nemeſis. Wie ſie ſich hinein geheuchelt, ſo wird ſie nun herausgelockt von dem Geſellen, der den Schneider befreien will. Weil ſie meint, der Geſell wird ſie heiraten, willigt ſie in die Scheidung. Er reiſt fort, daheim alles richtig zu machen, und kommt nicht wieder.

Der Geſelle: Geh, Kleiner, und frag' deinen Vater, ob er einen Geſellen braucht. Ja, ſagte die Meiſterin. Sie ſchämt ſich; aber der [bricht ab] deshalb hat er ſich erſt um die Sannel nicht bemüht, weil ſie ihm zugetan war. Dadurch verlor ſie ihren Preis. (Er hat ſich aber gedacht, ſie wird dableiben; ſie war ihm ſo gewiß wie der Ofen. Nun ſie fort ſoll und ſie wird doch fort müſſen. Daß ſie dem Geſellen ſo wohl gefällt, zeigt ihm erſt, daß ſie hübſch. Sie ſagt: wenn ich im Hauſe bleiben kann, bleib' ich ledig. — Da hat aber der Geſell noch eine Handhabe mehr, ſie zu zwingen.)

Die Mutter ſieht nun ſelber, wie's unter ſolcher Zucht iſt, und läßt's, beſonders da die Sannel ihr vorſtellt, ſie wird ihn dadurch erſt wieder in die Wirtshäuſer treiben. (und die Sannel hat auch der Mutter manche Hülfe geleiſtet. Die ſanfte Sannel wird zum Helden für die beiden und zu einem noch „böſern Stück" (?)) Es tut ihm wohl, daß ſie ſich um ihn ängſtigte.

(Seht Ihr, Mutter, das habt Ihr an mir verdient! Ihr habt mich nicht geehrt [?]. Im vierten Gebot ſollte auch ſtehen: Du ſollſt d. Sohn [bricht ab] Auch Sannel erfährt einen pſychologiſchen Prozeß. Ihre Bewunderung wird durch ſeine Geſtändniſſe ruiniert; aber nun zeigt ſich ihre Liebe deſto größer. (Sie hat ihn lieb, nicht ſeine Gedanken — eben ſeine Hülfloſigkeit.)

Trotzdem. — Mitleid. Auch daß der Geſell ein ſchöner Menſch ſei. Das wird ihr durch die Reden klar. Er verſpottet den Schneider und ſucht ihn vor ihr lächerlich zu machen. Da gibt ſie den Korb.

Der Hannes iſt kein Heuchler vor der Sannel. Darin beſteht eben das Naive ſeines Charakters. Es iſt ihm immer, wie er ſpricht. Er hat Mut, bis die Gefahr kommt, oder wo er keine ſieht. [unleserlicher Satz]

Das weiß der liebe Gott, ſagt er ſelber, ſiehſt du, ich hab' Mut wie einer, ich könnt' einen Berg umreißen, aber wenn ich ſie kommen hör'. Und fürcht' mich doch ſonſt vor keinem Menſchen; ſiehſt du, es könnten jetzt hundert kommen; aber es muß ſein, weil ſie meine Mutter iſt. Das viert' Gebot: — du ſollſt, betet ſie, die Hände unter der Lampe gefaltet.

Wenn die Alte ſingt und jammert, dann ſingt die Junge einen Rutſcher und lacht; der Schneider zittert.

Des Geſellen Bewerbung zeigt ihm erſt, wie hübſch die Sannel iſt.

Plaſtiſch. Der Schneider lernt ſie an Ort und Stelle kennen. Sie weiß, die Alte ſucht eine Frau für ihn. Nun wird's incarminiert [so]. Die Sannel ſoll helfen, tut's vielleicht oder iſt ſie hier nicht dazu zu bringen, wenigſtens, ſeit ſie ſie geſehn.

Erſt wie der Schneider früh ankommt. Die Sannel hört oder hat, daß die Alte die Heiteretei leiden kann. Nun Typus ſolcher abſichtlich zufälliger Begegnungen, kürzeſt — und gehörige Abfertigung. Wie ſie mit dem letzten kommt, da war der Schneider aus und beruhigt ſich, da er die Junge geſehen hat, ſchwarzäugig, unterſetzt. Da iſt die Heiteretei eine Rute dagegen oder ſieht wenigſtens ſo aus. Sie iſt complaiſant gegen den Schneider, der bringt's dahin, daß ſie zum Kaffee eingeladen wird. Die Alte gewarnt. Wie ſie einander meſſen. Die Junge klug, zeigt ſich raſch genug, aber nicht zu raſch. Macht die Alte Proben? Schneider fidel; Sannel warnt inſtinktmäßig.

Die Sannel macht ihre Sache gar pfiffig.

Der Schneider mag von nichts mehr wiſſen. Die Heiteretei könnte doch helfen. Sag' nur. Und die Mutter wär's gewiß zufrieden. Sie will ſo eine Frau für dich. Nun ſo geh! Aber mach's pfiffig! Er wächſt wieder, ſodaß, als Sannel bedenklich ſagt: Ja, wild iſt ſie, und ich weiß nicht pp. der Schneider wieder: eben pp. (Denn die Mutter iſt nun eine Zeitlang ruhig. Er will ſie ſchon ziehn.)

Die Junge iſt ein wildes, eigenſinnig rückſichtslos kurzſtirnig Weſen. Die kurzgeſtirnten Küh'. (Sie kann eigentlich die ſchwarzen Kühe nicht leiden, ſie haben alle was vom Gottſeibeiuns.) Die Schwarze angelt ihn vielleicht wie eine Art Meluſine am Bache. Mietet ſie ſich ein, weil ſie weiß. Frau Bügel ſucht eine ſolche Frau? Tut erſt ſchön mit ihm, nach ihrer Art wild und ſich losreißend. Ihr Naturell beſiegt immer ihre Finten. Ihr Gedanke wär' eigentlich geweſen, den Schneider zu kriegen und in eine Einrichtung hineinzuheiraten, ſo daß ſie der Alten ſich fügte. Nun kommt der Geſell. Nun gefällt ihr der; ſie will aber gewiß gehn, keines fahren laſſen. Hat ihr der Schneider die Ehe verſprechen müſſen. Eher geh' ich nicht hin. Denn hier ſitz' ich gut. Vor Gericht wird nun die Verſchreibung gelten, denn der Schneider iſt mündig. Sie hat nun ihrer Meinung nach die Leute in Händen, behandelt nun alles nach ihrer Art.

Heiteretei ſchlägt ab. Der Schneider iſt bereits gefangen. Trotz Sannels Warnungen; da ſie der Alten gefällt beim Beſuch, den die Unterendner Baſe negoziert, und ſie gegen den Schneider fallen läßt, ſie habe nichts dagegen, das [?] ſchriftliche Heiratsverſprechen hat, kommt ſie, eher nicht; denn guck', ich kann den guten Dienſt nicht um nix aufgeben. Nun erſt mild, dann präſentiert ſie den Schein, um zu zeigen, die Alte könne ſie nicht loswerden. Den Schneider behandelt ſie nun wie einen Jungen. Sie würde eilen mit dem Dringen in die Hochzeit, aber der Geſelle kommt. Sie hat nun eine Zwickmühle.

Den Schneider fürchtet ſie nicht. Wenn der Geſell ſie nicht nimmt, hat ſie immer noch den Schneider, gibt ſich aber keinerlei Mühe um den und ſeine Leute; ſie ſteht auf ihrem Schein, ſie ſind ihr gewiß.

Nun iſt's natürlich, daß der Schneider zwiſchen die zwei Frauen kommt; durch den Schein, den er ohne ihren Willen gegeben (Die Junge ſagt: er iſt alt genug. Er iſt mündig.), hat er's auch mit ihr verdorben. Deshalb nimmt ihn die Junge erſt in Schutz. Ihre Eiferſucht auf die Sannel läßt ſie dann am Schneider aus, der darin feſt bleibt, daß ſie nicht fort ſoll. Die Alte hat Sannels Mutter verſprochen und ſie iſt nicht ohne Vermögen. Die Junge will ſie forthaben. Sannel opfert ſich für den Schneider zwiſchen zwei Feuern.

Die Brücke iſt ein Schutzort, merkt der Schneider bald, der wieder übermütig wird. Sannel öffnet ihm die Augen; nun wird er außer ſich an ſeiner Ehre. Die Junge will vor dem Geſellen nicht ſo ſchlimm erſcheinen.

Wie der Geſell nun aber um die Sannel wirbt, da hört dieſe Gène auf. Zugleich tut nun der Schneider einen Blick in ſein Herz, daß er die Sannel nicht laſſen kann. Wenn ſie ihm Ruh ſchaffen kann durch ihr Gehn, will ſie gehn. Aber ihn hat ſie lieb. (Er iſt ganz vernichtet und geſteht's ein, er ſei kein Kerl wie der Geſell. Sannel tröſtet ihn.)

Wenn alles flüchtet – der Geſell ſchläft auswärts. Der Schneider wird bald gewahr: während der Arbeitszeit iſt ſie vernünftig, nach dem Feierabend geht ihre Arbeit erſt los, ohne zu wiſſen und zu denken warum; denn der Geſell ſcheint ihm garnicht ein beßrer Kerl als er. – Da ſagt er zu ſeiner Mutter: das kommt vom vierten Gebot; das habt ihr um mich verdient. Und ihr ſeid ſchuld. Ihr habt mich in die Schenke gejagt. Sie meint, wenn die nur fort, ſollt's anders ſein, und die Sannel ſeine Frau.

Der Geſell iſt nicht leidenſchaftlich, ſondern phlegmatiſch ſtark. Er grämt ſich nicht, daß er die Sannel nicht kriegen ſoll; daß die Junge dem Schneider ſo ſchlecht mitſpielt, ärgert ihn. Er will den Schneidersleuten helfen. Ein Göttinger oder ein Leipziger. Er macht ſich an die Junge, aber ſie ſchon verſagt. Er kann nicht trauen, ſolang ſie das Papier in den Händen hat. Sie geht übrigens ſchon mit dem Gedanken, was ſie anders machen will an ihm, wie ſie ihn beherrſchen will, wenn er Lügen von ſeinen Verhältniſſen erzählt. Mit dem will ich ſchon fertig werden. Sie herrſcht ſchon dort, hat den Onkel verjagt; ſie gibt ihm das Papier, weil er ſonſt nicht trauen kann, abreiſend. Er reiſt, ſchickt ihr dann, da's nichts werden könne, das Papier wieder, aber blos die Unterſchrift; ſie ſoll ſich das noch einmal pp.

Nun wird ſie ausgetrieben.

Alſo: Wie ſie abends allein beiſammen, beginnt der Schneider.

Heiteretei abgeſchlagen, des Schneiders Bekanntſchaft. Schilderung.

Die Unt.-Baſe muß negozieren (nicht als wenn's vom Schneider komme) die Junge zum Kaffee am Sonntag. Warnung. Sie meſſen ſich. Baſe hat's dem Schneider ſchon geſagt. Die Junge zimpferlich. (Alte wär' es nicht unzufrieden; will's überlegen. Könnte ſie in die Probe nehmen.) Sannel warnt. Dennoch weiß die Junge dem Schneider den Schein abzudringen. Eher geht ſie nicht. Sie hat keinen Dienſt, kann aber einen guten haben, den ſie nicht riskieren will. (Auch Heiratsgelegenheiten, die den Schneider erſt recht erpicht machen und üppig, da ſie ihn guten Partien vorzieht. Sie will in eine Einrichtung hinein und wo ſie regieren kann.)

Zieht ein. Szene: Meſſen ſich. Es kommt bald zur Szene. Die Alte will ſie fortjagen. Sie präſentiert ihren Schein. Schneider von der Mutter bedroht, von der Jungen geſchützt.

Der Schneider geſchickt, bekommt viel Arbeit. Ein Geſelle, der durch ſie angenommen wird gegen die Alte, (der Schneider ſelbſt, weil der Geſelle groß. Was fehlt nun noch, große Frau, großer Geſelle; noch ein großer Hund.)

Die Junge duldet des Schneiders Zärtlichkeit nur halb, er iſt ihr ein Kind. (Sie macht ſich auch über ihn.) (Die Mutter dauert der Schneider doch.)

Der Geſelle erzählt öfter von ſeinen Umſtänden. Die Junge regiert ſchon im Geiſte. Das bewegt ſie hauptſächlich. Die Junge iſt mild, beſonders ſo lang er da. (Die Mutter mag ſich ebenfalls vor dem Geſellen nicht kompromittieren. Beide merken, daß das Andere ſich was gefallen läßt.) Schneider triumphiert; meint gegen Sannel, er hat's durchgeſetzt. Er fängt an, ſie zu ziehn, weil ſie nicht widerſetzt, wird immer kühner gegen ſie und triumphierender gegen die Sannel. Die Liebkoſungen weiſt ſie aber als dummes Zeug ab, beſonders vor dem Geſellen, wo ſie fremd tut, beſonders wenn er die Hochzeit beeilen will.

Die unbewußte Beobachtung der Eiferſucht kommt hinter den Grund. Das Aufſchieben. Schneider: Zwar die Leut' ſagen, Mädle zieren ſich, um erzwungen zu werden, und er will ſie zwingen. Nun wird er ſelbſt ſcharfſichtig, (begreift erſt nicht, wie der Geſell ihm vorgezogen werden kann) außer ſich vor Eiferſucht, will den Geſellen wegſchicken. Quod non ſagt die Junge.

Sie will eins gewiß haben.

Geſell zeigt Neigung zu Sannel. Die Junge will ſie austreiben. Schneider opponiert vergebens. (Sie ſoll fort. Schneider wird immer heroiſcher und tragiſcher.) Er wirbt. Nun legt die Junge die Maske ab. Großes Gericht. (Sannel opfert ſich) Alles flüchtet, wie er fort. (Die Junge ſagt ihm die Wahrheit, daß man nicht aus Liebe pp. Schneider kommt von der Eiferſucht zum Bewußtſein, daß er eigentlich die Sannel liebhat. Sein Geſtändnis, das ihm bei der Sannel nicht ſchadet. Ich will fort, damit du Ruhe haſt. Nein! Da geh' ich gleich mit.) Seht Ihr, Mutter, aber eigentlich habt Ihr's um mich verdient. Junge will den Geſellen austreiben. Sannel weiſt ihn ab. Sie ſagt, bei Hanns. Aber was hat denn die Junge für ein Recht? Den Schein. Der Leipziger phlegmatiſch: da wollen wir helfen. Der Geſelle fängt die Junge. Wenn ſie nicht Braut wäre. Erzählt von ſeinem [bricht ab] (Die Verſchreibung wird wohl umzuwerfen ſein; aber ſie muß mit ihrem eigenen Feuer [?] gekocht werden. Er will ſie mit ihrer eigenen Liſt überliſten.)

Der Geſell wirbt; aber er will kein Narr ſein wie der Schneider. Er ruht nicht, bis er das Blatt in Händen hat. Er zerreißt's, wie aus Eiferſucht. (Oder aber zeigt er ihr, daß ſie darauf nichts machen könne? Zu delikat. Er bewieſe ihr, nur Schande.) Sie muß ſogar aus dem Hauſe; weil er eiferſüchtig, gibt ihr ein anderes Papier, geht fort und kommt nicht wieder oder die Nachricht, daß er geheiratet hat. In dem Scheine verſpricht er ihr, binnen ſechs Wochen ſie zu heiraten oder ſowie er wieder zurückkomme. Aber es iſt kein Datum. Von heute an in ſechs Wochen.

Wenn der Schneider dem Geſellen etwas zu ſagen hat, ſteigt er allemal auf die Brücke, um auf den Geſellen vornehm herabſehen zu können dabei. Einmal, wie er rutſcht, fängt ihn der Geſell (phlegmatiſch) und ſetzt ihn mit einer Hand. Ja, Meiſter, Er wird wieder heruntertorkeln. Gemütlich. Er hat die Hand bereit, ihn aufzufangen. (Schneider ärgert ſich, daß er ihn nicht aus der Faſſung bringen kann. Pend[ant?] zu: Ich beleidige dich hiermit.)

(Meluſine.) Der Schneider erzählt, wie er zu der gekommen, was ſie ihm geſagt — aufgeſchnitten; man hört, wie ſie ſich beigemacht hat und auch darum, weil ſeine Mutter eine Frau ſucht für ihn. Das ſo, daß der Leſer es merkt, der Schneider nicht. Er wollte ſich neben ſie ſetzen; da kein Platz, nimmt ſie ihn auf den Schoß oder ſie hebt ihn irgendwo hinauf, wo er nicht ſelber hinklettern kann. Sie iſt ſehr von ihm eingenommen; läßt ſich ihre Liebe merken; beim zweitenmal, wo ſie den Schein will, tut ſie fremd. Leute hätten's geſehn. Gerede. Schneider glücklich, daß er im Gerede mit der.

Sie hebt ihn auf und läßt ſich von ihm am Kinnbacken küſſen.

Ein Mädle, ſchwarze Haar' wie Pferdehaare, wenn ſie auch nicht ſoviel hat als die Heiteretei, ſo ſind ſie deſto ſtärker. Wenn die Heiteretei auch größer, deſto breiter, da iſt die Heiteretei eine Rute dagegen. Wenn die zehn Jahre von unſern L . :. berg[?]erdäpfle gegeſſen hat, iſt ſie wie die Valtineſſin.

Und Hefenklös, das verſteht ſie aus dem Fundament.

Vielleicht leitet er nun ein und der Erzähler erzählt die Geſchichte. Zuweilen er redend dazwiſchen aufgeführt oder wenigſtens am Ende reſumiert er den Eindruck und daß er die Baſe beauftragt. (Die Mutter erkundigt ſich dann: wild und ſtark und deſperat; im Alter, wo die alte Jungfer droht. Noch nicht lange da. Die Herrſchaft wär' ſie gern los, hat nicht das Herz, ſie zu ſchicken, empfiehlt ſie deshalb, weil ſie denkt, die kommt im Auftrag wegen einer Magd. Aus einem guten Hauſe.) (Nachbarin warnt.)

Er iſt ſchon manchmal geworfen worden. Ein Kichern. Er hin. Ich? pp Nun ſo will ich wieder gehn. Hat gewiß was Liebs. Da hat man gut machen. Ich muß allein ſitzen. Das wär' wunderlich. Ja, die Männer ſind mir alle nicht recht. Sie beſchreibt den Schneider als ihr Ideal. Nu ſo einer wär' ich. Geh' Er doch; ich dachte gar. Was ſie könne; Abſtoßen, Anlocken. Sie weiß ordentlich Feuer unter den Schneider zu machen. Zuweilen recht zärtlich. Aber was geht er ſie an. Ich bin recht dumm; ich will hinein. Werbung. Ich bin nicht ſo dumm. Ja ich weiß ſchon, ſo machen's die Burſch'! bis man's geglaubt hat, hernachen.

[Das Folgende bis „Nun Krieg“ gestrichen.]

Beſchreibung; dann Erzählung; dann weiter Meldung des Schneiders von der Baſe, daß die's ausmachen will, wenigſt's in Gang bringen.

Baſe tut's.

Erkundigung der Mutter. (Warnung: wild, ſtreng, „ſcharf“. Nachbarin: kurzſtirnige Kuh mit querren Hörnern, müßte ſie abſagen.) Einladung. Wie hat's denn die Mutter gern? Er muß alles angeben.

(Die Alte erfreut, die Junge raſch und doch beſcheiden und reſpektvoll.)

Zuſammenkunft. Sie tut nach des Schneiders Angaben. Nun die Junge verändert gegen den Schneider. Schein. Warnung der Sannel. (Junge weint und ſie dauert ihn. Ihre Mühe auch will ſie entgelten laſſen. Sie behauptet, ſie habe der Alten nicht gefallen.) Sie kommt ins Haus. Die Alte tyranniſiert den Schneider nicht mehr aus Gène, weil ein Fremdes. Aber die Junge geniert ſich (allmählich immer weniger) und macht alles anders als beim Beſuch. (Die Alte froh, noch eingeſehen zu haben.) Die Junge fragt einmal, wenn's werden ſoll. Die Alte lacht. Die Junge zeigt den Schein auf. Das Kind kann nichts ohne mich. Iſt mündig.

Die Alte will den Schneider züchtigen. Die Junge ſchützt ihn. [Dazu einige unleserliche Randnotizen]

Nun Krieg zwiſchen den beiden. Der Schneider findet auf der Brücke ein Aſyl. (Er ahnt die Urſache nicht, ſucht ſie im Reſpekt vor ihm.) Wie ſeine Zärtlichkeiten aufgenommen werden. Er wird übermütig, fehlt nur ein großer Hund. Aber er lernt arbeiten. Er will die Junge ziehn, macht den Anfang; ſie verbittet ſich dergleichen, wenn der Geſell dabei. Schneider will bald Hochzeit; (nun macht ſie Vorwände. Zuletzt: wenn ihr's gefällt. Sie ſpaßt mit dem Geſellen, neckt ihn. Der phlegmatiſch.) Sannel durchſchaut. Schneider will's nicht glauben; er kann einen Nebenbuhler haben? Er wird's gewahr. (Der Schneider kommt allmählich zum Bewußtſein ſeines Nichts, beſonders durch die Schwarze.) Geſell findet Gefallen an der Sannel. Die Junge eiferſüchtig. Sie ſoll fort. Schneider will ſie nicht laſſen.

Werbung. Er gefällt ſchon der Sannel und wenn ſie aus dem Hauſe muß. Nun offenbarer [bricht ab]

Sannel ſagt dem Schneider.

Der will's erſt nicht glauben. So ein talketer Kerl. Sannel: Den kann einer ſchon liebhaben. Und es iſt ihr vielleicht nur um die Häuſer.

Dem Schneider iſt's nicht recht, er weiß nicht warum, daß die Sannel das ſagt, ein Mädchen pp. –

Die Beweiſe.

Dem Schneider iſt's nicht recht, daß ſie ihn unruhig gemacht. Er will den Geſellen wegſchicken. Sie zeigt die Klauen. Aber er denkt immer, er iſt noch was.

Nun wird der Schneider tragiſch. Sannel in Angſt.

Sein Benehmen gegen den Geſellen. Der: ohne Sorge, ſo ein Geſcheeche, wenn man ſo ein allerliebſtes Mädchen haben kann.

Schwarze merkt, daß dem Geſellen die Sannel gefällt. Die ſoll fort. (Wie der Schneider oben ſteht. Zwiſt.) Er will ſie nicht laſſen. Lieber ſie fort. Oho [?] Predigt.

Geſelle wirbt. Schneider außer ſich. Zwei ſind zuviel für ſo einen. Und wenn er noch ſtärker.

Geſelle ſoll fort

Ob ſie wirklich fort ſolle? Ja, wenn's nicht anders, den Geſellen nehmen. Der Schneider tragiſchſt. (Nein, dich heirat' ich. Ja, aber mit uns kann doch nichts werden.) Ich blieb' lieber da, aber auch deinetwegen. Ja, du kannſt mich nicht leiden. Der Geſelle groß und hübſch pp. vide vorn. Darum ſollt' ich ihm nichts tun. Sie tröſtet. Er iſt tapfer, ſie weiß es ja, im Herzen.

Vielleicht, da der Geſelle fort, könne ſie bleiben.

So iſt's. Hausarreſt.

Nun offenſte Tyrannei. Jetzt öfter: Reſpekt muß ſein als ſonſt; (aber es hilft jetzt nichts. Sie ſchleppt ihn einmal hinein; ſeitdem nicht mehr.)

Alle fliehn. Schneider (halb wahnſinnig;) heroiſch, ſchützt die Sannel, die beiträgt.

Sannels Korb. Der Geſelle will helfen. Hilft nichts. Der Schein. Muß umzuſtoßen ſein, und wenn nicht, in ihrer eigenen Schlinge fangen. Er will's gleich machen. Nun Schneiders und der Mutter Verſtändigung.

Die Junge kommt ſelbſt und geht triumphierend. Nun Regenbogen.

Was mit dem Geſellen und der Schwarzen wird. Die will ſich wieder hereinſtehlen; als hätte ſie den Schein noch. Der Schneider zerreißt ihn vor ihrem Angeſicht. Sie muß fort.

Weiteres.

NB. Der Schneider macht ſich los, wie die Alte ihn ſchlagen will, und rennt hinaus. Sie nach, außen ſchreit er: Reſpekt. Sie gibt ihm Zeichen, er ſoll herein; er bleibt, bis ſie beſſere Saiten aufzieht. Dasmal ſoll's gut ſein, aber ein andermal. Er verſpricht nun. Dann hinein. Denn mit dem Ruf: „Reſpekt" hat er einige Gewalt über ſie wegen der Leute. Die Schwarze aber iſt raſch, (der kann er nicht entfliehn; und ſie ſagt: ich hol' dich unten oder ſtraf' dich unten; ich fürcht' mich nicht vor den Leuten wie deine Mutter.) Die Situation iſt nun die: Die er geheiratet, ſpringt ſo mit ihm um und verachtet ihn und will die Sannel fortſchicken, die er, wie er jetzt erſt merkt, lieber hat als jene und (die er) nicht fortlaſſen will. Und er hatte in der Sannel (ohne Mühe) die beſte und hübſcheſte Frau gehabt und die einzige, die ihn trotz ſeiner Kleinheit liebhat und lieber den reichen hübſchen Geſellen fahren ließe, wenn ſie bei ihm bleiben könnte, und nun hat er mit großer Mühe die ſchwarze wilde Katze hereingelockt. Die Sannel konnt' er haben ohne Mühe. Und nun er weiß, er kann ohne die Sannel nicht leben, wo er ſie heiraten möchte, weil ſie ein mannbar Weib, da hat er ſich dem Teufel verkauft. Sannel, was du machſt, da beſinn' dich nur recht. Und für mich gibt's kein Glück mehr, als daß ich in die Kartoffeln geh'. Und da will ich nicht warten, bis ich muß.

Krieg. Die Junge geniert ſich nicht mehr vor dem Geſellen. (Der Schneider am übelſten dran; von beiden Seiten, die Junge wirft ihm ſein Nichts vor und was ſie ihm für eine unverdiente Ehre angetan und daß ſie nun aber auch bezahlt ſein will. Hochzeit die nächſten Tage. Dann macht ſich ſeine Mutter über ihn her, daß er die hereingeſchmuggelt. Er iſt ganz mürb. Sannel ſtellt ſich zwiſchen ihn und ſeine Mutter and zwiſchen die Junge und beide.)

Schneider ſieht ſeinen Irrtum ein und daß er die Sannel nicht laſſen kann. Die will dem Geſellen einen Korb geben, wenn ſie hier bleiben kann.

(Der Schneider muß arbeiten. Die ärmliche Wirtſchaft hat ſie ſatt. Sie ſitzt dabei und faulenzt. Sie hat ſich mehr Müh' gegeben ſchon als wert. Um des Haushalts willen wird ſie ſich nicht den Krampf anarbeiten. Sie wirft's ihm immer vor, daß er ſie in das Elend gebracht. Sie plagt den Schneider, gegen die Alte ſchützt ſie ihn aus Haß gegen die.)

Die Junge jagt den Geſellen fort. Die Sannel kann bleiben. (Eiferſucht.) Sannel macht den Sündenbock für Mutter und Schneider.)

Alle herausgejagt. Schneider und Mutter gehen in ſich; wenn ſie die los wären, ſollte Sannel. (Die Alte muß auch durch den Zaun kriechen. Sie kampiert die halbe Nacht im Winkel.) Sannel ruft den Geſellen zu Hülfe, der klug ſcheint. Exponiert ihm alles. Der Geſell in ſeiner Gutmütigkeit (Phlegma); hätte ſie gern gehabt, ergibt ſich aber und macht ſeinen Plan. (Ich weiß gar nich, ob ſo ein Ding nicht umzuſtoßen iſt. Es müßte wunderlich faſt ſein, wenn's ein Advokat nicht ſollte umſtoßen können. Aber es braucht das nicht. Wir in Leipzig ſind alle Advokaten.) Er lockt ihr den Schein ab, gibt ihr einen andern, ſie muß aus des Schneiders Haus – (ſcheinbar) Motiv: Eiferſucht. Sie zieht triumphierend aus. Hochzeit. Ausgang des Handels der Jungen mit dem Geſellen.

(Du biſt ſchuld, wär' ich nur nicht ſo kaputt, Jung' pp. Haſt du mich ſo betrogen. Und geſchieht dir recht. Schneider: Und Euch auch. Wer hat mich denn dazu gebracht? Seht Ihr, es wird einem alles vergolten. Nun müßt Ihr ſelbſt durchkriechen, ſo wird alles vergolten.)

Seht Ihr, Mutter, da habt Ihr mich gezwungen, durchzukriechen, und wenn Ihr anders geweſen wärt, ich wär' auch anders geweſen. Nu ſeht Ihr, wie's iſt. Gelt, Ihr mögt nun auch nicht ins Haus. Gerad juſt ſo iſt mir's gegangen. Und je ärger Ihr geweſen ſeid, deſto weniger hab' ich hineingemöcht, und an der Arbeit hab' ich auch die Freud' verloren. Aber ich wollt' doch, es wär' noch ſo; wenn ich Euch in Euern alten Tagen ſo dahaußen ſtehen ſeh', und Ihr ſeid Euer warm Bett gewohnt, da ſtößt mich der Bock. Und ich wollt' lieber, Ihr triebt mir den Teufel noch aus. Ach was das für eine ſchöne Zeit war, wie Ihr mir den Teufel ausgetrieben habt. Aber das wird nicht wieder, ſolang ich leb'. – (Na, mein Jung', ich hab's gut gemeint.) Und es ſollt' auch nicht wieder werden, Hannesle. Ich hab' den Teufel austreiben wollen und hab' ihn eingetrieben. Wenn uns Gott davon befreien tät', ich wollt' lebenslang nicht wieder hinauflangen an die Fenſterwand. (Ich wollt' nach keiner Frau für dich mehr verlangen, die dich ziehen tät'.) Und du müßteſt die Sannel nehmen, die iſt brav wie keine pp. Und die Kuh, wo ich im Stall hab', die kenn' ich, aber die erſt hinein ſoll, da weiß ich nicht, was dazu iſt. (Junge nämlich. Und da hat die Sannel an alles gedacht. Sie wagt ſich einigemal in des Löwen Höhle. Und wird zuletzt ſo heroiſch, daß ſie den Teufel wenigſtens vom Stalle abhält, wohin ſie ſich gebettet. Der Schneider hilft ihr. Siehſt du, Sannel, an Mut fehlt mir's nicht. Wär' ich nur ſo ſtark, wie der Chriſtoffel war. Die Sannel hat den Gedanken, die Heitereței zu Hülfe zu holen. Ja, aber wegen des Scheins kann ſie's nicht. Schneider: Ich hab' mich dem Teufel verſchrieben.) Alles Denken als Bei-ſich-Selbſtſprechen eingekleidet. Und das alles im Charakter.

Daherein bin ich kommen, dachte ſie (warum ſoll ich nicht, und daß ich auch einen Mann dazu möcht', wer kann mir das verdenken.) Ich will keine alte Jungfer werden. Eine Wirtſchaft muß ich haben, wo ich Herr bin. Den Onkel will ich ſchon zurechtbringen. Das muß ſo und das ſo. Und iſt's nicht, ſo iſt mir das hier im Haus gewiß.

Die Alte verſchließt alles, da macht die Junge mit Gewalt auf oder borgt. Ich werd' keinen langen Prozeß machen.

Die Alte ſchämt ſich, ſo geleimt zu ſein, vor dem Spott der ganzen Stadt. Wenn die Junge den Schloſſer holen läßt, ſagt ſie nichts. Die Junge ſchreibt auf.

Wenn ſie nicht dableiben ſoll, will ſie ſich wenigſtens erſt rächen. Sie wirft alles durcheinander, was die Alte aufräumt, läßt die Tür auf und macht ſie wieder auf. Sie braucht friſche Luft. Wenn die Alte choralt, ſingt die Junge, die in ihrer Kammer ſchläft, einen Hopſer. Sie ißt alles Übriggebliebene, die andern haben nichts.

Der Schneider überhebt ſich gegen die Sannel ſeiner Weisheit und erklärt's für dummes Zeug, daß ſie fortſollt'; das wär', als wenn die Deck' fortſollt' oder der Ofen. Er ſchreibt doch. Aber ſie trägt's nicht hin.

Die Schwarze muß naiv ein Recht zu haben glauben. (Warum habt Ihr Euch nicht vorgeſehn.) Es gibt ſich kein Menſch Müh' um nix. Ja, Ihr redet von Euerm Häusle, aber nicht von meinem Ärger, (daß ich keins hab' gehabt.) (Ob man ſo arbeitet oder ſo. Die Kaufleut'.) (Der Schneider wollte recht ſtolz neben ihr hergehn, hat er ſich gedacht, macht's auch, obwohl ihm nicht recht wohl. (Vom Regen unter die Trauſe?) Er hatte ſich's aber doch ganz anders gedacht.)

Nun iſt ſie Herr im Haus. Wenn die Alte ſich auftun will, redet ſie davon, es ſeien zuviel Leut' im Häusle. Die Sannel aber ſchickt ſie nicht fort, ſondern behandelt ſie wie eine Magd. Sie ſchläft nun lang! Sie hat ſich genug geplagt und ſich's ſauer genug werden laſſen hereinzukommen, nun will ſie's auch genießen. Ein Geſell kommt; die Alte will ihn fortſchicken; nun heißt die Junge ihn ſich ſetzen und redet mit ihm; er gefällt ihr. Wenn der Hannes ſo wär'!

Der Geſell etwas phlegmatiſch. Seine Mutter hat ihn fortgeſchickt, um lebendig zu werden, und das iſt er auch geworden. Dann auch, um ſich eine Frau zu ſuchen. Seine Mutter iſt aus der Gegend und behauptet, da nur wüchſen tüchtige Weiber auf. (Es gibt hier brave Mädle. Er wählt wohl eine Feſte? Eine Sanfte, Guitarre. Die hab' ich auch geſpielt pp., aber [bricht ab]) Sie ſtehn ſich ſehr gut. Er macht zuweilen einen trockenen Witz. Die Schwarze nimmt ihn als Geſellen an. Ein Onkel lebt bei uns. Der iſt wohl ſehr reich? Nein, er lebt von uns und dirigiert. Die Schwarze ſagt: Den will ich ſchon fortkriegen. Bin ich da hereinkommen, komm' ich auch weiter. Sie wird nun ſehr gut, auch fleißig. Die Alte traut ihr doch nicht.

Schöntun läßt ſie ſich vom Schneider, der nun wieder übermütig wird. (Großer Geſell, nun noch großer Hund. Er glaubt, ſie hat Reſpekt, und er fängt an, ſie zu ziehn; ſie behandelt ihn wie ein Kind.) Sie ſagt: Ich hab' alles wollen probieren, weil ich auch probiert worden bin. Aber daß ſie Brautleute ſind, das darf er nicht ſagen. Ich ſchäme mich.

Auch die Alte möchte wieder eingreifen, da ſind aber allemal zuviel Leut' im Häusle. Da iſt ſie wieder ſtill. (Der Geſell will eine Sanfte.) Da läßt ſie ſich viel vom Schneider gefallen, um recht ſanft zu erſcheinen. Der Schneider denkt, er hat ſie wirklich gezogen, und geht immer weiter.) Sie wird ſtill.

Wegen des Geſellen, das merkt nicht allein die Sannel. Die Schwarze treibt's derb genug. Sie iſt der Schneidersleute gewiß. (Wie der Schneider es endlich glauben muß, will er dem Geſellen ſagen. Nein, laß ſie nur; ſo wirſt du ſie los. Die Alte auch. Nun ſteht er wieder am Kreuzweg. Schwarze und Mutter und Stock.) (Die Schwarze macht ſchon ihre Pläne. Je gewiſſer ihr das ſcheint, deſto beſſer wird ſie im Haus. Der Schneider will's nicht glauben. So ein talketer Kerl. Der muß ihm dreimal eine Nadel aufheben und tut's lachend pp.) Der Geſell ſucht Gelegenheit, mit der Sannel zu ſein. Die Schwarze bemerkt es. Nun ſind zuviel Leut' im Haus. Sannel muß fort.

Der Schneider erſchrickt und findet, da wollt' er lieber, die Schwarze ginge.

Geſelle wirbt, wie er das hört. Schneider in Verzweiflung. Wenn ſie fort muß, ſo will ſie ihn nehmen, aber ſie blieb' lieber da. Der Geſelle meint: ſolcher Stellgaul [Stallgaul?] und ſo ein hübſches Mädchen. Das macht dem Schneider die

Augen auf. (Die Schwarze tut ihm auch die Augen über ſich [auf]. Er demütigt ſich vor der Sannel, fällt nur manchmal in ſein „Ich bin einer, fragt nur die Sannel.“ Ach Gott. Nein, Sannel. Ja, ich weiß allein, was du biſt pp. Tröſtet ihn ſchön.) Nun ſchickt die Schwarze auch den Geſellen fort; die Sannel aber muß bleiben und ſoll nicht mit ihm reden, das ſchicke ſich nicht für ein ſittſames Mädchen.

Nun offne Tyrannei. (Tür und Fenſter offen; Lott' iſt tot und Tanz, während die Alte einen Choral ſingt.) Schneider zwiſchen zwei Feuern. Sannel opfert ſich doppelt. Schneider muß ſehr arbeiten. Die Alte wird ſo mürb gemacht, daß ſie ſelbſt dem Schneider nichts tut.

Einmal müſſen ſie alle Reißaus nehmen. Sannel bringt Proviant pp. Betten, Stroh pp.

Schneider und die ganz zermachte Mutter verſöhnen ſich. Die Sannel begegnet dem Meißener, der da meint, das Ding müſſe umzuwerfen ſein. Wie er ſich darein ergibt, daß ihn die Sannel nicht mag, phlegmatiſch, aber gutmütig helfen will. Er will ſie in der eignen Schlinge fangen und tut's. Sagt, wie er's machen will (?) Ganz kurz; blos — —

Die Schwarze kommt ſelber heraus. Sie ſollen wieder in ihr Häusle. Sie möge garnicht dableiben und habe ſie blos züchtigen wollen, daß ſie den Gedanken faſſen konnte, ſie zu Hannes' Frau haben zu wollen. Sie ſpricht von ihren Häuſern pp. und dem Onkel, den ſie abtun will, und läßt ſich ihren Koffer von zwei Trägern fortbringen, tut ſehr vornehm und ſpricht ſogar etwas Meißniſch.

Der Schneider macht einen Satz.

Na du jemütliches Mädchen.

Der Geſelle macht den Galanten bei der Schwarzen; er hat bald weg, was ſie will. Des kleinen Meiſters Eiferſucht macht ihm Spaß. Sie läßt ſich von ihm auf den Schützenhof führen, und der kleine Schneider muß folgen. Er hört allerlei Witze. Denkt aber, ſo ein talketer Kerl und ich. Die Sannel tut ihm vollends die Augen auf. (Meeſter, ich begreif' Ihn nicht.) Auf das jemütliche Mädchen hat er's gemünzt. Er beobachtet ſie und ſagt bei ſeinem Abgang zum Schneider, er begreife nicht, wie er ſo ein Geſcheeche genommen, da er ein ſo braves und hübſches Mädchen in der Nähe gehabt, wie er keins geſehn, ſoweit er gekommen. Neue Eiferſucht. Nun kommt die Eiferſucht der Schwarzen.

6. Lesarten.

Unserem Abdruck der „Heiteretei“ ist *A* zugrunde gelegt. Da diese Buchausgabe von 1857 *E* gegenüber eine Reihe freilich nicht allzu bedeutender Änderungen aufweist, die offenbar von Ludwig selbst bei der Korrektur des Neudruckes vorgenommen wurden, stellt *A* die Fassung letzter Hand dar. Jedoch wurden einige in *E* zweifellos besser belegte Lesarten übernommen sowie offenkundige Druckfehler, unter Rechenschaftsangabe im Lesartenverzeichnis, beseitigt, dagegen stilistische Inkonsequenzen Ludwigs wie die auftretenden Doppelformen „nu" und „nun", „hernachen" und „hernacher" u. a. beibehalten.

4,6 Strickes darauf] Strickes. Darauf *E* 29 Rückwege] Rückweg *E* 5,31 Morzenſchmied] Morgenſchmied *E* immer so 6,7 Jahre] Jahr *E* 27 zur] zu *E* 7,31 Drange] Drang *E* 8,19 vorhin] vornhin *A* vorhin *E* 23 Scheitel] Scheiteln *E* 9,15 Morzenſchmiedin] Morgenſchmiedin *E* immer so 11,6 heute morgen] heute Morgens *E* 23 nahe] nah *E* 12,4 fühlte er] fühlt' er *E* 16,23 ein ſo] ſo ein *E* 18,5 dort] fehlt *E* 19,10 Hemdenärmeln] Hemdeärmeln *E* 16 von] fehlt *E* 34 noch] und *E* 20,2 zuckte] zuckt' *E* 8 (Lehrling)] fehlt *E* 21,18 Scheune] Scheunen *E* 21 Reick] Rick *A* Reick *E* sonst immer Reicker Wirtin 22,12 (Kirchweihe)] fehlt *E* 18 und] bis *A* und *E* 34 Hemdekragen] Hemdkragen *E* 23,11 in dem] im *E* 24,32 Gelbſchnäbeln] Gelbſchnabeln *E* 25,6 viele] viel *E* 21 nun] nu *E* 26 Wucht] Wut *E* 34 in dem] im *E* 26,9 Benediktus] Erasmus *E* Diktes] Aß *E* immer so 28 in] fehlt *E* 29,6 anderes] ander *E* 30,34 andern] anderen *E* 33,17 Er warf ſich klappernd auf eine Bank] Er warf ſeine langen, mageren Beinkleider mit den Unbedeutendheiten, die ſie enthielten, klappernd auf eine Bank *E* 34,31 fünf] vier 32 bemerkte] merkte *E* 35,7 Getränk] Getränke *E* 36,3 wenn] folgt nochmals wenn *E A* 38,6 nun] nu *E* 40,4 ſeine] ſeinen *A* ſeine *E* 42,12 ſteinerne Chriſtoffel am Rathaus] ſteinerne Hirt an der Mädlesſchul' *E* 44,25 als] folgt wie *E* 30 hatte] hätte *E* 45,32 ſelig] fehlt *E* 46,15 Huſter] Huſten *E* 20 waren] war *E* 48,25 Weiber] Weiher *A E* die Konjektur schien notwendig, da die Form weiher für wehe nirgends belegt ist. Freilich will auch Weiber im Munde der Annemarie nicht recht passen 27 ans] an das *E* 49,13 Baltineſſin ſchwang] dazwischen aber *E* 32 ſo] fehlt *E* 50,9 Mädlen] Mädeln *A* Mädlen *E* letztere Form sonst immer 54,12 ſeinen] ſeine *A* ſeinen *E* die Einzahl schien in Rücksicht auf Z. 8 geboten 55,12 Nun?] Wo? *E* 56,1 hätte] hätt' *E* 57,10 gegangen] gangen *E* 13 Mordmädle] Mordmadle *E*; vgl. 168,21; 169,7; 169,9 u. ö. 58,13 ſagte] ſagt *E* 60,13 keine] kein *E* 61,6 erſchrocken] vorher wie *E* 17 Aus ſeinem Lachen klang ſchlecht verhehlte Wut] Sein Lachen klang wie aus ſchlecht verhehlter Wut *E* 26 ſehr] fehlt *E* 62,33 ſagte] ſagt *E* ſaß] ſitzt *E* 63,23 Eckſchrank] Eßſchrank *A* Eckſchrank *E* 31 teuern] teuren *E* 64,2 kennteſt] kännt'ſt *E* 7 wie der Fritz ſelber] wie ſelber Fritz *E* 65,15 Gevatterin] Gevattern *E* 66,1 wie] als *E* 27 am] an dem *E* 67,32 er] der 69,7 ſagte] meinte *E* 31 den] ihren *E* 70,9 Statur] Natur *E* 71,14 den] fehlt *E* 19 fragend] so *E* fehlt *A* 22 daſtehen müßte] werde daſtehen müſſen *E* 72,18 umgegangen] umgangen *E* 74,20 wäre] wär' *E* Feld] Felde *E* 75,19 ganze] ganz *E* 21 Abſchiedsgarn] Abſchiedsgarne *E* 22 gelehnten] gelehnte *E* 77,28 ja] folgt auch *E* **78**,3 könnte] könne *E* **79**,19 dem] den *E* 23 Fleck] Flecke *E* **80**,26 die Heiteretei] ſie *E* **81**,22 und immer] so *E* und fehlt *A* **82**,1 verbogenen] verborgenen *E* ſchnellſten] ſchnellen *E* 7 ſagt] ſagte *A* ſagt *E* 10 mehre] mehrere *E* erstere Form aber auch immer in den Jugenderzählungen Ludwigs 28 wart] wär't *E* **83**,16 ſehen] ſeh'n *E* **85**,11 dunkeln] dunklen *E* 24 würde] würd' *E* **86**,11 mehr] fehlt *E* 28 Steg] Weg *E* **87**,5 Ausgangspunkt] Ausgangspunkte *E* 27 Verlechzen] Verlachen *E* **89**,28 ſagte] ſagt *E* **90**,3 ſein] folgt buſchiges *E* 14 hereinbefördert] hereingefördert *E* 21 mehre] mehrere *E* **91**,2 Türe] Tür *E* **92**,14 ſich ſelber mit Stuhlbeinen ſchlug] mit Stuhlbeinen geſchlagen wurde *E* **93**,12 Tabakrauches] Tabakrauchs *E* 16 hierher] hieher *E* 26 erſtenmal] erſten Male *E* **95**,14 weichſelne] weichſeler *E* **99**,12 Klange] Klang *E* **101**,12 und] folgt ſich *E* **103**,21 freuen.] folgt Und hernachen ließen wir auch in den Garten hinaus und jagten uns wieder, wie da wir noch klein ſind geweſt. Da bin ich auch mit niemand gangen als mit der Heiteretei. Denn eins hat immer gewußt, was das ander' hat gewollt und war auch gleich dabei und hat's mitgemacht *E* 22 Gedanken] Erinnerungen *E* 34 ſchlimmen Plänen] ſchlimme Plane *E* **104**,13 Tichterle] Dichterle *E* immer so, die Orthographie dieses Wortes erörtert Ludwig in einem Brief an Ambrunn (Enkel)] fehlt *E* 18 wen'gſtens] wenigſtens *E* 22 wollten reden] reden wollten *E* 29 Würzle] Würzele *E* **105**,5 (Großvater)] fehlt *E* **106**,32 ich] er *E* **107**,10 ſein Selbſtgeſpräch in einem Tone] in einem Tone ſein Selbſtgeſpräch *E* 19 anderem] anderm **108**,28 würde] wurde *E* **109**,9 nahe] nah *E* **110**,2 Weſenkerns] Weſenkernes *E* 13 Zwielichts] Zwielichtes *E* 23 Steg] Stege *E* **111**,24 Arm] folgt her *E* 27 ſehn kommen daher] daher ſehn kommen *E* **112**,6 dunkle] dunkel *E* **113**,20 dies] *E A* aber auffällig, da unmotiviert **114**,2 ihr nicht] dazwischen eigentlich *E* 12 bis] vorher als *E* 34 endeten] redeten *E* **115**,16 auch er] er auch *E* **116**,21 öffnet das Fenſter] macht das Fenſter auf *E* 23 andern] anderen *E* **117**,6 Tode] Tod *E* 20 ſich] ſie *E* 23 Tor] Tore *E* **118**,23 verdecken] verdeckten *A* verdecken *E* 31 Innerlich] vorher Immer *E* **119**,28 andern] anderen *E* 29 griff] hineingriff *E* **122**,14 man] man's *E* **123**,2 Mannern] Mannen *E* ebenso 123,23; 128,26 12 gerennt] gerannt *E A* vgl. aber 124,34; 128,4 u. a. **125**,16 ich's dir ſelber] ich dir's ſelber *E* **126**,17 Valtineſſin-Ev'] Valtineſſen-Ev' *E* u. *A* so noch einigemale, aber nach der weit überwiegenden Zahl der Formen mit i zu ändern **128**,20 andrer] anderer *E* **129**,1 desperat] desparat *A* 24 ſo] zu *E* **130**,8 ſelber] ſelbſt *E* **131**,30 gekommen iſt] iſt gekommen *E* **132**,6 Milde] Welt *E* **137**,8 Bericht] Berichte *E* **138**,24 ſonſt zu] zu ſonſt *E* **139**,21 ein] *E A* nur verständlich, wenn Gewiſſen im Sinne von Mitwisserschaft steht, doch bleibt fraglich, ob nicht ein Druckfehler für kein anzunehmen ist **142**,33 ſchon] fehlt *E* **143**,18 Zorns] Zornes *E* 22 aufſtöhnte] ausſtöhnte *A* aufſtöhnte *E*

150,1 Spinngewebe] Spinngeweb *E*   151,22 Bett] Bette *E*   26 an richtigem] am richtigen *E*   152,17 Meiſter] Meiſters *E*   158,5 wär'] folgt noch *E*   12 ein] einen *E*   156,20 Euch] auch *E*   29 Schritte] Schritt *E*   157,28 ſie] ſich *E*   30 zuliebe] zulieb *E*   32 Reſpekt] Reſpekte *E*   161,3 andern] anderen *E*   163,12 bliebe] blieb *E*   164,6 ein] zwei *E*   166,34 denn] dann *E*   167,21 Ev'!] Ei! *E*   169,2 Wege] Weg *E*   170,4 liebe] lieb' *E*   14 weitern] weiteren *E*   171,7 ihre] *E A* wurde unter Beziehung auf Stelle beibehalten, obwohl man eher ſeine erwartet   172,23 hundert] ſechs *E*   175,6 wenigſtens] wen'gſtens *E*   14 noch] fehlt *E*   182,4 Haus] folgt Wie wir noch Kinder ſind geweſt, da bin ich auch immer ſein Kamerad geweſt. Die andern Jungen, die haben ihn immer im Stich gelaſſen und ſind ihm nicht wild genug geweſt; ich bin mit ihm auf die höchſten Bäum' gekletteret. Ob er wohl noch dran denkt?   5 ſie] folgt zurück   25 ſeliger] ſelig *E*   183,12 anſieht!] folgt Wie aus der Kinderzeit, wo ſie immer zuſammen hielten *E*   184,4 ausſehen] ausſehn *E*   22 deinem] dein'm *E*   26 andere] andre *E*   185,11 wär's] wär' es *E*   186,9 ſagt] ſagte *A* ſagt *E*; ebenso 17   187,23 hernachen auch] fehlt auch *E*   189,7 die Großmutter] das Fräle *E* so immer in der fortlaufenden Erzählung, dagegen Fräle beibehalten in direkter Rede   25 ſoll] ſollt' *E*   190,7 Kniee] Knie *A*   191,6 Enkels] Fritzle *E*   25 die Alte] das Fräle *E*   34 gegangen] gangen *E*   194,31 hat gebrochen] gebrochen hat *E*   195,10 Rede] Reden *E*   16 der Alten] dem Fräle *E*   24 Fritz] Fritzle *E*   196,10 die Alte] das Fräle *E*   197,1 ſelber] fehlt *E*   34 andern] anderen *E*   199,18 ihrer natürlichen Gutmütigkeit geweſen] des kühlen Wohlgefallens geweſen, welches ſie noch aus der Kinderzeit her für ihn behalten *E*   200,20 würde] würd' *E*   201,30 ſpaße] ſpaßte *A* ſpaße *E*   202,1 das] das das *E*   203,4 Worte] Wort' *E*   27 geweſen war] fehlt war *E*   210,6 fünf] zehn *E*   211,24 ich ſag'] *A E* doch scheint dahinter etwas ausgefallen zu sein, etwa laß das   213,10 wollte] wollt' *E*   214,12 gefragt] geſagt *E*   32 kürzeſte] kürzeſt' *E*   215,34 die Stimme iſt] die letzte iſt *E*   216,23 entgegnet] entgegnete *E A* doch ist nach Analogie der umgebenden Präsensformen das Präteritum zu beseitigen   216,31 lacht] lachte *E A*; vgl. 216,23   217,9 ſollteſt] ſollſt *E A* jedoch Konjunktiv nach Analogie des folgenden könntſt   11 brauchteſt] brauchſt *E A*; vgl. 217,9   28 ſollteſt] ſollſt *E A*; vgl. 217,9   218,22 entgegnet] entgegnete *A* entgegnet *E*   219,21 wär'] wäre *E*   222,5 der] *E A* wohl kaum irrtümlich statt die   223,14 liebt] liebt' *E*   226,10 derſelben] fehlt *A* steht in *E*   227,2 Nu] Nun *E*   17 andern] anderen *E*   228,12 Unterredungen] Unterredung *A* Unterredungen *E*   229,17 eigne] eigene *E*   230,24 Kopfe] Kopf *E*   231,2 er] folgt hat *E*   29 den Sperlingen] dem Sperlinge *E*   235,24 Ringkampfe] Ringkampf *E*   236,16 Zutritts] Zutrittes *E*   24 andrer] anderer *E*   237,10 andern] anderen   31 ſchrie] folgt nun *E*   238,34 dem] deinem *A* dem *E*   239,3 vor] von *E*

11 tranken] tränkten *K* 240,6 wagrecht] wagerecht *K* 7 Firſt] Forſt *A* auffällig ist allerdings, dass auch „Erbförster“ III 5 im Erstdruck Forſt statt Firſt aufweist 30 da] fehlt *A* 34 halbwegs] halben Wegs *K* 242,7 was du biſt] daß du biſt *K* 33 geben ſolltet] ſolltet geben *K* 243,11 Darum] Dazu *K* 244,30 Bett] Bette *K* 245,24 war] ward *K* 250,9 hört] hörte *A* hört *K* 28 Übels] Übles *K*

Der Abdruck des Widerspiels „Aus dem Regen in die Traufe“ folgt dem einzigen zu Ludwigs Lebzeiten erschienenen Druck, der Buchausgabe von 1857 [*K*]. Doch wurde an folgenden Stellen, die augenscheinlich durch Druckfehler entstellt sind, davon abgegangen: 257,9 hinwegzutun] hinweggetan *K* 280,24 er] Er *K* da der Schmied den Schneider mit „Ihr“ anredet, kann das er nicht Anrede sein, sondern ist auf Reſpekt zu beziehen 294,15 ſag'ſt's] ſagſt's *K* aber nach Analogie von könnſt Z. 20 zu ändern 317,24 die Katz' mit der Maus] die Maus mit der Katz *K* 318,13 gewußt] gewißt *K* 324,9 Baſe] fehlt *K*

Inhalt

Seite
Einleitung VII
Die Heiterethei 1
Aus dem Regen in die Traufe 233
Handſchriften und Drucke 321
Entwürfe zur Heiterethei 338
Entwürfe zum Widerſpiel 349
Lesarten 363

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolſtadt.

Otto Ludwig / Werke / Dritter Band

Zwiſchen Himmel und Erde / Novellenfragmente

Otto Ludwig
Sämtliche Werke

unter Mitwirkung des
Goethe- und Schiller-Archivs
in Verbindung mit
Hans Heinrich Borcherdt, Conrad Höfer, Julius Peterſen,
Expeditus Schmidt, Oskar Walzel
herausgegeben von
Paul Merker

Dritter Band

1·9·1·4

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

Otto Ludwig

Zwiſchen Himmel und Erde

Novellenfragmente

herausgegeben von

Paul Merker und Hans Heinrich Borcherdt

1 · 9 · 1 · 4

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Einleitung zu „Zwiſchen Himmel und Erde“

So reichhaltig der literariſche Nachlaß Ludwigs an Skizzen und Entwürfen zu ſeiner dramatiſchen Produktion iſt, ſo wenig bietet er im allgemeinen an Vorſtufen und Vorarbeiten für die epiſchen Werke. Zwar ſind auch für eine Reihe nicht zum Abſchluß gekommener Romane und Novellen umfangreiche Planhefte vorhanden, die wie bei den Dramen die Wandlungen des Stoffes verfolgen laſſen. Die fertigen Werke epiſchen Inhalts aber verraten verhältnismäßig wenig von ihrer Entſtehungsgeſchichte. Für die kleineren Erzählungen ſind nur ein paar kurze Entwürfe nachweisbar (vgl. Apparat zu Band I). Die „Heiteretei*) und ihr Widerſpiel“ bieten zwar in dieſer Hinſicht mehr, jedoch auch hier nehmen die erhaltenen Vorſtudien im Vergleich zu den Entwürfen der dramatiſchen Arbeiten einen geringen Raum ein (vgl. Apparat zu Band II). Von dem Roman „Zwiſchen Himmel und Erde“ aber iſt in den geſamten, etwa zweihundertundfünfzig Heften des Nachlaſſes keine Spur einer Vorſtudie oder Skizze zu finden. Und doch iſt es, auch abgeſehen von der wohlüberlegten Kompoſition dieſes Werkes, bei der ganzen Arbeitsweiſe Ludwigs von vornherein unwahrſcheinlich, daß er die ganze weitſchichtige Erzählung aus einem Guß in fortlaufender Niederſchrift geſtaltet haben ſollte. Vielmehr müſſen wir wohl hier wie bei den übrigen epiſchen Arbeiten das Walten eines ungünſtigen Geſchickes annehmen, das die Vorſtudien und Entwürfe vernichtete. Da Ludwig in den fünfziger Jahren, wo ſeine ganze heiße Liebe bereits dem Drama galt, kein beſonders inneres Verhältnis zu ſeiner Romanſchriftſtellerei hatte, vielmehr in ihr nur ein Mittel zum Zweck ſah und über den äußeren Erfolg ſelbſt erſtaunte, war dem Spiel des Zufalls ganz anders Tor und Tür geöffnet als bei dramatiſchen Vorarbeiten, die er ſorgſam hütete und für eine etwaige ſpätere Wiederaufnahme des Stoffes zurücklegte.

---

*) Gegen den Einwand Witkowskis, der die Schreibung Heiteretei im zweiten Bande beanſtandete, iſt darauf hinzuweiſen, daß Ludwig ſelbſt in den allein in der Originalhandſchrift erhaltenen Entwürfen Heiteretei, bez. Heitertei ſtets ohne h ſchreibt. Der Vergleich mit Werther iſt völlig unzutreffend, da es ſich dort um einen Eigennamen, hier aber, da das Mädchen Annedorle heißt, lediglich um einen von dem Adjektivum heiter abgeleiteten Spitznamen handelt, der offenbar erſt in der Druckerei jene Schreibweiſe annahm. Nach den für die Ausgabe gültigen Orthographieregeln war alſo Heiteretei zu ſchreiben, vgl. auch das im Roman ſelbſt vorkommende Bravetei, ferner Narretei u. a.

Andererſeits freilich können ſolche Entwürfe und Skizzen nicht allzu umfangreich geweſen ſein, da nach den wenigen Daten, die ſich für die Entſtehungsgeſchichte von „Zwiſchen Himmel und Erde“ ermitteln laſſen, ein nur verhältnismäßig kurzer Zeitraum zur Verfügung ſteht. Nachdem Ludwig unter dem Einfluß Auerbachs, der nach Devrients Weggang von Dresden die Rolle des literariſchen Mentors allein übernahm, im Frühjahr 1854 die „Heiteretei“ vollendet hatte, war die zweite Hälfte dieſes Jahres ſowie die erſten Monate des folgenden in der Hauptſache von dramatiſchen Arbeiten erfüllt, insbeſondere von einer erneuten energiſchen Inangriffnahme des Agnes Bernauerſtoffes. Erſt als Anfang April 1855 Ernſt Keil, der Verleger der „Gartenlaube“, und A. Dürr, der Verleger der Novellenzeitung, ſich an den Dichter wandten und ſich, offenbar unter dem Eindruck des Heitereteidruckes in der Kölniſchen Zeitung, für die Übernahme von Novellen empfahlen (vgl. Ludwig an M. Heydrich, 5. April 1855) und gleichzeitig der wachſende Familienkreis neue pekuniäre Sorgen brachte, ſcheint der Dichter dem Gedanken, ſich wiederum dem epiſchen Fache zu widmen, näher getreten zu ſein. So ſchrieb er am 30. April 1855 dem väterlichen Freunde Ambrunn, mit dem Bemerken, daß ihm bereits von verſchiedenen Seiten lockende Anerbieten für Romane und Novellen gemacht worden ſeien, in die Heimat: „Ich werde mich doch am Ende dem erzählenden Foche widmen. Schauſpiele, wenn ſie gut einſchlagen, tragen zwar bedeutend mehr ein, aber wie ſchwer iſt’s, in dieſem Fache der eigenen, der Kritik und des Publikums Anforderungen zugleich zu genügen, nicht zu reden von der Theaterzenſur, die die beſten hiſtoriſchen Stoffe unmöglich macht.“ Da für die folgende Zeit Briefe und Tagebuchnotizen fehlen, iſt auch von dieſer Seite kein Licht für die Anfänge des Romans „Zwiſchen Himmel und Erde“ zu erwarten. Die früheſte ſichere Nachricht findet ſich erſt in einem auch nur im Konzept und lückenhaft erhaltenen Briefe an Ernſt Keil vom Dezember 1855, in dem Ludwig den Wiederempfang des von der Gartenlaubenredaktion aus Raumgründen abgelehnten Manuſkripts beſtätigt und „die verſprochene Erklärung zum Einrücken in die Gartenlaube“ überſendet. Letztere iſt offenbar in Beziehung zu ſetzen zu einer Voranzeige am Schluß des dritten Quartals der „Gartenlaube“ (1855, Nr. 39), wo es u. a. heißt: „An novelliſtiſchen Beiträgen werden die kommenden Nummern außer den permanenten von Ludwig Storch, Ferd. Stolle, Schrader u. a. noch enthalten: ‚Zwiſchen Himmel und Erde‘, Novelle von Otto Ludwig, dem ſchnell bekannt gewordenen Dichter des ‚Erbförſters‘.“ Jene Erklärung Ludwigs, die übrigens nicht zum Abdruck kam (vgl. die kurze Notiz in der Gartenlaube 1856, Nr. 19), läßt in ihren erſten Worten zum mindeſten die Möglichkeit offen, daß der „Ausarbeitung“ im Herbſt bereits im Sommer 1855 Studien und Entwürfe vorangegangen waren. Die von Ludwig vorgeſchlagene Erklärung hat in ihren hier allein intereſſierenden Anfangspartien folgenden Wortlaut: „Dieſen Herbſt begann ich die Ausarbeitung einer Erzählung ‚Zwiſchen Himmel und Erde‘. Da ich meinte, ſie würde, wenn fertig, den Raum nicht überſchreiten, den die Gartenlaube einer ſolchen Arbeit gönnen kann, ſagte ich ſie dem Verleger derſelben, meinem verehrten Landsmann, erfreut und bereitwillig zu. Herr Ernſt Keil hat daraufhin mir und meinem Verſuch die Ehre angetan, deſſen Erſcheinen in der Gartenlaube im voraus anzukündigen. Unglücklicherweiſe — für mich — wuchs mir unterdes die Erzählung unter den Händen in die Länge, weit über den Rahmen hinaus, den die Gartenlaube für ſie bereit hielt.“ Es folgt dann noch die Verſicherung, daß nicht der Verlag, ſondern lediglich der Verfaſſer ſelbſt die Schuld trage und der Leſerkreis mit einer anderen Erzählung aus derſelben Feder entſchädigt werden ſolle. Freilich erſchien dann weder das Bachmärchen „Die neue Undine“ noch die humoriſtiſche Geſchichte „Aus dem Regen in die Traufe“, die nach dem weiteren Wortlaut des Briefes damit gemeint waren, in der „Gartenlaube“ (vgl. Band II, S. XXVI).

Neue Ausſichten für die Drucklegung des Romans „Zwiſchen Himmel und Erde“ aber eröffneten ſich, als im Februar 1856 der Frankfurter Verleger Meidinger mit dem Dichter in geſchäftliche Verbindung zu treten wünſchte. Da Auerbach, deſſen Rat Ludwig auch hier zuvor erbat (vgl. Ludwig an Auerbach, 20. Februar 1856), keine Einwände erhob, ſcheint die kontraktliche Regelung raſch vonſtatten gegangen zu ſein. Im April war der Druck bereits im Gange, erfuhr aber dann eine unliebſame Unterbrechung, da „der Waſſermangel die ſchnelle Beſchaffung des Papiers hinderte“. In demſelben Brief vom 11. April 1856, in dem Ludwig dies an Auerbach berichtete, teilte er ihm die Widmung des Werkes mit: „Das ‚Zwiſchen‘ hab' ich, beiläufig geſagt, Dir gewidmet, wie Du bald leſen wirſt. Du haſt mir's möglich gemacht, das Ding hervorzubringen, drum hat es Recht und Pflicht, Deinen Namen auf ſeiner Stirn zu tragen.“ Die Hoffnung freilich, den Roman noch bis zur Oſtermeſſe herauszubringen, erfüllte ſich nicht. Noch am 19. Mai 1856 bedauert Ludwig in einem Briefe an Ambrunn, kein Exemplar mitſenden zu können, obwohl er ſchon „vor etwa einem Monat die letzte Reviſion geleſen“ habe. Erſt Anfang oder Mitte Juni muß dann das Werk erſchienen ſein. Denn am 23. Juni konnte Ludwig an Auerbach von dem durch die Erzählung bewirkten Umſchlag in dem Urteile Keils und Stolles über ſeine epiſche Leiſtungsfähigkeit berichten (vgl. Band II, S. XXVII), und vom gleichen Tage datiert iſt ein Schreiben Landesmanns aus Wien, in dem dieſer für das ihm zugeſtellte Exemplar dankt und zwei Abzüge ſeiner Beſprechung mitſendet.

Wenn es auch bei dieſem Werk Ludwigs nicht an abfällig urteilenden Stimmen fehlte, ſo ſprach ſich doch im ganzen die private und öffentliche Kritik von vornherein anerkennender wie ſonſt aus. Voran gingen mit ihrem begeiſterten Urteil zwei namhafte deutſche Dichter. Paul Heyſe ſchrieb am 3. Dezember 1856 in einem längeren Brief an den Dichter: „Wie wenig von dem, was ich Ihrer Novelle verdanke, wird Ihnen aus dieſen Zeilen entgegenſehn! Und doch war ſie in der Stille unſeres märkiſchen Idylls wochenlang unſer Geſpräch und verleidete uns, außer den Seldwylern, alles andere, was ſich für Roman oder Novelle ausgeben wollte.“ Er betonte weiterhin, daß ihm im Gegenſatz zu anderen Urteilen das Verhalten des Haupthelden durchaus ſeinem Charakter gemäß und konſequent erſcheine, und fuhr dann fort: „Ich kann mich noch jetzt, wenn ich der Höhepunkte Ihres Werks gedenke, ſogar phyſiſch auf die Erſchütterung zurückbeſinnen, mit der mich das wunderbare Schickſal anrührte. Wie Orgelmuſik, in welche ſich vom Chor herunter Poſaunen miſchen, durchdröhnte mich's feierlich und gewaltſam und melodiſch zugleich. Dergleichen iſt wohl in Proſa nie erſchaffen worden; und ſelbſt von anderer Dichtkunſt, wenn ich nach Ähnlichem ſuche, was an heroiſcher Schlichtheit und harter granitner Würde ſich damit meſſen könnte, fällt mir doch wieder nur Ihre Makkabäertragödie ein. Ich wüßte nicht, daß auf die ganz beſondere Art des Erhabenen, wie ſie Ihrer Natur eigen iſt, ſchon irgendwer tiefer eingegangen wäre.“ Ähnlich begeiſtert ſchrieb wenig ſpäter, am 28. Januar 1857, Emanuel Geibel an den Verfaſſer: „Ich zähle Ihre Novelle zu dem Beſten, was wir auf dieſem Gebiete beſitzen. Wie ganz anders als in der noch im realiſtiſchen Detail auseinanderflutenden ‚Heiteretei‘ baut ſich hier das Ganze auf, wie ſcharf und beſtimmt entwickelt ſich Schritt vor Schritt das Notwendige, bis zuletzt — zwiſchen Himmel und Erde — die Geſtalten in wahrhaft tragiſcher Größe vor uns ſtehen.“ Von den öffentlichen Stimmen ließ ſich zuerſt das Cottaſche Morgenblatt (5. Oktober 1856) in einem Artikel vernehmen, der vermutlich der Feder des Redakteurs Hauff entſtammt. Er findet zwar den Inhalt etwas ſchwül und peinigend und die Lektüre nicht leicht, weiß aber die Vorzüge dieſer pſychologiſchen Darſtellung, deren Seelenſchilderung vielfach an Shakeſpeare erinnere, gebührend hervorzuheben und ſieht in dem Ganzen „das Werk eines Mannes, der tief innerlich arbeitet und die Geſtalten ſeiner Phantaſie mit künſtleriſcher Energie zur Anſchauung zu bringen weiß". Nicht ſo ohne weiteres zuſtimmend dagegen war die Kritik, die Julian Schmidt in einem langen Aufſatz der „Grenzboten" (1857, S. 401–412) dem Roman zuteil werden ließ. Zwar ſieht er in ihm gegenüber dem „Erbförſter" einen großen Fortſchritt, zumal ſich hier das Talent des Dichters „in ſeiner ganzen Sinnigkeit und Kraft" habe entfalten können. Daneben aber betont er den peinigenden Geſamteindruck und das Unbefriedigende des Ausgangs der Erzählung, da „die Form der Entſagung gegen alle Analogien der menſchlichen Natur verſtößt". Er gibt vielmehr der Überzeugung Ausdruck, daß ein ſolcher originaler Charakter wie Apollonius, dieſer „wunderliche Heilige", nur in humoriſtiſcher Behandlungsweiſe erträglich und verſtändlich ſei*). Noch ablehnender fiel das Urteil Gutzkows aus, der freilich aus perſönlichen Gründen nicht unparteiiſch war. Als er in einer Sammelkritik ſeiner „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (1857, S. 270–272) auch auf Ludwigs Roman zu ſprechen kam, gab er zwar zu, daß der Verfaſſer „ein geſchickter Anatom der Seele" ſei, fand aber andererſeits, daß „die Erfindung ſelbſt an Unmöglichkeiten kranke" und das kleinbürgerliche Milieu wie die realiſtiſche Darſtellung ſich nicht mit den geſchilderten „reinidealen Konflikten der Ehre und der Liebe" vereinigen laſſe. Außerordentlich anerkennend dagegen äußerte ſich die Revue des deux mondes (vgl. Ludwig an Ambrunn, 26. März 1857). Eine längere Kritik, in der Profeſſor Saint-René Taillandier Ludwigs Roman zuſammen mit Guſtav Freytags „Soll und Haben" beſprach, hob feinſinnig die Sicherheit der Linienführung und die Tiefe der Seelenſchilderung hervor, indem ſie gleichzeitig den franzöſiſchen Leſern durch ausführliche Inhaltsangaben und Überſetzungsproben eine Vorſtellung von der poetiſchen Kraft dieſes noch wenig bekannten deutſchen Autors zu geben ſuchte.

Dieſe günſtige Rezenſion ſcheint die unmittelbare Anregung für eine Anfrage des Pariſer Verlags Hachette geweſen zu ſein, der gegen das Honorar von 250 Fr. das Überſetzungsrecht zu erwerben ſuchte und nach einer Rückſprache Ludwigs mit Auerbach (vgl. den Brief vom 21. März 1857, ſowie den noch im Goethe- und Schillerarchiv erhaltenen Verlagskontrakt) auch erhielt*). Unterdeſſen aber hatte ſich auch das Bedürfnis einer zweiten Auflage der deutſchen Ausgabe herausgeſtellt, da der Roman viel geleſen wurde und auch in Öſterreich ſein Publikum fand (Ludwig an Ambrunn, Januar 1858). Nachdem der Verleger Meidinger im Februar 1857 dem Dichter davon Mitteilung gemacht hatte, ſandte Ludwig ein zu dieſem Zwecke durchſchoſſenes Exemplar der erſten Auflage an Auerbach, um dieſem Gelegenheit zu Verbeſſerungsvorſchlägen zu geben (vgl. Ludwig an Auerbach, 16. Februar 1857). So wird es verſtändlich, daß die zweite Auflage zwar keine inhaltlichen Veränderungen, aber zahlreiche ſtiliſtiſche Verbeſſerungen brachte (vgl. Lesarten S. 307 ff.). Daneben iſt die durchgehende, wenn auch nicht ſtreng durchgeführte Tendenz zu beobachten, anſtelle der verkürzten und elidierten Formen die ſchriftgemäßen volleren Formen treten zu laſſen. Der noch leicht der Unterhaltungsſprache angeglichene Sprachcharakter der erſten Auflage iſt damit auf ein etwas höheres ſtiliſtiſches Niveau gehoben worden. Dieſer zweiten verbeſſerten Auflage des Jahres 1858 folgte 1862 noch eine dritte, die indeſſen lediglich einen Neudruck darſtellte.

---

*) In einer ſpäteren Charakteriſtik hat übrigens Julian Schmidt bei weitem gerechter über den Roman Ludwigs geurteilt.

Aus einem Briefe Ludwigs an Ambrunn vom Januar 1858 iſt zu entnehmen, daß der Roman „Zwiſchen Himmel und Erde“ auch in Eisfeld, der Vaterſtadt des Dichters, allgemeiner bekannt wurde, indem eine öffentliche Vorleſung ſtattfand. Es konnte nicht fehlen, daß auch hier wieder, ähnlich wie kurz zuvor bei der „Heiteretei“ und beim „Erbförſter“, Beziehungen und Deutungen laut wurden, die Einzelheiten der Erzählung an heimatliche Dinge und Perſonen anknüpfen wollten. Und doch iſt es von vornherein wahrſcheinlich, daß dieſer im weſentlichen auf das ſeeliſche Leben von vier Menſchen geſtellte Roman weit weniger in realen Vorausſetzungen wurzeln konnte als die Liebesgeſchichte vom Holdersfritz und der Heiterethei, die ſich auf dem breiten Untergrund eines kleinſtädtiſchen Milieus aufbaut. An wirklich nachweisbaren Heimaterinnerungen, die für den Roman fruchtbar wurden, wird man nur den großen Eisfelder Stadtbrand vom Jahre 1822 anführen können, der umſo tiefer ſich dem Knaben Otto Ludwig einprägen mußte, als er bedeutſam auch in das eigene Familienleben eingriff. Ebenſowenig darf die literariſche Tradition als ſtoffliche Grundlage herangezogen werden. Zwar war das Grundmotiv der Erzählung, das feindliche Verhältnis zweier Brüder zueinander, ſowohl in ſeinem reinen Typus als auch in der Verbindung mit dem Nebenmotiv, das die Liebe zweier Männer zu derſelben Frau behandelt, oft genug in der älteren Literatur vorgezeichnet, ohne daß es aber nötig wäre, daher eine Beeinfluſſung abzuleiten. Ludwigs ſtarke Phantaſie, die auch ſonſt, von ſeiner Jugendzeit abgeſehen, merkwürdig wenig Abhängigkeit von literariſchen Vorbildern zeigt, konnte völlig unabhängig auf einen ſolchen elementaren Vorgang im menſchlichen Zuſammenleben kommen. Auch die von E. Feiſe*) angenommene Parallele in A. G. Meißners Erzählung „Der Schieferdecker“ iſt nicht ſo überzeugend, daß ein Zuſammenhang erwieſen wäre. Dagegen ſcheint unleugbar, daß die Hauptperſon des Romans, der ſtark innerlich veranlagte, ethiſch hochſtehende, aber das eigene Handeln und Denken mit unerbittlicher Selbſtkritik verfolgende Apollonius viel von Ludwigs eigenem grübleriſch-ſpekulativen Charakter erhalten hat. Nicht unmöglich iſt auch, daß Chriſtine in ihrer ſtillen Weiblichkeit und hausfraulichen Mütterlichkeit manchen Zug ihres Weſens Ludwigs eigener Frau Emilie verdankt. In formaler Hinſicht iſt auf die vielfachen Zuſammenhänge zwiſchen der Technik dieſer Erzählung und den etwa gleichzeitigen epiſchen Studien Ludwigs zu verweiſen, wenn auch in dieſem Roman, anders als in der „Heiteretei“, bereits ein Hinauswachſen über Ludwigs eigene theoretiſche Erwägungen und fremde Muſter zu beobachten iſt*).

---

*) Daß daneben noch andere franzöſiſche Überſetzungen in Frage kommen, folgt aus einem Brief Ludwigs an Ambrunn vom Januar 1858, wo es anknüpfend an den Kontrakt mit Hachette heißt: „Nun iſt in Paris eine Überſetzung als Buch erſchienen, nicht lange darauf in einer der vornehmſten politiſchen Zeitungen Brüſſels im Feuilleton eine, und wieder bald darauf die dritte in Lüttich als Buch in zwei Bändchen.“ Weitere Briefe an Ambrunn vom 16. Auguſt und 12. Dezember 1858 ſprechen noch von je einer italieniſchen und ungariſchen Überſetzung ſowie von Verhandlungen mit engliſchen Überſetzern.

---

*) Euphorion XIV (1907) S. 778–783.

Beſonders bedeutſam aber für die Auffaſſung und Tendenz dieſes Romans ſind ſchließlich einige Urteile von Ludwig ſelbſt über ſein Werk, zeigen ſie doch den tieferen Sinn, der hinter dieſem erſchütternden Seelengemälde verborgen liegt und beſonders in der Geſtalt des Apollonius zum Ausdruck kommt. Schon als Ludwig der damals bereits in Karlsruhe anſäſſigen Familie Devrient den Roman überſandte, ſchrieb er am 23. Auguſt 1856 an Thereſe Devrient einen Brief, der für die früheren Dresdener Freunde die Abſicht des Dichters kundgab. Er charakteriſiert das Werk dort mit folgenden Worten: „Das Ding iſt keine Erzählung und kein Drama; auch habe ich beim Verfertigen desſelben weder gefragt: wird der Äſthetiker loben können? noch: wird es dem Publikum nach Wunſche ſein? ſondern: was tut der Nation not? Ich konnte mir nicht anders antworten als: *ſittliches Aufraffen.* Das harmoniſche Friedensregiment des Schönen hat wie jeder langandauernde Friede ein entnervendes Moment; wir alle können leider aus Erfahrung davon ſagen. Und ſelbſt die Humanität bringt ihre übeln Folgen, daß, wenn wir in ihrer Übung uns gewöhnt, die Verſchuldungen anderer mit dem Liebesmantel des Zwanges der Verhältniſſe zuzudecken und nicht mehr den Menſchen, ſondern den Staat, Stand und andere dergleichen Sühnböcke anzuklagen, ja in dem Schuldigen noch obendrein Opfer fremder Schuld zu bemitleiden, wir dies Verfahren, und wahrlich nicht zu unſerem Heile, auf uns ſelbſt zu übertragen in Gefahr geraten. Aber ich ſage da, was Sie ſelbſt als Abſicht aus der Geſchichte herausleſen werden, ja, denk' ich, bereits aus meinen frühern Sachen herausgeleſen haben.“ Noch eingehender als in dieſen Andeutungen ſpricht ſich Ludwig über die Tendenz ſeiner Dichtung in einem, freilich in nur ſehr fragmentariſchem Zuſtand erhaltenen Briefkonzept aus (vgl. Goethe- und Schillerarchiv VII 7). Weder der Empfänger noch die Zeit dieſes im Original nicht nachweisbaren Briefes iſt dabei erwähnt. Doch ſcheint es, beſonders im Hinblick auf den Anfangspaſſus, ſo gut wie ſicher, daß als Adreſſat Eduard Devrient in Frage kommt, der ſich, wie andere Briefurteile zu erkennen geben, über die in Apollonius verkörperte Grundidee abſprechend geäußert hatte. Dies ſcheint der Anlaß für Ludwig geweſen zu ſein, ſeine Gedanken ausführlicher zu Papier zu bringen. Es heißt in dem für die Auffaſſung des Romans bedeutſamen Dokument, in dem ſich der Dichter gegen den Vorwurf asketiſcher Lebensauffaſſung verteidigt:

---

*) Vgl. H. Lohre, Otto Ludwigs Romanſtudien und ſeine Erzählungspraxis, Berlin 1913.

„Unter dieſem ſittlichen Aufraffen verſtand ich zunächſt — und es war ja auch nur inbezug auf das Wie des Buches davon die Rede — daß ich die Anforderungen der Sentimentalität und der daraus entſtehenden äſthetiſchen Unwahrheit durchaus nicht hören wollen beim Verfaſſen. Und das iſt wohl nichts Neues bei mir. Kenn' ich den Schlendrian nicht? Zuletzt mußte Apollonius der lieben Sentimentalität wegen aus ſeinem Charakter fallen, der beſchränkte Hypochonder mußte zu einem abſolut menſchlich ſittlichen Ideal werden. Der Alte dazu. Die Leute heirateten ſich. Apollonius bekam auch keinen Rückfall in ſeine Hypochondrie, ſondern die Ehe war die glücklichſte, der Alte ſelbſt — die andere Seite des Hypochonderſchickſals, nämlich die ſich ergibt, wenn die Hypochondrie gar kein Gegengewicht mehr in äußerer Thätigkeit findet — wurde noch eine gemütliche Seele und ſchaukelte in Gemütlichkeit zerfließend die junge Hypochondriſtenbrut. Recht; die Weiber unter Damen und Herrn wären befriedigt geweſen, aber — nun ja, ich ſelbſt hätte mich geſchämt in tiefſter Seele: Haben Sie nie bei Voß gegen das Ende die Empfindung gehabt: ach, es iſt doch verwünſcht! ich meinte, es wären wirkliche ſtolze pp. Menſchen, die Händel mit einander hatten, und ich intereſſierte mich für ſie wie für wirkliche Menſchen; aber der Stolz pp. waren ja nur Theaterkleider pp., der Harte ſtellte ſich ja nur ſo, er iſt in der Tat der gemütlichſte Kerl von der Welt. Und wozu dann all die Arbeit? Wozu dann all die Züge der Ängſtlichkeit und Hypochondrie in Apollonius, wenn das Reſultat herauskommen ſollte, er ſei kein Hypochonder.

Dieſe ſittliche Aufraffung iſt von größerer Bedeutung als ſie ſcheint; wir Deutſchen beurteilen die wirklichen Menſchen juſt ebenſo, wie wir die Büchermenſchen beurteilen, das macht uns politiſch zu ſolchen Pfuſchern, wie wir ſind; wir könnten uns ſchon entſchließen zu kämpfen —

Ich hätte eher den Vorwurf des Materialismus gefürchtet als den der Asketik. Ich habe die Schickſale beider Enden der Menſchheit ge[treulich] dargeſtellt, das des Frivolen und das des Angſtlichen; das Ideale liegt unſichtbar in der Mitte, ſelten wird es vorkommen, ſo Mil[lionen] Typen zwiſchen den Enden liegen. Und wenn dieſes eine rechte im Leben vorkäme, in der Poeſie kann man den vollkommenen Charakter nicht brauchen. Und mein Rat geht ja eben darauf: das Leben verſtehen und beherrſchen lernen, dem Verſtande folgen, aber die dunkle Macht des Gefühles nicht zu beleidigen. Dieſer Rat iſt ſo wenig asketiſch, daß man ihn vielmehr lebensklug nennen könnte, mehr noch als lebensweiſe.

Apollonius handelt als Hypochonder, was er einmal von Natur iſt und wozu ihn die Situationen, in die er gerät, immer mehr machen müſſen, zuletzt nur [lädierte Stelle] er wählt die Diät, bei der er ſich am wohlſten finden wird. Wenn er, um den gerechten Anforderungen des Weibes zu genügen, ihr [und] ſein Glück den Buchſtaben der Pflicht opferte, dann wär' er ein Tugendheld.

Die Frauen ſind einmal naiv, ſo naiv, daß man aus einem guten Burſchen eine völlige Karrikatur machen muß, ſollen ſie nicht [wünſchen?], der Autor habe in ihm ein abſolutes Ideal geben wollen. Wenn nicht — freilich maskiert — am Ende nur die liebe Amüſementsſucht dahinter ſteckt, die durch die Konſequenz der Wahrheit beleidigt wird, die weichliche Gemüter beleidigt [lädierte Stelle]. Und doch, wie oft ſtreift der Charakter des Apollonius, wie ich ihn gezeichnet habe, an die Karrikatur! Aber Sie, lieber [Freund?], ein Mann, nur einer, wie er ſein muß, können Sie denn im Ernſte meinen, ich ſtelle das Federchenblaſen, die Angſtlichkeit [mit dem] Lichte, den wunderlichen Eigenſinn, den ein ſchiefwinklig mit dem Tiſche liegendes Lineal, ein nicht rechtwinklig [gedrehter] Fenſterwirbel aus der Faſſung bringen kann, als Muſter auf, d. h. ich ſage, ſeht, wenn ihr wahrhaft moraliſche Menſchen ſeid, [muß] euch ein Federchen in Verzweiflung bringen pp. Sind denn die Züge alle nicht übertrieben? wie ſie [lädierte Stelle] dem Hypochonder eigen ſind? Nein, lieber Freund, Sie haben das Buch nicht ſelbſt geleſen, ſonſt würden Sie gefunden ha[ben, daß] ſein Tun, ſein Entſchluß, den Sie eine Entſagung nennen, völlig in Harmonie mit jenen Zügen ſteht, [und er?] auch in dieſem Entſchluſſe der naive Federchenblaſer iſt und keineswegs ein geſpreizter Tugendheld. Und wozu alle jene Züge, wenn als Endreſultat herauskommen ſoll, er ſei kein Hypochonder? Nichtsdeſtoweniger iſt ſein Entſchluß ſittlich, d. h. für ihn. Denn [ein ſittliches?] Handeln iſt keine Schablone; wenn ein kräftiger, unverheirateter pp., der gut ſchwimmen kann, in einen reißenden Strom [ſpringt?], ein hineingefallenes Kind zu retten, ſo handelt er ſittlich in derſelben Tat, in der der Vater einer großen, ar[men] Familie, wenn er vollends noch kränklich iſt und nicht ſchwimmen kann, ſehr unſittlich erſcheinen würde, auch wen[n es] ihm gelänge. Der leitende Gedanke meines Buches iſt: Jeder Menſch ſchafft ſich ſein Schickſal, ſeinen Himmel ſelbſt, wohlverſtanden aber: eben nur den ſeinen. Drum leugne ich ja eben in dieſen Zeilen ausdrücklich den objektiven Himmel, wie ihn die Religion aufſtellt. Wer einen Himmel wie Apollonius haben will, der handle wie er.

Gott wird die Menſchen nicht über Bauſch und Bogen alle zuſammen nach einem objektiven, ſondern jeden nach dem ſubjektiven Geſetze richten, das er ihm in die Bruſt gegeben; vielmehr Gott tut das ſchon [unleserliches Wort], d. h. des Menſchen eigenes Gewiſſen tut es. Der Menſch wird dem Menſchen meiſtens Unrecht tun, wenn er ihn ſittlich richten will. Nur über die Menſchen des Dichters kann er's, in deren inneres Geſetz der Dichter ihn blicken läßt — und dieſes innere Geſetz iſt's eben erſt, was eine poetiſche Geſtalt über einen poetiſchen Schatten erhebt. An ſolchen Fällen, meine ich, ſoll man wirkliche Fälle beurteilen lernen; darum will ich eben vom Dichter ſittliches Aufraffen, daß er nicht äſthetiſche Schatten ſchaffe, ſondern Menſchen, die ihren Maßſtab des Sittlichen in ſich tragen. Und eben das Urteil, das hier an die beſonderen Menſchen eine Schablone legen will, beweiſt am meiſten meine Behauptung, daß wir ſittlichen Aufraffens bedürfen, wie oberflächlich unſer ſittliches Urteil iſt. Wenn Sie mich einen Asketen nennen, weil ich einen Hypochondriſten mit ſeinem eigenen Maßſtabe meſſe, ſo könnte ich Ihnen mit mehr Recht ſittlichen Zelotismus vorwerfen, weil Sie alle Menſchen tyranniſch nach einem und demſelben äußeren Geſetze beurteilen. Ja, wir Deutſchen haben die Gabe, allgemeine Geſetze zu entwickeln, aber das allgemeine Geſetz dem beſondern Falle richtig anpaſſen, das können wir nicht. Das iſt's, was uns in allen [unleserliches Wort] des Tuns ſo ungeſchickt macht. Das Denken hat es bloß mit allgemeinen Geſetzen zu tun, das handelnde Leben aber beſteht aus lauter einzelnen Fällen. Denn dieſelbe Natur, die in dem einzelnen Falle entſcheidet, iſt's, die ihn herbeigeführt hat. Der Menſch iſt ſeines Schickſals Schmied, aber nicht mit einem einzelnen Schlage macht er's fertig; jeder einzelne Gedanke, jede einzelne Tätigkeit, wenn noch ſo klein, iſt ein Hammerſchlag davon.

Ich ſchrieb ja, daß ich nicht auf das Äſthetiſche gedacht habe, d. h. nicht an das, was gefällt, ſondern was wahr iſt. Deshalb werden Sie mich keinen ſittlichen Asketen nennen dürfen, wenn ich auf Konſequenz in der Charakterzeichnung dringe und aus einem Hypochonder nicht durch einen Theaterſtreich ein abſolutes menſchliches Ideal mache, auch nicht, wenn ich ſolchen Taſchenſpielerſtreich unſittlich nenne. Sittliches Aufraffen aus der unſittlichen Sentimentalität, die alles für gut nimmt, wenn ſie ſich gekitzelt ſieht und lieber den Selbſtvorwurf der Dummheit erträgt . . .

Am Rande: Fritz und Apollonius ſind zwei Typen der Äußerſten der Menſchheit, zwiſchen den Millionen Nuancen, der Frivole und der Ängſtliche, und der eine immer frivoler, der andere immer ängſtlicher; das Ideal liegt in der Mitte zwiſchen beiden.

Ich ſage: der Menſch ſoll nicht beſſer ſein wollen, als Gott ihn will. Wenn dieſer Satz anders einen [Sinn?] hat, ſo kann es nur der ſein: der Menſch ſoll nicht beſſer ſein wollen, als ſein Gewiſſen ihn will. [Was?] wiſſen wir von Gott, als worauf unſer Gewiſſen uns leitet? Wo ſpricht er ſelbſt oder hat er anders geſprochen als durch das Gewiſſen? Sie meinen, in Leuten gemeinen Standes kann kein zartes Gewiſſen ſein. Und doch war der Menſch, der das zarteſte Gewiſſen hatte unter allen Menſchen, von denen ich weiß, Chriſtus, armer gemeiner Leute Kind. Und in einer Zeit, die weder eine Religion, die als allgemeinſtes Bildungsmittel auf die Gewiſſensgeneſis auch des Ärmſten und Gemeinſten Einfluß übt — noch eine Wiſſenſchaft beſaß, der ein ſo überzartes Gewiſſen ihres Begründers oder ihrer Fortführer zu Grunde lag, als derjenigen, die Chriſtus lehrte und die jetzt ihre Einflüſſe übt. — Wenn ich den Satz nun ſo gelten laſſe: Der Menſch ſoll nicht beſſer ſein wollen als Gott (G. ſein Gewiſſen) ihn haben will, ſo werde ich nicht der geringſten Inkonſequenz mich ſchuldig machen; denn wirklich und in der Tat ſtimmt er mit der leitenden Idee meines Buches völlig überein; (womit natürlich nicht geſagt iſt, daß er ſchlecht ſein ſolle und ſchlecht iſt, — was aber dem Gewiſſen widerſpricht.)

Die humane und philoſophiſche Bildung unſerer Zeit iſt allerdings über das Chriſtentum hinausgegangen, obgleich ſie für ihre neue Religion dieſen Namen beibehalten hat. Sie erklärt die ſchroffen Stellen, z. B. wenn dir einer eine Ohrfeige gibt pp., anders oder vielmehr ſie erklärt etwas anderes; dieſe neue Religion, die Religion des weniger hypochondern Gewiſſens als das chriſtliche iſt, kommt aber auch jetzt noch den ärmeren und niederen Ständen nicht zu gut.

Sie werden dem Apollonius ſeinen Himmel ſo wenig beneiden oder ſich denſelben wünſchen als ich; nichtsdeſtoweniger iſt er ſein Himmel.“

Ein Oktavblatt, das unverkennbar in dieſen Zuſammenhang gehört, bringt dazu noch folgende Bemerkungen:

„Erſtlich: Ich leugne die perſönliche Fortdauer keineswegs, aber ich laſſe ſie dahingeſtellt ſein — was wohl jeder Menſch muß. Meine Gedankenfolge iſt die: Daure ich perſönlich fort, ſo bleibt jedenfalls der innerſte Kern meines Ich, meine moraliſche Perſönlichkeit dieſelbe. An eine Änderung derſelben, an eine Befreiung von den Folgen meines moraliſchen Verhaltens während dieſes Lebens durch ‚die Gnade‘, oder wie man das Taſchenſpielerkunſtſtück, das der Gottheit zuzuſchreiben manche gut oder wohl beſſer geſagt bequem finden, kann ich nicht glauben. Würde mein moraliſcher Kern durch fremdes Einwirken auf mich ein anderer, ſo wäre ich nicht mehr ich; es wäre ein anderes, neues Geſchöpf, nicht ein fortdauerndes Ich.

Zweitens: der zuletzt ausgeſprochene Gedanke iſt wirklich die Intention des Buches. Mir iſt das Sittliche keine feſte Formel, ſondern ein Flüſſiges; ich ſehe darin nur die Einſtimmung unſers äußern Lebens mit unſerm innern Geſetz. Drum denke ich auch in Apollonius kein abſolutes Ideal der Sittlichkeit hinzuſtellen. Dasſelbe war ſchon bei meinem Erbförſter der Fall. Dieſes Trauerſpiel ſoll den Menſchen, die etwas von dem Gattungscharakter des Erbförſters in ſich wiederfinden, ſagen: Hältſt du ſo ſehr auf Recht, ſo haſt du dich umſomehr vor dem Unrechttun zu hüten, ſo mußt du um ſo vorſichtiger ſein, denn mit dem Maße, das du an Stein legſt, wirſt du dich dann ſelbſt meſſen müſſen. Deine Gefahr iſt, das der Rechtsſinn in dir in Rachſucht umſchlägt: ſiehe hier am Exempel dieſes Erbförſters, welche Trugſchlüſſe du meiden mußt, mit welchen Sophismen die in Rechtsſinn verkappte Rachſucht ihre Opfer zu fangen pflegt, damit dieſer rachſüchtige Rechtsſinn nicht, wenn der Rauſch der Leidenſchaft dich verläßt, dein eigener moraliſcher Henker würde. So ähnlich iſt Apollonius, nur daß dieſer vorſichtiger iſt. Heiratete er die Chriſtiane, ſo würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, ſein Wort zu halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch, die auf ihn ankern, mit ſcheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute Tat gibt, iſt keine, die einen abſolut neuen Menſchen aus ihm machte — eine ſolche Wirkung iſt in poetiſchen Arbeiten nichts als ein Taſchenſpielerſtreich des Dichters und ſelber eine unſittliche Handlung — ſie gibt ihm bloß die Kraft, den Entſchluß zu faſſen, der für ihn, wie er einmal iſt, der rettende wird, nämlich, — die Chriſtiane nicht zu heiraten. Meine Intention war, zu zeigen, wie jeder Menſch ſeinen Himmel ſich fertig mache und ſeine Hölle, d. h. ſeinen Himmel. Ich zeigte in zwei Menſchen die Extreme, zwiſchen denen es tauſend Nuancen gibt, in deren Mitte das abſolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für hundert andere ein Glück geweſen, für ihn iſt es keins. Seine zu große Gewiſſenhaftigkeit iſt nah daran, ebenſo ſein Verderben zu werden, als die Gewiſſenloſigkeit die des Bruders wurde. Er hat ſich zuletzt ſeinen Himmel geſchmiedet, ſeinen. Sie und ich beneiden ihn nicht um dieſen Himmel; uns wär' er keiner, ihm iſt er einer; wie unſer Himmel ihm keiner ſein würde. Dieſer ſcheinbare Widerſpruch ſollte durch Reflexion den Leſer zu dem Reſultate führen, daß, wie zu wenig Beſonnenheit, auch zu viel Beſonnenheit ins Verderben führen kann."

Leipzig, März 1914. Paul Merker.

Berichtigungen zum folgenden Text: S. 66,18 nach verſtehen lies: Dann war es da, was zu verhindern er ſeit Wochen ſich keine Stunde lang gegönnt. Dann war es da ...... S. 78,33 lies erkannte ſtatt wußte, S. 191,30 Dachhaken ſtatt Dachbalken.

Einleitung zu den Novellenfragmenten

I. Campana

Dieſes kleine, hier zum erſten Male veröffentlichte Novellenfragment iſt nach Ludwigs eigenem Zeugnis das älteſte unter den erhaltenen Jugendwerken. Es führt uns zurück in die Gymnaſiaſtenzeit in Hildburghauſen (1828), über die wir leider faſt gar nicht unterrichtet ſind. Wir wiſſen nur von ihm ſelbſt, daß er „viel mehr gedichtet als getrachtet" habe und daß ſein Klaſſenlehrer, Schulrat Profeſſor Witter, ſeinen poetiſchen Produkten lebhaftes Intereſſe entgegenbrachte. Im übrigen iſt unſere Kenntnis jener Zeit darauf beſchränkt, daß auch in Hildburghauſen die Muſik eifrig gepflegt wurde und daß der Knabe kleine Konzerte im Kreiſe ſeiner Mitſchüler zuſtande zu bringen ſuchte. Dieſe wenigen Notizen genügen nicht, um die Frage zu klären, wie weit perſönliche Erlebniſſe hier ihren dichteriſchen Niederſchlag gefunden haben. Freilich ſcheint ja das meiſte mehr erdacht als erlebt zu ſein. Aber das wenige, was auf eigene Beobachtungen zurückgeht, wie der Gang nach dem kleinen Städtchen, die Schilderung der Abendruhe und der Morgen beim Kantor, zeugt von einer unzweifelhaft ſtarken Begabung, ſo daß des Dichters ſpäteres Urteil „Jugendverſündigung" als zu herb erſcheint. Es darf nicht vergeſſen werden, daß es ſich um das Werk eines fünfzehnjährigen Knaben handelt, und als ſolches zeigt es doch eine erſtaunliche Reife.

Freilich laſſen ſich auch die Schattenſeiten aller Jugendwerke nicht überſehen: Noch zeigt ſich ein Prunken mit geiſtreichen und geiſtreich-ſein-ſollenden Einfällen, eine Überladung mit eigenen und angeeigneten Aphorismen und Aperçus, eine Häufung von Bildern und weithergeholten Vergleichen, wobei eine ſtarke Einwirkung der Lektüre Jean Paulſcher Werke zu verzeichnen iſt, ohne die der Stimmungsgehalt des kleinen Werkes ebenſo wie ſeine Diktion kaum zu denken iſt, wenn auch die ſchülerhaften Übertreibungen die Feinheiten der Jean Paulſchen Sprache nicht zur Geltung kommen laſſen.

Schmückende Beiworte, wie „ſchwarzumwallte“, „ſtrenggeaugte“, erinnern an Homer, der recht wohl in den Schulſtunden des Hildburghäuſer Gymnaſiums eine die dichteriſche Phantaſie des Knaben anregende Lektüre gebildet haben dürfte. Die zahlreichen, aus dem Gebiete der Muſik entlehnten Vergleiche und Bilder zeigen aber nicht minder wie der als muſikaliſche Novelle erdachte Stoff das Intereſſengebiet des Knaben an und erweiſen das Streben zu ſelbſtändiger Verarbeitung der Lektüre und zu eigener Darſtellung erlebter Eindrücke. So erſcheint das kleine Novellenfragment als ein wichtiges Dokument der Entwicklung des jungen Ludwig.

II. Aus einem alten Schulmeiſterleben

Das zweite Novellenfragment gehört zeitlich hinter das „Märchen vom toten Kinde“, das, wie ſchon in der Einleitung zu dieſem hervorgehoben wurde, in das „Schulmeiſterleben“ verwoben werden ſollte. Über die Entſtehung dieſes letzteren Werkes fließen leider die Nachrichten ſehr ſpärlich. Nur wenige Briefnotizen an Ambrunn geben darüber Anhaltspunkte. Am 17. Januar 1845 meldet Ludwig dem alten Freunde: „Daneben hab’ ich auch noch einige Novellen unter den Händen“, wobei auch an das „Schulmeiſterleben“ gedacht werden könnte, da er bereits am 17. März des gleichen Jahres ſchreibt: „Aber einen humoriſtiſchen Roman hab’ ich jetzt unter den Händen, der Glück machen muß. Ich glaube, daß der humoriſtiſche Roman mein eigentliches Feld iſt; meine ganze Natur und die meiſten meiner Studien ſtimmen vor allem zu dieſer Gattung. – Ich hoffe, Euch bald etwas Gedrucktes zuſenden zu können.“ In den folgenden Wochen wurde ſehr viel daran gearbeitet, ſo daß er ſchon am 21. Mai Ambrunn berichten konnte: „Von meinem Roman iſt in dieſen Tagen das erſte Bändlein vollendet und wandert ſogleich nach Leipzig, wo ich eines Buchhändlers ſchon ſo gut als gewiß bin. Von Anfang des Kontraktes mit dem Buchhändler werd' ich auf eigenen Beinen ſtehen . . ., aber eh' die Geſchichte mit dem Buchhändler im reinen, hab' ich keine rechte Ruhe." Ob bei dem „erſten Bändlein" an den Anfang des Romans zu denken iſt, erſcheint nach den ſpäteren Äußerungen zweifelhaft. Vielmehr iſt der Ausdruck wohl allgemeiner auf den zuerſt bearbeiteten Teil zu beziehen. Dann hören wir lange Zeit nichts von dem Werke, dem in dem Drama „Die Rechte des Herzens" ein gefährlicher Nebenbuhler erwachſen war. Wohl der ganze Herbſt war der Vollendung dieſes Dramas gewidmet, das ihm gegen Ende des Jahres die Bekanntſchaft mit ſeinem ſpäteren dramaturgiſchen Ratgeber Eduard Devrient verſchaffte. Wenn Ludwig nun am 5. Februar 1846 an Ambrunn ſchreibt: „Wenn meine Augen ſich beſſern, die mich ſeit vorigem Juni von Zeit zu Zeit ſehr genieren, wirſt Du auch bald den ‚Schulmeiſter' erhalten, einen närriſchen Kerl", ſo läßt ſich vermuten, daß er erſt kurz vorher die Arbeit wiederaufgenommen hatte, zumal da in den Januar und Anfang Februar 1846 die Umarbeitung der „Rechte des Herzens" fällt. Nun hielt der Dichter einige Wochen bei dem Roman aus, wie die Briefſtelle vom 28. März: „Jetzt hab' ich einen Schulmeiſterroman in Arbeit" beſtätigt. So konnte er am 14. April befriedigt an Ambrunn ſchreiben: „Von meinem ‚Mittelſtück aus einem alten Schulmeiſterleben; aus den Erinnerungen eines Emeritierten herausgegeben von Vetter Jakob' iſt ſchon die Hälfte fertig. Es wird aus zwei Bändchen à circa zehn Kapitel beſtehen, ein drolliges gemütliches Ding. Wenn mich nichts hindert, ſo fortzuarbeiten, wie ſeit etwa drei Wochen, ſo wird's noch im April fertig und in den erſten Wochen Mai's die Durchſicht und Nachfeilung." Aber dieſe Hoffnung erfüllte ſich nicht. Die Luſt zum dramatiſchen Schaffen regte ſich, und die Geſtalten der „Agnes Bernauer" tauchten wieder einmal vor ſeinem geiſtigen Auge auf. Zudem lag ihm bei ſeiner unſicheren Exiſtenz jetzt an einem raſchen Erfolge, während der Schulmeiſterroman immer mehr in die Breite ging und ein Abſchluß noch nicht abzuſehen war, ſo daß er reſigniert in die Entwürfe ſchreibt: „Aber die Geſchichte wird für meinen gegenwärtigen Zweck zu lang.“

Der Gedanke, das Leben eines Schulmeiſters in einem Roman zu ſchildern, war nichts Neues. Man wird ſogleich an Jean Pauls „Vergnügtes Schulmeiſterlein Wuz“, an ſeinen „Quintus Fixlein“, ſein „Leben Fibels“ und an Jeremias Gotthelfs „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters“ erinnert. Aber auch Heinrich Zſchokke, den Otto Ludwig Ende der dreißiger Jahre mit großer Freude geleſen hatte, hebt das Ideal vom Dorfſchulmeiſter mit ſeiner glücklichen Beſchränkung und Wirkſamkeit von einem Punkte u. a. in ſeinem „Millionär“ und in „Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts“ hervor. „Dorfſchulmeiſter,“ ſo ſchreibt der Held der erſtgenannten Novelle, „welch ein wichtiger Beruf! Konnte ich nicht von dem Punkte aus der Reformator eines ganzen Dorfes, der Heiland von tauſend verſäumten armen Leuten werden?“ Dieſes Eintreten für den Lehrerberuf mag mit dazu beigetragen haben, daß Ludwig ſich lange Zeit hindurch mit dem Plane trug, Schulmeiſter zu werden. Beſonders häufig wird die Sehnſucht nach einem ſolchen Landidyll in der trübſeligen erſten Leipziger Zeit ausgeſprochen. So heißt es am 6. März 1840 im Tagebuch: „Geh', mein Sohn, ergreife ein beſcheiden Metier, werd' ein Schulmeiſter. Es iſt beſſer, daß einem ein Amt zu eng ſei als zu weit!“ Und in den Aufzeichnungen vom 7. April des gleichen Jahres heißt es: „Im Wachen und Traum verfolgt mich beſtändig das Ideal eines Schulmeiſterlebens auf dem Dorfe, womöglich in ſchönem Klima, in der Nähe einer kleinen Reſidenz, wo Muſik und Theater blüht und eine gute Leihbibliothek, etwa bei Meiningen oder Koburg. Im Sommer Botanik pp. getrieben, wozu mir eine ungeheure Luſt erwacht iſt, gepelzt, gepflanzt, eine Kuh gehalten. Ich würde geſund. Ein patriarchaliſches Leben geführt! Das aber nicht eher, als bis ich gute Ausſichten habe . . . So daß ich nicht eher zu dichten oder zu komponieren brauchte, als wenn mich der Geiſt dazu triebe. Dazu einen hoffnungsvollen Jungen, in deſſen Unterricht ich auslernte. Was braucht' ich mehr?“

Am 24. Mai reſümiert er dann: „Der Schulmeiſter iſt, denk' ich, immer das beſte ... Die Lebensart iſt die geſündeſte für Seele und Leib. Je mechaniſcher, deſto beſſer!“ In dieſer perſönlichen Zuneigung zum Lehrerberuf liegen wohl die Wurzeln des Schulmeiſterromans, wenn ſich auch die literariſche Anknüpfung nicht überſehen läßt.

Wie aber dieſer Roman ausgeführt werden ſollte, iſt ſchwer zu ſagen, denn es war ihm beſchieden, Fragment zu bleiben; aber noch mehr: ſelbſt dieſes Fragment, das nach Ludwigs eigener Angabe etwa die Hälfte des einen Teils umfaßte, iſt verſchollen. Noch 1890 hat es Adolf Stern vorgelegen, der nur die eine, mit der Haupthandlung locker in Verbindung ſtehende Epiſode veröffentlichte, die auch wir allein als letzten Reſt des Ausgeführten wiedergeben können. Alle Nachforſchungen ſind vergeblich geweſen, und die Hoffnung, daß es in unbekanntem Privatbeſitz ſei, iſt leider ſehr gering. Die Entwürfe, die hier, ſoweit ſie aus den vierziger Jahren ſtammen und erhalten ſind, zum erſten Male vollſtändig veröffentlicht werden, können dieſen Verluſt nicht erſetzen, wenn ſie auch den Gang der Handlung einigermaßen erkennen laſſen und überhaupt für Ludwigs Arbeitsweiſe ungemein charakteriſtiſch ſind. Aus ihnen den Roman zu rekonſtruieren, iſt darum ſchwer, weil Ludwig nicht den Verlauf einer Szene ſkizziert, ſondern immer einzelne Motive, die er plaſtiſch ſieht, einzelne Geſtalten „in theatraliſcher Geſte“. Die Ingredienzien der Situationskomik werden herausgearbeitet, der Verlauf der Handlung intereſſiert ihn weniger. Ja, dies plaſtiſche Sehen von Einzelheiten veranlaßt ihn zur fortwährenden Umgeſtaltung ganzer Situationen, aber die Verzahnung dieſer neuen Gebilde wird noch nicht vorgenommen; ſie ſtehen noch zuſammenhangslos da, und es iſt nicht immer ſicher, wie ſie mit dem Alten in Verbindung zu bringen ſind. Dazu kommt das für Ludwig immer ſo charakteriſtiſche Schwanken in der Motivierung der einzelnen Situationen. Das Wörtlein „oder“, das beliebteſte bei Otto Ludwig, ſpielt auch hier eine große Rolle, und nicht minder charakteriſtiſch iſt das Schwanken in den Namen der Erzählung, das in dem Abdruck der Entwürfe beibehalten worden iſt.

Bei der verwirrenden Fülle von Einzelheiten erſcheint es daher nötig, an der Hand der Entwürfe den Roman in ſeinen Hauptzügen zu ſkizzieren, wobei nach Möglichkeit Ludwigs eigene Worte berückſichtigt werden müſſen.

Über die Grundidee des Werkes wird an mehreren Stellen geſprochen. Es iſt die Geſchichte zweier Schulmeiſter, die im nüchternen, jeſuitenfeindlichen Zeitalter Pombals und Joſephs II. als Repräſentanten der neuen Zeit für die Ehre ihres Standes und für die Aufklärung eintreten. Im Kampfe mit der Geiſtlichkeit, die auf die Lehrer damals hochmütig herabſieht, und mit den reichen Bauern, die ihre Kinder beſſer behandelt wünſchen als die der armen, wollen ſie das erſtere Ziel erreichen durch ein unparteiiſches Verhalten gegen Arm und Reich und durch die Verbreitung der neuen Lehren. Aber die beiden Aufklärer fallen trotz ihrer Anſtrengungen in den bekämpften Aberglauben zurück, im Zorn gegen alles Phantaſtiſche werden ſie ſelber phantaſtiſch, in ihrem Haſſe gegen allen Fanatismus ſelbſt fanatiſch, und endlich müſſen ſie erkennen, daß ſie gegen etwas Unbeſiegbares kämpfen. Entwickelt ſich ſo das Humoriſtiſche aus den Charakteren, ſo iſt doch auch der Situationskomik überreichlich Raum gewährt. Die grundlegende Motivierung hierfür gewährt der Umſtand, daß alle Verkehrtheiten der Helden ſogleich von der Gegenpartei an die große Glocke gehängt werden, um ja nicht ſolch ketzeriſche Ideen aufkommen zu laſſen. Das Komiſchſte ſollte aber die Tatſache ſein, daß das, was mit Kühnheit und Gepränge als Neues vorgetragen wird, längſt ſchon gar nichts Neues mehr iſt.

Klaus iſt der eigentliche Held der Geſchichte. Die Aufklärung iſt ſein Steckenpferd, und damit verbindet ſich ein fanatiſcher Jeſuitenhaß. Alle phantaſtiſche Anwandlung iſt ihm Aberglaube, und Aberglaube iſt die tiefſte Erniedrigung der menſchlichen Natur. Aber Klaus weiß auch, daß man ſich am leichteſten an das Laſter verliert, gegen das man am meiſten geſtimmt iſt; und wenn er vom Aberglauben ſpricht, ſitzt er gewöhnlich mitten drin. Ebenſo iſt er unbewußt poetiſch, trotz ſeiner grundſätzlichen Feindſchaft gegen die Poeſie. Nur die Fabel, das Lebens- und Kirchenlied läßt er gelten. Seine

Lieblingsdichter ſind ihm noch immer Gellert, Gleim, E. von Kleiſt und Pfeffel. In ſeinem Reden iſt er ganz hausbacken realiſtiſch, im Tun aber idealiſtiſch. Bis er ſich zu Taten aufrafft, dauert es immer eine Weile; denn in ſeinem Handeln iſt er immer bedenklich und ſchwerfällig, aber unendlich gewiſſenhaft, in ſeinen Vorſtellungen phlegmatiſch, daher nicht leicht exaltiert. Er bildet ſich viel ein auf ſeine Gewandtheit, ſich aus üblen Lagen herauszuhelfen und die Lacher auf ſeiner Seite zu haben, während er ſelbſt ausgelacht wird und ſeine Sache immer ſehr ungeſchickt macht.

Sein Gegenſtück iſt in allen Dingen Klagus — auch Clajus oder Caſſius genannt —, der eigentlich nur zur Folie für Klaus dient. Er iſt keineswegs überzeugter Aufklärungsfanatiker, ſondern hat ſich nur von Klaus anſtecken laſſen. Überhaupt läßt er ſich raſch anregen. Er begeiſtert ſich für die neueſte Literatur, für „Götz" und die „Räuber", für Hippel, ja für Kant. In politiſchen Dingen iſt der alte Fritz ſein Ideal. Damit hängt es auch zuſammen, daß er ſich von Kindheit an im Rauſch und im Fieber einbildet, ſelbſt der alte Fritz zu ſein. Solch phantaſtiſche Augenblicke erſcheinen Klaus als göttliche Zorneserklärung. Während aber Klagus für einen Poeten gilt, iſt er in Wirklichkeit ſehr proſaiſch. Er iſt praktiſch und raſch, ein Mann der Tat, in ſeinen Vorſtellungen äußerſt lebendig, phantaſtiſch und unbewußt humorvoll, dabei überſpannt und Renommiſt. Er iſt Idealiſt und Praktiker nebeneinander: im Reden idealiſtiſch, im Handeln praktiſch; dabei bald melancholiſch, zweifleriſch und grübleriſch, bald wieder pathetiſch und ſchwärmeriſch, bald wieder drollig und aufgeräumt; entſprechend ſeiner wechſelnden Stimmung leicht aufzuregen, dann hitzig und exaltiert. In zwei Dingen aber bleibt er ſich gleich: in ſeiner ſchnellen Geiſtesgegenwart in praktiſchen Dingen und in ſeinem ehrlichen und offenen Gemüt. Stets iſt er bereit zu jeglichem Dienſt.

Während wir von ſeiner Jugendgeſchichte faſt gar nichts, wenigſtens nichts Charakteriſtiſches, erfahren, wollte der Dichter Klaus' Jugend mit großer Liebe ausmalen.

Er iſt armer Leute Kind, der Sohn eines Nelkenmalers, der an der Welt irre wird, weil er plötzlich Roſen malen ſoll, und daher einen Zorn gegen die Neuerer hat. Er ſtirbt an dieſem Widerſpruch und ſchreibt die Schuld den Jeſuiten zu. Die Mutter iſt viel reſoluter. Sie lebt ganz in der Gegenwart, ohne ſich irgendwelche Pläne für die Zukunft zu machen. Daher kommt es, daß die Erziehung der Kinder planlos erfolgt, um ſo mehr, als die Mutter ſtark von dem Urteil der Leute abhängig iſt. Zeigt ſie ſich hier ſchwach, ſo ſucht ſie dies in ihrem Verhalten den Kindern gegenüber wieder auszugleichen, die ſie mit großer Härte und Verſtändnisloſigkeit für ihre Neigungen und Anlagen behandelt. So iſt Klaus bei der Ausbildung ſeines Innenlebens ganz auf ſich angewieſen.

Schon frühzeitig zeigt ſich eine übermäßige Gewiſſenhaftigkeit. Sein erbittertſter Feind iſt ſeiner Anſicht nach die Hoffart. Als er in einer Predigt ſeines alten Paſtors gehört hat, der Hochmut äußere ſich durch glänzenden Schmuck und durch phantaſtiſches Weſen, bildet ſich in ihm ein fanatiſcher Haß gegen alles Phantaſtiſche aus. Dabei fühlt er einen ſtarken Ehrgeiz und eine poetiſche Begabung in ſich, die ihn doch wieder zum Phantaſtiſchen treibt. Verzweifelt kämpft er ſchon als Knabe dagegen an, indem er ſich ſelbſt durch Demütigungen ſtraft. Unter ſcharfer Selbſtbeobachtung wächſt er auf, überall theoretiſiert er und verſäumt das Praktiſche. Das iſt wohl auch hauptſächlich der Grund, weswegen ſein Lieblingswunſch, Schulmeiſter zu werden, erfüllt wird, weil er im praktiſchen Leben ſchwer zu brauchen iſt. Er wird auf die Fürſtenſchule nach Meißen gebracht und verlebt ſo die entſcheidenden Jugendjahre in der an hiſtoriſchen Erinnerungen, Sagen und Legenden reichen Stadt. Hier macht er die Bekanntſchaft des ſpäteren Paſtors von St. Afra, der ihn in die Ideen der Aufklärung einführt und ihn zu einer fanatiſchen Parteinahme für dieſe Beſtrebungen verleitet, während Klaus auch weiterhin eine abergläubiſche Furcht vollkommen beherrſcht. Aber er iſt ſchon darum für dieſe Beſtrebungen leicht zu gewinnen, weil er von ſeinem Vater den Haß gegen die Jeſuiten geerbt hat. Wenn er auf dieſe zu ſprechen kommt, ergreift ihn eine Art Lutheriſche Begeiſterung des Zornes. Alles Schlechte nennt er „jeſuitiſch“.

Von der Fürſtenſchule kommt er dann zu einem Schulmeiſter in die Lehre, nachdem ſich, wie aber erſt aus den ſpäteren Entwürfen hervorgeht, ein fremder Herr für ihn verwendet hat. Dieſe Schulzeit unterbricht Klaus, um ſeinen Paten zu beerben. Dieſer Onkel oder Vetter iſt ein Original — der Dichter hat gerade dieſen Charakter mit größter Sorgfalt in den Entwürfen ſkizziert, weil er ihn mit allen ſeinen Bewegungen am deutlichſten vor Augen ſah —; er iſt nicht bös geſinnt, hat aber eine rauhe Schale und ärgert ſich, daß Klaus ſo leicht zu ſeinem Gelde kommen ſoll, das ihm ſo viel Mühe beim Sammeln bereitet hat. So will er's ſeinem Erben ſauer machen. Zugleich iſt er abergläubiſch und will die Familie enterben, wenn Klaus nicht die Aufklärerei läßt. Der Neffe ſoll an den Teufel glauben, nicht weil der Onkel etwa kirchenfromm iſt, ſondern weil er es in tyranniſcher Rechthaberei verlangt. So iſt der Pate ein deutlicher Vorläufer von Sophiens Oheim Wilkens im „Erbförſter". Die Angſt vor Enterbung berührt die Mutter am ſtärkſten. Sie dringt in Klaus, er ſolle die Aufklärerei laſſen. Da er nicht einwilligt, tritt eine Spannung zwiſchen ihnen ein, der bald ein Zerwürfnis mit dem reichen Paten folgt. Da Klaus nun heimatlos iſt, wendet er ſich um Rat an den Paſtor von St. Afra, der ihm empfiehlt, ſich als Schulmeiſter in Garſebach niederzulaſſen. Freilich iſt dieſe Stelle nur proviſoriſch, aber der Paſtor meint, es werde ſich eine regelmäßige, fix beſoldete Schulſtelle für ihn bilden laſſen.

So lacht ihm der Himmel voller Geigen. Er hat ein Amt, dem er mit voller Liebe zugetan iſt, und kann ſeinem Steckenpferde, der Aufklärung, freien Lauf laſſen. Freilich, die alte Heimat iſt verloren. Mutter und Schweſter, die vom Paten abhängig ſind, bleiben ihm feind, trotzdem er die Mutter unterſtützt, die das aber kaum würdigt. Sie verlangt auch von ihm, er ſolle an den Teufel glauben. Dieſer Zwiſt hat aber das Verdrießliche, daß weder Mutter noch Schweſter ihm den Haushalt führen. Daher rät ihm die Frau Paſtor, ſich eine Frau zu ſuchen. Sofort denkt er an ein Mädchen, das er bei ſeinem Paten geſehen hat, ohne ſie geſprochen zu haben. Sie ſchwebt ihm nun als zukünftige Frau vor. Trägt ſie doch auch ſeinen Lieblingsnamen Veronika. Durch ſeine Schweſter erfährt er, daß ſie bei dem Superintendenten in Freiberg in Stellung iſt. Da beſchließt er, ſogleich eine Brautfahrt dahin anzutreten.

Auf dieſer Reiſe begleitet ihn ſein Freund Klagus. Nach kurzer Zeit treffen ſie in einem Wirtshauſe einen feingebildeten Mann, den Ludwig meiſtens den „Vazierenden" nennt. Er wird geſchildert als ein prächtiger alter Herr, der die Menſchenfreundlichkeit ſelbſt zu ſein ſcheint. Dabei iſt er voll Laune und ſtets aufgelegt, kleine Abenteuer zu erleben. Den beiden Schulmeiſtern begegnet er ſehr artig und ſchmeichelt beſonders Klaus, indem er ſagt, daß er ihn nach ſeinem Benehmen für einen vornehmen Mann halte; er habe draußen einen Wagen ſtehen ſehen, der wohl Klaus gehören müſſe. Zwar miſcht ſich hier der Wirt ins Geſpräch: das ſei wohl nicht der Fall; der Kutſcher habe geſagt, er gehöre einem Sonderling. Sofort fragt da der Vazierende: „So ſind Sie der wohl?", was Klaus nicht verneint. So packt ihn hier der Hochmutsteufel, der ihn ſeinen wahren Stand nicht verraten läßt. Das iſt ſein Sündenfall, der ihn aus dem Paradieſe ſeines Selbſtbewußtſeins und inneren Friedens heraustreibt. Da ihn der alte Herr dazu verleitet hat, ſieht er dieſen weiterhin für einen Hauptjeſuiten an und will ihn haſſen, trotzdem er an ſich halten muß, ihn nicht liebzugewinnen.

Der Vazierende läßt nun Wein bringen, und die beiden Schulmeiſter werden geſprächig. Sie erzählen, wie ſie die Aufklärung zum Panier haben. Sogleich lenkt der Vazierende das Geſpräch auf Magnetismus und Mesmerismus und macht ſie ſo verwirrt, daß ſie nicht aus noch ein wiſſen. Der ungewohnte Wein beginnt zu wirken, die Gemüter erhitzen ſich immer mehr. Klaus, der ſonſt ſo ruhige, kämpft mit wilder Leidenſchaft gegen die dunklen Gewalten und wird ſchließlich, nachdem er alles Geſchirr zerſchlagen hat, wobei er ſich als ein neuer Bonifazius fühlt, von dem Wirte unſanft an die Luft befördert, nachdem vorher der Vazierende unbemerkt verſchwunden iſt. Bei Klagus wirkt nun der Rauſch in ſeltſamer Weiſe: Er bildet ſich ein, der alte Fritz zu ſein. Während der Vazierende lachend wiedererſcheint, worüber ſich Klaus ſehr erregt, ſchlagen die Freunde im Freien ein Biwak auf.

Als die Schulmeiſterlein aus ihrem Rauſch erwachen, finden ſie ſich in einem fahrenden Wagen wieder, während ihnen vom Bock ein teufliſches Lachen entgegenhallt. Sofort erkennt Klaus darin ein Jeſuitenlachen, und bald ſind beide in der Erkenntnis einig, daß die Jeſuiten dergleichen wie die Mesmeriaden erdacht haben und ſie ſelbſt entführen laſſen, weil ſie ſie als Aufklärer fürchten. Alle Schrecken des Aberglaubens befallen aber die beiden Aufklärer, als der Wagen mitten in der Nacht im Finſtern hält. Sie glauben ſich von allerlei Marterwerkzeugen umgeben, bis ſie bei Morgengrauen erkennen, daß ſie vor dem Gaſthofe zum „Weißen Adler" in Freiberg herumtappen.

Frühzeitig macht ſich Klaus auf, um bei dem Superintendenten die Hand der Angebeteten, die bei jenem als Köchin dient, zu erlangen. Der Superintendent iſt zwar verwundert, daß er ſie gleich mitnehmen will, iſt aber damit einverſtanden, wenn er für eine andere ſorgen wolle. Klaus beſtellt das Mädchen mit ihren Sachen in den „Weißen Adler". Aber dort erfährt er noch vor ihrer Ankunft von der Wirtin, daß jene ſich keines guten Rufes erfreue. „Jetzt ſieht er ihren Umfang in anderem Lichte." Und als er vollends hört, daß ſie gar nicht Veronika heißt, fühlt er ſich gänzlich ernüchtert. Das Mädchen erkennt bei ihrem Kommen die veränderte Situation. Sie wird blutrot — und geht.

Ein Unglück kommt ſelten allein: Währenddeſſen hat Klagus faſt ſein ganzes Geld im Billardſpiel verloren. Und wie die weiße Frau, die ſtets Unglück prophezeit, erſcheint wieder der Vazierende, der wohl die beiden von neuem betrunken machen ſollte, ſo daß Klagus ſich wieder als alter Fritz fühlt.

Hier wäre nun — mit welcher Motivierung, läßt ſich nicht erkennen — das „Märchen vom toten Kinde" eingeſchoben worden, das vielleicht einer der Beteiligten erzählen ſollte.

Dann wird trübſinnig der Plan zur Heimreiſe entworfen, die über Herzogswalde, Bartenſtein, Burkhardiswalde, Taubenheim gehen ſoll. Zwar iſt dieſer Weg weiter, aber er führt zu gemeinſamen Bekannten, was bei dem jetzigen traurigen Zuſtand des Geldbeutels von großer Bedeutung iſt.

Am nächſten Morgen ſetzt ſich dann Klaus mit Gewalt in den Beſitz des Frühkaffees – eine Epiſode, deren Verlauf ſich freilich aus den erhaltenen Entwürfen nicht überſehen läßt (vgl. S. 338 f., 344 bis 347). Nicht minder unklar iſt das Zuſammentreffen mit einer Schulmeiſterwitib ſkizziert, die im Rufe einer Hexe ſteht (vgl. S. 339, 344), und weiterhin die Erzählung von einem Kirſchendiebſtahl (vgl. S. 340), dem eine Pfändung auf dem Fuße folgt. Alle dieſe Epiſoden ſollten offenbar nur dazu dienen, die Charaktere deutlicher herauszuarbeiten und eine hyperidealiſtiſche Freundſchaftsſzene (vgl. S. 341 ff., 357) zu motivieren, die mit ihrer Komik einen der Höhepunkte des erſten Teiles des Romans bilden ſollte.

Hungrig und müde, aber doch in gehobener Stimmung langen die beiden Schulmeiſterlein in Burkhardiswalde an, wo ſie bei dem dortigen Lehrer freundlich aufgenommen werden. Klaus erzählt hier ſeine Geſchichte, und der Herr Kantor tröſtet ihn: „Ei, Herr Kollege, betrübet Euch darüber nicht, Mädchen gibt's nicht nur eine Hand voll, ſondern ein Land voll. Ich ſelbſt hab' ihrer zwo, beide reif zum heiligen Eheſtande. Es gilt einmal anſehn; anſehn iſt noch kein Handel." Sofort ruft er die Jüngere; „dieſe war ein Zicklein, zart und dünnleibig": unſerem Klaus gefällt ſie nicht. Da ruft der Kantor die Ältere. Sie „war ein ſchön Menſche, lang von Leibe und ſtark in Bruſt und Kreuz und auch ſonſt von freundlich-gelaſſenen Manieren, wie Weiber ſein ſollen und fürnehmlich eines Schulmeiſters Weib". Klaus ſtellt mit ihr ein förmliches Examen an, und ſie erweiſt ſich als wohlunterrichtet in Orthographie, Kalligraphie, Arithmetik, Geographie, Muſik; ja, ſie kann ſogar lateiniſche Brocken. Alles dies gefällt ihm, und als er vollends hört, daß ſie Veronika heißt, iſt er begeiſtert. Als ſie hinausgegangen iſt, fragt ihn der Kantor, wie ſie ihm gefallen habe. Er erklärt ſich bereit, ſie zu heiraten, doch nur unter der Bedingung, daß er das Mädchen gleich mitnehmen dürfe, wobei eine allzu wörtliche Befolgung der Forderung der Frau Paſtor, ſich eine Frau mitzubringen, maßgebend ſein ſollte. Trotz der Sonderbarkeit jenes Wunſches willigt der Kantor ein und läßt ſeine Tochter mit dem ſo raſch erworbenen Schwiegerſohne ziehen. Daß das nicht recht wahrſcheinlich klingt, hat Ludwig ſelbſt ſpäter eingeſehen und wohl deshalb und zugleich zur Abſchwächung der ſich daraus ergebenden peinlichen Situation zur Motivierung eingeſchoben, daß Klaus bei ſeiner Rückkehr ſeine Schweſter bei ſich zu finden hofft.

In Taubenheim wird noch eine kurze Raſt gemacht, wobei Klaus durch Aufſpielen zum Tanze einiges Geld verdient. Hier läßt ſich auch der Vazierende wieder blicken. Sein Erſcheinen wird jetzt ohne Furcht erlebt, wiewohl er diesmal der Vorbote des größten Unglücks iſt. In Polenz trennt ſich dann Klagus von dem Brautpaar, und bald langt dieſes in der Nacht in Garſebach an. Klaus tritt ſeiner Braut ſein Bett ab, während er ſelbſt im Schulzimmer auf der Tafel übernachtet, eine durch die Schicklichkeit gebotene Maßregel, deren Notwendigkeit das noch gänzlich unſchuldige Mädchen nicht einſieht.

Damit ſollte der erſte Teil des Romans, die „Brautfahrt", ſein Ende erreichen.

Mit dem folgenden Morgen beginnt für Klaus eine ſchwere Prüfungszeit.

Er erwacht von einem Klopfen. Seine Schwiegereltern ſtehen vor der Türe. Offenbar ſollte ihnen das Unpaſſende, ihre Tochter ſo ohne weiteres dem fremden Manne mitzugeben, bedenklich vorgekommen ſein. Sie haben aber auch erfahren, daß ſeine Stelle noch keine ſichere Exiſtenz biete. Daher wollen ſie die Verlobung wieder aufheben und ihre Tochter abholen, was auch geſchieht.

In der Tat iſt Klaus' Stellung in Garſebach keineswegs geſichert. Die reichen Bauern können es ihm nicht verzeihen, daß er die Kinder der ärmeren ebenſo behandelt wie die ihrigen. Seine rückſichtsloſe Aufklärerei hat ihm gleichmäßig alle Bewohner des Dorfes zu Feinden gemacht. Auch den Gemeindevorſtand hat er damit vor den Kopf geſtoßen, daß er einen jenem gehörigen Donnerkeil als Aberglauben erklärt und ihm dieſe Erſcheinung auf natürliche Weiſe darzuſtellen ſucht. Vor allem aber ſagt man allgemein, daß es ſchändlich ſei, den Kindern Dinge beizubringen, wie Naturgeſchichte und Naturlehre: wenn ſie wüßten, wie das Gewitter entſtünde, würde ihre Ehrfurcht vor Gott verringert. Dieſe Erbitterung gegen Klaus hat ſich ein ehemaliger Weber auf dem Semmelsberge zunutze gemacht, der ſchon vor Klaus als Lehrer in Garſebach tätig war. Er verſteht es, den Bauern zu ſchmeicheln und Klaus den Boden zu untergraben, der die Intrigen der feindlichen Partei bisher wenig beachtet hat, weil ſein Gewiſſen rein war, und nicht zuletzt, weil ſein gutes Verhältnis zum Paſtor von St. Afra ihm bisher eine gewiſſe Sicherheit gewährt hat.

Nun hat der Weberſchulmeiſter, im Bunde mit einem gewiſſen Swartenmaier, ſeine Abweſenheit benutzt, um den Boden weiter zu unterminieren, und es iſt ihm gelungen, die Frau Paſtor, die im Pfarrhauſe das Regiment führt, umzuſtimmen. Als nun Klaus zurückkehrt, nimmt man daran Anſtoß, daß er ſeine Braut ohne Begleitung mitgebracht hat, und als er ſich damit verteidigt, daß die Frau Paſtor es ſo gewollt habe, verdirbt er es auch mit dieſer völlig, und in einer heftigen Szene läßt ſie ihn ihren Ärger fühlen. Dadurch wird Klaus' Stellung in Garſebach unhaltbar. Die Bauern ſchicken ihre Kinder zum Swartenmaier, der nun ſeinerſeits gegen den Weberſchulmeiſter intrigiert hat, in die Schule. Trotzdem bleibt Klaus als Gratisſchulmeiſter in Garſebach, bloß um ſeinen Feinden nicht zu weichen.

Noch leuchtet ihm aber ein Hoffnungsſtrahl: Seine Schweſter und Mutter haben den Vetter und Paten für ihn günſtiger geſtimmt, ſo daß er bereit iſt, Klaus als Erben einzuſetzen, wenn dieſer in feierlicher Weiſe ſeine Zweifel am Teufel widerruft und die Aufklärerei läßt. Dem Drängen der Familie gibt Klaus in ſeiner Not nach und geht zu dem Paten hin, aber hier wird dem Faſſe der Boden vollends ausgeſtoßen. Er läßt ſich allerlei gefallen, fühlt aber eine Selbſtverachtung in ſich erwachſen, ſo daß er ſchließlich explodiert. Seine Verwandten haben kein Verſtändnis für ſeine Überzeugungstreue und weiſen ihn von ſich. So reißt auch der letzte Rettungsanker, und einſam ſteht er nun im Wellengetriebe der gehäſſigen Welt.

Seine Stellung ſcheint nun endgültig verloren. Seine Feinde beſchuldigen ihn ſogar des Atheismus, und es fehlt nicht viel, ſo wird er aus Garſebach ausgewieſen.

Da ihm die Gratisſchulmeiſterei keine Exiſtenzmittel gewährt, ſo zieht er als wandernder Muſikant durch die Umgebung, indem er ſich an Meiſter Cyriax anſchließt. Dabei iſt er aber immer ſorgſam darauf bedacht, daß ſein eigentlicher Beruf nicht bekannt werde, weil er ſeine Muſikantenſtellung als entehrend anſieht.

Hier ſollte ſich nun die allein von der Ausführung erhalten gebliebene Epiſode der Bauernhochzeit dem Gange des Romans einfügen. So wird die zu Anfang und ſpäterhin hervorgehobene gedrückte Stimmung des Erzählers erſt völlig verſtändlich.

Die Vorgänge auf jener Hochzeit ſollten aber auch ein Mittel ſein, Klaus ſo mürbe zu machen, daß er einen demütigen Abbittebrief an den Vazierenden ſendet; denn er iſt nur allzuſehr geneigt, ſein Unglück als Strafe für ſeinen früheren Hochmut anzuſehen.

Über die weiteren Einzelheiten des Romans geben leider die Entwürfe nur wenig Aufſchluß.

Auf ſeinen Wanderfahrten und bei ſeinem Suchen nach Stellung ſollte Klaus öfter der Veronika begegnen, deren Liebe immer deutlicher zutage tritt. Durch ihre Neigung iſt ſie aus dem blinden Gehorſam gegen den Vater herausgewachſen und kann den Zuſammenhang nicht mehr wiederfinden. Sie fühlt ſich ganz als Klauſens Eigentum, wenn ſie auch ſeinen Ideengängen nicht überall folgen kann.

Bald nach ſeiner Rückkehr von der Bauernhochzeit erhält Klaus die Nachricht, daß Klagus eine außerordentliche Lehrerſtelle in Heinrichswalde bekommen werde, was ihn mit neidloſer Freude erfüllt. Klagus holt ihn ab, um der Schulmeiſterprobe beizuwohnen, und ſo ziehen die beiden Freunde zum zweiten Male gemeinſam aus zur „Prüfungsfahrt".

Inzwiſchen hat ſich aber gar mancherlei ereignet. Der Vazierende, alias Herr von Rollſcheit, hat auf der Brautfahrt großes Gefallen an Klaus und Klagus gefunden und beſchloſſen, beiden zu Stellungen zu verhelfen. Für Klagus hat er die Schulmeiſterſtelle in Heinrichswalde in Ausſicht genommen. Er hat dieſen davon verſtändigt, aber zur Bedingung gemacht, daß eine gleiche Ausſicht für Klaus verheimlicht werde, um ihm eine Überraſchung zu bereiten, die um ſo größer ſein mußte, als ein ſicheres Amt ihm auch die Verbindung mit der geliebten Veronika ermöglichen konnte.

Ja, Herr von Rollſcheit hat noch mehr getan: Er bearbeitete oder ließ — das geht aus den Entwürfen nicht mit Sicherheit hervor — durch Klagus Klaus' Paten bearbeiten, was jetzt nicht mehr allzu ſchwer iſt, weil bei dieſem ſonderbaren Kauz bereits wieder die Gutmütigkeit die Oberhand gewonnen hat und es ihn freut, die Garſebacher durch Unterſtützung des Klaus ärgern zu können.

Um dieſe Heimlichkeiten vorzubereiten, war Klagus in der Zwiſchenzeit nach Burkhardiswalde zu Veronikas Vater geeilt, um auch dieſen ins Komplott zu ziehen. Aber auch allerperſönlichſte Gründe beſtimmten ihn zu der Reiſe: Schon beim erſten Beſuche hatte er ſich in die jüngere Tochter des Kantors, Roſine, verliebt, ſich aber vorgenommen, nicht eher um ſie zu werben, bis Klaus Veronika bekommen hätte. Nun aber, wo er ſelbſt eine ſichere Ausſicht hat und ihm auch Klauſens Zukunft bekannt iſt, zögerte er nicht länger, ſeine Werbung anzubringen.

Als ſich nun beide Freunde zu gemeinſamer Fahrt aufmachen, wagt Klagus nicht von ſeiner Verlobung mit Roſine zu ſprechen, um Klaus nicht an Veronika zu erinnern und dadurch trübe Gedanken in ihm zu erwecken. Dadurch wird der Anlaß zu Mißverſtändniſſen gegeben, die außerhalb des Planes des Vazierenden liegen.

Die Schulmeiſter kommen in ein Dorf, von dem Klaus annimmt, es ſei Heinrichswalde, Klagus' neue Heimat. Ehrenpforten ſind hier gebaut; alles iſt gerüſtet, den neuen Lehrer zu empfangen. Die Freunde wenden ſich dem Wirtshaus zu, von wo Klagus nach kurzer Zeit abberufen wird. Zurückbleibend, erfährt nun Klaus aus dem Geſpräch der Gäſte, daß nicht bloß die Einführung des neuen Lehrers, ſondern gleichzeitig deſſen Hochzeit ſtattfinden ſolle. Wie erſchrickt er aber, als er, von Klagus abgeholt, Veronika in bräutlichem Schmuck einen Augenblick zum Fenſter des Schulhauſes hinausblicken ſieht! Zwar beruhigt es ihn etwas, als er aus einem Geſpräch mit dem Kantor erfährt, daß Klagus mit Roſine verlobt ſei. Aber ein neuer, noch größerer Schrecken befällt ihn, als er, in die Kirche geführt, ſehen muß, daß der Vazierende die bräutliche Veronika zum Altar führt. Erſt nach langem Zureden der anderen wird es ihm klar, daß er ſelbſt der Glückliche iſt, dem Braut und Amt beſtimmt ſind.

Damit ſollte der Roman ſchließen, der, wie ſchon die erſten Entwürfe zeigen, von Anfang an Klaus in den Mund gelegt wurde. Es ſollte eine angebliche Selbſtbiographie ſein, die Klaus keineswegs zur Kurzweil geſchrieben hat; vielmehr iſt ſie aus ſeiner Entrüſtung über Romane erwachſen; den einen ſoll ſie als Troſt, den andern zur Warnung dienen (vgl. S. 359). Daneben taucht ſchon zeitig der Gedanke auf, einen Vetter Jakob als Herausgeber des Klaus'ſchen Manuſkriptes einzuführen. Dieſem war eine Mittlerrolle zwiſchen dem Helden der Erzählung und dem Leſer zugewieſen, wie ſich deutlich in der angeblich von ihm verfaßten „Vorerinnerung zum zweiten Buch" zeigt, die im Konzept erhalten geblieben iſt (vgl. S. 324f.). Dieſer Kunſtgriff ſollte hauptſächlich dazu dienen, Klaus' Charakter objektiver zu ſchildern, als dies bei einer Selbſtbiographie der Fall iſt. Aber trotzdem ſcheint des Dichters Forderung: „Ganz und völlig objektiv!" (vgl. S. 349) immer noch unerfüllbar. Denn an Klauſens Stelle ſollte der Vetter Jakob als Redaktor treten, wodurch doch wieder eine ſcheinbar ſubjektive Behandlungsart Platz gegriffen hätte: Ihm wollte der Dichter eigenmächtige Eingriffe in das Manuſkript zuſchreiben. So wird gelegentlich (vgl. S. 357) erwogen, ob nicht der Vetter einige Kapitel eingeſchoben habe, anſtelle eines von ſeinem Söhnlein ruinierten Teiles des Klaus'ſchen Manuſkriptes. Dann taucht wieder der Gedanke auf, das „Märchen vom toten Kinde", deſſen Verbindung mit der Haupthandlung ja immer rein äußerlich bleiben mußte, als Einlage des Vetters Jakob zu verwenden. Bei anderen Stellen wieder (vgl. S. 361) ſollte der Herausgeber anmerken, was der Leſer am beſten überſchlagen könne.

Alle dieſe kleinen Züge zeigen, daß die Anlage des geplanten Ganzen ſich in vielen Punkten an die Technik des humoriſtiſchen Romanes anlehnt, wie ſie uns in den romantiſchen Werken von Jean Paul bis zu Immermann immer wieder begegnet. Aber damit kommen wir auf eine merkwürdige Beobachtung: Zwiſchen den beiden Teilen des Romans herrſcht ſchon in den erſten Entwürfen eine erſtaunliche Verſchiedenheit. Im erſten Teil werden uns Klaus und Klagus, ähnlich wie Walt und Vult, als große Träumer vorgeführt, die ſich nicht ins wirkliche Leben ſchicken können. Sie mit allen ihren Don-Quichoterien glaubhaft zu geſtalten, dazu gehörte eine epiſche Breite, bei der auch das Unwichtigſte bedeutend genug erſcheint. Die Umwelt mußte dabei zurücktreten und nur, wie in Nebel gehüllt, die Folie zu dieſen ſonderbaren Käuzen abgeben und ebenfalls mit ſatiriſchem Einſchlag humoriſtiſch geſchildert werden. Kurz, dieſe Aufgabe war nur mit Jean Paulſcher Technik zu löſen, durch eine Behandlungsweiſe, die mit dem Realismus des ſpäteren Otto Ludwig nichts zu tun hat. Im zweiten Teil tritt das Humoriſtiſche, vor allem die reine Situationskomik, ſtark zurück, zugunſten allgemein-menſchlicher Schickſale und Wirrniſſe. Hier konnte eine Technik Platz greifen, die man als poetiſchen Realismus bezeichnen kann, wie er uns bei Ludwig in der „Maria“ und vor allem in der „Buſchnovelle“ begegnet. Aber noch mehr! War die „Buſchnovelle“ ein poetiſch-verklärtes Spiegelbild von des Dichters Liebesleben im Triebiſchtale geworden, das ſeine Wünſche wenigſtens in die Poeſie als erfüllt ausmalte, ſo bot die Geſchichte von Klaus' Unglück, ſeinem ſtillen Liebeswerben und der glücklichen Erfüllung ſeiner Hoffnungen nicht minder Gelegenheit, die Erzählung aus dem innerſten Erlebnis heraus, wenn auch in poetiſcher Verklärung, zu geſtalten. Und ſo nimmt es uns nicht wunder, wenn wir hören, daß der Dichter mit der Ausführung der „Prüfungsfahrt“ begonnen hat, von der noch bis 1890 offenbar der größere Teil vorhanden war. Daß dieſe Niederſchrift ſehr raſch erfolgt ſein muß, darauf deuten nicht zuletzt die wenigen Notizen über dieſen Teil hin, während die zahlloſen Entwürfe zum erſten Teil mit ihren unendlichen Variationen und Nuancierungen nur zu deutlich beweiſen, wie der Dichter vergeblich mit der Geſtaltung dieſer ihm fern liegenden Welt gerungen hat. Möglich, daß dem Otto Ludwig von 1842, der ſich in dem Irrgarten Hoffmannſcher Phantaſien zurechtgefunden hatte, ein Werk im Stile Jean Pauls gelungen wäre. Inzwiſchen war ſich aber der Dichter über die ſeiner Begabung entſprechende künſtleriſche Eigenart klarer geworden. Von der „Maria“ über die „Buſchnovelle“ und das „Märchen vom toten Kinde“ zum „Schulmeiſterleben“ führt ein langſam anſteigender, aber doch deutlich erkennbarer Weg, der ſchrittweiſe zum Realismus führt. In dieſer Entwicklungskette bildet aber der erſte Teil des „Schulmeiſterlebens“ ein unorganiſches Glied, deſſen Geſtaltung trotz aller Bemühungen nicht möglich war.

Dieſe Anſicht wird beſtätigt durch eine Betrachtung des erhaltenen Teiles der Ausführung. Überall leuchtet uns geſchautes Leben entgegen, das dank der ſcharfen Beobachtungsgabe des Dichters in künſtleriſch-realiſtiſcher Weiſe wiedergegeben iſt. Auch in der Form iſt der Verſuch gemacht, dieſe Geſtaltungsart zu unterſtützen. Die Erzählung iſt dem Geſichtskreiſe eines Schulmeiſters angepaßt. Der Dialekt wird hier ſchon angewendet, wenn er auch auf formelhafte Ausdrücke beſchränkt iſt. Vor allem zeigt ſich aber in der Schilderung Beuſts, der eine Vorſtudie zu Stein im „Erbförſter“ iſt, in den Muſikantenſzenen und beim Hochzeitszuge ein entſchiedener Fortſchritt zum Realismus. Ja, der Hochzeitszug iſt mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit behandelt. Die Hauptſkizze dazu (vgl. S. 330 bis 334) zeigt aber noch deutlicher, welch umfaſſende Vorſtudien der Dichter hierzu gemacht hat, ſo daß man geradezu von ethnographiſchen Abſichten ſprechen kann, die dieſe Skizze auch volkskundlich ſehr intereſſant machen. Dieſer Umſtand erinnert an ein anderes Werk, das unbedingt als eine Hauptquelle für Ludwigs Roman genannt werden muß. Wie der thüringer Dichter bei jedem kleinen Zuge der Feſtſchilderung neben eigener unmittelbarer Beobachtung genaue mündliche Berichte benutzte, ſo hatte dies ſchon wenige Jahre vorher Immermann für ſeine weſtfäliſche Hochzeit im „Oberhof“ getan, geſtützt auf die zuverläſſigen Materialſammlungen Amalie von Sybels. Mögen auch die Wurzeln des Ludwigſchen Werkes in Jean Pauls Romanen, in Eichendorffs köſtlichen Erzählungen und letzten Endes im „Don Quichote“ ruhen, ſo hat doch auf die Epiſode der Bauernhochzeit der Immermannſche „Oberhof“ mit ſeinem reichen Wirklichkeitsſinn den entſcheidenden Einfluß ausgeübt. Und ſo erklärt ſich auch die in den Entwürfen zutage tretende Abneigung gegen die ſüßlichen und empfindſamen Bauerngeſtalten der Jugendwerke Berthold Auerbachs. Mit Immermann und Jeremias Gotthelf war Otto Ludwig einig „in der Erkenntnis, wie unempfindſam und wie konventionell gebunden die Landleute auf dem Granitboden ihres Bauerntums ſeien“. Bei allen drei Dichtern wurzelt dieſe Erkenntnis in der eigenen Beobachtung des deutſchen Bauernſchlages. Otto Ludwig hatte ja, wie er ſelbſt in Briefen an Schaller und Ambrunn ſchildert, in Garſebach mit beſonderer Vorliebe den Verkehr mit Bauern geſucht, mit ihnen Kegel geſpielt und an der Wirtstafel geſeſſen. So läßt ſich vermuten, daß die ganze Epiſode in ſcharfen Umriſſen vor ſeinem geiſtigen Auge geſtanden hat, was eine raſche Ausführung ermöglichte. Denn es iſt auffällig, daß die ausführlichen Entwürfe gerade zu dieſer Epiſode in allen weſentlichen Punkten mit der Ausführung übereinſtimmen, daß alſo hierbei der Dichter ſeiner Sache ſicher geweſen iſt (vgl. S. 330—334, 352—354, 355f.). Allerdings taucht einmal (S. 333) der Gedanke auf, das Feſt nach Thüringen zu verlegen — es wird angenommen, daß meiningiſche Beamte zu der Hochzeit kommen ſollen —, aber dieſer Plan ſcheint ſofort wieder aufgegeben worden zu ſein.

Außer dieſer Epiſode ſtand aber nur die „Prüfungsfahrt“ lebendig vor des Dichters Auge, weil ſie die Möglichkeit in ſich barg, eigene Erlebniſſe und Stimmungen zu verwerten und ſo zu einem Bruchſtück einer „Konfeſſion“ zu werden. Bei den übrigen Teilen mühte ſich der Dichter vergeblich um eine lebendige Geſtaltung, und das iſt der innere Grund, warum das Werk in den vierziger Jahren nicht zum Abſchluß kommen konnte, trotzdem die Entwürfe *Hk*, *Hl* und *Hm* eine erneute Beſchäftigung mit dem Stoffe in den Jahren 1847 oder 1848 vermuten laſſen. Ein Stillſtand tritt ein, der vor allem durch die dramatiſchen Werke, die „Rechte des Herzens“, die „Pfarrroſe“, die „Wildſchützen“ und den „Erbförſter“ veranlaßt wird. Doch tauchen gelegentlich wieder Geſtalten des Romans in Ludwigs Erinnerung auf. So glaubt er Klaus und Klagus leibhaftig vor ſich zu ſehen, als er gelegentlich der Uraufführung eines Freytagſchen Stückes mit dem Autor und Berthold Auerbach in einer Loge des Dresdener Theaters zuſammenſaß. An ſeine Braut ſchreibt er darüber am 18. Januar 1850: „Wenn die beiden miteinander ſprachen, war mir's, als ſäh' ich Klaus und Klagus aus meinem Schulmeiſterleben. Freytag lang, ſchmal, blond und etwas verſtört im Geſicht, dagegen Klaus — wollte ſagen Auerbach — klein, rund, beweglich, behaglich und außerordentlich gutmütig . . . Die hülfloſe und zuſammengeſunkene Geſtalt des ſonſt ſo friſchen und humoriſtiſchen Freytag beim Anhören ſeines Stückes und Auerbachs gutmütiges, ſozuſagen tröſtendes Zunicken bei beſonders gelungenen und durch Applaus des Publikums anerkannten Stellen, erinnerte mich wieder an die Szene im Schulmeiſterleben, wo Klagus verzweifelt an der Wirklichkeit und Klaus ihn aufrecht erhalten will."

Als dann in der erſten Hälfte der fünfziger Jahre der Dichter wieder zu epiſchen Plänen zurückgriff, da war das „Schulmeiſterleben" einer der erſten Stoffe, an die er dachte. Bereits am 17. Februar 1852 ſchrieb er an ſeine in Meißen weilende Frau, ſie möge ihm ein beſtimmtes Notizbuch mitbringen. „Drinnen ſind Bemerkungen zu Plänen, z. B. der Agnes Bernauer und auch viele, den Klaus betreffend, die ich gern hätte." Von da ab iſt wohl eine von Zeit zu Zeit wiederkehrende Beſchäftigung mit dem Stoffe anzunehmen, die ſich durch die ganzen fünfziger Jahre hindurchzieht und in einem umfangreichen Planhefte ihren Niederſchlag gefunden hat. Leider läßt ſich dieſe Arbeit bis jetzt zeitlich nicht genau umgrenzen, da der lückenhafte Briefwechſel der fünfziger Jahre ebenſowenig wie die Hauskalender dafür einen Anhaltspunkt gewähren. Noch 1861 aber glaubte Ludwig den Roman bewältigen zu können, da er ihn am 22. März dieſes Jahres dem Verleger Kunze neben anderen Werken zur Veröffentlichung anbot. In dem Briefe heißt es darüber: „Eine humoriſtiſche Geſchichte von zwei Schulmeiſtern aus der Zeit, da die Pädagogik alles Poetiſche als Schwärmerei und Menſchenverderbnis proſkribierte; ſie zeigt, wie durch Reaktion gegen

7

ein unnatürliches Geſetz in einem ganzen Menſchen die Nüchternheit zur Schwärmerei werden muß. Tragikomiſche Verzweiflung aus der Einſicht davon und Suchen und Finden des Heimweges. Neben und über dem humoriſtiſch und pſychologiſch-ethiſch behandelten Problem läuft eine Familiengeſchichte für das Gemüt. Tolles und Rührendes nebeneinander, ja zuſammen. Überhaupt fehlt es den beiden Stoffen nicht an dem, was die größere Maſſe der Leſer ſucht, während die Behandlung für die wahrhaft Gebildeten berechnet iſt."

Zweifellos hat ſich Otto Ludwig geirrt, wenn er noch zu dieſem Zeitpunkt auf eine Vollendung des Romans hoffte. Es ſind ſchon oben die Gründe angegeben worden, die ſich dem Abſchluß des Werkes in den vierziger Jahren entgegenſtellten. Dieſe mußten jetzt noch in ſtärkerem Maße zur Geltung kommen, wo der Dichter endgültig und entſchieden zum Realismus übergegangen war. Sollte aber das Werk doch noch zum Abſchluß gelangen, ſo wäre eine völlige Umwandlung des Planes und der Motive, beſonders im erſten Teil, notwendig geweſen. Zu ſolch radikalen Umwälzungen wollte ſich aber der Dichter nicht verſtehen. Vielmehr paktierte er mit dem früher Entworfenen, das er nur in ſeinen einzelnen Motiven zu vertiefen gedachte.

Allerdings finden ſich eine Reihe von Notizen, die darauf hindeuten, daß Ludwig einen weiteren Ausbau des Romans plante. Als Motto dafür notiert er ſich: „Zunächſt zu ſehen, wie die Konzeption noch, ohne ihre Grundpfeiler anzutaſten, zu erweitern und mit Kontraſten zu bereichern wäre." Demgemäß ſollte das ganze erſte Buch der Jugendzeit Klauſens gewidmet ſein. Die Abenteuer auf dem Gymnaſium wären bedeutend erweitert worden. Meißen ſelbſt, die alte Stadt, ſollte eine Rolle darin ſpielen: „Die Merkwürdigkeiten, die Gebäude, hiſtoriſche Notizen, die ſich daran knüpfen, all das nach dem Geſetze der geſteigerten Wirklichkeit von der Phantaſie neu geboren." Im Anſchluß daran war die Möglichkeit gegeben, neue Epiſoden einzuflechten. Eine hiſtoriſche Novelle ſollte hineinſpielen, die das Lager des alten Fritz bei Meißen zum Schauplatz haben und in die die ſämtlichen Figuren der Klausgeſchichte verwickelt werden ſollten. Kriegsſzenen wären eingeſchoben worden, ja das Attentat des Barons Warkotſch hätte hineingeſpielt, und endlich wäre Klaus dem alten Fritz in eigener Perſon entgegengetreten. Dann wollte uns der Dichter wieder in die niedern Volksſchichten führen. Eine Fabriknovelle und eine „hiſtoriſche" Erzählung „Der Schuhputzer" würden hier ihren Platz gefunden haben, von denen die letztere offenbar auf eigenen Erlebniſſen des Dichters beruhte. Während wir über die erſtere gar nichts erfahren, ſollte dieſe die Geſchichte eines Schuſters behandeln, dem die Frau die Kinder entfremdet und der vom Geiſtlichen und allen anderen als Tyrann angeſehen wird, trotzdem er durchaus in ſeinem Rechte iſt. Er wird von großem Zorn befallen, als ein Arzt ſeinem Augenleiden nicht genug Ehre erweiſt, und ſo gerät er in die Hände eines Wunderdoktors, der ihn ſchröpft, ohne daß es der gläubige Patient merkt. Dieſer Umſtand ſollte für Klaus ein nicht unweſentlicher Anlaß werden, das Panier der Aufklärung zu erheben, und ſo ſollte ein, wenn auch lockerer, Zuſammenhang mit der Haupthandlung geſchaffen werden, der ſpäter dadurch, daß der Schuhputzer als Muſikant Klauſens Leidensgefährte wurde, eine Ergänzung erhalten hätte. Ferner wäre der Vetter oder Pate noch ſtärker hervorgetreten. Er ſollte in ſeinem Junggeſellenheim geſchildert werden und einen Auszügler als Kontraſtfigur erhalten, der dem erſteren gegenüber aus bloßer Oppoſition ſtets das Gegenteil behauptet. Da er für Klaus Partei genommen hat, ſo iſt dies für den Vetter ein Grund, ſich im entgegengeſetzten Sinne zu betätigen. Auch für die „Brautfahrt" waren einige, wenn auch unerhebliche Erweiterungen vorgeſehen, die mit Motiven des Anfang der vierziger Jahre geplanten und noch nicht ganz aufgegebenen Romans der „Gräfin Pfaffel" (vgl. Bd. I. S. XXIX) zuſammenhängen. Klaus und Klagus begegnen einer Wahnſinnigen, die ſie entführen, in der Annahme, daß ſie geſund ſei und widerrechtlich gefangen gehalten werde. Dieſes Motiv ſollte dann am Schluſſe zu der Aufklärung mitwirken, daß Veronika das uneheliche Kind des Edelmannes iſt. Gerade aus dieſem letzteren Plane erkennt man deutlich, daß die Erweiterungen ſtatt einer Vereinfachung eine kaum erfreuliche Verquickung mit Motiven des Abenteurerromans mit ſich gebracht hätten. Dazu kommt, daß manche Einfügungen den Rahmen des Ganzen zu ſprengen drohten, wie der Plan, einen eigenen Roman des Klaus oder eine ernſte Handlung im Gegenſatz zu dem Humor der Klausgeſchichte einzuſchieben.

Noch mehr aber war die Ausführung bedroht durch das immer mehr wachſende Überwuchern des Kritiſchen über das Produktive. Auch nach dieſer Richtung geben die Entwürfe lehrreiche Beiſpiele. Wenn auch gerade durch ſolche Meditationen die Vollendung des Romans erſchwert worden iſt, ſo verdienen ſie doch beſondere Aufmerkſamkeit, weil ſie uns in die Methode und die Anſichten des gereiften Dichters einzuführen vermögen.

Man kann geradezu ſagen, daß die Wiederaufnahme des Stoffes nicht erfolgt wäre, wenn er nicht in Einklang mit Ludwigs neugewonnenen theoretiſchen Anſchauungen geſtanden hätte. Er gehörte zu jener Gattung von halbhiſtoriſchen Romanen, die Ludwig im Anſchluß an Scotts „Herz von Midlothian", als ſeinen individuellen Neigungen am meiſten entſprechend, charakteriſiert. Hier war ein Stoff, der, ohne eigentlich ein hiſtoriſcher Roman zu ſein, Erfundenes und Wahres vermiſchte, der es ermöglichte, Geſtalten aus der Geſchichte bloß novelliſtiſch auszubeuten, wodurch die Dorfgeſchichte ein Relief, eine Baſis bekommt; und „dadurch, daß der Dichter die Lebensanſchauung ſeiner Zeit vertritt neben der Zeit, der ſeine Geſtalten angehören, wird ihm leichter, objektiver zu ſein, und es wird ihm möglich, durch den Kontraſt ſeine eigene Zeit treffender zu ſchildern, als wenn er ſeine Geſchichte aus dieſer nimmt"*). Hier war die Möglichkeit gegeben, „den Geiſt einer Zeit zu ſchildern oder vielmehr darzuſtellen, nicht nur ihre Sitte, ſondern alles, was als geiſtiges und gemütliches Agens, als Stimmung, Sehnſucht, Streben u. ſ. w. in einer beſtimmten Zeit lag". Aber um dies zu erreichen, darf man „durchaus nicht unſere Zeit bloß in eine ältere verkleiden, nicht, was wir wünſchen, was uns drückt und namentlich nicht unſere Reflexion über die beſtimmte Zeit und ihre Geſtalten in dieſe hinübertragen. Gerade darin liegt ein epiſcher Reiz, daß man jene Geſtalten und ihr Tun, Dichten und Trachten, ihre Sympathie und Antipathie in größerer Unmittelbarkeit nachzuſchaffen ſich müht".

---

*) Ludwig-Ausgabe von Bartels VI, 228.

Aber der alternde, von pekuniären Sorgen gepeinigte Dichter war zwar feſt entſchloſſen, nichts zu tun, was er nicht vor ſeinem Gewiſſen und ſeinen theoretiſchen Anſchauungen verteidigen konnte, aber doch wieder gezwungen, auf die Wünſche und Intereſſen des Publikums Rückſicht zu nehmen. Dadurch wird die Ausführung, wenn auch nur bis zu einem gewiſſen Grade, beeinflußt. Das gibt Ludwig an einer Stelle jener ſpäten Entwürfe ſelbſt zu: „Da ich einmal von der Unterhaltung des Publikums leben muß, ſo will ich dies auch nicht vergeſſen. Da keine Spannung im Buche ſein kann, als die der Sympathie, ſo dürfen wir auch nichts fehlen laſſen, dieſe zu ſteigern, das heißt: die Hauptgeſtalten dem Publikum ſo liebenswürdig zu machen und ihren Verkehr ſo amüſant als möglich. Dies Ausleben verlangt die dramatiſch-epiſche Form, das heißt: das Erzählen in Szenen, das ſichtbare Vorführen des Vorgangs mit wenigſtmöglichem Reſumé. Der Stoff muß alſo ſimplifiziert werden, ſo, daß nur wenig darin, was nicht durch ſich ſelbſt intereſſieren kann, und auch dieſem muß ein dramatiſches Intereſſe gegeben werden. — Die gemiſchten Gefühle nutzen ſich am wenigſten ſchnell ab, um ſo weniger, wenn auch dem Verſtande Anlaß gegeben wird, ſich zu amüſieren, das heißt: je mehr ihm Anlaß gegeben wird, den er ſich nehmen kann, ſich zu intereſſieren. Nur darf nie an ihn allein appelliert werden, wir würden ſonſt viele gemütliche Leſer verlieren. Dieſer Anlaß für den Verſtand muß zugleich für Phantaſie und Gemüt ſein oder in dergleichen Anläſſen für Gemüt und Phantaſie eingelaſſen ſein." Und nun folgt hier unmittelbar eine Definition des Gegenſatzes zwiſchen Realismus und Idealismus: „Der Realiſt ſucht die Wahrheit des Lebens in künſtleriſcher Darſtellung ihrer typiſchen Fälle zu fixieren; der Idealiſt bringt eine künſtleriſche Darſtellung zum Vehikel für allgemeine Gedanken, die er mitzuteilen wünſcht."

Daß das „Schulmeiſterleben" eine realiſtiſche Darſtellung verlangte, ſah der Dichter deutlich. „Objektivität iſt die Hauptſache dabei!" Ebenſo deutlich erkannte er, daß die Aufgabe eine breite Behandlung des Milieus verlange, um Spannung und Situationskomik zu ermöglichen. Darüber wird an mehreren Stellen der Entwürfe geſprochen: „Der Hauptreiz muß in der Wahrheit der Entwicklung, der Seelenzuſtände, kurz in der liebevollen holländiſchen Treue des Lebensdetails liegen, welches an ſich ganz ernſt iſt, aber durch die Dinge, um die es gilt, komiſch wird ... Des Autors Mühen muß denn ſein, auf der einen Seite möglichſt Spannung, auf der anderen möglichſtes Amüſement nach Kräften wirklich zu machen ... Wir haben nur ein ſolides Komiſches, ein Gedanken-Komiſches; nur müſſen wir das Publikum zu befriedigen denken durch einen Reichtum von komiſchen Tatſachen und vor allem durch ein Detail, welches auch im Nüchternſten Illuſion wirkt. Denn ſonſt wird das Ganze froſtig. Der Eifer, die Leidenſchaft für die Idee und die Beredtheit, mit welcher ſie ſich ausſpricht, kann viel tun, aber das genaue Koſtüm der gegenwärtigen Wirklichkeit, das zugleich unſere Anſchauung bezaubert, die gemütlichen Charaktere bei allem Realismus der Zeichnung, ja dieſer ſelbſt müſſen das Beſte tun." Aber der Dichter erkannte auch, daß der unmittelbaren Wirkung ſeines Werkes der Umſtand hinderlich ſein mußte, daß das Gedankliche den Kernpunkt des Romans bildete; daher nahm er ſich vor, dieſer Gefahr zu ſteuern: „Das Übergewicht des Gedankens muß durch Reichtum an wirkſamen Tatſachen balanziert werden, ſonſt verfällt der Poet in dieſelbe Schuld und dasſelbe Leiden wie ſeine Helden."

Dieſen Grundſätzen über die „Hauptaufgaben" entſprechen auch die Prinzipien, die er für die Form der Ausführung aufſtellt: „Am beſten ungezwungene Erzählung, zuweilen ſteter, zuweilen bloß reſumierender Natur." Dieſer Leitſatz wird an anderen Stellen ausführlicher entwickelt: „Durchaus nicht knapp, vielmehr in plaſtiſcher Fülle und Ergoſſenheit, nie das kürzeſte Wort, die raſcheſte Wendung wählen, vielmehr in den Wendungen bequem wie ausgeweitete Kleider. Weniger Pointen und Epigramme als heiter gleichmäßigen Strom, die Heiterkeit, der Witz nicht blitzend, ſondern wie heiteres Tages- oder zitterndes groteskes Fackellicht, nicht zuſammengefaßt in kurze Schläge, ſondern gleichmäßig in Heiterkeit verbreitet und behäbig und behaglich. So die Perioden mit plaſtiſcher Fülle des Ausdruckes. Dieſer ruhige gleichmäßige Schritt muß eingehalten, nie aus der Haltung gefallen werden. Mehr dick als ſcharf, mehr die ganzen Sätze nachdrücklich als mit einzelnen Drückern verſehen . . . Ein Roman in der Weiſe der ‚Großen Erwartungen‘ von Dickens kann nicht daraus werden.“

Beſondere Schwierigkeit bereiteten dem Dichter die Erwägungen, ob die Art des Humors, wie ſie in den früheren Entwürfen zur Grundlage genommen war, vor den nun gewonnenen höheren äſthetiſchen Anſchauungen ihre Berechtigung habe, ob die Situationskomik eine ſo bedeutſame Rolle ſpielen dürfe. Darüber geben die Entwürfe an einigen Stellen Auskunft: „Es liegt in Klaus’ fixer Idee etwas Willkürliches, und doch verlangt das eigentlich Humoriſtiſche als das Komiſche der Vernunft, daß eine Idee und das hingebende Feſthalten daran der Grund des Komiſchen ſei.“ Die Situationskomik hat nur dann ihre Berechtigung, wenn ſie zur Entwicklung der Charaktere dient. „Es iſt nicht nötig, daß die ganze Komik dramatiſch aus den Charakteren hervorgehe, das heißt: Charakter und Situation die ganze Kauſalreihe beſtreiten, es können auch komiſche Situationen von außen herzutreten, wenn ſie nur gemacht ſind, die Charaktere in ihrer Beſtimmtheit an ihnen ſich ausleben zu laſſen.“ Ob aber alle in den früheren Jahren erdachten komiſchen Situationen vor dieſer Erkenntnis ihre Exiſtenzberechtigung haben konnten, wäre im weſentlichen auf die Art der Behandlung angekommen, über die ſich der Dichter nicht klar werden konnte. Zunächſt hätte die Entſcheidung darin gelegen, ob der ganze Roman als Selbſtbiographie des Klaus gelten ſollte; ſodann aber darin, ob das Komiſche ganz ernſthaft geſchildert werden oder ob der Erzähler es ſelbſt mit Ironie humoriſtiſch behandeln ſollte. Wenn es an einer Stelle heißt: „Die Helden müſſen etwas Verkehrtes, etwas Übertriebenes, Einſeitiges beabſichtigen, nur ſo iſt der Humor berechtigt“, ſo läßt ſich vielleicht auf eine ernſthafte Behandlung ſchließen, wie es in unſeren Tagen etwa Friedrich Huch in ſeinem „Peter Michel“ verſucht hat. Eine andere Stelle aber, die mit dem berühmten Wörtlein „Oder“ eingeleitet wird, zeigt, daß auch der andere Ausweg in Erwägung gezogen wurde: „Oder denke man ſich, ein Humoriſt erzählt Dichtung und Wahrheit aus ſeinem Leben, zu einem Romane verſponnen ... Es wäre dies eine Art der humoriſtiſchen Behandlung ... Der Autor könnte auch bald humoriſtiſch über der Geſchichte ſchweben, wie im Anfang, dann ſich darein vertiefen."

Intereſſant iſt es auch, den Wandel in der Behandlung des Wunderbaren gegenüber den Jugendnovellen zu beobachten. Waren in dieſen wunderbare Erſcheinungen in romantiſchem Geiſte als geſteigerte Wirklichkeit verwertet worden, ſo daß die Übergänge vom Natürlichen zum Überſinnlichen abſichtlich verſchleiert ſind, ſo tritt hier ſchon in den früheſten Entwürfen das Wunderbare, ſcharf kontraſtiert, neben das Natürliche, da das letztere ſo nüchtern wie möglich, das erſtere aber, das nur durch das Medium des Erzählers zur Erſcheinung kommt, möglichſt übertrieben geſchildert werden mußte. „Das Wunder wird der Nachbar der Nüchternheit ... Das Wunderbare tritt in den ſchärfſten Kontraſt mit der Intention der Nüchternheit und verführt zu Rückfällen in die Phantaſterei; ja macht die ganze Nüchternheit zur Phantaſterei."

Haben wir hierbei ſchon in den erſten Entwürfen eine Entwicklung gegenüber den früheren Erzählungen feſtzuſtellen, ſo ſind auch wieder in den letzten Skizzen Bemerkungen über das Verhältnis des neuen Romans zu den fertigen großen Novellen von Intereſſe. So heißt es einmal: „Bei Gelegenheit der ‚Heiterethei' iſt uns Humor und komiſche Kraft zugeſtanden worden; wir wollen ſie nach Kräften brauchen, aber die Fehler der ‚Heiterethei' vermeiden ... Dieſe Figuren ſind da, um zu amüſieren. Ich [illegible] dergleichen ſo naiv und heiter packen, wie im ‚Vom Regen unter die Traufe' die Schwarze." Auffallend aber iſt die ſcharfe Abſage an die Technik ſeines großen Romans: „Das Anſpannende, wie es ‚Zwiſchen Himmel und Erde' iſt, vermeiden. Die Figuren dürfen nicht geſchunden werden. Muskelmänner brauchen wir nicht."

Dieſes überraſchende, aber nach Ludwigs Romanſtudien nicht verwunderliche Urteil läßt vermuten, daß ein neuer ernſter Roman anders als „Zwiſchen Himmel und Erde“ ausgeſehen hätte, wenn — ja, wenn! Es iſt eben das Tragiſche an Otto Ludwigs Schaffen, daß man dieſes Wörtlein immer wiederholen muß: Wenn der Dichter die Kraft gehabt hätte, einen neuen Roman zu vollenden. Wenn es möglich geweſen wäre, die theoretiſchen Beobachtungen in der Praxis zu verwerten. Wenn der Dichter den Mut gehabt hätte, mit Ausſchaltung der kritiſchen Bedenken ein Werk in raſchem Guſſe zu formen.

Aber leider zeigen auch die Entwürfe der fünfziger Jahre die taſtende Unſicherheit, die die Vollendung unmöglich macht. Wir ſind bereits bei der Betrachtung der allgemeinen Geſichtspunkte auf Stellen geſtoßen, die als grundlegende Axiome hätten gelten müſſen und doch einen erſtaunlichen Mangel an Entſchlußfähigkeit und Klarheit verrieten. Vollends ängſtlich wird der Dichter, wenn er an die Veröffentlichung denkt. Er hofft, das Werk in der „Kölniſchen Zeitung“ publizieren zu können; aber von vornherein beſchließt er, für die dann folgende Buchausgabe weſentliche Änderungen vorzunehmen. Ja, von dem Erfolge des erſten Teils macht er die Vollendung des ganzen Romans abhängig. So heißt es z. B. an einer Stelle: „[Die Jugendgeſchichte] wäre dann das Probebuch, geeignet, allein abgedruckt zu werden, um zu ſehen, wie die Aufnahme, wodenn man fortfahren oder auch es liegen laſſen könnte.“ Es iſt auch ſchon darauf hingewieſen worden, daß die Unſicherheit eine endgültige Beſtimmung über die Form des Romans, ob Tagebuch oder Erzählung, verhinderte. Immer wieder begegnen uns Meditationen über dieſen Punkt. Dazu geſellt ſich eine weitere Sorge: „Eine zweite Klippe: Sowie die Geſchichte mehr kulturhiſtoriſch wird, ſo fehlt das charakteriſtiſche Detail, welches uns die Geſchichte wirklich macht.“ Aber noch tragiſcher berührt nach all den vielen Entwürfen zu dieſem humoriſtiſchen Roman die zweifelnde Frage: „Soll das Komiſche oder ſoll das Ernſte die Hauptſache werden?“ Geradezu rührend ſind die zahlreichen Ermahnungen an ſich ſelbſt, wie etwa folgende: „Ich darf's mir nur im Anfang nicht zu leicht machen!“ „Dabei aber mehr als Poet zu Werke gehen, denn als Kritiker!“ „Nur nicht die Entwickelung in zu viele Schritte zerlegt, da jeder eine Szene forderte!“ „Ich werde die Sache viel konkreter faſſen müſſen.“ Und dieſen Ermahnungen folgen wieder Klagen über die Schwierigkeiten, deren der Dichter nicht Herr zu werden vermochte: „Unangenehm iſt, daß man es für Satire gegen das Rechte halten kann“; „Schlimm, daß das Konzil pp. eigentlich dramatiſch gedacht iſt“; oder endlich gar: „Unſere Aufgabe iſt ſehr ſchwierig, weil wir die Erfindung von hinten anfingen.“

Solche Äußerungen zeigen deutlich, daß der durch die Krankheit ins Rieſengroße geſteigerte Mangel an Entſchlußfähigkeit es dem Dichter in den fünfziger Jahren unmöglich machte, die Vollendung des Werkes zu erreichen, die ſchon durch den Stoff und ſeine Behandlungsmöglichkeiten unwahrſcheinlich geworden war. Um ſo mehr iſt zu bedauern, daß das Werk nicht um die Mitte der vierziger Jahre vollendet wurde und daß von dem Fragment nur ein geringer Bruchteil erhalten geblieben iſt. Denn mag auch das Werk an künſtleriſcher Bedeutung hinter der „Maria“ zurückſtehen, ſo iſt es doch für die Kenntnis des Entwicklungsganges Otto Ludwigs von denkbar größter Bedeutung, da hier am deutlichſten der Übergang von Jean Paul zu Immermann, von der Romantik zum Realismus zu erkennen iſt.

III. Dämon Geld

Wenn man die umfangreichen Entwürfe zu dieſem Roman durchblättert und beſonders auf die Geſichtspunkte achtet, die Ludwig als Leitmotive für die Ausführung aufgezeichnet hat, fällt die Ähnlichkeit mit den für das „Schulmeiſterleben“ notierten Geſetzen auf, aber auch die gleiche Unſicherheit, die die Ausarbeitung in ſtärkſtem Maße hindern mußte.

Schon der Untertitel „Eine Alteweibergeſchichte“, der uns auf dem früheſten und dem ſpäteſten Planhefte begegnet, weiſt darauf hin, daß ſich der Dichter lange Zeit damit getragen hat, das Ganze als autobiographiſchen Roman zu behandeln, eine Vermutung, die durch eine Stelle der Entwürfe beſtätigt wird: „Vielleicht am beſten: die Heldin erzählt ſelbſt, dann iſt es am leichteſten, die Rätſel feſtzuhalten, beſonders den Stiefvater und die Baſe . . . Man muß in der ganzen Erzählung den Charakter gewahr werden, den ſie ſich beilegt und im Buche ſelbſt als das Bleibende davon entwickelt, Wahrheit, Redlichkeit, Stolz — wenn ſie nicht verſchweigt und nicht vermäntelt, wie töricht ſie damals dachte und handelte. Sie hat aber auch Witz und Humor, viel Farbe u. ſ. w., einſtimmend mit der Erzählung, wo ſie ſich ſelber Geiſt beimißt und Laune. — Die ganze Erzählung muß etwas von Frauenplaudern an ſich haben; die Ausführlichkeit paßt.“ Aber wie beim „Schulmeiſterleben“ der gleiche Beſchluß für die Ausführung durch einen Nachſatz mit dem Wörtlein „Oder“ in Frage geſtellt wird, genau ſo auch hier: „Es wäre auch ſo zu machen, daß die Heldin nicht ſelbſt erzählte, aber die Erzählung hauptſächlich mit ihr ginge, ſo daß ſie nur ausnahmsweiſe hier und da eine andere Figur begleitete. So bliebe die Heldin doch eine Art Medium für den Leſer; wir nähmen unſere Meinung über die Dinge aus ihrer, wobei wir freilich unſere eigene haben könnten, wenn wir wollten. Das wäre ein Mittelweg. Wo wir über das Folgende getäuſcht werden ſollten, um der Spannung willen, geſchähe das durch der Heldin Täuſchung.“

Aber auch bei den Grundſätzen für die Ausarbeitung werden wir an die letzten Entwürfe zum „Schulmeiſterleben“ erinnert. Sätze, wie: „Das Detail immer ſo, als wäre es ſein eigener Zweck und müßte durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt, aber nicht durch oder für etwas anderes intereſſieren oder unterhalten; als wäre z. B. des Autors Zweck, im Anfang bloß und lediglich ein Bild von dem Begräbniſſe und der Kleinen Gedanken dabei zu geben“ oder: „Das etwa Spannende, das heißt auf die Zukunft Verweiſende, ebenfalls nur ſo, als ſollte es durch ſeine Gegenwart intereſſieren und hätte ſonſt keinen Zweck“, könnten ſehr wohl mutatis mutandis in den Entwürfen zu jenem Roman ſtehen.

Und wie dort bei dem Planheften der fünfziger Jahre auf Grund der bisher bekannten Quellen eine genaue Datierung nicht möglich war, ſo iſt dies auch hier der Fall. Die Briefe und Hauskalender, ſoweit ſie mir bisher bekannt wurden, bieten für die Entſtehung von

„Dämon Geld" keinerlei Notizen, ſo daß wir auf die wenigen Daten auf den Manuſkripten ſelbſt beſchränkt ſind. Da auf dem Titelblatt des älteſten Planheftes die Angabe „Oſtergabe für 1852" zu finden iſt, was auf eine beabſichtigte Veröffentlichung zu dem angegebenen Termin ſchließen läßt, erhalten wir als den bisher feſtſtellbaren terminus a quo den Winter 1851/52. Das ausgeführte Stück trägt zwar in der Handſchrift das genaue Datum 4. bis 7. Juli, leider aber keine Jahreszahl. Sicherlich iſt es nicht vor dem Juli 1854 entſtanden. Denn die genaue Honorarberechnung für die „Kölniſche Zeitung" weiſt auf den Abſchluß der Verhandlungen wegen der „Heiterethei" hin. Die Mitteilungen über die Honorarfrage erhielt Ludwig am 18. Juli 1854 (vgl. Band II. S. XIII). Wahrſcheinlich iſt es daher, daß dieſe Notizen über das Honorar nach dieſem Zeitpunkte eingefügt wurden, als ihm jene Bedingungen noch friſch vor Augen ſtanden. Der Grund für das plötzliche Fallenlaſſen des Stoffes würde dann in der Wiederaufnahme der „Agnes Bernauer" zu ſuchen ſein. Allerdings iſt es aber auch möglich, daß das Fragment dem Jahre 1855 angehört.

Da für den Band „Epiſche Pläne" eine Mitteilung von größeren Partien der Entwürfe zu dem Roman vorgeſehen iſt, möchte ich dem Bearbeiter jenes Bandes nicht durch eine Analyſe des geplanten Werkes vorgreifen. Ich beſchränke mich daher auf die Mitteilung deſſen, was Adolf Stern gelegentlich des Erſtdruckes des Fragments im „Kunſtwart" aus den Entwürfen hervorgehoben hat.

Der Roman ſollte „die verſchiedenen Wirkungen des Geldes (Beſitzes) auf die Menſchen, ſowohl auf ihren Charakter im Tun, als im Meinen von andern" darſtellen, und bald in einer vorſtädtiſchen Mühle, bald in einem halb bäuerlich gebliebenen Winkel einer großen Stadt (Übigau bei Dresden), bald „in einer kleinen Stadt, die erſt während der Geſchichte durch eine Eiſenbahn der Hauptſtadt genähert wird" (wobei vielleicht an Meißen zu denken wäre), ſpielen. Die Heldin des Romans, „der im naiven Idyll beginnt, ins große Weltleben übergeht und ſich wiederum bewußt ins Idyll zurückzieht", ſollte das kleine Liesle werden. Die Entwicklung der Erzählung hat

Ludwig ſelbſt an einer Stelle der Entwürfe kurz zuſammengefaßt: „Die ‚Baſe‘ in ihrer Pietät hat das ‚Mädle‘ als Mutter erzogen, die vom Vater verhätſchelt wird und von ihr (der Schweſter) mit; ſie ‚ſchlachtet ſich ins Haus‘ und ſieht ſich nur als Ergänzung der halbkindiſchen Schweſter an, ſie wird ſozuſagen mitgeheiratet. Nach des erſten Mannes Tode gewinnt der Geſell die Mutter; trotz der Baſe heiratet ſie ihn; die Baſe vererbt ihre Sorgfalt von dem einen auf das andere Kind, ohne jener etwas zu entziehen. Sie verliert ihren Einfluß; ihr Gedanke, ſich abzutrennen, um für jene weiter ſorgen zu können, da der neue Schwager ſie ruinieren wird, wird realiſiert durch eine Art Austreibung. Nun gibt ſie der langjährigen Werbung eines dabei alt gewordenen Werbers, ohne Familie und reich, nach und pflegt ihn rechtſchaffen, ohne die Ihren zu vergeſſen, bis zu ſeinem Tode. Die nun von ihrem Manne beherrſchte Schweſter ſtirbt, und deren Tochter, in die Wellen des Wohllebens geriſſen, macht ihr Kummer. Der Stiefvater hat (ſcheinbar) Glück und geht nicht ſo ſchnell zugrunde, als ſie (die Baſe) gemeint. Sie ſucht mit dem Mädchen, das ſich, von jenen Wellen fortgeriſſen, immer weiter von ihr entfernt, ſich ihrer ſchämend, in ein wohltätig Verhältnis zu treten, jene aus den Wellen zu retten, durch eine Ehe, es gelingt nicht. Sie muß ſich geſtehen, die Schweſter verzogen zu haben, und wendet nun weiſe Strenge an; ſie läßt die innere Umwendung in der Heldin ſich, ungeſtört von unzeitigem Entgegenkommen, vollziehen, was ſie faſt bereut, bis ſich alles zum beſten gibt, bis die Heldin, nach Selbſtbeſchränkung nun ſelbſt verlangend, wiederum zur Baſe in das alte Verhältnis tritt.“

Wenn man dieſen Grundgedanken des Romans feſthält, muß man erſtaunt ſein, wie ſehr und mit welcher Feinheit das ausgeführte Kapitel den Zwecken der Expoſition dient. Alles ſcheint abſichtslos geſchildert zu ſein, um ein reines Stimmungsbild hervorzurufen. Nur der „göttliche Zufall“ ſcheint hier gewaltet zu haben um das Wort eines modernen Dichters anzuwenden. Und doch eröffnet dieſes einfache Bild deutliche Perſpektiven nach vorwärts und rückwärts. Mit wenigen charakteriſtiſchen Strichen ſind die ganzen Verhältniſſe geſchildert. Man erkennt, wie ſie ſeit Jahren beſtanden haben. Das Verhältnis der Baſe zu Schweſter und Nichte iſt mit ſcharfen Zügen umriſſen, und das Auftreten des Geſellen läßt vermuten, daß auch er im weiteren Verlauf des Romans eine Rolle ſpielen ſolle. Man fühlt, daß dieſes Kapitel den Ausgangspunkt für die Kette der Verwicklungen geben, daß ſich nach dieſer glücklichen Expoſition das Ganze ohne Schwierigkeit abrollen muß. Daß aber gerade hier das Werk aufhören mußte, läßt uns wieder die Tragik ermeſſen, die über Otto Ludwigs ganzem Schaffen liegt.

IV. Falſch und treu

Schon Moritz Heydrich hatte mitgeteilt, daß Otto Ludwig ſich mit dem Gedanken getragen hatte, die „Agnes Bernauer“ in Romanform zu behandeln. Aber erſt aus dem Nachlaſſe Cordelia Ludwigs iſt das Anfangskapitel aufgetaucht, das der Dichter im September 1854 niederſchrieb. Doch läßt ſich der Gedanke einer proſaiſchen Behandlung bis in die Mitte der vierziger Jahre verfolgen. In einem Briefe an Eduard Devrient vom 5. Dezember 1846 heißt es: „Aus dem ‚Engel‘ iſt, glaub' ich, nichts für das Theater zu machen ..... ob er nicht als dramatiſierter Roman oder Novelle in die Welt gehen könnte?“ Etwa gleichzeitig fragt ſich der Dichter in einem an Gutzkow gerichteten Briefe vom 2. Februar 1847, ob der Engel „nicht als dialogiſierte Novelle, vielleicht von einigen Liedern und Balladen begleitet, in die Welt gehen könnte“.

Wieder drängt ſich das Bedauern auf, daß das Werk gerade da abbricht, wo ein Höhepunkt erreicht werden ſollte, den eine mit geſchickter Hand aufgebaute Spannungstechnik vorbereitet hat. Von da ab hätte ſich dann der Roman mühelos in epiſcher Breite abrollen können. Dieſes Bedauern iſt um ſo größer, als die epiſche Behandlung für den Dichter vielleicht eine Möglichkeit geboten hätte, ſich dieſen Stoff vom Herzen zu ſchreiben und ſich erleichtert dankbareren Aufgaben zuzuwenden.

Man kann dieſem Romanfragment nicht in vollem Maße gerecht werden, ohne die Entwicklung des Agnes-Bernauer-Stoffes bei Otto Ludwig zu verfolgen und insbeſondere das Dramenfragment von 1854 heranzuziehen, um die Unterſchiede feſtzuſtellen, die Ludwig bei der Behandlung des gleichen Stoffes in Drama und Roman und bei der verſchiedenartigen Ausführung der Expoſition in beiden Dichtungsgattungen gemacht hat. Da dies aber zu weit führen und vieles vorausnehmen würde, was bei den Bernauer-Dramen geſagt werden muß, ſo ſei hier nur kurz auf die Einleitung zu jenem Bande verwieſen.

* * *

Bei meinem Suchen nach der Handſchrift des „Schulmeiſterlebens“ bin ich von zahlreichen Bibliotheken und Privatperſonen freundlichſt unterſtützt worden, denen ich meinen aufrichtigen Dank ausſprechen möchte. Namentlich ſeien nur die Herren Profeſſor Adolf Bartels in Weimar und Bibliothekar Theodor Linſchmann in Meiningen genannt, die ſich mehrmals in dieſer Angelegenheit bemüht haben. Endlich bin ich noch meiner Frau zu beſonderem Danke verpflichtet, die die oft recht ſchwer lesbaren Entwürfe zum „Schulmeiſterleben“ entziffert hat.

Gräfelfing bei München,
am Geburtstage Otto Ludwigs,
12. Februar 1914.

Hans Heinrich Borcherdt.

Zwiſchen Himmel und Erde

1.

Das Gärtchen liegt zwiſchen dem Wohnhauſe und dem Schieferſchuppen; wer von dem einen zum andern geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend hat man es zur linken Seite; zur rechten ſieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremiſe und Stallung, vom Nachbarhauſe durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal ſechs grünangeſtrichene Fenſterladen nach einer der lebhafteſten Straßen der Stadt, der Schuppen ein großes graues Tor nach einer Nebengaſſe; die Roſen an den baumartig hochgezogenen Büſchen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausſchauen, das den Vermittler macht zwiſchen den beiden größern Schweſtern. Jenſeits des Gäßchens ſteht ein hohes Haus, das in vornehmer Abgeſchloſſenheit das enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptſtraße offene Augen; und ſieht man die geſchloſſenen nach dem Gäßchen zu genauer an, ſo findet man bald die Urſache ihres ewigen Schlafes: ſie ſind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, ſieht nicht nach allen Seiten ſo geſchmückt aus als nach der Hauptſtraße hin. Hier ſticht eine blaß roſenfarbene Tünche nicht zu grell von den grünen Fenſterladen und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu die Wetterſeite des Hauſes erſcheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharniſcht; mit der andern Giebelwand ſchließt es ſich unmittelbar an die Häuſerreihe, deren Beginn oder Ende es bildet; nach hinten aber gibt es einen Beleg zu dem Sprüchwort, daß alles ſeine ſchwache Seite habe. Hier iſt dem Hauſe eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzſtämmen geſtützt, zieht ſie ſich längs des obern Stockes hin und erweitert ſich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer

Durchgang aus dem obern Stock des Hauſes. Wer von da nach der „Gangkammer“ will, muß aus der hintern Haustüre heraus und an der Wand hin wohl ſechs Schritt an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen hühnerſteigartigen Treppe, und wenn er dieſe hinaufgeſtiegen, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reiſe wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigſtens im Sommer; und vorausgeſetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezogene Leine iſt nicht durchaus mit Wäſche behängt. Denn im Winter ſchließen ſich die Laden, die man im Frühjahre wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zuſammen, deren Lichtöffnungen über dem Bereiche angebracht erſcheinen, den eine gewöhnliche Menſchenlänge beherrſcht.

Iſt die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche und ſtechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, ſo vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Geſtalt und glänzender Putz. Die äußerſte Sauberkeit lächelt dem Beſchauer aus dem verſteckteſten Winkel entgegen. Im Gärtchen iſt ſie faſt zu ängſtlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen ſcheint nicht mit Hacke und Beſen gereinigt, ſondern gebürſtet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die ſo ſcharf von dem gelben Kies der Wege abſtechen, das Anſehen, als wären ſie nicht mit der Schnur, als wären ſie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaumeinfaſſung, als würde ſie von Tag zu Tag von dem akkurateſten Barbier der Stadt mit Kamm und Schermeſſer bedient. Und doch iſt der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten ſehen kann, wenn man auf der Emporlaube ſteht, und zwar einen Tag wie den andern zu derſelben Minute, noch ſauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geſchieht täglich ſo pünktlich um dieſelbe Zeit wie ſein Kommen — in ſo untadelhafter Weiße, daß eigentlich nicht einzuſehen iſt, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwiſchen den hochſtämmigen Roſen hin, die ſich die Haltung des alten Herrn zum

Muſter genommen zu haben ſcheinen, ſo iſt ein Schritt wie der andre, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Taktes. Betrachtet man ihn genauer, wie er ſo inmitten ſeiner Schöpfung ſteht, ſo ſieht man, daß er äußerlich nur das nachgetan, wozu die Natur in ihm ſelber das Muſter geſchaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile ſeiner hohen Geſtalt ſcheint ſo ängſtlich abgezirkelt worden zu ſein wie die Beete des Gärtchens. Als die Natur ihn bildete, mußte ihr Antlitz denſelben Ausdruck von Gewiſſenhaftigkeit getragen haben, den das Geſicht des alten Herrn zeigt und der in ſeiner Stärke als Eigenſinn erſcheinen mußte, war ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemiſcht, ja faſt von Schwärmerei. Und noch jetzt ſcheint ſie mit derſelben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der ſein Auge ſein kleines Gärtchen überſieht. Sein hinten kurzgeſchnittenes und über der Stirn zu einer ſogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar iſt von derſelben untadelhaften Weiße, die Halstuch, Weſte, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in ſeinem Gärtchen vollendet er das geſchloſſene Bild desſelben; außerhalb ſeines Hauſes muß ſein Anſehen und Weſen etwas Fremdartiges haben. Pflaſtertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu ſpielen, kommt der alte Herr Nettenmair dahergeſtiegen, das ſilberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die ſpitze Höhe, ſein blauer Überrock zeigt noch den ſchmalen Kragen und die bauſchigen Schultern einer lang vorübergegangenen Mode. Das ſind Haken genug, ſchlechte Witze daran zu hängen, dennoch geſchieht dies nicht. Es iſt, als ginge ein unſichtbares Etwas mit der ſtattlichen Geſtalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die älteren Einwohner der Stadt, begegnet ihnen der Herr Nettenmair, eine Pauſe in ihrem Geſpräche machen, um ihn reſpektvoll zu grüßen, ſo iſt es jenes magiſche Etwas nicht allein, was dieſe Wirkung tut. Sie wiſſen, was ſie in dem alten Herrn achten; iſt er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verſchwindet; dann hebt ſich wohl eine Hand, und ein aufgereckter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund vermöchte, von einem langen Leben, mit allen Bürgertugenden geſchmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geſchändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wieviel ſchärfer einem nach außen abgeſchloſſenen Daſein nachgerechnet wird. Und ein ſolches führt Herr Nettenmair. Man ſieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn ſein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er ſich gönnt, ſucht er in ſeinem Gärtchen. Sonſt ſitzt er hinter ſeinen Geſchäftsbüchern oder beaufſichtigt im Schuppen das Ab- und Aufladen des Schiefers, den er aus eigener Grube gewinnt und weit in das Land und über deſſen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwitwete Schwägerin beſorgt ſein Hausweſen und ihre Söhne das Schieferdeckergeſchäft, das mit dem Handel verbunden iſt und an Umfang dieſem wenig nachgibt. Es iſt der Geiſt des Oheims, der Geiſt der Ordnung, der Gewiſſenhaftigkeit bis zum Eigenſinn, der auf den Neffen ruht und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das ſie von weit umher beruft, wo man zur Deckung eines neuen Gebäudes oder zu einer umfaſſenderen Reparatur an einem alten des Schieferdeckers bedarf.

Es iſt ein eigenes Zuſammenleben in dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen. Die Schwägerin, eine noch immer ſchöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt dieſen mit einer Art ſtiller Verehrung, ja Andacht. Ebenſo die Söhne. Der alte Herr dagegen widmet der Schwägerin eine achtungsvolle Rückſicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernſten Zurückhaltung etwas Rührendes hat, den Neffen beweiſt er die Zuneigung eines Vaters. Doch ſteht auch hier etwas zwiſchen beiden Teilen, das dem ganzen Verkehr etwas rückſichtsvoll Förmliches beimiſcht. Das liegt wohl zum Teile in der ſchweigſamen Geſchloſſenheit des alten Herrn, die ſich den übrigen Familiengliedern mitgeteilt hat, wie denn alle ſeine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendſten Einzelheiten, ſo in körperlicher Haltung und Bewegung wie in Urteil und Liebhaberei, auf ſie übergegangen erſcheinen. Wird in dem Familienkreiſe weniger geſprochen, ſo ſcheint ein Ausſprechen von Wünſchen und Meinungen des einen überflüſſig, wo der andere mit ſo ſicherem Inſtinkte zu erraten weiß. Und wie ſoll das ſchwer ſein, wo alle eigentlich ein und dasſelbe Leben leben?

Es iſt ein eigenes Zuſammenleben in dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen.

Die Nachbarn wundern ſich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheiratet. Es iſt nun dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herr Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünſchte das ſogar, und der Sohn ſelbſt ſchien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geſchah nicht, wennſchon Herr Nettenmair ſich des Familienweſens ſeines Bruders und deſſen Kinder väterlich annahm, auch ſich ſonſt nicht verheiratete, ſoviel gute Partien ſich ihm auch anboten. Damals ſchon begann das eigene Zuſammenleben.

Es iſt natürlich, daß die guten Leute ſich wundern; ſie wiſſen nicht, was damals in vier Seelen vorging, und wüßten ſie es, ſie wunderten ſich vielleicht nur noch mehr. Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt ſelbſt über die angeſtrengteſte Geſchäftigkeit der Bewohner des Hauſes mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bitterer Schmerz über geſtohlenes Glück, wilde Wünſche ſeine Bewohner entzweiten, wo ſelbſt drohender Mord ſeinen Schatten vor ſich her warf in das Haus, wo Verzweiflung über ſelbſtgeſchaffenes Elend händeringend in ſtiller Nacht an der Hintertür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwiſchen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor und wieder hinter ſchlich. Damals ſchon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Geſtalt, aber den Eigenſinn des greiſen Geſichts dämpfte nicht Milde; wenn ſie über die Straße ſchritt, hielten auch die Knaben im luſtigen Spiele an; aber die Geſtalt ſah nicht ſo freundlich auf ſie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht faſt erloſchen war. Wohl war auch jener ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und verdiente die Achtung ſeiner Mitbürger nicht weniger als ſein milderes

Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von ſtrenger Ehre. Er war es nur zu ſehr!

Was dazumal die Herzen in dem Hauſe bis zum Zerſpringen ſchwellen machte, was in den verdüſterten Seelen umging und zum Teile heraustrat in der Selbſtvergeſſenheit der Angſt oder zur Tat wurde, zur Verzweiflungstat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beſchäftigt. Es iſt Sonntag, und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienſtes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weiſe zu dieſer Stunde auf einer Bank in ſeiner Laube ſitzt. Seine Augen ruhen auf dem ſchiefergedeckten Turmdach von Sankt Georg, das auch nach ihm zu ſchauen ſcheint. Heute ſind es einunddreißig Jahre, ſeit er nach längerer Abweſenheit auf der Wanderſchaft in die Vaterſtadt heimkehrte. Ebenſo riefen die Glocken, als er durch eine Schnei hindurch an der Straße den alten Turm zum erſten Male wiederſah. Damals knüpfte ſich ſeine nächſte Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt lieſt er ſeine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergeſſe, der Leſer weiß nicht, wovon ich ſpreche. Es iſt ja eben das, was ich ihm erzählen will.

I.

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann ſtatt des alten, den wir verlaſſen. Er iſt hochgewachſen wie dieſer, aber nicht ſo ſtark. Er trägt die braunen Haare wie der Alte, am Hinterkopfe kurzgeſchoren, über der weißen hohen Stirn in eine ſogenannte Schraube künſtlich gedreht. Auf ſeinem Geſicht erſcheint noch nicht die Strenge des Alten, dem gutmütigen Ausdrucke iſt die Narbe erlittenen Seelenſchmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtſinnige Unbekümmertheit, die ſonſt ſeinem Alter eigen, und auch nicht das bequeme nachläſſige Weſen, das dem fahrenden Handwerksburſchen ſo leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt-Georgenglocken aus der tief unten liegenden

Stadt ſteigen herauf zur waldigen Höhe und dringen durch Baum und Buſch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimat! Was liegt in dieſen zwei kleinen Silben! Was alles ſteht auf im Menſchenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum erſten Genuſſe des heiligen Mahles rief, der jede Viertelſtunde zu ihm ſprach! Im Gedanken Heimat umarmen ſich all unſre guten Engel.

Unſerm jungen Wanderer drangen Tränen aus den ernſten und doch ſo freundlichen Augen. Schämte er ſich nicht vor ſich ſelbſt, er hätte laut geweint. Er kam ſich vor, als hätte er ſeinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt und nun, da er erwacht, könne er ſich auf den Traum kaum mehr beſinnen. Als hätte er nur geträumt, er ſei ein Mann geworden in der Fremde. Als ſei es ihm immer ſchon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht ſei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, wie er bei alledem in dieſem Augenblicke der Aufregung ſeines ganzen Innern den Spinnenfaden nicht überſah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen ſeinen Rockkragen wehte, und daß er die Tränen vorſichtig abtrocknete, damit ſie nicht auf das Halstuch fallen möchten, und mit der eigenſinnigſten Ausdauer erſt die letzten, kleinſten Reſte des Silberfadens entfernte, ehe er ſich mit ganzer Seele ſeinem Heimatsgefühle überließ. Aber auch ſein Hängen an der Heimat war ja zum Teile nur ein Ausfluß jenes eigenſinnigen Sauberkeitsbedürfniſſes, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung anſah; und wiederum entſprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherem Bezuge zu ſeiner Perſönlichkeit ſtand. Das Kleid auf ſeinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Bergrücken, der vorhin die Ausſicht verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs ſtieg eine Turmſpitze auf. Es war die Spitze des Sankt-

Georgenturms. Der junge Wanderer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchſte Gebäude der Stadt ihm zuerſt und vor den übrigen ſichtbar werden mußte, ſeine Sinnigkeit vergaß es über der innigen Bedeutung, die ſie in den Umſtand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Turmes bedurfte einer Reparatur. Dieſe war ſeinem Vater übertragen worden und war der Grund, wenigſtens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreiſe gewillt geweſen. Vielleicht morgen ſchon begann er ſeinen Teil Arbeit. Dort, ſenkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken ſich bewegen ſah, war die Ausſteigetüre angebracht. Dort ſollten die beiden Balken ſich herausſchieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmte bis zur Helmſtange, das Tau ſeines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die luftige Fahrt um das Dach. Und wie es ſeine Natur war, ſich mit feſten Herzensfäden an die Gegenſtände anzuſpinnen, mit denen er in Arbeitsberührung kommen ſollte, ſo ſah er in dem Auftauchen der Turmſpitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als gält' es, eine freundlich dargebotene Hand zu drücken. Dann beſchleunigte der Gedanke an die Arbeit ſeinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchſten Kante des Berges ihm die ganze Heimatſtadt vor ſeinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er ſtehen. Dort ſtand das Vaterhaus, dahinter der Schieferſchuppen; in derſelben Vorſtadt, nicht weit davon, das Haus, wo ſie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte ſie in ſeinem Vaterhaus, war ſeines Vaters Tochter, ſeines Bruders Weib, und er ſollte von heute an in demſelben Hauſe leben und ſie täglich ſehen als ſeine Schwägerin. Sein Herz ſchlug ſtärker bei dem Gedanken an ſie. Aber keine von den Hoffnungen, die ſich ihm ſonſt an ihr Andenken geknüpft, ließ es ſchwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schweſter geworden, und was ihn jetzt bewegte, ſah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, ſie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die einzige im ganzen Vaterhauſe, die ſein Kommen ungern ſah. Wie war das alles geworden? War nicht eine Zeit geweſen, wo ſie ihm gut zu ſein ſchien? Wo ſie ihm ſo gern zu begegnen ſchien als ſpäter befliſſen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie ſind die Bäume um das Haus größer geworden, ſeit er von dieſer Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher geſtanden — es war an einem ſchönen Frühlingsabend geweſen, dem ſchönſten, meinte er, den er erlebt — am Pfingſtſchießen. Drin tanzte das übrige junge Volk; er ging ſelig um das Haus herum, in dem er ſie tanzend wußte. Er fühlte ſich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war er damals noch mehr geweſen als jetzt. Wie gern hätte er ihr geſagt — Wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu ſagen, und wie gut wußte er es zu ſagen, und führte es ein Zufall, daß er ſie allein traf — und wunderbar, wie geſchäftig der Zufall ſich zeigte, ein ſolch Zuſammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt ſei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Verſteck der tiefſten Seele zurück. So war es geweſen, wie ſie, die Wangen vom Tanze glühend, allein herausgetreten war aus dem Hauſe. Es ſchien ihr nur um Kühlung zu tun; ſie wehte ſich mit dem weißen Tuche zu; aber ihre Wangen wurden nur röter. Er fühlte, ſie hatte ihn geſehen, ſie erwartete, er ſollte näher treten, und daß ſie wußte, er verſtand ſie, das färbte ihr die Wangen röter. Das trieb, da er zögerte, ſie wieder hinein in den Saal. Vielleicht auch, daß ſie einen Dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer andern Türe des Saals. Er hatte die beiden noch ſchweigend einander gegenüberſtehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden geſehen. „Du ſuchſt die Beate?“ fragte unſer Held, um ſeine Verlegenheit zu verbergen. „Nein“, entgegnete der Bruder. „Sie iſt nicht zum Tanze, und das iſt gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine andere anſchaffen, und bis ich eine finde, iſt böhmiſch Bier mein Schatz.“

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unſer Held ſah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. „Warum kann nichts werden?“ fragte er. „Und wie biſt du nur?“

„Ja, du meinſt, ich ſoll ſein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen etwa an deinem Rocke ſitzt. Ich bin ein anderer Kerl, und wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht, muß ich mich austoben. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauen Rock es nicht will.“

„Der Vater rief dich geſtern in das Gärtchen —“

„Ja, und zog ſeine weißen Augenbrauen, die wie mit dem Lineal gemacht ſind, anderthalb Zoll in die Höh'. Ich hatte mir's wohl gedacht. ‚Du gehſt mit der Beate vom Einnehmer. Das hat aufgehört von heut an!‘“

„Iſt's möglich? Und warum?“

„Ja, haſt du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum vorgebracht hätte? Und haſt du ihn je gefragt: ‚Warum denn aber, Vater?‘ Ich möchte ſein Geſicht ſehen, fragte ihn einer von uns: ‚Warum?‘ Er hat's nicht geſagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben ſoll mit mir und der Beate. Ich hab's die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint' ich, er deutet' nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Da iſt ja der Ort, wo er ſeine Kabinettsbefehle austeilt. Mit dem Einnehmer ſoll's nicht gut ſtehn. Es geht die Rede, er braucht' mehr, als ſeine Beſoldung hergeben will. Und — nun, du biſt ja auch ein Federchenſucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun, aufgehört muß die Geſchichte haben, aber das Mädel dauert mich, und ich muß ſehn, wie ich ſie vergeſſe. Ich muß trinken oder mir eine andere anſchaffen.“

Unſer Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß ſeine Reden nicht ſo wild gemeint waren, als ſie klangen, und der Bruder bewies ja ſeine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die Tat ſeines Gehorſams; dennoch wäre es unſerm Helden lieb geweſen, der Bruder hätte ſie auch im Reden gezeigt wie im Tun. Der Bruder hatte mit ſeiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unſauberes auf der Seele des Bruders, und er ſtrich unwillkürlich mehrmal mit der Hand über den Rockkragen desſelben hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwiſchen. Vom Tanze hatte ſich Staub darauf gelagert; wie dieſer entfernt war, kam ihm die Empfindung, als ſei wirklich entfernt, was ihn geſtört.

Das Geſpräch tauſchte ſeinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu ſprechen, das vorhin ſich Kühlung zugeweht; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege ſeines Denkens führten, ſo hielt es ihn, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar feſt. Er vergaß den Bruder ſo, daß er zuletzt eigentlich mit ſich ſelbſt ſprach. Der Bruder ſchien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Beredſamkeit pries, erſt wahrzunehmen. Er ſtimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus ſeiner Selbſtvergeſſenheit weckte und ſeine Wangen ſo rot färbte, als die des Mädchens vorhin geweſen waren.

„Und da ſchleichſt du um den Saal, wo ſie mit andern tanzt, und zeigt ſie ſich, ſo haſt du nicht das Herz, mit ihr anzubinden. Wart', ich will dein Geſandter ſein. Von nun ſoll ſie keinen Reihen tanzen als mit mir, damit kein anderer dir die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehen. Laß mich machen für dich.“

Sie ſtanden etwa zehn Schritt von der großen Saaltüre entfernt, Apollonius mit dem vollen, der Bruder mit dem halben Angeſichte derſelben zugewandt. Unſer Held erſchrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren ſollte, was er für ſie fühlte. Dazu kam die Scham über ſein eigenes befangenes ungeſchicktes Weſen ihr gegenüber, und wie ſie davon würde denken müſſen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hatte ſchon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu tun, als die Erſcheinung des Mädchens ſelbſt ihm alles andere verdunkelte. Leiſe und allein wie vorhin kam ſie aus der Türe geſchritten. Unter dem Tuche, mit dem ſie ſich Kühlung zuwehte, ſchien ſie verſtohlen um ſich zu ſehen. Er ſah wieder ihre Wangen röter werden. Hatte ſie ihn geſehen? Aber ſie wandte ihr Geſicht nach der entgegengeſetzten Seite. Sie ſchien etwas zu ſuchen im Graſe vor ihr. Er ſah, wie ſie eine kleine Blume pflückte, dieſe auf eine Bank legte und, nachdem ſie eine Weile wie zweifelnd geſtanden, ob ſie die Blume wieder aufnehmen ſollte, wie mit ſchnellem Entſchluß ſich wieder nach der Tür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung ſchien zu ſagen: ‚Mag er ſie nehmen; ſie iſt für ihn gepflückt!‘ Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar, und die Haſt, mit der ſie in der Tür verſchwand, ſchien einer Reue vorbeugen zu ſollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Tun verſtanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren ſchien, hatte noch in ſeiner lebendigen heftigen Weiſe fortgeſprochen; ſeine Worte waren verloren; unſer Held hätte zwei Leben haben müſſen, ſie zu hören, denn das eine, das er beſaß, war in ſeinen Augen. Jetzt ſah er den Bruder nach dem Saale ſtürmen. Zu ſpät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Türe. Dort nahm ihn wiederum die Blume gefangen, die das Mädchen für einen Finder hingelegt, für einen glücklichen, fand ſie der, dem ſie zugedacht war. Und unter den leiſen, mechaniſch fortgeſetzten Zurufen ſeines Mundes an den Bruder, der ſie nicht mehr hörte, er ſolle ſchweigen, fragte er ſich innerlich: ‚Biſt du's auch, für den ſie die Blume hierhergelegt? Hat ſie die Blume für jemand hierhergelegt?‘ Sein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, ſo war es das letzte.

Zweimal ſah er verſtohlen in den Saal, wenn die Tür ſich öffnete; er ſah ſie mit ſeinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in ſeiner haſtigen Weiſe auf ſie hineinreden. ‚Jetzt ſpricht er von mir‘, dachte er, über das ganze Geſicht erglühend. Er ſtürzte in den Schatten der nahen Büſche, als ſie den Saal verließ. Der Bruder führte ſie heim. Er folgte den beiden in ſo großer Entfernung, als er nötig hielt, um von ihr nicht geſehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Türe weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er ſagte: „Noch will ſie nichts von dir wiſſen; ich weiß nicht, iſt es Ziererei oder ihr Ernſt. Ich treffe ſie ſchon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugeſtehen, Geſchmack haſt du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe ſeither. Die iſt noch ganz anders als die Beate. Und das will viel ſagen!“

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walthers Chriſtianen getanzt und für den Bruder geſprochen und jedesmal, nachdem er ſie heimgeführt, dem Helden Rechenſchaft abgelegt von ſeinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob ſie ſich nur ziere oder ob ſie unſerm Helden wirklich abgeneigt ſei. Er erzählte gewiſſenhaft, was er zu des Helden Gunſten ihr geſagt, was ſie auf ſeine Fragen und Verſicherungen geantwortet. Er hatte noch Hoffnung, als unſer Held ſie ſchon aufgegeben hatte. Und dieſer hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müſſen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, ſeine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo ſie ihn ſah, ſo angelegentlich, als ſie ihn früher geſucht zu haben ſchien. Und war er es denn geweſen, den ſie damals ſuchte, wenn ſie überhaupt jemand geſucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, ſie abzupaſſen und ſelbſt ſeine Sache bei ihr zu führen. Er bot ſeine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verſchaffen, ſie allein zu ſprechen. Unſer Held wies die Aufforderungen ab wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, ſie nur noch mehr zu erzürnen.

„Ich kann's nicht mehr mit anſehen, wie du abmagerſt und immer bleicher wirſt“, ſagte der Bruder eines Abends zu unſerm Helden, nachdem er ihm gemeldet, wie er heute wieder erfolglos für ihn geſprochen. „Du mußt fort eine Zeitlang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr ſage, du biſt um ihretwillen in die Welt gegangen, wird ſie ſich vielleicht bekehren. Glaub' mir, ich kenne, was lange Haare trägt, und weiß damit umzugehen. Du ſchreibſt ihr einen beweglichen Brief zum Abſchied, den bekommt ſie durch mich, und ich will ihr ſchon das Herz weich machen. Und iſt's nicht zu erreichen, ſo wird dir's gut tun, wenn du ein oder mehre Jahre von hier weg biſt, wo dich alles an ſie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen andern Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, beſſer umzuſpringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das iſt ſchon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock iſt ohnehin vom Vetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu ſchicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Taſche gefallen war. Sag' ihm nur, du hätteſt aus ſeinen Reden ſo was gemerkt und wenn er's haben wollte, ſo wolleſt du gehn. Oder laß mich das machen. Du biſt zu ehrlich.“

Und er machte es wirklich. Es iſt die Frage, ob ſich unſer Held freiwillig hätte entſchließen können, die Heimat zu verlaſſen; er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne als in ſeiner Vaterſtadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andere Städte gäbe und Menſchen drin wohnten, der ſich das Leben und Tun und Treiben dieſer Menſchen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner ſeiner Heimat es führten, ſondern als eine Art Schattenſpiel vorgeſtellt hatte, das nur für den Betrachter exiſtierte, nicht für die Schatten ſelbſt. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte wie zufällig das Geſpräch auf den Vetter in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in ſeiner diplomatiſchen Weiſe gab, als vorbereitende Winke aufzufaſſen, faßte andere, die unſern Helden betrafen, damit zuſammen. Nach öfterem Geſpräche ſchien er's für den ausgeſprochenen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müſſe. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den ſeinen galt, nach ſeiner Weiſe brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden und auch für die nächſte Zeit keine Ausſicht auf eine bedeutende Vermehrung derſelben. Zwei Hände waren zu entbehren, und blieben die im Geſchäft, ſo waren die Kräfte desſelben zu einem halben Müßiggang verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er „leiern“ nannte. Es fehlte nur an einem Widerſtande von ſeiten unſers Helden. Dieſer wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorſchub von ihm zu erwarten bei einem Tun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

„Du willſt den Apollonius nach Köln ſchicken“, ſagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. „Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirſt mich auf die Wanderſchaft ſchicken müſſen. Der Apollonius wird nicht gehen. Wenigſtens heut und morgen noch nicht.“

Das war genug. Noch denſelben Abend winkte der alte Herr unſeren Helden ſich in das Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaum blieb er ſtehen und ſagte, indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachſen war, entfernte: „Morgen gehſt du zum Vetter nach Köln!“

Mit ſchneller Wendung drehte er ſich nach dem Angeredeten um und ſah verwundert, daß Apollonius gehorſam mit dem Kopfe nickte. Es ſchien ihm faſt unlieb, daß er keinen Trotz zu brechen haben ſollte. Meinte er, der arme Junge denke trotzige Gedanken, wenn er ſie auch nicht ausſpreche, und wollte er auch den Trotz der Gedanken brechen? „Heut noch ſchnürſt du deinen Ranzen, hörſt du?“ fuhr er ihn an. Apollonius ſagte: „Ja, Vater.“

„Morgen mit Sonnenaufgang machſt du dich auf die Reiſe.“ Nachdem er ſo eine trotzige Antwort faſt erzwingen zu wollen geſchienen, mochte er ſeinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorſam. Der alte Herr folgte ihm und kam einigemal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergeſſen ſolle.

Und vom Georgenturme tönte eben der letzte von vier Glockenſchlägen, als ſich die Türe des Hauſes mit den grünen Fenſterladen auftat und unſer junger Wanderer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derſelben Stelle, von der er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt herabſah. hatte der Bruder Abſchied von ihm genommen, und er ihm lange, lange nachgeſehen. „Vielleicht gewinn' ich dir ſie doch“, hatte der Bruder geſagt, „und dann ſchreib' ich dir's ſogleich. Und iſt's mit der nichts, ſo iſt ſie nicht die einzige auf der Welt. Du biſt ein Kerl, ich kann dir's wohl ſagen, ſo hübſch wie einer, und legſt du nur dein blödes Weſen ab, kann dir's bei keiner fehlen. Es iſt einmal ſo, die Mädel können nicht um uns werben, und ich möchte die nicht einmal, die ſich mir von ſelbſt an den Hals würfe.

Und was ſoll ein raſches Mädel mit einem Träumer anfangen? Der Vetter in Köln ſoll ein paar ſchöne Töchter haben. Und nun leb' wohl. Deinen Brief beſorg' ich noch heut."

Damit war der Bruder von ihm geſchieden.

„Ja," ſagte Apollonius bei ſich, als er ihm nachſah. „Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder ſonſt einer andern, und wär' ſie noch ſo hübſch. Wär' ich anders geweſen, jetzt müßt' ich vielleicht nicht in die Fremde. War ich's, dem ſie die Blume hingelegt hat am Pfingſtſchießen? Hat ſie mir begegnen wollen damals und früher? Wer weiß, wie ſchwer's ihr geworden iſt. Und wie ſie das alles umſonſt getan, hat ſie ſich nicht vor ſich ſelber ſchämen müſſen? Oh, ſie hat recht, wenn ſie nichts mehr von mir wiſſen will. Ich muß anders werden."

Und dieſer Entſchluß war keine taube Blüte geweſen. Das Haus ſeines Vetters in Köln zeigte ſich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz anderes Zuſammenleben als daheim. Der alte Vetter war ſo lebensluſtig als das jüngſte Glied der Familie. Da war keine Vereinſamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Abſonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf ſeiner Hut ſein; keiner konnte ſich gehen laſſen. Apollonius hätte ein anderer werden müſſen, und wenn er nicht wollte. Auch im Geſchäfte ging es anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab ſeine Befehle wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte ſeinem Anſehen etwas zu vergeben geglaubt durch Ausſprechen ſeiner Gründe, er gab kein Warum, und ſeine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und ſelbſt das Verkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgeſprochen. Über Dinge, die das Geſchäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Vetters Weiſe, ehe er ſelbſt ſeine Anſicht über einen Punkt des Geſchäftes ausſprach, ſeine Gehülfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wiſſen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten ſie dieſelbe ſiegreich durchkämpfen; irrten ſie, nötigte er ſie, durch eigenes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er ſich Helfer, denen er manches überlaſſen konnte, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten. Und ſo hielt er es auch mit andern Dingen. Es waren wenig Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach ſeiner Weiſe mit ſeiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchſprach. Indem er zunächſt nur darauf auszugehen ſchien, das Urteil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundſätzen, die um ſo mehr Frucht verſprachen, da die jungen Leute ſie hatten ſelbſt finden müſſen. Woran der Vetter bei ſeinem Verwandten nicht taſtete, das war deſſen Gewiſſenhaftigkeit, Eigenſinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beiſpielen fehlen, wie auch dieſe Tugenden an Übermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte deutlich, daß ſein Glück ihn zu dem Vetter geführt. Er verlor das träumeriſche Weſen immer mehr; bald konnte der Vetter die ſchwierigſte Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen, und er vollendete jede ohne die Hülfe fremden Rates zu ſolcher Zufriedenheit des Vetters, daß dieſer ſich geſtehen mußte, er ſelbſt würde die Sache nicht umſichtiger begonnen, nicht energiſcher betrieben, nicht ſchneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling ſich ein Urteil bilden über die Art, wie ſie daheim die Geſchäfte geführt hatten. Mußte er ſich ſagen, daß ſie nicht die zweckmäßigſte geweſen, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, verkehrt genannt werden mußte, dann warf er ſich wohl ſeinen unkindlichen Sinn bitter vor, ſtrengte ſich an, das Tun des Vaters bei ſich zu rechtfertigen, und zwang ſich, war ihm das unmöglich geweſen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe ſeine guten Gründe gehabt und er ſelbſt ſei nur zu beſchränkt, um ſie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im erſten ſchrieb dieſer, er ſei nun ſo weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen Apollonius von einer andern Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenſtand zu nennen ſie nicht zu bewegen ſei. Aus dem nächſten, der kaum von dem Mädchen ſprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, deſſen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab dieſen

Grund nur zu deutlich an. Der Bruder ſelbſt war der Gegenſtand der verſchwiegenen Neigung des Mädchens geweſen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen ſeiner erſten Geliebten entſagt. Er hatte nichts davon geahnt, und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten, hatte Scham und Überzeugung, er ſelbſt liebe ſie nicht, ihren Mund verſchloſſen.

Nun begriff Apollonius unter Schmerzen, daß er ſich geirrt, als er gemeint, jene ſtummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte ſich, daß er ſeinen Irrtum nicht damals ſchon eingeſehen. War nicht ſein Bruder ihr ſo nah als er, da ſie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn ſie ihm ſo abſichtlich-unabſichtlich allein begegnete — ja, wenn er ſich die Augenblicke, die Eigentümer ſeiner Träume, vergegenwärtigte — ſie hatte ſeinen Bruder geſucht; darum war ſie erſchrocken, ihm zu begegnen, darum floh ſie jedesmal, wenn ſie ihn erkannte, wenn ſie den fand, den ſie nicht ſuchte. Mit ihm ſprach ſie nicht; mit dem Bruder konnte ſie viertelſtundenlang ſcherzen.

Dieſe Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnerſten Schmerzes; aber das Vertrauen des Vetters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emſigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der ſein Weſen durch beides ſchon gereift war, bewährten ſich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein ſpäterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walther, der des Mädchens Neigung entdeckt, und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder ſolle das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte Apollonius ſo gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; ſie war ſchön und brav; ſollte er ſich dem Willen des Vaters entgegenſetzen um Apollonius' willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zuſtimmung Apollonius' im voraus gewiß, hatte er ſich in die Schickung des Himmels ergeben.

Die ganze erſte Hälfte des folgenden Briefes, in welchem er ſeine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Troſtesworten kam die Entſchuldigung oder vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwiſchen dieſem und dem vorigen Briefe zwei Jahr lang nicht geſchrieben. Darauf eine Beſchreibung ſeines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm ſein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geſchäft nach ſeiner ſouveränen Weiſe allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeitlang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlaſſen, dann hatte ihn das alte Bedürfnis zu herrſchen, durch die Langeweile der gezwungenen Muße noch geſchärft, ſich wieder aufraffen laſſen. Nun kannte er die Sache, um die es ſich eben handelte (und an die er ſich bisher nichts gekehrt), nur unzureichend; und wenn er ſie kannte, ſo war ihm darum zu tun, ſeinen Willen als den herrſchenden durchzuſetzen. Und ſchon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt. Was bereits geſchehen, Arbeit und Auslage war verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn zu Hülfe nehmen, und die beſte Darſtellung des Verhaltes erſetzte dem alten Herrn den Mangel der eigenen Anſchauung nicht. Zuletzt mußte er einſehen, daß die Sache auf ſeinem Wege nicht ging. Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet, und was ihn noch tiefer traf, er hatte ſich bloßgegeben. Nach einigen dergeſtalt mißlungenen Verſuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an ſich zu reißen, hatte er ſich ganz von den Geſchäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer ſich einem andern unterzuordnen und gar dem eigenen Sohne, der bis vor kurzem noch der ungefragte und willenloſe Vollzieher ſeiner Befehle geweſen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beſchäftigung; er konnte ſich neue machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt ſeinen Beſorgern von ſelbſt abgefordert. Er konnte das Alte entfernen, Neues erſinnen und wieder Neuerem Platz machen laſſen, und er tat es. Unumſchränkt herrſchend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun an kein Warum mehr laut werden durfte, wo neben dem Geſetze der Natur nur noch ein einziges waltete, ſein Wille, vergaß oder ſchien er zu vergeſſen, daß er früher einen mächtigeren Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geſchäfte und dem wunderlichen alten Herrn ſchrieb der Bruder in ſeinen folgenden Briefen von den Feſtlichkeiten der Schützengeſellſchaft der Vaterſtadt und einem Bürgervereine, der zuſammengetreten war, ſein Ergötzen von dem der niedriger ſtehenden Schichten der Bevölkerung abzuſondern. Aus allen den Beſchreibungen von Vogel- und Scheibenſchießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und ſeine junge Frau daſtanden, lachte die höchſte Befriedigung der Eitelkeit des Briefſtellers. Nur in einer Nachſchrift war in dem letzten Briefe des ernſteren Umſtandes leicht Erwähnung getan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen laſſen und habe ihn mit der Ausführung derſelben betraut. Der im blauen Rocke dringe in ihn, Apollonius aufzufordern, in die Vaterſtadt und das Geſchäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, Apollonius werde die ihm liebgewordenen Verhältniſſe in Köln nicht um einer ſo geringfügigen Urſache willen verlaſſen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandenen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden ſein. Der ſchadhaften Stellen an Turm- und Kirchendach ſeien nur wenige. Überdies, ſehe er auch ab von dem Widerwillen ſeiner Frau gegen Apollonius, den er ſeither ſo vergebens bekämpft, würde es dieſem eine unnütze Quälerei ſein, alles das ſich wieder aufzufriſchen, was er froh ſein müſſe, vergeſſen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorſam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anſpielung auf ein Verhältnis unſeres Helden mit der jüngſten Tochter des Vetters, von dem die Vaterſtadt voll ſei. Der Bruder ließ ſich ihr als ſeiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein ſolches Verhältnis nicht beſtand, Apollonius konnte ſich ſagen, es lag nur an ihm, es in das Leben zu rufen. Der Vetter hatte ſchon manchen Wink fallen laſſen, der dahin zielte, und das Mädchen, von dem die Rede war, hätte ſich nicht geſträubt. Unſer Apollonius war ein Burſche geworden, den ſo leicht keine ausgeſchlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung ſtand. Die Gewohnheit, nach ſeinem eigenen Ermeſſen zu handeln und über die Tätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter ſelbſtändig zu verfügen, hatte ſeinem Äußern Haltung, ſeinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von ſeiner frühern Schüchternheit gegen Frauen und der Neigung, ſich träumend in ſich ſelbſt zu verſenken, noch übriggeblieben war, erhöhte noch die ſichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Vetters Schwiegerſohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübſch, brav und ihm zugetan wie eine Schweſter. Aber nur als eine Schweſter ſah er ſie an; es war ihm nie der Wunſch gekommen, ſie möchte ihm mehr ſein. Die Neigung zu Chriſtianen meinte er beſiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur ſie es war, die zwiſchen ihm und des Vetters Tochter ſtand und zwiſchen ihm und jeder andern geſtanden hätte. Als er erfuhr, Chriſtiane liebte ſeinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapſel mit der Blume von der Bruſt genommen, wo er ſie ſeit jenem Abende trug, da er ſie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben. Als Chriſtiane ſeines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapſel mit der Blume ein und ſchickte ſie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer geweſen, aber beſitzen durfte er die Blume nicht mehr. Beſitzen durfte ſie nur der, für den ſie beſtimmt geweſen, dem die Hand gehörte, die ſie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorſam in ihm lebendig. Er ging nicht nur; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr Erlaubnis als Befehl. Wenn die Frühlingsſonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verſchloſſen ſtand, dann ſieht man, es war ſchlafendes Leben, was wie vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt es ſich und dehnt ſich und wird zur ſummenden Wolke und brauſt jubelnd hinein in den goldenen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der Vaterſtadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schweſter — dieſen Namen gab er Chriſtianen — riefen ihn. Er fühlte ſich ſicher, daß es nur die Schweſter war, die ihn zu ihr zog. Doch ſie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geſchrieben, einen Widerwillen, ſo ſtark, daß ſechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft. Es war ihm, als müſſe er ſchon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er ſei wert, ihr Bruder zu ſein. Das ſchrieb er dem Bruder in dem Briefe, der ſeinen Gehorſam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten ſollte. Er konnte ihn verſichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet ſei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an ſie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe herabſah, fragte er ſich: „Wird mir's gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schweſter iſt?“

Noch eine Weile ſtand er und ſah hinab. Aber ſeine Haltung hatte ſich verändert, und ſein Blick war ein anderer geworden. In Gedanken hatte er die letzten ſechs Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden träumeriſchen Knaben zum Manne geworden. Als ſein Blick wieder auf den Turm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob ſich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unſichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er ſchalt ſich über ſein kindiſches Gaffen. Er mußte ſobald als möglich die Dinge in der Nähe ſehen, um ſich ein Urteil zu bilden, was zu tun ſei. Die Liebe zur Heimat war noch ſo ſtark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter iſt, die ihn hätſchelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu ſchaffen es ihn trieb.

Wer heute in das Haus hineinſehen konnte mit den grünen Fenſterladen, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken ſeiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleiſe gingen. Man konnte es ſehen an der Art, wie die Leute aufſtanden und wie ſie ſich ſetzten, wie ſie die Türen öffneten und ſchloſſen, wie ſie Dinge anfaßten und wieder wegſtellten, mit denen ſie weiter nichts taten als ſie nehmen und wieder hinſtellen und offenbar auch weiter nichts tun wollten. Wer ſich beſinnt, in welcher Gemütslage er am öfteſten die Uhr aus der Taſche zog, und noch ehe er ſie wieder in die Taſche verſenkt, ſchon vergeſſen hatte, welche Zeit es ſei, und ſie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das getan, ſie an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob ſie noch ging oder nicht, den Uhrſchlüſſel ſuchte und ſie aufzog, vielleicht zum dritten Male in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er ſich noch beſinnen kann auf das, was er ſchon damals nicht wußte, als er es tat, erraten können, was die Leute zu aller der zweckloſen Tätigkeit verleitet. Auch der junge Herr, der eben zum ſechſten Male ſeit einer Stunde ſeine Uhr aufziehen will, iſt ſo wenig mit dem Bewußtſein bei dieſem Geſchäft, daß er es in der nächſten Viertelſtunde zum ſiebenten Male verſuchen wird. Dann ſetzt er ſeine wohlgenährte kurze Geſtalt auf den Stuhl am Fenſter, und es iſt ungewiß, ob er hinaus auf die Straße ſieht oder ob er bei den Gedanken iſt, die in derſelben zweckloſen Unruhe, die ſein Äußeres zeigt, wie Wolkenſchatten an ſeinem Bewußtſein vorbeiflattern. Er ſitzt in ſchwarzer Sonntagskleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug zu ſehen, wie ſchön ſie iſt, wie anmutig ihr das zerſtreute Weſen anſteht – und es kleidet ſie weit beſſer als ihn. Zuweilen ſcheint er es auch zu ſehen, aber dann iſt es, als wär' es ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenſchatten auf ſeinem Geſichte tiefer und flattern nicht mehr ſo ſchnell darüber hin. Er betrachtet die ſchönen Züge der jungen Frau genauer, ja es iſt, als ob er ſie belauere, als ob er ſich ſorgenvoll frage, ob ſie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis – und klingt dann zufällig ein ſtärkerer Tritt von der Straße herein an ſein Ohr, dann ſchrickt er auf, aber er vermeidet ihre ſchönen offenen Augen, die ſie, vom Klange des Tritts geweckt, nach ihm hin aufſchlagen kann.

Im Gärtchen kann der alte Valentin einem ebenſo alten Herrn im blauen Rock nichts recht machen. Er iſt zu aufgeregt und horcht und ſieht zu viel durch den Zaun nach der Straße, darüber tut er bald zu wenig, bald zu viel. Und der alte Herr ſchilt manchmal, ſcheint es auch nur, um ſeine eigene Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er unterſucht, ob die Buchsbaumeinfaſſung der kleinen Beete auch ſo eigenſinnig gleichmäßig geſchoren iſt, wie er ſie geſchoren haben würde, beſäße er noch das ſcharfe Auge von ehedem. Der alte Valentin müßte eine Träne von den hohlen Backen wiſchen, wie es ſo oft geſchieht, über die Hülfloſigkeit des alten Herrn und tauſend Vergleiche zwiſchen ſonſt und jetzt, die ihm der Anblick derſelben herbeiruft; aber ſeine Augen und ſeine Gedanken ſind auf der Straße vor dem Zaun.

Hinten am Ende des Ganges, neben der Tür des Schuppens, ſitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemütlicher Geſell in Hemdärmeln. Der Ausdruck ſeines Geſichtes wechſelt ohne ſichtbaren äußeren Anlaß zwiſchen widerwärtiger Zutulichkeit und tückiſchem Trotz. Er kramt, ſcheint es, unter ſeinen Geſichtern wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Vorn durch den Spalt der wenig geöffneten Haustüre lauſcht das Dienſtmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird ſie auf einen Vorwand ſinnen, die erſte beſte vorüberwandelnde Geſtalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute ſeinen jüngern Sohn aus der Fremde zurück. Einſtweilen ſagt ſie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verſchiedenen Gruppen durch ſein Ab- und Zugehen in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen iſt. Und ſogleich wendet er ſich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu ſagen, was er vernommen. Der alte Hund iſt von der Unruhe der Menſchen angeſteckt. Iſt doch jetzt die Stunde, die er an andern Tagen vor ſeiner Hütte ſchlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit ſcheint ihn zu mahnen, als er an ſeiner Hütte vorbeilaufen will. Er legt ſich daneben, aber er ſchließt die Augen nicht; er ſcheint in tiefe Gedanken verſunken. Denkt er ſich die weite Erde mit ihren Bergen und Tälern und Flüſſen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Orte Straßen und auf jeder Straße Wanderer, fortziehende und heimkehrende?

Wer ein ſcharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu ſehen, die ſich ſpinnen die Straßen entlang über Hügel und Tal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Entſagung an der Spule ſaß, ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgeſpannt, ſolang die Herzen leben, aus denen ſie geſponnen ſind; manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wanderers Seele vor ihm her und pocht ſchon an des Vaterhauſes Tür und liegt an warmen Herzen, an Wangen, von Freudentränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfangen und ihn nicht laſſen wollen, während ſein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden ſchreitet. Und ſteht er auf der Flur des Vaterhauſes, wie anders dann, wie anders oft iſt ſein Empfang, als er geträumt! Wie anders ſind die Menſchen geworden! In einer Minute ſagt er zweimal: ‚ſie ſind's', und zweimal: ‚ſie ſind's nicht'. Dann ſucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuſer, den Fluß, die Berge, die das Heimatstal umgürten; die müſſen doch die alten geblieben ſein! Aber auch ſie ſind anders geworden. Oft ſind es die Dinge, die Menſchen, oft nur das Auge, das ſie wiederſieht. Die Zeit malt anders als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zuſammen war, in der Wirklichkeit muß er ſich erſt wieder an ſie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen ſollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müſſe nach ihm ausſehen, als er ſo ſchnell von ſeinem Stuhle aufſtand? Er hatte ſchon die Türklinke in der Hand. Er ließ ſie fahren. Fiel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblickes erſparen wollte, in dem ſie einander allein gegenüberſtehen müßten? Sie mit dem Widerwillen und er mit dem Bewußtſein jenes Widerwillens! Jetzt ſtieg die alte Geſtalt des Geſchiedenen vor dem Bruder auf, und es war, als befreite ſie ihn von ſchweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er ſich ſonſt von dem Gegenwärtigen abwandte und dabei ausſah, als ſagte er zu ſich: „Der Träumer!“ und eine raſche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch ein anderer er ſei, wie beſſer er ſich auf das Leben verſtehe und auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt“. Er muſterte mit einem beruhigten Blick in dem Spiegel ſeine gedrungene Geſtalt, ſein volles rotes Geſicht, das tiefer in den Schultern ſtak, als er meinte, wenigſtens nicht tiefer, als er für ſchön hielt; er ſteckte die Hände in die Beinkleidertaſchen und klapperte mit dem Gelde darin. Er beſann ſich, ſchon dem Geſellen am Schuppen geſagt zu haben: „Es bleibt beim alten in der Arbeit. Du nimmſt von niemand Befehle als von mir. Ich bin Herr hier.“ Und der hatte ſo eigen-zweideutig gelacht, als ſagte er ein lautes Ja zu dem Redenden und zu ſich: „Ich laß' dich ſo reden, weil ich es bin.“ Fritz Nettenmair dachte: „Lange wird er nicht bleiben; dafür will ich ſchon tun.“ Und über der Bewegung, die wiederum ſagte: „Ich bin ein Kerl, der das Leben verſteht“, fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute abend noch viel genugtuender empfinden wird, weil er es in allen Augen leſen kann, was er iſt und kein anderer ſo außer ihm.

Seine junge Frau ſcheint Ähnliches zu denken. Auch ſie ſieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen ſich darin. Die Ehe ſoll die Gatten ſich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung. Das Zuſammenleben hatte hier zwei Geſichter ſich ähnlich gemacht, die unter andern Umſtänden ſich vielleicht ebenſo unähnlich ſehen würden. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, ſondern nur eins davon dem andern. Die übereinſtimmenden Züge — das konnte ein ſcharfes Auge ſehen — waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wäre es umgekehrt beſſer geweſen für beide, wenn er es auch nicht eingeſtehen würde und ſie es nicht fühlte, wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wieviel Zeit mag nötig ſein, wieviel Schmerzen wird ſie zu Hülfe nehmen müſſen, von einem urſprünglich ſo ſchönen Menſchenbilde abzuwaſchen, womit die Gewohnheit von Jahren es beſchmutzt!

Die Tür flog auf, das hochgerötete Antlitz des Dienſtmädchens erſchien in ihr. „Er kommt!“ Wer in der Straße zufällig am Fenſter ſteht, ſchaut mit Wohlgefallen auf die friſche, ſchlanke, männliche Geſtalt herab, die daher kommt, den Torniſter auf dem Rücken, den Stock unter dem Arm. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten ſich zugleich an ſeiner linken feſt: ein Umſtand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbaren, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenſter und Türen. Er hat nun nicht bloß den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch andern zu antworten. Den Alten muß er auf Grüße und Scherzreden erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor errötenden Mädchengeſichtern ſich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben ſeine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; ſie ſehen, wie unmöglich es ihm iſt. Und wo er vorübergegangen, da ſagt ein Winken hinter ihm her: „Er iſt noch der alte, hübſche, beſcheidene Junge," und ein gehobener Finger ſetzt hinzu: „Aber er iſt kein Junge mehr; er iſt ein Mann geworden und was für einer!" Iſt das Fenſter geſchloſſen, wird alles zu ſeinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, ſein Neigen mit unwillkürlichem Erröten zu erwidern; die ſind ſtiller als ſonſt, und die Sonne, die heut ſo viel heller ſcheint als an andern Tagen, bringt die ſeltſamſten Wirkungen auf ſie hervor. Zunächſt einen eigenen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenſtern ſich zu bewegen; dann ein ebenſo wunderbar-plötzliches Wiedererwachen längſt entſchlafener Freundſchaften, deren Gegenſtände in der Nähe des Nettenmairſchen Hauſes wohnen und die man beſuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröten angeſehen hätte, war nur irgendein Grund dazu vorhanden.

Ob die Veränderung, die mit unſerm Wanderer in der Fremde vorgegangen, ſeinen Bruder ebenſo erfreuen wird als die Nachbarn?

Er iſt an der Tür des Vaterhauſes angekommen. Vergeblich hat er an den Fenſtern nach einem bekannten Antlitz geſucht. Jetzt kommt ein unterſetzter Herr im ſchwarzen Frack herausgeſtürzt. So haſtig kommt er geſtürzt, ſo wild umſchlingt er ihn, ſo feſt drückt er ihn an ſeine weiße Weſte, ſo nahe drängt er Wange gegen Wange, ſo lange läßt er ſie da ruhen, daß man die Wahl hat, zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will ſich nicht gern in die Augen ſehen laſſen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen laſſen; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Türe.

„Schön, daß du kommſt! herrlich, daß du kommſt! Es war eigentlich nicht nötig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geſchäft. Aber es iſt wirklich ſchön von dir; es tut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen rot machſt.“ „Deiner Braut!“ das ſprach er ſo deutlich und mit ſo erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnſtube vernehmen und verſtehen konnte.

Der Ankömmling ſuchte mit feuchten Augen in des Bruders Angeſicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch alles noch darin ſei, was ihm ſo lieb und teuer geweſen. Der Bruder tat nichts dazu, ihm das Geſchäft zu erleichtern. Was ihn auch hindern mochte, er ſah nur, was ſich zwiſchen Apollonius' Kinn und Fußſpitzen befand. Er hatte vielleicht gedacht, ſich mit der alten Wendung auf den Ferſen an die Spitze des Zuges zu ſtellen. Aber nach dem Wenigen, das er geſehen, paßte „der Träumer“ nicht mehr, und die Wendung unterblieb.

„Der Vater hat es haben wollen,“ ſagte der Ankömmling unbefangen. „Und was du da von einer Braut ſagſt —“

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in ſeiner alten Weiſe, ſo daß man, ſprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verſtanden hätte. „Schon gut! ſchon gut! Noch einmal: es iſt prächtig, daß du uns beſuchſt, und vierzehn Tage wenigſtens wirſt du feſtgehalten, magſt du wollen oder nicht. Kehr' dich nicht an die,“ ſetzte er leiſer hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Türe, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau ſtand mit dem Rücken gegen die Tür an einem Schrank, in welchem ſie kramte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte ſie ſich, und nur nach dem Manne. Noch ſah der Schwager nichts als einen Teil ihrer rechten Wange und eine brennende Röte darauf. Was man ſonſt an ihrem Benehmen auszuſetzen fände, es zeigte ſich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, ſich anders zu geben, als ſie war. Sie ſtand da, als mache ſie ſich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müſſen. Der Ankömmling ging auf ſie zu und ergriff ihre Hand, die ſie ihm erſt ſchien entziehen zu wollen und dann regungslos in der ſeinen liegen ließ. Er freute ſich, ſeine werte Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch ſein Kommen ſie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu beſiegen, den ſie gegen ihn trage.

In ſo ſchonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er ſprach beide bloß in Gedanken aus. Daß alles ſo war, wie er es ſich gedacht, und doch wieder ſo ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Mut.

Der Bruder machte der peinlichen Pauſe — denn ſeine Frau antwortete mit keinem Laute — ein willkommenes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten ſich noch immer, unbeirrt von allem, was die Erwachſenen bedrängte und ſie nicht bemerkten und verſtanden, um den neuen Onkel; und dieſer war froh über den Anlaß, ſich zu ihnen herabzubeugen und tauſenderlei Fragen beantworten zu müſſen.

„Die Brut iſt aufdringlich,“ ſagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er ſah verſtohlen nach der Frau. „Bei alledem wundert's mich, wie ihr bekannt geworden ſeid. Und ſo ſchnell ſo vertraut,“ fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken ſeine letzte Bemerkung weiter ſpinnen: „Es ſcheint, du verſtehſt ſchnell vertraut zu werden und zu machen.“ Ein Schatten wie von Beſorgnis legte ſich über ſein rotes Geſicht. Aber den Kindern galt die Beſorgnis nicht; er hätte ſonſt dabei nach den Kindern geſehen und nicht nach ſeiner Frau.

Der Ankömmling ſprach immer eifriger mit den Kindern. Er hatte die Frage überhört, oder er wollte vor der zürnenden Frau nicht merken laſſen, weſſen Bild er ſo lebendig in ſich trage. Die Ähnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegnet als ſeines Bruders Kinder erkennen laſſen. Die Frage aber, wie ſie ſo ſchnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin tun müſſen. War er es doch geweſen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um mit jemand von dem ſprechen zu können, von dem er ſo gern ſprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen ſolchen Geſprächen aus, und der alte Herr machte ſich nicht ſo gemein mit dem alten Geſellen, über Dinge mit ihm zu ſprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgendeine Art Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch ſagen können, die Kinder waren nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tauſend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegeneilt; es hatte ihm weh getan, daß nur ſeinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Tür.

Apollonius verſtummte plötzlich. Er erſchrak, daß die Verlegenheit ihn des Vaters vergeſſen gemacht. Der Bruder verſtand ſeine Bewegung und ſagte erleichtert: „Er iſt im Gärtchen.“ Apollonius ſprang auf und eilte hinaus.

Da unter ſeinen Beeten kauerte die Geſtalt des alten Herrn. Er folgte der Schere des alten Valentin, der auf den Knieen vor ihm herrutſchte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geſelle ſofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: „Jetzt kommt er!“ Und wenn er ſo dachte, fuhr die Schere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebrummt haben, hätte nicht derſelbe Gedanke die Hand unſicher gemacht, die nun ſein Auge war.

Apollonius ſtand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht ſprechen. Er hatte lang gewußt, der Vater war blind, er hatte ſich ihn oft in ſchmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er geweſen wie ſonſt, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte ſich ihn ſitzend oder auf den alten Valentin ſich lehnend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt ſah, die hohe Geſtalt hülflos wie ein Kind, die kauernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor ſich hingreifenden Hände. Nun wußte er erſt, was blind ſein heißt.

Valentin ſetzte die Schere ab und lachte oder weinte auf den Knieen; man konnte nicht ſagen, was er tat. Der alte Herr neigte erſt wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er ſich zuſammen. Apollonius ſah, der Vater empfand ſeine Blindheit als etwas, des er ſich ſchämen müſſe. Er ſah, wie der alte Herr ſich anſtrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er ſei blind. Er wußte nun erſt, was bei dem alten Mann, den er ſo liebte, blind ſein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in ſeiner Nähe war. Aber wo? auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand dieſe Ungewißheit mit Beſchämung, und zwang die verſagende Bruſt zu dem Rufe: „Vater! lieber Vater!“ Er ſtürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn ſchlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten ſchien, obgleich ſie nur den Jüngling von ihm abhalten ſollte. Der ſchlug die zurückgewieſenen Arme um die eigene Bruſt, den Schmerz da feſtzuhalten, der, über die Lippen geſtiegen, dem Vater verraten hätte, wie tief er deſſen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn ſich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Schere machen, die zwiſchen ihm und dieſem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er ſich in ſeinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte ſich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieſer ſo viel Tage fortgeweſen, als er Jahre fortgeweſen war. „Du wirſt müde ſein und hungrig! Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen. Wegen des Geſchäftes rede mit dem Fritz. Ich hab's aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das iſt's eigentlich nicht; junge Leute müſſen auch einmal ſelbſtändig werden. Das gibt mehr Luſt zum Geſchäft.“

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas ſagen, das niemand hören ſollte als der Sohn. Aber er ſchwieg. Ein Gedankenſchatten von Mißtrauen und

Furcht, ſich etwas zu vergeben, flog über ſein ſteinernes Geſicht. Er winkte dem Sohn zu gehen. Aber er ſelbſt blieb regungslos ſtehen, bis ſein ſcharfes Ohr die Tür der Wohnſtube öffnen und ſchließen gehört. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anſtrengung und ſcheinbarer Sorgloſigkeit. Drin ſtand er lang, mit dem Geſichte der grünen Hinterwand zugekehrt, und ſchien die Ranken von Teufelszwirn, die dieſe bildeten, angelegentlich zu muſtern. Allerlei Gedanken zogen über ſeine Stirn. Es waren ſorgenvolle, ſeltener von Hoffnung angeſchimmert als von Argwohn überdunkelt, und alle galten dem Geſchäft und der Ehre des Hauſes, um das er vor allen, ſelbſt vor den Gliedern dieſes Hauſes, ſich nicht im entfernteſten zu kümmern den Anſchein gab.

Warum er unterdrückt, was er dem Ankömmling ſagen wollte? War es vom Geſchäft oder von der Ehre des Hauſes? Und wußte oder ahnte er: der anſtatt ſeiner nun um beides zu ſorgen hatte, ſtand an die Tür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er mit dem Ankömmling ſprach, und wenn er heimlich mit ihm ſprach, wenigſtens ſehen, daß er dies tat? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen laſſen aus der Fremde? Und ſchien ihm noch jetzt jedes Ausſprechen eines Warum mit ſeinem Anſehn unverträglich?

Es war ein wunderlich Beiſammenſein drin in der Wohnſtube am Mittagstiſch. Der alte Herr aß, wie immer, allein auf ſeinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erſt nach dem Eſſen wieder herein. Die junge Frau hielt ſich mehr in der Küche oder ſonſt wo draußen auf; und ſaß ſie einmal wenige Minuten lang am Tiſch, ſo war ſie ſtumm wie bei der Begrüßung; die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zuſtand gewohnt, der Apollonius noch mit erſter Schärfe in das Herz ſchnitt; er erzählte nur von den Wunderlichkeiten desſelben; der im blauen Rock wiſſe ſelbſt nicht, was er wolle, und mache ſich und allen im Hauſe ohne Not das Leben ſauer. Begann Apollonius von dem Geſchäft, von der bevorſtehenden Reparatur des Kirchendachs von Sankt Georg, dann ſprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er ſich freue, dem Bruder ſeinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu machen, und gedachte dieſes Aufenthalts ſtets als eines vorübergehenden Beſuches. Sagte der ihm, er ſei nicht gekommen, ſich zu vergnügen, ſondern zu arbeiten, dann lachte er wie über einen unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu tun, und zeigte, er verſtehe Spaß, und wäre er noch ſo trocken vorgetragen. Dann, war ſeine Frau hinausgegangen, forſchte er nach dem Verhältnis Apollonius' zu der Tochter des Vetters und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tiſch kamen die Kinder wieder herein und mit ihnen mehr Leben und Gemütlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältniſſen noch als vor neuen und fremden ſtand, hatte das neue zu den Kleinen ſchon die ganze Vertraulichkeit eines alten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beſchäftigte den Bruder und, wie es ſchien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich ſein mochte, über dem Eindruck, den er als Hauptperſon bei dem Feſte auf den Ankömmling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum Beginne desſelben, ihm durch Erzählungen und hingeworfene Winke von Ehre und Aufmerkſamkeit, die ihm bei ſolchen Gelegenheiten von den angeſehenſten Bürgern erwieſen werde, einen Vorgeſchmack zu geben. Er wurde zuſehends heiterer und ſchritt immer ſtolzer in der Stube hin und her. Das Knarren ſeiner wohlgewichſten Stiefel ſagte einſtweilen, ehe es die Ballgäſte taten: „Ei, da iſt er ja! da iſt er ja!“ und wenn er dazwiſchen mit beiden Händen in den Hoſentaſchen mit Geld klapperte, klang es aus allen Saalecken: „Nun wird's famos! nun wird's famos!“ Und dahin zwiſchen den Bewillkommnenden — aber ſchon ging er nicht mehr, er ſchwebte, er ſchwamm auf der Muſik — jeder Tanz war eine Jubelouverture auf den Namen Nettenmair — er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine mehr unter ſich, kaum noch die junge Frau Nettenmair, die neben ihm ſchwamm, an ſeiner rechten Floßfeder hangend, die Schönſte unter den Schönen, wie er der Jovialſte unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.

Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von allen Seiten:

„Da iſt er!“ rief es wirklich aus allen Ecken: „Nun wird's famos!“ Wo ſie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde ſo oft und anhaltend geſchüttelt als des jovialen Fritz Nettenmairs, keinem Geſellſchaftsmitgliede ſo viel ungeheucheltes Lob in die Ohren gegoſſen als ihm. Aber wie liebenswürdig war er auch! Wie herablaſſend nahm er alle die verdienten Huldigungen auf! Wie witzig zeigte er ſich; wie gefällig lachte er. Und nicht allein über ſeine eigenen Späße — denn das war keine Kunſt; ſie waren ſo geiſtreich, daß er lachen mußte, wenn er nicht wollte — auch über andere, ſo wenig die es, gegen die ſeinen gehalten, verdienten. Es gab freilich auch Leute, die ſich wenig an ihn kehrten, aber er bemerkte ſie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren „Philiſter, Alltagskerle, unbedeutende Menſchen“, wie er dem Bruder mit verächtlichem Bedauern in das Ohr ſagte. Es war ganz eigen; man konnte an dem Grad ihrer Verehrung von Fritz Nettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Menſchen und Bürger ganz genau ermeſſen. Da ſtand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl ſeiner Wichtigkeit — und ſeine eigene ſtille Meinung von ſich war noch ungeheuchelter als die laut ausgeſprochene der bedeutendſten Leute im Saale über ihn — noch mehr als gewöhnlich in die Höhe gezogen, die Arme bald in graziöſer Eckigkeit an den Leib gedrückt, bald ausgeſtreckt, um mit dem Stocke irgendeinem der bedeutendſten Leute eine klatſchende Liebkoſung zu verſetzen, die jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert wurde.

Als der Tanz begann, zog Fritz Nettenmair den Bruder in eine Nebenſtube. „Du mußt tanzen,“ ſagte er. „Von meiner Frau würdeſt du einen Korb holen, und das wär' mir unangenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm iſt und dich im Takt erhalten kann. Nur herzhaft, Junge, wenn's auch nicht gleich gehen will.“

Fritz Nettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit ſechs Jahre vergeſſen. Der Bruder war ihm noch der alte Träumer, den er zuweilen zu ſeinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als er nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius das Mädchen zuführte, ergab ſich dieſer, um nicht unhöflich zu erſcheinen.

Herr Fritz Nettenmair war der gutmütigſte Menſch von der Welt, ſolang er ſich als alleinigen Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung wußte. In ſolcher Stimmung konnte er für diejenigen, die ſein Glanz in den Schatten ſtellte, Taten der Aufopferung tun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeutenden Leuten ſaß, die er mit Champagner traktierte, und in den Augen ſeiner Frau die Befriedigung las, mit der ſie ihn mit Ehren überhäuft ſah, kam die Empfindung über ihn, als habe er dem Bruder ein großes Unrecht verziehen und er ſei ein außerordentlich edler Menſch, der alle die Ehrenbezeugungen verdiene und in wunderbarer Anſpruchsloſigkeit ſich dennoch herablaſſe, ſich durch ſie rühren zu laſſen. Eben tanzte Apollonius vorüber. Er ſah, der war der alte Träumer nicht mehr, aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den ſchönen Tänzer und ſeinen gewandten Anſtand gerichtet. Fritz zog ſeine Frau auf, und in der Gewißheit, wie ſehr er den Bruder überglänzen müſſe, hatte er noch die Wolluſt, dem Bruder wer weiß wieviel Unrecht, das ihm dieſer nie zugefügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ ſich nicht überglänzen. Fritz Nettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein ſteifes Bild dagegen. Der nickte den Takt nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzſaal und ſtach andere Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften, und Fritz Nettenmair übertraf vergeblich ſich ſelbſt.

Es war der ledernſte Ball, den Fritz Nettenmair mitgemacht; er konnte nicht lederner ſein, war Fritz Nettenmair daheim geblieben. Fritz Nettenmair verſicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die ſeinen Champagner tranken, ſtimmten, wie immer, unbedingt in ſeine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen ſprachen gegen Frau Nettenmair ihre gerechte freundſchaftliche Entrüſtung über den Schwager aus. Daß dieſer nicht die Schwägerin zuerſt zum Tanze aufgezogen, bewies eine unverzeihliche Mißachtung derſelben. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten ſo tief fühlte, als wäre es ihr ſelber angetan, ſagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er ſich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bewundert und geehrt und der Ball demzufolge nur immer noch lederner. So ledern, daß Fritz Nettenmair mit ſeiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er ſonſt erſt recht jovial zu werden anfing. Dennoch ſammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in deſſen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er ſie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenſtübchen wieder in den Saal zu ſeiner Frau und verließ mit dieſer unter der ungeheucheltſten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durſt nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenötigten Ritterdienſtes gegen ſeine Dame ſich entledigt, die Tür des Vaterhauſes offen und alle ſeine Bewohner ſchon im Schlafe. Wenigſtens zeigte ſich nirgends Licht, und alles war ſtill. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewieſen. Zu Apollonius' Glück hatten die ſechs Jahre das Haus nicht verändert wie ſeine Bewohner. Er ging leiſe durch die Hintertür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen ſeiner Beſtändigkeit den rauhen Hals ſtreichelte, ſtieg die Treppe herauf, ſchritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in ſeinem Stübchen. Aber er ſaß noch lang, ehe er ſich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenſter und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlaſſen.

Gedanken und Bilder des Vergleichs ſpielten noch in ſeine Träume hinein. Der Vater ſtand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müſſe noch morgen nach Köln, und inmitten der Rede brach die rüſtige Geſtalt zuſammen und tappte hülflos mit zitternden Händen an der Erde herum und ſchämte ſich ihrer Blindheit. Der Bruder ſaß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem

Hauſe, das liebliche offene Geſicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit von ſonſt; die Blume, die ſie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als ſie den Bruder erblickte, und der ihm neue fremde Zug von Leerheit, gedankenloſer eitler Vergnügungsſucht, von grollender Bitterkeit gegen Apollonius legte ſich über ſie wie ein ſchmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend ſich vergeſſen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrſtuhl, daß er faſt hinunterſtürzte aus der Schwindelhöhe auf das Pflaſter, und ſagte, ein Beſuch für vierzehn Tage dürfe nicht arbeiten. Er wolle ja ohnehin wieder heim. Und ſonderbar war es, daß ihm jetzt Köln als ſeine Heimat erſchien und ſeine Vaterſtadt ſo fremd, daß er ſich die bitterſten Vorwürfe machte in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit. Dann fand er ſich wieder auf dem Fahrſtuhl hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es ſein ſollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun ſtak er in die Ausfahrtür eingeklemmt, ringsum in ſtaubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte ſeine Feſttagskleider an; ſie waren voll Schmutz; er wiſchte und bürſtete, daß er ſchwitzte, und ſie wurden nicht rein.

Und ſooft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er ſich laut den Entſchluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt. Am nächſten Morgen mußte er wiſſen, was er hier ſollte, mußte ſein Verhältnis zum Vaterhauſe ein klares ſein. War keine Arbeit für ihn, ſo ſah ihn der Morgen noch auf ſeinem Rückwege nach Köln.

Mit der Sonne war er auf; aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, ſich von ſeinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach Sankt Georg; er wollte ſich ſelbſt überzeugen, was dort zu tun ſei. Als er wieder zurückkam, traf er auf ſeinen Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnſtube zu verlaſſen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten ſich. Sie hatten ſchon geſtern auf dem Balle ſich geſprochen, wo der Herr ſich eben nicht als ein bedeutender Menſch und Bürger ausgewieſen, vielmehr zu den Philiſtern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es ſchien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechſelreden kam er auf den Zweck ſeines Hierſeins. Es ſollte dieſen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverſtändigen ſtattfinden über das, was an Kirchen- und Turmdach zu tun ſei, damit das Reſultat derſelben noch bei der am Nachmittag ſtattfindenden Ratsſitzung vorgetragen und Beſchluß gefaßt werden könne. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo ſie die übrigen Sachverſtändigen bereits verſammelt wußten.

Der Bruder wollte ſeinen Beſuch, wie er ſagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geſchäften beſchweren; ebenſowenig mochte er ihn — aber das ſagte er nicht — allein daheim laſſen. Er beſtellte Apollonius nach dem Waldhauſe, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius verſicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn ſogar als einen Sachverſtändigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Verſammlung, zwei fremde Schieferdeckermeiſter und die ſtädtiſchen Ratsbauleute, den Rats-Zimmermann, -Maurer und -Klempner an der Turmtüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüſtungen zum Behufe der Unterſuchung an dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächſt, ging die Beratung vor ſich. Apollonius ſtand beſcheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau unterſucht und ſich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker ſprachen ſich für die Notwendigkeit einer umfaſſenderen Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, ſei wiederum für Jahre geholfen. Ihm ſtimmten die Ratsmeiſter, Zimmermann, Maurer und Blechſchmied, eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom geſtrigen Balle, die gewiſſenhaft ſchloſſen, weſſen Champagner man trinke, deſſen Meinung müſſe man ſein.

Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Koſten einer umfaſſenderen Reparatur und verſchob die höchſt notwendige ſchon lange von Jahr zu Jahr. Da ſie obendrein ſelbſt keine Ausſicht hatten, ſich die Reparatur übertragen zu ſehen, ſo gaben ſie ſich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm ſelber nichts gelegen ſchien. Sie fanden daher im Laufe der Verhandlung immer mehr, daß, je nachdem man die Sache anſehe, auch Herr Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauherr, ein braver Mann, ihre wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Geſicht eine Weile geſchwiegen, als ihm Apollonius einfiel. Er ſah in deſſen Zügen ein Etwas ausgedrückt, das ſeiner eigenen Meinung zu entſprechen ſchien. „Und was ſagen Sie?“ wandte er ſich zu ihm.

Apollonius trat beſcheiden einen Schritt näher. „Ich wünſchte, Sie ſähen ſich die Sache ſo genau als möglich an,“ ſagte der Ratsherr.

Apollonius entgegnete, er habe das bereits getan.

„Ich brauche Sie nicht darauf aufmerkſam zu machen,“ fuhr der Ratsherr fort, „wie wichtig die Sache iſt.“

Apollonius verbeugte ſich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch ſagen wollte. Aus des jungen Mannes Angeſicht ſprach bei aller Weichheit und Milde ſo ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit und eigenſinnige Redlichkeit, daß der Ratsherr ſich der Ermahnung faſt ſchämte, die er an ihn hatte richten wollen.

Apollonius begann nun mit den Ergebniſſen ſeiner vorhin angeſtellten Unterſuchung. Er ſtellte den Zuſtand der Stellen dar, die er hatte prüfen können, und was ſich daraus auf die übrigen ſchließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfaſſendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen trotzt, iſt das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schieferplatten auf Belattung und Verſchalung aufgenagelt ſind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Teile völlig zerſtört, zum Teil der völligen Zerſtörung nahe gefunden. Das Kirchendach war ein ſehr ſteiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr taten, hatten ſich viele Platten verſchoben und der Näſſe das Eindringen geſtattet; dort zeigte ſich, ſelbſt wo ſie von Eichenholz war, die Belattung und Verſchalung gänzlich morſch, und ſolcher Stellen waren überall.

Es zeigte ſich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verſchalung der morſchen Stellen durch neue zu erſetzen. Ein Winter noch mußte den Zuſtand um weit mehr verſchlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinſen erſpart wurde; denn dieſe konnte man ohne größten Schaden doch nur höchſtens bis auf das nächſte Jahr hinausſchieben. Er führte die Verſammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht ſelbſt den Schluß, ſondern wußte mit der Kunſt, die er von dem Vetter gelernt, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu tun.

Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unſerem Apollonius wuchs zuſehends. Er wandte ſich im weiteren Geſpräch faſt nur an ihn und ſchüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Verſammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt, ſich tätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufaſſen, auf welche Weiſe es am zweckmäßigſten anzugreifen ſei. Apollonius dankte beſcheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entſprechen ſuchen wolle. Über ſeine Mittätigkeit bei der Arbeit ſelbſt, entgegnete er, habe ſein Vater als Meiſter zu entſcheiden.

„Ich gehe gleich mit Ihnen,“ ſagte der Ratsbauherr, „und ſpreche mit ihm.“

Hatte gleich der Bruder das Geſchäft bis jetzt geleitet und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meiſter anerkannt und behandelt, er war es noch nicht. Der Alte hatte ihn ſo wenig Meiſter werden laſſen, als ihm das Geſchäft förmlich übergeben; er wollte ſich, wo er es nötig fände, ein ſouveränes Einſchreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden ſchon von weitem und taſtete ſich nach der Bank in ſeiner Laube. Da ſaß er, als ſie eintraten. Nach geſchehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Nettenmairs Befinden.

„Ich danke Ihnen," entgegnete der alte Herr; „ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen." Er lächelte dazu, und der Bauherr wechſelte mit Apollonius einen Blick, der dem Manne Apollonius' ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in ſeiner Beſcheidenheit errötete und lange nicht ſeine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte ſeinen Schirm tiefer in ſein Geſicht, um niemand die Gedanken ſehen zu laſſen, die da wunderlich miteinander kämpften. Wer unter den Schirm ſehen konnte, hätte gemeint, zuerſt, der alte Herr freut ſich; der Schatten von Argwohn, mit dem er geſtern Apollonius empfing, ſchwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erſchien ein Etwas auf dem Antlitz, das ſich zu ſchadenfreuen ſchien über die Demütigung des älteren. Vielleicht wäre er nach ſeiner Weiſe eingeſchritten mit einem lakoniſchen: „Du verſiehſt meine Stelle von nun, Apollonius, hörſt du?" hätte nicht der Bauherr deſſen Lob geprieſen und wäre das nicht ſo verdient geweſen.

„Ja", ſagte er in ſeiner diplomatiſchen Art, ſeine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er ſie nur halb ausſprach, „ja, die Jugend! Er iſt jung". — „Und doch ſchon ſo tüchtig!" ergänzte der Bauherr.

Der alte Herr neigte ſeinen Kopf. Wer ein Intereſſe daran fand wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: „Die Jugend gilt heutzutag in der Welt!" Ja, er fühlte Stolz, daß ſein Sohn ſo tüchtig, Scham, daß er ſelber blind, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauſes einen Wächter mehr gewonnen, Furcht, die Tüchtigkeit, der er ſich freute, mache ihn ſelbſt überflüſſig. Und er konnte nichts dagegen tun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgeſprochen, erhob er ſich ſtraff, wie um zu zeigen, jener triumphiere zu früh.

Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei tätig ſein laſſen. Der alte

Herr ſchwieg eine Weile, als warte er darauf, Apollonius ſolle ſich des Dableibens weigern. Dann ſchien er anzunehmen, Apollonius weigere ſich, denn er befahl in ſeiner grimmigen Kürze: „Du bleibſt! hörſt du?“

Apollonius begab ſich auf ſein Stübchen, ſeine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt.

So war es beſtimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat ſchaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt.

Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überſchauen wollte, mußte jetzt in ſein Stübchen hereinſehen. Das Hauptziel aller ſeiner Wünſche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er ſprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, verlegte nichts, ſuchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, ſie machte ihn klarer, ja ſie machte ihn eigenſinniger. Kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte, überſah er; er ſtrich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es tat, ſah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkoſen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick, was er ſchon beſaß. Alles war ihm noch einmal geſchenkt, und das Verhältnis zu jedem ſeiner Beſitzſtücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rückſichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war ſeine Freude darüber im einſamen Stübchen mit demſelben beſcheiden abweiſenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von andern aufgenommen. Für ihn gab es kein Allein und kein Vor-den-Leuten.

Als er ſich eingerichtet ſah, ging er ſogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf ſeinen Rat beſchloſſen worden, er war nicht allein als ſeines Vaters Geſelle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er hatte noch eine beſondere moraliſche Verpflichtung gegen ſeine Vaterſtadt eingegangen; er mußte tun, was in ſeinen Kräften ſtand, ihr zu genügen. Er hätte keiner ſolchen Erwekkung bedurft; er hätte ohnedies getan, was er vermochte; er kannte ſich zu wenig, um das zu wiſſen.

In dieſer erhöhten Stimmung erſchien ihm leicht, was ſein Dableiben von ſeiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu überwinden. Der Bruder wünſchte ſein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu beſiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte ſich ihm im Geſchäfte willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wiſſen und zu wollen, ja daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß ſein Bruder ihn beleidigt haben könnte. Er wußte nicht, man könne auch den haſſen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen ſtand der ungemütliche Geſelle grinſend vor Fritz Nettenmair und ſagte: „Mit dem erſten Blick hab' ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber 's hat nichts zu ſagen. Wird nicht lang dauern das!“

Fritz Nettenmair kaute an den Nägeln und überſah die Gebärde, die ihn reizen ſollte zu fragen, wie der Geſell das meine mit dem Nicht-lang-dauern. Er ging nach der Wohnſtube und fuhr im Gehen leiſe gegen einen Jemand auf, der nicht dawar: „Rechtſchaffenheit? Geſchäftskenntnis, wie der Alltagsratsbauerl ſagt? Ich weiß, warum du dich aufdringſt und einniſteſt, du Federchenſucher! du Staubwiſcher! Tu' unſchuldig, wie du willſt, ich —“ Er machte die Gebärde, die hieß: „Ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!“ Damit wandte er ſich nach der Tür, aber die Wendung war nicht jovial wie ſonſt.

Wie mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur ſich!

Der Geiſt des Hauſes mit den grünen Fenſterladen wußte mehr als Apollonius Nettenmair, wußte mehr als alle. Er ſchaute nachts durch das Fenſter, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an ſeinem Gutachten ſchrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel ſein bleicher Schatten, und der Schreibende atmete ſchwer auf, er wußte nicht warum. Dann ſchritt er mit ängſtlicher Gebärde den

Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an ſeiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht warum. Die junge Frau ſah ſeine Hand über des Gatten Stirne fahren; ſie erſchrak, der Gatte erſchrak mit und wußte nicht warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen ſeinen Balken und wußte nicht warum. Und der Geiſt wandelte noch lange, als alles ſchon zu Bette war, durch ſeine Zimmer, herauf und herab, her und hin, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte warum.

4

Zwiſchen Himmel und Erde iſt des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die ſtillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehnte lang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet ſich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrtür; unſichtbare Hände ſchieben zwei Rüſtſtangen heraus. Dem Zuſchauer von unten gemahnt es, ſie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben ſich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und ſehen herab und ſträuben ihr Gefieder vor Angſt. Die Rüſtſtangen ſtehen wenige Fuß heraus, und die unſichtbaren Hände laſſen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachſtuhls. Die ſchlafenden Eulen ſchrecken auf und taumeln aus ihren Lucken zackig in das offene Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entſetzen; das Menſchenkind unten auf der feſten Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lang währt das Pochen, dann verſtummt es. Und den Rüſtſtangen nach und quer auf ihnen liegend, ſchieben ſich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erſcheint ein Menſchenhaupt und ein Paar rüſtige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geſchwungenem Hammer, bis die Bretter feſt aufgenagelt ſind. Die fliegende Rüſtung iſt fertig. So nennt ſie ihr Baumeiſter, dem ſie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüſtung baut ſich nun die Leiter und, iſt das Turmdach ſehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält ſie zuſammen als der eiſerne Längehaken, nichts hält ſie feſt als auf der Rüſtung vier Männerhände und oben die Helmſtange, an der ſie lehnt. Iſt ſie einmal über der Ausfahrtür und an der Helmſtange mit ſtarken Tauen angebunden, dann ſieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Beſteigen, ſo weh dem ſchwindelnden Menſchenkinde tief unten auf der ſicheren Erde wird, wenn es heraufſchaut und meint, die Leiter ſei aus leichten Spänen zuſammengeleimt wie ein Weihnachtsſpielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu tun, muß er erſt einmal hinaufgeſtiegen ſein —, mag er ſeine arme Seele Gott befehlen. Dann iſt er erſt recht zwiſchen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteſte Verſchiebung der Leiter — und ein einziger falſcher Tritt kann ſie verſchieben — ſtürzt ihn rettungslos hinab in den ſichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erſchrecken!

Die Zuſchauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verſcheucht, krächzen wildflatternd um ſein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht ſo unberührt wie ſie. Er iſt kein eitler Wagling, der frevelnd von ſich reden machen will; er geht ſeinen gefährlichen Pfad in ſeinem Berufe. Er weiß, die Leiter iſt feſt; er ſelbſt hat das fliegende Gerüſt gebaut, er weiß, es iſt feſt; er weiß, ſein Herz iſt ſtark und ſein Tritt iſt ſicher. Er ſieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er ſieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwindel herabtaumeln kann auf ſein feſtes Auge. Die Mitte der Sproſſen iſt die Bahn ſeines Blickes, und oben ſteht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn als die Helmſtange und die Leiter, die er mit ſeinem Tau zuſammenknüpft. Der Knoten iſt geſchlungen; die Zuſchauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und ſein Tun hoch oben zwiſchen Himmel und Erde. Schieferdecker ſpielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erſt ſein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befeſtigt er den Flaſchenzug mit drei Kolben, an den Flaſchenzug die Ringe ſeines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausſchnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer-, Nagel- und Werkzeugkaſten; zwiſchen den Ausſchnitten vorn das Haueiſen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er ſie eben braucht; dies Gerät, von vier ſtarken Tauen gehalten, die ſich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaſchenzugs vereinigen, das iſt der Hängeſtuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umſegelt. Mittelſt des Flaſchenzugs zieht er ſich mit leichter Mühe hinauf und läßt ſich herab, ſo hoch und tief er mag; der Ring oben dreht ſich mit Flaſchenzug und Hängeſtuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußſtoß gegen die Dachfläche ſetzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menſchenkind mehr unten ſtehen und ſieht herauf; der Schieferdecker und ſein Fahrzeug ſind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen ſich an ihn; ſie ſehen ihn für einen Vogel an, wie ſie ſind, nur größer, aber friedlich wie ſie; und die Wolken hoch am Himmel haben ſich nie um ihn gekümmert. Die Damen neiden ihm die Ausſicht. Wer konnte ſo frei über die grüne Ebene hinſehen und wie Berge hinter Bergen hervorwachſen, erſt grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, ſich auf die letzten ſtützt! Aber er kümmert ſich ſo wenig um die Berge wie die Wolken ſich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeiſen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig iſt mit Hämmern und Nageln. Eines Tages ſind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüſtung verſchwunden. Das Entfernen der Leiter iſt ſo gefährlich als ihre Befeſtigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes Tat zwiſchen Himmel und Erde. Die Krähen wundern ſich eine ganze Woche lang, dann iſt es, als hätten ſie vor Jahren von einem ſeltſamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die ſtillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das ſteile Dach als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe ſeines Gutachtens noch manche Unterſuchungen angeſtellt. Das Turmdach war mit Metall gedeckt; dieſe Decke lag ſchon nah an zweihundert Jahre. Als er ſie auf ſeinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflöſung nah. Das hatte man gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich teurer als Deckung mit Schiefer, wenn man dieſen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in ſeinem Fahrzeug mit hinauf, das kann er mit den ungleich ſchwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung mit Schiefer beſorgt der Arbeiter von ſeinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feſte Gerüſte nötig. Apollonius tat den Vorſchlag, auch das Turmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechſchmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache ſo gut verſtanden als die Leute in Köln — das ſollte ein Stich auf Apollonius ſein. Und der Bruder war damit einverſtanden: hätten die Alten gemeint, Schiefer tue es ſo gut als Blei, ſie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächſter Nähe vorhanden; der Schiefer hätte weit hergeholt und ſo die Schieferdeckung teurer kommen müſſen als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erſt ſpäter, da die Schiefergruben in der Nähe ſchon im Gang, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechſchmied und Fritz Nettenmair nicht oder wollten es nicht wiſſen. Den letztern drückte das wachſende Anſehen des Bruders. Aber Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorſchlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius' Hände legen. Um ſeinen Bruder nicht zu kränken, bat er, davon abzuſehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal ausſprach, warum er ſo bitte. Er war von Köln her gewohnt, ſelbſtändig zu handeln; wie er ſeinen Bruder wiedergefunden hatte, ſah er manche Hemmung durch ihn voraus. Er wußte, er lud ſich eine ſchwere Laſt auf, als er dem Bauherrn verſprach, die Sache ſolle unter dem zweiköpfigen Regiment nicht leiden. Der wackere Bauherr, der Apollonius erriet und ihn darum nur mehr achtete, ſchaffte ihm die Genehmigung des Rats und nahm ſich im ſtillen vor, wo es nötig ſein ſollte, ſeinen Liebling und deſſen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine ſchwere Aufgabe, die Apollonius ſich geſetzt; ſie war noch viel ſchwerer, als er wußte. Sein Hierſein hatte den Bruder von Anfang nicht gefreut; Apollonius ſchob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm ſeitdem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrſucht kennen gelernt; dieſer fühlte ſich durch das, was ſeither geſchehen, gegen Apollonius zurückgeſetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrſucht des Bruders durch äußere Unterordnung zu verſöhnen. War kein weiteres Hindernis vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, ſo ſchwer ſie ſchien, zu löſen. Aber was zwiſchen ihm und dem Bruder ſtand, war ein anderes, ein ganz anderes, als er meinte. Und daß er es nicht kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn, aus dem Bewußtſein einer Schuld geboren. Was er tat, die vermeinten Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, mußte das wirkliche nur wachſen machen.

Wäre er nicht zurückgekommen! hätte er dem Vater nicht gehorcht! wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Turmſpitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchendach lebendig. Rüſtige Hände hämmern den Seilhaken in die Verſchalung und ſchleifen mit ſtarkem Tau den Dachſtuhl daran. Er beſteht in zwei Dreiecken, aus feſten Bohlen zuſammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältnis ſeiner Seiten beſtimmt. Denn unten liegt er ſtrohumwunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die quer übergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf ſteht oder kniet der hämmernde Schieferdecker; neben ihm handrecht hängt der Kaſten für Nägel und

Schieferplatten, mit ſeiner Hakenſpitze in die Verſchalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Überweiſung der Arbeit. Fritz Nettenmair tat erſt wunderlich, indem er zu verſtehen gab, er meine, Apollonius ſei gekommen, hier den Herrn zu ſpielen und nicht den Diener. Es lag in der argwöhniſchen Richtung, die ſein Denken einmal angenommen, allem, was der Bruder tun mochte, eine Abſicht, eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermutete deshalb, Apollonius wünſche die Arbeit auf dem Kirchendach zu übernehmen. Wer hier ſchaffte, konnte zu jeder Zeit ſehen, ob das Fahrzeug am Turmdach beſetzt war oder ledig an der fliegenden Rüſtung hing. Er tat arglos, er nehme an, Apollonius ſei lieber bei der Umdeckung des Turmdaches beſchäftigt, die er ja ſelber vorgeſchlagen. Apollonius weigerte ſich nicht. Fritz meinte, er willige ein, obgleich es ihm unangenehm ſei, was er aber nicht merken laſſe; Fritz hatte die Empfindung eines Menſchen, dem es gelungen, einen Widerſacher zu überliſten. Eine Empfindung, die ſich erneute, ſooft er von ſeiner Arbeit auf dem Dachſtuhle hinaufſah nach dem Fahrzeug und der fliegenden Rüſtung am Turm, mit der Gewißheit, der Bruder könne das Fahrzeug nicht verlaſſen und heimgehen, ohne daß er es ſehe und ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer, und er ſelbſt war der, der die Welt kannte. Im andern Augenblick vielleicht ſah er wieder den Argliſtigen im Bruder und fand es wohltuend, ſich dagegen als den Argloſen zu bemitleiden, dem jener Schlingen lege, um nur den Bruder haſſen zu dürfen, der ihn haſſe. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfnis Apollonius', das dieſem den Widerſpruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerſpruch und unterdrückte es abſichtlich. So ſetzte ſein Schuldbewußtſein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben ſich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das raſche und genau berechnete Ineinandergreifen, an das er in Köln ſich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier gehandhabt. Der Decker mußte viertelſtundenlang und länger auf die Schieferplatten warten;

die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortierer eine gute Entſchuldigung. Der Bruder lachte halb mitleidig über Apollonius' Klage. Eine ſolche Ordnung, wie der ſie verlangte, exiſtierte nirgends und war auch nicht möglich. Bei ſich verſpottete er wieder den Träumer, der ſo unpraktiſch war. Und wäre die Ordnung möglich geweſen, die Arbeit war im Taglohn verdungen. Die verlorene Zeit wurde bezahlt wie die angewandte. Und als Apollonius ſelbſt dazu tat, den Schlendrian abzuſtellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohldiener des Bauherrn und des Rates, er ſelber ſich der ſchlichte Mann, der ſolche Kunſtgriffe verſchmäht. Da wollte ihn jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch Schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen ſollte mit aller ſeiner Argliſt; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde ſich die Hörner ablaufen, wenn er ins Werk ſetzen wollte, was ihm ſelbſt, der die Welt kannte, nicht gelang. Ihm, der ſchärfer auf dem Zeuge war, als ſelbſt der im blauen Rock zu ſeiner Zeit geweſen.

Fritz Nettenmair meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch ſchriller auf dem Finger pfiff, noch grimmiger huſtete und noch entſchiedener ausſpuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Reſpektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo ſie in Eigenſinn ausartet, Achtung wirkt, die ruhige, in ſich gefaßte Würde einer tüchtigen Perſönlichkeit, das überſah er. Wie er es ſelbſt nicht beſaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an andern wahrzunehmen. Stand ſeine Geſtalt überhaupt im Widerſpruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufkünſtelte, ſo widerſprach ihr ſeine Unruhe und innere Haltloſigkeit jeden Augenblick. Die diplomatiſche Art zu reden ſchien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um ſeine eigene Oberflächlichkeit und Gehaltloſigkeit zu verſpotten. Aus dem ſteifen Weſen des blauen Rockes fiel er dann zu Zeiten plötzlich in ſeine eigene herablaſſende Jovialität und in eine Region derſelben, wo der Spaß den Abſtand von Vorgeſetzten und Untergebenen mit ſchmutzigen Fingern auslöſchte, als wäre er nie geweſen. Rückte er ſich dann ebenſo plötzlich in der Autorität gewaltſam wieder zurecht, ſo brachte das die verlorene Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er ſich von manchen ſeiner Arbeiter überſehen und in ſchwierigen Fällen ſie machen laſſen mußte, was ſie wollten.

Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Vetter, was dem Bruder fehlte; er beſaß die Würde der Perſönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigenſinn. Seine innere Sicherheit galt; ſie mußte ſich nicht geltend machen – er war des ſichtbaren Mühens um Achtung überhoben, welches ſo ſelten ſeinen Zweck erreicht, ja gemeiniglich ihn verfehlt. Und ſo gelang ihm, was er wollte. Bald war die muſterhafteſte Ordnung beim Bau, und alle ſchienen ſich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Nettenmair nicht. Das raſche Ineinandergreifen, das wie im Geleiſe einer unſichtbaren Notwendigkeit ging, machte das Weſen im blauen Rocke, in welchem er ſich ſo groß fühlte, überflüſſig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging; von demſelben, dem er ſchon ſo viel zu verzeihen hatte und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht oder wollte nicht wiſſen, welchen Zauber eine geſchloſſene Perſönlichkeit ausübt, obgleich er ſelbſt widerwillig ſie anerkennen mußte, und noch weniger, daß dieſe ihm fehlte und der Bruder ſie beſaß. Er war bei ſich einig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er ſelbſt mit Genugtuung ſich zu edel fühlte. Dadurch hatte jener die Leute ihm abſpenſtig gemacht. Apollonius hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Argliſtige ſein muß, auf der Hut; denn ſolche Feinde kann man nur mit ihren eigenen Waffen beſiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieſer ſeine ſchlimmen Pläne ſicherer zu bergen meinte; er vergalt ihm und machte ihn leichter unſchädlich, wenn er unter derſelben Maske ſeine Wachſamkeit barg. Die gutmütige Willigkeit Apollonius', ſich ihm äußerlich unterzuordnen, erſchien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem Argliſtigen gewonnen, wiſſend teilnahmen. In ſeiner Empfindlichkeit griff er ſelbſt nach den Mitteln, die er bei dieſem vorausſetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Umſtand, daß Apollonius ihm ſelbſt imponierte, wenn er auch dieſen Grund nicht hätte gelten laſſen. Er legte den blauen Donnerrock beiſeite und ſtieg bis auf die unterſte Sproſſe ſeiner Jovialität herab. Er begann, durch Winke, dann allmählich durch Worte ſein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohldieneriſchen Eindringlings ſeufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Mut hatte, ſie zu offener Widerſetzlichkeit zu reizen, ſuchte er ſie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann, ſie täglich zu traktieren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor in dem Geleiſe, das Apollonius vorgezeichnet.

Der gemeine Mann hat den ſcharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen ſeiner Vorgeſetzten. Durch dies Bemühen, das ſie durchſchauten, verlor Fritz Nettenmair noch den letzten Reſt ſeiner Achtung; ſie lernten daraus, wenn ſie es noch nicht wußten, mit wem ſie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären ſie ungewiß geweſen, ſo hätte ſie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder beſtimmen können. Und da ſie nicht ſo fein waren und auch nicht die Gründe dazu hatten wie Fritz Nettenmair, gab ſich ihre Meinung unverhohlen kund. Sie nahmen ſich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg ſeiner Herablaſſung ein ganz anderer war, als den er beabſichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um ſich zuſammen, pfiff ſchrillender als je, ſo daß es drüben in der großen Glocke widertönte, ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal ſo hoch am ſchwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entſchiedenheit ſeines früheren Huſtens und Ausſpuckens war ein Kinderſpiel gegen ſein jetziges. Aber die Arbeiter wußten bald, dergleichen geſchah nur in Apollonius' Abweſenheit, und deſſen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die ſchwerſten Gewitter aus der Faſſung.

Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherſtellung ſeiner verlorenen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich ſchrieb er auch das Ergebnis ſeiner falſchen Maßregeln auf Apollonius' immer wachſende Rechnung. Das Gefühl, überflüſſig zu ſein, packte ihn wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieſelben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem älteren Sohne der Schieferſchuppen. Wenigſtens ſolange er Apollonius auf ſeinem Fahrzeug oder auf dem Kirchendache ſah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnſtube. Seine Kinder — das war leicht, da er ſelbſt ſich nicht um ſie bekümmerte, — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit ſchlechten Mitteln — gewonnen. Dieſe ſchlechten Mittel waren eben die, die er ſelbſt nie anwendete: unabſichtliche Güte und weiſe Strenge der Liebe. Aber auch in ſeiner Frau ſah er immer mehr etwas wie einen natürlichen Bundesgenoſſen des Bruders gegen ihn. Das ſah er lange vorher, ehe er noch den geringſten wirklichen Anlaß dazu hatte, und das war der Schatten, den ſeine Schuld in die Zukunft ſeiner Phantaſie warf. Ihr altes Geſetz wird ihn zwingen, durch die Verkehrtheit ſeiner Abwehrmittel den Schatten ſelber zur wirklichen lebendigen Geſtalt zu machen und vergeltend in ſein Leben hereinzuſtellen.

Ahnungsvolle Furcht ſchien ihm, in lichten Zwiſchenblicken vorüberflatternd, von dieſem Kommen zu ſagen, das veränderte Benehmen gegen ſeine Frau müſſe es beſchleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen ſie, aber auch dieſe Jovialität trug ein Etwas von der Natur des ſchwülen Bodens an ſich, aus dem ſie erwuchs.

Man preiſt ein Heilmittel gegen ſolche Krankheit; es heißt Zerſtreuung, Vergeſſen ſeiner ſelbſt. Als ob der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffes, als ob man da ſich vergeſſen müſſe, wo es doppelt Vorſehen gilt. Fritz Nettenmair nahm es.

Von nun fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand ſich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er ſie drohen ſah. Er war mehr außer als in ſeinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nötiger als ihm. Das rächende Schuldbewußtſein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als ſchon wirklich in die Gegenwart voraus. Und ſeine Frau ſtand noch ſo ſehr auf ſeiner Seite, daß ſie dem Bruder nun zürnte, deſſen Einfluß ſie in dem veränderten Benehmen des Gatten erkannte, — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Dieſe Erwartung hatte ſchon dem Kommenden nur die eine Wange zugewandt und die Wange ſo mit Rot gefärbt, als wäre ſie ſchon erfüllt. Wußte ſie denn nicht, er war nur gekommen, um ſie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine ſchwere Wolke drückte, wie eine unverſtandene Ahnung, begriff nur das eine: der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus. Er vermied die Orte, die ſie aufſuchten. Er hätte ſie ſchon vermieden aus dem innerſten Bedürfnis ſeiner Natur, das auf Zuſammenfaſſen, nicht auf Zerſtreuen ging. Die Einſamkeit wurde ihm ein beſſer Heilmittel als den beiden die Zerſtreuung. Er ſah, wie anders die Schwägerin war, als ſie ihm vordem geſchienen. Er mußte ſich Glück wünſchen, daß ſeine ſüßeſten Hoffnungen ſich nicht erfüllt. Die Arbeit gab ihm genug Empfinden ſeiner ſelbſt; was ſie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfnis ihres Alters, ſich an einem fertigen Menſchenbilde aufzuranken, das, Liebe gebend und nehmend, ihr Muſter wird und ihr Maß der Perſonen und Dinge, drängten ſie ſich um den Onkel, der ihrer ſo freundlich pflegte, als fremd die Eltern ſie vernachläſſigten. Wie konnte er wiſſen, daß er damit die Schuld wachſen machte in ſeiner Rechnung beim Bruder?

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die ſich rings aufballten um ſein Haus, in ſeiner Blindheit keine Ahnung? Oder war ſie es, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er, Apollonius begegnend, gleichgültige Worte mit ihm wechſelte. Dann kämpften zwei Mächte auf ſeiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenſchirm nicht ſah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat ſich ſo tief in die Wolke eingeſponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn und keiner mehr hinein. Er gibt ſich das Anſehen, als wiſſe er um alles. Tut er anders, ſo zeigt er der Welt ſeine Hülfloſigkeit und fordert die Welt ſelber auf, ſie zu mißbrauchen. Und wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit ſagen? Nein! Er hält die Welt ſo verſtockt gegen ihn, als er gegen ſie iſt. Er fragt nicht. Er lauſcht, wo er weiß, man ſieht ihn nicht lauſchen, fieberiſch geſpannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin iſt; ſeine geſpannte Phantaſie baut Felſen daraus, die ihm die Bruſt zerdrücken, aber er fragt nicht. Er träumt von nichts als von Dingen, die Schande bringen über ihn und ſein Haus; er leert die ganze Rüſtkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die die Welt kennt. Was keine Schande iſt, ſteigert ſich ſeinem krankhaft geſchärften Ehrgefühl dazu, das keine Ruhe wohltätig abſtumpft, aber er trägt lieber, was die tiefſte Schande iſt, als daß er fragt. Er tut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Tun zeigt ungeboren ſchon der Mutter Seele ſein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld iſt, daß ſie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verſtrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn ſtehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen und zu reifen in ihm, was ſchlimm iſt, zu neuer Schuld. Wohl dem, der ſich dieſer Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt! Wird er den Schuldigen ſelbſt nicht retten, ſo kann er den übrigen ein Engel ſein. Dieſe vier Menſchen, in all ihrer Verſchiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld verſehrt! Welch Schickſal werden ſie vereint ſich ſpinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Laden?

Nun waren ſchon Wochen vergangen ſeit Apollonius' Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr gemacht. In den erſten Tagen las Fritz Nettenmair ein krampfhaftes Zuſammennehmen, ein verzweifeltes Gefaßtmachen in ihrem Weſen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwunderung erſchien. Er ſah, und nur er, wie ſie immer mutiger den Bruder zu beobachten begann, wo der nicht ahnte, ihr Blick ſei auf ihn gerichtet. Sie ſchien ſein Weſen, ſein Tun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Fritz Nettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide ſich glichen. Er mühte ſich, den Widerwillen der jungen Frau zu ſeiner alten Stärke aufzuſtacheln. Er tat es, während er fühlte, wie vergeblich es war; denn ein einziger Blick auf das milde rechtſchaffene Antlitz des Bruders mußte niederreißen, was er mühſam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie fein er zu Werke gehen mußte und wie plump er doch zu Werke ging; denn dieſelbe Macht, die ſein Gefühl für das Maß ſchärfte, riß ihn im Handeln darüber hinaus. Er wußte, was er begonnen, mußte ſeinen Gang vollenden zu ſeinem Verderben. Er ſuchte Vergeſſen und riß ſeine Frau immer tiefer mit hinein in den Wirbel der Zerſtreuung.

Arzneimittel ſollen, in übergroßer Gabe angewandt, das Gegenteil wirken. So geſchah es mit dem Mittel Fritz Nettenmairs; wenigſtens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte ſie ſich ſonſt nach dem Feſte des Vergnügens geſehnt; nun dies der Alltag geworden, zog ſie die Sehnſucht nach dem ſtillen Leben daheim. Überſättigt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte ſie nun erſt, es gab auch andere: Leute, die ihren Gatten nach anderem Maßſtabe maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenſchen. Sie dachte an den ledernen Ball den Abend von Apollonius' Ankunft. Damals war ſie Apollonius ausgewichen; ſie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt ſuchte ſie mit den Augen durch den Saal; niemand ſah es als Fritz Nettenmair, der es am wenigſten zu ſehen ſchien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer als je. Sie hatte nur das Gefühl der Langeweile, das nach Abwechſelung ausſieht; ſie wußte nicht, daß ſie jemand ſuchte. Fritz Nettenmair wußte es und wollte vor Lachen erſticken. Er wußte mehr als ſie; er wußte, wen ſie ſuchte. Gegen alle andere Welt jovial, tat er gegen ſie den blauen Rock an.

Er wird ſie bald dahin bringen, den ſonſt Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie ſaß im Garten, während der alte Herr ſeine ſchweren Mittagsträume träumte. Fritz Nettenmair lag in der Stube auf dem Sofa und trug die Nachwehen einer durchſchwärmten Nacht; vorher hatte er nach dem Turmdache geſehen. Sie fühlte ſich ſo eigen wohl daheim. Und ſollte ſie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um ſie? Sie dachte nicht daran, wie oft ſie ſich von den Kindern fortgeſehnt in den Wirbel, der ſie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben ſpielten zu ihren Füßen, ſo ſtill, als wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht ſo; war der alte Herr im Gärtchen, ſie hätten ſich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umſchlungen, die ſelber, in der Unberührtheit ihres Weſens, noch ein Mädchen ſchien. Wenig mehr von der Ähnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche geweſen, nur Außerliches ſchien die heitern Linien berührt zu haben; kein tiefinneres Erlebnis hatte ſeine Marke ihnen aufgeprägt.

Das kleine Mädchen hatte dem erwachſenen, ſeiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in ſeiner Weiſe manches zweimal, manches nur halb erzählt. Jetzt hob ſie mit altkluger Ernſthaftigkeit das Köpfchen, ſah die Mutter bedenklich an und ſagte: „Was das nur iſt?“

„Was?“ fragte die Mutter.

„Wenn du dageweſen biſt und fortgehſt, ſieht er dir ſo traurig nach.“

„Wer?“ fragte die Mutter.

„Nun, der Onkel Apollonius. Wer ſonſt? Haſt du ihn geſcholten? oder geſchlagen, wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du haſt ihm doch gewiß etwas getan; ſonſt wär' er nicht ſo betrübt.“

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war das doch für ein eigenes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel fallen laſſen und merkte es nicht. War ſie erſchrocken? Es war ihr, als wäre ſie erſchrocken, etwa ſo, wie man erſchrickt, hat man mit einem Menſchen geredet und wird plötzlich inne, es iſt ein anderer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wolle ſie beleidigen, und nun ſagt das Kind: du haſt ihn beleidigt. Sie blickte auf und ſah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hauſe kommen. In demſelben Augenblick ſtand ein anderer Mann zwiſchen ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachſen. Es war Fritz Nettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in ſeltſamer Haſt von einer gleichgültigen Frage auf den ledernen Ball. Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie jedermann ſich beleidigt fühle von der Beſchimpfung, daß Apollonius ſie damals nicht aufgezogen, nicht einmal zum erſten Tanze. Eigen war es, wie ſie jetzt daran erinnert wurde, empfand ſie es ſtärker als je; aber nicht zürnend, nur wie mit wehmütigem Schmerze. Sie ſagte das nicht. Es war nicht nötig. Fritz Nettenmair war wie ein Menſch im magnetiſchen Schlaf. Er brauchte ſie nicht anzuſehen; mit geſchloſſenen Augen, von einem Baumblatt, einer Zaunlatte, von einer weißen Wand las er ab, was ſein Weib fühlte.

„Wir werden ihn bald loswerden, denk' ich,“ fuhr er fort, als hätte er nicht an der Stallwand geleſen. „Es iſt kein Platz für zwei Haushälte hier. Und die Anne iſt weiten Raum gewöhnt.“

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „Ledernen“ tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war ſeither öfter hier geweſen, unter Vorwänden, die ihre hochrote Wange Lügen ſtrafte. Auch ihr Vater, ein angeſehener Bürger, hatte ſich um Apollonius' Bekanntſchaft gemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

„Die Anne?“ rief die junge Frau wie erſchreckend.

„Gut, daß ſie nicht lügen kann“, dachte Fritz Nettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen, ſich zu verſtellen, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zugut. Er hatte die Eiferſucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Torheit, und er bereute ſie ſchon. „Sie kann ſich nicht verſtellen, und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verraten, was in ihr vorgeht. Noch weiß ſie es ſelbſt ja nicht. Und dann“ — er ſtand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt: er ſah ſie ſich verſtehen — „und dann“, zwängte er zwiſchen den Zähnen hervor daß jede Silbe daran ſich blutig riß, „und dann — wird ſie's ſchon lernen!“

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnſtube. „Er muß doch einen

Vorwand machen, warum er da vorbeikam, wo er ſie allein dachte, da er weiß, ich hab' ihn geſehn." So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnſtube auf ihn. Der Bruder gab ſich durch ſeine Wendung auf den Ferſen recht, als er ihn ſah. Apollonius ſuchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemütlichen Geſellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört und wußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. „Und da befiehlſt du, ich ſoll ihn fortſchicken?" fragte Fritz und konnte nicht verhindern, daß ſein Groll einmal durchſchimmerte durch ſeine Verſtellung. Apollonius mußte aus dem Tone, mit dem er ſprach, ſeine wahre Meinung herausleſen. Sie hieß: „Du möchteſt auch in den Schuppen dich eindrängen und mich von da vertreiben. Verſuch's, wenn du's wagſt!"

Apollonius ſah dem Bruder mit unverhehltem Schmerz in das Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rockklappe, als wollte er wegwiſchen, was ſein Verhältnis zu dem Bruder trübte, und ſagte: „Hab' ich dir was zuleid getan?"

„Mir?" lachte der Bruder. Das Lachen ſollte klingen, wie: „Ich wüßte nicht was!" aber es klang: „Tuſt du was anders, willſt du was anders tun, als wovon du weißt, daß es mir leid iſt?"

„Ich wollte ſchon lange dir etwas ſagen," fuhr Apollonius fort, „ich will's morgen; du biſt heute nicht gelaunt. Das mit dem Geſellen mußteſt du erfahren, und es war nicht ſo gemeint, wie du's aufnahmſt."

„Freilich! Freilich!" lachte Fritz. „Ich bin überzeugt. Es war nicht ſo gemeint."

Apollonius ging, und Fritz ergänzte ſeine Rede: „Es war nicht ſo gemeint, wie du, Federchenſucher, mich glauben machen willſt. Und anders gemeint, als ich's aufnahm? Du meinſt, ich hab' – Der Geſelle iſt ein ſchlechter Kerl; aber du hätteſt mich nicht gewarnt, hätteſt du keinen Vorwand gebraucht." Er machte ſeine überlegene Wendung auf den Ferſen; in ſeinen verwüſteten Zuſtand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatiſcher Kunſt durch Halbſagen zu verſchweigen, gefreut.

Die Freude war ſchnell vorübergehend; die alte Sorge ſchraubte ihn wieder auf ihre Marterbank. Und noch eine jüngere hatte ſich ihr zugeſellt. Er hatte das Geſchäft vernachläſſigt; der Geſelle, in ſeiner Abweſenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu beſtehlen, und ſie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er ſchon lange nicht mehr tätig; Apollonius mußte einen Geſellen mehr annehmen und für den Bruder einſtellen. Er verdiente ſchon lange nichts mehr und verſäumte doch dabei kein öffentlich Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachſende Neigung zum Sinken und war nur durch wachſende Maſſen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte ſich in Schulden geſteckt und vergrößerte ſie noch täglich. Und doch mußte einmal der Augenblick kommen, wo der mühſam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur ſo lange der Geachtete war, als der Jovialſte der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwert ſolcher Achtung und ſolchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht ſtark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene wie dieſe kam ihm von dem Bruder, nur von ihm!

Wohligs Anne war öfter dageweſen ſeit Apollonius' Ankunft, und die junge Frau hatte in dem Glauben, der in naiven Gemütern die natürliche Folge der eigenen Wahrhaftigkeit iſt, an ihren geſuchteſten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich ſo ſcharfſichtig geworden, daß der erkannte Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erſchien. Das Mädchen war ihr zuwider, das ſo falſch ſein konnte, und ſie ſelbſt zu ehrlich, das zu verbergen. Anne ſuchte den Grund dieſes Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menſchen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte ſelbſt geäußert, ſie würde ihm einen Korb geben, wenn er es wagen würde, ſie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzuſehen, ſie ließ ihn des Aufenthalts in ſeinem Vaterhauſe nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; ſie ſprach von ihren Gedanken aus, was ausgeſprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung bloßzugeben. Chriſtiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremdem Munde vernehmen, den ſchon das eigene Kind ihr gemacht.

Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen ſehen. Aber nichts zeigte ſich in ſeinem Geſichte, was ihrer nur halb verſtandenen Furcht recht gegeben hätte. Und ſo ſah auch Fritz Nettenmair, der dem Bruder aus dem Verſteck der Hintertür nachblickte, auf ihrem Antlitz nicht ſo viel, als er gefürchtet zu ſehen.

Das Kind ſagt: du haſt ihm was getan; die Anne ſagt: du haſſeſt ihn, du läßt ihn nicht froh werden. Und ſein traurig Nachblicken — bald ertappt ſie ihn ſelbſt unbemerkt dabei — ſagt dasſelbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte zuckte es dazwiſchen, er ſah der Anne nicht traurig nach, und auch nicht freudig, nein! gleichgültig, wie jedem andern ſonſt. Ihr wird geſagt: du haſſeſt ihn; du haſt ihn beleidigt und du willſt ihn kränken, und ſie hat geglaubt, er haſſe ſie, er will ſie kränken. Und hat er ſie nicht gekränkt? Sie blickt in lang vergangene Zeit zurück, wo er ſie beleidigte. Sie hat ihm ſchon lang nicht mehr darum gezürnt, ſie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann ſie jetzt noch darum zürnen, wo er ein ſo anderer iſt? wo ſie ſelbſt weiß, er beleidigt ſie nicht? wo die Leute ſagen und ſein trauriger Blick: ſie beleidige ihn? Und wie ſie zurückſinnt, eifrig, ſo eifrig, daß die Muſik wieder um ſie klingt und ſie wieder unter den Geſpielinnen ſitzt, im weißen Kleid mit den Roſaſchleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenſtern entlang, und wieder aufſteht, von dem dunkeln Drang getrieben, und durch die Tanzenden hindurch, träumend nach der Türe geht — da draußen; iſt das nicht dasſelbe Geſicht, das ihr jetzt nachſieht, wenn ſie geht, ſo ehrlich, ſo mild in ſeiner Wehmut? iſt es nicht dasſelbe eigene Mitleid, das jetzt auf Tritt und Schritt mit ihr geht und ſie nicht läßt, wie damals? Dann wich ſie ihm aus und ſah ihn nicht mehr an, denn er war falſch. Falſch! Iſt er es wieder? Iſt er es noch?

Eine Nachtigall ſchlug in dem alten Birnbaume über ihr, ſo wunderbar und wie gewalttätig innig und tief. Vom Georgenturm blieſen viel Poſaunen den Abendchoral. Über ihnen und wie von ihren ſchwellenden Tönen getragen, fuhr Apollonius auf ſeinem leichten Schiff. Das Abendrot vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin ſie ſah, glänzten die treuen trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachſah, wenn ſie ging. Das kleine Mädchen ſah mit ihnen auf zu ihr und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er ſei. Oder erzählte ſie von damals? Es war keine Zeit mehr, ſonſt und jetzt war eins. Die letzte Ähnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verſchwunden. Ihre Seele ſchauerte hoch oben zwiſchen Himmel und Erde. Was ſie anſah, war ein Rätſel mit ſüßer Deutung, aber ſie kannte ſie nicht. Sie ſelbſt war ſich ein Rätſel. Ihrem Gatten war ſie es nicht.

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das ſein möge, was Apollonius ihm morgen ſagen wolle. „Morgen; weil ich heute nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchenſucher in meine Karten ſehen laſſen. Hätt' ich's nicht, wär' er plump herausgegangen; nun hab' ich ihn gewarnt und vorſichtig gemacht. Ich bin zu ehrlich mit ſolch einem falſchen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will morgen ‚gelaunt' ſein, ich will tun, als wär' ich blind und taub, als ſäh' ich nicht, was er will, und wär's noch deutlicher. Eine Spinnenwebe auf meine Rockklappen, damit er was zu bürſten hat. Ich kann's nicht leiden, wenn mir ſo einer ins Geſicht ſieht, ſolch ein Heuchler!"

So vorbereitet und entſchloſſen, den Liſter zu überliſten, gält' es auch die ſchwerſte Probe von Selbſtbeherrſchung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage ſeiner harrend. Auch Apollonius hatte ſeinen Entſchluß gefaßt. Er wollte ſich von keiner Laune ſeines Bruders mehr irren laſſen; es kam ja eben darauf an, allen dieſen Launen ihre Quelle abzuſchneiden. Fritz bot ihm den unbefangenſten jovialſten Guten-Morgen, der ihm zu Gebote ſtand.

„Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willſt," ſagte Apollonius, „ſo hoff' ich, dieſer Morgen ſoll der beſte ſein für dich und mich und uns alle."

„Und uns alle,“ wiederholte Fritz und legte von ſeiner Erklärung der drei Worte nichts in ſeinen Ton. „Ich weiß, daß du immer an uns alle denkſt; darum rede nur jovial vom Herzen weg, ich mach’s auch ſo.“

Apollonius ließ die beabſichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorſichtig ſein gelernt, aber klug und vorſichtig gegen einen Bruder ſein, hätte ihm Falſchheit geſchienen. Selbſt, hätte er die Falſchheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf deſſen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte ſich ſeine Erfahrung als Täuſchung ausgeredet.

„Ich glaube, Fritz,“ begann er herzlich, „wir hätten anders gegeneinander ſein ſollen, als wir ſeither geweſen ſind.“ Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf ſich. Der Bruder ſchob ihm in Gedanken die ganze zu und wollte jovial das Gegenteil verſichern, als Apollonius fortfuhr. „Es war nicht zwiſchen uns wie ſonſt, und wie es ſein ſollte. Die Urſache davon iſt, ſoviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andere?“

„Ich weiß keine,“ ſagte der Bruder mit bedauerndem Achſelzucken; aber er dachte an Apollonius’ Heimkunft gegen ſeinen Rat, an den Ball, an die Beratung auf dem Kirchenboden, an ſeine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem letzteren arbeite, und wie viel darauf ankomme, ſeine nächſte Abſicht zu erraten und zu vereiteln.

Apollonius ſprach indes fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. „Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Abſicht getan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannſt du mir den Grund ſagen? Ich will ſie nicht anklagen; es iſt möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann iſt’s gewiß nichts, was zu loben oder nur zu ſchonen wäre. Und ich will dann ebenſo gewiß der letzte ſein, es zu ſchonen, weiß ich nur, was es iſt. Weißt du's, ſo bitte, ſag' es mir. Etwas Schlimmes darfſt auch du nicht an mir ſchonen, und täte dir's auch noch ſo weh. Weißt du's und ſagſt mir's nicht, ſo iſt's nur darum. Aber du kränkſt mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz.“

Fritz Nettenmair tat, was Apollonius eben getan: er maß den Bruder in ſeinen Gedanken nach ſich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius' Nachteil ausfallen. Apollonius nahm ſein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort.

„Weißt du's nicht“, fuhr er fort, „ſo laß uns zuſammen zu ihr gehen und ſie fragen. Ich muß wiſſen, was ich tun ſoll. Das Leben ſeither darf nicht ſo fortgehen. Was würde der Vater ſagen, wenn er's wüßte! Mir iſt's Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es iſt für uns alle beſſer, Fritz. Komm, laß es uns nicht verſchieben.“

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er ſollte ihn zu ihr führen! Er ſollte ihn jetzt zu ihr führen! Wußte Apollonius ſchon von ihrem Zuſtand und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn ſie ſich jetzt nur ſahen, mußten ſie ſich verſtehen. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungsanſtrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften jetzt nicht einander gegenüberſtehen; ſie durften ſich jetzt nicht ſehen, bis er eine neue Scheidemauer zwiſchen ſie gebaut. Woraus? Darauf zu ſinnen war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu ihr zu verhindern, Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er:

„Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt?“ Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne ſeine Wahl zu dieſer Frage.

Apollonius war ſchon an der Tür. Er wandte ſich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die dieſem eine teufliſche ſchien, weil er ihm nicht in das ehrliche Geſicht ſah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangſt ertappt haben, hätte dieſer es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, ſo ohne die mindeſte Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängſten

Dann war es da, was zu verhindern er
[illegible] Stunde

könne, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen.

„Früher,“ entgegnete Apollonius, „mußt' ich fürchten, ſie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb geweſen ſein als mir.“

Der Bruder lachte und bejahte in ſeiner jovialen Weiſe mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu tun. Und ſein: „Und jetzt?“ ſchien nun vom Lachen halb erſtickt, nicht von etwas anderem.

„Deine Frau iſt anders ſeit einiger Zeit,“ fuhr Apollonius vertraulich fort.

„Sie iſt –“ antwortete Fritz Nettenmairs Zuſammenzucken wider ſeinen Willen und wollte ſagen, wofür er ſie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würde er ſelbſt, der ſie dazu gemacht, es ihm ſagen? Nein, es iſt noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß, er kann es noch verzögern. Er hält mit Gewalt ſeiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: „Und woher weißt du, daß ſie – anders iſt?“ wüßte er nicht, ſeine Stimme wird zittern und ihn verraten. Er muß ja wiſſen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er ſie ſchon geſprochen? Hat er es ihr von fern aus den Augen geleſen? Oder iſt ein Drittes im Spiel? ein Feind, den er ſchon haßt, ehe er weiß, ob er vorhanden iſt?

Apollonius ſcheint ein Etwas von des Bruders unglückſeliger Leſegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; ſein Geſicht iſt abgewandt; er kramt tief im Schranke und ſucht wie ein Verzweifelnder und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius.

„Dein Annchen hat mir's geſagt,“ entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. „‚Onkel‘, ſagte das närriſche Kind, ‚die Mutter iſt nicht mehr ſo bös auf dich; geh nur zu ihr und ſprich: ich will's nicht mehr tun; dann iſt ſie gut und gibt dir Zucker.‘ So hat ſie mich auf den Gedanken gebracht. Es iſt wunderbar, wie's manchmal iſt, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Annchen kann uns allen ein Engel geweſen ſein.“

Fritz Nettenmair lachte ſo ungeheuer über das Kind, daß ſich Apollonius' Lachen wieder an dem ſeinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet; ihm war das Kind ein Teufel geweſen und konnte es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit ſeinem „verfluchten“ Einfall. So ſehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerſtückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. „Morgen meinetwegen oder heut nachmittag noch; jetzt hab' ich unmöglich Zeit. Jetzt begleit' ich dich nach Sankt Georg. Ich hab' einen nötigen Gang. Morgen! Über das verwünſchte Kind!“

Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernſt das lachende „verwünſcht“ gemeint war. Er ſagte, ſelbſt noch über das Kind lachend: „Gut! So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es ſoll ein ganz ander Leben werden als ſeither.“ Der gute Apollonius freute ſich ſo herzlich über des Bruders Freude! Noch als er bereits wieder auf ſeinem Fahrzeuge um das Kirchendach flog.

Ebenſo raſtlos umſchwankte ſeines Bruders Furcht das dunkle Etwas, das über ihm ſchwankte und ihn zu begraben drohte; noch emſiger hämmerte ſein Herz an den brechenden Planen, den Sturz zu hindern; aber ſein Gedankenſchiff hing nicht zwiſchen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer und immer tiefer, zwiſchen Erd' und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

Ännchen hatte die Mutter wieder umſchlungen, die in der Laube ſaß. Sie ſah wieder mit Apollonius' Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam ſie nach Kinderweiſe von ihm ab, ſo leitete die Mutter mit unbewußter Kunſt ſie wieder zu ihm zurück. Dann rauſchte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es ſei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht, weil es nicht von Apollonius ſprach. Hätte ſie hingeſehen, ſie wäre entſetzt aufgeſprungen von der Bank. Was die Blätter rauſchen machte, war das ſtürmiſche Erzittern einer geballten Fauſt. Darüber ſtand ein rotes Geſicht, verzerrt von der Anſtrengung, die die gehobene

Fauſt zurückhielt, ſonſt hätte ſie das lächelnde Geſicht des Kindes getroffen, das, ſo jung, ſchon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderiſche Geſicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau iſt die Lieblingsfarbe Apollonius'. Sein Kind trägt ſeines Todfeindes Livree. Und die Mutter — oh, Fritz Nettenmair kann ſich noch auf die Zeit beſinnen, wo ſie täglich ſo gekleidet ging wie heute. Und fürchtet ſie das nicht? Glaubt ſie, was damals vorgegangen, gibt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es ſeine Schande iſt? Das alles reißt an der gehobenen Fauſt.

Jetzt ſagt die Mutter vor ſich hin und hat das Mädchen vergeſſen: „Der arme Apollonius!“ — Was hält die Fauſt zurück? — „Ich muß Fritz ſagen, wie er mich dauert. Er iſt ſo gut. Nicht, Annchen?“ Annchen ſingt und hört die Frage nicht. Sie bedarf auch keiner Antwort. „Fritz iſt zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich hab's lang vergeſſen. Er iſt anders, und Fritz tut ihm unrecht, wenn er meint, er iſt noch immer ſo. Und vielleicht iſt er nie ſo geweſen, und die Menſchen haben Fritz belogen. Wir wollen gut ſein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kann's nicht mehr ertragen, wie er traurig iſt. Ich will's ihm ſagen, dem Fritz.“ So ſchließt die junge Frau ihr Selbſtgeſpräch; ihr ganzes ſüß-vertrauliches Mädchenweſen iſt wieder aufgewacht, und Fritz Nettenmair begreift, das Tun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erſchaffen, was noch nicht iſt, muß beſchleunigen, was kommen wird. Er iſt arm geworden, entſetzlich arm. Die Zukunft iſt nicht mehr ſein; er darf nicht auf Tage hinaus rechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß feſthalten, was zwiſchen dem gegenwärtigen iſt und dem nächſtkommenden. Und dazwiſchen iſt nichts als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt, wie er alles tat, wie er ſelbſt war, oberflächlich — und jovial. Das Gewiſſen hat ſeine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verluſt hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätte er ſie früher ſo geliebt wie jetzt, ihre tiefſte Seele hätte ſich ihm vielleicht geöffnet, ſie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zuſammengelebt, ſind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts voneinander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter iſt ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tieferen Bedürfniſſe ihres Herzens nicht geweckt, er kannte ſie nicht; er hätte ſie nicht befriedigen können. Er erkennt ſie erſt, wie ſie ſich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erſt, was er beſaß, ohne es zu haben, nun es einem andern gehört. Mit welcher Empfindung ſieht er die Knoſpe ihres Angeſichts ſich entfalten, die er ſchon für die Blume hielt! Welch niegeahnter Himmel öffnet ſich da, wo er ſonſt Genüge hatte, ſein eigen Spiegelbild zu finden. Und wieviel er ſah: all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufſtaunen und dienendem Ergeben zu faſſen, der in der Morgenröte dieſes reinen Angeſichtes aufging, war ſein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick ſeinen Haß. Er mußte ſich fortſchleichen, um das Geſtändnis ſeiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, deſſen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, ſo ſanft es war.

Gegen Abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerſtimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie ſaß unfern der verſchloſſenen Schuppentür im Graſe. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergaſſe in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den Bruder mit Wohligs Anne auf. Anne ſei die beſte Partie in der ganzen Stadt und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe ſchon an ihrer Ausſteuer, und ihre Baſen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Hauſe. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit ſei? Sie hatte ſich entfernen wollen; ſie vergaß es; ſie vergaß das Atmen. Und drauf hätte ſie faſt laut aufgejubelt: Apollonius ſagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht noch ſonſt eine.

Der Bruder lachte. „Drum haſt du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und ſie heimgeleitet?“

„Mit deiner Frau hätt' ich getanzt,“ entgegnete Apollonius. „Du warnteſt mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil ſie ſo unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachteſt mir die Anne, und wie du gingſt, fragteſt du ſie, ob ich ſie heimbegleiten dürfte. Da konnt' ich nicht anders. Ich habe nie daran gedacht, die Anne —“

„Zu heiraten?“ lachte der Bruder. „Nun, ſie iſt auch zum — Spaße hübſch genug und der Mühe wert, ſie vernarrt in dich zu machen.“

„Fritz!“ rief Apollonius unwillig. „Aber es iſt nicht dein Ernſt,“ beſänftigte er ſich ſelbſt. „Ich weiß, du kennſt mich beſſer; aber auch im Scherz ſoll man einem braven Mädchen nicht zu nahe treten.“

„Pah,“ ſagte der Bruder, „wenn ſie es ſelbſt tut. Was kommt ſie uns ins Haus und wirft ſich dir an den Kopf?“

„Das hat ſie nicht;“ entgegnete Apollonius warm. „Sie iſt brav und hat ſich nichts Unrechtes dabei gedacht.“

„Ja, ſonſt hätteſt du ſie zurechtgewieſen,“ lachte Fritz, und es lag Hohn in ſeiner Stimme.

„Wußt' ich,“ ſagte Apollonius, „was ſie dachte? Du haſt ſie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts getan, was ſolche Gedanken in ihr erwecken konnte. Ich hätt's für eine Sünde gehalten.“

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Chriſtianen fiel es nicht ein, ſie hätten auch auf den Gang kommen können, wo ſie ſtand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war ſelber falſch. Er hatte ſie belogen und Apollonius belogen, und ſie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der ſo brav war, daß er nicht über die Anne ſpotten hören konnte, hatte auch ihrer nie geſpottet. Alles war Lüge geweſen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falſch war und Apollonius brav. Ihr innerſtes Herz wandte ſich von dem Verfolger ab und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle ſtieg ein neues heiliges ſiegend auf, und ſie gab ſich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unſchuld hin. Sie kannte es nicht. Daß ſie es nie kennen lernte! Sobald ſie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und ſchon rauſchen die Füße durch das Gras, auf denen die unſelige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte ſeine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu ſeinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte ſich nicht entſcheiden. Er wurde noch ungewiſſer, als er vor ihr ſtand. Er las, was ſie fühlte, von ihrem Antlitz; es war zu ehrlich, um etwas zu verſchweigen; es kannte zu wenig, wovon es ſprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte ſie über ihre Gefühle aufklären, ſie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze faſſen. Er konnte ſie zwingen — wozu? Zur Verſtellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung, wenn ſie einmal wußte, was ſie wollte? Würde ſie nicht zu ſich ſagen: den Betrüger betrügen, das Geſtohlene heimlich wieder nehmen, iſt kein Betrug, kein Diebſtahl. Das war es! Das Bewußtſein ſeiner Schuld verfälſchte ihm die Dinge, die Menſchen. Er kannte das ſtarke Ehrgefühl ſeiner Frau wie die bis zum Eigenſinn feſte Rechtlichkeit des Bruders, und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu ſein.

So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des „Federchenſuchers Narrheiten“. Er wußte, kleine Lächerlichkeiten ſind geſchickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging, aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben. Wie es ihn bei Nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei einer Arbeit ſeinen gewöhnlichen Eigenſinn vergeſſen oder ein Arbeiter hatte das ſtrenge Wort nicht verdient, das er, vom Drang der Geſchäfte erhitzt, gegeben. Wie er aus dem Bette aufgeſprungen, um ein Lineal, das er im ſchiefen Winkel mit der Tiſchkante liegen laſſen, in den rechten zu rücken. Dabei ſtrich und blies Fritz Nettenmair ſich eingebildete Federchen von den Armeln. Er ſah wohl, ſeine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu ſtärkeren Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in ſich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weiſe er ſie öffentlich verſpotte.

Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgeſtiegen. Offene naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falſchheit, vielleicht weil ſie inſtinktmäßig fühlen, wie waffenlos ſie vor dieſem Feinde ſtehen. Sie zitterte vor Erregung, als ſie aufſtand und ſagte: „Du könnteſt das tun, du; er nicht.“

Fritz Nettenmair ſchrak zuſammen. In dem Anblick der Geſtalt, die voll Verachtung vor ihm ſtand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der Unſchuld dem Sünder gegenüber. Er raffte ſich mit Anſtrengung zuſammen. „Hat er dir das geſagt? Seid ihr ſchon ſo weit?“ preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hauſe gehen; er hielt ſie auf. Sie wollte ſich losreißen.

„Alles haſt du gelogen,“ ſagte ſie, „ihn haſt du belogen, mich haſt du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm ſprachſt.“

Fritz Nettenmair atmete auf. So wußte ſie nicht alles. „Mußt' ich's nicht?“ ſagte er, indem ſein Auge ſich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. „Mußt' ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchenſucher dich verachten?“ Noch drückte ihr Blick den ſeinen nieder. „Weißt du, was du biſt? Frag' ihn doch, was eine Frau iſt, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkſt du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken ſollteſt? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherſchleichſt, wo du meinſt, ihn zu ſehen. Und meinſt, die Menſchen ſind blind. Frag' ihn doch, wie er ſo eine nennt? Oh, die Leute haben ſchöne Namen für ſo eine.“

Er ſah, wie ſie erſchrak. Ihr Arm bebte in ſeiner Hand. Er ſah, ſie begann ihn zu verſtehen, ſie begann ſich ſelbſt zu verſtehen. Er hatte ihren Trotz gefürchtet und ſah, ſie brach zuſammen, das Zornesrot erblich auf ihrer Wange, und Schamröte ſchlug wild über die bleiche hin. Er ſah, wie ihr Auge den Boden ſuchte, als fühlte es die Blicke aller Menſchen auf ſich gerichtet, als hätte der Schuppen, der Zaun, die Bäume Augen und alle bohrten ſich in das ihre. Er ſah, wie ſie in der Jähheit der Erkenntnis ſich ſelbſt ſo eine nannte, für die die Leute die ſchönen Namen haben.

Der Schmerz ſtrömte ſeinen Regen über die ſchamblutende brennende Wange, und die Tränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und ſein Tritt. Sie wollte ſich gewaltſam losreißen und ſah mit halb wildem, halb flehendem Blicke auf, der ſterbend vor den tauſend Augen wieder zu Boden ſank. Er ſah, ſein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das ſchrecklichſte. Er hatte ſeinen ganzen Mut wieder.

„Sag's ihm,“ preßte er leiſe hervor, „was du von ihm willſt. Wenn er iſt, wie du meinſt, muß er dich verachten.“

Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers feſt, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen ſah, gewinkt herbeizukommen. Er ließ ſie, und ſie floh nach dem Hauſe. Apollonius blieb erſchrocken auf dem halben Wege ſtehen.

„Da ſiehſt du, wie ſie iſt,“ ſagte Fritz zu ihm. „Ich hab' ihr geſagt, du wollteſt ſie fragen. Willſt du, ſo gehen wir ihr nach, und ſie muß uns beichten. Ich will ſehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der ſo brav iſt.“

Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab ſich nicht gleich zufrieden. Endlich ſagte er: „Du ſiehſt aber nun, es liegt nicht an mir. Oh, es tut mir leid!“

Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungene Ausſöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte ſie leiſer, und diesmal klangen ſie wie ein Hohn auf Apollonius, wie höhniſches Bedauern über eine verfehlte Liſt.

Chriſtiane war nach der Wohnſtube geſtürzt und hatte die Tür hinter ſich verriegelt. An Fritz dachte ſie nicht; aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberiſchen Gedanken, hinaus in die Welt zu fliehen; aber wohin ſie ſich dachte, im ſteilſten Gebirg, im tiefſten Walde, begegnete er ihr und ſah, was ſie wollte, und er mußte ſie verachten. Und was wollte ſie denn? Wollte ſie etwas von ihm? Wenn ſie in Gedanken vor ihm floh und angſtvoll eine Zuflucht ſuchte, war er es nicht wieder, zu dem ſie floh? Wenn ſie in Gedanken eine Bruſt umſchlang, daran ſich auszuweinen, war es nicht ſeine? Der Augenblick, der ſie lehrte, ſie wollte etwas Böſes, hatte ſie ja erſt gelehrt, was ſie wollte. Ännchen war im Zimmer;

ſie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem innern Kampfe; Annchen ſah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umſchlang ſie nach ihrer Weiſe und ſah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius' Augen. Annchen ſagte:

„Weißt du, Mutter? der Onkel Lonius —" Die Mutter ſprang auf und ſtieß das Kind von ſich, als wäre er es ſelbſt. „Sag' mir nichts mehr von — ſag' mir nichts mehr von ihm!" ſagte ſie mit zorniger Angſt, daß das Mädchen weinend verſtummte. Annchen ſah nicht die Angſt, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über ſich ſelbſt. Das Mädchen log, als ſie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht ſelbſt die rote Wange geſehen, mit der ſie ſeiner und des Bruders Frage auswich? dasſelbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem ſie den Heimkehrenden empfangen?

Ach, es war ein wunderlich ſchwüles Leben von da in dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam faſt nicht zum Vorſchein, und mußte ſie, ſo lag brennende Röte auf ihren Wangen. Apollonius ſaß vom erſten Morgenſchein auf ſeinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht einbrach. Dann ſchlich er ſich leiſe von der Hintergaſſe durch Schuppen und Gang auf ſein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er ſaß von früh bis in die Nacht in einer Trinkſtube, von wo man nach der Ausſteigetür und dem Fahrzeug am Turmdache ſehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um ſich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerſtreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, ſein Auge flog unabläſſig mit den Dohlen um das ſteile Turmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es ſich, nie ſchlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Haustür getreten war.

Im Schuppen und in der Schiefergrube ſchaltete der Geſelle an ſeiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geſchäfte; im Anfang ſchrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher, dann nicht mehr. Die Zerſtreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geſelle in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebſtähle vorgekommen; der Geſelle ſtand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängſtlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten ſich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Geſellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünſchen, am allerwenigſten von dem Geſellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmairs Grund, dem Geſellen zu vertrauen und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder geſagt: „Es tut mir leid“, war er des Geſellen gewahr geworden. In ſeinem Grinſen hatte er geleſen, der Geſelle durchſchaute ihn und wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne aufeinander; eine halbe Stunde ſpäter übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es koſtete wenig Worte. Der Geſelle verſtand, was Fritz ihm ſagte, daß er ſollte; er verſtand auch, was Fritz nicht ſagte und er dennoch ſollte. Fritz Nettenmair traute ſeiner Redlichkeit im Geſchäfte ſo wenig als Apollonius. Er erkannte, der Geſelle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, wovon außer ihm und Fritz Nettenmair niemand Kunde hatte und niemand Kunde haben durfte. Die Unredlichkeit des Geſellen dort haftete ihm für ſeine Redlichkeit, wo er ſie nötiger brauchte. Es war die Sorgloſigkeit fieberhafter Angſt um alles andere, was ſich nicht auf ihren Gegenſtand bezieht.

Der alte Herr im blauen Rock hatte ſchlimmere Träume als je; er horchte geſpannter als je auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus und baute immer größere Laſten über ſeine Bruſt. Aber er fragte nicht.

Es war eines Abends ſpät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenſter der Weinſtube Apollonius ſein Fahrzeug verlaſſen und an das fliegende Gerüſt binden ſehen; er eilte nach ſeiner Gewohnheit aus dem Wirtshauſe, um noch vor Apollonius heimzukommen. Er traf ſeine Frau in der Wohnſtube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geſelle trat herein und machte ſeine gewöhnliche Meldung. Dann ſagte er ſeinem Herrn etwas in das Ohr und ging.

Fritz Nettenmair ſetzte ſich zur Frau an den Tiſch. Hier ſaß er gewöhnlich, bis ein ſchlürfender Tritt des Geſellen im Vorhaus ihm ſagte, Apollonius ſei zu Bett gegangen. Dann ſuchte er ſein Weinhaus wieder auf; er wußte, das Haus war vor Dieben ſicher, der Geſell war bei der Wache.

Das Gefühl, wie er ſein Weib in ſeiner Hand hatte und ſie ſich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen ſchwachen Widerſchein der jovialen Herablaſſung über ihn zu werfen, die ehedem ſonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmairs geglänzt. Heute war der Widerſchein ſehr ſchwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden geſucht, als es ſein Blick berührte. Er tat einige gleichgültige Fragen und ſagte dann:

„Du biſt heute luſtig geweſen.“ Sie ſollte fühlen, er wiſſe alles, was im Haus geſchehe, ſei er auch ſelbſt nicht drin. „Du haſt geſungen.“

Sie ſah ihn ruhig an und ſagte: „Ja. Und morgen ſing’ ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht ſoll.“

Er ſtand geräuſchvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte ſie einſchüchtern. Sie erhob ſich ruhig und ſtand da, als erwarte ſie einen Angriff, den ſie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiſcher und machte eine Handbewegung, vor der ſie erſchreckend zurückweichen ſollte. Sie tat es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühles trat auf ihre Wangen. Sie war ſcharfſinnig geworden, argwöhniſch dem Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er ſie und Apollonius bewachen ließ.

„Und hat er dir weiter nichts geſagt?“ fragte ſie.

„Wer?“ fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er ſähe aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammertür, in der das kleine Ännchen ſtand. „Der Spion! Der Zwiſchenträger!“ preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängſtlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen.

Fritz Nettenmair ſah nicht das Flehen in des Kindes Blick, er ſollte der Mutter gut ſein, die Mutter ſei auch gut. Er ſah nicht, wie das häusliche Zerwürfnis auf dem Kinde laſtete und es bleich gemacht, wie es den Zuſtand mit durchlitt, ohne ihn zu verſtehen. Er bemerkte nur, wie geſpannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Horchen abgerichtet. Es wollte ſeine Kniee umſchlingen, ſein Blick, ſeine gehobene Fauſt drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in ſtillem Schmerz auf die Arme und trug es in die Kammer und in ſein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm tun konnte. Was er ihr tun konnte, das fürchtete ſie nicht. Sie ſagte es dem Manne, als ſie wieder hereinkam und die Türe verſchloſſen, wie um das Kind vor ihm zu retten.

„Ich bin eins geworden mit mir," ſagte ſie, und in ihren Augen ſtand das mit ſo glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin- und herſchritt, um nicht hineinſehen zu müſſen. „Ich bin eins geworden mit mir. Die Gedanken ſind gekommen, daran bin ich nicht ſchuld, und ich habe ſie nicht kommen heißen. Ich habe nicht gewußt, ſie waren bös. Dann hab' ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd' werden, ſolang ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner ſeligen Mutter geweſen, wo ſie geſtorben iſt, und habe ſie liegen ſehn, und habe die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich habe ihr verſprochen, ich will nichts Unehrliches tun und leiden, und habe ſie mit Tränen gebeten, ſie ſoll mir helfen, nichts Unehrliches tun und leiden. Ich habe ſo lang verſprochen und ſo lang gebeten, bis alle Angſt fortgeweſen iſt, und ich habe gewußt, ich bin ein ehrlich Weib, und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir tun willſt, davor fürchte ich mich nicht und wehre mich nicht. Du tuſt's auf dein Gewiſſen. Aber dem Kinde ſollſt du nichts tun. Du weißt nicht, wie ſtark ich bin und was ich tun kann. Ich leid' es nicht; das ſag' ich dir!"

Sein Blick flog ſcheu an der ſchlanken Geſtalt vorüber; er berührte nicht das bleiche ſchöne Antlitz; er wußte, ein Engel ſtand darauf und drohte ihm. Oh, er wußte, er fühlte, wie ſtark ſie war; er empfand, wie mächtig der Entſchluß eines ehrlichen Herzens ſchirmt. Aber nur gegen ihn! er empfand es an ſeiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dies Recht hatte er im unehrlichen Spiele verſpielt. Er hätte ihr glauben müſſen, wußte er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es verhindern. Einen Rettungsweg zeigte ihm ſein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unabläſſig ſich mühte, gutzumachen, was er an ihr verſchuldet. Wenn er ihr die Liebe tätig zeigte, die die Angſt vor dem Verluſte ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht ſeine Helfer ſein? Und ihr Pflichtgefühl, das ſo ſtark war? Die tote Mutter, an deren Bett ſie in Gedanken getreten, auf deren Herz ſie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, ſcheucht ihn zurück, wie er ſich ihr nahen will. Er iſt dem Geſpenſte ſeiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderſtehbar treibt, das zu ſchaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange ſtete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen ſind dem Gedanken fremd; der Haß iſt ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hülfe. — Draußen ſchlürft der Fuß des Geſellen auf dem Sande des Vorhauſes. Das Haus iſt ſicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Nettenmair iſt heute im Weinhaus ſo jovial, als er ſein kann. Seine Schmeichler haben Durſt und laſſen ſich ſeine Herablaſſung gefallen. Er trinkt, ſchlägt ſeinen Gäſten die Hüte über die Ohren in das Geſicht und übt mit Stock und Hand manche andere zarte Liebkoſungen und belacht ſie als geiſtreiche Scherze mit bewunderndem Lachen. Er tut alles, ſich zu vergeſſen; es gelingt ihm nicht.

Könnte er mit ſeiner jungen Frau tauſchen, die unterdes einſam daheim ſitzt! Wonach er ſich ſehnt: ſich zu vergeſſen, dagegen muß ſie ſich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt ſie, und es will ihr nicht gelingen — ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. Was hilft es, daß ſie es dem Kinde verbot? Alle ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, ſie wich' ihm aus, und ſie ſieht, er flieht ſie. Sie ſollte ſich freuen, und es tut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen iſt es, daß ſie ſelbſt ihren Zuſtand ſtrenger oder milder anſieht, je nachdem ſie in Gedanken

Apollonius ſtrenger oder milder darüber urteilend glaubt. So iſt er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie ſie iſt, und verachtet ſie? Er iſt ſo mild und nachſichtig; er hat die Anne nicht verſpottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat ſie ſchon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die ſie nicht haben ſollte, und er hat ſie erraten? Iſt ſie ſich doch, als wäre ſie mit allem, was ſie weiß und wünſcht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß wie ſeine andern. Und ſie hat ihn gedauert; und darum ſah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn ſie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er ſie aus Schonung; ſein Anblick ſollte nicht Gedanken in ihr wecken, die beſſer geſchlafen hätten, bis ſie ſelber ſchlief im Sarg. Er vielleicht ſelbſt hatte es ihrem Manne geſagt oder geſchrieben, und dieſer hatte das Mittel gewählt, ſie durch Widerwillen zu heilen.

War es Zufall, daß ſie in dieſem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibpult blickte? Sie ſah, er hatte den Schlüſſel abzuziehen vergeſſen. Sie erinnerte ſich, er war nie ſo nachläſſig geweſen. Sonſt hatte ſie keine Acht darauf gehabt; jetzt erſt fiel ihr auf, er war, wußte er ſie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu ſchließen und den Schlüſſel abzuziehen. Im oberſten Fache rechts lagen Apollonius' Briefe; ihr Blick war ſonſt der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete ſie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Geſtalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte ſie dabei überraſchen. Sie mußte wiſſen, wie es ſtand zwiſchen ihr, Apollonius und ihrem Mann; ſie hätte dieſen gefragt, ſie hätte ſich nicht ſelbſt geholfen, konnte ſie ihrem Manne trauen. Sie bebte vor Erwartung, was ſie finden wird. Ob ſie etwas davon ahnt, was ſie finden wird?

Es waren viele Briefe in dem Fach; alle lagen offen und entfaltet darin, und alle ſchienen nur Abdrücke eines einzigen zu ſein, ſo ſehr glichen ſie ſich. Nur daß die Züge in den erſten weicher erſchienen. Wie abgezirkelt ſtand die Anrede in jedem genau auf derſelben Stelle, genau um ebenſoviel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefes. Der Abſtand der ſchnurgeraden Zeilen voneinander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war ausgeſtrichen; keine kleinſte Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Veränderung derſelben; ein Buchſtabe genau wie der andere.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den andern, ehe ſie las. Mit jedem ſchlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte ſie Apollonius ſelbſt, und ſie zog die Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallene Kapſel in den Kaſten zurück; die Kapſel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch eines, wie ſie einſt auf die Bank gelegt, damit er es finden ſollte. Sie erſchrak. Jene hatte Apollonius ja noch denſelben Abend mit Spott und Hohn unter ſeinen Kameraden ausgeboten und gefragt, was ſie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeſchlagen. Dieſer brachte ſie ihr und erzählte ihr es während des Tanzens, und Apollonius ſah zum Saalfenſter herein, höhnend, wie der Bruder ſagte. Jene hatte ſie zerpflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapſel war eine andere. Es mußte in dem Briefe ſtehen, von wem ſie war oder wem Apollonius ſie ſchickte.

Und doch war es dieſelbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als ſie las, es war dieſelbe! Träne um Träne ſtürzte auf das Papier, und aus ihnen quoll ein roſiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte ſich ein Wehen wie von leiſem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt und durch die Riſſe blauer Himmel lacht und goldene Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer ſinkt, ſteigen rauſchende Wälder auf, grüne Wieſen mit ihrem Blumenſchmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuſer mit glücklichen Menſchen. Oh, es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Tränen ſtieg, jede färbte ſie regenbogenglänzender, jede rief: ſie war dein! und die letzte jammerte: und ſie iſt dir geſtohlen! Die Blume war von ihr; er trug ſie auf ſeiner Bruſt in Sehnſucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er ſie, die Botin des Glückes, dem geſchiedenen nach. Er war ſo brav, daß er für

Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin geſtohlen. Und an ſolchem Manne hätte ſie hängen dürfen, mit allen Pulſen ſich in ihn drängen, ihn mit tauſend Armen der Sehnſucht umſchlingen zum Nimmerwiederfahrenlaſſen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, geſollt! es wäre nicht Sünde geweſen, wenn ſie es tat; es wäre Sünde geweſen, tat ſie es nicht. Und nun wäre es Sünde, weil der ſie und ihn betrogen, der ſie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht? Der ſie zur Sünde zwang; denn er zwang ſie, ihn zu haſſen; und auch das war Sünde, und durch ſeine Schuld. Der ſie zwang — er zwang ſie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Haſſe, die Gott verbot, ein Recht machen wollten, zu ſchrecklich klugen, verführeriſch flüſternden, wilden, heißen, verbrecheriſchen Gedanken. Und wies ſie dieſe ſchaudernd von ſich, dann ſah ſie unabſichtliche Sünde unabwendbar drohen. Mit entſetzlich ſüßem Bangen wußte ſie den Mann ſo nahe, der ihr fremd ſein ſollte, der ihr nicht fremd war, vor dem ſie in der Angſt ihrer Schwäche keine Rettung ſah. Sie floh vor ihm, vor ſich ſelbſt, in die Kammer, wo ihre Kinder ſchliefen, wo ihre Mutter geſtorben war. Dorthin, wo ihr ſo heilig wurde, hörte ſie das leiſe Regen der unſchuldig ſchlummernden Leben, zu deren Hüterin ſie Gott geſetzt, die ruhigen Hauche hinflüſtern durch die ſtille dunkle Nacht. Jeder Hauch ein ſorglos-ſüß aufgelöſtes Sichbefehlen an die unbekannte Macht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett und lag knieend regungslos davor und legte die Stirn an die ſcharfen Bettkanten.

Vom Sankt-Georgenturme her klangen die Glocken, wie ſie der Schritt der Zeit berührte, und er hielt nicht an im Wandern. Es ſchlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz, und wieder Viertel, und wieder Halb. Das leiſe Wehen der ſchlummernden Kinderſeelen zitterte um ſie. Sie lag, die heißen Hände gefalten, lange, lang. Da ſtieg es empor aus dem leiſen Weben, ſilbern wie ein Oſtermorgenglockenklang: „Was fürchteſt du dich vor ihm?“ Und ſie ſah all ihre Engel um ſich knieen, und er war einer von ihren Engeln, der ſchönſie und der ſtärkſte und der mildeſte. Und ſie durfte zu ihm aufſehen, wie man zu ſeinen Engeln aufſieht. Sie ſtand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete ſie auf dem Tiſche aus, dann ging ſie zur Ruhe. Ihr Beſitzer ſollte wiſſen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, ſie hatte ſie geleſen. Nicht um ihn zu erſchrecken, nicht als Anklage, wie ſie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtſein ſeiner Schuld darauf ſchrieb; er las aus ſeiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es in das Werk zu ſetzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er ſo rein geweſen als ſie, er hätte gewußt, ſie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie ſchied ſchwer von den Briefen; aber ſie gehörten nicht ihr. Nur die Kapſel mit der dürren Blume nahm ſie weg und wollte ihm am Morgen ſagen, daß ſie es getan.

Fritz Nettenmair ſaß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Bruſt herab. Er rechtfertigte vor ſich ſeinen Haß und ſein Tun. Der Bruder und ſie waren falſch; der Bruder und ſie waren ſchuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was ſeinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz geſtohlen, konnte für ſie ſorgen. Eben war es ihm gelungen, ſich zu überzeugen, als daheim die Kammertüre ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgeſtanden und legte auch die Kapſel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte ſie nicht behalten, ſie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht an das Heimgehen, als ſie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über dem Gedanken, ſo fort ſollte Apollonius ihr Leitſtern ſein, und wenn ſie handelte wie er, blieb' ſie rein und bewahrt, ſchlief ſie ein und lächelte im Schlummer wie ein ſorglos Kind.

* * *

Das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden wurde immer ſchwüler. Die gegenſeitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rückſichtsloſer, wie ſeine Überzeugung wuchs, durch Schonung ſei nichts mehr zu gewinnen. Dieſe Überzeugung floß aus der immer kälteren Ruhe der Verachtung, die ſie ihm entgegenſetzte; er dachte nicht, daß er ſelbſt ſie zu dieſer Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer ſteigende Wechſelwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zuſammentraf, ihr Zerwürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weiſe er ſie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und ſich und ihrem ganzen Hausweſen ſeine Phyſiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbeſiegbaren Widerwillens. Der Bruder tat nichts, dieſen Irrtum zu berichtigen; er beſtätigte ihn vielmehr: zuweilen, indem er ihn überlegen bei ſich verlachte, wenn Weinlaune und geſchmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung taten. Der Stunden der Erſchlaffung, der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt waren freilich mehr. Dann zwang er ſich, Verſtellung darin zu ſehen, um an dem Mitleid mit ſich ſelber den Haß gegen die andern, in dem ihm wohl war, zu ſchärfen.

Apollonius wußte wenig von der Lebensweiſe des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg ſie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius' tüchtiges Weſen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigſten ſich ſelber, eingeſtanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß ſie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei ausſah, am wenigſten, wenn es ſeinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet geſehen hätte, mehr als ſich ſelbſt. Aber er hatte bemerkt, Fritz ſah ihn als einen Eindringling in ſeine Rechte an, der ihm Geſchäft und Tätigkeit verleidete. Apollonius fühlte ſich von dem Tage ſeiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war ſeinen Liebſten hier eine Laſt; er dachte oft an Köln, wo er ſich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moraliſche Verpflichtung, die er in Rückſicht der Reparatur auf ſich genommen. Dieſe ging mit raſchen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke ſeine Verwirklichung fordern, und er teilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs ſchwer, den Bruder zu überzeugen, es ſei ihm Ernſt mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erſt für einen liſtigen Vorwand, ihn ſicher zu machen. Der Menſch gibt ebenſo ſchwer eine Furcht auf als eine Hoffnung. Und er hätte ſich eingeſtehen müſſen, er habe den zwei Menſchen unrecht getan, die des Unrechtes an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müſſen, das dieſer von ihm gelitten. Er fand ſich erſt darein, als es ihm gelungen war, in dem Bruder wieder den alten Träumer zu ſehen und in deſſen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Eingeſtändnis darin ſah, der Bruder begreife in ihm den überlegenen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen ſeines ſchlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte die ganze, alte, joviale Herablaſſung wie aus einem Winterſchlaf. Seine Stiefel knarrten wieder: Da iſt er ja! und: Nun wird's famos! läuteten ſeine Petſchafte den alten Triumph. Die Stiefel übertönten, was ihm ſein Verſtand von den notwendigen Folgen ſeiner Verſchwendung, von ſeinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als ſei alles wieder ſo gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte ſogar vorgreifend an ſeine außerordentliche Großmut, dem Bruder zu verzeihen, daß er dageweſen. Er richtete ſich vor dem Bruder ſchon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geſchäfts dem Ankömmling gegenübergeſtanden, und winkte ihm mit ſeinem herablaſſendſten Lachen zu, daß er es ſchon bei dem im blauen Rock durchſetzen wolle. Der ſelber müſſe Apollonius fortſchicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu ſagen. Aber der alte Valentin war nicht ſo klug und wußte nicht, warum er ſo klug ſein ſollte. Der alte Valentin war ein närriſcher Geſelle. Dem alten Herrn ſagte er nichts. Es war wunderlich, wie gewiſſenhaft er ſeine Pflicht an das Haus verteilte, der ehrlichſte Achſelträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen ſo angeſtrengt als der alte Herr ſelbſt. Aber er war auch den Jungen ſo treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was ſie ſelber wollten, und hätte der alte Herr getan, was er nie tat, nämlich ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war es, als ſollte ihr Engel von ihr ſcheiden. Sie empfand, daß ſie in ſeiner Nähe ſicherer vor ihm war als von ihm entfernt; denn all der Zauber, der ihren Wünſchen wehrte, ſündhaft zu werden, floß ja aus ſeinen ehrlichen Augen auf ſie nieder, von der Stirn, die ſo rein war, daß ein ſündhafter Blick verzweifelte, ſie befleckend in ſein Begehren mitzureißen, und ſelbſt gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geſchickt.

Apollonius ſollte nicht gehen, und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt ſein Gehen freute. Freilich wird er die Schuld nicht anerkennen; auch dieſe wird er von ſich ab und auf den Bruder ſchieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn von ſeinem Entſchluſſe geſagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann, der ſonſt alles, was Apollonius tun würde, ſchon im voraus gebilligt, als könnte Apollonius nichts tun, was er nicht billigen müßte, die Mitteilung mit fremder, wie verwundert einſilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieſer Veränderung zu ſagen. Die braven Männer verſtändigten ſich leicht. Der Bauherr ſagte ihm, nachdem er ſich gewundert, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweiſe wußte, und war der Meinung, Geſchäft und Haus ſeines Vaters könne ohne Apollonius' Hülfe nicht beſtehen. Er verſprach, ſich weiter nach der Sache zu erkundigen, und war bald imſtande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Hier und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen ſchuldig, das Schiefergeſchäft war, beſonders in letzter Zeit, ſo ſaumſelig und ungewiſſenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgeſprungen waren und andere im Begriff ſtanden, es zu tun. Apollonius erſchrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an ſich, aber eben das eigene ſtarke Ehrgefühl ſtellte ihm zuerſt vor, was der alte, ſtolze, rechtliche, blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Konkurſes. Er fand ſein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und ſie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein anſehnliches geweſen. Er ſchöpfte Hoffnung, es könne noch zu helfen ſein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen ſollte ihm zu ſchwer werden. Konnte er den Verfall nicht aufhalten, darben ſollten die Seinigen nicht.

Der wackere Bauherr freute ſich über ſeines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet; es hatte ihn befremdet, daß ſie ſich nicht ſchon früher gezeigt. Er bot Apollonius ſeine Hülfe an. Er habe weder Frau noch Kinder, und Gott habe ihn etwas erwerben laſſen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erſt ſehen, wie es ſtand, und ſich Gewißheit verſchaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, wenn er den freundlichen Erbieter beim Worte nahm.

Es kamen ſchwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wiſſen und, wenn ſeine Ehre aufrecht zu erhalten war, auch nicht erfahren, daß ſie gewankt. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber ſeine ganze Feſtigkeit und ſeine ganze Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und ſtündlich verzeihen. Schon das war nicht leicht, den Stand ſeines Vermögens, ſeine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius ſeine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müſſen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte ſich ſelbſt in Apollonius und haßte ihn darum um ſo mehr, je haſſenswerter ſein eigenes Tun ihm erſchien. Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, unterſuchte er den Stand des Geſchäftes und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden ſich Briefe von Kunden, die ſich über ſchlechte Ware und Saumſeligkeit beklagten, andere mit Rechnungen von dem Grubenbeſitzer, der neue Beſtellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt waren. Das Vermögen der Frau war zum größten Teile vertan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reſte davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit ſeinem ängſtlichen Ordnungsbedürfnis mitten in ſolcher Verwirrung, was mit ſeinem ſtarken Gefühl für ſeine Angehörigen dem Bruder gegenüber! Und doch ſah dieſer in jeder Äußerung, jedem Tun des Leidenden nur ſchlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Überſicht des Zuſtandes. Es ergab ſich: wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, ſo war mit ſtrenger Sparſamkeit, mit Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit die Ehre des Hauſes zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders ein wenigſtens ſchuldenfreies Geſchäft einſt als Erbe übernehmen. Apollonius ſchrieb ſogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die erſten wollten es noch einmal mit dem Hauſe verſuchen; man ſah, ſie gingen ſicher; ihre neuen Beſtellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu ſehen, welches Vertrauen er bereits in ſeiner Vaterſtadt gewonnen. Wenn er die Bürgſchaft übernahm, blieben die ſchuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinſen zur allmählichen Tilgung ſtehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Verſuch, die Wahrheit dieſer Verſicherungen auf die Probe der Tat zu ſtellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Verſichernden nur noch mehr. Nun ſtellte er dem Bruder anſpruchslos und mit Milde dar, was er getan und noch tun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Notwendigkeit ſo vernehmlich ſprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geſchäftes und des Hausweſens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen ſelbſtändig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin ſehen. In der Sache, in der er ſeine Ehre zum Pfande geſetzt, mußte Apollonius frei ſchalten können. Das ungeſtörte Zuſammenwirken all der Tätigkeiten, durch die allein der beabſichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Das Verkaufsgeſchäft mußte vor allen Dingen wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer ſchlechtere Ware geliefert und der Bruder ſie für gute annehmen müſſen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Kapital ſtehen zu laſſen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögensreſten der Frau zunächſt flüſſig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Beſtellung ſogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preiſe gute Ware und konnte auch ſeine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieſer Gelegenheit Apollonius und deſſen Kenntnis des Materials und ſeiner Behandlung kennen lernte, machte ihm den Antrag, da er alt und arbeitsmüde ſei, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er ſtellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber ſolange er noch in ſchwerer Lage auf ſich allein ſtand, durfte er ſeine Kräfte nicht zwiſchen mehre Unternehmungen teilen.

Apollonius entwarf ſeinen Plan für das erſte Jahr und ſetzte ein Gewiſſes feſt, das der Bruder zur Führung ſeines Hausſtandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er entließ von den Leuten, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufſeher für die Zeit, wo er ſelbſt in Geſchäften auswärts ſein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemütliche Geſelle ſich mancher Veruntreuung ſchuldig gemacht. Fritz Nettenmair, der an dem Wächter ſeiner Ehre wie an ihrem letzten Bollwerke feſthielt, tat alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hauſe zu erhalten. Der Geſelle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Geſellen gern gerichtlich belangt; er mußte ſich genügen laſſen, ihn abzulohnen und ihm das Haus zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, ſo mild er ſeine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangene mußte ſagen, er durfte nicht anders, der Geſelle mußte fort. Auch Fritz Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: „Freilich muß er fort!“ In dem Lachen klang eine Art Genugtuung, daß er recht gehabt, eine Schadenfreude, mit der er ſich ſelbſt verhöhnte:

„Der Federchenſucher wäre ein Narr, wenn er ihn nicht ſchickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. Oh, ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen ſo einen. Was gehen ihn meine Schulden an? In ſeiner Gewalt wollte er mich haben;

darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Geſellen fortſchicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hauſe wollte er ſein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, damit er mich einſchüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zuſammenzukommen ohne mich. Und wenn er recht hat, warum läßt er ſich ſoviel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl wie ich wäre anders gegen mich. Es iſt ſein bös Gewiſſen. Er wäre nicht ſo, wenn er nicht falſch wäre. Eine Zwickmühle iſt's. Was das Einſchüchtern nicht hilft, das ſoll das Einſchmeicheln helfen. Er iſt mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt beſſer kennt als der Träumer!"

Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde beſtärkte ihn nur in dem Gedanken, der ihn um ſo weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um ſo durſtiger wurde, ſein Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte. Er ſah kein äußeres Hindernis mehr, das die verbrecheriſche Abſicht des Bruders verhindern konnte.

Von nun an wechſelte ſein Seelenzuſtand zwiſchen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja! wohl ſchon geſchehen war, und zwiſchen fieberiſcher Anſtrengung, es dennoch zu verhindern. Danach geſtaltete ſich ſein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verſtellung. Beherrſchte ihn die erſte Meinung, dann ſuchte er Vergeſſen Tag und Nacht. Zu ſeinem Unglück hatte der Geſell im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang ſein Gefährte. Die „bedeutenden Leute" wandten ſich von ihm und rächten ſich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt und nicht mehr befriedigen konnte; ſie vergalten ihm nun die joviale Herablaſſung, die ſie von ihm ertrugen, ſolange er ſie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Geſellen an die Orter, wo dieſer heimiſch war. Hier griff er die joviale Herablaſſung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Branntweinkneipen von ſeinen Späßen, und dieſe nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten ſie doch in beſſern Zeiten eine wie vordeutende

Verwandtſchaft mit dieſen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er ſich nicht mehr ſchämte, der Kamerad der Gemeinheit zu ſein.

Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders auf ſeinem gefährlichen Schiff hämmert und die Nächte über Büchern und Briefen ſitzt und ſich den wohlverdienten Biſſen abdarbt, um mit liebendem Eifer gutzumachen, was der Bruder verdorben, erzählt dieſer in den Schenken, wie ſchlecht Apollonius an ihm gehandelt, weil er brav ſei und der Bruder ſchlecht. Er erzählt es ſo oft, daß er ſelbſt es glaubt. Er bedauert die Gläubiger, die ſich von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der ſie alle betrügen wird, und erzählt erſonnene Geſchichten, die ſein Bedauern glaubhaft machen ſollen. Läge es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens und wachte vergebens bei ſeinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand; er untergräbt nur, was er ſelbſt noch von Achtung beſitzt. Apollonius' Vorſtellungen ſetzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird ſeine Treue noch erkennen und ſich beſſern. Seine Hoffnung zeugt beſſer von ſeinem eigenen Herzen als von ſeiner Einſicht in das Gemüt des Bruders. Kommt dieſem der Gedanke ſeiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Federchenſucher zu haſſen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo ſich Apollonius ſchon wieder zum Ausgehen rüſtet.

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt ſind, machen in der Regel erſt nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern iſt es anders. Durch die Rüſtungen und das Beſteigen der Dachfläche während des Eindeckens entſtehen unvermeidlich allerlei Beſchädigungen der Schieferplatten, die ſich nicht immer ſogleich zeigen. Die erſten drei Jahre nach beendeter Ein- oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbeſſerungen als die fünfzig nächſtfolgenden. Zu dieſer alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg ſeinen Beleg. Die Schieferdecke des Turmes dagegen, die Apollonius allein beſorgt, legte genügendes

Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigenſinniger Gewiſſenhaftigkeit. Die Dohlen, die ſie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor ſeinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempnermeiſter ſeinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierat an Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdach umlegen ſollte, um deſſentwillen er diesmal ſeine Leiter an der Helmſtange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er ſie abgenommen.

Unterdes war ſein angeſtrengtes Beſtreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er feſtgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinſen und eine kleine Abſchlagszahlung für das erſte Jahr; das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage, mit ihnen ſeine Hoffnung und ſeine Kraft, die er mit verdoppelter Anſtrengung bezahlte.

Könnte man nur dasſelbe von ſeinem Bruder ſagen! von dem Verſtändnis der beiden Gatten!

Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit ſeiner ganzen Seele bei ſeinem Vorhaben ſein mußte, daß er keine Zeit übrigbehielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Auge und Herz zu folgen, zu ſehen, wie der immer tiefer ſank, den zu retten er ſich mühte. Wenn er ſich freute über ſein Gelingen, ſo war es aus Treue gegen den Bruder und deſſen Angehörige; der Bruder ſah etwas anderes in ſeiner Freude und dachte auf nichts, als ſie zu ſtören.

Es kam weit mit Fritz Nettenmair. Im Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für ſeinen Hausſtand Ausgeſetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück, und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfnis, durch Traktieren ſich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden Leuten“ hatte ihn nicht bekehrt. Die Frau hatte ſich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müſſen. Der alte Valentin ſah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltgeld nicht mehr durch ihres Mannes, ſondern durch Valentins Hände. Zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeiſter und gab ihr nie mehr, als ſie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren

Händen nicht mehr vor dem Manne ſicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war ſchon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an ſich ſelbſt, an dem Gelingen Apollonius', in ihr ſich zu rächen. Valentin hätte ihn ſchon lange darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau ſelber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugtuung, um den Mann zu leiden, der ja um ſie und ihre Kinder noch mehr litt. Wußte ſie Apollonius im Sturm auf der Reiſe, dann weilte ſie ſtundenlang im unbedeckten Hofe; das Wetter, das ihn traf, ſollte auch ſie treffen; ſie wollte eine gleich ſchwere Laſt tragen, wenn ſie die ſeine nicht erleichtern konnte. So weit trieb ſie ihre Opferluſt.

Sonſt benutzte ſie die Zeit, die ihr Wirtſchaft und Kinder übrigließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte ſie zum Teil — ſie konnte lieber hungern wenn auch nicht ihre Kinder hungern ſehen —, die Wohnſtube mit allerlei zu ſchmücken, wovon ſie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte ſie, Apollonius kam nie dahin, er ſah es nie. Aber ſie hätte es nicht getan, wußte ſie, er würde es ſehen. Ihr Gatte ſah es, ſooft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was ſeinem Zorne und ſeinem Haſſe einen Vorwand entgegenbringen konnte. Er ſah die Haare ſeiner Knaben in Schrauben gedreht, wie ſie Apollonius trug; er ſah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entſtehen und wachſen; er hatte ein Auge für alles, was ſeines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, ſelbſt was ihr unbewußtes Sich-hineinbilden in des Verhaßten eigenſte Eigenheit ausplauderte; er verfolgte deſſen Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fenſterſäule. Dann begann er, auf Apollonius zu ſchimpfen, und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wieviel man von fremder Art annehmen könne.

Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erſte Sorge, ſie zu entfernen. Sie ſollten ſeine Roheit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um ſeinet-, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione" los war. Ihm war es nicht um die

Kinder, nur um ſich ſelbſt. So einſam hatte ihn die Verderbnis ſchon gemacht. Er fürchtete die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau ſelbſt ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, ſie treffe ſich mit Apollonius. Leidenſchaft und wüſtes Leben hatten ſein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Vorausſetzungen mochten ſich widerſprechen, widerſprachen ſie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit ſeiner Leidenſchaft. Alles, was er im Zimmer ſah, war ihm ein neuer Beweis ſeiner Schande. Wie ſollte er glauben, es habe einen andern Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn ſie ihm dann ſagt, ſie möge er ſchimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das ſcharfe Auge der Eiferſucht, wie ſie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft es ihr vor, und ſie leugnet es nicht. Sie ſagt ihm: „Weil er um mich leidet und um meine Kinder.“ Er gibt ſein mühſam Erſpartes her, um zu erſetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgeſetzte raubt.

„Und das ſagt er dir? Das hat er dir geſagt!“ lacht der Mann mit wilder Freude, ſie auf dem Geſtändnis zu ertappen, daß ſie ſich mit ihm trifft.

„Er nicht,“ zürnt die Frau, weil der Verachtete Apollonius mit ſeinem Maße mißt. Er, der Gatte, verkleinert, was andere für ihn taten, und rückt, was er für andere tut, dieſen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweiſt, redet er nicht, oder er ſelbſt verkleinert es, um dem andern Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtſein zu erleichtern. Apollonius ſelbſt ſollte es ſagen? Der alte Valentin hat es geſagt. Der hat ja die Uhr ſelbſt als ſeine verkauft, die Apollonius von Köln mitbrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu ſagen.

„Und auch zu ſagen, daß er's ihm verboten hat?“ lachte der Gatte. Und es iſt ein Etwas von Verachtung in ſeinem Lachen. Solche Dinge kann man freilich dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er es ihm nicht zutrauen. „Freilich,“ lacht er noch wilder, „ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umſonſt tut's keine. Die Schlechteſte hält ſich eines Preiſes wert. Eine mit ſolchen Haaren und mit ſolchen Augen, ſolchem Leib!“ Er greift ihr in die Haare und ſieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröten muß, den nur die Verworfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröten für ein Geſtändnis und lacht noch wilder. „Du willſt ſagen, ich bin noch ſchlechter als er. Hahaha! Du haſt recht. Ich habe ſolch eine geheiratet. Das hätte er nicht. Dazu iſt er doch nicht ſchlecht genug!“

Jeder Tag, jede Nacht brachte ſolche Auftritte. Wußte Fritz Nettenmair den Bruder auswärts oder auf ſeiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er ſeinen Zorn an Tiſchen und Stühlen aus. An der Frau ſelber ſich zu vergreifen, wagte er noch nicht. Erſt muß ihn die Wut einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unſchuld, die Hoheit ſtillen Duldens um ſie zieht. Iſt es einmal geſchehen, dann hat der Zauber ſeine Macht verloren, und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit tun, wovor er jetzt noch zurückſchreckt. Die Menſchen wiſſen nicht, was ſie tun, wenn ſie ſagen: „Ich tu's ja nur dies eine Mal.“ Sie wiſſen nicht, welch wohltätigen Zauber ſie zerſtören, daß einmal nie einmal bleibt.

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben, oder es führte Apollonius ein Zufall an der Tür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang von der Stimme der Frau dazwiſchen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verſtehen, was ſie ſprachen. Er erſchrak. So weit hatte er ſich das Zerwürfnis nicht vorgeſtellt. Und er war ſchuld an dem Zerwürfnis. Er mußte tun, was er konnte, den Zuſtand zu beſſern.

Der Bruder blieb erſt wie verſteint in ſeiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menſchen, der plötzlich bei einem Unrechte überraſcht wird. Hätte ihn Apollonius angelaſſen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja verſöhnen und ſprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wiſſen können, er hatte es oft genug erfahren, ſeine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnendem Trotz. Er erfuhr es jetzt wieder. Fritz verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand mache, wo er Herr ſei. Ob er ſich deshalb zum Herrn des Hauſes gemacht? Er wußte, er an Apollonius' Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen laſſen, die er in ſeiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht ſchön zu tun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Tür umſchlichen, um Apollonius in der Stube zu überraſchen. Jetzt war er ja da in der Stube. Er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war es, der erſchrecken mußte, Apollonius war der Ertappte, nicht er. Die Verſöhnung war nur der erſte beſte Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er ſo kleinlaut. Darum erſchrak die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum ſah ſie ſo flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem ſie ihn noch eben gemeſſen, war mit der Larve der erheuchelten Unſchuld plötzlich von ihrem ſchuldbewußten Angeſicht geriſſen. Nun wußte er gewiß, es war nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. „Sie bettelt, ich ſoll gehen. Wozu? Ich ſehe zum Fenſter hinaus. Das iſt ebenſogut. Ich ſehe nicht, was ihr treibt.“

Apollonius verſtand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzuſehen. Sie wollte hinaus. In ſeiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug ſie nicht. Der Gatte hielt ſie feſt mit wildem Griff. Er packte ſie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut ſchreien müſſen, zehrte der Seelenſchmerz den körperlichen nicht auf.

„Kehr' dich nicht daran, daß ſie fort will,“ ſchluchzte Fritz Nettenmair vor krampfhaftem Lachen und faßte den Bruder ſo mit den Augen, wie er die Frau mit ſeiner Hand gepackt hielt. „Brauchſt nicht ängſtlich zu ſein. Ich kehre nur den Rücken, ſo iſt ſie wieder da. So redet doch miteinander. Du, ſag' ihm, daß du ihn nicht leiden kannſt; ich glaub's ja; was glaubt ein Mann ſo einer nicht? Und du, gib ihr Lehren, von Köln, wo du alles gelernt haſt, wie man ſeinen Bruder von Haus und Geſchäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! Sag' ihr doch: ein Weib ſoll willig ſein. Was? Oh, ſolch ein willig Weib iſt — ſag' ihr doch, was ſo eine iſt. Sie weiß es noch nicht, die — Unſchuld! Hahaha!"

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte und ſah; aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte ſeine ohnehin dem Bruder weit überlegene Kraft, als er den packenden Arm faßte, ſo daß dieſer die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber ſie brach kraftlos zuſammen. Apollonius fing ſie auf und lehnte ſie in das Sofa. Dann ſtand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder.

„Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du biſt ſie nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und will's noch," ſagte Apollonius; „du biſt mein Bruder. Du gibſt mir ſchuld, ich habe dich in das Unglück geſtürzt; Gott iſt mein Zeuge, ich habe alles getan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab' ich getan, was du mir vorwirfſt als für dich und um deine Ehre, und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich dazu gezwungen, gegen dich ſtreng zu ſein? Für wen ſchaff' ich? Für wen wach' ich? Wenn du wüßteſt, wie mich ſchmerzt, daß du mich zwingſt, dir aufzurücken, was ich für dich tue! Weiß es Gott, du zwingſt mich dazu; ich hab's noch nicht getan, weder vor andern noch vor mir ſelbſt. Du weißt es ſelbſt, daß du nur einen Vorwand ſuchſt, um unbrüderlich gegen mich zu ſein. Ich weiß es und will dich ertragen forthin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machſt, auch ſie zu quälen und ſie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das dulde ich nicht."

Fritz Nettenmair lachte entſetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weiſe in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn ſpielen, den unſchuldig Beleidigten, den ritterlichen Beſchützer der unſchuldig Beleidigten. „Ein braves Weib! Ein ſo braves Weib! O freilich! Iſt ſie's nicht? Du ſagſt's, und du biſt ein braver Mann. Haha! Wer muß es beſſer wiſſen, ob ein Weib brav iſt, als ſolch ein braver Mann? Du haſt mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verſtand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie iſt dir abgeneigt? Sie kann dich nicht leiden? Ja, du weißt's noch nicht, wie ſehr. Ich darf nur fort ſein, ſo wird ſie dir's ſagen. Dann wird dir's ſchlecht gehn! Sie wird dich erdrücken, damit du ihr's glaubſt. Wenn ich dabei bin, ſagt ſie's nicht. So was ſagt eine nicht, wenn der Mann dabei iſt, wenn ſie brav iſt wie die. Warum ſagſt du nicht, du kannſt auch ſie nicht leiden? Oh ich hab ſchon keinen Verſtand mehr! Ich glaub' ſchon alles, was ihr mir ſagt!“

Fritz Nettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenſchaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius ſtand erſchrocken. Er mußte ſich ſagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in ſeinem Geſichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwille und Schmerz über Verkennung. Und es war alles ſo wahr, was er ſah, daß ſelbſt er es glauben mußte. Er verſtummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn ſchlugen. So war's doch noch zu verhindern geweſen noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er ſelbſt — Aber Apollonius — das ſah er trotz ſeiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war ſein Wahnſinn wohl noch gutzumachen, ſo war es vielleicht noch zu verhindern, ſo war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? Wenn er einen wilden Scherz daraus machte? Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja ſchon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm ſagte. Und er ſelber wieder einer, der das Leben kennt, der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigſtens verſuchen. Aber ſchnell, ehe Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine ſchaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er ſich ehedem ſeine eigenen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünſcht, daß Apollonius ſich glauben machen ließ, Fritz Nettenmair ſei eiferſüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünſchteres auf der Welt paſſiert als das! Er las in der Frau Geſicht, wie die Wendung ſie erleichterte. Er wagte es, ſich auf ſie zu berufen, wie verwünſcht das ſei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die ſo verwünſcht ſei, ihm zornig vorzuhalten, daß er ſie von der Gnade des Gehaßten abhängig gemacht, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiſte kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank ſo ernſt nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man ſah eben, daß Apollonius noch ein Junggeſelle war!

Apollonius hörte von der Hausflur die Stimme des Bauherrn, der nach ihm fragte; er ging raſch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftrittes werde. Der Bruder hörte ſie zuſammen weggehen. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Geſicht Apollonius' hatte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken gekämpft. Fritz Nettenmair war voll Wut über ſich ſelbſt und mußte ſie an der Frau auslaſſen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles tue, was ein Weib ſchlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie ſie ſich ſelbſt verachtete wegen des Ja, das ſie ſich hatte abzwingen laſſen müſſen, wie ſie ſich ſagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben ſei. Er mußte es fürchten, wenn ſie das ſich ſelbſt ſagte. Er durfte ſie ſo weit nicht kommen laſſen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, ſie könne ja auch lügen, ſo geſchickt als irgendeine. Er war nie ſein Herr geweſen; jetzt war er es weniger als je.

In Fritz Nettenmair kämpfte heute eine Leidenſchaft die andere nieder. Die wüſte Gewohnheit, im Trunk ſich zu vergeſſen, zog ihn an hundert Ketten aus dem Hauſe; die Furcht der Eiferſucht hielt ihn mit tauſend Krallen darin feſt. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte, er ſelbſt hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder ſo brav, als er ſich ſtellte, ſeine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Nettenmair hatte es nie ſo lebhaft gefühlt, wie ſchön die Frau war —, ſeine eigene Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zuſammenwohnens und, was all dieſen Dingen erſt die Gewalt gab über ſeine Furcht, das Bewußtſein ſeiner Schuld! Und war Apollonius ſo brav, als er ſich ſtellt – ſolchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an ſeiner Angſt herum und ließ ſeine Frau nicht aus den Augen. Erſt wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht hat und ſelbſt zur Ruhe gegangen iſt, erſt als er kein Licht mehr ſieht in Apollonius' Fenſtern, da laſſen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen deſto ſtärker. Er verſchließt die Hintertür, die Apollonius von den Räumen des Hauſes trennt, er ſchiebt auch noch den Riegel vor, er ſchließt ſogar die Treppentür der Emporlaube und zuletzt die Tür, durch die er geht. Er hat Urſache zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geſelle darf nicht lang mehr warten. Fritz Nettenmair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geſelle aus der Arbeit entlaſſen iſt, und bei der Polizei, daß er morgen ſich nicht mehr in der Gegend betreten laſſen darf. Der Geſelle iſt fertig zur Abreiſe; von dem Wirtshauſe hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abſchied nehmen von ſeinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas ſagen.

Es gibt nicht viel mehr auf der Welt, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebſte war; es iſt unwiederbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geſchmeichelte wird er nie wieder. An ſeiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eiferſucht gefeſſelt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß ſich gehaßt oder glaubt ſich gehaßt in ſeinem Wahn. Das kleine Ännchen würde ſich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er ſcheucht das Kind mit Haß von ſich; ſie iſt ihm der „Spion". Nur an einem Menſchen noch hängt ſein Herz, an dem, der es am wenigſten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Menſch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zugrunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Menſch haßt Apollonius, er iſt der einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius' Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Geſellen eine Strecke Wegs. Der

Geſelle will ſchneller ausſchreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andere ſcheiden, iſt ihr letztes Geſpräch von dem, was ſie gemeinſam lieben; das letzte Geſpräch Fritz Nettenmairs und des Geſellen iſt von ihrem Haß. Der Geſelle weiß, Apollonius hätte ihn gern in das Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt. Wie ſie nun einander ſcheidend gegenüberſtehn, mißt der Geſelle den andern mit ſeinem Blick. Es war ein böſer lauernder Blick, ein grimmig-verſtohlener Blick, welcher Fritz Nettenmair fragte, ohne daß der es hören ſollte, ob er auch reif ſei zu irgend etwas, was er nicht ausſprach. Dann ſagte er mit einer heiſern Stimme, die einem andern aufgefallen wäre, aber Fritz Nettenmair war die Stimme gewohnt: „Und was ich ſagen wollte – Ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab' ihn neulich geſehn.“ Er brauchte keinen Namen zu nennen, Fritz Nettenmair wußte, wen er meinte. „Es gibt Leute, die mehr ſehn als andere,“ fuhr der Geſelle fort. „Es gibt Leute, die einem Schieferdecker anſehn, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß ſie ihn getragen bringen, und ſehen ihn daliegen, nur er ſelber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergeſell hat mir das Geheimnis geſagt, wie man zu dem ‚Frohnweißblick‘ kommt. Ich hab' ihn. Und nun leb' wohl. Und ergib dich drein, wenn ſie ihn getragen bringen.“

Der Geſelle war von ihm geſchieden; ſeine Schritte verklangen ſchon in der Ferne. Fritz Nettenmair ſtand noch und ſah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geſelle verſchwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wieſen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie ſtiegen empor und verdichteten ſich zu ſeltſamen Geſtalten, ſie kräuſelten ſich, floſſen auseinander und ſanken wieder nieder, ſie bäumten wieder auf. Sie hingen ſich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie ſie dieſe bald verhüllten, bald frei ließen, ſchien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen oder zerfloſſen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdliches Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild deſſen, was in Fritz Nettenmairs Seele vorging, ein ſo ähnlich Bild, daß er nicht wußte, ſah er aus ſich heraus oder in ſich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezuſammenſchlagen um eine bleiche Geſtalt am Boden, dann ein langſam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald war es der Bruder, der dort lag, den ſie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald ſank es in Mitleid zuſammen, bald miſchten ſich beide, und das eine wollte das andere verſtecken. Der dort lag, den ſie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pauſen des Grabgeſangs klang leiſe ein luſtiger Schottiſcher, den die Zukunft aufſtrich: „Da kommt er ja! Nun wird's famos!“ Und neben dem Toten lag unſichtbar eine zweite Leiche, ſeine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verſtohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt ſich einen Engel; er wünſcht, der Bruder müßte nicht ſterben, weil – er weiß, daß der Bruder ſterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaſter der Stadt ſchon wieder unter ſeinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am Roten Adler vorüber. Die Saalfenſter ſind erleuchtet, Muſik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt ſtehen und ſieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Taſche, wie ſonſt, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Geſellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geſchieden, ſchon vergeſſen. „Der Geſell iſt ein ſchlechter Kerl; gut, daß er fort iſt!“ Er hat eine Vergangenheit vergeſſen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft iſt wieder ſein; ſie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat ſich ſo ſehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit ſeinem Bruder zuſammenzudenken; daß er es mit ihm in ein Grab ſteigen ſieht. An die Zerrüttung ſeines Wohlſtandes mag er ſich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er ſie fühlt. Iſt es nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn ſich die Dinge ſelber ihm aufdrängen, dann hilft ihm ſein Leichtſinn. Wie er ſchnell darüber hindenkt, findet er für alles Rat, und was ihm heute nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen iſt auch ein Tag. Und er iſt einer, der – Die Wendung, mit der er in ſeinen Weg einſchwenkt, gelingt ihm ſo jovial als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er ſich, daß man zu der Tür, die er eben aufſchließt, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor ſich vorbeizulaſſen. „In das Unabänderliche,“ ſagt er leiſe, wie ſich überhörend, was er einem Tröſtenden zu antworten habe, wenn es ſo weit ſei, „in das Unabänderliche muß ſich der Menſch ergeben.“ Und wie er die Achſel zu den Worten zuckt, da wird er einen leiſen ſchlanken Lichtſchein gewahr. Ein Stück davon läuft über ſeinen Ärmel, ein anderes liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaſter. Er ſpäht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abſchnitt des Ladens nicht feſt an das Fenſterſims ſchließt. Drin in der Wohnſtube iſt Licht. So ſpät? Der Atem ſtockt dem Lauſchenden, der Alp ſitzt wieder auf ſeiner Bruſt. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er ſtirbt, oder — es iſt ſchon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch iſt die Tür leiſe wieder verſchloſſen und im Augenblick. Ebenſo leiſe, ebenſo ſchnell iſt er an der Hintertür. Sie iſt nicht offen, aber nur einmal herum geſchloſſen; und Fritz Nettenmair weiß es, er kann ſchwören, er hat den Schlüſſel zweimal im Schloß herumgedreht, als er ging. Er ſchleicht und tappt ſich zur Stubentür; er hat die Klinke gefunden und drückt ſie leiſe; die Tür geht auf; ein trüber Lichtſchein fällt auf die Flur. Der Schimmer kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tiſch. Neben dieſem ſteht im Schatten ein kleines Bett; es iſt Ännchens Bett, und ihre Mutter ſitzt daran.

Chriſtiane merkt nicht, daß die Tür ſich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; ſie ſingt leiſe und weiß nicht, was ſie ſingt; ſie horcht voll Angſt, aber nicht auf ihren Geſang; ihre Augen würden weinen, machten Tränen den Blick nicht trübe. Aber nun kann die Röte auf des Kindes Wange wiederkommen, nun kann der eigene fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verſchwinden; und ſie ſäh es nicht und ängſtigte ſich noch vergeblich. Ihr iſt es, als müßte jene wiederkehren und dieſer gehen, wenn ſie ſich nur recht angeſtrengt mühte, dieſes Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann ſie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen iſt, was ſie ſo ſehr beängſtigt; wie das Ännchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeſchrien, dann nicht mehr hat ſprechen können; wie ſie aufgeſprungen und ſich angekleidet; wie ſie in der Angſt den Valentin und dieſer, ohne ihr Wiſſen, den Apollonius geweckt. Der alte Geſell hatte alle Schlüſſel im Hauſe probiert, bis ſich ergab, der Schuppenſchlüſſel ſchließe die Hintertür; das wußte ſie nicht. Deſto lebendiger ſtand es vor ihr, wie Apollonius hereingetreten, wie ihr bei ſeinem unerwarteten Kommen geweſen, wie ſie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung ſich gefühlt. Apollonius hatte ſogleich den Arzt, dann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen geſtanden und ſich über das Ännchen gebeugt, wie jetzt ſie tat. Er hatte ſie voll Schmerz angeſehen und geſagt, Ännchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerwürfnis, und es werde nicht geſund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie ſich der Menſch bezwingen könne und müſſe. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Ännchens wegen anbefohlen und war gegangen aus Sorge, der Bruder könnte ſonſt in ſeinem Irrwahn glauben, er wolle ihn auch von dem Krankenbett ſeiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angſt wollte ſie in Apollonius' Arme jagen; es war ihr, als wäre alles gut, läge ſie an ſeiner Bruſt, als dürfte ſie ihn nicht wieder von ſich laſſen. Aber wie er ſo zu Häupten des Kindes ſtand und ſprach, da kam er ihr ſo herrlich vor wie ein Heiliger, vor dem ſie nur auf den Knieen liegen dürfe. Der Bettſchirm hüllte die große ſchlanke Geſtalt in ſeinen Schatten, nur ſeine Stirn und ſein hoher Scheitel waren ſichtbar und erſchienen, von dem Lichte auf dem Tiſche angeſtrahlt, wie in einer Glorie. Dachte ſie von ihm weg zu ihrem Gatten, ſo krampfte eiſiger Froſt ihr Herz zuſammen, und Widerwillen bäumte ſich darin wie ein Rieſe gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte geſagt, Ännchen werde nicht wieder geſund, wenn das Zerwürfnis nicht ende. Er hatte geſagt, der Menſch könne und müſſe ſich bezwingen; ſie wollte ſich bezwingen, weil er es geſagt. Einer Mutter ſeien Wunder möglich für ihr Kind; dachte ſie an Apollonius' Geſicht, wie er ſo ſprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dageweſen ſein müſſe, wenn er auch jetzt nicht mehr da war. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgeſtürzt, ſah er nicht den alten Valentin an der Kammertüre ſitzen. Er wollte warten, bis dieſer einmal das Zimmer verließe, und ſchlich ſich nach dem Stuhle am Fenſter, wo er ſonſt immer geſeſſen, und als wie ein anderer denn jetzt! Die Frau hörte ſeinen leiſen Tritt; ſein Antlitz konnte ſie nicht ſehen. Ihr ſchien, er wußte um Annchens Zuſtand und ging deshalb ſo leiſe. Sie ſah Annchen mit einem Blicke an, der ſagte: was ſie jetzt tun wollte, tat ſie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Tür, aus der er gegangen war, ſetzte hinzu: „Und weil er's geſagt".

„Da iſt der Vater, Annchen," ſagte ſie dann. Sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenſter ſaß; aber ſie konnte ihm ihr Geſicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. „Du haſt immer nach ihm gefragt. Du haſt gemeint, wenn er kommt, wird er ſein, wie er ſonſt war, eh' du krank geworden biſt. Deine Mutter will's auch — um deinetwillen."

Ihre Stimme klang ſo tief aus der Bruſt herauf, daß der Mann ſeinen Groll mit Gewalt feſthalten mußte. Er dachte: „Sie tut ſo ſüß, um dich zu hintergehn. Sie haben's verabredet, als er da war." Und der Groll ſchwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen ſie fortfuhr:

„Und du gehſt noch nicht in den Himmel. Nicht, Annchen? Du biſt ja ein ſo gut lieb Kind und bleibſt noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du haſt kein Herz vor dem Vater, du dumm lieb Annchen, weil er laut ſpricht. Er meint's nicht bös deshalb."

Sie hielt inne; ſie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde ſprechen wie ſie, und durch das Kind mit ihr. Wie ſie von ihm denken mochte, das Kind war doch ſein Kind, und es war krank.

Der Mann ſchwieg und blieb ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen. Ein halb Vaterunſer lang hörte man nichts als das Ticken der Uhr, und das wurde immer ſchneller wie das Klopfen eines Menſchenherzens, das Schlimmes kommen ahnt; die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht.

Valentin ſtand auf von ſeinem Stuhle, um das Licht zu putzen. Die Bruſt des Kindes röchelte; es wollte ſprechen, es konnte nicht; es wollte mit den Händen nach dem Vater langen, es konnte nicht; es konnte nichts, als die Arme ſeiner Seele nach dem Vater ausſtrecken. Aber des Vaters Seele ſah die flehenden nicht; in ihren Händen hielt ſie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind iſt abgerichtet von ſeinen Feinden; es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wäre es wirklich krank, ſo wäre es abſichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen, und ſtürbe es, ſo würde ſein Sterben noch ein Kupplerdienſt ſein, den es ſeinen Feinden tut. Wäre ſein Auge nicht ſelber ſo krank, daß es ihm außen nur immer das eine zeigt, über dem ſeine Seele innen unabläſſig brütet, er müßte es am Geſichte der Mutter ſehen, an dem Ton ihrer Stimme hören: ſie verſtellt ſich nicht, das Kind iſt wirklich krank und ſehr krank. Aber ihre Weichheit, ihre Angſt iſt ihm nur die Angſt ihres Gewiſſens, die Angſt vor ſeiner Strafe, die ſie verdient fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um ſich draußen auszuweinen. Der Mann ſteht auf und nähert ſich leiſe der Frau, ohne daß ſie ihn bemerkt. Er will ſie überraſchen, und das gelingt ihm. Sie erſchrickt, wie ſie plötzlich über dem Bette jäh vor ſich ein entſtelltes Menſchenantlitz ſieht. Sie erſchrickt, und er preßt durch die Zähne: „Du erſchrickſt? Weißt du warum?“

Sie hat ihm ſelber ſagen wollen, daß Apollonius in der Stube geweſen iſt, aber noch hat ſie es nicht gekonnt. Vor dem Bette des kranken Kindes durfte ſie es nicht; weil ſie weiß, er wird auffahren; den Anblick ſeiner Roheit hat ſie dem Kinde erſpart, als es noch geſund war, wenn ſie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber ſie ſieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind.

„Er war da! War er nicht da?“ fragt er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, ſondern um zu zeigen, daß er es nicht erſt zu erfahren braucht. Seine Fauſt hebt ſich geballt; Annchen kämpft, ſich aufzurichten. Er ſieht es nicht; die Frau ſieht es; ihre Angſt wächſt. Sie ſchlägt die Hände zuſammen; ſie ſieht ihn an mit einem Blicke, in dem alles ſteht, was ein Weib verſprechen, was ein Weib drohen kann; er ſieht nur ihr Erſchrecken, daß er es weiß, was geſchah, und die Fauſt fällt nieder auf ihre Stirn.

Ein Schrei klingt; das Kind rollt ſich in Krämpfen zuſammen, die Mutter, über es hingeſtürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt, Fritz Nettenmair geht in die Kammer.

Er weiß nicht, was in ihm Herr iſt, befriedigte Rache oder Schreck über das, was er getan. Er ſinkt auf das Bett, als hätte der Schlag, den er geführt, ihn ſelbſt betäubt; er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft. Ebenſo hört er dieſen kommen und gehen, ebenſo lauſcht er, ob er nicht Apollonius' Flüſtern und ſeinen leiſen Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt ſein Tun und nennt Annchens Krankheit eine Pimpelei: „Heute wollen Kinder ſterben, und morgen ſind ſie lebendiger als je!“

Aus dem fieberiſchen Horchen und Sich-beruhigen wird ein fieberiſches Träumen. Er ſieht Apollonius, wie er ſeine Leiter an der Helmſtange feſtbinden will, und ſagt ſich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröſtend: „Jetzt wird er fallen! jetzt!“ aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Taue ſollen reißen, in welchen Apollonius mit ſeinem Fahrzeuge hängt; ſie reißen nicht. In dieſe Träume hinein hört er die Tür der Stube gehen; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines ſchweren Körpers aus ungeheuerer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbſchlummer hört er in der Stube leiſes Gehen, leiſes Reden, leiſes Weinen, und dazwiſchen iſt es wieder ſtill.

Das leiſe Schluchzen, das zum lauten wird und ſich wiederum bewältigt, als ſei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken kann, und wieder leiſe wird, weil es wie über ſich ſelbſt erſchrickt, daß es laut iſt, wo alle Menſchen leiſe ſind: wer kennt es nicht? wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt?

Fritz Nettenmair weiß es im Halbſchlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. „In das Unabänderliche muß der Menſch ſich ergeben.“

Zum erſtenmal ſeit vielen Monden ſchläft er wieder ruhig. Und warum ſollte er nicht? Aus dem leiſen Weinen wird ein luſtiger ſchottiſcher Walzer. „Da iſt er ja! Nun wird's famos!“ klingt es aus der Ferne vom Roten Adler herein in ſeinen Schlaf.

Das Leiſegehen und Leiſereden aber war wirklich und dauerte fort; und eine Leiche war in der Stube, eine ſchöne Kinderleiche; während Fritz Nettenmair von Leitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Annchens Seele ſich zu einem beſſern Vater gerettet. Der Leib lag ſtarr in dem kleinen Bettchen. Der Zwiſt der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde Tat des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen.

Fritz Nettenmair ſchlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius war ſchon lange munter; vielleicht hatte er gar nicht geſchlafen. Der Kampf, den ſein Bruder noch in ſeinem Angeſicht geleſen, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlaſſen ſah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt, ſcheuchte nachts den Schlummer von ſeinem Bett. Der Bruder hatte recht geſehen, ſeine ſcherzhafte Wendung des Geſprächs hatte ihren Zweck nicht erreicht. Und wenn Apollonius das Buch ſeiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er ſich in ſeiner Meinung, der Bruder ſei eiferſüchtig auf ihn, beſtärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen, als er es geſchehen ſah, erhielt Licht von dieſer Annahme und half ſie wiederum beſtätigen. Die Abneigung der Frau ſchien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fernzuhalten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könne ſie anders als mit den Augen eines Bruders und Schwagers anſehen. Und das ſchien begreiflich, da Fritz wußte, ſie war ihm mehr geweſen, bis ſie ſeine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er ſich nicht geſtehen, ſein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen, hatte ſeinen Empfindungen für ſie eine Wärme gegeben, die ihn ſelbſt beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn dieſe hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber ſeine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit machte ſich dieſe Wärme ſchon zum Verbrechen. Aber, fiel ihm dann ein, hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte ſie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs ſie ein Märchen genannt, alſo glaubte er nicht daran und meinte, die Frau heuchle ſie nur und empfinde ſie nicht? Der Vetter hatte oft von der Natur der Eiferſucht geſprochen, wie ſie aus ſich ſelbſt entſtehe und ſich nähre, wie ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife und zu Taten verführe, die ſonſt nur der Wahnſinn vollbringt. Einen ſolchen Fall ſah Apollonius vor ſich und bedauerte den Bruder und fühlte ſchmerzlich Mitleid mit der Frau.

Aus ſolchen Gedanken und Empfindungen ſchreckte ihn Valentin, der ihn hinunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinuntergegangen war. Es war nicht allein Annchens Zuſtand, die er wie ein Vater liebte, was auf ſeiner Seele lag; auch das Mitleid mit Annchens Mutter war gewachſen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er ſich gern ausgeredet hätte, wäre ſolch ein Verfahren mit ſeinem Klarheitsbedürfnis und ſeiner Gewiſſenhaftigkeit vereinbar geweſen. Als der erſte Schimmer des neuen Tages durch ſein Fenſter fiel, ſtand er auf von dem Stuhle, auf dem er ſeit ſeiner Zurückkunft geſeſſen. Es war etwas Feierliches in der Weiſe, wie er ſich aufrichtete. Er ſchien ſich zu ſagen: „Iſt es, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einſtehen; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und ſeine Ehre aufrecht erhalten, und ich will in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt!"

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht; nur die befriedigte Stimmung, das Werk derſelben, war ihm geblieben. Er beſann ſich vergebens, was dieſe Stimmung, die ihm ſo lange fremd geweſen, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebniſſen der Nacht einfiel, war nicht geeignet, ſie zu erklären. Er wußte nur noch, daß ſeine Frau ein „Pimpeln“ des „Spions“ zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zuſammenzuſein. Mit ihm! Nicht bloß im Geſpräch mit dem Geſellen, auch mit ſich und ſeiner Frau nannte er Apollonius’ Namen nicht; vielleicht, weil ſein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menſchen dachte und dieſe nicht miteinander zu verwechſeln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt als ſeinen Haß, und der kannte nur zwei Menſchen, „ihn“ und „ſie“. Er dachte ſchon, wie er der „Pimpelei“ ein Ende machen wollte. Mit dieſem Gedanken trat er aus der Tür und ſtand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da ſtand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen: nicht weiter auf dem Wege, den du eingeſchlagen haſt! Da lag das Kind, das ſein Kind war, tot. Sonſt ſcheuchte er es von ſich; jetzt blieb es und fürchtete ſich nicht mehr und fragte ihn, ob er es noch haſſen kann, ob er es noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er es im Haſſe genannt. Geſtern ſah er es nicht, wie er über ſeine Angſt hin den Schlag führte, der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den ſterbenden Leib des Kindes hin. Geſtern ſah er es nicht, wie er darüber gebeugt ſtand; jetzt ſieht er es, wohin er die entſetzten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da ſteht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie wußte es ſterbend, und am Sterbebette ihres Kindes tut die Verworfenſte nicht, was er ihr zugetraut. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geſchlagen. Das kann kein Mann, und wäre das Weib ſchuldig. Und ſie war es nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche ſtumme Antlitz der Mutter rief: Du töteſt das Kind; ſchlag nicht! Und er hat doch geſchlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterſtrahl, daß er zuſammenſinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geſchlagen, vor dem Bette, in dem ſein Kind ſtarb, weil er ſeines Kindes Mutter ſchlug.

Dort lag er lang. Der Blitz, der ihn dahingeſtreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grauſamer Klarheit, und er hatte die beiden unſchuldig geſehen, die er verfolgt. Und keine Schuld als die ſeine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Laſt auf Laſt, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod iſt der Gipfel. Und vielleicht iſt er es noch nicht! Der Elende ſieht, er muß zurück. Er haſcht nach jedem Strohhalm von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er geſtern ſein Herz verſchloſſen: „Du haſt gemeint, wenn er kommt, wird er wieder ſein wie er ſonſt war, eh' du krank geworden biſt. Deine Mutter will's auch.“

Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach ſeiner Seele ausſtreckte und zur Verſöhnung bot; ſein Schmerz, ſeine Angſt faßten haſtig nach der ausgeſtreckten. Er ſah das Kind im Hemdchen an der Kammertür ſtehen, wo es ſo oft geſtanden, wenn ſeine Heftigkeit es aus dem Schlummer geweckt, die Händchen gefalten, die Augen ſo ſchmerzlich flehend: er ſolle doch gut ſein mit der Mutter; und ſo ängſtlich zugleich: er ſolle doch nicht zürnen, daß es fleht. Nun, da es zu ſpät war, ſah er, das Kind wollte ſein Engel ſein. Aber es war ja noch nicht zu ſpät! Er hörte den leiſen Schritt ſeiner Frau auf der Flur der Stubentüre nahen. Er hörte ſie die Türe öffnen. Stand Annchen jetzt in der Kammertür, es mußte lächeln. Er wollte gut ſein; er wollte wieder ſein, wie er war, ehe Annchen krank geworden iſt. Er ſtreckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie ſah ihn und ſchrak zuſammen. Sie war ſo bleich wie das tote Annchen, ſelbſt ihre ſonſt ſo blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die ſchönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das ſonſt ſo glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte ſich in ihr tiefſtes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr geſtorben Kind. Als ſie ihn ſah, ſtieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten ſtand ſie zwiſchen der Leiche und ihm; als wollte ſie das Kind noch jetzt vor ihm ſchützen. Und doch nicht ſo. Weder Furcht noch Angſt bebte um den kleinen Mund; er war feſt geſchloſſen. Ein ander Gefühl war es, was die ſchöngewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den ſonſt ſo ſanften Augen flammte. Er ſah, es war nicht mehr das Weib, das die ſchmelzenden Friedensworte geſprochen; die war mit ihrem Kinde geſtorben in dieſer ſchrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm ſtand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleich-ſchreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von ſeinem Heiligtum. Er ſprach – o hätte er geſtern geſprochen! Geſtern hatte ſie ſich nach dem Worte geſehnt; heute hörte ſie es nicht.

„Gib mir deine Hand, Chriſtiane," ſagte er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er ſie ſchon berührt. „Ich habe mich geirrt," fuhr er fort; „ich will's euch ja glauben, ich ſeh' es ein; ich will's nicht wieder! Ihr ſeid beſſer als ich."

„Das Kind iſt tot," ſagte ſie, und ſelbſt ihre Stimme klang bleich.

„Laß mich in dieſer ſchrecklichen Angſt nicht ohne Troſt. Kann ich anders werden, ſo kann ich's nur jetzt, und wenn du mir die Hand gibſt und richteſt mich auf –," ſagte der Mann. Sie ſah auf das Kind, nicht auf ihn.

„Das Kind tot," wiederholte ſie. Hieß das, es war ihr gleichgültig, was mit ihm werden ſollte, da ſeine Beſſerung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte ſie ihn vergeſſen und ſprach mit ſich ſelbſt? Der Mann richtete ſich halb auf; er faßte ihre Hand mit angſtvoller Gewalt und hielt ſie feſt.

„Chriſtiane," ſchluchzte er wild, „da lieg' ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnt's nicht vergeſſen, hätt' ich vergebens gelegen wie ein Wurm. Denk' daran! Um Gottes willen denk' daran! Du haſt mich jetzt in deiner Hand. Du kannſt aus mir machen, was du willſt. Ich mach' dich verantwortlich. Du biſt ſchuld an allem, was noch werden kann." Endlich war es ihr gelungen, ihre Hand ihm zu entreißen; ſie hielt ſie weit von ſich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt.

„Das Kind iſt tot," ſagte ſie. Er verſtand, ſie ſagte: Zwiſchen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinſchaft mehr ſein, auf Erden nicht und nicht im Himmel!

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Er ſtand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blitzes, was jetzt in ihm wirkte, nahm ſeine Gewalt von der Jähheit der Überraſchung. Wenn das Kind in der Erde ruht, deſſen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt, wird ſein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an dieſen Augenblick von der Macht ſeiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleiſe des alten Wahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verwiſchen, zu weit iſt er gegangen auf dem gefährlichen Weg, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blitzes müßte ſchwinden, und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in ſeine verſtellenden Nebel. Fritz Nettenmair heulte auf oder lachte auf; die Frau fragte ſich nicht, was er tat. Tiefer Abſcheu gegen ihn verſchloß ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie ſah es nicht, aber ſie fühlte es, daß ſeine Gegenwart nicht mehr den Raum entweihte, darin das Heiligenbild ihres Mutterſchmerzes ſtand. Leiſe weinend ſank ſie über ihr totes Kind.

13

Die Reparatur des Kirchendachs hatte begonnen. Apollonius wollte dieſe erſt beenden, bevor er die Krönung des Turms mit der geſtifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbnis des kleinen Annchens beſorgen; Fritz kümmerte ſich nicht darum. Er mußte ſich auch dieſer Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte ſich ſchmerzlich wohl darin. Koſteten ihm doch die ſchwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andere, ſüßere Wünſche zu bekämpfen und zu beſiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf ſich genommen; er war ja eben nur dem eigenſten Triebe ſeiner Natur gefolgt. Es lag in dieſer Natur, daß er ganz ſein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen ſeiner Jugendliebe und damit dieſe ſelbſt aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke eines eigenen Hausſtandes fremd geworden. Er kannte keinen andern Lebenszweck als die Erfüllung jener Pflicht. Aber ſie ſtand nicht als dürres deſpotiſches Geſetz außer ihm vor den Augen ſeiner Vernunft; ſie durchdrang ſein ganzes Weſen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühles. So war es ſeit Monaten geweſen. Wenn er auf ſeinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmernd auf dem Dachſtuhl kniete, waren die Geſtalten der Kinder ſeines Bruders, ſeine Kinder, um ihn. Schneller als ſein Schiff flog ſeine Phantaſie der Zeit voraus. Wie ſein Schiff um das Turmdach, drehte ſich ſein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachſen waren und er ihnen das ſchuldenfreie Geſchäft übergab, wo Annchen ausſah wie ihre Mutter, und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Annchens roſiges Geſicht ſtand vor ihm, ſooft er aufſah von ſeinen Schieferplatten. Als es ihn ſo ſchalkhaft anlachte, war es ſein Liebling; wie das Geſichtchen immer trüber und bleicher wurde, war ſie es nur immer mehr; er ſah ſie oft doppelt durch das Waſſer in ſeinen Augen. Jetzt — ob manchmal war es ihm, als arbeite er nun umſonſt! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängſtigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume ſeiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete ſich von Tag zu Tage mehr. Was des Bruders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht, das gelang ſeinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte ſein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu ſchützen; aber er wußte, ſeine Einmiſchung gab ſie nur härteren Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für ſie tun, als daß er ſich ſo entfernt hielt von ihr als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer ſelbſt willen, wenn er richtig geſehen hatte. Hatte er richtig geſehen? Er ſagt ſich hundertmal nein. Er ſagt es ſich mit Schmerzen; deſto öfter und dringender ſagte er es ſich, und fühlte, er dürfe ſie nicht ſehen, auch um ſeinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgültige Dinge verworren und unſymmetriſch lagen und er ſie nicht ordnen konnte; hier ſah er Mißverhältniſſe und Widerſprüche in das innerſte Leben deſſen, was ihm das Heiligſte war, gedrungen, in das Herz ſeiner Familie, in ſein eigenes, und er mußte ſie wachſen ſehen, und die Hände waren ihm gebunden!

Immer dunkler, immer ſchwüler wurde das Leben in dem Haus mit den grünen Laden, ſeit das kleine Annchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und ſchwüler in Fritz Nettenmairs Bruſt und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in deſſen Mitte ihn das Bild des toten Annchens und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geſchreckt. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotene Hand an. Er meinte es wenigſtens. Aber ſie hatte ihn zurückgewieſen, ihm ein Antlitz voll Abſcheu und Verachtung gezeigt; er hatte geſehen, ſie nannte ihn im Herzen den Mörder des Kindes; ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dageweſen, das alte Geſpenſt, die ſchuldgeborene Furcht. Hat ſie es noch nicht getan, was er fürchtet, nun wird ſie es tun, um ihn für den Schlag zu ſtrafen, an dem Annchen ſtarb. Je mehr er daran herumgreift mit ſeinen Gedanken, deſto klarer fühlt er, wie gelegen ſeinen Feinden — und ſie ſind ſeine Feinde; ſie haben ihm ein Unrecht zu vergelten —, wie gelegen ſeinen Feinden dieſer Schlag kam. Dann ſieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie ſagte nicht: „Schlag' nicht, das Kind iſt krank; es iſt ſein Tod, wenn du ſchlägſt.“ Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; ſie ſprach es nicht. Oh, es iſt klar, ſonnenklar; ſie reizte ihn abſichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden Tat. Aber wie? ihres Kindes Tod hätte ſie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, ſie dachte ſelbſt nicht, daß es ſterben würde; ſie wollte nur den Vorwand zum Haſſe, zum Betruge aus Haß, daß er ſie am Bette des kranken Kindes geſchlagen. Sie dachte nicht, daß es ſterben würde; und wie es doch ſtarb, wälzte ſie die Schuld von ſich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche geweſen; auch in dieſe Schlinge war er gegangen in ſeiner Argloſigkeit; vor ihr hatte er gelegen wie ein Wurm, vor ihr, die vor ihm hätte liegen ſollen. Und ſie hatte ihn noch zurückgeſtoßen, mit Verachtung zurückgeſtoßen! Sooft er an den Augenblick dachte, machte er ſie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte ſie ihn gemacht. Er hatte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könne, und das Schlimmſte war ihm nicht ſchlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf ſie wälzte. Mit reuigem Entſetzen ſollte ſie ſehen, was ſie getan, als ſie ihn zurückſtieß. Je näher er drohen ſah, was kommen mußte, deſto wilder wurde ſeine Liebe oder auch ſein Haß; denn beide waren beiſammen in dem Gefühl, das ſie immer glühender ihm einflößte. Deſto gelehriger lernten ſeine Augen jeden kleinſten Reiz ihrer Geſtalt, deſto ſchmerzender ſtach dieſe Schönheit durch ſeine Augen in ſein Herz. Dieſe verruchte Schönheit, die die Urſache all ſeines Elendes war; dieſe fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigene Bruder ihn aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes ſelbſt preisgegeben! Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er dieſe Schönheit vernichten konnte, damit ſie ein Ekel wurde dem Buhlen, der, um ſeinen Zweck betrogen, ihn umſonſt elend gemacht hatte. Und dachte er ſich das ausgeführt, dann lachte er in ſo wilder Schadenfreude auf, daß ſeine ſtarknervigen Trinkkameraden erſchraken und die Leute, die ihm begegneten, unwillkürlich innehielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch ſchlimmeren. Dazwiſchen fiel ihm dann der Fronweißblick ein, ſein Traum nach der wilden Tat wurde zur Wirklichkeit; ſtundenlang ſtand er bald da, bald dort, wo man Apollonius auf dem Kirchendache arbeiten ſah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müſſen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachſtuhl hängt. Jetzt müſſen die Leute, die eben noch ſo gleichgültig aus den Fenſtern ſehen oder über die Straße gehen, aufſchreien vor Schrecken. Dann zählte er immer fieberhaſtiger, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute ſchrieen nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor ſich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: „Wär's nur mein Unglück, könnt' er mich nur noch elender damit machen, als er mich ſchon gemacht hat, er wäre längſt ſchon tot. Nur weil mich ſein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher ſterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!“

Dieſe Furcht ließ ihn nicht los, ſie preßte ihn immer erſtickender. Trug er ſie ſpät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf ſeiner Frau ihn wütend. Die ſchlief ruhig, die ihn nicht ſchlafen ließ! Er ſetzte ſich an ihr Bett und rüttelte ſie auf und erzählte ihr leiſe in das Ohr, was er an ihrem Liebſten tun will. Es waren grauſige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angſt und Entſetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch etwas hatte, ſie aus der ſtummen Verachtung zu ſcheuchen, womit ſie ſich gegen ihn gewappnet, und vergaß daran minutenlang ſeine Qual. Dann lachte er faſt jovial; er hat ihr Angſt machen wollen. Es iſt nur einer von Fritz Nettenmairs neumodiſchen Späßen. So weit haben ſie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernſt an ſolche Dinge zu denken. Aber wenn ſie Apollonius davon ſagt, dann muß er es, und ſie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, ſie kann nichts tun, was er nicht erfährt. Und läßt ſie es ihn durch einen Dritten wiſſen, ſo wird er es ihm anſehen. Oh, Fritz Nettenmair iſt einer, der — !

Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenſchaftlichen Angſt wächſt ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenſchaft. Und ſie kann es nicht hindern, denn die Leidenſchaft mehrt wiederum die Angſt; vor dem Gedanken der Angſt hat kein anderer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will ſie ſtürzen, ihn mit preſſenden Armen umfangen, ihn beſchwören — Dann wieder will ſie in die Gerichte — aber es iſt ja nur ein wilder Scherz, und ſie wird ihn erſt zum Ernſte machen, ſagt ſie jemand davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube, tritt nicht mehr an ein Fenſter vor Furcht; ſie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung, alles, was nur als ein Umſehen nach Apollonius erſcheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren und meinen kann, ſie trägt ihm eine Botſchaft an Apollonius auf. Und der Mann ſieht ihre wachſende Leidenſchaft, ſieht, wie wiederum ſein Mittel, was kommen muß, aufzuhalten, es nur beſchleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Breter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe ſchwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an welchem Apollonius die Bekränzung des Turmdaches beginnen wollte. Fritz Nettenmair ſchlich durch die Hintertür auf den Gang nach dem Schuppen, um nach Apollonius' Fenſter heraufzuſehen. Wenn er das Licht darin erloſchen ſah, dann pflegte er die Hintertür zu verſchließen und ſeinen wüſten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hintertür mit dem Schuppenſchlüſſel geöffnet, hängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeſchloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair wußte, Apollonius löſchte in ſeiner eigenſinnigen Vorſicht nie das Licht, wenn er ſchon in das Bette geſtiegen war. Es ſtand dem Bette fern auf ſeinem Schreibtiſch; dort ſetzte er es in ein Becken und löſchte es, ehe er nach dem Bette ging. Fritz Nettenmair ballte die Fauſt nach dem Fenſter hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lang. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüſſel zur Hintertür ſchloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin.

Wenn der Schieferdecker ſeine Platten zurichtet, ſitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Haueiſen, ſein kleiner Amboß, eingeſchlagen iſt. An eine ſolche ſtieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und nahm den Stoß als eine Aufforderung, ſich zu ſetzen. Durch eine Lücke konnte er nach Apollonius' Fenſter ſehen; er wollte das Auslöſchen des Lichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermannsarbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter ſeinem Werkzeuge. Ein ſolches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er ſich geſetzt. Er hob es auf und hielt es abſichtslos in ſeinen Händen; denn ſeine Gedanken waren mit ihm in der Kammer: er ſaß am Bette der Frau und ängſtigte ſie mit Drohungen. Der Ärger über das Zögern Apollonius' machte ſich darin Luft; dieſes Zögern hinderte ihn, ſich im Trunk Betäubung zu ſuchen. Er hat ſeine Hand auf das Bett der Frau geſtützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt ſich in ihre Angſt hinein, er fühlt, wie er ſelbſt Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht, wie ſie morgen ihm entgegenſtürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären ſie nicht ſeine Teufel, wären ſie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn ſie ihn mit der Glut der Angſt umfaßt, das ſchöne, fluchvoll ſchöne Weib, er müßte nicht Blut in ſeinen Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einſchläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovor die bloße Furcht Fritz Nettenmair zu dem elendeſten der Menſchen gemacht, der ſich ſelbſt anſpeien könnte, geſchieht nicht morgen noch, was der Fronweißblick geweisſagt. Und nun ſteht er wieder an der Straßenecke und ſieht wieder hinauf und harrt und zählt verzweifelter als je; er badet ſich im Angſtſchweiß, und die Breter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. Oh, er wird den Fronweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahr', hundert Jahr', aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch: „Eins, zwei"; er ſagt: „Nun muß –" da hört er das Geräuſch eines zerreißenden Taus und fährt auf aus ſeinem wachen Fiebertraum. Die wilde angſtvolle Freude iſt vergeblich; er ſteht nicht an der Ecke und ſieht nach dem Kirchendache hinauf. Er ſitzt im Schuppen; es iſt Nacht. Aber das Geräuſch hat er gehört; das war keine Vorſpiegelung der Phantaſie. Und von dort her kam es. Seine Haare ſtehen empor. Dort liegen die Hängſtühle und die Flaſchenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören; jeder Schieferdecker weiß, was es ſagen will, das vorſpukende Geräuſch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerriſſe, und er hat es erſt einmal gehört. Er lauſcht, er preßt die Fauſt auf das Herz. Vor ſeinen Schlägen, vor dem Brauſen des Blutes die Adern hinauf und herab wird er es nicht hören, wenn es noch einmal klingt und noch einmal. Er lauſcht und lauſcht, und das Geräuſch wiederholt ſich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in den all ſeine Gefühle zuſammengeballt ſind: der Gedanke, dem Schickſal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in ſeinen Händen; abſichtslos iſt er mit der Handfläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtſein, das Beil iſt ſcharf, die Ecke ſpitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken ſteht fertig da; es iſt, als ſtänden ſie ſchon lang, und der Blitz hat ſie nur ſichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius ſeine Leiter an die Helmſtange, dann das Tau mit Flaſchenzügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um ſich und hat das Tau in der Hand. Das Schickſal will ſeine Hülfe;

drum legt es ſelber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreiſe um das Tau, kaum zu ſehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines ſtarken Mannes am Tau zieht und die wuchtende Bewegung des Fahrzeugs um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer ſieht den Stichen an, daß ſie abſichtlich gemacht ſind? Ein Tau, das, getragen, halb an der Erde fortſchleift, kann an allerlei Scharfes ſtoßen. Das Schickſal hat den Schieferdecker, der zwiſchen Himmel und Erde hängt, in ſeiner Hand. Das Schickſal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, ſchadet kein Schnitt; ſoll er fallen, reißt ein unverſehrtes Seil. Und das Schickſal hat ihn ſchon gezeichnet. Ein Tag früher, einer ſpäter, was iſt das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag ſpäter, und es packt einen Verbrecher. Meint es das Schickſal nicht gut, nimmt es ihn vorher aus der Welt?

All dieſe Gedanken ſchlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele! Im Nu war er entglommen; im Nu ſchlägt der Höllenfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es ſchaudernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flöhe gern aus ſich ſelbſt heraus; kaum hat er den Mut, nach Apollonius' Fenſter aufzuſehn. Ein heller Lichtſtrahl kommt von da, Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Buſch. Jetzt bewegt der Strahl ſich zurück. Apollonius war aufgeſtanden an ſeinem Tiſche und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht geputzt. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben den Leuchter unter die Papiere gefallen ſein; es war nicht geſchehen, und er ſtellte das Licht wieder an ſeine Stelle. Fritz Nettenmair kannte ſeines Bruders ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal ſo heben ſehen; er begriff, es war kein Blut, was ihn erſchreckt. Der Widerſchein der Flamme war durch Fenſter und Lucke gefallen und hatte rot von dem Stahle des Beiles und durch die Nacht des Schuppens geglänzt. Dennoch ſtand Fritz Nettenmair bebend hinter ſeinem

Buſche. Der geſpenſtige Schauder verließ ihn, aber nicht ſo ſchnell das Grauen über das, was er gewollt, und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu ſeinem Werke leuchten wollen. Bald verloſch Apollonius' Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und ſein Werk vollenden, es ſtörte ihn niemand mehr. Er tat es nicht, aber er rückte ſich wieder in ſeinem Haſſe zurecht. Er ſagte ſich, ſo weit ſollen ſie ihn nicht bringen. Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht *ausgeführt*, rechnet er ſich zu. Er weiß, jeder andere an ſeiner Statt hätte ſchlimm getan.

Nun verſchließt er Hintertür und Vorlegſchloß, zuletzt die Haustür und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von ſich weiß. Heut hat er mehr zu vergeſſen als je. Er geht. Ob er nicht wiederkommen wird? Heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? wenn der Gedanke ſeine Fremdheit für ihn verloren hat? Gewohnheit macht ſelbſt mit dem Teufel vertraut. Dazu ſollen ſie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er ſich nicht ſo weit bringen laſſen, und ſich doch noch ſo weit bringen läßt? Zudem, wozu jeder andere an ſeiner Stelle ſich hätte bringen laſſen?

Immer dunkler, immer ſchwüler wurde das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden. Wer jetzt hineinſieht, glaubt es mir nicht, wie dunkel, wie ſchwül es einmal war.

Von dieſer Nacht an ängſtigte Fritz Nettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius; er begann ſogar, ſie mit einer gewiſſen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwiſchen verlor er ſich ſtundenweiſe in ſtummes Vorſichhinſinnen, aus dem er aufſchrak, wenn er ſich beobachtet ſah. Dann war er noch freundlicher als ſonſt und brachte Scherze aus ſeiner beſten Zeit; er verſuchte ſich ſogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängſtlicher; ſie vermied noch mehr als ſeither, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, ſie wolle ſich Apollonius nähern. Sie wußte nicht warum. Und wenn ſie ihre Furcht Torheit nannte, ſie mußte fürchten. Apollonius ſah mit Freuden die Änderung des Bruders und ſuchte ihn auf alle Weiſe darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder ſeine Freude auslegte.

Unterdes hatte Apollonius die Umkränzung des Turmdachs von Sankt Georg mit der geſtifteten Zier begonnen. Er hatte die Rüſtſtangen wiederum herausgeſchoben und innen am Gebälke des Dachſtuhls feſtgenagelt, die Breter darauf befeſtigt, auf die fliegende Rüſtung die Leiter geſtellt und dieſe an der Helmſtange feſtgebunden; er hatte wiederum den hänfenen Ring um die Helmſtange gelegt, daran den Flaſchenzug und an dieſem ſeinen Hängeſtuhl befeſtigt. Die geſtiftete Blechzier beſtand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen ſich handlich umgehen ließ. Das Ganze ſollte, nach des Stifters Angabe, der ſelbſt die Koſten der Befeſtigung trug, zwei Guirlanden vorſtellen, die ſich in gleichlaufenden Kreiſen mit herabhangenden Bogen um das Turmdach ſchlangen. Je fünf jener Stücke, bei der oberen drei, bildeten einen dieſer Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeſchlagene Niete verbunden und jedes einzelne noch durch ſtarke Nägel auf die Verſchalung befeſtigt werden. Da die Ränder der Schieferplatten ſich überall decken, war es nötig, an den Stellen, wo die Vernagelung ſtattfinden ſollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauſchen. Dasſelbe geſchieht, wo die ſogenannten Dachhaken in die Verſchalung eingetrieben werden, an welche bei Reparaturen der Schieferdecker ſeine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem ſeine gekrümmte Spitze eingetrieben iſt, durch noch zwei ſtarke Nägel auf die Verſchalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Beſteigung der an dem hervorſtehenden Haken aufgehängten Leiter kommt ſeine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beſchädigen würde. Sie wird deshalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Die Zierat kam, wenn der Wind ſich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch eins zu bedenken. Die Dachhaken liefen, je neun und einen halben Fuß voneinander entfernt, in gleichlaufenden Kreiſen um das Turmdach; zwiſchen je zwei Kreiſen befand ſich ein Raum von fünf Fuß. Es galt, die Zierat ſo anzubringen, daß ſie keinen dieſer Dachhaken überdeckte.

Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechſchmiedmeiſter, der ſeine Zier ſo bald als möglich prangen ſehen wollte, hatte ſich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meiſter zufrieden ſein konnte. Im Anfang trieb dieſer, bald mußte Apollonius den Meiſter treiben.

Es fehlte noch der Teil der obern Guirlande, der als Bogen über der Ausſteigetür hängen ſollte. Apollonius konnte nicht feiern, bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beſchickt; er ließ ſein Fahrzeug bis auf ſeine Zurückkunft an dem Turmdach von Sankt Georg hängen und ging nach Brambach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an die Wohnſtubentür pochte. Er war ſchon einigemal an der Tür geweſen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Weſen drückte Unruhe aus. Etwas, woran er immer denken mußte, machte ihn ſo zerſtreut, daß er meinte, er müſſe ein Herein in Gedanken überhört haben; er legte das Ohr an das Schlüſſelloch, als ſetze er voraus, es müſſe noch jetzt zu hören ſein, wenn man ſich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerſtreuung. Er pochte zum zweiten- und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, faßte er Mut, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm ſchon ſeit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie tat es auch diesmal; aber heute mußte er ſie ſprechen. Sie ſaß, abſichtlich von den Fenſtern entfernt, an der Kammertüre. Der Alte ſah nicht, daß ſie ebenſo unruhig war als er und ſein Hierſein ſie noch mehr ängſtete. Er entſchuldigte ſein Eindringen. Als ſie eine Bewegung machte, ſich zu entfernen, verſicherte er, ſein Bleiben ſolle kurz ſein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn ihn nicht etwas triebe, was vielleicht ſehr wichtig ſei. Er wünſche das nicht, aber es ſei doch möglich. Die Frau horchte und ſah immer ängſtlicher bald nach den Fenſtern, bald nach der Tür. Müſſe er ihr etwas ſagen, ſoll' er's, ſo ſchnell er könne. Valentin ſchien zugleich auf die ängſtlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann:

„Herr Fritz ſind auf dem Kirchendach von Sankt Georg. Ich hab' ihn eben noch vom Hofe aus geſehn.“

„Und hat er hierher geſehen? Hat er Euch ins Haus gehen ſehen?“ fragte die Frau in einem Atem.

„Bewahre,“ ſagte der Alte; „er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Eſſen und Trinken. Wenn ein Menſch ſo arbeitet –“ Der Alte brach ab und dachte ſeinen Satz fertig: „ſo hat er was vor.“ Die Frau ſchwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken, dem treuen Alten ihre ganze Angſt anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. „Der Nachbar da, Sie wiſſen's wohl,“ fuhr er fort, „kann zuzeiten keine Nacht ſchlafen. Da hat er die Nacht, eh' Herr Apollonius nach Brambach gegangen iſt, zu ſeinem Küchenfenſter heraus einen in unſern Schuppen ſchleichen ſehn, den Gang vom Hauſe hinter.“ Der Alte ſagte nicht, wen der Nachbar geſehen; wahrſcheinlich ſollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie tat es nicht; ſie hatte ſeine Geſchichte nicht gehört. Er fuhr fort: „Den Abend vorher, eh' Herr Apollonius nach Brambach gegangen iſt, hat er das Zeug ausſuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles unterſucht; das tut er immer, aber er hat ſich nicht entſchließen können. Und das iſt ſo merkwürdig, wie daß der Herr Fritz auf einmal ſo fleißig geworden iſt.“

Apollonius' Name weckte die junge Frau; ſie horchte, als der Alte fortfuhr: „Daran hab' ich erſt vorhin im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß einer in den Schuppen geſchlichen iſt, hab' ich gedacht: ‚Was muß der dort gewollt haben, der dort hineingeſchlichen iſt und bei Nacht.‘ Und wie ich aufgeſehen hab' und hab' den Herrn Fritz ſo arbeiten ſehen, da iſt eine Unruh' über mich gekommen und hat mich in den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinter mir her. Da hab' ich mir alles mögliche vorgeſtellt, was einer drin hat machen können, der hineingeſchlichen iſt. Erſt hab' ich das Zimmerbeil an der Tür liegen ſehn, das dahin gehört, wo das andere Werkzeug iſt. Da hab' ich gedacht: ‚Hat er was mit dem Beile gemacht?‘ Und hab' mir wieder vorgeſtellt, was einer mit dem Beil drin machen kann, der bei Nacht hineingeſchlichen iſt. Mir iſt der Gedanke gekommen, es könnt' was an den Leitern ſein. Aber ich hab' nichts gefunden daran. An dem Hängſtuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die Kloben zu betrachten und endlich das Seilwerk. Da war an einem was, als wär's hier und da an was Hartes angetroffen und das hätt' das Seil verſchunden. Da denk' ich: ‚Das geſchieht oft' und will's ſchon wieder hinlegen. Aber ich denk' auch wieder: ‚Sonſt iſt nichts; und wenn einer hineinſchleicht, hat er was gewollt; und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch was damit gemacht.' Da ſeh' ich genauer zu, und — Gott behüt' einen Chriſtenmenſchen! da war hier mit dem Beil hineingeſtochen und dort und noch einmal und noch einmal. Ich werf's über den Balken und häng' mich daran, da klaffen die Stiche auf; ich glaub', wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das Seil iſt imſtand zu zerreißen.“ Der Alte war ganz bleich geworden über ſeiner Erzählung. Die Frau hatte immer angſtvoller an ſeinem Munde gehangen; ſie war in den Stuhl zurückgefallen und konnte kaum ſprechen.

„Er hat gedroht,“ ächzte ſie. Der Alte verſtand nicht, was ſie ſagte.

„Den Abend vorher war's noch nicht,“ fuhr er fort. „Herr Apollonius, der hat ein Aug' für einen Mückenſtich. Er hätt's gefunden, wie er alles unterſucht hat. Nun denk' ich: der die Beilſtiche gemacht hat, hat die Unterſuchung mit angeſehen und hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal unterſuchen, wenn er's morgen braucht. Und da iſt er bei Nacht hineingeſchlichen.“

„Valentin,“ ſchrie die Frau auf und faßte ihn bei den Schultern halb, wie um ihn zu zwingen, er ſoll' ihr die Wahrheit ſagen, halb, um ſich an ihm aufrecht zu erhalten. „Er hat's doch nicht mitgenommen? Valentin, ſo ſag's doch nur!“

„Das nicht,“ ſagte Valentin. „Aber den andern Hängſtuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu und noch mehr.“

„Und waren auch dort Stiche drin?“ fragte die Frau in noch immer ſteigender Angſt. Der Alte ſagte:

„Ich weiß nicht. Aber der ſie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird.“

„Wenn er ſicher gegangen iſt, ſo hat er alle beide — und ich bin ſchuld,“ ſtöhnte die Frau. „Er hat lang gedroht, er will ihm was tun. Er tat, als wär’s einer von ſeinen Späßen. Wenn ich’s jemand ſagte, wollt’ er’s im Ernſte tun.“

„Wer ſo ſcherzt,“ ſagte Valentin, „der macht auch ſolchen Ernſt.“

Die Frau zitterte ſo heftig an allen Gliedern, daß der Alte ſeine Angſt um Apollonius über der Angſt um ſie vergaß. Er mußte ſie halten, daß ſie nicht umfiel. Aber ſie ſtieß ihn von ſich und flehte und drohte zugleich: „Rett’ ihn, Valentin, rett’ ihn! Hilf, Valentin! Ach Gott, ſonſt hab’ ich’s getan.“ Sie betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwiſchen auf, er ſei tot und ſie ſei die Schuld. Sie rief Apollonius ſelbſt mit den zärtlichſten Namen, er ſolle nicht ſterben. Valentin ſuchte in der Angſt nach einer Beruhigung für ſie und fand ein Etwas davon für ſich ſelbſt mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, ſo gab es doch Hoffnung, daß Apollonius ſchon auf dem Rückweg ſein müſſe. Er habe gewiß das Tauwerk noch einmal unterſucht. Wär’ er verunglückt, man müßte es nunmehr wiſſen. Zehnmal mußte er ihr das vorſagen, eh’ ſie nur verſtand, was er meinte. Und nun erwartete ſie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte, und ſchrak auf bei jedem Laut. Ihr eigenes Schluchzen hielt ſie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angſt und Ratloſigkeit ihn ſelber mit ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was beginnen, und vielleicht war noch zu retten, wenn man etwas tat; vielleicht wußte der alte Herr, was zu tun war, um zu retten.

Der alte Herr ſaß in ſeiner kleinen Stube. Wie er ſich immer tiefer in die Wolken einſpann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm zuletzt auch das Gärtchen fremd. Beſonders hatte ihn die ewige Frage: „Wie geht’s, Herr Nettenmair?“ dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm ſein: „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen“, nicht mehr glauben, und ſeitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apolionius war, ſo ſehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und ſeine zunehmende Menſchenſcheu nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, deſto ſchwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zuſtand des Hauſes zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in ſeinem Gärtchen nicht abzuſchließen war; es ſchien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in ſeinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleichkamen, vor denen er ihn ſchützen wollte. Hier ſaß der alte Herr den langen Tag, zuſammengeſunken hinter dem Tiſche auf ſeinem Lederſtuhl, und brütete nach ſeiner alten Weiſe über allen Möglichkeiten von Unehre, die ſein Haus treffen konnten, oder ſchritt mit haſtigen Schritten hin und her, und das Rot ſeiner eingefallenen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung ſeiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das Äußerſte tat, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verſtändniſſe war, wurde zu ihm gelaſſen. Der alte Herr, der dem Gaſt wie jedem andern ſein Inneres verbarg, erriet bei dieſem dieſelbe Verſtellung und beſtärkte ſich daran, in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur ſeine Hülfloſigkeit offenbar machen könne. Je heißer es in ihm kochte, deſto eiſiger erſchien ſein Äußeres. Es war ein Zuſtand, der in völligen Wahnſinn übergehen mußte, wenn nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm ſchlug und ihn mit Gewalt aus ſeiner Vereinzelung herausriß.

Heute geſchah ihm dieſe Gewalt. Eben ſaß er wieder brütend auf ſeinem Stuhle, als den Valentin die Angſt zu ihm hineintrieb. Den Geſellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß er es wußte, die Türe leis zu öffnen und ebenſo hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit ſeinem krankhaft verſchärften Gefühle ſogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denſelben Gang, den all ſein Denken verfolgte. Es war eine dem Hauſe drohende Schmach, was die ſonſt immer gleiche Weiſe Valentins veränderte; es mußte eine entſetzliche ſein, da ſie den alten Geſellen aus der Faſſung brachte und ſeine Verſtellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufſtand von ſeinem Stuhl. Er kämpfte mit ſich, ob er fragen ſollte. Es war nicht nötig. Der alte Geſell beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Bruſt ſeine Befürchtungen und was ſie rechtfertigte. Der alte Herr erſchrak, ſo gut ihn ſeine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten. Aber der alte Geſell ſah nichts davon im Äußeren ſeines Herrn; der hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgültigſte zu ſagen hatte. Als er ausgeſprochen, hätte das ſchärfſte Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Geſtalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den feſten Boden der Wirklichkeit wieder unter ſeinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er ſtand ſo ſtraff vor dem alten Geſellen wie ſonſt, ſo ſtraff und ruhig, daß Valentins Seele ſich an ihm aufrichtete. „Einbildungen!“ ſagte er dann mit ſeinem alten grimmigen Weſen. „Iſt kein Geſelle da?“ Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr ſchickte ihn nach Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Geſelle ging. „Geht er Ihm nicht ſchnell genug, Er altes Weib, ſo heiß’ Er ihn eilen, damit Er bald erfährt, daß Er ſich um nichts geängſtigt hat. Aber kein Wort von Seinem Sums da! Und ſchließ’ Er die Frau ein, damit ſie nichts Albernes anfängt.“ Valentin gehorchte. Das zuverſichtliche Weſen des alten Herrn, und daß nun wirklich etwas getan war, hatte kräftiger auf ihn gewirkt, als hundert triſtige Gründe vermocht hätten. Er teilte ſeine Ermutigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu ſagen, worauf ſie ſich gründete. Hätte er Zeit dazu gehabt, wahrſcheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlaſſen. Und er ſelbſt ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld ſeines älteren und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode ſeines jüngeren Sohnes, während er ihm ſeine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte und den Boten nur geſchickt zu haben ſchien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

„Nun wird der alte Narr doch“, ſagte Herr Nettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, „dem Nachbar das ganze Märchen, das er ſich zuſammenſpintiſiert hat, erzählt haben und die Frau ſechs Baſen damit in die Stadt herumgeſchickt haben.“

Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr auf ſeine in einen Ausruf verkleidete Frage die Antwort erwartete. „Werd’ ich doch nicht!“ ſagte er eifrig. Des alten

Herrn Vermutung kränkte ihn. „Ich hab' ja da ſelbſt noch nichts Arges gemeint, und die Frau Nettenmair hat keinen Menſchen geſprochen ſeitdem.“

Der alte Herr ſchöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abweſenheit hatte er ſich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegeben, den ein Vater in ſeinem Falle nur empfinden konnte; aber er hatte ſich geſagt, man dürfe nicht in untätigem Jammer dem Verlorenen nachwerfen, was noch zu erhalten ſei. Waren die Söhne verloren, ſo war doch die Ehre des Hauſes, ſeine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn bei dem wirklichen Falle die Übung zuſtatten, die er bei ſeiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte. Wenn die krankhaft gewachſene Empfindlichkeit ſeines Ehrgefühls ihn ſpornte, vor dem Äußerſten nicht zurückzuſchrecken, ſo gingen ſeine Gedanken nun bei dem wirklichen Falle nur denſelben fieberiſchen Gang, den zu nehmen ſie ſich an den weſenloſen Ausgeburten ſeiner Furcht gewöhnt. Verheimlichung alles deſſen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den älteren Sohn werden konnte, ſtellte ſich ihm als nächſte Notwendigkeit dar. Hatten Valentin und die Frau noch niemandem mitgeteilt, was ſie wußten, ſo konnte anderes dergleichen bereits bekannt ſein. Solch ein verbrecheriſcher Gedanke entſpringt nicht aus dem Ohngefähr. Er iſt die Blüte eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte ihm erzählen, was ſeit Apollonius' Zurückkunft im Hauſe geſchehen war. Wußte Valentin von Fritz Nettenmairs Eiferſucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, deſſen argwöhniſche Gemütsart er kannte, nichts davon ſagen: ſeine Erzählung wurde die Geſchichte eines leichtſinnigen, ehr- und vergnügungsſüchtigen Verſchwenders, der, trotz aller Bemühungen ſeines beſſeren Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüſtling und Trunkenbold herabſank; zugleich die Geſchichte eines treuen Bruders, der dem Verſchwender notgedrungen die Sorge um Ehre und Beſtand von Geſchäft und Haus aus den Händen nimmt, um dieſe Ehre zu retten, und von dem Gefallenen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr ſaß regungslos. Nur die Röte, die immer brennender auf die magern Wangen trat, gab Kunde von dem, was er mit der Ehre ſeines Hauſes litt. Sonſt ſchien er alles ſchon zu wiſſen. Es war das ſeine alte Weiſe; er wandte ſie hier vielleicht auch deswegen an, weil er meinte, der Geſell würde dann um ſo weniger wagen, etwas zu verſchweigen oder wider beſſeres Wiſſen zu verändern. Die innere Aufregung hinderte ihn, zu bemerken, in welchen Widerſpruch dieſer Anſchein mit ſeinem Gefühl für Ehre trat. Valentin ſuchte nicht den Schatten zu vertiefen, der auf Fritz Nettenmairs Handeln fiel; aber wie er den alten Herrn kannte, ſchien es ihm nötig, das brave Tun Apollonius' in das hellſte Licht zu ſtellen. Er kannte den alten Herrn doch nur halb. Er verrechnete ſich in der Wirkung, die er damit beabſichtigte, wenn er die kindliche Schonung pries, mit der Apollonius die Kunde von der Gefahr dem Ohr des alten Herrn ferngehalten. Er verdarb damit, was ſeine ſchlichte Erzählung getan, des Sohnes Verdienſt um das Teuerſte, was der alte Herr wußte, darzuſtellen. Der alte Herr ſah nur immer mehr die Furcht wahr gemacht, die ihm Apollonius' Tüchtigkeit erregt hatte. Apollonius hatte ihm die Gefahr unkindlich verſchwiegen, um die Rettung ſich allein beimeſſen zu können. Oder er hielt ſeinen Vater für den hülfloſen Blinden, der nichts mehr war und nichts mehr vermochte, als höchſtens ihn zu hindern. Und das vergab ihm der alte Herr noch weniger — trotz ſeines Schmerzes um den Toten, der der Sohn ihm bereits war. Er wurde immer überzeugter, er ſelbſt hätte es nicht ſo weit kommen laſſen, wenn er darum gewußt und die Sache in ſeine Hand genommen, und Apollonius dürfe niemand ſeines Mordes anklagen als den eigenen Vorwitz. Dieſe Gedanken mußten natürlich vor dem zunächſt Notwendigen zurücktreten. Was er bis jetzt von der Vorgeſchichte des brudermörderiſchen Gedankens wußte, konnte den entſtandenen Verdacht verſtärken, aber ihn nicht entſtehen machen, wenn nicht ein anderes, das ihm noch unbekannt war, dazu trat. Er mußte von dem ſchuldigen Sohne ſelbſt erfahren, ob es ſolch ein anderes gab. Sein Entſchluß war für alle Fälle gefaßt. Er verlangte Hut und Stock. Ein andermal wäre Valentin über dieſen Befehl erſtaunt, vielleicht ſogar erſchrecken. Iſt man durch ein

Außerordentliches aufgeregt, wie es der Geſell eben war, kommt nur das unerwartet, was ſonſt das Gewöhnliche hieß, was an den alten ruhigen Zuſtand erinnert. Indes Valentin das Befohlene herbeibrachte und der alte Herr ſich zum Ausgehen bereitete, zeigte dieſer ihm noch einmal, wie grundlos und töricht ſeine Befürchtungen ſeien. „Wer weiß,“ ſagte der alte Herr grimmig, „was der Nachbar geſehen hat. Wie will er bei Nacht einen erkennen, der ſo weit entfernt von ihm iſt? Und Er dazu mit Seinen Beilſtichen! Nun dürfte dem Jungen in Brambach das Seil geriſſen ſein oder er müßte ſonſt zufällig verunglückt ſein, ſo wird Er ſich ſteif und feſt einbilden, Seine eingebildeten Beilſtiche ſind ſchuld geweſen, und der hat ſie gemacht, den der Nachbar — der ſo einfältig iſt als Er — will haben in den Schuppen ſchleichen geſehen. Und ſagt Er ein Wort davon, oder iſt Er ſo klug, daß Er in Rätſeln zu verſtehen gibt, was Er ſich einbildet in Seinem alten Narrenſchädel, ſo iſt den andern Tag die ganze Stadt voll davon. Nicht weil's wahrſcheinlich wäre, was Er da ausgeheckt hat und kein vernünftiger Menſch glauben kann, ſondern weil die Leute froh ſind, einem andern das Schlimmſte nachzureden. Gott wird ja vor ſein, daß der Junge nicht zu Unglück kommt, aber es kann geſchehen, und es iſt vielleicht ſchon geſchehen. Wie leicht kommt einer hinter dem Ofen dazu, geſchweige ein Schieferdecker, der zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt wie ein Vogel, aber keine Flügel hat wie ein Vogel. Darum mit iſt die edle Schieferdeckerkunſt eine ſo edle Kunſt, weil der Schieferdecker das ſichtlichſte Bild iſt, wie die Fürſehung den Menſchen in ihren Händen hält, wenn er in ſeinem ehrlichen Berufe hantiert. Und läßt ſie ihn fallen, ſo weiß ſie warum; und der Menſch ſoll nicht Geſpinſte drum hängen, die über einen andern Unglück oder gar Schande bringen können. Ich bin gewiß, die Sache wird ſich ausweiſen, wie ſie iſt, und nicht, wie Er ſie ſich da zuſammengeängſtelt hat. Denn —“

So weit war der alte Herr in ſeiner Rede gekommen, da hörte man draußen eine Laſt niederſetzen. Der alte Herr ſtand einen Augenblick ſtumm und wie verſteinert da. Der Valentin hatte durch das Fenſter den Blechſchmiedegeſellen kommen ſehen, der eben ablud.

„Der Jörg vom Blechſchmied", ſagte Valentin, „der die blechernen Guirlanden vollends bringt."

„Und da iſt Er erſchrocken mit Seinen Einbildungen und hat gemeint, ſie bringen wer weiß wen. Wo iſt der Fritz?"

„Auf dem Kirchendach," entgegnete Valentin.

„Gut!" ſagte Herr Nettenmair. „Sag' Er dem Blechſchmied, er ſoll hereinkommen, wenn er fertig iſt." Der Geſelle tat's. Bis jener hereinkam, fuhr Herr Nettenmair noch mit gedämpftern Tönen in ſeiner Strafpredigt fort. Er ſprach davon, wie Menſchen ſich Einbildungen zuſammendichteten und ſich darüber ängſteten wie über wirkliche Dinge, wie die Gedanken dem Menſchen über den Kopf wüchſen und ihm keine gute Stunde ließen, wenn er nicht gleich im Anfang ſich ihrer erwehre. Es war, als wollte der alte Herr ſich über ſich ſelbſt luſtig machen. Er dachte nicht daran, daß er den Valentin über ſeinen eigenen Fehler abkanzelte. Dagegen fühlte ſich Valentin beſchämt, als treffe ihn die Strafe verdientermaßen; und er hörte dem alten Herrn mit Andacht und Zerknirſchung zu, bis der Blechſchmiedegeſell hereinkam. Herr Nettenmair faßte den Stock, den ihm Valentin in die Hände gab, ſetzte den Hut tief in die Stirne, um der Welt ſoviel als möglich von dem unfreiwilligen Geſtändnis der toten Augen zu entziehen, und ſchüttelte ſich majeſtätiſch in dem blauen Rock zurecht. Valentin wollte ihn führen, aber er ſagte: „Die Frau braucht Ihn; und Er wird wiſſen, was Er in meinem Hauſe zu tun hat." Valentin verſtand den Sinn der diplomatiſchen Rede. Der alte Herr machte ihn verantwortlich für das Benehmen der Frau. Herr Nettenmair aber wandte ſich nun dahin, wo des Blechſchmiedegeſellen Reſpekt in ein leiſes Räuſpern ausbrach, und fragte ihn, ob er Zeit habe, ihn bis auf das Turmdach von Sankt Georg zu begleiten, wo ſein älterer Sohn arbeite. Der Blechſchmied bejahte. Valentin wagte noch den Vorſchlag, Herrn Fritz lieber rufen zu laſſen. Der alte Herr ſagte grimmig: „Ich muß ihn oben ſprechen. Es iſt wegen der Reparatur." Darauf wandte er ſich wieder zu dem Blechſchmiedegeſellen. „Ich werde Seinen Arm nehmen", ſagte er mit herablaſſendem Grimm. „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen."

Valentin ſah den Gehenden eine Weile kopfſchüttelnd nach. Als der alte Herr aus ſeinen Augen war, fiel die Zuverſicht, die er der reſoluten Gegenwart des alten Herrn verdankte, wieder zuſammen. Er ſchlug die Hände ineinander vor Angſt; da ihm aber einfiel, er ſtehe in der Haustür und ſei verantwortlich für jedes Gerede, das der Ausdruck ſeiner „Einbildungen" veranlaſſen konnte, tat er, als habe er die Hände ineinander gelegt, um ſie behaglich zu reiben.

Der Blechſchmiedegeſelle hatte gehört, Herr Nettenmair ſei ſchon ſeit Jahren blind; der ſelbſt hatte ihm geſagt, ſein Augenleiden ſei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten doch recht haben. Nun nickte ein raſch Vorübergehender, und auf ſein „Wie geht's?" lächelte der alte Herr wiederum: „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen." Über jeden andern an Herrn Nettenmairs Stelle würde der Geſell gelacht haben; aber die mächtige Perſönlichkeit des alten Mannes ſetzte ihn ſo in Reſpekt, daß er den Widerſpruch ſeiner ſinnlichen Wahrnehmung mit deſſen Worten auf ſich beruhen ließ und zugleich ſeinen Sinnen glaubte: Herr Nettenmair ſei blind, und Herrn Nettenmair ſelbſt: es habe nichts zu ſagen.

Das Erſcheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und ſicherlich würde es Aufſehen gemacht haben und der alte Herr durch hundert Händeſchüttler und Frager aufgehalten worden ſein, hätte nicht ein anderes die Aufmerkſamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und ſchnell Ausgeſprochenes durch die Straßen. Zwei, drei blieben ſtehen, das Näherkommen eines Dritten, Vierten abwartend, der ſich merken ließ, er wiſſe das, was ſie zehn andere ähnliche Gruppen bilden ſahen. Dort verkündete es einer im ſchnellen Vorübereilen. Und immer begann es mit einem: „Wißt ihr ſchon?" das oft von einem: „Aber was iſt denn geſchehn?" herausgefordert war. Herr Nettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm einer zu ſagen brauchte, was geſchehen war; aber er durfte ſich nicht merken laſſen, wie er wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müſſen; man wollte nicht allein wiſſen, was geſchehen war, auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechſchmiedegeſelle meinte, Herr Nettenmair wollte an ihm niederſinken, aber der alte Herr hatte ſich nur an den Fuß geſtoßen, „es hatt' nichts zu ſagen." Der Geſell fragte einen Vorübereilenden. „Ein Schieferdecker iſt verunglückt in Brambach." „Wie denn?" fragte der Geſell. „Ein Seil iſt zerriſſen. Weiter weiß man noch nichts." Herr Nettenmair fühlte, wie der Geſell erſchrak und daß er über dem Gedanken erſchrak, der Sohn des Mannes war verunglückt, den er führte. Er ſagte: „Es wird in Tambach geweſen ſein. Die Leute haben falſch gehört. Es hat nichts zu ſagen." Der Geſell wußte nicht, was er von der Gleichgültigkeit des Herrn Nettenmair denken ſollte. Der ſagte zu ſich, indem das brennende Rot auf ſeine Wangen trat: „Ja, es muß ſein. Es muß nun ſein." Er dachte daran, es gab etwas, womit man allen Gerichten, allen Unterſuchungen aus dem Wege gehen kann. Das Etwas, das er meinte, mußte ein hartes Etwas ſein; denn er biß die Zähne zuſammen, als er mit dem Kopfe nickte und zu ſich ſagte: „Es muß ſein. Nun muß es ſein." Der Geſell ging, den alten Herrn führend, wie im Traume neben ihm die Turmtreppe von Sankt Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmair war doch ein eigener Mann!

Der alte Herr hatte geſagt, er müſſe den Sohn auf dem Kirchendach ſprechen – wegen der Reparatur. Er hatte ohne Abſicht in ſeiner diplomatiſchen Art geredet.

Es mußte auf dem Kirchendache ſein, und es galt eine Reparatur, aber nicht die des Kirchendachs.

Zwiſchen Himmel und Erde iſt des Schieferdeckers Reich. Zwiſchen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach von Sankt Georg, ſchaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr ſich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair geflohen vor den Augen der Menſchen, die er alle auf ſich gerichtet meinte, hier herauf hatte er ſich geflüchtet vor ſeinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in ſeiner Bruſt mit heraufgebracht; und wie angeſtrengt er ſchaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne ſtand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schweiß der Gewiſſensangſt. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelte ſie feſt ſo angſtvoll haſtig, als nagelte er den Weltenbau feſt, der ſonſt einſtürzen müßte in der nächſten Viertelſtunde. Aber ſeine Seele war nicht bei dem Hämmern, ſie war dort, wo unaufhörlich Stricke riſſen und verunglückende Schieferdecker polternd hinabſtürzten in den gewiſſen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßte er hinunterrufen: „Nach Brambach! Er ſoll nicht die Leiter beſteigen! Er ſoll ſich nicht auf ſein Fahrzeug ſetzen!“ Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameiſen da unten durcheinander liefen, in Schreck verſteinert ſtehen, und ſoviel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abſcheu, ſtarrten herauf, und der Häſcher kam und ſtieß ihn vor ſich her die Treppe herunter; und vielleicht war es doch zu ſpät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: ſtürbe Apollonius nicht, er will ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, ſobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — iſt's der Häſcher ſchon? Nein. Es weiß niemand, was er getan. Er verzerrt ſein Geſicht in Trotz und fragt: „Wer will mir was anhaben?“ Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerſchläge auf ſein gequältes Herz. Das iſt die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet. Wird der fragen, dem ſie gehört: „Wo iſt dein Bruder Abel hin?“ Nein. Er will dem Sohne ſagen, daß jener verunglückt iſt; er meint, es iſt ein Unglückstag, und er ſoll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt er doch, die Antwort iſt faſt ſo alt als das Menſchengeſchlecht: „Soll ich meines Bruders Hüter ſein?“ Dabei kommt's ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater iſt blind. Denn er weiß, ſeine ſehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer haſtiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachſtuhl iſt ſchmal, und der Alte ſpricht ſchon an dem Ausſteigeloch im Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. „Nun iſt's ſchon gut“, hört er den Alten ſagen. „Mach Er Seinem Meiſter mein Kompliment; und da iſt etwas für Ihn. Trink' Er eine Geſundheit dafür!“ Fritz Nettenmair hört, der alte Herr ſetzt ſich auf die bloßgelegte Latte im Ausſteigeloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit ſeiner Geſtalt. Er hört den Dank des Geſellen und ſeine Tritte, wie ſie immer ferner klingen.

„Schönes Wetter“, ſagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wiſſen, ob noch jemand in der Nähe iſt. Es antwortet niemand; Fritz Nettenmair ſtirbt der Ton in der Bruſt; er hämmert immer lauter und haſtiger. Er wünſcht, die Stunde, der Tag, das Leben wär' zu Ende. „Fritz!“ ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fritz Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: „Kain, wo biſt du?“ – „Hier, Vater!“ entgegnet er und hämmert fort.

„Der Schiefer iſt feſt,“ ſagt der Alte gleichgültig, „ich hör's am Klange; er blättert nicht.“

„Ja,“ entgegnet Fritz mit klappernden Zähnen, „er nimmt kein Waſſer.“

„Er iſt beſſer geworden als früher,“ fährt der Alte fort; „ſie ſind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es ſcheint, du biſt allein.“ Ein Ja erſtirbt im Munde des Sohnes. „Je tiefer er lagert, deſto feſter iſt das Geſtein. Iſt keine Rüſtung weiter in der Nähe?“

„Keine.“

„Gut. Komm hierher! Hier vor mich!“

„Was ſoll ich?“

„Hierher kommen. Was geſagt ſein muß, muß leiſe geſagt ſein.“

Fritz Nettenmair trat, in allen Gelenken ſchlotternd, vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch ſuchte er ſeinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Faſſung, aber davon ſprach kein Zug in dem verwitterten Geſicht, nur die Dauer ſeines Schweigens und ſein Atem, der das ſchwere ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nachzuklingen ſchien. Fritz Nettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen müſſe. Er rang nach Trotz. „Wenn er's in ſeinem Argwohn errät, wer will mir's beweiſen? Und könnt' er's beweiſen, er gibt mich nicht an; davor bin ich ſicher. Warum auch ſonſt will er leiſe reden? Mag er ſagen, was er will, ich weiß nichts, ich bin's nicht geweſen, ich hab' nichts getan.“ Sein Geſicht rang ſich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildeſten Ausdrucke des Trotzes hindurch. Der alte Herr ſchwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag ſchon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius' bebte der letzte Sonnenſtrahl. Etwas ferner rauſchte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Kriſtall darüber gedeckt. Kleine roſige Wölkchen wie Flocken hineingeſtreut. Der Lärm von unten erloſch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit ſich und ſchlug ſie leiſe ſpielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächſten grünen Höhe, wo ſie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Brambach ſein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und ſüß aufgelöſtes Hinſehnen nach Ruhe. Nur zwiſchen Himmel und Erde die beiden Menſchen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht ſeine Flügel. Nur über ſie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnſinn überreizten Ehrgefühls, in dem andern alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

„Wo iſt dein Bruder?“ drang es endlich zwiſchen den Zähnen des einen hervor.

„Ich weiß nicht. Wie ſoll ich's wiſſen?“ bäumt ſich im andern der Trotz.

„Du weißt nicht?“ Der alte Herr flüſterte nur, aber jedes ſeiner Worte ſchlug wie Donner in die Seele des Sohnes. „Ich will dir's ſagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil iſt über ihm zerriſſen, und du haſt's mit Beilſtichen zerſchnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen ſchleichen ſehn. Du haſt vor deiner Frau gedroht, du willſt es tun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen ſie's in die Gerichte. Der erſte, der nun die Treppe heraufkommt, iſt der Häſcher, der dich vor den Richter führt.“

Fritz Nettenmair brach zuſammen; die Rüſtung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Elende am Rande des Gerüſtes zuſammen, ſo ſtürzte er hinab in die Tiefe, und alles war vorüber! Alles, was ſein mußte, war getan! Eine Lerche ſtieg aus einem nahen Garten in die Höhe und ſtreute ihr luſtiges Tirili über Bäume und Häuſer hin. Glücklichere Menſchen hörten den Geſang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitſche und Kreiſel und ſuchten mit himmelaufgewandten Augen den ſchwebenden klingenden Punkt und horchten mit verhaltenem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchenſang klingt, was er erhorchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochener Angſtruf. Er horchte erſt voll Hoffnung, dann voll Angſt. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Bretern des Gerüſtes röchelt ein ſchwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht getan. Er muß es tun, denn getan muß es ſein. Sonſt zeigen die Menſchen mit den Fingern auf die Kinder: „Die ſind's, deren Vater ſeinen Bruder erſchlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthauſe ſtarb.“ Und wo es längſt vergeſſen iſt, da dürfen ſie ſich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menſchen wieder mit den Fingern und wenden mit Schaudern ſich von ihnen ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, iſt das Kapital, womit der Menſch anfängt. Es muß ihm erwieſen werden, eh' er's hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweiſen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehen? Wie ſollen ſie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menſchen von den Menſchen ausgeſtoßen, müſſen ſie nicht werden, wie ihr Vater war? Und ſein eigenes langes Leben voll Anſtrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angeſteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig zu tun, wie der Vater tat, und es kann kein ehrlicher Vater geweſen ſein, der ſolchen Sohn hatte! – Immer brennender glühte die Röte auf der eingefallenen Wange; die zuſammengeſunkene Bruſt richtete ſich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Nettenmair ahnte ihren Sinn und wollte ſich aufraffen und wäre wieder umgeſunken, ſtützte er ſich nicht mit beiden Händen. So lag er auf den Händen und Knieen vor dem Alten, als er den Angſtruf ausſtieß: „Was willſt du, Vater? Womit gehſt du um?"

„Ich will ſehn," erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüſtern, „ob ich's tun muß oder ob du's tun wirſt, was getan ſein muß. Und getan muß es ſein. Noch weiß niemand etwas, was zur Unterſuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich ſtehen, aber nicht für die, daß ſie nicht verraten, was ſie wiſſen. Wenn du jetzt herabfällſt von der Rüſtung, ſo daß die Leute meinen können, du biſt ohne Willen verunglückt, dann iſt die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, ſteht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, ſo ehrlich als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld geſtorben iſt. Du biſt ſolchen Tod nicht wert, Bankeruttierer. Dich ſollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausſchleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht haſt und haſt vergiften wollen das zukünftige Leben der unſchuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre geweſen iſt. Du haſt Schande genug gebracht über dein Haus, du ſollſt nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir ſollen ſie nicht ſagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüſt oder im Zuchthauſe geſtorben iſt. Du beteſt jetzt ein Vaterunſer, wenn du noch beten kannſt. Dann wendeſt du dich, als wollteſt du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittſt mit dem rechten Fuß über die Rüſtung. Sag' ich, der Schreck über ſeines Bruders Unglück hat ihn ſchwindeln gemacht: mir glauben's die Gerichte und die Stadt. Das iſt's, was ein Leben einbringt, das anders geweſen iſt als deins. Tuſt du's nicht gutwillig, ſo ſtürz' ich mit dir hinab, und du haſt auch mich auf deinem Gewiſſen. Die Leute wiſſen, ich leide an den Augen; ich bin geſtrauchelt und hab' mich an dir anhalten wollen und hab' dich mitgeriſſen. Meines Lebens iſt nach dem, was ich heut erfahren hab', keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erſt an. Und auf den Kindern ſoll keine Schande haften, ſo wahr ich Nettenmair heiße. Nun beſinn' dich, wie es werden ſoll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort.“

Fritz Nettenmair hatte mit wachſendem Entſetzen die Rede des Vaters gehört. Daß ſeine Tat noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angſt vor dem gedrohten Tode weckte einen Teil ſeiner Kräfte wieder. Er flüchtete ſich wieder in ſeinen Trotz. Haſtig ſagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: „Ich weiß nicht, was du willſt. Ich bin unſchuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilſtichen ſagſt.“ Er erwartete, der Vater würde auf ſeine Einwendungen eingehen, wenn auch erſt ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen: „Eins – Zwei“ – „Vater,“ fiel er ihm mit ſteigender Angſt in das Zählen, und der Trotz ſeines Tones brach im Flehen, „hör’ mich doch nur! Die Gerichte hören einen, und du hörſt mich nicht. Ich will mich ja hinunterſtürzen, weil du mich tot haben willſt, ich will ſterben, wenngleich unſchuldig. Aber höre mich nur erſt!“ Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Elende ſah, ſein Urteil war geſprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch ſagen mochte; und er wußte, was der eigenſinnige alte Mann ſich einmal vorgenommen, das führte er unerbittlich aus. Er wollte ſich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte ſich anhalten, wenn der Alte ſich an ihn hing, um nicht mitzuſtürzen. Das konnte ihm kein Menſch verdenken. Dazwiſchen ſah er ſchaudernd, was ihn erwartete, wenn er floh und die Gerichte faßten ihn doch. Es war beſſer, er ſtarb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er ſann zurück und lebte ſein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten ſich; er war bald dort, bald da und hatte vergeſſen warum. Er ſah die Nebel ſich ballen, in denen der Geſell verſchwunden war, zugleich ſah er zu den hellen Fenſtern des Roten Adlers auf, es klang: „Da kommt er ja! Nun wird’s famos!“ Er ſtand an den Straßenecken und zählte, und die Breter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er ſtand wieder vor der Frau und ſagte, über des ſterbenden Annchens Bett gebeugt: „Weißt du, warum du erſchrickſt?“ und holte aus zu dem unſeligen Schlage! Selbſt daß er vor dem Vater dalag und hin- und herſann in gräßlich-angſtvoller Haſt, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann war's ihm, als käme er zu ſich und unendliche Zeit ſei vergangen zwiſchen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelſchläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müſſe ja alles gut ſein. Er müſſe ſich nur beſinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen oder ob er ſich angehalten, als ihn der Vater mit hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort ſaß der Vater noch. Er hörte ihn Neun zählen und dann ſchweigen. Die Beſinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber ſchwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein ſcharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um ſeiner gewiß zu ſein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerſtandsloſigkeit des Gliedes, das er gefaßt, es ſei unnötig, den Sohn zu halten, er müſſe ohnmächtig ſein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, ſo mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehn. Auch dieſe Ohnmacht konnte den Verdacht entſtehen oder wachſen machen. Er erhob ſich und wandte ſich von der Dachlucke nach dem Kommenden. Er war unſchlüſſig, ſollte er die Lucke mit ſeinem Körper decken oder dem Kommenden entgegengehen. Der Geſelle, den er vorhin nach Brambach geſchickt – denn dieſer war's, der ſo eilig kam –, huſtete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüſtung; ja, er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf Liegenden entziehen, wenn er ihm entgegenging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewiſſer, als wenn er vor der Lucke ſtehen blieb, da es wahrſcheinlich war, er verdecke dieſelbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erſt, wie das, was er heute erfahren, ſeine Kräfte gelähmt. Aber der Geſell merkte nichts davon, als er den alten Herrn, an den Treppenbalken gelehnt, ihm den Weg verſperren ſah.

„Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair?“ fragte der Geſell, indem er auf der Treppe ſtehen blieb.

„Wen?“ fragte Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, ſeine künſtliche Ruhe zu bewahren. War der Geſell in Brambach geweſen, ſo konnte er nicht ſo ruhig ſprechen, er mochte ſprechen, von wem er wollte.

„Nun, er wird nunmehr daheim ſein“, entgegnete der Geſell. Der alte Herr wiederholte ſeine Frage nicht; er mußte ſich an dem Balken feſthalten, an dem er lehnte. „Er war ſchon auf dem Wege,“ fuhr der Geſelle fort; „ich bin mit ihm bis ans Tor gegangen. Da hat er mich zum Blechſchmied geſchickt, ich ſollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wär’. Der Jörg ſagte, er hätt’s ſchon hingeſchafft und käm’ eben vom Turmdach von Sankt Georg, da hätt’ er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab’ ich gemeint, er wird noch oben ſein; und weil’s ſo eilig war, wollt’ ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius heraufſchicken ſoll.“

Jetzt erſt gelang’s Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er ſich hatte feſthalten müſſen, herauf und herunter zu betaſten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu unterſuchen. Da er fühlte, ſeine Hände zitterten, gab er ſeine Unterſuchung auf. Er ſagte ſo grimmig, als er im Augenblicke vermochte: „Ich komme ſelbſt hinunter. Wart’ Er auf dem Abſatz, bis ich Ihn rufe.“ Der Geſell gehorchte. Herr Nettenmair ſchöpfte tief Atem, als er ſich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atem ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er ſich ſeit Valentins Mitteilung befunden, ſich zu löſen begann, trat erſt der Vaterſchmerz hervor, den die leidenſchaftliche Anſtrengung für die Ehre des Hauſes bisher nicht zu Worte hatte kommen laſſen. Er fand nun erſt Zeit, das Unglück des rechtſchaffenen Sohnes zu beweinen, als ſich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn ſchwebt noch immer in der gleichen Gefahr, ſolang der ſchlimme ſich in ſeiner Nähe befindet. Auch dieſen Fall hatte er in ſeinem Plane vorgeſehen und ſich geſagt, was er dann tun müſſe. Die bisherige Kraft, die nur eine angemaßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlaſſen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohnes und die Ehre ſeines

Hauſes. Er taſtete ſich nach der Dachlucke hin. Fritz Nettenmair war unterdes aus ſeiner Betäubung wieder erwacht, und es war ihm gelungen aufzuſtehen. Der alte Herr hieß ihn von der Rüſtung hereintreten und ſagte: „Morgen vor Sonnenaufgang biſt du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein anderer Menſch werden kannſt. Hier biſt du in Schande und bringſt Schande. Nach mir gehſt du heim; Geld ſollſt du haben; du machſt dich fertig. Du haſt ſeit Jahren nichts für Weib und Kind getan; ich ſorge für ſie. Vor Tagesanbruch biſt du auf dem Weg. Hörſt du?“

Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen geſehen; nun ſollte er leben! Leben, wo niemand wußte, was er getan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräuſch mit dem Wahnbild des Häſchers ſchrecken durfte. In dieſem Augenblick fühlte er ſelbſt das als ein Glück, daß er fern ſein ſollte von dem Weibe, um das er alles getan, was er getan, und in deren Anſchauen er Tag für Tag alles mitſehen ſollte, was er getan; die ſeine Tat wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hauſe, in dem ihn ſtündlich alles erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergeſſen hoffte, und ſich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebſten wäre er ſogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt ſtand, dem Rettungshafen zugeeilt.

„Apollonius iſt nicht geſtürzt“, fuhr der Alte fort, und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel verſank. Das alte Geſpenſt hatte ihn wieder in ſeinen Fäuſten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch ſich gefreut. Mit dem Gegenſtande ſeines Haſſes lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllenflammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler tot. Gewiſſensangſt, das drohende Jenſeits, alles war erträglich, nur eins nicht: ſie in ſeinen Armen zu wiſſen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. „Du gehſt!“ ſagte er, als dieſer ſchwieg. „Du gehſt! Du biſt morgen vor Tag noch auf dem Weg nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande ſein, ſo iſt's beſſer bloße Schande als Schande und Mord. Denk', ich hab's geſchworen, und nun tu', was du willſt."

Der alte Herr rief den Geſellen herauf und ließ ſich heimführen.

Unterdes war das Gerücht, das dem alten Herrn auf ſeinem Wege nach Sankt Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Laden ſteht. Vor den Fenſtern erzählte es ein Vorübergehender einem andern. Die Frau hörte nichts als: „Wißt Ihr's ſchon? In Brambach iſt ein Schieferdecker verunglückt." Dann ſank ſie vom Stuhle, von dem ſie aufſpringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin ſeinen Schmerz um Apollonius über der Angſt und Sorge um die Frau vergeſſen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der ſcharfen Kante des Stuhlbeins bewahren. Da ſaß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von ſeinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Geſicht. Ihre vorderen Haare hatten einen Drang, ſich in natürlichen Locken zu kräuſeln, den ſie durch das ſcharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten ſie die Ohnmacht ihrer Beſitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte ſich die Hände frei, indem er ihre Laſt vorſichtig leiſe auf den Boden gleiten ließ, und verſuchte die Haare aus dem Geſicht zu ſtreichen. Er mußte ſehen, ob ſie noch lebe. Das verurſachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angſt machte ſeine alten Hände noch ungeſchickter; dazu kam die eigene Scheu, die einen alten Junggeſellen unerbittlich in ſo enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigenſinn der Haare, die immer wieder im krauſen Gelock über dem Geſichte zuſammenſchlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten ſich dagegen, er ſah, wie ſie die Haare mit ihren Schlägen bewegten, und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tiſch ſtand eine Flaſche mit Waſſer; er goß ſich davon in die hohle Hand und ſpritzte es ihr auf Haare und Geſicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung;

er half ihr den Oberleib aufrichten und ſtützte ihn. Sie ſtrich ſich nun ſelbſt die widerſtrebenden Haare aus dem Geſicht und ſah ſich um. Ihr Blick hatte etwas ſo Fremdes, daß der Valentin von neuem erſchrak. Dann nickte ſie mit dem Kopfe und ſagte mit leiſer Stimme: „Ja.“ Valentin verſtand, ſie ſagte ſich, ſie habe die ſchreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, ſie ſagte ſich wohl, was geſchehen, aber ſie begriff es nicht. Es war, als ginge es nicht ſie an, was ſie ſich ſagte, und als beſänne ſie ſich, wen es wohl betreffen möge. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn ſie dahinter kam, aber ſie wußte in dem Augenblicke nicht, was Schreck iſt und Schmerz; ein traumhaftes Vorgefühl von Händezuſammenſchlagen, Erbleichen, Umſinken, Aufſpringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem ſie vorbeiwankt, niederſinken möchte und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wilden Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Bruſt Sinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorgefühl von alledem wandelte in der Stube vor ihr wie ihr eigenes undeutliches fernes Spiegelbild hinter einem bergenden Florſchleier. Näher und unterſcheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum ſtechenden Schmerze wuchs, und das angſtvolle Wiſſen, er müſſe ſie erſticken, wenn ſie das Weinen nicht finden könne, das alles heilen müſſe. So ſaß ſie lange regungslos und hörte nichts von alledem, was der alte Valentin in ſeiner Angſt ihr vorſprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte ſelbſt nicht an ſeine Troſtgründe, wenn er ihr beweiſen wollte, Apollonius könne nicht verunglückt ſein, er ſei zu vorſichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geſchichte aus ſeiner Jugend, wo ſich Leute, die nun lange tot ſind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten ſchrecken laſſen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beſchrieb die Perſonen, als müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn ſie den alten Amtmann Kern und ſeine Haushälterin vor den Augen ihres Geiſtes ſähe, wie ſie damals leibten und lebten. Er hätte ſein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er wußte in ſeiner Ratloſigkeit nicht wie. So ſuchte er ſich ſelbſt über die Angſt des Augenblicks durch immer eifrigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauſchte er die kleinſte Bewegung in den Zügen des bleichen ſchönen Geſichtes; und je ſchöner und jugendlicher es ihm vorkam, deſto ſchwerer ſchien ihm, was ſie litt, und deſto eifriger wurde ſein Erzählen. Als eine ſiebenzehnjährige Braut hatte er ſie in das Haus mit den grünen Laden einziehen ſehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vierundzwanzigſtes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen ſpielendes Kind geweſen, was hatte ſie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie ſchön war ſie immer geblieben in ihrem Dulden, wie ſchön hatte ſie geduldet! Nun lag ſie zerbrochen als halb aufgeſchloſſene Blume da vor ſeinen alten Augen, die ſo oft um ſie geweint, mehr über die Milde und unbewußte unzerſtörbare Hoheit, womit ſie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück ſelbſt. Es gibt rührende Geſtalten, die die Angſt, die ſelbſt der Zorn nicht entſtellt, die in all ihrem Tun, ſelbſt in ihrem Lächeln, ſelbſt in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anſchauen denken müſſen. Es iſt auch keine ſchmerzliche Rührung, die wir da empfinden, und der Schmerz ſelbſt hat auf ſolchem Geſicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu tröſten und rührend zu erheben, indem er uns zum tiefſten Mitleid mit ſeinem Träger dahinreißt. Als eine ſolche Geſtalt hatte Chriſtiane, ſolang er ſie kannte, vor des alten Valentin Augen geſtanden, als eine ſolche lag ſie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte ſie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf; er ſah, ſie war gerettet. Er las es in ihrem Geſichte, das, ſo ehrlich wie ſie ſelbſt, nichts verſchweigen konnte. Er ſaß und hörte mit ſo freudiger Aufmerkſamkeit auf ihr Weinen, als wär's ein ſchönes Lied, das ſie ihm vorſänge. In den Augenblicken, wo der Menſch der ſtärkeren Natur ſich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am ſicherſten ſeine wahre Art. Was von Tierheit im Menſchen unter der hergebrachten Schminke ſogenannter Bildung oder vorſätzlicher Verſtellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Chriſtianens Stimme im hingegoſſenen

Weinen, welche ſie nach dem Schlag über Annchens Bett im Doppelſchrei von Schmerz und Entrüſtung nicht verloren hatte. Sie hatte ſich ausgeweint und erhob ſich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie machte ſich zum Ausgehen fertig. Ihr Weſen hatte etwas feierlich Entſchiedenes angenommen. Valentin ſah's mit Erſtaunen und Sorge. Ihm fiel ſeine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängſtlich, ſie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. „Aber ich darf Sie nicht fortlaſſen", ſagte er. „Der alte Herr hat mir's mit Ketten auf die Seele gebunden."

„Ich muß," ſagte ſie. „Ich muß in die Gerichte. Ich muß ſagen, daß ich ſchuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird ſich meiner Kinder annehmen. Ich möchte den Herren ſagen, ſie ſollen ihn zu dem Annchen legen; er hat's ſo liebgehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden ſie nicht tun. Nein, davon will ich nichts ſagen."

Valentin wußte nicht, was er erwidern ſollte. Er durfte ſie nicht fortlaſſen und ſah an ihrer Entſchiedenheit, er würde ſie nicht aufhalten können. „Wenn nur der alte Herr erſt dawäre!" dachte er. Er ſagte: „Täten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zulieb?"

Sie ſah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: „Wie Ihr fragen könnt? Ihr habt ihn immer liebgehabt, und das vergeſſ' ich Euch nicht, ſolang ich noch lebe. Er iſt geſtorben, und ich muß auch ſterben. Kann ich Euch noch etwas tun, eh' ich gehen muß, ſo dürft Ihr's nur ſagen. Wenn ich's auch tun kann, und wenn Ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehen ſoll."

„Nein," ſagte der Alte. „Das nicht. Aber wenn Sie nur ſo lange bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortlichkeit ledig bin." Dem Alten war's nicht allein um ſich zu tun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in ſeiner Geiſtesgegenwart ein Mittel finden, wodurch ſie von ihrem Vorhaben abzubringen ſei.

Die Frau nickte ihm zu. „So lang will ich warten," entgegnete ſie.

Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu ſehen, ob Herr Nettenmair noch immer nicht komme. Chriſtiane holte ihr Geſangbuch vom Pulte und ſetzte ſich damit an den Tiſch.

Der Valentin blieb länger aus, als er ſelbſt gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinausgegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er ſtand immer im Begriff, etwas zu tun oder zu ſagen, worüber er erſchrak und etwas anderes tat oder ſagte und wiederum ungewiß ſchien, ob er nicht auch darüber erſchrecken ſollte. Immer, und wenn er gar nichts geſagt hatte, meinte er, er habe zuviel geſagt. Manchmal war's, als ob er lachte; dann ſah er wieder deſto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er ſprach; denn er redete vom Wetter. Dazwiſchen machte er ſich viel an der Tür zu ſchaffen, die er immer wieder einmal öffnete; zuletzt blieb er im Hausflur ſtehn, wo er den Gang nach dem Schuppen hin überſehen konnte; und es waren die wunderlichſten Vorwände, durch die er all dieſe Tätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erſt die Veränderung nicht, dann beobachtete ſie ihn verwundert und immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er ſie angeſteckt mit ſeinem Weſen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte ſie in Hoffnung auf, wenn er dann ſein trauriges Geſicht machte, drückte ſie die Hände zuſammen und wurde wieder bleich. Sie folgte ſeinen Augen, ihm ſelbſt nach der Tür und erſchrak, ſooft er ſie öffnete. Dabei ſprachen ſie immer vom Wetter; wären ſie ruhig geweſen, ſie hätten über ihre eigenen Reden lachen müſſen; aber man ſah, er fürchtete ſich, etwas zu ſagen, ſie fürchtete ſich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte ſie beide Hände bald gegen das Herz, das das Mieder durchſchlagen wollte, bald gegen die brennenden hämmernden Schläfen. Der Alte meinte ſie endlich vorbereitet genug, das Wetter fahren zu laſſen. „Ja", ſagte er, „es iſt ein Tag, wo die Toten aufſtehen möchten, und wer weiß – aber tun Sie mir noch das zulieb und erſchrecken Sie nicht!" Sie erſchrak dennoch. Sie ſagte zu ſich: „Aber es iſt ja nicht möglich!" Und ſie erſchrak doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. „Da ſehen Sie einmal dahinter," ſchluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie ſah den Gang hin; ſie hatt' es getan, eh' der Alte ſie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Vordertür, dem alten Herrn die Freudenpoſt zu bringen, ſelig und ſtolz auf ſein klug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt ſich feſt an dem Türpfoſten, als ſie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Türpfoſten ſtand nicht mehr feſt, ſie ſelbſt nicht mehr auf dem feſten Boden; ſie ſchwindelte zwiſchen Himmel und Erde. Und als ſie ihn kommen ſah, war nichts mehr auf der Welt für ſie als der Mann, um den ſie wochenlang mehr als Todesangſt geduldet. Alles ging um ſie im Wirbel, erſt die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter und ſie würde erdrückt im Wirbel, hielte ſie ſich nicht feſt an ihm. Sie fühlte, wie ſie hinſank, dann nichts mehr.

Apollonius war hinzugeeilt und hatte ſie aufgefangen. Da ſtand er und hielt das ſchöne Weib in ſeinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und ſie war bleich und ſchien tot. Er trug ſie nicht in die Stube, er ließ ſie nicht herabgleiten auf die Erde, er tat nichts, ſie zu beleben. Er ſtand verwirrt; er wußte nicht, wie ihm geſchehen war, er mußte ſich beſinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht geſprochen; er hatte nur durch den Geſellen, der vom Blechſchmied nach Sankt Georg eilte, erfahren, Apollonius folge ihm und werde bald hier ſein. Apollonius war vom Nagelſchmied am Tore aufgehalten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte ſich nicht denken warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Tambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechſelt hatte und daß jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächſte Augenblick bringen ſollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte ſogleich zu dem Vater auf deſſen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herſtürzen und mit dem Umſinken kämpfen ſehen und war ihr entgegengeeilt. Und nun hielt er ſie in den Armen. Die Geſtalt, die er, ſchmerzlich-mühſam und doch vergebens, ſeit Wochen von ſich abzuwehren gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all ſein Weſen in eine Bewegung brachte, die er ſich als Sünde vorwarf, lag in ſchwellender, atmender, laſtender, wonneängſtigender Wirklichkeit an ihn hingegoſſen. Ihr Kopf lehnte rückwärts geſunken über ſeinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz ſehen, das ſchöner, gefährlich ſchöner war, als ſeine Träume es malen konnten. Und jetzt überflog ein Roſenſchein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den milden ſelbſtgeſchlungenen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten ſich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun ſah ſie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie ſie hierher und in ſeine Arme gekommen, ſie wußte nicht, daß ſie in ſeinen Armen lag; ſie wußte nichts, als daß er lebte. Wie konnte ſie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, ſie umſchlang ihn mit beiden Armen, um ſeiner gewiß zu ſein. Und doch fragte ſie noch in angſtvoll drängender Haſt: „Und biſt du's denn auch? Biſt du's auch gewiß? Und lebſt noch? Und biſt nicht geſtürzt? Und ich habe dich nicht getötet? Und du biſt's? Und ich bin's? Aber er – er kann kommen!“ Sie ſah ſich wild um. „Er will dich töten. Er wird nicht eher ruhen.“ Sie umfaßte ihn, als wollte ſie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß ſie die Angſt über der Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob er's auch ſei. Aber ſie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm alles ſagen, was jener ihm getan und was er ihm noch zu tun gedroht. Sie mußte es ſchnell; jeden Augenblick konnte jener kommen. Warnung, ſüß-unbewußtes Liebesgeſchwätz, Weinen, Lachen; Seligkeit, Angſt, Schmerz um das verlorene Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Bedürfnis der Liebe, mit allem, was ſie iſt, was ſie freut, was ſie bekümmert, ein Gedanken ſeines Geiſtes, ein Gefühl ſeiner Seele zu ſein, das er denkt und fühlt wie ſeine andern; bräutliche Verwirrung und Vergeſſen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Daſein iſt – denn alles, was war und werden kann, iſt bloß Schatten – was ſie erzählt, hat ſie geträumt und erlebt, fühlt und weiß es erſt jetzt; was geweſen iſt und kommen wird, iſt geweſen und kommt nur, damit dieſer Augenblick ſein kann; vor und nach dieſem Augenblick iſt die Zeit zu Ende: alles das durchdrang ſich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klang der fliegenden, ſich preſſenden Rede. „Er hat mich und dich belogen. Er hat mir geſagt, du verhöhnteſt mich und hätteſt meine Blume vor den Geſellen ausgeboten. Auch du weißt's ja noch, beim Pfingſtſchießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du haſt's ihm geſchickt. Ich hab's geſehen. Ich wußte nicht warum. Du haſt mich gedauert. Daß du ſo ſtill warſt und trüb und ſo allein, das hat mir weh getan. Da hat er mir beim Tanz geſagt, du hättſt deinen Spott über mich. Da gingſt du in die Fremde, und er hat mir geſagt, wie du in deinen Briefen über mich ſpotteſt: das tat mir weh. Du glaubſt nicht, wie weh mir das tat, wenn ich ſchon nicht gewußt hab' warum. Der Vater wollte, ich ſollte ihn frein. Und wie du kamſt, hab' ich mich vor dir gefürchtet; du haſt mich immer noch gedauert, und ich hab' dich immer noch geliebt und wußt' es nur nicht. Er ſelbſt hat mir's erſt geſagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht ſchlecht werden und will's auch nicht. Gewiß nicht. Dann hat er mich gezwungen zu lügen. Dann hat er mir gedroht, was er dir tun wollte. Er wollte machen, daß du ſtürzen müßteſt. Es wär' nur Scherz; aber ſagt' ich's dir, dann wollt' er's im Ernſte tun. Seitdem hab' ich keine Nacht geſchlafen; die ganzen Nächte hab' ich aufgeſeſſen im Bett und bin voll Todesangſt geweſen. Ich hab' dich in Gefahr geſehen und durft' es dir nicht ſagen und durfte dich nicht retten. Und er hat die Seile zerſchnitten mit der Axt in der Nacht, eh' du nach Brambach gingſt. Der Valentin hat mir's geſagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen ſchleichen ſehen. Ich hab' dich tot gemeint und wollte auch ſterben. Denn ich wär' ſchuld geweſen an deinem Tod und ſtürbe tauſendmal um dich. Und nun lebſt du noch, und ich kann's nicht begreifen. Und es iſt alles noch, wie es war: die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du biſt doch nicht tot. Und ich wollte auch ſterben, weil du tot warſt. Und nun lebſt du noch, und ich weiß nicht, iſt's wahr oder träume ich's nur. Iſt's denn wahr? Sag' du mir's doch: iſt's wahr? Dir glaub' ich alles, was du ſagſt. Und ſagſt du, ich ſoll ſterben, ſo will ich's, wenn du's nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauſcht, daß ich dir's ſagte, was er will. Schick' den Valentin in die Gerichte, daß ſie ihn fortführen und er dir nichts mehr tun kann!“

So ſchwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in ſeinen Armen fort. Alles vergeſſend, wie ein Kind an einem Abgrund ſpielend, den es nicht ſieht, ruft ſie unbewußt eine Gefahr herbei, tödlicher als die, über deren Vorbeigehen ſie jubelt, drohender als die, wogegen ſie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenſchaftlich Tun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkoſungen, was ihr warmes ſchwellendes Umfangen in dem Manne aufregen muß, der ſie liebt; daß ſie alles tut, was den Mann, deſſen Rechtlichkeit und Edelmut ſie ſich ſo unbekümmert anheimgibt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergeſſen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf ſie in ihm entzündet und wie ſie ihm den Sieg erſchwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in ſeinen Armen war ſein; der Bruder hat ihn um ſie und ſie um ihn betrogen. Jetzt weiß er's, wo das Weib in ſeinen Armen ihm die Größe des Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat ſie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, getan, verfolgt er ihn noch und ſteht ihm nach dem Leben. Gehört das Weib dem, der ſie ihm geſtohlen, der ſie mißhandelt, den ſie haßt? oder ihm, dem ſie ſchändlich geſtohlen worden iſt, der ſie liebt, den ſie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken: hundert einzelne Empfindungen, die, in den Strom eines tiefen und wilden Gefühls hingeriſſen, durch ſeine Adern ſtürzten und die Muskeln ſeiner Arme ſpannten, etwas, das ſein iſt, an ſein Herz zu preſſen. Aber eine dunkle Angſt drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe feſt. Das Gefühl, er will etwas tun, und er iſt ſich nicht klar, was es iſt, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird — er läßt ſich fortreißen; die dunkle Vorſtellung, als ſtehe er wie an ſeinem Tiſche und, bewege er ſich, eh' er ſich umgeſehn, könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäſche oder ein wertvolles Papier werfen: alledem lag die angſtvolle Vorahnung zugrunde, er könne mit einer Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gutzumachen ſei. Er rang ſchon lange unter den berauſchenden Tönen nach etwas, bevor er wußte, daß er rang und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis ſeiner Natur. Und nun kam ſie ihm und ſagte: „Das Wort, das du gegeben haſt, iſt, die Ehre des Hauſes aufrecht zu erhalten, und was du tun willſt, muß ſie zernichten.“ Er war der Mann und mußte für ſich und ſie einſtehen. Die Klarheit brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung ſprach, mit aller Schmach, die ſie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Geſichtes, das an ſeinem Herzen lag und ſchwärmend zu ihm aufſah, und wie er mehr an ihr und an ſich ſelbſt verderben würde, als das war, worüber er ihren und ſeinen Feind anklagte. Noch ſtand die heilige Scheu ſchützend zwiſchen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick für immer verſcheuchen konnte. Und doch ſah er angſtvoll ſich nach einem Helfer um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußt' er ſie aus ſeinen Armen laſſen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über ſeine Schwäche, die die Hülfe außen ſuchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftloſe ſanft auf den Raſen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er ſie erſt. Er mußte ſich abwenden und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da ſah der jüngſte Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in ſeine Arme, drückte es an ſein Herz und ſtellte es zwiſchen ſich und ſie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an ſein Herz gedrückt, entband ſich der wilde Drang, und nun erſt löſten ſich die geſpannten Muskeln. Er hatte ſie in dem Kinde an ſein Herz gedrückt, wie allein er ſie an ſein Herz drücken durfte.

Die Frau ſah ihn den Knaben zwiſchen ſich und ihn ſtellen und verſtand ihn. Glühende Röte ſtieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erſt, daß ſie in ſeinen Armen gelegen, daß ſie ihn umfaßt und mit ihm geſprochen hatte, wie es nur erlaubte

Liebe darf. Sie ſah nun erſt die Gefahr, an deren Abgrund ſie ihn und ſich geſtellt. Sie richtete ſich auf den Knieen auf, als wollte ſie ihn flehen, ſie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte ſie belauſcht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte ſie ihn durch die Freude über ſeine Rettung erſt verdorben. Er ſah das alles und litt es mit ihr. Er hatte ſich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber in ſeinem Innern war der Kampf ſelbſt nicht ausgekämpft. Er neigte ſich zu ihr und ſagte: „Du biſt meine brave Schweſter. Du biſt braver als ich. Und über uns und deinem Manne iſt Gott. Aber nun geh hinein, Schweſter, liebe brave Schweſter.“ Sie wagte nicht aufzuſehen, aber durch die geſenkten Lider ſah ſie ſeine Milde, das tiefe unausſchöpfbare Wohlwollen, die unvertilgbare Menſchenachtung auf ſeiner leuchtenden Stirne und um den ſanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßſtab war, wußte ſie nun, ſie war nicht ſchlecht, ſie konnt' es nicht werden; er trug ſie bewahrt wie die Mutter das Kind vorſichtig auf ſtarken Armen. Er wuchs ihr, wie ſie ihn durch die geſenkten Lider ſah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht ſchaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, ſie aufzurichten. Sie bebte unter der Berührung, und wie ſie noch auf den Knieen lag, ſtieg ihr Gedanke zu ihm auf wie ein Gebet. Er führte ſie an die Türe. Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Geſellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachſchlich, ſah noch, wie er ſie führte.

17

Von allem, was er heute gewollt und gelitten, ſtand nichts in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu leſen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundloſe Einbildungen anhören; denn die Geſchichte hatte ſich ausgewieſen, wie ſie war, nicht wie ſie der Valentin zuſammengeängſtelt hatte. Der Reiſe Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lang von demſelben gehegten, aber von ihm erſt heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, ſogleich mit den Geſchäftsbüchern auf des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geſchäftes genau kennen lernen; ſein wahrer Zweck dabei war, Apollonius ſo lange bei ſich in Sicherheit zu behalten, bis ſein Bruder abgereiſt ſei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächſten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reiſe bis Hamburg beſchaffen. Dort wußte er einen frühern Kölner Freund, der ſich in ſehr guten Verhältniſſen befand und der, um manche geleiſtete Dienſte zu vergelten, ihm öfter und noch neulich eine Geldhülfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stübchen ſchrieb er an ihn. Der Freund ſollte dem Bruder einen Platz auf einem Paſſagierſchiff beſorgen, ſeine Aufenthaltskoſten beſtreiten und ihm — aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt — eine gewiſſe Summe Geldes übermachen, alles auf Apollonius' Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Poſt, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair einſchreiben zu laſſen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher ſollte Valentin auf dem Zeuge ſein und ſich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden immer ſchwüler geworden. Dieſe Nacht mit ihrer ſtillen Unruhe glich der angſtvollen Stille, darin die Kräfte eines Meerſturms ſeinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eigenes Treiben. Wer in dieſer Nacht in das Haus, aber nicht in die Seele der Menſchen hätte hereinſehn können, der wäre aus einer Befremdung in die andere gefallen. Sonſt, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reiſe ſich rüſtet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen ſich die übrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden ſie ausgenoſſen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen ſich in ihnen zuſammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu ſehen. Nach Fritz Nettenmair ſahen die Leute im Hauſe nicht. Sie ſchauderten, ihm zu begegnen, als wär' er ein ſchreckendes Geſpenſt. Und wie ein ſolches ſchlich er darin umher und wich den Menſchen aus, wie ſie ihm. Und die Menſchen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, ſind nicht fremde: ſein Vater iſt's, ſein Bruder, ſein Weib und ſeine Kinder. Ein Reiſender, der nicht geſehen wird, der ſich nicht ſehen läßt, der kein Lebewohl gibt und kein Lebewohl nimmt und der doch freiwillig reiſt und deſſen Reiſe die andern wiſſen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geſchäftsbücher vorleſen, ein wunderlich-zweckloſes Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiſte bei den Zahlen. Und der alte Herr tat noch dazu, als wiſſe er alles ſchon. Daß Apollonius ihm die Gefahr des Hauſes verſchwiegen, erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die ſich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen ſehen. Aus ſeinen diplomatiſchen Reden, zu denen er ſich bisweilen zuſammenraffte, um dem Schattenſpiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehen laſſen, um zu zeigen, wohin es kommen müſſe, wenn er die Hand vom Ruder abziehe, und daß er geſinnt ſei, von nun an ſelbſt wieder das Schiff zu leiten. Dazwiſchen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Tambach wiſſe. Apollonius konnte ihm ſagen, er kenne den Mann; es ſei derſelbe ungemütliche Geſell, der vordem bei ihnen geweſen. „So?" ſagte der alte Herr gleichgültig. „Und weiß man, was die Urſache war?" Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten geriſſen, ſei ein faſt neues, aber es müſſe an der Stelle des Riſſes rundum mit einem ſcharfen ſpitzen Werkzeug durchſchnitten geweſen ſein. Der alte Herr erſchrak. Er ahnte einen Zuſammenhang, auf den auch andere kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren, müſſe auf dem Rückweg ein Anſchleifeſeil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müſſe einen Zuſammenhang ahnen, wenn nicht mehr als nur ahnen, und habe durch die Antwort an Valentin ihn den Augen des alten Geſellen entziehen wollen. Er ſah, daß Apollonius in ſeinem, des alten Herrn, Geiſte verfuhr. Von dieſer Seite war alſo nichts zu fürchten. Aber es konnten Umſtände im Spiele ſein, die trotz Apollonius' Vorſicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ ſeine Zurückhaltung, ſo ſchwer dies ihm fiel, diesmal beiſeite, und auf wiederholte Fragen mußte Apollonius ſagen, was er wußte. Es war folgendes. Den erſten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geſelle war in dem Wirtshaus geweſen, als er ankam. Denſelben Abend noch hatte er ihn über den Hof ſchleichen ſehen. Am andern Morgen fehlte das Seil. Er hatte ſogleich Verdacht auf den Geſellen, aber nach ſeiner gewiſſenhaften Weiſe zögerte er, ihn auszuſprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Tor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen, zugleich, daß der Geſell bei keinem Meiſter geſtanden, ſondern auf eigene Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Tambach unternommen. Ein Stück des von ihm hinterlaſſenen Handwerkszeugs, ein Zimmerbeil, war ſchon von dem rechtmäßigen Beſitzer beanſprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Chriſtianens ihn gewiß, das Seil, durch deſſen Zerreißen der Geſell verunglückt, war das ſeine. Wie die Sache nun ſtand, durfte er ſich natürlich nicht zu dem Eigentumsrechte daran bekennen; er mußte ſeiner Ehrlichkeit ſogar den Zwang antun, durch Erdichtungen fremder Vermutung der Wahrheit zuvorzukommen.

Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu leſen. Apollonius tat es, aber im Geiſte waren beide wiederum bei andern Dingen. Apollonius wollte ſich zwingen. Es war ſeiner ſonſtigen Art geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu ſein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in dieſe gleichgewichtige wohlgeordnete Seele herüber. Endlich kam Valentin, erhielt das Reiſegeld für Fritz Nettenmair und die Anweiſung an den Hamburger Freund und die Weiſung, das Gepäck des Reiſenden nach dem Poſthofe zu tragen und, etwaigen Auftrages harrend, in ſeiner Nähe zu bleiben, bis er abgefahren ſei. Eine Stunde ſpäter kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Nettenmair freue ſich auf das neue Leben in Amerika. Sie ſollten ſich wundern über ihn, wenn ſie ihn wiederſähen. Er konnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete ſich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr leſen, und ſchickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzuſetzen, müſſe ſich ein andermal Zeit finden.

Und Fritz Nettenmair? Wie war ihm zumut in dieſer Nacht? Als er, ruhelos wie ein gequälter Geiſt, bald händeringend bald fäuſteballend den Gang vom Hauſe nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hauſe ſchlich? Bald ſchrak er vor einem fallenden Blatt zuſammen, bald wünſchte er, das Haus ſtürzte über ihn und begrübe ihn. Sooft er den Weg durch den Gang zurücklegte, ſo oft bäumte ſich ſeine Seele im wildeſten Trotz empor und ſank wiederum in die hingegebenſte Hülfloſigkeit zurück. Er war entſchloſſen zu gehen – und ſie dem Gehaßten zu überlaſſen? Daß ſie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja ſo weit gebracht, um ihn loszuwerden; dann war ihr einziger Wunſch erfüllt. Nein! Er wollte bleiben! er mußte bleiben! – und dann faßten ihn wieder die Gerichte – denn der im blauen Rocke hielt ſein Wort – und ſchloſſen ihn mit Ketten feſt, und – dann war's dasſelbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. Fritz Nettenmair bewegte heftig die Arme vor ſich hin, als rüttelte er ſchon an den Gittern des Kerkerfenſters, und atmete ſo mühſam, als erſtickte ihn ſchon der Dunſt der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abſpannung das ganze Bewußtſein ſeines grenzenloſen Elendes, der Jammer gänzlicher Verlaſſenheit. Goldene Bilder ſtiegen auf; die verlorene Seligkeit marterte ihn mehr als die gewonnene Verdammnis. Da hüpfte er als ſchuldloſes Kind den Gang hin, dem entlang er jetzt die Überlaſt ſeines Elends ſchleppte; da waren Menſchen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, ſo ſüß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menſchen verachteten ihn; die ihn lieben ſollten, ſchauderten vor ihm. Oh, nur ein einzig Herz, dem ſein Scheiden weh täte, und er ginge und würde ein anderer Menſch! Jetzt ſieht er jeden freundlichen Blick, den er in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft nicht beachtet. Das Lächeln um die angſtzuckenden Lippen des kleinen Annchens ſteigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückſtieß, die immer wiederkam, ſooft er ſie zurückſtieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo ſie ihn retten könnte, wär' ſie nicht tot durch ſeine Schuld, jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit ſo ſchmerzlicher Gewalt, daß er ſein eigen Elend darüber vergäße, wär's nicht ein Teil davon. Das Annchen iſt tot, aber er hat noch Kinder; ſie müſſen ihn lieben, ſie ſind ja ſein. Sein Herz ſchreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen ſich krampfhaft, etwas, was ſein iſt, an ſein Herz zu preſſen, damit er weiß, er iſt nicht verloren; und verloren iſt keiner, der noch einen Menſchen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, die Hausflur hindurch, durch Stuben- und Kammertür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, gibt dem Vater Schein genug, ſeine Kinder zu ſehn. An dem nächſten kleinen Bette ſinkt er in die Kniee. Ein längſt verlernter Laut flüſtert durch ſeine Lippen, und wie ihn dieſe Lippen nie flüſtern gekonnt. „Fritz!" Er will die Kinder nur einmal an ſein Herz drücken, ihre Liebe ſehen und – gehen. Gehen und ein anderer Menſch werden, ein beſſerer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnet er die großen Augen und – erſchrickt. Vor dem Mann an ſeinem Bette fürchtet er ſich. Es iſt ein fremder Mann. Ein ſchlimmerer Mann als ein fremder Mann. Oh, nur ein zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es iſt der Mann, der das Kind ſo oft zornig angeblickt, der Mann, vor dem die Mutter es in die Kammer ſchloß, weil es nicht ſehen ſollte, was der Mann ihr tat. Und dann ſtand es zitternd und horchte an der Tür, dann ballten ſich die kleinen Händchen im ohnmächtigen Zorn. Er hat ja das Kind ihn haſſen gelehrt, nicht ihn lieben.

„Fritz," ſagte der Vater voll Angſt, „ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich ſchicke dir ſchöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tauſendmal an dich."

„Ich will nichts von dir," ſagte der Knabe furchtſam-trotzig. „Onkel Lonius gibt mir Äpfel; ich mag deine nicht."

„Haſt auch du mich nicht lieb?“ ſagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen.

Der kleine Georg flieht zum Bruder in deſſen Bett. Dort halten ſich die Kinder in Angſt umſchlungen. Dennoch iſt er trotzig, und ſoviel Widerwillen, als ein Kindesauge faſſen kann, blickt aus dem ſeinen. „Die Mutter hab' ich lieb, den Onkel Lonius hab' ich lieb,“ ſagt das Kind; „dich mag ich nicht. Laß uns gehn, ich ſag's dem Onkel Lonius!“

Fritz Nettenmair lacht im wilden Hohn und ſchluchzt zugleich im hülfloſen Schmerz. Die Kinder ſind ja nicht mehr ſein. Er iſt ja ihr Vater nicht mehr. Er iſt's. Er! Seine Kinder ſind's. Er iſt ihr Vater. Er, der ihm alles genommen, hat ihm auch die Kinder genommen. Das, was man dem Elendeſten läßt. Wenn er gehen müßte, er! die Kinder hingen ſich an ihn; eher riſſen die Händchen, als daß ſie ihn ließen. Und das Weib hier, dies ſchöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das ſelbſt die Lampe liebend all ihre Strahlen ſammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt als ſie von der Lampe; dieſes Weib, ſein Weib, ſeins! „Auch ſein wie alles, was einmal mein war! Sie iſt in ihren Kleidern zu Bett gegangen; ſie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ginge er, dieſe Roſen würden bleich, ſie flöſſe ſterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von ihm zu ſein. Wie ſie auffahren würde, ſagte ihr einer in den Traum hinein, den ſie von ihm träumt, denn ſie lächelt: ‚Er geht!‘ Er, ihr — Nein! ich will nicht gehen! Nein! ich kann nicht gehen! Lieber tauſendmal ſterben!“ Und er hat ja dem Tode ſchon ins Angeſicht geſehen, vor Stunden erſt, als er vor dem Vater auf der Rüſtung hingeſtreckt lag. Es war ein Kinderſpiel, das Sterben, gegen ſolch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wär' es noch, wär' auch er noch tot. Und er wär' an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teufliſchen Engelslächeln; und er wär' an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von ſeinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgeſtoßen, an dem toten Annchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er war's ja nicht. Er mußte gehen; er wurde noch elender, als er ſchon war; und die er haßte, die ihn verdorben, wurden glücklich durch ſein Gehen. Er machte ſie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen getan; er haßte in ihnen ſelbſt die Gewalt, die er ſich antun mußte, Teufel in ihnen zu ſehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er ſie angſtvoll ſich verſteckte, ſtanden ſie als Engel über ihm, nun ſo haßte er ſie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Grenze überſchritten, über welche keine Rückkehr mehr iſt. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen ſah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, dieſe Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er todgefaßt vor dem Vater lag, und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies ſich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblickes blieb ihm und tauſchte nur die Perſonen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwiſchen Haus und Schuppen hin- und hertrieb. Seine Arme bewegten ſich ſo heftig als vorhin, aber es waren nicht Gitterſtäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Laden lag ſo friedlich in ſeinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angeſehen, die es hinter ſeinen Wänden barg, keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlorenen Gefäß.

/14

Apollonius war müde vom Wachen und vom Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wiſſen um des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet. Neben dieſem war erſt noch ein anderer Kampf aufgeglommen. Der Vater ſchien nicht an die böſe Abſicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu ſeinem Schutze aufzurufen, ſchauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders Tat bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es gelang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt. Aber wie? Wenn er – ihn verſicherte, ihm ſchwur, daß er in der Frau nur die Schweſter ſehe? Vor einem halben

Jahre noch hätte er das beſchwören können; heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid. Er konnte, wenn der Bruder den entſetzlichen Plan auf ſein Leben nicht aufgab, die Ausführung desſelben erſchweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zuſtande, in welchem Apollonius ſich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünſcht ſein als ſchrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewiſſenspein, alle Sorge ein Ende; aber was ſollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er ſich nicht das Wort gegeben, ſie vor Schande und Not zu bewahren? Dieſen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber ſie machte den alten Kampf nur ſchwerer, indem ſie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entſchloſſen war, die Wünſche, die er verdammen mußte, nicht zur Tat werden zu laſſen. Aber die Wünſche ſelbſt! Wenn kein äußeres Hindernis mehr ihrer Erfüllung im Wege ſtand, mußte ihre Gewalt da nicht wachſen? Die Gewiſſensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo ſie in der täglichen Nähe einen unerſchöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er ſich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebene Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Dieſen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden und Fahrzeug, Flaſchenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte feſt, ſein Auge klar ſein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er ſich nicht erſt ausziehen und zu Bett legen. Er hatte ſich bis jetzt des Sofas, das in ſeinem Zimmer ſtand, noch nicht bedient, darauf zu liegen. Er vermied alles, was zu Verweichlichung führen konnte; ein gleich ſtarker Beweggrund war ſein Bedürfnis, Dinge um ſich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürſten und polieren konnte. Auch in dem Zuſtand von Verſtörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er dieſe Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leiſe liebkoſender Hand über den Bezug des Sofas und ſetzte ſich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf er beim Schreiben ſaß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununterbrochener aufregender Traum. Chriſtiane lag in ſeinen Armen wie geſtern, er kämpfte wieder, aber diesmal ſiegte er nicht; er preßte ſie an ſich. Da ſtand der Bruder neben ihnen, und ſie ſtanden nicht mehr auf dem Gange zwiſchen Schuppen und Haus, ſondern oben am Turmdach auf der fliegenden Rüſtung. Der Bruder wollte ihm die Beſinnungsloſe aus den Armen reißen, um ſie zu mißhandeln; er warf im ſchmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr getan, und im Kampfe um das Weib ſtieß er ihn von der Rüſtung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müſſen. Als er die Augen öffnete, war es Tag und Zeit, an die Arbeit zu gehen. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen. Er ſtand auf. Er hoffte, vor der friſchen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Waſſers, das er ſich nach ſeiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünſche und damit der Gewiſſensvorwürfe über ſie noch immer ſteigerten, von ihm in ſein Stübchen zurückfliehen. Aber es geſchah nicht; ſie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbſt über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an ſeiner Wange, immer fühlte er ſich in ihrem ſchwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenſchaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm ſtand, aus dem Herzen herauf. Er kannte ſich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er ſich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er ſich nicht mit ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bei der Arbeit wußte. Sonſt hatte er gleichſam ſeine eigene heitere Tüchtigkeit mit hineingearbeitet in ſeine Arbeit, und dieſe mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kam's ihm vor, als hämmerte er ſeine unrechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen böſen Zauber zurecht und die Arbeit könne nicht taugen, nicht haltbar werden.

Der Schieferdecker muß beſonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß ſich auf die Berufstreue deſſen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier ſtand, verlaſſen. Die Ungewiſſenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befeſtigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren an dieſen Haken ſeine Leiter hängt, in den Tod ſtürzen. Es war nicht einzuſehen, daß eine Nachläſſigkeit, ein Verſehen in der Arbeit, wie er ſie heute vollendete, eine ſo ſchwere Folge nach ſich ziehen ſollte, aber ſeine natürliche ängſtliche Genauigkeit war noch von ſeinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Hinter dem Kampfe ſeines Gewiſſens mit den Bildern ſeines ſündhaften Traums drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in ſeiner Zerſtreuung ein künftiges Unheil fertig.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Ring, Flaſchenzug, Fahrzeug und Leiter waren entfernt; die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabſteigens gehalten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüſtung und die Stangen, worauf ſie geruht, vom Dachgebälke abgelöſt und ſtand allein auf dem ſchmalen Brete, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrtür hin bildete. Er ſtand ſinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuſchlagen vergeſſen. Er ſah in die Schiefer- und Nagelkaſten ſeines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher haſtiger Schritt tönte unter ihm die Turmtreppe herauf. Er achtete nicht darauf; denn eben ſah er im Schieferkaſten eine zurückgebliebene Bleiplatte liegen. Er hatte nur ſoviel Bleibleche mit ſich heraufgenommen, als er brauchte; eine war alſo von ihm vergeſſen worden; in der Zerſtreuung hatte er eine Befeſtigungsſtelle übergangen. Aus der Ausfahrtür ſah er an der Turmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieſer Turmſeite geſchehen, ſo ließ er ſich vielleicht ohne Fahrzeug beſſern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und ſo war es auch. Etwa ſechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergeſſen, ſie durch die Bleiplatte zu erſetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befeſtigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der Eilende das Ende der Steintreppen erreicht und ſtieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht

Mittag gemacht; aber war er in ſeiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh', bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Dieſe lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er ſich danach herabbeugt, fühlt er ſich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrtür zugeſchoben. Unwillkürlich faßt er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens ſeitwärts über ihm; mit der Linken ſucht er vergebens nach einem Halt. Durch dieſe Bewegung wendet er ſich dem Angreifer zu. Entſetzt ſieht er in ein verzerrtes Geſicht. Es iſt das wildbleiche Geſicht ſeines Bruders. Er hat keine Zeit, ſich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt.

„Was willſt du?" ruft er. Was er auch erfahren, er kann ſich ſelbſt nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm: „Du ſollſt ſie allein haben oder mit hinunter!"

„Fort!" ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze ſind all die Vorwürfe gegen den Bruder in ſein Geſicht heraufgeſtiegen. Mit ſeiner ganzen Kraft ſtößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück.

„Zeigſt du endlich dein wahres Geſicht?" höhnt dieſer noch wütender. „Von jeder Stelle haſt du mich verdrängt, wo ich ſtand; nun iſt die Reih' an mir. Auf deinem Gewiſſen ſollſt du mich haben, du Federchenſucher! Wirf mich hinunter, oder du ſollſt mit!"

Apollonius ſieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er ſich nur mühſam anhält an der ſcharfen Kante des ſtarken Balkens. Er muß den Bruder mit ſeiner ganzen Kraft an den Armen faſſen, ihn herumdrehen und hinunterſtürzen, oder der Bruder reißt ihn mit herunter. Doch ruft er: „Ich nicht!"

„Gut!" ſtöhnt jener. „Auch das willſt du auf mich wälzen! Auch dazu willſt du mich bringen! Nun iſt's mit deiner Scheinheiligkeit am End'!" Apollonius würde einen andern Halt ſuchen, wüßt' er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und ſchon ſtürzt der mit wildem Anlauf heran! Apollonius' Hand rutſcht von der Balkenkante ab. Er iſt verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfaſſen, aber dann ſtürzt den Bruder, den kein Widerſtand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufes durch die Tür. Da ſieht er im Geiſte den alten, braven, ſtolzen Vater, ſie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er ſich gab; er iſt der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demſelben Augenblicke ſtürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen raſſeln, und es ſchlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe geſtört, ſchießen wild hernieder bis zur Ausſteigetür und ſchweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines ſchweren Körpers auf dem Straßenpflaſter. Ein Aufſchrei ſchallt zugleich von allen Seiten. Bleiche lebende Geſichter ſehen auf ein bleicheres totes herab, das blutig auf dem Straßenpflaſter liegt. Dann verbreitet ſich die bleiche Haſt, das Aufſchreien, das Zuſammeneilen, das Händeineinanderſchlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entfernteſten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie ſehen des ſelbſtgeſchaffenen Elends ſoviel unter ſich, daß das einzelne ſie nicht bewegen kann.

Es hat alles auf der Welt ſeinen Nutzen; wenn nicht für den, der es treibt oder an ſich hat, ſo doch für andere. So wurde nun, was Schande über das Nettenmairſche Haus gebracht, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunkſucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn ſchon berauſcht geſehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laſter auf die Rechnung ſtellte. Dieſe Mühe hatten eigentlich nur die erſten; die andern erfuhren ſchon die fertige Geſchichte. Es war gut, daß niemand außer dem Nettenmairſchen Hauſe davon wußte, daß er nach Amerika gewollt und daß er ſelbſt, um bei ſeiner Rückkehr weniger aufzufallen, ſich in ſeinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Poſtwagen geſetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf ſeine Auslieferung hatten, meldeten ſich natürlich nicht. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von ſeiner Abreiſe wußte, ſetzte voraus, er ſei zuerſt in ſeinem Hauſe geweſen und habe ſich da umgekleidet; wer ihm auf dem Rückweg begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend ſonſt von einer Arbeit oder Arbeitsrückſprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umſtände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geſchichte erſt zuſammenzuſetzen, da man ſie ſchon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der Tat an ſeinem gewöhnlichen Zerſtreuungsorte ſtark getrunken und mit ſeiner Wagehalſigkeit geprahlt. Darin hatte er von je, ſeiner Natur nach, die höchſte Eigenſchaft eines vollkommenen Schieferdeckers geſehen und in der Zeit ſeiner Tätigkeit genug Beweiſe davon gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er ſein Meiſterſtück machen, und war ſtark berauſcht von der Schenke nach Sankt Georg gegangen. Alles Umſtände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur beſtätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampf vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauherr hatte ſogleich, nachdem er die Geſchichte erfahren, ſeinen Liebling aufgeſucht und brachte dieſe auf den Turmboden, wo er den Erſchöpften ſitzend fand, ſchon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, dieſen zu fragen. Man erzählte ihm, anſtatt ihn erzählen zu laſſen. Es hatte ihn bei ſeinem Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauſes konnte niemand helfen und den Vater töten. Er ſchwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorene Sohn hatte den Tod abſichtlich geſucht. Er fand, es war ſo gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre ſeines Hauſes ſchonen. Dennoch ängſtete ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umſtände bekannt werden, die den allgemeinen Irrtum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er ſich weder ſeine Meinung noch ſeine Furcht abſehen. Er zeigte ſie ſelbſt Apollonius nicht, der im Glauben, der alte Herr teile die Überzeugung der ganzen

Stadt, ihm nun auch verſchwieg, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnötig erſchrecken und beängſtigen. So blieb die erſte Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, unterſuchend einzuſchreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht, ging glücklich vorüber.

Eines Abends ſah man denn die ſchwarze Bahre vor dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen, das darüber wegſah, um ſein roſiges Ausſehn zu rechtfertigen. Etwas entfernter ſtanden Frauen und Kinder in Gruppen zuſammen, bald leiſe flüſternd, bald voll Aufmerkſamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld ſtieg. Dasſelbe Treiben, dieſelben Empfindungen, mit der die gebildetere Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauſchen ſoll, dasſelbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierher gezogen, das dort die ſchönſten Gewänder der Stadt verſammelt. Zuweilen kommt ein ſchwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düſterer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg ins Haus. Endlich geht die Türe doppelt auf. Der Sarg ſteht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leiſe und in gleichmäßiger Bewegung hebt ſich die ſchwarze wallende Maſſe; nun iſt ſie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt ſich's ſchwankend, flatternd. Obenauf blitzt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und ſagt: was man jetzt der Erde übergibt, hat ehrlich zwiſchen Erde und Himmel hantiert. Die alten Weiber ſchwemmen mit ſüßen Tränen hinweg, was von Schmutz auf ſeinem Andenken liegt. Innerlich geben ſie ſich das Wort, niemand, den ſie daran hindern können, ſoll Schieferdecker werden. Es iſt gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk zwiſchen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem ſchwarzen Flattern zwiſchen den Bretern liegt, ſo ſtumm er iſt, mit erſchütternder Beredſamkeit. Dann muſtern ſie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er ſieht aus wie der Geiſt des ehrlichen Begräbniſſes ſelbſt. Doch über dem ſchlanken hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn vergeſſen ſie die ganze Milde, die ſie vorhin geübt; ſie graben den Toten wiederum aus den naſſen Totenblumen heraus, womit ſie ſeine menſchliche Blöße bedeckt. Seinetwegen wär' der Hammer über ihm voll dunkeln Roſts der Schande; Apollonius iſt's, dem er dankt, daß das Werkzeug ſo ehrenblank über ſeinem letzten Bette liegt. Und ob er's um ihn verdient hat? Das will keine ſagen. Könnte ſie der Tote hören vor den Bretern und dem ſchwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieſer an ihm getan. Und könnt' er vollends dem Bruder in das Herz ſehen, aus dem ſein Tod allen Groll verwiſcht, das ſich Vorwürfe macht, weil es einen Böſewicht ſah, wo es den unglücklichen Wahnſinnigen hätte bedauern müſſen, er ſteifte ſich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weiſe ihres Geſchlechtes ſchlagen die Klageweiber in Eheſtifterinnen um. Und wahrlich! ſie haben nicht unrecht; ein ſchöneres Paar, eines, das beſſer zuſammenpaßte, das ſeiner gegenſeitig ſo wert wäre wie dieſes, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am Roten Adler vorbei. Es war ſchon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Nettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! „Da iſt er ja! da iſt er ja!“ klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber „famos“ konnte es nicht werden trotzdem. Es war derſelbe Weg, den Fritz Nettenmair zurückging, nachdem er den Geſellen begleitet hatte. Damals ſah er im Geiſte den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden ſchwarzen Behänge, und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun war's umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau trug. Und fort ging's immer die Straßen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Tore zerfloſſen wiederum die Weiden in Nebel oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Nettenmair damals den Geſellen im Nebel verſchwinden ſah, verſchwand er heute ſelbſt darin. Ob es ihn freuen würde, wenn ihm einer ſagte, er wird den Freund wiederſehen? Er wird ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen ſie in

Tambach ihn hinaus. Sie haben viel zu ſprechen miteinander. Fritz Nettenmair kann dem Geſellen ſagen, wie ſorgſam er den Gedankenkeim, den jener gegeben, bis zum Zerſchneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Geſell dem ehemaligen Herrn, daß er unter dem Seilſchnitt verunglückte, den dieſer gemacht. Der Geiſtliche, der Fritz Nettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die ſeinem Stande ziemen und für Geld zu haben ſind — weiß nicht, welch fruchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andere Dinge hatten Fritz Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andere dieſe. Auf ſein Grab war ein Stein geſetzt und darauf ſein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer beſcheinigt und der vergeßlichen Nachwelt mit Meißelſtreichen eingeſchärft worden. Man ſollte meinen, die düſtere Wolke über dem Haus mit den grünen Fenſterladen müßte ſich in dem Wetterſchlag entladen haben, der den ältern Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaſter niedergeſchmettert, und das Leben darin müſſe nun ſo heiter ſich geſtalten, als ſein äußerer Anblick verſpricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Witib oder ihre Kinder ſah! Die drei ſchnellkräftigen Weſen hoben die niedergedrückten Köpfchen wieder, ſobald die Laſt entfernt war, die ſie niedergedrückt. Die junge Witib ſah nicht aus, als wäre ſie ſchon Frau, noch weniger, als wäre ſie ſchon eine unglückliche Frau geweſen; ſie erſchien von Tag zu Tag mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und ſollte ſie nicht? Wußte ſie nicht, daß er ſie liebte? Liebte ſie ihn nicht? Mußte ſie nicht das Necken Dritter darauf bringen, fiel es ihr auch ſelbſt nicht ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte ſie ſich fragen laſſen, ob ſie ſchon an ihrer Ausſtattung nähe? die Kinder fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht ſei? Konnte ſie anders darauf antworten als mit ſtummem Erröten und indem ſie raſch von etwas anderem zu ſprechen begann? Und ſo machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war ſo natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen ſo notwendig, daß die Ernſteren und die über das Necken hinauswaren, dies unausgeſprochen vorausſetzten und es ebendeshalb nicht ausſprachen, weil es ſich ihnen von ſelbſt verſtand. Auch der alte Herr ließ es in ſeiner diplomatiſchen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Chriſtiane ſah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müſſe ſie heiraten, noch immer hoch über ſich; es war ihr in dieſer Beziehung wie in allen Bedürfnis, Pflicht und Wolluſt, ſich in ſeinen Willen zu ergeben, den ſie den reinſten und den heiligſten wußte. Wenn ſie trotz dieſer Ergebung Wünſche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem beſten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt, und er wollte es nicht wieder fahren laſſen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von ſich hatte ihn vergeſſen laſſen, daß er ſchon zweimal zu der Einſicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke ſei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen ſehen müſſe. Er ſollte es zum drittenmal erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius' ſeitherigem Handeln falſche Beweggründe unterlegte. Schon als er ſich der Tüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm ſogleich die Furcht gekommen, die Valentins Geſtändnis der Verſchweigung ihm zur Wahrheit machte. Er ſah hinter der vorgegebenen Schonung des Sohnes um ſo natürlicher Eigenmächtigkeit und die Luſt, ein verdecktes Spiel zu ſpielen, als er ihn dabei nur an dem eigenen Maßſtabe maß. Es war das Nächſtliegende, daß er in dem Sohne die eigenen Neigungen vorausſetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eiferſucht empfunden, daß er ſelbſt der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in ſeiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den ſeine Hülfloſigkeit ihn gelehrt, mußte ihm ſagen, daß Apollonius trotz ſeines mühſamen

Verbergens dahinter gekommen war, und ſo ſah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen vom Handeln des Sohnes.

Seit jener Nacht vor ſeines älteren Sohnes gewaltſamem Tode war Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geſchäftes getreten. Apollonius berichtete ihm täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte ſeine Befehle ab. Iſt eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt ſie ſich ſelbſt, und es bedarf von Seite des Leitenden nur Beaufſichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es, die Geleiſe erſt zu ſuchen, in denen ſie laufen kann, und aus dieſen wieder das kürzeſte, das ſicherſte und gewinnvollſte auszuwählen. Der Arbeitgeber erſchwert oft die Aufgabe, indem er ſelbſt mit hineinſprechen will oder beſondere Nebenwünſche hat, die der Meiſter zugleich miterfüllen ſoll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbſtändigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meiſter nicht die bereits laufenden vergeſſen. Wahl, richtige Anſtellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter ſprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden ſein und ſo überwunden, daß neben Wunſch und Vorteil des Baugebers auch Handwerksehre und Vorteil des Meiſters nicht ins Gedränge gerät. Dazu braucht's offene klare Augen von raſchem Überblick. Daß Apollonius dieſe beſaß, erkannte der alte Herr ſchon in deſſen erſter Meldung. Dieſe betraf eine beſonders ſchwierige Aufgabe. Apollonius ſtellte ſie mit ſolcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu ſehen glaubte. Es war ein Fall, in welchem den alten Herrn ſeine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verſchiedene Wege, ihm gerecht zu werden, und ſetzte den alten Herrn in eine Verwirrung, welche er kaum zu verbergen wußte. Über die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenſchirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widerſprechendſten Empfindungen: Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er ſelbſt nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte; dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphiere; Luſt, ihn zu bändigen und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meiſter ſei. Aber wenn er ſich durchſetzen wollte, würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts Beſſeres erſinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas anderes, ſo beſtärkte er den Sohn in ſeiner Nichtachtung, und der gab ſich dann das Anſehen, des Vaters Befehl zu vollziehen, und tat doch, was er ſelber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm ſagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müſſen, was der Sohn ihm ſagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und ſtellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter, war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das ſein konnte, ſtellte er nicht ſelbſt dann erſt ſeine Hülfloſigkeit ins Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte und mit dem man ſpielte, wie man wollte? Es blieb ihm kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als ſeine diplomatiſche Kunſt. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil ſie Dinge betrafen, die ſich von ſelbſt verſtanden und ohne Befehl getan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erſt in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorſchläge Apollonius'; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptſache auf die Annahme des Vorſchlages hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigſte erſchienen war. Hintennach ſtellte er ſich bei ſich ſelber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt als den Vorſchlag Apollonius'; war er überzeugt, daß, wenn er nur ſein Geſicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er ſich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Notwendigkeit verſetzt wurde, ſeine diplomatiſche Kunſt anzuwenden. Apollonius ahnte ſo wenig von dem Zwang, den er, ohne zu wollen, dem alten Herrn auflegte, als von deſſen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geſchäften nichts mehr verheimlichen mußte und daß ſein Gehorſam der Erfüllung ſeines Wortes nicht im Wege ſtand. Auch von dieſer

Seite her wurde der Himmel über dem Hauſe mit den grünen Laden immer blauer. Aber der Geiſt des Hauſes ſchlich noch immer händeringend darin umher. Sooft es zwei ſchlug in der Nacht, ſtand er auf der Emporlaube an der Tür von Apollonius' Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.

Apollonius hielt ſich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf ſeinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Eſſen wie ſonſt dahin. Es konnte das nicht wunder nehmen. Das Geſchäft hatte ſich unter ſeiner fleißigen Hand vergrößert; es wollte gegen früher mehr als doppelt ſoviel geſchrieben ſein. Der Poſtbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Beſitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verſtand von Köln her den Betrieb des Schieferbaues und hatte ſich einen frühern Bekannten von daher verſchrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverläſſig wußte. Seine Wahl erwies ſich geraten, der Mann war tätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr ſah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe ſeinen Kräften doch zuviel vertraut. Der jungen Witib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnſtube kam. Die Kinder, die er öfter zu ſich rufen und kleine Dienſte verrichten ließ, wobei ſie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und ſie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie ſelber war deſto öfter auf ſeiner Stube; doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie ſchmückte Türen und Wände mit allem, was ſie hatte und wovon ſie wußte, daß er es liebte, und hielt ſich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch ſie bemerkte die Bläſſe ſeines Angeſichts, die jedesmal größer geworden ſchien, ſeit ſie ihn nicht geſehen. Wie ſie nun ganz ſein Spiegel geworden war, ſpiegelte ſie auch dieſe Bläſſe zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber ſie ſuchte ſeine Nähe nicht; ihr ſchien, als ob ihre Nähe das Entgegengeſetzte wirke, was ſie zu wirken wünſchte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen ſie. Das beruhigte ſie wenigſtens über die Furcht, die ihr bei ſeinem Sichzurückziehn am nächſten lag. Wie ſie alle Tugenden, die ſie kannte, in ihn hineingeſtellt wie in einen Heiligenſchrein, hatte ſie die Wahrhaftigkeit, die ihr die erſte von allen war, nicht vergeſſen. Und ſo wußte ſie, er zwang ſich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er ſie nicht empfand. Er ſcherzte ſelbſt zuweilen, beſonders wenn er ihren Blick ängſtlich auf ſeinem immer bleichern Geſichte haften ſah; aber ſie merkte, daß trotzdem ihre Geſellſchaft ihn nicht heiterer, nicht geſunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr ſtand, wagte ſie es nicht; wenn ſie allein war, dann fragte ſie ihn. Ganze Nächte ſann ſie auf Worte, ihm das Geſtändnis abzulocken, und ſprach mit ihm. Gewiß! Hätte er ſie weinen gehört, gehört, wie immer ſüßer und inniger ſie ſchmeichelte und bat, die ſüßen Namen gehört, die ſie gab, er hätte ſagen müſſen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwiſchen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte ſie, was ſie ſprach, dann errötete ſie und flüchtete ihr Erröten vor ſich ſelbſt und der lauſchenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute ſie ihre Sorge an. „Iſt's ein Wunder,“ ſagte er eifrig, „wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag ſich über Gebühr anſtrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufſitzt? Dazu die immer ſteigende Sorge durch den — Gott verzeih's ihm, er iſt tot, und von den Toten ſoll man nichts Böſes reden — durch den Bruder; am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den — und wenn ſeine Witwe dabei iſt — ich hab' ihn nie beſonders leiden können und zuletzt am wenigſten. So iſt die Jugend. Ich hab' ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewiſſenhaftigkeit! Das iſt keine, die nicht an die Geſundheit denkt!“ Der alte Bauherr hielt der jungen Witib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der ſie nicht hörte. Dann kamen ſie überein, Apollonius müſſe einen Doktor annehmen, woll' er oder nicht, und der Bauherr ging auf der Stelle zu dem beſten Arzte der

Stadt. Der Arzt verſprach, ſein möglichſtes zu tun. Er beſuchte auch Apollonius, und dieſer ließ ſich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünſchten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verſchrieb und verſchrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier ſei ein Übel, gegen welches alle Kunſt zu kurz falle; ſo tief hinein, als wo dieſe Krankheit ſitze, wirke keins von ſeinen Mitteln.

Apollonius hatte deshalb den Arzt ſich verbeten. Er hatte wohl gewußt, für ſeine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Urſache davon ſuchte, lag ſie nur zum Teile. Die Überanſtrengung hatte bloß den Boden für die Schmarotzerpflanze beſtellt, die an Apollonius' innerm Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, ſondern in dem Zuſtande, worin der Schreck ihn traf. Die erſten Zeichen der Krankheit ſchienen körperlicher Natur. In dem Augenblick, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod ſtürzte, hatten die Glocken unter ihnen zwei geſchlagen. Von da an erſchreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm ſchwerere Beſorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit gefunden, bis ſie beſeitigt war. Jeder Glockenſchlag, der ihn erſchreckte, ſchien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrtür. Es war ihm ſchon aufgefallen, wie unſicher ſein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die er ſonſt kaum bemerkte, ſich wunderlich zunicken ſah und der feſte Turm unter ihm ſich zu ſchaukeln begann, erſchrak er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgſter tückiſchſter Feind, wenn er ihn plötzlich zwiſchen Himmel und Erde auf der ſchwanken Leiter faßt! Vergeblich ſtrebte er, ihn zu überwinden; ſein Vorhaben mußte heut aufgegeben ſein. So ſchwer war Apollonius noch kein Weg geworden als der die Turmtreppe von Sankt Georg herab. Was ſollte werden! Wie ſollte er ſein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denſelben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzuſehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken ſchlugen, als er am gefährlichſten ſtand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter ſeinen Füßen, und wie er hinausſah, nickten die Berge wieder, ſchaukelte wieder der Turm. Er war ſchon auf den unterſten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenſchlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte ſich am Geländer feſthalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Verſuch über Verſuch; er beſtieg alle Dächer und Türme mit ſeiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er ſeine böſen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals ſchon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzuſetzen und den Zierat feſtzunageln vergeſſen. Die Lücke war wie ein böſer Fleck, ein Fleck, wo eine Untat begonnen oder vollbracht iſt und kein Gras wächſt, kein Schatten wird; wie eine offene Wunde, die nicht heilt, bis ſie gerächt iſt; wie ein leeres Grab, das ſich nicht ſchließt, eh' es ſeinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geſchloſſen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Geſellen auftragen, aber der Gedanke, einen andern ſeine verwahrloſete Arbeit nachbeſſern zu laſſen, trieb das Rot der Scham auf ſeine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem andern aufgenagelt, mußte wieder abfallen. Die Lücke rief nach ihm, und nur er konnte ſie ſchließen, oder den Geſellen faßte das Verderben, das er dort eingehämmert, der Schwindel, der dort wohnte, und ſtürzte ihn herab.

Seit das Weib des Bruders in ſeinen Armen gelegen, führte er ein Doppelleben. Er ſchaffte den Tag lang außen, nachts ſaß er in ſeinem Stübchen bei ſeinen Büchern; das ſpann ſich alles mechaniſch ab; er war trotz ſeines Kämpfens nur mit halber Seele dabei; die andere Hälfte hatte ihr Leben für ſich, immer ſchwebte ſie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmdach und brütete, welches kommende Unheil es ſei, das er fertig gehämmert jenen Morgen. Seine

Seele träumte den ſündhaften Traum wieder durch, kämpfte den ſchrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fällt ihm ein, ob's nicht möglich geweſen, den Wahnſinnigen zu retten. Dann ſuchte er ängſtlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten geweſen, und ſchreckte doch zurück, wenn er dachte, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus ſeinen Fugen gezerrt. Aber auch in ſeinem Brüten zeigte ſich noch der Gegenſatz zu ſeines Bruders Natur. In jenem überwucherte die Selbſtſucht, die ſchlimme Anlage; in Apollonius überſpannte ſich, was Gutes in ihm war: ſeine Gewiſſenhaftigkeit, Anhänglichkeit und ſein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht ſeine Schuld ab von ſich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld des Bruders herüber auf ſich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müſſen, wenn ſein Herz und Kopf nicht voll geweſen wäre von den wilden verbotenen Wünſchen, hätte er dem Wahnſinnigen nicht gezürnt, den er hätte bedauern ſollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit ſeinen böſen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit ſeiner Arbeit fertig, und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu ſpät und gewann Zeit, ſeinen Entſchluß zu bereuen. Und war er noch oben, ſo war er der Stärkere, der Beſonnenere und mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. Auch im äußeren Benehmen zeigte ſich dieſer Gegenſatz mit dem Bruder. Wie dieſer immer ſelbſtſüchtiger, wilder und rückſichtsloſer geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und ſtiller. Er verlor über dem eigenen Zuſtande nicht das Mitgefühl mit fremdem Leiden. Er bedauerte nicht ſich. Dachte er an die Menſchen, die ihm liebend naheſtanden, ſo war ſein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbſt ſein Sofa vergaß er nicht zu ſtreicheln; er tat es, wie man einen Diener tröſtet, der das Unglück ſeines Herrn als ſein eigenes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig ſchien. Er mußte ſich ſagen, daß er dachte wie ſie und daß ſeine Wünſche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß ſie es einmal geweſen, warf ſeinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Beſitz ſchien ihm wie beſchmutzt. Was Verſtand und Liebe ſagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kam's, daß Chriſtianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo ſeine Verdüſterung ihm ſelbſt wie eine Krankheit vorkam und er hoffte, ſie werde vorübergehen. Aber auch da trat er Chriſtianen nicht näher, ſoſehr ſein Herz ihn zog. Er blieb gegen ſie wie damals, wo er den Knaben zwiſchen ſie und ſich geſtellt hatte. Die kleinſte Annäherung ſah er nach ſeiner Weiſe für eine Bindung an, und dachte er ſich die Heirat entſchieden, ſo laſtete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbeſtimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er ſeinen Zuſtand erträglich. Er, der ſonſt ein unklares Verhältnis nicht ertragen konnte! Darin aber war er ſich noch völlig gleich, daß er in ſeiner Vorſtellung eine mögliche Schuld nur immer als die ſeine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umſtänden heilig und rein.

Dem alten Herrn war in ſeinem äußern Ehrbegriff ein Zuſammenleben wie Apollonius' und Chriſtianens ohne kirchliche Weihe ein ſchweres Ärgernis. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Gatten der jungen ſchönen Witib und ihrer Kinder Schützer und Erhalter ſein. Nach ſeiner Weiſe ſprach er ein Machtwort. Er beſtimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um, und in acht Tagen ſollte die Verlobung, drei Wochen ſpäter die Hochzeit ſein.

Das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden begann wieder ſchwül und ſchwüler zu werden; die neuen Wolken, die unſichtbar darum heraufzogen, drohten einen herbern Schlag, als in dem die alten ſich entladen. Die junge Witib durfte nun eine Braut ſcheinen. Sie tat, wonach man ſie neckend gefragt hatte: ſie vervollſtändigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte ſaß ſie ſchneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Tränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an dieſen Tränen. Sie ſah des geliebten Mannes Zuſtand ſtündlich ſich verſchlimmern und konnte darüber nicht im Irrtum ſein, daß die Heirat die Schuld davon trug. Je blaſſer und hinfälliger er wurde, deſto milder und achtungsvoller wurde ſein Benehmen gegen ſie. Ja, es war etwas darin, was wie ſchmerzliches Mitleid und unausgeſprochene Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung ausſah, deren er ſich gegen ſie ſchuldig wiſſe. Sie wußte nicht, was ſie davon denken ſollte; nur, daß ſie nichts denken durfte, was des Bildes, das ſie von ihm in ihrer Seele trug, unwürdig geweſen wäre. In ſeiner Gegenwart war ſie ſtill wie er. Sie ſah ſein ſtummes ſchmerzliches Brüten; aber erſt, wenn ſie allein war und ihre Kinder neben ihr ſchliefen, hatte ſie den Mut, ihn zu bitten. Stundenlang bat ſie dann wie ein Kind, er ſoll' ihr doch ſagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm tragen; ſie muß ja; iſt ſie nicht ſein?

Und Apollonius ſelbſt? Bis jetzt hatte er den Druck dunkeln Schuldgefühls, der ſich an den Gedanken der Heirat knüpfte, zu ſchwächen vermocht, wenn er unentſchieden den Entſchluß in unbeſtimmte Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen, jenes Gefühl ſei eine krankhafte Anwandelung, die vorübergehen werde. Nun der alte Herr ſein Machtwort geſprochen, war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war beſtimmt; mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußte ſich entſcheiden. Er konnte nicht. Die Entzweiung ſeines Innern klaffte immer weiter auf. Wollte er dem Glücke entſagen, dann wich das Geſpenſt der Schuld, aber das Glück ſtreckte immer verlockendere Arme nach ihm aus. Es nahm ſeine Ehre zum Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie ſollte er ſein Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in ſeine Arme nahm? Der Vater wollte es; ſie liebt ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menſchen billigen, ja ſie fordern es von ihm. Dann ſah er ſie, eh' ſie ihm geraubt wurde, wie ſie das Glöckchen hinlegte für ihn, roſig unter der braunen krauſen Locke, die ſich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der ſie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angſt und voll Glück in ſeinen Armen. Und ſo ſoll er ſie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr ſchwellendes Umfangen, durch alle Bilder ſtillen ſanften Glücks hindurch fröſtelt ihn der alte Schauder wieder an. So war's ſchon in ſeinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um ſie und ihn hinabſtieß von der fliegenden Rüſtung in den Tod. Er ſagt ſich: das war nur im Traum; was man im Traume tat, hat man nicht getan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die böſen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machte deſſen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder ſtürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume geſtürzt. Nun war es ja wie in dem ſchlimmen Traum: der Bruder war tot, und er hatte ſein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, ſo hat er ihn hinabgeſtürzt. Hat er den Lohn der Tat, ſo hat er auch die Tat. Nimmt er ſie, wird das Gefühl ihn nicht laſſen; er wird unglücklich ſein und ſie mit unglücklich machen. Um ihret- und ſeinetwillen muß er ſie laſſen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos dieſe Schlüſſe ſind vor den klaren Augen des Geiſtes, und will er wiederum das Glück ergreifen, ſo ſchwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eiſiger Reif über ſeiner Blume, und der Geiſt vermag nichts gegen ſeine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenſchläge von Sankt Georg. Immer fieberiſcher wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebeſſert war. Äußere Anläſſe ſchärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet, die Lücke ſchluckte, die Verſchalung ſog das Waſſer gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterkälte ſtärker ein, fror die Näſſe im Holz, ſo warf ſich die Verſchalung und verletzte die Schiefer. Die Stadt, die ſeiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenſchlag Zwei. In der Glut des Fiebers vermiſchten ſich die Schatten. Die Vorwürfe des inneren und äußeren Sauberkeitsbedürfniſſes floſſen ineinander. Immer unwiderſtehlicher forderte die offene Wunde das Gericht, das gähnende Grab den, der es ſchloß. Und er war es, den der Stundenſchlag zum Gerichte rief; er, der das Grab ſchließen mußte, eh' das gehämmerte Unheil auf ein unſchuldig Haupt fiel. Sich ſelbſt hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu beſſern. Und wenn er oben war, dann ſchlug es zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab dem Bruder nach.

Der alte wackere Bauherr drang in den Leidenden; er hatte ſich das Recht erworben, ſein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er ſchlug ihm ſein Verlangen nicht ab, aber er ſchob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ſah die ſchöne junge Braut ihn bleicher werden und blich ihm nach. Nur der alte Herr in ſeiner Blindheit ſah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmſten droht. Es war wieder ſchwül geworden und wurde noch immer ſchwüler, das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden. Kein Menſch ſieht's dem roſigen Hauſe an, wie ſchwül es einmal darin war.

11

Es war in der Nacht vor dem angeſetzten Verlobungstag. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte ſchon hatte man das ſogenannte Sankt-Elmsfeuer von den Turmſpitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züngeln ſehn. Trotz der trockenen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigene Schwere in den Gliedern. Es regte ſich keine Luft. Die Menſchen ſahen ſich an, als fragte einer den andern, ob auch er die ſeltſame Beängſtigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerung gingen von Mund zu Munde. Die Verſtändigern lächelten darüber, konnten ſich aber ſelbſt des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entſprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorſtehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten ſich dunkle Wolken übereinander gebaut von entſchiedenerer Zeichnung und Farbe, als ſie der Winterhimmel ſonſt zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abſtechen müſſen, der Berge und Tal bedeckte und wie ein Zuckerſchaum in den blätterloſen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Widerſchein den weißen Glanz. Hier und da dehnte ſich der feſte Umriß der dunkeln

Wolkenburg in ſchlappen Buſen herab. Dieſe trugen das Anſehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleiſchwärze der höhern Schicht mit dem ſchmutzigen Weiß der Erde und ſeinen ſchwärzlichen Scheinen. Die ganze Maſſe ſtand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es Nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeſchoſſe ſchloſſen die Laden; in den Fenſtern der höhern Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, wo ein größeres Stück Himmel zu überſehen war, ſtanden Gruppen von Menſchen zuſammen und ſahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald ſich in die langen bedenklichen Geſichter. Sie erzählten ſich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorſtädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, ſtoßende Geflatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nikolaus, ſprachen von Erdbeben, Bergſtürzen, wohl auch vom Jüngſten Tage. Die Mutigeren meinten, es ſei nur ein ſtarkes Gewitter. Aber auch das erſchien bedenklich genug. Der Fluß und der ſogenannte Feuerteich, deſſen Waſſer auf unterirdiſchen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehen. Aber ſooft ſie hinaufſahen, die dunkle Maſſe rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittage hatte ſie ſchon ſo geſtanden; gegen Mitternacht ſtand ſie noch unverändert ſo. Nur ſchwerer, ſchien es, war ſie geworden und hatte ſich tiefer herabgeſenkt. Wie ſollte ſie auch rücken, da nicht ein leiſer Lufthauch auf den Flügeln war? und ſolche Maſſe zu zerſtreuen und fortzuſchieben, hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es ſchlug zwölf vom Sankt-Georgenturm. Der letzte Schlag ſchien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe dröhnende Summen, das ſo lang anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachſen; wie auf tauſend Flügeln kam es gerauſcht und geſchwollen und ſtieß zornig gegen die Häuſer, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und ſchrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hauſe umher, bis es eine andere Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Laden los und warf ſie grimmig zu; quetſchte ſich ſtöhnend zwiſchen nahſtehenden Mauern hindurch; pfiff wütend um die Straßenecken; zerlief in tauſend Bäche; ſuchte ſich und ſchlug klatſchend wieder zuſammen in einen reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Luſt herab und hinauf; rüttelte an allem Feſten; trillte mit wild ſpielendem Finger die verroſteten Wetterhähne und -fahnen und lachte ſchrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach aufs andere, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an ſteilen Mauern hinauf, daß er vor Angſt in alle Fenſterritzen kroch, und wirbelte ganze tanzende Rieſentannen aus Schnee geformt vor ſich her.

Da man ein Gewitter vorausſah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirks-Gewitternachtwachen ſowie die Spritzenmannſchaften waren ſchon ſeit Stunden beiſammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtſtube im Rathauſe geſandt, um da ſeine, des Ratsſchieferdeckermeiſters, Stelle zu vertreten. Die zwei Geſellen ſaßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten ſich in der Wachtſtube, ſo gut ſie konnten. Der Ratsbauherr ſah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf ſich gerichtet und erhob ſich, ſeinen Zuſtand zu verbergen. In dem Augenblick brauſte der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme ſchlug es eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäuſten des Sturms, der ihn mit ſich fortriß in ſeine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenſter, wie um zu ſehen, was es draußen gebe. Da leckte eine rieſige ſchwefelblaue Zunge herein, bäumte ſich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menſchen auf und verſchlang ſich ſpurlos in ſich ſelber. Der Sturm brauſte fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren ſchien, ſo erhob ſich jetzt aus ſeinem Brauſen etwas, das an Gewalt ſich ſo rieſig über ihn emporreckte wie ſein Brauſen über den Glockenton. Eine unſichtbare Welt ſchien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauſte und pfiff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe majeſtätiſche Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der Tat geſättigten Kraft.

„Das hat eingeſchlagen!“ ſagte einer. Apollonius dachte: „Wenn es in den Turm ſchlüge von Sankt Georg, dort in die Lücke, und ich müßte hinauf, und es ſchlüge zwei und —“ Er konnte nicht ausdenken. Ein Hülfegeſchrei, ein Feuerruf erſcholl durch Sturm und Donner. „Es hat eingeſchlagen!“ ſchrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Turm von Sankt Georg geſchlagen! Fort nach Sankt Georg! Jo! Hülfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo! Auf dem Turm von Sankt Georg!“ Hörner blieſen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo iſt der Nettenmair? Kann einer helfen, iſt's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sankt Georg!“

Der Bauherr ſah Apollonius erbleichen, ſeine Geſtalt noch tiefer in ſich zuſammenſinken als ſeither. „Wo iſt der Nettenmair?“ rief es wieder draußen. Da ſchlug eine dunkle Röte über ſeine bleichen Wangen, und ſeine ſchlanke Geſtalt richtete ſich hoch auf. Er knöpfte ſich raſch ein, zog den Riemen ſeiner Mütze feſt unter dem Kinn. „Bleib' ich,“ ſagte er zu dem Bauherrn, indem er ſich zum Gehen wandte, „ſo denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und ſeine Kinder.“ Der Bauherr war betroffen. Das „Bleib' ich“ des jungen Mannes klang wie: „Ich werde bleiben.“ Eine Ahnung kam dem Freunde, hier ſei etwas, was mit dem Seelenleiden Apollonius' zuſammenhänge. Aber der Ausdruck ſeines Geſichtes hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängſtlich noch wild. Durch Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackere Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm ſtand. Das war ganz die ruhige beſcheidene Entſchloſſenheit wieder, die ihn beim erſten Anblick dem jungen Manne gewonnen hatte. „Wenn er ſo bliebe!“ dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck ſagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über ſein Geſicht hin mit dem wackern Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht und ihm noch mehr Schmerz machen wollen. Er ſagte mit ſeinem alten Lächeln: „Auf ſolche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiederſehen!“ Der ſchnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sankt Georg, unter dem Geſchrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner, ſagte der Bauherr immer vor ſich hin: „Entweder ſehe ich den braven Jungen nie wieder oder er iſt geſund, wenn ich ihn wiederſehe.“ Er legte ſich nicht Rechenſchaft ab, wie er zu dieſer Überzeugung kam. Hätt' er's auch ſonſt gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair?“ tönte dem Gerufenen auf ſeinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen ſeiner Mitbürger weckte das Gefühl ſeines Wertes wieder in ihm auf. Als er, aus der Fremde zurückkehrend, die Heimatsſtadt vor ſich liegen ſah, hatte er ſich ihr und ihrem Dienſte gelobt. Nun durfte er ſich zeigen, wie ernſt gemeint ſein Gelübde war. Er überſann in Gedanken die möglichen Geſtalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze ſtand bereit im Dachgebälk, Tücher lagen dabei, um damit, in Waſſer getaucht, die gefährdeten Stellen zu ſchützen. Der Geſelle war angewieſen, heißes Waſſer bereitzuhalten. Das Gebälke hatte er überall durch Leitern verbunden. Zum erſten Male ſeit ſeiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die Gebilde ſeines Brütens wie verſchwimmende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkensfreudigkeit und Spannkraft war wieder heraufgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte ſie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle ſind ſie eine ſchwache Waffe. Vergebens ſah ſein Geiſt den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erſchlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein ſtärkeres geſundes Gefühl gegen die ſtarken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte ſie in ſeiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne beſonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entſchluß gefunden, und dieſer war die Quelle ſeines erneuten Daſeins. Er wußte, er wird nicht ſchwindeln, und blieb er doch, ſo fiel er ſeiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten ſtatt ſeiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menſchen angefüllt, die alle voll Angſt nach dem Turmdache hinaufſahen. Der ungeheure alte Bau ſtand wie ein Fels in dem Kampf, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umſchlangen ihn tauſend haſtige glühende Arme mit ſolcher Macht, daß er ſelber aufzuglühen ſchien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und ſtürzte gebrochen zurück, dann ſchlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zuſammen. Ebenſo oft tauchte die Menge aneinandergedrängter bleicher Geſichter auf um ſeinen Fuß und ſank wieder ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und ſchlug mit eigenen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen und warf ſie mit ſeinem Schneegerieſel, das in dem Schein der Blitze wie glühender Funkenregen an ihnen herniederſtäubte, als wollte er ſie's büßen laſſen, daß er vergeblich an den ſteinernen Rippen ſich wund ſtieß. Und wie die Menſchen bald erſchienen, bald verſchwanden, ſo wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und vom Donner überbrauſt und überrollt.

Da rief einer, ſich ſelbſt tröſtend: „Es iſt ein kalter Schlag geweſen. Man ſieht ja nichts!“ Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlag könne noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunſch, der Schlag möge nicht ein kalter geweſen ſein und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte ſich ſchon getröſtet und rächte ſich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele ſahen, vor Angſt und Kälte zitternd, mit den geblendeten Augen ſtumpf in die Höhe und wußten nicht mehr warum. Hundert Stimmen ſetzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt betreffen könne, ja betreffen müſſe, wenn der Schlag kein kalter war. Einer ſprach von der Natur der Schiefer, wie ſie im Brande ſchmelzen und, als brennende Schlacken ſtraßenweit durch die Luft fliegend, ſchon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andere klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünſtige und daß kein Waſſer zum Löſchen vorhanden ſei. Noch andere: und wäre welches vorhanden, ſo würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meiſten ſtellten in angſtvoller Beredſamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälk, ſo trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häuſermaſſe faſt an den Turm ſtieß. Hier war die feuergefährlichſte Stelle der ganzen Stadt. Zahlloſe hölzerne Emporlauben in engen Höfen, breterne Dachgiebel, ſchindelngedeckte Schuppen, alles ſo zuſammengepreßt, daß nirgends eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löſchmannſchaft mit Erfolg anzuſtellen war. Stürzte das brennende Dachgebälk, wie nicht anders möglich war, nach dieſer Seite, ſo war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Waſſermangel unrettbar verloren. Dieſe Auseinanderſetzungen brachten Ängſtlichere ſo aus der Faſſung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erſchien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche überſehen konnte, begünſtigte die Fortpflanzung des Irrtums. Es war wunderlich, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geſchrei: „Wo? Wo?“ Sturm und Donner verhinderten die Verſtändigung. Jeder wollte ſelbſt ſehen; ſo entſtand ein wildes Gedränge.

„Wo hat es hingeſchlagen?“ fragte Apollonius, der eben daherkam. „In die Seite nach Brambach zu,“ antworteten viele Stimmen. Apollonius machte ſich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langſamern Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müſſe ein kalter Schlag geweſen ſein, und waren doch im Begriff, ihre beſten Sachen zuſammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Geſell, den er am Ofen beſchäftigt fand, beſaß noch Faſſung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälk, um ſie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter ſeinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einſchlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte ſeine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er ſei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmlucken herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein praſſelnder Donner an dem Turm. Apollonius ſtand erſt wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erſchütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er ſprang nach der nächſten Dachlucke, um friſche Luft zu ſchöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den oberſten Treppenſtufen ſtehen geblieben. „Herauf!“ rief ihnen Apollonius zu. „Schnell das Waſſer! die Spritze! In dieſe Seite muß es geſchlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Waſſer und Spritze an die Ausfahrtür!“ Der Zimmermeiſter rief, ſchon auf der Leitertreppe, huſtend: „Aber der Dampf!“ „Nur ſchnell!“ entgegnete Apollonius, „die Ausfahrtür wird mehr Luft geben, als uns lieb iſt.“ Der Maurer und der Schornſteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, ſo ſchnell als möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Geſell einen Topf heißen Waſſers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In ſolchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Tätigen unterordnen ſich die andern ohne Frage. Der Breterweg nach der Ausfahrtüre war ſchmal; durch die verſtändige Anordnung Apollonius' fand dennoch alles im Augenblicke ſeinen Platz. Zunächſt Apollonius nach der Türe ſtand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war ſo gewendet, daß die beiden Männer die Druckſtangen vor ſich hatten. Zwei ſtarke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer ſtand der Schieferdeckergeſelle, um über deſſen Schulter, ſooft es nötig, von dem heißen Waſſer zuzugießen. Andere betrieben des Geſellen vorheriges Geſchäft, ſie ſchmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Waſſer in der geheizten Türmerſtube, damit es nicht wieder zu Eiſe fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwiſchen Dachſtuhl und Türmerſtube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raſchen Worten und Winken den Plan dieſer Geſchäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter ſchon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrtür. Die Leute hatten die beſte Hoffnung; aber als durch die geöffnete Tür der Sturm hereinpfiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Maſſen feinen Schneeſtaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachſtuhl auf und ab polterte und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigſte die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte ſich mit dem Rücken gegen die Türe kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verſchalung oberhalb der Türe geſtemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzuſehen. „Noch iſt zu retten!“ rief er angeſtrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verſtehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzeſten Schlauches, deſſen unteres Ende der Zimmermann einſchraubend an der Spritze befeſtigte, und wand ſich den obern Teil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los! Meiſter, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!“ Die rechte Hand gegen die Verſchalung geſtemmt, bog er ſich aus der Ausfahrtür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um ſie an dem nächſten Dachhaken über der Türe anzuhängen. Den Werkleuten ſchien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen, und — nur zu möglich war's, — er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zuſtatten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneeſtaub, der dazwiſchen wirbelte und, vom Dache herabrollend, in ſeine Augen ſchlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing feſt. Zeit war nicht zu verlieren; er ſchwang ſich hinaus. Er mußte ſich mehr der Kraft und Sicherheit ſeiner Hände und Arme vertrauen als dem ſichern Tritt ſeiner Füße, als er hinaufklomm; denn der Sturm ſchaukelte die Leiter ſamt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, ſeitwärts über der erſten Sproſſe der Leiter, hüpften bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeſchlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erſchrocken, hierher könnte der Blitz ſchlagen und er müſſe herauf — eine Reihe dunkler tödlicher Fiebergebilde hatten ſich daran geſchloſſen, jetzt war alles geſchehen, wie er ſich's vorhin nur gedacht; aber die Lücke war ihm wie jede andere Stelle des Turmdachs, ſchwindellos ſtand er auf der Leiter, und nur ein friſches tapferes Gefühl erfüllte ihn, der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja, etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies ſich nun ſogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, nur das Waſſer, welches die Lücke wochenlang geſchluckt und das nun im Holze gefroren, ließ die Flamme nicht ſo ſchnell überhandnehmen, als ohne dies Hindernis geſchehen wäre. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner. Der Froſt in der Verſchalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe ſie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiterfreſſen konnten. Hatten ſie ſich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und dieſe den durch Froſt gefeiten Raum unter der Lücke überſchritten, dann mußte der Brand bald rieſig über ~~die~~ Turmſpitze hinauswachſen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er ſah, noch war zu retten, und er brauchte die Kraft, die ihm dieſer Gedanke gab. Die Leiter ſchaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, ſie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dach~~balken~~haken locker war — Aber er wußte, das konnte nicht ſein — dieſe Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte ſie an ein hervorſpringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt, nah an einem der Befeſtigungspunkte; aber das andere Ende des Guirlandenſtücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befeſtigen vergeſſen hatte. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagrecht, und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte ſich ſein neugewonnener Lebensmut bewähren, und er tat's. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die ſchwankende Leiter hinauf, und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt ſich feſt daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die Linke ließ den Haken und faßte neben der Rechten die Leiterſproſſe; die Füße folgten; er ſtand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen ſchon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang, und ſie rollten ſich ſchmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgeſtreift in die Tiefe. Nun überſah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; ſeine Zuverſicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erſt gegen die Lücke, um die Verſchalung oberhalb des Brandes noch geſchickter zum Widerſtande zu machen. Die Spritze bewies ſich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer ſich einzwängte, ſplitterten dieſe krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes kniſterten und hüpften zornig unter dem herabfließenden Waſſer; erſt dem unmittelbar gegen ſie gerichteten Strahl gelang es, und auch dieſem mehr durch ſeine erſtickende Gewalt als durch die Natur ſeines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Brandfläche lag ſchwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Ziſchen mehr. Da raſſelte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es ſchlug zwei. Zwei Schläge! zwei! Und er ſtand, und er ſtürzte nicht! Wie anders war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fieberiſchen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da ſchlug es zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle

Schuld zu büßen. Das hatten ihm ſeine ſchweren wachen Träume gezeigt. Und er ſtand doch wirklich oben, und die Leiter ſchwankte im Sturme, Schneeſtaub umwirbelte ihn, Blitze umzuckten ihn; mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Tals, die ganze Gegend in einer ungeheuern Flamme auf, und nun ſchlug's zwei unter ihm, die Glockentöne heulten, vom Sturm gezerrt, hinaus in den Aufruhr: und er ſtand, er ſtand ſchwindellos, er ſtürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte ſeine Pflicht getan, wo Tauſende ſie nicht getan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein, von der furchtbarſten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieſes Gedankens war in dieſer Seele nur ein Dankgebet. Er dachte nicht an die Menſchen, die ihn preiſen würden, nur an die Menſchen, die nun wieder aufatmen durften, an das Elend, das verhütet, an das Glück, welches erhalten war. Und er fühlte ſelbſt nach Monden wieder, was frei aufatmen heißt. Dieſe Nacht hatte ja auch ihm die Luſt wiedergebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er ſich jetzt wieder an das Wort, das er ſich gegeben. Menſchen wie Apollonius iſt's der höchſte Segen einer braven Tat, daß ſie ſich geſtärkt fühlen zu neuem braven Tun.

Die Menge unten ſchrie noch immer: „Wo? Wo?" und drängte ſich durcheinander, als der zweite Einſchlag geſchah. Alles ſtand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. „Gott ſei Dank! Es war wieder kalt!" rief eine Stimme. „Nein! Nein! Dasmal brennt's! Erbarme ſich Gott!" entgegneten andere. Scharfe Augen ſahen, wenn zuweilen zwiſchen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie ſuchten ſich und lohten, wenn ſie ſich fanden, zuckend in eine größere Flamme zuſammen auf; dann flohen ſie ſich tanzend und ſchlugen wieder zuſammen. Der Sturm bog und dehnte ſie hin und her; zuweilen ſchienen ſie zu verlöſchen, dann züngelten ſie noch höher auf als vorhin. Sie wuchſen, das ſah man; aber raſch war ihr Wachstum nicht. Viel ſchneller und gewaltiger ſchwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angſtvoller Spannung bohrten ſich alle Blicke auf der kleinen Stelle feſt. „Jetzt Hülfe, und es iſt noch zu verlöſchen!" Und wieder klang angſtvoll der Ruf: „Nettenmair! Wo iſt Nettenmair?“ durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: „Er iſt auf dem Turm!“ Alle Gemüter fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meiſten kannten ihn nicht, ſelbſt die meiſten unter den Rufern. Und die ihn nicht kannten, ſchrieen am lauteſten. In Augenblicken allgemeiner Hülfloſigkeit klammert ſich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Teil ſchiebt damit die Anforderungen des Gewiſſens zu eigenem Mühen, zu eigenem Wagnis von ſich; und dieſe ſind's, die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er getan und was er nicht getan. Die andern ſind froh, täuſchen ſie ſich nur über den nächſten Augenblick hinweg. „Was ſoll er?“ rief einer. „Helfen! Retten!“ andere. „Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagt's keiner!“ „Der Nettenmair gewiß!“ Im tiefſten Herzen wußten auch die Vertrauendſten, er wird's nicht wagen. Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöſcht werden konnte, wenn ſie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die ſtumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrtür ſich öffnete und die herausgehaltene Leiter ſichtbar wurde, als es ſchien, es wagt es dennoch einer, wirkte das ſo erſchreckend als der Einſchlag ſelbſt. Und die Leiter hing und ſchaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklomm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt, die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geſchnitten ſchien und wie eine Glocke mit ihm ſchaukelte in der entſetzlichen Höhe. Jeder Atem ſtockte. Aus Hunderten der verſchiedenſten Geſichter ſtarrte derſelbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und ſie ſahen den Wagenden doch. Es war wie etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch ſtand jeder einzelne ſelbſt auf der Leiter, und unter ihm ſchaukelte der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwiſchen Himmel und Erde. Und ſie ſtanden doch auch wieder unten auf der feſten Erde und ſahen nur hinauf; und doch, wenn der Mann ſtürzte, dann waren ſie's, die ſtürzten. Die Menſchen unten auf der feſten Erde hielten ſich krampfhaft an ihren eigenen Händen, an ihren

Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzuſtürzen von der entſetzlichen Höhe. So ſtanden ſie ſicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht geweſen; und doch war's nur ein Augenblick, ſeit ſie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigene über der Gefahr des Menſchen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie ſahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; ſie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erſt, als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrtür verſchwunden war und die Leiter ſich nachgezogen hatte, erſt, als ſie nicht mehr oben hingen, als ſie ſich nicht mehr an den eigenen Händen, Stöcken und Kleidern feſthalten mußten, da erſt kämpfte die Bewunderung mit der Angſt, da erſt erſtickte der Jubel: „Zu, braver Junge!" in dem Angſtruf: „Er iſt verloren!" Eine alterszitternde Stimme begann zu ſingen: „Nun danket alle Gott." Als der alte Mann an die Zeile kam: „Der uns behütet hat", da erſt ſtand alles vor ihrer Seele, was ſie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdeſten Menſchen fielen ſich in die Arme, einer umſchlang in dem andern die Lieben, die er verlieren konnte, die ihm gerettet waren. Alle ſtimmten ein in den Geſang; und die Töne des Dankes ſchwollen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menſchen ſtanden, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuſer hinein bis in das innerſte Gemach und ſtiegen bis in die höchſte Bodenkammer hinauf. Der Kranke in ſeinem einſamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, ſang von ferne mit; Kinder ſangen mit, die das Lied nicht verſtanden und die Gefahr, die abgewendet war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche und Sturm und Donner die rieſige Orgel darin. Und wieder erhob ſich der Ruf: „Der Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair? Wo iſt der Helfer? Wo iſt der Retter? Wo iſt der kühne Junge? Wo iſt der brave Mann?" Sturm und Gewitter waren vergeſſen. Alles ſtürzte durcheinander, den Gerufenen ſuchend; der Turm von Sankt Georg wurde geſtürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und ſagte, der

Nettenmair habe ſich einen Augenblick im Türmerſtübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen ſie in den Zimmermann, er ſei doch nicht beſchädigt? ſeine Geſundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermeiſter konnte nichts ſagen, als daß der Nettenmair mehr getan habe, als ein Menſch im gewöhnlichen Verlauf der Dinge zu tun imſtande ſei. Bei ſolchen Gelegenheiten wie die Rettung heute ſei der Menſch ein anderer; hintennach erſtaune er ſelber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle ſich alles. Ihn — den Zimmermeiſter — ſolle es nicht wundern, ſchliefe Nettenmair nach der gehabten Anſtrengung drei Tage und drei Nächte „in einem Ritt“ hintereinander fort. Die Leute ſchienen bereit, ſo lang auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach ſeinem Erwachen zu ſehen. Unterdes hatte ein angeſehener Mann auf dem nahen Marktplatze eine Geldſammlung begonnen. Geld lohne freilich ſolch ein Tun nicht, als der Brave heut bewieſen; aber man könne ihm wenigſtens zeigen, man wiſſe, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem einzelnen widerklang, liefen ſogar anerkannte Geizhälſe haſtig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert darum, daß ſie es eine Stunde ſpäter reuen würde. Wenige von den Wohlhabenderen ſchloſſen ſich aus; die Ärmeren ſteuerten alle bei. Der Sammler erſtaunte ſelbſt über den reichen Erfolg ſeiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er ſich gelegt, hatte er noch geſorgt, daß die Laternen vorſichtig ausgelöſcht wurden. Er hatte die Ausfahrtüre geſchloſſen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Türmerſtube bringen laſſen, damit der Froſt keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu ſtehen. Der Bauherr, der unterdes heraufgekommen war, hatte ihn dennoch halb mit Gewalt in die Türmerſtube hinunterbringen müſſen. Dann hatte der Freund die Türe von innen verriegelt, Apollonius genötigt, die gefrorenen Kleider auszuziehen, und dann wie eine Mutter an ſeines Lieblings Bett geſeſſen. Apollonius konnte nicht ſchlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er ſprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Waſſer fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu ſich nahm, wies den Grog dankend zurück. Der Geſelle hatte unterdes friſche Kleider geholt. Apollonius verſicherte, er finde ſich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzuſtehen. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte ſich vorhin unter der Decke ausgezogen, und ſo zog er ſich wieder an. Der Bauherr kehrte ſich ab von ihm und lachte durch das Fenſter Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius' Schamhaftigkeit oder überhaupt aus Freude an ſeinem Liebling. Er hatte oft bereut, daß er Junggeſelle geblieben war; jetzt freute es ihn faſt. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen ſo braven, als ein Vater wünſchen kann.

Auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm geriſſen; ſelbſt angeſehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden ſo gedrückt und geſchüttelt, daß er ſie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor ſeine natürliche edle Haltung nicht; die verlegene Beſcheidenheit dem begeiſterten Danke, das Erröten dem bewundernden Lobe gegenüber ſtand ihm ſo ſchön an als ſein mutig-entſchloſſenes Weſen in der Gefahr. Wer ihn nicht ſchon kannte, verwunderte ſich; man hatte ſich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, überſprudelnd von Kraftgefühl, wohl ſogar wild. Aber man geſtand ſich, ſein Anſehen widerſprach dennoch nicht ſeiner Tat. Das mädchenhafte Erröten einer ſo hohen männlichen Geſtalt hatte ſeinen eigenen Reiz, und die verlegene Beſcheidenheit des ehrlichen Geſichts, die nicht zu wiſſen ſchien, was er getan, gewann; die milde Beſonnenheit und einfache Ruhe ſtellte die Tat nur in ein ſchöneres Licht; man ſah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

1.9

Wir überſpringen im Geiſte drei Jahrzehnte und kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unſerer Erzählung beſchäftigten. Wir ließen ihn in der Laube ſeines Gärtchens. Die Glockentöne von Sankt Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienſte; ſie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen herein. Dort ſitzt er jeden Sonntag um dieſe Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienſt, dann ſieht man ihn, das ſilberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche ſteigen. Kein Menſch begegnet ihm, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun ſind es bald dreißig Jahre her, aber es gibt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können ſie ſagen, was der Mann mit dem ſilberbeknopften Stocke für die Stadt getan in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher geſtiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützenhaus, erhebt ſich aus freundlichem Gärtchen ein ſtattlicher Bau. Es iſt das neue Bürgerhoſpital. Jeder Fremde, der das Haus beſucht, erfährt, daß der erſte Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geſchichte jener Nacht hören, die wackere Tat des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn geſammelt und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben als Stamm zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie ſein Beiſpiel Frucht getragen und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geſchenkt und vermacht, bis endlich nach Jahren ein Zuſchuß aus der Stadtkaſſe Beginn und Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Reſt des Sonntags auf ſeinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer —, oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört oder vielmehr ſeinem Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er ſich gegeben, war der Gedanke ſeines Lebens geblieben. Was er ſchaffte, ſchaffte er für die Angehörigen ſeines Bruders; er ſah ſich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf ſeinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, ſo dachte er an das tote Annchen. Sein Gedächtnis war ſo gewiſſenhaft als er ſelbſt. Dann rief er das Kind zu ſich, ſtreichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderlich zugegangen ſein, fand ſich in den Taſchen des blauen Rockes nicht irgend etwas ſorglich in reines Papier Gewickeltes, das er herausnehmen konnte, ſich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte ſich erſt freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Geſtalt etwas ſo Ernſtes und Feierliches, daß das Kind vor Reſpekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über ſaß Herr Nettenmair über ſeinen Büchern und Briefen oder beaufſichtigte im Schuppen das Ab- und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt zwölf aß er zu Mittag, Punkt ſechs zu Abend auf ſeinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelſtunde, dann ſtrich er mit leiſer Hand über das alte Sofa und bewegte ſich drei andere Viertelſtunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen. Mit dem erſten Viertelſchlage von ein und ſieben Uhr klinkte er die Staketentüre wieder hinter ſich zu. Am Sonntag iſt's anders; da ſitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und ſieht nach dem Turmdache von Sankt Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leſer kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er ablieſt vom Turmdache von Sankt Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch ſchöne Frauengeſicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran zu dem Sitzenden herüberlauſcht, das weiß der Leſer nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die ſich noch immer gern frei macht, war noch dunkelbraun und voll und hing auf eine faltenloſe Stirn herab, die Wangen darunter ſchwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch, und die blauen Augen glänzten, als ſie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet. Er küßte ſie leiſe auf die Stirn und nannte ſie mit dem Namen „Schweſter". Sie verſtand, was er meinte. Schon damals ſah ſie zu dem Manne hinauf mit der Ergebung, ja Andacht, mit der ſie jetzt ſein Sinnen belauſcht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchſichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm ſeinen Entſchluß, nicht zu heiraten, mitteilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken oder nach Köln zurückzugehen. Apollonius' Herzen wurde es ſchwerer als ſeinem Verſtande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge und bleiben müſſe. Er wußte, nur ſeinem Entſchluſſe treu, blieb er der Mann, ſein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht ſagen.

Erfuhr dieſer das wahre Verhältnis der beiden jungen Leute, ſo drang er nur noch ſtärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch ſagen müſſen, wie der Bruder den Tod gefunden. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müſſen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder hatte durch Selbſtmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden ſo nah verwandten Menſchen verſtanden ſich nicht. Apollonius ſetzte die innerliche Natur ſeines eigenen Ehrgefühls bei dem Vater voraus, und der Alte ſah in der Weigerung des Sohnes und deſſen Beweis, er nur könne der ſchwierigen Lage des Hauſes gerecht werden, nur den alten Trotz auf ſeine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen: der Vater war in ſeinen Augen nichts mehr als ein hülfloſer, alter, blinder Mann. Und was dieſe Mißverſtändniſſe verurſachte und begünſtigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den ſie beide gemein hatten. Denſelben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht, hatten die angeſehenſten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerkſamkeit zu beweiſen. Urſache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine ſolche Seele galt, an deſſen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trotzenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geiſtige Überanſtrengung an dem Tag vor dem Tode ſeines älteren Sohnes hatten ſeine letzte Kraft untergraben; nun brach ſie vollends zuſammen. Von Tag zu Tag wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine ſelbſtquäleriſche Luſt, in ſeiner diplomatiſchen Weiſe dem Sohne deſſen Unkindlichkeit vorzuwerfen, indem er beſtändig ſein grimmiges Bedauern ausſprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrſchſüchtigen Vater, der nichts mehr ſei und nichts mehr könne, ſich ſoviel gefallen laſſen müſſe. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes, der Alte glaubte nicht an die Aufrichtigkeit desſelben. Dabei konnte er ſich in ſeiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachſenden Ehre und des ſteigenden Wohlſtandes ſeines

Hauſes freuen, wenn er ſich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius ſeither im Pachte gehabt. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend-unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er ſich gegeben, ſo reich zu erfüllen, als er konnte; und in dieſem war ja auch der Vater mit eingeſchloſſen. Das Gedeihen ſeines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitternacht hatte er dem alten Bauherrn ſeine ganze innere Geſchichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu ſeinem Tod mit ganzer Seele an ihm hing, blieb ſein einziger Umgang, wie er der einzige war, dem ſich Apollonius, ohne ſeiner Natur ungetreu werden zu müſſen, enger anſchließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte ſich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erſt für eine ſehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden ſieghaft aus, das geiſtig in dem Entſchluſſe jener Nacht ſeinen rettenden Abſchluß gefunden. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab ſich auf mannigfache Weiſe rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren ſeine Pfleger. Diejenige, welche Natur durch Liebe und Dankespflicht zur ſorglichſten Pflegerin des Kranken beſtimmt hatte, rief Apollonius nicht an ſein Bett, und ſie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte ſie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeſchlagen, um dem Kranken ſo nah zu ſein als möglich. Wenn der Kranke ſchlief, winkte ihr der alte Bauherr hereinzutreten. Dann ſtand ſie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettſchirm. Unwillkürlich nahm ihr leiſer Atem den Schritt des ſeinen an. Sie ſtand ſtundenlang und ſah durch einen Riß im Bettſchirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anweſenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter ſein Schlaf, wie lächelnder ſein Geſicht dann war. Keine Flaſche, aus der der Kranke einnehmen ſollte, die er nicht, ohne es zu wiſſen, aus ihrer Hand bekam; kein Pflaſter, kein Überſchlag, den nicht ſie bereitet; kein Tuch berührte den Kranken, das ſie nicht an ihrer Bruſt, an ihrem küſſenden Munde erwärmt. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr ſprach, ſah ſie, er war mehr um ſie beſorgt als um ſich; wenn er freundlich tröſtende Grüße an ſie auftrug, zitterte ſie hinter dem Bettſchirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte ſie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker ſchließenden Laden die kalten Flocken in ihr warmes Geſicht, berührte ihr eigener Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eiſig Hals, Kinn und Buſen, dann war ſie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der alles um ſie litt. In dieſen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdiſche in ihr; aus dem Schmerz der getäuſchten ſüßen Wünſche, die ihn beſitzen wollten, ſtieg ſein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der ſie ihn ſonſt geſehen.

Apollonius genas raſch. Und nun begann das eigene Zuſammenleben der beiden Menſchen. Sie ſahen ſich wenig. Er blieb auf ſeinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das Eſſen wie ſonſt dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten ſich die beiden, begrüßte er ſie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete ſie den Gruß. Hatten ſie etwas zu beſprechen, ſo machte es ſich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin oder das Hausmädchen zugegen war. Kein Tag verging deshalb ohne ſtumme Zeichen achtender Aufmerkſamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, ſo hatte er einen Strauß Blumen für ſie, den Valentin abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten ſich ſtattliche Bewerber um ſie. Er wies die Anträge, ſie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr ſtarb und wurde hinausgetragen. Der brave Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchſen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius' Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, ſtark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menſchen blieb dasſelbe.

Nun weiß der Leſer die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken Sonntags zum Vormittagsgottesdienſte rufen, in ſeiner Laube ſitzend, vom Turmdach von Sankt Georg ablieſt. Heute ſieht er mehr vorwärts in die Zukunft als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohligs Tochter zum Altare von Sankt Georg und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fenſterladen, ſondern in das große Haus daneben. Das roſige iſt für das gewachſene Geſchäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius ſoviel dankt, iſt lange tot, auch der Sohn des Vetters iſt geſtorben. Dieſer hat das große Geſchäft ſeinem einzigen Kinde hinterlaſſen, der Braut des jüngſten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zuſammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen. Der alte Herr hat ſchon lang das Geſchäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe beſteht darauf, der alte Herr ſoll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlaſſenſchaft des alten Bauherrn, den er beerbt, für den Reſt ſeines Lebens zurückbehalten; alles andere – und es iſt nicht wenig, Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann – übergibt er den Neffen, das Zurückbehaltene fällt nach ſeinem Tode an das neue Bürgerhoſpital. Er hat ſein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über ſeinem Sarge wird ehrenblank ſein wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt ſich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn dieſe alles gibt, eins wird ſie behalten; das eine iſt eine Blechkapſel mit einer dürren Blume; ſie liegt bei Bibel und Geſangbuch und iſt ihrer Beſitzerin ſo heilig als dieſe.

Die Glocken rufen noch immer. Die Roſen an den hochſtämmigen Bäumchen duften, ein Grasmückchen ſitzt auf dem Buſche unter dem alten Birnbaum und ſingt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und ſelbſt der ſtarkſtielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt ſeine dunkeln Blätter. Der alte Herr ſieht ſinnend nach dem Turmdach von Sankt Georg; das ſchöne Matronengeſicht lauſcht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen ſingt es, die Roſen duften es, das leiſe Regen durch das Gärtchen flüſtert es, die ſchönen greiſen Geſichter ſagen es, auf dem Turmdach von Sankt Georg kannſt du es leſen: Von Glück und Unglück reden die Menſchen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menſchen Glück und Unglück nennen, iſt nur der rohe Stoff dazu; am Menſchen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Menſch bereitet ſich ſein Glück und ſpannt ſeinen Himmel ſelber in der eigenen Bruſt. Der Menſch ſoll nicht ſorgen, daß er in den Himmel, ſondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in ſich ſelber trägt, der ſucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verſtande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie ſie iſt; ſuche ihr gerecht zu werden, dann wirſt du dir gerecht. Und in dieſem Sinne ſei dein Wandel:

Zwiſchen Himmel und Erde!

Novellenfragmente

Campana

1828

Erſtes Tagewerk

Zwei Menſchen kamen durch die blütenduftigen Hecken daher geſchritten. Die Sonne ſchien die weichende Macht durch Schönheit erſetzen zu wollen und zog Erd' und Himmel in das Spiel ihrer Roſenfäden. Aber die verſtecktern Täler und die Waldesgründe feſſelte ſchon ihre melancholiſche bleiche Nebenbuhlerin Nacht. Und wie die Goldne neben ihrem Gelock das ſchwarzumwallte ſtrenggeaugte Antlitz im Seeſpiegel ſah, erblaßte ſie vor dem bleichen Triumph und floh, ſich verhüllend. Und ſchon atmete alles leiſer. Die Bäume am Geſtad' und die dunkeln des fernern Waldbergkeſſels und die Obſtbäume an der Landſtraße, die Wieſenblümchen und die Wellen der See ſchliefen ein und träumten von Sternen und ewigem Frühling. Aber der Waldſtrom polterte fort und ſang ſeine alten umſtändlichen Polymeter ohne Zäſur über die ſtille Ebne hin.

Die zwei Wandrer hielten an einem Scheideweg. Die Arme untergeſchlagen, ſtanden ſie ſich ſchweigend gegenüber. Endlich begann der Ältere mit ironiſch gravitätiſcher Kopfwendung, und ſeine Naſe ſpitzte ſich etwas:

„Was? Sind wir zwei ſtehengebliebene Perpendikel? Und warum, Hochedelſter? Weil das Geſchick die Hand aufhebt, einige Dutzend Meilen zwiſchen uns zu ſchleudern? So iſt es aber mit den ungezogenen Kindern, Menſchen genannt. Wenn der alte Hofmeiſter die Hand aufhebt, kitzeln ſchon die Wangen. Können zwölf armſelige Erdzoll die Unendlichkeit des Menſchen dermaßen ins Bockshorn jagen? Und iſt's nicht einerlei, von zwei Wänden oder von zwei Ländern getrennt ſein? Trifft dich die Kugel nicht, mag ſie ſpannen- oder erdenweit von dir hinſauſen."

Der andere, ein junger großgebauter Menſch, betrachtete ſeinen Gefährten lächelnd. Drauf ſagte er: „Du haſt mir ſo viele Bekannte in Friedheim aufgezählt, und darunter den alten Kantor, der ſich ſo gut zu dir ſchicken muß. Warum, ſag' mir nur, gehſt du nicht mit hinein? Wenigſtens könnteſt du mich ſelbſt empfehlen, ſtatt dieſer toten Briefe."

„Tote Briefe," entgegnete der andere, „darin haſt du recht. Alles, was einmal aufgeſchrieben, iſt tot. Die ſchönſte Einkleidung iſt ja nur der Sarkophag mit Lichtern und Leichenſchmuck; oder ein aufgeſchriebener Gedanke iſt ein abgepflücktes Blumenblatt, das zwiſchen zwei Blättern breitgepreßt wird, fortdauert, aber nicht lebt; darum eine Sammlung lyriſcher Gedichte ein herbarium vivum. Was aber meinen Entſchluß betrifft, ſo wundre ich mich, daß du dich wunderſt. Du kennſt die gute diätetiſche Regel, wenn es am beſten ſchmeckt, aufzuhören und weißt, wie ich ſie immer und in allem befolge. Dann wirft das gute Geſchick mir dieſes Lilienblatt, den ſchönen Abend und die ſchöne Gegend und die ſchöne Stimmung in meine alten Locken; viel für dieſe, denn mehre Blumen oder ganze Kränze ſind nur der Jugend beſchieden. Dann gibt es noch dort hinter jener blauen Höhe ein melancholiſches Herz, und eine Hand reicht herüber, der ich den Puls fühlen muß; denn jeder Freundeshanddruck iſt ja nichts als ein Freundſchaftspulsfühlen."

Sie waren einige Schritte weiter gegangen und erblickten, um einen Hügel biegend, das hochgelegene Schloß des Städtchens. Es war ein überaus lieblicher Anblick: die ſonnwiderleuchtenden Fenſter im grauen Gemäuer und durch das vielfarbige Grün. Und jetzt öffnete der enge harte Arbeitstag ſeine Türen und ließ alle frei. Da zog denn der bunte ſtille Feierabendjubel über die duftenden Wieſen zwiſchen den Schobern daher und ſang und lachte; aber leiſ' und ſanft, denn ein ſchöner Sommerabend ſteckt jedem Gefühlsſteg mildernde Sordinen auf. Beide Wanderer hielten an und ſchauten; aber nur der jüngere die Gegend; der ältere ihren Spiegel in des andern glänzendem Aug' und lächelndem Mund. Und er lächelte mit, und ſein naßwerdendes Aug' glänzte und lächelte auch. Schwer wurd' es ihm, ſich von dem Freund zu wenden; denn er wollte unbemerkt fortſchleichen, um nicht den Himmel durch einen Abſchied ihm aus der

Bruſt zu ziehen. Aber wie gewöhnlich ärgert' und ſchämt' er ſich jetzt ſeiner Rührung, und ſo ging er nur bis zu einem Monumente, das aus Stein an der Landſtraße errichtet war. Das beſtieg er, und von oben herab deklamierte er mit vielem Pathos und komiſchem Ernſt etwa folgendes:

„Hochgeehrteſter Zuhörer!

Sintemalen der Geiſt mich zum Reden treibt, ſo wirſt du, Geehrteſter, in Ermanglung eines beſſern mein Zuhörer ſein. Doppelt eindringlich wird ſie, denk' ich, werden, da der Redner nicht von der toten Kanzel ſpricht, ſondern von einem Denkmal, das, wie alle, verkehrterweiſe an die Vergeſſenheit erinnert, gleichſam ein ſchlechter von der Schulter eines noch ſchlechtern. Hochgeehrteſter ohne Titel! Sie ſtehen jetzt an einem Hauptgelenke Ihres Lebensinhaltes. Eine neue Heimat, überhaupt jedes Neue liegt vor uns, wie die Partitur einer Sinfonie (wenn wir nicht viel von der Muſik verſtehen). Was wir einmal hören und ſehen, hören und ſehn wir dreimal; die myſtiſche Dreieinigkeit vollendend mit dem Ton das Vor- und Nachecho. Das Vorecho hat übrigens die ſonderbare Manier, in Dur zu enden, kann gleich das Stück aus dem Moll nicht herauskommen. Das Nachecho, beſonders das fernere, läßt das Dur des Vorecho oder der Hoffnung, wenn Sie erlauben, und das Moll oder gar die Verminderung des Stücks zu einer wunderbaren Tonart zerſchmelzen, und gewöhnlich klingen die Nachechos aller alten Stücke ins neue mit hinein. Das Vorecho trägt einen Blumenkranz, das Stück oft eine Dornenkrone; das Nachecho flicht Dornen und Blumen zuſammen, und der Beſchauer, welches auch der Beſitzer ſelbſt iſt, ſieht dann die erſten vor den letzten nicht mehr. So viel aber iſt gewiß, daß ein Windſtoß leichter Blumen als Dornen entführt. Auf dieſe Art ſind wir alle gekrönt und alle entweder Blumen- oder Dornenkönige oder beides zugleich. ‚König' bedeutet gewöhnlich einen, der eine Krone trägt oder von einer getragen wird; das zweite iſt ſchimpflich; drum trag' die deinige.

Doch ohne Furcht hinein, Wertgeſchätzteſter, ins neue Leben! Ich ſetze nämlich voraus und hoffe, daß du nicht gern und nur mit Widerwillen hineingehſt, denn der Menſch verſteht ſich ſpottſchlecht auf ſeinen wahren Nutzen und muß in ſein Paradies getrieben werden, wie ich nur zu wohl weiß, ohne jedoch die Ängſtlichkeit eines alten dorfgeiſtlichen Freundes zu teilen, der, als Saugſchwamm und Ableiter der Hypochondrie für ſein ganzes Dörfchen, nur die Handlung eine tugendhafte nennt, die aus dem Schlachtfeld der Leidenſchaften blüht, indem er ſich ſelbſt ein lebendiges Beiſpiel iſt, wie ungern der Menſch das Gute tut.

Als älterer Freund fühl' ich mich bewogen, dir einige Lehren zu geben. Glaube aber nicht, amice, daß ich an Altersſchwäche leide, die nichts an ſich halten kann, und daher, wie es gebräuchlich, weil ich ſelbſt nichts zu lernen vermag, lehren will. Denn du weißt ja wohl, daß ich für meinen Teil einen Stolz darein ſetze, jung zu werden, ſtatt alt. Übrigens könnt' ich gar ſagen, daß ich in der Tat ohnehin noch jung an Jahren bin, abgeſehen von meiner Junggeſellenſchaft (überdies wahr, daß, wenn der Ehemann zum Jüngling zurückblüht, der Hageſtolze gar zum Kind). Und ſollteſt du es auch nur aus der Kürze meines Ausdrucks erraten oder aus meiner Liebe zum Kurzen; indem du weißt, daß ich nicht einmal ein langgeſchwänztes Tier leiden kann und mir ein nichtengliſiertes Pferd ein teufliſches Greuel iſt, wie nicht weniger eine Tragödie, die ſich, obgleich die Perſonen ſämtlich umgebracht ſind, dennoch überlebt. Hiebei kann ich jedoch nicht umhin, der Natur in neuern Trauerſpielen ein Kompliment zu machen, in denen der Held Waſſer und Blut, nicht letzters allein, von ſich gibt, ſo daß man doch weiß, daß er wirklich tot iſt und wirklich gelebt hat, während das Gegenteil mich immer um die halbe Rührung bringt, weil ich mir einbilde, der Tod ſei nur ein Scheintod geweſen.

Apropos aber, guter Sohn. Vor allem hüte dich vor antiken Tugenden; denn was geſtern eine Tugend war, iſt heut eine Schwachheit, morgen ein Laſter.

Das Leben iſt keine Reiſe. Dabei waltet dieſelbe Täuſchung ob, die dem von der Brücke Schauenden glauben macht, daß nicht die Flußwogen ihm, ſondern er ihnen entgegenfahre. Drum kann er nicht zögern und nicht ändern: der Strom ſchleift die Geſtade ab; ſein Bett wird breiter; in demſelben Maß wird er ſeichter, die Uferberge höher. Wenden wir's auf die Zeit an, die in dem Verhältnis erhabener ſcheint, in dem die Menſchen gerade klein ſind. Die Menſchheit kennt nur eine Komparation; ſie iſt die des ‚klein' oder ‚niedlich'. Wie die Folianten mählich zu Quartanten, endlich, durch die Zierlichkeit der Oktavbände gelangt, zu überzierlichen Duodezbändleinchen zuſammenſchmelzen, ſo hat ſich auch der Menſch verniedlicht und verzierlicht. Keine alte Foliotugend paßt mehr in die kleinen Bände; kommt noch eine vor, wird ſie zuſammengelegt und verkrüppelt wie eine große Kupfertafel. Der Koloß Geſchick iſt zum Püppchen Schicklichkeit geworden; die alte Rieſenamme Natur kennt er nur noch aus Viergroſchenüberſetzungen; viel iſt's, wenn er ſie ſelbſt mit Verkleinerungsbrillen tagwerksweiſe beſchaut. Wie er noch keinen Gott verehrte, war der Gott im Menſchenherzen groß. Wie Gott anfing, der der Menſchen zu ſein, hörte er auf, Gott zu ſein; der ungekannte iſt ein Gott, der mißverſtandene ein Götze; Gottesdienſt heißt demnach Götzendienſt.

Die Menſchheit, Hochgeehrteſter, hat ihren Lenz überlebt, daher auch den Kulminationspunkt und Silberblick ihrer Poeſie. Hier allein trifft der Satz nicht, daß die Menſchheit nicht leiſten könne, was ein Menſch kaum. Denn keiner der Dichterkoryphäen, nicht das ernſte Kind Homer, nicht der Natur, nicht des Glücks verzogener Sohn, Shakeſpeare und Goethe, haben Gleiches geſchaffen. Der Menſchheit Gedicht ‚Gott', das erhabenſte aller, das umgearbeitet auch zum ſchönſten ward unter dem Titel ‚Meſſias', beweiſt es. Faſt gleich groß erſcheint ſie als Humoriſt, indem ſie ihr eignes lichtes Gedicht auf tauſend Art ironiſierte; im Südtaumel durch die griechiſche, in Anfällen hypochondriſcher Egoiſterei durch die jüdiſche, im hitzigen Fieber durch die indiſche, im kalten durch die ſkandinaviſche Mythologie.

Wodurch aber, Hochgeehrteſter ohne Titel, wodurch nun iſt der Menſch ſo klein und kleinlich geworden (Kleinlichkeit iſt das Selbſtbehagen des Kleinen)? Brennt das Stümpſchen Licht, das ihm angeſteckt, dennoch zu hell? Wodurch ſo reizbar, daß er von einem Öllämpchen den Sonnenſtich bekommt? Und ſind die Runzeln der Menſchheit Wirkung des Lichtleins oder bloßhin die des Alters?

Freilich, wo nur ein Gott verehrt wird, muß es überheller und heißer Tag ſein und die eine Sonne eine überhelle, während ein polytheiſtiſches Syſtem ein Himmel voll Nebelſonnen, die Kraft geteilt und drum ſchwächer iſt. Der Gott wohnt im Herzen; warum iſt das Herz nicht mit ihm gewachſen und die Bruſt?

Ich werde meine pränumerante Parentation auf die Menſchheit unverſehens ins Literäriſche ſpielen; unvermerkt gewiß, weil du nicht auf mich hörſt. Aus dem, was ich, wie ich glaube, vorhin geſagt habe, erklär' ich, daß das alte Hauptwerk, der Familienroman ‚Adam und Eva' (gemeinhin Geſchichte genannt), nicht mehr geleſen wird. Kaum mehr noch, als daß der geplagte Lyzeiſt ſeinen Sprachzahn daran ſchärft und der Gelehrte mit ihr kokettiert. Ihre eigene Kleinlichkeit wollen die Menſchen vorgeſtellt ſehn: Hofräte, Tanten, tugendhafte Familien ohne oder mit Auswüchſen; hoch komm's, ſind es Ritterharniſche (denn hinter dieſen ſteckt gewöhnlich nichts), Heldenanzüge, Prozeſſionen und dergleichen. Mehr kann ihre Natur nicht verdauen oder zum Eigentum verwandeln.

Wohin, Lieblichſter, ſoll es noch kommen? Der heutige Menſch hat vom geſtrigen nur die Bedürfniſſe; dieſe mit den ſeinen vererbt er dem morgenden wieder. Aus dem Silberblick des ſchöpfungsgährenden Chaos wird ein Geſchöpf, das nur — bedarf, eine Raupe, die Freude und Leid, Großes und Kleines, alles, was das Leben an Blumen und Neſſeln ſprießen läßt, dumpf und handwerksmäßig hineinfrißt, keinen Zweck mehr hat, nur noch ein Ziel; die Erde wird ein Spiritusglas werden für totgeborne Kinder und Menſchenembryonen!

Doch ſieh, die Sonne iſt ſchon in den Nachtſchacht hinabgefahren, um ſich für Morgen neuen Glanz zu brechen. Es iſt ein ſchöner Gedanke, mit der Sonne zu ſterben; ein ſchönrer, wie ſie wieder aufzuſtehn. Addio!"

Während der letzten Worte hatte ihn der bitterſüßſaure Ausdruck ſeines Geſichts verlaſſen, und er hatte ſogar den Arm erhoben, ob gegen die geſchiedene Sonne oder den ſcheidenden Freund, war ungewiß. Jetzt aber wandt' er ſich, ſprang vom Monument und entrannte. Und nicht lange, ſo war er im Gehölz verſchwunden.

Der Zurückgebliebne ſah ihm ſchweigend nach, dann verfolgte er den Weg zum Städtchen weiter.

Jetzt ſah er auch die tiefer liegenden Gebäude. Müd' und greiſ' lehnten ſie ſich auf die bemooſte Mauer, an die der Blitz mehre Himmelsleitern gezeichnet hatte. Mitunter tauchte auch ein grüner Wipfel dazwiſchen herauf. Dem Schloß mit ſeinem freiſtehenden runden Turme gegenüber, aber bedeutend tiefer, lag die altertümliche Kirche. Lang ſtand er betrachtend. Vor ihm vorbei zog das junge Volk zur Stadt zurück oder wieder hinaus in die grüne Freiheit, und der Wechſel der Geſtalten und plaudernden Stimmen wiegte ihn zurück in ſeine Kinderzeit, und alles kam ihm ſo romantiſch vor wie damals. Und jetzt klang noch der Ton des Abendgeläutes in die Fäden der Erinnerung, Sehnſucht und Träumerei hinein, mit denen Polykarp ſein Herz umſponnen, ſich hindurchrankend wie myſtiſch-dunkle Blumen durch jenes Sticknetz. Denn der Glockenton iſt die Stimme der Heimat und ſpricht im fremden Ort uns am innigſten an. Im Reigen der Bilder verfiel unſer Freund in ſein nicht ſeltnes Delirium, in jenen Seelenabend, der Seelentag und Seelennacht oder Wachen und Traum verwebt. Aus den Schalllöchern des Kirchturms ſchien ſich eine hohe eherne Jungfrau zu lehnen. Sie ſang eherne Töne dahin über das ſtille Gefild. Sie bog ſich weit heraus; der aufgehende Mond ſpielte ungehemmt und ohne Schatten durch die Geſtalt.

„Campana,“ ſagte der Wandrer leiſ', „wie biſt du groß geworden! Aber die wunderbaren Züge ſind es noch! Wie deut' ich deinen Gruß? Dich find' ich ja doch nirgends, denn du biſt geſtorben! Und du biſt ein Vorecho, von den Grenzfelſen des Landes hergeſchwommen, wo kein Echo gehört wird, weil es herübergleiten und dem Dämmerungsvogel Menſch, dem der Ton ſelbſt zu überherrlich wäre, Ahnung des Höhern und Ahnung ſein ſelbſt ſein muß. Denn wenn der Ton ſelbſt herüberklingt, reißen die zitternden Nervenſaiten dem Göttlichen, und der Menſch iſt geſtorben.“

Die Glocke ſchwieg. Polykarpus, dem eine ſchöne Erinnerung aus der Kinderzeit heller als je heraufgetagt war, beſchleunigte ſeinen Schritt. Und bald umfingen ihn die alten Mauern und mit ihnen das ſeltſame Gefühl, das den Menſchen bei ſolchem Wechſel der Umgebung zu erfaſſen pflegt. Es war ſchon alles ſtill. In wenig Fenſtern flimmte Licht; die emſigen Einwohner ſchliefen meiſt ſchon den Samstagſchlaf mit der Sonne, um wie ſie aus der allnächtlichen Puppenverwandlung als ein heiterer neuer Schmetterling hervorzubrechen. Der Mond, das milde Sonnenecho, klang über die roten und grünen Haus- und Baumwipfel herunter auf die gereinigten Straßen und in die rundſcheibigen Fenſter und lachte unſern Wanderer aus den Niſchen der alten Kirche wie ein neckend-fröhliches Kind an.

Da ſtand er nun und ſah und lauſchte und dachte kaum daran, das Haus des Kantors zu erfragen, den ihm Rheinkönig empfohlen. Indem eilt' ihm ein ſchlankes Mädchen vorüber, das ſich in der nett anliegenden Bürgerstracht ſehr lieblich ausnahm. In dem weißen feingezeichneten Geſichtchen meint' er eine wunderbare Ähnlichkeit mit ſeinem Erinnerungsbild wahrzunehmen. Halb ſcheu, halb haſtig fragt' er. Das Mädchen wandte ſich und entgegnete mit einem Knix und röteren Wangen, das Aug' ein wenig geſenkt: „Der Kantor Heſekiel Silberſtiefel iſt mein Großvater; ich komme eben von ihm. Sie ſind gewiß der Herr, für den ich heut' das Stübchen zurecht machte. Es wird Ihnen gefallen; es iſt luſtig und hell, und ein großer Birnbaum hängt ſeine ſchönſten Blüten hinein.“ Über ihre Zutraulichkeit verlegen, ſetzte ſie kaum hörbar noch hinzu: „Wenn Sie mir folgen wollen, Herr Wildmann –“

Sie eilte voran und ſtand bereits in der niedern Tür eines teufelszwirnbartigen Hauſes, eh' ſich Polykarp beſann, daß das Mädchen nicht ein gemalter Paradieſesengel zum Beſchauen ſei. Die dunkle niedrigſtufige Treppe führte ihn der Klang der Stimme hinan – ihr Tritt war nicht zu vernehmen –, dann einen dunkeln Gang hindurch, bis ſich eine kleine Tür auftat.

Im engen Stübchen ſaß ein freundlicher Greis, Noten ſchreibend, bei einer Lampe. Er ſah auf und erſt nur das Mädchen erblickend nickte er freundlich und ſagte: „Du haſt was vergeſſen, Kätchen?“ Den Fremdling gewahrend dann, hob er das Sammetmützchen und hieß ihn willkommen. Das Mädchen brachte ein einfaches Abendeſſen herbei und machte ſich, während Polykarp, wie es nach poetiſcher Spannung und Reiſe gewöhnlich, brav zuſprach, allerlei zu tun. Der Kantor aber ſchrieb fort, ohne wieder aufzuſehn, jedoch nicht ſchweigend. Denn unaufhörlich brummend las er bald einige Zeilen des Textes, bewundert' er bald die Modulationen, wiewohl ironiſch dabei lächelnd, bald trieb ihn die einfache große Natur zu überlauten Ausrufungen, die meiſt etwas vom Bibelſtil hatten und alle etwas von der Manier eines alten Schulregierers.

Endlich ſchloß er mit einem gewaltigen Endſtrich, und die Schreiberei beiſeite ſchiebend, ſagt' er zu unſerm eſſenden Freunde: „Jetzt gehör' ich Ihnen und noch dazu ganz, was nicht der Fall ſein würde, hätt' ich nicht mein Werk zu Ende gefördert. Wieviel beſſer würd' es um den Menſchen ſtehn, wenn er alles ganz tun möchte. Iſt eins halb, wird's das andre auch; und zuletzt iſt alles halb und das Leben ſelbſt.“

Polykarp gab ihm recht, und der Alte ſchritt munter fortplaudernd im Zimmer umher und verlor ſich bei zunehmender Traulichkeit immer mehr in ſeine wunderliche Manier, zu examinieren und oft über Entgegnungen laut zu ſchelten, die ihm nicht richtig vorkamen. Unſerm jungen Freund war es im Anfang faſt unangenehm, denn des Kantors mächtige Stimme ſchlug wie ein Hagelwetter in den duftenden Traumgarten, und die luftigen winkenden Bilder zerſtoben all vor ſeinem Eifer. Gern wär' er allein geweſen. Er verſuchte es, wie man ja zuweilen tut, den alten Tyrannen mit dem Tribut allgemeiner Erwidrungen abzuſpeiſen, um im eignen Lande ſicher vor ihm zu ſein. Aber der Kantor geriet dadurch in immer größern Eifer. „Wenn mir irgend etwas ärgerlich iſt, ſo ſind es die verdammten Redensarten, die ſo recht der grünen Decke eines ſeichten ſtehenden Waſſers gleichen, die wie feſtes Land ausſehen und nicht zu beſchreiten ſind. Wie, junger Herr?“ Halb böſe hörte Polykarp zu träumen auf; aber wie er dem Kantor in die ehrlichen Züge und die gutmütigen Augen ſah, konnt' er nicht mehr zürnen, ja kaum mehr über ſeine wunderliche Weiſe innerlich lächeln.

Des Kantors Brauch war, jedem, der ihn intereſſierte, ſein Glaubensbekenntnis in der Muſik abzufragen. Das tat er nun mit Ernſt, und es war ſchon vorgefallen, daß er ſogar Leute, gegen die er eine Zuneigung geſchöpft, ſtimmten ihre Grundſätze darin nicht mit den ſeinigen überein, augenblicklich verließ und nie wieder anredete. Mit großer Wichtigkeit ergriff er daher jetzt einen Stuhl und trug ihn ſo nah, als möglich war, an Polykarp. Dann ſetzt' er ſich und faßte die rechte Schulter des Jünglings. Dann begann er mit dem freundlichſten Blick (er war dem Polykarp ſchon ſehr geneigt und meint' ihn wahrſcheinlich dadurch zu ſeiner Meinung zu ſtimmen): „Hochgeehrteſter Herr Wildmann!“ Darauf wurden ſeine Züge ungemein ernſt und faſt feierlich. „Ich frage Sie: kann es dramatiſche Muſik geben? Und iſt die Muſik mehr lyriſch oder epiſch?“

Gewiß wäre Polykarp ſehr verwundert geweſen, ſowohl über den Kantor als über das Feierliche der Frage; aber Rheinkönig hatt' ihn vorbereitet, und es lag im Geſicht des Alten der unverkennbare Wunſch, daß der Jüngling, der ihm ſchon wert geworden, die Schlingen, in denen er ihn gefangen, nicht ſelbſt zerreißen möchte. Polykarp zögerte etwas mit der Antwort, teils vor wirklicher Rührung, teils um nachdenkend zu erſcheinen. Faſt ängſtlich wiederholte der Kantor die Frage, und Rheinkönig hätte ſein Geſicht mit einer Mauſefalle verglichen, der es weh tut, das Mäuschen am Ende erſchlagen zu müſſen, das ſie umſchleicht.

Polykarp entgegnete jetzt und ſah auch ungemein feierlich aus: „Dramatiſche Muſik? Ich zweifle –.“ Dem Kantor war die Antwort nicht rund genug; er rückte ungeduldig mit dem Stuhl. Polykarp fuhr etwas ſchneller fort: „Nein!“ Des Alten Angeſicht wurde ein Maimorgen, und die Sonne kam immer weiter herauf, wie der Jüngling fortfuhr: „Die Muſik gleicht der Natur: wie dieſe ihre Mutter grünt und ſproßt ſie und dehnt Frühlingsgefilde und lächelt Morgen- und Abendröten; aber der Keim iſt verborgen, der alles ſchafft. Sie zeigt kein Motiv –“

Weiter aber ließ ihn der Kantor nicht ſprechen. Er ſprang auf und war mutwillig wie ein Kind. „Legationsſekretär, Flöteniſt, fahre hin mit deinem Irrtum! Du aber, Wildmann, ſei mir willkommen, obgleich du weder Legationsſekretär noch Flöteniſt biſt.“ Dabei rannt' er im Zimmer umher. Endlich ſetzt' er ſich wieder und ſagte zum Verwunderten: „Laß dich's nicht irren, daß ich ſo luſtig bin. Aber ſieh,“ — ſeine Stimme wurde leiſer und bewegt — „da war ein Menſch hier — Rheinkönig hatt' ihn empfohlen wie dich — und er bracht's bis zum Legationsſekretär, dazu gehört hier nun freilich nicht viel, aber er blies die Flöte — wie ein Cherub. Er war oft bei mir — in demſelben Zimmer wohnt' er, das du beziehen wirſt — doch was red' ich lang — ich war ihm gut wie keinem vorher; da reitet mich der Teufel, daß ich ihn examiniere — und er fällt durch. Indes laß fahren! Hab ich ja dich!“

Jetzt ſprang er auf, nahm den Hut von der Wand. „Morgen wollen wir weiter reden!“ So rief er noch durch die Tür dem Polykarp zu und entwich. Unten hört' er ihn ſingen; er ging zum Fenſter und ſah ihm noch lang nach, wie er durch die Bäume lief und ein Birkenwaldhügelchen hinanklimmte, in das er verſchwand.

Zweites Tagewerk

Die Sonne war bedeutend eher munter als Polykarp. Jetzt aber erwacht' auch er und ſchaute ſich um; denn am Abend bei Licht nur hatt' er das Stübchen beſehen. Inniglich freut' ihn der alte Birnbaum, der zwei morgenrote Blütenwangen durchs offne Fenſter hereinſtreckte. Aber lang konnt' er nicht hinſehen, denn die Tautropfen waren alle von Sonnenliebe entzündet und blendeten ſein Aug'. Da kam über ihn ſelbſt die freudige Sonnenliebe, und er ſprang aus dem Bett und zu den Fenſtern hin. Da ſah er denn, daß ſein Stübchen wie eine Halbinſel in dem grünen Meer von Sträuchern und Gras ſchwamm. Aus dem einen Fenſter hatt' er die Ausſicht auf einen ſchönen Berggrund, aus dem Mühlen und einzelne rotgedeckte Häuſer tauchten und ein blauer Fluß; aus den zwei andern auf eine breite Ebene, die ein Birkenwäldchen hinten bekränzte voll ſchöner Gruppen und Vogelkehlen; hindurch wieder der Fluß. Es war alles ſo ruhig und ſtillheiter. Er gab ſich viel Mühe, den Weg zu ſuchen, auf dem er hereingekommen, um ſeinem Rheinkönig nachzuſchauen, fand ihn aber nicht, ſo viele auch die grünen Wieſen durchſchnitten und im Gehölz ſich verloren. Dabei ſagt' er zu ſich: „Welche Abgötterei doch der Menſch treibt. Jeder Weg, jede Himmelsgegend iſt uns heiliger, die ein Freund durchwandelte oder die einen birgt; wie ängſtlich ſuchen wir ſie mit dem Aug': da wandelt er wohl oder da; und an Gott denken wir ſo ſelten, zu dem jeder Weg führt, die gelben im Grün und die weißen im Blau, die Milchſtraßen und unſer längſter, das Leben."

Jetzt bedacht' er erſt, daß ihn jemand beſuchen könne, und er fuhr eilig in die Kleider, wie er in die Sonntagsfreudigkeit gefahren war. Darüber fiel ihm auch erſt der alte Kantor wieder ein und ſein ſchönes Enkelchen und was er eigentlich hier wolle und der Reichsgraf und alles mögliche. Da rief ein Stimmchen vor der Türe: „Herr Wildmann, wenn es Ihnen gefällig wäre, mit dem Großvater zu frühſtücken und ein Morgenpfeifchen mit ihm zu rauchen. Er iſt im Garten." Die Ähnlichkeit der Stimme mit der, die er wie ein Heiligtum in der Erinnerung trug, durchbebt' ihn faſt; er hätte gern mehr gehört; es war aber ſtille. Und als ein Ausbund von Galanterie wollt' er antworten; aber durch verſchloßne Türen kam es ihm wunderlich vor; die Türe zu öffnen hatt' er jetzt das Herz nicht, und ſo ſtammelte er denn von Ehre und dergleichen und ſchämte ſich zuletzt. Gern wär' er gleich in den Garten geflogen, aber er wollt' ihr nicht begegnen nach der einfältigen Entgegnung (wie es ihm mit Recht ſchien). So lauſchte er denn lang am Schlüſſelloch; aber er vernahm ihr Weggehen ſo wenig, als er ihr Kommen bemerkt. Darüber kam ihm der noch einfältigere Gedanke, ſie möchte in Strümpfen oder ſonſt im Negligé ſein, worin er ſie nicht überraſchen wollte. Und nun fiel ihm noch ein, wie der alte Kantor im Garten ſeiner harre, und er fing an zu ſchwitzen und hätte wohl kaum das Herz gefaßt, wenn nicht die Tür jetzt von außen geöffnet worden wäre, wobei er eine derbe Zurechtweiſung ſeiner lauſchenden Naſe (gleichſam Fühlhorns) zu erleiden hatte.

Es war der alte Kantor ſelbſt, der in Filzſocken hereingeſchritten kam, den vielfach beſchämten Polykarp beim Arm ergriff und entführte.

Unten ſagte der Alte: „Iſt das eine Aufführung von Euch, junges Blut, mich warten zu laſſen? Und ſeht, wie ſchön es hier iſt. Beiläufig geſagt, heut' abend gehn wir zu ſeiner Erlaucht, um Euer Anſtellungsgeſuch anzubringen. Ihr verſteht doch Muſik und habt auch wohl ein Inſtrument kultiviert oder auch von einem kultivieren laſſen? Flöte wohl? Die fehlt gerade.“

Polykarp geſtand, daß er's auf keinem Inſtrument zur Fertigkeit gebracht habe als auf der Muſik ſelbſt; das heißt, daß er Muſik hören könne, was, wie der Kantor bemerkte, ſchwer iſt, und notdürftig ſetzen. Das war denn für den Alten ein Signal zu examinieren. Polykarp beſtand ſo ziemlich; das meiſte aber nannt' er Wortklauberei, die den Geiſt töte. Halb ärgerlich entgegnete der Kantor (worüber iſt ungewiß): „Das wiſſen wir wohl, aber euch jungen Leuten ſagt man's nicht. Denn die Jugend wirft mit den Teilen nur zu gern das Ganze weg.“

Drauf ſchwieg er lang und blies vielgeſtaltete Rauchwolken in die Luft. Aber zum erſten Male ſeit Tagen kam über Polykarpus wieder ein bittres Gefühl, aber er lächelte, um dem Alten nicht ſeinen ſchönen Sonntagsmorgen zu verderben. Denn er meinte, ein Geſicht wär' gewiſſermaßen ein Spiegel, der die fremden düſtern Züge unwillkürlich nachbilden müſſe. Der Blick auf ferne Berge hatt' ihn ſonſt oft erhoben und von ſich ſelbſt befreit. Er ſchaute daher rings den blauen Himmelsſäulen nach; er ſtellte ſich unter einen reichblühenden Baum und ſchaute auf zum Himmel und ließ ſich die tauſchweren Blütenblätter ins Geſicht fallen. Aber es war umſonſt.

Er gedachte der frühgeſtorbenen Eltern, beſonders der ſanften Mutter, und was beide ertragen mußten, denn ſeit der erſten Kindheit hatt' er alles mitgefühlt und mitzutragen geſucht. Da waren denn die kleinen Schultern müde geworden. Voll warmer Liebe gegen jeden fand er nur die der Eltern, und als dieſe geſtorben, keine mehr. Da verſchloß er denn den Reichtum in ſich. Die Farben verblichen; nur die der heiligen Poeſie blieben, ja, ſie erhob jener Schatten noch. Und ſo lang ſie waltete, war er wieder das treue frohe Kind. Aber ihm fehlte das feſte Vertrauen zu ſich und andern, das Palladium der heitern Lebensanſicht, und wie jedem war auch ihm die Kindheit zum Grundton des Lebensgemäldes geworden. Er wollte keinem Menſchen wehetun; nur ſollten ſie ihn laſſen. Die finſterſten und wahrhaft gräßlichen Stunden waren, wenn er an ſeinem Berufe zum Dichter zweifelte. Da beherrſchte ihn gewöhnlich ein bittrer Humor, der oft noch in beßre Stimmungen nachklang.

Er rief ſich ſeine Freunde Rheinkönig und Wundernacht an das Herz, aber es war kalt und wie geſtorben. Es verſtand die Namen wohl, aber nicht ſich aufzutun.

Indem kam das ſchlanke Kätchen unter den Blütenbäumen mit dem Kaffee daher. Sorglich ſtellte ſie ihn auf eine Bank. Dann breitete ſie ein reines Tuch auf den Tiſch, der einem Apfelbaum zum Piedeſtal diente, und ſetzte den rauchenden herüber und lud ein mit zierlichem Knix. Der alte Kantor lächelte, wie gewöhnlich, wenn er ſeinen Frühling — ſo nannt' er ſie — ſah. Und auch unſerm jungen Freund war ſie jetzt ein Frühling, der die meiſten Seelenſtröme freigab und belebte. Und immer heiterer wurd' er und ſchaute mit dem alten Kinderblick der Beſchäftigten zu und freute ſich der Morgenröte auf dem ſchönen Antlitz, ohne zu wiſſen, daß er ſie ſchuf.

Aus einem alten Schulmeiſterleben

1845—1846

Wir waren nun Naundorf näher als Meißen, als uns einige Landleute einholten, ein Burſche und ein Mädchen. Das Mädchen war die häßlichſte nicht und trug allerlei, welches ſie eingekauft haben mochten, in einem Tragekörblein, das ihr an den Schultern hing. Der Burſche hatte ein freundlich und offnes Geſicht. Erwiderte deshalb ihren Gruß noch einmal ſo gern.

Das Mädchen wurde ein wenig rot, was, wie ich merkte, ſo oft ſie mit uns ſprechen wollte, geſchah und ihr gar nicht ſchlecht anſtand. Dann ſagte ſie: „Die Männer gehn gewiß nach Naundorf?“ Was ich im Namen aller bejahte. „Zu des Beuſt ſeiner Tochter Hochzeit?“ Da ich wiederum bejahend antwortete, ſagte der Burſche, der des Mädchens Schatz ſein mochte: „Da gehen wir zuſammen. Wir gehören nämlich auch zu der Hochzeit. Meine Maredore hier iſt Züchtjungfer, und ich bin der Brautführer. Soll das ein ſeiden Leben werden! Juchhe!“

Das Mädchen ſetzte nach ihrer freundlich-geſprächigen Weiſe hinzu, nachdem ſie wieder einmal ein wenig rot worden: „Wenn nur alles mit der Hochzeit gut abläuft; Gott behüt' es. Es iſt gar mancherlei Nachdenkliches paſſiert. Man glaubt nun nicht an ſolche Geſchichten; es iſt dummes Zeug, aber es trifft gewöhnlich doch zu. Wie der Huchztbitter zum erſten Male umritt und zu Barthels kam, hatte ſein Pferd das rotſeidne Band vom Schwanz verloren. Nun ſtieg er ab, ging hinein in die Stube und ſagte: ‚Soll 'nen Grüßich ſagen vom Gutthelf Beuſt und möchtet doch, wenn ihr Luſt hättet, heut' über vierzehn Tage zu der Hochzeit von ſeiner Tochter Roſemarie rüber nach Naundorf auf ſeinen Hof kommen.' Wie ſie ihn nun haben ſich ſetzen laſſen und hinausgegangen ſind, um Wein zu holen, und was ſie gerade ſonſt noch Gutes haben im Hauſe, da kommt das kleine Enkelkind vom alten Barthel mit Blumen und grünem Zeug zu der

Türe herein. Das iſt euch nun ein wahres Wachspüppchen von einem Kind und iſt erſt fünf Jahre und kann ſchon Lieder ſingen und ſo vernünftig reden wie 'n Altes. Vorige Weihnachten gab es Spaß mit dem Kind. Den Tag, nachdem das Chriſtkind beim Großvater beſchert hatte, kamen ſeine Eltern von Nimtitz; ihr wißt wohl, ſein Vater iſt da Pachter auf dem Rittergut; es iſt der, der immer die ſchönen Schweine auf den Meißner Markt hineinſchafft. Und die beſcherten denn auch und ſagten, das hätte das Chriſtkind beſchert. Aber die kleine Annedore ſagte: ‚Geſtern hat mir das Chriſtkind beſchert, das und das, die Puppe dort, die Äpfel, und was es noch mehr war; das aber, was heute kommt, das hat mir Vater und Mutter beſchert und nicht der heilige Chriſt.' Und die Alten mochten ſagen, was ſie wollten, ſie blieb dabei, jenes hätte der heilige Chriſt beſchert; das aber hätten Vater und Mutter beſchert. Aber was wollt' ich doch nur?"

„Von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore", ſagte der Burſche. „Ei, Maredore, war das mal wieder geſchnackt. Was geht denn die Leute da Annedores Chriſtkind an?"

Maredore wurde noch etwas röter als ſonſt und ſpielte halb ſchmollend mit ihrem Schürzenband, wie ſie replizierte: „Aber du hätt'ſt mir's auch ſagen können."

Der Burſche ſagte: „Das hatt' ich mir auch ſchon vorgenommen. Ich dachte, wenn ſie von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore ſo etwa bis auf den türkiſchen Kaiſer kommt, hernach wird's Zeit. Du warſt aber noch lange nicht beim türkiſchen Kaiſer. Hätt' immer noch 'n Stündchen Zeit gehabt. Ja, Plaudern, das iſt euer Vergnügen, ihr Mädels. Na, nu erzähle deinen Kram nur weiter. Die kleine Annedore kommt nun mit Blumen und grünem Zeug in Barthels Stube, und Lipp-Chriſtjahns, der Huchztbitter, ſitzt ſchon drin und denkt über den Wein und Braten nach, ob's Schweinebraten oder Rinderbraten ſein wird und roter Wein oder blanker, den er kriegen ſoll."

Maredore aber ſchnitt ihm mit ihren Augen nicht das angenehmſte Freundlichkeitsgericht vor, wiewohl es nur ein kurzer Blick war, den ſie auf ihn werfen wollte; dann erzählte ſie uns weiter: „Kommt alſo die kleine Annedore herein, macht ſich, wie's die Kinder machen, bald hier, bald dort was zu tun und hat ihre rechte Freude an Lipp-Chriſtjahns ſeinem dreieckigen Hut und an den rotſeidnen Bändern daran.

Lipp-Chriſtjahns, wie er ſie gewahr wird, ſetzt er ſie auf ſein Knie, und wie er aufgeweckt iſt, ſchaukelt er ſie und will ein Küßchen haben.

Darüber nun kommt der Barthel-Chriſtlieb wieder mit einer Flaſche herein. Chriſtjahns ſieht nach der Flaſche, um zu ſehen, ob er's vorher erraten hat, was für Wein kommen würde. Nun hatt' er blanken gedacht. Das in der Flaſche aber ſah braun aus. Der Barthel ſchenkt ihm nun ein hübſches Glas voll ein und ſetzt die Flaſche auf einen Eckſchrank. Da denkt der Chriſtjahns: ‚So wird's wohl Schiller ſein.‘

Da kommt auf einmal des Barthels ſeine uralte Mutter am Krückenſtock aus dem Alkoven herein. Die iſt nun faſt taub. Die ſieht den Chriſtjahns und hinkt auf ihn los, und wie ſie bei ſeinem Stuhle ſteht, legt ſie ihm ihre eiskalte Hand auf den Kopf und bückt ſich auf ihn nieder wie ein Geſpenſt und fragt da mit einer grauslichen Stimme: ‚Wann wird ſie denn begraben?‘

Da erſchrickt der Chriſtjahns, daß er am ganzen Leibe eine Gänſehaut kriegt, und ſchreit der Alten in die Ohren: ‚Wer denn, Mutter?‘

‚I, wer denn?‘ ſagt die Alte mit ihrem eignen Lachen. ‚Seid doch ein Grabebitter, Chriſtjahns.‘

‚Was?‘ ſchreit der Chriſtjahns und ruckt mit ſeinem Stuhle einen ganzen Schritt von ihr weg. ‚Ein Grabebitter? Hab' das rote Band am Hut, und geht nur an das Fenſter und betrachtet mein Pferd, was draußen angebunden iſt. Wer wird den luſtigen Chriſtjahns zum Grabebitter nehmen? Ein Huchztbitter iſt der Chriſtjahns, ein geborner Huchztbitter, und wird den Kreuzſprung mit Euch tanzen, Mutter, juchhe! wenn Ihr in vierzehn Tagen mit zu Beuſt-Gutthelfs Hofe geht.‘

Aber die Alte ſchüttelte den Kopf und lachte und ſagte: ‚Weiß beſſer; weiß beſſer. Chriſtjahns iſt kein Huchztbitter. Chriſtjahns iſt ein Grabebitter. Soll die Roſemarie begraben werden.‘ Und begann nun leiſe vor ſich hinzubeten und Sterbelieder zu ſingen und ſchlürft dabei an ihrem Stocke wieder hinaus in ihren Alkoven.

Chriſtjahns aber grauſelt’s, daß er nach dem Glaſe greift. Und wie er’s an den Mund bringt, ſchmeckt er, daß es bittre Pomeranzen iſt. Da wird’s ihm noch ängſter. Und er ſteht auf und ſagt, er müßte heut noch weit herum und könnte ſich nirgends lang aufhalten.

Nun ſagt der Vater Barthel, wie’s gebräuchlich iſt: ‚Na, mer wollen’s uns eberlaihn. Er ſoll aber doch eſſen und trinken.‘ Aber Chriſtjahns hat’s wie Kohlen unter den Schuhen; er ſagt, wie’s gebräuchlich iſt: ‚Na, Vater und Mutter Barthel, da eberlaiht’s euch racht. Ich kumm ufn Sunntich weär un frahe weär nach.‘ Und geht hinaus und ſetzt ſich auf ſein Pferd, und es wird ihm nicht eher ’n bißchen anders, bis er aus dem Dorf hinaus iſt.“

Nun waren meine Kollegen ſo gut wie das Mädchen, da ſie dieſe abgeſchmackten Dinge vorbrachte, ſo weit, daß, da nun der Herr Prinzipal mit ſeiner Baßgeige ſo nah an einem Baume vorbeiging, daß ein herabhängender Zweig das tiefe G pizzicato anſchlagen wollte, alleſamt zuſammenſchraken und der Herr Prinzipal ein lautes Geſchrei ausſtieß.

Der Burſche aber, der den Brautführer machen ſollte, war noch der vernünftigſte darunter; er ſagte zu mir, da er mich für den Prinzipal hielt, darüber falle ihm ein, daß er mir hätte ſagen wollen, ich ſollte doch mehr Dreher aufſpielen bei der Hochzeit als andre Tänze; er tanze den Dreher für ſein Leben gern, und es ſollte unſer Schaden nicht ſein. Worin ihm ſeine Maredore bittend beiſtand.

Ich ſagte nun, wie ich der Prinzipal nicht ſei, ſondern der da, indem ich mit dem Finger auf den Meiſter Cyriak zeigte, der unter ſeiner Baßgeige uns mühſam nachſchlich.

„Was?“ ſagte der Burſche und ſah mich darauf an, ob ich ihn auch nicht zum beſten haben wollte. „Das alte Männel da, das kleine, das ſich beinah totſchleppt? Macht mir keine Wippchen vor! Wird der Prinzipal ſelber die Baßgeige tragen!“

„Krach in die Bude!“ brüllte unſer Hannoveraner. „Das iſt ſeine Strafe, weil er nicht gefolgt hat, junger Mann. Muß kurz gehalten werden, das Prinzipälchen, damit er nicht über den Strang haut. Hurra!“

Der Burſche wurde nur immer zweifelhafter und verwunderter. „So muß Er doch der Prinzipal ſein,“ ſagte er zu dem Hannoveraner. „Aber das ſchwache alte Männel dauert mich. Ich will ihm die Baßgeige tragen bis Naundorf.“

„Gut,“ ſagte der Hannoveraner, „weil Ihr mir gefallt, junger Mann, und Tournüre zu haben ſcheint und uns ein guter Freund ſein möchtet im Hochzeitshaus, wenn's vielleicht zum Hauen käme, und weil Euer Schatz da ſo ſchön zu erzählen weiß, ſoll um euer beider willen dem Prinzipälchen ſeine weitre Strafe geſchenkt ſein. Und der dritte Tanz allemal ſoll ein Dreher ſein. Krach in die Bude, Jungens! die Burſche ſollen ihre Mädel ſchwingen, daß ihre Röcke dem Mond ſeine verſchlafnen Augen auswiſchen ſollen. Hurra!“

Aber der Burſche wurde nun ganz erſtaunt, als Meiſter Cyriak, ſowie ihm die Laſt abgenommen war, ſich nach Kräften ſtreckte und ſagte, allerdings ſei er der Kapellmeiſter und an ihn müſſe er ſich wenden; und würde er ſoviel Dreher aufſpielen, daß der Brautführer zufrieden ſein ſollte. Und er, der Meiſter Cyriak ſelbſt, trüge die Baßgeige teils, damit ſie beſſer geſchont würde, teils als Auszeichnung, wie beim Militär der Tambourmajor ſeinen großen Stock trüge. Und habe er auch, wie er jünger geweſen, eine ſolche Kraft beſeſſen, daß er mit der Baßgeige vor ſeinen Leuten her eben ſolche Dinge getrieben wie jene Regimentstambours mit dem Stocke. Außerdem aber regiere er ſeine Kapelle nach dem amerikaniſchen Fuß, wo ein Präſident wäre, der über alle zu befehlen hätte, die Bürger aber tun könnten, was ſie wollten. Und was des mehr war.

Da mir nun, der ich zunächſt vor den beiden herging und das Geſpräch gerade noch hören konnte, die Sache zu langweilig wurde, gab ich mich daran, die Maredore, wie das Mädchen hieß, über ihre abergläubiſchen Fratzen eines Beſſern zu belehren. Wobei ich nun ſo ſchlagende Dinge vorbrachte, daß ich mir ſelbſt vorkam, als ſei ich nun erſt recht davon überzeugt, daß ſowohl das Mädchen als auch meine Kollegen ganz mit mir übereinſtimmten, daß ein nur halbweg vernünftiger Menſch über ſolche Dinge nicht anders als nur lachen könnte.

Da ich nun mit meiner Materie fertig war, wurde die Maredore wieder ein ganz klein wenig rot und ſagte: „Er hat ſchon recht; das iſt lauter dummes Zeug, und ein vernünftiger Menſch kann nicht daran glauben. Nun reitet aber der Chriſtjahns vollends bei den Gäſten herum, und wie er nun endlich wieder an Beuſts Hofe ankommt und juſt unter dem großen Nußbaum vorm Hofe hinreitet, da ſieht die Roſemarie aus dem Stubenfenſter. Nun hatte ſie eben ganz betrübt an den Linken-Friede gedacht, und wie ſie nun hinunter ſieht und den Chriſtjahns daher kommen ſieht, da fällt ihr's wieder von neuem auf das Herz, daß ſie nun bald Hochzeit machen ſoll. Der Chriſtjahns aber bindet unten ſein Pferd ans Staket, und wie er die Roſemarie ſieht, ſchwenkt er ſeinen Hut und macht einen prächtigen Kreuzſprung. Den kann in der ganzen Gegend niemand ſo gut als der Chriſtjahns und der alte Roßmann; der iſt nun freilich, ſo alt er iſt, immer noch der Primör (ſollte, ſchätz' ich, heißen: der Premier). Unter den Weibſen, ſagen ſie immer, ſoll ich den Kreuzſprung am beſten tanzen. Aber ich bin beſcheiden und ſage allemal: Gott bewahre! Unter den Weibſen iſt die Suſſe oder die Roſemarie der Primör, oder welche gerade in der Nähe iſt. Obgleich die andern Mädels den Kreuzſprung herzlich ſchlecht tanzen. Aber wo war ich doch nur?"

Der Burſche, ihr Schatz, mußte auch nebenbei auf unſer Geſpräch gehört haben, denn er lief mit ſeiner Baßgeige einige Schritte ſchneller, daß er näher an uns heran kam, und ſagte: „Noch lange nicht beim türkiſchen Kaiſer, Maredorchen. Sonſt hätt' ich mich drein gemengt. Vor der Hand nur beim Chriſtjahns, der einen Kreuzſprung macht, und der Roſemarie, die aus dem Fenſter ſieht und an den Linken-Friede denkt."

„Ja," fuhr nun die Maredore fort, „der Chriſtjahns macht einen prächtigen Kreuzſprung und ſchwenkt ſeinen Hut. Die Roſemarie aber tut einen Schrei, daß das ganze Volk aus der Scheune und den Ställen zuſammenläuft. Und wie die den Chriſtjahns ſehen, ſchreien die Weibſen alle auf wie die Roſemarie. Hat der Chriſtjahns anſtatt der rotſeidnen Bänder nichts als Rosmarin am Hut. Nun weiß jeder, daß das nichts Gutes zu bedeuten hat.“

„Bedeutet ein Begräbnis ſtatt einer Hochzeit,“ ſagte der Klarinettiſt.

Der Horniſt meinte, der Prinzipal ſolle nach Hauſe ſchicken nach den Leichenarien und Sterbechorälen, die wir bei großen Leichen aufzuſpielen pflegten, damit wir ſie gleich bei uns hätten.

Dergleichen brachten nun auch die andern vor.

Es war nun ſo klar als was, daß das kleine Kind bei Barthels die rotſeidnen Bänder herabgenommen von des Hochzeitbitters Hut und ganz zufällig, da ſie denſelben mit Grünem putzen wollte, den Rosmarin in die Hand bekommen. Ebenſo, daß die Alte, die des Hochzeitbitters Gewerbe nicht vernommen, da ſie des Hochzeitbitters Hut nun mit Rosmarin geſchmückt geſehen, ohne zu wiſſen, daß dies die Kleine getan, ihn für einen Grabebitter halten müſſen. Hätte das Kind juſt Schafgarbe in den Händen gehabt, ſo würde es den Hut mit Schafgarbe geputzt haben, und es würde keinem Menſchen eingefallen ſein, etwas anders daraus zu nehmen, als daß kleine Kinder gern ſpielen.

Worauf die guten Leute abermals auf meine und der Vernunft Seite fielen.

Die Maredore ſagte, mehrere der geladnen Burſche hätten, wie nach gewöhnlichem Brauch der Huchztbitter ſie gefragt, was ſie für Jungfern geladen haben wollten, gar nicht wählen wollen, weil aus der Hochzeit doch nichts werden würde, was dem Chriſtjahns viel Schererei gemacht hätte, bis er die Paare, die das Brautvolk geleiten ſollten, richtig zuſammen gebracht. Melzer-Chriſtuph aber hätte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erzählt, wie daß der Bräutigam eine weiße Leber habe –

„Eine weiße Leber?“ fielen wir Zuhörer einſtimmig ein; ich, weil mir das dummes Zeug zu ſein deuchte, die andern aber mit wahrhaftem Entſetzen.

Fragte ſie nun, was denn das Schreckliches ſei, wenn einer eine weiße Leber habe? wenn das ganz und gar möglich ſei?

Wurde mir darauf repliziert: das wüßten ſie nicht, aber es müſſe doch ſehr Entſetzliches ſein, weil der Melzer-Chriſtuph es zu dem Chriſtjahns geſagt hätte und die Maredore ganz bleich geworden wäre, wie ſie es erzählt gehabt. Wiewohl ich ſchätze, die Maredore ſei bleich geworden, weil ſie jene erſchrocken geſehen; da nichts ſo ſehr anſteckt denn Gähnen und Geſpenſterfurcht, ſo daß immer ein Narr den andern fürchten macht. Sah nun auch mit eignen Augen, wie Leuten dieſer Art, die jederzeit dem letzten Eindrucke recht geben, Vernunft zu predigen die Perle vor die Säue werfen heißt, und ſchwieg als ein Vernünftiger zu dieſen Poſſen forthin ſtill.

Die Maredore war nun, wie es ſchien, wieder in ihrem Lieblingskapitel und erzählte nun (und glaube ich, ſollte es ein Beweis ſein für das mit der weißen Leber): wie den Bräutigam bis jetzt ein eignes Schickſal verfolgt habe, da er nun bei noch ſo jungen Jahren ſchon zum drittenmal Bräutigam ſei. Das eine Mal habe er eine alte Frau geheiratet, von der er ſein bedeutendes Vermögen habe; die ſei am neunten Tage nach der Hochzeit geſtorben. Die zweite Braut, die Sterzings-Hanneruſe, ſei jung und kräftig geweſen, habe ſich aber, weil ſie ihn gezwungen heiraten ſollte, gerade neun Tage vor der Hochzeit gehängt. Er habe ſich daher ſelbſt gefürchtet, wieder zu heiraten, und es habe großer Zureden von ſeiten ſeiner Verwandten gekoſtet, bis er zu Beuſt-Gutthelfen gegangen wäre und um die Roſemarie angehalten hätte.

Nun wollte ein gänzliches Stillſchweigen entſtehen, welches ich für mein Teil nicht unterbrechen mochte, erſtlich, weil es mir in meiner betrübten Lage ohnedies nicht um das Plaudern war, und zweitens, weil das Geſpräch immer wieder auf Maredorens alberne abergläubige Fratzen hinauslief. Die andern ſchwiegen auch eine Weile, und ſchätz' ich, daß ſie, da wir nun ſchon Naundorf vor uns hatten, innerlich im voraus ſchon mit ganz andern und wirklichern Dingen zu tun hatten.

Der Horniſt, der ein ſehr praktiſcher Mann war, mochte nun wirklich in Angſten ſein, die Hochzeit könnte in eine Leiche umſchlagen. Fragte daher die Maredore, ob die Roſemarie den Bräutigam gern nähme?

„Ach das gute Herz," ſagte Maredore überaus mitleidig. „Die nähm' lieber einen Froſch oder eine Spinne als den Gepfert-Hansgärge. Das iſt auch ein Block von einem Mannſen. Na, ihr ſollt ihn nur mal Dreher tanzen ſehn! Oder gar den Kreuzſprung. Nein, der kann keine Art an ſich machen. Ich möchte ſein Schneider ſchon lange nicht ſein. Er trägt ſich nun ſo fein wie kein andrer Burſche ſonſt, aber es ſitzt ihm nichts. Er ſieht immer aus, als wären ſeine Sachen einem andern auf den Leib gemacht. Und Lebensart nun vollends, die hat er gar nicht. Er kann auch keinen Menſchen frei und freundlich anſehn. Man ſieht's ihm gleich an, daß er einem lieber einen Knuff gäbe als ein freundlich Geſicht. Er kann kein Kind ſehn, ohne ihm Geſichter zu ſchneiden, daß es ſich fürchtet und weint, keinen Hund, ohne ihm einen Tritt zu verſetzen oder ihm einen Stein nachzuwerfen. Läßt ſich einer was von ihm gefallen, da iſt er obenauf und grob und bösartig. Geht ihm aber einer zu Leibe, dann iſt er ganz ſtill und macht ſich aus dem Staube, ſobald er kann. Da iſt nun freilich der Linkenfriede ein ganz andrer – wenn er noch lebt, das gute Herze. Wer weiß, wo er nun iſt und um ſeine Roſemarie ſich kränkt, in Holland oder in Schweden, wo die Mohren ſein."

Das hieß nun aber doch einen zu großen Bock ſchießen in Geographie, als daß ich mich nicht alsbald daran hätte geben ſollen, ihr wegen der Mohren in Schweden einen richtigern Begriff beizubringen. Wobei ich mich der Baßgeige, die der Burſche auf dem Rücken trug, als eines Erdglobus bediente, um die Sache ihr anſchaulicher zu machen. Womit ich es aber bei meinen Kollegen nicht etwa zum beſten traf, die da ganz unverhohlen herausſagten, wie daß ihnen die Sache mit dem Linkenfriede und der Roſemarie viel unterhaltender deuchte als Schweden und die Mohren auf der Baßgeige, und am Ende wär' es, wenn die Mohren in Schweden wohnten, auch kein größer Unglück, als wenn Gepfert-Hansgärge eine weiße Leber hätte. Schwieg alſo ſtille und vergab ihnen in meinen Gedanken ihre große Albernheit.

Die Maredore aber fuhr nun in ihrer läppiſchen Geſchichte weiter fort, den Linken-Friede herauszuſtreichen, wie er der Liebling aller Bauern geweſen, die ihn gekannt hätten, und die Kinder, wenn er die Straße daher gekommen, ihr liebſtes Spiel hinter ſich gelaſſen und an ihm in die Höhe geſprungen wären, ſo daß er mitunter Arme und Rücken voll gehabt, und was nicht beſſer hätte ankommen können, ſich an ſeine Ellenbogen und Beine gehängt hätte. Und wie nun das Tanzen der Weibſen A und O iſt, und wer ſie recht herumzuſchwingen weiß, bei ihnen Hans in allen Gaſſen iſt, und ſie nur zu oft nach den Füßen kaufen und Kopf und Herz unbeſehen mit in den Kauf nehmen, ſo war es nicht die kleinſte von des Linken-Friede Tugenden, daß er im Kreuzſprung nichts zu wünſchen übrig ließ. Und wunderte mich nur, daß der Burſche, ihr Schatz, faſt noch ein größer Aufhebens von dem Linken-Friede machte als die Maredore ſelbſt.

Ich dachte nun ſchon, ob nicht bald wieder eine abergläubiſche Fratze vorkommen möchte; und ſchätz' ich, daß ich außerdem nicht halb ſo aufmerkſam auf die ganze Erzählung geweſen ſein dürfte, zumal da ich an meiner eignen traurigen Geſchichte Umſtände genug hätte haben mögen. Lehrte mich alſo meine eigne Erfahrung wiederum etwas Neues, daß auf andrer Schwächen lauern dem Menſchen ein ſo unterhaltend Ding iſt, daß er ſeine eignen und wohl gar ein Unglück zeitweilig darüber vergeſſen kann.

Nun fuhr die Maredore fort, indem ſie ſagte, wie der Linken-Friede und Beuſt-Roſemarie ſchon beizeiten ein groß Gefallen aneinander gefunden. Wie der Linken-Friede, wenn er zu einer Hochzeit geladen geweſen wäre, ſich die Roſemarie dazu habe laden laſſen, da es gebräuchlich, daß die Burſche, die bei einer Hochzeit wären, dem Huchztbitter die Mädels ſagten, die er dazu laden ſollte. Endlich hätten ſie auch an das Heiraten gedacht. Da ſei ihnen aber das Herz vor die Füße gefallen. Denn der Beuſt habe den Friede ausgelacht und verhöhnt und zu dem alten Roßmann, der Friedens Freiersmann geweſen wäre, geſagt, er, der Friede, hebe ſeine Augen zu weit in die Höhe; er ſollte ſich in acht nehmen, daß er nicht zum Fallen käme. Ein vernünftiger Mann hebe die Augen nur ſo hoch, daß er den Weg noch ſähe. Er, der alte Roßmann, ſolle dem Friede ſagen, er, der Friede, ſollte, wie es kleinen Leuten geziemte und zukäme, nach eines Häuschenmannes und Gärtners Tochter ſich umſehen. Er aber, der Beuſt, gäbe ſeine Tochter nur einem, der zwölf Kühe im Stall habe, und ſollt' er nur ſagen, das hätte der Beuſt geſagt.

Wie der Friede das gehört hätte, wäre er ganz außer ſich geraten und habe gleich ſelbſt hinlaufen wollen. Seine Verwandten aber und der alte Roßmann hätten geſagt, wenn der Beuſt einmal was geſagt hätte, ſo wär' das ſo gut wie Ja und Amen und biſſe keine Maus einen Faden ab. Denn der Beuſt hätte einen Hochmut darauf, daß es in der ganzen Gegend heiße, wenn der Beuſt den Kopf bewege, ſo ſei das ſo gut wie bei einem andern ein leiblicher Schwur. Auf Bitten aber gebe er gar nichts. Und ſo wäre es auch wirklich, ſetzte nun die Maredore ſelbſt hinzu.

Die Roſemarie nun hätte auch gleich alle Hoffnung aufgegeben, weil ſie ſo gut gewußt hätte wie die andern, was es mit ihres Vaters Wort ſagen wollte, und überdies der Alte zu keinem ſeiner Kinder je einige Liebe gezeigt hätte, weshalb ſie ſich von Kind an nur vor ihm gefürchtet und nun gar nicht hätte hoffen können, ihre Bitten würden etwas über ihn vermögen. Wer ihm ſchmeicheln könnte und ihn einen alten Deutſchen nennte, der könnte alles bei ihm durchſetzen. Sie aber, die Roſemarie, hätte ihm nie ſchmeicheln können, drum hätte er auch nie viel auf ſie gegeben und nicht einmal, wie die Roſemarie ſo krank geweſen wäre, daß man glaubte, ſie würde ſterben, einige Teilnahme gezeigt. Eine ältere Schweſter hätte ſich beſſer in ihn zu ſchicken gewußt. Die wäre aber geſtorben, und er pflegte noch zu ſagen, daß, wie er ſich ausdrücke, der Teufel doch lieber die Roſemarie hätte holen ſollen als die Annaroſe. Und wäre ihm die Roſemarie ohnehin im Wege, und ſie, die Maredore, glaubte, daß, wenn der liebe Gott heute die Roſemarie wegnähme, der Beuſt ſchon morgen zu der alten reichen tauben Witib auf Grohmanns-Hofe als Freier ginge. Der Linken-Friede aber ſei vor Jahren ſchon aus Deſperation in die Welt gegangen, es wiſſe kein Menſch wohin.

Nun ſagte ſie noch, daß ſie erſt noch einen Gang in ihrer Eltern Haus gehen wolle; der Burſche aber wollte erſt die Baßgeige nach Beuſtens Hof tragen und ſie dann ins Hochzeithaus hinholen.

Ging alſo die Maredore; der Burſche aber, der, wie ich bei ihrem Abſchied erfuhr, Gutthelf hieß und des Beuſt Pate war, rief ihr nach, wenn ſie unterwegs einem von den Weibſen begegnete, ſollte ſie ſich vor dem türkiſchen Kaiſer in acht nehmen, damit ſie fertig wäre, wenn er zu ihr hinkäme. Und da wir unter dieſen Dingen an Beuſtens Hof angekommen waren, gingen wir vollends hinein.

Hier ſah's nun recht aus wie im Krieg, und rannte immer einer an den andern an vor Geſchäftigkeit. Der Hof, der einem Rittergute möchte Ehre gemacht haben, ſowohl was die Größe betrifft als auch die Sauberkeit, die ſich überall zeigte, wollte mir erſcheinen wie ein großer Bienenſtock oder Ameiſenhaufen. Hier ſchleppten Weibſen noch Kuchen, Bebe und weiß Gott was alles nach dem Backofen, dort hing ein noch nicht ganz ausgeſchlachtetes Rind von einem eiſernen Haken an der Wand herab, nicht weit davon ein feiſtes Schwein, ein Kälblein und ein Schöps. Ein Teil des Volkes und einige von den Burſchen, die das Brautpaar mit ihren Mädeln begleiten ſollten, halfen dem Schlächter und ſeinen Geſellen. Wieder andre luden einen ganzen Wagen voll Eichenlaub, Eibiſchbeeren und Tannenzweigen ab. Die Weibſen, die nicht zu dem Kuchenback- oder Reinigungsdepartement gehörten, auch nicht mit dem Abſchlachten und Rupfen von Gänſen, Enten, Hühnern und Tauben, auch nicht, weil es Abend war, mit dem Abfüttern des Viehes beſchäftigt waren, hockten in einer Ecke des Hofes und banden Kränze und Guirlanden nach der Schwierigkeit. Sowie aber etwas fertig aus ihren Händen kam, wanderte es in die Hände einiger Burſchen und fand bald ſeinen Platz entweder über einer der vielen Türen, die vom Wohnhaus, den Nebengebäuden und der Scheune in den Hof führten, oder wurde durch eine dieſer Türen entfernt, wahrſcheinlich um dem Hausplatz und den Zimmern zur Zierde zu dienen. Die Säule, auf der juſt inmitten des Hofes das Taubenhaus ſchon mit Kränzen und Guirlanden prangte, waren ebenfalls mehre Hände beſchäftigt mit Tannenreiſig zu umkleiden.

So bunt der Hof ſich nun in der Verwirrung des Vorfeſtes den Augen erzeigen wollte, ſo war doch die Mannigfaltigkeit, welche das Geſchrei der Leute – denn bei ſolchen Gelegenheiten will jeder kommandieren und keiner gehorchen —, das Brüllen und Grunzen des Viehes, welches gefüttert ſein wollte, das Geſchrei und Geröchel des Federviehs unter dem Schlachtmeſſer, dazu das Hämmern der die Guirlanden annagelnden Burſche, der Flügelſchlag der vom Felde zurückkehrenden und wieder ſcheu auffliegenden Tauben für die Ohren noch weit verwirrender.

Von einer Gruppe aber zu der andern ging ein kleines mageres Männlein mit gelben Lederhoſen und einer ſpitzigen, an der Spitze etwas geröteten Naſe. Den Rücken herab hatte er einen ſchwarzgrauen Zopf von ungewöhnlicher Stärke. Die Augen unter ſeiner ſchmalen Stirne bogen ſich mit den innern Winkeln etwas abwärts nach der Naſe zu und ſtanden mit dem Winkel nach den Ohren zu etwas höher, und ſeine dünnen Augenbrauen wollten darin die Augen nachahmen. Er ging nun ſo ſtolz, als er konnte, wobei er mit ſeinen langen Armen, die in weiten weißen Hemdärmeln ſtaken, wichtig ſchlenkerte.

Ich konnte mich nicht genug verwundern, wie der die Baßgeige tragende Burſche uns ſagte, der kleine magere Mann ſei ſein Herr Pate, der große Bauer Gutthelf Beuſt, weil ich mir dieſen, ich weiß ſelbſt nicht warum, als einen großen, vierſchrötigen, martialiſchen Mann mit einem Doppelkinn, rotem Geſicht und einer gelben Weſte vorgeſtellt hatte.

Bald lief er nun zu dem, bald zu jenem und nahm ihnen, ohne ein Wort zu ſagen, ihre Arbeit aus den Händen, worauf dieſe ihm aufmerkſam zuſahen, wie er's damit machte, und, wenn er ſie wieder aus den Händen gab, taten, als wüßten ſie nun erſt, wie die Sache gemacht würde. Worauf er, ohne ein Wort zu ſagen, in ſeiner ſtolzen Weiſe zu einem andern hinging. Wiewohl ich nicht ſagen könnte, daß es mir geſchienen hätte, als habe er die Dinge beſſer oder auch nur ſo gut gemacht, als die er hatte belehren wollen. Und war aus ſeinem Beiſpiel, ſchätz' ich, weiter nichts zu lernen, als daß Geld vor Kunſt gehe und der Gutthelf Beuſt ein ſehr eitler und eingebildeter Mann ſei.

Wie er denn auch auf unſern höflichſten Gruß kaum mit einem leichten Nicken antwortete und zu dem Burſchen ſagte, der den Baß trug, ob er ſich nicht als ſein Pate ſchäme, das Ding zu tragen; die Leute würden ihn für einen Muſikanten anſehen. Was uns, da es faſt zu geringſchätzig klang, ein ſchlechter Eingang deuchte, und zumal meine Schulmeiſterehre ſich nicht ſehr damit zufrieden zeigen wollte. Fiel mir aber dennoch in allem Ärger auf, wie ſeine Eitelkeit und Großhanſigkeit ſich auch in ſeiner Sprache nicht verleugnen wollte. Da er Silbe für Silbe jede für ſich ganz langſam und pathetiſch und doch wie mit einer gewiſſen Geringſchätzung, wenn ich ſo ſagen ſoll, vor ſich hinſtreute, daß man mit tiefem Bücken ganz glücklich ſein ſollte, daß er einem vergönnen wollte, ſie nur aufleſen zu dürfen. Wandte ſich auch ganz hochmütig von uns, winkte aber doch einem Knecht, der ſich unſer annahm, uns in die Stube führte, wo wir ſchlafen ſollten, die unſerm Empfang freilich nur zu ähnlich ſah. Zumal der Weg dahin durch die Kuchenſtube führte, in welcher auf hölzernen Gerüſten, die dazu neu errichtet zu ſein ſchienen, die Kuchen bis an die Decke aufgeſchichtet lagen, und dergeſtalt der angenehme Butter- und Würzgeruch, durch den wir paſſieren mußten, die ſchönen Hoffnungen vorſtellte, durch die wir zur nicht gar ſo angenehmen Wirklichkeit hindurch gelangt waren. Hier legten wir nun unſre Inſtrumente ab und folgten dem Knecht dann wieder hinaus in den Hof, allwo er uns einen Tiſch auf eine freie Stelle brachte, welchen er alsbald mit Eſſen und Trinken übervoll belud. Meine Kollegen ließen ſich's nun bene ſein; ich aber hielt mich ſehr zurückgezogen mit Eſſen und Trinken, damit der Beuſt ſehen ſollte, daß ich meiner Erziehung nach unter beſſere Leute gehörte, als unter denen zu ſein die Not mich zwang, und mich derohalber beſſer, mit mehr Rückſicht behandeln möchte.

Er ſchien auch mehrmal nach mir herzuſehen, und endlich ſchickte er ſogar einen Knecht ab, der eilig auf mich zukam. Ich ging dieſem einige Schritte entgegen, um ſchon im voraus meine Bereitwilligkeit zu zeigen, da mir der Knecht doch wohl nichts zu bringen haben möchte, als daß ſein Herr mit mir ſprechen wollte. War dies aber nicht mein kleinſter Irrtum, da der Knecht ſo, wie er glaubte, daß ich ihn würde hören können, mich nicht auf das feinſte anſchnauzte: ob ich etwa ſeinen Herrn verachten wollte und ob mir's wohl nicht gut genug wäre, daß ich nicht äße und nicht tränke, wie es doch meine Kollegen täten. Der Beuſt hätte geſagt: wenn mir's nicht anſtände mit Eſſen und Trinken, ſo ſäh' ich wohl, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hätte. Bis morgen wollte er zehn tüchtigere Muſikanten für mich einen haben. Da er ſah, wie ſeine Botſchaft mich erſchreckt hatte, der eines ganz andern vermutend war, ſetzte er hinzu, wie daß wir tüchtig eſſen und trinken ſollten, wenn wir bei ſeinem Herrn angeſehen ſein wollten, denn er, nämlich der Beuſt, hätte geſagt: ehe alles auf wäre, was angeſchafft wäre, eher ſollte die Hochzeit nicht aus ſein. Und was der Beuſt ſagte, das wäre ſo gut, als hätte es ein anderer geſchworen. Sollten uns alſo männiglich danach achten.

Damit ging er wieder an ſeine Arbeit, und ich machte mich nun an das Eſſen und Trinken, worin ich mehr leiſtete, als ich bei meinem betrübten Herzen geglaubt hätte, da ein mehrſtündiger Weg, an einem heitern Spätherbſttage gemacht, ſo recht geeignet iſt, den Appetit nach Gottes eß- und trinkbaren Gaben zu erwecken. Und hatten wir delikaten Käſe und Butter, dazu Wurſt und allerlei kalten Braten, bekamen auch neben Bier und Branntwein einen ausnehmenden Kaffee und allerlei Kuchen die Fülle. Und merkte nun wohl, daß von allen unſern Leibes- und Seelenorganen bei Gutthelf Beuſt unſer Magen am beſten fahren würde.

Unter währendem unſerm Eſſen und Trinken waren nun auch einige ältere Bauern hereingekommen, die der Beuſt zwar zuvorkommender als uns, aber immer noch geringſchätzig genug empfing. Obgleich einige große Bauern dabei waren, die ihm wenig ſollten an Geld und Gut nachſtehn. Sie waren auch ſehr ſtolz, bis auf einen, der Roßmann hieß und ein hübſcher freundlicher alter Mann war und ſich auch mit uns unterhielt, wozu der Beuſt nicht das angenehmſte Geſicht ſchneiden wollte.

Auf einmal aber entſtand eine Bewegung unter den vielen Menſchen im Hofe, wie in einem Ameiſenhaufen, wenn man an ſeinen einen Rand Waſſer ſchüttet oder mit dem Fuße daran tritt. Erſt geſchieht unter den nächſten ein ſchnelleres Hin- und Herrennen; das wächſt immer weiter fort, bis in gar kurzer Zeit alle wie ungeſcheit unter- und übereinander purzeln vor Eile, ohne daß indes die Entfernteren ſchon wüßten, weshalb denn ſo gerannt ſein wollte. Das war denn ein Geſchrei, ohne daß mancher, der mitſchrie, wußte warum. Die Weiber riefen Gott an, die Männer aber den Teufel. Da hörte man von Weiberſtimmen: „Ach du lieber Gott! Iſt er's denn wirklich? Ach du Heiland, der Friede iſt wieder da! Ach du gütiger Himmel, und kommt nun gerade zu ihrer Hochzeit!“ Dazwiſchen von Männerſtimmen: „Wo bringt aber der Teufel den Friede jetzt her? Das wär' doch der Teufel, wenn er's wär'. Kann der arme Teufel gleich auf ihrer Hochzeit tanzen.“ Und um den jungen Menſchen, der da in den Hof hereinkam mit ganz bleichen Backen und wie ein Deſperater, drängten ſich bewillkommend und bedauernd Mannſen und Weibſen, ſoviel ihrer auf dem Hofe waren, nur uns und den Beuſt ausgenommen, der ſich ganz ſtolz einen Stuhl ſtellte und ſich darauf ſetzte, als wär' er ein König.

Da ſchollen ſoviel Anreden und Fragen, daß der Friede ſie in zwei vollen Tagen nicht hätte beantworten können. Er beantwortete aber dermalen gar keine, ſondern drängte ſich mit ſeinem deſperaten Weſen bis zu dem Fleckchen durch, wo der Beuſt, ſeine beiden Arme übereinander geſchlagen, ganz ſtolz auf ſeinem Stuhle ſaß. Dabei ſchrie er: „Es iſt nicht möglich! Um Gottes Willen! Es iſt nicht möglich, Beuſt!“

Aber der Beuſt nickte nur ganz leiſe und hoffärtig und ſagte in ſeiner Weiſe, da er die Silben ſo bedächtig ausholend wie harte klingende Taler vor ſich hinzählte: „Was iſt nicht möglich, Linken-Friede? Und biſt du auch wieder da?“

Der Friede ließ ihn nun gar nicht ausreden, ehe er in ſeiner Deſperation weiter ſchrie: „Daß ſie der Gepfert haben ſoll, und morgen ſchon, die Roſemarie!“

„Iſt's das?“ ſagte der Beuſt, indem er ſeine beiden Beine gravitätiſch von ſich ſtreckte. „Der Gepfert hat neunmal ſo viel Kühe als du. Was willſt du weiter hier, Linken-Friede?“

Der ſchrie nun wieder: „Beuſt, ich habe achtzehn Kühe, bin ein größerer Bauer geworden als Ihr. Wo ich Knecht war, da in Schwaben, hat mich der Walden-Jürge an Kindesſtatt angenommen. Ich wiege den Gepfert dreimal weg.“

„Das iſt ja ſchön“, ſagte der Beuſt noch langſamer denn vorher. „Da wirſt du wohl in Schwaben eine Braut haben.“

„Ich hätte können! Mehr als einmal!“ ſchrie Friede. „Aber ich konnte die Roſemarie nicht vergeſſen. Ich kann nicht von ihr laſſen. Laßt den Gepfert laufen und gebt ſie mir.“

Der Beuſt ſchnitt nun zu dieſer Rede nicht ſein freundlichſtes Geſicht. Seine Naſe wurde zur Hälfte rot, wie gewöhnlich nur die Spitze war. Und ſagte:

„Du weißt nicht, Linken-Friede, daß der Beuſt wenig ſpricht? Aber jedes Wort, was er ſpricht, wiegt ſein Pfund. Du haſt noch einmal ſo viel Kühe als der Gepfert, aber der Gepfert hat Beuſts ſein Wort.“

„So werdet Ihr ihm doch nicht geſchworen haben?“

„Wenn der Beuſt nickt, iſt's ſo gut, als wenn ein andrer ſchwört. Willſt du zur Hochzeit bleiben, kannſt du morgen um die Zeit mit des Gepferts ſeinem Weibe tanzen.“

„Beuſt, Ihr ſeid ein harter Mann. Aber ich ſage Euch, morgen um dieſe Zeit iſt Eure Roſemarie den Gepfert los.“

Der Beuſt lachte höhniſch und ſagte: „Da könnteſt du ja am Ende noch ankommen, Linken-Friede. Wenn die Roſemarie morgen um dieſe Zeit nicht Gepferts Frau iſt, ſollſt du ſie in Gottes Namen haben.“ Dazu lachte er, daß er das Huſten bekam.

Nun wurde der Linken-Friede noch deſperater und bat und drohte mit allem in der Welt. Da er aber ſah, daß nichts mehr zu machen war, rannte er eben ſo davon, wie er gekommen war.

Eine Weile nun war alles mäuschenſtill, bis die Maredore auf einmal aus dem Wohnhaus herausgeſtürzt kam und von neuem ein Lärmen begann, das nicht klein war, mit Lamentationen, ohne daß man wußte, was aus der Sache werden ſollte. Bis ſie endlich vorbrachte, die Roſemarie liege drinnen in der Wohnſtube und ſei ganz ſteif. Der Beuſt ſolle doch dem Friede nachſchicken und ihn herholen laſſen und der Roſemarie zum Mann geben. Sonſt ſtürbe die Roſemarie gewiß und wahrhaftig.

Worauf der Beuſt im Zorn als ein wahrer Tyrann zur Antwort gab: ſie ſolle ihr unvernünftig Geſchrei einſtellen. Sie wiſſe, daß dergleichen bei ihm nichts fruchte.

Die Maredore aber, die vor Schrecken einige Schritte zurückgewichen war, lief nun wieder hin zu ihm, und da ſie nun auch als ein kleines Töpflein überlief, gab ſie ihm artige Titel: er ſei ein Rabenvater, und der liebe Gott werde ihn ſchon dafür ſtrafen. Und ſeine Tochter würde auch gewiß ſterben und ihm ſeine ganze Hochzeit verderben. Worauf er noch tyranniſcher replizierte: ſo ſei's ihm gleichviel, wenn ſie zum Teufel fahre. Sie ſei nie eine rechte Tochter gegen ihn geweſen, wie Töchter ſein ſollten. Und ſei nun einmal das Vieh dazu geſchlachtet und gebacken, ſo ſolle deswegen kein Riß in der Hochzeit werden und gezehrt und geſubelt werden, bis der letzte Biſſen weg ſei.

Worauf ſich die Maredore laut weinend abſentierte. Gleich darauf aber kam der Linken-Friede außen die Straße vorbeigeſprengt, daß ihm die Haare um ſein bleiches Geſicht herumflogen; und wie er vor dem Tore vorbeikam, rief er allen ein Lebewohl zu: er gehe wieder in die weite Welt. Gott werde ſeinem Leid ein gnädig Ende machen.

Wie wenn unſer Magen ſich auf Beuſt-Roſemaries und Gepfert-Hansgärges Hochzeit einmal eher über das Zuviel als über das Zuwenig zu beſchweren haben ſollte, ſo ward uns dieſen Abend noch eine überaus reichliche Mahlzeit gereicht. Dazu ein nicht unanſehnliches Faß mit Bier, darin ein Bierhahn ſtak. Und ſollten wir bald Gläſer dazu bekommen, auch Branntwein, ſo viel uns gelüſten möchte.

Der gute Knecht, der uns die Gottesgaben gebracht hatte, ſchien aber das letzte vergeſſen zu haben, was uns [ſehr quälte], da der Durſt uns in unſrer Stube, die unmittelbar am Backofen liegen mochte und wie ein Schwitzkaſten heiß war, nicht ſchlecht zuſetzte.

Es war nun freilich ein Ding wie ein Fenſter vorhanden. Da aber das, was daran aufgehen ſollte, weiß Gott warum angenagelt war, ſo half uns das ganze Fenſter ſo viel als nichts. Mußten uns denn damit begnügen, die Türe offen zu haben, was aber bei weitem nicht ſo viel half, als wir wohl wünſchten, daß es geholfen hätte. Hatten alſo zu trinken und mußten dennoch Durſt leiden. Nun ging etlichemal einer von uns durch die Kuchenſtube hinaus, um etwa einen Knecht zu errufen. Waren ihnen auch beide Knechte begegnet, wie denn ein Umherrennen und Durcheinanderrufen zu hören war, als wäre nun wirklich Krieg. Hatten aber keinen ſtellen können, und ihr Beſcheid war von dem einen wie von dem andern geweſen, ſie hätten keine Zeit. Da war bald friſches Waſſer, bald Tee, bald Gott weiß was zu holen, da die Roſemarie in Krämpfen liege und der Beuſt darüber ganz ungeduldig und unwirſch ſich erzeige, da er glaube, es ſei nur Verſtellung von ihr. Er habe ſie ohnehin gleich im Magen und hätte ſchon geſagt: er wiſſe, daß ſie gern ſtürbe, wenn ſie ihm nur ſeine Hochzeit dadurch verderben könnte. Aber ſie möchte nun machen, was ſie wollte, die Hochzeit ſollte fortgehen, bis der letzte Biſſen von dem Angeſchafften nicht mehr vorhanden wäre. Einer wohl, eben der, der das erzählt, hatte verſprochen, Gläſer herbeizuſchaffen. Aber er kam ſo wenig als ein andrer.

Der Hannoveraner, den der Durſt am meiſten kränken mochte, machte zuletzt für ſeinen Teil kurzen Prozeß, indem er mit ſeiner unglaublichen Kraft das ganze Faß bis zu ſeinem Munde erhob, den Hahn in ſeinen Mund nahm und in ſeinen Hals hinablaufen ließ, was nur hinablaufen wollte. Erbot ſich auch, mich alſo trinken zu laſſen, was ich, da ich nichts vor den andern voraushaben wollte, mit Dank ablehnte. Und kam nun endlich ein Knecht in die Kuchenſtube, um Kuchen hinaufzuholen, der ſogleich und zwar nicht ſchlecht ins Gebet genommen werden wollte. Er ſagte uns nun, wie wir ihm die Wege erſparen und die Sache am beſten zu unſrer Bequemlichkeit haben würden, wenn wir ſowohl die Gläſer, als was wir ſonſt noch trinken möchten, uns ſelbſt holen wollten. Zeigte uns auch eine Art Vorkeller, in den man aus der Kuchenſtube gelangte, wenn man einige Stufen abwärts ſtieg. Hier ſtanden und lagen nun ſowohl leere Trinkgläſer als auch Flaſchen von allen Größen, die man ſchon mit Wein und Branntwein aufgefüllt hatte, auch ſogar kleine Fäßchen mit Pfeffergurken und Eingemachtem am Boden und auf dazu verfertigten Holzrepoſitorien umher.

Nun will ich nicht ſagen, welcher Jubel bei meinen Kollegen entſtand, und ſchätz' ich, Chriſtoph Columbus und ſeine Leute hätten bei Erblickung des langerſehnten Landes nicht ſo ausgelaſſen ſich gebärden können als mein Herr Muſikprinzipal und ſein Orcheſter bei Erblickung aller dieſer Herrlichkeiten, von denen ſoviel ihre ſein ſollte, als ſie nur Luſt hätten, ohne daß ſie ſich dasſelbe erſt vom Papſte hätten ſchenken laſſen müſſen. Beſonders aber brüllte unſer Hannoveraner, daß die Kuchen auf ihren Gerüſten davon erzitterten. Im übrigen Hauſe wurde es dafür um ſo ruhiger. Wenn man bald aufſtehn will, muß man ſich zeitig niederlegen.

Ich nun für mein Teil wäre auch gern in Ruhe geweſen, nicht ſowohl um zu ſchlafen, als um meinen Gedanken ungeſtörter bei mir nachhängen zu können.

Es war nun aber auch nicht möglich, einen klaren Gedanken zu faſſen, wenn einem des Hannoveraners Gebrüll und meines Muſikprinzipals und der übrigen Orcheſterglieder Schreien und Lachen unaufhörlich in die Ohren ſcholl.

Der Hannoveraner hatte ein Faß in die Kuchenſtube geſchafft, auf dem er wie auf einem Throne ſaß. Eine Bebe oder Torte, oder was er ſich ſelbſt dazu aus dem Kuchenvorrat ausgeſucht, hatte er wie eine Krone auf den Kopf geſetzt. An einer Schnur, an der Pfeffergürklein anſtatt Perlen gereiht ſich erzeigten, hatte er als einen fürſtlichen Orden ein Krauthaupt hängen. In der linken Hand führte er als Reichsapfel eine runde Branntweinbulle, in der rechten aber eine Weinflaſche als Zepter. Fragte uns brüllend, ob wir den Herrgott von Wien ſchon geſehen hätten, ſonſt wollte er ihn uns zeigen. Und ſollten wir ihn nur anſehen, ſo ſähen wir den Wiener Herrgott. Wobei er wechſelsweiſe und nicht etwa nur ein- oder zweimal herzhaft bald in die Branntweinbulle, bald in die Weinflaſche biß. Machte auch die andern zu großen Herrn, den Herrn Prinzipal zum Pfeffergurkenkönig. Nachdem er den auf Ehre und Gewiſſen gefragt hatte, ob er nicht früher ſelbſt eine Pfeffergurke geweſen wäre und einer alten Hökerfrau aus dem Fäßchen davongelaufen. Er ſollte es ihm nur ſagen, es ſollte ihm nichts ſchaden; der Wiener Herrgott wäre ein guter Kerl, der keinen Menſchen bei der Polizei anzeigte. Wäre aber jenes nicht der Fall, ſo müßte entweder eine Pfeffergurke ſeine Pate geweſen ſein, da man, wie es heiße, ſeinen Paten nachgerate, oder ſeine Mutter doch an einer Pfeffergurke ſich verſehen haben. Den Klarinettiſten dagegen machte er zum Herzog Sauerkraut und behauptete, er wäre nichts als ein ungeheures Krauthaupt und bildete ſich nur ein, er wäre ein Menſch, weil er auf einer Vorrichtung ſich einherbewege, die einige entfernte Ähnlichkeit habe mit dem Menſchenleibe. Den Horniſten aber nannte er den Preißelbeerenfürſt, der ſeine Untertanen mit Eſſig einmachte und fräße; im übrigen wäre weiter nichts von ihm zu ſagen, als daß nichts von ihm zu ſagen ſei. Und was der Poſſen mehr waren.

Nun mußten die andern bald eins aufſpielen, bald eins ſingen. Ich aber, nachdem ich nur zur Notdurft zu mir genommen hatte, ging hinaus in den Hof, um des Lärmens und der Hitze auf eine Weile quitt zu ſein.

Draußen war's nun kühl genug und wohl ein wenig mehr als genug, und kein Klima dazu, um zu ſitzen oder ſtille zu ſtehn. Nun war mir, als hörte ich in dem Gärtlein zwiſchen dem Wohnhaus und der Scheune ein leiſes Rauſchen und Sprechen. War aber zu finſter, als daß man hätte erkennen können, wer da ſpräche und Geräuſch machte. Und geriet ich bei mir ſelber in große Verlegenheit und Zweifel, ob es nicht vielleicht möchten Diebe ſein und ich ſchuldig wäre, Lärmen zu machen. Da ich, wenn ich den Diebſtahl zuließe, gleichſam ſelbſt ein Mitſchuldiger und Hehler wäre. Hätte daher gar zu gern etwas von dem verſtanden, was die, welche das Geräuſch machten, ſprachen.

Fiel mir auch bei, daß die Diebe entweichen könnten, eh' jemand käme, und ich für einen unnützen Ruheſtörer möchte ausgeſchrieen werden, und wie es das beſte ſein möchte, heimlich die Knechte zu wecken. Einer großen Mauer wegen, die das Gärtlein von den zwei übrigen Seiten umgab, konnten die Diebe dann nicht ſo leicht entkommen, wenn einige, während die andern hineingingen, die Gartentüre und das bißchen Staket zwiſchen Haus und Scheune beſetzt hielten. Nahm mir aber vor, jedenfalls nicht ungeſchickt die Sache auf den Kopf zu ſtellen und den Beuſt zu zwingen, daß er mich mit Reſpekt hinfüro anſehen ſollte. Lehnte mich daher mit ſo wenig Geräuſch, als mir nur immer möglich ſein wollte, an das Staket, konnte aber nun vor Herzklopfen noch weniger hören denn vorhin.

Und verlor endlich, da ich ganz deutlich eine Leiter in die Höhe rücken hörte, meinen klugen Vorſichtsfaden, den ich ſo fein geſponnen zu haben vermeinte, ſo ganz und gar aus den Händen, daß ich aus voller Kehle: „Diebe! Diebe!“ ſchrie. Und vor Erregung meiner Lebensgeiſter mich an dem Staket feſthalten mußte, um nicht umzufallen.

Das brachte denn alsbald das ganze Haus in Alarm, machte aber auch denen im Gärtlein Beine. Ich hörte die Leiter umwerfen, dann kam eins, den Tritten nach ein Mannsbild, an mir vorbei und rannte nach der Hoftüre zu. Gleich nach ihm kamen noch zwei aus dem Gärtlein, faßten mich an, ich ſollte ſtill ſein. Was ich nun, auch wenn ich gewollt, wohl nicht würde gekonnt haben, da mein ganzes

Geſchrei von Anfang an ganz unwillkürlich und wie in einer Art Todesangſt geſchehen war. Und mag ich nun ſogar noch lauter geſchrieen haben. Die eine von den zwei Perſonen, die mich angefaßt und die nach den paar leiſen Worten, die ich von ihr gehört hatte, und ihren nicht lautern Schritten für ein Weibſen achten mußte, ließ mich nun, für was ich gut war, und lief, was mich durch alle meine Angſt hindurch wunderte, nach dem Wohnhauſe zu. Die andre aber faßte mich nun um den Leib, daß mir faſt der Odem ausging, und ſchrie nun ſelber: „Diebe! Diebe!“

Hatte aber gar keine Zeit, mich auch darüber zu verwundern. Denn nun gingen die beiden Haustüren auf, und heraus kam ein ganzes Volk durcheinanderſchreiend in wilder Haſtigkeit nach uns losgeſtürzt. Und nur ein paar Augenblicke, ſo hielten und ſchüttelten mich wohl acht Fäuſte. Dabei fragten ſie, wer von uns beiden der Dieb ſei. Ich ſagte nun, wie der der Dieb wäre, der mich halte. Der aber, der mich hielt, ließ mich nun los. Zugleich entſtand ein allgemeines Geſchrei nach Licht. Drauf erklang ein Lachen neben mir, und der Gutthelf, der Burſche, der den Brautführer machen ſollte, ſagte noch immer lachend: „Ihr haltet mich wohl für den Dieb, ihr Teufelskerle? Was wollt ihr mit euern ungeſchlachten Fäuſten an mir?“ Einer ſagte darauf: „Du biſt's, Gutthelf? wir denken, es iſt der Dieb. Aber haſt denn du nicht geſchrieen? War mir doch juſt, als wäre es deine Stimme geweſen.“ – „Dummes Zeug,“ ſagte der Gutthelf, „wir ſind doch zuſammen heruntergelaufen“. – „Na, nichts für ungut,“ ſagte die andre Stimme, „wo iſt denn nun aber der rechte Spitzbub'?“ – „Hier!“ ſchrieen die, die mich feſthielten, indem ſie mich nicht allein mit ihren derben Fäuſten ſchüttelten, ſondern mir auch einige Kopfnüſſe damit verſetzten, die mich ganz konfus machten.

Nun kamen auch welche mit Laternen. Ich ſchrie, wie ich keiner von den Dieben wäre. Einer davon habe ſich an mir vergreifen wollen, weil ich geſchrieen. Wüßte aber nicht, wo er hingekommen. Ein andrer wäre nach der Hoftüre zu gerannt, der dritte aber, der ein Weibſen geweſen ſein müßte, wäre in das Wohnhaus gegangen.

„Dummes Zeug,“ ſagte der Gutthelf, indem er mir mit einer Laterne, die er einem andern abgenommen haben mochte, in das Geſicht leuchtete. „Ein Dieb wird ins Wohnhaus laufen, wenn Lärmen iſt. Seht einmal, Jungens, es iſt der halbſeidne Muſikant, der den Leuten auf der Baßgeige zeigt, wo die Mohren wohnen. Er hat alſo geſchrieen, guter Freund? Und wo waren denn eigentlich Seine Diebe?“

Ich ſagte, wie daß ſie im Gärtlein geweſen wären. Worauf der Gutthelf abermals lachend ſagte: „Na, Seine Diebe haben Herz genug. Eine Treppe hoch ſind die Fenſter von Roſemaries Stube. Bei der Roſemarie iſt Licht, und gleich daneben ſchläft die Maredore, die die Roſemarie wartet. Guter Freund, wo die Diebe Licht ſehen, da laſſen ſie ihr Handwerk ſein.“

Nun kam auch der Beuſt und fragte mich aus. Der Gutthelf, der mir immer in die Rede fiel, mußte ſtill ſein, bis ich auserzählt hatte. Dann war der Beuſt eine Weile ganz ſtill, ſah ſich einmal um und blieb mit ſeinen Augen auf dem Gutthelf haften. Dann fragte er den Gutthelf, wo er geweſen wäre, wie das Geſchrei losgegangen. Der ſagte: „Im Bette, wo wir alle geweſen ſind.“ „Und die Maredore?“ fragte der Beuſt die Maredore, die unter einem Haufen Weiber ſtand. Die ſagte: „Das war ja ein ſchrecklich Geſchrei. Ich war nur eben von der Roſemarie weg. Die ſchlief, da dacht' ich, ich wollte auch einen Augenblick ausruhn, weil wir morgen bald wieder auf wären. Und legte mich nur eben ins Bett, wie der anfing zu ſchreien.“

Nun ſagte der Beuſt einem Knecht, er ſollte doch nach den Hunden ſehen. Der kam wieder und ſagte: „Die ſind fort, Herr. Die Hoftüre ſteht offen. Die werden doch gerad' heute nicht davongelaufen ſein?“

Der Beuſt war wieder einen Augenblick ſtill, dann ſagte er: „Ihr werdet mir zu vornehm, Gutthelf und Maredore. Der Gutthelf legt ſich im Staat ins Bett, und die Maredore macht's nicht beſſer.“

Nun fiel's uns andern erſt auf, daß unter allen denen, die die Diebe faſſen zu helfen gekommen waren, nur Gutthelf mehr als das Allernotdürftigſte am Leibe hatte. Unter den Knechten war einer ſogar im bloßen Hemde, welcher auch nun erſt an ſeinen Aufzug dachte und unter dem Lachen der andern davonlief.

Der Beuſt aber ſagte nur noch, daß er der Maredore den übrigen Teil der Nacht die Roſemarie warten helfen wollte, damit ſie nicht zu viel an ihren Kleidern dabei verdürbe. Und ſollten die Knechte das Tor zumachen. Er wüßte die Diebe ſchon und wollte zu ſeiner Zeit ſchon mit ihnen reden. Für heute würden ſie nicht wieder kommen. Und ſollten wir uns alle nur zu Bette legen.

Damit ging er fort. Die andern verliefen ſich auch. Und ich blieb nicht allein im Freien. Wie ich hineinkam, lagen meine Kollegen ſchlafend in der Kuchenſtube auf dem Boden. Der Hannoveraner lallte einigemal noch: „Nun, Jungens, krehlt noch eins. Hurra!“ Dann ſchlief er wieder ein. Der Klarinettiſt aber, der mit dem Rücken am Kuchengerüſt lehnte, hielt ſein Inſtrument noch in den Händen, aber weit von ſeinem Munde, wiewohl er träumen mußte, wie daß er blaſe. Denn er fingerte mit beiden Händen an der Klarinette herum, blies auch ſeine dicken Backen auf und bewegte ſeine großen Lippen und ſogar ſein Haupt nach ſeiner Gewohnheit, welches er beim Blaſen bald links bald rechts zu neigen pflegte.

Nun war ich, da ich die Nacht hindurch vor Gemütsbewegung und Hülfeleiſtung an meinen Kollegen nicht hatte ſchlafen können, herzlich froh, wie der erſte Morgen endlich herandämmern wollte. Dieſe aber, die ſich geſtern toll und voll getrunken hatten, befanden ſich mit Ausnahme des Hannoveraners, der noch immer ſchlief, herzlich ſchlecht. War denn eine Not geweſen mit Waſſerholen, daß ich den Born hätte ausſchöpfen mögen. Desgleichen, wenn einer ſich expektorieren wollte, führte ich ihn hinaus in den Hof, damit die Kuchenſtube nicht möchte auf eine dem Appetit nicht zuſagende Art verunreinigt und unſers Namens Gedächtnis mit unangenehmen Anhängſeln in Naundorf erhalten werden.

War mir deshalb, ohne daß ich mich in Speiſe oder Trank übernommen hätte, etwas übernächtig zumute. Da ich aber einmal nicht mehr ruhen ſollte, war mir's ſehr angenehm, wie ich, am Borne ſtehend, die erſte Morgenröte über die Scheune herüber auf mein Glas fallen ſah.

Ließ mir daher das Waſſer über Kopf und Geſicht laufen, was ein prächtiges Mittel iſt, die Folgen einer unruhig verlebten Nacht aus dem Körper herauszuwaſchen. Ging dann hinein zu meinen Kollegen, für deren einen das Waſſer geholt war. Es war nun hohe Zeit, ſich aufzumachen wegen der Ständchen, die wir zu machen hatten. Das wollte meinen Kollegen freilich ſchwer eingehn. Wanden ſich und dehnten ſich auf ihrem harten Lager, daß es zum Erbarmen war. Ich mußte meine ganze Beredſamkeit aufbieten, um denſelben an das Herz zu legen, wie es unklug und unverantwortlich wäre, wenn wir gleich zu der erſten Leiſtung ſo träge uns erzeigten. Auch daß ſchon alles lebendig im Hauſe und ſich wundern möge, daß ſich noch nichts von den Muſikanten hören laſſen. Währte aber gar nicht lang, ſo ſchliefen ſie mir über meiner Rede ein.

Nun wuſch ich ihnen einem nach dem andern das Geſicht, hob ſie auf und führte ſie in unſer Logement. Und gelang mir's endlich doch mit den andern. Der Hannoveraner aber lag wie ein Klotz, und war kein Leben in ihn zu bringen.

Die andern ſahen nun ein, daß ich recht hätte mit meinen Reden. Sie machten ſich nun ſo ſchnell fertig, als ſie konnten. Waren aber alle drei invalid. Der Herr Direktor band ſich ein Tuch um den Kopf in der Weiſe, wie die Türken ihren Turban tragen. Darunter hatte er eine Zipfelmütze auf dem Kopfe, die gerade in die Höhe ſtand wie ein Obeliskus. Der Klarinettiſt, der keine Zipfelmütze mit ſich führte, aber das ganze Jahr durch eine große Pelzmütze trug, ſchlug die Klappen, ſo weit es gehn wollte, über die Ohren herab. Der Horniſt hatte ein Tuch um die Backen gebunden. Was ſie aber alle drei überein hatten, das waren die von der Übligkeit bleichen Geſichter. Da wir nun unſern Hannoveraner auch mit vereinigten Kräften nicht erheben konnten, ließen wir ihn einſtweilen liegen. Ich nahm anſtatt ſeiner die Poſaune, und gingen wir ſolchergeſtalt nun endlich an unſre Pflicht. Mußten auch, wie wir hinausgingen, von mehreren Seiten räſonnieren hören, daß wir ſo ſpät anfingen. Mußte den Leuten in meinem Herzen recht geben. Konnte aber die Sache nun nicht ändern.

Wie wir nun das erſte Stücklein beim Brautvater durchhatten, ſo kam ein Knecht und ſagte: der Beuſt hätte geſagt, wie die Muſik aus dem Hofe nicht weit genug in das Dorf hineinſchallte. Wir ſollten doch eins vom Scheunendach herab machen.

Wogegen wir nun etwas proteſtierten; ich, weil ich es meiner Schulmeiſterehre zuwider erachtete, wenn die Leute ſagen könnten, wie ich von einem Scheunendach herab muſiziert hätte, was, wie ich ſchätzte, auch noch gar nicht vorgekommen, auch nicht vom Hochzeitvater vorher bedungen worden war. Der Muſikprinzipal ſchützte den Luftzug vor, den er bei ſeiner rheu- und aſthmatiſchen Konſtitution meiden müßte, der Klarinettiſt war als ein vollblütiger Mann mit dem Schwindel behaftet. Der Horniſt aber half dem Knechte uns zureden.

„Was iſt's denn nun weiter," ſagte der Knecht, die paar Stückchen da oben wären nunmehr aus, und wir wären ſchon wieder unten, wenn wir nicht Mäuſe gemacht hätten. Der Beuſt hätt' es einmal geſagt, und wir würden's gewiß nicht bereuen.

So ergaben wir uns denn drein. Ich aber nicht, ohne dem Knecht einzuſchärfen, wie er niemanden ſagen ſollte, daß ich ein Schulmeiſter wäre, weil es mir ſonſt zur Schande gereichen könnte. Nun lehnt' er eine lange Leiter an das Scheunendach, und ſtiegen wir nun, der Herr Prinzipal mit der Trompete voran, hinauf, wobei er erzählte, wie er als junger Menſch in Straßburg am Münſter noch drei Stufen höher geſtiegen wäre, als da wären, und von da oben nach allen Seiten ein Kompliment gemacht, wodurch ein allgemeines Aufſehen entſtanden wäre. Dann kam der Klarinettiſt, der ſeine Augen zumachte und bei jedem Schritt voll Angſt fragte, ob wir noch nicht oben wären, und wir ſollten ihn doch halten; er habe noch keinen Gevatter für ſein Jüngſtes und bei ſeinem älteſten Bruder, dem Fleiſcher, ſechs Groſchen gut für ein Zicklein. Das Bürger- und Meiſterwerden habe ihn auch ſo viel gekoſtet, daß es ſchlecht von uns wäre, wenn wir ihn fallen ließen. Unſer Horniſt ſtieg die Leiter hinan wie ein vernünftiger

Mann, der da eine gegenwärtige Plage über dem Wohl vergißt, das daraus erwachſen will. Mir aber, der ich des Dings ungewohnt war und hinterm Tiſch im Studieren feſter zu ſitzen als auf einer ſchmalen Leiter zu ſtehn wußte, war die Sache nicht einerlei, und die Scheune war nicht etwa niedrig; half mir aber mein feſter Entſchluß, meiner Schulmeiſter- und Mannesehre nicht durch furchtſames Bezeigen etwas zu vergeben, glücklich hinauf. Und hatt' ich es überhaupt als der letzte, der hinaufſtieg, inſofern beſſer, daß ich nicht erſt noch ein Stück vorzurutſchen brauchte, um andern Platz zu machen, ſondern gleich ſo rittlings auf dem Dachfirſten ſitzen bleiben konnte, wie ich mich geſetzt.

Und huben wir nun unſer in der Luft reitendes Ständchen mit dem Choral an: „Lob, Ehr und Preis dem höchſten Gut,“ als welcher von dem Knechte beſtellt worden. Könnte aber nicht ſagen, daß wir uns mit dieſem Stücklein großes Lob verdient haben möchten. Maßen unſer Klarinettiſt, der die Melodie zu halten hatte, allemal beim zweiten Ton ſein Inſtrument aus dem Mund nahm und ein: „Ach du lieber Gott!“ ein „Was ſoll aus mir werden!“ „Ach meine arme Witwe und meine vier Waiſen“, „Nun würde ſie wohl nicht mehr Tag und Nacht zanken, wenn ſie mich nur wieder hätte!“ „Daß ſie nur die alte Weſte nicht vergißt, die noch beim Schneider iſt!“ „Ach du heiliger Gott!“ und andre dergleichen Stoßſeufzer dazwiſchen hören ließ, worauf er ſogleich mit der Klarinette, auf welche er ſich mit Schrecken beſonnen, wieder zwiſchen ſeine großen Lippen fuhr. Konnte ſich auch hie und da, während er blies, des Schluchzens nicht enthalten, welches ſeltſame unwillkürliche Triller auf ſeinem Inſtrument hervorbrachte. Auf den Herrn Prinzipal dagegen wirkte die Traurigkeit, die einer durchſchwärmten Nacht zu folgen pflegt, dazu die ſcharfe Luft, die da kurz vor dem erſten Advent früh vorm vollſtändigen Tagesanbruch etwa zwei Stockwerke über der Erde ſich nicht als ein warmes Lüftlein erzeigen wollte, und erweckten ihm beide eine ſolche Neigung zum Schlaf, daß er vor ſich hinnickend mehrmalen faſt vom Dache herabpurzeln wollte. Und hatten wir, der Horniſt und ich, mit Rufen genug zu tun, um ihn immer wieder aufzuwecken, und mußt' ich einigemal bei vorzüglich hartnäckigen Fällen mein Inſtrument zu Hülfe nehmen, was mir, da ich um zwei Mann herumlangen mußte, nicht wenig Mühſeligkeit zuwege brachte. Gar nicht gerechnet, wie dergleichen unvorteilhaft auf unſer Blaſen wirken mußte! Der Herr Prinzipal aber ſchwieg natürlich, ſo lange er mit dem Schlummer kämpfte; wenn er nun erweckt war, konnte er ſich nicht gleich beſinnen, was wir muſizierten, weshalb er mitunter, indem er ein Tanzſtücklein in Gedanken hatte, uns ſehr der Quere kam und wir ſchon einigemal nicht weit davon waren, unſern Choral gänzlich umzuſchütten. Nun traf ich unglücklicherweiſe einmal, mit meinem Inſtrument ausziehend, den Klarinettiſten etwas an ſeinen rechten Ellenbogen, welcher vermeinte, es wolle ihn jemand hinunterſtoßen, und darüber entſetzlich zu ſchreien und jammern begann und der Klarinette ſo gänzlich vergaß, daß wir beiden, der Horniſt und ich, ohne Melodie ſo gut als vergeblich weiterſpielen mußten. Was aber auch ein Ende mit Schrecken nahm, da unſer Prinzipal das Geſchrei des Klarinettiſten, welches ihn wiederum aufweckte, in ſeiner Schlaftrunkenheit für eine Geſundheit hielt, die einer ausbringe, und alsbald in das Geſchrei hinein einen herzhaften Tuſch erklingen ließ.

War alſo das beſte, wenn wir, anſtatt die edle Kunſt der Muſik und uns ſelbſt zu blamieren, wiederum hinunterſtiegen und beim Muſizieren gut bürgerlich und beſcheiden unſre gute Mutter Erde mit Füßen traten. Wandte mich deshalb nach der Leiter um, die aber zu meinem und unſer aller größtem Schrecken weggenommen war. Schrieen nach der Leiter, aber es war niemand, der uns hörte. Der Brautführer, der unten ſtand, rief mir durch die Hände lautleiſe zu: ich ſollte doch ſo ſchreien wie geſtern nachts, wo ich der armen Roſemarie ihr ganzes Lebensglück entzwei geſchrieen und ihn ſelbſt mit ſeinem Paten über den Fuß geſpannt hätte. Worauf er fortlief in das Haus und ich vergeblich mich beſann, was er doch mit ſeiner Rede meinte.

Ein andrer Knecht aber ſagte: der Beuſt hätte befohlen, es ſollte die Leiter abgezogen bleiben, die der Gutthelf abgezogen hätte, um ihm einen Spaß zu machen. Und ſie dürften nicht gegen ihren Herrn.

Wir ſollten ein fein Luſtiges blaſen, ſo würd' er, wenn es ihm gefiele, uns wohl herablaſſen.

Wir ſtimmten darauf in der Angſt und Not unſers Herzens das Stücklein an, was damals wohlgefiel: „Du biſt der beſte Bruder auch nicht"; konnten aber auch dies nicht durchſetzen, weil der Klarinettiſt vor Schwindel ſich auf den Bauch legen mußte und ganz laut jammerte und weinte und in der Deſperation ſeines Herzens mit ſeiner Witwe und ſeinen vier ungezogenen Waiſen ſprach und ihr ans Herz legte, in das Wochenblatt hinter die betrübte Todesanzeige drucken zu laſſen, wie das Geſchäft ihres Mannes ununterbrochen ſeinen Gang behalte.

War alſo nichts weiter zu machen, als ruhig ſitzen zu bleiben und ſich in der Geduld zu üben. Nun iſt die Geſellſchaft ein ſo ſchönes Ding, daß ſelbſt die Übel gern Geſellſchaft halten. Und kam nun bei mir zu dem Froſt und der Unbequemlichkeit wegen des harten Sitzes, auch dem Ärger und der Scham, von allen, die vorbeigingen, ausgelacht zu werden, die ganze Erinnerung meines ſeit einem halben Jahre ausgeſtandenen Unglücks. Und will ich keinem Menſchen ſagen, was ich in dieſen Stunden an Leib und Seele ausgeſtanden, da ich fünf volle Stunden mit meinen Kollegen auf dem ſcharfen Scheunendach als Reiter geſeſſen habe, innerlich aber noch weit ſchlimmere Schmerzen und Ungemach habe erfahren müſſen. Nahm mir zuletzt vor, die Sache als eine Strafe Gottes anzuſehen, was mich jederzeit außerordentlich beruhigt hat, weil in der Strafe eine Verſicherung der Liebe enthalten iſt und auch ein menſchlich Kind unter den ſtrafenden Händen des Vaters mit jedem Streiche ſeiner zurückkehrenden Freundlichkeit wiederum um eine Station ſich näher gerückt vorſtellen kann.

Nun kamen von allen Seiten die Gäſte daher, und wir ſaßen noch auf dem Scheunendach und klapperten mit den Zähnen, daß es eine Traurigkeit war zu ſehen. Da kamen die Alten, die Männer mit ihren kurzen gelben Lederhoſen und großen Stiefeln, langen Röcken, denen die hintern Knöpfe auf dem Steiße ſaßen, und Weſten bis an die Beine und dreieckigen Hüten, die Frauen in ihren Karſchetten mit langen Schößen von Kalmank, Wallis, türkiſchem Kattun oder Berkan, darauf breite Kragen mit Freſſur (möchte jetzt wohl heißen Garnitur); um den Hals eine breite Sammetkrauſe mit Spitzen beſetzt, die Röcke kurz und weit, die Schürze bunt oder weiß, hinten übereinandergehend, länger als der Rock; auf dem Kopf ſchwarzſammetne oder ſeidne Hauben mit einer Schneppe faſt bis auf die Naſe und langenbigen Schleifen, darüber aber die Bärenmütze von Muffpelz, die da ausſah wie eine Koſakenmütze. Die kamen zum Teil ſchon eines weiten Weges daher, und wir ſaßen noch auf unſerm harten Pferde, von welchem das beſte war, daß es keine Sprünge und Männlein machte, anſonſt dieſes Buch nicht möchte geſchrieben worden ſein. Da kamen die Burſchen mit ihren Mädchen. Viele davon ließen ſich Handſpritzen nachtragen, davon ich nicht wußte, was denken.

Nun kam aber ſeinerſeits auch der Huchztvater auf den Hof heraus, um die Gäſte zu empfangen, dabei der Lipp-Chriſtjahns, ein kurzweiliger Burſche voll luſtiger Schwänke, als Huchztbitter ſeinen Adjutanten machte. Wurde aber niemand freundlicher empfangen denn die reiche, taube alte Witib vom Grohmannshofe.

Nun kam der alte Roßmann und ſagte: was er denn, der Beuſt, für eine Art von Muſikanten hätte? Ob ſie nicht wüßten oder ihnen nicht geſagt worden wäre, wie bei einer ordentlichen Bauernhochzeit am erſten Tage früh nach des Brautvaters ſeinem auch im Dorfe beiden Gäſten müßten Ständchen gemacht werden. Oder ob ſie eine neue Mode aufbringen wollten?

Unſer Tyrann aber lachte, was er konnte, und ſagte: da auf das Scheunendach ſollte er ſehen; da ſäßen wir ſeit Tagesanbruch und machten mit unſern Zähnen Muſik. Dann ſagt' er noch, wie einer von uns betrunken im Hauſe läge, und habe er uns auf die Scheune geſetzt, damit wir uns nicht alle betränken und am Ende keiner übrig bliebe, um das Brautvolk in die Kirche zu blaſen.

Ich hatte nun wieder mein Bedenken wegen der Handſpritzen, was die bei der Hochzeit ſollten. War mir ſchon vorgekommen, daß bei ſolcher Gelegenheit geſchoſſen, aber noch nicht, daß geſpritzt werden wolle. Daß aber nun, der Brautführer an der Spitze, die jungen Burſche ihre Spritzen in der Jauchengrube luden, war mir noch merkwürdiger, und bog ich mich ſo recht danach herunter, um doch zu ſehen, was aus der Sache werden ſollte.

Das geſchah denn nur zu bald, und hätt' ich wünſchen mögen, ich hätt' es nie erfahren. Merkte auch ſogleich, ſobald ich nun eine Spritze voll von dem kalten übelriechenden Zeug im Geſicht hatte, daß es damit auf uns abgeſehen ſein möchte.

Der einen Ladung folgten nun noch viele, und blieb keiner von uns verſchont; der ſaubre Brautführer aber ſchien für ſein Teil mich allein auserwählt zu haben. Und wurde alſo unſre Lage noch um vieles verſchlimmert, ehe durch den Befehl unſers Tyrannen, die Leiter wiederum anzulehnen, die endliche Erlöſung daraus herbeikam.

Ich war nun ein ſolches Scherzen nicht gewohnt, was ich auch hausbacken genug den Flegeln zu vernehmen gab, und wollte auf der Stelle davongehn und nicht wieder an ihre Hochzeit riechen. Unten aber faßten ſie uns mit Gewalt, indem ſie ſagten, es ſei nur ein Scherz geweſen, und ſolche müßten bei einer luſtigen Hochzeit ſein. Es wär' auch ganz gewiß nicht unſer Schade, wenn wir vernünftig wären, und würden wir für einen Rock, wenn der ja verwüſtet ſein ſollte, drei und mehr verdienen.

Warteten aber gar nicht ab, was wir erwidern würden, ſondern riſſen uns die Röcke vom Leibe mit Gewalt. Und mußte mich alſo drein ergeben ſo gut wie meine Kollegen, da ich doch lieber nunmehr gute Miene zum böſen Spiele machen als ohne Rock wiederum nach Meißen und Garſebach zurückkehren wollte. Was wieder ein ſchönes Thema zu Lügen würde abgegeben haben.

Wer aber am meiſten ſeine Schadenfreude über unſer Erleidnis in lautem Lachen und Jubeln gezeigt hatte, das war der Hannoveraner geweſen, der da ſchon wieder halb bezecht unter den Hochzeitgäſten ſtand und vor Luſt umkommen wollte, wie wir ohne Röcke ſo ganz lenden- und herzenslahm daher-geſchlichen kamen. Bei meinen übrigen Kollegen wollte nun die Traurigkeit ſehr bald entweichen, da ſie den Teller ſahen, den der Huchztbitter für uns herumtrug, auf dem die Zehn- und Zwanzigkreuzer, ſo damals ſehr Mode waren, ſo hoch aufeinander lagen, daß er das Gleichgewicht wohl halten mußte, ſollte nichts herabfallen. Ich konnte nun freilich in meinen damaligen Umſtänden jeden Groſchen nur zu wohl brauchen, da ich mich wegen meiner armen Schulwürmlein für Bücher und Karten beim Buchbinder in Schulden geſteckt hatte. Dazu fingen auch an meinem Frack und Hoſen die Fäden an durchzuſcheinen, und mein Schuhwerk, deſſen ich bei meinem jetzigen Beruf ſo ſehr benötigte, wollte auch heute lieber als morgen Bankerott machen. Und wollte doch auch meinem Stande als Schulmeiſter nicht zur Schande ſo gar ärmlich und erbärmlich umherlaufen. Das gewöhnliche Lohn aber, welches ich als Muſikant hatte, wollte kaum für Nahrung meines Leibes zureichen.

Wäre aber dennoch im Gefühl beleidigter Schulmeiſterehre davon gelaufen, wenn mich der Prinzipal nicht ſo flehentlich gebeten hätte, daß ich endlich das Bedauern des Zornes Herr werden ließ. Und hätte er ohne mich, da er ſich auf den Hannoveraner nicht verlaſſen konnte, auch eine ſchlechte Ernte halten mögen. Dazu verſprach er mir auch für künftig das Doppelte von dem, was ich zeither als Lohn erhalten hatte. Wußte aber ſchon, wie das zu nehmen war. Da er dies Verſprechen jederzeit gebracht hatte, wenn er mich nicht hatte entbehren können, was er nachgehends allezeit nicht allein vergeſſen, ſondern mir auch noch abgezwackt hatte, wo er ſonſt konnte. Hatte auch, wenn ich die Sache reiflicher überlegte, ſonſt auf der Welt keine Reſſource weiter. Mußte mich alſo wohl nach der Decke ſtrecken und fünfe gerad' ſein laſſen.

Nun kam die Zeit, daß wir den Brautzug ſollten in die Kirche blaſen.

Da ſtand ſchon der Huchztbitter voran; hinter ihm der Brautführer, der nun ganz galant und ſchwarz angetan war und eine Schleife von roſa Band im oberſten Knopfloch hatte, und wartete der Braut, die er führen ſollte. Hinter ihm der Bräutigam, ein langer, aber ungeſcheiter Burſche, den uns die Maredore ſehr recht beſchrieben hatte, und riß ein Maul auf bis an die Ohren vor Gähnen und ſtand bald auf dem linken, bald auf dem rechten Bein wie ein Ganſert, damit er einen Zeitvertreib hätte, bis die Braut vor ihn und die Züchtjungfer neben ihn getreten ſei, um ihn zu führen. War auch ſchwarz angetan, hatte aber eine grüne Schleife. Dahinter kamen nun die jungen Paare, die das Brautvolk in die Kirche geleiten ſollten. Die Mannſen gingen ſchwarz und galant und mit langen, breiten, bunten Bändern am Knopfloch. Die Weibſen hatten Kornetten mit goldgeſtickten Fleckchen auf den Köpfen und mit langendigen ſchwarzen oder weißen Schleifen; die ſich mehr deuchten, hatten bunte Umgebinge (waren Bänder um den Kopf herum, deren Enden und Schleifen hinten bis in die Gegend herabhingen, darauf man ſitzt). Dann kamen, auch paarweiſe, die Alten. Wir waren nun ebenfalls mit Bändern an Kleidern und Inſtrumenten geputzt, und hatte ich ein roſa Band am Zopfe, das im Winde über mir in den Lüften ſpielte wie eine Wimpel über einem Schiff. Und ſtanden wir noch vor dem Huchztbitter und waren alſo recht die Erſten im Zuge.

Nun währte es den Leuten im Zuge und den Zuſchauern zu lang, wie die Braut immer nicht kommen wollte. Der Huchztbitter brachte zwar allerlei vor, was das Volk zu lachen machte, und ſagte unter anderm, auf unſern großen und dicken Hannoveraner deutend, der ſchon wieder ſo ſtark geladen, daß er hin- und herſchwankte: „Um Gottes willen, Leute, daß der mit der Baßgeige nicht umfällt, ſonſt ſchlägt er die ganze Muſik tot.“ Und was des mehr war, worüber die jungen Leute ſich totlachen wollten. Die Burſche waren nun ſehr ungeduldig, die Mädels aber waren recht zufrieden damit, daß ſie ſich länger vor dem Volk in ihrem Staate zeigen konnten. Die Alten fingen ſchon an mit Kuchenwerfen, indem ſie, wie bräuchlich, rechts und links über die Bruſt weg nicht zu große Stückchen Kuchen in das Volk warfen, welches ſich begierig darum balgte. Dazwiſchen hörte man auch, wie ältere Leute aus den Zuſchauern die Gäſte angingen mit: „Kinnt mir o ă Stickchen Kuchen zuwarfen.“ Worauf jene replizierten: „Haalt euch nur racht ran.“ Wer ſich aber recht ſehen laſſen wollte, ließ ſich vier Groſchen wechſeln und warf ſie unter die Leute.

Der Bräutigam aber ſchrie uns mit einer rauhen Stimme zu: wir wollten wohl für jedes Stücklein auch noch beſonders bezahlt ſein? So ſollten wir denn eins machen; er wollte ſechs Pfennige daran wenden.

Worauf ein allgemeines Gemurmel unter den Zuſchauern entſtund, welchen das vom Bräutigam zu knickerig vorkam. Er ſchrie nun, da er das wohl bemerkte: er würde kein Narr ſein und viel Geld ausgeben, um ihnen die Ohren voll muſizieren zu laſſen, die nichts dazu gäben und doch noch räſonnieren wollten. Er wäre nicht ſo ein Narr, und ſie könnten — er wüßte ſchon was.

Hörte ihn noch mehr daher ſchrein, konnte ihn aber nicht mehr verſtehn, weil wir nun angefangen hatten, eins loszublaſen. Der Huchzitbitter tanzte dazu den Kreuzſprung um den ganzen Zug herum. Ein Teil von dem Volke ſchrie: der Chriſtjahns wäre der Primör, andre aber ſchrieen: „Ihr wißt den Teufel! der alte Roßmann iſt der Primör." Wieder andre aber ſchrieen: es wäre eine Schande, daß der Beuſt-Gutthelf ſeine Roſemarie einem ſolchen Kniebohrer gegeben hätte, der als Bräutigam nicht einmal Geld auswürfe.

Niemand aber war ungeduldiger als der Beuſt ſelbſt, daß die Roſemarie und die Maredore nicht kommen wollten. Wie die Maredore nun aus dem Hauſe kam, ſchrie er: wo denn die Roſemarie bliebe? Ob ſie ihm noch nicht glaubte Poſſen genug geſpielt zu haben?

Worauf die Maredore ſagte: die Roſemarie wäre längſt beim Zug. Sie, die Maredore, hätte noch an ihrem Rock eine Falte angeſtochen, die losgegangen geweſen. Die Roſemarie hätte ihr einſtweilen vorausgehen wollen, und wüßte ſie nicht, wo die Roſemarie wäre, wenn nicht ſchon eine gute Weile beim Zuge.

Nun erhob ſich ein Rufen, eine um die andre von den Dirnen ging hinein, ſie zu ſuchen; fand ſie aber keine.

Mittlerweile kam ein Junge daher mit einem Myrtenkränzlein, ganz klein von Umfang, aber hoch, oben enger wie unten, dem ähnlich, das die Maredore als Züchtjungfer im Haar hatte, nur daß dieſes bunt war und mit buntem Band geziert und das, was der Junge brachte, grün und mit grünem Band. Daneben hatte er auch noch ein grünſeidnes Umgebinge in ſeinen Händen.

Den Jungen nun ſah alles verwundert an. Der Beuſt aber wurde ganz rot im Geſicht, wie es ſchien vor Zorn, indem er ſagte, wo er das her hätte?

Der Junge ſagte, er hätte es an der Elbe liegen gefunden auf dem Gras, das Umgebinge aber hätte ſein Vater aus dem Waſſer herausgefiſcht. Nun hätte er gemeint, das Zeug müßte jemand von dem Huchzvolke gehören, und da wär' es nun.

Darauf ſtieß die Maredore einen durchdringenden Schrei aus und erzählte nun unter reichlichen Tränen und Schluchzen und wiederholtem Geſchrei und Anrufungen Gottes: wie die Roſemarie geſtern, nachdem der Linken-Friede dageweſen, mehrmal geſchrieen hätte: „Ach Maredore, morgen ſoll ich die Vogelſcheuche heiraten, den abſcheulichen Gepfert-Hansgärge, und ich kann ihn nicht leiden und kann ihn nicht ſoviel leiden wie einen Froſch oder eine Werle. Nein, Maredore, eh' ich den heirate, lauf' ich in die Elbe. Das ſollſt du ſehn! Aber der Gepfert ſoll keine Nacht Ruhe haben vor mir. Zehnmal will ich ihm erſcheinen jede Nacht, bis er ſich zu Tode gefürchtet hat.“ Nun brach ſie wiederum in ein Geheul aus, in das eine nach der andern von den Mädchen und Weibern einſtimmte. Am lauteſten aber ſchrie die alte taube Witib, die vor Schluchzen kaum die Frage herausbringen konnte, worüber doch eigentlich geweint würde? Nun mochte keine die Sache in Beuſts Gegenwart mit dem rechten Namen nennen, mußte daher die gute Frau in Unwiſſenheit darüber bleiben, was aber ihrem Weinen und traurigem Bezeigen keinen Eintrag tat.

Der Gepfert-Hansgärge aber wurde immer bleicher und ſchnitt ein Geſicht, über welches man im größten Jammer hätte lachen mögen; der Beuſt aber wurde immer röter und begann am ganzen Leibe zu zittern.

Endlich raffte er ſich auf und ging des nächſten Weges nach der Elbe zu. Worin nicht allein die Gäſte, ſondern auch die ſämtlichen Zuſchauer folgten. Und war es merkwürdig, mit welchem Schweigen die Menge, die vorhin ſo bunt durcheinander geſchrieen hatte, zuſah, was aus der Sache werden wollte. Muß aber ſelten etwas ſo ſchlecht zu einem andern Dinge gepaßt haben als die Kleider der Gäſte zu ihren Geſichtern. Noch eh' wir aber an die Elbe ſelbſt gelangt waren, kamen uns Leute ganz bleich und verwirrt entgegengeſtürzt: in der Elbe ſchwimme ein Leichnam. Von drüben ſeien ſie daran, ihn herauszufiſchen, und hätten ſchon nach den Gerichten geſchickt.

Und nun konnten wir auf einmal die Elhe ein gutes Stück weit vor uns ſehen. Da ſchwamm denn drüben, wo das Waſſer einen ganz kleinen Bogen machte, ein Weibſen in einem ſchwarzen Kleide mit Spitzen am Halsausſchnitt beſetzt und einem bunten Latz mit Goldtreſſen geſchnürt. Von drüben waren ſie in einer Schluppe herumgefahren an die Stelle, wo man des hohen Ufers wegen nicht zu der Leiche konnte. Sie nahmen ſie nun in die Schluppe und brachten ſie an die Stelle, von wo ſie ausgefahren waren. Daſelbſt ſtanden ſchon einige Herren bereit, die Leiche zu beſichtigen, worauf ſie auf einen Wagen gepackt und fortgefahren wurde. Einer unter den Zuſchauern auf unſrer Seite ſagte: „Die wird nach Dresden gefahren auf die Kademie, wo ſie die Leichnamer zerſchneiden." War aber ſogleich wieder ſtill, da ihn jemand mochte angeſtoßen oder ſonſt aufmerkſam gemacht haben, wie daß ja der alte Beuſt nicht weit von ihm ſtünde.

Der aber, nämlich der Beuſt, brachte nun zwiſchen ſeinen zitternden Lippen etwas hervor, was wie ein deſperates Gelächter klang, und ſagte: „Geſchiebt ihr recht dafür, daß ſie ihren Leuten die Schande angetan hat. Soll mich umſonſt haben ärgern wollen. Sollte heißen, der Beuſt iſt nun auch ein Neuer geworden und gilt nicht mehr, was er ſagt: wer mir keine Tochter iſt, dem bin ich auch kein Vater! Soll ſich geirrt haben, wenn ſie dachte: ‚Nun will ich ihm wenigſtens ſeine Hochzeit verderben.' Daß du ſelbſt verderben ſollſt! Was der Beuſt geſagt hat, das hat er geſagt. Man ſoll froh ſein, wenn man ein böſes Kind los iſt. Kommt, ihr Gäſte und Nachbarn! Das Vieh iſt einmal geſchlachtet und alles angeſchafft. Der Beuſt hat geſagt: Eher ſoll das Jubeln und Schwärmen nicht aufhören, bis der letzte Biſſen fort iſt. Jetzt geht es ins Huchzthaus zum Kaffee und Eſſen, hernach in die Schenke, und der iſt Beuſts Freund geweſen, der ein finſter Geſicht macht."

Wir wußten nun alle nicht, was wir dazu ſagen ſollten, und ſah immer einer den andern darum an. Er ging voraus, und wir alle folgten ihm nach, und war keiner, der ein Wort hervorgebracht hätte vor Erſtaunen, was das noch werden wollte.

Und ging's denn nun vorerſt an den Kaffee. Da gab's Stolle, Bebe, Sternkuchen, Napfkuchen, Manſchkuchen, Pappkuchen, Eierſcheckkuchen, Grieskuchen. Die Gäſte ſetzten ſich, wie ſich's gehört, die Männer zuſammen, und die Weiber zuſammen, die älteſten Paten voran, und der Huchztvater und der Huchztbitter ſchenkten ein und nötigten, und es war gar nicht lang, ſo hätte keiner, der etwa der Sache unwiſſend hereingetreten wäre, vermeint, wie daß der Hochzeit die Hauptſache fehlte. Nur ſchätz' ich, daß gar manche von den Gäſten ſich ärgerten, daß der Beuſt, auf den ſie alle einen Spieß hatten von wegen ſeines Hochmutes, ſich nicht ſo ſehr über die Sache ärgern wollte, als ihnen lieb geweſen wäre, der aber für ſein Teil recht gut wiſſen mochte, warum er ſich die Sache nicht allzuſehr zu Herzen nahm. Viele mochten ohnehin nur aus Neugierde geblieben ſein; einigen aber lachte die Luſt unverhohlen aus dem Geſicht, daß ſie ſollten herrlich leben und nichts dafür ſchenken. Der Bräutigam aber vergaß ſeinen ganzen Unſtern und titſchte ſolche Brocken in den Kaffee, daß er, wenn ſie noch vollends im Getränke aufgequollen waren, ſein Maul kaum weit genug aufreißen konnte und noch überdies die Hände als Keile zur Hülfe nehmen mußte. Dazwiſchen ſchrie er, was er auch leiſe hätte abmachen können, da der Brautführer neben ihm ſaß, dieſem ins Ohr, daß es alle hören konnten: wie es ihm nun eigentlich lieb wäre, daß die Sache ſo gekommen wäre. Nicht etwa, weil die Roſemarie den verlaufnen Linken-Friede lieber gewollt; denn das wär' dummes Zeug, und er hätt' ihr's ſchon eintränken wollen. Aber er könnte den Beuſt nicht leiden, der wollte immer regieren, und er wär' ſelbſt alt genug. Seine Verwandten hätten ihn dazu überredet, und er wär' nur deswegen nicht wieder abgeſprungen, weil er wüßte, daß der Beuſt ein deſperater Kerl ſei und ſchlimmer mit Kniffen wie ein Advokat. Nun machte ſich aber die Sache von ſelbſt. Er wüßte aber auch recht gut, daß der Beuſt ſelber froh wäre über die Geſchichte, wenn er ſich's auch nicht merken ließe. Die Roſemarie ſei ihm immer ein Dorn im Auge geweſen, und ſollte er, der Brautführer, nur glauben, der Beuſt wär' imſtande, nun gleich ſelbſt Hochzeit mit der Witib zu machen, wenn er ſich nicht vor dem Gerede fürchtete.

Der Brautführer fragte ihn, ob er ſich nicht fürchtete, weil die Roſemarie ihm als Geiſt erſcheinen wollte. Das ſchien nun mein Hansgärge ganz vergeſſen zu haben, und fiel ihm vor Schrecken der halbe Kuchen, den er eben in ſein Maul ſchieben wollte, aus der Hand und wiederum in die Taſſe. Nun weiß ich aber nicht, wie er ſich von ſeinem Schrecken wiederum erholt haben mag, da es bei mir nun galt auf die Noten ſehen.

Darüber kam nun ſo allgemach Eſſenszeit heran.

Da wurde aufgetragen, daß die Tiſche ſich biegen wollten. Da kam erſtlich Bierſuppe mit kleinen Roſinen; darauf Rindfleiſch mit Reis und großen Roſinen; pro tertio Karpfen mit Krautſalat und auch mit Sauerkraut; dann alte Hühner, Gänſe, Enten, Tauben, Rinder-, Kalbs-, Schweine- und Schöpſenbraten; dazu rote und weiße Rüben, Stangennüßchen, Preißelbeeren, Rapuntika und Pflaumen, beides, eingelegte und Mus; zuletzt die Butterlämmchen mit rotſeidnen Halsbändlein. Der Herr Schulmeiſter gab, wie ſich's gehört, die Suppe herum und ſchnitt auch Fleiſch und Braten vor, wobei er ſich und dem Herrn Pfarrer, der neben ihm ſaß, nicht das Wenigſte und Schlechteſte behielt. Worüber unter den Gäſten nicht wenig Murrens war und manche Alte laut über der Geiſtlichen Habigkeit (ſollte heißen: Habſucht) räſonnierten. Und tat ſich darin namentlich die älteſte Frau Pate hervor: ſie hätte nun in ſieben Jahren kein Gänſeherzlein gegeſſen, weil ihr Eheherr dasſelbe zu verzehren pflegte. Drum hätte ſie ſich ſo ſehr auf die Hochzeit gefreut, aber nun fräßen der Pfarrer und der Schulmeiſter das Beſte vornweg, und hätte ſie nun, wie die andern Gäſte auch, das Nachſehn. Ein Alter, der ein gut Stück von ihr ſaß, ſchrie ihr zu: ob ihr das was Neues wäre? Das wäre bei keiner Hochzeit anders. Wenn man was Gutes wollte, müßte man warten, bis die Geiſtlichkeit ſatt wäre. Und auch dann, wenn ſie ſelber auch nichts mehr eſſen könnten, rückten ſie aus Neid nicht mit den guten Biſſen heraus. Nun wußte der, nun der noch etwas dazu zu ſetzen; manche waren ganz erboſt, ſchlugen wohl auch auf den Tiſch und ſchrieen, damit die es hören ſollten, die ſie meinten, ganz laut. Andre wiederum lachten darüber. Der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeiſter aber ſchienen ſolcher Dinge ganz gewöhnt, und verdarb das Reden keinem davon den Appetit; der Herr Schulmeiſter, der da meinen mochte, nachholen zu müſſen, was er beim Vorſchneiden verſäumt hatte, hieß deſperate Biſſen verſchwinden und ſchwitzte vor Eifer, daß ihm der Schweiß in Tropfen auf ſeinen dicken Backen ſtand.

Nun kam die Zeit heran, wo das Weibsvolk eine ſchwarzſeidne oder ſammetne Haube, hinten rund, vorn mit langer Schneppe, dazu mit breiten Schleifen, heimlich von Hand zu Hand bis zu der älteſten Pate gehn zu laſſen pflegt, die dann mit leiſer Hand der Braut das Kränzlein von den Haaren nimmt und es eben ſo leiſe mit der Haube vertauſcht, und der Bräutigam auf gleiche Weiſe von dem älteſten Paten mit einer Zipfelmütze gekrönt wird. Die Weibſen nun mußten, weil ihrer Komödie der Hanswurſt fehlte, ihre Sache unterlaſſen. Gepfert-Hansgärge aber mußte die Zipfelmütze tragen. Und hatt' es der Pate ſo gut gemacht, daß der Hansgärge nichts eher davon merkte, bis ihn alle unter angeſtimmtem lauten Gelächter mit neckiſchen Geſichtern darauf anſahn. Der Gepfert aber verſtand den Spaß ſchlecht. Und da er vorderhand das Maul zu voll hatte, um mit Redensarten anzüglich zu werden, riß er die Zipfelmütze herab und warf ſie grimmig vor ſich hin, ſo daß ſie in das Sauerkraut fiel. Worüber das Gelächter nur zunahm. Nun war es lächerlich zu ſehen, wie er drückte, um das, was er im Munde hatte, hinunterzuſchlingen, wobei ihm die Augen vor Wut und Anſtrengung aus dem Kopfe heraustraten, damit er ſeinen Zorn in Worten herauslaſſen könnte, das aber, was er gern verſchluckt hätte, nicht hinunterbringen konnte und vor Ungeduld auf ſeinem Stuhl herumhopſte wie ein kleiner Junge, der da für einen wirklichen Reiter gehalten ſein will.

Und hätte die Sache noch einen übeln Ausgang gewinnen können, wenn nicht der Huchtzbitter nun die Gäſte nach ihrer Ordnung aufgezogen hätte, damit in die Schenke gezogen würde. Wir mußten nun wieder voran, und ſtand alles wieder ſo wie vorher, da es in die Kirche gehn ſollte. Wurde auch unterwegens wieder Kuchen geworfen.

Nun hieß es: „Schwenkt euch!“ Wir ſpielten auf, einen um den andern. Die Alten wollten zwar ihr Bedenken haben, daß getanzt würde, da die Roſemarie ſich nur vor einigen Stunden ertränkt hatte. Die Jungen aber kehrten ſich daran nicht, und war mir doch höchſt verwunderlich, wie ſie einander nach ſolchem Vorgang ſo luſtig ſchwenken mochten, da mir, der die Roſemarie noch gar nicht geſehen, der Ton wollte in der Kehle ſtecken bleiben. Und trieben's gerade der Brautführer und ſeine Maredore am ärgſten. Da wurde getanzt: Polſch, Menuett, Länderſch, Steierſch, Zweitritt, Schottſch, Großvatertanz, Klatſchtanz, Koſakentanz, Hupper, Kreuzſprung und immer dazwiſchen wieder ein Dreher. Der Gutthelf und die Maredore nun tanzten den Dreher, daß es eine Luſt war. Und drehte der Gutthelf die Maredore einen ganzen Tanz über ohne Abſetzen auf einem Fleckchen nicht größer als der Boden von einem Eimerfaß, ohne daß ſie auch nur um eines Zolles Länge darüber hinausgetreten oder in der Länge des Tanzes von ihrem erſten Flecklein abgekommen wären.

Einmal kam er auch an mich heran und ſagte: ich machte ein Geſicht, weil ſie ſo fröhlich tanzten, hätte aber gar keine Urſache dazu, da ich ja doch und niemand ſonſt an der Roſemarie ihrem Tod ſchuld wäre. Worüber ich mich entſetzte und ihn fragte, wie er etwas ſo aus der Luft greifen könnte. Er aber fragte mich nun wieder, was mir doch das Spionieren vergangne Nacht eingetragen hätte? Was ich noch weniger verſtand, aber nichtsdeſtoweniger mich ängſtigen mußte. Er aber fuhr fort, wie ſie wohl wüßten, daß ich vom Beuſt gewonnen worden wäre, ſie zu belauern. Und ſollte mich doch ja nicht ſtellen, als hätt' ich den Linken-Friede, ihn und die Maredore in Wahrheit für Diebe angeſehen, wie ich ſo ſchrecklich geſchrieen hätte, daß der Linken-Friede, der die Roſemarie davon führen wollen und die Leiter ſchon angelehnt gehabt, unverrichteter Dinge fortgemußt hätte. Und ſie auch ferner nicht zuſtande hätten kommen können, weil der Beuſt hernach ſelber bei der Roſemarie gewacht. Ich ſollte aber ja nicht denken, daß man ſo etwas umſonſt tun könnte. Es würde mir ſchon noch nach Verdienſt gelohnt werden. Ich ſollte dabei nicht ſo dumm ausſehen; er wüßte recht gut, daß ich's hinter den Ohren hätte. Und was des mehr war.

Ich war nun aber ſo erſchrocken über das, was er mir geſagt hatte, daß ich ganz kraftlos auf meinen Stuhl zurückfiel und nicht daran dachte, mich zu verteidigen, ſondern währenden Blaſens ſchwere Seufzer ausſtieß darüber, daß ich ſo ohne Wiſſen und Willen ſo ſchweres Unglück hätte verurſachen müſſen. Und war mir wie einem Mörder zumute, der mit Scherzen und Spielen ein ſeiner Meinung nach ungeladen Gewehr auf einen lieben Freund und Geſchwiſter abgedrückt. Sah auch keinen Troſt von keiner Seite. Und duckte mich voll Herzensangſt hinter meinem Pulte zuſammen, weil ich dachte, jeden Augenblick müßte aus irgendeiner Ecke eine Hand nach mir reichen und ich die Worte hören: „Das iſt er, dort! Der mit der Schiffmütze iſt der Mörder. Der in dem grünen Frack iſt ſchuld an Roſemariens Tod.“ Blies dabei meine luſtigen Melodieen wie in wahnſinniger Deſperation in den Tanzboden hinein, ohne zu wiſſen, was ich tat.

Sah nur immer auf den Brautführer, und wenn er mit jemand redete, fuhr mir's allemal heiß vom Herzen nach dem Kopf herauf und hinten am Genick eiskalt hinab. Wie nun der Abend herankam, ging er mit ſeiner Maredore und noch einigen hinaus.

Ich hätte mir nun denken können, da ich wußte, wie's auf Bauernhochzeiten bräuchlich iſt, daß ſie hinausgingen, um verkleidet wieder hereinzukommen; war aber meines Verſtandes ſo wenig Herr, daß ich voll Ängſten nachſann, was ſie wohl tun wollten und ob das nicht auf mich ginge. Dazu fiel mir auch mein eigen Unglück ein, kam mir aber vor wie gar nichts neben dem, was ich auf dem Gewiſſen hatte.

Nun wollte es ſchon dämmerig werden, als auf einmal die Türe weit aufging und etliche hereinkamen, die Soldaten oder Polizeidiener ſein mochten, worüber mir abermals mein ganzes Blut zu Kopfe ſtieg. Hinter ihnen kam ein Jude mit einem großen Bart, der ſich mit einem ſpeckbäuchigen Mönch führte. Darauf kam einer, der ein Töpfchen anhängen und ein Holz und eine Bürſte in der Hand hatte. Dieſer nun kam, während die Vorhergekommnen, dazu auch einige Tirolerinnen und wendiſche Bauernmädchen auf dem Tanzboden herumgingen, herauf zu uns und wollte mir meine Schuhe ſchmieren. Worüber ich in die größte Verlegenheit geriet, aber alles Deprezieren ohne Frucht blieb, auch daß ich ihm ſagte, ich wäre in ſchwerer Traurigkeit und nicht zum Spaßmachen aufgelegt.

Nun entſtand aber auf dem Tanzboden plötzlich ein ſolches Geſchrei, daß ich, meinen Schuhſchmierer vergeſſend, mich hinunterbog. Und Wunderdinge ſah, dergleichen ich mir nicht geträumt hatte. Hatte nämlich der Jude den Mönch vor den Bräutigam geführt und dieſer, nämlich der Mönch, ſeine Kutte fallen laſſen. Der Bräutigam nun ſchrie wie beſeſſen, indem er, was haſt du, was kannſt du, aus der Türe und davon lief.

Die andern waren nicht weniger erſchrocken, und merkte ich nun, daß es Verkleidete waren, und zwar an dem Ruf: „Roſemarie!“, daß der Mönch niemand anders denn die Braut war, die wir alle tot und weit fort meinten von hier. Sie war nun ſehr blaß und angezogen, wie wir ſie hatten ſchwimmen ſehen, weshalb ſie der Bräutigam für ihren Geiſt genommen haben mochte. Um den Kopf aber hatte ſie dasſelbe Umgebinge, das der Junge heut hatte wollen gefunden haben, und auf den Zöpfen dasſelbe Krönlein mit Flittern. Da war denn Freude in allen Ecken. Nur der Beuſt, auf den nun der Jude die Roſemarie zuführte, ſchien ſich wenig oder gar nicht über ſeiner totgeglaubten Tochter lebendige Wiederkehr zu freuen. Wenigſtens mochte er haben wollen, daß es alſo ſchiene. Und ſchätz' ich, daß er nicht ſo gleichgültig im Herzen geweſen, als er zu ſein vorgab. Denn obwohl er keinen Zug in ſeinem Geſichte veränderte, wurde er doch einmal ganz blaß, dann wiederum ganz rot.

Der Jude aber warf den Bart von ſich, der alſo ein falſcher geweſen war, und ſah ich nun, daß es kein andrer war als der Friede, den ich geſtern mit dem Beuſt reden und alsdann wie einen Deſperaten vorbeireiten geſehen hatte. Einer, der ſich ebenſo über ſeine unverhoffte Wiederkunft wundern mochte als ich, ſchrie: „Und biſt nicht in die weite Welt geritten, Friede, wie du geſtern vorbeikamſt?“

Worauf der Friede replizierte: „Nicht in die weite Welt, aber nach Meißen, um den Trauſchein und Aufgebotserlaſſung zu holen. Und mußte doch noch ein Krönlein und Umgebinge da ſein, wenn das andre ertrinken ſollte.“

„Aber,“ ſchrie wieder ein andrer, „wie iſt denn nur die Roſemarie wieder lebendig worden? Haben ſie doch alle mit leiblichen Augen ertrunken geſehn?“

Darauf ſagte der Friede wiederum: „Einen Haubenſtock ertrinken laſſen, das iſt kein Totſchlag, und naſſe Kleider werden wohl wieder trocken. Die aber den Haubenſtock aufhoben, waren Schulkameraden von mir, wie ihr wißt; von den Gerichtsleuten war ich aber ſelber einer.“

Man ſah nun, was der Friede ſich auf ſeine Liſt zu gute tat. Den Beuſt aber, ſchätz' ich, mochte das zumeiſt kränken, da er immer der Klügſte ſein und in ſeinem Leben niemalen geleimt ſein wollen. Wie die beiden nun an den Beuſt gekommen waren, ſagte der mit etwas zitternder Stimme, und hätte, ſchätz' ich, viel darum geben mögen, wenn niemand das Zittern gehört oder er es hätte verbergen können: „Linken-Friede, du biſt ſchon wieder zurück aus der weiten Welt?“

„Das bin ich,“ ſagte der Linken-Friede, „und komme zurück, weil ich denke, Ihr werdet vernünftig ſein und werdet denken: ‚Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt,‘ wie's im Liede heißt. Und werdet froh ſein, daß Ihr den Gepfert ſo mit guter Manier losgeworden ſeid und Eure Roſemarie beſſer angebracht habt als an jenen. Ihr ſeid doch einmal ihr Vater, und Ihr werdet's ihr nicht nachtragen, wenn Ihr geſcheit ſeid."

„So?" replizierte der Beuſt, indem ſeine Naſe ganz ſpitzig und bis an die Spitze ſchneeweiß wurde. „So? Muß ich alſo geſcheit ſein, wie Ihr meint, Linken-Friede? Meint, weil Ihr ſo gut wegkommt mit Eurer Geſcheitigkeit? Wenn ich nun aber nicht ſo geſcheit wäre, wie Ihr meint?"

Der Friede war ein wenig überraſcht und ſagte: „Was? Beuſt? Ihr wollt Euer Wort nicht halten? Hier hab' ich mehr als zehn Zeugen, was Ihr geſagt habt. Wenn morgen um die Zeit, habt Ihr geſagt, die Roſemarie noch ledig iſt, habt Ihr geſagt, dann, habt Ihr geſagt, ſollſt du ſie kriegen, Linken-Friede. Sag' ich mehr, ihr Männer, als wahr iſt?"

„Nein, nein," klang es da aus allen Ecken, „das habt Ihr geſagt, Beuſt, und dürft Euer Wort nicht leugnen."

Nun wurde der Beuſt blutrot und tat einen Schritt, um nicht zu ſagen einen Sprung, nach dem zu, der zuletzt geſprochen hatte, und ſchrie: „Wer erinnert den Beuſt an ſein Wort? Iſt der Beuſt ſo ſchwach im Kopfe, daß er nicht mehr weiß, was er ſpricht? Wo iſt die Rede da von meinem Wort? Deshalb, daß ein Betrüger ein geſprochen Wort mißbraucht hat, ſoll das Wort ſein Gelten nicht verlieren. Vom Wort iſt jetzund nicht die Rede. Was der Beuſt geſagt hat, das hat er geſagt. Aber daß er ſo geſcheit ſein will, wie der da meint, das hat er nicht geſagt, der Beuſt. Wer kann auftreten und ſagen: ‚Die mich in meiner Ehre gekränkt hat vor aller Welt, ſoll mein liebes Kind bleiben; das hat der Beuſt geſagt?' Der Beuſt aber ſagt: Mein Kind iſt ertrunken. Denn es iſt beſſer ſo, als wenn ſie lebt als eine ſolche, die ſich und ihren Freunden zur Schande werden konnte, um zu ihrem Willen zu kommen. Hab' ich geſagt: Der Linken-Friede und ſein Weib ſollen meine Erben ſein? Was ſollt' ich um fremde Leute ſorgen, Nachbarn?"

Bei dieſer Rede nun fiel ihm ſeine Tochter laut weinend um den Hals; er ſollte ihr doch verzeihn. Sie wollten ihn gewiß gut halten, und er ſollte es nicht bereuen, wenn er von ſeiner Härte laſſen wollte. Worauf er ſich ihren Armen entzog und faſt etwas höhniſch replizierte, daß man nicht beides haben und behalten könnte, das Geld und die dafür gekaufte Ware. Und wollte ſie nun auch die Ware, die ſie um das Geld gekauft, wieder hingeben und ihr Geld wieder nehmen, der Handel wäre geſchloſſen. Sollte gehn, wohin ſie wollte; bei ihm ſtünde kein Stuhl mehr für ſie. Und ſollte niemand ſagen, daß er ihr Vater wäre, damit er ſich nicht auch noch ſchämen müßte.

Der Friede war etwas verdutzt und ſagte nun trotzig: „Ihr habt geſagt, Eure Hochzeit ſoll nicht eher aus ſein, als bis der letzte Biſſen verzehrt iſt. Wollt Ihr das leugnen? Ihr könnt es nicht. Fortgeſpielt, Muſikanten! Morgen geht die Hochzeit erſt recht los. Wir tanzen nun den Brautreihn, Roſemarie; ob er vor der Trauung oder nach der Trauung getanzt wird, das iſt einerlei. Heda! einen aufgeſpielt. Der Friede läßt ſich nicht lumpen. Ein Schuft meines Namens, wenn ich euch ein ander Stück aufwerfe als harte Taler.“

Unſern Prinzipal begeiſterte das mit den harten Talern, und ſollte die Muſik eben losgehn, als der Beuſt mit lauter Stimme rief: „Huchztbitter, Ihr wißt, wen Ihr geladen habt. Habt Ihr den Linken-Friede hier geladen? Nun gut. Wißt Ihr, Linken-Friede, was man mit ungebetnen Gäſten tut? Ein ungebetner Gaſt gehört vor die Tür! Geht gutwillig, eh' ich meine Knechte rufe!“

„Wollt Ihr Hochzeit machen ohne Bräutigam?“ ſchrie dagegen der Linken-Friede. „Denkt Ihr, Ihr habt den Hochmut und den Trotz allein gefreſſen? Ihr müßt es Euch für eine Ehre ſchätzen; Ihr ſeid ein Gärtner gegen mich, ich bin ein großer Mann gegen Euch. Und Ihr habt geſagt, die Hochzeit ſoll dauern bis zum letzten Biſſen.“

„Das ſoll ſie auch!“ ſchrie der Beuſt. „Ich und meine Gäſte bleiben zuſammen, bis der letzte Biſſen fort iſt. Ihr aber ſeid kein Gaſt. Seid Ihr ein Vagabund, oder was Ihr wollt, Ihr ſollt hinaus!“

„Ihr wollt die Hochzeit dauern laſſen ohne Bräutigam?“ ſchrie der andre wieder. „Seht Ihr nicht, daß Ihr gelogen habt? Ihr ſagtet: die Hochzeit ſollte ſo lang dauern. Iſt das eine Hochzeit, wo kein

Brautreihen getanzt wird und nicht Glück gewünſcht und geſchenkt? Ihr ſeid kein wahrhaftiger Mann, Beuſt. Ihr ſeid ein Maulmacher, Beuſt! Ein Lügner! Wißt Ihr's? Ihr müßt Euer Wort halten, und ich tanze jetzt mit der Roſemarie den Brautreihn, und wenn Ihr zehn Teufel im Leibe hättet. Heda! Aufgeſpielt! Der Linken-Friede legt nicht unter einem Dukaten auf."

Unſerm Prinzipal lief das Maul voll Waſſer, und ſteckte er aus Eifer das Unſchlittlicht, das er eben in der Hand hielt, anſtatt ſeiner Trompete hinein, um nur recht ſchnell los zu blaſen. Konnte nun des Vergreifens halber den Beuſt nicht hindern, daß er wieder hörbar wurde. Und ſagte der Beuſt nun, indem ſeine Naſe abermals kreideweiß wurde, noch höhniſcher denn vorhin:

„Nun gut, Linken-Friede, ſo will ich denn geſcheit ſein, weil Ihr es wollt. Und will mein Wort halten und tun, als wenn einem ehrlichen Mann ein hergelaufner Betrüger befehlen müßte, ehrlich zu ſein. Ihr wißt wohl, ihr Nachbarn, daß ſo einer daherkommen muß, um den Beuſt an ſein Wort zu erinnern. Der Beuſt iſt der nicht, der unerinnert Wort hält. Heda, Muſikanten! Eins für Bräutigam und Braut! Nicht zu ſchnell, im Schritt! Was ein andrer geben will, das hat der Beuſt ſchon gegeben."

Damit nun faßte er das Weibſen, welches faſt taub, aber eine reiche Witib war, mit der er, wie ich wohl gemerkt, nach ſeiner Art zum öftern ſcharmiert hatte, unter den Armen und ſchwang ſie herum, daß ſie lachte, wiewohl ſie nun ſo wenig wußte, was Urſache ſie zu Lachen hatte als vordem mit Weinen. Und wie er ſie wieder an ihren Platz geſtellt hatte, ſo ſagte er nun zu den andern, von denen niemand verwunderter war als Linken-Friede, wie ſie ſähen, die Hochzeit ginge fort, ohne daß etwas fehlte, und er ſollte unwahr geſprochen haben. Und ſei er ſelbſt der Bräutigam und die reiche Witib die Braut.

Nun erhob ſich ein Gratulieren und Knickſen unter den Gäſten, und war es kurzweilig, wie nun die Taube wiederum währenden Lachens und Gegenknickſens bald rechts bald links fragte, warum ſie doch ſo lachten und gratulierten und die vielen Knickſe machten.

Linken-Friede aber erſah zur Genüge, daß er nun in der Tat möchte überzählig ſein. Schickte ſich daher zum Gehn. Rief aber vorher noch laut in den Tanzboden hinein, wie ſeine Hochzeit ſollte auf Roßmanns Hofe gefeiert werden. Und ſeien alle Gegenwärtigen geladen, ihn morgen in die Kirche zu geleiten und ſeine Gäſte zu ſein beim Kaffee, Eſſen und Tanz. Worauf er ſich, ohne den Beuſt weiter zu beachten, abſentierte und faſt alle die Jungen, auch einige Alte, darunter der alte Roßmann, ihm folgten.

So war ich nun doch meiner Armeſünderangſt ledig geworden und fühlte mich trotz meines übrigen Unglückes ſo frei, daß ich aus Erfahrung ſagen kann, wie daß es kein wahres und unheilbares und unvergeßliches Unglück weiter gibt als ein böſes Gewiſſen. Wollte es nun gerne geduldig tragen, daß der als Schuhſchmierer Verkleidete mir, wie ich nun ſah, vorhin meine ganzen weißen Strümpfe beſchmiert hatte, als wenn es Stiefel wären, und kein Wörtlein darüber ſagen oder auch nur denken.

Nun waren denn zwei Hochzeiten zugleich im Dorfe, von denen jede die andre überbieten wollte. Die Höfe lagen auch ſo nah, daß es zwiſchen den beiderſeitigen Gäſten gar nicht ſelten zum Wortwechſel kam. Geſchah auch mitunter, daß die von der einen Hochzeit welche von der andern zur Deſertion beredeten.

Nun hatte zwar der Beuſt die Klugheit gebraucht, ſich zuerſt zur Trauung anzumelden; der Linke aber war noch klüger geweſen und hatte von einem Teil der Seinigen das Wirtshaus ſchon beſetzen laſſen, ſo daß der Beuſt nicht mehr hineinkonnte, und ihm ſchon zuvorgekommen war. Verſuchte zwar einen Sturm, wurde aber mit Verluſt zurückgeſchlagen. Worauf er, ſo gut es ging, eine Scheune in einen Tanzboden verwandelte, und allda getanzt und geſprungen und allda und auf ſeinem Hofe gegeſſen und getrunken wurde, bis der letzte Biſſen verzehrt und er ſeines Wortes quitt und ledig war.

Dämon Geld

Eine Altweibergeſchichte

Aus den fünfziger Jahren

Erſtes Kapitel

Es hat noch keinen Begriff

„Aber Baſe Annemarth, du hätt'ſt lieber deinen grünen Rock ſollen anziehen. In dem grünen Rock hab' ich dich lieb, in dem ſchwarzen da mag ich dich nicht, gar nicht; gar nicht, Baſe Annemarth, daß du's nur weißt. Und hätt'ſt mir auch mein ſchönrot Kleid können anziehen. Das da ſieht ſo ſchwarz aus; ich mag es gar nicht gern, das kannſt du mir glauben, Baſe Annemarth."

„Ei wohl, Liesle, glaub's gern. Aber wo's paßt; wo die Sach' grün iſt, da gehört ſich ein grün Kleid; wenn die Sach' anders iſt, muß auch der Rock anders ſein."

„Ja, ſo iſt die Sach' wohl ſchwarz, Baſe Annemarth?"

Die Baſe nickte, und das Geſicht, in das ſie ſah, nickte wie ſie. Es war ein braves ehrliches Geſicht, in das ſie ſah, etwas nüchtern, nicht eben ſchön, aber häßlich gewiß auch nicht. Ein Frühlingsſonnenſtrahl, der zu einem der zwei kleinen Fenſter hereinfiel, ſtreifte die roſigen Spitzen von zwei kleinen Fingern einer fragend ausgeſtreckten kleinen Hand, ragte dann wie ein goldener Balken oder wie eine lange Röhre von durchſichtigem Gold, in welcher unzählige vergoldete Mehlſtaubatome um die durchbrochenen Schatten vom Geranium im Fenſter ſich im zitternden Tanze drehten, durch das dunkle Zimmer und verſchwand in einem Haufen von Kränzen, Sträußen und einzelnen Blumen und Blätterzweigen auf dem weißen Sand der Diele nahe der Tür.

Das Kind nickte auch und ſah ſo ernſthaft aus wie die Baſe. „Das iſt doch recht dumm", ſagte es. Es wußte weiter nichts von der Sache, als daß ſie ſchwarz war. Aber ſie brauchte weiter nichts, um ihm zu mißfallen.

„Aber was fliegen denn da drauß die roten und gelben Schmetterlinge herum, wenn die Sach' ſchwarz iſt? Das kann ſich doch gewiß nicht ſchicken.“

„Ei, Liesle, das hat zwei gute Gründ'. Erſtlich geht die Sach' die nicht an, hernach ſind's arme unvernünftige Kreaturen; die brauchen nicht zu fragen, was ſich ſchickt. Denn dazu hat der liebe Gott den Menſchen die Vernunft gegeben, damit ſie wiſſen, was ſich ſchickt, und ihr Leben danach einrichten können.“

„Und was ſchickt ſich denn eigentlich, Baſe Annemarth?“

„Was recht iſt.“

„Und was iſt denn recht?“

„Ei, dummes Kind, eben, was ſich ſchickt.“

So ſagte die Baſe; wer aber meint, ihre Stimme hätte Ungeduld verraten, als ſie ſo ſprach, der tut ihr ſchreiendes Unrecht. Das Geſicht, in das ſie unverwandt dabei blickte – und beiläufig geſagt, es war das leibhafte Abbild ihres eigenen, denn ſie ſtand vor dem kleinen Spiegel zwiſchen den zwei kleinen Fenſtern –, zeigte nicht eine Spur von Ungeduld. Es war aber auch keine Stelle darin, wo ſie hingepaßt hätte. Das Geſicht ſchien keiner Aufwallung zugänglich, wie ſie auch heißen möchte, aber es wies ebenſowenig von jenem Phlegma, das die Dinge gehen läßt, wie ſie wollen. Es war ein verſtändig-zuſammengerafftes Geſicht, an dem kein Knopf unzugeknöpft, kein Band unzugebunden herabhing oder herumflatterte, die Strümpfe nicht Falten ſchlugen oder gar ſchlappig auf die Füße herunterfielen; nein, kein Fältchen darin, nichts der Quere geſtellt; alles reingekehrt, keine Spur von einem Stäubchen auf oder unter den Möbeln und kein unnützes Möbel darin und auch kein Platz für ein unnützes.

„Ei, eben, was ſich ſchickt,“ ſagte ſie.

Dabei ſetzte ſie ſich und dem Geſichte vor ihr eine mit ſchwarzem Krepp verzierte, ſilbergraue, hohe Bänderhaube auf und band die Bindebänder in zierlicher Schleife ſo feſt unter dem Kinn, daß das Fleiſch davor und dahinter heraustrat wie die Ufer über den Spiegel eines

Baches. Wie zur Erklärung dieſes Tuns, in dem das Schickliche ſo ſichtlich über das Behagliche triumphierte, fuhr ſie fort, indem ſie eine Frage beantwortete, die das Kind nicht tat, aber hätte tun können:

„Ei, dummes Liesle, wenn jemand fragen dürfte warum, oder wenn jemand ſagen könnte warum, da handelte ſich's eben nicht um das Sich-ſchicken. Nun, unſre Eltern machten's ſo, weil ſie's von ihren Eltern ſahen, und die hatten's ihren Eltern nachgetan und die wieder den ihren; und ſo tun wir's nun auch, und ſo werden's unſre Kinder und Kindeskinder tun, ſo lang die Welt ſteht, denn, ſiehſt du, Liesle, es ſchickt ſich einmal ſo.“

So ſagte die Baſe, und in ihrem Geſichte und dem Geſichte vor ihr war zu leſen, daß ſie keinen Einwand annehme, wer auch ihn verſuchen möchte, und durchaus nicht zugeben würde, daß irgendeine ihrer Ahnmütter die erſte geweſen ſein müſſe, die ein Haubenband zum Marterwerkzeug ihres Fleiſches beſtellt, daß alſo irgendeine irgend einmal einen andern Grund gehabt haben, noch daß irgendeine irgend einmal einen andern Grund haben könnte zu ſolcher Selbſtquälerei, als den die Baſe angegeben: denn es ſchickt ſich einmal ſo. Noch weniger, daß einmal eine Zeit kommen könnte, die die Haubenbänder bequemer [zu knüpfen erlaube].

Und da nun ihr Anzug beendet und ſie wußte, daß ihre Gegenwart andern Orten notwendiger war als der alten braunen Stube, und ihr Wichtigeres oblag, als mit einem Kinde zu plaudern, ſah ſie noch einmal prüfend auf das Geſicht vor ihr, dann an ihrer eigenen ſtattlichen Geſtalt herab und ſetzte dann dieſe nach der Türe zu in Bewegung. In der Türe wandte ſie ſich und ſagte: „Daß du nicht eher aus der Stube gehſt, Liesle, bis ich dich hole, und dein Kleidchen nicht ſchmutzig machſt und den neuwaſchenen Kragen! Folg', Liesle, und du bekommſt auch ein Stück Kuchen.“

Die Baſe ging hinaus, und durch die geöffnete Türe ſtrömte ein angenehmes Allerlei von Kuchen- und Bratenduft und dem Dufte friſchgebrannten Kaffees, welches alſobald mit den Ausſtrömungen der Blumen und Blätter auf der Diele eine feſtliche Vereinigung einging. Zugleich aber drangen Töne von Stimmen herein, die dem

Kinde ſo fremd waren, obendrein ſo eigen gedämpft, ſo zwiſchen Klage und Salbung, die zu dem Ziſchen der Braten und dem geſchäftigen Hin- und Hereilen der Mägde nicht ſtimmen wollten. Dazu der goldene Balken quer durch die dunkle braungetäfelte Stube. Ein traumhafter Hintergrund zu den traumhaften Gedanken und Gefühlen eines Kindes.

Erſt folgte es noch den draußen herumflatternden Schmetterlingen. Hätte es ſeine dämmernden Gedanken in einen Schluß zuſammenfaſſen können, ſo wäre es der geweſen: die Baſe hat unrecht, wenn ſie die luſtigen Flatterer arme Kreaturen nennt. Die mußten nicht ſtillſitzen abends auf dem Stühlchen in der Ecke, wie es das kleine Liesle mußte, wenn der Mann, der ſein Papa hieß, hinter dem Ofen hervor zankte und huſtete, der nie freundlich mit dem Kinde geſprochen, der es nicht leiden wollte, daß der Eduard, der freundliche Geſell, dem Mädchen von Prinzen und Prinzeſſinnen erzählte, die Bären und Schlangen waren, ehe ſie ſich gegenſeitig erlöſten, immer eine Geſchichte ſchöner und leichter zu vergeſſen als die andere. Die ging es nichts an, wenn die Schwarzwälder Uhr neben der großen Kommode acht ſchlug und nach jedem Glockenſchlag der bunte Vogel oben über dem Zifferblatt taktmäßig mit ſeinen hölzernen Flügeln ſchlug und ein „Guckguck!“ über die Stühle und Tiſche hinrief. Dann gefiel es dem Kinde gewöhnlich erſt; dann hatte es den Kopf an das braune Getäfel zurückgelehnt und die Augen halb geſchloſſen. So ſah ſie die Baſe an ihrem Spinnrade, dahinter die Mutter und drüben den freundlichen Geſellen wie im Traume. Dann kam's ihr vor, als hätte die Mutter keine Hände; aber ſie hatte welche, man ſah ſie nur nicht, weil ſie ſie vom Morgen bis zum Abend in die Schürze gewickelt trug, während ihr Kinn auf den Knieen ruhte, was leicht anging, da ſie die Füße auf einem hohen Schemel hatte. Zuweilen ſagte der Geſelle etwas von der Zeitung oder von dem Lande, wo er zu Hauſe war, die Baſe erwiderte darauf, die Mutter aber ſchwieg, bis ſie angeredet wurde, dann geriet ſie in Verlegenheit und ſchämte ſich, und wäre ſie nur gefragt worden, wieviel Uhr es ſei. Dazu ſpann die Katze auf dem großen ledernen Seſſel, und der Papa hinter dem Ofen huſtete und zankte mit ſich ſelbſt, denn es hörte ſonſt niemand auf ihn. Das Mädchen wußte kaum, wie der Papa ausſah, denn die Ofenhölle, in welcher er auf einem ledernen Sofa lag, war ganz mit Tüchern verhängt. Mit dem Gedanken an ihn vergeſellſchaftete ſich in des Mädchens Vorſtellung weder ein Geſicht noch eine Geſtalt; eine bloße Stimme, die bald zankte, bald huſtete oder beides zugleich tat, war der Papa. Dafür die Mama ein bloßes Geſicht, mit dem Kinn auf Knieen ruhend, denn nur ſelten ſah man ſie anders oder hörte man ſie reden. Es war, als ginge ſie nichts an, nicht das Hausweſen, ja nicht einmal ſie ſelbſt; es war, als hielte ſie ſich für unſichtbar und verwunderte ſich, wenn jemand tat, als wäre ſie vorhanden, und wurde dann verlegen darüber, wie ſie es anfangen ſollte, ſich zu benehmen, als wäre ſie wirklich vorhanden. Das war alles ſo eigen, und als träumte man ſchon, wenn man es nur anſah. Und eben, wenn es dem Mädchen anfing, auf ſeinem Stüblchen zu gefallen, da ſchlug und guckguckte die Uhr achtmal, und die Baſe ſtand auf hinter ihrem Rocken und ſagte: „Wie die Zeit hingeht.“ „Ja, mit Ihnen vergehen die Stunden ſchneller, Jungfrau Zipſerin,“ entgegnete der Geſelle. Er hatte jederzeit ein Stottern zu verwinden, um nicht „Mamſell“ zu ſagen, welchen Titel die Baſe nicht leiden konnte. Die Mutter ſah vor ſich hin, nicht ohne ängſtliche Verlegenheit, man könne auf den Gedanken kommen, ſie ſei vorhanden. „Liesle, du mußt zu Bett!“, fuhr dann die Baſe fort. Das Liesle zögerte; der Geſelle bat vor, es gefalle dem Kinde noch ſo ſehr in ſeinem Stüblchen; die Mutter ſah aus, als würde ſie dem freundlichen Geſellen um ſeiner Freundlichkeit gegen das Kind willen bitten helfen, wenn ſie vorhanden wäre; aber die Baſe ſchob aller Fürſprache den Riegel vor: „Um acht müſſen Kinder zu Bett, denn es ſchickt ſich ſo.“

Ja, die Schmetterlinge waren zu beneiden, daß ſie arme Kreaturen ſein durften, die nicht zu fragen brauchten, was ſich ſchickt.

Unterdes hatte der Blumenduft eine große Hummel zum offenen Fenſter hereingeführt; ſie war wie auf dem Boden der goldenen Röhre hinuntergeglitten und wälzte ſich nun, ſchwarz und gelb, ſummend und brummend auf dem bunten Haufen herum. Das Kind folgte ihr und ſetzte ſich neben den Blumen auf die Diele. Den Vorwurf, den es darüber fühlte, wälzte ſie von ſich auf ihre Puppe, indem ſie zu dieſer ſagte, was die Baſe, war ſie zugegen, zu ihr geſagt hätte: „Da auf der Diele liegen bei den Blumen? Du garſtig Kind! Pfui, weißt du nicht, was ſich ſchickt?“

Da ſchlug eine neue Woge Braten-, Kuchen- und Kaffeegeruch vor und neben dem freundlichen Geſellen durch die geöffnete Tür in die Stube.

„Ei, du denkſt wohl gelehrte Dinge, Liesle?“ ſagte der Geſelle. „Das greift an, wenn man nicht tüchtig ißt dabei. Daran hab' ich gedacht, und da iſt das prächtigſte Stückchen vom ganzen Kuchen.“

Das Mädchen nahm das Gebotene ihm aus der Hand. „Du gehſt auch ganz ſchwarz,“ ſagte es, „nun ich weiß wohl, es ſchickt ſich einmal ſo. Aber was der Papa ſagen wird? Er kann Blumen nicht leiden.“

„Der ſagt nichts mehr,“ entgegnete der Geſelle.

„Ja, ſie legen ihn in einen Kaſten, das Gretle hat mir's geſagt.“

„Wenn ſie mich nun in den Kaſten legten?“ fragte der Geſelle.

„Nein, dich dürfen ſie nicht in den Kaſten tun, und die Baſe Annemarth auch nicht!“ rief das Mädchen, indem ihm Tränen aus den braunen Augen ſtürzten. „Und mich auch nicht!“

„Nein, uns alle nicht“, begütigte der Geſelle. „Aber ich muß wieder hinaus, denn eben kommt der Herr Paſtor. Nun aber! heute abend erzähl' ich dir wieder eine Geſchichte, aber eine ſo ſchöne, wie du noch keine gehört haſt.“

Der Geſelle ging wieder hinaus, und das Kind dachte ſich den Papa im Kaſten liegen, das heißt: es ſah in ſeinen Gedanken der Baſe Flachskaſten, mit Tüchern verhängt und bedeckt, und drin war das Huſten und Zanken, das ſie den Papa zu nennen gewohnt war. Aber es vergaß bald dieſe ſchwere Anſtrengung ſeiner Denkkraft über dem, was der leibliche Sinn ihr zeigte, und als der Paſtor, von der Baſe genötigt und von Küſter und Leichenbitter gefolgt, hereintrat, ſtak das Kind ſo tief in den Blumen, daß keiner von den Eintretenden es gewahrte.

Der Paſtor war ein großer ſtarker Mann mit mächtiger Stimme. Er ſcharrte noch komplimentierend mit den Füßen, während er den Oberleib nach der Mutter des Kindes wandte, die auch mit hereingekommen war, aber er ſchloß den ſchon geöffneten Mund, ohne geſprochen zu haben, entweder weil ihre Verlegenheit ihn anſteckte oder Mitleid ihn abhielt, dieſe Verlegenheit noch zu mehren. Sie mühte ſich, ihre Arme noch zweimal ſo tief in ihre Schürze zu wickeln, als möglich war, um dann mit den übrigen Teilen ihres Leibes den Armen nachzukriechen; und wie der Paſtor ihr ſtumm und mit weit geöffneten Augen dabei zuſah, hatte es den Anſchein, als beobachte er mit geſpannter Aufmerkſamkeit und wie halb noch zweifelnd, halb ſchon überzeugt, ob es ihr gelingen werde, ein ſo wunderwürdiges Vorhaben ins Werk zu ſetzen.

Da aber die Notwendigkeit einer Anrede von ſeiner Seite ſich als unabweisbar aufdrängte, ſuchte er nach einem Gegenſtande, der ſtark genug wäre, ihre Gewalt zu ertragen, und ſeine Augen fanden einen ſolchen bald in der ſtattlichen Geſtalt der Baſe Annemarth.

„Ein ſchöner Tag heute, allerſeits Wertgeſchätzteſte!“

Der Küſter und der Leichenbitter ſprachen mit ſtummer Gebärde, der Gedanke des Herrn Paſtors ſei ſo wahr als bewundernswürdig; die Baſe knickſte, und der Redner fand auf ihrem wohlgeordneten Geſichte die nötige Wendung vom Allgemeinen zum Beſonderen.

„Ein ſchöner Tag heute, der, der die Bewohner, der die Bewohner dieſes ſchwer heimgeſuchten Hauſes mahnt, daß kein Herz, kein Herz die Wolken des Kummers ſo dicht um ſich wölben dürfe, daß es dem Troſte, dem Troſte, der von oben kommt, wie der Schein der Sonne, hm, der Sonne, als ein Bote, von einem und demſelben Herrn geſandt, den Eingang, hm, den Eingang zu ihm verwehre.“

Der Paſtor ſprach dieſe Worte zu der Baſe gewandt, wußte aber mit einer würdevollen Bewegung ſeiner Rechten eine ſo große Portion davon, als er der mindern Kraft der Schweſter angemeſſen hielt, dieſer zuzuſchieben. Dann verdünnte er die ſchwere Gabe ſeiner amtlichen Beredſamkeit rückſichtsvoll durch das Wohlmeinen der perſönlichen Frage: „Und woran iſt denn unſer Seliger geſtorben?“

Die Baſe erklärte dem geiſtlichen Herrn, was ihr ſelbſt nicht klar war. Nachdem ſie von Huſten und Reißen in den Beinen geſprochen und einiges hinzugefügt hatte, woraus zu entnehmen war, der Selige ſei zunächſt an Krankheit und endlich am Sterben ſelber geſtorben, deutete ſie an, daß ſie trotzdem den Tod eines Menſchen eigentlich weniger als Folge einer Krankheit denn als eine Art Herkommen und Schicklichkeit anſehe und daraus ihren Troſt geſchöpft habe.

Der Paſtor zeigte ſich im allgemeinen mit dieſer Anſicht einverſtanden, nur daß er bat, anſtatt Herkommen und Schicklichkeit den Ausdruck „Chriſtenpflicht“ zu brauchen, und da er die Baſe getröſtet ſah, fügte er mit ſtrömender Beredſamkeit noch ſieben oder acht andere Gründe hinzu, die die Baſe hätten tröſten müſſen, wäre ſie nicht ſchon getröſtet geweſen; für welche Bemühung dann die Baſe dankbar wiederum ihre Erkenntlichkeit ausſprach.

Währenddes ſtak das kleine Liesle mäuschenſtill in ſeinen Blumen, froh, daß man es nicht bemerkte, und bemüht, nichts vorzunehmen, was ſie bemerkbar machen konnte, und ihre Mutter hatte den Mut gefunden, ſich abſeits auf einen Seſſel niederzulaſſen. Da ſaß ſie mit verwickelten Armen, und man konnte den Kampf ſehen, den es ſie koſtete, die Beine nicht heraufzuziehen und das Kinn auf den Knieen ruhen zu laſſen. So oft ſie ihr Kinn auf dem Wege dahin betraf, erſchrak ſie und ſuchte aus der Bewegung ein andächtiges Nicken zu machen, als drückte ſie damit ihre gläubige Einſtimmung in die Gründe des Paſtors aus.

Jetzt trat der Leichenbeſteller, der hinausgegangen war, wieder herein und ſagte: „Wenn es dem Herrn Paſtor und den werten Leidtragenden gefällig, ſo wäre nun wohl Zeit.“ Wozu, erklärte er nicht. Einer Frau gegenüber, die ſich auf das Herkommen verſtand wie die Baſe, war das auch unnötig. Zunächſt machte ſie eine verſteckte Bewegung, als wickele ſie etwas aus einem Zipfel ihres weißen Taſchentuches, dann eine andere, in der ein Uneingeweihter erſtaunt einen durch nichts vorbereiteten Händedruck geſehen hätte. Der Leichenbeſteller dagegen führte mit der Linken eine abweiſende Gebärde aus und ſchien die Rechte dem Drucke der Baſe nur ungern zu überlaſſen.

Der Paſtor wandte ſein Angeſicht nach dem geöffneten Fenſter, wie um nicht zu ſehen, was da vorging, und ſagte: „Schwül, außerordentlich ſchwül, allerſeits Wertgeſchätzteſte.“ Der Leichenbeſteller duldete indes, doch nur unter abgebrochenen Seufzern wie: „Ei, ei – gar nicht nötig – ſolche große Umſtände!“ den Händedruck der Baſe, dann folgte er dem Herrn Paſtor ehrerbietig mit den Augen und entgegnete: „Wär’ ein Wunder, Herr Paſtor, wenn heute kein Gewitter käm’. Und ſo wollen wir denn dazu ſchreiten mit des Herrn Paſtors Hochehrwürden Erlaubnis und Vergunſt der hochachtbaren Frau und höchſtehrſamen Jungfrau Zipſerin.“

Während dieſer Rede im Amtstone hatte der würdige Mann Zeit gefunden, die Hand, welche die Baſe gedrückt, in unauffälliger Weiſe aus dem Bereiche beobachtender Augen und hinter ſeinem Rücken in Sicherheit zu bringen. Es ſchien, als hätte ihm die Baſe die Bürger- und Chriſtentugend des Entſchlafenen in dieſe Hand gedrückt, um ſie als Kenner zu taxieren. Er wog zuerſt die geſchloſſene Hand und ſagte mit Faſſung: „Er war ein lieber Mann, der Selige!“ Darauf fühlte er mit der Daumenſpitze: das Verdienſt des Seligen hatte den Umfang eines preußiſchen Talers, und ſetzte mit zitternder Stimme hinzu: „Er war mehr, er war ein braver Mann!“ Und als ein Reiben des Daumens gegen die Finger ergab, daß das Verdienſt nicht in einem einzelnen Stücke beſtand, heftete der würdige Mann ſeine ſchwimmenden Augen an die Decke und brach in ein Schluchzen aus, vor deſſen Plötzlichkeit und Heftigkeit das Liesle erſchrak und die Katze durch das offene Fenſter flüchtete: „Er war nicht allein ein lieber braver Mann, er war auch Chriſt! Er hatte beides, die Tugenden eines Menſchen und eines Chriſten.“

Er ſah durch ſeine naſſen Augen alle Anweſenden ihm Beifall nicken, und die ſichtbare Zufriedenheit der Baſe mit ſeiner Anerkennung der Verdienſte, die ſie ihm zu würdigen übergeben, gab ihm ſeine ganze amtliche Faſſung wieder. Er verſenkte zunächſt die geſchloſſene Hand in die weite Weſtentaſche, aus welcher ſie geöffnet wieder herauskam, und ſagte wieder im Amtston: „Woher der Menſch gekommen iſt, dahin muß er wieder gehen. Der Herr Paſtor verzeihen, daß ich, der ich nur Leichenbitter bin, dieſes ſage; aber es wird nun hohe Zeit ſein, der Erde zu übergeben, was ihr gehört.“

Es war in der Tat hohe Zeit: die Naſe des Mannes hatte genug Erfahrung, ihm zu ſagen, wenn man länger zögere, würde es auf Koſten der Güte des Leichenbratens geſchehen.

Aber es gab noch einen Aufenthalt. Die Mägde kamen herein, den Schmuck des Sarges abzuholen, und nun konnte man das Liesle nicht mehr überſehen. Es hatte einen Kranz auf dem braunen Köpfchen, auf jeder Schulter einen oder zwei. „Wenn das nur nichts bedeutet!“, ſchrie eine Magd. „Ei, das bedeutet, daß Kinder gern mit Blumen ſpielen“, entgegnete die Baſe, aber ſie war nicht ſo unbeſorgt, als ſie ſich ſtellte. Der Paſtor betrachtete das Kind mit Rührung und ſagte: „Das liebe arme Kind hat noch keinen Begriff davon, was es verloren hat!“ Das Liesle ſchämte ſich, wie die fremden Männer ſie umſtanden, und das Mitleid, das aus allen Augen auf ſie ſah, brachte ſie faſt zum Weinen. „Keinen Begriff! Keinen Begriff!“, wiederholte der Küſter. Der Leichenbitter wußte, was ihm zukam; obgleich die nahende Reife des Bratens zur Eile mahnte, ſchloß er als zweites und vollſtändigeres Echo ſeines Vorgeſetzten die Szene ab: „Ganz wie Ihro Hochehrwürden bemerkten, das arme liebe Kind hat noch keinen Begriff, noch keinen Begriff!“

Alles wandte ſich nun nach der Türe, und die Baſe faßte die Hände der Kleinen und der Schweſter und ſchloß ſich den übrigen an. Draußen in dem engen dunkeln Gange mußten ſie ſtehen bleiben; von der andern Seite her wurde etwas vorbeigetragen, was mit dumpfem Getöſe einigemal an die Wände ſtieß. Nun wurde Platz, und bald ſtanden ſie an einem langen ſchwarzen Kaſten, der oben breiter war als unten. Darin lag mit gekreuzten Armen ein Mann, lang und hager, mit eingefallenen wachsbleichen Wangen und weißer ſpitzer Naſe. Dem Kinde war der Mann fremd. Hätte er gehuſtet und gezankt oder nur eins von beidem getan, hätte er nur geſagt: „Von den Kindern kann man nicht leben,“ oder: „Kinder ſind nur auf der Welt, um die Alten zu ärgern“, ſo hätte es gewußt, es war der Papa; aber der Mann war ſtill. Dem Kinde wurde es angſt, es wußte nicht warum; und wenn es aufſah und wohin es ſah, traf es auf Geſichter, die den Mund nicht bewegten, aber das Kind mit denſelben Augen anſahen wie vorhin die Männer in der Stube, es wußte, ſie meinten: „Das arme liebe Kind; es hat noch keinen Begriff.“

Nun wurde ein ſchwarzer Deckel auf den ſchwarzen Kaſten genagelt, dann wurde dieſer aufgehoben, hinausgetragen und vor der Haustüre auf eine Bahre geſtellt.

Die Baſe folgte dem Sarge, an ihrer Linken das kleine Mädchen, an ihrer Rechten die Schweſter führend. An der Haustür reichte ihr eine Magd drei Zitronen und drei Rosmarinzweige; eine Zitrone und einen Rosmarinzweig gab ſie der Schweſter, eine dem Kinde, und eine behielt ſie ſelbſt.

„Du mußt dem Liesle ſagen,“ ſprach ſie zu der Schweſter, „wie es die Sachen halten ſoll. Siehſt du, Liesle, ſo.“ Die Schweſter ſagte nichts; aber die Baſe hatte mit ihrer Aufforderung auch nur die Abſicht gehabt, ihre Aufmerkſamkeit zu gewinnen für die Belehrung, die ſie ſelbſt nun gab und die der Schweſter ſo notwendig war als dem kleinen Liesle. Denn die erſte Bewegung, als ſie das notwendige äußere Zubehör der Trauer in den Händen hielt, konnte die Baſe fürchten machen, ſie werde es in ihre Schürze wickeln, und wer weiß, was geſchah, hätte die kluge Baſe nicht in Vorausſicht ſolchen Gebarens die Schürze mit weiten Stichen an den Rock angenäht.

Unterdes hatten draußen zwei Reihen ſchwarzer Männer den Sarg auf ihre Schultern gehoben, über den nun ein großes ſchwarzes Tuch hergebreitet lag, mit einem großen weißen Kreuze und wohl hundert kleinen weißen Sternen geſtickt. Die Baſe warf noch einen prüfenden Blick über Schweſter und Nichte; ihr Geſicht hielt unverändert genau den Grad von Abſtufung des feierlichen Ausdruckes feſt, wie ſie ihn für den Augenblick ſchicklich hielt, aber in ihrem Auge ſchwamm etwas, das jedem Maßſtabe Hohn ſprach, eine Unbedingtheit von Hingebung in liebender Sorge. Es war derſelbe Ausdruck, der auf das Kind und der auf die Mutter fiel; und in der Tat ſchien keines von dieſen beiden weniger unmündig, weniger hülflos und fremder Leitung bedürftig als das andere. Aber die Träger hatten ſich ſchon in Bewegung geſetzt. „Nun geh', Mädle, geh' da hinüber," ſagte die Baſe zu der Schweſter, „wir nehmen das Kind zwiſchen uns. Und lauf' nicht in das Gras hinein, Mädle; es iſt noch Tau darin vom Morgen. Nicht zu langſam, ſonſt kommen wir zu weit von den Trägern ab. Ja, aber auch nicht ſo geſchwind, ſonſt — ſo iſt's recht, und gebt hübſch Achtung, daß ihr nichts Unſchickliches macht!"

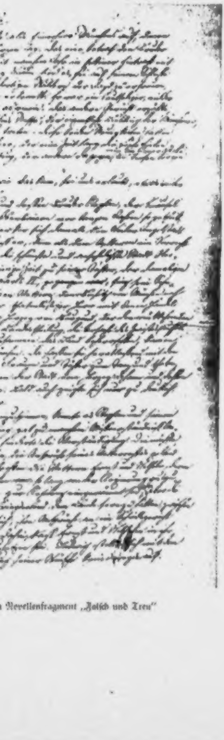
So ſagte die Baſe und hob ihre Augen einen Augenblick andächtig zum Himmel, damit die Umſtehenden meinen müßten, ſie ſpreche Worte des Troſtes. Die Weiſungen erſchienen übrigens keineswegs überflüſſig, denn die kleine ſchwache Geſtalt der Schweſter bewegte ſich ſo ſchwankend und wider den Haarſtrich des Taktes, als wäre ſie noch eine Anfängerin in der edeln Kunſt des Gehens. Man ſah, ſie war nicht gewohnt, ihre eigenen Füße zu ſehen, ſo wenig als ihre Hände; es kam ihr immer vor, als lägen ihre Hände und Füße ihr im Wege und ſie müßte darüber ſtraucheln.

Falſch und treu

Eine Novelle

1854

Faksimile einer Reinschriftseite aus d



n Novellenfragment „Falsch und Treu“

Treu und doch falſch, falſch und doch treu

Im Jahre des Heils 1436 regten zwei Gerüchte alle Einwohner Münchens auf, denen im Wohle des Staates auch ihr einzelnes am Herzen lag. Das eine betraf den Bruder des Herzogs Ernſt von Baiern-München, der ſeit manchem Jahr in ſeltener Eintracht mit jenem vereint das Land regiert hatte. Herzog Wilhelm, hieß es, ſei auf ſeinem Schloſſe, wohin er vor einigen Tagen, um ſich in den dortigen Wäldern der Jagd zu erfreuen, von München aufgebrochen, plötzlich und ſchwer erkrankt. Er war ein leutſeliger, milder und weiſer Herr; man liebte ihn allgemein. Das andere Gerücht erzählte, Herzog Albrecht, Herzog Ernſts Sohn und Wilhelms Neffe, der eigentliche Liebling der Münchener, gehe damit um, in den geiſtlichen Stand zu treten. Dieſe beiden Neuigkeiten hatten zur Folge, daß ein Teil der Reſidenzbewohner, der eine Zeitlang die Köpfe ſinken laſſen, dieſe wieder hoffnungsvoll emportrug, der andere dagegen nun an jener Stelle in tiefen Sorgen umherging.

Damit der freundliche Leſer begreife, wie das kam, ſei uns erlaubt, etwas weiter auszuholen.

Herzog Ernſts Vater, Herzog Johann, und deſſen Bruder Stephan, der Knäuſel genannt, hatten ſich in das Herzogtum Oberbaiern vor langen Jahren ſo geteilt, daß München an Johann kam. Stephan erkor ſich damals den Weiler Ingolſtadt zur Reſidenz, aber bald reute es ihn, daß er, dem als dem Älteren ein Vorrecht wohl zugekommen wäre, dem jüngern die ſchönſte und anſehnlichſte Stadt Oberbaierns überlaſſen. Als er ſpäter auf einige Zeit zu ſeiner Tochter der damaligen Königin Iſabelle von Frankreich, Gemahlin Karls VI., gegangen war, fing ſein Sohn Ludwig, der Bärtige zubenannt, der ſeinen Vettern den Beſitz von München noch weniger gönnte als ſein

Vater, ein junger tatenluſtiger Herr, mit jenen Händel an. Es kam zu manchem Treffen, bis der Herzog von Burgund, der den rückkehrenden Stephan begleitet, Friede machte und die Landesteilung, die Urſache des Zwiſtes, wieder aufhob. Nun, da die Brüder wiederum zuſammen das Land beherrſchten, kamen Stephan und ſein Sohn Ludwig oft nach München. Da ſaßen ſie herablaſſend mit den Bürgern beim Weine und führten deren Frauen und Töchter zum Tanz und taten, was ſie erdenken konnten, um die Herzen der Stadt dem Herzog Johann und deſſen Söhnen Ernſt und Wilhelm abzugewinnen. Bald auch zeigte ſich nur zu deutlich, wie gut ihnen ihre Abſicht gelungen war.

An Gelegenheit, einen neuen Handel anzuſpinnen, konnte es Stephan und ſeinem Sohne nicht fehlen. Die Geſamtregierung gab zu manchem Mißverſtändnis Anlaß, und die Gereiztheit der Gemüter hinderte die Verſtändigung. Die nächſte ſo entſtandene Zerwürfnis benutzte Stephan, die Anſprüche ſeines Älterrechtes geltend zu machen. Er und ſein Sohn Ludwig drohten, die Vettern Ernſt und Wilhelm, deren Vater, Herzog Johann, unterdes geſtorben war, ſo lang von der Regierung auszuſchließen, bis von dieſen München ihnen zur Reſidenz eingeräumt ſei. Da aber die Ritter und Städte des Oberlandes, um Kriegeselend dem Lande fernzuhalten, zwiſchen die Vettern traten, vereinigten dieſe ſich, ihre Anſprüche an ein Schiedsgericht zu bringen. Der Spruch desſelben fiel dahin, daß Ernſt und Wilhelm in ihr väterlich Erbe mit Recht wieder einzuſetzen ſeien. Ludwig ſtellte ſich mit dem Urteil zufrieden, gab aber die Erreichung ſeiner Wünſche keineswegs auf.

Bald kam ihm eine Gelegenheit, die Liebe der Bürger Münchens, die er, wie wir erzählt, auf einen ſolchen Fall denkend, ſich klugerweiſe erworben hatte, dafür zu benutzen: Ernſt und Wilhelm zögerten, die alten Freiheiten ihrer Reſidenzſtadt zu beſtätigen, vielleicht um eben jener Vorliebe willen, die die Münchener zu unverhohlen oft gezeigt. Er wußte durch Zuſicherung ſeines Schutzes ſeine Partei in München zur offenen Widerſpenſtigkeit zu ermutigen. Dieſe, meiſt dem Mittel- und niederen Stande angehörig, vertrieben die Anhänger

Ernſts und Wilhelms gewaltſam aus den Ämtern und aus der Stadt.

Inzwiſchen war aber die alte Teilung wiederhergeſtellt worden, und Herzog Stephan ſelbſt hatte in offenen Briefen dieſelbe anerkannt und dadurch ſeinen Anſprüchen auf München entſagt. Ludwigs Partei in der Stadt blieb nun nur die Wahl, entweder die Ämter wieder an die Verbannten zurückzugeben oder ſich gewaltſam in dem gewaltſam Erworbenen zu behaupten. Da ſie ohnedies die Rache der Beraubten zu fürchten hatten, entſchloſſen ſie ſich zu dem letzteren. Darin beſtärkte ſie eine Botſchaft vom bärtigen Ludwig, der nochmals verſprach, ſeine Anhänger unter keiner Bedingung zu verlaſſen. Sie wiegelten das Volk der Stadt von neuem auf, verſagten Ernſt und Wilhelm die Huldigung, und als die geſamte Landſchaft Oberbaierns feierlich erklärte, die Teilung mit Gewalt aufrechthalten zu wollen, befeſtigten ſie die Stadt und griffen zu den Waffen. Schon lagerten Ernſt und Wilhelm, von der Landſchaft und den Verbannten verſtärkt, am Gaſteigberge und bei Paſing, als der Burggraf Friedrich von Nürnberg, dem alle Parteien die Sache vertraut, als Schiedsrichter den Spruch tat: München ſoll die herzoglichen Brüder aufnehmen und ihnen huldigen, dieſe der Stadt ihre Rechte ungeſchmälert beſtätigen und alles Vergangene vergeſſen ſein.

So traten Ernſt und Wilhelm und auch die Verbannten wieder in ihre Rechte; die Partei Ludwigs, die unterdes mit dem Gemeindegut übel gehauſt, fand ihre Beſtrafung. Ludwig wagte noch manchen Verſuch, ſich in den Beſitz von München zu ſetzen, aber keiner gelang. Einmal, kurz vor der Zeit, in der unſere Erzählung beginnt, war er mordend und ſengend bis nach Alling vorgedrungen, aber, von den Brüdern Ernſt und Wilhelm in einer entſcheidenden Schlacht beſiegt, wiederum nach Ingolſtadt zurückgejagt worden.

Bei dieſer Gelegenheit hatte ſich auch der junge Albrecht, Herzog Ernſts Sohn, die Erſtlinge ſeines kriegeriſchen Lorbeers geholt. Das Treffen ſtand übel für die Münchener, Herzog Ernſt verbot ſchon dem tatendurſtigen Sohne, ſeine Perſon, da doch alles verloren, unnütz weiter auszuſetzen, und unterſagte, da Albrecht in der Hitze des

Augenblickes nicht gehorchen wollte, ſeinem noch übrigen Kriegsvolk, ihm zu folgen. Aber auch dies verfehlte die beabſichtigte Wirkung. Herzog Albrecht ſtürzte ſich allein, den Fliehenden ſeines Heeres entgegen, in den dickſten Feind. Da rief Hanns Zenger, Albrechts täglicher Begleiter, das Verbot des alten Herzogs vergeſſend oder abſichtlich nicht achtend: „Ich will den ſehn, der mehr Leben wegzuwerfen hat als Hanns Zenger!“ und folgte dem jungen Fürſten mit geſchwungenem Schwert. Aber trotz ſeiner gewaltigen Stärke und ſeiner übermenſchlichen Anſtrengung gelang es ihm nicht, ſich zu Albrecht durchzuarbeiten. Und dieſer hätte, von Feinden dicht umgeben, unterliegen müſſen, wär' nicht Herzog Ernſt, der Alte, ſelber an der Spitze ſeiner noch übrigen Kämpfer, die er für eine andere Entſcheidung aufzuſparen gedacht, durch die feindlichen Reihen gebrochen. Halb vor Zorn, halb vor Freude weinend führte der Vater den geretteten Sohn mit Gewalt aus dem Gemetzel, während Hanns Zenger und der Vizedom von Straubing an der Spitze der Münchener die Überraſchung benutzten, die der unerwartete Einfall Ernſts auf den ſchon ſiegesgewiſſen Feind gewirkt. Es gelang den Münchenern, das Kriegesglück zu wenden. Die ſchon im Fliehen begriffen geweſen, wandten ſich, von neuer Hoffnung beſeelt und von Beſchämung geſtachelt, wiederum gegen den Feind und jagten ihn bald, der ſie nur erſt noch vor ſich hergetrieben. Die Brüder verfolgten den fliehenden Vetter bis in ſein Land und kehrten frohlockend nach München zurück.

Die milde Regierung Ernſts und Wilhelms hatte ſeit Friedrichs von Nürnberg Schiedsſpruche manches ihnen entfremdete Herz neu gewonnen und die ihnen von Anfang Zugetanen in ihrer Lieb' und Treue befeſtigt. Noch gab es aber gar manche, beſonders in München, die ſich noch immer den bärtigen Ludwig zum Fürſten wünſchten. Manche lüſtete es, das Amt und die Vorteile wiederzugewinnen, die ſie oder ihre Väter damals an die zurückgekehrten Verbannten hatten zurückgeben müſſen, und nach einer Gelegenheit, dieſen ihre genommene Rache mit Wucher zu vergelten. Dazu ließ es der bärtige Ludwig von ſeinem Ingolſtadt herauf nicht an Verſprechungen fehlen, und ſeine erkauften Helfershelfer waren es vor allen, die die beiden Gerüchte, deren wir am Anfang unſerer Erzählung gedacht, unter dem Volke von München verbreiteten und zu verſtehen gaben: wenn der noch kinderloſe Herzog Wilhelm, wie zu erwarten, ſterbe und Albrecht in den geiſtlichen Stand trete, werde, da Herzog Ernſt verwitwet, und ſeines hohen Alters halber kein neuer Erbe aus ſeinem Blut zu erwarten ſei, das Land doch einmal an den bärtigen Ludwig fallen und dieſer dann die Gewalt haben und brauchen, wer ihm wohlgewollt, zu belohnen, und, wer an ſeinen Vettern gehalten, zu beſtrafen. Wo ſie es angebracht vermeinten, gingen ſie wohl noch weiter und ſtellten dar, es ſei am beſten, das, was doch nicht ausbleiben könne, zu beſchleunigen, um dem bärtigen Ludwig zu zeigen, wer ſeine Gunſt verdiene und wer nicht.

Die Anhänger Ludwigs waren's denn, die nun, das Unglück bei Alling vergeſſend, aufgerichteteren Hauptes durch die Straßen ſchritten; Ernſts Getreue dagegen wurden immer ſorgenvoller, je bedenklicher Wilhelm erkrankte und je deutlicher die Schwermut auf Herzog Albrechts jugendlichem Antlitz ihre Züge ſchrieb.

Wenn jene doch noch zu öffentlichen Kundgebungen ſich zu ſchwach fühlten und Wilhelms Tod, Albrechts wirklichen Übertritt in den geiſtlichen Stand und die Erfolge ihrer heimlichen Werbungen abzuwarten nötig fanden, ſo ergaben ſich auch dieſe noch keineswegs völliger Hoffnungsloſigkeit.

Sie gedachten der kräftigen Natur des Herzogs Wilhelm und daß er, der in den beſten Mannesjahren ſtand, wohl noch Söhne von ſeiner jungen Gemahlin erwarten dürfe. Sie ſchöpften aus Herzog Albrechts Vergangenheit Hoffnung für ſeine Zukunft. Sie erinnerten ſich: ſchon öfter hatte er Anfälle von Schwermut gehabt und ſie überwunden. Als Knabe von zwölf Jahren in eine Krankheit verfallen, die ihn den Übungen ritterlicher Söhne eine Zeitlang entzog, hatte er ſich unter Anleitung ſeiner Mutter Eliſabeth von Mailand, die allen ſchönen Künſten hold und aller mächtig war, mit der ganzen Gewalt ſeiner weichen Seele auf Poeſie und Muſik geworfen. Mit geneſenem Körper war er zu den ritterlichen Übungen mit neuer Luſt zurückgekehrt und zu einem lebenskräftigen Jüngling herangeblüht, aber der Anhauch jener Zeit, wo er unter dem ungemiſchten Einfluß ſeiner Mutter geſtanden, von allem mannhaften Treiben nicht zu verwiſchen geweſen. Die volle friſche Tatkraft des Vaters hatte ſich in ihm mit der ganzen melancholiſchen Zartheit der Mutter vereinigt; aber beide traten oft aus der innigen Vereinigung heraus, ſo daß zeitweilig das eine das andere völlig aufzehrte. Monden-, ja jahrelang konnte er mit äußerſter Beharrlichkeit alles abweiſen, was ſeinem Streben, alle ſeine Altersgenoſſen in ritterlichem Tun zu übertreffen, entgegenſtand; dann, wiederum mondelang, ſchien er völlig ohne Sinn dafür. Dann ſuchte er die Einſamkeit wie vorher die Geſellſchaft, und niemand durfte ſie mit ihm teilen als die geſchriebenen Träume der Dichter, die auf Pergament oder Holz gezauberten der Maler und ſeine eigenen, die er den melancholiſchen Klängen ſeines Saitenſpiels vertraute. Meiſt aber beherrſchte ihn der Augenblick, der äußere Anlaß, und dann vereinigten ſich die beiden Menſchen in ihm; dann ergriff und umfaßte er auch das minder Wichtige mit der ganzen Fülle der Empfindung ſeiner Mutter und dem vollen Nachdrucke der Tatkraft ſeines Vaters, zugleich bis zur Weichheit hingegeben und bis zu Trotz und tollkühnem Wagen angeſpannt. Dieſer Gegenſatz in ſeinem Innern erhöhte, indem er ſich ſichtbar in des Jünglings Äußerem ausprägte, die Wirkung ſeiner ſchönen Geſtalt auf wunderbare Weiſe. Es überraſchte und riß hin, ein ſchönes Apolloantlitz wie eine Venus lächeln und beim leichteſten Anlaſſe jetzt die Augen männlich glühn, jetzt die Wangen von mädchenhafter Schamröte überflogen und die ritterliche Kraft und Freiheit jeder Bewegung von jungfräulich zarter Scheu gemeiſtert zu ſehn.

Worin er ſich gleichblieb, das war der Widerwillen gegen höfiſches Treiben und ein mächtiger Zug zum Volke. Von ſeinem Verſtande, durchdrang er jenes, ohne eben ein Geſchäft aus ſeiner Beobachtung zu machen. Wohl auch, daß die Sorgloſigkeit der Hofleute, die den Schwärmer zu überſehen und ſeine Aufmerkſamkeit auf ganz anderes gerichtet meinten, es ihm erleichterte. In der Ungeduldigkeit und dem innerlichen Ungeſtüm ſeines Weſens ging er zu weit. Weil er die Abſicht kalt ſah, ſuchte er in aller Kälte Abſicht und dem heißen Jüngling ſchien alles kalt, was nicht glühte wie er ſelbſt. Der Unwille tobte ſich bei ſeiner Innerlichkeit und der Verſtocktheit, die Schwermütigen eigen iſt, nicht im Zorne aus und ließ ſolchergeſtalt im zu raſchen Urteile der fremden Handlungsweiſe weder den Anlaß noch den Raum, ſich zu rechtfertigen, ſondern ſetzte ſich im Grunde ſeiner Seele als Verachtung feſt, die gleichwohl in ſeinem ganzen Benehmen zu leſen war. Es iſt begreiflich, daß dieſe die Hofleute und Räte ſeines Vaters ihm nicht gewann, ja die ſtolzeren und anſpruchsvolleren darunter zu ſeinen Feinden machte, ebenſo aber auch, daß dem Volke dieſelbe ein Quell der Liebe und der Hoffnung wurde.

Je mehr er auf dieſe Weiſe dem Argwohn ſich hingab, deſto glühender wuchs ſein Bedürfnis zu vertrauen; je mehr er ſich am Hofe vereinſamte, deſto größer wurde ſeine Sehnſucht nach einem gleichbeſaiteten Herzen. Daß er dies nicht finden konnte, gab wiederum ſeiner Neigung zur Schwermut, die ſeiner Mutter Tod noch vertieft, tägliche Nahrung. Seinem Vater, dem Herzog Ernſt, ſeinem Oheim Wilhelm und dem (Fürſt und Lande mit tätigſter Treue zugetanen) Kanzler Tuchſenhauſer ſchien alles gewonnen, als Hanns Zenger an den Hof kam. Hanns Zenger war einem reichen altedelen Geſchlecht entſproſſen, den Jahren nach eben nicht viel älter als Albrecht. Meiſter in allen ritterlichen Künſten, von außerordentlicher Kraft und Kühnheit, regte er Albrechts Ehrgeiz zum fruchtbarſten Wetteifer an; ſein heiteres offenes Weſen, das ſich auf ihn übertrug, gewann des Fürſtenſohns Neigung, und bald ſchien er das unbeſchränkte Vertrauen desſelben zu beſitzen. So friſch als damals hatte man Albrecht nie vorher geſehn. Der Beginn ſeiner letzten und bedeutendſten Schwermutsanwandlung fiel in die Zeit, da Hanns Zenger, von Ernſt in Staatsgeſchäften verſandt, den Hof verlaſſen. Es lag nicht fern, die Urſache in der Trennung von Hanns zu ſuchen. Der alte Herzog ſelbſt trat dieſer Meinung bei und rief, indem er einen andern mit dem Geſchäft betraute, den Zenger nach München zurück. Auf die Wiederkunft desſelben war denn auch die verſprechendſte

Hoffnung der den Herzögen Ernſt und Wilhelm ergebenen Bürger gebaut.

Wenn Albrecht früher die Laune der Mutter angewandelt, hatte er ſich nach dem Schloſſe zu Straubing, welches er aus dem Erbe dieſer Mutter beſaß, gewendet oder nach einem andern ſeiner Schlöſſer, nach Vohburg zurückgezogen. Dies lag fern von München, im dickſten Walde, wie ausdrücklich zur Einſiedelei für einen fürſtlichen Herrn gebaut. Dort hatte er, ſeinesgleichen meidend, höchſtens die Geſellſchaft von Jägern, Köhlern, Holzſchlägern und andern dergleichen Leuten aus dem Volke aufgeſucht. Es war dies die Zeit, wo die höfiſche Dichtung der Minneſänger ganz in die verwäſſernde Nachahmung der älteren Muſter und das Immer-wieder-Aufwärmen ihrer poetiſchen Stoffe verfallen, die den neuen, der Reformation vorausgehenden und auf ſie bereitenden Regungen der Gegenwart nichts mehr entgegenbringen konnten. Dafür entſtand in den untern Schichten des Volkes eine neue Dichtung, in deren Hervorbringungen, wenn auch ſtammelnd, die neu werdende Welt ſich ausſprach. Ihre Friſche, der die Unbehülflichkeit des Gedankens und der Zunge nur einen eigentümlichen Reiz mehr hinzugab, hatte Albrecht gefangen. Indem er davon, was von fahrenden Leuten aller Art nur irgend aufzugreifen war, zuſammentrug, wurde er dem höfiſchen Weſen immer abgeneigter.

Es befremdete, daß er diesmal in München anweſend blieb und, wie er ſonſt die einſame Natur geſucht, nun die Abgeſchloſſenheit kirchlicher Räume zu ſeinem Lieblingsaufenthalt erwählte. Man brachte ſeine Abneigung vom Hofleben damit in Verbindung und ſchloß, das erdrückende Gefühl von der Verderbnis der Welt ſei es, was ihn nach den heiligen Stätten treibe. Manche fanden in einer traurigen Erfahrung Albrechts einen beſonderen Grund. Er war nämlich in letzter Zeit mit Eliſabeth von Württemberg verlobt worden, die Heirat aber zurückgegangen, da ſeine Verlobte ihre Eltern verließ und von einem ſichern Zufluchtsort aus das Geſtändnis tat, ſie ſei ſchon ſeit längerer Zeit mit einem Grafen von Werdenberg heimlich vermählt. Andere meinten, Albrecht habe ſeine Braut nicht perſönlich gekannt und ihre Untreue deshalb ihn nicht ſo tief berühren können. Dagegen ſuchten viele und beſonders die Frömmeren den Grund ſeines Benehmens in einer beſondern, übernatürlichen Mahnung.

Man wußte, er war eines Tages, um einem Hagelwetter auszuweichen, in eine Kapelle der Frauenkirche eingetreten und, trotzdem daß das Wetter zeitig nachgelaſſen, bis zum ſpäten Abend darin geblieben. Seit der Zeit hatte er täglich die Kapelle beſucht. Von dem Zudrang Neugieriger, die anfangs unter dem Vorwande der Andacht ihn hier beobachten wollten, geſcheucht, hatte er auch die andern Kirchen beſucht; wenigſtens gab es Leute, die behaupten wollten, er komme in die andern Kirchen nur, um die allgemeine Aufmerkſamkeit irre zu führen, nach der einzigen Kapelle der Frauenkirche aber zieh' es ihn. Was ihn ziehe, das war ihnen freilich ein Rätſel. Denn ein Page, der, ſo lang der Herzog ſich in der Kapelle befand, am Eingang Wache hielt, gab dem Herrn, ſobald jemand nahte, mit leiſem Huſten ein warnend Zeichen.

Solch ein Rätſel zwingt jeden Verſtand, die Auflöſung zu verſuchen. Es konnte nicht fehlen, daß die wunderlichſten Sagen die Runde machten und jede ihre Gläubigen fand. Das Volk glaubt gern an Wunder. Das Natürliche und Wahrſcheinliche iſt ihm zu farblos und findet dann etwa nur Anklang, wenn es durch Einkleidung in hochtrabende, ungewöhnlich klingende Worte dem Ohr zum Wunder gemacht wird. Eine dieſer Sagen erzählte von einer übernatürlichen unbeſchreiblichen Erſcheinung, die dem jungen Herzog damals in der Kapelle entgegengetreten und ihn gemahnt, dem Irdiſchen abzuſagen. Die Unbeſchreiblichkeit der Erſcheinung hinderte nicht, ſie auf das Einläßlichſte zu beſchreiben; es reizt nichts mehr, es auszuſprechen, als eben das Unausſprechliche. Eine andere, minder fromme Auslegung wußte: eine vor langer Zeit an dem Schmerz über eines Bräutigams Untreu' geſtorbene und unter der Kapelle begrabene Prinzeſſin ſeines Hauſes komme herauf, um Albrecht in ſeinem ähnlichen Falle zu tröſten; eine ganz weltlich geſinnte endlich ließ ihn dort der Buhlſchaft mit einer Nonne pflegen, die aus ihrem nicht weit entfernten Kloſter durch einen geheimen Gang in die Kapelle kam. Den meiſten Glauben fand die erſte Löſung, und auf ſie gründete ſich die Meinung, Herzog Albrecht gehe damit um, in den geiſtlichen Stand zu treten, der, wie wir im Anfang ſchon erwähnt, ſelbſt der alte Herzog Ernſt, ſein Vater, beigefallen.

Man kann ſich Hanns Zengers Erſtaunen vorſtellen, als er bei ſeiner Ankunft in München all die Gerüchte vernahm, die von ſeinem jungen fürſtlichen Freunde umherliefen. Wenn ſeine derbe verſtändige Natur auch allen Wundern den Eingang in ſeinen Glauben verwehrte, ſo blieb außer dieſen noch immer genug übrig, ihn zu überraſchen und in Sorge zu verſetzen. Da er zu den Leuten gehörte, die überall gern ſelber ſehn, ſtellte er ſich ſofort dem alten Herzoge dar, um nach Erfüllung dieſer Pflicht deſto früher den Sohn desſelben, ſeinen fürſtlichen Freund, aufſuchen zu können. Der alte Herzog teilte ihm ſeine Beſorgniſſe mit und ſeine Zuverſicht auf Hannſens Einfluß. Dieſer verſprach zu tun, was er vermöge, und machte ſich auf den Weg zu Albrecht. Aber dieſer war nicht zu Hauſe oder wollte für ihn nicht zu Hauſe ſein. An den Orten, wo man Hanns hinwies, war er auch nicht zu finden. Endlich traf Hanns ſtatt Albrechts den Kanzler auf ſeinem Wege.

„Da begegnet Ihr mir eben recht,“ ſagte Tuchſenhauſer, nachdem Hanns ihm erzählt, wen er ſo angelegentlich ſuche und doch nicht finden könne. „Ich bin darüber, nach der Frauenkirche zu gehn. Herzog Albrechts Page hat mich gebeten, um dieſe Zeit dahin zu kommen. Dort ſoll ich, wie er ſich ausdrückt, ſelber ſehn, was ich nicht glauben würde, wenn er mir es ſagte.“ Hanns ſchloß ſich dem Kanzler an. Auf dem Reſte ihres Weges überhäufte er den alten Herrn mit ſeinen Fragen, auf welche dieſer nichts entgegnete als von Zeit zu Zeit einmal: „Ich habe meine Gedanken.“ Das war in allen ähnlichen Fällen ſeine Redensart. Hanns erwartete deshalb nicht etwa bedeutende Aufklärungen. Dem alten Kanzler war das bedenkliche geheimnisvolle Weſen zur Gewohnheit geworden, und Hanns Zenger hatte ihn im Verdacht, er zeige ſich eben da, wo er am wenigſten wiſſe, am geheimnisvollſten, dagegen am unbefangenſten, wo er wirklich eine Sache durchdrungen. Beſonders war es des bürgerlichen

Herren Luſt, die ritterlichen Räte ſeines Herzogs mit unbeſtimmten Worten hinzuhalten. Die Bedenklichkeit, um derentwillen die Männer von der Fauſt ihn gern verſpotteten, übertrieb er, um ſie quälend für ihren Hohn zu ſtrafen. Jedenfalls war er, trotz ſeiner unanſehnlichen Erſcheinung, ganz der Mann, den Ritterfäuſten die Bedeutung eines Bürgerkopfes nachdrücklich in guter Erinnerung zu halten. Dabei aber tat ihm Herzog Albrecht ohne Zweifel zu viel, wenn er in ihm nur einen kalten Rechner und Abſichtler ſah. Kalt war nur des Kanzlers Kopf; ſein Herz war warm genug für ſein Land und deſſen Herrn.

Der Page, der den Kanzler beſtellt, freute ſich, als er dieſen eintreten ſah; nicht ſo über Hannſens Mitſein, deſſen Tollheit ihm bekannt und in dieſer Sache bedenklich war. Doch ſtellte er auf des Kanzlers beruhigenden Blick, weil Albrecht bald kommen ſollte, beide ſo, daß ſie Albrecht beobachten konnten, ohne von ihm gewahrt zu werden, wenn ſie ſich nicht ſelber verrieten. Er ſelbſt nahm ſeinen Platz am Eingang der Kapelle. So konnte er mit den beiden Verſteckten reden und doch zugleich die Gegend im Geſicht behalten, aus der Albrecht ſich nähern mußte.

Der Kanzler fragte ihn, da er bei ſeinem Ausſpruche blieb, die Herren ſollten mit eigenen Augen ſehn, was ſie ſeinem Munde nicht glauben würden, ob Albrecht ihm nicht ſeine Geſinnungen über die Verlobung und ſeine Gefühle über die Nachricht von der Untreue der Braut mitgeteilt? „Was ich davon weiß,“ entgegnete der Page, „das hab' ich ihm ablauſchen müſſen. Ihr wißt ſelber, mein Herr iſt wie das Kräutchen Berührmichnicht. Seine Reden hab' ich mir deuten müſſen. Hätt' ich meine Aufmerkſamkeit verraten, ſo hätt' er ſich mir gänzlich verſchloſſen. Wenn ich mich verſtellt habe, ſo iſt er ſelber daran ſchuld; verſtecktes Weſen zwingt die mit ihm Lebenden wider Willen zu derſelben Verſtecktheit. Wollt Ihr dieſe falſch heißen, ſo weiß ich doch, daß ich nur aus Treue falſch war. Denn vom Anfang ſeiner Schwermut dacht' ich an Euch, Herr Kanzler, und beobachtete den Kranken nur, um ſeine Krankheit Euch, ſeinem Arzte, beſchreiben zu können. Die Verlobung ſchien ihm zuerſt zu mißfallen; er grübelte damals viel über Fürſtenpflicht und Fürſtenſchickſal. Dann ergab er ſich. Ich ſagte ihm, daß ſeine Braut von allen, die ſie geſehn, ſehr ſchön genannt werde und auch der ſchönen Künſte Freundin und Meiſterin heiße. Damals ging er damit um, ſie unerkannt, als fahrender Sänger verkleidet, zu ſehn. Ich mußte heimlich Kleider dazu ſchaffen. Aus halben Worten gegen mich und unbelauſcht gemeinten Selbſtgeſprächen ſetzte ich mir zuſammen, er hoffte als armer Fahrender ihre Liebe zu gewinnen.

„Ja," ſchaltete Hanns Zenger in des Pagen Rede ein, „und das Halseiſen der Konvenienzheirat mit dem Samt geſtohlener Neigung zu füttern."

„Aber eh' er ſein Vorhaben ausführen konnte," fuhr der Page fort, „kam die Nachricht von ihrer Untreu'. War er vorher wie ein ſchon wirklich glücklich Liebender geweſen, ſo überließ er ſich nun dem tiefſten Grame, der endlich einem melancholiſchen Grübeln wich."

„Iſt's denn möglich," rief Hanns Zenger faſt zornig, „daß ein Menſch ſo lang abſichtlich von aller Wirklichkeit ſich lostrennen kann? Denn dieſe Liebe wie dieſer Schmerz gaukeln wurzellos in der Luft."

„Der Menſch", entgegnete der Kanzler, „wächſt nur ganz allmählich in das Verſtändnis der Wirklichkeit hinein. Erſt wenn er die derbe Koſt der Wahrheit vertragen kann, wird er der Muttermilch der Täuſchung entwöhnt."

„Ja," ſagte Zenger, „und dieſe verwünſchten ſogenannten ſchönen Künſte laſſen den, der ſich ihnen hingibt, nie für die derbe Koſt der Wahrheit, wie Ihr ſie nennt, völlig erſtarken. Er ſieht das Leben dann immer lieber aus der Ferne, wo es ihm zu einem Bilde wird, als daß er ſich hineinſtürzte, wo er hingehört, und verliert den Mut, die Dinge in der Nähe zu beſehn und mit Händen zu greifen und wohl von ihnen ſich ſtoßen zu laſſen, um nur zu faſſen, wie ſie eigentlich ſind. So iſt's mit der unvernünftigen Verehrung der Frauen. Ich kann mir ſo einen denken, der ſeiner Geliebten aus dem Wege geht, um von ihrer greiflichen Wirklichkeit nicht in ſeinen Träumen von ihr geſtört zu werden.“

Der Kanzler ſagte: „Die Natur gibt jedem ſtarken Triebe ein Gegengewicht mit, wie zum Beiſpiel dem ſinnlicheren Geſchlechte die ſtärkere Schamhaftigkeit. Und wie gewiß würde der Trieb der Geſchlechter in ſeiner erſten erwachenden Kraft den Jüngling zum Selbſtzerſtörer machen, begleitete ihn nicht die wunderbar vergeiſtigende Erhebung ſeines ganzen Weſens, eine Schamhaftigkeit und Scheu, oft größer als die der Jungfrau, die dämmerige Luſt vorausnehmend, mit dem Schmerze zu ſpielen, deſſen wirkliches Angeſicht man noch nicht kennt, ſich in erträumtem Liebesleid zu genießen; während die wachſende Freude am Heiteren und Behaglichen erſt zu den reifenden Jahren ſich geſellt.“

„Alles gut,“ ſagte der Ritter, „aber man ſoll den Knaben nicht in den Jüngling hineinſchleppen und den Jüngling nicht in den Mann. Am Manne laß ich mir lieber ein wildes Genußleben gefallen als jenes träumeriſche Verſteckensſpielen mit dem Endzweck des Triebes. Der Mann iſt da, um zu kämpfen und, wenn er das nicht haben kann, zu jagen und zu turnieren, aber nicht um zu liebeln. Und wenn Ihr nicht der Meinung ſeid, die richtige Kur ſei, ihn durch Genuß zu heilen, denn das beſte Mittel gegen die Frauenverehrung, weiß ich ſelber, iſt die Frauenkenntnis – ſoweit hättet ihr ihn nicht ſich hineinſpinnen laſſen ſollen in das, was ein rechter Mann verabſcheuen muß, wie ſonſt nichts, in das Verliegen. Ihr hättet ihn von ſeiner Laute und aus ſeinen Kirchen wegſpotten ſollen in die Rüſtung und auf das Pferd. Gibt’s keine Wälder mehr mit Hirſch, Bär und Schwein? Keine Turniere mehr?“

„Mir deucht,“ entgegnete der Kanzler, „als nähmt Ihr auch beim Denken die Fauſt zu Hülfe aus zu großer Furcht vor dem Verliegen. Tretet ſeiner Welt offen entgegen, und Ihr habt ſein Vertrauen verſcherzt und damit allen Einfluß. Und im gereizten Trotz wickelt er ſich tiefer in ſeine Träume. Alle Schwermut hat ein Überlegenheitsgefühl zu ihrem Schützer. Die Vornehmheit, womit der Melancholiker aus dem ſchwarzen Feierprunk ſeiner Gedanken auf die bunten Farben der Heiterkeit wie auf eine Hanswurſtjacke herabſieht –“

„Ja,“ unterbrach Hanns Zenger den Kanzler nach einem Augenblick des Überlegens; länger hatte man ihn nie über etwas ſinnen geſehn, „Ihr habt nicht unrecht, Herr Tuchſenhauſer, und ich treffe mich in meiner Erinnerung auf dem Fehler, vor dem Ihr mich warnt. Er war nah daran, mir ſein ganzes Vertrauen zuzuwenden; durch einen Scherz hab' ich das ſelbſt und vielleicht für immer verhindert. Es war zur Zeit des Turniers in Augsburg. Er hatte von einigen Augsburgerinnen – war ja doch das ganze Augsburg in ihn verliebt, nur nicht die Jünglinge, die Bräute, und die Männer, die junge Weiber beſaßen; einige Augsburgerinnen, will ich ſagen, hatten ihn in namenloſen Briefen ihrer Liebe verſichert und zu geheimnisvollen Stelldicheins im Rücken ihrer Eltern und Männer eingeladen. Ich fand ihn außer ſich darüber. Denn in die Frauen hatte er die vollkommene Welt, die er nicht entbehren wollte, hineingerettet. Er hielt ſie alle ohne Ausnahme für Engel, und nun ſollten Teufel darunter ſein! Denn ſeine Naturgeſchichte weiß von nichts als von unbedingten Engeln und Teufeln ohne allen Abzug; ſeine Welt beſteht aus Himmel und Hölle; nichts dazwiſchen. Daß es zweibeinige Dinge gibt, die ebenſoweit zu laufen haben zum Himmel wie zur Hölle, gemiſcht aus ziemlich gleichviel Gut und Bös, kann oder vielmehr mag er nicht faſſen. Damals ſcherzt' ich nach meiner Weiſe, ich weiß nicht mehr wie, aber eben nicht beſonders derb –“

„Das heißt,“ ſchaltete der Kanzler ein, „nicht, was Ihr beſonders derb nennt.“

„Ich weiß nur, daß ich ihm riet,“ fuhr Zenger fort, „den Einladungen zu folgen. Es war der beſte Rat, den ich ihm geben konnte. Er mußte kuriert werden, wenn er mir gehorchte. Er ſchwieg und wurde rot bis unter die Haare hinauf. Und ſeitdem, merkt' ich, verſchloß er ſich mir täglich mehr. Ich glaube wohl, er mag von ſeiner Traumeshöhe auf mich herunterſehn als auf eine gemeine Seele, die wohl, wie ſie gezeigt, ihr Leben für ihn hingeben, aber ſich nicht aufſchwingen kann zu ſeiner himmliſchen Verſtiegenheit. Ich will die

Verachtung ihm nicht wettmachen. Aber er wird mir immer mehr zu einem lieben, verwöhnten, kleinen Jungen, den man gegen ſeinen Willen zu ſeinem eigenen Beſten beſtimmt."

„Und dann," fügte der Kanzler hinzu, indem er mit den Augen zwinkerte, was bei ihm für ein Lächeln galt, „und dann möcht' es Euch nützen, wenn Ihr Euch denkt, er ſei einer von jenen zarten, aber ebenſo trotzigen Jungen, die man nur lenken kann, wenn ſie nicht merken, daß man ſie lenken will."

Hanns Zenger lachte. „Schickſal zu ſpielen", ſagt' er, „iſt einmal Eure Luſt. Die Regel, die Ihr mir da gebt, trägt ebenſoviel von ihrem Vater, von Euch, an ſich als von ihrer Mutter, der Wahrheit. Es hat noch kein Geſetzgeber ein anderes Geſetz gegeben als ſich ſelbſt. Und am Ende iſt's Herrſchſucht, was allem Anteil, aller Liebe und Freundſchaft zugrunde liegt. Ja das ganze Leben iſt ein Verſchlingen und Umſchmelzen der Dinge in unſer eigenes Metall. Und —"

In dem Augenblicke führte der Page warnend den Finger an den Mund. Die beiden Herren vergruben ſich wieder in das Verſteck, welches ſie im Geſpräche faſt verlaſſen. Ein Schritt hallte einſam durch die Räume der Kapelle, die ihn wie einen erwarteten Bekannten mit ihrem Wiederhall begrüßten. Es war der junge Herzog Albrecht, den er verkündete.

„Bringt ihn auf die Verlobung," flüſterte der Kanzler noch dem Pagen nach, als dieſer, ſeinem Herrn entgegeneilend, die Kapelle verließ.

Lesarten und Entwürfe

Bei der Herſtellung dieſes Bandes wurden die Herausgeber von ſeiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch Max Hecker unterſtützt.

I.

Zwischen Himmel und Erde.

(S. 3 – 204.)

1. Handschriften

nicht erhalten.

2. Drucke.

E: Zwiſchen / Himmel und Erde. / Erzählung / von / Otto Ludwig / aus Eisfeld. / Frankfurt a. M. / Verlag von Meidinger Sohn und Comp. / 1856. [Auf dem folgenden Blatt:] Seinem Freunde / Berthold Auerbach / der Verfaſſer.

A: Zwiſchen / Himmel und Erde. / Erzählung / von / Otto Ludwig / aus Eisfeld. / Zweite Auflage. / Frankfurt a. M. / Verlag von Meidinger Sohn und Comp. / 1858. [Auf dem folgenden Blatt dieselbe Widmung.]

B: Zwiſchen Himmel und Erde. / Erzählung / von Otto Ludwig / aus Eisfeld. / Dritte Auflage. / Berlin / 1862. / Verlag von Otto Janke.

3. Entwürfe

nicht erhalten.

4. Lesarten.

Unserem Abdruck zugrunde gelegt ist *A*, von dem den Prinzipien der Ausgabe gemäss nur in Fragen der Orthographie und Interpunktion abgegangen wurde. Auch Formen wie Dachhacken, erſchrack wurden in Dachhaken, erſchrak geändert, da ein lautlicher Unterschied kaum anzunehmen ist. Dagegen wurde die Form Lucke gegenüber der heute üblichen Form und Schreibweise Luke beibehalten. Die als textliche Grundlage dienende zweite verbesserte Auflage weist *E* gegenüber zahlreiche und nicht unwesentliche Abweichungen auf. Neben stilistischen Verbesserungen ist vor allem die durchgehende, freilich nicht streng durchgeführte Tendenz zu beobachten, anstelle verkürzter und zusammengezogener Formen die schriftgemässen volleren Formen einzusetzen und den Anfang und das Ende von direkten Reden durch neue Absätze zu charakterisieren. Aus einer Reihe gleichlautender Druckfehler (33,22 den statt dem Ankömmling, 73,16 Ihren statt ihren, 82,25 Brettkanten statt Bettkanten u. a.) geht hervor, dass Ludwig ein von ihm durchkorrigiertes Exemplar von *E* der neuen Auflage zugrunde legte. *B* ist in allen Punkten mit *A* übereinstimmend.

3,3 man es] man's *E* 12 in vornehmer Abgeſchloſſenheit] vornehm abgeſchloſſen *E* 22 ſich unmittelbar an die Häuſerreihe, deren Beginn oder Ende es bildet] ſich an die Häuſerreihe, deren Beginn oder Ende es bildet, unmittelbar an *E* 4,4 und wenn] dann, iſt *E* 11 Lichtöffnungen] lichteinlaſſende Lucken *E* 12 Bereiche angebracht erſcheinen, den – beherrſcht] Bereiche, den – beherrſcht, angebracht erſcheinen *E* 22 Anſehen] Anſehn *E* 5,3 wie] wenn *E* 7 die Natur] ſie *E* 33 Hand] folgt bis zur Höhe von ihres Beſitzers ſeitwärts geneigtem Antlitz *E* 6,10 in das] ins *E* 17 man zur] die *E* zu einer umfaſſenderen] eine umfaſſendere *E* 18 alten] folgt der Hülfe *E* 23 widmet] beweiſt *E* 26 beweiſt er] fehlt *E* 7,1 ſicherem Inſtinkte] ſicherm Inſtinkt *E* 3 Es] davor kein Absatz *E* 5 Die] davor kein Absatz *E* 13 deſſen Kinder] der Kinder desſelben *E* 17 ſie es] ſie's *E* 21 bitterer] bittrer *E* 33 jener] der *E* und] folgt er *E* 8,3 Was] Alles, was *E* 7 gehen] gehn *E* 12 das] folgt über die Planken des Nachbargartens ſich erhebt und *E* 13 Heute] Heut *E* ſind es] ſind's *E* 26 und] fehlt *E* 27 erlittenen] getragenen *E* 9,1 zur] an der *E* 11 Schämte] Schämt' *E* 12 hätte] hätt' *E* 13 und nun, da er erwacht, könne er ſich] und könne ſich, nun er erwacht *E* 14 hätte] hätt' *E* 15 ſei es] ſei's *E* 18 wie] daß *E* 20 daß] vorher und *E* 23 ehe] eh' *E* 10,3 es] das *E* 5 Turmes] Turms *E* 6 und] folgt ſie *E* 11 Ausſteigetüre] Ausſteigtüre *E* 24 ſich mit feſten Herzensfäden an die Gegenſtände anzuſpinnen, mit denen – ſollte] ſich an die Gegenſtände, mit denen – ſollte, mit feſten Herzensfäden anzuſpinnen *E* 16 ſo] fehlt *E* 23 ſtehen] ſtehn *E* 24 nicht weit] nicht zu weit *E* 27 heute] heut *E* 34 ſein Kommen ungern] ungern ſein Kommen *E* 11,7 dem ſchönſten, meinte er,] ihm war er der ſchönſte erſchienen, *E* geweſen] fehlt *E* 12 hätte] hätt' *E* 13 hatte] hatt' *E* wußte er es] wußt' er's *E* 20 ſie wehte ſich] dieſe wehte ſie ſich *E* 21 geſehen] geſehn *E* 23 färbte ihr die Wangen röter] war es, was ihr die Wangen röter färbte *E* 23 trieb – ſie wieder hinein] war es, was – ſie wieder hineintrieb *E* 27 geſehen] geſehn *E* 12,3 wird – gemacht, muß ich mich austoben] muß mich austoben, wird – gemacht *E* 14 ſehen] ſehn *E* 19 Da] Das *E* 20 die] eine *E* 29 wäre] wär' *E* 34 wär'] wäre *E* 13,7 es ihn] er dieſes *E* 18 umzugehen] umzugehn *E* 20 Apollonius mit dem vollen] Apollonius derſelben mit dem vollen Angeſichte *E* Angeſichte derſelben] fehlt *E* 29 ſehen] ſehn *E* 30 geſehen] geſehn *E* **14**,4 Tür] Türe *E* 13 wiederum] fehlt *E* gefangen] fehlt *E* 15 war] folgt wiederum gefangen *E* 19 Sein] Und ſein *E* 29 um] fehlt *E* 34 zugeſtehen] zugeſtehn *E* **15**,8 ihr] zu ihr *E* 10 hätte] hätt' *E* 11 hätte] hätt' *E* 14 er es] er's *E* 23 anſehen] anſehn *E* 25 heute] heut' *E* 29 umzugehen] umzugehn *E* **16**,5 hätteſt] hättſt *E* 6 wolleſt] wollſt *E* 8 machte] macht' *E* **17**,4 gehen] gehn *E* 6 unſerem] unſerm *E* in das] ins *E* 7 ſtehen] ſtehn *E* 10 Mit] davor kein Absatz *E* 17 Morgen] davor kein Absatz *E* 32 kann] davor ſo *E* **18**,16 daheim] davor das *E* 22 Geſchäfte] Geſchäft *E* ging es] ging's *E* 25 Ausſprechen] davor das *E* **19**,2 denen – mußten] die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten, denen er manches überlaſſen konnte *E* 9 hatten ſelbſt] ſelbſt hatten *E* 14 erkannte] folgt ſehr *E* 17 der] dieſer *E* 30 Apollonius] unſern Helden *E* **20**,5 hatte] fehlt *E* 7 Apollonius] unſer Held *E* 27 Apollonius] unſer Held *E* 29 Apollonius'] des Helden *E* 30 Apollonius] des Helden *E* 31 Die] davor kein Absatz **21**,9 überlaſſen] folgt müſſen *E* 12 es ſich] ſich's *E* 16 geſchehen] geſchehn *E* 19 einſehen] einſehn *E* 20 Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet] Es war Geld, Zeit und Arbeitskraft vergeudet *E* 26 der] vorher nur *E* 28 neue] welche *E* 30 abgefordert] entgegengebracht *E* 33 an] fehlt *E* wo] und *E* **22**,1 mächtigeren] mächtigern *E* 7 allen] all' *E* 15 Apollonius] unſern Helden *E* 16 Apollonius] unſer Held *E* 21 ſehe] ſeh' *E* 22 Apollonius] unſern Helden *E* 23 alles] all' *E* 30 in das] ins *E* **23**,4 Haltung,] folgt und *E* 6 der] ſeiner *E* 25 nur] allein *E* 26 Erlaubnis] vorher eine *E* Befehl] vorher ein *E* 30 es ſich] ſich's *E* dehnt ſich] dehnt ſich's *E* **24**,17 ſechs] vier *E* 29 heute] fehlt *E* hineinſehen] hineinſehn *E* **25**,4 ehe] eh' *E* 11 aller] all *E* 20 ſehen] ſehn 22 er es] er's *E* 23 iſt es] iſt's *E* 26 ſich ſorgenvoll] ſorgenvoll ſich *E* 28 Schritt] Tritt *E* 30 die ſie, vom Klange des Tritts geweckt, nach ihm hin aufſchlagen kann] die ſie nach ihm hin aufſchlagen kann vom Klange des Tritts geweckt *E* 32 Herrn] Herren *A*, Herrn *E* aber nach Analogie der weitaus überwiegenden Fälle ohne e zu ändern **26**,5 beſäße] beſäß' *E* Auge] Aug' *E* 22 heute] heut' *E* **27**,1 ſehen] ſehn *E* 6 ziehen] ziehn *E* 17 ſind es] ſind's *E* 32 ihn] dieſen *E* **28**,3 in dem Spiegel] fehlt *E* 7 hielt] folgt in dem Spiegel *E* er] fehlt *E* 16 er es] er's *E* 25 ſehen] ſehn *E* 26 wäre] wär' *E* 27 er es] er's *E* eingeſtehen] eingeſtehn *E* **29**,3 unter dem] unterm *E* 7 bloß] allein *E* 11 abziehen] abziehn *E* 12 ſehen] ſehn *E* 34 ihn] jenen *E* **30**,1 nahe] nah' *E* 2 lange] lang *E* ruhen] ruhn *E* 4 ſehen] ſehn *E* laſſen] thun *E* 15 durchzugehen] durchzugehn *E* 17 ihm das Geſchäft] das Geſchäft ihm *E* ihn auch] auch ihn *E* 18 ſah] folgt von dem andern *E* Apollonius' Kinn und Fußſpitzen] Kinn und Fußſpitzen desſelben *E* 21 geſehen] geſehn *E* **31**,9 Bemühen]

Bemühn *E*   12 In] davor kein Absatz *E*   30 geſehen] geſehn *E*   32 nicht] davor ſich *E*   **32**,3 er es] er's *E*   5 mit jemand von dem] von dem mit jemand *E*   27 hätte – gemacht] machte *E*   **33**,3 Valentin] davor kein Absatz *E*   26 wäre] wär' *E*   **34**,2 gehen] gehn *E*   2 ſtehen] ſtehn *E*   12 kümmern] folgt ſich *E*   16 mit dem Ankömmling] fehlt *E*   25 draußen] fehlt *E*   26 die] vorher und *E*   32 Kirchendachs] Kirchdachs *E*   **35**,5 wäre] wär' *E*   23 Stiefel] Stiefeln *E*   24 ehe es] eh's *E*   34 Und] davor kein Absatz   **36**,13 in das] ins *E*   20 Saale] Saal *E*   29 gehen] gehn *E*   30 Fritz] davor kein Absatz *E*   32 nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius] ihm, auf deſſen Weigerung er nicht geachtet, *E*   **37**,2 als] den *E*   8 verziehen] verziehn *E*   9 alle] all *E*   12 Fritz] Er *E*   **38**,5 wäre] wär' *E*   6 Apollonius] dieſer *E*   19 Licht] davor ein *E*   29 Gedanken] davor Die *E*   **39**,8 auf das] auf's *E*   19 Und] davor kein Absatz *E*   **41**,7 Verhandlung] Debatte *E*   11 Er ſah in deſſen Zügen] In deſſen Zügen ſah er *E*   16 Apollonius] davor kein Absatz *E*   17 Ich] davor kein Absatz *E*   19 Apollonius] davor kein Absatz *E*   24 Apollonius] davor kein Absatz *E*   vorhin angeſtellten] vorhinigen *E*   33 nahe] nah *E*   **42**,13 von dem] vom *E*   14 Das] davor kein Absatz *E*   15 Geſpräch] Geſpräche *E*   24 Ich] davor kein Absatz *E*   **43**,1 Ich] davor kein Absatz *E*   7 in ſein] ins *E*   19 Ja] davor kein Absatz *E*   23 Der] davor kein Absatz *E*   33 Der] davor kein Absatz *E*   **44**,8 So] davor kein Absatz *E*   10 Wer] davor kein Absatz *E*   14 verlegte] vorher er *E*   ſuchte] vorher er *E*   16 Kein] vorher Er überſah darum   17 überſah er] fehlt *E*   19 es] das *E*   21 Augenblick] folgt lang *E*   30 er] vorher Er empfand *E*   34 Er hätte keiner ſolchen Erweckung bedurft] Er wußte nicht, daß kein Bewußtſein einer ſolchen dazu nötig war *E*   **45**,1 vermochte] vermocht *E*   5 überwinden] beſeitigen *E*   15 und] Er *E*   18 Fritz] davor kein Absatz *E*   28 Wie] davor kein Absatz *E*   **46**,3 der Gatte] er *E*   18 gemahnt es] gemahnt's *E*   20 ſehen] ſehn *E*   25 hören es] hören's *E*   27 verſtummt es] verſtummt's *E*   33 Die] und die *E*   iſt] fehlt *E*   **47**,10 ehe] eh' *E*   17 Die] davor kein Absatz *E*   18 der Steiger] er *E*   31 Der] Und der *E*   **48**,8 darauf] auf dem *E*   17 Bald] Und bald *E*   23 neiden] neideten *E*   29 Eines] Und eines *E*   34 iſt es] iſt's *E*   **49**,2 gehen] gehn *E*   12 Fahrzeug] Fahrzeuge *E*   19 tue] tu' *E*   22 ſo] daher *E*   27 Anſehen] Anſehn *E*   31 abzuſehen] abzuſehn *E*   **50**,1 Er wußte es, er lud ſich eine ſchwere Laſt auf] Er lud ſich eine ſchwere Laſt auf, er wußte es *E*   15 Mühen[Mühn   24 Wäre] wär' davor kein Absatz *E*   hätte] hätt' *E*   25 wäre] wär' *E*   27 Kirchendach] Kirchdach *E*   Seilhaken] Seilhacken *E A*, ebenso **51**,1 Hackenſpitze   **51**,9 Kirchendach] Kirchdach *E A* aber vgl. **49**,23, **50**,27, **55**,4 u. ö.   14 er willige ein] fehlt *E*   15 Fritz] und *E*   20 heimgehen] hineingehn *E*   22 war der] einer *E*   28 und] folgt er *E*   **52**,6 Taglohn] Tagelohn *E*   13 aller] all' *E*   18 Fritz Nettenmair] Er davor kein Absatz *E*

20 Herrn] Herren *A* vgl. 25,32 u. ö. 33 wäre] wär' *E* 53,2 überſehen] überſehn *E* 4 Apollonius] davor kein Absatz *E* 22 abſpenſtig] abſpänſtig *E A* 23 hatte keine Ahnung] wußte nichts *E* 54,9 in dem] im *E* 11 Der] davor kein Absatz 12 Bemühen] Bemühn *E* 13 Fritz Nettenmair] er *E* 14 ſie es] ſie's *E* 55,1 Herrn] *E* Herren *A* vgl. 25,32 11 Das ſah er] fehlt *E* ehe] eh' *E* 12 und] fehlt *E* 23 Man] davor kein Absatz 24 der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffes] folgt erst nach gilt *E* 25 Riffes] Riffs *E* 26 Vorſehen] Vorſehn *E* 27 Von] davor kein Absatz *E* 28 entflohen] entflohn *E* 56,4 die Wange] dieſe *E* 22 Wie konnte er wiſſen] Er wußte nicht *E* 26 ſie es] ſie's *E* 30 Anſehen] Anſehn *E* 33 Und] fehlt *E* 57,15 ſtehen] ſtehn *E* 16 ziehen] ziehn *E* 58,2 denn] wie *E* 3 mußte niederreißen] niederreißen mußte *E* 5 denn] wie *E* 6 denn dieſelbe Macht – riß ihn im Handeln darüber hinaus] wie dieſelbe Macht – ihn im Handeln darüber hinausriß *E* 8 mit hinein] fehlt *E* 9 Zerſtreuung] folgt mit hinein *E* 11 geſchah es] geſchah's 14 ſie] fehlt *E* 17 anderem] anderm *E* 22 ſah es] ſah's *E* 29 Er] davor kein Absatz *E* 34 Turmdache] Turmdach *E* 59,4 wäre] wär' *E* 9 geweſen] folgt und 12 Das] davor kein Absatz *E* 28 wäre] wär' *E* 60,1 wäre] wär' *E* 7 war es] war's *E* 13 Wir] davor kein Absatz *E* hätte] hätt' *E* 27 wäre] wär' *E* 61,2 dachte] dacht' *E* 10 Tone] Ton *E* 13 wagſt] magſt *E* 14 Apollonius] davor kein Absatz *E* in das] ins *E* 15 wollte] wollt' *E* 18 Mir] davor kein Absatz *E* 21 Ich] davor kein Absatz *E* lange] lang *E* 25 Freilich] davor kein Absatz *E* 27 Apollonius] davor kein Absatz *E* 30 hätteſt] hättſt *E* 6 lange] lang *E* 14 als] fehlt *E* ſolcher] einer ſolchen *E* 15 und] eines *E* 18 nur] davor und *E* anzuſehen] anzuſehn *E* 63,3 das] davor kein Absatz *E* 4 ſehen] ſehn *E* 16 in] folgt die *E* 28 iſt es] iſt's *E* 30 er es] beidemale er's *E* 32 Birnbaume] Birnbaum *E* 64,11 ſie es] ſie's *E* 13 heute] heut *E* 23 So] Und ſo *E* gält' es] gält's *E* 27 allen] all *E* 30 Wenn] davor kein Absatz 65,1 Und] davor kein Absatz *E* 5 Apollonius] davor kein Absatz *E* 11 Ich] davor kein Absatz *E* 19 Apollonius] davor kein Absatz *E* 66,5 Fritz] davor kein Absatz *E* 9 gehen] gehn *E* 11 fortgehen] fortgehn *E* 17 ſahen] ſahn *E* 18 verſtehen] verſtehn *E* 20 durften] folgt ſich *E* gegenüberſtehen] gegenüberſtehn *E* 21 ſehen] ſehn *E* 25 Freilich] davor kein Absatz *E* 67,2 freuen] freun *E A* 3 Früher] davor kein Absatz *E* 6 Der] davor kein Absatz *E* 8 anderem] anderm *E* 9 Deine] davor kein Absatz *E* 11 Sie] davor kein Absatz *E* 13 würde] würd' *E* 15 kann es] kann's *E* 17 wüßte] wüßt' *E* 19 er es] er's *E* 20 ehe] eh' *E* 22 Apollonius] davor kein Absatz *E* 26 Dein] davor kein Absatz *E* 33 Fritz] davor kein Absatz *E* 68,2 konnte] konnt' *E* 9 Apollonius] davor kein Absatz *E* 14 als] wie *E* bereits] ſchon *E* 15 Kirchendach] Kirchdach *E* 16 Ebenſo] davor kein Absatz *E* 31 hingeſehen] hingeſehn *E* 69,6 heute]

heut] *E*   11 Jetzt] Und jetzt davor kein Absatz *E*   33 Hätte] Hätt' *E*   **70,4** tieferen] tiefern *E*   11 Vertrauen] Vertraun *E*   31 Der] davor kein Absatz *E*   33 Mit] davor kein Absatz *E*   **71,3** nie] nicht *E*   5 Zu] davor kein Absatz *E*   8 Fritz] davor kein Absatz *E*   10 nahe] nah *E*   11 Pah] davor kein Absatz   13 Das] davor kein Absatz *E*   15 Ja] davor kein Absatz *E*   17 Wußt'] davor kein Absatz *E*   20 fiel es] fiel's *E*   33 Füße] Schritte *E*   34 durch das] durch's *E*   **72,1** aufbauen] aufbaun *E*   ehe] eh' *E*   13 war es] war's *E*   17 habe] hab' *E*   19 So] davor kein Absatz *E*   **73,1** Auf] davor kein Absatz *E*   6 Fritz] davor kein Absatz *E*   11 gehen] gehn *E*   12 Alles] davor kein Absatz *E*   15 Fritz] davor kein Absatz *E*   22 ſehen] ſehn *E*   25 Er] davor kein Absatz *E*   26 verſtehen] verſtehn   30 hätte] hätt' *E*   31 das ihre] ihr's *E*   34 Der] davor kein Absatz *E*   **74,7** Sag's] davor kein Absatz *E*   9 Fritz] davor kein Absatz *E*   12 ſtehen] ſtehn *E*   14 gehen] gehn *E*   15 ſehen] ſehn *E*   17 Apollonius] davor kein Absatz *E*   20 Es] davor kein Absatz *E*   27 fliehen] fliehn *E*   **75,5** käme] käm' *E*   6 Weißt] davor kein Absatz *E*   7 wäre er es] wär' er's *E*   12 Hatte] Hatt' *E*   13 geſehen] geſehn *E*   18 brennende] davor die *E*   23 früh] folgt an *E*   26 zerſtreuen] zerſtreun *E*   32 Im] davor kein Absatz *E*   Geſelle] Geſell *E*   **76,3** Geſelle] Geſell *E* ebenso Z. 5 und 14   7 Vertrauen] Vertraun *E*   11 vertrauen] vertraun *E*   14 und] Er *E*   20 erkannte] wußte *E*   21 wovon] was *E*   22 Kunde hatte] wußte *E*   Kunde haben] wiſſen *E*   26 Der] davor kein Absatz *E*   33 ſehen] ſehn *E*   er eilte] und war – geeilt *E*   34 Apollonius] ihm *E*   **77,3** in das] ins *E*   9 Das] davor kein Absatz *E*   16 Du] davor kein Absatz *E*   18 Sie] davor kein Absatz *E*   20 Er] davor kein Absatz *E*   25 Gefühles] Gefühls *E*   28 Und] davor kein Absatz *E*   29 Wer] davor kein Absatz *E*   30 ſähe] ſäh' *E*   **78,1** Fritz] davor kein Absatz *E*   4 verſtehen] verſtehn *E*   5 bemerkte] ſah *E*   6 Kniee] Knie *E A*   13 Ich] davor kein Absatz *E*   15 hineinſehen] hineinſehn *E*   17 habe] hab' *E* ebenso Z. 20, 21, 22, 23, 24   25 habe] hab' *E A* aber nach Analogie der vorhergehenden Fälle die volle Form   27 fürchte] fürcht' *E*   28 wehre] wehr' *E*   **79,3** wußte] wußt' *E*   5 ehe] eh' *E*   8 Hatte] Hatt' *E*   13 Er] Und er *E*   16 Vertrauen] Vertraun *E*   19 gehen] gehn *E*   23 in das] ins *E*   Hand] folgt noch *E*   26 Könnte] Könnt' davor kein Absatz *E*   30 hilft es] hilft's *E*   ſie es] ſie's *E*   Alle] All' *E*   32 freuen] freun *E*   33 iſt es] iſt's *E*   **80,5** ehe] eh' *E*   7 wäre] wär' *E*   14 War es] War's *E*   15 Schreibpult] *E* Schreibepult *A*   abzuziehen] abzuziehn *E* ebenso Z. 19   26 trauen] traun *E*   28 viele] viel *E*   alle] davor und *E*   33 Briefes] Briefs *E*   **81,4** ehe] eh' *E*   9 eines] eins *E*   14 ihr es] ihr's *E*   18 ſtehen] ſtehn *E*   19 war es] war's *E*   22 Wehen] Wehn *E*   24 Höhen] Höhn *E*   **82,5** wäre] wär' *E*   6 wäre es] wär's *E*   15 drohen] drohn *E*   16 nahe] nah *E*   25 Bettkanten] Brettkanten *E A* doch liegt augenscheinlich ein Druckfehler von *E* vor, den *A* verſehentlich beibehielt 27 Vom] davor kein Absatz *E* 30 Wehen] Wehn *E* 32 ſtieg es] ſtieg's *E* **83**,1 aufſtehen] aufſtehn *E* 6 als] folgt eine *E* 8 Rachedrohen] Rachedrohn *E* 9 in das] ins *E* wäre] wär' *E* 23 an das Heimgehen] ans Heimgehn *E* 34 kälteren] kältern *E* **84**,3 ſehen] ſehn *E* 16 Apollonius] davor kein Absatz *E* 19 ſelber] ſelbſt *E* **85**,5 in dem] im *E* 6 ſehen] ſehn *E* 11 Stiefel] Stiefeln *E* ebenso Z. 12 17 verzeihen] verzeihn *E* 21 daß er es ſchon bei dem im blauen Rock durchſetzen wolle] er wolle es ſchon durchſetzen bei dem im blauen Rock *E* 33 nämlich] fehlt *E* **86**,1 war es] war's *E* 8 Apollonius] davor Aber *E* gehen] gehn *E* 9 Freilich wird er die Schuld] Aber er wird ſie *E* 20 Geſchäft] davor das *E* Haus] davor das *E* 21 beſtehen] beſtehn *E* 24 in letzter] in der letzten *E* **87**,4 Der] davor kein Absatz *E* 5 es hatte ihn befremdet, daß ſie ſich nicht ſchon früher gezeigt] die vermiſſen zu müſſen ihn befremdet hatte *E* 7 habe] fehlt *E* 9 ſehen, wie es] ſehn, wie's *E* 10 wenn er – nahm] nahm er *E* 13 wenn – zu erhalten war] war – zu erhalten *E* 16 und] folgt mußte ihm *E* verzeihen] verzeihn *E* Schon das war] Es war ſchon *E* 20 hätte] hätt' *E* 29 waren] fehlt *E* 32 drohen] drohn *E* **88**,2 Mühen] Mühn *E* 7 Bruders] folgt einſt *E* 8 einſt] fehlt *E* 12 ſehen] ſehn *E* Vertrauen] Vertraun *E* 15 Zinſen] folgt bis *E* Tilgung] folgt durch jährliche Abzahlungen *E* ſtehen] ſtehn *E* 16 anvertrauen] anvertraun *E* 18 Vertrauen] Vertraun *E A*, aber nach Analogie von Z. 12 zu ändern 25 ſehen] ſehn *E* 27 Das] Und das *E* 30 Das Verkaufsgeſchäft mußte vor allen Dingen] Vor allen Dingen mußte das Verkaufsgeſchäft *E* 32 Ware] Waren *E* **89**,6 deſſen] ſeine *E* 7 machte ihm den Antrag, da – ſei] machte, da – ſei, ihm den Antrag *E* 9 aber ſolange er noch] aber noch, wo er *E* 14 entließ] dankte – ab *E* 18 ſich mancher Veruntreuung] mancher Veruntreuung ſich *E* 23 genügen] *E* begnügen *A* die Lesart von *E* scheint den Vorzug zu verdienen 24 ihm das Haus] das Haus ihm *E* 30 Der] davor kein Absatz *E* wäre] wär' *E* 33 gehen] gehn *E* 34 wollte] wollt' *E* ebenso 90,2 **90**,3 andern, damit er mich einſchüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zuſammenzukommen ohne mich] andern, um mit ihr zuſammen zu kommen ohne mich. Damit er mich einſchüchtern könnte, daß ich's leiden müßte, was er will *E* 7 wäre] wär' *E* 8 wenn er nicht falſch wäre] wär' er nicht falſch *E* 12 Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde beſtärkte ihn] So beſtärkte ihn, was Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde *E* 13 der ihn um ſo weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um ſo durſtiger wurde, ſein Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte] der ihn, je länger er ihn hegte und mit ſeinem Herzblut fütterte, um ſo weniger losließ und um ſo durſtiger wurde, ſein Herzblut zu trinken *E* 16 die verbrecheriſche Abſicht des Bruders] des Bruders verbrecheriſche Abſicht *E* 17 Von] davor kein Absatz *E* 28 ſie] und *E* **91**,3

Während] davor kein Absatz *E*   4 auf ſeinem gefährlichen Schiff hämmert] hämmerte auf ſeinem gefährlichen Schiff *E*   5 ſich den wohlverdienten Biſſen abdarbt] den wohlverdienten Biſſen ſich abdarbt *E*   6 mit liebendem Eifer gutzumachen] gutzumachen mit liebendem Eifer *E*   12 Läge] Läg' *E*   21 Ausgehen] Ausgehn *E*   28 entſtehen] entſtehn *E*   92,12 Vertrauen] Vertraun *E*   15 Könnte man nur dasſelbe – ſagen] Daß man dasſelbe – ſagen könnte *E*   17 Es] davor kein Absatz *E*   19 Auge] Augen *E*   ſehen] ſehn *E*   22 Angehörige] Angehörigen *E A*   24 Es] davor kein Absatz *E*   33 Zuletzt] Und zuletzt *E*   93,6 um ſie und ihre Kinder noch mehr] mehr um ſie und ihre Kinder *E*   12 Sonſt] davor kein Absatz *E*   15 ſehen] ſehn *E* ebenso Z. 18   18 Ihr] davor Absatz *E*   24 Auge] Aug' *E*   31 Waren] davor kein Absatz   94,2 Er fürchtete] Ohne ihr es zu geſtehn, fürchtete er *E*   10 möge] mög' *E*   11 Auge] Aug' *E*   13 wirft es] wirft's *E*   Und] davor kein Absatz *E*   20 Er] davor kein Absatz *E*   weil] daß *E*   24 verkleinert es] verkleinert's *E*   26 hat es] hat's *E*   29 Und] davor kein Absatz *E*   lachte] lacht *E*   31 freilich] fehlt *E*   32 zutrauen] zutraun *E*   95,5 habe] hab' *E*   6 hätte] hätt' *E*   13 geſchehen] geſchehn *E*   23 verſtehen] verſtehn *E*   weit] folgt gekommen *E*   hatte] hatt' *E*   96,2 hätte] hätt' *E*   7 war es] war's *E*   14 wußte] wußt' *E*   16 hatte] davor und *E*   17 gehen] gehn *E*   18 ſehe] ſeh' *E*   20 anzuſehen] anzuſehn *E*   26 Kehr'] davor kein Absatz *E*   29 lehre] lehr' *E*   97,9 in das] ins *E* ebenso Z. 14   11 Ich] davor kein Absatz *E*   14 habe] hab' *E*   26 dulde] duld' *E*   98,6 auch ſie] ſie auch *E*   20 war es] war's *E*   ſo war noch] war noch *E*   99,8 von der Hausflur die Stimme des Bauherrn] die Stimme des Bauherrn in der Hausflur *E*   9 er] und *E*   10 Auftrittes] Auftritts *E*   12 hatte – gekämpft] kämpfte *E*   21 er es] er's *E*   22 heute] heut' *E*   23 Die wüſte Gewohnheit – zog ihn] Es zog ihn die wüſte Gewohnheit *E*   100,5 hat] fehlt *E*   erſt als] und *E*   7 ziehen] ziehn *E*   101,5 in das] ins *E*   17 ſehen] ſehn *E*   102,3 zuckte] zuckt' *E*   7 Schottiſcher] Rutſcher *E*   17 ſtehen] ſtehn *E A*   21 eine] die *E*   25 er es] er's *E*   27 ehe] eh' *E*   Iſt es] Iſt's *E*   31 heute] heut *E*   103,3 In das] Ins *E* ebenso Z. 5   21 Der Schimmer] Er *E*   24 Chriſtiane] davor kein Absatz *E*   28 trübe] trüb *E*   kann – wiederkommen] kommt – wieder *E*   30 ſäh es] ſäh's *E*   31 iſt es] iſt's *E*   gehen] gehn *E*   32 Gehen] Gehn *E*   104,4 Der alte Geſell hatte – probiert] Daß der alte Geſell – probiert *E*   6 ſtand es] ſtand's *E*   10 dann] und ſodann *E*   12 angeſehen] angeſehn *E*   20 wäre] wär' *E*   32 er es] er's *E*   ſeien] wären *E*   105,2 wenn er – da war] war er – da *E*   8 ſehen] ſehn *E*   13 Da] davor kein Absatz *E*   19 Ihre] davor kein Absatz *E*   24 Und] davor kein Absatz *E*   25 ein] fehlt *A*   28 Sie] davor kein Absatz *E*   32 Der] davor kein Absatz *E*   106,3 Valentin] davor kein Absatz *E*   4 Die] davor kein Absatz *E*   5 Händen] Händchen *E*   10 wäre es] wär's *E*   11 wäre] wär' *E*   12 ſtürbe es] ſtürb' es *E*   13 Wäre]

Wär' *E* 16 ſehen] ſehn *E* 26 Sie] davor kein Absatz *E* 28 ſie es] ſie's *E* 34 Er] davor kein Absatz *E* fragt] fragte *E* **107**,1 er es] er's *E* 2 Seine] Und ſeine *E* 4 ſie ſieht ihn an mit einem Blicke] Sie ſieht ihn mit einem Blicke an *E* 6 er es] er's *E* 8 Ein] davor kein Absatz *E* 11 Er] davor kein Absatz *E* 12 auf das] auf's *E* 14 gehen] gehn *E* 20 Aus] davor kein Absatz *E* 21 er] der *E* 26 gehen] gehn *E* 28 ungeheuerer] ungeheurer *E* wäre] wär' *E* 29 Gehen] Gehn *E* 31 Das] davor kein Absatz *E* **108**,3 Fritz] davor kein Absatz *E* 4 In das] Ins *E* 6 Zum] davor kein Absatz *E* 7 ſollte] ſollt' *E* 8 ſchottiſcher Walzer] Rutſcher *E* klingt es] klingt's *E* 10 Das] davor kein Absatz *E* Leiſegehen] Leiſegehn *E* 20 Apollonius] folgt dagegen *E* 25 geſehen] geſehn *E* 30 anders als mit den Augen] mit andern als den Augen *E* 31 anſehen] anſehn *E* 32 Fritz] der Bruder *E* **109**,2 geſtehen] geſtehn *E* 14 wie] und *E* 15 die ſonſt] wie ſie ſonſt *E* 18 Aus] davor kein Absatz *E* 21 ſolch ein] ein ſolch *E* 28 Iſt es] Iſt's *E* 29 einſtehen] einſtehn *E* 31 will] will's *E* 34 derſelben] der letzten *E* dieſe Stimmung] ſie *E* **110**,16 er es] er's *E* ebenso Z. 17, 18, 19, 22 23 entfliehen] entfliehn *E* 25 Sterbebette] Sterbebett *E* 28 wäre] wär' *E* war es] war's *E* **111**,2 er] und er *E* 3 geſehen] geſehn *E* 6 er es] er's *E* 14 ſtehen] ſtehn *E* 17 ſolle] ſoll *E A*, aber nach Analogie von Z. 16 zu ändern 18 da es] da's *E* 20 nahen] nahn *E* 22 ehe] eh' *E* 33 war es] war's *E* Augenbrauen] *E* Augenbraunen *A* **112**,8 hätte] hätt' *E* 10 Gib] davor kein Absatz *E* 18 Das] davor kein Absatz *E* 15 Laß] davor kein Absatz *E* 19 Das] davor kein Absatz *E* 24 Chriſtiane] davor kein Absatz *E* 32 Das] davor kein Absatz *E* **113**,9 verwiſchen] verlöſchen *E* 14 verſchloß] panzerte *E* 20 bevor] eh' *E* 22 Fritz] der Bruder *E* 23 unterziehen] unterziehn *E* **114**,2 Gefühles] Gefühls *E* 8 ihnen das ſchuldenfreie Geſchäft] das ſchuldenfreie Geſchäft ihnen *E* 13 ſie es] ſie's *E* 15 war es] war's *E* 19 Was] Und was *E* 26 geſehen] geſehn *E* 27 es ſich] ſich's *E* ebenso Z. 28 28 ſehen] ſehn *E* 29 gleichgültige] *E* gleichgiltige *A* 31 deſſen] des *E* 33 ſehen] ſehn *E* **115**,1 Immer dunkler, immer ſchwüler wurde das Leben] Es wurde immer dunkler, immer ſchwüler, das Leben *E* 5 das Bild des toten Annchens] des toten Annchens Bild *E* 8 ihm] davor ſie hatte *E* 9 geſehen] geſehn *E* 12 ſie es] ſie's *E* 27 vor ihr hatte er gelegen] Und hatte vor ihr gelegen *E* **116**,1 Mit reuigem Entſetzen ſollte ſie ſehen] Sie ſollte mit reuigem Entſetzen ſehen *E* 4 beiſammen in dem Gefühl] in dem Gefühl beiſammen *E* 12 ein Ekel wurde dem Buhlen] dem Buhlen ein Eckel wurde *E* der] und dieſer *E* 18 ſein Traum – wurde] Dann wurde ſein Traum *E* 19 ſtundenlang ſtand er] Dann ſtand er ſtundenlang 23 die Leute, die – aufſchreien vor Schrecken] die Leute aufſchrein vor Schrecken, die 24 ſehen] ſehn *E* gehen] gehn *E* 27 ſchrieen] ſchrien *E A* **117**,2 in das] ins *E* 11 er es] er's *E* 13 ſie es] ſie's er es] er's   14 anſehen] anſehn *E*   15 Den] davor kein Absatz *E*   17 kann es] kann's *E*   18 vor] Und vor *E*   23 an ein] an's *E*   26 erfahren und meinen kann] erfahren kann und meinen *E*   33 Turmdaches] Turmdachs *E*   **118**,1 heraufzuſehen] heraufzuſehn *E*   8 in das] ins *E*   10 ehe] eh' *E*   14 Wenn] davor kein Absatz *E*   18 Lücke] Lucke *E*   26 dieſes Zögern hinderte ihn] das ihn hinderte *E*   30 wie] Er fühlt, wie *E*   **119**,1 hätte] hätt' *E*   7 er] und *E*   16 kam es] kam's *E*   ſtehen] ſtehn *E*   20 hat es] hat's *E*   23 er es] er's *E*   wenn es] wenn's *E*   25 dunkelglühender] dunkelglühnder *E*   28 abſichtslos iſt er] er iſt abſichtslos *E*   **120**,3 ſehen] ſehn *E*   8 Das] Und das *E*   14 Meint es] Meint's *E*   15 nimmt es] nimmt's *E*   16 All] davor kein Absatz *E*   28 geſchehen] geſchehn *E*   31 ſehen] ſehn *E*   11 Nun] Dann davor kein Absatz *E*   19 Zudem] Dazu *E*   **121**,21 Immer dunkler, immer ſchwüler wurde] Es wurde immer dunkler, es wurde immer ſchwüler *E*   27 ſtummes] davor ein *E*   aufſchrak, wenn er ſich beobachtet ſah] ſah er ſich beobachtet, aufſchrack *E*   28 Dann war er] Er war dann *E*   17 Stücke] Stücken *E*   20 ſich überall] überall ſich *E*   30 Die] Und die *E*   **123**,3 Apollonius] davor kein Absatz *E*   4 ſehen] ſehn *E*   16 Etwas – machte ihn] Es machte ihn etwas – *E*   17 daß er meinte, er müſſe ein Herein in Gedanken überhört haben; er legte das Ohr –] daß, als er vergebens auf ein Herein gewartet, er meinte, er müſſe es in Gedanken überhört haben, und das Ohr – legte *E*   19 ſetze] ſetz' *E*   22 er] folgt ſich *E*   30 ihn nicht etwas] nicht etwas ihn *E*   **124**,1 Herr] davor kein Absatz *E*   3 Und] davor kein Absatz *E* geſehen] geſehn *E*   5 Bewahre] davor kein Absatz *E*   14 geſehen] geſehn *E* 17 Herr] davor der *E*   22 Apollonius] davor kein Absatz *E*   26 geſehen] geſehn *E*   27 ſehen] ſehn *E*   **125**,7 hineinſchleicht] hereinſchleicht *E*   10 hineingeſtochen] hereingeſtochen *E*   18 Er] davor kein Absatz *E*   19 Den] davor kein Absatz *E*   22 angeſehen] angeſehn *E*   25 Valentin] davor kein Absatz *E*   29 Das] davor kein Absatz *E*   31 Und] davor kein Absatz *E* 33 Ich] davor kein Absatz *E*   **126**,1 Wenn] davor kein Absatz *E*   5 Wer] davor kein Absatz *E*   6 Die] davor kein Absatz *E*   10 Sie] Und *E*   16 Er habe] Daß er – habe *E*   17 Wär' er verunglückt, man müßte es nunmehr wiſſen] Daß man, wär' er verunglückt, es nunmehr wiſſen müßte *E*   18 Zehnmal mußte er ihr das] Er mußte ihr das zehnmal *E*   **127**,19 wenn nicht – ſchlug] ſchlug nicht *E*   20 ihn – herausriß] riß ihn – heraus *E*   22 Heute geſchah ihm dieſe Gewalt] Dieſe Gewalt geſchah ihm heute *E*   Eben ſaß er] Er ſaß eben *E*   **128**,21 Zeit] davor die *E*   22 verlaſſen] verlaſſen müſſen *E* 28 Valentin] davor kein Absatz *E*   33 auf ſeine – Frage die Antwort erwartete] die Antwort erwartete auf ſeine – Frage *E*   **129**,8 Waren] folgt auch *E*   10 bei dem wirklichen Falle die Übung zuſtatten, die er bei ſeiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte] die an ſeinen Einbildungen gewonnene Übung, ſich alle Möglichkeiten vorzuſtellen, bei dem wirklichen Falle zuſtatten *E*   18 nächſte] davor die *E*   19 niemandem] niemanden *E A*   **131**,11 Seine eingebildeten Weilſtiche ſind] es ſind Seine eingebildeten Weilſtiche *E*   13 geſehen] geſehn *E*   19 geſchehen] geſchehn *E* ebenso Z. 20   34 ſehen] ſehn *E*   **132**,1 Der] davor kein Absatz *E*   3 Und] davor kein Absatz *E*   5 Auf] davor kein Absatz *E*   6 Gut] davor kein Absatz *E*   10 darüber ängſteten] ängſteten darüber *E*   18 Blechſchmiedgeſell] Blechſchmiedgeſelle *E*   21 entziehen] entziehn *E A*   **133**,1 Valentin] davor kein Absatz *E*   3 verdankte] verdankt *E*   4 aber] fehlt *E*   7 habe] hab' *E*   19 Das] davor kein Absatz *E*   22 anderes] folgt Etwas *E*   24 ſtehen] ſtehn *E*   26 ſahen] ſahn *E*   31 wie er] daß er's *E*   32 man wollte nicht allein] nicht allein wollte man *E*   **134**,14 Kopfe] Kopf *E*   22 Es] davor kein Absatz *E*   27 geflohen vor den Augen der Menſchen] vor den Augen der Menſchen geflohen *E*   31 hier herauf hatte er ſich geflüchtet] fehlt *E*   **135**,7 müßte] müßt' *E A*   10 ſtehen] ſtehn *E*   13 herunter] hinunter *E*   24 heute] heut *E*   **136**,5 Schönes] davor kein Absatz *E*   13 Der] davor kein Absatz *E*   13 ſagt] ſagt *E*, ſagte *A* aber nach Analogie der umgebenden Präsensformen verdient *E* den Vorzug   15 Ja] kein Absatz *E*   17 Er] davor kein Absatz *E*   21 Keine] davor kein Absatz *E* ebenso Z. 22, 23, 24, 25   **137**,16 Ruhe] Ruh' *E*   23 Ich] davor kein Absatz *E*   25 Du] davor kein Absatz *E*   33 Fritz] davor kein Absatz *E*   34 Gerüſtes] Gerüſts *E*   **138**,3 Höhe] Höh' *E*   5 ruhen] ruhn *E*   20 ſich von ihnen ab] von ihnen ſich ab *E*   Vertrauen] Vertraun *E*   24 gehen] gehn *E*   21 Immer brennender glühte die Röte] Die Röte glühte immer brennender *E*   34 und] Er *E*   **139**,5 Ich] davor kein Absatz *E*   9 ſtehen] ſtehn *E*   ſie] ſie's *E*   23 wendeſt] wendſt *E*   24 gehen] gehn *E*   **140**,4 gehört] angehört *E*   10 eingehen] eingehn *E*   20 flehen] flehn *E*   21 entfliehen] entfliehn *E*   28 verzeihen] verzeihn *E*   **141**,5 käme] käm' *E*   8 hinweggeflohen] hinweggeflohn *E*   19 entſtehen] entſtehn *E*   22 entgegengehen] entgegengehn *E*   26 entziehen] entziehn *E*   29 das] fehlt *E*   **142**,1 Wen] davor kein Absatz *E*   3 ſo] fehlt *E*   5 Nun] davor kein Absatz   17 habe] hab' *E*   19 ſeine] die *E*   29 ſchwebt] ſchwebte *E*   30 befindet] befand *E*   31 vorgeſehen] vorgeſehn *E*   **143**,3 aufzuſtehen] aufzuſtehn *E*   7 du machſt] und machſt *E*   10 Fritz] davor kein Absatz *E*   11 geſehen] geſehn *E*   15 Anſchauen] Anblick *E*   16 mitſehen] mitſehn *E*   18 ihn ſtündlich alles] alles ſtündlich ihn *E*   21 wäre] wär' *E*   23 Apollonius] davor kein Absatz *E*   **144**,3 Der] davor kein Absatz *E*   8 Ihr's] ihr's *E A*, aber Majuskel, da nur von zwei sich Unterhaltenden die Rede ist   13 bewahren] folgt *E* woran dieſer ſonſt anſchlagend ſich verletzt hätte   23 ſehen] ſehn *E*   31 es ihr] ihr es *E*   **145**,7 geſchehen] geſchehn *E*   11 Vorgefühl] Vorausgefühl *E* ebenso Z. 16   13 Umhergehen] Umhergehn *E*   21 wenn ſie das Weinen nicht finden könne] könne ſie das Weinen nicht finden *E*   **146**,1 die] jede *E*   5 einziehen ſehen] einziehn ſehn *E*   11 da vor ſeinen Augen] vor ſeinen Augen da *E*

17 Anſchauen] Anſchaun *E* **147**,4 Ausgehen] Ausgehn *E* 10 Ich] davor kein Absatz *E* 12 Herren] Herrn *E* 16 Valentin] davor kein Absatz *E* durfte] *E* dürfte *A* 21 Sie] davor kein Absatz *E* 22 Nein] davor kein Absatz *E* 33 Die] davor kein Absatz *E* **148**,1 Den] davor kein Absatz *E* ſehen] ſehn *E* ebenso Z. 33 **149**,14 hinzugeeilt] herzugeeilt *E* 32 ſehen] ſehn *E* **150**,5 ſehen] ſehn *E* 8 milden] wilden *E* 10 entfliehen] entfliehn *E* 19 ruhen] ruhn *E* **151**,8 geſehen] geſehn *E* 11 hättſt] hätteſt *E A* 24 geſehen] geſehn *E* 27 ſehen] ſehn *E* **152**,6 vergeſſend] vergeſſen *E A* 30 und er iſt] und iſt *E* 32 er läßt ſich] läßt er ſich *E* 34 bewege] bewegt *E* könne] könn' *E* **153**,2 alledem] all' dem *E* 5 bevor] eh' *E* 9 einſtehen] einſtehn *E* Die Klarheit] Sie *E* 11 Vertrauen] Vertraun *E* 15 das war, worüber] um was *E* 18 angſtvoll ſich nach einem Helfer] angſtvoll nach einem Helfer ſich *E* 31 Die] davor kein Absatz *E* 34 umfaßt und mit ihm geſprochen hatte] umfaßt hatte und mit ihm geſprochen *E* **154**,3 flehen] flehn *E* 4 vollziehen] vollziehn *E* 7 in ſeinem Innern war der Kampf ſelbſt] der Kampf ſelbſt in ſeinem Innern war *E* 11 aufzuſehen] aufzuſehn *E* 13 unvertilgbare] unvernichtbare *E* 15 ſie konnt'] Und ſie konnt' *E* 17 auf ſtarken Armen] auf ſeinen ſtarken, vorſehenden Armen *E* 25 Von alledem – ſtand nichts] Nichts von alledem – ſtand *E)* **155**,4 abgereiſt] abgereiſet *E A* 17 Herrn] Herren *E A* vgl. **25**,32 23 Haus, aber nicht in die Seele der Menſchen hätte hereinſehn können] Haus hätte hereinſehen können, aber nicht in die Seelen der Menſchen darin *E* 32 ſehen] ſehn *E* ſahen] ſahn *E* **156**,10 ihm die Gefahr des Hauſes] die Gefahr des Hauſes ihm 12 ſehen] ſehn *E* 17 wenn er – abziehe] zieh' er – ab *E* 29 Karren] Karrn *E* 31 verliehen] verliehn *E* **157**,2 Herrn] Herren *E A* 5 auf wiederholte Fragen mußte Apollonius] Apollonius mußte, gefragt *E* 9 ſehen] ſehn *E* 17 Beſitzer] folgt als ihm entwendet *E* 23 Der] davor kein Absatz *E* 25 Art] folgt ſo *E* 30 das Gepäck des Reiſenden] des Reiſenden Gepäck *E* **158**,1 wiederſähen] wiederſähn *E* 12 und ſank wiederum] ſo oft ſank ſie *E* 14 gehen] gehn *E* 20 Fritz Nettenmair bewegte] Dann bewegte Fritz Nettenmair *E* **159**,1 den er in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft nicht beachtet] den er nicht beachtet in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft *E* 19 ſehen und gehen. Gehen] ſehn und gehn. Gehn *E* 26 Mutter] folgt ſchützend *E* 30 Fritz] davor kein Absatz *E* 33 Ich] davor kein Absatz *E* **160**,1 Haſt] davor kein Absatz *E* 3 Der] davor kein Absatz *E* 13 gehen] gehn *E* 24 gehen] gehn *E* 25 geſehen] geſehn *E* 33 gehen] gehn *E* **161**,1 Gehen] Gehn *E* 4 ſehen] ſehn *E* 6 ſo] fehlt *E* 19 Unruhe] Unruh' *E* angeſehen] angeſehn *E* 22 Apollonius] folgt hatte ein Sofa in ſeinem Zimmer. Er *E* vom] von dem *E* **162**,1 heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid] heute war es Meineid: heute durfte er es nicht mehr *E* 24 ausziehen] ausziehn *E* 25 das in ſeinem Zimmer ſtand] fehlt *E* 26 zu] zur *E* 27 Be-

dürfnis] folgt geweſen *E* **163**,26 mit hineingearbeitet in ſeine Arbeit] in ſeine Arbeit mit hineingearbeitet *E* 30 Der] davor kein Absatz *E* heute] heut *E* 34 an dieſen Haken ſeine Leiter hängt] ſeine Leiter an den Hacken hängt und ſie beſteigt *E* **164**,1 einzuſehen] einzuſehn *E* 2 Verſehen] Verſehn *E* 5 Hinter dem Kampfe ſeines Gewiſſens mit den Bildern ſeines ſündhaften Traums, drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in ſeiner Zerſtreuung ein künftiges Unheil fertig] Die Ahnung, er hämmere in ſeiner Zerſtreuung ein künftiges Unheil fertig, drohte als dunkle Wolke hinter dem Kampfe ſeines Gewiſſens mit den Bildern ſeines ſündhaften Traums *E* 10 Ring, Flaſchenzug, Fahrzeug und Leiter] Auch der Ring, der Flaſchenzug, das Fahrzeug und die Leiter *E* 20 herauf] heran *E* 21 zurückgebliebene Bleiplatte] Bleiplatte zurückgeblieben *E* 25 geſchehen] geſchehn *E* 32 Eilende] eilende Fuß, dem ſie gehörten *E* **165**,6 faßt] faßte *E A* aber nach Analogie der umgebenden Präsensformen zu ändern 12 Was] davor kein Absatz *E* 15 Fort] davor kein Absatz *E* 19 Zeigſt] davor kein Absatz *E* 19 höhnt] *E* höhnte *A* 23 Apollonius] davor kein Absatz *E* 25 mit ſeiner ganzen Kraft an den Armen faſſen] an den Armen faſſen mit ſeiner ganzen Kraft *E* 28 Gut] davor kein Absatz *E* **166**,12 Seiten] folgt Ein Zuſammeneilen, ein Händeineinanderſchlagen geſchieht *E* ſehen] ſehn *E A* 14 Aufſchreien] Aufſchrein *E* 17 gehen] gehn *E* 25 geſehen] geſehn *E* **167**,1 nicht] folgt dazu *E* 4 ihm auf dem Rückweg] auf dem Rückweg ihm *E* 12 geſehen] geſehn *E* davon] fehlt *E* 13 waren] folgt daß er jene Eigenſchaft beſaß *E* 33 abſehen] abſehn *E* **168**,7 Fenſterladen] folgt ſtehn *E* 8 Frauen] *E* Frau *A* 17 Endlich] Und endlich *E* 23 übergibt] zu übergeben geht *E* 26 ſoll] folgt ein *E* 27 gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk] ein gefährlich Handwerk, das Schieferdeckerhandwerk *E* **169**,6 verzeihen] verzeihn *E* 9 ſehen] ſehn *E* 15 gegenſeitig] fehlt *E* 33 wenn ihm einer ſagte] ſagte ihm einer *E* 33 wiederſehen] wiederſehn *E* **170**,3 jener] folgt ihm *E* **172**,2 vom Handeln des Sohnes] von des Sohnes Handeln *E* 3 Seit jener Nacht – war Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geſchäftes getreten. Apollonius berichtete ihm täglich] Seit, in der Nacht – Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geſchäftes getreten war, berichtete ihm Apollonius täglich *E* 11 das ſicherſte und gewinnvollſte] das am ſicherſten und gewinnvollſten zum Ziele führende *E* 16 anvertrauen] anvertraun *E* 20 neben Wunſch und Vorteil] neben dem Wunſche und dem Vorteil *E* 22 Überblick] folgt der ſich nichts entgehen läßt *E* 25 ſie] folgt ihm *E* 29 er] dieſer *E* **173**,5 dann] fehlt *E* Anſehen] Anſehn *E* 6 vollziehen] vollziehn *E* 22 Vorſchlages] Vorſchlags *E* **174**,14 Schieferbaues] Schieferbaus *E* 19 ſeinen Kräften doch] doch ſeinen Kräften *E* 28 größer geworden] gewachſen *E* 29 geſehen] geſehn *E* 31 Entgegengeſetzte] folgt von dem auf ihn *E* **175**,3 Sichzurückziehn] folgt vor ihr *E* 5 die Wahrhaftigkeit, die ihr die erſte von allen war] die ihr die erſte von allen war, die Wahrhaftigkeit *E*   8 wenn er – ſah] ſah er *E*   **176**,8 hatte] folgt das *E*   10 Urſache] Urſach *E*   29 tückiſchſter] tückiſcher *E*   **177**,2 nachzuſehen] nachzuſehn *E*   6 ſchaukelte] und ſchaukelte *E*   17 kein] und kein *E*   27 wohnte] *E* wohnt *A*   28 Seit] davor kein Absatz *E*   30 Büchern] folgt auf *E*   34 Seine Seele] Sie *E*   **178**,1 kämpfte] davor Sie *E*   6 wenn er dachte] dachte er *E*   16 wenn ſein Herz und Kopf nicht voll geweſen wäre] war ſein Herz und Kopf nicht voll *E*   18 hätte] fehlt *E*   22 bereuen] bereun *E*   **179**,7 vorübergehen] vorübergehn *E*   **181**,30 inneren und äußeren] innern und äußern *E*   **182**,6 Vertrauen] Vertraun *E*   **183**,1 Anſehen] Anſehn *E*   8 wo – zu überſehen war] die – zu überſehn erlaubten *E*   20 vorübergehen] vorübergehn *E*   25 zerſtreuen] zerſtreun *E*   **184**,25 ſehen] ſehn *E*   **185**,27 Durch] folgt ſeine *E*   **186**,4 Wiederſehen] Wiederſehn *E*   8 ſehe] ſeh' *E*   9 wiederſehe] wiederſeh' *E*   15 Vertrauen] Vertraun *E*   Mitbürger] folgt auf ihn *E*   27 verſchwimmende] erbleichende *E*   **187**,14 wieder] folgt ununterſcheidbar *E*   16 Kleiderzipfeln] *A* Kleiderzüpfeln *E*   17 ihnen] folgt als wollte – ſtieß, dann erst und warf – herniederſtäubte *E*   24 Da] davor kein Absatz *E*   32 welches] welch *E*   **188**,5 wäre] wär' *E*   18 ihnen] folgt als   32 fliehen] fliehn *E*   **189**,10 benahm ihm den Atem] ſtickte ihn *E*   14 ſtehen] ſtehn *E*   21 möglich] folgt war *E*   25 Jn] davor kein Absatz *E*   **190**,5 raſchen] fliegenden *E*   14 wollte der Mutigſte] da war der Mutigſte im Begriff *E*   abziehen] abzuziehn *E*   18 hinaufzuſehen] hinaufzuſehn *E*   20 verſtehen] verſtehn *E*   33 Dennoch fühlte er] Aber er fühlte *E*   **191**,2 vertrauen] vertraun *E*   11 geſchehen] geſchehn *E*   13 tapferes] wackeres *E*   16 das Waſſer] nur das Waſſer *E*   17 und] fehlt *E*   18 ließ die Flamme nicht ſo ſchnell überhandnehmen] war es allein, was die Flamme nicht ſo ſchnell überhandnehmen ließ *E*   19 wäre] ſein würde *E*   22 ehe] eh' *E*   30 Wenn] Und wenn *E*   Dachbalken] *A* Dachhacken *E*   **192**,2 Sein] folgt und der Leiter *E*   3 mit der Leiter] fehlt *E*   14 glühen] glühn *E*   29 Die] davor kein Absatz *E*   **193**,16 ja auch ihm die Luſt] die Luſt ja auch ihm *E*   24 ſahen] ſahn *E*   29 ſie] *E* ſich *A*   **194**,7 eigenem Mühen] eignem Mühn *E*   8 eigenem] eignem *E*   **196**,7 erſtaune] erſtaun' *E*   12 ſehen] ſehn *E*   22 Ehe] Eh' *E*   27 ſtehen] ſtehn *E*   **197**,3 aufzuſtehen] aufzuſtehn *E*   14 natürliche] natürlich *E*   20 Anſehen] Anſehn *E*   **198**,3 ihm] folgt dann *E*   4 bald] faſt *E*   16 Stamm] Stammfonds *E*   19 Beginn und Vollendung] den Beginn und die Vollendung *E*   24 ſeinem] ſeinen *E*   **199**,6 zu Mittag] mittags *E*   25 zu dem Manne hinauf, mit der Ergebung, ja Andacht] mit der Ergebung, ja Andacht zu dem Manne hinauf *E*   30 zurückzugehen] zurückzugehn *E* *A*   32 und] daß er *E*   **200**,9 nur] *E* fehlt *A*   10 nur] fehlt *E*   31 Bemühen] Bemühn *E*   **201**,1 freuen] freun *E*   21 Pfleger] folgt Der erſte wich Tag und Nacht nicht von ſeinem Lager *E*   **202**,14 geſehen] geſehn *E*   24 Valentin] folgt an ſie *E*.

II.

Campana.

(S. 207–222.)

1. Handschriften.

H: Von Ludwig selbst geschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 13). Heft in Quart. Titelblatt und 18 beschriebene Seiten. S. 19 zeigt auch noch Paginierung, ist aber wie die übrigen Blätter leergeblieben. Das Titelblatt trägt die Aufschrift: Campana. Darunter mit Bleistift in Ludwigs späteren Schriftzügen die Notiz: Älteſte unter den übriggebliebenen Jugendverſündigungen. Vom Jahre 1828, wo ich in Hildburghauſen auf dem Gymnaſium war. Darunter von Cordelia Ludwigs Hand: 1828 in Hildburghauſen als Gymnaſiaſt geſchrieben. Etwas verschnörkelte und oft abgekürzte Schrift. Korrekturen durchweg mit derselben Tinte von Ludwigs Hand; nur eine Bleistiftkorrektur. Der Anfang zeigt einen Rest einer älteren Fassung.

2. Drucke.

Bisher ungedruckt.

3. Entwürfe

nicht erhalten.

4. Lesarten.

Unserem Texte ist *H* zugrundegelegt, von dem nur in Fragen der Orthographie und Interpunktion abgewichen wurde. Schwierig war die Entscheidung über die Bedeutung mehrfach vorkommender Klammern in *H*. In zwei Fällen (**221**,25; **222**,6) wurden sie weggelassen, da es hier deutlich schien, dass das Eingeklammerte eine ältere Fassung darstellt. In allen anderen Fällen wurden sie beibehalten, obwohl auch hier die Möglichkeit vorhanden ist, dass das in Klammern Eingeschlossene Gestrichenes bedeutet.

209,1 *H* beginnt ohne Überschrift durchstrichen: Zwei Menſchen kamen durch die blühenden Hecken dahergeſchritten. Die Sonne beſchaute ſich und ihr neues Negligée, das der liebende Abend ihr aus Roſenblättern gewoben, im See und ſchien ſich vom eig'nen Bild nicht trennen zu können. Dann folgt erst der Text *H*   1. Tagewerk] zuerst 1. Kapitel *H*   **210**,28 ſteckt] zuerst zieht *H* Sordinen] Sordine *H*   **211**,11 verkehrterweiſe] umgekehrter Weiſe *H*   13 Sie] ſie *H* und sofort   16 dreimal] dahinter Punkt *H*   17 vollendend] vollenden *H* 32 deinige] dahinter zuerst männlich *H* **212**,28 geweſen] dahinter zuerst: wenn auch wirklich das Leben uns gehörig erinnert hat, daß es nur ein Scheinleben war *H* **213**,1 der Strom ſchleift die Geſtade ab] zuerst die Geſtade türmen ſich immer höher *H* 4 klein] zuerst am kleinſten 10 wie eine große] wie große *H* 24 Shakeſpeare] Shakesſpear *H* **214**,14 ſeinen Sprachzahn daran ſchärft] zuerst Sprachen daran lernt *H* **215**,19 der Heimat] zuerst romantiſcher Ahnung *H* 23 eherne Jungfrau] eherne nachträglich eingeschoben *H* **216**,6 emſigen] zuerst meiſten *H* 10 gereinigten] gereinigte *H* 11 unſern] abgekürzt unſ. *H* **217**,14 hätt'] hatt' *H* **218**,14, 15 kann es dramatiſche Muſik geben] zuerst iſt die Muſik epiſch oder lyriſch *H* **219**,15 Morgen] zuerst Hernach *H* 17 hört'] hört *H* **220**,23 durchbebt'] durchbebt *H* **221**,25 Gefühl] dahinter eingeklammert: (Rheinkönig ſagte dem Freunde, nachdem er ihm ernſthaft den Puls gefühlt und mit dem Haupt geſchüttelt, (wie es den Ärzten zuſteht, wobei man nicht weiß, ob dies Schütteln auf den Zuſtand des Kranken oder auf den ſeiner eig'nen Gelehrſamkeit geht) er habe ſeinen geiſtigen Magen verdorben) *H*. Es wurde angenommen, dass diese kaum in den Zusammenhang passende Stelle als gestrichen anzusehen sei. **222**,6 Aber] dahinter eingeklammert (ob er gleich all die Liebe noch hatte) *H*. Als frühere Fassung betrachtet und daher im Text weggelassen. 9 zum Grundton] dazwischen eingeklammert (darum zum dunkeln) *H* 26 ſchuf] zuerst ſchaffte *H*

III.

Aus einem alten Schulmeisterleben.

(S. 223 – 272).

1. Handschriften.

„Das Bruchstück ‚Aus einem alten Schulmeisterleben‘ ist einer unvollendeten Handschrift des Dichters entnommen, die den ersten Teil eines grössern humoristisch-idyllischen Romans darstellt.“ So Adolf Stern in der Einleitung zur ersten Ausgabe des Bruchstücks 1891. Leider ist inzwischen diese Handschrift verloren gegangen und damit die Möglichkeit, aus dem Werke mehr mitzuteilen, als schon von Stern veröffentlicht worden ist. Um 1900 ist die Handschrift noch einmal von Adolf Bartels verglichen worden. Leider wusste sich Bartels nicht mehr zu entsinnen, woher er die Handschrift erhalten hatte, ob aus dem Goethe- und Schiller-Archiv oder durch Adolf Stern. Im Goethe- und Schiller-Archiv war sie nicht zu ermitteln, auch liessen die Verzeichnisse nicht erkennen, dass sie dorthin abgeliefert worden war. Herr Verlagsbuchhändler Ehlers in Dresden konnte als Besitzer des Sternschen Nachlasses nur mitteilen, dass alle Ludwigschen Handschriften, die sich im Sternschen

Nachlasse vorgefunden hatten, an Cordelia Ludwig abgeliefert worden sind. Aber auch in dem von Oskar Walzel an das Goethe- und Schiller-Archiv abgelieferten Nachlasse Cordelia Ludwigs befindet sich die Handschrift nicht.

2. Drucke.

St: Otto Ludwigs Geſammelte Schriften. Zweiter Band. [Herausgegeben von Adolf Stern.] Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891. Band II. S. 477—537.

Stern erlaubt sich hier wieder (vgl. Band I. S. 348, 350) eine Reihe von willkürlichen Abweichungen, die wohl grösstenteils getilgt wurden in

B: Otto Ludwigs Werke in ſechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig. Max Heſſes Verlag [1900] Band III. S. 236—279.

3. Lesarten.

Die Textkritik dieses Werkes war bei dem Fehlen der Handschrift und der geringen Zuverlässigkeit der Drucke vor eine besonders schwierige Aufgabe gestellt. Dazu kommt, dass gerade dieses Werk den Übergang von der ersten zur zweiten Periode der Ludwigschen Dichtung bildet, gewisse Inkonsequenzen also auf den Dichter zurückgeführt werden können. Im allgemeinen wurde *B* als der bessere Text zugrundegelegt, *St* nur in Fällen, wo in *B* Druckfehler vorliegen könnten, berücksichtigt. Bei dem Mangel einer absoluten Sicherheit aber mussten die Varianten von *St* u. *B* vollständig mitgeteilt werden. Neu einzufügen waren durchgehends Ludwigsche Eigentümlichkeiten, die sich in früher wie später Zeit finden, wie Kniee für Knie, knieen für knien, geſchrieen für geſchrien, mehre für mehrere, Hülfe für Hilfe. Die Pluralformen Burſche und Burſchen wechseln auch hier. Die Form heuraten wandelt sich um 1845 in heiraten. Da nun die Entwürfe auch bereits heiraten haben, wurde diese in *St* und *B* durchgeführte Form beibehalten. Eine Sonderstellung nimmt die Behandlung der Ortsnamen ein. Der Dichter hatte nicht die Absicht, den Schauplatz seiner Erzählung zu verschleiern, wie sich auch aus den Entwürfen ergibt. Es war daher die richtige Schreibweise der Ortsnamen einzuführen. Schwieriger war die Entscheidung bei den dialektischen Stellen des Werkes. Es lässt sich nicht übersehen, dass Ludwigs Darstellung des Lautstandes nicht ausreichend ist, ja dass sich Schwankungen und Irrtümer ergeben, die sich dadurch erklären, dass sich Reminiszenzen des heimatlichen fränkisch-thüringischen Dialekts mit der zur Darstellung zu bringenden Meissener Mundart vermengen. Offenbar hat nun Stern dies auch erkannt und seinerseits zu bessern gesucht, was dann von Bartels wieder teilweise nach Ludwig verändert worden ist. Mir schien es nötig, die Ludwigsche Schreibung wiederherzustellen, und ich habe daher bei der Unzuverlässigkeit der Drucke kein Bedenken getragen, bei den Stellen, die auch in den Entwürfen sich finden, die dortige Schreibweise einzuführen.

225,1 Naundorf] Nauendorf und so fort *St B*   3 welches] was *St*   23 Soll 'nen Grüßich ſagen] Soll 'n Gruß üch (euch) ſagen *B* Soll 'n Gruß euch ſagen *St* Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 4   27 ſich] fehlt *St B*   **226**,5 Nimtitz] Nimptzich *St B*. Einen Ort Nimptzich gibt es bei Meissen nicht. Vielleicht liegt Schreibfehler Ludwigs vor, dem der Stadtname Nimptſch in Schlesien durch die Entwürfe zu „Friedrich II“. nahegerückt war. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, dass Ludwig eine dialektische Entstellung des Ortsnamens berücksichtigt hat. 24 kommt] kömmt *St B*. Änderung, da die Form kömmt im folgenden nicht durchgeführt wird. **228**,10 wollen's] wullen's *St B*. Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 6   eberlaihn] eberlaihe *St*   13 racht] recht *St B*. Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 7   18 ſo] fehlt *St B*   29 Cyriak] Cyriar und so fort *St*   **230**,10 dem] den *St B*   11 die Roſemarie] die fehlt *St B*   **231**,17 getan] dahinter hatte *St*   Grabebitter] dahinter hatte *St*   **234**,21 Geſchichte Umſtände] Umſtände Geſchichte *St B*   28 gefunden] gefunden hätten *St*   **235**,8 ſollt'] ſollte *St*   **236**,3 wiſſe] wußte *St*   5 wolle] wollte *St*   15 Rittergute] Rittergut *St*   **237**,6 mehre] mehrere *St B*   9 welche] die *St*   12 welches] das *St*   33 jenem] jenen *St B*   **238**,18 jede] fehlt *St*   25 welcher] der *St*   26 Gerüſten] Geräten *St*   32 welchen] die *St*   **239**,2 beſſere] beßre *St*   19, 20 wenn wir bei ſeinem Herrn angeſehen ſein wollten] fehlt *B*   23 anderer] andrer *St*   **240**,26, 27 uns und den] wir und der *St*   **241**,29 des Gepferts ſeinem] dem Gepfert ſeinem *St*   **242**,8 das] der *St*   **243**,1 Wie] fehlt *St*   9 ſehr quälte] fehlt *St B*   19 beide] beiden *St B*   27 wiſſe] wüßte *St*   29 letzte] fehlt *St B*   **244**,23 ſich daſſelbe] ſichs *St*   29, 30 meinen Gedanken ungeſtörter bei mir nachhängen zu können] meine Gedanken ungeſtörter bei mir machen zu können *St*   **245**,22 haben] habe *St*   25 bewege] bewegte *St*   29 ſei] wäre *St*   **246**,12 ausgeſchrieen] ausgeſchrieben *B*   **247**,30 habe] hätte *St*   31 geſchrieen] geſchrien *St*   **248**,33 welcher] der *St*   **249**,16 welches] das *St*   **250**,10 denſelben] ihnen *St*   11, 12 wenn wir gleich . . . uns erzeigten] wenn wir uns gleich . . . erzeigten *St*   13 Hauſe] dahinter wäre *St*   möge] möchte *St*   14 laſſen] laſſe *St*   **251**,22 lehnt'] lehnte *St*   23 und ſtiegen wir nun, der . . . hinauf] und ſtiegen wir nun hinauf, der . . . *St*   **252**,13 Ehr' und Preis] Preis und Ehr' *St B*. Änderung nach Entwurf S. 330 Z. 5. Der Dichter vermischt den Anfang des Kirchenliedes Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gut mit dem Anfange der 3. Strophe des Liedes Nun danket alle Gott: Lob, Ehr' und Preis ſei Gott. 24 großen] große *St*   **254**,1 würd'] würde *St*   18 ausgeſtandenen] ausgeſtandnen *St*   33 denen die hintern Knöpfe auf dem Steiße ſaßen] fehlt *St*   34 Karſchetten] Korſchetten *St B*. Änderung nach Entwurf S. 334 Z. 1   **255**,12 Burſchen] Burſche *St*   22 Bauernhochzeit] Bauerhochzeit *B St* Änderung nach Entwurf S. 330 Z. 3   28 ſagt'] ſagte *St*   29 habe] hätte *St*   **256**,1 wolle] ſollte *St*   **258**,2 ihn] ihm *St*   3 ſei] wäre *St*   21 geladen] dahinter war *St*

27 bräuchlich] gebräuchlich *B* Die in *St* belegte Form die bei Ludwig übliche. 29 welches] das *St* 31 mir] mär *St B* Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 35 32 Haalt euch nur] Hahlt äch när *St B* Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 34, 35 259,15 ſchrieen] ſchrien *St B* 16 ſchrieen] ſchrien *St* 26 vorausgehen] vorausgehn *St* 260,14 geſchrieen] geſchrien *St* 29 welches] das *St* 261,1 geſchrieen] geſchrien *St B* 262,8 Stolle] Stollen *St B*. Änderung nach Entwurf S. 332 Z. 10 263,29 darin] darum *B* 264,22 Sache] Sprache *B* 24 hatt'] hatte *St B* 265,12 hatte] hätte *St* 266,3 geſchrieen] geſchrien *St B* 7 gewacht] dahinter hätte *St* 19 abgedrückt] dahinter hat *St* 24 Melodieen] Melodien *St B* 271,21 welches] das *St*.

4. Konzept einer Einleitung.

H: Heft in Oktav in braun-marmoriertem Pappumschlag, nach Heydrichs Signatur „Nr. 11“. In den Händen des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden. Enthält auf Bl. 11*b*—12*b* den arg durcheinandergeschriebenen Entwurf zu einer Vorrede zum „Mittelstück“, offenbar also zu dem ausgeführten Teil. Da es bei dem Fehlen einer Handschrift unsicher ist, ob diese Vorrede aufgenommen wurde, ist auf einen Abdruck im Text verzichtet worden. Sie möge daher hier ihren Platz finden.

Vorerinnerung zum zweiten Buch.

Brief des Vetter Jakob an den Emeritus, Herrn Kantor Klaus.

Hier überſend' ich Ihnen, Herr Vetter, das erſte Buch des Mittelſtückes, wie ich das Fragment Ihrer Biographie, welches Sie mir erlaubten, der Öffentlichkeit zu übergeben, benannt habe. (Was übrigens das „Vom Vetter Jakob“ auf dem Titel betrifft, wird mancher unter unſern — Halten Sie mich nicht für ſo hochmütig, Herr Vetter, und mein Wir für das majeſtätiſche Wir, womit unſere Romanſchreiber und Kritiker ſich ſelbſt als geiſtige Könige ausrufen; ich meine: unter unſern, d. h. meines Herrn Vetters und meinen Leſern — ja, ſo wird, mein' ich, mancher unter unſern Leſern meinen: „Der Vetter Jakob? Warum will der Autor nicht unter ſeinem eigenen Namen ſchreiben? Hat er keinen Namen?“ Und damit, Herr Vetter, hat er's nun auch wirklich getroffen.) Was dieſe Abteilung des Fragmentes in Bücher aber betrifft, hat mir, wie ich geſtehen muß, meine Ungeſchicklichkeit abgenötigt. Bis hierher nämlich ſtand mir Ihr Erinnerungsbuch helfend zur Seite, worin Sie begonnen haben, Ihr Leben ſelbſt aufzuzeichnen, und welches Sie mir ſo bereitwillig und vertrauensvoll geliehen. Und dieſem Umſtande dankt' ich es, wenn es mir überhaupt gelungen iſt, indem ich dem Leſer Ihre Perſönlichkeit zum Teil in Ihren eigenen Ausdrücken ſo nahe als möglich vor das Auge brachte, deſſen Aufmerkſamkeit, vielleicht ſogar ſein Intereſſe zu erregen.

Nun geht mir aber dieſe Quelle aus, und noch überdies kann ich mich vieler, ſogar Hauptumſtände Ihrer Geſchichte, die Sie mir vor zehn Jahren zum letztenmal erzählt, nur mühſam noch erinnern.

Ich ſehe mich deshalb gänzlich außer Stand geſetzt, das Werk begonnenermaßen fortzuſetzen, und darum genötigt, meinen Herrn Vetter darin vom glorioſen Ich auf das beſcheidene „Klaus“ oder „mein Herr Vetter“ und das noch beſcheidenere bloße „Er“ zu reduzieren. Nie, Herr Vetter, kam mir Ihre Unähnlichkeit mit Julius Cäſar beſſer zu ſtatten, der lieber die erſte Perſon in jenem kleinen Flecken als die zweite im allmächtigen Rom ſein wollte. Dem hätte Vetter Jakob mit der dritten Perſon kommen dürfen! Ihnen darf ich! Kann ich mich doch erinnern, daß Sie mehr als einmal beim Solo und dergleichen ſogar die vierte Perſon oder den ſogenannten vierten Mann abzugeben nicht für erniedrigend hielten. Doch verſprech' ich auf meine blutjunge Autorehre, alles zu tun, was in meinen Kräften ſteht, die dadurch dem Intereſſe des Leſers zugehenden Nachteile durch größere Vorteile aufzuwiegen.

Die folgenden Kapitel werd' ich Ihnen ſenden, ſowie ſie fertig ſind; der Drucker iſt ſchon avertiert, zu ſeiner Zeit das Ganze bei Ihnen in Empfang zu nehmen.

Empfehlen Sie mich beſtens meiner werten Frau Baſe, Ihrer Frau Gemahlin. Und indem ich herzlichſt wünſche, Ihre Feiertagskuchen möchten wohl geraten ſein, ſchreib' ich mich

Ihr ergebener

5. Entwürfe.

Die Anordnung derselben ist nach Möglichkeit chronologisch.

Ha, *Hb*, *Hc*, *Hd*: Heft in Hochoktav in rotbraun-marmoriertem Pappumschlag, betitelt: Notizen. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 15). Enthält *Ha* auf Bl. 20*b*–21*b*. Vom Anfange bis S. 329 Z. 11 als erledigt gestrichen. – *Hb* auf Bl. 21*b*. – *Hc* auf Bl. 23*b*–25*b*. Grösstenteils von Erich Schmidt in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1909. I. Halbband S. 235–238 veröffentlicht. – *Hd* auf Bl. 42.

He und *Hf*: Heft in Oktav in grauem Pappumschlag, von beiden Enden zu verschiedenen Zeiten beschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 12). Enthält *He* auf S. 185 (innerer Umschlag des Heftes) *Hf* auf S. 175–184.

Hg und *Hi*: Heft in Oktav in braun-marmoriertem Pappumschlag, nach Heydrichs Signatur „Nr. 11“. In den Händen des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden (vgl. *h*). Enthält *Hg* auf Bl.

34–40*b*. Vor dem Beginn von *Hg* ist ein Blatt herausgerissen, so dass vermutlich der Anfang von *Hg* fehlt. – *Hi* auf Bl. 67–58*b*.

Hk: Heft in Oktav ohne Umschlag, grünliches Papier. Auf dem Titelblatt: Braut- und Prüfungsfahrt. / Ein altes Stück Schulmeiſterleben. 11 beschriebene Seiten. Goethe- und Schiller-Archiv (I9 Heft 1). Offenbar nach 1846 entstanden.

Hl: Heft in Oktav in grauem Pappumschlag. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 12) (vgl. *He* und *Hf*). Enthält: *Hl* auf S. 124. 125. Erheblich später als *He* und *Hf*.

Hm: Heft in Quart ohne Umschlag; graublaues Papier. Auf dem Titelblatt: Ein [dahinter gestrichen: Stück] altes Schulmeiſterleben. [Darunter gestrichen: Vierter Akt.] Goethe- und Schiller-Archiv (I9 Heft 2). 17 beschriebene Seiten. Entstanden Ende der vierziger oder Anfang der fünfziger Jahre.

Hn: Heft in Quart ohne Umschlag; weissgraues Papier. Auf dem Titelblatt: Claus und Caſſius, oder wie es ſonſt heißen mag. Goethe- und Schiller-Archiv (I9 Heft 3). 33 beschriebene Seiten. Entstanden nach 1855.

Ho: Heft in Grossquart in schwarzem Einband, betitelt: Romanſtudien. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 7). Enthält *Ho* auf S. 95.

Ausserdem scheinen eine Anzahl Hefte mit Entwürfen verloren gegangen zu sein. Denn Stern erwähnt einige Hefte, deren Titel sich nicht mehr nachweisen lassen: „Braut- und Prüfungsjahre einer ehrlichen Seele. Ein Mittelſtück aus einem alten Schulmeiſterleben“; „Die Brautfahrt. Aus dem Tagebuche eines emeritierten Schulmeiſters“; „Schulmeiſters Leid und Freud. Ein halbes Jahr aus einem alten Schulmeiſterleben.“

[*Ha.*]

I. II. III. IV. Kapitel. Klaus aus Meißen, 19 Jahr alt, Schullehrer in Garſebach. Aufwärterin, 12 gr. wöchentlich, ſchickt er wegen Liederlichkeit fort. Magiſter Kluges Afrapaſtors Frau: Magd halten bedenklich, er ſoll heuraten. Ob er eine wiſſe? Jawohl. Nimmt Urlaub, das Mädchen zu holen. Die iſt Superintendentenköchin. Er zu ihrem Herrn (mit Klajus, der zurückbleibt). V. Sie ſelbſt muß Claus melden, aber jenen (Klajus) nicht mit; der hat nichts bei ihm zu tun. Superintendent verwundert, daß er ſie heute gleich mitnehmen will; er ſoll nur für eine andere ſorgen. Zur Köchin: Ich habe mit Ihrem Herrn geredet; ich nehme Sie heute noch mit, aber für Herrn Superintendenten müſſen wir eine andere ſchaffen. Da gibt's genug. Gut; ſchaffe Sie eine, und komme Sie mit Ihren Siebenſachen in den Adler in der PP-ſtraße. Da logier' ich. (Aber heißt Sie denn wirklich nicht Veronika? Jungfrau Veronika? .... Ich heiße nicht Veronika. Er fühlt, daß er ſie nun gar nicht mehr ſo lieb hat, als da er glaubte, ſie heiße Veronika.) Die kommt. Wirtin: Kennen Sie denn die? Sie ſcheinen ein ſolider Menſch zu ſein. Ein Kanonier hat ſie bereits angegeben, iſt überdies in ganz Freiberg bekannt. Aber der Superintendent? Iſt froh, daß er ſie los iſt. Jetzt ſieht er ihren Umfang in anderm Lichte. Kalb mit der Kuh geht nicht. (Will ſcharfe Reden geben, aber ſie dauert ihn.) Sie wird blutrot und geht. Clagus hat viel im Billard verſpielt, beide haben gehörig getrunken; Klarus wundert ſich, wie er ihn aus der Billardſtube kommen läßt, daß der anſtatt noch 10 rt. nur noch 9 Pfg. von ſeinen Talern hat. Geht vom Billard aus der noch nicht geendigten, aber verlorenen Trois-tour durch. VI. Vorſchlag: Über Herzogswalde bei Schullehrers, wo ich gelernt, Kaffee, in B—ſtein Mittag, in Burkhardswalde Nachmittagskaffee, dann kommen wir nach Taubenheim, wo du bekannt biſt pp. pp. Freilich ein großer Umweg, aber Not pp. Ich war's zufrieden. In Taubenheim war ich jeden Sonntag mit einigen meiner Bauern, meine Geige unterm Rock, ſingend pp. wohlgekannt und wohlgelitten und willkommen. In Burkhardswalde fragt der Schullehrer: warum er ſo martialiſch ausſehe? Habe mir eine Frau holen wollen, die ich höchſt nötig brauche, und ſo iſt mir's gangen, (ich darf nicht meiner Frau Paſtorin vor Augen kommen.) Ei, Herr Kollege, betrübet Euch darüber nicht, Mädchen gibt's nicht nur eine Hand voll, ſondern ein Land voll. Ich ſelbſt hab' ihrer zwo, beide reif zum heiligen Eheſtande. (Ich kenn' auch Euch gar wohl, Ihr habt ein Schulhaus mit zwei Stuben oben und unten pp. Und einen Schweineſtall daneben, ſetzt' ich hinzu.) Es gilt einmal Anſehn; Anſehn iſt noch kein Handel. Ruft die jüngere. Dieſe war ein Zicklein, zart und dünnleibig, gefiel mir nicht. Ruft die ältere; war ein ſchön Menſche, lang von Leibe und ſtark in Bruſt und Kreuz und auch ſonſt von freundlich-gelaſſenen Manieren, wie Weiber ſein ſollen und fürnehmlich eines Schulmeiſters Weib. (Sie heißt Veronika, iſt geſchickt in der Geographie, Orthographie, Kalligraphie und Arithmetik; dazu kann ſie Clavecin- und Orgelſpielen und Schulehalten nach der Schwierigkeit, ſie nieſt: salus! gratias! Klaus ſagt: salus, ſie: gratias; das war das erſte Wort pp. außen, wo er Gelegenheit gemacht hatte; er iſt nun beſtimmt.) Wie ſie wieder hinaus, fragt' er mich. Ja aber, ich müßte ſie heute gleich mitkriegen; bin ſo ſchon einen Tag über meinen Urlaub aus. Nun wir wollen ſie fragen wie Laban, da Elieſar für Iſaak freite: fraget das Mägdlein, ob ſie mit ihm ziehen will. Wieder hereingerufen, betrachtet ihn ſittig (er war galant und ſchwarz angetan): Ach ja, er gefällt mir ſchon, und Ihr wißt, daß ich in allen

Dingen Euch gehorche. Nun ſo packe einſtweilen zwei Kleider und Wäſche ein, daß du noch zur Stunde mit ihm ziehen kannſt; was das Übrige betrifft, ſo weiß ich, wo ihr zu finden ſeid. Sie geht gehorſam, nachdem ſie vielleicht erſt ein Examen glorios beſtanden pp. (Das lateiniſche Vaterunſer hergeſagt?) Das konnt' ich nun ſelber nicht und bekam ordentlich Reſpekt vor meiner Braut. (Wir müſſen jede Schickung für Glück halten, und ſie wird dazu, wenn wir ſie zu unſerer Beſſerung anwenden.) Nehmen endlich Abſchied. Mädchen fragt den Vater: Aber wo geht denn nun der Weg zu? Der da wird dich ſchon führen, wohin du ſollſt; geh' mit Gott, mein Kind, und hab' ihn immerdar vor Augen, wie du bis jetzt getan. Und ſie folgt ihm mit ihrem Tragekorb voll Kleider und Wäſche, auch einer Wurſt pp., gottergeben nach. Kommen nach Taubenheim in die Schenke. Ich habe nur noch 9 Pfg., aber ich komme Sonntags wieder her; gebt uns eine Flaſche Wein vom beſten für 6 ggr. Gute Wege, ſagt der Wirt, und ſchickt ſogleich zu den Bauern in die Umgebung. Der Garſebacher Schulmeiſter ſei da. Die kommen alle. (Ach das iſt der Schulmeiſter, der allemal ſo mit dem ganzen Leibe rudert und ſchlenkert, wenn er geigt.) (Da kam der dicke Friede Gebiſch, da kam pp.) Ein vazierender Schulmeiſter, den ſie unterwegs aufgeſackt und der den Klaus freihält, ſingt, wie ſie fröhlich werden, Motetten, ſingt einen halbwegen Diskant durch die Fiſtel, Klavus war Präfekt vom Meißener Chor und hatte einen feinen Tenor; ich ließ meine ſtarke Baßſtimme dreinklingen, ſo ſungen wir Weiskeſche und Homiliſche Quartette, daß es eine Luſt war; (fehlt der Diskant. Schadet nichts. Gemeindevorſtand tanzt mit ſeiner Braut, ich hatte Freude über ihr wohlgetanes Bein und ihren feinen Fuß.) Die Bauern aber horchten, und einige, die das Weibsvolk aus dem Schlafe geweckt, tanzten in der andern Stube darein. Starke, der Wirt, aber ging ohne mein Wiſſen um, ſammelte ein und bezahlte mir 1 rt. 18 ggr. und die Zeche ſchenkt' er mir noch überdies. Nach Mitternacht gingen wir weiter; ich war ein glücklicher Menſch; erſt noch 9 Pfg. und nun auf einmal 1 rt. 18 ggr. und ein Weib dazu. VIII. Bei Polenz Abſchied von Clavus. Kommen nach Hauſe. Er weiſt ſie in ſein Bett. Wo aber will denn Er ſchlafen? Es iſt ja noch Platz im Bette. (Sie hatte noch kein Arg und wußte nicht, wozu zweierlei Leute auf der Welt.) Ihr könnet Euch dann nicht gut ausruhn. Habe mit einer Schweſter in einem Bett geſchlafen, was noch ſchmaler. Über dem Geſpräch ſchläft ſie ein (ein Weſen voll Unſchuld). Er ſieht nun erſt, wie hübſch ſie iſt; er geht ganz glücklich in die untere Stube und legt ſich, vom Mantel gedeckt, auf die Schultafel. Frühſtens ein Klopfen. Schon die Schulkinder? Macht auf und führt ſeinen Schwiegervater und Schwiegermutter herein. Sie ſehen ſein Lager. Wo denn meine Tochter? Oben in meinem Bett. (Das iſt mir recht, denn ich muß ſie doch wieder mit nach Hauſe nehmen. Mit Eurer Stelle iſt ja nichts. Der, den ich da draußen bei mir habe pp. Sprecht mir aber nicht wieder mit ihr. Setzt ihr nichts in den Kopf. Oder der Alte findet nichts Sonderbares darin, vielleicht aber der Schulrat. IX.

Rückgang der Verlobung, da die Stelle. Gram. X. Reiſe nach PP. Probe. Glückliches Ende.

Claus mit noch 4 Muſikanten auf einer Bauernhochzeit. Früh 5 Ständchen in mehreren Dörfern, wo Gäſte, zu machen. Kommen nicht weiter als zum Brautvater. Müſſen auf der Scheunenfirſte muſizieren. Lob, Ehr' und Preis dem höchſten Gut pp. Dann: Du biſt der beſte Bruder auch nicht pp. Wie ſie herab und weiter wollen, die hohe Leiter abgezogen. Einſchneiden durchs Stroh wegen Höhe ebenſo gefährlich (kalt, einen Tag vor dem Advent), müſſen bleiben, bis 10 Uhr die Gäſte zum Frühſtück kommen. Wo die Muſik geblieben? Die hab' ich gefangen. Handſpritzen. Die Jauchengrube gleich dabei. Ganz naß. Endlich herabgelaſſen, wollen ſie fort. Nun werden ihnen nolentibus volentibus die Röcke ausgezogen und getrocknet. Eine Auflage 10 u. 20 kr., wie damals gewöhnlich kurſierte, macht's wieder gut, und die Hochzeit wird nun nur um ſo luſtiger.

Der einzige Rechnenſchüler, der's endlich bis zu dem Turm vom Diviſionsexempel über ſich bringt, deſſen geprügeltes Beiſpiel alle andern vom Rechnenlernen als einem gefährlichen Unternehmen abhält.

Weiber, die das halbe Jahr nach dem Tode ihrer Männer noch Schule halten. —

Schulgeld wöchentlich ein Sechſer, winterlich für Holz ein Dreier mehr.

Ein Versmacher, der jedem Vers ein klein bißchen Proſa anhängt, welches wie er ſagt, heraushängt, da es nicht hineingegangen iſt, wie es ſein ſolle.

[*IIb.*]

Naturſchilderungen. Meißen. Garſebach damals — noch ſchlechtere Wege als jetzt. (Das macht, es gab einen ſolchen Amtshauptmann, den die Wege nichts kümmerten, wie's ihrer jetzt noch gibt, ſondern es war noch gar keiner? Hannſenfriede pp.) Seine Jungen naive Figuren. Wie der Vazierende kommt, erkennt er ihn ſchon von weitem für einen Schulmeiſter, woran? Aber wie er Schulmeiſter geworden? Wie es damals mit der Schulmeiſterei beſchaffen geweſen. Hat er ſich etabliert wie ein Schneider? Wie war's mit dem Chore? Sein Faktotum, ſeit er den Aufwärter verjagt, ein Junge mit zerriſſenen Hoſen, ein Original. Das Kuhrein. Freibergſcher Superintendent eine gravitätiſche Figur. Wo Claus als Schulmeiſter gelernt. Freund Klagus ein Weltmann und Praktikus. Sehen ſie vielleicht ſeine Braut erſt, wie ſie einem Knaben, der auf ihre Klage geſtraft worden, ein Butterbrot gibt? Barthels-Oskar: ich möchte nur wiſſen, wer das …

[*IIc.*]

I. Nauenhofer Hochzeit.

3. [aus 1]. Einige, 3 oder 4 Tage vorher Quarkhuchzt. Gäſte ſchicken ihren Teil zu den Kuchen, als Milch, Quark, Butter, Eier, Käſe, und werden bewirtet mit Bier, Schnaps, Kaffee und Kuchen.

1. Hochzeitbitter reitet geſchmückt mit rotſeidenen Bändern (dreieckigem Hut) und ebenſo geſchmücktem Pferd (am Kopf und Schwanz) herum, ſteigt ab und lädt. Wird gut aufgenommen. Mann überläßt's der Frau und umgekehrt, wenn er ſagt: Ich ſoll 'nen Grüſſich ſagen von N. und Ns. (Brauteltern), und ſie ließen zur Huchzt ihrer Tochter E = [?] bitten, die in 14 Tagen gehalten werden ſollte. Gaſtpaar: Na, mer wollen's uns eberlaihn. Hochzeitbitter: Na, da eberlaiht's euch racht. Ich kumm' uf'n Sunntich weär und frahe weär nach. Reitet weiter.

8 Tage vor der Hochzeit (die mitten in der Woche) kommt er wieder und erfährt, ob ſie kommen.

Bei den Burſchen fragt er, was ſie für Jungfern wollen (die dann auch geladen werden). Burſche holen die Mädel am Huchztstag in das Brauthaus ab. Hochzeitgäſte begrüßen ſich und werden vom Huchztbitter empfangen, der die Honneurs macht (auch vom Huchztvater).

Zug in die Kirche Nachmittags 2 Uhr. 1. Muſik. (Zinken! Männer und Inſtrumente mit roten Bändern geputzt.) 2. Huchztbitter. 3. Brautführer (ſchwarz, roſa Schleife im Knopfloch) mit der Braut (Zöpfe ſpiralförmig am Hinterkopf herumgelegt, und grünes Band mit hinten herabhängenden Schleifen und langen Enden, von einem kleinen, [darüber: taler] grünen Kränzlein mit Flittern in Pyramidenformen gekrönt.) Kleid von ſchwarzem Berkan mit Spitzen am Halsausſchnitt beſetzt. Bunten Latz mit Silber- oder Goldtreſſen geſchnürt.

4. Bräutigam ſchwarz, am oberen Knopfloch eine grüne Schleife. Züchtjungfer bunt, ähnliches, aber buntes Kränzlein und buntes Band um den Kopf, auch Schleifen hinten herab. Dies heißt das Umgebinge, dies hatten nur die vom Stand, die anderen Karnetten vide 25 unten. [Hinweis auf S. 334 Z. 1.]

5. Burſche und Mädchen paarweiſe, ohne Kränzchen mit buntem Umgebinge. Burſche mit langen, breiten, bunten Bändern am Knopfloch. Dreieckige Hüte.

6. Bejahrtern auch paarweiſe, Männer mit kurzen gelben Lederhoſen und großen Stiefeln, langen Röcken, Dreimaſtern, langen Weſten; Frauen mit Barthauben, mit breiten ſchwarzen Schleifen hinten und vorn und bunten Fleckchen, ſchwarzem Rock, dunkelſeidenen Jäckchen, langen Schürzen (hinten zuſammengehend, länger als der Rock).

Kuchenwerfen links und rechts (über die Bruſt hinweggeworfene kleine Stückchen), vom Hochzeithaus an bis an die Kirche, von Brautvater pp. Gäſten pp. außer den zwei Brautpaaren. Auch heimlich zuſtecken, mit dem Haalt euch nur recht ran bevorredet und mit Kinnt mir o ä Stückchen Kuchen zuwarfen pp. Wer ſich recht ſehen laſſen will, läßt ſich vier Groſchen wechſeln. Bräutigam wirft auch Geld. Rapſen und Spektakel.

In der Kirche teilen ſich Männer und Weiber. Brautführer nimmt den Bräutigam mit zu den Männern, Züchtjungfer die Braut mit in den Frauenſtand.

Ein Lied geſungen und geblaſen; Rede. Dann führen Brautführer und Züchtjungfer das Brautpaar zuſammen und begleiten's bis zum Altar, worauf ſie einige Schritte zur Seite treten. Niederknieen und Hand geben (Ringe geben noch nicht Mode). Einſegnen.

Huchztbitter tritt vor, geht um's Altar, ihm folgen die jungen Eheleute, dann Brautführer und Züchtjungfer, ihnen ſchließen ſich die Paare an; dann teilen ſich die Geſchlechter wieder, um ſich in ihre Stände zu begeben. Ein Lied geſungen und geblaſen. Dann

Zug aus der Kirche, wieder hinein, nur daß nun Bräutigam und Braut zuſammengehn.

Zu Hauſe Gratulation. Finden Kuchen (Stolle, Bebe, Sternkuchen, Napfkuchen) und Kaffee ſchon aufgetragen. Junge Paar obenan, nebenan nach dem Geſchlecht die älteſten Paten, dann die andern Paten nach dem Alter, dann wahrſcheinlich Pfarrer und Schulmeiſter, Züchtjungfer und Brautführer, dann andere Gäſte in Geſchlechter getrennt. Hochzeitbitter (?)

Unterhaltung dabei.

Zwei Stunden darauf Tafel.

1. Bierſuppe mit kleinen Roſinen.

2. Rindfleiſch und Reis mit großen Roſinen.

3. Karpfen und Krautſalat. Alte Hühner mit Kompot, Sauerkraut, Preißelbeeren, Pflaumen und Mus.

4. Braten, Kalbs-, Schweine-, Schöpſen-.

Dabei Wein.

Der Schulmeiſter ſchneidet vor und gibt Suppe herum. Sich und dem Paſtor wie gewöhnlich das Beſte, worüber Streit, lautes Lachen und Raiſonnieren über der Geiſtlichkeit und ihres Hinterviertels Habigkeit (Habſucht), was die kauend und behaglich ignorieren.

Deſſert. Butterlämmchen mit rotſeidenen Halsbändern.

Mit dem Brautpaar nach der Reihe angeſtoßen und toaſtiert. Tafelmuſik. Tuſche.

Ziemlich zum Ende der Tafel geht die ſchwarze ſamtene oder ſeidene Haube, hinten rund, vorn mit langer Schneppe und breiten Schleifen zu binden durch der Weiber Hände bis zur älteſten Pate, die ſo unvermerkt als möglich das Kränzlein (alte wackelnde Pate ſchüttelt einen Baum) herabnimmt und die Haube aufſetzt, was die Braut nie bemerkt, obgleich ſie gewöhnlich rot wird. Pate neben dem jungen Mann ſetzt dieſem ebenſo eine Zipfelmütze auf. (Fällt in das Sauerkraut pp.)

Zug von der Muſik in der alten Ordnung in die Schenke geführt. „Brautvolk". „Huchztvolk". Brautpaar und Gäſte. Alte Weiber verſchenken winkend noch Stückchen Kuchen an Bekannte.

Verkleidungen.

Vortanz des Brautpaars, Brautreihen, Späße.

Bis früh getanzt.

Zug mit Muſik wieder zurück ins Hochzeithaus.

Beim Rückzug in die Schenke geht der Hannoveraner verloren, wo überhaupt Muſik und Gäſte bunt durcheinander. Klarinettiſt bleibt liegen, fingert an ſeinem Inſtrumente herum. Waſſer in dem Fagott.

Kaffee im Brauthaus mit Bebe pp.

Gäſte entfernen ſich nach ihren Schlafſtätten für einige Stunden.

Anders ankleiden. Mittag kommen ſie ins Hochzeithaus wiederum.

Dasſelbe Eſſen wie geſtern.

Immer, den ganzen Tag, gegeſſen und getrunken, geſungen und geſpielt.

Teller herum mehrmals mit grünem Kranze darauf für die Köchinnen. (12 Pf. 2 Gr.) mit dem Scheuerwiſch (Strohkranz) für die Scheuermädchen (6 Pf. 3 Gr.) Armenkaſſe.

Vor dem abermaligen In-die-Schenke-ziehn: Schenken. Lange Tafel mit weißem Tuch. Wie ſie geſetzt, kommen ſie; Braut und Bräutigam ſitzen oben beim zuſammengeſchlagenen Tuch, darein das Geld, älteſte Pate und Patin ſetzen ſich auch. Junges Paar dankt mit bloßem Handreichen über den Tiſch.

In die Schenke gezogen.

So dauert das Ding in gleichmäßiger Wiederholung bis auf den jedesmal gewechſelten Anfang 3, 4 Tage fort.

Am Ende teilt der Schulmeiſter das Übriggebliebene für die Gäſte, die es mitbekommen. Abermalige Bevorteilung der Geiſtlichkeit und Raiſonnieren bei Tiſche, worüber Klaus ſein Leidweſen äußert. Werden bis ein Stück vor das Dorf mit Muſik begleitet. Nochmaliger Glückwunſch und Abſchied.

Meiningiſche Beamte leſen die wunderſame Einladung zu jener Hochzeit. Luſtiger Empfang. Nachricht, daß die Braut ſich gehängt habe, kommt ihnen überraſchend nach. Weil aber einmal das Zeug alles geſchlachtet iſt und umkommen könnte, wird die Hochzeit fortgefeiert. (Während der Hochzeit kann ſich das Paar nun wenigſtens ſprechen. Auszügler iſt's aus Feindſchaft geworden (oder Frau, eine Art Heſſen, die ein Beamter zwingt für einen andern, deſſen Sache vorzunehmen. Hat er ſie einmal ausgeſchlagen? Oder ihre Eitelkeit beleidigt oder ihr einen Schatz abtrünnig gemacht, dem er einen Naturfehler von ihr geſteckt hat (ein Mal oder dergleichen oder weiße Leber), den er als früherer Galan wußte. Sie hat keine Rache merken laſſen, bis er in die Schlinge gegangen und ſie als Auszüglerin da hat. Geht er mit böſen Dingen um, will ſie umbringen, oder dergleichen, wohinter ſie kommt und mit Verrat und Anzeige droht. Oder hat ſie heraus, daß er irgend womit in eine ſchlimme Geſchichte geſteckt.) (Ach, ihr Mädchen, ich kann ihn nicht leiden pp.) Dann das: So mag er auch dem Teufel in den A. fahren. Pariſer Dorfzeitung. Konfuſe Politik pp. langſam reden pp. Vielleicht zu dem Auszügler. Der Auszügler bringt ihn am Ende dazu nachzugeben, indem er einen bedeutenden Verluſt an Geld und Gut droht.

Zu Fol. 23 ab. [Hinweis auf S. 331 Z. 24] Alte Frauen haben Karſchetten mit langen Schößen entweder von Kalmank (ſchwarz oder dunkelbraun) Kamelott, türkiſch Kattun (rot, gelb und ſchwarz) oder Berkan, ins Lila ſchimmernd, daran breite Kragen mit Freſſur (Garnitur vom ſelben Zeug), breite Samtkrauſe um den Hals mit Spitzen beſetzt. Röcke kurz und weit, rundum in Falten; vom ſelben Zeug. Schürze länger als der Rock, weiß oder bunt, beides bunt geſtickt, hinten übereinander. Haube – Bärmützen von Muffzeug (Pelz wie Koſakenmützen), darunter ſchwarzſeidne oder ſamtene Hauben mit langer Schneppe bis faſt auf die Naſe, breiten Schleiſen und Enden bis in die Taille. Schuhe mit hohem Abſatz, vornehme von ſchwarzem Samt, weiß geſtickt, gewöhnliche von Leder.

Karnetten (Cornetten), goldgeſtickte Fleckchen, Schleiſen mit langen Enden, entweder ſchwarz oder weiß. Die vornehmen Mädchen hatten bunte Umgebinge, breite Samtkrauſen mit Spitzen beſetzt.

Gebäcke. Noch: Napfkuchen, Manſchkuchen, Käſekuchen, Eierſcheckkuchen, Pappkuchen, Grieskuchen. Kompotts zu Gänſe-, Enten-, Rinder- pp. braten, rote Rüben, Stangennüßchen, Rapuntika.

Huchztbitter und Vater machen die Honneurs, ſchenken Kaffee ein, nötigen.

Ständchen jeden Tag 5 Uhr früh vorm Huchzthaus. Dann am erſten Tage vor den Häuſern der Gäſte im Dorf.

Alle Abende wird das Eſſen, was für den Tag beſtimmt war, durch den Schulmeiſter geteilt und ſein Teil vor jeden Gaſt hingeſtellt.

Tänze. Pol'ſch. Menuett. Steiriſch. Länderſch. Zweitritt. Schottiſch. Großvatertanz. Klatſchtanz. Dreher. Koſakentanz. Hupper. Kreuzſprung. Der alte PP. der Primeur.

Namen: Roſemarie. Annaroſe. (Hanneruhſe.) Suſſe. Handore. Maredore. Gotthelf. Chriſtjahns. Chriſtuph. Hansgärge. Anneliſe. Marliſe.

Schulmeiſtertracht. Schuh mit Schnallen. Kurze ſchwarzmancheſterne Hoſen. Lange Weſte mit einer Reihe großer blanker Knöpfe, weiß Halstuch, langer ſchwarzer Frack. Dreieckiger Hut. Weiße und auch blaue Strümpfe.

[*Hd.*]

Zum Claus.

Er entrinnt der Reiſe um ſo lieber, als er dabei ſeinem Steckenpferd, der Aufklärung, frönen kann. Er iſt gegen alle Poeſie, gegen die er ſchimpft, wiewohl er ſelbſt in ſeiner Art poetiſch iſt. Deshalb kränkt ihn an Clavus die Phantaſie mit dem alten Fritz ſo ſehr.

Geſpräche über Aufklärung und Feindſchaft der Poeten, die ſie erſchweren.

Aber womit ſoll die Aufklärung aufhören? So glaubt man doch lieber gleich an gar nichts mehr.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Bis zur Begeiſterung gegen die Begeiſterung; aber Wunderglauben mit der Aufklärung getrieben.

Einer, der die Feindſchaft gegen die Religion bis zur Religion treibt.

[*He.*]

Die geringe Achtung der Schulmeiſter damals; übermütige Behandlung derſelben durch Geiſtliche pp. Er pp.

Alle phantaſtiſche Anwandlung iſt ihm Aberglauben, und Aberglauben iſt ihm die tiefſte Erniedrigung der menſchlichen Natur. Daher ſein Kummer bei Clavus Anwandlungen. Nachts fürchten ſie ſich, bei Tage, ſind ſie auf dem Zeug.

[*Hf.*]

NB. Die beiden Freunde müßten Streber ſein, Repräſentanten der neuern Zeit; die komiſchen Abenteuer pp. müßten dadurch ihr Unglück machen, daß die Altenzeitler ſie benutzten; aber der wahre Grund läge darin, daß jene ihre Geſinnungen nicht aufkommen laſſen wollen.

1. Wollen die beiden die Schulmeiſterehre aufrichten. Durch ſeine „neuen Lehren"; dazu durch ſein unparteiliches Verhalten gegen Arm und Reich hat er ſich ſchon untergraben. Der benachbarte Weber-Schulmeiſter hat das alles benutzt; es fehlte bloß an einem Vorwand – was er aber erſt hernach merkt. (Die praktiſche Richtung.)

Das war ſonſt anders:

Das Komiſcheſte, daß, was mit Kühnheit und Gepränge als das Neue erſcheint, lang ſchon gar nichts mehr iſt.

Frage: Alſo das Alte iſt nicht mehr recht; das Neue wird aber auch alt; ſo werft doch auch gleich das und das über den Haufen. (Dinge genannt, die nun wirklich über den Haufen ſind.) „Glaubt doch an keinen Teufel mehr."

Claus iſt ein Feind der alten Torheiten und Phantaſterei. Auch die Poeſie iſt ihm eine Phantaſterei; ſie müßte denn als Fabel, Lebens- oder als Kirchenlied Gottesweisheit verkünden. Trotz aller ſeiner grundſätzlichen Trockenheit iſt er unbewußt poetiſch, dagegen Clavus, der Proſaiſche, für den Poeten gilt.

Seine Großmutter erzählt Märchen. Ein alter Paſtor hat dagegen geeifert; nun ſcheucht er alles Phantaſtiſche von ſich. Daß Clavus die Phantaſien hat, iſt ihm eine göttliche Zornserklärung. Auf wen nun ſoll man noch bauen, da ſelbſt ein Clavus nicht ſicher iſt vor Phantaſterei? Oder iſt dies der Unterſchied zwiſchen beiden?

Es ſei ſchändlich, den Kindern Dinge beizubringen wie Naturgeſchichte und -lehre; wenn ſie wüßten, wie das Gewitter entſtände, verringere dies ihre Ehrfurcht vor Gott. Des Webermeiſters Prophezeiung, was daraus entſtehen werde, der Antichriſt pp. Ein Bauer weint, der andere will Klaus aufpaſſen. (Ich aber ließ das alles mich nicht irren.)

1. Die Brautfahrt.

Kurzes Vor- und Fürwort des Autors, über den Zweck des Werkleins und kurze Beibringung desjenigen, was dem geneigten Leſer von den Autors Jugendgeſchichte zu wiſſen nötig. Tagebuchartig das Ganze!

Erſtes Kapitel.

Der Himmel hängt voll Geigen. Meine Frau Paſtorin beurlaubt mich. Der Leſer lernt meinen Freund Clavus kennen.

(Aus der feindlichen Partei, die gegen ihn für den Weber auf dem Semmelsberg intrigiert, macht er ſich zu wenig und merkt nicht, wie die Geſchichte unterhöhlt iſt, (daß er die Kinder der Reichen ohne Anſehn der Perſon geprügelt pp.), ſo daß ſie mit der Verleumdung zuſammenbrechen muß. Als ein lebensfriſcher Jüngling geht er, nicht wiſſend, daß ſo bald ſein ganz Vertrauen zur Menſchheit ſollte wankend werden. Die Schlange, die in keinem Paradies fehlen darf, fehlte auch meinem nicht. Sie hatte die Leineweberei gelernt, welche ſie aber nicht mehr trieb (oder treibt er's dabei?), ſondern eine Schule etabliert hatte. Die Verleumdung mit dem Wutgift der Hunde verglichen. „So daß er zugleich ſeine Muſter in ſein Gewebe und ſeine alten Torheiten den Kindern in den Kopf brachte. Und wie er vor und hinter rutſchte auf ſeiner Bank, ſo rutſchte er in ſeinem Unterrichte vom Abc zur bibliſchen Geſchichte und von der bibliſchen Geſchichte wieder zum Abc." Seine alten Torheiten.)

Zweites Kapitel.

Perſonalbeſchreibungen. Antretung der Brautfahrt. Der Vazierende. Die Gefährlichkeit des Rechnenlernens. Woran der Vazierende erkennt (jetzt weiß er noch nicht, wer er iſt, hält ihn für einen Tanzmeiſter), daß ich nicht der Herr von Rollſcheit bin. (Magnetismus, Cagliostro; Inquiſition.) Verſuchung des Hoffartsteufels. Sündenfall. Werde nicht aus dem Paradies, aber aus dem Wirtshaus geworfen.

Im Wirtshaus ihr Programm, wie ſie die Aufklärung zum Panier haben pp., dagegen bringt nun der Herr von ſeine Dinge vom Magnetismus und macht die beiden ganz wahnſinnig.

(Begegnet ihnen vor der Schenke ein Wagen.

Kennzeichen des Vornehmen. Bei dem, was Klaus glaubt nachmachen zu dürfen, nickt er allemal pp. Noch wiſſen ſie nicht, wer der Vazierende; das macht ſich erſt in Freiberg. Der Vazierende ſpricht auch noch von Magnetismus, worüber ſpäter Clavus außer ſich gerät.

Der Vazierende läßt Wein bringen und beſäuft ſie; er geht eher weg. Klaus bekommt den Handel mit dem Wirt wegen des Vorhergetrunkenen.

Klaus korrigiert einen geographiſchen Irrtum des Vazierenden und wird ihm dadurch geneigt).

Wenn Clavus übel wird, „hat der Doppelgänger, deſſen Räuſche er erleiden muß, wieder einmal in Clavus Natur geſtürmt."

Drittes Kapitel.

Weitere üble Folgen des Sündenfalls. Freund Klavus' Phantaſieren. (Clavus' Zweifel an aller Realität, bis ihn ein Hund beißt; weshalb er dieſem mit Freudentränen dankt.) Zwei Exempel merkwürdigen Hinüber- und Wiederumherüberſchnappens. Werde General in der Phantaſie. Der alte Fritz übergibt ſich, ein Faktum, davon Archenholz nicht weiß. Verlieren den Vazierenden auf der Flucht. Kurzes Biwak. Freude im größten Elend.

(Klaus weint und lacht durcheinander als Fritze, was Klaus um ſo weher tut, da Klavus ſonſt jeder Rührung ſich ſchämt und Scherze vorſchiebt. Klaus ſeinerſeits weint mit, daß er den Freund im Stande ſo großer Erniedrigung ſehen muß. NB. gerade wie Klavus was recht Lächerliches vornimmt; vielleicht ſich mit nickenden Büſchen als Hofleuten unterhält und wiederum Komplimente ſchneidet. Wie er auf einer Miſtſtätte ſitzt als auf einem Thron, macht Klaus weinend Betrachtungen über die Wandelbarkeit menſchlicher Größe, dazwiſchen hübſche Naturſchilderungen.

Klaus lieſt dem Vazierenden über ſein Lachen die Leviten. Der Vazierende iſt ſein böſer Genius, den nicht zu haſſen, er ſeinem Herzen Gewalt antun muß.

Da der Vazierende mit pp.)

Viertes Kapitel.

Verwunderung beim Erwachen. (Schulmeiſterentführung dem Leſer etwas Neues. Der Katzenjammer ein übler Hypotheſenmacher.) Ankunft in Freiberg. Der Hausknecht im Weißen Adler ein Eulenſpiegel. Perſonalbeſchreibung. Kinder-Unfug und Irrtum einer löblichen Polizei in Freiberg wegen eines Simia troglodites.

(Man lieſt wohl von entführten Prinzeſſinnen, aber nicht von entführten Schulmeiſtern. Daß der Kutſcher nicht antwortet und ſie gerade vor den Adler fährt, wohin ſie gewollt, ohne daß es ſie ihm geſagt, und da ſie voll Angſt Wunder gedacht, wohin ſie gefahren werden, nach Sibirien oder wo zu. Klavus klügelt einige mögliche Hiſtorien aus (ſollen ſie einen Prinzen erziehn pp.?), deren eine ſie ausmalen, und zwar eine tragiſche von der venetianiſchen Inquiſition, ſo daß ſie erſchrecken, wie ſie eine Glocke hören, ein dumpfes Rauſchen im Brunnen, der Wagen plötzlich anhält, an den Schlag geſchlagen, vom ſtummen Kutſcher herausgewunken. Wohin? Welchem Schickſal entgegen? Armſünderglocke? Bergglocke. (Glauben erſt, in Gefängniſſen oder wer weiß wo zu ſein, bis der erſte Schein der Morgendämmerung ihnen zeigt, daß ſie zwiſchen Fuhrmannswagen umhertappen, oder des Wächters Laterne. Das Berglein, auf welchem Klaus eine halbe Stunde lang herumſtieg im Geſtank (Leichname), war ein Düngerhaufen; davon abgehend kommt er immer wieder zu einem Rad und Leiter, was ihn an Inquiſition und Torturwerkzeug erinnert, weshalb er wieder zurück auf das Berglein retiriert. Oder ein Sandberg vor einem Neubau, (Ob der Sand gleichſam Streuſand auf Blut) die Barrieren und Gerüſte, purzelt in einen Graben (?).

Nicht zu arg! (Erinnerung an allerlei Inquiſitionsqualen. – Aber (vorher) iſt's wegen ihrer Freidenkerei? Weil er ſeinen Kindern mitunter Naturlehre pp. lehrt, um ſie vom Aberglauben zu befrein. Aber immer, indem er vom Aberglauben ſpricht, ſitzt er drin und fürchtet ſich (beſonders im Wächterhäuschen).) Sie fragen einen Wächter, der ſie deshalb quer anſieht und ſie für Spitzbuben zu halten ſcheint. Freiberg. Weißer Adler. Wunderbar. Der Maurer, der mit verbundenen Augen pp. Sie hantieren drin herum, wollen heraus, (ſind auf einmal abgeſperrt. Auf Klaus' Stoßſeufzer packt ihn der Wächter. Ha, guter Freund pp. Er befiehlt ſeine Seele Gott und ergibt ſich in deſſen Fügung. Ebenſo hat Klaus auf der andern Seite gelitten.) Maurer, um zu mauern, aber Schulmeiſter? wozu? und zwar zwei auf einmal. Seelenkampf? [?] (Vielleicht um eingeſchloſſen eine eiſerne Maske zu lehren.) (Räuberkinderſchule?) pp. Die Kutſche ſei des Herrn von Rollſcheit geweſen. Wie der Namen ſo wunderlich immer dazwiſchen kommt. Sehen eine Geſtalt neben den Wagen her. Schlagen an den Wagen. – Zweige pp. Murmeln – eine Volksmenge. –)

(Wie Klaus zwiſchen den Wagen ſteht ohne Bewegung, um nicht der eiſernen Jungfrau in die Hände zu fallen. Clavus dagegen marſchiert hin und her und umgekehrt. Dabei Klaus Heldenentſchlüſſe, die etwas gelinder werden.)

Fünftes Kapitel.

Die Frau Wirtin im Weißen Adler in Freiberg, eine noch hübſche Dame. Gewerbe beim Herrn Superintendenten Hochwürden in Freiberg wegen der Veronika, die keine iſt. (S. ſieht aus wie ein Adler, erzählt von Poſaunenblaſen.) Der Vazierende begegnet uns abermals. Freund Klavus nicht der beſte Billardſpieler. (Hat aber doch ſeine Zweifel vergeſſen.) Habe einen Metzgersgang gemacht. Der Vazierende läßt ſich nicht nötigen und bezieht deshalb von mir eine Reprimande. (Wegen der Erſcheinung des Vazierenden – wie die weiße Frau; weil gewöhnlich ein Unglück drauf erfolgt.)

Sechſtes Kapitel.

Der Frau Wirtin Nahe geben [?], von mir durch Schickſalsfügung nicht verſtanden. Auftrag an den Hausknecht von wegen der Juſte. Ich ſchlage auf den Strauch. Freue mich nicht über den Vogel, der herausfliegt.

Siebentes
Achtes
Neuntes
Zehntes
Anfang und Fortſetzung des Märchens vom toten Kinde [später durchstrichen].

Elftes Kapitel. [durchstrichen, verbessert in Siebentes Kapitel.]

Ende des Märchens und [bis hierher durchstrichen] Abreiſe von Freiberg.

Zwölftes Kapitel.

Aufklärungen. Kann nicht anders als eine ganz ſpezielle Schickung annehmen. Daß ſich die Vorſehung auch der Hausknechte zu ihren Zwecken bediene. Ungebetene Einſprache und eroberter Frühkaffee, wobei Klavus als ein Praktikus ſich erweiſt.

(Hier muß Klaus ganz von ſich ſein vor Verwunderung über die Praxis des Klagus, wiewohl er deſſen Tun nicht eigentlich billigen mögen; hat ſich aber nun einen Gedanken davon machen können, wie alte Fritze pp.

Klavus über Klaus' Betrogenſein in deſſen Seele außer ſich. Zankt Klaus tüchtig aus und in vollem Ernſt.

Rollentauſch in der Stimmung; pſychologiſche Bemerkungen, daß wir, wenn der andere in unſere Stimmung verfällt, wie unwillkürlich die ſeine aufnehmen.

Schauerlicher Gedanke, daß der eine trinke und der andere habe den Katzenjammer.

Kommen am Ende ſo weit, daß man ohne Fernrohr und mit dem Hintern die Sterne beobachte pp.

Nämlich Klavus iſt nichts mehr gewiß auf der Welt; ein ſchrecklicher Zuſtand.)

(So wackele nun alles. Klaus: Das ſei am Ende mehr bloß Schwindel, wenn man denke, die Erde wackele oder man wackele ſelbſt. Das Nächſte: man ſolle ſelbſt tüchtig ſein; treu; ſo glaube man auch an Treue. Verleumden kann bloß der Pöbel, und verleumden Vornehme, ſo ſehe man eben nur, daß es auch Pöbel gebe, der von Silber ſpeiſe. – Wir wollten Freunde ſein und niemals aneinander irrewerden; wenn man nur einen ſichern Punkt habe pp.)

(Rührung Klavi hauptſächlich dadurch, daß Klaus ſeine Milch pp. verlaſſen, um ihm zu folgen.)

(Ich ſollte nicht denken, daß er ein Tyrannenknecht ſei pp., weil er einige Gewaltſtreiche ausgehn laſſen, weint dabei. (Nein.) Er ſei wie ausgewechſelt, wie oft in dieſer Welt der eine Sachen ausbaden müſſe, der ſie nicht eingebrockt; ſo glaube er, ſei er der Sühnebock irgend eines Süffels, der da freilich gut drauf los trinken könne, wenn er, Klavus nämlich, (allemal) den Rauſch davon hätte.

Klaus wegen ſeiner zwei Leben, Tagleben und Nachtleben. Wer weiß nun, wer ich bei Nacht bin; vielleicht ein liederlicher Geſell. Wenn nun dieſer eine Doppelgänger Schulden macht (oder er trinkt, und ich den Katzenjammer) und ich ſie bezahlen ſoll? Nicht möglich. Und warum? hat doch auch kein Menſch an die Antipoden glauben wollen. (Von wegen des damals neuerfundenen Magnetiſmus; davon erzählt Klavus Wunder. Was ſoll dann aber aus der Aufklärung werden?) Und wenn der Menſch nur ſo mit dem Magen leſe, braucht man am Ende keine Schulmeiſter mehr; ſogar, das ſchmerzt ihn beſonders, Geographie wird unnütz. Uberhaupt es wird eine Zeit kommen, wo alles von Maſchinen gemacht und der Menſch durch gar nichts mehr in ſeiner Ausbildung geſtört wird.)

Dreizehntes Kapitel.

Mittagshitze. Abenteuer mit einer Wittib, die ihr Gnadenhalbjahr, ſo gut es gehen will, ſelbſt abſchulmeiſtert. Die Schenkung des Katers erweiſt ſich zu früh; wie die Nürnberger keinen henken, ſie hätten ihn denn erſt. (NB. Die Wittib ſoll eine Hexe ſein. Einige Vorfälle. Kater. Wie bei den Rolands-Knappen; machen ſie fürchten über Nacht; wie ſie im Wächterhäuschen ſicher ſind, Wittib erklären ſie alles für dummes Zeug und geben ſich das Wort, den Überfall [?] zu zerſtören. Verhöhnen nun, warum ſie Nachts ſich gefürchtet.) (Schulmeiſterehre! Wirken für das Licht! Volkserziehung. Vertreibung alles Aberglaubens. Schläge; ſie fürchten ſich. Keine Furcht!)

Vierzehntes Kapitel.

Verirren uns. Kirſchendiebſtahl und Strafe auf dem Fuß. Unterbrochener Weltverbeſſerungsanlauf. Pfändung. Der Herr Kantor von Burkardswalde, Perſonalbeſchreibung. Nickels unverſtändlich-verſtändliche Redeweiſe. Werden mittelſt eines Examens als Schulmeiſter rekognosziert. Der Herr Kantor erkennt mich an meiner Stärke in Geographie.

(Das freilich mit der Gewittererklärung pp. taugt nichts pp.)

(NB. Dieſe Stärke in der Geographie iſt heutzutag gar keine; etwas was alle Kinder heutzutag wiſſen.)

Vierzehntes Kapitel. [sic.]

Das Schulhäuslein zu Burkardiswalde, ein rechter Sorgenkirchhof. Diſputation über verſchiedene Materien. Ich mache dem Herrn Kantor über den uns vorgeſetzten Schweineſchinken ein ſcherzhaftes Kompliment. Töchterſchau. Roſine. Die wahre Veronika. Perſonalbeſchreibung der beiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Veronika arbeitet eine Fughetta Re major von Telemann herunter, daß es eine Art hat. Beſteht ein glänzend Examen in großer Demut. Nieſt; ich ſage „Salus“. Weiteres lateiniſches Geſpräch. Werden handelseinig. Der Herr Kantor gibt uns ſeinen Segen und eine Wurſt mit auf die Reiſe. Abſchied. Der Herr Kantor wirft mir aus Bekümmernis ſeine Zipfelmütze an den Kopf.

Sechzehntes Kapitel.

Weitergeführte Betrachtungen über ſichtliche Himmelsſchichtung. Kommen in Taubenheim an. Finden daſelbſt den Meiſter Huſter aus Meißen und ſchon wieder einmal den Vazierenden vor. Singen Homilius'ſche Motetten. Die Bauern tanzen drein. Denkwürdig Geſpräch mit dem Vazierenden. (Des Vazierenden Erſcheinung wird *diesmal* ohne Furcht erlebt, wiewohl *dieſe* gerade der Vorbote des größten Unheils war.) Reiſen weiter. Trennen uns von Klavo. Unterhaltendes und nützliches Liebesgeſpräch aus der mathematiſchen Geographie geſchöpft. Ankunft in Garſebach und damit „der Brautfahrt Ende“.

Prüfungsfahrt.

NB. Späterhin macht die Frau Pfarrerin ihre Gegenwart durch Spucken merklich. Türenſchlagen pp.; einmal wird ihm ein Waſchbecken faſt auf den Kopf gegeſſen. Der Herr Paſtor wird regiert; wenn er zu mild ,werden will, geht das Kanonieren los, dann prügelt ſie die Kinder; das fließt auf ſeine Reden ein. Er ſpricht immer [?] ganz laut pp.

NB. Beide ſind Reformatoren, tun ſich darauf viel zu gut, wiewohl jeder Leſer über ihren Standpunkt hinaus iſt und über ſie lachen muß. Der Paſtor: Aber hat Er denn wirklich geſagt, auf dem Mond wären Menſchen? Ich laſſe mir ſchon was gefallen, aber man muß es nicht übertreiben pp. So durch Anführung der Probleme pp. bekommt die Sache mehr Inhalt. Seine Gegner, beſonders der Weber, benutzen alles gegen ihn und beſonders die Verleumdung; er glaubt den Vazierenden mit jenen im Komplott. Die Lebensluſt und Gutmütigkeit pp. von ſeiner Seite gibt jenen immer Stoff pp.

Anſtatt des bloß Phantaſtiſchen wirkliche Exempel von Streit pp.

Dazu „Nothanker" zu leſen oder mehr aus jener Zeit.

[*Hg.*]

Auch Klagus müßte zu dieſer Einſicht kommen; in der Wächterhütte kämen ſie dahinter und ſähen ein, daß von außen etwas Großes zu Hülfe kommen müſſe, wenn man ſich aufrecht halten wollte, und wählen im Geiſte jener Zeit – das wird angedeutet – eine ideale Freundſchaft. In jener Zeit lag ein gewaltiges Streben jedes einzelnen zur Ausbildung, Natur- und Tugendreligion kämpften mit der Orthodoxie. Es war noch Andacht und Pietät in dem Streben, die Menſchen waren noch warm pp.

Klagus kommt die Gefahr von Seite des kriegeriſchen Weſens, der frevelhaften Luſt an der Gefahr – in der Scheu vor Hunden und gewaltſamen Auftritten. Oder iſt er in Gefahr, ein Menſchenfeind zu werden? Oder ein Suitier? Oder daß er eine Neigung zum Suitier zu haben ſcheint.

Büßt Klaus ſeinen Ehrgeiz und Klagus ſeine Suitierluſt im Katzenjammer des Hungers, Müdigkeit vom Laufen und Durſtes. Klaus findet, er müſſe die beſcheidene Ernſthaftigkeit in ſeinem Weſen beſonders herausbilden; Klagus, er müſſe das Höhere, welches er über dem Praktiſchen vergeſſe, mehr feſthalten und ſich nach Klaus bilden, deſſen Einfachheit und Treuherzigkeit; Klaus ſich alſo vor Ehrſucht, Klagus vor dem Suitierweſen ſich hüten. Um ſich zu veredeln, ſchließen ſie die Freundſchaft; ein Schritt weiter, daß dieſe Freundſchaft nicht engherzig nur ihrem eigenen Vorteil, ſondern auch ſoviel als möglich der Welt nützen ſoll; von da geraten ſie immer weiter in die Begeiſterung. Fernere vermeinte Fehler des Klaus, daß er zu leicht ins Theoretiſche gerate und in die Anmaßung.

Dito [Fehler] des Klagus, daß er zu ſehr ins Praktiſche gerate; ſein Humor – die Witzbolderei – ein loſer Junge.

Komiſcher Wetteifer, wie jeder der Schlechtere ſein will – wie bei Frauen die unglücklichere – wie ſie ein Laſter um das andere vorbringen, von dem ſie jetzt ſich einbilden, ſie haben es. Ich bin deiner nicht wert, denn pp. Ein jeder nennt des andern Tugend, von der dann dieſer umgekehrt behauptet, das ſei eben ein Fehler. Klaus glaubt zu anmaßend, ungewiſſenhaft und ehrgeizig zu ſein, da er doch die Anſpruchsloſigkeit ſelbſt.

Klagus, von ihm angeſteckt, kommt ſich gegen ihn zu weltlich, zu wenig hypochondriſch vor. Was iſt das praktiſche Weſen gegen die Kindlichkeit? Er hält ſich für zu proſaiſch und trocken. Sein Kummer, das alles möge ſein Ernſt nicht ſein.

Iſt es ihnen ſchon mit der Weltmannsgeſchichte barer Ernſt, wenigſtens dem Klaus. Klagus bereut ſpäter, er ſei durch ſeine Frivolität an allem ſchuld. Erblickt in der Tiefe ſeiner Seele (von Klaus' Hypochondrie angeſteckt) ſich gegen den harmloſen Klaus vergleichend, Blutdurſt, Freude am Böſen, gefühlloſen Spott und wer weiß was, namentlich aber Frivolität. Klaus hat dann ſeine Freude, wie Klagus das dumme Zeug, was derſelbe ſich in den Kopf geſetzt, wieder über Bord wirft, ohne einzuſehen, daß er ſelber dergleichen getan. Sie ſehen aber ein, was dem einen fehle, das habe der andere. Freundſchaft pp. Bei Klagus war das nur eine Anwandlung. Ihre Geſpräche müſſen von Vervollkommnung handeln. Klagus behandelt die Sache erſt humoriſtiſch zur Anwandlung. Jeder will den andern verführt haben und der Laſterhafte ſein. Unendliche Rührung.

Klagus wandelt's an, was Klaus von ihm denken müſſe. Klaus: Was? du biſt der, der Geduld haben muß. Vor Hunger haben beide eine Art von Katzenjammer, Heißhunger. Wechſeln beide die Rolle? Klagus wird ſehr gewiſſenhaft und hypochondriſch; Klaus wird humoriſtiſch, um ihn zu erheitern, und wundert ſich ſelbſt darüber. Finden ein Brotrindchen, eſſen's zuſammen; die Freundſchaft iſt ein Ergebnis des Wieder-ſich-fühlens. Eigentlich müßte das alles im Katzenjammer geſchehn. Nein.

Während Klaus ſchon der Strafe ſeiner Sünde bewußt wäre, begänne bei Klagus erſt der Sündenfall.

1. Der Himmel hängt voll Geigen. Meine Frau Paſtorin beurlaubt mich, die Veronika zu holen. Der Leſer lernt Freund Klagus kennen.

2. Perſonalbeſchreibung. Antritt der Brautfahrt. Das Rechnen gefährlich für die Geſundheit. Meine Verſuchung durch den Hoffartsteufel und Sündenfall. Die Strafe beginnt ſich an meinen Fuß zu heften.

3. Weitere Folgen des Sündenfalls. Der alte Fritz übergibt ſich zum erſtenmal, ein Faktum, davon die Geſchichtsſchreiber nichts melden.

4. Ankunft in Freiberg. D. H. pp.

13. oder 12. Hitze des Mittags. Abt. mit der Schulmeiſterwittib.

14. oder 13. Verirrung, Kirſchendiebſtahl. Heißhunger. Wechſelung der Rollen. Freundſchaftsſchwur. Pfändung.

Oder die Selbſtvorwürfe pp. früh beim Erwachen aus dem Katzenjammer, eh' ſie nach Freiberg gehn. Bei Klagus iſt's ein pſychologiſches Problem, daß er, ſo oft er was im Kopfe hat, der alte Fritz iſt. Nach dem Erwachen erzählt's ihm Klaus, und er wundert ſich.

In Freiberg, da Hundshaare aufgelegt und er wieder etwas hat, geht der alte Fritz weiter, wo er geſtern geblieben, will von Klagus pp. und dem Schulhalten geträumt haben. Was Klaus ſich für Mühe gibt, ihn zu überzeugen pp. Erzählt, daß ihm das allemal paſſieren müſſe, weil ſchon ſeine Mutter ſeliger, da er als Kleiner auf ſeinem Geburtstag zuviel getan, ihm erzählt, er ſei der alte Fritz geweſen. Daher vielleicht die große Betrübnis. Wettkampf in der Schlechtigkeit.

Das Phantaſtiſche muß heraus. Auch die Geſchichte der Begeiſterung ſo ernſt, naiv und trocken als möglich. Auch, wie ſie die Rollen getauſcht und er Klagum des alten Fritzen wegen getröſtet. Nicht Klagus ſagt das vom Übergeben, ſondern Klaus in ſpaßhafter Laune. Das Ganze muß Klaus erzählen und auch kein anderer Namen weiter auf dem Titel ſtehn.

Bei Gelegenheit des Sündenfalles ſelbſt oder des Katzenjammers die pſychologiſchen Bemerkungen.

Zu ändern alſo:

1. Die Napoleonsgeſchichte in eine Altfritzengeſchichte. Klagus lieſt gerade eine Biographie oder iſt's eine Art Rauſchwahnſinn bei ihm, der ſich in Freiberg wiederholt oder vielmehr fortſpinnt. Katzenjammergeſchichte. Klagus erzählt auf Klauſens Meldung, das Unglück ſei ſchon älter.
2. Der zweite Anfall in Freiberg (vielleicht während des Billardſpielens).
3. Auf der Reiſe nach der Geſchichte mit der Wittib Anfall von Katzenjammer. Und kam nun erſt der ſogenannte moraliſche Katzenjammer. Freundſchaft pp.

Alles vom Kap. 11 bis Cap. 14. erzählt Klaus ſelbſt.

Kap. 1 bis Kap. 5 Stil altfränkiſcher zu machen.

Klagus Humor ein wenig ſchulmeiſterlicher. Seine Reden mit Konjunktionen und „wie daß er" pp. eingeführt.

Die Altfritzgeſchichte pp. weniger phantaſtiſch.

Wie ſie von Freiberg weg, iſt's nicht das Phantaſtiſche, ſondern das Praktiſche in Klagus' Heimkehrplan. Überhaupt darf Klagus nicht ſo hoch über ihm ſtehn.

Neueſtes!

Alſo 1. Kap.—5. Kap. zu ändern.

Trockner, altfränkiſcher, weniger phantaſtiſch.

Napoleon – alte Fritz. (Nicht ſo phantaſtiſch hingeſtellt.) Klagus' Melancholie über ſeine Fritzräuſche. (Er bildet ſich wirklich ein, er iſt der Fritz. Ärzte: er habe reizbare Nerven. Rollentauſch.) Jeder will der Ehrſüchtigſte, Böſeſte, der Verführer ſein; Hypochondrie. Brechen endlich auf. Klagus' Praktik erholt ſich wieder. Seine Reden in Konjunktionen, nicht wörtlich angeführt. Die Sache ſchwerfällig vorgeſtellt.

Pſychologiſche Bemerkungen über die verſteckten Laſter und Sicherheit pp. ganz trocken; Klaus kommt einigemal von der Altfritzengeſchichte zu ſich, wird aber allemal von Klagus' Gewißheit, der ſagt, er habe von Klagus und Klaus geträumt, wieder hineingezogen in die Täuſchung, die mit ſeinen Räuſchen geſellſchaftet. Trockene Bemerkungen dazwiſchen und die Sache keineswegs von der komiſchen Seite, ſondern ſo philiſtermäßig und ſozuſagen wiſſenſchaftlich-ſchwerfällig betrachtet, daß ſie dadurch erſt doppelt komiſch wird.

Zweiter Rauſchfritzanfall beiläufig erwähnt?

In Taubenheim macht Klagus eine Art Altfritzengeſicht. Warnung, die beobachtet wird.

Klagus darf durchaus nicht über der Geſchichte ſtehn, ſondern mitten inne; auch das vom Übermut vor und bei der Geſchichte mit der Wittib muß geändert werden; es muß beiden Ernſt ſein.

Der Reiſeplan von Freiberg aus ebenſowenig aus humoriſtiſchem Übermut, ſondern praktiſches Weſen von Klagus.

Klagus geht in ſeiner Philoſophie weiter als Klaus, aber ebenfalls ernſthaft genug. Er iſt witzig und ſpaßhaft, aber nicht eben humoriſtiſch und ſelbſtbewußt. Macht gern den Vormund.

Über die Geſchichte vom eroberten Kaffee. Klagus ärgert ſich über die Ungaſtlichkeit, und um ſein praktiſches Reiſeprojekt nicht fallen zu laſſen, braucht er Gewalt? Oder regt ſich da wirklicher Mutwille in ihm? Will ſein praktiſches Weſen zeigen. (Weil er einmal Klaus den Frühkaffee verſprochen und beide halb verſchmachtet ſind. Klaus erzählt die Sache ernſter, nicht humoriſtiſch; ſeine Angſt, wie's werden möge. Erſt, wie er weg iſt, wird er wieder ſpaßig. *Daß ihm die Sache ſo ernſthaft und wichtig, iſt eben der Spaß*; wie er den Ausgang mit Angſt erwartet.) Dies auch bei der Wittib. Weil das „praktiſche Weſen," das er beſitzen will, ſeine Marotte iſt. (Triumph des praktiſchen Weſens. Klaus ſieht etwas vom Fauſtrecht darin.)

Klagus hat Grütze, iſt praktiſch, pfiffig pp., wiewohl er bei der Wittib, die er ebenſo geſchickt wollte behandeln können, daß er ſie ſogar den Kater herzugeben bewegen wollte, ſchlecht ankommt. Die Sache ganz trocken, „*daß man bei allem praktiſchen Weſen doch von einem alten ungelehrten Weibe könne zu raten aufbekommen.* Und müßt' ich mir, wenn ich ja Appetit nach dem Kater gehabt, das Maul für diesmal wiſchen pp." Sie kommen vom Wege ab, verirren ſich, gehen den Kirſchen nach, ſetzen ſich; es iſt ihnen wohl. Ein wenig Übermut in der Freundſchaftsgeſchichte. Dämpfung. Examen ganz ernſthaft erzählt; wie er, als er ſeine Frage vernommen, Mut gefaßt und ſchon Gott gedankt, daß er ſie nicht wollte als Kirſchendiebe pp. Seine Reflexion wegen ſeiner Ausgaben und der Frau Paſtorin muß etwas zurücktreten.

Klauſens Späße durchaus nicht über das Spaßhafte ſelbſt; das iſt ihm meiſt ernſt. Nur wenn er wieder einem ſo gefährlichen Abenteuer entgangen, dann ſchöpfte er Mut zu einem Spaß auf ſeine Weiſe.

Er mißbilligt ſogar in ſeinem Herzen zuweilen Klagus' Unternehmungen und ſeine Witze.

Alſo I. Brautfahrt.

Kap. 1. Kleine Einleitung. Zum Nutzen und Vergnügen; vom Verleger aufgefordert; ein Exempel für junge Leute. Troſt für ſolche, die da glauben, tüchtige und berühmte Leute haben nie geirrt; Warnung für ſolche, die zu ſicher ſind. Von ſeinen Jugendjahren nur ſo viel, daß er, armer Leute Kind, ſich's ſehr ſauer müſſen werden laſſen. Aller Welt Schoßkind pp. Daß ihm ein Feind, da er endlich Unterkommen gefunden, der es ihm wieder genommen, gekommen, den er geglaubt längſt beſiegt zu haben, und ſo recht die Sicherheit ihn geſtürzt. Und zwar ſei dieſer Feind die Hoffart geweſen, die ihm ſchon von Kind an mitgeſpielt. Daß der Drang mehr zu werden als ſeine Eltern, und zwar ein Schulmeiſter (der damals weit über ſeinem Horizont), auch eine Wirkung jenes Feindes, glaub' er zwar nun nicht, und ſei dies Streben nach dem Höheren wohl nicht allein nichts Unrechtes, ſondern wohl mit guter Abſicht gerad in die rüſtigern und tüchtigern Geiſter gelegt und eine Haupttriebfeder des Fortſchreitens; nur müſſe man das Übermaß vermeiden.

Zum Glück war er ſchon als Kind ſehr, faſt übermäßig gewiſſenhaft; das neutraliſiert. Beweiſe von Ehrgeiz; daß er ſich einmal gefundene Sporen an die bloßen Füße geſchnallt oder welche daran gemalt, jedoch nur, wenn er allein geweſen; auch ſein Tüchlein ein Küſtermäntelein; wenn er mit dem Bakel an den Büſchen gravitätiſch dahingeht und dieſe ſich beugen, bildet er ſich ein, ſie machen Komplimente, und erwidert den Gruß ganz vornehm und dergleichen.

Wie der Herr Pfarrer einmal gegen den Ehrgeiz predigt, fühlt er ſich ſehr getroffen und glaubt, daß das eine Schickſalswarnung; er gibt ſich das Wort, die Ehrſucht ſein zu laſſen, macht denſelben Tag noch den Büſchen tiefe Diener pp., findet endlich, da ihm alles ſchlecht mitſpielt, daß er auf dem Weg ins andere Extrem iſt; das Ergebnis endlich die ernſthafte – Beſcheidenheit. Solche Kämpfe hat er ſchon als Kind durchgeſtritten, was wohl niemand dem armen Kleinen anſah. Richtung zum Schulmeiſter, daß er mit den Ziegen, die ſein Vater und andere ihm anvertraut, Schulmeiſter ſpielt und ſie durchhaut, weil ſie vom Buche immer weg ins Gras laufen.

Iſt ehrgeizig, mäßigt das bis zur ernſthaften Beſcheidenheit, wenn er einmal wieder ehrgeizig, ſtraft er ſich durch irgend eine Demütigung.

Wiſſensdurſt pp.

Das Praktiſche verſäumt er immer über das Theoretiſche. Deswegen war er nun nicht etwa ein Kopfhänger, ſondern, wenn was Drolliges auf das Tapet kam – nur daß es mit der Artigkeit und Anſtändigkeit ſtimmen mußte –, gab er ſein Dezem auch drein und zwar nicht etwa unter Anſtimmung eines Gelächters über den eigenen Einfall pp.

Und nun kommt er zu ſeiner Geſchichte, in der ſich ſpiegelt,

wie er oft der Gutmütigkeit auf Koſten ſeines Beutels zu weit nachgegeben;

wie er ſich durch freiwillige Demütigungen ſtraft, wenn er einmal ſeinem Erbfeind nachgegeben (oder einer Zornanwandlung) und des Glückes wert zu werden ſtrebt, wenn es ihm komme; denn die Hauptſache ſei, nicht glücklich ſein, ſondern verdienen, daß man glücklich ſei.

Wenn ſie ihn nun ſchon in der erſten Schenke für den Herrn von Rollſcheit anſähen, dadurch ſein Ehrgeiz erwachte, anſtatt zu ſagen, er ſei es nicht? Wenn nun Herr von Rollſcheit ſelber Urſache an der Geſchichte wäre und Reiſegefährte bei den tollen Abenteuern und ſich bei Gelegenheit der Fritzgeſchichte ſchon von dem Gemüt und der Freundſchaft Klaus' überzeugt, auch die Reue und ernſten Beſſerungsvorſätze mit angehört? Ihnen mit Fleiß in Taubenheim wieder begegnet, von Klaus für den Denunzianten gehalten wird, die Stelle ihm ſchon zugedacht hat, wenn er die Prüfung beſtehen wird?

Begegnet ihnen oder kommt Rollſcheit nach ihnen ins Wirtshaus; ſagt ihm, er habe ihn für den Herrn von Rollſcheit angeſehn. Nun wirkt das, wovon derſelbe Herr von Rollſcheit eben geſprochen, daß es ihm fehle. Klaus' Sorge inmitten der Betrunkenheit um Klagus, der möge ſeine Einbildung vom alten Fritz wiederum kriegen. Von Klagus nun iſt dies kein Humor, ſondern er leidet dabei, und Klaus iſt ſo hin, daß er ſtellenweiſe daran glaubt, dann den Klagus mit Tränen beſchwört, doch nicht dem Ehrgeizteufel ſo ganz in die Krallen ſich zu geben. Rollſcheit, der ſie betrunken gemacht, will ſich dabei zu Tod lachen, worüber Klaus zürnt, es ihm aber ſpäter abbittet. Er will nicht mit ihnen logieren; er könne nicht ſo teuer wohnen; er wohne bei einer Baſe, die des Fallmeiſters Wittib oder dergleichen. – Klaus' Seelenfreude, wie Klagus wieder zu ſich kommt. Klaus überhebt ſich gegen den Vazierenden.

Neuer Plan:

1. Einleitung. Der Himmel hängt voll Geigen. Meine Frau Pfarrerin beurlaubt mich. Der Leſer lernt meinen Freund Klagus kennen.

2. Perſonalbeſchreibung. Antritt der Brautfahrt. Der Vazierende. Die Gefährlichkeit des Rechnenlernens. Woran der Vazierende erkennt, daß ich nicht der Herr von Rollſcheit bin. (Sonſt könnte man ihn dafür halten.) Verſuchung des Hoffartsteufels und Sündenfall. Wirtshausabenteuer. (Austreibung Adams nach dem Sündenfall.)

3. Weitere Folgen des Sündenfalls. Freund Klagus' fixe Idee. (Hinüber- und Herüberſchnappen. (Solche Überſchnappte ſchnappten meiſtenteils wieder herüber, wenn ſie eine Zeitlang hinübergeſchnappt geweſen.) Vazierende iſt vor ihnen aus der Schenke weg, kommt nun aus dem Herrenhaus, nimmt dann vor dem Hauſe, wo Friedrich ſich übergibt und wieder Klagus wird, Abſchied, oder bleibt er zurück bei der Flucht?)

Idee: Zwei Exempel von Hinüber- und Wiederherüberſchnappen. Werde General. Friedrich II. übergibt ſich, ein Faktum, davon .... nichts weiß. (Sieht Freiberg für Dresden an. Weiß wohl, daß er der alte Fritz, aber nicht, ob der ſiebenjährige Krieg vorbei oder nicht. Melancholie.) Wir verlieren den Vazierenden. Flucht und Biwak. Freude im größten Elend.

4. Unerwartet Erwachen. (Kutſcher ſtumm wie ein Fiſch.) Ankunft in Freiberg. Der Hausknecht im Weißen Adler, ein Eulenſpiegel. Perſonalbeſchreibung. Kinderunfug und Irrtum einer löblichen Polizei wegen eines Simia troglodites.

Erſt die Brautfahrt allein herausgegeben.

Einfältigliche Geſpräche.

Klagus auch ein eingefleiſchter Schulmeiſter, kein Humoriſt.

Sooft er ſein Unglück rekapituliert, iſt der vazierende Schulmeiſter *als Verführer und Verräter* dabei. In Taubenheim iſt dieſer ernſthafter, wie er die qua Prophezeihung ausſpricht.

Bei Klavus entſchuldigt er auch den Vazierenden.

Klavus müßte etwas Feierliches erhalten? Oder weiß er es ſich zur rechten Zeit zu geben? Außerdem iſt er ein großer Praktikus. Hält deswegen den fertigen Gelegenheitsdichter für den größten. Das ganze Leben als ein Gelegenheitsgedicht. Verkehrte Weſen derer, die, nach abſonderlichen Gedanken trachtend, den Augenblick unter den Füßen hinweg verlieren. (Möchte lieber ein Gewaltiger ſein. Klavus behauptet, nur mit Gewalt bekomme man was von den Menſchen.)

Solche Geſpräche halten ſie. Der Praktiſche und der Unpraktiſche. Die Kaffeeeroberung vielleicht infolge einer Probe, womit man am weiteſten komme, ob mit Güte oder Gewalt. Klavus redet ſich in eine Gewaltſamkeit hinein, von der ſein Herz nichts weiß. Beim Kaffee zeigt ſich Klavi Gewalt beſſer als Klaus' gütliches Weſen; bei der Wittib umgekehrt, die dem Klaus was geben will, den Klavus aber in die Flucht ſchlägt, dem Klaus mit Zurücklaſſung ſeiner Milch folgt und, da er die Tür aufbrechen oder aus dem Fenſter ſpringen müſſen, den Verfolgern erſt recht in den Weg kommt.

Dieſe ſeine bewieſene Treue rührt Klavum. Daran ſchließt ſich ohne allen Zwang die Freundſchaftsbegeiſterung. Klavus ſchließt ſein Herz auf, daß es nicht ſein innerer Ernſt, die Menſchen zu tyranniſieren. Der Hunger macht erſt Rührung und Schwäche, dann Überſpannung. Geheimnis mit der Kutſche. Klavus glaubt, es war auf ihn abgeſehen, da aber Klaus dabei pp. Er habe gegen Aufland geſprochen oder gegen die Jeſuiten. Aber durch nichts laſſ' er ſich einſchüchtern; will für die Menſchheit ſterben, wenn's ſein muß. (Joſef II.) Klaus bewundert ihn und wird mit von ihm hingeriſſen in die überhimmliſchen Ideale. Verwundert ſich nur immer, wie Klagus ſich gar nicht mehr ähnlich ſieht.

Nach dem plötzlichen Schlag Clavus halbſtimmig nimmt Abſchied.

Klavus lacht, nachdem ſie gegeſſen; mit jedem Biſſen wird er wiederum mehr er. Was der Hunger tut. Für gewöhnlich iſt Klavus munter, macht Augen unter der meſſingnen Brille wie ein Eichhörnchen.

Eh' ſie examiniert werden und Wunder was glauben, was ihnen geſchehen ſoll und wer ihre Feinde, wird's Klavus ſchlecht. Nickel läßt ihn trinken; entſchuldigt ſich wegen des anhängenden Glaſes, jetzt ſei Heißhunger Mode; er begegne immer ſolchen. Klagus wird wieder friſch. Klavus ein Marquis Poſa, Klaus ein Karlos, jenes Ideenflügen voll Verwunderung folgend.

Wenn Klavus' Naſenſpitze weiß wird, dann hat er ſein pathetiſches Delirium.

Klaus.	**Klavus.**
Theoretiſch, alſo bedenklich.	Praktiſch, alſo raſch.
Mann der Gedanken.	Mann der Tat.
Bewundern ſich gegenſeitig.	
Klaus den Klavus wegen ſeiner unglaublichen Geiſtesgegenwart bei jeder Gelegenheit. Immer von neuem der Streit, wer beſſer. Nur was Geographie betrifft, will Klaus nicht nachſtehen.	Klavus erhebt den Klaus ins Unendliche; der ſchämt ſich, meint, es ſei wegen Geographie. Nein; er (Klavus) ſei Philoſoph pp., aber Klaus ſteh' in ſeiner harmloſen Kindlichkeit höher.
Schwerfällig, phlegmatiſch in ſeinen Vorſtellungen pp. Durch das Drängen verſchiedener gleich hülf- und haltlos.	Außerſt lebendig, herumfahrend in Vorſtellungen und Empfindungen, phantaſtiſch und unbewußt humoriſtiſch.
Hausbacken, aber unendlich gewiſſenhaft.	Überſpannt; etwas Hektiſch-Schneiderartiges, Schwärmeriſches, Renommiſtiſches.
Realiſt	Idealiſt und Praktiker hart beieinander.
Im Reden ganz hausbacken realiſtiſch, im Tun idealiſtiſch.	Im Reden idealiſtiſch, im Handeln praktiſch.
	In meinem Klago ſtaken zwei Perſonen, eine wackere muntere Natur, ſchnell und klug zum

Handeln, und eine überſpannte pp., (wie er denn überhaupt ein Rätſel war, bald melancholiſch, zweifleriſch und grübleriſch, bald wiederum pathetiſch und ſchwärmeriſch, gleich darauf wieder drollig und aufgeräumt. In zwei Dingen aber blieb er ſich gleich; das war ſeine ſchnelle Geiſtesgegenwart in praktiſchen Dingen und ſein ehrlich- und offenes Gemüt. Bereitwilligkeit zu jeglichem Dienſt.

Dabei ſchlug er mir ſeine langen Finger in die obern Arme, daß ich hätte ſchreien mögen. Geſpräch über Politik; Klavus würde ſich nichts mit Gewalt abtrotzen laſſen.

Es müſſen einige komiſche Geſpräche erdacht werden.)

Hat eine ſchlechte Bruſt, keucht gleich; weiße Naſenſpitze, rote Bäckchen. Leicht aufzuregen, hitzig, exaltiert.

Iſt recht flämiſch geſund, nicht leicht exaltiert, es müſſe ihn denn Klavus mit ſich fortreißen.

Ganz und völlig objektiv!

Wie der Paſtor dem Klaus ſagt: er ſolle ſeinen Bauern abbitten; wie er höre, ſei das Liegenbleiben nicht die ganze Urſach, ſondern habe nur dem Faß den Boden ausgeſtoßen, da der Weber ſchon vorher geworben und die Bauern ohnehin mit mir nicht ganz zufrieden, da ich ihnen nicht Ehrfurcht genug bezeigt und ihre Kinder auch nicht anders behandelt oder denſelben mehr nachgeſehn als denen der Gärtner und kleinen Leute pp.

Der Vazierende muß durch die ganze Geſchichte ſpuken als Prüfender. Er muß das zuletzt ſagen pp.

[*Hi.*]

Hochzeit. Abenteuer.
Abbitte.
Klagus hat allerdings die Stelle.

Wenn ich nun aber doch Schulmeiſter wäre, Klaus pp.

Zu dem: was die Veronika betrifft:

So? Sagen das die Leute? Ich war allerdings einmal in Burkhardiswalde. (Gezwungen lachend: man muß dazutun, daß man ſeine Kinder noch groß zieht.) Verneint aber das andere nicht.

Klaus nimmt's aber verneint.

Klagus ſpäter. Nun iſt's gut, daß es heraus iſt.

Aufſagung des Hauſes. Wer weiß, wo noch pp.

Dacht' ich nicht, daß mir's noch ſchlimm gehen könne.

Klagus holt ihn ab. Ehrentag.

Iſt erſt unterwegs ſo ziemlich luſtig.

Je weiter, deſto ernſter pp.

Einleitung. Es käme vor, daß ein Freund ganz irrewerden müßte pp. Verplaudert ſich auch von wegen des künftigen Schwiegervaters.

(Reden im Heinrichswalder Wirtshauſe: heute Schulmeiſterprobe. Der Herr Schulmeiſter noch nicht da. Ehrenpforte. Aber ſeine Braut, beſchrieben. Kleid. Im Schulhauſe durch des Schulmeiſters Küche in die Schule.

Oben die Braut vom Heinrichswalder Schulmeiſter.

Klagus: Meine Braut.

Klaus: Du haſt eine Braut und ſagſt nichts? Klagus: Rede nicht gern davon. Einem Mann von ſeinem Liebeshandel erzählen, fällt dieſem langweilig. Überdies ſchäm' ich mich ordentlich. Bin ein Feind von aller Gemütsweichlichkeit. [Der ganze Absatz gestrichen.]

Klagus: Ich rechne auf dein gutes Gemüt. Du mußt mir etwas Großes verzeihn pp. Nämlich die Maskerade. Oder ſtellt er ſich wirklich, als meine er die Veronika damit. Es wird dich unangenehm überraſchen, aber pp.)

Im Wirtshauſe Rede davon, der Schulmeiſter erwartet. Seine Braut ſei ſchon da im Schulhauſe mit ihrem Vater. Warum er nicht da ſei? Wer weiß. Der gnädige Herr iſt in dem Punkte eigen, Liebhaber vom Abſonderlichen. Was ſollt' er aber darunter haben? Da mußt du'n ſelber fragen. Vielleicht hier das vom Jungen, der zu dumm. Der eine hat einen Jungen bei ſich. Was wollt Ihr denn aus Euerm Jungen werden laſſen? Ich wollte eben den neuen Herrn Schulmeiſter fragen, ob er ihn pp. Er ſoll geſchickt ſein; unſer Alter. Klagus: Wenn er kann, wird er gewiß. Kennt Er ihn denn? Klagus: Warum ſollt' ich nicht. Er iſt ein guter Bekannter und trinkt (hebt eben das Glas) mit mir aus einem Glas. Na, Er wird's doch nicht ſelber ſein. Klagus: Bringt nur Euern Kleinen nach der Probe ins Schulhaus. Gott befehlen.

Am Schulhaus wird Klagus von einem Bedienten angehalten. Da ſind Sie ja pp. Klagus: Geh nur einſtweilen hinauf.

Findet oben die Veronika und ihre Schweſter.

(Will fort. Der alte Kantor fängt ihn; freut ſich, daß er nun wieder zu ihm ins Haus dürfe, weil die Veronika nun kein Hindernis mehr ſei. Es werde leer bei ihm werden, da ſeine Töchter beide aus dem Haus kämen, eine nähm' Klagum, die andere den Schulmeiſter von Ebenau. (?) [Der ganze Absatz gestrichen.])

Jetzt die Probe los!

Klagus und vorher ein anderer Schulmeiſter, der eben erſt gekommen. Der Schulmeiſter, hör' er, ſei noch gar nicht da. Wo der bliebe? Fragt Klagus, wenn er eingewieſen werde? Über acht Tage, [das Folgende gestrichen] (heute aber mach' er Hochzeit, weil der Kantor beide Hochzeiten ſeiner Töchter gern zuſammen feiern wolle. Die Hochzeit ſeiner jüngeren zugleich mit der älteren . . . [unlesbar] wolle.

Klaus: Biſt du denn nicht der Schulmeiſter von Heinrichswalde. Klagus: Verſteht ſich und auch der Bräutigam.

Er habe gehört, daß des alten Kantors Roſine heirate. [bis hierher gestrichen.]

Anderer:

Erſt Brief.

Dann Maskerade verabredet.

Abbitte wegen [bricht ab]

Klaus könnte ſich auch, nachdem [bricht ab]

Oder wird er ohne Weiteres hineingeſchleppt.

Oder Abbitte erſt an dem Tage, wo ſie fortgehn.

Klagus glaubt, der Klaus [bricht ab]

Oder ſchreibt Klaus einen Jeremiadenbrief an Klagus von der Hochzeit aus, worin er ihm abbittet, welchen Klagus dem H. H. mitteilt; worauf der Herr von zur Bedingung die Maskerade macht. [Der Absatz gestrichen.]

Klagus ſagte ihm nun er [bricht ab]

Oder aber Klaus käme zu oder ſchriebe an Klagus: er glaube das alles nicht, Leutegeſpräch.

Oder ein anderer müßte den Klaus dahinführen.

Oder wie er von der Veronika herunterkommt, verſteckt er ſich in ein Gebüſche und hört hin, daß [bricht ab]

Oder muß er nun nicht den Klagum für ſeinen Nebenbuhler [bricht ab]

Klagus ſagte ihm bei der Abbitte, daß er allerdings Schulmeiſter ſei und daß er auch als Freier beim Kantor geweſen, aber bei der Roſine.

Oder, nachdem er die Veronika geſehn, da herabgerannt, nimmt ihn Klagus wieder in Beſitz. Wir wollen doch erſt die Probe mit anſehn, (Verhandlungen über eine Braut, wirſt du dich verwundern.) Aber du biſt nicht hier Schullehrer.

Oder hat Klagus davon geſprochen, ihm ſeine Braut vorſtellen zu wollen? Wie er nun herabgerannt kommt, kommt ihm Klagus mit Roſinen als ſeiner Braut entgegen. Klaus freut ſich.

Alſo Irrtum wegen der Veronika. (War aber unter der Braut, die da ſein ſollte, die Roſine verſtanden. Das wird ihm wieder verſalzen.

Klagus: Und wollen wir nicht erſt die Probe anhören? eh' wir auf ein Dorf gehen?

Klaus: Iſt denn das mit Heinrichs pp. und du der Schulmeiſter.

Klagus: Gott bewahre; das iſt Ebenau.

Kantor kommt, Roſine und Klagus gehen hinaus ihm entgegen. (aber der Schulmeiſter auch ein Bekannter der) [bricht ab]

Nun wird Klaus wegen der Braut geſchrieen.

Kanter ſtellt die jungen Leute einem alten Freund vor; die ältere Tochter? Dachte mir die etwas älter. Meine Ältere iſt die Braut vom Schulmeiſter von Ebenau, und der iſt der von Heinrichsau. Klaus: Nun wußt' ich auf einmal, wie ich daran war. Klagus ſagte, daß er nicht gewußt, es ſei ſo weit damit. (Zweifelhaft.)

Wird mit Gewalt in die Probe gezogen. Da kommt der Vazierende, bringt die Veronika geführt, die er in einen andern Stand ſetzt. Volk. Das iſt er, wie durch die Türe nicht weit von ihm die beiden eintreten. Der Vazierende tritt neben ihn. Aber da iſt der Bräutigam. Lied pp.

Alſo will der Herr nur, er ſoll mit der Probe und der Veronika überraſcht werden: daß er die Veronika erſt für Klagus' und dann für des Vazierenden Braut hält, liegt nicht im Scherz. Die Bauern wiſſen nur von der Kopulation, die gleich darauf ſein ſoll, und daß die Braut da iſt.

Warum hat Klagus von ſeinem Werben nichts geſagt?

Kleine Dorfnovelle eingeſchachtelt.

Beuſtmale und Linkenfriede, ein Liebespaar, die ſich nicht bekommen ſollen. Linkenfriede hat manches für den alten Beuſt getan, alles umſonſt. Nun will er Soldat werden, weil er ſie nicht kriegt. Der Alte hat ihm geantwortet: Eher ſoll er ſeine Tochter nicht kriegen, bis der Bräutigam ſelbſt abſtände (?).

Hält der Alte ſoviel auf ſein Wort, daß es ſprichwörtlich iſt. Der Friede kommt den Tag vor [illegible] Hochzeit zum Alten. Morgen alſo macht Eure Tochter Hochzeit. Ich gla[illegible]h. Nun gut endlich: Wenn ſie morgen um die Zeit noch keinen Mann [illegible]ſt du ſie kriegen. Das iſt nur Euer Scherz. Ihr ſagt da in den Tag hinein, und dann iſt's nicht wahr. Höre du, Friede (ruft ihm nach) wirſt doch keine Dummheit anſtellen mit dem Gebberthanns, das verſteht ſich, daß der freiwillig gehen muß. Und nun mach', was du willſt.

Des Gebert, mit dem der Alte nun gleich ſpricht, vorige Braut hat ſich erhängt.

Die jetzige ertrinkt. Wie der alte Gebert erzählt, daß jene ſich gehängt, ein plötzliches Geſchrei. Malens Kleider ſchwämmen am jenſeitigen Ufer der Elbe. Friede, der als Fiſcher dort herum wohnt, ſchleppt ſie dort ans Ufer.

Dann eben in der Räucherkammer iſt ſie plötzlich als ein Geiſt.

Einer will ſie vor einer Stunde nach der Elbe laufen ſehn p. p.

Hat ihm die Tochter ſchon früher ſeiner Armut wegen abgeſchlagen.

Er iſt dann davongegangen und war zunächſt zu einem reichen Mann gekommen, deſſen Niece er heuraten ſollte, was er nicht tat. Der Alte hat ihn aber zum Erben eingeſetzt, iſt geſtorben, und nun kommt der Junge wieder, reicher als der alte Beuſt. Zufällig gerade den Tag vor der Hochzeit, rennt, wie er hört, in voller Angſt daher. Klaus hört ſein Duett mit dem Alten. Gebert hat zwar etwa nur 20000, aber er hat mein Wort. Und dabei iſt's gut. Mein Wort brech' ich nicht. Frag' die Leute, Friede, was die davon ſagen, wenn Beuſt geſagt hat: Das tu ich, oder: das tu ich nicht. Nun zu dem deſperaten

Friede. Ich tu mir was an, Beuſt, das habt Ihr auf dem Gewiſſen. Ihr haltet morgen nicht Hochzeit, Ihr dürft nicht.

Beuſt ſpöttiſch: Darf nicht. Seht doch. Aber ich ſage Euch, morgen gegen p. p. Uhr iſt die Trauung, und Ihr könnt Gaſt ſein, wenn Ihr wollt.

Faßt ihn in der Deſperation beim Kragen. (So wahr der Himmel) Ihr müßt ſie mir geben. (Sie kann mich nicht vergeſſen.) Aus der Hochzeit wird nichts.

Der ſchält ihn mit ſeiner Force ab und ſagt: So wahr p. p., ſo iſt meine P. P. morgen um dieſe Zeit junge Frau. Und wird Euch bald vergeſſen.

Morgen um dieſe Zeit Frau! ächzt der. Und der Alte iſt eiſern. Nein, morgen um dieſe Zeit iſt ſie nicht Frau.

Nun ſagt der lachend, Ihr glaubt nichts. Iſt ſie morgen um dieſe Zeit nicht Frau, ſo ſollt Ihr ſie kriegen.

Der fährt aus Gedanken auf: Soll ſie kriegen?

Sollt ſie kriegen, lacht der Alte, wenn ſie morgen um die Zeit ledig iſt. Nun hab' ich mehr zu tun, als Euer Salbader anzuhören.

Der, als wenn ihm was eingefallen, will fortrennen, der Alte erwiſcht ihn mit ſeiner Kraft am Fittich und ſagt: Heda; das Er mir nicht etwa Ernſt machen will.

Friede: Beuſt, Ihr habt das im vollen Ernſt geſagt. Männer, iſt's anders? Nein. Nein.

Beuſt (wild.) Der Beuſt iſt wohl der, der ſein Wort verleugnet? Aber hört, daß Ihr [Er] mir etwa nichts mit dem Beuſt [Gebert] vornimmt. Tut Ihr mir dem Beuſt was zu leide — na dafür ſind wir ja auch da.

Jener läuft in Deſperation ab.

Hernach Züchtjungfer, die das Ganze vorher erzählt, kommt außer ſich: Die Braut drohe mit dem Schluß. Darauf der Alte grob: Ihr ſollt mir meinen Spaß nicht verderben. Will ſie zum Guckguck fahren, in Gottes Namen. Beuſt hat ſein Wort gegeben. Gebert müßte ſelbſt zurücktreten, und das tut er nicht.

Und nun mag paſſieren, was da will. Die Rinder ſind geſchlachtet, die Muſikanten ſind da, und mit der Hochzeit bleibt's. Macht eins. Er will aber dafür tun. Und mag's werden, wie es will, nicht eher, bis der letzte Biſſen verzehrt iſt. Gebert ſagt: ſoll . . . [?] kommen.

Züchtjungfer erzählt, wie die Male bewacht werde, könne nicht mit dem Lieb' ſprechen, ſei außer ſich, werde ſich ein Leides tun. Ihr Bräutigam kommt. Der Friede ſei in der Deſperation fortgeritten, den Hut verloren und ſich nicht danach umgeſehen.

Folgenden Tages, wie der Zug ſich geordnet, kommt die Züchtjungfer zu fragen, wo die Braut ſei.

Alles aufgeſucht, bis des Hochzeitsbitters kleiner Junge kommt und ruft: Dort drüben in der Elbe liege was.

Laufen alle an die Elbe. Drüben wird die Leiche aufgehoben von Gerichtsperſonen. Sie ſehen, es iſt die Tracht. Den Kranz und das Umgebinge findet man am diesſeitigen Ufer.

Dann Geſpenſt. — Die Hochzeit geht fort. Hat einmal geſagt, eher ſoll nicht Schicht werden, bis der letzte Biſſen aufgezehrt.

Endlich abends kommen die jungen Leute. Der Alte wehrt ſich.

Als der Friede kommt, iſt der Alte gerade zwiſchen den Schlächtern von Rindern, Schweinen, Kälbern, Schöpſen, Gänſen, Hühnern, Enten, Kapaunen, ſogar ein Reh iſt dabei.

Sermon über die ſchlimmen Folgen für die Moral von Konvenienzheiraten.

Und wenn ja etwas paſſierte, ſo könnten dieſe Anzeichen, wie ſie ſie nannten, nichts dazu.

Das Brautpaar muß aber fort: Ich habe das geſagt; aber ich habe nicht geſagt, daß ich des Linkenfriede Hochzeit ausrichten will. Und nun paßt auf das, was ich jetzt ſage, ſogut auf wie: Ihr kriegt nichts von dem Meinen p. p. Lieber will ich's dem erſten hergelaufenen Diebe geben als p. p. Übrigens iſt Hochzeit, ſo lange noch ein Biſſen da iſt p. p.

Alſo der Vazierende hat die Überraſchung zur Bedingung gemacht, nachdem der Klaus den Abbittebrief geſchrieben. Aber warum hat Klagus nichts zu Klaus geſagt von ſeiner Werberei?

Es könnte die Bedingung ſchon vor der Werbung geſtellt ſein, ſo daß dieſe inkognito verfiele. Will der Vazierende ſehn, wie er ſich ſtellt.

War da Klagus nach Burkhardiswalde gegangen, um den alten Kantor in das Komplott zu ziehn und hat dabei ſeine Werbung verrichtet. Er hat mit Klaus nicht von der Roſine geſprochen, weil er dieſen nicht an die Veronika erinnern wollte und ſich vorgenommen: ehe Klaus die Veronika bekomme, auch nicht um die Roſine zu werben. Nun als Schulmeiſter macht er's gleich mit ab die Werbung, weil er auch weiß, wie's mit Klaus wird. Alſo nur, daß er Schulmeiſter ſei, wird ihm verheimlichet; die anderen Mißverſtändniſſe geben ſich von ſelbſt; er ſoll nur mit der Einweiſung und mit der Braut überraſcht werden. Daß er erſt glaubt, der Vazierende ſei Klagus, dann: ſie ſei des Vazierenden Braut, das liegt nicht mit im Plan.

Die Reden Klagi: er verheimliche etwas, wiſſe aber, da er Klaus kenne, (Viel zu verzeihn. (Heimliche Werbung)) der würde ſich drein ergeben und ähnliches, paſſen aber dazu (eigentlich zu jenem Plan).

Nun wird Klagus von ihm gerufen; der ſoll nicht wieder ins Wirtshaus gehn. Da erfährt er das von dem erwarteten Schulmeiſter und daß ſeine Braut ſchon da ſei, mit der er nach der Probe getraut werden ſolle.

Wie kommt er aber nun ins Schulhaus?

Geht nun Klagus mit Klaus [an] die Ehrenpforten. Klaus lächelt, daß er ſo pfiffig iſt zu merken, daß Klagus die Braut habe – die Überraſchung. Sie ſehen die Vorbereitungen, die Kinder, die den aus der Kirche kommenden Schulmeiſter empfangen und in das Schulhaus begleiten ſollen.

Am Schulhaus ſieht er Veronika im bräutlichen Schmuck. Alſo das war die Überraſchung. Klaus ſtammelt von einer Braut. Klagus (der die vom Fenſter Weggetretene nicht mehr ſieht) ſagt ganz verwirrt, ſeine Braut ſei allerdings drinnen. Die Probe aber werde nunmehr angehen, wollten ſich deshalb tummeln. Den ganz verwirrten Klaus nimmt der Kantor in Beſchlag und ſein Schwager, die ſich verſöhnt haben. Was nun kommt, hat er nur wie im Traume erlebt. Kantor: . . . . [?] müſſen ja nachher nach Heinrichsau, um Klagus ſeine Probe tun zu ſehn. Klaus: Was? Sind wir nicht in Heinrichswalde? Kantor: Gott behüte. Klagus wollte nur erſt die Probe eines guten Bekannten und ſeines künftigen Schwagers hier mit feiern. Das weiß er doch, daß Klagus und meine Roſine Brautleute ſind. Das erleichtert Klaus etwas. Schwager: Wegen des Klagus hab' ich Ihn falſch berichtet. Es war nicht der Heinrichsauer, ſondern der PPer . . . [?] Aber wenn er mir nur gefolgt hätte mit dem Mädel. Nun ſind ſie ſchon in der Kirche. Geflüſter: Da iſt er! Da kommt er! pp. Klaus ſieht ſich um und ſieht den Vazierenden, der im Staate die Veronika geführt bringt und in einen Kirchſtuhl ſetzt, darauf ſich neben ihn ſtellt.

Nun, geſchwinde doch pp. Aufklärung. [Das Folgende als erledigt gestrichen]

'S iſt gut, daß der große Dicke nicht erſt beim Zuge umgefallen iſt; ſonſt hätt' er die ganze Muſik totgeſchlagen.

Klaus iſt ganz außer ſich, weil er, da er nun aus des Brautführers Munde das: „Warum er heute nicht ſo geſchrieen wie geſtern als Spion, den Friede und die Roſemarie um ihr ganzes Lebensglück geſchrieen und ihn mit ſeinem Paten entzweit? Die Sache rund hat das Schickſal der Roſemarie pp." ſich aufbürdet und alle Erniedrigung, die noch kommen möchte, als verdiente Strafe freudig anſehn will pp.

Sie ſind auf die Scheune geſetzt worden, damit wir uns nicht alle beſöffen und am Ende niemand übrig bliebe, das Brautvolk in die Kirche zu blaſen.

Wie ſie in die Schenke ziehn (in der wunderlichſten Stimmung) äußerten manche von den Hochzeitgäſten: Nun hätten ſie doch das Vergnügen, ohne ein Geſchenk machen zu müſſen. Im erſten Augenblick nach der Nachricht wollte alles fortlaufen. Jetzt werden aber wieder Witze geriſſen. Nicht wahr, ſagen Klaus' Kollegen zu ihm, die Anzeichen haben nicht gelogen.

Wie die Sache ſich aufklärt, beleidigt das den Klaus wieder ſo, daß er lieber wollte, die Roſemarie wäre tot und hätte ſich nur an ſich und nicht ſo an ihrem Vater verſündigt. Wie ſie in die Schenke gehn. Er tröſtet ſich nun über ſein eigenes Unglück: daß er ſich wenigſtens nichts vorzuwerfen habe.

Wenn der mit der Poſaune (der ſchon wieder wackelt) umfällt, erſchlägt er die ganzen Muſikanten.

Solche Witze reißen der Brautführer und ſeine Braut und noch einige, die davon wiſſen.

Wie alle den Betrug dem Brautvater gönnen, der immer der Klügſte ſein wollen, und dem Linkenfriede ſich zuwenden.

Nun kann Linkenfriede die Hochzeit und die Gäſte fortführen wollen zum alten Roßmann, dem Primeur pp. und in die Schenke pp. Will nun vielleicht der Alte, um Schande zu vermeiden und ſein Wort halten zu können, wegen der fortgefeierten Hochzeit wenigſtens für dieſe einlenken, nachdem aber der letzte Biſſen gegeſſen, erklären: Sie erbten ihn nicht pp.

Oder lädt er nun Krüppel und Lahme von der Straße. Auch Muſik dabei.

(Der Friede iſt geſtern bloß . . . .) [bricht ab]

Einer: Wir denken, du biſt geſtern wieder in die weite Welt geritten.

Friede: Gott bewahre; nur nach der Stadt, um den Trauſchein und die Aufgebotserlaſſung. Dispenſierung.

Wie Klaus fortgeht, geben ihm die Kinder allerlei, der Kleine ſein Butterbrot, was Klaus, da er Hunger und nichts zu frühſtücken hatte, mit Dank zur Hälfte annimmt.

a. klitſch.

Die ehemaligen Schulwürmlein belagern vom früheſten an ſeine Türe, begleiten ihn auch. Der Teufelsabbiß allein jodelt und ſchlägt ein Rad, ſteht wo er vorbei muß auf dem Kopfe. Mit einem Streich auf den bloßen Hintern hat er ſeinen ganzen Groll von ſich geworfen.

Corrigenda.

Seine Sparſamkeit, ängſtliche von vornherein, und nun ſeine ausſchweifende Wohltätigkeit.

Soll ihm das Herz zuvorkommen und ſeine Verſtandesängſtlichkeit jederzeit über den Hauſen rennen? Die dann eine Elegie anſtimmt.

Das Hochfahren iſt ein Laſter, deſſen er ſich von Kind an hat erwehren müſſen – wenn er was hatte. Die *Vorſehung* heilt ihn durch die Geſchichte im Wirtshaus. Es muß ihn noch einigemal anwandeln, aber er beſiegt es.

Sein Verhältnis zu Klago von Haus aus intimer, wächſt auf der Reiſe und wird in der umgeſtürzten Schäferhütte zu einer idealen Freundſchaft. Sie ſchwören ſich Tyrannenhaß und idealiſche Freundſchaft; Klagus immer mit humoriſtiſchem Anſtrich.

Daß die Frau Paſtorin faſt ſpurlos verſchwindet. Sie könnte wenigſtens bei Klauſens Eintritt unwillig hinausgehen. Und vielleicht an dem Hausverbieten die Hauptſchuld haben.

Klagi Bildung und Charakter. Das [bricht ab]

Weltmannston; hat das Klagus ſelbſt ausgeheckt oder ſind's Leſefrüchte? Hat er da noch nicht die Achtung vor Klaus und wird wirklich erſt durch das, was er auf der Reiſe von deſſen Charakter und Naivetät kennen lernt, ſo zu ihm hingezogen? (Hat er ein Buch bei ſich. Klaus will bezahlen, aber erſt draußen.) Davon eine Erklärung in der Schäferhütte erfolgte.

Napoleonsgeſchichte in eine Altfritzengeſchichte verwandelt, wozu der dreieckige Hut pp. Will den Klaus auf eine Streckmaſchine ſpannen und dann unter ſeine Garde aufnehmen. *Geſchichte von dem Schreckfieber*. Verſpricht ein andermal die von dem „die Menge tuts“ zu erzählen.

Soll Vetter Jakob nichts oder vielleicht nur ein Kapitel einſchalten für ein von ſeinem Söhnlein ruiniertes in des Kantors Manuſkript?

Hat das Märchen der Vetter Jakob eingelegt, oder ſoll es altertümlich gehalten werden?

Wohl das zweite.

Den ganzen Vorgang in der Schäferhütte und beim Burkhardiswalder Kantor muß er ſelbſt erzählen.

Nach Burkhardiswalde wollten ſie gar nicht. Zufall oder Schickung, daß der Alte ſie hier pfänden will pp.

Napoleonsgeſchichte zu fantaſtiſch;

Die Weltmannsgeſchichte zu gewaltſam und unwahrſcheinlich. Sie müßten ſie denn *ſchon von einem Trunk in der Hitze aus dem Gleichgewicht gebracht beginnen.*

Oder macht ſich einer den Spaß, Schnaps in ihr Getränke zu tun? Klagus hat eine Bulle anhängen.

Wenigſtens müßte Klaus die Sache ſelbſt als ihm unbegreiflich einführen.

Eſſen ſie von einer Beere?

Sind vielleicht unter Heidelbeeren, die ſie kaufen und eſſen, Belladonnafrüchte.

Daß ich recht gut weiß, was unſere Leſewelt (wie alle Abgeſpannten) ſucht, nämlich Spannung, wird jeder Kundige aus meiner Redaktion der Handſchrift des Emeritierten leicht entnehmen. Es zeigt ſich vielleicht nur zu deutlich, was ich zu dieſem Zwecke tat; daß ich all die Reflexionen, die der nunmehr lebenserfahrenere Herr Kantor über ſeine Erlebniſſe .... [bricht ab] alle Hinblicke auf ſpätere Erlebniſſe herausgefallen ſind, um einem größten [?] Teile unſerer Leſer, der durch das Leſen von Büchern kein Bedürfnis weiter zu befriedigen und vielleicht nicht einmal die Möglichkeit denkt, es könne ein anderes zum Leſen mitgebracht werden als die Neugierde, das Vergnügen der Überraſchung nicht zu nehmen.

Für das Vergnügen eines andern und bei weitem kleinern, vielleicht ſehr kleinen Teils der Leſewelt – welch wunderlicher Ausdruck, und wie wunderlich das dadurch Ausgedrückte! – hat mein Herr Vetter ſchon ſelbſt geſorgt, da er aus ſeinem Tagebuch ſtets den Augenblick reden läßt und Irrtümer und Täuſchungen nicht voreilig aus ſeiner ſpätern Erfahrung aufklärt, manche aber ganz ohne Aufklärung läßt, wo dieſe dem Scharfſinn der Leſer zu finden möglich und darum dem Leſer ſelbſt nur angenehmer ſein muß. Dadurch hat ſeine Erzählung allerdings den Vorzug des Unmittelbaren erhalten; wir erfahren nicht, wie der Herr Kantor jetzt über die Sache denkt, ſondern, wie er damals darüber dachte, als ihm die Sache paſſierte. Man könnte zwar ſagen: ſo hätt' er ſeine Geſchichte nur gleich in der dritten Perſon ſchreiben ſollen.

Fragt man, was unſere Leſewelt ſucht, um das Werklein .... [?] zu halten, ſo iſt die Antwort [bricht ab]

NB. Klagus kennt ſchon die neuſte Literatur und iſt begeiſtert vom Götz von Berlichingen und den Räubern, Hippel, ſogar von Kant. Der alte Fritz in politicis ſein Ideal. Klaus iſt noch der Mann für einen Pfeffel, Gleim, Kleiſt, Gellert pp.

NB. Einiges daraus in den Kometen. Freiexemplare davon dann dem Buchhändler geſchickt.

NB. Teilweiſe abzukürzen.

NB. Vielleicht das vorher Umſtehende vom Vetter Jakob an den Herrn Kantor emerit. von Glauchitz im Meißner Niederlande in einem Brief und dieſen am Ende des Bändchens. Wollt' es erſt der ganzen Geſchichte beimengen pp.

[*Hk.*]

Braut- und Prüfungsfahrt.

Ein Stück altes Schulmeiſterleben.

Ganz neu wäre nur die Einleitung und der Anfang bis zum fünften Kapitel zu machen. –

Der Enthuſiaſtiſche, aber auch Praktiſche, Schnelle, Gewandte pp., die Leichtigkeit des Lebens, der choleriſche Sanguinikus, etwas hektiſch, iſt Klagus; der Eroberer, Erſtürmer.

Der melancholiſche Phlegmatikus iſt Klaus; ausdauernd, langſam, unbehülflich, derb, hypochondriſch, bedenklich, übergewiſſenhaft, fleißig.

Etwa die Zeit Pombals, Joſef II., die Jeſuitenfeindliche, aufklärende, nüchterne.

Mit den bloßen, tintegefärbten Füßen (oder Kienruß oder gewöhnlichem Ruß), kurzen Hoſen, Schuhe darüber, wohnt er der Konfirmation bei; was der Paſtor von der Ehrſucht ſpricht, Pharaos, Cyrus, Nebukadnezar, Alexander, Exempel. (Hatte Mühe, mich nicht von Neuem zu überheben, wenn ich bedachte), daß alle die vor Jahrhunderten leben mußten, um mir zum Exempel zu dienen. Bittet Gott, daß er ihn keinen Nebukadnezar und Alexander werden laſſen wolle. Bei Alexander fällt ihm allemal ein Vetter und großer Tuchfabrikant ein; ſo denkt er ſich ihn.

Der Vorſtand von Garſebach hat einen Donnerkeil. Klaus verdirbt's mit dem, daß er ihn für Aberglauben und ihm die Sache natürlich erklärt. (NB. Der Donnerkeil hat großen Anteil an ſeiner Vertreibung.) Es bildet ſich eine Partei gegen Klaus; (Der Weber-Schulmeiſter macht ſich bei pp. Ein Schulmeiſter, der an nichts glaubt.

Die komiſchen Gegenſätze:

Fanatiſche Aufklärerei, — abergläubiſche Furcht); nur daß der Paſtor ihm hilft, hält ihn. Wie aber Klaus' Fehltritt bekannt wird und der Paſtor die Hand von ihm abzieht, laſſen ſie ihn fallen. Einige, die ihm wohlwollen, wagen nicht, es merken zu laſſen. Der Hannoveraner ſieht dann Klaus für einen Trinkkollegen an und nähert ſich (gibt ihm zu verſtehn, er wiſſe, er treib' es heimlich; wie er nicht Wort hat, weiß er ſich was, daß er wenigſtens ein offenherziger Sünder und kein Jeſuit. Der Ausdruck kränkt ihn übermäßig).

Die Muſikantengeſchichte weniger phantaſtiſch und willkürlich, ſpießbürgerlicher, beſonders der Hannoveraner.

Bei der Hochzeit widerlegt er eine Verleumdung, daß er einen Hering, den man in ſein Fagott getan, mit Anſtrengung heraus und dem Brautvater in das Geſicht geblaſen, ſiegreich, indem er nachweiſt, daß das nicht möglich, und wie man an der Geſuchtheit alles erkenne pp. (Eine recht jeſuitiſche Lüge.) Weiß den Erfinder, auch wo es erzählt worden ſei; aus Neid pp.

Wenn er auf Jeſuiten kommt, eine Art lutheriſche Begeiſterung des Zornes. Was er recht ſchlecht machen will, nennt er jeſuitiſch.

Alſo die Geſchichte hat er keineswegs zur Kurzweil geſchrieben — vielmehr eine Entrüſtung gegen Romane; ſondern ſolchen zum Troſt, die alles aufgeben, weil ihre Gegenwart ſchwer, andernteils zur Warnung. Jeder Menſch habe ein oder mehre Laſter in ſich, die ihm am gefährlichſten; diejenigen, gegen welche man den meiſten Abſcheu, weil man leicht ſicher werde. So wie die Frauen die Scham pp.

Seine Laſterklippe, an der er Schiffbruch leiden ſollte, die Ehrſucht; die er als Kind ſo bekämpft, um als junger Mann über ſie zu fallen.

Abſchweif in ſeine Jugendgeſchichte, wo man ihn in den erbärmlichſten Verhältniſſen und dennoch ſchon immer mit wirklicher und eingebildeter Ehrſucht kämpft [kämpfen ſieht ?]. Alexander, der Tuchmacher, immer als Beiſpiel von Herrlichkeit in der Familie aufgeſtellt. Wie der Paſter Alexander und Cyrus, muß er ſich letztern als einen Uhrmacher denken, und zwar als den, der die Turmuhr gemacht und ſehr honoriert werden. – Mit dem Buch; dem Käppel pp. vide 2 Seiten zurück. [Siehe S. 359 Z. 13]. (hat ſeinen Namen nie nennen hören, nun aber meint er, das müſſe der Cyrus ſein.)

Nun geht er medias in res. Er lernt als Schulmeiſter, wird Schulmeiſter in Garſebach; hat einen Lehrjungen, der zugleich die Stelle der Frau verſieht.

Der Paſtor meint, es werde ſich eine regelmäßige, fir beſoldete Schulſtelle bilden laſſen für ihn pp. (Aber natürlich, er will dafür auch von Klaus veneriert werden. Der Herr Paſtor, allemal erſt freundlich, dann wie es ſpukt, ſo immer finſterer. Die Frau Paſterin darüber wild, daß er ſagt: Die Frau Paſterin habe ihm befohlen, das Mädchen bei ſich zu haben! Roter Backen.)

Auf der Reiſe eine Schenke iſt das Paradies ſeines Sündenfalles. Der Vazierende macht beide verwirrt. Er ködert Klaus, der ſich mit ſeinem Gelde etwas fühlt, durch den Ehrgeiz, da er ihn für einen vornehmen Mann erkennt an ſeinem Benehmen, an der nobeln Nachläſſigkeit. (NB. Der Vazierende gibt ſich für einen Schullehrer aus und behandelt jene als gnädige Herrn.) Ein ſolcher wird ſo und ſo tun; er wird weggehen wie in Gedanken und niemand ihn aufhalten; nirgends wird er ſich zu ängſtlich zeigen; immer ſicher; (er habe eine Chaiſe draußen ſtehn ſehn, die Klaus gehören möge. Der Wirt ſagt: Nein; der Kutſcher ſagt: Einem Herrn pp., einem Sonderling. Vazierender: So ſind Sie der wohl? Klaus verneint nicht.) Wie Klaus ſeinen Stand nicht namhaft macht, wogegen der Vazierende ſich als einen Schulmeiſter ausgibt (Nein, erſt in Freiberg pp.), kommen ſie auf die Aufklärerei, und nun erzählt er dem Klagus von Mesmer und macht dadurch auch den konfus. Klaus' Wahnſinn kommt zum Paroxysm mit dem Abgang aus dem Wirtshaus; Klagus erſt draußen, wie Luft und Bewegung ſeinen Rauſch vollends ausbrüten. (Klaus iſt ſchon zerknirſcht und vernünftig, lebet nun auch für Klagus mit.) In Freiberg nun geſteht Klaus dem Vazierenden, er ſei nur ein Schulmeiſter pp., daran hängt er Ermahnungen an den Vazierenden, auch ſeinerſeits der Ehrſucht zu entſagen. Wem der Wagen gehört, das zeigt ſich erſt am Ende; auch daß der Vazierende immer bewachend, aber auch lachend in der Nähe geweſen. (Der Vazierende ſitzt mit auf dem Bock und lacht da. Das teufliſche Lachen in Freiberg bekommt er heraus: das iſt dasſelbe Lachen). Im Wagen werden beide einig, daß die Jeſuiten dergleichen wie die Mesmeriaden erdacht, und, weil jene ſie fürchteten als Aufklärer, ſie entführen laſſen. (Der Vazierende ein Jeſuit, abgeſandt, ſie auszuhorchen.) Wie ſie aus der Jeſuiten Hand befreit worden, wiſſen ſie nicht, raten aber öfter daran herum. In Burkhardiswalde unter der Wächterhütte ſchwören ſie ſich, trotz aller Verfolgungen mannhaft weiter zu ſchreiten, (ſchließen deshalb einen heiligen Freundſchaftsbund,) erſchrecken deſto heſtiger über den Schlag, meinen nicht, daß ſie nur des Kirſchendiebſtahls wegen arretiert werden, fürchten ſich überhaupt überall und ſind geneigt, alles Bedrohliche und Unangenehme den ſie verfolgenden Jeſuiten in die Schuhe zu ſchieben. (Man ſieht, der Vazierende klärt ihn auch zuletzt nicht auf wegen der Jeſuiten.) Und noch zuletzt iſt Klaus ungewiß, ob er die natürliche Erklärung mancher wegen des Wagens annehmen oder doch an ein Jeſuitenattentat glauben ſolle. (Auch die Ähnlichkeit des Lachens.) (Andere haben gemeint pp. NB. Er weiß nicht, ob der Vazierende derſelbe, der in der Schenke pp.)

In Freiberg kommt der Vazierende in ihren Gaſthof, nachdem er ſie beim Superintendent geſehn. Klaus nimmt ihn erſt als einen Jeſuitenſpion aufs Korn, ſöhnt ſich mit ihm aus, gibt ihm auch Vermahnungen wegen der Ehrſucht.

Der Kantor von Burkhardiswalde iſt etwas für die Aufklärung, aber nicht zuviel; denn wo hört das endlich auf? am Ende – er prophezeit das Jetzo, welches Klaus für eine Phantaſie erklärt, die nie möglich. (Er fühlt die Halbheit, daß ohne Teufel auch Gott nicht feſt ſtehe. Feierliche Verſtändigung von wegen des Teufels.) Aber Klaus imponiert ihm; er hat eine große Erwartung von ihm, erkennt ſein Übergewicht an. (Bewundert ihn als einen Hus. Ähnlichkeit auf einem Bilde. Gefahr. Jawohl, ſagt Klaus, erzählt, und auch der Alte bewundert die Rettung.) Der Jeſuitenexamen muß recht ſinnreich ausſpintiſiert ſein.

Auch der Hausknecht kommt zuletzt bei ihm in Verdacht eines jeſuitiſchen Werkzeugs.

Wie Klaus das vom Hausknecht erzählt, will Klagus umkehren, aber zu weit – kein Geld pp.

Die Paſtorin grüßt erſt nicht, dann fängt ſie allmählich an zu ſpulen mit Liederverſen, dann Pantoffelklappen, Ohrfeigen ihrer Magd pp., dann mit Türenwerfen; zuletzt beides zuſammen. (Einmal zweifelhaft, ob nicht der Herr Paſtor ſelber, worauf der ſehr grimmig herauskommt und an Claus ausläßt. Ein roter Backen.) Motiv, warum die Paſtorin ſo aufgebracht auf ihn? Sie verlangt irgendeine Dienſtleiſtung von ihm, die einen Schulmeiſter herabwürdigen würde; etwa Kinderwagen ziehen oder dergleichen.

Zwei Abteilungen.

I. Brautfahrt, endet mit der Ankunft in Garſebach.

II. Prüfungsfahrt.

Wehrt alle Phantaſterei ab, iſt deshalb über Klagus' phantaſtiſches Beweiſen ſo erſchüttert; deſto mehr kontraſtiert ſeine eigene wegen der Jeſuiten. (jeſuitiſch-pfäffiſch. – Das Phantaſtiſche nennt er die Schwärmerei.)

Manches bedeutend abzukürzen.

Bei manchem: der Leſer ſoll es ja nicht überſchlagen; der Herausgeber merkt an, daß das eben die Stellen ſeien, die der Leſer beſſer tue zu überſchlagen.

Man muß ganz in dem närriſchen Kerl zu Hauſe werden. Etwas zuſammengedrängt.

Die Familie. Wie ſeine Mutter oder wer in ihn dringt, er ſoll der Aufklärerei entſagen; ſein ſchmerzlicher Kampf. Will ſeine Mutter nun gar nichts von ihm wiſſen. (NB. nach der Geſchichte mit dem Sündenfall und Stelleverluſt; erſt halb geſpannt geweſen ſeit der Kalendergeſchichte. NB. *in ihren Gedanken hat ſie recht.*)

Weil Eltern pp. nichts von ihm wiſſen wollen, nimmt er ſich der kleinen Schulwürmlein an. Die Schweſter bringt das Geld heimlich in die Schublade der alten Mutter, die ſich allemal wundert, (aber immer über den ungeratenen Sohn betrübt. Wenn nun der Junge brav wär' und an den Teufel glaubte. Das Unterſtützen iſt ſeine Schuldigkeit.)

Der Vater oder Ohm ſchlägt im Kalender das Wetter nach, wie der Junge in die Stadt ſoll. Später gerät er mit ihm über den Kalender in Zwiſt, und der Alte hilft ihm nun nicht. (Öfter beginnt der Alte darauf, daß Klaus wenigſtens den Kalender anerkennen ſoll pp.)

So entfremdet er ſich die Hülfe der Seinigen, auch des Herrn Paten durch ſeine Aufklärerei, die er nicht mäßigen kann und Feigheit und Falſchheit darinnen ſieht.

Er tut endlich ſeiner Mutter Willen, indem er mit ihr zum Herrn Paten geht, wo er ſich ſeiner Aufklärerei begeben ſoll, um in deſſen Huld wieder aufgenommen werden zu können; (Köſtliche Scene) *hier wird aber dem Faß vollends der Boden ausgeſtoßen*; er läßt ſich allerlei gefallen, fühlt aber in ſich eine Selbſtverachtung entſtehn, die endlich (feierlich) explodiert. Wie ſeine Mutter, die keine Auerbachſche Bäuerin iſt, ſondern bei aller Herzensgüte ſehr borniert, dabei hypochondriſch und immer der Meinung, er ſelber ſei Schuld pp., auch keinen Sinn für ſeine Überzeugungstreue hat und einmal in einem Anfall von Migräne ihn von ſich weiſt. Seine Schweſter, eine ſchöne Geſtalt, aber durchaus konkret, erſt *ſeiner Mutter*, dann *ſeine* Verbündete. Seine Mutter hat beim Vetter etwas zu fordern. Daß er Muſikus wird, verfeindet ſie ihm vollends. (Die Muſik iſt ihr aller Laſter Anfang.)

Wie er mit Klagus bekannt wird, enthuſiaſtiſche Freundſchaft. Seine Mutter, die nicht ſelbſt genug Urteil hat, ſieht ihn im Spiegel des allgemeinen Urteils. Wie er zu Ehren kommt, ſieht ſie ihn mit anderen Augen an; in ihren Augen entſcheidet der Erfolg. Sie meint, ihm fehlen die Kenntniſſe pp., ſeinen Vetter, einen Bauernknecht, nimmt jeder Bauer gern; ſooft ſie was Gutes von einem andern hört, iſt ihr das ein Stachel. Sie will, er ſoll etwas werden, was nicht ſo hochmütig; er muß etwas ergreifen, was ihm widerwärtig iſt, wobei ſie ſtets an ſich denkt, die ſpäter zu ernähren, ſie für den Zweck ſeines Daſeins nimmt, kommt vielleicht bei ſeinem Herrn Paten in die Lehre; die Wiſſenſchaften liegen ihm immer im Kopf, abſonderlich die Aufklärung und der Kampf gegen die

Jeſuiten. Er kann's nicht mehr erdulden; ſeine Mutter bringt ihn nochmals hin; er will ſich ergeben; Exploſion. Hier lernt er die falſche Veronika kennen, ohne ſie geſprochen zu haben. Sie läßt ſich noch beſchwichtigen, nämlich die Mutter; nun Reiſe zu dem Mutterbruder um einer Forderung willen. Wie ſchwer es hält, von einem Bauer Geld zu bekommen. Er iſt der Sohn eines Fabrikanten in Meißen?

Aber ſeine Aufklärerei, bei der er rückſichtslos, ſo gemütlich und ſchüchtern er *ſonſt* iſt, (und die Intrigue des Webers) unterminiert ſeine ohnehin nur proviſoriſche Stellung; der Sündenfall, durch einen Rückfall in ſeinen ſchon von Kind an verſätzlich gehemmten Ehrgeiz, gibt den Vorwand.

Mutter und beſonders Schweſter müſſen beim Vetter ausharren. Deshalb braucht er eine Frau.

Der Schwartenmaier muß ſchon im Anfange mit vorkommen, desgleichen der Scharnhorſt.

Die Freundſchaft zwiſchen Klaus und Klagus bildet ſich erſt durch gegenſeitiges Erkennen pp.

Klaus ſieht ſeine Weltmannsverwandlung als einen Beweis für ſeine Meinung, daß ein jeder Menſch einen Inſtinkt, der ihn warne vor dem, was in ſeinem Charakter für ihn Gefährliches liege, wie die Scham im weiblichen Geſchlecht, weil deſſen Begierde ſtärker. Der Hauptgedanke des Ganzen: er ſucht in ſeiner Geſchichte zu beweiſen, daß man ſich am leichteſten an das Laſter verliere, gegen welches man am meiſten geſtimmt, und liege in dieſer Stimmung Warnung und Prophezeiung zugleich. So verfällt er, der ängſtlich Beſcheidene, dem Ehrgeiz, der Sparſame der Verſchwendung, wie denn die Stärke in der Mitte von zwei entgegengeſetzten Schwächen, und leichter ſei, von einer dieſer Schwächen zur andern als zu der in der Mitte liegenden Stärke überzugehn.

Der ängſtlich Beſcheidene hält ſich für hochmütig und eignet ſich Beſcheidenheit an, ernſthafte, denn er hat zuviel Luſt, wie er meint, zu ausgelaſſener Luſtigkeit; das iſt aber auch nicht wahr, er iſt vielmehr von Kind an pedantiſch, ernſthaft; der dritte Gegenſatz, die Antiſchwärmerei und *Duldung* bis zum Fanatismus. Die Verfolgung der Jeſuiten, jeder Feind iſt ihm ein Jeſuit. (Er hält für Pflicht, die Jeſuiten zu haſſen; da macht ſeine Schwachheit dann den Feind zum Jeſuiten, bis er hinter dieſe Finten gekommen iſt.) Endlich hält er ſich für ſehr pfiffig, da er doch völlig naiv und harmlos und unpraktiſch.

Klagus ganz für den alten Fritz; dem Klaus iſt er aber zu freigeiſtig.

Erſte Regung der Eitelkeit, daß, wenn er arbeitet, ein Käppel aufſetzt und eine alte gefundene Doſe neben ſich ſetzt, was ihm ein Vetter (oder die Mutter) vertreibt.

Des Paſtors Predigt über die Verlockungen der Ehrſucht entlarvt ihn vor ſich ſelbſt. Beiſpiel: Cyrus, Cröſus.

I. Kindheitsgeſchichte. Mutter, Schweſter. Alexander, Cröſus pp. Der Vetter.

Der Pate. Predigen und anderen Ehrgeiz. Schwartenmaier, Scharnhorſt. (Jemand will ihn annehmen, die Mutter bewegt ihn zur heimlichen Flucht. Bote. Erſte Liebe. Falſche Veronika.) Schulmeiſter, wogegen die Mutter; Schweſter Hülfe.

Auf der Lehre bei dem Paten, Herrn Paſtor, Frau Paſtorin.

Er lernt Klagum kennen. Die verwandten Gemüter. Proviſoriſche Stelle in Garſebach. Der Weber. Aufklärung. Der Mutter Sorgen deshalb. Er unterminiert ſeine Stellung. Der Herr Pate will als Auszügler zu ihnen, aber der Klaus ſoll widerrufen. Auf Bewegung der Seinen, wobei ſeine Mutter, die's ihrem Mann übel nimmt, daß er nicht ein halb Jahr ſpäter geſtorben, immer an ſich denkt. (Die Mutter nach außen ſchwächſt, gegen die Kinder, was ſie nach außen ſein ſollte. Nach außen läßt ſie ſich alles gefallen, gibt alles her, um nicht Zorn; im Hauſe gerad umgekehrt.) Die Schweſter vermittelt, will er widerrufen; es geſchieht das Entgegengeſetzte. Die Mutter ſagt ſich von ihm los, die Schweſter ebenfalls, die nur an die Mutter denkt. Unter der Bedingung will der Alte ſie als Erben einſetzen. Da kommt ihm die Reiſe recht zu paß. Die Schweſter wollte bis zu ſeiner Verheiratung zu ihm, geht nicht. (Nun ſcheinen ſie verſorgt, und er kann ſeinem Pathos leben.)

Die Mutter will ſeine Braut nicht ſehn. Er hält die Schule fort, da er etwas zu lieben haben muß oder ſeine neuen Verſuche zur Sühne nach dem Sündenfall um ſo ſchlimmer ablaufen. Wie er die Mutter unterſtützt, indirekt durch die Schweſter (die Mutter gibt dieſer etwas davon, aber Klaus ſoll nichts wiſſen, was der doch allemal wieder erfährt), hofft er immer auf ein Liebeszeichen von ihr umſonſt.

Der Buchbinder weint, daß Klaus ihm ſeine Braut verführen will.

Die Grundſtimmung eine friſche, herzig-behagliche. Die Charaktere aus dieſer heraus aufgefaßt, das Heitere darin betont, das andere als leichter Schatten.

Aufwachſen. Er verdirbt's mit einem Vetter durch ſeine Ehrlichkeit, (Wie er leidet unter dem Aberglauben ſeines Vetters), und beinah mit der Mutter. Er lernt als ein Schulmeiſter, was ihm die Mutter als Hochmut auslegt, worin ſie der Vetter dämpft. Der Vetter ein Mann von Einfluß.

Bekannt mit Paſtors, mit Klagus.

Seine Rückſichtsloſigkeit und des Webers und ſeines Herrn Vetters Intriguen. Bei Zeiten ſchon der Herr eingemiſcht, von dem mehrmal geſprochen wird.

Der Pate oder Vetter iſt Klaus nicht bös geſinnt; er ſoll ihn einmal erben (das ſagt er nicht beſtimmt. Wer ihn erben will, der muß auch glauben, was er will, ſagt er nach der Inquiſition. Der ewige Wechſel von Herzlichkeit nach ſeiner Weiſe und Grimm gegen Klaus, den der nicht eher verſteht, bis der Vetter es ihm ſelber ſagt, vielleicht bei Gelegenheit der vorhandenen Inquiſition.), aber er ärgert ſich, daß jemand ſo leicht zu dem Gelde kommen ſoll, das ihm ſoviel Mühe gemacht; er iſt halb und halb deshalb auf ſeinen Erben neidiſch und will's ihm ſo ſauer machen als möglich.

[*Hl.*]

Zum Klaus.

Zwei Weltmächte, etwa Fortſchritt und Konſervatismus, wovon Klaus den Fortſchritt repräſentierte. Aber völlig konkret und individuell beide. Klaus [. . .,] iſt Klajus Caſſius – heißt Klajus vielleicht ſo? – Wenn Kl. nach jener Zeit Weiſe erſtlich auf dem Gymnaſio, etwa bis Prima geweſen, dann erſt bei einem Schulmeiſter in der Lehre, ſo kann er mancherlei Kenntniſſe haben. – Er gilt als Waghals, was kontraſtiert mit der Welt, oder ſeine Meinung iſt es und kontraſtiert mit der Wahrheit. Andere im Bund, wie Semmelmeier oder wie er iſt, übertreibt und nennt auch Klaus einen Feigling und Leutefürchter, iſt aber der erſte, welcher umſattelt, und darin vielleicht den gutmütigen Klaus täuſcht.

Klaus hält ſich [für] einen vollendeten Weltmann und beſorgt deshalb alles, bevormundet Caſſius, der weit klüger.

Nach dem verunglückten Widerrufe neben Muſik und Gratisſchule nur der Aufklärung lebend, gerät er in den Ruf eines verzweifelten Atheiſten. Einer, der ihn nur vom Hörenſagen kennt, meint, mit dem hätte er nicht das Herz, durch ein Holz zu gehen.

Eine Art Verſchwörung (ſ. d. Schule.) gegen Finſternis, Aberglauben; an die den Caſſius Klaus und an die da getanen Schwüre feierlich erinnert, weil es ihm ſcheint, er wolle ſchlaff werden.

Nach Herrn von Rohrſcheidts Vexationen wird gerade der ruhige Caſſius toll und gibt Klaus ein betrübtes Bild vom Menſchen, und Klaus muß Rollen tauſchend den Retardierenden darſtellen, obgleich ſelber betäubt.

Je toller die ganze Geſchichte, deſto weniger darf ſie ſich äußerlich von der Wirklichkeit entfernen. Sie darf auch das Subſtanzielle durchaus nicht vernachläſſigen, die Situation muß immer ernſt, rührend und intereſſant ſein, während in den Charakteren der Ernſt – denn auch dieſen muß heiliger Ernſt ſein mit ihren Motiven pp. – der objektive Humor dazu tritt.

Vexation. Die Schulmeiſter renommieren mit den Jeſuiten, die Fremden dann erzählen einander von den Jeſuiten, ihren Abſichten, Künſten pp. Jene horchen, ihre Gläſer werden nicht leer, ſie ſelber aufgeregteſt und blieben gerne, wenn der Wirt ſie behielte. Da nun eine Art Deſperation und gewaltſamen Mutfaſſens dazutritt, wird Caſſius wie überſpannt.

Daß nur die Wirkungen nicht durch die Verſchiedenheit der Abſichten zu Grunde gehen.

Er hat Trieb, ein Gelehrter zu werden, muß von der Schule zum Vetter, deſſen Erbe zu werden. Kann nicht aushalten, beendet ſeine Schulzeit und Lehrzeit, und ſetzt ſich auf Paſtors von St. Afras Rat als Schulmeiſter erſt mit ſchmalen Biſſen, auf beſſere wartend. Auf der Schule durch einen aufgeklärten und etwas unruhigen Lehrer für die Aufklärung gewonnen, bringt er dies nach Bockswein und der Ohm aus Oppoſition zum Teufelsgelehrten, Kalenderſchauer pp. Nun drängt ſich der Swartenmaier, einer von der Verſchwörung gegen Jeſuitismus – dieſe rührt ſchon von jenem Lehrer her – dem jetzigen Paſtor von St. Afra, der nun auch politiſch wird, beſonders durch ſeine Frau, an die Frau Paſtorin und macht dieſe und dadurch den Paſtor von Klaus abwendig, der des Herrn Paſtors ehemaligen Lehrerſtolz geerbt; indem er dieſen verleumdet, wobei er immer noch der gute Freund und Bündner, der auf der Schule der Extremſte geweſen. Ein böſer Schalk, da ihn der kluge Klaus nicht ausfindig macht. Er, Klaus und Caſſius waren die ſchüchternſten bei der Verſchwörung. Nun Gebot der Hochzeitreiſe pp. Während Klaus abweſend, entfremdet Sw. die Paſtorin dem Klaus und macht ſie bereuen, daß ſie nicht dem Swartemaier die Stelle zugewendet, und geneigt, ſie ihm noch zuzuwenden. Mit Swartemaier im Bunde der Weber; der denkt: ſeinetwegen, wo er nur das Mittel ſein ſoll; auch die Bauern werden abgewendet, und ſo muß die Veronika zurückgeſtellt werden. Muſiker und dennoch Gratisſchulmeiſter, um ſeinen Feinden nicht zu weichen. Seine Schweſter und Mutter haben unterdes den Ohm bearbeitet, welcher ſich bereit zeigt, da ihm Klaus doch beſſer gefallen als die anderen Anſprecher; aber öffentlicher Widerruf. Auf Bitten pp., ſeiner Pietätspflichten gedenkend, gibt er nach; wie es dazu kommt, vermag er nicht, ein andrer Dr. Luther. Nun fort Muſik, Aufklärer, Gratisſchulmeiſter, wird er als Atheiſt verrufen, die Seinen ſagen ſich von ihm los, ſein Freund, heißt es, wird die Veronika heiraten und eine außerordentliche Stelle erhalten. (Er wird aus Garſebach gewieſen.) Er begleitet ihn auf ſeiner Probereiſe und merkt endlich, daß er ſelbſt derjenige iſt, der Braut und Stelle erhält. Vorher allerlei Bemühungen durch den Schwartemaier vereitelt, der ſein Mitbewerber, was er, wie die verlorenen Schüler in Garſebach pp. und allen ſeinen Unſtern, den Jeſuiten zurechnet. (Caſſius will nicht falſch ſcheinen, weil er es wirklich iſt, nur um anderen Zweck.)

So müßte die Sache erzählt und behandelt werden; ja keine unnützen Kauſalitäten. In der beiden Reiſen und ſonſtigem Zuſammenſein könnte ſich der Charakterkontraſt ganz naiv ausleben, ohne jede Prätenſion, in komiſchen Geſprächen, Verkennungen pp. und ſonſtigem Beiweſen realer Freundſchaft – wobei es beiden heiliger Ernſt.

Das Subſtanzielle und Formale müßte einen Kompromiß eingehen, daß keines das andere irgendwo zu ſehr im Stiche läßt; es darf weder ſentimental noch phantaſtiſch werden; wo es am poetiſchſten (idealſten), muß es am dargeſtellteſten und wirklichſcheinlichſten ſein.

Keine leeren Partieen. Gerade die Charaktere und ihre Motive müſſen auf der Wirklichkeit fußen.

Aber die Geſchichte wird für meinen gegenwärtigen Zweck zu lang.

[*Hm.*]

Ein altes Schulmeiſterleben.

Claus, ein Hypochondriſt von Geburt, zeigt ſchon in ſeiner Kindheit Anlage, ſich ſelbſt zu quälen. (NB. Dieſen Einblick hat er nicht; der Leſer muß das alles aus ſeiner Erzählung abſtrahieren; er glaubt an ſeine Laſter noch immer und hat tägliche Beweiſe. Ja er erzählt ja eben ſeine Erlebniſſe zur Lehre für andere; wie er ſelbſt aus jedem für ſich die Moral zieht.) Die übergroße Gewiſſenhaftigkeit wird von dem alten Paſtor genährt. Wenn er vor Laſtern warnt und den Geiſt dagegen wach zu ſein aufruft, ſo bildet ſich der arme Junge ein, an allen Laſtern zu leiden. Seine Selbſtbeobachtung entwickelt ſich dabei früh. Beſonders iſt's das Hauptlaſter, gegen welches der Alte am meiſten loszieht, und ganz folgerecht, daß er auch an dieſem am meiſten zu leiden glaubt: Hochmut. Der Paſtor predigt: der Hochmut zeige ſich hauptſächlich im Äußeren durch vor andern hervorglänzenwollenden Schmuck (durch phantaſtiſches Weſen.) (Das iſt nun das Laſter, das ihm am fernſten liegt.), da trifft's ihn wie ein Blitz, daß er einmal ſeine bloßen Füße mit Stiefelſchmiere geſchmiert, desgleichen die alte Doſe. Ferner gegen die Jeſuiten, gegen Schwärmerei und Aberglauben.

In ſeiner Natur liegt der Hang zur Schwärmerei und treibt ihn nun, die prinzipiell angelernte Nüchternheit bis zur Schwärmerei zu treiben. Er wird ein Aufklärer, ficht gegen den Aberglauben, und was er von den Jeſuiten glaubt, von denen er naiv glaubt, ſie haben's ganz beſonders auf ihn abgeſehn, wird in ſeiner Seele zu einer völligen Mythe; ſelbſt der Hausknecht iſt ein Jeſuit oder doch ihr Werkzeug. (Und ſo fällt er, ohne es zu wiſſen (und erzählt's auch ſo) immer von einem ins andere Extrem. Er würde lieber ſterben, als etwas, was er für Phantaſterei hält, als Realität anzuerkennen, aber von ſelber und unbewußt fällt er unaufhörlich in dieſen Fehler.)

Der Gegenſtand ſelbſt, die einſeitige Aufklärerei, iſt nun ein faſt lächerlicher; was und wie er in ſeinem treuen Hang zu dieſem leidet, wie er ihn in Kolliſionen bringt mit allen Familienpflichten, die rührende beſcheidene Art, mit der er dies und die großen Kämpfe mit dem Hang zu Laſtern, die er ſo wenig beſitzt, daß er ſogar die entgegengeſetzten Tugenden, Demut und Beſcheidung beſitzt, heben den Roman aus der komiſchen Sphäre – denn ſeine Leiden ſind für den Leſer meiſt komiſch – in die des Humors. Die Naivetät, mit der er ſich zuweilen auf Dinge etwas weiß, die ein Nichts ſind, auch auf Realitäten, macht ihn komiſch-liebenswürdig. Mit großer Rührung und zuweilen großartigem Eifer und Pathos erzählt er die lächerlichen Dinge; ihm iſt's heiligſter Ernſt, und die Lehren, die er aus ſeinen Erfahrniſſen zieht, ſind voll Gehalt. (Eine gewiſſe eitle Selbſtgefälligkeit hat er auch; ſeine Unbeholfenheit hält er oft für Gewandtheit und knüpft herrliche Lehren daran.)

So glaubt er den Hang zur Lüge zu haben, und aus jedem ſeiner Worte leuchtet die reinſte Ehrlichkeit.

Die Ehrlichkeit, die er beſitzt, ſcheint er gar nicht zu kennen, traut ſich vielmehr darin weniger zu; dafür legt er einen großen Nachdruck auf ſein savoir faire und ſeine Gewandtheit, ſich aus übeln Lagen herauszuhelfen und die Lacher auf ſeiner Seite zu haben, was er ſich aber zuweilen aus Gutmütigkeit verweiſt, während er ausgelacht wird und ſeine Sachen immer ſehr ungeſchickt macht.

Klagus, der ihn wegen ſeines Wachstums nach innen eine Kartoffel nennt, überſieht ihn; das muß man aus ſeinen gutmütig ironiſchen Reden merken, die aber Claus, der keinen Sinn für Ironie und Humor hat, alle wörtlich verſteht.

Die intereſſanteſten ſeiner Abenteuer in der alten Arbeit werden beibehalten; das Ganze aber wird intrikater; außer der Epiſode mit der Hochzeit pp. werden noch andere, aber ſteter eingeflochten. Die Charaktere, die er ſchildert, muß man alle erſt in ihre Wirklichkeit überſetzen. Klagus' Humor verſteht er zuweilen falſch und will mit ihm brechen; er hält ihn nämlich [für] bare Münze und deshalb oft für frivole Denkungsart und wundert ſich„ wie ein und derſelbe Menſch ſo brav ſein und doch wiederum der Bravheit ſpotten könne (Tiefſinnige Betrachtungen darüber.); vergibt aber zuletzt die Mängel der Schale dem Kern.

Die Veronika in ihrer unberührten Unſchuld und Einfalt paßt ganz für ihn, ihre neckiſche Schweſter, die ihm dieſer Neckerei wegen, die er Leichtfertigkeit nennt, mißfällt ihm deshalb.

Sein Gewiſſenspunkt führt ihn in Kolliſion mit der wahrhaften kindlichen Liebe zu ſeiner Mutter, die nur um ihn, wie er, ſie verteidigend, ſagt, ſo weltlich ſein könne und um ihrer ſelbſt willen ſo gewiſſenhaft iſt wie er.

Dabei hat er aber etwas außerordentlich Früſches und Derbgeſundes, Nervengeſchontes und auch einen gewiſſen Humor oder vielmehr trockene Drolligkeit.

Wie ſie der Phantaſterei in der Hürde ewige Fehde ſchwören, ſind ſie ſelbſt die größten Phantaſten, und die eben den Aberglauben als etwas abgetan, was keine Gewalt über ſie haben könne, befällt ein abergläubiſcher Schrecken, wie der alte Kantor auf die Hürde pocht.

Schon in der Vorrede beginnt die unbewußte Selbſtfopperei. Er wendet ſich gegen die erdichteten Dorfgeſchichten, die der Phantaſterei voll ſeien von pp. Seine wahre Geſchichte ſoll ein Gegengewicht ſein.

Die Geſchichte fällt vielleicht in die Kriegszeiten.

Schiffziehergeſtalten, darunter eine ſchöne — aber immer realiſtiſch.

Die Verwickelung muß viel reicher ſein und die Entwickelung aller einzelnen Verwickelungen zuſammenfallen.

Die Mutter bei einem alten Kauz, den ſie für ihre Kinder zu beerben denkt, drum kann ſie nicht Claus' Haushalt führen. Die Schweſter durch einen leichtſinnigen Mann in Not; der Alte, abergläubiſch, will die ganze Familie enterben, wenn Claus nicht etwas widerruft. Er tut's, fühlt ſich aber bei allen Liebkoſungen von Mutter und Schweſter unglücklich. Sein Stolz dahin; zugleich die Geſchichte ſeines eigenen Verfalls und des falſchen Scheines Klagi. Wie er ein

gemachter Mann iſt, will er den Widerruf widerrufen (wie eine Ehrenſchuld). Es iſt nicht nötig; der Alte iſt ſelber über die Sache aufgeklärt. Das wird ihm ſchon vorher, aber ohne Namen erzählt pp.
Das meiſte gelaſſen, wie's ſchon iſt.

Aber die Freundſchaft mit Klago nimmt erſt während der Geſchichte ihren Schwung; Klaus kann das Praktiſche in Klago nicht genug bewundern, beide ſchließen ſich immer mehr einander an.

Nicht das Geſehnwerden als Schläfer im Freien macht alles; des Webers, der das Volk in ſeinem Wahne beſtärkt, Intriguen und namentlich die Nichtanerkennung des Donnerkeils des Herrn Vorſtands haben ſchon ſeinen Sturz vorbereitet. (Dieſen bewundert der Weber.)

Bei Gelegenheit eines Gefechtes gegen den Aberglauben pp. lernen ſich die Freunde kennen. (Hier iſt der Schartenmaier dabei; der wegen Garſebachs aufgeklärt iſt, dann fromm wird, ſpäter gar frivol, und wo anders zu ſchlucken. Eine andere Geſchichte muß hineinſpielen mit Abenteuern, durch welche er mit glücklich wird, eine hiſtoriſche Novelle: „Der Schuhputzer", Schulmeiſter iſt auf der entgegengeſetzten Seite.) Da Beſchreibung Klagi. Beide noch naiver. (Er eben Schulmeiſter geworden.)

Dennoch iſt's der Ehrgeiz, das vornehme Weſen, das ihm beim Weggehn aus dem Wirtshauſe ſo teuer kommt; aber die Wirtsleute ſind ſehr gereizt.

Unter dem Häuslein werden die beiden ganz intim; Bruderkuß. Haß gegen Jeſuiten und Dunkelmänner. (Schwärmerei; man habe erlebt, wohin das führe.) Haß gegen das phantaſtiſche Weſen bis zur Phantaſterei getrieben. Hier ſchwören ſie ſich Freundſchaft bis in den Tod, Freundſchaftsmut pp. Klagi Backenknochen leuchten. Plötzlicher Schrecken.

Seit ſeinem Sündenfall – vor dieſem der Rückblick in ſeine Kindheit –, der aus Sicherheit entſtand, weil er glaubte, den Teufel des Ehrgeizes ausgetrieben zu haben für immer – ſucht er das männliche, aber beſcheidene Weſen – mag die Frau Paſtorin nichts mehr mit ihm zu tun haben; ſie dirigiert ihren Herrn Gemahl mit Türzuſchlagen und wohl auch mit allgemeinen Betrachtungen und Kirchenverſen im Geſpräche von der Nebenſtube aus, deren Türe nur angelehnt iſt. (Einmal fliegt ein Pantoffel herein und dem Herrn Paſtor an den Teil, da man ſitzt; der in Verlegenheit; einmal hat er eine rote und eine bleiche Wange.) Er muß ſolchergeſtalt, wenn ihn ſein eigen Mitleid und Bedauern über die Inſtruktion hinweggeriſſen, wieder in deren Grenzen gebracht werden und läßt dann ſeinen Grimm auf die Frau an ihm aus.

Das zu Willkürliche aus den Muſikgeſchichten heraus. Der Hannoveraner muß ein andrer werden, ein Meiſter, der aus Luſt an der Liederlichkeit Muſikant iſt.

Er hält den Mann (w. e. m.) in der Schenke frei; Klagi und ſeine Kombinationen, wer der Mann geweſen ſein möge. Hemdenkragen pp.

In der Garſebacher Schenke der Streit, wobei Klaus Klagi Bekanntſchaft macht, des Webermeiſters Einſchmeichlung beim Herrn Vorſtand, den Klaus vor den Kopf ſtößt. (Der Schartenmaier.)

Beim Paſtor, wo die Türe immer offen für ein Einſchreiten der Frau Paſtorin, welches diesmal erfolgt. Er hat Vertrauen zur Praktik Klagi, bringt ſeine Sache vor bei dem; der in Verlegenheit. Claus fühlt ſich reich, Klagus nach Weigern (es ſind Ferien), glaubt, Claus ſei es, und geht mit. Unterwegs werden ſie immer näher bekannt.

Einkehr.

Neues Motiv!

In der Schenke zu Löthhain iſt er ein komiſcher Judah, im heiligen Eifer zertrümmert er irgendein Aberglauben erweckend und erhaltend Ding (Dadurch wird auch die Freundſchaft zwiſchen Klaus und Klagus abſolut); deshalb die Bearbeitung vom ganzen Hauſe. Freilich iſt er durch Getränk (weniger, mehr) durch die Erzählung des Herrn von pp. vom Magnetismus, Jeſuiten pp. berauſcht und deshalb der Vorwurf der Gemeinheit, er habe ſich ſo übernommen in Getränken, daß er berauſcht dem Wirte alles zerſchlagen pp. Daß er eine Bonifaziustat getan, davon hat kein Menſch eine Idee, und das zerdrückt ſeinen Idealism ſo, daß auch nicht einmal jemand an einen höheren Beweggrund glaubt pp.

(Klaus' Anfechtungen von Hochmut pp.)

Er lernt Klagus, der ihm ſchon früher hin und wieder begegnet, ihm aber nicht anmuten wollen, genauer kennen; ſie machen von nun die Reiſe zuſammen.

Der Vetter, an den er, eh' er ihn kannte, beim Alexander in der Schule dachte, iſt das Schickſal, das immer das Opfer ſeines Selbſtbewußtſeins von ihm verlangt, wobei Mutter und Schweſter pp., die Mutter abratend zuratet pp., und das zuletzt auch verſöhnt iſt durch den Machiniſten.

Das Bedenkliche, daß Klaus das Mädchen gleich mit ſich bekommt ohne Anſtandsſkrupel, wäre dadurch zu umgehn, daß entweder jemand bei ihm zu Haus wäre. Aber ſeine Mutter pp. iſt beim Vetter, heuchelt Gleichgültigkeit gegen Klaus, um für ihn zu erben pp. Alſo die Sabine iſt für einige Tage mit; weil nun aus dem Handel nichts wird, muß Veronika mit Sabinen wieder fort.

In der Wächterhütte ſchwärmeriſcheſtes Fehdeſchwören aller Schwärmerei.

Ein Intereſſe, das dem Ganzen zugrunde liegt. Vielleicht doch, daß die Reiſe, der Braut wegen unternommen, zugleich eine Apoſtelreiſe wider den Aberglauben werden ſoll. (Jene Gegend beſonders abergläubig.) In Löthhain fordern ſie, davon redend, daß ſie gegen den Aberglauben, der hier noch zu ſehr herrſche, den Humor des Vazierenden heraus; die Judahtat weckt den Zorn der Wirtsleute; den Donnerkeil des Herrn Vorſtands hat er ſchon lang angefochten und dadurch dem Weber leichte Arbeit gemacht. Der Vazierende preiſt zuerſt die Judahtat, erzählt dann von dem Vorgehen der Jeſuiten, Somnambulismus pp., die er unvermerkt im Ernſte adoptiert und die zugleich Berauſchten myſtifiziert. Solang er da, haben die Wirtsleute nicht das Herz, was zu tun.

(Alſo erſt ſein Aufwachſen, ſein Vater der Nelkenmaler, der an der Welt irr wird durch das Roſenmalen und daher einen Zorn auf die Neuerer bekommt. Der Kampf zwiſchen dem Neuen und dem Alten geht durch die ganze deutſche Menſchheit. Die Neuerer nehmen des alten Fritz Partie. (Ständchen beim alten Fritz.) Schon im Vaterhauſe muß er leiden wegen ſeiner neuen Geſinnung. Die Mutter iſt neu, die Tochter iſt alt wie der Vater. (Mutter wunderliche Frau, weltlich, braucht das Geiſtliche nur, um ihre Kinder zu tyranniſieren.) Der Vetter bald alt und bald neu (,wie er eben ſich an ſeinen Erben rächen kann). Erſt ſucht die Witwe vom Bruder das Geld, dann von der Schwägerin Hülfe. Der Vetter nimmt Klaus und tyranniſiert ihn. Luſt zum Schulmeiſter-werden. Im Dorfe, wo der Vetter, iſt der Weber. Er läßt den Vetter; der nimmt ſeine Schweſter und Mutter zu ſich, wenn beide den Klaus abſchwören. Dieſer bringt's endlich zum Schulmeiſter, lernt er mit Klagus und Schartenmaier bei Klagi Vater?, zum Probeſchulmeiſter in Garſebach. Der Paſtor von St. Afra, auch ein Neuer, will dem Weberſchulmeiſtern ein Ende machen. Die Mutter hat ihm abgeſagt? (Nein, die Mutter trotzt nur, weil er ein ſo Kleines nicht tun will und den Vetter verſöhnen zu ſeinem eigenen Glücke. Unbemerkt nimmt ſie viel Teil an ihm), die Schweſter aber leidet für ihn, um ihm das Geld zuzuwenden. Wie die Paſtorin ihn verheiratet ſehen will, fragt er ſeine Leute heimlich, das iſt die Schweſter im Buſch. Oder der Alte lebt noch, hat ihn aber verſtoßen, die Schweſter allein iſt beim Vetter.

Wegen der Frau (Heirats) fragt er den Vater oder will fragen. Der will nichts von ihm wiſſen. Er und Klagus wollen auf dem Wege reformieren. Geſchichte in Löthhain, wo er im heiligen Eifer den Donnerkeil umwirft, daß der zerbricht. Schlechte Begegnung. Der Weber benutzt das, und es entſteht ein Sprung zwiſchen ihm und ſeinem Patron, dem Paſtor, der immer weiter wird, da er nicht tut, was die herrſchgierige Paſtorin will. Die Jeſuitengeſchichte (und Somnambulism) macht ſie ganz konfus. Sie kommen in einem Wagen, ſie wiſſen nicht weſſen, nach Freiberg. Er bringt die wahre Veronika, muß ſie wieder abtun und iſt nun verlaſſen. Er ſoll widerrufen, will nicht, unterdeſſen Bewerbungen, die fehlſchlagen. Widerruf ſchlägt um. Die Turbationsheirat könnte ihm helfen, er weiſt ſie von ſich. Er muß an Klagus zweifeln. Hochzeitmuſik. Sein Vater kann nicht mehr arbeiten, ſoll nun auch Erdbeeren malen, der Vetter will ſich von der ganzen Familie losſagen. (Der Erbvetter vielleicht ſelbſt vergißt augenblicklich, um ihn zum Werkzeuge zu brauchen gegen den alten Kantor, den Vater der Veronika.) Er muß ſich Vorwürfe machen; in dieſes Elend herein das gute Ende.)

Claus' Mutter, eine fromme Frau, beſtändig auf der unnötigen Flucht vor dem Übermut und der fleiſchlichen Sicherheit, wo's gar nicht nötig; gutmütig, ſchwach und doch auch eigenſinnig, ſehr egoiſtiſch, ohne daß ſie das weiß und denkt, im Verhältnis zu ihren Kindern immer in ihrem Rechte, während ſie außerdem und in Bezug auf Hochmut ſo feinnehmeriſch. (Oder wie die Mama die Kinder, als ſie ſchon ſelbſtändig, noch dreſſieren wollend pp., befehlend. — Abhängig von der Meinung anderer, da die eigenen Kinder ihr fremd werden. Überzeugung von ihrem Geſchmacke. Singen.) Jammer um ein junges Schweinchen und Unbekümmertheit wegen der Kinder.

Verhältnis Claus' zu ſeiner Schweſter.

Freude, wenn ſie ihm noch freundlich, wo er ſo ganz verkannt und ſcheinbar auch von Klago verlaſſen, von verkappten Jeſuiten überall verfolgt.

NB. Vorbereitung komiſcher Stellen (Darüber noch zu denken!), im Geſpräch durch eine Art ritardando oder durch Kontraſt, indem man ganz was anderes zu erwarten angeregt wird.

(Widerſprüche im Charakter und der Denkart.) Die Jeſuiten und Aufklärerfanatiſm und Aberglauben beiſammen Klaus' ſchwache Seite. Klagus war mehr gegen die Tyrannen, gegen die Eroberer, dabei doch der alte Fritz ſein Liebling, worüber ſich Klaus vielleicht wundert.

(Komiſcher Widerſpruch. Seine Aufgabe, klug ſich erſt ſtellen, als ob er abergläubiſch ſei, der Seinigen wegen und der Ehrlichkeit und Naivetät ſeines Naturells.)

Erziehung. Schulgehn mit Scharnhorſt und Schartenmaier; der letztere als Kind ſchon ein Freigeiſt. Damals erſchrickt er vor ihm.

Claus' Vater mit einem wunderlichen Wunſch. Ein Maler, der immer dasſelbe Roſenknöſpchen malt und krank wird, wie er eine Nelke malen ſoll und auch daran ſtirbt, an dieſer Unterdrückung und Tyrannenlaune, als ein Zertretener. Durchaus iſt er ein Gewohnheitsmenſch, den die geringſte Abweichungszumutung unglücklich macht. Viel ſolcher „Nägel zu ſeinem Sarge". (Er iſt völlig außer ſeiner Haut, ſieht ſich als einen an, der nicht mehr in die Welt paßt, für den nichts Beſſeres wäre als der Tod. Er kann ſich in nichts Neues finden. Seiner Frau Zureden, die in dieſem Tun Hochmut ſieht, daß er ſich nicht demütigen wolle.) (Der neue Malervorſtand, der Tyrann.)

Von ſeinem Vater hängt ihm die Anhänglichkeit und das Revolutionäre, von ſeiner Mutter die Angſt vor dem Hochmut pp. an. Wenn ſie, wie ſie meint, gegen die Demut gefehlt, ſieht ſie allemal nach dem Schweinchen, ob ſie nicht bereits an ihm geſtraft. An ſeinem Wohlſein ſieht ſie, daß ſie doch demütig genug ſein müſſe, weil das Schweinchen ſo wohl, und erſchrickt wieder über die Ausſprache dieſer Bemerkung, weil dieſe ſchon wieder Hochmut ſein kann. (Sein Auflehnen gegen Aberglauben und äußerliche Demut ein Rückſchlag aus der Hypochondrie von ſeinen Eltern, von der er doch noch und hie und da einen Anfall hat.)

Nach ſeinem Tode trägt die Mutter Semmel und iſt ſonſt Botin. Der Antrag des Herrn, der der Machiniſt, den Jungen anzunehmen, wird von ihr nicht angenommen; der Herr hat ihn bei Büchern geſehn. Kampf in dem Jungen. Er ſoll ſtudieren. Nein! Nein! Er muß ihr helfen, und zugleich wäre das Hochmut. (Der Herr guckt durchs Wagenfenſter. Klaus kann ihn nicht erkennen. Der

Leſer muß bei deſſen erſten Auftreten ihn wiedererkennen. Claus erinnert er ſehr an ihn.)

Zuweilen wird ſein Herr Pate mit ihm beſucht. Da ſein Herr Pate Mutter und Schweſter zu ſich nimmt, wird er Schulmeiſter, was den Herrn Paten ärgert. (Großer Kampf in ihm, ob's nicht Hochmut, daß er Schulmeiſter werden will.) Die Mutter ſieht's für Hochmut, der Pate für Niederträchtigkeit an. (Einer, der kaum wie ein Knecht bezahlt wird und nichts gilt.) Der Paſtor, dem ihn ſein Lehrer empfohlen, zeigt ſich bereit mit gutem Rat. Er verdirbt's mit dem Herrn Paten (Bei Gelegenheit, daß eine Kuh Blut gibt. Der alte Knecht behauptet: vom Teufel; zufällig im Geſpräch aus Rechthaberei und Widerſpruch kommt's dahin, daß der Pate den Teufel, wegen des Kalenders, von Claus anerkannt haben will. – Bei dem ſpäteren Widerruf Zeugen. Der Alte, der an keinen Teufel glaubt, hat aus Rechthaberei und Rachſucht den Teufel ſtudiert und hat nun ſeine Luſt, den Klaus recht zu peinigen, worüber der zurückfällt. – Vielleicht auch die Geſchichte von der Diebsentdeckung durch das Sieb.); ſeine Mutter und Schweſter dürfen ſich offen nicht mehr um ihn bekümmern. Er ſoll heiraten, will die Gönnerin, an der ſein Heil hängt und der nicht zu widerſprechen iſt. Bei ſeinem Aufenthalt beim Herrn Paten hat er die vermeintliche Veronika geſehn, die mit ihm liebäugelt.

Zugleich mit dem Herrn Paten hat er's auch mit den anderen Bauern verdorben, indem Klagus, den er hier kennen lernt, und er ſich ſteigern. Weber macht ſich hier bei. (Schartenmaier desgleichen, von dem er ſich deshalb entfernt. Donnerkeil. Warnung, daß ein Komplott gegen ihn entſtehe, daß ſie eine Gelegenheit vom Zaune brechen würden.)

Nun Ferien. Reiſe nach der Braut. Die Mutter fürchtet ſich nach ihrer Ängſtlichkeit mit vor der Frau Paſtorin und gibt alles zu. Die Schweſter bringt heraus, daß die vermeintliche Veronika nun in Freiberg ſei. Die Schweſter will die Ehrendame vorſtellen bis zur Trauung; er ſoll ſie finden.

Reiſe. Begegnung mit dem Herrn, der aber ſchon früher geſchildert ſein muß. Ein prächtiger alter Herr, die Menſchenfreundlichkeit ſelbſt, geringe Kleidung, voll Laune, Reiſen auf Abenteuer. Klaus muß ihn als einen Hauptjeſuiten erkennen und muß mit Gewalt an ſich halten, ihn nicht liebzugewinnen, der Köder zu groß; wie der müde Wanderer in Kälte vor dem Einſchlafen ſich hüten muß.

Jammer für Klaus, wie Klagus zum Phantaſten wird.

Wunderliche Entführung.

Ängſte in Freiberg. Manchmal glauben ſie, des Jeſuiten Stimme zu vernehmen.

Die Garſebacher haben nun die erwünſchte Urſach gefunden. (Er findet die Schweſter nicht daheim. Erwarten ſie.)

Mutter wird an ihm irr, Schweſter hält ſich noch, aber wehmütig. (Soll er ſich nun wundern, wenn ſein Herr Paſtor an ihm irre wird?)

Der Herr Pate aus Feindſeligkeit gegen die Garſebacher will ſich ſeiner annehmen, wenn er dem Aberglauben ſeinen Reſpekt erweiſt und abbittet. Dies eine Ausſicht, die Veronika heiraten zu können, ſeine Mutter ſich wieder zu gewinnen. Er entſchließt ſich, nachdem er bei Herrn Cyriax war und noch nicht feſt zugeſagt, aus Widerwillen vor dieſem Leben und er beim Paſtor nicht gut angekommen. Es mißglückt. Und ſie bewegt ſich doch. Mutter wendet ſich wie der Herr Pate ganz, die Schweſter faſt von ihm ab. (Exiſtenz des Teufels. Klaus erſt eine reservatio: Böſes. Aber der Herr Pate malt den Teufel ganz konkret aus, und Klaus ſoll nicht allein an ihn überhaupt oder ſeine Grundidee, ſondern an ſeine Hörner pp. pp. glauben. Der Herr Pate hat alle Chroniken und Hexenprozeſſe darüber ſtudiert. Nachdem Klaus fort, und die Alte über den Unglauben klagt, wendet ſich des Alten Rechthaberei wiederum gegen ſie: es ſei kein Teufel. Er müſſe aber recht behalten. So ſoll nun die Mutter, um zu erben, glauben, es gibt keinen Teufel, und Klaus, es gibt einen Teufel.

Die Mutter wirklichen Jammer über ſeine Ketzerei und ſein Nichtnachgeben um ihretwillen zugleich, die Schweſter wäre zufrieden, wenn er nur an den Teufel glaubte.

Wenn er für die Alte Geld bringt, bringt's die Schweſter allemal wieder auf den Teufel. Die Alte meint, das Geld kommt vom Teufel, der auch ſie verlocken will. Geräuchert und eingeſegnet, mit in die Kirche genommen. Sie öffnet immer und erwartet Kohle und Geſtank dafür zu finden. Noch da, alſo nicht vom Teufel. Vom Herrn Paten iſt's mehr Eigenſinn; er hat ſich einmal hineingeſtritten, hat im Anfange ſelber nicht daran geglaubt.) (Hol der Teufel den Teufel! Der Teufel iſt nicht mein Herr und nicht mein Vetter, aber wer mich erben will, muß an das glauben, an was ich will. Das iſt einerlei, was ich glaube, hört er den Paten noch reden, aber er ſoll nachgeben; am Teufel liegt mir nichts pp. Viele Bücher, darin des Teufels Portrait.)

Er bringt die Veronika wieder zurück.

Mißglückte Verſuche, eine Stelle zu bekommen wie ſonſt.

Geſpräch bei Veronikas Abholen über Aufklärung; der Alte bewundert ihn als wagenden Helden und vielleicht Märtyrer.

Er muß bei ſeinem Stelleſuchen öfter der Veronika begegnen. Sie ſagt ihm einmal, daß der Alte nicht wolle. Seine Gewiſſenhaftigkeit, da er ihre ganze Liebe ſieht. (Sie verſteht ihn nicht, er kann ſie nicht loswerden.) Er muß ſie ſelbſt abhalten, und weint dann deshalb, meinend, er liebe ſie nicht, habe ſie ſich nun Klage zugewandt. Veronika ein liebliches Bild. Sie iſt aus dem unbedingten Gehorſam und Verehrung gegen den Vater heraus, kann ſich nicht wieder zurückfinden. (Sie fühlt ſich als Clauſens, erzählt ihm, wie nun daheim alles aus dem Geleiſe, wie ſie den alten Zuſammenhang mit dem Vater nicht wieder finden kann. Prächtiges Naturkind.) Größte Unſchuld und Vertrauen, dadurch dem Klaus eine deſto ſchwerere Verſuchung. (Trotz allem Widerſtreben geſchieht doch jedesmal ein Stück Umarmung oder desgleichen. Das Mädchen volljährig, hat ein Mütterliches.)

Bei der Hochzeit an der Elbe wird von beiden Paaren die Trauung nachgehalten.

Gärge ſelbſt im Entſetzen über ſeine weiße Leber; ſeine Nachfrage bei einem Arzt oder beſſer bei Claus („von dem er gehört, er ſei ein Geſtudierter): ob er wirklich wohl eine ſolche habe? und was für Mittel? Er zweifelt aber lieber an deſſen Einſicht; er iſt ja auch verrufen als Aufklärer.

Ich dacht', er wär' ſo einer. Gärge ſchämt ſich zu ſagen, um was er fragen will, und meint, der müſſ' es wiſſen pp.

Wegen des Eigenſinns und der Rechthaberei denkt er bei Alexander Magnus immer an den Herrn Paten.

Die Liebenswürdigkeit und Naivetät des Selbſtbiographen, die Beſchloſſenheit und die kleinen komiſchen Züge müſſen dem Ganzen das Anziehende geben, die Gewiſſenhaftigkeit und Innigkeit machen das Nichts, an dem ſie ſich zeigen, wichtig.

Klaus und der Vazierende müſſen ſich öfter begegnen, dem Claus überhaupt alle Figuren.

(Detail.) Die Intriguen des Webers auch mehr anſchaulich gemacht und zwar dramatiſch, wo ſie einander gegenüberſtehn, von den Bauern umgeben, und der Weber politiſch genug iſt, immer es ins Werk zu ſetzen, daß Claus die Bauern vor den Kopf ſtoßen muß und ſie zwingen, erſt im Herzen, dann auch äußerlich des Webers zu ihrer Partei zu machen.

Der Vazierende eine liebenswürdige Geſtalt; ſogar wenn er über Klaus lacht, tut er das ſo gutmütig, daß Klaus ſeine ganze Mannheit zuſammennehmen muß, den „Jeſuiten" zu haſſen.

Die Szene des Widerrufs beim Paten. Der kommt ſo wie zufällig da wieder auf den Teufel; in ihm iſt Peinigerluſt. Das Benehmen der Mutter dabei, Ermahnung vorher; die Schweſter tritt ihm zuredend auf den Fuß. Die Veronika ſelbſt iſt mit ihrem Vater dabei. Die lieben Geſichter voll Flehens und Tränen ihm zugewandt, auf der andern Seite ſeine Überzeugung. (Sehr pathetiſch erzählt und doch dabei humoriſtiſch.) Von nun ziehn alle Bauern die Hand von ihm; man ſieht, es iſt bei allen mehr Rechthaberei und Zorn, daß der, der ihr Schulmeiſter werden will, ihnen trotzen will. Dafür die Speichelleckerei des Webers, der ſeinen Glauben an den Teufel noch aus Rückſicht übertreibt, (weshalb der Herr Pate ihn innerlich und äußerlich verachtet, der den Claus achten muß widerwillig.) (Der allem freudig beiſtimmt, was der Herr Pate von Spezialien über den Teufel beibringt, und damit ſich dieſen ganz zu erobern glaubt, worin er aber ſehr irrt. Auch der Vazierende dabei? Claus' Aufregung lächerlich und rührend zugleich. Der Vazierende flüſtert ihm zu, er ſolle nur aus Politik; der iſt ihm nun vollends der Verſucher. Große heroiſch-pathetiſch-komiſche Szene. Eine Art Inquiſitionsgericht; die Bauern ſchlau und pochend trotz der Kardinäle.)

Dieſe Szene am Tage nach der Wiederheimführung der Veronika. Die Veronika mit ihrem Vater iſt auch dabei. Ihre Freude, die ſie ihm zeigt, daß er's nun ermöglichen könne. Auch mehre Garſebacher pp. Bauern, die alles wieder einrichten wollen, wenn er zu Kreuze kriecht. Da ſie aber zugleich ein wenig Rache ausüben wollen pp., auch der Weber, deſſen Daſein ihn ſehr unangenehm berührt; der Vazierende, dem's Klagus geſteckt.

Aber nun die alte Folge der Kapitel, damit das Neue eingeſchaltet werden kann.

(Das erſtemal iſt die Frau Paſtorin gegenwärtig, ſpäter ſpukt ſie, und Klaus ſieht kommend jedesmal größere Angſt dem Paſtor an. Der Paſtor bittet ihn einmal, er ſoll nicht wiederkommen.) Die Frau Paſtorin außer ſich darüber, daß Claus öffentlich geſagt, ſie habe die Unſchicklichkeit befohlen, daß er ein Mädchen bei ſich habe. Sie will, der Paſtor ſoll ihn nicht mehr ſehn; das kann der doch nicht, ſo will ich's wenigſtens nicht; er ſoll ſich nie unterſtehn, wieder mit mir reden zu wollen.

1. Kapitel. Der Himmel hängt voll Geigen. Er iſt proviſoriſcher Schulmeiſter. Sein Paradies hat zwar auch ſeine Schlange. Bei der Gelegenheit hat er Klagum kennen gelernt und lieben; der Schartenmaier der Dritte im Bund. Herr Pate. Zu dem geht er nun wegen deſſen Praktik, was ſpäter erzählt wird. (Klagus einer, nach Claus' Meinung, dem die Welt nichts anhaben kann, weder ihn ſchlecht machen, noch ihn in Angſt jagen.)

Des Herrn Paſtor Warnung. Die Frau Paſtorin beurlaubt ihn(; die Paſtorin glaubt auch, daß die Schweſter bis zur Trauung mit bei ihm bleiben werde).

Wegen der Schweſter, die ſeiner warten ſoll, und der Mutter, die nur heimlich herausſchaut pp., der Herr Pate kommt dazu, ignoriert ihn und hat ſeinen Zorn, daß es nicht die ſämtlichen Bauern tun. Der Weber iſt bei ihm. Schweſter will kommen, ſo ſchwer es hält, will's machen. Der Herr Pate mit dem Paten ſprechen, nimmt die Schweſter vor, ſehen ſie.

Klaus und Klagus gehen weiter.

Rückblick. Kindheit pp. (Kindlicher Übermut, mit hypochondriſcher Einbildung nach Art ſeiner Mutter wechſelnd.)

Zorn des Herrn Paten, teilweiſe Wirkung von des Webers Intriguen.

Antritt der Brautfahrt. Perſonalbeſchreibung. Nach der Noſſener Straße. Gefährlichkeit des Rechnenlernens. Verderben mit dem Wirt. Man ſpreche zuweilen mit einem, dem man's nicht anſehe, daß er Jeſuit. Der Wagen. Der Fremde. Jeſuiten. Magnetismus. Verſuchung. (Sie wehren ſich gegen Aberglauben mit Gründen, indeß er ihre Phantaſie erobert; deshalb ſtärker Trinken und nun Rauſch, zugleich von Bier und den Wundergeſchichten.) (NB. Im Rauſch fordert ihr Reformationseifer der Wirtsleute Zorn und des Vazierenden Humor heraus. Im Gehen ſtolz geſtikulierend, wirft er etwas herab, daher die Prügelei.) Fremde, der ihn für den Herrn N. N. gehalten, geht fort. Spricht mit dem Kutſcher. Wagen verſchwindet. Hochmut und Strafe (?). (Oder fährt ihm nur der Hund in die Beine, man tut, als ob man ihn hauen wolle, und haut ihn; er ſchlägt auch aus; ſo wird's zur Prügelei.)

Weitere Folgen des Sündenfalls. Der alte Fritz übergibt ſich zum erſtenmal, ein Faktum, davon Herr Archenholz nichts weiß. Verfall der Größe. Klagus ein Schwärmer. Klaus' Jammer um ihn. Steinhauſen. Daß der Fremde ein Jeſuit geweſen. (Klagus ebenſo naiv.) (Was war denn nun der Menſch, der ſich in uns ſo viel gewußt mit pp. So hatt' ich Klagus immer bewundert.)

Erwachen in einem Wagen. Schreckliche Hypotheſen. Werden nicht herausgelaſſen. Draußen ein wahres Jeſuitenlachen, ſo herzlich, daß es einen gewinnt, und doch falſch pp. Freundſchaft feſter. Schulmeiſterentführung.

Ankunft. Werden herausgelaſſen. Inquiſition. Marterkammer. Kopf voll der eiſernen Jungfrau. (Geſpräch mit einem Folterknecht, der ſich als ein Maurer ausweiſt, anfangs mit Schrecken geführt, da nicht recht verſtanden.) (Mißverſtändniſſe in dem Geſpräch, Klaus glaubt von nun, der Jeſuit wolle ihn zum Proſelyten machen. Deshalb acht nehmen.) Wird Tag; ſie finden ſich auf einem Marktplatze. Was ſo gekreiſcht, war das Adlerſchild; das Arme-Sünderglöcklein das Bergglöckchen. Jeder hat einen Lehmberg erſtiegen. Gerüſte. Werkzeug. Frage. Der Hausknecht im Weißen Adler ein Eulenſpiegel. Perſonalbeſchreibung. Klagus ſchneidert. Kinderunfug. Polizeilicher Irrtum wegen eines Simia troglodites.

Frau Wirtin im Weißen Adler zu Freiberg. Gewerbe beim Herrn Superintendens wegen der Veronika, die keine iſt. Der Jeſuit begegnet mir als fahrender Schulmeiſter. Freund Klagus nicht der beſte Kegelſpieler. Habe einen Metzgergang gemacht. (Vergebliches Bemühn, den Jeſuiten zu erforſchen; er leugnet alles Wiſſen von der nächtlichen Geſchichte ab. Muß ihm widerwillig in meinem Innern abbitten und liebgewinnen. Und war immer ein Streit in mir, da ich ihn als einen Jeſuiten haſſen wollte und doch nicht konnte.) Der Vazierende läßt ſich nicht nötigen und beſieht von mir eine derbe Reprimande. Entſchuldigt ſich mit vornehmer Lebensart, worauf ich ihm diene, aber ihn tröſte.

Der Frau Wirtin Nahe geben von mir mißverſtanden. Auftrag an den Hausknecht von wegen der Juſte. Klopfe auf den Strauch. Üble Ausſicht. Abreiſe von Freiberg. Kollegenſtraße (?).

Aufklärung. Ungebetene Einſprache und eroberter Frühkaffee. Klagus rehabilitiert ſich als Praktikus.

Hitze des Mittags. Abenteuer mit der Schulmeiſters-Witib.

Verirrung. Kirſchendiebſtahl. Weltverbeſſerungsanlauf. Pfändung. Perſonalbeſchreibung des Herrn Kantors von Burkhardiswalde. (Der Kantor hält Klagum für einen Schneider pp.) Nickels verſtändlich-unverſtändliche Redeweiſe. Wir werden mittelſt eines Schullehrerexamens rekognosziert.

Schulhaus in Burkhardiswalde. Ich mache dem Herrn Kantor über den und vorgeſetzten Schweineſchinken ein ſcherzhaftes Kompliment. Herrn Kantors bedenkliche Bewunderung. Töchterſchau. Die wahre Veronika. Perſonalbeſchreibung. Lerne begreifen, wie die Vorſehung ſich auch der Hausknechte bediene.

Die Veronika ſpielt eine Fughetta, Re major, von Teleman und beſteht ein glänzendes Examen. Sie nieſt, ich ſage Salus! Ferneres lateiniſches Geſpräch. Werden handelseinig. Herr Kantor gibt uns ſeinen Segen und eine Wurſt mit auf die Reiſe. Abſchied. Der Herr Kantor wirft mir ſeine Zipfelmütze an den Kopf. (Finde meine Schweſter bei mir im Haus.)

Betrachtungen über ſichtbare Himmelsſchickungen. Kommen in Taubenheim an. Finden den Vazierenden und Meiſter Huſter aus Meißen. Singen Homilius'ſche Motetten. Die Bauern tanzen darein. Denkwürdig Geſpräch mit dem Vazierenden. Weiterreiſe. Trennen uns von Klago. Unterhaltend und nützliches Geſpräch über mathematiſche Geographie. Ankunft in Garſebach. Finden die Schweſter nicht vor, müſſen einſteigen, weil die den Hausſchlüſſel. (Auch dies wird zum Klagepunkt.)

(Herrn Kantors Vorbeikommen; will, weil Claus' Schweſter nicht da, Veronikas Schweſter ſchicken.) Veronika kocht Kaffee; ich begleite ſie auf dem Fagott? Muß mich ärgern, 1. über den F. Kluge, 2. über den ſchlechten Schulbeſuch. 1. Zur Schweſter um den Hausſchlüſſel. Sie hat mir viel zu ſagen, was unterdes vorgefallen, wird unterbrochen.

Claus und Klagus Repräſentanten zweier Arten, die Dinge zu ſehn, alſo Weltanſchauungen und zwar Extreme.

Claus die naive, hausbackene, die enge Weltanſicht, die der humoriſtiſchen ſchroff gegenüberſteht, die den Humor nicht verſteht, die das Heilige und ihnen Heilige durch einen Spaß gefährdet glauben, die hahnebüchene Einfalt, die alles mit Andacht treiben, mit heiligem Eifer, denen der Zweifel Verbrechen.

Klagus, der Humoriſt, der den Naiven überſieht, aber aus Liebe zu ihm und Achtung vor ihm das mittreibt, deſſen ſchwache Seite er recht gut einſieht. Solche Humoriſten lieben ſolche Naive wie Kinder mit einer Liebe, die aus Herablaſſung und Hinaufſehn zuſammengeſetzt iſt. Die Naiven dagegen die Humoriſten wie Mädchen, die ihre Liebhaber heiraten, um ſie zu beſſern.

Klaus verſteht oft Klagus' Humor nicht, gerät ob dem, was er für Spott oder Leichtfertigkeit dem Heiligen, Wahren, Rechten, Guten gegenüber ſieht, in moraliſche Entrüſtung, ſtraft ſich aber, weil das von dem Humoriſten doch nur Plauderei iſt und er ſelber, der Humoriſt, wie er ja weiß, vom beſten Kern. (Ein Schwadroneur.) Klagus iſt ihm ein Weltmenſch, dem er das Zu-Weltliche, die Klugheit, das Praktiſche, das ihm doch imponiert, als einen Übermut anrechnet, für Mutwillen, und weiß, daß jener, wenn's darauf ankommt, ſich doch als ein braver Kerl beweiſen wird. Was das Praktiſche, das Weltleben betrifft, ſchämt er ſich ſeiner Naivetäten halber und unpraktiſchen Streiche.

Klaus iſt überaus diffizil, ſkrupulös, gewiſſenhaft, hypochondriſch, nimmt ſich alles übel und hat fortwährend Gewiſſensbiſſe um Dinge, die er ſich einbildet, Hochmut pp., während auch da eine gewiſſe Eitelkeit und ſelbſtzufriedene Beſchloſſenheit in ihm iſt. Er nimmt Ungelegenheiten immer als verdiente Strafe an und iſt beſtändig an ſeiner Beſſerung tätig. Überall eng, nur nicht an Humanität. Voll Liebe und Ernſt.

Klagus iſt praktiſch, kann ſich leicht in fremde Zuſtände verſetzen, was Klaus gar nicht. Er kennt und ſieht die ſchwache Seite ihrer fanatiſchen Aufklärerei, ihrer Toleranz bis zur Intoleranz, den Aberglauben ihrer Aufklärung recht gut, aber es iſt ihm eine Luſt, mitzumachen, weil der heilige bornierte Ernſt ſo etwas Urnatürliches und Achtungswürdiges. Wie ihn Klaus für ſeine humoriſtiſchen ((ſein Schwadronieren?)) Sünden, nimmt er den Klaus für ſeine Sünden gegen die Weltklugheit vor. Beide fürchten ſich voreinander im Bewußtſein eines betreffenden Fehlers. Beide nehmen die Strafe als eine verdiente. Es iſt eine wahre echte Freundſchaft zwiſchen ihnen, die beide beweiſen mit der Tat. Klagus iſt alles an ſeinem Klaus verehrenswert, ſogar der Mangel an Lebensklugheit. Klaus bewundert Klagus' Witz, wenn er ihn auch dafür hernimmt, beides aber heimlich, wie der Vater oft gegen das Kind tun muß.

Der Vazierende iſt auch bei dem verunglückten Widerruf, Kirchweih oder Weinleſe. Wie er in Garſebach im größten Elende iſt, geſchieht das. Auch Veronika iſt dabei, . . .

Eine hiſtoriſche Novelle ſpielt hinein, in die faſt die ſämtlichen Figuren der Klausgeſchichte verwickelt werden. Schiffzieher. Auf den hiſtoriſchen Stimmungen der alten Fritzzeit malt ſich das Ganze.

Iſt der Biograph bereits über die Naivetäten ſeiner Jugend hinaus und hat ſelbſt ſeinen Spaß daran?

Iſt's ein Tagebuch, eingeleitet von einer Kindheitsgeſchichte?

Kindheit. Demut und Aberglaube. Aber ſchon beginnt die Reaktion, wie er als Schulmeiſter lernt und Klagum kennen lernt. Er wird ein Aufklärer, ein Fanatiker der Aufklärung, Fanatik gegen Fanatismus; Gegner der Phantaſterei bis zur Phantaſterei: Aber im Anfang ſteckt er noch halb in der Gewalt des, von dem er ſich losreißen will; ſolche Anfälle haben allemal einen neuen heftigern Anlauf zum Lichte nach ſich. Dabei iſt er eine ehrliche rechtliche Haut mit allerlei liebenswürdigen Naivetäten. Ein pedantiſcher Selbſtbeobachter.

Der Fabrikarbeiter hat häufig vor den Verbeſſerungen der Maſchinen — und wenn dieſe gleich ihm allein von Nutzen wäre — als etwas Dämoniſchem, als einer ziellos entfeſſelten Kraft, dieſelbe Furcht wie der Bauer vor dem Lernen.

Die Hauptanſchauung.

Zwei Aufklärer, die doch ſelber immer, trotz aller Anſtrengung, in die bekämpften Aberglauben zurückfallen, im Zorne gegen alles Phantaſtiſche ſelber phantaſtiſch werden, in ihrem Haſſe gegen allen Fanatiſmus ſelbſt fanatiſch, und endlich begreifen, ſie bekriegen etwas Unbeſiegliches. Damit die Geſchichte, die übrigens auf einem beſtimmten geſchichtlichen Boden – vielleicht etwas nach dem Lager des alten Fritz bei Meißen – gepflanzt und natürlich daraus erwachſen muß, mit der Idee nicht ſtreite, ſo wird jene Idee der Beweger der Begebenheiten; das heißt, Claus kommt in alle die pathetiſchen Situationen (darunter ſehr draſtiſche, wozu die Geteiltheit der Sachſen in Anhänger des Fritz und ſeiner Freigeiſterei pp. und in deſto bigottere Patrioten den Anlaß gibt; Kriegsſzenen dazu.) durch ſeinen reformatoriſchen Eifer. Der iſt's, der ihn mit der ganzen Welt um ihn zerwirft. Der große Katzenjammer jedesmal nach einem Rückfall in den Aberglauben, ja in die Poeſie; Claus wagt ſein Lebensglück, ſozuſagen ſein Gewiſſen an die ihn bewegende Idee, kein Unglück kann ihn beſiegen, aber ſeine eigene Natur tut dies; der humoriſtiſche Gutsherr läßt mehre Lichte anſtecken in der Schenke (ein myſtiſches Geräte – er kocht ſeinen Tee in einer Maſchine, was ihnen fremd, das Singen und Wallen pp. Spiritus), weiß in ſeiner Erzählung, Mimik pp. ſo auf ihre Phantaſie zu wirken, daß ſie, während ſie mit dem Verſtande verzweifelt widerſtehn, ja ſiegend, an ihrer Phantaſie gefangen werden, und da ſie mehr trinken aus Eifer und Kraftbedürfnis, in einen Doppelrauſch verfallen, in welchem ſich Klaus noch ziemlich hält, Klagus aber ſolche Phantaſtereien macht, daß Klaus über die Hinfälligkeit der Heldenſtärke außer ſich gerät.

Der Gedanke ſolcher Aufklärerreiſe war immer ihr liebſtes Luftſchloß geweſen, nun gibt die Brautreiſe eine Gelegenheit, ſie auszuführen.

Der alte Klaus hält den Vorſteher, der ihn zum Roſenmalen gebracht, für ſeinen Todſeind, legt ihm alles darauf aus.

Das Warkotſche Attentat ſpielt mit. Eben die ſomnambüle Eva iſt der Gegenſtand des Phantaſie erregenden Geſprächs in der Schenke. Das bringt ihnen die Jeſuiten ſo nah, daß ſie ſelber dann in der Gewalt der Jeſuiten ſich zu befinden glauben, in ähnlicher Verfolgung wie damals Friedrichs. (Der Vazierende iſt ihm ein Jeſuit, bis er deſſen Schulmeiſter wird.)

Das Ganze muß Spannung haben.

Dem Hausknechte, der ihm dumm erſcheint, da der ihn doch überſieht und zum beſten hat, möchte er gern etwas Verſtand beibringen, gibt ihm Klugheitslehren und zeigt in ſeiner Darſtellung faſt Mitleid.

Der Inhalt: Wie Klaus mit ganzer Seele und Begeiſterung der Proſa, dem Verſtande ſich hingibt, ein Mitarbeiter am großen Werke der Aufklärung, aber beſtändig der ſich rächenden Phantaſie unterliegt; ſich mehr fürchtet als die, denen er den Aberglauben vertreiben will, deshalb nur mehr erpicht auf das große Werk. So den Verſtand zum Fanatiſm ſteigernd, rennt er in ſeinen Lebensbegebenheiten überall damit an, bewundernswürdig und lächerlich, groß und Erbarmen erregend zu gleicher Zeit; ſein ganzes Unglück ſtammt aus ſeinem gewiſſenhaften Ergreifen und Feſthalten des reformatoriſchen Eifers; er kann's in Glück wandeln, wenn er dieſen läßt, nur die Exiſtenz des Teufels anerkennt — wozu ſogar ſchon diplomatiſch eine nicht zu ſehr kompromittierende Form gefunden war — aber der Zorn ſeines ehrlichen Gemütes über ſolch Akkordieren pp. ſchlägt durch und macht alles zunichte. Mit mehren Kameraden hat er begeiſtert einen Bund geſchloſſen; der Schwartenmaier wird um eine Stelle abtrünnig; Klagus bleibt feſt, aber es bildet ſich ein Schisma zwiſchen ihm und Klaus, nach Art der Reformatoren entzweien ſie ſich über eine Kleinigkeit in ihrem Glaubensbekenntnis ⟨mit tiefſtem innern Schmerze⟩; aber ihre Freundſchaft hält feſt; ſie wirken füreinander (Klagus für Klaus), und dieſer behält ſeinen Freundſchaftsmut, trotz des Scheines (wie's ſchon iſt) und der Differenz; jeder hofft ja, den andern noch zu überzeugen, und lächerlich iſt's und groß zugleich, wie dies ihnen mehr faſt am Herzen liegt als ihr äußer Schickſal. Vielleicht auch preußiſche Soldaten, ein Lagerfeuer, Krakeel über ein Amulett, wo ſie vielleicht ſogar in die Nähe des großen Fritz kommen, deſſen Nachfolger Klagus nur zu ſehr iſt — im Zurücktreiben der Aufklärerei bis zu Voltaires Anſichten faſt, und in Gefahr, das Poſitive, Religion pp. gar einzubüßen, während Klaus einmal dem alten Fritz ins Herz donnern möchte, wofür er in eine lächerliche Situation zu dieſem kommt, da der ihn mit ſeinen großen Augen annagelt und Klaus im Gefühl ſeiner Kleinheit verſtummt. Die Stimmung der Preußen und der Patriotenpartei. Der Gutsherr, der im Anfang ihn für einen ordinären Narren nimmt, der Aufſehen machen möchte, überzeugt ſich immer mehr von der naiven Größe, die dahinterſteckt, nimmt ſich zuletzt ſeiner, der ihn für einen Jeſuiten und ſeinen Hauptfeind hält und ihn mannhaft bekämpſt, mit großem Nachdruck an und bringt ihn zu Ehren. Die zwei Hauptſzenen, wo er das Amulett zerſtört mit eigener Gefahr, und die, wo er den Teufel erſt anerkennen will um der Seinen willen und doch nicht kann und nur rückſichtsloſer wird. Eine Stiefmutter und eine Stiefſchweſter, die eine eine naive Selbſtſüchtige, die, was ſie als ſeine Pflicht von ihm erwartet, nicht an dem bemißt, was ſie für ihn getan — denn ſie war nicht mütterlich —, ſondern nach ſeiner Pietät, die er ihr trotzdem gezeigt, und an dem abſtrakten „Mutter". Das Ganze muß ſehr ſpannend ſein, aber nicht haſtig. Die Treue, mit der die vom Swartenmaier umworbene Veronika an ihm hängt, die ſein Aufklärerweſen nicht begreift, aber doch, weil es ſein, trotz Widerſpruchs ihres Verſtandes heilig hält. Immer müſſen ſich die Gegenſätze durchdringen, Groß, Klein, Vernünftig, Albern, Erhaben, Lächerlich pp.

⟨Seines Schwähers Kopfſchütteln, aber doch Bewunderung, deren er ſich nich erwehren kann.⟩

Die Geſchichte muß einen doppelten Stamm haben, beide Stämme womöglich kontraſtiert. In beiden gehen die Motive aus der Hiſtorie hervor und beide kreuzen ſich; womöglich dieſelben Motive, aber nach verſchiedenem Bildungsſtande modifiziert. So treten die verſchiedenſten Stände und Bildungsſphären in dem Romane auf. Vielleicht erzählt die Klausgeſchichte wenigſtens zum Teil er ſelbſt, oder der Autor ſagt doch immer: „Klaus war feſt überzeugt“ oder „Klaus behauptete oft in ſpäteren Jahren“. Der Geiſt jener Zeit muß möglichſt treu dargeſtellt werden. Hauptſächlich der große Spalt zwiſchen Alt und Neu.

Komiſch die große Wichtigkeit, mit der ſie ihre Bemühungen anſehen. Beſonders in einem Hauptmoment, wo Klagus raſch vorwärts will und Klaus allerlei Bedenklichkeiten hat wegen der möglichen Folgen. Nicht für ihn, ſondern für das Volk, wo ſich eine rührende Menſchenliebe und Schullehrer-Pflichtgefühl ausſpricht. Dieſes große ſchöne Element iſt nun immer kontraſtiert durch kleine Schrullen. (Das Rührendſte in einer trockenen Sprache.) Beſonders blickt immer der Schullehrer hindurch mit ſeiner halben Bildung, die in mancher Hinſicht ſchlimmer als gar keine, da in ihr der ſichere Inſtinkt der ganz ungeſchulten Natur verlaſſen und die Sicherheit der ganzen Bildung noch nicht erreicht iſt.

Die Frühſtückserzwingung erhält Klaus zwiſchen Schwindel der Bewunderung und Gewiſſensbiſſen.

Vor dem Konzil beim Vetter, wo er einlenken ſoll, ſeine ungeheure Spannung und Gemütskämpfe, wie ſie nur irgend Dr. Luther vor dem Reichstag zu Worms erlebt; das Zureden der Seinen, auch Veronikas.

Widerſpruch von Aufgabe und Naturell.

Claus ſelbſt macht immer auf den Unterſchied der Zeiten und Zeitſitten aufmerkſam, iſt aber keineswegs mit den heutigen zufrieden, gegen die er manche treffende Satire bringt (z. B. gegen heutige Kindererziehung), in ſeiner derben Weiſe, auch auf den Unterſchied ſeiner damaligen und jetzigen Denkart pp., wie er in der Jugend ein Fortſchrittsmann, ſo iſt er nun konſervativ. Überhaupt darf er durchaus nicht ohne Geiſt ſein. Jetzt verſteht er Clajus' Humor und halbgemachten Enthuſiasmus, deſſen Überſehen und doch in Liebe Nachgeben – Brutus und Caſſius –, was er damals nicht verſtand. Clajus feuert ihn an bei Gelegenheit eines allgemeinen Aberglaubens – Sonnenfinſternis; welche doch auf die Helden ſelbſt Eindruck macht. Orakel, ob ſie ſollen – iſt ja auch Aberglauben. Gedicht voll Begeiſterung – das iſt aber am Ende auch Aberglauben! Nun Fanatism der Aufklärerei, Deſpotismus der Toleranz; die hypochondriſche Natur Claus' modifiziert alles ihr Heldentum. Nun muß aber alles ſtreng realiſtiſch werden. – Das aufkläreriſche Agens ergreift hier zwei Genrefiguren und regt das Stilleben zum Kampfe auf.

Vielleicht noch ein Gegenſtück in einer Liebesgeſchichte eines Adligen mit einer Bürgerlichen. Wird Claus hier Helfer und ſteht zwiſchen ſeinem Worte und ſeinem Gewiſſen auch hier?

Dazu etwas über Mesmer, Schröpfer pp., dann Schriften über die Natur des Teufels, in denen der Vetter ſehr beleſen, – der in der Tat advocatus diaboli iſt.

Die Geſchichte von dem Teiche, wo die hingebannten Geiſter mit blechernen Karten ſpielen.

Unter dem Einfluſſe der erregten Phantaſie, Nacht, Gewiſſen (wegen Kirſchen) pp., ſind ſie allemal in abergläubiſcher Angſt, bei hellem Tage ſind ſie Helden.

Wenn er ſelber erzählt, darf die Geſchichte nicht zu lang werden, mehr zuſammengezogen.

Jugend. Zum Erbvetter. Schulmeiſter. Freundſchaft mit Klago (ein anderer latiniſierter Name). Garſebach. Weber. Reiſe. Veronika. Brotlos. Muſiker. Hochzeit in PP. Konzilium . . . [ein Wort unleserlich] Anweiſung. Probe.

[*Hn.*]

Diese Entwürfe sind zu umfangreich, als dass sie hier abgedruckt werden könnten. Sie bieten auch nichts wesentlich Neues. Ihre Bedeutung liegt in der psychologischen Durcharbeitung der Charaktere, in den Versuchen, die komischen Situationen aus den Charakteren zu motivieren. Genaueres über den Inhalt dieser Entwürfe ist in der Einleitung mitgeteilt worden.

[*Ho.*]

Weil ich wieder etwas machen muß, was, und zwar möglichſt bald, Geld einbringt, ſo habe ich mich für einen alten Stoff entſchieden, für den Claus. – Er gehört der Sphäre des Humors an und zwar, wenn ich ihn ſeine Geſchichte ſelbſt erzählen laſſe, der Sphäre des objektiven Humors. –

Es gibt eine Art objektiven Humores, wenn ein Menſch über ſeinen eigenen Charakter im Irrtume iſt und etwa als Held ſeiner eigenen Erzählung in ſeiner Meinung von ſich mit der, welche der Leſer oder Hörer aus des Erzählers oder Helden wirklichem Handeln abſtrahiert, in durchgeführtem Widerſpruch ſteht. Eine andere Art, die ſich dem ſubjektiven Humor annähert, iſt die Art und Weiſe, in der Boz ſeinen Mr. Pikwik behandelt; hier liegt der Reiz darin, daß der Autor ſelbſt, der in der Täuſchung des Helden über dieſen befangen ſcheint, dem unbeſtochenen Urteile des Leſers gegenüber komiſch wird. Es gehört dies in die Kategorie des Sich-ſelbſt-zum-Beſten-Habens, des ſubjektiven Humors, der abſichtlichen, wenn auch nicht ausdrücklich eingeſtandenen Selbſtironie. Und zwar über einen nur affektierten Fehler.

Beim Claus könnte man beide Wege einſchlagen; vielleicht auch mit beiden wechſeln. Das poetiſcheſte Komiſche, wie wir es bei Shakeſpeare unvergleichlich ſchön finden, liegt in dem Selbſtgefühle, der Selbſtzufriedenheit, ja Selbſtbewunderung, der gutmütigen harmloſen Beſchränktheit, die ſich auch wohl auf Gegenſtände der Neigung, und hier zuweilen mit einer Art Mitleid gemiſcht, erſtreckt – Schaal, Stille; Holzapfel, Schlehwein; Lanzelot und Vater Gobbo. Es wäre dann, als ſchriebe oder erzählte (eine Art bewußter gemütlicher Parodie)

Holzapfel die Abenteuer Schlehweins (‚der ein dritter närriſcher Kerl die Geſchichte beider, ſo daß wir Schlehwein durch das Medium des Autors und Holzapfels ſähen (erſtes eine Art bewußte gemütliche Parodie, das andere eine unbewußte dergl.), die beide in manchem nicht konformer Meinung über ihn, nur in der Hauptſache, daß er brav pp.); das wäre eine gedoppelte Komik. Es ließe ſich denken, daß man zwiſchen beiden Figuren wechſelte – zwiſchen Erzählung des Autors und Tagebuchfragmenten des Klaus ſelber. Der Bund, welchen Klaus, Caſſius pp. ſchlöſſen, wäre an ſich komiſch; daß der Autor, der nichts von den komiſchen Momenten des Vorganges und der Figuren verſchwiege, die Sache eben ſo groß und enthuſiaſtiſch anſähe und austönte, machte den Kontraſt noch komiſch-ſchneidender, und das Wohlwollen, die Neigung des Autors zu ſeinem Helden brächte ein gemütlich Element dazu. Das Aufmerkſammachen auf die Naivetät, Anſpruchsloſigkeit der großen Seele in dem Augenblick, da ſie die Bewunderung der Welt verdient pp. Freilich abſichtlicher wäre dieſe Art, aber für viele Leſer würde erſt dadurch das Verſtändnis ermöglicht.

IV.

Dämon Geld.

(S. 273—286.)

1. Handschriften.

H: Von Ludwig selbst geschrieben. Reinschrift. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 2). Längliches Querquartformat. 14 Seiten gelblichen Papiers, von denen nur die ersten sechs beschrieben sind. Titelblatt fehlt. Die Blätter sind in der Mitte gebrochen, nur die linken Spalten sind beschrieben, die rechten tragen an wenigen Stellen Einschübe. Am Rande findet sich eine gleichmässige Numerierung, die mit einer Notiz in der rechten oberen Ecke der ersten Seite zusammenhängt: 18 Zeilen à 1 Rth. Kölniſche Zeitung. Feuilleton. Ausserdem finden sich genaue Daten am Rande, die sich wohl auf das Jahr 1854 beziehen, und zwar steht bei S. 279 Z. 30 die Datierung: 4. 7. Vorm.; bei S. 281 Z. 1: 5. 7. Vorm.; bei S. 283 Z. 7: 6. 7. Vorm.; bei S. 285 Z. 8: 7. 7. Vorm.

h: Von Ludwig selbst geschrieben. Konzept zum Anfange von *H.* Goethe- und Schiller-Archiv (I, 2). Längliches Querquartformat. Ein Blatt gelblichen Papiers, in der Mitte gebrochen, nur die linken Spalten beschrieben; die rechte Spalte der Vorderseite trägt Einschübe, Notizen und ein Briefkonzept. Das Blatt ist charakteristisch für das Verhältnis von Konzept und Reinschrift bei Ludwig. Ich glaubte daher nicht darauf verzichten zu dürfen. Um den Lesartenapparat nicht unübersichtlich zu gestalten, wurde ein Abdruck des Ganzen vorgezogen:

„Aber, Baſ' Annemarg'th, du hätteſt lieber deinen grünen Rock ſollen anziehn. Und ich hätt' auch lieber mein rot Kleid mit den Blumen angehabt. Das ſchwarze da hab' ich gar nicht gern."

„Glaub's wohl, Liesle. Ich hätt' dir auch lieber das rote angezogen, aber –"

„Ja, es ſchickt ſich wohl nicht?"

Die Baſe nickte, und das Geſicht, in das ſie ſah, nickte auch. Es war ein braves ehrliches Geſicht, in das ſie ſah, etwas nüchtern, nicht eben ſchön, aber auch nicht häßlich.

Ein Frühlingsſonnenſtrahl, der zu dem kleinen Fenſter hereinfiel, ſtreifte die Spitzen von zwei kleinen Fingern, ragte dann wie ein goldner Balken oder ein langes Gefäß von durchſichtigem Golde, in welchem unzählige vergoldete Mehlſtaubatome ſich tanzend drehten, durch das dunkle Zimmer und verſchwand in einem Haufen von Kränzen, Sträußen und einzelnen Blumen und Blättern auf der Diele nahe der Tür.

„Was ſchickt ſich denn eigentlich, Baſ' Annemarg'th?"

„Was recht iſt."

„Und was iſt denn recht?"

Die Baſe ſah in ein Geſicht, das ausſah wie das Geſicht eines ehrlichen Menſchen, der im Augenblicke nicht weiß, was er ſagen ſoll, zugleich wie eines Menſchen, der eben an ganz andere Dinge zu denken hat, als die unnützen Fragen eines Kindes zu beantworten. Aber von Ungeduld war keine Spur in dem Geſichte, auch keine Stelle darin, wo ſie hingepaßt hätte. Dies Geſicht ſchien keiner Aufwallung, wie ſie auch heißen mochte, zugängig, aber es zeigte ebenſowenig von jenem Phlegma, das die Dinge gehen läßt, wie ſie wollen. Es war ein zuſammengerafftes Geſicht, in dem kein Knopf unzugeknöpft, kein Band unzugebunden flatterte, reingekehrt, ohne ein Stäubchen auf oder unter den Möbeln.

Nun öffnete ſich die Tür im braunen Getäfel der Fenſterwand gegenüber.

„Und auch den Kranz von weißen Roſen bekommt der Papa?" fragte das Kind. Die alte Chriſtel nickte, und ihr faltiges Geſicht lachte, ſoweit ſich ſolch Gebaren mit den Umſtänden vertrug. Indem ſie die Tür leiſe ſchloß und einen neuen Kranz zu den alten legte, ſagte ſie: „Das kleine Liesle! Das kann einen ordentlich dauern, es hat noch nicht für'n Pfennig Verſtand davon."

„Aber der Papa kann keine Blumen leiden", fuhr das Kind fort. „Er wird böſe werden; paßt nur auf!"

Die Chriſtel ging leiſe wieder hinaus, und die Baſe nickte die Antwort auf der Chriſtel Rede nicht dieſer, ſondern dem Geſichte zu, in das ſie ſah. Das Geſicht war derſelben Meinung; es nickte der Baſe zu.

Das Kind fand eine Erklärung, bei der es ſich beruhigte. „Ja, es wird ſich eben ſchicken“, ſagte es, und ſein Nicken war ein Abbild von dem Nicken der Baſe. Dieſer gehörte auch der eben gefundene Erklärungsgrund. Er war der letzte Spruch der Baſe in allen Fällen des Lebens, und von ihm gab es keine weitere Berufung mehr. Dennoch fragte das Kind nach einer Weile: „Aber warum ſchickt ſich’s denn ſo?“

Die Baſe ſetzte ſich und dem Geſichte vor ihr eine hohe, mit ſchwarzem Flor verzierte, ſilbergraue Bänderhaube auf; indem ſie die Bindebänder in zierlicher Schleiſe unter ihrem Kinne und dem Kinne des Geſichtes vor ihr zuſammenband, entgegnete ſie: „Ei, wenn jemand fragen dürfte warum, oder wenn jemand ſagen könnte warum, da handelte ſich’s eben nicht ums Schicken. Nun unſre Eltern taten ſo, weil ſie’s von ihren Eltern ſahn, und die hatten’s ihren Eltern nachgetan und die wieder ihren, und ſo tun wir auch, und ſo werden unſre Kindeskinder tun bis zum jüngſten Tage; denn es ſchickt ſich einmal ſo.“ [Am Rande steht: Die Sitte eben als Gewordenes, notwendig wie Baum und Strauch Gewachſenes dargeſtellt. Darüber: Ich weiß nicht, ob, was die Baſe Annemarg’th ſagte, dem Leſer genügen wird, und es iſt die Frage pp. Aber dem kleinen Mädchen genügte es vollkommen.]

So ſagte die Baſe, und in ihrem Geſichte war zu leſen, daß ſie keinen Einwand gelten ließe, wer ihn auch verſuchen möchte, und durchaus nicht zugeben würde, daß irgendeiner dieſer Väter der erſte geweſen ſein müßte, der ſo getan, und daß alſo irgendeiner einmal einen andern Grund gehabt, ſo zu tun, als den: „Denn es ſchickt ſich ſo“. Und da nun ihr Anzug beendet und ſie wußte, daß ihre Gegenwart andern Orten notwendiger war als der alten Stube, und ihr Wichtigeres oblag, als mit einem Kinde zu plaudern, ſah ſie noch einmal prüfend auf das Geſicht vor ihr, dann an ihrer eignen ſtattlichen Geſtalt hinab.

Dann zupfte ſie die violettgraue breite Schürze über dem ſchwarzen Rocke zurecht, und nachdem ſie das Kind bedeutet, ſich ruhig in der Stube zu verhalten, bis es abgeholt würde, ging ſie an den Kränzen vorbei hinaus und ließ das Kind allein, ohne andere Geſellſchaft als die von vier hölzernen Stühlen, die ſo ſchwarz vor Alter ausgeſehen haben würden als das Getäfel der Wände, wären ſie nicht leiſe mit Mehlſtaub gepudert geweſen. Das Geſicht, in welches die Baſe geſehen hatte, tat wie die Baſe; als ſie ſich von ihm abwandte und ihm ein ſilbergraues Haubenfleckchen zeigte, tat das Geſicht ebenſo, und bald verſchwanden zwei ſtattliche ſchwarze Rückſeiten, nachdem ſie ſich in entgegengeſetzter Richtung immer weiter voneinander entfernt, an zwei goldenen Balken und zwei Haufen von bunten Blumen vorbei durch zwei Türen in zwei dunkele Gänge.

Durch die Türe, welche die Baſe hinter ſich ſchloß, war ein Geruch von brauner Butter, warmem Kuchen, mancherlei Braten, Eſſig, Gewürzen, Wein, Lorbeerblättern und ich weiß nicht wovon noch, in dünne Wölkchen von Mehlſtaub gewickelt, hereingedrungen und hielt nun eine feſtliche Hochzeit mit dem Dufte der vielen Rosmarinſtengel, Nelken, Muskatblättchenſträußern, weißen Roſen, und was ſonſt noch von Blättern und Blumen ledig oder in Kränze vereint auf der Diele lag. Die feinen ... [bricht ab].

2. Drucke.

K: Der Kunstwart. Halbmonatsschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende und angewandte Künste. Herausgeber: Ferdinand Avenarius. Zwölfter Jahrgang, erste Hälfte. Oktober 1898 bis April 1899. München, Georg D. W. Callwey, S. 53–62. [Mitgeteilt von Adolf Stern.]

B: Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig, Max Hesses Verlag [1900]. Band III. S. 279–289.

In beiden Drucken ist das Werk unter der Kapitelüberschrift: Es hat noch keinen Begriff veröffentlicht worden.

3. Lesarten.

Dem Druck zugrundegelegt ist *H*, von dem nur in orthographischen Dingen abgewichen wurde. Die Drucke konnten unberücksichtigt bleiben. Der Titel ist der des Entwurfes *Hc* als der der spätesten Niederschrift.

275,13–24 nachträglich eingeschoben *H* 19 welcher] welchem *H* 24 Tür] dahinter trotz des Einschubs versehentlich stehengeblieben Die Baſe nickte und das Geſicht, in das ſie ſah, nickte wie ſie *H* **276**,20 Ungeduld] dahinter gestrichen und nicht nur jetzt in dieſem Augenblicke *H* 30 ſagte ſie] dahinter gestrichen und da gilt kein Wie und kein Warum *H* **277**,20 zu knüpfen erlaube] fehlt *H*. Schon bei *K* und *B* in gleicher Weise ergänzt. **278**,15 Mädchen] dahinter gestrichen ſchöne Märchen *H* 15, 16 erzählte, die Bären] zuerst erzählen wollte und von Bären *H* **279**,7 dafür] dahinter gestrichen war *H* 22 ängſtliche Verlegenheit] zuerst Angſt *H* 31 ſchickt] dahinter gestrichen mit neuem Absatz Wir verſagen andern keine Nachſicht lieber, [am Rande dafür gestrichen Wir rügen nichts ſtrenger an andern,] als die uns ſelbſt nicht erwieſen wird. „Ei, du garſtig Kind", ſagte Liesle zu ſeiner Puppe. „Auf den Blumen liegen, das ſchickt ſich nicht!" Der Blumenduft hatte eine große Hummel zum Fenſter hereingeführt; ſie war brummend an dem Mädchen vorbei und durch die goldene Röhre nach dem Blumenhaufen hingetaumelt; das Kind hatte denſelben Zug empfunden und ſaß auf der Diele neben den Kränzen. Sie erleichterte ihr Gewiſſen, indem ſie der Puppe ſagte, wovon ſie wußte, die Baſe hätte ein Recht gehabt, es ihr ſelbſt zu ſagen. [Absatz.] Gelöſt war dem Kinde das Rätſel noch nicht, was ſich ſchicke; ſtatt der Löſung kam noch ein anderes Rätſel *H* **280**,7 ſchlug] zuerst drang *H* **282**,28 ſich] dahinter gestrichen ſo *H* 33 führte ... eine ... Gebärde aus] zuerst machte ... eine

... Bewegung *H* **283**,33 gekommen iſt] zuerst kommt *H* **284**,3 die] dahinter gestrichen geübte *H* 3, 4 hatte genug Erfahrung, ihm zu ſagen] zuerst ſagte ihm *H* 27 ſtanden ſie] zuerst ſtand die Kleine mit der Baſe *H* **285**,3 es wußte, ſie meinten] zuerst als ſie meinten *H* 7 geſtellt] dahinter gestrichen Die Baſe hatte zwei Zitronen und zwei Rosmarinzweige in den Händen; die kleinere Zitrone und den kleinern Rosmarinzweig gab ſie dem Kinde zu tragen. Draußen hatten zwei Reihen ſchwarzer Männer unterdes den Kaſten aufgehoben, aber jetzt lag ein großes ſchwarzes Tuch darüber her, mit einem weißen Kreuze und hundert weißen Sternen geſtickt. [Absatz.] „Komm, Liesle, und ſei recht ernſthaft und ſieh dich nicht um; immer nur auf die Zitrone und auf den Rosmarinzweig in deiner Hand mußt du ſehen." [Absatz.] So ſagte die Baſe, nahm das Kind bei ſeiner Linken und folgte dem Sarge, der ſich ſchon langſam in Bewegung geſetzt *H*.

4. Entwürfe.

Ha: Heft in Quart, ohne Umschlag, graublaues Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 1. Heft a). Die ersten beiden Blätter unpaginiert. Vom dritten Blatt an sind die ungeraden Seitenzahlen von 1 an bis S. 45 notiert, von da ab beiderseitig bis S. 67, von da ab bis S. 96 wieder unpaginiert. Bei S. 53 ist gelbliches Papier etwas grösseren Formats angeheftet, das bis S. 84 geht. Das Titelblatt trägt die Aufschrift: Altweibergeſchichten. N. 1. Oſtergabe für 1852: Eine Kleinſtadtgeſchichte. zu: Buſch ... Darunter folgen einige Betrachtungen.

Das Heft bietet auf 96 eng- und durcheinandergeschriebenen Seiten zahllose Pläne, die bald wieder verworfen werden; auch lange Überlegungen, ob das Ganze nicht in ein Drama verwandelt werden könnte.

Hb: Heft in länglichem Querquartformat, gelbliches Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 1. Heft b). 26 Seiten, von denen immer das zweite Blatt normales Quartformat hat. Die Quartseiten bieten die Ausarbeitung, die länglichen sind zu Einschiebungen eingeheftet. S. 21—26 unbeschrieben. Auf dem Titelblatt die Aufschrift: Eine Kleinſtadtgeſchichte. Darüber Verweisungen auf *Ha*.

Hc: Heft in länglichem Querquartformat, gelbliches Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 1. Heft c). 32 Seiten; letzte Seite unbeschrieben. Auf dem Titelblatt die Aufschrift: Dämon Geld. Eine Alteweibergeſchichte. Neue Skizze. Darunter Verweisungen auf *Ha* und Erwägungen.

Hd: Heft in Hochquart, weissliches Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I 17a). Enthält neben anderen Novellenplänen auf S. 4, 6—16 Notizen zu „Dämon Geld".

Dazu gesellen sich einige Notizen in den „Romanstudien".

Aus Raummangel ist es nicht möglich, diese sehr umfangreichen Entwürfe hier mitzuteilen. Wir hegen jedoch die Hoffnung, grössere Stücke daraus in einem späteren Band abdrucken zu können.

V.

Falsch und treu.

(S. 287—303).

1. Handschriften.

H: Von Ludwig selbst geschrieben. Reinschrift. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 3). Längliches Querquartformat. 28 Seiten gelblichen Papiers, von denen das erste Blatt als Titelblatt dient; dann folgen zehn paginierte beschriebene Seiten, deren letzte jedoch nur zwei Zeilen trägt. Das Übrige ist unbenutzt geblieben. Zwischen dem 3. und 4. Blatte ist mit der Schere offenbar von Ludwig selbst ein Blatt herausgeschnitten worden. Die Blätter sind in der Mitte gebrochen, nur die linken Spalten sind beschrieben, die rechten zeigen an ganz wenigen Stellen Einschübe. Das Titelblatt trägt ausser der Aufschrift: Falſch und treu. / Eine Novelle. weiter unten noch die Notiz: Dresden, äu. Rampiſche Gaſſe No. 35 b im Gartenhauſe. September 1854.

2. Drucke.

Bisher ungedruckt.

3. Lesarten.

Zugrundegelegt ist *H*.

290,4 Bruder] zuerst Vettern *H* 24 ſeien] ſei *H* **291**,27 Alling] Allingen *H* Der Ort heisst Alling **292**,18 Münchenern] Münchern *H* **293**,15 Alling] Allingen *H* 32 war] dahinter ſich *H* **297**,26 hinderte nicht, ſie] zuerst mühte man ſich *H* **298**,8 allen Wundern] zuerst allem Wunder *H* **300**,6 heiße] zuerst ſei *H* **301**,34 ihrem] ſeinem *H*

4. Entwürfe.

Ha: Heft in Quart. Der Engel. Bernauerpläne H. 12 [Signatur Heydrichs] Goethe- und Schiller-Archiv (III, 4. Heft a). S. 62—67. mit der Überschrift Novelle.

Hb: Heft in Hochquart, weissliches Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 17a). Enthält neben anderen Novellenplänen auf S. 5 Notizen zu Agnes und Iſotta als Novelle.

Auf den Abdruck dieser Entwürfe musste aus Raummangel verzichtet werden.

Inhalt

Seite
Einleitungen VII
Zwiſchen Himmel und Erde 1
Novellenfragmente
Campana 207
Aus einem alten Schulmeiſterleben 223
Dämon Geld 273
Falſch und treu 287
Lesarten und Entwürfe 305

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolſtadt.

Otto Ludwig / Werke / Vierter Band

Gedichte / Hanns Frei

Otto Ludwig
Sämtliche Werke

unter Mitwirkung des
Goethe- und Schiller-Archivs
in Verbindung mit
Hans Heinrich Borcherdt, Conrad Höfer, Julius Peterſen,
Expeditus Schmidt, Oskar Walzel
herausgegeben von
Paul Merker

71, 3138

Vierter Band

1 · 9 · 2 · 2

Verlegt bei Georg Müller in München

BIBL.
VNIV. LIPS.
Swl,

Otto Ludwig

Gedichte

herausgegeben

von

Hans Heinrich Borcherdt

1 · 9 · 2 · 2

Verlegt bei Georg Müller in München

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Einleitung zu den Gedichten

Otto Ludwig hat keine Ausgabe ſeiner Lyrik veranſtaltet. Auch ſind nur ganz wenige Gedichte zu ſeinen Lebzeiten gedruckt erſchienen. In ſeiner erſten Leipziger Zeit (1840) bemühte er ſich noch, einzelne Gedichte in Zeitſchriften unterzubringen. So erſchien das „Lied der Auswanderer nach Amerika“ in Herloßſohns „Kometen“, „Des Kranken Ungeduld“ und das „Lied an den Mond“ in Storchs „Thüringer Boten“. Aber da er im übrigen Mißerfolg hatte, gab er die Verſuche, Druckmöglichkeiten zu finden, auf. 1845 erſchien noch der „Oſtermorgen“ in Bechſteins „Deutſchem Dichterbuch“. Im übrigen beſchränkte er ſich darauf, in einer Reihe von Jahren Beiträge zu Friedrich Hofmanns „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ zu geben, wobei ihm der wohltätige Zweck und die Beziehungen zur Heimat maßgebend waren. Alle anderen Aufforderungen zu Beiträgen hat er in ſpäteren Jahren unberückſichtigt gelaſſen. (S. 194 f.)

Dagegen tauchen zu den verſchiedenſten Zeiten Pläne zu Gedichtſammlungen auf. 1838 dachte er an ein Bändchen mit dem Titel „Des Muſikanten Nächte“, das Gedichte, Erzählungen, Satiren, Kompoſitionen und Kunſtaufſätze enthalten ſollte. (S. 238.) Lieder im Volkston mit Kompoſition in Verbindung mit einer Auswahl aus „Des Knaben Wunderhorn“ ſollten eine andere „Muſikanten“ſammlung ergeben, an die im Jahre 1840 gedacht wird. (S. 242 und 253.) Dem gleichen Jahre entſtammt das erſte Verzeichnis der Gedichte, die Ludwig ſich zur Umarbeitung aufnotiert und bereits zu beſtimmten Gruppen ordnet. (S. 246.) Dieſe Ausgabe ſollte ſeinem Onkel, ſeinen Eisfelder Freunden und ſeinem lieben Eisfeld gewidmet ſein. (S. 249.) Ein Jahr vorher hatte er eine handſchriftliche, heute verſchollene Sammlung hergeſtellt: „Gedichte von Otto Ludwig, 1839 im Winter begonnen. Zum Teil noch in Eisfeld gemacht, ſind ſie in Leipzig in dieſes Buch geſammelt worden.“ (Stern, Einleitung zu den Gedichten S. 7.) Dann fertigte er im Winter 1843/4 eine Reinſchrift ſeiner beſten Gedichte an, die als Grundlage für eine Veröffentlichung dienen ſollte. (S. 188 f.) Aber wieder unterblieb der Druck. Um 1847 wurde dann mitten in den Entwürfen zur „Pfarrroſe“ ein neues Verzeichnis von Gedichten hergeſtellt, dem verſchiedene Titel für Gruppen vorangeſtellt ſind. (S. 263.) Dieſe Auswahl von „Liedern und andern kleinern Gedichten“ wollte Ludwig dem Meininger Verleger Keſſelring anbieten, der ſie „zum Beſten der Armen im Thüringer Wald Meiningſchen Anteils“ herausbringen ſollte. Bei der Widmung war an den Erbprinzen von Meiningen gedacht. (S. 264.) Der Eisfelder Freund Ambrunn wurde um ſeine Vermittlung bei Keſſelring erſucht und ihm die Durchſicht der Gedichte übertragen. (S. 264 f.) Offenbar zerſchlug ſich aber auch dieſer Plan. Noch einmal wurde dann um 1850 der Gedanke einer bunten Sammlung von Gedichten und Eisfelder Erzählungen aufgeworfen, der aus der Heimatſehnſucht des Dichters erwachſen war. Bezeichnenderweiſe ſollte die Sammlung den Titel „Heimweh“ tragen. Die Auswahl war hier ſehr eng begrenzt und umfaßt, abgeſehen von den „Buſchliedern“, faſt nur balladenhafte Gedichte. (S. 266 f.) Wiederum gelangte der Plan jedoch nicht zur Ausführung. So blieb denn die große Maſſe von Ludwigs lyriſchen Werken ungedruckt.

Aber auch die Nachlaßausgabe brachte nur acht ſchon früher gedruckte Gedichte. So gab denn erſt Sterns Sammlung der Werke einen Überblick über Ludwigs Schaffen als Lyriker. Es war nur eine Auswahl des Bedeutenderen, die der Herausgeber veranſtaltet hatte. Wenn er ſich dabei auch an Ludwigs geplante Ausgaben anlehnen konnte, ſo war doch ſeinem eigenen Geſchmack und Empfinden noch weiter Spielraum gelaſſen. Und oft hat er ſich bei ſeiner eigenen künſtleriſchen Veranlagung nicht zurückhalten können, die Feile anzulegen und erhebliche Veränderungen vorzunehmen. Dadurch wurde zwar der Geſamteindruck der Gedichte verbeſſert. Deſto weniger konnte aber die Textfaſſung den wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſen genügen.

Es war daher Aufgabe der neuen Sammlung, die erhaltene Lyrik Otto Ludwigs in lückenloſer Vollſtändigkeit darzubieten und den echten Text der letzten Faſſung der Gedichte wiederherzuſtellen. Leider waren dieſe Ziele nicht zu erreichen, da ſeit Sterns Ausgabe ein großer Teil der Handſchriften verſchollen iſt und trotz aller Bemühungen nicht zum Vorſchein kam. Stern ſpricht (S. 3 ſeiner Einleitung) von einer großen Anzahl von Heften, die Zeugnis von der lyriſchen Begabung des Dichters geben. Dem jetzigen Herausgeber lagen nur noch wenige kleinere handſchriftliche Sammlungen vor. So war eine weſentliche Erweiterung nur bei der Jugendlyrik möglich, da hierzu auch die Tagebücher mancherlei Ergänzungen boten. Andrerſeits war der Herausgeber durch den Verluſt der Handſchriften in die fatale Lage verſetzt, den Text einer ganzen Anzahl von Gedichten nach Sterns Abdruck wiederzugeben, wobei auch noch häufig genug die ſichere chronologiſche Einordnung unmöglich geworden war.

Man mag vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus den Verluſt der Handſchriften bedauern, um ſo mehr, als dadurch der Einblick in die Entſtehungsgeſchichte vieler Gedichte ſtark gehemmt iſt. Aber andrerſeits darf man wohl die Frage aufwerfen, ob auch vom äſthetiſchen Standpunkte aus der Verluſt unerſetzlich iſt.

Es fällt dem Herausgeber, der mit warmer Liebe an ſeinem Dichter hängt, nicht leicht, zu geſtehen, daß die Sammlung der Gedichte ihm manche Enttäuſchung bereitet hat. Otto Ludwig iſt kein Lyriker. In ſeiner Jugendzeit ſteht er unter fremden Einflüſſen, ſo daß er keine perſönliche Note findet. Aber auch ſpäter hat er keine eigene lyriſche Ausdrucksform gefunden. Das lyriſche Erlebnis war in ihm nicht ſtark genug. Daher iſt ihm die reſtloſe Ausformung eines lyriſchen Kunſtwerkes nur in den ſeltenſten Fällen gelungen. So ſpielt die Lyrik im Schaffen Ludwigs keineswegs die gleiche Rolle wie im Werke Friedrich Hebbels. Was den Ludwigſchen Gedichten ihren Wert verleiht, iſt, daß ſie der Gefühlsausdruck einer liebenswerten Perſönlichkeit ſind. Nur darin liegt die eigene Note. Und ſo ſind denn dieſe Dichtungen in ihrer chronologiſchen Folge vor allem bedeutungsvoll als Dokumente des Werdeganges der großen Perſönlichkeit.

Otto Ludwig war die lyriſche Betätigung ſchon dadurch nahegerückt, daß ſein Vater bereits als Lyriker hervorgetreten war. In der „Urania“, einem Taſchenbuch für Damen, finden ſich im Jahrgang 1818 mehrere Gedichte von Ernſt Ludwig. (Goedeke VI, 373.) Im Jahre 1822 trat er mit einer eigenen Sammlung hervor: „Einige Lieder und andere kleine Gedichte, Kulmbach, gedruckt mit Spindlerſchen Schriften“.*) Mit treuer Liebe hing der Sohn an dieſen Produkten ſeines frühverſtorbenen Vaters. In das ererbte Handexemplar trug er ſchüchtern kleine Abänderungen ein und dachte daran, Gedichte ſeines Vaters zuſammen mit den ſeinigen herauszugeben.

---

*) Das Handexemplar des Verfaſſers, das zahlreiche Änderungen, ſowie neue Gedichte enthält, befindet ſich im Dresdener Stadtmuſeum. Es iſt ein ſchmales Oktavbändchen, das auf ſeinem rotbraunen Leinenumſchlag gänzlich verblaßte Schriftzüge von Otto Ludwigs Hand aufweiſt. Auf dem inneren Umſchlage ſtehen verſchiedenartige kalligraphiſche Verſuche: „Otto Ludwig den 27. März 1822 / Otto Ludwig zu Eisfeld den 28. Februar 1823 / Otto Ludwig zu Eisfeld den 28. Juni.“ Das Titelblatt: „Einige Lieder und andere kleine Gedichte von E. Ludwig“ trägt den Zuſatz: „und gehört dem Otto Ludwig in Eisfeld“ und unten die handſchriftliche Widmung: „Der Sohn des Verfaſſers ſeinem Freund Burkhardt.“ Im Vorwort hatte der Verfaſſer ſeine Tätigkeit mit der eines Gärtners verglichen. Der Sohn ſetzt unter dieſes Vorwort: „Der Gärtner iſt nun geſtorben, doch werden ſeine Pfleglinge noch jetzt durch Bau, Farbe und Duft die Empfänglichen entzücken und manchen Freund an den Verſtorbenen erinnern. (?)“ Auf der Rückſeite des Vorwortblattes ſteht: „Die Gedichte mit dem Zeichen § kommen zu einer Sammlung meiner ernſten und launigen Gedichte unter dem Titel: Anklänge / eines kindlichen Gemüts. / Aus / den Papieren des Paters / Fra Bartolomeo.“ Dann folgt ein Verzeichnis der aufzunehmenden Gedichte. Die kleinen Verbeſſerungen von Otto Ludwigs Hand ſind zu unbedeutend, um notiert zu werden.

In Ernſt Ludwigs Lyrik ſpürt man einen ſtarken Einfluß der Schilleriſchen Gedichte. Dagegen hat er ganz andere Töne als ſein Sohn. Höchſtens in den Politiſchen Gedichten, die im Anklang an 1813 eine begeiſterte Liebe fürs Vaterland verraten, könnte man eine Verwandtſchaft ſpüren.

Dann ſetzt um die Mitte der dreißiger Jahre des Jahrhunderts die Blütezeit von Otto Ludwigs Lyrik ein. Allerdings treten hier in dieſen Jugenderzeugniſſen die Schwächen noch ſtärker hervor. Nur wenige Gedichte ſind reif und wertvoll. Die andern ſind meiſt Belege für die raſche Empfänglichkeit des Jünglings, den die Dichtungen anderer Perſönlichkeiten zu eigenen Produktionen anregen. Schiller, Goethe, Tieck, Uhland, Bürger haben in entſcheidendem Maße auf dieſe Dichtungen eingewirkt. Aber nicht die Abhängigkeit von dieſen Vorgängern ſelbſt iſt das Bezeichnende daran, ſondern die Art, wie dieſe Anregungen verarbeitet werden. Ein eigentlich lyriſches Erlebnis war Otto Ludwig verſagt. Das feine Gehör für die leiſen Stimmungen der Natur, das Lauſchen auf die geheimnisvollen Klänge des Alls geht ihm ab. Wenn er aber aus den engen Gäßchen ſeiner Heimatſtadt den Weg zu ſeinem Garten geht und es über Nacht Frühling geworden iſt, da jubelt er auf, und dieſe ſtarken Impulſe geben ihm die Kraft zu lyriſchen Ergüſſen. („Frühlingstrunkenheit“, „Der Oſtermorgen“.) Oder wenn er in ſeinem Gartenhäuschen vom Gewitter überraſcht wird, da ringt ſich ihm mühſam und taſtend der Gedankengehalt einer Ode ab. (S. 238.) Aber ſeine Empfänglichkeit für fremde Dichtungen hindert ihn, ſeinem Erlebnis eigene individuelle Töne zu verleihen. In jener Gewitterſtimmung läßt ihn Klopſtocks „Frühlingsfeier“ nicht los. Ungewollt kommt er in ſchwere Pathetik, die dann als Fremdkörper empfunden werden mußte, ſo daß das Gedicht nicht ausreifen konnte. Nur da kann ſich dieſer Impuls zu eigener Form ſteigern, wo der Dichter ſeinem innerſten Empfinden Ausdruck verleiht und ſich das Gedicht zum Bekenntnis ſteigert. Da ſtürmt dann der Gedanke, vom Rhythmus getragen, kraftvoll dahin und vermag ſich zum Dithyrambus zu ſteigern. („Der junge Dichter“, „Des Kranken Ungeduld“.) Reminiszenzen an Schillers frühen Titanismus ſind gegenüber der geſchloſſenen inneren Form dieſer Gedichte völlig belanglos. Wo aber die Intenſität dieſes perſönlichen Erlebens fehlt, erheben ſich die Gedichte nicht über das Konventionelle, weil die eigentlich lyriſche Begabung fehlt.

Daher iſt es bedeutungsvoll, daß ſich Ludwig frühzeitig zur Ballade hingezogen fühlte. Schon als Unterſekundaner verfaßte er eine verlorene Ballade „Das Bärental“ (S. 232), und die Reihe der erhaltenen Gedichte wird mit dem Romanzenzyklus vom „Kaiſer Oktavian“ und der Ballade von „Julius und Hannchen“ eingeleitet. Und dann folgt eine lange Reihe von Balladen, die mit zu dem Beſten unter Otto Ludwigs Gedichten gehören. Gewiß laſſen ſich in den Frühwerken fremde Anregungen, vor allem der Bürgerſchen Balladendichtung, deutlich erkennen. („Die Zigeunerin“, „Der bleiche Junker“ uſw.) Aber man ſpürt doch, wie die Gattung der Ballade dem Temperament des Dichters entſpricht. Sie ermöglicht es, die epiſche Erzählung in dramatiſches Leben umzuwandeln, einen beſtimmten Punkt herauszugreifen und durch raſche Wechſelrede eine Konzentration des Nacheinanders zu erzielen. Dieſe Methode der Geſtaltung hat Ludwig in ſpäteren Jahren auch auf den Roman übertragen. Kein Wort iſt in „Zwiſchen Himmel und Erde“ zu viel. Jedes hat an der beſtimmten Stelle eine beſtimmte Bedeutung; und die eigenartige Verwendung des Refrains in der Proſa, die noch durch die ſtereotypen Beiwörter geſteigert wird, gibt dieſem Roman ein rein epiſches Gepräge. Das gleiche Streben nach Pointierung läßt ſich ſchon in den Balladen erkennen. (Vergl. z. B. „Falſcher Liebe Lohn“ und den Entwurf dazu S. 218.) Freilich gelingt dieſes dramatiſierende Verfahren nur ſelten in vollem Maße, weil Ludwig nur mühſam ſeine Verſe drechſelt und die Forderungen der inneren Form nur zu häufig durch die der äußeren unterdrückt werden. Aber noch in anderer Hinſicht kann man die Balladendichtung Ludwigs in Parallele zu ſeiner ſpäteren Romandichtung ſetzen. Während die ältere Ballade in vollkommener Objektivität die Tatſache berichtet und alles nur auf das Geſchehen eingeſtellt iſt, ſtrebt Ludwig in ſehr vielen ſeiner Balladen nach pſychologiſcher Motivierung. Der ſpätere Seelendeuter zeigt ſich hier bereits in ſeinen Anfängen. Selbſtbeobachtung hatte ihm die Feinfühligkeit zum Nachſpüren fremder Seelenregungen gegeben. Mit pſychologiſcher Feinheit läßt das Gedicht „Liebesſchmerz“ das Erwachen eines Herzens ahnen. Und höchſt bedeutſam iſt es, daß ſchon der Unterſekundaner in ſeinem „Bärental“ die alte Volksſage, daß der Vater den Sohn durch einen Schuß wunderbar errettet, der auch den Sohn treffen konnte, in ein „ethiſch-pſychologiſches Problem“ umgewandelt hatte. (S. 222.) Und ebenſo ſoll der „Oktavian“ deuten, „wie der Lieb' verzeiht die Treue, froh ſich fand, was irrend ſchied“. Auch hier kommt es alſo nicht auf das Geſchehen, ſondern auf die pſychologiſche Vertiefung an. Um ein weiteres Beiſpiel zu nennen, ſei auf die Romanze vom „Venusberg“ hingewieſen. Das Tatſachenſchema der Tannhäuſerſage verflüchtigt ſich hinter dem Beſtreben, den Gang zum Venusberg pſychologiſch zu motivieren. Daraus erwächſt erſt die Kontraſtierung des weltabgewandten Chriſtentums und des ſinnenfrohen Götterglaubens der Antike. Die Feinfühligkeit für Seelenregungen gab dem Dichter auch die Fähigkeit, einen ſchlichten Vorgang zwiſchen zwei Liebenden in „Zu ſtille Liebe“ mit unendlicher Zartheit wiederzugeben.

Dann findet er aus der Innigkeit des Erlebens ſchlichte herzliche Töne, die durchaus volksmäßig ſind und zum echten Volkslied hinüberleiten. Zu dieſer Behandlung mußte ihn auch ſein muſikaliſches Naturell führen. Deswegen komponierte er auch einzelne ſeiner Lieder, weil der muſikaliſche Rhythmus ſchon bei der Konzeption mitgeſchwungen hatte. (Vgl. die Beilage.) So entſtehen gerade in der Zeit ſeiner muſikaliſchen Studien eine ganze Anzahl volkstümlicher Lieder, die in ihrer großen Mehrheit verloren gegangen ſind. Durch dieſe hoffte der Dichter mit dem echten Volkslied wetteifern zu können. So ſchreibt er im Auguſt 1840 in ſein Tagebuch: „Dichterruhm? Meine Wünſche ſind beſcheiden. Mir iſts genug, wenn ich weiß, daß der Lampenputzer, der den letzten Stern ausputzt, zu dieſer Arbeit eines meiner Lieder ſingt.“ Dieſe Hoffnungen haben ſich nicht erfüllt, aber die Volksmäßigkeit des Tones hat z. B. dem „wandernden Muſikanten“ die Anerkennung Ludwig Richters erworben. Und in vielen anderen Gedichten, z. B. in „Liebe“, „Hüttchen im Odenwald“, „Vögleins Auferſtehung“, wird man die Einwirkungen des Volksliedes nicht überſehen können.

Neben dieſem Streben nach Volkstümlichkeit findet ſich aber auch das Ringen um die große Form des Epos. Es iſt dafür bezeichnend, daß Ludwig ſeine lyriſche Betätigung mit einem Romanzenkranz eröffnet. In hundert Liedern ſollte die Geſchichte des „Oktavian“ behandelt werden. Dann treten in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre vor allem nordiſche Stoffe auf, die bald zur Ballade („Freias Klage“, „Treu Asrik“, „König Hjadrinjavig“), bald zum Epos („Moraizela“, „Suanhildur“ S. 239, 242) ausgeſtaltet werden ſollten. Faſt alle dieſe Pläne ſind Fragment geblieben, weil keine innere Beziehung des Dichters zu den Stoffen beſtand. Sie ſind wohl nur der Niederſchlag der Lektüre von Wilhelm Grimms Überſetzungen alter däniſcher Lieder, Fouqués altisländiſchen Übertragungen und ähnlichen Werken. Sie begeiſterten den Dichter ſo, daß er ſich ein Sammelheft anlegte mit dem Titel: „Vefroſta. Zur Mythologie, Geographie, Literatur und den Sitten und Gebräuchen der alten nordiſchen Völker“. (Goethe- und Schiller-Archiv VI 11.) Alle dieſe Exzerpte ſollten offenbar dazu dienen, das nordiſche Milieu wärmer und hiſtoriſch-getreuer zu behandeln. Aber es fehlt die Brücke zwiſchen Dichter und Stoff, zumal ſich nirgends ein Anſatz dazu findet, eine beſtimmte Idee in den Stoff hineinzutragen.

Inniger iſt natürlich das Verhältnis zwiſchen Dichter und Stoff, wenn die Muſik hereinſpielt. So beſchäftigt er ſich in den Jahren 1836 und 1837 mit einem Lehrgedichte „Cäcilie“ oder „Polyhymnia“, das „eine Theodicee der Muſik“ werden und die Entſtehung und Geſchichte der Muſik „bis zum Silberblick Mozart-Beethoven“ behandeln ſollte. (S. 234 und 250.) Die einzelnen Gattungen der Muſik, Tanz- und Kirchenmuſik, Schiffergeſänge und Symphonien, alles ſollte ausführlich behandelt werden. Offenbar iſt der Gedanke unter Anregung von Schillers „Künſtlern“ entſtanden. Während aber bei Schiller durch die Idee und ihre Ausformung das Stoffliche getilgt wird, bietet der Ludwigſche Entwurf nur Stoffanhäufung. Es fehlt das geiſtige Band. So wäre das Werk ein „Lehr“gedicht in vollſtem Sinne geblieben, und wir brauchen kaum zu bedauern, daß es nicht ausgeführt wurde. Vorübergehend taucht dann der Plan zu einem Herzog Ernſt (S. 253) und zu Gedichten nach dem

Evangelium auf, die ſich ſchließlich zu Entwürfen für ein Chriſtusdrama verdichten. (S. 254.) Ein epiſcher Plan beſchäftigte jedoch Otto Ludwig faſt ſein ganzes Leben, nämlich der zu einem großen nationalen Heldengedicht. Schon im Jahre 1836 taucht er im Tagebuch auf, und der Dichter denkt daran, die deutſche Geſchichte um eine einzelne Heldengeſtalt zu gruppieren, wofür ihm zunächſt Friedrich der Große oder Blücher als geeignetſte Perſönlichkeiten erſchienen. Dann aber kam ihm zum Bewußtſein, daß die mittelalterliche Geſchichte dazu geeigneter wäre, da in dieſer Zeit der Begriff der deutſchen Nationalität noch nicht verdrängt war. So hat Otto des Großen Sieg über die Ungarn eine tiefere ſymboliſche Bedeutung, und daher erſchien dieſer König dem Dichter geeigneter für ein deutſches Epos als ein Held der neueren Geſchichte. Alle Lebensfülle des deutſchen Mittelalters, Sitten und Sagen, deutſche Treue, deutſche Tatkraft, deutſcher Glaube, all das ſollte in dieſem Werke lebendig werden; und dazu ſollten nun prophetiſche Ausblicke die Verbindung mit der Gegenwart herſtellen. So ſteht der Plan bereits im Jahre 1840 in ſeinen Grundzügen feſt. Zwanzig Jahre ſpäter wird er dann von neuem aufgenommen und erweitert. Ein großes Kulturbild des Deutſchtums ſollte ſich vor den Augen des Leſers abrollen. Die nationale Begeiſterung vom Ende der fünfziger Jahre kam dem Gedanken zugute, und ſo entſtand ein Plan, dem eine Großartigkeit nicht abgeſprochen werden kann und der getragen iſt von tiefſtem nationalen Empfinden. Wohl unbewußt greift der Dichter damit auf Ideen der Romantik zurück; denn eine poetiſche Schilderung Deutſchlands war ſchon ein unausgeführter Gedanke Tiecks und Wackenroders. Wenn man ſich aber die Abſichten des Dichters in allen Einzelheiten klar gemacht hat, dann beſchleicht einen doch ein Bangen: Wie ſollte die Ausführung dieſer Fülle des Stoffes gerecht werden können? Welchen Umfang hätte das Werk erhalten! Und hätte dann nicht der Leſer ermüdet das Buch aus der Hand legen müſſen? Wieder iſt die Stoffülle das Entſcheidende, noch ſieht man nicht die Anſätze zur Formung. Und darum wird es verſtändlich, daß auch der reife Dichter nicht den Mut zur Bearbeitung fand.

Mit dem Beginn der vierziger Jahre tritt die Lyrik im Schaffen Otto Ludwigs mehr und mehr in den Hintergrund, und nach 1848 verſiegt ſie faſt vollſtändig. Nur die tiefe Liebe zu Emilie Winkler, die erſchütternden politiſchen Aufregungen von 1848 und dann die letzte ſchwere Krankheit, alſo Impulſe von außergewöhnlicher Stärke, gaben ihm die Kraft zu lyriſchen Dichtungen. So werden die „Buſchlieder" ein Höhepunkt in Otto Ludwigs ganzem dichteriſchen Schaffen. Sie ſind Geſtändniſſe über das beſeligende Gefühl erwiderter Liebe. Gewiß haben echte Lyriker für ſolche tiefe Lebensvorgänge noch ganz andere Töne gefunden, aber die ſchlichte Innigkeit dieſer anſpruchsloſen Lieder entſpricht ganz dem Weſen des Sohnes des Thüringer Waldes. Hier zeigt ſich eine unendliche Herzlichkeit und Güte, und dann und wann bricht ein ſchalkhafter Humor hervor, der ſich nun erſt in den Tagen höchſten Lebensglückes frei entfaltet.

Erheblich ſchwächer erſcheinen demgegenüber die „Politiſchen Gedichte", bei denen man die Ehrlichkeit der Überzeugungstreue anerkennen muß, die ſich aber kaum über den Durchſchnitt erheben. Männer wie Herwegh, Freiligrath u. a. haben für dieſe leidenſchaftlichen politiſchen Gedankengänge einen ganz anderen Ideenſchwung gefunden.

Nur der Gedanke an den Tod hat dem Schwerkranken noch einmal die Kraft zur lyriſchen Erhebung gegeben. Gedichte, wie die „Todesſehnſucht" und „Der Kranke" ſind aus innerſtem Erleben erwachſen und haben in ihrer Art etwas tief Erſchütterndes. Aber auch bei ihnen liegt der Reiz vor allem im perſönlichen Gehalt. Man ſieht und hört den Dichter, der auf dem Marterbett jahrelang mit dem Tode ringt und zu dem der Tod nicht als Feind, ſondern als willkommener Erlöſer tritt.

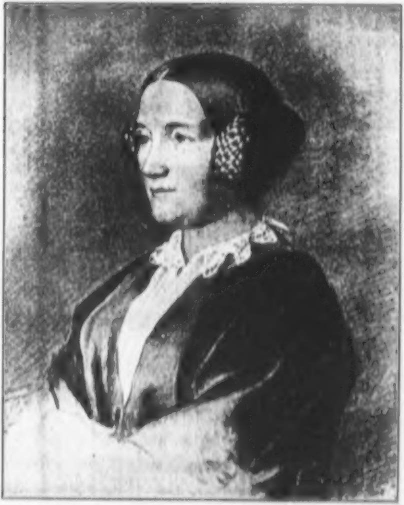
Immer wieder iſt es alſo die Perſönlichkeit, die in dieſen Gedichten zu uns ſpricht. In ihrer Eigenſchaft als Bekenntnis liegt die Bedeutung dieſer Lyrik. Mag der abſolute Wert dieſer Werke nur gering ſein, die ſchlichte und gerade Art des Dichters tritt hier am ſchönſten und deutlichſten hervor, wo er ſein Innerſtes zum lyriſchen Werke formt. Und darum ſollte man es ſich nicht verdrießen laſſen, zwiſchen manchem Mittelmäßigen die Werke aufzuſuchen, die die unglückliche Dichternatur in ihrer ganzen Reinheit und Zartheit erkennen laſſen.

* * *

Über die Prinzipien der Anordnung der Gedichte gibt der Apparat des Bandes Auskunft. Für treue Beihilfe bei den Korrekturen bin ich dem Freunde Max Hecker in Weimar zu herzlichſtem Danke verpflichtet. Die Aufnahme des „Hanns Frei“ in dieſen Band erfolgte nur aus techniſchen Gründen, um den fünften Band zu entlaſten. Dieſes Werk iſt daher von Expeditus Schmidt herausgegeben, der ſeitens des Goethe- und Schiller-Archivs durch Julius Wahle unterſtützt wurde. Die Einleitung dazu folgt zuſammen mit der zu den andern Jugenddramen im fünften Bande.

Bad Reichenhall, den 12. Auguſt 1921.

Hans Heinrich Borcherdt.



Otto Ludwigs Gattin
Emilie, geb. Winkler
Original im Städt. Muſeum zu Dreſden

I.

Kaiſer Oktavian

Ein altes Gedicht in hundert Liedern

1831

[Fragment]

I.

Mit der Zeitenwoge ſchreitet
Fort der Menſch und ſein Verſtand,
Doch nicht Zeit, nicht Woge ſcheidet
Ihn von ſeinem Vaterland.

Denn er trägt's in ſeinem Herzen,
Nie beſiegt von Wahnes Nacht;
Ewig unter Freud- und Schmerzen
Blüht's in heitrer Frühlingspracht.

Ewig nur in ſeinem Walten
Iſt die Seele groß und frei.
Alles Neue muß veralten;
Schönes nur blüht ewig neu.

Iſt nur, was geſchehen, Wahrheit?
Irrt doch durch der Nacht Gefahr
Stets des Menſchen Drang nach Klarheit;
Schönes nur iſt ewig wahr.

Und des Willens ſchwanke Fähre
Treibt und höhnt — ein falſcher Weſt —
Nutzen bald, bald eitle Ehre;
Schönes nur bleibt ewig feſt.

Nenn' es Glauben, nenn's Entſagen,
Nenn' es Liebe, nenn' es Treu —
Zu den Sternen wird dich's tragen,
Und im Schönen biſt du frei.

Iſt durch Außennacht gedrungen
Dir des innern Himmels Stern,
Haſt das Höchſte du errungen,
Nichts, was groß iſt, iſt dir fern.

2.

Raſtend hier in grünem Walde
Und umweht von Lüftchen leiſ'
Sing' ich euch die liebe, alte,
Märchenholde Liedesweiſ'.

In der Eiche ſtillem Schatten,
Rings von goldnem Schmelz umblüht,
Hielt ich an den Fuß, den matten,
Sing' ich euch das alte Lied.

Lippen küſſen, Schwerter ſtreiten —
Bilder, wunderbar gefügt,
Laßt euch, Hörer, freundlich deuten,
Dunkelt Nacht, die Wahrheit ſiegt.

So beginn' die bunte Reihe,
Altromantiſch Ritterlied,
Wie der Lieb' verzeiht die Treue,
Froh ſich fand, was irrend ſchied.

3.

In Terzinen, ſtolze Stanzen
Hatt' ich dies Gedicht gekleidet
Und mit hohen Phraſ= und Franzen
Sorgſam ſchmückend überbreitet.

Doch es ſah ſo ſcheu und blöde
Aus den Flittern und den Borten –
Ich kaum ſelbſt kannt's an der Rede –
Ganz ein anders war's geworden.

Blöde war es und verlegen,
Und es ſprach: „Du böſer Schneider –
Sieh, ich kann mich kaum bewegen –
Gib mir wieder meine Kleider.“

Und ich ſprach: „Es könnt' mir ſchaden,
Ließ' ich dich ſo ärmlich weiter.
Und des Leſers ſtrenge Gnaden
Sieht faſt nur auf deine Kleider.“

Doch es ließ nicht ab mit Bitten.
Endlich ließ ich's doch geſchehen,
Und getrennt ward und geſchnitten,
Fehlt nicht viel, war's nackt zu ſehen.

Werden dich Verwöhnte ſchelten,
Iſt's doch nimmer mein Verbrechen.
Haſt's gewollt, magſt du's entgelten,
Magſt dein Wort nun ſelber ſprechen.

4.

Vom hohen Römerthrone
Aus märchenalter Welt
Schaut mit der Kaiſerkrone
Oktavian, der Held,

Felizitas, die ſchöne
Gemahlin, vielerprobt,

Und ihre beiden Söhne,
An Tugend weitbelobt.

Und was die Vier erlitten
Durch ſeiner Mutter Schuld,
Wie herrlich ſie geſtritten,
Beſchützt von Gottes Huld,

Und wie ſich liebend funde,
Was böſer Irrtum ſchied,
Des bringt dir reiche Kunde
Dies einfach-alte Lied.

5.

Im tiefſten Heiligtume,
Im ſtillen Herzen drin
Blüht eine ſüße Blume,
Des Menſchen höchſter Gewinn.

Wenn rings die Wetter raſen,
Sie blüht oft freudig fort,
Kein Sturm mag ſie zerblaſen;
Oft tut's ein kleines Wort.

Am liebſten in ſtillen Matten
Gibt ſie der Treu' den Lohn.
Der Thron kann ſie beſchatten,
Doch blüht ſie ſelten dem Thron.

Tief in des Herzens Auen
Die Blume — wie ſie heißt?
Auf Menſchen das feſte Vertrauen,
Der freundlichſte, tröſtendſte Geiſt.

Und aller Troſt und Friede
Wird mit der Blume geraubt.
Wohl dem, dem nie ſie verblühte!
Weh dem, der nimmer glaubt!

6.

Oktavian der Große
Gewann — ſo ſagt das Lied —
Die ſchönſte, lieblichſte Roſe,
Die je im Weib geblüht.

Felizitas, die liebe,
Hatt' ihm das Herz entwandt.
Es ſchmerzt ſie der Arme, Trübe;
Sie gibt's ihm mit der Hand.

Sie gibt mit der Hand ihm die Treue
Und mit dem Herzen den Leib.
Daß ſie den Liebſten erfreue,
Mehr wünſcht kein edles Weib.

Es mag nicht mehr verlangen,
Nur Liebe iſt ihr Gewinn;
Deß Liebe ſie empfangen,
Dem gibt ſie alles gern hin.

7.

Doch des Kaiſers Mutter wütet,
Denn es blüht ihr liebſter Plan,
Den ſie liſtig ſich geſchmiedet,
Nie zur Reife nun heran.

Lieber als ihr Sohn und Leben
Iſt der Argen Ehr' und Thron.
Denn ein Weib, das ihr ergeben,
Las zur Gattin ſie dem Sohn.

Und durch dieſe ihn zu lenken,
Hoffte ſie in ſchlauem Sinn.
Keiner Störung mocht' ſie denken,
So gewiß ſchien der Gewinn.

Und nun muß ſie das erleiden;
Ihre Hoffnung ſchlägt der Schmerz.
Der Geliebten ſel'ge Freuden,
Qualen ſind's für's böſe Herz.

Daß der Schmerz, fühlt nur der Gute,
Froh in fremdem Freuen ſtirbt.
Böſer ſinnt mit böſem Mute
Nur darauf, wie er's verdirbt.

8.

Wenn das Böſe iſt erſonnen,
Fehlt nicht die Gelegenheit.
Iſt's Vertrauen nur entronnen,
Bleibt nicht lang mehr Fried' und Freud'.

Hat das erſte Wort getroffen,
Iſt das letzte auch nicht fern.
Ach, ſein eignes Glück, ſein Hoffen
Stört der blinde Menſch ſo gern!

Wen des Argwohns Netz umſtrickte,
Wer ſich ſelbſt ergab der Nacht,
Allem an, was ihn beglückte,
Hängt ſich quälender Verdacht.

9.

Liebend hat er ſie umwunden,
Doch das ſechſte Jahr ſchon flieht,
Und den frohen Liebesſtunden
Iſt noch keine Frucht erblüht.

Da fühlt ſie den Leib geſegnet,
Drängend ſchwillt die zarte Bruſt,
Und auf froher Bahn begegnet
Sie dem Genius Mutterluſt.

Und zwei Knaben legt die Frohe
Unter ſeligem Gekoſ',
Unbeſorgt noch, was ihr drohe,
In des jungen Vaters Schoß.

Doch er kann ſich nicht mehr freuen,
Tief im Buſen laur't Verdacht,
Den die Mutter ohne Scheuen
Böſen Plans ihm angefacht.

„Und ich ſollt' das Ärgſte leiden,“
Sprach ſie liſtig, „ſolchen Hohn
Trag' ich nicht. Der Mutter Freuden
Und ihr Stolz blüht nur im Sohn.

Um den Stolz bin ich betrogen!
Mannes Stolz iſt keuſches Weib –
Meinſt, ſie ſei dir treu gewogen?
Dir nur blüh' ihr ſchöner Leib?

Wie die Schlang' – lang gab mir's Schmerzen –
Sich in weiße Blumen hüllt!
Gräßlich iſt's, daß ſolchem Herzen
So die Treue ſie vergilt.

Und die Keuſche und kaum Warme –
Schamlos, wie die finſtre Nacht,
Wüſt in niedren Mannes Arme
Hat ſie deines Wahns gelacht."

Will's der Treue auch nicht glauben,
Schlägt an ſeiner ihre Bruſt,
Wachſend böſe Zweifel rauben,
Iſt allein er, ſeine Luſt.

In des Grams, der Liebe Ringen
Blüht ſie nicht, verwelkt die Ruh',
Und das Herz will ihm zerſpringen,
Lächeln ihm die Kleinen zu.

10.

Die Gattin ſieht mit Bangen
Sein härmend Angeſicht.
Die Urſach' zu verlangen,
Wagt die Verzagte nicht.

Sie fühlt nur ſeinen Kummer,
Nicht weiß ſie, was ihr droht.
Statt ſüßer Ruh' im Schlummer
Naht ihr der Ruhe Tod.

Die Mutter führt zur Stunden
Den Mann zum ruh'nden Weib.
Sie zeigt dem Wolluſtwunden
Der Tochter ſüßen Leib.

Sie läßt allein ihn ſtehen
Im dämmernden Gemach.
Kaum wagt er aufzuſehen,
Doch ſind die Sinne wach.

Ihn ſchreckt das freche Wagen,
Die heilige Geſtalt.
Bald will er fliehn im Zagen,
Bald glüht der Luſt Gewalt.

Das Ärgſte hat begonnen
Der Mutter falſcher Sinn.
Sie tauſcht um Tränen Wonnen,
Um Sohnes Schmerz Gewinn.

„Sieh an den keuſchen Brüſten
Den, der dein Recht gewann!“
Sie ſpricht's mit frevlen Liſten
Zum ſchwergetäuſchten Mann.

„Eh' dieſe Stunde entwichen,
Wird dir die Wahrheit kund.
Er iſt zu ihr geſchlichen
Und küßt den falſchen Mund.“

Er eilt in Furcht und Hoffen
Zu ihrem Schlafgemach.
Vom Klang des Tritts getroffen,
Wird die Verratne wach.

Sie ſieht mit jähem Schrecken
Den fremden Mann ſich nah.
Will ſich aus Träumen wecken;
Weiß nicht, wie ihr geſchah.

„Verwegner, wagſt dein Leben!
Flieh, willſt gerettet ſein!“
Dies Wort verklingt im Beben.
Der Kaiſer tritt herein.

Er traut nicht ſeinen Blicken,
Es faßt ihn Schmerz und Wut.

Schnell glänzt des Schwertes Zucken.
Der Freche ſtürzt ins Blut.

„So jäh muß ich erwachen
Aus ſüß geträumtem Traum!"
Er ſtöhnt's mit grimmem Lachen.
„Ha! Weibertreu, du Schaum!

Wie teuer haſt geſchworen
Und wie gelohnt die Huld.
Dein Leben iſt verloren,
Kein Tod ſühnt deine Schuld!"

Die Arme hört's mit Beben;
Die Unſchuld gibt ihr Mut.
„Hab' dir das Herz gegeben,
Iſt dein ſein treues Blut.

Wie haſt du doch geſprochen,
Du teurer, irrer Mann!
Ich habe nichts verbrochen,
Was dich entehren kann."

„Ha! Leugnen will die Schlange!
Wie war ſie heiß und rot,
Wie blich die üpp'ge Wange
Bei des Genoſſen Tod!"

„Die Wange mußt' erbleichen
Vor Schrecken, nicht vor Schuld.
Die Unſchuld haſt des Zeugen
Beraubt in Ungeduld."

„In Himmels Lichtgewande
Schweig' Weib — dein Mund entweiht!
Der Buhle deiner Schande,
Nicht tut die Schand' dir leid.

Du willſt dich ſelbſt verdammen,
Die ſchamlos-frech gelobt;
Die heißen Wolluſtflammen
Verglühn im Flammentod.

G'nügt des Gemahls Umfangen
Nicht deiner üppigen Wut,
Sieh, ob dem Schandverlangen
Nicht heiß genug die Glut."

II.

Glocken hallen dumpf und ſchauernd.
Lebensleeren Schatten gleich
Zu dem Scheiterhaufen trauernd
Zieht die Menge ſtill und bleich.

Heute ſtirbt, die alle lieben,
Die nicht einem wehgetan;
Keiner iſt, der heim geblieben,
Wanken Blinde doch heran.

Trocken, ohne Schmerzenstränen
Iſt kein Aug', das je geweint.
Horch, es naht mit Trauertönen!
Sieh, der Richter Chor erſcheint!

Wankend, bleich, mit ſtarrem Blicke,
Naht der ſchwergetäuſchte Mann,
So getroffen vom Geſchicke,
Daß kein Herz ihm zürnen kann.

Wieder wecken Trauertöne
Leiſe Seufzer in dem Schwarm.
Ach, jetzt naht die Trübe, Schöne,
Beide Kindlein auf dem Arm.

12.

„Ich hab' dir nie verletzet
Die Treue und den Schwur;
Dein Blick nur mich ergötzet,
Und dein Umfangen nur.

Du ſündigſt, doch verzeihe
Ich dir die Miſſetat.
Oh, daß die bittre Reue
Nie folge deinem Pfad!

Ja, gerne wollt' ich leiden,
Du harter grimmer Mann,
Brächt' dir mein Sterben Freude,
Die's nie dir bringen kann.

Dich rühren nicht die Kleinen,
Erblüht kaum — für den Tod?
Dich rühret nicht ihr Weinen?
So rührt dich keine Not.

Die Blicke dein, die Küſſe,
Die warm und hell geglüht,
Sie ſind zu Früchten ſüße
Im Mutterſchoß erblüht.

Denkſt nimmer du der Stunden,
Da, Bruſt geſchmiegt an Bruſt,
Die Erde uns verſchwunden
Im Himmel ſüßer Luſt?

Magſt nimmer ihrer denken?
Du gräbſt, nicht ich, ihr Grab.
Was hatt' ich zu verſchenken,
Da dir ich alles gab?

Hab' ich dir all' gegeben,
Ja mehr, als du begehrt,
So nimm nun auch mein Leben –
Es iſt mir nimmer wert."

„So haſt mir gleich gelogen –
Wert hieltſt du mein Vertraun;
G'nug nicht, daß ich betrogen,
Ich mußt' es ſelber ſchaun.

Du wandteſt Liebesſüße
Zu Haſſes Bitterkeit;
Mich brennen deine Küſſe,
Mich brennt dein falſcher Eid."

„Ich muß es hören, ſchweigen,
Da's kein Erbarmen gibt.
Die Zukunft wird dir zeigen,
Daß ich nur dich geliebt."

„Fort, falſche, liebe Augen,
Fort, falſcher, lieber Mund!
Die alten Bilder tauchen
Sonſt neu aus Herzensgrund.

Ich kann dich nimmer töten,
Obgleich in tiefe Nacht,
In fürchterliche Nöten
Mein gläubend Herz gebracht.

Doch flieh aus meinen Grenzen;
Such' dir ein anders Land,
Wie du aus Tagesglänzen
In Nachtgraun mich gebannt.

Oh, konnt' ich, konnt' ich wähnen
Die Schlange in der Luſt!"

Da ſtrömen ſeine Tränen.
Ihr Herz bricht in der Bruſt.

Sie will zum Fuß ihm ſinken,
Will flehen ihn um Tod.
Er flieht mit ſtummen Winken,
Still folgt ſie dem Gebot.

13.

So iſt ſie denn verlaſſen und alleine,
Die Kaiſerin, noch kaum des Glückes Kind.
Still weinend irrt ſie hin durch Berg' und Haine
Und klagt ihr tiefes Leid dem Abendwind.
Es deucht ihr, daß das Bächlein mit ihr weine
Um die, die mit ihr arm und Waiſen ſind.
Wenn ſie herabſchaut auf die beiden Lieben,
Fühlt ſie, daß viel dahin, doch viel geblieben.

Es lächeln zu ihr auf die roten Wangen,
Und wieder lächelt dann die Wange bleich.
Dann fühlt die Mutter kaum, was ihr vergangen;
In ihren Kindern iſt die Arme reich.
Und wenn die zarten Händchen nach ihr langen,
Beſitzt die Freud'ge noch Gemahl und Reich. –
Iſt eins der Treu, iſt alles ihr geblieben;
Im letzten blüht noch fort das erſte Lieben.

So kehrt oft Gram, oft kehrt ſo Ruhe wieder,
Indem ſie ſchreitet längs dem Bachesrand;
Doch endlich ſinkt erſchöpft und matt ſie nieder
Und birgt erſt ſorglich mit der matten Hand
Dem Mondenſchimmer ihre keuſchen Glieder
Und hüllt ins weiche faltige Gewand
Die teuern Kleinen. Sie befiehlt den Kummer
Dem treuen Gott. Er ſendet ſüßen Schlummer.

Sie ſchlummert ein. Die grünen Dächer ſchweigen,
Der Zephir kühlt ſie ſtill mit ſeinem Wehn.
Der Mond verklärt die Wangen ihr, die bleichen,
Und ſcheint heut ungern ſeine Bahn zu gehn.
Doch weh, da huſcht ein Räuber aus den Zweigen:
Ein Affe raubt das eine Kindlein ſchön.
Sie träumt von überſtandenen Gefahren –
Und muß jetzund das Ärgſte erſt befahren.

Die Arme hat noch nicht genug empfunden,
Wie feindlich ihr das Schickſal iſt geſinnt.
Kaum iſt der eine Dieb im Wald verſchwunden,
Da raubt die Löwin ihr das letzte Kind.
Die Mutter fühlt im Traum die tiefen Wunden,
Fährt in der Angſt, wo ihre Kinder ſind,
Vom Schlummer auf, ſucht ihrer Augen Sterne
Und – ſieht den Räuber kaum noch in der Ferne.

Sie ſchreit. Sie rafft ſich auf. Die ſtarren Glieder
Verſagen ihr den Dienſt. – Verzweiflungsdrang
Tritt an des Lebens Statt und ſpannt ſie wieder,
Und widerſtrebend folgen ſie dem Zwang.
Sie ſtürzt. Sie rafft ſich auf. Stürzt wieder nieder –
Das Tal erbebt von ihrer Stimme Klang.
„Du Räuber, der die Kindlein mir entriſſen,
Eh' raſt' ich nicht, bis du auch mich zerriſſen.“

So tobt ſie hin. – Die Haare, freigegeben,
Umtoſen wild das blaſſe Angeſicht;
Die bleiche Lippe zuckt in Fiebers Beben;
Verzweiflung löſcht der ſchönen Augen Licht.
Im Schmerzensſturme ſchwindet ihr das Leben.
Es iſt ihr Troſt, daß ihr das Herz zerbricht.
Im Zucken löſen ſich die matten Glieder,
Ihr Sinn vergeht in Nacht. Sie ſinkt danieder.

14.

Sternlein blinken ſchweigend nieder,
Leiſe flüſtert's durch den Wald.
Sieh, ein Ritter, fromm und bieder,
Macht in grünen Büſchen halt.

Und er ſieht was Helles glänzen
Durch die Zweige. – Iſt es Gold?
's iſt ein Knäblein, wie des Lenzen
Blüte, goldumlockt und hold.

Und ein Affe ſitzt daneben,
Stellt ſich an, als lull' er's ein,
Da beginnt das kleine Leben
Sich zu fürchten und zu ſchrein.

Und verwundert ſieht's der Ritter,
Läßt der Weid' ſein mutig Pferd,
Haut ſich durch das grüne Gitter
Raum mit ſeinem guten Schwert.

Doch bemerkt hat ihn der Affe,
Bleckt die Zähne und verzieht
Nur, daß er das Kind erraffe –
Und er hat es, und er flieht.

Doch der Ritter folgt behende,
Schlägt ihn nieder mit dem Schwert,
Nimmt das Kindlein auf die Hände,
Kehrt zurück zu ſeinem Pferd.

Und beſteigt das treue wieder,
Hält das Kindelein im Arm,
Hüllt ihm ein die zarten Glieder
In den Mantel weich und warm.

15.

Lang und weit iſt er geritten,
Da umdräut ihn jähe Not.
Und in blut'ger Räuber Mitten
Gibt der Ritter ſich ſchon tot.

Doch die Furcht kann nicht bewegen
Eiſenfeſten Rittermut,
Und er ſchwingt den guten Degen;
Nicht umſonſt gibt er ſein Blut.

Sauſend blinkt die blaue Schneide,
Und er macht den Räubern warm,
Doch das Kindlein reißt im Streite
Ein Geſell ihm aus dem Arm.

Und er kann es nicht befreien,
Retten nun nur ſich allein.
Und er ſchlägt ſich durch die Reihen,
Und ſein Roß holt keiner ein.

16.

Doch das Kind in Räubers Klaue
Lächelt hold zu ihm hinan.
„Kann's nicht töten!“ ſpricht der Rauhe,
„Meint', es hätt' mir's angetan.“

Und wie er es ohn' Gefährde
Trägt durch grünen Wald dahin,
Trifft ſich's, daß von heil'ger Erde
Pilger ihm vorüberziehn.

Und er hält in ſeinem Laufe,
Zeigt den Wandrern hin das Kind,

Beut es ihnen zum Verkaufe
Und erzählt, was er erſinnt:

„Tief im Waldgrund lag's alleine
Und verlaſſen in dem Gras,
Und ſo ſchön ſchien mir der Kleine,
Daß ich eigner Not vergaß.

Seht, wie euch es um Erbarmen
Fleht, das kleine Angeſicht.
Könnt' ich's, ich erzög' den Armen;
Wahrlich, ich verließ' ihn nicht!"

„Hab' zwar weit noch," ſprach der eine,
„Schau' noch manches Morgenrot
Auf der Reiſe. Doch der Kleine
Rührt mich tief mit ſeiner Not."

Marzebille

Wie trüb iſt mir zu Sinne,
Wie weh in tiefſter Bruſt!
Wie raubſt du alle Luſt,
Du böſe Minne!

Wie ſüß, ach! jenes Beben,
Die Angſt des Herzens wund,
Der drängende, preſſende Mund –
Ich kann nicht leben.

Es fliehet mein Verlangen,
Mein Denken all zurück;
Wie war das ſüße Glück
So bald vergangen!

Geküßt zu tauſend Malen,
Hat er euch Lippen wund;
Er küßte ſich geſund;
Ihr tragt die Qualen.

Dich drückt' er mit den Händen,
Liebkoſend, arme Bruſt;
Du haſt es dulden gemußt;
Du konntſt's nicht wenden.

Was ſuchſt du mir am Herzen,
So weint' ich, böſer Mann?
Er ſprach: „Den Zauberbann
Zu meinen Schmerzen."

Und wie er klug-befliſſen
Mit Trug mein Aug' umwand,
Hat mir die liſtige Hand
Mein Herz entriſſen.

Du diebiſcher Geſelle,
Gib wieder mir mein Herz!
Da ſenkt' er täuſchend den Schmerz
An deſſen Stelle.

Fides

Oh, laß mir deine Hände,
Du holdes bleiches Weib;
Oh, laß ſie mir und wende
Nicht ab den zarten Leib.

Die Abendlichter ſchweben
In Lieb' herab zu dir;

Ich weiß gewiß, ſie heben
Dich mit — o laß ſie mir.

Aus deinem Nacken drängen
Schon Engelsſchwingen vor;
Feſt will ich an dir hängen;
So ſteig' ich mit empor.

II.

Jugendgedichte

1813—1833

Julius und Hannchen 1823

Ballade

Draußen im Winterſchein
Sitzen zwei Kinderlein,
Möchten vor Froſt vergehn,
Weinen und flehn.

„Stiefmutter trieb uns fort,
Wiſſen, ach! keinen Ort.
Außen im Birkenwald
Iſt es ſo kalt.

Sieh doch! Das bleiche Bild –
Iſt's nicht die Mutter mild?
Sieh, wie ſo tränenreich,
Ach! und ſo bleich.

Vater hat uns geſagt:
‚Kinderchen, weint und klagt;
Helf' Gott in unſrer Not;
Mutter iſt tot.'

Stiefmutter war uns feind;
Haben gar viel geweint;
Aber du lebſt ja doch,
Mütterchen, noch!

Aber wie biſt du bleich?
Weiß, deinen Roſen gleich,
Die deine Stirn umziehn
Mit Rosmarin,

Wie in den ſchwarzen Schrein
Sie dich gelegt hinein
Und an den ſtillen Ort
Still trugen fort.

‚Mutter kehrt nimmermehr!‘
Klagte der Vater ſehr;
Sieh, und dich bringt zurück
Doch unſer Glück!“

„Mutterlieb' hat nicht Ruh',
Rufet ihr Kind ihr zu;
Mutterlieb' hält nicht ab
Bahrtuch und Grab.

Ach, jede Trän' mit Schmerz
Brennt auf das Mutterherz
Noch in dem letzten Haus,
Treibt ſie heraus.“

„Mutter, wie ſchauerlich
Hebt deine Stimme ſich,
Wie Totenglocken bang
Und Grabgeſang.

Mutter, es iſt ſo kalt,
Nimm uns doch aus dem Wald,
Nimm uns zu ſchönerm Ort,
Mutter, mit fort.“

„Trag' euch im ſchnellen Lauf
Bald zu dem Himmel auf;
Selige Engelein
Sollt ihr dort ſein.

Aber der Weg iſt weit.
Daß ihr mir rüſtig ſeid,

Ruhet euch erſt hier auß',
Kinderchen, aus!

Das iſt nicht Schnee am Ranft,
Iſt ja ein Bettlein ſanft,
Glänzet im Mondenſchein
Freundlich und rein."

Julius

„Bald zu des Himmels Höhn
Trägt uns die Mutter ſchön;
Siehſt, wie ſie freundlich lacht?
Hannchen, gut' Nacht!"

Hannchen

„Hier an des Hügels Ranft
Hat uns ein Bettchen ſanft
Mutter zur Ruh' gemacht;
Julius, gut' Nacht!"

Schlummern die Kinderlein
Voll ſüßer Hoffnung ein;
Mutter ſie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von ihrer Schulter ſinkt,
Die nun ſo roſig blinkt,
Schleier und Grabgewand
Hin auf das Land.

Von Schwingen zart umweht,
Schimmernd, ein Engel ſteht
Mutter und küßt die zwei
Geiſterlein frei,

Nimmt ſie im Mutterarm
Am Mutterbuſen warm,
Trägt ſie zum ſchönſten Ort
Lächelnd mit fort.

Vater im Winterſchein
Findet die Kinderlein,
Wange an Wang' gewandt,
Tot an dem Rand.

Beſcheid

„Sag' mir," ſo ſprach die Spröde,
„Was das für Blumen ſind
Hier an dem kleinen Fenſter?
Und ſag' es mir geſchwind."

Das haſt du nicht erraten?
Und rätſt doch ſonſt ſo ſchnell.
Es iſt der kalte Winter
Ein gar verliebter Geſell.

Und wie vorbei er ſauſet
Mit jähem Windesflug,
Schreibt er an alle Fenſter
Des Liebchens Namenszug.

Die langen eiſ'gen Zapfen
Sind Feder ihm und Stift.
Könnt' ich ſie nur entziffern,
Die bunt verſchlungne Schrift!

Es packt mich tief im Herzen
Der Eiferſucht Gewalt;
Du biſt's, du biſt ſein Schätzchen!
Was wärſt du ſonſt ſo kalt!

Lied vom gebrochenen Herzen

Fragment

Leiſer auf den Hügel
Rauſcht die Erl' herab.
Wehmutengels Flügel
Wehn hier um ein Grab.
Wendet die betauten
Augen himmelwärts –
Stille dann und betet
Für's gebrochne Herz.

Ach, auch dies ſchlug fröhlich
Einſt in heitrer Bruſt;
Ach, auch dies ſchwoll ſelig
Einſt in Liebesluſt;
Doch, was lebt, verfallen
Iſt's dem bittern Schmerz. –
Still drum, Freunde, betet
Für's gebrochne Herz.

Himmelsreinheit blühte
Ihr im milden Aug',
Ihre Wange glühte,
Wie von Eros' Hauch;
Ihren Mund umtanzten
Jugendluſt und Scherz –
Stille nun und betet
Für's gebrochne Herz.

Wie ſie fröhlich eilte
Durch die bunten Reihn!
Doch der zugeteilte
Schmerz holt uns noch ein.

Zweifelhaft iſt Freude,
Sicher nur der Schmerz –
Betet, Freunde, betet
Für's gebrochne Herz.

Andern Honigflüſſe,
Dir rann gift'ger Born,
Andern winkten ſüße
Roſen, dir der Dorn.
Und umſonſt den Retter
Riefſt du himmelwärts –
Betet, Freunde, betet
Für's gebrochne Herz.

Leiſe auf den Hügel
Rauſcht die Erl' herab;
Wehmutengels Flügel
Wehn hier um ein Grab.
Wendet die betaute
Wange himmelwärts –
Wallet, weint und betet
Um's gebrochne Herz.

Ein Bächlein iſt das Menſchenherz;
Was von der Höhe tief hereingeklungen,
Das glänzt aus ſeiner Tiefe himmelwärts;
Des Mondes Glanz erhöht das Grau der Nacht;
Wer ſich bezwang, hat viel bezwungen,
Doch der den allerkühnſten Flug vollbracht,
Der in die eigne Tiefe iſt gedrungen.

Ach ewig fliehet, den das Glück geflohen;
Von Ort zu Ort treibt's ihn mit wilder Haſt.
Die ganze Welt gehört dem Frohen;
Der Leidende iſt nur ein flücht'ger Gaſt.

Der Lenz bringt neue Blumen,
Der Himmel neue Röten,
Die Fern' bringt neue Lüfte,
Ich bring' mein altes Herz.

An die Erinnerung

Aus dem Lande, wo die Engel wohnen,
Steig' herab aus jenen Regionen,
Himmelskind voll Troſt, Erinnerung.
Was mich einſt erfreut, was mich bekümmert,
Vom Verklärungsſcheine hold umſchimmert,
Zaubre neu mir deiner Saiten Schwung.

Bring' die Freuden wieder, bring' die Klagen
Laß mich wieder hoffen, wieder zagen,
Wo ich einſt gehofft, wo ich gezagt;
Bring' mir wieder jenes junge Sehnen,
Meiner Kindheit frühlingsmilde Tränen,
Wo der Tag des Lebens mir getagt.

Der junge Dichter

Der Götterhauch! der Sturmesdrang!
Der Ruf zur Meiſterſchaft!
Was fragt er viel? was ſinnt er lang?
Geprüft die junge Kraft!

Dem Brandungsſturm raubt er den Hall,
Dem wüſten Wirbelſchlund;
Des wilden Stromes Donnerfall
Birgt er in ſeinem Mund,

Den Ruf, der Schlachtenreihn entlang
Durch Tod und Leben gellt;
Und ſtürmt ihn aus im Heldenſang,
Selbſt jedes Wort ein Held,

Und tönt ihn aus, den Heldenſinn,
Für Wahrheit und für Recht;
Mit Götz wirft er den Handſchuh hin
Dem weichlichen Geſchlecht.

Und gen die Drachen Liſt und Zwang
Mit Sankt Georg erglüht,
Das Rächeraug' blitzt ſein Geſang,
Das Feuerſchwert ſein Lied.

Mit Waſa zieht er, ſein Geſell,
Den Steig gefahrumringt;
Den Bogen ſpannt er mit dem Tell,
Der Tod Tyrannen klingt.

Und dort im Teutoburger Hain,
Vom Drängerblute rot,
Mit Hermann brauſt er durch die Reihn
Und ſchmettert Römer tot.

So lang der Kampf im Liede glüht,
Stürmt er den Speer dahin,
Und iſt er mit den Streitern müd',
Umfängt ſie weiches Grün.

Und kühlen mit dem ſüßen Met
Des Kampfes letzten Zorn;

Mit Jubel durch die Reihen geht
Das luſtgefüllte Horn.

Und abgeworfen iſt das Joch,
Erſiegt das Heiligtum;
Von Bergen ſtrahlt die Flamme hoch,
Doch höher noch der Ruhm.

Verweht iſt's Stampfen von der Au
Und Tod und Todesgraus;
Dem Himmel raubt er nun ſein Blau,
Schafft Mädchenaugen draus.

Der Lilie keuſcher Schimmer ruht
Auf zarter Formen Grund,
Drauf gießt er hin der Roſe Glut
Für Mädchenwang' und -mund.

Mit Zwergen ſchlägt er ſich ums Gold
Im tiefen Erdenſchacht
Und kräuſelt's um die Schläfe hold
Und Silbernackens Pracht.

Vom Himmel holt er Lieb' und Treu',
Die ſenkt er ihr ins Herz;
Träuft auf die Wangen zarte Scheu
Und um den Mund den Scherz.

Das ſüße Schmachten dann mit Luſt
Wölbt er ums tiefre Aug',
Und ſenkt die Sitt' ihr in die Bruſt,
Des Frauenlebens Hauch.

Und ſtolz und frei umſchlingt er dann
Mit ihm Thusneldens Leib.
Wo iſt dem Deutſchen gleich der Mann,
Und wo ein edler Weib?

Und mit dem Aar im Siegerlauf
Hinauf zum Sonnenlicht,
Und fährt in Wetterwolken auf
Zum großen Weltgericht.

Mit der Poſaune Wunderton,
Der durch die Gräber klingt
Und alle Toten um den Thron
Des Weltenrichters zwingt,

So donnert dann ſein Lied herab,
Das ſturmesbrauſende,
Und zwingt ſie auf aus ihrem Grab,
All' die Jahrtauſende.

Und jagt ihm Zittern ins Gebein
Und reißt ihm vom Geſicht,
Dem Heuchler, ſeinen Heil'genſchein,
Geborgten Glanz dem Wicht.

Und ſchleudert in die Niedrigkeit
Den Sklaven auf dem Thron,
Den König in dem Bettelkleid
Krönt er mit ſeiner Kron'.

Und wälzt auf ihn mit Rächerhand
Der Menſchheit Racheruf,
Den Fürſten, der ſein Vaterland
Zum Sklavenkerker ſchuf.

Und ruft ihm zu: „Ihr Herrſcher, wißt's,
Vom Schmeichelwelt verwöhnt:
Die Mitwelt nicht, die Nachwelt iſt's,
Die Könige ſtürzt und krönt.

Doch du, der weiſe nie getrübt
Des Rechtes Heiligtum,

Wie Göttertaten du geübt,
Nimm hin den Götterruhm.

Und wer um des Geſamten Heil
Sein einzeln Leben wagt,
Ein ew'ger Name ſei ſein Teil,
Von Sohn zu Sohn geſagt.“

Drauf mit dem ſtillen dumpfen Kind,
Das, gläubig hingeſchmiegt,
In ſeiner Einfalt gottgeſinnt,
Vor ſeinem Heil'gen liegt

Und die im plump gehaunen Stein
Der Heiland hehr bewegt,
Den ſie aus reichem Herzensſchrein
In ihn hinüberträgt,

Mit ihr liegt er vorm tauben Holz
In frommem Kinderſinn,
Und Gottes Schauer ſchmilzt den Stolz
In ſüße Schmerzen hin.

Und auf die Stirne haucht er ihr
Den reinen Friedenskuß
Und neigt der Palme Siegspanier
Vor ihr im Engelgruß:

„Geſegnet ſei, du fromme Maid!
Dir künd' ich Heil und Luſt:
Den Heiland trägſt du allezeit,
Einfalt, an deiner Bruſt.“

Und unbewußt der Erdenlaſt,
Steigt er und fühlt ſie kaum;
Denn was der Denker mühſam faßt,
Dem Dichter wird's im Traum.

Die Schranke fällt vor ihm zurück
Des Raumes und der Zeit,
Die Ferne bannt ſein Seherblick,
Jahrtauſende zum Heut!

Er ſpielt, ein Kind, im blauen Grund
Mit jenen Sternen dort,
Ein Kind nur, doch ſein Kindermund
Lallt manches Götterwort.

Und iſt ein Mann in Kampfesglut –
Sein Wort iſt eine Tat –
Ein Greis, wenn ſeine Flamme ruht:
Den Sieg bewährt der Rat.

Was edel und nachahmenswert,
Des Menſchen Recht und Pflicht –
Das Wort hat ihn ein Gott gelehrt,
Und er verſchweigt es nicht.

Der Götterhauch! der Sturmesdrang,
Der mich mir ſelbſt entrafft!
Was frag' ich viel? was ſinn' ich lang?
Geprüft die junge Kraft!

Kommſt du Sommer nie denn wieder?
Ach, der Winter iſt ſo lang.
Kann nicht mehr die alten Lieder;
Weh iſt mir es, weh und bang.

Dieſes bebend-matte Zagen,
Dieſes Drängen dumpf und ſchwer –
Lange kann ich's nicht mehr tragen;
Lange trag' ich's nimmermehr.

Wie ſang ich ſonſt oft von Liebe
Und kannte die Lieb' noch nicht;
Und jetzt, da ich die Liebe kenn':
Und jetzo ſing' ich nicht.

* * *

Still gab im Tale des Bächleins Flut
Den letzten Gruß der Abendglut
Ihr wieder;
Es wehte kein Lüftchen, es rauſchte kein Zweig,
Da ſchritt ich den mooſigen Felſenſteig
Am rüſtigen Stabe hernieder.

Da hob ſich's von ferne wie Glockenklang,
Da zog mich's gewaltſam das Bächlein entlang
Zur Stelle,
Wo, dicht von ſchattiger Ulme verſteckt,
Ernſt mahnend den ſinnigen Wanderer weckt
Zur Andacht die kleine Kapelle.

* * *

Fragment

zu einer Widmung gehörig

Und Scharen ſeh' ich wallen zu dem Dom
Der deutſchen Kunſt; der ferne Norden ſendet
Der Söhne ſchlanke Kraft, der Süden ſein
Schnelllodernd Volk. Wie einſt des Kreuzes Mahnung
Zur Fahrt nach Oſten ſchlägt's dem emſ'gen Künſtler
Ans Ohr – Weg wirft er Leinwand, weg Palette
Und ſchließt dem Zug ſich an. Und Greis und Jüngling
Und Mann – ſie trennt kein Alter mehr: der gleiche
Endzweck, das gleiche Streben –

Freias Klage

Fragment

Oh fließet, Tränen, goldne, morgenhelle!
Verſiegen, ach, wird nimmer eure Quelle:
Der mir entflohn, ich fand ihn nicht!
Der Liebe Troſt bring' ich den Menſchenkindern —
Nur meinen Schmerz kann meine Macht nicht lindern!
Ich leuchte, und — mir ſelber fehlt das Licht.

Ihr Täler unter mir, ihr ſtillen Triften,
Ihr Haine, leiſ' durchrauſcht von Sehnſuchtslüften,
Habt ihr, oh ſagt, von Odur keine Spur?
Sagt, hat ſein flücht'ger Fuß euch nicht beſchritten?
Verklingen meiner Sehnſucht heiße Bitten
Allein denn ungehört in der Natur?

Was iſt mir nun der Aſen Götterhöhe?
Ach, was mich ſonſt beglückt, iſt mir zum Wehe —
Was iſt mir nun der Schönheit goldnes Licht?
Was hilft mir nun der Wunderbau der Glieder,
Wenn ſeiner Arme Zauberband nie wieder,
Von Wonnedrang gezwungen, ſie umflicht?

Treu Asrik

Fragment

Im dunkeln Forſt, da wo in Rieſenzweigen
Ihr ew'ges Haus ſich ſchuf die grüne Nacht,
Drin liegt ein junger Kämpfer unter Leichen —
Nur er allein ging ſiegend aus der Schlacht.
Die er geführt zum blut'gen Rettungsreihen,
Sie alle kehren nie im Kranz zurück;

Dem Vaterland des Herzens Blut zu weihen,
War ihre Tat, nicht ihr Geſchick.
Der einz'ge, der noch lebt, am Bach geſtrecket,
Da hält er munter ſich mit Lied und Sang,
Von eines Panners Rieſenwucht bedecket,
Den er im Heldenſtreit ſich heut errang.
Ein rauher Nord brauſt durch den Kreis der Fichten
Und bäumt die rieſ'gen Wipfel her und hin
Und wirrt im Spiel mit den zerſtreuten Lichten
Des Mondes faſt den jungen Heldenſinn.
Im tiefen Grunde webt ein leiſes Regen,
Die Scheine flackern bleich die Reihn entlang;
Die Toten ſcheinen alle ſich zu regen,
Der Sturmwind leiht der Täuſchung ſeinen Klang.
Den Ritter mag kein Bangen zu bewegen,
Und gält's mit Toten einen neuen Strauß,
Ob ſelbſt ſein Hund, der ſtill bis jetzt gelegen,
Mit Winſeln warnt den Herrn vor jenem Graus.
Der ſchmeichelt ihm den dunkelzott'gen Rücken
Und ſpricht: „Wir liegen hier auf ernſter Wacht;
Doch braucht's jetzt, treues Tier, nicht Schwertes Zücken;
Laß du den Mond nur ſtreiten mit der Nacht;
Sei ſtill, mein treuer Hund, ſtör' nicht die Braven;
Sie haben gut getan und mögen ſchlafen.“

Der treue Jagdbub'

Ballade

Der fromme König Abel erlitt viel Ungemach,
Durch ſein Gemahl das ärgſte, das ihm die Treue brach.
Doch einer ſtand ihm feſte, und wenn ihm alles wich,
Das war der treue Jagdbub', der luſt'ge Friederich.

„Friedrich, mein treuer Jagdbub’, wie lohn’ ich deiner Treu’?“
„Ihr ſollt mich nicht verſtoßen, damit ich’s immer ſei.“
So ſprach der König ofte und ſo der Bub’ zurück;
Dem Herren baß zu dienen, das war ſein einzig Glück.

Trara! Trara! Wie tönen die Hörner vor dem Schloß!
Wie wiehert und wie lärmet, wie brauſt der Reiſ’gen Troß!
Wie dir in grüner Freie zur Jagd der Buſen ſchwillt –
Und denkſt nicht, armer König, du ſelber ſeiſt das Wild!

Mit heuchelnder Gebärde, die dienend mit dir ziehn,
Das ſind die grimmen Jäger, oh dächtſt du zu entfliehn!
Der treue Jagdbub’ Friedrich, der warnt umſonſt den Herrn:
„Schon ſind wir tief im Walde, ſchon ſind die Treuen fern.

Seht, wie aus allen Augen der Tücke Feuer bricht!
Laßt kehren uns, o König! trau’ den Begleitern nicht!“
„Was kommt dir ein, mein Jagdbub’?“ der alte König ſpricht,
„Die alle ſind erprobet und ſtets getreu der Pflicht.

Hat ſich ſo ſehr geändert, mein Bub’, dein kühner Sinn?
Ich will dich hier nicht halten, und kehr’ du immerhin.“
Der ſprach mit naſſen Augen: „Mein Sinn, der blieb ſich gleich;
Für mich iſt nicht mein Sorgen; mein Sorgen iſt für Euch.“

„Weh mir, daß ich verſchmähte, mein Bub’, den treuen Rat!
Schier fürcht’ ich ſelbſt, ſie ſinnen auf arge Miſſetat.
Sie ziehen ihre Schwerter und dringen auf mich ein!
So muß ich meines Glaubens betrogen Opfer ſein.

Kehr’ um, kehr’ um, mein Jagdbub’, da ich nun ſterben muß!
Der Gattin bring’, der trauten, des Herren Abſchiedsgruß.“
„Nicht braucht Ihr einen Boten; ſeht Eure Mörder an!
Dort werdet Ihr ſie finden.“ „Ha, Lieb’ und Treu’ ſind Wahn!“

Vergebens deckt der Jagdbub’ des matten Herren Leib;
Der Kämpen nur zu viele gehorſam ſind dem Weib.

„Am Baum dort ſchnürt ihn feſte, dem Wurfgeſchoß ein Ziel!
Doch trefft nicht gleich, ſonſt ſchlöſſe zu bald das muntre Spiel.“

Und die jetzt an ihn legen die gottverfluchte Hand,
Die all' hat er beſchenket mit Würden, Gold und Land.
„Der Bub' mag leben, will er ſich meinem Dienſte weihn,
Er war dem Herrn ergeben, ſo wird er mir's auch ſein.“

Der ſprach: „Das ſei mir ferne; ihm bührt mein Dienſt allein.
Sein Leben muß mein Leben, ſein Tod mein Tod auch ſein!
Mit ſeines Blutes Welle fließ' auch das meine fort;
Doch wollt Ihr eins mir gönnen, ſo hört mein flehend Wort:

Ich war ein muntrer Burſche mein ganzes Leben lang,
Nichts ging mir über Bechers- und frohen Liedesklang.
Mein ganzes Leben ließ ich nicht von dem luſt'gen Brauch,
Und ſo, wie ich gelebet, ſo möcht' ich ſterben auch.

Vergönnt, damit mein Leben auf heitern Klängen flieht,
Den leiſen Hornestönen ein frohgemutet Lied!“
„Wohlan, dir ſei's vergönnet! Doch leiſe ſei der Ton,
Sonſt treffen dich die Schwerter, die harrend ringsum drohn!“

Er küßt den trauten Bogen, den lieben alten Freund,
Er netzt das Horn mit Zähren, dem armen Herrn geweint.
Dann nimmt er's an die Lippen und weckt den ſüßen Klang;
Ihr ſchändlich Werk vergeſſend, ſtehn lauſchend all' dem Sang.

Da plötzlich faßt er's feſter, die Lungen hochgeſchwellt,
Daß faſt das Horn zerberſtet und Wald und Himmel gellt.
Es tauchen ſich mit Schnelle die Schwerter in ſein Blut,
Doch mit dem letzten Atem bläſt noch der Knabe gut.

Und rings ertönt's von Rufen, jetzt klingt es fern, jetzt nah.
Der Jagdbub' hört's mit Wonne: es ſind die Retter da.
Er ſieht den Herrn befreiet und ſegnet laut ſein Glück,
Und lächelnd noch im Sterben ſinkt ihm ſein Haupt zurück.

Und oft beim Feſtesmahle, vom goldnen Weine rot,
Erzählt der fromme König des treuen Buben Tod.
Erzählt, wie ihm gebrochen ſein eigen Weib die Treu',
Wie ihn die eignen Mannen gefeſſelt ohne Scheu.

Dann hebt er ſeinen Becher empor mit Firnewein,
Da fällt ihm eine Träne ins goldne Naß hinein.
„Der Trunk ihm, dem Getreuen, und wenn mir alles wich,
Der Trunk dem treuen Jagdbub', dem luſt'gen Friederich!“

An Siona

da ſie zum Abendmahl gegangen war

Wie ich dich ſah im Perlgeſchmeid' der Tränen –
Du ſtandſt vor mir und ſahſt mich nicht –,
Hinaufgetragen von der Orgel Tönen,
Entzückt, berauſcht von klarem Himmelslicht;
Wie ich dich ſah, nur dich, du keinen Blick
Mehr hatteſt für den Freund, da faßte mich
Ein Grauen vor mir ſelbſt; ich fuhr zurück
Vor meinem eignen Selbſt, das dir nicht glich.

So biſt du es nicht wert, daß deine Liebe
Ihr tiefes Herz mit ihrem Glauben teilt?
Da ſcheu dein Bild beim Nahen frommer Triebe
Wie ein Verfemter ſeinem Sitz enteilt,
Und unvermißt, vergeſſen und verbannt,
Ein ruheloſer Geiſt, im Irren ſchweift,
Indes ein fremd Gefühl mit ſtarker Hand
Nach ſeinem Sitz, nach ſeinen Rechten greift.

Die Kapelle der Liebenden

Fragment

Die beiden in adliger Wappenzier
Auf grünbemooſeter Schwelle
Im Tal an der ſtillen Kapelle,
Die ſteinernen Männer, wer deutet ſie mir?
Aus fernem Lande komm' ich her —
Wer nennt mir die Namen, wer ſagt mir die Mär?

„Zwei Grafen ſind es. Auf jenen Höhn
Vom tiefem Tale geſchieden,
Sonſt feindlich, jetzt im Frieden,
Könnt Ihr die verfallenen Schlöſſer noch ſehn.
Jetzt toſt durch die Ebne kaum einmal die Jagd,
Die oft ſonſt erklungen von Hufſchlag und Schlacht."

Fragmente

Wie Schäflein ohne Wanken
Sich um den Hirten mild,
So drängen ſich meine Gedanken
All' um dein trautes Bild.

Wenn das Alphorn klinget,
Denk' ich nur an dich;
Wenn die Herde ſpringet,
Tritt dein Bild vor mich,
Hüpft das leichte Füßchen

Vor dem Aug' mir hin,
Iſt mir's, liebes Lieschen,
Ob ich bei dir bin.
Will ich dich umfaſſen,
An die Bruſt dich ziehn,
Bin ich ſo verlaſſen,
Iſt der Traum dahin.

Alte Liebe

(Volkslied aus dem Singſpiel „Die Köhlerin")

Ein reicher Wechſler kam heran,
Ums Töchterlein zu freien.
„Kind, nimm ihn! das iſt wohl getan
Und wird dich nimmer reuen!"
„Und Schreine, voll von Linnenzeuch,
Wie Schnee ſo weiß, wie Seide weich,
Und blank Gerät wie Sonn' und Stern
Schaun Mädchenaugen gern —"

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm lieben Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe;
Die welkt und roſtet nicht.

Drauf kam ein Graf mit Band und Stern
Und klopfte an das Türchen.
Die Mutter ſprach: „Den goldnem Herrn,
Den laß mir nicht vom Schnürchen."

„Was hilft mir Glanz und hoher Stand!
Nicht hängt das Glück am Prachtgewand;
Wohl freut die Mädchen Schmuck und Tanz
Und goldener Feſtesglanz —"

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe;
Die welkt und roſtet nicht.

„Den feinen Freier läßt du gehn
Und hängſt dich an den Jungen?
Er iſt nicht reich und iſt nicht ſchön;
Weiß Gott, wie's ihm gelungen!"
„Vereint getragene Luſt und Schmerz,
Die binden feſte Herz an Herz;
Wir haben vereint geweint und gelacht
Manch lieben Tag und Nacht —"

Chor

Und wenn nichts dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht:
Die alte treue Liebe,
Die welkt und roſtet nicht.

Lidas Lied

(Aus dem Märchen „Libuſſa")

Wellenmurmeln
Tönt herüber,
Waldesrauſchen
Klingt hinüber.

Weiße Streifen
In dem Grünen –
Sind es wohl noch
Die Undinen?
Plätſchernd, blinkend
Von Gewändern,
Kühlung trinkend,
Neckend, winkend
Mit den Bändern,
Sind's die Silber-
Garbenbinder
Und die frohen
Quellenkinder?

Weh, geflohen
Sind ſie alle,
Und mit traurig-
Leiſerm Falle
Murmelt trüb der
Öde Bach
Den Geflohnen
Klage nach.
Nicht mehr weben
Im Geſträuche,
Nicht mehr ſchweben
Um die Eiche
Scherzesreiche
Haineswächter,
Nicht mehr nicken,
Nicht mehr blicken
Durch die Zweige
Lockenweiche
Elfentöchter.

Weh! Geflohen
Sind ſie alle —
Und mit ſchaurig
Bangem Halle
Achzt der Forſt
Ein Sehnſuchtsach
Den geflohnen
Schützern nach!

Stirnas Geſang

(Aus dem Märchen „Libuſſa")

Und ſo zieh' ich immer weiter,
Weiter über Tal und Höhn,
Immer trüb, ach! nie mehr heiter,
Um die Ruh' iſt mir's geſchehn.

Ach, nicht Tag, nicht Sterngeflimmer
Schwichtigt dieſes Ungemach!
Jeder neuen Sonne Schimmer
Ruft den alten Schmerz nur wach.

Weh! nicht weiß ich, was beginnen —
Weh! nicht weiß ich, was ich will —
Still und tot iſt alles Sinnen,
Nur die Sehnſucht nimmer ſtill!

Über der Gedanken Trümmer
Schwillt ſie hin, der Wünſche Flut;
Ach, es mahnt der kleinſte Schimmer
Schmerzhaft an verlornes Gut!

Die des Lebens Glück geflohen,
Alles flieht dich, was du haſt,
Denn die Welt gehört dem Frohen,
Und du biſt ein trüber Gaſt.

Dir umſonſt vom Feſtesglänzen
Winkt zur Luſt ein froh Geſicht —
Wankſt vorbei an ihren Tänzen,
Deine Wange färbt ſich nicht!

Wankſt vorbei den Reihentänzen,
Suchſt die Fern' im matten Lauf.
An den längſt verwelkten Kränzen
Blüht dir keine Blume auf.

Eine Blume noch zu finden
Hofft' ich, — ach, ich hofft' es nur,
Denn umſonſt auf Höhn und Gründen
Such' ich des Entflohnen Spur!

Der Hypochonder

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen;
Erſt machen ſie mich toll,
Dann heißt's, ich fange Grillen.

Und wie ich keinen braucht',
Da kamen ſie in Haufen;
Und nun ich ſie gern hätt',
Sind ſie davon gelaufen.

Und wie ich nichts verlangt,
Da brachten ſie zu eſſen;
Und nun ich hungrig bin,
Nun haben ſie's vergeſſen.

Und da ich ſchwitzte gar,
Da machten ſie noch heißer;
Und jetzo, nun mich friert,
Nun ſind ſie wie die Eiſer.

Und als ich war geſund,
Da wollten ſie mich retten;
Nun ich erkranket bin,
Ziehn ſie mich aus den Betten.

Und als ich nicht geliebt,
Da wollten ſie mich entflammen;
Und nun ich liebe jetzt,
Nun wollen ſie's verdammen.

Und wir verſtanden uns nicht,
Ließ man uns beieinander;
Und wie wir uns verſtehn,
Müſſen wir auseinander.

Als ich mich gehen ließ,
Lobten ſie meine Sachen;
Und nun ich Müh' mir geb',
Kann ich nichts recht mehr machen.

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen;
Ei Tauſendſapperment
Und ſagt noch, ich fang' Grillen!

Lied an den Mond

Biſt du wieder aufgeblüht,
Blum' in Himmelsräumen?
Fülle, fülle mein Gemüt
Ganz mit deinen Träumen.

Flüſternd wiegt der Weſte Wehn
Blum', an Blum' geneiget;
Allen deucht's noch eins ſo ſchön,
Wenn dein Strahl ſich zeiget.

Breitſt du deine Silberglut
Über Tal und Hügel,
Spieleſt auf der ſtillen Flut
Wie mit Schwanenflügel,

Alles wähn' ich dann zu ſehn,
Was das Herz mir ſtillte;
Und was edel iſt, was ſchön,
Strahlt aus deinem Bilde.

Biſt der Unſchuld ſtiller Gang,
Biſt die lichte Wahrheit,
Unberührt von wildem Drang,
Schöner Seelen Klarheit.

Biſt der Mutterliebe Hauch,
Der das Kindlein fächelt,
Biſt der Liebe ſelig Aug',
Das durch Tränen lächelt.

Biſt das ſtille Dulderherz,
Das zur Marter gehet
Und im unverdienten Schmerz
Für den Mörder flehet.

Aus des Troſtes Silberborn,
Dem der Schmerz entweichet,
Biſt ein vollgeſchenktes Horn,
Das ein Engel reichet.

Walteſt als die Engelswacht
Über Finſterniſſen,
Warneſt vor der böſen Macht
Schlummernde Gewiſſen.

Biſt ein Träger hülfbereit
Ohne Weil' und Klagen,
Hilfſt dem Armen Druck und Leid,
Glück dem Frohen tragen.

Und vergeſſen manchen Tag,
Bleibſt du ſtets der Alte,
Trägſt es uns nicht feindlich nach,
Zeigſt uns keine Falte.

Laß mich ziehen gleich und rein
All durch Glück und Leiden
Und, ſoll es geſchieden ſein,
Schön, wie du, mich ſcheiden.

Liebesahnung

Du ſeltſam Herz, was pochſt du ſo?
Sprich, Herz, was dir gebricht!
Und biſt du traurig? Biſt du froh?
Du weißt es ſelber nicht.

Jetzt fühl' ich mich ein Götterſohn
Voll junger Heldenluſt;
Die Erde iſt mein Siegerthron,
Und Himmel hegt die Bruſt.

Durch alle Adern brauſt es warm
Im mächt'gen Siegerlauf.
Nach Sternen ſtreck' ich keck den Arm,
Und Sonnen halt' ich auf.

Bis zu der fernſten Schöpfungsſpur
Der Welten Macht und Graus
Und alle Schrecken der Natur
Ruf' ich zum Kampf heraus.

Zum Kampfe ruf' ich jeden Schmerz,
Der mit Verzweiflungshand
Zerfleiſcht das ſtärkſte Menſchenherz,
Und halt' ihm lächelnd ſtand.

Und jetzo Tränen in dem Aug'?
Was dreht ſo ſchnell den Sinn?
Wie Flocken in des Lenzes Hauch
Schmilzt all die Kraft dahin.

Und plötzlich ſpringt manch alter Klang
Der Kinderzeit hervor:
Manch ſchauerſüßer Märchenſang
Umwebt mein trunken Ohr.

Manch freundliche Erinnerung,
Die lang in Nächten lag,
Hebt ſich mit goldnen Fittichs Schwung
Und winkt mir liebend nach.

Und fremde Reiche öffnen ſich
Und ſtrahlen Duft und Glanz,

Im Zauberreich umgaukelt mich
Dſchinniſtans Feentanz.

Und doch iſt mir's ſo ſeltſam weh
Im tiefen Herzen drin.
Wie eine ſturmbewegte See,
So wogt und wallt mein Sinn.

Das Herz, vom wachen Traum umſchwirrt,
Bebt auf ſo ahnungsſchwer;
Es ängſtet mich, was kommen wird,
Und wünſch' es drum ſo mehr.

Wird heut ein Wunder mir geſchehn,
Das mir die Ruhe nimmt?
Soll ich vielleicht das Mädchen ſehn,
Das Liebe mir beſtimmt?

Das Rittermahl Herrn Florentii

Als Florenz war ein Ritter geworden,
Da lief der ganze Ritterorden
Mit König Dagoberte den Schloßberg hinan,
Iteme der Kaiſer Oktavian.

Der König ſprach: „Zu ſeinem Feſte
Behält uns Herr Florenz als frohe Gäſte!"
Da kamen der Muſikanten viel
Mit Pauken, Trompeten und Saitenſpiel.

Wie das Florentii Vater bemerket,
Herr Clemens, hat er ſich eiligſt geſtärket,

Hat einen großen Stock genommen
Und iſt den Spielleuten zu Leibe gekommen.

Dem einen zerſchlug er die zierliche Geigen
Und hieb, ſo weit der Stock wollte reichen.
Sie flohen und ſchrieen vielſtimmig zur Flucht:
„Weh! das iſt eine feine Zucht!“

Wie das der junge Herr Florenz erfahren,
Fehlt' nicht viel, geriet er dem Alten zu Haaren.
Er tut ſcharf ſakramentieren und fluchen
Und befahl dem Alten, ſie wieder zu ſuchen.

Der Alt' iſt gleich hinaus gerannt
Und hatte noch den Stock in der Hand.
Die Muſici das falſch verſtanden,
Worauf ſie baß um die Wette rannten.

Und als er ſie nicht kunnt' holen ein,
Da ging er kleinmütiglich wieder hinein.
Die Jungfrau'n zürnten dem alten Wanſt,
Denn heim ſie nun mußten ungetanzt.

Den Herren derweile tät's trefflich ſchmecken,
Drauf täten ſie ſich die Mäuler lecken
Und meinten, nun wäre fertig die Sach',
Und rüſteten ſich zum Scheiden gemach.

Herrn Clemens, den Alten, grimmt' es dermalen,
Daß ſie nicht möchten die Zeche bezahlen,
Drum hatt' er ſeines Vorteils gute Acht
Und hatt' ihre Mäntel beiſeitegebracht.

Und wie ſich die Herren nun verneigten,
Dem Florenz ihr' gute Freundſchaft bezeugten
Und merkten, es ſei'n die Mäntel fort,
Da ſprach Herr Clemens ein verwunderlich Wort:

„Ihr meintet, Herr Kaiſer und König, dermalen
Fortgehn, ohn' die Zech' zu bezahlen.
Das nahm ich weislich vorher in acht
Und hab' eure Mäntel beiſeite gebracht."

Dies Herre Florenz nicht dulden kunnte,
Und derohalben zu reden begunnte:
„Herr Vater, rücket heraus die Gewand'!
Für die Zeche geb' ich mein Pferd Euch zum Pfand."

Das war denn der Alte wohl zufrieden:
Die Herren drauf von dannen ſchieden.
Und weiter hatten ſie nichts zu befahren
Und liefen davon, wie ſie kommen waren.

Liebe

(Die erſte Strophe aus einem Volksliede)

Oh, wie iſt's möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann?
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!
Du haſt das Herze mein
So ganz genommen ein,
Daß ich keinen andern lieb
Als dich allein.

Wie doch nur iſt's geſchehn,
Daß ich nur dich mag ſehn,
Wie nach dem Sonnenlicht
Blumen ſich drehn?
Nur der Gedank' allein,
Daß du nicht mehr wärſt mein,

Ach, auf der Welt kein Tod
Bringt dieſe Pein!

Noch verging keine Nacht,
Die ich nicht durchgewacht,
Die ich mit Schmerzen nicht
Dein nur gedacht.
Ach, vielleicht ſcherzeſt du,
Ach, vielleicht herzeſt du,
Während mich Tag und Nacht
Meidet die Ruh'!

Könntſt du mich laſſen doch,
Brechen den Schwur ſo hoch –
Bis ich vor Kummer ſtürb',
Liebt' ich dich noch.
Lieben iſt das allein,
Wenn ich will elend ſein,
Iſt alles Lebensglück,
Herzlieb, nur dein!

Troſt

Ein Hüttchen ſteht im Odenwald,
Von Tannen tief verſteckt –
Laß ruhn, laß ruhn! Wie biſt du bald,
Mein krankes Herz, geweckt!

Am Hüttchen ſteht ein Eſpenbaum,
Der zittert immerdar –

Du haſt, mein Herz, den ſchönſten Traum
Geträumt vor manchem Jahr!

Es ſtürzt ein Bach mit voller Macht
Hinab den Tannengrund –
In Tränen hab' ich zugebracht
Um dich ſo manche Stund'!

Es biegen ſich die Zweiglein lind
Herunter und herauf –
Sei ſtill, ſei ſtill, du lieber Wind,
Weck' mir mein Herz nicht auf!

Und wecken ſoll mir's niemand nicht,
Soll ſchlafen immerfort,
Bis daß ſie ſelber freundlich ſpricht:
„Wach' auf!" mit ſüßem Wort.

Das ſchwarze Haar, das Kränzlein drauf,
Wie iſt dir's nah und weit!
Spricht ſie nicht ſelbſt: „Mein Herz, wach' auf!",
So ſchlaf' in Ewigkeit.

Die Tannen rauſchen: „Faſſe Mut
Und ſei mit Klagen ſtill!
Und iſt ſie dir ja lieb und gut,
Sie kann nicht, wie ſie will.

Es floß ſo mild ein ſtiller Schein
Um uns die ganze Nacht;
Das Lämpchen war's, wobei ſie dein
Mit Schmerzen hat gedacht."

Drei Mägdlein

Drei Mägdelein ſaßen
Auf blumigem Raſen.

Die Erſte

Und hätt' ich ein Lieb,
Ich wär' wie ein Dieb,
Und tät' er mir wandern,
So ſäh' ich nach andern
Und lachte dazu.
So tät' ich. Wie du?

Die Zweite

Und wär' ich ſo reich,
Ich zög' ihn mir gleich,
Ich maulte und ſchmollte;
Müßte tun, was ich wollte,
Sonſt hätt' er nicht Ruh'.
So tät' ich! Wie du?

Die Dritte

Oh, hätt' ich die Luſt,
Nur ſein mir bewußt!
Und wär' er mir gut,
Ich gäb' ihm mein Blut.
Und dächt' er mein nimmer,
Doch wär' ich ſein immer;
Je mehr mich betrübte,
Je mehr ich ihn liebte.

Beſcheid

Das Röslein entzückt –
„Ich ſoll mich dir ſchenken?“
Doch welkt es gepflückt –
„Ich will mir's bedenken.“

Wie luſtig der Schmaus –
„Ich ſollte dich minnen?“
Die Reu' bleibt nicht aus –
„Ich will mich beſinnen.“

Die Schwalbe bringt Poſt –
„Ich ſoll deinetwegen – ?“
Oft harrt noch ein Froſt –
„Ich will's überlegen.“

Begonnen im Scherz –
„Ich ſoll's mit dir treiben?“
Oft endet's in Schmerz –
„Ich will's laſſen bleiben.“

Frühlingstrunkenheit

Ich gehe ſinnend und träumend
Und weiß nicht, wie mir iſt.
Dies Heben! dies Verlangen!
Der Lenz hat mich geküßt.

Ich bin ein kleines Vöglein,
Das hoch herunter ſieht

Auf Wald und Strom und Berge
Und ſingt ein trillernd Lied.

Ich bin die ſchwanke Woge,
Die fern an Felſen ſchlägt;
Ich bin die kleine Roſe,
Die ſie am Buſen trägt.

Ich zieh' mit weißen Schwänen
Die Furchen durch den See,
Und in mir ſingt wie Schwäne
Sehnſüchtig Luſt und Weh.

Es wehn mir Mädchenlocken
Und Küſſe um den Mund;
Ihr blauen, ſchwarzen Augen,
Macht krank mich oder geſund!

Das iſt ein ſeltſam Treiben
Und wunderbar Elend.
Bedeutet's Liebesanfang?
Bedeutet's Liebesend'?

Ich bin nicht froh, nicht traurig,
Geſund nicht und nicht krank.
Ich habe wohl getrunken
Von einem Zaubertrank.

Der Lenz hat einen Becher
Geformt aus blauer Luft,
Gefüllt mit Lieb' und Liedern
Und Blumen- und Waldesduft,

Und hat mich aufgehoben
Mit ſeiner weichen Hand
Weit über alle Berge
Bis an des Bechers Rand.

Den hab' ich ausgetrunken
Bis auf den tiefſten Grund;
Dann hat er mich geküſſet
Mit ſeinem roten Mund;

Dann warf er mich kopfüber
In all' die Blumen hin;
Da iſt's doch wohl kein Wunder,
Wenn ich nicht bei mir bin.

Ja, ich bin frühlingstrunken,
Der Lenz hat mich geküßt,
Drum irr' ich ſinnend und träumend
Und weiß nicht, wie mir iſt.

Klage

O Lindenbaum, du treuer,
Wie deine Blätter rauſchen!
Du alter, ewig neuer,
Wie deine Blätter rauſchen!
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde!
Ich war wie du, o Lind' –
Sie – ach! iſt wie der Wind!

So hat ſie mir geſchmeichelt,
Wie deine Blätter rauſchen;
So hat ſie mich geſtreichelt,
Wie deine Blätter rauſchen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde!
Ich war wie du, o Lind' –
Sie – ach! iſt wie der Wind!

Dann ſchmeichelte ſie andern,
Wie deine Blätter rauſchen;
Ja, Wind und Untreu' wandern,
Wie deine Blätter rauſchen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde!
Ich blieb wie du, o Lind' —
Sie — ach! iſt wie der Wind!

Alternative

Geſtern ruht' ich an der Quelle,
Lauſchte ihrem Murmellauf,
Sieh, da ſtieg aus klarer Welle
Leiſ' ein reizend Weib herauf.

Mit den Lippen wie Korallen,
Mit den Augen, tiefenblau,
Kaum bedeckt von Schleiers Wallen
Nahte mir die ſchöne Frau.

Und ſie ſprach: „Sei mir ergeben —
Nein, du willſt, du kannſt nicht fliehn!
Wie der Fluß, ſo ſoll dein Leben
Sanft durch goldne Auen ziehn.

Komm mit mir zu ſüßen Scherzen
In des Fluſſes klaren Grund!
Weckteſt in der Bruſt die Schmerzen,
Mach' mich, Jüngling, nun geſund!“

Und den zarten liebewarmen
Spitzte ſie, den roten Mund —

Doch ich ließ ſie ohn' Erbarmen,
Ließ ſie krank und liebeswund.

Nimm mich ſchnell in deine Arme,
Sichre dein beneidet Gut,
Mädchen, oder ich erbarme
Mich der Schönen in der Flut!

Bei dem Lächeln, leiſ' und flüchtig,
Deines Schelmenangeſichts!
Biſt du gar nicht eiferſüchtig?
Kind, ich flehe dir für nichts!

Der Beſuch

Ich lag im Schmerzenstriebe
Verſtört im tiefſten Sinn;
So iſt die Hoffnung der Liebe,
So iſt denn alles hin!

Da hört' ich leiſe ſagen
Und hörte leiſen Gruß.
Die Augen aufzuſchlagen,
Schon das war mir Verdruß.

Da ſprach die leiſe Stimme:
„Denk' an dein Liebchen rein!"
Da kam erſt recht der grimme
Schmerz in mein Herz hinein.

Ich ſprach: „Das holde Leben,
Das einz'ge, liebt mich nicht!
Das hat mich dem Schmerz gegeben,
Das iſt's, was mir gebricht."

Begann die Stimme zu weinen
Und ſprach: „Ich liebe dich
Ja mehr als all' die Meinen,
Viel mehr, viel mehr als mich.

Und haſt es nicht geſehen?
Und haſt es nicht gedacht?
So iſt's auch mir geſchehen,
Hat mir viel Leids gebracht.“

Da blickt' ich ſtaunend um mich
Und ſah des Liebchens Aug'
Wie Himmelsbläue freundlich,
Trank ihren ſüßen Hauch.

Sie neigt' ihr roſig Köpfchen
Und weinte vor Schmerz und Luſt.
Es ſpielten die blonden Zöpfchen
Um Wange mir und Bruſt.

Wie plötzlich war verſchwunden
All feindliches Geſchick.
Ja, trüg' ich Todeswunden,
Mich heilte ſolch ein Blick.

Winterlieder

1.

Ha! Wie rennt's und eilt's da draußen!
Leutchen, übereilt euch nicht!
Gebt ihr Flügel Nacht und Grauſen,
Gebt ihr Flügel auch dem Licht!

Wollt ihr Frühlingsduft genießen,
Dürft den Winter ihr nicht ſcheun.
Spränget wohl mit ſchnellen Füßen
Gern aus Lenz in Lenz hinein?

Dürre bringt die ſtete Sonne,
Stetes Glück macht ſtumpf die Bruſt;
Aus dem Schmerz nur keimt die Wonne,
Aus der Qual nur blüht die Luſt.

Ha! Das rennt und keucht und ſchaudert,
Rennt und keucht im Sturme fort;
Wer ein Stündchen ſonſt geplaudert,
Grüßt ſich kaum mit halbem Wort.

Und ſo eilt der Menſch ja immer
Auf der Sehnſucht Fittich hin,
Haſcht nach ferner Blumen Schimmer,
Sieht nicht, die am Wege blühn.

Iſt das Leben euch ſo lang?
Iſt das Leben euch ſo leicht?
Wartet, bis nach kurzem Gang
Müd' zum fernen Ziel ihr ſchleicht.

II.

War in der Kirche, ſuchte Ruh',
Doch keine konnt' ich finden.
Mein Sinn war tot, mein Herz war zu,
Stak tief in meinen Sünden.

Wohl ging ich unerbaut heraus,
Die Seele voller Wehen;
Da hört' ich ſingen im kleinen Haus;
Andächtig blieb ich ſtehen.

Am Fenſter ſtand ein junges Weib,
Ihr weinend Kind im Arme.
„Ich ſing' und ſag' dir Zeitvertreib,
Laß, Knäblein, mir vom Harme!

Da oben iſt es immer Mai
Und blühen Silberbäume,
Da glüht's und funkelt's immer neu
Wie Chriſtusmettenbäume.

Schau auf, mein Kind, zur Dämmerhöh'
Und lächl' und ſei zufrieden:
Die weißen Flocken, der leichte Schnee,
Das ſind die ſilbern' Blüten.

Und manche tänzelt auf dem Wind
Zur kalten Erde nieder:
Sie wirft ein ſchönes Engelskind
Herab auf ſeine Brüder.“

Sie ſang's und ſchwieg. Ich eilte heim,
War ſelbſt ſo kinderfröhlich;
So macht mich oft ein armer Reim
Aus armem Munde ſelig.

Wiegenlied

Schlummere lind,
Mein ſüßes Kind!
Ruh' und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.

Da draußen iſt's ſo kalt,
Dräut dir feindliche Gewalt.
Liebe ſuchſt du, findeſt Schmerzen,
Bleibſt allein mit deinem Herzen.
Ruhſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummere lind,
Mein ſüßes Kind!
Ruh' und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſt's Nacht,
Iſt kein Sternlein mehr, das wacht.
Irrtum ſchleicht auf dunkeln Wegen,
Und das Herz kommt ihm entgegen.
Spielſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummere lind,
Mein ſüßes Kind!
Ruh' und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſt's ſo ſtill,
Kein Vöglein ſingen will.
Hoffnungstod, getäuſchtes Sehnen
Hat zur Sprache nur die Tränen.
Hoffſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummere lind,
Mein ſüßes Kind!
Ruh' und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſt's ſo tot,
Die Liebe iſt verloht.

Läſſeſt dich von Schmeichelblicken,
Herz, mein liebes Herz, berücken.
Trauſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Des Herzens Winterſchlaf

Wie biſt du doch ſo eigen,
Du wunderliches Herz ?
Willſt dich zur Erde neigen,
Begraben dich in Schmerz;
Und willſt du ſo verblaſſen
Und dich ertöten gar,
Weil dich ein Herz verlaſſen,
Das nie das deine war?

„Der Schmerz hat ſeine Rechte,
Daß er zufrieden ſei,
Sonſt laſſen ſeine Mächte
Dich nimmer wieder frei.
Willſt du dem Schmerz entrinnen ?
Er hängt an deinem Schritt,
Trägſt in dein froh Beginnen
Selbſt den Verderber mit.

Laß nur den Jammer toben,
Leer' ihn bis auf den Grund!
Den Arzt wirſt du noch loben,
Biſt du nur erſt geſund.
Er iſt die Winterdecke,
Die ſtill die Erde trägt,
Daß, bis der Lenz ihn wecke,
Der Keim ſich lebend regt.

Vertraue nur der Sonne,
Sie kommt zu ihrer Zeit:
Dann ſchmilzt in Frühlingswonne
Das ſtarre Winterkleid,
Mit ſeinem Finger rühret
Der neue Lenz dich an,
Zu ſchönren Freuden führet
Dich neu die neue Bahn.“

So ſpinne deine Fäden
Denn, trübe Phantaſei,
Trink' dich in deinen Nöten
Denn ſatt, Melancholei.
Doch weile, liebe Sonne,
Oh, weile nicht ſo lang!
Weck' bald zu neuer Wonne
Mich wieder, neuer Drang!

III.

Gedichte

Frühjahr 1834 bis Frühjahr 1840

(Aus der Oper: „Der Liederkönig“)

Wieder ſitz' ich an der Quelle,
Und ich lauſch' dem alten Klang,
Tönt mir durch den Laut der Welle
Nie des Schwanes Scheideſang?
Leiſe dämmert's in den Auen,
Und der Sonne goldner Blick
Aus der tiefen Flut, der blauen,
Gibt ſich ſcheidend ihr zurück.
Stille wird es. Leiſ' und leiſer
Tönt, bald ſchweigt der Vögel Lied –
Und ich Sänger nur, ich greiſer
Und ich müder, bin nicht müd'!

Lied der Auswanderer nach Amerika

Mel.: Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark uſw.

Ade, ihr Lieben, und nun macht
Das Scheiden mir nicht ſchwer!
Ade, ihr Freund' mir und Bekannt'!
Such' mir ein neues Vaterland
Da drüben überm Meer.

Geht's über Meer, da fühlt man erſt,
Wie feſt die Heimat hält;
Da greift es hin durch Mark und Bein
Die Hände her! Laßt's Weinen ſein!
Es geht nicht aus der Welt.

Seid ohne Sorgen, kehrt euch nicht
An Ängſten und an Spott.
Auch über fernem Berg und Tal
Iſt blauer Himmel allzumal
Und überm Himmel Gott!

Wo ich ſo froh als Kind geſpielt,
Du lieber Vaterort,
Ihr Wieſen, Bäume, Blüt' und Frucht,
Lebt wohl! — Nun weiter ſei's verſucht,
Und grünt und blühet fort!

Und tät' das Scheiden noch ſo weh,
Vergeht der längſte Tag.
Und bringt euch's Scheiden zu viel Schmerz,
Ihr Freunde traut, ſo faßt ein Herz
Und folgt uns fröhlich nach.

Das ſollt' ein Herzensjubel ſein,
Umarmen, Druck und Kuß!
Wir ſtänden jauchzend an dem Strand
Und winkten euch mit Tuch und Hand
Von fern ſchon unſern Gruß,

Und führten euch zu unſerm Brot,
In unſre Hütten ein,
Und zeigten euch das freie Gut
Und ließen leben freien Mut
Im unverzollten Wein.

Und froh und emſig regte ſich
Die treue deutſche Hand.
Ans Werk die Fauſt, den Blick hinauf!
Wir bauten's neu da drüben auf,
Das deutſche Vaterland!

Zu dem Lehrgedicht: „Polyhymnia"

Und ein Held
Stand es auf,
Und ein Held im Siegerlauf
Trug es, bis wo des Äthers Bahn
Hemmt die unwirtbare Grenze der Welt,
Und an den Pfoſten des Himmels an
Heftet das Hehre ſein glänzendes Zelt.

Aber hinter dem ſtürmenden Schritte
Blieben die Spuren der göttlichen Tritte;
Wie der Blumen manchfaltige Schöne
Unter des Lenzes ambroſiſchem Fuß,
Alſo ſproßten des Lichtes Söhne
Augerquickend aus Au und Fluß,
Glitten empor mit des Springquells Garben,
Winkten vom himmliſchen Bogen herab,
Und der Wechſel zerſprengte ſein Grab:
Es glühte die Erde im Brautſchmuck der Farben.

Doch dem Aug' nur ſprach ihre Sprache,
Taub des ſehnſüchtigen Herzens Drang —
Noch entband der Schmerz nicht die Klage,
Nicht die Luſt mitfreudiger Klang.

Nur das Äußere war entbunden,
Nur der Blick der Nacht entwunden,
Doch das Innere floh den Blick.
Aus des Mundes ſtummem Rote
Flog noch nicht der treue Bote,
Nicht das freundliche Wort zurück.
Lautlos träg im toten Zwange
Herrſchte in des Lebens Gange

Der Bewegung kalt Geſetz.
Noch nicht ſchlang des Rhythmus Schöne,
Nicht der goldne Fluß der Töne
Hold darum ſein zaubriſch Netz.

Doch nicht ewig herrſchet Schweigen,
Iſt nicht auch das Licht entflohn?
Iſt das Licht des Geiſtes Zeichen,
Wohnt die Seele in dem Ton;
Wie dem Geiſt die göttliche Seele,
Iſt dem Licht der Klang verwandt;
Durch des All unermeſſene Säle
Schweben ſie brüderlich Hand in Hand.
Und ſchon belebt das Heer der Klänge
Die ſchöne Wüſte im Überſchwang;
Und ſchon neigt ſich das wirre Gedränge
Unter der Regel ſanften Zwang.

Der Donner ſuchte des blauen Raumes
Kühn gewölbtes Herrſchergemach,
Das Girren der Liebe lockte des Baumes
Luftig-heimliches Blätterdach;
Das Rauſchen folgte dem Gären des Schaumes,
Das Rieſeln der ruhigern Welle nach;
Und an des Felſens entragende Ecken
Hing ſich der Echo betrügeriſch Necken.

[Fragment einer Don-Juan-Ballade]

So entfliehend durch die Nacht den Schergen,
Kommen ſie an einer Mauer an,
Und entſchloſſen, hier ſich zu verbergen,
Iſt der kühne Sprung in Eil' getan.

Schweigend lauſcht
Don Juan; es rauſcht
Nur das Laub, es naht kein Feind heran.

Eine Weile noch im Buſch verborgen,
Horcht er auf. Darf er der Rettung traun?
Von ſich ſchüttelt er die letzten Sorgen,
Hebet keck das Haupt, ſich umzuſchaun,
Welcher Ort
Ihm zum Rettungsport
Sich geboten; und er ſieht's mit Graun –

Sieht im Kreis umher im bleichen Schimmer
Marmormäler, ſtille Kreuze ſtehn.
Geiſterhaft paart mit des Mondes Flimmer
Sich die Nacht der Erlen, die hier wehn.
Sei's gemahnt,
Sei es ungeahnt:
Dies der Weg, den du auch einſt mußt gehn.

Ihm zunächſt hebt ſich in Stein gehauen
Eines Reiters ſchimmernde Statü':
Er erkennt den Gouverneur mit Grauen –
Dieſen Zornesblick vergißt er nie.
In den Stein
Grub der Künſtler ein:
„Ihres Mörders harrt die Rache hie."

Arie

[Aus der Oper „Die Köhlerin"]

Luiſe ſitzt im ſtillen Gemach;
Sie fühlt ſich bis zum Tode ſchwach;
Nicht freut ſie mehr das ſchönſte Kleid,
Nicht des Kätzchens Schmeicheln, nicht der Schweſter Neid.

Sie ſeufzt ſo hohl aus kranker Bruſt,
Der Tod iſt ihre einzige Luſt;
Verloſchen iſt der Augen Licht;
Es kommt. — Es pocht. — Sie hört es nicht.
Da guckt ein Freier zur Türe herein —
Ach, ſie will ſterben, aber nicht frein. —
Der Zorn wird ſie kränker —!? Ach nein! Ach nein!
O Wunder! Nein, ſeht doch den feurigen Blick:
Es kehret die Roſe der Wangen zurück.
Ein Köpfchen voll Locken, ein bärtiger Mund,
Die machen die Kränkſte der Kranken geſund.

Der böſe Fleck

Ballade

Der bleiche Junker ſteigt vom Pferd,
Der bleiche Junker nach Ruh' begehrt.

„Es treibt mich umher ohne Ruh' und Raſt,
Und bin mir ſelber im Herzen verhaßt.

Dort iſt ein Plätzchen kühlig und ſtill;
Ob dort mir die Ruhe kommen will?

Die Lämmer graſen herab und heran;
Was hat den Tieren das Plätzlein getan?

Sie drängen ſich ſonſt und ſind hungrig ſehr;
Das Plätzchen allein, das bleibet leer;

Und iſt das blumigſte Flecklein der Trift!“
„Herr bleicher Junker, die Blumen ſind Gift.

Und ungeſtraft hier keiner ruht.
Steht auf, Herr Junker, Euch wird nicht gut.“

„Was ſoll's, du Schäfer, mit deinem Geneck?"
„Herr Junker, das iſt ein böſer Fleck!"

„Was ſoll das heißen?" Der Junker lacht.
„Dort iſt eine blutige Tat vollbracht.

Die Lämmer weichen dem Flecken aus;
Die Menſchen darauf erfaßt ein Graus."

„Herr Gott, wo bin ich? Das Flecklein da?
Drei finſter-dunkle Erlen ſo nah?

Der grüne Hügel ſo lang und ſo ſchmal?
Und drüber das Kreuz und das ſteinerne Mal?"

Der Junker taumelt empor vom Stein,
Ein Fieber rüttelt an ſeinem Gebein.

Wie Feuer 's an ſeinem Herzen leckt,
Wie Binſen empor ſein Haar ſich reckt.

Und reitet voran und herum und hinum
Und reitet und reitet und ſieht ſich nicht um.

Und Morgen wird's und wird wieder Nacht,
Und kann nicht ſchlafen und immer wacht.

Und reitet voran und herum und hinum
Und reitet und reitet und ſieht ſich nicht um.

Und reitet und reitet herum und heran,
Doch nimmer das Bangen verreiten kann.

Und wie die zwölfte Stunde ſchlägt,
Der bleiche Junker 's nicht mehr erträgt.

Noch brummt die Glocke vom nahen Schloß —
Der bleiche Junker, er ſinkt vom Roß.

Der Mond, der ſcheint herab ſo ſtill —
Der bleiche Junker vergehen will.

Von außen faßt ihn der ſtarke Tod;
Von innen faßt ihn die ſtärkere Not.

„Herr Gott! ſchon wieder die Blumen da?
Die finſtern, die rauſchenden Erlen ſo nah?

Der grüne Hügel ſo lang und ſo ſchmal?
Und drüber das Kreuz und das ſteinerne Mal?“

Ein blutig Weib ſitzt auf dem Stein.
Herr Gott, erbarm' dich der Seele ſein!

Abendopfer

Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
Freundlich ſchau zum neuen Heiligtume
Aus den dämmerblauen Fernen.
Sieh, ein Heiligtum hab' ich gebauet;
Blumen drein gepflanzt und Himmelslichte.
Alles, alles werde mir zunichte,
Wenn mir nur dein Auge blauet!
Sag' mir, wie ich deine Gunſt erringe?
Iſt zum Opfer g'nug ein freudlos Leben?
Könnt' ich dir ein herrlich reiches geben,
Ach, wie wär' auch das geringe!
Freudig wollt' ich's opfern dir und bringen,
Lächelſt freundlich mir du, Göttin, nieder;
Nur um deine Gunſt und deine Lieder,
Hätt' ich Götterkräfte, würd' ich ringen!
Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
Freundlich ſchau zum neuen Heiligtume
Aus den dämmerblauen Fernen.

Der Menſch und das Leben

Menſch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuſchter
Tantalus!

Vor dir der Hoffnung
Gaſtliche Schatten,
Saftige Trauben –
Ach, und Lechzender!
Streckſt du die Hände,
Fliehet der Schein.

Hinter dir, Armer,
Der Erinnerung
Goldener Traum.
Dürfteſt du kehren!
Doch blutig vorwärts
Hetzt dich das Leben.
Ach, was vorüber,
Bannt dir kein Zauber,
Und zum Vergangenen
Führt keine Bahn.

Und die Sonne
Bohrt in den Scheitel
Senkrecht die Spitzen,
Blutig die Steine
Netzet der Fuß.
Wimmerſt zum Himmel:

„Rettet, o Götter!“
Wimmerſt umſonſt.

Himmliſchen Nektar
Schlürfen die Seligen,
Hören dich nicht.
Mächtige Stimme
Schicket das Unglück,
Aber des Glückes
Ohren ſind taub.
Stete Sonne
Härtet den Boden:
Suche nicht Hülfe
Bei Glücklichen.

Seitwärts lachen
Freundliche Hütten,
Weinlaubumkränzte,
Kinderumſpielte,
Winken dem Müden
Offene Arme,
Ladet den Hungernden
Gaſtlicher Rauch.

„Oh, laß mich weilen,
Laß mich, o Leben,
Zürnender Treiber,
Ruhen nur laß mich,
Kurze Erquickung nur
Gönne dem Müden!“

Aber der kalte
Finſtere Treiber
Kennt nicht Erbarmen,
Hetzt ihn vorüber,
Den Weinenden.

Menſch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuſchter
Tantalus!

Das Lied

Die Sprach' iſt ein Markt:
Liegt alles zuhauf!
Drauf wimmelt's und drängt's
Zum Tauſche, zum Kauf.

Das Auge verlockt
Der Flitterputz;
Sieht außen wie Gold,
Iſt innen nichts nutz.

Bald hat das Aug'
Sich ſatt geſehn,
Dann iſt's um den Glanz,
Um den Reiz geſchehn;

Es läßt dem Markt
Den bunten Kauf
Und ſucht in der Au
Die Veilchen auf.

Es ſpinnt ſich der Tand
Von ſelber fort.
Die reichſte Kunſt
Such' im ärmſten Wort!

Der wilde Strom
Verzerrt das Bild,
Doch treulich gibt's
Das Bächlein mild.

Der Stern ſo gern
In ſtiller Flut,
Im ſtillen Sinn
Der Gott gern ruht.

Das ſchönſte Herz
Iſt ſich ſelbſt nicht bewußt,
Der heiligſte Schmerz
In der ſtillſten Bruſt.

Des Kranken Ungeduld

Auf den Winden möcht' ich reiten,
Fahren auf der Wolke Rücken!
Oh, wie zög' ich mit Entzücken
Durch die fernen blauen Weiten!

Wie beengen dieſe Räume,
Dieſe Hügel, dieſe Berge!
Wirbeln möcht' ich mit der Lerche
Hoch im Blauen meiner Träume.

Oh, wie eng, wie blaß die Nähe!
Wer die weite goldne Ferne,
Wer die weiten goldnen Sterne
Unter ſeinen Füßen ſähe!

Nicht am Bücherſtaub mehr kleben
Und im früheren Ermatten

Schatten werden unter Schatten!
Will nicht dichten mehr, will leben!

Aus dem vollſten Becher praſſen,
In des Lebens Tiefſtem wühlen,
Will's mit jedem Nerven fühlen,
Will's mit jeder Muskel faſſen!

In die Kräfte überfließen,
Die der Sphären Lieder dichten,
Im Erſchaffen, im Vernichten
Jede Wolluſt durchgenießen.

Jetzt um ſeine Scheitel weben,
Glitzernd in der Sterne Blinken,
Aus dem blauen Becher trinken,
Drin die goldnen Tropfen ſchweben;

Nun durch ſeine Schluchten keuchen,
Durch die tiefen Adern pochen,
Gärendes Verderben kochen
In den feuerſchwangern Bäuchen;

Nun als Silberbächlein rieſeln
Durch das blumumſchwankte Bette,
Mit den Fiſchlein um die Wette
Über Wurzeln, über Kieſeln

Rauſchen bis zur Schattengrotte:
Dort der Nymphe nackt Erbangen
Liebgewältigend umfangen
Mit des Haines üpp'gem Gotte.

Mit den Wolken ziehn zuſammen
Durch die grauen tropfenvollen,
Mit den dumpfen Donnern rollen,
Mit den roten Blitzen flammen,

Aus der Wolk' geborſtner Schwere
Mit dem Regen eilbefliſſen,
Mit den Bächen fortgeriſſen,
Mit den Flüſſen zu dem Meere,

Feſtgepackt des Schiffes Rippen,
Umgewirbelt ohne Raſten,
Und die Decken und die Maſten
Wurfzerſchmettert an den Klippen,

Hoch im brüllenden Gewimmel
Aufgeſchäumt mit weißen Kämmen,
Schwarz den Fuß im Grunde ſtemmen,
Weiß die Scheitel an den Himmel,

In den Jammerſchrei der Armen
Jubelnd mit den Winden blaſen,
Mit den Trümmern ſchleudernd raſen,
Hohngelächter — kein Erbarmen!

Ziehen mit der Glocke Tönen
Dann vom rotbeglänzten Turme;
Kämpfen nun im Nervenſturme,
Nun in Tränen ſich verſöhnen.

Mit den Lüften möcht' ich fahren,
Möcht' ich, mit den morgenhellen,
Pilgerſtörche zu Geſellen
Und der Wanderſänger Scharen.

In der Nachtigallen Werben
Süß auf Sehnſuchtwellen fluten,
Wie ein Seufzer hinzubluten,
Wie ein Lächeln hinzuſterben.

Nun, ein Hauch, den Hirten fächeln,
Klagen wehn durch ſeine Flöte,

Bis ihm Liebesmorgenröte
Bricht aus ſeiner Hirtin Lächeln;

Dann, umkrächzt von Kauz und Eulen,
Mit des wilden Jägers Grauſen
Durch die dunkeln Wälder brauſen,
Durch die dunkeln Schluchten heulen.

Von des Gletſchers Stirnen brüllen,
Kaum ein Zwerg und ſchon ein Rieſe,
Goldne Talesparadieſe
Eiſig in Vernichtung hüllen.

Segel ſpannen die Gedanken,
Und das Herz regt ſeine Flügel.
Oh, zerreiß, mein Herz, die Zügel,
Spreng', o Sehnſucht, dieſe Schranken!

Wer den Weg ins Freie fände
Aus des Lebens banger Enge!
Schwelle, Herz, mein Herz, und ſprenge
Dieſes Buſens Kerkerwände!

Stimmen der Mahnung

I.

Was wird geſchehen? Was vergangen!
Das Alte nur iſt's, immer neu.
Haſt eins geſcheut, ans andre dich gehangen —
Und willſt du weiſe ſein, ſei frei!

Willſt frei du ſein, darfſt du dich nicht beengen;
Dein rechter Wille ſei dein Recht.

Und willſt du dich in fremde Formen zwängen,
Machſt du dich ſelbſt zum Knecht.

Den Angſtlichen beherrſcht der Lauf der Stunden,
Ihn höhnt der nie verbürgte Augenblick.
Hat er's nicht zu bequemer Zeit gefunden,
Iſt ihm das Glück kein Glück.

Wo iſt der Augenblick, für den ihr bürgtet?
Was gibt euch die Zufriedenheit?
Wer von der Zeit nichts hofft, nichts fürchtet,
Das iſt der Herr der Zeit.

Und flieh des Vollgenuſſes Klippen,
Lacht dir die Gunſt des Augenblicks!
Nie darfſt du trinken, darfſt nur nippen,
Dann biſt du Herr des Glücks.

Die Hoffnung iſt der Dinge Leben,
Ihr Tod wird der Beſitz dir ſein.
Willſt du empfangen, mußt du geben,
Wem du entſagteſt, das bleibt dein.

II.

Was willſt du, töricht Sehnen, in die Ferne
Nach blauem Berg mit lichtem Wolkenzug?
Trägſt doch in dir den Himmel und die Sterne,
Fliegſt aus dir nie im kühnſten Flug.

Das ferne Himmelsblau ruht dir im Buſen,
Die Sonne auch und Grün und Sternenpracht.
Glüht nur in dir der goldne Tag der Muſen,
Sei außen ewig dunkle Nacht.

Und zögſt du auch in jene blaue Ferne,
Nur was du haſt, gewinneſt du.

Der Sehnſucht blinken immer neue Sterne,
Aus tiefer Bruſt nur blüht die Ruh'.

Mußt zahlen du, was dich erfreut, mit Klagen —
Das Schickſal iſt's, das nie ein Opfer bringt;
Verlierſt du dich, der Täuſchung nachzujagen,
Biſt du ein Tor, der nach Enttäuſchung ringt.

Was du beſaßeſt, nie iſt dir's verſchwunden;
Dein Haſchen iſt ſein Fliehn,
Haſt du, eh' du geſucht, nicht ſchon gefunden,
Vergeblich all dein Mühn.

[König Hjadrinjavig]

[Fragment]

Auf fernem Eiland holt er ſie ein.
An den Feind ſchon wälzt ſich des Feindes Macht.
Da ſchreitet Hildur, das Töchterlein
Herrn Högnis, hervor und wehret der Schlacht.
Wie die Sonne hervor aus der Nebel Schwarm
So tritt ſie mit flehendem Angeſicht.
Sie fällt dem zürnenden Vater in Arm:
„O Vater, töte den Gatten mir nicht!

Den Frieden begehrt er durch meine Hand;
Oh, gib ihn, iſt dein Kind dir wert.
Biſt aber du zum Streit entbrannt,
Nicht weicht dem deinen ſein ritterlich Schwert."
„O Hildur, wie haſt du an mir getan!
Am Vater frevelt dein ſündig Gebet.
Schon zog ich den Dainsleif zur blutigen Bahn.
Zum Frieden ſchon iſt es, o Tochter, zu ſpät!

Dies Schwert muß töten, ſo oft es bloß,
Und keine Wunde heilt, die es ſchlug.
Drum kehr' und fleuch der Schlacht Getoſ',
Sonſt gilt auch dir der Raben Zug!"
Die Tochter kehrt. Es entbrauſet der Kampf.
Auf funkelnder Schneide wiegt ſich der Tod.
Er lauert unter der Roſſe Geſtampf
Und badet im ziſchenden Blute ſich rot.

Hochhin wie ſauſet der Lanzen Wucht!
Wie ſchimmert, wie blitzt es im Sonnenſtrahl!
Herüber, hinüber in Sturm und Flucht!
Dort brüllt die Wut, dort röchelt die Qual.
Und nimmer ſatt wird die hungrige Schlacht;
Von Reih' zu Reihe würgt ſie fort;
Da ſinkt herein die ſcheidende Nacht;
Die Könige kehren an ſichern Bord.

Da tritt das reizende Königskind
Zur Walſtatt hinaus mit trübem Sinn.
Sie ſpricht: „Wer von den beiden gewinnt,
Mir iſt es Gram und nicht Gewinn."
Da legt ſie Runen und legt und ſingt
Und murmelt den mächtigen Zauberſang;
Und wie der über die Toten klingt,
Da rührt ſich's und regt ſich's das Feld entlang.

Und es dehnt ſich und hebt ſich und rafft ſich empor
Und ſucht das Schwert und ſucht das Schild,
Und ohne Ende quillt's hervor,
Und neu belebt ſich das tote Gefild.
Und am Morgen erhebt ſich die neue Schlacht.
Was heute ſank ins purpurne Blut,
Das erhebt ſich wieder in dunkeler Nacht,
Und am Morgen ficht's mit neuem Mut.

Noch klingt's, wie's vor Jahrtauſenden klang,
Noch tobt auf wildem Eiland die Schlacht;
Noch kräftig iſt Rune, noch ſtark der Geſang;
Was der Tag getötet, neu gebiert's die Nacht.
Die Schiffer hören's auf nördlicher Fahrt,
Doch erſchaut noch hat es kein menſchlicher Blick;
Und weſſen Aug' den Kampf gewahrt,
Nie kehrt er zum Tage des Lebens zurück.

Und währen wird der grimme Streit,
Hjadrinjavig, bis Wigrids Schlacht,
Bis der Aſen Götterherrlichkeit
Verdämmert in Ragnarökurs Nacht.

Des Knaben Lied

Freundliche Stille,
Sanfte Ruh'
Schließen das müde
Auge mir zu.

Zitternde Blätter
Singen mich ein,
Nächtliche Grillen
Schrillen darein.

Eilender Welle
Singender Lauf
Weckt mich beim goldnen
Morgenrot auf.

Grüne mein Lager,
Bläue mein Zelt,

Zweige mein Häuschen,
Tal meine Welt.

Tal meine Erde,
Dort in der Näh'
Schlößchen mein Himmel,
Schloß auf der Höh'.

Treu Kätchen

„Und wart ihr in Augsburg? und habt ihr geſehn
Das Herbergstöchterlein mild und ſchön?
Fein Kätchen, das nette ſchlanke Kind,
War mir zu hold, zu treu geſinnt.
Nun iſt mir weh und bang zu Sinn,
Und reut mich, daß ich gangen bin;
Nun treibt mich's wieder nach Augsburg hinein
Und will nun das ſchlanke, das Kätchen frein.“

Da nahm der erſte Geſell das Wort:
„Zwei Jahre ſind's, da war ich dort
Und tät um das ſchlanke, das Kätchen frein;
Doch die ſah trüb und ſagte nein.“

Da lächelte der Geſell danach
Und ſchwenkte den Reiſeſtab und ſprach:
„So wareſt du treu und liebteſt mich doch;
Bei Gott! des ſollſt du dich freuen noch.“

Der zweite hub drauf an und ſprach:
„Es iſt nun heute Jahr und Tag,
Da ſah ich das Kätchen ſtill und bleich;
Es hieß, ſie ſähe ſich nicht mehr gleich.
Und dennoch wollt' ich das Kätchen frein,
Die ſchüttelte traurig und ſagte nein.“

Da lachte der Geſell danach
Und weinte zugleich und ſchwur und ſprach:
„So warſt du mir treu mit Ach und mit Weh?
Vergeſſe mein Gott, vergeß' ich dir's je."

Da ſprach der dritte mit ernſtem Wort:
„So komm' ich eben nur von dort.
Und wie ich zu gehen kam ans Haus,
Trug man eine tote Maid heraus.
Und einer ſprach, daß aus Treu ſie ſtarb,
Und fluchte dem Mann, der ſie verdarb."

Da ſtand der Geſell, da wurd' er ſo bleich,
Zerbrachen ihm Herz und Kniee zugleich.
„Ach biſt du von meinetwegen tot,
Erbarme ſich mein der allmächtige Gott!"

Die Zigeunerin

Ballade

Es klingen die Geigen vom Herrenhaus
Zum Hochzeitreigen, zum Hochzeitſchmaus.
Drin wird getrunken, getanzt und gelacht;
Die Fenſter glänzen weithin in die Nacht.
Und außen ſitzt das braune Weib
Und wärmt ihr Knäblein an ihrem Leib.
Die Bäume ſchlafen und regen im Traum
Die ſtillen dunkeln, die Zweige kaum.
Ums Feuer lieget der braune Hauf';
Die andern ſpielen zum Feſte auf.
Zigeunermutter, ans Feuer gebückt,
Iſt über den Töpfen eingenickt.

Die braunen Dirnen in guter Ruh',
Sie ſehen dem blanken, dem Feſte zu.
Der Hauptmann irrt in der Nacht umher:
Hat einen erſchlagen; nun ruht er nicht mehr.
Und ächzet und ſtöhnet ſo ſchauerlich;
Die Vöglein im Traume, ſie fürchten ſich.
Im Buſche kauert des Hauptmanns Weib
Und wärmt ihr Söhnlein an ihrem Leib.
„Er denkt, du ſeieſt von ſeinem Blut,
Und herzt und nennt dich ſein Söhnlein gut.
Und was ich denke, wär's ihm bewußt,
Sein Meſſer rauchte in meiner Bruſt.
Und tät' dich zerſchmettern mit wilder Hand,
Mein armes Kind, an der Felſenwand.
Er denkt, du ſeieſt von ſeinem Blut,
Und herzt und nennt dich ſein Söhnlein gut.
Und dennoch mag er dich, Knäblein ſchön,
Nicht ohne Röcklein und Strümpflein ſehn,
Und biſt das einzig Zigeunerkind,
Das nackt nicht ſpielet in Sonn' und Wind.
Das macht das Zeichen an deinem Bein,
Wie Blut ſo rot die drei Tröpfelein.
Sooft er's ſiehet, ſo wird er blaß
Und treibt dich von ſich voll Grimm und Haß.
Und eilt ohn' Raſten fort und fort
Und hält's für Strafe für ſeinen Mord.
Und was ich denke, wär's ihm bewußt,
Sein Meſſer rauchte in meiner Bruſt.
Es klangen die Geigen vom Herrenhaus
Zum Hochzeitreigen, zum Hochzeitſchmaus,
Die braunen Dirnen in guter Ruh',
Sie ſchauten dem hellen, dem Feſte zu.
Der blanke Bräut'gam vergißt die Braut,
Nur nach den ſchlanken, den Dirnen ſchaut;

Und ſchaut nur nach dem braunen Weib,
Den ſchwarzen Locken, dem vollen Leib.
Drin wird getrunken, getanzt, gelacht,
Die Kerzen ſchimmern weithin durch die Nacht.
Und fern in dem Dickicht, im ſchwellenden Moos,
Da ruhet der Bräut'gam im braunen Schoß.
Und drucken und herzen ſich, Bruſt an Bruſt,
Und drucken und herzen in ſel'ger Luſt.
Es klingen die Geigen im Hochzeithaus;
Nicht ſtört ſie der Reigen, der lärmende Schmaus,
Sie hören nicht ſchreiten, nicht raſcheln das Laub,
Die Augen gebrochen, die Ohren ſind taub.
Im Dickicht da ſtehet die blanke Braut:
Den Bräut'gam im Arm der Zigeunerin ſchaut!
Und ſtill und bleich in das Gras hinglitt
Wie die ſterbende Blum', die die Sichel durchſchnitt.
Da ward er ſo blaß und ſprang auf ſo ſchnell,
Da blitzt ihm in Händen das Meſſer ſo hell.
Drei Tröpflein ſpritzten mir auf den Fuß:
Sein armes Kindlein ſie tragen muß.
Horch auf! was im Buſche ſich regt und rauſcht —
Wer hat uns belauert? Wer hat mich belauſcht?"
Es klingen die Geigen im Herrenhaus
Zum Hochzeitreigen, zum Hochzeitſchmaus.
Dem Hauptmann zum Grauen ſich wandelt die Wut:
Weit von ſich ſchleudert das Meſſer voll Blut.
„Auf! auf! ihr Geſellen! Nicht länger geweilt!
Eh' daß uns die ſchnellen, die Schergen ereilt."
Es verſtummen die Geigen im Hochzeithaus,
Es löſchen die hellen, die Kerzen aus.
Die letzten Funken verglimmen bald,
Und ſtill und dunkel nun ſteht der Wald.
Die Bäume ſchlafen und regen im Traum
Die ſtillen trauernden Zweige kaum.

Margareta

Schmachtendes drängendes Sehnen,
Wonnige ſchmerzliche Tränen:
Selber nicht weiß ich zu ſagen,
Wie es im Herzen mir iſt.

Jetzo, als krankt' ich zum Tode,
Jetzo, als wär' es nur Scherz;
Jetzo, als wüchſen mir Flügel,
Jetzo, als ſtürb' ich vor Schmerz.

Iſt es denn wirklich die Liebe,
Die mich im Herzen ſo drückt,
Jetzt mich betrübet zum Tode,
Jetzt mich zum Himmel beglückt?

„Margaret," ſagte die Mutter,
„Nimm vor der Lieb' dich in acht,
Sonſt um die Ruhe geſchehen
Iſt dir's bei Tag und bei Nacht."

Hab' mich ſo lange gehütet,
Nach der Liebe zu ſehn –
Doch ſie iſt ſelber gekommen,
Will ach! nicht weichen, nicht gehn!

Der Venusberg

Romanze

„Ach was treibt Euch doch, zu meiden
Eures Lagers ſtille Ruh',
Aus der Liebe ſtillen Freuden
Jenen dunkeln Schluchten zu?

Treibt Euch fort mit wildem Sehnen
Durch den Wald in finſtrer Nacht,
Während Euer Weib in Tränen
Lange Stunden bang durchwacht?"

Und ſie fleht ihn auf den Knieen:
„Zwinge deinen wilden Sinn!"
„Laß mich! Eilend muß ich fliehen,
Frage nimmer mich wohin?
Wo die dunkeln Waſſer quellen
Dort am grauen Felſenhang,
Aus den Schluchten, aus den Wellen
Tönt manch wunderhafter Klang.

Tönt's von Glück und heißer Liebe,
Girrt wie Nachtigallenſang.
Folgen laß mich meinem Triebe,
Weichen dieſem Götterdrang!"
„Heiße Lieb' in Zucht und Treuen
Hegt Euch Eures Weibes Sinn;
Herr, mein Herre, böſe Feien
Locken Euch zum Felſen hin."

„Seien's Feien, ſeien's böſe;
Ziehen laß mich felſenwärts,
Meiner heißen Sehnſucht Größe
G'nügt nicht ein geteiltes Herz."
„Herr, mein Herr! Welch eine Rede?
Seid Ihr nicht mein einzig Teil
Nach dem Gott, zu dem ich bete,
Bete nur für Euer Heil?"

„Sei's mit Gott — ich will nicht teilen,
Mag nicht ein gemietet Haus!
Zwing' nicht länger mich zu weilen!
Laß zum Felſen mich hinaus!

Will nicht zur Genade wohnen,
In der Lieb' der zweite ſein:
Ich will herrſchen und will thronen
Ohne Teiler und allein!

Laßt mich! Traum ſind Eure Triebe
Eines Schattens Schattenbild;
Tauſchen ſelber mit der Liebe
Will ich Küſſe heiß und wild,
Wie im wilden Sturmesbrauſen
Flamme ſich in Flamme ſchlingt,
Wo die Wolluſt mit dem Grauſen
Im Vernichtungstaumel ringt.“

„Herr, o Herr, entflieht den Träumen
Die die Höll' Euch zugeweht!
In der Kirche heil'gen Räumen
Laßt uns knieen im Gebet!
Reuig flehende Gewiſſen
Nimmt der Herr in Gnaden an.“
„Eure Kirchen will ich miſſen,
Eurer Beter hohlen Wahn.

Euern Gott, den qualenreichen,
Den nur Menſchenopfer freun,
Der um ſchmerzliches Erbleichen
Schlingt den blaſſen Heil'genſchein,
Der des Leibes junge Schöne
Feſſelt unter Kreuzeslaſt,
Der des Lebens Wonnetöne
Und die Luſt des Menſchen haßt!

Fliehen aus dem Dunſt der Grüfte,
Der den heitern Tag begräbt,
Wo ſich freudig in die Lüfte
Venus' goldner Tempel hebt,

Wo mit nie verarmten Händen
Wonne jeder jungen Bruſt
Ewig ſchöne Götter ſpenden,
Kein Verbrechen iſt die Luſt."

Keine Bitte kann ihn halten,
Kein Umfangen feſſelt ihn,
Ungeſtümen Drangs Gewalten
Rettungslos ihn abwärts ziehn.
Durch des Tages lange Stunden
Harrt ſie ſeiner Wiederkehr,
In der Kluft iſt er verſchwunden,
Und kein Ruf erreicht ihn mehr.

Frommes Wirken übt die Gute,
Gönnt ſich ſorgend keine Raſt,
Trägt für ihn mit heil'gem Mute
Jeder ſchwerſten Buße Laſt.
Einſt zu ihres Schloſſes Pforte
Wankt ein bleicher Pilger ein.
Grauſig tönen ſeine Worte,
Glüht der Augen irrer Schein.

„Gott! ſeid Ihr's? Er ſei geprieſen!
Ewig neu iſt ſeine Huld.
Ach! ein reuevoll Entſchließen
Wäſcht vom Sünder jede Schuld."
„Laß den zornigen Erhöhten,
Blutigen am Kreuzesbloch;
Marterſt nimmer mit Gebeten
Mich zurück ins alte Joch.

Meinen Grimm nur will ich mehren
An verlornen Glückes Schein.
Seiner Gnade mag entbehren,
Wer da will verworfen ſein.

Endlich muß den Größern weichen
Euer Gott mit ſeinem Sohn;
Und die alten Götter ſteigen
Wieder auf den heitern Thron.

Aus des Zwangs zerhaunen Fäden
Holt der Dulder ſich ſein Recht,
Und zu hellern Göttern beten
Wird ein kräftiger Geſchlecht.
Den mit Dornenkron' und Wunden
Mögen Jammerknechte flehn."
Sprach es, und er war verſchwunden;
Niemand hat ihn mehr geſehn.

Nur umſonſt ſucht andre Götter,
Wer ſich nicht im frommen Mut
In ſich ſelbſt erneut den Retter,
Nicht umſonſt kommt höchſtes Gut.
Schreckend malt die eigne Wilde
Ihres Gottes Härtigkeit.
Wirſt du mild, wird er dir milde:
Selbſt dir nah, ſuch' ihn nicht weit.

Zu ſtille Liebe

Zwei liebten ſich und wollten ſich's nicht ſagen
Und küßten ſich auf eines Kindes Munde
Und ſahen ſich nur in des Kindes Augen
Und ſprachen ſich nur durch den Mund des Kindes.
Da ſtarb das Kind. Nun konnten ſie nicht küſſen,
Nicht mehr ſich ſehn und auch nicht mehr ſich ſprechen.

Da haben ſie ſich ganz in ſich gezogen,
Und immer fremder ſind ſie ſich geworden
Und haben immer heißer ſich geliebet,
Nach Kuß und Blick geſehnt und ſüßer Rede
Und ſind am End' vor Sehnſucht gar geſtorben.

IV.

Gedichte

Frühjahr 1840 bis Frühjahr 1844

Wie die Roſen lieblich prangen,
Mild die Luft mir kühlt die Wangen,
Kommt ein Philoſoph gegangen,
Lächelt ſpottmitleidig drein:
„Freund, das alles iſt nur Schein,
Nur Zuträgerei der Sinne;
Tauſch' um dieſe Luſtgewinne
Nimmer deine Weisheit ein!“

Liebe

Sieh, in der kleinſten Erdenritze
Schlug ſie ihr golden Brautbett auf;
Es reicht ihr Götterarm zum Sitze
Des Aars in Wolken hoch hinauf.
Sie hat den bunten Regenbogen
Hoch zwiſchen Welt und Welt geſpannt,
Beut rettend aus des Todes Wogen
Dem Pilger ihre Sternenhand.

Du ſiehſt nicht her – und ich ſeh' hin
Und ſchaue faſt mich blind;
So haſt du mir verkehrt den Sinn,
Du liebes, böſes Kind.

Die Abrede

Drei Stufen hinauf und drei Schritt zu der Tür,
Mein Mädchen, mein Schätzchen, ſchnell, öffne mir!
„Mein' Hand ſollſt du faſſen, ſollſt ſehn mein Geſicht;
Doch die Türe, die Türe, die öffn' ich dir nicht;
Mein Schatz, das iſt wider die Abred'.“

So bin ich zur Liebe, zur Lieb' dir zu ſchlecht?
Und liebteſt mich wirklich, du liebteſt mich recht!
„Sollſt frieren nicht auf dem kalten Stein,
So komm denn, mein Liebchen, mein Liebchen, herein.
Doch außerdem bleibt's bei der Abred'.“

Wie heimlich, wie traulich dies Kämmerlein,
Oh, ſollt' ich hier ewiglich heimiſch ſein!
Nun nimm mich, mein Mädchen, mein Schätzchen, in Arm,
Laß ſchlagen die Herzen am Herzen ſo warm!
„Mein Schatz, das iſt wider die Abred'.“

Iſt die Lieb' über Nacht wohl geworden ſo alt?
Und das junge Blut ſo bleich und ſo kalt?
„Den Mund noch, da haſt ihn, mein Liebchen, zur Luſt;
Und wiegen und klopfen mag Bruſt an der Bruſt.
Doch außerdem bleib's bei der Abred'.“

Nun laß die Gewänder, mein Schätzchen, mein Weib,
Daß die Lieb' ſich erfreue am Herzchen, am Leib.
Wie biſt du ſo lieb und ſo hart doch zugleich!
Wie biſt du ſo geizig und biſt doch ſo reich!
Mein Schätzchen, oh, laß du die Abred'!

„Und bin ich ſo lieb und bin ich ſo reich,
Mein Liebchen, ſo bin ich doch klug zugleich.
Iſt alles gegeben, iſt leer das Haus,
Dann bleiben die loſen, die Bettler aus.
Nein, Schätzchen, es bleibt bei der Abred'.“

Und kannſt du mich ſehen ſo weh und betrübt,
So haſt du mich nimmer und nimmer geliebt;
Und biſt du ſo kalt und biſt du ſo ſtolz,
So drechsle dir einen Liebſten von Holz,
Der hält dir gewißlich die Abred'.

„Nein, gehen im Zürnen, das ſollſt du mir nicht,
Nun zeig' mir freundlich dein liebes Geſicht.
Und können die jungen Glieder dich freun,
Da nimm mich, nimm alles, es iſt ja dein!
Ach, Liebchen, ach, denke der Abred'!

Was tuſt du, du Lieber, du Böſer, du Dieb?
Darauf ging dein Schmeicheln, darauf deine Lieb'?
Oh, ließ ich dich harren, oh, ließ ich dich gehn!
Nun iſt's um die Ruh' und die Freude geſchehn!
Oh, hättſt du gehalten die Abred'!“

So geht's, iſt das Liebchen dem Liebchen zu gut,
Kommt zuſchanden das junge, das arme Blut.
Wenn die Wange glüht und die Jugend lacht,
Wie bald im bergenden Arme der Nacht,
Wie bald iſt vergeſſen die Abred'!

(Aus dem „Engel von Augsburg“)

Es hatt' ein Knab' zwei Mädchen ſchön,
Katharinchen, die war blond.
Die braune Elsbeth muß es ſehn,
Wie er ihr küßt den roten Mund
Ohne Schmerzen.

„Was ſtiehlſt du mir den Knaben mein?
Und's fehlt an Knaben nicht!

Du nennſt ihn dein, er iſt nicht dein,
Zu ſchön, zu ſchön für dein Geſicht
Ohne Schmerzen.“

„Und hab' ich nun zwei Augen klar,
Dazu den ſchlanken Leib,
Der feinſte Knab', ſo paßt's fürwahr,
Freit um das feinſte, feinſte Weib
Ohne Schmerzen.

Mich hat der Knab' zum Lieben fein,
Dich nur zur Narretei.“
Braun Elsbeth ſchwang ein Meſſerlein,
Stach ihr das Herz, das Herz entzwei
Ohne Schmerzen.

Da ſprang ihr längs der weißen Brüſt'
Ihr roſenfarben Blut;
So geht es, wer zwei Liebchen küßt:
's tut wunder-, wunderſelten gut
Ohne Schmerzen.

Das zerbrochene Herz

Ich ging im nächt'gen Schweigen
Dahin am Felſenhang;
Es ſchien der Mond ſo eigen,
Mir war ſo ſeltſam bang.

Da zogen graue Streifen
Durchs tiefe feuchte Tal
Und drehten ſich im Reifen
Herum wohl tauſendmal.

Und eh' ich mich verſehen,
Stand ich ſchon mitten drin;
Da iſt es mir geſchehen,
Daß ich ſo traurig bin.

Alsbald war ich umſchloſſen
Von Armen weich und hold;
Alsbald war ich umfloſſen
Von Locken hell wie Gold,

Alsbald von Wunderaugen,
Da iſt das Herz mir wund;
Alsbald zwei Lippen ſaugen
Mein Leben aus meinem Mund.

Der Sinn war mir zerronnen
In Wonnebangigkeit;
Und wie ich mich beſonnen,
Da war ſie weit ſchon, weit;

Und bog noch in der Ferne
Den ſchlanken Hals zurück:
„Wie blieb' ich doch ſo gerne
Bei dir, mein ſüßes Glück!"

Und breiter ſchwoll und breiter
Zum Nebel ihr Gewand;
Das wogte weiter, weiter
Und weiter und verſchwand.

Und jeden Abend kehrte
Die ſüße Fei zurück,
Und jeder Abend mehrte
Der Liebe ſüßes Glück.

Und wieder zogen Streifen
Durchs tiefe feuchte Tal

Und drehten ſich im Reifen
Herum wohl tauſendmal.

Und eh' ich mich verſehen,
Stand ich ſchon wieder drin;
Da iſt es mir geſchehen,
Daß ich ſo traurig bin.

Sie ſah mit trüben Blicken
Und ſah mich traurig an;
Und drückte zum Erſticken,
So, wie ſie nie getan.

Ich konnte kaum noch ſprechen:
„Was drückſt du mich ſo ſehr?"
„Dein Herz will ich zerbrechen:
Du ſiehſt mich nimmermehr."

Und preßte feſt und feſter
Ans Herz das liebe Herz:
„Ade, du Liebſter, Beſter,
Du meine Luſt, mein Schmerz!"

Und feſter noch umſchlungen,
Gepreßt vom lieben Mund,
Da iſt mein Herz zerſprungen,
Zerbrochen wohl zur Stund'.

Sie bog noch in der Ferne
Den ſchlanken Hals zurück.
O Mond! o lieben Sterne!
Nie kehrt mein einzig Glück!

Und breiter ſchwoll und breiter
Zum Nebel das Gewand;
So wogt' es weiter, weiter –
O Sterne! und verſchwand.

Der wandernde Muſikant

Es ſcheint die Morgenſonne
Ins Gärtchen friſch herein.
Du Anblick voller Wonne,
Du ſollſt genoſſen ſein!

Ein göttliches Verlangen
Hat all den Raum geweiht;
Die Blütenbäume prangen
Im weißen Prieſterkleid.

Sie neigen ſich zu Boden
Im fromm-demüt'gen Sinn,
Denn Gottes heil'ger Oden
Zieht durch die Wipfel hin.

Euch ſegne Gott! Belaſtet
Müßt ihr mit Früchten ſtehn!
Ich aber hab' geraſtet
Und will nun weitergehn.

Dort in den Büſchen blinket
Ein kleines nettes Haus;
Aus ſeinen Fenſtern winket
Ein trauter Geiſt heraus.

Der ſpricht: „In ſüßem Frieden
Pfleg' ich das Häuslein gut.
Oh, wär' es dir beſchieden,
Zu ruhn in meiner Hut,

So fern vom Weltgewimmel
Und ſeinem flachen Spott,

So recht im innern Himmel,
So nah dem lieben Gott.“

Oh, möge Gottes Milde
Dich, Häuslein, ſtets umwehn!
Ich ruht’ in ihrem Schilde
Und will nun weitergehn.

Und aus dem Haus gegangen
Kommt dort ein junges Weib.
Wie morgenrot die Wangen!
Wie ſchlank der ſchöne Leib!

Sie wandelt zu der Quelle
Die grüne Wieſe dar
Und wäſcht in ihrer Welle
Die milden Züge klar.

Wie iſt ihm Heil beſchieden,
Der dich umfing als Braut,
Dem ewig ſüßer Frieden
In deinen Augen blaut.

Um dich und deinen Gatten
Da mögen Engel ſtehn
Und Gottes Huld euch ſchatten!
Ich will nun weitergehn.

Doch aus dem Hauſe ſpringet
Ein Knäblein jetzt hervor.
Es jauchzet, und ſie ſchwinget
Es froh zu ſich empor.

Wie ſchön die Löckchen fliegen,
Die gelben, in dem Wind,
Bis ſich in Armen liegen
Die Mutter und das Kind.

Oh, ſolchen lieben Knaben
An ſolcher Mutterbruſt,
Solch Weib und Kind zu haben,
Das nenn' ich eine Luſt.

Nie laſſe Gott, du Knabe,
Dir ſeine Huld entſtehn!
Nun ich geraſtet habe,
Nun will ich weitergehn.

Dort unter jener Linde,
Die auf dem Hügel ſteht
Im friſchen Morgenwinde,
Der rauſchend ſie durchweht,

Dort ſollſt du, Waldhorn, ſagen,
Was mir bedrängt den Sinn,
Dort ſollſt du, Waldhorn, klagen,
Wie ich ſo einſam bin.

Dort ſieh, bei Weib und Knaben
Steht nun der junge Mann —
Ihr ſollt ein Stücklein haben,
Das beſte, was ich kann,

Ein Stücklein und auch zweie —
Wie ſie herüberſehn!
Nun ſegn' euch Gott, ihr Dreie!
Nun will ich weitergehn.

Der Oſtermorgen

Der Oſtermorgen lächelt,
Ein Bräut'gam, in die Welt,
Er ſteigt, von Duft gefächelt,
Aus ſeinem blauen Zelt.

Und ringsherum das Schweigen.
Der Wald, er ſteht ſo ſtill;
Kein Blümlein ſich verneigen,
Kein Blättlein rauſchen will.

Im fernen Kirchlein ſinget
Die fromme Chriſtenſchar;
Da — von den Steinen klinget
Das Echo wunderbar.

Als wenn aus Bergestiefen
Das Singen quöll' hervor,
Als wenn die Felſen riefen:
„Er lebt! er lebt!" im Chor.

„Er lebt! er lebt!" Da lauſchen
Die Blümlein, neigen ſich;
Da bücket ſich mit Rauſchen
Der Wald ſo feierlich.

Und mächt'ger klingt es wieder:
„Er lebt! er lebt!" vom Stein.
Mir läuft ein Schauer nieder
Am innerſten Gebein.

Und denk' — und muß mich beugen —,
Was dort geſchrieben iſt:
„Die Steine werden zeugen,
Wenn mich der Menſch vergißt."

Lied des Mädchens

Schauſt du mir ſo innig
In das Aug' hinein,
Sprichſt du: „Ewig bin ich,
Meine Seele, dein",
Muß ich dir erſcheinen
Als ein töricht Blut;
Laß mich dann nur weinen —
Weinen tut ſo gut.

Fragſt du, welch ein Leiden
Mich zu Tränen zwingt?
Kann's die Harfe meiden,
Daß, berührt, ſie klingt?
Wie der Geiſt erſcheinen
Muß, der in ihr ruht,
Sieh, ſo muß ich weinen —
Weinen tut ſo gut.

Wie dich's zwingt zu dichten,
Iſt dein Herz erregt,
Wie dich's muß vernichten,
Was dich ſo bewegt,
Hauchſt du nicht in deinen
Liedern aus die Glut,
Herz, ſo muß ich weinen —
Weinen tut ſo gut.

Daß ſich ſüßer heben
Kann Violenduft,
Muß ein Träufeln beben
Durch die laue Luft;

Wie du gönnſt der kleinen
Blum' des Taues Flut,
So laß, Herz, mich weinen –
Weinen tut ſo gut.

Langer Sommerregen

Aus allen Himmelsfenſtern fließet
Sein Waſſer ſchon ſo lang und ſehr.
Das gießt und gießt und gießt und gießet
Und kann kein Ende finden mehr.
Wo heitre Tage wir begehrten,
Iſt das fürwahr ein ſchlimmer Kauf.
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Die Roſe hängt das Köpfchen nieder,
Der Ritterſporn ſchaut grimmig drein,
Verdroſſen hüllt Jasmin und Flieder
Sich ſchweigend in ſich ſelber ein.
Die Eiche dräut mit Zorngebärden,
Schilt rauſchend in das Grau hinauf;
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Die Nachtigall iſt ganz verdroſſen,
Das rote Kehlchen ſitzt verdutzt,
Die Ammer macht ſatir'ſche Gloſſen,
Das Graſemückchen ſchweigt und trutzt.
Kein dankend Lied ſteigt von der Erden
Mehr zu dem Himmel froh hinauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Ich kann kein Lächeln mehr gewinnen
Von meines Liebchens Augen hell;
Je reicher jene Ströme rinnen,
Je dürft'ger meiner Lieder Quell.
Die Reime trotzig ſich gebärden,
Die Füße bring' ich nicht zum Lauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Der Städterin Wunſch

Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind;
Ach, ſo ein Paſtorstöchterlein
Iſt gar ein glücklich Kind!

So voll und doch ſo ſchlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein,
Die Wänglein rot, die Äuglein blau –
Was kann wohl ſchöner ſein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,
Die Zöpfe lang mit breitem Band,
Die ſtehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann ſie ſpazieren gehn;
Die Städter kommen all' heraus,
Das Paſtorskind zu ſehn.

Da ſtrömt der nie verſiegte Born
Der Schmeichelei ſo bald,

Doch ſie lauſcht nur dem Jägerhorn,
Das fernher klingt vom Wald.

Der junge Jäger bläſt ſo hell,
Er bläſt ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde ſchnell –
Meint ihr, daß ſie ihn ſieht?

Er bückt ſich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel doch iſt Verwegenheit
Zu einem Kuſſe not!

Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind;
Ach, ſo ein Paſtorstöchterlein
Iſt zu ein glücklich Kind!

Falſcher Liebe Lohn

„O Tochter, wie biſt du ſo ſtill und trüb?"
„O Mutter, das tut mir die falſche Lieb'."

„O Tochter, meine Tochter, was iſt dir geſchehn?"
„O Mutter, ſo muß es der Untreu' ergehn."

„O Tochter, wie wird dein Geſicht ſo bleich?"
„O Mutter, Mädchenſinn bleibt ſich nicht gleich."

„O Tochter, wie wird deine Stimme ſo ſchwach?"
„O Mutter, Mädchenlieb' läßt bald nach."

„Was glänzt ſo rot auf deiner Bruſt?"
„O Mutter, ſind rote Röslein der Luſt."

„O Tochter, wer hat dich ſo blutig gemacht?"
„Das Röslein hat mir mein Liebſter gebracht."

„O Tochter, das iſt doch dein eigen Blut!"
„Da ſieht man, was falſche Liebe tut."

„O Tochter, du ſinkſt mir ins Gras herab."
„Rote Roſen, die pflanzt mir auf mein Grab."

Der Verurteilte

Ach, wenn mein Schatz ſollt' denken,
Daß ich hier ſterben muß,
Die Blümlein würd' ſie tränken
Mit ihrer Tränen Guß.
Ach Gott, ſo zu verderben!
Im fremden Land zu ſterben!
Und kann mir nicht erwerben
Von ihr den Abſchiedskuß!

Sie haben mich gefangen,
Derweil ich fürbaß ging,
Und ſoll nun ſchmählich hangen!
Mein Hoffen iſt gering.
Bald werd' ich's müſſen tragen
Und kann Ade nicht ſagen;
O Gott, dir will ich's klagen —
Sie ſchließen ſchon den Ring.

Dort bei der grünen Linde,
Die juſt im Blühen ſtand,
Dort drückt' ich meinem Kinde
Zum letztenmal die Hand;

Da floſſen Tränen nieder –
Es ſchwenken ſchon die Glieder –
Du ſiehſt mich nimmer wieder!
Ich ſterb' im fremden Land.

Herr Gott, oh, tu doch beugen
Zur Milde ihren Hohn!
Herr Gott, tu mir's bezeugen:
Ich bin ja kein Spion!
Ach Gott! Ich kann's nicht faſſen:
Verloren und verlaſſen,
So ſchmählich zu erblaſſen –
Ich klag's vor Gottes Thron!

Des Knaben Abenteuer

„Gott grüß' Euch, feines Jungfräulein!
So ſpät bei Nacht im Freien?
Ihr ſollt mir nicht alleine ſein,
Denn ſichrer iſt's zu zweien."

Sie ſagte nichts und ging voran;
So dacht' ich, daß ſie's leide.
Ihr Wuchs war ſchlank und wohlgetan,
Und ihr Gewand von Seide.

„Zeigt mir Eu'r ſchönes Angeſicht!"
Sprach ich mit ſüßer Rede.
Allein den Schleier hob ſie nicht,
So ſehr ich bat und flehte.

Ich fleht' um Lieb' und flehte mehr,
Und flehte lang und länger;

Sie ſchien mit ſich zu kämpfen ſchwer,
Zu atmen bang und bänger.

Und zwiſchen Blüten, ſüß von Duft,
Da endlich ſank ſie nieder;
Süß ſchwammen durch die Abendluft
Der Nachtigallen Lieder. —

„Was nun, mein Liebchen, ſoll ich dir,
Du Allerſchönſte, ſchenken?“
„Du irrſt dich, Freund“, ſprach ſie zu mir,
„Willſt du ſo Schlimmes denken.

Ich bin ein vornehm reiches Kind
Und kann wohl ſelber geben,
Wenn ich wo zu genießen find'
Mein friſches junges Leben.

Und was ich nun gelitten hab',
Die Sehnſucht dir zu ſtillen,
Warſt du kein Fremder, lieber Knab',
Tat ich dir nichts zu Willen.

Da hätteſt du manch Jährlein lang,
Vor Liebe krank zum Sterben,
Um das, was dir ſo ſchnell gelang,
Beſcheiden müſſen werben.

Ich gehe fort, du geheſt fort,
Du weißt mich nicht zu nennen;
Und träffſt du mich an einem Ort,
Du würdeſt mich nicht kennen.

Du kennſt mich nicht, ich kenn' dich kaum,
Mich kann's nicht ſpäter kränken;
So war's ein ſüßer Frühlingstraum,
An den wir beide denken.“

Zöllner, Sünder

Ging ich durch das alte Tor,
Sah zum Fenſter 'nüber,
Sah ich einen Roſenflor,
Ein Geſichtchen drüber,

Ein Geſichtchen, roſ'ger rot
Als die roten Roſen!
Meinem Herzen tat es not,
Mit dem Kind zu koſen.

Rede kam und eilte fort
Stets mit ſchnellern Füßen,
Faſt zum heißen Liebeswort
Kam's vom leiſen Grüßen.

Zöllner, Sünder ſtehn allzeit
In der Schrift beiſammen,
Streben hier zu meinem Leid
Wiederum zuſammen.

Solch ein Schauen her und hin
Iſt ein Liebeszünder:
An dir ſchöner Zöllnerin
Würd' ich gern zum Sünder.

An das Fräulein Bauer

[als Widmung des „Hanns Frei"]

Ein Blatt Papier iſt wenig wert,
Ein Stempel drauf macht es begehrt;
Und daß es was Beſonders gilt:

Dein Namen ſei des Büchleins Schild.
Iſt Anmut nicht im Buch geweſen,
Stand doch ihr Name drauf zu leſen.

Sterben, Begraben

Oh, ſprecht mir nicht vom Sterben,
Es ſtirbt ſich nicht ſo leicht;
Nie werd' um Tod ich werben.
Das Grab iſt eng und feucht.

Ja, würd' mir Liebesarmen
Ein Grab an warmer Bruſt,
In Liebchens treuen Armen,
So ſtürb' ich wohl mit Luſt.

Und wär' das Grab nur feuchte
Von Weinesfeuchtigkeit,
Hinüber ſchlief' ich leichte
Durch ſüße Trunkenheit.

Nie ſind die ſüßen Gaben
In jenes Grab geblüht;
Ich will mich ſelbſt begraben
In Lieb' und Wein und Lied.

Roſen und Lilien

Er

Hab' dich wohl früher ſchon gekannt:
Einſt glichſt du einer Frühlingsroſenaue.
Zwar iſt es noch das Veilchenaug', das blaue,
Doch deiner Wangen roſig Rot verſchwand.

Sie

Wohl war die Wang' ein Frühlingsroſenbeet,
Eh' in die Ferne mir der Freund entwichen;
Und als der Liebe Roſen ſtill verblichen,
Da hat der Kummer Lilien drauf geſät.

Er

Die Reue wandte deines Gärtners Lauf,
Und keine Mühe ſoll ihn nun verdrießen;
Gewiß! Wenn treue Tränen ſie begießen,
Blühn röter deine Roſen wieder auf.

Tod im Berufe

Wo iſt die rote Roſ' im Gartenland?
„Sie iſt an eigner Glut verbrannt.“
Die Nachtigall mit ihrer Klänge Luſt?
„Ihr eigner Ton zerbrach die kleine Bruſt.“
Der Sänger mit empfindſamem Gemüte?
„Er ſtarb an ſeinem eignen Liede.“

Die Kindesmörderin

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind!
Da wehen die Winde
So ſchaurig lind!
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten

Da unter der Linde,
Da küßt' er mich!
Da wehten die Winde
So wonniglich!
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da ſchwoll mein Leib!
Da ächzten die Winde:
„Verlaſſen Weib!"
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da wollt' ich ruhn!
Da rauſchten die Winde:
„Biſt Mutter nun!"
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Die alte Linde,
Die wies auf mich!
Es höhnten die Winde —
Da rauft' ich mich!
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da hab' ich bei Nacht
Dem armen Kinde
Sein Gräblein gemacht!
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind!
Da wehen die Winde
So ſchaurig lind!
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Verſchiedenes

Warum ob Vergangnem grübeln?
Warum reißen an den Wunden?
Willſt du nimmermehr geſunden?
Warum doch willſt du vermeſſen
Übel fügen zu den Übeln?
Was an andern du verſchuldet,
Was durch andre du geduldet,
Lern' vergeben und vergeſſen!

„Hingeopfert, ach! ſo viel!
Und verfehlt ſo manches Ziel!
Nicht gepflückt ſo manche Roſen!
Die mich heilen, retten wollten,
Manchen hab' ich's ſchlecht vergolten,
Manches Herz zurückgeſtoßen;
Eher Liebe nicht erkannt,
Bis ſie weinend ſich gewandt —
Ach, vergeben lern' ich wohl,
Doch wer lehret mich vergeſſen!"

Einen hatt' ich gemacht,
Den bereut' ich: ſo macht' ich gleich
Den zweiten dummen Streich.

Macht' ich klug das? Macht' ich's dumm?
Wird mir's ſchaden? frommen?
Siehſt bei jedem Schritt dich um,
Wirſt du nicht weit kommen.

Wieder in des Mißmuts Schlingen?
Will ein Plänchen nicht gelingen?
„Ach, gelungen iſt mein Plan;
Ob ich aber recht getan?"
O gewiſſenhaft Geſchlecht!
Iſt's gelungen, iſt's auch recht.

Ach! es windet nie dein Lauf, Herz,
Deiner Wünſche Fäden ab.
Willſt beneidet ſein? Klimm aufwärts
Glücklich ſein? Nein, ſteig' herab!

Oh, ſuche nie dein Glück
Im Weltgewimmel!
Je tiefer in dich zurück,
Je höher im Himmel.

V.

Buſchlieder

Sommer und Herbſt 1844

Beim Landſchaftern

Sitz' ich zeichnend unter Bäumen,
Haucht es oft mir um die Wangen,
Fühl' ich wie in halbem Träumen
Meinen Nacken zart umfangen.
Wend' ich mich, da ſchüchtern flieht es,
Schlüpft wie roſ'ger Glieder Funkeln
Schnell dahin, und aus dem Dunkeln
Wie mit Liebesaugen ſieht es.

Wer der flücht'gen Schöne Walten
Doch in heiligem Entbrennen
Ewig in den Armen halten
Könnte und ſein eigen nennen!
Ewig kläng' von ihm die Kunde.
Doch ſie läßt ſich nimmer zwingen
Frei nur mag ſie Gaben bringen,
Seltene, die Gunſt der Stunde.

Die Gäſeriche

Es windet zwiſchen Hügeln
Ein enges Tal ſich fort.
Es ſchwebt mit müden Flügeln
Ein Vöglein überort.

Es tönt ſein leiſes Singen
Trüb übers Bächlein drin,

Das hüpft mit ſilbern Klingen
Durch Blum' und Stein dahin.

Und auf den tiefen Matten,
Da hat die ſtille Nacht
Aus purpurſamtnen Schatten
Ihr Bette ſchon gemacht.

Hoch an den Felſen drüber,
Da webt der letzte Schein
Verwaiſt, verweht vorüber –
Nun muß es dunkel ſein.

Und dunkel iſt's, und Schweigen
Ruht über nah und fern;
Am Himmel aber zeigen
Will ſich ein milder Stern.

Der müde Vogel ſinget:
„O ſüßer, ſüßer Schein!“
Ich ſchlummre ſchon, das klinget
In meinen Traum hinein.

So ſtille Lüfte fächeln,
Es fließt vom Firmament
Herab dein ſüßes Lächeln –
Oh, wär' der Traum ohn' End'!

Blauer Himmel, kühne Felſenhänge,
Durch das milde Grün Poetengänge
Und ein kühles Flüßchen drum gewunden:
Ja, ein traulich Bild hab' ich's gefunden,

Mit dem Maß der Schönheit vollgemeſſen;
Nur ein Mädchen, das mich juſt verſtände,
Das in mir, in dem ich alles fände —
Nur das Beſte iſt dabei vergeſſen!

Jetzo hab' ich dich, Natur,
Die mit heiligem Erbarmen
Oft dem wilderregten Sohn
Deine milde Götterruhe
Um die glüh'nde Stirn gegoſſen,
Jetzo hab' ich dich geſehen
Blauend aus zwei tiefen Himmeln
Unter einer Mädchenſtirne,
Schön von blondem Haar umzogen!
Jetzo hab' ich dich geſehen
Ganz in deiner ſüßen Milde
Um zwei roſ'ge Schweſtern ſpielend,
Um zwei weiche Mädchenlippen,
Alle deine ſüßen Zauber
Um die reinſte Form geſchlungen!
Aber ach, die ſüße Ruhe
Haſt du nicht wie ſonſt dem Sohne
Freundlich in das Herz gegoſſen —
Unruh' nur und tauſend Wünſche
Und der Sehnſucht ſüßes Bitter,
Die nur du kannſt wieder heilen,
Wenn du mit dem gleichen Finger
Ihr das liebe Herz berühreſt.

Durch den Grund
Säuſelt's wie von Liebchens Mund.
Wachtelſchlag
Lockt dir nach:
„Gehſt du ſchon?"
Horch, dir ruft mit hellem Ton
Guckuck:
„Guckuck,
Zuruck!"
Komm balde, balde!
Hier im Walde
Scheu dich nicht! hier hauſt kein böſer Spuk!

– – – – – – – – – – – – –

Aber der fremde Vogel fliegt
Über den Bach und ſieht hinein,
Erſchrickt ob ſeinem Widerſchein.
„So werd' ich alt und werd' ich grau
Und hab' kein Neſt und keine Frau;
Hab' alles geſetzt an die himmliſche Kunſt
Und drüber verſäumt die irdiſche Gunſt.
Bereuen will ich das nimmermehr,
Doch iſt's wohl ſchlimm und traurig ſehr,
Daß, ſterb' ich unter dem fremden Dach,
Kein einzig Vöglein mir ſinget nach.
Muß einſam dulden im fremden Tal
Des Lebens Sorgen, des Sterbens Qual,
Und weiß vielleicht von dem Tode mein
Keine Seel' denn der liebe Gott allein."

– – – – – – – – – – – – –

Der fremde Vogel will vergehn.

Er ſchwingt ſich auf einen hohen Baum;
Die müden Flügel tragen ihn kaum.
Da ſingt er ein Lied in ſeinem Schmerz –
Ein jeder Klang ein zerriſſenes Herz.
Die andern, auf ihre Luſt erpicht,
Die andern Vögel hören es nicht.
Die Elſter allein vernahm ſein Lied.
Den Fuß herauf nach dem Rücken zieht
Und kratzt den Hals ſich mit Verdruß:
„Daß man noch immer hören muß
Um Liebe klagen. Das hab' ich dick.
Am Brett iſt jetzt die Politik.
Ihr ſollt von Lieb' und Schmerz geneſen
Und ſollt mir hübſch die Zeitung leſen
Und ſollt nicht mehr auf der grünen Flur
Euch weiden – auf der papiernen nur,
In Lebensfragen und -Verhältniſſen,
Vornehmen Salons-Vermeldniſſen . . . . ."

* * *

Liebe, Liebe, laß mir Ruh'!
Welch ein ſchlimmer Gaſt biſt du!
Wie ich dich einſchläfern will,
Keine Stunde biſt du ſtill!
Läßt nichts ſchaffen mich, nichts tun,
Läſſeſt mich nicht einmal ruhn!
Schlaf' doch, ſchlafe geſchwind,
Liebe, du böſes Kind!

Gaukelſt vor mir immerdar,
Weheſt wie ihr blondes Haar,
Leuchteſt wie ihr blaues Aug',
Spieleſt wie ihr ſüßer Hauch

Vor dem matten Haupt mir hin!
Siehſt du nicht, wie müd' ich bin?
Schlaf' doch, ſchlafe geſchwind,
Liebe, du böſes Kind!

Geh zu ihr doch, Liebe, nun!
Laß nun ſie ſo wenig ruhn.
Kommſt, biſt du nur erſt bei ihr,
Ganz gewiß nicht mehr zu mir.
Haſt du ſie erſt lächeln ſehn,
Kannſt du gar nicht wieder gehn.
Schlaf' doch, ſchlafe geſchwind,
Liebe, du böſes Kind!

Nur du und ich

Auf bunten Blumenmatten,
Vom Weltgedräng' ſo weit,
Im tiefen Waldesſchatten,
In ſüßer Einſamkeit,
Da ſollt' ein Leben werden,
Mein Lieb, ſo wonniglich!
Was wär's, das wir entbehrten?
Für uns wär' nichts auf Erden,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, als du und ich!

Wenn über Tal und Berge
Der junge Tag ſich hebt,
Und über ihm die Lerche
Auf ſüßen Wirbeln ſchwebt
So ſelig und alleine,

So friſch und feierlich
Die goldnen Morgenſcheine!
Nur Gott im ſtillen Haine,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich!

Wir täten mit der Sonne
Die ſel'gen Augen auf,
Und die ihn ſchloß, die Wonne,
Begänn' den Tageslauf.
Du ſchaffteſt, und ich ſchriebe
Manch frohes Lied für dich;
Und wer zum Eſſen bliebe,
Das wäre nur die Liebe,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich!

Magſt ſchlafen oder wachen,
Magſt ſitzen oder gehn,
Magſt ſinnen oder lachen –
Ich kann nicht ſatt mich ſehn.
So käm' es, daß in Eile
Der Abend uns beſchlich.
In Städten, manche Meile
Von uns, wohnt Langeweile –
Hier, Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich!

Und käm' die Nacht gezogen,
Wir ſchauten Bruſt an Bruſt
Zum blauen Himmelsbogen
Und ſeiner Sterne Luſt.
Und – ſüß dahin geriſſen,
Die Sterne ſenkten ſich

Herab auf unſre Kiſſen –
Die Nacht ſollt' es nicht wiſſen,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich!

Voll Neid ſchauſt du, wie's wohlgemut
Auf ſchwankem Zweig ſich lebt und gut.
Laß du den Wein! Er wirft dich nieder
Und gießt dir Blei in deine Glieder.
Fink!
Trink'
Vom Wieſenquell! Das ſchafft dir leichtes Blut!

Dir ſeh' ich's an: der Liebesſchuh
Iſt's, der dich drückt, du Arme du.
Und brach der Falſche dir die Treue,
So laß ihm nur allein die Reue.
Fink!
Flink
Zur Arbeit ſein! Das gibt dem Herzchen Ruh'!

Du möchteſt mit dem Mädchen gehn?
Gib acht, bald wird ſie um ſich ſehn.
Sie ſagt dir nicht, daß ſie will ſterben,
Dir ziemt es, um das Kind zu werben!
Fink!
Wink'
Ihr freundlich nur! Sie wird dich ſchon verſtehn!

Sie denkt

Siehſt du, ich muß die Augen ſenken –
Antwortet dir nicht ſchon der Wangen Glut?
Ob ich dir gut bin? Nur zu gut, zu gut!
Doch ſagen kann ich's nicht — du mußt dir's denken.

Es fragte dich die Tante:
„Wie gehſt du wunderlich?
Du tanzeſt wohl im Sande
Menuett und neigeſt dich?"

Doch du warſt ausgewichen
Zahlloſen Tierchen klein,
Die auf dem Wege ſchlichen,
Ihr Mörder nicht zu ſein.

Gehſt du noch jetzt die Stege,
Auf Milde ſo bedacht?
Mein Herz liegt dir im Wege;
Oh, nimm mein Herz in acht!

„Wenn ich als Kind ſo fand
Solch Gräschen mit den Glöcklein,
Das auf der Wieſe ſtand,
Da ſprang ich wie ein Böcklein.

Und lief, als jagt' es mich,
Nach Haus mit meiner Beute;

Die Mutter freute ſich
Nur über meine Freude,

Und ſchüttelte ſodann
Den Kopf, als ob ſie frage:
‚Wie dich ſo freuen kann
Solch Unkraut, Kind, das ſage.'"

So du. Ich dachte: „Und
Was müßte ſie erſt ſagen,
Wenn du den heut'gen Fund
Hättſt mit nach Haus getragen!"

War um die Kirch' gegangen,
Doch Blum' und Bächlein ſangen,
Und all' die gottbeſorgten,
Die kleinen Gräſer horchten
Der Vögel Litaneien,
Als wär' die Kirch' im Freien.

Und aus dem kleinen Haus,
Von Kohlenruß umhangen,
Der Alte ſah heraus.
Die Tochter ſprach befangen:

„Es iſt doch Sonntag heute,
Da gehen alle Leute
Geputzt und nett und rein,
Oh, bitte, ſieh hinein!

Du hattſt mein Herz mir fort
Geholt mit deinen Scherzen;
Jetzt greifſt du mit dem Wort
Voll Ernſt zu meinem Herzen:

‚Sieh deinen Vater doch,
So lang dir möglich, an!
Oh, glaub', es reut dich noch,
Haſt du es nicht getan!‘

Mich hat der ſüße Laut
Des Irdiſchen entledigt.
Er hat mich mehr erbaut
Als je die ſchönſte Predigt.“

* * *

Einen Anker tuſt du auf Vaters Gruft,
Dazu viel Blumen mit ſüßem Duft.
Oh, tu für ihn ein Röslein dazu,
Der, kannt' er ihn, ihn liebte wie du!

* * *

Nun liegt ſie, die Glieder
Hold in ſich geſchmiegt.
Mond, ſollſt ſchauen nieder,
Wo mein Mädchen liegt,

Ihr im Antlitz leſen,
Das du mild umſäumt,
Ob das ſüße Weſen
Nimmer von mir träumt!

Kommſt du dann hernieder
In mein ſtill Gemach,
Dann ſagſt du mir's wieder!
Findſt mich immer wach.

* * *

Dichte immer wieder,
Habe keine Ruh;
Wären nur meine Lieder
So lieb und ſchön wie du!

Hab' von poet'ſchem Triebe
Begeiſtert mich gedacht,
Doch hat nun erſt die Liebe
Zum Dichter mich gemacht.

Frage tauſendmal,
Ob ſie Lieb' mir ſchenkt,
Und weiß nicht einmal,
Ob ſie nur an mich denkt!

Biſt du's?

Biſt du das Weib, wie's die Natur
Erſchuf nach ihrem heil'gen Bild,
So innig-ernſt und tief und mild
Und unverwiſcht der Gottheit Spur?

Biſt du das Weib, das dieſe Welt
Voll Lockung ſich nicht rauben kann,
Das übers Leben hin den Mann
Mit Liebesmacht umſchlungen hält?

So flute denn das Endchen Zeit
Zum Tode ihre Brut und ſich –
Ich faſſe dich, ich halte dich
Für alle, alle Ewigkeit!

So reich!

Wie ruht ſich's doch an deiner Bruſt
So weich, ſo weich, ſo weich!
Zu zählen all die Götterluſt
Zu reich, zu reich, zu reich!

Und daß ich weiß, du liebſt nur mich
In all der Welt ſo weit,
Wie himmliſch, himmliſch ruht es ſich
In ſolcher Sicherheit!

Wie iſt die Lieb' ein ſüßes Gift
Und Arzenei zugleich!
Sie macht ſo arm ihn, den ſie trifft,
Und doch ſo reich, ſo reich!

Und alles, alles, was du haſt,
Dein ganzes, ganzes Sein,
Das halt' ich reicher Mann umfaßt,
Ein ſüßes ſelig's Mein!

Schmachtend krümmt ſich das Laub,
Das nicht ein Lüftchen erquickt;
Ach, und der Himmel ſchickt
Keinen Tropfen — iſt dem Jammer taub!

Bis die bebende Glut
Dunkel zur Wolke ſchwillt,
Rauſchend herniederquillt
Endlich, endlich, ach, die ſüße Flut!

Matt im ſehnenden Schmerz
Gleich' ich der dürren Flur.
Schick' du, mein Himmel, nur
Einen, einen Gruß nur in mein Herz!

Es ſteht in ſtiller dunkler Nacht
Ein Mann am Elbeſtrand,
Der einz'ge, der ſo ſpät noch wacht,
Das Aug' emporgewandt.

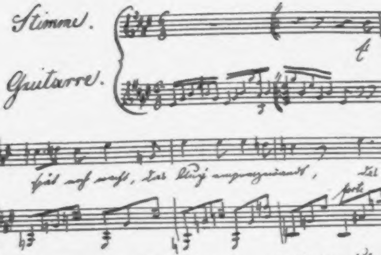
„Nun ſchattet wohl der Schlummer lind
Ihr liebes Angeſicht;
Und träumt von mir mein einzig Kind,
O Wogen, neckt ſie nicht!

Dann ſingt ihr leiſ' von ſchöner Nacht
In heil'ger Sternenluſt,
Die zwei Geliebte durchgewacht,
So ſelig Bruſt an Bruſt.

Wie mich's dahinreißt mit Gewalt
Nach ihrem ſüßen Kuß;
Oh, ſagt ihr, ſeh' ich ſie nicht bald,
Daß ich verſchmachten muß.

Was ich geſucht, erſehnt ſo heiß,
Das Herz, ſo ernſt und ſtill,
Das fromme treue Herz, das weiß,
Was edels Lieben will.

Das will: im treuen Buſenpaar
Ein Herz, nur eins allein;
Das will: ſich ſelbſt vergeſſen gar
Und nur im andern ſein.


Stimme.
Guitarre.
hält auch wach, das Aug' umgrenzend,
forte

Nun schlummert auch der Schlummer hin
Ihr liebes Angesicht;
Und träumet still wie ein unschuldig Kind,
O Morgen, wecke sie nicht.
Dann bringt ihr leis' ein schöner Traum
Den heiligen [illegible],
Die zwei Geliebten [illegible]
So selig Brust an Brust,

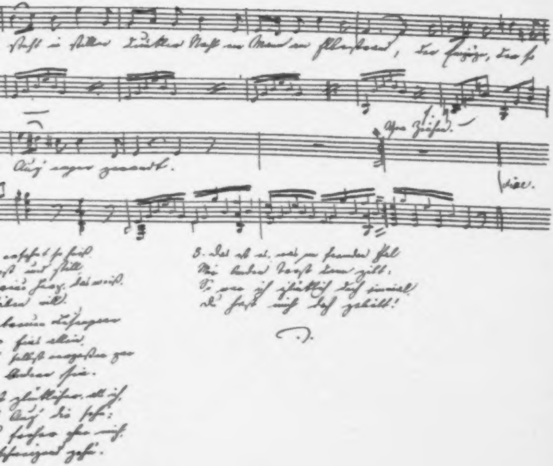
4. Wie mich's hinreißt mit Gewalt
Auf ihrem süßen Mund
O laß ihn, laß' ich sie nicht bald,
Daß ich verschmachten muß,

5. Was ich gehört,
Das Herz so
Des Sommers,
Was

6. Das will,
Ihr Herz,
Das will:
Und wie

7. Ein Herz
Darf ich
Doch
Er will ich

Kompoſi


steht in stiller dunkler Nacht am Meer im Silberglanz, der [illegible], der [illegible]
Auch ungern gemacht.
Ohne Zeichen.
[illegible]

[illegible] entsetzt so frisch
[illegible] und still
[illegible] meines Herz, das weiß,
[illegible] fühlen will.
[illegible] kennen Entsagen
[illegible] hier allein,
[illegible] selbst vergessen ganz
[illegible] Andern sein.
[illegible] glücklicher, als ich,
[illegible] Auge die sich:
[illegible] fassen ohne mich
[illegible] schweigend geht.

3. Das ist es, was zu fremdem Ziel
Mir [illegible] Durst [illegible] zieht:
So wär ich glücklich doch einmal
Ich hab' mich doch gestillt!

O. L.

ition Otto Ludwigs zu eigenem Text

Kein Herz iſt glücklicher als ich,
Darf ich ins Aug' dir ſehn;
Doch biſt du froher ohne mich,
So will ich ſchweigend gehn.

Das iſt es, was im fremden Tal
Mir linden Troſt dann gibt:
So war ich glücklich doch einmal,
Du haſt mich doch geliebt!"

VI.

Gedichte

Frühjahr 1844 bis Frühjahr 1848

Der Wanderer

Ein Wand'rer ſchreitet durch den Wald;
Es iſt ſo feucht, es iſt ſo kalt,
Es iſt ſo ſtill, es iſt ſo Nacht,
Als wär' dem Leben das Grab gemacht.
Die Bäume rauſchen ſchauerlich:
„Wir warten, warten nur auf dich!"
Er eilt, er eilt mit ſchnellerm Schritt —
Umſonſt — das Grauen eilet mit.
Eine Tanne ſingt: „Noch dieſe Nacht,
Dann wird aus mir dein Sarg gemacht."
Er eilt, er eilt mit ſchnellerm Schritt —
Er eilt — das Bangen eilet mit.
Ein bleicher Schimmer ihm zur Seit':
Es iſt ein Steinbruch, gar nicht weit.
Drin ſingt's: „Sieh her dein Leichenſtein!
Und wie du eilſt, er holt dich ein."
Und ſchneller, ſchneller eilt er fort.
Dort winkt ja ſchon ein ſichrer Ort.
Dort geht zu End' der ſchlimme Wald,
Die Mauer, das Haus erreicht er bald.
Es ſingt ihm entgegen: „Oh, gönn' dir Raſt!
Ich bin dir gewiß, mein bleicher Gaſt;
Es geht zu Ende die bangſte Nacht,
Hier iſt dir ſchon dein Bette gemacht."
Einen Friedhof ſieht er im Morgenrot:
Ihn faßt's — er ſinkt danieder tot.

Das Lied von der Bernauerin

„Ich weiß nicht mehr zu raten,
Zu helfen nicht mehr weiß;
So wolle Gott in Gnaden
Aufnehmen meinen Geiſt.

Doch wie ich nun geduldig
Verlieren muß den Leib,
So wahr bin ich unſchuldig
Und meines Herren Weib.

Und ſagt Herrn Ernſtens Schreiben,
Das Badermägdelein,
Das könnte leben bleiben,
Woll's ſeine Schnur nicht ſein,

So ſag' ich's doch, und ſchwören
Will ich's noch tauſendmal:
Ich bin in Zucht und Ehren
Herrn Albrechts Ehgemahl.

Der Frauen höchſter Adel
Iſt ihre Frauenehr',
Die hab' ich ohne Tadel,
Hat keine Fürſtin mehr."

Sie nahm das Ringlein abe,
Das Ringlein war von Gold;
Ihr gab's der edle Knabe,
Der ſie nicht lieben ſollt'.

„Leb' wohl, der mir ihn geben,
Leb' wohl, mein liebſter Knab'!
So wohl ſollſt du mir leben,
Als ich geliebt dich hab'!"

Und um des Hemdleins Falten
Ein Tuch herum ſie band:
„Sollt mir das Tuch nicht halten,
Das wär' mir eine Schand'.

Nun bitt' ich nur zumeiſten,
Daß nur das Totenweib
Und keines Manns Erdreiſten
Berühre meinen Leib."

Da griff nun ſo behende
Der grimme Henker dar
Und ſchlang um ſeine Hände
Ihr golden langes Haar,

Und faßte ſie darüber
Mit ſeiner linken Hand,
Und ſchwang ſie hoch hinüber
Über der Brücke Rand.

Es wichen rings die Wellen,
Sowie ſie fiel darein,
Als wollten ſie Geſellen
So ſchlimmer Tat nicht ſein,

Und trugen wie auf Armen
Empor den ſchönen Leib,
Als hätt' es ihr Erbarmen,
Das arme Fürſtenweib.

Da faßte mit der Stange
Der Henker wieder dar,
Und wand darum das lange,
Das reiche goldne Haar,

Und tauchte ſie mit Schnelle
Und hielt ſie feſt darin;

Und traurig zog die Welle
Über die Tote hin.

Da kam ihr Herr von Böhmen
Herangeſprengt zu Roß,
Daß ihm der Schweiß in Strömen
Am Barte niederfloß.

Er tät mit Tränen fragen,
Zerriß ſich ſein Gewand.
„Mein Mund ſoll ſie beklagen,
Sie rächen meine Hand!

Nicht ſoll dem Alten frommen
Die himmelſchrei'nde Tat!
Weit mehr hat er genommen,
Als er mir geben hat.

Auf, Fiſcher, fiſcht mir eilig
Nach ihrem ſüßen Leib.
Oh, weh doch um mein heilig
Getreues, reines Weib!

Nie ward ein Weib geboren
Von fürſtlich-edlerm Sinn,
Zur Fürſtin je erkoren
Als die Bernauerin.

Und um ſolch Weib getragen
Hat Jammer nie ein Mann!
So muß ich um ſie klagen,
So lang ich klagen kann!“

VII.

Politiſche Gedichte

des Jahres 1848

Die erſte Lerche 1848

Wie iſt's ſo ſonnig doch dadraus!
Der Morgen läßt mich nicht im Haus.
Der Himmel lockt ſo hell und klar;
Was hör' ich nur ſo wunderbar
Hoch über mir erklingen?
„Vorbei des Winters Druck und Qual!
Frühling! Frühling auf Berg und Tal!
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land:
Freiheit, Freiheit iſt er genannt!
Freiheit! o Völkerfrühling!“

Und immer höher ſchwingt und ſchwingt
Die erſte Lerche ſich und ſingt,
Daß mir das Herz im Buſen ſchwillt,
Daß mir im Aug' die Träne quillt.
O heiß erſehnte Klänge:
„Frühling! Frühling auf Berg und Tal!
Lobt Gott, ihr Völker allzumal!
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land:
Freiheit, Freiheit iſt er genannt!
Freiheit! o Völkerfrühling!“

Das Eis von allen Strömen ſpringt,
Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt.
Sei du, mein Herz, allein nicht ſtill!
Zerbrich dein Eis und quill und quill
In Frühlingsliedern über:

„Frühling! Frühling auf Berg und Tal!
In Deutſchlands Gauen allzumal!
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt!
Freiheit! o Völkerfrühling!“

Aus jeder Scholle drängt ſich's grün;
Das wird ein Wachſen! wird ein Blühn!
Brich auf im Frühlingsſonnenſchein,
Brich auf, mein Herz, als Knoſpe rein
Und dufte klingend, ſingend:
„Frühling! Frühling auf Berg und Tal!
In Deutſchlands Gauen allzumal!
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land:
Freiheit, Freiheit iſt er genannt!
Freiheit! o Völkerfrühling!“

Wie das durch alle Zweige hallt!
Aufſchauernd bebt der dunkle Wald,
Aufſchauernd ſink' ich in die Knie',
Gebetet hab' ich frömmer nie
Als bei dem Lerchenjubel:
„Frühling! Frühling auf Berg und Tal!
In Deutſchlands Gauen allzumal!
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land:
Freiheit, Freiheit iſt er genannt!
Freiheit! o Völkerfrühling!“

Wie biſt du doch verachtet,
Mein deutſches Vaterland!
Daß mir die Seele ſchmachtet,
Mein Herz mir iſt entbrannt,

Seh' ich dich, das ſo prächtig
Vor allen könnte ſtehn,
So ärmlich, ſo unmächtig
Und ſo verſpottet gehn.

Daß, Deutſchland, du zerſchlagen
In vierzig Stücken biſt,
Das ſetzt dich jedem Wagen
So bloß und jeder Liſt.
Es feſſeln vierzig Bande
Dir den gewalt'gen Leib,
Drum treiben Zwerge Schande
Mit dir, du Rieſenweib.

Und deine Kinder ſchauen
Gleichgültig deinen Schmerz —
In deinen weiten Auen
Nicht ein, ein weites Herz?
Soll's nimmer anders werden?
Die Schmach unſterblich ſein?
Sieht denn kein Menſch auf Erden,
Kein Gott im Himmel drein?

Wonach die Völker dürſten,
Das eine Vaterland,
Das ſteht, ihr deutſchen Fürſten,
Das ſteht in eurer Hand.
Sie ſchrein in ihren Nöten
Um Hülfe zu euch auf;
Und ihr, ihr habt nur Reden,
Habt nichts als Reden drauf?

Ein großes ernſtes Loſen
Beginnt zu dieſer Friſt.
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer iſt!

Ihr könnt's. Oh, macht zur Stunde
Der Schmach ein glorreich End'
Und fügt zum Fürſtenbunde
Ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
Aufjubeln nah und fern;
Es ſteigt mit neuem Flimmen
Des Vaterlandes Stern.
Dann laßt die Dränger kommen
Von Oſt und Nord und Weſt –
Was ſoll den Drängern frommen,
Steht Deutſchlands Einheit feſt?

Und durch die deutſchen Lande
Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag,
Glorreich die alte Schande
Gelöſt an einem Tag!
Und niemand ſoll dir's wehren,
Zu prangen tadellos,
O Vaterland voll Ehren,
Vor allen Völkern groß!

Der Schütze in Leipzig 1845

Melodie: Zu Straßburg auf der Schanz' uſw.

In Leipzig auf dem Markt,
Da hub mein Trauern an.
Quarré wir ſollten ſchließen

Und auf die Bürger ſchießen,
Manch hundert Mann.

Hinſcholl's an unſere Reihn:
„Gebt Feuer! laut und ſchwer."
Es feuerten die Glieder,
Es ſanken Menſchen nieder,
Wohl zwölf und mehr.

Was lag da ſo bekannt
Vor mir im blut'gen Sand?
Weh mir! Es war mein guter,
Mein einziger, mein Bruder,
Mein Ferdinand!

Ich war ſein ander Ich,
Er liebte mich ſo ſehr.
So alt die Welt mag werden,
So liebt auf dieſer Erden
Kein Bruder mehr.

Er lag in ſeinem Blut
Und ſah mich ſterbend an:
„Mein ganzes Leben gab ich
Für dich ſo gern. Was hab' ich
Dir, Fritz, getan?"

Mein Träumen, alles trägt
Sein ſterbend Angeſicht.
Was ich da hab' erfahren,
So was — in hundert Jahren
Vergißt ſich's nicht.

Zechergruß an die Münchner

17.3

Melodie: Ein Schifflein ſah ich fahren

Die Bayern ſind brave Leute:
Sie brauen gutes Bier,
Sie haben friſche Herzen
Zum Ernſt und auch zum Scherzen.
Student, Soldat,
Bürgerſchaft und Rat,
Bayern hoch! Krügel leer! Bei friſchem Trunk und wackrer Tat,
Da halten ſie brav zuſammen.

Und halten brav zuſammen
Nicht allein beim Krügel Bier.
Wo brave Männer fechten,
Da halten ſie am Rechten.
Student, Soldat,
Bürgerſchaft und Rat,
Bayern hoch! Krügel leer! Bei friſchem Trunk und wackrer Tat,
Da ſind ſie nicht die letzten!

Friſch auf, ihr frohen Zecher
Im wackern Bayerland!
Deutſchland ſoll grünen, wachſen!
Euch rufen's zu die Sachſen.
Student, Soldat,
Bürgerſchaft und Rat,
Deutſchland hoch! Krügel leer! Bei friſchem Trunk und wackrer Tat
Sind alle Deutſchen Brüder!

17.3.'42

O Deutſchland! Deutſchland! Vaterland!
Wer hat dir deine Ehr' entwandt?
Wir, deine Kinder, ſtehn voll Mut,

Wir ſtehn mit unſerm beſten Gut,
Wir ſtehn mit unſerm beſten Blut
  Dir Vaterland zur Seiten!

  O Deutſchland! Deutſchland unbeglückt!
Wer hat dir deinen Kranz zerpflückt
In vierzig Fetzen groß und klein?
Mit Gut und Blute ſtehn wir ein:
Dein Kranz ſoll neu gewunden ſein,
  So Gott uns hilft in Gnaden!

  Wenn Deutſchland ruft, dein Vaterland,
Fluch dir, biſt du ihm abgewandt!
Vergiß, vergiß zu dieſer Friſt,
Vergiß, was dir das Nächſte iſt!
Nur das, daß du ein Deutſcher biſt,
  Das ſollſt du nie vergeſſen!

VIII.

Gedichte

1848—1865

Eduard Devrient ins Album

Wem Edles ſoll gelingen,
Muß ſelber edel ſein;
Die edeln Reben bringen
Von ſelbſt den guten Wein.

Du haſt nicht nur zu lehren
Dies Leben treu geſtrebt:
Du haſt, ſie zu bewähren,
Die Lehre auch gelebt.

IX.

Gedichte

zweifelhafter Entſtehungszeit

An Urania

I.

Laß mich bleiben nur und ſchauen!
Bann' mich aus des Tages Licht
Hin in höllentnachtet Grauen,
Nur von deinem Antlitz nicht!

Laß mich ſterben, laß mich bluten!
Nimm mein letztes Erdenglück!
Vor der Höll' ergrimmten Gluten
Schützt mich doch dein Engelsblick!

Könnt' aus deiner Huld ich ſpinnen
Goldne Fäden fein und zart,
Könnt' ich draus ein Kleid gewinnen,
Wär' ich ſicher und bewahrt;

Hätt' ich Rüſtung dann gefunden,
Beßre als vom härtſten Stahl.
Doch von Blicken, liebeswunden,
Trüg' ich dann wohl ärgre Qual.

II.

Mädchen! Hat es Gott geduldet,
Daß du ſchrittſt in ſeine Grenzen,
Dich umgabſt mit Himmelsglänzen,
Nun, ſo hat er's ſelbſt verſchuldet,
Wenn ich nicht zu ihm mehr bete.

Vögleins Auferſtehung

Ein Vöglein rang in letzter Not,
Vöglein ganz verwaiſet,
Und endlich fiel's darnieder tot,
Vöglein ganz verwaiſet.
O Vöglein, muß dir das geſchehn,
Und haſt noch keinen Lenz geſehn?
Noch hat der Mai mit ſeiner Pracht
Dir, armes Vöglein, nicht gelacht,
Du armes, armes Vögelein!

Sie läuten, horch! dem armen Wicht,
Vöglein ganz verwaiſet.
Ach nein! Das gilt dem Vöglein nicht,
Vöglein ganz verwaiſet.
Es kümmert keine Seele, ach!
Dein Glück und auch dein Ungemach!
Es ſchlägt kein Herz, das deiner denkt
Und dir den Troſt der Tränen ſchenkt,
Du armes, armes Vögelein!

Dem lieben Gott, dem tat es weh –
Vöglein ſo verwaiſet.
Er nahm das Vöglein aus dem Schnee,
Vöglein ſo verwaiſet,
Und ſetzt's auf einen Himmelsbaum,
Da träumt es gar ſo ſüßen Traum
Und hüpft in ew'ger Frühlingsluſt
Und jauchzt und ſingt aus voller Bruſt:
Ich reiches, reiches Vögelein!

Liebesruf

Tauch' herauf, du Feenauge,
Tief und klar wie Himmelsſchein!
Nur aus deinem Anblick ſauge
Ich den Troſt in herber Pein.

Warum biſt du ſchnell verſchwunden,
Da mein erſter Blick dich ſah?
Ach, dein Herz war meinem wunden,
Deinem Mund mein Mund ſo nah!

Tauch' herauf, du Lockenfülle!
Tauch' herauf, du weiße Bruſt!
Wirf ſie ab, die kalte Hülle,
Gib für Lieb' mir Liebesluſt!

Lieb' iſt's, was die Vöglein ſingen,
Liebe lacht vom Himmelszelt —
Dir nur mag im Buſen klingen
Nicht die lichte Zauberwelt?

Liebend laben ſich die Höhen
Hell im lautern Mondenlicht;
Lieb' iſt's, was die Lüfte wehen —
Dich allein, dich lockt es nicht?

Iſt kein Ton, der aus dem kalten
Tiefen Wogenſitz dich ruft?
Ach! und dieſem Drangeswalten
Iſt zu kalt die blaue Luft!

Die Wiederkehr

Ich kam aus fernen Landen,
Entgegen mir ein Zug,
Der aus gebrochnen Banden
Ein Herz zur Ruhe trug.

Da hielt ich ſtill. Mir graute —
Da zog's mich mit hinein;
Rings klangen Schmerzenslaute
Und Seufzer um den Schrein.

Ich harrte, bis ſie ſchieden,
Dann ſchlich ich ſtill hinzu;
Ich ahnte, welcher Müden
Jetzt winkt die lange Ruh'.

Da lag mit ſtillen Zügen,
Die ich ſo gut gekannt;
Die bleichen Lippen ſchwiegen,
Die mich ſo oft genannt.

Das blaue Aug' geſchloſſen,
Umgrünt vom letzten Kranz,
So lag ſie hingegoſſen
In rührend-bleichem Glanz.

Da naht in ſtillem Harme
Voll Schmerz ihr Bruder mir;
Er nahm mich in die Arme:
„Den letzten Gruß von ihr!

Daß du ſie haſt verlaſſen,
Das war's, warum ſie ſtarb;
Ich ſchwur ihr, nicht zu haſſen
Den Mann, der ſie verdarb.

Ich hab' es ihr geſchworen
Und halt' es für und für;
Du haſt durch Schuld verloren,
Drum traure ich mit dir.“

Frühlingsahnung

Auf, ihr zarten, ſtill verſchämten Blicke,
Schneeige Glöckchen, quellt hervor!
Läutet ein mein junges Frühlingsglücke!
Sagt mir, daß ich nichts verlor!

Draußen webt der Winter noch im Haine,
Spielt der Sturm mit leichter Flocken Fall;
Doch wer Frühling trägt im Herzen reine,
Frühling iſt ihm überall!

Zieht der Winter ein zu allen Toren,
Bleibt ein Sommerblümchen nur zurück,
Aus dem einen wieder wird geboren
Alles Sommerglück.

Kehret auch nur eins der Vöglein wieder
In die ödverwaiſte Bruſt,
Zwar den Frühling trägt es nicht hernieder,
Doch die volle Frühlingsluſt.

Zerknirſchung

Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben?
Sprengt keine Kraft dies dumpfe Kerkerband?
Muß ewig ich an dieſer Scholle kleben,
Das Lichte ahnend, doch in Nacht gebannt?

So nimm mir, Allmacht, dieſes Sehnſuchtsbeben,
Mach' mir zur Heimat dieſes ird'ſche Land!
Laß mich, wie ſonſt ich Himmelslicht begehrte,
Mit Luſt mich klammern, Erde, an die Erde!

Ihm, der durch Dunkel irrt zum dunkeln Grabe,
Ihm nimm den unerquicklich-fernen Schein:
Das Licht iſt kein Geſchenk ihm, keine Gabe –
Schufſt Erde mich, laß ganz mich Erde ſein.
Gib mir des engen dumpfen Sinnes Labe,
Laß irdiſch leiden mich, mich irdiſch freun!
Laß ſchweigen jene wunderbaren Töne,
Daß ich mit meinen Feſſeln mich verſöhne!

Laß ſchweigen die verheißungsvollen Lieder,
Erfüllſt du ſie dem Schwergetäuſchten nicht!
Ja, hoffend blähten ſie mein ſchwach Gefieder,
Aufſtreben wollt' aus Nächten ich zum Licht;
Da zog mich lichtgeträumten Staub hernieder
Des tiefſten Loſes ſchmerzliches Gewicht!
Schufſt Söhne du, nicht furchtgedrückte Knechte,
So gib mir Erdenſinn für Erdennächte.

Avancer

Du ſtandſt im goldnen Abendſchein,
Verklärt in ſtillem Denken.
Da trat ich ſcheu und blöd' herein,
Beſorgend, dich zu kränken.

Ich nahte voll verlegner Not,
Kaum wagt' ich aufzublicken.

Du ſtandſt, die Wang' umhaucht von Rot –
Ich ſah es mit Entzücken.

So ſtanden wir und ſchwiegen lang
Und wagten nicht zu reden;
Doch endlich wich dem ſüßen Drang
Die Furcht des ſcheuen Blöden.

Ich ſprach zu dir: „Nicht bin ich wert
Der Stell' zu deinen Füßen,
Und nimmer hätt' ich das begehrt,
Wüßt' ich, dich möcht's verdrießen.“

Du nickteſt ſtill und ſetzteſt dich
Und haſt's mir nicht verwieſen;
Und nieder warf ich froher mich
Und ſaß zu deinen Füßen.

Da ſaß ich froh und ſah hinauf
Und horchte deinen Worten.
Doch wagte meines Blickes Lauf
Sich nicht zu deines Pforten.

Da ſprach ich: „Wär' ich doch verwandt
Den Engelein, den ſüßen,
Dann dürft' ich dieſe Engelshand,
Die weiße zarte, küſſen.“

Da reichteſt freundlich du den Schnee
Zur Lindrung mir hernieder,
Doch heißer noch drang mir das Weh
Der Sehnſucht durch die Glieder.

Drauf klagt' ich: „Ich verdien' es nicht,
Ins Auge dir zu ſchauen!“
Du gönnteſt mir das ſüße Licht,
Du holdeſte der Frauen.

Ich ſah hinauf und ſah hinein,
Die Erde war verflogen,
So haſt du mit dem ſüßen Schein
Die Seele mir entſogen.

Ich ſeufzt': „Oh, wär' ich jenes Band,
Dann könnt' ich's wohl erringen –
Ich dürft' mit liebend-leiſer Hand
Den ſchlanken Bau umſchlingen.“

Da hobſt du mich, du ſüßes Weib,
Gerührt von meinem Harme,
Da lag der ſchlanke zarte Leib
Dem Glücklichen im Arme.

Da hab' ich nimmermehr gefragt,
Und, Mund an Mund geſunken,
Was ich zu hoffen nie gewagt,
Des Himmels Luſt getrunken.

* * *

Jetzt ſenke erdwärts den Flug,
Sonſt wirſt du noch verſchmachten.
Gedichtet haſt du genug,
Nun lern' auch einmal trachten!

Unbelauſchte Schönheit

Schön wie das Veilchen, das ſich ſchamhaft birgt
In ſeiner Blätter Grün; wie einſam, ſtill
Auf abgelegner Alpentriſt das blau-
Und goldne Glöckchen, das ſich ſelber duftet,

Von keinem Aug' geſehn; wie Sang des Vogels,
Der eines Hörers nicht bedarf, ja den
Bewundrung ſcheucht; ungleich der eiteln Kunſt,
Die, auf dem Markte ſitzend, überputzt,
Mit Rednerſchmuck zu blenden ſtrebt und angſtvoll·
Um jedes Laſſen Beifall buhlt, ſtets ſelbſt
Sich miſchend in das eigne Werk: „Seht, was
So groß und ſchön euch rührt, das iſt die Welt nicht,
Die ich euch zeige, nein, das bin nur ich!
Die Welt iſt häßlich, mein Gemüt nur ſchön."
Der Eitle täuſcht den großen eitlen Haufen,
Indes der Kenner von Gefühl ihn flieht,
Waldwärts zur unbelauſchten Schönheit zieht.

Reines Herz

Selig, dem
Die Götter geben
Ein reines edles Herz!
Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
Was er berührt, mit Wonne zu durchſchwellen.
Die enge Hütte dehnt ſich zum Olymp,
Wohin er ſeine Bruſt voll Götter bringt.
Nur dem iſt arm das Leben,
Der es mit armen Augen ſieht.
Ihm ſchmilzt der Dinge Frühling
Unter der gierigen Hand.
Drum, gütige Götter, erhaltet
Ihm, dem Glücklichen, dem ihr ſie gabt,
Die ſelige Gabe, erhaltet ihm
Im Buſen das reine edle Herz!

Wenn die güldnen Sterne
Hoch am Himmel gehn,
Schau' ich in die Ferne,
Wähn' ich, dich zu ſehn;
Iſt's, als ob ich ſähe
Deinen lieben Blick,
Fühl' ich deiner Nähe
Selig-ſüßes Glück;
Streck' ich meine Arme
Nach dem ſüßen Schein,
Wach' ich auf zum Harme,
Bin ich ſo allein.

Wenn die Blätter rauſchen
Über mir am Baum,
Oh, mit frohem Lauſchen
Fahr' ich aus dem Traum;
Iſt's, als ob mit leiſen
Tönen dein Geſang
Zög' in ſüßen Weiſen
Zu mir talentlang;
Will ich zu dir eilen,
Durch das Tal zu dir –
Ach, und viele Meilen,
Zwiſchen dir und mir!

Wie am Himmelsbogen
Stern an Stern ſich freut,
Wie ſich Wog' an Wogen,
Blatt an Blatt ſich reiht,
Schäflein ohne Wanken
Um den Hirten mild,
Drängen mein' Gedanken
Um dein liebes Bild.

Wären's lautre Freuden,
Alle wünſcht' ich dir;
Ach, und ſo viel Leiden
Bringt die Trennung mir!

An manche neuere Dichter

Werdet Männer doch, bei Chriſt!
Bleibt nicht knabenhaft!
Unerſchöpflich Bergwerk iſt
Deutſchen Sinnes Kraft.
Hängt euch nicht an fremdes Wort,
Kehrt zu euch zurück!
Mutig ſchreitet fort und fort,
Vorgewandt den Blick!
Deutſch ſei euer Tun und Buch,
Freunde, folget mir!
Byron wart ihr lang genug,
Seid nun einmal ihr!

Guter Rat

Mein Freund, fehlt dir die rechte Kunſt,
So leih' von deinem Stoff dir Gunſt!
Man kann, ſteht er am hohen Ort,
Den Kleinen weiter ſehn.
Du ſtammelſt? Immer ſtammle fort
Von Licht und Freiheit! Solch ein Wort
Klingt auch geſtammelt ſchön.

Deutſchlands Einheit

Ich alter deutſcher Kaiſer,
Der Rotbart zubenannt,
Ich ſitz' in dem Kyffhäuſer
Und warte auf mein Land.

Ich höre, daß die Kunde
Von vierzig Völkern ſpricht;
Nur Deutſche gibt's zur Stunde
In meinem Deutſchland nicht!

Soll ich nicht eher kehren
Als auf der Einheit Gruß,
So wird's wohl ewig währen,
Daß ich hier warten muß.

Ich habe nichts erworben
Als Kummer, Sorg' und Not;
Wär' ich nicht ſchon geſtorben,
Ich grämte mich zu Tod!

Todesahnung

„Hörſt du wohl im grünen Dunkel
Durch des Bornes leiſen Fall
Wunderbares Tongefunkel?
Hörſt du wohl die Nachtigall?
Trauernd klang und bang das Tönen,
Süß erſterbend, durch die Nacht,
Wie der letzte Sang von Schwänen,
Eignem Tode dargebracht.

Ha — jetzt hebt ſich's im Entzücken,
Und es flutet himmelan;
Ach, es ſchwindelt meinen Blicken
Vor der wunderbaren Bahn;
Töne funkeln, Töne ſprühen,
Schimmernd wogt die ſüße Flut:
Helles Lebens Liebesglühen!
Dunkler tiefer Todesmut!

Beides faßt ſich im Entzücken,
Faßt ſich an in höchſter Luſt!
Solche Wonne muß erſticken
Kleine Nachtigallenbruſt.
Lieber, laß uns eilend gehen,
Unter Blumen, unter Duft
Kann ich hören jenes Flehen,
Das ſo ſüß zum Tode ruft.“

„Freund, du ſchwärmſt! Aus grünem Dunkel
Hör' ich keine Nachtigall;
Still nur in des Monds Gefunkel
Rauſcht des fernen Bornes Fall.“
„Ja, ich ſchwärme! Nicht das Singen,
Nein, mich ruft das eigne Herz;
Auf der Düfte leichten Schwingen
Zog er ein, der ſüße Schmerz.

Sieh die Roſen, wie ſie glühen,
Still ſich beugen lieber Luſt,
Doch aus lebensrotem Blühen
Strömt ein bleicher Nelkenduft.“
„Freund, du ſchwärmſt, du machſt mir bange,
Roſen duften hier allein —
Bleich und bleicher deine Wange,
In dem Auge welcher Schein!“

„Ja, ich ſchwärme! Nicht die Blume
Duftet ſo, es iſt mein Herz.
In dem tiefſten Heiligtume
Quillt und wogt der ſüße Schmerz.
Halte mich in deinen Armen,
Lehne mich an deine Bruſt!
In dem wehmutfrohen warmen
Herzen woget Todesluſt.

Leg' mich hin ins ſtille Dunkel –
Durch des Bornes leiſen Fall,
Stark und ſtärker das Gefunkel,
Hebt ſich neu die Nachtigall.
Sieh, ſie ſchwindet hoch im Blauen –
Stiller bleicher Nelkenduft –
Nächtig Wogen – lichtes Grauen –
Still – es iſt der Tod, der ruft!"

Der Kranke

Wer ſtehet noch an meinem öden Lager?
Kenn' ich die zwei Geſtalten,
Die eine hell wie der Tag uns glänzend,
Die andere wie ſtille Nacht? Wer biſt du?

Die eine Geſtalt

Leben nennen mich jubelnd meine Kinder.
Sieh auf den Bergen die ſchimmernden Lichter,
Herabgefloſſen aus dem Meere von Strahlen,
Das der glänzenden Bogen Blau umwogt.
Sieh die hüpfenden Kähne mit roſigen Wimpeln!
Flügel geb' ich dir, darein zu tauchen –
Soll dir's Morgenrot ſein?

Die andre Geſtalt

Oder Abendrot?
Sieh, jetzt dunkelt es mählich. Die Lichter verglühn.
In einen fließen all' die Schatten zuſammen.
Stiller wird's.
Hoch herauf am Himmel ziehen die Sterne,
Und mit ihnen erhebt ſich ein innerer Himmel;
Im wunderbaren Wehen der Abendglocken
Erwacht dein inneres Saitenſpiel.

Der Kranke

Mann mit der bleichen Wange — wie nenn' ich dich?

Die andre Geſtalt

Nenne mich erfüllte Sehnſucht,
Nenne mich den Ruf deiner Lieben,
Nenne mich die ſtille Abendfeier
Vor der Ruhe der Nacht!
Nenne mich das ſtille Erbleichen der Sterne,
Eh' hervortritt ein ſchönerer Tag!
Menſchen nennen mich: den Tod!

Der Kranke

Sei mir willkommen!

Leſarten und Entwürfe

Bei der Herſtellung dieſes Bandes wurde der Herausgeber von ſeiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch Max Hecker unterſtützt.

Gedichte.

(S. 1–183.)

1. Prinzipien der Anordnung.

Otto Ludwig hat selbst keine Ausgabe seiner Gedichte veranstaltet. Der Plan einer solchen taucht zwar zu verschiedenen Zeiten auf, kommt aber nicht über ungeordnete Gedichtverzeichnisse hinaus. Nur eine offenbar im Winter 1843–1844 entstandene Handschrift (die im folgenden als *Ha* bezeichnet wird) ist vorhanden, die vermutlich als Grundlage zu einer geplanten Drucklegung dienen sollte. Es lag daher nahe, die Gedichte dieser Handschrift als besondere Gruppe zusammenzufassen. Jedoch ergab sich, dass die Anordnung in *Ha* rein zufällig ist und dass eine Anzahl Gedichte später noch Umarbeitungen erlebt haben. Diese Gedichtgruppe beizubehalten, scheint daher nicht erforderlich. Ebensowenig konnte die Drucklegung einiger Gedichte zu Lebzeiten des Dichters zu einer Zusammenstellung berechtigen, da auch diese nachträglich Umarbeitungen erfahren haben.

Unter diesen Umständen war die Aufhebung aller zufälligen Anordnungen und die Einführung einer streng chronologischen Reihenfolge geboten.

Allerdings stellten sich auch diesem Prinzip erhebliche Schwierigkeiten in den Weg: nur die wenigsten Gedichte konnten genau datiert werden. Bei den meisten liess sich nur ein terminus ad quem feststellen. Daher wurden acht zeitlich aufeinanderfolgende Gruppen eingeführt, an deren Schlusse jedesmal die nicht genauer datierbaren, aber in die betreffende Periode gehörenden Gedichte eingeordnet wurden. Freilich musste auch eine Abteilung Undatierbares eingerichtet werden, die fast durchweg von Stern gedruckte Gedichte enthält, deren Handschriften inzwischen verloren gegangen sind.

In mehreren Fällen traf sachliche Einteilung mit chronologischer Anordnung zusammen. So konnte die Gruppe Politiſche Gedichte sowie Kaiſer Oktavian beibehalten werden. Bei den Buſchliedern ist es nicht klar, welche Grenzen Ludwig bei der Herstellung einer solchen Gruppe ziehen wollte. Das aber ist sicher, dass die im Frühjahr und Sommer 1844 entstandenen Gedichte den Grundstock bilden sollten, und nur für diese habe ich die Bezeichnung Buſchlieder beibehalten.

Ich bin mir wohl bewusst, dass die von mir gewählte Anordnung anfechtbar ist. Denn es liegt eine Inkonsequenz vor, wenn Gedichte, bei denen durchweg die letzte Fassung zugrunde gelegt wurde, an der Stelle eingeordnet worden sind, wo sie sich am frühesten nachweisen lassen. Da sich ferner bei vielen Gedichten nur der terminus ad quem bestimmen liess, ich aber unter keinen Umständen rein subjektive, nicht wissenschaftlich zu begründende Anschauungen über die Entstehung dieses oder jenes Gedichts in die Anordnung hineintragen wollte, so mögen vielleicht einzelne Gedichte zu spät eingeordnet worden sein.

2. Handschriften.

Ha: Von Ludwig selbst geschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 16,1). Ohne Umschlag. Titelblatt trägt die Aufschrift: **Einige Lieder und andere kleine Gedichte.** 46 Seiten, Hochoktavformat, rechts- und linksseitig beschrieben, früher mit Heftfaden gebunden; gelbes Papier. Da hier bereits das im Juni 1843 entstandene Gedicht **Langer Sommerregen** vorhanden ist, andrerseits aber die hauptsächlich im Mai und Juni 1844 entstandenen **Buſchlieder** noch fehlen, so ist es ziemlich sicher, dass die Handschrift zwischen Juni 1843 und Juni 1844 entstanden ist. Dafür spricht auch der Umstand, dass einige Gedichte sich in einem Briefe an Schaller vom 20. August 1844 bereits in fortgeschrittener Form vorfinden. Wahrscheinlich gehört die Handschrift dem Winter 1843 – 1844 an. Nachträglich wurden dann die Seiten 25 – 34 aus dem alten Bestande entfernt und dafür um 1848 vier Seiten eingeheftet, die später entstandene Gedichte enthielten. Ebenso wurden nach S. 44 vier Seiten eingefügt. Durch diese Neuordnung wurde aber das Gedicht **Alte Liebe** (S. 24 der Handschrift) unvollständig, was Ludwig offenbar nicht bemerkte, denn er führte eine Paginierung bis S. 44 durch. Da die Heftung zerrissen und die Blätter in Unordnung geraten waren, wurde bei der von mir durchgeführten Sichtung des Otto Ludwigschen Nachlasses die ursprüngliche Reihenfolge wieder eingeführt. Die späteren Zusätze wurden zu einer besonderen Handschrift *Hb* vereinigt. *Ha* zeigt trotz sorgfältiger Schrift eine ganze Anzahl von Korrekturen, und zwar von Ludwigs Hand aus früherer und späterer Zeit, dazu auch zahlreiche Notizen und Abänderungen von Heydrich. Es enthält folgende Gedichte:

1.	S. 2 von *Ha*	Der Hypochonder	S. 48 dieser Ausg.
2.	„ 3 „ „	Der Oſtermorgen	„ 114 „ „
3.	„ 4 „ „	Lied an den Mond	„ 50 „ „
4.	„ 5 „ „	Zu ſtille Liebe	„ 100 „ „
5.	„ 6 „ „	Hüttchen im Odenwald	„ 56 „ „

6.	S. 7 von *Ha*	Des Mädchens Lied	S. 115 dieser Ausg.
7.	„ 8 „ „	Liebe [Oh, wie iſt's möglich dann]	„ 55 „ „
8.	„ 9 „ „	Des Kranken Ungeduld	„ 84 „ „
9.	„ 12 „ „	Marzebille	„ 20 „ „
10.	„ 13 „ „	Das zerbrochene Herz	„ 108 „ „
11.	„ 16 „ „	Fides	„ 21 „ „
12.	„ 16 „ „	Die Rückkehr [Roſen und Lilien]	„ 123 „ „
13.	„ 17 „ „	Treu Kätchen	„ 92 „ „
14.	„ 18 „ „	Falſcher Liebe Lohn	„ 118 „ „
15.	„ 19 „ „	Die Kindesmörderin [Da unter der Linde]	„ 124 „ „
16.	„ 20 „ „	Julius und Hannchen	„ 25 „ „
17.	„ 23 „ „	Der Verurteilte	„ 119 „ „
18.	„ 24 „ „	Alte Liebe	„ 44 „ „
19.	„ 26 „ „	Frühlingstrunkenheit	„ 59 „ „
20.	„ 27 „ „	Alternative	„ 62 „ „
21.	„ 28 „ „	Der Beſuch	„ 63 „ „
22.	„ 30 „ „	Beſcheid [Sag' mir, ſo ſprach die Schöne]	„ 28 „ „
23.	„ 31 „ „	Die Zigeunerin	„ 93 „ „
24.	„ 34 „ „	Klage	„ 61 „ „
25.	„ 35 „ „	Treu Friedrich	„ 39 „ „
26.	„ 37 „ „	Der böſe Fleck	„ 78 „ „
27.	„ 39 „ „	Der wandernde Muſikant	„ 111 „ „
28.	„ 42 „ „	Verſchiedenes	„ 126 „ „
29.	„ 43 „ „	Der Venusberg	„ 96 „ „
30.	„ 45 „ „	Zöllner, Sünder	„ 112 „ „
31.	„ 45 „ „	Langer Sommerregen	„ 116 „ „

Hb: Von Ludwig selbst geschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 16,2). Ohne Umschlag. Vgl. die Beschreibung von *Ha*. 8 Seiten Hochoktavformat, weissliches Papier. An den Ecken die alte Paginierung: S. 25 bis 28, 39–42. S. 1–3 von *Hb* zeigen die klare Handschrift der ersten Hälfte der vierziger Jahre. Das auf S. 2 beginnende Lied von der Bernauerin ist nicht zu Ende geschrieben worden, so dass der Rest von S. 3 und die ganze S. 4 den Schluss der Ballade von Moritz Heydrichs Hand trägt. S. 5–8 weisen die spätere Handschrift Ludwigs auf und sind nicht vor 1848 entstanden. *Hb* enthält:

1.	S. 1 von *Hb*	Beim Landſchaftern	S. 131 dieser Ausgabe
2.	„ 2 „ „	Das Lied von der Bernauerin	„ 150 „ „
3.	„ 5 „ „	Der Venusberg [Schluss von *Ha* Nr. 29]	„ 96 „ „

4. S. 6 von *Hb*	Zöllner, Sünder	S. 122	dieser Ausgabe
5. „ 7 „ „	Der Städterin Neid	„ 117	„ „
6. „ 8 „ „	Beſcheid [Das Röslein entzückt]	„ 59	„ „

He: Von Ludwig selbst geschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 16,3). Ohne Umschlag. Hochoktavformat, weissliches Papier. Die Sammlung enthielt 24 Seiten, von denen jedoch S. 3, 4, 9, 10, 15, 16, 21 – 24 verloren gegangen sind. Dadurch sind die meisten Gedichte der Sammlung unvollständig. Als frühester Zeitpunkt für die Entstehung ergibt sich nach Schrift und Papier etwa 1840 oder 41. Die Form der Gedichte zeigt an, dass *He* unbedingt älter ist als *Ha*. So ergibt sich als terminus ad quem: 1843 – 44. *He* enthält jetzt:

1. S. 1 von *He*	Frühlingstrunkenheit	S. 59	dieser Ausgabe
2. „ 5 „ „	König Hjadrinjavig [unvollst.]	„ 89	„ „
3. „ 7 „ „	Zu ſtille Liebe	„ 100	„ „
4. „ 8 „ „	Der böſe Fleck [unvollst.]	„ 78	„ „
5. „ 11 „ „	Der junge Dichter [unvollst.]	„ 31	„ „
6. „ 17 „ „	Des Kranken Ungeduld [unvollst.]	„ 84	„ „
7. „ 20 „ „	Des Herzens Winterſchlaf	„ 68	„ „

Hd: Sammlung einzelner Blätter verschiedenen Alters. Goethe- und Schiller-Archiv (I 16,4). Neun römisch numerierte Blätter, und zwar

I. Blatt in Quart. Gelbes Papier. Beiderseitig beschrieben. In der Ecke die Seitennumerierung 79, 80. Offenbar also ein Blatt einer verlorenen oder vernichteten Sammlung. Nicht vor dem März 1843, welches Datum das eine Gedicht trägt; aber, der Fassung der Gedichte nach, auch nicht viel später. Enthält:

1. Das zerbrochene Herz [unvollst.]	S. 108	dieser Ausgabe
2. Fides	„ 21	„ „
3. Sterben, Begraben	„ 123	„ „
4. Roſen und Lilien	„ 123	„ „
5. Tod im Berufe	„ 124	„ „

II. Bogen in Folio. Graues Papier. Von Emilie Ludwigs Hand geschrieben. Offenbar Abschriften nach Erstdrucken. Vielleicht erst nach Ludwigs Tode hergestellt. Enthält:

1. Julius und Hannchen	S. 25	dieser Ausgabe
2. Der Oſtermorgen	„ 114	„ „
3. Zu ſtille Liebe	„ 100	„ „

III. Blatt in Querfolio. Gelbliches Papier. Einseitig beschrieben. 2 Zeilen Noten für Gesang und Gitarre mit untergelegter erster Strophe, darunter der Text der übrigen Strophen des Gedichtes

Es ſteht in ſtiller dunkler Nacht S. 144 dieser Ausgabe.

IV. 4 Blatt Grossquart. Graues Papier. Beiderseitig beschrieben; letzte Seite leer. März 1848. Enthält:

1. Die erſte Lerche 1848	S. 155 dieser Ausgabe
2. Wie biſt du doch verachtet	„ 156 „ „
3. Der Schütze in Leipzig 1845	„ 158 „ „
4. Zechergruß an die Münchner	„ 160 „ „
5. O Deutſchland! Deutſchland! Vaterland	„ 160 „ „

V. Blatt in Hochoktav. Weissliches Papier. Beiderseitig beschrieben. Etwas später als Bl. IV. Enthält:

Die erſte Lerche 1848 S. 155 dieser Ausgabe.

VI. Blatt in Hochoktav. Weissliches Papier. Beiderseitig beschrieben. Enthält:

1. Zechergruß an die Münchner	S. 160 dieser Ausgabe
2. Der Schütze in Leipzig 1845	„ 158 „ „

VII. Blatt in Folio. Graublaues Papier. Einseitig beschrieben. Enthält:

[Fragment einer Don-Juan-Ballade] S. 76 dieser Ausgabe.

VIII. Blatt in Hochoktav. Weissliches Papier. Einseitig beschrieben. Enthält:

Troſt S. 56 dieser Ausgabe.

IX. Blatt in Quart. Graues Papier. Beiderseitig beschrieben. Enthält: Sprache der Tapferkeit.

Es ist nicht sicher, ob dieses auf Ossian zurückzuführende Gedicht von Ludwig stammt oder nicht bloss eine Abschrift von seiner Hand ist. In unsere Ausgabe ist es daher nur in den Apparat aufgenommen worden.

He: Von Ludwig selbst geschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 15). Ohne Umschlag. Das Heft ist von beiden Seiten angefangen worden. Das zerrissene Titelblatt des vorderen Teiles trägt u. a. die verblasste Aufschrift: Kaiſer Octavian. / Ein altes Gedicht / in / 100 Liedern, ausserdem den Entwurf zu dem Gedicht Der Hypochonder (S. 48 dieser Ausgabe). Es folgen dann, paginiert S. 1–26, die Gedichte Kaiſer Oktavian (Nr. 1–16). Vom anderen Ende her ist das Heft etwas später beschrieben worden. Es enthält auf der ersten Seite verblasste Bleistift- und Tintennotizen zu Agnes Bernauer. Dann folgt viel freies Papier, bis erst etwa in der Mitte des Heftes eine 43 Seiten lange, tagebuchartige Aphorismen- und Gedichtsammlung anfängt.

Ganz sicher lässt sich das Heft nicht datieren. Die Aphorismensammlung beginnt mit dem Aphorismus: König – einer, der entweder eine Krone trägt oder von einer Krone getragen wird, welches Wort in der 1828 entstandenen Campana (vgl. B. III S. 211) wiederkehrt. Lässt sich dadurch ein ungefährer terminus a quo bestimmen, so kann doch der ausgeschriebenere Duktus der Handschrift gegenüber dem der

Campana nicht übersehen werden. So erscheint Heydrichs heute nicht mehr nachkontrollierbare Angabe, der Oktavian sei 1831 entstanden, sehr wahrscheinlich. Verschiedene Namen und Notizen deuten auf die Saalfelder Lyzeumszeit. Es erscheint daher ziemlich sicher, dass die Gedichtsammlung 1832 – 1833 entstanden ist.

He enthält folgende Gedichte:

Kaiſer Oktavian [Nr. 1 – 16] S. 1 dieser Ausgabe.

Ferner in der Aphorismen- und Gedichtsammlung auf

1.	S. 10	von *He*	Ein Bächlein iſt das Menſchenherz	S. 30	dieser Ausg.
2.	„ 16	„ „	Ach ewig fliehet, den das Glück geflohen	„ 31	„ „
3.	„ 16	„ „	Der Lenz bringt neue Blumen	„ 31	„ „
4.	„ 17	„ „	An die Erinnerung	„ 31	„ „
5.	„ 18	„ „	Der junge Dichter	„ 31	„ „
6.	„ 20	„ „	Kommſt du, Sommer, nie denn wieder	„ 36	„ „
7.	„ 21	„ „	Wie ſang ich ſonſt oft von Liebe	„ 37	„ „
8.	„ 23	„ „	Still gab im Tale des Bächleins Flut	„ 37	„ „
9.	„ 27	„ „	Fragment zu einer Widmung gehörig	„ 37	„ „
10.	„ 28	„ „	Freias Klage	„ 38	„ „
11.	„ 29	„ „	Treu Abrik	„ 38	„ „
12.	„ 31	„ „	Treu Friedrich [Der treue Jagdbub']	„ 39	„ „
13.	„ 33	„ „	Lied vom gebrochenen Herzen	„ 29	„ „
14.	„ 35	„ „	An Siona, da ſie zum Abendmahl ging	„ 42	„ „
15.	„ 36	„ „	Die Kapelle der Liebenden	„ 43	„ „
16.	„ 38	„ „	Fragmente [Wie Schäflein ohne Wanken]	„ 43	„ „
17.	„ 38	„ „	[Wenn das Alphorn klinget]	„ 43	„ „
18.	„ 39	„ „	Alte Liebe	„ 44	„ „

Hf: Brief an Schaller, datiert: Niedergarſebach 7. Auguſt 1844. Goethe- und Schiller-Archiv (VII. 1, 17). 12 Seiten, Grossquart. Enthält, unterbrochen von Brieftext, folgende Gedichte:

1.	S.	1	Durch den Grund	S. 134	dieser Ausg.
2.	„	1	Voll Neid ſchauſt du	„ 138	„ „
3.	„	2	Blauer Himmel, kühne Felſenhänge	„ 132	„ „
4.	„	2	Jetzo hab' ich dich, Natur	„ 133	„ „
5.	„	2	Liebe, Liebe, laß mir Ruh	„ 135	„ „
6.	„	2	Aber der fremde Vogel fliegt	„ 134	„ „
7.	„	3	Der Oſtermorgen	„ 114	„ „

8. S.	4	Sie denkt	S. 139	dieser	Ausg.
9. „	4	Lied des Mädchens	„ 115	„	„
10. „	4	Langer Sommerregen	„ 116	„	„
11. „	4	Der Menſch und das Leben	„ 81	„	„
12. „	5	Der Stern nur gern [Das Lied]	„ 83	„	„
13. „	9	Der wandernde Muſikant	„ 111	„	„
14. „	10	Die Gäſeriche	„ 131	„	„
15. „	10	Nur du und ich	„ 136	„	„
16. „	10	Es fragte dich die Tante	„ 139	„	„
17. „	10	Wenn ich als Kind ſo fand	„ 139	„	„
18. „	11	War um die Kirch' gegangen	„ 140	„	„
19. „	11	Einen Anker tuſt du auf Vaters Gruft	„ 141	„	„

Hg: Sechs Folioblätter, graues Papier. Blatt 1 ist zu einem Viertel abgerissen. Goethe- und Schiller-Archiv (I 4). Enthält hauptsächlich den Entwurf zu einer literarischen Satire. Die letzten beiden Seiten enthalten aber auch die ersten Niederschriften einer Anzahl von Buſchliedern, und zwar von:

1.	War um die Kirch' gegangen	S. 140	dieser	Ausg.
2.	Nun liegt ſie, die Glieder	„ 141	„	„
3.	Dichte immer wieder	„ 142	„	„
4.	Hab' von poetiſchem Triebe	„ 142	„	„
5.	Frage tauſendmal	„ 142	„	„
6.	Es fragte dich die Tante	„ 139	„	„
7.	Blauer Himmel, kühne Felſenhänge	„ 132	„	„
8.	Jetzo hab' ich dich, Natur	„ 133	„	„

Dia I: Diarium I. Tagebuch der Jahre 1836–1840. Goethe- und Schiller-Archiv (VII 9). Enthält auf

1. Bl.	3. 4	Zu dem Lehrgedicht „Polyhymnia"	S. 75	dieser	Ausg.
2. „	100	Wie die Roſen lieblich prangen	„ 105	„	„
3. „	109	Liebe	„ 105	„	„

Ferner findet sich auf Bl. 89 ein wichtiges Gedichtverzeichnis, das für die Datierung vieler Gedichte von Bedeutung ist.

Dia II: Diarium II. Tagebuch vom 5. August – Oktober 1840. Leipzig. Goethe- und Schiller-Archiv (VII 10). Enthält auf

Bl. 7 Du ſiehſt nicht her – und ich ſeh' hin S. 105 dieser Ausgabe.

Einige Handschriften, die nur ein Gedicht enthalten, werden an der betreffenden Stelle angegeben und beschrieben.

Zahlreiche weitere Handschriften, die noch Stern vorgelegen haben und von denen er in der Einleitung zu seiner Gedichtausgabe spricht, sind verloren gegangen.

3. Drucke.

a) Zu Lebzeiten des Dichters.

K: Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Leſewelt. Herausgegeben von C. Herloßſohn in Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig. 4°. Elfter Jahrgang. 1840. Nr. 58. Freitag, den 20. März. Enthält
Lied der Auswanderer nach Amerika S. 78 dieser Ausgabe.

Th B: Der Thüringer Bote. Ein Volksblatt. Herausgegeben von Ludwig Storch. 4°. [Jahrgang 1842. Gotha. Verlagskomptoir.] Enthält in
1. Nr. 24 S. 99 Des Kranken Ungeduld S. 84 dieser Ausgabe
2. Nr. 36 S. 155 Lied an den Mond S. 50 " "

W 1843: Weihnachtsbaum. Gaben von alten und jungen, in Thüringen und Franken lebenden Dichtern, zu einer zweiten Chriſtbeſcherung für arme Kinder in Hildburghauſen, in Coburg, ſo wie auch in Gotha, Jena, Meiningen und Saalfeld, eingeſammelt von Friedrich Hofmann. Hildburghauſen, Gratis-Ausſtattung vom Bibliographiſchen Inſtitut. 1843. 8°. 125 S. Enthält von Otto Ludwig, der im Inhaltsverzeichnis Privatgelehrter in Dresden genannt wird, auf
1. S. 55 Zu ſtille Liebe S. 100 dieser Ausgabe
2. " 56 „Die Steine werden zeugen" [Der Oſtermorgen] " 114 " "
3. " 57 Der fahrende Muſikant " 111 " "

W 1844: Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutſcher Dichter, eingeſammelt von Friedrich Hofmann. Dritte Chriſtbeſcherung. Hildburghauſen, Geſchenk des Bibliographiſchen Inſtituts. 1844. 8°. 174 S. Enthält von Ludwig, der als in Leipzig wohnhaft bezeichnet wird, auf
S. 76 Der Wanderer S. 149 dieser Ausgabe.

D D: Deutſches Dichterbuch. Eine Sammlung der beſten und kernhafteſten deutſchen Gedichte aus allen Jahrhunderten. Herausgegeben von Ludwig Bechſtein. 8°. Erste Auflage. Leipzig 1845. Zweite, sorgfältig durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1854. Enthält auf
S. 220 der 2. Auflage „Die Steine werden zeugen" [Der Oſtermorgen] S. 114 dieser Ausgabe.

W 1846: Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutſcher Dichter, eingeſammelt von Friedrich Hofmann. Fünfte Chriſtbeſcherung. Hildburghauſen, Geſchenk des Bibliographiſchen Inſtituts. 1846. 8°. 300 S. Enthält auf
S. 105 Der treue Jagdbub' S. 39 dieser Ausgabe.

W 1847: Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutſcher Dichter, eingeſammelt von Friedrich Hofmann. Sechſte Chriſtbeſcherung. Hildburghauſen, Geſchenk des Bibliographiſchen Inſtituts. 1847. 8°. 331 S. Enthält auf

S. 107 Der böſe Fleck S. 78 dieser Ausgabe.

W 1850: Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutſcher Dichter, eingeſammelt von Friedrich Hofmann. Neunte Chriſtbeſcherung. Hildburghauſen, Geſchenk des Bibliographiſchen Inſtituts. 1850. 8°. 134 S. Enthält von Ludwig in Meißen auf

S. 75 Der Städterin Wunſch S. 117 dieser Ausgabe.

W 1856: Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutſcher Dichter, eingeſammelt von Friedrich Hofmann, in deſſen Abweſenheit und Auftrag beſorgt von Ludwig Köhler. Fünfzehnte Chriſtbeſcherung. Hildburghauſen, Chriſtgeſchenk des Bibliographiſchen Inſtituts. 1856. 8°. 202 S. Enthält auf

1.	S. 113	Lied des Mädchens	S. 115	dieser	Ausgabe
2.	„ 114	Das Lied von der Bernauerin	„ 150	„	„
3.	„ 117	Roſen und Lilien	„ 123	„	„

b) Nach dem Tode des Dichters.

A: Otto Ludwigs geſammelte Werke. Mit einer Einleitung von Guſtav Freytag. Zweiter Band. Die Makkabäer. Die Torgauer Haide. Der Engel von Augsburg. Tiberius Gracchus. Gedichte. Berlin. Druck und Verlag von Otto Janke. 8°. 272 Seiten.

Die Auswahl beschränkt sich offenbar auf nur zu Lebzeiten Ludwigs erschienene Gedichte. Die Textfassung geht überall auf die Erstdrucke zurück. Enthält

1.	S. 249	Der böſe Fleck	S. 78	dieser	Ausgabe
2.	„ 250	Der Städterin Wunſch	„ 117	„	„
3.	„ 252	Lied des Mädchens	„ 115	„	„
4.	„ 253	Das Lied von der Bernauerin	„ 150	„	„
5.	„ 255	Roſen und Lilien	„ 123	„	„
6.	„ 256	Julius und Hannchen	„ 25	„	„
7.	„ 259	Der Oſtermorgen	„ 114	„	„
8.	„ 260	Zu ſtille Liebe	„ 100	„	„

Heyd: Otto Ludwig, Skizzen und Fragmente. Herausgegeben von Moritz Heydrich. Leipzig 1874. Enthält

1.	S. 63	Jetzo hab' ich dich, Natur	S. 133	dieser	Ausgabe
2.	„ 72	Unbelauſchte Schönheit	„ 176	„	„

B: Otto Ludwig. Ein Dichterleben von Adolf Stern. Erste Auflage in Otto Ludwigs geſammelten Schriften. Erſter Band. Leipzig 1891. Zweite, vermehrte Auflage selbständig Leipzig 1906. Enthält auf

1. S. 61	der ersten, S. 63 der zweiten Auflage Aus der Oper „Der Liederkönig"	S.	73	dies.	Ausg.
2. „ 65	der ersten, S. 67 der zweiten Auflage Lied der Auswanderer nach Amerika [unvollst.]	„	73	„	„
3. „ 70	der ersten, S. 72 der zweiten Auflage Zu dem Lehrgedicht „Polyhymnia" [unvollständig]	„	75	„	„
4. „ 167	der ersten, S. 196 der zweiten Auflage An Fräulein Karoline Bauer	„	122	„	„
5. „ 181, 183	der ersten, S. 208, 210 der zweiten Aufl. Aber der fremde Vogel fliegt [unvollst.]	„	134	„	„

St: Otto Ludwigs geſammelte Schriften. Erſter Band. Biographie. Zwiſchen Himmel und Erde. Gedichte. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891. Herausgegeben von Adolf Stern. 8°. 384 u. 320 Seiten.

Enthält auf S. 9—132 die Gedichte. Die Anordnung ist sachlich. Die Fassung geht zumeist auf *Ha* zurück. Doch darf nicht verschwiegen werden, dass Stern hier und da zu bessern suchte, nicht selten Lesarten anderer Handschriften in die Fassung von *Ha* einsetzte oder gar zwei Gedichte zu einem zu verschmelzen suchte (vgl. S. 95 f.). Die Ausgabe enthält folgende Gedichte:

I. Des Dichters Vermächtnis.

1.	S. 11	Der Oſtermorgen	S.	114	dieser	Ausgabe
2.	„ 12	Der Menſch und das Leben	„	81	„	„
3.	„ 14	Reines Herz	„	177	„	„
4.	„ 15	Zu ſtille Liebe	„	100	„	„
5.	„ 15	Des Kranken Ungeduld	„	84	„	„
6.	„ 19	Todesahnung	„	180	„	„
7.	„ 21	Der Kranke	„	182	„	„

II. Jugendlieder.

8.	„ 25	Alte Liebe	„	44	„	„
9.	„ 26	Liebe [Oh, wie iſt's möglich dann]	„	55	„	„
10.	„ 27	Der Unzufriedene [Der Hypochonder]	„	48	„	„
11.	„ 29	Hüttchen im Odenwald [Troſt]	„	56	„	„
12.	„ 30	Lied an den Mond	„	50	„	„
13.	„ 32	Zöllner, Sünder	„	122	„	„
14.	„ 32	Drei Mägdlein	„	58	„	„
15.	„ 33	Der Städterin Wunſch	„	117	„	„
16.	„ 35	Beſcheid [Das Röslein entzückt]	„	59	„	„
17.	„ 35	Frühlingstrunkenheit	„	59	„	„
18.	„ 37	Klage	„	61	„	„
19.	„ 38	[illegible]	„	62	„	„

20.	S. 39	Der Beſuch	S. 63	dieser	Ausgabe
21.	„ 40	Winterlieder	„ 64	„	„
22.	„ 42	Wiegenlied	„ 66	„	„
23.	„ 44	Aus dem Märchen „Libuſſa“	„ 45	„	„
24.	„ 46	Beſcheid [Sag mir, ſo ſprach]	„ 28	„	„
25.	„ 47	Des Herzens Winterſchlaf	„ 68	„	„

III. Vermiſchte Gedichte.

26.	„ 51	Zerknirſchung	„ 173	„	„
27.	„ 52	Tod im Berufe	„ 124	„	„
28.	„ 52	Frühlingsahnung	„ 173	„	„
29.	„ 53	Abendopfer	„ 80	„	„
30.	„ 53	Liebesruf	„ 171	„	„
31.	„ 54	Des Knaben Lied	„ 91	„	„
32.	„ 55	Stimmen der Mahnung	„ 87	„	„
33.	„ 57	Liebesahnung	„ 51	„	„
34.	„ 58	Volkslied (aus dem „Engel von Augsburg“)	„ 107	„	„
35.	„ 59	Das Lied	„ 83	„	„
36.	„ 60	Avancer	„ 174	„	„
37.	„ 62	An Urania	„ 169	„	„
38.	„ 63	Der junge Dichter	„ 31	„	„
39.	„ 68	Vögleins Auferſtehung	„ 170	„	„
40.	„ 69	Des Knaben Abenteuer	„ 120	„	„
41.	„ 71	Roſen und Lilien	„ 123	„	„
42.	„ 71	Die Wiederkehr	„ 172	„	„
43.	„ 73	Unbelauſchte Schönheit	„ 176	„	„
44.	„ 73	Margareta	„ 96	„	„
45.	„ 74	Der wandernde Muſikant	„ 111	„	„
46.	„ 77	Aus dem Bruchſtück „Oktavian“	„ 1	„	„
47.	„ 77	I. Vorſpiel	„ 3	„	„
48.	„ 78	II. Fides	„ 21	„	„
49.	„ 79	III. Marzebille	„ 20	„	„
50.	„ 80	Verſchiedenes	„ 126	„	„
51.	„ 82	Eduard Devrient ins Album	„ 165	„	„

IV. Buſchlieder.

52.	„ 85	Beim Landſchaftern	„ 131	„	„
53.	„ 86	Blauer Himmel, kühne Felſenhänge	„ 132	„	„
54.	„ 86	Jetzo hab’ ich dich, Natur	„ 133	„	„
55.	„ 87	Biſt du’s	„ 142	„	„

56.	S. 87	Sie denkt	S. 139	dieser	Ausgabe
57.	„ 88	Herz im Wege	„ 139	„	„
58.	„ 88	So reich	„ 143	„	„
59.	„ 89	Du und ich	„ 136	„	„
60.	„ 90	Es windet zwiſchen Hügeln	„ 131	„	„
61.	„ 91	Des Mädchens Lied	„ 115	„	„
62.	„ 93	Es ſteht in ſtiller dunkler Nacht	„ 144	„	„
63.	„ 94	Schmachtend krümmt ſich das Laub	„ 143	„	„
64.	„ 94	Langer Sommerregen	„ 116	„	„
65.	„ 95	Durch den Grund	„ 134	„	„
66.	„ 96	[Voll Neid ſchauſt du]	„ 138	„	„

V. Politiſche Gedichte.

67.	„ 99	Guter Rat	„ 179	„	„
68.	„ 99	An manche neuere Dichter	„ 179	„	„
69.	„ 100	Deutſchlands Einheit	„ 180	„	„
70.	„ 100	Der Schütze in Leipzig	„ 158	„	„
71.	„ 102	O Deutſchland	„ 160	„	„
72.	„ 102	Völkerfrühling [Die erſte Lerche]	„ 155	„	„
73.	„ 104	1848 [Wie biſt du doch verachtet]	„ 156	„	„

VI. Balladen und Romanzen.

74.	S. 109	Julius und Hannchen	S. 25	dieser	Ausgabe
75.	„ 112	Der Verurteilte	„ 119	„	„
76.	„ 113	Das zerbrochene Herz	„ 108	„	„
77.	„ 115	Treu Kätchen	„ 92	„	„
78.	„ 116	Die Kindesmörderin	„ 124	„	„
79.	„ 118	Falſcher Liebe Lohn	„ 118	„	„
80.	„ 118	Die Abrede	„ 106	„	„
81.	„ 120	Der böſe Fleck	„ 78	„	„
82.	„ 122	Das Lied von der Bernauerin	„ 150	„	„
83.	„ 125	Treu Friedrich	„ 39	„	„
84.	„ 128	Der Venusberg	„ 96	„	„

Auf S^2 gehen alle neueren Ausgaben zurück, so dass diese nicht angeführt zu werden brauchen.

Einige posthume Drucke, die nur für ein Gedicht in Betracht kommen, werden an der betreffenden Stelle angegeben.

4. Entstehung, Handschriften, Drucke und Lesarten der einzelnen Gedichte.

Die Aufnahme aller Notizen über die Entstehung und Datierung der einzelnen Gedichte bedarf wohl keiner besonderen Begründung, zumal darin die Rechtfertigung der von mir gewählten Anordnung liegt. Wohl aber ist eine Erklärung über die Prinzipien der Lesarten nötig.

Es wäre meines Erachtens verfehlt, wenn man bei den meist recht anspruchslosen Gedichten Otto Ludwigs ein ebenso vollständiges Lesartenverzeichnis geben wollte, wie es bei einer kritisch-historischen Ausgabe von Goethes Gedichten nicht zu vermeiden ist; und dies um so mehr, als die Varianten bei Ludwig in den meisten Fällen in ganz unbedeutenden Änderungen der Wortstellung, der verbindenden Partikeln etc. bestehen. Es war daher, um die Lesarten nicht zu einem unförmigen Umfang anschwellen zu lassen, eine gewisse Beschränkung notwendig. Dabei musste natürlich in erster Linie der Wert der einzelnen Gedichte massgebend sein. Bei den bedeutenderen Gedichten wurde ein vollständiges Lesartenverzeichnis gegeben und dies jedesmal ausdrücklich vermerkt. Dabei sind nur orthographische Varianten und Schwankungen in der Interpunktion unberücksichtigt geblieben. Ebenso wurde verfahren, wenn ein posthumer Druck zugrunde gelegt werden musste. Bei den übrigen Gedichten wurde das Prinzip durchgeführt, alle Abweichungen von den zu Lebzeiten des Dichters erschienenen Drucken sowie der zugrundegelegten Handschrift vollständig zu verzeichnen. Varianten der übrigen Handschriften wurden nur dann berücksichtigt, wenn sie einen neuen Sinn oder gar neue Verse und Strophen bieten.

I. Kaiser Oktavian.

Nr. 1—16. S. 3.

Entstehung: 1831 (Heydrich).

Handschriften: *He* S. 1—25.

Drucke: Nr. 1: *St* S. 77. Nr. 2—16: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *He*.

Lesarten: Nr. 3,20 ſehen] ſehn *He*   Nr. 13,1 alleine] allein *He*.

Marzebille. S. 20.

Entstehung: Von Ludwig selbst in *Ha* als Aus „Kaiſer Oktavian" in Romanzen und Liedern stammend bezeichnet. Daher wahrscheinlich auch: 1831. Heydrichs und Sterns Angabe: 1843 ist schon dadurch unmöglich, dass das Gedicht bereits im Febr. 1840 in einem Gedichtverzeichnis vorkommt. (*Dia I.* Bl. 89.)

Handschriften: *Ha* S. 12–13.
Drucke: *St* S. 79.
Unser Text nach: *Ha*.

Fides. S. 21.

Entstehung: Von Heydrich als zum Oktavian gehörig bezeichnet. Daher wohl: 1831. In *Hd I* mit der Randbezeichnung: Alter von Ludwig selbst. Sterns Angabe 1843 ist also nicht zu halten.
Handschriften: *Hd I. Ha* S. 16.
Drucke: *St* S. 78.
Unser Text nach: *Ha*.

II. Jugendgedichte.

Julius und Hannchen. S. 25.

Entstehung: 1829? (Stern). Die Aufnahme in *A* lässt auf einen noch unbekannten Erstdruck schliessen.
Handschriften: *Ha* S. 20. *Hd II.*
Drucke: *A* S. 256. *St* S. 109.
Unser Text nach: *Ha*.
Lesarten: In *Hd II* nach V. 80 eine weitere Strophe:

Heimlich im Mondenſchein
Schlummern die Kinder ein;
Mutter, ſie hütet gut
Mit treuer Hut.

72. gut' Nacht] gute Nacht *Ha Hd II.*

Beſcheid. S. 28.

Entstehung: 1831 (Heydrich, Stern).
Handschriften: *Ha* S. 30.
Drucke: *St* S. 46.
Unser Text nach: *Ha*.

Lied vom gebrochenen Herzen. S. 29.

Entstehung: In *He* mit der Notiz Alter. Daher um 1831.
Handschriften: *He* S. 33.
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *He*.
Lesarten: 13 auch] aus *He*.

Ein Bächlein iſt das Menſchenherz. S. 30.

Entstehung: In *He* enthalten, daher etwa 1833.

Handschriften: *He* S. 10.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *He*.

Lesarten: Z. 6 allerkühnſten] am Rande; im Text unterstrichen: allerhöchſten *He*.

Ach ewig fliehet, den das Glück geflohen. S. 31.

Entstehung: In *He* enthalten, daher etwa 1833.

Handschriften: *He* S. 16.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *He*.

Der Lenz bringt neue Blumen. S. 31.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.

Handschriften: *He* S. 16.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *He*.

An die Erinnerung. S. 31.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.

Handschriften: *He* S. 17.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *He*.

Der junge Dichter. S. 31.

Entstehung: Von Stern ins Jahr 1832 gesetzt. Doch erst in *He* teilweise enthalten. Also etwa 1833.

Handschriften: *He* S. 18 (enthält Strophe 1–3, 8, 11). *He* (enthält Strophe 5–28).

Drucke: *St* S. 63–68.

Unser Text nach: *St*.

Lesarten (vollständig): 1 Der junge Dichter] fehlt *He*. Ob die Überschrift von Ludwig selbst stammt, ist sehr fraglich. 4 Was frag' ich viel – was ſinn' ich lang *He* 6 raubt er] raub' ich *He* 9 Berg' ich in meinem Mund *He* 12, 13 vor 11, 12 *He* 12 ſtürmt] ſtürm' *He* 20 Das] Sein *He* 21 Das Feuerſchwert] Sein feurig Schwert *He* 29 Römer tot] Römertod *He* 32, 33 vor 30, 31 *He* 31 Stürm' Speere ich dahin *He* 32 iſt er] bin ich *He* 33 ſie] mich *He* 41 Doch] Und *He*

44 Dem Himmel raub' ich dann das Blau *He* 46–49 Hierzu in *He* am Rande mit anderer Tinte folgende Fassung:

Den Roſen raub' ich dann das Rot
Für einen Mädchenmund,
Und ſchmacht' ich dort mich liebestot,
Küß' ich mich hier geſund.

56, 57 vor 54, 55 *He* 55 die ſenkt er] Und ſenkt ſie *He* 56 Wangen] Wange *He* 60 Und ſenkt ihr Sitte in die Bruſt *He* 63 Mit Hermann ihren Leib *He* 74 herab] hinab *He* 87 Racheruf] Jammerruf *He* 89 Sklavenkerker] Jammerlande *He* 93 Kön'ge] Könige *St* Kön'ge *He* 97 Nimm hin] Nun nimm *He* 98 Und der um edlen Herrſchers Heil *He* 99 Sein Leben kühn gewagt *He* 102 Drauf] Und *He* 111 In] Mit *He* 121 in] an *St*.

Kommſt du Sommer nie denn wieder. S. 36.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.
Handschriften: *He* S. 20.
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *He*.
Entwürfe zur Fortsetzung: Am Schlusse: pp. *He*. Fortsetzung war also geplant.

Wie ſang ich ſonſt oft von Liebe. S. 37.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.
Handschriften: *He* S. 21.
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *He*.

Still gab im Tale des Bächleins Flut. S. 37.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.
Handschriften: *He* S. 23.
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *He*.

Fragment zu einer Widmung gehörig. S. 37.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.
Handschriften: *He* S. 27.
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *He*.

Freias Klage. S. 38.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.

Handschriften: *He* S. 28.

Drucke: Tägliche Rundschau, 12. Februar 1913 (mitgeteilt von Hans Heinrich Borcherdt).

Unser Text nach: *He*.

Lesarten: Ober] infolge einer Korrektur nicht sicher lesbar *He*.

Treu Asrik. S. 38.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.

Handschriften: *He* S. 29, 30.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *He*.

Der treue Jagdbub'. S. 39.

Entstehung: In *He* fragmentarisch erhalten, daher bis etwa 1833 zurückgehend.

Handschriften: *He* S. 31, 32 (enthaltend Z. 1–38). *Ha* S. 35–37.

Drucke: *W* 1846, S. 105. *St* S. 125.

Unser Text nach: *W* 1846.

Lesarten: 1 Der treue Jagdbub'] Treu Friedrich *He Ha St*.

An Siona. S. 42.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.

Handschriften: *He* S. 35.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *He*.

Entwürfe zur Fortsetzung: Am Schlusse: Und bin nicht gerade am frömmſten, wenn ich an dich denke *He*. Vgl. ferner auch die Notiz in *He* S. 38 (unten S. 233).

Die Kapelle der Liebenden. S. 43.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833.

Handschriften: *He* S. 36.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *He*.

Entwürfe zur Fortsetzung: Unter dem Gedicht: Der alte Einſiedler, der erzählt, iſt einer der feindlichen Grafen *He*.

Fragmente. S. 43.

Entstehung: In *He* enthalten, daher um 1833. Zu dem ersten vgl. Wenn die güldnen Sterne S. 178, Z. 29–32.

Handschriften: *He* S. 38.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *He*.

Alte Liebe. S. 44.

Entstehung: Der erste Teil in *He* enthalten, daher um 1833. Das Ganze zuerst in der Oper Die Köhlerin 1838.

Handschriften: *He* S. 39 (enthält Z. 2–15). Handschriften der Köhlerin. *Ha* S. 24, 25.

Drucke: *St* S. 25.

Unser Text nach: *Ha*.

Lesarten: 3, 4 Ein neuer Freier kam heran Der reichſte von den Dreien *He*.

Lidas Lied. S. 45.

Entstehung: Da die Handschriften nicht erhalten sind, nicht sicher festzustellen. Gewisse Umstände (siehe das folgende Gedicht) sprechen jedoch für etwa 1833. Von Stern in die „Jugendgedichte" aufgenommen.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 44, 45.

Unser Text nach: *St*.

Stirnas Geſang. S. 47.

Entstehung: Das Gedicht, das wie das vorige nach Sterns Angabe aus dem Märchen Libuſſa stammt, klingt wörtlich an das in *He* befindliche Gedicht Ach ewig fliehet, den das Glück geflohen (vgl. S. 31) an und zeigt auch inhaltlich Ähnlichkeit mit Freias Klage (vgl. S. 38). Die Entstehung dürfte also zeitlich nicht allzu fern von der von *He* sein. Von Stern in die „Jugendgedichte" aufgenommen. Also etwa 1833.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 45, 46.

Unser Text nach: *St*.

Der Hypochonder. S. 48.

Entstehung: Von Stern 1839 datiert. Doch schon im Entwurf auf dem Umschlag von *He*. Daher wohl früher, doch erst nach Abschluss von *He*. Also etwa 1833–34?

Handschriften: *Ha* S. 2. *He* (Entwurf von Str. 4–6, 9.)

Drucke: *St* S. 27, 28.

Unser Text nach: *Ha*.

Lesarten: 1 Der Hypochonder] Der Unzufriedene *St*   14–17 fehlt *St*.

Lied an den Mond. S. 50.

Entstehung: 1833 (Stern und Heydrich). Im Gedichtverzeichnis von 1840 enthalten. Gedruckt 1842.

Handschriften: *Ha* S. 4, 5.

Drucke: *Th B* S. 155. *St* S. 30.
Unser Text nach: *Ha.*
Lesarten (vollständig): 4, 5 Vöglein zwitſchert dir ſein Lied, Leiſ' in ſchönen Träumen *Th B* 24 Biſt das milde Mutteraug' *Th B* 30 Aus] Biſt *Th B* 46 ziehen] ziehn ſo *Th B.*

Liebesahnung. S. 51.

Entstehung: 1833 (Stern).
Handschriften: Nicht erhalten.
Drucke: *St* S. 57.
Unser Text nach: *St.*

Das Rittermahl Hn. Florentii. S. 53.

Entstehung: Ergibt sich aus der Widmung. An Schaller gesandt: 11. Januar 1834.
Handschriften: Nr. 1 der Briefe an Schaller (Goethe- und Schiller-Archiv VII 1). 8 Seiten in Quart. Graues Papier. S. 1 trägt die Widmung: Seinem Herrn Gevatter / Carl Schaller / weiht zu ſeinem Geburtstag / die anmuthige u. kurzweilige / Geſchicht / vom Rittermale Herrn Florentii / ſein Herr Gevatter / Otto Ludwig. Zusatz Schallers: am 11. Jan. 1834 [zuerst: 1832]. S. 2 frei. S. 3–5 Text des Gedichtes. S. 6–8 frei. Am Schlusse ist folgende Anrede an Schaller angefügt:

> Und meinſt du, ſo, trüg' es aus, zu ſchreiben?
> Sonſt will ich's gerne laſſen bleiben.

Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: Brief an Schaller.
Lesarten: 1. Rittermahl] Rittermal *H.*

Liebe. S. 55.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte" aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet.
Handschriften: *Ha* S. 8.
Drucke: *St* S. 26.
Unser Text nach: *Ha.*

Troſt. S. 56.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte" aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet.
Handschriften: *Ha* S. 6. *Hd VIII.*
Drucke: *St* S. 29.

Unser Text nach: *Hd VIII,* jedoch für die dort fehlenden Verse 30 bis 34 *Ha.*

Lesarten: 1. Troſt] Hüttchen im Odenwald *Ha St.*

Drei Mägdlein. S. 58.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte“ aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet. Im Gedichtverzeichnis von 1840 [*Dia I.* Bl. 89] unter dem Titel Die drei Freier enthalten.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 32.

Unser Text nach: *St.*

Beſcheid. S. 59.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte“ aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet.

Handschriften: *Hb* S. 8.

Drucke: *St* S. 35.

Unser Text nach: *Hb.*

Frühlingstrunkenheit. S. 59.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte“ aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet. Im Gedichtverzeichnis von 1840 enthalten. Im Februar oder März 1840 an die „Eilpost für Moden“ eingesandt. Vgl. dazu Tagebuch, März 1840: Die Gedichte hat er [Ferd. Stolle, Herausgeber der „Eilpost für Moden“] behalten, die Frühlingstrunkenheit ſei recht gelungen zu nennen. Ob es dort abgedruckt ist, konnte nicht ermittelt werden, da trotz aller Bemühungen kein Exemplar der Zeitschrift aufzutreiben war.

Handschriften: *Ha* S. 26, 27. *Hc* S. 1.

Drucke: *St* S. 35.

Unser Text nach: *Ha.*

Klage. S. 61.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte“ aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet.

Handschriften: *Ha* S. 34.

Drucke: *St* S. 37.

Unser Text nach: *Ha.*

Alternative. S. 62.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte“ aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet. Im Gedichtverzeichnis von 1840 enthalten.

Handschriften: *Ha* S. 27, 28.
Drucke: *St* S. 38.
Unser Text nach: *Ha.*

Der Beſuch. S. 63.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte" aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet.
Handschriften: *Ha* S. 28, 29.
Drucke: *St* S. 39.
Unser Text nach: *Ha.*

Winterlieder I. und II. S. 64.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte" aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet.
Handschriften: Nicht erhalten.
Drucke: *St* S. 40–42.
Unser Text nach: *Ha.*

Wiegenlied. S. 66.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte" aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet. Im Gedichtverzeichnis von 1840 enthalten.
Handschriften: Nicht erhalten.
Drucke: *St* S. 42.
Unser Text nach: *St.*

Des Herzens Winterſchlaf. S. 68.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte" aufgenommen, daher vor 1834 eingeordnet.
Handschriften: *Hc* S. 20 (enthält nur die ersten beiden Strophen).
Drucke: *St* S. 47.
Unser Text nach: *St.*
Lesarten: 4. zur Erde] zum Grabe *Hc.*

III. Gedichte.

Frühjahr 1834 bis Frühjahr 1840.

Aus der Oper „Der Liederkönig". S. 73.

Entstehung: Nach Sterns Angabe: Sommer 1834.
Handschriften: Nicht erhalten.
Drucke: *B* 2. Aufl. S. 63.
Unser Text nach: *B.*

Lied der Auswanderer nach Amerika. S. 73.

Entstehung: Nach Sterns Angabe: 1834, in welchem Jahre viele Eisfelder nach Amerika gingen. Im Verzeichnis der Gedichte *Dia I.* S. 89 vom Febr. 1840 enthalten. Auf den ersten Druck bezieht sich eine Tagebuchstelle vom 10. März 1840: Heute hat mir Herloßſohn die Gedichte, die ich für den Komet ihm zugeſandt, zurückgeben laſſen nebſt einem Briefe, darin er dankt und wiſſen läßt, daß er wegen Überreichtum an Poeſieen nur eines daraus (es werden etwa vier ſein) aufgenommen. Bin neugierig, welches. Über den Abdruck schreibt Ludwig dann am 12. Mai 1840 im Tagebuch: Auswandererlied im Kometen. Entſtellende Druckfehler. Habe einen ordentlichen Widerwillen; nicht weiter im Kometen geleſen, dem Liede nicht wieder zu begegnen.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *K*. Das Gedicht ist hier mit Otto Ludwig unterzeichnet. Die ersten drei Strophen wiederabgedruckt bei *B* 2. Aufl. S. 67f.

Unser Text nach: *K*, wobei infolge Mangels einer handschriftlichen Vorlage die von Ludwig erwähnten „Druckfehler" nicht gebessert werden konnten.

Zu dem Lehrgedicht „Polyhymnia". S. 75.

Entstehung: April 1836. Vgl. dazu im folgenden den Entwurf zu einem Lehrgedicht Cäcilia.

Handschriften: *Dia I.* Bl. 3, 4.

Drucke: Z. 28—33 abgedruckt *B* 2. Aufl. S. 72. Sonst bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *Dia I.*

[Fragment einer Don-Juan-Ballade.] S. 76.

Entstehung: Der Duktus der Schrift und das Papier des Manuskripts scheinen auf die Eisfelder Zeit hinzuweisen. Auf Grund eines Briefes Schallers an Heydrich (Goethe- und Schiller-Archiv VII 12): „Eine grössere Fussreise wurde im Winter nach dem zehn Stunden entfernten Meiningen gemacht, um den schon längst vorher im Klavierauszug studierten ‚Don Juan' Mozarts, die Lieblingsoper Ludwigs, hören zu können", glaubte der Herausgeber in jener Reise die Anregung zu der Romanze sehen zu dürfen und setzte sie daher zwischen 1834 und 1837 an. Erst nach Abschluss des Druckes der Gedichte wurden ihm mehrere Tagebuchstellen bekannt, die die Entstehung des Gedichtes unzweideutig in den März 1840 verlegen. Das Gedicht muss also an den Anfang der IV. Gruppe, vor das Gedicht Wenn die Roſen lieblich prangen (S. 105) eingeordnet werden. — Die erste Tagebuchstelle (Bl. 96) lautet: Die

Geigen geigen, die Trompeten trompeten, Eſſen, der Don Juan trinkt den Wein, da tönen Schritte abgemeſſen und – tritt der Geiſt herein. / Don Juan, ſo ſpricht der Mann von Steine, / Don Juan pp. Und das Wort klingt wie aus Gräbern herauf – / Erſt die Fabel ganz ausführlich niederzuſchreiben. Versmaß vielleicht wie zur Braut von Korinth oder ähnlich. / An dieſe Romanze einmal Mühe und Kunſt zu wenden. Ihr Gang muß ſein, wie der des ſteinernen Mannes ſelbſt. Sobald eine poetiſche Stunde kommt, begonnen und ſo lange gefeilt, bis ich mir ſagen muß, ich könne es nicht mehr verbeſſern. Wenige Tage darauf schreibt Ludwig ins Tagebuch (Bl. 97): Ich ſehe aber, daß alles, was ich als Schönheit produktiv empfand, nur eine oder einige Linien waren von den vielen, die eigentlich den Totalbegriff Schönheit begrenzen. Man hat eine gewiſſe Freiheit errungen, wenn man die Feſſeln als Feſſeln von ſich warf, die wahre und höchſte erſt, wenn man zu den Geſetzen zurückkehrt, aber mit geklärterm Blicke nicht mehr Feſſeln, ſondern wohltätige Begrenzungen, Garantieen, ſich nicht ſelbſt zu verlieren, in ihnen ſieht. So will ich denn mein erſtes Gedicht: Die Ballade Don Juan in dieſem Geiſte auszuführen ſuchen, mit Geduld und Mutterliebe den Marmor brüten, bis der ſchaffende Genius ihn formen und beſeelen wird. Wenige Tage später notiert er ebenfalls ins Tagebuch (Bl. 98): Eine Methode zur Ausarbeitung des Don Juan. Immer wieder neu erzählt, und, was ſich fügt, in den Vers gebracht, das andere in versgerechter Proſa fort. So würde es an ſchönen Zügen immer reicher werden und der Form entgegenwachſen. Das Unpaſſende und Übrige zugleich allmählich ausgeſchieden und das alles zwanglos. Wollen's verſuchen. Über die weitere Ausführung finden sich keine Notizen.

Handschriften: *Hd VII.*

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *Hd VII.*

Lesarten: Titel] *Zusatz des Herausgebers* 14 Graun] Grauen *Hd VII.*

Arie. Aus der Oper „Die Köhlerin". S. 77.

Entstehung: Spätestens Oktober 1838, da in den Gesängen zur Oper Die Köhlerin (Goethe- und Schiller-Archiv I 20) enthalten.

Handschriften: Gesänge zur Köhlerin (Goethe- und Schiller-Archiv I 20). Textbuch und Partitur zur Köhlerin (Herzogliche Bibliothek zu Meiningen *Ed* 135 I 38, 39). Klavierauszug der Köhlerin um 1840 (Goethe- und Schiller-Archiv I 23).

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: Klavierauszug um 1840.

Lesarten: Luiſe] Kalliſte Gesänge, Textbuch und Partitur der Köhlerin.

Der böſe Fleck. S. 78.

Entstehung: 1839 (Heydrich). Im Verzeichnis vom Februar 1840 (*Dia I*) enthalten. Komposition des Dichters von 1839 in einem Meininger Skizzenheft.

Handschriften: *He* S. 8 (enthält nur Z. 1 – 22). *Ha* S. 37.

Drucke: *W* 1847 S. 107 – 109. *A* S. 249. *St* S. 120.

Unser Text nach: *W*.

Lesarten (Die Lesarten von *Ha* sind vollständig gegeben): 2 Ballade] fehlt *Ha He St* 10 das Plätzlein] dies Plätzchen *Ha* 9, 10 Es graſen die Lämmer her und hin Warum ſie vermeiden das Plätzlein grün *He* 11, 12 fehlen *He* 21 Fleckchen] Plätzchen *Ha* 22 darauf] darüber *Ha He* 23 Flecklein] Bächlein *Ha St* 24 dunkle] dunkele *Ha* 26 drüber] drüben *W* 34 ſchlafen] ruhen *Ha* 47 Herr Gott! ſchon] Und wieder und spätere Änderung, ob von Ludwigs Hand ist nicht gewiss *Ha* 48 die finſtern, die rauſchenden] die finſtern, rauſchenden *Ha* 51 blutig] bleiches *Ha*.

Abendopfer. S. 80.

Entstehung: 1839 (Stern).

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 53.

Unser Text nach: *St*.

Lesarten: 6 gebauet] bereitet *St* 10 erringe] erlange *St*. Änderungen durch den Reim bedingt.

Der Menſch und das Leben. S. 81.

Entstehung: Winter 1839 – 1840 (Ludwigs eigene Angabe in *Hf*).

Handschriften: *Hf* S. 4.

Drucke: *St* S. 12.

Unser Text nach: *Hf*.

Das Lied. S. 83.

Entstehung: In *Hf* zitiert Ludwig drei Strophen des Gedichtes. „um mich ſelbſt zu zitieren, weil's kein anderer tut", mit der Bemerkung, dass es aus dem Winter 1839 – 40 stammt. Im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 89 genannt, daher vor Februar 1840 entstanden. Von Stern ins Jahr 1840 verlegt.

Handschriften: *Hf*. Enthält nur Z. 26 – 33 und eine ausgefallene Strophe.

Drucke: *St* S. 59.

Unser Text nach: *St*.

Lesarten (vollständig): 26 ſo] nur *Hf* Nach 29:

Oh merk' es, Herz
Und merk' es wohl:
Am hellſten klingt,
Was innen hohl; *Hf*

31 Iſt ſich ſelbſt nicht bewußt] Sich unbewußt *Hf*.

Des Kranken Ungeduld. S. 84.

Entstehung: Zuerst im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 81 genannt, daher vor Februar 1840 entstanden. Am 2. April 1840 umgearbeitet. Vgl. Tagebuch 3. April 1840 (Bl. 101): Geſtern war ein ziemlicher Tag. Das: Auf den Winden möcht' ich pp. umgearbeitet. Muß noch ein paarmal unter die Feile kommen; Tagebuch 5. Juli 1840 (Bl. 140): Heute Vormittag das „Auf den Winden" pp. nochmals anders gedicht, wenigſtens im Plane. Gedruckt 1842.

Handschriften: *Hc* S. 17 (hier fehlt Z. 1–17). *Ha* S. 9.

Drucke: *Th B* S. 99. *St* S. 15.

Unser Text nach: *Ha*.

Lesarten (vollständig): 4, 5 Ach, mit Flügeln, nicht mit Blicken, Nur durch dieſe blauen Weiten. *Th B* 8, 9 Daß ich ſänge mit der Lerche Aus dem Blauen meine Träume *Th B* 11–13 Und die Ferne weit und golden! Hebt mich, tragt mich, zieht, ihr holden Himmelsarme mich zur Höhe! *Th B* 14 Bücherſtaub mehr] Bücherſtaube *Th B* 19 Tiefſtem] Tiefſten *Ha Hc* 23 der Sphären] des Weltalls *Hc Th B* 25 Jede] Alle *Th B* 26 Jetzt um ſeine Höhen ſpielen *Hc* Jetzt um jene Höhen ſpielen *Th B* 27–29 In der Sterne goldnem Blinken Erdbefruchtend niederſinken Mit den Dünſten feuchten, ſchwülen. *Hc Th B* 30 Nun] Jetzt *Hc Th B* 35 Längs dem blumumnickten Bette *Hc* blumumſchwankte] links am Rande; darunter blumumnickte, im Text unterstrichen: blumumſäumte *Ha* blumumnickte *Th B* 40 Liebgewältigend] Liebsgewältigend *Hc* Liebsgewaltig *Th B* 41 Ziegenfüßig mit dem Gotte *Hc* 42 ziehn zuſammen] oben ziehen *Hc Th B* 45 flammen] ſprühen *Hc Th B* 47 Nieder mit den Regengüſſen *Hc Th B* 54–57 hinter 58–61 *Hc* 55 Gewimmel] Getümmel *Hc Th B* 57 Kräuſelnd rühren an den Himmel *Th B* Bäumend gegen Erd' und Himmel *Hc* 58–61 fehlt *Th B* 61 Übermütig – ohn' Erbarmen *Hc* 62, 63 Mit der Weſperglocke Tönen Ziehen vom beglänzten Turme *Hc* 64 Schwellen jetzt zum Nervenſturme *Hc* Schwellend jetzt zum Nervenſturme *Th B* 65 Und zerrinnen dann in Tränen *Hc Th B* 66 Lüfte, laßt mich mit euch fahren *Hc* 67 Laßt mich, o ihr morgenhellen *Hc* 70–73 hinter 74–77 *Hc* 78 Auf dann! Mit des Sturmes

Eilen *Hc* Plötzlich dann mit Sturmes Eilen *Th B*   80 dunkeln Wälder] Föhrenwälder *Hc Th B*   81 dunkeln Schluchten] Felſenſchluchten *Hc Th B*   82 Stirnen] Stirne *Hc Th B*   und] noch *Hc Th B*   90 Auf, hinauf zum goldnen Schimmer *Hc Th B*   91 Aus der grauen trüben Enge *Hc Th B*   92 ſprenge] dränge *Th B* dränge daneben ſprenge *Hc*   93 Dieſen Kerker Bruſt in Trümmer *Hc Th B.*

Stimmen der Mahnung. S. 87.

Entstehung: Zuerst im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 89 genannt, daher vor Februar 1840 entstanden.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 55, 56.

Unser Text nach: *St.*

Lesarten: 21 nur] du *St.*

König Hjadrinjavig. [Fragment.] S. 89.

Entstehung: Zuerst im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 89 nachweisbar, vermutlich aber schon früher entstanden. Im Februar 1840 findet sich die Notiz im Tagebuch: Ragnarökur zu beſingen (vgl. unten S. 240).

Handschriften: *Hc* S. 5–7.

Drucke: Tägliche Rundschau, 12. Februar 1913 (mitgeteilt von Hans Heinrich Borcherdt).

Unser Text nach: *Hc.*

Lesarten: Titel ergänzt aus *Dia I.* Bl. 89 und Notiz Heydrichs. Der Name hängt mit dem nordischen Hiadringa vedr zusammen. Vgl. Grimm, Mythologie, S. 893.

Des Knaben Lied. S. 91.

Entstehung: Zuerst im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 89 genannt, daher vor Februar 1840 entstanden.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 54.

Unser Text nach: *St.*

Treu Kätchen. S. 92.

Entstehung: Zuerst im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 89 genannt, daher vor Februar 1840 entstanden.

Handschriften: *Ha* S. 17, 18.

Drucke: *St* S. 115.

Unser Text nach: *Ha.*

Die Zigeunerin. S. 93.

Entstehung: Zuerst im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 89 genannt, daher vor Februar 1840 entstanden.

Handschriften: *Ha* S. 31—33.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *Ha.*

Margareta. S. 96.

Entstehung: Zuerst im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 89 genannt, daher vor Februar 1840 entstanden.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 73.

Unser Text nach: *St.*

Der Venusberg. S. 96.

Entstehung: Zuerst im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 89 genannt, daher vor Februar 1840 entstanden. Doch war vielleicht nur Z. 1—50 vorhanden. Denn der Schluss taucht erst nach dem Sommer 1844 auf.

Handschriften: *Ha* S. 43, 44 (enthält Z. 1—50). *Hb* S. 5, 6 (enthält Z. 51 bis Schluss). Die Handschriften ergänzen sich, da *Hb* in *Ha* eingeheftet war. (Vgl. oben S. 188.)

Drucke: *St* S. 128.

Unser Text nach: *Ha* und *Hb.*

Lesarten: 99—114 Eine erste Fassung dieser Verse zuerst irrtümlich auf S. 7 von *Hb* geschrieben, dann durchgestrichen; darin eine Variante: 101 entbehren] begehren. 115—122 vorher eine andere durchgestrichene Fassung:

> Vergebens ſucht er andre Götter,
> Wer nicht im eignen frommen Mut
> Sich in ſich ſelbſt erneut den Retter;
> Gegeben wird kein höchſtes Gut.
> Es ſchreckt das Herz die eigne Wilde
> In ſeines Gottes Härtigkeit;
> Wirſt du nur mild, wird er dir milde,
> Biſt du dir nah, iſt er nicht weit. *Hb*

122 Am rechten Rande, jedoch mit Fragezeichen versehen; im Text undurchstrichen: Wer ſich nah', ſucht ihn nicht weit. *Hb.*

Zu ſtille Liebe. S. 100.

Entstehung: Der Gedanke des Gedichtes wird bereits in *He* S. 36 aufgezeichnet: Wie ſich zwei in einem fremden Kinde lieben; ſich ſelbſt nichts merken laſſen, aber mit dem Kinde Spielerei treiben, wie andere Liebende mit Gläſern pp., ſo daß das eine des andern Kuß von des Kindes Lippen nimmt pp. Hier aber noch keine Ausführung. Erst im Gedichtverzeichnis *Dia I.* Bl. 89 genannt; also erst 1840 nachweisbar. In die Drei Wünſche aufgenommen, wenige Monate später in *W* 1843 gedruckt. Auf die Einsendung dieses und zweier anderer Gedichte bezieht sich folgender Begleitbrief an Friedrich Hoffmann (etwa Herbst 1843): Zuvor den Handwerksgruß und dann noch einen Gruß dem guten Menſchen, deſſen vorjährige Weihnachtsbeſcherung ich mit Rührung und Freude habe erzählen hören. Hier ſchick' ich Ihnen einiges; iſt's nicht gut geraten, ſo iſt's doch gut gemeint. (Orig.-Konzept im Hauskalender 1843, 5. April.)

Handschriften: *Hc* S. 7. *Hs* der Drei Wünſche = *C* S. 25. *Ha* S. 5. *Hd II.* Faksimile von *C* im ersten Bande dieser Ausgabe.

Drucke: *W* 1843 S. 55. Das Gedicht ist hier signiert: Otto Ludwig aus Eisfeld. *A* S. 360. *St* S. 15.

Unser Text nach: *Ha.*

Lesarten (vollständig): 1 darunter: Ein Dämmerlied *C* 2 wollten ſich's] wollten's ſich *Hc C* 3 Sie küßten] Und küßten *Hc Hd II A St* 4 Und ſahen ſich] Beſchauten ſich *C* in] durch *C* 6 küſſen] ſprechen *C* 7 Nicht mehr ſich ſehen] Nicht ſehen mehr *C W* ſprechen] küſſen *C* 11 Kuß und Blick] Blick und Kuß *W* geſehnt und ſüßer Rede] und Rede ſich geſehnet *Hc.*

IV. Gedichte.

Frühjahr 1840 bis Frühjahr 1844.

Wie die Roſen lieblich prangen. S. 105.

Entstehung: März 1840. In *Dia I* geht vorher folgende Bemerkung: Philoſoph von Goßmannsſtädt, der die Exiſtenz des Nicht-Ich leugnet und, ſich an die Naſe ſtoßend, davon überzeugt wird. Dazu [folgt das Gedicht]. Das Gedicht, das Fragment geblieben ist, geht wahrscheinlich auf die Lektüre des kurz vorher gelesenen Schiller-Goethe-Briefwechsels zurück, wo zweimal (Brief 79 und 81 der Gräf-Leitzmannschen Ausgabe) Fichte „das grosse Ich von Ossmanstädt“ genannt wird.

Handschriften: *Dia I.* Bl. 100.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *Dia I.*

Entwürfe zur Fortsetzung: Darunter der Anfang einer weiteren Strophe:

Hat ſich die Natur entgöttert,
Seines Freundes Kranz zerblättert *Dia I.*

Liebe. S. 105.

Entstehung: 17. April 1840.
Handschriften: *Dia I.* Bl. 109.
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *Dia I.*
Entwürfe zur Fortsetzung: Darunter: Dorthinüber rettet der Menſch ſeine teuerſten Güter aus dem Schiffbruch der Welt. *Dia I.*

Du ſiehſt nicht her — und ich ſeh' hin. S. 105.

Entstehung: 4. September 1840.
Handschriften: *Dia II.* Bl. 7.
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *Dia II.*

Die Abrede. S. 106.

Entstehung: 1840 (Stern).
Handschriften: Nicht erhalten.
Drucke: *St* S. 118—120.
Unser Text nach: *St.*
Lesarten: 36 hält] hört *St* 47 zu] ſo *St.*

[Aus dem „Engel von Augsburg".] S. 107.

Entstehung: Zuerst 1842 in der Handschrift des Dramas. Die erste Fassung gehört vielleicht schon dem Winter 1840—41 an, denn auf dem letzten Blatte von Dia *II* ist aufgezeichnet: Zu dem Volkslied den Refrain: Lieb' bringt Schmerzen.
Handschriften: Der Engel von Augsburg. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von Otto Ludwig von Eisfeld. Juli, Auguſt, September 1842. S. 78, 79 = *E.* Der Engel von Augsburg, Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von Otto Ludwig aus Eisfeld. Dresden. Sommer 1843. Bl. 34 = *C.*
Drucke: *St* S. 58.
Unser Text nach: *C.*
Lesarten (vollständig): 4 Er küßt' Kathrinchens Mund *E* 5, 10, 15 Lieb' bringt Schmerzen *E* 6 Knaben] Liebſten *E* 7 Und's fehlt] Fehlt's doch *E* 10 dahinter: So ſprach die braune Elsbeth, und ſo hat ihr Kathrinchen geantwortet: *C* 11 Und hab' ich mein ſchön blondes Haar *E* 12 Dazu den] Und meinen *E* 13 So will der feinſte Knab' fürwahr *E* 14 Mit Recht das ſchönſte Weib *E* 18 ſchwang] zuckt' *E* 19 Stach ihr das Herz entzwei *E* 21 Sprang wohl ihr über die weißen Brüſt' *E* 24 S' tut wunderſelten gut *E.*

Das zerbrochene Herz. S. 108.

Entstehung: 12. März 1843 (Ludwig in *Hd I* zuerst: 11. oder 12. März). Nach Heydrich 1843, nach Stern 1844.

Handschriften: *Hd I* (enthält nur Z. 66–69). *Ha* S. 13–15.

Drucke: *St* S. 113.

Unser Text nach: *Ha*.

Lesarten: 29 zuerst: Wie kehr' ich bald zurück *Ha*   67 Wie Nebel ihr Gewand *Hd I*   68, 69 Die Fassung des Textes durchgestrichen, dafür am Rande eingesetzt: Und weiter wogt's und weiter Und weiter und — verſchwand. *Hd I*.

Der wandernde Muſikant. S. 111.

Entstehung: 6. Mai 1843 (Ludwig in *Hf*). Für *W* 1843 im Herbst 1843 zum Druck gesandt mit Begleitbrief an Friedrich Hoffmann. Vgl. die Entstehung von Zu ſtille Liebe (oben S. 214). Am 7. August 1844 brieflich an Schaller mitgeteilt mit der Notiz: Noch ein Liedchen, das mir des Profeſſor Richter, eines ſehr talentvollen und weit unter ſeinem Verdienſte geſchätzten Künſtlers, Freundſchaft erworben hat.

Handschriften: *Ha* S. 39–41. *Hf* S. 9.

Drucke: *W* 1843 S. 57–61. *St* S. 74.

Unser Text nach: *Hf*.

Lesarten: 1 wandernde] fahrende *W Ha*; von Heydrich in wandernde geändert *Ha*   3 herein] hinein *W Ha*   7 all' den] dieſen *W Ha*   11 Im fromm demüt'gen] In fromm demütgem *W Ha*   15 Müßt] Möcht *Ha*   mit] von *W*   16 habe] hab' *W Ha*   22 ſüßem] ſtillem *Ha*   23 Pfleg'] Wahr' *W*   25 meiner] ſeiner *W*   26 Weltgewimmel] Weltgetümmel *W*   45 In] Aus *W Ha*; zuerst auch *Hf*   blaut] ſchaut *W Ha*   51 jetzt] nun *W*   53 zu] an *W*   61 nenn' ich] wär' wohl *W* iſt wohl *Ha*   75 Steht nun] Nun ſteht *W*   76 Ihr ſollt ein Stücklein haben *W*   80 ſegn'] zuerst grüß' *Hf*   81 Nun will ich] Ich will nun *W*.

Der Oſtermorgen. S. 114.

Entstehung: Mai 1843 (Ludwig in *Hf*. Die Jahreszahl, wohl von Schaller, mit anderer Tinte in 1844 verwandelt). Die Jahreszahl 1843 aber auch durch den Druck von 1843 gesichert. Zum ersten Druck vgl. den Begleitbrief bei Zu ſtille Liebe (oben S. 214). Zum zweiten Druck bei Bechstein schreibt Ludwig an diesen: In Ihrer Anthologie hat mir der Autor des Regiſters das komiſche Unglück angedeihen laſſen, einen Herrn Von aus mir zu machen. (Orig.-Konzept im Notizheft Nr. 11 [im Besitz von Oskar Walzel in Dresden] Bl. 5b.)

Handschriften: *Ha* S. 3. *Hf* S. 3, 4. *Hd II*.

Drucke: *W* 1843 S. 56. *DD* S. 220 (Überschrift: Otto Ludwig von Eisfeld). *A* S. 259. *St* S. 11.

Unser Text nach: *Hf.*

Lesarten (vollständig): 1 „Die Steine werden zeugen“ *W DD* 4, 5 Von Frühlingsduſt gefächelt, Steigt er aus ſeinem Zelt *W DD* zuerst ebenso, gestrichen, dann am Rande die Fassung des Textes *Ha* 8 Blümlein] Blümchen *Ha Hd II A St* 9 Blättlein] Blättchen *W DD* Läubchen *Ha Hd II A St* 12 Da] Hier *Ha Hd II A St* 13 Das] Ein *Ha Hd II A St* 15 quöll’] kläng’ *W DD* 19 neigen] beugen *Ha Hd II A St* 22 klingt es wieder] immer wieder *W DD* klingt’s und wieder *Ha Hd II A St* 25 Im tiefſten Mark und Bein *W DD.*

Lied des Mädchens. S. 115.

Entstehung: Mai 1843 (Ludwig in *Hf.* Die Jahreszahl, wohl von Schaller, mit anderer Tinte in 1844 verwandelt. Vgl. zum vorhergehenden Gedicht).

Handschriften: *Ha* S. 7. *Hf* S. 4.

Drucke: *W* 1856 S. 113. *A* S. 252. *St* S. 91.

Unser Text nach: *W.*

Lesarten (vollständig): 3 das] mein *Hf* 5 Seele] Liebe *Hf* 7 töricht] törigt *Ha Hf* 14 Geiſt] Klang *Hf* 28 beben] zuerst ſchweben *Hf* 29 laue] zuerst linde *Hf* 30 der] den *St* 31 Blum’ der] Blumen *St.*

Langer Sommerregen. S. 116.

Entstehung: Juni 1843 (Ludwig in *Hf*).

Handschriften: *Ha* S. 45, 46. *Hf* S. 4.

Drucke: *St* S. 94.

Unser Text nach: *Hf.*

Lesarten: 3 Der Regen] Sein Waſſer *Ha* 19 Kehlchen] Brüſtchen *Ha* 20 ſatir’ſche] ſatyrſche *Hf Ha* 22 ſteigt] tönt *Ha* 28 rinnen] zuerst quellen *Ha.*

Der Städterin Wunſch. S. 117.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte“ eingereiht, nach Form und Inhalt jedoch kaum dorthin gehörig. Schwerlich vor 1843 entstanden. In die Maria aufgenommen.

Handschriften: *Hs* der Maria S. 12, 13 = *E.* *Hb* S. 7.

Drucke: *W* 1850 S. 75, 76. *A* S. 250. *St* S. 33.

Unser Text nach: *W.*

Lesarten (vollständig): 1 Der Städterin Neid *Hb* 5 Iſt ein zu glücklich Kind *Hb* 16 kommen] ſtrömen *Hb* 17 dahinter eingeschoben:

Die Städter ſind an Artigkeit
Und Komplimenten reich;
Gekneten wird mit Zierlichkeit
Der alte Zuckerteig *E Hb*

18 Da] Es *E* verſiegte] verſiechte *W A* 19 ſobald] zuerst ſogleich *Hb* 20 Sie aber lauſcht nur auf das Horn *St* Doch ſie lauſcht] Sie lauſchet *E* 21 Das fernher klingt] Fernher erklingt's *E* Hell klingt es her *Hb* 23 Lieblingslied] Liebeslied *W* 29 Küſſe] Grüße *E Hb St* 33 Iſt zu ein glücklich Kind] Iſt ein glückſelig Kind *E* Iſt gar ein glücklich Kind *Hb St* zuerst Iſt ein zu glücklich Kind *Hb*.

Falſcher Liebe Lohn. S. 118.

Entstehung: Nach Sterns bestimmter, leider nicht kontrollierbarer Angabe 1843 entstanden. Daher hier eingeordnet. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass das Gedicht bereits dem März 1840 angehört. Aus dieser Zeit stammt nämlich der erste Entwurf im Tagebuch Bl. 97, 98, wo es heisst: **Volkslied. Die Mutter findet ihre von ihrem eiferſüchtigen Liebhaber gemordete Tochter im Geſträuch: / O Tochter, meine Tochter, was iſt dir geſchehn? Was glänzt ſo rot auf deiner Bruſt? / O Mutter, meine Mutter, es ſind Roſen, die mir mein Liebſter gebracht pp. / Nein, es iſt Blut. – So hat er ein Rehlein gefällt pp. / O Tochter, meine Tochter, du wirſt ſo blaß, du ſtirbſt. Ach Mutter, meine Mutter, pflanz' mir Blumen auf mein Grab pp.** Durch diesen noch halb prosaischen Entwurf ist freilich die Ausführung noch nicht für den März 1840 gesichert. Sie kann bei Ludwigs Arbeitsweise immerhin erst drei Jahre später abgeschlossen worden sein.

Handschriften: *Ha* S. 18.

Drucke: *St* S. 118.

Unser Text nach: *Ha*.

Der Verurteilte. S. 119.

Entstehung: 1843 (Stern).

Handschriften: *Ha* S. 23.

Drucke: *St* S. 112.

Unser Text nach: *Ha*.

Des Knaben Abenteuer. S. 120.

Entstehung: 1843 (Stern).

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 69, 70.

Unser Text nach: *St*.

Zöllner, Sünder. S. 122.

Entstehung: Von Stern unter die „Jugendgedichte“ aufgenommen. Aber weder früher nachweisbar noch im Gedichtverzeichnis von 1840 zu finden. Der Termin der Entstehung wird jedoch durch eine zweifellos auf dieses Gedicht bezügliche Stelle eines Briefes an Wetzstein hinreichend festgelegt: Obenſtehendes Gedichtlein iſt eine Erinnerung an Spaziergänge mit Ihnen aus dem Wurzener Tore, deſſen Zöllnerstöchterlein Sie aus dem Stegreife à la Uhland beſangen; dies iſt freilich ein bischen frivol ausgefallen. (Orig.-Konzept im Hauskalender von 1843, notiert unterm 1. Okt. 1843, wo jedoch das Gedicht selbst nicht zu finden ist.) Die Bekanntschaft mit Wetzstein fällt in den Winter 1842–43; die Spaziergänge aus dem Wurzener Tore vermutlich in das Frühjahr 1843. Das Gedicht ist freilich damals noch nicht entstanden, sondern aus Erinnerungen hervorgegangen, wofür auch die Stellung des Begleitbriefes im Hauskalender spricht. Es ist also kaum vor dem Herbst 1843 anzusetzen.

Handschriften: *Ha* S. 45. *Hb* S. 6, 7.

Drucke: *St* S. 32.

Unser Text nach: *Hb*.

Lesarten (vollständig): 3 'nüber] 'rüber *Ha* 12 heißen] zuerst ſüßen *Ha* 13 leiſen] am Rande; im Text leichten *Ha* 18 Solch ein] Ja dies *Ha St*.

An das Fräulein Bauer. S. 122.

Entstehung: Nicht vor dem Herbst 1843, jedenfalls Winter 1843–44. Im Begleitbrief dazu (Konzept im Hauskalender 1843) heisst es: Nun möcht' ich Sie fragen, ob ich Ihnen den „Hanns Frei“, wenn er im Druck erſcheinen ſollte, dedizieren darf, etwa mit folgenden im Ton des Ganzen gehaltenen Worten: [folgt das Gedicht] oder mit anderer Anrede oder garnicht?

Handschriften: Hauskalender 1843, notiert unterm 8. November 1843.

Drucke: *B* 2. Aufl. S. 196.

Unser Text nach: Hauskalender.

Sterben, begraben. S. 123.

Entstehung: Vielleicht 1843. Vgl. die Beschreibung von *Hd I* (oben S. 190).

Handschriften: *Hd I*.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *Ha I*.

Roſen und Lilien. S. 123.

Entstehung: Vielleicht 1843. Vgl. die Beschreibung von *Hd I* (oben S. 190).

Handschriften: *Hd I. Ha* S. 16.

Drucke: *W* 1856 S. 117, 118. *A* S. 255. *St* S. 71.

Unser Text nach: *W.*

Lesarten (vollständig): 1 Roſen, Lilien *Hd I St* Die Rückkehr *Ha* 6 Wangen] Wange *St* roſig] nachträglich eingeschoben *Hd I* 9 zuerst: Eh du in weite Ferne mir entwichen *Hd I* 10 Liebe] Freude *Ha* 12–16 nachträglich eingeschoben *Hd I* 14 ſoll] will *Ha* 15 Gewiß] zuerst Vielleicht *Hd I.*

Tod im Berufe. S. 124.

Entstehung: Vielleicht 1843. Vgl. die Beschreibung von *Hd I* (oben S. 190).

Handschriften: *Hd I.*

Drucke: *St* S. 52.

Unser Text nach: *Hd I.*

Lesarten: 5 dahinter war zuerst eingeschoben: Der Silberbach mit ſeinen Schwänen *Hd I.* Daher hat *St* offenbar nach einer anderen verlorenen Handschrift eingefügt:

Der Silberquell mit ſeinen Schwänen?
Ertrank in ſeinen eignen Tränen.

Die Kindesmörderin. S. 124.

Entstehung: Zuerst in *Ha.* Daher in den Winter 1843–44 eingeordnet. Doch gehen die Anregungen zu diesem Gedichte wohl bis ins Jahr 1840 zurück. Es finden sich nämlich folgende Aufzeichnungen in *Dia II.* Bl. 7: 5. September 1840. Heute hat man ein neugeborenes totes Kind gefunden – in den Gebüſchen des Grabens bei der alten Bürgerſchule. – 6. September 1840. Heute wieder ein Kind gefunden worden in der Nähe des Kanonenteiches; hatte ſchon Häärchen, war nicht ſo zerriſſen und zerquetſcht wie jenes. Die Polizei hat beide in einem Keller. – Am 12. [September 1840] wieder ein Kind von vierzehn Tagen etwa im Schwanenteiche gefunden worden. – Eine Kindesmörderin zwei Monate Gefängnis.

Handschriften: *Ha* S. 19, 20.

Drucke: *St* S. 116.

Unser Text nach: *Ha.*

Lesarten: 1 am rechten Rande: Da unter der Linde *Ha* 6, 12, 18, 24, 30, 36, 42 nachträglich eingeschoben *Ha* 7, 13, 19, 25, 31, 37, 43 zuerst: Wenn ſie's wüßten *Ha*

Verſchiedenes. S. 126.

Entstehung: Zuerst in *Ha*. Daher in den Winter 1843–44 eingeordnet. Z. 33–40 erst mit später Handschrift unten an der Seite 42 von *Ha* angefügt. Diese Zeilen also vermutlich erheblich später.

Handschriften: *Ha* S. 42, 43.

Drucke: *St* S. 80, 81. Die dort zuletzt abgedruckte Strophe fehlt in *Ha*, musste also unter die „Gedichte zweifelhafter Entstehungszeit" aufgenommen werden. Vgl. Jetzt ſenke erdwärts den Flug (S. 176).

Unser Text nach: *Ha*.

V. Buschlieder.

Sommer und Herbst 1844.

Beim Landſchaftern. S. 131.

Entstehung: 26ſten Mai 1844 unter den ſchönen Linden auf Scharfenberg (Ludwig unter dem Titel in *Hb*).

Handschriften: *Hb* S. 1.

Drucke: *St* S. 85.

Unser Text nach: *Hb*.

Die Gäſeriche. S. 131.

Entstehung: Juni 1844 (Ludwig in *Hf*). Zum Titel fügt Ludwig ebenda erläuternd hinzu: Ein Gründchen zwiſchen Obergarſebach und Debritz.

Handschriften: *Hf* S. 10.

Drucke: *St* S. 90.

Unser Text nach: *Hf*.

Lesarten: 23 O] Dank *St*.

Blauer Himmel, kühne Felſenhänge. S. 132.

Entstehung: Niedergarſebach am 8. Juni 1844 (Ludwig in *Hf*).

Handschriften: *Hg* (Entwurf). *Hf* S. 2.

Drucke: *St* S. 86.

Unser Text nach: *Hf*.

Lesarten: 1 kühne] graue *Hg* 2 milde Grün] grüne Laub *Hg* 4 gefunden] befunden *Hg* 7 just] ſo *Hg* 8 das nur hat der Maler ſchnöd' vergeſſen *Hg*.

Jetzo hab' ich dich, Natur. S. 133.

Entstehung: Niedergarſebach 9. Juni 1844 (Ludwig in *Hf*). Von Heydrich fälschlich auf den 29. Juli 1844 datiert.

Handschriften: *Hg* (Entwurf, jedoch so durcheinandergeschrieben, dass Varianten zu geben unmöglich ist). *Hf* S. 2.

Drucke: *Heyd* S. 63 *St* S. 86.

Unser Text nach: *Hf*.

Durch den Grund. S. 134.

Entstehung: 26. Juni 1844 (Ludwig in *Hf*).

Handschriften: *Hf* S. 1.

Drucke: *St* S. 95. Hier irrtümlich mit dem Gedicht Voll Neid ſchauſt du (S. 138) vereinigt!

Unser Text nach: *Hf*.

Aber der fremde Vogel fliegt. S. 134.

Entstehung: Etwa Juni 1844. In *Hf* schreibt Ludwig vorher: Du ſehnſt Dich aus dem engen Leben nach einem weiteren geiſtig bewegten; Du weißt nicht, was es heißt, eine Heimat, ein Zentrum zu haben. Laß Dir meinen fremden Vogel vorſingen: [folgt der erste Abschnitt. Dann heisst es weiter:] Du ſiehſt, meine Verſe ſind wenigſtens nicht ganz ſchlecht, aber: [folgt der zweite Abschnitt].

Handschriften: *Hf* S. 2, 3.

Drucke: *B* 2. Aufl. S. 208, 210 (nur teilweise gedruckt).

Unser Text nach: *Hf*.

Liebe, Liebe, laß mir Ruh'. S. 135.

Entstehung: Etwa Juni 1844.

Handschriften: *Hf* S. 2.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *Hf*.

Nur du und ich. S. 136.

Entstehung: Juni 1844 (Ludwig in *Hf*). Komponiert von Gustav Scharf (Exemplar im Dresdener Stadtmuseum).

Handschriften: *Hf* S. 10.

Drucke: *St* S. 89.

Unser Text nach: *Hf*.

Voll Neid ſchauſt du, wie's wohlgemut. S. 138.

Entstehung: 29. Juli 1844 (Ludwig in *Hf*).

Handschriften: *Hf* S. 1.

Drucke: *St* S. 96. Hier fälschlich mit dem Gedicht Durch den Grund (S. 134) vereinigt!

Unser Text nach: *Hf*.

Lesarten: 14 dem] den *Hf*.

Sie denkt. S. 139.

Entstehung: 29. Juli 1844 (Ludwig in *Hf*).

Handschriften: *Hf* S. 4.

Drucke: *St* S. 87.

Unser Text nach: *Hf*.

Es fragte dich die Tante. S. 139.

Entstehung: In *Hf* als „nagelneu" mitgeteilt. Also: August 1844. Ähnlichkeit des Motivs mit der Buſchnovelle (vgl. B. I. S. 276, 283).

Handschriften: *Hg* (Entwurf). *Hf* S. 10.

Drucke: *St* S. 88.

Unser Text nach: *Hf*.

Lesarten: 6 Den armen Tierchen klein *Hg* 8 Wollt'ſt nicht ihr Mörder ſein *Hg* 11, 12 fehlen *Hg*.

Wenn ich als Kind ſo fand. S. 139.

Entstehung: In *Hf* als „nagelneu" mitgeteilt. Also: August 1844.

Handschriften: *Hf* S. 10.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *Hf*.

War um die Kirch' gegangen. S. 140.

Entstehung: In *Hf* als „nagelneu" mitgeteilt. Also: August 1844.

Handschriften: *Hg* (Entwurf). *Hf* S. 10.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *Hf*.

Einen Anker tuſt du auf Vaters Gruft. S. 141.

Entstehung: In *Hf* als „nagelneu" mitgeteilt. Also: August 1844.

Handschriften: *Hg* (Entwurf). *Hf* S. 11.

Drucke: Bisher ungedruckt.

Unser Text nach: *Hf*.

Nun liegt ſie, die Glieder. S. 141.

Entstehung: Vermutlich erst nach Absendung von *Hf*, also: Nach dem 7. August 1844.

Handschriften: *Hg* (Entwurf).
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *Hg*.
Entwürfe zur Fortsetzung:

Und ſagte mir der Mond:
Bei der dein Leben wohnt:
Eh' ſie ſich legte nieder,
Da nahm ſie deine Lieder

Erſt in die weiße Hand;
Dann in dem Fenſter ſtand
Nach – hingewandt
Und dachte wohl an dich,
Bis ſie der Schlaf beſchlich.
[Zwei weitere Verse gestrichen]

Wenn mich die Worte trafen
Aus Mondes Munde lind,
Dann wollt' ich ſelig ſchlafen
Und lächeln wie ein Kind. *Hg*.

Dichte immer wieder. S. 142.

Entstehung: Vermutlich erst nach Absendung von *Hf*, also: Nach dem 7. August 1844.
Handschriften: *Hg* (Entwurf).
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *Hg*.

Hab' von poetiſchem Triebe. S. 142.

Entstehung: Vermutlich erst nach Absendung von *Hf*, also: Nach dem 7. August 1844.
Handschriften: *Hg* (Entwurf).
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *Hg*.

Frage tauſendmal. S. 142.

Entstehung: Vermutlich erst nach Absendung von *Hf*, also: Nach dem 7. August 1844.
Handschriften: *Hg* (Entwurf).
Drucke: Bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *Hg*.

Biſt du's? S. 142.

Entstehung: Sommer 1844, da von Stern unter die „Buschlieder“ aufgenommen.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 87.

Unser Text nach: *St.*

So reich! S. 143.

Entstehung: Sommer 1844, da von Stern unter die „Buschlieder“ aufgenommen.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 88.

Unser Text nach: *St.*

Schmachtend krümmt ſich das Laub. S. 143.

Entstehung: Sommer 1844, da von Stern unter die „Buschlieder“ aufgenommen.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *St* S. 94.

Unser Text nach: *St.*

Es ſteht in ſtiller dunkler Nacht. S. 144.

Entstehung: Sommer 1844, da von Stern unter die „Buschlieder“ aufgenommen.

Handschriften: *Hd III.* Blatt mit eigener Komposition Ludwigs (Gesang und Gitarre).

Drucke: *St* S. 93.

Unser Text nach: *Hd II.*

Lesarten: 10 leiſ' von] leis in *St.*

VI. Gedichte.

Herbst 1844 bis Frühjahr 1848.

Der Wanderer. S. 149.

Entstehung: Ungewiss. Die Einsendung zum Druck 1844 war wohl erst im Spätherbst erfolgt, da Ludwig als in Leipzig befindlich bezeichnet wird.

Handschriften: Nicht erhalten.

Drucke: *W* 1844 S. 76. In *St* nicht enthalten.

Unser Text nach: *W* 1844.

Das Lied von der Bernauerin. S. 150.

Entstehung: Ungewiss. Vermutlich unter dem Einfluss der Wiederaufnahme des Agnes-Bernauerstoffes im Jahre 1846 entstanden. In einem Gedichtverzeichnis in den Entwürfen zur „Pfarrroſe" (etwa 1847) nachweisbar. (Vgl. unten S. 263.) Nach der Fassung in der Waldburg scheinen einzelne Strophen schon früher ohne Beziehung auf die Bernauerin vorhanden gewesen zu sein.

Handschriften: Die Waldburg. Trauerſpiel in fünf Aufzügen (Goethe- und Schiller-Archiv II 8, 1) = *E* enthält S. 59–63 Strophe 1, 8, 6, 7 und zwei andere Strophen. (Vgl. B. VI,1 S. 175, 176.) – *Hb* S. 2–4. Nur bis Z. 50 Ludwigs Hand, dann von Heydrich ergänzt, der am Rande notiert: „Von hier an ergänzt nach dem Original O. L's im Besitze der Frau Hofrätin Klemm in Dresden." Nachforschungen nach dem Original blieben erfolglos.

Drucke: *W* 1856 S. 114–117. *A* S. 253. *St* S. 122.

Unser Text nach: *W* 1856.

Lesarten (vollständig): 2 vor der ersten Strophe:

Soll ich die Märe bringen,
Die mir bewegt den Sinn?
So ſagen wir und ſingen
Von der Bernauerin. *Hb St*

3 nicht mehr] nimmer *Hb E St* 4 wolle] möge *Hb E St* 24 edle] edele *E* 27 liebſter] lieber *E* 30 Wohl um des Röckleins Falten *E* 31 band] wand *E St* ursprünglich wie im Text, dann: Herum ein Tuch ſie wand *Hb* 40 ſchlang] wand *St* 53 arme] ſchöne *Hb* 64 Wie er's erfuhr, in Strömen *Hb* 65 Die Trän' ihm niederfloß *Hb* 66 bis 69 fehlen *Hb* 76 Weh' doch! noch um mein heilig *Hb* 78 Es wird kein Weib geboren *Hb*. In *E* noch zwei Strophen, die die frühere Fassung zeigen:

Und warf das Ringlein nieder.
Das tanzte auf dem See;
Das Ringlein ſank danieder,
Kam nicht mehr in die Höh'.

Das Leben tut wohl ſcheiden
Vom Lieb ſo manchen Knab';
Dort unter jenen Weiden,
Da ſuch' ich mir mein Grab.

VII. Politische Gedichte des Jahres 1848.

Die erſte Lerche 1848. S. 155.

Entstehung: 9. März 1848 (Ludwig in *Hd IV*).

Handschriften: *Hd IV* Nr. 1. *Hd V.*

Drucke: *St* S. 102.

Unser Text nach: *Hd V.*

Lesarten (vollständig): 1 Völkerfrühling *St* 12 Und immer höher höher ſchwingt *Hd IV St* 16 heiß] ſüß *Hd IV St* 18 Völker] Menſchen, am Rande Völker *Hd IV St* 34 Brich auf an ſeinem Sonnenſchein *Hd IV* 39 Der ſchönſte Frühling] Der Völkerfrühling *Hd IV.*

Wie biſt du doch verachtet. S. 156.

Entstehung: 11. März 1848 (Ludwig in *Hd IV*).

Handschriften: *Hd IV* Nr. 2.

Drucke: *St* S. 104.

Unser Text nach: *Hd IV.*

Lesarten (vollständig): Vor dem Gedicht die Überschrift 1848 *St.* Dieser Titel geht auf *Hd IV* zurück, doch ist er ein Zusatz Heydrichs. 18 Gleichgültig] zuerst Geduldig *Hd IV* 21 Auen] Gauen *St* 33 am linken Rande, im Texte: Ihr habt nur Worte drauf? *Hd IV* 46 bis 49 am Rande, im Texte durchgestrichen:

Dann laßt die Nachbarn kommen
Von Oſten, Nord und Weſt,
Den Britten angeſchwommen
Von ſeinem Inſelneſt. *Hd IV.*

Der Schütze von Leipzig. S. 158.

Entstehung: 11. März 1848 (Ludwig in *Hd IV*). Doch hat der Gedanke den Dichter schon längere Zeit beschäftigt, denn die Entwürfe gehen bis ins Jahr 1845 zurück. In einem Notizheft aus diesem Jahre (in Verwahrung Oskar Walzels in Dresden) finden sich auf Blatt 9 folgende Notizen zu einer ersten Fassung des Gedichtes: Schande dem Fürſten, der auf ſein Volk, das nichts ihm tat, feuern läßt. Der Nachruhm ſtreicht ihn aus, die Flüche der Nachwelt ſammeln ſich kreiſchend um ihn wie um den Rabenſtein die Raben. Schande dem Offizier, der das Kommando gibt pp. Schande, ewige Schande ſei dem Krieger, der feuert. Kein gaſtliches Feuer leuchte dem Brudermörder pp. Fluch dem Platz, wo's geſchehn. Kein Tau pp.

Volkslied des Schützen,
der die Geſchichte nicht vergeſſen kann pp.
Was iſt das für ein roter Fleck? pp.
Gar manches ſchreit zum Himmel.
Und will's doch niemand wiſſen
Wahnſinnig könnte man werden
Hier iſt ein unverzeihlich Loch
In — — — — — — geriſſen
O Schande, ew'ge Schande, wer ſo gebieten mag
— — — — — — — — — — — — Tag
— — — — — — — — — — — — fort
Und gar zu blut'ge Früchte, die trägt blutiger Mord.

Handschriften: *Hd IV* Nr. 3 *Hd VI* (sehr flüchtige Schrift).
Drucke: *St* S. 100.
Unser Text nach: *Hd IV.*
Lesarten: 1—2 fehlt *Hd VI* 31 hundert] am Rande, im Text unterstrichen tauſend *Hd IV* tauſend *Hd VI.*

Zechergruß an die Münchner. März 1848. S. 160.

Entstehung: 12. März 1848 (Ludwig in *Hd IV*).
Handschriften: *Hd IV* Nr. 4 *Hd VI.*
Drucke: bisher ungedruckt.
Unser Text nach: *Hd VI.*
Lesarten: 20 am Rande, im Texte undurchstrichen: Da ſind ſie alle Brüder. *Hd VI.* Diese Fassung auch *Hd IV.*

O Deutſchland! Deutſchland! Vaterland! S. 160.

Entstehung: 10. März 1848 (Ludwig in *Hd IV*).
Handschriften: *Hd IV* Nr. 5.
Drucke: *St* S. 102.
Unser Text nach: *Hd IV.*

VIII. Gedichte.

1848 bis 1865.

Eduard Devrient ins Album. S. 165.

Entstehung: 8. Januar 1850 (Stern, wohl Druckfehler statt 28. Januar). Nach Hauskalender von 1850 am 20. Januar eingeschrieben, am 28. Januar zu Devrient gebracht.

Handschrift: Eduard Devrients Album, im Besitz von Professor Dr. Hans Devrient in Weimar = *D*.
Druck: *St* S. 82.
Unser Text nach: *D*.

IX. Gedichte,
deren Entstehungszeit sich nicht mit Sicherheit angeben lässt.

Alle diese Gedichte gehen auf posthume Drucke zurück, deren Unterlagen inzwischen verloren gegangen sind. Die Angaben über die Entstehung beruhen daher nur auf Vermutungen.

An Urania. S. 169.
Entstehung: Vermutlich den dreissiger Jahren angehörig.
Druck: *St* S. 62.

Vögleins Auferſtehung. S. 170.
Entstehung: Vermutlich den dreissiger Jahren angehörig. Zuerst in einem Gedichtverzeichnis aus dem Ende der vierziger Jahre nachweisbar. (Vgl. unten S. 263.)
Druck: *St* S. 68.

Liebesruf. S. 171.
Entstehung: Vermutlich den dreissiger Jahren angehörig.
Druck: *St* S. 53.

Die Wiederkehr. S. 172.
Entstehung: Vielleicht um 1840.
Druck: *St* S. 71.

Frühlingsahnung. S. 173.
Entstehung: Vielleicht um 1840.
Druck: *St* S. 52.

Zerknirſchung. S. 173.
Entstehung: Vielleicht um 1840. Ähnliche Töne klingen um diese Zeit im Tagebuch an.
Druck: *St* S. 51.
Lesarten: 25 Erdennächte] Erdennächte *St*.

Avancer. S. 174.

Entstehung: Etwa um 1843.

Druck: *St* S. 60.

Jetzt ſenke erdwärts den Flug. S. 176.

Entstehung: Vielleicht um 1844, da von Stern unter die zuerst im Winter 1843—44 nachweisbare Gruppe Verſchiedenes eingereiht. (Vgl. oben S. 26 und S. 221.)

Druck: *St* S. 81.

Unbelauſchte Schönheit. S. 176.

Entstehung: Vielleicht um 1844. Von Heydrich als „Gedicht aus späterer Zeit" bezeichnet. Ähnlichkeit mit Motiven der Buſchnovelle.

Drucke: *Heyd* S. 72. *St* S. 73. *St* Bd. IV. S. 44.

Reines Herz. S. 177.

Entstehung: Vermutlich in Zusammenhang mit den Buſchliedern stehend, also etwa 1844.

Drucke: *St* S. 14.

Wenn die güldnen Sterne. S. 178.

Entstehung: Vielleicht in Zusammenhang mit den Buſchliedern stehend. Doch finden sich die Zeilen 29—33 bereits mit Varianten in *He.* Vgl. S. 43. Über Handschrift und Vorlage des einzigen mir bekannt gewordenen Druckes konnte ich nichts ermitteln.

Drucke: Balladenbuch. Erster Band: Neuere Dichter. Hamburg-Grossborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1905. S. 287f.

An manche neuere Dichter. S. 179.

Entstehung: Der polemische Ton rückt das Gedicht an die Lyrik von 1848 heran. Doch schon in dem Gedichtverzeichnis in den Entwürfen zur Pfarrroſe enthalten. Also spätestens 1847.

Drucke: *St* S. 99.

Guter Rat. S. 179.

Entstehung: Der polemische Ton rückt das Gedicht an die Lyrik von 1848 heran.

Drucke: *St* S. 99.

Deutſchlands Einheit. S. 180.

Entstehung: Vermutlich 1847. In einem Gedichtverzeichnis aus diesem Jahre zuerst genannt. (Vgl. unten S. 263.)

Drucke: *St* S. 100.

Todesahnung. S. 179.

Entstehung: Undatierbar, da ähnliche Gedanken schon früh auftauchen und Behandlung und Form keine bestimmten Anhaltspunkte ergeben.

Drucke: *St* S. 19.

Der Kranke. S. 181.

Entstehung: Vgl. die Bemerkung zum vorigen Gedicht.

Drucke: *St* S. 21.

Pläne und Entwürfe zu unvollendeten oder unausgeführten Gedichten sowie Notizen zu Gedichtsammlungen.

I.

1828—1829.

Romanstudien (Goethe- und Schiller-Archiv VI 6) S. 76 b:

Als Unterſekundaner in Hildburghauſen hatte ich eine Ballade gemacht: „Das Bärental“ und darin eine Volksſage, daß der Vater den Sohn wunderbar errettet durch einen Schuß, der auch den Sohn treffen konnte, in ein ethiſch-pſychologiſches Problem verwandelt, welches vielleicht noch zu brauchen wäre. Eiferſucht auf den Verführer ſeiner Geliebten macht im Helden, der, im Walde grimmig irrend, plötzlich den Feind erblickt, mordluſtige Nachbegier rege; der Feind ſcheint ihm zum Gerichte geſendet. Da plötzlich fällt ein Bär über den Feind her, und das macht das Gute im Helden ſiegen, er zielt gut und trifft den Bären. In ſich beglückt durch die Tat, geht er, ohne ſich zu decouvrieren, in die Welt und findet nun auch ein neues äußeres Glück durch die geſtärkte Kraft.

II.

1832—1833.

Gedicht- und Aphorismensammlung (Goethe- und Schiller-Archiv I 15 = *He*; vgl. die Beschreibung oben S. 191 f.) S. 5—40:

[S. 5. Nr.] 62 Die Freiheit kommt von Norden,
Ein rechter Nordercheld;
Von da zu allen Orten,
Von da zu aller Welt.

67 Zu einem Gedicht. Plan. Hier ſtehen ſchöne Blumen, doch ſchönre trag' ich in mir. Hier iſt ein blauer herrlicher Himmel; in mir ein herrlicherer; ſchöner Fluß, in meinem Herzen pp.

[S. 7. Nr.] 76 Die Bäume, die ein Sturmwind hat verſchlungen,
Die laſſen ſich im Sonnenſcheine nicht.

[S. 15. Nr.] 160 Ach, manches Leben hat nur einen –
Nur einen Tag, nur eine Nacht.

[S. 16. Nr.] 171 Zu halten müht ſich ihn ein feſtlich Glänzen,
Zur Freude ruft manch freudiges Geſicht;
Er eilt vorbei den Reihentänzen,
Und ſeine Wange färbt ihr Jubel nicht.

[S. 17] Herauf, du Heldenlied pp.:
Dein heitres Leben will ich mir erwerben;
Im fremden Freun mag eig'ner Schmerz gern ſterben!
Tanzreim der pp:
Tanzet! Tanzet!
Saus und Braus;
Iſt der Reihn, iſt
Alles aus!

[S. 18] Der Menſch als Syſtemmacher:
Vor Hochmut wird er gar ein Schneider;
Er macht nach der Mod' ſich neue Kleider
Und näht die alten als Futter hinein.

Gleichgewicht wird erhalten, indem man auf ſeine ſchwächere Seite am meiſten hält und haben will, daß das auch die andern tun.

Von einem, der von Jugend auf geachtet hat pp.
Seine Jugend hat er hingegeben
Und hat ſie geſetzt an das alte Leben pp.

[S. 19] Eines hyperpoetiſchen Genies, das die Wirklichkeit in proſaiſche Niedrigkeit eingeſpannt, Abſchiedsſchreibens an ſich ſelbſt Refrain und Ende.
Drum laſſen Sie die Wirklichkeit nur walten
Und ſei'n Sie Ihrer Schärfe froh.
So werden Sie in Spiritus erhalten,
Als eines großen Mannes Embryo.
Nicht einen zu fangen,
Nicht den Gefangnen feſtzuhalten, iſt
Die Kunſt, nein, mit dem Zwang ihn zu verſöhnen –
Weh dem, der ſeine Feſſel lieb gewinnt.

[S. 22] Von [?] Liebe laſſen Sie mich beſſer ſchweigen,
Es hilft ja Wort und Rat bei Ihnen nichts.
Sie trinken froh des Lebens trübe Neigen,
Und hat das Herz genug, ſo bricht's.

[S. 23] Parabel. Abels Schweſterchen, in Verzweiflung über den Tod ihres Lieblings, irrt noch in ſpäter Nacht händeringend umher. Da begegnet ihr der Engel, der den ermatteten Blumen pp. den Tau bringt. Gerührt von ihrer Not bringt er von nun an auch ſchmerzensheißen Augen den Tau, den die Menſchen Träne nennen.

[S. 38] Zum Lied der Liebe. An Siona.

Wenn ich und du, jeder auf einem beſonderen Stern wohnten, die Liebe würde uns zuſammenreißen und die Sterne mit, daß Stern in Stern, Seele in Seele verſchmölzen.

Die Welt hat ein liebestrunkener Gott geſchaffen, um das, was ihn erfüllte, auch außer ſich zu ſehn.

Ein Gott verliert ſeine Geliebte, da gießt er ſeinen Liebesreichtum über die Welt aus, da fangen die Sphären an, ſich zu drehen.

[S. 39] Augen wie Amethiſten — hat ſie ein Juwelier geſchätzt? Goldne Haare — kann man Dukaten draus prägen? Lippen wie Pfirſiche — kann man ſie eſſen? Eine Haut wie Samt — kann man ſich auch ein Kleid daraus machen laſſen? Sie iſt eine Göttin — ich bin ein Chriſt und darf nur an einen Gott glauben. Ein Fuß wie ein Reh — um ſo ſchlimmer zu hüten vor den Haſenfüßen, und macht am Ende den ſchönen Dukaten Rehfüße, daß ſie von dannen gehn.

Der Tod verläßt ſein gräßlich Schergenamt;
Kein Leben mag er mehr nach dieſem freſſen!

[S. 40] Das Leben macht feind,
Der Tod vereint.

III.

1836.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 1—2:

20. April.

Cäcilia (kann auch ein anderer Name ſein).

Ein Lehrgedicht; gleichſam eine Theodizee der Muſik. Entſtehung derſelben, Fortbildung bis zum Silberblick: Mozart, Beethoven pp., ihre Wirkung auf den Menſchen, lyriſcher Teil; Tanzmuſik, Kriegsmuſik, Kirchenmuſik, Oper, Oratorium, Sinfonie; Schiffergeſänge, Choral pp.; Tendenz der Muſik; Hülfsmittel, Contrapunkt, Melodie, Harmonieen, Inſtrumente bis zur Singſtimme.

Entſtanden:

1. Rhythmus, Kinder oder weniger gebildete Naturen anſprechend: Kindesalter der Muſik.

2. Melodik, Liebe, zarte Empfindungen pp.: Jünglingsalter der Muſik. Charakteriſtik der weniger ſtarken Empfindungen.

3. Harmonie, innere Bedeutung, Philoſophie: Mannesalter der Muſik. Charakteriſtik der ſtärkeren Empfindungen.

4. (Dur, Moll.) Dynamik, die Begeiſterung pp.

In ungezwungenen Verſen, ungezwungene logiſche Bewegung.

Kann der Königin von Bayern in einer kleinen Schrift gebundener Rede (mit Beziehungen auf ihre Mutter, Tante (Louiſe) pp. jedoch ohne alle Schmeichelei) gewidmet und mit der Oper zugleich zugeſchickt werden.

Charakteriſierung der Tonarten.

Entſtehung des Akkordes, Unter-, Oberquinte pp.

(Charakteriſierung der Intervalle. Hammerſchläge die Idee zum Rhythmus. Wenn ſie im Takt ſchlugen, ging es.)

Cäcilia.

Entſtehung der erſten Inſtrumente. Syrinx pp. beſſer. Mythologiſche Erzählungen von Orpheus, Apollo als Schäfer; wie die Muſen auf dem Pindus zum erſtenmal ſangen, begann ſich in ſüßem Taumel alles zu drehen, Welten und Tautröpfchen pp.

Flucht der Götter oder Tugenden; ihre Unterpfänder; die Götter ſchicken eine aus ihrer Mitte unter die Menſchen, ſie den Geſang zu lehren; ſolange die goldnen Saiten klingen, iſt der Schmerz gefeſſelt; Beziehung auf des Thrakers Geſchichte, die eingeflochten werden kann in Romanzenform.

Alſo enthielte der erſte Geſang die fabelhafte Geſchichte der Kunſt.

Der zweite Theorie und Technik.

Der dritte Äſthetik und Literatur.

(Die Diktion edel und ungezwungen, die Gedanken möglichſt deutlich vorgetragen pp.)

Muſik und Poeſie, die ernſte und die freundliche Schweſter, die miteinander reiſen.

Beethoven, ein neuer Prometheus, ſeine Werke von den dem Himmel geſtohlnen Funken himmliſch belebt, ein Rieſengeſchlecht wie jenes.

Charakteriſierung der berühmteſten Komponiſten, z. B. nach jenem Dreiblatt, Händel, Gluck, Weber, Reichard, Zumſteeg, Weigl.

Bann und Acht gegen den verkehrten Geſchmack, gegen das Unweſen der Virtuoſen.

Erſt im Anfange, wo alles Chaos war, kommt das Licht, der Schall.

Tannenbaum.

Der Maler findet in der Natur den ewig jungen Prototypus ſeiner Kunſt; der Muſiker muß ſie ſeiner Seele ablauſchen.

[Hierauf folgt ein Gedicht mit der Überschrift: Zu dem Lehrgedicht: Polyhymnia. Vgl. oben Seite 75.]

IV.

1836—1837.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 5—7:

[Zwischen April 1836 und Januar 1837.]

Noch ein Plan, der aber wohl ſpät ſeine Ausführung finden wird. Ein deutſches Nationalheldengedicht; dabei wäre zu bemerken:

1. daß es, je neuerer Zeit es entlehnt wird, deſto intereſſanter werden wird. Alſo etwa Friedrich II. oder Blücher der Held.

2. Woher Maſchinen nehmen, die paſſen? Man müßte ſich ſelbſt allegoriſche Weſen ſchaffen, z. B. Nemeſis pp. Tod (der es vielleicht einmal übel nimmt, daß die Schlacht aufgehört, eh' er ſein Deputat hatte pp.)

3. Nicht ſowohl große Maſſen, ſondern das Kleinere im Großen dargeſtellt, denn der Größe geſellt ſich Formloſigkeit meiſt; alſo vielleicht nur ein paar Schlachten; das Intereſſantere aus der Geſchichte des ganzen Krieges als Epiſode angeführt; als ſolche können auch die würdigſten Taten der deutſchen Vorzeit vorkommen.

4. Was ein Feldherr hat tun laſſen, das wird vorgeſtellt als, wenigſtens größtenteils, von ihm allein getan; denn des Dichters Zweck muß dem des Geſchichtsſchreibers gerade entgegen ſein; in der Geſchichte fließen viele einzelne Taten und Begebenheiten zuſammen, aus ihnen ſtellt der Hiſtoriograph eine abſtrakte Idee dar, die durch Wahrheit pp., Scharfſinn pp. richtig und behaltenswürdig erſcheint. Der Dichter hingegen, zumal der Nationaldichter, verliert durch das Form-, Farb- und Reizloſe derſelben; er muß gerade dieſe Idee wieder zerlegen in einzelne Szenen pp., die er mit Liebe ausführen muß, wobei es nicht darauf ankommt, ob alles ſtreng wahr iſt, ſondern darauf, daß ſozuſagen durch Phantaſie und Sinne, durch die den Menſchen angeborne Liebe zum Abenteuerlichen pp. das Gefühl im Menſchen erweckt wird, das jener Idee entſpricht. Es darf in der Art Poeſie nichts Zufälliges, nichts Unbedeutendes vorkommen, die Geſchichte kann erzählen, es ſei des und des Pferd ſcheu geworden oder geflohen und habe den Reiter ausgeſetzt, wodurch wiſſe man nicht pp. Die Poeſie muß dieſem Zufalle Bedeutung geben, und ſollte das Pferd von einem Gott ipsa persona ſcheu gemacht worden ſein, der die Geſtalt eines ſchwarzen Klumpens oder wer weiß welche angenommen. Hieraus erklär' ich dir hauptſächlich das Intereſſe, welches uns die Ilias pp. einflößt.

Alſo jener Satz geſchichtlich.

Bei einem Austritt aus NN. wurde des Helden Pferd ſcheu, man weiß nicht worüber. Es kehrte um und durchbrach, trotz ſeines Reiters Anſtrengung, es zu halten, die Reihe der hinter ihm reitenden Pagen und rannte unaufhaltſam einer Schlucht zu; und gewiß würde der Tod dem ruhmvollen Laufe unſers Helden ſchon hier ein Ziel geſteckt haben, wenn nicht kurz vor der Untiefe der Zügel an dem Aſte eines Baumes wäre hängen geblieben, wodurch NN. die Gelegenheit erhielt, eh' das wütende Pferd ſich losreißen konnte, ſchnell abzuſitzen. Poetiſch behandelt kann die Urſache des Scheuens die Nemeſis ſein, die dem Helden irgendeiner Tat wegen Verderben ſinnt. Nun wird die Tat erzählt, wobei der Dichter Zuſammenhang pp. vergeſſen zu haben ſcheint über der Erzählung. Drauf nun Erzählung, wie die Göttin Nemeſis überhaupt beſchaffen, wie ſie ſich entſchloſſen, auf dieſe Art den Helden zu verderben, wie ſie ſich allein oder mit Hülfe der Göttin Verſtellung verwandelt, nachdem ſie ihr göttliches Geſpann an den Ort gefahren, wo der Held ſogleich vorbeikommen muß. (In der Schlucht kann ſchon der Nemeſis immer bereiter Diener, der Tod, ſtehen, dem Helden ſeine Senſe unterzuhalten, wenn er hereinſtürzt.) – Ja, wenn Götter Himmel und Erde bewegen, muß man für die Gegenſtände ihrer Rache zittern. (Hier einige Zitate von göttlichem Zorn, über Menſchen ausgegoſſen.) Aber glücklich der, den ein Gott ſchützt, zumal wenn es ein mächtiger iſt. (Wir erfahren nun, daß NN. zu dieſen Glücklichen gehört.) Die Göttin Glück, deren Liebling der Held iſt, kommt hinter die Schliche der Nemeſis, worüber ſie ſogar einen weisſagenden Gott konſulieren kann pp., und beſchließt, ſie zunichte zu machen. Und ſo ſteht ſie in der Geſtalt des rettenden Baumes dem Pferde im Weg (das Nemeſis, nachdem es ſich gewendet, mit feuriger Rute unſichtbar verfolgt); ihr Arm iſt's, der den kurzſichtigen Menſchen ein Aſt erſcheint. Hieraus nun kann ein völliger Götterkrieg entſtehen. Iſt der Held ſchön, ſo nimmt ihn die Göttin Liebe in Schutz pp.

V.

1838.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 20–21:

Februar 18.

Nunmehr auf den Stoff zu einem patriotiſchen Heldengedicht zu ſinnen, in dem, ſo zu ſagen, die ganze deutſche Geſchichte ſteckt. Aus der Zeit Heinrichs I. oder der Ottonen oder der Hohenſtaufen pp., notwendig aber aus einer Zeit, wo die Trennung einzelne Stämme, die Bildung *neuer* Nationalitäten noch nicht *die deutſche* Nationalität verdrängt hatte . . .

Anfang zum Heldengedicht: O Deutſchland, warum galt dir immer das Fremde mehr pp. Oh, du brauchteſt nichts zu borgen von Fremden pp. Ich will dir zeigen, wie herrlich du warſt, eh' du dir ⟨für dein Heldenmark⟩ verdorbene Sitten von Paris ⟨eintauſchteſt⟩, heimtrugſt uſw. Jeder bedeutenden Stadt, jedes fürſtlichen Verdienſtes, jedes großen Mannes, jeder herrlichen Tat der Deutſchen gedacht, ſo daß es eine *poetiſche* Geſchichte wird. ⟨Die Eingänge zu den einzelnen Geſängen bald Klage über Deutſchlands und ſeiner Freiheit Verfall, bald Hoffnung pp.⟩

Vielleicht ein Römerzug, in dem, wie die Deutſchen mit den Römern, die alten deutſchen Götter als Genien kämpfen. Gibt ſchöne Zuſammenſtellungen der altnordiſchen und altklaſſiſchen Mythologie, z. B. Kampf zwiſchen Tyr und Mars, zwiſchen den Gönnerinnen zweier Helden – Freya und Venus; z. B. ein Mädchen folgt dem jungen Helden; in ihn verliebt ſich Venus und will ſein genießen; Freya bekämpft ſie; nämlich als jenes Mädchen folgend; dies wär' naiv, während eine Menſchin die Sache ſentimental machen würde.

VI.

1838.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 21:

Am Charfreitag.

Neuer Plan: Des Muſikanten Nächte. Gedichte, Erzählungen, Satyriſches, kleinere Kompoſitionen, Kunſtaufſätze. Des Muſikanten Andacht. Des Muſikanten Liebe pp. Des Muſikanten Kindheit.

VII.

1838.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 34–35:

Am 1ſten Juni 1838. Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr während eines mächtigen Gewitters in der Gartenhalle.

Ideen zu einem Gedicht.

Ruft mit deiner Geſchoſſe Poſaunenton –!
Hier bin ich, nimm mich hin.
Wer könnte zagen, wenn deiner Donner
Seelenerhebender Chor beginnt!
Stolz belebt das Geſchöpf ſo herrlichen Schöpfers.
Oh, wie muß das Menſchenherz ſo klein ſein,
Das ſich vor deiner Größe in ſich ſelbſt verbirgt,
Das nicht ſchwillt von dem Götteratem,
Der vom Himmel zur Erde, von der Erde zum Himmel wogt!
Sieh, hier lieg' ich, deſſen Seele
Stumm bleibt im finſtern kalten Tempel,
Stumm vor dem ſeelenſtummen Buchſtab –
Hier, nicht mit Knechtesfurcht,
Mit der Wolluſt, mit der das Kind aufſtaunt
An des lieben Vaters Heldenherrlichkeit.
In der Blitze Glutmeer taucht ſich die glühende Seele,
Der glühende Mund ſtammelt deine Donner nach.

Unermeßlich, herrlich ſchon deine lebloſen Werke,
Wenn dein Atem ſie in Schwingung ſetzt.
Und in meiner Seele glüht ein Funken
Deiner Flamme. Soll ich nicht ſtolz ſein,
Der ich größer bin als deiner Gewölke
Himmelumnachtender Wall, höher
Als deine Himmel? Demütig will ich ſein
Aus Stolz. Herr, rufſt du mich
Mit deiner Poſaunen Donnerton?
Hier bin ich! Nimm mich hin.

NB. Nur das wahre Selbſtgefühl kann demütig ſein. Das Gefühl der Schwäche iſt knechtiſch, das Gefühl des Unzureichenden gebiert bei kräftigen Seelen Trotz. Nur der Stolze, der weiß, daß er hoch ſteht, kann demütig ſein.

VIII.

1839.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 49:

Auguſt 39.

Verzeichnis der Werke, deren Ausarbeitung ich teils begonnen, die ich aber alle noch auszuführen geſonnen:

— — — — — — — — — — — —

5. Moraizela, Heldengedicht in Stanzen.
6. Suanhildur, altnordiſches Heldengedicht.

— — — — — — — — — — — —

18. Deutſches Nationalheldengedicht.

IX.

1839.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 49:

Auguſt 39.

Moraizela.

Der Sänger und noch zwei Ritter, davon der eine ein Heide, etwa: Berthold, der Deutſche, und Starkother, der (heidniſche) Normanne, der durch Eſperanza de Ilita bekehrt wird, gerade da er einen Anſchlag auf ſie ausführen will und ſie ihn bedräut, auf wunderbare Weiſe zuſammengekommen, reiten ins Mohrenland hinein. Ermüdet halten ſie in einem Hain an. Die andern entſchlummern; der Sänger aber ſieht die drei Damen ſich baden, die Juno, Venus und Pſyche pp.

Als Epiſoden die Geſchichte von dem Waſſerweib, das ihren Geliebten rettet, nicht ſprechen darf pp., aus Lebensüberdruß ging dieſer Ritter auf Abenteuer.

Die Wahlkyrien, die ihre Schwanenkleider ausgezogen und, da die ihnen geſtohlen, nicht weiter können.

X.

1839.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 52:

Auguſt oder September 39.

Über die neue franzöſiſch-deutſche Schule.

Wahr iſt und ein alter Spruch: ein Prophet gilt nicht in ſeinem Vaterlande – mit gleicher Wahrheit kann man jetzt ſagen: Ach! das Vaterland gilt nicht bei ſeinen Propheten.

Zu einem Gedicht: Ich ſehnte mich nach Deutſchland – ich war ihm ſo fern – ach! wo kann man ferner von Deutſchland ſein als in Deutſchland ...?

XI.

1839.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 54:

Dezember 39.

Stoff zu einem Gedichte: Klage der Natur. Siehe Reflexionsbuch. [Nicht erhalten.]

XII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 65 b:

5. Januar 40.

Zu einem Gedicht: Der Stoff möchte Form werden pp., der Schnee und das Eis am Fenſter Blumen, ich möchte ein Dichter werden, und es gelingt uns allen nicht.

XIII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 70:

10. Januar 40.

Eine Prieſterin, die den eigenen Sohn opfern will. Wenn man nun irgendeine alte Mythe moderniſierte und romantiſierte.

– Hyginus, Fabeln.

XIV.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 85 b:

Februar 40.

Zur Übung Stellen aus den Propheten in Verſe zu ſetzen.

XV.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 85 b:

Februar 40.

Ich will in Tränen zerfließen, damit mich die Sonne aufziehen und ich als Regen fallen möge auf ihre Blumen pp., oder meinen Staub zerſtreut, daraus Veilchen wachſen, die ſie pflückt.

XVI.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 85 b:

Februar 40.

Runen zu dichten, womit Gewitter gemacht und geſtellt werden: Wetterſegen. ((eine Hexe?))

Ragnarökur zu beſingen. (Vgl. hierzu die Bemerkungen zu König Hjadrinjavig oben S. 212.)

XVII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 85 b:

Februar 40.

Stoff zu einem größeren Gedichte, wie der eine den andern hinunterſchmettern will in die Schlucht. Kloſter. Wirtshaus pp. Gibt vielleicht eine romantiſche Komödie, irgend noch eine, vielleicht Elfen-, Geſchichte dazwiſchen.

XVIII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 86:

Februar 40.

[Vermutlich Excerpt.]

Versmaße.

Herr Gaſt, ich hab' vernommen,
Du wöllſt von hinnen ſchier,
Ich laſſ' dich nicht weg kommen,
Die Zehrung zahl' vor mir,
Oder ſetz' mir den Mantel ein,
Demnach will ich gern warten
Auf die Bezahlung dein.

XIX.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 86:

Februar 40.

NB. Die Momente auszuwählen aus einem deutſchen Heldenbuch oder ſo etwas, die im großen Heldengedicht die Seitenbildchen machen ſollen, und bei Gelegenheit daran ausgeführt, ſo auch kurzgefaßte Geſchichte der berühmteſten Städte, dann eine Folge der deutſchen Kaiſer und der vornehmſten Geſchichten unter dieſen, auch Aufrufe an das deutſche Volk, bald zornige à la Dante, bald freudige Einladungen zur Mitfreude über deutſche Tat und Herrlichkeit, Parallelen mit fremdem Ruhm, Klagen über den Verfall, voller Melancholie, glänzende Bilder und tröſtende von künftiger Kraft, ironiſches Lob, ironiſchen Tadel pp.

Klage über die erblaßte Wunderwelt und die entfloh'ne Poeſie.

Die Tugend iſt ihrer Schön' entkleid't,
Und nacket iſt die Sünde.

XX.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 86:

Februar 40.

Vielleicht einmal ein ganz kleines Bändchen Lieder im Volkstone herauszugeben. Auswandererlieder pp.

XXI.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 86b—87:

Februar 40.

Zum nordiſchen Heldenlied; wie er bei der Rieſin in der Höhle iſt, legt ſie Runen und zaubert, daß er glaubt, er ſei in Walhalla, bis ein Gott ihn befreit.

Oder aber, er zieht alle Morgen im Zorne von der Rieſin. Draußen wird er in der Dämmerung von Geiſtern in Heldengeſtalt angefallen. Er ſiegt und verfolgt ſie und kommt allemal wieder in die Höhle, wo er der Rieſin die Nacht verkürzt. Bald glaubt er, es ſei ein Schloß, bald etwas anders; das Burgfräulein oder -frau kommt zu ihm ins Bett. Sowie es wieder Morgen wird, iſt der Zauber vorbei, und er ſieht ſich wieder auf dem Lager bei der Rieſin.

Die Rieſin verlockt ihn ſpäter auch, daß er ſein Lieb, die eben über ihn dahinfliegt im Schwanenkleid, erſchießt. Nun läßt ſie ihn hingehn, wo der tote Schwan liegt; er findet die Suanhildur. Endlich, da ihm, wie er glaubt, die Götter zugegen, trotzt er ihnen und wird von Odin erlegt, den er erſt geſchmäht.

Der Rieſin Bruder, der Schmied, dem er alle Spillen erſchlagen, macht ſeine Waffen unter fürchterlichen Runen, ſo daß er von Zauberei und Wut geblendet, die Seinen niederſchlägt . . .

Der Rieſin Liebe äußert ſich wie Haß, ihr Haß wie Liebe; intereſſanter großartiger Charakter; wenn er ihr am Herzen liegt, möchte ſie ihn tot drücken mit einer Art Wut. Wenn er ihr feindlich gegenüberſteht, iſt's umgekehrt, da möchte ſie ſich in den Tod geben pp.

XXII.

Sprache der Tapferkeit.

Hd VIII (Goethe- und Schiller-Archiv I 16, 4). [Siehe oben S. 191.]

1. Es nahen ſich die Feinde Duthmarunos!
Sie kommen an gleich dunkeln Meereswogen,
Die nur zuweilen die beſchäumten Häupter
Empor aus niedrigzieh'ndem Nebel heben.
Der Wanderer entſetzt ſich auf der Reiſe
Und weiß nicht, wo er hin entfliehen ſoll.
Doch ſind wir keine bebenden Geſellen —
Ihr Heldenſöhne, ruft hervor den Stahl pp.

2. Und Fingaln dauerte das holde Mädchen
Mit weißem Arm; und das gehob'ne Schwert
Hemmt' er mit Tränen in dem Aug' und ſprach:
„Du König von dem ſtürmereichen Sora,
O fürchte nimmer Fingals gutes Schwert;
Nie ward von des Beſiegten Blute es
Befleckt, durchbohrte nie gefall'nen Feind.
So laß' dein Volk ſich freun an ſeinen Strömen
Und fröhlich ſein das Mädchen deiner Liebe.
Wie ſollteſt fallen du in deiner Jugend,
Du König von dem ſtürmereichen Sora?“

Erſchrecklich biſt, o König Morvens, du
Im Kampf der Speere; doch im ſtillen Frieden
Biſt du der Sonne gleich, wenn ſie durch Schauer
Des milden Regens auf die Fluren blickt;
Vor ihr erhebt die Blum' ihr ſchönes Haupt,
Der leiſe Wind bewegt die ſanften Schwingen.

Denn wenn die Fürſten ſtark im Kriege ſind,
Dann werden im Geſange ſie erhoben.

Doch ſchwingen ob dem Schwachen ſie das Schwert,
Beflecket ihre Wehr unſchuldig Blut,
Dann ſoll der Barde ſie im Lied vergeſſen
Und unbekannt ſoll dann ihr Grabmal bleiben.

Morgen kommt der ſchreckenvolle Darge,
Seine Kraft an unſerm Stamm zu üben.
Sieh', er fordert Fingals Stamm zum Kampfe,
Dieſen Stamm der Schlachten und der Wunden.

Bemerkungen zur Handschrift: Vor dem Titel: **A.** Es war also offenbar ursprünglich eine Sammlung geplant. Zeile 7, 8 unterstrichen, offenbar zum Zwecke späterer Verbesserung. Zeile 8 am Rande: Oſſian, Kathleda. Zeile 20 am Rande: Karrikthurn, S. 65. Zeile 26 am Rande: ibid., S. 66. Zeile 36 am Rande: ibid. S. 68.

XXIII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 86b:

Februar 40.

Wie iſt's doch mit der Liebe, daß zwei Leute, die einander vor nicht geſehen, ſo ſchnell entbrannt werden. Die Liebe iſt ein Blitz, die Liebe iſt ein Traum, die Liebe iſt pp., jedes in einem Verſe ausgeführt. Ein Feuer. Ein Rauſch [?], der mit der Teilung wächſt.

Oh ſagt, was iſt die Liebe?   Ein Stern.

Je mehr ſich darin teilen   An Treu iſt ſie ein Hund
Je größer wird der Schatz.   Ein Löw' iſt ſie an Mut.

Sie iſt ein Labetrank auf der ſchwülen Heerſtraße des Lebens.

XXIV.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 87:

Decretum 12ten Februar 40.

— Erſt — — — — — — eine ſtrenge Auswahl meines Lyriſchen in Journalen oder Taſchenbüchern ausgeſtellt.

2. — — — — — —

3. Ans Heldengedicht. Vielleicht erſt als Studie ein Eddalied verchriſtlichend (jedoch ohne des Heidniſchen Spuren zu verwiſchen) im Geiſt der Nibelungen gedichtet, dann das große nordiſche. Studien zum Nationalheldenlied der Deutſchen: Deutſchlandslied.

XXV.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 87b—88:

12. Februar 40.

εὕρηκα!

Nationales Epos der Deutſchen.

Otto des Großen Kampf gegen die Slaven.

Der Teufel mengt ſich auch darein und baut den Venusberg auf. Tannhäuſer die Epiſode.

Damit das Nationalſte des deutſchen Mittelalters zuſammen komme, das Leben und der Glaube der Deutſchen in einem repräſentiert werde. Der Spielmann, der durch das deutſche Lager zieht. Tannhäuſer gibt ſich gleich auf. Die andern Helden haben andere Verlockungen. Frau Diana und Herodias ſtellen dem Jäger nach pp. Noch mehre andere Sagen damit vereint. Der eine Held kommt an den Zauberſpiegel und ſieht darin pp.

Vielleicht auch das Haus der Zukunft in deren Gemälden pp. Gott meint, ſeinen Streiter beſſer zu ermutigen, wenn er ihm einen Blick in die glorreiche Zukunft tun läßt. So kommt er ins Haus oder den Palaſt der Geſchichte, der überall mit Bildern geziert, Begebenheiten, Schlachten, Städte, Porträts pp. In dem einen Saal (der Vergangenheit) erkennt er die Bilder und legt ſie, ſich drein vertiefend, ſelber aus; im andern (Zukunft) geſteht er, er wiſſe nicht, was das bedeute; die mit der Städtekrone legt ihm die vornehmſten und wichtigſten Städte aus, die Kunſt ihre Helden, die Wiſſenſchaft desgleichen, Kalliope die Helden. Der alte Kaiſer ſinkt vor Wonne auf die Knie und ſpricht eine Art Triumphgeſang.

Die Erläuterungen in Danteſcher Würde und Hoheit.

Die Helden alle genau charakteriſiert, die Stammväter der berühmteſten deutſchen Häuſer pp.

Straßburg und die übrigen jetzt franzöſiſchen, eigentlich deutſchen Städte mit Flor behängt. Er fragt: Dies iſt Straßburg. Siehſt du den Münſter? Das herrlichſte Werk deutſcher Baukunſt? Dieſen laſſen deine Enkel in franzöſiſcher Macht! pp. Etwas ſcharf mit Prophetenzorne.

Die andern parties hont. hört er mit Schmerz, will ſie nicht glauben; er fällt ihr in die Rede mit dem, was nun die Deutſchen hätten tun müſſen pp.

Die Stammhäuſer, z. B. Habsburg, Hohenſtaufen, Hohenzollern, Babenberg pp. pp., Schwarzburg, Naſſau, Luxemburg.

Das Edelſte und Rühmlichſte Deutſchlands, z. B. die Treue mit den Exempeln Friedrichs des Schönen, Leopold und Ludwig pp. pp. Und ſollte dieſe Epiſode ſechs oder gar zwölf Geſänge einnehmen.

Er fragt, indem er das Geſicht oder die Ausſicht ſchildert.

Sogar die Wahrzeichen, z. B. Hündlein von Pforzheim und ſeine vierhundert Männer.

Dazu 1. das Werk, das auch Pohligs haben, angeſchafft: Maleriſche Reiſe durch Deutſchland oder wie es heißt.

2. Die alten, deutſchen Rittergedichte des Tones halber und der Abenteuer, dazu Homer, Taſſo, Virgil, Dante und Arioſt zu ſtudieren.

3. Oder eigentlich erſtens: deutſche Geſchichte. Nach einem Kompendium das Schema zu machen.

Versmaß ſelbſt zu beſtimmen, vielleicht eines der heute aufgeſchriebenen.

Leipzig. So geſchehn am . . Februar 1840.

XXVI.
1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 88b:

Februar 40.

Verzeichnis der in beſondern Heften angelegten Plänen.

– – – – – – – – – – – –

Iſungur, Epos.
Deutſchland, Epos.

XXVII.
1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 88b:

Februar 40.

Eine Art Odyſſee: die Geſchichte eines rückkehrenden deutſchen Kreuzfahrers.

XXVIII.
1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 89:

Februar 40.

Neueſte Auswahl von Liedern. Alle umzuarbeiten*).

I.	1. Frühlingstrunkenheit	S.	59	dieser Ausgabe
II.	2. Das Schöne	"		" "
II.	3. Der Genius der Poeſie	"	31 (?)	" "
II.	4. Vertrauen	"		" "
II.	Oktavian I 8. Wann das Böſe	"	8	" "

---

*) Der Herausgeber fügte auch hier die Seitenzahlen dieser Ausgabe hinzu, um eine leichtere Übersicht über die verlorenen Gedichte zu geben. Die Zahlen vor dem Titel der Gedichte stammen von Ludwig und zeigen dessen Versuch einer Gruppierung.

III.	6. 13. Oktavinen	S.	7 (?)	dieser	Ausgabe
I.	7. Marzebillens Lied	"	20	"	"
II.	8. Florens Lied	"		"	"
I.	9. Lied. Laß mir pp.	"	21 (?)	"	"
I.	10. Sehnſucht	"		"	"
I.	11. Krankenlied	"	182 (?)	"	"
II.	12. Die Wunde (?)	"		"	"
II.	13. 14. Mahnung	"	87	"	"
I.	15. Einſame	"		"	"
III.	16. Traumgeiſt	"		"	"
III.	17. Abendmahl	"		"	"
III.	18. Hjabrinjavig	"	89	"	"
III.	19. Die Lilie	"		"	"
IV.	20. Kleine Gedichte	"		"	"
II.	20. Der Götterhauch pp.	"	31	"	"
III.	21. Treu Friedrich	"	39	"	"
IV.	21. Räuberbraut. umgearbeitet	"		"	"
II.	22. Sehnſucht: Und ſo pp.	"	47	"	"
I.	23. Lied des Knaben	"	91	"	"
III.	24. Treu Käthchen	"	92	"	"
I.	25. Des Mädchens Lied: O Meerfei pp.	"		"	"
III.	26. Alternative	"	62	"	"
III.	27. Elfenliebe	"		"	"
IV.	28. Die drei Freier	"	58 (?)	"	"
I.	29. Schäfers Lied	"		"	"
I.	30. Liebeslied	"		"	"
I.	31. Weinlied	"		"	"
II.	32. Alte Soldaten (zu ändern [?])	"		"	"
III.	33. Die Zigeunerin	"	93	"	"
III.	34. Der böſe Fleck	"	78	"	"
II.	35. Der Unzufriedene	"	48	"	"
I.	36. An den Mond	"	50	"	"
I.	37. Margarit	"	96	"	"
VI.	38. Reiſeabenteuer	"		"	"
V.	39. Untreue Lieb, Spottlied	"		"	"
I.	40. Wiegenlied	"	66	"	"
I.	41. Das Lied	"	83	"	"
IV.	42. Auswandererlied	"	73	"	"
IV.	43. Vergeben, vergeſſen	"		"	"
IV.	44. Dumme Streiche	"	126 (?)	"	"
IV.	45. Umſchau	"		"	"

IV. 46. Recht S. dieſer Ausgabe
III. 47. Bensberg „ 96 „ „
VI. 48. Dämmerlieder „ „ „
VI. 49. Zu ſtille Liebe „ 100 „ „

XXIX.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 89b:

Februar 40.

Deutſche Parnaß.
Wer nicht reden kann, der ſtottert,
Wer nicht fliegen kann, der kriecht
– – – – – – – – – – –
Und am Schweigen (ſtirbt) kein Poet.

XXX.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 89b:

Februar 40.

Zu einem Lied.

Ich gehe um wie ein Geiſt, denn lebendig bin ich nicht mehr, ich bin ja ſo leicht, ſo frei, und beſuche die Örter, wo meine Freuden gewohnt haben. Nun wird's Tag, und ich verſchwinde.

XXXI.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 89b:

Februar 40.

NB. Ged. Glaubensbekenntnis abgelegt; die erſten Artikel: Gott, Sohn, heiliger Geiſt, an die Menſchen, auch Wahrheit und Vaterland (das mich zur Weltenliebe geſchickt machen ſoll), Menſchen-Freiheit, Poeſie, läßt ſich der Beichtvater gefallen, wiewohl er von den letzten ſagt, das gehöre eigentlich nicht dazu; wie aber auch an Liebe und an Wein und Scherz rc. geglaubt wird, da ſagt er: hör' auf.

An die Menſchen; ſoll ich aber an ihn glauben, muß er frei ſein, er ſelbſt, daher glaube ich an die Freiheit; um mit Würde frei zu ſein, braucht er ein Vaterland, dem er ſich widme, und um es ſchön zu ſein, die Kunſt. Drum glaube ich an ein Vaterland und an die Kunſt; vornehmlich aber glaub' ich an den Glauben und an die Hoffnung, daß alles werde, wie ichs glaube. Und um die möglichſte Vollkommenheit zu erreichen durch Aneignung des beſſern Äußeren an mich, glaube ich an die Liebe und Freundſchaft rc.

XXXII.
1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 89b:

Februar 40.

Abendläuten. Verbirg die Liebe nicht in dich; morgen ſchon könnteſt du an des Lieben Totenbette ſtehn und bereuen, ihm nicht alle die Liebe gezeigt zu haben pp., ſchäme dich nicht der Reue; geh' zu ihm, den du beleidigt, und bitte, zu dem, der dich beleidigt, und gib Verzeihung pp.

XXXIII.
1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 90b:

2. März 40.

Plan, meine kleineren Gedichte zum Teil meinem Onkel, Schaller, den heiligen drei Königen mit ihrem Stern, dem alten Buck und meinem lieben Eißfeld zu widmen. Gott laſſe mir nur etwas geraten!

XXXIV.
1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 91b:

3. März 40.

Klage der Frigga um Baldur. . . . .

Auch Mythologieen anzuſchaffen. Gedichte daraus.

XXXV.
1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 91b:

3. März 40.

NB. Romanzenfutter im Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte 1837 von Hormayer. Alte Sitten, Städte pp.

XXXVI.
1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 94b:

13. März 40.

Gedicht. Du ſitzeſt mir ſtill gegenüber; es wird Tee getrunken und geplaudert, und es ſieht keiner das ſüße Geheimnis, wie deine Seele, die wunderbare Geiſterjungfrau, herüber langt, ihre Arme mit denen meiner zu verſchlingen; ſie ſehen nur die langweiligen Karten und ihre langweiligen Geſichter. Deine Seele ſingt meiner ſüße Melodieen zu, aus dem Lande, wo ſie vor ihrer Trennung weilten. Sie hören nur den Fall der Marken und die Namen, die ſie herunterreißen.

XXXVII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 94b—95:

März 40.

Von nun ſtrenge Formvollendung, ſoweit ich ſie erreichen kann, in jedem erſtrebt, was unter meinem Namen erſcheint! — Auch im kleinſten Gedichtlein. So z. B. Abendmahl des Herrn, Treu Friedrich, Hjadrinjarig pp. . . . . Einmal Terzinen zu verſuchen pp. zur Übung.

XXXVIII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 95:

März 40.

Einmal wieder die Cäcilia, Lehrgedicht über Muſik, oder: die Muſiker aufzunehmen; dazu eine Geſchichte der Muſik, vielleicht Finks Geſchichte der alten Muſik, Sulzer über Muſik pp. zu leſen.

XXXIX.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 95:

März 40.

Die Trommel, Lied des Regimentstambours, der die Trommlerrekruten unterrichtet, enthaltend die Momente: Krieg, Schlacht, Biwak, Belagerung, Chamade, Trommel zum Tanz, Totenmarſch. Vielleicht auch Pauke? Kircha [?] Tamburin, die Verwandten.

XL.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 96:

März 40.

NB. Auf „Rätſel" mit entzückten Anſchauungen vielleicht eine neue Dichtungsart zu gründen.

XLI.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 96:

März 40.

Gedanken zur Bewegungstheorie. Der faulende Apfel dient dem Keime zur Nahrung; warum dieſe Nahrung ihm entreißen? Der Apfel fällt ohnedies vom Stamme, er muß aber reif ſein, ſonſt iſt der Kern ſelbſt unreif und unfruchtbar oder er wird Krankes produzieren. Iſt der Apfel abgefallen, glaubt nicht, daß er den Kern immer hemmend umſchließen werde, daß ihr ihn herausreißen müßtet, um ihn zur Fruchtbarkeit zu befreien; ihr nehmt ihm die beſte Nahrung. Dieſe drei Gefahren hat die Bewegungstheorie. Es wird ſich ſchon bewegen. Daraus ein Gedicht.

XLII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 97b:

März 40.

Ein Plan zu einer Idylle. Ein junger Menſch in ein Mädchen verliebt, von ihr nicht angehört, will ſeinen Schmerz in die neue Welt hinübertragen. Sie hat's gereut; ſie fühlt nun erſt, wie wert er ihr war; ſie reiſt ihm nach; erfährt in Bremen, daß er eben gegangen, ſich einzuſchiffen, eilt an das Ufer, und eben ſetzt er den Fuß auf das Brett, als er ſie hört. Oder iſt er eben auf dem Schiff, und das lichtet die Segel, wie er ſie am Ufer ſtehen ſieht, auf das Meer hinausgebeugt, die Arme über die Wogen nach ihm zugeſtreckt? Springt er nun ins Waſſer, um wieder herüber zu kommen, oder aber hat er ſie garnicht bemerkt? Oder iſt ſie auch unerkannt von ihm auf dem Schiffe und hat alles hinter ſich gelaſſen, um ihm zu folgen? In letzterm Falle der Abſchied von ihrem Bruder am Hafen, der ſie beſchwört, wieder mit ihm zu kehren zu ihren Eltern pp. Oder ſehn ſie einander beide und ſtrecken die Arme aus und werden getrennt, wobei die Ruhe der Natur im Gegenſatz der beiden Sehnſüchtigen? Aber die Form? Reime? Dadurch geriet es am Ende ins Muſikaliſche ſtatt ins Plaſtiſche. Vielleicht nicht lauter weibliche Jamben.

XLIII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 97b:

März 40.

Das Feienkind mit dem güldenen Haar.

XLIV.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 98:

März 40.

Das ſterbende Kind, das von ſeiner Mutter verlangt, ſie ſoll es in den Himmel hinaufheben. Sieh, da kommen ſchöne Engel und liebkoſen mich, ich ſoll mit ihnen. Die Mutter fleht, es ſoll bei ihr bleiben. Ach die Englein ſind dir gar zu lieb. Ich muß ja doch mit: Sie zeigen mir die ſchönen Sterne da oben, mit denen ich ſpielen ſoll pp. Komm mit! pp.

XLV.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 101:

3. April 40.

Ich aber ſprach: „O Herr, mein weiſer Herre,
Was tobt Ihr ſo? Iſt's doch nur Sinnentäuſchung.“
– – – – – – – – – – – – –
Das Lächeln eines Engels war ihr Leben –
Der Schlummer eines Heiligen ihr Tod. –

Und hat der Vogel Flügel, daß er nicht fliegen ſoll?
Und iſt des Durſtes halber die Traub' ſo ſüß und voll?
Das Apfelein ſo ſaftig, daß ich's nicht brechen ſoll?
Der Baum ſo kühl und ſchattig, das Gras ſo weich und grün,
Daß ungeruht der Pilger ſoll ſeine Straße ziehn?
Und iſt die Lieb' mein Flügel, mein Trank und Ruheplatz,
Laß ich den Schnarcher laufen und winke dir, mein Schatz.
[Am Rande:] Oder er gibt dem Prediger recht und winkt ſeinem Mädchen.

XLVI.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 101:

3. April 40.

Auf einem zweiſtündigen Spaziergang in himmliſcher Frühlingsluft (bis nach Konnewitz) den Entwurf zu einer Idylle wieder vorgenommen. Der Held und ſein Freund ſprechen über die ſoziale Verderbtheit pp., dazwiſchen Naturſzenen und Schilderungen von Amerikas Urwäldern. Und doch Freund, ſo iſt der Menſch, eines ſollte mich mit dem Allen verſöhnen.

XLVII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 101b:

4. April 40.

Verſuche, lyriſche. Zu dumm und kraftlos. Hab' ich's geſtern mit meinem Spaziergehn zu arg gemacht? Will's doch heute wieder verſuchen. Oder muß ich – iſt meine Kraft ſo geſchmolzen? – jede Stunde lyriſchen Schwunges mit einem Tage der Abſpannung bezahlen? Geſtern war ein ziemlicher Tag. Das: Auf den Winden möcht ich pp. umgearbeitet. Muß noch ein paarmal unter die Feile kommen, und ſo ſei's mit allen meinen Gedichten gehalten, mit denen noch etwas zu machen ſcheint.

XLVIII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 102b:

6. April 40.

Dieſen Frühling bei guter Laune Volkslieder gemacht. Dazu des Knaben Wunderhorn abgeſchrieben (NB. das Beſte daraus), Bechſteins Sagen geleſen und anderes. Vielleicht auch Melodieen dazu und beides herausgegeben nebſt Betrachtungen darüber pp. unter einem anziehenden Titel, vielleicht: Des Muſikanten (?). Den Text, der erläutert pp., in weiblichen Jambenverſen.

XLIX.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 103b:

9. April 40.

Das ſchöne Wetter hat mir, wie ich aus der Schlafkabinettüre trat und mich's auf einmal ſo himmliſch umgoldete und umblaute, Daten zu dem La Vaillants- oder Herzog-Ernſts-Plane gegeben. Die Maſchinen aus den Naturkräften genommen. Gelegenheit zu Schilderungen. Metamorphoſen der Pflanzen pp. Vielleicht nimmt's die Natur übel, daß La Vaillants ihre Geheimniſſe ihr abnötigen will. Was er etwa entdeckt hat, iſt das corpus delicti. Sie ſendet ihre Naturkräfte aus, bald ihn zu hindern, bald ihn irgendwo feſtzuhalten; ſeine Schutzgeiſter: Vernunft, Verſtand pp. helfen ihm aus den Verlegenheiten. Epiſoden: Allegorien, Analogien pp. aus der Naturgeſchichte und -philoſophie. Dazu Kosmogenien zu leſen. Gebirgsformation; jedoch das alles ſo, daß es von ſelbſt intereſſiert. Verſuch in der trockenen Schilderungsart Homers, der der Phantaſie immer Gegenſtände und Raum gibt, ſich ſelbſt das Ganze auszumalen, der das Schreckliche aber nicht ſchrecklich ſchildert. Dabei muß es im höchſten Ernſte doch nur ein geiſt- und geſtaltreiches Spiel ſein, mit einer ungemeinen Mannigfaltigkeit von Anſchauungen und plaſtiſchem Element. — Vielleicht ſchafft die Natur künſtlich ein Weib — aus was? pp. Aus Blumen. Die Erſchaffung reizend zu beſchreiben. — Erſt La Vaillant zu leſen. Den etwa und Fries' Metaphyſik heute zu holen von Linke. — Versmaß? Das wird wohl das Schwierigſte dabei ſein.

L.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 108b—109:

17. April 40.

Plan zu einem Gedicht (von geſtern).

Das ewige Fliehn. Wir jagen nach etwas mit allen Kräften. Im Streben iſt es unſer, im Beſitz nicht mehr. Wir jagen einem Neuen nach, erreichen es und ſehnen uns wieder nach jenem. Woran halt' ich mich in dieſem allgemeinen Fliehn? An mich ſelbſt? (Wo werf' ich Anker?) — Ich ſelbſt erſcheine mir anders, als ich bin. Je tiefer ich in mich ſchaue, deſto fremder werd' ich mir. Dem Freunde wird der Freund fremd; ſie betrachten einander ſtaunend, ſehnſüchtig nach dem, was ſie aneinander gehabt. Vergebens – ſie haben's nicht mehr. Die warmen Hände erkalten und laſſen ſich los. Die Liebe müht ſich, die geliebten Züge feſtzuhalten. Umſonſt. Den Geliebten im Arm beweinen wir den verlornen. Es treibt uns in die Gauen und Verhältniſſe der Kindheit. Wir eilen im Sturm dahin und – finden ſie nicht mehr. Es iſt noch der Baum, noch das Haus, noch die Gegend – aber wir ſind nicht mehr die alten. Der Schmetterlings- und Blumenſtaub unſers inneren Lebens iſt abgeſtreift, drum erſcheint uns die Welt ſo farblos. Wir ſtehen noch im Paradies und habens doch verloren. Wir leben und ſind tot.

LI.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 110–113:

19. April 40.

Wie wär's mit Gedichten nach dem Evangelium in einfach großer Sprache, naiv gehalten? Orientaliſcher Hauch darum. Wird auch als Studium nur nützlich ſein. Am Ende gar eine heilige Tragödie daraus gemacht? Zur Glorie der chriſtlichen Religion. Dies nebſt dem deutſchen Heldengedicht die Arbeit meines Lebens. Denn es hat genug Intereſſe, um für ein ganzes Leben anzudauern.

LII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 112:

20. April 40.

Wäre vielleicht die epiſche Form geeigneter für den Heilandſtoff. — Wir haben kein Versmaß. Engel als Prologe? ergänzend, erklärend?

LIII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 113:

20. April 40.

Ich muß mir ein ganz beſonderes Syſtem zu Verfertigung von Jambenſentenzen machen. Sie müſſen ganz mild und mit dem andern organiſch verknüpft erſcheinen; die Schillerſchen ſehen durch das Vortreten vor dem andern wie Hyperbeln aus. Goethes Jamben gehörig zu ſtudieren.

LIV.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 130:
29. Mai 40.

– Dämmerlieder zu ſchreiben, wogende, nebelige, neckende, auch fromme, aber alle wunderlich, geiſter-dämmerhaft. Auch ganz kleine Romanzen darunter. Elfengeſpräche – alles nur ſo vor dem Leſer vorbeihuſchend; man muß gar nicht wiſſen, wie ſie auf einmal endigen. Dabei ganz zart und flüſſig! Manche wie im halben Schlaf geſprochen – plötzlich abgebrochen.

2. Szenen in Hanns Sachs' Manier. Kleine Satyren (?) oder Allegorienhumoreske aus der Zeit.

LV.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 130b:
30. Mai 40.

– Reiſeſehnſucht nach dem Rhein. Gedicht. Ein Flug an den Rhein, unterbrochen vom Arzt, wodurch ſich das Ganze als Traum ausweiſt. Dort geboren und, ungehemmt von Krankheit und Schickſal, aufgewachſen unter den Ruinen und Felſen des Rheins; wer müßte da nicht Dichter werden? ......

Gedicht. An den Rhein! mit ſeinen Ruinen pp., voller Sehnſucht und doch im Volkston ungewiß, mit alten Wendungen.

LVI.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 133b:
1. Pfingſtfeiertag. 7. Juni 1840.

Will mir in nächſten Tagen eine Liederſammlung anlegen.

LVII.

1840.

Diarium I (Goethe- und Schiller-Archiv VII 9) Blatt 139:
5. Juli 40.

Im Lenzeshauch, im Winterſturm
Im ..... im Menſchenaug
Du biſt meine Göttin,
Natur.

LVIII.

1840.

Diarium II (Goethe- und Schiller-Archiv VII 10) Blatt 5:
Zwiſchen 9. Juli und 29. Auguſt.

Ein Knabe elfiſchen Weſens. Erlenkönig. Hannchen und Julius. Reinhold. – Nach der Erlkönigswiederholung wie ausgetauſcht. Oder ſtirbt er wirklich dabei?

LIX.

Etwa 1842—1843.

Quartheft, betitelt Notizen (Goethe- und Schiller-Archiv I 7) Blatt 25:

Ich grüb'le, ſo oft ich den Handſchuh klein
Betrachte an meines Liebchens Hand.
Wie hat ſie ſo kleine Fingerlein;
Und hat doch mein ganzes Herz umſpannt!

Heraus bringt
Doch wieder heraus
Und wer die Treue heraus will
Der muß es zerbrechen erſt mit Gewalt.

Und will die Zeit ſeine Treue ſchwächen,
So muß der Tod erſt mein Herz zerbrechen.
Und wer dich mir aus dem Herzen

Will's dich zu lieben es nicht verdrießen

Und leichter iſt's, es zu zerbrechen,
Als ſeine Lieb' und Treu zu ſchwächen

Denk' ich daran, bang wird mir dann,
Wie ſchnell ſich alles ändern kann
In einem blonden Köpfchen.

Doch denkt's, daß du ein Mädchen biſt
Denkt's, wie ein Mädchen leicht vergißt,
Es darf gar nicht mehr denken dran,
Wie ſchnell ſich alles ändern kann
In einem blonden Köpfchen.

Wie ich dich nur erblickt,
Hat mir mein Aug' erquickt
Dein liebes Angeſicht,
Aus dem ſo freundlich ſpricht
Ein mildes Herz,

Dazu in Ernſt und Scherz
Die ſittige Geberde;
Biſt du auch treu dazu,
So lebt auf dieſer Erde
Kein lieber Kind als du.

Nun hab' ich geſtern dich geſehn
Und durft' an deiner Seite geh'n,

Noch einen Tag — vor Sehnſuchtwehn,
Dann iſt es um mein Singen geſcheh'n.

Was du nur von mir denken magſt
In deinem blonden Köpfchen.

Und kaum, daß es geſchlüpft herein,
Verſchloß es treu wie einen Schrein,
Und bis es auseinander bricht,
Das weiß ich, eher läßt es nicht,
Mein Herz ſein blondes Köpfchen.

Ich weiß nicht, wie's geſchehen iſt,
Durch welchen Zauber, welche Liſt
In hoher Luſt und tiefem Schmerz
Geſtohlen in mein tiefſtes Herz
Sich hat dein blondes Köpfchen.

Leichtfüßig wie ſie iſt,
Kann ſie mir leicht entlaufen.

LX.

1844.

In *Hg* finden sich noch einige unvollendete Buſchlieder, die hier mitgeteilt werden mögen, soweit sie über das Anfangstadium hinausgekommen sind. Einige von ihnen scheinen aber doch vollendet worden zu sein, da sie in einem späteren Gedichtverzeichnis Aufnahme gefunden haben. (Siehe unten S. 263.) Handschriften der fertigen Fassungen waren jedoch nicht zu finden.

Sieh dieſe beiden Kränze
Bedeuten dich und mich;
Der eine iſt zerriſſen,
Der eine, der bin ich.

Der andre, unbeſchadet,
Der andre, der biſt du.
Du ſollſt mir grünen, blühen
Und immer, immerzu.

Nur das will mir nicht gefallen,
Daß ich als Einſiedler drin leben ſoll.

Ja, du biſt die Gunſt der Stunde
Oder wie ſie ſonſt dich nennen,
Preiſen mit beredtem Munde
All' die — die dich kennen.

Ob die Wünſche, wüßt ich gerne,
Fliegen auf und zu.
Wirkt der Gedank' in die Ferne,
So haſt du keine Ruh.

. . . . . . über Nacht
Mein Lenz iſt wiedergekommen
Und blüht in voller Pracht.

Das Glück kann nichts verſchweigen,
Das iſt dem Schmerz nur eigen.
Mein Herz, das möchte fliegen
Und hat den Fels beſtiegen.
Der Wald ſteht ſchon bereit.

Immer will ich
An ſie nur denken,
Immer möcht' ich
Von ihr nur erzählen
Und ſo predige ich Bäumen.
Und Büſche um und um
Ein zahlreich Publikum.

Erfriſcht hab' ich nun allerwärts
Die Blum' an den Kränzen hier.
Aber wer erfriſcht mein Herz
Mit Nachricht von dir.

Hier ſitz' ich an dem Rain,
Wie's Landſchaftsmaler halten,
Es bleiben die Geſtalten
Von Baum und Haus und Stein;
Gedanken aber rinnen

Wie Wind und Flut von hinnen,
Oft hält ſie kein Beſinnen.

Hätt'ſt deine Not geklagt,
Stand dir der Mut bei,
Und hätt'ſt ſie gefragt,
Ob ſie dir gut ſei?

Da fiel es mir nicht bei,
Daß möglich bliebe,
Daß man geliebt nicht ſei,
Wenn man ſo liebe.

Ich will zur Kirche geh'n
Und klagen, was mich quälet,
Und alles, was mir fehlet,
Das will ich dir erfleh'n.

Ein groß Verdienſt haſt du, braver Mann;
aber das größere wartet noch auf ſein Vollbringen.
Du machſt die Stummen ſprechen,
Wer aber macht die Sprecher ſtumm.
Nun machen wir die Sprecher ſtumm.

LXI.

1845.

In einem Notizheft, im Besitz von Oskar Walzel in Dresden, findet sich der Entwurf zum „Märchen vom toten Kinde“ in Gedichtform. Derselbe ist bereits B. I. S. 361—363 dieser Ausgabe abgedruckt worden.

LXII.

Etwa 1845.

In einem Notizbuch, im Besitz von Oskar Walzel in Dresden. Blatt 77—73:

Deutſche Einheit.

Das Eine Deutſchland.

Warum ſoll ich nicht an eine Dreieinigkeit glauben, glaub' ich doch faſt an meine neununddreißig Einigkeit.

Preußen.

Ja, wir ſind Deutſche, doch etwas beſſer als die andern, denn wir ſind, Gott ſei Dank, Preußen.

Sachſen.

Vor dem Wechſel fremder Einflüſſe, Frankreich, Rußland, Rom, bin ich ſo wirklich geworden, daß ich mich gar nicht mehr recht beſinne, ob ich ein Deutſcher bin. Wenigſtens hab' ich mehr Sympathie für Franzoſen als für Preußen.

Kleine Staaten.

Alleinig ſind wir nichts, aber wir zählen im Rummel mit.

Öſterreich.

Ich liebte gern die andern Deutſchen wie meine Brüder, ich bin gutmütig; aber der Prieſter der göttlichen Liebe in Rom leidet's nicht. (Zwänge zum Bruderhaß mich nicht der Prieſter in Rom.)

Bayern.

Mir geht's wie Öſterreich; darein kann man ſich ergeben. Ich glaube an die Einheit Deutſchlands, ſolang das Bier dadurch nicht teurer wird. (Wird nun das Bier nicht teurer laſſ' ich noch andres . . . . . . [unleserlich].)

Heſſen.

Ich glaube eben mit an ein einiges Deutſchland, weil's alle tun; wer's aber zu ernſt damit nimmt, den ſperr' ich ein.

Hannover.

Da hilft alles Weigern nichts; will's unſer geliebter König, ſo müſſen wir daran glauben.

Deutſchland.

Willig glaub' ich das meinen Fürſten; hab' ich ihnen doch zu leichtgläubig noch ganz andere Dinge geglaubt. Ich kann nur nicht recht einig darüber werden, ob ich wirklich einig-ſein will. Meine Fürſten wollen, ich ſoll's glauben; wenn mir's jemand anders ſagte, dann glaubt' ich's vielleicht. (Ja, ich zweifle nicht mehr pp. das übrige Deutſchland . . . . [bricht ab].)

Holſtein.

Ich glaube an die Einigkeit. Aus zu großer Liebe zu ihr laſſen mich die übrigen däniſch werden. Vor Freude darüber merken ſie gar nicht, wie ich däniſch werde.

D.

Unſre Fäuſte ſagen's uns, wären wir wirklich einig, das wär' nicht gut für ſie.
(Ja ich muß dran glauben und will ich nicht. Ohne geſunde
Konſtitution, ach, was kann da ein Menſch? Was ein Volk?)
Ja ich kann nicht zweifeln. Vor großer Einheit vergißt auch . . . . [bricht ab]

[Holſtein.]

Vor lauter Einheit laſſen die übrigen mich däniſch werden.
Wären ſie nur weniger einig, vielleicht blieb ich deutſch.
Läge den andern nur mehr am Deutſchen und an Einigkeit wen'ger.
Ach . . . . [bricht ab]

Vor lauter Einigkeit merkt es
Nicht, daß ein Stück davon.
Über die deutſche Einheit! Wie gar zu einig doch ſchaut ſie
Ruhig zu, wie ein Stück Deutſchlands der Däne entdeutſcht.

Kölner Dom.

Hofft ihr, daß das Kind ſo gewaltig der Mutter entarte?
Mich hat die Kirche gebaut, die nie den Frieden geſät.
Wie einſt der Turm zu Babel zum Zeichen geſtellt der Vereinigung
Fehlt mir das Haupt; wie der werd' ich zum Zeichen dem Streit.
Was ſchwatzt ihr da und ſchwatzt nur ſtets?
Geht fort. Weiber gehören nicht in die Politik.

Heſſen-Kaſſel.

Deutſchland iſt einig? Ich ſeh' es nicht vor den blutigen Tränen um Jordan in meinem Aug'. Oder ich ſeh's an der Teilnahme um . . . [?] Jordan.
Den der Liebe nehmt, deckt ihn auf, den Mantel des Herrn.
Den Mantel der Liebe haben wir nicht, aber den des Herrn.
Chriſtus war das Licht, wir tun ihnen ſeinen Mantel um.

Bundestag

Dänemark, England, Frankreich, Rußland.

Frankreich. (Eiſenbahn.)

Meine Eugene Sue hat euch mit weniger Dummheiten, als Napoleon Kanonen hatte, erobert.

Freie Rhein.

Mit meiner Freiheit iſt's nicht ſo heftig, aber Gott ſei Dank! mach' ich auch Lärmen, ich ſtehe wenigſtens nicht unter der Zenſur.

Baden.

Früh aufſtehn.
Wer der Zeit will genügen, muß früh aufſtehn. Mein Geſandter
Pflegt's nicht am Hof in Berlin. Freilich dort wird's auch nicht Tag.

– –

Man hat die Himmelszeichen Stier pp. Gäb's eins bloß für die Nacht, das müßte Eichhorn heißen.

Beklagſt du die Länder, wo ein halbes Jahr Nacht iſt? Ach, ich kenne eins, wo's gar nicht Tag wird.

Deutſcher Bund; ſo heißt der Bund, den Deutſchlands Fürſten gegen Deutſchlands Völker geſchloſſen.

– –

Einig wird mein Deutſchland; ich ſeh's. Ich rufe nur Jordan,
Und ſeine Beſten eint zorniger Schmerz um den Mann.

Iſts nicht, ſo wird's noch eins. Sieh', Jordans Ketten erklirren,
Einig wird mein Deutſchland gewiß. Einen Namen nur ruf' ich,
Und ſeine Beſten vereint Stolz und Schmerz um den Mann.

Wollt ihr Chriſtus' Licht . . . mit ſeinem Gewande erſticken,
Hättet ihr doch zu dem Rock auch ſeine Liebe geerbt.

Nun, das nenn' ich den Trödel ins Große treiben. Profit ſetzt's,
Da, wo die Dummheit zum Markt geht und die Schlechtheit verkauft.

Ja ich bin frei und deutſch aufjubl' ich's mit donnerndem Stimmhall,
Still doch und erſt gelauſcht, ob kein Spion in der Näh'.

Bundestag.

Ja, ich wäre berufen der deutſchen Einheit zum Wächter.
Wär' ich ein Völkerbund, wie ich ein Fürſtenbund bin.
Lieber die Zweiheit im Licht als nur die Einheit in Nacht.

Ihr Dornen, wie ſeid ihr unſchön und unhöflich. Na, auf Schönheit, ja, auf
Höflichkeit iſt's auch bei uns nicht gemünzt.
Pfui, wie ihr Dornen doch ſo holprig [und] (unhöflich) ſeid und wie unſchön
Auf dergleichen, Freund, iſt's auch bei uns nicht gemünzt.
Vaterland der Cäſaren, doch lieber auch der Zenſoren.
Hab' ich Tarquine genug, doch keinen Brutus gezeugt.

LXIII.

Etwa 1846—1847.

Im Planheft zum „Armin" (Goethe- und Schiller-Archiv IV 8) S. 78 steht:

Die Räuberbraut nach meiner eigenen Romanze.

LXIV.

Etwa 1846—1847.

Notizbuch (im Buch von Oskar Walzel in Dresden) Blatt 25. Briefkonzept an?

Die Alten opferten ihren Gottheiten, wenn dieſe erzürnt waren oder – Götter zürnen nicht – wenn ſie fühlten, daß ſie den Göttern Urſache gegeben zu zürnen. Den Starken opferten ſie Starkes, den Milden Mildes. Flora bekam die Blumen, die ſie ſelbſt geſchenkt; dem beſſeren Geſchlechte gebührt die Blüte, die ſein zarter Einfluß der Bruſt des Poeten abſchmeichelt, das Lied. Sein Sie der Prieſter, der beiliegende Blätter am Altar niederlegt:

Lied des Mädchens.
Der fahrende Muſikant.
Zu ſtille Liebe.
Troſt.
Liebe, Liebe, laß mir Ruh. Blonde Köpfchen.
Charfreitag.
Oſterſonntag.

LXV.

Etwa 1847.

In den Entwürfen zur „Pfarrroſe" (Goethe- und Schiller-Archiv 116, 3. Heft, S. 6) folgendes Gedichtverzeichnis:

Schäfers Gruß in die Ferne

	Dämmerlieder Scherzlieder Dranglieder	Buſchlieder Liebeslieder	Zu ſingen u. zu ſagen.
Liebe			

Liebeslieder	Dranglieder	Scherzlieder	Mahnlieder Lehrlieder	Buſchlieder	Dämmerlieder

---

Schäfers Gruß in die Ferne		Heimliche Lieb'	
Hauptmanns Weib	S. 93	Falſcher Liebe Lohn	S. 118
Der böſe Fleck	„ 78	Beſcheid (?)	„ 59
Der Unzufriedene	„ 48	Klage des Verurteilten	„ 119
Noch ein Mondlied	„ 50 (?)	Klage	„ 61
Margerita	„ 96	Der wandernde Muſikant	„ 111
Untreue Liebe		Vöglein unterm Himmel	„ 170
Reiſeabenteuer		Die Kindesmörderin	„ 124
Wiegenlied	„ 66	Der Oſtermorgen	„ 114
Das Lied	„ 83	Der Städterin Wunſch	„ 117
Auswandererlied	„ 73	Verwünſcht das Blei	
4 kleine	„ 126	Die Bernauerin	„ 150
Venusberg	„ 96	Zöllner, Sünder	„ 122
Zu ſtille Liebe	„ 100	Hüttchen im Odenwald	„ 156
Dämmerlieder		Langer Sommerregen	„ 116
An die deutſchen Byrons	„ 179	Lied des Mädchens	„ 115
Der Dichter	„ 31	Beim Landſchaftern	„ 131
Wilhelm und Röschen	„ 25 (?)	Kaiſer Rotbart	„ 180
Des Herzens Winterſchlaf	„ 68	Kleines.	„ 126
Frühlingsſehnſucht des Kranken	„ 84	**Buſchlieder**	
Der Menſch und das Leben	„ 81	Blauer Himmel	S. 132
Fragment aus Agnes Bernauer		Jetzo hab' ich dich, Natur	„ 133
Alte Liebe	„ 44	Das Glück kann nichts verſchweigen	„ 258
Treu Friedrich	„ 39		
Oh wie iſt's möglich dann	„ 55	Hättſt deine Not geklagt	„ 259
Aus dem Engel v. Augsburg	„ 107	Ach, was hat mein kleiner Doktor	
Zerbrochene Herzen (zu ändern)	„ 108		
Fides	„ 21	War um die Kirch' gegangen	„ 140
Roſen, Lilien	„ 123	Sieh dieſe beiden Kränze	„ 257
Treu Käthchen	„ 92	Ich will zur Kirche gehn	„ 259

Eines wüßt' ich gerne	
Erfriſcht hab' ich nun allerwärts	S. 258
Nun ſchläft ſie, die Glieder	„ 141
Frage mich tauſendmal	„ 142
Es fragte dich die Tante	„ 139
Hab' von poetiſchem Triebe	„ 142
Immer dicht' ich wieder	„ 142
Mein ganzes Weſen auf der Flucht	
Und ſagte mir der Mond	„ 152
Wenn ich als Kind ſo fand	„ 139
Es windet zwiſchen Hügeln	„ 131
Auf bunten Blumenmatten	„ 136
Wieviel doch gibt's zu klagen	
Kamſt du in deinem Tüchlein	
Ich grüble, ſo oft ich die Handſchuh klein	„ 256
Ich weiß nicht, wie's geſchehen iſt	
Liebe, Liebe, laß mir Ruh	S. 135
Siehſt du, ich muß das Auge ſenken	„ 139
Voll Neid ſchauſt du, wie wohlgemut	„ 138
Ach, es windet nie dein Lauf, Herz	„ 127
O ſuche nie dein Glück	„ 127
Sah den Knaben aus dem Neſte	
Frühlingstrunkenheit	„ 159
Alternative	„ 62
Der Beſuch	„ 63
Beſcheid (Sag mir, ſo ſprach)	„ 28
Tiefaufwallend wogt's in meinem Herzen	
Der Geiſt der Poeſie	S. 31 (?)
Ich war in der Kirch' u. ſuchte Ruh	
Das fünfte der Winterlieder	

LXVI.

1847.

Brief an Ambrunn, 11. August 1847 (Goethe- und Schiller-Archiv VII, 2, 23):

Neulich kam mir der Gedanke, meine Lieder und andern kleinern Gedichte in ſtrenger Auswahl Euch zu ſenden, um vielleicht mit Keßelring zu verſuchen, ob er ſie „zum Beſten der Armen im Thüringer Wald Meiningſchen Anteils“ zu verlegen Luſt haben möchte. Man könnt' es vielleicht mit einer Subſkription verſuchen, ob Druck und Papier ſich bezahlte und für den Zweck noch was Erkleckliches bliebe. Ich würde die 60 bis 100 Beſten ausſuchen, das würde weder für Druck noch für Papier beſondern Aufwand machen und die Preiſe könnten billig geſtellt werden. Die Sammlung wäre vielleicht dem Erbprinzen von Meiningen zu widmen – ohne Schmeichelei – eine Romanze drin, die den Beſuch des Herzogs in Walldorf verewigte (NB. ohne beſondere Nennung des Fürſten pp.) – beides würde mich unſerm Herzog in Erinnerung bringen. Daß er mich nicht wieder vergeſſen ſoll, dafür will ich dann ſchon durch Tüchtiges in meinem Fache ſorgen. Was meinſt Du dazu?

LXVII.

1847.

Brief an Ambrunn, 27. September 1847 (Goethe- und Schiller-Archiv VII, 2, 24):

Dein gütiges Anerbieten hat mich ſehr gefreut; hierbei folgt der größre Teil meiner Gedichte. Beim Durchſehn – ich habe ſie lang' nicht in Händen gehabt, hat ſich mir freilich aufgedrängt, daß ſie für unſere Zeit ein wenig zu zart ſein möchten. In neuerer Zeit hab' ich keine geſchrieben. Wenn ich ſie mit politiſchen Liedern, die ich eben in der Hand habe, vergleiche, muß ich zwar zugeſtehn, daß dieſe eigentlich bloß tönende Phraſen enthalten, aber das heutige Publikum will eben mit der Schelle an's Ohr gehauen ſein. Auch bin ich durch meine jetzigen Arbeiten und durch Vorſtudien zu einem humoriſtiſch-ſatyriſchen Roman . . . ſo abſorbiert, daß ich gar kein Urteil über dergleichen mir zu fällen getraue. Ich überlaſſe dies Dir, der Du unbefangener biſt und will deshalb das einleitende und widmende Lied bis auf weitere Nachricht von Dir, ob Du meinſt, daß die Gedichte zu drucken verlohnen werde, aufſchieben. Auch müßt' ich dann um detailliertere Nachricht von dem Verein und Deiner Meinung, wie die Widmung einzurichten, bitten.

LXVIII.

Etwa 1847—1848.

Im Notizheft von etwa 1848 (Goethe- und Schiller-Archiv VI 15) Blatt 117:

An das Volk, Gedicht.

Und wärſt du deine Dränger los –
Wer rettet dich vor deinen Rettern.

Du machſt's wie alle Herrſcher, du erhebſt die Schmeichler und witteſt gegen die ehrlichen Freunde.

Wer zuviel verſpricht, der will nichts halten; wenn ſie dich liebten, wie ſie ſagen, würden ſie dich nicht zu ihrem Werkzeug brauchen; ſie würden wahr gegen dich ſein und dir ſagen, was dir fehlt.

Iſt das Freiheit, wenn ſie dich an der Kette der aufgereizten Leidenſchaften hetzen, wohin ſie wollen; gut, ſo iſt auch der Hund frei, den ſein Herr hetzt.

Sind das die Freunde, die euch entmenſchen? zu Meuchelmördern machen?

Sie nennen dich politiſch reif; glaubten ſie das in Ernſte, ſo würden ſie deine Unreife nicht mißbrauchen.

Was andere Freiheit nennen, wenn du ſie ihnen mit deinem Blut errungen, das iſt dir nur eine andere Knechtſchaft.

Das jeder falſche Prophet für den Held hält und ſich – von ihm brauchen läßt, bis er dich wegwirft.

LXIX.

Etwa 1848—1849.

In einem Oktavheft zum „Hermann" (Goethe- und Schiller-Archiv IV 8) Bl. 145:

Heckers Abſchied.

Hecker lieſt den Weltverbeſſerern die Moral; wenn einmal dieſes Geſchlecht der ſogenannten Volksmänner weg ſind, dann kann es beſſer werden.

Was Freiheit bedeute.

Die Freiheit kann zu Bürgern nur tüchtige und edle Menſchen brauchen; und ihr fangt damit an, die Menſchen zu verſchlechtern.

Dieſe Volksanführer ſitzen ſich und verpraſſen den Raub.

Menſchen, ihr müßt erſt beſſer werden.

Wo Freiheit wurde, ward ſie's durch Zuſammenraffen.

Nicht der Hut und die Feder macht's.

Die wollen euch frei machen, die die Sklaven ihrer eigenen Leidenſchaften ſind:

Du armes Volk, das ſie mißbrauchen; ſieh deine Führer an; vom weggeſchleppten Raub zehrend, während ihr hungern müßt, ſitzen ſie da und beſchuldigen ſich gegenſeitig aller Schlechtigkeit.

Berufung an die alte deutſche Biederkeit.

Eure Schmeichler.

Auch die Fürſten bekommen ihr Teil.

LXX.

1850.

In einem Heft (Goethe- und Schiller-Archiv VI 9) findet sich folgendes Gedichtverzeichnis, das etwa 1850 entstanden ist:

Heimweh.

Dämmerlieder, Altweibergeſchichten.
Kindererinnerungen.
Allerlei Mignatüren aus dem Volksleben
meiner Heimatſtadt, dazwiſchen geſtreut eine Auswahl meiner Lieder.

Stoffe.

Hannickel und Hammorz.
Die Heiterlei.
Ich geh' in die Welt!

Gedichte.

Zu ſtille Liebe S. 100 dieser Ausgabe.
An den Mond S. 50 [?]
Heimliche Lieb'
Ach wie ꝛꝛ S. 55 [?]
Hüttchen im Odenwald S. 56
Böſe Fleck S. 78
Des Mädchens Lied S. 115
Treu' Friedrich S. 39
Der wandernde Muſikant S. 111
Julius und Hannchen S. 25
Roſen, Lilien S. 123

Die Zigeunerin (gemildert) S. 93
Der Oſtermorgen S. 114
Der Städterin Wunſch S. 117
Dämmerlieder
Langer Sommerregen S. 116
Der Wanderer S. 149
Auswahl aus den Buſchliedern
Zöllner, Sünder S. 122
Frühlingstrunkenheit S. 59
Des Kranken Ungeduld S. 84
Treu Kätchen S. 92
Falſcher Liebe Lohn S. 118
Schimpflied.

LXXI.

1860.

Kleine Oktavblätter, eng beschrieben. (Goethe- und Schiller-Archiv I 16). Abgedruckt bei *B.* 2. Aufl. S. 356–363.

Jetzt (Oktober 60), da ich, von Schmerzen im Leibe, dann von Reißen im Kopfe, für ernſte Tätigkeit unfähig gemacht, in dem „Maleriſchen Deutſchland" blättre (Thüringen, Franken, Donauländer, zuletzt Rheinländer), taucht ein alter Gedanke, der ſchon meinen Kinderjahren angehört und der mich nie völlig losgelaſſen, wiederum mit mächtiger Gewalt auf, der eines deutſchen Nationalgedichtes. Früher, als der Drang am ſtärkſten war, fehlte mir das Material dazu; dies wäre nun in dem „Maleriſchen Deutſchland" ziemlich vollſtändig geboten. Nun aber bin ich eigentlich zu alt – meine Kränklichkeit nicht gerechnet –, eine ſolche Arbeit zu beginnen. Die architektoniſche Anordnung erfordert Zeit, noch mehr die Ausführung eines ſolchen Werkes, das beſſer nicht als übereilt und ſtimmungslos unternommen wird. Schon die Wahl des Versmaßes iſt ſo weſentlich und ſchwierig! Dann noch mehr Punkte der Behandlung. Ob naiv oder eingeſtanden als Kunſtgedicht? Am beſten beides zugleich; d. h. die eigentliche Handlung des Gedichtes naiv gehalten, die Überblicke deutſcher Geſchichte und Entwickelung, Ermahnung, Warnung pp. mehr rhetoriſch. Das führte ſchon zur Wahl einer Versart, in welcher beides zuſammengeht. Das Ganze darf nichts eigentlich Gelehrtes, in irgend einer Weiſe Ausſchließliches erhalten, da es ein nationales Gedicht ſein muß. Der Hexameter iſt plaſtiſch, aber nicht populär. Die achtzeilige Stanze – vielleicht auch die Terzine – bieten ſich plaſtiſchen und muſikaliſchen Wirkungen und ſind zugleich, namentlich die Ottaverime. auch der Rhetorik günſtig; die Majeſtät, in der ſolch ein Gedicht ſich bewegen müßte, würde durch ſie nichts weniger als erſchwert. Nur wünſchte man zu einem deutſchen Nationalgedicht eine eigentlich deutſche Versart – wo dann freilich, wählte man auch die Nibelungenſtrophe, jene rhetoriſchen Exkurſe ſich fremd und ſchwerfällig ausnehmen möchten. Und doch verbietet ſich die rein naive, zu dem Maße ſtimmende Weiſe der Darſtellung, nicht gerechnet, daß die Nibelungenſtrophe wegen ihrer Kürze jene ideale Majeſtät, den weiten, reichen Faltenwurf, nicht erlauben und auf die Dauer durch zu ofte Wiederkehr langweilend eintönig werden müßte; denn dies Gedicht muß, um die beabſichtigte Wirkung zu erreichen, alle Ideen unſerer Zeit aufnehmen; ſein Zweck iſt eben ſo ſehr und mehr noch ein rhetoriſcher als ein poetiſcher.

Die eigentliche Haupthandlung muß eine für dieſen Zweck prägnante ſein, eine weltgeſchichtliche, in welche die Hauptwendungen deutſcher Geſchichte und Entwickelung und zwar diejenigen, an welche ſich Ruhm und Schande, Mahnung und Warnung am natürlichſten knüpft, als Epiſoden nach dem Aſſoziationsgeſetze von Einſtimmung und Kontraſt, einſchalten laſſen. Des harmoniſchen Eindruckes willen muß die Tonika des Gedichtes Lob, Ruhm und Verherrlichung ſein und Schmach und Warnung nur der heraushebende Schatten des Bildes; jenes Bild, dieſes Gegenbild und Folie. Da auch die wahren Nationaltugenden verherrlicht werden müſſen, bietet ſich eine Menge größerer und kleinere[r] Epiſoden, aus Beiſpielen dieſer Tugenden entwickelt, z. B. Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf und Kurfürſt. Wenn auch Luther und andere dergleichen verdientermaßen gefeiert werden, die Idee der bürgerlichen Freiheit in jenen Frankfurtern und pp., alſo Bildung, Freiheit, Humanität pp., ſelbſt Induſtrie, ſo ward all dies doch durch die nationale Idee beherrſcht und darf ſeine beſondere Bedeutung und Beleuchtung nur von jener nationalen Idee empfangen. Auch charakteriſtiſche Einzelzüge, z. B. der Lear im Bart pp., können Platz finden. Die Heldengeſtalten Deutſchlands aller Art, mit phyſiſchen und geiſtigen Waffen, finden Platz, keine irgend hiſtoriſche Stadt Deutſchlands darf ohne gebührenden Ruhm bleiben, wozu denn irgend eine patriotiſche oder zu Deutſchlands Ruhm gereichende Tat in deren Geſchichte zu verwenden iſt. Jeder Stand desgleichen, z. B. die Bäcker bei Gelegenheit Ludwig des Bayern; keine maleriſche Gegend darf übergangen werden. Was an Einzelnen und Geſamtheiten vor allem gerühmt und in den Vorgrund geſtellt, andern Verdienſten vorgezogen wird, iſt jederzeit der Patriotismus. Immer prophetiſch Himmel und Hölle vor die Augen geſtellt als Deutſchlands Zukunft, je nach dem Verhalten. Aber der Himmel als Hoffnung, d. h. eine neue deutſche Größe, die auch die Entfremdeten wieder gewinnen wird. Natürlich ſpielt Frankreich und Dänemark und nach ihnen alle Nachbarvölker eine Rolle; Lothringen, der Elſaß, Holſtein-Schleswig, der fremde Einfluß pp.

Als Knabe ſchon hatte ich die Ungarnſchlacht Heinrich des Finklers oder Otto des Großen als Rahmen des Hauptvorgangs und als ſpielende Perſonen die Hauptſtämme der deutſchen Nation, jeden in ſeinem Spezialcharakter, mir auserſehen; jedenfalls eine Reminiscenz der Armida im Taſſo (den ich meinem kranken Onkel verleſen mußte) war die Einmiſchung der Frau Venus, welche die deutſchen Helden in ihren Berg lockt. Ein anderer Gedanke war vielleicht glücklicher. Wie Otto auf ſeinem Lager, ſchlaflos aus Beſorgnis, zu Gott fleht, ihn zu nehmen und all das Seine, um Deutſchland [zu] erhalten, da tritt ein ſchöner Knabe vor ſein Bett und winkt ihm zu folgen. Sie kommen in einen hohen Dom, den Otto nie in der Nähe geſehen, der Knabe verſchwindet in Nebel wie von Weihrauch, der nebſt wunderbarer Muſik den Dom durchzieht, daß ſeine Säulen von der ſüßen Gewalt zittern, nicht geſchreckt, ſondern wie vor Wonne. Da erhebt ſich ein wundervolles Rieſenweib von ſeinem Throne und heißt Otto aufſehen. Der Nebel oder Duft ſäumt ſich wie vom Morgen und fällt endlich an einer Stelle, wo eine der Städte, die er gegründet oder gefördert, wie ein lebend Bild ihre Phaſen zeigt, ihr urſprünglich Anſehen, ihr Wachſen und Verändern, wodurch ein ganz Stück deutſcher Spezialgeſchichte dargeſtellt wird, die großen Männer pp. Dazu die Städte darum und was daran wichtig. Beſonders der Rhein, Mainz pp. Er will wiſſen, wie Straßburg dann ausſehe: wie der Duft verſchwindet, ſieht er ſchwarzen Flor davor; das Weib beginnt zu weinen. Er will wiſſen, was das bedeute, und nun geht Straßburgs und damit des ganzen Elſaß Geſchichte vor ihm ſichtbar vorüber. Der gewaltige Mann weint vor Schmerz und Zorn und verflucht die Verurſacher. Den Troſtloſen zu tröſten, kommt die Zukunft – d. h. die es für uns noch iſt – Deutſchlands. Wie das Ganze ſich wieder hebt, wollen auch die Elſäſſer wieder Deutſche ſein und werden es; ebenſo zeigt ſich Pommern (ſchwediſch) durch den glorifizierten Großen Kurfürſten befreit, dann Holſtein-Schleswig, die nach deutſcher Größe Verfall in Gefahr kommen; durch Einigung erhebt ſich dieſe neu, und Holſtein pp. iſt erhalten. In dieſer Stimmung iſt Otto voll Zuverſicht. Er wird geweckt und meint erſt, da er auf ſeinem Lager, ein Traum. Er fühlt aber, daß Deutſchlands Größe und Dauer kein Traum ſein müſſe, wenn Deutſchland ſein Heil und ſeine Kraft erkennt, und ſo geht er in die Schlacht mit Zuverſicht und gewinnt ſie, das Vorbild ſo vieler Befreiungsſchlachten. Alle andre Größe, die nicht aus deutſchem Patriotismus und Edelmut hervorgeht, wird relativ gerühmt, gezeigt, was ſolche Kraft für Deutſchland vermöchte.

Auch kann die ganze Geſchichte zugleich vorgehen; Otto fragt nach dem Einzelnen, den Namen pp. Den Vorgang ſelbſt ſieht er mit ſeinen Augen, teilweiſe das Weib – die Geſchichte, von der Deutſchland ein Liebling – (ſie hebt den Stab, und die Epiſode ſpielt, als wäre ſie die Geſchichte ſelbſt, bis die „Geſchichte“ das Bild verdämmern und ein andres aufgehen läßt), während durch ihres Stabes Schwingen alles bewegungslos ſteht, bis ſie geendet. So viel als möglich alles in Handlung verwandelt, eigentliche Beſchreibung ſo wenig als möglich.

Alles bewegte Geſtalt, die alten Helden ſtiliſiert, die je neueren immer frappierender charakteriſtiſch. Große Maſſen. Für das Amüſement kann das Gedicht nicht eingerichtet werden; das Spannende, wo es iſt, muß das höchſte, poetiſcheſte ſein, nämlich Spannung der Sympathie. Das, worauf alles hinarbeitet, iſt, den nationalen Gedanken zur – edelſten – Leidenſchaft zu machen und aus ihm heraus die Spannung zu erzeugen, ſympathetiſch in der Spannung Ottos, in dem der nationale Gedanke die herrſchende Leidenſchaft iſt.

So geht vorüber an uns, wie die Geſchlechter in Kleidung, Sitten, Lebensart, Staatsformen, in ihrer Weiſe zu ſein, zu denken, zu dichten, zu fühlen, zu malen, zu bauen, ſich ändern. Mit Schmerz erzählt die Geſchichte den Bauernkrieg, an ein lebend Bild – ſei es eine Sage, wie die von den drei Edelknaben in den Wanderungen [?] in Franken – gebunden, das Otto erklärt haben will, ſodaß immer ein Konkretes vorhanden, um welches die Geſchichte in ihrer abſtrakten Darſtellung wie um einen Kern ſich lagert; wie der nationale Gedanke der Kern des Ganzen. Wie Otto ſich erzürnt über die Schwäche ſeiner Folger, Charakter- oder aus Deutſchlands Uneinigkeit hervorgegangene Schwäche gegen den Papſt und ſonſt gegen das Ausland. Alle Ideen der Zeit, ſelbſt Verirrungen aus edeln Motiven werden geſchont und für den Hauptzweck ausgebeutet; an ihren Stärken und Schwächen muß die Nation gefaßt werden; nicht allein materiell; auch die Form muß dahin wirken, der ſinnlich mächtige Klang. Was im Drama und in der Ballade pp. Schillers glänzender Fehler, weil mit dem Zwecke jener Gattungen im Widerſpruch, würde hier Schönheit und an rechter Stelle ſein. Der deutſche Enthuſiasmus für Schiller ſcheint aus dem Bedürfnis hervorgegangen, welches ein ſolches Gedicht ſtillen würde, wenn es ſonſt gelungen.

Keine einſeitige Verherrlichung einer gewiſſen Zeit – z. B. des Mittelalters – und ſeiner Art zu ſein – auf Koſten einer andern; der Dichter muß den großen Blick haben, den das Mannigfaltige nicht verwirrt, das einzelne Schöne [nicht] zur Einſeitigkeit treibt, die tiefen Schatten an dem Lichte [nicht] irre werden läßt. Die nationale Idee iſt ſeine Führerin, ſein Kriterium, das, was für ihn und den Leſer die Einheit gibt, den rettenden Faden durch alle Labyrinthe; der Dichter darf nie Satiriker werden; überall muß er den tragiſchen Zuſammenhang nachweiſen – des Weltenrichters Wage und Schwert führen – die Schuld immer in den Mangel der nationalen Idee legen. Dabei braucht er nicht andere Nationen verächtlich zu behandeln oder zu verhöhnen, Humanität und Großmut muß ſein Urteil über ſie beſtimmen; *wie Selbſtachtung von der Achtung anderer unzertrennlich, und bei Verachtung der verächtliche Hochmut.* Um ſo mehr, da dieſe Gerechtigkeit ein Grundzug der deutſchen Nationalität. Doch *wo die Achtung anderer aus Selbſtnichtachtung* hervorgeht oder zu ihr hinführt, da *muß der Dichter* mit dem Nachdrucke der jüdiſchen Propheten *loswettern.* Der deutſche Charakter des Gedichtes muß ſelbſt Fremden imponieren und ihre Achtung gewinnen. Billigkeit gegen den Billigen, die gepanzerte Fauſt gegen den Unbilligen. Wenn die Franzoſen ſich ſelber nicht achten in Nichtachtung deutſchen Rechtes, iſt dieſe Selbſtnichtachtung, der Abfall von dem eigenen Werte das Thema des Dichterzornes.

So muß das Gedicht die Stärke und Milde, die Billigkeit, aber auch die Selbſtachtung des deutſchen Charakters ſpiegeln. Weniger werden die fremden Unterdrücker geſtraft als die deutſche Hand, die ihnen willig oder unwillig half. Der ganze Donner des Patriotismus muß die Fürſtenberge pp. treffen, die Verräter Deutſchlands und ſeine Schandflecke ſelbſt im Auge der Nationen, denen ſie Deutſchland verrieten. Die Mordbrennerei Ludwig XIV. mit Hinblick auf Frankreich ſelbſt, doch auch die Einrichtung Gottes, daß das Böſe in ſeinen Folgen zum Guten ausſchlagen muß.

Richtige Auswahl und Gruppierung des einzelnen nach Wichtigkeit.

Es haben rein beſchreibende Gedichte Wirkung gehabt durch die Beziehung auf einen rhetoriſchen Kern, z. B. Childe Harold durch den Seelenzuſtand des Dichters; ſollte wahre patriotiſche Begeiſterung nicht hinreichen können, ein Gedicht zu beſeelen, das ohnehin Beſchreibung in Handlung umſetzte?

Die deutſche — vielleicht überhaupt moderne Unart, den Gegenſtand durch den Dichter zu fühlen, ihn zu ſuchen und mit ihm über ſeinen Gegenſtand zu reflektieren, auch bei dieſer Schwäche würde der Leſer gepackt; aber dies Entgegenkommen des Dichters wäre nicht Schwäche und Eitelkeit, da nicht er groß und ſchön erſcheinen will, ſondern vor der Größe und Schönheit ſeines Gegenſtandes verſchwinden will. An den Dichter darf in Wahrheit der Leſer nicht denken müſſen. Wo ja, da muß er ſelbſt ſeine Kleinheit eingeſtehen, und daß nur ſein Gegenſtand dem Gedichte ſeine Würde gebe. So muß auch die deutſche Beſcheidung im Ganzen ſich ſpiegeln. Er muß ſich beſſere Kräfte wünſchen, wünſchen, daß Schiller oder ſonſt einer der vielen Beſſern und Stärkern ſtatt ſeiner dieſe Laſt auf ſich genommen, jene hätte die Laſt erhoben, während ſeiner Schwäche die Laſt zum Stützpunkt dienen muß. Den Widerwillen berührt, der Schiller gegen die deutſche Sprache pp. einwohnte, mit der Ungerechtigkeit, die oft der Größe eigen iſt. Er ſelbſt hat dieſe Undankbarkeit gut gemacht, Deutſchlands Namen in dem ſeinen, ſeine Mutter verherrlichend, aber ſich ſelbſt im Lichte geſtanden. Es beginnt vielleicht mit einer Verteidigung deutſcher Sprache und deutſchen Weſens (Natur) gegen Schiller. Sie hat es ihn nicht entgelten laſſen, ſondern ſanft gezwungen, in ſeiner eigenen Verherrlichung ſie mit zu verherrlichen.

Gegen alle antinationalen Tendenzen die donnerndſten Philippiken.

Zurückrufe zur Natur aus Überbildung, Überſichtigkeit pp., zur Männlichkeit, Schlichtheit und Praxis.

Anreden an die einzelnen deutſchen Landſchaften und ihre hiſtoriſchen Örter. Deutſchland gilt ſo weit, „als die deutſche Zunge klingt“, an deren Lobe es auch nicht fehlen darf.

Hanns Frei

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen

Perſonen

Theophilus Pirkheimer, Ratsmann in Nürenberg
Albrecht, ſein Sohn, ein Maler
Sibylle, ſeine Baſe, eine reiche Wittib
Sebaldus Moskirch, Ratsmann und Pirkheimers Freund und Nachbar
Engeltraut, ſeine Enkelin
Felicitas, ſeine Baſe und Engeltrauts Geſpielin
Hanns Frei, ein Verwandter der beiden Häuſer
Deſiderius Leblank, ein Vergolder
Zwei Burſche Leblanks

Die Szene: Pirkheimers und Moskirchs Gärten, nebeneinander, in den drei erſten Aufzügen durch eine Hecke geſchieden, durch welche vorn eine Türe führt, über welcher eine breterne Sonnenuhr angebracht iſt. Hüben und drüben im Vordergrund, der Türe gegenüber, Lauben, nach vorne geöffnet; aus jeder und hinter jeder Laube Ausgang in die übrigen Teile der Gärten, die man ſich an Türen in das Freie endend denken muß. Nach hinten aus jedem Garten eine Türe in das Haus, zu dem er gehört.

Die Zeit —: im ſechzehnten Jahrhundert.

Erſter Aufzug

Erſter Auftritt

Auf Meßkirchs Seite Hanns Frei und Felicitas im Geſpräche.

Hanns Frei
Ihr ſeid fürwahr brav aufgeſchoſſen
Und, wie ich merk', auch unverdroſſen
Mit Hand und Fuß und mit der Zung',
Allein fürwahr nicht ſchön genung,
Daß ich mich drein verlieben ſollte.

Felicitas
Das wär's auch grade, was ich wollte!

Hanns Frei
Ei ſeht nur, wie ſie ſchnippiſch tut!
Vor Euch ſei mancher auf der Hut.
Solch Trutzigtun, das fängt die Männer,
Nur nicht Hanns Frei; der iſt ein Kenner.

Felicitas
Es wär' mir juſt um Euch zu tun;
Und fing' ich Euch, was wär's denn nun?

Hanns Frei
Das wär' fürwahr ein Meiſterſtück,
Ein Heldenſtreich und großes Glück.
Das, Bäschen, kann ich füglich ſagen.

Felicitas
Das Glück wär' eben noch zu tragen.
Müßt' Euch umführen in der Welt
Als Wundertier für gutes Geld.

Das iſt der Mann über alle Männer,
Hanns Frei, der große Weiberkenner.
Der hat die Schule durchgelaufen
Und alle Weisheit zu verkaufen,
Iſt witzig ſehr und klug unbändig,
Er weiß die Weiber ganz auswendig,
Und ihre Ränke, ihre Tück',
Das kennt er alles Stück für Stück;
Nur darf ihm keine freundlich ſehn,
Sonſt iſt's um ſeinen Witz geſchehn,
Und lächelt ihn mal eine an,
Iſt's um den ganzen Mann getan;
Denn was er weiß und was er kann,
Der Arme bleibt ja doch — (bedauernd) ein Mann.

Hanns Frei

Das bleibt er auch; da ſteh' ich für.
Doch muß ich ſagen nach Gebühr:
Wie wir noch ſpielten hier im Garten,
Ließ ſchon Eu'r Zünglein was erwarten;
Doch hat es wirklich alles Hoffen
In ſeinem Wuchs weit übertroffen.

Felicitas

Doch, Vetter, Euer Übermut
Gedieh, ſcheint mir, nicht minder gut.

Hanns Frei

Damit Eu'r Zünglein möge zeigen,
Es ſei ihm auch was Gutes eigen,
Tut mir von den Geſpielen kund:
Leben ſie noch? Sind ſie geſund?

Felicitas

Wenn Eure Geſpielen all Euch gleichen,
Iſt's beſſer ſie übergehn mit Schweigen.

Hanns Frei
Bei Euch iſt's beſſer damit getan;
Von wem Ihr ſprecht, dem hängt Ihr's an.

Felicitas
(ſchüttelt ihren Ärmel)
Doch hängt's nicht feſter an dem Kragen,
So hat's damit nicht viel zu ſagen.

Hanns Frei
Mit Euerm Witze nicht, wie's ſcheint.

Felicitas
Nun ſagt mir, Vetter, wen Ihr meint?
Den Albrecht wohl? die Engeltraut?
Die ſind nun Bräutigam und Braut.

Hanns Frei
Nun ja; das war vorauszuſehn,
Täten von je zuſammen gehn;
Die Alten auch –

Felicitas
Die wollen's ſchon;
Die Jungen, die ſind weit davon,
Mögen ſich nicht mit Augen ſehn.

Hanns Frei
Iſt's möglich? Konnte das geſchehn?

Felicitas
Je mehr die Alten in ſie dringen –

Hanns Frei
Aha; ich hör' ein Vöglein ſingen.

Felicitas
Je weniger die Jungen wollen.

Hanns Frei
Was gilt es? wie? – die Jungen ſollen!

Felicitas
(ironiſch)
Gewiß; dazu ſeid Ihr der Mann.
Ja – was der Vetter alles kann.

Hanns Frei
Nun ſpottet nur. Euch, Baſe, ſag' ich's,
Hab' ich's einmal gehoben, trag' ich's.
Und wo ich einmal dran tu' rühren,
Das kann ich auch zum Ende führen.
Und was Ihr meint, das weiß ich auch,
Hab' aber meinen eignen Brauch.
Ich ſoll, ſo meint Ihr, katzenbucken,
Und lobt mich einer, unterducken
Und ſagen dann ſo recht hochmütig
Beſcheiden: Herr, Ihr ſeid zu gütig.
Und was ich weiß, daß ich es bin,
Das ſag' ich ſtolz und offen hin;
Tuckmäuſerei kann ich nicht leiden.

Felicitas
Ihr, Vetter, ſeid nicht zu beſcheiden.

Hanns Frei
Ihr habt von mir noch keine Proben,
So muß ich mich wohl ſelber loben.

Felicitas
Das tut, Herr Vetter, doch erlaubt:
Ihr zwingt wohl keinen, daß er's glaubt?

Hanns Frei
(eifrig)
Ich will mich weiter nicht vermeſſen;
Ich kann kein flammend Feuer freſſen,
Hab' keinen Drachen noch erſchlagen.
Doch dürft Ihr nur den Schwaben fragen.
Zu einem Hauptmann macht der Bund
Derzeiten keinen Lumpenhund.

Und ſolche güldne Ehrenketten
Trägt auch kein Dummbart, will ich wetten.
Doch abgeſehn von dieſen Dingen –
Der Heuratsplan will nicht gelingen;
Was mag die Jungen doch bewegen,
Sich gegen einander aufzulegen?

Felicitas

Erſt fleh' ich Eure hohe Gnaden,
Der Schuld mich gnädigſt zu entladen,
Daß Eure niedrig arme Magd
Zu zweifeln frevelnd hat gewagt,
Die ohnedies ein Weib nur iſt,
An Eurer weltberühmten Liſt.
Dann ſag' ich Euch mit kurzem Wort:
Nur wenig Jahre wart Ihr fort,
Da ging auch Albrecht – in die Lehr'
Als Maler, ſah ſie dann nicht mehr;
Iſt in der Welt umhergefahren,
Hat die Kinderliebe nicht können bewahren,
Und Engeltraut hat unterdeſſen
Den kleinen Bräutigam auch vergeſſen.
Da fiel's den beiden Alten ein,
Sie wollten ernſtlich Schwäher ſein,
Der alten Lieb' und Freundſchaft wegen
Und weil die Häuſer nah' gelegen.
Daß beide ſich noch gerne ſehn,
Das mußte ſich von ſelbſt verſtehn.
Der Albrecht wurde heimgeſchrieben
Und wäre gern noch ausgeblieben.
Und kein Entſchuld'gen wollte frommen,
Und wollt' er nicht, er mußte kommen.
Und wie er kam nach viel Beſchwer,
Kaum daß ſie ſich noch kannten mehr,
Viel wen'ger, daß ſie Lieb' empfanden.

Vergeblich, daß ſie dies geſtanden,
Da half kein Flehn, kein Reden – nein!
Die Alten wollten Schwäher ſein.
Die Jungen ſollten ſich bequemen
Und mit Gewalt einander nehmen.
Es wär' zu aller Viere Frommen,
Die Lieb', die würde ſchon noch kommen.
Die Alten wurden immer grill'ger,
Die Jungen wurden nimmer will'ger
Und wollen eh'r des Todes ſein,
Als ſie gehorchen und ſich frei'n.

Hanns Frei

Gebt acht nur, Baſe, mich laßt machen,
Und anders ſtehen bald die Sachen.
Mein' Seele wett' ich, meinen Leib,
In kurzem ſind ſie Mann und Weib!

Felicitas

Dürft' ich bei der Gelegenheit,
Weil Ihr einmal darüber ſeid,
Mir einen hübſchen Junggeſellen
Bei Euch, Herr Frei, zum Mann beſtellen?
Und das in möglichſt kurzer Zeit.
Das iſt Euch eine Kleinigkeit.
Ausſehen dürft' er wie Eu'r Gnaden;
Wär' er was ſchöner, würd's nicht ſchaden.
Und was beſcheid'ner, wär' mir's lieb –

Hanns Frei

Ja wartet nur, Ihr kleiner Dieb!
Einem jeden wird nach ſeinen Gaben;
Ihr ſollt einen Tuckmäuſer haben;
Sollt alle ſagen, daß Hanns Frei
Zur rechten Zeit gekommen ſei.

Felicitas

Seht Ihr, Hanns Frei, da ſind die Alten.

Hanns Frei

Die noch wie ſonſt zuſammenhalten.

Zweiter Auftritt

Pirkheimer und **Moskirch** kommen durch Pirkheimers Garten in den Garten Moskirchs. **Vorige.**

Pirkheimer

Da iſt ein Fremder.

Hanns Frei

(ihnen entgegen)

Gott zum Gruß,
Herr Sebald, Herr Theophilus.

Pirkheimer

Wir grüßen Euch; doch gebt Beſcheid,
Herr Kriegsmann, gütigſt, wer Ihr ſeid?

Hanns Frei

Mein' Herr'n, ich will nicht ſelbſt mich nennen;
Beſchaut mich nur; ihr müßt mich kennen.
Und bin auch gar nicht unbekannt,
Beſonders in dem Schwabenland;
Der Utz, der hat vor mir Reſpekt –

Moskirch

(erkennt ihn, gibt ihm die Hand)

Weil in Hanns Frei der Teufel ſteckt.

Pirkheimer

Hanns Frei?

Hanns Frei

Der iſt's.

Pirkheimer

(gibt ihm auch die Hand)

So ſeid willkommen.
Wir haben viel von Euch vernommen,
Wie Ihr die Männer habt geſchlagen,

Den Frau'n die Herzen fortgetragen.
Wir hörten Euer gutes Lob
Und freuten uns von ferne drob,
Daß nach Verdienſt und Würdigkeit
Ein Hauptmann Ihr geworden ſeid.
Baſe Felicitas, habt acht,
Daß er Euch nicht die Fehde macht.

Felicitas

Er iſt ſchon mit dem Wein im Krieg,
Und täglich hat der Wein den Sieg.
Ach Gott! die vielen Niederlagen;
Der arme Mann iſt ſo geſchlagen.

Moskirch

Seht, ſeht; ſie fordert Euch heraus.

Felicitas

Nein; gar zu ungleich wär' der Strauß.
Was er nicht umbläſt mit der Lunge,
Das ſticht er nieder mit der Zunge.

Moskirch

(ſcherzhaft drohend)

Du, du —

Felicitas

Das iſt das Kleinſte nur.
Er zwingt euch ſelber die Natur,
Macht Haß zu Lieb' in wenig Wochen,
Hat mir auch einen Mann verſprochen.

Hanns Frei

Ei ſeht, es ſcheint, Ihr wollt die Fehde.

Felicitas

Das hängt allein an Eurer Rede.
Sagt Eure Meinung ſchlecht und recht,
Herr Frei, vom weiblichen Geſchlecht.

Hanns Frei

Ich ſag' Euch, wie ich heiße, frei,

Meine, daß es geſchaffen ſei
Den Männern nur zur Schnabelwetzung
Und zur gelegentlichen Letzung,
Wie Schmauſen oder Zechen nun,
Da man nichts Beſſers weiß zu tun.
Zum Spielwerk in der Friedenszeit.

Felicitas

Hanns Frei, die Rede bringt Euch Leid!
So wahr ich helfe dem Geſchlecht
An ſeinem Feind zu ſeinem Recht,
Zur feierlichen Ehrenerklärung
Und zu des Weiberfeinds Bekehrung.

Hanns Frei

Schon gut, ſchon gut. Ihr werten Herrn
Wißt: was man liebt, das neckt man gern,
Wißt, daß ein allzu heftig Nein
Pflegt ein verſtecktes Ja zu ſein,
Wißt, daß die Frauen nur ſich ſpreizen,
Um ſicherer zum Kampf zu reizen,
Und dieſer Kampf, der iſt nur eben
Ein Vorwand, um ſich zu ergeben.
Wollt' einer eher Frieden ſchließen,
Das würde mächtig ſie verdrießen.
Der wunderlichſte Krieg auf Erden;
Sie ſiegen, wenn beſiegt ſie werden.

Moskirch

Ja, Baſe, der iſt Euch zu fein;
Mit dem Hanns Frei laßt Euch nicht ein.

Felicitas

Was die Verleumdung doch gleich ſpricht.
Die Feinheit iſt ſein Fehler nicht.
Ficht er ſo blind und taub vor Hitze
Mit ſeinem Schwert wie mit dem Witze,
Lebt alles noch, was er erſchlug.

Hanns Frei
Wir treffen uns noch bald genug.
Doch jetzt will ich vernünftig reden.

Felicitas
Das tut, Hanns Frei, das iſt von Nöten.

Hanns Frei
Daß ich der Dümmſten keiner bin,
Das ſagt ſich ſo von ſelber hin.
Doch muß ein Ding man erſt erproben,
Eh' man mit Wahrheit es kann loben.
Ihr ſollt, ihr Herrn, bei Ja und Nein
In kurzem frohe Schwäher ſein;
Es ſollen euerm Wunſche fügen
Die Kinder ſich – und mit Vergnügen.
Und fragt ihr, wer das ſchaffen kann?
So wißt: Hanns Frei, der iſt der Mann.

Pirkheimer
Euerm Verſtand ſteck' ich kein Ziel,
Doch denk' ich, Ihr verſprecht zu viel.

Moskirch
Ei, lieber Vetter, uns wär's recht,
Allein bedenkt, was Ihr verſprecht.
Die Kinder ſollten – mit Vergnügen? –
Sie ſollten – nein, ich müßte lügen,
Sagt' ich, Herr Frei, ich glaub' Euch das.
Eh' mein' ich, es iſt Euer Spaß.

Hanns Frei
So ſollt ihr mir den Kopf abſchneiden,
Und was ihr ſonſt wollt, will ich leiden
Und will euch eigentümlich ſein
Mit Leib und Seel' und was nur mein;
Sollt mich in Pech und Schwefel kochen,

Halt' ich euch nicht, was ich verſprochen.
Doch wenn ich euch die beiden fange,
So gebt ihr mir, was ich verlange.

Pirkheimer

Ihr ſeid voll Zuverſicht dabei –

Hanns Frei
(bietet die Hand)

So kommt –

Pirkheimer

Wir ſchlagen ein!

Moskirch

Es ſei!
Doch merket, hab Ihr Euch vermeſſen,
Kein einz'ger Punkt wird Euch vergeſſen.

Pirkheimer

Das ſag' ich Euch: ſollt's anders kommen,
Ihr werdet bei dem Wort genommen.

Hanns Frei

Nur müßt ihr, ſoviel an euch iſt,
Mitwirken zu der Kriegesliſt.

Moskirch

An uns, verſteht ſich, ſoll's nicht fehlen.

Pirkheimer

Auf unſ're Hilfe könnt Ihr zählen.

Felicitas

Und hier, Hanns Frei, hier meine Hand!
So lange Waffenſtilleſtand.

Hanns Frei

Nun werd' ich erſt rekognoszieren,
Herum erſt horchen, ſpionieren,
Den Plan dann ſorglich konzipieren
Und unſre Bündner inſtruieren,
Marſchieren, attakieren, viktoriſieren!
(ab in Pirkheimers Haus)

Dritter Auftritt

Vorige ohne Hanns Frei.

Pirkheimer

Das iſt ein munters, raſches Blut
Voll Keckheit und voll Übermut.

Moskirch

Doch muß ich ſagen, 's ſteht ihm gut.
(zu Felicitas)
Euch ſieht er wohl zu trutzig drein?

Felicitas

Etwas beſcheidner dürft' er ſein.

Moskirch

Dem Kriegsmann iſt's nicht zu verdenken
Mag er ſich weniger beſchränken.
Ihm drängt ſich in der Stunden Enge
Zuſammen oft des Lebens Länge,
Ein jeder iſt der letzte Tag,
Deß er gewiß ſich freuen mag;
Gilt morgen es vielleicht ſein Blut,
Faßt er das Heut' mit froherm Mut.
Nicht? Solche Männer ſingt Ihr lieber,
Als Burſchen, in das Liebesfieber
Schmachtend verſenkt bis an die Ohren?
An dem iſt Eure Kunſt verloren.

Felicitas

Er iſt an meiner Kunſt verloren.
Dem Übermut hab' ich's geſchworen,
Meinem Geſchlecht zu Recht und Ehren
Soll ſich der Weiberfeind bekehren.
Solch trutzig Wort wird nie verziehn.
Abbitten ſoll er's auf den Knien.
(ab in Moskirchs Haus.)

Vierter Auftritt

Vorige ohne Felicitas.

Moskirch

Verſucht es nur; doch, iſt mir recht,
So iſt's Euch nicht um das Geſchlecht,
Iſt's Euch um eine nur von allen,
Die ihm vergebens will gefallen –
Ich nenne – ſieh doch, iſt ſie fort? –
Das gäb' ein Pärchen auf mein Wort!

Pirkheimer

Ei, Nachbar, ſorgt Ihr ſchon um Fremde?
Iſt der Rock Euch näher als das Hemde?

Moskirch

Die Hoffnung hab' ich aufgegeben,
Das, was wir wünſchen, zu erleben.
Sie will, wen ich nur wähle, frei'n,
Nur zu dem Albrecht ſagt ſie Nein.
Dem Meiſter Leblank, dem Vergolder,
Und jedem andern ſei ſie holder.

Pirkheimer

Er nehme jede von mir als Braut,
So ſpricht er, nur nicht Engeltraut.
Will lieber die Baſe Sibylle nehmen,
Als unſerm Wunſche ſich bequemen.
Ich geb' ihm weiter keinen Gruß;
Ob er will, ob nicht – der Junge muß!

Moskirch

Nein, weiter zwingen möcht' ich nicht.

Pirkheimer

Sie zwingen, iſt nur Vaterpflicht.

Moskirch

Würden ſie glücklich nicht zuſammen,
Sie würden uns im Grab' verdammen.

Pirkheimer

Ei ſeid doch — iſt nur's Kreuz gemacht,
Die Liebe kommt dann über Nacht.
Sie ſind doch beide hübſch und gut —
Was will's denn mehr, das junge Blut?

Moskirch

Ja wüßt' es, Nachbar, was es wollte,
So tät' es ſelber, was es ſollte.
Hanns Frei, ob der's wird möglich machen?

Pirkheimer

Damit ſeid ſtill — das iſt zum Lachen.

Moskirch

Hanns Frei — hört, er iſt wirklich klug.

Pirkheimer

Zum Wundertun nicht klug genug.

Moskirch

Es wär' auch einem Wunder gleich.

Pirkheimer

Gebt acht, es wird ein toller Streich. —
Er kommt mit Albrecht in den Garten.

Moskirch

Wie's wird, das müſſen wir erwarten.

Fünfter Auftritt

Die Alten ziehn ſich zurück; Albrecht mit Hanns Frei aus Pirkheimers,
drauf Engeltraut mit Felicitas aus Moskirchs Hauſe.

Albrecht

Bei allen gut- und böſen Dingen,
Ich mag ſie nicht, laß' mich nicht zwingen!

Hanns Frei
(ehrbar)
Gehorſam iſt man den Vätern ſchuldig.
Albrecht
Laß' ſich ein anderer geduldig
Feſt ſchmieden an ein Weſen an,
Das er nicht leiden, nicht ſehen kann!
Hanns Frei
(an der Türe)
Sieh, Albrecht, ſieh, da kommt ſie eben.
Albrecht
Bei Seel' und Leib und Blut und Leben,
Niemand ſoll mich zu zwingen hoffen!
Da ſteht die verdammte Türe offen.
(er wirft ſie zu.)
Hanns Frei
(indem er ſie öffnet)
Magſt du nicht, ſo laß andre ſehn
Die Roſe bei den Roſen ſtehn.
Albrecht
Einem andern kann ſie Venus ſein;
Hat jeder ſeinen Geſchmack allein.
Hanns Frei
Nein, Vetter, nie ſah ich fürwahr
Zuvor ſolch reiches, goldnes Haar.
Albrecht
Ich mag nun einmal an den Frauen
Durchaus nur dunkle Haare ſchauen.
Hanns Frei
Und die Geſtalt, ſo ſchlank und hoch!
Albrecht
Mein'twegen ſei ſie höher noch.
Hanns Frei
Ein Männerauge ſieht mit Luſt

Solch zarten Hals und junge Bruſt
Und ſolcher Hüften ſanften Schwung
So zierlich und doch voll genung,
Vom Samt bald züchtig eng umſchloſſen,
In großen Falten bald umfloſſen.
Und dieſer Gang und dieſes Weſen,
Wie einfach und wie auserleſen,
Und wie ſie geht und wie ſich wendet,
Iſt alles edel und vollendet.
Hör', Freund, nicht allerwege find't
Man ſolch ein nettes, feines Kind.
Wie zart die vollen Wänglein blühn,
Und ihre Augen —

Albrecht

Die ſind grün.

Hanns Frei

Biſt du geſcheut?

Albrecht

So ſind ſie grau;
Und kurz; ich mag ſie nicht zur Frau;
Noch Hüft', noch Bruſt, noch Angeſicht —
An ihr gefällt mir alles nicht!

Engeltraut

(läuft vor Felicitas, die zu ihr ſpricht)

Ach Gott! wie wird man nur geplagt,
Und hat man's tauſendmal geſagt!

Felicitas

Doch, Baſe, wenn die Eltern wollen,
Wißt Ihr doch, daß die Kinder ſollen;
Und das iſt mehr nicht als Gebühr —

Engeltraut

(ſieht die Türe offen)

Steht ſie ſchon wieder auf, die Tür'?

(wirft ſie zu.)

Hanns Frei

Das beiß' ich vor der Naſe geſchloſſen!

Felicitas

Was hat dich nur an ihm verdroſſen?
Iſt ſolch ein junges hübſches Blut
So ſanft und doch dabei voll Mut.

Engeltraut

So ſei ihm denn nur ſelber gut,
Doch, Baſe, mich laßt aus dem Spiele;
Und wenn er aller Welt gefiele
Und hätt' unſäglich Leut' und Geld —

Felicitas

Nun, er gefällt auch aller Welt.

Engeltraut

Hör' auf; mich ſchmerzen nun die Ohren.
Ein jedes Wort iſt hier verloren,
Das man für jenen Knaben ſpricht.
Ich will ihn nicht! Ich mag ihn nicht!
(Felicitas hat die Türe offen.)

Albrecht

Iſt denn die Tür' ſchon wieder — Nein!
Die Türe ſoll nicht offen ſein!
(ſchließt ſie.)

Hanns Frei

Mit ihm, da wär' ich nun im Reinen,
Nun ſpionier' ich bei der Kleinen.
(öffnet die Türe, die Engeltraut zuwirft.)

Engeltraut

Die Tür' will ich nicht offen haben;
Ich frage nichts nach ſolchen Knaben.

Hanns Frei

Aha! Steht's ſo? — Nur wenig Wochen!
Hanns Frei hat nicht zu viel verſprochen.

Felicitas
(öffnet)
Soll wohl Hanns Frei noch drüben ſein?

Albrecht
(wirft zu)
Was käme ſonſt der Jungfrau ein?
Sie dächte, man will ſie begaffen.
(Frei öffnet.)

Engeltraut
(wirft zu)
Ich habe nichts mit dem zu ſchaffen!
(Felicitas öffnet; Albrecht ſchlägt die Türe mit Gewalt zu.)

Hanns Frei
(abwehrend)
Sie hört's —
(Engeltraut öffnet die Türe ſelbſt und wirft ſie mit Gewalt wieder zu.)

Felicitas
(abwehrend)
Er merkt's —

Engeltraut
Er ſoll es merken!

Albrecht
Sie ſoll's! Ich will ſie nicht beſtärken —

Engeltraut
Der Tor!

Albrecht
In ihrem eiteln Wahn.

Engeltraut
Daß ich's mit Vorbedacht getan!

Albrecht
Die Jungfrau bildet ſich ſonſt ein —

Engeltraut
Felicitas, komm mit herein
Ins Haus, daß er nicht denken mag —
Zum Lachen iſt's — man läuft ihm nach.

Albrecht
Man will, o Torheit! um ſie werben.

Engeltraut
Nein! eh' ihn nehmen, eher ſterben!

Albrecht
Kommt mit, Hanns Frei, ins Haus hinein.
Eh' ich — will ich des Todes ſein!

Sechſter Auftritt

Hanns Frei, dann die **Alten**, zuletzt **Felicitas**.

Hanns Frei
(lachend)
Ich komme gleich zu dir ins Haus.
Nein, das war komiſch überaus,
Dies Schelten, dieſes Türzuſchlagen.
Ich mein', ſie faßten ſich beim Kragen.
Will man Hanns Frei nur machen laſſen,
Sollt ihr euch bald beim Kragen faſſen
Zum Nimmerwiederfahrenlaſſen.

Pirkheimer
(der mit Moskirch kommt)
Nun, Vetter, habt Ihr's ſelbſt geſchaut?

Hanns Frei
Bald iſt das Bräutigam und Braut.

Moskirch
Ihr wolltet dennoch es verſuchen?

Hanns Frei
Ich ſage: backt die Hochzeitkuchen
Und pflückt die Myrten zu dem Kranz,
Die Füße ſalbt zum Hochzeittanz;
Denn was Hanns Frei euch hat verſprochen,
Das macht er wahr in wenig Wochen.

Moskirch

Ihr ſeid von Zuverſicht ſo voll;
Ich weiß nicht, was ich denken ſoll.

Hanns Frei

Nun ruft mir die Felicitas,
So ſollt' ihr hören, wie und was
Zu tun, damit wir's führen aus.

Moskirch

Felicitas! he! kommt heraus!

(Während des Folgenden kommt Felicitas aus dem Hauſe; Hanns Frei und die beiden Alten gehn ihr dabei in Moskirchs Garten entgegen und dann wieder im Geſpräche zurück.)

Hanns Frei

Es liegt einmal in der Natur,
Daß bei der jungen Kreatur,
Die ſich voll Leben fühlt und Mut,
Der Zwang verkehrte Wirkung tut.
Und ſind ſie ohnehin ſchon ſtutzig,
Macht ſie Gewalt noch vollends trutzig.
Die Jungen ſind wie gute Klingen;
Je mehr ſie wollt zuſammenzwingen,
Je mehr ſie auseinander ſpringen.
Doch unterſagt bei ſchwerer Pön
Zwei jungen Menſchen, ſich zu ſehn,
Dann fällt es erſt den Leckern ein,
Es müßte ſich geſehen ſein.
Und was ihr ſie wollt treiben lehren,
Das dürft ihr ihnen nur verwehren.

Moskirch

Es iſt nicht ohne, was Ihr ſprecht.

Hanns Frei

Iſt's nicht? — Hanns Frei hat allzeit recht!
Und was nun aller Jungen Brauch,
Nun Eure taten's eben auch.

Sie haben beide nicht gewollt,
Allein darum, weil ſie geſollt.
Und gebt nur Acht: wenn ſie nicht ſollen,
Dann werden ſie gerade wollen.

Pirkheimer

Und wenn's auch keine Wirkung tut,
Iſt der Gedank' an ſich ganz gut.

Felicitas

Wie heißt das alte Sprichwort doch?
Was ich — was — ja; ich weiß es noch.
Was ich nicht treiben ſoll, ich treib',
Wo ich nicht bleiben ſoll, ich bleib',
Und wo ich ſoll, da bleib' ich nicht.
Iſt euch ſo neu die alte Geſchicht'?
Ach, die iſt uralt ſchon, Hanns Frei

Hanns Frei

So alt wie das Columbusei.
Man darf nur etwas Kluges ſagen,
Hat jede das ſchon abgetragen,
Und wie die Sache ſich mag drehn,
Sie hat es lang vorhergeſehn.

Moskirch

Das iſt gewiß ein wahres Wort;
Laßt ſie nur ſchwatzen; fahret fort.

Hanns Frei

Nun ſtellet euch, ihr Herrn, mit Liſt,
Als wäret ihr in großen Zwiſt
Geraten, heftig uneins worden.
Den Kindern ſagt mit ſcharfen Worten,
Sie ſollen ſich für ew'ge Zeiten
Bei euerm Zorn und Fluche meiden; —
Je höhern Trumpf ihr darauf ſetzt,
Je ſchärfer ihren Trotz ihr wetzt —
Wenn ihr ſie ſäht beiſammen ſtehn,

Ja aus der Ferne ſich beſehn,
Und wollet köpfen ſie und henken,
Wenn ſie nur an einander denken.
Drauf laßt die Gartentür vermauern.
Nicht lang — und beide werden lauern,
Wenn es doch mög' und wie geſchehn,
Daß ſie einander könnten ſehn,
Und finden ſo ganz allgemach,
Es ſei doch wirklich eine Schmach,
Daß man ſolch ſchönes Bild verkannt
Und ſich mit Haß davon gewandt,
Das Glück ſei zu bezahlen nicht,
Zu ſchaun ſolch liebes Angeſicht,
Und, eh' ſie's merken mit Erſchrecken,
Bis an den Hals in Liebe ſtecken!

Ende des erſten Aufzugs

Zweiter Aufzug

Erſter Auftritt

Pirkheimer, Moskirch, Hanns Frei, Felicitas.

Moskirch
Der Plan, ſo däucht mich, ſei zu loben.
Pirkheimer
Nun gut; ſo wollen wir ihn proben.
Hanns Frei
Nun, liebe Baſe Felicitas —
Felicitas
Ei! „liebe Baſe"?
Hanns Frei
Spaß — nur Spaß.
Für Weiber hat Hanns Frei kein Herz;
Sag' ich dergleichen, iſt's — nur Scherz.
Felicitas
Die Männer dauern mich, die Armen;
Hör' ich dergleichen, iſt's — Erbarmen.
Hanns Frei
So ſeid denn ſo barmherzig nun,
Von mir zu hören, was zu tun.
Felicitas
So ſeid ſo ſcherzhaft, mir, Herr Frei,
Zu ſagen, was jetzt nötig ſei.
Hanns Frei
Ihr geht zu Engeltraut hinein,
Erſchrocken, odemlos zum Schein.

Wie plötzlich und wie arg der Zwiſt,
Das überlaſſ' ich Eurer Liſt,
Gehörig in das Licht zu ſetzen.

Felicitas

Euer Vertrau'n weiß ich zu ſchätzen.
(Ab.)

Hanns Frei

Ihr müßt ihr auf dem Fuße nach
Und tun, Herr Moskirch, wie ich ſprach.
Ich hol' den Albrecht Euch indeſſen,
Herr Theophilus. — Nicht zu vergeſſen! —
(ſchließt hinter Moskirch die Gartentür und geht in Pirkheimers Haus.)

Zweiter Auftritt

Pirkheimer, **Moskirch**. Dann zu erſterem **Hanns Frei** mit **Albrecht**, zu Moskirch ſpäter **Engeltraut** und **Felicitas**.

Pirkheimer

Der Frei, der Tollkopf, zwingt mich nun,
Daß ich bejahrter Mann muß tun,
Dergleichen jung ich nicht getan.
Das ſteckt wie eine Krankheit an,
Und wie er ſelbſt von Tollheit voll,
Macht er auch andre Leute toll.

Hanns Frei

(zu Albrecht, der mit ihm kommt, auf Pirkheimer zeigend, der ſich müht, einen Zornigen vorzuſtellen)

Seht nur den Alten! — Nein, ſo was,
Das iſt doch, Vetter, außerm Spaß.
Da ſtanden ſie juſt wie zwei Drachen
Mit grimmen Klauen, weiten Rachen;
Sie konnten beid' vor Wut nicht ſprechen
Und ſich nur mit den Augen ſtechen,
Weit offen und wie Blut ſo rot;

Sie wären alle beide tot,
Wenn grimme Blicke Degen wären!

Albrecht

Ich kann mir's, Vetter, nicht erklären.

Hanns Frei

Und Leute, die ſeit ſoviel Jahren
Bekannt, vertraut, die Brüder waren —

Albrecht

Die keinen halben Tag allein
Ohne den andern konnten ſein —

Hanns Frei

Ein Glück, daß ich dazwiſchen kam,
Eh's eine ſchlimmre Wendung nahm.
Ja; zwiſchen dem und jenem Haus
Iſt's mit dem Frieden ewig aus.

Moskirch

Da kommt ſie ſchon. Wie ſoll ich's machen?
Soll zornig tun und muß doch lachen.
Es iſt einmal nicht anders nun;
Ich muß ſchon wie ein Zorn'ger tun.

Felicitas

(mit Engeltraut aus dem Haus)

Du, Baſe, nur haſt nichts gehört?
Sie waren ſo von Zorn betört,
Daß ſie nicht an die Nachbarn dachten.
Die Fledermäuſ' am Tag erwachten;
Die Katze ſtand am Taubenboden
Vor Schrecken auf den hintern Pfoten.

Engeltraut

Was hat es aber nur gegeben?

Felicitas

Es war, als ging's um Tod und Leben.

Pirkheimer

Die Tür' laſſ' ich ſogleich vermauern!

Moskirch
(zu Engeltraut, rauh)
Was, Jungfrau, was gibt's hier zu lauern?
Ich will Euch auf den Zehen ſtehn,
Nach dem Gelbſchnabel drüben ſehn,
Das will ich Euch vertreiben noch.

Engeltraut
Großvater, aber ſagt mir doch,
Ihr wißt doch, ich kann ihn nicht leiden –

Moskirch
Ihr mögt – ? Ihr, Jungfrau, ſollt ihn meiden.

Pirkheimer
Ich will, ſo wahr ich ehrlich bin –
(fährt Albrecht an)
Wo ſiehſt du hin?

Albrecht
(verwundert)
Ich? nirgendhin.
Das iſt doch ſeltſam –

Pirkheimer
Ihr ſeht mir nicht
Mehr drüben nach dem Milchgeſicht;
Ihr ſollt nicht denken mehr an ſie!

Albrecht
O, da ſeid ruhig; ich will's nie.

Moskirch
Ich will dem Ding ein Ende machen!
(beiſeit)
Da koſtet's Mühe nicht zu lachen.
Sie ſoll – ich will – ich ſtelle Wachen!

Pirkheimer
Ihr ſollt es Euch nur unterſtehen,
Mit einem Blick nach ihr zu ſehen.

Ich will ſchon kräft'ge Mittel brauchen;
Ich laſſ' ihn nicht mehr aus den Augen.

Engeltraut

Großvater, bitte, ſagt mir doch —
Was habt Ihr nur?

Moskirch
(gerät in Verlegenheit)
Das fehlte noch;
(beiſeit)
Weiß ich's denn ſelber?

Engeltraut
(faßt ſeine Hand)
Nein, Ihr müßt
Mir ſagen —

Moskirch
(beiſeit)
Wenn ich's ſelber wüßt'.

Engeltraut
(hängt ſich an ihn)
Ich laſſ' Euch nicht, bis Ihr's geſagt.

Moskirch

Was ſag' ich nur — das ſei Gott geklagt! —

Engeltraut
(ihn liebkoſend)
Bitte —

Moskirch

Das liebe Angeſicht —
(faßt ſich)
Laß mich; jetzt weiß ich's ſelber nicht!
(entläuft ihr.)

Felicitas
(leiſe zu Moskirch)
Recht ſo. Faſt war es um den Plan
Und um die Schwäherſchaft getan.

Moskirch

Ei über Frei und Euch dazu.
Tollköpfe, laßt mich bald in Ruh'!

Felicitas
(zu Engeltraut)

Laß ihn; er wird ſonſt böſer immer;
Durch Fragen, Baſe, machſt du's ſchlimmer.

Albrecht

Was habt Ihr, Vater? ſagt mir nur?

Pirkheimer

Ihr laßt mir jene Kreatur,
Junkherr, noch einmal will ich's ſagen.
Ihr habt nach gar nichts hier zu fragen.
Genug iſt's Euch, daß ich es tu'.

Hanns Frei

Recht ſo, recht ſo; nur immerzu.

Pirkheimer
(zeigt zugleich ſeinen Ärger über Frei)

Hier gibt's kein Aber und kein Nein.
Ich will es und drum ſoll es ſein.
Hört Ihr? Ihr widerbellt mir nicht.
Fort mit dem gelben Angeſicht.
Ich will ihn zwingen ſchon, den Toren.
Fort! geh' und laß' mich ungeſchoren!

Hanns Frei
(im Tone des Bedauerns treuherzig)

Wie Euch das Stirngeäder ſchwillt!
Man meint, Ihr ſeid im Ernſte wild.

Pirkheimer

Zum Teufel auch! kann kaum mehr ſchnaufen,
Von dem verdammten Schrei'n und Laufen.
Hol' Euch der Satanas, Herr Frei,
Mitſamt der ganzen Narretei!

Hanns Frei
(ernſthaft ſich verbeugend)
Damit hat's doch ſo lange Zeit,
Bis ihr zwei frohe Schwäher ſeid?

Pirkheimer
So hab' ich mich in Zorn geſprochen,
Daß alle meine Adern kochen,
Als hätt' ich Grund, erzürnt zu ſein.
Hielt' ich mich nicht, ſo ſchlüg' ich drein;
So juckt es mich in Arm und Händen;
Ich muß nur gehn und muß es enden.

Dritter Auftritt

Vorige ohne Pirkheimer und Moskirch.

Hanns Frei
Nun, Vetter, freu' dich; du biſt frei;
Denn mit der Heurat iſt's vorbei.

Albrecht
Das alles kam ſo recht zum Frommen!
Doch kann ich noch nicht zu mir kommen
Vor Staunen und Verwunderung.
Hanns Frei, ich bin nicht klug genung,
Das Widerſprechende zu faſſen —
Ich ſoll — ich, denkt nur, ſoll ſie laſſen,
Als hätt' ich irgend ſie gewollt!

Hanns Frei
's iſt ſeltſam; Ihr habt ja geſollt!

Albrecht
Dem ſei nun, Vetter, wie ihm ſei;
(nicht ſo fröhlich, wie man denken ſollte)
Bin ich doch glücklich! bin doch frei.

Engeltraut
Nein, denk' doch nur, mir zu verbieten,

Was ich ja eben hab' gemieden.
Nein; hab' ich denn nur recht gehört?

Felicitas

Gewiß, der Zorn hat ihn betört —
Und noch dazu mit welchen Worten!

Engeltraut

(wie vorhin Albrecht)

Genug! ich bin doch frei geworden.

Hanns Frei

(nach der Türe gehend)

Komm; laß uns hören, wie's geſchah.

Felicitas

Wer öffnet nur die Türe da?

Hanns Frei

(zu Albrecht, in der Türe)

Komm mit —

Engeltraut

Wer iſt's, der drüben ſpricht?

Felicitas

Hanns Frei.

Hanns Frei

(betonend)

Ja ſo, du darfſt ja nicht.

Felicitas

Der hier ſo oft uns 'rumgejagt
Und ohne Ruh' geneckt, geplagt —

Engeltraut

Ei ſieh, das loſe, wilde Blut;
Allein von Herzen war er gut.

Albrecht

Nicht weil ich ſoll, tu' ich ſie meiden,
Du weißt doch, ich kann ſie nicht leiden.

(als wenn er fortwollte; er bleibt aber ſtehn und kommt mählich näher an die Türe.)

Engeltraut

Wer iſt mit ihm?

Felicitas

Der Albrecht –

Engeltraut

Der –

(wendet ſich zu gehn.)

Felicitas

(bedauernd)

Wenn nur das ſtrenge Muß nicht wär'!

Engeltraut

(kommt wieder und mählich ebenfalls der Türe näher)

Das Muß? Deswegen könnt's geſchehn,
Doch will ich den, mag den nicht ſehn.

Hanns Frei

Nein, ſagt mir nur, Felicitas;
Wie kam denn das? was wird denn das?

Felicitas

Ich weiß Euch nichts davon zu ſagen,
Ihr müßt die Alten ſelber fragen.

(Während Frei und Felicitas weiter reden, beobachten Albrecht und Engeltraut ſich gegenſeitig verſtohlen.)

Albrecht

Ganz unrecht will ich Frei nicht geben;
Es iſt ſo ein Geſichtchen eben –
Doch daß mir viel in dieſen Zügen
Gefiele, nein; das müßt' ich lügen;
's iſt eben ein paſſabel Kind,
Wie hunderte zu Nürnberg ſind.

Engeltraut

Er hat kein häßlich Angeſicht,
Doch ſchöner iſt es eben nicht,
Als hundert andre junge Knaben,
Die man in Nürnberg ſieht, es haben.

Hanns Frei
(zu Felicitas)
Indes die ſo verſunken ſtehn,
Laßt ſchnell uns zu den Alten gehn.
Sie müſſen rufen erſt, dann bald
Die Jungen holen mit Gewalt
Und wie zwei eiferſücht'ge Drachen
Die Jungen tagelang bewachen,
Daß Ungeduld und lange Weile
Dem Zwange noch zu Hilfe eile.
(Frei und Felicitas in die Häuſer, aus denen ſie bald wieder kommen.)

Albrecht
Das reiche Haar wie helles Gold
Auf rundlich weiße Schultern rollt;
Das Füßchen auch iſt nicht ſo ſchlecht,
Der ganze Wuchs gerade recht,
Zu voll nicht und auch nicht zu klein,
Könnt' anders, doch nicht ſchöner ſein.

Engeltraut
Ich glaube ſchon, daß andre Frauen
Den Knaben mit Vergnügen ſchauen.
Ach ja; er iſt ſchon hübſch genug,
Das knappe Kleid von feinem Tuch
Steht ihm ganz zierlich zu Geſicht.
Doch hier bleib' ich nun länger nicht;
Die Knaben gleich zu denken pflegen,
Steht man wo ſtill, 's iſt ihretwegen.
(will gehen und bleibt.)

Hanns Frei
(zurückkommend)
Albrecht, Ihr ſollt zum Vater kommen.

Felicitas
He! Baſe, habt Ihr's nicht vernommen?

Schon zweimal der Großvater rief! —
Die ſind in ſich verſunken tief.

Albrecht

Was ſagſt du, Frei?

Engeltraut

Felicitas —

Albrecht

Du riefſt mir wohl?

Engeltraut

Du ſagteſt was?

Albrecht

Ich komme ſchon —

Engeltraut

Ja, Baſe; gleich.

Hanns Frei

(zu Felicitas)

Mühmchen, iſt's nicht ein Meiſterſtreich?

Albrecht

Das Köpfchen iſt ganz hübſch fürwahr,
Was ſag' ich, es iſt ſchön ſogar.
Und aus den blauen Augen drin
Spricht ſo ein klarer, tiefer Sinn.
Und Magdlichkeit, ein Schleier mild,
Umfließt das ganze zarte Bild;
Ein wahr Madonnenangeſicht;
's iſt wahr, ein ſchöners ſah ich nicht!
's iſt ſeltſam, daß ich's jetzt erſt ſehe;
Doch hohe Zeit iſt's, daß ich gehe;
Sie denkt ſonſt —

Pirkheimer

(ruft drinnen)

Albrecht!

Engeltraut

Ich geſtehe,
Er könnte mancher wohl gefallen,
Was ſag' ich? nein — er muß es allen.
Und ſolch ein feines Angeſicht,
Das flehte wohl vergeblich nicht.
Ihm iſt im Aug' die Treu' zu leſen,
Dazu in ſeinem ganzen Weſen
Das Adelige, Ehrenfeſte —

Moskirch

(drinn)

He! Engeltraut!

Engeltraut

Die Schönſte, Beſte
Iſt er ſchon wert. Wie's nur geſchah,
Daß ich das nicht ſchon früher ſah?

Felicitas

Hört, Engeltraut, Ihr ſollt hinein.

Albrecht

Noch einmal ſchöner dürft' ſie ſein,
Ich bliebe doch bei meinem Nein.

Hanns Frei

Eu'r Vater, Albrecht, will Euch haben.

Engeltraut

Und hätt' er dreifach größ're Gaben,
Ich möcht' ihn doch zum Mann nicht haben.

Felicitas

So hört doch —

Albrecht

Hätt' ſie ſchwarzes Haar,
Wer weiß — doch ſo hat's nicht Gefahr.

Hanns Frei

Zum Henker, Albrecht!

Engeltraut

Hübſch genung,
Allein mir iſt er viel zu jung.
Ich könnte vor ſo jungem Knaben
Reſpekt und Achtung nimmer haben.

Albrecht

Denn ſchwarze Augen müßten's ſein,
In die ich ſchaute gern hinein;

Engeltraut

Müßt' ſein ein Mann in reifen Jahren,
Der viel erlebt und viel erfahren;

Albrecht

Ja, dann vielleicht wohl macht' es ſich.

Engeltraut

Doch der iſt dümmer noch als ich.

Albrecht

(der Ton paßt nicht ganz zu den Worten)

Gut iſt's, daß es ſo weit gekommen
Mit unſern Alten, mir zum Frommen.

Engeltraut

(ebenſo)

Gewiß, mir ſpart es viel Verdruß,
Daß ich ihn nun nicht freien muß!

Hanns Frei

(faßt Albrecht beim Arme, der wie aus einem Traum auffährt)

Albrecht!

Albrecht

Ach ja —

Hanns Frei

Das heißt verſunken.

Albrecht

Ich — bin — von einem Bilde trunken,
Das ich mir eben ausgedacht.

(geht zögernd, ob er ſie wohl noch einmal verſtohlen ſehn kann, mit Frei ab.)

Felicitas

Nun, Baſe, ſchlaft Ihr oder wacht?

Engeltraut

(erſchreckt auffahrend)

Ich hab' — woran denn nur? gedacht.
Es ſauſt und brauſt in meinen Ohren,
Als hätt' ich das Gehör verloren.
Du riefſt wohl mehrmal —

Felicitas

Freilich doch;

(führt ſie ab)

Herr Moskirch wird ſonſt zorn'ger noch.

Vierter Auftritt

Deſiderius Leblank kommt durch die äußere Tür des Moskirch'ſchen Gartens.

Leblank

(bleibt überlegend ſtehen)

Drei Weiber hab' ich nun genommen,
Bin jedesmal ſchlecht weggekommen,
Hab' glücklich wieder ſie verloren,
War jedesmal wie neu geboren;
Und nun wir nach der Vierten ſehn,
Da wollen wir behutſam gehn.
Die Weiber ſind ein ſchlimmer Handel
Und leiden alle großen Wandel,
Wenn der Kontrakt iſt konfirmiert,
Und wird kein Fehler garantiert.
Ach ja; die Jungfrau Engeltraut
Gibt eine allerliebſte Braut,
Doch was für eine Frau? Das iſt
Die erſte Frag' zu dieſer Friſt.
Denn ſie iſt jung und ſchön daneben,
Da wird's viel Leckermäuler geben,

Die gern von fremden Gärten naſchen;
Kann ſie nicht ſtecken in die Taſchen.
Die Frau iſt ſicher Tag und Nacht,
So ſagt man, die ſich ſelbſt bewacht;
Viele bewachen ſich nur zu gut,
Nehmen den Dieb mit in die Hut.
Das fürcht' ich nun von dieſer nicht,
Wenn keine Tugend ihr gebricht,
Ich meine, keine von den dreien,
So werd' ich kühnlich um ſie freien.

Fünfter Auftritt

Leblank. Felicitas (die ſich durch die Gartentüre nach Frei umſieht).

Felicitas

Ei ſieh, Herr Deſiderius;
Seid uns willkommen.

Leblank

Gott zum Gruß,
Mein' allerſchönſte, ehrenfeſte
Jungfrau; Euch wünſch' ich alles Beſte.

Felicitas

Ihr wart im Sinnen, als ich kam,
Ich ſtört' –

Leblank

Dies weniger. Ich nahm
Im Kopf nur die drei Weiber vor,
Die ich genommen und verlor.
Ich war, da ſie noch lebten, ſchon
Am allerliebſten weit davon.
Mit keiner lang' alleine blieb,
Und war mir jede Störung lieb;
Beſonders ward ich gern geſtört,
Wenn ich Kollegia gehört.

Felicitas
Drei Weiber habt Ihr —
Leblank
Glücklich begraben.
Felicitas
Erlebt mögt Ihr da manches haben.
Leblank
An Not, Gefahr und Angſt dabei
Denkt man mit Freuden, iſt's vorbei.
Tät' ich Euch nicht mit Langweil' quälen,
Wollt' ich das Wichtigſt' Euch erzählen.
Mein erſtes Weib war ſehr modeſt,
Gab mir jedoch beinah den Reſt.
Sie zankte mit Beſcheidenheit
Den ganzen Tag zu jeder Zeit,
Braucht' ſich dabei ſo ſanfter Stimm',
Als unſanft war ihr ſteter Grimm;
Zankt' unermüdet; ſehr behende
Fand ſie den Anfang, ſchwer das Ende.
Doch war ſie nur am Tage wütig,
Des Nachts nachgiebig ſehr und gütig;
Und wenn's geküſſet ſollte ſein,
Dafür nur hatte ſie kein Nein. —
In einem Stück noch war ſie recht;
Es ſteht den Frauen nichts ſo ſchlecht,
Als wenn ſie ſo aus weitem Rachen
Wie Pferde wiehern, ſchrei'n und lachen.
Sie hat ſelbſt in der Hochzeitnacht
Gelächelt wohl, doch nicht gelacht.
Weil lächelnd ſie tät alles ſagen,
War auch das Schlimmſte noch zu tragen;
Weil ſie nur leiſe zankt' im Haus,
So konnte man's nicht hören draus,
Und blieb doch wenigſtens der Schein,

Ich ſei der Herr im Hauſe, mein.
So war, wie auf der Wund' ein Pflaſter,
Eine Tugend noch bei ihrem Laſter.
Hätt' ſie die Zankſucht nicht beſchwert,
War ihre Sanftmut rühmenswert.
Die Zweite war Euch immer froh,
In dulci, ſagt man, jubilo.
Ein fröhlich Herzlein tadelt keiner,
Doch ihr Verſtand war um ſo kleiner.
Und lachte ſie ob vielen Sachen,
So gab ſie noch weit mehr zu lachen.
Doch darin ihre Tugend ſaß,
Daß ſie des Tags nur einmal aß;
Und war ihr Eſſen nur gering;
Das war an ihr ein köſtlich Ding.
Denn nichts den Weibern ſchlechter ſteht,
Als wenn ſie eſſen früh und ſpät
Und was nur durch die Zähne geht.
Hätt' ſie nicht mehr gehüpft, geſprungen,
Nicht mehr geplaudert und geſungen,
Als ſie gegeſſen hat alltäglich –
Da war die Frau noch ſehr erträglich.
Die Dritt' zum Ende, lobeſan
Zog jeden Tag, den Gott getan,
Zwei neugewaſch'ne Strümpfe an.
Das war auch ihre einz'ge Tugend.
Sie war nicht ſchön in ihrer Jugend,
Wurd's immer wen'ger mit den Jahren,
Sie wußte nicht das Geld zu ſparen,
Macht' ſich mit dem Geſindelein
Zu ſehr vertraut, ja gar gemein,
Und zankte bald und ſchlug darunter,
Da machten's die nur immer bunter;
Dann war ſie freundlich überaus,

Da lachte das Geſind' ſie aus.
Von allem Ärger, den ſie litt,
Teilt' ſie mir täglich redlich mit,
Gab viel Prozente noch Profit.
Ich trug's rückſichtlich ihrer Jugend
Und ihrer einz'gen feinen Tugend;
Ihr Fuß war klein und wohlgetan,
Und ſchneeweiß ſtets der Strumpf daran. –
Ei, riecht das trefflich nach Reſeden,
Die ſtehn wohl dort auf jenen Beeten.
Nicht lieber riech' ich Gänſebraten;
Doch meine ſind nicht gut geraten.

(Er betrachtet die Reſeden; während deß kommt Albrecht aus dem Hauſe geſchlichen.)

Sechſter Auftritt

Vorige. Albrecht, ſpäter Pirkheimer.

Albrecht

Er iſt zur Baſe hinaufgeſtiegen;
Die läßt ihn nicht gleich wieder fliegen. –
Was will ich aber nur hieraus? –
Soll ich denn ewig ſtecken im Haus?!
Er denkt, ich laufe der – drüben nach;
Hätt's haben können Jahr und Tag;
Das braucht er mir nicht zu verbieten;
Die laſſ' ich lebenslang in Frieden.
(er nähert ſich wie zufällig der Gartentüre.)
Von dieſen roten Roſen allen
Will mir doch keine recht gefallen;
Dort ſind auch weiße an dem Tor;
Die gelben aber zieh' ich vor.
Ich ſah doch heute welche ſtehn –
–Da drüben – richtig; ich muß doch ſehn.

Pirkheimer
(in der Szene)

Albrecht!

Albrecht
(fährt zuſammen)

Ei, was erſchreck' ich nur?
(entfernt ſich ſchnell nach der andern Seite.)

Pirkheimer
(in der Türe)

Kommſt du?

Albrecht

Hier hab' ich eine Spur
Gefunden.

Pirkheimer
(führt ihn hinein)

Heda! nur herein.

Siebenter Auftritt

Vorige ohne Albrecht und Pirkheimer. Engeltraut iſt unterdeß, vorſichtig ſich umſehend, aus dem Hauſe gekommen; dann Moskirch.

Engeltraut

Er ſchlief ein ganz klein wenig ein,
Und dächt' gewiß, würd' er jetzt wach,
Ich lief dem – dem da drüben nach.
Deswegen will er mich bewachen.
Nein! das iſt wirklich doch zum Lachen!
Die Türe wird – ich muß nur ſehn –
Gewißlich wieder offen ſtehn.
Nicht wahr? — Das kann mich recht verdrießen;
Ich muß nur hin und muß ſie ſchließen.
(ſie geht hin, faßt die Türe ganz langſam, während ſie wie in Gedanken hindurchſieht; während deß:)

Felicitas

Die Wege ſind ein bißchen enge;
Seht, weiter dort ſteht noch die Menge.
(Indem ſie in den Kuliſſen verſchwinden:)

Leblank

Ja ſeht; tu' ich nach einer Frauen,
Verehrte Jungfrau, wieder ſchauen,
So muß ſie die drei guten Gaben
Der ſeligen drei Weiber haben,
Muß leiſe ſprechen, wenig eſſen,
Den weißen Strumpf nicht zu vergeſſen.

Moskirch

(drinn; gähnend)

He, Engeltraut!

Engeltraut

(ſchlägt die Tür' erſchrocken zu)

Bin ich erſchrocken –
Großvater! – all mein Blut muß ſtocken –
Nun denkt er ſicher – Gott ſei Dank,
Das iſt der drollige Leblank.

(Sie eilt dabei hinter die Kuliſſe und kommt dann mit Felicitas und Leblank wieder zum Vorſchein.)

Moskirch

(in der Türe)

Wo hat ſie ſich nur hingeſtohlen?
He, Engeltraut! Soll ich dich holen?

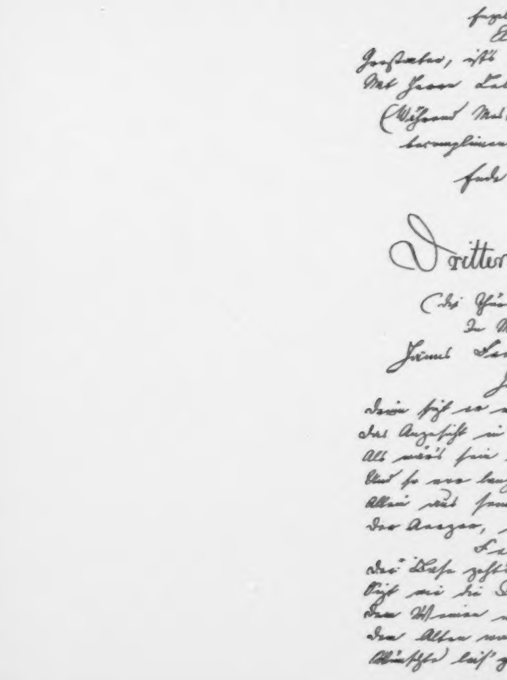
Engeltraut

(tritt während ihrer Rede mit jenen auf)

Großvater, iſt's denn ein Verbrechen,
Mit Herrn Leblank ein Wort zu ſprechen?

(Während Moskirch und Leblank ſich bekomplimentieren, fällt der Vorhang.)

Ende des zweiten Aufzugs.



Gestalten, ich

Mit jenem

(Während

fuhr

Dritter

(Die

Das Angesicht

Als wär' sein

Und so von

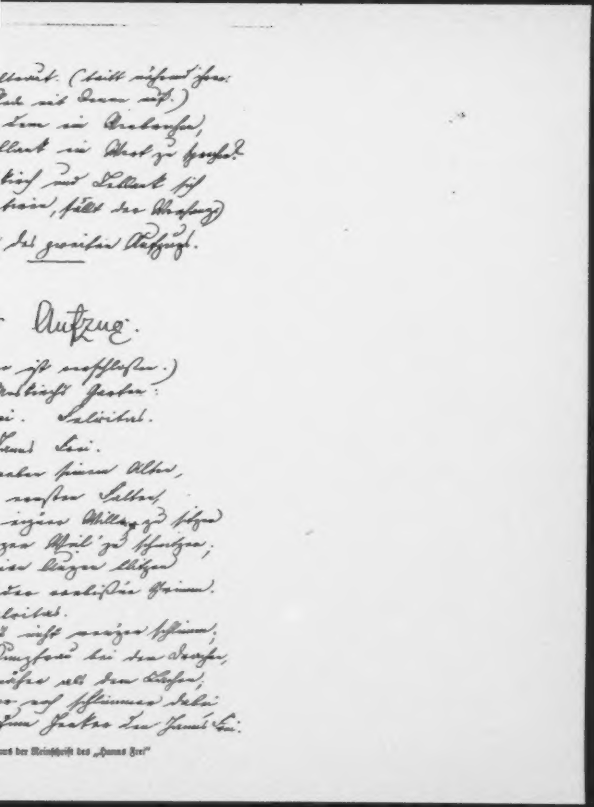
Die Augen,

Der Liebe

Den Alten

Abschied

Eine Seite a



llaut. (tritt nähend her-
Pult mit Dann auf.)
Dem im Verborgen,
llaut ein Wort zu sprechen.
kauf und Dallaut sich
trein, fällt der Vorhang)
des zweiten Aufzugs.

r Aufzug.

r ist verschlossen.)
Umkirchs Garten:
ei. Salöitel.
Hanns Frei.
naben seinem Alten,
verkehrten Sattel,
eignen Willen zu folgen
igen Spiel zu scherzen;
ein klugen Blitzen
der verliebten Grimm.
loitel.
s nicht wenigen schlimm;
Jungfern bei den Dörfern,
süßer als den Liefen;
r auf schlimmen Dabei
Innen Garten der Hanns Frei:

aus der Reinschrift des „Hanns Frei"

Dritter Aufzug

(Die Türe iſt verſchloſſen.)

Erſter Auftritt

In Moskirchs Garten:

Hanns Frei. Felicitas.

Hanns Frei

Drin ſitzt er neben ſeinem Alten,
Das Angeſicht in ernſten Falten,
Als wär's ſein eigner Wille, zu ſitzen
Und ſo vor langer Weil' zu ſchwitzen;
Allein aus ſeinen Augen blitzen
Der Ärger, der verbiſſ'ne Grimm.

Felicitas

Der Baſe geht's nicht wen'ger ſchlimm;
Sitzt wie die Jungfrau bei dem Drachen,
Dem Weinen näher als dem Lachen;
Dem Alten war noch ſchlimmer dabei,
Wünſchte leiſ' zum Henker den Hanns Frei.
Wie ich die beiden ſah ſich plagen,
Wußt' ich nicht, wen ich ſollte beklagen,
Wer mehr in Not und Ärger ſaß.

Hanns Frei

Das iſt ja eben der wahre Spaß.
Pirkheimer lieſ' auch gern davon;
Doch ich nahm ſie in Ambition;
Ich könnte ſie nicht Männer nennen,

Sie nicht für mündig anerkennen,
So alt ſie auch an Jahren wären,
Wenn ſie auf halbem Weg umkehren.
Und dennoch, glaub' ich, hat's ein Ende,
Sobald ich nur den Rücken wende.
Und leider muß ich heut' verreiſen.

Felicitas

Da wird der Zeiger anders weiſen.

Hanns Frei

Doch kehr' ich wieder heut' zurück,
Und find' ich nur in einem Stück
Meine Befehle übertreten,
So ſollen ſie peccavi beten.
Sie ſind eroberte Provinzen
Und müſſen folgen ohne Blinzen.

Felicitas

Herr Übermut, wollt Ihr nicht ſagen,
Ihr habt auch mich aufs Haupt geſchlagen?

Hanns Frei

Aufs Haupt? Nein, Baſe, das wär' Scherz;
Sagt lieber, Baſe, auf das Herz.
Das hab' ich, kaum nur angekommen,
Ein Cäſar, gleich mit Sturm genommen.

Felicitas

Mit Sturm? – Das heißt: mit vielem Wind
War't Ihr, Herr Frei, nur zu geſchwind.
Doch wißt Ihr ſchlecht, wie man im Krieg
Mit Mädchen ſich erringt den Sieg.

(beiſeit)

Der Schelm – er weiß es nur zu gut,
Welch Mittel ſeine Wirkung tut.
Des Herzens Wall iſt nicht mit Raſen,
Mit ſanftem Hauch nur umzublaſen,
Und Jerichos Poſaun' erträgt

Das Herz, das eine Flöte ſchlägt.
Ihr müſſet flehen, weinen, ſchmachten,
Sonſt iſt vergebens Euer Trachten;
Was ſonſt Ihr proben mög't, Herr Frei,
Mein Herz bleibt ungerührt dabei.

Hanns Frei

Das herzensgute Herzchen das!
Wie läßt es ohne Unterlaß
Sich merken, wieviel ihm dran liege,
Daß man's gefälligſt doch beſiege;
Und daß es baldigſt ſei getan,
Gibt es noch ſelbſt die Mittel an.
Ich kann davon, ſo leid mir's tut,
Nicht profitieren —

Felicitas

(drohend)

Herr Übermut!

Herr Übermut!

Hanns Frei

(ſich verbeugend)

Fräulein Zungenfertig.

Felicitas

(ihm nach)

Seid Ihr des Endes nur gewärtig!

Zweiter Auftritt

Felicitas. Gleich darauf **Engeltraut.**

Felicitas

(ſieht ins Haus)

Wer kommt denn da ſo ſehr geputzt?
Die Baſe hat ſich aufgeſtutzt,
Als wollte ſie Gevatter ſtehn
Oder wohl gar zur Trauung gehn.
Ei, Baſe, du ſcheinſt ja recht froh.

Engeltraut

(die aus dem Hauſe geſprungen kam und Felicitas um den Hals fiel)

Ach, Baſe, liebſte Baſe, ſo,
So muß dem kleinen Vogel ſein,
Fliegt er ins goldne Blau hinein,
Läßt froh das dumpfe Haus zurück,
Füllt ſchmetternd den Wald mit ſeinem Glück.
Ach Baſe, Baſe, hab' ich denn Flügel?
Über Hügel und Tal und Tal und Hügel
Und weiter ſollt' es geflogen ſein
In das ferne, duft'ge Blau hinein!
Es war ſo eng, ſo dumpf dadrinnen
Und ſollte ſitzen, ſollte ſpinnen,
Und außen ſchien die Sonne prächtig,
Und alles grünt' und wuchs ſo mächtig,
So übermütig in die Luft.
Da drinnen iſt's wie in der Gruft,
So ängſtlich, ſo ein dumpfes Sehnen,
Man möchte wachſen und ſich dehnen,
Die Wände leiden's aber nicht,
Die Decke drückt wie ein Gewicht.
So juſt muß es den Blumen ſein,
Die in die Stub' man ſtellt hinein. –
Ich bin doch ſelbſt im Hauſe viel,
Die Arbeit iſt mir wie ein Spiel;
Es war nur, daß ich nicht ſollte heraus,
Was mich nicht drinn litt, in dem Haus.
  An dem ganzen Ärger, der Ungeduld
Iſt nur der – der da drüben ſchuld.
Es läßt nicht raſten mich, nicht ruhn,
Ich möcht' ihm recht, recht wehe tun!

Felicitas

Dem iſt es ebenſo gegangen;
Er ſitzt vielleicht noch jetzt gefangen.

Engeltraut

Das iſt doch ſeltſam –

Felicitas

Soll nicht gehn,
Befiehlt ſein Vater, Euch zu ſehn.

Engeltraut

(angelegen)

Und ging er denn?

Felicitas

Man dächt' es bald;
Wozu denn braucht' es ſonſt Gewalt?

Engeltraut

(etwas verdrießlich)

So müßt' ich auch nach ihm verlangen;
Ich war ja auch deshalb gefangen.

Felicitas

Möcht' er doch immer nach Euch ſehn –

Engeltraut

Nach mir? – er ſoll' ſich's unterſtehn.
Will nicht von ihm geſehen ſein.

Felicitas

Da gibt er, Baſe, gern ſich drein.

Engeltraut

(geht nach der Türe)

Er ſoll mich laſſen in meiner Ruh' –
Die Türe, Baſe, iſt ja zu.

Felicitas

Ja, Baſe; das iſt dir ja recht.

Engeltraut

Nun ja; – es iſt doch aber ſchlecht –
Ich hätt' ihn gern –

Felicitas

Am Ende gar –

Engeltraut

Geſehen? — Nein, das iſt nicht wahr
Meinen Zorn hätt' ich an ihm gekühlt,
So daß er's merkt und daß er's fühlt,
Wie wenig ich ihn leiden kann!

Felicitas

Das hilft dir nichts bei einem Mann.
Mach's ihm ſo bunt und noch ſo kraus;
Das legt er nicht für Feindſchaft aus.

Engeltraut

Er legt —? Nein, ſieh, das hätt' er nicht!
Geſagt hätt' ich's ihm ins Geſicht.

Felicitas

Gerätſt du über ihn in Wut,
Dann glaubt er erſt, du biſt ihm gut.

Engeltraut

Du denkſt wohl ſelbſt — nein, ganz in Ruh'
Hätt' ich's und hätt' gelacht dazu.
Nein, Baſe, nein; du haſt doch recht;
Wer weiß denn, was er ſich erfrecht.
Die Türe wär' leicht eingeſchlagen,
Drum laß den Tiſch dahin uns tragen,
Und vor die Tür' —

Felicitas

(lachend)

Was fällt dir ein?
Der Albrecht wird nicht raſend ſein;
Meinſt du, er kommt mit Axt und Meſſer?

Engeltraut

Sieh, Baſe; beſſer iſt doch beſſer.
Auch muß ſich's prächtig ſitzen dort.
Im Garten iſt kein ſchön'rer Ort,
So ſchattig und ſo kühl gelegen.

Felicitas

Gewiß; des vielen Schattens wegen
Hat man mit gutem Vorbedacht
Die Sonnenuhr hier angebracht.

Engeltraut

Ja, ſcherze nur –

Felicitas

Du ſcherzteſt nicht?
Nein, ſieh mir einmal ins Geſicht.

Engeltraut

(ausweichend)

Wär' er nur leicht, bät' ich nicht mehr,
Doch mir allein iſt er zu ſchwer.

Felicitas

Du ſollſt die Augen nicht verwenden!

Engeltraut

(will gehen)

So will ich auch kein Wort verſchwenden!

Felicitas

(hält ſie)

Du kannſt mir nicht ins Aug' mehr ſchauen,
Du Schelm! Dir darf man nicht mehr trauen.

Engeltraut

Ich mag nur eben jetzt nicht lachen,
Und du willſt mich nur lachen machen. –

(bittend)

Und tuſt's auch mir zuliebe nicht!

Felicitas

So komm, du Schelmenangeſicht.

(Sie tragen den Tiſch mit einander vor die Türe.)

Iſt's ſo nun recht, du kleiner Dieb?

Engeltraut

(beiſeit)

Ich hab' ſie ſonſt von Herzen lieb,
Doch jetzo wär' ich gern allein. –

Großvater hat in ſeinem Schrein
Ein ſchönes Buch mit Reimen viel,
Darinnen ſteht ein Trauerſpiel
Vom Siegfried aus dem Niederland,
Der einen Drachen überwand;
So ſchön iſt keins noch da geweſen.
Komm mit; das müſſen wir heut' leſen.
(führt Felicitas faſt mit Gewalt in das Haus.)

Felicitas

Ei Bäschen, Bäschen, welche Haſt;
Du haſt heut weder Ruh' noch Raſt.
(beiſeit)
Ich merke ſchon den ſchlauen Gaſt.

Dritter Auftritt

Albrecht; dann **Moskirch**; ſpäter **Leblant**.

Albrecht

(in Gedanken)
Ein beſſer Muſter find' ich nicht
Zu dem Madonnenangeſicht.
Nur hab' ich leider unterdeſſen
Die Naſ' und ſelbſt das Aug' vergeſſen.
Die Stirne noch, wohl auch das Kinn
Mal' ich aus dem Gedächtnis hin. –
Sie ſelber darf davon nichts wiſſen;
Dächt' Wunder ſonſt, was mich gebiſſen.
Beim erſten Blick fleht man um Gnaden,
Beim zweiten will man ſie heuraten –
Was bild't ſich nicht ein Mädchen ein? –
(ſieht ſinnend nach der Mauer hin)
Was wird nun hier das Beſte ſein!

Moskirch

(kommt ſchnell aus dem Hauſe, will durch die Gartentüre und lacht über ſich ſelbſt, da er vergebens hat öffnen wollen)
Geſchieht dir recht, du alter Tor;

Das wußteſt du doch wohl zuvor.
Soll man die Stirne ſich zerbrechen,
Wenn man den Nachbar hat zu ſprechen?
Iſt weiter was mit dieſem Plan,
Als Ärger, Plag' und Not getan?
Denkt nur der Nachbar ſo wie ich,
Öffnet die Tür' noch heute ſich.

Albrecht

Iſt an der Uhr vielleicht ein Bret,
Das von dem Nagel ledig geht?
(lehnt eine Leiter an die Türe)
Sie iſt gewohnt, um dieſe Zeit
Dort in der Laube, gar nicht weit
Von hier ein Stündchen ſtill zu ſitzen —
Da ſind wohl Sprünge, ſind wohl Ritzen,
Doch für das Durchſehn viel zu eng.
Hier iſt ein kleines Bret, das ſpreng'
Ich hier von dieſem Nagel los.
Nur langſam, langſam, denn ſonſt ſtoß'
Ich um das ganze Würmerneſt;
Der ganze Kram da hält nicht feſt;
Sonſt fällt der ganze morſche Plunder
Mit großem Lärm und Staub herunter.

Moskirch

Da kommt Herr Leblank durch das Tor,
Feſtlich geputzt. Was hat der vor?

Albrecht

Ich bin ſo ſeltſam aufgereizt;
Wovon ich ſonſt zu allerweit'ſt,
Das ſchüfe jetzt gerad' mir Luſt.
Mich würd' es ſchmerzen in der Bruſt,
Könnt' ich ſie recht zu weinen machen,
Und glaub', ich könnte dabei lachen.

Vierter Auftritt

Albrecht. Moskirch. Leblank. Während des letzten ſtumme Bekomplimentierung.

Moskirch

Was bringt Ihr, Herr Deſiderius?

Leblank

Zuerſt, Herr Sebald, Gott zum Gruß.
Ich komm' zu Euch, um Euch zu fragen,
Ob –
(ſieht ſich um und zögert.)

Moskirch

Nur heraus dürft Ihr es ſagen,
Worinnen ich Euch dienen kann.

Albrecht

Noch einen Ruck, ſo muß es gehen;
Nun kann ich's wie ein Türchen drehen.
Mir war's, als hört' ich jemand nieſen;
Es kommt. Schnell läßt ſich's wieder ſchließen.
(lehnt die Leiter ab und zieht ſich zurück.)

Leblank

Verehrter, vielgeſchätzter Mann,
Will's Euch geheim erſt vorher ſtecken,
Und, was ich bringe, Euch entdecken
Einſtweilen nur ganz kurz und roh,
Und gleichſam auch inkognito.

Moskirch

Ihr macht mich, Nachbar, ſehr begierig;
Sprecht nur heraus; kein Wort verlier' ich.

Leblank

Nämlich wie ich den Witwerſtand
Nachg'rad und nun recht bitter fand,
Und ich desſelben ſehr verdroſſen,

So hab' ich mich mit Gott entſchloſſen,
Mit ſeiner Hilfe dergeſtalten
Um Eure Jungfrau anzuhalten,
Ob Ihr die Tochter Engeltraut
Mir geben wollt zu einer Braut?

Moskirch

Wenn ſie Euch will; mir iſt's eine Ehr' –
Doch –

Leblank

Herr Sebaldus, bitte ſehr,
Ich hab's Euch heimlich nur bericht't;
Offiziell iſt es noch nicht.
Im Garten wird's nicht ſchicklich ſein,
Erſuch' Euch drum, ſofort herein
Gütigſt in Euer Haus zu kommen,
Damit die Werbung vorgenommen
Und drauf erwidert werden mag.

Moskirch

Ihr ſeid –

Leblank

Ich bitt' Euch ſehr; hernach.

Moskirch

Im Haus, im Garten, wär's im Wald –

Leblank

Müßt' ungeworben gehn ſobald.
So wollt' ich lieber keine Frau
Je wieder führen zu der Trau.
(Da Herr Moskirch ſprechen will, fährt er eifriger fort.)
Ja wollt' ich lieber doch ein Weib
Ganz ungetan an ihrem Leib,
In allem Laſter gar verdorben,
Als gegen Sitt' und Schick geworben,
Welchergeſtalt nur dieſe beiden
Vom Tier den Menſchen unterſcheiden.

Erſt pocht man an, dann heißt's: herein;
Man lädt den Gaſt zum Sitzen ein;
Der Freier aber ſetzt ſich nicht
Und räuſpert ſich gefragt und ſpricht.
Der andre will, hat man geſprochen,
Bedenkzeit wenigſtens drei Wochen.
Nun, Lieber, geht hinein ins Haus,
Und klopf' ich an, ſo ſeht heraus
Und fragt dergleichen, wie Ihr ſollt –

Moskirch

So will ich's machen, weil Ihr's wollt.

(Komplimente. Moskirch geht ins Haus; Leblank aus der Gartentüre, kommt aber gleich wieder herein, als wär' er noch nicht da geweſen, ſieht ſich um.)

Leblank

Herr Moskirch ob zu Haus wird ſein?
In Gottes Namen geh' ich ein.
(geht in das Haus.)

Fünſter Auſtritt

Pirkheimer und **Sibylle** kommen aus dem Garten und wollen in ſein Haus; dann **Engeltraut** aus Moskirchs Haus.

Pirkheimer

Kommt, laßt uns erſt herüber gehn,
Nach Herrn Sebaldus um zu ſehn.
(da er die Tür verſchloſſen findet und ſich beſinnt:)
Zum Teufel! der Hanns Dampf, der Frei!
Der Narr mit ſeiner Hexerei!
So kann ich's – warte nur – ich will
Dem Ding ein End' – Muhme Sibyll',
Hab' ich Euch je einen Dienſt getan,
So hört mich einmal freundlich an.
Mein Albrecht hat, das merk' ich ſchon,
Auf Euch eine große Paſſion.

Ihr ſollt ihn — Muhme, ſagt nicht nein;
Ich duld' es nicht! — noch heute frein.

Sibylle

Ei ei, Herr Vetter, was fällt Euch ein?

Pirkheimer

Er iſt Euch reich und hübſch genung,
Und Ihr ſeid noch paſſabel jung,
Könnt Kinder kriegen noch die Meng'.

Sibylle

Ei, ei; Ihr treibt mich in die Eng'.
Die Sache ließe ſich ſchon lenken;
Laßt mir nur Zeit, mich zu bedenken.

Pirkheimer

Ihr Weiber wollt doch immer Zeit,
Und das Warten iſt euch ſelber leid.

Sibylle

Dem Antrag folgt das auf dem Schritt;
So will's die alte, gute Sitt'.
Dazu hab' ich ein'n Skrupel noch.
Ich freit' nach Geld; das wißt Ihr doch,
Und tät' mich deſſenthalb bequemen,
Einen alten, kranken Mann zu nehmen,
Damit ich ſpäter nur dürfe frein,
Stellt ſich der rechte Werber ein.

Pirkheimer

Will Euch nur einer erſt zur Frau,
Nehmt Ihr's mit ihm nicht ſo genau.

Sibylle

Der muß gar manche Tugend haben,
Die man nicht find't bei jungen Knaben.

Pirkheimer

Ach, Muhme, das iſt dummes Zeug;
Das ſoll nichts gelten, ſag' ich Euch.

Man weiß es, Muhme, ja; die Jugend
Iſt euch die erſte Männertugend.

Sibylle

Das mag bei vielen Frauen ſein;
Was mich betrifft, ich ſage: Nein.
Wer mich will zu erlangen ſuchen,
Der darf nicht ſchwören, darf nicht fluchen;
Auf Frömmigkeit ſein Tun muß zielen
Und darf nicht trinken, darf nicht ſpielen,
Darf keinen Knoblauch lieben im Eſſen
Und, wo's anſtändig und angemeſſen,
Mit Gunſt zu ſagen nicht vergeſſen,
Muß ſchneeweiß jederzeit und nett
In Händen ſchwenken ſein Fazilet,
Nicht tanzen wie die jungen Geſellen,
Muß einen Fuß vor den andern ſtellen,
Muß ſich langſamer Rede befleißen.

Pirkheimer

Poſſen, Weiber! Das ſoll nichts heißen.
Iſt euch der Mann nur hübſch und jung,
So iſt er euch auch fromm genung.

(gehen ſprechend ins Haus.)

Sechſter Auftritt

Engeltraut

(die während deß herausgekommen iſt und vorſichtig umſchauend dem Tiſche ſich nähert)

Die ſitzt nun drin beim Leſen feſt. —
Ob ſich wohl etwas merken läßt
An ihm, ob es zur Freud' ihm iſt,
Oder es ihn vielleicht verdrießt,
Daß er mich nicht mehr ſehen ſoll?
Ich bin ſo von Erwartung voll! —
Was geht der Knabe dich nur an?

Es iſt, als wär' mir's angetan –
So ſeltſam leicht und froh und frei
Und doch ſo eigen trüb' dabei,
Und weiß nicht, was mich macht ſo froh,
Weiß nicht, was mich doch ängſtet ſo. –
Sollt' er wohl Kummer merken laſſen,
Ich glaub', ich würd' ihn wen'ger haſſen.
(ſteigt auf den Tiſch)
Könnt' ich nur einen Spalt erkunden –
Sieh doch, was hab' ich da gefunden!
Da an der Sonnenuhr ein Bret,
Das hin und her zu biegen geht.
Jetzt dreh' ich's auf – ein Stuhl – ich glaube
Doch gar – ganz recht! es iſt die Laube,
In der er ſitzt oft ganz allein.
Kann man's von drüben ſehen? Nein.
Heut' abend noch erlauſch' ich ſo,
Ob er auch traurig iſt, ob froh.
(ſie ſchließt das Bret und ſteigt, da ſie Moskirchs Stimme hört, herab und zieht ſich ins Gebüſch zurück.)

Siebenter Auftritt

Moskirch. Leblank erſt noch im Hauſe.

Moskirch

Sie iſt, ſo glaub' ich, Euch nicht gram.
Als ich heut' früh herunterkam,
In ihrem Feierſchmuck ſie fand
Und fragte: Wozu ſolcher Tand?
Sie träume wohl von Feiertagen?
Da wurd' ſie rot bis in den Kragen
Und ſtottert' da ein Zeug daher,
Wie ihr Gewand nicht ſchön mehr wär',
Und wer uns zu beſuchen käme,

Wohl einen Anſtoß daran nähme.
Ich ſag': Wer ſoll denn kommen heute?
Es kommen immer hübſche Leute,
So Nachbar Leblank, der Vergolder.
Es ſcheint, dem Nachbar biſt du holder
Als irgend einem ſonſt? Sie ſchlug
Die Augen nieder auf ihr Tuch
Und ſagte mit verleg'nem Ton:
Ach ja, ich kann ihn leiden ſchon.
Sie iſt allein im Garten hier.
So werdet einig nur mit ihr.

Achter Auftritt

Leblank ſieht ſich um. **Engeltraut** kommt lauſchend aus dem Buſche und ſtößt auf ihn.

Engeltraut

Sie ſind wohl wieder fort? — Ach nein —

Leblank

Erſchreckt nicht, herzig Jungfräulein,
Daß Ihr mit mir hier ſeid allein,
Wie Eva war im Paradeis
Mit Adam, auf des Herrn Geheiß;
Es ſollten ſein der Menſchen zwei,
Daß einer nicht alleine ſei.
Und wie der Herr ein einzig Paar
Geſetzt hat in den Eden dar,
So ſetzet er den Eden jetzt,
Wo einſam ſich ein Paar ergetzt.
Drum laſſet uns des Zwieſprachs warten,
So wird zum Paradeis der Garten.

Engeltraut

(beiſeit; ungeduldig)

Was er da ſchwatzt. Wär' er doch fort.

Leblank

O Paradeis, du ſel'ger Ort!

Engeltraut

Das währt noch ſicher an zwei Stunden.

Leblank

Darin ich meine Evam funden,
Du ſei'ſt gepreiſt, Halleluja!

Engeltraut

Ich muß nur immer ſagen: Ja,
So werd' ich ihn am ſchnellſten los.

Leblank

(beiſeit)

Die Blödigkeit iſt noch zu groß;
Iſt ſie nur Frau, der kleine Dieb,
Wird ſie mehr plaudern als mir lieb.
Nicht wahr, herzliebſte Jungfer —

Engeltraut

(mit immer geſpannterer Aufmerkſamkeit nach drüben horchend)

Ja —
Ach Gott! er iſt noch immer da —
Und drüben rauſcht's —

Leblank

Sie hat's verſtanden;
Das iſt die Möglichkeit — und mehr!
Das, muß ich ſagen, freut mich ſehr;
Am Aug' des Mannes Wunſch abſchauen,
Iſt's erſte Stück zu einer Frauen.
Sie weiß ſchon, was ich meine, doch
Iſt zu verſchämt die Jungfrau noch,
Mag es in Worten nicht vernehmen.
Und darum will ich mich nicht grämen.
So wäret Ihr mir wirklich holder,
Als —

Engeltraut
Ja — ja — ich bin auf der Folter.
Leblank
So wär' es meinem Gottentzücken
Erlaubt, das Händlein Euch zu drücken,
Das Ihr mir ſchenken wollt?
Engeltraut
Ja; ja —
Leblank
So eil' ich denn auf Liebesſchwingen,
Herrn Moskirch das zu hinterbringen.
Engeltraut
Ich denk', Ihr ſeid ſchon längſt gegangen.
Leblank
Die zittert förmlich vor Verlangen.
Ich eile, ſonſt wird ſie verdrießlich,
Herrn Moskirch es zu melden ſchließlich,
Wie ſie es kaum mehr kann erwarten,
Mit mir zu gehn im Liebesgarten.
(geht ins Haus.)

Neunter Auftritt

Engeltraut. Albrecht, der ſchon während der letzten Reden nach der Mauer hingeſchlichen, um zu lauſchen.

Engeltraut
Nun endlich, endlich iſt er weiter.
Albrecht
Ganz leiſe lehn' ich an die Leiter.
Mir ſchlägt das Herz —
Engeltraut
Hör' ich nicht ſprechen?
Albrecht
Als wär' mein Tun hier ein Verbrechen.
Jetzt gilt es: ſich in acht genommen!

Engeltraut
Großvater wird ja jetzt nicht kommen.
Albrecht
Schickt nur kein Unglück jetzt den Alten.
Engeltraut
Herr Leblank wird ihn feſt drin halten.
Albrecht
Nur leiſe –
Engeltraut
Leiſe –
Albrecht
(ſieht ſich um)
Kommt's denn nicht?
Engeltraut
Wer iſt's nur –
Albrecht
Nichts iſt's.
Engeltraut
Der hier ſpricht?
Albrecht
Iſt's nicht, als wenn's da drüben rauſchte?
Engeltraut
Gott! wenn mich jemand jetzt belauſchte!
Albrecht
Bald bin ich oben –
Engeltraut
Wenn der Tiſch
Nur nicht –
Albrecht
Was das für ein Geziſch?
Ach Poſſen!
Engeltraut
Wenn mich Leute ſehn –

Albrecht

Nur zu.

Engeltraut

Hier auf dem Tiſche ſtehn!

Albrecht

Mich kümmert's nicht –

Engeltraut

Nun kann es gehn.

Albrecht

Nun mach'

Engeltraut

Nun will

Albrecht

ich's auf.

Engeltraut

ich's drehn.

Albrecht

Nun iſt's

Engeltraut

Nun iſt's

Albrecht

gemacht.

Engeltraut

geſchehn.

(Beide ziehen; die morſche Sonnenuhr gibt nach und fällt herab; da ſie beide das Aug' an das Bret gelegt, ſtehen ſie plötzlich Geſicht an Geſicht ſich gegenüber, erſchrecken, fahren auseinander; in ihrer Verlegenheit verneigen ſie ſich mehrmals gegeneinander.)

Albrecht

(nach einer Pauſe der Verlegenheit)

's iſt heut' recht ſchön.

Engeltraut

(ebenſo)

Heut' iſt's recht ſchön.

Albrecht
(nach einer Pauſe; will ſpaßhaft ſein)
Ihr könnt hier über die Planken ſehn.

Engeltraut
(verlegen, gereizt)
Nach Euch wohl?

Albrecht
(ebenſo)
Oder ich nach Euch?
(lachend; gezwungen)
Ei warum das nicht?

Engeltraut
(ebenſo)
Dummes Zeug!

Albrecht
Sie denkt, es iſt um ihretwegen –

Engeltraut
Er denkt, mir iſt an ihm gelegen –

Albrecht
Das bildet Euch doch ja nicht ein.

Engeltraut
Ich müßte doch – wahnſinnig ſein!

Albrecht
Daß Ihr's nur wißt, ich mag Euch nicht.

Engeltraut
Verhaßt iſt mir Eu'r Angeſicht.
(Sie ſtehen ſich wieder eine Weile ſtumm gegenüber, dann holen ſie tief Atem.)

Engeltraut
(wie zuerſt)
Heut' iſt's recht heiß.

Albrecht
(als wenn er ſich den Schweiß abtrocknete)
Entſetzlich heiß.

Engeltraut
(wie vorhin)
Es geht kein Wind —

Albrecht
(ſtreckt die Hand in die Luft)
Er geht ganz leiſ'.

Engeltraut
(wieder nach einer Pauſe der Verlegenheit)
Mich friert etwas —

Albrecht
(reibt die Hände)
Es wird recht kalt.

Engeltraut
Der Herbſt kommt —

Albrecht
Es wird Winter bald.

Engeltraut
(ziemliche Pauſe)
Wir haben jetzo wohl den Mai?

Albrecht
(ſeufzend)
Das Frühjahr kommt nun ſo herbei.
(Pauſe.)

Engeltraut
(in größter Verlegenheit)
Ihr ſeufzt recht tief; Ihr dauert mich —

Albrecht
(gekränkt)
Behalt' ſie ihren Spott für ſich,
Die Jungfrau. Nach ihr ſeufz' ich nicht.

Engeltraut
(faſt weinend beiſeite)
Nein, das iſt doch ein Böſewicht. —
Ei ſeht nur, wie beklag' ich Euch;
Eu'r Vater hat als Vogelſcheuch'

Euch aufgeſtellt in ſeinem Garten;
War ſonſt von Euch nichts zu erwarten.

Albrecht
(innig gekränkt beiſeite)

Nein! nein! das iſt nicht zu ertragen!
Eu'r Vater hat mit weißem Kragen
Hier einen Uhu hergeſetzt,
Weil ihn der Vogelfang ergetzt.

Engeltraut
(mit wachſender Erbitterung; beiſeite)

So recht mit Luſt er mich verletzt!
Wenn wir nach magern Spatzen fingen,
So dürftet Ihr nicht lang' mehr ſingen.

Albrecht
(ebenſo)

Sie will mich zur Verzweiflung bringen!
Dem Uhu nur der Witz gebricht;
Solch Ding fängt auch den Dümmſten nicht.

Engeltraut
(Sie werden immer hitziger und ſprechen immer ſchneller.)

Ei ſeht, ich denk, Ihr ſeid von Holz,
Mit Lumpen ausſtaffiert ſo ſtolz
Und ſprecht? —

Albrecht

Seht, Ihr ſeid ſo langweilig
Und häßlich, daß das Holz ſelbſt eilig
Vor Abſcheu Sprache gewinnt und ſpricht:
Fort, Eule, fort; ich mag Euch nicht!

Engeltraut

Es bleibt dennoch nur taubes Holz!

Albrecht

Eul' bleibt die Eul' trotz ihrem Stolz.

Engeltraut

Doch nach der Scheuche fragt ſie nicht.

Albrecht
Gleichgültig, was eine Eule ſpricht.

Engeltraut
Geht weg –

Albrecht
Geht ihr doch!

Engeltraut
Fort von mir!

Albrecht
Ei ſeht; zum Trotz Euch bleib' ich hier!
Geht Ihr doch –

Engeltraut
(immer ſtärker)
Ihr.

Albrecht
(ebenſo)
Ihr.

Engeltraut
Ihr.

Albrecht
Ihr.

Engeltraut
Ihr.

(Sie ſtehen ſich wieder ſchweigend und ſeufzend gegenüber.)

Zehnter Auftritt

Vorige. Pirkheimer mit Sibyllen, Moskirch mit Leblank, die, von jenen nicht bemerkt, verwunderte Zuhörer und Zuſchauer des letzten Zanks geworden ſind.

Pirkheimer
Sie kommen ſich noch in die Haar'.

Moskirch
Daß nicht Hanns Frei zugegen war!
Er mußte ſeine Klugheit loben.

Pirkheimer
(zu Albrecht)
Heda! Was treibt Ihr mir da oben?

Moskirch
(zu Engeltraut)
Wie kommt Ihr, Jungfrau, da hinauf?
(Die beiden Jungen in neuer Verlegenheit.)

Engeltraut
(kleinlaut)
Da von dem Stuhl ſtieg ich herauf.

Albrecht
(ebenſo)
Ich ſteh' hier, Vater, auf der Leiter.

Pirkheimer
Das ſeh' ich. Wißt ihr ſonſt nichts weiter?

Engeltraut
Ein Mard –

Moskirch
Ein Mard –?

Albrecht
Die kleine Katze –

Pirkheimer
Was iſt mit der?

Engeltraut
Oder eine Ratze –

Moskirch
Nun, werd' ich's hören?

Pirkheimer
Wird er's ſagen?

Engeltraut
Hat mir mein Täubchen fortgetragen.

Albrecht
Iſt dieſen Morgen durchgegangen;
Da wollt' ich es nun wieder fangen.

Engeltraut
Herr Leblank ſchenkt' es neulich mir.

Albrecht
Von Frau Sibyll' das ſchöne Tier.

Moskirch
(zu Leblank, bedeutend)
Hört Ihr, Herr Leblank?

Pirkheimer
(ſo zu Sibylle)
Merket Ihr?

Moskirch
Ach Schnack! dort iſt dein Täubchen ja.

Pirkheimer
Dein Kätzchen, Narr, iſt ja noch da.

Engeltraut
(tut ſehr verwundert)
So?

Albrecht
(ebenſo)
Ei?

Engeltraut
Hm! hm!

Albrecht
Das wär' doch viel.

Pirkheimer
Nun hab' ich ſatt das Narrenſpiel.

Moskirch
Das nenn' ich Haß, über die Planken
Zu ſteigen, nur um ſich zu zanken.

Pirkheimer
(für ſich)
Die werden nimmermehr ſich gut.
Was Ihr nur noch da oben tut?
Schnell, Junker, Euch herabgeſchoben!

Moskirch

Was wollt Ihr, Fräulein, noch da oben?

(Sie ſteigen trübſelig langſam herab.)

Pirkheimer

(führt Sibylle zu dem Herabſteigenden)

Weil er Eu'r Kätzchen fangen will,
So fangt ihn ſelber, Frau Sibyll'!

Moskirch

(tut dasſelbe mit Leblank und Engeltraut)

Für Euer Täubchen, Herr Leblank,
Nehmt nun das meine hin zum Dank.

Pirkheimer

(öffnet die Türe)

Mit Euerm Plan, Hanns Frei, iſt's aus.
Die ganze Hege ſoll heraus;
Sind beide wieder nur ein Haus;
Und morgen der Verlobungsſchmaus.

(Pirkheimer und Moskirch geben ſich in der offenen Türe die Hände; Leblank und Sibylle ſprechen mit den beiden Jungen, die über das letzte erſchrocken ſind.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug

Die Scheidung der beiden Gärten iſt hinweggenommen.

Erſter Auftritt

Pirkheimer. Moskirch. Hanns Frei.

Hanns Frei

Die weichen Herzen ſtreben bald
Der Liebe zu als einem Halt.
Den ſtärkern Herzen iſt jedoch
Die Lieb' ein aufgezwungen Joch.
Der wunde Stolz der jungen Seelen
Will ſich hartnäckig ſelbſt verhehlen,
Was ſie mit Macht zuſammenzieht,
Dem, ob er kämpfet, ob er flieht,
Er doch zuletzt ſich muß ergeben.

Moskirch

Wir werden das nur nicht erleben.

Hanns Frei

Sie mögen ſelbſt ſich nicht geſtehn,
Daß ſie einander gerne ſehn,
Doch noch viel wen'ger merken laſſen,
Daß ſie ſich lieben und nicht haſſen,
Weil jedes irrig noch vermeint,
Das andre ſei ihm tödlich feind,
Und ſich vor ſeinem Spotte ſcheut.

Pirkheimer

Bei dem Verlobungsſchmauſe heut,

Herr Frei, habt Ihr Gelegenheit,
Zu zeigen die Beredſamkeit,
Die jetzt vergeblich Ihr verſchwendet;
Die Sach' iſt fertig und beendet.

Moskirch
's iſt wahr; ſpart Euer Wort, Herr Frei;
's iſt, wie es iſt, und bleibt dabei;
Das ſag' ich —

Hanns Frei
(in komiſchem Zorn)
Was? Wollt Ihr die Fehde,
Trompeter, ſtoß' in die Trompete!
Wall', Panner, in die Luft hinein!
Ihr ſagt's — ? und ich, ich ſage: Nein!
Wie? Wollt Ihr mir mein Werk verderben?
Ich ſoll an Witzverhaltung ſterben?
Und an verhärtetem Verſtand?
Hier liegt der Schuh von meiner Hand.
Und eh' zum Lügner wird mein Mund,
Schieß' ich ganz Nürnberg in den Grund.
(geht ab.)

Moskirch
Was wird der Tollkopf nun beginnen?
Für neue Tollheit nun erſinnen?

Pirkheimer
Wäre nur heut der Ratstag nicht.
Ich mach's Sibyllen erſt zur Pflicht,
So lang ich weg bin, ſoll ſie gut
Den Albrecht haben in der Hut.
Wir werden, wie ich ſchon vernommen,
Heut abends ſpät nach Hauſe kommen.

Moskirch
Leblank ſoll ſeine Braut bewachen;

Das will ich ihn gleich wiſſen machen.
Wir gehn an ſeinem Haus vorbei;
Verſucht denn, was Ihr könnt, Hanns Frei!
(Beide ab.)

Zweiter Auſtritt

Hanns Frei. Felicitas. Albrecht. Engeltraut. Die beiden letzten vermeiden, einander nahe zu kommen; ſie ſehen zornig aus und ſuchen ſich ihre Nichtachtung zu zeigen; dazwiſchen ſehn ſie verſtohlen nacheinander hin.

Hanns Frei
(treuherzig)
Daß nun der Zaun hier weggeriſſen,
Das mag euch, Kinder, recht verdrießen.

Felicitas
Braucht doch die Tür nicht mehr zu ſchließen.

Hanns Frei
Den Alten hab' ich abgeſagt,
Weil ſie zu trotzen mir gewagt.
Der Freier läßt Euch, Engeltraut –
(Albrecht zeigt Freude.)
Sibylle wird nicht deine Braut –
(Engeltraut zeigt Freude.)
Deshalb ſeid, Kinder, ohne Sorgen;
Doch erſt verſprecht mir zu gehorchen.
(Sie nehmen jedes eine ſeiner dargebotenen Hände und ſehen ſich dabei grimmig und verächtlich an, indem ſie ihren Schmerz verbergen, von dem andern ſo angeſehn zu werden.)
Herr Leblank nimmt ſein' Tag' kein Weib,
Sie ſei die ſchönſt' an Seel' und Leib,
Die häufig ſpeiſt und häufig lacht,
Nicht jeden Tag, den Gott gemacht,
Zwei neugewaſchne Strümpfe trägt.
So zieht nun braune Strümpfe an,
Sie ſeien rot, vom Schmutz daran
Erſt braun gefärbt; ſo müßt Ihr ſagen,

Felicitas; mit ſchweren Klagen
Loszíehn auf Baſe Engeltraut,
Sie eſſe viel, ſie lache laut,
Und das ſo lange, bis ihm graut.
Ich unterdeß mit andern Grillen
Mach' ſchwer das Herz von Frau Sibyllen.
Dann rühmt Ihr ihm die Wittib an,
Wie ich bei ihm mit ihr getan.
Und fangen ſie nun an zu flammen,
Dann führen wir ſie ſchnell zuſammen
Und ſchüren, bis ſie hellauf brennen
Und nichts mehr ſie vermag zu trennen.
Nun geht ihr beiden jetzt hinein;
Sie werden bald zugegen ſein.
Doch erſt nehmt Abſchied fein manierlich,
Verneigt euch, faßt und küßt euch zierlich.

(als wenn er ſie zuſammenführen wollte; Engeltraut reißt ſich los und läuft zornig hinein; Albrecht zeigt ebenfalls Zorn, ſieht ihr aber dann wehmütig nach. Frei lacht.)

Hanns Frei
(zu Albrecht)

Ihr wißt ſchon, wie Ihr's machen ſollt,
Wenn Ihr die Braut verlieren wollt.
(Engeltraut ſieht ſich wehmütig in der Türe um.)
Da ſind die Würfel, ſind die Karten;
Nun geht; wir wollen ſie erwarten.

Dritter Auftritt

Hanns Frei. Felicitas.

Hanns Frei
(Felicitas beobachtend)

Die ſieht dem Burſchen zärtlich nach —
Hanns Frei! Hanns Frei! werde nicht ſchwach!

Felicitas
(beiſeite)
Der ſoll mir doch noch Feuer fangen.
Das dumme Mädchen ſoll man hangen,
Das nicht den klügſten Mann betört.
Nun aber, lieber Vetter, hört.

Hanns Frei
„Lieber"? nun das läßt ſich wohl hören.

Felicitas
Nur dürft Ihr nicht auf Worte ſchwören.
Glaubt Ihr, es würd' uns noch gelingen,
Den Plan zum guten End' zu bringen?
Was beid' im Anfang möchte freun,
Das könnte ſpäter ſie gereun.
Ihr wißt, was man im Treibhaus pflegt,
Die freie Luft nicht leicht erträgt.
Und dieſe Neigung wuchs nun auch
Nicht auf nach altem freien Brauch,
Iſt eine Treibhauspflanze nur,
An der ſich rächen wird Natur.
Euch, Vetter, wär' die Engeltraut,
Das ſag' ich Euch, die rechte Braut.

Hanns Frei
Die Peſt! Das Teufelsmädchen baut
Sich eine Brücke über mich,
Daß ſie den — Albrecht kriegt für ſich?
Zum Wetter! würde meine Kunſt
An der allein zu Rauch und Dunſt!
Die kleinen Herzchen zu erſchrecken,
Daß ſie vergeſſen, ſich zu decken.
Hab ich der Dirne Zeit gelaſſen,
Sich zu beſinnen, ſich zu faſſen?

Felicitas
(lachend)
Ei, über dieſen Weiberkenner
Hanns Frei, der Mann über alle Männer,
Mit all ſeiner Verwegenheit
Iſt ſehr in der Verlegenheit.
Ei, Vetter, Vetter, Eiferſucht –
Kennt Ihr ſie auch, die bittre Frucht?
Hanns Frei
Ei Baſe, Baſe Eitelkeit!
Wie ſeid Ihr doch vom Ziel ſo weit.
Das Herzchen hab' ich nur zu ſicher;
Es ſpreche ja beſcheidentlicher!

Vierter Auftritt

Vorige. Leblank, hinter ihm zwei Burſchen mit einem Korbe. **Frei** im Abgehen begriffen.

Leblank
Ihr dummen Menſchen, ſachte, ſacht.
Das Zeug iſt nicht von Holz gemacht –
Daß ihr mir keinen Schaden tut!
Hanns Frei
(zu Felicitas)
Nun macht mir Eure Sachen gut.
Leblank
Mein Herr und Jungfrau, Gott zum Gruß.
Hanns Frei, Felicitas
Willkommen, Herr Deſiderius.
Leblank
Nun wollt' ich, alles wär' vorbei;
Der ganze Spaß, die Freierei,
Der ganze Eh'ſtand mit dabei,
Das Kirchgehn, Laufen mancherlei,
Die Schickerei, die Plackerei,

Die Kocherei, die Backerei,
Die Trinkerei, die Schmauſerei,
Die Brauſerei, die Sauſerei;
Der Hochzeittag ſo wie die Nacht
Nur eitel Müh' und Arbeit macht.
So iſt der ganze Eheſtand
Nur Mühetag und Weheſtand.

Hanns Frei

Ich zweif'le, daß das ernſt Euch ſei.

Leblank

Ja, laßt Euch ſagen nur, Herr Frei,
Es gibt der Menſchen dreierlei.
Die einen freuet nichts, es ſei
Denn ſchon vorüber und vorbei.
Erinnerung iſt ein Vergolder,
Macht alle Dinge ſchöner, holder.
Die andern tanzen auf der Schneid'
Der Gegenwart; es ſauſt die Zeit
Unter ihnen fort und kommt und geht,
Sie meinen aber, daß ſie ſteht,
Sehn nicht davor, ſehn nicht dahinter;
Das ſind des Augenblickes Kinder.
Die dritten aber leben nur
Vorgreiflich auf der Zukunft Spur
In banger Furcht und frohem Wähnen
Und immer neugefaßten Plänen.
Erinnerung ihnen ſich verſchließt,
Die Gegenwart ſie nur verdrießt;
Ob immerdar die Zeit auch weilt,
Die ſind ihr ſtets vorausgeeilt.

Hanns Frei

Ihr habt ſie richtig eingeteilt.

Leblank

Ich bin nun von der erſten Art.

Erſt wenn das Jetzt zum Ehmals ward,
Dann kann ich's erſt recht überſchauen
Und kann's genießen und verdauen.
So, wollt' ich, wär' vorbei die Trau,
Und wär' geweſen meine Frau,
Und ſanft und ſelig ſchon verſchieden.
So könnt' ich nun in ſtillem Frieden
An all' die ſchönen Stunden denken
Und in das Herzleid mich verſenken
So recht nach der Behaglichkeit.

Hanns Frei
(lacht)

Weil Ihr ein Philoſophus ſeid.

Leblank
(ſelbſtzufrieden)

Ja, ja; ſo etwas ſagt der Neid.
Gehöre ſchon zum ſelt'nen Orden;
Was anders wär' aus mir geworden,
Wenn ich was anders worden wär'.

Hanns Frei

Das glaub' ich, beſter Herr, recht ſehr.
Doch hab' ich zu beſorgen mehr.
Euch werd' ich ſpäter wiederſehen.
(ab.)

Leblank

Das würd' mich freuen, ſollt's geſchehen.
(zu Felicitas gewandt)
Ich meine, zu den vielen Gaben
Sollt' ich auch Unterweiſung haben.

Felicitas

Was habt Ihr nur im Korbe da?

Leblank
(indem er eine dicke vergoldete Puppe aus dem Korbe und wie ein Kind auf den Arm nimmt)

Etwas, wie niemand noch es ſah.

Schaut her, den dicken ſüßen Knaben
Soll Jungfrau Moskirch heute haben.
'ſ iſt Hymen, ſeht, ein Gott der Ehe,
Wie ihn die Griechen hatten ehe.
Er iſt von Pfefferkuchenteig
Und, wie Ihr ſeht, vergoldet reich.
Das iſt eine Allegorie
Auf unſern Ehſtand; ſeht Ihr, wie
Er innen ſüß wird ſein und hold,
Dieweil er —
(Pantomime des Geldzählens)
außen echt vergold't.

Felicitas
Ei, der wird ihr gelegen ſein,
Herr Leblank, bringt ihn nur hinein,
Den ißt ſie Euch auf einen Sitz.

Leblank
(erſchrickt)
Den ißt ſie — wer denn ißt — potz Blitz?

Felicitas
Nun, wer denn ſonſt als Engeltraut;
Und lachen hör' ich ſie ſchon laut
Vor Luſt.

Leblank
Mir iſt das keine Luſt;
Ihr wälzt einen Stein auf meine Bruſt.

Felicitas
Wenn das die Luſt Euch kann verderben,
Müßt Ihr um Frau Sibyllen werben,
Die leiſe wie die Heimchen ſpricht,
Und wahrlich! viel mehr ißt die nicht,
Als was ein Heimchen eſſen kann.

Leblank

Beneidenswert iſt dann ihr Mann.
Ißt Eure Muhme ſtets ſo viel?

Felicitas

Ach nein; ſie ſteckt ſich noch ein Ziel,
Wißt Ihr, des alten Herren wegen;
Drum iſt ſo viel ihr dran gelegen,
Daß aus dem Haus ſie kommen will.
Deshalb auch iſt ſie noch ſo ſtill
Mit ihrem Lachen, Singen, Springen;
Sie meint, ſie könnt' es noch beibringen,
Wenn ſie mal aus dem Hauſe iſt.

Leblank

Dafür behüte mich der Chriſt. –
Wenn nicht der Neid aus dieſer ſpricht.
Man weiß, die Weiber ſind erpicht,
Sich nicht ein gutes Haar zu laſſen.
Doch muß man das behutſam faſſen.

Felicitas

Da kommt ſie ſelbſt mit Saus und Braus.
Der Alte, wißt, iſt nicht zu Haus.

Fünfter Auftritt

Vorige. Engeltraut ſingend und ſpringend aus dem Haus.

Leblank

Sagt, Jungfrau, doch, iſt's nie ihr Brauch,
Zu tragen weiße Strümpfe auch?
Ein weißer Strumpf läßt doch gar fein,
Macht auch anſehnlicher das Bein.

Felicitas

Doch will das oft gewaſchen ſein.
Damit läßt ſie ſich nicht gern ein.
Und trägt ſie erſt ihr' eigne Taſchen,

So will ſie gar nicht ferner waſchen.
Sie läßt bloß rote Strümpfe ſchaun —
Die werden ſo allmählich braun.

Leblank

Ach, Jungfrau, Ihr erweckt mir Graun. —
Wüßt' ich nur, ob ich dürfte traun.

Engeltraut

(als habe ſie ihn erſt bemerkt, hüpfend und ſingend auf ihn zu)

Ach ſeht, Herr Nachbar, ſeid willkommen!

Leblank

Hab' die Erlaubnis mir genommen,
Zu bringen dieſen Hymenäus
Benebenſt meinem feinſten Gruß.
Wollt' ihn betrachten — unterdeſſen —

Engeltraut

(lacht laut)

Ein Wechſelbalg — iſt das zum Eſſen?

Leblank

(ſchmerzlich)

Mein Gott! mein Gott! — Der Gott der Ehe,
Wie ihn die Griechen hatten ehe,
Und iſt von Pfefferkuchenteig.

Engeltraut

(will ihn nehmen)

So will ich ihn verſuchen gleich.

Leblank

(entflieht ihr, den Hymen wie ein Kind auf dem Arm; ſie nach)

Es ſoll Herr Moskirch erſt ihn ſehn.

Engeltraut

Das kann dann immer noch geſchehn.

Leblank

Jungfrau, Ihr greift mir an mein Herz.

Engeltraut

Gebt her, was ſoll der lange Scherz.

Leblank
Es iſt ein Schauſtück unter Glas –
Engeltraut
Ach! iſt das ein langweil'ger Spaß.
Leblank
An ſicherm Orte aufzuheben.
Engeltraut
Nun freilich; das will ich ja eben.
Leblank
(außer ſich; gibt den Hymen dem Burſchen in den Arm und ſtellt ſich mit ausgebreiteten Armen davor)
Entreißt dem Löwen ſein Junges nicht.
Engeltraut
Er gleicht Euch auch von Angeſicht –
(beiſeit traurig)
Ach Gott! wie mich's im Herzen ſticht.
(Felicitas muntert ſie auf.)
Vor Hunger ſterb' ich nicht deswegen.
(Sie bringt Lebensmittel aus der Taſche und ißt.)
Den Kopf laßt mich herunterreißen.
Leblank
Ihr habt doch, ſeh' ich, noch zu ſpeiſen.
Engeltraut
's iſt nur, daß man was hat zu beißen;
Ein Viertel Gans, ein magres Huhn;
Du lieber Gott! was iſt das nun?
Nur daß der Mund hat was zu tun.
(traurig beiſeit)
Ach Gott! Ach Gott! ich möchte ſterben.
Leblank
Leblank, um dieſe laß du werben,
Wer rennen will in ſein Verderben!
Engeltraut
(die traurig daſtand, fängt, da er ſie anſieht, wieder an zu ſingen und hüpft zurück ins Haus.)

Sechſter Auftritt

Vorige ohne Engeltraut; die Burſchen gehen auf ein Zeichen von Leblank.

Leblank
(nach einer Pauſe)
Ihr ſpracht vorhin von Frau Sibyll';
Hört an, was ich Euch fragen will:
Hat ſie wohl einen alten Mann
Oder der lang' noch leben kann?

Felicitas
Ach, die iſt Wittib; doch verlobt
So halb und halb –

Leblank
Sei Gott gelobt!
So etwas kann ſich wieder trennen.
Ich wünſchte ſehr die Frau zu kennen.

Felicitas
Aus der Verlobung wird wohl nichts.
Will einen Mann ernſten Geſichts;
Darf ſpielen nicht, ſich nicht vermeſſen,
Wo es ſich ziemt und angemeſſen
„Mit Gunſt" zu ſagen nicht vergeſſen,
Beileib' auch keinen Knoblauch eſſen.
Und muß manierlich, weiß und nett
In Händen ſchwenken ſein Fazilet;
(Leblank holt ſchnell ſein Taſchentuch heraus, womit er ſchwenkt.)
Darüber nun noch vieles haben,
Was man nicht find't bei jungen Knaben,
Desgleichen iſt, der um ſie wirbt.
Mit der, glaubt mir, kein Mann verdirbt;
Sie iſt nicht alt und reich dazu
Und hat manch Leinen in der Truh'.

Leblank
(bewegt)
Nein, wie Ihr ſagtet, was ſie liebe,
War's nicht, als wenn man mich beſchriebe
Vom Scheitel bis zur Zeh'? Fürwahr,
's iſt Himmelsſchickung offenbar.
Ihr müßt mir ſpäter mehr noch ſagen,
Ich kann den Ärger nicht vertragen,
Mir zittert Kopf und Arm und Bein;
Wenn Ihr's erlaubt, geh' ich hierein;
(deutet auf die Laube)
Ich muß jetzund ein wenig ruhn
Abſeit, ein kleines Schläflein tun.
(in die Laube.)

Felicitas
Wir fügen hier des Himmels Willen;
Nun träumt nur recht von Frau Sibyllen.

Siebenter Auftritt

Hanns Frei. Sibylle. Felicitas wird zuweilen ſichtbar; dann **Albrecht.**

Hanns Frei
(führt Sibyllen zierlich an der Hand)
Das iſt ein trefflich ſeltner Mann,
Wie ich mit Wahrheit ſagen kann;
Dafür, was er von ſeinem Weib
Verlangt, auch nicht zum Zeitvertreib.
Muß leiſe ſprechen, wenig eſſen
Und nicht die Hauptſach' zu vergeſſen,
Zwei Füße haben wohlgetan
Und täglich weiße Strümpfe dran.
(Sibylle betrachtet ihre wechſelweiſe ausgeſtreckten Füße mit Genugtuung.)
So kann ihm auch das laute Lachen

Von Frauen großen Ärger machen.
Sehr liebt er, was auf dieſem Beete
Hier wächſt, ich meine die Reſede.
(Sibylle pflückt welche und ſteckt ſie an ihre Bruſt.)

Sibylle
(ſehr leiſe)
Ihr habt beſchrieben mich vorhin
In dieſen Dingen, wie ich bin;
Freut mich, daß meinen Gaben allen
Ein ſolcher Mann ſchenkt ſein Gefallen.
Ich möcht' es Himmelsſchickung nennen
Und wünſchte ſehr den Mann zu kennen.
Wer kommt denn da herausgeſprungen?
Der Albrecht iſt's; was fehlt dem Jungen?

Hanns Frei
Vielleicht ein Gläschen Wein zuviel,
Oder Verluſt im Würfelſpiel;
Ihr wißt ja, wie die Jungen ſind.

Sibylle
Iſt ſonſt doch ein gezog'nes Kind.

Hanns Frei
Er treibt es jetzo nur ganz ſacht,
Der Alte gibt zu fleißig acht.
Drum will er gar zu gern heuraten.
Der alten Närrin alten Dukaten –
Ich weiß nicht, wen er damit meint –
Bin ich, ſo ſagt er, herzlich feind
Und ruhe nicht, bis ſie geſprungen
Mir durch die Händ' und über die Jungen.

Sibylle
Ei, ei; das iſt ein Böſewicht –
Wenn nicht der Neid aus dieſem ſpricht.

Albrecht
(als wär' er berauſcht)
Gott's Daus und Zinken! Das iſt klug.
Eins, zwei, drei — Wetter! grad' genug.
Geſchwinde, Vetter, Baſe, geſchwind.
Dort in der Laube weht kein Wind,
Der uns die Karten könnte verjagen.
Ein Donnerwetter dem in Kragen,
Der ſchimpfen will auf unſern Orden.
(Er hat Frau Sibylle halb mit Gewalt in die Laube geführt; bringt Karten und Würfel zum Vorſchein.)
Sibylle
Ach Gott, Herr Frei; mit ſolchen Worten
Kann man die Seel' im Leib mir morden.
Hanns Frei
(zuckt die Achſeln)
In Welſchland iſt er ſo ruchlos worden.
Sibylle
Mir wird es angſt; wir wollen gehn.
Albrecht
(würfelt)
Heda — wer hält? Das waren zehn.
Beim ſchwarzgeſchwänzten Satanas
Seht, alle achtzehn waren das.
(Er ſingt:)
Das Daus und die Seß und die Zinken, die Acht',
Die haben gar manchen zum Schelmen gemacht.
(zieht eine Flaſche, reicht ſie, nachdem er getrunken, an Sibylle.)
Auf, Bruder, trinke. Du ſollſt leben
Und dort (auf Frei zeigend) die Baſe auch daneben.
Denn iſt die Ratte zum Haus hinaus,
Dann tanzt die Katze mit der Maus.
(beiſeit traurig)
Ach Gott! ach Gott! ich halt's nicht aus!
(faßt ſich wieder)

He trinke flinke, finke, Finke!
Hör' trinke, ſag' ich, hörſt du? trinke!
Ein Millionen — in deinen Zopf,
Ich faſſe dich bei deinem Schopf
Und abbrevier' dich um den Kopf.

Sibylle

Er wird doch nicht — Gott ſteh mir bei —
Er zieht vom Leder — Herr Hanns Frei!

Albrecht

(die bloße Klinge in der Hand)

Was willſt du, Vetter, mit der Grille.
Du denkſt, du biſt die Muhme Sibylle
Und dieſe da (deutet auf Frei) der Vetter ſei?
Das iſt die Baſe, du der Frei.
(deutet mit der Klinge.)

Sibylle

Ach all ihr Heiligen im Himmel!

Albrecht

(will die Klinge einſtecken, was er nicht zuwege bringt)

Die kümmert nicht das Weltgewimmel.
Die trinken ihren kühlen Wein
Und knöcheln mit den Engelein.
Die Engeltraut — was wollt' ich ſagen?
Die Englein — Englein — Engelein,
Die traut —

Hanns Frei

Komm, Albrecht, geh' hinein.

Albrecht

Als hätt' ich wirklich mich in Wein
Berauſcht, ſo — Baſe (zu Frei) laßt das ſein —
(zu Sibyllen)
Trink Vetter —

Hanns Frei
(treuherzig)
Tut ihm ſeinen Willen.
So könnt' Ihr ihn am beſten ſtillen;
Merkt Euch das Mittel für die Zeit,
Wo ihr glückliche Gatten ſeid.

Albrecht
Ich kann nicht mehr — bin ſo beklommen,
Als wär' mir alles Glück genommen.
(nimmt Karten und Würfel und wankt in das Haus zurück, indem er vor ſich hinſingt.)
Das Daus und die Seß und die Zinken, die Acht,
Die haben gar manchen zum Schelmen gemacht.

Sibylle
(während deß)
Herr Frei, die Zeit wird nimmer kommen.
Mag frei'n, wer will, den Böſewicht.
(beiſeite)
Ich frei nur einen — oder nicht.
(Auf einen Wink von Frei hat Felicitas Leblank geweckt und kommt nun mit ihm aus der Laube; Sibylle und Leblank zeigen Überraſchung, wie ſie ſich erblicken)

Sibylle
(beiſeite)
Das Faziletlein in der Hand,
Der Ernſt in Mienen, der Verſtand;
Sah keinen Mann noch ſtattlich feiner.
Sibyll', iſt's der nicht, iſt es keiner!

Leblank
(ebenſo)
Fürwahr, das iſt ein ſtattlich Weib
Und anmutvoll an Seel' und Leib —
Dies Lächeln — dieſer Fuß — Triumph!
Noch ſah ich keinen weißern Strumpf.
(Sie neigen ſich gegenſeitig; Leblank iſt ernſt, dabei ſanft und galant, Sibylle ſpricht ſehr leiſe, lächelt, riecht zuweilen an die Reſeden und zeigt ihre Strümpfe.)

Hanns Frei
(vorſtellend)
Hier Frau Sibylle tugendreich –
An Tugend kommt ihr keine gleich.
(Leblank freudig überraſcht.)

Felicitas
(vorſtellend)
Und hier Herr Leblank, der Vergolder –
Natur und Glück ſind keinem holder.
(Sibylle freudig überraſcht; abermals Komplimente.)

Sibylle
(verbindlich)
Vergolder, hört' ich öfter ſchon,
Sei eine ſchöne Profeſſion.

Leblank
(witzig)
Vergolder iſt, mit Permiſſion
Nur ſag' ich's, keine Profeſſion.
Vergolder, ſag' ich Euch, mit Gunſt,
Vergolder iſt die frei'ſte Kunſt,
Und wird geübt von Mann und Weib,
Und wird geübt an Seel' und Leib.
Denn was Ihr nur betrachten wollt,
Vielwürd'ge Frau, das iſt vergold't.
Vergoldet iſt der Prieſterſtand;
Die Würde ſteckt nur im Gewand.
Vergoldet durch des Anwalts Pfiffe,
Beſtechung und manch feine Kniffe
Und wohlbezahlten Richterſpruch
Wird ſchlechter Sachen heut genug.
So der Soldat ſein Tun und Sold
Mit Ehr' und Vaterland vergold't,
Der Arzt ſeine Unwiſſenheit
Mit griech'ſchen Namen lang und breit,
Vergoldet ſeine Gifte frei

Mit ſchönem Namen: Arzenei.
Mit Schwüren ewig reiner Lieb'
Vergoldet ſich der rohe Trieb,
Und wo er anzupochen kam,
Hat ſich Begier vergold't mit Scham.
Mit großem Leid ſein Nein vergold't,
Wer ſeinem Freund nicht helfen wollt'.
Mit Schickſalstück' vergolden viel
Ihr eigen unbeſonnen Spiel.
Iſt alles nichts als Eigennutz,
Vergold't mit ſchöner Namen Putz;
Der Namen iſt's allein, der's tut,
Die Sache ſchlecht macht oder gut.
Vergoldet alſo jeder Wicht,
Geſteht es aber keiner nicht,
Und legte man ihn auf die Folter.
Ich bin der einzige Vergolder,
Der noch der Wahrheit Steuer zollt
Und eingeſteht, daß er vergold't.

Sibylle

Einwendung kann ich Euch nicht machen,
Ihr denket reiflich ſolcher Sachen.
Ich ſag', es iſt ein ſelten Stück
Für eine Frau und großes Glück,
Wenn ſie in ihrem Tun und Denken
Ein kluger Mann mag freundlich lenken.

Leblank

Und für den Mann das höchſte Gut,
Wenn ſeine Frau mit ſanftem Mut
Die Klugheit ihres Mannes faſſen
Und ſich von ihr mag lenken laſſen.
Dagegen Störrigkeit mir auch
Zuwider iſt wie Knoblauch.

Sibylle
(erfreut)
Den Knoblauch könnt auch Ihr nicht leiden?
So ſehr tu' ich den Knoblauch meiden,
Als gern ich die Reſeden mag.
(riecht daran.)

Leblank
(erfreut)
So ſind wir ganz von einem Schlag.
(Sie läßt ihn riechen; er verneigt ſich.)

Sibylle
Vergolder alſo iſt mit Gunſt,
Verehrter Herr, eine feine Kunſt –

Leblank
Und die auch redlich ihren Mann
Ernährt, wie ich Euch ſagen kann,
Und nicht nur ihren Mann allein,
Sie ſchafft zu leben wohl noch zwei'n,
(ſchalkhaft)
Und drei'n und vieren, Frau Sibyll',
Und fünfen, ſechſen – wie Gott will.

Sibylle
(ſchämt ſich; dann)
Ich merke ſchon, Ihr ſeid ein Mann,
Der feine Worte ſetzen kann.

Leblank
Ihr ſeid eine Frau, das merk' ich ſchon,
Sehr angenehmer Komplexion.
Doch dürft', verehrte Frau, ich's wagen,
In Züchten etwas Euch zu fragen –
Wie oft am Fuße wie gedrechſelt
Ihr, werte Frau, die Strümpfe wechſelt?

Sibylle
Verehrter Herr Vergolder, glaubt,

Was einem, das iſt Euch erlaubt:
Kein Strumpf kommt zwier an meinen Leib.

Leblank
(beiſeit)
Es iſt ein auserleſen Weib.

Sibylle
Das iſt mein Stolz, muß ich Euch ſagen,
Stets Neugewaſchenes zu tragen.

Leblank
(mit äußerſter Zierlichkeit)
Wär' es erlaubt, nach dreizehn Wochen
Beſcheidentlicheſt anzupochen?

Sibylle
(beiſeit)
Nach dreizehn — nein! wie zart geſprochen. —
Würdet mir dann ſechs Monat ſchenken,
Um mich gehörig zu bedenken.

Leblank
(beiſeit)
Mehr Sittſamkeit iſt nicht zu denken.
Nein, das iſt außerordentlich!

Achter Auftritt

Vorige. Pirkheimer. Moskirch.

Hanns Frei
Da kommen ſie; die werden ſich
Verwundern.

Pirkheimer
Kommt nun, Frau Sibyll' —

Moskirch
(zu Leblank)
Kommt, beſter Herr Leblank, ich will —

Leblank
(ſehr höflich)
Ihr wollt — und ich will mich empfehlen.

Moskirch
Wie? Wollt Ihr jetzt davon Euch ſtehlen,
Eh' noch — Eidam, ſeid Ihr geſcheit?

Leblank
(noch höflicher)
Verehrter Herr, es tut mir leid,
Doch muß ergebenſt deprezieren
Und auf den Eidam reſignieren.

Pirkheimer
(mit Sibylle im Geſpräch)
Ich werde die Geduld verlieren.
Wer hat's Euch in den Kopf geſetzt?

Sibylle
Somit empfehl' ich mich Euch jetzt.
(Komplimente zwiſchen ihr und Leblank; Pirkheimer und Moskirch ſtehn erſtaunt.)

Leblank
Ich will es Euch nur ſtecken ſchnell,
Doch iſt's noch nicht offiziell,
Daß morgen ich's Euch will verkünden,
Was ich will tun, ſamt meinen Gründen.
(geht komplimentierend ab; die Burſchen tragen ihm den Korb nach.)

Neunter Auftritt

Vorige, ohne Leblank und Sibylle.

Pirkheimer
Zum Henker! ſagt, was das bedeut't?

Hanns Frei
(verbeugt ſich vor ihm; treuherzig)
„Bei dem Verlobungsſchmauſe heut,
Herr Frei, habt Ihr Gelegenheit,
Zu zeigen die Beredſamkeit,

Die Ihr vergeblich jetzt verſchwendet.“
Vergeblich ward ſie nicht verwendet;
Die Freier ſind nach Haus geſendet –
„Die Sach' iſt fertig und beendet!“

Moskirch

Ihr denkt, daß ſie beendet ſei,
Herr Frei, mit Eurer Schelmerei!

Hanns Frei
(ſanft und treuherzig höflich)

Ihr mögt nun weinen oder lachen,
Mögt Fäuſtchen in den Taſchen machen,
Mögt Feuer ſpeien wie die Drachen,
Hanns Frei beendet ſeine Sachen,
Wird mit Gewalt Euch glücklich machen;
Ihr mögt Euch wie Ihr wollt gebärden.
Hilft nichts, Ihr müßt nun Schwäher werden.

(Da Moskirch reden will, verbeugt er ſich gegen ihn und fährt immer höflicher und gutmeinender fort.)

's iſt wahr; ſpart Euer Wort, Herr Frei;
's iſt, wie es iſt, und bleibt dabei. –

(in ſeinem gewöhnlichen Ton)

Still; ſeht die beiden ihre Klagen
Heraus ins ſanfte Mondlicht tragen.
Zieht Euch zurück. Wollt Ihr nicht ſtören,
So werden wir vielleicht was hören
Von Reden an den Mond verlauten,
Der Liebe wirklichen Vertrauten;
Dazu, iſt er auch taub und ſtumm,
Hat er das Privilegium.

(Ziehen ſich zurück.)

Die Lieb' will immer vom Liebchen ſagen
Und will nur ſelber antworten und fragen;
Drum wär' er nicht ſtumm, ſie ließen ihn ſchon,
Und wär' er nicht taub, lief' er ſelber davon.

Zehnter Auftritt

Vorige. Albrecht. Engeltraut. Beide kommen in Gedanken verſunken aus den Gärten nach den Häuſern zu.

Albrecht

Ich weiß nicht, was das werden ſoll;
Mein Herz iſt mir ſo übervoll! –

Engeltraut

Von dieſem Wogen in der Bruſt
Hab' ich noch nie, noch nie gewußt –

Albrecht

Die Unruh' läßt mich nimmer drin;
Ich weiß gar nicht mehr, wie ich bin –

Engeltraut

Das Freude bald, bald Angſten gibt –
Ich fürchte, ich bin gar verliebt.

Albrecht

Daß mich es drängt ohn' Ruh' und Raſt
An die zu denken, die mich haßt.

Engeltraut

Die Liebe, hört' ich, drängt und peinigt,
Bis ſich die Liebenden vereinigt
Für immer ſehn und allezeit; –
Das wär' für mich ein großes Leid –

Albrecht

O ſchöner Namen, Engeltraut,
Den ſel'gen Engeln angetraut –

Engeltraut

Müßt' ich ihn lieben, großer Gott,
Dem ich zum Hohne bin und Spott. –

Albrecht

Die mich ſo trüb' und elend macht –

Engeltraut
Der mich ſo kränket, ſo veracht't –
Albrecht
Es halten Engel bei dir Wacht.
Engeltraut
Du – du da drüben – gute Nacht.
(Beide ab.)

Elfter Auftritt

Die **Vorigen** ohne Albrecht und Engeltraut kommen wieder.

Hanns Frei
Wer blieb der Sieger in der Schlacht?
Pirkheimer
(ihm die Hand drückend)
Ihr habt ein Meiſterſtück gemacht.
Moskirch
Hanns Frei, das hätt' ich nicht gedacht.
Felicitas
Der letzte, der am beſten lacht.
Hanns Frei
Trompeten! Pauken! Sieg'sgeſchrei!
Felicitas
Jauchzt nicht zu früh, Hanns Frei! Hanns Frei!
Vorhang fällt.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug

Erſter Auftritt

Albrecht ſitzt malend in der Laube auf Pirkheimers Seite. Bald darauf in der auf Moskirchs **Engeltraut** ſichtbar.

Albrecht

Vom Fuß bis zu den vollen Lenden
Umwallt von faltigen Gewänden,
Und von der Hüft' im ſanften Zug
Einbeugend ſteiget bald genug
Anwachſend wieder dann mit Luſt
Der Rücken zierlich, voll die Bruſt,
Demütig ſtolz der Nacken auf
Zum ſchlanken Hals, dem Köpfchen drauf,
Auf deſſen jugendvollen Wangen
Sich Roſ' und Lilje froh umfangen,
In deſſen langbefranzte Augen
Sich Erd' und Himmel ſehnend tauchen.
(beſieht)
Ja, dieſem leiſ' erſchloſſ'nen Mund
Sind aller Engel Grüße kund! –
(malt weiter)
Nun von der Lippen Purpuroaſe
Steigt majeſtätiſch ſanft die Naſe
Bis zu der Stirne freiem Bogen,
Vom Gold der Locken ſchön umzogen,
Womit Natur als Heil'genſchein
Umſpann die Wölbung frei und rein. –

Ein Knäblein nun an ihre Bruſt,
Beſchaut mit frommer Mutterluſt,
Sie Liebe nur und nur Gewährung —
Des Weibes irdiſche Verklärung.
Und noch ein Krönlein obenhin,
Iſt's eine Himmelskönigin.

(er ſpringt auf)

O ſolch ein Kind! Solch eine Braut
Im ſel'gen Arm! — Ach, Engeltraut!
Ich kann mich nicht mehr ſelbſt belügen,
Ich fühl's, nach dieſen lieben Zügen
Drängt all mein Sein, mein Leben hin!
Ich fühl' es, daß ich elend bin,
Gebannt — und über dieſe Schranken
Hinüber fliehn — nur die Gedanken!

(malt fort)

Und Männer, Weiber tief gebückt
Die heil'ge Gegenwart entzückt.
So ſoll das Engelsantlitz ſtrahlen
Und lindern aller Herzen Qualen,
Die gläubig fromm und mit Vertraun
In ſeinen off'nen Himmel ſchaun;
Das ſüßeſt' Antlitz weiß und zart,
Davon ich ach! zum Kranken ward;
Das ſel'ge Lächeln um den Mund,
Davon ich ward zum Sterben wund;
Die reine Stirn — ſo mild gerötet,
Das ſüße Antlitz, das mich tötet.
Ach einzigſt' einz'ge Engeltraut —
Unſel'ger ich! warſt meine Braut.
Die Liljen all', die roten Roſen
Hab' ich ſo heftig fortgeſtoßen,
Daß an dem Dorn ich hängen blieb.
Wie hatt' ich doch mein Unglück lieb;

Wie war vom Wahnſinn ich beſeſſen —
Nun ſo geſtraft, wie ſonſt vermeſſen!

Zweiter Auftritt

Vorige. Hanns Frei zu Albrecht herein; legt ihm die Hand auf die Schulter; Albrecht bedeckt ſein Bild und wendet ſich überraſcht.

Hanns Frei
(betrachtet ihn achſelzuckend)
Nein, Vetter, ſagt mir, was Euch quält.
Ich ſeh' es, ſchon ſeit Tagen fehlt
Euch ganz die alte Heiterkeit.
Ob Ihr mir nicht zu fleißig ſeid?
Zeigt doch; was macht Ihr da? —
(nimmt das Bild, eh' Albrecht es hindern kann)
Ei ſchaut;
So leibt und lebt die Engeltraut.
(gleichgültig)
Wird nun doch wieder Eure Braut.

Albrecht
(ſich mühſam faſſend)
Wie ſo? —

Hanns Frei
Weil's um den neuen Plan
Mit Leblank und Sibyll' getan,
Wird wieder, wie ich hörte reden,
Der alt' an ſeine Stelle treten,
Ich meine: der mit Engeltraut.

Albrecht
(will gleichgültig ſcheinen)
Was ſagſt du, Frei? Sie meine Braut?

Hanns Frei
Nun freilich —

Albrecht
(beiſeit)
Jauchzen möcht' ich laut,
Und darf es mir nicht merken laſſen.

Hanns Frei
Du ſcheinſt noch immer ſie zu haſſen?

Albrecht
Du weißt es doch, ich mag ſie nicht —
Es müßte denn die Kindespflicht —

Hanns Frei
Nein, Freund, iſt's das — vertrau' auf mich;
Nein, eher opfr' ich mich für dich.
Du ſollſt doch ſagen, daß Hanns Frei
Ein treuer Freund auf Erden ſei.

Albrecht
Dich opfern? Nie geb' ich das zu.

Hanns Frei
Deswegen, Freundchen, bleib in Ruh'.
Das Opfer iſt nicht gar zu ſchwer.
Ich weiß, ich find' kein Mädchen mehr
So ſchön und von ſo ſanftem Mut.
Und überdies —
(vertraulich)
ſie ſcheint mir gut.

Albrecht
(erſchrocken)
Sie ſcheint — ?
(beiſeit)
Mir iſt mein ganzes Blut
Erſtarrt —

Hanns Frei
Du kennſt das Spiel mit Blicken —

Albrecht
Das Spiel – ?
(beiſeit)
Dies Spiel wird mich erſticken –
Im Schmerz –
Hanns Frei
Du kennſt das Händedrücken –
Albrecht
(beiſeit)
Das drückt mein Herz in blut'ge Stücken.
Frei! Frei! Laß du dich nicht berücken.
Sie lockt die Männer mit Gewalt,
Und ſind ſie heiß, dann iſt ſie kalt.
Hanns Frei
Siehſt du, das ſpricht der Haß aus dir.
Albrecht
(immer heftiger)
Nein, Vetter! Vetter! Glaub' du's mir.
Nein, Vetter! nein! ich duld' es nicht.
Siehſt du, ich wär' ein Böſewicht,
Ließ' ich dich taumeln ins Verderben –
(ſich vergeſſend)
Siehſt du denn nicht: ich müßte ſterben –
(ſich faſſend)
Nein doch – ich wollte ſterben lieber –
Hanns Frei
(beiſeit)
Ich glaub's, am eiferſücht'gen Fieber.
(geht)
Albrecht
(ihm nach)
Eh' ich unglücklich ſehe dich.
Nein, ſiehſt du, lieber opfr' ich mich.
Soll glücklich ſein durch deinen Schaden? –
Sieh, jetzo muß ich ſie heuraten.

Dritter Auftritt

Engeltraut
(erhebt ſich)

Ach einmal nur ganz dein zu ſein,
Ach einmal nur ſo dein, ſo dein,
So zwiſchen Sterben, zwiſchen Leben
Ein ſel'ger Engel hinzuſchweben.
Ach, Albrecht, ach! wie lieb' ich dich!
Ach, Albrecht, und du — haſſeſt mich.
Ich bin doch ſchön und bin doch jung
Und bin doch gut und reich genung,
Und fehlt mir auch an Klugheit nicht;
Was iſt's doch nur, was mir gebricht?
Und wär' ich häßlich immerhin,
Hundertmal ärmer, als ich bin,
Und nichts als ſeine Liebe mein,
Welch glücklich Mädchen wollt' ich ſein!
Ich war das ſprödſte, ſtolzſte Kind
Von allen, die in Nürnberg ſind,
Ich lachte aller, die da litten;
Jetzt könnt' ich ſelber knieend bitten;
So iſt mir aller Halt genommen —
So iſt mein Stolz zum Fall gekommen.
Wie manche hat durch ſchöne Haar',
Durch ſchöne Hände manche gar,
Durch helle Augen, zarte Wangen
Gefeſſelt eines Manns Verlangen.
Hab' alles das, was Liebe ſchafft,
Dazu den Wuchs untadelhaft;
Doch ſieht er nicht mal nach mir hin,
Sieht er ja nicht, wie hübſch ich bin;
Und kleid' ich mich ja noch ſo ſchön,
Was hilft mir's denn, will er's nicht ſehn?

Vierter Auftritt

Engeltraut. Felicitas.

Felicitas
(eilend)
Jetzt Baſe, wird es Ernſt fürwahr;
Ihr dauert mich, ihr armes Paar.
Engeltraut
Was für ein Paar?
Felicitas
Nun du –
Engeltraut
Und wer?
Felicitas
Der Albrecht –
Engeltraut
(außer ſich, was ſie zu bergen ſucht)
Da – da drüben der –
Wer ſagt denn das?
Felicitas
Ei nun die Alten.
Engeltraut
(beiſeit)
O Gott! wie muß ich an mich halten!
O Gott! o Gott!
Felicitas
(bedauernd, treuherzig)
Schau, Bäschen, ſchau –
Engeltraut
Bin ich nur einmal ſeine Frau,
Ich weiß, er muß mich lieb gewinnen! –
Felicitas
(wie vorhin)
Das Schrecken bringt dich ganz von Sinnen –

Engeltraut
(beiſeit)
Nun muß ich es nicht merken laſſen,
Daß ſich in Lieb' gewandt mein Haſſen,
Kann ſtill mich freuen am Gelingen,
Wenn ſie zu meinem Wunſch mich zwingen!
(ab)

Fünfter Auftritt

Felicitas, dann Hanns Frei, Pirkheimer mit Albrecht, Mostkirch mit Engeltraut.

Felicitas
Dort kommt er ja. Hanns Frei! Hanns Frei!
Nun kommt Ihr ſelber an die Reih',
Die Alten ſind mit mir im Bund,
Zu ſtrafen Euern Läſtermund!
Seid Ihr ein Rieſ' an Seel' und Leib?
Hier ſeid Ihr Mann, und ich bin Weib.

Albrecht
(zu Pirkheimer, mit dem und Hanns Frei er kommt)
Ja, Vater, ſehr hab' ich's bereut,
Will meine Beſſ'rung zeigen heut,
Will Euch fortan nie widerſtreben
Und freien, wen Ihr mir wollt geben,
Und ſollt' ſie mir zuwider ſein
Wie Gift — ich will nicht ſagen: Nein.
(gibt ihm die Hand)

Pirkheimer
(zu Frei)
Spitzbube du! ergibt ſich drein,
Daß er nach ſeinem Wunſch ſoll frein.
Und macht mit liſt'ger Reubezeigung

Noch ein Verdienſt aus ſeiner Neigung.
Doch ohne Strafe geht's nicht ab.
(Engeltraut und Moskirch treten auf.)

Moskirch

Du machſt mir Freude nun genung
Durch deine Sinnesänderung.

Engeltraut

Ich hab' Euch gar zu ſehr gekränkt,
Drum nehm' ich nun, wem Ihr mich ſchenkt,
Und wär' es gleich mein ärgſter Feind –

Moskirch
(gegen Felicitas)

Wir wiſſen, Jungfrau, wie Ihr's meint.

Pirkheimer
(zu Moskirch)

Gebacken ſind die Kuchen nun,
Geſchlachtet Rind und Gans und Huhn,
Und ſchade wär' es, käm' es um;
So iſt mein Rat, Herr Moskirch, drum,
Wir richten den Verlobungsſchmaus
Noch heut in Gottes Namen aus –

Moskirch

Ihr nehmt das Wort mir aus dem Mund –
Und ſchließen denn mit Gott den Bund.

Pirkheimer
(nimmt Albrecht bei der Hand)

So nimm denn, Albrecht, deine Braut –

Moskirch
(Engeltraut bei der Hand)

So nimm den Bräut'gam, Engeltraut,
Aus meiner Hand.

Pirkheimer

Die Baſe ſei
Dein glücklich Weib.

Moskirch

Kommt doch, Herr Frei.

(Pirkheimer legt Albrechts Hand in die Felicitas', Moskirch Engeltrauts in die Freis. Die kaum verhehlte Freude der Jungen verwandelt ſich in Schrecken; vor Schmerz vergeſſen ſie, ſich gegeneinander zu verſtellen und ſehen ſich voll Schmerz an.)

Engeltraut

(unwillkürlich)

Ach Albrecht! Albrecht!

Albrecht

(ebenſo)

Engeltraut!

(ſehen ſich ängſtlich zweifelnd an)

Engeltraut

Träum' ich?

Albrecht

Gilt mir der ſüße Laut.

(ſie nähern ſich einander)

Engeltraut

Gott! wär' es möglich –

Albrecht

Wär' es wahr?

Hanns Frei

In Eile hol' ich den Notar.

(ab)

Sechſter Auftritt

Vorige ohne Frei

Engeltraut

Er liebt mich! –

Albrecht

Was ich nimmerdar
Zu hoffen wagte!

Engeltraut
Großer Gott!

Albrecht
(ſtürzt vor ihr auf die Kniee)
Verzeihſt du mir denn all' den Spott?
Es hat mein Herz dabei geblutet;
Mir war es nicht wie Spott gemutet,
Mir tat es weher noch als dir.

Engeltraut
(knieet nieder zu ihm; ſie halten ſich bei beiden Händen zwiſchen Lachen und Weinen, ohne an etwas außer ſich zu denken)
Ach, guter Albrecht, ſage mir,
Daß du nicht zürnſt, daß ich bis jetzt
So oft und bitter dich verletzt.
Aus Schmerz und Kummer kränkt' ich dich,
Weil ich geglaubt, du haßteſt mich!

Albrecht
(nach kleiner Pauſe, in der ſie ſich in die Augen ſahen; lachend)
Nein! nein! ſo tolles Zeug zu machen!

Engeltraut
(lachend; die Reden Schlag auf Schlag; immer fröhlicher)
So ſehr — nun muß ich drüber lachen.

Albrecht
Vor Lieb' ſich immerdar zu zanken!

Engeltraut
So ungleich Worte und Gedanken!

Albrecht
Nein, höre doch —

Engeltraut
Nein, denke nur —

Albrecht
Die Gartentür' —

Engeltraut
Die Sonnenuhr —

Albrecht

Die Angſt –

Engeltraut

Die Scham –

Albrecht

Ach! und die Katze
Dazu –

Engeltraut

Das Täubchen – und die Ratze,
Dann mit Herrn Leblank –

Albrecht

Mit Sibyllen –

Engeltraut

Und ſeinem Kram –

Albrecht

Und ihren Grillen.

Engeltraut

(lachend und äußerſt froh)

Ach Albrecht –

(ſie kommt zur Beſinnung; ſehr traurig)

Albrecht!

Albrecht

(ebenſo)

Engeltraut!
Ach Gott; du biſt nun eine Braut.

(ſieht bekümmert auf)

Engeltraut

(faſt weinend)

Und du biſt nun ein Bräutigam;
Ach Gott! wie das ſo traurig kam.

(ſteht langſam trübſelig auf)

Großvater!

Albrecht

Vater!

Pirkheimer
(ſelbſt zwiſchen Rührung und Lachen)
Seid ihr zahm?
Albrecht
O laßt ſie mir, ſonſt muß ich ſterben!
Engeltraut
Nehmt ihr mir ihn, iſt's mein Verderben!
Moskirch
In Gottes Namen.
Pirkheimer
Habt euch denn!
Felicitas
(ſich zwiſchen ſie ſtellend)
Geduld! es gilt hier noch ein Wenn.
Pirkheimer
Wenn ihr wollt tun, was wir euch ſagen.
Engeltraut
So ſagt nur, was?
Albrecht
Könnt Ihr noch fragen?
Felicitas
Kommt Frei zurück, wird er erzählen –
Nie pflegt er etwas zu verhehlen,
Was ihm zum Lob gereichen kann –
Wie er das feine Fädchen ſpann,
Das eine Wette ihm gewann –
Allein ihr merkt nicht auf, ihr Diebe! –
(Sie tun ſehr aufmerkſam.)
Und euch zuſammen bracht' in Liebe.
Hat er's erzählt, zeigt alſobald
Gegen einander euch ganz kalt;
Nun ihr es ſäht, ihr wärt betrogen,
So wär' die ganze Lieb' verflogen;
Beſtändet drauf, daß dir der Frei

Verlobt und ich die Eure ſei.
Habt ihr's –

Albrecht

Ja –

Engeltraut

Ja –

Felicitas

So ſagt mir nun,
Was will ich denn, daß ihr ſollt tun?

Albrecht

(nachſinnend)
Was war's mit Euch doch und dem Frei?

Engeltraut

(ebenſo)
Ganz recht – daß er der Eure ſei –

Albrecht

Der Frei – hat eine Wette gewonnen –

Engeltraut

Und einen Faden hat er geſponnen –

Albrecht

Ganz recht – die Liebe ſei verflogen –

Engeltraut

Ganz recht – und einer ſei betrogen –
Wer war's denn nur? –

Albrecht

Und Engeltraut,
Die ſei nun meine ſüße Braut.

Felicitas

Ihr redet Dinge, daß mir graut.
Wollt ihr nicht, was ich ſage, faſſen,
So dürft ihr nur einander laſſen,
So iſt's mit euerm Glück vorbei.

Die Alten wollen, daß Hanns Frei –
Doch leiſe, denn ich hör' ihn kommen –
(Sie ſpricht leiſe mit den beiden.)

Albrecht

Ja doch –

Engeltraut

Ja –

Felicitas

's iſt nur euch zum Frommen.

Siebenter Auftritt

Vorige. Frei. Felicitas tritt ſchnell von dem jungen Paare hinweg.

Hanns Frei

Er wird nicht lange warten laſſen.
Und nun, wie ſteht's? Hat Frei das Haſſen,
Wie er verſprach, in Lieb' verkehrt?
Hat er euch, was er kann, gelehrt?
Ihr Herrn, ihr könnt nicht ſagen Nein;
Ich bin Hanns Frei, die Wett' iſt mein.
Ihr ſeid – und tragt es nur geduldig! –
Seid mir, was ich begehre, ſchuldig.
Ich könnte nun was Rechtes fangen,
Doch will ich Beſſers nicht verlangen
Als zwei paſſabel rote Wangen,
Nicht ſchöner, als man täglich ſah,
Nichts weiter als das Bäschen da.
's iſt freilich wahr, 's iſt nicht gar viel,
Doch käm' zu teuer ſonſt eu'r Spiel.
Auch iſt's dem Kinde angetan,
Tät ſich wohl gar ein Leides an;
's iſt nur, daß man vom Tod ſie rettet.

Albrecht

Laßt hören doch; Ihr habt gewettet?
Was war der Wette Gegenſtand?

Hanns Frei

Zwei Herzen, die von Haß entbrannt,
Sich ewig ſchienen abgewandt,
In wenig Tagen zu vereinen.
Unmöglich mußt' es jedem ſcheinen,
Eins von den größten Wunderdingen.
Und Einem konnt' es nur gelingen,
Hanns Frei nur konnte das vollbringen.
Und wie Hanns Frei es hat vollbracht,
Vernehmt und wie er's ausgedacht;
O der Gedank' iſt rieſengroß,
Zeigt einen Scharfſinn bodenlos.
Der Trotz war eures Weigerns Grund,
So trat ich mit dem Trotz in Bund,
Bekriegt' euch mit den eignen Waffen,
Euch ſelber Frieden zu verſchaffen.
Weil ihr euch ſolltet, ſolltet frein,
So floht ihr euch und ſagtet Nein.
Ich wußte, ſolltet ihr euch fliehn,
Das müßt' euch zu einander ziehn.
So wurde denn die Tür' geſchloſſen,
Eu'r Ohr mit Drohungen beſchoſſen,
Ihr ſolltet nicht einmal euch ſehn,
Damit es grade möcht' geſchehn.
Nun wett' ich mit den alten Herren,
Ihr würdet euch nicht lang mehr ſperren,
Und würdet ihr nicht Mann und Weib,
Wär' ich ihr Sklav' mit Seel' und Leib,
Den ſie, würd's nicht, wie ich verſprochen,
In Pech und Schwefel dürften kochen.
Ich konnte mehr verwetten noch;
Hanns Frei gewann die Wette doch.

Albrecht

So waren wir nur Euer Spiel,

Herr Frei, und Eures Witzes Ziel?
Wie konntet Ihr es aber wagen,
Ihr kluger Herr, das uns zu ſagen?
Mir habt Ihr keinen Dienſt getan.
Es war nun unſrer Väter Plan
Zur Reiſe friedlich ſo gekommen.
Ihr habt den Sieg Euch ſelbſt genommen.
Ihr habt aufs neu' den Trotz empört
Und das Gelingen ſelbſt geſtört.
Denn nun ich weiß, daß ich betrogen,
Iſt mir die Lieb' auch ganz verflogen.

Engeltraut

Das ging mit einem Zauber zu,
Wie ſchnell ich wiederfand die Ruh'!

Albrecht

Euch, Vater, halt' ich nun beim Wort,
Laß mich nicht gängeln fort und fort.
Laßt nur das Wort, das Ihr geſprochen,
Als braver Mann nun ungebrochen.
Laßt mir nur die Felicitas.

Hanns Frei

Zum Satan! iſt das Ernſt? iſt's Spaß?

Pirkheimer

Das habt Ihr klug, Herr Frei, begonnen;
Nun iſt die ganze Luſt zerronnen.

Moskirch

Die Wette haben wir gewonnen,
Doch ſag' ich Euch, mich freut es nicht.

Hanns Frei

(fängt an zu glauben)

Mich wen'ger noch, bei dieſem Licht!

Pirkheimer

Wißt Ihr, wem Ihr das ſchuldig ſeid?
Der übergroßen Eitelkeit.

Moskirch

So geht's mit ſolchem Übermut;
Ja, allzuhoch das fährt nicht gut.

Hanns Frei

(wild)

Wollt ihr mich mit Dreipfennigreden
Und mit Gevatterweisheit töten?
Zum Satan! mit ſo bill'gem Kauf
Geb' ich die Sache noch nicht auf.

(beiſeit)

Das Schlimmſt' von allem, was es gibt —
Ich merke nun: ich bin verliebt,
Und ärger, als ich ſagen mag —
Hanns Frei, pariert mir dieſen Schlag!
Der Feind von außen und von innen:
Was ſoll der Kommandant beginnen?
Nein, hört mal, kleine Baſe dort,
Und Ihr allein, Ihr ſprecht kein Wort.
Wie, ſchöne Muhme, ſeid Ihr ſtill?

Engeltraut

(leiſe)

Herr Frei, weil's Großvater ſo will —

Hanns Frei

(beiſeit)

Das drehte ſich, ſei's Gott geklagt.
Nun wird der Jäger ſelbſt gejagt.
Noch iſt in dieſer Nacht ein Licht.
Felicitas, die läßt mich nicht.
Felicitas, Ihr wollt ihn frei'n?
Aus Eurer Seele ruf' ich: Nein!

Felicitas

Man ſoll ſich ohne Widerſtreben
In Gottes Fügung ſtets ergeben.

Hanns Frei
(mit nachlaſſender Zuverſicht)
Zum Sa — Sie iſt damit zufrieden?

Felicitas
Ich nehm' es, wie es mir beſchieden.

Hanns Frei
Felicitas, denkt, was Ihr tut —
Geſteht's, Ihr ſeid doch mir nur gut.
Er nimmt Euch nur aus Trotz, aus Wut.
Felicitas, es wird dich reuen.

Felicitas
Ich will's geſtehen ohne Scheuen:
Nicht ungern hätt' ich Euch gefreit;
Doch lange währt kein ſolches Leid,
Dergleichen gibt ſich mit der Zeit.

Hanns Frei
(wird wieder mutiger)
Was willſt du mit dem zahmen Knaben?
Du mußt einen Soldaten haben;
Es ſteht dir auf der Stirn geſchrieben,
Du kannſt gar keinen andern lieben.
Kannſt du es leugnen, daß Hanns Frei
Expreß für dich geſchaffen ſei?
Und du, wozu biſt du gemacht,
Als mich zu ärgern Tag und Nacht?

Felicitas
Gewiß, Hanns Frei, zu meinem Glück
Ging Euer kluger Plan zurück.

Hanns Frei
(immer dringender und weicher)
Zu deinem Glück? das glaub' du nicht;
Glaub' du nur, was die Liebe ſpricht.

Felicitas
(ebenfalls ſehr ſanft)
Ihr habt an Euch gar manches Stück,
Was einer Frau von Euch kein Glück
Läßt hoffen, ja, was großes Leid
Der beſten ſelber prophezeit.

Hanns Frei
Siehſt, Bäschen, ich bin ja bereit –

Felicitas
Zum Beiſpiel: Euer Übermut;
Mit dem fährt Eure Frau nicht gut.

Hanns Frei
Fährt meine Frau – ſo ſoll er fahren
Zum Satanas und ſeinen Scharen,
Gibt ohnedies ſich mit den Jahren.

Felicitas
Doch Eure ſchlimmſte Eigenheit,
Daß Ihr ein Frau'nverächter ſeid.
Denn nur der bare Wahnſinn trachtet,
Um den zu ſein, der ihn verachtet.

Hanns Frei
Auch dieſe hab' ich nicht gepachtet.
Das wird ſich, Mühmchen, alles geben;
Wir gehn in einem neuen Leben!

Felicitas
Das ſagt Ihr; kennt man nicht Hanns Frei,
Glaubt man, daß es die Wahrheit ſei.

Hanns Frei
(kniend)
Siehſt du, mein Mühmchen, iſt's nicht wahr,
Sollſt du mich haſſen immerdar.

Felicitas
So weiß ich doch, wie ſchnöd und ſchlecht
Ihr denkt vom weiblichen Geſchlecht.

Ihr ſagtet neulich erſt, Herr Frei,
Daß mein Geſchlecht geſchaffen ſei
Dem Euern nur zum Schnabelwetzen –

Hanns Frei
(komiſch bereuend)
Ich widerrufe mit Entſetzen.

Felicitas
Und zur gelegentlichen Letzung –

Hanns Frei
Des Heil'gen frevelnde Verletzung.
Glaub' mir's, mein Mühmchen –
(Er ſieht Engeltraut und Albrecht in ſeinem Rücken koſen; beiſeit)
Donnerwetter!
Iſt das verflog'ne Liebe, Vetter?
Wie? habt ihr mich zum Hohn und Spott?
Iſt das Verſchwörung? ein Komplott?
Ihr ſollt nicht denken, daß Hanns Frei
Nicht klüger als ihr alle ſei.
(Er ſteht mit ſcheinbarer Reſignation auf.)
Ich ſeh', es hilft kein Widerſtreben;
Ich muß mich männlich drein ergeben.
(Geht mit ſeiner alten Munterkeit zu Engeltraut)
Nun kommt nur, meine kleine Braut,
Der Prieſter wartet, der uns traut.
Wir wollen nicht mit Plaudern, Träumen
Den kleinſten Augenblick verſäumen.
Es wär' – bei aller Liebe Schmerzen! –
Ein Kirchenraub an meinem Herzen.
(Indem er Engeltraut an der Hand nimmt, als woll' er ſie abführen, zu Felicitas, die wie alle die andern verdutzt dortſteht)
Ich wünſch' Euch alles Heil und Glück,
Muhme Braut, zu Euerm Meiſterſtück.

Pirkheimer
Was will der Tollkopf nur beginnen?

Moskirch
Wohin, Hanns Frei?
Felicitas
(erſchrocken)
Iſt er bei Sinnen?
(zu Hanns Frei; es ſoll ſcherzhaft klingen)
Hanns Frei, hab' ich zu viel getan?
Moskirch
Nehmt ſie zu Gnaden wieder an.
Pirkheimer
Nehmt nicht zu ernſt den kleinen Schwank.
Hanns Frei
(zu Felicitas)
Für Eure Güte meinen Dank.
(überaus ſanft und freundlich)
Ihr habt an Euch gar manches-Stück,
Was einem Mann von Euch kein Glück
Läßt hoffen, ja, was großes Leid
Dem Beſten ſelber prophezeit.
Zum Beiſpiel: Eure Eitelkeit –
(wendet ſich, um zu gehn)
Nein, wir verderben nur die Zeit.
Pirkheimer
Herr Frei –
Hanns Frei
(wendet ſich)
Was ſoll's?
Pirkheimer
Wo wollt Ihr hin?
Hanns Frei
(ſehr höflich, aber entſchloſſen)
Glaubt Ihr, daß ich der Mann nicht bin,
Zu wahren, was Ihr mir gegeben?
An Engeltraut ſetz' ich mein Leben;
Und wenn ihr alle ſchreit und tobt –

Iſt meine Braut, iſt mir verlobt.
Mein Plänchen war für Euch zu fein;
Es iſt gelungen — ſie iſt mein.

(geht wieder einige Schritte)

Albrecht

Iſt's denn ſein Ernſt?

Felicitas

(entgeiſtert)

Ich werde Stein.

Moskirch

Herr Frei, ſo hört —

(führt ihm die Felicitas zu, indem er ihm in den Weg tritt)

Hanns Frei

(höflich ausweichend)

Ihr müßt verzeihn.

(Er führt die Engeltraut vor, als wolle er auf der andern Seite mit ihr abgehn.)

Engeltraut

(ängſtlich bittend)

Herr Frei!

Albrecht

(ebenſo)

Hanns Frei!

Felicitas

(furchtſam, doch ſehr innig)

Hanns Frei —

(Er bleibt in der Mitte des Vorgrundes ſtehen, wendet ſich nach ihr um; ſie beginnt zu weinen, indem ſie die gefalteten Hände bittend zu ihm aufhebt wie ein Kind.)

Hanns Frei

(nach kleiner Pauſe)

Es ſei!

(Er wirft Engeltraut dem Albrecht zu, Felicitas fällt ihm in die geöffneten Arme; Pirkheimer und Moskirch zu beiden Seiten; er drückt Felicitas an ſich, dann mit komiſchem Pathos gegen alle die andern gewandt)

Betrügt noch einmal den Hanns Frei.

Ende des fünften Aufzuges.

Lesarten

1. Handschriften.

H: Von Otto Ludwig selbst geschrieben. Ein Heft in Folio in dunkelgraues Papier gebunden. Das Titelblatt: Hanns Frei, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Otto Ludwig aus Eisfeld, das auf der Rückseite das Personenverzeichnis enthält, ist nicht beziffert. Die Zählung der Seiten beginnt mit dem ersten Aufzug 1—118, Schluss des Stückes, dahinter noch zwei leere Blätter. Reinschrift, sehr gut leserlich, wie eben nur Otto Ludwigs Jugendhandschriften; auf jeder Seite ist ein handbreiter Rand freigelassen.

2. Drucke.

In Lebzeiten Otto Ludwigs ist das Lustspiel nicht gedruckt worden; es wurde zuerst von Adolf Stern veröffentlicht: Otto Ludwigs geſammelte Schriften. Dritter Band. Herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow 1891. S. 555—676 Stern hat den Text mit grosser Willkür behandelt, etwa 180 Verse ganz weggelassen, ohne dass man ein klares Grundgesetz für diese Weglassung zu erkennen vermag. Auch absichtsvoll gewählte altertümliche Formen, wie schon im Personenverzeichnis Nürenberg wurden von ihm getilgt. Alle späteren Drucke gehen auf Stern zurück, so auch der Abdruck in der von Adolf Bartels besorgten Ausgabe des Verlages Max Hesse in Leipzig. Kein späterer Herausgeber ist auf des Dichters eigene Handschrift zurückgegangen.

3. Entwürfe

nicht vorhanden.

4. Lesarten.

Natürlich ist unserem Texte des Dichters eigene Handschrift *H* zugrundegelegt, die Abweichungen Sterns *(St)* wurden im einzelnen verzeichnet.

275,2 Nürenberg] Nürnberg *St* 13 durch welche] durch die *St* 14, 15, 19 Türe] Tür *St* 14 breterne] bretterne *St* 20 die Zeit —] fehlt *St.*

Im folgenden bedeuten die kleinen Zahlen die Verse, nicht die Zeilen der einzelnen Seiten.

277,16 das Glück wär'] Apostroph fehlt *H*, nach V. 11 u. 13 offenbares Schreibversehen **278**,27—**279**,6 sind in *H* durch einen Bleistiftstrich am Rande, dessen Herkunft unbestimmbar, herausgehoben, sie fehlen bei *St* 280,7—12 fehlen bei *St* Bleistiftstriche am Rande heben in *H* die Verse 7—15 heraus 281,7—12 sind in *H* ebenfalls durch Bleistiftstriche angezeichnet 18 am Schlusse dieses Verses fehlt *H* jedes Satzzeichen; der Punkt bei *St* erscheint indes als zu starker Einschnitt 33 Lieb'] Apostroph fehlt *H*, Versehen, wie der sonstige Brauch z. B. 282,7 zeigt 282,11 ein Bleistiftkreuz am Rande *H* 283,1 zuſammenhalten] zuſammen halten *H* 284,20 *H* am Schlusse kein Satzzeichen 285,20 Wollt'] Apostroph fehlt *H*, Schreibversehen 286,24—287,1 fehlen bei *St*, doch ohne Zeichen in *H* 288,16 verſenkt bis] *St* u. Bartels: verſenkt, bis — das (unrichtige) Komma ist in *H* mit Bleistift nachgetragen 23 Knien] Knieen *H* 291 vor 5 Türe] Tür *St* 292,11, 12 zwischen diesen Versen hat *H* eine Schlangenlinie — [Pause?] 296,23—297,20 fehlen *St* 297 vor 19 Moskirch] Mosheim *H* 298,5 Nicht lang —] Gedankenstrich fehlt *H*, des Dichters Gepflogenheiten entsprechend von *St* eingefügt 299 Erſter Auftritt] fehlt *H* 304,17—305,8 in *H* durch Bleistiftstriche herausgehoben 305,6 Hielt'] Apostroph fehlt *H* 18 's iſt] S' iſt *H* 306,10 'rumgejagt] hrumgejagt *H* 307,13 wie 305,18 308,3—8 in *H* durch Bleistiftstriche herausgehoben 309,14 u. 15 wie 305,18 16 *H* am Schlusse des Verses kein Satzzeichen, bei *St* Punkt; das Beispiel von 308,20 und Ludwigs sonstiger Brauch fordern Strichpunkt 311,5, 7 bei Stern am Schlusse Punkt 312,13—16 fehlen bei *St*, in *H* keine anmerkenden Bleistiftstriche 313,21 mit keiner lang] ich von *St* eingesetzt 314,5 Tät'] Apostroph in *H* dunklere Tinte, wohl Verbesserung des fehlerhaften, leicht verwischten Apostrophs im vorhergehenden Verse bei Denkt 16—19, 24 u. 25 bei *St* weggelassen, kein Bleistiftzeichen in *H* 315,1 Hauſe, mein] Komma fehlt bei *St*; mein ist auf Schein zu beziehen 32 *H* am Schlusse Strichpunkt 33 am Schlusse Komma. Bei *St* umgestellt und, weil gerechtfertigt, hier beibehalten 316,4 Nach Prozente bei Bartels ein ganz ungerechtfertigtes Komma 317,1 Ei,] Komma fehlt *H* 319,12 ſah] ſah' *H* 322,11 ſpinnen,] Komma fehlt *H* 18 nicht,] desgl. 324,12 nein,] Komma fehlt *H* 328,5 reimt mit 10 332 *H* versehentlich zum zweiten Male: Fünfter Auftritt. Die falsche Zählung läuft fort bis zum neunten Auftritt (336), der durch erneutes Versehen zum zweiten Male als Siebenter Auftritt bezeichnet ist 335,12 reimloser Vers 347,5 u. 6 's iſt wahr] S' iſt wahr *H* 348 vor 7 und 349 vor 17 Hanns Frei] Nur: Frei *H* 349,11 u. 12 fehlen *St* 350,6 wurd'] verbessert aus wird *H* 11 Treibhaus] am Rande — im Texte Miſtbeet nicht gestrichen 15, 16 fehlen *St* 352,25—29 fehlen *St* 354,3 's iſt] S' iſt *H* 354,16 *H*: Ich hör' ſie ſchon auflachen laut] am Rande verbessert wie im Texte 354,21 ſpricht,] Komma fehlt *H* 356,19 *H*: Gebt her, gebt her; treibt keinen Scherz] am Rande Verbesserung wie im Texte 357,2 *H*: So gebt doch her, treibt keinen Spaß] am Rande

Verbesserung wie im Texte **357,8** reimloser Vers 11 's iſt] S' iſt *H* **360,20—23** fehlen *St* **361,2** Wetter!] *H*: grade, grad genug – grade gestrichen u. Wetter! mit dunklerer Tinte darübergeschrieben 3 geſchwind.] Punkt fehlt *H* 5 könnte] Bartels: könnt' 11 angſt] *H* ursprünglich: Angſt, verbessert in angſt, so *St*; Bartels wieder Angſt **364,8** *H* ursprünglich: Kein Handwerk, keine Profeſſion; die ersten zwei Worte gestrichen u. darüber geschrieben Nur ſag' ich's – der Tinte nach sofort bei der Reinschrift, da auch nach Permiſſion kein Komma **364,9—365,19** fehlen *St* **368** geſcheit] geſcheid *H* **369,13** Schwäher] Schwäger *H*, nach **281,22** u. **282,3** Schreibversehen **369,14, 15** 's iſt] S' iſt *H* 24—27 spätere Einfügung auf dem Rande **373,32** hatt'] so *H*, *St*: hat, Bartels hat' **377,15—30** fehlen *St* 27 mal] *H* ursprünglich einmal, ein gestrichen **384,17—386,2** fehlen *St*; dadurch ging der Reim zu **384,16** verloren **386,3** 's iſt] S' iſt *H*, ebenso 17 u. 21 **386,23—387,31** fehlen *St*, doch sind nur die Verse **387,7—31** mit Bleistift herausgehoben als zur Weglassung bestimmt **387,24** u. 25 in *H* ursprünglich umgestellt mit dem Anfangsworte So bei 24 **388,7**, 21 u. 22 fehlen *St*; in beiden Fällen geht ein Reim verloren **389,11** u. 12, ebenso 20 fehlen *St*. Bei 20 scheint der Abschreiber irre geworden zu sein durch Variante am Rande: Empor den Mut, ſie läßt mich nicht. Doch ist der Vers im Texte nicht gestrichen. Wieder geht ein Reim verloren **392,10** ein Komplott] *H* ursprünglich: iſt's Komplott. Vom Dichter selbst geändert.

Inhaltsverzeichnis

(Die mit * verſehenen Gedichte werden in dieſer Ausgabe zum erſtenmal veröffentlicht.)

I. **Kaiſer Oktavian.** Ein altes Gedicht in hundert Liedern [Fragment] 1831 1
Mit der Zeitenwoge ſchreitet 3
*Raſtend hier im grünen Walde 4
*In Terzinen, ſtolze Stanzen 4
*Vom hohen Römerthrone 5
*Im tiefſten Heiligtume 6
*Oktavian der Große 7
*Doch des Kaiſers Mutter wütet 7
*Wenn das Böſe iſt erſonnen 8
*Liebend hat er ſie umwunden 9
*Die Gattin ſieht mit Bangen 10
*Glocken hallen dumpf und ſchauernd 13
*Ich hab' dir nie verletzet 14
*So iſt ſie denn verlaſſen und alleine 16
*Sternlein blinken ſchweigend nieder 18
*Lang und weit iſt er geritten 19
*Doch das Kind in Räubers Klaue 19
Marzebille 20
Fides 21
II. **Jugendgedichte.** 1813—1833 23
Julius und Hannchen. Ballade 25
Beſcheid 28
*Lied vom gebrochenen Herzen. Fragment 29
*Ein Bächlein iſt das Menſchenherz 30
*Ach ewig fliehet, den das Glück geflohen 31
*Der Lenz bringt neue Blumen 31
*An die Erinnerung 31
Der junge Dichter 31
*Kommſt du Sommer nie denn wieder 36

*Wie ſang ich ſonſt oft von Liebe . . . 37
*Still gab im Tale des Bächleins Flut . . . 37
*Fragment zu einer Widmung gehörig . . . 37
Freias Klage. Fragment . . . 38
*Treu Aörik. Fragment . . . 38
Der treue Jagdbub. Ballade . . . 39
*An Siona, da ſie zum Abendmahl gegangen war . . . 42
*Die Kapelle der Liebenden. Fragment . . . 43
*Fragmente . . . 43
Wie Schäflein ohne Wanken . . . 43
Wenn das Alphorn klinget . . . 43
Alte Liebe (Volkslied aus dem Singſpiel „Die Köhlerin“) . . . 44
Lidas Lied (Aus dem Märchen „Libuſſa“) . . . 45
Stirnas Geſang (Aus dem Märchen „Libuſſa“) . . . 47
Der Hypochonder . . . 48
Lied an den Mond . . . 50
Liebesahnung . . . 51
*Das Rittermahl Herrn Florentii . . . 53
Liebe (Die erſte Strophe aus einem Volksliede) . . . 55
Troſt . . . 56
Drei Mägdlein . . . 58
Beſcheid . . . 59
Frühlingstrunkenheit . . . 59
Klage . . . 61
Alternative . . . 62
Der Beſuch . . . 63
Winterlieder . . . 64
I. Ha! Wie rennt's und eilt's da draußen . . . 64
II. War in der Kirche, ſuchte Ruh'. . . . 65
Wiegenlied . . . 66
Des Herzens Winterſchlaf . . . 68
III. Gedichte. Frühjahr 1834 bis Frühjahr 1840 . . . 71
(Aus der Oper: „Der Liederkönig“) . . . 73
Lied der Auswanderer nach Amerika . . . 73
*Zu dem Lehrgedicht: „Polyhymnia“ . . . 75
*[Fragment einer Don-Juan-Ballade] . . . 76
*Arie [Aus der Oper „Die Köhlerin“] . . . 77
Der böſe Fleck. Ballade . . . 78
Abendopfer . . . 80
√Der Menſch und das Leben . . . 81
Das Lied . . . 83

Des Kranken Ungeduld . . . 84
Stimmen der Mahnung . . . 87
  I. Was wird geſchehen? Was vergangen! . . . 87
  II. Was willſt du, töricht Sehnen, in die Ferne . . . 88
[König Hjadrinjavig] [Fragment] . . . 89
Des Knaben Lied . . . 91
Treu Kätchen . . . 92
*Die Zigeunerin. Ballade . . . 93
Margareta . . . 96
Der Venusberg. Romanze . . . 96
Zu ſtille Liebe . . . 100
IV. Gedichte. Frühjahr 1840 bis Frühjahr 1844 . . . 103
*Wie die Roſen lieblich prangen . . . 105
*Liebe . . . 105
*Du ſiehſt nicht her – und ich ſeh' hin . . . 105
Die Abrede . . . 160
(Aus dem „Engel von Augsburg") . . . 107
Das zerbrochene Herz . . . 108
Der wandernde Muſikant . . . 111
Der Oſtermorgen . . . 114
Lied des Mädchens . . . 115
Langer Sommerregen . . . 116
Der Städterin Wunſch . . . 117
Falſcher Liebe Lohn . . . 118
Der Verurteilte . . . 119
Des Knaben Abenteuer . . . 120
Zöllner, Sünder . . . 122
An das Fräulein Bauer [als Widmung des „Hanns Frei"] . . . 122
*Sterben, Begraben . . . 123
Roſen und Lilien . . . 123
Tod im Berufe . . . 124
Die Kindesmörderin . . . 124
Verſchiedenes . . . 126
  Warum ob Vergangnem grübeln? . . . 126
  Einen hatt' ich gemacht . . . 126
  Macht' ich klug das? Macht' ich's dumm? . . . 127
  Wieder in des Mißmuts Schlingen? . . . 127
  Ach! es windet nie dein Lauf, Herz . . . 127
  Oh, ſuche nie dein Glück . . . 127
V. Buſchlieder. Sommer und Herbſt 1844 . . . 129
Beim Landſchaftern . . . 131

Die Gäſeriche 131
Blauer Himmel, kühne Felſenhänge 132
Jetzo hab ich dich, Natur 133
Durch den Grund 134
Aber der fremde Vogel fliegt 134
*Liebe, Liebe, laß mir Ruh'! 135
Nur du und ich 136
Voll Neid ſchauſt du, wie's wohlgemut 138
Sie denkt 139
Es fragte dich die Tante 139
*Wenn ich als Kind ſo fand 139
*War um die Kirch' gegangen 140
*Einen Anker tuſt du auf Vaters Gruft 141
*Nun liegt ſie, die Glieder 141
*Dichte immer wieder 142
*Hab' von poet'ſchem Triebe 142
*Frage tauſendmal 142
Biſt du's? 142
So reich! 143
Schmachtend krümmt ſich das Laub 143
Es ſteht in ſtiller dunkler Nacht 144
VI. Gedichte. Frühjahr 1844 bis Frühjahr 1848 147
Der Wanderer 149
Das Lied von der Bernauerin 150
VII. Politiſche Gedichte des Jahres 1848 153
Die erſte Lerche 1848 155
Wie biſt du doch verachtet 156
Der Schütze in Leipzig 1845 158
*Zechergruß an die Münchner 160
O Deutſchland! Deutſchland! Vaterland! 160
VIII. Gedichte. 1848—1865 163
Eduard Devrient ins Album 165
IX. Gedichte zweifelhafter Entſtehungszeit 167
An Urania 169
  Laß mich bleiben nur und ſchauen 169
  Mädchen! Hat es Gott geduldet 169
Vögleins Auferſtehung 170
Liebesruf 171
Die Wiederkehr 172
Frühlingsahnung 173
✓ Zerknirſchung 173

Avancer 174
Jetzt ſenke erdwärts den Flug 176
Unbelauſchte Schönheit 176
Reines Herz 177
Wenn die güldnen Sternlein 178
An manche neuere Dichter 179
Guter Rat 179
Deutſchlands Einheit 180
Todesahnung 180
Der Kranke 182
Lesarten und Entwürfe 185
Hanns Frei. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen 273
Lesarten und Entwürfe 395

Verzeichnis der Überſchriften und Anfänge in alphabetiſcher Folge

Abendopfer 80
Aber der fremde Vogel fliegt 134
Ach! es windet nie dein Lauf, Herz 127
Ach ewig fliehet, den das Glück geflohen 31
Ach was treibt Euch doch zu meiden 96
Ach, wenn mein Schatz ſollt' denken 119
Ade, ihr Lieben, und nun macht 73
Als Florenz war ein Ritter geworden 53
Alte Liebe 44
Alternative 62
An das Fräulein Bauer 122
An die Erinnerung 31
An manche neuere Dichter 178
An Siona, da ſie zum Abendmahl gegangen war 42
An Urania 169
Arie 77
Auf bunten Blumenmatten 136
Auf den Winden möcht' ich reiten 84
Auf fernem Eiland holt er ſie ein 89
Auf, ihr zarten, ſtill verſchämten Blicke 173
Aus allen Himmelſfenſtern fließet 116
(Aus dem „Engel von Augsburg") 107
Aus dem Lande, wo die Engel wohnen 31

(Aus der Oper „Der Liederkönig“) 73
Avancer 174
Beim Landſchaftern 131
Beſcheid (Das Röslein entzückt) 59
Beſcheid (Sag mir's, ſprach die Schöne) 28
Biſt du das Weib, wie's die Natur 142
Biſt du's 142
Biſt du wieder aufgeblüht 50
Blauer Himmel, kühne Felſenhänge 132
Buſchlieder 129
Das Lied 83
Das Lied von der Bernauerin 150
Das Rittermahl Herrn Florentii 53
Das Röslein entzückt 59
Das zerbrochene Herz 108
Da unter der Linde 124
Der Beſuch 63
Der bleiche Junker ſteigt vom Pferd 78
Der böſe Fleck 78
Der fromme König Abel erlitt viel Ungemach 39
Der Götterhauch! Der Sturmesdrang 31
Der Hypochonder 48
Der junge Dichter 31
Der Kranke 181
Der Lenz bringt neue Blumen 31
Der Menſch und das Leben 81
Der Oſtermorgen 114
Der Oſtermorgen lächelt 114
Der Schütze in Leipzig 158
Der Städterin Wunſch 117
Der treue Jagdbub' 39
Der Venusberg 96
Der Verurteilte 119
Der Wanderer 149
Der wandernde Muſikant 111
Des Herzens Winterſchlaf 68
Des Knaben Abenteuer 120
Des Knaben Lied 91
Des Kranken Ungeduld 84
Deutſchlands Einheit 178
Dichte immer wieder 142

Die Abrede 106
Die Bayern ſind brave Leute 160
Die beiden in adliger Wappenzier 43
Die erſte Lerche 1848 155
Die Gäſeriche 131
Die Gattin ſieht mit Bangen 10
Die Kapelle der Liebenden 43
Die Kindesmörderin 124
Die Sprach' iſt ein Markt 83
Die Wiederkehr 172
Die Zigeunerin 93
Doch das Kind in Räubers Klaue 19
Doch des Kaiſers Mutter wütet 7
Draußen im Winterſchein 25
Drei Mägdlein 58
Drei Mägdlein ſaßen 58
Drei Stufen hinauf und drei Schritt zu der Tür 106
Du ſeltſam Herz, was pochſt du ſo 51
Du ſiehſt nicht her — und ich ſeh' hin 105
Du ſtandſt im goldnen Abendſchein 174
Durch den Grund 134
Eduard Devrient ins Album 165
Ein Bächlein iſt das Menſchenherz 30
Ein Blatt Papier iſt wenig wert 122
Einen Anker tuſt du auf Vaters Gruft 141
Einen hatt' ich gemacht 126
Ein Hüttchen ſteht im Odenwald 56
Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein 117
Ein reicher Wechſler kam heran 44
Ein Vöglein rang in letzter Not 170
Ein Wand'rer ſchreitet durch den Wald 149
Es fragte dich die Tante 139
Es geht mir alles quer 48
Es hatt' ein Knab' zwei Mädchen ſchön 107
Es klingen die Geigen vom Herrenhaus 93
Es ſcheint die Morgenſonne 111
Es ſteht in ſtiller dunkler Nacht 144
Es windet zwiſchen Hügeln 131
Falſcher Liebe Lohn 111
Fides 21
Frage tauſendmal 142

Fragment zu einer Widmung gehörig 37
[Fragment einer Don Juan-Ballade] 76
Fragmente 43
Freias Klage 38
Freundliche Stille 91
Frühlingsahnung 173
Frühlingstrunkenheit 59
Geſtern ruht' ich an der Quelle 62
Ging ich durch das alte Tor 122
Glocken hallen dumpf und ſchauernd 13
Gott grüß' Euch, feines Jungfräulein 120
Guter Rat 178
Ha wie rennt's und eilt's da draußen 64
Hab' dich wohl früher ſchon gekannt 123
Hab' von poet'ſchem Triebe 142
Hohe Göttin du mit Mond und Sternen 80
Hörſt du wohl im grünen Dunkel 179
Ich alter deutſcher Kaiſer 178
Ich gehe ſinnend und träumend 59
Ich ging im nächt'gen Schweigen 108
Ich hab' dir nie verletzet 14
Ich kam aus fernen Landen 172
Ich lag im Schmerzenstriebe 63
Ich weiß nicht mehr zu raten 150
Im dunkeln Forſt, da wo in Rieſenzweigen 38
Im tiefſten Heiligtume 6
In Leipzig auf dem Markt 158
In Terzinen, ſtolze Stanzen 4
Jetzo hab' ich dich, Natur 133
Jetzt ſenke erdwärts den Flug 176
Julius und Hannchen 25
Kaiſer Oktavian 1
Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben 173
Klage 61
Kommſt du Sommer nie denn wieder 36
[König Hyadrinjavig] 89
Lang und weit iſt er geritten 19
Langer Sommerregen 116
Laß mich bleiben nur und ſchauen 169
Leiſer auf den Hügel 29
Lidas Lied 45

Liebe (Oh, wie iſt's möglich dann) . . . 55
Liebe (Sieh' in der kleinſten Erdenritze) . . . 105
Liebe, Liebe, laß mir Ruh' . . . 135
Liebend hat er ſie umwunden . . . 9
Liebesahnung . . . 51
Liebesruf . . . 171
Lied an den Mond . . . 50
Lied der Auswanderer nach Amerika . . . 73
Lied des Mädchens . . . 115
Lied vom gebrochenen Herzen . . . 29
Luiſe ſitzt im ſtillen Gemach . . . 77
Macht' ich klug das? Macht' ich's dumm . . . 127
Mädchen! Hat es Gott geduldet . . . 169
Margareta . . . 96
Marzebille . . . 20
Mein Freund, fehlt dir die rechte Kunſt . . . 178
Menſch, du armer . . . 81
Mit der Zeitenwoge ſchreitet . . . 3
Nun liegt ſie, die Glieder . . . 141
Nur du und ich . . . 136
O Deutſchland! Deutſchland! Vaterland . . . 160
O Lindenbaum, du treuer . . . 61
O Tochter, wie biſt du ſo ſtill und trüb . . . 118
O fließet, Tränen, goldne, morgenhelle . . . 38
Oh, laß mir deine Hände . . . 21
Oh, ſprecht mir nicht vom Sterben . . . 123
Oh, ſuche nie dein Glück . . . 127
Oh, wie iſt's möglich dann . . . 55
Oktavian der Große . . . 7
Raſtend hier in grünem Walde . . . 4
Reines Herz . . . 177
Roſen und Lilien . . . 123
Sag' mir, ſo ſprach die Spröde . . . 28
Schauſt du mir ſo innig . . . 115
Schlummere lind . . . 66
Schmachtend krümmt ſich das Laub . . . 143
Schmachtendes drängendes Sehnen . . . 96
Schön wie das Veilchen, das ſich ſchamhaft birgt . . . 176
Selig, dem . . . 177
Sie denkt . . . 139
Sieh, in der kleinſten Erdenritze . . . 105

Siehſt du, ich muß die Augen ſenken 139
Sitz' ich zeichnend unter Bäumen 131
So entfliehend durch die Nacht den Schergen 76
So iſt ſie denn verlaſſen und alleine 16
So reich! 143
Sterben, Begraben 123
Sternlein blinken ſchweigend nieder 18
Still gab im Tale des Bächleins Flut 37
Stimmen der Mahnung 87
Stirnas Geſang 47
Tauch herauf, du Feenauge 171
Tod im Berufe 124
Todesahnung 179
Treu Asrik 38
Treu Kätchen 92
Troſt 56
Unbelauſchte Schönheit 176
Und ein Held 75
Und Scharen ſeh' ich wallen zu dem Dom 37
Und ſo zieh' ich immer weiter 47
Und wart ihr in Augsburg? und habt ihr geſehen 92
Verſchiedenes 126
Vögleins Auferſtehung 170
Voll Neid ſchauſt du, wie's wohlgemut 138
Vom hohen Römerthrone 5
War in der Kirche, ſuchte Ruh' 65
War um die Kirch' gegangen 140
Warum ob Vergangnem grübeln 126
Was willſt du, töricht' Sehnen, in die Ferne 88
Was wird geſchehen! Was vergangen 87
Wellenmurmeln 45
Wem Edles ſoll gelingen 165
Wenn das Alphorn klinget 43
Wenn das Böſe iſt erſonnen 8
Wenn die güldnen Sternlein 178
Wenn ich als Kind ſo fand 139
Werbet Männer doch, bei Chriſt 178
Wer ſtehet noch an meinem öden Lager 181
Wie biſt du doch ſo eigen 68
Wie biſt du doch verachtet 156
Wie die Roſen lieblich prangen 105

Wie ich dich ſah im Perlgeſchmeid' der Tränen 42
Wie iſt's ſo ſonnig doch dadraus 155
Wie ruht ſich's doch an deiner Bruſt 143
Wie ſang ich ſonſt oft von Liebe 37
Wie Schäflein ohne Wanken 43
Wie trüb iſt mir zu Sinne 20
Wieder in des Mißmuts Schlingen 127
Wieder ſitz' ich an der Quelle 73
Wiegenlied 66
Winterlieder 64
Wo iſt die rote Roſ' im Gartenland 124
Zechergruß an die Münchner 160
Zerknirſchung 173
Zöllner, Sünder 122
Zu dem Lehrgedicht: „Polyhymnia" 75
Zu ſtille Liebe 100
Zwei liebten ſich und wollten ſich's nicht ſagen 100

Gedruckt bei Mänicke und Jahn in Rudolſtadt. Gebunden bei
Hübel und Denck in Leipzig. Buchausſtattung von Paul Renner.
Einhundert Exemplare wurden auf van Gelder Bütten abgezogen
und in der Preſſe numeriert.

Otto Ludwig / Werke / Fünfter Band

Die Torgauer Heide / Die Rechte des Herzens
Das Fräulein von Scuderi / Die Pfarrroſe

Otto Ludwig
Sämtliche Werke

unter Mitwirkung des
Goethe- und Schiller-Archivs
in Verbindung mit
Hans Heinrich Borcherdt, Conrad Höfer, Julius Peterſen,
Expeditus Schmidt, Oskar Walzel
herausgegeben von
Paul Merker

71, 3139

Fünfter Band

1 · 9 · 2 · 2

Verlegt bei Georg Müller in München

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Otto Ludwig

Die Torgauer Heide / Die Rechte des Herzens
Das Fräulein von Scuderi / Die Pfarrroſe

herausgegeben

von

Expeditus Schmidt

1 · 9 · 2 · 2

Verlegt bei Georg Müller in München

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Einleitung

Der vorliegende Band enthält die abgeſchloſſenen dramatiſchen Arbeiten Otto Ludwigs, die vor dem Erbförſter liegen, jedoch mit Ausſchluß der Bearbeitung des Agnes-Bernauer-Stoffes, die im Zuſammenhange mit den ſpäteren Arbeiten, die dieſem Stoffe galten, zu behandeln ſind. Der Hanns Frei, der eigentlich hierher gehört, wurde lediglich aus Raumgründen dem vorigen Bande zugewieſen.

Als Otto Ludwig im Jahre 1840 zu der Erkenntnis kam: Mir genügt das Vage der Muſik nicht mehr, Geſtalten muß ich haben, warf er ſich mit wahrem Feuereifer auf das dramatiſche Schaffen. Die Pläne ſchoſſen ihm in Fülle auf, und er arbeitete mitunter an drei oder vier oder noch mehr ganz verſchiedenen Stoffen nebeneinander, von denen bald dieſer bald jener ihn ſtärker anzog; in einem Briefe an ſeinen Freund Ambrunn (Meißen, 31. Okt. 1846) zählt er eine ganze Reihe auf: „neben meinem Engel [von Augsburg], der dieſen November noch vom Stapel gehen wird, hab' ich noch eine ganze Schar von Stücken in der Arbeit: Wilm Berndt, Alfred [der Große], Sandwirth Hofer, Die neue Makkabäerin, Cromwell, Columbus, Armin, Herzog von Geldern u. Charlotte Stieglitz – außer den ſchon früher entworfenen". Von den Hoffnungen, die er daran knüpfte, berichtet ein Brief an ſeinen Onkel Chriſtian Otto in Eisfeld: „Auf das Drama habe ich große Hoffnung geſetzt; von allen Seiten beginnt man es zu fördern und in ſeine alten Rechte ein[zu]ſetzen, wozu vornehmlich die Verdorbenheit der Oper Anlaß ſein mag. Auch das Publicum ſcheint ſich neu dafür zu intereſſieren, es könnte ſein, daß die Zeit wiederkäme, wo die Oper beim gebildeten Publikum in den Hintergrund tritt. Die Zeit iſt moraliſch, ich glaube, durch die Oper mit, geſunken; alle Welt erkennt die Zweckmäßigkeit der Lehre und des Wirkens der Moral von der Bühne. Solche Zeiten ſind gut, das Talent erkennen und würdigen zu laſſen. Deßhalb habe ich die Hälfte meiner Zeit dem Studium und praktiſchen Verſuchen in dieſem Fache gewidmet. Eine Kunſt, die jung wieder aufſteht, trägt auch ihre Prieſter höher und kräftiger hervor, denn die Bewegung iſt die Mutter des Werdens."

Dieſe Briefſtelle iſt nicht nur bezeichnend für ſeine Hoffnungen, ſondern auch für die Sonderart ſeines Schaffens: die Hälfte ſeiner Zeit hat er dem Studium und praktiſchen Verſuchen in dieſem Fache gewidmet. Schon hier ſehen wir den Mann der Shakeſpeare-Studien im Keime. Und ſtudiert hat er immer neben dem dichteriſchen Schaffen all die Jahre hindurch. Am 19. Febr. 1847 ſchreibt er an ſeine Braut: „. . . daß ich immer klarer werde, wie ein Schauſpiel beſchaffen ſein muß und daß ich zum Theaterpoeten geboren bin. Jetzt ſtudier' ich und excerpiere bereits ſeit einer Woche die dahergehörenden Artikel im Converſationslexikon, das denn doch ein prächtig Werk iſt u. das ich mir früher hätte anſchaffen ſollen, wodurch ich Jahre erſpart hätte". Im März des gleichen Jahres erſcheint neben dem Converſationslexikon doch auch das Anſchauen des Theaters als Mittel ihn zu fördern: „Ich ſehe nun recht gut, daß ich, ohne das letztere namentlich, nicht allein der theatraliſchen Wirkung in meinen Stücken nicht näher gekommen wäre, ſondern mich im Gegentheil immer weiter davon entfernt haben würde. Das zeigte ſich auch an meinen Stücken, deren erſtes am theatraliſchſten u. jedes folgende immer weniger theatraliſch gerathen war. Freilich hätte mir auch der Theaterbeſuch ohne das Converſationslexikon weit weniger genützt. Bis jetzt bin ich hinter zahlreiche Handwerkskniffe gekommen u. meine Erfahrung wächſt noch immer mit Rieſenſchritten."

Welches Stück er mit dieſem erſten gemeint, das „am theatraliſchſten" war, wird ſich ſchwer feſtſtellen laſſen; in den Briefen der Jahre 1843 und 44 erſcheinen „Der Engel von Augsburg" und „Hanns Frei" meiſt nebeneinander, werden auch meiſt mitſammen an verſchiedene Leute geſchickt, wie an Laube und Tieck (nach Briefentwürfen im Kalender 1843) und ſpäter an Wetzſtein (etwa Jan. 1844). Jedenfalls waren beide im Jahre 1843 abgeſchloſſen. Hatte er zum Hanns Frei nicht ganz einen Monat gebraucht, ſo koſteten die ſpäteren Arbeiten immer mehr Zeit, weil er immer eingehender ſtudierte — und was? Die Geſtalten. Hier liegt jener grundlegende Unterſchied Hebbel gegenüber, mit dem er, ſchon wegen des gemeinſamen Geburtsjahrs immer wieder zuſammengeſtellt wird. In dieſer erſten Zeit hat Hebbel ſicher gar nicht auf ihn eingewirkt, von dem ja erſt weniges bekannt war. Nach der Idee, die dem Dithmarſcher immer vorſchwebte, hat Otto Ludwig nie gefragt, immer nur nach der Naturwahrheit. Schon am 2. Mai 1840 ſchrieb er an Schaller: „Die Poeſie iſt der Muſik voraus; ſie iſt ſchon wieder auf dem Heimweg zur Natur, von der die Muſik ſich noch entfernt.“ Und in den Entwürfen zum letzten der hier vereinigten Dramen, der Pfarrroſe, hält er ſich immer vor Augen: „Die größtmögliche Individualität und Naturwahrheit!“ Er ging mit vollem Bewußtſein eigene und neue Wege, darum iſt es auch ziemlich müßig darüber nachzuforſchen, an wen er ſich angelehnt. Gewiß nahm er Stoffe und auch manche Gedanken, die ſich ihm als Lehrfrüchte boten, mehr oder minder bewußt auf — bei den Worten, womit Eugenie den zweiten Aufzug anhebt (S. 50), wird ſich mancher an Kleiſt erinnern: „Ihr Götter, eine Bruſt her, dran zu weinen!“ — und wird doch die ganze Geſtalt Eugeniens darum nicht im geringſten kleiſtiſch finden. Und auf die Geſtalten kam es unſerm Dichter an — mehr als jedem anderen vor ihm, ja, mehr als gut war. Er hat es gelegentlich ſelber empfunden. In einem Briefentwurfe, der an Devrient gerichtet war, als er deſſen Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt geleſen, knüpft er an deſſen Ausführungen im 2. Bande über Molière und Shakeſpeare an, deren große künſtleriſche Vollendung ſich daraus erkläre, daß ſie alle ihre Geſtalten als Schauſpieler und aus der Kunſt des Bühnenmenſchen heraus erſchauten und ſchufen, und ſagt: „Es iſt wirklich dieſe drängende Bewegung des Bühnenmenſchen, die mich zum Dichten zwingt. Und ich habe auch zu meinen Figuren keinen anderen Carton als eine im Äußeren zuweilen faſt lächerlich bis ins Einzelnſte beſtimmte Perſönlichkeit, und eh' ich dieſe Figuren ganz fertig ausgeprägt in mir habe, kann ich mir gar nicht denken, wie ich nur eine Zeile niederſchreiben ſollte. Und das iſt denn nun die Hauptſache, warum ich die Einſamkeit ſuche, in der ich nie einſam bin. Ich kann mich nicht fragen: was würde ſo einer an ſo einer Stelle tun? und dergleichen, ſondern ich muß alles innerlich ſpielen, indem ich bald in der, bald in der andern Maske ſtecke und aus dem Zwang der Geſichts- und Gliederſtellung und des zu der Maske gehörenden eigentümlichen Geberdenſpiels heraus ſchreibe was freilich entſetzlich abmattet. Das iſt auch der Grund, weshalb ich keinen vernünftigen Plan zuwege bringe und die Harmonie des Ganzen immer durch das Sichgeltendmachen der einzelnen Figuren, ja ſogar der Nebenfiguren geſtört wird."

Dieſen Worten herber Selbſterkenntnis iſt eigentlich nichts mehr beizufügen – faſt alle ſeine Arbeiten, hier beſonders das Fräulein von Scuderi und die Pfarrroſe beweiſen es ebenſo wie der Erbförſter und ſpäter die Makkabäer. Die Geſtalten ſind ihm wichtiger als der Plan, der ſich, indes er an jenen boſſelt, immer wieder verſchiebt und wandelt und ſchließlich irgendwo bricht und mühſam wieder zuſammengefügt werden muß. Das iſt der Dramatiker Otto Ludwig in der unerreichten Lebensechtheit ſeiner Geſtalten und in der Unſicherheit ſeiner Pläne. Um dies zu überwinden, fehlte ihm freilich eine Gabe, die ſeinem Altersgenoſſen Hebbel ſo überreichlich zuteil geworden – er ſagt ſelber in einem Briefe an ſeinen Freund Schaller vom 2./3. März 1840, alſo zu einer Zeit, als er ſchwerlich viel von Hebbel wiſſen konnte: „Nun aber will's mein Schickſal; ich ſehe recht gut ein, daß ich's nie auf einen grünen Zweig bringen werde. Hätt' ich nur ein bischen mehr Eitelkeit, eine Meſſerſpitze mehr Eigenliebe (die Arznei aus dieſem Recept heißt Selbſtvertrauen), ſo wäre mir geholfen."

I. Hanns Frei

Das Luſtſpiel iſt eine der erſten dramatiſchen Arbeiten Otto Ludwigs, einer jener „praktiſchen Verſuche“, wovon er im erwähnten Briefe an Chriſtian Otto ſpricht. Entſtanden iſt es im Jahre 1843, die genaue Zeit läßt ſich nicht mehr feſtſtellen. In einem, in Cordelias Abſchrift erhaltenem Briefentwurf an Wetzſtein, der im Kalender 1843 ſteht und vermutlich aus dem Januar 1844 ſtammt, berichtet er, er habe „ſeinen Engel“ [von Augsburg] „nebſt einem Luſtſpiel in Reimpaaren à la Hanns Sachs an Tieck geſchickt, in welchem ich verſuchte, ein rein deutſches Luſtſpiel zu ermöglichen, worin keins von den Motiven, die unſere Luſtſpieldichter von den Franzoſen, Italiänern, Engländern u. dem Dänen Holberg geliehen u. immer noch leihen, ſondern mir [nur?] aus der deutſchen Natur organiſch hervorgegangen u. welches zugleich ein poetiſches zu nennen wäre, in welchem nur Licht und kein Schatten. Ich habe mich vielleicht zu leichtſinnig an dieſe Aufgabe gemacht, die Schiller für die größte in der Poeſie hält; aber das poetiſche Komiſche muß einen gewiſſen Duft haben, der durch langes Daranherumpfoteln verwiſcht wird; es ſchien mir, daß dieſe Aufgabe mehr durch das Naturell als durch kritiſch bewußtes Wollen gelöſt werden könne; daher nahm ich mir vor, nicht länger als höchſtens einen Monat daran zu handthieren. Den Monat braucht' ich nicht ganz; iſt es nun ſo nicht geglückt, ſo wär' es auf andere Weiſe noch weniger; ſo hab' ich doch, wenn ich rechne, weniger Zeit daran verloren.“ Tieck hatte manches daran zu loben, fand aber, daß die Handlung zu dünn ſei für fünf Akte, höchſtens für deren drei ausreiche; und Ludwig, der ja jedes fremde Urteil ſofort gelten ließ, nennt ſeinen „Schwank in treuherzigalter Manier“ in einem Briefe an Heinrich Laube ſelber „unpraktiſch“, meint aber, er habe es ebenſo wie der Engel von Augsburg „machen müſſen, um etwas beſſeres machen zu lernen“. In einem anderen undatierten Briefentwurfe, vermutlich an Bechſtein, der aber doch ſchwerlich viel ſpäterer Zeit entſtammt, da er das Werkchen ſpäter, als er ſo ziemlich die Hoffnung aufgegeben, es auf der Bühne zu ſehen, ſchwerlich mehr herumſchickte und herumſchicken ließ, heißt es: „Mit dieſem [dem „Engel“?] zugleich oder wenig ſpäter werden Sie ein Luſtſpiel in Hans-Sachs-Reimpaaren erhalten, ein harmlos Ding, aber zu ausgeſponnen für theatraliſche Aufführung. Dies möcht' ich Sie bitten, gelegentlich an Regiſtrator Ambrunn in Eisfeld zurückzuſenden.“ — „Viel einzeln Anmutiges darin, aber zu ausgeſponnen“ ſchrieb Devrient am 8. Mai 1850 in ſein Tagebuch, als der Dichter ſeine Jugendarbeit wieder hervorgezogen hatte, um es durch den dramaturgiſchen Freund vielleicht nach dem Erfolge des Erbförſters doch noch auf die Bühne zu bringen; zu ausgeſponnen — das Echo der früheren Selbſtkritik des Dichters, der immer ſchon bei Einreichung ſeiner Stücke ſelber auf ihre Schwächen aufmerkſam macht und ſo den Bühnenleitern die Ablehnung förmlich in die Feder ſchiebt, klingt wieder aus dem Tagebuche des Dramaturgen, der aber doch hinzufügt: „Ließe ſich doch noch einmal zur Brauchbarkeit verarbeiten.“

Des Stückchens Grundgedanke iſt ſchwerlich Otto Ludwigs eigene Erfindung, wenn wir auch eine unmittelbare Quelle nicht aufzuzeigen vermögen; Goethes 1836 zum erſten Male gedrucktes Gelegenheitsſtückchen „Die Wette“, das viele ähnliche Züge aufweiſt, namentlich die trennende Türe, an der ſich die Liebenden von beiden Seiten finden, könnte ihm vielleicht bekannt geweſen ſein — vielleicht auch nicht. Jedenfalls hat Ludwig den alten Stoff in friſcher Holzſchnittmanier nicht unglücklich geſtaltet, ohne viel anderes anzuſtreben als harmloſe Unterhaltung. Auf die Bühne kam es nicht, alle Hoffnungen, die er namentlich auf den Leipziger Theaterleiter Schmidt ſetzte, blieben unerfüllt; ja, es wurde bei ſeinen Lebzeiten auch nicht einmal gedruckt und erſchien erſt in der zweiten Geſamtausgabe mit vielen Kürzungen. Des Dichters Tochter Cordelia Ludwig hat es für die Bühne in drei Akte zuſammengezogen; und entweder in dieſer oder einer anderen kürzenden Bearbeitung iſt es wiederholt und bis in die allerjüngſte Zeit auf den Bühnen erſchienen; vielleicht weiſt gerade die ſo ganz anſpruchsloſe Charakterbezeichnung, die noch nichts vom ſpäteren Seelenzergliederer ſeiner „Geſtalten“ zeigt, dies friſche Werkchen eher der Dilettantenbühne zu.

II. Die Torgauer Heide

Man könnte zweifeln, ob dies Vorſpiel zu einem größeren Werke in dieſem Bande oder vielleicht richtiger unter den Fragmenten ſeinen Platz finden müſſe. Da es jedoch noch bei Lebzeiten des Dichters ſelbſtändig veröffentlicht wurde und ferner zu einem Werke gehört, das nicht unvollendet geblieben, ſondern leider verloren gegangen, kann man es ſchwerlich ein Fragment nennen. Richtig iſt freilich, daß das Vorſpiel in der damals von Laube geleiteten Zeitung für die elegante Welt gedruckt wurde, ehe das ganze Drama fertig war, ſo daß verſchiedentlich an der Vollendung des Friedrich-Stückes überhaupt gezweifelt worden iſt. Es liegen jedoch mehrere ſo beſtimmte Briefäußerungen vor, die den Abſchluß bekunden, daß der Zweifel wohl ſchwerlich aufrechtzuhalten iſt. So ſchreibt er kurz vor Neujahr 1845 an ſeine Braut: „Ich werde nun bald erfahren, ob der Fritz gegeben wird; an den Theaterdirektor iſt er bereits eingeſchickt. Es ſpielen darin nicht mehr als 37 Perſonen, meiſt Nebenrollen, die vielleicht von Choriſten und Statiſten zum Theil agiert werden könnten; es iſt aber immer eine bedenkliche Geſchichte mit ſoviel Perſonen. Ich konnte aber keine Perſonenerſparniß machen, wollte ich ein großhiſtoriſches Bild und kein bloſes Genrebild geben. So wie ich's wieder habe, will ich dir's mittheilen.“ Und am 28. Jan. 1845 ſchreibt er wieder: „Was meinen alten Fritz betrifft, den ich ſchon lange an das hieſige Theaterdirektorium eingeſandt habe, ſo habe ich noch keine Reſolution deßhalb erhalten.“ Neue Klage enthält ein Brief an Emilie Winkler vom 15. Febr.: „Vom Theaterdirektor Schmidt hab' ich noch immer keine Nachricht wegen meines Friedrich II.“ Das Stück iſt alſo im Dezember fertig geworden; es heißt im erwähnten Briefe zum Neujahr 1845: „Daß ich Dir nicht vor Neujahr noch einmal ſchrieb, kommt daher: Meinen alten Fritz hab' ich in acht Tagen begonnen und beendet, was ich nur vermochte, wenn ich ſo lange ganz in gleicher Stimmung blieb. Wollt' ich das, durft' ich nicht an Dich ſchreiben.“

Dies angeſtrengte Schaffen war natürlich unmöglich, wenn der

Stoff nicht ganz gründlich durchgearbeitet war; er muß ihn monatelang aufs ſtärkſte und ausſchließlichſte beſchäftigt haben. Schon das Vorſpiel mit ſeiner Fülle von eingewobenen geſchichtlichen Einzelzügen iſt ohne vorhergehendes gründliches Studium gar nicht vorſtellbar. Und nun erſt das große geſchichtliche Schauſpiel. Begonnen wurde die Arbeit in Niedergarſebach; wie gründlich er ſeine Aufgabe angepackt hat, ſehen wir aus einem langen Briefe, den er von dort aus an ſeinen alten Freund Schaller ſchreibt (7. Aug. 1844). Darin heißt es: „Über den Friedrich II. Ob ſich freilich das Ding eignen wird, an ſeinen Bruder und Enkel geſchickt zu werden? Denn ich denke den Fritz in der ganzen Breite und Tiefe ſeines Charakters zu faſſen mit allen ſeinen Schwächen und Wunderlichkeiten, durch welche aber ein großer, wahrhaft königlicher Sinn beſtändig hindurchblickt. Auch ſeine Jugendjahre gedenk' ich dramatiſch zu behandeln, aber nicht wie Julius Moſen, wie eine Familiengeſchichte mit Reminiszenzen aus dem D. Carlos, ſondern im großen, hiſtoriſchen Styl.

Eine Hiobspoſt nach der andern; Fritz ſchreibt ſich den Verluſt von Schweidnitz ohne Not ſelbſtqualluſtig ſelbſt zu, ſchenkt ſein Vertrauen dem ſchleſiſchen Baron Warkotſch, der ihn verraten wird. Der Miniſterwechſel inE ngland hat das Non plus ultra vorbereitet; näml. ſtatt ſeines Freundes Pitt ſteht nun ſein Todfeind Bute dort an der Spitze und England verabredet ſtatt der bisherigen Unterſtützung des Fritz durch Heere und Geld, ſchon eine Theilung Preußens mit Rußland. Fritz ſteht ganz allein; die proteſtantiſchen Fürſten, deren Beſchützer er war, ſtehen ebenfalls gegen ihn; das Königreich Preußen iſt ſchon ſeit 5 Jahren in Ruſſenhänden; Ruſſen und Schweden haben auch Pommern, ſobald ſie Kolberg erobert haben, auf das ſie losgehen. In Sachſen nur das Wenigſte noch ſein (?) in Schleſien nur noch einige Feſtungen und den Raum, den ſeine Armee einnimmt, die umzingelt iſt von ungeheuren öſterreichiſchen und ruſſiſchen Heeren; ſeine weſtphäliſchen und oſtfrieſiſchen Beſitzungen ſind in den Händen der Franzoſen; ſein bischen Land kann keine Soldaten mehr ſtellen und die feindlichen Mächte wollen die

Gefangenen nicht auswechſeln, mit denen er ſeine auf Bataillone geſchmolzenen Regimenter nur halbwegs komplettieren könnte. Den ſchlimmeren Feind aber hat er in ſich, Zweifel und das Gelüſten nach einem ſtoiſchen Selbſtmord a la Cato, Codrus, Hannibal, Mithridat, welchen er ſich ſchon ſeit Jahren vertraut gemacht und mit den ſchönſten Farben der Aſthetik und blendenden Gründen falſcher Philoſophie ausgeputzt hat. Ein kleiner Umſtand gibt den Ausſchlag. Die Untreue des Biſchofs Schaffgotſch – es mußte ein kleiner, aber deſto perſönlicherer Anlaß ſein – ein größerer hätte ſeine Kraft herausgefordert; dieſer trifft weniger den König in ihm als den Menſchen. Großer Monolog. Er hat ſeine ahnenden Leute fortgeſchickt und das Gift ſchon in der Hand, was er ſeit Jahren mit ſich trug. Da wird draußen im Lager Lärmen: Colberg iſt verloren. Der König ruft die Ordonnanz, die es beſtätigt. Aber dies große Unglück ruft den großen Geiſt in ihm wieder ins Leben; unwillkürlich ſinnt er auf Mittel zu helfen; das Gift wird nicht gebraucht, ſondern aus dem Fenſter geworfen. Morgen Früh ſoll alles unter Gewehr ſtehen. Die Soldaten zeigen ihre Entmutigung, da ſich Fritz lange nicht hat ſehen laſſen. Die Generale, die noch Muth hatten, als Fritz ihn verlor, ſind nun ohne Muth. Dumpfe Reſignation im ganzen Heere. Nun kommt der Fritz aufrecht und lächelt. Er ſtellt den Offizieren frei, ihn zu verlaſſen, ebenſo den Deputationen, die die Regimenter, die man hinter den Couliſſen haltend und ſtehend ſich denken muß, haben wählen müſſen, mit ihm zu reden. Hier zeigt er ſich als der Meiſter in der Kunſt, mit dem Volk umzugeh'n. Er erzählt die Urſache, den Verlauf des Kriegs, verſchweigt nichts von der jetzigen deſperaten Lage, das thut er aber mit einem Ton der Gewißheit des Siegs, der mehr er-, als jene Beſchreibung entmuthigt. Ja, es ſteht ſchlimm und mancher Andere würde verzweifeln – ihr aber meint wohl – ſo ergänzt er ſeine Rede durch das, was er wiſſe, daß ſie es denken. Dabei markiert er das abſcheuliche Weſen der Ruſſen in Pommern, der Oſterreicher in Cüſtrin etc. „Alles das werdet ihr nicht vergeſſen wollen, ich kenn' euch ſchon und kann mir's denken – na ich möchte keiner von jenen ſein und in eure Hände gerathen.

Ihr meint wohl, es ſei noch nichts verloren, ich kenne euch, ihr macht alles möglich; das habt ihr bewieſen bei Collin und Hochkirch. Wo die Sache ſo ſchlecht ſtand, faſt ſo ſchlecht als jetzt, — ein Ruck und die Glückskugel war wieder zu uns herüber gerollt.“ Dabei weiß er jeden bei den Haken des Ruhms und der Tat ſeines Regimentes zu faſſen. Zuletzt iſt alles wieder auf dem Zeuge, während der begeiſterten Rede kommt ein Courier. Fritz lieſt, bleibt ſich gleich. Fritz: Die Deputationen ſollen mit ihren Regimentern reden und Meinung ihm melden; wer ihn verlaſſen will, ſoll aus Reih' und Glied treten und ungehindert gehen. Deputationen kehren zurück. Auch nicht einer will ihn verlaſſen. Fritz gibt Ziethen die Depeſche. Er ſoll ſie leſen und jeder General den Inhalt derſelben ſeinen Truppen melden. Geht ab. Ziehten ſieht hinein und kann vor Freudenthränen nicht reden. Gen. Hülſen lieſt nun, daß Kaiſerin Eliſabeth von Rußland geſtorben ſei und ihr Erbe, der enthuſiaſtiſche Verehrer des Fritz, Peter III. nicht allein Friede anbiete, ſondern ſeinen großen Heeren in der Nähe bereits Ordre geſandt, als ſeine Bundesgenoſſen zu Fritz zu ſtoßen. Sämtliche Gefangene frei und Königr. Preußen und Pommern dem Fritz ohne irgend eine Entſchädigung zu verlangen zurückgegeben. Allgemeiner Jubel. Aber während ſo Fritz ſich ſelbſt beſiegt (ſein Stolz wächſt dadurch; er ſagt in ſeinem Monolog: Der Fritz hat euch ſo oft beſiegt, jetzt hütet euch, jetzt kommt der Stärkere, der den Fritz ſelbſt beſiegt hat) und alles gut für ihn wird, lauert der Verrath wie eine ferndrohende Wetterwolke über ihn. Die Truppen ſollen nach Breslau aus dem Lager bei Strehlen. Die Generale wollen ihn nicht allein hier laſſen bei d. Baron Warkotſch, dem ſie nicht trauen. Hier zeigt ſich eine Laune des Fritz; er kommandiert herriſch: En avant Messieurs, u. ſie müſſen geh'n. Dadurch hat er Warkotſch gezeigt, wie er ihm vertraue. Er ſetzt noch bitter hinzu: Laßt ſie gehen, ſie wiſſen von weiter nichts zu reden, als von Hunden und Pferden. Der Deutſche iſt ſelbſt ein Pferd pp. In Warkotſch liebt er franzöſiſche Bildung und daß dieſer ihn verrät, iſt gleichſam die poetiſche Gerechtigkeit dafür. Beiläufig: Die Generale reden einmal von dieſer Laune des Fritz; einer ſagt: er ſolle deutſcher ſein. Gen. Manteuffel: Darin iſt er eben ganz deutſch, daß er das Fremde ſo verehrt u. das eigne nicht achtet. Ein Fehler, den der Reichtum gebiert. Der Arme hält ſeine Sachen zu Rate, der Reiche weiß ſeine nicht zu achten. – Warkotſch, den Fritz ſo achtet – er iſt trotz aller Noth des Königs und ſeiner Armee mit ſeinen 4 Gütern von allen Kriegsleiſtungen frei – glaubt, Thereſia müſſe über kurz oder lang Herrin von ganz Schleſien werden, die Wohlthaten und Freundſchaft des Fritz, der doch bald untergehen müſſe, wird ihm, (Warkotſch) dann zum Schaden gereichen. Dazu iſt er von Natur ränkeſüchtig und ehrgeizig; auch kann er unter der preußiſchen Regierung nicht ſo eigenmächtig mit ſeinen Bauern umgeh'n, wie er möchte pp. Er faßt den Plan, den Fritz lebendig oder todt den Öſterreichern in die Hände zu ſpielen. Dazu iſt jetzt die beſte Gelegenheit.

Mit dem kaiſerlichen Oberſt Wallis iſt er in Korreſpondenz oder will es ausführen. Man ſieht nicht, wie der blind vertrauende Fritz gerettet werden kann. Dies geſchieht aber doch. Der Jäger Crepel [?] der den Briefträger an Wallis machen muß, ſchöpft aus Manchem Verdacht und übergibt den Verratsbrief dem König ſelbſt. Der fühlt dabei einen gewiſſen heiligen Schauer, wie ſeit er als Kind noch betete nicht. Zugleich wird ſein Mut höher, denn eine höhere Macht ſcheint ſchützend über ihm zu walten. (Hiſtoriſch iſts, daß er ſeit der Entdeckung dieſes Attentats nie wieder in jene Mutloſigkeit verfiel; zugleich iſts pſychologiſch, daß der ſtärkſte Menſch in dieſer Rückſicht doch nur ein Kind iſt.) Ein gewiſſer Leſtwitz, der mit Warkotſch Tochter eine Liebesepiſode hat, ihn zu arretieren; dieſer (W.) ſpiegelt beiden eine andere Urſache der Arreſtation vor; Anna hilft ihm zu entkommen. Leſtwitz erfährt zugleich die wahre Urſache und ſeine Flucht. Er glaubt Anna einverſtanden mit ihrem Vater, will ſich töten; nur der Grund, daß man ihn dann ſelbſt in das Komplott verſtrickt halten könnte, hält ihn davon ab. Anna iſt im Anfange ein liebes, lebensfrohes Kind, keine Philoſophin, die über ſich ſelbſt, und über ihr Schickſal nüchtern genug iſt, in Liebe und Schmerz allgemeine Betrachtungen anzuſtellen wie Schillers Frauen. Wie ſie das Vorhaben ihres Vaters erfährt und den Argwohn des Leſtwitz, wird ihr junges Leben gebrochen. Drauf, wie Leſtwitz ihr die Nachricht bringt, daß ſie ihr Mütterliches aus dem eingezogenen Vermögen ihres Vaters erhalten ſoll und er ſie ſelbſt — vor dem Treffen bei Reichenbach — fragt, ob ſie wirklich mit dem Vater einverſtanden geweſen, ſteht ſie ihm mit weiblicher Würde gegenüber. Endlich bricht ihr die Stimme. Er benutzt ihre Weichheit, ihr den Vorſchlag nochmal zu machen, ſie ſoll die Seine werden. Nein, ſagt ſie betrübt, aber freundlich, das geht ja nicht. Dieſe Verbindung wird ein Fleck auf deiner Ehre werden; man würde glauben, du ſeiſt mit in der Sache geweſen pp. Du konnteſt an mir zweifeln, wie leicht könnte das noch einmal geſchehen. Kurz, ſie bleibt feſt, ſchlägt auch das Geld aus. Abſchied, in dem er verblümt zu erkennen gibt, daß er einen rühmlichen Tod ſuchem will. Treffen bei Reichenbach. Peter III. iſt entthront von ſeiner Gattin Katharina II. Die ruſſiſchen Generale die beim Fritz ſind, bekommen Befehl ihn zu verlaſſen. Fritz beredet ſie, nur noch die Schlacht über zu bleiben — ohne mit zu kämpfen — nur daß die Kaiſerlichen glauben ſollen, es ſei noch beim Alten und ſeine eigenen Leute Mut behalten. Die ruſſiſchen Generale, beſonders Czernitſchef ſind ganz für den König und gehen nur ungern von ihm. Schlacht bei Reichenbach. Leſtwitz rettet den Fritz und gleicht ſo ſeinen Fehler (daß er Warkotſch entfliehen laſſen) wieder aus. Nach der Schlacht Couriere. 1. vom Prinz Heinrich aus Sachſen von der gewonnenen Schlacht bei Freiberg und dem von den Kaiſerlichen angebotenen Waffenſtillſtand. 2. von Ferdinand von Braunſchweig Sieg über die Franzoſen bei Wilhelmsthal und Einnahme von Kaſſel, darauf erfolgte Friedensanknüpfung zwiſchen England und Frankreich. 3. Katharina II. hat aus Peters Briefſchaften geſehen, daß Fritz bei dieſem zu ihrem Beſten geſprochen pp., es bleibt beim Frieden zwiſchen Rußland und Preußen; Rußland interveniert zugleich für Öſterreich,, das, von allen Bundesgenoſſen verlaſſen, Friedensanträge machen wird. Preußen iſt alſo gerettet. Leſtwitz ſtirbt an ſeinen Wunden für den Fritz. Hier zeigt ſich der Fritz als Menſch: Leſtwitz, du haſt Not und Gefahr mit mir geteilt, und nun Alles gut iſt, willſt du mich verlaſſen? Andere

Freunde verlaſſen einen in der Not, du im Glück. Er läßt, damit es der Sterbende noch hören ſoll, Viktoria ſchießen. Er nimmt den Hut ab; das tun Alle ihm nach — und drückt dem Sterbenden die Hand. Dazu ſtimmen die Muſikchöre ein Te deum an. So ſchließt die Geſchichte brillant und großartig hiſtoriſch und die Weiber rührend zugleich. Was mir am beſten gelingt, feine Charakter- und pſychologiſchen Züge pp., davon gibt natürlich dieſer allgemeine Umriß keinen Begriff. Was meinſt Du zu dem Plane? NB. Der Fritz muß ein plaſtiſches Charakterbild werden; der ganze hiſtoriſche Charakter muß hingeſtellt werden, wie ihn kein Geſchichtsſchreiber hinſtellen kann. Ich denke die Sache iſt im größten hiſtoriſchen Style aufgefaßt, alles Kleinliche vermieden. Was es dem jetzigen Publikum annehmlich machen kann, iſt, daß es ein Spektakelſtück wird, mit Lagerfeuer, Muſik und Pulverdampf. Mühſelig wars, alle Notizen zuſammen zu tragen, mühſeliger noch wird die Ausführung werden. Ich bin nämlich nicht im Stande, dieſelbe Diktion in 2 verſchiedenen Stücken beizubehalten, was Schiller ſein Geſchäft ſo erleichterte, bei dem Alles: Jungfrau v. Orleans, Wallenſtein, Tell pp. einen und denſelben Styl ſprechen, ſondern jedes Stück ſucht ſich bei mir ſeine eigene Form, jede Perſon wieder in demſelben Stück ſpricht einen andern Styl. Mir kommt alſo bei keinem Stücke die Arbeit am vorigen zu gut. Wenn Du meine Sachen lieſeſt, glaubſt Du nicht, daß ſie von einem und demſelben Autor ſind.“ Dazu noch eine Fußnote, wozu das Zeichen im Texte vergeſſen iſt: „Wär' ich geſund, müßte dies Stück mit dem Wallenſtein ringen; es hat dieſer Stoff das vor jenem voraus, daß er ſich nicht an einen Einzelnen knüpft und mit ihm endet, ohne daß etwas Großes oder Bedeutendes damit ent[unleſerlich infolge abgeriſſenen Randes]..en wurde, ſondern es iſt für die ganze preußiſche Nation, um deren Leben und Tod es ſich hier handelt und am Ende ſteht ſie ſiegend da, während man bei jenen nicht weiß, was nun aus dem Kaiſer wird oder aus den Proteſtanten, noch ſonſt etwas Großhiſtoriſches. Das wird in der Rede eines Feldwebels nach der Schlacht bei Torgau, einer halb humoriſtiſchen und halb heroiſchen und tragiſchen Szene angedeutet.“

— Es folgt die Stelle S. 18, Z. 6 ff. mit der kleinen Abweichung in Z. 12—14: „Wir ſchießen uns nicht um eine Laune unſeres Königs, unſ'ren Säbel führt nicht Haß oder Eigennutz oder ſonſt ein perſönliches Gelüſten, was ſein Volk nichts anginge.“ Die Stelle ſcheint aus dem Gedächtniſſe zitiert zu ſein.)

Die Größe der Aufgabe war ihm klar, gründlich durchgearbeitet und ſich zu eigen gemacht hatte er den Stoff auch, wie dieſer Brief wohl deutlich genug zeigt; und dennoch kam in Leipzig, wohin er für den Winter wieder gegangen war, der Kleinmut über ihn; er ſchreibt um dieſe Zeit an ſeine Braut: „Friedrich II. als Stück behandeln iſt allerdings ein verwegenes Unternehmen und es zu gutem Erfolge zu bringen vielleicht nur einem Talent erſter Klaſſe — was man gewöhnlich ein Genie nennt, was aber ſehr dünn geſät iſt — möglich. Man verſucht's eben; Laube und meine andern Freunde muntern mich aus Kräften dazu auf. Es wird ein neuer Weg werden, den ich darin gehe, es wird mir Mühe koſten, ihn zu bahnen; hat mir's aber geglückt, ſo werden Viele den Weg einſchlagen, an Nachahmungen wird es nicht fehlen.“ Und nach längeren Teilen von anderem Inhalte kommt er im ſelben Briefe nochmals darauf zurück: „Der unglückliche Friedrich II.! Der Plan liegt faſt ganz ausgebildet vor mir; ich weiß, daß er Erfolg haben kann — daß ich ihn bald fertig machen muß, eh' das Vorſpiel dazu wieder vergeſſen iſt; aber ich kann die Laune nicht finden, die ich brauche, ein lebendiges Weſen aus ihm zu machen.“ — Dieſe Laune kam, wie wir ſahen, doch: unſer Dichter war eben zeitlebens nur allzuſehr abhängig von ſeinem leidenden Körper. Das Stück aber, das eine ſo merkwürdige Entſtehungsgeſchichte hat, das nach der Schilderung jedenfalls ein großer Wurf war, ſelbſt wenn er nicht völlig geglückt ſein ſollte: es hat ſich allem Anſcheine nach in der Leipziger Theaterkanzlei verkrümelt. Von einer Rückſendung hören wir nichts und auch ſonſt nichts mehr von dem Stücke. Aber ſchon am 28. März 1846 hat Ludwig allem Anſcheine nach den Verluſt ſo ziemlich verſchmerzt; er ſchreibt an Ambrunn: „Da ich nun für den Augenblick die Luſt am Drama verloren habe und ein dramatiſcher Fritz ohnehin weder in

Preußen noch in Öſterreich geſpielt würde — was bleibt dann von Deutſchland? — ſo will ich die Materialien zu einem Roman benutzen.“ Auch dieſer Roman iſt nicht zur Vollendung gediehen, ſo wenig wie der Plan eines jungen Fritz, d. h. der dramatiſchen Geſtaltung ſeines Konfliktes mit dem königlichen Vater. Ein Planheft und anderthalb Akte, aber in ganz anderem Stile, nämlich in Jamben, ſind vorhanden; dies Fragment iſt jedoch nicht in dieſem Bande zu behandeln.

III. Die Rechte des Herzens

Nach dem unglücklich verlaufenen Polenaufſtande von 1830 hallte ganz Deutſchland wieder von Polenliedern — es genügt an Lenau und Platen zu erinnern — Julius Moſen, der in Dresden ſicherlich am bekannteſten war, nicht zu vergeſſen mit ſeinem „Denkſt Du daran, mein tapferer Lagienka“ oder „Zu Warſchau ſchwuren tauſend auf den Knien“. Das Echo dieſer allgemeinen Stimmung wurde bei Ludwig zum dramatiſchen Werke. Über die Zeit ſeiner Entſtehung ſind wir durch die Bemerkungen auf der Handſchrift ganz genau unterrichtet (vgl. S. 376). Die dort genau nach dem Tage angegebene Zeit der Ausarbeitung — vom 22. Januar bis 4. Februar 1845 — läßt die Angabe, daß der Fritz binnen acht Tagen fertig geworden, gar nicht ſo unglaublich erſcheinen. So gewaltig wie der Friedrich hat aber dieſe Arbeit ihn jedenfalls nicht gefeſſelt, denn es machte ihm keine Schwierigkeit, zwiſchen der Arbeit am zweiten und dritten Akte ſeiner Braut einen Brief zu ſchreiben, was die ihn ganz in Beſchlag nehmende Arbeit am Friedrich nicht erlaubte. Das Stück ſelber iſt wenig erfreulich. Zumal die fürſtlichen Geſtalten ſind reichlich ſchablonenhaft und erinnern an ſehr konventionelle Romanfiguren. Immerhin muß man auch dies Werk aus der Zeit heraus beurteilen, in der es entſtand. Wenn es der Dichter in ſeinen Briefen immer mit Vorliebe ſein „Polenſtück“ heißt, ſo lehrt uns das am beſten, wie ſehr eben die damals nahezu krankhafte Polenverhimmelung zu ſeinem Entſtehen den Anſtoß gab. Und jedenfalls bedeutete es für den damaligen Stand unſerer deutſchen Bühnendichtung eine Leiſtung, die denn auch die Anerkennung berufener Männer fand, namentlich des Dresdener Regiſſeurs Eduard Devrient. Auf dieſe Arbeit bezieht ſich ſeine Tagebucheintragung vom 22. Dez. 1845: „Das Stück von Ludwig zu Ende geleſen. Da zeigt ſich einmal ein Talent. Wenn man das emporbringen könnte.“ Er nahm ſich des Dichters mit redlichſtem Eifer an, ging das Drama wiederholt mit ihm durch. „Er las mir“, heißt es in einem undatierten Briefentwurfe an Bechſtein, „bei der Gelegenheit Stellen daraus vor. Das half mehr als Lehre irgend hätte helfen können. Das brachte mir das Geheimnis des dramatiſch-theatraliſchen Dialoges unendlich näher.“ So wurde gerade dieſes Stück epochemachend für Ludwigs dichteriſche Entwicklung. Und eben die beiden Faſſungen, die im Text und in den Lesarten dieſes Bandes zu finden ſind, ermöglichen uns klaren Einblick in dieſen Fortſchritt. Unter Devrients beſtimmender Anregung iſt die auf dem Titelblatte der Handſchrift verzeichnete Umarbeitung in den letzten Auguſt- und erſten Septembertagen 1846 erfolgt. In dieſer umgearbeiteten Geſtalt hat Devrient das Drama am 3. Januar 1847 einem geladenen Kreiſe vorgeleſen. Die Schilderung dieſer Leſung und ihrer Wirkung aus einem Briefe Otto Ludwigs an Ambrunn hat Stern in ſein Buch „Otto Ludwig. Ein Dichterleben“ (1906^2 S. 229 f.) aufgenommen, eine Wiederholung an dieſer Stelle daher entbehrlich.

Ich ſtoße nach Fertigſtellung der Lesarten auf ein paar weitere Briefſtellen, die meine aus inneren Gründen aufgeſtellte Mutmaßung, daß die Handſchrift ſicherlich die ſpätere, der nach des Dichters Tode erfolgte Druck die frühere Faſſung darſtellt, noch durch äußere Gründe erhärten. In einem Briefentwurfe, deſſen gedachter Empfänger zwar nicht bekannt iſt, aber jedenfalls, wie aus dem Inhalt des Briefes erhellt, in Beziehung zum Stuttgarter Hoftheater ſtand, ſchreibt Ludwig: „Ich ſende Ihnen das Exemplar, an welchem E. Devrient behufs ſeiner Vorleſung mit Bleiſtift kleine Änderungen vorgenommen, welche Sie, wenn Sie dieſelben für gut finden — und freilich das nur, wenn Sie das Ganze für gut befunden haben ſollten — nach Belieben beibehalten oder ſtreichen mögen.“ Die im Apparate (S. 377) erwähnte Handſchrift iſt mithin das nach Stuttgart geſandte Exemplar, das Devrient bei ſeiner Vorleſung vor ſich hatte; auf ihn gehen die S. 377 erwähnten Streichungen und Anderungen zurück, die dort mit Bleiſtift eingetragen ſind, und die ich irrigerweiſe auf den Stuttgarter Dramaturgen glaubte zurückführen zu müſſen. Ferner heißt es in dem vielgenannten Briefentwurfe an Bechſtein, der die Antwort auf deſſen Rat enthält, ſich lieber dem epiſchen Schaffen zuzuwenden, von Devrient: „Das Stück iſt von ihm noch der Generaldirektion empfohlen worden u. er hat mir freundlich die Mittel an die Hand gegeben, die die Aufführung desſelben ermöglichen und beſchleunigen können – wenn nicht die Polen darin an dieſem Hof, der ſo ganz an Rußlands Steiß ſich feſtgeſogen hat, daß nicht der Name eines ruſſiſchen Herrſchers, ja nicht einmal ihr Titel ‚Die Majeſtät von Rußland‘ oder ‚Der Kaiſer von Rußland‘ den Weg nehmen darf vom Mund des Schauſpielers zum Ohr des Publikums, für Contrebande angeſehen werden.“ Devrient hatte ihm nach Empfang der erſten Faſſung, wie Ludwig am 5. Febr. 1846 an Ambrunn berichtet, unter warmer Anerkennung des friſchen, lebendig-warmen Talentes geſchrieben: – „Aber ich möchte das Stück bei uns nicht offiziell zur Sprache bringen, wo es denn der Polen wegen wohl auch manchen Anſtoß geben möchte – bevor nicht einige Momente der Handlung noch vorſichtiger aptiert ſind.“ Und Ludwig fügt in Klammern bei: „(Nämlich auf der Dresdener Bühne darf der Kaiſer von Rußland auch nicht genannt werden. So weit ſind wir Deutſche gekommen!)“ Da haben wir die Erklärung, weshalb die eigentlich gar nicht üble Motivierung der Anknüpfung der Baroneſſe mit den Polen fallen mußte, die auf S. 379 unter den Lesarten zu S. 31, 8 – 12 zu leſen iſt, und haben zugleich den bündigſten Beweis für die frühere Entſtehung der Druckfaſſung. In der Handſchrift (*H*) iſt dieſer Stein des Anſtoßes getilgt.

Zu einer Aufführung kam es jedoch nicht, obwohl ſich auch Gutzkow, der inzwiſchen Dramaturg am Hoftheater geworden war, allem Anſcheine nach ehrlich bemühte, es auf die Bühne zu bringen. Schier heiter mutet es an, wenn wir in einem undatierten, aber wahrſcheinlich dem Jahre 1848 angehörenden Briefe von Ambrunn leſen, er habe, um den Stein des Anſtoßes zu entfernen, „aus den Polen Carliſten [ſpaniſche natürlich] machen wollen – dann paßt aber das andere nicht.“ Dieſer Zuſatz des Dichters iſt völlig richtig. Es wurde nichts aus der Aufführung und auch die Zuſage, „es bei einem Buchhändler unterzubringen, der es ſo ausſtatten müſſe, daß es ein ehrenvoller Eintritt in die Literatur werde“, vermochte Gutzkow nicht einzuhalten. So erſcheint nach dem Mißgriffe, der beim erſten Drucke begangen wurde, des Stückes endgültige Faſſung hier zum erſten Male.

IV. Das Fräulein von Scuderi

Eine ſehr kurze Vorgeſchichte hat „das Fräulein von Scuderi“. In einem älteren Entwurfhefte (Goethe- und Schiller-Archiv VI, 15 S. 31) findet ſich die Bemerkung: „Fräulein Skudery [ſo!] gäbe vielleicht ein Stück, müßte aber irgend eine Idee oder Tendenz pp. dazu wäre B. Cellini zu leſen.“ Die Anregung bot ſelbſtverſtändlich E. Th. A. Hoffmanns Novelle gleichen Titels, die im dritten Teile der Serapionsbrüder ſteht. Otto Ludwig griff den alten flüchtigen Gedanken auf, als ihm darum zu tun war, möglichſt raſch dem Dramaturgen ein neues Stück vorzulegen. Es iſt im Jahre 1848 entſtanden; eine genauere Angabe iſt nicht wohl möglich, da der Entwurf des die Einſendung begleitenden Briefes von Gutzkow keine Tagesangabe trägt. Höchſt kennzeichnend für unſern Dichter iſt es, daß er wieder ſelber des Stückes Mängel hervorhebt: „Hochzuverehrender Herr! In der Beilage habe ich die Ehre, Ihnen ein Schauſpiel zu überſenden, welches ich Sie zu prüfen bitte. Es iſt etwas lang geraten, doch ließe ſich's zuſammenrücken – mit Anwendung von einiger Gewalt ſelbſt bis auf die Normallänge. Es könnten namentlich die Monologe des Cardillac ſehr gekürzt, ſeine Vorträge über Elementar-Aeſthetik, von welchen ich eigentlich ſelber nicht weiß, wie ſie in das Stück hineingekommen, ganz weggelaſſen werden. Hier und da würde auch wohl der jungen Damen wegen, die doch eigentlich die Sahne des Theaterpublikums bilden, etwas zu mildern ſein; der Tragiker ſoll einmal das Herz treffen und doch das Buſentuch nicht verſchieben. Auf den Fall, daß Sie glauben, es könne ein wirkſames Stück draus werden, bitte ich Sie, ihm Ihre Hilfe, in Dresden auf die Bretter zu kommen, nicht verſagen [zu] wollen, möcht' ich Sie bitten, wenn Zeit und Luſt nichts dagegen haben, das nach Ihrer Meinung wegzulaſſende mit einem Bleiſtiftſtrich am Rand, das zu Mildernde unter der Zeile andeuten zu wollen. Doch will ich Ihnen ſchon herzlich Dank ſagen, wenn Sie mir nur mit zwei Zeilen und womöglich bald ſagen wollen, ob das Stück überhaupt Ausſicht hat in Dresden und unter Ihrer Leitung. Am Kürzen und Mildern ſollte es dann, wüßte ich nur die Zeit, in der es zum Tanz antreten könnte, nicht fehlen."

Der Brief iſt offenbar in Meißen geſchrieben, wohin Otto Ludwig ſchon im Februar, wie Devrient in ſeinem Tagebuche ſchreibt, wieder „entwiſcht" war. Gutzkow hat ſich des Stückes ernſtlich angenommen, wie auch die fakſimilierte Seite der Handſchrift mit ſeinen kritiſchen Bemerkungen zeigt. Und Ludwig, von dem Devrient einmal (Tagebuch, 3. April 1849) ſagt: „er iſt nur zu willig ſeine Arbeiten zu verwerfen", wäre ſicher darauf eingegangen, wäre nicht ein anderes Hemmnis eingetreten, wovon Otto Ludwig faſt um die gleiche Zeit (24. Mai 49) an Ambrunn ſchreibt: „ich hatt' es bereits ſoweit, daß ich aufgefordert war, ein eingeſendet Stück ‚Fräulein Scuderi' für die Dresdener Bühne zu vollenden, als — wie's denn bei mir gar nicht anders ſcheint ſein zu können — der Dresdener Krawall losging." So blieb das Stück liegen, bis es durch Guſtav Freytag aus dem Nachlaſſe veröffentlicht wurde.

Das Stück iſt ſicherlich verbeſſerungsbedürftig. Otto Ludwigs von ihm ſelbſt erkannter Fehler, „das Sichgeltendmachen der einzelnen Figuren, ja ſogar der Nebenfiguren" macht ſich vielleicht nirgends ſo fühlbar wie hier. Cardillac iſt eigentlich Nebenfigur, Hauptgeſtalt ſoll die Scuderi ſein. Gewiß iſt dieſe Hauptgeſtalt außerordentlich fein gezeichnet, aber die übermächtige Pathologie des Goldſchmieds reißt alle Aufmerkſamkeit an ſich, ſo daß, wenn er im dritten Akte ſtirbt, die ſanfteren Szenen, die nachfolgen, wenig mehr zu feſſeln vermögen. Die Neigung des Dichters gehörte wohl auch dem krankhaft veranlagten Goldſchmied und allenfalls noch der alten Caton. Nach Cardillacs Ausſcheiden wirken die Szenen wie in Wechſelrede aufgelöſte Erzählung. Die beiden eben genannten Geſtalten hat Otto Ludwig freilich glänzend herausgearbeitet. Bei Hoffmann iſt der Goldſchmied wohl auch erblich belaſtet und durch das Erlebnis, das die Mutter vor ſeiner Geburt hatte, mit jenem krankhaften Hange zum Schmuck gequält, aber den ſozialen Zug, den Haß gegen den Adel, hat Ludwig beigeſteuert, und die alte ſchwatzhafte Magd mit ihren wunderbaren Geſchichten iſt ganz Ludwigs eigenſtes Geſchöpf — beides ganz hervorragende Beiſpiele ſeines „Geſtalten“-Schaffens. Das tiefer blickende Auge ſieht in der Titelheldin gewiß einen außerordentlich fein gezeichneten Charakter, aber gegen Cardillacs brutal-krankhafte Geſtalt kommt ſie geſchehen nicht auf.

Gutzkow ſuchte vor allem beſſere Aktſchlüſſe — nicht immer glücklich — vorzuſchlagen. Richtig iſt ſeine Bemerkung zum fünften Akte: „Dieſer Gegenſatz der Ruhe zu der Handlung des vorigen Aktes tut nicht wohl u. kommt unerwartet“ — wie er auch die fehlende Ausarbeitung der Wirkung, die Madelons Ähnlichkeit mit der La Vallière auf den König hervorbringt, richtig rügt. Wenn er jedoch den ganzen Überfall auf der Straße St. Nicaiſe vor den Augen der Zuſchauer geſchehen laſſen will, wird man ihm ſchwerlich folgen.

Es hat auch ſpäter nie recht gelingen wollen, das Werk für die Bühne zu erobern. Ernſt von Wildenbruch hat eine Bearbeitung vorgenommen und ſpäter der Dramaturg des Münchener Hoftheaters Wilhelm Buchholz. Dem Begehren vieler Schauſpieler nach der Bombenrolle des erblich belaſteten Goldſchmieds iſt Cordelia Ludwig entgegengekommen und hat ihre Bearbeitung einfach „Cardillac“ betitelt, die ſie ſpäter nochmals durchgearbeitet hat; dies Manuſkript verwahrt das Goethe- und Schiller-Archiv. Ein neuerer Kritiker hat gemeint, eine dramatiſche Bearbeitung ſei nur möglich, wenn Cardillac überhaupt nicht auftrete — aber gerade dieſe Rolle lockt ja die meiſten Darſteller, das Drama immer wieder aus dem Staube der Archive auszugraben. Wie aus dem im Grunde epiſch gerichteten Werke noch ein vollbefriedigendes Bühnenſtück erzielt werden kann, iſt kaum zu ſagen. Die Geſtalten in ihrer köſtlichen Herausarbeitung ſprengen den Rahmen der Handlung — hier haben wir das deutlichſte Beiſpiel für die ſtarke wie für die ſchwache Seite des großen Geſtaltenſchöpfers.

V. Die Pfarrroſe

Von den Dramen vor dem Erbförſter hat die Pfarrroſe („drei R“ betont Otto Ludwig ſelber) die verwickeltſte Entſtehungsgeſchichte. Nicht weit von Otto Ludwigs geliebtem Sommerſitze Nieder-Garſebach liegt ein Pfarrdorf namens Taubenhain. Von Bürger gibt es eine Ballade mit dem Titel „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“, die den alten Stoff der Kindesmörderin behandelt, der im Sturm und Drang ſo gewaltig beliebt war und in der Gretchengeſtalt im Fauſt ſeine höchſte dichteriſche Verklärung fand. Dies traurige Stück von der Kindesmörderin war die Grundlage für die erſten Entwürfe, die aber ſchon einen ſozialen Zug aufweiſen und das bürgerliche Mädchen dem adligen Junker gegenüberſtellen, verbunden mit allerlei romantiſch-düſteren Zügen, die ſich ſämtlich in der Waldburg wiederfinden und endgültig an dieſe übergingen (Vgl. S. 410).

Der Entwurf wendet ſich dann einer pädagogiſchen Richtung zu, deren Hauptgedanke, der „Schlüſſel zum Ganzen“ in den Entwürfen (S. 411) zu finden iſt. Aber die Ideen erweitern ſich immer mehr; der Pfarrer wird mit ſeinen Erziehungsgrundſätzen zum Vertreter der neuen Zeit, der ſich die alte entgegenſtemmt. So enthält das Planheft II, 7 auf dem viertletzten Blatte die folgenden:

„Intentionen.

1. Die Entgegenſetzung der Borniertheit der älteren Zeit und der Erweiterung der neuen; der Zeit eingeroſteter Formen und der Zeit, in welcher das Weſen nach neuen Formen ringt. Die Paſtorin re-

präſentiert die alte Zeit, Roſe die neue. Der Paſtor ſteht mitteninne; er vertraut dem Neuen, bis es ſich bedenklich zeigt.

2. Die Aftergeburt der neuen Zeit, wenn die Ausweitung unberechtigt und ſophiſtiſch wird, in Wüſtenfels. Die Lüge ein Mittel, das auch den edelſten Zweck, anſtatt zu fördern, entadelt.

3. Bewahrung des Scheins; vom Sein der Einzelnen weiß die Welt nichts; der Schein gehört vor ihr Tribunal. Sie pflegt den Schein für beſſer zu halten als das Sein, [und dieſes,] wo ſich's wahr zeigt, für Schein und zieht davon ab, was d...“ [bricht ab].

In Heft II, 1, S. 38 kehren ähnliche, aber ſchon weitergreifende Sätze wieder unter der Überſchrift:

„Ideen.

Daß die Welt den Schein will; daß die unbefangene Großmuth der Gemeinheit ſelber Waffen in die Hände gibt gegen ſich.

Die Hoffnungsmacht der Jugend, die an den Schmerz nicht glauben kann.“

S. 39 folgen Grundſätze für den künſtleriſchen Ausbau der Geſtalten, namentlich Roſes und des Junkers, die deutlich ausſprachen, was der Dichter von ſich verlangt:

„Die äußerſte Unmittelbarkeit und Natürlichkeit bei aller Glut und allem Ungeſtüm.

„Die Charaktere machen alles, alle Situationen.

„Bei aller Individualität müſſen beide Helden die Idee ihres Geſchlechtes vollſtändig darſtellen.

„Göthe'ſche [ſo!] Feinheit und Natürlichkeit mit Schiller'ſcher Innigkeit und Shakeſpeareſcher Ausmalung der Leidenſchaft.“

Auf dieſer Grundlage nun hat er ſeine Geſtalten aufgebaut. Hier einige Beiſpiele, wie er, der immer gewohnt war, alles mit der Feder in der Hand durchzudenken, ſich dieſe lebendig zu machen ſucht. Hier ſei zunächſt diejenige Geſtalt hervorgezogen, die dem Leſer vielleicht am wenigſten lebendig geworden ſcheinen könnte: „Wüſtenfels — Falſtaff, Carlos, Merkutio, Merk, Brißar [?] — Behaglicher Lebemenſch, aber innerhalb adligen Stolzes. Oder iſt's ihm um den Reichtum der Gräfin mit, der dem Schmarotzer gute Tage verſpricht? Guter Kamerad, aber aller Schwärmerei feind, liederlich (?), Lebemann und Weiberverächter, aber für Adel und Ehre des Teufels, hat etwas Treuherziges. Für ihn iſt nur Adelsbewußtſein und militäriſche Ehre real; ein behagliches Wohlleben wünſchenswert; alle Ideale aber und beſonders Weiberliebe, wenn Mädchen nicht wie Pferd und Hund [ſpätere Einfügung: wenn ſie mehr ſein will], dummes Zeug. Er belobt die Adligen des vorigen Sekuli, die in Paris lebten pp.

Seiner Meinung nach macht nur die Ehre etwas aus dem Menſchen; deshalb muß der Adel erhalten werden, weil er der Träger und Retter dieſer Ehre. Ohne Ambition ſind wir alle Canaillen, der eine mehr, der andere weniger, und dieſe iſt's, die den Adel aufrecht und über der Canaille erhält.

Er verſteht den Teufel, ſagt W. zu Fellmann [wohl eine Vorſtufe Werners]; der Menſch iſt eine Canáille ohne Ambition. Der Adlige muß Ambition haben, der Bäuerliche nicht; das iſt der Unterſchied." [II, 4, S. 42.]

Am Rande iſt noch beigefügt: „Innerhalb ſeines Standes iſt er wie man ihn nur wünſchen kann; die Bürgerlichen ſtehen außer ſeinem Gewiſſen."

Die größte Liebe des Dichters gehört natürlich der Roſe und dem Junker: „Die Roſe muß Gretchen, Klärchen, Luiſe, Bettina, Philine (eine unſchuldige), Lisbeth, Mignon, Käthchen (von Heilbronn), Aennchen (im Freiſchütz), Undine (im erſten Aufzug beſonders die Seelenloſe; ſie gewinnt in den übrigen immer mehr Seele) zugleich ſein, ein Colibri in allen Farben ſprühend; dazu geb' ich das Titaniſche aus eig'nen Mitteln, die unverſiegbare Gewalt der Jugend; das Umſpringen des Heineſchen Liedes; das Volkslied-Schauerliche, Heilige, Melancholiſch-Süße, Märchenhafte, Übermut, komiſche Begeiſterung, Malice, kindliche Hilfloſigkeit und Anſchmiegen, drollige Gravität pp., Schnippiſche, Drollige, Spaß und Lächeln durch Tränen, burleske Einfälle bunt durcheinander, aber immer poetiſch und graziös und nie gemacht, alles unmittelbar entſtrömend, der Leichtſinn der eines Poeten.

Wie das Stück fortrückt, wird ſie immer edler, ernſter und größer; das komiſche Ingrediens zeigt ſich immer ſeltener. Ihr letztes Wort muß alles enthalten, ein Todesſeufzen unter Lächeln, ein leiſer Vorwurf drinn. Die Rolle muß eine Paraderolle für junge Schauſpielerinnen werden. Die Roſe muß die Männer beſtechen; dafür [wird] der ſchwärmeriſche, unverdorbene mit der verachtenden Unterlippe eines pythiſchen Apollo, während die heißeſte Liebe und Schmerz in ſeinem Innern toben, der außen tötet, während er innen ſtirbt, die Zuſchauerinnen gewinnen müſſen.

Er will ihr ſein Lachen zeigen und ſollt' er daran ſterben. Er will der Betrüger ſcheinen. Wenn ſein Glauben und ſein Glück auf ewig verloren geh'n, will er wenigſtens die Ehre, den Stolz retten. Wenn er in ein Wort allen Hohn hineingießen könnte pp. Und dabei hofft er noch, wie er noch liebt in der tiefſten Seele; das erbittert ſeinen Stolz nur noch mehr; er ſtraft ſeine törichte Liebe in Roſen. Ich will dich ſtrafen, ungeberdig Herz [Prometheus-Erinnerung!], dich und die Kokette und ſolltet ihr beide verbluten." (II, 6, 1. Heft, S. 39.)

Am Rande beigefügt: „Dieſen Kontraſt von äußerer Kälte und Verachtung von innerem Schmerz gehörig auszubeuten. Wenn er ſeine Kälte und Verachtung ins Unmenſchliche hinaustreibt, ſo iſt der innere Schmerz daran ſchuld. Nach der ungeheuren Anſpannung körperl. u. geiſtige Schwäche, in welcher er zur Gräfin flüchtet wie zu einem Engel."

Die Gräfin, die nach einem früheren Entwurfe auftreten und in einer arg ſentimentalen Schlußſzene „mit frommer Betrachtung und Hinzeigung auf den Himmel die Sache" beſchließen und den alten wahnſinnigen Mann, den Pfarrer, zu ſich nehmen ſollte, iſt ebenſo wie der Treuenfels [oder Treuenfurt – ſelbſt in der endgültigen Handſchrift finden ſich beide Namensformen] nicht recht lebendig geworden, wie auch der vorübergehende Gedanke: „Konflikt zwiſchen den beiden Mädchen (Roſe u. Gräfin)" fallen gelaſſen wurde und nur noch ſchwach in Roſens Wahnſinnsſzene und der dort phantaſierten Begegnung mit dem Hochzeitszuge nachklingt. Die prächtige

Geſtalt des Undank ſcheint auch in einem Wurfe feſtgeſtanden zu ſein. Nur der Name ſchwankt, es finden ſich Unbeſcheiden, Ungnad als erwogene Vorſchläge. Wie der Dichter ſeine Geſtalten greifbar vor ſich ſieht, zeigen ſo manche kleine Bemerkungen der Entwurfhefte, in denen er einzelne Stellen und Worte feſtgehalten hat: „(Paſtorin), untergeſtützte Arme, geifernd. Roſe: Jedes Leben ſchafft ſich ſeine Welt ſelbſt. In deiner magſt du recht haben, Mutter, in meiner aber hab' ich recht.“ Vom Junker heißt es: „Man muß in ſeinen Reden ſeine Bläſſe und die zuſammengekniffenen Lippen ſeh'n, ſeine Liebe und ſeine Verzweiflung, Herzblut und Lachen pp.“

So hatte ſich ihm der Stoff und die Geſtalten immer mehr und mehr geklärt; verſchiedene Titelvorſchläge, wie „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ (Taubenheim), „Der Pfarrer von Neubrunn“, „Eine Pfarrtochter“ wurden wieder aufgegeben. Auch der mitten in den Entwürfen zum Drama auftauchende Gedanke, wie wohl der Stoff anzupacken wäre, „wenn ein Roman daraus werden ſollte“, zeitigte wohl bedeutſame Gedanken über die Art der Erzählung und ihrer Technik, wurde aber nicht weiter verfolgt. In einem Briefe an ſeinen Freund Schaller vom Silveſter 1847 wird der Plan im weſentlichen ſo dargelegt, wie er im fertigen Stücke ausgeführt erſcheint. Der Brief iſt für Otto Ludwigs ganze Art ſo kennzeichnend, daß eine ausführliche Wiedergabe berechtigt erſcheint; auf dem dritten Blatte dieſes umfangreichen Schreibens iſt zu leſen:

„Eben komm' ich wieder von dem Trauerſpiel, welches ich in der Arbeit habe. Mein Brieflein iſt ein wunderliches Ding; ſo viele Materien unverbunden beiſammen. Das nächſte ſoll beſſer werden. Jetzt abſorbiert mein Stück ſo ſehr meine Subjectivität, daß ich dieſe, die ich doch zum Briefſchreiben brauche, ordentlich zuſammenſuchen muß. Da find' ich denn die Stücke nicht gleich ſo, wie ſie zuſammengehören und in der Reihe ſtehen. Im Charakter und in der Perſönlichkeit meiner Figuren wollt' ich ſtundenlang conſequenter reden als in meiner eigenen.

Außer dem, was von ‚dem Wildſchützen‘ vor mir liegt, hab' ich noch einen ganzen Plan fertig zu einem tragiſchen Idyll ‚Pfarrroſe‘.

Ein Paſtor hat ſeine Tochter und den verwaiſeten Sohn ſeines Gutsherrn zuſammen erzogen und iſt auf dieſe ſeine Erziehung nicht wenig ſtolz. Er meint, dieſe Art zu erzieh'n wär' der Weg wiederum zu beſſerm Zuſtand der Menſchheit zu führen. Nämlich, in den Weibern Selbſtändigkeit, in den Männern den männlichen Stolz zur Baſis der andern Dinge zu machen. Er hat auch ſeine plauſiblen Gründe für dieſe Methode u. der Beweis liegt ihm in den beiden Leutchen ſelbſt, in welche er verliebt iſt. Die Pfarrerin dagegen hat die engſten Begriffe von Weiblichkeit; dieſelben, die heut' noch die Moral der Gevatterinnen ausmachen. Die Selbſtändigkeit der Roſe wird natürlich von Andern anders ausgelegt u. zwar im Sinne der Mutter, die in derſelben nur Mangel an Sittſamkeit und Überfluß von Kokelterie ſehen. Der Roſe ſteht ſo ein ſittſames Mädchen nach dem Herzen der Gevatterinnen gegenüber, die eigentlich recht nur der Schatten ihres Rufes iſt, ihren Ruf ſchont wie ein Sonntagskleid, gleichſam eine Kammerjungfer ihres Rufes, dabei engherzig und nicht ahnend, daß der wahre Werth das Poſitive und der Ruf nur die negative Seite des Frauenlebens iſt; will ſagen, daß ihr die Sittſamkeit nichts iſt, als ‚nichts Unſittliches thun'; ſo daß ſie, um nichts Unrechtes zu thun, auch das Rechte nicht thut, wenn es ihrem Ruf ſchaden könnte. Dabei iſt ſie nicht eine Heuchlerin im gewöhnlichen Sinne; denn ſie glaubt, wie ſie's mache, ſo ſei's recht und ſie will auch nur das (in ihrem beſchränkten Sinne:) Rechte thun; und ſo ſieht ſie auch mit jungfräulichem Stolze auf die Roſe herab, indem ſie ſich für unendlich beſſer hält als jene. Wie dieſe am Weſen der Weiblichkeit ſündigt, ſo ſündigt Roſe an der Form. Sie iſt edel, großmüthig, wie alle ſelbſtändige Menſchen, aber ſie fehlt gegen den Schein. Weil man ſie ſelbſt falſch verſteht, ſo geſchieht's auch mit ihrem Tun, was man in pejorem partem auslegt. Dazu eine Unüberlegtheit von ihr, die dieſen böſen Elementen ein Knochengerüſt gibt, um welches ſie ſich gruppieren. Der Junker ſcheint betrogen; in ihm wirkt nun der Stolz, daß er lieber Betrüger ſcheinen will als Betrogener. Ein Weltfreund des Junkers tritt noch gegen die ‚Kokette' im entſcheidenden Augenblick auf; die Selbſtändigkeit, mit welcher ſie für ihre Liebe kämpft, vollendet, wie gewöhnlich falſch ausgelegt, ihr und des Junkers Unglück. Der Paſtor melirt ſich drein und führt die Kataſtrophe herbei, die in beider Tod beſteht. Aus dem Zuſammenhange, der ihm zu ſpät klar wird, erſieht er, daß ſeine Erziehung allem Unglück den erſten Anſtoß gab. Es iſt Roſens Selbſtändigkeit und des Junkers männlicher Stolz, wodurch beide ſich gegenſeitig verderben. –

Ich habe bei dieſem Stück einen neuen Weg eingeſchlagen u. es deßhalb ein ‚tragiſches Idyll‘ genannt. Der Methode der Compoſition liegen folgende Geſetze zu Grunde:

Nicht der Charakter allein, ſondern auch die Perſönlichkeit der Figuren muß die Handlung motivieren.

So gibt das heitere Naturell, der Witz der Roſe ein Motiv mit ab, warum man ſie für kokett hält; zugleich gibt es Gelegenheit zu neuen Situationen und intereſſanter Einkleidung. Ihre heitere Natur kann an die Realität des Schmerzes nicht glauben, zuletzt miſcht ſich auf rührende Weiſe die Gewohnheit zu ſcherzen in ihre Schmerzensäußerungen. Die Figur bekommt dadurch etwas ſehr Friſches und der ganze Eindruck wird verſtärkt; der Schmerz, der Menſchen trifft, die nur zu Scherz und Freude erſchaffen ſcheinen, ergreift uns doppelt und die peinliche Monotonie des bürgerlichen Dramas wird dadurch vermieden.

Die Handlung des tragiſchen Inhalts iſt das Reſultat der Beſtrebungen der verſchiedenen ſpielenden Perſönlichkeiten, ſich ſelbſt durchzuſetzen und für andere maßgebend zu werden. (Dadurch unterſcheidet ſich meine Gattung vom eigentlichen Drama, worin „Abſicht“ des Movens iſt, nämlich ein gewiſſes Objekt und Plan des Handelns. In meiner Gattung muß ſogar die entgegenſtehende Abſicht mit zur Entwickelung helfen. Jeder Menſch iſt ſich das Weltzentrum und das, was er vor allem will, das iſt er ſelbſt. Selbſt von den Andern will er ſich. Der handelnde Menſch will Alle verzehren und verdauen, d. h. die andern Perſönlichkeiten in ſeine hineinſchlingen und dadurch in ſich verwandeln. Dieſer Kampf der Perſönlichkeiten iſt nun der tragiſche oder komiſche Zettel; den Einſchuß gibt das wunderbare

Etwas, was in den Lüften zu ſchweben ſcheint, um das geſprochene Wort dahinzuwehen, wo es zündet oder löſcht; was als verlockende Gewalt in dem Augenblick zum Menſchen tritt, wo er den Teufel brauchen kann, [der] dem, der die zornige Hand über den Andern erhebt, dieſem den Dolch hineinpraktiziert, von welchem dieſer dann ſelbſt nicht weiß, woher er ihn genommen hat; was dem Menſchen Gedanken flott macht, worüber er ſelbſt erſchrickt; das wunderbare Etwas, das, wo der Menſch ſeine ganze Beſinnung braucht, als betäubender Blutſtrom aus dem Herzen in das Hirn führt, etcätera, etcätera.

Künftig mehr davon! Es wär ſchade, wenn mein Brieflein am Ende noch ſich bekehrte und Conſequenz zeigte.

Nur von wegen der Anwendung des Vorngeſagten auf dies Stück.

Die Ideen, wie ſie von Schiller als Redezier gebraucht ſind, erſcheinen hier gleichſam mit Thatworten, in der Verkörperung zur Handlung ausgeſprochen. So die Roſe und die Andern ſtellen eine Reihe anſchaulich gemachter Reflexionen vor, die dem [korr. f: der] Leſer [dadurch: geſtr.] vor Augen geſtellt, von ihm ſelber zu Sentenzen und Beobachtungen ausgeprägt werden können. [kann – Korr. vergeſſen.]

Erſtlich einmal ſind ſie an der Handlung für die Neugier tätig und unterhalten den gewöhnlichſten Leſer oder Hörer. Wer aber tiefer ſieht, hat das Vergnügen, [eine angewandte Philoſophie zu: geſtr.] eine Entwickelung des wahren Begriffes weiblicher Sittſamkeit zu finden. Vor ſeinem innern Auge trennt ſich das Ding wie es iſt in ſeine Gegenſätze, in die bloſe Form und das bloſe Weſen und beide vernichten ſich gegenſeitig; aus der Vernichtung dieſer endlichrealen Erſcheinungen tritt als Siegerin die unendliche Idee. Die Klippe für den Dichter iſt nur, daß ſeine Perſonen, als an ſich unintereſſant, einem hölzernen Wegweiſer gleichen möchten, der nur dadurch was iſt, daß ein Etwas vorhanden iſt, worauf er zeigt; anſtatt einem lebendigen Führer zu gleichen, über dem wir den Ort vergeſſen, wohin er uns führt, und uns ſogar betrüben können, wenn er ſagt: nun ſind Sie am Ort; leben Sie wohl. Der Paſtor mit ſeinen Zöglingen muß dem Leben gegenüber büßen, daß er dasſelbe bei ſeiner Erziehung vergeſſen; da der Erzieher dem Leben in die Hand arbeiten muß, welches jede Erziehung erſt vollendet. Wie ein Gärtner ein Gewächs, was in unſerer Luft und unſerem Boden fertig wachſen ſoll, nicht auf eine Art pflegen muß, durch welche ſie unſerer Luft und unſerem Boden entfremdet werden. – Jede Krankheit aber iſt nur der Anfang der Geneſung; ſo liegt in dem was der Paſtor thut (in ſeiner Erziehung), ſchon in dem Irrthum ſelbſt die Nothwendigkeit des Zerſchelltwerdens am Leben; beide aber, ſeine Einſeitigkeit und die Einſeitigkeit des Lebens (wie es jetzt iſt; denn auch das Leben hat nicht Recht) heben ſich auf in der Idee des Lebens und ſo iſt der Paſtor Beſiegter zugleich und Sieger und Sieger zwar, eben weil er Beſiegter iſt. In der Wirklichkeit hat ihn das Leben beſiegt, im Reich der Idee aber er das Leben. In unſerm Verſtande behält das Leben, in unſerer Vernunft behält er Recht. – Auf dieſe Art iſt jeder Charakter zum Leben, zu den übrigen Charakteren, ja zu ſich ſelbſt immer auf die Idee bezogen. Es iſt eine Art Gewebe, die auf beiden Seiten beſondere Muſter hat. – Und zwar läßt eine und dieſelbe Figur unendliche Deutungen zu.

Damit einſtweilen genug von der Materie. Ich denke bald an die Ausarbeitung der Pfarrroſe (drei R) zu kommen und dann ſollſt du mir ſagen, ob die Figuren dir nur eine hölzerne Hand gezeigt?“

So weit dieſer Brief. Es iſt hier nicht der Ort, näher zu unterſuchen, wie weit Hebbel nach dieſem Brief auf den Dichter eingewirkt haben mag. Gekannt hat Ludwig ſein berühmtes Vorwort zur Maria Magdalene ſicherlich. Die „angewandte Philoſophie“ erinnert gar zu deutlich an Hebbels Wort von der „realiſierten Philoſophie“. – Die Streichung ſieht freilich zugleich aus wie ein innerer Proteſt gegen deſſen Meinung, vielleicht auch wie ein Sichwehren gegen des anderen ſuggerierende Gewalt. Ob wohl die „hölzerne Hand“ auf Hebbels Geſtalten gemünzt iſt. Als Vorbilder ſind ſie ihm ganz gewiß nicht erſchienen; unter denen, die er in ſeinen für kein fremdes Auge beſtimmten Aufzeichnungen aufzählt, iſt keine Geſtalt Hebbels. Und jedenfalls iſt ſeine Stellung zu ſeinen „Geſtalten“ eine aus tiefſter

Wurzel völlig andere als die des Holſteiners. Ganz und gar unhebbeliſch iſt dann wieder, wie er in einem Briefe an Devrient des Stückes Schwächen ſelber aufzählt.

> „Einiges in Kürze über das Stück.
>
> Pfarrroſe – freilich eine Härte!
>
> Es wird ſehr viel geſchrieben und Geſchriebenes gezeigt.
>
> Die Verwandlung im vierten Aufzug wird ihre großen Schwierigkeiten haben. Doch mocht' ich die erſte Hälfte dieſes Aufzuges nicht zum vorigen ſchlagen, weil ich höchſt ungern zwiſchen den beiden Hälften den Zuſchauer zu Atem kommen laſſen möchte.
>
> Die Pfarroſe iſt eigentlich mehr Luſtſpielfigur, auch wohl die meiſten andern; ich wollte das Publikum erſt ganz unmerklich anfaſſen, daß es ſich mit deſto weniger Widerſtreben in die tragiſchen Quetſchwalzen lenken ließe. Dann ſollte die Heldin ſich erſt die nachherigen Tränen deſto reichlicher vorher erlachen. Der Schauſpielerin gibt es auch Gelegenheit den ganzen Umfang ihrer Mittel zu entwickeln.
>
> Der Pfarrroſe hab' ich den Hut in die Hand gegeben, damit ſie keinen Platz darin haben ſollte für das Hammerſignal, die Fahne der bürgerlichen Melpomene, den Verreiblappen aller Charakterzeichnung: das Taſchentuch –“

Dieſer Brief ſtammt aus dem Anfange des Jahres 1849; nach einem Briefe von Gutzkow vom 21. Februar 1849 war die Pfarrroſe kurz vorher an Devrient geſandt worden, den Titel ſichert der ſpätere Brief an Gutzkow vom 21. März 1849. Zu Kürzungen war der Dichter wieder von vornherein bereit, ſich dem Rate des erfahrenen Dramaturgen rückhaltlos unterordnend. So heißt es (II, 4. S. 23): „Erſtlich das Nichtweſentliche, das auch poetiſch pp. unbedeutende wegzulaſſen; denn das was man glaubt fürs Theater fallen [laſſen] zu dürfen, rot unterſtreichen und immer noch E. D. überlaſſen, was er ſtreichen zu dürfen meint ... Im ſchlimmſten Falle kann Ende des elften Auftritts nach dem Amen der Vorhang fallen.“

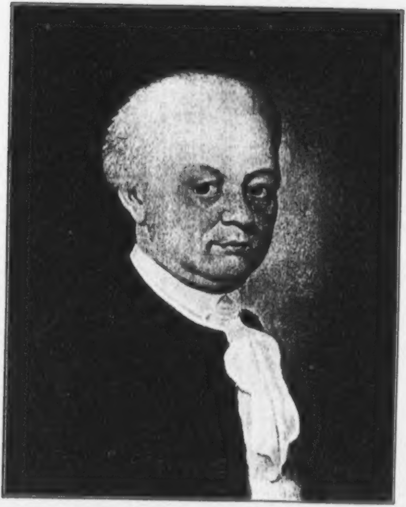
Wie weit ſich Gutzkow des Stückes angenommen, iſt nicht mehr feſtzuſtellen, Devrient dagegen hat wieder den Dichter mannigfach beraten, ihn auch nach dem Bühnenerfolge des „Erbförſters“ zu einer Umarbeitung mit glücklichem Ausgange angeregt und Ludwig ſchickte ihm die „Wilde Roſe“ wie dieſe heitere Umgeſtaltung hieß, am 16. September 1850. Devrient erwähnt die Sendung in ſeinem Tagebuche am 18. September, ſchreibt aber ſchon am 3. Oktober: „O. L's. ‚Wilde Roſe‘ geleſen und mit Entſetzen fortgelegt, das iſt eine Arbeit wie im Rauſch gemacht, ohne Sinn und Verſtand, auch ohne Talent, denn alles, was gut daran iſt, iſt aus der erſten Bearbeitung. Das iſt niederſchlagend.“

Inwiefern die Bezeichnung „wie im Rauſch gemacht“ berechtigt iſt, möge man in Sterns „Otto Ludwig, ein Dichterleben“, S. 280 nachleſen. Immerhin ſind ein paar Stellen aus dieſem Briefe von Bedeutung für Otto Ludwigs Anforderungen an die Schauſpieler: „Mehre Szenen im dritten und vierten Aufzug ſind gewagt; es iſt darin mehr auf den Schauſpieler gerechnet, als rätlich ſein mag. Aber freilich — es war mir um Aufgaben für die Schauſpieler zu tun. Ich fürchte, Ihr Erbförſter hat mir zuviel Zuverſicht gegeben und ich habe unklug die Schauſpieler überhaupt beim Worte genommen für das, was vielleicht nur der Einzige, der es verſprach, zu halten mächtig iſt.“

Dieſe Umarbeitung hat ſich nicht erhalten; auch auf die Bühne iſt, ſolange der Dichter lebte, das Stück nicht gekommen und auch ſpäter trotz der wunderbar ausgefeilten Geſtalten kaum einmal auf einer größeren Bühne herausgebracht worden, ſo daß von einer Bühnengeſchichte ſo gut wie gar keine Rede ſein kann; aber für den Dichter bedeutete es über die Vorgänger hinaus einen gewaltigen Schritt vorwärts zur Naturwahrheit. Hier hat er eine Stufe erreicht, die auch der Erbförſter kaum übertroffen hat — freilich wie bei ihm iſt die Handlung nicht ſehr glücklich geſtaltet: des Dichters alter ſelbſterkannter Mangel. Hätte Hebbel das Stück je zu Geſichte bekommen, würde er es ſchon um des mit des Meiſters Anton in der Maria Magdalene nahe verwandten Schlußwortes mit größerem Scheine von Recht (als den Erbförſter) als Nachahmung bezeichnet haben. Aber gerade dieſer ſehr äußerliche Anklang leitet hin zu einem tieferen Vergleiche, bei dem ſich die volle Kunſt des Geſtalten ſchaffenden Dichters entſchleiert, worin er von Hebbel durch eine ganze Welt künſtleriſcher Anſchauung und Geſtaltung geſchieden iſt.

Füſſen a. Lech, 23. Oktober 1921.

Expeditus Schmidt.



Otto Ludwigs Vater
Original im Städt. Muſeum zu Dresden

Die Torgauer Heide

Vorſpiel zum hiſtoriſchen Schauſpiel Friedrich II.
von Preußen

Perſonen

Friedrich II., König von Preußen
Ziethen, General der Kavallerie und Chef eines Regiments
Leſtwitz, Huſarenmajor
Eine Ordonnanz
Feldwebel vom Regiment Forcade
Repkow, Sergeant vom Grenadier-Regiment Anhalt-Bernburg
Franz, **Wilhelm**, ſeine Söhne, Grenadiere von demſelben Regiment
Ein Grenadier vom Regiment Manteufel
Ein Grenadier vom Regiment Prinz Heinrich
Ein Dragoner vom Regiment Bayreuth
Ein Küraſſier vom Regiment Schönaich
Ein Huſar von Ziethens Regiment
Ein preußiſcher Tambour
Zwei ſchwarze Huſaren
Eine preußiſche Marketenderin
Zwei öſtreich'ſche Grenadiere
Ein öſtreich'ſcher Küraſſier
Ein öſtreich'ſcher Pfeifer
Ein Franzoſe in kaiſerlichen Dienſten
Preußiſche und öſtreich'ſche Soldaten von allen Waffengattungen

---

Zeit: nach der Schlacht bei Torgau, vom 3. auf den 4. November 1761. **Schauplatz**: ein Teil der Torgauer Heide

Erſte Szene

Auf der Torgauer Heide

Um ein Feuer kauern Grenadier **Manteufel**, der ſchwer verwundete **Repkow**, ein **Tambour** und mehre **Preußen**. Nacht. In der Ferne unabſehliche Wachtfeuer zerſtreut.

Grenadier Manteufel

(zu Repkow). So kommt doch näher an das Feuer, Alter! Puh! iſt das feucht und kalt. Die Nacht frißt mehr Menſchen, als der Tag gefreſſen hat. Ihr könnt's doch haben, Alter; aber wer ſchwer verwundet iſt und ſich nicht an ein Feuer mehr ſchleppen kann –

Tambour

Und das Höllengeſindel, das auf der Heide umher macht und den armen Teufeln, die das Wundfieber ſchüttelt, noch die Jacken auszieht, daß ihnen der Froſt vollends den Garaus macht. Kommt doch, Alter.

Repkow

Nein; zu ehrlichen Soldaten darf ich mich nicht ſetzen, zu ehrlichen Soldaten darf ich mich nicht ſetzen.

Tambour

Er faſelt wohl? Alter, ſchüttelt Euch das Wundfieber?

Grenadier

Er iſt vom Regiment Bernburg, dem der Fritz vor Dresden die Säbel genommen hat und die Hutſchnüre – da kommt Geſellſchaft.

Zweite Szene

Feldwebel, Küraſſier Schönaich, Bayreuth-Dragoner, Grenadier Prinz Heinrich, die zwei öſtreich'ſchen Grenadiere, der öſtreich'ſche Küraſſier, der Franzoſe in kaiſerlichen Dienſten, und andere Preußen und Öſtreicher, vor Froſt zitternd und ermattet.

Tambour

Weiß und Blau durcheinander.

Dragoner

Gut'n Morgen, Kameraden. Preußen?

Grenadier Manteufel

Allemal. Bringt ihr Gefangene?

Dragoner

Feldwebel, ſagt den Kameraden unſre Konvention.

Feldwebel

Nämlich. Da wir hier nicht wiſſen, wer die Schlacht gewonnen hat, ſo haben wir eine Konvention untereinander geſchloſſen, Preußen und Öſterreicher –

Dragoner

Und des gräßlichen Wetters wegen –

Feldwebel

Nämlich. Und die Punktation iſt die: Erſtlich: Waffenſtillſtand die Nacht durch –

Dragoner

Und gütliches Vertragen –

Feldwebel

Zweitens: Sowie gewiſſe Nachricht kommt, wer geſiegt hat, ſo ergeben ſich die Kameraden der ſiegreichen Armee als Gefangene. Seid ihr dabei?

Grenadier Manteufel

Wär' ich noch friſch, ich beſänne mich.

Tambour

Gut. Wir ſind dabei.

(Die Angekommenen haben ſich unterdeß zu den andern um das Feuer gelagert.)

Küraſſier

(ſtreckt ſich). Ah! tut das wohl!

Dritte Szene

Ziethen-Huſar mit der Marketenderin. Vorige.

Huſar

He, Kameraden! Was ich da bringe.

Dragoner

Ja, die Ziethenſchen, denen entgeht nichts.

Grenadier Manteufel

Lotte, bringt mir einen hierher; ich kann nicht auf.

(Mehrere haben die Marketenderin umringt.)

Marketenderin

Geduld, meine Herren, Geduld!

Grenadier Manteufel

Meine Herren, ihr ſeid alle noch ziemlich auf dem Zeuge. Hier liegt ein alter, ſchwer verwundeter Kamerad. Ich will zuletzt haben, aber der alte Brave da muß zuerſt bekommen.

Dragoner

Brav geſprochen, Pommer! Gebt dem Alten zuerſt, Lotte!

Marketenderin

Da iſt's ſchon.

Grenadier Manteufel

(reicht's an Repkow). Trinkt, Alter.

Repkow

Nein, ich darf nicht trinken mit ehrlichen Soldaten.

Grenadier

Seid kein Tor!

Repkow

Wenn wir unſre Säbel wieder haben, dann wollen wir eins trinken zuſammen.

Grenadier

Darüber müßt ihr euch hinwegſetzen. Ihr habt eben das Unmögliche nicht möglich machen können. Ihr ſeid der Übermacht gewichen. Nun greift aber zu! Seht ihr nicht, wie ich vor Froſt zittere? Zum Teufel, ich kanns nicht mehr halten. So trinkt doch!

Repkow

Seht ihr, ich hab' immer auf Ehre gehalten. Ich bin ein Brüner aus preußiſch Weſtfalen. Meine älteſten Söhne dienten dem Fritz. Wie die Franzoſen uns zuſammen genommen hatten, lachten die Jungen, nun wir nicht mehr preußiſch wären, dürften ſie dem Fritz nicht mehr dienen, und deſertierten. Und ſo tatens noch andre Brüner. Aber wir nahmen ſie nicht auf, ſondern jagten ſie mit Schande aus der Stadt; wir wollten ſie nicht mehr für unſre Söhne anſehen, wenn ſie nicht augenblicklich wieder zum Fritz gingen. Und ich nahm meinen Dritten und meinen Vierten, meinen Franz und meinen Wilhelm – mein Fünfter konnte noch keine Muskete tragen – und wurde in meinen alten Tagen wieder Soldat, weil der Fritz Leute brauchte. Und nun muß mir's paſſieren, daß unſer Regiment zurückweicht; da hat uns der Fritz die Säbel genommen und unſern Offizieren die Huttreſſen.

Dragoner

Seid ihr einer von den braven Brünern? Zum Teufel! ſo ſoll keiner von uns ein Glas berühren, bevor ihr getrunken habt. Das ſoll man den Brünern nachreden, ſo lange noch ein treues Herz ſeinen Preis gilt.

Grenadier Prinz Heinrich

Auf den Siptitzer Höhen wird's wieder ganz dunkel und ſtill. Dort muß es grauſam wild hergegangen ſein. Wie ein feuriger Drache wälzte ſich's brüllend nach der Heide herunter.

Huſar

Vater Ziethen kam von drüben über die Höh'n.

Grenadier Prinz Heinrich

Und Leſtwitz ſchrie: Freiwillige vor! Da trat das ganze Bataillon Bernburg, was bei dem Korps war, zuſammen vor.

Repkow

(geſpannt). Das andre Bataillon iſt beim Ziethen. Das ganze Bataillon?

Grenadier Prinz Heinrich

Was davon noch auf den Beinen war, und dem Leſtwitz hinterdrein; der wie ein Teufel vornweg auf Dauns Batterie zu.

Repkow

Fällt Bajonett! Vorwärts, Jungen! Nur dem Leſtwitz nach; der führt euch nicht in die Schande.

Grenadier Prinz Heinrich

Und Hülſen hierher mit ſeinem Korps. Er fuhr rittlings auf einer Kanone. Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erſchoſſen; er war verwundet und konnte nicht gehn. Da ſagt' er: Setzt mich auf eine Kanone, aber ſchnell, denn ich hab' Eile! Und auf dem eiſernen Pferde ritt er nun ins Feuer, daß ihm die weißen Haare flogen im Wind.

Grenadier Manteufel

Aber der Fritz? Wo iſt der Fritz?

Huſar

Der iſt gewiß mitten drin. Bei Kollin, wie alles ſchlecht ging, hielt er einen Haufen Flüchtlinge auf und führte ſie rechtsum! gegen eine Batterie. Wie ſie ſo nah waren, daß die Kugeln ſie erreichten, gingen ſie zum zweitenmale durch. Das wurd' der Fritz in ſeinem Eifer gar nicht gewahr; endlich ſprengt' ihm unſer Major Le Grand nach und ſchrie: Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern? Da betrachtet der Fritz die Batterien noch einmal durch ſein Glas, ſo kaltblütig, als ſpielten dort Jungen mit Erbſen, und dann ritt er ganz langſam durch den Kugelregen wieder zurück.

Erſter öſtreich'ſcher Grenadier

Das iſt halter viel.

Huſar

Ja, er iſt verwegen, der Fritz. Das hat er mehr als einmal gezeigt. Aber der Himmel hält ſeine Hand über ihn. Wo war's denn nur, daß er nach der Schlacht ſeinen Rock aufmachte und eine Kugel herausfiel?

Öſtreich'ſcher Küraſſier

Wie er ſeinen Rock aufmachte? Wie macht' er das?

Huſar

Wie's andre Leute auch machen. Er knöpft eben einen Knopf nach dem andern auf, ſo wird's von ſelbſt.

Erſter öſtreich'ſcher Grenadier

Mit Gunſt, meine Herren, das iſt nicht vom Rechten. — Man weiß es auch im ganzen Reich; er iſt — ihr verſteht mich ſchon —

Feldwebel

Nämlich. — Bei euch ſcheint der Aberglauben noch recht im Schwange.

Grenadier Manteufel

Er trägt eine Rüſtung auf dem bloßen Leib.

Feldwebel

Dummes Zeug! Ein Etui trägt er auf der Bruſt; daran fuhr die Kugel, die ſchon matt war.

Erſter öſtreich'ſcher Grenadier

Nun ja; ſagt' ich's nicht? er hat ein — ein Etui? Behüt' uns Gott und die heiligen elftauſend Jungfrauen vor einem Etui! Ein Chriſtenmenſch und der an Gott glaubt, hat nichts mit einem Etui zu ſchaffen. Der Prinz Eugenius war ein Feldherr trotz einem; aber mit ſolchen Dingen ließ er ſich nicht ein.

Zweiter öſtreich'ſcher Grenadier

Wie heißt ſo ein Ding?

Erſter

Ein Etui.

Zweiter

Ein — ein — Gott ſei bei uns; ich will ein ſolch' ſündlich Ding nicht auf meine Zunge nehmen.

Repkow

(phantaſierend). Immer drauf, Jungen, drauf! Den Säbel an die Seite oder auf den Sarg!

Feldwebel

Das mit der Kugel, das war bei Hochkirch, wo die vierte Batterie zum Teufel ging. Weder eine Kanone, noch ein Mann davon iſt wieder geſehen worden.

Marketenderin

Sein Wort in Ehren, Feldwebel, aber was er da ſagt von der vierten Batterie, das iſt gelogen.

Feldwebel

Nämlich. – Lotte, ſie drückt ſich nicht höflich aus.

Marketenderin

Höflich oder nicht – die Wahrheit muß gelten. Und wer mir die vierte Batterie antaſtet, der taſtet mein Kind an; denn ich kann ſagen, ich bin die Mutter von der vierten Batterie.

Huſar

Muß das eine ſchwere Geburt geweſen ſein!

Feldwebel

Die vierte Batterie, ſag' ich, iſt zum Teufel gegangen mit Mann und Maus.

Marketenderin

So? und war's nicht etwa der ſchwarze Philipp, der Feuerwerker von der vierten Batterie, den der Fritz gefragt hat: Wo habt ihr eure Kanonen, Kinder? Die hat der Teufel bei Nacht geholt, ſagt der Philipp. So wollen wir ſie ihm bei Tage wieder abnehmen, ſagt der Fritz.

Vierte Szene

Zwei ſchwarze Huſaren mit blankem Säbel und vorgehaltenen Piſtolen.
Vorige.

Erſter ſchwarzer Huſar

(zum zweiten). George, nimm ſie in die Flanke. Vorwärts! Ergebt euch!

Zweiter

(von der andern Seite). Ihr ſeid Gefangene.

Grenadier Manteufel

Was ſtellt das vor?

Dragoner

Biſt du's, Fritze?

Erſter ſchwarzer Huſar

(verdrießlich). Preußen?

Zweiter

Sind die Weißen da euer, Kameraden?

Tambour

Seid ihr bei Troſt? Zwei Mann, und wollt eine ganze Geſellſchaft fangen?

Feldwebel

Nämlich. – Hier iſt Waffenſtillſtand. Hier iſt nichts für euch zu ſuchen, ihr müßtet euch denn wärmen wollen oder eins trinken. Lotte, einen für die ſchwarzen Kameraden!

Marketenderin

Da. Aber die vierte Batterie – ich will den ſehen, der mir ins Geſicht ſagen will, die vierte Batterie –

Feldwebel

Nämlich. – Halt' ſie das Maul von ihrer vierten Batterie.

Huſar (Ziethen)

Recht ſo, Feldwebel, bringt die vierte Batterie zum Schweigen!

Marketenderin

Zum Schweigen? Mich? Ihr wollt mich zum Schweigen bringen? Was wär't ihr denn, wenn ich nicht euer bißchen Kurage im Fäßchen da mitſchleppte? Will mein eigner Kümmel wider mich rebellieren? Zum Schweigen – mich zum Schweigen bringen! Nein, ſeh' nur einer!

Schwarzen Huſaren

Adieu, Kameraden.

Fünfte Szene

Vorige ohne die Schwarzen.

Huſar (Ziethen)

Seid ihr geſcheit? Wollt ihr die greuliche Nacht euch in die Elbe locken laſſen? Sie ſind ſchon fort. Die Schwarzen haben einen Sporen zuviel. Zwei Mann ſechzig fangen!

Grenadier Manteufel

Das haben ſie mehr als einmal gemacht. Und denen ergibt ſich auch gleich alles. Wo ſich die ſchwarzen Kerle nur ſehen laſſen, iſt Furcht und Zittern.

Huſar

Nun, ihr Herrn Pommern ſeid auch nicht die höflichſten, wenn das wahr iſt, was ich gehört habe. Bei Neiſſe war euer Regiment, mitten unter Laudon'ſchen Reitern, wohl vier Regimenter ſtark, abgeſchnitten von aller Hilfe. Laudon ſchickt einen Offizier: ihr ſollt euch ergeben; dann ſollt ihr auch eure Bagage behalten; außerdem will er euch bis auf den letzten Mann in die Pfanne hauen. Manteufel dreht ſeinen roten Schnauzbart und ſagt: der Offizier ſoll ſeine Pommern ſelbſt fragen, ob ſie ſich ergeben wollen. Der Offizier trägt's nun vor; eh' er aber ausgered't hat, ſchreit das ganze Regiment aus einem Halſe: Wir wollen euch was — und ſo weiter.

Grenadier Manteufel

Das iſt wahr. Bis unter die Kanonen von Schweidnitz war er hinter uns her; aber wir wehrten uns unter währendem Marſchieren, daß er mit großem Verluſt endlich abkratzen mußte; und bis jetzt iſt er nicht wiedergekommen.

Grenadier Prinz Heinrich

Die Schwarzen geben kein Quartier; das iſt's.

Feldwebel

Nämlich. Das iſt ein Märchen. Die Franzoſen wollten in Brandenburg Winterquartier machen. In der Affäre von Roßbach ſchrieen die Franzoſen „Quartier!" Die guten Brandenburger kannten das Wort nicht und hielten's für Hohn und bezogen's auf die Winterquartiere, die die Franzoſen in ihren Häuſern beziehen wollten. Sie ſchrieen: Wart', wir wollen euch Quartier geben und ſäbelten drauf los wie die Fleiſcher, bis die Franzoſen ſich auf das Wort Pardon beſannen; das verſtanden nun die guten Märker. Daher kommt das Märchen von den Schwarzen.

(Alle lachen.)

Küraſſier Schönaich

(empfindlich). Das waren wir, die Schönaich-Küraſſiere und nicht die Schwarzen. Was iſt darüber zu lachen?

Feldwebel

Nämlich. Es iſt ſelten alles beiſammen; der eine hat den Kopf, der andere das Herz und den Arm. Es gibt aber Leute, die beides haben.

Küraſſier

Ihr müßt euch nur ſelber loben. Andere brauchen's nicht, verſteht ihr?

Feldwebel

Nämlich. Donnerwetter! Weiß er, was der Fritz geſagt hat? Weiß er? er — er — Nämlich. Wenn ich Soldaten ſehen will, hat er geſagt, muß ich das Regiment Forcade anſeh'n, hat er geſagt.

Dragoner

(mißbilligend). Feldwebel —

Feldwebel

Na — nichts für ungut, Küraſſier. Wir wollen uns nichts drauf einbilden, ob wir von dem Regiment ſind oder von dem, aber darauf wollen wir uns was einbilden, daß wir unter dem Fritz dienen. Bildet er ſich doch was drauf ein, daß er uns kommandiert. Bei Lowoſitz ſagt' er: Meine Truppen haben ſich nie ſo geſchlagen, ſeit ich die Ehre habe, ſie zu kommandieren. Was, Lotte? Sie iſt ein vernünftiges Weib; hab' ich nicht Recht?

Marketenderin

Er hat Recht, Feldwebel; aber was die vierte Batterie betrifft, da hab' ich Recht. Die vierte Batterie —

Feldwebel

Weib, will ſie uns umbringen mit ihrer vierten Batterie?

Marketenderin

Die vierte Batterie —

Feldwebel

Ich wollte, ſie führ' ihr in den Leib und die fünfte und ſechſte dazu.

Viele

(trinkend und lachend). Halloh die Lotte und die vierte Batterie!

Repkow

Fritz, gib uns unſ're Säbel wieder!

Grenadier Manteufel

Der hat's noch immer mit ſeinen Säbeln zu tun.

Repkow

(aufgebäumt phantaſierend). Ins Feuer, Jungen, ins Feuer! Mir nach! Heut' muß Dresden ausgewiſcht werden. Der Fritz ſoll den Hut ziehn vor uns und ſoll ſagen: Da, Kinder, habt eure Säbel wieder und eure Huttreſſen, und ein Hundsfott, der noch übel ſpricht von euch. Vivat der Fritz! Schreit, Kinder, wenn er an der Fronte herunterkommt. Mein Jüngſter iſt vierzehn Jahr; ſobald er eine Muskete tragen kann, ſollſt du ihn auch haben. Nun laßt uns eins ſingen:

Hinein! hinein! die Fahnen dort, die brachten ſie nur mit,
Daß wir ſie ſollen nehmen. Hinein mit ſchnellem Schritt!
Die brüllenden Kanonen tun in der Fern' ſo barſch;
Wir woll'n ſie in der Nähe ſehn. Im Sturmſchritt! Marſch!

Huſar

Was iſt das? Horcht!

Dragoner

Der alte Brüner dort ſingt im Fieber.

Huſar

Das in der Ferne mein' ich, dort zu —

Grenadier Manteufel

Wo der Alte den Oden herkriegt. Er iſt ſchon ganz verblaßt.

Grenadier Prinz Heinrich

Wie er den Arm aufſtemmt; ſeine Augen werden immer gläſerner.

Zweiter öſtreich'ſcher Grenadier

Das iſt grauslich anzuſehen – und wie er mit den Zähnen klappert und mit den Fingern hantiert!

Grenadier Manteufel

Es iſt der preußiſche Grenadiermarſch, den er vor ſich hinbrummt.

Zweiter öſtreich'ſcher Grenadier

Lauf' doch einer zum Hochwürdigen. Ob er ein bös Gewiſſen hat, daß er nicht erſterben kann.

Grenadier Manteufel

Ein bös Gewiſſen? Donnerwetter! Ein preußiſch Soldatenherz hat er im Leib, das die Schande kränkt und das nicht fragt nach Leben oder Sterben, ſondern nach Schande oder Ruhm.

Grenadier Prinz Heinrich

Was iſt das? Blaſen nicht die Ziethen'ſchen da drüben Viktoria?

Huſar

Sie kommen näher. Die Ziethen'ſchen Trompeten unterſcheidet man eine Stunde weit. Ihre Stimme greift durch wie Vater Ziethens Vorwärts.

Repkow

Vorwärts! Bernburg bekommt ſeine Säbel wieder. Viktoria! (Singt:)

Der alte Grenadier noch ruft indem er ſterbend ſinkt,
Kam'raden über mich dahin, bis euch der Sieg gelingt,
An mir iſt nichts gelegen, behält der Fritz das Feld.
So ſtirbt ein preußiſcher Siegesheld!

Mehre

Horcht!

Repkow

(wiederholt, geſpenſtig aufgebäumt, mit ſtarker Stimme).

An mir iſt nichts gelegen, behält nur Fritz das Feld.
So ſtirbt ein preußiſcher Siegesheld!

(Er bricht zuſammen.)

Grenadier Manteufel

(der mit den andern nach der Gegend hingeſehen, aus welcher ſie Ziethens Trompeten zu vernehmen glauben, wendet ſich nach dem Umgefallenen). Was iſt mit dir, Kamerad? Haſt du ſo eilig? Ja, der hat's ausgemacht. Der Tod hat Reſpekt vor ſolch einem grauen preußiſchen Helden; er hat geduldig gewartet, bis der Alte mit ſeinem Liedchen fertig war. Der iſt aus Kummer über ſeinen Säbel geſtorben, nicht an ſeinen Wunden. Fahr' wohl, Alter!

Grenadier Prinz Heinrich

Die öſtreich'ſchen Kameraden ſind ja auf einmal ſo ſtill. Sind ſie auch hinüber?

Erſter Öſtreicher

Sie ſind eingeſchlafen.

Dragoner

Laß ſie ruhen. Sie haben Ruhe verdient; ſie haben ſich geſchlagen heute wie die Löwen.

Der Franzoſe

(im Schlaf). Bien vite, Jean! Ecoute!

Huſar

Der träumt von ſeinem Friſeur. Hat ihm Seidlitz ſeinen Puder genommen, wie er mit ſeiner Handvoll Reitern den Soubiſe mit achttauſend Mann aus Gotha jagte und mit ſeinen Offizieren das fürſtliche Eſſen verzehrte, das die armen franzöſiſchen Teufel in der Angſt unangerührt hatten ſtehen laſſen?

Erſter Öſtreicher

Er wird halter noch müde ſein vom Laufen bei Roßbach.

Grenadier Prinz Heinrich

Seht doch. Ihr habt's hinter den Ohren, ihr Öſtreicher.

Grenadier Manteufel

Iſt's aber nicht ſchmählich, daß wir uns das Fell zerhauen, Preußen und Öſtreicher, und dieſes Franzvolk unſrer guten alten Mutter Deutſchland auf den Ribben herumkrabbeln laſſen, daß ſie uns die paar Laſter, die unſre Vornehmen noch nicht aus Paris geholt haben, vollends herüberſchleppen?

Erſter Öſtreicher

Gewiſſermaßen halter ſind wir freilich alle beide Deutſche, Öſtreicher und Preußen; das iſt ſchon wahr. Mutter Thereſe will auch den Frieden.

Feldwebel

Nämlich? – Zweimal wollte der Fritz Frieden ſchließen, wie die Sachen im Gleichgewicht ſtanden; einen ſchimpflichen Frieden aber ſchließt der Fritz nicht. Die Sache handelt ſich um die Nationalehre der Preußen, und ich kenne den Fritz; der ſtirbt lieber, als daß er der preußiſchen Reputation etwas vergibt. Und ſeine Armee denkt ebenſo; der geringſte Trainknecht hat ſeinen Stolz. Drum bringt die ganze Welt in Waffen den Fritz nicht nieder. Wir ſchießen uns nicht um den Haß oder um die Habgier unſres Königs; unſre Säbel führt nicht ſein Neid oder ſonſt ein perſönlich Gelüſten, was das Volk nichts anginge; ſondern der Fritz kämpft für uns und unſre Ehre, drum fechten wir für den Fritz und ſeine Ehre.

Dragoner

Brav geſprochen, Feldwebel; von uns Soldaten denkt keiner anders.

Feldwebel

Zum Teufel! Kein Preuße denkt anders. Der Bürger und der Bauer opfern mit Freuden ihr Letztes; das letzte Pferd ſpannt der Bauer aus dem Pfluge, den letzten Sohn nimmt er aus den Armen der Mutter und bringt ihn dem Fritz. Und wenn der Bauer ſo denkt, Donnerwetter! was ſoll der Soldat tun? Und geht über Preußen hinaus! Der Thronfolger von Rußland trägt dem Fritz zu Ehren preußiſche Uniform; nur zwei Augen dürfen zufallen, und das Blättchen wendet ſich; die Engländer feiern Fritzens Geburtstag wie den ihres Georg; der Pitt ſagt: eh' der Tower in London nicht mit dem Schwert in der Fauſt erobert iſt, laß ich nicht vom Fritz. Vom Ende der Welt her ſchickt der Tartarkhan Geſandte an den Fritz. Alle Welt tauft ihre Kinder nach dem Fritz. – Die in Wien dachten nicht, einen chriſtlichen Krieg zu führen. Auf Preußens Vernichtung war's abgeſehen. Der Koſak im fernen Aſien hatte keine Ruhe vor der Rachſucht der Kaiſerin; der Schneemann, der

Schwede, dachte an der deutſchen Sonne und an den deutſchen Mädchen aus ſeinem Winterſchlafe aufzutau'n; der unruhige Franzoſe war froh, daß es in Deutſchland Geld zu ſtehlen geben ſollte, Schlöſſer dafür zu bauen in Paris und ſeine Maitreſſen drinn mit Zucker zu füttern. Nämlich — Donnerwetter! Nämlich —

Erſter Oſtreicher

(ſteht auf). Kameraden Preußen, iſt unſre Konvention aufgehoben?

Dragoner

Gut, Feldwebel; geht nicht zu weit. Unſre Konvention muß gehalten werden. Laßt den Streit!

Huſar

Iſt kein Trompeter hier? Laßt uns eins ſingen. Gepredigt iſt genug.

Dragoner

Gut, Ziethen'ſcher. Eins ſingen; aber ein neutrales Lied, wobei unſre Konvention beſtehen kann, eins, was die Kameraden Oſtreicher mitſingen können.

Grenadier Manteufel

Da iſt ein Tambour.

Grenadier Prinz Heinrich

Und hier ein Pfeifer. Vorwärts, die Pfeife heraus!

Pfeifer

Meine Finger ſind verfroren.

Grenadier Prinz Heinrich

(macht Platz). Da, ſetzt euch näher ans Feuer und macht los, ſo tau'n ſie auf.

Pfeifer

Aber was denn für eins?

Feldwebel

Nämlich. Lotte, ſie iſt ſonſt ein kluges Weib und weiß immer ein Auskommen.

Marketenderin

So? Aber mit der vierten Batterie hat er Recht! Und die vierte Batterie ſoll mir in den Leib fahren! Und die vierte Batterie iſt zum Teufel! Und die vierte Batterie —

Feldwebel

Sie ſoll Recht haben, Lotte, ſie ſoll Recht haben. Sie hat einen Vierundzwanzigpfünder von einer Zunge im Hals; ſie hat ein ganzes Geniekorps im Schädel. Wir ſchlagen Chamade.

Marketenderin

Und nun die Ochſen am Berge ſtehen, muß doch die Lotte ihr bischen Verſtand vorſpannen. Gebt Acht! ich will eins vorſingen, und eins, was gegen die Türken geht, was jeder Chriſtenmenſch mitſingen kann mit gutem Gewiſſen. (Sie trinkt noch einmal erſt; dann beginnt ſie zu ſingen: Prinz Eugenius. Der Pfeifer und Tambour akkompagnieren, das ganze Chor fällt ein. Während des Geſanges

Sechſte Szene

kommt Friedrich II., von einer Ordonnanz begleitet, auf ſeinem Schimmel geritten.)

Vorige

(Geſchrei durcheinander). Der Fritz! der Fritz! Vater Fritz! Guten Morgen, Vater Fritz!

Grenadier Manteufel

Der Fritz iſt auch nicht müßig geweſen; das ſieht man an ſeinem Rock.

Friedrich

Guten Morgen, Kinder. Iſt noch Platz bei euch? Singt in Gottes Namen zu! (Der Tambour bringt ſeine Trommel an das Feuer, auf welche Friedrich ſich ſetzt.) Puh! iſt das eine Nacht!

Grenadier Manteufel

Biſt du verwundet, Vater Fritz?

Friedrich

Geritzt, Kamerad. Ein Preuße nennt das keine Wunde. (Er ſchreibt auf dem Knie.)

Ordonnanz

(zu den Soldaten, die ihm Platz gemacht haben am Feuer). Gott behüte vor ſolcher Nacht. Gott laſſe mir den Tag leben, und ſei er noch ſo heiß; man ſieht ſeinem Feinde doch in die Augen. Um ein Haar hätten ſie den Fritz gefangen und uns mit. Das iſt eine Verwirrung, wie der Himmel ſeit dem Turmbau zu Babel keine wieder geſehen hat. Freund und Feind rennt aneinander und purzelt übereinander; zwei fangen einen und werden von dreien wieder gefangen. Dazwiſchen das Zähneklappern, Heulen und Fluchen der Verwundeten, die der Froſt an den feuchten Boden angenagelt hat. Und die unzähligen Feuer durch die Heide machen einen vollends blind. Und an allen Blau und Weiß durcheinander.

Friedrich

(ſpricht beim Schreiben). Sobald der Morgen graut, wieder formieren, die Infanterie nicht feuern, mit gefälltem Bajonett. – Ordonnanz!

Ordonnanz

Hier.

Friedrich

(gibt ihm das Papier). Da; an Hülſen.

Ordonnanz

Wo?

Friedrich

Auf dem Schlachtfeld. Wo die meiſten Toten und Verwundeten – das iſt ſeine Spur. Avant!

Ordonnanz

(ab).

(Trompeten in der Ferne freudig.)

Huſar

Straf' mich Gott, Fritz; das iſt die Stimme der Ziethen'ſchen!

Siebente Szene

Franz, den ſchwer verwundeten Wilhelm auf den Armen, legt ihn am Feuer nieder, ohne Fritz zu gewahren. **Vorige.**

Franz

(zum Grenadier Manteufel). Grenadier, habt ihr meinen Vater geſehen?

Grenadier Manteufel

Den alten Repkow? O ja.

Franz

Lebt er noch? Iſt er geſund?

Grenadier Manteufel

Ob er lebt? Ob er geſund iſt? Ihm fehlt nichts mehr auf der Welt, als ſein Säbel. Der Säbel kränkt ihn im Himmel noch.

Franz

Iſt er tot?

Grenadier Manteufel

(deutet auf die Leiche). Da, fragt ihn ſelbſt.

Franz

Und hat nicht gewußt, daß wir geſiegt haben?

Grenadier Manteufel

Das erſte Wort, was wir hören. Der Fritz hat geſiegt! Victoria! (Will aufſpringen und fällt wieder zurück.) Ja ſo — es geht nicht.

Franz

Der Wilhelm wird's auch nicht mehr lange machen.

Grenadier Manteufel

Kurz und gut; ſo lob ich's.

(Ganz fern beginnt eine Stimme zu ſingen: Nun danket alle Gott; dazwiſchen ferne Trompetenfanfaren. Allmählich fallen mehr Stimmen und fernere und nähere Muſikchöre in den Geſang ein. Franz hat Wilhelm zu der Leiche des Vaters gelegt. Es wird allmählich Tag.)

Huſar

Da kommen zwei in weißen Mänteln. Straf' mich Gott, Vater Ziethen iſt der eine; der andere der Leſtwitz. Vater Ziethen, hierher! Hier iſt der Fritz!

Achte Szene

Ziethen. Leſtwitz. Vorige.

Friedrich

Ziethen? Was bringt Er?

Ziethen

Den Sieg von Torgau, Fritz. Iſt das ein guter Morgen?

Friedrich

(reicht ihm die Hand). Er grüßt nicht anders. Danke.

Ziethen

Nicht mir. Dem jungen Herrn da, der zur rechten Zeit mit einer Handvoll wackerer Kerle mir entgegen kam und die Daun'ſchen verwirrte und aufhielt, bis Hülſen auf ſeiner Kanone geritten kam, und wir die ganze Geſchichte zwiſchen uns hatten.

Friedrich

Leſtwitz, ich bin Sein Schuldner.

Leſtwitz

Nicht meiner, Sire. – Das Bataillon Bernburg hat ſeine Ehre gerettet. Ich rief: Freiwillige vor; das ganze Bataillon ſchrie: Hier, und ſo ging's in Dauns Batterien hinein und keiner ſah ſich um.

Franz

Fritz, gib uns unſre Säbel wieder. Wir haben Dresden ausgewiſcht.

Friedrich

Ihr ſollt ſie haben. (Lüftet den Hut.) Kinder, vor dem Regimente Bernburg hab' ich Reſpekt. – Adieu. (Er beſteigt ſeinen Schimmel und reitet von Ziethen und Leſtwitz begleitet ab.)

Neunte Szene

Vorige ohne Friedrich, Ziethen, Leſtwitz.

Alle

Adieu, Vater Fritz!

Erſter öſtreich'ſcher Grenadier

(überreicht Uhr und Börſe dem Grenadier Manteufel, der ihm zunächſt ſitzt).

Kamerad, ich bin euer Gefangener.

Grenadier Manteufel

Behaltet's, Kamerad; könnt's weiter brauchen.

(Dasſelbe tun die übrigen Öſtreicher.)

Grenadier Prinz Heinrich

Behaltet's als ein Andenken an die Konvention auf der Torgauer Heide.

Franz

(kniet bei Wilhelm und kann vor Schluchzen nicht reden). Ach, daß der Vater noch lebte! Ach, daß der Vater noch lebte!

Wilhelm

(mit immer ſchwächerer Stimme). Bekommen wir ſie wieder, Franz? Daß ich's dem Vater drüben ſagen kann!

Franz

(außer ſich). Freilich, Wilhelm, Herzenswilhelm! Sag' dem Vater, der Fritz hat den Hut gezogen vor unſerm Regiment und hat geſagt: Kinder, vor dem Regiment Bernburg hab' ich Reſpekt! Und ſag' ihm, hörſt du, ſag' ihm: ſein Franz hat ſich wacker gehalten, ſein Franz hat den Hülſen herausgehauen, wie er von der Kanone gefallen war — hörſt du? Und der Fritz hat den Hut gezogen, Wilhelm, der Fritz —

Wilhelm

Wie er ſich freuen wird. Franz, mir wird ſchlimm.

Franz

Und der Fritz hat geſiegt, hörſt du? Vergiß nicht —

Wilhelm

Gott erhalt' ihn, den Fritz! — Grüß' mir die Guſte (er ſtirbt).

Franz

Ich will's. Ich will ſie grüßen, bleib' ich am Leben. Ach, Wilhelm! Herzenswilhelm! — Er hat's ausgemacht. —

(Sonnenaufgang; der Geſang kommt immer näher, die auf der Bühne ſtimmen mit ein. Das Orcheſter nimmt den Choral auf und ſchließt, nachdem der Vorhang gefallen, mit einer Jubelſymphonie.)

Ende des Vorſpiels.

Die Rechte des Herzens

Trauerſpiel in 5 Aufzügen

Perſonen

Ein mediatiſierter deutſcher Fürſt
Der Maltheſer, ſein Schwager
Paul Lubinski
Michael Czarinski } Geächtete Polen
Ein Prieſter
Thaddeus
Ein Kammerdiener des Fürſten
Der Kaſtellan des Schloſſes
Eugenie, des Fürſten einziges Kind
Die Baroneſſe, ihre Gouvernante
Mariane, ihre Geſellſchafterin

Schauplatz: in und bei einem Schloſſe des Fürſten am Rhein
Zeit: kurz nach dem letzten Polenkriege (1830)

Erſter Aufzug

Eine abgelegene einſame Stelle des Parkes. Über einen Bach führt maleriſch eine Knüppelbrücke; nahe daran unter einer rieſigen Linde ein Steintiſch und eine Moosbank. Im Hintergrund ſieht man ein kleines Stück vom Schloſſe, einige Bogenfenſter der Schloßkapelle über dichtem Taxusgeſträuch.

Erſter Auftritt

Die Baroneſſe, Mariane kommen im Geſpräch einen Laubgang daher; die Baroneſſe hat ein Buch, Mariane eine weibliche Arbeit in den Händen.

Die Baroneſſe

Dieſe ſechs Wochen, die wir hier verweilen ſollen, bis der Fürſt aus Italien zurückkommt. Dieſe ſechs, ſage ſechs langen, ſechs ewigen Wochen! So lange ſoll kein Sonett auf meine Augen gemacht werden! So lange ſoll ich auch nicht einen einzigen Anbeter des Tages zwanzigmal zum Glücklichſten, zwanzigmal zum Unglücklichſten aller Sterblichen machen können! nicht Einmal — Mariane! Wie bin ich eure langweilige ſchöne Natur ſo ſatt!

Mariane

Ich liebe das Landleben, aber ein tätiges. Tagelang an dieſen ſchaurigen Stellen weilen, ohne Beſchäftigung wie die Prinzeſſin —

Baroneſſe

Was? Kräuter ſuchen und Arzeneien kochen für kranke Bettler — wär' keine Beſchäftigung? Stundenlang in ſchmutzigen Hütten umherkriechen, deren bloßer Anblick einem Gemüte, das weiße Wäſche leidenſchaftlich liebt, Schauer erregen kann — das wäre keine ernſte Beſchäftigung? — Wen hat Ihre fürſtliche Hoheit doch jetzt in der Kur? Noch immer den alten — wie nennt man's doch? Die Leutchen, die in der ſchönen Natur wohnen, nennen dergleichen, glaub' ich, — Keſſel – flicker — Gott ſei bei uns.

Mariane

Die kranke Pächterin in der Meierei dort drüben iſt jetzt ihr einziger Patient. Der Pächter iſt ſchon auf dem Wege der Beſſerung. Nein, Julie! Die Güte eines Menſchen ſollte nie zum Gegenſtand des Spottes werden. Die Armen vergöttern ſie.

Baroneſſe

Ich will keinen Menſchen verſpotten. Bis zu ſeinem fünfzehnten Jahr in der dumpfen Langeweile eines Kloſters aufgewachſen zu ſein; außer dem Beichtvater nicht Einen Mann geſehen zu haben, nicht einmal den eigenen Vater; von einer überſpannten Tante mit philoſophiſchen Grillen, heidniſchen Tugendgeſchichten angeſteckt worden zu ſein; mit Vorſtellungen von der Welt und den Menſchen, über die man weinen möchte, wenn man nicht lachen müßte; das iſt ohne Spott ſchon Unglück genug.

Mariane

Sie ſieht in den Menſchen Engel. Sie ſieht Alles ſchöner und beſſer als es iſt.

Baroneſſe

„Langweiliger" willſt du ſagen —

Mariane

Iſt das eine Krankheit, ſo konnte man keinen beſſern Arzt für die Prinzeſſin finden als Sie, Julie.

Baroneſſe

Einen Arzt? Ein Patient bin ich; die Prinzeſſin iſt meine Krankheit —

Mariane

Kein Menſch iſt geſchickter, kein Menſch findet ſo viel Vergnügen darin, ſchöne Täuſchungen zu zerſtören, als Sie. Dieſe unglückliche Kunſt hat die Prinzeſſin ſchon ganz melancholiſch gemacht. Nein, Julie, das kann zu nichts Gutem führen.

Baroneſſe

Ich ſeh' es. Sie macht dich mit zwanzig Jahren zum Bußprediger.

Mariane

Julie —

Baroneſſe

Herr Paſtor; — Aber um Gottes willen! Dieſer Ort iſt ſchauerlich genug, auch ohne Beihülfe der Langweile einem die Laune zu verderben. Mir iſt immer, als müſſe jemand hier heimlich begraben liegen. Stille! Stille! Von was Ander'm. Höre, dort im Dörfchen halten ſich derzeit zwei polniſche Flüchtlinge auf. Allem Anſchein nach Leute von Stand und Welt. Du glaubſt nicht, wie ſchnell ein kleines Romänchen über ſolch langweilige Wochen hinweghilft. Dann — du haſt mich einmal zum Arzt gemacht — die Melancholie der Prinzeſſin. Ich will mich fünf Jahre älter angeben, als ich bin, wenn etwas Schlimmeres der Grund iſt, als Langeweile. Eine recht bösartige Langeweile, die ſich auf die edlen Teile geworfen hat. Und nun ſprech ich als Gouvernante. Sie ſoll leben lernen. Und das lernt ſich nur vom Leben ſelbſt. Unſere Geächteten kommen täglich um dieſe Zeit hierher. Die Prinzeſſin hab' ich vorbereitet. Wo es etwas zu tröſten gibt, iſt ſie gleich bereit. Sie macht auf Kranke und Unglückliche förmlich Jagd.

Mariane

Sie wollen die Prinzeſſin in Ihren — Roman verwickeln? Oder wie Sie's nennen, was Sie ſpielen wollen?

Baroneſſe

Verwickeln? Du biſt ſo ſchwerfällig wie die Prinzeſſin. Verwickeln? Loswickeln aus ihrer Melancholie. Eine Lektion geben in der angewandten Lebenskunſt. Glaubſt du, ich verliere die Fäden aus der Hand?

Mariane

Hier kommt ſie ſelbſt.

Zweiter Auftritt

Eugenie. Baroneſſe. Mariane.

Baroneſſe

Nun, ſchöne Gottheit des Waldesdunkels, gönnen Sie uns armen

Sterblichen einmal Ihren Anblick? Was finden Sie nur an dieſen alten knorrigen Bäumen?

Eugenie

Was ich nicht ſuche. Und was ich ſuche — — find' ich nicht.

Baroneſſe

Götter lieben dunkle Sprüche. Schöne Gottheit, reden Sie menſchlich mit Menſchen.

Eugenie.

Du möchteſt mich wieder ärmer machen. Dir iſt's eine Luſt, mich irr zu machen an Allem was ich glaube. Du nimmſt nur immer und gibſt nie etwas dagegen. — O daß ich noch in meinem Kloſter wäre! Wenn ſonſt die Menſchen ſo herrlich waren, warum ſollten ſie es jetzt nicht mehr ſein können? Nein! Nein! Ich glaub' dir es nicht. Du könnteſt nicht ſo heiter ſein, wär's dein Ernſt.

Baroneſſe

Aber was verlangen Sie nur von den Menſchen? Ich bin ſchon froh, wenn ſie mich nicht gähnen machen. Ich weiß nicht, was Sie mehr wollen von dieſer armſeligen Erde! Die Welt, von der Sie träumen, wartet noch auf ihren Kolumbus. Noch iſt's am größten Hofe wie im kleinſten Bauernhaus der wirklichen Welt die Selbſtſucht, die befiehlt und die gehorcht. Süße Göttin, wer glücklich ſein will, muß leben können. Ich meine: der darf das Leben nicht als ein ernſtes ſchweres Geſchäft betrachten, ſondern als eine heitere leichte Kunſt. Wollen Sie ſich für den langen, ſchweren Weg noch mit Gewichten behängen von Tugenden, die lang nicht mehr im Kurs ſind? Das Leben wird jedem das, wofür er es nimmt. Dem Einen wird die Arbeit zum Spiel, dem Andern das Spiel zur Arbeit. — Sie ſehen, ich weiß auch zu philoſophieren. — Sie werden leben lernen. Schön, jung, vornehm, liebenswürdig werden Sie ſich früher heimiſch fühlen in dieſer verkehrten Welt, als Sie denken.

Eugenie

Du glaubſt es? Ich glaub' es nicht. Oder — die Welt iſt beſſer, als du ſie ſiehſt.

Dritter Auftritt

Thaddeus erſt noch in der Szene. Vorige.

Thaddeus

Nein, das war ſchlecht von Ihnen. Sie mögen ſagen, was ſie wollen. Das heißt ſchlecht gehandelt an einem alten Mann. Nein! Nein! Seine Entſchuldigungen ſollen nicht gelten.

Baroneſſe

Mit wem ſpricht aber der Alte?

Mariane

Es ſcheint, er ſpricht mit ſich ſelbſt.

Thaddeus

(indem er auftritt. Er hat einen Bündel auf dem Rücken). Seine Entſchuldigungen ſollen nicht gelten!

Eugenie

Der arme Alte! Seine Füße tragen ihn kaum mehr. Gute Mariane, du bringſt eine Erfriſchung aus der Meierei drüben. Ich heiße ihn unterdeß ſich ſetzen. — Guter Alter, es iſt ein heißer Tag und Ihr ſeid müde. Ruht Euch hier ein wenig aus.

Thaddeus

Das Mädchen iſt ſchön wie ein Engel, und iſt freundlich wie ein Engel. Hier will ich ruh'n. Vergelt' ihr's Gott. — Ich ſetze mich ſchon. Wenn ich heut' Abends bete, will ich für ſie mitbeten. Aber ſie braucht's nicht. Hätt' ich eine ſchwere Sünde begangen, müßte ſie für mich beten. Ihr kann der liebe Gott nichts abſchlagen. — Vergelt's Ihnen der liebe Gott!

Eugenie

So. Nehm' Er doch ſein Bündel ab, armer Mann.

Thaddeus

Ja, armer Mann! Und ein gekränkter Mann. Gott lohne Ihre Freundlichkeit gegen einen armen Mann und einen gekränkten Mann. Ihnen könnt' ich Alles klagen, was mir fehlt, und dann dächt' ich, mir wäre geholfen.

Eugenie

So. Stell' Er ſeine Füße auf das Bänkchen. Iſt Er einer von den unglücklichen Polen, armer Mann?

Thaddeus

Von den unglücklichen Polen? (Schüttelt den Kopf.) Ein Polen hat's einmal gegeben, aber es gibt kein Polen mehr.

Eugenie

Mein Oheim Hermann focht in Euern Reihen. (Gibt ihm haſtig Geld.) Hier. (Zieht ein Armband ab und ihre Ohrgehänge und gibt's ihm.) Hier. Hätt' ich mehr, Ihr ſolltet Alles haben.

Thaddeus

Danke. Danke. Nein! Hier hab' ich! (Zeigt auf ſeinen Bündel.) Da iſt das ganze Geld noch für das Häuschen und die Wirtſchaft. Schöne blanke Taler und Papier. Der liebe Gott hat dem alten Thaddeus überall die Herzen aufgeſchloſſen; er mußte nichts nehmen davon. Nein! beileibe! ich wär' lieber verhungert. Das muß ich ja haben, wenn ich ihn finde. Wenn Sie ſich ſo gar ſehr um einen alten gekränkten Mann bemüh'n, muß Thaddeus weinen wie ein altes Weib. Sehen Sie, ich hab' ihn auf meinen Armen getragen, auf dieſen zwei alten Armen hier. Ich hab' ihm Bogen und Pfeile geſchnitzt, hab' ihm Vögel ausgeſtopft und hab' ihn unſre ſchönen polniſchen Lieder ſingen gelehrt – und nun vergilt er mir's ſo ſchlecht in meinem Alter.

Eugenie

(mitleidig). Es muß traurig ſein, ein ungeratenes Kind zu haben.

Thaddeus

(faſt unwillig). Ungeraten? – Nein! Nein! Das iſt er nicht. Er iſt gut und freundlich wie Sie ſind. Er iſt tapfer und brav. Kein Pole hat ſo tapfer gekämpft für ſein armes Vaterland als er. Kein Held iſt tapferer, kein Menſch menſchlicher. Er iſt mein und aller Polen Stolz. Nur an mir hat er ſchlecht gehandelt.

Eugenie

Das glaubt Ihr vielleicht nur, Alter, wenn er ſonſt ſo brav iſt.

Thaddeus

Wenn er ſonſt ſo brav iſt? (Begeiſtert.) Wenn er voranritt, daß die langen ſchwarzen Haare hinter ihm herflogen, und ein Freiheitslied ſang mit ſeiner Stimme, die die Trompeten übertönte! Da riß es die Menſchen mit Gewalt hinter ihm drein. Wenn er daherflog, als wiſſe er, er ſei des Sieges Lieblingsſohn! Wie ein Rauſch kam es da über den Nüchternſten. Und auf dem Schlachtfelde! Wie warf er ſein Falkenaug' in dem Getümmel umher, die Gefahr zu erſpäh'n. Und wo er ihre blutigen Locken fliegen ſah, da war er auch und ließ ſie nicht aus ſeinen Armen. Denn die Gefahr war ſeine Braut. Und nach der Schlacht ging er tröſtend und erquickend von Verwundeten zu Verwundeten. Wer ihm die Hand noch einmal drücken konnte, der ſtarb glücklich. Er war der reichſte Mann in Polen; aber ſeine Reichtümer gehörten ſeinem Vaterlande, wie er ſelbſt. Er war nur ihr Verwalter.

Eugenie

(tief ergriffen). Lebt ſolch ein Menſch? Wer ein Mann wäre und ſein Freund! Erzählt mir noch von ihm, guter Alter.

Thaddeus

Er hatte einen Freund, mit dem er von Kind an aufgewachſen war. Der hieß Leo Sembinski. Die beiden hatten nur Einen Willen zuſammen. Sie konnten nicht ſein ohne einander. Sah man den Einen, wußte man, der Andere war nicht weit. Wie es immer ſchlechter wurde mit Polen, da ſchickt' er ihn ins Ausland, ſeine bedeutenden Güter, die er da beſaß, zu verkaufen und Pferde dafür einzuhandeln und Waffen für Polen. Da fiel Polen. Mein Herr wurde geächtet. Was aus Leo geworden iſt, weiß Niemand. Es hieß, er habe ſich in der Fremde von Pauls Gelde angekauft und lebe unbekümmert um dieſen guter Dinge. Aber meinen Herrn durfte Niemand dergleichen hören laſſen. Er ſagte: Leo, ſagt er, kommt zu mir oder er iſt tot.

Eugenie

Und dieſer Menſch irrt umher? heimatlos? arm? verlaſſen? Alter, Ihr habt mich unglücklich gemacht.

Thaddeus

(leidenſchaftlich). Das hat er mir getan. Das hat er mir getan! Wie ich mich freute, wenn ſie von ihm erzählten, da dacht' ich nicht, daß er zuletzt ſo ſchändlich an dem alten Thaddeus handeln könnte, wie er getan hat. Wenn ich ihn finde, ſoll er's fühlen. Seine Ausreden ſollen nicht gelten! (Er packt zuſammen.)

Baroneſſe

Nein! Einen beſſeren Lobredner will ich keinem Menſchen wünſchen, als ſolch eine Entrüſtung ſeines Dieners.

Vierter Auftritt

Paul Lubinski. Die Vorigen.

Paul und Thaddeus werden einander gewahr und erſchrecken. Eugenie erſchrickt mit und zeigt die wärmſte Teilnahme. Die Baroneſſe iſt verwundert. Paul eilt, ohne die Andern zu bemerken, in Thaddeus' Arme, der ſich Gewalt antun muß, ſeine Entrüſtung feſtzuhalten und deshalb jenem ins Geſicht zu ſehen vermeidet.

Paul

Biſt du's denn, Thaddeus? Biſt du's denn wirklich, du treuer Alter? Hab' ich Vater, Bruder, Vaterland, hab' ich Alles wieder einen ſeligen Augenblick lang? Du guter, alter, braver, treuer Thaddeus! Wo kommſt du nur her?

Thaddeus

Ja — alter, guter, braver, treuer Thaddeus — damit machen Sie's nicht gut, daß Sie ſo ſchlecht an mir gehandelt haben.

Paul

Schlecht? An dir? Biſt du klug, du lieber närriſcher Alter?

Thaddeus

(ausbrechend). Ja. Schlecht haben Sie an mir gehandelt! Schändlich haben Sie an mir gehandelt. Ich habe Ihren Aeltern und Ihnen über fünfzig Jahre gedient und — das iſt mein Lohn!

Paul

Thaddeus, ich habe an keinem Menſchen ſchlecht gehandelt. Du kennſt mich von Kind auf. — Wie ſollt' ich's an dir?

Thaddeus

Das kann ich beſchwören. Dafür hab' ich Sie auf meinen Armen getragen und Ihnen unſere ſchönen Lieder gelernt. Um ſo ſchlechter iſt's von Ihnen, daß Sie an einem alten Mann ſo handeln konnten, der jeden Augenblick ſein Leben für Sie hingegeben hätte.

Paul

(ſinnend). Ja, die Lieder, die du mich lehrteſt. Thaddeus! erinnere mich nicht an das, was mir ewig verloren iſt. Großer Gott! Einen Strahl nur von meines Vaterlandes Sonne! Einen Hauch nur von der Luft, die um Polens Höhen weht. – Thaddeus! (Wie einer, der kaum den Mut hat zu fragen, weil er die Antwort fürchtet.) Was macht meine Mutter? Meine Schweſter?

Thaddeus

(zögernd). Ihre Mutter und Ihre Schweſter?

Paul

Hat man ſie entehrend behandelt? Um Gottes willen ſprich!

Thaddeus

Nein. Nein. Sie ſind wohl. Ihnen iſt beſſer als uns.

Paul

Sie ſind tot?

Thaddeus

An der Nachricht von Polens Ende und ihres Lieblings Achtung ſtarb Ihre Mutter. Ihre Schweſter an Polens und der Mutter Tod.

Paul

(eine Pauſe) Nein – nein – ich will nicht klagen. Thaddeus, du haſt ſie gekannt – nein, ich will nicht klagen. Wollt' ich klagen, Thaddeus, wär's nicht, als gönnt' ich's ihnen nicht? – Warum durften ſie nicht aus Freude ſterben über Polens Rettung? – O Gott, meine Mutter – nein, nein. Thaddeus, ich kann's leichter tragen. So iſt's beſſer. So iſt's gut. (Faßt ſich gewaltſam.) Aber du biſt müde, mein alter guter Thaddeus. – Ja, ſo iſt's beſſer. Nun duld' ich allein. – Du biſt angegriffen. Komm mit mir. Du mußt etwas genießen, ſo gut – oder ſo ſchlecht ich's eben habe. O Gott!

nein! nein! – Dann ſollſt du mir ſagen, womit ich dich gekränkt habe. – Ja. So iſt's beſſer. So iſt's gut.

Thaddeus

Nein, eher will ich keinen Biſſen eſſen, eher will ich keinen Tropfen trinken, bis ich meinen Groll vom Herzen geredet habe. Sie gehen fort aus Polen und ſagen mir nicht und ſchreiben mir nicht, wohin? Als wenn ich ein Hund wäre, der nichts zu wiſſen braucht. Und wenn ich ein Hund war, konnt' ich noch Ihre Spur finden. So muß der alte gekränkte Thaddeus aufs Geratewohl in die Welt hineinlaufen.

Paul

Wunderlicher Alter, ſollt' ich dich in mein Unglück mit hinein zieh'n? War ich glücklich – glaubſt du, daß du mir hätteſt fehlen dürfen? Thaddeus, es iſt gräßlich, kein Vaterland zu haben, keine Heimat, wie das Tier des Waldes gehetzt umherirren. Du Alter ſollteſt mein Los nicht teilen. Glücklich könnt' ich nicht ſein ohne Einen meiner Freunde. Muß ich dulden, will ich's allein.

Thaddeus

Sie machen mir nichts vor! Sie machen mir nichts vor! Sie können ſich nicht rein brennen! Sie haben mich alten Mann im Stiche gelaſſen wie kein braver Pole ſeinen Hund im Stiche läßt.

Paul

Du ſaßeſt daheim in deinem Häuschen, Thaddeus, und hatteſt dein Auskommen –

Thaddeus

Eben! Eben! Thaddeus hat ſo lang von Ihres Vaters Tiſch gegeſſen und Sie wollen ihn verachten. Nun verkauft er zu Hauſe ſein Bißchen und muß in der Welt umher irren. Wo er hinkam, waren Polen geweſen; aber ihre Namen wußte man nicht. Es iſt Zufall, daß er Sie noch fand. Wenn ich alter Mann nun aus Herzeleid, Sie nicht zu finden, in der Fremde geſtorben wäre? Das hätten Sie auf Ihrem Gewiſſen gehabt.

Paul

Thaddeus, mein Stolz iſt Alles, was mir geblieben iſt. Kommſt du aus Polen mir nach, um mich zu demütigen?

Thaddeus

(eifrig). Sie wollen den alten Thaddeus von ſich ſtoßen, der wie ein Hund Ihnen nachgelaufen iſt? Der ſeine ganze Zuverſicht auf Sie geſetzt hat? Gut! Gut! Mit dem Bißchen, was ich mitbringe, dacht' ich für meine alten Tage zu ſorgen.

Paul

Thaddeus –

Thaddeus

(immer eifriger). Darauf hatt' ich gerechnet. Dafür, dacht' ich, muß er dir verſprechen, daß er dich nicht wieder verlaſſen will. Wenn er wieder in beſſern Umſtänden iſt, muß er dir Alles erſetzen und doppelten Lohn geben von heut' an gerechnet.

Paul

Höre doch –

Thaddeus

Ich will nicht hören. Gut. Gut. Nach Polen komm' ich nicht wieder, und behalten will er mich alten Mann nicht. Gut. Gut. An der Straße will ich ſitzen, und fragt mich einer, was mir fehlt, will ich ſagen: Mein Herr, dem ich gedient habe von Kindesbeinen an, hat mich, nun ich alt bin, von ſich geſagt und hinausgeſtoßen in die Fremde. Gut. Gut. Da will ich ſitzen bis ich ſterbe vor Hunger und Herzeleid. Aber Gott im Himmel will ich's klagen.

Paul

Du marterſt mich.

Thaddeus

Das will ich auch! Das will ich auch! Was Sie am meiſten kränkt, das will ich tun, bis Sie ſagen: Ich will dich nicht in die Fremde hinausſtoßen; bleib' bei mir.

Paul

Du zwingſt mich, aber –

Thaddeus

(eifriger). Aber Alles erſetzen und doppelten Lohn von heut' an gerechnet. Sonſt bleib' ich nicht.

Paul

Thaddeus! Thaddeus!

Thaddeus

Geben Sie mir die Hand darauf, daß ich meiner Sache gewiß bin. So. Nun will ich's Ihnen auch vergeſſen, wie Sie mich gekränkt haben. Nein – verzeihen will ich's Ihnen. Vergeſſen kann ich's nicht.

Fünfter Auftritt

Mariane bringt Milch, Brot und Früchte. Vorige.

Baroneſſe

Da wäre ja ein Romänchen angeſponnen für einige von den unendlichen ſechs Wochen. Dort kommt der andere Pole, dem ich ganz zufällig begegnen muß. (Zu Eugenien.) Tröſten Sie den hübſchen Polen. Aber – wohl verſtanden – wir ſind hier aus der Meierei – Verwandte von der Pächterin. (Lachend zu Marianen.) Dir, Mariane, fällt der Alte zu. Wie? Führ' ihn ins Luſthäuschen. Da mag er ſchlafen. (Ab.)

Paul

(der in düſtern Gedanken ſtand). O meine Mutter! Thaddeus! Meine Mutter! Ich weiß, ihr eigenes Unglück fühlte ſie nicht. Sie dachte nie an ſich. Nie. Nie, Thaddeus. Ich hab' ihr das Herz gebrochen. Und meine Schweſter! – Ein Engel war ſie ſchon. Thaddeus, ſie tauſchte nur den Ort.

Eugenie

(mit Milch). Es iſt ſehr heiß. Die Milch iſt friſch und wohlſchmeckend. Nein – Sie zürnen nicht. (Geht dahin, wo Mariane die Früchte hingeſetzt hat, um ſie herbei zu holen.)

Paul

(verwundert und verlegen). Ich weiß nicht – Thaddeus, wir ſind nicht allein. Wer iſt dies Mädchen? Thaddeus, ſie iſt ſchön wie Polens Sonne. Ihre Stimme klang mir wie ein Glockenton aus meiner Kinderzeit. So lang ich ihr Lächeln ſah, war ich ein Glücklicher.

Thaddeus

Sie wird wohl in die Meierei dort gehören. Ich erzählte ihr von Ihnen, da weinte ſie vor Freude, daß es ſolche Menſchen gebe.

Paul

Nein, Thaddeus, wenn du von mir ſprichſt, erzählſt du Märchen. Das iſt nicht gut.

Thaddeus

Freilich, Sie möchten ſich ſelbſt verkleinern. Ich mußt' ihr mehr von Ihnen erzählen. Die großen Tropfen fielen ihr aus den Augen. Die Hände hielt ſie über dem pochenden Herzen gefalten, als wenn ſie betete. „Wer ein Mann wäre und ſein Freund!“ So rief ſie. Ich hätt' ihr den ganzen Tag von Ihnen erzählen mögen, nur um ſie ſo lange lächeln zu ſeh'n.

Paul

(ſteht bewegt auf. Er will mehr ſagen, ruft aber nur). Thaddeus!

Eugenie

(mit Obſt).

Mariane

(zu Thaddeus). Kommen Sie, Alter. Sie ſollen ſich ausruh'n. (Mit Thaddeus ab.)

Sechſter Auftritt

Paul. Eugenie.

Paul

So freundliche Sorge iſt mir lang' nicht geworden. Ich hatte – haben Sie Geſchwiſter, mein Fräulein?

Eugenie

Nein.

Paul

Ich hatte eine Schweſter in Ihrem Alter – eine Schweſter – (Er bezwingt ſich.) Aber Ihre Aeltern leben noch –

Eugenie

Mein Vater. Aber ich habe ihn nie geſeh'n.

Paul

Iſt's möglich? – Er weiß nicht, wie ſchön und gut Sie ſind.

Eugenie

Ich wurde im Kloſter einſam erzogen. Meine Tante war eine herrliche Frau. Wie glücklich war ich, wenn ich zu ihren Füßen ſaß und ſie mir erzählte von herrlichen Menſchen der Vorzeit. Es war nichts Großes und Schönes, was nicht das Bürgerrecht hatte in ihrem Herzen. Aber dennoch ſehnt' ich mich, einen Bruder zu haben oder eine Schweſter.

Paul

Ja. Man hat an ſich ſelbſt mehr Freude, lebt Jemand, der uns liebt. Der lebt nur ein halbes Leben, der allein ſteht in der Welt. Ich hatte, was der Glücklichſte nur haben kann. Ich hatte Aeltern wie ſelten ein Kind — ich hatte Bruder und Schweſter. — Ich allein lebe noch, kann man Leben nennen, was keine Gegenwart und keine Zukunft hat. Nichts ſteht mir freundlich nah. Nichts hab' ich zu hoffen. Meine Seele irrt wie ein ruheloſer, heimatloſer Geiſt, heimatlos wie ich ſelbſt, über den Stätten ehemaligen Glückes. Was mich liebte, was mir nahe ſtand — das birgt das Grab.

Eugenie

(hingeriſſen). Nein, nein, nicht Alles. Wüßten Sie, wie mich ſchmerzt, daß ich nur ein Mädchen bin. Was ich ſagen mag, es ſind nur Worte. Das beſte, was ich habe — ſind nur Tränen. Wär' ich ein Mann, ich zöge mit Ihnen. Dürft' ich mit Ihnen dulden, wie ſtolz wollt' ich ſein!

Paul

(ſieht ſie verwundert und gerührt an). Ihr Vater weiß nicht, wie glücklich er iſt. Und Sie haben ihn nie geſeh'n?

Eugenie

Ich ſoll ihn ſeh'n. In wenig Wochen ſoll ich ihn ſeh'n. Ich träume nichts anderes! Wenn ich einen Wagen rollen höre, denk' ich, er iſt's. Hör' ich Jemand kommen, ſpring' ich auf.

Paul

(bewegt). Das Leben hat noch ein Glück, das ich nicht ahnte. Ich habe Alles aus dem blutenden Herzen reißen müſſen und lebe noch. Dies könnt' ich nicht — Sie wohnen hier reizend.

Eugenie

Wie konnt' ich Sie an ein Glück erinnern, das — und doch mußt' ich's Ihnen ſagen. Ich kann's ſonſt Niemand — ſie ſind Alle ſo gleichgültig. Ich erzähle Ihnen, wie glücklich ich bin. Ach! ich ſollte nicht glücklich ſein. Es iſt Sünde, glücklich ſein, wenn ſo edle Menſchen unglücklich ſind.

Paul

O erzählen Sie mir. Ich fühle mit Ihnen. Ich bin glücklich, hör' ich, daß Sie glücklich ſind. Mir iſt, als hätt' ich eine neue Heimat gefunden. Ich fühle wieder, wie ſchön das Leben iſt. Der Himmel lächelt mich an, als wär' aller Schmerz nur Traum.

Eugenie

Er iſt's ja auch. Wir ſollen's jauchzend empfinden, wenn wir erwachen.

Paul

(faßt ihre Hand). So Hand in Hand einſchlafen zum Erwachen auf ewig. Großer Gott; ich ahne erſt, was es heißt, heimatlos ſein. Naht die Freude dem Unglücklichen, ſo wirkt ſie wie der flüchtige Blitz. Sie macht die Nacht noch dunkler. Laſſen ſie mich fliehn, eh' der Fluch, der an meinen Freuden haftet, Sie erreicht. O ſehen Sie. Sie traten freundlich tröſtend zu mir wie ein ſeliger Engel. Wie hab' ich's vergolten? Ich habe Sie traurig gemacht.

Eugenie

Nein! Nein! Nicht traurig! Ich war's, eh' ich Sie ſah. Nun bin ich's nicht mehr.

Paul

Und doch. Sie weinen. Ich habe Sie beleidigt.

Eugenie

Nein! Nein! Was müſſen Sie von mir denken? Nein, ich bin glücklich. So glücklich war ich nie in meinem Leben. Noch vor wenig Minuten dacht' ich: O daß du ihn ſehen ſollteſt! Nur ſehen! Und doch — ſagt' ich zu mir — was iſt einem ſolchen Mann, was ein unbedeutend Mädchen für ihn empfindet. Und nun! — nun! Zürnen Sie nicht, daß ich weine. Ich weine vor Freude.

Paul

Du fühlteſt für mich, ſüße Unſchuld?

Eugenie

O wie das eigen iſt. Wie ich von Ihnen hörte, wagt' ich nicht in Gedanken zu Ihnen aufzublicken. So hoch ſah ich Sie über mir. Und nun ſind Sie ſo freundlich und mild, daß mir iſt, als hätt' ich Sie immer gekannt. Als müßt' ich Ihnen ſagen, was mich freut. Und klagen, was mir nur irgend fehlt. Als müßten Sie Alles mitfühlen, was ich fühle. Sie ſind ſo ganz anders als die Männer, die ich kenne. So dacht' ich mir die Männer in meinem Kloſter.

Paul

Ihre Verwandte kehrt wieder. Darf ich Sie morgen wiederſehn?

Eugenie

(freudig). Sie ſäh'n mich gerne wieder?

Siebenter Auftritt

Baroneſſe eilig zurück. Vorige.

Baroneſſe

(zu Eugenie). Ihr Vater iſt unerwartet früh in der Stadt angekommen. Er wünſcht, daß wir ihm entgegen kommen. Wir müſſen uns eilig umkleiden.

Eugenie

Umkleiden erſt?

Baroneſſe

Sie kennen Ihren Vater nicht. Er verzeiht Ihnen, wenn Sie ungern kommen, aber er verzeiht Ihnen nicht, wenn Sie die Fürſtin vergeſſen. Die Zeit iſt zu kurz. Ich möchte Ihnen noch manchen Wink geben –

Eugenie

Erſt laß mich ihm ſagen, daß ich morgen wieder hier bin.

Baroneſſe

Wem ſagen? Wer iſt der Ihm?

Eugenie

Ihm – dem Polen. O ſieh' nicht ſo finſter. Ich bin ſo glücklich.

Baroneſſe

Der unglückliche Einfall! Das iſt vorbei, den Polen dürfen Sie nicht wiederſehn. Ich will ihn verſtändigen. Geh'n Sie unterdeß.

Eugenie

(zu Paul). Mein Vater –

Paul

Glückliche vergeſſen gern. Sie werden über dem Vater –

Eugenie

(lebhaft). Nein! Nein! Das fühl' ich zu gewiß. Ich müßte mich ſelbſt vergeſſen. Nein; ich werde ihm erzählen von – ach, ich weiß Ihren Namen nicht.

Paul

Paul. Einſt hieß ich Lubinski!

Eugenie

Und ich will nur Eugenie heißen.

Baroneſſe

(betont). Der Wagen iſt bereit. Der durchlauchtigſte Fürſt, Ihr Vater wird unwillig werden.

Paul

(erſchrocken). Der Fürſt? – Gnädigſte Prinzeſſin.

Eugenie

(ängſtlich). Ich heiße Eugenie. Ich heiße nicht Prinzeſſin. Mich ſchmerzt, wenn Sie erſchrecken.

Baroneſſe

(verneigt ſich gegen Paul und will Eugenie abführen).

Eugenie

(für ſich). Nein; ſo kann ich nicht gehn! (Sie macht ſich los und geht zu Paul. Mit dem innigſten Ton.) Wenn Sie traurig ſind, kann ich mich nicht freuen. Morgen ſind Sie noch hier. (Will gehen, wendet ſich nochmal.) Gewiß, er iſt nicht ſo, wie Julie ſagt. Es ſoll herrlich werden, wenn Sie nur bleiben. (Sie ſieht ihn noch mit einem bittenden Blick an, indem ſie die Hände faltet wie ein bittendes Kind und geht mit der Baroneſſe ab.)

Achter Auftritt

Paul Lubinski

(allein). Paul! Paul! Nimm dich in Acht! Nimm dich in Acht — wenn du noch kannſt. Paul, biſt du's noch? Der vom Leben nichts mehr erwartete? Der ſich ſchwindelnd zu beſinnen müht, daß er vom Leben nichts mehr erwartete. Der Klang dieſer Stimme — dieſes Lächeln — jeder Laut ſprach es, jeder Blick rief es, wovon die ſüße Unſchuld noch nicht weiß, daß ſie's verſchweigen ſollte. Gelitten hab' ich, gekämpft wie ein Mann. Das Unmögliche wag' ich noch. *Dies* Glück von mir zu weiſen hab' ich nicht den Mut. —

Neunter Auftritt

Michael Czarinski. Paul Lubinski.

Michael.

Gut, daß ich dich endlich treffe, Paul. Höre, Paul. Wie, Paul? Ich muß dich ſprechen, Paul. Er iſt hier — der Major, weißt du? Ich habe dir von ihm geſagt. Der Begleiter jenes Prinzen Friedrich oder wie er heißt. Derſelbe Major, den ich in Karlsbad fordern wollte, weißt du noch, Paul? Aber er war ſchon abgereiſt. Wie, Paul?

Paul

Major von Benkenburg wohl —

Michael

Recht, Paul, recht. Eben der. — Wie, Paul? Das nennt dieſe Canaille ihr Vaterland — wie er bei Warſchau vom Pferde ſtieg und bis an die Knöchel in Schmutz einſank. Hol' ihn der Teufel, den Vandamme mein' ich, wenn er's geſagt hat. Wie, Paul? Und ich ſtehe nicht zwei Schritte davon, wie dieſer Major ſeinem Prinzen die Geſchichte erzählt von Vandamme. Nicht zwei Schritte — wie, Paul?

Paul

(ſchweigt in Gedanken verloren).

Michael

Wie, Paul? Das nennt dieſe Canaille — und wie er die Vogelſcheuche von Prinzen dabei angrinſt und dieſe wieder das Geripp von einem Vertrauten. Aber Paul. Du hörſt nicht auf mich.

Paul

(in Gedanken). Doch. Doch. Ich höre —

Michael

Du hörſt, Paul? Nein. Du träumſt, Paul. Armer Paul, wenn du mehr von dem Schickſal verlangteſt als einen ehrenvollen Tod! Morgen gehn wir. Irgendwo wird's doch noch Krieg geben? Wo man für ein ruiniertes Leben einen rühmlichen Tod kaufen kann? Aber erſt — höre — nur vorhin kommt der Fürſt im Städtchen an, dem dieſes Gut gehört — und mein Major iſt in ſeinem Gefolge. Heute noch will ich ihm ſeinen Paß ſchreiben, du ſekundierſt mir.

Paul

(wird aufmerkſam). Du willſt? —

Michael

Dieſem Major ein Türchen in den Leib machen, durch welches ſeine Bedientenſeele gehorſamſt untertänigſt herauskriechen kann.

Paul

Biſt du raſend? Glaubſt du, er wird ſich ſtellen? Du bedenkſt nicht, daß wir Flüchtlinge, daß wir Geduldete hier ſind? Wie gern man einen ſolchen Vorwand ergreifen wird, uns los zu werden?

Michael

Einen Vorwand? — Hm; du biſt auch nicht träge mit Vorwänden. Das muß in der Luft liegen. In Polen warſt du anders.

Paul

Aber Michu —

Michael

Aber Paul —

Paul

Sonſt hörteſt du mich.

Michael

Sonſt hatteſt du ein leiſes Ohr für die Ehre. Paul! Paul! Du biſt kein Pole mehr. Sonſt war ich ein armer Sünder gegen dich. Jetzt bin ich ein rechter Kerl gegen dich. Paul, muß ich dich anblaſen? Wie, Paul? Du ſekundierſt?

Paul

Michu, wir ſind keine Jünglinge mehr. Der Mann überlegt –

Michael

Wer nicht handeln will, überlegt. Machſt du feine Unterſchiede! Ich weiß eine Zeit, wo du keine machteſt. Sekundierſt du, Paul?

Paul

Du überſtürmſt mich –

Michael

Sekundierſt du?

Paul

Michu –

Michael

Ja oder Nein? Verſchwende keinen Atem. Du ſekundierſt?

Paul

Michu, du weißt nicht –

Michael

Drum frag ich. Du ſekundierſt?

Paul

Michu –

Michael

(kalt). Ach ſo, du biſt kein Jüngling mehr. Mir klingt ein Schwur in den Ohren – ah ſo, du willſt kein Jüngling mehr ſein. Ich gebe dir dein Wort zurück. (Will gehen.)

Paul

(im Kampfe mit ſich). Michu! bleib', hörſt du? – Mein letztes, ſchönſtes – Michu – es muß – hörſt du? –

Michael

(wendet ſich). Bedachtſamkeit gilt ihren Preis. Daß die Gegenwart ſo gern an der Vergangenheit zum Schelm wird. Paul, es gab eine

Zeit, wo du mir ſagteſt: Michu, ſiehſt du mich ſchlummern, wo ich wachen ſollte, weck mich mit dem Rufe „Polen“! Ich rufe. Aber der Klang ſtürmt kein Echo mehr wach in deiner Bruſt.

Paul

(noch im Kampfe). Doch, Michu, doch! –

Michael

Wie du auf dem Schlachtfelde vor deinem ſterbenden Vater knieteſt und riefſt: Sterben iſt nichts, Leben iſt nichts; Freiſein iſt Alles! Der greiſe Held ſtarb nicht. Er vergaß nur das Weiterleben über der Freude, ſolch einen Sohn zu haben. Und du ſchnitteſt mit dem blutigen Säbel eine Locke von deinem Scheitel und warfſt ſie über ihn hin.

Paul

Genug! Genug!

Michael

Und warfſt ſie und riefſt: So verpfänd’ ich mich Polen. Wie, Paul? Da warſt du noch ein Pole, Paul. Du warſt mein Vorbild, Paul. Ich dünkte mich ein Gott, war ich dir ähnlich, Paul. – Das nennt dieſe Canaille ihr Vaterland – Paul! haſt du kein Herz mehr für deiner Mutter Schmach? Geh, du biſt kein Pole mehr. Das nennt dieſe Canaille! Das nennt –

Paul

(außer ſich). Kein Wort mehr, Michu! Michu, hörſt du? Kein Wort mehr. Ich ſekundiere!

Vorhang fällt.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug

Zimmer der Prinzeſſin. Zu beiden Seiten Türen. Hinten gotiſche Fenſter, vor welchen wilder Wein und Roſenbüſche.

Erſter Auftritt

Eugenie ſitzend. Baroneſſe tritt herein.

Eugenie

(aus tiefen Gedanken auffahrend). O eine Bruſt! Eine treue Bruſt, an der ich meine Sorgen ausweine! Wonach ich faſſe, um mich zu halten, das weicht fliehend zurück. Was ich feſt zu halten wähne, zerſließt mir in den Händen wie die Bilder eines Traumes. Keine Hoffnung hält mir Wort! Julie. Wie wir vorfuhren am Schloſſe. Wie ich zitternd aus dem Wagen eile – fliege – falle in ſeine Arme! O Gott, da tritt er zurück. Unzufriedenheit war's, was er empfand, als er ſein Kind zum erſtenmale ſah. Unzufriedenheit – von keinem Zug der Liebe, der Freude gemildert. Ich ſpähte mit der Angſt eines Menſchen, der ein langgeträumtes Glück verlieren ſoll, nach einem Zug. Nach einem einzigen Zug, einem einzigen, einzigen der Freude, der Liebe in ſeinem Geſicht. Ach, es war ein Geſicht von Stein. Kein gaſtlicher Anhalt drinn für ein Tochterherz. In den Tönen ſeiner Stimme klang kein Herz. – Kein Wort! Kein freundlich, herzlich Wort für ſein Kind. Für ſein einziges Kind. Für ein Kind, das Jahre lang die Seligkeit dieſes Augenblickes geträumt hatte! – Durch alle Adern drang mir Eiſeskälte; ich fühlte mich innerlich erſtarren. Ich konnte kein Glied regen. Mir war, als würd' ich Stein. Er ſprach. Ich verſtand ihn nicht. Ein freundlich Wort; nur eins! Ich wäre glücklich geweſen. Ich konnte nicht antworten. Hätt' ich mein Herz reden laſſen, er wäre noch kälter geworden. Ich wußte nicht, was auf ſeine förmlichen Reden erwidern. Ich ſehe den Zug von Unzufriedenheit wachſen. Hätt' ich nicht weinen können, ich hätte ſterben müſſen. Wie im Traum — als ginge mich's gar nicht an — als ſpräch' es ein Fremder von einer Fremden — ſo hör' ich nun, wie er zu einem ſeines Gefolges ſpricht: Man rufe den Arzt. Die Prinzeſſin ſcheint von der Reiſe angegriffen. Und zu mir ſagt er mit froſtigem Lächeln: Sie ſind unwohl. Ich hoffe, Sie anders wieder zu treffen. Er führt mich an den Wagen und verbeugt ſich kalt. Und ſieht ſich nicht ein einzig, nicht Ein armes einziges Mal nach mir um. — Dieſes „anders" war zu ſcharf betont; ich mußt es verſtehen. Dies „anders" erfüllt mich mit Angſt, ihm zu begegnen. Julie! ich muß ihn fürchten. Ich Unglückliche kann meinen Vater nicht lieben! Ich kann's nicht, kann's nicht, kann's nicht! Ach, ich hatte mir's ſo ſchön ausgedacht. Von Paul wollt' ich ihm erzählen. —

Baroneſſe

Von Paul? — von dem Polen? Sind Sie bei Sinnen? Das iſt vorbei, den Polen kennen Sie nicht mehr. Was geht Sie der Pole an. Es ſollte ein Scherz werden, ein Zeitvertreib für ſechs lange Wochen —

Eugenie

(aus Gedanken). Was hat dir der arme Pole getan?

Baroneſſe

Daß um Gottes willen der Fürſt nichts von Ihrer Teilnahme an dieſem Polen erfährt! Er würde glauben —

Eugenie

Was würd' er glauben?

Baroneſſe

Nein, Sie ſind zu — unſchuldig. Er würde glauben, Sie hätten mit dem Polen ein Verhältnis — nun, Sie liebten den Polen.

Eugenie

(in Gedanken). Er iſt anders wie mein Vater. So dacht' ich mir meinen Vater — nur älter.

Baroneſſe

Dieſer unglückſelige Pole! Er muß fort. Noch heute! Was hat Ihnen der Unſelige geſagt?

Eugenie

Es macht ihn glücklich, mich zu ſehen!

Baroneſſe

Das wagt' er? Und Sie – hörten ihn an? Wieſen den Unbeſonnenen nicht zurück?

Eugenie

Er ſprach wie er fühlte. Sollt' ich ihn belügen?

Baroneſſe

Was können Sie, die Fürſtentochter gemein haben mit einem Geächteten?

Eugenie

Ich ſoll ihn verachten, weil er unglücklich iſt? Ihn verachten, der aus ſeiner ſtolzen Höhe ſich zu mir armem Mädchen herabbeugt? Der mir vertraut und mir allein, nachdem er Alles verloren hat? Und der letzte, ſchwerſte Schlag ſollt' ihm von mir kommen? Müſſen Frauen ſo handeln, ſo wollt' ich lieber eine Schlange ſein als ein Weib.

Baroneſſe

Und was mußt' er ſelbſt von Ihnen denken? Die Männer verachten das Entgegenkommen an den Frauen. Dem Manne gegenüber iſt auch die Fürſtentochter Weib. Will ſie ihrem Rang, ſo darf ſie ihrem Geſchlechte nichts vergeben. Die höchſte Fürſtentochter kann mit all' dem Glanze ihres Standes das gefallene Weib nicht bedecken. Sie kennen die Männer nicht. Es iſt Notwehr, wenn wir der Falſchheit der Männer Verſtellung entgegenſetzen.

Eugenie

Du ſagſt: d[illegible]nner ſind ſchlecht und die Frauen müſſen ſchlecht ſein. Wär' das wahr – wer möchte leben?

Baroneſſe

Mir glauben Sie. Eugenie. Ich kenne das Leben.

Eugenie

Biſt du ein Engel? Soll ich dir glauben, wenn du zu den Menſchen gehörſt, die du mir verdächtigſt? Nein; du machſt mich nicht irr' an ihm. Ihr Alle ſeid falſch. Er iſt der Einzige, der mich nicht betriegt. Nein! Ich will glauben! Ich muß glauben! Sonſt kann ich nicht leben.

Baroneſſe

So laſſen Sie um des Polen ſelbſt willen Ihrem Vater nichts von ihm erfahren. Sie haben geſeh'n, daß Ihr Vater die Regungen des Herzens für Schwäche hält. Sie haben's an dem Empfang geſeh'n. Ihr Glauben an die Menſchen läßt Sie Alle ſehen, wie Sie ſelbſt ſind. Er könnte ſich fürchterlich beſtrafen. Laſſen Sie ſich das Schickſal Ihrer Mutter zur Warnung dienen. Sie liebte Ihren Vater mit Leidenſchaft. Er hat nie gefühlt, was Liebe iſt. An ſeiner Kälte fror ihr Herz ſich tot.

Eugenie

(ſchmerzlich). O ſo iſt nur Ein Glück auf Erden möglich — das Glück, als ein Kind zu ſterben!

Zweiter Auftritt

Die Türe, dem Schauſpieler rechts, wird durch einen Lakaien geöffnet, durch welche bald darauf der Fürſt eintritt.

Der Fürſt. Vorige.

Baroneſſe

Der Fürſt ſelbſt. — Um Gottes willen faſſen Sie ſich. Sie zittern —

Eugenie

Um Gottes willen geh' nicht von mir. Er wird mich fragen. Ich werde nicht antworten können vor Angſt.

Baroneſſe

Tun Sie nur diesmal ſich Gewalt an.

Eugenie

Siehſt du dies ſteinerne Angeſicht? Dieſen Mann, der kein Herz in ſeiner Bruſt trägt? Julie, dies geſpenſtige Bild, vor dem mir ſchaudert, iſt mein Vater. Ich kann ihn nicht anſehn. Halte mich feſt an deinem warmen Herzen, daß ſein Blick mich nicht verſteint!

Baroneſſe

Sie ſind fieberkrank, Eugenie.

Fürſt

(tritt auf; nach förmlicher Begrüßung wendet er ſich zu Eugenien). Sie haben ſich ennuyiert in dieſem öden Steinhaufen — (da Eugenie ſchweigt, fährt er fort) Es hieß, jungen Damen Viel zugemutet. Ich bin Erſatz ſchuldig. — Sie ſcheinen nicht gern zu ſprechen?

Eugenie

(ohne ihn anzuſehn). O es iſt ſchön — ſehr ſchön hier.

Fürſt

Was könnte Ihnen hier gefallen haben?

Eugenie

Man iſt ſo allein mit ſich.

Fürſt

Sechzehn Jahre ſuchen ſonſt die Einſamkeit nicht —

Eugenie

(verbeugt ſich).

Fürſt

(ſeine Unzufriedenheit verbergend zur Baroneſſe). Folgen der Kloſtererziehung, die ſich geben werden. (Zu Eugenien.) Ich habe Ihnen etwas zu ſagen. (Die Baroneſſe will ſich zurückziehen; da Eugenie ihr ängſtlich nachſieht, als wolle ſie ihr folgen, ſagt der Fürſt zur Baroneſſe.) Bleiben Sie. (Zu Eugenien.) Soeben erhalte ich Nachricht, daß Prinz Friedrich morgen hier eintreffen wird. Sie haben das Kloſter verlaſſen, ſich ihm zu verloben. (Er beobachtet Eugenien, die kein Zeichen von Teilnahme gibt, einige Augenblicke; dann fährt er fort.) Sein Bruder, der Fürſt iſt krank. Aus gewiſſer Quelle weiß ich, daß ſeine Krankheit eine unheilbare iſt, daß die Arzte ihn aufgegeben haben. So wie er ſtirbt, iſt Prinz Friedrich Regierender. — — Sie werden ein glückliches, ein beneidetes Los haben. Der Prinz iſt angenehm, geiſtreich, nachgiebig. Wenn Sie ſeiner Lieblingslaune, ſchöne Herzen zu erobern, nachſehen wollen, haben Sie ihn in Ihrer Hand. – Ich hoffe, Sie werden ſich ihm von einer vorteilhaftern Seite zeigen als mir. –

Dritter Auftritt

Mariane außer ſich, ohne den Fürſten zu bemerken, auf die Baroneſſe zu, die ſich im Hintergrunde ein Geſchäft gemacht hat. Vorige.

Mariane

Wiſſen Sie ſchon? O es iſt gräßlich!

Baroneſſe

(ſucht ſie durch Zeichen von der Gegenwart des Fürſten zu unterrichten).

Mariane

(verſteht ſie nicht). Ein Schuß im Hölzchen – dort bei der Kapelle – ein Duell – ich weiß nicht, ob ich lebe!

Fürſt

Was iſt?

Mariane

(erſchrickt über des Fürſten Anblick).

Baroneſſe

Im Hölzchen bei der Begräbniskapelle ſoll ein Duell ſtattgefunden haben –

Mariane

Einer iſt geblieben. Der Schuß ging über dem rechten Aug' in die Stirne. Man ſagt, einer von den Polen.

Eugenie

(ſchreit auf). Gerechter Gott! (Sinkt in einen Stuhl, die Baroneſſe eilt ihr zu Hilfe.)

Baroneſſe

(zu Mariane). Sie Unvorſichtige! wie können Sie die Prinzeſſin ſo erſchrecken? (Daß es der Fürſt hören ſoll.) Sie wiſſen, daß ſie von ſolchen Dingen nicht reden hören kann. Ihre Nervenſchwäche – geben Sie den Flakon dort her.

Fürſt

(zu Mariane). Laſſen Sie ſchnell einen Arzt beſorgen. (Mariane ab.) Einer von den Polen – Wer ſind dieſe Polen?

Vierter Auftritt

Kammerdiener anmeldend, gleich darauf der Maltheſer. Vorige ohne Mariane.

Kammerdiener

Fürſtliche Hoheit, Prinz Hermann.

Fürſt

(unangenehm überraſcht; für ſich). Daß er bei ſeinen Polen geblieben wäre! (Zum Kammerdiener.) Ich werde ihn — (indem er nach der Türe geht, tritt durch ſie herein)

Der Maltheſer

Guten Morgen, Schwager Max.

Fürſt

(förmlich begrüßend). Was verſchafft mir die ſeltene Ehre?

Maltheſer

(ihm die Hand ſchüttelnd). Wahr iſt's, wir haben uns lange nicht geſehn.

Fürſt

(ſehr förmlich). Seit es einem deutſchen Fürſten gefiel, die glorreiche Zeit der fahrenden Ritter zu erneu'n.

Maltheſer

Ja, in Ihren Augen bin ich ſchon ein Don Quixote. — Max, die Wunden, die ich mir in Polen holte, tauſch' ich nicht um deine Orden. Aber was mich herführt —

Fürſt

Meine Erwartung kann nicht geſpannter ſein.

Maltheſer

Max, ich bin der Mann nicht, der ein Präambulum machen kann. Das mußt du mir ſchon verzeih'n. Muß etwas geſagt werden, denk' ich, iſt Geradeheraus das Beſte. Die Herrſchaft —

Fürſt

Ich erinnere mich. Sie haben den Prozeß gewonnen. Mein Anwalt ſchrieb es mir.

Maltheſer

Ein ererbter Handel. Ich hätt' ihn nicht begonnen –

Fürſt

Sie kommen, die Herrſchaft in Beſitz zu nehmen.

Maltheſer

Dann. (Zieht Papiere aus der Bruſttaſche.)

Fürſt

(auf Eugenien zeigend, um die noch immer die Baroneſſe leiſe zuredend bemüht iſt). Ich bedaure; aber dies möchte nicht der geeignetſte Augenblick zu Geſchäften ſein.

Maltheſer

Wir ſind gleich fertig. Wollen Sie dieſe Papiere anſeh'n?

Fürſt

(ſieht und erſchrickt). Wollen Sie –

Maltheſer

Hier, was Sie dem großen Juden ſchuldig geworden ſind. Die Zeſſion der Schuld an mich – dann hier und – hier. Sie ſind Niemand mehr etwas ſchuldig außer mir.

Fürſt.

Ich bin in dieſem Augenblick nicht im Stande. Sie wollen mich zugrunde richten?

Maltheſer

Sie haben übel gewirtſchaftet. Aber es iſt um mein Nichtchen da. Und den Mann meiner Schweſter durft' ich nicht fallen laſſen. Nur daß es geſagt iſt. Ich dränge Sie nicht. (Nach Eugenien ſehend, für ſich.) Macht er's dem armen Ding wie vorzeiten ihrer Mutter? – Was fehlt meinem Nichtchen?

Fürſt

Schrecken – Nervenſchwäche – ein Gerücht von einem Duell –

Maltheſer

Ach ſo. Ich kam dort vorbei. Der Major iſt garſtig zugerichtet.

Fürſt

(erſchrocken). Der Major? – Von Benkenburg? – Der verdienſtvolle Liebling des Prinzen Friedrich?

Maltheſer

Geweſen. Die verdienſtvollen Fürſtenlieblinge! Dieſer übermäßigen Aufhäufung von Verdienſten hat eine Piſtolenkugel ein Ziel geſetzt.

Fürſt

(hin und her in Gedanken). Der Major? Ein unerſetzlicher Verluſt für den Prinzen.

Maltheſer

Ja. Wo in unſerer verderbten Welt will der Prinz nun den Mann finden, den Mann — der nur halb ſo zierliche Männerchen mit der Schere auszuſchneiden verſteht. Wer kann, wie der Seelige, den Ton des Poſthorns auf der hohlen Hand nachahmen. Der Prinz ſelbſt iſt groß in Beidem — aber der Major war unerreichbar.

Fürſt

Der Major? — Das iſt unangenehm! Höchſt unangenehm.

Maltheſer

Man ſagt von Polen. Einem Polen bin ich auf der Spur, der mir das Leben gerettet hat. Und dem ich das ſeine ſo erträglich machen will, als ich kann. Find' ich ihn — ſo hat die Herrſchaft einen Herrn und mein Nichtchen hier einen Mann. Was willſt du mit Ausſchneidern und Virtuoſen auf der hohlen Hand, Max?

Fürſt

Ich bedaure, daß ſich Ihre Güte ſo vergeblich in Unkoſten ſetzt. Ich hoffe, Sie ſind morgen mein Gaſt zur Verlobung der Prinzeſſin mit dem Prinzen Friedrich.

Maltheſer

Hm. Ich habe davon flüſtern gehört. Er möchte wohl, aber er hat keinen Willen. Sein Onkel, der ihn an ſeinen Fäden hat, hat ſich bereits weiter umgeſeh'n.

Fürſt

(mit Beziehung). Ich weiß, daß man von mehren Seiten dagegen gearbeitet hat. Ich bedaure, daß es vergeblich geſchah. — Über dies unglückliche Duell! Ich bin untröſtlich darüber. Mußte der unglückſelige Major gerade auf ſeiner Sendung an mich, als mein Gaſt, ſich von ſeinem Schickſal erreichen laſſen!

Maltheſer

(für ſich). Ja; der verdienſtvolle Mann konnte delikater ſein.

Fürſt

Ich kann nicht zuviel tun, den Prinzen von meiner Teilnahme an dieſem ſchmerzlichen Verluſt zu überzeugen. Sie verzeihen –

Maltheſer

Bitte, – ich begleite Sie. Vielleicht erfahr' ich etwas, was meinen Polen betrifft. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt

Eugenie. Die Baroneſſe.

Eugenie

(ſpringt auf). O ſage mir, er lebt. Sei barmherzig und ſage: er lebt! Hab' Mitleid mit einem Mädchen, das ſeinen Vater verloren hat und ſeinen Glauben an die Menſchheit! Das verkauft werden ſoll an einen Fremden! Den ſie nie geſehen hat! Den ſie haßt! Julie, ſprich: er lebt!

Baroneſſe

Dieſen Polen hat ein unſelig Geſchick hierher gebracht.

Eugenie

Ihr ſeid ihm Alle feind. O ich durchſchaue Euch. Wer Euresgleichen iſt, den laßt Ihr gelten. Wer beſſer iſt als Ihr, dem könnt Ihr's nicht vergeben. Du biſt falſch wie ſie Alle ſind. Und doch will ich dich lieben mehr als das beſte Kind die beſte Mutter liebt, ſagſt du: er lebt.

Baroneſſe

Um Gottes willen –

Eugenie

Nein! Nein! Er kann nicht tot ſein. Wie ſollte der Himmel ſein ſchönſtes Werk zertrümmern. Nein, zertrümmert hat er's nicht. Er hat's der Welt genommen, die ſein nicht wert war. Er iſt tot. Ich hoffe ja, daß er lebe – wie ſollt' er leben können? Du ſagſt: er iſt tot. Deine Augen ſagen's. Laß deinen Mund es nicht nachſprechen, willſt du mich nicht töten.

Baroneſſe

Wie Sie heftig ſind. – Der Major iſt geblieben, ſonſt Niemand. Nun um Ihret-, meinet- und um des Polen ſelber willen, begeben Sie ſich in Ihr Kabinett und legen ſich zur Ruhe. Wenn der Fürſt Sie fantaſieren hörte, des armen Polen Schickſal würde ein trauriges. Ich will mich unterdes nach Allem erkundigen, was man von dem Duell weiß. Aber Sie müſſen mir gehorchen!

Eugenie

O ſieh', wie ſchnell ich gehe. (Kehrt in der Türe.) Nunmehr ſollteſt du wieder hier ſein und biſt noch nicht fort.

Baroneſſe

Nicht eher geh' ich, bis ich Sie in Ihrem Kabinett weiß.

Eugenie

(kehrt wieder um). Du biſt ſo langſam und mir wird der Augenblick zur Ewigkeit. (Ab.)

(Baroneſſe ſchließt die Tür hinter ihr; dann wirft ſie ſich erſchöpft auf einen Stuhl.)

Baroneſſe

Einen Augenblick muß ich ruh'n. Ich zitt're an allen Gliedern. Was ſoll das werden? Alle Schuld wird zuletzt auf mich fallen. O daß ich nie dies Schloß geſehen hätte! (Geht ab.)

Sechſter Auftritt

Paul Lubinski. Michael Czarinski, der ſich vergebens müht, jenen mit ſich fortzuziehn.

Michael

Zum Teufel, Paul! Nimm Vernunft an, Paul. Paul, willſt du auf ihrer Hochzeit tanzen? An einem Pfeiler lehnen, bis der Segen geſprochen iſt und dann liebesgeckenmäßig hinpurzeln wie ein Froſch, daß der Kalkant vor Schrecken Wind zu machen vergißt? Biſt du raſend, Paul? Paul, hier müſſen ſie uns fangen.

Paul

Tod und – laß mich los!

Michael

(hitzig). Tod und — nimm Vernunft an! Herzenspaul! Wie, Paul? Nur eine ſichere Zuflucht erſt. Dann ſchreib' ihr. Frag' ſie, ob ſie mit dir gehen will. Geht ſie, gut. Geht ſie nicht, auch gut. Haſt du nichts an ihr verloren. — Daß ſie eine Prinzeſſin iſt? Gott hat Mann und Weib geſchaffen und keine Lakaiengötter und Lakaiengöttinnen. Wie, Paul? Ich möchte kein Mädchen frein mit Bewilligung von Vater, Mutter, Gevattern und Baſen. Seine Liebe herausholen wie aus einer Löwengrube, das freut den Mann! Aber Paul! Zum Teufel, Paul. Die Zeit vergeht und der Teufel holt, was uns noch von Freiheit geblieben iſt.

Paul

Und mir von Geduld!

Michael

Paul! Meine Gründe ſind gut.

Paul

Gut für den, der ſie hören will. Ich bin nicht zum Hören aufgelegt!

Michael

Aber, Paul —

Paul

Beim ewigen Gott — hörſt du? Geh, wohin du willſt. Ich habe keine Antwort, als: Bleiben. In einem Felsloch wohnen, in Büſchen mich verſtecken, in Moos mich eingraben — gleichviel! — nur bleiben!

Michael

Du willſt nicht, Paul? Willſt durchaus nicht, Paul? Ich muß die ſchwere Kunſt lernen, ohne dich zu ſein? — Ich habe getan, was ich konnte, Paul. Mit eigener Gefahr, Paul. Dir können ſie doch nicht ans Leben, Paul. Adieu, Paul. Hörſt du, Paul? An der nächſten Grenze erwart' ich dich. Adieu, Paul, Herzenspaul, Adieu! (Er küßt ihn und geht.)

Siebenter Auftritt

Baroneſſe eilig zurückkommend. Paul Lubinski.

Baroneſſe

(wird Paul gewahr und erſchrickt). Unglücklicher, was wollen Sie hier? Ihnen wird nachgeſetzt. Fliehen Sie! Was wollen Sie hier?

Paul

Zu ihr. Sie muß ich fragen –

Baroneſſe

Raſender! Wollen Sie die Prinzeſſin verderben?

Paul

Eins, eins, eins nur will ich noch. Alles Andere hab' ich aus dem blutenden Herzen geriſſen. Das letzte kämpf' ich dem Himmel ab. Der Menſch kann, wenn er können will!

Baroneſſe

(ſtellt ſich vor die Tür der Prinzeſſin). Fort, Raſender, Sie können ſie nicht ſprechen. Sie dürfen ſie nicht ſprechen!

Paul

Raum für einen Verzweifelten! Der die letzte Frage tun will an ſein Geſchick.

Achter Auftritt

Eugenie. Die Vorigen.

Eugenie

(in der offenen Türe; zwiſchen Schrecken und Freude). Paul!

Paul

Eugenie!

Baroneſſe

Nun iſt Alles verloren!

Eugenie

(tritt ſchaudernd zurück). Haſt du ihn getötet? Klebt Blut an deinen Händen?

Paul

Ich nicht.

Eugenie

(faßt ihn bei beiden Händen). O das iſt gut! Nun iſt Alles gut!

Baroneſſe

Schlimm iſt's, wenn jemand den Raſenden bei Ihnen ſieht. Reden Sie ihm zu – geben Sie ihm Hoffnung – nur daß er geht.

Eugenie

(verachtend). Hoffnung? – Die göttliche Tröſterin entweih'n, um zu betrügen? O der Gedanke iſt euer wert.

Baroneſſe

(indem ſie nach der Türe geht, in der ſie zuweilen wachthaltend ſichtbar wird). Wenn der Fürſt käme.

Eugenie

Nein, himmliſche Wahrheit, ich bleibe dein Kind! Paul, flieh, rette dich!

Paul

Ich will's, weiß ich, daß du mich liebſt.

Eugenie

Fingen ſie dich, ich müßte ſterben!

Paul

Ich will ſterben, wenn du mich nicht liebſt.

Eugenie

Rette dich! Rette dich mir.

Paul

Sprich! Bei dem Himmel, der uns hört.

Eugenie

Wärſt du wie andere Männer, du könnteſt mir's verdenken. Laß mich's nicht ſagen. Glaube mir's ungeſagt.

Paul

Du ſollſt einem Andern gehören.

Eugenie

Nie! Nimmermehr. – O glaube du an mich, wie ich an dich glaube.

Paul

Du biſt ein Engel. Dich muß lieben, wer dich ſieht. Ich bin ein Menſch. Ich muß die Gewißheit umſchlingen, wenn ich nicht ſinken ſoll!

Eugenie

(feierlich freundlich). Ein ungewöhnlich Schickſal hat uns erfaßt. Ein unwiderſtehlicher Strom hat uns in ſeine Wirbel geriſſen, eh wir noch wiſſen, wie uns geſchehen iſt. Was ſonſt Monden, Jahre braucht, iſt in wenig Stunden des Schreckens und Schmerzes gereift. Ein großes Geſchick hebt uns über das Hergebrachte. Ja, Paul, ich darf es ſagen: Wir mußten uns finden und lieben. Fanden wir uns nicht, wir hätten nicht geliebt, bis wir uns dort gefunden hätten. Und gefunden hätten wir uns. Bei dieſem Herzen, das der Wahrheit heilig iſt: Ich bin dein, du mein. O ſprich: wo wäre die Gewalt, unter der ein Herz ſtände, das wollen kann? Glaubſt du mir noch nicht?

Paul

Strafe die Wahrheit Lügen und ich glaube dir!

Baroneſſe

(voll Angſt herein). Er kommt! Er ſelbſt. – Sie – ſchnell in Ihre Zimmer, legen ſich zu Bette, ſind ſo krank, daß Sie Niemand ſprechen können. Sie – es bleibt kein anderer Weg: Sie müſſen durch dieſes Fenſter. Sie bleiben in den Büſchen bei der Kapelle, bis die Nacht Sie deckt und Ihre Flucht.

Paul

(voll Schmerz). Eugenie!

Eugenie

Du willſt fort? Ach ja, du mußt!

Paul

Leb' wohl! Ich ſcheide von mir ſelbſt.

Eugenie

Seh' ich dich wieder? Ach! nur einmal wieder auf dieſer trüben Welt? Paul? – Nein, flieh', Paul, flieh'! Gib nichts auf mich törichtes Mädchen.

Baroneſſe

(treibend). Ein Augenblick verdirbt uns Alle. Laſſen Sie ihn doch!

Eugenie

(bricht in Tränen aus). Leb' wohl! Geh! Und nimm meine Seele mit dir.

Paul

(preßt ſie an ſich). Leb' wohl! Ich laſſe mich ſelbſt zurück. Mein Beſtes bleibt hier!

Eugenie

Leb' wohl.

Paul

Leb' wohl.

Eugenie

Gottes Engel und mein armes Herz mit dir!

(Die Baroneſſe hat Paul ins Fenſter gedrängt.)

Paul

(im Fenſter ſtehend). Mein Bild für ſie. Wär' ich's ſelbſt! (Gibt der Baroneſſe ein Medaillon und ſpringt aus dem Fenſter. Da die Baroneſſe zugleich nach der Türe ſieht, in welcher Eugenie verſchwindet, fällt das Medaillon zu Boden.)

Eugenie

(in der geöffneten Türe). Paul! (Ab.)

Baroneſſe

(wendet ſich nach dem Medaillon; ſie kann, da der Fürſt ſchon eingetreten, nur noch ihr Tuch darauf fallen laſſen).

Neunter Auftritt

Der Fürſt. Die Baroneſſe.

Fürſt

(nachdem er ſeinen Blick zwiſchen der Baroneſſe, die ihre Aufregung nicht ganz verbergen kann, und dem offenen Fenſter wechſeln laſſen). Wie befindet ſich die Prinzeſſin?

Baroneſſe

(nach Faſſung ringend). Ihr Unwohlſein hat auf bedenkliche Weiſe zugenommen. Ich glaubte, es würde ihr zuträglicher ſein, ſich zu Bette zu legen.

Fürſt

(indem er nach dem geöffneten Fenſter geht, an welchem noch der Stuhl, über den Paul ſtieg). Ich erwarte jeden Augenblick den Arzt aus der Stadt. (Während er aus dem Fenſter ſieht, will die Baroneſſe das Tuch mit dem Bilde zugleich aufheben.) Was haben Sie da? Zeigen Sie doch – ich meine das Medaillon, was Sie da aufhoben.

Baroneſſe

(indem ſie es gibt, für ſich). Ich bin verloren!

Fürſt

(betrachtet das Medaillon). Ein ſchöner Kopf. – Der Uniform nach ein Pole. Ganz recht. Hier ſteht Paul Lubinski.

Baroneſſe

Gnädigſter Herr –

Fürſt

Ganz artig. Ich wette, Pariſer Mignatüre.

Baroneſſe

Ein Geſchenk von –

Fürſt

Ach ſo. Nur hier ſollt' ich es nicht finden. (Fixiert die Baroneſſe, die reden will.) Gehört dies Zimmer nicht zu den Zimmern der Prinzeſſin? (Wie vorhin.) Und der Bote, der es brachte, hatt' es eilig. Sonſt hätt' er die Büſche hier mehr geſchont. Und man fand noch nicht Zeit, den Stuhl hier zu beſeitigen. (Sehr ernſt.) Madame –

Baroneſſe

(knieend). Verzeihung, gnädigſter Herr, Verzeihung! Ich verdiene Strafe. Nur eins fleh' ich. Daß die Prinzeſſin nie mein Vergehen erfahre. Ich könnte nicht wieder aufſeh'n zu ihr. Ich bin's, die ſie veranlaßte, ſich zu Bette zu legen, damit ich den Mann hier ſprechen konnte, der mir teuer iſt. Den ich nur dieſen Augenblick noch ſprechen konnte. Ein unglückliches Schickſal zwang ihn, zu entflieh'n. Ich verdiene Strafe, gnädigſter Herr. Gnade, Gnade, gnädigſter Herr! Gnade nur für ihn.

Fürſt

(ernſt und mit Nachdruck). Stehn Sie auf, Madame. Es iſt möglich, was Sie da ſagen und ich will es Ihnen glauben; verſtehen Sie mich: ich will es Ihnen glauben. Um Ihrer ſelbſt willen will ich Ihnen glauben. Ich will ſelbſt, um Sie nicht zu kompromittieren, die Verfolgung der Schuldigen nicht weiter betreiben. – Ihr Beſuch kam noch zur rechten Zeit. Eine Viertelſtunde ſpäter und Sie waren auf der Reiſe nach der Reſidenz. (Aus der Türe ſprechend.) Den Reiſewagen! – Anſpannen!

Baroneſſe

(will nach der Türe der Prinzeſſin). Durchlaucht erlauben mir nur, das Nötigſte —

Fürſt

Ihre Garderobe und was Sie ſonſt hier beſitzen, wird man Ihnen nachſenden. Ich habe das Vergnügen, Sie an den Wagen zu begleiten. Sie haben Aufträge erhalten, die Ihre Eile nötig machten. Sie haben es in der Hand, die Meinung der Welt über Ihre eilige Abreiſe zu berichtigen. Sie werden dies Spiel geſchickter arrangieren als das eben verlorene. Die Folgen Ihres weitern Benehmens fallen auf Sie zurück. Ich bitte um Ihren Arm. Das Bild werd' ich mit Dank Ihnen zurückſtellen. (Er führt ſie ab. Der Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug

Vor den Fenſtern der Gemächer, in welchen der zweite Aufzug ſpielt. Dichtes Taxusgebüſch nach der Seite hin, wo die Faſſade der alten Schloßkapelle ſichtbar wird. Wildverraſter Platz. Zunächſt den Schloßfenſtern, die von Wein und andern Rankengewächſen umzogen ſind, eine große blühende Linde mit weit herabhängenden Zweigen.

Erſter Auftritt

Der Maltheſer. Der Kammerdiener.

Kammerdiener

Aus jenem Fenſter dort; die Baroneſſe half ihm heraus. Gleich darauf erſcheint der Fürſt in dem Fenſter. Der Wagen wird angeſpannt. Und die Gouvernante, vom Fürſten an den Wagen geführt, reiſt ab – reiſt ab, wie ſie eben geht und ſteht. Reiſt ab, ohne erſt zur Reiſe ſich anzukleiden – ohne Abſchied zu nehmen von irgend Jemand. – An dem Fenſter daneben ſah eine weinende Dame mit dem Tuche winkend dem Fliehenden nach. Der in größter Schnelle in dem Gebüſch verſchwand.

Maltheſer

Ein Liebeshandel dieſer eiteln, leichtfertigen Baroneſſe.

Kammerdiener

Aber die weinende Geſtalt, die ihm nachwinkte, war die Baroneſſe nicht.

Maltheſer

So war es ſonſt eine von den Damen. Alter, beruhigt Euch über das vergoſſene Waſſer.

Kammerdiener

Mariane, die Geſellſchafterin, war eben nur bei mir geweſen. Und ſonſt war keine Dame um die Prinzeſſin. Warum durfte die Baroneſſe vor ihrer Abreiſe Niemand ſprechen? Hier ſprang er heraus. Eben hier erſchien die Baroneſſe und der Fürſt. Von dem Fenſter daneben winkt' es ihm nach – Gott behüte die lieben Hände, die ihm nachwinkten.

Maltheſer

(wird aufmerkſam). Ich merke, ich ſoll etwas erraten. Ihr wünſcht, ich wüßt' es – aber Ihr hättet mir's nicht geſagt. Alter, hab ich Euch verſtanden?

Kammmerdiener

Wollte Gott, es wär' anders. Ich ſehe nichts als Unglück vor uns. Warum ſchleicht ſein alter Diener immer noch hier herum?

Maltheſer

Ihr meint, ſein Herr ſei – wer iſt ſein Herr? Alter, Ihr ſeid zäh'.

Kammerdiener

Ja, gnädigſter Herr, ich fürchte, der unglückliche Pole iſt noch in der Nähe.

Maltheſer

Pole? Einer von denen, die den Major – ?

Kammerdiener

Ganz recht.

Maltheſer

Und derſelbe, den Ihr herausſpringen ſaht? Wenn Ihr nicht irrtet –

Kammerdiener

Eine ſolche Geſtalt vergißt man nicht leicht und verwechſelt man nicht leicht. – Großer Gott, wie ſoll das werden! Soll ich's dem Herrn melden? Soll ich's nicht? Vielleicht bringt er heute ſchon den Prinzen mit. Sie kennen ihn. Wenn er's erfährt! Sie wiſſen – wie hat mir das Herz geblutet, wie die ſelige Fürſtin, Ihrer fürſtlichen Gnaden Schweſter, noch lebte. Sie lebte ſo unglücklich, als ſie ſchön und gut war. Ich ſehe ſie noch vor mir. Prinzeſſin Eugenie iſt ihr vollkommenes Ebenbild. –

Maltheſer

(aus Gedanken). Alter, ein Vertrauen um das andere. Könnt Ihr Euch noch eines polniſchen Grafen entſinnen? Leo Lubinski mit Namen? Der öfter bei mir war? Ihr erſchreckt?

Kammerdiener

Drum war er mir ſo bekannt! Ich konnte mich nur nicht erinnern. – Drum war mir, als hätt' ich ihn ſchon geſehn. Ja – ſchwarzes langes Haar –

Maltheſer

Ein bleiches ſchönes Geſicht darunter –

Kammerdiener

Groß und ſchlank –

Maltheſer

Stolz in der Haltung –

Kammerdiener

Ja; ſo ſchnell er in den Büſchen verſchwand –

Maltheſer

In den Büſchen – Menſch – Alter, verſteh' ich dich recht? Der, den du dort herausſpringen ſahſt? – Was iſt mit dem?

Kammerdiener

Zwanzig Jahre machen manches Erinnerungsbild bleich. Aber ich müßte meinem Gedächtnis nicht mehr trauen dürfen, oder es war jenes Grafen Ebenbild, was ich hier aus dieſem Fenſter ſpringen ſah.

Maltheſer

Menſch! Alter! – Dieſen Grafen mit meiner Schweſter zu vereinigen, die er liebte, war einſt mein Lieblingswunſch. Aber ich kam zu ſpät. Sie hatte ſchon die unglückliche Neigung zu dieſem Fürſten gefaßt. – Wie ich in den Reihen der Polen mitfocht, lernt' ich ſeinen Sohn kennen, ſchön, glühend, raſch, mutig und edel wie ſein Vater. Da ſchwur ich's mir, die mir das Liebſte waren, in ihren Kindern zu vereinigen. Verwundet und unfähig zum Kämpfen verließ ich Polen. Nur zu bald folgte mir die Kunde, Polen ſei gefallen, und ſeine edelſten Männer geächtet. Mein Freund war geblieben; ſein Sohn unter den Heimatloſen. Umſonſt hab' ich Alles verſucht, ihn aufzufinden. Und nun — Alter, iſt er's, es wäre Alles herrlich. Aber, aber, Alter — iſt er's nicht und ſie iſt, wie ihre Mutter war, ſchnell gefaßt und ewig gehalten — Alter, das wäre ſchlimm!

Kammerdiener

Sehen Sie, dort kommt ſein Diener. Er ſchleicht umher wie einer, der eine heimliche Beſtellung hat. Jetzt wird er uns gewahr und will uns ausweichen. Ich rufe ihn. Er muß Ihnen Auskunft geben, ob ſein Herr es iſt, den Sie ſuchen, und iſt er's, wo er ſich aufhält. — He, Alter, kommt einmal hierher. Der vornehme Herr hier will Euch ſprechen.

Zweiter Auftritt

Thaddeus. Die Vorigen.

Thaddeus

Was wollen dieſe Menſchen vom alten Thaddeus? Thaddeus muß ſchon bleiben, ſonſt ſchöpfen ſie Verdacht.

Maltheſer

Seid Ihr ein Pole, Alter?

Thaddeus

Könnte ſein, Herr.

Maltheſer

Kennt Ihr Paul Lubinski, Alter?

Thaddeus

Könnte ſein, Herr. Wer kennte Paul Lubinski nicht? — Pfui, Thaddeus; nimm dich in Acht!

Maltheſer

Recht, Alter. Er iſt der Polen Bravſter.

Thaddeus

Iſt er?

Maltheſer

Zweifelt Ihr daran? So kennt Ihr ihn nicht.

Thaddeus

(wird hitzig). Ich kenn' ihn nicht?

Maltheſer

Oder Ihr ſeid nicht ſein Freund.

Thaddeus

Ich? Ich? Und wer hat ihn getragen, wie er noch nicht gehen konnte? Als dieſe beiden alten Arme hier? Wer hat ihm vom Sobieski erzählt, als der alte Thaddeus? Wer vom Kosziusko, als der alte Thaddeus? Das erſte Wort, was er lallen konnte, war „Polen". Wer hat's ihn gelehrt, wenn nicht der alte Thaddeus? Wer hat ſeine Heimat hinter ſich gelaſſen und iſt ihm nachgelaufen in die weite Welt, wenn nicht der alte Thaddeus? Und hätt' er ſeines Herren Grab gefunden, er hätte heulend darauf gelegen wie ein Hund, bis er auch geſtorben wäre. Und der alte Thaddeus ſollte ſein Freund nicht ſein? Das iſt dumm geredet, Herr.

Kammerdiener

(verweiſend). Alter! Es iſt der Schwager des durchlauchtigſten Fürſten, der mit Euch ſpricht.

Thaddeus

(für ſich). Was macht der alte Thaddeus? Muß er ſeinen Herrn verraten, der alte Dummkopf? Keine Silbe mehr ſollen ſie hören. Oho! Thaddeus iſt nicht ſo dumm!

Maltheſer

Der Eifer gefällt mir an Euch. Hier habt Ihr einen Dukaten, Alter; Ihr ſollt zehn — hundert ſollt Ihr haben, ſagt Ihr mir, wo Paul Lubinski lebt.

Thaddeus

(für ſich). Thaddeus nimmt Euer Blutgeld nicht. Nehmt Euern Dukaten wieder. Thaddeus ſteht nicht in Euerm Dienſt. Was weiß der alte Thaddeus von Paul Lubinski? Fragt einen, der von ihm weiß.

Maltheſer

Ihr traut mir nicht, Alter?

Thaddeus

Könnte ſein, Herr.

Maltheſer

Haſt du nie von dem deutſchen Oberſten, vom Oberſten Hermann gehört?

Kammerdiener

Von dem deutſchen Herrn, der mit Euerm Herrn focht?

Thaddeus

Thaddeus weiß von keinem Herrn. Was ſoll er wiſſen? Er iſt ein alter dummer Mann, der nicht leſen kann und nicht ſchreiben. (Er geht; die Andern folgen ihm.)

Maltheſer

Alter, nur einen Augenblick noch. –

Thaddeus

Thaddeus muß zu Hauſe ſein, eh's dunkel wird. (Ab.)

Maltheſer

(im Abgehen zum Kammerdiener). Folgen wir ihm, wird er nur mißtrauiſcher. Wir müſſen ihn treuherzig machen. Tut nicht, als merktet Ihr, was er will. (Beide ab.)

Dritter Auftritt

Eugenie. Bald darauf Mariane.

Eugenie

(kommt tiefſinnig daher. Plötzlich bleibt ſie ſtehen, als wenn ſie etwas ſähe). Flieh! Flieh' Paul! Hinter jenem Buſche lauert ein Verfolger – und hier — und hier – (Wie erwachend.) Großer Gott! Ja, es war nur ein Traum. Wo mag er jetzt irren? O daß ich bei dir wäre! An deinem Lager kniet' ich lauſchend. Es iſt nur ein verſpätet Abendlüftchen, was in den Büſchen rauſcht. Stille! Nein – ſie ſind's. Auf! auf! mein Paul. Ich decke dich mit meinem Leibe. Wer reißt mich von dir?

Mariane

(mit einem Handkörbchen). Sie erſchrecken? Ich bin's ja, Ihre treue Mariane.

Eugenie

Haſt du das Körbchen zu den Kräutern? Für den Tee für die Pächterin? Was macht der Pächter?

Mariane

Das Tränkchen, das Sie ihm bereiteten, hat Wunder gewirkt.

Eugenie

Ja, es iſt eine kräftige Arznei. Wie meine Tante ſie mich brauen lehrte, ahnt' ich nicht, was ich ihr ſchuldig werden würde. Daß ich ſo bald erfahren ſollte, nichts lindre eig'nes Unglück mehr, als fremdes lindern können. – Ich erſchrak, wie ich dich kommen hörte. Ich glaubte, es ſei der Fürſt mit dem Prinzen, dem er entgegen gereiſt iſt. O das iſt ſchlimm, Mariane, wenn ein Kind vor ſeinem Vater erſchrecken muß. Nun hilf mir, Liebe, Lindenblüte pflücken.

Mariane

(heimlich). Der alte Thaddeus begegnete mir eben. Er hatte auf mich gewartet und gab mir dies Brieſchen für Sie.

Eugenie

(erſchrocken). Gib! Gib!

Mariane

Sie können es vor Zittern nicht öffnen. Ich will Ihnen helfen. (Tut es.)

Eugenie

Dank, gute Mariane. – Pflück' indeß. (Mariane pflückt Lindenblüte und ſammelt ſie in das Körbchen. Eugenie lieſt.) „Ich wohne unter den Toten; im Grabgewölbe unter der Kapelle. Unter den dichten Büſchen fand ich eine Lücke in der Mauer. Willſt Du mir gehören, ſo komm dieſe Nacht zu mir herab. Ein polniſcher Prieſter, ein Unglücksgefährte von mir, vereinigt uns für dieſe Welt. Dir wird es leicht, wenn Du Dir den Schlüſſel verſchaffſt zu der Türe, welche aus der ſtets offenen Kapelle ins Grabgewölbe führt. Schreibe nicht. Sage meinem Thaddeus nur: „Leben" oder „Tod". Schriebſt Du Bogen voll, Du würdeſt nicht mehr ſagen und ein unglücklich Geſchick könnt' es in falſche Hände bringen. Sagſt Du „Leben", ſo leb' ich und trotze dem Schickſal ein Glück ab für Dich und mich. Sagſt Du

„Tod“ – Deine fürſtlichen Ahnen werden den Geächteten unter ſich ruhen laſſen, wenn es wahr iſt, daß der Tod verſöhnt.“ (Pauſe, in der ſie vor ſich hinſieht.) Iſt das nicht Schierling dort an der Mauer?

Mariane

Wie kommen Sie darauf? Ja, das iſt Schierling.

Eugenie

Iſt nicht Schierling ein Gift? Nicht, Mariane? Es wirkt Schwindel?

Mariane

Der Abſud davon wirkt den Tod. Ich weiß, daß eine ganze Familie daran ſtarb. Aber was iſt Ihnen? Sie werden ſo bleich?

Eugenie

Nichts. Nichts. Ich dachte nur daran, wie ähnlich dieſer Schierling dem Leben iſt. Er ſcheint ſo ſaftig und friſch – und innen lauert der Tod. Mariane, was verſprach mir das Leben? Es hielt ſein Wort nicht. Der, an den es mich wies als an den Freund, den Vater, der wendet ſich fremd von mir. Und den Fremden, in dem ich den Freund fand, dem alle meine Wünſche riefen –

Mariane

Geben Sie mir ein Briefchen an den Alten?

Eugenie

Hol’ ihn her, gute Mariane. Ich muß ihn ſelbſt ſprechen.

Vierter Auftritt

Eugenie allein, bald darauf Mariane mit Thaddeus.

Eugenie

Nun bin ich mit dir allein, du Wunderkraut. Kein Auge belauſcht uns. Zauberblume, komm’, vor der die Schlöſſer ſpringen. In deren dunkelm Grün, ein ſchönes, bleiches Kind, das Vergeſſen allen Unglücks ruht. (Sie pflückt Schierling.) Dich nennen die Menſchen Gift und fliehn vor dir. O ſie verkennen dich. Das Leben iſt der Gifttrank. Du biſt die Arzenei. (Sie wirft die Lindenblüte aus dem Körbchen, füllt es mit dem Schierling und deckt Lindenblüte darüber.) Gottes Barmherigkeit wird verhüten, daß ich dich brauche. Beſitzen muß ich dich. Weiß man, daß man's abwerfen kann, wenn man will, trägt ſich das Schwerſte leicht.

(Mariane, Thaddeus treten auf.)

Eugenie

(zu Mariane). Liebſte, geh zum Kaſtellan. Den Schlüſſel zum Grabgewölbe ſoll er mir ſchicken. Ich will mir's betrachten. Das wird mich zerſtreu'n. (Mariane ab.) Und nun, Alter! lieber Alter! Nun können wir unbeobachtet reden. Alter, guter Alter, du verſtehſt mich, ohne daß ich dich frage.

Thaddeus

Ja, Gott ſegne Ihre Freundlichkeit für meinen armen Herrn. Nunmehr lauert er, daß es Nacht werden ſoll. Bei Tage darf Thaddeus nicht an ſeinen Verſteck. Er ißt nicht. Er trinkt nicht. Unbeweglich ſitzt er zwiſchen den Särgen und ſieht vor ſich hin, daß einem das alte Herz zerſpringen möchte, wenn man ihn gekannt hat in ſeinem Glücke. Eſſen Sie doch nur etwas, ſagt' ich. Sie verkommen ſonſt, ſagt' ich. Ja, ſagt' er; Thaddeus, ſagt' er, wenn du mir die Antwort gebracht haſt, ſagt' er, dann will ich tun, was du willſt.

Eugenie

(mit innigſtem Mitleid). Paul! Mein armer Paul! – Sag' ihm „Leben“, guter Thaddeus. Hörſt du? Leben! Daß du dich nicht verſprichſt, lieber Alter! Und „Tod“ ſagſt! Oder „Sterben“. Um Gottes willen nicht! Hörſt du, ich will dir das Wort aufſchreiben.

Thaddeus

(vor ſich hinlachend). Wird der alte Thaddeus das Wort vergeſſen, womit er ſeinen armen Herrn glücklich machen kann!

Eugenie

Wenn du dich aber verſprächeſt –

Thaddeus

Und wenn ich mich verſpräche, hätt' er's mir ſchon an der Stirne geleſen. Er iſt des alten Thaddeus Einziges, weiß er. Bin ich froh, bin ich traurig, ſo iſt's ſeine Freude, ſein Kummer. Er wird aufſpringen und mir ins Geſicht ſeh'n, dann wird er laut aufſchrein vor Freude. Wenn ich nur eben ſo gewiß den Brief hier nicht vergeſſe, den Herr Michael Czarinski von der Grenze hergeſchickt hat.

Eugenie

Dort kommt der Kaſtellan ſelbſt. Es darf uns Niemand beiſammen ſeh'n. Geh', lieber Alter, ſag' ihm: Leben. Mein Leben iſt ſchon bei ihm. (Thaddeus geht.)

Fünfter Auftritt.

Der Kaſtellan. Mariane. Eugenie.

Eugenie

Sie bringen mir den Schlüſſel ſelbſt?

Kaſtellan

Durchlaucht, ich bring' ihn, aber ich flehe: Verlangen Sie ihn nicht.

Eugenie

Das heißt –?

Kaſtellan

Hören Sie die Bitte eines Greiſes, der täglich für das Glück Ihres fürſtlichen Hauſes betet. Verlangen Sie den Schlüſſel nicht.

Eugenie

Ich verſtehe Sie nicht. Was hat der Schlüſſel mit dem Glück meines Hauſes zu tun?

Kaſtellan

Sie würden meine Gründe für Aberglauben halten. Ich bin nicht abergläubiſch. Aber es gibt Dinge, die eine Ausnahme machen von dem, was wir begreifen.

Eugenie

Geben Sie mir den Schlüſſel. Die Gründe ſchenk' ich Ihnen.

Kaſtellan

Sie ſcherzen –

Eugenie

Sie ſcherzten nicht?

Kaſtellan

Wollte Gott! – Aber das Grabgewölbe will ein Opfer, wird es ohne Not geöffnet. Drei Fälle hab' ich ſelbſt erlebt. Mehre noch wußte mein Vorgänger zu erzählen. Es iſt ſtellenweiſe baufällig, aber die Furcht hielt mich ab, bauen zu laſſen, weil ich es hätte öffnen müſſen. (Mit einer gewiſſen Feierlichkeit.) Und ſo oft es geöffnet wurde ohne Not, ſo oft ſtarb ein Glied Dero fürſtlichen Hauſes eines gewaltſamen Todes. Fürſt Nikolaus ſtürzte mit dem Pferde. Zehn Jahre darauf wurde Prinzeſſin Natalie von dem eigenen Bruder unvorſichtigerweiſe auf der Jagd erſchoſſen. Beide ſtarben nicht vierundzwanzig Stunden nach der Öffnung des Gewölbes. Prinz Georg, der dritte, der es meines Gedenkens öffnete, entleibte ſich in einem Anfall von Melancholie noch in der ſelbigen Stunde.

Mariane

(hängt ſich voll Schauder an die Prinzeſſin). Heißen Sie ihn gehn mit ſeinem Schlüſſel. Er ſieht ſelbſt aus wie ein Geſpenſt.

Eugenie

(nach kleiner Pauſe; für ſich). Wer es unnötigerweiſe öffnet? Unnötigerweiſe öffn' ich's nicht. Käm' ich nicht, er könnte — Gott im Himmel! eine zu raſche Tat — Nein; hier iſt keine Wahl. Mag ſich unſer Schickſal erfüllen! — Ich habe Sie geduldig angehört, Alter. Nun will ich den Schlüſſel zum Lohne dafür. Der Fürſt, mein Vater, will ihn haben. Heilige Wahrheit, vergib mir dieſe erſte Lüge! Geben Sie.

Kaſtellan

(ſieht ſie, die Hände gefalten, mit einem traurig flehenden Blick an; dann gibt er). Hier, durchlauchtigſte Prinzeſſin; hier iſt der Schlüſſel. Gott wende Alles zum Beſten! (Er wiſcht ſich die Augen, verbeugt ſich und geht traurig ab.)

Eugenie

Guter Alter, deinen Wunſch bet' ich aus innerſter Seele mit. — Sorge dafür, Mariane, daß mich Niemand ſtört, während ich die Arzenei bereite. Komm'. — Ja, guter Alter; Gott wende Alles zum Beſten! (Beide ab.)

Sechſter Auftritt

Vorzimmer des Fürſten, mit Kerzen erleuchtet. Unter einem Spiegel hängen zwei Piſtolen. Auf jeder Seite eine Tür, die rechts in des Fürſten Kabinett, die links auf den Korridor. — Fürſt in Reiſekleidern, vom Kammerdiener begleitet.

Fürſt

(einen Brief in der Hand). Sein Bruder geſtorben. Allerdings ein zureichender Grund. Ich will mir's nicht denken, er könne einen andern Grund gehabt haben, nicht zu kommen. Nachdem von beiden Seiten die Zuſammenkunft beſtimmt worden war. — Morgen will er mich hier beſuchen. Doch, damit ich nicht irrig dem Verdacht Raum gebe, er könne einen andern Grund gehabt haben. Nun verlang' ich, daß man ſich über die Heurat entſcheide. Dieſes Hinhalten kompromittiert meine Tochter. Dann gibt es meinen Feinden Anlaß, ſich in die Sache zu mengen. Dieſer Malteſer — (Sein Blick fällt auf den Kammerdiener.) Geben Sie mir das Hauskleid. (Kammerdiener hilft ihm ſich umzieh'n.) Konvenieren ihm die Zimmer?

Kammerdiener

Durchlaucht halten zu Gnaden, wem —

Fürſt

Hören Sie nicht? Meinem — dem Prinzen Hermann?

Kammerdiener

Er bedauerte, Durchlaucht hier beengen zu ſollen. Er hätte eben ſo gut im andern Flügel oder in einer andern Etage —

Fürſt

Iſt ſeine fürſtliche Hoheit ſo anſpruchslos? Die übrigen Zimmer ſind noch nicht eingerichtet. Nunmehr wird er ſich zurückgezogen haben?

Kammerdiener

Er ſchreibt Briefe —

Fürſt

Hm — an den Hof des Prinzen Friedrich —

Kammerdiener

Wünſchen Durchlaucht vielleicht ſeine Geſellſchaft?

Fürſt

Ich will wiſſen, ob ich vor ſeiner Geſellſchaft ſicher bin. Die Form iſt ihm kein hinreichender Grund, zu unpaſſender Zeit mit Beſuchen zu verſchonen. – Ihre Geſellſchaft ſcheint er zu ſuchen.

Kammerdiener

(betreten). Durchlaucht –

Fürſt

Schon gut. Wie iſt das Befinden der Prinzeſſin?

Kammerdiener

Der Arzt findet den Zuſtand der Prinzeſſin aufgeregt, aber nicht krankhaft. Er hat Einiges verordnet.

Fürſt

(tritt näher und fixiert ihn). Haben Sie ſonſt etwas zu melden? – Ich wünſche nicht durch Andere zu erfahren, was Sie mir ſagen konnten. Bis jetzt hab' ich Ihnen trauen dürfen.

Kammerdiener

Um Gott! Durchlauchtigſter Herr, könnten Sie zweifeln?

Fürſt

Ich liebe tätige Beweiſe. Ich bin kein Freund von Verſicherungen und Redensarten. – Ich werde einen Teil der Nacht Geſchäften widmen. Bleiben Sie in der Nähe. (Wendet ſich in der Türe.) Noch Eins; hören Sie? Ich lieb' es nicht, wenn ſich meine Diener ausforſchen laſſen. (Ab in ſein Kabinett).

Siebenter Auftritt

Der **Kammerdiener** allein, dann der **Kaſtellan**.

Kammerdiener

Gott, was ſoll das werden! Ich ſeh' das Ärgſte kommen und kann's nicht ändern. – Wer kommt da noch ſo ſpät?

Kaſtellan

(tritt auf, atemlos und verſtört).

Kammerdiener

Wie ſehen Sie aus? Was iſt Ihnen begegnet?

Kaſtellan

Ich muß den Fürſten ſprechen, muß ihn augenblicklich ſprechen. Ich wollte zu der Prinzeſſin, aber der ganze Flügel iſt abgeſchloſſen. Alter! Alter! Wir gehen ſchrecklichen Dingen entgegen.

Kammerdiener

Iſt etwas geſchehen?

Kaſtellan

Noch, hoff' ich zum allmächtigen Gott im Himmel, nichts. Ich Unſeliger, daß ich den Schlüſſel hingab. Ich durft' ihn nur in des Fürſten eigene Hände geben.

Kammerdiener

Den Schlüſſel — welchen Schlüſſel?

Kaſtellan

Zum Grabgewölbe. — Glauben Sie, daß Geiſter erſcheinen können?

Kammerdiener

Aber wem gaben Sie denn den Schlüſſel?

Kaſtellan

Der Prinzeſſin.

Kammerdiener

Gott! Nun wird mir Alles klar. Der Fürſt darf den alten Mann nicht hören. Hören Sie, der Fürſt iſt beſchäftigt. Ich darf Niemand vorlaſſen. Gehen Sie. Kommen Sie morgen wieder.

Kaſtellan

Vielleicht iſt's noch zu verhüten. Nein! Nein! Ich will's nicht auf meinem Gewiſſen haben.

Kammerdiener

Gehen Sie. Ich darf Niemand vorlaſſen. Gehen Sie.

Achter Auftritt

Der Fürſt. Vorige.

Kaſtellan

Laſſen Sie mich zu ihm. Oder ich rufe Gewalt.

Kammerdiener

(gewahrt den Fürſten, der in der Türe ſteht). Nun iſt Alles verloren!

Fürſt

(zum Kaſtellan). Was wollen Sie?

Kaſtellan

Durchlauchtigſter Herr! Auf meinen Knieen beſchwör' ich Sie; brauchen Sie den unglückſeligen Schlüſſel nicht!

Fürſt

Welchen Schlüſſel?

Kaſtellan

Den Sie mir heute abfordern ließen, gnädigſter Herr!

Fürſt

Ich hätte Ihnen einen Schlüſſel abfordern laſſen? Durch wen?

Kaſtellan

Durch die Prinzeſſin Eugenie.

Fürſt

Sie fantaſieren, alter Mann.

Kaſtellan

Nein! Nein! Ich weiß es nur zu gewiß.

Fürſt

Was war es doch für ein Schlüſſel?

Kaſtellan

Der Schlüſſel zum Grabgewölbe. Ich wollte ihn nicht geben, aber Durchlaucht hätten's befohlen. Da gab ich ihn, ich Unſeliger.

Fürſt

(nach kleiner Pauſe). Ganz recht. Ich entſinne mich. Eh' ich abreiſte, gab ich den Auftrag. Welch ein Lärmen um einen Schlüſſel. — Ach ſo — mir fällt ein. Man erzählt ſich Märchen von dieſem Grabgewölbe.

Kaſtellan

Wären es Märchen! In dieſem Grabgewölbe — gnädigſter Herr, mit dieſen Augen hab' ich's geſehn. Mit dieſen Ohren hab' ich's gehört. Noch fröſtelt mir's durch alle Adern. — Mich reut' es, daß ich den Schlüſſel gegeben hatte. Eine Angſt, wie ich ſie nie gefühlt habe, ließ mich nicht ruh'n. Es trieb mich wie Gewiſſensbiſſe, die Prinzeſſin ſo lange zu fleh'n, bis ich den Schlüſſel wieder hätte. Aber ich fand den ganzen Flügel abgeſchloſſen, den die Prinzeſſin bewohnt. Meine Angſt wuchs. Ich hätte mich vor die Tür der Kapelle geſtellt und mit meinen letzten Kräften Jedermann den Eintritt gewehrt. Aber der Korridor, der zu der Kapelle führt, war mit abgeſchloſſen. Ich entſann mich, daß man vom Park aus durch eine Lücke in der Mauer hinabſehn, wohl auch hinabſteigen kann in das Gewölbe. Hier wollt' ich mich hinſtellen und hört' ich von innen Jemand nahen, meine Stimme noch einmal warnend und flehend erheben. Sonſt blieb mir kein Weg übrig, das Entſetzliche zu verhindern. Und wie ich näher komme durch die Büſche, da iſt's, als ob ein bleiches Licht herausſtrahle durch die Mauerlücke und ein rieſenhafter Schatten ſich drin bewege. Alle meine Glieder flogen. Dennoch blieb ich. Da hört' ich drin eine leiſe, hohle Stimme ſeufzen: Kommſt du endlich, Thaddeus? Bringſt du Leben in das Haus der Toten? So ſprach's. Mir aber war's, als faßten hundert geſpenſtige Krallen nach meinen Kleidern. Ich rannte davon. Ich erfuhr, daß mein durchlauchtigſter Herr angekommen ſei und eilte hierher. Gott laſſe mich nicht zu ſpät gekommen ſein!

Fürſt

Legen Sie ſich zu Bette, Alter, und erholen Sie ſich, Ihren treuen Willen erkenn' ich an. Aber Sie haben ſich ohne Not abgeängſtigt.

Kaſtellan

(voll Angſt). Durchlaucht –

Fürſt

(winkt). Ich will allein ſein. Gute Nacht. (Wendet ſich.)

Kaſtellan

(für ſich). Er hört mich nicht in meiner Angſt? Auf meinem Gewiſſen ſoll's laſten? Zu Prinz Hermann will ich. Prinz Hermann wird einen alten Diener hören. (Ab.)

Fürſt

(den Kammerdiener fixierend, bedeutend). Der Alte faſelte. Aber er meinte es redlich. Das iſt mehr, als Andere von ſich ſagen können. Sie können gehn. Ich werde mich allein entkleiden. (Kammerdiener ſteht betreten. Auf wiederholten Handwink des Fürſten geht auch er.)

Neunter Auftritt

Fürſt

(allein. Eine Pauſe). Die Schatten meiner Furcht ſind Weſen geworden. Gut. So kenn' ich meinen Feind. Dieſes Maltheſers Sklave ſollt' ich werden? Und dort greift die freche Hand eines heimatloſen Abenteurers nach dem Innerſten meiner Ehre. Meine eigenen Diener werden meinen Feinden willige Werkzeuge. – Jenes leichtſinnige Weib mochte mich belügen – ſie tat es ungeſchickt genug. Aber daß der alte Mann mich verkauft, dem ich dreißig Jahre lang getraut! – (Pauſe.) Die Heurat muß zu Stande kommen. Sonſt ſeh' ich nirgend Rettung vor der ſchandevollen Bevormundung eines übermütigen Verwandten. Das leiſeſte Gerücht von dem Fehltritt der Unbeſonnenen muß die Heirat rückgängig machen. Noch liegen die Fäden allein in meiner Hand. – Noch iſt die Spur des Fehltrittes zu verwiſchen. Und mißläng' es – Max, du biſt zu ſtolz, um ein Leben zu geizen, wenn die Bürde der Schande zugleich mit hinzuwerfen war. Eins von beiden – nimmt die Piſtolen herab, unterſucht ſie und findet ſie geladen) tilgt dieſe Nacht. (Er nimmt die Piſtolen unter den Arm und geht. Vorhang fällt.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug

Das Innere des Grabgewölbes unter der Schloßkapelle, von einer Lampe ſpärlich erleuchtet. Links führt eine Treppe zu der Türe, die in die Kapelle führt. Rechts die Lücke in der Mauer und die Büſche davor ſichtbar. Der Mond kommt etwas ſpäter und erleuchtet den Raum vor der Lücke und die Fenſter.

Erſter Auftritt

Paul Lubinski liegt auf der Erde, zwiſchen Särgen ſchlafend ausgeſtreckt. Bald darauf **Thaddeus** durch die Mauerlücke. Er ſtellt das Geſchirr, was er mitgebracht, im Vordergrund auf einen Sarg; dann geht er zu dem Schlummernden und betrachtet ihn.

Thaddeus

Ob der alte Thaddeus ihn weckt? Oder ob er ihn ſchlafen läßt? Freilich, er braucht Ruhe. Aber er muß doch etwas genießen. Dann die Antwort von der Prinzeſſin. Und der Brief –

Paul

(ſeufzt im Schlafe tief auf).

Thaddeus

Er träumt ſchwer. Da iſt's beſſer, Thaddeus weckt ihn. Herr Graf! (Schüttelt ihn.) Lieber Herr Graf, werden Sie munter!

Paul

(erhebt ſich halben Leibes und ſtreckt die Hände abwehrend gegen Thaddeus). Fort! Frage nicht mich! – Fort, hohläugiges Geſpenſt.

Thaddeus

Was ſeh'n Sie nur, Herr Graf? Kennen Sie Ihren alten Thaddeus nicht mehr?

Paul

(matt). Du biſt's, Alter?

Thaddeus

Ich ſah Sie unruhig ſchlafen und weckte Sie.

Paul

Gott ſei Dank! So war es nur ein Traum. Die Särge barſten. Herausſtiegen ihre Bewohner, Männer und Frauen, hohläugig und bleich. Sie umringten mich und wimmerten: Uns iſt ein Was verſprochen. Das Leben vertröſtete uns auf den Tod. Aber der Tod iſt ſtumm. Alles war Wechſel und Schein, Sinnestrug und Glaubenstäuſchung. Gib uns ein Gewiſſes! Ein Licht, das uns erwärmt. Einer glühte für Freiheit, ein Anderer für das Wiſſen, für ein geliebtes Weſen der Dritte. Aber die Freiheit iſt ein Schemen, das Wiſſen ein Nichts; ſie ſtarben, wie das Hirn ſtill ſtand. Die Liebe wohnte nur in der Wärme des Blutes. Wir waren Freunde, Brüder, Schweſtern, Gatten; uns wiederzuſehen jenſeit des Todes war unſere ſüßeſte, gewiſſeſte Hoffnung. Und nun kennen wir uns nicht mehr. Wir haben in uns nur das geliebt, was wir waren, was wir nicht mehr ſind! Und während ſie wimmern und das Grauſen mich verzehren will, ſchwebt über mir in roſenfarbenen Wolken Eugenie. Wie ein rettender Engel will ſie mich emporziehn zu ſich. Aber die Geſpenſter faſſen nach mir mit hundert knöchernen Händen und halten mich feſt. „Erſt gib uns ein Gewiſſes, erſt ein Licht, das uns erwärmt. Eher laſſen wir dich nicht.“ Da weckteſt du mich.

Thaddeus

Es iſt kein Wunder, daß Sie ſchreckliche Dinge träumten. Ich könnte nicht hier ſchlafen.

Paul

(erhebt ſich). Bringſt du Antwort?

Thaddeus

Die bring' ich. Aber erſt ſollen Sie mir etwas genießen. Sie verkommen ſonſt.

Paul

So gib mir einen Becher Wein, guter Thaddeus. Aber erſt die Antwort!

Thaddeus

Leben, Herr! (Er holt einen Becher Wein aus der Flaſche, die er mitgebracht).

Paul

(jubelnd). Leben! Leben! Ja, ich wußt' es! Thaddeus, in meiner Seele wird Frühling. Bilder der Wonne drängen ſich und machen mich trunken. Sonnige Tage, blauer Himmel mit Frühlingswolken, ein traulich Häuschen unter blühenden Linden, mein ſüßes Weib, goldlockige Kinder um mich! Meine Liebe! Mein Glück! Mein kehrendes Glück, dir dieſes Glas! (Er trinkt.) Thaddeus, nur ein Winkelchen Erde mein — und ſie ginge mit mir.

Thaddeus

Sie dürfen nur den Mut nicht verlieren, ſo wird ſich Alles finden. – Es iſt eine weiße Roſe aus ihr geworden. Sag' ihm „Leben" ſagte ſie, mein Leben wohnt ſchon bei ihm.

Paul

Laß ſie Alle aufſtehn, die hier ſchlafen. Laß das Schickſal alle ſeine Schrecken aufbieten. Ich kämpfe ſie ihm ab. Thaddeus, ſolch ein Weib iſt wert, um ſie ein Mann zu ſein!

Thaddeus

Nein, freveln dürfen Sie nicht. Das heißt dem lieben Herrgott, der helfen will, vor den Kopf ſtoßen. Und nun tun Sie dem alten Thaddeus die einzige Liebe und genießen was.

Paul

(in Gedanken). Iſt nicht heut' der fünfundzwanzigſte? Weißt du, Thaddeus, was dieſer Tag mir bedeutet?

Thaddeus

Soll der alte Thaddeus nicht wiſſen? – Ich wollte Sie nur nicht daran erinnern.

Paul

Und warum, Thaddeus? An dem Tage klebt kein Ehrenmakel. Wie ich mein Gewiſſen durchblättre; kein Fleck iſt drin, das ich ſchamvoll überſchlagen müßte. Unglück ſteht darin; doch hab' ich's getragen wie ein Mann. Thaddeus, den Kräftigen ſchmückt die Laſt, unter der er ungebeugt einhergeht.

Thaddeus

(lacht behaglich vor ſich hin). Heut' vor fünfundzwanzig Jahren — iſt mir's, als wär's geſtern. So was ſehn meine alten Augen nicht mehr. Vier Wochen vorher ging's zu wie im Krieg. Hatten wir das ganze Schloß ausgeputzt mit Fahnen und grünem Zeug. Meilenweit her kamen die Menſchen. Der beſte Wein floß in Strömen. Hei! hatten die Köche zu tun, all die Mäuler ſatt zu machen, die gekommen waren zu gaffen und zu jubeln. Wo man hinhorchte, geigt' es und hüpft' es, was Saiten und Sohlen hielten. Der alte Thaddeus aber hatte ſeine eigenen Gedanken und ſeine Freude im voraus. Dafür hatt' er ein Feuerwerk in der Arbeit, wie Lubinſki noch keins mit Augen geſehen hatte. Tanzt, dacht' ich, tanzt nur zu. Ihr werdet euch wundern. Und wie's nun hieß, daß die gnädige Gräfin eines Söhnleins geneſen war! 's war heller Mittag. Das Feuerwerk ſollte freilich erſt Nachts abgebrannt werden. In der Freude meines Herzens denk' ich: was Tag? was Nacht? Und los ging's wie ein Wetter. Die Feuerräder ſprudelten, die Raketen ziſchten dem erſtaunten Tag ins Geſicht, und die Menſchen purzelten übereinander und dachten, der jüngſte Tag geht los! — Und jetzt! — jetzt! — lieber Herr Graf!

Paul

Ja, lieber Alter, heut' vor fünfundzwanzig Jahren ſah's anders mit uns aus. In ſeidenen Windeln lag ich. Meine Wiege war mit Silber ausgelegt. Eine Schar glänzender Diener folgte dem Handwink meines Vaters. Nur dadurch, daß ich geboren wurde, war ich Herr von majeſtätiſchen Wäldern, lachenden Fluren, prächtigen Schlöſſern. — Jetzt hab' ich nicht, wo ich das Haupt hinlege. Bin ich der Mietsmann des Moders. Molche meine Nachbaren, die den Eindringling nur ungern dulden. Kein Vater, kein Bruder denkt des Flüchtlings. Keine Mutter übt an Fremdlingen die Milde, die Andere ihrem Liebling erweiſen ſollen. Die Schweſter — der Freund meiner Jugend — Thaddeus, mein Gedächtnis iſt ein Totenacker, unter jedem teuern Namen ſteht ein Kreuz. — Was der Jüngling Teures hatte, das legte er zu ſeinem Teuerſten, ſeinem toten Vaterlande in den Sarg. — Doch vor dem Mann ſteht eine goldene Zukunft. Ein Weib, rein, ſchön, wahr wie die heilige unentweihte Natur — ſage nicht, Thaddeus, ich kenne ſie erſt ſeit geſtern. Wie ich noch ein Knabe war, in ſtillen Mondnächten — Thaddeus! für Leo wär' ich geſtorben — aber es war etwas, noch etwas Anderes als Freundſchaft, wonach ich in ſüßer Unruh' umherirrte — vergeblich die glühende Stirn in die tauesfeuchten Blätter drückend. Etwas Anderes, was mich ſelbſt im Siegesjubel plötzlich aufſeufzen machte. Sage nicht, ich kenne ſie erſt ſeit geſtern — Schon als Kind ſucht' ich ſie, ſehnt' ich mich nach ihr. Nein, Thaddeus, es war nicht bloß das Bedürfnis nach Liebe. Ich hätte früher geliebt. Die Macht über den Sternen hatte uns einander beſtimmt; drum riß ſie mich aus teuern Armen, trieb mich aus dem Vaterland, daß wir uns finden mußten. — Thaddeus, haſt du dem Prieſter geſagt —?

Thaddeus

(ſchlägt ſich an die Stirne). Alter Thaddeus. — Oben wartet er noch in den Büſchen. Ich will ihn nun gleich herunterholen. (ab durch die Lücke)

Zweiter Auftritt

Paul Lubinski allein; gleich darauf Eugenie auf der Treppe von der Kapellentüre ſichtbar.

Paul

Knarrt nicht eine Türe in der Angel? Ja, es naht. Die Türe wird geöffnet. Sie iſt's!

Eugenie

(kommt, eine brennende Kerze in der Hand, durch die geöffnete Türe und ſchreitet eilend die Treppe herab).

Paul

So ſchwebt der Engel der Seligkeit über der Nacht der Gräber!

Eugenie

Paul!

Paul

Eugenie! Dich grauſete nicht vor dieſem Weg?

Eugenie

Die alten Ahnenbilder wurden lebendig, das Echo höhnte mir geiſterhaft meine Tritte nach; in der Kapelle lag der Schatten wie eine lauernde Schlange zuſammengerollt. Mich grauſete nicht. Und lag der Tod in meinem Weg, ich wär' über ihn dahingeſchritten mit geflügeltem Fuß. Es galt ja: zu dir!

Dritter Auftritt

Thaddeus mit dem Prieſter. Die Vorigen.

Paul

Hier kommt der Prieſter, der uns vereinigen will. — Hab' ich Sie nicht ſchon geſeh'n?

Prieſter

Am Tage nach Oſtrolenka war's, daß ich den jungen Helden hoch zu Pferde ſah, den ich lange zu ſehen gewünſcht. Ihn umringten Witwen gefallener Krieger, ihre Kinder auf den Armen, getröſtet ihn zu ſehn. Er hob Kind um Kind zu ſich aufs Pferd und küßte ſie und ſagte zu den Müttern: Lehrt ſie Gott bitten, daß ſie ſo ſchön ſterben wie ihre Väter. Die ſind nun meine Kinder; ich habe ſie geerbt.

Paul

(verlegen abwehrend). Laſſen Sie ruh'n, was die Zeit begraben hat.

Prieſter

Das Große und Edle begräbt keine Zeit. Es lebt und wirkt belebend in die fernſten Zeiten hinüber. — Die glücklichen Mütter riſſen ſich um ſeine Hände, um die Zipfel ſeiner Gewänder, ſie mit Küſſen zu bedecken. Aber der Held wehrte ihnen. Schamrot wie eine Jungfrau, verwundert wie ein Kind, daß man für groß hielt, was ihm nur gewöhnlich ſchien. Ihr wunderlichen Leute, ſagt' er, tu ich denn mehr als ein Pole?

Eugenie

(die Paul unverwandt, voll bewundernder Liebe angeſehn, ſchmiegt ſich an ihn). Mein Paul! Daß ich dich lieben darf!

Thaddeus

Fällt dem alten Thaddeus der Brief endlich ein? Damit ich ihn nicht wieder vergeſſe. Herr Michael Czarinski ſchickt ihn von der Grenze. Es ſei ſehr Wichtiges.

Paul

Gut, Alter. Gib. (Will den Brief einſtecken, ſieht dabei die Adreſſe und erſchrickt).

Eugenie

(mit erſchrocken). Mein Paul, du erbleichſt?

Paul

(erbricht den Brief, überfliegt ihn und ſetzt ſich erſchöpft auf einen Sarg. Eugenie lehnt ſich mit zärtlicher Teilnahme an ihn. Mit halberſtickter Stimme.) Gehſt du mit mir?

Eugenie

Du fragſt?

Paul

Aus deinem Vaterlande?

Eugenie

Wo du biſt, iſt mein Vaterland.

Paul

Du willſt Alles verlaſſen?

Eugenie

Was verlaß ich, darf ich dir folgen?

Paul

Dem Heimatloſen folgen? Dem Armſten, der nichts hat – nicht eine Hütte für dich und ſich?

Eugenie

Dem Armſten? Haſt du nicht mich? Mich rechneſt du nicht? – Wenn du weinſt, bricht mir das Herz.

Paul

(trocknet die Augen). Glück iſt ſchwerer tragen als Unglück. Dem Unglück hab' ich den Mann gezeigt. Das Glück macht mich zum Weibe. – Der Brief iſt von Leo.

Eugenie

(froh). Er lebt?

Paul

Er lebt! Er lebt mir doppelt in deiner Freude. — Und was er ſchreibt! (lieſt) Lubinski in Nordamerika. — Mein Paul — (muß inne halten) Meine Mutter tritt mir unbezwinglich ins Auge — ich kann nicht leſen. — Leo und dich im Arm — und ich frage das Geſchick, ob es einen Glücklicheren ſchaffen kann. Nun mußt du nichts entbehren, was du gewohnt biſt. Mein iſt die Wonne, meine Liebe ſchmücken zu können mit Allem, was die Erde Schönes hat. Ich — eben noch der ärmſte Mann, der Heimatloſe, der Gehetzte! Ich rufe: Wo iſt der Glücklichere. Zeigt ihn mir. All mein Glück hab' er dazu, iſt er glücklicher als ich. (Pauſe, in der er ſich ſammelt.) Leo hat mein Vermögen gerettet. Hier ſchreibt er mir aus Amerika. Er hat dort eine Gegend gefunden, die unſerer Heimat gleicht. Er fragt an — Leo! Leo! Du lebſt! — Er fragt an, ob ich nach Amerika kommen will und mich dort ankaufen, oder ob ich einen Ort in Europa beſtimmen will, wohin er mir das Gerettete bringe. Auf den erſten Fall liegt uns ein Schiff in Havre bereit. Hier ſendet er Wechſel auf ein Haus in Havre. — Eugenie gehſt du mit mir? In meine neue Heimat?

Eugenie

Dahin, mein Paul! — Heute noch. Fort aus dieſer Welt der Lüge und des Eigennutzes! Dahin mein Paul, wo die Menſchen frei ſind wie ihr Himmel und ihr Meer. Nicht, Paul? Freien Menſchen wird's leichter, gut zu ſein.

Paul

Mein Vaterland, mein vernichtet Vaterland — drüben bauen wir's neu. Alle Geächteten rufen wir, alle Braven in das neue, freie Polen über dem Meer. Du, Leo, ich, Czarinski, der alte Thaddeus — und auch Sie begleiten uns, ehrwürdiger Prieſter — o es ſoll ein Leben werden —

Eugenie

Das die Seligkeit nicht auskaufen kann!

Paul

Eugenie!

Eugenie

Paul! Laß uns eilen. Ich kleide mich nur zur Reiſe –

Paul

Thaddeus beſorgt uns Pferde. Die Grenze iſt nah.

Eugenie

(jubelnd). Mein Paul! Mein Paul!

Paul

Wenige Stunden nur und nichts mehr kann uns trennen. Das erſte Grauen des Morgens lacht unſerer Sicherheit. Hier treffen wir uns wieder!

Eugenie

Hier und bald! – Du erſchrakſt?

Paul

Du wurdeſt bleich?

Eugenie

Ein Echo wiederholte dein: „Hier treffen wir uns wieder.“ Es klang, als käm’ es aus den Särgen.

Paul

Und dein „Hier und bald“ wiederholte das Echo, als riefen’s uns die Toten nach.

Eugenie

(von einer Ahnung erfaßt, klammert ſich an ihn). Paul!

Paul

Reut dich dein Vorſatz?

Eugenie

Mit dir fürcht’ ich nicht den Tod.

Paul

Ehrwürdiger Prieſter, wollen Sie –

Prieſter

Ich darf! Hier hat Gott ſelbſt gefügt. (Alle nach der Kapelle ab.)

Vierter Auftritt

Nachdem die Bühne eine Zeit leer geſtanden, kommt durch die Mauerlücke vorſichtigen Schrittes, die Piſtolen unterm Arm

der Fürſt

(nachdem er ſich umgeſehen). Dieſe Räume bewohnt ein Lebender. Hier die Lampe — und was ſchimmert dort? (Er hebt etwas auf.) Ihr Bild. Die Unbeſonnene. Ich hoffte noch zweifeln zu dürfen. Nun bleibt nur der Weg der Ehre. (Da er kommen hört, nimmt er die Piſtolen in die Hände; wie er Paul ſprechen hört, tritt er hinter einen Pfeiler.)

Fünfter Auftritt

Paul, **Thaddeus**, der **Prieſter** zurückkommend. Thaddeus und der Prieſter gehen durch die Mauerlücke ab. Der **Fürſt**.

Paul

Nun ſei jung, mein alter Thaddeus. Dieſe Nacht nur ſei wieder jung! Eh' der Morgen graut, müſſen wir über der Grenze ſein. (Ruft Thaddeus nach.) Nur behutſam, Alter! Alles wird wieder gut. — Wir ſehn uns wieder, ehrwürdiger Prieſter. (Indem er von der Mauerlücke zurückkommt). Mein Glück halt' ich feſt in meinen Armen. Wer ringt mir's ab?

Sechſter Auftritt

Paul Lubinski, der **Fürſt**, zuletzt der **Maltheſer** und **Kaſtellan** in der Lücke

Fürſt

(tritt vor). Einer von uns hat ſeine Rechnung falſch gemacht. Einer von uns verläßt nicht lebend dieſen Ort.

Paul

(überraſcht zurücktretend). Wer ſucht in der Wohnung des Friedens ſein Verderben?

Fürſt

Kennen Sie dies Bild?

Paul

Sie ſind – ?

Fürſt

Ein Bube hat die Unerfahrenheit dieſes Mädchens benutzt, ſie zu verderben. – Nichts weiter. Nehmen Sie.

Paul

Ich ſoll –

Fürſt

Die Rache des beleidigten Vaters ſollen Sie fühlen. Oder Ihr Verbrechen an der Tochter vollenden. Nehmen Sie.

Paul

(entſetzt). Ich? Nimmer!

Fürſt

Feiger Sünder. Hatten Sie nur zum erſten Schritte Mut? Und erbleichen vor dem zweiten? Was zögern Sie? Das Herz meiner Ehre haben Sie getroffen. Was Sie noch tun können, iſt weniger als Sie ſchon taten. Nehmen Sie! Sie haben den erſten Schuß.

Paul

Wozu wollen Sie mich zwingen. Wollen Sie Ihr einzig Kind verderben?

Fürſt

Bube, das haſt du ſchon. Ich will es rächen oder ſterben.

Paul

Ich ſchieße nicht. Hören Sie mich. Sie müſſen mich hören.

Fürſt

Nur die Ehre hör' ich. Aus Ihnen ſpricht die Ehre nicht. Nehmen Sie.

Paul

Um Gottes willen! Wollen Sie Ihrer Tochter den Gatten morden? Ich darf nicht ſchießen. Ihre Tochter iſt mein Weib.

Fürſt

(verächtlich lächelnd). Iſt Ihr Weib? – Das geſteh' ich. Hinter dem grünen Tiſche ſuchen Sie Ihre Verwandtſchaft. Beim sept-leva. Sie wollten mich brandſchatzen. Die Summe, um welche ich meine

Ehre loskaufen kann? Wozu noch die Maske? Sie ſind noch nicht frech genug für Ihr Metier. Sie ſind noch zu ſehr Anfänger.

Paul

(im ſchmerzlichſten Kampfe). Mein Herz! Mein ſtolzes Herz. Er iſt ihr Vater. Vergiß nicht, daß er ihr Vater iſt.

Fürſt

Flüchtet ſich dieſe pulverſcheue Ehre hinter ein Weib?

Paul

(immer heißer). All ihr guten Geiſter, haltet mich!

Fürſt

(immer kälter). Pfui! Ein erbetteltes Leben war nicht des Bettelns wert.

Paul

Entſetzlicher! Sie wollen mich zum Äußerſten reizen?

Fürſt

Nur den Punkt zu finden, verzweifl' ich, wo Sie reizbar ſind.

Paul

Das iſt zu viel!

Fürſt

Einem Hunde einen Tritt. Der Menſch ohne Ehre iſt den Tritt nicht wert.

Paul

Das duldete kein Lubinski noch.

Fürſt

Kein Mann von Ehre. (Tritt ihm näher.) Sie ein Lubinski?

Paul

(wild und ſtolz). Kein Menſch trug einen edleren Namen als ich.

Fürſt

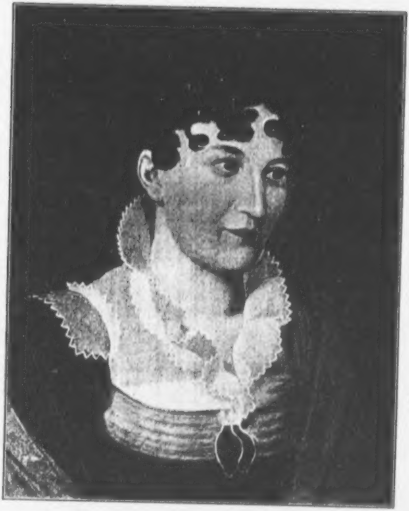
Leo Lubinski Ihr Vater?

Paul

Der Pole iſt ſtolz, wenn er meines Vaters Namen nennt.

Fürſt

Ich bedaure den Namen. Sie lügen oder Ihre Mutter log.



Otto Ludwigs Mutter
Original im Städt. Muſeum zu Dresden

Paul

Himmel und Erde!

Fürſt

Der Elendeſte von ihres Gatten Sklaven –

Paul

Halt' ein!

Fürſt

Teilte eine Nacht lang –

Paul

Unglücklicher!

Fürſt

Seine Rechte.

Paul

(lacht konvulſiviſch auf; taumelnd). Ha ha ha! Gott ſei mir gnädig. Fort mit dem Geflatter vor meinen Augen! – Luft! Gott ſieht es und Gott hört es. Gehen Sie, eh' ich Sie zertrete wie einen giftigen Wurm.

Kaſtellan

(der mit dem Malteſer in der Lücke erſcheint). Hier.

Malteſer

Hier iſt Licht –

Fürſt

(wild). Dieſer – (Zieht den taumelnden Paul hinter einen Pfeiler.) In einer Stunde an der Brücke im Park. Ihr Ehrenwort.

Paul

Mein Ehrenwort.

Fürſt

(indem er durch die Lücke abgeht). Faules Holz, was hier leuchtet. Kommen Sie. Ich habe mit Ihnen zu reden. (Ab.)

Siebenter Auftritt

Paul allein, dann **Thaddeus**. Den ganzen Auftritt über kommt Paul, zwiſchen dem Gefühl der gekränkten Ehre und dem Schmerz über das verlorene Glück hin- und hergeriſſen, nicht zur Beſinnung.

Paul

Ich komme. Er ſoll nicht leben. Der Elende – er ſoll – – Herr Gott, Paul! Was willſt du tun? Herr Gott, Paul! Was haſt du getan? Unglücklicher, den du töten willſt, es iſt ihr Vater! – Ja. Ich wache. Es iſt kein ſchwerer Traum. Hier ſtand er, hier, mir gegenüber – ich wollte – er hörte mich nicht – er – Gott im Himmel! Ein Bube beſchimpfte deine Mutter und du zertratſt ihn nicht! –

Thaddeus

(kommt durch die Lücke zurück). Herr Graf, löſchen Sie die Lampe. Es ſchleichen Geſichter da in den Büſchen herum. Und nun läuft der alte Thaddeus. In einer halben Stunde bringt er die Pferde.

Paul

Laß das. Wir brauchen keine Pferde.

Thaddeus

(erſtaunt). Brauchen keine Pferde –?

Paul

Ich fliehe nicht. Ich bleibe.

Thaddeus

Herr Graf, was geht mit Ihnen vor?

Paul

Ich träumte eine Stunde lang von Glück. Das iſt vorbei. Hier nimm. Leos Wechſel. Deine Treue kann ich nicht belohnen. Ich muß dein Schuldner bleiben.

Thaddeus

Herr Graf?

Paul

Wir müſſen uns trennen.

Thaddeus

Trennen? Ich alter Mann? Geben Sie Acht, was Sie da ſagen. Wollen Sie wieder ſchlecht handeln an mir?

Paul

Leb' wohl, Thaddeus. Bete für mich.

Thaddeus

Um Gottes willen, Herr Graf, wo wollen Sie hin –

Paul

(wild lachend). Hochzeit machen, Alter, wo der Brautführer der Mord, die Brautjungfer die Verzweiflung iſt.

Thaddeus

Herr Graf, womit geh'n Sie um?

Paul

Mit Gedanken, Alter, zu gräßlich für eines Glücklichen Geſellſchaft. Meine Seele ringt ſich blutig unter ihrer Laſt. (Weich werdend.) Thaddeus! Dort ihr Bild, dort die Macht der ſüßeſten Erinnerung, dort mein Schwur, dort meine Seligkeit – hier – (Wild.) Thaddeus! einer darf nicht leben!

Thaddeus

Herr Graf! Herr Graf!

Paul

Gott iſt mein Zeuge: ich trug mehr, als ein Mann tragen darf. Meine Seele neigte ſich ihm zu. Er war ihr Vater. Er ſollte meiner werden. Ich hätte betteln können um eine Heimat an ſeinem Herzen. Er hätte mich töten können. Das war ihm zu wenig. Er ſuchte nach meiner Seele, um ſie zu vernichten!

Thaddeus

Um Gott, Herr Graf, gönnen Sie ſich Ruhe. Sie ſind außer ſich.

Paul

Ich bin ruhig, Thaddeus. Siehſt du, ganz ruhig. Ruhig, wie der Menſch ſein muß, vor dem eine große Wahl ſteht. Höre, Thaddeus. In zwei Stunden gehſt du in den Park. Du weißt die hohen Linden dort an der Brücke. Dort ſah ich ſie zum erſtenmale. Dort fand ich meine neue Heimat. Dort ſchlug die Stimme zum erſtenmal an mein

Ohr, die ich – nie wieder hören ſoll. – Dort – dort – Thaddeus, welch ein Leben konnt' es werden. Still! Still! Ich bin ein Mann und ein Krieger. Einen Mann ſoll das Argſte an mir finden.

Thaddeus

Wenn Sie ſo reden, zerbrechen Sie dem alten Thaddeus das Herz. Kommen Sie doch zu ſich, Herr Graf!

Paul

Ich bin's. Ich bin ganz ruhig, Thaddeus! Dort, hörſt du? dort wirſt du einen Toten finden. Begrab' ihn dort. Mach' die Erde eben. Streu Zweige drüber, damit die Verleumdung ihn nicht ausgräbt. (Will gehen.) Bete über ihm, hörſt du? Er braucht dein Gebet. Er iſt in Verzweiflung geſtorben. (Will gehn.)

Thaddeus

Großer Gott, Herr Graf! –

Paul

(wendet ſich). Meine Ehre iſt wund, todwund, Thaddeus. Nur der Tod kann ſie heilen. Und mein Todfeind iſt – ihr Vater. Allmächtiger Himmel, laß mich beſonnen bleiben. Wenn ich ihm gegenüberſtehe und mich der Schwindel der Wut packen will, das Rohr nach ſeinem Herzen zu richten! Dann – all ihr Erinnerungen meines kurzen Glückes, fallt mir in den Arm. Einer nur darf leben! Dieſer Eine bin ich nicht. (Will gehen.)

Thaddeus

(ſchreit auf). Großer, ewiger Gott!

Paul

(wendet ſich nochmals). Eins noch. Daß kein Menſch von meiner Liebe erfährt. Du kennſt die Menſchen. Das Edle beſudeln iſt ihre Wolluſt. – Thaddeus! In einer Stunde bin ich bei den Meinen. Bete für mich. Leb' wohl! Mich ruft mein Verhängnis. (Ab. Thaddeus ſinkt in die Knie. Vorhang fällt.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug

Zimmer der Prinzeſſin mit einem Balkon, durch deſſen geöffnete Türe man den geſtirnten Himmel ſieht.

Erſter Auftritt

Eugenie

(im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen). Und nun ſchnell, ſchnell! den Reiſemantel gegen die Morgenkälte. Und dies Käſtchen. (Bleibt ſtehen.) Eugenie, es iſt deines Vaters Haus, das du auf ewig verlaſſen willſt. Haſt du keinen Abſchiedsgruß für ihn? Kein Gebet? Hauchſt keinen Kuß über des Schlafenden Stirne? — Sechzehn Jahre zählte ſein Kind, als er es zum erſtenmale zu ſich rief. Und ach! nicht um es liebend an ſein Herz zu nehmen, rief er ſein Kind. Nein. Er brauchte ein Opfer für ſeinen Ehrgeiz. Und dies Opfer rettet ſich nun aus ſeinen zwingenden Händen. Ihn verläßt nicht frevelnd ein geliebtes Kind. Fläſchchen mit dem Gift, das ich braute — Zeugnis meines zu geringen Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit! So wie die Sicherheit ihre Flügel um uns breitet, vernicht' ich dich.

Still. Nahen nicht Tritte? Den Korridor entlang? Gewiß! er iſt es ſelbſt. Ich zögerte ihm zu lang. Ich komme! Paul, mein Paul, ich komme! (Wie ſie gegen die Türe eilt, kommt)

Zweiter Auftritt

Der Fürſt. Eugenie.

Eugenie

(überraſcht und erſchrocken). Gott! Was iſt das?

Fürſt

(ignoriert ihre Reiſekleidung und ihre Aufregung). Mir iſt unwohl, Eugenie. Solche Anwandlungen vergehen leichter in lieber Geſellſchaft. (Am Fenſter.) Eine ſchöne Nacht. — Und ich denke, Sie lieben mich doch?

Eugenie

Gott, laß meine Ahnung trügen!

Fürſt

(noch am Fenſter). Ich ſollte keinen Nachſchlüſſel nötig haben, um zu meinem Kinde zu gelangen. — Wie der Mond die Linden verſilbert. Eine ſchöne Nacht zum Reiſen. (Er wendet ſich zu ihr, indem er zwei Stühle ſtellt). Eugenie.

Eugenie

Sie befehlen?

Fürſt

(macht ein Zeichen; ſie ſetzen ſich). Auf morgen erwart' ich den Prinzen Friedrich. — Sie zittern? Nachwehen Ihres Unwohlſeins? Morgen wünſcht' ich Sie geſund und heiter zu ſeh'n. Sie werden ſich dem Prinzen Friedrich verloben.

Eugenie

(zuſammenſchreckend). Ich? — Nimmermehr!

Fürſt

Sie ſprechen ſehr entſchieden.

Eugenie

Ich will nur wahr ſein. Ich muß wahr ſein.

Fürſt

Eugenie, kaum gefunden wollten Sie mich laſſen?

Eugenie

(für ſich). Dem erſten väterlichen Wort darf ich nicht gehorchen. O daß er härter ſpräche.

Fürſt

Ich kann's nicht glauben, daß ein Fremdling Ihnen näher ſteht als Ihr Vater.

Eugenie

Ein Fremdling? Er iſt mir kein Fremdling. Ich trat aus dem Kloſter, dem langerſehnten Vater zu gehören. Sie nahmen mich nicht auf, wie ein Vater ſein Kind aufnimmt. Dieſer Augenblick, der ſechzehn einſame Jahre mir bezahlen ſollte! – er nahm mir Alles, was die Baroneſſe mir gelaſſen hatte. Nein! Nein! Er iſt mir kein Fremdling! Wie Sie mir ſo fremd daſtanden und ich vernichtet in meinem innerſten Leben dahinſank, trat er zu mir, ſchützend, rettend wie ein Gott. Ich hätte ſterben müſſen, fand ich nicht ein Herz, ein edles, warmes Herz. O Vater, laſſen Sie ihm, was Sie ihm danken. Großer Gott, ich weiß nicht, ob Sie's ihm danken, daß er Ihr Kind bewahrte vor Verzweiflung. Ich weiß nicht, ob Sie ein Herz haben für Ihr Kind.

Fürſt

Ich habe ein Herz für mein irrend Kind, das ſeine Rettung in ſeiner Schande ſucht.

Eugenie

In ſeiner Schande? Ich verſtehe Sie nicht.

Fürſt

Es ſchmerzt mich, daß ich es ſagen muß. Ein Verführer hat Ihre Unkenntnis des Lebens benutzt, ein Elender –

Eugenie

Ein Elender? – Gott ſei Dank! Sie ſprechen von einem Andern. –

Fürſt

(ſteht auf). Eugenie, ich zeige Ihnen mehr Nachſicht, als Sie verdienen. Ein Unwürdiger hat Sie getäuſcht. (Da ſie ſprechen will.) Nein, hören Sie mich – ein Betrüger, der auf die Summen rechnete, mit denen man Sie loszukaufen ſuchen würde.

Eugenie

(ſchmerzlich). O Gott – Iſt's möglich?

Fürſt

Und Sie – waren nur zu willig, für ſtudierte Floskeln das Glück Ihres Hauſes preis zu geben.

Eugenie

(wie vorhin). Ich habe geträumt –

Fürſt

Eugenie, ja, Sie träumten. Danken Sie Gott, daß es Ihrem Vater gelang, Sie zu wecken, ehe es zu ſpät war.

Eugenie

(wie vorhin). Wär' es Ihnen nie! nie gelungen! O es war ein ſchöner Traum! Aus dem Sie mich weckten. Mein Leben könnt' ich ihm nachweinen. Dieſe väterlichen Töne, träumt' ich, galten Ihrem Kinde. – O ſie galten nur Ihren Zwecken. –

Fürſt

Eugenie –

Eugenie

Edel ſoll man handeln, Vater. Das war nicht einmal klug gehandelt. Sie durften ſich nicht kleiner zeigen, um ihn wachſen zu machen.

Fürſt

Sie wagen viel –

Eugenie

Ich habe Alles zu verlieren!

Fürſt

Eugenie, hören Sie! Ihres Vaters Umſtände ſind derangiert. Nur dieſe Verbindung kann ſeine Ehre retten. Nun geh'n Sie – folgen Sie Ihrem Verführer, wenn Sie können.

Eugenie

Vater, es iſt ſchrecklich, aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen mehr glauben darf. Es iſt ſchrecklich, aber Sie tragen die Schuld. Vater, aber auch, wenn ich's glauben müßte, ich könnte Ihnen nicht helfen. Ich bin ſein Weib. Mein Blut, wenn es Ihnen helfen kann – meine Hand iſt nicht mehr mein.

Fürſt

(ſetzt ſich erſchöpft). Ihrer Verbindung fehlt die Form. Sie iſt zu trennen.

Eugenie

Vater, wir haben vor Gott geſchworen. Und hätten wir es nicht, unſere Trennung wäre dennoch Meineid, jede andere Verbindung frevelnde Lüge. Was ſind ihre Formen vor dem ewigen Richter in der Bruſt?

Fürſt

Eugenie, Sie treiben mich zum Außerſten. Nun denn, ſo hören Sie. Dieſe Nacht noch erklären Sie ſich für des Prinzen Braut. Oder einen ſehen Sie nicht lebend wieder, Ihren Vater oder Ihren Verführer. Dieſe Nacht noch erklären Sie ſich für des Prinzen Braut – oder –

Eugenie

(entſetzt). Gott! Was wollen Sie –

Fürſt

(aufſtehend). Oder morgen hab' ich Ihre Ehre gerächt oder – Sie können ſich in Arme ſtürzen, von denen Ihres Vaters Blut träuft – ohne weitern Widerſpruch auf Erden.

Eugenie

Es iſt nicht möglich! Es iſt nicht möglich. Sie ſind ein Menſch. Sie können nicht unmenſchlich handeln. Sie können's nicht.

Fürſt

Eugenie –

Eugenie

Ich müßte – nein! auf beiden Seiten ſtände Sünde und Wahnſinn!

Fürſt

Meine Ehre iſt verpfändet. Nur Ihre Erklärung kann die Sache rückgängig machen, Sie ſeien des Prinzen Braut. Eugenie, ſich in das Unvermeidliche ergeben iſt Pflicht.

Eugenie

Das Unmögliche verlangen iſt unmenſchlich. Sie glauben nicht an die Rechte des Herzens. Daß dieſe Rechte nicht als Rächer aufſtehn gegen Sie! Vater, mein Herz könnte an Ihrer Tochter rächen, was Sie an meinem Gatten tun.

Fürſt

Ihr Herz wird Ruhe belohnen für das tugendhafte Opfer. Sie werden nicht immer denken wie jetzt. Das Frauenherz iſt weich. Leicht drückt ſich etwas ihm ein, aber leicht verwiſcht ſich auch der tiefere Eindruck. Das harte Mittel werden Sie einſt ſegnen. Sie werden mir es danken, daß ich Sie abhielt, einer flüchtigen Jugendgrille das Glück Ihres Lebens zu opfern. Ich laſſe Sie mit ſich allein.

Eugenie

Sie wollten gehen? Und mich der fürchterlichſten Angſt überlaſſen?

Fürſt

Ihr Schickſal ſind Sie ſelbſt. Das Glück von drei Leben iſt in Ihre Hand gelegt.

Eugenie

In meine? Vater? Sie haben entſchieden, nicht ich – ich habe keine Wahl. –

Fürſt

(ſieht nach ſeiner Uhr). Die Zeit verrinnt. Ihr Entſchluß könnte leicht zu ſpät kommen.

Eugenie

(auf den Knieen). Vater, wollen Sie Ihr Kind zum Verbrechen zwingen? Nein. (Sie hält ihn beim Kleid.) Sie dürfen nicht fort und mich der Todesangſt überlaſſen. Sie müſſen mich aufheben. Sie müſſen ſagen: Ich habe das Außerſte verſuchen wollen. Aber ich bin ein Menſch. Sie haben ſo viel menſchliche Mittel. Sie können mich verſtoßen. Sie können mich in Ihren ſchauerlichſten Kerker werfen – der Luft wehren, meine brennenden Glieder zu kühlen – können mich martervoll verſchmachten laſſen – all das iſt menſchlich gegen das, was Sie tun wollen. Sie können – ich will beten für Sie, bis die ſchauerlichſte Qual mir Herz und Sprache lähmt – Sie können – nein, Sie ſind kein Menſch! – ein Wurm, der ſich vor Ihnen krümmte, müßte Sie erweichen – Vater, bei der ewigen Seligkeit, die Sie hoffen – bei dem Richter, der einſt fürchterlich richten wird zwiſchen Ihnen und mir – o Gott! o Gott!

Fürſt

Sie verlangen etwas von mir, was nicht mehr in meiner Macht ſteht. Beim ewigen Himmel, ich kann nicht anders handeln. Noch eine halbe Stunde, Eugenie, und Sie müſſen ſich entſchieden haben. (Geht.)

Dritter Auftritt

Eugenie

(allein, liegt noch eine Weile auf den Knieen, dann erhebt ſie ſich reſigniert). Herz, biſt du ſo treulos, wie er ſagt? Sollſt du nicht leben, bis du zum Verräter wirſt? (Steht auf.) Ich habe getan, was ein Menſch tun kann. Ein menſchlich Herz wäre weich geworden. Mag er tun, wozu ſein hartes Herz ihn treibt. Ich folge dem Gott in meiner Bruſt. Die heilige Treue ſoll ich brechen? Oder den Gatten töten durch des Vaters oder den Vater töten durch des Gatten Hand? Gräßlich klug, ein ſchwaches Weib zu zwingen. Aber eins hat er doch vergeſſen, der kalte Rechner, eins, was nicht in ſeinem Buche ſtand. Die Unbeſiegbarkeit der Liebe!

Unwiderruflich ſteht die gräßliche Wahl? Aber das Dritte ſah er nicht. Daß ich ihm zuvorkommen könnte? Er iſt ſo entſchloſſen, und ſeine Tochter ſollte ihm nicht nachgeartet ſein? Komm, du Fläſchchen mit Tod gefüllt. Du ſollſt dem Rechenmeiſter ſein künſtlich Exempel verderben.

(Sie ſchenkt aus dem Fläſchchen in ein Glas.) Paul, mein Paul! Wie konnten wir glücklich ſein. Aber der Himmel gönnt ſeine Seligkeit der Erde nicht. Daß ich dich kränken muß, mein Paul, um dich nicht empfindlicher zu kränken. Daß ich dir untreu werden muß, um dir ewig treu zu ſein! — Doch die Zeit verrinnt. Dies trink ich dir, mein Paul. Leb' wohl! Leb' wohl! Gehen? Ja. — Scheiden? Nimmer! Nimmer! (Sie hebt das Glas.)

Vierter Auftritt

Paul erſt noch in der Szene. Eugenie.

Paul

Eugenie!

Eugenie

(erſchreckend). Um Gottes willen! Was war das? Will das Schickſal, daß ich eile, und ruft mir mit ſeiner Stimme? Weil es weiß, daß ich dieſer Stimme nichts verſagen kann? (Springt auf.) Was rauſcht hier in der Linde am Balkon? Rief's nicht zum zweitenmal? Ein Menſch erklimmt — Gott im Himmel! (Paul ſpringt über das Geländer des Balkons in ihre Arme.)

Paul

Eugenie!

Eugenie

Paul! (Beide können nicht ſprechen.)

Eugenie

(ſich faſſend). O nun iſt Alles gut!

Paul

Nichts! Nichts iſt gut!

Eugenie

Wir flieh'n!

Paul

Ich habe dich verdorben.

Eugenie

O faſſe Mut! Über dem Meer winkt uns die ſichere Zuflucht.

Paul

(wild). Ich darf nicht fliehn.

Eugenie

(ängſtlich). Nicht fliehn?

Paul

Mein Wort! Mein Ehrenwort.

Eugenie

Paul!

Paul

Ich verſprach —

Eugenie

Dem Fürſten?

Paul

Du weißt?

Eugenie

(voll Angſt). Du willſt ihn töten?

Paul

(ausbrechend). Er iſt dein Vater! (Kleine Pauſe.)

Eugenie

Paul, ich verſtehe dich. Ich verſtehe die Sprache, die keine Worte hat. Du willſt ſterben. — Mein edler Paul. (ſchmerzlich) Mein eigennütziger Paul. Ich ſoll leben? Wer ſtirbt, iſt der Glücklichere.

Paul

(ſieht ſie an und ſtürzt vor ihr nieder).

Eugenie

(erſchrocken). Mein Paul —

Paul

Laß! Laß! Hier lieg' ich, wo ich ewig liegen ſollte. Im Staub vor dir. Der Verdammte vor dem Engel.

Eugenie

(will ihn aufheben). Paul, mein Paul!

Paul

Laß! Zwing' mich nicht zu ſehen, welch himmliſch Bild ich vernichtet habe. Selig preiſt ſich, wer es anſchaun darf — ich — dem Fluch, der mich verfolgt, hab' ich Ungeheuer es geopfert!

Eugenie

(immer noch um ihn bemüht). Paul, ermanne dich. Der Augenblick will den Mann.

Paul

Ich war's. Ich war ein Mann, eh das Gewiſſen mich zerbrach. O fluch' ihm nicht, der ſich ſelbſt verflucht. Nein, fluche mir, daß ich aufſehn kann zu dir. Deine Reinheit tötet mich.

Eugenie

(kniet neben ihm, voll ſchmerzlichen Mitleids ihn liebkoſend). Kränkſt du, was mir das Teuerſte iſt? Hartherziger Paul? Bin ich nicht du? Willſt du mir fluchen, Paul? Paul! Paul! laß uns klar bleiben. Wir brauchen Klarheit. Mein Paul, du liebſt mich nicht; denn du hörſt mich nicht. Hilf mir ſinnen Paul! Eh's zu ſpät wird. Eh er wiederkehrt, der Feind unſers Glückes.

Paul

Laß ihn. Hier iſt ſein Opfer. Hier ein Leben, das ſeinem Träger zu ſchwer ward.

Eugenie

(ihn mit ſanfter Gewalt mit ſich emporziehend). Sinken deiner Liebe ſchon die Flügel? Halte dich an mir. Meine Liebe trägt uns beide. – Paul, iſt keine Hoffnung mehr unter dieſem Himmel? Kein Weg mehr, den wir vereint geh'n dürfen?

Paul

Keiner! Keiner!

Eugenie

Der Himmel wär' ſo heiter. Die Erde ſo ſchön. Und wir müßten unglücklich ſein? Paul? Wir allein?

Paul

Wir allein!

Eugenie

Unter den Tauſenden? Rettungslos unglücklich?

Paul

Rettungslos! Kein Weg mehr! Keiner! Keiner!

Eugenie

(feierlich freudig). Einer bleibt uns noch! Ein Weg für den, dem keiner ſonſt mehr offen ſteht. Nur dann nicht iſt es Sünde, dieſen Weg zu gehen, wenn's Sünde iſt, ihn nicht zu geh'n. Paul, kleinmütiger Paul! (Hebt den Becher.)

Paul

(freudig überraſcht). Verſteh' ich dich?

Eugenie

In dieſem Becher –

Paul

Iſt –

Eugenie

Was uns vereint.

Paul

Gift –

Eugenie

Freiheit, unvergängliche Wonne liegt auf ſeinem Grund! Paul, ſo gehen wir zuſammen. Glaubſt du, der Tod könne uns trennen? Der Tod iſt mitleidiger als das Leben. Laß die Glücklichen zweifeln; die Unglücklichen wiſſen's: ein Jenſeits iſt, ein Wiederſeh'n!

Paul

Du biſt ein Engel ſchon. Du regſt die Flügel, dich aufzuſchwingen. Ich klammre mich an dich. So trägſt du mich mit empor.

Eugenie

(hat zwei Gläſer gefüllt). Siehſt du, Paul, wie der Himmel unſre Brautnacht feiert mit ſeinen ewigen Flammen? Dort am Saume naht die Sonne ſchon. Auf den Tag nach dieſer Nacht. (Hebt ihr Glas.) So bring' ich dir den Gruß, den letzten für dieſe Welt. (Trinkt.)

Paul

Und ſo erwidr' ich ihn. (Trinkt.) Hörſt du?

Eugenie

Eine Nachtigall. Sie ſingt den Sieg über das Leben, den zwei Liebende gewannen. Drum lauſchen all die blühenden Bäume.

Paul

Drum ſchmettert ſie Triumph! Und dieſer Duft –

Eugenie

Die Erde gießt all ihr Schönſtes um unſern letzten Weg.

Paul

Gib mir dein Glas, das deine Lippe geheiligt hat. Weißt du nicht, was dem glücklichen Brautpaar ziemt?

Eugenie

Hier, mein Paul. (Wechſeln die Gläſer.)

Paul

Kling' an. (Sie tun's.) Dieſer Klang läutete die Ewigkeit ein.

Eugenie

Böſer Paul, du haſt mich übervorteilt. Dein Glas war faſt leer. (Sie ſetzen die leeren Becher hin.) Paul! Mein Paul! Wie konnten wir glücklich ſein! (Sie umſchlingt ihn.)

Paul

Wir ſind's. Wir ſterben vereint.

Eugenie

Herz am Herzen –

Paul

Auge im ſeligen Auge. (Sie ſetzen ſich umſchlungen auf den Divan.)

Eugenie

Der Tod iſt nur eine kurze Pauſe in unſerm Glück –

Paul

Ein Schließen und Wiederöffnen der Augen –

Eugenie

Die Wonneträne im Aug', die einen Augenblick lang den Geliebten uns unſichtbar macht!

Paul

Und ſchon iſt ſie herabgerollt –

Eugenie

Und glänzender ſteh'n vor uns die ſüßen Züge!

Paul

(Pauſe). Süße Schenkin, dein Trank iſt kräftig.

Eugenie

(ängſtlich). Mein Paul! Du willſt mich ſchon verlaſſen?

Paul

Meine Glieder erſtarren. Mein Blut ſtürzt ſehnend nach meinem Herzen – um deinem – Herzen nah zu ſein. – So lähmt nicht der Tod das Herz. Es ſteht – ſtill – vor Seligkeit.

Eugenie

So bleich leuchtet ein Stern, wenn der Morgen naht.

Paul

Er naht – leb' wohl – folg' bald –

Eugenie

(ſchreit auf). Eilſt du mir voraus? – Ja, mein Paul; ſei du der Glücklichere. Stirb du zuerſt. Ich will zuletzt ſterben.

Paul

Mein – (Stirbt.)

Eugenie

Dein — nur dein! — (Sie richtet ſich mühſam auf, ihm in das herabgeſunkene Geſicht zu ſehn.) Noch einmal, eh' mir der müde Arm verſagt, — Wie bleich du biſt — du biſt bleich — weil ich ſo lang zögere — dir zu folgen. — Schon weht mich der ſchaurig kühle Fittich an. — Weg werf' ich die hindernde Laſt des Lebens — und — bin bei dir — das Lebewohl der Erde — iſt — das — Willkommen — der Himmel — (Sie ſinkt zurück. Eine Pauſe.)

Fünfter Auftritt

Fürſt. Maltheſer. Vorige.

Fürſt

(einen Brief in der Hand). So mich hinzuhalten — und ſchon —

Maltheſer

War Prinz Friedrich anderweit verlobt — Nun Max, werb' ich um deine Tochter für Paul Lubinski, meinen Erben.

Fürſt

Wenn ſich die Form retten läßt — wenn Sie den Ehrenpunkt vermitteln können — mag es ſein.

Eugenie

(richtet ſich mühſam auf). Zu ſpät —

Fürſt

Was iſt das?

Maltheſer

Um Gottes willen! (Sieht das Fläſchchen.) War das Gift?

Eugenie

Gib — uns — Ein — Grab. (Sinkt ſterbend zurück.)

Fürſt

Den Arzt! den Arzt!

Maltheſer

(über die Toten gebeugt). Hier hilft kein Arzt mehr. Über deine traurige Form. Du haſt's nicht hindern können. Die ſind vereint. Die trennt kein Ehrgeiz mehr. (Der erſte Morgenſchein fällt durch die Balkontüre herein.) Max, ihre letzte Bitte wirſt du erfüllen?

Fürſt

(bejaht ſprachlos abgewandt; indem er gehen will, fällt der Vorhang).

Ende des fünften Aufzugs.

Das Fräulein von Scuderi

Schauſpiel in fünf Aufzügen
nach Hoffmanns Erzählung

Perſonen

Louis XIV., König von Frankreich
Graf Mioſſens
Serons, ein berühmter Arzt in Paris, der Scuderi Hausfreund
Degrais, Polizeileutnant von Paris
Bontems, Louis' Kammerdiener
René Cardillac, ein Goldſchmied in Paris
Olivier Bruſſon, ſein Geſelle
Meiſter Martin, ein Maler
Meiſter Lejean, ein verarmter Goldſchmied
Baptiſte, der Scuderi Kammerdiener
Jérome, Bedienter des Grafen Mioſſens
Fräulein von Scuderi
La Martinière, ihre Kammerfrau
Madelon, Cardillacs Tochter, Bruſſons Braut
Caton, Haushälterin Meiſter Claude Patru's, des Mietsmanns in Cardillacs Hauſe
Gendarmen

Das Stück ſpielt in Paris, Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts

Erſter Aufzug

Bei der Scuderi

Einfaches Zimmer. Ein Bücherſchrank, Schreibtiſch mit Papieren, nicht ängſtlich geordnet. Eine Tür im Fond und eine Seitentür.

Erſter Auftritt

Graf **Mioſſens**, **Serons** im Geſpräch.

Serons

Ja, mein Herr Graf von Mioſſens; es ging,
Seit Ihr's verließt, in Frankreich wunderlich.

Mioſſens

Ich glaube das Unglaubliche nur Euch.

Serons

Kein Band mehr heilig. Von des Argwohns Eishauch
Des trauten Herdes letzte Glut gelöſcht.
Der Vater traut den eignen Kindern nicht;
Der Mann ißt nicht von ſeines Weibes Koſt;
Der Bruder ſieht im Bruder ſeinen Mörder.
Und wohl ihm, muß ich ſagen, wenn er's tat.
Denn ohne Mitleid wütete der Giftmord
Wie eine Seuche durch das ganze Land.

Mioſſens

Das Übel war verzweifelt und verzweifelt auch,
Ja noch verzweifelter, mein' ich, die Kur.
Ein Tribunal, ſo unbeſchränkt an Macht
Als dieſe chambre ardente iſt unerhört.
Und dieſer unerbittliche la Regnie

An ſeiner Spitze. Spanien hat nun
Nichts mehr voraus vor Frankreich. Der Gerichtshof
Wiegt Spaniens heiliges Gericht noch auf.

Serons

Wahr iſt's; die fernſte Möglichkeit genügt,
Das kleinſte Wort, das man willkürlich auslegt,
Und frech dringt er ins Innerſte der Häuſer
Und reißt den Vater aus der Seinen Arm.
Da ſchützt kein Rang, kein Ruf, kein wohlerworben
Verdienſt. Der Henker der Tortur arbeitet
Für den Kollegen auf dem Blutgerüſt;
Denn eher gibt der Tod ein Opfer wieder
Als dieſer la Regnie. Aus ſeinen Kerkern
Führt nur Ein Weg: der Weg aufs Blutgerüſt.
Und Gnade dem, der laut ein Urteil wagt
Über dies Treiben! Gegen Euch, Herr Graf,
Sonſt gegen Niemand tu ich's.

Mioſſens

Meiſter Serons,
Daß Eu'r Vertrauen ich zu ſchätzen weiß,
Beweiſt, daß ich es argwohnlos erwidre.
Denn hier beſchützt mich die Geburt ſo wenig
Als Euch der Ruf von Eurer Meiſterſchaft
Als Arzt. Den Pair des Reichs, den Grafen trennt
Kein Vorrecht mehr von dem gemeinen Pöbel.
Die Kammer iſt's nicht mehr der Pairs, die ihre
Mitglieder richtet. Vor ein königlich
Tribunal wie den Bürger und den Bauer
Schleppt man den Herzog, Grafen und Baron.
Dem König konnte nichts gelegner kommen
Als dies Verbrechen, das dem neuen Griff
In unſer Recht erwünſchten Vorwand lieh.
Ein Stückchen Staatskunſt, das dem ſchlauern Schüler
Des ſchlauen Lehrers Ehre macht. Das iſt

Ein Kunſtſtück noch aus Mazarinis Schule.
Damit bricht er des Adels Anſehn vollends
Und ſichert ſich zugleich des Pöbels Gunſt,
Und ſpielt uns dieſes Werkzeug aus den Händen,
Und wie erſt wir es gegen ihn gebraucht,
Wird er's zu brauchen wiſſen gegen uns.
Der Ananas lebt von gemeinem Dünger,
Und dieſer große Ludwig ward ſo groß,
Weil er es nicht verſchmäht, ſo klein zu ſein,
Dem Kote ſchön zu tun an ſeinen Sohlen.
Alt, uralt iſt die Wahlverwandtſchaft zwiſchen
Der Hefe und dem Schaum.

Serons

Und wirklich war es nur des Volkes Gunſt,
Was dies Tribunal möglich machen konnte,
Das ſich herausnimmt, was der König ſelbſt
Nicht wagt; und ſeine Eiferſucht heraustrotzt,
Die keine Macht im Staate ſonſt mag dulden,
Als die wie Strahlen von der Einen Sonne
Ausgehn allein vom Königsdiadem.
Doch ſchon beginnt die leichtgeſchürzte Gunſt
Des Volks den alten Günſtling zu verlaſſen.

Mioſſens

Ein Lied ſcheint jetzt der Günſtling von Paris.
Schon vor dem Tor empfing es mich; bald lief's
Neben mir her, bald kam es mir entgegen.
Ein alter Schuſter brummt' es bei der Arbeit.
Die jungen Herrn — Ihr wißt — die eben nichts ſind
Als jung, begrüßten ſich damit, als wär's
Ihr Bundesgruß; den Kunden gab's der Krämer
Unter den Buden als Zulage drein.

Serons

Das Volk ſpielt gern mit ſolchem Wort. Es läuft,
Iſt's einmal ausgeprägt, wie eine Münze

Von Hand zu Hand. Wer nicht von ſeinem Eig'nen
Die Schuld der Unterhaltung tilgen kann,
Stutzt ſeine Armut mit Entlehntem auf.
Ich kenne Manchen, der nicht hundert Worte
Im Vorrat hat und dennoch ſich was weiß;
Und neunundneunzig ſind geborgt davon.
Die meiſten Menſchen leben von der Phraſe
Und ſind drum ſelber nur lebend'ge Phraſen.
Ein eig'nes Sein wird immer ſeltener.
Solch Wort fliegt wie ein bunter Federball
Hin und zurück durch den Verkehr, bis ſich
Die Farb' vergriffen oder bis ein andrer
Und bunterer des Vor'gen Gönner erbt.
„Liebe ſei der Helmſchmuck fein,
Den nur Tapferkeit ſoll tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein."
Das Verschen, das Ihr meint: iſt's dieſes nicht?

Mioſſens

„Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein —"
Ganz recht. Das iſt's.

Serons

Wißt Ihr, wer dieſe Münze
Hat ausgeprägt? Die liebenswürd'ge Dame,
Die wir erwarten hier in ihrem Zimmer.

Mioſſens

Das Fräulein Scuderi? Bei meiner Seele!
In dieſem Wort weht was von ihrem Atem.
Und kommt's von ihr, dann hat dies kleine Lied
Eine Geſchichte, die mich int'reſſiert.
Von ganzem Herzen acht' ich dieſe Dame.

Serons

Und wenn ſie's nicht verdient, verdient es keine.

Mioſſens

Bewundernswürdig iſt, ja unbegreiflich,
Wie dieſes Fräulein aus des Alters Schiffbruch
Der Jugend Reize ſich gerettet hat.
Von ſiebzig Jahren zeigen ſich kaum dreißig.
Der ſüße Duft der Mädchenhaftigkeit
Liegt über die Erfahrung hier gebreitet,
Die nur ein langes Leben geben kann.
Und ſo vereinigt ſie, was beide Zeiten,
Den Winter und den Sommer, reizend macht.
Wenn man nur ſie ſieht, meint man, weißes Haar
Gehöre zur vollkomm'nen Frauenſchöne;
Sie iſt die Anmut ſelbſt, in weißen Haaren.

Serons

Der Seele Jugend iſt der warme Boden,
Der dieſes Fräuleins ew'ge Blüte treibt.
Inmitten dieſer ſittenloſen Stadt
Steht ſie in wunderbarer Reinheit da;
Selbſt die Verleumdung hat es nie gewagt,
Ihr Schwarz in dieſes reine Weiß zu malen.
Arm iſt ſie, und doch iſt ſie reich im Geben,
Weil Weisheit ihre Güte unterſtützt.
Kann ſie nur wenig geben, gibt ſie's ſo,
Daß dieſes Wenig Viel den Armen wird.
Denn ſie gibt nicht nur um zu geben, wie's
Die Reichen tun; nein ſie gibt, um zu helfen.
Bis ſie nach Hauſe kommt von ihrer Andacht
Zu Notre-Dame, verkürzet Euch vielleicht
Die Zeit, zu hören, wie jen's Lied entſtand.

Mioſſens

Erzählt mir, Meiſter Serons; ſeid ſo freundlich.

Serons

Trotz Regnies Strenge, trotz der Schlauheit Degrais',
Des Polizeileutnants, treibt eine Bande

Von Mördern in den Straßen von Paris
Allnächtlich ungeſcheut ihr gräßlich Handwerk.
Es hat damit ganz eigene Bewandtnis.
Denn nur den Adel trifft der Meucheldolch.
Nur auf Geſchmeide ſcheint es abgeſehn.
Wo iſt der Edelmann jetzt in Paris,
Der nicht ſein Liebchen hätte, das er Nachts
Geheim beſucht? Und wer geht dieſen Weg,
Der nicht zuweilen ein Geſchenk, ſei es
Ein edler Schmuck, ein Ring, ein reiches Armband,
Auf ſeinem Herzen trüg' für ſeine Herrin?
Ein böſer Geiſt ſcheint jener Bande dienſtbar,
Der ihr's verrät, ſo oft ein Kavalier
Mit ſolchem Schmuck zur Liebſten nächtlich wandert.
Denn früh am Morgen findet man ihn tot,
Und ſonſt iſt nichts ihm als der Schmuck geraubt.
Der ſchlaue Degrais tobt, daß ſeine Liſt
Vor einer größern weichen muß. Vergeblich,
Daß die Maréchauſſée, ein kleines Heer
An Zahl, die Straßen von Paris allnächtlich
Bei jedem Stundenſchlag durchzieht; vergeblich,
Was irgend Liſt erſinnen mag, Verkleidung,
Verſtecke — nichts, nichts ſpürt die Täter auf,
Und ihre Spur erneuert jeden Neumond
Ein und derſelbe Dolch — ſcheint es doch faſt
Ein und derſelbe Arm; ſo gleicht ſich ſtets
Des Stoßes Richtung und der Wunde Form.

Mioſſens

Und keinem noch gelang's —

Serons

Wenn er allein ging,
War er verloren.

Mioſſens

Das geſchieht noch jetzt?

Serons

Vor wenig Nächten noch. —

Mioſſens

(für ſich)

Dies Wagnis könnte
Mich reizen. Nunmehr iſt der Schmuck wohl fertig,
Mit dem der Narr, der Goldſchmied Cardillac
Mich faſt ein ganzes Jahr hat hingehalten.
Die Nacht noch, wenn es möglich iſt. Ich will
Den Arm doch ſehn, der ſchwerer wiegt als meiner.
Ein Harniſch unterm Kleid —; ich will doch gleich
Zum Goldſchmied ſchicken. — Beſter Meiſter Serons,
Mir fällt ein wichtiges Geſchäft da ein.
Beendigt nur, ich bitt' Euch, die Erzählung.
Vielleicht kommt unterdeß das Fräulein. Sonſt
Erſuch' ich Euch, mich zu entſchuldigen
Bei unſrer Freundin, komm' ich ſpäter wieder.

Serons

(verneigt ſich)

Die Herrn vom Hofe wandten ſich vor Kurzem
Deshalb in einer Schrift, von Dichterhand
Geſchrieben, an den König. Ein Gericht —
Das war des Schreibens Inhalt — zu beſtellen
Mit größ'rer Vollmacht und Befugnis noch
Als die von des la Regnie Tribunal.
Das Schreiben wußte Ludwigs Eitelkeit
So wohl zu treffen, daß er ſchon bereit ſchien,
Ihm zu willfahren. Faſt ſchon unterlag ſein
Bedenken, als ſein Auge wie aus Zufall
Auf unſre Freundin fiel — es war in den
Gemächern der Marquiſe Maintenon,
Und unter andern Herrn und Damen auch
Das Fräulein gegenwärtig, das der König
Vorzüglich ſchätzt und achtet. Bei ihr bleibt

Er ſtehn und fragt — er fordert ſie zuweilen
Zum Scherz heraus — ſie lächelnd, ob nicht ſie auch
Den Rittern um der edlen Minne willen
Geholfen ſehen möchte. Da erhob
Das Fräulein ſich. Ein Rot, wie's morgenröter
Die ſiebzehnjähr'ge Wang' nicht kleiden kann,
Umwob die edeln Züge; zwiſchen Scham
Und edelm Zürnen ſprach ſie's aus dem Stegreif:
„Liebe ſei der Helmſchmuck fein,
Den nur Tapferkeit darf tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein."
Der König, überraſcht von dieſer Verſe
Erhab'nem Sinn, verneigte ſich voll Achtung,
Und ließ ſofort die vier gereimten Zeilen
Als Antwort ſetzen unter das Geſuch.
Von dieſem aber war nicht mehr die Rede.

Mioſſens

Nun, Meiſter, nehmt den Dank für Eure Güte.
Ein wichtiges Geſchäft ruft mich. Empfehlt mich
Dem würd'gen Fräulein und lebt wohl für heut'.
(Ab.)

Zweiter Auftritt

La Martinière. Serons.

Martinière
(in der Tür)

Sie ſind allein?

Serons

Ich bin's. So eben ging
Der Graf Mioſſens.
(Sie kommt herein.)
Seid Ihr krank? Was iſt Euch,

Frau Martinière? Iſt dem Fräulein was?
Ihr ſeid ſo ängſtlich.

Martinière

Meiſter Serons, wie
Hab' ich den Augenblick erwartet, Euch
Allein zu ſprechen.

Serons

Nun ſo ſprecht! Wir ſind's.

Martinière

Denkt Euch, die vor'ge Nacht — das Fräulein war
Bei Hof — und ich allein in dieſem Zimmer.
Baptiſt' war in die Nachbarſchaft gegangen.
Ich weiß nicht anders, als die Haustür hat
Baptiſt' verſchloſſen. Denkt, wie ich erſchrecke,
Als ich die Vorhaustüren gehen höre
So haſtig, daß ich weiß, Baptiſt' iſt's nicht.
Und eh' ich mich beſinne nur, warum ich
Doch ſo erſchrecke — Meiſter Serons! wird
Die Tür hier aufgeriſſen und ich bin —
Denkt Euch — allein mit einem Manne hier
Mit wildem Blick, von wildem Haar umflattert,
Todblaß — zwei glüh'nde Augen — „Schweigt" — ſo ſpricht er
Mit droh'nder Stimme, droh'nderen Gebärden —
„Schweigt, wenn Ihr Euer Leben liebt." Ich mußte
Wohl ſchweigen. An der Kehle packte mich
Der Schrecken feſt mit unſichtbarer Hand.
„Wo iſt das Fräulein Scuderi?" — Was ich
Auch ſtammeln mag, er glaubt mir nicht. Bald droht er,
Bald ruft er, wie im tiefſten Jammer weinend,
Die einz'ge Hoffnung ſei's in ſeinem Elend,
Dem Fräulein Scuderi ſein Herz zu öffnen,
Spricht von der Qual, die ſeit acht langen Tagen
An ſeinem Leben zehre. Endlich hab' ich
Die Stimme wieder, rufe nach Baptiſte.

Die Gaſſe her lärmt die Maréchauſſée.
Das gibt mir meinen ganzen Mut zurück.
Auf ſeinem Antlitz war es, als erblaßte
Die Bläſſe ſelbſt; ein Schrei rang ſtöhnend ſich
Aus ſeiner Bruſt, der mir das Herz durchſchnitt.
Ein Käſtchen holt er unter'm Mantel vor
Und ſtellt's hier auf den Tiſch, und Händeringend
Stürzt er davon. Baptiſte fand offne Türen,
Wie er zurück kam. Dann, als heute Mittag
Ich mit dem Fräulein nach dem Hofe fuhr,
Da reißt's den Schlag Euch auf, daß wir erſchrecken.
Ein bleich Geſicht, von Haaren wild umflogen,
Sieht Euch herein — es war derſelbe, ganz
Gewiß derſelbe, der den Schmuck gebracht.
Wir ſchreien auf vor Schreck. Er gleitet ſtöhnend
Vom Tritt herab — ich weiß nicht, wo er blieb.
Hat's nicht geſchellt? Ja — Gott ſei Dank! Da kommt
Mein Fräulein. Ach, Ihr wißt nicht, werter Meiſter,
Wie mich ſeit geſtern abend Alles ängſtet.
Sie ſollte nicht allein geh'n, doch ſie tut's.
Beſeht einſtweilen Euch das Käſtchen und
Was drinnen iſt. Dies Käſtchen iſt's, das geſtern
Der ſchauerliche Zuſpruch hat gebracht.
Entſchuldigt mich; ich komme gleich zurück.

Dritter Auftritt

Serons
(allein; betrachtend)

Ein Etui für einen Schmuck, wenn ich
Nicht irre. Und ich irre nicht.
(nimmt heraus)
Das iſt
Ein Schmuck für eine Königin. So wertvoll

Der Stoff — die Kunſt hier überwiegt ihn noch.
Nie ſah ich ſolchen Wert, nie ſolche Arbeit.

Vierter Auftritt

Fräulein Scuderi. Martinière. Serons.

Fräulein
(gibt Serons die Hand)
Ihr ſeid mir nicht willkomm'ner, alter Freund,
Als ſonſt; das iſt nicht möglich. Doch bedürftiger
Des Freundesrates fanden Sie mich nie.
Sie wiſſen Alles? Haben auch die Zeilen
Geleſen?

Serons
(hat ihr die Hand geküßt)
Zeilen? — welche?

Fräulein
Hier, worin
Der unheilvolle Schmuck gewickelt iſt.

Serons
Hier iſt etwas geſchrieben.

Fräulein
Leſen Sie
Und iſt es möglich, tröſten Sie mich dann.
Ich habe ſiebzig Jahre leben müſſen,
Um ſo viel Hohn und Schimpf noch zu erleben.

Serons
(lieſt)
„Liebe ſei der Helmſchmuck ſein,
Den nur Tapferkeit darf tragen;
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein."

„Euer ſcharfſinniger Geiſt, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weiſe vergeudet werden ſollen, vor großer Verfolgung errettet. Als Zeichen unſerer Dankbarkeit nehmt dieſen Schmuck, das Koſtbarſte, was wir ſeit langer Zeit auftreiben konnten. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundſchaft und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget.

Die Unſichtbaren.“

Fräulein

Und was ſagt Ihr dazu?

Serons

Ich weiß nicht, was
Ich denken ſoll. Der wunderliche Baum
Dieſer Zeit wirft Euch die allerwunderlichſte
Von ihren Früchten in den Weg. – Wollt Ihr
Den Schmuck behalten?

Fräulein

Ich? Doch nimmermehr! –
Wär' er nicht gar ſo wertvoll, könnt' ich glauben,
Die Sache rühre von den Rittern her
Als Rache für den unbedachten Scherz.
Ich möchte mit des Himmels Gabe hadern,
Die harmlos mich ſo tief herabgewürdigt,
Daß eine Rotte Böſewichter mich
Für ihren Advokaten halten darf.

Serons

Deshalb, mein Fräulein, zürnt der Gabe nicht,
Die – harmlos, wie Ihr ſelber ſagt – ſo oft
Den Freundeskreis Euch hat entzückt. Was wär'
So herrlich, daß gemeine Bosheit nicht,
Wenn's ihr nur dient, ſich drauf berufen ſollte?

Martinière

Sie ſind nie billig gegen ſich.

Fräulein

Was würden
Sie tun an meiner Stelle?

Martinière
Weg erſt mit
Dem Schmuck hier. Weſſen Blut mag daran kleben!
Geben Sie ihn der nächſten beſten Kirche.
Fräulein
Das darf ich nicht.
Serons
Sie dürfen's nicht.
Martinière
Warum?
Fräulein
Ich darf nicht fremdes Eigentum verſchenken.
Martinière
Wie wollen Sie den rechtlichen Beſitzer
Ermitteln? Mag's die Kirche dann.
Fräulein
Ich ſeh's
Ihm an den Augen an. Mein alter Freund
Hat etwas ausgefunden.
Martinière
Denn Sie können
Die Sache doch zum Stadtgeſpräch' nicht machen.
Wenn Degrais was davon erfährt. Das wäre
Genug, Euch in la Regnies Hand zu liefern.
Fräulein
Laß unſern Freund –
Serons
Was ich davon verſtehe,
Gibt's einen Goldſchmied nur, der das kann machen,
Nicht in Paris allein, nein, in ganz Frankreich,
In ganz Europa. René Cardillac
Iſt dieſes Schmucks Verfertiger. Laßt ihn
Her zu Euch kommen; laßt den Schmuck ihn ſehn.
Er muß es wiſſen, wem er ihn gemacht,
Und dieſem gebt ſein Eignes dann zurück.

Fräulein

Nun ſiehſt du, Martinière, Serons denkt
Wie ich. Und war Baptiſt ſchon bei dem Goldſchmied?

Martinière

Er fand ihn nicht daheim. Zu Saint-Sulpice
Fand er den Meiſter. Der will kommen, wie
Er ſeine Andacht nur beendigt hat.
Ihr könnt ihn jeden Augenblick erwarten.

Serons

Erſchreckt mir nicht, mein Fräulein, wenn er kommt.
Er iſt ein ſeltſamer Geſell. So wie
Es Menſchen gibt, die unter Engelslarve
Den Teufel bergen, ſo gibt's Menſchen auch,
Die Teufel ſcheinen und doch Engel ſind.
Zu dieſen ſtellt den Cardillac. Nie barg
Eine rauh're Nuß Euch einen ſüßern Kern.
Ein langes, frommes, tadelfreies Leben
Voll Biederkeit und jeder Bürgertugend
Steht für die wunderliche Larve ein.
Er iſt ein Künſtler, der ſo ganz verſunken
In ſeine goldnen Träume iſt, daß ihm
Die Wirklichkeit zum bloßen Traum geworden,
Der Traum zur Wirklichkeit. Nachtwandlern gleich
Geht er durchs äuß're Leben und erſchreckt
Die Wachenden.

Fünfter Auftritt

Baptiſte. Die Vorigen. Dann Cardillac.

Baptiſte

Der Meiſter Cardillac.
Er hat nicht lange Zeit. Noch in zwei Kirchen
Muß er den Abend, ſagt er.

Fräulein

Laß ihn kommen.

Baptiſte

(abgehend)

Ihr könnt eintreten, Meiſter Cardillac.

Cardillac

(tritt unbeholfen ein.)

Fräulein

Seid Ihr der Meiſter Cardillac?

Cardillac

(verneigt ſich.)

Serons

So wenig
Kann dieſer Meiſter ſich verleugnen, als
Seine Arbeit. Beide rät man gleich.

Cardillac

Ihr ſeid
Sehr gütig, Herr.

Fräulein

Ich ließ Euch, Meiſter, bitten,
Zu mir zu kommen. Eine Frage hab' ich
An Euch.

Cardillac

Habt tauſend und antworten will ich.

Fräulein

Seht dieſen Schmuck und leſet dieſe Zeilen.
Ein Unbekannter brachte geſtern Nachts,
Als ich abweſend war, dies Beides und
Entfloh.

Cardillac

(lieſt und beſieht)

Hm. Ja. Das glaub' ich.

Fräulein

Ihr ſeht nun,
Daß ich das nicht behalten kann, woran
Das Blut des Eigners klebt.

Cardillac

Klebt Blut daran?
Zeigt doch. Hm. Ich für meinen Teil, ich ſeh'
Hier nichts von Blut. Das macht verdammte Flecken.
Das müßt' ich ſehn.

[illegible] Blut
[illegible] Flecken

Serons

Das Fräulein meint's nicht wörtlich.
Man ſagt ja wohl: an dieſem oder jenem
Klebt Blut, wenn drum ein Mord begangen iſt.

Cardillac

Hm; ja; das ſagt man freilich. Und die Frage?
So iſt's das nicht?

Serons

Zwei Fragen ſind's. Die erſte
Iſt: ob Ihr dieſen Schmuck gemacht.

Cardillac
(wird eifrig)

Ob ich?
Das iſt die Frage? Und nun frag' ich Euch,
Wenn Ihr's erlaubt, ob hier noch Frage ſein kann?
Warum habt Ihr nicht Euer Aug' gefragt?
Muß man mich fragen, ob ich das gemacht,
Was keiner ſonſt kann machen, als nur ich?
Die Arbeit, Herr, von mir, die Euch nicht ſelbſt ſagt,
Wer ſie gemacht hat, ſeht, die nehm' ich ſo
Und ſchlag' ſie Euch zu Brei. Herr, habt Ihr Augen?
Und fragt mich, was Ihr ſelber ſehen könnt?
Warum fragt Ihr mich nicht, ob das hier gelb,
Das rot und das — ei, geht mir doch zum Henker!

Gerons
Ei, Meiſter, ſeid Ihr kurz —
Cardillac
Herr, ſeid Ihr lang
Mit Euern Fragen. Nunmehr könnt' ich auch
Die zweite wiſſen.
Gerons
Gut. So ſagt dem Fräulein,
Für wen Ihr dieſen Schmuck verfertigt habt?
Cardillac
Ihr fragt ſchon wieder unnütz, Herr. Für wen
Denn ſonſt als für das Fräulein?
Gerons
Habt Ihr mich
Zum beſten?
Cardillac
Wem? wenn dem nicht, der ihn hat?
Gerons
Wenn Ihr es ſo nehmt, freilich; wenn ſie ihn
Einmal beſitzen ſollte, war er auch
Für ſie gemacht. Doch ſeht Ihr, daß das Fräulein
Ihn nicht beſitzen will. Deshalb ja eben
Seid Ihr gefragt. Man will von Euch nun wiſſen,
Wem dieſer Schmuck hier rechtlich angehört,
Wem Ihr ihn auf Beſtellung habt gemacht?
Cardillac
Den macht' ich, Herr, auf eigene Beſtellung.
Das heißt, — wenn Ihr es hören wollt —: Ich ſuchte
Eines Tags das Schönſte von Demanten aus,
Was ich beſaß. Ich bin ſo arm nicht, Herr,
Daß ich nicht kaufen könnte, was ich mache:
Den Schmuck hier macht' ich mir zum heil'gen Chriſt,
Und als er fertig war, da ſagt' ich mir:
Du biſt ein großer Sünder, Cardillac,

Du willſt den Schmuck zur Buße deiner Sünden
Den Heil'gen opfern, wenn du dich erſt ſatt
Geſehen haſt. Und legt' ihn in die Truhe.
Da war er eines Morgens fort — weiß Gott,
Wie es geſcheh'n — der einz'ge Schmuck allein
War fort; ſonſt fehlte nichts. Was iſt das anders
Als Himmelsſchickung? ſag' ich nun. Mir war
So fromm zu Mut, da ich den Schmuck gehämmert,
Und wie ich nun das edle Fräulein ſeh',
So wird es hell mir vor den innern Augen.
Da weiß ich's endlich, daß ich ſonſt für Niemand
Den Schmuck gemacht als für das edle Fräulein.

Serons

Ei ſeht; Ihr glänzt in allen Farben, Meiſter,
Trotz Euer'm Schmuck hier. Daß Ihr fromm ſeid, wußt' ich;
Daß Ihr galant ſein könnt trotz einem Hofherrn,
Damit habt Ihr mich überraſcht.

Fräulein
(verwundert lächelnd)

Hab' ich
Euch recht verſtanden?

Cardillac

Wenn Ihr gütigſt mich
Verſtehen wollt, bitt' ich Euch nicht vergebens:
Helft meinem frommen Traume zur Erfüllung,
Behaltet gütigſt, was nur Euch gehört.

Fräulein

Nein, Meiſter, ſeid Ihr denn —? Was fällt Euch ein?
Wär' ich, was ich geweſen bin, noch jung
Und, was ich nie war, ſchön; dann, ja; wer weiß,
Was dann geſchäh'. Denn wär' ich jung und ſchön,
Wär' ich auch eitel. Aber, aber, Meiſter —
Auch abgeſehn davon, daß ich nicht weiß,
Wie ich nun eben zu der Gabe komme;

Was ſoll dem welken Arm der friſche Schmuck,
Der nur erinnern wird an das, was fehlt?
Und was dem Halſe der Matrone, die
Sich putzt, indem ſie ihn verſteckt? Ich weiß,
Es ziert ein Schmuck die Schönheit nur allein,
Die ſchön genug iſt, auch den Schmuck zu zieren.
Soll er in ew'ger Ruh' begraben liegen?
Nein; eine Sünde wär's an ihm und Euch.

Cardillac

(hat, während das Fräulein ſprach, den Schmuck in die Hand genommen und mit Überwindung wieder hingeſetzt; jetzt faßt er ihn krampfhaft mit zitternder Hand; ſein Weſen iſt im Kampf; was er ſpricht, mehr Selbſtgeſpräch.)

Ihr wollt ihn nicht. Durchaus nicht. Wollt ihn nicht.
(er ſchiebt ihn mit Gewalt wieder von ſich)
Geb' ich's der Kirche, hat die Armut nichts.
Doch in des Fräuleins Hand da wuchert es,
Bringt Segenszinſen hundert-, tauſendfach.
Und was ich vorhab', dazu brauch' ich Segen.
Und ſicher bin ich vor dem böſen Geiſt.
Sie iſt ein Kind des Lichts. Aufkommen kann
Er nicht vor ihr. — Nein. Nein. Mein edles Fräulein,
Ihr müßt —
(Er faßt ihn, um ihn dem Fräulein hin zu reichen; wie er ihn in der Hand hat, reut's ihn und er zieht ihn zurück.)
Ihr wollt ihn nicht. Bricht mir der Schweiß
Da aus. Ich bitt' Euch, habt Barmherzigkeit
Mit einem Sünder, nehmt ihn hin —
(Er nimmt den ſchon hingeſchobenen wieder zurück; ſchwer atmend.)
Ihr wollt
Ihn nicht — durchaus nicht — wollt ihn nicht. Ah, ah.
Er bleibt mir an den Händen kleben und
Doch brennt er mich.
(Er bricht in Schluchzen aus.)
Nehmt ihn doch nur. Nehmt ihn.

O all ihr Heiligen. — Ich — hm — ja — ich —
Muß ſchnell nach Haus; da fiel mir etwas ein.
(Bleibt ſtehn und hebt die Hand nach dem Schmuck; bezwingt ſich.)
Ob — ja — nein. Ich muß fort, muß fort. Ja, ich
Muß fort. Hm, ja; da wartet einer — ſeht —
(Bezwingt ſich noch einmal.)

Fräulein

So nehmt doch —

Cardillac

(kratzt ſich an den Ohren)
Iſt das eilig! Iſt das eilig.
(Als wenn ihn jemand gerufen.)
Ich komme ſchon!
(In polternder Eile, wie gejagt, ab.)

Sechſter Auftritt

Vorige ohne **Cardillac.**

Fräulein

(nach einer Pauſe; ſie ſind alle verdutzt)
Kränkt ihn die Weig'rung ſo?

Gerons

(der die unbehagliche Stimmung durch einen Scherz verſcheuchen will)
Mein Fräulein, nehmt mir Euer Herz in Acht.
Um Euer Herz will Euch der Meiſter bringen.
Das iſt der Fiſch, nach dem der Schmuck hier angelt.

Martinière

Ja; er iſt raſend, wenn er nicht verliebt iſt.

Fräulein

(lachend)
Das wär' mir doch noch eine Goldſchmiedsbraut,
Geſetzt von Jahren und von echtem Adel.
Wenn er — wir ſcherzen und doch iſt es uns
Kein rechter Herzensernſt mit dieſem Scherz.
Ich will es nur geſtehn, was ich empfinde.

Mich kränkt es, daß ich einem Ehrenmann
So unrecht tun muß, und kann's doch nicht ändern.
Sein Hierſein preßte mir, ein Alp, die Bruſt
Und kaum barg unter Scherzen ich die Angſt.
Mehr war's als Widerwillen – Grauen war's,
War Schauder, was der Mann mir hat erregt.

Serons

(zum Gehen fertig.)

Martinière

Verliebt iſt er. Das laſſ' ich mir nicht nehmen!

(Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug

Cardillacs Werkſtatt.

Erſter Auftritt

Olivier ſitzt arbeitend. **Madelon**, von ihm nicht bemerkt, naht ſich ihm; zuweilen hält er inne und ſeufzt auf; wie er das wieder tut, neigt ſie ſich zu ihm; aufſehend ſieht er ihr Geſicht an dem ſeinen.

Madelon

Schon wieder?

Olivier

(ſchrickt auf)

Madelon?

Madelon

Wie klingt das kläglich!
Das heißt nicht: Madelon iſt all mein Glück.
Böſer Olivier, biſt du ſo falſch?
Du ſagteſt: Madelon, du biſt mein Ich;
Und weiß dein Ich allein nicht, was dich kränkt?

Olivier

Mein Glück iſt dein; den Schmerz laß mich behalten.

Madelon

Gib lieber mir den Schmerz. Den Schmerz vertraut
Man nur dem Freund; das Glück teilt man mit Jedem;
Vertrauſt du mir den Schmerz, bin ich dein Freund.
Bin ich dein Freund nicht? Ach, ſo täuſcht' ich mich.
Dir wollt' ich Alles ſein; und nun gibſt du
Die beſſ're Hälfte mir zurück. Du denkſt,

Ich bin ein kindiſch Mädchen, gut nur, wenn du
Erheiterung brauchſt. Ernſt muß der Freund dir ſein.
Ich bin nicht kindiſch nur; ich kann auch ernſt ſein.
Wie quält' ich mich. Er überſchätzt mich, dacht' ich,
Hält mich für beſſer, klüger, als ich bin.
Nun ſeh' ich, wie ich irrte, und du zwingſt mich,
Mich ſelbſt zu loben. Alles dir zu ſein,
Hofft' ich – und bin dir nichts.

Olivier

Du biſt mir zuviel.

Madelon

Doch haſt du recht. Ich bin ein albern Kind.
Gewiß! Sonſt könnt' ich raten, was dir fehlt.
Ich kann's nicht, kann nur weinen, kann nur bitten,
Wenn dich was ängſtet, das dich treffen ſoll,
Laß mich's mittreffen!

Olivier

(tut ſich Gewalt an)

Eine Grille iſt's.
Du würdeſt lachen, wenn du's wüßteſt. Komm
Und laß uns ſcherzen.

Madelon

Sag' mir, iſt's mein Vater?

Olivier

(kann eine Anwandlung nicht bergen)

Dein Vater?

Madelon

Claudes Caton ſagt' es mir.
Er hat dich hart behandelt meinetwegen,
Armer Olivier. Für dich nicht hätt' er
Mich aufgezogen – doch was iſt dir?

Olivier

(aus Gedanken aufſchreckend)

Wovon
ſprach ich doch?

Madelon
Von meinem Vater.

Olivier
Was
Hab' ich —

Madelon
Wie er dich aus dem Haus geſtoßen,
Weil er erfuhr, daß du mich liebteſt. Ich
Hatt' es ihm ſelbſt geſagt. Olivier,
Nicht wahr? Ein Kind darf ſeinem Vater nichts
Verſchweigen? Wollt' ich auch, ich könnt' es nicht.
Und er iſt gut, wenn er auch manchmal zürnt.
Das einemal ſchien all' mein Flehn umſonſt.
Doch in der Nacht —

Olivier
(wieder aus Gedanken aufſchreckend)
Was weißt du von der Nacht?

Madelon
Du närriſcher Olivier; wie du fragſt!
Hatt' er ſich's anders überlegt. Da fiel
Ihm bei, wie du ſo fleißig doch und wie
Geſchickt du biſt. Früh kam er vor mein Bett
Und ſagte: „Wohin denkſt du, daß ſo früh
Ich gehe?" „Auf den Markt wohl?" — „Albern Kind!
So früh? Ich gehe zu Olivier Bruſſon
Und will er, ſeid ihr Bräutigam und Braut."
Da litt mich's freilich auch im Bett nicht mehr.
Du ſchrickſt? Ich hör's am Tritt. 's iſt Claudes Caton;
Sie darf uns nicht beiſammen ſehn, ſonſt zieht
Sie uns mit ihren Scherzen auf.

Zweiter Auftritt

Caton. Vorige.

Caton
(noch in der Tür)

Weil ich
Doch juſt vorbeigeh'. Guten Tag herein!
Wo Liebesleute ſind, braucht's nicht den Wunſch.
Ich muß mich ſetzen, wenn ihr mir's vergönnt.
Vor Schrecken zittern mir die Kniee. Stets mächtiger
Wird der Gottſeibeiuns. Ei, ei, ei, ei;
's geht nirgends toller zu als auf der Welt.

Madelon

Ihr habt doch ſtets was Neues.

Caton

Ja; das Neue,
Gott ſei's geklagt. Seit vierzig Jahren hab' ich
So vieles Neue nicht erlebt, als nun
In einem Monat. — Hm; das Neue, das —
Iſt neu; das Alte aber iſt das Gute.
Und doch iſt jetzt nichts neuer als das Gute.
Doch das iſt's nicht, was ich zu ſagen kam.
Ja, braver Meiſter Cardillac, jetzt müſſen
Die Frommen ſich zuſammentun. Denn ſoll
Die Welt Ein Jahr noch halten, koſtet's Knieen
Und Beten, Faſten, Beichten Händeringen. —
Der fromme Meiſter; in der Kirch' iſt er
Gewiß. Wo ſollt' er anders ſein? Ganz recht,
's iſt ſeine Zeit. O ja, in dieſer Zeit
Iſt's endlich Zeit, auf nichts mehr Zeit zu wenden,
Als daß bei Zeit — du lieber Gott! bin ich
Da in die Zeit gekommen — was doch — ja,
Mich wundert gar nichts mehr; i Gott bewahre,

Die Welt geht jetzt ſo raſch, daß man ſich nicht
Verwundern darf, will man zurück nicht bleiben.
Der Meiſter Cardillac – kenn' ich ihn vier
Und zwanzig Jahr? Wieſo? Und war ſein Ja
Nicht mehr als wenn ein Andrer ſchwur, ſein Nein
Nicht wie ein eiſern Tor, dadurch kein Aber,
Kein Außer und kein Doch den Weg mehr fand?
Und doch! Heut' ſchilt er laut, das Angeſicht
Zornflammig: Fort mit dir! Aus meinem Haus!
Für dich hängt dieſe Frucht zu hoch. Mein Kind
Solch einem Burſchen? Und denſelben Burſchen,
Den er heut' ausgewieſen, führt er ſelber
Mit ſeiner ſelben Hand durch ſelbe Tür'
In ſelbes Haus und in die ſelbe Stube,
Zur ſelben Tochter, die er erſt ihm hat
Verſagt. Da möchte man doch ſelber nicht
Den ſelben Augen und den ſelben Ohren –
Ich ſage weiter nichts; auch wollt' ich damit
Gar eigentlich nichts ſagen. Sonſt einmal,
Wenn einem eine Taub' ins Maul geflogen,
Will ſagen: wenn ein Menſch ein Glück gemacht,
So war er fröhlich auch von Angeſicht
Und lobte Gott und die ihm wohlgetan –
Ihr meint, das geht auf Euch? Nun, wen es traf,
Der wird's wohl ſpüren. Aber ſolch ein Bräutlein –
Euch mein' ich nicht, Herr Bruſſon. Ja, des Königs
Erhabene Perſon, wär' er nichts mehr
Als eines Bürgers Kind, dürfte ſechs Kerzen
Von weißem Wachſe ſeinem Heil'gen ſtiften.
Was meint Ihr? René Cardillacs, des bravſten
Und angeſehnſten Bürgers in Paris
Erwählter Schwiegerſohn – und ein Geſicht,
Als wär' – ich nenne Niemand, nein; ich nicht.
Doch kommen einem allerlei Gedanken.

Ein gut Gewiſſen macht nicht bleich — ich meine
Den Mann im Mond — und wenn ein großer Haß
So plötzlich ſich in Lieb' verwandelt, wer
Muß denn auch gleich an Liebestränke denken!
Ein frommer Menſch denkt heut' zu Tag gar nicht.
Nun bin ich fertig für diesmal
(Schritte außen; indem ſie öffnet)
Der Meiſter?
Ja. Und der arme Leſean iſt mit ihm.

Dritter Auftritt

Cardillac raſch herein; hinter ihm **Leſean**. Die **Vorigen**.

Cardillac

Ihr wollt? — Was wollt Ihr? Kommt Ihr mir ſchon wieder?
Hab' ich nicht erſt —? Wer ſaugt am Bürger nicht
Sich voll? Der Hof, die Kirche; muß auch ſolch —
Ihr kommt zu mir, als müßt' es ſein. Zu wem
Geh' ich denn nun?

Leſean

Wärt Ihr ein braver Armer,
So ſagt' ich: Geht zu René Cardillac.
Wenn Gott nicht hilft, ſo hilft der Cardillac.

Caton

Bei Gott! Er iſt ein Sieb. Von oben ſchüttet
Der Herrgott; unten lieſt das Armut auf.

Cardillac

(als ſollt' es niemand ſehen, daß er gibt)
So; gebt die Hand — ſo, Tölpel. Muß es denn
Jed' Mutterkind mit anſeh'n?
(barſch)
Ich Euch geben
Und immer geben! Fragt doch, ob ich ſolch'
Ein Schwamm bin, den man nur zu drücken braucht.

Lejean

O Meiſter –

Cardillac

Haltet's Maul! – Sie nennen mich
Freigebig hier? Ich bin's nicht. Ich bin geizig.
Und ſagt Ihr's Jemand – Überlaufen wird
Man ohnedem von Freund und Feind. Schon gut.
Noch eins! Wenn Ihr wo ſagen hört: der Mann,
Der Cardillac iſt doch ein geiz'ger Schuft;
Da zuckt die Achſeln, ſagt: das weiß der liebe
Gerechte Gott und ich – ich hab's erfahren.
Sagt Ihr mir irgendwo, daß ich Euch gab –
(wieder barſch)
Nun geht und laßt mich ungeſchoren!

Lejean

Tauſend
Und aber tauſend —

Cardillac

Wollt' Ihr gehen? frag' ich.

Lejean

Laßt einen alten Mann –

Cardillac

Schert Euch zu dem
Und jenem –

Lejean

So nimm du den Dank, o Gott,
Den dieſer gute Mann –

Cardillac

Zum Henker! Bringt
In dieſer gottesläſterlichen Zeit
Die Menſchen noch zum Fluchen!
(wieder, als ſollt' es Niemand ſonſt hören)
Seid mir ſparſam,
Und jeden Freitag könnt Ihr –
(wieder barſch)

Wart', ich will
Euch Beine machen!
(Er kommt mit einem Hammer auf ihn zu; Lejean entflieht.)

Vierter Auftritt

Vorige ohne Lejean.

Caton

Wunderbar! O über
Den Mann, der aller Heil'gen wunderlichſter
Und aller Wunderlichen heiligſter!
Ihr ſeid mir ein Johannes in der Wüſte.
Wie jener ſeinen Leib in hären Kleid,
Verſteckt Ihr Eure Milde hinter Zorn.

Cardillac

Gib mir mein Hauskleid, Madelon – Daheim
Iſt doch daheim.

Caton

Doch, Meiſter Cardillac,
Wo wir auch ſind, ſind wir bei Gott zur Miete.

Cardillac

Und mit der Zunge tragen wir ſie ab.

Caton

Weßhalb ich eigentlich gekommen bin.
Laut red' ich nicht davon. Ihr wißt, daß man
Faſt jeden Morgen hier in Gottes liebem
Paris Erſchlagene gefunden hat.

Cardillac

Und wenn ich's weiß?

Caton

So wißt Ihr nichts; ich meine,
Nicht, wer's getan.

Cardillac

Und das iſt juſt ſoviel,
Denk' ich, als einer weiß. 's weiß Keiner mehr.

Caton

Ganz recht. Und einer weiß es doch. Wißt Ihr,
Der eine, der das Alles angeſtellt.

Cardillac

(wild)

Der eine? Dumm Geſchwätz! Was wißt Ihr da
Von Einem? Hol Euch der und jener. Hat
Man Euch ein Märchen aufgeheftet? He?
Mit Euerm Einen! Dichtet ihm doch gleich —
Seid einmal drüber — einen Namen an.
Bringt noch unſchuld'ge Bürger ins Gerede
Mit Euerm —

Caton

Ei, geratet Ihr in Zorn,
Verblaßt Euch ganz.

Cardillac

Verblaßt? Ich bin nicht blaß.
Was ſucht Ihr mir da im Geſicht herum?
Was Einer? Nein, ich ſag' Euch: Hundert ſind's,
Hundert zum wenigſten. Es langen hundert
Noch nicht. Und einer? Warum nicht ein Halber?
Das wär' der Teufel!

Caton

Freilich doch. Nun freilich.
Der iſt's ja eben, den ich meine.

Cardillac

Was?

Caton

Ja; der Gottſeibeiuns. Das weiß ich ſo

Genau, als wär' ich ſelbſt dabei geweſen.
Seht Ihr, hätt' ich die Hörner ihm befühlt
Mit meinen Händen, wüßt' ich's nicht genauer.
Warum denn ſonſt der Lärmen der Patrouillen
Mit Räuſpern und mit Stöcken durch die Straßen?
Als wollten ſie den Dieb zu fürchten machen
Mit ihrer Furcht? Lärmt auch die Katze, wenn
Sie Mäuſe fangen will? Wann war's doch? War's
Vorgeſtern nicht, daß Euch der ſchlaue Degrais,
Der Polizeileutnant — er war vermummt
Und ſchlich auf allen Vieren durch die Straßen
Im Schatten fort; und wie er in Gedanken
Der Mutter Gottes zwanzig Kerzen ſtiftet
So dick wie er, wenn ſie's gelingen läßt —
So ſingt's und tanzt's die Straße her, wie nur
Ein Kavalier, wenn er zur Liebſten ſchleicht.
Nun; ich verteid'ge ſolche Gänge nicht,
Ich nicht. Die Strafe war auch gleich dahinter.
Ein Fauſtſchlag wie ein Donnerſchlag. Da liegt
Der Kavalier. Der Polizeileutnant
Schreit laut: Nun hab' ich euch, ihr Mörderbande!
Stößt in ſein Horn, oder vielmehr er will's,
Will ſchreien und will ſtoßen. Ach du heil'ger
Sebaſtian! Was ſchreit er und was ſtößt er?
Er ſchreit Miau. Vor Schrecken fährt er ſich
Hinter die Ohren. Da war keine Haut mehr,
Ich meine, keine Menſchenhaut. Er greift
Sich ins Geſicht — ach, nichts und nichts als Himmel
Und Katzenfell. Der Teufel aber ſpringt
Euch wie ein Hund, ſo groß als wie ein Kalb,
Mit Augen — hört, mit Augen! na — mit Augen,
Ich ſage weiter nichts davon. Hättet
Ihr ſie geſehn — na, ich vergeſſe ſie
In hundert Jahren nicht.

Cardillac
Ha ha ha ha!
Ihr waret ſelbſt dabei?
Caton.
So was man ſelbſt
Dabeiſein nennt, ſo eigentlich nun nicht.
Das weiß doch aber alle Welt, was der
Gottſeibeiuns für Augen hat. — Der ſpringt
Auf Degrais los. Der will ſchnell auf die Beine,
Ich meine, auf die Menſchenbeine. Das
Iſt Häckerſpinnen. Nun, ſo läuft er denn
Als Katze auf vier Beinen fort. Der Hund,
Groß wie ein Ochſe, immer hinterher.
So geht es Straßen auf und Straßen ab.
Der Katz macht Sprünge groß wie ſeine Angſt,
Doch der Gottſeibeiuns mit ſeinem langen
Kamelhals immer hinterdrein, bis endlich
Degrais die Genovevenkirch' erreicht,
Da war er ſicher. Der Gottſeibeiuns
Sah durch die Kuppelfenſter —
Cardillac
Kuppelfenſter?
Das nenn' ich doch in kurzer Zeit gewachſen.
Und Degrais, wuchs der mit?
Caton
Nein; der ward kleiner.
Durchs Schlüſſelloch entkam er in die Kirche.
Da ſchlug es Eins und Degrais ſaß, geſtaltet
Wie ſonſt, in einem Beichtſtuhl. Doch ihm war's,
Als wär' er nur aus einem Traum erwacht.
Der Gottſeibeiuns aber war entwichen.

Fünfter Auftritt

Martin. Vorige. Caton im Abgehn.

Martin

Gott grüß' Euch. Seid Ihr Meiſter Cardillac?

Cardillac

Zuweilen.

Martin

Wie?

Cardillac

Ich meine, Meiſter. – Cardillac
Heiß' ich nun fünfzig Jahr'. Ihr ſeht, ich hab'
Zu tun.

Martin

Ihr überraſcht mich nicht. Ich muß es
Geſteh'n: der Ruf von Eurer Seltſamkeit,
Nicht mein Geſchäft allein führt mich zu Euch.

Cardillac

Den Leuten, die wie alle Andre ſind,
Däucht jeder ſeltſam, der iſt, wie er ſelbſt.
Ich bitt' Euch, geht. Wer Kurzweil' kommt zu ſuchen,
Bringt Langeweile mit. Ich merk' ſchon, Euer
Geſchäft iſt, einen Narren mir zu zeigen.
Vergebt; ich bin gern grad' heraus.

Martin

(für ſich)

Was iſt
Das für ein Menſch! Welch ſtechend unſtät Auge!
Iſt dieſes trocken bied're Weſen Wahrheit,
Hat keine Seele je unpaſſender
Als dieſes Mannes Seele hier gewohnt.

Cardillac

Ihr habt wohl ſelten ein Geſicht geſehn?

Ich kann's nicht leiden, dieſes Spionieren.
Ihr ſeht, Ihr ſtört mich. Wollt Ihr was, ſo ſagt's
Und geht.

Martin

Hier bring' ich, Meiſter Cardillac,
Fünf edle Steine, nichts Beſonders eben –

Cardillac

Seid Ihr ein Kenner? Nichts Beſonders? Hm.
Euch ſoll doch gleich – Wenn Ihr kein Auge habt,
So laßt's die edeln Steine nicht entgelten!
Hm, hm, ei, ei,
(indem er ſie in der Hand zuſammenſtellt)
Das macht ſich. Hm; ja. Setzt
Die ſchönſten Mädchenaugen einem Fiſch
An ſeinen Bauch. Was? Augen ſind nicht Schuppen.
Und Euer Goldſchmied war ein Stümper. Hol' ihn
Der Teufel. Schön iſt Alles. Nichts iſt häßlich,
Wenn's nur an ſeiner rechten Stelle ſteht.
Was iſt das Schöne? Was an einem Schmuck?
Die Steine ſind es nicht; das Gold iſt's auch nicht.
Stellt ſie ein wenig anders als ſie müſſen,
Es iſt dasſelbe Gold, dieſelben Steine,
Doch mit der Schönheit iſt's vorbei. So wie
Des Mondes Abglanz in dem Krug mit Waſſer
So iſt das Schöne eines Schönern Abglanz,
Das Ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.
Ihr könnt nichts weiter tun, als Euern Krug
So ſtellen, daß der Mond ſich drinnen ſpiegelt,
Und ſteht er recht, ſcheint ſchlechtes Waſſer Gold. –
Hm. – Nichts Beſonders. Wartet nur. Ich kenn' Euch!
Der fadſte Hanns, der nicht ſein leichtes Handwerk
Begreift, ſpricht man von Kunſt, da reckt er ſich
Und reißt ſich ſelber zur Bewundrung hin
Mit weiſem Urteil und mit Lob und Tadel.

Und hätt' er nur nichts Beſſeres zu tun,
Er würd' uns zeigen, wie man's machen muß.
Gebt her und ſagt mir, was es werden ſoll;
Ein Halsband? Armband? Diadem?

Martin

Ein Halsband.

Cardillac

Recht. Recht. Nun geht zum — daß ich's nicht vergeſſe,
Ihr heißt?

Martin

Ich heiße Martin.

Cardillac

Martin? Seid —
Ich will doch hoffen —

Martin

Wohne Faubourg Saint
Germain.

Cardillac

Seid Ihr der große Maler, der
Die heil'gen Kön'ge in der Notre-Dame
Gemalt?

Martin

Was weiter?

Cardillac

Ei, zum Teufel, Herr!
Was weiter? Nichts. Denn weiter geht es nicht.
Seht, ich verſtehe nichts von Proportionen
Und von Verkürzungen. Doch für die Farbe
Und für den Schmuck, da hab' ich Sinn für Hundert.
Da an des Mohrenkönigs Säbel habt
Ihr Edelſteine angebracht — man ſieht,
Ihr habt Verſtändnis von der Steine Weſen.
Ihr ſeid ein großer Maler.
(Er dringt ihm ſeine Steine mit heftiger Gebärde wieder auf.)

Da — da, nehmt,
Laßt Euer Halsband machen, wo Ihr wollt.
(Er ſetzt ſich wieder zur Arbeit.)

Martin
(erſtaunt)
Plagt Euch —? Nur eben wolltet Ihr —

Cardillac
Ich wollte;
Nun will ich nicht.

Martin
So ſagt mir wenigſtens,
Warum?

Cardillac
Wenn einer erſt ins Fragen kommt.
Warum halt' ich den Hammer mit der Rechten?
Könnt' ich ihn nicht auch in der Linken halten?
Wenn ich ihn nun mit meinen Zähnen faßte?
Ihr fragt: warum ich Euch nichts machen will?
Wenn ich nun frage: warum fragt Ihr mich?

Sechſter Auftritt

Jérome. Die Vorigen.

Cardillac
(barſch)
Was gibt's?

Jérome
Graf Mioſſens, mein gnäd'ger Herr,
Will ſich nicht mehr gedulden mit dem Schmuck —

Cardillac
Ah, mit dem Schmuck. Kommt wieder, guter Freund,
In acht — in vierzehn Tagen. Heute iſt
Der erſte; fragt am letzten wieder nach.

Jérome

Zehn Monde ſchon habt Ihr mich ſo zum Narren.
Jetzt reißt dem Grafen die Geduld. Wenn nicht
Den fert'gen Schmuck, ſo will er ſeine Steine;
Ich geh' nicht eher, bis Ihr mir ſie gebt.

Cardillac

Hol' Euch der — da in's Teufels Namen nehmt!

(Er bringt den Schmuck zum Vorſchein.)

Jérome

Nun endlich iſt er fertig!

Cardillac

Fertig? Wißt
Ihr auch davon? Wärt Ihr erſt ſelber fertig!
Und kurz und gut: ich geb' ihn Euch noch nicht.

(Er will den Schmuck wieder wegnehmen.)

Martin

Ein herrlich Stück. Erlaubt. Und das nennt Ihr
Nicht fertig?

Cardillac

Was? Ein Stuhl, ein Tiſch, ein Sattel,
Eine Pflugſchar, die wird fertig. Denn das Handwerk
Iſt endlich. Iſt es brauchbar, iſt's geraten.
Das Schöne wird nie fertig; immer könnt' es
Noch ſchöner ſein. Und Ihr, ein Künſtler, ſprecht
Von Fertigſein?

Martin

Das Schöne iſt ein Maß.
Was drunter und was drüber iſt's nicht mehr.

Cardillac

(lauernd)

Was, guter Freund? Ihr braucht es doch noch nicht?

Jérome

Ich ſag' Euch, morgen muß der Graf es haben.

Cardillac

Was morgen? Übermorgen. Iſt's denn gar
So eilig?

Jérome

Ein Geburtstag iſt im Jahr
Nur einmal.

Cardillac

Ein Geburtstag; hm; 's hat freilich
Zweifachen Wert, kommt es zum rechten Tag.
Und die Frau Gräfin – iſt wohl jung und ſchön – ?

Jérome

(lachend)

Ja; ſie iſt ſchon zum zweitenmale jung.
Sie war ſchon einmal zwanzig; jetzo wird
Sie's noch einmal dazu.

Cardillac

Spitzbube du!
Der Burſch iſt witzig. Gut. Den Schmuck ſchlag' ich
Zuſammen noch einmal. So wie er iſt,
Paßt er für zwanzig Jahre, nicht für vierzig.

Jérome

So gebt ihn nur; denn – im Vertrau'n – der gnäd'gen
Frau Gräfin wird der nicht zu Teil. Der kommt
Gar nicht ſo weit von hier. Wißt Ihr? – Da um
Die Ecke –

Cardillac

Um die Ecke –

Jérome

Von der Straße
Nicaiſe; da gleich bei der langen Mauer –
Da wohnt –

Cardillac

Was kümmert's mich? Laßt mich zufrieden
Mit Euerm Sündenleben.

Jérome

Mein Herr Graf
Kommt nur ſo eben aus dem Krieg zurück.
Wer aus der Fremde kommt – ſo iſt's Gebrauch –
Der muß – Ihr wißt ſchon – ſchwitzen –

Cardillac

Dacht ich's nicht?
Ja; dies Paris; das iſt ein neues Sodom.
Da hilft kein Warnen mehr, kein Himmelszeichen.
Und ſchickt der Herrgott einmal eine Peſt,
Muß der Strafengel noch zum Kuppler werden.

Jérome
(will fort)

Nun gebt ihn her –

Cardillac

Kommt morgen wieder, morgen.

Jérome

Nun gut. Vor zehn Uhr aber, ſag' ich Euch!
Punkt elfe pflegt mein Herr – iſt's juſt nicht Vollmond –
Ihr wißt nun, welchen Weg zu geh'n. Er wird
Mich ſchelten, daß ich heut den Schmuck nicht bringe.
(Ab.)

Siebenter Auftritt

Vorige ohne Jérome.

Cardillac
(für ſich)

Da um die Ecke – und Punkt elf' –

Martin

Ich ſehe,
Man hat mich nicht belogen. Zwingen muß
Man Euch, will man zu dem Beſtellten kommen.

Cardillac

Gebt Ihr ein Bild, an das Ihr Euch gewöhnt,
So gern aus Euern Händen, Meiſter Martin?
Ein Bild wird erſt durch den Beſchauer fertig.
So iſt's mit Büchern auch. Ein Buch iſt ſchlecht,
Wenn's nicht den rechten Leſer findet, der
Im Leſen erſt es fertig macht. Es lieſt
Kein Leſer mehr heraus, als er hinein lieſt.
Dem andern iſt dasſelbe Buch ein anders.
Macht Ihr ein Bild, ſo iſt's die Wirklichkeit,
Durch Euer großes Auge angeſchaut.
Der Kluge weiß Euch Dank; indem er ſie
Durch Euer Auge ſchaut, glaubt er, die Klarheit,
Die Ruh', die Euerm Anſchaun eigen iſt,
Die wohn' in ſeinem Aug'. Er fühlt ſich größer
In Eurer größeren Perſönlichkeit;
Das nennt er Kunſtgenuß und dankt es Euch. —
Hol' Euch — da der Gedanke macht mich wild:
Mein Werk ſoll ich hingeben, mich, mich ſelbſt,
So wie's dem hohen Herrn beliebt zu winken.
Hört Ihr? das macht mich toll. Was meint Ihr? Wie?

Martin

Was hilft's. Ein jeder Stand hat ſeine Rechte.
So wollt' es Gott. Drum laß ich mir's gefallen.

Cardillac

Hat ſeine Rechte? Schwatzt mir nicht ſo zahm.
Gott ſchuf das Recht; die Rechte ſchuf der Teufel.
Ich ſag' es Euch nur, Meiſter; Frankreichs Adel
Iſt faul. Dem ſchönen Frankreich fehlt ein Gärtner
Der ſchneidet, ſchneidet, bis aufs Leben ſchneidet.
Davon ein andermal. Was, Meiſter Martin?
Ihr macht den Stuhl und dürft nicht ſitzen drauf.
Ihr ſchafft, damit ein andrer ſchwelgen kann.
Aus Euerm Mühen deſtilliert er Wein.

Und trunken von dem Wein, ſieht er ſich um,
Ob Ihr ein ſchönes Weib nicht habt; ob er
Nicht der Geſundheit Eures Hauſes kann
Das Gift einimpfen, das ſein Blut verpeſtet.
Und was Ihr ſchuft, was Euerm tiefſten Weſen,
Da es erregt in heißen Wogen ſchwoll,
Entſtieg wie jene Göttin aus dem Meere,
Wovor Ihr ſelber knie'n und ſchmachten möchtet
Ein ganzes Leben lang — um die verſtumpften Sinne
Emporzuſtacheln, holt er ſich die Kraft
An Euerm Bild, um Euer Haus zu ſchänden.
Ihr müßt Euch ſelbſt verkaufen. Denn das Bild
Iſt mehr Ihr, als Ihr ſelbſt — denn Ihr müßt leben.
Ihr müßt ihn ſelber waffnen, Euch zu ſchänden,
Mit Euerm Heiligſten, denn Ihr müßt leben.

Martin

Er kauft die Leinwand, doch das Bild bleibt mein.
Er holt es in ſein Haus, doch bleibt's bei mir.
Dem, der es ſchaffen kann, gehört das Schöne,
Der Reiche hat den Marmor — wir den Gott.

Cardillac

Zum Teufel, nein! ſag' ich. Denn, wenn er will,
Kann er den Marmor, den er kauft, zerſchlagen.
Mein iſt nur, was ich ſtraflos kann zerſtören;
Und tut er das, hat Euer Gott ein Ende.
Aus Eurer Göttin macht er ſeine Dirne
Durch frech Betrachten. —

(Er hat den Schmuck in der Hand.)

Dieſe Himmelsfunken,
Die ſüßen, wonn'gen Tropfen meines Herzbluts,
Die ſoll ein andrer — Herr, was ſagtet Ihr,
Wenn Ihr ſo einen bei der Tochter fändet?
Solch einen Blutvergifter? — Seht, das kann
Mich wütend machen.

Martin

Seid Ihr wunderlich!
Ihr liebt den König, weiß ich, und doch wollt
Ihr ihm nichts ſchaffen, habt, ſo hört' ich einſt,
Ihn auf den Knie'n gebeten, ihm nichts ſchaffen
Zu müſſen –

Cardillac

Ich lieb' ihn, ſchmied' ich gleich ihm nichts.
(fromm)
Erhalt' uns Gott den lieben Bürgerkönig,
(für ſich)
Die große Ratte, die die kleinen frißt.

Martin

Und dann liebt Ihr den Adel nicht und dennoch
Arbeitet Ihr nur für den Adel. Mich,
So ſcheint es, achtet Ihr und dennoch weiſ't
Ihr ſelber mich zu einem andern Meiſter, –
Ich kann nicht denken, welchen Grund Ihr habt.

Cardillac

Ich lieb' den Adel nicht und dennoch – Muß
Man denn zu allen Dingen Gründe haben?
Genug, ich tu's. Warum trägt einer Luſt
Zu dem? warum der And're zu was anderm?
Warum ſtehlt Ihr nicht und ein And'rer tut's?
Kommt das auf Euch an?

Martin

Seid Ihr bei Vernunft?
Der böſe Keim liegt freilich in uns allen,
Doch unſre Schuld iſt's, überwächſt er uns.
Nur ſelten ſah ich einen Arm wie Euern;
Nicht Ruh', die Arbeit hat ihn ſo geſtählt.
Durch Übung wächſt das Gute und das Böſe.

Cardillac

Was da? Was könnt Ihr gegen Eure Art?

Seid Ihr ein Kind des Tag's, liegt Euer Weſen
Am Tag; und, was Ihr tut, Ihr wißt, warum?
Und Ihr könnt ſagen: morgen will ich das
Und in zehn Jahren will ich noch dasſelbe!
Das kann der Menſch nicht, den die Nacht regiert.
Er iſt ſich ſelbſt ein Rätſel. Dunkler Drang
Regiert ihn, und er kann nicht, wie er will.

Martin

Pah! das iſt Euer Scherz nur. Nennt Euch doch
Paris den wackerſten von ſeinen Bürgern;
Zum Wohltun fleißig wie zu dem Gebet.

Cardillac

Drum denk' ich: iſt er ſonſt nur fromm und gut,
So gönnt dem alten Kauze ſeine Launen.

Martin

So muß ich meine Steine weiter tragen?

Cardillac.

Wär't Ihr von Adel, ſo behielt' ich ſie.
Ihr ſeid es nicht; ſo geht in Gottes Namen.

Martin

Und fragt mich einer, ſo verſchweig' ich's nicht:
Paris hat keinen ſeltnern Kauz als Euch.

(Geht.)

Achter Auftritt

Vorige außer Martin.

Cardillac

(in Gedanken hin und her)

Punkt elf — und um die Ecke — zwanzig Schritte
Von hier — ſo mag's. Was ſummt mir ſtets im Ohr?
Ich will's nicht wiſſen. — Hm, Ihr ſeid nicht klug —
Der böſe Keim liegt freilich in uns Allen,
Doch unſ're Schuld iſt's — Was iſt Schuld? Was iſt's?

Der Narr! Die Schuld trägt, der uns ſchuf. Ich hab'
Mich nicht geſchaffen. Wär' ich nicht, ſo wär'
Ich nicht ſo wie ich bin. Und bin ich nicht,
Wie er mich möchte — warum hat er mich —
Wie kann mich einer ohne meinen Willen
Ins Leben ſetzen und beſtimmen noch
Dazu: Du ſollſt dich plagen, beſſer werden,
Als ich dich ſchuf. — Hm — alſo punkt elf Uhr —
(verſinkt wieder ins Brüten)
Das was ein Hüben hat, hat auch ein Drüben;
Dasſelbe Ding iſt licht und dunkel, je
Nachdem es ſteht, die Seite bald, bald die.
Gut war nicht ohne Bös; wer's Gute ſchuf,
Der ſchuf das Böſe mit. Und ſchuf's ein Gott,
So iſt das Böſe göttlich wie das Gute.
Er kann nichts ſchaffen, was er ſelbſt nicht iſt.
Und hat's ein Andrer — warum litt er's dann?
Und mußt' er's leiden, kann er's auch nicht ſtrafen.
Albernes Zeug. Das Drüben iſt ſo nötig
Als wie das Hüben. Wie der Tag, die Nacht.
Da um die Ecke — ſtill mit deinem Summen,
Verwünſchte Weſpe! — zwanzig Schritte nur.
(Er fährt auf und gewahrt Madelon und Olivier, die beide bei ihrer Arbeit ſitzen.)
Hm. Mit dem Jungen muß ich endlich reden.
He, Madelon, du ſtörſt mich. Geh' hinunter
Zu Claudes Caton. Hörſt du?

Madelon

Väterchen,
Ich gehe ſchon. Siehſt du?
(Legt ihre Arbeit in Ordnung und will ihn umarmen.)

Cardillac
(abwehrend)

Schon gut. Ich rufe.
Eh' komm mir nicht. Schon gut. Schon gut. Ja; ja.
(Madelon ab.)

Neunter Auftritt

Cardillac. Olivier.

Cardillac

(ſieht ihr nach; dann macht er Schritte, mit welchen er ſich Olivier nähert. Plötzlich bleibt er bei dieſem ſtehn, der erſchrickt)

Hör' du, Olivier, du biſt mir ſo
Verändert. Biſt nicht der mehr, der du nur
Vor vierzehn Tagen warſt. Das hat einen Grund.
Was fehlt dir, Junge?

Olivier

Fragt Euch ſelbſt. Ihr wißt es
Beſſer als ich.

Cardillac

Kommſt du ſo außer dich!
Wie du mir bleich wirſt. Hm; das muß doch was
Bedrohlich's ſein. Sagſt du's?

Olivier

Entſetzlicher.
Auf Euch ſtand all mein Hoffen. Keinen Vater
Liebt ſo ſein Sohn –

Cardillac

Das laß bei Seite jetzt.
Jetzt möcht ich wiſſen, was du weißt, was du
Von mir zu wiſſen glaubſt – verſtehſt du? glaubſt?
Ich hab's gern reinlich zwiſchen mir und Andern.
Ein redlich Wort verhütet Mißverſtand.

Olivier

Sprecht Ihr von Redlichkeit?

Cardillac

Und ſollt' ich nicht?
Du haſt von mir geträumt jene Nacht –

Olivier

Geträumt,
Bis jene Nacht mich gräßlich hat geweckt.
Ihr ſeid ein Ungeheuer. In der Fauſt
Zuckt mir's. Fort, Mörder! Fort von mir!

Cardillac

(ganz ruhig und kalt)

Kurios.
Sonſt ſeh' ich wie ein Tiger ſcharf bei Nacht
Und höre leiſer als der Haſe hört,
Der bangend ſich im hohen Graſe birgt.
Dich hört' ich nicht, der meinen Schritten folgte,
Nicht eher, als mein ſchauriges Geheimnis
Dir meine Tat verriet, das Degrais' Liſt
Und aller Wachen Wachſamkeit verhöhnt.

(Indem er die Türe abſchließt.)

Der Zufall, du nicht, hat mich dir entlarvt.
Recht ſo, mein Junge. Recht. So weiß man doch
Nun, wie man ſteht.

Olivier

(ſpringt auf)

Was wollt Ihr, Gräßlicher?
Wollt Ihr mich morden? Kommt mir nicht zu nah'.
Ich bin nicht ungewarnt wie Eure Opfer.

Cardillac

Zu ſpät entdeckt' ich dich; und doch noch nicht
Zu ſpät. Es war Ein Sprung, Ein Stoß. Der Löwe
Springt ſich'rer nicht. Der Blitzſtrahl ſchmettert nicht
Mit ungeſtüm'rer Kraft ſein Opfer nieder,
Die Lungen um den einz'gen Schrei betrügend.
Ich ſchonte dich. Warum? — Wenn ich dir ſage:
Ein Stoß, und mein Geheimnis war begraben
Bis zu dem Tag, der alle Gräber öffnet.
Trotz deiner Jugendkraft biſt du ein Kind

Nur gegen mich. – Und wollt' ich noch – was wär's?
Ein armer Burſch wie du verſchwindet ſpurlos
In dieſer ungeheuern Stadt. – Ich geh'
Zu der Genoſſen einem: Hattet Ihr
Die Steine nicht, nach denen ich geſchickt?
Ihr habt geſchickt? – Nun freilich. Meinen Burſchen.
Und weil ich vieles Geld ihm mitgegeben
Und er nicht heimkommt, mach' ich ſelbſt mich auf.
So geh' ich und der Juwelierer lacht
Mir nach und denkt: wie iſt der Mann ſo ehrlich,
Der einem Burſchen ſoviel Geld vertraut.
Ich frage noch in ein'gen Häuſern nach.
So läuft die Sache mir voraus und komm' ich
Aufs Rathaus, kommt ſie da mir ſchon entgegen,
Begleitet von Bedauernis und Warnung
Von wegen der zu großen Ehrlichkeit.
Nun ja. Bin ich nicht René Cardillac,
Das Muſter eines wohlgeſinnten Bürgers?
Derweil im tiefſten Keller du vermoderſt,
Hetzt deinen Namen Scherz' und Schande matt.

Olivier

Sei du ſo klug und ſtark; aus Furcht nicht ſchwieg' ich.
Doch Madelon! – O dreimal heil'ger Gott!
Mir iſt's um Madelon, und tu' ich unrecht,
Tu' ich's um Madelon und nicht um dich.

Cardillac

(heiſcher lachend)

Um Madelon –

Olivier

Die Nachricht wär' ihr Tod.

Cardillac

Wie rührend, wenn's ein Andrer hörte. Mich
Täuſcht Ihr mit ſolchen Phraſen nicht. Aus Liebe?!
Der Menſch tut nichts aus Liebe, macht er's auch [illegible] Philosophie

Sich ſelbſt und Andern weis. Ich will's Euch ſagen,
Warum Ihr ſchwiegt. Wenn Ihr Beweiſe hättet
Und Zeugen, ſchwiegt Ihr nicht. Und was denn hättet
Ihr ſagen wollen? Etwa das: Ihr ſucht
Vergeblich jener Bande Spur, die frech
Auf offner Straße Mord und Diebſtahl paart.
's iſt keine Bande. Einer — nur tut Alles.
Unmöglich! Und wer wär' der Eine dann?
Der René Cardillac? Der Goldſchmied? Habt
Ihr Zeugen? Oder ſonſt Beweis? Ihr habt
Sie nicht? Ihr ſeid ein Tor, wenn nicht ein Schurke.
Die wunderlich beſchränkte Künſtlerſeele,
In frommen Träumen heim'ſcher denn auf Erden.
Der unbeholfen Kinder lachen macht,
Der jede Laune harmlos walten läßt
Und ehrlich ſagt, was Dümmere verſchweigen,
Der Bettler ſchilt und immer wieder gibt.
Der wär' entſchloſſen wie ein Löwe, ſchnell
Und blutig wie ein Tiger, liſtig wie
Ein Fuchs? Dem hätte jener Schlaukopf Degrais
Vergeblich tauſend Fallen ſchon geſtellt?
Und wußte man, daß ich dich fortgejagt;
Wie nah dann lag's, der Burſche will ſich rächen?
Ihr hießet vor der Welt und Madelon
Ein undankbarer Böſewicht. — So ſtand's
Noch kürzlich. Da war ich dein ſicher ſchon,
Als ich den Schmuck dir heimlich anvertraute —
Und hätt's nicht, wenn das Fräulein ſelbſt zu Haus war.
Zurückgekehrt zu mir, gingt Ihr dann auch
Zu klagen und man glaubte Euch, Ihr ſtändet
Nun als mein Helfer da und mein Genoſſe;
Und Madelon —

Olivier

Ihr wißt, womit Ihr mich

Zu allem treiben könnt. Um Madelon
Schweig' ich. Ich ſollte ſagen: Madelon,
Dein Vater iſt — Verzeih' mir's Gott, ich kann nicht.
Doch Eures Treibens Helfer werd' ich nicht.
So wahr ich lebe, Niemand ſollt Ihr mehr
Berauben, Niemand töten mehr; ſoll mich's
Mein Leben koſten oder Euch das Eure.

Cardillac
(hat Schritte gemacht, nun bleibt er wieder vor Olivier ſtehen; ſein Ton iſt verändert)

Du hältſt mich für ein Scheuſal — und ich bin's.
Du tuſt mir recht und doch tuſt du mir unrecht.
(Stellt Stühle nahe zuſammen.)
Komm, ſetze dich, Olivier; du ſollſt,
Der Einz'ge, ſchaun in meines Buſens Hölle.
Mir iſt, als müßt' es mir das Herz erleichtern.
Und ſieh', ich glaub' an Himmelsſchickungen.
So eine iſt's, die dir mich hat verraten.
Zu meiner Beſſ'rung hat ſie dich geſchickt.
Verworfen bin ich, doch, Olivier,
Elender noch als ich verworfen bin.
Ich bin ein Elender, weit elender,
Als es der Säufer und der Wüſtling iſt,
Der das verachtet und verwünſcht, dem er,
Kaum daß er es verſchwor, aufs Neu' verfällt.
Das iſt des Böſen ſchwerſte Strafe, daß
Er nicht ganz bös kann ſein. In ſeinem Herzen
Bleibt unverwüſtlich noch ein Stückchen Himmel,
Ihn ewig ans Verlorne zu erinnern,
Ein Stern, vor dem die Nacht ſich ſchaudernd krümmt,
Ein kühler Hauch, der noch die Gluten anfacht,
Die kein Erbarmen löſcht. — —
Und gäb's für Tugend ſonſt kein Zeugnis mehr,
Das Laſter ſelbſt muß für die Tugend zeugen.

Leiſ' iſt der Stimme Ton, doch unbeſtechlich.
Wenn ich auf meinen Knieen betend ringe
Um Selbſtvergeſſen in der Andacht Taumel,
Dann flüſtert ſie: du lügſt, dir iſt's kein Ernſt;
Du möchteſt Gott betrügen und dich ſelbſt.
Dann fahr' ich auf: Es iſt kein Gott! und bau'
Aus Gründen mir ein Bollwerk auf, und ſchließ' ich
Hohnlachend dann: es iſt kein Gott! dann flüſtert's
Wie Echo irgend aus des Zimmers Ecke:
Und doch iſt einer. — Und ſo leiſ' es flüſtert,
Es überbrüllten's tauſend Donner nicht.
Und kämpft um mich der Himmel und die Hölle,
Kann ich's nicht ändern, wenn die Hölle ſiegt.
(Eine Pauſe, während Cardillac einige Schritte macht; ſein Ton wieder verändert.)
Eh' ich geboren ward, ſechs Monde früher
Warf meines Vaters Herr — er war Leibeigner —
In Ketten ihn. Warum? Weil meine Mutter,
Die ihm gefiel, ihm nicht zu Willen war.
Doch einen Vorwand brauchte man. Mein Vater
Sollt' edeles Geſtein zum Schmuck ihm faſſen;
Damit er nun nicht in Verſuchung komme,
Sei er bewacht, bis er das Werk vollendet.
Meine Mutter war, wie junge Weiber ſind,
Nach Schmucke lüſtern. Mit des Mannes Arbeit
Und dem Verſprechen, dann ihn frei zu laſſen,
Beſtach der Edelmann des Weibes Tugend.
Den Morgen nach der ſündigen Nacht war endlich
Mein Vater frei, wie es der Graf verſprochen.
Doch kaum in ſeiner Hütte, als der Graf
Mit ſeinen Schergen auf dem Fuß ihm folgte.
„Hier,“ rief der Graf, „dies Weib hat einen Schmuck
Von mir bekommen, weil es mir an Münze
Gebrach, ſogleich ihr die Gefälligkeit,
Die Kurzweil einer Nacht nach Wert zu lohnen.

Hier iſt das Geld; nun gebt das Pfand heraus!
Gutwillig, oder man entreißt es euch."
Mein Vater – was der fühlte, denk' dir ſelbſt.
Meine Mutter – was die tat? Sie leugnete,
Bis ſie der Schmuck, gefunden, Lügen ſtrafte.
Schnell war mein Vater, doch der Graf war ſchneller,
Hatt' auch den Dolch zur Hand. – Aus ihrer Ohnmacht
Erwachte meiner Mutter Seele nie
Zur vollen Wirklichkeit. Barmherzig täuſchte
Der Wahn, wo Wahrheit nur Verzweiflung bot.
Bei Tag und Nacht nie dachte ſie was anders
Mehr als den Schmuck. Der Wahnſinn ſpielt wie Kinder;
Er macht aus Allem Alles. Einen Strohhalm
Band ſie um ihren Arm und jauchzt' ihm zu;
Verlor ſie ihn, ſo war der Schmuck geſtohlen,
Im nächſten Strohhalm war er wieder ihr.
Ich wurde ungeboren ſchon der Erbe
Von ihres Wahnſinn Keim. Der Anblick edeln
Geſteins erregte ſchon des Kindes Triebe,
Und kam's aus meinen Augen, war es mir
Geſtohlen, faßte mich ein Schmerz und Grimm
Auf den, der es beſaß, was mein doch war.
Dazu ein Haß auf Alle, die genoſſen,
Ohne zu ſchaffen, während der Arbeiter
Aus ſeinem eignen Schweiß ſein dürftig Brot
Nicht kneten darf, gibt er das Beſte nicht
Dem faulen Dränger hin. –
                                        Der Schein des Bluts
Schlich ſich durch meiner Mutter brechend Aug'
In meiner Zukunft Schlummer als ein wild
Vordeutend Traumgeſpenſt. Da ſchlief es, bis
Der Haß es weckte und des Wahnſinns Erbtum.
Meines Vaters Mörder war der erſte, den
Es fraß; der erſte war's, der letzte nicht.

Nun ſteht's blutrot an meines Bettes Fuß
Und macht mich toll und zeigt die Schmücke mir,
Die ich aus meiner Hand gegeben habe –
Läßt mir die Steine blitzen in das Herz
Und wendet ſie bald ſo, bald ſo, wie es
Ein üppig Weib mit ſeinen Reizen tut.
Im halben Wahnſinn faſſ' ich nach dem Schmuck
Und greife leere Luft. Ich ſchließ' die Augen,
Um nicht zu ſeh'n. Vergeblich. Seh' ich's mit
Den Augen nicht, ſo ſeh' ich's mit dem Herzen.
Dann flüſtert's: Fort mit dem, der dir ihn ſtahl!
Fort mit dem Dränger! Fort mit dem Verführer!
Zapf' das verdorbne Blut ihm aus den Adern,
Eh' er das Weib, die Tochter dir vergiftet.
René auf! Straf' ihn. Räch' an ihm das Elend.
Im Traum eil' ich ihm nach und faſſ' ihn feſt
Und bohr' den Stahl ihm in die Bruſt; und wieder
Seh' ich ihn geh'n und wieder treff' ich ihn.
Und eher kehrt nicht Ruh' in meine Bruſt,
Bis, was ich träumte, wirklich iſt geſchehen
Und meinen Schmuck ich halt' in meiner Hand. –
Hab' ich ſo das Geſpenſt mit Blut verſöhnt,
Dann iſt mir leicht, als hätt' ich Recht getan.
Doch lange ruht der blut'ge Wahnſinn nicht.
Sieh her –

(Er öffnet eine geheime Wandtüre.)

die Schmücke hier im Schrein. Bei jedem
Ein Blatt, worauf geſchrieben ſteht, wem er
Auf nächt'gem Gang das Leben hat gekoſtet,
Damit nach meinem Tod das ungerecht
Erworb'ne Gut an ſeine Eigner kommt. –
Du kennſt den Grund von meinem Elend nun;
Doch meines Elends Tiefe weiß nur ich.
Ein Zufall, der die ſchwangern Mütter ſchreckt,

Prägt unſern Seelen ihre Zukunft auf.
Das Leben iſt nichts anders, als die Seele,
Aus ſich herausgeſtellt, ihr Spiegelbild;
Erſchien ein Engel meiner ſchwangern Mutter
Am Oſtermorgen beim Geläut der Glocken,
Wär' meine Seele weiß wie ſein Gewand.
So ſchwankt ſie ruhlos in den dunkeln Tiefen.
Mein Außeres wär' ihrer Schwärze Bild,
Prägt' ich nicht die Verräter des Gewiſſens
Mühſam mit eiſerner Beharrlichkeit
Zu ihren Gegenteilen um. Es muß
Der herrenloſe Zuſtand meines Innern,
Wenn meine Seele meiner Fauſt voraneilt
Und Reue ſie vergeblich halten will,
Zerſtreutheit ſcheinen, wie ſie Künſtlern eignet,
Und zwiſchen der Affekte zack'ge Klippen
Breit' ich das Tal erheuchelten Gemüts,
Werf' über meines innern Leibs Gebrechen
Den Schleier allen Greu'ls, Scheinheiligkeit.
Und ſo erſchein' ich ein gutmüt'ger Polt'rer.
  Bete für mich, Olivier, ach, bete,
Daß das Geſpenſt mich läßt. O bete, daß
Ich fromm kann werden. Keine Seligkeit
Muß rühren an den frommen Seelenfrieden.
Wie ein Verdammter, ſiehſt du, könnt' ich heulen
Meſſ' ich die Himmelshöhe jener Wonnen
An meiner Qualen Höllentiefe ab. —
  Der Hoffnung grünes Eiland, ewig grün,
Des Glaubens blauer Himmel drüber hin —

(Er verliert ſich ins Brüten.)

Hm, ja; Aquamarin läßt ſchon ſich ſehn;
Jubelnder der Rubin; doch der Demant
Hat alle Farben, weil er keine hat,

Iſt die Kokette drunter — — — —
(Wie aus einem Traum auf.)
Ja — der Schmuck —
Der Schmuck, den ich der Scuderi geſandt —
(Sich beſinnend.)
Du haſt ihn hingeſchafft, Olivier.

Olivier

Ihr wißt es doch; ich hab' ihn hingeſchafft.

Cardillac

Du haſt ihn hingeſchafft. —
(Für ſich.)
Ich wollte doch,
Er wär' noch da.

Olivier

(für ſich, ihn beobachtend)
Gott! womit geht er um?

Cardillac

(wie vorhin)
Erblaſſen, dacht' ich, ſollte das Geſpenſt
Vor jener Heil'gen — denn ſo ſtrahlt ſie mir
Wehtuend in der Seele Aug'. Sie iſt
Ein Kind des Tages. — Fort, Geſpenſt! Es geht
Nicht fort. Vielleicht, wenn ich was anders in
Die Händ' ihm ſpiele. Morgen mag der Graf
Mioſſens —
(Wie erleichtert, reibt die Hände.)
Ja; das hilft; der muß; der muß.
Punkt elf — da um die Ecke — zwanzig Schritt.
Schon gut. — Der Himmel will mich nicht. Er ſtößt mich
Zurück. — Und dennoch wollt' ich doch, ich hätte
Den Schmuck noch von dem Fräulein — —
Ah! Du biſt
Noch da, Olivier? Es iſt ſchon ſpät.
Schlaf' wohl. — Läg' er im Meer. — Ich ſchließ' die Haustür'.
(Ab.)

Zehnter Auftritt

Olivier allein, ſpäter Cardillac in der Tür.

Olivier

Ich weiß nicht, wach' ich oder träum' ich ſchwer?
Was will er von dem Fräulein Scuderi?
Will er ſie morden um den Schmuck? – Wenn ich
Verhindern könnte, was der Unmenſch brütet!
Da leuchtet mir zum zweitenmal der Stern,
Iſt's Gottes Fügung, daß der Teufel ſelbſt
Mich an die Retterin erinnern muß?
Heut Nacht noch, wenn er ſchläft, mich Niemand ſieht,
Steig' ich durchs Fenſter und durch die
Geheime Türe. Ja; ich muß zu ihr!
Diesmal wird mir's gelingen, ſie zu treffen.
Wenn ich ihr ſage, Anne Guiots Sohn
Fleht Euch um Rat, um Hilfe und um Rettung –
Behalten darf den Schmuck ſie nicht. – Gewiß!
Sie iſt ſo gut, ſo klug. Gewiß, ſie weiß
Mir Rat, wie Cardillac unſchädlich wird,
Ohne daß Madelon davon erfährt. –

Cardillac

(erſcheint in der Tür)

Biſt du noch auf? Leg' dich zu Bett.

(Ab.)

Olivier

Ja, Meiſter.
Ich geh' zu ihr und ſie wird Hilfe wiſſen.

(Ab.)

Beim Fräulein von Scuderi.

Eine Tür im Fond und eine Seitentür.

Elfter Auftritt

Baptiſte und die Martinière kommen im Streit durch die Fondtüre.

Martinière

Kein Menſch kann durch verſchloſſ'ne Türen geh'n.
Das kann nur der Gotteibeiuns.

Baptiſte

Drum hätten
Sie ſchließen ſollen.

Martinière

Ich?

Baptiſte

Sie hatten mir
Die Schlüſſel abgeſchwatzt.

Martinière

Geſchwatzt? Mit Ihnen
Da ſchwatzt man auch. Ich ſchwatze nicht mit Ihnen.

Baptiſte

Ich werde wachen.

Martinière.

Sie? O gehn Sie immer
Zu Bett'. Die Augen falen Ihnen zu.
Ich glaub', Sie ſchlafen ſtehend ſchon.

Baptiſte

Madame!

Martinière

Monſieur!

Zwölfter Auftritt

Das Fräulein. Die Vorigen.

Fräulein

(aus der Seitentür)

Ei, Kinder! Lebt ihr ſtets im Krieg?

Martinière

Der Herr hier —

Baptiſte

Dieſe Dame hier —

Martinière

Er will —

Baptiſte

Sie denkt —

Fräulein

Schon gut. Schon gut. — Was euch entzweit
Ihr wunderlichen Kinder, ſollt' euch ein'gen.
Ich weiß, es iſt die Lieb' und Treu' für mich.
Du, lege dich, Baptiſt'. Ich weiß, du haſt
Die ganze vor'ge Nacht gewacht. Und du,
Martinière, hilf mir mich entkleiden.

(Da Baptiſte zögert.)

Ei was! Ihr müßt mir folgen, junges Volk.
Schlaft. Ihr bedürft's. Was fürchtet ihr für mich?
Ein armes Fräulein, das nichts hat als Bücher
Und etwas Staat, darin an Hof zu gehn,
Das iſt, ſo hoff' ich, doch vor Räubern ſicher.

Baptiſte

Geh'n will ich; aber ſchlafen? Gnädig's Fräulein —

Martinière

Mein Gott, ſo gehn Sie nur.

Baptiſte

Sie — Sie — o Sie —

Fräulein

(gibt ihm die Hand)

Kehr' dich doch nicht an die. Schlaf' wohl, Baptiſt'.

Baptiſte

Die heil'ge Frau tu', was Baptiſt' nicht kann.

(Küßt ihr die Hand und geht.)

Dreizehnter Auftritt

Das Fräulein. Die Martinière.

Fräulein

Heut' Nacht träumt' ich zweimal von Anne Guiot.

Martinière

An was man denkt, das träumt man. Sie verdient nicht,
Die Undankbare, daß Sie an ſie denken.

Fräulein

Wie hart du biſt.

Martinière

Was Sie an ihr getan,
Die rechte Mutter tat es nicht. Sie nahmen
Das Mädchen von der Straße auf, in Lumpen
Gehüllt, vor Froſt und Hunger zähneklappend;
Erzogen ſie mit Muttertreu' und Sorgfalt;
Und als ein braver Werber ſich gefunden,
Entblößten Sie ſich ſelbſt, um ſie zu kleiden.

Scuderi

Wer weiß, welch traurig Schickſal ſie verhindert,
Ein Zeichen ihres Lebens mir zu geben,
Wenn ſie noch lebt. Ich mußte mich erkund'gen.

Martinière

Und haben Sie das nicht getan?

Fräulein

Ja. Doch

Wie einer nur, der etwas tut, damit
Er ſich nichts vorzuwerfen haben will.
Martinière
Ich leid' es nicht, daß Sie ſich unrecht tun.
Sie taten, was Sie konnten.
Fräulein
Zwanzig Jahr'
Nun müßt' Olivier ſein, wenn er noch lebt,
Das arme liebe Kind; wer weiß, wo es
Jetzt darbt, und ich leb' hier im Überfluß.
Martinière
Nun freilich. Und nun fehlt nur, daß Sie ſagen,
Sie ſind an ſeinem Unglück ſchuld.
Fräulein
Vielleicht,
Wenn ich es ſagte, ſagt' ich nur die Wahrheit.
Ich ließ ſie zieh'n mit ihrem Mann.
Martinière
Er hatte
Das Heimweh. Wollen Sie den Schweizer halten,
Wenn ihn das Heimweh faßt? Das wär' ſein Tod.
Fräulein
Du biſt ein guter Anwalt, wenn es mich
Verteid'gen gilt. Nun geh'. Daß du nicht wachſt!
Die Straße wird nicht leer von Degrais' Wächtern.
Schlaf' wohl. Vielleicht gibt mir's ein freundlicher
Engel im Traum, wo Anne Guiot lebt.
(Martinière küßt ihr die Hand.)
Martinière
Ich ſchließe nur die Türen.
Fräulein
(geht ab durch die Seitentür).
Martinière
Sie iſt ſelbſt

Ein Engel. Und die Martinière fleht,
Der Himmel ſoll ihn noch der Erde gönnen,
Bis ſie ihn einſt begleiten darf.
(Sie geht; gleich darauf kommt)

Vierzehnter Auftritt

Olivier außer ſich; die Martinière hinter ihm.

Martinière
(erſt noch in der Szene)
Baptiſte!
Schnell rufen Sie die Wache! Räuber! Mörder!

Olivier
Ich muß ſie ſprechen. Still! wollt Ihr nicht ſterben.

Martinière
(hat ihm die Seitentür abgewonnen, die ſie mit ihrem Rücken deckt)
Verſucht's! Doch lebend laſſ' ich Euch nicht zu ihr.

Olivier
O Gott! So nah dem Ziel und ſollt' es nicht
Erreichen. – Habt Erbarmen! Die Verzweiflung
Trieb mich, den Dolch zu ziehn. Ich muß ſie ſprechen.
Frau Martinière, denn das ſeid Ihr doch;
Hier liegt mein Dolch. Iſt Euch ihr Leben lieb,
Laßt mich zu ihr. Ich bin –

Fünfzehnter Auftritt

Das Fräulein. Die Vorigen.

Olivier
Da iſt ſie ſelbſt.
O Gott ſei Dank.

Fräulein
Wer rief nach mir?

Martinière

Laßt ihn
Euch nicht ſo nah. Dank ſei der heil'gen Jungfrau –
Hört Ihr die Waffen? und Baptiſtes Stimme?
Die Wache kommt!

Olivier

So muß ich eilen. Fräulein,
Bei Gott und allen Heil'gen fleh' ich Euch,
Schickt morgen jenen Schmuck an Cardillac,
Den Ihr zu Nacht erhieltet. Schickt ihn hin,
Er ſoll die Steine anders faſſen. Mehr
Kann ich nicht ſagen. Mich vertreibt mein Schickſal.
Schickt, Fräulein, ſchickt. – Euer Leben hängt daran.
(Ab.)

Sechzehnter Auftritt

Vorige ohne Olivier.

Fräulein

Was wollte dieſer Menſch?

Martinière

Nach Euch verlangt' er.
Der Schreck! Die Angſt! Nun die Gefahr vorbei iſt,
Nun fühl' ich erſt, wie ich erſchrocken bin.
Ob ſie ihn haben?
(Am Fenſter.)
Nein! da eilt er hin,
Der Böſewicht.

Fräulein

Die Haare flogen wild
Ihm um die bleiche Stirn, es zuckten ihm
Die Lippen fieb'riſch; doch im Auge ſelbſt
Lag etwas freundlich Frommes. Faſt erinnert
Er mich an Anne Guiot –

Martinière
Freilich, was
Das Herz erfüllt, das kommt uns in die Augen.
Sind wir betrübt, gleicht Alles unſerm Kummer.
Ich ſah ihn ſchon einmal; es iſt derſelbe,
Der von den Räubern Euch den Schmuck gebracht.
Fräulein
Nicht möglich!
Martinière
Darum ſprach er von dem Schmuck.
O gebt ihn weg, den unglückſel'gen Schmuck.
Es iſt kein Segen dran. – Da kommt Baptiſte.

Siebzehnter Auftritt

Baptiſte. Vorige.

Martinière
Nun? Haben Sie den Menſchen? Ja; Sie ſind
Der Rechte!
Baptiſte
(keuchend)
Er war ſchon zu weit. Er hatte
Zu viel Vorſprung.
Martinière
Zwei Schritte.
Baptiſte
Wenigſtens
Zweihundert.
Fräulein
Laß es gut ſein, ehrlicher
Baptiſte. Sie neckt dich nur. Sie macht's nicht anders.
Du kennſt ſie ja. Dafür iſt ſie ein Kind
Auch noch.

Baptiſte

Ein Kind von fünfzig Jahren.

Martinière

Fünf
Und vierzig erſt, wenn Sie erlauben, Herr.

Fräulein

Da biſt du fünfzehn älter, mußt drum klüger
Auch ſein, Baptiſt. — Ja, Jugend hat nicht Tugend.
Man hat ſeine Not, in Ordnung euch zu halten,
Ihr junges Volk. Nun geht; geht. Gute Nacht.

(Alle gehn. Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug

Cardillacs Werkſtatt.

Erſter Auftritt

Cardillac

(allein; arbeitend)

Wer kommt da? Ah; der Graf von Mioſſens
Wird ſchicken nach dem Schmuck.
(Er holt den Schmuck herbei.)
Hol' euch der Teufel,
Ihr Laſtervolk!
(Betrachtet den Schmuck.)
Dich wollen ſie mir nehmen,
Mein Kleinod! Meine Seele! So wie dich
Liebt' ich noch keinen. Und dich, armes Herz,
Will man mir nehmen, einer Dirne hängen
An den verbuhlten Hals. – Du mußt es dulden,
Du armes Ding. Doch ich, ich will's nicht dulden!
Daß ich an jenen denke, den die Scuderi
Nun hat, das ärgert dich. Ich wär' ein Narr,
Dächt' ich an jenen. Du biſt tauſendmal
So ſchön. Recht! äugle, Schelm, mit mir, daß ich
Jenen vergeſſe. –
Eine Heilige iſt
Das Fräulein; ihr Ein Haar möcht' ich nicht krümmen,
Doch dieſer – Graf und ſeinesgleichen! Ja;
Der Himmel will mich nicht, und dennoch ſchon' ich

Und ſchäume nur den Moder oben ab.
Kein heilſam Kraut, langhälſige Gräſer nur
Reut' ich, die frech die Kräuter überwuchern.
(Schritte in der Szene.)
Das iſt der Graf Mioſſens ſelbſt. Was ſolch
Ein Fußtritt ſich herausnimmt. Wie ein Herold
Zieht er voran und ruft: Platz da, Geſindel!
Hier kommt des Herrgotts feinſtes Backwerk. Doch
Will ich *den* Hochmut dulden. Er iſt noch
Beſcheiden gegen jenen Hochmut von
Herablaſſung. Läßt Gottes Kuchen ſich
Soweit herab, zu Gottes Schwarzbrod ſich
Herabzulaſſen; wie läßt ſich das Lächeln
So gnädig dann herab, dem Glücklichen,
Der die Herablaſſung erdulden muß,
Bis auf den Zoll die Tiefe vorzurechnen,
In welche ſich der gnäd'ge Herr ſo gnädig
Herabgelaſſen, um zu tun, als wär' er
Nichts als ein bloßer Menſch, nichts als Canaille.

Zweiter Auftritt

Mioſſens. Cardillac.

Mioſſens

Bin ich hier bei dem Goldſchmied Cardillac?

Cardillac

Iſt's Euch gefällig; nun ſo denkt, Ihr ſeid's.

Mioſſens

Mein Schmuck iſt fertig. Gebt ihn.

Cardillac

Wißt Ihr das,
Herr Graf?

Mioſſens

Ich höre: will man ſein Beſtelltes

Von Euch, ſo muß man ſelbſt es holen. Gebt.
Die Rechnung wird mein Diener morgen holen.

Cardillac

Ihr meint, wenn Ihr befehlt, muß man gehorchen.
Sonſt bät' ich Euch: Herr Graf, ſeid nicht ſo kurz.

Mioſſens

Meint Ihr, Graf Mioſſens ſoll mit Euch ſchön tun?
Meine Hände ſind zu ſchwer dazu. Ich bin
Zu ſtreicheln nicht gewohnt und rat' Euch Gutes,
Herr Bürger.

Cardillac

Euer Rat, Ihr wißt's wohl, iſt
Zu gut für einen Bürger. Drum behaltet
Ihn ſelbſt.

Mioſſens

Ihr wollt mir trotzen? Wagt, mir ſo
Zu kommen, Ihr elender Knecht? Her mit
Dem Schmuck.

Cardillac

Ha, ha! Hier. Hier. Nehmt ihn und — geht.
Dies Zimmer hier iſt mein. Begreift Ihr das?
Ihr edler Herr, Ihr gnäd'ger Graf? Seht Ihr,
So werf' ich Euch die Trepp' hinab; Ihr hochgeborner Herr! Was unterfängt ſich nicht
Solch ein elender Knecht! Denn ſeht, ſolch einer
Hat Arme juſt wie Ihr. Daran habt Ihr
Wohl gar noch nicht gedacht? Ihr meintet wohl,
Ihr Herren nur ſeid Menſchen und habt Köpfe,
Habt Arme, Beine und dergleichen mehr?
Ich will Euch zeigen, daß wir Arme haben
So gut und beſſ're noch als Ihr.

Mioſſens

Fort mit
Der Hand, verrückter Knecht! Solch ein Verrückter

Hat mehr als Menſchenkraft. Heiß' ich Mioſſens,
So kommt Euch teuer dieſes Tun.

Cardillac

Verzeiht,
Mein gnäd'ger Herr, wenn ich in allertiefſter
Demut Euch hier beim gnäd'gen Kragen packe
Und Euch in tiefſter Unterwürfigkeit
Die Trepp' hinab — 's iſt eines Knechtes Treppe,
Und drum nicht wert, daß Ihr hinunter geht —
Wollt Ihr das nicht, ſo packt Euch huldreichſt ſelbſt.

Mioſſens

Wahnſinniger, ich gehe ſchon.

(Ab.)

Dritter Auftritt

Cardillac

(allein)

Ha ha,
Ha ha ha ha. —

(Pauſe, dann fährt er auf.)

Er geht mit meinem Schmuck.
Halt ich ihn auf? Laß ihn nur. Laß ihn nur.
Er wird nicht weit gehn. — Ja. — Da um die Ecke
Punkt elf. — Gott ſei's gedankt. Das war ein Stein
Vom Herzen; das betrügt den wilden Geiſt
Da drinn. — Statt jener werf' ich den ihm vor.
Was wär' das eine Schurkentat geweſen,
Das Fräulein morden, das ein Engel iſt.
Verbrecher morden, das iſt kein Verbrechen. [illegible]
Tut's doch der Richter auf dem Richterſtuhl,
Auf den ihn Gott geſetzt. Er tut es freilich
Nur an den Kleinen. Große Miſſetäter
Zerreißen ihm ſein Netz. Um das, worum man

Das Schächerlein hängt an das große Kreuz,
Hängt man ein Kreuzlein an den großen Schächer.
Das machen ihre angebor'nen Rechte.
Ha, ha; mein Tun iſt mir auch angeboren,
So mach' ich draus ein angeboren Recht
Und bin der Herr von Adelshaß, der Ritter
Vom Dolch, ha, ha! der Graf von Straßenmord.
Der Straßenmord, der iſt ihr altes Recht,
Davon iſt dies Paris ihr Pergament,
Und fleißig haben ſie's mit Blut beſiegelt.
Warum, was ſie Jahrhunderte getan,
Warum nicht ahmen das wir ihnen nach,
Wie wir's mit Kleidern und mit Sitten tun?
Scheint ſich der Bürger doch ein Bauer, geht er
Nicht wie ein Herr gekleidet. Was? – Schlag elf –
Nun iſt es zehn erſt – und kaum das. – Das iſt
Mein Morgen; da wird meine Seele friſch
Und ſtark. Ein Anderer bin ich bei Nacht.

(Schritte; Gebärden, zuweilen ein Gelächter; ſein Selbſtgeſpräch wird mählich wieder lauter.)

Ha ha – ja doch – hm ja. Was iſt's? Was iſt's?
Ein Leuchten wie von faulem Holz; ein – ja doch –
Ein Krampf, der durch des Dunkels Wimpern zittert,
Am totenfahlen Blei der bunte Moder;
Der Ausſchlag böſer Säfte, wie der Pilz,
Die Blatter auf der kranken Haut der Erde,
So bunt und ſeltſam und ſo flüchtig auch.
Die offne Wunde an dem ſtummen Nichts
Und wir die Maden drinn, und eine macht
Die andre Made fürchten mit Vergeltung,
Dem nebligen Popanz; ſo macht das Nichts
Im Nichts das Nichts mit künft'gem Nichts zu fürchten.
Je ſchärfer man's beſchaut, je kleiner wird's
Und endlich ſchwindet's; 's iſt im Auge nur,

Nicht außer ihm und in der Wirklichkeit,
Krankheit des Aug's und ſchwindet mit der Krankheit. — —
Dieſe Zofe der Verweſung, unermüdlich
Mit Schmink' und Putz; wie bunt und frech — es bleibt
Der alte Tod; er wechſelt nur die Kleider.
Schmink' iſt das Leben auf der Wang' des Todes
Und weiter nichts. Und doch iſt ein Geſchrei,
Wenn einer, der der Narren Narr nicht iſt,
Ein Tröpfchen Schmink' verwiſcht. Ho! ein Geſchrei
Von Tugend, Glauben, Liebe. Seifenblaſen,
Von weitem Weltenſterne, in der Näh'
Zwei Tropfen Seifenwaſſer, wenn der kalte
Verſtand ſie anhaucht. Kommt mir an, ihr Blaſen,
Baſtarde ihr vom Tag, dem Millionteil
Des Augenblickes Leben; kommt mir an!
Der Tag iſt nur die krankgeword'ne Nacht,
Nur ein Erbleichen auf der Mohrin Antlitz,
Das kaum die Wang' ihr mit dem Fuß berührt.
Tag iſt's, ſo lang' die Nacht ſich nicht beſinnt.
Da kommt eine Blaſe. Tugend? Ja, dich kenn' ich.
Wenn Müdigkeit des Menſchen wirkliche
Natur einmal einnicken macht, dann ſteigſt
Du auf und Narren rufen: Welche Tugend.
Dann iſt der edele Entſchluß gefaßt,
Das nicht zu nehmen, was man nicht mehr mag,
Und juſt ſo lang hält der Entſchluß, wie du.
Noch eine Blaſe? — Wie 'ne rote Mütze.
Von Gottes Gnaden war hier Ein Tyrann,
Nun ſind es hundert in der Freiheit Namen.
Die Taten nicht, die Täter wechſeln nur.
Ob Einer ſie beſitzt, ob Hunderttauſend —
Wer die Gewalt hat, der mißbraucht ſie auch.
Noch eine Blaſe? Her damit. Es iſt
Eine Arbeit. Ha ha! Eine Krücke kommt

Geflogen; drum ein Heil'genſchein von Seife.
Nach fremden Göttern rafft um ſich die Ohnmacht,
Die ſich nicht ſelber Gott kann ſein, und tauſcht
Des Lebens wilden, ſturmdurchbrauſten Baum
Um dürres Holz, eine Krücke. Eine Krücke
Für Lahme nennt man Glauben. Ha, ha, ha!
Drum liebt er ſeinen Glauben, ſeine Krücke,
Und haßt den Starken, der ſie nicht bedarf,
Und wütet, wenn man nach der Krücke faßt.
Noch eine Blaſe? Eine noch? Die Liebe,
Ein ſtolzes Schifflein auf der Jugend Welle
Und falſche Schwüre blaſen in die Segel.
Der Zwitter, oben Geiſt und unten Vieh.
Das Feuer liebt das Holz, das Holz das Feuer.
Des Mannes Lieb' iſt Herrſchſucht. Wie das Feuer
Ums Holz, ſchlingt er verzehrend ſeinen Arm
Um des Weibes Selbſt und ſchlingt es gierig in ſich.
Und iſt nichts zu verzehren mehr, dann ekelt
Ihm vor der Aſche, und er flackert weiter.
Des Wolfes Liebe iſt, das Lamm zu freſſen,
Des Lammes Liebe, ſich vom Wolfe freſſen
Zu laſſen. — Und die Menſchenlieb', die Milch,
Von der der Menſchheit Brei ſo ſüßlich ſchmeckt,
Die Kinderſpeiſe für entnervte Magen?
Haß iſt der wilde Atem der Natur;
Haß iſt der Atem in der Menſchenbruſt,
Der ſie zu markiger Geſundheit ſchwillt,
Und Liebe nur ihr lungenſüchtig Keuchen.
Kampf iſt des Tieres Leben. Die Vernichtung
Ernährt uns; wir ernähren die Vernichtung.
Die Lunge frißt, ein gierig Tier, die Luft;
Das Auge ſchlingt die lichten Strahlen ein;
Die Argliſt lauert dem Vertrauen auf;
Der Wille ſucht die Willen zu verſchlingen.

[illegible]

Und wenn wir nicht die Dinge mehr vernichten,
Vernichten uns die Dinge. Fried' und Ordnung
Sind für die Schwäche; denn da iſt der Schwache
Der Starke, und der Starke iſt der Schwache.
Still da, du Stimm' im Buſen, wildes Tier;
Daß du mir nicht die Vorſicht überſchreiſt. —
Punkt elf — da an der Mauer hin. Huſch' nur,
Verbuhlter Luftzug, an dem Buſentuch
Der ſtillen, traumverſunk'nen Gäßchen hin.
Die Nacht läßt leben, hält ihr Ohr gern zu.
Ihr habt die dunkeln Straßen gern; ich auch.
Nur zu — nur zu — ihr kommt mir ſchon. Ich will
Meinen Schmuck ſchon haben. — Klirrt nur mit den Sporen,
Beſorgt eu'r eigen Grabgeläut'. Still — ſtill —
Die Nacht hält ihren Atem an — ihm nach —
Treu wie ſein Schatten — lautlos leicht wie er —
Dem trüben Blick einſamer Lampen, die
Vor Langweil' nicken und ſich mühſam nur
Einmal aufrecken und dann wieder nicken —
Jetzt biegt er ein — ſchnell hinterher — die Mauer
Entlang — des Vorſprungs Schattenmantel um
Die Bruſt geworfen — flink an ihm vorbei,
Denn ihm zuvorzukommen gilt's. Hier hinter
Das Heil'genbild — das Heil'ge iſt gefällig,
Deckt das Unheil'ge gern — und nun nicht atmen —
Schon recken ſich des Armes Muskeln — ſtill —
Noch fünfzehn Schritt — noch zehn — ſo; nun den Arm
In die Höh'; der andre drückt den ſchweren Atem
Zurück — noch fünf — noch drei — noch zwei — noch —

(Ein Sprung beſchließt die Viſion und ein Stoß mit der Hand, in der er den Dolch zu haben glaubt.)

So,
Nun iſt's geſcheh'n. Und nun den Schmuck, den Schmuck;
Her mit dem Schmuck. Nun hab' ich —

(Er erwacht wie aus einem Traum, matt.)
Nein — ich hab'
Ihn nicht. 's war nur ein Traum. — Ich hab' ihn nicht,
Meinen Schmuck. Ich hab' ihn nicht. — He, munter! munter! —
Es lauſcht doch Niemand? Nein. Verwünſchtes Träumen!
Ich ſchließ' die Türe. Meine Leute müſſen
Zu Bett'. — Die Caton lauſcht mir ſo umher.
's iſt hohe Zeit. Kommt Jemand? Ja. Bewahr' —
(Er ſingt.)
Bewahr' uns unſer beſſer Teil,
Bewahr' uns unſer Seelenheil.
Laß es dem Satan nicht gelingen,
Daß er uns fängt in ſeinen Schlingen.

Vierter Auftritt

Olivier. Cardillac.

Cardillac
(unterbricht ſich im Singen)
Kommſt du, mein Junge? Wo iſt Madelon?
Zeit iſt's zu ſchließen. Ich bin ſchläfrig.
Olivier
(für ſich)
Nein.
Er täuſcht mich nicht. Er geht mit etwas um —
Cardillac
(hat für ſich fortgeſungen; gähnend)
Was meinſt du? Ah, ah. Sagteſt du nicht was?
Olivier
Ich? Nein. Ich ſagte nichts.
Cardillac
Nun, ſo ſchlaf' wohl,
Mein Junge. Dieſe Nacht hab' ich geträumt.
Ich war ein andrer Menſch. Ich will es werden.
Schwer iſt es, doch wenn man nur wollen will,

So kann man können. Leg' dich. O es iſt
Ein Wohlgefühl das fromme Wollen. Tugend
Geht über allen Schmuck — den Schmuck — er hat
Ihn noch — den —

(Er reißt ſich mit Gewalt los.)

Wie geſagt — wie? ſagt' ich's nicht?
Daß ich — nun freilich; ah; ich bin ſchon halb
Im Schlaf; bin heute müd' geworden. Voll
Eine Stunde hab' ich in Notre-Dame gekniet.
Ich ſchließe. Leg' dich. — Gute Nacht, mein Junge.

(Er geht, ein Licht in der Hand; man hört ihn ſingen und gähnen.)

Fünfter Auftritt

Olivier allein; gleich darauf **Madelon**.

Olivier

Daß mit dem Fräulein wieder mir's mißlang.
Gott! ſie hat nichts geſchickt, hat meine Warnung
Verachtet, und der Unmenſch — o es iſt
Nur zu gewiß, er brütet ihren Tod.
Was tu ich? Nein, er darf es nicht. Dann wär' ich
Sein Helfer, ſein Genoſſe. Um Madelon
Schweig' ich, doch nicht, daß er —

Madelon

(iſt eingetreten und während des letzten, ohne darauf zu hören, von hinten nach ihm zugeſchlichen und hält ihm die Augen zu)

Rat', rat', wer's iſt?

Olivier

Du —

Madelon

(immer noch mit veränderter Stimme)

Nein. Ich nicht. Es iſt Herrn Claudes Caton.

Olivier

(will ſich nichts merken laſſen)

Du, wart' —

(Geräuſch; er erſchrickt.)

Madelon

Erſchrickſt du? Fährſt du auf um nichts?
Es war das Tor, das in den Angeln kreiſchte.
Der Vater ſchließt's. —

Olivier

(für ſich)

Daß ich ihn nicht verfehle!

Madelon

Dich wundert's auch —

Olivier

(wie vorhin)

Ging' ich vor ihm, er merkt' es.

Madelon

Er iſt ſo eigen ſonſt und ſpart kein Öl,
Und läßt das durſt'ge Tor doch immer ſchrei'n.
Was pocht da noch? Gewiß iſt's Claudes Caton.
Was die nur immer auf den Treppen ſchleicht.

(Während ſie öffnet und Caton eintritt, ſpricht)

Olivier

Ich will ihm nach. An der geheimen Tür
Wart' ich auf ihn. Bin ich nicht jung und ſchnell?
Er ſoll nicht! Nein, ich duld' es nicht. Wie geſtern
Steig' ich aus meinem Fenſter. Gott, laß mir's
Um Madelon gelingen!

(Er eilt ab, ohne Claudes Caton zu bemerken.)

Sechſter Auftritt

Caton. Madelon.

Caton

Na, das heiß' ich
Notwendig haben. — Keine gute Nacht —
Nichts. Im Vorbeigeh'n, dächt' ich, Gute Nacht,
Angenehme Ruh' oder ſonſt was zu ſagen,

Das könnt' die ſchnellſte Eile noch erlauben,
Guten Tag, gute Nacht, Mamſell Caton. Hat er's
Doch ſonſt gekonnt. — Ich will nicht lange ſtören.
Die Lamp' wird's ohnehin nicht lang' mehr machen.
(Sie löſcht ihre Lampe aus und ſtellt ſie hin.)
Die junge Welt — wenn ich was loben kann,
Tu' ich's; das weiß die ganze Welt. Wo Caton
Die Achſeln zuckt, da ſchlagen andre Frau'n
Die Hände ſchreiend über'm Kopf zuſammen.
Na — na; ich ſage nichts. Wenn ich nicht täglich
Den Meiſter Cardillac mit Augen ſähe —
Das iſt ein Troſt noch, ſolchen Mann zu ſeh'n.
Ich kam an ſeinem Kämmerlein vorbei
Und hörte ſeine frommen Seufzerlein.
Der Mann — Gewalt tut er dem Himmel an;
Gott ſelber kann ſich ſeiner nicht erwehren.
Horcht nur —
(Sie öffnet die Tür; man hört Cardillac ſingen.)
Hört Ihr? —
(Sie ſingt mit.)
Daß er uns fängt in ſeinen Schlingen.
Dich fängt er nicht, dich nicht, du frommer Mann.
Ich aber bete für dein armes Kind.
Behüte Gott die liebe Madelon.
Denn, fürcht' ich, fürcht' ich ſchier, der Satan ſinnt,
(Sie bekreuzt ſich, ſingend.)
Wie er ſie fängt in ſeinen Schlingen.

Madelon

Es iſt ſchon ſpät, Frau Caton —

Caton

Eine Seele
Zu retten aus des Gottſeibeiuns Klauen,
Iſt's nie zu ſpät.

Madelon

Der Vater hat's nicht gern,
Wenn ich nach ihm noch auf bin.

Caton

So? Und er
Iſt ſtreng; ich weiß es. Ja, ich möchte nicht
Mit ihm zuſammenkommen anders als
In Fried' und Frömmigkeit. Ich zünde nur
Mein Lämplein wieder an.
(Sie beginnt, kann aber nicht damit fertig werde
Ich ſage nur:
Die Menſchen leben froh und unbekümmert
Und laſſen Gott den guten Vater ſein.
Warum muß ich denn nur den Böſen ſehn,
Wo ich nur hinſeh'? und mich drob ereifern?
Die Andern, o wie ſind ſie glücklich blind.
Warum muß mich denn nur der Geiſt regieren,
Daß ich mich über Alles ärgern muß
Und überall Gottloſigkeit entdecken,
Daß ich drein ſchlagen möcht' mit Hand und Füßen?
Ich denke, Gott hat etwas mit mir vor.
Ich gehe ſchon. Nur eins. Ich ſage nur;
Ich weiß, Ihr hört's nicht gern; doch ſprechen muß ich,
Wenn mich der Geiſt regiert. Ich frage nur:
Was kann ein junger Menſch darunter haben,
Bleich auszuſehn, wenn er ſein gutes Eſſen,
Sein Trinken hat und ſeine rechte Ordnung
In allen Dingen, nicht für Wäſche braucht,
Noch für Geleuchte, Betten, Knecht und Vieh,
Noch ſonſt für was zu ſorgen? Was? Wie kann er
Sich unterſtehn da, blaß zu ſein? Und da vorbei
Mir nichts und dir nichts ſtürzen, als wär' ich
Eine Nadel, und das bin ich, Dank Gott, nicht.
Ein gutes Auge kann mich noch erkennen.

Ich ſage nur: was hat er blaß zu ſein?
Kann er nicht ſagen: Guten Abend; wie?
Und daß ich's Euch nur ſage: was ſteigt er
Aus ſeinem Fenſter Nachts? Kann er das nicht
Den Herren laſſen? – Nicht, als lobt' ich die.
Und hat ein Bräutchen wie ein Nelkenſtöcklein!

Madelon

Ihr ſcherzt, Frau Caton; das iſt Eure Art ſo.

Caton

Meint Ihr, Unart ſei meine Art? Da ſchlüg' ich
Doch noch in meinem Alter aus der Art.
Ich ſag' Euch: das iſt eine Art von dem
Gottſeibeiuns. Nehmt Euch vor dem in Acht.
Ich ſag's ihm ſo noch, daß es eine Art hat.
Ei; mag er klettern doch ſoviel er will,
Was geht das mich an? Aber zu verſchwinden,
Spurlos verſchwinden, ſag' ich Euch, rein von
Der Gotteserde wegverſchwinden, ganz und gar
So mir nichts, dir nichts und, weiß Gott, wohin?
Das geht Euch nicht mit rechten Dingen zu.
Was iſt er bleich und ſagt nicht guten Abend?
Als wenn er mich nicht ſäh'? Hat ſeinen Grund,
Der Gottſeibeiuns mag von mir nichts wiſſen;
Er weiß, ich bin ihm immer auf dem Dach.
Na, nichts für ungut. Ja; Ihr glaubt mir nicht.
Ihr ſeid verliebt; da ſeht Ihr freilich nicht.
's iſt eine wilde Nacht heut', ſchaurig, ſchaurig,
Über die Maßen ſchaurig. Nun; wir ſteh'n
Und reden hier im warmen Kämmerlein,
Derweil vielleicht da draußen auf der Straß' 'nem
Vornehmen Mutterkind der kalte Dolch
Ins warme Herz fährt –

Madelon

Macht Ihr mich zu fürchten.

Sprecht nicht ſo garſt'ge Dinge, böſe Caton.
Gewiß ſteck' ich die Nacht bis an die Stirn'
Unter der Decke. Daß ein Menſch ſo was
Soll können; doch ich glaub's Euch nicht.

Caton

Ich glaube,
Ihr glaubt, es glaubt es jemand gern? — Für heut'
Nun weiter nichts als eine gute Nacht.
Schlaft Ihr nur. Schlaft Ihr nur. Wir wollen deſto
Munterer ſein. Die Maréchauſſée — hört
Ihr ſie? — die iſt mein Adjutant; ein frommes Lied dazu —
Nun laßt den Böſen bellen. — Gute Nacht.
Schlaft nur. Denn Gott und Claudes Caton wacht.
(Ab.)

Siebenter Auftritt

Madelon
(allein)

Was die nicht ſieht! Ich zitt're ordentlich
Vor Furcht. Daß es ſo böſe Menſchen gibt!
Wie glücklich bin ich doch, du lieber Gott,
Daß ich ſo guten Menſchen angehöre.
Man ſagt: ſo fromm wie René Cardillac.
Da muß ich dankbar ſein, ſo lang' ich lebe;
Könnt' ich nicht eines böſen Menſchen Kind ſein? —
Ob ſolche böſe Menſchen Kinder haben
Und Bräute? Und was könnten die dazu?
Ach, das iſt ſchrecklich! wenn man ſich's nur denkt.
Ich will's nicht denken, krank könnt' ich ſonſt werden
Vor bloßer Furcht. Nein, ich will beten. Gott,
Ich kann es nicht dem Vater danken, daß er
So gut iſt und ſo brav. Hörſt du ein Kind,
O ſo vergilt du's ihm. Und meinen Bräut'gam —

Ich weiß nicht, was ihm fehlt, doch iſt's kein Unrecht –
Das weiß ich ſo gewiß – laß wieder ſein
So froh und heiter als er ſonſt es war. –
Wird das ſo ſeltſam ſein, wenn man mich Frau nennt,
Und ich nicht mehr im bloßen Kopf kann geh'n,
Ein Häubchen tragen muß. Wie ich mag ausſeh'n?
Ach, ich muß lachen, wenn ich nur dran denke.
Und ſchämen werd' ich mich zuerſt. Warum?
's wird ja nicht anders als es jetzt ſchon iſt –
Was iſt's denn weiter, wenn's Frau Bruſſon heißt?
Das iſt ſchon wahr. Und doch werd' ich mich ſchämen.
(Sie geht mit ihrer Lampe durch die Seitentür, nachdem ſie das Licht ausgelöſcht.)

Achter Auftritt

Einige Zeit bleibt das Theater leer, dann Schritte, und das Werda der Maréchauſſée auf der Straße. Dann bringt Olivier den verwundeten Cardillac mehr getragen als geführt.

Cardillac

Oh – hierher – hierher – oh. Der Teufel ſelbſt
Hat ihm die Hand geführt. – Langſam – nur langſam –
Ich bin des Todes.

Olivier

Setzt Euch in den Stuhl hier.
Gott! ich bin ganz verwirrt – ſo wie im Traum.
Sagt nur, was ich beginnen ſoll.

Cardillac

Meinen Schmuck!
Meinen Schmuck!

Olivier

Iſt das entſetzlich, wie er ſtiert
Und mit den Händen taſtet in der Luft.
Was tun? Was tun? Kommt zu Euch, Meiſter, ſagt,
Ich bitt' Euch, Meiſter, ſagt, was ich beginne.
Fahrt Ihr ſo fort, ſo tötet mich die Angſt.

Cardillac
Es wär' ein Gott? Es wär' ein Gott? Du lügſt.
Ich ſoll nicht ruhig ſterben.
Olivier
Meiſter, ich
Hab' nichts geſagt.
Cardillac
Nein, nein, du biſt's auch nicht.
Und doch ſpricht's immerfort. Sieh hin, ſieh hin
In jene Ecke; dort kommt's her. Sieh hin,
Wer dort iſt.
Olivier
Dort iſt Niemand.
Cardillac
Aber hier
In dieſer; oder dort. — „Es iſt ein Gott.“
Hörſt du, Olivier? „Und doch iſt einer,
Und doch.“ Wahnſinnig könnte man da werden.
Sieh hin ans Fenſter du. Vielleicht ſpricht Jemand
Durchs Fenſter: 's iſt ein Gott und doch iſt einer!
Olivier
Spräch' Jemand, Meiſter, ſo hört' ich's doch auch.
Cardillac
Wie's flüſtert. 's iſt ein Gott und doch iſt einer
Und doch! und doch! und immer, immer, immer:
Es iſt ein Gott! Es iſt ganz nah' herum.
's iſt in mir ſelber, glaub' ich. Wie das brennt
In meiner Seele Ohr. Wie wird mir angſt.
Nimm mir den ſchwerſten Hammer, ſchlag' damit
Den Amboß, bis er weißlich glüht. Laß. Laß.
Bräch' ſelbſt der eh'rne Himmel müd zuſammen,
Kreiſchten die Stern' in ungeölten Angeln,
Und ging' der Donner mit dem Reiter durch
Und ſchlüg' den Huf der Wolk' in ihren Rücken,

Daß ſie aufſtöhnte hunderttauſendſtimmig –
Das Flüſtern übertönt' es nicht: „Es iſt
Ein Gott." O brüllt' es ſelbſt mit Sturmpoſaunen
Daher, ſo wär' es doch zu tragen noch.
Vor einem Lärmen kann die Seele flüchten
Unter der Betäubung Vampyrflügel. Dieſem
Entſetzlich leiſen Flüſtern muß ſie ſteh'n.
Das hält ſie feſt und leuchtet unbarmherzig
Ihr alle Falten aus, ſo daß ihr ſelbſt
Vor ihrer wüſten, leeren Tiefe graut.
„Und doch iſt einer" Hörſt du? „Doch iſt einer!"
Ha ha ha! „Doch iſt einer – doch iſt einer."
Wär' ich wahnſinnig, dann wär' Alles gut.

Olivier

Die Seele, angſtverwirrt, vergreift ſich, mengt
Die Gegenteile ſchaurig lächerlich.
Der Jammer flucht und die Verzweiflung jubelt,
Das Lachen weint, das Weinen lacht. Und mir
Reißt Schwindel hier an dieſes Abgrunds Kluft
Die Stütze der Beſinnung aus der Hand.
Ach, großer Gott, wie bin ich ratlos!

Cardillac

Schaff'
Mir Madelon. Vielleicht, wenn ich ſie ſeh' –

Olivier

(pocht an Madelons Türe)
He, Madelon! Hörſt du mich, Madelon?
Steh' auf! Steh' auf! Dein Vater –

Cardillac

Nimm den Dolch
Mir aus der Bruſt. Verſteck' ihn. Sag' ihr nicht,
Daß ich gemordet bin. Deck' mir was über
Die Bruſt, daß ſie das Blut nicht ſehen kann.

Olivier
(ſteckt den Dolch in die Taſche, bedeckt Cardillac die Bruſt und pocht wieder)
Sie hört mich nicht.

Cardillac
Solang' man jung iſt, hat
Man guten Schlaf und jeder Traum iſt ſüß
Vom Zucker der Gewiſſensruh'.

Olivier
Hörſt du?
He, Madelon!

Madelon
(draußen)
Was iſt?

Olivier
Schnell komm' heraus!

Madelon
Ich komme ſchon. Ich zieh' mich nur ſchnell an.

Olivier
Eil' dich.

Cardillac
Meinen Schmuck! Meinen Schmuck!

Olivier
Wie ſchauerlich!
Das Fieber rüttelt ihn ſchon wieder.

Cardillac
Gib
Mir meinen Schmuck und du ſollſt leben bleiben.
Ich will dir einen andern ſchaffen. O
Ich weiß ſchon, wie man Schmücke ſchafft. Still doch,
Wenn ich dir was erzählen will. Hör' du,
Warum iſt rot das Gold und weiß das Silber?
Still doch; ſo was ſagt man nicht gerne laut.
Das Gold iſt rot von all' dem roten Blut,
Das drum gefloſſen iſt; das Silber bleich
Vor Schauder über das, wozu es lockt.

Sie ſchliefen ſüß unſchuld'gen Kinderſchlaf –
So heißt's, wenn man noch keine Träume hat –
Am Erdenherzen, bis das Raubtier Menſch
Der alten Mutter in das Eingeweide
Die Klauen ſchlug. Die arglos Schlummernden,
Sie mußten Räuber, Kuppler, Mörder werden;
Nun rächen ſie ihre Unſchuld am Verführer;
Aus Knechten werden ſie des Menſchen Herr
Und treiben ihn zu allem Gräßlichen.
Alles iſt gut, was noch nicht Menſchen dient,
Dem ſchlauen Feind der Unſchuld der Natur.
Die ew'gen Sterne ſelbſt am Himmel dort,
Wenn ſie des Menſchen Gier erreichen könnte,
Die müßten ſeiner Lüſte Kuppler werden. –
Her mit dem Schmuck. Fort mit dem Schmuck. Fort! – Her! –
Die Steine brennen. Bunte Flammen ſind's,
Die durch das Aug' mit glüh'nden Zungen züngeln
Und, durſt'ge Vampyrn, an dem Hirn mir ſaugen.
Das brennt! Das brennt! Das brennt. – Dasſelbe, was
Des Menſchen Himmel iſt, iſt ſeine Hölle.
's gibt Menſchen, die nur beten dürfen, und
Ablaſſen muß der böſe Geiſt von ihnen.
Ich kann der Kirche ſchenken. Die Kirch' iſt feil.
Für Geld verkauft der Prieſter mir den Himmel.
Für Geld iſt Erd' und Himmel feil. Ha ha!

Olivier

Ein jedes Haar bäumt einzeln ihm die Angſt,
Und Schauer kräuſeln flüchtig ſeine Haut
Wie Wirbelwind den Staub am Boden hin.
Aufzuckt Entſetzen jeder Nerv an ihm,
Ein jeder Nerv ein Menſch im Todesringen.
Jetzt faltet er die Hände. Welch ein Beter.

Cardillac

's könnt' Jemand lauſchen; Claudes Caton etwa –

(er ſingt:)
Und laß dem Satan —
Hol' euch die Peſt, ihr Blutvergifter — halt' ihn!
Mir nach, Olivier, ſchnell! halt' ihn! halt' ihn!
Halt' ihn! Da läuft er fort mit meinem Schmuck.
Mach' mir die Füße frei, Olivier;
Eine Spinn' umſpinnt ſie mir — da fall' nicht über
Den roten Faden — ich lauf' und lauf' und lauf'
Und komm' nicht von der Stelle — und muß dort ſein
Punkt elf — da an der Mauer. Gib die Schmücke;
Hörſt du Olivier? Laß Meſſen leſen.
Dann hol' ich mir ſie wieder. — So was kommt
Nicht alle Tage vor; die werden lachen;
Was ſteht ihr da und ſchüttelt euch? Bin ich
Der Cardillac nicht mehr, der fromme Bürger?
Ha ha ha ha; die Guten ließ ich leben,
Hab' nur die Schurken abgethan. Ha! Ha!
Hörſt du? hörſt du? wie's hämmert hier? Ha ha,
Und hin und her ächzt in der Nerven Kreuzgang?
Wie's angſtvoll an die leeren Zellen pocht?
Wie's ruft, wie's trippelt hin und her und ſtöhnt?
Eine arme Seel', die ſoll begraben werden
Und hämmert jetzt ſich ſelber ihren Sarg.
(Singt.)
O du heilig ewig Gut,
Nimm uns du in deine Hut.
Ich will euch Harniſch unterm Koller tragen,
Einen tugendhaften Mann zum Narren haben,
Mit meinem eignen Dolche mich bedienen —

Olivier

Sie kommt. Gott, wenn ſie ſeine Reden hört,
Wenn ſie erfährt —

Cardillac

Ich will euch, Schurkenpack!

Halt' ihn! Halt' ihn! Halt' ihn, Olivier!
Er hat meinen Schmuck noch. Bohr' ihm durch den Harniſch!
Such' ſeine Seele mit dem Dolch. Halt' feſt
Und laß ſie nicht! Die Seelen ſind wie Luft,
Wie Blaſen. Halt' ſie feſt. Nagl' ihm die Seele
Ans Herz! Häng' ſie an ſeinen Därmen auf.
Halt' ihn! Halt' ihn! Zapf' ab! Zapf' ab! Zapf' ab!

(Singt.)

Und faſſen uns des Todes Wehen,
Laß deine Engel um uns ſtehen.

Neunter Auftritt

Madelon im Nachtkleid und aufgelöſten Haaren; mit einem Licht.
Die Vorigen.

Cardillac

Was iſt da — da — da — da? — ein weißer Engel?
Er tut mir in der Seele Augen weh.
Ich kann das Weiße nicht — Hat er meinen Schmuck?
Und wenn's ein Engel iſt, meinen Schmuck ſoll er
Mir geben.

Madelon

(vom erſten Schreck erholt)

Vater! Vater! Was iſt dir?

Cardillac

Ich hab' ein Kind? — Ach ſo ein frommes Kind.
Dein Atem kühlt mit ſüßem Veilchenduft —
Das wäre ſchön, wenn nicht — jetzt faßt er mich,
Der Tod — Laß — laß — oh — oh —

(Er kann nicht mehr ſprechen.)

Olivier

Siehſt du? Er winkt.
Die Hand ſollſt du ihm geben —

Madelon
Vater, ſtirb
Mir nicht! Ach ſtirb mir nicht! Was hab' ich dir
Getan, daß du mir ſtirbſt?
Olivier
Er legt deine Hand
In meine — ſieht nach dem Schranke — wie? was meint Ihr?
Er deutet — macht ein Kreuz — ja, ich verſteh' Euch.
Ja; ja; er zuckt; es iſt vorbei.
Madelon
Nein! Nein!
Er ſoll noch leben! Nein, er muß noch leben!
Laß ihn nicht ſterben! Liebſt du mich, laß ihn
Nicht ſterben! Wenn du Mitleid haſt mit mir.
Ich will dir Alles, was du willſt — nur laß ihn
Nicht ſterben! —
Olivier
Madelon! Mein armes Mädchen!
Madelon
Gott, hier iſt Blut — iſt — Hülf'! er iſt ermordet!
Olivier
Um Gottes willen, ſchweig'. — Wenn's jemand hörte!
Madelon
Olivier! Hülfe! Hülfe!
Olivier
(außer ſich)
Du ſollſt ſchweigen!
Die Wache zieht vorbei. Ach, Madelon,
Komm zu dir!
Madelon
Du? Du biſt's? Und hätt' ich mich
Verloren; hier in deinem Aug' fänd' ich
Mich wieder. Ach, Olivier, könnt' ich
Nur weinen.

Olivier

Horch! Was iſt das?

Madelon

Nun hab' ich
Nur dich noch auf der Welt, nur dich allein!

Olivier

Um Gottes willen! horch; da auf der Treppe —
Es klingen Sporen. Gott! wer wird mir glauben!

Madelon

Was fürchteſt du? Iſt nicht mein Vater nun
Ein Engel? Fühlſt du's nicht? Mir iſt, es weht
Um uns wie leiſer, lauer Flügelſchlag.
Nun bet' ich noch um eins ſo gern zu Gott.
Bei ihm iſt ja der gute Vater nun!

Zehnter Auftritt

Caton, Degrais, Gensdarmen, erſt noch in der Szene. Die Vorigen.

Caton

(draußen)

Hierher, Herr Polizeileutnant Degrais!
Hier war's, hier oben. O ich kenne noch
Den Gottſeibeiuns; der macht Claudes Caton
Nichts vor.

Degrais

(weiter entfernt als Caton)

Nicht einen Fußbreit dieſes Hauſes
Laßt undurchſucht.

Caton

Wenn Eure Leute nur
Stand halten.

Degrais

Ihr ſeid ſicher.

Caton

Meinetwegen?
Mit meinem Roſenkranz und frommen Sprüchlein
Nehm' ich's allein auf mit dem Gottſeibeiuns.
Laßt ſehen, wer den Andern ſchützen wird,
Ihr mich oder ich Euch? Nur hier herauf.
Kein Wunder, daß Ihr nicht den Böſen fangt;
Der wird Euch leichter fangen als Ihr ihn.
Er hat Euch ſchon. Das Liebeln, Trinken, Spielen,
Das Fluchen und das weltliche Erzeigen,
Das ſind die Henkel, dran er Menſchen faßt.
Nehmt's nicht für ungut, Herr, doch ich muß ſprechen,
Wenn mich der Geiſt regiert. Wie kommt Ihr mir?
Ihr wäret mir die rechten Himmelsfechter.
Wozu das Schwert? Einen Weihwedel hängt
An Eure Seiten. Ein Gebetbuch faßt
Anſtatt's des Stab's in Eure Hand. Was ſoll
Dies weltliche Gekrös von Poſamenten?
Hängt 's Paternoſter um. Das iſt Euch beſſer.
Dann fangt den Satan Ihr; ſo fängt er Euch.

Degrais

Gut iſt's, Frau Caton, was Ihr ſprecht. Doch beſſer,
Wenn Ihr jetzt ſchweigt.

Caton

Glaubt Ihr, ich kann nicht ſchweigen?
Doch muß ich ſchweigen, bin ich unnütz hier.

Degrais

Wir brauchen Euch, Frau Caton.

Caton

So; Ihr braucht mich?
Ich brauche Niemand. Doch — wenn Ihr mich braucht,
Claude Patru iſt mein Herr; ich weiß nicht, ob er
Euch kennt? — Nein, Gott ſei Dank, er kennt Euch nicht.
Und ging' ich, nicht um Euertwillen ging' ich,

Denn ſeht: ich ſteh' in Gottes Namen hier.
Doch Ihr ſollt ſehen, daß ich ſchweigen kann. –
Nur immer hier heran. Hier iſt die Tür',
Hier in der Stube war der wilde Zank.
Ich wohne gleich darunter. Hier iſt vorhin
Geröchelt worden. Hier herein, ſo fangen
Wir den Gottſeibeiuns in ſeinem Neſt.
Ich habe nicht umſonſt gewacht. Ich wußte:
(Sie tritt ein mit ihrer Lampe.)
Der Herrgott hatte Großes mit mir vor.

Degrais
(tritt ein; Gendarmen beſetzen die Tür)
Im Namen des hochpeinlichen Gerichtshofs
Chambre ardente; was iſt hier geſchehn?

Caton
Ihr fragt noch, Herr? Seht Ihr nicht hier? Da liegt er,
Der tugendhafte Mann – doch ich kann ſchweigen.

Degrais
(unterſuchend)
Gemordet? Leuchtet her.

Caton
Gott ſei uns gnädig!

Degrais
Ha, endlich. Gott ſei Dank!

Caton
Seid Ihr ein Heide?
Wollt Ihr uns alleſamt – doch ich kann ſchweigen.

Degrais
Dieſelbe Wunde. Endlich, endlich ſind wir
Der Mörderbande auf der Spur. Wer iſt
Der Burſche hier?

Caton
Olivier Bruſſon, ſein
(Auf die Leiche zeigend.)
Geſelle.

Degrais
Seht, wie er erbleicht.
Olivier
Herr, wenn ich
Erbleiche, ſo iſt's nicht aus Schuld. Ich bin
Unſchuldig. Bleich macht der Gedank' mich nur,
Daß ich als ſchuldig Euch erſcheinen muß.
Degrais
Müßt Ihr? Das mein' ich eben.
Olivier
Ihr müßt glauben,
In dieſem Zimmer ſei die Tat geſcheh'n,
Und ich der Täter.
Degrais
Ja; das muß ich denken,
Bis Ihr mir, daß es anders iſt, beweiſt.
Frau Caton, ſprecht: Habt Ihr an dieſem Burſchen
Bemerkt, daß er jähzornig iſt? daß er
Im Streit mit ſeinem Meiſter war?
Caton
Hm ja;
Jähzornig? Nun; das weiß ich ſelber nicht.
Noch vor acht Tagen, das weiß ich gewiß,
War er ein and'rer. Wie eine Taube, ſeht,
Eine ausgeſtopfte Taube, luſtig, rot
Von Wangen —; ei, er war ein hübſcher Junge.
Ein Hammerſchlag, ein muntrer Ton und wieder
Ein Hammerſchlag: ſo ſchmiedet' er ein Lied
Und eine Arbeit miteinander fertig,
Und Lied und Arbeit, beides war geraten.
Ja, damals hatt' er ſtets ein freundlich Wort,
Einen guten Tag, Frau Caton; und ſeit geſtern,
Glaubt Ihr, daß mich der Böſewicht nur einmal
Gegrüßt hat? — Und wie ich Euch ſchon geſagt,

Der Meiſter jagt' ihn fort und bracht' ihn doch
Den nächſten Morgen ſelbſt ins Haus zurück.

Olivier

So wahr ich lebe und ſo wahr Ihr lebet,
In dieſem Haus iſt's nicht geſchehn. Der Meiſter
War ausgegangen –

Caton

Ausgegangen? Seht doch!
Euch wird ſchon noch der Lügenatem ausgehn.

Olivier

Und in der Straß' Nicaiſe ſtach ihn einer
An meiner Seite tot. Ich trug ihn heim.

Caton

Ihr trugt ihn heim? Durchs Fenſter? Durch den Schornſtein?
Ihr trugt ihn heim?

Degrais

Nach Euern Worten ſcheint es,
Es führt kein zweiter Eingang in das Haus.

Caton

So wenig als zwei Wege in den Himmel.
Und dieſen einen Weg hielt ich belagert
Mit allem Sturmgeſchütz der Frömmigkeit.
Hab' mit den Augen hier den Seligen
Die einz'ge Tür verſchließen ſeh'n; bin dann
An ſeinem Schlafgemach vorbeigekommen,
Da ſang er einen gottesfürcht'gen Vers –
Es iſt noch keine Stund' vorbei ſeitdem –
Und bin ſeitdem nicht von der Trepp' gekommen.
Und wär' er ausgegangen, was doch nicht iſt,
So müßt' er mir vorbeigekommen ſein.
Das wär' er nimmer ohn' ein freundlich Wort,
Und müßt' die Tür alsdann geöffnet haben.
Denn durch verſchloſſ'ne Türen geht kein Menſch.
Und nur vorhin hab' ich den Seligen

Mit ganz erſtickter Bruſt hier röcheln hören:
„Halt' ihn! Halt' ihn!" Und, Herr, wie klang Euch das!
Degrais
Was ſagſt du nun? Wie, Burſche?
Olivier
Herr, ſo wahr
Ein Gott im Himmel iſt, der Meineid ſtraft,
Ich kann nichts anders ſagen, als ich ſagte.
Vor meinen Augen ſtach ihn einer tot.
Degrais
Geſchah's, ihn zu berauben?
Olivier
Herr, ich weiß nicht.
Degrais
Und du hieltſt nicht den Mörder ab? Du ſtandſt
Dabei und ließeſt es geſchehn? Standſt ruhig
Dabei; riefſt nicht um Hülfe?
Olivier
Herr, zum erſten
Kam ich zu ſpät. Und Hülf' herbeizuholen,
Verbot der Meiſter ſelbſt. Ich durft' es nicht.
Degrais
Wenn Ihr wollt lügen, lügt wahrſcheinlicher.
Und was hatt' er ſo ſpät in jener Gaſſe
Zu tun?
Olivier
Ich weiß nicht.
Degrais
Was du ſelbſt?
Olivier
Ich kann's Euch
Nicht ſagen.
Degrais
So? Kommt mir doch etwas näher.

Ihr blutet wohl zuweilen aus der Naſe?
Oder habt Euch geritzt?

Olivier

Als ich ihn trug,
Da floß das Blut von ihm auf mich herab.

Degrais

Und ließ, der ihn erſchlug, den Dolch zurück?
Nahm er ihn mit ſich?

Olivier

(verwirrt)

Herr, das weiß ich nicht.

Degrais

Es ſcheint, wir wiſſen mehr als Ihr. Er nahm
Ihn mit ſich. Wußt' er, daß der Tat Genoſſe
Auch ihr Verräter würde ſein —

(Mit feierlich erhobener Stimme.)

He! Ihr,
Olivier Bruſſon;

(Er reißt ihm raſch den Dolch aus der Taſche und hält denſelben ihm vor die Augen.)

wovon iſt der Dolch
In Eurer Taſche blutig bis ans Heft?

Olivier

Ich bin verloren! Ohne Schuld verloren!

Degrais

(unterſucht)

Das Meſſer und die Wunde hier verleugnen
Sich nicht. Mit dieſem Dolch iſt es geſcheh'n.

Olivier

Der Meiſter wollt' es ſo, daß ich den Dolch
Ihm aus der Wunde nahm und ihn verſteckte;
Er wollte nicht, daß es ſein Kind erführe —

Degrais

Er wollte? Ihr, Ihr wolltet's nicht. Genug.
Faßt ihn und legt ihm Ketten an die Hände.

Vielleicht wenn er die ſpan'ſchen Stiefel trägt,
Fällt dann ihm ein, was jetzt ihm iſt entfallen.

Olivier

Gott! Die Tortur! Allmächt'ger Gott! Sie werden
Mich zwingen zu geſteh'n, was ich nicht weiß.
La Regnie läßt kein Opfer aus den Händen.
Feſſelt mich nicht – und ich bekenn' Euch Alles.
Ich bin unſchuldig, doch –

Degrais

Und doch unſchuldig?
Hört man euch Buben ſelbſt, ſeid ihr nie ſchuldig.

Olivier

Ich will Euch nichts verſchweigen. Ihr ſollt ſeh'n,
Daß ich der Schuldige nicht bin. Zwei Türen nur
(Mit einer Bewegung nach dem geheimen Wandſchrank hin.)
Brauch' ich zu öffnen, und Ihr müßt mir glauben.
Unglücklich bin ich; ſchuldig bin ich nicht.
Laßt mich, und Ihr ſollt ſehn.

Degrais

Wohlan, ſo laßt ihn;
Zeig' uns, daß du unſchuldig biſt, und du
Biſt frei.

(Sie laſſen ihn.)

Olivier

Was tu' ich?
(Nach Madelon blickend, um welche, da ſie von ſich, Caton beſchäftigt iſt.)
Madelon! – Ich darf's nicht.
Nein. Führt mich fort.
(Sie halten ihn wieder.)
Nein, laßt mich. Großer Gott!
(Er ſinkt auf die Knie.)
Was tun? Was tun? O Gott, erleichtre mir
Den Kampf. – Hier ſterben, ſchmerzens-, ſchreckensvoll
Und doch unſchuldig – dort, o Madelon,
Meine arme Madelon! Es wär' ihr Tod.

Wie haſt du ſo entſetzlich mich verlaſſen.
Und doch, ſterb' ich, ſo muß ſie mich verfluchen.
Und trag' ich alles, das ertrag' ich nicht.
Ich will ſie fragen. Madelon!
(Sie fährt aus ihrer Lethargie auf und umſchlingt ihn leidenſchaftlich.)
Kann ich
Sie laſſen? Ich muß leben! Ich muß leben!
Dies Auge ſoll ich nicht mehr ſehn, wie's Frieden
Und Ruh' mir in die trübe Seele blickt.
Ja; ich will leben! Ihr ſollt ſehn, daß ich
Unſchuldig bin. Ich bin der Mörder nicht.
Ich will Euch zeigen, wer der Mörder war.

Madelon

Mein frommer Vater, hilf uns doch vom Himmel.
Olivier, ſei unverzagt. Er iſt
Ja dort und wird dir helfen. O ich weiß es!

Olivier

Du weißt es, daß er dort iſt? — Ja; ſo muß
Ich ſterben. Eins nur, Madelon, nur eins,
Eins laß mich fragen: Hältſt mich du für ſchuldig?
Wenn ſie mich töten —

Madelon

Dich, Olivier?
Wenn ſie dich töten, will ich auch nicht leben.

Olivier

Glaubſt du an meine Unſchuld?

Madelon

Wie an Gott
Und meinen Vater.

Olivier

Ja; es muß! — So führt mich,
Wohin Ihr wollt. Ich bin bereit zu ſterben.
Verdien' ich's, iſt es nicht um dieſen Mord.
Schuldig bin ich — und doch bin ich unſchuldig.

Degrais

Schließt ihn und führt ihn fort. Wer iſt dies Mädchen?

Caton

Des Sel'gen Tochter, Herr. Ein Engel.

Degrais

Weiß
Sie von der Tat?

Caton

Ich ging nur erſt von ihr.
Sie legte ſich zu Bett.

Olivier

Als ich ſie weckte,
War Alles ſchon geſchehn.

Caton

Seht Ihr, wie ſie
Sich ſchämt, daß Ihr ſie ſo betrachtet?

Degrais

Vorwärts.

Madelon

(an Olivier hängend)

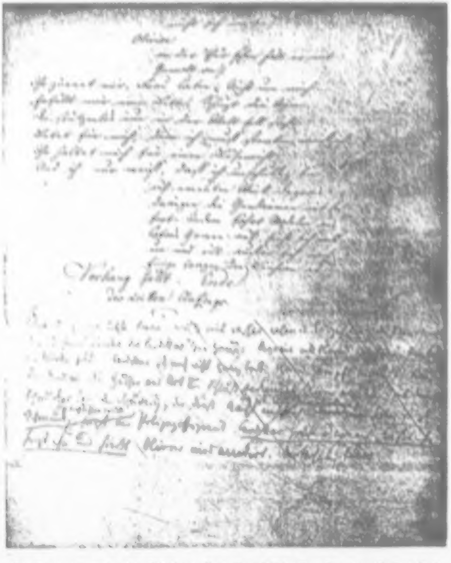
Ach, Herr, nehmt ihn mir nicht. Ich habe Niemand
Mehr auf der Welt als ihn. Er iſt unſchuldig.
Seht, wenn er ſchuldig wär', liebt' ich ihn nicht.
Er iſt ſo brav, ſo gut. Ach, Herr, warum
Sollt' ich das ſagen, wenn es anders wäre.

(Auf ein Zeichen von Degrais bewegt ſich der Zug.)

O Gott, Ihr hört mich nicht. Ihr wollt ihn töten.
Ich aber laſſ' ihn nicht. Erſt tötet mich.
Wenn Ihr ihn tötet, tötet Ihr mich mit,
Und wenn Ihr's nicht wollt. Führt mich mit.

Degrais

Das könnte
Noch werden. — Vorwärts.



Eine Seite aus der Urschrift des „Fräulein von Scuderi" mit kritischen Bemerkungen von Gutzkows Hand

Madelon

Führt mich mit. Wo er iſt,
Muß ich ſein. Wo er nicht iſt, kann ich ja
Nicht ſein, kann ich nicht leben. Habt Erbarmen,
Ihr tötet mich doch einmal, trennt Ihr uns.

Degrais

Zurück!

Olivier

(indem er weggeführt wird)

Ach Madelon! arme Madelon!
Meine arme Madelon!

Degrais

Vorwärts.

Madelon

(Olivier iſt ſo von Gendarmen umgeben, daß ſie nicht zu ihm kann)

Olivier!

(Sie ſinkt um; Caton bemüht ſich um ſie.)

Olivier

(an der Tür ſchon, hält mit Gewalt an)

Ihr zürnet mir, Frau Caton. Nicht um mich
Erfüllt mir eine Bitte. Schützt die Arme,
Die ſtützenlos nun in der Welt ſoll ſteh'n.
Betet für mich, denn ich muß ſterben, weiß ich.
Ihr haltet mich für einen Böſewicht;
Und ich nur weiß, daß ich unſchuldig bin.

(Auf erneuten Wink Degrais drängen die Gendarmen ihn mit ſich fort. Indem fährt Madelon aus Catons Armen auf, ſieht ſich wild um und eilt außer ſich nach. Einige tragen den Leichnam ab. Vorhang fällt.)

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug

Bei der Scuderi;
wie früher.

Erſter Auftritt

Serons und Martinière im Geſpräch; ſie ſprechen leiſe, um Madelon nicht zu wecken, die auf einem Ruhbett ſchlafend liegt.

Martinière
Da ſchleppte man den Mörder eben fort.
Serons
Den Mörder Cardillacs?
Martinière
Den Leichnam trugen
Zwei Männer nah genug an uns vorbei,
Daß ich erkennen konnte, wer es war;
Obgleich nur eben erſt die Sonne aufging.
Serons
(auf Madelon zeigend)
Das Mädchen aber —
Martinière
Hing wie außer ſich
Dem Mörder um den Hals; und als man ihn
Gewaltſam von ihr trennte, ſchlug ſie nieder
In Ohnmacht auf das Pflaſter. Wie ſie das ſah,
Da ließ mein Fräulein halten. Alles war
Vergeſſen, Landpartie und Freundin — Alles.
Das war ſo Waſſer auf des Fräuleins Mühle,

Die Jagd auf die Verlaſſenen macht. Sie nahm
Das Mädchen von dem Pflaſter in den Wagen;
Zurück ging's und wir waren wieder hier,
Von wo wir kamen.

Serons

Und das Fräulein?

Martinière

Damit
War's nicht zu Ende. Recht ging's nun erſt an.

Serons

Die Kleine blieb dabei, ihr Bräutigam ſei
Der Mörder nicht —

Martinière

Ja. Und mein Fräulein hat
Sich's nun geſchworen, unverſucht will ſie
Nichts laſſen, was den Menſchen retten kann.

Serons

Das ſieht dem Fräulein ähnlich, wie das Mitleid
Den Engeln. Doch vergeblich müht ſie ſich.
Eh' windet ſie dem Satan eine Seele
Aus der Hand, als dieſem la Regnie ein Opfer.
Und gegen ihren Schützling ſpricht zuviel,
Als daß man ihre Meinung teilen könnte.

Martinière

Nun ging's ſechs Tage lang von Pontius zu
Pilatus, zu la Regnie, zu — weiß ich's?
Sie ißt nicht, ſchläft nicht — und da hilft kein Wort.
Jetzt eben iſt ſie wieder auf der Straße.
(Nach Madelon zeigend.)
Wär's nicht ein gar ſo liebes Kind, ich könnte
Der Kleinen dort in vollem Ernſte gram ſein.

Serons.

Dort kommt ſie ſelbſt.

Zweiter Auftritt

Fräulein. Martinière. Serons. Madelon ſchlafend.

Martinière

Und ganz erhitzt.

Serons

Mein Fräulein.

(Küßt ihr die Hand.)

Fräulein

Mein alter Freund, willkommen.

Serons

So erhitzt –

Martinière

(ſtellt ihr einen Stuhl)

Ruh'n Sie erſt aus, bevor Sie ſprechen.

Fräulein

(betrachtet erſt Madelon liebevoll)

Ruh'n?
La Regnie ruht nicht.

Serons

Laſſen Sie doch den.
Was geht Sie der an?

Fräulein

Seht, er weiß noch nicht,
Daß ich ein Advokat geworden bin.
Ei, das verſteht ihr nicht, ihr jungen Leute;
Ein junger Anwalt, der muß rührig ſein.

Serons

(will ihr den Puls fühlen)

Sie müſſen –

Fräulein

(immer im Scherz)

Dacht' ich's nicht? Er will den Puls
Mir fühlen. Ja, das iſt ſo hergebracht.

Wenn man das Rechte will mit rechtem Ernſt
Und nicht bloß auf die eig'ne Ruhe denkt,
Dann fühlen uns die Leute an den Puls.

Serons
(ebenſo)

Wenn Jemand will Unmögliches erzwingen,
Dann iſt's am Platz. Sie, beſtes Fräulein, ſollten
Sich ſchonen.

Fräulein

Schonen. Ja; das iſt das Wort.
Man muß das Unrecht dulden, wo es ſei,
Wenn's uns nur nicht betrifft; das heißt: ſich ſchonen.
Ich dachte ſchon, Serons, auch Euch zu werben
Zu einem Kämpfer der bedrohten Unſchuld.
Ihr geltet was beim König und man hört Euch.
Hab' ich die Rechnung ohne Wirt gemacht?
Helft Ihr mir, Freund? Oder müßt Ihr — Euch ſchonen?
[redacted]

Serons
(bedenklich)

Fräulein —

Fräulein
(ahmt's ihm nach)

Fräulein — Oh, nun iſt's ſchon gut.
Inkommodiert die Zunge mir nicht weiter.
Antwort genug hab' ich an dieſer Probe.

Serons

So machen ſie's, die Ritter von dem Recht;
Niemand iſt ungerechter — um das Recht.

Fräulein

Und Ihr ſeid ein Beſonnener, der vor
Beſonnenheit nicht zur Beſinnung kommt.
An Euch, ich ſeh's ſchon, darf ich mich nicht wenden.
Was ich bedarf, iſt Hülfe, wack're Tat.

Ich weiß, was man bei euch, ihr Klugen, findet:
Rat, der nicht rät, und Hülfe, die nicht hilft.
Ihr, die ihr bis zur Unbeſonnenheit
Beſonnen ſeid, geht mir; geht. Einen brauch' ich,
Der ſich vergeſſen kann. Das könnt ihr nicht.

Serons

Und doch — geſetzt —

Fräulein

Ja, wenn und in dem Fall
Der Fall vorfiele, daß, im Fall der Fall wär' —
Die einz'ge Antwort, die ich brauchen kann,
Die heißt: Ja oder Nein. Ich will; will nicht.
Atem vergeudet, wer die Tat will ſparen.
O, ihr Beſonnenen, ſo zeigt mir doch
Das Große, was ihr auf der Welt getan?
Das Größte, was geſchah; die Klugheit nicht,
Die Einfalt tat's in edelm Selbſtvergeſſen.
Und die Beſonnenheit — hat zugeſeh'n.
Vielleicht tu' ich Euch unrecht und Ihr ſeid
Noch nicht verloren, ſeid noch zu entflammen.
(Sie führt ihn vor das Ruhebett.)
Hieher, Serons, hier kommt mir her und ſeht
Dies Antlitz. Seht es noch einmal und wagt
Mir nur mit eines Zweifels Hundertteil
Die Wahrheit dieſer Stirne zu verläumden.
Ihr ſollt dem Mund nicht glauben, wenn er wacht.
Euch will ich's glauben, Mund und Wachen lügt;
Doch Aug' und Stirn und Schlummer lügen nicht.
Seht her und wagt's zu ſagen: Dieſes Mädchen
Liebt einen Mörder. — Wär' es; ja, dann traut' ich
Mir ſelbſt nicht mehr. Und ſagt mir einer dann:
Der Meiſter Serons hat's getan; Ihr ſelbſt
Habt ihm geholfen — dann — dann glaub' ich's ihm;

Dann glaub' ich Alles, wär's auch noch ſo toll.
Dann iſt der Schöpfer ſelber der Verfälſcher.

Serons

An dieſes Kindes Reinheit zweifl' ich nicht.
Doch Alles, was man weiß, ſpricht gegen ihn.
Ihr ſeid's allein, die ſeine Sache führt.

Fräulein

Die Welt iſt hart; ſie glaubt das Schlimme lieber.
Der Angeklagte iſt den meiſten Menſchen
Schon ein Gerichteter. Was gegen ihn ſpricht,
Das weiß man; weiß man auch, was für ihn ſpricht?
Was ihn verdammen kann, drum müht ſich jeder,
Da weiß der was und der; zu ſeinem Beſten,
Ach da hat Niemand Luſt und Niemand Zeit.
Ihr ſeid wie Alle. So ſpricht der la Regnie,
So Degrais. Ach, an Härte ſind die Menſchen
Sich alle gleich.

Dritter Auftritt

Baptiſte ängſtlich. Vorige.

Fräulein

Was fehlt dir?

Baptiſte

Nur erſchreckt
Mir nicht; ach, gnäd'ges Fräulein —

Fräulein

Närriſcher
Baptiſte; warum ſagſt du nicht: Erſchreckt mir?
Denn beides ſagt dasſelbe. Und nun ſprich,
Warum?

Baptiſte

Der Polizeileutnant —

Martinière
O Himmel!
Was will der bei Euch?
Baptiſte
Degrais will Euch ſprechen.
Fräulein
Seid ihr ſo kindiſch noch und fürchtet euch
Vor einem Titel? Laß ihn ein.
Baptiſte
Es iſt
Nie etwas Gutes, was der bringt. Und einen
Verhängten Wagen führen ſie mit ſich.
Fräulein
So iſt er nicht allein?
Baptiſte
Am Wagen unten
Da halten vier Bewaffnete.
Fräulein
Laßt ihn
Nicht warten.
Baptiſte
(geht kopfſchüttelnd).

Vierter Auftritt

Degrais. Vorige.

Degrais
Edles Fräulein, Ihr entſchuldigt
Mein Kommen mit des Präſidenten Auftrag.
Fräulein
Entſchuldigt, daß ich ſitze, Herr, und tut
Das Gleiche, dann —
Degrais
Mein Auftrag lautet nur
An Euch.

Fräulein

(zu Serons)

Mein werter Freund —

Serons

(küßt ihr die Hand und geht).

Fräulein

(zur Martinière)

Geh, Martinière, nimm die Kleine mit dir.

Martinière

(weckt die Madelon, bedeutet ſie, und beide gehn durch die Seitentür).

Fünfter Auftritt

Fräulein. Degrais.

Fräulein

Und nun ſind wir allein. Nun ſprecht. Ich höre.

Degrais

(hat auf ihren Wink Platz genommen)

Der Präſident la Regnie würd' Euch nicht
Beläſtigen, mein Fräulein, kennt' er nicht
Eure hohe Tugend, Euern edeln Mut.
Es liegt in Eurer Hand das letzte Mittel,
Der Sache Wahrheit an den Tag zu bringen,
Die Euch ſo wichtig ſcheint als uns.

Fräulein

Ihr ſprecht
Von dem Olivier Bruſſon. Redet weiter.

Degrais

Er dringt in uns mit flehentlichen Bitten,
Ihm zu erlauben, daß er Euch, mein Fräulein,
Sein Herz entdecke. Alles will er Euch
Geſtehn. Laßt Euch herab, mein gnädig's Fräulein,
Und Ihr erſpart vielleicht ihm die Tortur.

Fräulein

Ich ſoll –

(Sie ſteht auf, ernſt.)

Mein Herr, hab' ich Euch recht verſtanden?
Ich zweifle noch, ob man es wagt, mir eine
Gemeinheit zuzumuten ſolcher Art.
Aushorchen ſoll ich den Unglücklichen?
Soll ſein Vertraun mißbrauchen und verraten?
Und wär' er auch der Mörder, der er ſcheint,
Und hört' ich ihn, ſo ruhte ſein Bekenntnis
Mir als ein Beichtgeheimnis in der Bruſt.

Degrais

Vielleicht, mein Fräulein, änderte ſich dann
Euer Entſchluß. Erinnert Euch, Ihr batet
Den Präſidenten ſelbſt um Menſchlichkeit.
Ihr ſollt allein ihn ſprechen. Niemand ſoll
Behorchen, was er Euch vertrauen wird.
Ihr könnt es dann entdecken, könnt's verſchweigen,
Könnt ſoviel davon ſagen, als Euch gut dünkt.
Das Alles hängt von Euerm Willen ab.
Und daß Ihr nichts zu fürchten habt von ihm,
Dafür ſteh' ich mit meinem Leben ein.
Er ſpricht von Euch mit brünſtiger Verehrung.

Fräulein

Ihr habt ihn bei Euch?

Degrais

Sprecht Ihr Ja, ſo ſteht er
Den Augenblick vor Euch. Und ſprecht Ihr Nein,
So geht die Unterſuchung ihren Gang
Und die Tortur –

Fräulein

O Gott!

Degrais

(zuckt die Achſeln)

Wir müſſen ein
Geſtändnis haben —

Fräulein

Ein Geſtändnis; ja,
Und wär's ein falſches, ein Geſtändnis nur!
Geht, geht, ihr Helfer der Gerechtigkeit;
Ihr machtet einen Engel zu dem Mörder,
Nur daß ihr nichts vergebens habt getan.
(Nach kurzem Beſinnen.)
So laßt ihn kommen.

Degrais
(aus der Tür)

Olivier Bruſſon, kommt
Herein.

Sechſter Auftritt

Olivier. Vorige.

Degrais

Ich mache Platz.

Fräulein
(wie ſie den Olivier ſieht)

Was ſeh' ich? Laßt mich
Mit dieſem Menſchen nicht allein. Gott! iſt
Es der? — Hört, nehmt ihn fort. Den Menſchen will ich
Nicht ſprechen.

Degrais

Kommt denn, Burſche.

Olivier

Großer Gott!
Auch diesmal ſoll mir's nicht gelingen?

Fräulein

Geht!
Geht! Hört Ihr?

Degrais
(mit Olivier ab).

Siebenter Auftritt

Das **Fräulein** allein, bald darauf **Madelon**. **Martinière**.

Fräulein
O ſo iſt es doch! iſt doch!
Es iſt derſelbe, der das Käſtchen — Gott,
Warum durft' ich nicht ſterben, eh' ich das
Erfuhr!
Madelon
(ſtürzt herein).
Martinière
(ſucht vergeblich ſie zurückzuhalten).
Madelon
O Mutter! Meine zweite Mutter!
Er iſt gerettet! Nicht? Ach nein. Ihr weint.
Fräulein
Geh' — geh' —
Madelon
Was iſt Euch? Hab' ich Euch gekränkt?
Was hab' ich Euch getan?
Fräulein
Nichts. Nichts. Das Herz
Gebrochen — weiter nichts.
Martinière
Was iſt Euch nur?
Fräulein
Geht! Geht mir! Ihr ſeid alle falſch. Ich mag nicht
Mehr leben.
Martinière
Gott! Was iſt hier nur geſchehn?
Fräulein
Und hätt's ein Engel mir geſagt; die Schrift
Auf dieſes Mädchens Stirn' iſt nachgemünzt.

Die Tränen fließen nicht des Vaters Tod,
Sie fließen ſeinem Mörder, dem Gedanken
Der eig'nen Schuld, der Furcht vor eig'ner Strafe,
Vor — Gott! wohin gerat' ich da!

Madelon

Ihr ſeht
Mich nicht mehr an. Und ich weiß nicht —

Fräulein

(die ſich mühſam gefaßt zeigt)

Geh', tröſt'
Über den Mörder dich, den ein gerechtes
Gericht verfolgt. Und mög's die heilige Jungfrau
Verhüten, daß nicht auf dir ſelbſt ein Teil
Der Blutſchuld laſte.

Madelon

So iſt Alles, Alles
Verloren!

(Sie ſinkt um; die Martinière um ſie beſchäftigt.)

Fräulein

Meine Welt iſt mir zerbrochen,
Meine Welt voll hoher, edeler Geſtalten;
Die Scherben ſtechen mir die Seele wund.
Und in la Regnies Welt ſoll ich nun leben.
Wie bin ich hülflos, ſchwach und ganz verlaſſen
In dieſer kalten, ſchauerlichen Welt!
Wenn ich nicht unbedingt mehr trauen darf —
Wo fängt der Zweifel an? wo hört er auf?

Madelon

(knieend)

Ach Gott! Mein Vater, der du nun bei Gott biſt,
Biſt du nicht mehr ſo gut? liebſt mich nicht mehr,
So wie du mich geliebt, da du noch lebteſt?
O iſt der Himmel dir ſo ſchön, daß du
Dein armes Kind vergißt, das du auf Erden
Zurückgelaſſen haſt in Not und Zagen?

Fräulein

(die ſich erſt von Madelon wegwenden wollte, um nicht beſtochen zu werden, kämpft mit dem Eindruck)

Hör' auf. Hör' auf. Zerreiß' mir nicht das Herz
Noch vollends. — Wer kann dieſe Töne hören
Und doch mißtrau'n? — Und muß ich denn? Wer kann
Mich zwingen? Hab' ich ſiebzig Jahr der Tugend
Gelebt, nur um im einundſiebzigſten
An ihrem Daſein zu verzweifeln? Nein!
Vertrauen, Lebensatem meiner Seele,
Dich will ich atmen, bis ich nicht mehr atme.
Du, Martinière, ſchnell. Baptiſt ſoll eilen,
Degrais zu ſagen, daß er wiederkehre.
(Da Martinière ſprechen will.)
Nein; geh' erſt, und dann rat' mir ab.

Martinière

(ab).

Achter Auftritt

Vorige ohne die Martinière.

Fräulein

(kann ſich nicht mehr bemeiſtern; ſie nimmt Madelon in die Arme)

Mein Kind!
Meine Madelon. Mein liebes, armes Kind.

Madelon

(umſchlingt ſie leidenſchaftlich)

Ach, nun iſt alles gut. Sie liebt mich wieder!

Fräulein

Muß ich auch noch dich ängſten, liebes Weſen?

Madelon

Ja, du wirſt helfen, meine zweite Mutter!

Fräulein

Vertrau' mir nicht ſo. Rot werd' ich, ich fühl's,
Wenn du mich ſo beſchämſt. Nur kaum, daß ich

Die Welt geſchmäht um ihrer Härte willen,
War ich ſchon ſelber hart. – Ach ſchon ſein Namen
Olivier Bruſſon mußte mich zur Milde
Bewegen. Gott, nun fällt mir ein, was mich
So eigen anſprach in des Menſchen Zügen,
Es war etwas von Anne Guiots Antlitz.
Es war ihr Aug'. Wie konnt' ich nur – ! Sie ſelbſt
Hab' ich von mir gewieſen in dem Armen.
Gewiß, nur Schmerz ſprach aus den milden Zügen.
Sie kommen ſchon.

(Zu Madelon.)

Mein liebes Leben, geh' jetzt,
Laß mich allein.

Madelon

(umarmt das Fräulein leidenſchaftlich und geht).

Neunter Auftritt

Martinière. Degrais. Fräulein. Dann Olivier.

Degrais

Mein edles Fräulein, Ihr
Befahlt –

Fräulein

Entſchuldigt, daß ich mich ſo kindiſch
Benahm. Ich habe mich gefaßt und will
Ihn ſprechen.

Degrais

(wartet, bis Martinière auf des Fräuleins Wink in die Seitentür ab, welche das Fräulein ſelbſt verriegelt, dann öffnet er die Mitteltür)

Kommt herein, Olivier Bruſſon.
Anderthalb Stunden Zeit durft' ich Euch gönnen.
Davon iſt ſchon ein großer Teil verſtrichen.
Drum faßt Euch kurz. – Ich gehe.

(Zum Fräulein.)
Ein Glockenzug
Ruft mich, wenn Ihr mich braucht.
(Ab.)

Zehnter Auftritt

Olivier. Fräulein.

Fräulein

Unglücklicher,
Nun ſprecht; wir ſind allein.

Olivier

Verehrtes Fräulein,
Erſchreckt nicht vor mir. Mit dem rechten Namen
Nanntet Ihr mich. Und bin ich ſchuldig, bin ich
Weit unglücklicher als ich ſchuldig bin. —
Ach, kennt Ihr mich denn gar nicht mehr? Iſt Euch
Mein Antlitz ſtumm? Spricht nicht mein Auge mehr
Die Sprache, die Euch widertönt im Herzen?
Ihr meintet ſelbſt, wie ich ſo klein noch war —

Fräulein

So trog's nicht. Ihr ſeid Anne Guiots Sohn.
Sie war's, die mich aus dieſen Augen anſah.
Und lebt ſie noch, die gute Anne?

Olivier

Nein.
Ein gütig Schickſal ſchloß ihr Aug', daß ſie
Nicht ſeh'n muß, was aus ihrem Kind geworden.

Fräulein

Die Anne tot? Und Euch, mein Kind und Annens Kind,
Muß ich ſo elend wiederſeh'n?

Olivier

Wie gern
Erzählt' ich Euch von meiner Mutter. Wie ſie
Undankbar ſchien, zudringlich nicht zu ſcheinen.

Wie ich — doch meine Worte ſind gezählt
Und reden muß ich Euch von andern Dingen.
Die Welt hält mich für meines Meiſters Mörder
Und für ein Glied von jener Räuberbande,
Will mich zur Auskunft zwingen über ſie.
Ich weiß, mein Fräulein, ich allein, wer jene
Verruchten Taten alle hat begangen,
Mein Leben könnt' ich retten, nennt' ich ihn.
Doch will ich ſterben, und nur Ihr, nur Ihr
Sollt wiſſen, was mit mir begraben wird.
Ihr ſollt mich nicht verkennen. Weiß ich nur,
Daß Ihr verſchweigen wollt, was ich Euch ſage.

Fräulein

Das will ich, meiner Anne armes Kind.
Könnt' ich mehr tun für dich als das!

Olivier

So hört.
Es ſind die Worte eines Sterbenden,
Die Ihr vernehmen werdet. Sterben will ich.
Was ich Euch ſage, — mich zu retten, ſag'
Ich's nicht. Weshalb ſollt' ich Euch drum belügen?
Doch Eilen gilt's. Degrais zählt die Minuten.
Darum verſchweig' ich's, wie zu Cardillac
Ich als Geſelle kam. Genug; da war ich
Und Madelon, des Meiſters Tochter war
Mir hold; wir liebten uns. Deshalb ſtieß mich
Der Meiſter eines Tages aus dem Haus;
Denn nicht für mich hab' er ſein Kind erzogen.
Nun denkt Euch, was die Zeit mir nicht zu ſagen
Erlaubt, denkt meinen Schmerz. Euch wird's nicht wundern,
Wenn ich die Nacht hindurch verzweiflungsvoll
Das Haus umirrte, das mein Liebſtes barg.
Mein Schickſal wollt' es ſo. In dieſer Nacht
Sollte der Zufall mir enthüllen, was

Selbſt Degrais' Scharfſinn unenthüllbar blieb.
Da ſtand ich an der Wand, die fenſterlos
Vom Hauſe Cardillacs nach einem engen
Und dunkeln Gäßchen weiſt. Da hör' ich's knarren
Sechs Schritt von mir, und — denkt Euch mein Erſtaunen —
Ein Heiligenbild, die einzige Verzierung
An dieſer Wand bewegt ſich, dreht ſich leis
Wie eine Tür nach innen und heraus
Kommt Cardillac geſchlichen. Tiefer Schatten
Verbirgt vor ſeinen Lauerblicken mich.
Nun eilt er flüchtig und auf leiſen Sohlen
Hart an den Häuſern hin. Ich — eil' ihm nach
Ohn' einen andern Grund, als dunkle Ahnung,
Ich könnte, eilt' ich nur, etwas Entſetzliches
Verhindern. Gott! Die Ahnung trog nicht, inſofern
Sie das Entſetzliche vorausempfand.
Doch zum Verhindern kam ich ſchon zu ſpät.
Ich ſah nur noch den Tigerſprung, ſah lautlos
Das Opfer fallen, ihm den Schmuck entreißen,
Und ſchon verbarg der Schatten jenen wieder.
Ich warf mich auf das Opfer, ihm zu helfen
Und es zu retten, wenn noch Rettung möglich.
Es war ein junger, ſchöner Kavalier;
Doch furchtbar ſicher war der Stoß geweſen.
Nun rannt' ich durch die Straßen; das Entſetzen
Hinter mir her. Erſt ſpät zwang Müdigkeit
Mich, in der Herberg' mir ein Bett zu ſuchen.
Ich ſchlief noch nicht, als mit der Sonne früh
Ein Mann zu mir herein ins Zimmer trat.
Gott! wie erſchrak ich. Es war Cardillac,
Und mit gutmüt'gem Poltern, wie's ihm zu
Gebot ſtand, und als wäre nichts geſchehn,
Hieß er mich aufſtehn und nach Haus ihm folgen,
Wo Madelon, die einmal ohne mich

Nicht leben könne, mich als Braut erwarte.
Dann ſagt' er mir, er ſei ein großer Sünder,
Durch mich jedoch gedenk' er ſich zu beſſern.
Ich ging mit ihm. Da gab er ſpäter mir
Einen Schmuck; es war derſelbe, den ich Euch
Auf ſein Geheiß gebracht –

Fräulein

Nun wird mir klar –
Erzählt nur weiter.

Olivier

Als er Euern Namen
Ausſprach, da war mir ſchon, als wär' geholfen.
Ich dachte mir: dem Fräulein ſagſt du Alles,
Was dich bedrängt, und ſie wird Hülfe wiſſen,
Wird wiſſen, wie der Cardillac unſchädlich
Zu machen iſt, ohne daß Madelon
Die Schande des verruchten Vaters teilt
Und je erfährt, was ſie – ach, teures Fräulein,
Sie ſieht in ihrem Vater einen Heiligen,
Und Wahnſinn oder Tod brächt' ihr das Wiſſen.

Fräulein

Ja; leidenſchaftlich, wie ſie iſt –

Olivier

(freudig überraſcht)

Ihr kennt ſie?

Fräulein

Ich ſah ſie neulich.

Olivier

O ſo wißt Ihr ſelber,
Daß ſie ein Engel iſt, o ſo begreift Ihr,
Warum ich lieber ſterben will, als ſie –
Seht, teures Fräulein; ſollen die Gerichte

Ihres Vaters Leichnam aus dem Grabe reißen
Und die vermoderten Gebeine noch
Brandmarken? — Madelon wird mich beweinen
Als den unſchuldig Hingerichteten.
Die Zeit wird dieſen Schmerz ſie tragen lehren.
Doch tödlich, nimmer heilbar tödlich müßte
Verzweiflung über ſie die Wahrheit bringen.
Drum will ich ſterben.

Fräulein
(ihre Rührung bemeiſternd)
Und du trafſt mich nicht.
Du ſuchteſt mich noch einmal auf; auch da
Gelang dir's nicht. An meines Wagens Schlag —

Olivier
Ich war's; ich war der Elende, der Euch
So oft erſchreckte, ohne daß es ihm
Gelingen ſollte, Euch ſein Herz zu öffnen.
Mein böſes Schickſal wollt' es ſo; denn anders
Ständ's nun um mich, gelang mir's, Euch zu ſprechen.

Fräulein
(wie vorhin)
Und Cardillac? — Er war —

Olivier
Er war's allein.
Nicht eine Bande war's von Mördern. Ihn
Trieb angeborner Wahnſinn zu dem Ärgſten.
Ihn quälten wilde Träume, hetzten ihn,
Bis er den Schmuck, den er gefaßt, dem Eigner
Gewaltſam heimlich wieder abgenommen.
Eines Tags erzählt' er's mir. Er öffnete
Einen geheimen Schrein mir in der Wand.
Drin hängen all die Schmücke, die er gewaltſam

Durch Mord gewonnen, und bei jedem ſteht
Auf einem Zettel Jahr und Tag und Namen,
Wem er und wann das Leben hat gekoſtet.

Fräulein

Entſetzlich! Ja, ſo trog ſein Anſehn nicht,
Trog nicht der Schauder, der mich damals faßte,
Als — doch erzähle weiter.

Olivier

Heilig hatt'
Ich mir verſprochen, zwar um Madelon
Den Schleier nicht zu lüften, der des Vaters
Untaten barg; doch — ſei es mit Gefahr
Des eig'nen Lebens — neue Greuel zu
Verhindern; ſonſt war ich ſein Mordgenoſſe.
Da zeigte ſein Geſpenſt ihm Euern Schmuck.
Was hab' ich da gelitten! Ganze Nächte
Lag ich verſteckt bei der geheimen Tür.
Ich warnt' Euch; meine Warnung war vergebens.
Er ging. Ich eilt' ihm nach. Doch diesmal galt es
Dem Grafen Mioſſens. Zum erſtenmal
Gelang der Stoß ihm nicht. Ihn ſelber traf
Das Schickſal, das den Grafen treffen ſollte.
Ich trug ihn eilend heim auf meinen Schultern,
Den Sterbenden durch die geheime Tür.
Hier legt' er röchelnd unſ're Hände noch
Ineinander, dann — Ihr wißt, wie man mich bei
Dem Toten fand und für den Mörder nahm.
Alles ſprach gegen mich und was für mich ſprach,
Das Daſein der geheimen Tür, des Schrankes
Mußt' ich verſchweigen wegen Madelons. —
Noch Eins drückt mich. Der Sterbende hat mich,
Da er ſchon ſprachlos war, mit Blick und Zeichen
Beſchworen, den geraubten Schatz der Kirche

Zu übergeben. Ach, vielleicht wird Euch
Es möglich, ſein Begehren zu erfüllen. —

(Pauſe. Das ganze Gefühl ſeiner Lage kommt über ihn; er ſinkt weinend mit vor das Geſicht geſchlagenen Händen in die Kniee. Die Scuderi weint auch. Er faßt ſich und erhebt ſich.)

Ich weiß, was mich erwartet. — Ihr, Ihr ſeid
Gewiß von meiner Unſchuld überzeugt.
Nichts hab' ich ſonſt getan, als daß ich ſchwieg.
Doch keine Marter ſoll mir das entpreſſen.
Und nun, ach! hört die Bitten Anne Guiots;
Sie iſt's, die Euch in meinem Jammer fleht.
Und nun, ach! hört mich, hört die Bitten Eines,
Der ſterben muß ſo jung und ohne Schuld:
Erbarmet Euch der armen Madelon,
Und dankbar will ich Euch noch ſterbend ſegnen.

Fräulein
(umarmt ihn, kann kaum ſprechen)
Mein armes Kind!

Olivier
O wie Ihr mich beſeligt,
Wie Ihr das Sterben mir erleichtert!

Fräulein
Gott!
Das Sterben! Iſt kein Weg denn mehr, dich zu
Erretten. Ach! wenn ich verſpreche, Alles
Zu tun, um dich zu retten, was ich kann —
Wie iſt das ein geringer Troſt! Was kann ich,
Die arme Greiſin, ich, das ſchwache Weib,
Als weinen, beten und vor Jammer ſterben.

(Sie beſinnt ſich.)

Eins kann ich doch. Kann eine Freude dir
Bereiten. Höre; du ſollſt Jemand ſehn.

Rätſt du den Jemand?
(Ruft durch die entriegelte Tür.)
Madelon!

Olivier

O Gott!
Sie iſt's? Sie hier? Sie ſoll ich ſehn?

Elfter Auftritt

Madelon. Vorige.

Madelon

(ſtürzt in ſeine Arme)
Olivier!

Olivier

Du biſt's? Mein Einzig's?

Madelon

Biſt du's denn? Ich kann dich
Vor Tränen noch nicht ſeh'n.

Olivier

Ich hab' dich wieder!
(Weinend und lachend.)
Ha ha, ich hab' dich wieder, meine Seele.

Madelon

Ach du biſt bleich, Olivier; mein armer
Olivier!

Olivier

Ich bin nicht arm jetzt. Nein.
Ha ha, ich will den ſehn, der reicher iſt!

Fräulein

(eben ſo glücklich wie die Jungen)
Sein Ich hält der Verdorbne krampfhaft feſt;
Er hat Nichts weiter auf der Welt. So ſelig
Vergeſſen kann ſich nur das reine Herz. —
Den kalten Degrais hör' ich ſchon. Ihr müßt
Euch trennen, Kinder. Madelon. Sie iſt

Ohnmächtig. Hilf, Olivier; wir tragen
Sie da hinaus. Ach, arme, arme Kinder!
(Es geſchieht; ſie ſchließen die Tür.)
Martinièr', ſorg' für das arme Kind.

Zwölfter Auftritt

Degrais. Die Vorigen.

Degrais

Entſchuldigt, edles Fräulein, wenn ich ſtöre.
Die Friſt iſt um, die mir der Präſident
Bewilligt hat. Olivier Bruſſon
(aus der Tür ſprechend)
Legt ihm
Die Ketten wieder an — Ihr müßt nun gehn.

Olivier

Mein Fräulein, heißen Dank — und lebet wohl.
(Er geht.)

Fräulein

Lebt wohl, Olivier Bruſſon! Hört mich Gott,
Sag' ich Euch nicht zum letztenmal Leb' wohl.
(Zu Degrais, der ſie fragend anſieht.)
Mein würdiger Meiſter, der Beklagte hat mir
Glaubwürdig ſeine Unſchuld dargetan.
Und nur ein edelmütiger Entſchluß,
Die Unſchuld ſelbſt nicht zu vernichten, hält ihn
Zurück, Euch ſein Geheimnis zu entſchleiern.
Ein Entſchluß, den Ihr ſelbſt bewundern würdet
Der um ſo edler iſt, als er geheim bleibt.

Degrais

(fein lächelnd voll Höflichkeit)
Den Präſidenten wird es freu'n, wenn es
Bruſſon bei ſeiner hohen Gönnerin
Gelungen, ganz ſich zu rechtfertigen.
Doch was den edelmütigen Entſchluß

Mit dem Geheimnis anbetrifft, wird's ihm
Unendlich leid tun, daß die Chambre ardente
Dergleichen Edelmut nicht würd'gen kann,
Der ihr ein Vorwand nur erſcheinen darf;
Und ſich, bis das Geheime ihr bekannt,
Nur an das Nichtgeheime halten muß.
Zum Beiſpiel daran, daß, ſo lange nun
Olivier Bruſſon in Verwahrung iſt,
Der Straßenmord ſchon feiert —

Fräulein

Haltet ein.
Um Gottes willen folgert nichts daraus,
Daß Bruſſon nun — ich darf nichts ſagen. Wüßtet
Ihr — Soviel nur kann ich Euch ſagen: Er
Iſt nicht der Mörder Cardillacs; er iſt
Unſchuldig an dem Straßenmord. Ein böſes
Geſchick zwingt ihn, der Schuldige zu ſcheinen
Und was ihn retten könnte, zu verſchweigen.

Degrais
(immer ſehr verbindlich)

Der fromme Glaube, der Euch ziert, dem Richter
Würd' er ſchlecht anſteh'n. Gut, Ihr ſagt, mein Fräulein:
Er muß verſchweigen, was ihn retten kann,
Und Edelmut iſt's, was dazu ihn treibt.
Mein Fräulein, dieſe Worte ſprach er ſelbſt,
Als ich ihn griff: „Ich bin bereit zu ſterben.
Verdien' ich's, iſt es nicht um dieſen Mord."
Und worum ſonſt? Wenn nicht um dieſen, doch
Um and're? — Ging der Edelmut ſo weit,
Muß er verſchweigen, was ihn retten kann,
Daß er noch ſpricht, was ihn verderben muß?

Fräulein

Oh, dieſes unheilbringende Geheimnis!

Was für ihn zeugen ſollte, klagt ihn an.
Und doch –

Degrais

(achſelzuckend, macht ſich zum Gehen bereit; immer ſehr höflich)

Der Präſident tat, was er konnte.
Des Richters Pflicht iſt, Unſchuld oder Schuld
An den Tag zu bringen. Weil nun, wie Ihr ſagt,
Nur des Geheimniſſes Entſchleierung
Die Unſchuld ihm beweiſen kann, ſo weiſt Ihr
Den Weg uns ſelbſt, der zu dem Ziele führt.
Wir ſind ſo unbeſcheiden nicht, in Euer
Vertrauen uns zu drängen. Uns bleibt immer
Ein Mittel noch.

Fräulein

Ihr lächelt? Gräßlich iſt
Das Lächeln wie das Mittel. Geht; mich ſchaudert.

Degrais

Auch könnt' es ſein, daß wir des Toten Tochter –

Fräulein

Was wollt –

Degrais

Bedürften bei dem weiteren
Prozeß. Den Präſidenten würd' es ſchmerzen,
Da er es weiß, daß Ihr Euch ihrer annehmt,
Wenn die Notwendigkeit unvorbereitet
Euch träfe –

Fräulein

Sie – ? O ihr ſeid keine Menſchen.
Was wollt ihr mit der Armen? Wollt ihr ſie
Noch ärmer machen? noch unglücklicher?
Wollt ihr – vor Euerm eiſenen Geſicht
Erſtarrt mein Blut. Nein – ich will nicht vergebens –
Gut – tut, was ihr – ihr dürft ja Alles tun,
All' das, weshalb ihr Andere beſtraft.

Doch glaubt nicht, daß ſie ſchutzlos iſt, bin ich
Auch nur ein Weib. Geht, geht, mein Herr.
Degrais
(immer ruhig und äußerſt höflich)
Deshalb,
So bittet er inſtändig Euch, mein Fräulein,
Daß Ihr mit dem Gedanken Euch vertraut.
Denn ſchmerzen würd's ihn, wenn Ihr ihn verkenntet.
(Verbeugt ſich tief und geht.)

Dreizehnter Auftritt

Fräulein allein, dann **Baptiſte**.

Fräulein
Nein; ich verkenn' Euch nicht. Glaubt' ich, Ihr wär't
Ein Menſch mit einem Herzen, ja; dann tät' ich's.
Und was nun, was nun tun? Und was nun laſſen,
Die Unſchuld aus des Molochs Arm zu retten?
Baptiſte
Der Graf von Mioſſens.
Fräulein
Es tut mir leid.
Ich kann ihn jetzt nicht ſprechen. Ich bin krank.
Bin —
Baptiſte
Um Olivier Bruſſon —
Fräulein
Was ſagſt du?
Baptiſte
Käm' er. Notwendig ſei's, daß er Euch ſpreche
Wegen des Bruſſon.
Fräulein
Wie, noch einer, der mich
Abmahnen will? Und doch — war's nicht der Graf
Mioſſens, der — vielleicht — er iſt willkommen.

Vierzehnter Auftritt

Graf Mioſſens. Das Fräulein.

Mioſſens
(küßt ihr die Hand)
Ich will nicht lange ſtören, teures Fräulein.
Ihr ſeid, ſo hör' ich, Bruſſons Gönnerin;
Und ihn betreffend kann ich eine Nachricht
Euch geben, die vielleicht ihm nützlich iſt.
Von Euerm ritterlichen Spruch begeiſtert:
„Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein."
Beſchloß ich, einen Harniſch unter'm Rock,
Mit einem Schmuck allein auf nächt'gem Wege,
Dem Harniſch und dem ſichern Arm vertrauend,
Das blutige Gezücht der Nacht zu treffen.

Fräulein
Und das gelang Euch.

Mioſſens
(nachdem er ſie einen Augenblick angeſehn)
Es gelang mir. Ja.
Doch wär' mir's ohne Harniſch nicht gelungen.
So übermenſchlich war des Räubers Kraft
Und ſo entſetzlich ſeiner Muskeln Schnelle.
Noch rang ich mit dem Einen, als ein Andrer
Ihm beizuſtehen kam. Der Eine ſtürzt
Zur rechten Zeit. Ich kann den Degen noch
Gegen den Andern zieh'n. Da tönen Schritte
Und Waffenklirren Straß' herauf. Ich floh,
Um nicht la Regnie in die Hand zu fallen.

Fräulein
Der And're aber –

Mioſſens
Eilte zu dem Leichnam –

Fräulein
Und rafft' ihn auf und trug ihn fort –
Mioſſens
Ihr wißt –
So ſah ich recht; ſo war's derſelbe, den
Degrais jetzt hat an mir vorbeigeführt.
Fräulein
Jetzt ſaht Ihr recht; doch neulich nicht. Der Jenem
Zu Hülfe, wie Ihr meint, herbeigeeilt,
Der kam, um Jenes Freveltat zu hindern.
O Gott ſei Dank! Nun tagt es endlich! endlich!
Euch ſendet Gott mir, der die Unſchuld ſchützt.
Denn Euer Zeugnis muß den Armen retten.
Moiſſens
(tritt einen Schritt zurück)
Mein Fräulein, mißverſteht mich nicht –
Fräulein
Wer Euch
Für edel hält, der mißverſteht Euch nicht.
Mioſſens
Euch ſagt' ich, was ich ſagte; niemand ſonſt.
Fräulein
Euch glaub' ich, was Ihr ſagt: nur nicht das Eine,
Womit den eig'nen Mut Ihr wollt verläumden.
Mioſſens
Graf Mioſſens weicht keinem Gegner, der
Mit ſeinen Waffen ficht. Doch gegen Ränke,
Spitzfindigen Schein, der mit der Schwere des
Geſetzes ſich bewaffnet, kann ich nichts
Und bin ein wehrlos Opfer wie ein Andrer.
Und wagt' ich's doch, müßt' es ein and'rer Preis
Als eines ſolchen Menſchen Rettung ſein.
Fräulein
Eines ſolchen – wie Ihr das verächtlich ausſprecht.

Gilt's ſeinem Rufe? Gilt es ſeiner Herkunft?
Gilt es der letztern, ſag' ich Euch: Ihr ſteht
So hoch, nicht um die Niedern zu zertreten.
Ihr ſteht ſo hoch, den Niedern zu beſchützen,
Wenn Unrecht ihn bedrängen will. Heißt Ihr
Ein Edler darum, daß Ihr's nicht zu ſein braucht?
Wollt Ihr ein Ritter ſein, ſo ſeid ein Retter.
Seid Ihr ein Mann, ſo ſeid Ihr es, damit
Ein Weib nicht wünſchen muß, ein Mann zu ſein.
Gilt's ſeinem Rufe nur, ſo ſag' ich Euch,
Ich, die Ihr nie als Lügnerin gekannt,
Daß er unſchuldig iſt an alledem,
Was man ihm ſchuld gibt.

Mioſſens
(ausweichend)
Doch iſt's nicht das Sein,
Mein Fräulein, nur der Schein, was hier verdammt.

Fräulein
(öffnet die Seitentür)
Und ſeht dies Mädchen dort. Dies Mädchen liebt ihn,
Wie wärmer nie ein Mädchenherz geliebt;
Liebt ihn —

Mioſſens
Welch' wunderbare Ähnlichkeit!
Es iſt die Herzogin von la Vallière,
Um vierzig Jahre jünger nur. — Ja; jetzt
Begreif' ich wohl, warum der König noch
Nach ſoviel Jahren der Zerſtreuung kann
Mit Wehmut ſeiner Jugendliebe denken.

Fräulein
(ſchließt die Tür wieder)
Was ſagt Ihr nun? Wenn Ihr mit Euerm Ruhme,
Mit Euerm Rang —

Mioſſens

Mein Fräulein, wißt Ihr nicht
Wie lang' dieſer la Regnie jenen tapfern
Herzog von Luxemburg, den Stolz von Frankreich,
In der Baſtille Kerkern ſchmachten ließ,
Und um ein Horoſkop, um weiter nichts,
Das er ſich ſtellen laſſen? Was half ihm
Ruhm und Verdienſt? Und meine Lage wär'
Ungleich gefährlicher. Ich traf den Mörder
In jener Nacht mit ſeinem eig'nen Dolch.
Nun denkt, in welchem Rufe Cardillac
Von Frömmigkeit und Bürgertugend ſtand.
Freigebig gleicht des blut'gen Todes Unrecht
Die allgemeine Meinung durch Verklärung
Des Lebens aus, das ihm vorhergegangen.
Und ſelbſt geringe Ausſaat ſolchen Lebens
Bringt ſolchem Tod oft hundertfache Ernte.
Ich bin der Lebende; er iſt der Tote;
Was man dem Toten zuviel gibt, das nimmt man
Dem Lebenden. Vom allgemeinen Zorn
Borgt ſich die Klage Macht und ſchüchtert die
Verteid'gung ein. — Und nun bedenkt, was an
Den Dolch ſich knüpft. Wer dieſes Dolches Herr,
Der ſo genau in all die Wunden paßt,
Dem läd't Verdacht die Morde ſämtlich auf.
Und ſagen: dieſe eine Tat hab' ich,
Heißt ſagen: alle hab' ich ſie getan. — — —
Zu Einem will ich mich erbieten, wenn
Daran Ihr G'nüge finden könnt. — Was Ihr
Durchſetzen wollt, als Recht könnt' Ihr es nicht
Durchſetzen vor la Regnies Richterſtuhl,
Und wollt' ich opfern, was ich nicht will opfern.
Ihr müßt Euch an den König wenden, nur
Auf ſeine eigne Überzeugung, ſein

Gefühl, das, wo der Richter ſtrafen muß,
Das königliche Gnadenrecht darf üben,
Euch klug berufen. Dazu will ich Euch,
Mein edles Fräulein, helfen, das ich achte,
Mehr als ich irgend Jemand andern achte.
Ihr ſollt Euch bei dem Könige geheim
Auf mich berufen, und – ich will nicht fehlen.
(Küßt ihr die Hand und geht.)

Fräulein

Ja; Ihr habt mir den einz'gen Weg gezeigt.
Ihn will ich gehn an Eurer Hand. Dank Euch.

Fünfzehnter Auftritt

Fräulein allein, dann die Martinière.

Fräulein

(durch die Seitentür, die ſie dann wieder ſchließt)
Schnell, Martinière, daß ich nicht die Zeit
Verſäume, wo den König ich allein
Bei der Marquiſe Maintenon kann treffen.
(Wieder durch die Tür.)
Baptiſt' ſoll eine Sänfte holen. Dann
Hilf mir mich kleiden.
(Schließt wieder.)
Den unſel'gen Schmuck
Von Cardillac leg' ich heut an. Das muß
Den König ſelbſt auf die Geſchichte bringen.

Martinière

(kommt durch die Seitentür; ſie möchte gern abraten; das Fräulein läßt ſie nicht zu Wort kommen in ſchelmiſcher Eilfertigkeit.)

Fräulein

Schnell putze mich. — Ja; das iſt eine Kunſt,
Solch einen alten Menſchen aufzuſtutzen,
Der Müh' nicht wert, die man ſich gibt –

Martinière
(während des Anziehens, kommt endlich vom Zeichen zum Wort)
Allein —
Fräulein
Und aller Putz, mit dem die Alten ſich
Aufdonnern —
Martinière
Aber —
Fräulein
Zeigt nur eben, daß es
Vergeblich Mühen iſt.
Martinière
Doch —
Fräulein
Doch? — Schon gut.
Ich ſeh' die Aber all' in deinen Augen.
Was ſollſt du deinen Mund bemühn! Du weißt,
Wer Recht behalten will, behält auch Recht.
Drum laß mich gehen; mir iſt nicht zu helfen —
Es muß gelingen! Muß! Und drum gelingt's. —
Daß ich ſo alt ſein muß, jetzt, wo ich jung
Sein müßte. Muß ich's auch? Muß ich denn alt ſein?
Und müßt' ich's, hab' ich keine Zeit dazu.
Ich kann nicht alt ſein; denn das koſtet Zeit!
Vorhang fällt.

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug

Wie im vorigen Aufzuge.

Erſter Auftritt

Das Fräulein liegt in einem Seſſel krank, die Füße in Decken gehüllt auf einem Tabouret; dieſe umſchlingend ſitzt ſchlafend Madelon. – Serons ſitzt neben dem Fräulein auf einem Stuhl. Die Martinière bei einer weiblichen Arbeit, von welcher weg ſie immer nach dem Fräulein ſieht.

Fräulein

(mitleidig auf Madelon blickend)

Das arme Ding! Rück' ihr das Köpfchen doch
Ein wenig höher, gute Martinière.
Doch weck' ſie nicht.

(Es geſchieht.)

Das Lächeln, das ihr freundlich
Ein ſüßer Traum auf ihre Lippe zaubert,
Soll vorſchnell nicht die Wirklichkeit verſcheuchen.
So. – Noch etwas. – Das arme Mädchen hat
Die ganze Nacht gewacht in dieſer Stellung,
Bis ſie den Morgen früh nach Kinderart
Über dem Weinen eingeſchlafen iſt. –
Ja, lieber Meiſter Serons, huldreich hörte
Der König mich, verſprach, was ihm nur möglich,
Woll' er für meinen Schützling tun. Und hat
Nur Mioſſens das Seine auch getan,
Hoff' ich das Beſte.

Serons

Zweimal ſchon war er,

So hört' ich, bei dem König. Einmal blieb
Er eine Stunde voll mit ihm allein. –
Noch etwas. Heute morgen war ich in
Cardillacs Haus, um etwas zu erfragen,
Wenn's möglich, was für Euern Schützling ſpräche.
Frau Caton, Meiſter Patru dort, des Mietsmanns
Haushälterin, erzählte mir von Wundern.
Zwei Nächte ſchon ſei über ihrer Wohnung
In Meiſter Cardillacs eh'mal'ger Werkſtatt
Ein Schreiten und ein lebhaftes Geſpräch
Geweſen. Da es bei verſchloſſner Haustür
Geſchehn und ſonſt kein Eingang mehr ins Haus,
So ſei kein Zweifel, daß der Gottſeibeiuns
In eigener Perſon der Redner ſei.
Sie fürchte nun den Gottſeibeiuns nicht,
Sei drum dem Treiben einſt ſo nah als möglich
Geſchlichen, und wenn ſie nicht wüßte, daß es
Nur eitel Blendwerk damit ſei, ſo würde
Sie ſchwören, daß ſie den Olivier Bruſſon
Und Degrais miteinander ſprechen hören.

Fräulein
(erheitert)

Ei, das kommt immer beſſer. Seht mich nicht
So fragend an, warum, was Ihr erzählt,
Mich ſo erfreut –

Serons

Mein Fräulein, Ihr vergeßt,
Die Haustür, die geſchloſſen war. Das Reden
Klang eben nur in der Frau Caton Hirn,
Sonſt nirgends.

Fräulein

Doch verſichr' ich Euch, es klang
Wo anders noch – Still, ſtill! ich ſag' zuviel.
Horch; Martinière, ſchellt es nicht im Vorhaus?

Martinière

Ich hörte nichts.

Fräulein

Doch ich. So ſilbern klang mir's,
Als hätt' es gute Nachricht mir zu melden.

Martinière

(ab).

Fräulein

Daß ich hier liegen muß. So Freud' als Kummer
Drückt doppelt auf den Liegenden. So was
Hilfloſes iſt im Liegen. Alter Freund,
Laßt mich nur auf ſein und Ihr werdet ſehn,
Nur ſchneller dann geneſ' ich.

Serons

Ruhe muß
Der Unruh' Folge tilgen. Zuviel war's,
Was dieſe Tage Eure Seele hat
Dem Körper zugemutet.

Fräulein

Und nun mutet
Der Körper noch weit mehr der Seele zu.
Doch muß ich's Euch geſteh'n; einmal ſchon hab' ich
Verſucht heut' aufzuſtehn und konnt' es nicht.

Martinière

(freudig herein, einen Brief in die Höhe haltend)

Hier iſt's! Hier! Hier!

Fräulein

Ei, junges Volk, was gibt's?

Martinière

Vom Hof, mein Fräulein.

Serons

Ihr verfärbt Euch; ſeht,
Ich ſollt' es nicht erlauben, daß Ihr jetzt
Euch um die Sache kümmert –

Fräulein

Beſſer jetzt
Erblaſſen als nachher erröten. Gib. Das iſt
Die Hand der Maintenon. — Wie mir das Herz pocht.
Nur junge Mädchen, dacht' ich, hätten Herzen;
Nun weiß ich's beſſer. Sieh; ich kann das Blatt
Vor Zittern nicht erbrechen. Brich und lies.

Martinière

Geht mir's doch nicht viel beſſer. Gott, nun iſt
Ja Alles gut!

(Sie lieſt.)

„Ich bedaure, mein ſehr würdiges Fräulein, daß ich in der Euch bewußten Sache nichts tun kann. Das Volk will des Angeklagten Tod. Es gilt, dem Volke die Gerechtigkeit ſeines Königs zu zeigen. Ihr wißt, wie der König in dieſem Punkte denkt; eben ſo, daß ich, Euch zu gefallen, ſchon zu weit über meinen Grundſatz hinausgegangen bin, mich auf keine Weiſe in die Geſchäfte zu miſchen."

(Eine Pauſe der Betretenheit.)

Ach, Ihr verblaßt Euch ganz.

Fräulein

Schlimm, ſchlimm genug,
Daß ich nichts Beſſers weiß zu tun. Jetzt, wo
Geholfen werden muß. — Sie ſagt ſich los,
Und Alles in dem Brief iſt hoffnungslos.
Und ich — hier lieg' ich —

Martinière

Nein; Ihr werdet mich
Im ganzen Ernſt nun böſe machen! Habt Ihr —

Fräulein

Was hab' ich? Nichts hab' ich getan. Wer nicht
Genug getan hat, der hat nichts getan.

Martinière

Ach ja. Euch ähnlich ſieht's. Warum packt Ihr
Euch nicht die Schuld noch auf, daß es mißlang?

Bis jetzt hab' ich geduldig zugeſeh'n.
Nun aber wird's zuviel. Ich leid' es nicht,
Daß Sie noch etwas tun in dieſer Sache.
Sie haben nun das Ihrige getan.

Fräulein

Dir iſt das Grund genug, weil du nur mich
Entſchuld'gen willſt. Du kannſt das, aber ich
Darf's nicht. Ich darf mich nicht entſchuldigen.
Was kommt da noch? Das iſt Baptiſte.

Zweiter Auftritt

Baptiſte. Vorige.

Fräulein

Was iſt?

Serons

(will ihn abhalten von dem Fräulein)

Sie haben Schlimmes –

Martinière

Schweigen Sie.

Fräulein

Sprich nur,
Baptiſt'; ich heiße dir's.

Baptiſte

Heut' noch, heut' noch
Soll die Hinrichtung ſein.

Fräulein

Von wem?

Baptiſte

Von –

Martinière

Daß Sie uns
Das Fräulein töten? Sie –?

Baptiſte

Mein Gott, was ſoll
Ich denn nun tun?

Fräulein

Laß dich nicht irre machen,
Mein ehrlicher Baptiſt. — Und ſprecht mir leiſe,
Daß Ihr das arme Kind nicht weckt. Es iſt
Ihr Urteil, fürcht' ich, was du ſprechen willſt.
Das Reſtchen Traum, das ihr Geſicht umlächelt,
Vielleicht, vielleicht iſt es ihr letztes Lächeln,
Denn ſeine Rettung träumt ſie noch.
Heut' ſchon will man ihn töten? Gott und wann?

Baptiſte

Den Abend noch. La Regnie hat geſchworen,
Kein Engel ſoll ihn retten.

Fräulein

Großer Gott!

Baptiſte

Das Volk iſt ganz empört.

Fräulein

Empört? Was ſagſt du?
Worüber denn empört, wenn er ſoll ſterben?

Baptiſte

Darüber eben, daß er ſterben ſoll.

Fräulein

Und haſt du recht gehört?

Baptiſte

Da braucht man nicht
Sehr aufzuhorchen. Hört man's doch von hier
Wie ferne Wellen brauſen. „Nieder mit
La Regnie," ſchreit das Volk, „der König lebe!
Der König ſoll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie!" Keinen mehr

Will es hinrichten laſſen, den la Regnie
Verurteilt.

Fräulein

Und doch ſchreibt die Maintenon
Das Gegenteil?

Serons

Sie ſchreibt, wie ſie's erfuhr.
Der König iſt ein Haupt, das ſeinen Augen
Und Ohren ſelten trauen darf. Und eh'
Der Ruf des Volks in ſeine Höh' gelangt,
Iſt er oft ſo undeutlich ſchon geworden,
Daß es nur kleiner Müh' bedarf, aus ihm
Sein Gegenteil zu deuten. Eben ſo
Umlagert in unruh'ger Zeit das Volk
Ein Hauſe feiler Schmeichler, der, was ihm
Vom Throne kommt, verfälſcht. Sicher iſt's: das,
Was Ludwig für des Volkes Stimme hält,
Iſt Regnie's nur und ſeiner Kreaturen.

Umwelt d. Königs

Martinière

Was? Ihr wollt aufſteh'n? Jetzt? Bei Eurer Schwäche?

Fräulein

Jetzt
Darf ich nicht ſchwach ſein.

Martinière

Doch Ihr ſeid's. Und Ruhe
Nur kann Euch helfen jetzt.

Fräulein

Wo jetzo muß
Geholfen werden, hilft die Ruhe nicht,
Da hilft nur Tätigkeit.

Martinière

Und was denn wollen
Sie tun?

Fräulein

Zum König geh'n. Den König ſprechen.
Dem König ſagen, wie man ihn belügt.

Serons

Sie kommen nicht zu ihm.

Fräulein

Um dieſe Zeit
Beginnt der Staatsrat in der Maintenon
Gemächern.

Serons

Doch Sie kommen nicht dahin.
Die Schwäche läßt Sie nicht. Und wären's nicht
La Regnie's Ränke. Glauben Sie, er wird
Sie vor den König laſſen?

Fräulein

Was la Regnie
Wird tun, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, was
Ich tun muß.

Serons

Welchen Gegnern werfen Sie
Den Handſchuh hin?

Fräulein

Der Gegner nicht, das Recht iſt's,
Was man bedenken muß.

Serons

Der Mutigſte
In Frankreich wagt nicht, was Sie wagen wollen.
Es iſt la Regnie, iſt der allgewaltige
Miniſter Louvois, ſein Buſenfreund!

Martinière

O Himmel! Säh' ich nicht, wie es muß kommen!
Ich ſeh' es, was das End' wird ſein. Des Königs
Ungnade —

Fräulein
Und du meinſt, die koſtet mir
Den kleinen Jahrgehalt, von dem ich lebe?

Martinière
Von dem ſo viele Arme leben; ja.

Serons
Vielleicht noch mehr. Die Rache des la Regnie kann
Sie bluten laſſen —

Fräulein
(lächelnd)
Nun, da käm' ich ja
Über die Ungnad' weg mit beſter Art.

Serons
Die Aufregung ſchon kann Sie töten.

Fräulein
Seht doch!
Da ſchlüpft' ich dem la Regnie aus der Hand.

Martinière
Und die paar Jahre, die Ihr Alter Ihnen
Noch gönnt, ſo hinzuwerfen!

Fräulein
Iſt's ſo wenig,
So iſt's auch nicht ſo großer Schonung wert.
Und werf' ich ſie denn hin für nichts? Such' ich
Sie für den höchſten Preis nicht loszuſchlagen?

Martinière
Und ſelbſt die Maintenon hat Sie verlaſſen.

Fräulein
So nöt'ger iſt es, daß ich ſelber handle.
Schnell, Martinière, gib mir den Mantel um.
Und du, Baptiſt, bring' eine Sänfte her.
Sagt, Serons, ſeht auch Ihr die Ähnlichkeit
Zwiſchen dem Mädchen und der la Vallière?

Serons

Sie kann nicht größer ſein — doch —

Fräulein

Hör', Baptiſte,
Zwei Sänften bring' und ſchnell. Nun, Meiſter Arzt,
Wo iſt die Schwäche denn? Steh' ich nicht ſtraff
Wie Ihr?

Serons

Der Körper borgt noch von der Seele —

Fräulein

Dann mag die Seele von dem Körper borgen.
Ich muß ſie wecken nun. He, Madelon,
Wach' auf! — Wir können uns nicht putzen erſt.
Dem Veilchen ſteht nichts ſchöner als ſein Laub;
Der Frucht nichts ſchöner als ihr leiſer Duft.
Nicht ein Gedanke von Gefallſucht darf
Dies ſchöne Bild der Reinheit heut' entſtellen.
Wach' auf!

Madelon

(erwachend)

Ja, meine Mutter. Ach, ich glaube,
Doch war ich eingeſchlafen. Zürne nicht.

Fräulein

Sagt ihr noch nichts. Vielleicht iſt ihr der Schmerz
Noch zu erſparen.

Martinière

Ach, Sie denken nur
An And'rer Schmerz —

Fräulein

Das beſte Mittel iſt's,
Den eig'nen zu vergeſſen. — Sei nicht böſe;
Auch du mußt mit. Wenn ich einmal beſchwere,
Dann tu' ich's ordentlich. Ich weiß nicht, was

Mir widerfahren kann. Und du, Baptiſte,
Bleibſt heim.

Baptiſte

Ich nicht, mein Fräulein. Der Baptiſt
Bleibt nicht daheim. Er geht mit Euch zum König.
Ging's in den Tod, der alte Baptiſt ließ
Euch nicht allein.

Serons

Erlaubt's ihm, Fräulein, und
Erlaubt's auch mir. Erlaubt mir, daß ich über
Eure Geſundheit wachen darf.

Fräulein

Still! Still!
Ihr böſen guten Menſchen. Wollt ihr mich
Zum Weinen bringen jetzt mit eu'rer Liebe?
Ihr ſollt mir doch — bei Gott, ich müßte weinen,
Hätt' ich die Zeit dazu. Nun ſeht ihr nicht,
Daß ich muß helfen, wo ich kann? Wie ſoll ich
Denn ſonſt Gott dankbar ſein für eure Liebe?
(Sie ſtützt ſich auf Martinière und Madelon; im Gehen.)
Es geht noch langſam. Doch laßt das nur gut ſein.
Komm' ich erſt in den Gang, dann überhol' ich
Euch alle. Und nun vorwärts. — Hat er ein
Und ſiebzig Jahr' gehalten mir bis jetzt,
Der alte Leib, wird er auf Einen Tag
Mehr oder weniger nicht intereſſiert ſein.
Kommt, Kinder, kommt. Schon geht's was beſſer. Kommt.

(Alle ab.)

Verwandlung.

In den Gemächern der Marquiſe Maintenon.

Eine Mitteltüre. Zwei Seitentüren vorn.

Dritter Auftritt

Das **Fräulein**, geführt von der **Martinière** und **Madelon**, durch die Mitteltür. **Serons**.

Fräulein

Da wären wir. Dies iſt das Zimmer. Hier
Kommt er vorbei.

Serons

Die Maintenon ſtellt Euch
Dies Zimmer zur Verfügung. Doch ihr ſelbſt
Möchte vergönnt ſein, wegzubleiben. Sie
Will Euch nicht hindern; doch Ihr ſollt auch nicht
Auf ſie zählen.

Fräulein

Kommt nicht Jemand? Ja. Nun geht,
Ihr lieben Menſchen. Laßt mich nun allein.

Martinière

Ihr zittert.

Fräulein

Es iſt kühl hier. Sonſt um nichts.
Du, Madelon, mußt an der Türe bleiben,
Daß ich dich gleich –

Madelon

Ja, Mutter; ich will nah ſein.

Fräulein

Heut' bin ich eine wichtige Perſon.
Ich fühl's bis in die Füße. Gebt mir doch
Einen Stuhl. – Hier muß ich auf der Lauer liegen.

Dorther kommt mir mein Wild. Sollt' ich's erlaufen,
Da wär' es ſicher heut' vor mir.

(Der Stuhl wird ihr nah an die rechte Seitentür geſetzt.)

Nun geht.

(Gibt allen die Hand.)

Vierter Auftritt

Das Fräulein

(allein)

Bis jetzt hab' ich geſcherzt, die lieben Menſchen
Mir heiter zu erhalten, die um mich
Sich ängſten. Und nun wird mir ſelber bang.
Muß ich die Tür hier lang anſeh'n und denken:
Hier wird er kommen, geht mir's wie dem Kranken,
Dem man das Meſſer vor die Augen hält,
Das ihm ſoll helfen. — Iſt dies auch ein Kampf?
Mein alter Leib, nur jetzt verlaſſ' mich nicht,
Wo Alles mich verlaſſen hat und ich
Allein auf mich muß ſtehen — oder ſitzen!
Ich muß verſuchen, über dieſe Spanne
Voll ſchwerer Spannung mich hinwegzuſcherzen.
Der gute Gott ſoll dieſes freundliche
Geſchenk mir nicht umſonſt verliehen haben.
Er ſelbſt iſt ja ein heit'rer Gott, und Alles,
Was er geſchaffen, iſt ſein heitrer Spiegel.
Scheint einem Menſchen dieſer Spiegel trüb',
Iſt's nur ſein eignes trübes Angeſicht,
Was ihm daraus ſo trüb' entgegenſieht.
Der gute Wille lächelt, Frömmigkeit
Und Tugend, Glaube, Liebe, Hoffnung lächeln;
Die gute Tat hat keine finſt're Stirn'.
Heiter iſt alles Gute; doppelt gut,

Wenn's doppelt heiter iſt. – Nun komme, was
Da will! –
(Schritte; ſie ſchrickt zuſammen und ſteht auf.)

Fünfter Auftritt

Bontems. Fräulein.

Fräulein
Das iſt Bontems, der Kammerdiener
Des Königs, nicht der König ſelbſt.
Bontems
Mein Fräulein,
Erwartet Ihr den König?
Fräulein
Sonſt wär' ich
Nicht hier.
Bontems
Ihr ſeid es um des Bruſſons willen –
Fräulein
Um der Unſchuld willen, Freund.
Bontems
So gut die Sache
Erſt ſtand, unwiederbringlich iſt ſie nun
Verloren. Seine Majeſtät, der König
Wollte den Bruſſon ſelber ſeh'n. Schon iſt er
Hiehergeführt und wartet auf den Wink.
Wenn ihn der König einmal ſah, war er
Gerettet. Denn wie Licht und Wärme von
Der Sonne geht der Strahl der Gnade von
Der Majeſtät aus. Aber la Regnie
Kam dem zuvor. Bei der Gerechtigkeit,
Deren Bild die Majeſtät ſoll ſein, beſchwor er
Den König, ſtellt' des Volkes Wut ihm vor,
Wenn dieſer Sünder, deſſen Tod das Volk

Zu ſeiner eig'nen Sache macht und laut
Zum König aufſchreit um ein ſtrenges Beiſpiel,
Begnadigt würde. Das iſt ſeine Seite,
Wo er verwundbar iſt. Im Kampfe gegen
Den Adel muß er auf das Volk ſich ſtützen.
Jetzt eben führt man den Unglücklichen
Zurück in die Gewalt der ſtrengen Richter,
Und ſeinen Tod kann Niemand mehr verhindern.
Der König iſt ſo ungehalten auf des
Bruſſons Verteidiger, daß er kein Wort
Für ihn mehr hören will; ja nicht den Namen
Des Bruſſon darf ihm Jemand nennen, der
Den höchſten Zorn nicht auf ſich laden will.
Mein Fräulein, laßt Euch raten; gebt es auf,
Alles in dieſem Spiel zu wagen, wo
Ihr nichts gewinnen könnt. Wollt Ihr, ſo nah'
Dem Grab, ſo ſchwere Laſt noch auf Euch laden,
Den Zorn des Königs und jenes la Regnie
Allmächt'ge Rache? Nein, mein edles Fräulein.
Ich kann etwas bei ſeiner Majeſtät;
Und wo es ſonſt mag ſein, glaubt meinem Wort,
Dürft Ihr auf meine Dienſte ſicher rechnen.
Doch hier – des Königs Zorn iſt noch zu neu
Und dieſer Richter Rächerarm zu eilig. – –
Er kommt. – Der König kommt. – Sie wollen dennoch –?
Mag Gott Sie ſchützen bei dem kühnen Wagnis.
(Er zieht ſich zurück.)

Sechſter Auftritt

Das Fräulein allein, gleich darauf der König.

(Das Fräulein erhebt ſich; der König tritt ein aus der rechten Seitentür; wie er das Fräulein ſieht, verfinſtern ſich ſeine Züge; er ſchwankt einen Augenblick, ob er nicht wieder umkehren ſoll; er will ſchnell vorbei; um das Fräulein nicht zu Wort kommen zu laſſen, ſpricht er während des Gehens.)

König

Ah. Seht. Mein edles Fräulein Scuderi.
Ich habe dringende Geſchäfte –

Fräulein

Majeſtät,
Das dringendſte Geſchäft für einen König iſt
Gerechtigkeit!

König

(bleibt verwundert ſteh'n)

Die rufen Sie an?

(Will gehen.)

Fräulein

Majeſtät,
Im Namen Ihres Volks ruf' ich ſie an.
Im Namen Ihres Volks Gerechtigkeit!

König

Die ſoll dem Volke werden. Doch uns däucht,
Die wir gewähren wollen, iſt die nicht,
Um die Sie bitten.

Fräulein

Hören müſſen Sie!

König

Wohlan; ich will Sie hören. Einen Namen
Nur nehm' ich aus. Wie Sie den Namen nennen –

Fräulein

Den ſollen Sie nicht hören. Einen Fremdling
In dieſen Zimmern bring' ich, wenn ſein Namen
Auch oft genannt wird –

König

Muten Sie mir jetzt
Nicht zu, ſpitzfind'ge Rätſel aufzulöſen –

Fräulein

Das Volk, mein König, ruft zu Euch um Recht
Gegen die Mörder –

König
Das wird ihnen ſchon.
Fräulein
Nicht gegen die, mein König, die bei Nacht
Und heimlich morden; nein, mein König, Recht
Gegen die Mörder, die bei Tage morden
Und öffentlich und die dem Recht zum Hohn
Sein heilig Schwert zum Mörderdolch entweih'n.
Gegen die Mörder, die, was ſie verletzen,
Zum Vorwand ſelber nehmen der Verletzung.
Die unter'm Namen der Gerechtigkeit die
Gerechtigkeit verhöhnen, die dem König
Des Volkes Lieb' entfremden. Darum ruft
Das Volk, das ſeinen König lieben will,
Recht gegen die Entfremder, die Entweiher,
Recht gegen die la Regnie!
König
Fräulein, Ihr
Seid kühn.
Fräulein
Ich weiß es, was ich wage, daß ich
Den Fremdling hier einführen will, die Wahrheit.
Ihr wollt das Recht, mein König, doch la Regnie
Will's nicht. Ihr wollt, das Volk ſoll Euch vertrauen,
Seinen Vater in Euch ſehn; Ihr wollt es, aber
La Regnie will es nicht. Ihr wollt die Wahrheit;
Ihr ſeid ſo groß, die Wahrheit nicht zu haſſen,
Selbſt wenn ſie Euch nicht zeigte, was Ihr wünſcht.
Ihr wollt die Wahrheit; doch la Regnie will
Sie nicht. Mein König, gebt dem Volk, was Ihr,
Nicht, was la Regnie will.
König
Die Klage will beweiſen,
Verdächtigung will nur ſchaden.

Fräulein

Majeſtät,
Ich ſteh' am Grabe. Mich erwartet ſchon
Ein höh'rer Richter, als Ihr ſelber ſeid,
Der Richter, der auch Euch einſt richten wird,
Der zwiſchen uns entſcheiden wird. Glaubt Ihr
Nicht mir, ſo ſendet Boten, doch nicht jene,
Die in la Regnies Solde ſtehn. Denn die
Geſchöpfe loben ihren Schöpfer. — Mich
Führte mein Weg durch große Haufen Volks.
(Auf einen Wink des Königs Bontems ab.)
Nieder la Regnie! Doch der König lebe!
Der König ſoll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie. Keinen mehr
Soll dieſer Schlächter ſchlachten! Solche Worte
Hört' ich von Hunderten und nicht allein
Vom Pöbel, der nur, um zu ſchreien ſchreit.
Wut gegen den la Regnie und Vertrauen
Zu ſeinem väterlichen König ſpricht
Von jedem Mund. Rechtfertigt, Herr, das letzte,
Indem der erſten Ihr ihr Recht verſchafft.
Sie wollen nicht zwei Kön'ge, ſagen ſie,
Sie wollen nur den einen, gottgeſetzten,
Den König, den ſie lieben, der ſie liebt,
Und der vom andern ſie befreien wird,
Den Alle haſſen und der Alle haßt!

König
(ſteht ſinnend).

Fräulein
(holt Madelon).

Siebenter Auftritt

Madelon. Vorige.

Fräulein
(Madelon an der Hand)
Sag' du's ihm, Unſchuld, was ſein Volk begehrt
Von ſeiner Liebe. Fleh' im Namen aller
Unmünd'gen um das Recht der Unſchuld, um
Der Schwäche Schutz! Sag' ihm in ihrem Namen:
Kein Alter, kein Geſchlecht, kein ſchwer erworben
Verdienſt, kein Ruf ſchützt vor la Regnies Schergen.
Das Geſtändnis iſt ſchon fertig vor der Frage;
Das Vorgeſagte zwingt die Henkerqual
Dem — Richter nachzuſprechen, und die Unſchuld
Geſteht Verbrechen, die ſie nicht dem Namen
Nach kennt. Aus ſeiner Kinder Armen reißt er
Auf bloße Möglichkeit den Vater. Der
Weiß nicht, warum? Das braucht's ja nicht. Man wird's
Ihm auf die Zunge legen ſchon, was er
Geſtehen ſoll. Er wird es gern. Denn das
Geſtändnis lohnt der Tod, der endliche
Befreier aus der Kerker Modergruft
Und —
(ſie wird immer ſchwächer)
aus — der — Quäler Händen —

Bontems
(der unterdeß wieder erſchienen)
Ha! wie ſchlau!
Die la Vallière ſelber —

König
(macht eine Bewegung zu geh'n).

Fräulein
(wankend)
Recht, mein König! —
Mein König — Recht — Ich ſterbe — mir wird übel —

König
(zu Madelon)
Schnell rufen Sie um Beiſtand –
(Er fängt die Sinkende auf; Bontems ſtellt ſchnell einen Stuhl, worauf ſie der König gleiten läßt. Der König geht bis zur andern Seitentür, wohin Bontems auf ſeinen Wink ihm folgt; dort bleibt er ſo lange ſtehen, bis er Madelon mit der Scuderi Leuten zurückkommen ſieht.)

Achter Auftritt

Das Fräulein, die Martinière, Madelon, Serons.

Fräulein
Ich muß ſterben
Und – hab' – nicht –
(Will aufſteh'n und dem König nach.)
Recht, mein König!
(Sie fällt der Martinière ohnmächtig in die Arme.)

Martinière
Ach! ſie ſtirbt!

Madelon
(aufſchreiend)
Sie ſtirbt? Ich laß dich nicht! Du darfſt nicht ſterben!

Martinière
Ach! iſt ſie tot, nimm mich mit ihr, mein Gott!

Serons
(um ſie beſchäftigt)
Noch ſtirbt ſie nicht, macht uns noch nicht zu Waiſen.
Reibt ihr die Stirn mit dieſen Tropfen. So.
Seht Ihr, ſchon wirkt's.

Neunter Auftritt

Olivier. Vorige.

Olivier
(erſtaunt)
Meine Mutter? Madelon? Ich
Bin frei! Gott, ich bin frei! Ich muß nicht ſterben!

Ich muß in Regnies Kerkern nicht verſchmachten
Frei bin ich! Keine Kette raſſelt mehr
Und weckt mich aus dem goldnen Freiheitstraum
Zur Verzweiflung auf. Noch immer fürcht' ich, jetzt,
Jetzt wird ſie klirren. Nein, es iſt kein Traum! Ich
Bin frei, frei wie der Vogel in der Luft,
Frei wie der Fiſch im Meer. Hab' ich nur erſt
An den Gedanken mich gewöhnt! — Meine Madelon,
Hier laß uns danken! Hier zu ihren Füßen
Der Retterin. Hier danken, weinen, jubeln!

Fräulein
(öffnet die Augen)
Wo bin ich? Wenn ich nicht im Himmel bin?

Olivier
Ihr ſeid ein Engel. Wo Ihr ſeid, da iſt
Der Himmel.

Fräulein
Meiner Anne Guiot Sohn —

Olivier
Iſt frei durch Euch, frei wie des Himmels Wolken!

Fräulein
Ihr, Serons — Martinière — Madelon.
(Gibt jedem die Hand.)
Ja; ich bin in der Maintenon Gemächern,
Wo ich den König — doch wo iſt der König?
Ohnmächtig war ich wohl? Ihr lieben Menſchen
Seid ſo bekümmert — und um mich. Daß ich
Euch ſoviel Sorgen mache.

Martinière
(bei ihr kniend; faſt zürnend)
Ewig ſieht
Sie nur das Wenige der Andern; für
Ihr eig'nes Viel hat ſie kein Aug'. Ein jeder

Tut ihr genug; ſie ſelber nur kann nie ſich
Genug tun.

Fräulein
(abwehrend)
Still! Wer kommt?

Zehnter Auftritt

Bontems. Vorige.

Bontems
Mein edles Fräulein,
Ihr habt geſiegt. Von Herzen meinen Glückwunſch.
Soeben fliegt der Bote fort. Die Chambre
Ardente hat aufgehört. Mit Regnies Reich
Iſt's aus. Schon habt Ihr Euern Schützling wieder.
In Frankreichs Namen dankt der König Euch.
Es iſt kein Wunder, ſagt' er; weſſen Sache
Die Tugend ſelber führt, der muß gewinnen.
Hier ſendet er an Euers Schützlings Braut
Einen Abſchlag nur von dem, was Frankreich ſchulde,
Sie auszuſteuern, wie's der Braut geziemt
Von Euerm Schützling. Beide ſollen aber
Von dieſem Augenblick das Land verlaſſen
Und ſich in ſeine Heimat Genf zurückzieh'n,
Wo ſie der König nicht vergeſſen wird.
Doch allen Dank verbittet ſich der König.
(Verbeugt ſich und geht ſchnell ab.)

Elfter Auftritt

Vorige ohne Bontems.

Fräulein
So geht, ihr Kinder. Gott und dieſer Kuß
Mit euch.

Olivier

Ihr wollt allein uns ziehen laſſen?
Nein. Ihr geht mit uns.

Madelon

Mutter, Ihr zieht mit.

Fräulein

Ihr dummen Kinder, denkt ihr denn, es iſt
Eine Kleinigkeit —? Denkt nur die hundert Schachteln;
Meine Tauben und den alten Star — ei ja,
Ihr junges Volk wißt, was dazu gehört,
Wenn ſolch ein altes Fräulein reiſen ſoll.
Und gar im Augenblick. — Geht; geht, ihr Kinder
Und dankt dem König durch Gehorſam. Laßt
Nunmehr die Raupe ſich einſpinnen, wo ſie
So lang gewohnt. In meinem Alter reißen
Die alten Fäden nicht ſo leicht und ſpinnen
So leicht ſich neue an. Geht, Kinder, geht.
Und wird's euch wohl, wenn ihr die neue Heimat
Erblickt, bin ich's, die euch entgegen kommt
Von dort. — Tut mir die Liebe. Nein. Kein Wort mehr.
Doch eins! Olivier, komm noch einmal.
Der Biſchof von Paris wird jene Schmücke,
Als ihm von einem reuig Sterbenden
Dazu vertraut, den Eig'nern wiedergeben.

Olivier

O meine —

Fräulein

Stille! Still! Kein Wort jetzt mehr,
Wenn ihr mich liebt. Lebt wohl.

Madelon

Lebt wohl. Doch kommt
Uns nach!

Olivier

Denn ohne Euch iſt unſer Glück
Ein halbes nur!

(Olivier und Madelon ab.)

Zwölfter Auftritt

Vorige ohne Olivier und Madelon; bald hernach Baptiſte.

Fräulein

(zu Serons; man merkt, daß ſie ſich in Gegenwart der eben Abgegangenen Gewalt angetan hat)

Gut, daß ſie gehen müſſen,
Bevor ich ſie betrüben mußte –

Serons

Meint Ihr –

Fräulein

Ich mein' es nicht; ich weiß es, wußt' es ſchon
Vorher. Mein letztes Haus darf ich beſtellen.
Meine Seele hat dem alten Leib zuviel
Geborgt. Nun iſt ſie bankerutt wie er. –
Nun geh' ich gern.

Martinière

O ſprecht nicht ſo.

Fräulein

Ich denk'
Euch wenig Sorgen mehr zu machen. Hoff' ich doch,
Mein heiter Leben ſchließt ein heiter Ende.

Baptiſte

(echauffiert herein).

Fräulein

Was iſt, Baptiſt? Wo haſt du deinen Atem
Gelaſſen?

Baptiſte

Fräulein! Ach, mein gnädig Fräulein!
Das iſt mein ſchönſter Tag in dieſem Leben.

Wenn Ihr — ach! ganz Paris iſt Euch ein Sprachrohr
Für dieſen Einen Ruf: das Fräulein Scuderi!
Die Retterin! Die Helferin! Die —
(ſchluchzend)
ich —
Ich überleb' die Freude nicht. Die Chambre
Ardente ſei aufgelöſt. Den Boten trugen ſie
Auf ihren Schultern. Ach, mein Fräulein, geht
Jetzt nicht, denn ſie zerreißen Euch vor Lieb'
Und Dankbarkeit.

Fräulein

Das Schickſal mußte mir
Was Bitt'res miſchen in das allzuſüße
Getränk. Muß ich das Stadtgeſpräch noch werden?
Was hab' ich denn getan für ſolchen Preis?
Soviel als von dem Beifall das Verdienſt
Überſteigt, ſoviel verliert der Beifall ſelbſt
An ſeinem Wert. Zu große Ehre macht
Sich ſelber wohlfeil. Und ein ſtiller Blick
Des Gleichverſteh'ns ehrt Geber und Empfänger
Mehr als der Straßen lärmendes Gepränge.
Ein ſolcher Dank würdigt allein vor Gott
Sich ſelber nicht herab. Die Maintenon
Wird mir den Aufenthalt bei ihr vergönnen,
Bis dieſe guten Menſchen wieder ruhig
Genug ſind, mich nicht ſchamrot mehr zu machen.
(Sie wendet ſich, auf die Martinière geſtützt, zu gehen. Die andern folgen. Vorhang fällt.)

Ende des fünften Aufzugs.

Die Pfarrroſe

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

Perſonen

Friedrich von Falkenſtein, Jagdjunker
Major von Wüſtenfels
Paſtor Döring
Arzt Werner
Forſtgehilfe Freitag
Verwalter Undank
Die Paſtorin
Roſe, ihre und des Paſtors Tochter
Sabine, Werners Schweſter
Friederike }
Suſanne } junge Mädchen

Erſter Aufzug

Wohnſtube bei Paſtors.

Eine Tür im Fond, eine rechts. Ein Klavier, darauf ein Efeuſtock an einem Spannrahmen gezogen; Papier, Tintenzeug. Eine Kommode mit mehreren Fächern. Neben der Tür im Fond eine Schwarzwälderuhr mit Gehäuſe. An der Wand einige Kleidungsſtücke; an der Kommode lehnend einige lange Tabakspfeifen.

Erſter Auftritt

Die Paſtorin allein, vor der Kommode knieend und in einem halbausgezogenen Fach kramend.

Paſtorin

Ich muß Alles wieder legen, wie es lag. — Nichts zu finden. Und von ihr ſelbſt erfahr' ich nichts mehr. (Horcht auf.) Das iſt ſie wohl gar? (Einiges, was ſie herausgelegt hat, tut ſie ſchnell wieder ins Fach, das ſie zuſchiebt; einiges vergißt ſie in der Eile; ſie ſteht ſchnell auf.) Nein. — Es klopft. Herein!

Zweiter Auftritt

Sabine. Paſtorin.

Sabine

(hat die Paſtorin noch aufſtehen ſehen). Schönen guten Morgen, Frau Paſtorin.

Paſtorin

Ach, Sabinchen! Was bringen Sie mir Gutes?

Sabine

Die Roſe nicht zu Haus?

Paſtorin

Sie iſt ausgegangen.

Sabine

Einen ſchönen guten Morgen von meinem Bruder —

Paſtorin

Er läßt ſich gar nicht mehr bei uns ſehn, der Herr Doktor Werner. Setzen Sie ſich doch. Die Mittagsſonne wird ſchwül. Ein Täßchen —

Sabine

Ich komme nur davon und mein Bruder hält nichts auf den Kaffee.

Paſtorin

Die Herren Ärzte! Mein Mann ſieht alle Stunden aus dem Fenſter, ob Herr Werner nicht kommt. Ich denke doch nicht, daß der Herr Doktor abſichtlich nicht mehr kommt. .

Sabine

Deshalb hat er mich hergeſchickt. Er ſagt um Roſens wegen —

Paſtorin

Der Herr Doktor nimmt's zu ernſthaft mit dem Mädchen.

Sabine

Ich kann's ihm eigentlich nicht verdenken. Die Frau Paſtorin kennen mich —

Paſtorin

Sie ſind ein braves, liebes Mädchen, an dem Jedermann ſeine Freude haben muß.

Sabine

Mir kommen die Tränen, wenn Sie ſo ſprechen. Und mein Bruder iſt wie ich. Nein, ſolch ein Gemüt. Drum iſt er auch ordentlich krank. Das ſagt' ich Roſen neulich. Für unglückliche Liebe, ſagt' ich, ſollteſt du wenigſtens Schonung haben. Unglückliche Liebe? ſagt ſie ganz barmherzig. Das iſt freilich eine ſchreckliche Krankheit. Ich möchte lieber den Schnupfen haben oder gar den Huſten als unglückliche Liebe. Aber er hat ja die Apotheke im Haus und ein Mittel drin, das für Alles hilft. Aber was denn für eins? frag' ich ganz ehrlich. Da neben in der Apothekenecke, ſagt ſie noch barmherziger. Da in dem kleinen rot und ſchwarzen Schränkchen, das zweite Fach von unten.

Der Schlüſſel liegt hinter der großen Spiritusflaſche. Ich denk' ja immer noch nicht, was ſie meint. Sagt ſie: Hat er's uns doch erſt neulich gewieſen. Ich ſage: Doch nicht Opium? Das furchtbare Gift? Und ſchlage die Hände zuſammen vor Schreck. Und, ſag' ich, mein Bruder, ſag' ich, ſagt immer: ein Mädchen ohne Gemüt, das iſt wie eine Blume ohne Duft. Da hält ſie ſich die Naſe zu. Ich ſage: Aber warum denn nur? Lacht ſie: Ich hab' ſchwache Nerven, und du dufteſt mir zu ſtark. Damit, ohne guten Tag zu ſagen, hüpft ſie fort, läßt ihren breiten Hut an den Bändern hinter ſich herfliegen und wirbelt wie eine Lerche. (Es pocht und ſcharrt draußen.)

Paſtorin

Herein. Aha, das iſt der Herr Verwalter Undank.

Dritter Auftritt

Undank feierlich komplimentierend. Vorige.

Undank

Freundlichſten Bongſchur vom gnädigen Herrn Jagdjunker und der Herr Paſtor nebſt Madame und Mademoiſelle wären hiermit freundlichſt eingeladen zu einer kleinen Überraſchung dieſen Abend punkto Acht im grünen Pavillon.

Sabine

Der Herr Inſpektor verzeihen gütigſt. Erzählen die Leute da — ich bin nicht neugierig. Ich denke, was geht mich's an, was der gnädige ſelige Herr Onkel in ſeinem Teſtamente beſtimmt hat.

Undank

(will gehn). Sehr wahr —

Sabine

Da ſollte an des Junkers zweiundzwanzigſten Geburtstag die junge Gräfin Diemar, die Verwandten alle punkt zwölf zu Nacht auf dem Schloſſe hier verſammelt ſein. Und ſollten ſich erklären, ob ſie einander — nun Sie wiſſen ſchon — heiraten wollten, der Junker und die Gräfin, und dann ſollten ſie des ſeligen Onkels Gut zum Hochzeitsgeſchenke haben.

Undank

(mit Verbeugung). Haben — aber (will gehn).

Sabine

Aber wenn der Junker die Komteſſe nicht wollte, ſo ſollte das Gut der Komteſſe gehören und wenn die Komteſſe ſich weigerte, ſollte das Gut dem Junker ſein.

Undank

(zart korrigierend wie oben). Gnädigem Junker ſein —

Sabine

Mir kann's einerlei ſein. Ich frage nicht nach anderer Leute Geheimniſſen. (Undank ſtimmt durch Verbeugung bei, ſieht aber nach der Tür.) Und ob ich weiß, ob ſein einundzwanzigſter — aber es iſt wohl unſchicklich von einem unverheirateten Mädchen, von eines jungen Herrn Geburtstag zu reden. — Ein ſittſam Mädchen hat ſich um ſich genug zu kümmern.

Undank

(den Ruhepunkt benutzend). Daher bitte ich, mich dem Herrn Paſtor ergebenſt zu empfehlen. Frau Paſtorin — Mademoiſelle —

Sabine

Empfehle mich ergebenſt.

Paſtorin

(ihn begleitend). Entſchuldigen Sie nur, daß mein Mann — ſeit dem letzten ſchweren Anfall gibt er dem Mittagsſchläfchen eine Stunde mehr zu. Aber machen Sie unſer untertäniges Kompliment und — (abgehend mit Undank) entſchuldigen, Sabinchen — ich bin —

Sabine

Tun Sie ſich keinen Zwang.

Vierter Auftritt

Sabine (allein)

Was liegt da nur? Die Frau Paſtorin ſpionierte in Roſens Kommodenfach. Wie ich kam, ſchob ſie ſchnell zu. Da iſt das herausgefallen. War auch eine ſchöne Ordnung drin. (Sie hat ein Blatt aufgehoben, ließ.) Das iſt doch gar — bin ich erſchrocken! So hätten die Leute doch recht, der Junker wollte die Roſe heiraten und das Gut verſchenken? — Ich beneide ſie nicht darum. Ich nicht. Und es iſt am Ende gar nicht einmal ein Heiratsverſprechen; ſie kann ihn gar nicht drauf verklagen. — Er verſpricht ihr mit ſeinem eig'nen Blut — ja, es ſieht ſo rötlich aus — (ſehr erleichtert) ewige Liebe. Wie das rührend iſt. Aber verklagen kann ſie ihn nicht darauf! — Die Frau Paſtorin — (Legt ſchnell das Papier wieder hin und ſteht beim Efeu.)

Fünfter Auftritt

Freitag. Sabine.

Sabine

Wie der Efeu gewachſen iſt, Frau Paſtorin.

Freitag

Na; wenn ich eine Frau Paſtorin bin! Die knixt draußen mit dem unendlichen Herrn Inſpektor.

Sabine

(wendet ſich überraſcht nach ihm). Freitag? Du biſt hier?

Freitag

Herr Forſtgehilfe Freitag. Aber nicht der heutige Freitag, ſondern ein zukünftiger; nämlich Fräulein Sabinens Zukünftiger, der gekommen iſt —

Sabine

(retiriert in ein Fenſter). Wenn uns Jemand ſo allein beiſammen ſieht!

Freitag

Dummes Zeug. Hab' meine Mütze liegen laſſen, eh' ich zum Paſtor hinaufging. (Er nimmt ſie vom Klavier.) Dem hab' ich's geſagt. Wegen ſeiner Perſon von Tochter. Meine Mutter iſt gebrechlich; das kommt von Gott und keine Pfarrmamſell braucht ſie deswegen zu verhöhnen. Aber weil ich da einmal bei meiner Mutter bin im Erzählen; da hat ihr Jemand eine ganze Rolle Geld heimlich ins Fenſter gelegt. Und das hat niemand anders als der Junker. Da wett' ich. Für den lief' ich auch ins Feuer. Wenn ich nur wüßt', ob das wahr wär', daß der Junker in der Pfarrmamſell ihre Dohnen gefallen ſein ſoll wie ein Krammetsvogel –

Sabine

(raſch). Das kannſt du nur glauben. Ich hab's ſelbſt geſehn.

Freitag

I du grüner Krautſalat! Und was nur?

Sabine

(wie vorhin). Die Verſchreibung – (Sie beſinnt ſich.)

Freitag

Eine Ehverſchreibung? Da ſollt' doch –

Sabine

(verlegen). Eine Liebesverſchreibung nur.

Freitag

Was? Und du haſt's ſelbſt geleſen?

Sabine

Nun freilich – du denkſt wohl, hinter ihrem Rücken? – Sie – wies mir's – und meinte – ob man –

Freitag

Ob man –

Sabine

(weinerlich). Ob man – nun was ſonſt? ob man – was damit ſollte machen können – nun vor der Obrigkeit.

Freitag

(hat einen Gedanken). Gehſt du mit, Sabine?

Sabine

(entrüſtet). Denkſt du, ich bin ſo eine wie die Pfarrroſe?

Freitag

Na adjes denn. Aber deinen Bruder darf man doch wohl beſuchen. (Ab.)

Sechſter Auftritt

Sabine allein; gleich darauf die **Paſtorin**.

Sabine

Nein, ſo in Verlegenheit, wie ich war! Konnte doch nicht ſagen, daß ich's hinter ihrem Rücken geleſen hatt'. So eine wie die Pfarrroſe hätt' ſich nichts daraus gemacht.

Paſtorin

(kommt zurück). Sie haben warten müſſen, liebes Sabinchen.

Sabine

Wie Sie gut ſind! Wer auch ſo eine Mutter hätte!

Paſtorin

Wie die Menſchen recht zuſammenpaſſen, ſind ſie ſelten beiſammen.

Sabine

Wie Sie aus meinem Herzen reden. Aber mein Bruder — ſagt er, er wüßte nicht, wie er dran wär'. Und würden's nicht ungütig nehmen, wenn er nicht eher wieder in die Pfarre käm', bis die Roſe ſich beſtimmt erklärt hätte. Es gingen da Gerüchte, als wenn Sie's mit der Roſe auf den Junker abgeſehn hätten und meinen Bruder hielten Sie hin; wenn's mit dem Junker nichts wär', wär' mein Bruder noch gut genug. Wir glauben von Niemand Schlimmes, beſte Frau Paſtorin, aber aufs Renommée muß man doch halten. Es iſt abſcheulich von den Leuten.

Paſtorin

Weil meine Tochter und der Junker mit einander aufgezogen und wie Geſchwiſter ſind. — Aber ich weiß. Weil ich mich nicht mit aller Welt gemein mache.

Sabine

Sie ſind auch adlig von Geburt; ich weiß es.

Paſtorin

Nicht, als wenn ich darauf ſtolz wäre. Gott bewahre.

Sabine

Nun, wenn Sie ſtolz ſind! Sie könnten's ſein.

Paſtorin

Neid iſt's. Aber ich lache nur. — Sagen Sie nur Ihrem Herrn Bruder, ich wollte ernſtlich mit dem Mädchen reden.

Sabine

Vielleicht, wenn's nicht zu ſpät wird, komm' ich auf dem Rückweg noch einen Sprung herein. Einen gehorſamſten guten Morgen an den Herrn Paſtor. Und einen Gruß an die Roſe. (Knixt.)

Paſtorin

(ſie begleitend). Meine Empfehlung an den Heern Bruder.

Siebenter Auftritt

Paſtor im Schlafrock, Käppchen mit langer Pfeife kommt von der Seite, geht meditierend auf und ab. **Paſtorin** kommt wieder herein, geht nach dem Fenſter und ſieht Sabinen nach.

Paſtorin

(für ſich). Sie ſieht nicht vom Weg auf. So zuſammengerafft. Wenn die Roſe ſo wär'!

Paſtor

Wo iſt die Roſe, Mutter?

Paſtorin

Im Wald oder auf dem Felde. Weiß ich's, wo ſie iſt? Ich weiß nur, wo ſie ſein ſollte.

Paſtor

Immer das alte Lied. Und ich dächte, endlich einmal müßte die Vernunft — ſiehſt du, Mutter —

Paſtorin

Bemüh' dich nicht. Ich kann's auswendig nunmehr. Das Weib muß ſelbſtändig ſein und der Mann ſtolz. Sie ſoll ſein Freund ſein, nicht ſeine Magd. Wer als Jüngling nicht ſtolz war, hat als Mann nichts, worauf er beſcheiden ſein könnte. Die Roſe braucht nicht das Recht des Schwächern anzurufen. Sie iſt an Kopf und Herzen emanzipiert. Und der Junker iſt ein voller, friſcher, ſtolzer Menſch und beide ſind ſo erzogen, daß ſie gar nicht unglücklich werden können. Du ſiehſt, ich kann meine Lektion. Ich hab' ſie oft genug gehört.

Paſtor

(will antworten, beſinnt ſich anders). Nun iſt's halb vier.

Paſtorin

Ich ſage nur, es wäre beſſer, ſie wären ſo erzogen, daß ſie ins Leben paßten. (Kleine Pauſe.)

Paſtor

(ungeduldig hin und her). Aber daſein könnte ſie nunmehr. Sie weiß, daß ich nur die Kaffeeſtunde meinem großen Werke über Erziehung abſparen kann. Und daß mich's ſtört, wenn Jemand fehlt. — Du könnteſt —

Paſtorin

Das Rauhe herauskehren. Und — wenn ſie ſich auf dich beruft, behalt' ich noch unrecht. Soll ich auf ſie warten mit dem Kaffee?

Paſtor

Nein. Aber ich werde wieder hinaufgehn ohne getrunken zu haben. — Wo Werner einmal bleibt? Ich hatte mich ſo an ihn gewöhnt, und er verſtand mich ſo. Wenn wir ſo ein Haus ausmachten mit Werners. Wenn Fritz verheiratet iſt, wird's einſam bei uns werden. Sieh doch, ob ſie noch nicht kommt? Faſt vier. Morgen früh will ich ſelbſt zu Werner hinüber und ihn fragen.

Paſtorin

(am Fenſter). Da kommt ſie den Berg herunter wie ein wilder Junge. (Für ſich). Wenn ich mir dagegen die Sabine denk'!

Achter Auftritt

Vorige. Roſe erſt noch in der Szene. Die **Paſtorin** arrangiert den Kaffeetiſch, ſchenkt ein pp.

Roſe

(kommt ſingend näher).

Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach ſolch ein Paſtortöchterlein
Iſt ein zu glücklich Kind.

(Dabei tritt ſie ein, ihren breiten Strohut an den Bändern ſchwingend und die feuchten Haare mit der Hand abtrocknend.) Die wilden Roſen auf dem Berg laſſen dem Herrn Paſtor ihren Gruß ſagen, und die wildeſte ſollt' ihn ausrichten. Da mußt' ich gehn, es war keine wildere da.

Paſtor

(nach der Uhr ſehend; der Ton ſoll ſehr ſtreng ſein). Vier vorbei —

Roſe

Ich dächte, Vaterchen, du wärſt froh, daß du mich nur wieder haſt. Ich wär' noch nicht da. Was weiß man da draußen von der Uhr? Das weiß Alles ſeine Zeit ohne Uhr. Nur in den finſtern Städten und Dörfern rechnet man nach Stunden, damit man einander erzählen kann, wie lang man ſich gelangweilt hat. Aber ſcharf hinter mir her keuchte ein langer, ſchwarzer Herr, der drückte ſeinen naſſen Mantel aus über Berg und Tal. (Sie zieht den Paſtor, der ſeine ernſte Miene zu behalten ſucht, mit ſich ans Fenſter.) Sieh', Väterchen, da iſt er ſchon auf dem Falkenberg da drüben. Die Schafe flüchten, der Schäfer mit. Das ſieht aus, als wär' eine Lockenperücke toll geworden und liefe davon — und der Zopf hinterdrein.

Paſtor

(mühſam ernſt). Ja doch. — Höre du. Der Freitag war da und hat dich verklagt. Wie war denn das? Du hättſt ſeine gebrechliche Mutter verhöhnt.

Roſe

(die ſchon in ſich hineingelacht). Das iſt ganz einfach ſo geweſen. Ehgeſtern wie ich nachts den Fritz herausleuchte, fängt's an zu ſprühn juſt wie jetzt. Da dauert mich der Junge, daß er im Regen noch bis ins Schloß laufen muß, während ich im Trocknen bin. Und ich denke, ich will auch nichts vor ihm voraus haben. Und ſtell' das Licht herein in die Küche und laufe hinaus nach dem Buſch zu.

Paſtorin

(von der Arbeit aufſehend). Da war doch das Nächſte, du gabſt ihm den Regenſchirm mit und —

Roſe

Das iſt auch wahr. Aber wer denkt an das Nächſte? Jetzt, rechn' ich, iſt er am Parktor, jetzt am grünen Pavillon. Das iſt halber Weg. Wenn du jetzt umkehrſt, kommt ihr zugleich nach Haus. Und wie ich das tun will, ſeh' ich ein ängſtliches Lichtchen in der Näh'; das hatte kaum das Herz zu brennen. War's das Fenſterchen von Freitags Mutter. Wie muß das heimlich ſein, dacht' ich. Wie müſſen die Freuden und Sorgen dadrinn eng beiſammen ſtecken. Wie gern wär' ich nur ein halbes Stündchen lang die alte Frau ſelbſt geweſen. Weil das nicht zu machen war, dacht' ich, ſiehſt du wenigſtens einmal durch das kleine Fenſter. Da ſaß das alte Mütterchen am Herd auf einem Schemel und trank aus einem kleinen Topf. Das rauchte ſo luſtig, und ſie lachte und nickte ſo hochmütig und doch auch ſo herablaſſend vor ſich hin, als wollte ſie ſagen: aber was haſt du denn eigentlich, du armer lieber Gott, was du mir noch beſcheren könnteſt? Darauf antwortete ich in meinen Gedanken: für dich nichts, aber für deinen Gottlob. Wenn du jetzt aufſähſt und ſähſt auf einmal eine Rolle Geld im Fenſter und dächteſt: das hat ein Engel gebracht für meinen Gottlob! Und wie ich das einmal in Gedanken geſehen hatte, ließ mir's keine Ruh, bis ich meine Sparbüchſe umgekehrt hatte und das Geld, das eigentlich für ein neues Kleid beſtimmt war, durch das kleine Fenſterchen hinein geſchoben war. Und faſt hätte mich der Freitag darüber ertappt. Ich war ganz verwirrt und ſchäme mich jetzt noch, daß er denken könnte, ich wär' ſeinetwegen erſchrocken.

Paſtorin

Und glaubſt du denn, du haſt die Alte nicht mehr erſchreckt als erfreut. Anſtatt ſo vergnügt bei ihrem Kaffee zu ſitzen, erſchrickt ſie nun bei jedem Laut, ob nicht ein Räuber ihren Schatz wittert und ſie darum erſchlagen will. Und anſtatt dir Dank zu wiſſen, ſitzt ſie jetzt vielleicht bei einer Nachbarin und macht ihre boshaften Gloſſen darüber, daß ihr Sohn dich hat Nachts allein im Buſche gehen ſehn. Die Leute glauben einmal, man ſtellt ſich beſſer, als wie man iſt; da —

Paſtor

(ſteht ungeduldig auf). Das ſind die Leute. Die Leute ſind eben die Leute. Sollen wir deshalb keine Menſchen ſein, weil die Leute die Leute ſind? Der Leute wegen das Ebenbild Gottes, der die Wahrheit iſt, verunſtalten? Manchem Menſchen kann man aber auch nicht —

Paſtorin

Ich ſage ja nichts mehr. Aber — (Sie unterdrückt ihre Gereiztheit.)

Paſtor

(wollte etwas ſagen, zuckt die Achſeln wie bedauernd, ſetzt ſich wieder zu Roſen). Da ſeh' ich noch nicht, daß du die Alte beleidigt haſt.

Roſe

Geſtern ging ich wieder vorbei. Da ſaß die Alte auf der Schwelle ihres Häuschens und ſah mit ihrem Hunde in einen Topf. Da wollte das Unglück, der Topf fiel die Stufen hinunter und ſchüttete ſeinen ganzen Inhalt aus. Der alte Hund aber und die alte Frau ſaßen ganz erſtarrt vor Schrecken da und ſahn einander an. Die alte Frau wackelte mit dem Kopf, der alte Hund mit der Naſe. Als fragten ſie ſich: Aber was fangen wir nun an? Hätt' mich's das Leben gekoſtet, ich mußte lachen. Dazu fiel mir auch ein, ich käme des Weges wohl gar, damit die Alte merken ſollte, das Geſchenk käme von mir. Da lacht' ich erſt recht, damit des Geſchenks wegen kein Verdacht auf mich fallen ſollte. Das einemal hatt' ich in der Haſt nicht ſoviel aus der Sparbüchſe herausgebracht, wie ich gemocht hätte. Da war ich geſtern Abends noch einmal dort — (verdrießlich) bin aber dasmal ertappt worden.

Paſtor

Da wird der Freitag bald kommen und dir's abbitten. — Deine Lockenperücke da drüben iſt wieder vernünftig geworden, und der lange Herr iſt ſeiner Wege. — Schon weit über vier. Ein andermal wart' ich nicht wieder. (Geht.)

Roſe

(ihn liebkoſend begleitend). Und ein andermal — aber nur nicht wieder dich krank arbeiten, Väterchen!

Neunter Auftritt

Paſtorin

(wenn ſie meint, der Paſtor könne ſie nicht mehr hören; mit gedämpfter Stimme, in der aber die ganze, vorhin unterdrückte Gereiztheit klingt). Nun wollen wir ein Wort zuſammen reden, Mamſell.

Roſe

(tritt ruhig ans Klavier und öffnet).

Paſtorin

(noch gereizter). Hörſt du?

Roſe

(ruhig). Ich weiß es, eh' Sie ſprechen.

Paſtorin

Werners Sabine war vorhin da. — Du brauchſt über die nicht zu lachen. Du nicht über die. Wollte Gott, du wärſt wie ſie. Werners Sabine iſt ein ſittſames Mädchen. Und ihr Bruder — was haſt du an beiden auszuſetzen?

Roſe

Ich? Gott behüte mich, daß ich tadeln ſollte, was er geſchaffen hat. Und es ſind ſo reinliche Seelen, die da wiſſen, Gott verzeiht, aber die Leute verzeihen nicht. Und ſollt's ein Fleck ſetzen, lieber an der Haut als am Tuch.

Paſtorin

Dir iſt's mit nichts ernſt. Dir iſt nichts heilig. Du lachſt über Alles.

Roſe

Über ſolche Dinge kann ich nicht ernſthaft mit Ihnen reden. Aber eben, weil mir's zu heiliger Ernſt iſt damit.

Paſtorin

Mit dem Junker iſt's aus. Ein für allemal.

Roſe

Wiſſen Sie auch noch, daß ich an den Junker nicht gedacht hätte ohne Sie? Wer hat mir von Kind an vom Adel vorerzählt? Und daß in mir Ihre Anſprüche auf eine hohe Stellung erfüllt werden könnten? Wenn ich nur — (betonend) vernünftig und Ihnen gehorſam ſein wollte.

Paſtorin

Und das iſt der Weg dazu, den du für dich nun einſchlugſt? Ich wollte dich glücklich machen. Ich habe meine Mutterpflicht erfüllt.

Roſe

Der Durſtende will dem Hungrigen Wein einnötigen; der Kranke dem Geſunden von ſeiner Arznei. Das nennen ſie glücklich machen. Und wenn der Hungrige nicht trinken will, heißt er obendrein noch undankbar.

Paſtorin

Ich wollte, du ſollteſt den Junker in Ehren an dich zieh'n. Das darf jedes brave Mädchen. Aber nicht ſich wegwerfen an ihn, wie du tuſt. Und kurz! Ich dulde keine Unſittlichkeit in meinem Hauſe.

Roſe

(aufflammend). Wie können Sie ſo reden, Mutter? Mit einem Manne vor den Leuten ſcherzen, das iſt Ihnen unſittlich. Aber einen Mann um das Heiligſte, was er beſitzt, um ſeine Liebe betriegen, das iſt Ihnen nicht unſittlich. Wenn Ihnen die Sittlichkeit weiter nichts iſt als ein Taſchentuch, das man vor den Mund nimmt, als eine Vorſichtsmaßregel gegen die Verleumdungsſucht der Menſchen. Mir iſt ſie mehr.

Paſtorin

Dir. — Drum nennt dich auch alle Welt eine Kokette.

Roſe

Das war ich, wie ich mir täglich von Ihnen vorſagen ließ, was ich heute tun und was ich morgen laſſen ſollte, um dem Junker das Netz immer feſter über den Kopf zu zieh'n. — Was wußt ich? Und nicht den Junker allein mußt' ich belügen; auch dieſen Werner; damit Einer ſicher bliebe. Und ich folgte Ihnen, weil ich dachte, das müßte ſo ſein. (Kleine Pauſe, dann mehr zu ſich ſelbſt in der Erinnerung.) Bis ich's wußte, bis ich's fühlte, bis an jenen Tag! Wo ich auf einmal die ganze Erbärmlichkeit meines Treibens einſah. Wo ich mich hätte verachten müſſen, wär' ich Einen Augenblick länger die Kokette geblieben, zu der Sie mich erzogen hatten. Ich durft' es ihm nicht einmal geſtehn. Ich hätte Sie bloßgeſtellt. Und von meinem Vater hatten Sie mich entfernt, ohne daß ich's merkte. Während ich ihn belog, war der Traum von meiner Offenheit und Wahrhaftigkeit ſein Stolz, ſein Alles. Wenn er mich anſieht, ſo tief aus ſeiner Seele herauf — da — aber ich muß ſchweigen. Ich muß fortlügen. Der Arzt ſagt, ein Schreck könnte ſein Tod ſein.

Paſtorin

Du rechneſt noch auf den Junker?

Roſe

Wie auf Gott und auf meinen Vater.

Paſtorin

Und heut' iſt der Tag, an dem die Gräfin Diemar — Ich ſage nichts mehr. Ich weiß, es hilft nichts. Du haſt lange deinen eigenen Willen. Ich ſage dir nur das: bis morgen haſt du's mit Wernern ins Gleiche gebracht. Er will nicht eher wieder zu uns kommen, bis du dich erklärt haſt. Und morgen früh will dein Vater ihn aufſuchen und ihn fragen — und dann —

Roſe

Aber wie ſollt' ich? Er iſt den ganzen Tag nicht zu Haus. Ich müßte ſchreiben.

Paſtorin

Sabine wird bald wieder vorbeikommen. Die könnt' es mitnehmen. — Merke nur das. Mit eurer neuen Weisheit werdet ihr die Welt nicht bekehren. Und — du achteſt freilich nicht, was die Leute Ehre und Schande nennen. Denn du und dein Vater, ihr habt eure eigene Ehre und eure eigene Schande. Aber ich gehöre zu den Übrigen, zu den Leuten, über die ihr euch immer luſtig macht, die ihr verachtet. Und geſchieht, was die Leute Schande nennen, ſo bin ich deine Mutter nicht mehr. Ich wollte dich vornehm und glücklich machen in Zucht und Ehren, aber du willſt lieber — dort iſt Papier — ich ſage nichts weiter. Mach', was du willſt. (Geht ab.)

Zehnter Auftritt

Roſe

(allein, indem ſie Papier und das Dintenzeug auf den Tiſch holt und ſich daran ſetzt, noch aufgeregt). Schreiben. Aber was? Wenn ich mit ihm reden könnte. Ich bin juſt in der rechten Laune, etwas zu tun, worüber jene die Hände über'm Kopf zuſammenſchlügen, wenn ſie's wüßten. — Was liegt aber dort an der Kommode? Hab' ich doch einmal den Schlüſſel ſtecken laſſen, und man iſt — ſo ſittlich geweſen, in meinen Sachen zu ſpionieren? Und gerade das hat ſie nicht bemerkt. Das ſoll mir eine Warnung ſein. Ich will's nicht wieder von mir laſſen. (Steckt's in den Buſen, ſetzt ſich und ſchreibt.) „Wir ſind heut Abends beim Junker im grünen Pavillon.“ Die Laube dran iſt nah an ſeiner Apotheke. „Mit dem Schlag halb zehn auf einen Augenblick in der Laube dabei. (In ſich lachend.) Es iſt ſo ein heimlich Plätzchen, daß Du Dich nicht zu fürchten brauchſt.“ Wollt' ich doch eben fragen: wo iſt nur die luſtige Pfarrroſe hingekommen? „Meine Ungnade, wenn Du ausbleibſt. Roſe Döring.“ (Während ſie das Blatt bricht, lachend.) Nur das Geſicht möcht' ich ſehn, wenn er das lieſt. „An Herrn Werner hier.“ (Ihr Blick fällt aufs Fenſter; ſie ſpringt ängſtlich auf; ehe ſie das Fenſter erreicht, bleibt ſie ſchreckverſteint ſteh'n.) Über die breite Schlucht weg. Um ein Haar lag Pferd und Reiter zerſchmettert unten. Der garſtige Junge. Noch einmal. – Er tut's der Wette wegen. Solch ein Junge ſteckt die Gefahr wie eine Feder auf den Hut. Er kommt hierher. Es iſt doch ein ſtolzer blonder Junge!

Elfter Auftritt

Paſtorin. Roſe.

Paſtorin

(eintretend). Die Sabine kommt die Straße her.

Roſe

Ob ich mich verſtecke?

Paſtorin

Iſt das der Brief? Hörſt du, Roſe?

Roſe

Ja doch, Mutter.

(Die Paſtorin ſiegelt mit einer Oblate.)

Zwölfter Auftritt

Paſtorin im Abgehn. Roſe. Falkenſtein, erſt noch in der Szene.

Falkenſtein

Tiras! Sultan!

Paſtorin

(iſt fertig und geht mit dem Briefe rechts).

Roſe

Ich will meinen Vater ſpielen. Da ſein Sammetkäppchen, ſein Sonntagsſchlafrock; eine lange Pfeife und ein Stück alter Zeitung. (Sie ſitzt ſo angetan mit dem Rücken nach der Tür.)

Falkenſtein

(in der Tür, ſpricht hinaus). Wollt ihr draußen bleiben, ſchmutziges Geſindel. Glück ins Haus. (Sieht einen Augenblick zweifelnd nach Roſen, lehnt ſein Gewehr in die Ecke; er iſt in Jagdkleidung; hat einen jungen Haſen über der Jagdtaſche hängen.)

Roſe

(agiert ihren Vater). Guten Morgen, Fritz. Von der Jagd? (Huſtet von der Pfeife.) Paſſieren da Dinge. Iſt auch der Kaiſer Franz geſtorben. Hm. hm.

Falkenſtein

(lachend). Vor ſechs Jahren, Herr Paſtor. (Nimmt ſie beim Kopf.) Guten Morgen, kleiner Herr Paſtor.

Roſe

(wie vorher). Aber Fritz, wie Sie auch heute ſind. Geht man ſo mit der Geiſtlichkeit um?

Falkenſtein

Mit der Art Geiſtlichkeit, freilich!

Roſe

(wirft Schlafrock pp. weg, aufſpringend, in ihrem eigenen Ton). Und was willſt du denn eigentlich?

Falkenſtein

Nichts. Ich bringe leiblich Brod fürs geiſtliche. (Nimmt den Haſen ab.)

Roſe

Nun! Wenn alles Brod ſo lange Beine hätte! Das Jagen möcht' ich ſehn.

Falkenſtein

Brod hat keine Beine, und doch jagt ſich mancher danach außer Atem. Aber hier! (Hält triumphierend ein Papier in die Höhe.) Hier! Was hab' ich hier? Heut' iſt's ein Vierteljahr!

Roſe

Ach die Wette!

Falkenſtein

Nun? Haſt du mir's denn abgeſchmeichelt, Schmeichelkatze du? Und weißt, was drinnen ſteht?

Roſe

(drollig). Schwarze Buchſtaben; freilich!

Falkenſtein

Alſo du weißt's nicht. Und nicht eine Woche ſollt' ich's vor dir geheim halten können. Und nun betracht' es genau. Iſt's dein Siegel noch? Ja. Und nun mach's auf und ſieh', was drinnen ſteht. (Roſe tut's.) Siehſt du! die große Wette haſt du verloren. Und die kleine auch. Wo iſt denn nun das Mädel, das man nicht überraſchen und nicht erſchrecken kann? Nun lies doch. Wenn deine Stimme nicht zittert, ſollſt du die kleine noch gewonnen haben.

Roſe

(lieſt). Fritz Falkenſtein — und —

Falkenſtein

Und? — Und Roſe Döring empfehlen ſich als Verlobte. Falkenſtein, am erſten Juni. Das iſt heut. Und morgen ſteht's in der Zeitung. Und weißt du nun, warum ich gleich fortlief, wie du's geſiegelt hatteſt? Dem Notar abzuſchreiben wegen heute Nacht. Er, die Gräfin, die Verwandten, Niemand brauchte zu kommen. Ich hätte ſchon eine Braut. Noch vor Mittag ging der Brief ab. Und weißt du nun die Überraſchung, auf die ich deine Eltern heut' einladen ließ in den grünen Pavillon? Was hätte das für Weitläuftigkeiten geſetzt wegen der dummen Baronie. Aber wenn nun heut' Nacht ſo plötzlich meine Leute, die Muſik aus der Stadt, die Raketen, die Transparents mit unſern Namenszügen, die Kanonen und Vivat Fritz von Falkenſtein und Roſe Döring, ſeine Braut, und wir beide da in bengaliſchem Feuer — was will er denn machen, der gute, liebe, alte Herr Paſtor? Als ja ſagen und uns ſegnen? Aber du dummes Mädel biſt mir ganz verſteint. Fehlt dir was? Deine Hände ſind wie Eis. Roſe! (Sie ſchüttelt erſchöpft mit dem Kopf.) Soll ich Waſſer holen? (Sie ſchüttelt;

er läßt ſie ſetzen.) Und das iſt das Mädel, das man nicht erſchrecken und nicht überraſchen kann? Und wie war's vorhin am Fenſter?

Roſe

Der arme Schimmel auch.

Falkenſtein

Spitzbube du!

Roſe

(mit gefalteten Händen wie ein Kind zu ihm auf). Bitte, bitte, mach' nicht mehr ſo gefährliche Dinge mit dem armen Schimmel.

Falkenſtein

Noch gefährlichere, bis du geſtehſt, daß dir's um den Reiter iſt und nicht um den Schimmel. Aber ich muß heim. Undank hat mir ſagen laſſen, mein alter Lehrer von der Kadettenſchule und jetziger Duzbruder iſt auf dem Schloß angekommen. Der beſte Reiter und Fechter im Land. Aber du kennſt ihn ja — den Major Wüſtenfels. Und nun heut', eh' deine Eltern gehn, an der hintern Gartentür. Ich hab' keine Ruh', bis meine Überraſchung angebracht iſt. Aber daß du nichts verrätſt und mir's nicht noch ein paar Stunden vorher verdirbſt. Da — (wirft ihr den Haſen zu) und den nicht etwa mit dem Fell brätſt — du Mädel, das man nicht erſchrecken kann, und das einem Alles abſchwatzt. (In der Tür.) Sultan! Tiras! Wo ſteckt ihr Geſindel? Adieu Roſe, adieu. (Ab.)

Roſe

(noch matt; herzlich in ſich hineinlachend). Und doch hatt' ich's erraten! Und doch! (Sie ſpringt auf und ihm nach.) Adieu, Tiras! Adieu, Schimmel! Adieu, Fritz!

Vorhang fällt.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug

Ein Zimmer auf dem Schloſſe Falkenſtein.

Erſter Auftritt

Falkenſtein, Wüſtenfels kommen im Geſpräch.

Falkenſtein

Noch einmal herzlich willkommen. Von hier kannſt du das ganze Tal überſehn. Undank ſorgt indes für eine ſolidere Erfriſchung.

Wüſtenfels

(am Fenſter). Hübſch, hübſch. Sehr ſchön ſogar. Aber ſehr — ja die Kirche da im Buſch wie die Gluckhenne mitten unter den Häuschen.

Falkenſtein

Und dort die Bergkette, der Fluß —

Wüſtenfels

(gähnt oft). Außerordentlich langwei — hübſch, hübſch. Dort iſt's wohl, wo die kleine Roſenkönigin vorm Jahr gekrönt wurde. Lebt deine Diane noch? Ein kapitales Tier. Und die Bläſſe. Gott ſtraf' mich! wenigſtens dreiviertel arabiſch. Der Schweif konnte voller ſein. Es war ordentlich Begeiſterung in ihrer Ausgelaſſenheit. Und immer niedlich. Die göttlichſten Einfälle jagten ſich. Und dieſe Geſtalt. Dieſe Fülle. Und wenn ſie dahin raſte im Tanz. Wenn man ſie faßte zum Tanz, war's wie ein elektriſcher Schlag. Jeden Augenblick kam ſie einem einmal unter den Händen weg. War ſie wieder eine Andere. Sanft, malitiös, neckiſch, großartig; wie's ihr eben einfiel. Mächtig leidenſchaftlich; daß einem angſt werden konnte, wenn man ſie ſich verliebt dachte. Donnerwetter! Ich hätt' ſie doch behalten. Dein Schimmel iſt ein prächtig Tier. Aber die Bläſſe! Drehte ſich ſechsmal auf einem Fleckchen wie ein Schachbrett groß. (Immer gähnend.) Und die Diane? Die Kartoffeln laſſen dir wohl keine Zeit zur Jagd? Aber kokett war ſie, verdammt kokett. Und auf dich hatte ſie's abgeſehn.

Falkenſtein

(nicht eben angenehm berührt). Die Bläſſe oder die Diane?

Wüſtenfels

Fällt mir ein. Im letzten Städtchen hört' ich erzählen von einem Junker in der Gegend, den eine Kokette in ihrem Garn haben ſoll. Und der Alte — ich denk', es war ein Schulmeiſter — was weiß ich? und ſeine Frau machen die Gelegenheit. Tun nicht, als ob ſie merkten, und die kleine Kokette hält's noch zugleich mit einem Andern, und der Einfaltspinſel — (gähnt) was da? Dazu ſind die Narren da, daß ſie angeführt werden. Wollte nach dem Namen fragen. Aber ich vergeſſe heute Alles. — Das verdammte Gähnen, ſo oft ich im Winde reite.

Zweiter Auftritt

Undank mit Serviette, Flaſchen pp. und Tellern. Vorige.

Wüſtenfels

Du biſt nun vierundzwanzig, Bruderherz?

Falkenſtein

Zweiundzwanzig heut'.

Wüſtenfels

(auf Undanks Bürde zeigend, die dieſer eben auf den Tiſch ſetzt). Für ſolche Jugend iſt das ein geſcheiter Einfall. (Er ſetzt ſich, nimmt die Serviette vor.) Ich bin nun fünfzig, Bruderherz. (Koſtet den Wein.) Der iſt's noch nicht. Aber er hat ſeine Zeit beſſer benutzt. (Schenkt Falkenſtein ein.) Trink'.

Falkenſtein

(lehnt ab). Danke.

Wüſtenfels

Soviel der Wein Jahre hat, ſoviel nimmt er ſeinem Trinker.

Falkenſtein

Du behältſt dann fünfundzwanzig. Mir nähm' er mehr, als ich habe.

Wüſtenfels

Es iſt wohl Keiner, der mit fünfzig Jahren nicht wünſchte, er wär' noch einmal zwanzig. Aber er dürfte nichts von dem vergeſſen, was er weiß. Dummes Zeug! Jung ſein iſt eben dumm ſein. Das göttliche Privilegium, dumme Streiche machen zu dürfen. Und – hol' mich der – ein Streich, der nicht zugleich in gewiſſer Hinſicht ein dummer Streich iſt, iſt auch kein geſcheiter. Klugheit iſt eine Schwäche, eine Krankheit wie Runzeln und Podagra. Ein kluger Menſch von zwanzig Jahren müßte ſich aus der Welt hinaus langweilen. Wie ich dich auf der wilden Schäcke ſah, die Keiner ſonſt bändigen konnte, und ihr Stolz vor dem deinigen die Segel ſtreichen mußte und du deine Unterlippe nagteſt – ein Geſtus, in den ich mich verliebt habe –, da dacht' ich: Der ſoll meine Zwanzig und ich will ſeine Fünfzig ſein. Heut' iſt die Zeit der Geſellſchaften. Wir führten ein Kompagnieleben. Du gäbſt das Kapital Jugend und meine Erfahrung wär' techniſcher Kompagnon. Trink' doch. Deliziös. – Aber zum Donnerwetter! (Steht auf.) Weshalb ich da bin. Das verdammte Reiten im Wind. Ich komme als Geſandter von deinem Notar.

Falkenſtein

Von meinem Notar?

Wüſtenfels

Wegen der Geſchichte da mit deinem zweiundzwanzigſten Geburtstag und der kleinen Gräfin Diemar.

Falkenſtein

Was iſt da noch? Ich hab's ihm abgeſchrieben. Sie mag die Baronie behalten und ich meine Freiheit.

Wüſtenfels

Hm. Wenn du noch mehr Baronieen wegzuwerfen haſt, möcht' ich mir doch auch eine ausbitten. Der Notar meint, die Formalität müßte einmal ſein. Es iſt ſchon länger her, daß ich dich beſuchen wollte und mit ihm davon ſprach. Donner! es kann ein Vierteljahr ſein. Ich verſprach ihm, dir's auszurichten. Aus der Reiſe wurde nichts und ich vergaß es. Vergeſſe doch ſonſt nicht ſo leicht. Alſo er meint, die Formalitäten wären einmal vorgeſchrieben und die Verwandten würden die Sache nicht ſo übers Knie brechen laſſen. Und wollteſt du die Diemar nicht, ſo hätt's mit der Erklärung immer noch Zeit bis zu dem Geburtstag — das iſt heute — Nachts zwölf Uhr. Vielleicht beſännſt du dich ſelbſt bis dahin anders. Und es wär' ja auch möglich, daß die kleine Diemar Luſt hätte, das Gut zu verſchenken, das heißt: einen andern zu heiraten als dich. Das könnteſt du ja abwarten.

Falkenſtein

(aufflammend). Abwarten! Abliſten! Abſchleichen! (Ruhiger.) Dieſen Geſchäftsleuten iſt Alles Geſchäft. So hätt' ich die ganze Verwandtſchaft heute noch zu erwarten. Während ich denke, die Geſchichte iſt abgetan. Undank!

Wüſtenfels

Alſo ausgerichtet hab' ich's. Nun mach', was du willſt. (Setzt ſich wieder zum Eſſen.)

Falkenſtein

Noch was. Du wünſchteſt zu wiſſen, wie der Junker heißt, von dem du gehört haſt da im letzten Städtchen. Ich glaub', ich kenn' ihn. Aber die Sache iſt anders, als du ſie gehört haſt.

Wüſtenfels

Kann ſein. Vielleicht iſt er's, der ſich einen Spaß macht. (Er ißt.)

Falkenſtein

Weder das eine noch das andere. Das Mädchen iſt rein und herrlich wie die unentweihte Natur —

Wüſtenfels

(wird aufmerkſam). Hm?

Dritter Auftritt

Undank. Vorige.

Falkenſtein

(indem er ſich zu Undank wendet, der etwas meldet). Und der Junker iſt ein Ehrenmann.

Wüſtenfels

(während jene ſprechen, kauend, gähnend und trinkend). Ein Ehrenmann? Sich ein Vergnügen machen — was benimmt ihm das an ſeiner Ehre? Ein Ehrenmann iſt einer, (etwas ins Feuer geratend) der der Ehre gegenüber das Leben für nichts höher achtet, als es wert iſt — alſo als Nichts. Ein Ehrenmann iſt einer den Männern gegenüber. Seinem Stande gegenüber. Das heißt, ſich keine Linie zu nah treten laſſen. Dafür iſt der da. (Schlägt an ſeinen Degen.) Das Andere iſt ſeine Sache. (Immer dazwiſchen gähnend.) Ein Ritt im Wind. Macht das ſchläfrig. — Wenn du noch eine Partie Whiſt zuſammenbringen könnteſt.

Falkenſtein

(mit Undank ſprechend). Er wird doch warten können.

Undank

Das will er nicht.

Wüſtenfels

(gähnend). Geniere dich nicht, Bruderherz. Der Wein und der Ritt. Ich werde ein gewaltig Loch in mein Bewußtſein machen. Tu' mir den Gefallen und tu', als wär' ich nicht da. Donnerwetter! iſt das ein Stuhl. (Er hat ſich zum Schlafen zurecht geſetzt und kehrt Falkenſtein und der Tür den Rücken.)

Falkenſtein

So laß Er ihn herein. (Undank ab.)

Wüſtenfels

In ſolch einem Stuhl — hätt' — Napoleon ſeinen Ruhm verſchlafen — (Streckt die Beine von ſich.)

Vierter Auftritt

Freitag. Vorige ohne Undank.

Freitag

(redet mit ſich ſelbſt im Eintreten; geſtikuliert). Was werd' ich da Dinge machen! Hab' ich nicht neben ihm geſeſſen in der Schule? So daß ſich des Schulmeiſters Bakel immer auf mich verirrte, wenn er einen Streich gemacht hatte. (Greift in die Halsbinde, dann in die Haare; er ſieht den Junker, richtet ſich erſchrocken gerade). Gott zum Gruß.

Wüſtenfels

(immer für ſich). Ein närriſcher Kerl.

Falkenſtein

Guten Abend, Freitag. Biſt du auch einmal wieder bei uns? Was bringſt du mir?

Freitag

(Mut faſſend). Na; er kennt doch meinen Namen noch. Meine alte Mutter, Ihro Gnaden –

Falkenſtein

Fehlt deiner Mutter was?

Freitag

Alberne Frage. Freilich. Die Jugend.

Falkenſtein

Die fehlt allen alten Leuten –

Freitag

Und dann der Entenſumpf, wenn Gnaden ſich erinnern.

Falkenſtein

Deine Mutter iſt doch nicht in den Entenſumpf gefallen?

Freitag

(lacht ſehr). Nimm mir's nicht übel, Fritz. Aber Gnaden nehmen's nicht ungnädig, das iſt zu dumm. Ich war ja in den Entenſumpf gefallen. Und damals war er tief. Du tuſt auch, als könnt'ſt nicht drei zählen, Euer Gnaden. Wiſſen's denn gar nicht mehr, wie Sie mitſamt den Kleidern hineinſprangen und das Gottlobchen herausholten?

Wüſtenfels

Was der Kerl nun eigentlich will?

Freitag

Meine Mutter aber, das iſt mein Alles auf dieſer Welt. Wer meiner Mutter einen Pfennig gibt, der hat mir einen Taler geſchenkt. Ich will Alles erleiden, wenn's ihr nur wohl geht. (Wiſcht die Augen.) Aber wir wiſſen auch recht gut, wo das Geld neulich herkam da auf dem Fenſterbrett. Ja, ſtell' du dich, Euer Gnaden; wir wiſſen den Dieb.

Falkenſtein

Es ſcheint, du glaubſt –

Freitag

Halt's Maul, Euer Gnaden. (Tut geheimnisvoll.) Und denkſt du nun, dafür ſoll ich ruhig zuſeh'n? wenn ſie dich in den Sack ſtecken? die Pfarrers? Und keinen Muck tun?

Falkenſtein

(ſteht auf). Für deine Mutter will ich ſorgen. Adieu, Freitag.

Wüſtenfels

So wär' er doch der Junker in der Geſchichte –

Freitag

(verblüfft). Aber –

Falkenſtein

Ich mag keine Ohrenbläſer. Geh'. Dank's unſerer Schulfreundſchaft, wenn ich's nicht ernſter nehme.

Freitag

(traurig). Daß ich eine treue Seele bin, denk' ich, das weißt du, Euer Gnaden. Und wenn's ein dummer Teufel iſt, mein' ich, ſoll man ſein Wort nicht verachten, wenn er's redlich meint.

Falkenſtein

Kein Wort mehr oder wir ſind Freunde geweſen.

Freitag

(in ſich hineinbrummend, indem er gehen will). Gut. Ich will nichts ſagen. Du haſt mich aus der Gefahr gezogen, und ich will dich drin ſitzen laſſen. Gib ihr meinetwegen noch eine Verſchreibung, die vor Gericht gilt. Und wenn du ſie nach Werners Häuschen ſchleichen ſiehſt, wie geſtern und ehgeſtern Nacht, dann mach' deine Augen zu, damit du ihnen nicht ſo ſchlecht zu begegnen brauchſt wie dem Freitag.

Falkenſtein

(betroffen). Was haſt du da für ein Märchen von einer Verſchreibung?

Freitag

Ein Märchen? Die Sabine meint, es wär' freilich nur auf ewige Liebe ausgeſtellt, wenn's ſchon mit Blut geſchrieben wär' — (Falkenſtein muß ſich ſetzen.) Aber ſie könnte dir doch einmal eine ordentliche abſchmeicheln — denn das verſteht ſie; ich meine, ein Heiratsverſprechen, das vor Gericht gilt, womit ſie dich zwingen kann oder wenigſtens ein rechtes Stück Geld abnehmen — wenn du tief genug hineingetappt wärſt — du verſtehſt mich ſchon — (Falkenſtein ſteht bald auf, bald ſetzt er ſich wieder; will ſich nichts merken laſſen.) O es iſt eine Kokette. Seit ſie die Roſenkönigin machte vor'm Jahr, wo du zum erſtenmal wieder hier warſt — mit dem andern Herrn, hat ſie's auf dich abgeſehn; das ſagen alle Leute.

Wüſtenfels

Die Roſenkönigin! Und der andre Herr der bin ich. Lauter alte Bekannte.

Freitag

Ich ſeh' ſie da immer im Buſche ſchleichen bei Nacht, da bei Werners zu; erſt geſtern wieder, wie ich von meiner Mutter ging. Und mit den Briefeln an den Werner hätt' ich's der Sabine immer nicht geglaubt, wenn ſie mir nicht geſtern eins gewieſen hätt'.

Falkenſtein

(fährt auf). Von wem? (Bezwingt ſich.)

Freitag

Ja, von der Pfarrroſe.

Wüſtenfels

So nannten ſie die Kokette im Städtchen!

Freitag

Den Werner will ſie ſich nämlich aufſparen, wenn's mit dir nichts iſt. Aber der iſt nicht ſo dumm. Ich hab' mir's abgeſchrieben.

Falkenſtein

Gib –

Freitag

Ich hab's geſchrieben. Kann's aber auch Niemand leſen wie ich. (Er lieſt.) „Wir ſind heut' Abend beim Junker im grünen Pavillon. Mit dem Schlag halb zehn auf einen Augenblick in der Laube dabei."

Wüſtenfels

(will auf). Die Kanaille! (Sitzt wieder wie ſchlafend.)

Freitag

„Es iſt ſo ein heimlich Plätzchen, daß du dich nicht zu fürchten brauchſt."

Wüſtenfels

Sie ſpricht ihm Mut zu! Gewöhnlich iſt's umgekehrt.

Freitag

„Meine Ungnade, wenn du ausbleibſt. Roſe Döring." Aber was machſt du auch, Ihro Gnaden? Läuft dir das Blut an den Händen herunter.

Falkenſtein

Nichts. Ich hab' aus Verſehen ein Glas in der Hand zerdrückt.

Wüſtenfels

Aus Verſehen. Solch einen Koloß von Glas.

Freitag

Aber was wahr iſt; ſie iſt am Ende doch nicht allein ſchlecht. Es iſt gleich von Anfang an auf dich abgeſeh'n geweſen, Euer Gnaden. Das ſagen auch alle Leute. Drum hätt' der Paſtor dich gleich zu ſeinem Schwiegerſohn erzogen – gar nicht ſo auf den Hochmut los mit dem gnädigen Junker – na du verſtehſt mich ſchon. Und der alten Paſtorin ihr Stolz der iſt bekannt; daß ſie keine Bauerfrau für voll anſieht, weil's nicht adlig geboren iſt wie ſie. Die Leute bedauern dich auch recht, Euer Gnaden, daß du dich ſo ſchlachten laſſen willſt wie ein gutes Schaf. Andre wieder ſagen: Der Junker iſt nicht ſo dumm. Man müßt' nicht wiſſen, wie's die Edelleute machen. Derzeit ſie denkt, er iſt ihr Narr, iſt ſie ſein Narr geweſt, und reibt ſich die Händ' und lacht ſie aus.

Falkenſtein

(zwingt ſich zu lachen) Deine Leute ſind nicht ſo dumm — die letzten mein' ich –

Freitag

Na, ich dacht' es doch. Nun iſt mir ein Stein vom Herzen. Die Junkers ſind Vokativus. Na, leb' recht Adieu, Euer Gnaden. (Reicht ihm die Hand.)

Falkenſtein

Laß dir unten bei Undank eine Flaſche vom Beſten geben und trink' meine Geſundheit darinn.

Freitag

Das will ich, Euer Gnaden. Du biſt doch noch ein prächtiger Kerl. (Er geht knirend.)

Fünfter Auftritt

Falkenſtein. Wüſtenfels.

Falkenſtein

(ſteht die Hände wider das Herz gepreßt. Kleine Pauſe. Dann ſpringt er auf, nimmt zwei Piſtolen aus einem Kaſten, will geh'n, kehrt um). Aber was willſt du, Fritz? Ihn ſtrafen, daß er – ſo klug iſt wie du? Daß ſie ſich kitzeln ſoll, daß ihretwegen – Nein! – (Legt die Piſtolen hin.) Aber was ſonſt? Erſt Gewißheit! Und von wem? Soll er dir den Puls fühlen und – Von ihr? Daß ſie dir Märchen vormacht? Sie warnen, daß ſie ihr Spiel noch feiner treibt? Daß du vor ihr ſtehſt ein doppelter Narr, betrogen und verhöhnt? Gewißheit? Noch Gewißheit? Ha ha freilich! So was hat man gern gewiß. Schwarz auf weiß. Um Lebens und Sterbens willen. Das mit der Verſchreibung – das mit dem Stelldichein – iſt nur eins davon wahr, ſo iſt's genug. Für den Kopf genug. Für das Herz zuviel! Wo ich – wo ich – – wenn ich zu tief. Solche Gemeinheit faßt kein Herz. Und du willſt noch fragen? Ob das die Sonne da? Ob das Wein? Ob das – Geh' hin und frag' den alten Heuchler. Und wenn er ſeine ehrwürdige Fratze macht und ſagt: Nein, Fritz; ſo zieh' ein Schafsgeſicht und ſag':

„Nun freilich. Ich müßt's doch auch wiſſen, wenn ich ein Narr wär'!" Ich mußt' es ſehn, wenn ich nicht blind war! An dem Benehmen der Paſtorin mußt' ich's ſeh'n. Wenn die Tochter nicht geſchickter heuchelte als die Mutter. Aber — ſo wahr ich ein Mann bin und kein Bube, mit dem man macht, was man will — ich will das Lehrgeld nicht ſchuldig bleiben. (Er macht Schritte, ſieht bald aus dem Fenſter, packt die Piſtolen bald ein, bald aus.)

Wüſtenfels

(ihn verſtohlen im Spiegel beobachtend). So recht, Junge! — Wenn er ſo an der Unterlippe nagt, möcht' ich ihn freſſen. Wie ein kleiner Apoll von Belvedere. Ich will — nein; ich darf nicht tun, als hätt' ich was gehört. Das brächt' ihn vollends außer ſich.

Falkenſtein

(bleibt ſtehen). Seh'n, ob das mit der Laube — und dann — die Dirne herausreißen, und ſollt' ich das Herz mit zerreißen. Ertappen, überführen, vor ihrem Buhlen, vor ihren Helfershelfern, vor dem ganzen Dorfe —

Wüſtenfels

Sinne was aus, Junge. An mir ſollſt du einen Bundesgenoſſen haben. Solche Schmarotzer müſſen's fühlen!

Falkenſtein

(ruft aus der Tür). Undank! (Schritte.) Sie ſoll die Betrogene ſein!

Wüſtenfels

Ich muß tun, als hätt' ich die ganze Geſchichte verſchlafen.

Sechſter Auftritt

Undank. Vorige.

Falkenſtein

Wie iſt's mit dem Feuerwerk, Alter?

Undank

Halten zu —

Falkenſtein

Was gibt's?

Undank

Sind Sie's auch, Herr Jagdjunker?

Falkenſtein

Nein; ich bin eben Oberjägermeiſter geworden.

Undank

Aber –

Falkenſtein

Was ſpioniert Er ſo? Hat Er noch keinen Menſchen geſeh'n?

Undank

Aber –

Falkenſtein

Sieh Er hin, wohin Er will. Wer hat die Lampen angemacht?

Undank

Joſef – als ein alter Feuerwerker.

Falkenſtein

Schon gut. Ich werde ſelbſt mit ihm reden. Er ſoll – geh' Er. Wein laß Er bringen. Geh' Er. (Undank kopfſchüttelnd ab.)

Siebenter Auftritt

Falkenſtein. Wüſtenfels.

Falkenſtein

Wenn ich ſo tief – o es kann werden.

Wüſtenfels

(gähnend, als erwach' er eben). Bruder – herz –

Falkenſtein

(für ſich). Doch ein geſcheiter Streich, daß ich Wüſtenfels nicht – nein; ich hab' ihm nichts davon geſagt – wenn er nicht – (Er füllt zwei Gläſer.)

Wüſtenfels

Fritz! – Biſt du noch da? (Er erhebt ſich.)

Falkenſtein

(bringt ihm ein Glas auf). Ich und noch ein guter Kamerad. – Auf fröhliches Weltmannsleben!

Wüſtenfels

Aber ich denke, du trinkſt keinen Wein?

Falkenſtein

Weil ich vorhin? — 's war meine Zeit noch nicht. Komm, Wüſtenfels, ſetz' dich. Und hübſche Mädchen! Davon hältſt du nichts? (Er trinkt, ſchenkt wieder ein; das tut er jedesmal, wenn ihn Wüſtenfels anſieht, um deſſen Blick auszuweichen.) Man iſt nur einmal jung.

Wüſtenfels

Und wenn man's ſo iſt wie du, muß man's genießen und genießen laſſen.

Falkenſtein

(trinkt). Genießen und dann wegwerfen wie eine ausgepreßte Zitrone. (Schenkt wieder ein.)

Wüſtenfels

(für ſich). Will der ehrliche Junge den Roué ſpielen. Was der verwundete Stolz für Sprünge macht.

Falkenſtein

Trink'. Wie eine ausgepreßte Zitrone, ſag' ich dir. Das iſt der Hautgout dabei. Und zertreten, daß ſie Niemand aufheben mag.

Wüſtenfels

Zuviel iſt vom Übel, Junge. Wer wird ſo hartherzig ſein.

Falkenſtein

(ſtößt an Wüſtenfels' Glas, das auf dem Tiſche ſteht). Hunde! Pferde! Hübſche Mädchen! Stoß an, Bruderherz!

Wüſtenfels

Wie du glühſt. Und gleich darauf wirſt du wieder bleich —

Falkenſtein

Stoß an! Denen, die Moral predigen, iſt's ſelbſt kein Ernſt. Und wär's ein Geſicht wie vom heiligen Sebaſtian, die Augen zwei Fenſter in den Himmel, und die Stimme wendet dein Herz dir um im Leib' und du mußt glauben, wenn du nicht willſt, und er zieht dir die Seele aus dem Leib und macht mit ihr was er will, daß du mit tränenden Augen dich der Tugend zuſchwörſt — (Schlägt aufſpringend mit der Fauſt auf den Tiſch.) Lüge iſt's! Lüge! Lüge! Schändliche Lüge! Je mehr Frömmigkeit und Herzlichkeit, deſto größer der Schelm, der ſich dahinter verbirgt. (Trinkt und ſchenkt ſich wieder ein.)

Achter Auftritt

Undank mit Wein. Vorige.

Wüſtenfels

Der Undank hat dir was zu ſagen, Junge.

Undank

Ein Vorreiter, gnädiger Herr. Gegen zehn Uhr Nachts würde die gnädige Komteſſe von Diemar und ihre Geſellſchaft die Gnade haben —

Falkenſtein

Gib ihm Wein. Er ſoll luſtig ſein. Sag' Er ihm, ſein Herr wär' ein Lebemann. Wer weiß, was er für Geſchichten gehört hat. Er ſoll trinken und die Mädchen leben laſſen.

Undank

(verdutzt). Aber —

Falkenſtein

Lebendiges Aber! Gevatter Aber. Aber Er ſoll geh'n, Alter. Zum Petrus an der Himmelstür' ſagt Er noch Aber. (Undank achſelzuckend und kopfſchüttelnd ab.)

Neunter Auftritt

Wüſtenfels. Falkenſtein.

Wüſtenfels

(nach ſeiner Uhr ſehend). Jetzt iſt's halb acht. Noch dritthalb Stunden —

Falkenſtein

Eben noch Zeit zu einer Poſſe. Der Pfarrer und die Pfarrerin kommen in einer halben Stunde. Empfang' ſie ſtatt meiner. Führ' ſie in den grünen Pavillon und — laß ſie nicht weiter. Was ſiehſt du mich ſo an? Trink', Bruderherz. (Trinkt.)

Wüſtenfels

(für ſich). Ah; in der Laube am grünen —

Falkenſtein

(klingelt). Die alte Paſtorin iſt hochmütig. Wenn du ſie kitzelſt, kannſt du göttlichen Spaß haben. Zeig' ihr die Transparents an den Bäumen — das F und R — gib ihr zu verſtehen oder — hahaha, es iſt göttlich.

Wüſtenfels

Das hieße Fritz und — wie weiter?

Falkenſtein

Haha — Roſe — was? Ganz recht. Ganz recht. Das wär' zu meiner Verlobung. Und mach' ſie recht geſpannt, hörſt du? auf eine angenehme Überraſchung, die ich vorhätte dieſe Nacht. Verſtehſt du? Fritz und — und ſo weiter. Und hältſt ſie feſt, bis ich euch hole.

Wüſtenfels

Aber wozu —

Falkenſtein

(haſtig). Trink' —

Wüſtenfels

(nimmt ihm das Glas). Keinen Tropfen mehr! Vergißt du die Diemar und den gnädigen Schweif von Vettern und Muhmen?

Zehnter Auftritt

Undank. Vorige.

Falkenſtein

Was läuft Er immer fort, wenn man Ihn braucht? Schon gut. Ich kenne Seine Aber ſchon. Den Joſef muß ich ſprechen wegen der Überraſchung. Iſt er unten? Gut. (Er wendet ſich zum Gehn.) Sie wollen nicht geachtet ſein. Sie lachen über den dummen Jungen, der wie das Allerheiligſte verehrt, was Jeder haben kann, der nicht zu blöde iſt. Ein Pferd hat eine Seele. Ein Hund hat eine Seele, an der man ſich verſündigen kann. Ein Weib hat keine. Die ganze Süße herausgepreßt einen wilden, ſeligen Augenblick lang — und weggeworfen. Und mit dem Fuß zertreten! (Er geht.)

Vorhang fällt.

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug

Park.

Im Vordergrund links eine Laube mit zwei Eingängen, einem nach vorn, einem dem grünen Pavillon gegenüber, der rechts iſt. Über Büſchen und Bäumen weiter hinten links das Schloß auf einer bewaldeten Höhe, rechts die Kirche. Es wird allmählich dunkel.

Erſter Auftritt

Werner, Freitag im Geſpräch von rechts.

Freitag

(eifrig erzählend). Deine Leute, ſagt' er, ſind nicht ſo dumm, hat er geſagt. Werner, verſtehſt?

Werner

Hm.

Freitag

Und der Kerl dort hinter der Laube. Frag' ich, was er macht? Macht der Kerl eine Geſchichte daher von einem Feuerwerk; das ſollt' er los laſſen zur Überraſchung in der Laube.

Werner

In der Laube –

Freitag

Und punkt halb elf auf der Lauer ſein und ſich nicht regen, damit er losbrennen könnt', ſowie der Junker mit Händeklatſchen das Zeichen gäb'. Was?

Werner

Halb zehn. Mit Händeklatſchen –

Freitag

Aber nun ins Dorf. Wer Beine hat, ſoll mit Eichenlaub pflücken.

Punkt zehn kommt die Gräfin. Da kommt deine Schweſter. So ſpät. Das muß was Apartes ſein.

Zweiter Auftritt

Sabine. Vorige.

Sabine

Der Müller hat ſchon dreimal geſchickt. Ich ſah dich hier ſtehn. Dacht' ich, wenn's ſchon Abend iſt; wenn man vielleicht ein Menſchenleben retten kann —

Werner

(gibt ihr die Hand). Soll ich's mit Worten entweihn, was ich fühle?

Sabine

Nein, du edler Menſch. Mein Gemüt verſteht dich ohne das. Sähſt du, wie mir die Augen übergeh'n.

Freitag

Mir auch, wenn ich euch zuſammen reden höre.

Werner

(küßt Sabine auf die Stirn'). Adieu, durchſichtig Gemüt.

Freitag

Apropos, durchſichtig Gemüt; gehſt du heut mit zum Tanz? — Hätt' ich mir die Zunge verbrannt!

Werner

(zu Sabinen im Ton des Verſtändniſſes). Die höhere Bildung kann ſich herablaſſen in das niedere Sein; nicht umgekehrt.

Sabine

Wie du aus meinem Herzen ſprichſt. Mich verſteht Niemand als du. (Ab.)

Freitag

Du redtſt am End' franzöſiſch und weißt's nicht.

Werner

Guter, einfacher, unſchuldsvoller Sohn des Waldes, wie deine Naivität rührend iſt. Wir ſprechen uns noch. (Gibt ihm die Hand.) Adieu, Gottlob.

Dritter Auftritt

Werner allein.

Zeigt ihm die Gans das Billet und der Eſel iſt auch Ochſe genug, die ganze Geſchichte gleich — und erzählt mir's da auch noch, als wär's wer weiß wie ein geſcheiter Streich. Konnte mich in ſchöne Kolliſion bringen mit dem Brauſepulver von Junker da oben. War noch ein Glück, daß — hm — ob nicht aus der Dummheit noch wirklich ein geſcheiter Streich zu kneten geht? Einmal durchkalkuliert. Was will die kleine Kokette? Daß ihr's nicht Ernſt iſt mit ihrem Brief; daß ſie eine Neckerei vorhat — Donnerwetter, wie neulich! Wo ich die drei Seiten aus dem Jeanpaul da juſt wie die Sonne untergeht im Stübchen am Garten ſo gefühlvoll herdeklamiere, als wären's meine eignen augenblicklichen Gedanken! Und ſie hört ſo ehrbar zu, daß ich immer noch hitziger werde. Und wie ich einmal ſtecken bleib' in der Aktion, hat die Kanaille den Jeanpaul vor ſich liegen und hilft mir da ein — wer zum Teufel denkt, daß die den Jeanpaul auswendig kann? Aber ſie iſt mir auch ſo in den Tod zuwider, möcht' ich ſie nicht ihres Geldes wegen, daß ich ſie aus Haß, aus Rachſucht heiraten könnte!

Zweitens: Was will der Junker? Durchkalkuliert. Los will er ſie ſein, jetzt da die Gräfin Diemar — mit guter Art. Deshalb will er uns zuſammen überraſchen. Rechnet denn der Menſch nicht? Denkt er nicht daran, daß die Laube hier zwei Eingänge hat. Glaubt der Narr, man wird hier ſtill halten, bis er mit den alten Pfarrers dort aus dem Pavillon kommt? Und deswegen hat er ſie doch hierher einladen laſſen. — Hätt' er was Gefährliches gegen mich im Sinn, ſo würd' er nicht illuminieren laſſen. —

Er will aber einmal gern' überraſchen; und man muß ſchon ſehn, wie man ihm zu ſeinem Willen verhelfen kann. Alſo: wenn ich ihm helfe — kalkuliert. In meinen Armen müßte ſie geſehen werden. Sie wird ſich ſträuben; das gilt natürlich für Verſtellung. Da gibt's nun zwei Wege für ſie; und nur zwei. Entweder vor den Alten und dem Junker dazu für eine Dirne zu gelten, oder meine großmütig dargebotene Hand zu faſſen. Ich fühl's an mir, daß ich ihr zuwider bin. Aber der verletzte Stolz, die Erbitterung gegen den Junker, mit dem's ohnehin aus iſt; die Verwirrung, Schreck, Scham. Und wenn das Alles nicht wirkte, ſo iſt der Gedanke allein genug, daß ſie den Alten damit umbringen kann, wenn ſie als Dirne daſteht. Hm. Dann hätten wir ja alle drei unſern Zweck erreicht; ſie die pikante Situation, er ſeine Überraſchung, und ich — ihre vierzehntauſend Taler. Überraſche nur zu, liebenswürdiger Junge. Ich wär' ein Narr, wenn ich mich nicht von dir überraſchen ließe! — Da kommt der alte Schnurrbart aus der Reſidenz. Bringt mich da auf einen Gedanken. Ob nicht von der Aufopferung um die Pfarrers ſoviel Zeug überbleiben ſollte, daß eine geſchickte Hand noch ein warmes Verdienſtchen um den Junker daraus zuſammenſchneidern könnte. Und wenn er auch nur hinterher erführe, daß ich ihm in die Karte geſpielt habe. Denn die Praxis auf dem Schloß büßt' ich ungern ein.

Vierter Auftritt

Wüſtenfels. Werner; dann **Undank.**

Wüſtenfels

(von rechts; ſieht ſich um). Kommt Er, Undank?

Werner

Um Vergebung, mein Herr; ich ſuche den Herrn von Falkenſtein —

Wüſtenfels

Iſt nicht zu Hauſe.

Werner

Höchſt dringend —

Wüſtenfels

Tut mir leid. Heut' wird er nicht zu haben ſein. Undank, kommt Er denn endlich? Das iſt der grüne Pavillon?

Undank

Das ſind der grüne Pavillon. Einen guten Abend, Herr Doktor.
(Er öffnet den Pavillon und beſchäftigt ſich darin.)

Werner

So möcht' ich wohl — Sie ſind ein Lebemann. Man iſt eben auch nicht von — In dieſer Laube ſprech' ich zuweilen — hm hm —

Wüſtenfels

(für ſich). Zuweilen — ja, hol' dich — Sie ſind —

Werner

Arzt Werner.

Wüſtenfels

Richtig.

Werner

Und ich könnte Ihnen verſichern, daß ich's nicht bin, der ſich darum bemüht —

Wüſtenfels

(für ſich brummend). Da hat er recht. — Aber, mein Herr, Sie ſind eben nicht diskret. Und ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre Ihrer Konfidenzen komme. Überdies — ſehn Sie —

Werner

Daß Sie beſchäftigt ſind. Deshalb würd' ich Sie bitten: ein Wort an Ihren Freund, der auch der meine iſt. Halb zehn ſoll er heimlich hinter der Laube hier ſein. Sagen Sie ihm, Werner werde die Falſchheit entlarven. Werner werde ſich für ihn opfern.

Wüſtenfels

Hm — daher — Sie wollen —

Werner

Wie wir uns begegnen, Mann! Deutſcher Mann! Ich wollte, wenn er —

Wüſtenfels

Erkenntlich wär' —

Werner

Herr von Wüſtenfels, ich muß Sie um eine Erklärung bitten.

Wüſtenfels

(will gehn). Wir verſtehn uns, mein' ich —

Werner

(legt ihm die Hand auf die Schulter, ſieht ihn erſt ſchweigend an). Wir verſteh'n uns — aber im edelſten Sinne des Wortes oder — wir mißverſteh'n uns gänzlich. (Verneigt ſich, geht einige Schritte und bleibt plötzlich kalkulierend ſtehn.)

Wüſtenfels

Wär' nicht übel, wenn man die Beiden zuſammen bringen hälſe, den — und die Kokette. Schlimmer könnte man alle Beide nicht beſtrafen. — Was will der Kerl noch? Wollen Sie noch etwas? Sie ſehen, ich bin geſund, und — raſiert bin ich auch. Alſo —

Werner

(verneigt ſich immer in Gedanken verbindlich lächelnd und geht noch einige Schritte.)

Wüſtenfels

Iſt das der Paſtor, der dort kommt, Undank? Sieht mir nicht aus, als ob euch der tüchtig herunter kanzeln könnte.

Undank

In der Moralität und dem Kapitel vom freien Willen ſind der Herr Paſtor ſtark. Aber in der Erbſünde ſind der Herr Diakonus ſtärker.

Wüſtenfels

Nun mach' Er ſeine Anſtalten wegen der Gäſte für heut' Nacht. Ich muß die Honneurs machen.

(Undank links, Wüſtenfels rechts ab.)

Fünfter Auftritt

Werner

(allein; ſein Selbſtgeſpräch wird laut). Und ich möchte nicht einmal, daß es ſo glau abginge. Daß ſie's einmal mit jedem Atemzug einſchlucken müßte. Und dem alten Tugendnarren ſeine Menſchenkenntnis und ſeine ſchiefgewickelten Erziehungsideen einzutränken. (Lachend.) Ein Menſchenkenner das! und mit ſehenden Augen blind. Da heißt's: Hinter dem Ofen ſitzen auch Leute. Und der alten hochmütigen Schachtel, die's einem in jeder Taſſe Kaffee zu trinken gibt, daß ſie adlig geboren iſt. Die ganze Familie bekäm' ich in meine Gewalt. Ja. Der Anſatz iſt richtig. Richtig kalkuliert iſt's auch. So muß die ganze Rechnung treffen und — die Vierzehntauſend, Werner, ſind dein.

(Links vorn ab.)

Sechſter Auftritt

Von rechts die Paſtorin, von Wüſtenfels mit groteſker Galanterie an den Fingerſpitzen geführt. Der Paſtor.

Wüſtenfels

(nach dem Pavillon zeigend). Gnädige Frau —

Paſtorin

Ich bin nur bürgerlich, gnädiger Herr.

Wüſtenfels

Vergebung denn, gnädige — o, Frau Paſtorin wollt' ich ſagen. Es iſt ſehr verzeihlich, hier zu irren. Sie haben ſo ein je ne sais quoi — daß man unwillkürlich —

Paſtorin

Sie ſcherzen, gnädiger Herr. Das Glück ſchien mich zu etwas Höherem zu beſtimmen —

Wüſtenfels

So holt es heut' nur einen Teil ſeiner Schuldigkeit nach — ich darf nichts verraten. Aber wir wollten die Namenszüge an den Transparents entziffern. R. D.

Paſtorin

(unendlich geſpannt; mit zitternder Stimme; leicht hin). D — die Gräfin Diemar —

Wüſtenfels

Heißt Adele, ſoviel ich weiß. Wie kommen Sie — ach ja, mir fällt ein, der Onkel hätt' es gern gehabt. Sagen darf ich's nicht, gnäd'ge Frau; Sie müſſen's ſelbſt erraten. R? Laſſen Sie ſehn. Richardine — Rickchen — Ro — (ſchlägt ſich auf den Mund) Rolandine. Aber wir ſind — (Will ſie in den Pavillon komplimentieren.)

Paſtor

Wollten Sie einſtweilen voranſteigen?

Paſtorin

(einſchaltend). Die Gnade haben –

Paſtor

Wir werden ſogleich –

Paſtorin

Die Ehre haben, dem gnädigen Herrn zu folgen.

Wüſtenfels

(verneigt ſich und geht voraus in den Pavillon; er wird zuweilen ſichtbar).

Paſtor

Und was hieß das alles? Mit der Überraſchung, dem Glück und den Namenszügen?

Paſtorin

(ſo aufgeregt, daß Lachen und Weinen unwillkürlich in jedem Wort hörbar). Was es ſollte?

Paſtor

Du ſchienſt ihn beſſer zu verſteh'n.

Paſtorin

(für ſich; wie vorhin). Nach zwanzig Jahren der Erniedrigung mein täglich Gebet erhört!

Paſtor

Ich hoffe, ich hab' ihn falſch verſtanden.

Paſtorin

Und wär's ein Unglück?

Paſtor

Du haſt deine Hand im Spiel gehabt, wenn ich recht verſtanden habe. Sonſt müßt' ich am Menſchen verzweifeln. (Muß ſich ſetzen.) Weiß die Roſe davon?

Paſtorin

(faſt ausbrechend). Willſt du deinem Kinde ihr Glück nicht gönnen?

Paſtor

Wenn ſie darum weiß –

Paſtorin

Du ſollteſt froh ſein, wenn's noch in Ehren abgeht. Haſt du nicht ſelbſt den Anlaß gegeben?

Paſtor

(zürnend). Den Anlaß? Dazu? Der Wahrheit, der Tugend hatt' ich zwei Tempel gebaut. Und nun wird's – wer wird glauben, daß ich nichts wußte?

Paſtorin

Das ſind ja nur die Leute. Und auf die Leute gibſt du ja nichts.

Paſtor

Es iſt nicht um die Leute. Seine Familie – wenn er's je bereute – und Roſe –

Paſtorin

Sei froh, Alter, daß dein Stolz und deine Selbſtändigkeit nicht zu viel Schlimmerem geführt haben.

Paſtor

Das Schlimmſte iſt's nicht – wenn die Roſe nicht darum weiß. Aber wir müſſen – hilf mir auf. Stand ihr nicht mein Herz offen für die flüchtigſte Empfindung. Und wann hätt' ich nicht ſelbſt zu ihren Kinderſorgen das Doppelte von dem Meinen zugelegt – war's Freude oder Leid. Nein, Mutter, ſie hätte mir's nicht verſchwiegen. Siehſt du wohl, ich hab' ihr unrecht getan. Sie weiß nichts davon. Und mit Fritz werd' ich reden. Iſt er nicht auch unſer Kind? Komm. (Indem ſie gehn, gutmütig lachend.) Das ſieht ihm ſo ähnlich, dem Fritz. Er wußte, wollt' er ſeinen Zweck erreichen, mußt' er uns Alle überraſchen, die Roſe am meiſten. Wo war deine Menſchenkenntnis, Alter! Es iſt ein gutmütiger toller Kinderſtreich von ihm. Er iſt noch ein völliges Kind. (Beide in den Pavillon ab, deſſen Türe Wüſtenfels hinter ihnen ſchließt. Es iſt unterdeß dunkel geworden und wird's noch mehr. Einige Augenblicke die Bühne leer.)

Siebenter Auftritt

Falkenſtein, **Roſe**, die plaudernd an ihm hängt, raſch von links hinten; bei der Laube bleibt er ſtehen.

Roſe

Wie ich dich plage, du armer Fritz. Mein Geplauder anhören und auch noch Ja ſagen, wenn ich frage: Nicht, Fritz? Wie, Fritz? Und werd' ich müde, ſo zu fragen? Ich tu's und weiß es nicht. Wenn ich mit mir ſelber rede, ſag' ich: Nicht, Fritz? Wenn ich den Vater oder die Mutter rufen will, merk' ich eben noch, daß ich Fritz rufen wollte. Wenn ich erſchrecke über was, ruf' ich unwillkürlich Fritz, als müßteſt du immer um mich ſein um mir zu helfen. Iſt das nicht drollig, Fritz? Wie, Fritz?

Falkenſtein

(für ſich). Ich hab' den Brief nicht ſelbſt geſeh'n. Wenn ſie jetzt heuchelte, dann –

Roſe

Siehſt du, mein ganzes Sein iſt nur eine Frage, worauf die Antwort Fritz heißt. Wie meine Bruſt atmet und mein Herz ſchlägt ſchlafend und wachend, ſo denkt meine Seele ſchlafend und wachend dich. Aber wie biſt du, Fritz? Du biſt nicht wie ſonſt.

Falkenſtein

Ich? Du irrſt.

Roſe

Wie biſt du nur? Es iſt Nacht. Und doch ſeh' ich, du biſt bleich. Ich ſeh's mit der Seele. Ich hör's an deinem Atem, an deinem Sprechen. Biſt du krank, Fritz? Sag' mir's. Sag' mir's. Wonach ſiehſt du immer um? Ich bin bei dir, und dir fehlt was? Wonach pocht dein Herz ſo heftig, daß ich's hören kann? Daß mich's fortſtößt von deiner Bruſt. Was horchſt du ſo auf?

Falkenſtein

Ich? – Die wilde Taube dort drüben im Park –

Roſe

Sie girrt ſüß. Der Wald hält den Odem an. Die Bäume träumen von einer Welt, wo's nie Winter wird. Ich faſſe dich und habe dich nicht. Was iſt's, das zwiſchen uns ſteht? Du biſt mein und biſt mir fremd.

Falkenſtein

(losbrechend). Sie girrt zu ſüß; ich glaub' ihr nicht.

Roſe

Wie biſt du wild? Und fährſt auf?

Falkenſtein

(für ſich). Halt' an dich!

Roſe

Was ſagteſt du, Fritz? Ich verſtand dich nicht. (Es ſchlägt halb.) Du erſchrickſt?

Falkenſtein

Ich? Was du nicht träumſt.

Roſe

Ich fühlt' es, wie du zuſammenſchrakſt. Biſt du krank?

Falkenſtein

Laß — (Für ſich.) Wenn das Verſtellung wär', ſie wär' ſchändlicher, als ein Menſch ſein kann. (Mit dem Ton der Liebe.) Roſe! Ich — (Er bezwingt ſich.)

Roſe

Das war der Fritz!

Falkenſtein

(zitternd). Ich weiß nicht, klang mir's in den Ohren, oder ſchlug's — was ſchlug's da?

Roſe

Ich hörte nichts.

Falkenſtein

(beobachtet ſie zwiſchen Furcht und Hoffnung). Zwei Schläge —

Roſe

Warum? Du willſt nun zu den Eltern? Die Überraſchung? Fritz! mein Vater!

Falkenſtein

Geduld. Geduld. Das war halb zehn. Kennſt du die Laube da noch? beim grünen Pavillon?

Roſe

(erſchrickt). Was ſchlug's, Fritz?

Falkenſtein

Was geh'n uns die Stunden an?

Roſe

Halb neun?

Falkenſtein

Halb zehn —

Roſe

(ängſtlich). Halb zehn?

Falkenſtein

(für ſich). Erſchrickt ſie?

Roſe

(für ſich). Wenn Werner jetzt — Komm, Fritz.

Falkenſtein

Wohin?

Roſe

Zum See. Laß uns zum See, Fritz!

Falkenſtein

Zum See? Und warum?

Roſe

Hier iſt's ſo ſchwül, ſo ängſtlich. Das Plätzchen beim See iſt das heimlichſte.

Falkenſtein

Iſt's hier nicht heimlicher? Kennſt du die Laube nicht mehr? Hier ſchwuren wir. Hier verſchrieb ich mich dir mit meinem Blut. Die Schwüre ſäuſeln noch im Laub — und du haſt ſie vergeſſen?

Roſe

Am Fels — (Für ſich.) Soll ich's ihm ſagen? Nein. Geſtern konnt ich's noch. Aber heut' nicht mehr. Fritz, am Fels. Ob die Aolsharfe klingt? Laß uns — Fritz, du läufſt nicht ſo ſchnell als ich — was gilt die Wette? (Will ihn fortzieh'n.)

Falkenſtein

(hält ſie; tut ſich die äußerſte Gewalt an). Man muß ſie hier hören. Wenn du nur ſtill wärſt. Aber du ſprichſt ſo laut, als ſollte — man's im Pavillon hören. Biſt du krank, Roſe? Wonach klopft dein Herz ſo heftig, daß ich's hören kann? Was ſiehſt du immer um?

Roſe

Fritz, ich muß dir was ſagen — Warum reißt du dich los? Du haſt mir weh' getan.

Achter Auftritt

Werner. Vorige.

Werner

(kommt leiſe hinter dem Pavillon hervor und hinten herum, ſo daß er ſich dem Seiteneingang der Laube nähert).

Falkenſtein

(ſich ſo ſtellend, daß er mit dem Geſicht, Roſe mit dem Rücken nach Werner ſteht; für ſich). Er kommt.

Werner

Er hat mich bemerkt. Nun, Werner; du verdirbſt dir's ſelbſt, wenn du's ihm verdirbſt.

Roſe

Biſt du böſe?

Falkenſtein

Böſe? Solch' einem — treuen Täubchen?

Roſe

Was haſt du doch?

Falkenſtein

Warte hier. Geh' nicht weiter. In einem Viertelſtündchen — früher nicht — hol' ich dich zur Überraſchung. Daß ich dich hier finde. (Er geht zum Pavillon und klopft leiſe an.)

Neunter Auftritt

Wüſtenfels, die **Paſtorin**, der **Paſtor** kommen auf das Klopfen leiſe heraus. **Falkenſtein** führt ſie vor bis dem Seiteneingang der Laube gegenüber; er wendet ſie der Laube zu. **Roſe** in der Laube. **Werner** tritt eben hinein.

Roſe

Daß die Laube ſo einſam — die Nacht ſo dunkel — Fritz! Ich muß ihm nach. Muß es ihm ſagen —

(Poſthörner in der Szene; Roſe will dem Falkenſtein nach.)

Werner

(hält ſie zurück). Roſe —

Roſe

(wendet ſich erſchrocken). Was iſt?

Werner

Ich bin's — Werner —

Roſe

Geh'. Ich bitte dich!

Werner

Du wollteſt mir ſagen —

Roſe

Meinem Vater, wenn er dich fragte, nichts von mir und dem Junker — es hätte ſein Tod ſein können — nun braucht's nicht mehr — (Sie will fort).

Werner

(für ſich). Nun überraſche, Junge. (Roſe umfaſſend, als wollte er ſie feſt halten.) Dort ſind Menſchen. (Ganz laut.) Roſe!

Paſtorin

(verwundert). Das iſt Werners Stimme?

Falkenſtein

(faſt zugleich, in die Hände ſchlagend). Licht! Joſef! Licht!

(Die Laube in bengaliſchem Feuer. Roſe erſchrocken einen Augenblick noch in Werners Armen, dann macht ſie ſich los.)

Ein lebendes Bild. Die Treue in den Armen der Vergeltung.

Roſe

(reißt ſich los). Laſſen Sie mich, Unverſchämter! (Erblickt ihren Vater, der ſich ſetzen muß.) Mein Vater! (Sie ſinkt, die Hände vor das Geſicht geſchlagen, in die Knie.)

Falkenſtein

Das iſt der Zweite ſeit einer halben Stunde, den dieſe — gutwillige Treue beglückt. Wir wollen nicht genieren. Ein Dritter könnte ſchon warten. Warum applaudieren Sie nicht?

Zehnter Auftritt

Undank eilig. Vorige.

Undank

(zu Falkenſtein). Die gnädigſte Komteſſe, Graf Treuenfurt, der Notar und noch ſechs bis ſieben Wagen. Sie wollen den gnädigen Junker überraſchen. Sie ſind dicht hinter mir.

Wüſtenfels

(nimmt Falkenſtein unter dem Arm). Das müſſen wir verhüten. Komm, Junge. Gratuliere, gnädige Frau. So muß es ſolchen Schmarotzern gehn.

(Falkenſtein, von Wüſtenfels fortgezogen, will noch was ſagen; es gelingt ihm nur ein krampfhaftes Gelächter.)

Elfter Auftritt

Vorige ohne Falkenſtein, Wüſtenfels, Undank.

Die Paſtorin

(hart vor Roſen). Nun wird die Mamſell mich mit hinein melieren wollen?

Roſe

(ſieht ſie an, als müßte ſie ſich beſinnen; noch auf den Knieen). Sie? — Nein.

Paſtorin

(dem Paſtor entgegen, der ſich der Roſe nähert). Komm. (Will ihn fortzieh'n.)

Paſtor

Erſt muß ich ſie fragen.

Werner

(will ſich an den Paſtor wenden, der dreht ihm den Rücken zu; ebenſo die Paſtorin.)

Paſtor

Hörſt du? – Sprach der – wahr?

Roſe

(muß ſich auf jede Antwort beſinnen). Der? – ja.

Paſtor

Du hätteſt mich hintergangen? Du?

Roſe

Ich? – Lange –

Paſtor

Und du wärſt – hörſt du? – du wärſt?

Roſe

Ja.

Paſtor

(nach kleiner Pauſe leiſe aber ſchneidend). Der Augenblick, wo du mir dein Geſicht aufdringſt, iſt mein Tod. Fluchen will ich nicht. Segnen kann ich nicht. Fahr' hin, du haſt's dir ſelber bereitet. (Er geht; die Paſtorin folgt.)

Roſe

(hat ſtarr angehört; jetzt faltet ſie die Hände mechaniſch und ſagt). Amen.

Zwölfter Auftritt

Werner. Roſe, die ſich allmählich wieder erholt.

Werner

Da ſteh' ich wie ein – (Schlägt ſich an die Stirn'.) Kalkuliert und kalkuliert und – doch verrechnet. Mit Menſchen zu tun zu haben, die nicht rechnen und dem Rechnenden nur ſein Exempel verwirren. Das unterſcheidet eben den Menſchen vom Tier, daß er rechnet. Daß die da mir umfällt, anſtatt – wer kann das vorher wiſſen? Halt, Werner. Die Rechnung iſt noch nicht zu End'. Nur fortkalkuliert. Den alten – Menſchenkenner kenn' ich nicht, oder morgen oder übermorgen bittet er ſie um Verzeihung, daß er an ihr und ſeiner

Erziehung irr geworden iſt; er muß nur erſt einen Sündenbock ausfindig gemacht haben. Und ſie — wird auch rechnen, wenn ſie nur erſt wieder bei ſich iſt. Bei den Weibern muß man nur immer und immer dasſelbe Fleckchen treffen, und die Sprödſte wird weich. Es gilt einen Verſuch. (Er reibt ihr die Stirne mit Tropfen.) Roſe! Teure Roſe! (Da ſie etwas aufſieht.) Und wo wollen Sie nun hin?

Roſe

(ſieht ſich um). Ich?

Werner

Zu ihrem Vater?

Roſe

Nein.

Werner

Hier im Freien können Sie nicht bleiben.

Roſe

(legt die Hand an die Stirn). Ich — weiß nicht.

Werner

Sie ſind in ſchrecklicher Spannung. Weinen Sie. (Er hilft ihr dabei auf; ſie ſitzt noch immer betäubt auf der Bank in der Laube.)

Roſe

Ich — kann nicht.

Werner

Sie haben unrecht an mir gehandelt!

Roſe

Ja. Alle Menſchen hab' ich belogen. So muß es dann kommen.

Werner

Aber was tat Werner? Der hintangeſetzte, der verſpottete Werner? In dem ſchrecklichen Augenblick, wo der Undankbare Sie beſchimpfte? die Eltern ſelbſt Sie verließen? Er hielt aus. Er hält noch. Er ſagt: Roſe, werden Sie mein Weib.

Roſe

Aber ich lieb' ihn noch.

Werner

Und ich liebe Sie darum. Denn ich liebe Sie, wie Sie ſind, mit all' Ihren Schwächen. Nur eins vermöcht' ich nicht zu entbehren. Den

Segen Ihrer Eltern. Ich bin noch ſo von der alten Zeit. Ihr Vater iſt ſo edel. Er wird ſein einzig Kind —

Roſe

Nicht enterben. Und ich hab' auch noch einen alten reichen Onkel ohne Kind.

Werner

Wären Sie eine Bettlerin. Wernern ſo zu verkennen. — Sie werden wieder das heitere poetiſche Weſen ſein; dazu meine Schweſter, das tiefe Gemüt — wir drei —

Roſe

Können uns für Geld ſehen laſſen.

Werner

(für ſich). Kanaille! — Roſe —

Roſe

(ſteht auf). Sie können ein Mädchen wollen, das Sie für ſchlecht halten. Aber ich mag keinen Mann, der das kann. (Wendet ihm den Rücken.)

Werner

(wird malitiös). Roſe — o Fräulein Döring —

Roſe

Dank dir, Gott, daß du in dieſer Stunde dieſen Menſchen mir geſchickt haſt. Du duldeſt ſolche Menſchen. Du kannſt edle Menſchen nicht untergeh'n laſſen!

Werner

(wütend; erſt für ſich). Verwünſchte Gans! — Mamſell — o man wird — weil man nicht zum Lückenbüßer — (Er ſieht ſich und fällt in ſeinen ſalbungsvollen Ton). Werner zürnt nicht. Werner bedauert. Werner hat ſeine Genugtuung in ſeinem Bewußtſein. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt

Roſe

(allein). Mußt du dich zuſammen ſuchen, Roſe? Der unglückliche Brief und dieſer — Werner. Fritz mußte ſich betrogen glauben. Und ich? — Es überſtürzte ſich Alles. Wie ich meinen Vater ſah, da raffte mir's wie mit glühenden Fingern durchs Hirn. Daß ich ihn betrogen hatte von Kind an — weiter wußt' ich nichts — alle Gedanken gefeſſelt von dem Einen — alle Kraft verſchlungen von dem Einen — aller Wille gelähmt von dem Einen! — Und hätt's Ein Wort gekoſtet — nur Eins und Alles war wieder gut — das Eine Wort hätt' ich nicht ſprechen können. (Sich ſelbſt ermutigend.) Und es hätt' es auch. Ein Wort, nur Eins und Alles war erklärt und — da kniet das dumme Ding. Roſe? Gänſeblümchen mußt du heißen. Nur an den Vater darf ich nicht denken, jetzt nicht, wenn ich — Wie oft haſt du gewünſcht: wenn du ein Mann wärſt, damit du kämpfen könnteſt um deine Liebe. Nun, Gänſeblümchen, kannſt du's. Schnell, Gänſeblümchen, ſchnell aufs Schloß! Ein Wort und Alles iſt wieder gut. (Links nach hinten ab; man hört ſie noch in der Szene „Gänſeblümchen" rufen.)

Vorhang fällt.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug

Zimmer im Schloß. Eine große Flügeltür in der Mitte, durch welche man, wenn ſie geöffnet iſt, in reich erleuchtete Gemächer ſieht; darin gepußte Gäſte, Bediente ab und zu gehend. Muſik. Eine Seitentür. Ein Sekretär. Vorn ein Tiſch.

Erſter Auftritt

Falkenſtein angegriffen auf einem Stuhl; **Undank** vor ihm ſtehend.

Undank

Der Joſef, der das — Unglücksfeuer angezündet hat, hat Alles mit angehört. Fahr' hin, ſagte der Paſtor, und die Mademoiſelle ſagte Amen.

Falkenſtein

(ergriffen; will's verbergen). Weil ſie wußten, daß Jemand horchte.

Undank

Und wie der Paſtor gegangen waren und der Herr Doktor ihr ſeine Hand antrugen, ſagten Mademoiſelle Döring: Wenn der Herr Doktor ein Mädchen wollten, das ſie für ſchlecht hielten, ſo möchten ſie einen Mann nicht, der das könnte.

Falkenſtein

Und um ihm das zu ſagen, beſtellt ſie ihn Nachts in eine einſame Laube. (Er möchte gern' mehr hören.) Iſt Er fertig mit ſeinen Märchen?

Undank

Auch das hat der Joſef gehört. Die Mademoiſelle hatten Herrn Wernern bitten wollen, dem Herrn nichts zu ſagen, der ihn dieſen Morgen mit Frühſtem fragen wollen, weil's ſein Tod hätte ſein können, wenn —

Falkenſtein

Schon gut. Geh' Er nur.

Zweiter Auftritt

Falkenſtein

(allein; aufſpringend, ſowie Undank gegangen iſt). Wenn's kein Märchen iſt. Wer ſagt mir, ob's kein Märchen iſt? Des Lauſchers wegen erfunden, der mir's zutragen ſollte? Wen frag' ich, der's nicht achſelzuckend weiter trägt? Jetzt, wo ſie für die Betrogene gilt?

O ich war glücklich. Geſtern. Heute noch. Und nun, wie im Fiebertraum – Reue, Grimm, Jammer, Wut, Liebe, Haß – und im tiefſten Grollen ihre Stimme „Fritz", und ihre weiche Hand auf der meinen, wie ſie ſo gern tat, ſo innig und doch ſo leiſe – iſt's möglich? ſo innig und doch – verdorben! Und die Locken aus dem Geſicht ſchüttelte und mich anſah wie ein Frühlingsmorgen auf einem Berg, daß die Seele kühl vor Tau und blau vor Himmelsfriſche und – all das im dunkeln Wald allein – das umzittert mich wie flehende Hände – über die Wurzeln ſtrauchelnd, wenn ein Nachtvogel aufrauſcht, wenn ſie der Wind bei den Haaren faßt und „Fritz, was hab' ich dir getan?" – und daß das Alles dennoch vielleicht Lüge iſt, den mitleidigen Toren zu fangen – und mit alledem unter dieſen Menſchen lachen, ſcherzen – ich will trinken, trinken – Einen Zug Vergeſſen, und kredenzte ihn der Tod! (Sinkt in den Stuhl zurück.)

Dritter Auftritt

Wüſtenfels

(echauffiert, Champagnerflaſche und zwei Gläſer in der Hand, aus der Mitte). Endlich. – Aber, Menſch, wie du göttlich ſein kannſt. Wenn du willſt. Aber was iſt das mit dir? Drüben klingt noch der Saal vom Beifallruf. Du haſt alles enthuſiasmiert, enchantiert, eskamotiert – die Herzchen nämlich. Alles ſucht nur deiner habhaft zu werden. So lang' du da biſt, brennen die Kerzen hell. Alles iſt hingeriſſen von deinem Wuchs, deinem Stolz, deiner Naiveté. Die Naiveté wird Mode werden. Und ich laufe dir nach von Zimmer zu Zimmer, um deiner auch einmal habhaft zu werden. Und da ſitzt der Held des

Feſtes, der Abgott der Damen wie ein bleichſüchtig Mädchen allein und — liebäugelt mit dem Mond. Was muß die Gräfin denken. Komm, Fritz! Alles erwartet's nunmehr. Ich bring' den Brauttoaſt aus. Nimm! (Will ihm ein Glas aufdringen.)

Falkenſtein

(abwehrend). Noch nicht —

Wüſtenfels

Noch nicht?

Falkenſtein

So weit iſt's noch nicht, ſag' ich dir.

Wüſtenfels

Und warum ſo weit noch nicht? Und was willſt du denn endlich? Es muß doch einmal zur Sprache kommen, daß ihr Brautleute ſeid, daß — Zum Teufel! ſie wiſſen's nicht anders, als dieſe Nacht noch die feierliche Verlobung. Haſt du deine Edelmutsgrillen noch nicht aufgegeben, ſo tu's jetzt; du kannſt deinen Geburtstag nicht würdiger feiern. — Dem Treuenfurt wär's ſchon recht. Dem Kerl ſieht der Neid, die Eiferſucht aus den Augen. Donnerwetter aber auch! Dieſe Gräfin! Eine Himmelsfrucht von den Grazien ſelbſt auf einem Teller präſentiert, der aus ſechs Rittergütern gemacht iſt. Und noch eins extra an den Hals geworfen! Du ſiehſt, ich werde poetiſch und das werd' ich nicht um jede. Taille! Konverſation! Tournüre! Das einzige Dumme an ihr, daß ſie ſich in dich vergafft hat. In deine Dorfmanieren, dein Feuer — was weiß ich? Weißt du, was ſie ihrem Oheim antwortete, der von deiner Heftigkeit ſprach? Der iſt vom Treuenfels gewonnen. Weißt du? Ich bin da, ſagte ſie, zu mildern, zu verſöhnen. Wo ich anſpornen müßte, da wär' ich nicht an meiner Stelle. Denk' dir das mit ihrer Grazie — ich bin da zu mildern — aber wo du jetzt ſein magſt, Fritz?

Falkenſtein

(in Gedanken). Trink' nur. Ich hab' ſchon zu viel —

Wüſtenfels

So ſcheint's. Jeder Rauſch hat ſeine Nachwehen. Und hat das Herz ſich berauſcht, müſſen ſich die Augen übergeben. Die Kokette ſpukt noch — was gilt's! Hör' du, Junge; das war doch nicht recht von dir — da mit der — Pfarrroſe oder wie ſie heißt —

Falkenſtein

(fährt auf). Pfarrroſe — (Beſinnt ſich.) Willſt du was?

Wüſtenfels

Und wenn ſie dir was anders angetan hätte; du haſt's zu arg gemacht —

Falkenſtein

(es ſoll leichthin klingen). Meinſt du?

Wüſtenfels

(für ſich). Spiel' Verſteckens. Freilich ſitzt ſie ihm noch im Kragen. Aber ſie muß heraus.

Vierter Auftritt

Undank. Vorige.

Wüſtenfels

Was iſt?

Undank

(zu Falkenſtein). Mademoiſelle Döring wünſchten den gnädigen Junker zu ſprechen.

Wüſtenfels

(ſieht Falkenſtein fragend an, der ſeine Bewegung verbergen will).

Falkenſtein

Ich kann jetzt nicht —

Undank

(bleibt ſteh'n).

Falkenſtein

(die Dazwiſchenkunft Wüſtenfels' erwartend). Hört Er?

Undank

Halten zu Gnaden, wenn Sie ein Herz dazu haben. Ich hab' keins dazu —

Wüſtenfels

Was hilft's, Fritz. Du mußt deine Härte gut machen. — Selbſt mit ihr zu reden — rat' ich dir nicht. Aber auch keinem den Auftrag geben, der das Verhältnis zu roh angreift.

Falkenſtein

(es ſoll leichthin klingen). Du meinſt? Nun gut. Weil du's meinſt. Als techniſcher Kompagnon — haha — (Ihm kommt ein Gedanke; raſch.) Wenn — (er beſinnt ſich auf die Verſtellung) du nun — was? und ſo recht fein — ich meine — du hörteſt —

Wüſtenfels

Was ſie zu ſagen hat. Aber wenn ſie nun ſagt: Mit dir hab' ich nichts? Womit ſoll ich mich beglaubigen? Wenn du noch ein paar Zeilen — iſt hier nicht Tinte und Papier? (Gibt's ihm; Falkenſtein ſetzt ſich zum Schreiben; für ſich.) Er hofft, ſie unſchuldig zu finden und mag ſie doch nicht ſelbſt fragen; da ſoll ich — Verſtehe, Bruderherz.

Falkenſtein

(ſchreibend). „Herr von Wüſtenfels" —

Wüſtenfels

Zitterſt du, Junge!

Falkenſtein

Der viele Wein —

Wüſtenfels

Das begreift ſich.

Falkenſtein

(ſteht auf, lieſt und gibt). „Tut in Allem meinen Willen." Und nun laß ſie recht ſchwatzen. Es iſt was Drolliges um ſolch ein Mädchengeſchwätz. Und — vergiß mir nicht — frag' doch nach der Verſchreibung, die ich ihr gegeben hätte — aus Spaß nämlich. Ich frage hernach — wenn ich's nicht vergeſſe. Du kannſt hereinſehn, wenn ſie fort iſt, damit — wie geſagt, wenn ich's nicht vergeſſe. Wer denkt immer an dasſelbe? Ha ha ha.

Wüſtenfels

Willſt du durch die Wand, Junge?

Falkenſtein

Der Wein — (In der Tür wendet er ſich, um noch etwas zu ſagen; er unterdrückt's und geht raſch in den Saal.)

Fünfter Auftritt

Wüſtenfels. Undank.

Wüſtenfels

Schließ Er die Türen, daß uns niemand überraſchen kann. (Undank tut's; Wüſtenfels kramt im Sekretär, findet Geld.) Das kommt recht. Wo iſt das Mädchen heraufgekommen?

Undank

Die kleine Treppe.

Wüſtenfels

Schließ' er den Korridor ab, daß ſie die kleine Treppe wieder hinunter muß, wenn ſie geht. Die Gäſte dürfen ſie nicht ſeh'n. Was will Er noch? Laß Er ſie herein.

Undank

Halten zu Gnaden, aber –

Wüſtenfels

Er iſt ein Liebhaber von den Abern –

Undank

Weil ich keiner bin von den Ohs und Wehs und von den: Wenn ich gewußt hätt' und andern dergleichen lahmen Nachzüglern. Wie ich den gnädigen Junker kenne, iſt die Mademoiſelle Döring die Einzige, mit der ſie auf ihre Art glücklich werden können. (Wiſcht ſich über die Augen.)

Wüſtenfels

Er iſt ein Narr mit ſeiner Philoſophie. Führ' Er ſie herein. Und laß Er mich ſorgen.

Sechſter Auftritt

Wüſtenfels allein, dann Roſe.

Wüſtenfels

Wie ſich das auch treffen muß, daß ich gerad' heute hier bin, wo ſich's um des Jungen Lebensglück handelt. Gerade ich, dem's der Junge angetan hat, der – Ich bin des Teufels, wenn er ſagt: Wüſtenfels, gib dein Leben für mich, wenn ich's ihm nicht hinwerfe, da, Junge! wie einen faulen Apfel. Der Sache muß ein Ende werden.

Roſe

(eintretend). Er iſt nicht hier. (Umſehend.) Sie, Herr von Wüſtenfels?

Wüſtenfels

Wer ſind Sie? Und wen ſuchen Sie?

Roſe

Ich ſuche Jemand, der mich kennt.

Wüſtenfels

Sie kommen, eine Rechtfertigung zu verſuchen wegen der Szene heut'?

Roſe

(ſtolz). Ich komme, eine Rechtfertigung zu hören. Aber wo iſt er? (Geht nach der Tür.)

Wüſtenfels

(ihr den Weg vertretend). Sie können ihn nicht ſprechen.

Roſe

(ruhig). Aber ich muß ihn ſprechen.

Wüſtenfels

Immer beſſer. — Was Sie zu ſagen haben —

Roſe

Ihnen? Ihnen hab' ich nichts zu ſagen.

Wüſtenfels

Denn Sie fühlen, daß Sie eines Grades von Gläubigkeit bedürfen, den Sie bei mir nicht vorausſetzen dürfen. — Um Ihnen und ihm eine Mühe zu ſparen. Herr von Falkenſtein will ein Übriges tun. Und Sie werden es mit Dank erkennen. (Verbeugt ſich leicht und wendet ſich.)

Roſe

Ein Übriges? Das wäre —

Wüſtenfels

(wendet ſich raſch wieder zu ihr; erleichtert zu ſich). Iſt das der rechte Ton? Der Junker will für Sie ſorgen.

Roſe

Will er?

Wüſtenfels

Ich freue mich, Sie ſo vernünftig zu finden. (Geht nach dem Pult.)

Roſe

Das iſt alſo Vernunft.

Wüſtenfels

Wollen Sie hier ſpaßen?

Roſe

Ich? Nein. Aber Sie. Alſo –

Wüſtenfels

Der Junker wird Ihre Ausſteuer beſorgen, wenn Sie ſich – der Junker hat hübſche Jäger.

Roſe

(lachend). Ja.

Wüſtenfels

(lacht mit; gutmeinend nach ſeiner Meinung, weil ſie keine Schwierigkeiten macht). Und wenn Sie den Junker nicht vergeſſen können – ſo – es ließe ſich vielleicht arrangieren, daß die Intrigue – Sie begreifen –

Roſe

Nun, warum unſere Vornehmen franzöſiſch ſprechen. Sie haben ſo viel zu ſagen, was ſie deutſch zu ſagen ſich ſchämen.

Wüſtenfels

Es gibt Männer genug, die ein Auge zudrücken um ein ſolides Glück – (Läßt eine Rolle in Roſens Hut gleiten, den ſie auf dem Tiſche ſpielend hin und her bewegt.) Was meinen Sie?

Roſe

Daß Sie Ihr Geſchlecht das ſchöne Zeugnis nicht hören laſſen ſollen, das Sie ihm da ausſtellen. (Sie hat, indem ſie mit dem Hut fortſpielte, dieſen, wie ohne es zu wiſſen, fortgezogen, ſo daß die Rolle zur Erde fiel.) Fiel nicht etwas? – Fünfhundert Taler. Das müſſen Sie haben fallen laſſen.

Wüſtenfels

(hebt verdutzt auf).

Roſe

(während ſie ihm dazu leuchtet, auch gutmeinend). Ei, Herr von Wüſtenfels, Sie ſind zu haſtig in Ihrer Bewerbung um meine — Achtung. Ehrlich oder klug — eins davon ſollte man — wenigſtens zu ſein ſcheinen. Wenn man auch keins davon iſt. Wer heißt Sie die Leute für ſo leichtgläubig halten? Der Herr von Falkenſtein kann heftig ſein. Er kann irren. Er kann irrend ſich übereilen. Warum nicht? Das Alles kann er und das Alles können Sie von ihm ſagen. Aber gemein ſein? Das kann er nicht. Das ſcheinen nur Sie zu können. Verachten Sie darum den guten Rat nicht, weil er von einem Landmädchen kommt. Und — aber unſer Geſchäft, mein' ich, iſt abgemacht. (Sie will mit leichter Verbeugung gehn.)

Wüſtenfels

Bedaure, daß ich Ihre blanke Weisheit mit nichts anderm als einem ſo abgegriffenen Spruch zu erwidern weiß, als der iſt — aber es würde Anmaßung ſein, Ihrer Weisheit vorzugreifen — wo die Nutzanwendung ſo nahe liegt als (gibt ihr das Papier) hier. (Indem er nach hinten geht, um die Rolle wieder im Pult unterzubringen.) Sie iſt göttlich! Aber ſie iſt Kokette durch und durch — und noch was Schlimmeres.

Roſe

(hat geleſen; hält das Blatt immer noch mechaniſch vor ſich hin). Es iſt nicht möglich. Aber es ſteht da. Und leſ' ich's tauſendmal, ſo ſag' ich tauſendmal: es iſt nicht möglich — und tauſendmal ſteht's doch da. O es iſt ſchändlich! Über Alles ſchändlich! Es iſt unmöglich! — Aber es ſteht da. Wenn's möglich wär', es wär' — aber es iſt nicht möglich! Aber es ſteht da. Es iſt unmöglich. Aber es ſteht da.

Wüſtenfels

(kommt wieder vor; da ſie ſchweigt, deutet er äußerſt höflich nach der Tür). Wenn Sie fertig ſind — Genieren Sie ſich nicht. Ich hab' auch noch Zeit. (Er tut, als wenn er in einem Buche leſen wollte, das er vom Pulte mitgebracht hat.) Ah, Sie glauben noch an eine Reſſource —

Roſe

(richtet ſich auf; indem ſie das Papier hinlegt, mit Verachtung). Eine Reſſource?

Wüſtenfels

(ruhig). Wegen der Farce mit der Verſchreibung.

Roſe

(bald kalt, bald ſich vergeſſend). Gut, daß Sie mich an dieſe Farce erinnern. (Nimmt das Blatt aus dem Buſen, reißt es durch und läßt's in die Stube fallen.) Eine Reſſource – wohl gar – Sehen Sie, Herr von Wüſtenfels. Sie könnten Verdacht ſchöpfen, Sie kluger Mann – man möchte – man könnte – pfui – und wenn – dergleichen ſich knieend anbettelte – (Bewegung, als wenn ſie was voll Ekel von ſich ſchöbe; im Gehen lachend.) Eine Farce – gewiß! Denn wie könnte Ihresgleichen im Ernſt eine Seele verſchreiben! Etwas, was Sie nicht haben. Da käm' der beſte Advokat zu kurz. – Sie müßten ſich eine vom Schneider machen laſſen. (In der Tür lachend ſich verneigend.) Denn der gute Mann hat ja wohl auch das Andere beſorgt. (Sie geht.)

Siebenter Auftritt

Wüſtenfels

(allein; etwas konfus). Solch ein Teufel ſteckt hinter dieſem lächelnden Lärvchen! Aber ſie iſt göttlich! Hinreißend! Genial! Aber – ſchlecht iſt ſie doch. (Man merkt, er muß ſich doch erſt wieder in dieſe Überzeugung hineinreden.) Hm. Und wenn ſie's nicht wäre; nach dem Skandal heut' könnte keine Rede mehr ſein. Aber ſie iſt's. Wie unweiblich dies Kommen. Und wär's noch in Tränen geweſen, verzweifelt, außer ſich. Aber nein! Ganz ruhig und nonchalant. Wie zu einem Geſchäft. Zu einem Handel. Die Gräfin dagegen! Pfui. Die Gräfin mit der vergleichen, heißt die Weiblichkeit ſelbſt an den Pranger ſtellen. Und vergißt du denn die Einladung in die Laube, dieſe Tatſache? Dieſes Herrn Werner Konfidenzen? Die Erzählung im Städtchen? Und was du mit deinen Augen geſehen haſt, wie Mutter und Tochter zuſammen halfen, ihn zu fangen? Verſteht ſich. Bei der erſten Andeutung mußte ſie aufflammen, wenn's ihr Ernſt war. Dieſer tugendhafte Zorn, daß – es nur fünfhundert Taler waren. Und das Komplott hatte ſich auf Mehr Rechnung gemacht. Ein

Junker und — ſolch ein Knauſer! Und zuletzt das — wie würde ſie beides ausbeuten, wenn ſie ſelber ihn zu ſprechen bekäme. Und dann — ſtänd' ich auch nicht für ihn. Was kann ſolch ein warmherziger Junge von zwanzig Jahren gegen ſolch eine Kokette, die warm und kalt iſt, wie ſie's eben braucht. Hat ſie mich doch faſt konfus gemacht, mich alten Kerl! — Aber dafür müſſen wir tun. Das Komplott wird natürlich Alles verſuchen. Da gelten alle Waffen. Nichts darf hereingeſchwärzt werden. Kein Brief. Nichts. Den Jungen bewach' ich ſelbſt. Sie ſoll nicht leiden. Wenn ſie ſieht, daß es mit ihren Künſten nichts iſt, wird ſie zugreifen wie eine Andere auch. Aber der Junge ſoll mir das Herzeleid nicht antun, ſich unglücklich zu machen. Hier kann nur eine Operation retten. Auf ſeine Weigerung darf man's nicht ankommen laſſen. Die Geſchichte iſt wichtig genug, ſein Schickſal zu ſpielen. Vorwärts, Wüſtenfels! Junge, ich kann dir's nicht erſparen. (Er öffnet die Türe und ſieht hindurch, dann tritt er in die Nähe des Fenſters.) Das Meſſer angeſetzt, ohne daß er's weiß. Die Zähne zuſammengebiſſen. Eins. Zwei. Drei. Wenn er gerettet iſt, wird er mir's danken.

Achter Auftritt

Falkenſtein. Wüſtenfels.

Wüſtenfels

Da iſt er ſchon.

Falkenſtein

Wollteſt du was? Winkteſt du mir nicht?

Wüſtenfels

Wegen der kleinen Kokette —

Falkenſtein

Haſt du's mit Mädchen zu tun?

Wüſtenfels

Ich denke, die Kleine wird außer ſich ſein. Vor unglücklicher Liebe. Sieh mal. (Zieht ihn ans Fenſter.) Dort geht ſie noch. Was, Junge? Geht ein Mädchen ſo, das Zahnweh hat? Geſchweige Liebesſchmerz? Wie ſie mit dem Hut ſchlenkert und kokettiert, als wär' ihr ſchon irgend ein Laffe gewiß. Schlenkert ſie nicht deutlich: die Männer ſind ja billig heut' zu Tag'! Für tauſend Taler hab' ich die Auswahl. Und das zurückgeworfene Köpfchen, erzählt es nicht Allen, die ihr begegnen: Die Farce war ich lang' überdrüſſig. Jawohl eine Farce! Und wenn dergleichen knieend ſich anbettelte –

Falkenſtein

(von jetzt ſich immer mehr vergeſſend). Hat ſie das?

Wüſtenfels

(ſpricht ſich in Eifer hinein, um die Lüge ſich ſelbſt wahrſcheinlicher zu machen). „Knieend ſich anbettelte." Glaubſt du, ich lüge? Dabei machte ſie eine malitiöſe Bewegung, ſo etwa – als ſchöb' ſie was von ſich, wovor ihr ekelte. Fritz, ich bin ein Narr, daß ich mich ſo ärg're. Die Kokette – „knieend ſich anbettelte" –

Falkenſtein

(faßt ihn bei der Schulter). Wüſtenfels!

Wüſtenfels

„Knieend ſich anbettelte" – Und freilich; die tauſend Taler hatte ſie ſchon.

Falkenſtein

(dasmal zweifelnd und zugleich drohend). Wüſtenfels!

Wüſtenfels

(hebt ruhig die Verſchreibung auf). Hätt' ich faſt die Quittung vergeſſen. (Gibt ſie ihm.)

Falkenſtein

(ſieht auf das Papier; dann eilt er außer ſich nach dem Fenſter, das er öffnet).

Wüſtenfels

(ihm nach). Was willſt du aber?

Falkenſtein

(aus dem Fenſter). Tiras! Sultan! Martin! Chriſtoph! Hetzt mir die Dirne dort mit Hunden vom Schloß. Fünfhundert Taler, der ſie bis ins Dorf hetzt!

Wüſtenfels

(der ihn vergeblich abhalten wollte). Junge! – Und die Kerle folgen auch und hetzen. Und ſie flieht nicht. Kehrt ſich nicht daran. Geht ſtolzer noch wie vorher. Fritz, das iſt unmenſchlich!

Falkenſtein

(wie wahnſinnig). He! Pack' an, Tiras! Pack' an, Sultan! Pack' — (Er ſtürzt am Fenſter bewußtlos zuſammen.)

Neunter Auftritt

Vorige, gleich darauf Undank.

Wüſtenfels

(klingelt, dann gießt er Falkenſtein ein Glas Wein ins Geſicht; ſchließt die Tür. Undank tritt auf). Hebt ihn mit auf, Alter. Stellt zwei Stühle zuſammen.

Undank

(erſchrocken). Aber —

Wüſtenfels

Helfen. Nicht philoſophieren. (Sie legen Falkenſtein auf Stühle.) Der Schnitt ging tief. Aber die Jugend verwindet Alles.

Undank

Gott ſei Dank! Sie kommen zu ſich.

Falkenſtein

(im tiefſten Schmerz). Roſe! (Er richtet ſich auf und ſieht die Helfenden einige Augenblicke fremd an.)

Undank

Erkennen Sie den alten Undank? Die Mademoiſelle Döring —

Falkenſtein

(ſchwach, aber voll Verachtung). Wer fragt nach ſeinen Mamſells?

Wüſtenfels

(unwillkürlich). Armer Junge!

Falkenſtein

(erhebt ſich bleich aber ſtolz). Wen meinen Sie, Herr von Wüſtenfels? Wenn man fragen darf.

Wüſtenfels

(als hätt' er überhört). Iſt's ein Wunder? Der Wein. Aber hier ſitzeſt du nun und konverſierſt mit deinem Rauſch von Tiras und Sultan, während drüben die Gräfin —

Falkenſtein

(immer mehr ſich erholend). Der Wein. Ja, du haſt recht. Es iſt eine Schande. Hilf mir auf. Der Wein iſt tückiſch.

Wüſtenfels

(für ſich). Auf dem ehrlichen Elfer wird's da mal wohl ſitzen bleiben.

Falkenſtein

Aber er ſoll wieder gut machen, was er verdorben hat. (Er kann kaum ſteh'n.)

Wüſtenfels

Wie du ausſiehſt. Ich fürchte, du biſt wirklich krank.

Falkenſtein

Und ich fürchte, du wirſt im Brauttoaſt ſtecken bleiben.

Wüſtenfels

(freudig überraſcht). Iſt's dein Ernſt?

Falkenſtein

So gewiß du ſtecken bleibſt.

Wüſtenfels

Du meinſt? Es gilt!

Falkenſtein

Zwanzig Flaſchen Champagner.

Undank

(kummervoll). Aber —

Falkenſtein

Champagner und kein Aber! Laß Er Wein heraufholen, ſo viel der Keller hergibt. Die fremden Domeſtiken, die Falkenſteiner Nachbarn, meine Leute, wer meine Verlobung mitfeiern will. (ſieht nach der Uhr) Es wird bald zwölf ſein. Hört Er? Punkt zwölf müſſen die Trompeten ſchmettern, die Pauken wirbeln und die Kanonen donnern. Das Feuerwerk nicht zu vergeſſen. Das R D auf den Transparents — heißt Rudolfine Diemar. Damit ſie wiſſen, wie ſie zu rufen haben.

Undank

Aber —

Falkenſtein

Lad' Er ſeine Aber in die Böller oder erſäuf' Er ſie im Champagner.

Ich kann ſie nicht brauchen. Vorwärts, Alter! (Undank unter Zeichen der Bekümmernis ab.) Geh' nur voraus. Ich folg' dir auf dem Fuß.

Zehnter Auftritt

Falkenſtein

(allein). Ich will glücklich werden! Ihr zum Trotz. Mein Glück ſoll im ganzen Land zum Sprüchwort werden. Damit ſie's täglich hören muß. Es ſoll heißen: Glücklich wie Fritz von Falkenſtein. Wein! Muſik! Kanonen! Ich will glücklich ſein! (In den Saal ab.)

Verwandlung.

Kirchhof.

Kirche hinten; rechts vorn das Pfarrhaus; über der Kirche etwas links auf der Höhe das Schloß. Im Vorgrund ein großer Leichenſtein. Mondſchein.

Elfter Auftritt

Freitag, **Suſanne**, **Friederike** von links nach rechts, die Mädchen mit Körbchen, über die Bühne.

Suſanne

Was das nur für ein Bellen und Schreien iſt da auf dem untern Weg?

Freitag

Ein Dieb wird's ſein, den ſie hetzen.

Friederike

Wo iſt denn die Sabine?

Freitag

(zeigt auf das Pfarrhaus) Da bei Pfarrers da drüben.

Suſanne

Es iſt oben und unten Licht.

Freitag

Der Pfarrer hat einen von ſeinen gefährlichen Anfällen gekriegt. Aber Sapperment! vor zwölf noch müſſen wir mit den Gläſern aus der Schenke zurück ſein. Das ganze Dorf ſoll mit trinken vor'm Schloß. (Ab.)

Zwölfter Auftritt

Roſe

(allein; weiter vorn links; bleich aber ſtolz und langſam gehend). Können ſie mich noch ſehn? Sie ſollen ſich nicht kitzeln, die Henkersknechte und ihre Herrn – Nicht Einen ſchnellern Schritt, Roſe. Nicht Einen Laut! Nein. Sie kehren zurück. Mich ſieht Niemand mehr. (Sie ſetzt ſich ſchweigend auf den Leichenſtein, legt den Kopf in die Hände. Dann ſieht ſie auf.) Und was nun? Den Himmel ſtürmen mit Vorwürfen? (Bitter lachend.) Er iſt taub. Und die ewige Liebe drüber iſt ein Märchen. Willſt du ſie fragen, warum ſie dich zum Menſchen ſchuf? Warum uns eine Seele, die menſchlich fühlt? Ein zähes Herz, das nicht brechen will? Wenn du uns den Männern zum Spielzeug erſchufſt, das ſie ſtraflos verwüſten dürfen? – Aber das Spielzeug für ſolch plumpe Hände mußte dauerhaft ſein. Und freilich! freilich! das iſt's ja eben, was du den Herrn der Schöpfung zum Eingebinde gabſt – die Luſt an unſerer Qual. –

Ich lebe noch? Bin ich doch ein Weib. Ich hoffe noch? Weil Jugend nicht zu ertöten iſt. Aber – du liebſt ihn noch? ihn, der – ihn, pfui, pfui, der – (Ein Gedanke macht ſie plötzlich aufſpringen.) Aber ſeine Stimme zitterte, wie er rief. Warum zitterte ſeine Stimme? Er ſtand über mir ſchön wie der bleiche Mond über der ſchauernden Wolke. Warum war er bleich? Er zürnte. Verachtung zürnt nicht. Nur die Liebe zürnt. Die verzweifelnde Liebe. Roſe! Er hat dich nie mehr geliebt, als da er nach den Hunden rief. – Die Schrift war von ihm. Aber der Auftrag nicht. Und wenn ihm der das Blatt zeigte, das ich hinwarf? Wie mir die Schrift? Und ſagte: ich hab' ihr Geld geboten. Sie hat dich aufgegeben für Geld. Hier iſt das Blatt. Dennoch durft' er's nicht glauben. Aber hab' ich's nicht auch? Ich durft' es nicht glauben und tat es doch. Das iſt ja eben die Liebe – zwei Herzen und kein Kopf! – Er mußte mir zürnen. Sonſt liebt' er mich nicht. Er mußte heftiger zürnen. Er mußte – durft' ich denn leben? Tu' ihm nicht unrecht, Roſe. Der arme Junge. Leidet er nicht mehr als ich? Aber dennoch ſoll's ihm nicht geſchenkt ſein. Er ſoll mir's beichten, was ſie ihm aufgebunden haben. (Lacht in ſich hinein.) Wie er ſich trotzig hinter ſeine Wimpern ducken wird. Ich ſeh' ihn ſchon. — Und nun, mit der Gewißheit in allen Adern! Sie laſſen mich nicht zu ihm; das iſt gewiß. Aber der alte Undank und — ich ſchreibe. Es braucht ja nur, daß er erfährt, wie ich betrogen werden ſollte in ſeinem Namen. — Nun, Herr von Wüſtenfels, nun ſehn Sie, was Sie können. Hier liegt mein Handſchuh.

(Sie eilt nach dem Pfarrhaus; vor der Tür bleibt ſie ſtehn.)

Halt! Dahinein darfſt du noch nicht wieder. — Roſe — nur jetzt keinen Jammer. Mißlingt es, haſt du noch Zeit genug dazu. Aber es kann nicht mißlingen. Da iſt Sabine. (Klopft ans Fenſter.) Sabine!

Dreizehnter Auftritt

Roſe. Sabine erſcheint innen am geöffneten Fenſter.

Sabine

(weiß nicht, ob ſie nicht wieder ſchließen ſoll). Du — Roſe?

Roſe

Du erſchrickſt? —

Sabine

Ich dachte nur — wenn uns Jemand beiſammen ſäh'. Du nimmſt mir's gewiß nicht übel.

Roſe

Nein. Nein. Aber einen Brief beſorgſt du mir doch? An Undank —

Sabine

Ich müßte Freitag ſchicken.

Roſe

Und bitte, Sabine; dort auf dem Klavier —

(Sabine verſchwindet vom Fenſter; Roſe zeigt und ſpricht leiſe hinein.)

links unter dem Epheu — liegt Papier und Bleiſtift — und dort unter der Gitarre — aus dem Dintenzeug eine Oblate. Es geht ſchwer auf — du mußt an der Seite drücken. So. So.

(Sabine gibt's heraus; wie ſie das Fenſter ſchließen will.)

Bitte, laß das Fenſter nur Einen Augenblick — wie mir das Alles ſo lieb und — Roſe! Nicht klagen! Roſe! Handeln! (Sabine verſchwindet innen.)

Vierzehnter Auftritt

Roſe

(allein). Aber wo nun ſchreiben? Hier der Leichenſtein muß mein Tiſch ſein. Der Mond leuchtet. Es geht Alles, was gehen muß.

(Sie kniet am Leichenſtein. Vom Schloß ein Adagio, dann ein beliebter Tanz.) Was iſt? Ach ja. Der Geburtstag. (Spricht und ſchreibt dabei.) „Mein Fritz. So gewiß Du mich liebſt; und Du liebſt mich mehr als je — ſo gewiß weiß ich, daß Du mich nicht betrügen willſt, daß Du mich verkennſt.“ (Betrachtet das Geſchriebene.) Wie das froſtig ausſieht. Und das ſoll ſchmelzen? Das ſoll's ausdrücken, wenn ich aus dem tiefſten Herzen herausatme: Mein Fritz? (Schreibt ſich und ſpricht ſich immer tiefer in die Rührung hinein.) „Nicht, Fritz? das Geld, das Wüſtenfels in Deinem Namen mir bot, das kam nicht von Dir? Trotz Deiner Unterſchrift. Ich riß das Blatt aus meinem Buſen, das Du mit Blut geſchrieben haſt, und warf's ihm zu dem Gelde vor ſeine Füße hin. Wenn ſie Dir's anders ſagen, ſo lügen ſie. Sie laſſen mich nicht zu Dir; darum muß ich ſchreiben. Ich bin nicht falſch, Fritz. Wärſt Du's, ſo könnt' ich Dich vergeſſen und glücklich ſein. Sei's nicht, Fritz. Laß mich lieber Dein denken und unglücklich ſein. — Mußt Du mich laſſen? Mußt Du, ſo will ich Schmerz und Schande allein tragen. Und Du ſollſt nur ſagen: Arme Roſe, wie du mich dauerſt. Nein. Nur: Arme Roſe. Und auch das nicht, wenn Dir's zuviel iſt. Nur eine Träne — nein, nur einen flüchtigen Blick — nein, einen ſtummen Handwink nur mit abgewandtem Geſicht, wenn Du Dich ſchämſt. Ich wollt' ihn ſprechen lehren. Tauſendmal die Stunde ſollt' er mir vorſagen: Und doch — und doch — Roſe, und ich hab' Dich doch geliebt. Leb' glücklich. Roſe Döring.“
(brechend und ſiegelnd) Sabine!

Fünfzehnter Auftritt

Sabine immer am Fenſter. Roſe.

Sabine

(für ſich). Das haſt du für deine Gemütlichkeit von der. Sollt's einem danken, daß man mit ihr ſpricht.

Roſe

(iſt fertig, gibt ihr den Brief). Aber ja in des Junkers eig'ne Hände ſoll's Undank geben. Mein und ſein ganzes Glück hängt davon ab.

Sabine

Gib nur. Deine Mutter ruft mir eben.

Roſe

Nur einen Augenblick noch. Wie kommt's, daß Licht in der grünen Stube iſt? Doch nicht –

Sabine

Der Herr Paſtor –

Roſe

In der grünen lag er, wie er ſo krank war –

Sabine

Nun ja. Er iſt ganz von ſich. Mein Bruder kommt nicht von ſeinem Bette.

Roſe

Ich muß zu ihm!

Sabine

Um Gottes willen nicht. Mein Bruder ſagt, wenn er dich jetzt ſäh', wär's ſein Tod.

Roſe

Wär's ſein Tod. – Meine Mutter, bitte, Sabine. Nur ein Wort wollt' ich mit ihr reden.

Sabine

Ich will's ihr ſagen. (Sie verſchwindet vom Fenſter.)

Sechzehnter Auftritt

Freitag, Suſanna, Friederike kommen zurück über den Kirchhof; im Geſpräch. Roſe tritt in den Schatten.

Suſanne

Wenn ich die Roſe wär', mich ſäh' Niemand wieder.

Friederike

Ich lief' heut' noch in den Fluß.

Freitag

Die läuft nicht. Es müßte denn mit einem Junker ſein oder von Einem zum Andern. Aber die Gräfin. Was, ihr Mordmädels? Das iſt eine Dame. Es iſt bald zwölf. Donnerwetter! lauft. Sonſt verſäumen wir die ganze Verlobung. (Miteinander ab.)

Siebzehnter Auftritt

Die Paſtorin in der Tür. Roſe.

Roſe

Verlobung? — Um Gottes willen, Mutter! Wiſſen Sie von einer Verlobung auf dem Schloſſe?

Paſtorin

Du warſt die Braut, wenn du mir folgteſt.

Roſe

(voll Angſt). Ich muß zum Vater. Mutter, laſſen Sie mich!

Paſtorin

Daß du noch zur Vatermörderin würdeſt? Das iſt's, was du noch werden kannſt.

Roſe

Und würd' ich's — wer wär' Schuld? Wer hat's auf dem Gewiſſen, was aus mir geworden iſt? Daß mir die feurigen Stiche durchs Hirn gehn? Daß ich mich halten muß, daß ich nicht lache und ſpringe über den Jammer wie eine Wahnſinnige? Wahnſinn? Als ob's nichts Schlimmeres gäb' als Wahnſinn! Mutter, wenn jetzt ein Engel ſagte: ſtreck' deine Rechte aus und dein Vater iſt geſund.

Oder ſtreck' deine Linke aus und dein Fritz kehrt zu dir zurück. Aber nur Eins. Das oder Jen's. Und hier liegt der alte Pfarrer bleich und tot auf der Bahre, die alten, lieben Hände über der Bruſt ins Kreuz gelegt. Und die Glocken klängen. Und die Schüler ſängen. Und die Neugierigen drängten ſich dort um die Kirchhofstür'. Und dort auf der Straße — weißt du, was ich täte? Mutter? Mutter? Ich zögerte? Ich fragte? Ich beſänne mich? Ich wählte? Nein! Nein! Die Linke ſtreckt' ich, ich entſetzliches Kind! Die Linke ſtreckt' ich. Und dort. Dort käm' er. Die Hunde voran. Hoch zu Roß. Mit dem ſtolzen Weſen. Mit der wehenden Feder. — Glaub's nicht, Mutter! Glaub's nicht. Die drüben haben den Himmel. Die noch auf Erden ſind, wollen glücklich ſein. Ich will ſo viel Glück zuſammenraffen, als ich in meinen Armen halten kann.

Paſtorin

Ich gehe.

Roſe

(hält ſie zurück). Glaub's nicht, Mutter! Glaub's nicht. Aber du haſt mich nie geliebt. Du haſt Niemand geliebt. Nur den Reichtum und die Größe haſt du geliebt. Und ich ſollte dir das Mittel dazu ſein. Glaub's nicht, Mutter! Glaub's nicht, was ich ſage. Ich rede nur ſo in der Angſt, damit ich mich ſelber vergeſſen will. Ich bin nicht wahnſinnig, Mutter. Aber damit ich's nur nicht werden muß. Wer iſt Schuld daran als du? Du haſt mich in das Lügennetz verſchlungen, daß ich mich nicht halten konnte. Glaub's nicht. Und was hab' ich getan? Hätt' ich nur immer gelogen und geheuchelt, es wär' Alles gut. Nur offen ſoll kein Menſch ſein und großmütig und wahr.

Achtzehnter Auftritt

Sabine am Fenſter. Vorige.

Sabine

(atemlos). Frau Paſtorin! Um Gottes willen kommen Sie nur

Paſtorin

Was iſt denn?

Sabine

Der Herr Paſtor — ich hört' ihn röcheln — ich lief ans Bett — da fuhr er auf und ſtreckte ſich — und ſein Geſicht iſt ſo lang geworden — ach Gott! er iſt geſtorben.

Roſe

(außer ſich; will hinein). Fort!

Paſtorin

(hält ſie auf). Fort du! — Willſt du den Vater noch im — Nimmſt du den Werner? Er will ſo gnädig ſein. Fühlſt du, wie gnädig ein Mann ſein muß? Nimmſt du ihn?

Roſe

(es ſchlägt zwölf am Kirchturm). Nein, Mutter!

Paſtorin

Biſt du noch ſtolz? So fahr' hin, wohin du willſt.

Roſe

(hält ſie gewaltſam feſt). Du mußt mich halten. Du haſt mich geboren.

Paſtorin

(ſich los ringend). Rühr' mich nicht an. Ich bin eine ehrliche Frau. Du haſt deinen Vater umgebracht. Deiner Mutter für ihre Liebe das Herz gebrochen. Dir muß es vergolten werden. Im Spittel mußt du ſterben, Landſtreicherin. Das haſt du an deiner Mutter verdient. (Geht, wirft die Tür hinter ſich ins Schloß.)

Neunzehnter Auftritt

Roſe allein. Freitags und viel andre Stimmen fern vom Schloß her.

Roſe

(ſchwindelnd). Das geht ſchnell. Ha ha ha ha. Jetzt die Kirche. Jetzt das Schloß. Ha ha ha. Und wieder die Kirche und wieder das Schloß. Was iſt's denn nur? Der alte Pfarrer iſt tot? Aber was kann ich denn dazu? Und wer weiß denn, ob's wahr iſt? An Schmerz wär' er geſtorben? An ſeinem Kind? Wer ſtirbt heut' zu Tag' an Schmerz? Am Huſten, am Schnupfen, wenn's ſein ſoll. An Schmerz? Spaßmacher ihr! Wenn man an Schmerz ſterben könnte, wär' ich ſchon tot. So — nun ſteht das Schloß wieder ſtill. Nun will ich hinauf. Aber was will ich denn oben? Unterwegs wird's mir ſchon einfallen. Verlobung? Und eine Gräfin? Wo ſollte die herkommen? Wenn die Gräfinnen vom Himmel fielen! Oder ſoll ich erſt in die Apotheke? Da iſt ja ein Mittel. Das für Alles hilft. Hat er's nicht ſelbſt geſagt? In dem Schränkchen in der Ecke — und der Schlüſſel hinter der großen Spiritusflaſche. — Nein. Erſt will ich aufs Schloß. (Wie ſie ſich dahinwendet)

Freitag

(in der Ferne). Vivat der gnädige Junker Friedrich von Falkenſtein und ſeine hochgeborene Braut Gräfin Rudolfine von Diemar!

Viele Stimmen

Hoch!

(Muſik, Transparente im Park ſichtbar.)

Freitag

Und abermals —

Stimmen

Hoch!

Roſe

(war zurückgeſunken; ſie ſpringt wie eine Raſende nach dem Schloß zu und ruft in den Lärm hinein). Und Fluch! Und Fluch! Und Fluch! Fluch der Lippe, die ihn küßt! Fluch der Hand, die ihn ſtreichelt! Fluch hüben! Fluch drüben — (Sie ſinkt vor Schwäche in die Kniee; kann die Hände nicht falten.) Und laß ihn glücklich ſein — erhöre mich doch, Fritz — er — (Immer ſchwächer.) Bete — und wollte fluchen. Dazu — Kraft — wenn ich wieder Kraft — dann wieder fluchen — bis ich nicht mehr — und wieder beten — bis — und wieder fluchen — und beten und fluchen — ſo ſoll's — die ſchwarzen Monde — wer in der Apotheke — das Sauſen — was wollt' ich —

Freitag

Und noch einmal Vivat der hochgebornen Braut —

Stimmen

Und noch einmal — und noch einmal —

Roſe

(kaum vernehmlich). Und noch einmal — Vivat — und — noch — einmal — (Sie ſinkt um.)

Stimmen

Hoch!

(Die Muſik ſpielt den beliebten Tanz von vorhin. Das Schloß in bengaliſchem Flammen. Kanonenſchläge.)

Der Vorhang fällt langſam.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug

Am Ende des Dorfes Werners Häuschen; über der Haustür die Firma „Apotheke". — Eine Raſenbank und Tiſch davor. Rechts näher das Schloß, ferner die Kirche. Frühſter Morgen. Die Fenſterladen des Häuschens noch geſchloſſen.

Erſter Auftritt

Freitag

(in ängſtlicher Eile von rechts, findet die Tür geſchloſſen). Ei ſo ſchlaft! — Oder ſind noch bei Paſtors? Wär' ich zum wenigſten geſtern bei meiner Mutter geweſen. Wenn ich nur Sabine ſprechen könnte. Die Roſe — die arme, gute Roſe! Ich will doch einmal aufs Schloß. Vielleicht iſt jetzt ein Pförtchen offen. (Wieder rechts ab.)

Zweiter Auftritt

Werner. Dann Sabine.

Werner

(raſch von links). Der Oſtwind bläſt mir in meine Segel. Man kann nicht mehr Lungenentzündungen wünſchen. (Er pocht an einem Laden.) Sabine! Hörſt du?

(Der Laden wird geöffnet.)

Sabine

(erſcheint im offenen Fenſter).

Werner

Wie ſteht's mit der Roſe?

Sabine

Der Wärter konnte ſie kaum zwingen. Immer wollte ſie in die Apotheke. Jetzt iſt ſie ruhig. Aber bei ſich iſt ſie noch immer nicht.

Werner

Mit dem Paſtor ſtand's auch ſchlecht. Dasmal kommt er noch davon. Und richtig; wie ich vorher ſagte. Kaum, daß er aus dem Starrkrampf erwacht war, verlangt' er nach der Roſe.

Sabine

Er iſt nicht tot geblieben?

Werner

Gib mir das gelbe Etui. (Sabine verſchwindet von dem Fenſter; Werner ſpricht hinein.) Ich hab' ihn nur mit Müh' abhalten können, wie er einmal wußte, daß ich die Roſe zu uns hatte bringen laſſen und daß ſie krank iſt. Damit er warten ſollte, bis ich wieder käm'. Ich muß ſchnell in die Mühle. (Laut und in ſeinem pathetiſchen Ton.) Mit der Roſe fahr' ſo fort. Du biſt Werners Schweſter. Ich ſage weiter nichts.

Sabine

Iſt auch nicht nötig nach dem, was geſtern in der Laube vorgefallen iſt. Pfui. Und ſo einer –

Werner

Mit der Tochterſchaft bei der Paſtorin war's dasmal nichts. Was? Ha ha ha. Aber ich heirat' die Roſe. Bleibt's doch in der Familie. (Sich umſehend, dann wieder pathetiſch.) Sabine. Schweſterherz! – Mehr ſag' ich nicht. (Geht links nach hinten.)

Dritter Auftritt

Sabine iſt am Fenſter verſchwunden und erſcheint in der Haustür, die ſie geöffnet hat. Gleich darauf **Freitag**.

Sabine

Pfui! Pfui! Wie ich mich ſchäme wegen dem.

Freitag

(kommt wieder). Noch Alles zu. Der Wüſtenfels will Niemand zum Junker laſſen, ſagt der Joſef. – Sabine –

Sabine

Du biſt's. Bin ich erſchrocken. Ich bin noch in den Nachtſachen. (Will gehn.)

Freitag

Ich erbärmlicher Menſch! Wenn ich doch – hörſt du, Sabine? (Hält ſie auf.) Das Geld war von der Roſe. Deshalb ſchlich ſie heimlich um das Häuschen herum und erſchrak. Beſchenkt meine Mutter und – ich geh' hin wie ein Judas –

Sabine

Doch nicht zum Junker?

Freitag

Und ſag' ihm –

Sabine

(immer ängſtlicher). Aber was denn nur?

Freitag

Nu, von der Verſchreibung, die ſie dir gezeigt hatt' und von den Briefen; was du mir geſagt hatt'ſt – davon rührt ja eben das ganze Unglück her.

Sabine

(erſchrocken). Und das trägt er auch gleich – Aber ſo geht's mir nur. So eine wie die, die darf ſagen, was ſie will. Der geht alles zum Beſten aus. Aber ich darf nur Einmal aus Zartgefühl ein Wörtchen mehr ſagen –

Freitag

So iſt's am End' gar nicht einmal wahr, das mit der Verſchreibung?

Sabine

Die Paſtorin hatte in der Roſe Fach gekramt, da war's herausgefallen –

Freitag

Und du haſt's –

Sabine

Nun freilich hab' ich's geleſen. Und in der Verlegenheit – und du ließeſt mir auch eher keine Ruh' – bis ich – wer weiß was geſagt hatt'. Wenn ich ſo keck wär' wie die Pfarrroſe.

Freitag

Und du biſt beſſer, weil du lügſt? Das hätt' ſie freilich nicht. Zu lügen – dazu iſt ſie zu keck. Und die Leute ins Unglück zu bringen, dazu gehört Gemüt. Und was willſt du denn nun tun vor Gott und deinem Gewiſſen?

Sabine

Sie hat mir einen Brief gegeben. Der ſollte Alles wieder gut machen, ſagte ſie. Ich hab' ihn doch noch? Ja; hier.

Freitag

Gib her! Und wenn nun zehn Wüſtenfelſer wären, ſie ſollen mich nicht vom Junker abhalten. Bis ich's ihm gegeben und Alles erzählt hab', wie es war. Aber mit uns iſt's aus von der Stund' an. Ich werd' mein Lebtag nicht wieder froh. (Wieder rechts ab.)

Vierter Auftritt

Sabine allein; gleich darauf Roſe.

Sabine

(ruft ihm weinend nach). Freitag! — Was ich für ein armes Mädchen bin mit all meiner Sittſamkeit. Mit all meinem Inachtnehmen. Nun wird's heißen: Die Pfarrroſe war brav; aber die Wernerſabine hat ſie hineingebracht.

Roſe

(kommt aus der Apotheke, wahnſinnig; umſehend, als hätte ſie etwas vor).

Sabine

Kann ſie denn nicht bei Tag Almoſen geben? Wo's alle Leute ſehn? (Wird Roſen gewahr.) Da kommt ſie. (Mitleidig.) Nun, ihr geht's auch danach. Eine Andere wär' freilich nicht ſo gemütlich wie ich. Wie ſie geht mit ihren Haaren, das arme Ding! Sie hat mich hineingebracht ins Unglück. Aber ich trag's ihr nicht nach; ich nicht. Ich bin anderer Leute Richter nicht.

Roſe

Wenn man allein wär'. Die paſſen immer auf.

Sabine

Ob ſie mich jetzt kennt? (Voll Mitleid.) Soll ich dir einen Stuhl herausholen? Wie du mich dauerſt. So geht's. Ich bin freilich öfter ſitzen geblieben beim Tanz. Und wenn du mit jungen Herren herumſpaziert biſt, da ſaß ich ſittſam hinter meiner Arbeit und ſah nicht auf. Und du haſt über mich geſpottet. Jetzt iſt's umgekehrt. Aber ich? ich ſpotte nicht. Ich nicht.

Roſe

Habt Ihr auch einen Brunnen, junge Frau?

Sabine

Soll ich dir vielleicht ein Glas voll holen?

Roſe

(knixend). Wenn Ihr ſo gut ſein wollt. Gottes Lohn, junge Frau.

Sabine

Das iſt doch ein Unglück. (Sie holt ein Glas im Haus.)

Roſe

(in ſich hineinlachend). Die Roſe iſt klug. O, die Roſe iſt klug. Die wartet, bis ſie Alle fort ſind. Die ſtellt ſich ruhig. Sonſt kann ſie nicht in die Apotheke.

Sabine

(mit einem Glas). Ich komme gleich zurück. (Ab.)

Fünfter Auftritt

Roſe

(allein; ſie ſieht Sabinen nach). Im Schränkchen links — o ich weiß es noch! im dritten Fach von oben — und der Schlüſſel — hinter der großen Spiritusflaſche. — Jetzt iſt ſie fort. (Sie eilt in die Apotheke.)

Sechſter Auftritt

Der **Paſtor**, gleich darauf **Roſe** zurück.

Der Paſtor

(kommt mühſam von links hinten; er ſetzt ſich).

Roſe

(kommt wieder mit einem Fläſchchen, das ſie verſteckt hält und erſt im Proſzenium behutſam hervorbringt).

Paſtor

Sie iſt es ſelbſt. Roſe!

Roſe

(in die Betrachtung des Fläſchchens vertieft). Das hilft gewiß. Das hilft ganz gewiß!

Paſtor

(indem er ſich erhebt). Mein Kind.

Roſe

Wer ſagt' es nur immer die Nacht? Nein; das war der Perpendikel an der Uhr; der ruhte nicht einen Augenblick.

Paſtor

Ich komme dich heimzuholen.

Roſe

Wenn's was Schlimmes wär', da hätt' ich's trinken müſſen. Und wenn ich's nicht gewollt hätt'. (Sie lieſt an dem Fläſchchen.) O—p—i—u—m. Was das heißen ſoll? Hm! O—p—i—u—m. Halb voll. So, nun iſt's auf. Nun — (Will trinken.)

Paſtor

(ihr näher kommend). Du willſt nicht?

Roſe

(erſchrocken, ſucht das Fläſchchen zu verſtecken). Wieder einer, den ſie ſchicken —

Paſtor

Du biſt frei. Aber raten darf ich dir doch? Und wenn du wo ſich'rer ruhſt als am Vaterherzen — dich hinbringen?

Roſe

Daß man nicht geſund werden ſoll.

Paſtor

Du haſt kein Wort für mich? Muß ich zu meinem Stabe ſagen: Komm, ſtütze du mich, alter Stab? Mein Kind will mich nicht ſtützen?

Roſe

(hat das Fläſchchen in Sicherheit gebracht, nun wendet ſie ſich nach ihm).

Paſtor

Nein! Ich ſehe falſch. Das kann ja nicht möglich ſein!

Roſe

Ihr ſeid der Meiſter Totengräber? Ach ja. Jetzt erkenn' ich Euch. In dem halben Jahr, ſeit die Pfarrroſe geſtorben iſt, hab' ich ſoviel geweint, daß meine Augen ſchlimm geworden ſind. Ein Kind muß doch eine böſe Krankheit ſein, weil man dran ſterben kann. Wenn der alte Paſtor noch lebte — (Ihn betrachtend.) Nein; wer einmal geſtorben iſt, wird nicht wieder lebendig. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Aber verratet's ihnen nicht mit dem Mittel. Bitte. Bitte. Sollt auch recht hübſch ſein und der liebe Gott wird's Euch vergelten.

Paſtor

(muß ſich wieder ſetzen). Großer Gott!

Roſe

Es hieß, an unglücklicher Liebe wär' ſie geſtorben. Aber es iſt nicht wahr. Ich will's Euch ſagen, woran. Zwei waren dran ſchuld, daß ſie geſtorben iſt. Das eine war ein alter Paſtor, und das andere eine junge Gräfin. Der alte Paſtor war gut. Er war nur zu gut. Aber das ſagen alle Leute: Sein Kind, das hätt' er anders erziehen ſollen!

Paſtor

Das war's, was dieſe Nacht mich marterte. Nein, mein Kind, nein!

Roſe

Ja wenn's ein Junge geweſen wär'. Und ich will Euch was im Vertrauen ſagen: Das iſt die Stärkſte, die es weiß, daß ſie ſchwach iſt. Wenn ich nicht ſo viel zu merken hätte! Und da oben, ganz oben in meinem Kopf, da iſt etwas, das will's nicht leiden, daß ich mich beſinne. Seht Ihr; ſie lud einen fremden Mann in eine Laube Nachts. Aber warum? Eine Andere hätt's doch nicht getan. Eben darum. Weil ſie anders erzogen war als alle Andern. Da dachte ſie wunder, was es wär', was die Andern nicht das Herz hätten. Davon rührt die ganze Geſchichte her.

Paſtor

Nein! nein! Nur die Einflüſterungen der ehrgeizigen Mutter und ſeine Falſchheit waren ſchuld. Und hat er nicht mich betrogen, der die Menſchen kennt? Und du, ein argloſes Kind —

Roſe

(argwöhniſch vor ſeiner Aufregung). Ich hätt' ein Mittel? Ich hab' keins. Wo ſollt' ich's herhaben? Ihr könnt alle meine Sachen durchſuchen danach. Das ſagen alle Leute, Menuett tanzt keine mehr ſo graziös. Seht Ihr? Seht Ihr? (Sie tanzt.)

Siebenter Auftritt

Falkenſtein. Die Vorigen.

Falkenſtein

(erſt noch in der Szene). Roſe! Roſe! Hier iſt das Häuschen — (Er iſt in Jagduniform mit Jagdmeſſer wie geſtern, hat Roſens Brief offen in der Hand. Wie er Roſe tanzen ſieht, erſchrickt er.)

Roſe

(tanzend). Roſe? Was ſie nur alle von der Roſe wollen? Die Pfarrroſe? Meint ihr die? Die iſt nicht zu Haus. Die iſt tot und begraben. Da iſt der Totengräber noch; der kann's bezeugen. Jetzt kommt Chaine, dann Ronde, meine ſchönen Herrn und Damen.

Paſtor

(faßt Falkenſtein beim Arm). Siehſt du, was du getan haſt, Elender? Einen alten Mann betrogen und ſeinem Kind das Herz gebrochen. Stell' dich nicht erſchrocken und bekümmert. Wozu ſollſt du jetzt noch heucheln? Ich alter Mann kann dir nicht ſchaden.

Falkenſtein

Großer Gott! Was hab' ich getan!

Paſtor

Machen Sie ſich's bequem. Sie ſind ja hier in Ihrer Ordnung. Klatſchen Sie nicht?

Roſe

Ja, Meiſter Totengräber, ſo geht's. Aber wenn die Gräfin geſtorben iſt, die begrabt mir ſechsmal ſo tief als andere Leute. Wer ſpricht denn da von einer Gräfin? Stille doch! Stille! Ich kann ſie in den Tod nicht leiden. — Nun kommt Ronde, meine ſchönen Herrn und Damen. (Sie betrachtet den Paſtor.) Ich glaube gar, Ihr weint? Und wenn Ihr der beſte Menſch ſeid, und ein Ziegel fällt Euch auf den Kopf, ſo müßt Ihr ſterben wie der ſchlechteſte. Da hat keiner was voraus. Aber die Menſchen denken's doch? Sie denken, wenn ſie brav ſind, muß der liebe Gott einen Unterſchied machen? Aber der macht keinen. Gott bewahre. Gott bewahre. Gott bewahre.

Paſtor

(zu Falkenſtein). Nehmen Sie doch Platz. Es ſieht ſich beſſer mit an ſo. Ich ſitze auch — weil — Fritz, das konnteſt du? Um Vergebung. Ich bin ſiebzig Jahr — zwanzig Jahr an meinem Herzen gewärmt — und ich hätte — ich ſpreche da, ich weiß ſelbſt nicht was. Bitte tauſendmal — ich habe die Ehre — Roſe, du kommſt auch nicht —

Falkenſtein

(hält ihn). Vater, tu' mir nicht unrecht —

Paſtor

Herr von Falkenſtein —

Falkenſtein

Sie müſſen — Vater, man zeigte mir einen Brief. — Roſe ſollte mein Weib werden. Ich fürchtete deine Einwendungen — ich wollte dich überraſchen — dich zwingen geſtern Nacht. Da zeigten ſie mir einen Brief, worin ſie den Werner Nachts in die Laube lud. Ich hätte nicht irr werden ſollen, aber ich ward's — mein Stolz raſte — Vater, haſt du mich nicht ſelbſt zum Stolz erzogen?

Paſtor

Auch du klagſt mich an?

Falkenſtein

Ich wollte lieber der Betrüger ſcheinen als der Betrogene — ein Schurke — dieſer Wüſtenfels benützt' es, mich zu gängeln wie — Vater —

Paſtor

Siehſt du? Siehſt du, Fritz? Der Stolz war's nicht. Meine Erziehung war's nicht. Ein Böſewicht hat's getan. Fritz — ich hab' auch dir unrecht getan.

Roſe

Fritz? — Fritz? (Sie geht auf Falkenſtein zu; wie der ſie faſſen will, bedeutet ſie ihn, ſie zu laſſen; ſie betrachtet ihn ſinnend immer näher; kopfſchüttelnd.) Hm — hm — was — wenn's nur da oben — aber — nein — (Sie nimmt ſein Geſicht in beide Hände.) da iſt doch was, das — ja; wer ſich beſinnen könnte — da hier — da — ja — da um die Augen dahier herum — die Augen hab' ich doch ſchon geſeh'n. Die freundlichen Augen. Ja. Wo denn nur? Ach ja warte doch — jetzt, jetzt — ach du lieber Gott vom Himmel, das iſt doch der Fritz? Freilich! Freilich!

Falkenſtein

Vater, ſie erkennt mich wieder.

Paſtor

(gen Himmel). Ja; du biſt doch die Liebe!

Roſe

Ja freilich! Jetzt weiß ich's ja. Du biſt's. Ich konnte dich nicht ſeh'n vor dem Schleier hinter den Augen. Du biſt wohl lange weg geweſen? Und ich hab' ſo ſchwer geträumt. Ja du biſt's. Ich hab' in der Laube gewartet. Du wollteſt zum Vater um ſeinen Segen. Mir wird's immer heller!

Falkenſtein

Ja, zum Vater. Vater, ſegne deine glücklichen Kinder.

(Sie knieen vor dem Paſtor.)

Paſtor

Nimm mein Alles, Fritz. Beiden geb' ich euch mein Beſtes, mein Alles. Keinem kann ich mehr geben, als ich ihm gebe. Dir meine Roſe, dir meinen Fritz. Und ſoll Verkennung zwiſchen uns treten; wir kennen nun ihr Geſicht. Sie kann uns nicht mehr täuſchen. Kommt, Kinder.

Falkenſtein

(wie ſie gehn wollen). Vater, das iſt ihr Lächeln nicht mehr.

Roſe

(immer in ſich hineinlachend). Daß ich's immer nicht herauskriege —

Paſtor

Roſe — beſinne dich.

Roſe

Ob das der Hochzeitbitter iſt oder —

Falkenſtein

Siehſt du mich nicht mehr?

Roſe

Freilich! freilich. Der Leichenbitter ſeid Ihr. Und da kommen ſie ja ſchon! Da kommen ſie ja ſchon.

Paſtor

Roſe —

Roſe

Stille doch! Seht ihr, die da drüben geht. Aber wo ſeht ihr nur hin? Dort. Dort. Das iſt die Gräfin. Wenn's die Locken tun; die hab' ich auch. (Reißt ihre Haare vollends auf; dann faßt ſie die Beiden an den Armen und zieht ſie mit ſich, dem eingebildeten Zuge entgegen.) Das iſt ſie alſo? Das? Die hochgeborne Braut? Iſt ſie ſchöner als ich? jünger als ich? klüger? beſſer? Was hat ſie vor mir voraus? Die drei Buchſtaben und ſonſt nichts? Laßt ſie meine Kleider anzieh'n und dann fragt, wer die Gräfin iſt. Was ſagt ihr? Was? Sie iſt hoch ſagt ihr? und bleich wie eine Lilie, ſagt ihr? Laßt nur. Laßt. Das Blut wird mir gleich ins Geſicht treten, dann bin ich wieder die Roſe. Wie ſie ſtolz iſt, ſagt ihr? Ich will noch ſtolzer ſein, wenn ſie vorbei kommen. Ob ich nicht auch ſo groß blicken kann? Ob ich nicht auch ſo wegwerfend lächeln kann? Iſt's ſo recht? Seht einmal. Oder ſo? Und wär' ſie noch höher, ſag' ich euch, ich will auf ſie herabſehn. Was iſt ſie denn? Eine Gräfin? Nichts weiter? Nur eine Gräfin? — Ich will eine Königin ſein, wenn ſie vorbeizieh'n. (Grüßt herablaſſend mit der Hand.) Schon gut. Schon gut. Ich dank' euch. Ich dank' euch. Das iſt die kleine Gräfin? Nicht häßlich. Adieu, ma petite. (Als wehrte ſie einen Handkuß ab.) Ich kann das Händeküſſen nicht leiden. Schon gut. Schon gut. (Sie ſieht in majeſtätiſcher Stellung dem eingebildeten Zuge nach, bis er verſchwindet, dann fährt ſie mit der Hand ans Herz.) Ach Gott! Ach Gott! Ach Gott! Sie hat mir's angetan. Ich muß – (Sie greift nach dem Fläſchchen, verbirgt's wieder.)

Achter Auftritt

Wüſtenfels erſt noch in der Szene. Die Vorigen.

Wüſtenfels

Richtig. Hier iſt er –

Roſe

Wenn ſie wegſäh'n! Wenn ſie nur einmal wegſäh'n!

Wüſtenfels

(iſt aufgetreten; echauffiert. Er ſieht die Gruppe.) Und bei wem? Fritz, ſiehſt du, wie mir die Scham auf den Backen brennt für dich? Jetzt noch ſich fangen laſſen. Nach der Verlobung und Allem – o Donnerwetter! Dein Glück ruinieren und auch noch (zurückſehend) den Vettern und Muhmen dort – Gott verdamme ſie – ein Schauſpiel geben! Muß ich mich in deiner Seele ſchämen?

Falkenſtein

(eiskalt). Sie kommen wie gerufen, Herr von Wüſtenfels. Sehn ſie doch einmal hier – (Hält ihm Roſens Brief vor und zeigt auf eine Stelle.)

Wüſtenfels

Erſt komm mit weg.

Falkenſtein

Wir bleiben hier. Einer wenigſtens bleibt hier.

Wüſtenfels

Laß die Dirne, ſag' ich dir!

Falkenſtein

Du haſt gelogen, ſag' ich dir.

Wüſtenfels

(zwiſchen Drohung und Bitte). Fritz!

Paſtor

Herr, weil ich alt bin? Mein Kind iſt unſchuldig, Herr.

Falkenſtein

(immer noch den Brief vorhaltend). Sie haben gelogen, Herr!

Wüſtenfels

(zum Paſtor). Unſchuldig? Herr. Und wenn ſie's wäre, Herr. Was ſie ſcheint, bringt das Weib dem Manne mit. Und Falkenſtein iſt mein Freund, Herr. Was wiſſen Sie von Ehre, Herr? Wenn der Mann auf ſeines geringſten Knechtes Stirn' das Urteil ſeiner Ehre lieſt? Herr? In meinen Lumpen bin ich ein Ehrenmann gegen den. Ich hab' wenigſtens ein ehrlich Weib — keine, die andere Männer Nachts in einſame Lauben — was red' ich da mit — Fritz; du kommſt mit, ſag' ich dir.

Falkenſtein

Was weißt du von Ehre, ſag' ich dir. Du haſt gelogen, ſag' ich dir.

Wüſtenfels

Zum Teufel — und wenn. So war's, weil nur eine Lüge dich retten konnte. Wirfſt du mir das vor? Du konnteſt nicht an dein Glück denken, ſo tat ich's. Und du mußt mir's danken.

Falkenſtein

Danken; das mein' ich eben. Herr von Wüſtenfels, wer hat Sie zu meinem Vormund — (wild). Heraus mit der Plempe!

Wüſtenfels

(ruhiger). Biſt du heiß —

Falkenſtein

Wir wollen uns abkühlen. Einer muß kühl werden von uns.

Wüſtenfels

Mit deinem kurzen Jagdmeſſer gegen meinen Degen? Fort damit, Fritz. Es wird dummes Zeug.

Paſtor

Was willſt du, Fritz? Er hat recht. Strafe mich.

Falkenſtein

Ihre Ehre hat einen langen Atem, Herr von Wüſtenfels.

Paſtor

Es iſt meine Tat, Fritz, was du tuſt.

Wüſtenfels

Fritz, ich ſage dir, du tuſt mir unrecht.

Falkenſtein

Lügen Sie vor Weibern. Hier hilft keine Lüge durch. (Eiskalt.) Nun denn; vor allen deinen Spießgeſellen, Memme. (Will ihn ſchlagen.)

Wüſtenfels

(fährt auf). Wenn Sie das meinen, Herr von Falkenſtein — (Zieht und legt ſich aus.) Kommen Sie an! (Sie fechten. Wüſtenfels faßt ſich wieder; er ſucht nur ſich zu decken und zu verhindern, daß der Wütende ſich ſelbſt in ſeinen Degen rennt.) Ich kann dir nichts tun, Fritz. Ich bin im Vorteil — aber — (Er wird getroffen; wankt.) Sagt' ich nicht, es wird dummes Zeug? Ich hab's. Es iſt gut. Einmal muß es ſein. (Er ſinkt zuſammen; zugleich)

Roſe

(die während des Gefechtes vorkam). Jetzt endlich —

Falkenſtein

(zum Paſtor). Ich bin gleich wieder hier. Nur mein Pferd — (Ab.)

Neunter Auftritt

Vorige ohne Falkenſtein; Sabine mit Waſſer.

Paſtor

(bei Wüſtenfels knieend). Einen Arzt! (Umblickend ſieht er Sabine.) Sabine, Ihren Bruder! Schnell!

Sabine

(ſtellt das Glas auf den Tiſch und eilt ſchnell ab).

Roſe

Jetzt ſieht Niemand. Jetzt! (Sie trinkt; muß ſich während des Folgenden ſetzen.)

Wüſtenfels

Kommt mir nicht mit euerm Schröpfkopf, Meiſter Hohlkopf. Ich mag keine Geſichter mehr ſehn. Mit dem dort laßt mich reden. Holt eure Weiber — aus dem Spinnhaus — laßt euch — meinetwegen. Aber daß ein Menſch ſeinen beſten Freund erſchlägt — um eine Dirne ſeinen beſten Freund — das will ich nicht überleben. Heirat' eine, die — ich kann's nicht mehr hindern. — Ich hab' Niemand als dich. Meine Schäcke iſt mein ganzes Vermögen. Magſt du ſie nicht — ſtich ſie auch tot wie ihren Herrn. — Adieu, Fritz. Du dauerſt mich. Jetzt wird's — aus. Mein — Paß — iſt viſiert. (Er ſtirbt; der Paſtor kniet bei ihm.)

Zehnter Auftritt

Falkenſtein haſtig zurück. Die Vorigen.

Falkenſtein

Die Straße ſchon beſetzt. Wir müſſen über den Fluß. Roſe!

Roſe

(hat im Todeskampf ihr Bewußtſein wieder). Wie komm' ich hierher? Vater, bei dir? und Fritz? — Hab' ich ſo ſchwer geträumt? Mir träumte, ich nahm eine Arznei —

Falkenſtein

Schnell, Roſe. Auf meinen Schultern trag' ich dich über den Fluß. Im Vorwerk find' ich Pferde. Eil'! Sonſt wird's zu ſpät.

Roſe

Wohin, Fritz?

Falkenſtein

In die Welt. Einerlei, wenn nur mit dir. Wenn ſie die Furt gewinnen!

Roſe

Flieh'! Ich kann nicht auf. — Wie wird mir ſchlimm, als müßt' ich ſterben.

Falkenſtein

Was haſt du da in deiner Hand? Zwei Totenköpfe? (Lieſt.) Opium.

Roſe

Der Geſchmack in meinem Mund. Hab' ich denn getrunken? Hab' ich denn wirklich getrunken?

Falkenſtein

Das Fläſchchen iſt leer.

Roſe

So muß ich ſterben. Flieh', Fritz!

Falkenſtein

(reſigniert). Ja; mit dir. Geh' voran. Ich folge.

Roſe

Ich muß ſterben. Jetzt, wo die Welt ſo ſchön iſt, muß ich ſterben! Jetzt, wo ich dein bin, muß ich ſterben! Laßt mich doch nicht ſterben. Es iſt Frühling und ich ſoll ſterben! Die Roſen blühn und ich ſoll ſterben! Nein; ich will nicht ſterben. Die Liebe kann ja Alles! (Die Männer helfen ihr aufſteh'n. Ihre Gruppe verdeckt Wüſtenfels' Leiche.)

Paſtor

Gott ſei Dank! Dort kommt Werner.

Falkenſtein

Zu ſpät, Vater. – Roſe, wie du zitterſt.

Roſe

(ſehr zitternd, von beiden Männern gehalten; immer haſtiger). Zitterſt? Ich? Das denkſt du nur. Ich muß ja nicht ſterben. So kräftig hab' ich mich nie gefühlt. Ich darf ja leben, Fritz. Und wie wollen wir leben? Jeder Tag der ſchönſte – und immer der folgende doch noch ſchöner. Seht ihr? Gott will, daß ich lebe. Die Schmerzen laſſen nach. Und ſeht ihr das Morgenrot und die ſchimmernden Regenbogen, die in den Bäumen hängen. Und die Luft ſo ſüß. Das Klingen durch die Blätter als wären's lauter Aolsharfen. O wir wollen leben. Fühlſt du die Geſundheit in meinen Armen? Zitterſt du vor meiner Liebesmacht? Und ſterben wir einſt, ſo ſterben wir zuſammen – Arm in Arm – wenn wieder die ſüßen fernen Glocken klingen wie jetzt, und das Herz ſchwillt heller und heller, daß es ſtrahlt – und wenn es aufbricht, dann blüht die Blume hinauf – Zitterſt du vor Wonneangſt? Wird dir ſo frei wie mir? Zum Fliegen? Die Luft ſo weich – der Himmel ſo blau. Ach, laßt mich doch! Haltet mich nicht nieder! (Fährt mit der Hand ans Herz; mit veränderter Stimme.) Vater – Fritz – mein – (Sie ſtirbt: Falkenſtein läßt die Leiche niedergleiten und kniet bei ihr.)

Falkenſtein

Roſe!

Paſtor

Sie iſt tot.

Falkenſtein

Roſe, meine Roſe!

Paſtor

O mein Kind!

Falkenſtein

(ſteht nach kleiner Pauſe gefaßt auf; er ſieht ſich um). Die Furt iſt beſetzt. Das brauchtet ihr nicht. Hier iſt etwas, das hält. Ja, Roſe, du ſollſt keine Lügnerin ſein. Sterben wir, ſo ſterben wir zuſammen. Wo betten wir uns hin, mein Weib? In meinem Erbbegräbnis iſt's ſo moderig; und die ſeligen Hochgeboren bekämen noch in den Särgen Migräne über dich. Und auf den Kirchhof laſſen ſie dich nicht. Wen ſie im Leben verlaſſen, der ſoll auch im Tod ausgeſtoßen ſein. Vater; an den Buſen der freien Natur leg' ihr lieblichſtes Kind. Hinter die Kirchhofmauer, wo der Fluß vorbeizieht — wo wir ſo oft beiſammen ſaßen — unter den kühlen Linden. Dorthin. Und zu ihr den letzten Falkenſtein. (Erſticht ſich.)

Paſtor

(will ihm in die Arme fallen). Fritz, was tuſt du?

Falkenſtein

Ihr Wort mach' ich wahr. Leb' wohl. Ich grüße ſie von dir.

Paſtor

(bei ihm knieend). Gehſt du mit einem Groll auf mich hinüber? Er iſt bei Gott. Ich bin der Schuldigſte; drum muß ich leben bleiben. —

(Pauſe.)

So geb' ich ſie dir zurück, allmächtiger Gott, die du mir anvertrauteſt. Unglücklich, verzweifelt durch mich; durch mich, der ich nichts wollte auf Erden als ihr Glück. Hätt' ich ſie verwahrloſt — vielleicht lebten ſie noch und wären glücklich. Vielleicht iſt's Vorwitz, hier glücklich ſein und glücklich machen zu wollen. Weh' dem, der unter Verleumdung und gemeinem Neid dein Ebenbild tragen will frei und wahr. Auf einem andern Sterne vielleicht wohnt das Glück der Wahrheit. Dieſer Erde König iſt der Schein.

Und dennoch, wunderbarer Geiſt, der ſich unſerm endlichen Auge mit Rätſeln gürtet, die uns ängſten. Und dennoch biſt du die Liebe. Schmerz und Verzweiflung ſind die Arme, mit denen du uns an dich ziehſt. Du kannſt ja nur tun, wofür wir dir danken müſſen. Ich danke dir — ohne dich zu begreifen.

Vorhang fällt.

Ende des fünften Aufzugs.

Lesarten und Entwürfe

Bei der Herſtellung dieſes Bandes wurde der Herausgeber von ſeiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch Julius Wahle unterſtützt.

I.

Die Torgauer Heide.

(S. 1—32.)

1. Handschriften.

Nicht erhalten.

2. Drucke.

E: Die Torgauer Heide. Vorſpiel zum hiſtoriſchen Schauſpiel Friedrich II. von Preußen. Am Ende: Otto Ludwig v. Eisfeld. In der Zeitung für die elegante Welt 44. Jahrg. 1844 Nr. 43 u. 44. Nach des Dichters Tode wiederholt neu gedruckt in den Ausgaben von Gustav Freytag (Berlin, Janke 1870, Neue [Titel-]Ausgabe 1883), Erich Schmidt und Adolf Stern (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1891) und Adolf Bartels (Leipzig, Max Heſſes Verlag 1900).

3. Entwürfe.

Solche sind für das Vorspiel nicht erhalten; und zum Schauspiel Friedrich II. mehr ein Bericht über einen Entwurf als ein solcher in einem Briefe an seinen Freund Schaller (s. Einleitung).

4. Lesarten.

Unserm Drucke ist *E* zugrunde gelegt.

1. Heide] Haide *E* — so überall **3,**12 Bayreuth] Baireuth *E* 13 Küraſſier] Kuiraſſier *E* 18 öſtreich'ſche] so überall *E*; die späteren Drucke: öſterreichiſche **5,**12 macht] wacht *St B* 17 Die Wiederholung fehlt *St B* **8,**4 zittern?] zittern. *E* 5 trinkt doch!] doch. *E* **9,**8 Bajonett] Bajonet *E* 27 nach Erbſen fehlt Komma *E* **11,**2 nach Kugel fehlt Komma *E* **13,**3 Huſar (Ziethen)] Ziethen-Huſar *St B* 13 Neiſſe] Neiße *E* 14 Laudon'ſchen] Laudonſchen *St B* 16 auch] fehlt *St B* **14,**15 verſteht ihr?] Ihr *E* **15,**16 nach Kinder *E* 30 Oden] die Neudrucke: Odem **16,**3 hantiert] handthiert *E* **17,**12 Öſtreicher] die Neudrucke überall: Öſterreicher 32 Ribben] die Neudrucke: Rippen **18,**9 nach Preußen fehlt *E* Komma   12 in Waffen] fehlt *B*   16 den] fehlt *B* 27 ſich; die] ſich. Die *B*   **19**,12 Gepredigt iſt genug.] fehlt *St B*, dafür: was die Kameraden Öſterreicher mitſingen können   13–16 fehlen *St B*   **20**,12 Ordonnanz] *E* durchweg Ordonanz   17 nach Vater Fritz *E* Punkt   **22**,5 der Säbel] Säbel fehlt *B*   **23**,23 nach Fritz *E* Punkt

II.

Die Rechte des Herzens.

(S. 25–144.)

1. Handschriften.

H: **Von Ludwig ſelbſt geſchrieben.** Goethe- und Schiller-Archiv (II,2) Quartheft ohne Umschlag, 56 Blätter, ursprünglich war jeder Akt eigens mit besonderem Titelblatte geheftet, diese Titelblätter wurden beim Zusammenheften weggeschnitten, eigentlich also 60 Blätter. Das erste Blatt enthält auf der Vorderseite den Titel **Die Rechte des Herzens. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Otto Ludwig aus Eisfeld.** Darunter die folgenden Bemerkungen:

Ein Exemplar n. Meiningen geſandt am	14.	Febr.	46.
An *Otto Wigand* in Leipzig	31.	3.	46.
Zurückbekommen mit Kritik.			
Wiederum an Devrient geſandt auf Verlangen zur Vorleſung	5.	12.	46.
Verleſung	3.	1.	47.
Nach Stuttgart an Moriz	9.	1.	„
Nach Berlin an Gubitz zurückerhalten.			

Weiter unten links:

Mit *Devrient* deßhalb beſprochen 28ſt. Decbr.

Neueſte Abſchrift nach *Dresd.* geſandt 8.Febr.1846

Vielfältig durch Augenſchwäche gehindert

Nach Leipzig geſch.	10. *October* 1845
retour erhalten	14. *Decbr.* 45
Nach Dresd. geſch.	16. *Dec.*
rückerhalten	20. *Decbr.*

Unten rechts:

Entworfen pp.

Ausarb. begonnen 1. Akt 22. *Jan.* beend. 26.
2. „ 27 — — 28.
1845 in 3. „ 29 — — 31.
Leipzig. 4. „ 1. *Febr.* — 3. F.
5. „ 4. F.

Neue Ausarb.
1846 beg. Ende Auguſts
in Garſeb. geendet Anf. Septbrs.
Neuſte Überarbeitg. 2te Januarwoche 1846. Meißen.

Auf der Rückseite des ersten Blattes das Personenverzeichnis. Auf der Vorderseite des zweiten Blattes beginnt die Seitenzählung, die aber nur die ungeraden Seitenzahlen angibt, nur die letzte beschriebene Seite ist mit 106 bezeichnet. Am Schlusse sind noch zwei leere Blätter übrig, wovon das erste ein paar ganz kurze Bleistiftbemerkungen trägt; ausserdem weisen sie die Seitenzahlen 108 und 110 — nur diese — mit Bleistift geschrieben auf.

Hs: Quartband in Pappdeckel mit bräunlich marmoriertem Papier überzogen und Lederrücken in der Bibliothek des Landestheaters in Stuttgart, Signatur auf dem Rücken unten R 22, auf dem zweiten Blatte links oben: 31., rechts oben: N 171. Das erste Blatt ist leer, vom zweiten die untere Hälfte abgeschnitten, auf der oberen Hälfte steht, mit Blaustift durchgestrichen, der Titel: Der Geächtete und das Fürſtenkind. Auf dem dritten Blatte kalligraphisch der endgültige Titel: Die Rechte des Herzens. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Otto Ludwig aus Eiſfeld. Darunter mit Bleistift: in Meißen, abzugeb. b. H. Fabricant Winkler a. Elbr. und von anderer Hand durch einen Strich vom Vorhergehenden getrennt: Intendantie Graf v. Taubenſtein
und v. Gall.

Mit dem 3. Blatte, worauf das Personenverzeichnis, beginnt die Seitennumerierung 1 bis 316, darauf von derselben Hand wie das Titelblatt sehr weitläufig geschrieben der mit *H* übereinstimmende Text. Nach S. 316 sind einige Blätter herausgeschnitten und ein anderes eingefügt, das auf etwas gelblicherem Papiere eine wenig verkürzte Fassung des letzten Auftrittes von Otto Ludwigs eigener Hand enthält. Verschiedene mit Bleistift geschehene Streichungen und kleinere Änderungen dürften auf den Stuttgarter Dramaturgen zurückgehen und blieben darum unberücksichtigt.

2. Drucke.

Zu Lebzeiten des Dichters ist das Drama nicht gedruckt worden.

J: Zuerst erschien es im Druck in der ersten Gesamtausgabe von Gustav Freytag (1870) und als Band 14/15 der Hausbibliothek: Die Rechte des Herzens. (Paul und Eugenie.) Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Otto Ludwig aus Eisfeld. (Aus dem Nachlaß des Dichters.) Berlin, Otto Janke o. J. [1873.] So das innere Titelblatt; auf dem Umschlage fehlt der eingeklammerte Nebentitel und die Heimatbezeichnung, und die zweite Klammer lautet: (Aus dem Nachlaſſe des Verfaſſers.) 79 S.
Der Druck weicht in sehr vielen Einzelheiten von *H* und *Ha* ab; da er auch Stellen enthält, die in *H* gestrichen sind, ist als ziemlich sicher anzunehmen, dass ihm eine ältere Handschrift zugrunde gelegt wurde, die eben so wie andere den Setzern anvertraute Handschriften (z. B. die des Märchens vom toten Kinde) verschollen ist. Der Fassung dieses ersten Druckes folgen die späteren:

St: Otto Ludwigs geſammelte Schriften. Dritter Band. Herausgegeben von Adolf Stern-Leipzig. Fr. Wilh. Grunow 1891 S. 677—768. Die ziemlich willkürliche Textbehandlung Sterns ist bekannt.

B: Otto Ludwigs Werke in ſechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Erſter Band S. 161—215. Leipzig, Max Heſſe's Verlag.

3. Entwürfe.

Nicht erhalten.

4. Lesarten.

Unserem Drucke musste *H* zugrunde gelegt werden; der letzte Auftritt wurde nach *Ha* gegeben, da diese Fassung die letzte Überarbeitung durch den Dichter selber darstellt. *St* und *B* werden in den Lesarten nur berücksichtigt, wo sie von *J* abweichen.

27,3 Der Malteſer] Ein *J St B* 10 Des Fürſten einziges Kind] Tochter *J St B* 14 (1830) mit Bleistift von des Dichters Hand.

29,8 Die Baroneſſe hat . . . Händen] fehlt *J* 10—12 Dieſe ſechs . . . ewigen Wochen] Und dieſe wonnevolle Ausſicht auf dieſe ſechs, ſage: ſechs langen, ſechs ewigen Wochen, die wir hier verweilen ſollen, bis der Fürſt aus Italien zurückkommt *J St B* 12 Sonett] ſo *St B*, Sonnet *H Ha J* 13 nicht einen einzigen] nicht Einen (einen *B*), nicht einen einzigen *J* 14 Glücklichſten] darnach und *J* 18 Tagelang . . . ohne Beſchäftigung] Aber tagelang ohne ernſte Beſchäftigung an dieſen ſchattigen Stellen hier zu weilen *J* 22 — wär' keine Beſchäftigung] fehlt *J* 23, 24 Gemüte . . . — das wäre] Gemüte Schauer erregen kann, welches weiße Wäſche mit Leidenſchaft liebt! Das nennſt Du *J*

30,2 Keſſel–flicker] – fehlt *J* 5 auf dem Wege der Beſſerung] Reconvaleſcent *J* 6 zum] fehlt *J* 10 fünfzehnten] so drübergeschrieben über gestr: ſechzehnten *H* 11 aufgewachſen] *H:* erzogen gestr. darüber aufgewachſen; außer dem Beichtvater ... Vater], wo man außer dem Beichtvater keinen Mann, nicht einmal den eigenen Vater geſehen hat *J* 14 angeſteckt ... Menſchen], mit Vorſtellungen von der Welt und den Menſchen angeſteckt worden zu ſein *J* 18 ſchöner und beſſer] beſſer und ſchöner *J* 20, 21 fehlen *J* 25, 26 fehlen *J* 28–30 Kein Menſch ... gemacht] Ihrer Geſchicklichkeit, ſchöne Täuſchungen zu zerſtreuen, kommt nur die Bereitwilligkeit gleich, dieſe Geſchicklichkeit anzuwenden. Dieſe Geſchicklichkeit iſt's, die die Prinzeſſin vollends melancholiſch machen wird *J* 33 Ich ſeh' ... Bußprediger] Stille mit Predigen, ſtille *J*

31,1. 2. 3. 4 bis Gottes willen fehlen *J* 5 Beihülfe] so *H Ha E* Beihilfe *St B* 6 immer], ſo oft ich hierher komme *J* Jemand hier] hier jemand *J* liegen] ſein *J* 7 Stille ... Höre,] Aber nun endlich etwas Vernünftigeres! *J* 8–12 Allem Anſchein ... Prinzeſſin. Ich], von welchen ich den einen kenne. Er hatte ſich – der Nar! – an dem Licht meiner Schönheit bereits die Schwingen verſengt, als die polniſche Revolution ihn vor dem völligen Verbrennen rettete. Der Kaiſer von Rußland hat den Trotzkopf nicht fangen können; die Ausſicht auf dieſe langen, ewigen ſechs Wochen könnte mich verleiten, einen Verſuch zu machen, ob meinen Augen nicht gelingen ſollte, was der ruſſiſchen Majeſtät mißlungen iſt. Und was die Melancholie der Prinzeſſin betrifft; ich *J* 12, 13 wenn ... recht bösartige] wenn es etwas Schlimmeres iſt als eine recht bösartige *J* 14, 15 Und ... Gouvernante] fehlt *J* 15 ſoll] muß *J* 17 vorbereitet] ſchon prävenirt *J* 21, 22 Roman ... wollen] Roman, oder ... wollen, verwickeln *J* 24, 25 Prinzeſſin ... Eine Lektion] die Worte dazwischen fehlen *J* 29 Hier kommt ſie ſelbſt] Sie kommt *J*

32,9 irr] irre *J* 16 nur] nun *J*, nur *St B* 17 machen] macht *J St B* 18 Erde] Welt *J* 29 früher] eher *J* 32 — nach Du glaubſt es *J* nicht. Oder] nicht, oder *J*

33,12 Er hat ... Rücken] fehlt *J* 22 Abends] Abend *J* abend *St B* 24 nichts] gewiß nichts *J*, gewiß mit Bleistift hineingeschrieben in *Ha* 30 und] fehlt *J*

34,5 Ein Polen] Ein fehlt *J* 8 Mein ... Reihen] fehlt *J* 9 (zieht ... ihm)] fehlt *J* 12 hab' ich] hab' ich was *J* 13 nach fehlt *J* 25 (mitleidig)] fehlt *J* 27 (faſt unwillig)] fehlt *J* 29 ſo tapfer] tapferer *J*

35,2 (begeiſtert)] fehlt *J* vorantritt] voraneilte *J* 5–11 Wenn er ... Braut]; wie ein Rauſch kam es über den Nüchternſten, der ihn ſo zuverſichtlich dahinfliegen ſah, als wiſſe er, er ſei des Sieges Lieblingsſohn. Und wie der Bräutigam die Braut umarmt (umarmte *St B*) er die Gefahr auf dem Schlachtfelde; wo ſie war, ſucht (ſuchte *St B*) er ſie auf. *J* 11 Und] fehlt *J* 13 nach glücklich. Sie wußten, ihre Wittwen (Witwen *St B*) und Waiſen waren ſeine Schweſtern und ſeine Kinder *J* 15 Er ſah ſich nur als ihren Verwalter an *J* 17 (tiefergriffen für ſich) *J* Gott! war ein Mann . . . *J* 22 ohne einander] ohne den Andern *J* andern *St B* 26 fiel Polen und mein . . . *J* 28 angekauft von Pauls Gelde *J* 30 Er ſagte:] fehlt *J* 32 irrt umher? heimatlos] irrt nun heimathlos? *J*

36,4 von dem alten Thaddeus] an mir altem Mann *J* 6 (er packt zuſammen)] fehlt *J* 7 Baroneſſe (zu Eugenien) *J* 8 Nein!] fehlt *J* will ich] könnt' ich *J* 15 ins Geſicht . . . vermeidet] nicht in das Geſicht ſieht *J* 17 Du treuer] theurer *J* 19 braver] fehlt *J* 22 ebenso 27 (ausbrechend)] fehlt *J* 28 und Ihnen] fehlt *J* 29 – fehlt *J* 32 von Kind auf] von Jugend auf *J*

37,3 gelernt] gelehrt *J* 4, 5 Mann . . . hingegeben hätte] Mann, der jeden Augenblick ſein Leben für Sie hingegeben hätte, ſo handeln konnten. *J* 7 (ſinnend)] fehlt *J* Ach, Thaddeus *J* 10, 11 Klammer fehlt *J*, dafür 12 nach Schweſter? (er hat ihn krampfhaft bei beiden Händen gefaßt.) 14 (zögernd)] fehlt *J* 16 behandelt? Hat man – um Gotteswillen ſprich *J* 22 Lieblings] Sohnes *J* 23 der Mutter] ihrer Mutter *J* 25 (eine Pauſe)] (nach einer Pauſe des Schmerzes) *J* 26, 27 Wollt' ich . . . wär's nicht] Thaddeus wär's nicht, wenn ich klagte, als . . . *J* 29 leichter] eher *J* 31 Thaddeus] fehlt *J* Ja] – nein, nein; *J* Nun duld' ich allein] nun weiß ich – ſie duldet meine Leiden nicht mehr mit *J* 33–38,1 O Gott! nein! nein! fehlt *J*

38,9 der alte gekränkte Thaddeus] ich alter gekränkter Mann *J* 11 Alter] Thaddeus *J* 12 Daß Du mir hätteſt] Du hätteſt mir *J* 13 zu fehlt *J*, keine Heimat, ebenso 15 Glücklich könnt' ich nicht ſein] Glücklich ſein könnt' ich nicht *J* 22 *J*: Thaddeus, ich bin arm; das Wenige was ich noch hatte, iſt bald verzehrt. Du ſaßeſt weiter wie *H* Thaddeus fehlt *H* 25 Eben! Eben! fehlt *J* Thaddeus hat] Ich habe *J* 26 ihn] mich *J* verkauft er] verkauf' ich *J* 27 er] ich *J* 28 ihre Namen wußte man nicht] ihren Namen konnte man mir nicht ſagen *J* daß er] daß ich *J* er] ich *J* 29 fand] finde *J*

39,2 (eifrig)] (außer ſich) *J* den alten Thaddeus] mich alten Mann *J* 4 nach Gut. Gut hat *J* Dort bleiben und zuſehen wie ein Anderer auf Ihren Gütern wirtſchaftet? Das konnt' ich nicht. Mit dem . . . weiter wie *H* 6, 7 fehlen *J* 9 (immer eifriger)] fehlt *J* 10, 11 Wenn . . . iſt] und wenn er wieder in beſſere Umſtände kommt *J* 13, 14, 15 fehlen *J* 16 Ich will nicht hören] fehlt *J* 20 nun ich] nun, da ich *J* und mich hinausgeſtoßen *J* 25 Thaddeus, du marterſt mich *J* 26, 27 Was Sie . . . will ich] Wenn ich wüßte, was Sie am meiſten kränkte, das wollt' ich *J* 27 ſagten *J* 28 hinausſtoßen, Alter *J* 30 Du zwingſt mich aber] Ich muß es ſchon ſagen, alter Thaddeus, aber *J* 32 (eifriger) fehlt *J*

40,2 daß ich] damit ich *J* gewiß] ſicher *J* 8 angeſponnen] angeknüpft *J*

9 kommt mein alter Bekannter, der andere Pole J 12 zu Mariane J 15–20 fehlen J 27 Thaddeus] fehlt J

41,7 gefalten] gefaltet J 9 hätt'] hätte J 14 (kommt mit Obſt zurück) J

42,12 nach Schweſter]; ich hatte einen Freund! Mein Bruder war glücklicher als ich. Er ſtarb für Polens Freiheit; ſein letzter Blick ſah ſein Volk als Sieger; mein Vater theilte ſein ſchönes Los. Mutter – Gott meine Mutter! – (ſich faſſend) Mutter und Schweſter ſind geſtorben, der Freund iſt verſchollen – ich allein . . . J 13 Gegenwart und] Gegenwart, keine J 19 (hingeriſſen)] (fortgeriſſen von Mitleid) J 22, 23 wie wollt' ich ſtolz ſein J

43,2 Gott! Wie konnt' ich J 3 ſagen] erzählen J 4 gleichgültig] ſo kalt, ſo gleichgültig J 5 glücklich zu ſein J 10 als fühlt' ich wieder J 13 ja auch] ja, iſt nur Traum J 17 ich ahne] nun ahn' ich erſt, was heimatlos ſein heißt J 19 noch] nur dunkler J 30 in meinem Leben] fehlt J 32 ſagt' ich zu mir] dacht' ich J 34 vor] aus Freude J

44,2 Du ſüße J 6 und mild], ſo mild J 9 als die Männer, die ich kenne] als andere Männer J 16 eilig zurück] eilig und aufgeregt J 19 eiligſt J

45,4 den Polen dürfen Sie] Sie dürfen ihn J 15 Paul – Lubinski hieß ich einſt J 24 [(ängſtlich) fehlt J Das zweite Ich heiße fehlt J 31 noch hier] wieder hier J wendet ſich nochmal] bleibt aber noch J 22 er iſt] mein Vater iſt J

46,4–6 Der vom Leben . . . erwartete] Biſt du's denn noch ſelber, der ſich ſchwindelnd zu beſinnen müht, daß er ein Unglücklicher war, der von dem Leben nichts mehr erwartete J 8 Ich habe gelitten, ich habe gekämpft J 9 mag' ich] will ich J 14 Höre, Paul] fehlt J 15 Er iſt hier – der Major] fehlt J 16–23 Der Begleiter . . . Eben der] fehlt J 23 Wie, Paul] Wie? J 25 in den Schmutz einſinkt J 26 Wie, Paul?] fehlt J 27 ſtehn] ſtand J dieſer Major] der J 27 nach Prinzen] — Friedrich oder wie er heißt J 28 die] dieſe Geſchichte von Vandamme erzählt J 28–31 Nicht zwei . . . verloren)] fehlt J

47,1 Michael] fehlt J 3 von] vom Prinzen J Gerippe J 4 Nach Vertrauten hat J: Zum Teufel! ſollen zwei Kerle, die zuſammen nicht ſo viel wiegen, wie der bloße rechte Arm eines Mannes, einem Polen ſo etwas ſagen? Und dies Kichern dazu, wie ein Paar dumme Jungen, die einem rechtſchaffenen Mann, ohne daß ers merkte, ein Papier an den Kragen geheftet haben. 6 Ich höre –] fehlt J Dafür folgt: Höre, Paul, hier herum wohnen hübſche Weiber. Eben begegnet' mir eine. Hatte ich nicht den Kopf voll über dieſen Burſchen, ſo konnte mir's ſchon an das Herz gehen. So hat der Kopf ſeine Schuldigkeit getan und das Herz gerettet. Noch dazu war's eine alte Amour, aus beſſerer Zeit noch her. Iſt Dir auch eine begegnet? Höre, Du wirſt mir roth. Sei geſcheit, alter Paul. Höre; ein Polenherz kann kein Liebchen mehr haben als die Ehre allein. Die nimmt mit dem bloßen Herzen vorlieb. Dummes Zeug. Wenn's zum Ernſte gehen ſoll, ſollſt Du einen Heimatſchein aufweiſen und kommſt nur in Verlegenheit. Wie, Paul?

Paul: Nun freilich hör' ich.

Michael (ſieht ihn mitleidig an): Du hörſt? Nein; Du träumſt, Paul. Laß Dich nur von der Hoffnung nicht verlocken. Du weißt, wie wir mit dieſer Dame ſteh'n. Armer Paul, willſt Du mehr vom Schickſal, als einen ehrenvollen Tod?
Weiter wie 10   Irgendwo] Dezember *J*   doch noch] ja wohl noch *J*   11 ruiniertes] zu Grunde gerichtet *J*   12 Fassung *J*: Aber erſt, Paul, dieſen – höre, damals gleich ſchrieb ich ihm ein Briefchen, das er nicht hinter den Spiegel ſtecken ſollte. Aber er war ſchon abgereiſt. Vorhin kommt weiter wie 12   13 dieſes] dieß *J*   Major] Bekannter von damals   17 (wird aufmerkſam)] fehlt *J*   19 durch welches] aus dem *J*   26 träge] träg *J*   28–33 fehlen *J*

48 und **49** haben in *J* folgende Fassung: Paul! Paul! ich kenne dich nicht mehr. Dich, deſſen Feuer ich täglich von meinem Phlegma zugießen mußte, muß ich nun anblaſen! Paul, du biſt kein Pole mehr. Ich, der ich ſonſt ein armer Sünder gegen dich war, bin nun ein ganzer Kerl gegen dich. Wie du zu deinem ſterbenden Vater ſagteſt: Leben iſt nichts; Sterben iſt nichts; Freiſein iſt alles! und wir wieder in das ruſſiſche Feuer rannten – dein Vater ſtarb nicht; er vergaß das Weiterleben aus Freude, ſolch einen Sohn zu haben. Da warſt du noch ein Pole! Wenn dich Leo jetzt ſähe! Gut, daß er tot iſt; ſo ſieht er nicht, daß du es biſt.

Paul: Faſſe mich nicht bei dem Schwur an meines Vaters Leiche. Zwinge mich nicht, Micha – es koſtet mich mein letztes, ſchönſtes Glück!

Michael: Ich wollte dich nicht ſelbſt an deinen Schwur erinnern. Du haſt dich anders beſonnen. Du willſt kein Pole mehr ſein. Gut. Ich gebe dir dein Wort zurück. (Will gehen.)

Paul: Das rafft mein Glück in der Knoſpe – halt, Micha – ich ſekundiere (Beide ab.)   Du, Dich] du dich *St B*

50,5 ſitzend   tritt herein] fehlen *J*   8 mich daran zu halten *J*   9 feſt] fehlt *J*   10 mir ſpurlos in *J*   12 zitternd, außer mir, eine Waiſe, die einen Vater finden ſoll, aus dem Wagen *J* fliege] nein, heraus fliege *J*   14 als] mir er *J*   21 Kind. Für ſein] fehlt *J*   ſein einziges] ein einzig *J*   23 mir] nur *J*

51 von] der Unzufriedenheit *J*   9 treffen] ſahen *J*   12 ihm zu] ihm wieder zu *J*   21 (aus Gedanken)] fehlt *J*   24 Gottes willen] Willen *J*   27 wurd'] könnt' *J*   29 Nach unſchuldig *J*: Man möchte lachen, wenn man nicht weinen müßte.   30 nun . . . Polen] fehlt *J*   32 (in Gedanken)] fehlt *J*

52,3 Unſelige] Unglückſelige *J*   16 ſich zu mir] zu mir . . . ſich herabbeugt *J*   17 verloren hat?] verloren. *J*   24 ; und will ſie ihren Rang *J*   31 Wär' das . . . leben] Ich möchte nicht leben in Deiner Welt *J*

53,4 betriegt] betrügt *J*   9 ihm] dieſem *J*   haben an ſeinem Empfang geſeh'n *J*   11 Menſchen bis 12 könnte] Menſchen, die Sie alle ſo ſehen läßt, wie

Sie ſelbſt ſind, könnte *J* 13 zur Warnung dienen] eine Warnung ſein *J* 14 Leidenſchaft bis 15 tot] Leidenſchaft, die er, der nie gefühlt hat, was Liebe iſt, mit einer Kälte erwiderte, an der ihr Herz zu Tode fror. *J* 17 (ſchmerzlich)] fehlt *J* 20 die Türe links *J* 21 darauf der Fürſt eintritt *J* 22 Der Fürſt. Eugenie. Baroneſſe. *J* 24 Um Gottes willen, 26 um Gotteswillen *J* 27 Angſt. Julie, verlaß mich nicht! *J* 29 an und faſſen Sie ſich *J* 32 in ſeiner] in der Bruſt *J*

54,2 daß] damit *J* 4 wirklich fieberkrank *J* 6 nach förmlicher Begrüßung wendet er ſich] fehlt *J* 8 Ich bin] dafür bin ich *J* 17 Mit ſechzehn Jahren ſucht man die Einſamkeit ſonſt nicht *J* 21 ſeine . . . verbergend] fehlt *J* 22 ſich geben] verſchwinden *J* 23 nachſieht und als wollte *J* 24 zur] zu der *J* 32 nach angenehm] ein ſchöner Mann *J*

55,5 ſich weiter nach dem Hintergrunde zu etwas zu thun macht *J* 9 Zeichen auf die Gegenwart des Fürſten aufmerkſam zu machen *J* 12 bis 22 hat in *J* folgende Fassung: . . . ein Duell – die Polen, ſagt man. – Einer iſt geblieben. Der Schuß ging über dem rechten Aug' in die Stirne – ſolch ein Schrecken – ich weiß nicht, ob ich lebe –

Fürſt: Was iſt?

Mariane (erſchrickt, den Fürſten zu ſehn).

Baroneſſe (zum Fürſten, indem ſie durch Zeichen andeutet, die Prinzeſſin dürf' es nicht hören): Ein Duell ſoll im Hölzchen bei der alten Schloßkapelle ſtattgefunden haben. Einer von den Duellanten ſoll geblieben ſein durch einen Schuß in die Stirne –

Mariane: Über dem rechten Auge – es heißt die Polen – einer blieb auf der Stelle – 24 (ſchreit auf)] fehlt *J* Gerechter] Großer *J* (ſinkt)] ſie ſinkt bewußtlos *J* 27 (daß der . . . ſoll)] fehlt *J* Sie wiſſen . . . kann] Sie kann nicht von ſolchen Dingen reden hören *E* 32 Einer von den Polen?] die Polen? *J* 56 anmeldend] fehlt *J* gleich darauf] gleich nach ihm *J* 6–9 fehlen *J* 10 Der Maltheſer (der gleich hinter dem Kammerdiener eintrat) *J* 13 ihn förmlich begrüßend *J* 14–24 fehlen *J* 26–28 Fassung *J*: Wozu da hinterhalten. In ſolchen Fällen iſt gerade heraus das Beſte. Ich komme, erſtlich, die Herrſchaft, die der gewonnene Prozeß mir zuſpricht, in Beſitz zu nehmen – 56,26–57,6 fehlen *J*

57,8 um die . . . bemüht iſt] fehlen *J* 9 Ich . . . Geſchäften ſein] Sie ſehen, hier iſt nicht der bequemſte Augenblick für Geſchäfte – *J* 12 Wir . . . Wollen] Zweitens ſodann – wollten *J* 14 (erſchrocken) Wollen Sie mich demüthigen *J* 13–21 Sie ſind bis richten] fehlt *J* 23 Nichtchen da] Nichtchen dort, dem der liebe Gott einen tüchtigen Mann beſchere und – den Gemahl *J* 24 nach fallen laſſen] Sie ſind niemand mehr etwas ſchuldig außer mir.

Fürſt: Ich kann Sie jetzt nicht bezahlen. Wollen Sie mich zu Grunde richten?

Maltheſer: Nur daß es geſagt iſt. Damit hat's Zeit, bis Sie können. (Er betrachtet Eugenie) J 26 Ding] Dinge da J Nach Mutter? (zum Fürſten) J 27 meinem armen Nichtchen J 29 Schrecken — Nervenſchwäche —] fehlen J ein] das Gerücht J 31 Ach ſo.] Aha! J 33 — Von Benkenburg?] fehlt J

58,3 Ende gemacht] Ziel geſetzt J 4—7 fehlen J 8—12 haben J folgende Fassung: Dieſer verdienſtvolle Liebling! Sein unſchätzbarſtes Verdienſt beſtand in der Kunſt, mit der Schere papierne Männchen auszuſchneiden — wenn man nicht die Fertigkeit, auf der hohlen Hand den Klang des Poſthorns nachzuahmen, für noch verdienſtlicher hält. Soviel ſteht feſt für einen künftigen Biographen des großen Mannes, daß er hauptſächlich durch dieſe beiden Dinge die Gunſt ſeines fürſtlichen Herrn gewonnen, der mit Recht viel darauf hält, da er ſelbſt in dieſen Künſten nicht ungeſchickt iſt. 16—20 haben J folgende Fassung: Man ſagt von Polen — doch iſt's nur ein Gerücht. Einem Polen bin ich auf der Spur, den ich ſchon ſeit Monden ſuche. Find' ich ihn, ſo hat die gewonnene Herrſchaft gleich ihren Herrn. Er wird mein Erbe. Zum Teufel mit den Ausſchneidern und Virtuoſen auf der hohlen Hand. Der Pole wird mein Erbe und muß mein Nichtchen hier heiraten. 22 Ich bedaure . . . ſetzt] Ihre Güte ſetzt ſich vergeblich ſo ſehr in Unkoſten, Herr Schwager. Denn ich habe die Ehre, Sie zu verſichern, daß meine Tochter derzeit noch keines Vormundes bedarf. J 26 gehört. Darnach J: Daraus wird nichts. Er möchte . . . wie im Text. 27 Willen und ſein J 30 (mit Beziehung)] fehlt J dagegen] gegen dieſe Vermählung J 31 geſchah. — Darnach J doch möchten wir ſo delikate Sachen nicht lieber auf dem Marktplatze des Städtchens verhandeln? Ich bin untröſtlich über den unglücklichen Vorfall mit dem Duell. Mußte der . . . wie im Text

59,4 kann nicht zuviel] muß alles Mögliche J 5 Verluſt] Vorfall J 15 nie geſehn hat] nicht kennt J 21 iſt, den] ſcheint, den J War beſſer . . . vergeben] Wenn Ihr ſeht; (so!) daß einer beſſer iſt als Ihr, das könnt Ihr ihm nicht vergeben. J 29 zertrümmert . . . nicht] nicht zertrümmert hat er's J 30 tot Darnach J: Ja, er iſt tot. J 31 ſollt' er leben] ſollt' er da leben können. Du ſagſt's. Du ſagſt . . . wie im Text 32 ſagen's.] ſagen's ſchon J

60,2 Sie heftig] Sie ſo heftig J 3 ſelber] ſelbſt 4 Fürſt wiederkehrte und Sie von dem Polen phantaſieren hörte J 6 unterdeß] unterdeſſen 9 wie ſchnell ich gehe] wie ich gehorche, wie ſchnell ich gehe J 9 Türe um J 16 hinter ihr] .) Sechſte Szene. Die Baroneſſe (allein, wirft ſich erſchöpft auf einen Stuhl). J 21 (geht.) J 22 J: Siebente Szene. Paul Lubinski, welchen Michael Czarinski mit ſich fort ziehen will.

Paul: Laß mich! Laß mich, ſag' ich.

Michael: Was willſt du hier?

Paul: Weiß ich, was ich will? Ich weiß nur, was ich nicht kann — gehen!

Michael: Und gerade hier, wo man uns finden muß?

Paul: Gleichviel. – Bleiben! Bleiben! Frag' mich nicht. Ich habe keine Antwort als: Bleiben! Was ich will? In einem Felsloch wohnen und wär's nicht größer als das Lager des Dachſes. In Büſchen atemlos lauſchend kauern wie der gehetzte Hirſch, im Moos mich eingraben wie die verfolgte Schlange – nur nicht gehn, nicht gehn!

Michael: Paul, ſei geſcheit. Willſt du auf ihrer Hochzeit tanzen oder an einem Kirchenpfeiler lehnen, bis die Trauung beendet iſt, und dann hinfallen liebesgeckenmäßig wie ein Froſch, daß der Kalkant vor Schrecken Wind zu machen vergißt? Paul, Paul, ſei geſcheit; ſei ein Mann. Nur erſt eine ſichere Zuflucht. Dann ſchreib' ihr. Frage ſie, ob ſie mit dir gehen will. Will ſie; gut. Will ſie nicht; auch gut – deſto beſſer; ſo haſt du nichts an ihr verloren. Daß ſie eine Prinzeſſin iſt? Dummes Zeug. Der liebe Gott hat Männer und Weiber erſchaffen und keine Lakaiengötter und Zofengöttinnen. Und ich möchte kein Mädchen freien mit Bewilligung von Vater, Mutter, Gevattern und Baſen. Seine Liebe herausholen wie aus einer Löwengrube – das freut den Mann! Aber zum Teufel, die Zeit vergeht und der Teufel holt, was uns von Freiheit geblieben iſt. Meine Gründe ſind wahrlich gut, Paul.

Paul: Gründe ſind gut, nur nicht für den, der keine hören will. Laß mich! Bei Gott, ich bin nicht zum Hören aufgelegt.

Michael: Du willſt nicht. Willſt durchaus nicht. So muß ich dich deinem Schickſal überlaſſen. Ich habe getan, was ich konnte; mit eigener Gefahr hab' ich's getan. Du ſelbſt biſt mein Zeuge. Dir können ſie doch nicht ans Leben. Hörſt du? über der nächſten Grenze erwart' ich dich. Leb' wohl! Leb' wohl, mein alter braver Paul! (Küßt ihn und geht.)

62,2 *J* Die Baroneſſe (begegnet Michael in der Türe. Sie erſchrickt, wie ſie Paul gewahr wird) 12 Himmel] Schickſal *J* 15 ſtellt ſich abwehrend vor *J* Nach 21 in *J* noch folgende Zeilen:

Baroneſſe: Unbeſonnener, retten Sie Ihr Leben, Ihre Freiheit!

Paul: Meine Freiheit? Ha, ha, ich bin frei, wie die Wolke, die der Sturm peitſcht, wie der Hirſch, dem die Hunde folgen. Wer ſagt Ihnen, daß ich leben will? Ich will's nicht, kann ich's nicht für ſie!

23 in der offenen Türe;] fehlt *J* 27 Nun] O nun *J* 29 (tritt ſchaudernd zurück)] (ſchaudernd zurücktretend) *J*

63,4 bei beiden] bei den *J* 6 Schlimm iſt's, wenn] Schlimm iſt's, ſchlimm, wenn *J* 7 geht. Darnach noch in *J*: Er ſoll fliehen – wenn Sie es wollen, thut er's. Wenn der Fürſt käme! (geht nach der Thür, in der ſie zuweilen lauſchend ſichtbar wird). 9 (verachtend)] (ſieht ihr verachtend nach) *J* Hoffnung?] Hoffnung geben? Ich ſoll die göttliche Tröſterin entweihn, um ihn zu betrügen? O, der Gedanke iſt euer werth. – Nein, himmliſche Wahrheit weiter wie im Text 15 (11—13 fehlen) 26 Statt dieser Zeile *J*: Hab ich Dich nicht, was ſoll ich retten? O ſage mir's.

64,2 Dich ſieht] Dir naht *J* Ich muß] und muß *J* 6 (feierlich freundlich) fehlt *J* 7 unwiderſtehlicher Strom] unwiderſtehlich drängender Stern *J* Strom *St B* 11 lieben. Fanden] lieben; und fanden *J* 14 unter der ein Herz ſtände, das] ein Herz zu zwingen, das *J* 15 noch nicht] noch fehlt *J* 17 *J*: Dir glaub' ich, Dir! Strafe . . . wie im Text 21 dieſes] dies *J* 22 bei der] um die 29 *J*: Leb' wohl! Ich laſſe mich ſelbſt zurück. 31 *J*: O Gott! Seh' ich . . . wie im Text 32 flieh', Paul] Paul fehlt *J*

65,4 meine Seele] mein Leben *J* 6 an ſich] an ſein Herz *J* Ich laſſe . . . bleibt hier] Du glaubſt, ich gehe, und ich bleibe doch *J* 8—11 fehlen *J* 13 mein armes Herz] mein Herz *J* 14 *J*: Baroneſſe (drängt Paul an's Fenſter; indem er im Fenſter ſteht). 16—24 *J*: Mein Bild für ſie – glücklicher als ſein Urbild! (er gibt der Baroneſſe ein Medaillon und ſpringt aus dem Fenſter; da die Baroneſſe zugleich nach der Thüre ſieht, in welcher Eugenie mit dem Schmerzensruf: Paul! verſchwindet, fällt das Medaillon zu Boden. Die Baroneſſe wendet ſich danach hin; ſie kann, in dem der Fürſt eintritt, nur noch ihr Tuch darauf fallen laſſen.) 28 ſein Blick] ſeine Blicke *J* 29 verbergen] bergen *J* 66,2 geöffneten] offenen *J* über den] über welchen *J* 6 was Sie] welches Sie *J* 12, 13 fehlen *J* 16, 17 desgl. 19 Ach ſo.] fehlt *J* 21 Bote, ſeh' ich, der es brachte, hatte *J* 23 (ſehr ernſt)] fehlt *J* 24—32 haben in *J* folgende Fassung:

Baroneſſe (fällt auf die Kniee). Gnädigſter Herr, Vergebung! Ich habe Strafe verdient. Ich flehe Sie nur an, die Prinzeſſin nichts davon erfahren zu laſſen, die ich veranlaßte, ſich zu Bette zu legen – nur – um den Mann hier ungeſtört ſprechen zu können, der – mir teuer iſt und – den ich, da er zu fliehen gezwungen war, nur dieſen Augenblick noch ſprechen konnte. Ich kann's nicht mehr ertragen, daß er mir teuer iſt; Gnade, gnädigſter Herr, Gnade für ihn – ich werde freudig ergeben dann meine Strafe, meine verdiente Strafe erdulden. 34 Stehn Sie auf, Madame] fehlt *J*

67,13 Aufträge dahin erhalten *J* 14 eilige] ſchnelle *J* 15 berichtigen. Sie werden] berichtigen und werden *J* 16 weitern] fehlt *J* 17 mit Dank Ihnen] Ihnen mit Dank *J*

68,2 ſpielt] ſpielte *J* 4–6 *J*: Die Schloßfenſter von Wein und anderen Rankengewächſen umwachſen; hohe, blühende Linden überſchatten den Platz. 13 Reiſt ab] fehlt *J* 15 daneben] dort in dem Zimmer droben *J* 16 Schnelle] Eile *J* 17 in dem Gebüſch] im Gebüſche *J* 25 Nach Waſſer. *J*: Eine Thränendürre iſt nicht zu befürchten.

69,5 Eben hier] eben dort *J* Von dem Fenſter] aber von den Fenſtern *J* 9 (wird aufmerkſam)] fehlt *J* etwas] desgl. wünſcht] wünſchtet *J* 10 – aber . . . geſagt] und doch möchtet Ihr's mir nicht geſagt haben – *J* 13 Unglück] Unheil *J* 16 Alter bis jäh] fehlt *J* 18 unglückliche] unglückſelige *J* 21 Nach Pole? folgt *J*: Der unglückſelige Pole? Nach Z. 34 in *J* noch folgende Stelle: Was hab' ich gelitten, wenn ich ſah, wie das ſchöne Vermögen, welches er von der ſeligen Fürſtin hatte, im unmäßigen Aufwand dahinging, erſt die Kapitalien, dann die Herrſchaften, eine um die andere –

Maltheſer: Ja, Alter; ihn hatte auch nur die reiche Erbin aus angeſehenem Hauſe gereizt. Für ihre perſönlichen Vorzüge fehlte ihm der Sinn.

Kammerdiener: Ja; ſie war ihm zu ſanft, zu gut. Ein kaltes, ſtolzes Bild wollte er aus ihr machen, und das gelang ihm nicht. Sie zerbrach unter ſeinen harten Händen. Und ihre Tochter, ihr ſchönes Ebenbild! Gnädigſter Herr, ich bin ihm ſtets treu geweſen, aber ich habe oft für mich den Kopf geſchüttelt; es iſt das erſte Mal, daß ich ſo von ihm rede. Ich hab ihn immer verteidigt gegen andere. Gegen Sie allein kann ich mein Herz ausſchütten. Hat er denn je verlangt, ſein Kind zu ſehn? Und nun er's zu ſich kommen läßt, iſt es ſein Herz, welches ſie ruft?

Maltheſer: Ja; ſein Aufwand hat ihn zu Grunde gerichtet; dieſe Heirat ſeiner Tochter mit Prinz Friedrich ſoll ihm wieder aufhelfen. Dazu für ſeinen grenzenloſen Ehrgeiz die Ausſicht, ſein Eidam müſſe in kurzem Regierender werden. Aber mit dem Eidam iſt's nichts. – Alter, im Vertrauen] weiter wie im Text.

70,2 (aus Gedanken)] fehlt *J* 3 mit Namen] fehlt *J* 7 ſchwarzes, langes Haar] das lange ſchwarze Haar *J* 16 verſchwand] fehlt *J* 18 Alter] fehlt *J* 21 Zwanzig] dreißig *J* 26 Lieblingswunſch . . . hatte ſchon] Lieblingswunſch; nun iſt's der, beide in ihren Kindern vereint zu wiſſen. Damals kam ich zu ſpät; meine Schweſter hatte ſchon . . . *J* 30 ſchwur ich's mir] ſchwur ich, Alles zu thun, die mir die Liebſten waren . . . *J* 31 vereinigen] vereinen *J* 32 Nur zu] Ach nur zu . . . *J* 34 Heimatloſen] Geächteten *J*

71,1 es wäre Alles herrlich] ſo wäre ja Alles gut *J* 2 gefaßt und ewig] gefaßt, ewig *J* 5 ſein Diener] der Alte, ſein Diener *E* wie einer, der . . . hat] als hab' er eine 7 rufe] ruf' *J* muß Ihnen] kann Ihnen gewiß *J* 23 kennte] kannte *J* 32 (wird hitzig)] (immer wärmer) *J*

72,2 nicht ſein Freund] ſein Feind *J* 4 Ich? Ich?] (hitzig) Ich, Herr? Ich? *J* gehen] laufen *J* 5 Sobieski . . . Kosziusko] Sobieski und vom Cosziusko erzählt, wenn nicht der alte Thaddeus *J* 10 wenn nicht] als *J* 10—12 Und hätt' – geſtorben wäre] fehlt *J* 12—13 ſollte . . . nicht ſein] wäre ſein Feind? *J* 15 (verweiſend) Alter!] Heda, Alter! *J* 18 Was . . . Thaddeus] Halt' Thaddeus, was machſt Du da? *J* Muß er ſeinen] Mußt Du Deinen *J* 19 Der alte] alter *J* 20 an Euch] an Euch, Alter *J* einen] zwei Dukaten *J* 23 zehn] zehn haben *J* 26 Thaddeus . . . Blutgeld nicht] Pfui, mit dem Blutgeld *J* Euere] Eure *J* 27 Thaddeus . . . Euerm Dienſt] Ich ſtehe nicht in Euren Dienſten *J* Darnach noch *J*: Ich mag Eure Dukaten nicht. 27, 28 der alte Thaddeus] ich *J*

73,2 vom Oberſten Hermann] dem Oberſten Max *J* von dem Oberſten Max *B*

Alle Drucke haben gedankenlos diese Namensverwechslung beibehalten, obwohl sie der Anfang der 4. Szene des 2. Aktes hätte aufmerksam machen sollen. 5 deutſchen Herrn] deutſchen Fürſten *J* 6 Thaddeus] Ich *J* ſoll er] ſoll ich *J* Er iſt] Ich bin *J* 11 Alter, nur] Alter, wartet doch *J* 13 Thaddeus muß] Ich muß *J* 15 Die Rede des Malthesers beginnt *J* mit den Worten: Aus dem Alten iſt nichts zu bringen. Folgen . . . wie im Texte 16 Tut nicht, als merktet Ihr] Thut als merktet Ihr nicht *J* 21 Plötzlich bleibt] und bleibt plötzlich *J* 22 hinter dem] hinter jenem *J* Verfolger] Feind *J* 23 (wie erwachend)] (als ſchräke ſie aus einem Traum auf.) *J* 24 Wo mag] Gott, wo mag *J* 24 O daß . . . 28 von Dir?] fehlt *J*, dafür: allein – nein, nein! all' meine Wünſche ſind bei ihm.

74,3 Pächterin] Pachterin *J* der Pächter] ihr Mann *J* 7 Wie meine Tante bis 10 lindern können fehlt *J* 12 O das iſt ſchlimm, Mariane] Nicht, Mariane, es iſt ſchlimm vor ſeinem Vater erſchrecken muß] erſchrecken muß vor ſeinem Vater *J* 13 *J* Nun hilf mir, Liebe, Lindenblüthe pflücken. Darauf noch: Im Kloſter dacht' ich nicht, wieviel Dank ich meiner Tante ſchuldig war, daß ſie mich dieſe Arzeneien brauen gelehrt. Nun weiß ich's. Gibt es etwas, was eigenes Unglück mildern kann, ſo iſt es die Freude, fremdes mildern zu können. 15 (heimlich)] leiſer *J* 18 *J*: Gieb! Gieb! Großer Gott! 21 (tut es)] fehlt *J* 22 *J*: Eugenie (ſetzt ſich) 23 indes] indeſſen und ſammelt ſie fehlt *J* 25 *J*: Büſchen drum herum 27 nach Unglücksgefährte *J* noch: den mein Thaddeus aufgetrieben hat 28 *J*: vereinigt uns unzertrennlich für dieſe Welt 31 Schriebſt] Schreibſt *J* 32 Du würdeſt nicht mehr ſagen] es würde nur eine Umſchreibung eines dieſer Wörter werden *J* 33 falſche] unechte *J*

75,2 (Pauſe)] nach einer kleinen Pauſe *J* 3 hinſieht] hin geſehen hat *J* 17 dem . . . rieſen] fehlt *J* 23 *J*: Eugenie, dann Mariane zurück mit Thaddeus Statt 25–28 pflückt Schierling) bei *J* folgende Fassung: Eugenie (pflückt Schierling). Und nun komm, du Wunderkraut, das ſeinen Beſitzer der Furcht des Wechſels überhebt. Komm, Zauberblume, vor der die Schlöſſer ſpringen. Vielleicht bedarf ich Deiner. 29, 30 *J*: Du biſt die Arznei; das Leben iſt der Gifttrank. 32f. *J*: brauche, aber beſitzen muß ich dich. Das Schwerſte wird leicht, weiß man, daß man es abwerfen kann, wenn man will.

76,5 *J*: Nun, Liebſte . . . 14 *J*: ſitzt er unten zwiſchen . . . 15 wenn man im Glücke] wenn man ihm zuſieht; und nun vollends wer ihn gekannt hat in ſeinem Glücke wie der alte Thaddeus. Dabei iſt er ſo ruhig und mild; kein Ton des Schmerzes, keine Klage; er iſt ein Mann im Unglück wie im Glück. Eſſen Sie . . . wie im Text 17 ſagt ich] fehlt *J*, desgl. das zweite und dritte ſagt' er in den folgenden Zeilen. 20 (mit innigſtem Mitleid)] fehlt *J* Paul! Mein armer Paul!] Armer Paul! Armer Paul! *J* 22 *J*: du lieber Alter 25 (vor ſich hinlachend)] fehlt *J* womit] mit dem *J* 30 hätt' er's] hätt' er die Botſchaft an der Stirne] von der Stirn

77,1 Nach vor Freude bei *J* noch: Gott ſegne Sie für die Freude, die Sie meinem Herrn machen. Gott ſegne Sie für die Freude, die Sie dem alten Thaddeus machen, daß er ſeinem Herrn ſolche Botſchaften bringen darf. Wenn ich ... wie im Text. 14 das heißt?] Sie wollen *J* 16, 17 Die Worte des Kastellans bei *J*: Sie blühn in voller Jugendſchöne. Sie gehen dem Schönſten entgegen, was das Leben bieten kann; hören Sie die Bitte eines Greiſes, verlangen Sie den Schlüſſel nicht. 19 mit dem Glück meines Hauſes] mit meinem Glücke zu ſchaffen? 23 Ausnahme ... begreifen] Ausnahme von dem machen, was uns natürlich ſcheint 26 *J* Schlüſſel, Alter; die Gründe ... Für Z. 28 bis 32 Wollte Gott! – Aber ... bei *J* folgende Fassung:

Kaſtellan: Sie ſcherzen darüber. Mir iſt, als ſäh' ich Sie an dem Rande einer Gruft hinſcherzen. Gleichwohl – verzeihen Sie dem Greiſe, deſſen Haar im treuen Dienſte Ihres Großvaters und Vaters erblichen iſt – gleichwohl ſcheint dieſes Lächeln den Schmerz zu kennen. Ich weiß nicht, was Sie tun wollen, aber es iſt etwas, was über das Glück Ihres ganzen Lebens entſcheidet.

Eugenie (für ſich): Der Mann iſt ein Prophet. Ja, ſolcher Art iſt's, was ich tun will. 33 Mehrere] mehrere *J*

78,1 ſtellenweiſe] an mehreren Stellen *J* 6 von dem eigenen] von Dero *J* 8 meines Gedenkens] ſeit meinem Gedenken *J* 16 er könnte] er würde ſich betrogen glauben und *J* 18 nach erfüllen bei *J*: – Paul, ich komme! – Alter] Herr Caſtellan 20 nach haben bei *J*: (für ſich) So zwingt ſein Märchen mich zur Lüge. vergib] verzeih' *J* 23 ſieht ſie ... Blick an] faltet die Hände und ſieht ſie mit traurig flehenden Blicken an 24 hier iſt] hier fehlt *J* 26 traurig ab] fehlt *J*

79,2 mit Kerzen erleuchtet] fehlt *J* 4 nach Korridor *J*: Nacht. in Reiſekleidern] im Reiſerocke 7 nach geſtorben *J*: der Regierende – 8 mir's] mir *J* 12 verlang' ich] erlang' ich *J* 14 meine Tochter] die Prinzeſſin *J* es] er *J* Anlaß] Gelegenheit *J* 26 fürſtliche] fehlt *J* 27 noch nicht] nicht *J* 31 *J*: Friedrich –?

80,6 ſuchen] lieben *J* 15 *J*: (tritt auf ihn zu). 22 *J*: den Geſchäften

81,10 hingab] hergab *J* 26 ein Nein! fehlt *J*

82,2 *J*: (den Fürſten gewahrend) 11 gnädigſter Herr] fehlt *J* 24 hätten's] hätten es *J* 26 entſinne] beſinne *J* 27 Ach ſo – mir] – Ach ja, mir *J* 28 von dieſem] vom *J* 31 Wären es] Wären's *J* 32 dieſen Augen] meinen Augen *J* dieſen Ohren] meinen Ohren *J* 33 nach Adern *J*: noch ringelt ſich der Schauder mir am Rückgrat herab

83,7 daß man bis 8 wohl auch] *J*: daß die Mauern des Grabgewölbes nach außen zu ſo verfallen ſind, daß man, wenn man durch die dicken Büſche drum herum hindurch gedrungen iſt, hineinſehen, wohl auch *J* 9 mich hinſtellen] bleiben 10 warnend und flehend] flehend und warnend *J* 11 Sonſt ... übrig] weil ſonſt kein Weg übrig blieb *J* 13 Mauerlücke] Mauerlücken 14 drin] drinnen

J nach bewege *J*: Mir pochte das Herz 15 ſeufzen] ſagen *J* 16 endlich] fehlt *J* Haus] Reich *J* 18 Ich erfuhr] Wie ich erfuhr 19 und eilte] eilt' ich *J* 22 Sie ſich,] Sie ſich von Ihrer Furcht *J* 29–31 fehlen *J* 33 *J*: (wendet ſich nach dem Kammerdiener, fixiert ihn bedeutend) so, ohne Komma vor bedeutend meint] meinte *J*

84,12 die Heirat] dieſe Heirat *J* 16–20 haben *J* folgende Fassung: Dieſe Nacht (er unterſucht die Piſtolen und findet ſie geladen) tilgt jede Spur jenes Fehltrittes oder einen Namen von der Liſte der Lebenden, der zu ſtolz war, das Leben zu behalten, wenn er die Bürde der Schande zugleich mit abwerfen konnte. (Er nimmt die Piſtolen zu ſich und geht ab.) *J* folgt noch eine

Zehnte Scene.

(Nachdem die Bühne einige Augenblicke leer geſtanden, kommen:)

Der Maltheſer; der Kammerdiener.

Kammerdiener: Hören Sie? Er ſchließt die Korridorthüre ab. Er geht durch den Park nach dem Grabgewölbe.

Maltheſer: Warum durch den Park?

Kammerdiener: Die Prinzeſſin hat ihren ganzen Flügel abſchließen laſſen. Der Kaſtellan ſchwatzte von einem Lichtſchein im Grabgewölbe und von einer Stimme drin. Die Prinzeſſin hat den Schlüſſel zum Gewölbe; es iſt nur zu gewiß, daß es ein Rendezvous dort gilt.

Maltheſer: Von einem Schein ſchwatzt er? Höre; ſolch ein Schein bedeutet, daß ein Schatz zu heben iſt. Sollte mein Pole dort wohnen? Alter? – Was erſchrickſt du?

Kammerdiener: Die geladenen Piſtolen ſeh' ich nicht mehr, die nur vorhin noch unter dem Spiegel hingen.

Maltheſer: Donnerwetter! er ſoll ſein Pulver ſparen zum Feuerwerk. Wie kommen wir hinaus? Wir müſſen ihm auf dem Fuße nach.

Kammerdiener: Wir müßten durch das Pförtchen –

Maltheſer: Nur ſchnell! ſchnell, Alter! Mein ganzes Glück ſteht auf dem Spiel! (Beide eilig ab.)

(Vorhang fällt.)

Ende des dritten Aufzugs.

85,2 *J*: zu der Thür in die Kapelle 4 davor] darum *J* 5 *J*: erleuchtet die Fenſter und die Büſche vor der Lücke. 7 *J*: zwiſchen übereinandergeſchichteten Särgen 8 bald darauf] bald nach dem Aufzuge des Vorhangs kommt Thaddeus *J* was] das *J* 9 Vordergrund] Vorgrund *E*, Vordergrund *St B* 10 *J*: betrachtet ihn eine kleine Weile. 12 ſchlafen] fortſchlafen *J* Freilich, er braucht] Freilich braucht er *J* 19 Lieber] Beſſer *J* 22 Frage] Fragt *J* 24 nur] denn *J* Kennen] Erkennen *J*

86,2 ſah … ſchlafen] ſah, daß Sie unruhig ſchliefen *J* 4 So war es] es war *J* 9 nach Genuſſes *J*: an das wir uns halten 12 ſtill] ſtille *J* 14 jenſeit des Todes] über dem Tod *J* 18 roſenfarbenen] goldenen *J* Eugenie ... zu ſich] Eugenie wie ein rettender Engel und reicht mir den Arm, um mich hinaufzuheben zu ſich. *J* 19 Aber die] Aber all die *J* 20 faſſen] faſſten *J* (so — Druckfehler?) *StB:* faßten 21 feſt] feſt und wimmern: *J* 27 Bringſt du] Du bringſt *J*

87,7 unter blühenden Linden] und unter blühenden Bäumen — *J* 8 kehrendes] kehrend *J* 12 verlieren] ſinken laſſen *J* Alles] Alles noch *J* 16–18 *J*: Paul: Den Mut ſinken. Thaddeus? Bei Gott, ſolch ein Weib iſt's wert, um ſie ein Mann zu ſein. Laß ſie aufſtehn, alle, die hier ſchlafen, um ſie mir zu rauben. Laß das Schickſal alle ſeine Schrecken aufbieten — Thaddeus — ich kämpfe ſie ihm ab. 24 (in Gedanken)] (ſinnend) *J* 30 *J*: Es klebt kein Ehrenmakel an dem Tag

88,2 (lacht behaglich vor ſich hin)] fehlt *J* 3 wär's] war's 10 dafür hatt' er] denn er hatte *J* 11 Lubinski] Polen *J* 12 mit Augen] fehlt *J* dacht' ich] dacht' ich bei mir *J* 19 — Und jetzt ... Graf!] War das luſtig alter Thaddeus! *J* 22 lieber] fehlt *J* 24, 25 Eine Schar ... Vaters *J* umgestellt nach Schlöſſern 26 *J*: prächtigen Schlöſſern, lachenden Fluten. 27 das Haupt] mein Haupt *J* 27 Bin ich] fehlt *J* 28 *J*: der Nachbar der Molche die ungern nur den Eindringling unter ſich dulden 29 des Flüchtlings] meiner *J* 30 nach Mutter *J*: ſegnet den fernen Sohn im Herzen und 31 Die Schweſter ... Jugend] fehlt *J* 32 unter] über *J*

89,1 Mann] Manne *J* 6 Unruh'] Unruhe *J* 13 teuern] teuren *J* Vaterland] Vaterlande *J* 16 in den Büſchen] im Park *J* 17 nun] nur *J* 19 auf der Treppe ... ſichtbar] fehlt *J* 22 eine Türe] die Kapellenthüre *J* der Angel] den Angeln *J* nach naht *J*: Jemand 23 nach Sie iſt's *J*: (ihr entgegen). 32 *J*: — Und dich

90,2 Vor die alten *J*: Er führte zu dir! — wurden lebendig] ſchienen unwillig aus ihren Rahmen herausſteigen zu wollen *J* 3 wie eine lauernde Schlange zuſammengerollt] wie ein kauendes (so *J*! lauerndes *StB*) Unthier zuſammengerollt, das, zum Sprunge bereit, ſeiner Beute lauert 4 grauſete] grauſet *J* 5 *J*: der Tod ſelbſt 13 nach Oſtrolenka] nach der Schlacht bei Oſtrolenka *J* daß] wo *J* 14 Ihn umringten ... zu ſehn] von weinenden Weibern und Kindern umringt, die die Schlacht zu Wittwen und Waiſen gemacht hatte. *J* 16 Pferd und küßte] Pferd, ſtreichelte und küßte *J* 17 daß ſie ſo ſchön ſterben] daß er ſie einſt ſo ſchön ſterben laſſen will 23 Edle] Schöne *J* 24 Mütter riſſen ſich] Mütter umfaßten freudeſchluchzend ſeine Knie (so *J*, Kniee *StB*), ſie riſſen 25 um ... Gewänder] fehlt *J* 26 wehrte ihnen] fehlt *J* 27 verwundert] und verwundert *J* daß man ... hielt] daß Andere ... hielten *J* 28 gewöhnlich] natürlich *J* nach ſchien *J*: wehrte ihnen und ſprach 31 fehlt *J* 32 daß ich ... darf] wie unverdient glücklich ich bin! *J*

91,2 Fällt den alten Thaddeus] Thaddeus; Thaddeus fällt die *J* ich ihn] ich's *J* 8 (mit erſchrocken)] fehlt *J* 25 für dich und ſich] in die er dich führen kann?] *J* 28 bricht] zerbricht *J* 34 (froh)] (freudig) *J*

92,3 in Nordamerika] in Neupolen in Nordamerika *J* 5 mußt du nichts] brauchſt du nichts zu *J* 6 meine Liebe] mein Lieb *J* 7 die Erde] die Welt *J* 9 All mein] und all mein *J* 10 Klammer fehlt *J* 11 gerettet bis 13 fragt an] viel weitläufiger *J*: Er erfährt, ich ſei geblieben – ſonſt lebt kein Erbe mehr – ſo geht er damit nach Amerika, um das Geld, welches er dem Beſitzer nicht mehr zurückgeben kann, nun wenigſtens in deſſen Sinn zu verwenden. – In einer Gegend von Nordamerika, die unſerer verlornen Heimat ähnelt, hat er Land gekauft zu einer Zuflucht für geächtete Polen. „Den Fluß, der die Länderei durchfließt, tauft' ich die Weichſel" – und nun legt er alles an, Park und Gebäude, wie es in meines Vaters Gütern angelegt war. Leo! Leo! Du herrlicher Leo! „An dem Fluß baut' ich den Pavillon aus dem Schloßgarten deines Vaters auf, wo wir zuſammen träumten als Knaben ſchon von Polens Freiheit." Ja, ja; dort laſen wir Sobieſkis Geſchichte. Du, alter Thaddeus, hatteſt uns den türkiſchen Feldherrn aus Holz geſchnitten, nach dem wir mit Armbrüſten ſchoſſen; er hatte einen Generalshut auf dem Kopfe und ſteife Stiefeln an den Füßen. Wir lachten über den ſteifgeſtiefelten Türken, und du lachteſt mit; wir ſtellten ihn an den künſtlichen Felſen – ob Leo – ja, ja, auch den Felſen hat er gebaut, wie er in meines Vaters Parke ſtand. – In dem Pavillon wollen wir ſitzen du, Leo und ich! Der alte Thaddeus muß wieder einen Türken ſchnitzen –

Thaddeus: Damit Sie wieder über den alten Thaddeus lachen können –

Paul: Und der alte Thaddeus mit – wir wollen leben, daß uns die Seligkeit nichts ſchenken kann. – „So baut' ich" – Leo! Leo! – „in dem freien Polen, das ich über dem Meer gründete, dir, dem vermeintlich Toten, ein lebendig Denkmal." Und nun erfährt er – von einem Geächteten, der ſeine Zuflucht aufſucht – daß ich noch lebe. Er übergibt dieſen Brief einem aus Amerika zurückkehrenden Deutſchen aus dem Nachbarlande, der ihm verſpricht, mich ausfindig machen zu wollen. Der muß zu Czarinſki gekommen ſein. – Nun fragt Leo an. 14 und mich dort ankaufen] fehlt *J* 16 nach bereit *J*: uns überzuführen Wechſel] einen bedeutenden Wechſel *J* 17 gehſt du mit mir? Ja] folgſt du mir in *J* 21 dahin mein Paul bis **93**,2 uns eilen] fehlt *J*

93, 5, 6] fehlt *J* 8 nichts mehr kann uns] nichts kann uns mehr *J* 9 lacht unſerer] ſieht lachend auf unſere *J* nach Sicherheit *J*: Kommen Sie nun, unſern Bund vor dem Altare zu weihen. 12 erſchrakſt] erſchrickſt *J* 22 erfaßt, klammert] ergriffen, hält *J* 26 *J*: Nein! nein! ich fürchte den Tod nicht mit dir! 27–30 fehlt *J*, nur die Klammer wie im Text.

94,3 die Piſtolen unterm Arm] fehlt *J* 5 dieſe] Ja; dieſe *J* 7 nach Bild *J*: auf der Rückſeite ihre Hand. noch] fehlt *J* 8 nach Ehre. *J*: – (Pauſe). Der Elende kommt. – Iſt das Einer, ſo verdreifacht das Echo ſeine Tritte.

Nein, ich höre ſprechen – (er tritt hinter einen Pfeiler). 11 Paul] Paul Lubinski *J* Thaddeus und der Prieſter gehen] die beiden Letzten gehen, während Paul ſpricht, 16 (ruft bis 19 weitläufiger *J*: Wenn du mit den Pferden am Ausgange des Parkes angekommen biſt, läßt uns der fromme Prieſter, der uns begleitet, es wiſſen. Nur behutſam. Alter! Alter! Alles wird wieder gut.

Sechſte Scene.

Paul Lubinski. Der Fürſt; zuletzt der Maltheſer.

Paul: Ja, du biſt zurückgekehrt, mein wankelmütig Glück, und ſchmiegſt dich reuig zu den Füßen deines Herrn. Du wollteſt mich vernichten durch deine Entfernung, aber du ſahſt, ich war ſtärker als du. Ihr feigen Dämonen des Geſchickes! Den Weichenden verfolgt ihr feindlich; vor dem Mutigen werft ihr euch dienend in den Staub. Mein Glück halt' ich feſt in meinen Armen – wer ringt mir's ab? 21 und Kaſtellan in der Lücke] fehlt *J* 27 zurücktretend] fehlt *J* Wer ſucht] Wer ſind Sie, der . . . ſucht? *J* 30 vor Kennen *J*: – Verderben, aber nicht meines.

95, 1, 2 fehlen *J* 4 Bube] Schurke *J* dieſes Mädchens] dieſer Armen *J* 5 Nichts weiter. Nehmen Sie] Nichts weiter. (Reicht ihm ein Piſtol.) Hier, nehmen Sie. *J* 6, 7 fehlt *J* Von Zeile 9 bis zum Schlusse des Aufzuges stärkere Abweichungen, auch in *H* zwei wenig voneinander abweichende Fassungen, wovon eine gestrichen; sie zeigen, wie der Dichter darauf bedacht war, lange Reden einzelner Personen in lebhafte Wechselrede aufzulösen, was deutlich beweist, dass in *H* die ältere Fassung zu sehen ist. *Ha* enthält die jüngste (in *H* nicht gestrichene) Gestalt, wie sie unser Text gibt. Hier folgt die Fassung des Aktschlusses in *J*, einsetzend bei S. 95 unseres Textes, Zeile 9: Fühlen Sie die Rache des beleidigten Vaters oder vollenden Sie Ihr Verbrechen an der Tochter. Einer von uns darf nicht lebend dieſe Stätte verlaſſen. Nehmen Sie; Sie haben den erſten Schuß.

Paul (entſetzt): Ich? Nimmer!

Fürſt: Feiger Sünder! Hatten Sie nur zum erſten Schritte Mut? und erbleichen vor dem zweiten? Was zögern Sie? Das Herz meiner Ehre haben Sie getroffen. Was Sie noch tun können, iſt weniger, als was Sie ſchon getan haben.

Paul: Um Gottes willen, hören Sie mich! Verderben Sie nicht Ihr einzig Kind.

Fürſt: Elender, Sie haben es verdorben. Ich will es rächen oder ſterben.

Paul (ſich bezwingend): An meinen Worten hängt meines Weibes Glück und meins! – ich muß ruhig bleiben – ich muß um Gotteswillen ruhig bleiben. Hören Sie – Sie müſſen mich hören. Ich bin der Gatte Ihrer Tochter. Ich darf nicht ſchießen. Gott und die Menſchen verzeihen dem nicht, der gegen den Verwandten wütet.

Fürſt: Gott und die Menſchen verzeihen dem nicht, der die heilige Unſchuld zu Schurkenplänen mißbraucht. Einen Bund, den der ehrloſe Betrüger mit dem

Betrogenen ſchließt, heiligt kein Gott. Der Unerfahrenen haben Sie Liebe geheuchelt – mich wollten Sie brandſchatzen. Wie hoch ſtellen Sie die Abfindungsſumme? Sie ſind erkannt; laſſen Sie immer die Maske fallen.

Paul: Mein Herz, mein ſtolzes Herz, halt an dich! Vergiß nicht, daß dieſer Mann ihr Vater iſt. Sei Gott mein Zeuge, wie meine Ehre fleckenlos iſt. Meine Verwandtſchaft entehrt Sie nicht. Ich bin Graf Paul Lubinski; mein Name iſt edel wie Ihrer. Ich will nichts von Ihnen, als Ihre Tochter – ich bin nicht reich, aber ich habe genug, ſie ſtandesmäßig zu erhalten. Wollen Sie einen Menſchen zwingen, zum Mörder an dem zu werden, was er liebt? O machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich. Menſchlich ſein, ſchändet keinen Fürſten. Um Menſchlichkeit bitten für das Teuerſte entehrt keinen Mann!

Fürſt: Um ſein Leben betteln entehrt nur den Mann von Ehre.

Paul: Selbſt das will ich. Ja, ich will um mein Leben bitten, das meinem Weibe gehört; ich will um Ihr Leben bitten, das Ihrer Tochter gehört. Gott iſt mein Zeuge, wie das Herz mir blutet bei der erſten Erniedrigung meines Lebens – und dennoch – (er kniet). Vernichten Sie nicht meine Seele; laſſen Sie mich nicht vergebens bitten! Es wäre gräßlich, müßt' ich zum Mörder werden an dem Vater meines Weibes. – (Er erwartet Antwort; der Fürſt wendet ſich mit verächtlichem Lächeln.)

Paul (indem er ſich taumelnd erhebt): Nur nicht dies verächtliche Zucken mit den Mundwinkeln – um Gottes willen, haben Sie Barmherzigkeit mit uns Allen – ſagen Sie ſchnell – (aufſchreiend) Gott! ich habe gekniet – habe vor einem Menſchen gekniet, – vergeblich gekniet – der Menſch duldet nur, was er kann – Gott ſei mir gnädig – geben Sie – Sie ſind's, der es will – Sie mach' ich verantwortlich vor Gottes Richterſtuhl – Gott ſieht es und Gott weiß es – geben Sie. (Wie der Fürſt das Piſtol geben will, hört man von außen die Stimme des Maltheſers.)

Maltheſer: Hier – hier ſchimmert ein Licht durch die Büſche; hier finden wir ihn. Kommt, Alter.

Fürſt (wild): Muß dieſer – (er bezwingt ſich; leiſe zu Paul.) Sind Sie ein Mann von Ehre, ſo wollen Sie nicht, daß meine Tochter kompromittiert wird. Vernichten Sie, was in unrechte Hände kommen könnte, und finden Sie mich, jedoch allein, in einer Stunde an der Brücke im Park. Einer nur darf die Stelle verlaſſen. Sie kommen, auf Ehrenwort?

Paul (raſch): Auf Ehrenwort, ich komme!

Fürſt (dem Maltheſer ſchnell entgegen, der eben in der Lücke ſichtbar wird): Sie wundern ſich, mir hier zu begegnen. Der Kaſtellan faſelte von Geſpenſtern. Es iſt der Schein von faulem Holz, was hier leuchtet. Keine Spur von etwas Lebendem. Kommen Sie; ich habe mit Ihnen zu reden. (Ab mit dem Maltheſer.)

Siebente Scene.

Paul (allein): Ich komme! Er ſoll nicht leben, der mich knieen geſehen hat vor ſich — hohnlachend mich knieen geſehn hat vor ſich. — Paul! Paul! — Herr Gott, was willſt du tun? Herr Gott! was haſt du getan? Unglücklicher, den du töten willſt — es iſt ihr Vater! — Nein; ich wache — es iſt kein ſchwerer Traum — es iſt Wirklichkeit. Hier ſtand er — hier — mir gegenüber — ich bat, — bat vergebens — das Gefühl entſetzlicher Kränkung übermannte mich — kein guter Geiſt warf ſich verſöhnend zwiſchen mich und mein brennend Herz — o hätt' ein einziger Zug aus dieſem Marmorgeſicht geſprochen! ein Klang ſeiner Stimme mich an ſie erinnert! Ich nahm die Forderung an, verſprach, verſprach mit meinem Ehrenwort — Gott! was verſprach ich! (Er ſinkt zwiſchen den Särgen zuſammen. Nach einer Pauſe erhebt er ſich nicht ruhig.) An der Brücke im Park — wo ich ſie zum erſtenmale ſah — wo dieſer Himmel ſeliger Unſchuld mir aufging, deſſen Glanz dies Auge nie mehr trinken ſoll; wo all mein Leben dem Zauber einer Engelſtimme ein jubelnd Echo wurde, worin dies Ohr ſich nie mehr berauſchen ſoll? — An der Brücke im Park — ich muß mich bindet mein Wort. Und Einer nur verläßt die Stelle lebend? — Gut. Ich bin der Eine nicht. Zur siebenten Szene. **16,8** nach Vater hatte // folgende Stelle: Warum ſprach kein Zug von ihr aus dieſem Marmorgeſicht! Warum erinnerte mich kein Klang ſeiner Stimme an ſie? Sie ist gestrichen — ein weiterer Beweis dafür, dass // die ältere Fassung darstellt.

Achte Scene.

Thaddeus. Paul Lubinski.

Thaddeus (kommt, mit ſich redend): Sag' ihm erſt, daß er auf ſeiner Hut ſein ſoll, alter Thaddeus. — Herr Graf, löſchen Sie die Lampe. Es ſchleichen Geſichter da in den Büſchen herum. Ich höre hinter mir herkommen; da drück' ich mich in einen von den weißblühenden Büſchen, bis ſie vorüber ſind; und wer iſt dabei? Gerade das Geſicht mit der Narbe längs der Stirn, das mich heute, wie ich das Briefchen beſtellen wollte, nach Ihnen ausfragte und mir hundert Dukaten geben wollte, wenn ich ihm ſagte, wo Sie wären. Aber der alte Thaddeus war nicht ſo dumm.

Paul: Grüßen mich alle meine Freunde noch? Ja, die Stimme, die uns vorhin ſtörte, war die Stimme des Malthéſers. Thaddeus, tu' mir dem Mann nicht unrecht. Er iſt der edelſte Menſch, den ich kenne.

Thaddeus: Um ſo beſſer. Nun aber, alter Thaddeus, lauf! In einer halben Stunde bin ich mit den Pferden am Park.

Paul: Laß das, Thaddeus. Wir brauchen keine Pferde.

Thadddeus (verwundert): Brauchen keine Pferde? —

Paul (ſchreibt und ſpricht dabei): „Bei Ihrer Freundſchaft, die mein Stolz war, beſchwör' ich Sie, forſchen Sie nicht weiter nach mir. Leben Sie wohl. Mein alter Thaddeus, der Ihnen dies bringt, iſt mein Vermächtnis an Sie."

(Faltet das Billet.) So, Thaddeus. Dieſe Zeilen bringſt du dem Mann, der nach mir forſchte.

Thaddeus: Herr Graf, was geht mit Ihnen vor?

Paul: Und nun hier Leo's Wechſel. Das iſt dein. Deine Treue und Liebe kann ich nicht lohnen; ich muß dein Schuldner bleiben. Ich träumte eine Stunde lang von Glück — wir müſſen uns trennen, Thaddeus.

Thaddeus (niedergedonnert): Trennen? Ich alter Mann? Geben Sie Acht, was Sie ſagen; das geht ja gar nicht!

Paul (ſchreibt): („Du biſt mein Erbe". (faltet.) Ich weiß es, edler Leo, unſere unglücklichen Gefährten beerben mich; du biſt nur der Verteiler.) Diese Klammer in J, ein ungebräuchliches Mittel, den Brieftext kenntlich zu machen. Mein alter Thaddeus, dies Blättchen couvertierſt du morgen. Hier iſt Leos Adreſſe.

Thaddeus (nimmt ſprachlos vor Beſtürzung Pauls Billet und Leos Brief).

Paul: Noch eins, du guter, alter Thaddeus. In zwei Stunden geh' mit einem Spaten in den Park, an die ſchöne düſtere Stelle bei der Brücke. —

Thaddeus: Wo ich Sie traf? —

Paul: Ganz recht. Dort an der Brücke wirſt du einen Leichnam liegend finden; weißt du die hohe Linde dort? Unter ihr ſaßen wir, wie ich ſie zum erſtenmal ſah. Da begräbſt du die Leiche, machſt die Erde über ihr eben, ſtreuſt Zweige und Blätter darauf, damit man das Neugegrabene nicht ſieht, und ſprichſt über der Stelle ein leiſes Gebet.

Thaddeus: Heiliger Gott, Herr, womit gehen Sie um? Ich bin Ihnen aus Polen nach, Ihre Kinder auf meinen Armen zu tragen, wie ich Sie getragen habe, aber nicht — nein, nein, Herr Graf! —

Paul: Es konnte ein ſeliges Zuſammenleben werden, Alter. — Still, ſtill! Mach' mich nicht weich, Thaddeus. Bin ich nicht ein Krieger? und ein Pole? Nein, Thaddeus, einen Mann ſoll der Tod an mir finden. Komm, thu' mir mein Ehrenkleid an, in dem ich für mein Polen focht. In ihm will ich begraben ſein.

Thaddeus (holt eine Uniform aus einem Bündel und hilft Paul ankleiden): Aber warum wollen Sie ſterben, jetzt wo das Glück Ihnen wieder freundlich iſt? Und ſo ſich begraben laſſen ohne Sang und ohne Klang, ohne Prieſter und auf ungeweihtem Boden?

Paul: Du biſt der einzige, der darum wiſſen darf. Ja, ich bin's, den du finden und begraben, und über deſſen Grabe du beten wirſt. Meine alte Heimat, mein Vaterland iſt dem Heimatloſen verſchloſſen; meine neue Heimat iſt, wo ich ſie fand; und hier will ich ruhn. Und du ſollſt mich begraben, alter treuer Freund. Eine Thräne aus deinen lieben alten Augen iſt mir mehr als Glockengeläute und das handwerksmäßige Gebet der Prieſter.

Thaddeus: Nein! Nein! Sie müſſen nicht ſterben! Sie dürfen nicht ſterben! Und müſſen Sie ſterben, ſo ſtirbt Thaddeus mit. Schon einmal haben Sie ſo falſch an mir gehandelt. Erſt gingen Sie ohne mich in die weite Welt, und nun wollen Sie ohne mich ſterben? Das iſt ſchlecht von Ihnen. Nein! Nein! Sie mögen ſagen, was Sie wollen, das iſt ſchlecht!

Paul: Thaddeus, ich hielt dich für meinen Freund; ich habe auf dich gerechnet. Soll ich mich verrechnet haben? Du haſt mir nie einen größeren Dienſt erwieſen, als den, um welchen ich dich jetzt bitte, und gerade dieſen wollteſt du mir nicht erweiſen? Nein; da kenn' ich meinen Thaddeus beſſer.

Thaddeus (ſchluchzend): Ja, Sie wiſſen, daß Sie alles mit mir machen können, auch was nicht recht iſt. Aber ich will diesmal nicht gehorchen. Zu Ihrem Freunde, zu dem Schwager des Fürſten, will ich gehn; Sie ſollen gezwungen werden, nicht zu ſterben!

Paul: So geh', du hartes Herz; mich aber ſiehſt du nie wieder. Ich wäre geſtorben mit dem freudigen Bewußtſein, Thaddeus iſt mein treueſter Freund auf Erden. Nun ſoll ich glauben, du biſt falſch. Du willſt mir den Tod ſchwer machen. Gut. Geh'. Ich halte dich nicht.

Thaddeus (kehrt um): Verzeih's Ihnen Gott, was Sie an mir thun. Soll's nicht anders ſein, im alten Thaddeus ſollen Sie nicht geirrt haben.

Paul: Alter Thaddeus, kein Menſch darf um meine Liebe wiſſen; gieb mir die Hand darauf. O die Verleumdung iſt geſchäftig! Drum ſoll niemand des Geächteten Leiche finden; drum ſoll der Maltheſer nicht forſchen. Sein edler Eifer könnte abſichtslos das kränken, was mir das Teuerſte iſt. Ich muß verſchwinden wie ein Geiſt, deſſen Fuß keine Spur zurückläßt. – Leb wohl, du treueſte Seele auf dieſer Welt (er umarmt ihn); mich ruft mein Verhängnis. (Ab.)

Thaddeus (ſinkt zuſammen): Gut. Gut. Ich will ihn begraben und will ſeine Briefe beſtellen; dann will ich auf ſeinem Grabe heulend liegen wie ein Hund, bis ich auch ſterbe. Aber Gott im Himmel will ich's klagen! Gott im Himmel will ich's klagen! (Indem er geht, fällt der Vorhang.)

Der fünfte Aufzug entfernt sich in *J* so weit von *H* und *Ha*, dass sein ungekürzter Abdruck angezeigt erscheint. Durch den vollen Abdruck wird ein Vergleichen beider Fassungen, das uns einen tiefen Einblick in Ludwigs Dichterwerkstatt ermöglicht, leichter und angenehmer als durch ein Verzeichnis der einzelnen Abweichungen, die zu zahlreich und meist auch zu umfangreich werden, um noch übersichtlich zu sein. Einige Stellen, die durch Streichungen in *H* die Entwicklung deutlich machen, heben wir besonders hervor.

Fünfter Aufzug.

Zimmer der Prinzeſſin

(Durch die offene Balkontüre hinten ſieht man den Sternhimmel.)

Erſte Scene. (fehlt *H* völlig)

Eugenie. Mariane.

Eugenie: Nein, gute Mariane; du mußt mir folgen.

Mariane: Sie ſind gewiß krank. Laſſen Sie mich bei Ihnen bleiben. Ich ſeh's Ihnen an, der Schreck und Kummer dieſer Tage hat Ihnen ein Fieber zugezogen. Ich will Ihnen verſchwatzen, was ich weiß; vielleicht zerſtreut Sie's.

Eugenie: Du meinſt es gut, liebe Mariane. Aber mir fehlt nichts als Ruhe. Ich kann nicht ſchlafen, wenn ich denken muß, ſie ſitzt meinetwegen auf.

Mariane: Ich kenn' es; wenn man krank iſt und nicht ſchlafen kann und Stunde nach Stunde ſchlagen hört und man ſich verkommt wie der einzige lebendige Menſch auf der Welt! –

Eugenie: Kann ich nicht ſchlafen, ruf' ich dich. Was? So haben wir beide unſern Willen.

Mariane: Aber rufen Sie mich auch. Sie ſtören mich ja nicht, wenn Sie mich rufen. Die Sorge wird mich ohnehin nicht ſchlafen laſſen.

Eugenie: Nun, gute Nacht, Mariane, du gute Mariane; du meinſt es mit mir wie eine Schweſter. So, nun geh'. Gute Nacht! (Mariane entfernt ſich traurig.)

Zweite Scene. (*H*: Erſter Auftritt. 101.)

Eugenie allein.

Eugenie: Und nun ſchnell! ſchnell! Den Regenmantel gegen die kühle Morgenluft. – Gewiß, nunmehr erſchrickt er freudig bei jedem Geräuſch und glaubt, ich komme. Nun dies Käſtchen. Die mir es gab, verklärte Tante, ich weiß, dein Geiſt umſchwebt mich ſegnend, ſchützend. Du weißt, daß ich nicht anders kann, will ich wahr bleiben und gut; – (will gehen) Eugenie, es iſt deines Vaters Haus, das du auf ewig verlaſſen willſt. Haſt du keinen Abſchiedsgruß für ihn? Er hatte keinen Gruß für ſein Kind, das er zum erſten Male ſah. Er rief es ja nicht aus Liebe zu ſich; nein, um es ſeinem Ehrgeiz zu opfern. Ihn verläßt nicht frevelnd ein geliebtes Kind, um einem Verführer zu folgen; aus ſeinen zwingenden Händen rettet ſich ein armes Opfer. — Erſt aber, Zeugnis meines zu geringen Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit, komm', Fläſchchen mit dem todbringenden Saft, den ich braute, dich vernicht' ich – (horchend) ſtill'! Nahen nicht Schritte? (Sie ſtellt das Fläſchchen, welches ſie aus dem Fenſter werfen wollte, auf den Tiſch.) Den Korridor entlang? Der Unbeſonnene! Er iſt es ſelbſt Ich zögerte ihm zu lang. Ich komme, Paul! mein Paul, ich komme!

(Wie ſie gegen die Türe eilt, öffnet ſich dieſe.)

Dritte Scene. (*H*: Zweiter Auftritt. 101,21 – 106,33)

Der Fürſt. Eugenie.

Eugenie (fährt zurück; mit ſchmerzlicher Reſignation): Hier ſoll's nicht ſein. – Herz, ſieh' nach andern Sternen auf.

Fürſt (als bemerkt' er weder ihre Reiſekleidung, noch ihre Bewegung): Mir iſt unwohl; ſolche Anwandlungen vergehen leichter in lieber Geſellſchaft. – Doch ſollt' ich keinen Nachſchlüſſel nötig haben, um zu meiner Tochter zu gelangen. – Kennen Sie das Bild? Die Hand, die dies Billet ſchrieb, täte wohl, dergleichen beſſer aufzuheben. Künftig bedenken Sie beſſer, was der Braut des Prinzen Friedrich ziemt.

Eugenie: Göttliche Wahrheit, gib mir deinen Mut. – Ich kenne den Prinzen nicht –

Fürſt: Dieſen Morgen noch werden Sie ihn kennen lernen; Sie werden ſich ihm verloben.

Eugenie (entſchloſſen): Ich? nimmermehr!

Fürſt: Sie ſprechen ſehr entſchieden.

Eugenie: Ich will nur wahr ſein; ich muß wahr ſein.

Fürſt (mit mildem Tone): Kaum gefunden, wollen Sie mich ſchon wieder laſſen, Eugenie?

Eugenie (für ſich): O daß er härter ſpräche! Dieſer Ton ſchmilzt meine Kraft. Dem erſten väterlichen Worte, das ich von ihm höre, darf ich nicht gehorchen!

Fürſt: Ich kann's nicht glauben, daß ein Fremdling Ihnen näher ſteht, als der Vater.

Eugenie: Gott! ich weiß nicht, ob ich ein Herz zu ihm faſſen darf. Mein Vater – wenn ich Sie ſo nennen darf, – Sie wiſſen alles; ich kann Ihnen nichts verheimlichen und könnt' ich es, ich wollte nicht. O Gott! ich weiß noch nicht, ob ich Sie gewonnen habe, und muß ſchon fürchten, Sie wieder zu verlieren. – Ich trat aus dem Kloſter, um dem lang erſehnten Vater zu gehören. Sie nahmen mich kalt auf, unzufrieden, unwillig. Die Baroneſſe raubte mir meinen Glauben an die Menſchen. O Vater, er iſt mir kein Fremdling! Wie Sie mir ſo fremd daſtanden, und ich, vernichtet in allen meinen Hoffnungen, zerknickt in meinem innerſten Leben dahinſank, trat er zu mir — ich hätte ſterben müſſen, fand ich nicht Ein Herz, ein edles warmes Herz. O laſſen Sie ihm, was Sie ihm danken — großer Gott! ich weiß nicht, ob Sie's ihm danken, daß er Ihr Kind bewahrte vor Verzweiflung; ich weiß nicht, ob Sie ein Herz haben für Ihr Kind!

Fürſt: Ich habe ein Herz für mein irrendes Kind, das ſeine Rettung in ſeiner Schande ſieht.

Eugenie: Ich verſtehe Sie nicht. Gott! wüßt' ich erſt, ob ein Vater mit mir ſpricht.

Fürſt: Es ſchmerzt mich, daß ich es ſagen muß. Ein Verführer hat Ihre Unkenntnis des Lebens benutzt, ein Elender, Unwürdiger —

Eugenie: Ein Unwürdiger? Sie ſprechen von einem andern.

Fürſt: Eugenie, ich zeige Ihnen mehr Geduld, als Sie verdienen. Ein Unwürdiger hat Sie getäuſcht, ein Betrüger, der auf die Summen rechnete, mit welchen man Sie von ihm loszukaufen ſuchen würde. Und Sie — waren nur zu willig, für kalte, ſtudierte Floskeln die Ehre Ihrer Familie preis zu geben.

Eugenie: O Gott! ſo träumt' ich! —

Fürſt: Ja, Sie träumten. Danken Sie Gott, daß es Ihrem Vater gelang, Sie zu wecken, eh' es zu ſpät war.

Eugenie: Das iſt Ihnen gelungen. Ja, Sie haben mich aus einem ſchönen Traum geweckt. Dieſe väterlichen Töne, träumt' ich, galten Ihrem Kinde; o ſie galten nur Ihren Zwecken. Gott! o Gott! ich ſollte fleh'n, ich ſollte ihn zu erweichen ſuchen — aber ich kann nicht; ich kann ihn nicht Vater nennen; ich kann nicht heucheln — mir graut vor ihm.

Fürſt: Eugenie, Sie treiben mich zum Äußerſten. Nun denn, ſo hören Sie: Noch dieſe Nacht erklären Sie ſich für des Prinzen Braut oder Einen ſehen Sie nicht lebend wieder, Ihren Vater oder Ihren Verführer, oder morgen hab' ich Ihre Ehre gerächt oder Sie können ſich ohne weiteren Widerſpruch auf Erden in die Arme ſtürzen, von denen das Blut Ihres Vaters träuft.

Eugenie (ſchaudernd): Sie wollten? — Gott, das wär' zu entſetzlich! Nein, nein; das wollen Sie nicht tun, das können Sie nicht tun wollen! Nein! nein! Und haben Sie kein Vaterherz, ſo ſind Sie doch ein Menſch und können nicht unmenſchlich ſein. Nein, nein, Sie können's nicht. Wär's wahr, und ich wollte gehorchen, müßt' ich dem Gatten die heilige Treue brechen, und will ich's nicht — nein! nein! auf beiden Seiten ſteht Sünde und Wahnſinn! Großer Gott!

Fürſt: In das Unvermeidliche ſich ergeben iſt Pflicht.

Eugenie: Das Unmögliche zu verlangen iſt unmenſchlich. Nein! Sie können's nicht! Sie dürfen's nicht! Sie glauben nicht an die Rechte des Herzens. Vater — daß ſie nicht aufſtehn als Rächer! Vater, mein Herz könnte, was Sie an meinem Gatten tun, an Ihrer Tochter rächen.

Fürſt: Ihr Herz wird Ruhe belohnen für das tugendhafte Opfer. Sie werden nicht immer denken wie jetzt. Das Frauenherz iſt ſo weich, daß ſchnell und tief etwas ſich ihm eingräbt, aber das Eingegrabene ſich wiederum ſchnell verwiſcht. Sie werden das harte Mittel, welches Sie mir jetzt abnötigen, einſt ſegnen. Sie werden mir's danken, daß ich Sie abhielt, einer flüchtigen Jugendgrille das Glück Ihres Lebens zu opfern. Ich laſſe Sie mit ſich allein.

Eugenie: Sie dürfen nicht gehen und mich der fürchterlichen Angſt überlaſſen. Nein; es iſt nicht Ihr Ernſt. Sie wollten mich ſchrecken, überraſchen; das iſt Ihnen gelungen —

Fürſt: Ihr Schickſal ſind Sie ſelbſt. Drei Loſe ſind in Ihre Hand gelegt – In *H* findet sich folgende Stelle: (Die Looſe: gestr.) Das Glück von drei Leben (ſind: gestr.) iſt in Ihre Hand gelegt. (106,6).

Eugenie (auf den Knieen): Nein! nein! Sie müſſen mich aufheben, müſſen ſagen: ich habe das Äußerſte verſuchen wollen, aber ich bin ein Menſch. – Gott! Sie haben ſoviel menſchliche Mittel – Sie können mich verſtoßen, Sie können – mich töten – ich will die Hand küſſen, die mir den Gnadenſtoß gibt – nur um Gotteswillen, Vater — Gott! wie fang' ich's an, Sie zu rühren — wälzen Sie nicht — wären Sie ein Menſch — ein Wurm, der ſich ſo vor Ihnen krümmte, müßte Sie erweichen – Vater! Vater! Seien Sie barmherzig — bei Ihrer Seele – bei dem Richter, der einſt richten wird zwiſchen Ihnen und mir —

Fürſt: Ich laſſe Ihnen eine halbe Stunde, ſich zu entſcheiden. – (geht nachdem er nach der Uhr geſehen.)

Eugenie (erhebt ſich reſigniert): Nun denn – ich habe getan, was mir möglich war; ein menſchlich Herz wäre weich geworden. Nun ſoll keine Bitte bei dem Unmenſchlichen mehr Dein Weib erniedrigen, mein edler, unglücklicher Paul. Mag er tun, wozu ſein hartes Herz ihn treibt. Er handelt wie er muß; ſo will auch ich handeln.

Vierte Szene. (*H*: dritter Auftritt. Erster und zweiter Absatz: 107, 1—17)

Eugenie (allein): Nun, mein Herz, mein armes Herz, was mußt du thun? Die heilige Treue brechen? oder den Gatten töten durch des Vaters, oder den Vater töten durch des Gatten Hand? Gräßlich klug iſt der Anſchlag ausgeſonnen, ein ſchwaches Weib zu zwingen – eins nur hat der kalte Rechner vergeſſen, eins, was nicht in ſeinem Buche ſtand – die Unbeſiegbarkeit der Liebe! – Wie lautete doch ſeine froſtige Weisheit? Das Frauenherz iſt ſo weich, daß ſchnell und tief etwas ſich ihm eingräbt und das Eingegrabene ſich eben ſo leicht wiederum verwiſcht? Herz, mein Herz, biſt du ſo treulos, wie er ſagt, ſollſt du nicht leben, bis die Zeit dich zum Verräter machen kann! (an der Türe.) Einen Becher Wein, liebe Mariane; aber ſchnell – der Vater ſoll den Gatten oder der Gatte den Vater mir töten, brech' ich nicht mein heilig Wort. Aber daß ich dir zuvorkommen könnte – daran dachteſt du nicht? Du biſt ſo entſchloſſen, und dir fiel nicht bei, deine Tochter könnte etwas von deiner Entſchloſſenheit beſitzen?

Fünfte Scene. (fehlt *H* völlig)

Mariane. Eugenie.

Mariane (bringt Wein): Sie wollen ſo ſpät noch – und trinken ſonſt gar keinen Wein?

Eugenie: Weißt du nicht, liebe Mariane: Tauſende trinken in dieſen goldenen Tropfen Vergeſſen ihres Grams. Vielleicht gelingt mir's auch. Es iſt nur, um dieſe Fieberbilder los zu werden, um ruhig zu ſchlafen. Ein freudiges Erwachen wird Gott ſchenken.

Mariane: In Ihren Blicken iſt etwas, was mich ängſtigt.

Eugenie: Laß gut ſein; jede Angſt vergeht. Und nun — ſchlaf' wohl.

Mariane: Sie ſprechen ſo feierlich. So *B*; *J*: Sie ſchlafen ſo freierlich. Doch wohl Druckfehler.

Eugenie: Der Fürſt wird bald wiederkommen, um mir anzukündigen, daß ich eines Prinzen Braut bin. Glaubſt du, ich weiß nicht, was einer glücklichen Braut ziemt?

Mariane: Großer Gott! ich hörte Sie vorhin — mir brach das Herz.

Eugenie: Nicht, Mariane? Hätt' er ein Herz, es wäre weich geworden. O hätt' er deins! — Ich habe dir noch gar kein Andenken gegeben, liebe Mariane. (öffnet das Käſtchen.) Hier, Mariane, nimm dieſen Ring; er iſt echt wie deine Treue. So oft du ihn anſiehſt, denk' an mich und dieſe Stunde. Du weinſt und kannſt nicht ſprechen? Gib dir keine Mühe zu ſprechen; ich verſtehe deine Tränen. Mich hat der Schmerz die Sprache gelehrt, die keine Worte hat. Daß dich die Freude ſie lehrte!

Mariane: Bitten Sie den Fürſten, daß Sie mich mitnehmen dürfen. Mein ganzes Leben gehört Ihnen.

Eugenie: Nein, Mariane, mitnehmen darf ich dich nicht. Aber folgen wirſt du mir — (für ſich.) Gott gebe, ſpät und glücklicher. Und nun geh; ich erwarte den Fürſten. (Wie Mariane an der Tür, geht ſie ihr nach, umarmt ſie; dann drängt ſie die Weinende mit ſanfter Gewalt aus der Türe, die ſie ſchließt.) Gute Nacht, gute Nacht, Mariane.

Sechſte Scene. ⟨*H*: Dritter Auftritt Dritter Absatz 107,18–24⟩

Eugenie allein (Sie hebt den Becher feierlich und gießt von dem Wein auf die Erde): Nimm, Mutter Erde, wenn du, die Hoffnung hat, das edelſte Blut zu trinken, ſolch geringes Opfer nicht verſchmähſt. — Nein! dies edelſte Blut wirſt du nicht trinken; denn die ihn morden ſoll, vertilgt ſich ſelbſt. Komm', du Fläſchchen mit Tod gefüllt, wecke du mich aus dem ſchweren Traum des Lebens. (Sie gießt aus dem Fläſchchen den Becher voll.) Paul, mein Paul — dies trink' ich — (Sie will trinken.)

Siebente Scene. ⟨*H*: Vierter Auftritt 107,25–113,9⟩

Eugenie. Paul Lubinſki (erſt noch in der Scene).

Paul (fern): Eugenie!

Eugenie (fährt auf und ſtellt den Becher hin): Um Gotteswillen! was war das? Will das Schickſal, daß ich eile? und ruft mich mit ſeiner Stimme, weil es weiß, daß ich dieſer Stimme nichts verſagen kann? Was rauſcht da draußen in der Linde am Balkon? ⟨dieser Satz, den *J* und *St* haben, fehlt *B*⟩ Rief's nicht zum zweitenmal? — ein Menſch erklimmt — Gott im Himmel! (Paul ſpringt über das Geländer des Balkons in ihre Arme.)

Paul: Eugenie!

Eugenie: Paul! (Sie können beide nicht ſprechen.)

Eugenie (ſich faſſend): O nun iſt alles gut. Wir fliehn.

Paul: Nichts! Nichts iſt gut! Ich habe dich verdorben.

Eugenie: O faſſe Mut, Paul! winkt uns doch über dem Meere ein Aſyl.

Paul: Ich darf nicht fliehn.

Eugenie: Was hielte dich?

Paul: Mein Wort — mein Ehrenwort. Ich verſprach —

Eugenie: O Gott! meinem Vater?

Paul: Du weißt? —

Eugenie: Du willſt ihn töten?

Paul: Leb' wohl!

Eugenie: Ich verſtehe dich — du willſt ſterben. Mein edler Paul! — Nein — mein eigennütziger Paul. Ich ſoll leben. — Wer ſtirbt, iſt der Glückliche.

Paul (ſieht ſie an und ſtürzt vor ihr nieder).

Eugenie (erſchrocken): Mein Paul!

Paul: Laß! laß! Ich darf meine Augen nicht zu dir erheben! Der Verdammte zu dem Engel. Ich darf nicht ſehen, welch himmliſch Bild ich vernichtet habe. Selig preiſ't ſich, wer es anſchau'n darf — ich hab's vernichtet. Dem Fluche, der mich verfolgt, hab' ich Ungeheuer das reinſte Leben geopfert. Hier lieg' ich, wo ich ewig liegen ſollte! im Staub vor dir. Ich war ein Mann, bis das Gewiſſen mich zerbrach. O fluch' ihm nicht, der ſich ſelbſt verflucht! Nein, fluche ihm, daß ich aufſeh'n kann zu dir. Deine Reinheit tötet mich.

Eugenie (um ihn bemüht, zärtlich, weinend): Paul! mein Paul! kränkſt du, was mir das Teuerſte iſt? Iſt das Edle fluchenswürdig, ſo iſt's auch der, der es liebt. Bin ich nicht du? Willſt du mir fluchen, Paul? Paul! Paul! laß uns klar bleiben; wir brauchen Klarheit. Nein, du liebſt mich nicht, denn du hörſt mich nicht. Hilf mir ſinnen, mein Paul. Siehſt du, deiner Liebe ſinken ſchon die Flügel; halte dich an mir; meine Liebe trägt uns beide. Laß uns ſinnen, Paul, eh's zu ſpät wird, eh' er wiederkehrt, der Feind unſeres Glückes. Iſt keine Hoffnung mehr unter dieſem Himmel, Paul? Kein Weg mehr, den wir vereint gehen dürfen? Der Himmel wär' ſo heiter, die Erde ſo ſchön, und wir müßten unglücklich ſein? wir allein unter den Tauſenden rettungslos unglücklich? Kein Weg mehr, Paul?

Paul: Keiner — keiner — keiner mehr.

Eugenie: O doch, kleinmütiger Paul; einen gibt's noch, einen Weg; ich geh' ihn. Es iſt ein Weg für den, dem keiner auf Erden mehr offen ſteht. Nur dann nicht iſt es Sünde, dieſen Weg zu gehen, wenn's Sünde iſt, ihn nicht zu gehn.

Paul (freudig überraſcht): Verſteh' ich dich? — In dieſem Becher —

Eugenie: Iſt's, was uns vereint. Auf ſeinem Grund liegt Freiheit und unvergängliche Wonne. Oder fürchteſt du, Paul, der Tod könne uns trennen? Nein! nein! ich weiß gewiß! Laß die Glücklichen zweifeln; die Unglücklichen wiſſen's, daß ein Jenſeit iſt, ein Wiederſehn.

Paul: Du biſt eine Heldin. Du biſt ſtärker als ich.

Eugenie: O ſieh; der Himmel feiert unſ're Brautnacht mit ſeinen ewigen Fackeln — dort am Saume naht die Sonne ſchon. Auf den Tag nach dieſer Nacht bring' ich dir den Gruß — den letzten Gruß für dieſe Welt, mein Paul! (Sie trinkt und reicht den Becher, den ſie von neuem füllt, an Paul.)

Paul: Und ſo erwidr' ich ihn! (trinkt.)

Eugenie: Dein Teil war der beſſere. Du haſt mich übervorteilt, Paul. Mein Trank war mit Wein verdünnt. Und du haſt mir nichts übrig gelaſſen. Warte, du böſer Paul. — O Paul, wie konnten wir glücklich ſein!

Paul: Sind wir's nicht, mein Weib? Sterben wir nicht vereint? Wieviel ſind ſo glücklich, die das Leben ſcheidet?

Eugenie: Ja, mein Paul, wir ſind glücklich. Komm, laß uns einſchlummern, wie wir erwachen wollen —

Paul: Herz am Herzen —

Eugenie: Aug' im ſeligen Auge — der Tod iſt nur eine kurze Pauſe in unſerem Glück, ein Umſehen, ein Schließen der Augen und Wiederöffnen! So macht die Wonneträne im Aug' einen Augenblick lang den Geliebten uns unſichtbar und, eh' wir's noch dachten, iſt ſie herabgerollt, und vor dem feuchten Auge ſteh'n die ſüßen Züge glänzender als vorher.

Paul: Siehſt du, ſo wird es wahr, dies: Hier treffen wir uns wieder! hier und bald! Drum erſchütterte uns der eigene Ruf; unſer Schickſal ſprach in unſern Worten.

Eugenie: Wir haben das Schickſal beſiegt, mein Paul. Tief unter uns rollen ſeine donnernden Wogen; wir ſtehen ſelig umfangen auf ſonnigem Gipfel.

Paul: Süße Schenkin, dein Trank iſt kräftig, ſchon fühl' ich meine Glieder erſtarren; all mein Blut dringt ſehnend nach meinem Herzen, um deinem Herzen nah' zu ſein.

Eugenie: Mein ſchöner Paul, du leuchteſt bleich wie ein Stern, wenn der Morgen naht. // (Schön leuchteſt du: gestr.) So bleich (wie: gestr.) leuchtet ein Stern, wenn der Morgen naht (112,27).

Paul: Er naht — leb' wohl — komm — bald —

Eugenie: Eilſt du mir voraus? — Noch einmal, eh' mir der müde Arm verſagt, laß mich dich ſehen — ſo — vollſaugen ſollen meine Augen ſich, daß dein Bild mir leuchtet im letzten Kampf — auf dem letzten Wege — (ſie küßt ihn).

Paul: Mein — (er ſtirbt). // Dein — (ja: gestr.) nur dein! (113,2)

Eugenie: Dein — ja dein! — Wie bleich du biſt, mein Paul. Du biſt bleich vor Gram, daß ich ſo lang' zögere, dir zu folgen. Weg werf' ich die hindernde Laſt des Lebens und bin bei dir. Gott! Schon weht mich der ſchaurig kühle Fittich an. Herz — dem bangen Lebewohl folgt ſchnell ein ſelig — ſeliges — Willkommen! (Sie deckt den roten Teppich, womit das Sofa bedeckt war, über ſich und Paul.)

Achte Scene. (*H*: Fünfter Auftritt. 113,9—114,4)
Der Fürſt. Der Maltheſer. Vorige.

Der Fürſt (indem er einen Brief in ſeinen Händen krampfhaft zuſammenknittert): Ja; nun iſt's klar, man hat mich zum beſten gehabt. — Ich warte hier — und ſchon hat man anderweit für ihn geworben. Schon rüſtet man die Vermählung; an allen Höfen wird's bekannt und — ich bin kompromittiert.

Maltheſer: Gut, Max; morgen ſchon deklarierſt du die Verbindung deiner Tochter mit Paul Lubinski, meinem Erben. So haſt du die Wortbrüchigkeit wett gemacht.

Fürſt: Ich werde nicht anders können. Doch —

Maltheſer: Was noch?

Fürſt: Die Mißverſtändniſſe zwiſchen dem Grafen und mir —

Maltheſer: Heißen ſie, wie ſie wollen, ich gleiche ſie aus —

Fürſt: Ich bin in Verlegenheit, wie ich die Form rette.

Maltheſer: Laß deine traurige Form, Bruder Max. Wag's einmal, ein Menſch zu ſein. — Du weißt, wo er iſt, du weißt's gewiß — wo iſt er? auf der Stelle hol' ich ihn.

Fürſt (lächelnd): Wie Sie nun ſind. Die Vermählung wird morgen deklariert; dieſe Nacht noch ſchreib' ich an die nächſten Höfe. Prinz Friedrich ſoll ſeinen Zweck nicht erreicht haben. Mit dem Grafen übereilen Sie nichts. Nur unter einer Bedingung kann ich meine Zuſtimmung geben. Graf Lubinski wird heimlich und unbemerkt abreiſen; wir werden uns brieflich über den Ehrenpunkt verſtändigen; dann kehrt er ſeinem Stande gemäß zurück — es heißt, er kommt aus Italien, dann —

Maltheſer (ungeduldig): Gut, gut; aber —

Fürſt: Sie finden den Grafen in der Krypte unter der Kapelle. Von meinen Dienern darf ihn keiner ſeh'n —

Maltheſer: Soll mir doch Eins gelingen auf dieſer Welt! Donnerwetter! Das alte Schloß ſoll ſchnauben unter der Laſt jubelnder Gäſte. Daß ich nur den Hals nicht breche vor freudiger Eile. I ſo ſoll dich! Hab' ich dich endlich. Das kam —

Eugenie (erhebt ſich mit letzter Kraft; der Teppich fällt zur Seite): Zu ſpät —

Maltheſer (hält den Becher in die Höhe): Um Gotteswillen — war das Gift?

Fürſt (nach der Türe): Den Arzt!

Eugenie: Gib uns — Ein — Grab. (Sie ſtirbt.)

Fürſt: Den Arzt!

Maltheſer: Das iſt kein Blut in ihren Wangen! das iſt der Morgen, der ſie trauernd tötet. Hier hilft kein Arzt mehr. Über deine traurige Form! Sieh', du haſt's nicht hindern können. Die ſind vereint. Die trennt nichts mehr.

Neunte Scene. (*H*: **114**,5, 6.)

Dienerſchaft erſchrocken. Mariane ſinkt über der Prinzeſſin weinend zuſammen. Der Fürſt erhebt ſich mit mühſam errungener Faſſung von dem Stuhl, auf den er ſank. Vorige.

Maltheſer: Max, ihre letzte Bitte wirſt du gewähren?

Fürſt (bejaht ſprachlos und wendet ſich, um zu gehen).

Vorhang fällt.

Ende.

III.

Das Fräulein von Scuderi.

1. Handschriften.

H: Reinschrift von des Dichters eigener Hand im Goethe- und Schiller-Archiv (II,3), Quartheft in bräunlich marmoriertem Pappdeckelumschlag, in ziemlich abgerissenem Zustande. Das erste Blatt ist nicht numeriert; es trägt auf der Vorderseite den Titel: **Das Fräulein von Scuderi. Schauſpiel in fünf Aufzügen, nach Hofmanns** [!] **Erzählung.** Vom zweiten Blatte an sind die Seiten mit Bleistift numeriert, aber immer nur die ungeraden Zahlen rechts oben hingeschrieben bis 175; der Text geht bis 176; zwei leere Blätter folgen. An verschiedenen Stellen finden sich kritische Bemerkungen von Karl Gutzkows Hand, die sämtlich später durchgestrichen wurden, als die Handschrift in die Hände des Setzers wanderte, die sich in zahlreichen Fingerabdrücken auf den Blättern verewigt haben.

2. Drucke.

Bei Lebzeiten des Dichters wurde das Drama nicht gedruckt.

J: Zuerst erschien es im ersten Bande der Ausgabe von „Otto Ludwigs Geſammelten Werken" bei Otto Janke i. Berlin (1870).

St: Im wesentlichen stimmt damit überein der Neudruck in Otto Ludwigs geſammelte Schriften. Dritter Band. Dramen. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. 1891. S. 122—286.

Sch: Das gleiche gilt vom dritten Drucke: Ludwigs Werke. Herausgegeben von Dr. Viktor Schweizer. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. Erſter Band. Leipzig und Wien. Bibliographiſches Inſtitut (1898). Ob der Text wirklich kritisch durchgesehen wurde, muss man sehr bezweifeln, weil auch *Sch* den tollsten Fehler der ersten Drucke S. 149, Z. 28 nicht verbessert hat.

B: Die Ausgabe in Max Heſſes Verlag, beſorgt von Adolf Bartels stellt einen kritiklosen Neudruck dar.

3. Entwürfe

nicht vorhanden.

4. Lesarten.

In vorliegender Ausgabe wird das Drama streng nach der eigenen Handschrift des Dichters gegeben; nur mussten manche Lesezeichen ergänzt werden, zumal da die Handschrift ungewöhnlich arm an Kommas ist.

124,5 Nur auf Geſchmeide] So mit Bleistift in *H* am Rande, im Text: Und nur auf Schmücke.

128,9 heute Mittag] *H* ursprünglich: geſtern, vom Dichter selbst geändert.

136,1 Buße] *H* ursprünglich: Strafe, das Wort unterstrichen und am Rande von des Dichters Hand Buße.

141,10 mir zuviel] *J St Sch* mir — zuviel

146,4 nach Maul *J St Sch* !

147,22 bin.] *J St Sch* bin —

149,8 Wann] *H* Wenn 28 Himmel] *J St Sch* — sämtliche Drucke Hammels, obwohl *H* völlig deutlich aufweist Himmel 31 *H* am Ende des Verses kein Satzzeichen.

150,15 Der Katz] so *H*, aber mit Rotstift unterstrichen und seitlich angestrichen: alle Drucke Die Katz

154,15 halt' ich] *H* faß' ich; unterstrichen und darüber von O. L.s Hand halt' ich

157,8 neues Sodom] *H* ursprünglich kleines, durchstrichen und darüber von O. L.s Hand neues.

158,28 Meiſter;] so *H*, Drucke: 33 ſchafft] *H* ursprünglich ſchwitzt; durchgestrichen und darüber geschrieben ba[illegible]; gleichfalls durchgestrichen und daneben geschrieben ſchafft 34 Mühen] *H* Schweiße durchgestrichen, darüber von O. L.s Hand Mühen; auch euerm ist mit späterer Tinte nachgezogen.

159,5 nach ſchuft *H*; 16 bleibt] *H* ursprünglich iſt, unterstrichen und darüber von O. L.s Hand bleibt.

161,29 ? fehlt *H*

162,10 Hüben . . . drüben] *H* ursprünglich Vornen . . . Hinten, von O. L. selbst geändert. 19/20 Hüben . . . drüben] *H* ursprünglich Hinten . . . Vorn von O. L. selbst geändert.

164,5 von mir] *H* kein Satzzeichen

165,4 zu der Genoſſen einem] *H* ursprünglich Zum Juwelirer: Frag' ihn . . .] alle Drucke wie im Texte.

167,7 Mein Leben] ursprünglich Das, von O. L. selbst geändert.

168,31 und **169**,2 fehlen die Anführungsstriche am Schlusse der Rede.

170,2 über Schmücke *H* von fremder Hand (*St?*) Spangen 4 *H* ursprünglich: Und läßt die Steine blitzen mir in das Herz] vom Dichter selbst geändert wie Text.

171,3 ihr Spiegelbild] *H* ursprünglich ein – unterstrichen und am Rande ihr

176,19 nach auf *H*; 21 nach Sorgfalt *H* kein Satzzeichen.

187,16 krankgeword'ne] in den Drucken gesperrt; irrtümlich, denn das Wort ist in *H* nur unterstrichen, weil es infolge der Einfügung des vergessenen zweiten k undeutlich geworden und am Rande wiederholt ist. 21 des Menſchen wirkliche] *H* ursprünglich die wirkliche Natur, dann diese drei Worte gestrichen und geändert wie oben, offenbar gleich bei der Abschrift. 23 *H* vor Narren ist alle gestrichen.

188,11 Welle] *H* Wellen, n gestrichen. 31 *H* nach Luft kein Satzzeichen.

189 7 *H* Huſcht, das t mit Bleistift gestrichen. *J* Huſcht, *St Sch* Huſch 32 *H* nach So kein Satzzeichen, Drucke;

192,30 Notwendig] *H* darüber mit Bleistift Eilig; Drucke Es eilig

194,27 rechte Ordnung] *H* ursprünglich gute, von O. L. selber durchgestrichen und rechte darübergeschrieben.

196,24 ſein? *H* ſein!

198,24 Drucke nach flüſtert: *H* Punkt.

199,3 nach Gott fehlen *H* die Anführungsstriche.

201,16 *H* ursprünglich die Steine züngeln, dies Wort durchgestrichen und gleich in der Zeile weiter gefahren: brennen.

202,5 *H* ursprünglich ſeinem Schmuck, erst im Worte verbessert in meinem, dann zu grösserer Deutlichkeit noch am Rande wiederholt 14 nach ſchüttelt euch *H* Punkt. 20 und 21 *H* in beiden Zeilen am Schlusse Punkt; das Fragezeichen der Drucke ist gerechtfertigt und wurde übernommen.

204,32 *H* nach verloren;

208,27 ein munt'rer] *H* Ein 28 *H* nach Hammerſchlag; 31 *H* nach Wort; 34 Gegrüßt hat?] *H* Punkt; Drucke? das wurde, weil gerechtfertigt, beibehalten.

210,2 *H* nach dem zweiten Halt ihn".

212,20 *H* nach laßt ihn kein Satzzeichen

218,1 nach verlaſſen Drucke!

219,32 *H* Schreibfehler: Geſinnung

227,16 Alles, Alles] *H* Alles! Alles   32 *H* nach lebteſt kein Satzzeichen.

231,21 *H* nach belügen Punkt, das Fragezeichen, das auch die Drucke haben, gerechtfertigt.

233,17 Vaters] *H* ursprünglich Mörders, von O. L. selber geändert.

234,1 aus dem Grabe] *H* ursprünglich aus der Erde; von O. L. selbst geändert.

239,33 *H* Lücke zwischen unheil und Geheimnis, schon im ersten Drucke ergänzt unheilbringende — vermutlich aber schwebte dem Dichter ein minder gewöhnlicher Ausdruck vor.

240,31 eiſenen] *J St Sch* eiſernen — offenbar mit Unrecht, da eiſenen auch sonst bei O. L. belegt.   32 am Schlusse des Verses kein Satzzeichen.

242,11 Am Schlusse des Liedverses haben die Drucke "—

245,3 *H* ursprünglich den tapfern, mit gleicher Tinte ist den durchgestrichen und jenen darübergeschrieben.   7 *H* nach laſſen Punkt.

246,8 Die szenische Bemerkung in den Drucken nach *Z.* 11.

251,15 *H* des Königs, am Rande mit gleicher Tinte ſeines; beides unterstrichen, aber keines ausgestrichen.

255,15 *H* ursprünglich zu dem, darüber mit gleicher Tinte vor (den ist nicht verbessert.)

256,2 die koſtet] *H* ursprünglich das koſtet, mit gleicher Tinte durchgestrichen und darüber geschrieben die

259,7 nach wären *H* drüber geschrieben wieder; nach Zimmer ebenso wo ich ſchon ſo oft vergeben — (so!)

260,1 erlaufen] *H* ursprünglich erjagen, mit gleicher Tinte durchgestrichen und versehentlich eine Zeile tiefer eingesetzt erlaufen.

262,7 *H* Neben den beiden letzten Worten am Rande mit gleicher Tinte *Chambre ardente*, beides unterstrichen, die Randbemerkung mit anderer Tinte durchgestrichen.

265,12 und 15 vor Nieder und nach ſchlachten in den Drucken Anführungsstriche.

268,1 Am Schlusse *H* kein Satzzeichen.

270,11 reiſen ſoll] *H* ursprünglich reiſen will, das letzte Wort mit gleicher Tinte gestrichen und daneben geschrieben ſoll.

IV.

Die Pfarrrose.

1. Handschriften.

H: Reinschrift von des Dichters Hand im Goethe- und Schiller-Archiv (II,5); Quartheft in blauem Umschlag, 128 numerierte Seiten, wobei das erste Blatt, das auf der Vorderseite den Titel: Die Pfarroſe. Trauerſpiel, auf der Rückseite das Personenverzeichnis enthält, nicht numeriert, aber mitgezählt ist. Auf den ersten Blättern fehlen, wie bei Otto Ludwig nicht selten, die geraden Seitenzahlen 4, 6, 8. Am Schlusse noch vier unbeschriebene Blätter, deren Vorderseiten mit Bleistift die fortlaufenden ungeraden Seitenzahlen tragen.

2. Drucke.

St: Das Trauerspiel ist bei des Dichters Lebzeiten nicht gedruckt worden, wurde auch in die erste Gesamtausgabe nicht aufgenommen und erschien zuerst im Drucke in der Ausgabe von Adolf Stern und Erich Schmidt: Otto Ludwigs Geſammelte Schriften. Dritter Band. Dramen S. 457—554.

B: Wieder abgedruckt wurde es in der Ausgabe von Adolf Bartels in Max Heſſe's Verlag.

3. Entwürfe.

II. 4. Heft 2. Goethe-Schiller-Archiv. Heft in Querquart, 12 unpaginierte Blätter, wovon die letzten sieben ganz leer. Auf der ersten Seite Titel Des Pfarrers Tochter von Taubenheim. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Skizze. Acht Seiten Text. — Dieser erste Entwurf berührt sich stark mit der Waldburg. Der Bruder der Heldin ist Wildschütz und des alten Grafen vertauschter Sohn, der hasserfüllte Kastellan erscheint, und im Schlossbrande endet das Ganze. Die Namen: Falkenſtein und Roſette.

II. 4. Heft 1. Goethe- u. Schiller-Archiv. Quartheft, sechs Lagen zu je 8 Blättern weissen Papiers, dann vier Lagen bläulichen Papiers. Das erste Blatt trägt den Titel: Zur Pfarrerstochter von Taubenhain. Volkstrauerſpiel. Ausserdem in zweierlei Tinte Bemerkungen, die die Ausführung betreffen, und auf der Rückseite die: Perſonen.

Junker Fritz von Taubenhain.
Raſtrolli, ſein Geſellſchafter.
Der Paſtor von Taubenhain.
Schaller.
Die Pfarrerin.
Die Tochter.

Vom zweiten Blatte an beginnt Numerierung der Blätter (nicht Seiten) bis Bl. 42 einschliesslich mit Tinte von Otto Ludwigs Hand. Von Bl. 43 an Bleistiftzählung der Blätter von anderer Hand bis zum letzten: 78. Daneben läuft auf Bl. 47—55 eine andere Seitenzählung, die aber nur die ungeraden Zahlen rechts oben verzeichnet von 1 (47r) —17 (55r); doch gehört auch 55r zu diesem Teile. Darnach ein Blatt herausgeschnitten. 56v. Bruchstücke vom Ende des ersten Aufzuges, wie in der letzten Fassung, aber nach dem Abschiedsgrusse mit dem Schlusse: (ſetzt ſich (nieder: gestr.) in Thränen ausbrechend) Jch muß nicht mehr lügen. 56v beginnt eine neue Zählung der Seiten, die aber ausser der Seitenzahl 1, die links oben 56v steht, nur die diesmal geraden Zahlen rechts oben bis 22 (67r) angibt. Die mit dieser Zählung begonnene neue Durcharbeitung läuft indes weiter bis 75v. 76r ist leer, dann folgen Briefentwürfe an Devrient bis S. 78v.

Im ersten Teile ist das Motiv des Kindesmordes noch festgehalten, auch die Form des Namens Roſette. Bl. 43 beginnt eine neue Durcharbeitung mit dem Namen Roſe, worin das Erziehungsmotiv (die Freude am Gefühl der Selbſtändigkeit) stärker hervortritt.

Bl. 47r beginnt neue Durcharbeitung des letzten Aktes in verschiedenen, sachlich im wesentlichen übereinstimmenden Fassungen, die sich wenig von der endgültigen Gestaltung unterscheiden, aber meist breiter sind; Werner erscheint fast völlig ausgebildet.

56v Wiederum neue Fassung, wahrscheinlich erheblich später, da die Szenenfolge fast ganz der letzten Gestalt entspricht, im Monolog Sabinens (4. Auftr.) klingt jedoch das Motiv der Unebenbürtigkeit stärker an; ebenso wie auch das Erziehungsmotiv im Gespräche des Pfarrers mit seiner Frau, aber alles viel breiter. So der ganze 1. Aufzug.

67v Kürzungserwägungen.

68r beginnt Durcharbeitung des III. Aufzugs.

69r Erwägung: Wenn ein Roman daraus werden ſollte.

70r Durcharbeitung des IV. Aufzugs.

73r Die Überraschungsszene im III. Akte — 75r.

75v Allgemeine Betrachtungen.

II. 7. 1. u. 2. Heft. Beide Hefte tragen den Titel: Pfarrroſe. Tragiſches Jdyll in drei Aufzügen. Doch ist eigentlich nur das Quartheft (2) ganz auf drei Aufzüge eingestellt, während das Folioheft (1) nur auf dem Titelblatte eine Verteilung der Szenen auf drei Aufzüge enthält, im Texte aber fünf Aufzüge hat. Beide Hefte zeigen, wie Otto Ludwig immer und immer wieder alle Möglichkeiten mit der Feder in der Hand durchdenkt; der Gang der Handlung mit dem Brautzuge im letzten Akte in beiden Fassungen wesentlich der gleiche.

1. Heft. Folio, 52 Seiten, die ungeraden Zahlen mit Bleistift von fremder Hand rechts oben, die geraden sind nicht eingeschrieben ausser der letzten Seite: 52. Darin S. 3 hervorgehoben: *NB. NB. NB. NB. Schlüssel zum Ganzen* (so auf dem Bruche rechts):

Grand NB. Der Pfarrer meint, es ſei ſehr leicht glücklich ſein, und dennoch erziehen die Ältern ihre Kinder ſo, daß ſie unglücklich werden müſſen.

Seine Roſe und der Junker können gar nicht unglücklich werden. Was die Weiber unglücklich macht, iſt ihre Abhängigkeit vom Vorurteil – Mangel an praktiſchen (darüber: ?) Kenntniſſen, woraus Schwäche; ſie werden früh gewöhnt, ſich anzulehnen, und kommt's aufs Handeln an, wiſſen ſie nur zu klagen. Ein ſtolzer Mann kann auch nicht untergeh'n. Man hört, das iſt ſein Lieblingsgegenſtand. Das angeklagte Benehmen der Roſe kann er nicht recht glauben, doch verdirbt's ihm den Tag ... V. (der fünfte Aufzug) iſt das Reſultat ſeiner Verrechnung mit Roſe, daß ihre Selbſtändigkeit als Nichtachtung des Schicklichen im Rendezvous in der Laube, vor welchem ſie ein gefährlicheres für ſich ebenfalls aus Trotz für ihre Selbſtändigkeit mit dem Junker gehabt. Ihre öffentliche Schande und auch ihr geheimes Unglück kommen aus ſeiner Lehre; doch er tröſtet ſich – er könnt' es nicht tragen ſonſt – mit der vom Haus aus böſen, wiewohl lang verſteckten Natur des Junkers; ſein Zorn wendet ſich gegen dieſen. Wie er ſpäter mit dem Junker im großen Kampf und dieſer ſeinen Stolz anklagt, wird er aufmerkſam, hört weiter zu, und wie er mit Schrecken auch hier die Folgen ſeiner Erziehung ſieht, bricht er zuſammen, tröſtet ſich aber, daß noch Alles gut zu machen ſei – aber es iſt nicht mehr. In dem letzten Aufzuge charakteriſiert ihn bei gewöhnlicher Milde eine idealiſtiſche Feſtigkeit; nach ſeinem Zornausbruch hat ſich ſeine Natur gereinigt. Aus dem Schmerz der Reflektion [so!] darüber erwacht er, um ſeinen letzten Liebling ſterben zu ſeh'n. Verzeih' Gott uns allen dreien. Mein Fehl war der größte, drum läßt er mich leben.

2. Heft. Quart, 81 Blätter, das ursprünglich schwächere Heft ist mit neuem, zum Teil bläulichen Papier durchschossen worden, so dass die verschiedenen Schichten der Durcharbeitung ineinandergehen. Der ältere Entwurf beginnt mit rein epischer Erzählung der Handlung und geht allmählich in szenische Form über; bringt im übrigen nichts wesentlich anderes. Wahrscheinlich ist Heft 2 ein weniges älter als Heft 1.

4. Lesarten.

Der vorliegenden Ausgabe liegt *H* zugrunde, *St* wurde verglichen; auch hier finden sich eine Reihe von Abweichungen, die zum grossen Teile auf Lässigkeiten des Abschreibers zurückzugehen scheinen; *B* wurde nur in wenigen Fällen beigezogen, da dieser Druck doch auf *St* beruht.

277,4 Dintenzeug] *St* Tintenzeug. 5 Neben] *St* Über – das hohe Gehäuse einer Schwarzwälderuhr (vergleiche die Schilderung in der Heiteretei, Bd. II dieser Ausgabe S. 33) würde über der Türe schwerlich Platz finden. 23 Sabinchen? Was] *St* Sabinchen, was.

281,14 bin] fehlt *St*
283,8 recht] fehlt *St*
286,18 ganz] fehlt *St*
287,29 Manchem] *St* manchen
289,22 vorerzählt] *St* erzählt   28 haben] *St* hab'   30 Durſtende] *St* Durſtige
290,8 betriegen] *St* betrügen
291,26 Dintenzeug] *St* Tintenfaß
293,28 leiblich — geiſtliche] bei *St* in Anführungsſtrichen   28, 30, 32 Brod] *St* Brot
297,17 Flaſchen pp. und Tellern] *St* Flaſchen, Tellern u. ſ. w.
298,11 wie Runzeln] *St* mit
301,20 Alberne Frage —] fehlt *St*
304,13 ihm] fehlt *St*
305,23, 24 Daß du vor ihr — verhöhnt? Gewißheit?] fehlt *St*
314,11, 15 Jeanpaul] *St* Jean Paul   32 und nur zwei] und fehlt *St*
315,10 Schnurrbart] Schnauzbart *St*
317,7 hälſe] *St* hülſe
325,21 nichts] *St* nicht
330,3 Einen ... Einen] *St* einen ... einen   4 Einen ... Ein] *St* einen ... ein   5 Eins ... das Eine] *St* eins ... das eine   7 Eins] *St* eins
331,2 durch welche] *St* durch die
332,29 Naiveté] *St* beide Male Naivität
335,6 du nun] *St* du um
336,17 Ohs] *St* Os
339,11 Zu der szenischen Bemerkung Sie will mit leichter Verbeugung gehn am Rande von O. L.'s Hand mit späterer Tinte die Bemerkung: Wir wollen doch erſt ſeh'n, was ſie thut, wenn dieſe Hoffnung wegfällt.   19 Schlimmeres] *St* Schlimmres, *B* Schlimm'res
341,15 Türe] *St* Thür
342,4 zurückgeworſene] *St* zurückgeworſne, *B* zurückgeworf'ne
345,6 Sprüchwort] *St* Sprichwort
346,30 kein] die Sperrung bei *St* und *B* unbegründet
351,5 Kirchhofstür'] *St B* ohne Apostroph
357,31 hatt'] *St* hätt *B* hätt'
358,23 gemütlich] *St* gutmütig
359,9 knixend] *St B* knickſend
364,27 Nach treten] *St* Doppelpunkt
365,9 Die Wiederholung fehlt *St*
369,15 Eil! Sonſt] *St* Eil, ſonſt
371,28 durch mich] die Wiederholung fehlt *St*

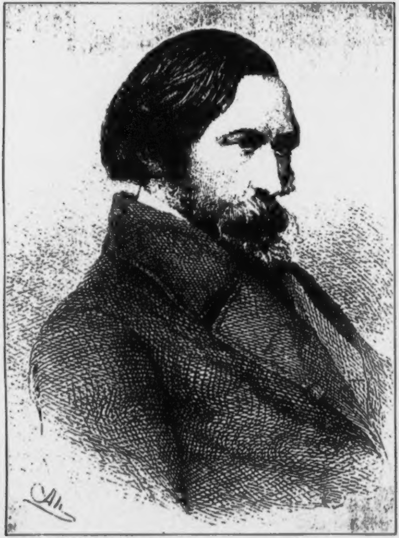
Inhalt

Seite
Einleitung VII
Die Torgauer Heide 1
Die Rechte des Herzens 25
Das Fräulein von Scuderi 115
Die Pfarrroſe 273
Lesarten und Entwürfe 373

Gedruckt bei Mänicke und Jahn in Rudolſtadt. Gebunden bei
Hübel und Denck in Leipzig. Buchausſtattung von Paul Renner.
Einhundert Exemplare wurden auf van Gelder Bütten abgezogen
und in der Preſſe numeriert.

Otto Ludwig / Werke / Sechſter Band

Erſte Abteilung / Der Erbförſter



Otto Ludwig
Sämtliche Werke

unter Mitwirkung des
Goethe- und Schiller-Archivs
in Verbindung mit
Hans Heinrich Borcherdt, Conrad Höfer, Julius Peterſen,
Expeditus Schmidt, Oskar Walzel
herausgegeben von
Paul Merker

16, 2194

Sechſter Band
Erſte Abteilung

1·9·1·4

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

1102

Otto Ludwig

Der Erbförſter

Mit ſeinen Vorſtufen

herausgegeben

von

Paul Merker

1 · 9 · 1 · 4

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

Einleitung

Als der „Erbförſter“ im März 1850 auf der Dresdener Hofbühne und bald auch auf anderen deutſchen Theatern erſchien, ahnte niemand, daß das Drama bereits eine langjährige Entwicklung hinter ſich hatte und dieſer Schlußfaſſung eine Reihe mehr oder weniger ſelbſtändiger Vorſtufen vorangegangen war. Zwar wies ſchon bald nach dem Tode Otto Ludwigs in einem Erinnerungsaufſatz der „Gartenlaube“ Auguſt Kretzſchmar darauf hin, daß der Dichter ſeinem Leipziger Freundeskreiſe ſchon Anfang der vierziger Jahre die ſpäteren Hauptwerke in den „großen Umriſſen“ ſkizziert habe. Noch genauer konnte Moritz Heydrich in den von ihm herausgegebenen Nachlaßſchriften des verſtorbenen Freundes eine dramatiſche Vorarbeit zum „Erbförſter“ in ihren Anfängen bis in das Jahr 1840 zurückdatieren. Doch verklangen ſolche vereinzelte Andeutungen einer längeren Vorgeſchichte des Erbförſterdramas ungehört. Wie in den an die Erſtaufführungen ſich anſchließenden Kritiken nahm man auch in den literargeſchichtlichen Beurteilungen der folgenden Jahrzehnte den „Erbförſter“ lediglich als abgeſchloſſenes Kunſtwerk, obwohl gerade ein Einblick in das allmähliche Werden des Dramas manche Klärung in den darüber ausbrechenden Streit der Meinungen hätte bringen können. Nach einer beiläufigen Hindeutung Erich Schmidts ging dann Erich Sieburg in ſeiner tüchtigen Diſſertation auf dieſe Vorgeſchichte näher ein, indem er, freilich mit Beſchränkung auf die Vorſtufen im engeren Sinne des Wortes, die Grundlinien der Entwicklung zog, ſoweit die damals zur Verfügung ſtehenden Quellen dazu Gelegenheit boten. Aber erſt das jetzt zuſammengebrachte reiche Brief- und Tagebuchmaterial hat in Verbindung mit weiteren handſchriftlichen Vorlagen und ihrer Eingliederung in das dichteriſche Schaffen Ludwigs einen faſt lückenloſen Überblick über die Entſtehungsgeſchichte dieſes Dramas ermöglicht, die ſich im einzelnen ungemein kompliziert darſtellt. Denn bei der ſtarken Phantaſie und der kombinierenden Arbeitsweiſe Ludwigs kommen dabei nicht nur Vorſtufen in Frage, die ohne weiteres in ihrem Zuſammenhang mit dem ſpäteren „Erbförſter“ klar liegen, vielmehr führen die Fäden auch zu benachbarten Dramenſtoffen, mit denen der Dichter zeitweilig die ihm noch nicht deutlich vor Augen ſtehende Handlung zu verquicken dachte. Um die Bahn, in der ſich das Wachſen des „Erbförſters“ in einer wandlungsreichen Entſtehungsgeſchichte vollzog, vollſtändig überſchauen zu können und daneben auch für die Pſychologie des dichteriſchen Schaffens einen bei ſeiner Lückenloſigkeit intereſſanten Beitrag zu erhalten, wurden unter den im Anhang dieſes Bandes erſtmalig veröffentlichten Skizzen und Fragmenten (vgl. S. 208–405) auch eine Reihe von Plänen und Entwürfen mit aufgenommen, die auf den erſten Blick wenig mit dem „Erbförſter“ zu tun zu haben ſcheinen, genauer betrachtet aber doch in die Vorgeſchichte dieſes Dramas gehören.

Aus den erſt vor kurzem der Forſchung zugänglich gewordenen, leider nur lückenhaft erhaltenen Tagebüchern Ludwigs geht hervor, daß die früheſten Anfänge des „Erbförſters“ bereits ein volles Jahrzehnt vor dem Abſchluß in dem Agnes Bernauerdrama wurzeln, jenem Stoff, der ſich durch Ludwigs ganzes Leben verfolgen läßt und dem er trotz einer Reihe mehr oder weniger vollendeter Faſſungen die ihn völlig befriedigende Geſtaltung nicht geben konnte. Obwohl das Jahr 1840 dieſen hiſtoriſchen Stoff in einem Drama „Der Liebe Verklärung“ zu einer erſten Vollendung gebracht hatte, tauchen während des erſten Leipziger Aufenthalts im „Diarium“ vom 11. bis 24. April 1840 Erwägungen darüber auf (vgl. *Da – Dg*, S. 217 bis 220), den geſchichtlichen Hintergrund dieſes Dramas ganz fallen zu laſſen und die veränderte Handlung in ein neuzeitliches Milieu zu verlegen. Die dabei notierten Gedanken klingen in mehrfacher Hinſicht bereits an das ſpätere Drama an. Schon begegnet *(Da)* wie im „Erbförſter“ der durch die geſchichtlichen Grundlagen des Bernauerſtoffes gegebene Gegenſatz zweier ungleich geſtellter Familien mit der tragiſchen Liebe zwiſchen Herrenſohn und Bürgermädchen; ſchon taucht die Geſtalt eines Paſtors als offenbar vermittelnde Perſon auf; ſchon hier hören wir von einem hinterliſtigen Flintenſchuß; ſchon hier ſoll der Wald den ſtimmunggebenden Hintergrund bilden und die Tochter der bürgerlichen Partei als „ein liebliches Naturkind“ erſcheinen. Das Dämoniſche in der Natur des bürgerlichen Gegenſpielers, der dem Junker auflauert, leitet dann freilich ſofort zu einem neuen Plan *(Db)* über, der mit der Betonung des Rachemotivs die Handlung in andere Gedankenbahnen lenkt und, von jenen Erbförſtergrundlagen zunächſt wegführend, in der Hauptſache ſchon die Motive aufweiſt, aus denen ſich fünf Jahre ſpäter ein ausgeführtes Drama, „Die Waldburg“, zuſammenſetzen ſollte. Schon wird hier, ähnlich wie dann in jenem Waldburgdrama, die unbewußte illegitime Abkunft des Mörders von dem gräflichen Hauſe als tragikförderndes Moment erwogen (218,34 ff.), ſchon ſpielt wie dort die vorgetäuſchte Schweſterſchaft eine Rolle (219,14), ja es findet ſich in dieſen Skizzen bereits eine ganze Satzwendung, die dann wörtlich in dem Waldburgdrama wiederkehrt (vgl. 219,1 und 141,3–4). Noch mehr aber nähern ſich dann die weiteren Tagebuchnotizen vom April 1840 *(Dc–Dg)* dieſer ausgeführten Erbförſtervorſtufe, indem als Träger und Lenker der Handlung ſchon hier ein racheſüchtiger, dämoniſcher Kaſtellan erſcheint, der das ganze gräfliche Haus ſamt der Stammburg vernichtet und die vorgetäuſchte Abſtammung des Mädchens von der adligen Familie bereits in ähnlicher Weiſe wie ſpäterhin für ſein Intriguenſpiel verwendet (vgl. 220,3–8 und 160–161). Bezeichnenderweiſe aber ſtehen unter dieſen Tagebuchbemerkungen auch die Worte: „Ich will doch ſehen, wenn ich einmal mit meinem Trauerſpielentwurf ins Reine kommen werde. Anſtatt daß ſich ausſcheiden ſollte, wird das Ding immer verwickelter.“ Legen ſie doch Zeugnis dafür ab, wie es dem Dichter auf dieſer Zwiſchenſtufe zwiſchen der „Agnes Bernauer“ und der „Waldburg“ bei der quellenden Fülle ſeiner Phantaſie bald ſchwer genug wurde, alte und neue Motive miteinander in Einklang zu bringen.

Nach dieſen Tagebuchnotizen vom April 1840 aber verliert ſich die Spur für einige Jahre vollſtändig. Aus dem zumeiſt ungedruckten Brief- und Diarienmaterial des Dichters in den folgenden Jahren iſt zu erſehen, daß zunächſt novelliſtiſche Pläne im Vordergrunde ſeines Intereſſes ſtanden, wenn auch die „Agnes Bernauer“ immer wieder lockte und das Luſtſpiel „Hanns Frei“ als verheißungsvolle Probe ſeiner humoriſtiſchen Begabung zur Vollendung kam. Erſt als ſich der Einunddreißigjährige im Sommer 1844 in die Einſamkeit von Niedergarſebach zurückgezogen hatte, trat das Drama wieder gleichwertig neben ſeinen epiſchen Plänen auf. Lange reizten ihn die Geſtalten Friedrichs des Großen und der Charlotte Corday zu dramatiſcher Geſtaltung, bis Ende 1845 die Überſendung des Polenſtücks „Die Rechte des Herzens“ an Eduard Devrient eine neue Schaffensperiode einleitete, indem unter der verſtändnisvollen Aufmunterung des Dresdener Oberregiſſeurs und Schauſpielers für eine Reihe von Jahren das Drama beherrſchend in den Vordergrund der literariſchen Arbeiten Ludwigs trat.

Noch vor dieſer für die ganze weitere Entwicklung des Erbförſterſtoffes bedeutſamen Verbindung aber hatte Ludwig, während eines mehrmonatlichen Winteraufenthaltes in Leipzig, im Januar 1845 jene älteren, in Tagebuchaufzeichnungen erwogenen Pläne wieder aufgenommen und in einem fünfaktigen Trauerſpiel „Die Waldburg“ (vgl. S. 127—183) zu einer abgeſchloſſenen Geſtaltung gebracht, ohne daß ſich jedoch im einzelnen der Weg von jenen faſt fünf Jahre zurückliegenden Entwürfen zu dieſer vollendeten dramatiſchen Vorſtufe des „Erbförſters“ verfolgen ließe. Der anregende literariſche Verkehr in Leipzig und der beifällig aufgenommene Druck des Vorſpiels zu einem geplanten Friedrichsdrama, „Die Torgauer Heide“, mögen die halbvergeſſenen älteren Pläne raſch zu neuem Keimen und Wachſen gebracht haben. Laut eigenhändigem Vermerk Ludwigs auf einem offenbar die erſte Niederſchrift enthaltenden Quartheft (*Ha*, vgl. S. 207) entſtand „Die Waldburg“ in der überraſchend kurzen Zeit vom 4. Januar abends bis zum 17. Januar, ſo daß der Dichter, beglückt über die ertragreiche Stimmung und Arbeitsfreudigkeit, am

17. Januar 1845 mit einigem Recht an den väterlichen Freund Ambrunn berichten konnte, er habe, für den Fall eines Mißerfolges ſeines Friedrichsdramas, ſchon wieder ein neues Stück in petto: „Die Waldburg“, die in zehn Tagen entſtanden ſei; und ähnliche Angaben enthielt ein Brief an die Braut vom 28. Januar 1845. Neben dieſer vollſtändigen Niederſchrift, die ſich als Konzept des fünfaktigen Dramas darſtellt, begann Ludwig in denſelben Januartagen eine bis zum Schluß des zweiten Aufzugs gediehene oder wenigſtens nur ſoweit erhaltene Reinſchrift (*Hb*) herzuſtellen, die nur wenige ſtiliſtiſche Abweichungen enthält (vgl. S. 207 – 208), ſo daß auch die drei letzten, nur in der erſten Niederſchrift überlieferten Aufzüge der „Waldburg“ mit einiger Beſtimmtheit als letzte Faſſung dieſer Vorſtufe des Erbförſterdramas angeſprochen werden können. Nur würde wohl zweifellos das am Ende der Konzeptfaſſung in einer Randbemerkung erwogene, die Tragik ungemein ſteigernde Motiv, daß der Kaſtellan am Schluſſe auch den Tod ſeines eigenen untergeſchobenen Sohnes erfährt (vgl. S. 208,10 – 15), in der weiteren Reinſchrift verwertet worden ſein.

Die „Waldburg“ fußt im Sinne jener Tagebuchnotizen vom April 1840, deren Motive ſie weiter ausbaut, auf dem Grundgedanken der Rache. Der alte dämoniſche Kaſtellan eines düſteren Waldſchloſſes rächt die generationenalten Unbilden der gräflichen Herrſchaft an ſeinem Geſchlecht, indem er die infolge einer früheren Kindesunterſchiebung in Unkenntnis ihres brüderlichen Verhältniſſes zueinander ſtehenden Söhne der adligen Familie über der eiferſüchtigen Liebe zu ſeiner Pflegetochter aneinanderhetzt und dadurch das ganze Haus dem Untergange entgegenführt. Die Geſtalt des Kaſtellans, die im Mittelpunkt der Handlung ſteht, darf mit ihren ſtark pathologiſchen Zügen als eine Vorſtudie zum Cardillac des „Fräuleins von Scudéry“ gelten, läßt aber bei aller Kraft der Geſtaltung die innere Folgerichtigkeit der ſpäteren Dramenfigur noch vermiſſen. Auch ſonſt zeigt das Trauerſpiel, von dem einzelne Szenen freilich ſchon den ſpäteren Meiſter verraten, noch vielfach den Anfänger und die Abhängigkeit von fremden Muſtern. Neben der Einwirkung E. Th. A. Hoffmanns, der außer der Geſamtſtimmung beſonders die Grundfarben für den dämoniſch-geſpenſterhaften Kaſtellan hergab, macht ſich in Sprache und Motiven die Lektüre der Klingerſchen Dramen geltend. Die Wahnſinnsſzene des getäuſchten Mädchens erinnert ſtark an die verwandte Opheliaſzene Shakeſpeares, während die Begegnung der adligen Dame mit ihrer bürgerlichen Nebenbuhlerin manches von analogen Szenen Leſſings und des jungen Schiller gelernt hat. Trotz der hoffnungsfrohen Stimmung, mit der Ludwig zunächſt in brieflichen Mitteilungen auf die „Waldburg" zurückblickte, ſcheint ihn jedoch dieſelbe bald nicht mehr befriedigt zu haben. Die mangelnde Plaſtik des Liebespaares und der noch vielfach farbloſe Dialog mögen dem Dichter mit der zeitlichen Entfernung von der erſten beglückenden Niederſchrift immer deutlicher zum Bewußtſein gekommen ſein und ihm den Gedanken an eine neue Umſchmelzung des Stoffes nahegelegt haben.

Für die nächſtfolgenden anderthalb Jahre aber ſtellen ſich der Feſtſtellung der Entwicklungsgeſchichte des „Erbförſters" beſondere Schwierigkeiten entgegen. Nicht nur, weil auf dieſer Stufe wie öfters bei Ludwig zwei Stoffgebiete ineinanderfließen, die ſich erſt ſpäter wieder trennten, ſondern vor allem auch deshalb, weil bei dem faſt völligen Mangel brieflicher Mitteilungen vom Jahre 1845 und dem Fehlen von Tagebuchnotizen aus dieſer Zeit die Datierung der vorhandenen Skizzen und Entwürfe zweifelhaft iſt. Das Datum der Entſtehung iſt erſt wieder einer Handſchrift vom Mai 1846 eigenhändig von Ludwig beigefügt worden. Für die vermutlich dazwiſchen anzuſetzenden Planhefte und Niederſchriften konnte nur eine minutiöſe Motiv- und Stilvergleichung zu einigermaßen ſicheren Schlüſſen kommen. Denn der graphiſche Charakter der in Frage ſtehenden Hefte, der bei dem zeitlichen Wandel der Ludwigſchen Schrift mitunter Anhaltspunkte für die Datierung bietet, durfte bei dem geringen Zeitabſtand dieſer Entwürfe voneinander nicht zu Rate gezogen werden.

Unmittelbar nach der Niederſchrift der „Waldburg" im Januar 1845 mochte die ſchwankende Geſundheit Ludwigs, von der ein paar Briefe der folgenden Zeit ſprechen, fördernde Arbeit nicht aufkommen laſſen und damit etwaige Umarbeitungspläne zurückhalten. Wenn er noch Mitte März an Ambrunn ſchreibt, daß „zwei Trauerſpiele nur die Feile erwarten“, ſo ſcheint er damit neben den „Rechten des Herzens“, die gleichzeitig entſtanden waren, die „Waldburg“ im Auge zu haben. In demſelben Briefe freilich meldet er dem Eisfelder Freunde die Arbeit an einem humoriſtiſchen Roman, der ihm jetzt überhaupt als ſein „eigentliches Feld“ erſcheint. Auch in den wenigen Schreiben der folgenden Monate iſt wiederholt von ſolchen epiſchen Plänen die Rede, wie denn auch vermutlich in den Sommer oder Herbſt dieſes Jahres die Anfänge des „Märchens vom toten Kinde“ fallen (vgl. Bd. I, S. L). Da aber im Dezember 1845 mit der erwähnten Überſendung der „Rechte des Herzens“ an Eduard Devrient doch wieder ein geſteigertes Vertrauen Ludwigs zu ſeiner dramatiſchen Produktion zum Ausdruck kam, gehen wir vermutlich nicht irre, wenn wir eine erneute Vornahme des Waldburgſtoffes (*Hc*, vgl. S. 220–221) in den Herbſt 1845 anſetzen, zumal dieſe ſich ſchon durch die Anfangsworte „Waldburg noch einmal aufzunehmen“ als die Arbeit nach einer längeren Unterbrechung darſtellt. Bezeichnenderweiſe findet ſich dieſer Entwurf in einem Notizenheft, das vorwiegend epiſche Pläne enthält (vgl. S. 208). Unter Beibehaltung der Grundgedanken des ausgeführten Waldburgdramas vom Januar dieſes Jahres wird darin eine noch ſtärkere Betonung des Haßmotivs ſowie ein intenſiveres Zuſammen- und Gegenſpiel der handelnden Perſonen erwogen.

In eine völlig neue Phaſe ſeiner Entwicklung aber kam der Stoff dann wenig ſpäter. Wohl unter dem Einfluß des ſeinem idylliſchen Aufenthaltsorte benachbarten Dorfes Taubenhain war Ludwig im Laufe des Jahres 1845 dem Gedanken einer Bearbeitung von Bürgers Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ nahegetreten, ein Plan, der dann ſpäterhin, wenn auch auf völlig veränderter Grundlage, in der „Pfarrroſe“ zur Ausführung kam. Im Winter 1845–1846 ſcheint freilich dieſes Drama noch zu keiner greifbaren Geſtaltung gekommen zu ſein; denn noch am 14. April 1846 ſpricht Ludwig in einem Brief an Ambrunn die Hoffnung aus, daß u. a. auch „der Plan zum Pfarrer von Neubrunn wohl zur Abrundung gelangen werde, den er nebenher entwerfe“. Um ſo eher war es möglich, daß auf dieſer Stufe embryonaler Entwicklung der neue Plan mit einem älteren, eben dem der „Waldburg“, zuſammenfloß. So wird es verſtändlich, daß ein offenbar dieſem Winter angehöriger Entwurf (*Hd*, vgl. S. 221 – 225), der in einem zumeiſt dramatiſche Pläne der vierziger Jahre enthaltenden Taſchennotizbuch überliefert iſt, mit den Worten beginnt: „Die Waldburg damit verſchmolzen“ und eine Verbindung beider Stoffkreiſe darſtellt. Die älteren Waldburgmotive werden in der Hauptſache beibehalten, aber durch die Hereinziehung weiterer Familienverbrechen noch grauſiger geſtaltet. Dazu aber tritt, anknüpfend an den jetzt ſchärfer herausgearbeiteten Gegenſatz der beiden Generationen, die Geſchichte einer Kindesmörderin, deren Einzelheiten freilich in den knappen Andeutungen dieſes Planes nicht ganz deutlich werden, aber aus dem folgenden Skizzenheft (*He*) ſowie aus ſpäteren Entwürfen, die in den fünfziger Jahren dieſe Gedankenreihen wiederaufnehmen und fortführen, Klarheit erhalten.

Die ſoeben erwähnte breitere Ausgeſtaltung der Motive in einem weiteren Heft (*He*, vgl. S. 225 – 231) ſpricht dafür, daß dieſes ſich hier zeitlich eingliedert. Es trägt auf der Titelſeite die von Ludwigs Hand ſtammende Aufſchrift „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim“ und bringt ſchon damit zum Ausdruck, daß die zur „Pfarrroſe“ hinführenden Motive in dieſer Zeit für Ludwig im Vordergrunde des Intereſſes ſtehen und die Waldburgmotive als ſekundäre Handlung nur mehr den äußeren Rahmen abgeben. Beſonders iſt es wiederum der effektvolle Schluß der „Waldburg“, der auch hier die dramatiſchen Vorgänge beſchließen ſoll, indem der trotzige Junker ſich mit der kindesmörderiſchen Geliebten dem Flammentode preisgibt. Daneben aber taucht auf dem Hintergrunde dieſer Planſkizze auch ſchon an zwei Stellen (vgl. S. 226,28 und 230,21) als neues Motiv das Wildſchützentum auf, das dann bis in die Schlußfaſſung des „Erbförſters“ hinein, bald ſtärker dominierend, bald weiter zurücktretend, die Folie der dramatiſchen Begebenheiten bilden ſollte. Daß trotz der völlig abweichenden Handlung auch in dieſem Pfarrroſe-Waldburgdrama wie im ſpäteren „Erbförſter“ die verzweifelte Liebe des Herrenſohnes zu dem bürgerlichen Mädchen und deren tragiſcher Ausgang eines der Grundmotive bildet, mag von neuem die Hereinziehung dieſer ſcheinbar fremden Skizzen in die Vorgeſchichte des „Erbförſters“ rechtfertigen.

Es wird ſpäterhin noch darauf zurückzukommen ſein, wie Ludwig nach der Vollendung des „Erbförſters“ dieſe Verbindung von „Waldburg“ und „Pfarrroſe“ wiederaufnahm und ſie ſowohl dramatiſch wie epiſch zu bewältigen ſuchte. Im Frühjahr 1846 aber gab er aus nicht näher erſichtlichen Gründen dieſen noch ſtark auf äußere Handlungsmomente geſtellten Plan vor der Hand auf und wandte ſich dem alten Waldburgdrama wiederum ſelbſt zu, aus dem nunmehr mit Veränderung des leitenden Gedankens die Grundlagen des ſpäteren „Erbförſters“ hervorgingen. Die Stelle, von der ſich dieſe neue Entwicklungsreihe abzweigt, ſtellt ein ungebundenes Quartheft (*Hf*, vgl. 231–246) dar, für das eine genauere Datierung nicht zu erzielen war, beſonders auch, weil die Handſchrift offenbar Niederſchriften aus verſchiedenen Zeitpunkten umfaßt. Die erſten ſieben Seiten behalten im weſentlichen die Grundgedanken des Waldburgdramas bei, nur daß das Mädchen, dem die Liebe des jungen Grafenſohnes wie ſeines angeblich bürgerlichen Rivalen gilt, hier unter verändertem Namen entgegentritt und jetzt als Enkelin des heimtückiſchen Kaſtellans erſcheint. Im übrigen aber beherrſcht noch wie früher das Rachemotiv die Handlung, die in einer Inhaltsüberſicht wie in den beigefügten Szenarien (vgl. S. 231–233) noch faſt ganz dem Aufbau jenes ausgeführten Waldburgdramas vom Januar 1845 entſpricht. Deshalb darf dieſe Partie ebenſo wie eine weitere Handſchrift, die nicht erhalten iſt, ſich aber aus einem Seitenverweis erſchließen läßt (vgl. S. 209,16), wohl noch dem Jahre 1845 zugewieſen und als ein vorbereitender Verſuch des Dichters, das ihn nicht mehr befriedigende Drama umzuarbeiten, betrachtet werden. Dagegen muß es für den weiteren Inhalt dieſes Heftes fraglich bleiben, ob er vor oder, was wahrſcheinlicher iſt, nach jener verſuchten Verſchmelzung mit dem Pfarrroſenſtoff anzuſetzen iſt. Von der achten Seite an nämlich finden ſich mit veränderter Schrift und Tinte neue Erwägungen und Skizzen (vgl. S. 233 ff.), die die unmittelbare Überleitung zu einem dann im Mai 1846 auftauchenden neuen Dramenentwurf, den „Wildſchützen“, und damit zu dem „Erbförſter“ bilden. Mit den dieſe neue Entwicklungsphaſe einleitenden Worten „Wenn nun der Alte ſehr rechtlich wäre und ein anderer der Intriguant“ macht ſich eine bedeutſame Neuerung in der dramatiſchen Handlungsführung geltend. An die Stelle des Rachemotivs, das die Kaſtellanshandlung der früheren Entwürfe von vornherein beherrſchte, tritt als neue, die geſamte weitere Entwicklungsgeſchichte des Erbförſterdramas beſtimmende Grundlage das Rechtsmotiv, das den Angelpunkt der Handlung bildet, während das Rachemotiv erſt in ſekundärer Hinſicht zur Verwertung kommt. Indem mit dieſer Veränderung des Grundgedankens die übrigen Handlungsmomente der „Waldburg“ in der Hauptſache fallen gelaſſen werden, bauen die an dieſen bedeutſamen Wendepunkt ſich anſchließenden Skizzen und Pläne eine im weſentlichen neue Handlung auf, die ſchon ziemlich deutlich die Grundlagen des ſpäteren „Erbförſters“ erkennen läßt. Aus den bei der ungemein regen Phantaſie Ludwigs ſich beſtändig verſchiebenden Plänen und Entwürfen tritt ſchon auf dieſer Stufe etwa folgender Handlungskern zutage: Ein alter, ſehr rechtlich geſinnter Bauer wird aus der durch eine ideale Liebe der Kinder noch gefeſtigten Freundſchaft mit einem Edelmann durch gekränktes Rechtsgefühl und falſche Nachrichten von der Ermordung ſeines Sohnes oder durch die Intriguen eines Dritten zu Wilddieberei und Mordabſichten gedrängt, um am Schluſſe als Mörder der eigenen Tochter zu der niederſchmetternden Erkenntnis ſeines verbrecheriſchen Tuns zu kommen. Schon ſtehen dem Dichter ganze Szenen und Einzelheiten des ſpäteren Erbförſterdramas ziemlich klar vor Augen, während ihm der Ausgangspunkt des Streites, die Rolle des Intriguanten, die zeitliche Fixierung der Handlung u. a. noch zweifelhaft ſind.

Hatte dieſe große Mittelpartie der Handſchrift *Hf* den Namen des Helden noch ungewiß gelaſſen, ſo bringt das wiederum eine veränderte Tinte und Schrift aufweiſende Schlußſtück (vgl. S. 242,27 bis 246,18) nicht nur bereits den ſpäteren Namen Wilm, bez. Wilhelm Berndt, ſondern zeigt auch in einer ſzenariſchen Überſicht der fünf Aufzüge wie in dem beigefügten Perſonenverzeichnis ein fortgeſchrittenes Stadium und iſt deshalb vermutlich erſt nach der ſich nunmehr anſchließenden Handſchrift *Hg* zufällig an die ſonſt ältere Handſchrift *Hf* angefügt worden.

Dieſer demnach derſelben Zeit, aller Wahrſcheinlichkeit nach dem Frühjahr 1846, angehörige Entwurf *Hg* (vgl. 246,19 – 270,28) bringt eine auch für die folgenden Planhefte bedeutſame Neuerung. Abgeſehen von der breiteren Ausgeſtaltung eines vorher nur angedeuteten früheren Liebesverhältniſſes der Frau Berndts zu dem gräflichen Vogt faßt er die Rolle des Intriguanten näher ins Auge, der, zunächſt bloß allgemein als „der Schlechte“ bezeichnet, dann aber unter dem Namen Schoche auftretend, als das böſe Prinzip der geſamten Handlung erſcheint, ähnlich wie dies in den älteren Waldburgplänen der Kaſtellan geweſen war. Beſonders wird der dem Dichter noch lange unklar bleibende Ausgangspunkt des Streites mit dem gräflichen Herrn und die Art der Verbindung des Helden mit ſeinem Verführer im einzelnen wieder und wieder erwogen. Die Charakteranlage des Helden, der zunächſt den Namen Gottfried oder Friedrich Werner führen ſoll und erſt im Laufe dieſer Handſchrift zu dem ihm dann auf lange hinaus eigenen Namen Wilm Berndt kommt, wird eingehend analyſiert und in ſzenariſchen Überſichten und Inhaltsvermerken der Bau einzelner Szenen wie des geſamten Dramas durchdacht. Bedeutſam für die weitere Entwicklung iſt ſchließlich auch, daß ein Vergehen Berndts gegen das „Jagdrecht“ ſeinen Sturz mit veranlaſſen ſollte und bereits die Geſtalt eines Förſters, zunächſt freilich nur als Nebenperſon, innerhalb der dramatiſchen Handlung auftaucht.

Hatte ſchon dieſer, von Ludwig ſelbſt als „Jagdrecht“ bezeichnete Entwurf *Hg* das Handeln Berndts in einer gewiſſen Abhängigkeit von fremder Anſtiftung dargeſtellt, ſo baut ein weiteres umfangreiches Planheft (*Hh*, vgl. S. 270 – 299) das von Ludwigs Hand die Aufſchrift „Die Wildſchützen“ trägt und vom 10. Mai 1846 datiert iſt, dieſe Motivierung und das damit gegebene Milieu weiter aus, indem es die Berndthandlung in den Rahmen einer Wildſchützenhandlung ſtellt, von der ſpäterhin nur Reſte ſtehen bleiben ſollten. Da wir indeſſen in dieſen ausführlichen Szenarien eines durchgeführten dramatiſchen Entwurfs vom Mai 1846 bereits einen ſtarken Fortſchritt beobachten und die Handlung, beſonders auch in Einzelheiten, ſchon energiſch den letzten Faſſungen entgegengeführt iſt, drängt ſich die Vermutung auf, daß zwiſchen der noch in vielen Punkten ungewiſſen Skizze *Hg* und dieſem nach einem einheitlichen Plan durchgeführten Szenarium *Hh* eine verlorene Zwiſchenſtufe anzuſetzen iſt, in der ſich der Dichter zu der hier zu beobachtenden Klarheit durchrang. Dieſe Annahme beſtätigt ſich durch den Umſtand, daß Ludwig nach ſeiner ſich teilweiſe vorfindenden eigenen Buchſtabenſignierung einiger Hefte ſpäterhin einmal in einer Randbemerkung auf ein hier anzuſetzendes Heft Bezug nimmt (vgl. S. 209,32 bis 35), das im Nachlaß nicht erhalten iſt.

Seinem Titel entſprechend eröffnet das erwähnte Szenarienheft *Hh* vom 10. Mai 1846 die Handlung mit einer Wildſchützenſzene, die die drei noch im „Erbförſter" erhaltenen Perſonen Frei, Weiler, Lindenſchmidt als Wildſchützen im Einverſtändnis mit jenem ſchon in *Hg* auftretenden Schoche vorführt und die Abſicht verrät, den ſtolzen Berndt durch Verleitung zum Wildſchützentum herunterzubringen.

Indem ſo das Wildſchützenmotiv, das den breiten Unterbau der eigentlichen Berndthandlung bildet, nicht nur als ſtimmunggebender Faktor, ſondern vor allem auch als erregendes Moment erſcheint, wird durch die zunächſt unbewußte Verbindung Berndts mit den Wildſchützen die geſamte weitere Handlung in entſcheidender Weiſe beſtimmt, und der Held ſtellt ſich im weſentlichen als der Verführte dar, während die ſpätere Faſſung, dieſe Motivierung beſeitigend, das Verhalten Berndts in der Hauptſache auf den eigenen Charakter gründet. Zugleich bietet jene Verknüpfung mit dem Wildſchützentum Gelegenheit, in den inneren Kämpfen des Helden ſeine moraliſche Überlegenheit dem bloßen Eigennutz gegenüber und die Größe ſeines Charakters zu enthüllen. Der Held ſelbſt, früher ein angeſehener, mit dem Edelmann eng befreundeter Brauereipächter, erſcheint bereits auf der ſchiefen Ebene durch einen mit Starrköpfigkeit geführten Prozeß, in den er ſich zugunſten und zur Verteidigung Schoches mit ſeinem Herrn und alten Freunde verwickelt hat. Als zweite Gegenſpielerpartei tritt daneben ein herrſchaftlicher Amtmann mit ſeinem Schreiber, die beide ebenfalls an Berndts Fall arbeiten, mehr in den Vordergrund. Innerhalb der Familie Berndts aber liegen die Verhältniſſe ſchon annähernd ſo wie ſpäterhin, nur daß die inneren Beziehungen zu ſeiner Tochter Marie ausführlicher behandelt werden und Sophie, Berndts Frau, hier mit einem ſtark hyſteriſchen Charaktereinſchlag, ſowie der Oheim Wilken mehr wie ſpäterhin in Aktion treten. Im übrigen bewegt ſich in den ausführlichen Inhaltsangaben der einzelnen Szenen die dramatiſche Handlung dieſes Entwurfs im weſentlichen ſchon in denſelben Bahnen wie im „Erbförſter". Doch ſollte die Mordſzene im Heimlichen Grunde, wie auch noch in einer Reihe folgender Entwürfe, auf der Bühne ſelbſt zur Darſtellung kommen, während ſie in der Schlußfaſſung nur in der Erzählung vorgeführt wird.

In dem folgenden Sommer 1846 iſt offenbar die Arbeit an dieſem Drama nicht allzuſehr gefördert worden. Ein Brief vom 31. Oktober 1846, der dem alten Ambrunn die gleichzeitige Arbeit an „einer ganzen Schar von Stücken" meldet, deutet auf eine gewiſſe Zerſplitterung von Zeit und Kräften hin. Unter den dabei genannten neun Dramen ſteht zwar an erſter Stelle auch der „Wilm Berndt"; aber die gleichzeitig mitgeteilte Abſicht, demnächſt den „Engel von Augsburg" im Manuſkript drucken zu laſſen, ſcheint für eine vorwiegende Tätigkeit an dieſem alten Lieblingsſtoff zu ſprechen. In der Tat ſandte Ludwig am 18. November dieſes Jahres den „Engel von Augsburg" an Devrient zur Beurteilung, wiederum mit dem Hinweis auf „zehn verſchiedene Stücke, die er im Kopfe mit ſich herumtrage". Erſt als Devrient in einem ausführlichen Antwortſchreiben vom 1. Dezember gegen die Anlage dieſer Faſſung der „Agnes Bernauer" Bedenken erhoben hatte, deren Stichhaltigkeit ſich der Dichter nicht verſchließen konnte, ſcheint dieſer alle weiteren Hoffnungen auf eine erfolgreiche dramatiſche Tätigkeit den „Wildſchützen“ zugewendet zu haben. In dieſem Sinne ſchrieb er in demſelben Brief vom 5. Dezember 1846, in dem er Devrients ablehnendes Urteil über den „Engel von Augsburg“ anerkannte, an den Dresdener Oberregiſſeur: „Zunächſt hab’ ich ein Trauerſpiel in Gedanken, ‚das Jagdrecht‘ oder ‚die Wildſchützen‘ oder wie’s einmal heißen wird – der Titel iſt mir jederzeit das Schwerſte bei der Sache. Geſtern dacht’ ich, Ihnen eine Skizze davon zu ſchicken, um für das Theatraliſche Ihren gütigen Rat zu erbitten; aber heut iſt mir’s klar geworden, daß ich mit wenn nicht weniger Zeit, doch weniger Mühe die Sache aus meiner Anſchauung herausſchreibe, als eine ausgeführtere Skizze mich koſten wird.“ Der hier ausgeſprochene Plan, das neue Stück in einem breiteren Entwurf dem dramatiſchen Berater zur Begutachtung vorzulegen, muß dann in den folgenden Dezemberwochen oder Anfang Januar 1847 zur Ausführung gekommen ſein, denn unter dem 24. Januar 1847 bemerkt Eduard Devrient in ſeinem Tagebuch: „Ludwigs Stück ‚Das Jagdrecht‘ geleſen. Ein außerordentlich poetiſches Talent, wundervoll, aber er arbeitet jetzt lüderlich, wirft ſkizzierte Geſtalten hin, macht keine ausgeführten Bilder mehr. Das iſt eine Erzählung, kein Drama.“ Der bei dieſer Gelegenheit im Handſchriftenverzeichnis (S. 210,30–32) gezogene Schluß auf ein verlorengegangenes Heft beſtätigt ſich durch einen erſt jetzt zugänglich gewordenen Brief Devrients vom gleichen Tage an Otto Ludwig*), in dem er unter Rückſendung der in ſeinen Händen befindlichen Manuſkripte des „Jagdrechtes“ und der „Rechte des Herzens“ von Rotſtiftnotizen ſpricht, während ſich ſolche in den vorhandenen Heften nirgends vorfinden. Das Schreiben lobt die Energie des Ausdrucks, den Gedankenreichtum und die Charakteriſtik, tadelt aber freimütig die Kompoſition und die mehr epiſche als dramatiſche Anlage des Stückes. Der dabei gegebene Rat, in einem überſichtlichen Szenarium ſich die „Gliederung“ und „organiſche Entwicklung des

---

*) Der Brief iſt im Original nicht mehr auffindbar, iſt aber neben einer Anzahl weiterer Briefe Devrients an den Dichter in Abſchrift im Beſitz von Herrn E. Herold, der mir die Briefe bereitwilligſt zur Einſichtnahme zur Verfügung ſtellt.

Stoffes" zu voller Deutlichkeit zu bringen, fiel wie alles, was der erfahrene Bühnenpraktiker dem jungen Dichter riet, auf fruchtbaren Boden. Als ein Verſuch, dieſen Wünſchen nachzukommen, ſtellt ſich offenbar ein weiteres Heft *Hi* dar, das aus inneren Gründen im Handſchriftenverzeichnis (vgl. S. 210,24—29) dem Ausgang des Jahres 1846 zugewieſen wurde, das aber vielleicht noch richtiger, als unmittelbare Folge jenes Briefes Devrients, dem Januar oder Februar 1847 angehört. Das wenig umfangreiche Folioheft, das ſchon in der Unſicherheit der Titelbezeichnung (vgl. S. 210,28) einen Einwand Devrients in jenem Briefe gegen den Titel „Das Jagdrecht" ſpiegelt, ſucht beſonders in die in den Eingangsſzenen gegebene Expoſition der Verhältniſſe Klarheit zu bringen, indem es auf zwei gegenüberſtehenden Spalten Spiel und Gegenſpiel regiſtriert. Für die weiteren Szenen mochte indeſſen dem Dichter ſelbſt eine ſolche ſchematiſche Arbeit zu unerfreulich ſein, und ſo blieben die angemerkten Szenarien der weiteren Aufzüge ohne Ausfüllung. Ein weiterer Grund kam hinzu. Bei den in jenen brieflichen Mitteilungen in Ausſicht geſtellten mündlichen Beſprechungen ſcheint Devrient eindringlich ein Studium der theoretiſchen Grundlagen des Dramas empfohlen zu haben. So wird es verſtändlich, daß Ludwig am 19. Februar 1847 an die Braut ſchreiben konnte: „Ich werde immer klarer, wie ein Schauſpiel beſchaffen ſein ſoll" und am 24. Februar in einem Briefe an Devrient den Entſchluß ausſprach, die eigene Produktion eine Zeitlang zugunſten theoretiſcher Studien ganz ruhen zu laſſen. Gleichzeitig freilich mag das anerkennende Urteil Gutzkows über die „Rechte des Herzens" und die verſtändnisvolle Teilnahme der Damen des Devrientſchen Hauſes an den „Wildſchützen" die Arbeitsfreudigkeit Ludwigs und ſein Zutrauen zu ſich ſelbſt geſteigert haben, ſchrieb er doch in einem Brief vom Ende Februar 1847 nach Erwähnung des günſtigen Urteils Gutzkows über ſein Polenſtück aus Dresden an die Braut: „Nun will ich mich baldigſt an den Berndt machen, damit ich dann in Meißen ſo recht mit Muße ihn ausarbeiten kann. Wie mir Fräulein Devrient verſichert, war ihre Mutter entzückt vom Berndt. Das Urteil der Madame Devrient aber gilt bei mir ſehr viel" u. ſ. w.

So ſehen wir in dieſen und den folgenden Wochen Ludwig energiſch bei der Arbeit an dieſem Drama. Zeugnis von dieſer allerdings mehr überlegenden und erwägenden als ausführenden Tätigkeit iſt ein vollgeſchriebenes Quartheft (*Hk*, vgl. S. 302 – 322), das von beiden Enden her beſchrieben iſt und deſſen eine Außenſeite die Datierung „Dresden. Zur Hoffnung, 13. 3. 47" trägt. Der Inhalt dieſes Heftes bietet, der ungewiſſen Stimmung dieſer Zeit entſprechend, neben Inhaltsſkizzen und ſzenariſchen Bemerkungen beſonders Gedanken und Erwägungen zu einzelnen Situationen und Charakteren und entfernt ſich dabei zeitweilig von dem alten Plan ziemlich weit, um indeſſen dann doch wieder bald in den Gedankengang der vorhergehenden Entwürfe einzumünden. Bedeutſam iſt dabei beſonders der zunächſt nur vorübergehend auftauchende Gedanke, den Helden zum Förſter zu machen (303,14) und ſein Unrecht aus einer ungerechtfertigten Abſetzung hervorgehen zu laſſen (305,31 ff.). Denn während die Handlung der ſpäteren Akte des Dramas dem Dichter im weſentlichen längſt feſtſtand und ſich nur in Einzelzügen noch veränderte, blieb ihm noch immer der Ausgangspunkt des Konfliktes und damit die Handlung des erſten und zweiten Aktes unklar. Der hier niedergelegte Gedanke (306,13): „Es wird ihm etwas befohlen, was wider ſeine Überzeugung iſt" ſollte ſpäterhin das Grundmotiv des Streites der beiden Parteien bilden, blieb indeſſen mit dieſen andeutenden Worten zunächſt noch im Keime ſtecken.

Bereits am 6. März 1847 hatte Ludwig an die Braut geſchrieben: „Heute habe ich die Umſchmelzung meines Berndtſtoffes mit aller Behaglichkeit vollendet, werde morgen oder übermorgen den Inhalt desſelben auf ein Blättlein Papier werfen und dies an Gutzkow ſenden, erſtlich um des Berndtſtückes ſelbſt willen, zweitens um ihn an ſein Verſprechen wegen des Polenſtückes zu erinnern." Nachdem er am nächſten Tage beglückt der Geliebten gemeldet hatte: „Mein Berndt arbeitet ſich immer beſſer zuſammen", ſandte er am 15. März an Gutzkow eine ausführliche Skizze des Dramas, die inhaltlich durchaus den Planheften dieſer Wochen entſpricht. Da der Brief innerhalb der Entwicklungsgeſchichte des „Erbförſters“ eine bedeutſame Stelle einnimmt, mag er hier im Abdruck folgen:

„Verehrter Herr.

Hier die verſprochene kürzeſte Skizze des Stückes, welches ich zunächſt auszuarbeiten willens und welche Sie mich ſo freundlich aufgefordert, Ihnen mitzuteilen.

Wilm Berndt, ein entſchloſſener Mann niedern Bürgerſtandes, kommt durch ſein reizbares Rechtsgefühl, das ihn verleitet, ſich der Sache eines gewiſſen Schoche bis zur Widerſetzlichkeit gegen die Herrlich Walderodeſchen Gerichte anzunehmen, aus guten Umſtänden bis ins tiefſte Elend herunter. Er wird Wilddieb.

Als Händelſucher mit ſeinen Beſchwerden „für nun und immer ab und zur Ruhe verwieſen“ muß er endlich ſeinen Sohn auf beſondere Inſtruktion des Gutsherrn von deſſen Jäger erſchoßen glauben. Zu leidenſchaftlichſter Erregung ſeines Rechtsſinnes — durch den ungewohnten Genuß von Wein erhöht — kommt noch die unglückliche Gelegenheit, die das plötzliche Anſichtigwerden des Gutsherrenſohnes bei Nacht im Walde bietet, das Recht, das die Menſchen ihm weigern, ſich ſelbſt zu nehmen.

Mittlerweile iſt auf Betrieb des Geiſtlichen ſeine Sache von dem Herrn ſelbſt unterſucht worden. Der Amtmann wird als ungerechter Richter eingezogen. Es findet ſich, daß alle Feindſeligkeit, die dem Berndt von dem Herrn zu kommen ſchien, vom Amtmann ausging, daß auch das ungerechte Verfahren eines Rates des Reichskammergerichts in Wetzlar (es ſpielt zu den Zeiten der heiligen römiſchen Reichsverwirrung) zunächſt auf des Amtmanns Rechnung kommt.

Kurz nach Berndt kommt am Morgen nach der unglücklichen Nacht der Herr mit dem Geiſtlichen in Berndts Hütte, um dieſem, dem er ſonſt ſchon ſehr gewogen geweſen, die gute Nachricht und das Verſprechen möglichſter Genugtuung und Wiederherſtellung in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen ſelbſt zu bringen. Sie begreifen nicht, wie das alles den Berndt mehr zu ängſtigen als zu freuen ſcheint. Wie nun auch Berndts Sohn, den der Jäger erſchoſſen haben ſollte, wohlbehalten hereintritt, kann Berndt ſich's nicht mehr leugnen, daß er nicht, wie er gemeint, der vollſtreckende Arm der himmliſchen Gerechtigkeit, ſondern ihr Verletzer geweſen.

Alles aber ſcheint noch gut werden zu wollen. Der Sohn des Gutsherrn, derſelbe, an dem Berndt ſtatt eines Rächers ein Mörder geworden zu ſein glauben muß, auch dieſer kommt. Es ſcheint gut werden zu wollen, es ſcheint – denn noch hat Berndt die Möglichkeit glücklicher Wendung kaum zu faſſen gewagt, als ſein liebſtes Kind, ſeine Tochter, tot hereingebracht wird und der Gutsherrenſohn erzählt, daß ſie an ſeiner Seite zum Tod getroffen niedergeſunken ſei. Berndt kann nicht zweifeln, daß er ihr Mörder iſt. Seine Hände zitterten, vor ſeinen Augen blitzt' es, wie er ſchoß; die Umſtände, denen er die glückliche Wendung glauben wollte, machen die unglücklichſte wahrſcheinlich.

Daß er die Tochter ſtatt des Todgeweihten trifft, mußte als Willkür ſich von dem äußern Organismus der Handlung ablöſen, wenn es nicht (wie ich hoffe) innerhalb der Idee des Schickſals Glied einer innern und höhern Konſequenz würde.

Indem die tragiſche Ironie ihn, der ſich herausnimmt zu glauben, er ſei beſtimmt, aus der Partei heraus ſich zum Richter aufzuwerfen, beim Worte nimmt und ihm das Strafrecht wirklich zu übergeben ſcheint – um es unwiſſend an ſich ſelbſt zu vollziehn in derſelben Tat, in der Verbrechen und Strafe zuſammenfällt.

Die Einſicht in dieſen ſchrecklichen Zuſammenhang nun iſt der Punkt, in welchem die im Individuum über ſich ſelbſt bis in ihren Gegenſatz hinausgegangene Rechtsidee (das Stück bis zur Kataſtrophe wäre die entwickelnde Darſtellung dieſes Umſchlagens) ſich auf höherer Stufe wiederherſtellt.

Der Herr bietet dem Berndt vergeblich Geld, Pferde, Päſſe zur Flucht nach Amerika an; der Geiſtliche unterſtützt vergeblich den Rat des Herrn durch das Bibliſche „Gott will nicht den Tod des Sünders"; Berndt fühlt, er habe in ſeiner Tat Gott und die Menſchen beleidigt und müſſe beiden gerecht werden; und geht, ſich freiwillig den Gerichten auszuliefern. – So wird die tragiſche Idee des Ganzen (in Berndt, ihrem Träger) und dadurch der Eindruck (ob Ariſtoteles mit ſeiner Reinigung dergleichen meint?) vom Individuellen gereinigt und ſo auf die Höhe der Poeſie gehoben.

Erſt, wie es galt, den ſehr komplizierten fleiſchigen Stoff – wie er nach und nach aus traumartigen Bildern ſich traumartig verknüpft hatte – behufs der kürzeſtmöglichen Mitteilung auf ſein Knochenſyſtem zu reduzieren, wurd' ich gewahr, daß dem Ganzen ein Verſtandeskalkul zu Grunde lag. Aber das iſt vielleicht bei aller Schöpfung der Phantaſie der Fall; nur daß man nicht immer darauf ausgeht, auf den innerſten Gedankengehalt zu ſchürfen oder daß dieſer ſo tief verſteckt darin ruht, daß er ungehoben liegen muß, bis einer daher kommt, der das rechte Wort weiß, auf welches der Schatz zu Tage kommen muß. Das würde freilich weiter geſponnen auf den Gedanken führen, es könne nichts ſo unſinnig ſein, daß es nicht unter einer höheren Einheit begriffen zum Sinn werden müßte, wenn man dieſe nur aufzufinden wüßte. – Die philoſophiſchen Methoden ſcheinen Surrogate für die Gabe der heiligen Sonntagsgeburt zu ſein. Von einem Geſpräche mit einem Hegelianer, wobei ich ihm ſeine Griffe dem Gröbſten nach abgemerkt, nach Hauſe gekommen, ſah ich's mit Erſtaunen. Und nun ſchien mir's unbegreiflich, daß ich ſo lange zwiſchen den ſchattigwildverſchlungenen Ranken meines Werkleins das Gerüſt jener Dreiheit überſehen können, um welche ſie wie mit Bewußtſein gezogen erſchienen."

Unmittelbar an dieſe an Gutzkow geſandte Inhaltsſkizze, die mit einem ſichtlichen Annäherungsverſuch an die jungdeutſche Gruppe das ſpekulativ-philoſophiſche Moment des Stückes betont, ſchließt ſich ein umfangreiches Planheft (*Hl*, vgl. S. 322,30 – 332,24) an, das die Aufſchrift „Die Wildſchützen. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen" trägt und laut eigenhändiger Datierung Ludwigs am 24. März 1847 begonnen wurde, aber noch Arbeitsſpuren vom Juni aufweiſt (vgl. S. 211,24). Auch hier wieder hebt ein allgemeiner Vermerk auf dem Titelblatt die „Grundidee" des Dramas hervor, das „die ganze Metaphyſik des Rechtsgefühls" veranſchaulichen ſoll. Daneben ſucht ſich der Dichter mit einigen weiteren Sätzen allgemeineren

Inhalts, die er gewiſſermaßen als Wegweiſer des eigenen Schaffens aufſtellt, den Geſamtcharakter ſeines Stückes von vornherein möglichſt klar vorzuſtellen. Indem die drei erſten Aufzüge mehr dem Familiendrama zuneigen, ſoll es „in Iffland zu wurzeln ſcheinen", ſich aber dann zum Drama hohen Stiles erweitern und „mit dem Wipfel an Shakeſpeare rühren". Der Stoff ſoll „aufs möglichſte ſimplifiziert" werden, um für die Ausmalung der Charaktere und Situationen umſo mehr Breite zu gewinnen. Vor allem ſoll jede Spur von Weichlichkeit vermieden und jede Geſtalt möglichſt kräftig und plaſtiſch hingeſtellt werden, während die Sprache als „kernig, volksmäßig, anſchaulich, derb, ſprichwörtlich, kurz lutheriſch" charakteriſiert wird. Durch Devrients Vermittlung ſah ſich jetzt Ludwig in der Lage, öfters den Vorſtellungen des Dresdener Hoftheaters beiwohnen und dabei die Eigenart der einzelnen Schauſpieler beobachten zu können. Auf Grund dieſer genaueren Einblicke in die Dresdener Bühnenverhältniſſe notiert ein Perſonenverzeichnis dieſes Heftes zu den einzelnen Rollen bereits die in Ausſicht genommenen Schauſpieler des Hoftheaters (vgl. S. 212). Aus alledem ſcheint deutlich hervorzugehen, daß dem Dichter auf dieſer Stufe der Entwicklung das Handlungsgerippe ſeines Dramas mehr oder weniger feſtzuſtehen ſchien und er nur noch das Detail der Charakter- und Situationsſchilderung bewältigen zu müſſen glaubte. Dementſprechend ſieht auch der Inhalt dieſes umfangreichen Skizzenheftes vom Frühjahr 1847 im allgemeinen davon ab, neue Motive und Handlungsmöglichkeiten zu erwägen, ſondern ſucht in zum Teil breit ausgeführten Charakterbildern beſonders die einzelnen Perſonen ſich möglichſt plaſtiſch vorzuſtellen.

Erſt nachdem ſich Otto Ludwig in ſolchen Situations- und Charakterſtudien die Pſychologie ſeiner Geſtalten bis ins einzelne zum Bewußtſein gebracht hatte, ging er von neuem an eine eigentlich dramatiſche und ſzenariſche Bearbeitung. Ein Folioheft mit der Datierung „beg. 1. Juli 1847. Köln bei Meißen" bringt ein durchgeführtes Szenar mit Inhaltsvermerken und teilweiſen Ausführungen zu einzelnen Szenen, die indeſſen dem etwas weiter ausgebauten Szenarium des unmittelbar ſich anſchließenden Heftes ſehr naheſtehen, weshalb hier nur die durch die Kunſt der Expoſition und das ſtimmungsvolle Milieu beſonders intereſſante Eingangsſzene zum Abdruck kommt, die in einem „pittoresken Nachtbild“ die Wildſchützen in ihrem Bunde gegen Berndt vorführt (*Hm*, vgl. S. 332,25 bis 335,25).

Dagegen empfahl es ſich, die beiden folgenden Planhefte *Hn* und *Ho*, die, eng zuſammengehörend, im Juli 1847 entſtanden und den erſten bis vierten Aufzug des Dramas unter Hervorhebung der Hauptgeſichtspunkte der einzelnen Szenen ſkizzieren, vollſtändig abzudrucken (vgl. S. 335,26 – 364,4), da aus dem ſzenariſchen Aufbau wie aus den teilweiſe ſehr ausführlichen Inhaltsvermerken und Dialogſkizzen das Bild des Dramas auf dieſer Entwicklungsſtufe deutlich erkennbar iſt. Wiederum iſt die Expoſition den beiden Parteien des Gegenſpiels zugewieſen, den Wildſchützen auf der einen Seite, die mit Schoche den ihnen verhaßten Berndt noch weiter herunterbringen wollen, und dem Amtmann mit ſeinem Schreiber auf der anderen Seite, wobei die alte Liebe des Amtmanns zu Berndts Frau das treibende Moment bildet. Intereſſant aber iſt es, im Hinblick auf die ungleich ſchlankere Handlung des ſpäteren „Erbförſters“ zu beobachten, wie dem Dichter bereits jetzt Bedenken kommen, ob nicht dieſe von verſchiedenen Seiten zuſammenwachſenden Handlungsſtämme vereinfacht werden könnten. So erwägt eine Randbemerkung (337,17) die Möglichkeit, „Schochens Privaturſache“ wegzulaſſen und damit das Ganze „um ein gutes zu ſimplifizieren“. Charakteriſtiſch für die Szenarien dieſer Hefte iſt es weiterhin, daß der Dichter neben den Vorgängen im Hauſe Berndt den Verhältniſſen auf dem Schloſſe mehr Aufmerkſamkeit zuwendet und hierher mehr Szenenbilder verlegt, als ſpäterhin beibehalten wurden. Der ebenſo liebedieneriſche wie ſkrupelloſe Amtmann wird nicht nur im Geſpräch mit ſeinem ſchlauen Schreiber Pulſer vorgeführt, ſondern erſcheint auch in einer Szene mit dem alten Förſter, der ſich über die zunehmende Wilddieberei im Bezirk beklagt und beſonders im Hinblick auf Berndts Teilnahme an dieſen Jagdfreveln mit ſchärferen Verhaltungsmaßregeln entlaſſen wird, in bedenklichem Lichte. Vor allem aber tritt neben dem Herrn, der als „Oberſtlieutenant von Schauroth auf

Waldenrode" bezeichnet wird, deſſen Schwägerin, die Konferenzrätin Buttler, mit in Aktion, indem ſie einerſeits als Vertraute der Herzensſorgen ihres Neffen Robert erſcheint und andererſeits dem choleriſchen Schwager gegenüber in ſeinem Zwiſt mit Berndt zum beſten redet. Dagegen tritt uns die Lage im Hauſe Berndts unverändert entgegen, nur daß in einem langen Dialog zwiſchen dem Helden und Wilken, dem Oheim ſeiner Frau, die verzweifelte Lage Berndts noch überzeugender zum Ausdruck kommt. Der überwiegende Inhalt des zweiten Aufzugs aber gilt den inneren Kämpfen Berndts, der durch Schoche zu Wilddieberei überredet wird und nach langem Schwanken aus Liebe zu Marie der Verlockung folgt. Im Anfang des dritten Aufzugs, mit dem die Handſchrift *Ho* beginnt, ſehen wir Berndt ahnungslos im Kreuzfeuer der verſchiedenſten gegneriſchen Abſichten ſtehen. Er iſt den Plänen der Wildſchützen entſprechend Wildſchütze geworden, wenn er auch von dem widerrechtlich verdienten Gelde nur eben das Notwendigſte nehmen will; ein für die Schliche des Amtmanns günſtiger Brief, der das Niederſchlagen des Prozeßverfahrens in Wetzlar meldet, trifft ein; die den Jungen Berndts beigeſteckten Drohbriefe haben den erwünſchten Erfolg gehabt; ein verzweifelter Schritt Berndts, der ſich eine perſönliche Ausſprache mit dem alten Freund erzwingen wollte, iſt dem Herrn als verſuchtes Attentat ausgelegt worden und damit der letzte Reſt von Zutrauen geſchwunden. Da bringt die bedachtſame Milde des alten fünfundſiebzigjährigen Paſtors den Umſchwung, indem er in dem Oberſtleutnant Zweifel an der Treue ſeiner Umgebung wachruft, die ſich bald durch einen abgefangenen Brief beſtätigen. In der Erkenntnis ſeiner Schuld ſucht der Herr mit dem Paſtor das Geſchehene nach Möglichkeit gutzumachen. Aber das Verhängnis iſt ſchon zu weit vorgeſchritten. Durch Schoche, ſeinen böſen Geiſt, iſt dem Helden der Glaube beigebracht worden, daß man ſeinen älteſten Sohn erſchoſſen habe und der Herrenſohn der Mörder ſei. In einem langen Monolog, den freilich eine kritiſche Randbemerkung von Ludwig ſelbſt nicht ganz mit Unrecht als „undramatiſchen Brei" bezeichnet, läßt der Dichter den Helden im Heimlichen Grund vor ſeiner Tat ſich ſeine richterliche Miſſion nochmals zum Bewußtſein bringen und erſt dann zu dem verhängnisvollen Schuſſe ſchreiten. Der Schlußakt fehlt in dieſen Handſchriften Da er ſchon längſt in den Grundlagen feſtſtand, mochte Otto Ludwig nicht das Bedürfnis empfinden, ihn nochmals in einer Skizze zu umreißen. In welche Zeit die Handſchrift *Ho* anzuſetzen iſt, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Da ſie aber lediglich die Fortſetzung von *Hn* bildet und dieſe Handſchrift laut eigenhändigem Datierungsvermerk Ludwigs am 12. Juli 1847 begonnen wurde, gehen wir wohl nicht fehl, auch *Ho* bald nach dieſem Termin anzuſetzen. In der zweiten Hälfte des Juli ließ freilich die mangelnde Geſundheit, die ſchon im Mai und Juni mehrfach unliebſame Unterbrechungen gebracht hatte, die volle Arbeitsfreudigkeit nicht aufkommen. Doch konnte Ludwig am 27. Juli 1847 aus Meißen an Devrient ſchreiben: „Nun geht's wieder; ich nehme eben meinen Berndt wieder auf, der mich an Sie erinnern müßte und hätt' ich Sie wirklich freventlich vergeſſen. Ich denke, dieſer neue Berndt ſoll Ihren Lehren Ehre machen, wenn mir nur gelingt, die Hälfte von dem in ſchwarze Punkte und Strichelchen zu verwandeln, was ſo grün und ſchwellend meine Phantaſie faſt zerſprengt. Der Berndt und ſein Mädchen ſollen ein paar Figürchen werden, die dem Herzen wohltun. Das Heimlichſte des Zuſammenlebens, das Ergreifendſte, was Geſchick und Leidenſchaft weben können. Und dem Ganzen über die Schulter ſehend der grüne rauſchende Wald!“ In ähnlichem Sinne kann ein Brief Ludwigs an Ambrunn vom 11. Auguſt 1847 berichten: „Mein Trauerſpiel ‚Die Wildſchützen' ſchreitet rüſtig vorwärts“, und frohe Schaffenszuverſicht verrät ſich, wenn der Dichter im trauten Zwiegeſpräch mit dem väterlichen Freunde fortfährt: „Auf der Höhe von Rührung und Furcht, mit der jetzt die gewöhnlichen Trauerſpiele ſchließen, beginnt meines ſchon, ſteigert ſich aber noch unendlich. Trotzdem, daß dieſes nur in der Bauernwelt ſpielt, ſo iſt's doch an tragiſcher Gewalt ein Koloß gegen mein Polenſtück und an Wirkung nicht entfernt zu vergleichen. Ich ſeh's aber — wenn mir die Kraft bleibt, die ich jetzt beſitze — dennoch nur als einen Anfang an.“

Die Frucht ſolcher hoffnungsfrohen Arbeit in den Spätſommer-

und Herbſtwochen dieſes Jahres ſcheint ein undatiertes Folioheft (*Hp*, vgl. S. 364,5 – 373,11) darzuſtellen, das der Signatur und Aufſchrift nach (vgl. 214,23) wohl urſprünglich als Fortſetzung von *Ho* gedacht war und den vierten Aufzug ſkizzieren ſollte, tatſächlich aber Szenarien und zum Teil weitgehende Ausführungen zu den erſten drei Akten bringt. Dabei ſtellen ſich die Grundlagen der Handlung etwas verſchoben dar. Das Wildſchützentum als Expoſitionsmoment der einleitenden Szenen, wie es in *Hm* und *Hn* zur Erſcheinung gekommen war, iſt im Sinne der ſpäteren Ausführung ſtark beſchnitten. Anſtelle der in Wegfall gekommenen romantiſchen Wildſchützenſzenen, die immerhin nur loſe mit der eigentlichen Berndthandlung zuſammenhingen, iſt eine Konzentration des Stoffes angebahnt, indem das Wildſchützentum mehr auf die Familie Berndts beſchränkt erſcheint. Sein eigener älteſter Sohn iſt, den Lockungen Schoches folgend, Wildſchütze geworden. Das ſtrenge Gericht, das der Held mit dem gefallenen Sohne hält, und die Grauſamkeit, mit der er ihn zur Selbſtanzeige zwingt, beleuchten ebenſo ſein ſtarres Rechtsgefühl, wie ſie ſein eigenes ſpäteres Verhalten kontraſtieren. Eine Reihe faſt vollſtändig ausgeführter, ſpäterhin aber wieder fallengelaſſener Szenen aus dem zweiten Aufzug werfen vor allem auf die Verhältniſſe im Hauſe Berndts Licht, indem ſie Wilkens hetzende Engherzigkeit und Mariens aufopferungsvolle Lieblichkeit vorführen. Eine idylliſche Szene zwiſchen Berndt und ſeiner Tochter, die von der Poeſie des Waldes durchzogen iſt und, wie übrigens ſchon eine Stelle in *Hm*, jenes noch dem „Erbförſter“ eigene Kindheitserlebnis Mariens erzählt, nimmt ſich faſt wie die Ausführung zu den um dieſelbe Zeit an Devrient geſchriebenen Worten aus: „Der Berndt und ſein Mädchen ſollen ein paar Figürchen werden, die dem Herzen wohltun.“

Auch gegen das Ende dieſes Jahres ſehen wir den Dichter in emſigſter Arbeit an ſeinem Drama. Am 10. Dezember 1847 ſchreibt er aus Köln bei Meißen an den alten Ambrunn: „Ich reiße mich mit Gewalt von meinem ‚Wilm Berndt‘ los, den ich wo irgend möglich noch im Laufe des Januars nach Dresden ſenden will . . . In dieſem ‚Wilm Berndt‘ geb’ ich den Forderungen der Welt ſoweit nach, als mir irgend mein Gewiſſen erlaubt.“ Das Bedürfnis, den namentlich in den vorderen Partien ſich immer wieder leiſe verändernden Aufbau des Dramas klar vor Augen zu halten, kommt in einem weiteren, in den Tagen vom 16. bis 18. Dezember 1847 entſtandenen Heft zum Ausdruck, das ſich ſelbſt als „Engſte Skizze“ ſowie als „Kürzeſter Plan“ bezeichnet und in knappen Inhaltsangaben einen Überblick über das ganze Drama gibt (*Hq*, vgl. S. 373,12 – 389,19). Indem es die Rückkehr des Herrenſohnes Robert aus der Fremde und das Hausgericht Berndts an ſeinem älteſten Sohn einem beſonderen Vorſpiel zuweiſt, läßt es das eigentliche Drama doch wieder ſtimmungsvoll mit exponierenden Wildſchützenſzenen in einer Waldſchenke beginnen. Der ehemalige Freund und jetzige Gegner Berndts erſcheint hier, die Aktualität des Falles verſchärfend, als Kriminalrat; zugleich iſt auf dieſer Seite die Rolle der weiblichen Partnerin in Wegfall gekommen und damit die Möglichkeit einer verhängnisvoll einſeitigen Informierung des Kriminalrats über den Tatbeſtand erweitert worden. Vor allem aber iſt der Ausgangspunkt des Streites und Prozeſſes ein anderer, indem jener ſchon in *Hn* auftauchenden Erwägung gemäß (vgl. S. 337,17) Berndts Eintreten für Schoches Recht, das in einer ganzen Reihe vorhergehender Hefte die motiviſche Anregung bot, ausgeſchaltet iſt und dafür perſönlichere Gründe das Vorgehen Berndts beſtimmen.

Sein Prozeß gegen den Kriminalrat erwächſt aus dem Selbſtmord des jungen Berndt, den dieſer während der Unterſuchungshaft verübte und für den der alte Berndt den Herrn verantwortlich macht. Das Vorgehen gegen die Reſpektsperſon des Ortes führt dann dazu, daß man auch ſonſt ſich von Berndt zurückzuziehen beginnt und er durch Kündigung der geliehenen Kapitalien in unerwartete Not kommt, die ihn den Lockungen Schoches und ſeiner Genoſſen zunächſt umſo leichter zugänglich macht. Innerhalb der häuslichen Verhältniſſe des Helden liegen die Dinge annähernd ſo wie in den vorhergehenden Heften. Die eheliche Unſtimmigkeit zwiſchen Berndt und ſeiner Frau, das ſelbſtgefällige Überlegenheitsgefühl des Oheims Wilken, das innige Verhältnis zwiſchen Vater und Tochter bilden auch hier die Pfeiler der Handlung. Ein neues Motiv iſt nur inſofern hinzugekommen, als auch die beiden anderen Söhne Berndts, von Schoche verführt, Wildſchützen geworden ſind. Die moraliſche Überlegenheit Berndts aber kommt nicht nur den eigenen Söhnen gegenüber zum Ausdruck, ſondern vor allem auch in ſeinem Verhältnis zu den Wildſchützen, die er nach klarem Einblick in ihre verbrecheriſchen Abſichten durch eine Militärpatrouille feſtnehmen läßt. Es ſcheint faſt, als ob Ludwig beſonders dieſen dann bald wieder fallengelaſſenen kriminaliſtiſch-effektvollen Schluß des zweiten Aufzugs im Auge hatte, als er um dieſe Zeit in dem erwähnten Brief an Ambrunn vom 10. Dezember 1847 ſchrieb: „In dieſem ‚Wilm Berndt‘ geb' ich den Forderungen der Welt ſoweit nach, als mir irgend mein Gewiſſen erlaubt“. Der dritte Aufzug, der ganz auf dem Schloſſe ſpielen ſollte, enthält, bedeutend ausführlicher als ſpäterhin, die Zweifel und inneren Kämpfe des Kriminalrats bis zu dem Umſchwung, der durch die Nachricht des jungen Berndt von der Feſtnahme der Wilddiebe veranlaßt wird. Die Entwickelung der beiden Schlußakte entſpricht dann im weſentlichen den Vorgängen der ſpäteren Faſſung, nur daß Berndts Mordabſichten durch eine falſche Nachricht Schoches herbeigeführt werden, der inſofern auch hier noch ſich als der böſe Geiſt des Helden darſtellt. Die verhängnisvollen Ereigniſſe im Heimlichen Grund aber werden immer noch ſelbſt auf der Bühne vorgeführt. Im übrigen zeigen die Selbſtgeſpräche der geängſtigten Sophie und namentlich die Dialogpartien des fünften Aufzuges wiederum eine weitere Annäherung an die endgültige Faſſung des Stückes.

So konnte ſich Ludwig um die Jahreswende immerhin ſchon der Hoffnung hingeben, ſein Drama bald über die Bühne gehen zu ſehen. In einem langen Neujahrsbrief, den er am 1. Januar 1848 an den Jugendfreund Karl Schaller richtete, gedenkt er neben einem neuen dramatiſchen Plan auch der in der Anlage ſcheinbar feſtſtehenden „Wildſchützen“, wenn er ſchreibt: „Außerdem, was von den ‚Wildſchützen‘ vor mir liegt, hab' ich einen ganzen Plan fertig zu einem tragiſchen Idyll ‚Pfarrroſe‘.“ Das aber iſt die letzte Nachricht, die wir für lange Zeit von dem Erbförſterdrama bekommen. Faſt anderthalb Jahre lang tritt dasſelbe dann in dem an ſich ſpärlichen Briefwechſel der folgenden Zeit vollſtändig zurück. Es kann nicht zweifelhaft ſein, daß die mit dem März 1848 einſetzenden revolutionären Bewegungen in Deutſchland und Öſterreich den äußeren Anlaß dazu gaben. Reſigniert ſchreibt der Dichter im Mai dieſes Jahres an den alten Ambrunn, daß zwei größere und ein einaktiges Trauerſpiel bis zur letzten Durchſicht fortgeſchritten waren, als die politiſchen Vorgänge jede Ausſicht auf Erfolg unterbanden. Die immer drohendere Unſicherheit einer rein literariſchen Exiſtenz läßt ihn in dieſer Zeit verſchiedene Pläne zu einer geſicherteren Lebensſtellung erwägen. Neben dem alten Gedanken, Schulmeiſter zu werden, tritt die ernſtliche Abſicht zutage, in Dresden eine Leihbibliothek zu begründen; ſelbſt eine Tätigkeit als populärpolitiſcher Schriftſteller ſcheint ihm eine Zeitlang ausſichtsvoll zu ſein. Neben der allgemeinen, für tendenzloſe Dichtung ungünſtigen Lage mochte Ludwig ſelbſt den revolutionären Gehalt ſeiner „Wildſchützen“ als anſtoßerregend empfinden. Die Hoftheater, die vor allem für maßgebende Aufführungen in Frage kamen, mußten aus inhaltlichen Gründen ſich von vornherein ablehnend verhalten. So wird es verſtändlich, daß Ludwig auch mit den beſſeren Ausſichten für literariſche Produktion zu Anfang des neuen Jahres (vgl. Ludwig an Ambrunn, 2. Februar 1849) zunächſt ſeine Hoffnung nicht auf die „Wildſchützen“ ſetzte, ſondern an Gutzkow wie an Devrient ein vollſtändig neues Drama, „Das Fräulein von Scudéry“ zur Beurteilung ſandte, dem bald „Die Pfarrroſe“ folgte. Erſt nachdem Devrient dieſe beiden Stücke bei aller Anerkennung der ihnen innewohnenden poetiſchen Kraft in ihrer gegenwärtigen Geſtalt für unaufführbar erklärt hatte (vgl. Devrients Tagebuch, 5. Februar und 22. März 1849 und Devrient an Ludwig, 23. März 1849) und anſcheinend auch Gutzkows Urteile nicht ohne weiteres zuſtimmend ausgefallen waren, ſcheint Ludwig ſein älteres Drama wiederum energiſcher ins Auge gefaßt zu haben. Ermunternd wirkten dabei wohl die nach längerer Pauſe wiederaufgenommenen perſönlichen Beſuche im Hauſe Devrient, die ſich ſeit Anfang April nachweiſen laſſen. Für die erneute Umarbeitung aber mußten zwei Faktoren richtunggebend ſein. Die erwähnten politiſchen Verhältniſſe legten eine Beſchränkung des revolutionär-demagogiſchen Elementes nahe, wie es in der die dramatiſchen Vorgänge ſtark beeinfluſſenden Gruppe der Wildſchützen zur Erſcheinung gekommen war. Gleichzeitig aber hatte die in dieſen Monaten mit Begeiſterung und lebhafter innerer Anteilnahme unternommene Lektüre von Eduard Devrients Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt klärend auf des Dichters Anſchauungen vom Weſen der dramatiſchen Kunſt gewirkt. Wie alle ſeine folgenden theatraliſchen Arbeiten bezeugen und es die ſpäteren Shakeſpeareſtudien oft genug betonen, kam ihm immer deutlicher zum Bewußtſein, daß der Ausgangs- und Angelpunkt aller dramatiſchen Kunſt in den Charakteren liegen müſſe, daß das Charakterdrama das eigentliche Ziel einer jeden Tragödie ſei und das Milieu nur als ſtimmunggebendes Moment und als Gelegenheit, den Charakter ſich ausleben zu laſſen, in Frage komme. Mit dieſer neuen Erkenntnis aber mußten jahrelang feſtgehaltene Motive des Dramas zu Falle kommen. Um den Charakter rein aus ſich ſelbſt heraus zur Entfaltung zu bringen, bedurfte es nicht mehr der äußeren Antriebe und Verführung. Hatte Ludwig ſchon vorher mit inſtinktivem Gefühl „Schoches Privaturſache“ aus dem dramatiſchen Gewebe entfernt, ſo beſchnitt er jetzt das geſamte Wildſchützenmotiv bis auf wenige Reſte und ſtellte mit der Streichung der äußeren Triebfedern den Hauptcharakter rein auf ſich ſelbſt.

So wurde aus den „Wildſchützen“ eine „Waldtragödie“, wie das Drama zunächſt ohne genauere Bezeichnung heißt. Mitte Juni 1849 war die Umſchmelzung ſoweit fertig, daß ſie dem dramaturgiſchen Berater Devrient überſandt werden konnte, der, wie die Einträge in ſeinem Tagebuch in den Tagen vom 28.—30. Juni beweiſen, ſich alsbald an eine genaue und wiederholte Durcharbeitung des Stückes machte und mit dem Erfolg im allgemeinen äußerſt zufrieden war. Schon am 28. Juni ſchrieb Devrient in ſein Tagebuch: „Otto Ludwig hatte wieder ein Stück geſchickt, die Umarbeitung der Wildſchützen, ‚eine Waldtragödie‘. Ich las und war erſchüttert von dieſem außerordentlichen Talent. Ich konnte nichts weiter vornehmen, drang Thereſe die Leſung auf und dachte hin und her, wie die komplizierten Verwickelungen des Stückes zu vereinfachen wären, damit die Charaktere rein auswirken können. Mit dieſem Stück muß er nun auftreten.“ Die aus dieſer Tagebuchnotiz S. 215,33 ff. dieſes Bandes geſchloſſene Lücke in der Überlieferungsgeſchichte des „Erbförſters“ läßt ſich nunmehr genauer beſtimmen durch einige erſt jüngſt bekanntgewordene Briefe Devrients an Ludwig, die eine Vorſtellung von den verlorengegangenen Handſchriften geben können.

Im Sinne jener Tagebuchnotiz ſpricht Devrient in einem längeren Schreiben vom 1. Juli 1849 dem Dichter ſeine aufrichtigſte Freude über die Fortſchritte der neuen Bearbeitung und ſeinen „freudigſten Glückwunſch zu dem herrlichen Werke“ aus. Beſonders lobt er die Ausführung der Charaktere, deren Plaſtik und Lebendigkeit ausgezeichnet ſei. Nur in dem äußeren Aufbau des Dramas ſcheinen ihm noch einige Änderungen wünſchenswert, um eine noch ſtärkere Konzentration des Stoffes zu erreichen und die Kataſtrophe noch wuchtiger hereinbrechen zu laſſen. Aus den dabei angedeuteten Mängeln laſſen ſich einige Rückſchlüſſe auf Art und Inhalt dieſer nicht erhaltenen Bearbeitung machen, die offenbar mannigfache Neuerungen den früheren Entwürfen gegenüber brachte und der endgültigen Faſſung ſich ſchon ſtark näherte. Mit dem Wegfall des Wildſchützenmotives und Schoches Perſönlichkeit als Verführer Berndts hatte das Drama als Charaktertragödie ungemein gewonnen, zugleich aber waren damit an zwei bedeutſamen Stellen merkliche Lücken in der Motivierung entſtanden. Einmal nämlich bedurfte der Ausgangspunkt des Streites zwiſchen Berndt und ſeinem Herrn wiederum einer neuen Begründung. Nachdem die Veranlaſſung durch Dritte in Wegfall gekommen war und die Charaktere der beiden Hitzköpfe ſelbſt die Entzweiung heraufführen mußten, lag es nahe, daß Ludwig auf das ſchon früher einmal (vgl. S. 306,13 und 311,23 ff.) vorübergehend erwogene Motiv zurückgriff, den Streit aus einer Kleinigkeit entſtehen zu laſſen. Da dieſer Entwurf ſich ſelbſt als „Waldtragödie“ bezeichnet, geht daraus hervor, daß der Held des Dramas ſchon auf dieſer Entwickelungsſtufe zum Förſter geworden war, und ſo beſteht zum mindeſten die Wahrſcheinlichkeit, daß ſchon hier der Zwiſt der beiden Familien einſetzte mit der Widerſetzlichkeit Berndts gegen eine Verordnung ſeines Freundes und Herrn. Schwieriger aber als dieſe motivliche Lücke zu Beginn des Dramas war ein anderer Punkt zu erledigen, der denn auch in dem Briefwechſel zwiſchen Ludwig und Devrient in der folgenden Zeit wiederholt in Andeutungen zur Sprache kommt. Solange Schoche in dem Drama eine bedeutſame Rolle geſpielt hatte, war er es geweſen, der dem Berndt die falſche Nachricht von der angeblichen Ermordung ſeines Sohnes übermittelte und damit den verhängnisvollen Entſchluß des Helden veranlaßte. Erſt mit dem Wegfall dieſes Intriguanten brachte der Dichter als neues Motiv die Täuſchung und Verwechſelung in die dramatiſche Maſchinerie, die ſo vielfach der Kritik Grund zum Einſpruch gegeben hat. Denn ſo abgebraucht die Rolle des Böſewichts auf der Bühne war, ſo läßt ſich nicht leugnen, daß die kauſalen Zuſammenhänge des dramatiſchen Geſchehens in jenem älteren Intriguenſtücke überzeugender wirkten als in dieſem neuen, unmittelbar zum „Erbförſter“ hinleitenden Drama, wo der Held wie die Gegenpartei nur durch einen mehr oder weniger komplizierten Apparat von Verwechſelungen und Zufällen zu ihren falſchen Überzeugungen geführt werden. Und eben dieſes vermittelnde Glied des dramatiſchen Geſchehens war es, was dem Dichter und ſeinem fachkundigen Berater noch Schwierigkeiten bereitete.

Um für die brieflichen Andeutungen eine Grundlage zu gewinnen und deren Verſtändnis zu ermöglichen, empfiehlt es ſich, zunächſt kurz an die Motivierung der entſcheidenden Vorgänge in der heutigen Faſſung des „Erbförſters“ zu erinnern. Hier erſchießt der Wilddieb Lindenſchmied, der dem Förſtersſohn Andres die Flinte mit dem gelben Riemen geſtohlen hat, den ihm verhaßten Buchjäger, wird aber dafür von Andres und dem Herrenſohn Robert verfolgt und nach einem Kugelwechſel verwundet. Aus dieſer Situation ergibt ſich ein doppeltes Mißverſtändnis. Auf der einen Seite überbringt der Holzhüter Weiler dem Förſter die unbeabſichtigt falſche Nachricht von der angeblichen Ermordung des Andres durch Robert und ſtützt ſeine Angaben auf ein von ihm gefundenes Tuch des Förſtersſohnes ſowie auf die Tatſache, daß der Gefallene (d. i. Lindenſchmied) eine Flinte mit gelbem Riemen trug. Auf der anderen Seite muß Stein zu der Annahme kommen, daß ſein Sohn Robert durch Andres getötet ſei, da der Buchhalter Steins Zeuge war, wie der ſterbende Buchjäger, in falſchem Glauben, den Förſtersſohn als ſeinen Mörder bezeichnete, und ſcheinbar Gründe vorliegen, daß die ferneren Schüſſe Robert galten. Wieweit dieſe für das weitere dramatiſche Geſchehen und beſonders für den Racheentſchluß des Förſters entſcheidungsvollen Verwickelungen ſchon in jener erſten Bearbeitung der „Waldtragödie“, wie ſie Devrient Mitte Juni zur Beurteilung erhielt, angehörten, muß dahingeſtellt bleiben. Soviel aber geht aus dem erwähnten Brief Devrients vom 1. Juli 1849 hervor, daß der Dichter zur Motivierung der Mißverſtändniſſe zunächſt als neue Perſon einen zweiten unehelichen Sohn Steins eingeführt hatte, der infolge ſeiner großen Ähnlichkeit mit dem echtgeborenen Herrenſohn „im entſcheidenden Moment für Robert gehalten“ werden ſollte. Da indeſſen Devrient ſowohl aus bühnentechniſchen wie künſtleriſchen Gründen gegen dieſe Motivierung Bedenken erhob und den Vorſchlag machte, „Robert ſelbſt den verhängnisvollen Schuß auf Lindenſchmied tun zu laſſen“, entſchloß ſich Ludwig zu einer neuen Umarbeitung, die vorausſichtlich auch andere, von Devrient im Manuſkript angemerkte Ausſtellungen zu berückſichtigen ſuchte. Auch dieſe neue Faſſung iſt nicht erhalten und nur aus dem Brief- und Tagebuchmaterial zu erſchließen. Devrient, bei dem ſie Anfang Auguſt eintraf (vgl. Ludwig an Devrient, 7. Auguſt 1849), war mit den Neuerungen im allgemeinen wenig einverſtanden. Unter dem 9. Auguſt notierte er in ſeinem Tagebuch: „Ludwigs neue Bearbeitung der ‚Waldtragödie‘ geleſen. Gefällt mir nicht wie die erſte, das Stück hat an gedrungener Kraft verloren, die Verwickelung iſt einfacher, aber auch künſtlicher, unwahrſcheinlicher geworden. Das iſt ein Leiden! Was nun zu tun?“ An Ludwig ſelbſt aber ſchrieb er am 11. Auguſt, daß durch die Beſeitigung des unehelichen Sohnes Steins zwar die Handlung ſchlanker, aber auch künſtlicher geworden ſei und ihm überhaupt die frühere Faſſung den Vorzug zu verdienen ſcheine, da durch manche kleine Retouchen vielfach „der friſche, kräftige, knappe Ausdruck verloren“ gegangen ſei und ſich ſtellenweiſe „ein übertriebenes Motivieren“ geltend mache. Mit der Bitte, ihm zum Vergleich die erſte Faſſung nochmals zuzuſtellen, trat er lebhaft dafür ein, das Drama in verſchiedener Hinſicht in ſeiner früheren Form wiederherzuſtellen.

Es lag nahe, daß dieſe erneuten Ausſtellungen den Dichter etwas kopfſcheu machten. Mit der erbetenen Zuſendung des alten Manuſkriptes ſchrieb er am 14. Auguſt an Devrient einen langen Brief (vgl. Stern, VI 353—363), in dem er ſeinen inneren Zweifeln und Unruhen Luft machte und die Neuerungen der letzten Bearbeitung zu verteidigen ſuchte. Die übermäßige Motivierung, die „eben eine Folge der verlorenen Unbefangenheit“ ſei, gab er rückhaltlos zu und erbat in dieſer Hinſicht den hilfreichen Rat des erfahrenen Bühnenpraktikers. Dagegen wandte er ſich gegen den Vorwurf, daß die Verwickelung in der neuen Bearbeitung künſtlicher geworden ſei, und zwar mit einer Begründung, die auf den Unterſchied der beiden Faſſungen einiges Licht wirft: „Die Verwickelung ferner iſt, dünkt mich, im neuen nicht allein nicht künſtlicher, ſie iſt ſogar viel weniger künſtlich als die im alten; aber im alten lag ſie verborgener; erſtlich wurde ſie nur *erzählt*, man ſah ſie nicht *vorgehen*; zweitens ſtand dieſe Erzählung auch noch an einem Orte, wo die Teilnahme an dem Helden ſie in Schatten ſtellte. Man hörte ſie nur mit halbem Ohr, während man die jetzige mit beiden ganzen Augen ſieht.“ Es ſcheint alſo, daß die Vorgänge, die heute den ſechſten und ſiebenten Auftritt des dritten Aufzuges bilden, in der früheren Faſſung nur von Weiler dem Förſter erzählt wurden in jener Szene (IV, 6), die jetzt lediglich die Übermittelung der angeblichen Ermordung von Andres enthält und dafür die Wirkung derſelben auf den Förſter umſo wuchtiger darſtellen kann. Vor allem aber ſuchte Ludwig in dieſem Brief den Haupteinwand von Devrient eingehend zu entkräften, daß „die Wahrſcheinlichkeit, Robert habe auf Andres geſchoſſen“, bei dem ganzen Verhältnis der beiden jungen Männer zueinander „gar nicht glaubhaft“ ſei und doch die ganze Kataſtrophe darauf beruhe. Indem er das Weſen ſeines Dramas als Charakterſtück betont, weiſt Ludwig in ausführlichen Darlegungen darauf hin, daß der Glaube an die geſchehene Ermordung des Andres allein dem Förſter zugemutet werde und dieſer der ganzen Situation wie ſeinem verbohrten Charakter nach ſehr wohl zu dieſer Überzeugung kommen könne. Nachdem Devrient den Empfang dieſes Verteidigungsſchreibens unter dem 17. Auguſt in ſeinem Tagebuch mit der Bemerkung regiſtriert hatte: „Ich habe ihn ſehr unruhig gemacht mit meinen Ausſtellungen“ und er am folgenden Tage gemeinſam mit ſeiner für das Werk des noch unbekannten Dramatikers begeiſterten Frau über die Möglichkeiten einer Abänderung nachgedacht hatte, traf Ludwig auf eine Einladung Devrients hin (vgl. Devrient an Ludwig, 17. Auguſt 1849) am 19. Auguſt, aus Meißen kommend, wiederum perſönlich im Hauſe Devrient ein. Das Tagebuch des Dresdener Schauſpielers und Regiſſeurs berichtet darüber am gleichen Tage: „Dann arbeitete ich Vor- und Nachmittag mit Ludwig angeſtrengt an Umformungen der Verwickelung in ſeinem Stücke. Ihm wurde zuletzt ganz ſchwindlicht davon.“

Auf Grund dieſer Beſprechungen und Verbeſſerungsvorſchläge ging Ludwig nach der Rückkehr in ſeine Meißner Zurückgezogenheit alsbald an eine erneute dritte Bearbeitung der „Waldtragödie“, die wiederum nicht erhalten iſt, aber aus dem Begleitſchreiben, das der Dichter am 8. September der Sendung nach Dresden beifügte, in einigen Hauptpunkten zu erſchließen iſt (vgl. Stern VI, 363—364). Sie füllte eine von Devrient empfundene und beanſtandete Lücke in der Motivierung aus, drängte zuſammen, „wo es ging“ und kürzte „den vierten und fünften Aufzug um ein Erhebliches“. Beſonders intereſſant aber ſind in dieſem Brief die Worte Ludwigs: „Über das neue Ende des vierten Aufzugs erwart' ich Ihre Meinung. Ich habe dem Förſter darin die unheimliche Ruhe vor dem Sturm gegeben.“ Seitdem dem Dichter ganz am Anfang der langen Entwickelungsgeſchichte dieſes dramatiſchen Stoffes als Schlußmotiv der Gedanke nahegetreten war, den Helden verſehentlich ſein eigenes Kind töten zu laſſen, ſollte dieſe verhängnisvolle Szene, vor den Augen der Zuſchauer vorgeführt, den Abſchluß des vierten Aktes bilden (vgl. *Hf*, S. 244,37—39; *Hg*, S. 247,32—33; 252,38; 260,30; *Hh*, S. 296,1—24; *Ho*, S. 362,27—364,4; *Hq*, S. 386,16—33). Wenn in der heutigen Faſſung des „Erbförſters“ dieſe Szene im heimlichen Grunde hinter die Kuliſſen verlegt iſt und wir am Ende des vierten Aufzuges nur den Förſter mit unheimlicher Entſchloſſenheit in den Wald gehen ſehen, während die volle Gewißheit der Tat auch dem Hörer erſt im Anblick der Leiche Mariens im fünften Aufzug zuteil wird, ſo ſcheint dieſe Neuerung der vorliegenden Umarbeitung zuzufallen und mit den angeführten Briefworten gemeint zu ſein. Auch hier muß dahingeſtellt bleiben, wieweit dieſe Änderung auf Anregung Devrients geſchah. Da dieſer aber auch ſonſt gern bei der Beurteilung dramatiſcher Vorgänge ſein ſtarkes moraliſches Empfinden mitſprechen ließ und ſich z. B. wenig ſpäter aus dieſem Grunde gegen die Doppelehe in der erſten Faſſung der „Makkabäer“ wandte, iſt es nicht unmöglich, daß er auch an der Vorführung dieſer Mordſzene Anſtoß nahm und ihre indirekte Behandlung empfahl.

Alle dieſe Erwägungen ermöglichen auch die Datierung einer kurzen Inhaltsſkizze (*Hr*, vgl. S. 389,20–393,7), die ſich aus inneren Gründen als Vorarbeit Ludwigs zu jener dritten Umarbeitung der „Waldtragödie“ darſtellt und einen Erſatz für die nicht erhaltene Handſchrift bietet. Da hier der Schluß des vierten Aufzugs im Sinne jenes Briefes vom 8. September angedeutet iſt und die beiden Schlußakte mit weiteren Kürzungen wiederum eine Annäherung an die Schlußfaſſung aufweiſen, ſcheint die Anſetzung dieſer undatierten Inhaltsüberſicht an dieſer Stelle begründet. Vor allem ſpricht dafür auch die wiederholte Betonung (389,34; 390,4–6) des Streites der beiden Jünglinge, der im Hinblick auf Devrients Ausſtellungen (vgl. S. XXXVIII) hier ſtärker hervorgehoben wird, ſowie die Erwägung: „Sieht man Weiler am Bach das Tuch finden und fliehn?“ (v[illegible] 391,13), deren Ausführung dann von Devrient im folgenden Briefe beanſtandet wird (vgl. S. XLI).

Als Devrient am 9. September jene neue Bearbeitung der „Waldtragödie“ erhielt, konnte er ſich im ganzen damit einverſtanden erklären. Dementſprechend berichtet das Tagebuch unter dem gleichen Tage: „Ludwigs abermals umgearbeitetes Stück erhalten und geleſen. Das Drama ſtimmt nun vollſtändig, ich möchte nur ſeine Ideen hervorgehoben wiſſen, etwa in der Rolle des Pfarrers.“

Nachdem er an den folgenden Tagen das Stück bei der Intendanz zum Repertoir angemeldet und das Leſen geübt hatte, wobei „im Text gar vieles abgerundet, vervollſtändigt und mundgerecht gemacht" wurde, fand am 18. September die Vorleſung vor dem Intendanten des Dresdener Hoftheaters, Herrn von Lüttichau, ſtatt. Da Ludwig den in Ausſicht geſtellten Beſuch in Dresden nicht verwirklicht hatte, ſandte ihm Devrient am folgenden Tage das Manuſkript mit den von ihm angemerkten Retouchen zur Beurteilung zu. Aus dem Begleitbrief vom 19. September geht hervor, daß es ſich bei dieſen von Devrient notierten Änderungen nicht nur um Kürzungen, Streichung von Wiederholungen u. a., ſondern auch um einige tiefere Eingriffe handelte. So ſchlägt Devrient im Sinne der heutigen Faſſung vor, Weiler bei jener kritiſchen Verwechſelungsſzene nicht ſelbſt im Heimlichen Grunde erſcheinen zu laſſen, da er „ſonſt den Vorgang nicht falſch berichten dürfte". Ferner gibt das Schreiben zur Erwägung, die Rede der Förſterin an Robert im fünften Aufzug etwas ungezwungener zu geſtalten und den Förſter am Schluß einige Worte an ſeine Söhne richten zu laſſen, um die Idee des Stückes zu betonen, die dann vielleicht nochmals vom Paſtor irgendwie in Worte gefaßt werden könne. Nachdem ſich Ludwig mit dieſen Änderungen „vollkommen einverſtanden" erklärt und ſelbſt noch „einige größere Stellen leicht überarbeitet" hatte (Ludwig an Devrient, 22. September 1849), traf er Mitte Oktober zu längerem Aufenthalt in Dresden ein. Die anfängliche Hoffnung freilich, ſein Drama noch im November über die Bühne gehen zu ſehen, zerſchlug ſich infolge eines längeren Unwohlſeins Devrients (vgl. Ludwig an Ambrunn, undatiert, aber vermutlich vom 23. Oktober 1849), während deſſen gleichwohl bei wiederholten Beſuchen des Dichters im Hauſe Devrient einige Kürzungen in gemeinſamer Beratung erwogen werden konnten (vgl. Devrients Tagebuch, beſonders 4. und 6. November). Erſt Anfang Dezember rückte mit der Erörterung der Beſetzungsfrage die Aufführung näher. Nachdem am 20. Dezember die erſte Leſeprobe ſtattgefunden hatte, notierte Devrient in ſeinem Tagebuch: „Das Perſonal wurde ergriffen und äußerte unbedingte

Achtung vor dem Autor. Längen und Wiederholungen traten mir aus dem Leſen entgegen, ich arbeitete das Stück bis zum Abendtiſch abermals deshalb durch", wozu unter dem folgenden Tage ſich noch die Bemerkung findet: „Beſuch von Ludwig, die Abkürzungen beſprochen, er billigt alles." Zu Anfang des neuen Jahres erfuhr ſchließlich die Titelfrage nochmals eine letzte Änderung. Nachdem das Drama ſeit dem Juni 1849 ſchlechthin als „Waldtragödie" bezeichnet worden war, ſchien dem Dichter und ſeinem dramaturgiſchen Berater am Ende doch ein markanterer Titel wünſchenswert. Nach einer Bemerkung in Ludwigs Hauskalender ſcheint die heutige Bezeichung „Der Erbförſter" bei Gelegenheit eines Tiſchbeſuches Ludwigs im Hauſe Devrient am 13. Januar 1850 angenommen worden zu ſein*).

Noch bevor das Drama aber von der Rampe des Theaters herab auf ein größeres Publikum wirken konnte, drang eine Kunde davon in die Öffentlichkeit, wenn auch in einer Form, die dem Dichter nicht ganz erwünſcht war. Am 7. Jannar hatte er durch Devrients Vermittlung Guſtav Freytag kennen gelernt. Schon zwei Tage ſpäter entſprach er einer Bitte Freytags, ihm das Manuſkript ſeines Dramas zur Einſicht zu geben, um in den „Grenzboten" durch einige einleitende Worte auf die bevorſtehende Aufführung hinweiſen zu können. An Stelle der erhofften günſtigen Beſprechung aber (vgl. Ludwigs Briefe an Emilie Winkler vom 14. und 20. Januar 1850) erſchien Ende Januar in den „Grenzboten"**) ein längerer Aufſatz, in dem Freytag zwar das Stück „als Ganzes ein imponierendes Kunſtwerk" nannte, „die Energie und Fülle des dramatiſchen Details" ſowie „die Genauigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher der Dichter die Charaktere in den Situationen empfindet" lobte und dem

---

*) Der unter dem gleichen Tage im Hauskalender Ludwigs verzeichnete Titel „Zwanzig in Grün oder Weiler läßt ſein Frühſtück im Stich" iſt offenbar nicht ernſt zu nehmen und nur der Reflex eines launigen, die biedermänniſchen Doppeltitel des zeitgenöſſiſchen Luſtſpieles parodierenden Vorſchlages. Vgl. Devrients Tagebuchbemerkung vom gleichen Tage: „Ludwig bei uns, er taut auf."

**) IX. Jahrg. S. 195—199. Für die vollſtändige Beſprechung Freytags verweiſe ich wie für alle weiteren Kritiken auf das im Druck befindliche Buch von Erna Merker: „Otto Ludwig im Urteil ſeiner Zeitgenoſſen".

Verfaſſer „ein großes Dichtertalent“ zuſprach, gleichwohl aber einige grundlegende Mängel betonte und im einzelnen begründete. Vor allem wurde ſchon hier auf die Nichtigkeit des Streites, der die Grundlage der Kataſtrophe bilde, wie auf die Beſchränktheit der Weltanſchauung des Förſters als Vorausſetzung der tragiſchen Handlung hingewieſen. Obwohl die Beſprechung gegen das Ende hin doch wieder in eine warme Anerkennung der geſchickten Technik und vortrefflichen Charakteriſtik einmündete und die „hoffnungsvolle Arbeit“ als „ein wahres Juwel in unſerer armen Zeit“ bezeichnete (vgl. auch Guſtav Freytag an Otto Ludwig, Leipzig, 24. Januar 1850), war der Dichter und noch mehr Eduard Devrient davon unangenehm berührt (vgl. Devrients Tagebuch, 28. Januar und 4. Februar 1850), da durch die ausführliche Inhaltsangabe dem Publikum der Reiz der Neuheit und durch die hervorgehobenen Schwächen die Freiheit des Urteils genommen ſei. Gleichwohl aber führte ſelbſt dieſe keineswegs rückhaltlos zuſtimmende Kritik dazu, daß die Intendanz des Weimariſchen Hoftheaters ſchon jetzt durch die Grenzbotenredaktion den Dichter um Überſendung des Manuſkriptes bitten ließ (vgl. Ludwig an Emilie Winkler, 5. und 6. Februar 1850).

So lag es nahe, daß Ludwig den ſchon vorher erwogenen Gedanken einer Vervielfältigung ſeines Stückes als Druckmanuſkript verwirklichte. Nachdem er einer Notiz ſeines Hauskalenders zufolge am 28. Januar mit der Dresdener Druckerei von Blochmann und Sohn die Bedingungen erörtert hatte, ging er an die Herſtellung eines neuen für den Druck beſtimmten Manuſkriptes. Zu dieſem Zweck unterzog Devrient wie ſchon mehrfach in den vorhergehenden Wochen das Drama nochmals einer letzten prüfenden und feilenden Durchſicht. „Den Erbförſter durchgearbeitet, damit Ludwig ſein Druckmanuſkript danach einrichten könne“, ſo heißt es in Devrients Tagebuch unter dem 6. Februar 1850. Ein günſtiger Umſtand ermöglicht es, dieſe und die früheren Änderungen und Kürzungen Devrients im einzelnen verfolgen zu können. Das Originalmanuſkript der Schlußfaſſung des „Erbförſters“ galt bisher als verſchollen, da die reichen Handſchriftenbeſtände des Goethe- und Schillerarchivs es nicht enthielten. Doch gelang es mir, bei einer genauen Durchſicht der im Archiv des Königlichen Hoftheaters zu Dresden verwahrten Soufflier- und Regiebücher Ludwigs eigenhändige Niederſchrift des Erbförſterdramas wiederaufzufinden. Nach einer Tagebuchbemerkung Devrients vom 14. Februar, die von der Rückgabe des „Soufflierbuches“ an den Dichter zur Einrichtung ſeines Druckmanuſkriptes ſpricht, ſteht es außer Zweifel, daß damit nur die neugefundene Handſchrift (*H*, vgl. S. 187—188) gemeint ſein kann, die in der Tat alle Kennzeichen wiederholter Benutzung bei den Proben trägt und mehrfach von fremder Hand Eingriffe erfuhr. Während kleinere Zuſätze und Bemerkungen, die offenbar von Dritten eingefügt wurden, den Text ſelbſt unangetaſtet laſſen und lediglich bühnentechniſche Momente, wie Abgänge, Mimik u. a., fixieren, ändert eine zweite Hand, die ſich bei einem Vergleich mit dem Schriftcharakter der Tagebücher als diejenige Devrients erwies, in mehrfacher Hinſicht am Wortlaut des Dramas, wenn auch dabei eine möglichſte Schonung des dichteriſchen Textes zu beobachten iſt. Abgeſehen von zahlreichen, wiederholt auch größere Partien betreffenden Bleiſtiftſtreichungen, von denen Ludwig bei der Drucklegung freilich nur etwa die Hälfte berückſichtigte (vgl. im einzelnen die Leſarten des Apparats S. 189ff.), zeigt die Handſchrift eine Reihe von überklebten Stellen, auf denen Devrients Hand, allerdings wiederum mit möglichſter Berückſichtigung von Ludwigs Original, textliche Reviſionen anbrachte. Die weiteren Zuſätze, die Devrient ſonſt dem Text einfügte, betreffen faſt ausſchließlich Regiebemerkungen, mit denen der Theaterpraktiker das Bühnenbild beleben und verdeutlichen wollte, und ſind faſt reſtlos von Ludwig in die Druckfaſſung aufgenommen worden. Dagegen war dies nicht der Fall bei einer Änderung, die tiefer in den organiſchen Bau des Dramas eingriff. In der Handſchrift findet ſich zwiſchen III, 4 und III, 5 der heutigen Faſſung auf drei eingeklebten Blättern, von Devrients Hand aufgezeichnet und offenbar von ihm ſelbſt verfaßt, eine kurze neue Szene, die ein Spaziergangsgeſpräch des Paſtors und Steins enthält und am Schluß den Zeſſionsentſchluß des letzteren zum Ausdruck bringt (vgl. S. 195, 37—197, 23). Tatſächlich freilich ſind nur die äußere Situation und einige Nebenpartien dieſer Szene neu, da Inhalt und Form der Geſpräche im weſentlichen dem Schluß*) der achten, dafür in der Handſchrift geſtrichenen Szene dieſes Aufzuges entnommen ſind (vgl. S. 198, 19—199, 15). Da aber dieſe Änderung, die Ludwig für den Druck weder im Bühnenmanuſkript noch in der Buchausgabe berückſichtigte, ſich nicht nur in dem Dresdener Regiebuch findet, ſondern ebenſo im Bühnenmanuſkript des Weimarer Hoftheaters wie in dem von dem Dichter ſelbſt für Wien beſtimmten Exemplar angebracht iſt, ſcheint der Schluß berechtigt, daß die erſten deutſchen Erbförſteraufführungen in dieſer Form ſtattfanden.

Daß Ludwig die von Devrient angemerkten Kürzungen und Änderungen für die Drucklegung nochmals eingehend erwog, ſcheint aus ſeinem Hauskalender hervorzugehen, der unmittelbar nach Empfang jenes Soufflierbuches am 14. und 15. Februar von einer gemeinſam mit der Braut unternommenen Redaktionsarbeit ſpricht. Nachdem dem Hauskalender zufolge, der die Erledigung der einzelnen Korrekturbogen gewiſſenhaft verzeichnet, in der Zeit vom 20. Februar bis 6. März der Druck und Einband durchgeführt worden war, fand an den folgenden Tagen die Verſendung von Exemplaren des Bühnenmanuſkriptes ſtatt**).

Unterdeſſen aber war das Drama bereits auf der Dresdener Hofbühne erſchienen. Da die Schauſpieler ſich anſcheinend nicht ohne weiteres in den neuen Stil fanden und die Proben zunächſt nicht zufriedenſtellend ausfielen (vgl. Devrients Tagebuch, 5. Februar und 2. März), andererſeits eine Erkrankung der Schauſpielerin Bayer-Bürk und eine Indispoſition Devrients Verzögerungen brachten, mußte der Aufführungstermin mehrmals hinausgeſchoben werden, bis endlich am 4. März 1850 in Gegenwart Ludwigs die Erſtaufführung mit Eduart Devrient in der Titelrolle ſtattfand (die Geſamtbeſetzung vgl. S. 188–189). Das Publikum ſtand offenbar der Neuerſcheinung etwas ratlos gegenüber und war namentlich der tragiſchen Wucht der Schlußakte nicht gewachſen. Ludwig ſelbſt ſchrieb am Abend als Geſamteindruck in ſeinen Hauskalender die ſchlichten Worte: „Das Publikum, auch König, Königin und Prinzeſſinnen, auffallend ſtill und aufmerkſam. Devrient, der wunderbar ſpielte, und die Bürk mehrfach applaudiert. Während der letzten zwei Aufzüge ſchien das Publikum wie perplex. Noch nach dem Schluß einen Moment tiefe Stille, dann ich von mehreren Stimmen gerufen. Ich hatte gehofft, man würde die Schauſpieler rufen, die es verdient hatten.“ Ziemlich damit übereinſtimmend berichtet Devrients Tagebuch am gleichen Tage: „Abends den Erbförſter geſpielt. Die beiden erſten Akte machten glänzende Wirkung . . . Vom dritten ab erlag das weichliche Publikum unter der Marter der nahenden Kataſtrophe und nur einzelne behielten zuletzt den Mut zu ohnmächtigen Beifallsäußerungen.“

---

*) In Frage kommt dabei allerdings nur die Faſſung, die ſich in der Handſchrift und im Bühnenmanuſkript findet, da die Buchausgabe hier wiederum eine Änderung brachte (ſ. u.).

**) Da von den 100 hergeſtellten Exemplaren ſich im Otto Ludwigzimmer des Dresdener Stadtmuſeums nur noch eine kleine Anzahl vorfindet, ſcheint Ludwig ziemlich viel Exemplare verſchickt zu haben. Eine Notiz des Hauskalenders vom 28. Januar nimmt dafür dreißig Privatperſonen in Ausſicht, darunter Gervinus, Julian Schmidt, Wolfgang Menzel, Ludwig Richter. Unter dem 8. März ſind Sendungen an die Theaterleitungen in Braunſchweig, Weimar, Bremen, Breslau verzeichnet.

Wie das große Publikum, ſo ſtand auch die Kritik dem „Erbförſter“ im ganzen mehr ablehnend als zuſtimmend und vielfach völlig verſtändnislos gegenüber. Das Dresdener Journal (7. und 9. März 1850) bezeichnete das Drama trotz mancher Kennzeichen dichteriſcher Begabung als „ein verfehltes Werk“ und tadelte beſonders den Mangel einer ſittlichen Grundidee ſowie die an Unzurechnungsfähigkeit grenzende Beſchränktheit des Erbförſters als Grundlage einer tragiſchen Handlung. Noch charakteriſtiſcher waren die Einwände der Leipziger Zeitung (7. März 1850), die zwar für die ſchauſpieleriſchen Leiſtungen warme Worte der Anerkennung fand, in dem Stück ſelbſt aber nur „ein intereſſantes Experiment“ ſah, als deſſen Hauptfehler der Mangel eines verſöhnlichen Ausganges zur „wohltuenden Erhebung“ nach den vorhergehenden Gemütserſchütterungen bezeichnet wird*). Mit unverkennbaren Beziehungen auf dieſe Ausſtellungen der führenden ſächſiſchen Blätter nahm ſich der Dresdener Advokat Peſchel (vgl. Ludwig an Emilie Winkler, 9. April 1850) in einem Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung (13. März 1850) des „Erbförſters" warm an. Er gab zu, „daß in der Anlage der Dichtung noch manche Fehler zu finden ſind" und Eigenſinn und Zufall zu ſtark für das „tragiſche Pathos" in Anſpruch genommen werden, betonte aber, daß anſtelle einer äußeren Tendenzdramatik, zu der „der Konflikt des eingeborenen Rechtsbewußtſeins mit dem poſitiven Rechte" als Thema der Handlung faſt herausfordere, ſich hier eine ebenſo lebenswahre wie vollſaftige Charakterſchilderung finde. Indem er Ludwigs Drama unmittelbar neben Hebbels „Maria Magdalena" ſtellt, heißt er „ein ſo unverkennbares Talent freudig willkommen", das in einer flauen und zu Sentimentalitäten geneigten Zeit wieder einen kraftvolleren Geiſt in die Dichtung bringe. Beſonders aber trat Berthold Auerbach für den neuen Freund ein in einer ausführlichen Beſprechung im „Neuen Dresdner Journal" (14. April 1850), die er mit dem Geſamturteil eröffnete: „Ein Stück echter Poeſie, ja das einzige aus neuer Produktion, das uns der vergangene Winter brachte." Auch er ſieht einen beſonderen Vorzug darin, daß die Idee des Stückes, der „tieftragiſche Konflikt zwiſchen Naturrecht und Geſetzrecht" nur immanent in den Geſtalten ſelbſt zum Ausdruck komme. Dem ſchwächlichen Verlangen der Tageskritik nach einem verſöhnlichen Schluß hält er den tragiſchen Grundcharakter der Handlung entgegen, die von Anfang an auf eine Kataſtrophe ziele. Er ſchließt mit den begeiſterten Worten: „Es liegt in dieſen Geſtalten eine Macht und Fülle, ähnlich der in den erſten Stücken von Schiller, wo er ſich noch dem unmittelbaren Leben anſchloß und aus ihm Stoffe und Charaktere nahm. In der wetterharten Starrheit und feſten Konſequenz ſtellt ſich der Erbförſter auch neben Geſtalten wie Kleiſts Kohlhaas.

---

*) Vgl. zu beiden Kritiken Otto Ludwigs Brief an die Braut vom 26. März 1850: „In allen möglichen Blättern iſt ſchon vom Erbförſter die Rede; das Dresdener Journal und die Leipziger Zeitung ſind meine Hauptwiderſacher geweſen."

Solche Figuren werden ſozuſagen zum Nationaleigentum. Sie ſteigen aus den Büchern heraus ins unmittelbare Leben und werden lebendige Erinnerungen. Dabei iſt in der Sprache Otto Ludwigs-Eisfeld eine ſolche Friſche, daß wir mit Jacob Grimm ſagen können: Die Sprache hat noch die ſcharfen Sinne der Menſchen, die in der freien Natur leben und die weſentlichen Laute und Merkmale den Dingen ablauſchen. Möge ſich's Dresden nicht nehmen laſſen, wie es das Werk des Dichters zu ſo vollendeter Darſtellung brachte, dieſes ſich auch zu erhalten und eine Kraft zu fördern, von der wir noch viel Tüchtiges und Friſches hoffen dürfen." Doch ſollten dieſe Wünſche ſich nicht erfüllen. Vielmehr behielt Devrient recht, der am 7. März mit bitteren Klagen über die verſtändnisloſen Beſprechungen des Dramas reſigniert in ſein Tagebuch ſchrieb: „Wenn die Direktion das Stück halten wollte, würde es gehen, aber wie käme eine grundſätzliche Förderung eines vielverſprechenden Talentes in den Sinn einer Intendanz?" Nachdem am 7. und 21. März der „Erbförſter" nochmals wiederholt worden war, beidemale „vor leerem Hauſe" (Devrients Tagebuch), verſchwand das Drama aus dem Repertoir des Dresdener Hoftheaters*). Auch die Berliner Hofbühne lehnte eine Aufführung ab (Ludwigs Hauskalender, 18. März).

Dagegen fand der „Erbförſter" auf einer Reihe mittel- und ſüddeutſcher Bühnen anſcheinend wohlwollendere Aufnahme. Am bedeutſamſten war in dieſer Hinſicht das Wiener Hofburgtheater, nicht nur weil es Ludwigs Talent am früheſten unter den deutſchen Theatern gerecht wurde, ſondern auch, weil dieſe Aufführung nochmals eine textliche Änderung hervorrief. Schon am 14. März hatte der Dichter einen Brief von Heinrich Laube, dem damaligen Hofburgtheaterdirektor, erhalten, in dem dieſer mit dem Bedauern, daß die Uraufführung nicht in Wien ſtattgefunden habe, um Zuſendung von Exemplaren des Bühnenmanuſkriptes hat. Daraufhin traf am 26. März ein zweiter, nicht erhaltener Brief von Laube ein, in dem er die baldige Aufführung in Ausſicht ſtellte, aber eine textliche Reviſion wünſchte. Denn unter dem 27. März berichtet Ludwigs Hauskalender: „Laubes vorgeſchlagene Änderung und eine eigene vorgenommen, durch welche das Anwachſen gleichmäßiger. Die Schüſſe weggelaſſen und das Fortrennen des Stein mit der Flinte.“ Da aber weder das Begleitſchreiben Ludwigs zu dieſer am 28. März nach Wien geſandten „Veränderung“ noch das für die Wiener Hofbühne durchkorrigierte Exemplar ſelbſt nachzuweiſen iſt (vgl. S. 204,17 – 26), ſondern lediglich ein im Beſitz des Dresdener Stadtmuſeums befindliches, die Änderungen nur flüchtig ſkizzierendes Belegexemplar des Dichters einige Winke dafür gibt, iſt in dieſe Frage nicht völlige Klarheit zu bringen*). Nur ſoviel ſcheint ſicher, daß, abgeſehen von einer größeren Anzahl Streichungen, jene Devrientſzene auch hier in den dramatiſchen Organismus eingegliedert und dafür die beiden Schlußſzenen des dritten Aufzuges geändert werden ſollten. Ob ſie aber, wie die Streichungen und der Aktvermerk am Ende der vorhergehenden ſiebenten Szene beſagen, ganz in Wegfall kamen oder aber der achte Auftritt im Sinne einer flüchtigen und unvollſtändigen Randſkizze abgeändert wurde (vgl. 205,23 bis 38), muß dahingeſtellt bleiben. Denkbar iſt auch, daß Ludwig beide Möglichkeiten offen ließ, da der Hauskalender unter dem 11. April die Notiz enthält: „Laube ſchreibt mir, welche Änderung er vorgenommen.“ Doch iſt bei Ludwigs Vertrauen fremder Erfahrung gegenüber auch möglich, daß er die textliche Reviſion bis zu einem gewiſſen Grade Laubes Ermeſſen anheimgab.

---

*) An Honorar erhielt Ludwig für den „Erbförſter" vom Dresdener Hoftheater vierzig Taler, vgl. dazu Devrients Tagebuchbemerkung vom 6. Oktober: „lumpig genug". — Erſt 1862 fand auf der Dresdener Hofbühne eine Neueinſtudierung ſtatt, vgl. über die neue Aufführung die Beſprechung von Feodor Wehl in der Konſtitutionellen Zeitung, 14. Juni 1862.

Die am 12. April ſtattgefundene Erſtaufführung, bei der Anſchütz wie bei allen folgenden Wiederholungen den Erbförſter ſpielte, ſcheint in Wien im allgemeinen einer freundlichen Aufnahme begegnet zu ſein, wenn ſich das Stück auch dort nicht lange halten konnte*); und ebenſo waren die Kritiken mehr zuſtimmend als die Beſprechungen der ſächſiſchen Blätter. Nachdem die Wiener Zeitung bereits am 13. April in ihrer Abendnummer kurz von dem „lebhaften Beifall an vielen Stellen“ und der „im ganzen beifälligen Teilnahme“ geſprochen hatte, mit der man das „talentvolle erſte Werk eines jungen Autors“ bedacht habe, kam dasſelbe Blatt am 18. April nochmals in einem ſehr ausführlichen, vermutlich aus der Feder Hieronymus Lorms ſtammenden Artikel auf den „Erbförſter“ zurück. Er betont den Eindruck der Urſprünglichkeit, den das Kunſtwerk hinterlaſſe und der bedeutſame Rückſchlüſſe auf die Perſon des bisher gänzlich unbekannten Autors geſtatte. Er lehnt den Einwand, daß die beſchränkte Weltanſchauung des Erbförſters nicht Grundlage eines tragiſchen Geſchehens ſein könne, ab, da wir „nicht einen Schwachkopf, ſondern einen bedeutenden und mutigen Menſchen zugrunde gehen ſehen“. Wenn der Rezenſent dann weiterhin das verſöhnende Moment am Schluſſe vermißt, ſo verſteht er darunter nicht, wie manche andere Blätter wünſchten, einen luſtſpielartigen Ausgang, der alle Konflikte in Wohlgefallen auflöſt, ſondern die Erkenntnis von dem Unterſchied der beiden Rechte, zu der ſich der Erbförſter durchringen ſollte, während im Stück der Held bis zuletzt auf ſeinem ſtarren Standpunkt verharrt. Nach einem Vergleich mit Hebbels „Maria Magdalena“ und Kleiſts „Kohlhaas“ kommt der Artikel ſchließlich mit äußerſt anerkennenden Worten eingehender auf die markige Charakteriſtik und Sprache zu ſprechen. Auch eine ausführliche Beſprechung Leopold Komperts im „Wiener Lloyd“ (14. April) trat lebhaft für den bisher unbekannten jungen Dramatiker ein, deſſen „urſprüngliches, naturwüchſiges Talent“ zwar noch manches „Ungeſchlachte und Ungeheuerliche“ dem Zuſchauer biete, deſſen Stück aber bei allen Mängeln „ſeine unendlichen Schönheiten“ habe und reich an „herrlichen, wunderbaren Szenen“ ſei. Nicht ganz ſo zuſtimmend ſprach ſich der Kritiker der „Oſtdeutſchen Poſt“ (14. April) aus, der in dem Drama zwar die Leiſtung eines „unbeſtreitbaren, bedeutenden Talents“ ſah und die Natürlichkeit wie „den gänzlichen Mangel alles falſchen Pathos“ anerkannte, aber den peinigenden und unbefriedigenden Geſamteindruck hervorhob.

---

*) Unerklärlich muß auch die im Hauskalender unter dem 12. September 1850 ſtehende Notiz bleiben: „Von Cato den Druck der Wiener Änderung bekommen und 20 Exemplare von Erbförſter ſamt Änderung an Sturm und Koppe geſandt.“ Handelt es ſich dabei um den Neudruck einzelner Partien des Dramas, die in die weiteren zum Verſand beſtimmten Exemplare eingefügt werden ſollten?

---

*) Vergl. Heinr. Laube, Das Burgtheater, Leipzig 1868, S. 165 ff. und Ludwigs Hauskalender, 17. April 1850: „Brief aus Wien. Erſten Abend bedeutenden Erfolg, am zweiten ſchwacher Beſuch.“

Unmittelbar an die Wiener Aufführung ſchloß ſich diejenige in Weimar an. Auf die Überſendung des Bühnenmanuſkriptes hin (vgl. den Brief Ludwigs an den Intendanten von Ziegeſar, 8. März 1850) wünſchte die Weimariſche Intendanz die Vornahme einiger Kürzungen (vgl. Ludwigs Hauskalender, 13. März 1850), woraufhin das Stück zur Aufführung angenommen wurde (Hauskalender, 18. März). Gleichwohl ſandte Ludwig einen Monat ſpäter nach der Mitteilung der bevorſtehenden Aufführung (Hauskalender 18. April) „die Wiener Änderung nach Weimar“, wozu wohl hauptſächlich die an den unmittelbar vorhergehenden Tagen erhaltenen Nachrichten von dem Wiener Erfolg den Anlaß gaben. Die Erſtaufführung, bei der Genaſt den Erbförſter ſpielte, fand am 5. Mai ſtatt und ſcheint einem aus Weimar eingetroffenen Glückwunſchſchreiben wie dem die Erwartung übertreffenden Honorar nach (Hauskalender, 9. und 21. Mai) erfolgreich geweſen zu ſein. In der folgenden Zeit reihte ſich dann noch eine größere Zahl weiterer Theater in Deutſchland und Öſterreich mit Aufführungen des „Erbförſters“ an. Eine Durchſicht der drei Jahrgänge 1850—1852 des „Almanachs für Freunde der Schauſpielkunſt“ ergibt*), daß 1850 außer an den drei erwähnten

---

*) Dabei iſt allerdings zu berückſichtigen, daß die Jahrgänge des Almanachs neben den Perſonalnachrichten das Repertoir der Novitäten gewöhnlich nur bei größeren Theatern verzeichnen, ſo daß mit der Möglichkeit zu rechnen iſt, daß außer den genannten Theatern eine Reihe kleinerer Bühnen Aufführungen brachte, wie in der Tat ein im Dresdener Stadtmuſeum erhaltener Theaterzettel eine ſolche in Meißen a. E. verbürgt. Etwas abweichend von der aus dieſer ſekundären Quelle entnommenen Liſte ſtellt Ludwig ſelbſt an einer Stelle des Hauskalenders folgende Aufführungen zuſammen: für 1850 Dresden, Wien, Weimar, München, Karlsruhe, Tilſit, Königsberg, Stuttgart, Chemnitz, Graz (vgl. auch Hauskalender 13. Dez.), Halle, zu denen in den folgenden drei Jahren noch kommen: Ulm, Breslau, Meiningen, Meißen, Hildburghauſen, Schwerin, Leipzig, Innsbruck, Prag, Bremen.

Hofbühnen das Drama in Stuttgart*), München, Karlsruhe, Königsberg, Stettin, Glogau, Graz und Preßburg aufgeführt wurde, wozu 1851 Meiningen und Ofen, 1852 Breslau, Ingolſtadt und Temesvar kamen. Berlin folgte erſt 1853 nach**). Auch ſonſt erhielt Ludwig manches Zeichen dafür, daß ihn ſein Erſtlingsdrama weithin bekannt gemacht hatte. Die literariſche Montagsgeſellſchaft in Dresden ehrte ihn, ohne daß ein Antrag von ſeiner Seite vorlag, durch einſtimmige Aufnahme. Ein Halliſcher Student ſandte, zugleich dem Urteil ſeines Freundes, des ſpäteren Dichters Julius Groſſe, Ausdruck gebend, einen begeiſterten Brief über das Drama an Eduard Devrient (vgl. deſſen Tagebuch, 26. und 29. November 1850 und Ludwig an Emilie Winkler, 27. November 1850). Ludwigs Dresdener Freund, der Dramatiker Moritz Heydrich, veranſtaltete „mit großem Beifall“ eine Vorleſung des „Erbförſters“ in Leipzig (vgl. Otto Ludwig an Moritz Heydrich, 9. Januar und 21. Februar 1851). Der Dresdener Maler Ohme betitelte eines ſeiner Bilder nach einer Szene in dieſem Drama „Der Heimliche Grund“. Vor allem aber erfreute den Dichter eine von fünfzehn Namen unterzeichnete Adreſſe ſeiner Eisfelder Mitbürger, die mit Stolz in dem Verfaſſer des „Erbförſters“ einen der Ihrigen ſahen.

Nachdem bisher von Ludwigs dramatiſcher Produktion nur das kurze Vorſpiel „Die Torgauer Heide“ im Druck erſchienen war und der „Erbförſter“ lediglich als Bühnenmanuſkript eine beſchränkte Verbreitung gefunden hatte, wandte ſich Ludwig hinſichtlich des Vertriebes in Buchform, Anfang Juli 1850, an die Verlagsfirma von J. J. Weber in Leipzig, die ſich in einem Schreiben vom 4. Juli nicht nur zum Verlag des „Erbförſters“, ſondern auch aller weiteren dramatiſchen Werke des Dichters bereit erklärte (vgl. Hauskalender,

---

*) Vgl. den begeiſterten Brief des Schauſpielers Grunert an Ludwig vom 3. Okt. 1850 und Ludwigs Hauskalender, 2. Okt. 1850.

**) Königſtädtiſches Theater, wo Genaſt als Erbförſter gaſtierte (vgl. Genaſts Brief an Ludwig vom 10. Juni 1853 im Dresdener Stadtmuſeum und die Rezenſion in der Nationalzeitung vom 27. Juli 1853.

4. Juli 1850). Doch ſchien es Ludwig ſchließlich ratſamer, das Drama gleich gemeinſam mit den „Makkabäern", deren baldigen Abſchluß er erhoffte, erſcheinen zu laſſen (vgl. Ludwig an Ambrunn, 15. April 1851). Die Bitte Auerbachs, den „Erbförſter" „ganz für ein Taſchenbuch oder ſtückweiſe für ein Journal" herzugeben, lehnte er deshalb ab (vgl. Ludwig an Moritz Heydrich, 3. Februar 1851), ebenſo ein Verlagsanerbieten des Meißner Verlegers Gädſche (vgl. Hauskalender, 3. April 1851). Nachdem ſich der Abſchluß des Makkabäerdramas wider Erwarten bis 1853 hingezogen hatte, erſchien erſt in dieſem Jahre, gemeinſam mit dem neuen Drama, der „Erbförſter" in Buchform bei J. J. Weber in Leipzig, als erſter Band von „Otto Ludwigs Dramatiſchen Werken", mit einer tiefempfundenen Widmung an Eduard Devrient, die dankbar der „ſo vielen ſchönen Stunden voll Aufmunterung und Belehrung" gedenkt (vgl. S. 189,19 – 30). Und noch ein letztes Mal erfuhr die textliche Geſtaltung des Dramas für dieſen Zweck einige Änderungen. Abgeſehen von einer Reihe ſtiliſtiſcher Beſſerungen und kleineren Zuſätzen, die zum Teil im Bühnenmanuſkript ausgelaſſene Stellen im Sinne der Handſchrift wiedereinſetzten, zeigt der Neudruck an zwei Stellen auch tiefergreifende Wandlungen. Zunächſt erhielt der Schluß des dritten Aufzuges, der ſeit der für Wien ſich notwendig machenden Einrichtung zu den wunden Punkten des Dramas gehörte, nochmals eine etwas veränderte Faſſung, indem im achten Auftritt dieſes Aufzugs Stein nicht wie bisher ſchon von dem Anſchlag des Buchjägers auf den Förſtersſohn Andres Kenntnis hat, ſondern erſt von dem Paſtor darüber aufgeklärt wird. Vor allem aber gab Ludwig dem Drama eine andere Schlußwendung. Noch im Bühnenmanuſkript geht der Erbförſter im Gefühl ſeines Unrechtes am Ende erhobenen Hauptes in die Gerichte, um damit im Sinne der Grundidee des Stückes den Sieg der objektiven Gerechtigkeit über ſubjektiven Rechtsſinn zu erweiſen. Erſt in der Buchausgabe ließ Ludwig, man muß ſagen leider, dafür den Selbſtmord des Erbförſters treten, der für eine äußerliche Auffaſſung zwar mehr das Gefühl der Sühne bietet, dafür aber dem Grundgedanken des Dra-

mas weniger entſpricht. Da die Aufführungen das Hauptintereſſe am „Erbförſter“ ſchon erſchöpft hatten, ſcheint die Buchausgabe ohne größeres Aufſehen vorübergegangen zu ſein. Nur Hermann Marggraf kam in den von ihm eben zur Redaktion übernommenen „Blättern für literariſche Unterhaltung“ (9. März 1854) eingehender, aber durchaus nicht mit rückhaltloſer Zuſtimmung darauf zu ſprechen.

Den zahlreichen fremden Urteilen gegenüber, die ſeit dem Erſcheinen des „Erbförſters“ laut geworden waren, iſt es von Intereſſe, Ludwigs eigene Stellung zu ſeinem Drama aus der Zeit unmittelbar nach den erſten Ausführungen zu erfahren. Am intereſſanteſten ſind in dieſer Hinſicht einige Skizzen (*Hs*), die er in einem Entwurfsheft unter der Überſchrift „Über den Erbförſter zu einer etwaigen Umarbeitung“ niederſchrieb und die vermutlich noch in das Frühjahr 1850 fallen. Die dabei erhobene Frage, die der Dichter an ſich ſelbſt richtet: „Ließe man die Wiener Änderung?“ und das Auftauchen derſelben Schlußworte (vgl. beſ. 207,5 – 7), die in dem für Wien beſtimmten Bühnenmanuſkript ſich finden, ſprechen wenigſtens für dieſe Datierung. Beſonders iſt es das Verhalten Steins am Schluß des dritten Aufzugs, für das Ludwig in dieſen Bemerkungen eine neue Faſſung erwägt: „Der Hauptfehler liegt im dritten Akt. Der Hoffnungsſchimmer oder mehr als Hoffnungsſchimmer; die Einrichtung wegen des Gutes, dann daß der Paſtor den Ausgang ſeines Auftrages bei dem Erbförſter dem Stein ausrichtet. Der Zorn und das Abſtürzen Steins pp. müßte bleiben; die Tat des Erbförſters wird dadurch gemildert, daß wir ſehn, Stein wär' einer ähnlichen Tat fähig. Alſo müßte etwa Möller eher kommen als der Paſtor. Wenn der Paſtor käme, hätte Stein ſchon gar kein Ohr mehr für ihn; ſeine Mahnung, nicht ſchlimmer zu ſein als der Erbförſter ſelbſt, machte ihn noch wilder. Reden anhören, während vielleicht ſein Robert von den Räubern und Mördern erſchoſſen wird; denn das ſind die im Förſterhauſe, und er will nichts von Vermittlung wiſſen. Der Paſtor warnt; Steins Sichvergeſſen könne den Förſter zu noch Schlimmerem treiben. Er will ſelber noch einmal hin. Stein klagt ſeine eigene Nachgibigkeit bis hierher an, die hat ſeinen Robert in Gefahr gebracht — denn ſchon die Heirat mit ſolchen Menſchen war ein Unſinn — und nun ſoll er durch Nachgibigkeit vollends alles verderben. Paſtor folgt ihm warnend. Stein ſagt, er höre nichts, und werde Mittel anwenden, den unberufenen Warner loszuwerden, und ſtürmt fort. Im fünften Akt dagegen müßte Stein vielleicht das Geſtändnis tun: Ulrich, ich bin ebenſo ſchuldig als du, und deshalb die ganze Familie des Erbförſters für ſein erklären, ſeine Hitze anklagend. Paſtor: Hätten Sie auf mich gehört! Der Erbförſter weiſt Steins Selbſtanklage zurück.“ Die folgenden Abſchnitte brauchen nicht mehr zum Abdruck zu kommen, da ſie im weſentlichen dieſelben Gedanken, nur in breiterer Ausführung, wiederholen. Von ſolchen Erwägungen aber abgeſehen, die vorübergehend unter dem Eindruck fremder Vorſchläge ſich in ihm regten, war ſich Ludwig des von ihm vertretenen neuen Standpunktes vollauf bewußt. Er ſpricht darüber ausführlicher in einem Briefe an Schaller vom 25. März 1850, und die an den vertrauten Jugendfreund gerichteten Worte dürfen als Zeugnis perſönlichſten Glaubens gelten. Nachdem er nicht ohne Stolz ſein Drama „eine Kriegserklärung gegen die Unnatur und konventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoeſie ſowohl als Schauſpielkunſt“ genannt hat, fährt er fort: „Ich habe alle die Kunſtſtückchen, mit denen man das Publikum packt, aus deren immer neuen Zuſammenſtellungen man ſeit zwanzig Jahren — man könnte ſagen ſeit ſechzig Jahren — Schau-, Trauer- und Luſtſpiele zuſammenwürfelt, darin über Bord geworfen. Natur, Wahrheit, ſchöne (nicht zu enggenommene) Wirklichkeit ſind all meine Kunſtſtücke geweſen, die ich angewandt. Es wird zu kämpfen geben; denn alle dramatiſchen Handwerker hab' ich gegen mich, ſogar einen großen Teil des verdorbenen, verweichlichten Publikums, aber namentlich fallen mir die beſſern unter den Schauſpielern zu.“ In ähnlichem Sinne äußerte er ſich in einem Brief an Ambrunn vom 15. April 1851, daß er verſucht habe, mit dieſem Drama „die bürgerliche Tragödie von hohlem Pathos, falſcher Sentimentalität und poetiſchen und Schauſpielerkonventionen zu reinigen, alſo von Schillerianismus und Birchpfeifferei"*). Späterhin freilich, als Ludwig ſeine Einſicht in die Technik des Dramas und Romans durch eingehende theoretiſche Studien vertieft hatte, kamen ihm doch zeitweiſe manche Zweifel. Beſonders der Gedanke, ob nicht der Charakter des Erbförſters mehr zu epiſcher Darſtellung ſich geeignet habe, taucht mehrfach in den Romanſtudien auf, ja es finden ſich in dieſen vereinzelte epiſche Skizzen, die zum Teil Gedanken der älteſten Konzeption wiederaufnehmen. So wird an einer Stelle folgender Plan entwickelt: „Der Erbförſter gab einen Roman, aber nicht tragiſch gehalten... Vielleicht beſteht der Zwieſpalt ſchon; einer aus der Stadt kommt auf den Wald, als neuer Pfarrer oder ſo; er will vielleicht den Zwiſt gutmachen, der aber durch irgendeinen Vorfall eher bösartig wird oder zu werden ſcheint, in Wahrheit aber zu gutem Ende gebracht wird, da die Mißverſtändniſſe ſich löſen. Die Verlobung, wie ſie im Drama, machte das Ende. Vielleicht auch kommt der Fremde eben verirrt zur Verlobung, die aus dem Leime geht. Vielleicht die Unruhen von 1848. Ein Hauſe will die Fabrik zerſtören; der alte Förſter auf dem Racheweg kommt dazu; ſeine Bravheit, mit der er dieſem Werke entgegentritt, rettet ihn; denn zunächſt kommt er zu ſich, dann vergißt er das eigene Anliegen in demſelben Rechtsſinne, der überhaupt ihn zu dem wahnſinnigen Tun ſpornt." Unmittelbar darauf äußert er jedoch ſelbſt wieder Bedenken gegen eine ſolche epiſche Bearbeitung, indem er fortfährt: „Die Hauptſchwierigkeit im Romane liegt für mich noch in der Anlage, im Arrangement der Gruppe, in der Grunderfindung. So könnte z. B. gleich Vorſtehendes nicht gut angehen. Es müßte der alte Erbförſter der Held ſein oder aber eine bloße Hülfsfigur. Entweder wenn an ihn die Entwicklung ſich knüpfen ſoll, muß ſeine Geſchichte eben der Roman ſein. Aber zu einem Romanhelden iſt er zu unternehmend, zu pathetiſch, als daß das Buch epiſche Haltung gewinnen könnte. Oder er müßte mit ſeiner Geſchichte ein deus ex machina werden für eine andere, für die Hauptgeſchichte, dann kann die Entwicklung ſich nicht gut an ihn knüpfen, d. h. ſeine Geſchichte und ſeine Geſtalt können nicht den Faden geben für das Ganze; ſoll er den Faden geben, ſo darf er bloß Helfer der Hauptgeſchichte ſein.“ Es mag dabei dahingeſtellt bleiben, wieweit ſolche Erwägungen eigenen Intentionen des Dichters entſprachen; fehlt es doch nicht an Zeugniſſen darüber, daß man auch von buchhändleriſcher Seite ihm den Gedanken einer epiſchen Geſtaltung des Erbförſterſtoffes nahelegte. So findet ſich in einem Briefe Ludwigs vom 24. Januar 1856 an einen unbekannten Empfänger der Paſſus: „Sollte mir kein ähnlicher Stoff einfallen, würde ich dann Ihrem ausgeſprochenen Wunſche einer epiſchen Behandlung des ‚Erbförſters‘ entſprechen“; ebenſo geht aus einer Stelle in den Romanſtudien hervor, daß der Leipziger Verleger Wigand eine ähnliche Anfrage an ihn gerichtet hatte.

---

*) Vgl. auch die Außerungen in den Briefen Ludwigs an Julian Schmidt vom 3. und 12. Juli 1857 (Stern VI, 395 und 401 ff.), die, freilich mit einiger Selbſttäuſchung über die Entſtehungsgeſchichte, die Tendenz des Dramas betonen.

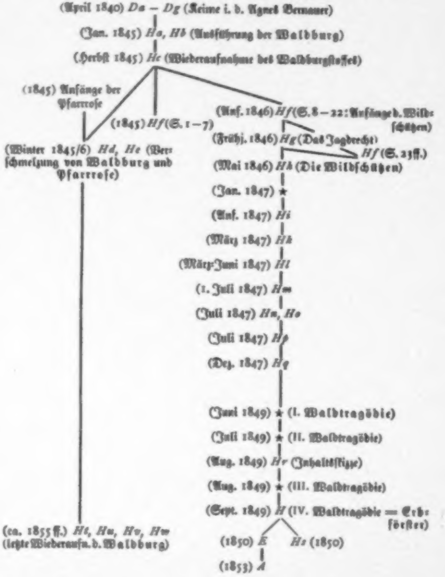
In ungefähr dieſelbe Zeit, um die Mitte der fünfziger Jahre, wo Ludwigs epiſches Intereſſe beſonders rege war, fiel auch die Wiederaufnahme des Waldburgſtoffes, den er ein Jahrzehnt früher beiſeite gelegt hatte. Wie damals beſchäftigte er ihn auch jetzt wieder in jener Verbindung mit der früheſten Faſſung der „Pfarroſe“. In dramatiſcher, dann aber vor allem in epiſcher Form ſuchte er den alten Stoff zu bewältigen, ohne aber daß er damit zu einer ihn völlig befriedigenden Faſſung oder gar zur Ausführung gekommen wäre. Die einzelnen Entwürfe aus dieſer ſpäteren Zeit (vgl. *Ht – Hw*, vgl. S. 393,8 – 405,17) entwerfen ein düſteres Familienbild, das inhaltlich im ganzen jenen früheren Plänen aus der Mitte der vierziger Jahre entſpricht, wenn auch, beſonders für die epiſche Geſtaltung, unter dem Einfluß von Scott und Dickens bereits das Detail in reicherer Fülle erwogen wird.

Ich hätte dieſen, vorwiegend aus handſchriftlichem Material bearbeiteten Band nicht zu ſeiner gegenwärtigen Vollſtändigkeit bringen können, wenn mir nicht von einigen Seiten in dankenswerter Weiſe ungedruckte Hilfsmittel zur Verfügung geſtellt worden wären. Nächſt der Intendanz der Königlichen Hoftheater in Dresden, die die neuentdeckte Originalhandſchrift des „Erbförſters“ bereitwilligſt zur Benutzung überließ, gilt mein beſonderer Dank Herrn Profeſſor Hans Devrient in Weimar, der eine wiederholte Durchſicht der Tagebücher Eduard Devrients freundlichſt geſtattete, desgleichen Herrn Emil Herold aus Neuſtadt bei Coburg, der mir durch liebenswürdige Überlaſſung der in ſeinem Beſitz befindlichen Abſchriften ungedruckter Devrientbriefe äußerſt wertvolle Aufſchlüſſe über einzelne Entwicklungsſtufen des Dramas ermöglichte, ſowie Herrn Pfarrer Heydrich in Krögis bei Meißen, der die Briefe ſeines Vaters Moritz Heydrich mit gewohntem Entgegenkommen beiſteuerte. Nicht zum wenigſten aber gilt mein herzlicher Dank meiner Frau, der ſtillen Mitarbeiterin der Ausgabe, die mir beſonders bei dieſem Bande durch die zeitraubenden und mühevollen Abſchriften wertvollſte Dienſte leiſtete.

Leipzig, den 22. März 1914. Paul Merker.

Ueberblick über die Entwicklungsgeſchichte des „Erbförſters“

(Vgl. dazu S. 208—217 und die Einleitung. Die nicht erhaltenen und nur erſchließbaren Handſchriften werden mit * bezeichnet.)


(April 1840) Da — Dg (Keime i. d. Agnes Bernauer)
(Jan. 1845) Ha, Hb (Ausführung der Waldburg)
(Herbſt 1845) Hc (Wiederaufnahme des Waldburgſtoffes)
(1845) Anfänge der Pfarrroſe
(1845) Hf (S. 1—7)
(Anf. 1846) Hf (S. 8—22: Anfänge d. Wildſchützen)
(Frühj. 1846) Hg (Das Jagdrecht)
Hf (S. 23ff.)
(Winter 1845/6) Hd, He (Verſchmelzung von Waldburg und Pfarrroſe)
(Mai 1846) Hh (Die Wildſchützen)
(Jan. 1847) *
(Anf. 1847) Hi
(März 1847) Hk
(März-Juni 1847) Hl
(1. Juli 1847) Hm
(Juli 1847) Hn, Ho
(Juli 1847) Hp
(Dez. 1847) Hq
(Juni 1849) * (I. Waldtragödie)
(Juli 1849) * (II. Waldtragödie)
(Aug. 1849) Hr (Inhaltsſkizze)
(Aug. 1849) * (III. Waldtragödie)
(Sept. 1849) H (IV. Waldtragödie = Erbförſter)
(ca. 1855ff.) Ht, Hu, Hv, Hw (letzte Wiederaufn. d. Waldburg)
(1850) E
Hs (1850)
(1853) A

41. Vorſtellung im ſechſten Abonnement.

Königliches Hoftheater.

Montag, den 4. März 1850.

Zum erſten Male:

Der Erbförſter.

Trauerſpiel in 5 Akten, von Otto Ludwig.

Perſonen:

Stein, ein reicher Fabrikherr und Gutsbeſitzer.	Herr Porth.
Robert, ſein Sohn.	Herr Liedcke.
Chriſtian Ulrich, Förſter der Güter Stein's, genannt der Erbförſter.	Herr Eduard Devrient.
Sophie, ſeine Frau.	Fräul. Berg.
Andres, Forſtgehülfe bei Ulrich, } ihre Kinder.	Herr Kramer.
Marie, } ihre Kinder.	Frau Bayer-Bürck.
Wilhelm, } ihre Kinder.	Herr Helm.
Wilkens, der Förſterin Oheim, ein reicher Bauer.	Herr Dittmarſch.
Der Paſtor von Waldenrode.	Herr Gerſtorfer.
Möller, Stein's Buchhalter.	Herr Meißner.
Jäger Gottfried, genannt der Weißjäger.	Herr Koch.
Weiler, Ulrich's Holzhüter.	Herr Quanter.
Der Wirth von der Bergſchenke.	Herr Böhme.
Frei, } Wilddiebe.	Herr Räder.
Lindenſchmied, } Wilddiebe.	Herr Wilhelmi.
Katharina.	Fräul. Wächter.
Baſtian, Stein's Diener.	Herr Simon.
Zwei Jäger.	

Das Stück ſpielt abwechſelnd im Jägerhaus von Düſterwalde und auf Stein's Schloß in Waldenrode, einmal im letzten Akt in der Bergſchenke, und im herrſchaftlichen Forſte.

Krank: Fräul. Michalesi. Frau Wächter. Unpäßlich: Frau Pecci-Ambrogio.

Dienſtag, den 5. März: Doctor Robin. Luſtſpiel in einem Akt. Hierauf: Giſella, oder: Die Willis. Großes phantaſtiſches Ballet in 2 Akten. Giſella, — Fräulein **Lucile Grahn**, erſte Solo-Tänzerin der Königl. Italieniſchen Oper in London, als letzte Gaſtrolle.

Einlaß-Preiſe.

Ein Billet in die Logen des erſten Ranges und das Amphitheater	1 Thlr.	— Ngr.
„ „ „ „ Fremden-Logen des zweiten Ranges Nr. 14 und 29	—	25	„
„ „ „ „ übrigen Logen des zweiten Ranges	—	20	„
„ „ „ „ Sperr-Sitze der Mittel- und Seiten-Gallerie des dritten Ranges	—	12½	„
„ „ „ „ Mittel-Logen des dritten Ranges	—	10	„
„ „ „ „ Sperr-Sitze der Gallerie des vierten Ranges	—	[illegible]	„
„ „ „ „ Mittel-Gallerie des vierten Ranges	—	7½	„
„ „ „ „ Seiten-Gallerie-Logen daſelbſt	—	5	„
„ „ „ „ Sperr-Sitze im Cercle	—	20	„
„ „ „ „ Parquet-Loge Nr. 16 am Proſcenio auf der rechten Seite	1	—	„
„ „ „ „ übrigen Parquet-Logen	—	20	„
„ „ „ das Parterre	—	10	„

Die Billets ſind nur am Tage der Vorſtellung gültig, und zurückgebrachte Billets werden nur bis Mittag 12 Uhr an demſelben Tage angenommen.

Der Verkauf der Billets gegen baare Bezahlung findet in der, in dem untern Theile des Rundbaues befindlichen Expedition, auf der rechten Seite, nach der Elbe zu, früh von 9 bis Mittags 12 Uhr, und Nachmittags von 3 bis 4 Uhr ſtatt.

Einlaß um 5 Uhr. Anfang um 6 Uhr.

Ende ein Viertel auf 10 Uhr.

Der Erbförſter

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

Perſonen

Stein, ein reicher Fabrikherr und Güterbeſitzer
Robert, ſein Sohn
Chriſtian Ulrich, Förſter des Gutes Düſterwalde, genannt der Erbförſter
Sophie, ſeine Frau
Andres, Forſtgehülfe bei Ulrich }
Marie } beider Kinder
Wilhelm }
Wilkens, ein großer Bauer, der Förſterin Oheim
Der **Paſtor** von Waldenrode
Möller, Steins Buchhalter
Jäger **Gottfried**, genannt der Buchjäger
Weiler, Ulrichs Holzhüter
Der **Wirt** von der Grenzſchenke
Frei } Wilddiebe
Lindenſchmied }
Kathrine
Baſtian, Steins Diener
Zwei **Träger**

Das Stück ſpielt abwechſelnd im Jägerhaus von Düſterwalde und in Steins Schloß zu Waldenrode, einmal im dritten Aufzug in der Grenzſchenke und im Heimlichen Grunde.

Erſter Aufzug

Jägerhaus von Düſterwalde

Im Hintergrunde des Zimmers eine Flügeltür und ein Schrank, zu beiden Seiten gewöhnliche Türen. Rechts ein Fenſter; links im Hintergrunde der Ofen; weiter vorn eine Schwarzwälder Uhr; dann ein Riegel, an dem mehre Flinten, darunter zwei doppelläufige, Jagdtaſchen und dergleichen Gerät hängen, und ein Bücherbord, auf welchem Bibel und Geſangbücher liegen.

Erſter Auftritt

Man hört in der Szene Muſikanten ein Stückchen blaſen.

Weiler, langſam ſich umſehend, durch die Mitteltür; die **Förſterin** zugleich geſchäftig von links. Dann **Andres**, **Wilhelm**, zuletzt **Marie**.

Förſterin

Da ſind die Muſikanten ſchon. Wo hab' ich nur den Kellerſchlüſſel? Die Muſik muß zu trinken haben. – Der Weiler?

Weiler

Der Weiler. Wo iſt denn der Alte? Der Förſter?

Förſterin

Mein Mann? Iſt er nicht draußen?

Weiler

Von wegen mit den Holzhauern. –

Förſterin

Kann Er nicht warten?

Weiler

Warten? Behüte. Alle Hände voll zu tun.

Förſterin

So mach' Er, daß Er fortkommt.

Weiler

(ſehr ruhig Tabak in ſeine kurze Tonpfeife ſtopfend). Ja.

Förſterin

Sollt' er vielleicht ſchon mit dem Herrn Stein –

Weiler

Ja; Sand geſtreut ſchon am Dienstag. Und die Guirlanden draußen an der Tür – Heut iſt doch gar die Verlobung vom Herrn Robert Stein und der Jungfer Marie? Da wird die Freundſchaft noch erſt recht dick werden, wenn's heißt: „Der Herr Schwiegervater Stein". Und das iſt noch nicht einmal alles. Der Stein hat nun auch das Gut gekauft, worauf der Ulrich Förſter iſt. Der dicke Advokat aus der Stadt hat's geſtern richtig gemacht. Und der Stein iſt heut als Herr von Düſterwalde aus ſeinem Bett geſtiegen.

Förſterin

Hier den Tiſch –

Weiler

(indem ſie den Tiſch zuſammen tragen, auf der linken Seite). Wird's der Ulrich gut kriegen, nun ſein alter Freund ſein Herr geworden iſt und noch obendrein ſein Schwiegervater wird.

Förſterin

Weiter nach dem Ofen zu. Noch einer muß herein.

Weiler

(in ſich hineinlachend). Wahre Keſſelflicker die beiden, der Stein und der Ulrich. Alle Tag einmal Zank.

Förſterin

Warum nicht gar Zank? Scherz iſt's. (Geſchäftig hinaus, gleich darauf wieder herein.)

Weiler

(hinter ihr her geſtikulierend bis an die Tür). Scherz? Da hat ſich's. Der eine hitzig, der andre eigenſinnig. Seit ſich's um den Kauf handelt, da iſt das Durchforſten der tägliche Zankapfel. Die reichen Leute wollen doch immer auch was verſtehn, wenn's auch nichts iſt damit. Da meint der Stein, wenn er allemal die andere Reihe Bäume wegſchlüg' im Wald, da bekäm' die erſte mehr Licht und mehr Platz zum Wachſen. Kann auch ſein, daß der Buchjäger das aufgeſtöbert hat in einem alten Buch. Aber damit kommt er dem Ulrich ſchön an. Noch vorgeſtern denk' ich, ſie freſſen einander auf, daß von keinem was übrigbleibt. Der Stein: „Es wird durchforſtet !“ Der Förſter: „Es wird nicht durchforſtet!“ Der Stein: „Aber es wird durchforſtet!“ Der Förſter: „Aber es wird nicht durchforſtet!“ Der Stein: „Aber es wird durchforſtet!“ Der Förſter: „Aber es wird nicht durchforſtet!“ Der Stein auf; den Rock zu, zwei Knöpfe auf einmal, zwei Stühle über den Hauſen gerannt und — fort. Ich, denk' ich, nun wird's doch einmal aus ſein mit der Freundſchaft? Ja, proſit Mahlzeit! Das war vorgeſtern nacht, und geſtern früh — kaum war's Tag — wer da vom Schloß daher gepfiffen kommt und an des Förſters Fenſter pocht, als wär' nie nichts paſſiert — das iſt der Stein. Und wer ſchon eine Viertelſtunde gewartet hat und drin ſein „Gleich!“ unter dem weißen Schnauzbart hervorſchnarcht — das iſt der Ulrich. Und nun miteinander hinaus, mir nichts, dir nichts — in den Wald, als wär' nie nicht kein Zank geweſt. Und das fällt auch keinem Menſchen mehr auf. Nachts gezankt und früh miteinander in den Wald — als müßt's ſo ſein. Aber macht er's denn mit ſeinem Jungen anders, der Stein? mit dem Robert? Der Stein? Hat der nicht ſchon ein halbdutzendmal fortgewollt? Und hernach iſt er wieder zu gut. Konfuſe Wirtſchaft das! (Während des letztern iſt er Schritt vor Schritt vor dem Tiſch zurückgewichen, den Andres und Wilhelm hereingetragen bringen und an den bereits zur Linken ſtehenden Tiſch fügen, der in der Richtung von der Rampe nach dem Hintergrunde ſteht.)

Förſterin

Hierher. So. Und nun Stühle, Jungens. Aus der obern Stube. Der Weiler könnte wohl —

Andres und Wilhelm ab.

Weiler

(preſſiert; indem er ſich zum Gehen fertig macht). Wenn er nicht die Hände voll zu tun hätte, der Weiler! Draußen mit den Holzmachern — dann wegen des Tannenſamens und von wegen mit dem Salz —

da — ich kann nicht zu Gedanken kommen vor der Arbeit. Und der Alte — (Gebärden, Ulrichs Strenge andeutend.)

Förſterin

Na; ich will nicht ſchuld ſein, wenn Er etwas verſäumt. (Geht wieder.)

Weiler

(ganz ruhig). Ja. (Den Finger an der Naſe.) Aber ob er auch jetzt allemal der erſte ſein wird, der die Hand bietet? Der Stein? Wenn er nun des Förſters ſein Herr iſt? Ja; ich will nicht prophezein, aber — der Herr hat doch allemal recht, weil er der Herr iſt. Hm. Wenn's mal was Ernſthaftes gäbe! Hab' ohnehin mal wieder die luſtigen Geſichter ſatt.

Förſterin

(mit Andres und Wilhelm, die Stühle tragen). Sieben, acht, neun, zehn Stühle. (Zählt nochmals leiſe.) Ja.

Weiler

War auch kein übel Geſicht das, was der Buchjäger geſtern ſchnitt, Mosjeh Andres; Sie haben auch wieder was mit ihm vorgehabt.

Förſterin

Mit dem rachſüchtigen brutalen Menſchen? (Sie deckt die Tafel.)

Andres

Wer kann mit dem in Frieden leben?

Förſterin

Nun; geſchehn iſt geſchehn. Aber in acht nehmen darfſt du dich vor dem.

Weiler

Sela! Denn es iſt kein Glied an dem Kerl, woran der Kerl nicht ſchlecht wär'.

Andres

Ich fürcht' ihn nicht.

Förſterin

Du, Wilhelm, ins Gärtchen! Kaiſerkronen, Löwenmaul, Ritterſporn — nur was Großes, damit es ein Anſehn hat im Glas. — Steins werden bald kommen mit Herrn Möller, dem Buchhalter —

Weiler

Dem Hageſtolz –

Förſterin

Sieh doch, Andres, ob der Vetter Wilkens noch nicht kommt?

Andres, Wilhelm ab.

Weiler

Der Wilkens kommt auch?

Förſterin

(betonend). Der Herr Wilkens? Wird nicht ausbleiben, wenn ſeiner Muhme Tochter Verlobung hat!

Weiler

Hm, freilich. Hat Geld, der Herr Wilkens. Der größte Bauer in der Gegend. Ich war auch einmal ein Herr Weiler. Eh' mir die Gläubiger meinen Kaffeeladen zuſchloſſen. Da haben ſie den „Herrn" in die Tür geklemmt. Da ſteckt er noch. Nun iſt's „der Weiler" ſchlechtweg. „Der Weiler könnte" – „weil der Weiler doch einmal da iſt" etcetera. Manchmal, wenn mir's Vergnügen macht, ärgr' ich mich drüber. Ein eigen Vergnügen, ſich zu ärgern – aber es iſt eins. Hui, da kommt die Jungfer Braut.

Marie tritt auf; während des Folgenden wird von den Frauen die Tafel gedeckt.

Weiler

Hui! wie ein Eichhörnchen.

Förſterin

Der Weiler will dir eine Schmeichelei ſagen, Marie. Er hat ſeine aparte Art.

Weiler

Ja. Schad't nichts. Grob oder fein. Wenn das Weibſen nur merkt, daß es geſchmeichelt ſein ſoll, da iſt es ſchon zufrieden. Wie wenn die Jungen ſo'n glattes Kätzelchen ſtreichen. Sanft oder rauh, wohl oder weh, es kann ſich's nicht erwehren zu ſpinnen.

Marie

Und der Vergleich war wohl auch eine Schmeichelei?

Weiler

Wenn Sie ſpinnen müſſen, wird's ſchon geſtreichelt geweſen ſein.

Marie

(durchs Fenſter ſehend). Er kommt, Mutter.

Förſterin

Der Robert?

Weiler

Da will ich nun zu meinen Holzmachern. Sonſt ſludert der Alte! (Ab.)

Förſterin

(nachrufend). Wenn Er nicht hereinkommen kann, will ich Ihm ſein Teil aufheben. — Ein ungemütlicher Menſch! Und höflich wird er nunmehr auch nicht. Das kommt noch aus ſeiner guten Zeit her. Und deshalb ſieht's ihm auch dein Vater nach. Weil ſie alte Kameraden waren. Der Buchjäger gehörte auch dazu. Wie der ſein Vermögen vertrunken hatte, kam er an den Stein. (Die Tafel überſehend.) Hier oben der Bräutigamsvater. Daneben deiner. Dann der gute launige Herr Paſtor. Wenn der nicht wär', wär' der Robert längſt fort.

Marie

Mutter, dasmal war der Robert ſo wild, ſo ungeſtüm —

Förſterin

Ja; dasmal konnte der Paſtor und wir ihn kaum halten. (Zählt die ſchon Genannten noch einmal.) Dann hier Herr Möller. Und dort dein Herr Pate, der Herr Vetter Wilkens. Dann hier ich, dort Robert und du. Untenan endlich Andres und Wilhelm. Wie die Zeit vergeht! Wenn ich an meinen Verlobungstag denke! Da war ich nicht ſo glücklich als heut.

Marie

Mutter, ob's jedem Mädchen ſo iſt, das eine Braut werden ſoll, wie mir?

Förſterin

Hat nicht jede ſo große Urſach' froh zu ſein wie du.

Marie

Aber iſt denn das auch Fröhlichkeit, was ich fühle? Mir iſt ſo ſchwer, Mutter, ſo —

Förſterin

Freilich; wie dem Blümchen, an dem ein Tautropfen hängt. Es hängt den Kopf, und doch iſt der Tau ihm keine Laſt.

Marie

Als wär's unrecht von mir, daß ich den Vater verlaſſen will — wenn's gleich um Robert iſt.

Förſterin

Das Wort Gottes ſagt: „Das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und am Manne hangen." — Bei mir war's noch anders als bei dir. Dein Vater war ſchon ein ſchmucker Mann — nicht mehr ſo jung, aber hoch und ſtraff wie eine Tanne; ſein Bart war damals noch kohlſchwarz. Es ſah gar manche nach ihm um, die ihn gern gehabt hätte; das wußt' ich. Aber er war mir zu ernſt und ſtreng; alles nahm er ſo genau, und auf's Vergnügen hielt er gar nichts. Es war nicht leicht, ſich in ihn zu ſchicken. Brotſorgen hab' ich nicht gehabt. Und daß er mich etwa ſchlecht behandelt hätte — das müßt' ich auch lügen, wenn ſchon er barſch tut.

Marie

Und mehr hatt'ſt du nicht gehofft? Mehr nicht?

Förſterin

Wenn der liebe Gott alles erfüllen ſollte, was ſolch ein Mädchenherz hofft, das ſelber nicht weiß, was es will! Aber da kommt Robert. Wir wollen recht fröhlich ſein, damit er nicht in ſeine Gedanken fällt.

Zweiter Auftritt

Robert. Vorige.

Robert

Guten Morgen, liebe Mutter. Guten Morgen, Marie.

Förſterin

Guten Morgen, Herr Bräutigam in Hoffnung.

Robert

Wie ich mich freue, Sie ſo heiter zu ſehn. Aber du, Marie? Du biſt traurig, Marie? Und ich bin ſo froh. So überfroh! Den ganzen

Morgen ſchon bin ich im Wald. Wo die Büſche am hellſten funkelten vom Tau, da drängt' ich mich durch, daß die feuchten Zweige mir ins glühende Geſicht ſchlagen mußten; da warf ich mich ins Gras. Aber es litt mich nirgends. Mir war, als könnte mir nichts helfen, als wenn ich laut weinte. — Und du, ſonſt ſo friſch und munter wie ein Reh — du biſt traurig? heute traurig?

Förſterin

Sie freut ſich gewiß, lieber Robert, aber Sie kennen ſie ja von klein auf — wo andre laut werden, da wird ſie ſtill.

Marie

Nein, Robert; traurig bin ich gewiß nicht; mir iſt nur ſo feierlich. Den ganzen Morgen ſchon. Wo ich geh' und ſteh', als wär' ich in der Kirche. Und —

Robert

Und —

Marie

Und daß nun bald das Leben wie hinter mir abreißen ſoll, wie unter mir verſinken und ein neues angehn ſoll, ein ſo ganz neues — ſei nicht böſe, guter Robert; — das iſt mir ſo eigen, ſo ängſtlich —

Robert

Ein neues Leben? Ein ſo ganz neues Leben? Es iſt ja noch immer das alte Leben, Marie, nur ſchöner. Es iſt ja noch immer der alte liebe Baum, unter dem wir ſitzen, nur daß er blüht.

Marie

Dann, daß ich den Vater verlaſſen ſoll! — und die Mutter. Das Alte ſeh' ich vergehn, das Neue ſeh' ich nicht kommen; das Alte muß ich laſſen, und das Neue kann ich nicht erreichen —

Robert

Mußt du denn den Vater laſſen? Bleiben wir nicht alle beiſammen? Hat nicht deshalb mein Vater das Gut Düſterwalde gekauft?

Förſterin

Das iſt die Angſt, die man im Frühjahr hat, man weiß nicht woher? und nicht warum? Und im Frühjahr weiß man doch, daß es nur immer noch ſchöner werden muß, und fürchtet ſich doch. Man fürchtet ſich eben vor dem Glück. Nun ſollen ſich meine liebſten Wünſche erfüllen und — geht mir's denn anders? Kann ich mir nicht ordentlich wünſchen, es wär' ein Braten verbrannt oder es zerbräch' etwa von den feinen Tellern einer? Glück iſt wie Sonne. Ein wenig Schatten muß ſein, wenn's dem Menſchen wohl werden ſoll. Ich will nur nachſehn, ob's in der Küche nicht ein wenig dergleichen Schatten geſetzt hat. (Ab links.)

Marie

(nachdem ſie und Robert einige Augenblicke ſchweigend gegenübergeſtanden).

Fehlt dir was, Robert?

Robert

Mir? Nein. Vielleicht —

Marie

Du biſt noch auf deinen Vater böſe? Und er iſt ſo gut!

Robert

Daß er ſo gut iſt! Daß ſeine Güte faſt ſchwerer zu tragen iſt als ſeine heftigen Launen! Sein Zorn verletzt nur, ſeine Güte demütigt. Seinem Zorn ſetz' ich meinen Stolz entgegen — aber was ſeiner Güte?

Marie

Und du wollteſt fort, du böſer Robert, und uns alle verlaſſen!

Robert

Ich wollte, aber ich bin ja noch da. Oh, das war eine böſe Zeit! Ich war an allem irr, an dir, Marie, an mir ſelbſt. Aber das iſt ja nun alles vorbei. Ein wenig Schatten muß ſein, aber nur nicht zuviel. Komm, Marie. Hier im Haus iſt's ſo ſchwül. Die Muſikanten ſollen uns das fröhlichſte Stückchen aufſpielen, das ſie können. (Sie wollen ab.)

Dritter Auftritt

Der Förſter, die Förſterin hinter ihm. Vorige.

Marie

(wie ſie den Förſter ſieht, läßt ſie Robert und umſchlingt jenen).

Förſter

Daß dich — Mädel! (Sich losmachend.) Iſt das ein Sonnenblick nach einem Regentag, daß einem die Bremſen an den Kopf fliegen? Habt ihr dem Robert die Ohren voll gelamentiert, Weibsvolk? Albernes Ding da. (Schiebt Marie von ſich.) Ich hab' mit Robert zu reden. Ich hab' Sie geſucht, Herr Stein.

Robert

Herr Stein? Nicht mehr Robert und du?

Förſter

Hat alles ſeine Zeit, das Du und das Sie. Wenn das Weibsvolk weg iſt –

Förſterin

Wir machen ſchon Platz, alter Werwolf. Red' immer.

Förſter

Ja. Sowie ihr draußen ſeid.

Robert

(führt ſie). Nicht böſe, liebe Mutter.

Förſterin

Da könnte man auch nicht aufhören, böſe zu ſein.

Förſter

Macht die Tür zu; hört ihr?

Förſterin

Nu – nu –

Förſter

Wer iſt hier Herr? Element!

Vierter Auftritt

Förſter. Robert.

Förſter

(wie ſie allein ſind, wird er verlegen und geht einige Male auf und ab).

Robert

Sie wollten –

Förſter

Freilich. (Wiſcht ſich den Schweiß.) Hm. Setzen Sie ſich, Herr Stein.

Robert

Dieſe Vorbereitungen –

Förſter
(zeigt auf einen Stuhl am vordern Ende des gedeckten Tiſches).

Robert (ſetzt ſich.)

Förſter
(nimmt die Bibel vom Bord, ſetzt ſich Robert gegenüber, tut die Brille auf, ſchlägt auf, räuſpert ſich). Sprüche Salomonis, einunddreißig, zehn: „Wem ein tugendhaft Weib beſchert iſt, die iſt viel edler denn die köſtlichſten Perlen. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie tut ihm Liebes und kein Leides ſein Leben lang.“ (Kleine Pauſe, dann barſch nach dem Fenſter, indem er ſitzen bleibt.) Wilhelm, ob du dich vorſehen wirſt da draußen! Und dann weiter unten am dreißigſten. Wird er mir doch den ganzen Buchsbaum vertreten, der Element! „Lieblich und ſchön ſein iſt nichts; ein Weib, das den Herren fürchtet, ſoll man loben.“ — — Robert —

Robert
(aus Gedanken). Vater Ulrich —

Förſter
Wiederum Sirach da am ſoundſovielſten. — Herr Stein —

Robert
Schon wieder „Herr“?

Förſter
Ich muß ſchon noch einmal du ſagen. Sonſt geht mir's nicht los von der Lunge. — Robert —

Robert
Sie ſind ſo feierlich!

Förſter
Feierlich? Kann ſein. Die Sache iſt auch danach. Man iſt kein Heide. (Stellt ſich in Poſitur.) Du haſt dich alſo in Gott entſchloſſen, Robert —

Robert
Aber —

Förſter
Ja, wenn du mich ſo anſiehſt. — Du willſt heiraten, Robert?

Robert
(ſteht auf; verwundert). Aber Sie wiſſen's doch —

Förſter

Freilich. Aber eine Einleitung muß doch ſein. Setz' dich nur. Aber du mußt *mich* auch einmal ausreden laſſen. Hab' ſonſt eine geſunde Bruſt. 's iſt mir aber, wenn ich predigen will, als ſäh' ich den Paſtor im Chorrock hinter einem Haſen her. (Erleichtert.) So; jetzt hab' ich die Fährte. Es wechſelt ein Hirſch vom Lutzdorfer herüber. Hörſt du, Robert? Und nun paß auf. Hier die Gabel iſt der Hirſch. Hier da, ſiehſt du? Hier das Salzfaß, das biſt du. Und der Wind kommt vom Teller daher. Was machſt du nun, um den Hirſch zu beſchleichen? Was? (Einhelfend.) Du -- nun?

Robert

Ich muß –

Förſter

(nickend.) Mußt – (Gebärden.)

Robert

Ihm den Wind abgewinnen.

Förſter

Wind abgewinnen. Richtig. Merkſt du nun, wo ich hinaus will? Du mußt ihm den Wind abgewinnen. Das iſt's. Siehſt du, deshalb mußt' ich mit dir reden. (Feierlich.) Du mußt dem Hirſch den Wind abgewinnen. (Steht auf.) Und nun — mach' ſie glücklich, Robert, meine Marie. (Will gehn.)

Robert

Aber was hat das mit Marien zu ſchaffen?

Förſter

Ja, du haſt mich *noch* nicht verſtanden? Siehſt du? Der Hirſch darf's nicht merken, daß dir's um ihn zu tun iſt, und die Frau noch weniger. Du machſt zuviel Sachen mit den Weibern. Kinder dürfen nicht wiſſen, wie lieb man ſie hat, beileibe nicht; aber Weiber noch weniger. Sie ſind auch nichts als erwachſene Kinder, nur pfiffiger. Und die Kinder ſind ſchon pfiffig genug. Setz' dich, Robert. Ich muß dir doch was erzählen. (Sie ſitzen am Rande des Tiſches, dem Publikum zugewendet.) Wie meine Marie vier Jahr alt war, nicht höher als ſo –

komm' ich einmal ſpäter am Tag nach Haus als gewöhnlich. „Wo iſt die Marie?“ frag' ich. Eins ſagt: „In der Kammer“, das andere: „Vor dem Haus. Sie wird ja kommen.“ Aber proſt die Mahlzeit; es wird Abend, es wird Nacht und – keine Marie da. Ich geh' hinaus. Im Garten, im Grenzbuſch, an den Klippen im Heimlichen Grund, im ganzen Forſt – keine Marie. Meine Frau ſucht indeſſen bei euch, dann im Dorfe Haus für Haus. Wen ſie nicht ſind't, das iſt die Marie. Soll ſie jemand geſtohlen haben? Ei, ſie war ein Wachspüppchen von einem Kind, die Marie. Ich komm' in kein Bette die ganze Nacht; die Marie war ſchon damals mein ganzes Leben. Den andern Morgen biet' ich das ganze Dorf auf. Da fehlt keiner. Sie waren alle vernarrt in die Marie. Ich will doch wenigſtens die Leiche begraben. Im Heimlichen Grund, weißt du? das Tannendickicht – unter den Klippen am Lautenſteg, wo der alte Felsweg drüben hingeht überm Bach – daneben die Weiden. Dasmal kriech' ich das ganze Dickicht aus. In der Mitte iſt der kleine Wieſenraum; da ſeh' ich endlich was Rotes und Weißes. Gott und Herr! und ſie iſt's – und nicht etwa tot oder krank, nein, friſch und lebendig im grünen Gras drin und hat ſich rote Bäckchen geſchlafen wie die Feuerblumen. Robert! – Aber (Er ſieht ſich um; leiſer) ſie wird's doch nicht etwa hören? (Er rückt näher an Robert; wenn er ſich einmal vergißt, ſpricht er dann deſto leiſer.) Ich ſage: „Biſt du's denn?“ „Freilich“, ſagt ſie und wiſcht ſich die Augen, daß ſie funkeln. „Und lebſt?“ ſag' ich, „und biſt nicht geſtorben?“ ſag' ich, „vor Hunger und vor Angſt?“ ſag' ich. „Einen halben Tag und eine ganze Nacht im Wald allein, im dickſten Wald? Komm“, ſag' ich, „daß die Mutter ſich unterdes nicht totängſtigt,“ ſag' ich. Sagt ſie: „Wart' noch, Vater.“ „Aber warum und worauf?“ „Bis das Kind wieder kommt,“ ſagt ſie. „Und nimm's auch mit; bitte Vater; das iſt dir ein liebes Kind.“ „Aber was denn um alle Welt für eins?“ frag' ich. „Das zu mir gekommen iſt,“ ſagt ſie, „wie ich vorhin von euch fortgelaufen war um den gelben Schmetterling, und nun auf einmal ſo allein war im Wald und weinen wollte und nach euch ſchrein, und mir Beeren geſucht hat und ſo ſchön mit mir geſpielt hat.“ „Vorhin?“ ſag' ich. „Iſt's denn nicht einmal Nacht geworden unterdeſſen?“ ſag' ich. Das wollte ſie nicht glauben. Wir ſuchten das Kind und — fanden's natürlich nicht. Die Menſchen glauben an nichts mehr; aber ich weiß, was ich weiß. Verſtehſt du, Robert? Sag' nichts. Ich dächte, ich hätt' es verſchändet, wenn ich's auf die Zunge nähm'. Da, drück' mir ſtillſchweigend die Hand. Gut, Robert. — Daß ſie nicht hört, was wir von ihr reden. (Geht leiſe nach der Tür; ſieht nach.)

Marie

(draußen). Willſt du was, Vater?

Förſter

(lacht dem Robert heimlich zu, dann barſch). Nichts! Und komm mir nicht etwa herein, eh' ich — (Kommt wieder; halbleiſe). Siehſt du, ſo mußt du's machen. Du machſt viel zu viel Sachen mit dem Mädel da. Sie iſt (Noch leiſer.) ein Mädel, auf das jeder Vater ſtolz ſein könnte, und ich denk', ſie ſoll eine Frau werden nach dem Herzen Gottes. Ich hab' eine; ſiehſt du, dir ſag' ich's, weil ich weiß, daß du's ihr nicht wieder ſagſt; denn ſie darf nichts davon wiſſen, ſonſt wär' alle Arbeit umſonſt. Und Arbeit hat mich's gekoſtet, bis ich ſie ſo weit gebracht hab'; Arbeit, ſag' ich dir. — Daß du mir mein Mädel nicht verdirbſt, an das ich ſoviel Müh' gewandt hab', ſie richtig zu erziehn.

Robert

Sie können denken — aber ich verſtehe Sie gar nicht.

Förſter

Das iſt's ja eben. Mit Fleiß tuſt du's nicht. Aber tauſend Element! mach' mir nicht ſoviel Sachen mit dem Mädel, hörſt du? Wenn du ſo fortmachſt, hat ſie dich in vier Wochen im Sack. Die Weiber wollen immer Herr ſein; darauf geht ihr ganzes Dichten und Trachten, ohne daß ſie's ſelber denken. Und wenn ſie's ſind, dann ſind ſie doch unglücklich. Weiß ich mehr als ein Beiſpiel davon. Ich ſeh' nur zur Tür hinein, und da weiß ich ſchon, was der Mann wert iſt. Ich ſeh' nur das Vieh an. Iſt die Katze oder der Hund nicht gezogen, ſo ſind's die Kinder auch nicht und die Frau noch weniger. Was? Meine Frau kennt mich noch immer nicht, was das da (Zeigt aufs Herz.) betrifft. Und hätt' ſie mir das einmal abgelurt — dann heidi, Autorität! Die Frau kann ein Engel ſein; der Mann aber muß tun wie ein Bär. Und abſonderlich ein Jäger. Das gehört dazu wie der Schnauzbart und der grüne Rock.

Robert

Aber ſollte denn —

Förſter

(eifrig). Nein, Robert. Ein für allemal nicht; da iſt kein Ausweg. Entweder er zieht ſie ſich oder ſie zieht ſich ihn. — Zum Beiſpiel, wie man's da machen muß, nur *ein* Exempel. Meine Frau kann keinen Menſchen leiden ſehn — da kommt denn das Elend haufenweiſe, und ich möchte wiſſen, was draus werden ſollte, wenn ich ſie noch ins Geſicht loben wollte darum. Da brumm' ich denn und fluch' eins wie ein Landsknecht, aber dabei mach' ich ganz ſachte Platz, daß ſie freie Hände kriegt. Und merk' ich nun, ſie iſt fertig, da komm' ich wieder wie von ungefähr gebrummt und gewettert. Da heißt's: „Der Erbförſter iſt ſchlimmer auf die Armut wie der Teufel, aber ſeine Frau und ſein Mädel, das ſind Engel vom Himmel." Und das ſagen ſie, daß ich's hören ſoll. Und ich hör's auch; aber ich tu' nicht dergleichen und lach' mir inwendig eins, und äußerlich tu' ich noch um eins ſo barſch. — Es ſcheint, draußen kommen die Gäſte ſchon. Robert, meine Frau und mein Mädel, meine Marie — wenn ich einmal — du verſtehſt mich Robert. Gib mir die Hand. Gott ſieht uns. (Wiſcht ſich über das Auge.) Himmelelement! — Daß du den Weibern nichts merken läßt — und regierſt ſie, wie's ſein muß — (Er wendet ſich um, ſeine Weichheit zu verbergen, mit Gebärden ſeinen Zorn ausdrückend, daß er ſie nicht bezwingen kann. In der Tür trifft er auf:)

Fünfter Auftritt

Stein. Möller. Wilkens. Marie. Förſterin. Vorige.

(Begrüßungen mit dem Förſter.)

Stein

Wohin ſo raſch, Alter? Habt Ihr ſchon Händel mit dem da?

Förſter

Ja; ich hab' ihm die Leviten geleſen, dem jungen Herrn, von wegen mit dem Weibsvolk da.

Stein

Hochverrat gegen die Majeſtät des Pantoffels? Und das dulden Sie, Frau Schwiegermutter?

Förſterin

Ein bißchen mehr, ein bißchen weniger – wo man ſich einmal auf ſoviel hat einrichten müſſen!

Förſter

Und da ſag' einer, die Frau da wär' nicht geſcheit genug, einen unter den Pantoffel zu bringen. Aber gib uns Karten. Ich hab' dem Stein da Revanche verſprechen müſſen auf heut vor dem Frühſtück noch –

Stein

Und die muß ich haben. (Der Förſter und Stein ſitzen einander gegenüber rechts und ſpielen Karte.)

Förſterin

(ſieht einen Augenblick zu; dann zu Robert, indem ſie geſchäftig abgeht). Wenn ſie nur heut nicht etwa wieder auf das Durchforſten kommen!

Möller

(links zu Wilkens tretend; indem er auf Marie zeigt, die eben mit der ab- und zugehenden Mutter und Robert ſpricht). Das nenn' ich eine ſchmucke Braut.

Wilkens

Und auch kein Bettelkind, Herr Buchhalter.

Möller

(galant). Wer weiß nicht, daß Herr Wilkens ihrer Mutter Oheim iſt?

Wilkens

(geſchmeichelt). Hm.

Möller

Und Herr Wilkens braucht ſich, mein' ich, des Hauſes Stein und Sohn nicht zu ſchämen.

Wilkens

(ruhig). Bewahre.

Möller

(wird ganz Feuer). Herr, die Firma Stein und Sohn! Ich diene der Firma zwanzig Jahr'. Das iſt meine Ehre und mein Stolz. Die Firma iſt mein Weib und Kind!

Wilkens

Ei ja.

Möller

Die erſten Häuſer in Deutſchland würden ſich's für eine Ehre rechnen, ſich mit Stein und Sohn zu verſchwägern.

Wilkens

Glaub's ſchon. (Wendet ſich zum Brautpaar.)

Möller

(grimmig für ſich). Und der Kerl tut noch ſo bauernſtolz, als müßte ſich Stein und Sohn auf ſein Jägergänschen da noch was Rechtes einbilden. Seine fünfundvierzig gehn in drei Teile, und das erſt nach ſeinem Tod. Die einzige Tochter von Löhlein und Kompagnie mit ihren achtzig! Das war ein ander Kapital ins Geſchäft; und flüſſig von heut ab. Die Mißheirat iſt unverzeihlich. Was hilft's? Man muß — (Draußen ertönt ein Dreher.) den Ärger vertanzen. Kann ich die Ehre haben, Frau Förſterin, im Grünen? (Mit alter Junggeſellengrazie.)

Stein

Ob ich einmal Karten bekomme!

Förſterin

Soviel haben wir wohl noch Zeit.

Wilkens

Der Wilkens läßt ſich auch noch nicht wegwerfen; (In der Taſche kramend.) der Wilkens muß auch noch einmal ſeinen Taler auflegen für die Muſikanten. Es wird wohl erlaubt ſein, Herr Bräutigam?

(Möller führt die Förſterin, Wilkens Marien hinaus. Robert folgt.)

Sechſter Auftritt

Stein. Förſter.

Stein

(wirft die Karten hin). Hab' ich denn *einen* Trumpf?

Förſter

(meldend). Zwanzig in Grün.

Stein

(nimmt ſeine Karten wieder auf; ungeduldig). Warum nicht vierzig? Da über dem Grün fällt mir ein — Haſt du's überlegt nun, das mit dem Durchforſten?

Förſter

Der Kerl iſt ein — (Sie ſpielen fortwährend.)

Stein

Welcher Kerl?

Förſter

Der das ausgeheckt hat.

Stein

Ich?

Förſter

Dein Buchjäger da —

Stein

(wird immer hitziger; betonend). *Mein* Buchjäger?

Förſter

(immer ruhiger und leichter). Na, meinetwegen *meiner*.

Stein

Was du immer mit dem haſt?!

Förſter

So laß ihn weg.

Stein

Als wenn ich — du — bei jeder Gelegenheit bringſt du den. Du kannſt nicht von ihm loskommen. Wie Teig hängt er dir in den Zähnen.

Förſter

(ſehr ruhig). Wie zum Exempel jetzt.

Stein

Du haſt's einmal darauf abgeſehn, mich zu ärgern.

Förſter

Dummes Zeug; dir iſt's nur ums Krakeelen

Stein

Mir? — Aber was ſtichſt du da gleich, wenn ich mich verwerfe?

Förſter

Verworfen iſt verſpielt.

Stein

(wirft ſeine Karten hin). Nun; da haſt du die ganze Geſchichte! (Springt auf.)

Förſter

Ich gebe. (Miſcht ganz ruhig und gibt.)

Stein

(der Schritte gemacht). Ich ſpiele nicht mehr mit dir.

Förſter

(ohne ſich ſtören zu laſſen). Aber das Geben iſt an mir.

Stein

(ſetzt ſich wieder). Alter Eigenſinn!

Förſter

Gleich oben hinaus.

Stein

(nimmt ſeine Karten; noch heftig). Nicht nachgegeben! Und wenn ſein Unrecht klar iſt wie der Tag.

Siebenter Auftritt

Möller, der die **Förſterin** geführt bringt. **Wilkens**. Der Walzer draußen zu Ende. Die **Vorigen**.

Förſterin

Aber nun dächt' ich —

Förſter

Noch einmal herum.

Förſterin

Fertig wär' alles —

Förſter

Der Paſtor —

Förſterin

Mit dem Frühſtück ſollten wir nicht auf ihn warten, hat er ſagen laſſen. Aber Punkt elf käm' er zur Verlobung.

Förſter

So ſetzt euch und eßt.

Stein

Bitte — laſſen Sie ſich nicht abhalten.

Förſter

Ob wir hier ſitzen oder dort. – Jetzt einmal vierzig in Grün! (Immer im Spielen.)

Stein

In Gottes Namen.

Förſter

(ſiegreich). Fällt dir der Buchjäger nicht wieder ein? Und das Durchforſten? – Das wäre –

Stein

(hält an ſich). Nun ſiehſt du doch –

Förſter

(immer raſcher). Daß der Kerl ein Eſel iſt. Der Ober iſt ein Freimann.

Stein

Ich denke daran, daß wir nicht allein ſind.

Förſter

(etwas vom Spiel erhitzt). Und Trumpf – Und Trumpf! – Durchforſten!

Stein

Es iſt genug, ſag' ich. Der Einfall war mein.

Förſter

Und Trumpf!

Stein

Und wenn ich – (Er bezwingt ſich.)

Förſter

(ſiegreich). Ja und was denn? (Macht die Karten zuſammen.)

Stein

(äußerſte Gewalt ſich antuend, nicht loszubrechen). Und wenn ich's haben wollte – und wenn ich drauf beſtünde – ſo –

Förſter

Blieb's, wie es iſt.

Stein

So würde durchforſtet.

Förſter

Nichts würde.

Stein

Das wollen wir doch ſehn. Und nun wird durchforſtet.

Förſter

Nichts wird.

Stein

Herr Förſter!

Förſter

(lachend). Herr Stein!

Stein

Es iſt gut. Es iſt gut.

Förſter

(mit Seelenruhe). Wie's iſt.

Stein

Kein Wort –

Förſter

Und kein Baum –

Stein

(ſteht auf). Keinen Widerſpruch und keinen Hohn. Das bitt' ich mir aus. Das muß ich mir ausbitten. Ich bin Herr von Düſterwalde.

Förſter

Und ich bin Förſter von Düſterwalde.

Stein

(wird immer hitziger; man ſieht, welchen Anteil an ſeiner Empfindlichkeit und zugleich an ſeinem Bemühn, dieſelbe zu bezwingen, die Gegenwart anderer hat. Der Förſter behandelt die Sache leicht, wie etwas, was alle Tage vorkommt. Die Förſterin ſieht voll wachſender Angſt von einem zum andern. Willens verändert keinen Zug. Möller ficht ſeines Herrn Partei geſtikulierend mit durch. Immer raſches Zuſammenſpiel.) Sie ſind mein Diener. Und ich befehle: es wird durchforſtet. Oder Sie ſind's geweſen. Es wird durchforſtet!

Förſter

Alter Hitzkopf!

Stein

Oder Sie ſind mein Förſter geweſen.

Förſter

Dummes Zeug.

Stein

Und der Buchjäger wird in Ihre Stelle kommen.

Förſter

Recht ſo. Ich gratuliere.

Stein

(knöpft ſich ein). Es wird durchforſtet.

Förſter

Es wird nicht durchforſtet.

Förſterin

(zwiſchen den beiden). Aber –

Stein

Es tut mir unendlich leid. – Herr Möller! – Ich empfehle mich allerſeits. (Ab.)

Möller

Bravo! Endlich einmal geſprochen wie Stein und Sohn! Ganz Gehorſamſter. (Folgt Stein.)

Förſter

Ich gebe — (Er ſieht beim Miſchen auf.) Aber – So laßt ihn laufen. Wenn er nicht eine Stunde lang ſitzen kann, ohne loszugehn, der alte Pulverſack der!

Achter Auftritt

Förſter, der gleichmütig dort ſitzt. **Förſterin** neben ſeinem Stuhle ſtehend, **Wilkens** tritt zum **Förſter**.

Förſterin

Aber was ſoll nur das werden?

Wilkens

Er hätt' ihm nachgeſollt.

Förſter

Alter Hitzkopf.

Förſterin

Ich bin wie aus dem Himmel gefallen! Am Verlobungstag!

Wilkens

Aber Er wird doch nicht um die paar elenden Bäume da –

Förſter

Elende Bäume? Donnerwetter! In meinem Forſt iſt kein elender Baum! – Dummes Zeug. Lamentiert mir da um nichts.

Wilkens

Aber der Herr Stein –

Förſter

Wird nicht weit laufen. Wenn er ausgebrauſt hat, iſt er der erſte, der — Er iſt beſſer als ich.

Wilkens

Aber —

Förſter

Ihr habt doch immer ein Aber. So macht er's alle Tag'. Seit zwanzig Jahren —

Wilkens

Aber heut iſt er Sein Herr.

Förſter

Herr oder nicht; durchforſtet wird nicht!

Wilkens

Aber ſo verliert Er die Stelle.

Förſter

An den Buchjäger? Litanei. Der Stein kann den Buchjäger ſelbſt nicht leiden und weiß, was er an mir hat; ich brauche mich nicht zu loben. Zeig' Er mir den Forſt in der ganzen Gegend, der daſteht wie meiner. — Hört ihr? Da iſt er ja ſchon wieder. Setzt euch. Und wenn er hereinkommt, tut mir nicht dergleichen.

Neunter Auftritt

Möller (raſch herein). **Vorige**. Zuletzt **Andres**.

Förſter

(nicht aufſehend). Na, ich gebe. (Nimmt die Karten, bemerkt ſeinen Irrtum.) Sie ſind's, Herr Möller?

Möller

(feierlich). Aufzuwarten.

Förſter

So ſetzen Sie ſich. Iſt er wieder kühl, der alte Hitzkopf? Warum kommt er nicht herein? Ich ſoll ihn holen? (Will gehn.)

Möller

Herr Stein läßt den Herrn Förſter fragen, ob er ſich beſonnen hätte?

Förſter

Dächt' ich doch!

Möller

Daß Sie durchforſten wollen.

Förſter

Daß ich nicht durchforſten will.

Möller

Das heißt, daß Sie die Förſterſtelle aufgeben.

Förſter

Das heißt — daß Sie ein Narr ſind.

Möller

(ſehr feierlich). Ich habe den Auftrag von Herrn Adolf Friedrich Stein, Chef des Handelshauſes Stein und Sohn, im Fall Sie den Befehl Ihres Herrn auszuführen noch ſich weigern ſollten, Ihnen Ihre Abſetzung anzukündigen und auf der Stelle dem Buchjäger zu notifizieren, daß er Förſter von Düſterwalde iſt.

Förſter

Und das wär' *Ihnen* ein Vergnügen —

Möller

Von mir iſt hier nicht die Rede; hier iſt die Rede von der Firma Stein und Sohn, die zu vertreten ich die Ehre habe. Ich laſſe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit. (Tritt ans Fenſter.)

Förſter

Abſetzen? Mich abſetzen? Wiſſen Sie, was das heißt? Einen Mann, der vierzig Jahre lang redlich gedient? Himmelelement, Herr! Wenn ich täte, was er will — dann wär' ich abſetzenswert. Durchforſten! Und der Berg liegt gegen Nord und Nordweſt offen wie ein Buch —

Wilkens

Hm! Aber von Seinen Bäumen iſt dahier auch gar nicht die Rede.

Förſter

Daß der Wind ſich hineinlegt und alles zuſammenknickt? Element! Dummes Zeug. Es iſt gar nicht ſein Ernſt. Wenn er ſich nur erſt beſinnt. —

Wilkens

Drum und ſo ſagt' ich ja. Bis es zum Hauen kommt, kann einer ſich noch hundertmal beſinnen. Und das ſieht Er doch, daß es dem Herrn Stein hier nicht abſolut ums Hauen iſt? Sondern nur, daß er ſein Anſehn behaupten will. Wenn er Herr iſt, ſo muß er doch recht behalten.

Förſter

Aber er hat unrecht, und zu einem Unrecht ſag' ich nicht ja. Vierzig Jahr' hab' ich das Meine nichts geachtet um das, was mir anvertraut war, hab' ich –

Wilkens

Hm, und ſo dächt' ich, wenn Er's vierzig Jahr' mit Seinen Bäumen treu gemeint hat, ſo könnt' Er das nun auch einmal mit Frau und Kindern und mit ſich ſelbſt.

Förſter

Weiß Er, daß das dem Stein ein Schaden werden kann von ſechstauſend Talern? Was? Um die ich ihn brächte mit meinem Ja? Und dann ſollt' einer auftreten und ſagen: der Ulrich hat ja dazu geſagt? In fünfzehn Jahren konnte ein Schlag daſtehn, daß ein Jägerherz aufgehn mußte davor und –

Wilkens

Hm; und das kann ja noch immer –

Förſter

Wenn der vermaledeite Wind von Hersbruck her einmal drin gelegen hat? Er redt, wie Er's verſteht.

Förſterin

(furchtſam). Aber was ſoll aus uns werden?

Förſter

Wir ſind ehrliche Leute, und das wollen wir bleiben.

Wilkens

Hm! Wenn hier von der Redlichkeit ganz und gar die Rede wäre!

Förſter

Aber zum Teufel, Herr, von was ſonſt? Was? Pfötchen geben? Schlagt nur zu! Ihr werdet ſchon klug werden. Und ins Fäuſtchen lachen? Nur kein ehrliches offenes Wort. Das iſt Eure Bauernmoral ſo. Wenn's Euch nur nicht an den Geldbeutel geht, Ihr laßt's gehn. Wo Ihr nicht müßt –

Wilkens

(ſelbſtzufrieden.) Hm, ja. Wo der Bauer nicht muß, da regt er nicht Hand und nicht Fuß. Da hat Er ſchon recht; das iſt ſo die Bauernmoral. Und ich ſag' Ihm, die Bauernmoral iſt nicht dumm. Hätt' Er die Bauernmoral befolgt, ſo hätt' Er ſeine Schuldigkeit getan und nicht für den Heller mehr und hätte das Seine an ſich gewandt und an Frau und Kinder, und nicht an fremdes Gut; ſo könnt's Ihm nun auch egal ſein, was draus wird. – Wes Brot ich eſſe, des Lied ich ſinge. Er wird nicht bezahlt, daß Er Herr, ſondern daß Er Diener ſein ſoll. Wenn alſo Sein Herr ſagt: es ſoll durchforſtet werden –

Förſter

So muß ich dafür ſein, daß es nicht geſchieht. Der redliche Mann geht vor den Diener.

Wilkens

Hm! Da wären wir ja glücklich wieder beim Anfang. (Wendet ſich.)

Förſterin

Er will doch nicht gehen? Er iſt noch mein einziger Troſt, der Herr Vetter. Er wird ſich ja noch beſinnen. Auf den Herrn Vetter gibt er noch das meiſte.

Wilkens

Das merk' ich.

Förſterin

Die Verlobung! – Die Marie! – Und daß auch der Herr Paſtor nicht da iſt! Wenn doch nur der Herr Vetter –

Andres tritt auf.

Wilkens

Er hat einen Schädel von Eiſen. Kann man ihm denn was deutlich machen?

Möller

(der bis jetzt ruhig aus dem Fenſter geſehn, ſieht nach ſeiner Uhr und wendet ſich dann feierlich gegen den Förſter). Herr Förſter; nun möcht' ich um Ihre letzte Erklärung bitten.

Förſter

Was ich geſagt hab', das hab' ich geſagt. (Schritte; bleibt ſtehn.) Und übrigens kann er's gar nicht, das mit dem Abſetzen. Er kann mich ja gar nicht abſetzen. Erſt muß er mir nachweiſen, daß ich's verdient hab'. Um nichts und wieder nichts kann er mich nicht abſetzen.

Möller

(mit Anſehn.) Alſo Sie wollen nicht? Rund heraus: Sie wollen nicht?

Förſter

Wenn's Ihnen noch nicht rund genug war, nein! Runder kann ich's nicht zuſammenbringen. Ein Schurke will ich nicht ſein, und einen redlichen Mann kann er nicht abſetzen. Iſt das nun rund genug, daß es rollt? Ich bin Förſter, und ich bleibe Förſter und — durchforſtet wird nicht! Das ſagen Sie Ihrem Herrn und Ihrem Buchjäger und wem Sie wollen.

Förſterin

Haben Sie nur ein wenig Geduld mit ihm. Das kann ja gar nicht Herrn Steins Ernſt ſein, und Sie haben ſchon ſoviel Güte gehabt —

Möller

Wenn ich's wäre, ich, Juſtus Möller — was tät' ich nicht, der Frau Förſterin zu Gefallen? Aber ich ſtehe hier als Bevollmächtigter von Stein und Sohn.

Förſter

Wenn er ein Recht zu haben glaubt, ſo mag er's verfolgen. Und du ſollſt mein gutes Recht nicht ſo beleidigen, Weib, daß du beim Unrecht betteln gehſt. Guten Tag, Herr Möller. Wünſchen Sie ſonſt noch was? Nicht? Haben Sie mir ſonſt noch was zu ſagen?

Möller

(ſehr feierlich). Nichts, als daß Ihre Förſterſchaft von dieſem Augenblick an zu Ende iſt. Hier iſt die Beſoldung, ein Halbjahr voraus. — Dafür werden Sie ſo bald als möglich, ſpäteſtens in drei Tagen, das Forſthaus räumen, damit der nunmehrige Förſter hereinziehn kann, der von dieſem Augenblick an ganz allein für den Forſt zu ſorgen hat.

Förſter (muß ſich ſetzen).

Förſterin

(zu Andres, den ſie immer zurückhalten müſſen und der nach der Türe eilt). Wohin, Andres?

Andres

Dem Robert ſagen, was ſein Vater —

Förſterin

Daß du nicht etwa —

Andres

Laß mich, Mutter, eh' ich den am Kragen faſſe da — (Heftig ab.)

Förſter

Schon gut. Schon gut. Daß du mir ſtill biſt, Weib! (Steht auf.) Guten Tag, Herr Möller. Hier haben Sie Geld liegen laſſen. Herr, ſonſt werf' ich's Ihnen nach. (Tritt ans Fenſter und pfeift.)

Möller

Sie ſehen, Frau Förſterin, ich tu' meine Schuldigkeit mit Schmerzen. Ich gehe zum Buchjäger.

Förſter

(ohne ſich nach ihm zu wenden). Glückliche Reiſe!

Zehnter Auftritt

Der Förſter ſteht im Fenſter und pfeift. Wilkens ſucht Stock und Hut. Die Förſterin ſieht ratlos von einem zum andern. Möller im Abgehn ſtößt auf Robert und Andres, die hereingeſtürmt kommen. Marie hängt an Roberts Arm, den ſie zu beſänftigen ſucht.

Robert

(zornig im Hereintreten). Er ſoll nachgeben, er ſoll den ſchönen Tag nicht ſtören.

Andres

Geh zu deinem Vater; der hat den Streit angefangen.

Möller

Gut, daß ich Ihnen begegne, Herr Stein. Sie möchten ſogleich nach Hauſe kommen. (Ab.)

Robert

Ulrich, Sie geben nach, Sie müſſen nachgeben.

Förſter

(ſich vom Fenſter wendend). Sie, Herr Stein? Was ſuchen Sie bei mir? Marie, du gehſt dort hinaus. Was ſuchen Sie bei dem Mann, den Ihr Vater abſetzen will?

Robert

Aber warum wollen Sie nicht ja ſagen?

Andres

Weil er ein rechtſchaffener Mann bleiben will und ſich nicht zum Schurken machen laſſen will von euch. (Förſter winkt ihm zu ſchweigen.)

Robert

Mit dir red' ich jetzt nicht, Andres.

Förſter

Sind Sie mit Ihres Vaters Bewilligung hier, Herr Stein? Außerdem — Herr, und wenn Ihr Vater mir meine Stelle nehmen könnte und meine Ehre — daß ich ein unbeſcholten Kind hab', das kann er mir nicht nehmen. Und ein andrer — was? Junger Herr, hier bin ich kitzlich. Verſtanden?

Förſterin

Aber willſt du's noch mit dem letzten Freund verderben?

Förſter

Die Marie hat einen Ruf zu verlieren. Wenn er ein Freund iſt, weiß er ohne mich, was er tun muß.

Robert

Ich weiß, was ich tun muß, aber Sie wiſſen's nicht; ſonſt ſetzten Sie Ihrer Kinder Glück nicht an eine Laune — an —

Förſter

Oho; das ſagen Sie Ihrem Vater, junger Herr.

Robert

An einen Eigenſinn. Ich hab' Ihr Wort, und Marie hat das meine; ich bin ein Mann und will kein Schurke ſein.

Förſter

Und weil Sie kein Schurke ſein wollen, ſoll ich einer ſein? Soll's heißen: der Ulrich hat Vater und Sohn auseinander gebracht? Herr, mein Mädel da iſt zu gut, als daß es heißen ſoll von ihr, ſie hat ſich in die Familie geſchlichen. Herr Stein, hier bin ich zu Haus. Sie wiſſen, was ich meine.

Förſterin

So laß die Kinder wenigſtens –

Förſter

Einen dummen Streich machen? Und ihr ſeht zu, und hernach wißt ihr nichts als Heulen.

Robert

Marie, wie es auch werden mag –

Förſter

Ich weiß nicht, ob ich die Marie kenn'. Wenn ich die Marie nicht kenn', ſo iſt's beſſer, du gehſt gleich mit ihm.

Marie

Vater, er meint's ſo treu.

Förſter

Gut; ſo geh mit ihm.

Förſterin

So hart –

Robert

Bei dem Himmel, Marie, der uns einander beſtimmt hat –

Förſter

(wie vorhin, zur Förſterin). Und daß du mir nicht etwa – Hörſt du, wenn's geſchäh' – (Er wendet ſich mit ihr nach dem Hintergrunde.)

Andres

(losbrechend). Nun iſt's genug. Marie, du gehſt oder der hier geht.

Förſterin

Nun fang' auch du noch an, Andres! (Sie geht zu ihm auf die linke Seite.)

Andres

Ich hab' lang genug geſchwiegen. Laß mich, Mutter. Sein Vater hat meinen Vater beſchimpft, *der* ſoll nicht auch noch meine Schweſter beſchimpfen.

Robert

Du biſt mein, Marie. Den will ich ſehn, der uns – Fort mit der Hand!

Marie

Robert, es iſt mein Bruder!

Andres

(drohend). Nur einen Schritt weiter, ſo –

Robert

Fort, ſag' ich, um Gottes willen –

Andres

Du biſt mein Mann nicht –

Robert

Nicht mit der Fingerſpitze ſollſt du berühren, was mein iſt. Euch allen zum Trotz –

Andres

Hörſt du's, Vater?

Förſter

(zwiſchen die beiden tretend). Zurück da, Burſche. Wer iſt Herr im Haus?

Andres

Biſt du's, Vater, ſo zeig', daß du's biſt, oder laß *mich's* dem zeigen da.

Förſter

Andres, jetzt gehſt du dorthin und muckſt mir nicht.

Andres

Vater –

Förſter

Ob du Parition leiſten wirſt!

Andres (reißt eine Flinte von der Wand).

Förſter

Was machſt du da?

Andres

(verbiſſen). Nichts. Hier im Hauſe biſt du Herr; draußen iſt's niemand; draußen ſind wir's alle.

Förſter

In meinem Forſt bin ich's.

Andres

Aber keinen Schritt weiter!

Förſter

Was heißt das? Antwort!

Andres

Nichts weiter, Vater. Es braucht's nur der dort zu wiſſen. Wenn du auf deine Ehre nicht hältſt – für der Marie ihre ſorg' ich. Das iſt für den, der der Marie zu nahe kommt.

Förſterin

Was für Reden!

Robert

Reden eben. Kinder fürchten ſich vor Reden.

Andres

Bei Reden ſoll's nicht bleiben, ſo wahr ich ein Mann bin.

Robert

Wärſt du ein Mann, du drohteſt nicht, du –

Andres

Wären wir wo anders, du höhnteſt nicht –

Förſter

Andres!

Robert

Gib Raum –

Andres

Fort, ſag' ich.

Förſter

(faſt zugleich pfeift durchdringend auf dem Finger).

Andres

Wo du nicht mehr –

Förſter

(indem er zwiſchen die beiden tritt). Rebelliſche Jungens! Ruhe da! Daß ſich's keiner einfallen läßt! Blitzjunge da! Wenn ich einen Vormund brauche, ſo nehm' ich keinen Gelbſchnabel dazu. Bin ich Herr hier oder iſt's ſonſt jemand? Was haſt du hier zu tun, Burſche? In den Wald mit dir; dem Weiler auf die Hände ſehn, daß er nicht faulenzt; dann ein Dutzend Ahornpflanzen in der Baumſchule herausgenommen, in feuchtes Moos geſchlagen; der Haslauer Bote, wenn er kommt, daß er nicht warten muß. Kein Muck. Vorwärts!

Andres

(gehorcht und geht, nachdem er Robert einen herausfordernden Blick zugeworfen, den dieſer beantwortet).

Förſter

Und Sie, Herr Stein; guten Tag, Herr Stein; Sie wiſſen, was ich meine.

Förſterin

Wenn Sie's Ihrem Vater vorſtellten; aber ſanft und freundlich! Und brächten ihn zurück.

Marie

Dann ſäh' ich, wie lieb du mich haſt, Robert.

Förſter

(milder). Eher kommſt du mir nicht wieder. Adieu, Robert. Und läßt mir das Mädel da in Ruh'.

Robert

Ich gehe. Aber wie's auch werden mag, mein Recht an die Marie geb' ich nicht auf. (Ab.)

Förſterin

Muß heut denn alles zum Schlimmſten ausgehn? Und Er, Herr Vetter, auch Er will uns verlaſſen?

Wilkens

Hm! Wenn einer abſolut mit der Stirn durch die Wand will! Der Narr bin ich nicht, der die Hand dazwiſchen hält. (Ab.)

Vorhang fällt

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug

Im Schloſſe

Erſter Auftritt

Stein

(allein; er ſitzt). Verwünſchter alter Eigenſinn! Der ganze ſchöne Tag verdorben. Jetzt ſäßen wir bei Tiſch. Recht mag er ſchon haben, daß das Durchforſten nicht taugt. Aber muß er mich deshalb ſo in Rage bringen? Freilich, ich mußte klüger ſein als er. Meine Hitze war ſchon auch mit ſchuld. — Mich dauert nur die Förſterin — und die Kinder. Ich will auch — (Steht auf, ſetzt ſich wieder.) Was denn? Eine Torheit mit der andern gutmachen? So unüberlegt im Nachgeben ſein, wie ich's im Übelnehmen war? Alter Sprudelkopf! Aber das ſoll mir eine Lehre ſein. — (Kleine Pauſe, dann ſteht er wieder auf, nimmt Hut und Stock und wirft beides wieder hin.) Nein, es geht nicht; es geht durchaus nicht. Was? Das wär' eine Blamage, nie wieder gutzumachen. Dasmal muß *er* kommen; ich kann ihm nicht helfen. Aber er hat vielleicht ſchon — iſt das nicht Möller? (Raſch dem Kommenden entgegen.)

Zweiter Auftritt

Robert. Stein.

Robert

(erhitzt hereintretend). Sie wollen mein Glück zerſtören, Vater?

Stein

(überraſcht, unwillig). Robert!

Robert

Das dürfen Sie nicht.

Stein

Daran fehlt's, daß auch du kommſt und mir den Kopf warm machſt.

Robert

Vater, von der Verlobung laſſen Sie mich wegholen wie das Kind vom Spielzeug; aber ich bin kein Kind, dem man gibt und nimmt, wie's einem einfällt, ich hab' Ihr Wort, und Sie müſſen es halten. Sie wollen mein Glück einer Laune opfern? Soweit geht kein Vaterrecht!

Stein

Aber was willſt du nun eigentlich?

Robert

Sie fragen, ob Sie ſich mit dem Förſter verſöhnen wollen?

Stein

Junge, wie kannſt du dich unterſtehn? Willſt du mich zur Rede ſtellen? — Geh zu dem Eigenſinn; *er* hat unrecht, *er* muß nachgeben.

Robert

Vom Förſter komm' ich; er wies mich zu Ihnen —

Stein

Ich kann nichts tun — und nun laß mich in Ruh'.

Robert

Sie wollen nichts zur Verſöhnung tun?

Stein

Nichts, wenn er nicht nachgibt; und nun geh deiner Wege.

Robert

Wenn Sie nichts zur Verſöhnung tun, betret' ich ſeine Schwelle nie wieder. Andres und ich ſind Todfeinde geworden; vielleicht ſteh' ich ihm heut noch auf Tod und Leben gegenüber. — So mag's kommen, wie's will; ich hab' alles getan, was ich tun konnte. Vater — mich kann kein Vorwurf treffen. Wenn ein Unglück geſchieht — Sie konnten's verhüten, und der Förſter konnt' es verhüten — Marie iſt mein, und nicht Sie und nicht der Förſter ſollen mir ſie nehmen.

Stein

Biſt du raſend, Junge? Den Augenblick auf dein Zimmer! Hörſt du?

Robert

Vater, ich frage Sie –

Stein

Zu gehorchen haſt du, nicht zu fragen!

Robert

Der Jähzorn reißt Sie hin. Vater, ich bitte Sie, reißen Sie die Narbe hier nicht auf, die nur halb geheilt iſt. Ich will's erwarten, bis Sie ruhig geworden ſind, bis Sie Ihrer wieder mächtig ſind.

Stein

Du ſiehſt, daß ich meiner mächtig bin; du willſt mich mit Gewalt reizen, und es gelingt dir nicht. Aber nun kein Wort mehr! Keinen Laut!

Robert

(außer ſich). Kein Wort? Hundert Worte, tauſend Worte, ſoviel die Bruſt erträgt. Ich will reden; bis ich's loshabe da vom Herzen, will ich reden. Ihrem Möller, Ihren Schmiedeknechten verbieten Sie zu reden, mir nicht. Zeigen Sie Ihre Ungeduld, wie Sie wollen, bleiben Sie oder gehn Sie – reden *will* ich. Sie ſollen's einmal wiſſen, daß ich's nicht mehr ertragen will, wie ein Knabe behandelt zu ſein, daß ich frei ſein will, daß ich allein ſtehen kann, daß Sie mich ſollen achten müſſen, daß ich weder Ihr noch irgendeines Menſchen Spielball ſein will.

Stein

Drohſt du mir mit dem alten Lied? Ich kann's auswendig. Du biſt noch da? Ich denke, du biſt gegangen. Ja ſo; reden willſt du, reden. Rede, tu', was du willſt; ich halte dich nicht.

Robert

(ruhig im Tone des Entſchluſſes). Und wenn Sie's nun wollten, es wär' zu ſpät. Auf meinem Recht beſteh' ich, und ſollt' es mein oder eines andern Leben koſten; aber Sie und den Förſter mach' ich verantwortlich dafür.

Stein

(dem ſeine Hitze ſchon zu reuen beginnt). Junge –

Robert

Leben Sie wohl – vielleicht auf ewig! (Stürzt ab.)

Dritter Auftritt

Stein allein, dann der Paſtor.

Stein

(ſich vergeſſend einen Schritt nach). Wohin? — Robert! Junge! — Verwünſcht! Kaum die Hitze verredet und den Augenblick darauf — Aber iſt's auch nicht, als hätten alle ſich verſchworen, mich mit Gewalt nicht aus dem Harniſch herauskommen zu laſſen? Wenn er ſich wirklich verfeindet hat und rennt mit den Hitzköpfen zuſammen — Aber nachlaufen kann ich ihm doch nicht. — Kommt er wieder?

Paſtor tritt ein.

Stein

Sie, Paſtor? Sie treffen mich da —

Paſtor

Hab's ſchon gehört. (Gibt ihm die Hand.)

Stein

Der Robert, der Junge —

Paſtor

Hat mich faſt über den Haufen gerannt. Er will wieder einmal fort? Was? Den wollen wir ſchon feſtmachen.

Stein

Und mit dem alten Eigenſinn —

Paſtor

Weiß ſchon. Iſt's auch die alte Geſchichte, die ewige Geſchichte, von der man das Ende allemal vorher weiß.

Stein

Dasmal doch nicht ſo gewiß.

Paſtar

Ja; ſie iſt verwickelter als ſonſt, weil zugleich die mit dem jungen Herrn drein kam. Und noch überdies iſt der junge Herr dasmal auch mit dem Andres zuſammengerannt, indes —

Stein

Iſt er das nicht, der hier kommt?

Vierter Auftritt

Möller. Die Vorigen.

Stein

Sie, Möller? Wie ſieht's aus? Er gibt nach?

Möller

So wenig, daß er Ihnen vielmehr ſagen läßt, Sie könnten ihn gar nicht abſetzen.

Stein

Ich könnte nicht? — (Ruhiger.) Wenn er noch meinte, ich könnt' es nicht wollen. — Und Sie haben alles verſucht?

Möller

Alles.

Stein

Auch mit dem Buchjäger gedroht? Als ſollte *der* Förſter werden, als ſollten Sie dem ſogleich die Beſtallung bringen, wenn —

Möller

Als ſollt' ich? — Mein Auftrag klang beſtimmter. Ich bringe Ihnen den gehorſamſten Dank des Buchjägers; er nimmt die Stelle an.

Stein

Er nimmt — er nimmt ſie an? Er nimmt ſie wirklich an? Was das für ein dienſtwilliger Menſch iſt, der Buchjäger! Und Sie dazu — mit Ihrer Eile. — Sind Sie ganz des Teufels, Herr? Ein Schreckſchuß ſollt' es ſein für den Ulrich. Der ſollte vernünftig werden — nachgeben. Und wenn ich's in der Hitze ſo geſagt hätte, wie Sie's verſtanden, ſo hätten Sie's anders verſtehen müſſen. Sie wiſſen, daß ich im Herzen nicht daran denke, den alten Mann da, der tauſendmal mehr wert iſt — aber Sie haben's auch, Sie haben's richtig verſtanden, aber — ich erinnre mich nun zu ſpät, Sie haben immer gegen dieſe Heirat geſprochen.

Möller

Ich habe zwanzig Jahr' der Firma Stein und Sohn gedient, Zeit genug, einmal zu erfahren, daß man auch zu gewiſſenhaft dienen kann. Ich habe nichts getan, als buchſtäblich Ihren Auftrag erfüllt. Und wenn Sie mich dennoch verkennen wollen, ſo muß das mein Troſt ſein: Ich habe der Würde von Stein und Sohn nichts vergeben. (Er ſetzt ſich zur Arbeit.)

Stein

So mag's Ihnen die „Würde von Stein und Sohn" danken, was Sie da gemacht haben, ich nicht. (Pauſe.) Aber freilich; bei Licht beſehn, was war auch anders zu tun? nach dem, was vorgegangen war. Beruhigen Sie ſich nur. – Ich hab' einmal den Herrn geltend gemacht –

Paſtor

Der obendrein noch ſo neu iſt.

Stein

Ich hab' einmal die verwünſchte Wahl geſtellt. Vor dem alten Wilkens da. Ich kann doch nicht – So ein verwünſchtes raſches Wort! Und das man nicht einmal recht innerlich ernſt gemeint hat und das nun zum Schickſal wird, das uns zwingt, das unſer Herr wird, weil wir uns nicht die Mühe gaben, ſein Herr zu ſein –

[illegible]

Paſtor

Ja, der Beſonnenheit wird es verwünſcht ſchwer, für die Schulden einzuſtehen, die die Hitze gemacht hat. Warum haben Sie auch nicht wie gewöhnlich bloß unter vier Augen gezankt!

Stein

(der Schritte gemacht). Nein, es geht nicht. – Und dennoch, wenn ich an die hitzigen Jungen denke – Möller, ſchicken Sie doch gleich nach meinem Robert, laſſen Sie ihn ſuchen; ich hätte mit ihm zu reden.

Möller geht und kommt bald wieder.

Stein

Ich kann dem alten Eigenſinn nicht helfen; dasmal muß er zu Kreuze kriechen. Ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, das muß er ſelbſt einſehn. Und nunmehr kann er auch zu Verſtande gekommen ſein. – Aber damit er ſieht, daß ich bereit bin, zur Verſöhnung zu tun, was ich nur irgend kann, ohne mich zu blamieren – wie wär's, Paſtor,

[illegible]

wenn Sie zu ihm gingen? Die Stelle freilich, die muß er vor der Hand aufgeben — aber ſeinen bisherigen Gehalt, den kann er — ja, den ſoll er verdoppelt fortbeziehn; er mag ihn einſtweilen als eine Penſion anſehn. Ich dächte — er iſt doch die Hauptſchuld an der Geſchichte — damit bezahlt' er ſeinen Teil daran billig genug.

Paſtor

Ich mache mich gleich auf den Weg.

Stein

Und ich begleite Sie ein Stück. Muß ich doch nicht ganz allein promenieren.

(Beide links ab.)

Fünfter Auftritt

Möller allein, dann der Buchjäger.

Möller

Und wenn nichts aus der Hochzeit würde da mit der Löhlein, ſo hat Stein und Sohn doch einmal durchgegriffen. Die Galle hat mir's umgewendet, wenn er allemal der erſte war — Dasmal bin ich zufrieden mit meinem Alten und will ſeine Naſe gern einſtecken. — Aber was poltert nur da draußen herum? (In der Tür.) Ein Glück, daß die durch die Zimmer gingen. Es iſt der Buchjäger. Und in welchem Zuſtand! Iſt das auch ein Menſch! (Er bringt den betrunkenen Buchjäger hereingeführt.)

Buchjäger

(erſt noch in der Szene). Wo iſt der Stein? Heda, Kerl! der Stein! Seid Ihr's, Möller?

Möller

(mit Gönneranſehn). Daß Ihr's ſeid, darüber kann man nicht im Zweifel ſein. Was wollt Ihr hier?

Buchjäger

(indem ihn Möller auf einen Stuhl ſetzt). Bedanken, man muß ſich doch bedanken. Holt mir den Stein. Bedanken, — 's iſt einmal Mode ſo.

Möller

In dieſem Zuſtand?

Buchjäger

(indem ihn Möller mit Anſtrengung auf dem Stuhl niederhalten muß). Zuſtand? Was geht Euch der Zuſtand an? Daß ich mich bedanken will, das iſt Zuſtand gnug. Laßt mich mit dem Zuſtand zufrieden. Iſt er drin? Was?

Möller

Da drin iſt niemand. Seid froh, daß niemand drinnen iſt. Euch iſt nicht zu helfen. Ihr wollt einmal auf keinen grünen Zweig kommen. Eure Gönner können keinen noch ſo klugen Streich für Euch machen, ohne daß Ihr ſelber gleich einen hundertmal ſo dummen draufſetzt, der alles wieder verdirbt. Den Herrn reut's ſchon, daß er Euch die Stelle gegeben hat, und Ihr gebt ihm auch gleich –

Buchjäger

Ihr dummer Kerl Ihr, das Ihr ſeid. Mit Eurer Gönnerſchaft, das Ihr ſeid. Wenn Ihr nicht den Stein und den Ulrich auseinanderbringen wolltet der Löhlein wegen! Und wenn ich ſo dumm wär' wie ſo ein verwetterter, vermöllerter, vergönnerter Kerl. Baſta. Daß ich *einen* Tag Förſter bin? Denn zwei Tag' dauert's nicht, bis die zwei Keſſelflicker wieder einig ſind; hernach iſt's wieder aus mit meiner Förſterſchaft. Ihr denkt, weil Ihr keinen Durſt habt, ſeid Ihr ein honetter Kerl? Einen Tag weiß ich's – einen Tag bin ich's – Tu – Turbationsförſter nämlich – und den Tag hab' ich angewandt, Bruderherz – an Ulrichs Andres – angewandt, Bruderherz. Komm, Bruderherz, denn ich bin fidel, Bruderherz. Du vermöllerter Gönner du! (Fällt ihm um den Hals.)

Möller

(ſchamhaft und äußerſt verlegen ſich ſeiner erwehrend). Aber was denken Sie denn? Wenn's jemand ſähe! So ſchämen Sie ſich doch! (Sich in der Autorität gewaltſam zurechtrückend). Mit Ulrichs Andres habt Ihr was vorgehabt? Was?

Buchjäger

Vorgehabt, vorgehabt, den hab' ich vorgehabt, wißt Ihr? von wegen geſtern, wißt Ihr? und von wegen der Galle auf ſeinen Alten, wißt Ihr? Seinen weißen Katzenbart, der Alte, ſoll er zerbeißen vor Wut, wenn er's hört –

Möller

Aber was mögt Ihr nur mit dem Andres angeſtellt haben?

Buchjäger

Was? Nichts. Werdet's Zeit genug erfahren. Was? Durſt, Durſt, das iſt mein Jammergeſchrei, das iſt mein Siechtum, mein Elend, das iſt mein Gichtbruch, daran muß ich noch umkommen in meinen jungen Jahren. Wo iſt der Stein?

Möller

Jetzt kommt Ihr mit auf meine Stube und trinkt eine Taſſe ſchwarzen Kaffee, damit Ihr vernünftig werdet. Ich muß dann nach dem Hochofen; da nehm' ich Euch mit bis an die Mühle am Heimlichen Grund. Und Ihr geht vollends heim. Man muß Euch die Hände binden, wenn Ihr Euer Glück nicht wegjucken ſollt.

Buchjäger

(indem ihn Möller abführt). Wo iſt er? Heda! Wo iſt er? Der Stein?

Im Jägerhaus

Sechſter Auftritt

Die **Förſterin** allein, dann **Weiler** und ſpäter der **Förſter**.

Förſterin

(das Fenſter ſchließend). Er kommt noch immer nicht zurück, der Robert, und der Herr Paſtor auch nicht.

Weiler

(indem er durch die Mitte tritt). Na, wenn der nicht auf die Naſe fällt! Aber wer iſt's denn nun eigentlich? Ob mir die Frau Förſterin was aufgehoben hat? Aber ich hab' ohnehin keinen Appetit. Hm.

Förſterin

Kalt wird's geworden ſein. (Holt einen Teller mit Speiſen aus dem Ofen, Brot uſw. dazu aus dem Schrank und ſetzt es auf den Tiſch zur Linken.)

Weiler

Wir werden alle einmal kalt. (Setzt ſich zum Eſſen.)

Förſter

(iſt ſeitwärts eingetreten). Hat Er den Hirſch wieder geſpürt da aus dem Lutzdorfer?

Weiler

Will dich ſtolzieren. Aber ſo iſt's. Sowie's heißt Mann und Frau, Herr und Diener — dann iſt Lieb' und Freundſchaft heidi!

Förſter

Und was heißt das mit dem Stolzieren?

Weiler

Mit allen vier Beinen ſtand er da am Grenzbuſch im Hafer drin und fraß.

Förſter

Wer?

Weiler

Der Hirſch da aus dem Lutzdorfer.

Förſter

(nachdrücklich). Ein Hirſch hat Läufte, und keine Beine, und frißt auch nicht, ſondern er äſet.

Weiler

Meinetwegen.

Förſter

(ſeine Mahlzeit beſorgend). Aber was iſt denn nur?

Weiler

Hm.

Förſterin

Ob man's nun erfährt? Wenn man nichts wiſſen will, da wird er nicht fertig.

Förſter

(bleibt vor ihm ſtehen; ſtreng). Weiler, hört Er?

Weiler

Na, der Buchjäger da. Sechs Zoll iſt der heut gewachſen, hat gleich ſeinen Hut mit den Treſſen aufgeſetzt und ſeinen Hirſchfänger umgetan und zwei Bittre und ein ſechs Kümmel mehr getrunken als gewöhnlich; hat aber auch einen Weg nötig, noch halb ſo breit wie ſonſt.

Förſter

Iſt Er fertig?

Weiler

Beinah! Aber wer iſt denn nun eigentlich der richtige Förſter von Düſterwalde? Der weiſt ſchon die Holzhauer zum Durchforſten an, da muß er's doch ſein? Aber Ihr tut auch, als wärt Ihr's noch?

Förſter

Ich bin's auch noch; ich bin Förſter von Düſterwalde und niemand ſonſt.

Weiler

Wer behält recht?

Ihr wollt's durchſetzen? Aber ich will Euch ſagen, wer heutzutage recht behält. (Pantomime des Geldzählens.) Wer den längſten Atem hat. – Wer kommt da ſo eilig?

Siebenter Auftritt

Wilkens in ſeiner Art haſtig herein. Weiler eſſend. Förſter. Förſterin.

Wilkens

(eintretend). Aber was iſt denn nur paſſiert dahier. Einen guten Tag herein.

Förſterin

(erſchrocken). Paſſiert? Aber um Gottes willen – iſt denn was paſſiert?

Förſter

Gleich oben hinaus.

Wilkens

Er wird doch noch ſehen mit Seinem Eigenſinn.

Förſterin

Aber was denn nur?

Wilkens

Weiß ich's? Begegnet mir der konfuſe Hanns da am Scheibenweg und ficht mit den Händen, als wenn er auf jemand losſchlüge, und weiſt daher nach dem Jägerhaus –

Förſter

Er wies auf den Wald; das Durchforſten meint' er –

Wilkens

Mein Weg war eigentlich ein anderer, aber ich denke, ich muß doch ſehn. Und da ſteht auch gleich eins in tiefen Gedanken, da nicht weit vom Haus. Iſt's der Andres. Denk' ich, den fragſt du. Hm. Wie mich der kommen hört, fährt er auf, ſieht mich wild an und – fort iſt er. Ich ruf' ihm; hm; der hat ja ſeinen Namen vergeſſen. Ich lauf' ihm nach, aber der – fort, als hätt' er kein gutes Gewiſſen.

Förſterin

Was das nun wieder iſt!

Förſter

(ruft aus dem Fenſter mit Autorität). Andres!

Weiler

Da kommt er ja ſchon.

Achter Auftritt

Der Paſtor. Vorige. Weiler ſitzend.

Weiler

's iſt der Herr Paſtor. (Begrüßung.)

Förſterin

Gott ſei Dank! Der gute Herr Paſtor!

Förſter

Sie meinen zur Verlobung zu kommen, Herr Paſtor – aber –

Paſtor

Ich weiß alles, was Ihr angeſtellt habt.

Förſter

Der Herr Stein –

Paſtor

Von dem komm' ich eben. Und was ich Ihnen zu ſagen habe – ich weiß, Sie nehmen's deshalb um nichts unfreundlicher auf, weil ich's bringe.

Förſterin

Wenn der Herr Paſtor vom Herrn Stein kommen, da kann noch alles gut werden. Aber Sie wiſſen nicht, Herr Paſtor, wie eigenſinnig der Mann da iſt.

Paſtor

Was denn? Ich weiß alles. Aber er iſt doch nicht der Hauptſünder; ſonſt käm' ich nicht als Steins Geſandter. Der will den erſten Schritt tun.

Wilkens

Ich tät' ihn nicht, wenn ich der Herr wär'.

Paſtor

Ja, alter Freund Ulrich, dem Stein tut's leid, daß ſeine Hitze die Urſach' gegeben hat, den ſchönen Tag zu ſtören.

Förſter

Hört Er, Vetter Wilkens?

Paſtor

Das mit dem Abſetzen war gar nicht ſo ſchlimm gemeint.

Förſter

Hört Er, Weiler?

Paſtor

Daß es nun freilich ſein Bewenden dabei haben müßte —

Förſter

Sein Bewenden — Herr Paſtor, was ſoll das heißen?

Paſtor

Daß er ſein Wort nicht ſogleich wieder zurücknehmen könnte, ohne ſich zu blamieren — das müßten Sie ſelbſt einſehn.

Förſter

(gedehnt). So? Und der Buchjäger?

Paſtor

(zuckt die Achſeln). Iſt vor der Hand Förſter von Düſterwalde; das iſt nicht zu ändern —

Förſter

Das ſagen Sie; aber ich ſag' Ihnen, Herr Paſtor, der Buchjäger iſt's nicht; Förſter von Düſterwalde bin ich. Und ich bin's, Herr Paſtor, und ich bleib's, Herr Paſtor, bis der Herr Stein bewieſen hat, daß ich gegen meine Pflicht gehandelt hab'.

Paſtor

Damit Sie aber ſähen, wie bereit er ſeinerſeits wär', ſein Teil Unrecht auszugleichen und das alte gemütliche Verhältnis wieder herzuſtellen, ſollen Sie Ihren bisherigen Gehalt verdoppelt fortbehalten als Penſion.

Förſter (macht Schritte und pfeift).

Paſtor

Soweit mein Auftrag, alter Freund; und nun –

Förſter

(bleibt vor dem Paſtor ſtehn). Wofür, Herr? Will er mir meine Ehre damit abkaufen? Herr Paſtor, meine Ehre iſt mir nicht feil. (Schritte und pfeift.)

Paſtor

Aber, alter wunderlicher Freund –

Wilkens

Ja, wenn er einen Menſchen anhörte!

Förſter

(wie vorhin). Soll's ein Gnadengehalt ſein? Ich brauche keine Gnade. Ich kann arbeiten. Umſonſt nehm' ich nichts. Ich nehme keine Almoſen. Ich weiß, er kann mich nicht abſetzen, wenn ich nicht ſchlecht geweſen bin; das weiß ich aus mehren Exempeln, zum Beiſpiel vom Jäger Rupert in Erdmannsgrün. Wenn ich mich willig abſetzen ließe, ſo geſtänd' ich ſelber ein, daß ich ſchlecht wär'. Dem Rupert konnten ſie auch nichts beweiſen, und er blieb in ſeinem Dienſt. Und wer nimmt einen Abgeſetzten in Dienſt? Herr Paſtor, ich hab' von Vater und Großvater eine Ehre ererbt und bin ſie meinen Kindern und Kindeskindern ſchuldig; mein Vater hat vor mir die Stelle gehabt und mein Großvater vor meinem Vater; ſie heißen mich den Erbförſter im ganzen Tal; ich wär' der Erſte aus meinem Stamm, der abgeſetzt wäre. Gehn Sie hinaus in meinen Forſt, Herr Paſtor, und wenn Ihnen nicht die Seele davor aufgeht – Herr Paſtor, ich habe den Forſt bis auf den Kirchhof gezogen; da liegt mein Vater und mein Großvater, und von ihren Herrn ſteht das Zeugnis auf ihren Steinen: Sie waren redliche Männer und treue Diener. Sie liegen, wie ſich's für Jägersleute gebührt, unter grünen Tannen. Herr, und wenn mein Kindeskind einmal dahin käm' und fragte: „Aber warum liegt *der* nicht unter den Tannen, der ſie gepflanzt hat? Warum haben wir nichts mehr da zu ſuchen? Iſt der ein Schurke geweſen, daß ſein Herr ihn hat abſetzen dürfen?" Und wenn ſie meinen Grabhügel ſuchen und finden ihn hinter der Kirchhofsmauer? Herr, wenn Sie ohne Ihre Ehre leben können, ſo iſt's gut für Sie – oder vielmehr, ſo iſt's ſchlecht von Ihnen. Aber ſehen Sie, Herr Paſtor, für mich gibt's nur eine Wahl, entweder neben meinem Vater und Großvater unter die Tannen oder – hinter die Kirchhofsmauer. Herr Paſtor, ich bin Förſter hier, oder er müßte öffentlich erklären, der Herr Stein, daß er an mir gehandelt hat als ein Schurke. Das Meine hab' ich in ſeinen Forſt gewandt; ich will nichts herausnehmen als den Stock, an dem ich in die Welt gehe und in meinen alten Tagen einen neuen Dienſt ſuche, aber von mir muß die Schande abgewiſcht ſein, und auf ihm muß ſie kleben bleiben. Ich bin in meinem Recht und will's behaupten.

Wilkens

In Seinem Recht? Hm. Was will Er mit dem Recht? Recht koſtet Geld. Recht iſt ein Spielzeug für die Reichen wie Pferde und Wagen. Hm. Mit Seinem Recht und Unrecht da. Sein Recht, das iſt Sein Eigenſinn; Er reißt noch Frau und Kindern die Kleider vom Leibe, damit Er nur Seinen Eigenſinn warm halten kann.

Paſtor

Aber —

Neunter Auftritt

Wilhelm. Vorige.

Wilhelm

Vater, der Andres iſt draußen und will nicht herein. Ich hab's ihm geſagt, daß du ihn gerufen haſt.

Förſterin

Komm, Wilhelm, wir wollen hinaus zum Andres –

Förſter

Stille da, Weib! Daß ihr ihn vollends konfus macht mit Lamentieren? Entweder ihr verhaltet euch ruhig, oder ihr geht da hinaus, und ich zieh' hinter euch den Schlüſſel ab. (Er geht feierlich nach der hintern Türe.) Andres! Du kommſt ſogleich herein. Hörſt du?

Zehnter Auftritt

Andres. Vorige.

Andres
(in der Tür; wie er die Menſchen ſieht, will er zurück).

Förſter
Andres, du kommſt herein. Vor deinen Vorgeſetzten. (Setzt ſich wie zu einem Verhör.)

Förſter, Förſterin, Weiler, Wilhelm auf der linken Seite; Paſtor, Wilkens auf der rechten; Andres, der niemand anzuſehen wagt, in der Mitte.

Förſter
Hierher, Forſtgehülfe Andres Ulrich. Wo kommſt du her?

Andres
Vom Gehege, Vater.

Förſter
Wo haſt du deine Flinte, Andres Ulrich?

Andres (ſchweigt).

Förſter
Wer hat ſie?

Andres
(dumpf). Der Buchjäger.

Förſter (ſteht unwillkürlich auf).

Förſterin
(voll Angſt). Ulrich!

Förſter
(ſetzt ſich wieder). Hier hat niemand zu reden als der Forſtgehülfe Ulrich und ſein Vorgeſetzter. Andres –

Andres
Vater –

Förſter
Warum ſiehſt du mich nicht an?

Andres

Ich kann niemand mehr unter die Augen ſehn. Ich will als Schiffsjunge nach Amerika. Laß mich, Vater!

Förſter

Junge, du haſt zu antworten, wenn dich dein Vorgeſetzter fragt. Was hat der Buchjäger? Heraus damit.

Andres

Ich war eben drüber, die Ahornpflanzen in der Baumſchule herauszunehmen –

Förſter

Wie ich dir befohlen hatte.

Andres

Da kam der –

Förſter

Der Buchjäger. Weiter, Andres Ulrich.

Andres

Mit ſechs Holzhauern vom Brandsberg her –

Förſter

Vom – weiter, Andres Ulrich.

Andres

Er war betrunken –

Weiler

(halblaut). Wie gewöhnlich (Auf einen Blick des Förſters, als hätt' er nichts geſagt.)

Andres

Und die Holzhauer waren's auch. Er ließ die Korbflaſche umgehn. „Hier wird angefangen," ſagt' er; „der Ulrich hat ſchöne Wirtſchaft gemacht," ſagt' er; „darum iſt er abgeſetzt." Wie er das geſagt hatte, trat ich vor –

Förſter

Tratſt du vor – (Steht auf.)

Andres

Und ſagte, er wär' ein elender Verleumder. Und übrigens hab' er nichts anzuordnen im Forſt.

Förſter

(ſtreckt ſich). Im Forſt.

Andres

Und ſollte gehn, wohin er gehörte.

Förſter

(nachdrücklich). Gehörte. (Setzt ſich.) Und der –

Andres

Lachte –

Förſter

(ſteht auf, ſetzt ſich wieder, pfeift und trommelt vor ſich auf dem Tiſch; dann) Weiter –

Andres

Und ſagte: „Was will der Kerl?“

Förſter

(mit ſtarker Stimme). Andres!

Andres

Vater –

Förſter

Und du? Weiter, weiter.

Andres

„Hat da Pflanzen aus meinem Forſt in der Hand? (Leiſe.) Haltet mir doch den Holzdieb, den Pflanzenſtehler!“

Förſter

(Kleine Pauſe.) Und die –

Andres

Hielten mich.

Förſter

Und du –

Andres

Es waren zuviel – mein Wehren half mir nichts.

Förſter

(der den Kampf mitkämpft). Half nichts; es waren ſechs über einem.

Andres

Ich war wütend, wie ich ſah, was er wollte. Sie zogen mich – aus. Ich ſagte, er ſollte mich erſchießen, ſonſt wollt' ich's ihn, wenn er mich lebendig gehn ließe. Dazu lacht' er. Die — mußten — mich — halten —

Förſter

(ſpringt auf). Und der —

Andres

(widerſtrebend, flehend). Vater —

Förſter

Und der hat —

Andres

Hat —

Förſter

(ſchwach). Hat —

Andres

(außer ſich). Vater, ich kann's nicht ſagen. Das hat mir noch kein Menſch getan auf der Welt!

Förſter

(tiefatmend). Stille jetzt. Sag's hernach — Andres. (Pauſe, er geht bei Andres vorüber, der nun zur Förſterin tritt.) Schönes Wetter heut, Herr Paſtor — zuckt mich da auf einmal wieder der alte Fluß im Arm. — Und die Mücken ſpielen ſo tief. — Es wird noch Gewitter geben heut. — Andres, er hat dich — ich hab's nie, und ein Fremder — ein — ſag' nichts, Andres — ich verſteh' dich. (Macht Schritte.)

Förſterin

(zu Andres). Daß du auch den Buchjäger geſtern gereizt haſt!

Weiler

Hab' ich's nicht prophezeit?

Förſterin

Du biſt totenblaß. Ich will dir Tropfen geben —

Förſter

(bleibt ſtraff vor Andres ſtehn, die Förſterin weicht ängſtlich zurück). Hör', Andres. Und Er, Weiler. (Weiler kommt vor.) Aufgepaßt. Wer in meinen Forſt kommt mit der Flinte — angerufen! Verſteht ihr mich?

Weiler

Hm.

Förſter

So iſt die Inſtruktion. Angerufen! Ich bin der Förſter und niemand ſonſt, und ihr ſeid meine Leute. Der Herr und ſein Sohn paſſieren. Wer aber ſonſt in meinen Forſt kommt mit einer Flinte, hört ihr? mag's ſein, wer's will; mag er einen grünen Rock am Leibe haben oder nicht — der iſt ein Wildſchütz, der wird angerufen: „Halt! Flinte weg!" Wie's die Inſtruktion beſagt. Wirft er ſie hin, gut; wirft er ſie nicht hin, draufgebrannt — wie's die Inſtruktion beſagt. — Und du Wilhelm, gehſt auf der Stelle zum Advokat Schirmer in der Stadt. Dem erzählſt du alles. Er ſoll eine Klage machen gegen den Stein und ſeinen Buchjäger und ſoll ſie einreichen bei den Gerichten. Vergiß nichts, Wilhelm; daß mein Vater und mein Großvater die Stelle hatten, daß ſie mich den Erbförſter heißen, das Exempel vom Rupert in Erdmannsgrün; es wird nicht nötig ſein, aber aus Vorſicht; daß der Forſt offen liegt gegen Mitternacht und Abend, vergiß mir nicht. Und daß der Stein mich abſetzen will, weil ich nicht als ein Schurke an ihm handeln will. Wenn du jetzt gehſt, kannſt du noch vor Nacht wieder heimkommen. Andres und ich begleiten dich bis an die Grenzſchenke. Da kann dich der Andres abends erwarten, wenn du wiederkommſt. (Zu Andres, der unter den Flinten wählt.) Nimm die doppelläufige mit dem gelben Riemen, Andres. Ich nehm' die andere.

Andres

(tut es). Mutter, ein Tuch; mich überläuft es ſo kalt.

Förſterin

(holt es aus dem Schranke). Aber du ſollteſt heimbleiben, Andres, auf den Ärger. (Hilft ihm das Tuch um den Hals binden.)

Wilkens

Und Er ſieht nicht, daß Er abſolut Unrecht behalten muß? Er iſt mit ſehenden Augen blind?

Paſtor

Des Abſetzens wegen wollen Sie klagen? Das können Sie nicht.

Förſter

(der ſich unterdeſſen den Hirſchfänger angeſteckt). Das kann ich nicht? So iſt's recht, daß er mich abſetzen will?

Paſtor

Unbillig iſt's gewiß; unrecht vor dem Herzen, aber nicht vor dem Gericht.

Förſter

Was vor dem Herzen recht iſt, das muß auch vor den Gerichten recht ſein.

Paſtor

Wenn Sie ſich's erklären laſſen wollten –

Förſter

Erklären? Hier iſt alles klar bis auf Ihre Hirngeſpinſte da, womit einen die Herren eintreiben möchten, daß man an ſeinem eignen Verſtand irrwerden ſoll. Mit Aber und Wenn, das kenn' ich. Die Aber und Wenn, die kommen ganz oben aus dem Kopfe; da weiß das Herz nichts davon; das ſind Praktikenmacher. Nun gut, Herr Paſtor, erklären Sie doch einmal. Aber mit Ja und Nein. Was drüber iſt, das iſt vom Übel. Die Aber und Wenn ſind vom Übel. Der Herr Stein will mir meine Ehre nehmen; meine Treu' und Rechtſchaffenheit will er mir mit Schande vergelten; in meinem fünfundſechzigſten ſoll ich daſtehn als ein Schurke. Nun, Herr Paſtor, auf Ja und Nein: iſt das recht?

Paſtor

Auf Ja und Nein? – Freilich; recht iſt's nicht im gewöhnlichen Sinne, aber –

Förſter

(fällt ein, ſiegreich). Alſo recht iſt's nicht? Und wenn's nicht recht iſt, ſo muß es unrecht ſein. Und dazu ſind die Gerichte da auf der Welt, daß Unrecht nicht geſchehen ſoll. Mich ſoll kein Menſch irrmachen an meinem guten Recht; und der iſt mein Freund geweſen für immer, der mir noch das Wort vom Nachgeben ſpricht. Amen. Wenn's nur ein Aber brauchte, Unrecht aus Recht zu machen, ſo wollt' ich lieber unter den Wilden leben, ſo wollt' ich lieber das erbärmlichſte Tier ſein auf Gottes Erdboden als ein Menſch. Seid ihr fertig, Jungens?

Andres und Wilhelm

Ja.

Förſter

So kommt, Jungens. Alles andere kann zum Teufel gehn, Herr; aber Recht, Herr, Recht muß Recht bleiben!

(Indem er geht und die andern folgen, fällt der Vorhang.)

Ende des zweiten Aufzugs

Dritter Aufzug

Grenzſchenke

Erſter Auftritt

Lindenſchmied. Wirt. Möller tritt herein; nach ihm Frei.

Möller

Herr Wirt, ein Glas. (Für ſich.) Wird ja nunmehr ſeinen Weg vollends heimfinden, der Buchjäger. Von der Mühle da am Heimlichen Grund hat er kaum eine Viertelſtunde nach Haus. – Einen guten Abend.

Frei

(nach außen). Ein Glas im Vorübergehn. (Tritt ein.) Da hinüber ins Herzogliche. Da geht's luſtig zu.

Wirt

Gott behüt' uns vor der Sorte Luſtigkeit. Wohl bekomm's, Herr Buchhalter!

Möller

Eine ſchöne Geſellſchaft!

Wirt

Wollen Sie ſich nicht ſetzen, Herr Buchhalter?

Möller

Danke. Ich muß noch nach dem Hochofen den Abend; meine Leute ſind ſchon voraus. (Für ſich, indem er das Glas an den Mund nimmt.) Auf glückliches Zuſtandebringen der Heirat mit Löhlein und Kompagnie.

Frei

Da drüben weiß man ſchon nicht mehr, was oben und was unten iſt, und bei uns geht's heut oder morgen noch los. Der Erbförſter hat ſich ſchon in ſeinem Jägerhaus verbarrikadiert.

Wirt

Dummes Zeug. Der! Die Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt!

Frei

Man iſt ſo lange gewiſſenhaft, als es geht. Ein Hundsfott, der's eine Stunde länger iſt. Den Buchjäger will er oder ſeine Leute erſchießen, wo ſie ihn finden. (Gebärde.) Und der Erbförſter fackelt nicht; da kenn' ich den alten Teufelskerl mit ſeinem weißen Schnauzbart.

Lindenſchmied

(heiſer lachend). Oho!

Frei

(ſieht ſich nach ihm um). Wollt Ihr etwa dem Buchjäger ſeine Partei nehmen? Was, Lindenſchmied?

Lindenſchmied

(wie vorhin). Dem Buchjäger ſeine —

Frei

Weiß jedes Kind, wie lieb Ihr den habt.

Lindenſchmied

(mit Gebärde, wie vorhin). Haha!

Frei

Der Weiler hat's den Erbförſter ſelbſt ſagen hören. Und ich ſag' Euch, was der Erbförſter ſagt, das iſt ſo gut, als hätt's ein anderer ſchon getan.

Lindenſchmied

Wird ſich hüten der — der Erbförſter. — (Gedämpft.) Wenn die nicht wären, die am grünen Tiſch. Und der nicht wär', der — (Deutet pantomimiſch an, daß er den Nachrichter meint.)

Frei

Der hat aufgehört. Der —. Denn jetzt iſt's (Schlägt auf den Tiſch.) Freiheit! Der Erbförſter ſoll leben! Und wer's ſchlimm mit ihm meint — ich zeig' auf niemanden —

Möller

(eilig). Hier, Herr Wirt. Schon faſt acht.

Wirt

So eilig, Herr Buchhalter?

Möller

Im Hochofen warten ſie auf mich.

Wirt

Sie bekommen –

Möller

(ſchon an der Tür). Laß Er nur. Ich behalt' es gut auf morgen. (Ab.)

Zweiter Auftritt

Vorige, ohne Möller.

Frei

(ſteht auf; die Fauſt hinter ihm her ballend). Nichts ſollt ihr gut behalten, du und deinesgleichen da. Es ſoll euch alles bezahlt werden. Lindenſchmied, geht Ihr mit da hinüber ins Herzogliche?

Lindenſchmied

Hab' meinen Weg für mich. (Kommt vor.) Die hinter ihrem grünen Tiſch! Daß ein ehrlicher Kerl erſchrickt, wenn ein Blatt rauſcht, und hinter ſich ſieht, ob nicht der Büttel hinter ihm drein iſt.

Frei

Wird umgeworfen der, der grüne Tiſch — ſag' ich Euch. In zehn Jahren ſoll's niemand mehr erfragen können, was ſo'n Büttel 'mal für ein Ding geweſen iſt. Jetzt iſt Freiheit, und die Ordnung hat aufgehört; jeder kann machen, was er will, kein Büttel mehr, kein grüner Tiſch mehr, ſag' ich Euch; kein Turm, keine Ketten. Hätt' der Herrgott die Haſen expreß für den Edelmann gemacht, ſo hätt' er ihnen gleich ſein Wappen in den Pelz gebrannt. War eine Kleinigkeit das für einen Mann wie der Herrgott. Das wiſſen die Menſchen jetzt, daß die in den Zuchthäuſern verehrungswürdige Dulder ſind, und die Vornehmen ſind Spitzbuben, und wenn ſie noch ſo ehrlich wären. Und die Fleißigen ſind Spitzbuben; denn die ſind ſchuld, daß die braven Leute, die nicht arbeiten mögen, arm ſind. Das könnt Ihr in den Blättern gedruckt leſen. Und wenn der Erbförſter den Buchjäger vornimmt (Pantomime.), ſo kann ihm niemand was anhaben drum;

denn der Buchjäger hat die ehrlichen Leute ins Zuchthaus gebracht, wenn ſie geſtohlen hatten.

Lindenſchmied

Und wird nicht geſtraft? Nicht? Und auch ein anderer nicht, wenn er's tut?

Frei

Und auch ein anderer nicht, ſag' ich Euch. Da drüben haben die ehrlichen Leute das Schloß angebrannt und geplündert; mehre Menſchen ſind dabei verunglückt; kräht kein Hahn danach. Wer jetzt ſo was auszuwetzen hat. Und der Ulrich braucht nicht weit zu laufen; der Buchjäger torkelt da im Heimlichen Grund herum, hat den Hut verloren —

Lindenſchmied

(fährt krampfhaft haſtig in die Taſchen). Und nichts — gar nichts — nicht ein ſtumpfes Meſſer bei mir!

Dritter Auftritt

Andres. Vorige.

Andres

(hereintretend.) Iſt das heiß hier! (Er nimmt ſein Tuch ab.) Guten Abend. (Wickelt das Tuch um das Flintenſchloß und lehnt die Flinte neben ſich an.) Daß ſich niemand da vergreift; die Flinte iſt geladen. (Zum Wirt.) Ich weiß nicht, was das iſt. Wird mir auf einmal ſo elend da herum. Ich wollte auf meinen Bruder warten an der Grenze.

Wirt

Machen Sie ſich's bequem, Herr Forſtgehilfe.

Andres

Noch kommt der Wilhelm wohl nicht. (Er wirft ſich auf eine Bank, legt bald die Arme auf den Tiſch und den Kopf darauf.)

Frei

(ſchlägt ſein Glas auf den Tiſch auf). Noch eins, Wirt. Und das iſt Gnade, daß ich jetzt bei Ihm trinke, wo's noch was koſtet. In acht Tagen muß Er ſchaffen, und kein ehrlicher Menſch braucht Ihm mehr einen Pfennig zu bezahlen dafür, ſag' ich Ihm.

Lindenſchmied

(von nun an unverwandt bald nach Andres, bald nach der Flinte ſchielend). Wenn er einſchlief einmal — der da! (über den Tiſch gelehnt zu Frei heimlich.) Da im Heimlichen Grund, ſagt Ihr? — Und meint Ihr auch gewiß, Frei, daß nichts mehr geſtraft wird?

Frei

Vorurteil, ſag' ich Euch. Wenn Ihr was anſtellt und ſie hängen Euch, ſollt Ihr mich einen Schuft nennen Euer Leben lang. Seht Ihr. Was man ſonſt einmal Treu' und Ehrlichkeit genannt hat, das haben uns die alten Weiber weisgemacht. Und ein Kerl, der ſein Wort hält, das iſt ein Schuft, und ſo einem trau' ich nicht über die Türſchwelle. Das Volk iſt ehrlich an und für ſich, weil's das Volk iſt. Ihr ſollt nur die Herren da reden hören; war ein Profeſſor dabei, der muß es wiſſen.

Lindenſchmied

(führt ihn vor.) Aber mit dem Gewiſſen? Und von wegen mit dem da drüben?

Frei

Vorurteil. Nichts weiter, ſag' ich Euch.

Lindenſchmied

Hab's immer gedacht das; aber ſonſt durfte man ſo was nicht ſagen.

Frei

Dem Volk haben ſie von Himmel und Hölle weisgemacht, damit der gnädige Herr ſeine Haſen allein behalten ſollte. Den armen Leuten haben ſie von Kind an ein Gewiſſen eingetrichtert, damit ſie ſich's gefallen laſſen ſollten, wenn die Reichen herrlich und in Freuden lebten.

Lindenſchmied

Und er iſt im Heimlichen Grund? (Der Wirt wird aufmerkſam.)

Frei

Wer?

Lindenſchmied

Der — (Knöpft ſich ein.)

Frei

Wo wollt Ihr hin?

Lindenſchmied

Schulden bezahlen, eh' die Welt neu wird. (Während er Andres verſtohlen beobachtet, mit der Linken in der Weſtentaſche, um den Wirt zu bezahlen.) Kann's nur nicht herauskriegen da mit der –

Frei

Eure Finger an der Linken ſind ſteif –

Lindenſchmied

(mit Gebärde). Die an der Rechten werden noch krumm.

Frei

Habt Ihr einen Fluß gehabt?

Lindenſchmied

(heiſer lachend). Ja, einen bleiernen. Zwei Lot Pulver und drei Schrot. (Er ſpricht immer gedämpft, um den Andres nicht zu wecken.) Ein Denkzettel von dem da im Heimlichen Grund –

Frei

Vom Buchjäger?

Lindenſchmied

Weil ich Taler ſchlug aus dem Strahlauer Herrn ſeinen Rehen. Lief ungemünztes Geld genug im Wald herum.

Frei

Noch eins, Wirt! (Gibt dem ſein Glas.)

Lindenſchmied

(in ſich verloren, allein im Vordergrund). Sechsmal lief ich hinaus, wo er vorbeikommen ſollte; aber er kam mir nicht. Damals war das Gewiſſen noch Mode. Da dacht' ich: jetzt ſoll's nicht ſein, und verſchob's, wenn er mir einmal von ſelber käme, ſo daß ich ſehn müßte, es ſollte ſein. Nächte lang hat's mich gewürgt wie der Alp und von meinem Blut gezehrt, daß ich nicht an ihn ſollte, und jetzt – hahaha! (Lacht krampfhaft kurz, weckt ſich damit aus ſeinen Gedanken und ſieht ſich betreten um.)

Frei

Habt Ihr gelacht, Lindenſchmied?

Lindenſchmied

Weiß nicht, ob ich's war.

Frei

Ihr habt eine kurioſe Lache. Geht Ihr mit, Lindenſchmied? Ins Herzogliche?

Lindenſchmied

(ſchlägt ihn auf die Schulter). Mann, jetzt iſt Freiheit! Hab' meinen eignen Weg.

Frei

Meinetwegen! (Tritt in den Hintergrund zum Wirt.) Was hab' ich zu zahlen zu guter Letzt? Hier; gebt heraus.

Wirt

Da ſind drei, vier —

Lindenſchmied

(hat den Augenblick benutzt, wo niemand ihn beobachtet, Andres' Flinte verſtohlen hinwegzunehmen, und eilt mit derſelben ab).

Frei

Welche Zeit, Wirt?

Wirt

Achte durch.

Frei

(im Abgehn). Adies!

Vierter Auftritt

Wirt. Andres.

Andres

(ſchrickt auf). Acht? — Nun kann der Wilhelm kommen.

Wirt

(naht ſich Andres ängſtlich). Sie ſind ein braver Menſch; Ihnen kann ich meine Angſt ausſchütten. Das iſt eine greuliche Brut, die da eben gingen. Worte ſind gefallen! Der Buchjäger iſt betrunken im Heimlichen Grund und der Lindenſchmied, ſein Todfeind, ihm nach. Unter Reden! Er ſprach von Fingerkrummachen. Und der Menſch iſt zu allem fähig.

Andres

Er meint, der Lindenſchmied will dem Buchjäger ans Leben?

Wirt

Aber geſagt hab' ich's nicht. Wenn ich's anzeige, brennen die mir das Haus über dem Kopf zuſammen. Und wenn ich nichts tu' — (Macht Schritte.)

Andres

(wollte aufſtehn, ſetzt ſich wieder.) Um den? — Mag ihm geſchehn, was Gott zuläßt. Um den geh' ich nicht.

Wirt

(wie vorhin). Was ich nur anfang' da?

Andres

Der Vater ſagt: Wenn's Hülfe gilt, muß jeder tüchtige Menſch einſtehn und nachher erſt fragen: wem hab' ich geholfen?

Wirt

Ob ich's doch anzeige? Aber —

Andres

(ſteht raſch entſchloſſen auf). Ich gehe. Ich will ſehn, ob ich ihn finde, den Buchjäger. Dem Wilhelm wird ja nichts geſchehn. Sind nur die paar Schritte bis heim. Was ſuch' ich da nur? Mein Tuch. Da in den Schläfen hämmert's und ſauſt. Wo hab' ich's doch? — Ich hab's um die Flinte gebunden. (Da er die nicht findet.) Aber wo iſt meine Flinte?

Wirt

Ihre Flinte fehlt?

Andres

Hier hatt' ich ſie angelehnt. Die mit dem gelben Riemen.

Wirt

Die hab' ich erſt noch lehnen ſehn.

Andres

Hat Er ſie vielleicht aufgehoben?

Wirt

Ich? Nicht angerührt. Allmächtiger Gott! Wenn der Lindenſchmied — Sie lagen, und ich zählte juſt — Was iſt da zu machen?

Andres

Nichts. Ich geh' ohne Flinte. Ich hab' nicht Zeit, eine andere zu Hauſe zu holen.

Wirt

Aber unbewaffnet –

Andres

Laß Er nur. Wenn mir nur nicht noch ſchlimmer wird da auf der Bruſt. (In der Tür.) Wenn ich nur nicht zu ſpät komme! (Draußen.) Gute Nacht, Meiſter Wirt. (Sie ſind beide unterdes abgegangen.)

Verwandlung

Im Heimlichen Grund

Pittoreske Waldſchlucht; hinten querüber der Bach, jenſeits desſelben Felſen, an welchen ein ſteiler ſchmaler Weg mit dem Bache gleichläuft; Dämmerung.

Fünfter Auftritt

Robert hat eine Flinte umhängen. Kathrine.

Kathrine

Wie ſchauerlich das hier iſt! Wir ſind ſchon ſo weit vom Schloſſe. Wo ſind wir nur, Herr Robert?

Robert

Im Heimlichen Grund, Kathrine.

Kathrine

Im Heimlichen Grund? Wo's ſo unſicher iſt? Wo immer die Wilddiebe aus dem Herzoglichen –? (Sieht ſich ängſtlich um.)

Robert

Ohne Sorgen, Kleine; wir haben einen ſichern Begleiter bei uns (An ſein Gewehr ſchlagend). Siehſt du dort?

Kathrine

Etwas ſchimmern wie eine weiße Wand und dunkle Laden daran –

Robert

Das iſt das Jägerhaus.

Kathrine

Wirklich? Ja, Gott ſei Dank! Jetzt ſeh' ich das Hirſchgeweih oben am Forſt gegen den Abendhimmel.

Robert

Hier iſt der Brief. Aber ſo frei in der Hand darfſt du ihn nicht tragen. – Haſt du auch einen Vorwand? Wenn der Alte dir begegnen ſollte?

Kathrine

(verſchämt und ſelbſtzufrieden lächelnd). Ach, Herr Robert, ſollte ein Mädchen ſo dumm ſein? Da machen Sie ſich keine Sorge. Meine kleinen Schweſtern lernen ſtricken und nähn bei der Mamſell – da –

Robert

(macht den Brief zuſammen, in den er ſah). Nun hier, Kathrine. Aber nur in Mariens oder ihrer Mutter Hände gibſt du den Brief, niemandem ſonſt, auch Andres und Wilhelm nicht. Nur in ihre eigenen oder in ihrer Mutter Hände. –

Kathrine

Aber ſo weit ſoll ich noch allein?

Robert

Kaum zwei Büchſenſchüſſe weit. Mich darf niemand in der Nähe des Jägerhauſes ſehn. – Heimwärts gehſt du die Straße. Nur wenn du den Brief nicht haſt anbringen können, kommſt du hierher zurück.

Kathrine

Aber daß Sie auch nicht fortgehn.

Robert

Nein, Kathrine. Hier bleib' ich.

Kathrine ab.

Sechſter Auftritt

Robert allein, dann der Buchjäger, zuletzt Möller mit zwei Arbeitern.

Robert

(ſieht Kathrinen eine Weile nach; dann Schritte). Ob ſie kommen wird? Ob ſie ihren Vater laſſen wird um mich? (Bleibt ſtehn.) Als ein Jäger geh' ich in die Welt. Ich bin jung, kräftig und verſteh' mein Handwerk aus dem Grund – warum ſollt' es nicht glücken? (Sich in Gedanken verlierend.) Und dann – ſo aus dem Walde heimkommen – ſo kräftig müd' vom Tagewerk im Freien! Und ſie hätte ſchon nach mir umgeſehn – und käme mir entgegen – und nähm' mir die Flinte ab – um auch etwas zu tragen – und hinge ſie um – und ſo ſtände mein Jägerhaus wie das dort – ſo rauſcht' es in den Bäumen, und ich umſchlänge ſie und jubelte: nur das Glück iſt ein Glück, das man ſich ſelber dankt! – Und dann –(Ein Schuß fällt und weckt ihn.)

Buchjäger

(noch in der Szene, aufſtöhnend). Schurke!

Robert

Was iſt das?

Buchjäger

(kommt auf die Szene getaumelt; Robert eilt auf ihn zu und faßt den Sinkenden). Ich – bin – hin –

Robert

Gottfried! Ums Himmels willen! Iſt auf Sie geſchoſſen worden? Heda! Niemand in der Nähe? Heda! zu Hülfe!

Möller

(in der Szene). Schnell, Leute, dort hinüber! Vom Steg her kommt das Rufen!

Robert

Dort kommen Menſchen. Hierher! Hierher! Zu Hülfe!

Möller

(wie vorhin). Das iſt Herrn Roberts Stimme.

Robert

Wenn hier Rettung möglich iſt, muß ſie ſchnell kommen. (Offnet des Stöhnenden Rock und Weſte.)

Möller

Ja, Sie ſind es, Herr Stein. (Tritt auf mit zwei Arbeitern.) Aber –

Robert

Möller – Sie ſind es? Sehn Sie, was hier geſchehen iſt. – Leben Sie noch, Gottfried?

Buchjäger

Noch — aber —

Möller

(hinzutretend). Der Buchjäger. Barmherziger Gott!

Robert

Meuchlings erſchoſſen. Die Kugel ging durch den Rücken.

Möller

Gottfried, reden Sie; wer hat's getan?

Buchjäger

Er hatt' — die Flinte — mit dem gelben Riemen —

Robert

Andres' Flinte?

Buchjäger

Er hat — mir's — gedroht —

Robert

Es iſt nicht möglich!

Möller

War's der Andres, Gottfried?

Buchjäger

Der — Andres — ja —

Möller

Er ſtirbt. (Pauſe.) Leute, nehmt ihn auf. Und Sie, Herr Stein — das iſt eine Mördergrube dahier. Kommen Sie! Kommen Sie! Es lauern noch mehr dahier herum; nur erſt begegnete uns der Weiler mit dem Gewehr — der boshafte Menſch; der ſpionierte; das iſt klar. Das iſt eine förmliche Jagd. Kommen Sie! Aber um Gotteswillen, warum wollen Sie nicht —

Robert

Gehn Sie nur.

Möller

Aber was haben Sie nur vor? Und Ihr Herr Vater — wenn ich Sie allein in der Gefahr laſſe — wenn ich Sie nicht mitbringe. Wie ſoll er mir glauben, daß ich Ihnen zugeredet habe?

Robert

Sie haben ja Zeugen hier bei ſich. Ein Wort für tauſend — ich bleibe hier. (Macht heftige Schritte.)

Möller

Nun ſo kommt, Leute; ihr habt's gehört. (Im Abgehen.) Allmächtiger Gott! Was wird das noch werden.

(Die Arbeiter haben die Leiche aufgenommen; **Möller** mit ihnen ab.)

Siebenter Auftritt

Robert allein, ſpäter **Andres**, zuletzt **Lindenſchmied**.

Robert

Schändlich! Schändlich! Einer ſolchen Rache wär' Andres fähig geweſen? Und ich muß es glauben – ich muß! Der Sterbende ſagt' es; er hatt' es gedroht – es war ſeine Flinte – und alles iſt wirklich – hier ſtarb der Gemordete – hier iſt – er ſchrieb's mit ſeinem Blut in den Raſen, damit ich nicht zweifeln *dürfte*. Und ſolche Menſchen ſtehn zwiſchen mir und meinem Glück? Steh feſt, Robert, hier gilt's das Äußerſte! Du haſt's mit Menſchen zu tun, die keine Untat ſcheun. – Wer kommt dort? – Er iſt es ſelbſt – Andres – (Dem Andres, der noch nicht ſichtbar, entgegen.) Nur heran! Wenn du mich ſuchſt, Mörder. Mich findeſt du nicht wehrlos und ungewarnt wie den Buchjäger –

Andres

(indem er bleich und wankend auftritt.) Der Buchjäger? –

Robert

Dort tragen ſie ihn hin. Er iſt gemordet, und du haſt es getan.

Andres

(aufwallend). Ich, Robert?

Robert

Der Gemordete hat dich erkannt und deine Flinte – und dein Gewiſſen zeichnet dich.

Andres

Hör' mich – um Gottes willen –

Lindenſchmied (kommt hinten über den Felſenweg geſchlichen).

Robert

Flieh, Mörder. Jeder Schritt hier trägt dich dem Blutgerüſt entgegen.

Hier iſt das Blut, das dich anklagt, und du ſelbſt trägſt das bleiche Geſtändnis vor dir her; das Fieber, das dich rüttelt, zeugt gegen dich.

Andres

Das Fieber über dich, ſchändlicher Lügner! Die Flinte ſtahl mir der Lindenſchmied, der dem Buchjäger aufpaſſen wollte. Ich eilte nach, wie ich's erfuhr; ich wurd' ohnmächtig – riß mich mit Gewalt aus der Ohnmacht auf und –

Robert

Der Lindenſchmied hätte –

Andres

Glaubſt du mir nicht, ſieh dorthin nach dem Felſenweg –

Robert

Mörder, ſteh! Oder ich ſchieß' dich nieder.

Lindenſchmied (eilt auf dem Felswege über die Bühne).

Robert (folgt ihm unten).

Andres

(wankt ihm nach). Sieh dich vor, Robert! Der Menſch iſt verzweifelt – es geht um Tod und Leben!

Lindenſchmied

(hinter der Szene). Bleibt zurück; ich ſchieße!

Robert

(ebenſo.) Die Flinte weg und ſteh!

Andres

Er ſchlägt an – ſpring' ſeitwärts, Robert! (Es fallen zwei Schüſſe nacheinander.) Da iſt's geſchehn! (Er verſchwindet in den Büſchen.)

Verwandlung

Schloß

Achter Auftritt

Stein unruhig herein; dann Baſtian, ſpäter der Paſtor.

Stein

Ob der Möller vergeſſen hat, den Robert ſuchen zu laſſen? Oder ob der Junge – der Zwiſt mit dem Andres! Baſtian!

Baſtian (in der Tür).

Stein

Wo iſt der Buchhalter?

Baſtian

Gegen Abend noch nach dem Hochofen gegangen.

Stein

War mein Robert nicht wieder zu Hauſe ſeit heut mittag?

Baſtian

Der Herr Robert haben ſich reiſefertig gemacht und ſind dann mit Kaſtellans Kathrine weggegangen.

Stein (winkt).

Baſtian (geht).

Stein

Und der Paſtor – könnte nun auch längſt zurück ſein –

Baſtian

(in der Tür). Der Herr Paſtor –

Stein

Wie gerufen.

Paſtor tritt auf.

Stein

(gibt ihm die Hand). Endlich! Endlich! Bringen Sie gute Nachricht?

Paſtor

(achſelzuckend). Sie könnte beſſer ſein.

Stein

Sind Sie dem Hitzkopf, dem Robert, begegnet?

Paſtor

Nein.

Stein

Ich hofft' es ſchon — weil Sie ſo lange blieben, Sie würden ihn mitbringen.

Paſtor

Ein Kranker, zu dem man mich von meinem Weg hierher abrief, hat mich bis jetzt aufgehalten.

Stein

So denken Sie nur, Sie kommen vom Kranken zum Kränkeren. Wenn Ungeduld, Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſchlimme Befürchtungen Krankheiten wären, ſo wär' ich ein gefährlicher Patient. — Aber die Antwort. — Ich laſſe Sie auch nicht einmal zu Atem kommen. (Deutet ihm an, Platz zu nehmen; ſetzt ſich, ſteht gleich wieder auf.) Wenn ich nur wenigſtens ſitzen könnte. Sechsmal ſchon hatt' ich den Hut mechaniſch in der Hand; ſo reißt mich die alte Gewohnheit des Zuſammenlebens mit dem Förſter in Händen und Füßen, ſchlimmer als das Podagra. Unterdes hatt' ich einen Gedanken — aber erſt: wie iſt's mit dem alten Eigenſinn?

Paſtor

Ich kam eben nicht zum beſten bei ihm an mit Ihrem Anerbieten. Und doch, wer weiß, ob er ſich nicht noch dazu verſtanden hätte, wenn nicht unglücklicherweiſe die Geſchichte mit dem Andres —

Stein

Mit dem Andres? welche Geſchichte? (Springt auf.) Er iſt doch nicht mit dem Robert zuſammengerannt?

Paſtor

Dasmal nur mit dem Buchjäger —

Stein

(ſetzt ſich wieder). Sie ſehn, ich zittre vor Ungeduld —

Paſtor

Der Buchjäger, betrunken wie gewöhnlich, hat ihn wie einen Holzdieb behandelt, ihn ſchlagen laſſen —

Stein (ſpringt wieder auf).

Paſtor

Da war's denn kein Wunder, daß der Alte auf nichts mehr hörte und jeden, der außer Ihnen mit dem Gewehre in den Forſt kommt, als einen Wilddieb behandeln laſſen will.

Stein

(der Schritte gemacht). Baſtian!

Baſtian (in der Tür).

Stein

So wie Möller kommt — die Kanaille wieder abgeſetzt — eingeſperrt ſoll die Beſtie werden — hörſt du?

Baſtian

Der Buchhalter?

Stein

Der Buchjäger — und der Möller mit, wenn er — Kommen Sie, Paſtor! (Nimmt Hut und Stock.)

Baſtian ab.

Paſtor

Sie wollen —

Stein

Sie fragen? — Hin zum Alten! Die Grillen wegwerfen, allen Wilkens und Möllers zum Trotz!

Paſtor

Recht ſo! Ich bin dabei. (Er ſteht auf.)

Stein

(bleibt ſtehn). Warten Sie noch, Paſtor. Soll ich vergebens den guten Gedanken gehabt haben? Hören Sie, was mir vorhin einfiel — wie vom Himmel herunter. Paſtor! Wenn ich dem Robert heut noch Düſterwalde abträte? als ſelbſtändiges Eigentum? Er könnt' ihn mit allen Ehren wieder einſetzen, den Alten, und niemand wär' blamiert. Augenblicklich ſetz' ich die Zeſſion auf. Sie ſchnell ins Jägerhaus, Paſtor —

Paſtor

Mit dieſer Botſchaft —

Stein

Eh' der Alte oder die hitzigen Jungen oder alle drei einen Streich machen, der — (Er macht ſich zum Schreiben fertig.)

Paſtor

Und morgen —

Stein

Als wär' kein Heute geweſen —

Paſtor

Kommt Herr Stein wie gewöhnlich um die Jägerhausecke und pocht ans Fenſter, und der weiße Schnauzbart drin ſchnarcht ſein „Gleich“ —

Stein

Und wenn Sie den Robert treffen —

Paſtor

Bin ich der erſte, der dem neuen Gutsherrn von Düſterwalde gratuliert —

Stein

Und heute bringen Sie alle mit, den Alten, die Jungen, die Mutter und die Braut, dann (Kommt zum Paſtor nach der Türe.) brechen wir zum Vorfeſt meinem älteſten Johannisberger den Hals. — Was iſt aber da draußen? Wer ſtürmt da die Treppe herauf? (In der Türe.) Was iſt paſſiert?

Neunter Auftritt

Vorige. Möller, ſpäter Baſtian.

Möller

(außer ſich herein). Gräßlich! Gräßlich!

Stein

Aber was iſt denn?

Möller

Ein Mord! Ein entſetzlicher Mord!

Stein

Aber ſo ſagen Sie doch —

Möller

Der Herr Robert —

Stein

Mein Sohn! (Sinkt in einen Stuhl.)

Paſtor

Robert iſt gemordet? (Tritt beſorgt zu Stein.)

Baſtian tritt ein.

Möller

Noch nicht; noch, hoff' ich, nicht. Aber — ich bin ganz außer mir. — Den Buchjäger hat er ſchon erſchoſſen, Ulrichs Andres. Die machen förmlich Jagd auf ihre Feinde, die vom Jägerhaus. Den Buchjäger ließ ich heimſchaffen. Der Menſch ſieht gräßlich aus; die Kugel ging links am Rückgrat ein. Er iſt in Herrn Roberts Armen geſtorben. Ich fragt' ihn noch: „War's der Andres, Gottfried?“ „Der Andres war's,“ ſagt' er, — „der Andres war's“ — und ſtreckte ſich, und aus war's mit ihm. Ich bat Herrn Robert, um Gottes willen mit heimzukommen; er war ganz außer ſich und wollte nicht. Und keine zweihundert Schritte war ich mit den Leuten, da fielen wieder zwei Schüſſe hinter uns.

Stein

(ſteht auf; außer ſich). Augenblicklich zu Pferde — Sie können's totreiten — nur ſchnell — Militär aus der Stadt — den ganzen Wald beſetzen — die Mordbande einfangen da vom Jägerhaus. Du, Baſtian, ſchnell meine Lütticher, die geladene — dann die Arbeiter zuſammenrufen — ſich bewaffnen — nach — wo war's, Möller?

Möller

Beim erſten Lautenſteg — im Heimlichen Grund, kaum eine halbe Viertelſtunde überm Jägerhaus drüben.

Paſtor

Gott gebe nur, daß das Schlimmſte noch zu verhüten ſteht.

Stein

(ſtampft mit dem Fuß). Baſtian! Baſtian! Und was ſtehen Sie noch da? So eilen Sie doch!

Möller ab.

Stein

Und ich — während — Baſtian!

Baſtian (bringt die Flinte).

Stein

(reißt ſie ihm aus der Hand). Ich komme! Robert, halte dich! — ich komme! (Alle ab.)

Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug

Jägerhaus

Dämmerung

Erſter Auftritt

Wilkens. Die Förſterin.

Wilkens

Ihr Mann iſt abgeſetzt; da beißt die Maus nicht den Faden ab. Und wenn er bleiben will, iſt's juſt der verkehrte Weg, den er da einſchlägt; durch Aufruhr darf ſich's ſchon der Stein nicht abtrotzen laſſen. Der Buchjäger iſt jetzt Förſter. Hm. Der Buchjäger iſt ein brutaler Mann; aber hier iſt er im Recht. Wenn ſie nun zuſammenrennen, Ihr Mann und der Buchjäger? Und jeder den andern als Wilddieb behandeln will? Oder der Buchjäger noch einmal über den Andres gerät? Und der tut, was ihm ſein Vater befohlen hat? Oder der Andres und der junge Stein geraten aneinander? Hm. Und im beſten Fall ſo iſt der Ulrich ein abgeſetzter Mann, den kein Menſch wird in ſeinen Dienſten haben wollen nach dem offenen Aufruhr, den er ſich hat zuſchulden kommen laſſen. Und was ſoll dann aus Ihr werden und aus Ihren Kindern?

Förſterin

Der Herr Vetter Wilkens wird ſeine Hand nicht von uns abziehn. Wenn der Herr Vetter nur noch einmal mit ihm ſpräch'.

Wilkens

Nach dem Trumpf, den er darauf geſetzt hat? Und wenn der nicht wär'; einem Tauben zu predigen, da iſt mir meine Lunge zu lieb dazu. — Sie muß von ihm weg mit den Kindern. Das ſagt' ich mir unterwegs vorhin und gab mir die Hand darauf, daß ich's durchſetzen wollte, und kehrte wieder um, damit ich's Ihr ſagte. Eh' Sie eine Leiche oder einen Mörder im Hauſe hat.

Förſterin

(ſchlägt vor Schreck die Hände zuſammen). So ſchlimm wird's ja nicht werden!

Wilkens

Hm. Sie will's drauf ankommen laſſen; Sie iſt mir auch eine kurioſe Mutter. Ich bin aber nicht ſo gleichgültig wie Sie und will kein Unglück auf meinem Gewiſſen haben, wenn ich's verhüten kann. Ich habe noch den weitſten Weg. Kurz und gut: läßt Sie den und kommt mit Ihren Kindern zu mir, ſo ſoll's zur Stunde gerichtlich gemacht werden, daß Sie und Ihre Kinder meine Erben ſind. Bis morgen mittag kann Sie ein langes und breites überlegen. Iſt Sie morgen mittag bis zwölf in der Grenzſchenke, da will ich Sie erwarten, ſo gehn wir auf der Stelle in die Stadt zum Notar; iſt Sie's nicht — auch gut. Aber ich bin ein Schurke meines Namens — und Sie weiß, dem Wilkens ſein Wort wiegt ſein Pfund — und die Hand an mir ſoll verflucht ſein, die Ihr oder Ihren Kindern dann noch den *Biſſen* Brot abſchneidet. (Geht.)

Förſterin

(erſt überwältigt, indem ſie ihm ängſtlich eilig folgt). Aber, Herr Vetter! Herr Vetter Wilkens! —

Zweiter Auftritt

Marie allein; dann die *Förſterin* zurück.

Marie

(hat ein Briefchen in der Hand). Daß ich's doch genommen hab'! — Bis ich mich beſann — und da hatt' ich's ſchon in den Händen — und die Kathrine war auch ſo ſchnell wieder fort. — Ich hätt's nicht nehmen ſollen.

Förſterin

(auftretend). Die harten Männer! Da hilft kein Bitten. Was haſt du da, Marie?

Marie

Einen Brief von Robert.

Förſterin

Wenn den dein Vater ſäh'!

Marie

Ich weiß auch gar nicht, wie ich ihn genommen hab'. Aber der Robert dauerte mich ſo ſehr. Die Kathrine ſagte, er ſtänd' unten im Heimlichen Grund und wartete. Da fiel mir auch mein Traum ein von heute nacht.

Förſterin

Ein Traum?

Marie

Da war ich dort am Quell bei den Weiden an meinem Lieblingsplätzchen und ſaß in den bunten Blumen und ſah nach dem Himmel hinauf; da ſtand ein Gewitter, und mir war ſo ſchwer, daß ich vergehen wollte. Und das Kind, weißt du, das bei mir geweſen war vor vierzehn Jahren, wie ich mich verirrt hatte, das ſaß neben mir und ſagte: „Arme Marie!" und zog mir den Brautkranz aus dem Haar und ſteckte mir dafür eine große blutrote Roſe an die Bruſt. Da ſank ich hinter mich in das Gras zurück, ich wußte nicht wie. Drüben im Dorfe läuteten ſie, und das Singen der Vögel, das Zirpen der Grillen, die leiſe Abendluft in den Weiden über mir – das alles war wie ein Wiegenlied. Und der Raſen ſank mit mir tiefer und immer tiefer, und das Läuten und das Singen klang immer ferner – der Himmel wurde wieder blau, und mir wurde ſo leicht – ſo leicht –

Förſterin

Ein eigener Traum. Haſt du den Brief aufgemacht?

Marie

Nein, Mutter; und ich will's auch nicht.

Förſterin

So laß ihn wenigſtens den Vater nicht ſehn. – Ach! Marie, wir werden fort müſſen vom Vater!

Marie

Vom Vater? Wir?

Förſterin

Er kommt; laß dir nichts merken. Steck' den Brief ein. Nimm die Bibel da vor dich, daß er dir nichts anmerkt. Ich will's noch einmal verſuchen — wenn er denkt, wir gehen ſonſt, gibt er doch vielleicht nach, und wir können bleiben.

Dritter Auftritt

Die Bühne wird immer dunkler.

Der Förſter. Marie am Tiſche links hat die Bibel vor ſich. Die Förſterin.

Förſter

Der Wilhelm noch nicht da?

Förſterin

Ich hab' ihn noch nicht geſehn.

Förſter

(tritt ans Fenſter und trommelt gedankenvoll daran).

Förſterin (beginnt einzupacken).

Marie

Aber, Mutter —

Förſterin

Stille jetzt, Marie, und meng' dich nicht ins Geſpräch.

Förſter

(hat ſich gewandt und eine Weile ſeiner Frau zugeſehn). Was machſt du da?

Förſterin

(ohne aufzuſehn). Ein paar Kleider pack' ich ein — wenn ich fort muß —

Förſter

Wir müſſen nicht. Dafür gibt's ein Recht.

Förſterin

(kopfſchüttelnd). Dein Recht? (Fährt fort.) Ich werde fort müſſen mit den Kindern.

Förſter

(überraſcht). Du wirſt —

Förſterin

Wenn du nicht Frieden machſt mit dem Stein.

Förſter

(auffahrend). Wenn —

Förſterin

Du brauchſt dich nicht zu ereifern, Ulrich; du kannſt nicht anders, und ich auch nicht. Ich mache dir keinen Vorwurf; ich ſage nichts, gar nichts. Du willſt für deinen Feind anſehn, wer dir zum Nachgeben rät — laß mich nur ausreden — und der Vetter Wilkens will die Kinder enterben, wenn du auf deinem Kopf beſtehſt und ich nicht mit den Kindern bei ihm bin bis morgen mittag; da kann ich nichts tun, als — ſchweigend gehn.

Förſter

(tief atmend). Du willſt —

Förſterin

Ich will nichts; du willſt, und der Vetter Wilkens will. Ihr harten Männer macht das Schickſal und — wir müſſen's erdulden. Wenn du nachgäbſt, ja, dann könnten wir bleiben. Glaubſt du, ich geh' gern? Für mich — *ich* wollte aushalten bis zum Tod. Aber um die Kinder — und um — dich mit.

Förſter

(finſter). Wieſo um mich?

Förſterin

Du biſt abgeſetzt, du haſt kein Vermögen; und einen andern Dienſt in deinem Alter — nach deiner Geſchichte mit dem Stein — du könnteſt —

Förſter

(heftig). Almoſen nehmen? Von Frau und Kindern?

Förſterin

Ereifre dich nicht. Ich ſage ja nicht: Gib nach; ich will dir ja nichts aufdringen. Du kannſt nicht nachgeben, und ich — kann nicht bleiben — wenn du nicht nachgibſt. — Müſſen wir auseinander (Ihre Stimme zittert.) — ſo wollen wir's im Guten. Wir wollen einander verzeihn, was das andere uns zuwider tut, oder (Mit leiſem Vorwurf.) — wovon das andere *denkt*, daß man ihm zuwider tut.

Förſter

Du willſt alſo zum Wilkens?

Förſterin

Ich muß.

Förſter

Und die Kinder ſollen mit?

Förſterin

Um die iſt's, daß ich's tu'.

Förſter

Wollt ihr nicht auch den Nero mitnehmen? draußen? den Hund? Was ſoll er länger bei ſeinem abgeſetzten Herrn, der Hund? Nehmt ihn mit, den Hund. Und wenn ich recht behalte, wie ich recht behalten muß — und als kein Schurke mehr daſteh' vor der Welt — dann — kann er ja wiederkommen, der Hund. Ihr meint, er geht nicht von mir? Wird doch die Beſtie nicht dümmer ſein, wie die Menſchen ſind. Weib und Kinder ſind klug, und ſo'ne arme Beſtie will allein dumm ſein? Man muß der Beſtie einen Tritt geben für ihre Dummheit. Ein alter Mann — ein ruinierter Mann, der als Schurke daſtänd', wenn's dem Stein nach ging, in ſeinen weißen Haaren, und ſo'ne Beſtie will nicht Vernunft annehmen? Fünfzig Jahre redlich gedient und aus dem Dienſt als ein Schurke, weil ich kein Schurke ſein will — hab' das Meine zugeſetzt dabei, und die arme Beſtie will in ihrem Hundehaus dankbarer ſein als der reiche Stein in ſeinem Schloß? Da ſollte man doch das ganze Beſtienzeug vor den Kopf ſchießen, wenn's zu weiter nichts da wär', als daß ſich der Menſch vor ihm ſchämen müßte. — (Schritte; er kehrt ſich zu ihr, weicher.) Wir ſollen zwei ſein? Nach fünfundzwanzig Jahren? — Gut. So mag jedes allein tragen von nun an — ſolang das Herz hält.

Förſterin

Ulrich — (Sie muß Marien immer abhalten, die zum Förſter ſtürzen will.)

Förſter

Wir ſind zwei von nun. Geht, geht. Der Wilkens iſt reich, und ich bin ein armer Mann trotz meinem Recht. Ihr zieht dem Gelde nach. Ich halt' euch nicht. Aber wenn ihr ſagt, ihr habt recht getan — dann — Und nun iſt's abgetan. Nicht mehr das *Wort* davon.

Vierter Auftritt

Wilhelm. Die Vorigen.

Förſter

(ſitzt rechts). Komm her, Wilhelm. Wo haſt du den Andres gelaſſen?

Wilhelm

Ich hab' an der Grenzſchenke eine Viertelſtunde lang auf ihn gewartet.

Förſter

Hat er gedacht, du kommſt ſpäter —

Förſterin

(für ſich). Der Andres iſt nicht mit? Des Ohms ſeine Reden kommen mir nicht aus den Gedanken.

Marie

(zündet die Lampe an und ſetzt ſie auf den Tiſch zum Förſter).

Förſter

Haſt du den Advokaten gefragt, bis wenn die Sache aus ſein kann? Daß ich mein Recht hab'?

Wilhelm

Er will keine Klage machen.

Förſterin

(tief atmend für ſich.) Das wär' noch eine Hoffnung —

Förſter

(ſteht auf, ganz perplex). Er will —

Wilhelm

Du wärſt nicht im Recht, Vater.

Förſter

Nicht im Recht? — (Muß ſich ſetzen.)

Förſterin

(wie vorhin). Daß er doch noch nachgäb'.

Wilhelm

Die Staatsdiener wären, die könnten nicht abgeſetzt werden, wenn's ihnen nicht zu erweiſen ſtünd', daß ſie's verdient hätten. Aber du wärſt keiner; dein Herr wär' nicht der Staat, ſondern der, dem der Forſt gehörte, der Gutsbeſitzer.

Förſter

(verbiſſen). Alſo wenn ich ein Staatsdiener wär', dann dürfte mir der Stein nicht Unrecht tun. Und weil ich keiner bin, ſo darf er mich zum Schurken machen? – Du haſt ihn nicht verſtanden, Wilhelm.

Wilhelm

Er hat mir's dreimal vorgeſagt.

Förſter

Weil du ihm die Sache nicht vorgeſtellt haſt, wie ſie iſt. Daß dein Urgroßvater ſchon Düſterwalder Förſter war, und dein Großvater nach ihm, und daß ſie mich ſchon vierzig Jahr' den Erbförſter heißen im ganzen Tal.

Wilhelm

Das, ſagt' er, gereichte Herren und Dienern zur Ehre, aber vor Gericht darauf zu gründen wär' nichts.

Förſter

Aber er weiß nicht, daß der Stein mich abſetzen will, weil ich für ſein Beſtes war, daß der Forſt gegen Mitternacht und Abend offen liegt. So ein Advokat weiß nicht, daß ſo ein Wald wie ein Gewölbe iſt, wo immer eins das andere hält und trägt. So hält's alle Gewalt aus, aber brecht nur ein Dutzend Steine mitten heraus, ſo holt's der und jener.

Wilhelm

Dazu zuckt' er nur die Achſeln.

Förſter

(immer eifriger). Und das Meine, was ich hineingewendet hab'? Und daß ich die Bäume alle ſelber gepflanzt hab'? Was? Die der Wind nun um nichts und wieder nichts zuſammenknicken ſoll?

Wilhelm

Dazu hat er nur gelächelt. Du möchteſt ein recht braver Mann ſein, aber vor Gericht gält' das nicht.

Förſter

(ſteht auf). Wenn einer brav iſt, das gilt nichts? So muß einer ein Schelm ſein, wenn's was gelten ſoll vor Gericht? – Aber der Rupert von Erdmannsgrün! Was? Wilhelm?

Wilhelm

Der wär' eben ein Staatsdiener geweſen. Nachher ging ich noch zu einem andern Advokaten; der lachte mir geradezu ins Geſicht. Aber dem hab' ich's geſagt, wie ein Jägerjunge.

Förſter

Gut. Aber der Andres? Was?

Wilhelm

Wie der Andres in den Wald gegangen wär', hat er geſagt, wärſt du ſchon abgeſetzt geweſen. Das müßteſt du ſelber wiſſen, daß kein Fremder in einem Forſt Pflanzen herausnehmen dürfe, ſo mir nichts, dir nichts, und ohne des Förſters Wiſſen und Willen. Der rechtmäßige Förſter wär' aber da ſchon der Buchjäger geweſen, und ſo hätt' der Andres ſich's allein zuzuſchreiben, wenn er wie ein Holzdieb behandelt worden wär'. Und da würd' er ſelber einſehn, daß er beſſer daran tät', wenn er die Zurechtweiſung ruhig ertrüg' und nicht weiter an die Sache rührte und froh wär', daß er noch ſo davon gekommen wär'.

Förſter

(hat ſich wieder geſetzt; eine Pauſe; dann pfeift er und trommelt vor ſich auf dem Tiſch).

Förſterin

(ihn ängſtlich beobachtend). Wenn er ſo ruhig wird —

Förſter

Alſo ich muß ein Schurke bleiben vor der Welt? Gut. — Warum packt ihr nicht ein, Weiber? Wilhelm, hol' mir eine Flaſche Wein.

Förſterin

Du willſt Wein trinken? Und weißt, er tut dir kein gut, Ulrich? Und noch dazu in den Ärger hinein —

Förſter

Ich muß andere Gedanken haben.

Förſterin

Du wirſt allemal ſo außer dich auf den, Wein du kannſt dir den Tod darin trinken.

Förſter

Beſſer den Tod trinken, wie als ein Schurke leben. Und ein Schurke muß ich bleiben vor der Welt. Wilhelm, eine Flaſche und ein Glas. Bin ich ſchon nicht mehr Herr im Haus? Vorwärts!

Wilhelm geht.

Förſterin

Wenn du dir noch einen andern Gedanken faßteſt; aber du tuſt's nicht und — ich muß fort.

Förſter

Das iſt abgetan, Weib, und mein Gedanke iſt gefaßt. Lamentiert mir nicht. Morgen geht's fort. Wenn ich ſchon kein Staatsdiener bin und — heut will ich noch einmal luſtig ſein.

Wilhelm

(bringt Wein; der Förſter ſchenkt ein und trinkt öfter, jedesmal ein volles Glas; dazwiſchen pfeift und trommelt er).

Förſter

Tut mir das Licht da weg, daß ich meinen Schatten nicht ſeh'.

Wilhelm

(ſtellt die Lampe auf den Tiſch der Frauen, ſetzt ſich zu dieſen und nimmt die noch offene Bibel vor ſich).

Förſterin

(für ſich und zu Marien). Der Andres kommt immer noch nicht, und 's iſt ſchon ſo lang dunkel. Und ich muß gehn morgen. Jetzt ſag' ich wohl: Ich muß gehn, und weiß noch nicht, wenn's dazu kommt, ob ich's auch kann. Wenn man zwanzig Jahr' zuſammengelebt hat in Freud' und Leid. Und vom Wald Abſchied nehmen, der den ganzen Tag ſo grün zu allen Fenſtern hereinguckt. Wie ſtill's uns vorkommen wird, wenn wir das Rauſchen nicht mehr hören und den Vogelgeſang und den Axtſchlag hallen den ganzen Tag. Und die alte Schwarzwälder Uhr dort — ſo ging ſie ſchon, wie ich noch eine Braut war, und nun biſt *du* ſchon eine geweſen. Dort in jener Ecke ſtandſt du zum erſtenmal auf und liefſt, Marie, drei Schrittchen weit, und da, wo der Vater ſitzt, ſaß ich und weinte vor Freude. Iſt das das Leben? Ein ewig Abſchiednehmen? Wenn ich doch bliebe? Wenn ich dran denke, was der Ohm ſagte, daß alles geſchehen könnte! Wenn der Brief vom Robert – Wilhelm, geh doch in den Garten. Ich muß das Trinkglas beim Born vergeſſen haben, oder in der Laube oder ſonſt da herum.

Wilhelm geht.

Fünfter Auftritt

Vorige ohne Wilhelm.

Förſterin und **Marie** vorn an der Lampe arbeitend. Der **Förſter** bald hinten ſitzend, bald am Tiſche vorbei Schritte machend ans Fenſter.

Förſterin

(nachdem ſie gewartet, bis Wilhelm hinaus iſt). Wenn du ſäheſt, Marie, was der Robert ſchreibt.

Marie

Ich ſoll's öffnen, Mutter?

Förſterin

Vielleicht läßt ſich noch alles gutmachen, und der Robert ſchreibt uns wie. Wenn du's nicht öffnen willſt, gib mir's. Wenn ich's tu', brauchſt du dir nichts vorzuwerfen. (Sie öffnet.) Wenn ich leſen könnte bei Licht! Wenn ich die Brille nähm', müßt' er's merken. Lies mir's vor, Marie.

Marie

Ich ſoll's leſen, Mutter?

Förſterin

Wenn ich dir's heiße, kannſt du's wohl. Da leg's neben die Bibel. Und wenn er näher kommt oder wenn er aufmerkſam wird, ſo lieſ'ſt du aus der Bibel.

Marie

Aber was?

Förſterin

Was dir zuerſt in die Augen fällt. Wenn ich huſte, lieſeſt du aus der Bibel. Zuerſt das Briefchen.

Marie

(lieſt). „Liebe Marie. Ich hab' dir ſoviel –“

Förſterin

Er ſteht ſchon wieder auf von ſeinem Stuhl; lies aus der Bibel, bis er am Fenſter iſt.

Marie

„Um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einen Menſchen hat verletzet, ſo ſoll man ihm wieder tun.“

Förſter (trommelt am Fenſter).

Förſterin

(ihn immer beobachtend). Nun den Brief, Marie; bis ich huſte.

Marie

„Ich hab dir ſoviel zu ſagen. Komm den Abend oder die Nacht in den Heimlichen Grund an den Quell unter den Weiden; da will ich dich erwarten. Komm, Marie. Morgen früh geh' ich in die Welt, dir und mir ein Glück zu erwerben. Kommſt du nicht, ſo weiß ich, wie du's meinſt, und du ſiehſt nie wieder –“

Förſterin

Er will fort? in die Welt? Für immer, wenn du nicht gehſt? Dann wär' alles verloren!

Marie

„Du ſiehſt nie wieder deinen Robert.“

Förſterin

(huſtet, da der Förſter ſich eben vom Fenſter wendet). Aus der Bibel, Marie.

Marie

„Wie er einen Menſchen verletzet hat, ſo ſoll man ihm wieder tun. Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein, den Fremden und den Einheimiſchen, denn ich bin der Herr, euer Gott.“

Förſter

(iſt aufmerkſam geworden, bleibt ſtehn). Was iſt das da vom Recht?

Marie

„Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein –“

Förſter

Es ſoll einerlei — Wo ſteht das da?

Marie

Hier, Vater; da links oben.

Förſter

Leg' was darauf, wo das anfängt, was du da geleſen haſt vom Recht. — Seht ihr nun, daß ich recht hab'? Wenn ſchon ich Unrecht behalten muß. Daß das alte Herz dadrin kein Lügner iſt? „Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein." Nicht eins für Staatsdiener apart. — Damals war das Recht noch geſund, da wohnt' es noch nicht in den ſtaubigen dunſtigen Stuben. Unter den Toren, im Freien wurd' es gehalten, wie man da lieſt. Wenn ich zu ſagen hätte, müßten die Gerichte im Walde ſein; im Walde bleibt dem Menſchen das Herz geſund; da weiß man, was recht iſt und was unrecht iſt ohne Wenn und Aber. Mit ihrem heimlichen Karten haben ſie's verabert und verwennt, in ihren dumpfen ſtaubigen Stuben, da iſt's krank und ſtumpf geworden und iſt's welk geworden, ſo daß ſie's kneten können, wie ſie wollen; und nun muß beſiegelt werden und muß verbrieft werden, was recht iſt, ſonſt ſoll's nicht recht ſein; nun haben ſie dem Manneswort die Geltung genommen und einen Spitzbuben daraus gemacht, ſeitdem man nur das zu halten braucht, was man beſchworen hat und beſiegelt hat und verbrieft, und haben aus dem alten guten Recht einen Achſelträger gemacht, daß ein alter Mann, der nicht das Federchen an ſeiner Ehre gelitten hat, als ein Schurke daſtehn muß vor den Menſchen — weil die in ihren Stuben zwei Rechte haben ſtatt eins. (Er ſetzt ſich und trinkt.)

Förſterin

Es wird immer dunkler, und der Andres kommt nicht. Und bei ſolchen Reden wird einem erſt recht angſt. Wenn du zum Robert gingeſt —

Marie

Zum Robert? Aber was denkſt du denn, Mutter?

Förſterin

Daß das ein Gottesfinger iſt — das da mit dem Robert ſeinem Brief.

Marie

Ich ſoll zum Robert? Jetzt? Nach dem Heimlichen Grund?

Förſterin

Und was wär's? Fürchten tuſt du dich nicht.

Marie

Fürchten auch! (Stolz.) Ulrichs Mädchen!

Förſterin

Wie oft biſt du tiefer in der Nacht draußen geweſen!

Marie

Aber der Vater wußt's auch. Wenn's der Vater will und du, weiß ich, ſteht hinter jedem Baum ein Engel. – Und der Vater ſagte: „Wenn ich die Marie nicht kenn' –“

Förſterin

Ich kann nicht ſo gut fort wie du, ohne daß er's merkt. – Es konnte alles noch gut werden – aber – es *ſollte* nicht *ſein*. Und dein Traum? Dir wurde ſo leicht, der Himmel wurde ſo blau – Siehſt du, im Heimlichen Grunde, am Quell unter den Weiden, da ſoll dein und unſer aller Gram aufhören.

Marie

(den Kopf ſchüttelnd). Meinſt du, Mutter?

Förſterin

Wenn du gingſt. Wir könnten dann beim Vater bleiben, der Robert redete nochmal mit ſeinem Vater, der Ohm Wilkens gäb' auch nach, und der Brautkranz ſollte dir zum zweitenmal noch ſchöner ſtehn.

Marie

Ich ſoll den Vater betrügen, Mutter? Dann glaubt' ich, mir könnt's nie wieder gut gehn auf der Welt.

Förſterin

Gingſt du doch für ihn. Vielleicht wenn er morgen hinaus muß ins Elend oder wenn ſie ihn einſetzen in den Turm oder noch was Schlimmeres geſchieht –

Marie

Dem Vater? –

Förſterin

Ja. Dann wirſt du vielleicht zu ſpät denken: Wär' ich doch gegangen!

Marie

Aber, Mutter, wenn ich nun im Walde wär' und der Vater begegnete mir? Oder träf' uns beiſammen?

Förſterin

Wir müſſen ihn fragen, ob er heim bleibt.

Marie

Ich kann ihn nicht anſehn, ohne daß mir das Herz zerſpringen will.

Förſterin

Frag' ihn wegen der Suppe.

Marie

Ich will ihn gleich fragen. (Sie nähert ſich dem Förſter ängſtlich, ſteht neben ihm, ohne daß er ſie bemerkt.)

Förſterin

(aufmunternd). Sei kein Kind!

Marie

(leiſe). Vater. (Sie beugt ſich über ihn; außer ſich vor Mitleid.) Vater, armer Vater! (Sie will ihn umſchlingen.)

Förſter

(ſieht ſich um; rauh). Was gibt's? Ohne Lamentieren!

Förſterin

(da Marie ohne Faſſung ſteht). Die Marie —

Marie

(bezwingt ſich). Gehſt du heut noch in den Wald?

Förſter

Warum?

Marie

Weil —

Förſterin

(fällt ein aus Furcht, Marie möchte die Wahrheit ſagen). Der Suppe wegen; ob ſie die wärmen ſoll?

Förſter

Nein. Und was willſt du noch, dummes Ding? (Wendet ſich ab. Da Marie zögert, rauh.) Hörſt du?

Marie

(zur Förſterin zurück). Mutter, er hat geweint! Ich ſah eine Träne an ſeiner Wimper hängen, Mutter! und ich will ihn betrügen.

Förſterin

Er weint, daß er in ſeinem Alter noch ins Elend ſoll. – Und du – mußt ja nicht gehn.

Marie

Wenn du ſo ſprichſt, Mutter! – Ich gehe ja.

Förſterin

So ſag' gute Nacht; Zeit iſt's nunmehr. Ich helfe dir dann aus dem Fenſter ſteigen. Jetzt wartet der Robert ſchon. Du kannſt bald zurück ſein.

Marie

Ja, Mutter, ich will gehn. Aber nicht um den Robert, Mutter, und um mich; nur für den Vater. Ich will's ihm ſagen. Robert, will ich ihm ſagen, du findeſt noch ein Mädchen, ſchöner und beſſer als mich, aber mein Vater findet kein Kind mehr, wenn ich ihn laſſe. Ich will's ihm ſagen; Robert, will ich ihm ſagen, ich will dich vergeſſen; Gott wird mir's geben, daß ich dich vergeſſen kann. Bleib' fern von mir, daß ich dich nicht wiederſeh'. Er wird's, nicht, Mutter? er wird's; ich hab' ihn ja ſo ſehr geliebt.

Förſterin

Geh nur; ſag' gute Nacht und laß dir nichts merken.

Marie (ſteht beim Förſter).

Förſterin

Die Marie will dir gute Nacht ſagen.

Förſter

Kannſt's nicht ſelbſt, dummes Ding?

Marie

(ſich beherrſchend). Gute Nacht, Vater.

Förſter

Gute Nacht. – Ihr braucht nicht auf mich zu warten morgen, wenn ihr zum Ohm geht. Ich bin vielleicht ſchon aus. Ich hab' einen

Gang; weiß nicht, ob ich wiederkomme — morgen. Und nehmt den Nero mit — und was ſonſt noch da iſt, nehmt alles mit. Ich brauche nichts mehr — als mein Handwerkszeug, meinen Stutz und — Pulver und Blei. Die andern Flinten könnt ihr verkaufen. Geh zum Wilkens du, armes Ding, der Wilkens verſchafft dir vielleicht den Robert noch — wenn ich nur erſt fort bin; wenn die Leute nur erſt vergeſſen haben, daß dein Vater ein abgeſetzter Mann war.

Marie

Gute Nacht. (Außer ſich.) Gute Nacht, Vater!

Förſter

Mädel, das iſt ja eine gute Nacht wie auf ewig. — Haſt recht, Marie. So ein Flecken muß weg, wie ich einer bin auf euerm guten Namen. Geh, Marie. Hörſt du, Marie?

Marie

Du ſollſt bleiben, Vater, und gehſt du; geh' ich mit dir.

Förſter

Was ich für einen Weg hab', den geht man allein. Geh, Marie.

Förſterin

Leg' dich, Marie.

Förſter

Gute Nacht; und nun iſt's gut; du weißt, ich kann das Lamentieren nicht leiden.

Marie

Du gehſt nicht ohne mich, Vater, du kannſt nicht leben ohne mich, Vater; Vater, das fühl' ich jetzt an mir.

Förſter

(abwehrend). Ja doch. Was ſo'n Gelbſchnabel nicht fühlt.

Marie

Du wendſt dich ab, Vater, damit ich nicht ſehn ſoll, daß du weinſt; Vater, ſtell' dich wild, wie du willſt —

Förſter

(will ſich losmachen). Dummes Ding da.

Marie

Ich geh' mit dir. Du hältſt auf dein Recht und ich auf meins, und das iſt, daß ich dich nicht laſſen darf. Vater, ich fühl's nur jetzt erſt ſo, daß ich niemand auf der Welt ſo liebhab' als dich. Morgen gehn wir zuſammen – wenn du gehen *mußt*. Ich zieh' vom Wilhelm Kleider an. Es gibt ja noch grünen Wald auf der Welt. Und lamentieren hören ſollſt du mich gewiß nicht; deshalb fürchte dich nicht. Ich kann ja die Nächte weinen, wo du's nicht ſiehſt. Aber dann ſiehſt du mir's am Tage an den Augen an. Ich muß ja gar nicht weinen. Nur lachen will ich und vor dir herhüpfen und ſingen; die ſchönen Jägerlieder. – Siehſt du, Vater, das iſt die letzte Träne um den Robert; und die iſt ſchon trocken, ſiehſt du? Wir wollen ſchon noch ein Glück finden auf der Welt – wenn du fort *mußt*, Vater. Und wenn's nicht ſein ſoll, ſo wollen wir Gott danken und bitten, wenn er uns nur brav ſein läßt. Dann wollen wir denken: es iſt zuviel verlangt, wenn wir auch noch glücklich ſein wollen. Hab' ich nicht dich? Haſt du nicht dein gutes Recht und deine Marie? Was brauchen wir mehr? (An ſeinem Hals.)

Förſter

(der ſie immer abgewehrt hat, faſt wild, weil er ſich der Weichheit kaum mehr erwehren kann). Freilich! Freilich! Dummes Ding. (Ruhiger.) Und ein Tiſchchen deck' dich, ein Goldeſelein ſchlag' aus, und das Märchen iſt fertig. Nun leg' dich, Marie. (Rauh.) Hörſt du?

Förſterin

Komm, Marie.

Marie

(an der Kammertür ſieht ſie ſich um, ſie eilt nochmals zu ihm; ihn außer ſich umſchlingend). Gute Nacht! Gute Nacht! (Sie eilt in ihre Kammer. Die Förſterin folgt.)

Förſter

(ihr nachſehend). Mein Mädel, mein armes Mädel. Hier darf's nicht ſein, wenn ich mir ein Ende mach'! – Element, ſchäm' dich, alter –

Sechſter Auftritt.

Weiler. Der Förſter.

Weiler

(grüßt ſchweigend; er iſt ſehr aufgeregt; er hängt die Flinte an den Riegel und macht ſich mit dem Jagdzeug zu tun). Hm.

Förſter

(wird ihn gewahr). Er? (Fällt wieder in Gedanken.)

Weiler

Ich.

Förſter

Wo kommt Ihr noch her?

Weiler

Aus dem Walde. – Am Staket hab' ich Euern Wilhelm geſprochen. Alſo ſeid Ihr doch abgeſetzt.

Förſter

Weil's zweierlei Recht gibt.

Weiler

Und das habt Ihr nicht vorher gewußt?

Förſter

Euern Lohn habt Ihr auf drei Monate voraus.

Weiler

Und könnt gehn; das weiß ich auch. Wo iſt denn Euer Wilhelm? Ja ſo; ich bin ihm begegnet. Und Euer Andres?

Förſter

(halb abweſend). Nicht zu Haus.

Weiler

Aber Ihr wißt doch wohl, wo Euer Andres iſt?

Förſter

(ungeduldig). Was wollt Ihr noch? Laßt mich in Ruh'.

Weiler

Meinetwegen. Mir kann's gleichviel ſein.

Förſter

Drum denk' ich, Ihr geht.

Weiler

Alſo der Andres. Und Ihr wißt nicht, wo er iſt?

Förſter

Immer der Andres! Habt Ihr was, ſo ſeid nicht wie ein Gewitter, das ſtundenlang ſteht.

Weiler

(zeigt nach dem Fenſter). Da unten überm Lautenberge kommt eins herauf. Die Kibitze kreiſchten ſo ängſtlich. Dacht's vorher. Es war zu ſchwül. – Ulrich, (Kommt zu ihm.) vor einer Stunde iſt einer erſchoſſen worden.

Förſter

Ihr wißt, wer?

Weiler

Ihr wißt's nicht? Wenn Euer Andres zu Hauſe wär' –

Förſter

Immer vom Andres! Ihr wißt was von ihm.

Weiler

Hm. Die Büchſe – hört mal; hatt' Euer Andres die mit – die mit dem gelben Riemen?

Förſter

Warum?

Weiler

(wie in Gedanken). Ich kenne doch Eure Büchſe –

Förſter

Ihr wollt mich konfus machen?

Weiler

Ihr habt ſie nicht zu Haus?

Förſter

Ich antwort' Euch nicht mehr. Hab' ohnehin Wein getrunken.

Weiler

Gebt wohl acht, daß Ihr Euch nicht irrt.

Förſter

Gebt wohl acht, daß ich Euch nicht am Kragen faſſe.

Weiler

's iſt nicht zum Spaß –

Förſter

Das ſollt Ihr ſehn.

Weiler

Aber ich weiß nichts, als was ich gehört hab' und geſehen hab'. Und ſetzt Euch. Mir iſt's auch nicht wie lange ſtehn. Muß ausſehn, mein' ich, wie meine Tonpfeife da. (Der Förſter am Tiſche rechts ſitzend; Weiler hat ſich einen Stuhl dicht zu ihm gerückt, erzählt haſtig mit unheimlich gedämpfter Stimme.) Wie ich vorhin zum Feierabend von meinen Holzhauern weggeh', hör' ich einen Schuß da, da nach dem Heimlichen Grunde zu. Ich denke, wenn Ihr's vielleicht wärt, und geh' darauf zu. Aber es mußt's der Robert Stein geweſen ſein. Der geht Euch da bei dem erſten Lautenſteg hin und her wie eine Schildwache. Denk' ich: Worauf muß denn der lauern? Auf ein Wildpret nicht; denn da läuft man nicht hin und her. Denk' ich: Das mußt du abſolvieren. Machſt dich hinter die hohe Eiche. Da ſiehſt du alles und wirſt nicht geſehn. Aber ich bin Euch noch nicht dort, da wird ein Halloh hinter mir. Und was hör' ich da? Euern Andres und den Robert im ärgſten Zank. Ich konnte nichts Ordentliches verſtehn; aber man hörte, daß ſie auf Tod und Leben hintereinander waren. Ich will mich eben näher ſchleichen; da kommen ſie ſchon gerannt. Der eine drüben auf dem Felſenweg über dem Bach, der andere hüben. Der hüben, das war der Robert, die Flinte am Backen. Zwei Schritt' von mir bleibt er ſtehn. „Steh! oder ich ſchieß' dich nieder!" Auf dem Felſenweg kann niemand ausweichen. Da heißt's: Menſch, wehr' dich deines Lebens! Und nun piff paff — zwei Schüſſe hintereinander. Dem auf dem Felſen ſeiner pfiff zwiſchen dem Robert und mir in die Büſche hinein. Aber dem Robert ſeiner — Ulrich; ich hab' manchen Schuß gehört, aber ſo keinen, ſo — man konnt's dem Blei anhören, es witterte Menſchenleben. Ich weiß nicht, wie mir's war, wie der drüben zuſammenbrach wie ein getroffener Hirſch —

Förſter

Der Andres?

Weiler

Wer ſoll's ſonſt geweſen ſein? Was? Iſt er denn zu Haus etwa? Wißt

Ihr etwa, wo er ſonſt iſt? Und der Getroffene hatte die Flinte mit dem gelben Riemen. Die hielt er feſt; der Riemen leuchtete ordentlich wie ein Notzeichen durch die Dämmerung. Das klang ſchauerlich, wie das Eiſenzeug an der Flinte über die Klippen herunterklapperte und die Leiche nach durch die Büſche knickte und ſchleifte — bis der Bach unten aufklatſcht', als führ' er vor Schrecken zuſammen. Und wie's nun ſo kurios ſtill wurde darauf, als müßt' es ſich ſelber erſt beſinnen, was doch paſſiert wär'; da war's, als jagte mich einer. Ich müßte ſchon eine halbe Stunde daſein, wenn ich mich nicht verlaufen hätte. Ich, der jeden Baum kennt daherum. Da könnt Ihr Euch nun denken, wie mir's war. Erſt am zweiten Lautenſteg da nach Haslau zu hatt' ich das Herz, einen Augenblick zu verſchnaufen. Dort wo der Bach in Felsſtücken ſpektakelt. Ich ſeh' zufällig hinunter. Da hantiert der Bach mit einem bunten Lumpen. Da iſt's. Kennt Ihr's vielleicht? (Bringt Andres' Tuch zum Vorſchein und hält's ihm vor die Augen; der Förſter reißt's ihm aus der Hand.)

Förſter

Lauter Geſtalten vor meinen Augen — der Wein — (Er hält's bald ferner, bald näher, ohne es ſehn zu können.)

Weiler

(kleine Pauſe). Ihr ſeid ſo ſtill. Fehlt Euch was?

Förſter

(ſtößt einen einzigen lauten Atem aus und hält das Tuch immer noch mechaniſch vor ſich hin, ohne es zu ſehn).

Weiler

Euer Geſicht iſt ganz verzerrt. Will Eure Frau rufen.

Förſter

(eine Bewegung, als ſchöb' er mit äußerſter Anſtrengung eine Laſt von ſich). Laßt nur; 'n bißchen Schwindel. Hab' heuer noch nicht zu Ader gelaſſen; der Wein dazu — 's geht ſchon vorüber — Sagt niemand was davon — (Erhebt ſich mühſam.)

Weiler

So ſind die doch richtig zuſammen geraten, der Andres und der Robert. Aber was wollt Ihr denn nun tun? Als ein abgeſetzter Mann? Wenn der ſagt: Ich hab' den Wildſchütz angerufen; er hat das Gewehr nicht weggeworfen? Ihr wißt's am beſten, dann darf der Jäger draufbrennen. Er braucht nicht einmal zu rufen; wenn er nur richtig trifft, ſo hat er auch recht. Und wer nun vollends wie Euer Andres zwei Stock tief vom Felſen ins Waſſer gefallen iſt, dem ſteht die Zunge ſtill ohne Pulver und Blei. Ihr kennt ja das Recht, wie es heutzutage iſt! Und Euch werden ſie obendrein noch einſtecken wegen Widerſetzlichkeit. Ihr dauert mich. Ich möchte nicht Ihr ſein. Was?

Förſter

Das Wetter iſt ſchon über dem Lautenberg, hört Ihr? Wenn Ihr lang macht, erwiſcht Euch der Regen.

Weiler

Es blitzte ſchon vorhin. Wie ich die Lärchenhöhe herkam, macht' es die ganze Gegend hell. Da ſah ich, der Robert geht noch immer hin und her bei den Weiden unten.

Förſter

(geht nach der Tür, damit Weiler ſehn ſoll, er wartet auf deſſen Gehn).

Weiler

Wollt Ihr nochmal zum Advokaten gehn? Ja, wenn Ihr ein Staatsdiener wärt. Aber was wollt Ihr ſonſt?

Förſter

Nichts.

Weiler

Wer's glaubt –

Förſter

Narr, der Ihr ſeid; zu Bette gehen.

Weiler

Iſt noch gar nicht ſo weit.

Förſter

Die Tür zumachen und die Laden.

Weiler

(da er nicht anders kann; zögernd). Nun ſo ſchlaft wohl, Ulrich – wenn Ihr könnt. (Ab; der Förſter hinter ihm.)

Siebenter Auftritt

Förſterin allein, dann Förſter und Wilhelm. Die Förſterin geht ab und zu.

Förſterin

(aus Mariens Kammer). Nun kann ſie ſein, wo die Weiden anfangen. (Am Fenſter.) Er macht die Laden herum. Ich muß der Marie ihren zum Schein ſchließen, damit ſie hereinſteigen kann, wenn ſie zurückkommt. Der Andres noch immer nicht da! Wird mir doch auf einmal, als hätt' ich die Marie nicht fortlaſſen ſollen.

Förſter

(mit Wilhelm eintretend. Die Förſterin geht wieder in die Kammer).

Wilhelm

(im Eintreten). Vater, Kramers Lore kam ans Staket, der Stein wäre außer ſich; man hätte Schüſſe im Walde gehört – der Robert fehlte und der Stein hätte den Möller in die Stadt geſchickt; der ſollte Soldaten holen. Die ganze Mörderbande im Jägerhaus ſollten ſie gefangen nehmen, hat er geſagt. Der Möller wär' eben im Karriere vor Kramers vorbeigeſprengt. Vor Eins könnten ſie daſein.

Förſter

(indem die Förſterin aus Mariens Türe tritt). Was haſt du noch draußen? (Sieht ſich um.)

Wilhelm

Im Garten, Vater. Mutter, in der Laube war nichts.

Förſterin

(bleibt an der Türe). So muß es doch hereingekommen ſein. (Zum Förſter.) Suchſt du was?

Förſter

Ich? Nein. Ja, die Büchſe mit dem gelben Riemen. Wo die herumſtehen muß? Vielleicht in der Marie ihrer –

Förſterin

(unwillkürlich die Türe deckend, raſch). In der Marie ihrer Kammer iſt keine Flinte.

Wilhelm

Die hat doch der Andres mit, wie er mich begleiten ging.

Förſter

Gut. (Zeigt das Tuch.) Hab' ich da ein fremdes Tuch in der Taſche; iſt's dein, Wilhelm?

Förſterin

Das rot und gelbe Tuch? Das gehört dem Andres.

Förſter

Er hat's geſtern liegen laſſen, und ich hab's in Gedanken eingeſteckt.

Förſterin

Geſtern? Heut erſt, eh' ihr gingt, hab' ich's ihm gegeben.

Förſter

Haſt du's ihm – gut.

Förſterin

(kommt näher). Ja! Ja! das iſt Andres' Tuch. (Sie betrachtet's.) Hier iſt's gezeichnet.

Förſter

(will's ihr nehmen). Gib her.

Förſterin

Es iſt naß. – Und was iſt das für Blut da an dem Tuch?

Förſter

Blut? (Bezwingt ſich.) Von meiner Hand. Ich hab' mich da am Flintenſchloß geriſſen. Geh nur!

Förſterin

(beſchäftigt ſich auf der andern Seite der Bühne).

Förſter

Wilhelm, komm her. Lies einmal da, da in der Bibel, von da an, wo das Zeichen liegt.

Wilhelm

Mitten im Kapitel?

Förſter

Vom Zeichen da. Vorwärts! (Holt ſeinen Hut.)

Wilhelm

(lieſt). „Welcher des Herrn Namen läſtert, der ſoll –"

Förſter

Das iſt's nicht. (Hängt die Flinte um.)

Wilhelm

„Wer irgendeinen Menſchen erſchlägt“ – iſt's das?

Förſter

(ergriffen, tritt einen Schritt näher). Nein – aber lies nur. (Er ſteht bei Wilhelm; während des Folgenden nimmt er unwillkürlich den Hut ab und faltet die Hände darüber.)

Wilhelm

„Wer irgendeinen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben. Wer aber ein Vieh erſchlägt, der ſoll's bezahlen Leib um Leib. Und wer ſeinen Nächſten verletzet, dem ſoll man tun, wie er getan hat. Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einem Menſchen getan hat, ſo ſoll man ihm wieder tun. Alſo daß wer ein Vieh erſchlägt, der ſoll's bezahlen. Wer aber einen Menſchen erſchlägt, der ſoll ſterben.“

Förſter

Der ſoll ſterben.

Wilhelm

„Es ſoll ein Recht ſein unter euch, den Fremden und den Einheimiſchen, denn ich bin der Herr, euer Gott.“

Förſter

Amen. (Setzt den Hut auf, will gehn; wendet ſich.) Wann könnten die daſein, Wilhelm?

Wilhelm

Die Soldaten?

Förſter

Vor –

Wilhelm

Vor Eins.

Förſter

Noch Zeit genug.

Wilhelm

Wozu, Vater?

Förſter

Zum – Ausſchlafen.

Wilhelm

Vater, wie ſiehſt du mich nur an?

Förſter

Zu Bett, Wilhelm! (Da die Förſterin eintritt.) Gib der Mutter die Hand.

Förſterin

(überraſcht). Willſt du noch fort, Chriſtian?

Förſter

Ja.

Förſterin

Hat der Weiler vielleicht den Hirſch wieder geſpürt?

Förſter

Ja. Kann ſein.

Förſterin

Wie du ausſiehſt! Man könnte ſich fürchten vor dir, wenn man nicht wüßte, wie's wird, wenn du Wein getrunken haſt.

Förſter

Drum will ich ins Freie.

Förſterin

Dann ſiehſt du alles anders, wie's iſt. Du kannſt in die Schlucht ſtürzen.

Förſter

Dann ſchneidſt du das Blatt dort aus der Bibel und legſt mir's mit in den Sarg.

Förſterin

Was das für Reden ſind!

Förſter

Zu Bett, Wilhelm. (Wilhelm ab.) Bete — oder bete nicht —

Förſterin

Was iſt mit dir, Chriſtian? Warum wird mir ſo angſt? Bleib', um Gottes willen bleib'! Dein Geſchäft wird ja noch Zeit haben!

Förſter

Nein; es muß heute noch getan ſein. (Er geht.)

Förſterin

(will ihm nach). Ulrich —

Förſter

(in der Tür ſich wendend, leiſe vor ſich hin). Aug' um Auge — Zahn um Zahn. (Ab.)

Förſterin

(vor dem Schein des Wetterleuchtens zurückweichend, der durch die geöffnete Tür dringt). Gott ſei uns gnädig! (In der Tür.) Ulrich! (Draußen verklingend.) Ulrich!

Vorhang fällt

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug

Jägerhaus

Nacht. Kurze Zeit das Theater leer, dann

Erſter Auftritt

Die Förſterin

(allein, kommt mit einer Lampe herein, leuchtet in Mariens Kammer hinaus, ſtellt die Lampe auf den Tiſch, geht an das Fenſter, öffnet den Laden, durch welchen der Schein des Wetterleuchtens hereindringt, ſieht hinaus; dann ſchließt ſie beides wieder, nimmt die Lampe wieder und leuchtet abermals in die Kammer. Dazwiſchen horcht ſie manchmal auf und zeigt große Angſt). Noch immer nicht! Wenn er ihr begegnet wär'! Wenn er ſie beiſammen getroffen hätte! Nun müßte ſie daſein. Daß ich ſie auch fortgelaſſen hab'! Und der Andres kommt auch nicht. Und die ſchwüle Wetternacht dazu! (Sie horcht auf.) Das war ſie doch? Endlich! Gott ſei gelobt! (Leuchtet in die Kammer.) Nein; ſie iſt's nicht. Der Wind ſtieß den angelehnten Laden auf.

Zweiter Auftritt

Wilhelm in Hemdärmeln. Förſterin.

Wilhelm

Sind die Soldaten da, Mutter? (An Mariens Kammertür.) Mutter, wo iſt der Vater?

Förſterin

(erſchrickt und ſchließt die Türe ſchnell).

Wilhelm

Und die Marie? Sie iſt nicht in ihrer Kammer?

Förſterin

Was du dir einbildſt.

Wilhelm

Ihr Bett iſt noch wie friſch gemacht.

Förſterin

(horcht erſchrocken). Iſt das der Vater? Wilhelm, ſag' nichts davon vor dem Vater!

Wilhelm

Ich bin's auch, der den Angeber macht. Aber du mußt mir ſagen, wo die Marie iſt.

Förſterin

Nach dem Heimlichen Grund. Um den Robert zu bitten –

Wilhelm

Mutter, wir betteln bei niemand. Ich hole ſie.

Förſterin

Bei dem Wetter?

Wilhelm

(zieht ſeine Jacke an). Das wär' mir auch mein Jägerjunge, der ſich aus ſo 'nem bißchen Blitzen was machte. Sag' mir nur, welchen Weg die Marie gegangen iſt. Den untern am Waſſer? Gut. Sie iſt nicht wie die andern, aber ſie iſt doch nur ein Mädchen. Und das fürchtet ſich. (Ab.)

Dritter Auftritt

Förſterin

(allein; ihm nach). Wilhelm! Wilhelm! (Kommt wieder.) Er iſt ſchon fort. Und das Wetter wird immer ſchlimmer. Unten *ein* Nebel und oben das Gewitter immer näher. Und vom Brandsberg her kommt noch eins dazu. Und der Ulrich draußen und keins von den Kindern zu Haus. Und ſo ganz allein in dem einſamen Jägerhaus mitten im Wald und ſo tief in der Nacht – (Man hört eine Tür zuſchlagen; ſie ſchrickt auf.) Barmherziger Gott! Er iſt's. Wenn er in die Kammer ſäh' und ſäh' die Marie nicht! Oder –

Vierter Auftritt

Der Förſter haſtig herein, bleich und verſtört. Die Förſterin.

Förſterin

(ihm entgegen). Biſt du's ſchon — (Sich korrigierend.) endlich?

Förſter

(ſich ſcheu umſehend). Hat jemand nach mir gefragt?

Förſterin

Nein. Sind ſie hinter dir?

Förſter

Wer?

Förſterin

Der Buchjäger —

Förſter

Warum?

Förſterin

Weil du kommſt wie gehetzt.

Förſter

Die Soldaten meint' ich. — — Daß ich überall die Marie ſeh'. Im Heimlichen Grund —

Förſterin

(erſchrickt). Im Heimlichen Grund — (Für ſich.) Großer Gott!

Förſter

Und auf dem ganzen Rückweg hört' ich ſie hinter mir gehn.

Förſterin

Auf dem Rückweg —

Förſter

Wenn ich ging, hört' ich ſie hinter mir; wenn ich ſtand, ſtand ſie auch, aber ich ſah nicht um.

Förſterin

(erleichtert). Du ſahſt nicht um?

Förſter

Ich wußte ja, es war nichts. — Mir iſt, als müßte ſie jetzt noch hinter mir ſtehn.

Förſterin

(will ablenken). Haſt du was geſchoſſen? Liegt's draußen?

Förſter

(unwillkürlich ſchaudernd). Draußen?

Förſterin

Vor der Tür. Wie ſiehſt du mich an? — Was iſt das an dir?

Förſter

(wendet ſich unwillkürlich ab). Was iſt's?

Förſterin

Ein Fleck —

Förſter

Was du ſiehſt —

Förſterin

Warum willſt du's nicht zeigen.

Förſter

Es iſt nichts. (Er wendet ſich zum Tiſche rechts, legt die Flinte ab.) Die Suppe warm? Die Zunge klebt mir an.

Förſterin

(nimmt einen Teller und Löffel aus dem Schrank, geht damit zum Ofen, wo ſie die Suppe eingießt). Wenn er in die Kammer ſäh'! Was ich frage, das frag' ich nur in der Angſt, daß er die Marie darüber vergeſſen ſoll. (Sie ſetzt die Suppe vor den Förſter auf den Tiſch zur Rechten; horcht.) Regt ſich's nicht in der Kammer? (An des Förſters Stuhl, um ihn zu beſchäftigen.) Ulrich, meinſt du nicht, daß der Robert noch alles wieder gutmachen könnte?

Förſter (macht eine Bewegung).

Förſterin

Was fährſt du ſo auf?

Förſter

Weck' mir die Marie nicht. — War nicht jemand am Fenſter?

Förſterin

Das iſt der alte Roſendorn draußen, der immer ſo ängſtlich nickt und ans Fenſter pocht, als hätt' er Unglück zu verhüten und niemand hörte auf ihn. (Pauſe; für ſich.) Es iſt ſo ſtill. Ich muß nur reden, ſonſt hört er meinen Atem und merkt mir die Angſt an. Und daß er die Marie nicht hört, wenn ſie ins Fenſter ſteigt. (Öfter dazwiſchen lauſchend.) Den ganzen Abend liegt mir's im Sinn. Geſtern noch ſagte mir der Robert –

Förſter

Immer der –

Förſterin

(hat ſich zu ihm geſetzt). Wir gingen an den Weiden hin; dort, wo das Tannendickicht iſt, unter dem Felſen, im Heimlichen Grund –

Förſter

(heftig). Laß den weg –

Förſterin

Fährſt du auf! Es war in der Abendſonne; und wie ich mich umſeh', da kommt's hervor unter den Tannen – ſo rot. Ich – erſchrocken – um Gottes willen, ſag' ich, das iſt doch Blut!

Förſter

(wirft den Löffel hin und ſteht auf).

Förſterin

Da ſpiegelte ſich das Abendrot in dem Waſſer. – Aber was haſt du nur?

Förſter

Immer mit deinem Grund. Was kümmert dich der Grund?

Förſterin

Iſt dir was begegnet dort? Es ſoll nicht richtig ſein dort. Robert hat mir's geſtern erzählt. Es ſoll ein böſer Fleck ſein dort. Da hat einer einen andern umgebr–

Förſter

(faßt nach der Flinte). Was weißt du?

Förſterin

(voll Angſt zurückweichend). Ulrich! –

Förſter

Wirſt du ſchweigen?

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Förſterin

(bleibt vor ihm ſtehn; ſchaudernd und ahnend). Ulrich! Was haſt du getan?

Förſter

(hat ſich gefaßt). Dummes Zeug da. Iſt das eine Nacht für ſolche Geſchichten? (Verſinkt.)

Förſterin

Schieß' zu. Eine Stunde früher, eine Stunde ſpäter; du haſt mich doch auf deinem Gewiſſen. (Sinkt in einen Stuhl links.)

Förſter

(Pauſe; dann, während er langſame Schritte macht, mit denen er ihr zögernd allmählich näher kommt). Ich muß dir was ſagen, Sophie. – Wenn du's nicht ſchon weißt. – Es läßt mir keine Ruh'. – Ich bin im Recht. Aber – Und dann weiß ich nicht, iſt's wahr, oder iſt's nur ein ſchwerer Traum? – So einer, wo man nicht tun kann, was man will – und ſich abmattet – weil man immer tun muß, was man nicht will. – Komm her. Hörſt du? Leg' die drei Finger auf die Bibel.

Förſterin

Großer Gott! was wird das ſein!

Förſter

Es wär' gräßlich, wenn ich ſie umbringen müßte, und am Ende wär' alles doch nur – und dann hätt' ich's vergeblich – Sophie – (Ganz nahe; leiſe.) Es ſoll ein Toter liegen im Heimlichen Grund.

Förſterin

Du biſt im Rauſche oder im Wahnſinn.

Förſter

In meinem Recht bin ich. Sieh mich an, Weib. Glaubſt du an einen Gott im Himmel? Gut. Gut. So leg' die drei Finger auf die Bibel, da hierher. Da ſteht mein Recht. Nun ſprich mir nach: „So gewiß ich ſelig werden will –"

Förſterin

(matt). So gewiß ich ſelig werden will –

Förſter

„So gewiß ſoll's ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre."

Förſterin

So gewiß ſoll's ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre. (Sie muß ſich ſetzen.)

Förſter

Und nun merk' auf. – Es iſt kurz – kein Aber und kein Wenn dabei – es iſt klar wie das Recht – und Recht muß Recht bleiben – ſonſt brauchen wir keinen Gott im Himmel! (Nachdem er ſchon einigemal angeſetzt, gedrückt und leiſe, indem er ſie vorführt.) Erſchrick nicht, — Der Robert hat unſern Andres erſchoſſen und ich – ich hab' ihn gerichtet.

Förſterin

Ach Gott! (Sie kann ſich kaum mehr halten; ſie will nach dem Stuhl; er hält ſie feſt.)

Förſter

Ich hab' ihn gerichtet. Wie's dort ſteht, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich hab' ihn gerichtet, weil die Gerichte nicht recht richten. Sie haben zweierlei Recht, und hier ſteht's: Ihr ſollt einerlei Recht haben. Ich hab' ihn nicht gemordet; ich hab' ihn gerichtet. (Er macht Schritte, verſinkt; dann wieder an der Stelle, wo er die Förſterin noch glaubt, die nach dem Stuhle ſchleicht.) Aber ich weiß nicht, ob's auch geſchehen iſt – das, was geſchehen iſt. Im Kopf iſt mir's ſo wild und wüſt – (Beſinnt ſich mühſam.) aber es iſt doch wohl geſchehen – was geſchehen iſt – und wie's geſchehen ſollte – was geſchehen iſt – da kommt mir die Marie in die Augen, als ſtellte ſie ſich vor ihn und winkte mir zurück und ſchrie: Es iſt ja der – nun der, den du weißt. Es war dummes Zeug; es war nur in meinen Augen. Auf den Wein geht mir's allemal ſo, daß ich Dinge ſeh', die nicht da ſind. Und wenn ſie's geweſen wär' – der Schuß war ſchon nicht mehr in meiner Hand.

Förſterin

Allmächtiger Gott! (Sie ſchleppt ſich mühſam in Mariens Kammer.)

Förſter

(wird's nicht gewahr und fährt vor ſich hinſtarrend fort, als ſtände ſie noch neben ihm). Sie war's nicht. Wie ſollte die Marie dort hinkommen? Es iſt eben der Wein, daß ich ſie heut überall ſeh'. Aber ich war doch erſchrocken, bis ich ſah, es war nur der Rauch geweſen vom Schuß. Es ging alles im Kreis vor meinen Augen. Aber wie der Rauch weg war — das war ein Augenblick — da ſah ich den — noch immer daſtehn wie vorhin, aber nur einen Augenblick — da brach er zuſammen, da war's geſchehen, was geſchehen iſt. Da faltet' ich die Hände über meinem Stutz und ſagte: Dir iſt dein Recht geſchehn. Und betete: Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig. Da flog ein Schwarm Eulen auf und krächzte. Das war, als ſagten ſie Amen; da ſtand ich wieder ſtraff auf meinen Füßen. Denn das Recht will Gott und Erd' und Himmel und alle Kreatur. (Er verſinkt ins Brüten.)

Fünfter Auftritt

Förſter verſunken, allein; dann Stein, der Paſtor, erſt noch in der Szene.

Stein

(noch draußen). Ulrich!

Förſter

(erwachend, mechaniſch). Stein!

Stein

(wie oben). Hörſt du?

Förſter

(auf einmal im Zuſammenhang). Es iſt doch geſchehn. (Er faßt nach der Flinte, bezwingt ſich aber.) Nein; nicht den Gedanken mehr als mein Recht!

Stein

(eintretend, der Paſtor hinter ihm). Wo iſt dein Andres, Ulrich?

Förſter

Was willſt du von meinem Andres?

Stein

Meinen Robert von ihm fordern.

Förſter

Deinen Robert? Von meinem Andres? — Hier ſieh her. (Zeigt das Tuch.)

Paſtor

Um Gottes willen! — an dem Tuche klebt Blut!

Stein

Was iſt das?

Förſter

Das iſt meines Andres' Blut, und dein Robert hat's vergoſſen. Und du haſt deinen Möller nach Soldaten geſchickt. Und du haſt mich zum Schurken gemacht vor der Welt. Mit euern zwei Rechten! Daß ihr's biegen könnt, wie ihr wollt. Aber hier (Auf ſeine Bruſt ſchlagend.) gibt's noch ein Recht; das könnt ihr nicht biegen und eure Advokaten nicht.

Sechſter Auftritt

Andres erſt noch draußen. Die Vorigen.

Andres

(draußen, leiſe). Vater —

Paſtor

Wer ruft?

Stein

Iſt das nicht Andres' Stimme?

Förſter

(fortfahrend). Hier ſteht es: Einerlei Recht ſoll ſein. Und das Recht hat euch gerichtet. Wer einen Menſchen erſchlägt, der —

Andres

Vater!

Förſter

(zitternd nach der Türe ſtarrend, tonlos, mechaniſch). Der — der — ſoll — ſterben —

Andres tritt ein.

Stein

(Andres entgegen). Gott ſei Dank! Andres, du lebſt!

Förſter

(rafft ſich zuſammen). Es iſt nicht wahr. Er iſt tot. Er muß tot ſein.

Andres

Vater!

Förſter

(die Hand abwehrend gegen ihn ausgeſtreckt.) Wer biſt du?

Andres

(immer ängſtlicher). Kennſt du deinen Andres nicht mehr?

Förſter

Mein Andres iſt tot. Liegſt du erſchlagen im Heimlichen Grund — dann ſollſt du *mein* Andres ſein, dann iſt alles gut, dann wollen wir jubeln, dann wollen wir ſingen: Herr Gott, dich loben wir!

Paſtor

Er iſt wahnſinnig.

Stein

Andres, mein Robert —

Andres

Sie haben mein Tuch, das der Lindenſchmied mir geſtohlen hat, eh' er den Buchjäger erſchoß.

Stein.

Der Lindenſchmied hat den Buchjäger erſchoſſen? Und mein Robert —

Andres

Robert verfolgte ihn. Er zwang Robert, auf ihn zu ſchießen.

Förſter

Der? Der hat deine Flinte?

Andres

Mit meinem Tuch geſtohlen.

Förſter

Und der Robert hat ihn —?

Andres

Der Lindenſchmied war nicht tödlich getroffen; da ließ ich ihn in der Mühle verbinden und in die Gerichte ſchaffen —

Förſter

(immer mehr zuſammenbrechend). Ich hab' unrecht! (Sinkt in einen Stuhl.)

Andres

Drum komm' ich jetzt erſt heim.

Förſter

(ſteht auf, geht mit dem Gewehre zu Stein). Stein, tu' mir mein Recht.

Stein

Was ſoll das?

Förſter

Aug' um Aug', Zahn um Zahn –

Stein

(den Paſtor anſehend). Was iſt das wieder?

Förſter

Der Weiler hielt den Lindenſchmied mit der Flinte für meinen Andres. Dein Robert hat den Lindenſchmied getroffen und ich – hab' deinen Robert dafür erſchoſſen.

Zugleich

Paſtor

Allmächtiger Gott!

Andres

Den Robert!

Förſter

(faſt zugleich). Schieß' zu.

Stein

(hat die Flinte an ſich geriſſen). Mörder du! (Der Paſtor fällt ihm in den Arm.)

Andres

(ſchnelles Zuſammenſpiel). Den Robert, Vater? Der Robert lebt.

Zugleich

Stein

Er lebt?

Paſtor

Er lebt?

Förſter

Er – lebt?

Andres

Er lebt, ſo gewiß ich lebe!

Förſter

Es war nur ein Traum? Ich wär' kein Mörder? Ich wär' ein unbeſcholtener Mann?

Paſtor

Das ſind Sie, Ulrich. Verſcheuchen Sie den unglücklichen Wahn.

Stein

Mann, wozu hättſt du mich verleitet! (Legt die Büchſe weg.)

Förſter

Du haſt ihn geſehn? Wann haſt du ihn geſehn, Andres? Jetzt, Andres? Jetzt erſt, Andres?

Andres

Nur jetzt, wie ich heimging, begegnet' ich zwei Männern aus der Mühle mit einer Tragbahre. Der Robert hatte ſie eben aus den Betten gerufen; ſie gingen nach dem Heimlichen Grund; Robert war ihnen ſchon voraus.

Förſter

Nach dem Heimlichen Grund?

Paſtor

Mit einer Bahre?

Stein

Was lauert da noch?

Förſter

(iſt nach Mariens Kammertür gelaufen, zieht jetzt die Hand vom Drücker wieder zurück). Gott ſei Dank! (Horchend.) Ich hör' ſie atmen. Oh ſie hat einen ruhigen Schlaf. Eine Welt von Sorgen, und ſie atmet ſie einem weg von der Bruſt. Hören Sie, Herr Paſtor, hören Sie?

Stein

Der Unglückliche! Sein Wahnſinn kehrt wieder.

Paſtor

(nach einer ängſtlichen Pauſe, in der der Förſter an ſeinem Geſichte hing). Ich höre nichts. Das iſt Ihr eigner ſchwerer Atem, den ſie hören.

Förſter

(beginnt wieder zuſammenzubrechen). Mein eigner ſchwerer Atem, den ich höre — (Er rafft ſich zuſammen, öffnet.) Meine Augen lügen. Wo ſie nicht iſt, da ſeh' ich ſie, und wo ſie iſt, da ſeh' ich ſie nicht. Herr Paſtor, um Gottes willen ſagen Sie: Dort liegt die Marie. (Er hat den Paſtor krampfhaft beim Arm gepackt.)

Paſtor

Ich ſehe ſie nicht. Das Bette da iſt unberührt, die Fenſter offen – die Frau Förſterin –

Förſter

(ſtürzt in die Kammer). Weib! Weib! Unglückliches Weib!

Siebenter Auftritt

Förſterin geſpenſtig; kann kaum gehn und ſprechen, vom Förſter mit Gewalt hereingeriſſen. Vorige.

Förſter

Wo haſt du mein Kind?

Andres

Mutter, was iſt dir? (Er unterſtützt ſie auf der einen, der Paſtor auf der andern Seite.)

Förſterin

Andres! Doch *einer*!

Förſter

(ſchüttelt ſie). Mein Kind! Mein Kind! Wo haſt du mein Kind?

Förſterin

(mit Abſcheu, aber ſchwach). Laß mich, du –

Förſter

Meine Marie!

Förſterin

Nach dem Heimlichen Grunde – du –

Förſter

Rabe, du lügſt!

Förſterin

Zum Robert –

Förſter

Ja, ſie iſt mir begegnet – im Nebel – wie ich kam –

Förſterin

Das war der Wilhelm –

Förſter

Die Marie war's, Weib, die Marie!

Paſtor

Sie kann nicht mehr antworten. Sie iſt ohnmächtig.

Stein

Macht ſie von dem Raſenden los!

Förſter

Du willſt ſagen, ich hätte mein Kind —

Andres

Mutter! Mutter! (Er und der Paſtor um ſie beſchäftigt am Tiſche rechts.)

Stein

(der unterdes den Förſter von ihr abzuhalten ſucht). Laß ſie los, Wahnſinniger!

Förſter

Wahnſinnig? Gott gebe, daß ich's bin! (Es pocht; entſetzt tritt er einen Schritt zurück nnd ſtreckt abwehrend die Hand gegen die Tür.) Dummes Zeug! Was wollt ihr denn? Ihr alle da? Das iſt ja die Marie. Sie ſteht draußen und traut ſich nicht herein, weil ſie in die Nacht hinausgelaufen iſt. Sie hat das Herz nicht; ich bin ſtreng — oh ich bin ſtreng. Dummes Mädel! (Er reißt ſich ſelber auf.) Komme, was da will! (Er ſtürzt nach der Tür; eh' er ſie erreicht, pocht es nochmals; er tritt wieder entſetzt und ohnmächtig zurück.) Das hitzige Fieber graſſiert — weiter iſt's nichts. Das ſind die Vorboten; Zähneklappen und Fröſteln am Rückgrat herab. Holundertee — 's iſt um eine Nacht Schweiß oder zwei. — Was hat das Pochen mit dem Fieber? Warum macht niemand auf? Ruf' doch eins „Herein". Warum ſeid ihr alle ſo bleich und bringt die Zähne nicht voneinander? Hat eins Märchen erzählt und ihr graut euch? Meine Marie war ein lebendig Märchen — ſie iſt — ſie iſt, will ich ſagen. Daß die Marie tot wär', das tut ſie mir nicht zuleid. Sie weiß, daß ich nicht leben kann ohne meine Marie. Hört ihr ſie kichern draußen? Nun wird ſie hereinhüpfen und mir die Augen zuhalten, wie ſie's macht, und ich darf ihr den Spaß nicht verderben. Oh es iſt

(Er will lachen und ſchluchzt.) — ein (Wie außer ſich.) — Einmal muß es doch — Herein! (Er wollte nach der Tür, ſinkt aber mit zugehaltenen Augen in einen Stuhl links.)

Achter Auftritt

Robert, **Wilhelm**, dann zwei Männer mit einer bedeckten Bahre, die ſie hinſtellen und gehn. Die **Vorigen**.

Stein

Robert! (Ihm entgegen.) Siehſt du, Ulrich? Er lebt!

Robert

(ihm in die Arme fallend, bleich und außer ſich). Vater! Vater!

Stein

Was iſt dir?

Robert

Daß der Mörder mich getroffen hätte! Vater Ulrich, ſei ein Mann!

Förſter

(zuſammengerafft mit letzter Anſtrengung). Nur zu. Ich will ſehn, ob ich einer bin.

Robert (nimmt die Decke weg).

Stein

Großer Gott!

Förſterin

(die, von Andres und dem Paſtor unterſtützt, an der Bahre in die Knie geſunken iſt). Marie!

Andres

Ach Gott! ſie iſt's, die Marie.

Stein

(Zuſammenſpiel aller). Wie iſt's geſchehn? Erkläre, Robert!

Paſtor

Mir iſt's entſetzlich klar.

Robert

(mühſam ſeine Faſſung erhaltend). Sie betete: „Gott laß mich nur meines Vaters ſein." Ich will ihr ſagen: Marie, du läßt mich? Da ſpringt ſie auf mich zu, als wenn ſie mich decken wollte mit dem eignen Leib, winkt und ruft nach dem Walde zu. Ich ſehe niemand; ich verſtehe ſie nicht; ich will fragen: Was iſt dir, Marie? da fällt ein Schuß, ſie bricht mir in den Armen zuſammen, ich ſtürze über ſie, eine Kugel hat ihr Herz getroffen.

Förſterin

Das war ihr Traum.

Stein

(hält Robert in ſeinen Armen, faſt zugleich). Sie ſtarb für dich.

Förſter

Sie ſah mich auf ihn zielen und lief abſichtlich in meinen Schuß. Ich wollte richten und — hab' mich ſelbſt gerichtet. Verbrechen und Strafe mit eins. Ich betete: „Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig"; ich betete für mich; und die Eulen haben Amen gekrächzt und meinten mich!

Robert

(tritt entſetzt zurück). Allmächtiger — er hat's ſelbſt —!

Stein

Du haſt's nicht mit Bewußtſein getan. Ein ſchrecklicher Wahnſinn trieb dich wider deinen Willen.

Paſtor

Nicht ſo ſtarr, Mann. Gott legt nicht den äußern Maßſtab an die Tat. Unſchuld und Verbrechen ſtehn an den Enden des Menſchlichen; aber den Unſchuldigen und den Verbrecher trennt oft nur *ein* ſchnellerer Puls.

Förſter

Gebt mir Worte des Lebens für Euer Hirngeſpinſt, kein Wenn und kein Aber. Sagt mir was, daß ich's glauben muß. Eure Reden zwingen nicht. Was tröſtet Ihr meinen Kopf? Tröſtet mein Herz, wenn Ihr könnt. Könnt Ihr mein Kind lebendig machen mit Euerm Troſt, daß mir's in die Arme fliegt? Dann tröſtet zu. Jedes Wort, das mein Kind nicht lebendig macht, ſchlägt's noch einmal tot.

Stein

Flieh nach Amerika; ich will dir Päſſe beſorgen; all mein Geld iſt dein. Dein Weib und deine Kinder ſind die meinen!

Förſter

Hörſt du, Andres, was der Mann da ſagt? Er will euch Geld geben. Dafür kauft euch eine Leierorgel. Damit zieht auf den Märkten umher und ſingt von dem alten Mordkerl, der ſein Kind erſchoß. Um nichts, um gar nichts, auf der Welt um nichts. Ihr braucht kein Bild. Nehmt die alte Frau da mit; ſo malt euch kein Maler die Geſchichte, wie ſie auf ihrem Geſicht geſchrieben ſteht. Streicht mir das Kind heraus. Beſchreibt ſie ſchöner als ſie war – wenn ihr das könnt, wie ihr euch den ſchönſten Engel denkt, und dann ſagt: Sie war doch noch tauſendmal ſchöner. Und den alten Mordkerl ſtellt mir hin, daß über das Kind ein Waſſerfall kommt von Tränen und auf den Alten jeder Gaſſenjunge die Fäuſte ballt. Das wär' ein Herz, wie's der alte Mordkerl hatte, der's erſchoß, das die Geſchichte hörte und euch nicht mit klappernden Zähnen den letzten Pfennig gäb', und hätt's zehn verhungernde Kinder zu Haus, und nicht zu Gott betete für das Kind und dem alten Mordkerl fluchte, der's erſchoß. Sagt nicht: Der Mann war redlich ſein Leben lang und hat ſich gehütet vor dem Böſen und hat einen Gott geglaubt und hat kein Stäubchen gelitten an ſeiner Ehre, ſonſt glauben ſie's euch nicht. Sagt, er ſah aus wie ein Wolf, ſagt nicht, ſein Bart war weiß, wie er's tat, ſonſt gibt euch niemand was. Das glaubt euch niemand, daß einer ſo alt ſein kann und doch ſo ein Böſewicht. Und unten hin macht noch ein Bild, wo der alte Mordkerl ſich erſchießt und als Geſpenſt umgeht bei Nacht. Und wo er's tat, da ſitzt er wimmernd die Mitternächte hindurch mit ſeinen glühenden Augen und ſeinem weißen Bart; und da kühlt kein Lüftchen und da fällt kein Tau und kein Regen; da wachſen giftige Blumen, das iſt verflucht, wie er ſelbſt. Und das Tier, das ſich hin verirrt, brüllt vor Angſt, und den Menſchen rüttelt's wie ein Fieber. Und einem Engel geht ein Streifen aus dem Mund: Da ſitzt er, den Gott gezeichnet hat. Abel war ein Mann und Kain nur ſein Bruder, aber das war ein Kind, und der's erſchlug, war ſein Vater. Für den Kain noch eine Seligkeit, aber für den alten Kindesmörder keine – keine – keine! – Oh einen Troſt! Einen Troſt! Einen Strohhalm nur von einem Troſt. Ich wollt' meine Seligkeit drum geben, wenn ich eine zu erwarten hätte. Gott will ich fragen, ob's noch einen Troſt gibt für mich. (Er nimmt die Bibel und lieſt, erſt an allen Gliedern zitternd, mit ſtoßendem Atem.) „Wer irgendeinen Menſchen" –

Paſtor

Nicht weiter, Ulrich. Laſſen Sie mich Ihnen Worte des Lebens zeigen, Worte der Menſchlichkeit. „Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich beſſere und lebe" –

Förſter

der die Bibel feſthält und ſich losmacht, faſt zugleich.) Laßt mich, ihr Unmenſchen mit eurer Menſchlichkeit. (Er lieſt weiter, mit jedem Wort wird ſein Weſen ruhiger und gewiſſer, der Ton ſeiner Stimme kräftiger.) „Wer irgendeinen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben." (Legt die Bibel hin.)

Stein

In dieſen Worten findet er Beruhigung?

Paſtor

Gönnt jedem *den* Troſt, der *ihn* tröſtet.

Förſter

(nimmt die Bibel wieder auf; der Ausdruck ſeines Weſens ſteigt bis zur Freudigkeit.) Das iſt Gewißheit, das iſt Verheißung, das zwingt; kein Aber und kein Wenn. Wer irgendeinen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben; das heißt: dann iſt's gebüßt, dann iſt's ausgelöſcht, und er iſt wieder rein. (Er ſetzt ſeinen Hut auf und knöpft ſich ein.) Ich geh' in die Gerichte. (Will gehn.)

Stein

Und du meinſt, ſie werden dich töten?

Förſter (bleibt ſtehn und wendet ſich).

Paſtor

Man hat Schuldigere begnadigt als Sie.

Förſter

Zum Zuchthaus – was? wie den Lentner? der – Ja ſie richten nicht recht, nicht wie's daſteht, in ihren Gerichten; weiß ich's doch – aber – gut – gut – (Nimmt die Flinte.)

Stein

Was willſt du!

Förſter

Nichts. Die Flinte da muß ich mithaben, womit's geſchehen iſt. Ob ſie nehmen's genau damit. – Lebt wohl, Andres, Wilhelm – Haltet die Mutter gut. (Gibt allen die Hände.) Stein – Herr Paſtor – Robert – Sophie – Sie iſt ohnmächtig; Gott wird ſie mir bald nachſchicken. – Begrabt mir mein Kind. Laßt die Glocken läuten; ihren Brautkranz legt auf ihren Sarg – ob ich bin ein altes Weib – Wenn wir uns wiederſehn, bin ich kein Mörder mehr. (Grüßt noch einmal alle mit der Hand.)

Stein

Du willſt –

Förſter

(wendet ſich an der Tür.) Mein Recht – und dann (Zeigt in die Höh'.) zu meinem Kind. (Ab.)

(Kurze Pauſe, in welcher die übrigen mit Verwunderung und Rührung ihm nachſehn.)

Stein

(von Ahnung ergriffen). Wenn der andere Lauf noch geladen iſt – ſchnell, eilt ihm nach – (Vor der Türe fällt ein Schuß.)

Faſt zugleich.

Zu ſpät! – Ich ahnt' es.

Andres, Wilhelm

(hinauseilend). Vater!

Robert

(in der offenen Tür von Schreck und Schmerz feſtgehalten über das, was er ſieht.) Er hat ſein Recht!

Stein

(auch an der Tür). Zum zweitenmal ſein Richter.

Paſtor

(hinzutretend). Ihm geſchehe, wie er geglaubt.

Vorhang fällt

Ende des fünften Aufzugs.

Die Waldburg

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

Perſonen

Leopold, regierender Graf von Waldburg
Heinrich, der ältere von ſeinen zwei Söhnen
Gräfin Aurora von Warrach, eine junge Witwe
Der Kaſtellan auf Waldburg
Ernſt
Klara
Liſette, Auroras Zofe
Ein Räuber
Bediente

Das Stück ſpielt auf Waldburg, dem alten Stammhauſe der Grafen von Waldburg.

Erſter Aufzug

Erſter Auftritt

Einige Arbeiter reinigen den Ahnenſaal auf Schloß Waldburg. Der Kaſtellan, der die Arbeiter beaufſichtigt, Ernſt im Geſpräche.

Kaſtellan

(zu den Arbeitern). Nehmt mir die Tapeten in acht! Sie ſind mürbe. Sie ſind noch von Graf Wolfen her – der barmherzige Gott ſei ſeiner hochgräflichen Seele gnädig. Amen. (Zu Ernſt.) Sechs Wochen in Wien! Sechs Wochen in Wien! Sieh doch! Gott verleihe ſeiner hochgräflichen Gnaden, unſerm Herrn, ein langes Leben. Vor dreißig – nein doch! vor achtundzwanzig Jahren hatt' ich die Ehre, mit ihm dort zu ſein, in Wien. Nun, wir ſind alle Sünder. Ein luſtiges Völkchen das in Wien, denken mehr an den Leib als an die Seele. – Heut oder morgen treffen Seine Erlaucht hier ein. Das erſtemal, daß dies ſein Stammhaus von ihm beſucht wird. Aber Ihro hochgräfliche Gnaden, ſeine Gemahlin, würdigten das alte Haus, in ihm ihr Kindbett zu halten mit dero jüngerm Sohn, Herrn Grafen Ernſt. In derſelben Nacht, in der du kamſt, Ernſt. – Sechs Wochen in Wien! Sechs Wochen in Wien! Ihr ſeid in einer und derſelben Viertelſtunde geboren. – Und in Schwerin – haſt du unſern erlauchten Herrn geſehn? Den Grafen Leopold hochgräfliche Gnaden?

Ernſt

Er war unpaß, wie mir der Haushofmeiſter ſagte. Dennoch wurde alles zu einer Reiſe gerüſtet. Sein älterer Sohn, Graf Heinrich, iſt vor einem halben Jahr aus Schwerin verſchwunden, ohne daß jemand wußte wohin. Der alte Graf aber ſoll Kunde erhalten haben, wo er iſt und ſoll ihn heimholen wollen.

Kaſtellan

Sieh doch! Sieh doch! Und Graf Ernſt, ſein Jüngerer?

Ernſt

Iſt auch auf Reiſen. Man ſagt, der alte Graf kann ihn nicht leiden. Dagegen iſt er ſeinem Ältern, dem Grafen Heinrich, deſto mehr zugetan.

Kaſtellan

Sonderbar. Sonderbar. Das haben die Alten Sympathie genannt. Willſt du nicht deine Reiſekleider abtun? Drei Jahre biſt du weggeweſen.

Ernſt

Nur ſagt mir erſt eins, Vater. Was macht Klara? Wo iſt ſie? Hat ſie auch immer an mich gedacht?

Kaſtellan

Das iſt nichts, Ernſt; daraus wird nichts.

Ernſt

Nichts? So behaltet Eure Förſterei! Hier zu wohnen in dieſer Einſamkeit? Hätte mich Klara nicht mit Gewalt heimgezogen, ich konnte mein Glück draußen machen – zweimal konnt' ich's draußen machen. – Ich habe meine Sache gelernt; Ihr habt mir nichts dazu gegeben; hört Ihr, Vater, ich bin alt genug; ich brauche niemand, drum will ich auch niemand fragen.

Kaſtellan

(für ſich). Blut verleugnet ſich nicht; mit dem Kopfe durch, das iſt ihre Art. – Wie du plauderſt, Ernſt, wie du plauderſt! Wie du weggingſt, war ſie vierzehn, jetzt iſt ſie ſiebzehn. Und du denkſt, ſie ſoll auf dich warten?

Ernſt

Ich wollt' es ihr nicht eher ſagen, bis ich Ernſt machen konnte. Und nun kann ich's.

Kaſtellan

Ei, Ernſt, Ernſt, biſt du jung. Sechzehn bis zwanzig hängt ſich's an ein Stück Holz, wenn's wie ein Mann ausſieht. Und wenn ſie wüßten, einen Monat ſpäter käm' ein Engel vom Himmel als Freier — ſie können nicht einen Monat länger warten.

Ernſt

Hierher verläuft ſich nichts, was ihr gefallen könnte.

Kaſtellan

Das ſchlag' dir aus dem Kopf, Ernſt. Seit einem halben Jahr iſt er da!

Ernſt

(fährt auf). Wer iſt da, Vater!

Kaſtellan

Nun wer denn ſonſt? Der Maler —

Ernſt

(erſchrocken). Maler —? Wiegt mir das Gift auf einmal zu. Warum ging ich? Die — nein, ſie wußte ja nichts. Vater, was iſt mit dem Maler?

Kaſtellan

Fragſt du jung, Ernſt! Fragſt du jung! Was ſoll mit einem Buben und einem Mädchen ſein, die allein ſind miteinander in der Einſamkeit? Glaubſt du, ſie beten zuſammen?

Ernſt

Und Ihr ſaht's mit an? Ihr, ihr Vormund? Ihr ließt's geſchehen? Himmel und Erde!

Kaſtellan

Ich habe mehr zu ſorgen, Ernſt. Und ſcheint er's doch ehrlich zu meinen. Ich will froh ſein, wenn ich ſie loswerde.

Ernſt

Vater! Ich wollte, ich wär' Soldat, und ſie hätten mich erſchoſſen!

Kaſtellan

Biſt du jung, Ernſt! Biſt du jung! Na, du wirſt älter!

Ernſt

Vater, ich gehe wieder. Lebt wohl. Hier iſt mir, als ſollte das alte Schloß auf mich fallen.

Kaſtellan

Wenn's nicht geſcheiter wäre als du. Du ſchlägſt die Tiſchecke, an der du dich geſtoßen haſt.

Ernſt

Ihr durftet's nicht leiden, Ihr durftet's nicht! Adieu. Ich will nichts von dem Euern – ich komme nicht wieder – gebt's Euerm Maler! Adieu. (Er kehrt wieder um.) Ich kann doch nicht. Ich muß ſie erſt ſehen. Ich muß ſehen, ob er's redlich meint. Betriegt er ſie, Vater, dann – weiß ich nicht, was wird!

Kaſtellan

Die Fenſterſcheibe iſt noch nicht rein. So muß ein Chriſt an ſeinem Herzen arbeiten, bis der volle Schein der himmliſchen Gnade mit göttlichem Leuchten durchbrechen kann. Sechs Wochen in Wien! Ja, wovon ſprachen wir doch? Das Fieber! Seit dem Fieber bin ich ſo ſchwach im Kopfe. Einer muß den andern ertragen; wir ſind allzumal Sünder.

Zweiter Auftritt

Klara. Vorige.

Klara

(eilig). Um die Waldecke vorn biegt ein ſchöner Wagen. Vier Pferde ſind daran. Vornauf ſitzt ein geputzter Bedienter und ein Mädchen.

Kaſtellan.

Na, macht nur geſchwind die Fenſter wieder hinein. Niklas, du öffne das Tor. Du wirſt Gewalt anwenden müſſen, wie Gottes Wort an einem alten Sünder. Seit zweiundzwanzig Jahren iſt es nicht aufgetan worden. Damals kam hochgräfliche Gnaden Frau Gräfin Eliſa Erlaucht von einer Reiſe nach Italien zurück, und die plötzlich ſich einſtellenden Wehen trafen ſie glücklicherweiſe ganz nah an dieſem ihrem Stammhauſe. Deine Mutter war gerad in denſelben Umſtänden, Ernſt.

Ernſt

Klara!

Klara

Ernſt? Wie du groß geworden biſt und hübſch in der Fremde. Ich möchte wohl auch einmal hinaus und ſehen, wie es in der Welt ausſieht. Du mußt mir nur recht viel erzählen.

Ernſt

Ja — wenn ich — ich werde — ich muß wieder fort — ſobald als möglich.

Klara

Du mußt nur erſt das alte Schloß wieder gewohnt werden. Draußen muß man ſein wie verraten und verkauft; ich kenne jeden Stein, jedes Veilchen hier.

Kaſtellan

Laßt euer Plaudern bis hernach. Eben treten ſie herein ins Schloß. Sei aufmerkſam, Ernſt, ſei aufmerkſam. Ich kann nicht ſo, wie ich will — das Fieber — komm, Ernſt.

Dritter Auftritt

Klara, dann Graf Leopold, Gräfin von Warrach, Kaſtellan, Ernſt.

Klara

(am Fenſter). Wo Heinrich nur bleibt? — Ich wußte nicht, warum mir gleich im erſten Anfang war, als hätt' ich ihn lange gekannt, als wär' ich mit ihm aufgewachſen. Nun weiß ich's. Ernſt ſieht ihm ſo ähnlich, nur daß ſein Haar dunkler iſt und daß er mildere Züge hat als Ernſt. Da ſind ſie ſchon. (Graf, Gräfin, vom Kaſtellan bekomplimentiert. Ernſt.)

Kaſtellan

Gott ſegne Dero hochgräflichen Eingang in Dero Stammhaus. Das iſt das Gebet Dero untertänigen Knechtes.

Graf

Seid Ihr ſo fromm geworden, Alter?

Kaſtellan

Das Wollen, hochgräfliche Gnaden, das Wollen —

Gräfin

(zu dem Grafen). Sehn Sie das hübſche Kind hier? Wie ein Mairöschen. Wie heißen Sie, hübſche Kleine?

Klara

Klara Tiefenborn, gnädige Dame.

Kaſtellan

Von dem verſtorbenen Förſter, hochgräfliche Gnaden.

Gräfin

(zum Grafen). Die iſt's! Wo aber iſt der liebe Flüchtling?

Graf

Faſt hätt' ich den jungen Mann hier für ihn angeſehn.

Gräfin

Wirklich, die Ähnlichkeit iſt auffallend. Ein hübſcher Junge.

Graf

(zum Kaſtellan). Der junge Mann hier?

Kaſtellan

Hochgräflichen Gnaden zu dienen, mein Sohn, derſelbe, für den ich ſo kühn war, um die nun erledigte Förſterſtelle demütigſt anzuhalten.

Gräfin

(zum Grafen). Laſſen Sie mich machen. Die jungen Leutchen werden ein Paar. Unſern Flüchtling wollen wir ſchon zu uns zurücklocken.

Graf

Er gefällt mir. Wir wollen's hoffen. – Ich fühle mich heut ſo angegriffen. Ich fürchte von dem Zuſammentreffen für meine Geſundheit. (Zum Kaſtellan.) Es ſoll ſich ein junger Maler hier aufhalten – wie heißt er doch?

Kaſtellan

Lungkwitz aus Halle, hochgräflichen Gnaden zu dienen.

Graf

Ganz recht. Wir kennen ihn. Wo iſt er wohl?

Kaſtellan

Bald ſitzt er tief im Walde, bald vor alten baufälligen Häuschen im Grunde – wunderlich Volk die Maler! Es dämmert ſchon; hier im

Tal und unter den großen Bäumen wird eine Stunde eher Nacht. Er wird wohl nunmehr kommen. (Man hört Heinrich ſingen.) Man darf nur vom Wolfe reden, hochgräfliche Gnaden.

Graf

Schicken Sie ihn herauf; ſagen Sie nicht, wer ihn hier erwartet. Es iſt auf eine kleine Überraſchung abgeſehn. (Macht mit der Hand ein Zeichen, worauf die andern abgehen, der Kaſtellan mit großen Verbeugungen.)

Vierter Auftritt

Graf. Gräfin. Dann Heinrich.

Gräfin.

Nun, Herr Graf, laſſen Sie uns unſern Vertrag erneuern. Nichts mit Strenge. Sie laſſen mich gewähren. Solche Knoten zu löſen, iſt nur ſanften Frauenhänden beſchieden. Gewalt verſtrickt ſie feſter. Hab' ich Ihr Wort, Waldburg?

Graf

Hätten Sie die Gewalt, die Sie über mich auszuüben verſtehen, über jene! Ich kann Ihnen nichts abſchlagen.

Gräfin

Sie iſt hübſch; recht hübſch. Ein Veilchen entzückt allein betrachtet, aber laſſen Sie eine Roſe daneben ſtehn – Sie ſehen, ich bin eitel wie ein Weib. Ich habe mir bereits eine kleine Maskerade ausgedacht. Ich will unſerm romantiſchen Flüchtling in ſeinem Walde als die Romanze ſelbſt begegnen. Ich fürchtete nur für Sie; ſonſt hätt' ich mich Ihnen ſchon im Koſtüme gezeigt. Geben Sie acht, was ich prophezeie. Er iſt des Abenteuers ſchon überdrüſſig; es fehlt nur an einem glänzendern, ſo tritt jenes ganz zurück. Und was die Kleine betrifft – Sie müſſen mir ſchon glauben, wenn ich von meinem Geſchlechte rede – ſolche Trotzköpfchen werden durch Zwang nur immer verſeſſener, während man durch Zerſtreuung uns nur zu leicht unterbekommt. Man muß uns nur weinen oder lachen machen können, und man hat uns. – Da iſt er ſchon.

Fünfter Auftritt

Heinrich. Vorige.

Heinrich

(überraſcht). Sie, mein Vater?

Graf

Heinrich, dieſer Liebenswürdigen haſt du's zu danken, wenn du gelinder davon kommſt, als du verdienſt.

Heinrich

(artig, aber kalt). Gnädigſte Gräfin –

Gräfin

Sie ſehen mich nicht an? – Nun?

Heinrich

Ich weiß nicht –

Gräfin

Sind Sie blind? Sehen Sie nichts? Nicht, daß ich eine Jägerin geworden bin? Sie haben das Schmeicheln in dieſen Felſen völlig verlernt, ſonſt müßten Sie finden, daß Diana nicht wert iſt, meine Kammerjungfer zu ſein. – Ich bin auf der Reiſe zu einer Kouſine, die ſchöne Waldungen beſitzt; da begegnet mir der Herr Graf und lädt mich ein, ſeinen Bergen einen Beſuch zu machen.

Graf

Die Reiſe wird auch Sie müde gemacht haben. Ich fühle mich äußerſt angegriffen. (Er klingelt.)

Sechſter Auftritt

Kaſtellan. Vorige. Dann Kammerdiener und Zofe mit Lichtern.

Graf

Haben Sie unſern Domeſtiken die Zimmer gezeigt?

Kaſtellan

Hochgräflichen Gnaden untertänigſt aufzuwarten. Geruhen hochgräfliche Gnaden ſich zurückzuziehn? Werden ſogleich erſcheinen. (Ab.)

Graf

Morgen ſprechen wir uns, Heinrich. (Kammerdiener und Zofe.)

Gräfin

(zu Heinrich). Beſinnen Sie ſich auf eine Abbitte, Herr Graf. (Graf und Gräfin mit Domeſtiken ab; Heinrich geleitet ſie aus der Türe. Der Ahnenſaal ſteht eine Zeit leer und finſter. Es ſchlägt zwölf.)

Siebenter Auftritt

Kaſtellan

(kommt wie im Schlafwachen, in der Hand ein Licht). Morgen ſprechen wir uns, Heinrich. – Gut. Nein – nicht gut – halbgetan iſt nicht getan. – Was führt ſie alle zuſammen hierher? Biſt du blind? – Hier ſteht des Todfeinds Scheuer. Du haſt Stein und Stahl und die Luſt arbeitet in dir – hättſt du Schwamm und Schwefel – ſo wär's gemacht; und ſieh, hier liegt Schwamm und hier liegt Schwefel, wie hergeſchneit. Iſt das Zufall? Iſt das Zufall, wenn du denkſt: hätt' ich im Augenblick ein Meſſer! und da liegt's plötzlich vor dir, ſpitz und blank? Wie? Das iſt ein Anfang. Aus Tropfen werden Dünſte, aus Dünſten werden Wolken, und aus den Wolken ſchmettert die Vernichtung auf das prahlende Menſchenwerk, das Jahrhunderte herausfordert mit ſeiner trotzigen Sicherheit! – Na – wir ſind allzumal Sünder. Amen. (Er geht nach einem Pfeiler, öffnet da eine verborgene Türe und bringt ein Stück Zeug heraus mit Borten beſetzt.) Damit iſt nichts gemacht – nichts – nichts – gar nichts. Und die Angſt, jemand könn' es finden. – Manche plaudern im Schlaf, manche ſind wahnſinnig geworden über ſolch ein Geheimnis und haben es im Wahnſinn ausgeplaudert. Manche wurden ſchwachköpfig, wenn's ans Sterben ging und beichteten es einem Pfaffen. Nur eine Nacht ſchlafen können ohne die Angſt, ich könnt' es – (Legt das Zeug wieder an ſeinen Ort, ſieht ſich um und verſchließt es.) Hab' ich auch den Schlüſſel abgenommen? Einmal ſich Luſt machen können, all das geronnene Blut herausſpeien, das das Herz abdrücken will. Einmal Oden holen ohne die Angſt, ich könnt' es mit ausatmen, mein Geheimnis.

Zweiundzwanzig Jahre — ſtill — darum laß uns wandeln vor dir und behüt' uns vor allem Übel. Amen. Es kommt. Solang ich lebe, ſoll er's nicht haben. Einer muß dran glauben. (Er zieht einen Dolch und lehnt ſich mit dem Rücken an die verborgene Türe.)

Achter Auftritt

Ernſt. Der Kaſtellan.

Ernſt

Seid Ihr's, Vater.

Kaſtellan

(hat den Dolch verſteckt). Du biſt's, Ernſt?

Ernſt

Ich ſah jemand im Schloſſe umherſchleichen. Ich mußte ſehen, wer's war.

Kaſtellan

Ha! ha! Das Fieber, das Fieber; das kommt jede Nacht wieder, drum halten die Leute mich für wahnſinnig oder, ha! ha! gar für ein Geſpenſt. Siehſt du, drum leid' ich's nicht, daß jemand anders als ich hier im Turme wohnt. Heut muß ich die Türe zu ſchließen vergeſſen haben, ſeit zwanzig Jahren zum erſtenmal. Ich könnte im Fieber was Dummes reden, und die Leute dächten, es wäre wahr. — Weißt du, Ernſt, wer der Maler iſt?

Ernſt

Ihr habt mir ſchon geſagt, Graf Heinrich iſt's.

Kaſtellan

Was ſagſt du zu dem alten Grafen, Ernſt?

Ernſt

Man muß ihm gut ſein, ſo ſtolz er ſich auch hält.

Kaſtellan

Nicht wahr? Nicht wahr? Ja, ich ſage dir, Ernſt; ich habe ſeinen Vater gekannt. Dieſe Grafen ſind, wie man von den Klapperſchlangen erzählt, die mit ihrem Blick bezaubern, was ſie fangen wollen. Ein gefährliches Geſchlecht, dieſe Grafen. Hör', Ernſt, wenn dieſe alten Steine reden könnten, wenn man Blutflecken nicht übertünchen könnte, wenn Tränen mehr wären als Waſſer! Ich ſage dir, Ernſt; dies Geſchlecht raubt, mordet und verführt Weiber, wie unſereins ein Butterbrot ißt. Aber der Himmel hat nicht ewig Geduld. Setz' dich, Ernſt. Wir erleben's vielleicht noch. Setz' dich doch, Ernſt. Die Zeit geht ihren ſtillen Schritt, und die Vergeltung ſpringt über Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtauſende weg, wenn ſie einmal geweckt iſt, wie ein Löwe über den Buſch. So ein Jahrzehnt muß zuweilen die Suppe eſſen, die Jahrhunderte eingebrockt haben. Schlimm, wer der Vergeltung gerade unters Meſſer kommt. (Seufzend.) Aber wir ſind allzumal Sünder und der Gnade bedürftig. Amen.

Ernſt

Ihr könnt einen grauen machen mit Euerm Treiben. Kommt herauf in Eure Stube. Ich lobe mir das gaſtliche Licht; dieſe Schatten recken ſich zu drohenden Rieſen auf.

Kaſtellan

Mein Vater war ein wunderlicher Mann mit ſeinem blaſſen Geſicht und ſeinen glühenden Augen. Ich fürchtete mich dazumal vor ihm. Dazumal lebten auch andere Menſchen. Dazumal lebten Menſchen, die haſſen konnten und lieben. Jetzt können ſie keins von beiden mehr. Wer mit dem Klügeln ſich befaßt, der braucht einen Vorwand, nicht handeln zu müſſen. Wer klügelt, der will nicht wollen. Einen Kern muß der Menſch haben, Liebe oder Haß; irgendeinen gewaltigen Gedanken oder ein unerſchütterlich Vertraun. Daran fehlt's euch Jetzigen. Ihr ſeid zu geleckt für eine große Leidenſchaft und zu ſchlecht für ein großes Vertraun. Das Beſte iſt verzehrt; der Abhub iſt noch da von der Tafel. — Mein Vater wollte hundertjährige Unbilden rächen, die dieſe Grafen ſeinem Stamm angetan hatten. Im Bauernkriege anno 90 hatten ſie dies Schloß überrumpelt. Hier ſollt' ich meinem Vater ſchwören, mein Leben zur Rache zu verwenden an dieſem Geſchlecht. Aber meine Mutter hatte mich fromm erzogen; dazu hielt ich die Vornehmen für Engel gegen uns; drum tat ich's nicht. — Um was kümmert ſich der Sturm, Ernſt, wenn er die Tannenrieſen durcheinander ſplittert und wirbelt. Sie ſind ihm zu hoch gewachſen. Er könnte ſagen zu uns: Ihr Biskuitſeelen, wißt ihr denn, welche Wolluſt die Rache gibt? Weil eure Nerven unter ihr zuſammenbrechen würden, ſo iſt euch die Rache Sünde. Und ihr ſchont eure Nerven wie ein Mädchen ihr Feiertagskleid, das ſie alle ſechs Wochen einmal aus der Truhe nimmt und beäugelt; ihr müßt ſie haben zu tauſend kleinen Kitzeleien. – Bringt nicht jeder ſoviel Recht mit ins Leben, als er Willen und Kraft mitbringt, geltend zu machen? Ja. Ich aber ſchwur nicht, ſondern hielt mich zu den Grafen; ich wurde Graf Leopolds täglicher Gefährte. Da ſah ich endlich ein, wie ich geirrt hatte, aber es war ſchon zu ſpät; er hatte mich ſchon hineingezogen in den Strudel des Weltlebens. Er verführte mich zu immer Schlimmerm, ich wurde ſein Helfershelfer, und bald war ich ebenſo ſchlecht wie er. Eins war noch, was mich retten konnte; das war ein braves Mädchen, welches ich liebte. Ich war ſo unvorſichtig, Leopold von ihr zu ſagen. Er hatte eine unumſchränkte Gewalt über die Weiber; das kam daher, weil er ſie verachtete; dazu war er ſchön, reich und vornehm und gewalttätig. Auf einmal war das Mädchen nicht mehr für mich zu ſprechen; ſie wich mir gefliſſentlich aus. Ich bin ſie ſatt, ſagt' er mir endlich lachend; du kannſt ſie wieder haben. Ich, wie vom Donner getroffen, renne hin, weil ich's nicht glauben will. Sie will mir entfliehn; ich halte ſie feſt. Sie beſtätigt mit Tränen, was mich außer mich brachte; ſie bereue es ſchmerzlich, habe ſich aber deshalb mir entzogen, weil Leopold gedroht: ſowie ſie freundlich mit mir rede, wolle er meine Schweſter verführen. Ich mußte in Geſchäften des Grafen länger auswärts bleiben; wie ich nach Hauſe kam, hatte er ſeine Drohung bereits ausgeführt. Meine Schweſter kam mir weinend entgegen. Ich ſtürzte wütend dahin, wo ich ihn zu treffen glaubte und fand ihn nicht. Da ergriff mich ein Fieber. Ich ſtand wieder auf, aber mein Geiſt war gelähmt. Da ließ ich die F[illegible]arken und dachte nur an mein Seelenheil.

Ernſt

Gräßlich. Ich wollte, Ihr hättet mir's nicht erzählt. Und doch iſt's vielleicht gut. – Aber Vater, ich könnte nicht wie Ihr – Vater, ich will nicht hoffen – aber Vater – Nein laßt uns auf Eure Stube; hier könnte man wahnſinnig werden.

Kaſtellan

Siehſt du, das ſind Nachwehen von dem Fieber, was mich nicht ruhen läßt. Das Fieber! das Fieber! Aber, was mich laſtet, das leg' ich dem Lämmlein auf, das der Welt Sünde trägt. Mein Herrgott gibt mir Troſt. Was ſoll ich haſſen auf dieſer Jammerwelt? Wir ſind allzumal Sünder. Komm, Ernſt, komm. Wir ſind allzumal der Erbarmung bedürftig. Das Fieber! das Fieber! (Beide ab.)

Vorhang fällt

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug

Ein Zimmer auf der Waldburg

Erſter Auftritt

Graf. Gräfin. Liſette.

Graf

Ich darf's nicht länger verſchieben. Dieſe Mattigkeit bei äußerſter Reizbarkeit iſt mir ein Vorbote – und hier krank zu ſein, in dieſes alte ſchaurige Gemäuer eingekerkert –!

Gräfin

Nur einen Tag; nur heute noch – und morgen ziehn wir mit unſerm wiedergewonnenen Flüchtling ab. Der üble Erfolg, den hier die Strenge haben muß, muß übel auf Sie zurückwirken; der gute Erfolg, den ich Ihnen von meinen Maßregeln verſpreche, muß Sie geſund machen. Nur einen Tag – nur heute! Gehn Sie, lieber Graf, auszuruhen von dem Spaziergang. Ich habe beide zu mir beſtellt; ich glaube, eins kommt ſchon. – Liſette, meine Stickerei! (Liſette ab.)

Graf

Nun denn, heute noch. (Ab.)

Zweiter Auftritt

Gräfin

(allein). Es wird! es wird! Ein halbes Jahr wohnt er ſchon hier; da iſt die Langeweile mein Bundesgenoſſe. Könnt' ich ihn wie eine Fee plötzlich auf einen meiner Bälle verſetzen — und ſein Gänſeblümchen dazu – es brauchte kein Wort. Die ganze Liebesgeſchichte würde hinter ihm liegen wie ein Traum. Wie würd' er ohne Bedauern das Blümchen hinwerfen um den ſchimmerndſten Brillanten in der goldenen Faſſung der Ballnacht. — Sie kommt.

Dritter Auftritt

Klara. Gräfin. Liſette. Heinrich.

Gräfin

Ich habe Sie kommen laſſen, liebes Kind, um mit Ihnen zu reden. Setzen Sie ſich. Sie haben wohl oft Langeweile hier?

Klara

Wir haben auf dem Lande keine Zeit dazu, gnädige Frau. (Liſette bringt die Stickerei und geht auf einen Wink der Gräfin.)

Heinrich

(in der offenen Türe.) Darf ich?

Gräfin

Kommen Sie. (Sie ſteht auf, ihn zu begrüßen; ihr fällt etwas aus der Hand.) Sie ſind wohl ſo gut, Kleine? (Heinrich bückt ſich ſchnell.) Laſſen Sie doch; es wird der hübſchen Kleinen nicht ſchaden. (Zu Klaren.) Danke. Gehn Sie doch einſtweilen auf mein Zimmer hier. Ich laſſe Sie rufen.

Vierter Auftritt

Gräfin. Heinrich.

Gräfin wartet, daß Heinrich rede; ſie lädt ihn ein, ſich zu ſetzen. Sie ſitzen einige Augenblicke ſchweigend.

Gräfin

Wie iſt mir denn? Haben Sie mir nicht einmal den Hof gemacht? Es muß lange her ſein. Sie richteten damals eine Frage an mich. Ich konnte ſie nicht ſogleich beantworten und weiß nun nicht, ob ich dieſe Frage nicht für zurückgenommen achten muß.

Heinrich

Ja, gnädige Gräfin. In jugendlicher Überſchätzung meines Wertes hab' ich einſt eine Frage gewagt, deren Antwort ihre Nichtbeantwortung war. Ich mußte mich darein ergeben.

Gräfin

Und das koſtete Sie wenig Überwindung. Es gibt Fragen, die wir Frauen mit dem Herzen bereits bejaht haben, während unſer Mund noch auf Ausflüchte ſinnen muß. Was den Männern zu leicht wird, pflegen ſie geringzuſchätzen. Ach es iſt entſetzlich, zu was allem der Wankelmut der böſen Männer uns arme Frauen zwingt. – Ihr Vater erhielt von mir die Antwort auf Ihre Frage. Es wurden Karten geſtochen; vor der ganzen Stadt waren wir Verlobte; aber die Hauptperſon war auf einmal verſchwunden – wahrſcheinlich um in ſchützender Entfernung ſeines Meiſterſtückes ſich zu freun. Und nun ſehen Sie, wie Frauen gern verzeihen. Ihr Vater erfuhr Ihren Aufenthalt, und wir machten uns auf den Weg, den lieben böſen Flüchtling zurückzuholen.

Heinrich

Gnädigſte Gräfin, verzeihen Sie, daß ich mich darüber nicht freue. Was ich vor einem halben Jahre als das Glück meines Lebens erſehnte, würde mir nun zum Unglück gewährt.

Gräfin

Ein intereſſanter Beitrag zu der Naturgeſchichte der Männer. Und doch gibt's Männer in der Reſidenz, die es nicht für ein Unglück anſehen würden, mit Auroren von Warrach verlobt zu ſein. Verſtehn Sie mich nicht falſch, und ſuchen Sie die Triebfedern meiner Handlungsweiſe wenigſtens zum größern Teil in der Verehrung für Ihren edeln Vater und ſeinen Lieblingswunſch und in der Achtung vor der öffentlichen Meinung.

Heinrich

Laſſen Sie mich wahr ſein gegen Sie, die ich zu ſehr achte, um nicht wahr gegen Sie zu ſein. Sind die Fäden der Neigung zwiſchen uns zerriſſen, ſo laſſen Sie uns wenigſtens die Klarheit feſthalten. Darf ich Sie mit der Erzählung desjenigen langweilen, was in mir vorgegangen iſt und mich entſchuldigen muß?

Gräfin

Bitte — ich bin eine Liebhaberin von Märchen.

Heinrich

In meinem achtzehnten Jahre war ich ein Idealiſt; das heißt: ich hatte alles Edle, von dem ich geleſen, in mich aufgeſogen; die jugendliche Eitelkeit tat das ihre; das alles, was ich in mich aufgenommen, ſchien mir mein Eigenſtes. Ich kam mir unendlich edel vor und verlangte von jedem, mit dem mich das Leben zuſammenführte, die Anerkennung meines Charakters, die ich ſo ſehr zu verdienen glaubte. Ich ſpielte nicht allein mit andern, nein, auch mit mir ſelbſt Komödie. Bald aber merkte ich, daß ich die Anerkennung, ſoweit ſie mir wurde, nicht meiner Denkart, ſondern meinem Stand verdankte, ja daß man jene dieſem zu verzeihen ſchien. Meine Eitelkeit war gekränkt. Dazu las ich damals Lord Byron und ſeine Nachahmer; ſo wurd' ich denn ein Zerriſſener. Nun konnt' ich mich ärgern, wenn ich merkte, daß auch dieſe Zerriſſenheit bloß ein Äußeres war und den geſunden Kern, den ich in mir fühlte, nicht zu überwältigen vermochte. Hätt' ich, wie viele andere, meine Geſundheit untergraben, ſo hätte mir es wohl gelingen müſſen — Sie lächeln? Sie haben recht. Dieſe Torheiten waren mindeſtens des Belächelns wert.

Gräfin

Sie irren, Herr Graf; ich freue mich nur Ihrer Gründlichkeit.

Heinrich

Gründlichkeit und Langweiligkeit ſind bei den Damen nur zwei verſchiedene Ausdrücke für ein und dasſelbe. Ich verſtehe. — In dieſem Zuſtand ſah ich Sie. Man gab uns Gelegenheit, uns öfter zu ſehn; ich empfand ein Wohlgefallen an Ihrer Geſtalt, Ihrem Geiſt, Ihrer Liebenswürdigkeit, welches ich für Liebe hielt. Ich fragte Sie — Sie antworteten nicht. In Ihrem Benehmen, welches vielleicht nur mir froſtig ſchien, las ich die Antwort. Laſſen Sie mich's geſtehn, daß ich mich ſo recht mit Vorſatz in den Schmerz unglücklicher Liebe verſenkte — ich wußte ja noch nicht, was Liebe war. Ich floh, um meinem eingebildeten Unglück ungeſtört nachhängen zu können, die Stadt und alle meine Verbindungen. Die Meinigen täuſcht' ich mit falſchen Reiſenachrichten und erkor mir dieſes entlegene Waldſchloß zur Einſiedelei. Der Kaſtellan kannte mich nicht; unter fremdem Namen mietete ich mich ein in dem Eigentume meines Vaters. Hier ſollt' ich kennen lernen, was Liebe iſt. Die Natur iſt der untrügliche Probierſtein der Wahrheit in uns. An ſie gehalten bewährt ſich das Wahre, und die Lüge fällt vor dem Blick, den ihr Anſchaun geſtärkt und geheiligt hat.

Gräfin

Verzeihn Sie, Herr Graf; Sie wollten mir die Geſchichte Ihrer Torheiten, wie Sie es nennen, erzählen; ſind Sie damit zu Ende oder beginnen Sie nun erſt? — Nein, Heinrich, Ihre Offenheit ſoll Entgegnung finden. Sie hielten, wie Sie vorhin ſagten, eine Selbſttäuſchung für Liebe. Wie nun, wenn Sie jetzt wieder in ſolcher Täuſchung ſich befänden und zu ſpät es einſähen? Wenn Sie dieſer Täuſchung Ihre Verhältniſſe, Ihr ganzes Glück zum Opfer gebracht hätten? Ihr Bruder iſt kränklich; vielleicht ſind Sie der letzte des Grafenſtamms Ihres Namens —

Heinrich

Wär' ich der erſte glückliche Bürger dieſes Namens! Das Verdienſt unſerer Ahnen ſchattet nicht mehr; unſer eigenes Verdienſt muß uns Hütten bauen. Ich will ein Menſch ſein, ein Bürger. Glauben Sie mir doch! Das wahre Glück ſteht nicht über uns. Wer beneidet ſein will, ſtrebe aufwärts an der Leiter ehrgeiziger Anſprüche; zum Glücke führt ein Schritt herab. Die einfachſten Verhältniſſe ſind es, in denen die Poeſie des Lebens liegt. Aus dem Labyrinth der Verbildung und der Lüge hab' ich mich an das Herz der Natur geflüchtet. Aurora, ich weiß, Sie ſind gut und edel. Sie werden nicht dazu beitragen, einem Weſen, das ſchön und klar iſt wie die Natur, ihr alles zu rauben. Sie hat keinen Begriff von der Verdorbenheit der Welt. Ich wollte der Prieſter dieſes Tempels ſein, von dieſer Seele den Peſthauch der Geſellſchaft abwehren. Nein, Sie werden nichts dazu tun, den ſchönen Irrtum, es ſei alles ſchön und gut in der Welt, ihr zu rauben.

Gräfin

Heinrich, auch Sie irren. Sie wiſſen nicht, daß ein ſchöner Irrtum auf dieſer Welt oft ſich ſchlimmer beſtraft als ein bedachtes Verbrechen.

Heinrich

Sie verzeihen; mich duldet's nicht mehr in der Enge der Mauern. — Seien Sie, was Sie ſo ſehr ſind, gut und edel. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt

Gräfin allein, dann Klara.

Gräfin

Nein; er iſt noch immer ein Idealiſt, ein Schwärmer. In dem Mädchen liebt er nur ein überſpanntes Ideenbild. Es iſt meine Pflicht, daß ich ſie trenne. — Wie iſt das nur? Wie er zu meinen Füßen lag — er gefiel mir — aber das war's nicht. Zieht uns nur das, was uns flieht? (Sie öffnet die Türe, durch welche Klara abgegangen.)

Klara tritt auf.

Gräfin

Sie können ſich wohl denken, mein Kind, warum ich Sie habe kommen laſſen.

Klara

Nein, gnädige Gräfin. Ich bitte Sie, mir es zu ſagen.

Gräfin

Sie haben ein Verhältnis mit dem jungen Manne, der eben von mir ging. Dies Verhältnis müſſen Sie abbrechen. Sie ſehen mich verwundert an. — Ich halte Sie für ein frommes Kind und glaube, Sie wollen ihn nicht unglücklich machen.

Klara

Unglücklich machen? Gnädige Gräfin, ich verſtehe Sie nicht.

Gräfin

Sie kennen die Welt, das Leben nicht; Sie wiſſen nicht, daß die jugendliche Grille, die man Liebe nennt, Tauſende ins Unglück geführt hat und noch führt, die die ſchöne Zugabe für die Hauptſache nachrichten und erkor mir dieſes entlegene Waldſchloß zur Einſiedelei. Der Kaſtellan kannte mich nicht; unter fremdem Namen mietete ich mich ein in dem Eigentume meines Vaters. Hier ſollt' ich kennen lernen, was Liebe iſt. Die Natur iſt der untrügliche Probierſtein der Wahrheit in uns. An ſie gehalten bewährt ſich das Wahre, und die Lüge fällt vor dem Blick, den ihr Anſchaun geſtärkt und geheiligt hat.

Gräfin

Verzeihn Sie, Herr Graf; Sie wollten mir die Geſchichte Ihrer Torheiten, wie Sie es nennen, erzählen; ſind Sie damit zu Ende oder beginnen Sie nun erſt? — Nein, Heinrich, Ihre Offenheit ſoll Entgegnung finden. Sie hielten, wie Sie vorhin ſagten, eine Selbſttäuſchung für Liebe. Wie nun, wenn Sie jetzt wieder in ſolcher Täuſchung ſich befänden und zu ſpät es einſähen? Wenn Sie dieſer Täuſchung Ihre Verhältniſſe, Ihr ganzes Glück zum Opfer gebracht hätten? Ihr Bruder iſt kränklich; vielleicht ſind Sie der letzte des Grafenſtamms Ihres Namens —

Heinrich

Wär' ich der erſte glückliche Bürger dieſes Namens! Das Verdienſt unſerer Ahnen ſchattet nicht mehr; unſer eigenes Verdienſt muß uns Hütten bauen. Ich will ein Menſch ſein, ein Bürger. Glauben Sie mir doch! Das wahre Glück ſteht nicht über uns. Wer beneidet ſein will, ſtrebe aufwärts an der Leiter ehrgeiziger Anſprüche; zum Glücke führt ein Schritt herab. Die einfachſten Verhältniſſe ſind es, in denen die Poeſie des Lebens liegt. Aus dem Labyrinth der Verbildung und der Lüge hab' ich mich an das Herz der Natur geflüchtet. Aurora, ich weiß, Sie ſind gut und edel. Sie werden nicht dazu beitragen, einem Weſen, das ſchön und klar iſt wie die Natur, ihr alles zu rauben. Sie hat keinen Begriff von der Verdorbenheit der Welt. Ich wollte der Prieſter dieſes Tempels ſein, von dieſer Seele den Peſthauch der Geſellſchaft abwehren. Nein, Sie werden nichts dazu tun, den ſchönen Irrtum, es ſei alles ſchön und gut in der Welt, ihr zu rauben.

Gräfin

Heinrich, auch Sie irren. Sie wiſſen nicht, daß ein ſchöner Irrtum auf dieſer Welt oft ſich ſchlimmer beſtraft als ein bedachtes Verbrechen.

Heinrich

Sie verzeihen; mich duldet's nicht mehr in der Enge der Mauern. — Seien Sie, was Sie ſo ſehr ſind, gut und edel. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt

Gräfin allein, dann Klara.

Gräfin

Nein; er iſt noch immer ein Idealiſt, ein Schwärmer. In dem Mädchen liebt er nur ein überſpanntes Ideenbild. Es iſt meine Pflicht, daß ich ſie trenne. — Wie iſt das nur? Wie er zu meinen Füßen lag — er gefiel mir — aber das war's nicht. Zieht uns nur das, was uns flieht? (Sie öffnet die Türe, durch welche Klara abgegangen.)

Klara tritt auf.

Gräfin

Sie können ſich wohl denken, mein Kind, warum ich Sie habe kommen laſſen.

Klara

Nein, gnädige Gräfin. Ich bitte Sie, mir es zu ſagen.

Gräfin

Sie haben ein Verhältnis mit dem jungen Manne, der eben von mir ging. Dies Verhältnis müſſen Sie abbrechen. Sie ſehen mich verwundert an. — Ich halte Sie für ein frommes Kind und glaube, Sie wollen ihn nicht unglücklich machen.

Klara

Unglücklich machen? Gnädige Gräfin, ich verſtehe Sie nicht.

Gräfin

Sie kennen die Welt, das Leben nicht; Sie wiſſen nicht, daß die jugendliche Grille, die man Liebe nennt, Tauſende ins Unglück geführt hat und noch führt, die die ſchöne Zugabe für die Hauptſache hielten; die den blinden Spielmann an das Steuer ihres Lebensſchiffes ſtellten. Die Liebe iſt eine ſüße Blüte am Baume des Lebens; der Verſtand aber iſt der Stamm, der uns ein ſchützender Halt bleibt, wenn die Blüten längſt verweht ſind.

Klara

Sie wollen mir etwas Schmerzendes ſagen, weil Sie ſich bemühn, es in ein ſo freundliches Gewand zu kleiden.

Gräfin

Um Ihres Geliebten willen müſſen Sie ihm entſagen.

Klara

Haben Sie Geduld mit meiner Unerfahrenheit. Alles das, was Sie mir ſagten, hieße, wie ich's verſtehe: Um einen Menſchen nicht unglücklich zu machen, ſollſt du ihn unglücklich machen und dich mit.

Gräfin

(froſtig). Ich habe Sie verkannt. Ich glaubte Sie fähig, das Göttliche zu fühlen, was im Entſagen liegt.

Klara

Das Göttliche fühl' ich, wenn's im Entſagen liegt, gnädige Gräfin. — Erlauben Sie mir wohl, mich zu ſetzen — nur eine Minute lang. Sehen Sie, ich meine: Das, was einer Glück nennt, nennt ein anderer vielleicht wieder anders. Und wenn eins entſagt und das andere ſich entſagen läßt, ſo haben ſie ſich eben nur geſagt, ſie lieben ſich.

Gräfin

Sind Sie ſeiner ſo gewiß?

Klara

(freundlich, aber beſtimmt). Weiß ich, daß ich lebe?

Gräfin

Wiſſen Sie, daß Heinrich der junge Graf Waldburg iſt? der Erbe der Grafſchaft Waldburg? Glauben Sie, daß ein Mann von ſolcher Erziehung ein Mädchen zu ſeiner Gattin wählen wird, die ein hübſches Kind iſt, aber eben weiter nichts als ein hübſches Kind?

Klara

Gnädige Gräfin; was Sie eben ſagten, hat ſeinen Zweck erfüllt, wenn Sie damit kränken wollten; wollten Sie damit überzeugen, iſt es Ihnen nicht gelungen.

Gräfin

Ein flüchtiges Vergnügen – auf Gefahr des Verluſtes vielleicht des ganzen Lebensglückes von ſeiten der Betrogenen – nennen die Männer unſerer Zeit keine Sünde. Sagen Sie mir nur das eine: Warum verſchwieg er Ihnen ſeinen Namen? Und würden Sie ihn wohl je vernommen haben, hätte der Zufall nicht – ich möchte ſagen die Vorſehung – Sie auf dieſe Weiſe warnen wollen?

Klara

(in großer Aufregung). Er wollte vielleicht — er hatte – mir wird's noch einfallen warum.

Gräfin

Können Sie leſen? (Gibt ihr eine Karte.) Eine Verlobungskarte, wenn Sie dergleichen vielleicht noch nicht geſehen haben.

Klara

(will aufſtehen und kann nicht.) Erlauben Sie mir – draußen muß es jetzt ſehr ſchön ſein. – Können denn Menſchen ſo ſchlecht ſein! Nein, es wird mir noch einfallen, warum. (Pauſe, in der ſie, ſich gewaltſam faſſend, aufſteht.) Darf ich Sie etwas fragen?

Gräfin

Fragen Sie, liebes Kind.

Klara

(zitternd). Und Sie könnten einen Mann lieben, der ein Mädchen betrogen hätte? Das kann ich wieder nicht begreifen. Oder ſollte der Mann ein Mädchen betriegen, damit Sie ihn beſitzen können? Nein! Nein! Das kann ich gar nicht glauben. Nein! Nein! Es war Gottes Werk – nicht *eine* warnende Stimme redete in mir – ich wurde ja frömmer und beſſer durch ihn. Will es Gott, ſo wär' es ja Sünde, ihn laſſen – wenn ich's überhaupt kann. – Nein, gnädige Gräfin; ihm glaub' ich mehr als dieſem Papier. Zeigen Sie mir ein heiliger Recht auf mich als das ſeine, ein heiliger Recht auf ihn als das meine – und ich will, was Sie wollen.

Gräfin

Hier, dieſen Brief auch. Leſen Sie und überdenken Sie ſich die Sache. Damit ich Sie nicht ſtöre, geh' ich unterdes in den Garten. Gott helfe Ihnen zu dem Rechten, mein armes Kind.

Sechſter Auftritt

Klara allein. Dann Heinrich.

Klara

(immer noch zitternd). Nein! So ſchlecht können Menſchen nicht ſein! Ich glaub' es nicht. – Ich muß Heinrich fragen, Heinrich ſelbſt. – Dann wird ſich's finden. Nein! So ſchlecht können Menſchen nicht ſein.

Heinrich

(tritt auf). Ich ſah die Gräfin in den Garten gehn. Ich muß ſehn, was dieſe Menſchen gewagt haben. Dieſe böſen Menſchen an meinem einzigen Kind.

Klara

(abwehrend, feierlich). Nein, Heinrich; bitte, bleibe ſo dort ſtehen. Ich muß dich fragen. Heinrich, ſind Sie ein Graf?

Heinrich

Und wär' ich's?

Klara

Nein; gut iſt's nicht. Warum ſagten Sie mir nicht, Sie wären ein Graf?

Heinrich

(will ſie umfaſſen). Biſt du krank, Klara? Du zitterſt und wankſt.

Klara

(weiſt ihn zurück). Bin ich krank, bin ich's unheilbar. Das eben wollt ich wiſſen; nein, bleiben Sie dort ſtehen. Warum ſagten Sie mir's nicht?

Heinrich

Dein Heinrich wollt' ich ſein; was iſt das andere?

Klara

(ſchmerzlich, aber immer freundlich). Heinrich! Heinrich! Ich habe dir das Herz meines Herzens entgegengetragen, und dein erſtes Wort zu mir war — ich will's nicht bei ſeinem Namen nennen. — Nein, bleibe dort und höre mir zu. Sieh, ich wollte fortgehn und dich nie wieder anſehn, und wenn mir auch das Herz hätte brechen ſollen; wohin? das weiß ich nicht — das iſt auch gleichviel. Sieh, um deinetwillen bleib' ich; du hätteſt dir doch ein Gewiſſen daraus gemacht. — Rede ehrlich mit dir ſelber, täuſche dich nicht aus Mitleid mit dir und mir — tu' mir die einzige Liebe. Wenn du mir ſagſt: Ich finde nicht mein ganzes Glück in dir — ſiehſt du, ſo iſt ja alles gut; ich kann's tragen; ich bin ſtärker, als du glaubſt. — Ich will dir glauben, Heinrich, daß du es jetzt redlich meinſt; aber du haſt kein Vertrauen zu mir gehabt. Kämen bittere Stunden und du verlörſt es wieder oder hätteſt keins — nein — ich kann's nicht denken, ich mag's nicht denken. Heinrich, tu' mir die einzige Liebe und prüfe dich, ob du mich auch mit dem Innerſten liebſt. Um deinetwillen, Heinrich! Wir wären beide ſchrecklich betrogen, und du trügſt die Schuld. (Sie geht; er will ihr folgen, ſie bedeutet ihn feierlich, aber freundlich, ihr nicht zu folgen.)

Vorhang fällt

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug

Erſter Auftritt

Graf. Gräfin.

Gräfin

Nein! Ich laſſe Sie nicht allein mit ihm. Ihre Angegriffenheit! Eine Szene kann auf Ihren Geſundheitszuſtand nur verderblich einwirken.

Graf

Mein Geſundheitszuſtand iſt es eben, der mich eilen heißt. Ich bin nie mit Einbildungen geplagt geweſen; drum glaub' ich der Ahnung, die mir ſagt, dieſe Krankheit ſei meine letzte.

Gräfin

Sie ſind nie mit Einbildungen geplagt geweſen und wollen jetzt einer Einbildung Raum geben, die Ihnen die Heiterkeit rauben muß, die Sie ſo notwendig brauchen, einer drohenden Krankheit ſich zu erwehren? Und das iſt Ihnen nicht einmal genug; Sie wollen noch Gelegenheiten aufſuchen, Ihre Nerven auf verderbliche Weiſe zu erſchüttern. Laſſen Sie mir nur zwei Tage noch!

Graf

Teuerſte Gräfin, wer nach Stunden rechnen muß, kann nicht Tage verſchenken. Ich verſpreche Ihnen, ſo gelind zu verfahren, als ſeine Nachgiebigkeit nur irgend erlauben wird. Meine Gnädigſte, es iſt das wichtigſte Geſchäft meines Lebens; heißen Sie mich nicht es verſäumen. Gelingt mir dieſes nicht, ſo iſt mir nie etwas gelungen. Gnädigſte Gräfin, ich habe für die Größe meines Hauſes manche Maßregel nehmen müſſen, die nicht vergeblich genommen ſein darf. Ich höre ihn kommen.

Gräfin

Gut. Sie ſollen ihn ſprechen, aber ich bleibe in der Nähe; ich habe ja um Geſundheit und Glück zweier Menſchen zu ſorgen, die mir werter ſind als ſonſt etwas auf der Welt. (Geht ab.)

Zweiter Auftritt

Graf. Heinrich. Dann **Gräfin** dazu.

Heinrich

Sie wünſchen mich zu ſprechen, mein Vater.

Graf

Ich wünſche, dich vernünftig zu finden und des Namens Waldburg wert. Sowie ich wieder ſtark genug bin, das Reiſen zu vertragen, begleiteſt du uns nach Schwerin. Deine Verlobung mit der Gräfin iſt bereits bekannt. Sie war großmütig genug, dein unartiges Betragen zu verzeihen. Schon iſt dort alles zu dem Feſte deiner Vermählung vorbereitet.

Heinrich

Vater, ich kann Ihnen das Verhältnis, welches mich hier feſſelt, nicht mehr verheimlichen und will es nicht, wenn ich's auch könnte –

Graf

Was du tun willſt, bedenke nur das eine, bedenke, was du der Ehre deines Standes ſchuldig biſt.

Heinrich

Doch wohl, mein Vater, ehrenhaft zu handeln –

Graf

Heinrich, ich rede als Freund zu dir. Der Erbe der Grafſchaft Waldburg iſt dem Range und der Ehre ſeines Namens ſchuldig, ſich ſtandesgemäß zu vermählen. Ob er Verhältniſſe daneben hat – mag er, wenn es ihm gefällt. Von einem Mann von Stande verlangt man nicht, daß er ein moraliſcher Murrkopf ſein ſoll. Der Mann von Stande hat nur eine Pflicht, die Rückſicht auf die Größe und das Wachstum ſeines Hauſes. Er hat andere Rückſichten, als die der Pöbel nehmen muß. Der Pöbel iſt ein Knecht des Bedürfniſſes. Das iſt der Charakter unſers Standes, daß er aus dem gemeinen Bedürfnis heraufgehoben iſt, daß er nichts zu ſein braucht, als was er durch ſeine Geburt ſchon iſt. Moral und Religion ſind für den Pöbel, wir müſſen beide reſpektieren, weil wir ſie brauchen, die Maſſe damit zu beherrſchen und nach unſerm Willen zu bewegen. Die Ehre iſt der Lebensoden deines Standes; dieſe Ehre verbietet dir eine geſetzliche Verbindung mit einer Frauensperſon aus dem Pöbel. Ob du nebenbei ein Serail haſt — über ſolche liebenswürdige Schwächen ſehen Leute von Bildung und Welt lächelnd hinweg.

Heinrich

Tun ſie das, Ihre Leute von Bildung und Welt? Nun, bei Gott, mein Vater, tu' ich je, was dieſe Leute von Bildung und Welt, wie Sie ſagen, als liebenswürdige Schwäche belächeln, ſo ſollen alle Guten mit Verachtung über mich hinwegſehen. Liegt das Recht und die Freiheit des Adels in Rechten und Freiheiten gegen das Recht und die Freiheit, ſo will ich Menſch und Bürger ſein.

Graf

(nach einer Pauſe). Heinrich, ich hielt dich für einen augenblicklich Irrenden; du biſt ein Ausgearteter. (Pauſe.) — Weißt du, daß ich dich zwingen kann?

Heinrich

Nein, das weiß ich nicht, denn Sie können es nicht.

Graf

Ich habe noch einen Sohn, der mich nicht vergeſſen macht, daß ich ſein Vater bin.

Heinrich

Sehen Sie, wie ſich die Sache ſo ſchön friedlich ausgleichen läßt. Geben Sie ihm Ihre Güter, mir laſſen Sie einen Teil Ihres Herzens. Laſſen Sie mich meinen Weg gehen, und ich will Sie lieben, als hätten Sie mir das reichſte Erbe gegeben, das die Welt hat; und Sie haben es; denn dann kann ich wieder an Sie glauben. Sie will ich und nicht Ihre Güter; lieber will ich Ihre Güter verlieren als Sie — und Sie müßt' ich verlieren —

Graf

Heinrich, du rechneſt zu ſehr auf meine Vorliebe für dich. Tuſt du nicht, was du deinem Stande ſchuldig biſt, ſo muß ich es tun. Du ſiehſt, wie ſchonend ich verfuhr; ich wollte dir es leicht machen, deiner Pflicht zu genügen — wir reden weiter davon, Heinrich.

Gräfin

Sie müſſen nunmehr jeden Baum hier kennen, jedes Pflänzchen. Mein Mädchen nimmt ſich heraus, mehr wiſſen zu wollen als ich. Sie ſollen der Schiedsrichter ſein. (Zum Grafen.) Sie ſollen ihn wieder haben; die Sache iſt aber zu wichtig, als daß ſie einen Aufſchub erlaubte. A revoir, Herr Graf!

Graf

(klingelt. Zu dem Bedienten). Den Kaſtellan!

Dritter Auftritt

Der **Graf**, dann der **Kaſtellan**.

Graf

Ein Mittel muß zu finden ſein!

Der Kaſtellan

(tritt auf). Hochgräfliche Gnaden haben befohlen —

Graf

Kommen Sie, Alter. Ich ſetze ein großes Vertrauen auf Ihre Dienſtfertigkeit. Es handelt ſich darum, die Reinheit des edelſten Stammes im Lande zu erhalten; eines Stammes, der, galt es ſeine Ehre, nie knauſerte. Sie verſtehen mich. Das Mädchen muß auf irgendeine Weiſe veranlaßt werden —

Kaſtellan

Verſtehe! Verſtehe! Hochgräfliche Gnaden. Was? In den hochadligen Adern der jungen gräflichen Gnaden ſollte bürgerlich Blut herumlaufen? Ei! ei! Wär' das Undankbarkeit gegen die hochgebornen Herren, die ſo unermüdlich und mit Aufopferung ihrer Geſundheit daran arbeiten, das gemeine bürgerliche Blut zu veredeln. — Der

Herr Graf Heinrich ſind jung, und wir ſind allzumal Sünder. Und wie befehlen hochgräfliche Gnaden und auf welche Art und Weiſe? Ein kleines Mittelchen möchte nicht anſchlagen, und ob Erlaucht zu einem gewaltſameren greifen möchten?

Graf

Einerlei, Alter; jedes Mittel iſt recht, welches uns nicht bloßſtellt.) Geld iſt eine Macht, dem gemeine Menſchen nie widerſtehen. Ihr Sohn ſoll Förſter werden, wenn er das Mädchen heuratet, dem Mädchen zeigt man Geld; ſie werden getraut, eh' Heinrich —

Kaſtellan

Der Plan iſt ſauber, aber damit iſt's nichts.

Graf

Warum?

Kaſtellan

Wie ich das Mädchen kenne, iſt's hier mit dem Gelde erſtens nichts, gar nichts. Dazu iſt ſie zu jung. Zweitens, Geld — was iſt einem Mädchen, das ein Graf heuraten will, Geld? Heuratet ſie den Grafen, bekommt ſie das Geld mit — Geld tut's nicht; an Gottes Segen iſt alles gelegen — Geld hilft nichts, hilft nichts.

Graf

So muß Ihr Sohn — Gleichviel, wie er's anfängt, mit Liſt oder mit Gewalt. Soll ein Ding von ſechzehn Jahren nicht zu verführen ſein?

Kaſtellan

Da gäb's Schlaftrünkchen und ſo weiter — aber — er tut's nicht. Um ſie glücklich zu machen, ſchneidet er ſich die Adern gratis auf — aber — na — dem dürft' ich kommen mit ſolch einem Antrag! Iſt der jung! iſt der jung!

Graf

Iſt die Kanaille heutzutag Romanheldenſpieler? — Mir fällt da ein Gedanke ein. Man müßte durch die Religion zu wirken ſuchen. Das wär' etwas. Noch ſeh' ich ſelbſt nicht klar wie. Ein Schwur müßte ihr die Zunge binden. Etwa daß — Alter, wenn Ihr dem Dinge weismachtet, ſie ſei ſeine — Schweſter? Das müßte helfen.

Kaſtellan

Der Gedanke iſt finſterer Natur – Eure Hochgräfliche Gnaden haben ein Genie in ſolchen Dingen. Ja, das muß treffen. Es müßte bei einem Mann, wie ſollt' es nicht bei einem jungen Ding, das zum erſtenmal die Schule der Liebe durchmacht, bei ſolch einem Butterherzchen, das einem auf der Zunge zerfließt.

Graf

Dann würde ſie leicht zu überreden ſein, ihn zu fliehn oder, um nur der Sünde auszuweichen, einen andern zu heuraten. Die Ausſteuer, die ſie bekommen ſoll, könnt Ihr Euerm Sohne zuwenden. Aber, Alter, was geſchehen muß, das muß bald geſchehen. Und es müßte ſtill geſchehen. Meine Nerven – ich bin kein Freund von Szenen.

Kaſtellan

Hochgräfliche Gnaden werden zufrieden ſein. (Graf geht ab.)

Vierter Auftritt

Kaſtellan. Dann Klara.

Kaſtellan

Hm, Hm. Ein Samenkorn, aus dem der Haß aufwächſt, der ſeinen Herrn an fremde Liſt verrät. Gut. Gut. Ich will ihm ſeinen Willen tun. Des Menſchen Wille liegt mit ſeinem Glück im Streit; man kann einem Menſchen nichts Schlimmeres tun als ſeinen Willen. Mag er's verantworten; ich will ihm ſeinen Willen tun! – Mamſell Klärchen, auf ein Wort! – Ich will ihm ſeinen Willen tun.

Klara

(tritt auf). Sie riefen mir –

Kaſtellan

Gut, daß ich Sie allein treffe. Iſt nicht heute Ihr Geburtstag? Der ſelige Herr Oberförſter! Ja, der ſelige Herr Oberförſter! Na, heute iſt's ſechs Jahre. Solch ein Jahr hat doch immer einen oder ein paar ſchöne Tage. Na, ſeine Seele ſingt nun Halleluja. Seine Seele kann nun dem Schickſal und dem Unglück und allem, was wir Staub noch fürchten müſſen, gottſelige Schnippchen ſchlagen; er kann lachen das Lächeln der Seligkeit, er hat's überſtanden. (Er faltet die Hände und ſingt leiſe vor ſich hin: Jeſus meine Zuverſicht.)

Klara

(die Augen trocknend). Es iſt wohl nicht recht von mir, daß ich immer wünſche, er möchte noch leben.

Kaſtellan

Der gute Pflegevater der! – Nun ſehen Sie, Mamſellchen; kurz eh' er ſtarb, wiſſen Sie noch, wie er ſich fünf Stunden mit mir eingeſchloſſen hatte?

Klara

Ich kann mich nicht darauf beſinnen.

Kaſtellan

Nun ſehn Sie; es war am zweiten Oſterfeiertag oder war's am Gründonnerstag. Ja, es war am Gründonnerstag. Ganz recht: es war im Frühling; die Fliegen waren alle lebendig und ſauſten und brauſten in der grünen Stube um uns herum. Und am Tage darauf, am Karfreitag, fiel mehr Schnee als den ganzen Winter hindurch zuſammengenommen. Ja, es war am Gründonnerstag; es war am Gründonnerstag. Nein, Sie müſſen ſich ſetzen, ſonſt tut's Ihnen Schaden, wenn Sie vor Freude erſchrecken. Aber Sie müſſen mir erſt ſchwören bei Ihrer Seligkeit, niemanden auf der Welt etwas davon zu ſagen, bis ich's Ihnen erlaube. – Meinetwegen iſt's nicht, Mamſell Klärchen; aber ich mußt' es dem alten Herrn verſprechen. Der gute Mann! Der gute Oberförſter! Sehen Sie, Sie halten nur die drei Finger in die Höhe und ſprechen mir nach, was ich Ihnen ſage; nun? (Klara erhebt die Finger und ſpricht ihm nach.) So wahr ich ſelig werden will, ſo wahr will ich keinem Menſchen ſagen noch auf andere Weiſe entdecken, was ich in dieſer Stunde von meiner wahren Abkunft vernehmen werde, noch auch merken laſſen, daß ich dergleichen weiß, bevor der Kaſtellan von Waldburg mich dieſes ihm geleiſteten Eides entledigt. – So wollt' es der ſelige Herr Oberförſter, und er war ein Mann, der, mocht' er ſagen und tun, was er wollte, wohl wußte, warum er es ſagte und tat. Sie werden mir ganz blaß. Nein, ängſtlich zu ſein brauchen Sie nicht. Iſt's doch eine Nachricht, die ein jedes arme Mädchen glücklich machen würde. Nun hören Sie, aber leiſe, leiſe; kommen Sie, ich will's Ihnen ins Ohr ſagen: Sie ſind nicht, was Sie ſcheinen, eine arme elternloſe Waiſe; Sie ſind die Tochter einer der vornehmſten und reichſten Familien des Landes. — Sind Sie mir erſchrocken; fallen Sie mir nur nicht vom Stuhle!

Klara

Mir wird ſo angſt. Er war ſo gut, ſo gut, und nun ſoll ich ſein Kind nicht mehr ſein. Nein! das hat er nicht um mich verdient. Ach, es iſt ſchlecht von mir, daß ich mich freuen kann, ſein Kind nicht zu ſein. Ach, guter Vater im Himmel, verzeih mir's doch!

Kaſtellan

Nein, ſind Sie wunderlich. Freut' er ſich doch ſelber darüber, wie er mir's erzählte. Das müſſen Sie ſich nicht ſo ſehr annehmen. Mein Gott, er iſt doch ſchon fünf Jahr' tot; Sie waren ja noch ein pures Kind, wie er ſtarb. Ja, ſagt' er, ſie iſt nur meine Pflegetochter; ſie iſt das Kind eines vornehmen und großen Grafenhauſes.

Klara

(zwiſchen Weinen und Jubel). Heinrich! Heinrich! O Gott! Laß mich nur klug bleiben!

Kaſtellan

Wenn ich wüßte, daß wir allein blieben, wollt' ich Ihnen die Decke zeigen, in die Sie als ein kleines Kind gewickelt waren, wie man Sie Ihrem Pflegevater übergab. Achtzehn Jahre lang mußt' es aus politiſchen Gründen ein Geheimnis bleiben; die ſind bald um; dann erfährt's alle Welt. Und der ſtolze Mann, dem dies Schloß gehört, der Ihnen jetzt feindſelig iſt, nennt Sie mit Wonne ſeine Tochter.

Klara

Heinrich! Heinrich! Wie hat der liebe Gott alles ſo gut gelenkt. Du mußt nichts opfern meinetwegen, und doch weiß ich, daß du alles opfern wollteſt um mich. Ach, wärſt du nun ſo arm und niedrig, wie ich war, daß ich ſagen könnte: Hier, nimm zu dem Beſten, was ich habe, zu dem liebenden Herzen nimm das alles!

Kaſtellan

Wie will ich mich freuen, ſeh' ich Sie als Herrin hier, als die Schweſter –

Klara

(hört ihn nicht). An dem Plätzchen unter den Weiden, da will ich treue Liebende vereinigen, die ich ausſtatte. Oh, es ſoll kein naſſes Auge mehr um mich geben als vor Freude!

Kaſtellan

Jawohl, alle die Armen, die Sie bis jetzt von Ihrem Wenigen unterſtützten, können Sie glücklich machen; es gilt bloß ein Wort bei Ihrem hochgräflichen Herrn Bruder.

Klara

Das iſt ſein Schritt, ich kenn' ihn. O Gott, wie will ich's ihm verbergen! Und wenn ich's nicht ſage, er wird's in meinen Augen leſen.

Kaſtellan

Sie hört nicht. – Mamſellchen, wir ſprechen weiter davon; Sie wiſſen noch nicht alles. Na, ſo mag Sie den Spaß einige Minuten haben, das arme Ding. (Ab.)

Fünfter Auftritt

Heinrich. Klara.

Klara

(fliegt ihm außer ſich entgegen). Heinrich! mein Heinrich!

Heinrich

Mein Klärchen!

Klara

Und du willſt mich armes Mädchen noch? Du verwirfſt die reiche ſchöne Gräfin noch um meinetwillen?

Heinrich

Morgen erklär' ich meinem Vater, daß ich von ſeinen Gütern nichts will. Dann gehen wir zuſammen in die Welt. Ich habe mancherlei gelernt, was geſchätzt wird; wir ſind rüſtig und jung –

Klara

Du willſt alles hingeben um mich! Nein, damit warte noch, mein Heinrich. Nicht wahr, mein Heinrich? Siehſt du, man kann nicht wiſſen, wie die Sache kommt; oft wenn's am finſterſten iſt, Heinrich, flimmert plötzlich der ganze Himmel von Sternen. Heinrich, mein Heinrich! Glück verſchweigen iſt ſo ſchwer, als Unglück tragen.

Heinrich

Ich verſtehe dich nicht, mein Klärchen. Du biſt ganz außer dir.

Klara

Du liebſt mich ja, du willſt alles hingeben für mich. Soll ich mich nicht freuen? Und, Heinrich – (Sich beſinnend.) Nein – nein –

Heinrich

Was wollteſt du ſagen?

Klara

Nichts, Heinrich.

Heinrich

Nein, du verſchweigſt mir etwas.

Klara

Nein, du biſt mir nicht böſe. Nicht, mein guter Heinrich?

Heinrich

Sie werden alles verſuchen, um uns zu trennen. Was man dir auch von mir ſagen mag, glaub' es nicht, wenn's drauf angefangen iſt, uns zu trennen. Glaub' niemand als mir. (Führt ſie ans Fenſter.) Siehſt du, im Angeſicht des blauen Himmels, der grauen Felſen und des Silberflüßchens, die ſich unſres Findens zu freuen ſchienen, der Wächter unſerer ſüßen ſtillen Liebe, erklär' ich dich mit mir für ewig eins. Vor dem Gotte, der jetzt den Roſenſammt ſeiner Abendſonne über die ſtillen Gefilde breitet als Teppich über den Altar, vor dem wir ſchwören, unzertrennlich zu ſein, biſt du von nun mein Weib, mein ewig geliebtes Weib, der beſſere Teil meines Selbſt. — Klärchen! Um Gott, was iſt dir? (Er fängt die Sinkende auf.)

Klara

(mit erſchöpfter Stimme). Laß mich nur weinen, dann wird mir beſſer. Glaubſt du, daß man vor Freude ſterben kann? — Draußen wird mir beſſer werden. Führe mich zu der lieben ſchönen Stelle unter den Weiden, wo ich dich zum erſtenmal ſah.

Heinrich

Du warſt verklärt von der Abendſonne wie jetzt; die Weiden ſchimmerten purpurn, als hätten ſie zu dem Feſte unſers Findens ihre Feierkleider umgetan.

Klara

Mit dem erſten Blicke war ich dir gut. Ich fürchtete mich nicht; ich ſcheute mich nicht; ich konnte dir alles ſagen, was ich keinem Menſchen ſonſt hätte ſagen können. Mir war, als hätten wir uns lange gekannt und geliebt, und du wärſt nur von einer Reiſe wiedergekommen, und ich hätte deswegen unter den Weiden geſeſſen, um dich zu erwarten. Heinrich, ich bin zu glücklich. Glaubſt du, ich könnte den lieben Gott um einen kleinen Schmerz bitten? Damit ich die Seligkeit leichter tragen könnte, die mich bang und ſchwindelnd macht. — Sieh, nun iſt s vorbei. Nun bin ich wieder ſtark.

Heinrich

Wenn der Mond aufgeht, find' ich dich an dem Plätzchen unter den Weiden? — Jetzt gleich geh' ich und ſchreibe an einen Freund in der Gegend, wohin wir uns wenden. Adieu unterdes. (Sie gehen nach verſchiedenen Seiten; Klara bleibt ſtehen und ruft halbleiſe.)

Klara

Heinrich! (Er bleibt ſtehen; ſie geht zu ihm, ſieht ihn mit einem Blicke der innigſten Liebe an, ſagt nur: Heinrich! und wendet ſich dann ſchnell zum Abgehen; er ruft ihr nach: Klärchen!)

Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug

Erſter Auftritt

Kaſtellan. Klara.

Kaſtellan

Pſt! Pſt! Mamſellchen! Ich wollte Ihnen ja was zeigen. Aber weiter darf's noch keine Menſchenſeele ſehn als Sie. Dem alten ſeligen Oberförſter mußt' ich ebenſo feierlich ſchwören, wie Sie mir geſchworen haben, niemand etwas auch nur ahnen zu laſſen außer Sie, wenn Sie Ihr ſiebzehntes erlebt hätten. (Er ſchließt das Schränkchen auf.) Horchen Sie auf, ob niemand kommt. Sehen Sie die Grafenkrone? Das iſt die Decke, in die Sie gewickelt waren, wie man Sie dem Oberförſter überbrachte, und die er aufheben ſollte als Erkennungszeichen.

Klara

Oh das iſt prächtig. Wenn's erſt Heinrich ſehen darf!

Kaſtellan

Sehen Sie das Wappen? Die Burg hier mit der Krone drüber, gerade wie unten am Tore und dort auf den bunten Fenſtern? Das iſt das Wappen Ihres allergnädigſten Herrn Vaters, des erlauchten Herrn Leopold Grafen von Waldburg.

Klara (fährt zuſammen).

Kaſtellan

(verſchließt ſchnell wieder). Nein, Mamſellchen, auch die Freude muß man zu mäßigen ſuchen; ſonſt macht ſie ſo ſchlimme Arbeit am Menſchen wie der Kummer.

Klara

(ſchreit auf). Oh!

Kaſtellan

Sie machen mir angſt, Mamſell Klärchen. Bewegen Sie nur etwas, die Augen oder die Hände, daß man ſieht, daß noch Leben in Ihnen iſt.

Klara

Ah! (Sie ſinkt um.)

Kaſtellan

Das iſt ein Stückchen von dieſem Grafen. Wer weiß, ob's nicht das letzte iſt. Ich hab' ihm ſeinen Willen getan. Das ſchreit die Vergeltung wach.

Klara

(am Boden; tonlos). Ich will keine Gräfin ſein. Nein! Nein! Das iſt wie Blutgeld. – Nein, der liebe Gott wird mir's geben, was ich tun ſoll – wenn er noch von mir wiſſen mag. Wenn der liebe Gott nicht mehr helfen mag, da ſteht's ſchlimm.

Kaſtellan

Wenn ſie wahnſinnig würde und im Wahnſinn von der Decke plauderte und man käme hinter mein Geheimnis? Poſſen! Dem Wahnſinn glaubt man nicht. – Kommen Sie doch, Mamſell Klärchen, auf Ihre Stube. Sie ſind krank.

Klara

Bin ich krank? So erbarme ſich der allmächtige Gott über uns. (Er führt ſie ab und kommt dann mit Ernſt wieder.)

Zweiter Auftritt

Kaſtellan. Ernſt.

Ernſt

Vater, was einer an Klaren tut, das tut er an meiner Seele.

Kaſtellan

Sei mir ſtill, Ernſt; ſei mir ſtill. Die Weiber ſind aus Krankheiten zuſammengeſetzt. Wenn ſie eine Spinne ſehn, fallen ſie um. Willſt du einer Spinne den Prozeß machen, weil dein Schatz ſie nicht ſehen kann, ohne Krämpfe zu kriegen?

Ernſt

Nein, Vater! Nein! Wenn ich gewiß wüßte, was ich ahne! Hört Vater, geſtern ſpät ſah ich den Grafen mit ihr unter den Weiden am Waſſer daher nach dem Schloſſe zu ſchleichen.

Kaſtellan

Die Art Vögel wartet nicht auf den Mai. Soll ein ſchöner Abend ungenoſſen dahingehn? Iſt's was Beſonderes, wenn ein Pärchen luſtwandelt im Sternenſchein? Da mußt du's mit der Liebe ausmachen, nicht mit denen, denen ſie ihre Streiche ſpielt.

Ernſt

Die Liebe? Ihr wißt nicht, was Liebe iſt. Vater, die Liebe iſt ein Hohes, Herrliches, dem Menſchen eingepflanzt, um ihn zum Höchſten, Herrlichſten zu begeiſtern. Nennt mir das nicht Liebe, Vater!

Kaſtellan

Recht, Ernſt, recht! Die Liebe einer chriſtlichen Seele zu ihrem himmliſchen Bräutigam, die hienieden alles duldet, um einſt des Geliebten im Brautkämmerlein der Seligkeit teilhaftig zu werden, das iſt Liebe.

Ernſt

Vater, man weiß, wie die Vornehmen ſind.

Kaſtellan

Freilich ſind ſie Menſchen, Ernſt.

Ernſt

Wenn's ihm geſtern gelungen wäre, Vater! Wenn's ihm geſtern gelungen wäre!

Kaſtellan

Was gehn mich andere an, Ernſt? Soll ich Blinder einem andern nachtragen, daß er nicht ſieht?

Ernſt

Hört, Vater. Solch eine hochadlige Liebe zu einem armen Kind iſt ein Schmarotzer, der ſich einſchmeichelt und wegbleibt, wenn nichts mehr zu gewähren iſt.

Kaſtellan

Solche arme Dinger ſind zu bedauern, Ernſt; ſolche arme Dinger ſind zu bedauern. Sind ſie ſchön, ſo ſind ſie unglücklich, weil ſie betrogen werden; ſind ſie häßlich, ſo ſind ſie unglücklich, weil ſie nicht betrogen werden.

Ernſt

Vater, wer nicht helfen will, der bedauert. Die Bequemlichkeit putzt ſich mit ſchönen Worten. Vater, ich will ſie nicht bedauern, ich will ihr helfen.

Kaſtellan

Das heißt: du willſt ſie heuraten? Ja, das iſt das Univerſalmittel gegen Jungfernkrankheiten.

Ernſt

Spottet nicht, Vater. Soll ſie für die Mittel büßen, die er angewandt haben mag? Und hätt' er ſeinen Zweck nicht erreicht, warum wäre ſie unglücklich? Soll ich's mit anſehen, daß ſie das Unglück ſchlecht macht? daß ſie, wenn ſie nichts mehr zu verlieren hat, ſich hergibt zu ſeiner Dirne, und wenn er ſie ganz verläßt, zu aller Welt Dirne? Soll ich's geſchehen laſſen und dann mit der Welt über ſie läſtern und ſie verachten, wenn's an mir lag, all das zu verhindern? Und iſt ſie mein, dann hab' ich ein heiliges Recht, mich ihrer anzunehmen. Jetzt auf der Stelle frag' ich ſie, ob ſie mich will.

Kaſtellan

Du richteſt deine Sache vorſichtig ein, Ernſt. Einen Korb riskierſt du nicht. Aber Ernſt, Ernſt, nimm dich in acht vor dieſen Grafen. Der Zorn, und wär' er noch ſo edel und gegründet gegen die Klugheit, die die Macht auf ihrer Seite hat, iſt wie eine Damaszenerklinge gegen ein Schießgewehr von einer Feſtung herunter. Ernſt, du biſt jung, biſt ſehr jung!

Dritter Auftritt

Kaſtellan allein, gleich darauf der **Graf**, von der Gräfin unterſtützt. Die **Gräfin** zur Reiſe gekleidet.

Kaſtellan

Die Sache iſt noch nicht reif; die Sache iſt noch nicht reif. Ernſt, hörſt du? (Will ihm nach.)

Graf

Alter! Bleibt noch einen Augenblick.

Kaſtellan

Hochgräflichen Gnaden untertänigſt zu Befehl.

Graf

Danke, danke, gnädige Frau. (Setzt ſich mit Hülfe der beiden.)

Gräfin

Knöpfen ſie ſich ein, beſter Graf. Hier iſt's etwas kühl.

Graf

Sie entſchuldigen. (Winkt dem Kaſtellan; leiſe zu ihm.) Wie iſt's, Alter?

Kaſtellan

's iſt gemacht. Ich fürchte nur, das arme Ding wird wahnſinnig werden und Dero ganzen ſchönen hochgräflichen Plan herausplaudern.

Graf

Hat ſie's ſo ſehr angegriffen?

Kaſtellan

Ich glaube, ſie wird's nicht überſtehn.

Graf

Was mögen Sie aber auch getan haben?

Kaſtellan

Nicht einen Gedanken mehr, als hochgräfliche Gnaden mir befahlen.

Graf

Ich? Was hätt' ich Ihnen befohlen? Mir iſt nichts bewußt.

Kaſtellan

Der ſchöne Plan mit der Religion, daß ſie glauben ſollte, ſie ſei hochgräflichen Gnaden des Herrn Grafen Heinrich Schweſter –

Graf

Unglücklicher! Das haben Sie ausgeführt, was nur ein flüchtiger unmaßgeblicher Gedanke von mir war? Es iſt ein Unglück von uns Großen, zu bereitwillige Diener zu haben. Gehen Sie; das haben Sie auf Ihrem Gewiſſen. Ich ſage mich los von dieſem Verbrechen.

Kaſtellan

(für ſich). Oho! Willſt du's haben? Willſt du's haben? Gut, gut!

Nimm dich in acht; die Weſpe hat einen Stachel; die Schlange hat einen Zahn. Willſt du's haben? Gut, gut! Jeder Tag hat ſeine Nacht.

Vierter Auftritt

Klara außer ſich, von **Heinrich** gefolgt. Vorige.

Klara

O Gott! O Gott! Da iſt er!

Heinrich

Du fliehſt mich, Klara? Warum fliehſt du mich?

Klara

Fort! Fort! Laß mich, laß mich, Heinrich!

Heinrich

Möge Gott mich laſſen, wenn ich dich laſſe.

Klara

Sei barmherzig, Heinrich!

Heinrich

Du fürchteſt dich, wenn ich dich ſchütze? Fürchteſt dich vor dieſen Schatten? Siehſt du, dir kann niemand etwas vorwerfen. Sie ſehen alle, ich zwinge dich.

Klara

Heinrich!

Heinrich

Haben ſie mich verleumdet bei dir? Haben ſie dich geſchreckt durch ein Märchen? Klara, ich beſchwöre dich, wenn du mich noch liebſt, ſage mir's; du wirſt ſehen, wie Nebel wird's vor deinen Augen fallen, wenn du mir's nur ſagſt.

Klara

Heinrich! Heinrich! Du warſt mir alles; dafür will ich nichts, als daß du mich läſſeſt.

Heinrich

Du biſt mein Weib. Gott hat unſern Schwur gehört.

Klara

(ſchreit auf). Gott ſei mir und dir barmherzig. Ich bin dein Weib nicht!

Heinrich

(ſieht ſich wild um). Wer war die Schlange, die dich ſtach? Ich halte dich feſt und ewig. Laß ihn kommen, der dich mir nehmen will.

Fünfter Auftritt

Ernſt. Vorige.

Klara

(reißt ſich los und eilt auf Ernſt zu). Ernſt! Ernſt! Rette mich vor ihm! Rette mich vor mir ſelbſt.

Heinrich

Klara!

Klara

Ernſt, ich bin dein. (Sie ſinkt in Ernſts Armen zuſammen.) Ich bin dein Weib.

Ernſt

Herr Graf, ſie iſt mein. Um Gottes willen! Verſuchen Sie nicht, ſie mir zu nehmen. Einmal iſt es Ihnen gelungen. Zum zweitenmal, ſo wahr ein Gott iſt, ſoll es Ihnen nicht gelingen.

Heinrich

Einmal iſt es mir gelungen — was heißt das?

Graf

(zum Kaſtellan). Bringen Sie dieſe weg. (Kaſtellan mit Ernſt ab, der Klaren trägt.)

Sechſter Auftritt

Vorige ohne Kaſtellan, Ernſt und Klara.

Heinrich

(will nach; Gräfin tritt ihm in den Weg).

Gräfin

Heinrich!

Heinrich

Fort!

Gräfin

Nein, ich laſſe Sie nicht. Heinrich, armer Heinrich, komm zu dir!

Graf

Heinrich! Undankbarer!

Heinrich

(wild). Vater —

Gräfin

Seid doch vernünftig und gut, ihr böſen Männer. Beruhigen Sie ſich doch, Heinrich, lieber Heinrich. (Sie führt ihn mit ſanfter Gewalt nach einem Sofa; er ſinkt davor nieder, die zuſammengepreßten Hände vor ſich auf dem Polſter. Gräfin ſetzt ſich neben ihn und liebkoſt ihn.) Heinrich, mein armer Heinrich, ſei doch gut. Es weiß ja ein Herz um deinen Kummer und leidet mit dir. Ich wollte dir ja helfen, wüßt' ich nur wie? Siehſt du, eine Mutter kann nicht mehr leiden um ihr Kind als ich um dich.

Heinrich

(erhebt ſich). „Einmal iſt es Ihnen gelungen" — einmal —

Graf

Sei ein Mann, Heinrich. Siehſt du, daß du mir unrecht tatſt? daß ich's gut meinte mit dir?

Heinrich

„Einmal iſt es Ihnen ſchon gelungen" — einmal ſchon gelungen — Was? um Gottes willen was? Kann ein Weib den Schein der Unſchuld, der Wahrheit umtun wie ein Kleid? Kann ein Weib die Unſchuld, die Natur ſelbſt ſein und — lügen? So hat ſie ihm gehört und nur mit mir geſpielt, bis er wieder kam? Der Schmerz, den ſie zeigte, ſollte nur ihn entwaffnen? — Aurora, Vater, können Sie mir verzeihn?

Gräfin

Ich hatte Ihnen verziehn, wie Sie noch irrten.

Graf

Komm mit uns. Du wirſt vergeſſen, daß du uns flohſt, einer Betrügerin in die Arme zu ſinken.

Heinrich

Nein! Nein! Das werd' ich nie vergeſſen. Lieben kann ich nicht wieder.

Gräfin

Du ſollſt mich nicht lieben; ich will nicht geliebt ſein von dir; ich will dich lieben, mein armer Heinrich.

Heinrich

Aurora, Sie ſind beſſer als ich; um Ihretwillen will ich tun, was ein Mann tun kann, ſeine Schande zu vergeſſen.

Vorhang fällt

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug

Erſter Auftritt

Es iſt Abend.

Gräfin als Amazone gekleidet. **Liſette** von der andern Seite.

Gräfin

Sonderbar! Sonderbar! Wie leicht wir Weiber uns in einen verlieben, der eine andere glühend und vielleicht unglücklich liebt. Gereizte Eitelkeit, Mitleid und weiß Gott, was noch dazu mithilft. Jetzt darf ich ihn nicht zur Beſinnung kommen laſſen; leichter iſt der Übergang von einer Liebe zur andern als von ruhiger Gleichgültigkeit wieder zur Liebe. (Liſette kommt.) Iſt er ſchon aus? – So muß ich ihm begegnen. Ich konnt' es der Freundin nicht länger abſchlagen, ſie zu beſuchen. Morgen mit guter Zeit mach' ich mich wieder los. – Der Graf wird immer ſchwächer; ich fürchte, wir bringen ihn nicht lebend nach der Reſidenz zurück. Haſt du von der Kleinen gehört?

Liſette

Sie ſoll noch immer im Fieber liegen. Der Kaſtellan läßt niemand zu ihr.

Gräfin

Ich wollte, wir wären wieder in Schwerin! Iſt angeſpannt?

Liſette

Alles fertig.

Gräfin

Du begleiteſt mich zu Wagen; ich reite. (Beide nach der Seite ab, von der Liſette kam.)

Zweiter Auftritt

Klara

(kommt allein, im Nachtkleide, ein Licht in der Hand, obgleich es noch nicht dunkel iſt. Sie bekomplimentiert ſich mit jemand, den ſie in ihrem geſtörten Zuſtand vor ſich ſieht, lädt zum Sitzen ein und ſetzt ſich, immer das Licht in der Hand, auf den Stuhl daneben; dann ſpricht ſie gegen die Gräfin, die ſie auf dem andern Stuhle ſitzend meint). Ja, ſchöne gnädige Dame, ich ſaß bei ihm; er ſtreichelte meine Hand, und wir ſahn uns Aug' im ſeligen Auge; nun frag' ich einen Menſchen, ob das Sünde iſt? Im Beiſammenſitzen iſt doch die Sünde nicht. Daß er meine Hand drückte, das wäre ſchon eher etwas. Aber daß er ſeine Augen ſo tief in die meinen hereinſenkte und meine Seele durch meine Augen in die ſeinen hinübertrank – das iſt's; das iſt's; ja die Augen! die Augen! Die ſind ſchuld an aller Sünde; wär' noch keine Sünde, die Augen erfänden ſie. Schlimm iſt's – ſchlimm iſt's – ſchlimm – ſchlimm – ſchlimm – ſehr ſchlimm. Der Kopf macht gute Vorſätze; das Blut bricht ſie, und das Herz muß ſich darüber grämen. Das nennen ſie hier zu Lande leben! Gnädige Dame (Als wenn ſie jemand, der von dem Stuhle aufgeſtanden, hinauskomplimentiere.), gnädige Dame, hüten Sie ſich vor Schaden! – Hüten Sie ſich vor Schaden! (Sie kommt wieder zurück, tritt ans offene Fenſter.) Wie das Waſſer heraufrauſcht, ſo heimlich, ſo ſüß, als rief' es. Dort, dort iſt die Stelle unter den Weiden, die ſüße Stelle – die ſchlimme Stelle. Dort – ſtille, ſtille davon – was ſummt denn da für ein Liedchen um mein Ohr wie ein verſpätet Bienchen in der Sommernacht? (Sie lauſcht einige Augenblicke, dann als wenn ſie einfiele in einen Geſang, ſingt ſie.)

Ich weiß nicht mehr zu raten,
Zu helfen nimmer weiß;
So möge Gott in Gnaden
Aufnehmen meinen Geiſt.
Wohl um des Röckleins Falten
Ein Tuch herum ſie wand.
Sollt' mir das Tuch nicht halten;
Das wär' mir eine Schand'.

Ach Gott! Ach Gott! Ach Gott! – Sonſt, wenn Sorgen mich ſchreckten, deckte der Schlaf ſeinen Schleier über mich, und ſie ſtanden ohnmächtig um mein Lager; ſie konnten nicht an mich. Jetzt iſt der Schlaf alt geworden und kann nicht mehr wie ſonſt. Jetzt wach' ich erſchreckend auf, und damit der ſündige Traum nicht wiederkehrt, ſitz' ich auf im Bette die lange, lange Nacht hindurch und bete und bete vergebens; denn immer kommt ſein Bild dazwiſchen und macht mein Gebet zur Sünde. Ja, ja (Singt).

Sie nahm das Ringlein abe,
Das Ringlein war von Gold;
Ihr gab's der edele Knabe,
Den ſie nicht lieben ſollt'.
Leb' wohl, der mir ihn geben,
Leb' wohl, mein lieber Knab'.
So wohl ſollſt du mir leben,
Als ich geliebt dich hab'.
Und warf das Ringlein nieder,
Das tanzte auf dem See;
Das Ringlein ſank danieder,
Kam nicht mehr in die Höh'.

Wenn ich's um und um betrachte, ſo tat ſie beſſer, mit dem Leibe zu ſterben als mit der Seele. Es findet ſich alles zuſammen; die hohe Freude erſteigt die hohen Berge, der tiefe Gram ſucht den tiefen See. Wär's denn Sünde, wenn man die Seele nicht anders retten könnte? Es ließe ſich viel darüber ſagen, wer's aber ſelbſt erfährt, mag nicht viel hören. Die Zitrone auf dem Sarg iſt noch immer das einzige Mittel gegen Herzweh. (Sie ſingt.)

Das Leben tut wohl ſcheiden
Vom Lieb ſo manchen Knab';
Dort unter jener Weiden,
Da ſuch' ich mir mein Grab.

(Als wenn ſie Heinrich kommen ſähe.) O Gott, da kommt er ſchon wieder! Heinrich! Heinrich! laß mich doch fromm bleiben. Küſſe mich nicht! Drücke mir die Hände nicht ſo. Es iſt ein ſüßes Gift auf deinen Lippen, das einen einſchläfert, daß man ſeine Seligkeit verſchlafen kann. Fort! Fort! Du zwingſt mich dazu. Vergebe dir's Gott! Ich will beten für dich. (Sie flieht, als wenn ſie jemand verfolge.)

Dritter Auftritt

Kaſtellan. Ernſt.

Ernſt

Hier iſt ſie nicht.

Kaſtellan

Aber ſie war hier. Siehſt du die zerzupften Blumen? Das iſt die Fährte des Wahnſinns.

Ernſt

Großer allmächtiger Gott!

Kaſtellan

Was ſoll Gott, Ernſt? Was ſoll Gott? Wozu der Menſch zu feig iſt? Ich weiß nicht, haſt du vom Brutus gehört und Collatin oder wie der Ehrenmann hieß? — Denn das war er, Ernſt, ein Ehrenmann war er — von der Rache, die ſie an dem König nahmen, der die Lukretia geſchändet hatte! Der zog nicht ſeinen Gott aus der Scheide, wie ihr heutzutage, ſondern ſein gutes Schwert und half ſich ſelbſt. Das ſind alte Geſchichten, dergleichen paſſiert nicht mehr. Die Männer von heut haben kaltes Blut. Sonſt ruckt' es das Herz zur Fauſt, die Fauſt zum Schwert, das Schwert zum Feindesherzen wie ein Blitz — jetzt fragen ſie ſich, ob ſie böſe werden ſollen. Die Münze iſt zu lang im Umlauf geweſen; das Beſte iſt abgegriffen.

Ernſt

Ich hab' ihn gefordert, Vater; wie er heimkommt, findet er das Briefchen. Vater, ich ſchieße Euch einen Gulden aus der Hand. Glaubt Ihr, ich fehle, wenn es Klaren gilt?

Kaſtellan

Gefordert? Was gefordert! Nieder mit einem tollen Hund! Nieder, eh' er beißt! Willſt du mit einem tollen Hund Komplimente machen? Nun er gebiſſen hat? Du haſt ihn erſt beißen laſſen. Wer iſt denn ſchuld als du? Vorher hattſt du keinen Mut. Du machteſt Fäuſtchen in der Taſche, und nun's geſchehen iſt, trägſt du einen Flor um den Hut. Wer kann von einem Biskuitmännchen mehr verlangen? Ihr ſeid ein erbärmlich Geſchlecht, Ernſt. Prahlerei von Edelmut und ſchöne Worte – ja, Worte ſind eure Taten. Nicht vergeblich nennt ihr heutzutag ein geſchriebenes Wort eine Tat; eure Taten ſind nur Worte. Ihr Gänſekielritter! Altersſchwache Greiſe aus der alten Zeit wandeln wie Rieſen unter euch herum.

Ernſt

Macht mich nicht wahnſinnig, Vater! Ich tue, was nicht gut iſt, ohne Eure Reden!

Kaſtellan

Strohfeuer! Strohfeuer! Den Kindern erzählt ſolche Märchen, nicht einem, der ſo lange mitgelaufen iſt. (Man hört Klara in der Szene ſingen.)

Dort unter jenen Weiden
Da ſuch' ich mir ein Grab.

Ernſt

(am Fenſter, ſchreit auf). Himmel und Erde! Sie ſtürzt — (Eilt ab.)

Vierter Auftritt

Kaſtellan. Dann ein Vermummter.

Kaſtellan

Gut. Gut. So iſt mein Geheimnis gerettet. Sie wußte nur von der Decke, aber ein Wort gibt das andere, das andere das dritte, das Größte ſcheucht ein unſcheinbarer Gedanke auf wie ein leiſes Geräuſch das ruhende Wild. – Nun will ich mein Unglück bezahlt haben und die Jahrhunderte voll Beleidigungen meines Blutes. Nun will ich meinen Schwur! Bis auf den Pfennig ſoll es vor mir liegen. Blut mit Blut, Druck mit Druck, Qual mit Qual.

Vermummter tritt auf.

Kaſtellan

Höre, wenn du eine Kerze in dieſem Fenſter leuchten ſiehſt, ſo werft die Pechkränze unter das Werch und Stroh unter die Treppen. Ich habe die Domeſtiken alle verſchickt. Ihr könnt plündern, nur in das Turmgebäude kommt mir nicht. (Vermummter ab.)

Fünfter Auftritt

Kaſtellan. Heinrich kommt mit einer Jagdflinte.

Heinrich

Ein Reh kam mir in den Schuß; ich konnt' es nicht ſchießen. Mir war's, als ſäh' mich's mit ihren Augen an. Ich muß ſie noch einmal fragen. Aha, Alter. Habt Ihr Klaren geſehn? Sprecht!

Kaſtellan

Gott erbarme ſich aller armen Seelen.

Heinrich

Was ſoll das heißen? Ich fürchte, man hat ſie gezwungen; weiß Gott wie – wißt Ihr davon, ſagt mir's; Ihr ſollt es nie bereuen.

Kaſtellan

Gezwungen, weiß Gott wie? Ja, weiß Gott wie! Ich weiß es nicht. Hochgräfliche Gnaden, es fallen wunderliche Reden; man rät und erſchrickt und ſtellt ſich, als hätte man nichts gehört. Es gibt Dinge, die laut ſchreien und die dennoch kein Menſch gehört hat, wenn man ihn fragt.

Heinrich

Ihr erſchreckt mich, Alter! Ich ſchwör' Euch, es ſoll's niemand erfahren, was Ihr mir ſagt.

Kaſtellan

Hochgräfliche Gnaden, ein einzig Wort hab' ich gehört, ſonſt nichts. Ich ziehe keine Schlüſſe daraus; ich ringe meine Hände und bete zu meinem Gott in meinem Kämmerlein und flehe –

Heinrich

Das Wort, Alter, das Wort! Hier habt Ihr meine Hand. Kein Menſch ſoll von mir erfahren, wer mir es ſagte.

Kaſtellan

Hochgräflichen Gnaden zu dienen; dort lag ſie bleich wie der Tod; ſie weinte nicht, ſie ächzte nicht; ihr Geſichtchen ſah aus wie von weißem Wachs, die Hände waren ineinandergeſchlungen und bewegungslos wie die ganze Jammergeſtalt, aber von Zeit zu Zeit rann ein Tropfen Blutes an den bleichen Fingern herunter. Dann flüſterte ſie vor ſich hin — aber es war nicht ihre milde Stimme von ſonſt, ſondern ein ſeltſam pfeifender, keuchender Ton: „Heinrich, Heinrich, ſie ſagen, du biſt mein Bruder, und ich Unſelige liebe dich noch wie einen Gatten — und ich darf dir's nicht ſagen — ein heiliger Schwur —

Heinrich

Gräßlich! Gräßlich! Nun iſt nichts anders auf der Welt mehr gräßlich.

Kaſtellan

Das kam, ſeit der Förſter bei ihr war, mit dem hochgräflichen Gnaden Herr Vater ſich eingeſchloſſen hatte.

Heinrich

Wo iſt ſie? Klara! Klara!

Sechſter Auftritt

Graf. Heinrich.

Graf kommt gewankt und gibt dem Kaſtellan ein Zeichen, ſich zu entfernen.

Graf

(da Heinrich gehen will). Heinrich, hörſt du mich nicht mehr, mein Sohn?

Heinrich

Ihren Sohn ſuchen Sie unter den Tigern und Hyänen; ich bin ein Menſch — ich bin Ihr Sohn nicht.

Graf

Dein Bruder Ernſt iſt geſtorben; hier die Nachricht. Soll ich keinen Sohn mehr haben? in meiner Todesſtunde keinen Sohn mehr? Die Todesangſt gibt mir die Kraft, dich aufzuſuchen und dich ſterbend zu beſchwören, der Ehre des Hauſes Waldburg eingedenk zu ſein.

Siebenter Auftritt

Kaſtellan. Ernſt, Klarens Leichnam in den Armen tragend. Vorige.

Heinrich.

Himmel und Erde! Fluch dieſer Ehre, ſie iſt eine Mörderin. Klara! Klara!

Ernſt

(hat die Leiche niedergelegt.) Fort Bube! Rühre ſie nicht an, die du gemordet haſt.

Heinrich

Elender, gib Raum!

Ernſt

Deine Hand von dem heiligen Leichnam. Du haſt die Lebende vernichtet! Die Tote iſt mein!

Graf

(mit Anſtrengung zum Kaſtellan). Rufen Sie die Domeſtiken; laſſen Sie den Wütenden binden, oder ich vergeſſe Ihre alten Dienſte. Heinrich, bedenke, wer du biſt und wer dieſer Elende.

Kaſtellan

(für ſich). Vergeſſen; an mir wär's zu vergeſſen, nicht an dir. — Ernſt, willſt du dich an hochgräflichen Gnaden vergreifen?

Heinrich

Zieh, Schurke. (Er läßt die Flinte fallen und zieht. Der Kaſtellan hebt die Flinte auf. Ernſt zieht; ſie fechten; Heinrich wankt; er ficht getroffen, nur matt.)

Graf

Eine Waffe! eine Waffe!

Kaſtellan

(für ſich). Iſt das Zufall? (Er gibt dem Grafen die Flinte.) Hochgräfliche Gnaden, daß die geladene Flinte nicht in unrechte Hände fällt, unterdes ich ſie zu trennen ſuche. Ernſt! Hochgräfliche Gnaden Herr Heinrich!

Graf

(zielt mit letzter Anſtrengung nach Ernſt und ſchießt. Ernſt fällt, zugleich auch Heinrich von Ernſts Klinge durchbohrt).

Kaſtellan

(ſtellt das Licht ins Fenſter). Nun wär's Zeit. Das war à tempo. (Er rüttelt den ohnmächtigen Grafen.) Waldburg! Hörſt du, Waldburg! Dein Geſchlecht iſt zu Ende. Die Vergeltung hat eure Frevel erreicht. Mein Blut, das ihr vergoßt, das ihr tyranniſiertet Jahrhunderte lang, mein Blut ſitzt nun auf deinem Grafenſtuhl. Mein Blut iſt Herr deiner Dörfer und Wälder. Dein Graf Ernſt, den du für deinen Sohn hältſt, iſt *mein* Sohn. Ich tauſchte ſie mit Hülfe meiner Schweſter, die du verführt haſt und die deinem Weibe in der Geburt beiſtand. (Er holt die Decke aus dem Schränkchen.) Siehſt du die Decke, die ich zum Wahrzeichen behielt? Drum hatte das Knäblein euer Familienzeichen nicht am Arm, den engliſchen Stempel der feinen Sorte; drum konnteſt du es nicht leiden. Sieh her (Er ſchneidet Ernſt den einen Ärmel auf.), ob das euer Zeichen iſt? Dein Blut haſt du getötet, damit mein Blut auf deinen Schlöſſern hauſe. Zwanzig Jahre hab' ich das Geheimnis bewahrt wie ein Geiziger ſeinen Schatz, hat's mich herumgetrieben ruhelos wie ein Geſpenſt durch die langen Nächte, hab' ich nach dieſer Stunde gelechzt. Siehſt du: jedes Mittel iſt recht, das uns nicht blosſtellt. Siehſt du, der Schüler hat ſeinen Lehrer überholt.

Graf

(zeigt auf das Papier, welches er hat fallen laſſen, und ſtirbt. Man ſieht durch die Fenſter die Burg brennen.)

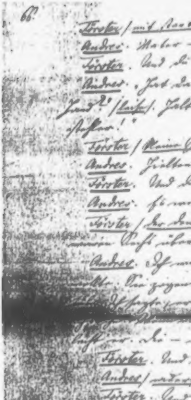
Kaſtellan

Nein. Nein. Niemand hat's gehört. Niemand weiß es mehr als ich. Meine Schweſter wußte davon. Sie half mir die Kinder vertauſchen; die Kammerfrau und das Mädchen ſchliefen an einem Schlaftrünkchen; wie ſie wieder wach wurden, war alles vorbei. Weiber können nichts verſchweigen; ich ließ ſie mit keinem Menſchen ſprechen. Als eine Wahnſinnige ſchloß ich ſie ein; da bracht' ich ihr ſelbſt das Eſſen und — ein Jahr früher oder ſpäter wär' ſie doch geſtorben; na, wir ſind allzumal Sünder. Aber das Fieber! Das Fieber! Wenn ich wahnſinnig würde und mein Geheimnis zum Fenſter hinausriefe? Nein! Nein! Es darf nichts übrigbleiben, was um die Sache weiß. Erſt die Decke weg. (Er wirft ſie aus dem Fenſter in das Feuer.) Und nun, damit niemand hier hereinkann, eh' das Feuer die Leichen verzehrt hat — (Schließt die Türe ab.) die eiſerne Türe zu! — Noch einmal muß ich mein Geheimnis mir vom Herzen ſprechen, damit ich ſterben kann. (Sieht ſich ſcheu um, dann ganz leiſe.) Der Graf Ernſt von Waldburg iſt mein Sohn; ich tauſcht' ihn aus vor zweiundzwanzig Jahren gegen den jüngern Sohn des Grafen — in ſtiller Nacht. (Schreit auf.) Hallo! Waldburg, dein Geſchlecht iſt aus! Hallo! Hallo! Waldburg, wir ſind quitt! (Er ſchwingt ſich ins Fenſter und ſpringt in die Flammen.)

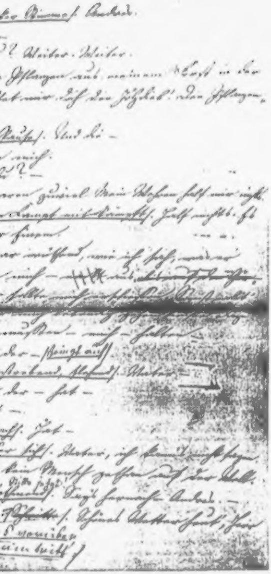
Vorhang fällt

Ende des fünften Aufzugs und des Stückes.

Lesarten und Entwürfe



Eine Seite aus der Reinſchri



ft des Erbförſters mit Ed. Devrients Korrekturen

Bei der Herſtellung dieſes Bandes wurde der Herausgeber von ſeiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch Julius Wahle unterſtützt.

I.

Der Erbförster.

(S. 1—126.)

1. Handschriften.

H: Vollständige Handschrift von Ludwigs Hand. Archiv der Königlichen Hoftheater in Dresden (Nr. 21816). Vermutlich identisch mit dem Soufflierbuch, das Eduard Devrient laut Eintrag in sein Tagebuch vom 14. Februar 1850 dem Dichter zur Einrichtung seines Druckmanuskriptes zurückgab und von dem Ludwig selbst unter dem gleichen Tage in seinem Hauskalender spricht. Quartband von 147 paginierten Seiten, bläuliches Papier, grauschwarzer Pappeinband. Die Titelblattseite enthält an ihrem oberen Rande die Bemerkung von fremder Hand: Leſeprobe gehalten 20. December 1849. Der ursprüngliche Titel in der Mitte der Seite Eine Waldtragödie ist durchstrichen, darüber von Ludwigs Hand Der Erbförſter, darunter von fremder Hand Trauerſpiel in 5 Akten, von Otto Ludwig. Die Handschrift stellt eine sorgfältige Reinschrift des Dichters dar, die aber mehrfach von fremder Hand überarbeitet wurde. Zu unterscheiden sind sechs Arten nachträglicher Ergänzungen und Korrekturen, nämlich:

a. eine zweite Hand, die mit schwarzer Tinte an zahlreichen Stellen Regiebemerkungen einfügte oder abänderte, im übrigen auch einzelne Worte im Text korrigierte und auf den Seiten 43, 69, 70, 124, 132 sich durch Überkleben des Ludwigschen Textes mit kleineren und grösseren Streifen gelblichen Papiers Raum schuf für eine textliche Revision, die sich zwar nach Möglichkeit an den, wenn gegen das Licht gehalten, noch lesbaren Originalwortlaut Ludwigs hält, diesen aber kürzt, umstellt und gelegentlich leise abändert (s. Lesarten). Dieselbe Hand fügte auf drei nach der Seite 82 eingeklebten Blättern zwischen III, 4 und III, 5 eine neue Szene mit einem Dialog zwischen Stein und dem Pastor ein, die sich zwar im Gedankengang und Wortlaut ziemlich eng an spätere Partien des Ludwigschen Textes anlehnt, im einzelnen aber ihre eigenen Wege geht. Ein Vergleich mit dem Schriftcharakter der Tagebücher Eduard Devrients zeigt deutlich, dass es sich bei diesen Stellen um Ergänzungen und Korrekturen Devrients handelt. Aufnahme in den

Lesartenapparat fanden dieselben nur, insoweit sie von Ludwig für die Druckredaktion berücksichtigt wurden. Eine Ausnahme macht jene Zusatzszene Devrients, die zwar von Ludwig nicht in die gedruckten Fassungen aufgenommen wurde, aber augenscheinlich in Dresden und an anderen Orten mit zur Aufführung kam (s. Lesarten).

b. eine dritte, seltener erscheinende Hand, die mit kalligraphischer Druckschrift in rötlicher Tinte beim Personenregister die mitwirkenden Schauspieler der Dresdener Uraufführung verzeichnet und einzelne, bei der Drucklegung unberücksichtigt gebliebene Regiebemerkungen einfügt.

c. Regiebemerkungen mit Rotstift (z. B. ſtellt das Glas hin. nach links ſehend u. a.), die augenscheinlich bei den Aufführungsproben aus der Bühnenpraxis hervorgingen.

d. Regiebemerkungen (links. rechts. mitte auftretend u. a.) und Stellungsbilder mit Bleistift, die zweifellos denselben Charakter wie die unter *c* angemerkten Einfügungen tragen und wie diese unberücksichtigt blieben.

e. Bleistiftstreichungen grösseren und kleineren Umfangs, die ziemlich zahlreich auftreten, im Lesartenapparat aber nur Aufnahme fanden, soweit sie auf die Druckredaktion von Einwirkung waren. Ebenso wie eine, unberücksichtigt gebliebene Bleistiftkorrektur auf S. 76 den Schriftcharakter von Devrients Handschrift aufweist, scheinen auch diese Bleistiftstreichungen auf Devrient zurückzugehen, zumal sie in nicht wenigen Fällen Ludwig zu einer Kürzung des Textes bei der Drucklegung veranlassten.

f. vereinzelte flüchtige Bleistiftkorrekturen (z. B. S. 20, 93), die dem Schriftcharakter nach von Ludwig selbst zu stammen scheinen.

2. Drucke.

A: Bühnen-Manuſkript. / Der Erbförſter, / Trauerſpiel in fünf Aufzügen / von / Otto Ludwig aus Eisfeld. / Zum erſtenmale aufgeführt auf dem Königlichen / Hoftheater zu Dresden. / (Eigenthum des Verfaſſers.) / Druck von C. Blochmann und Sohn in Dresden. 102 paginierte S. Oktav. Auf der Rückseite des Titelblattes:

Perſonen.

(Beſetzung am Königlichen Hoftheater zu Dresden.)

Stein, ein reicher Fabrikherr und Güterbeſitzer.	Hr. Porth.
Robert, ſein Sohn.	Hr. Liedtke.
Chriſtian Ulrich, Förſter des Gutes Düſterwalde, genannt der Erbförſter.	Hr. Ed. Devrient.

Sophie, ſeine Frau.		Frl. Berg.
Andres, Forſtgehülfe bei Ulrich.		Hr. Kramer.
Marie,	Beider Kinder.	Fr. Bayer-Bürk.
Wilhelm,		Hr. Holm.
Wilkens, ein großer Bauer, der Förſterin Oheim.		Hr. Winger.
Der Paſtor von Waldenrode.		Hr. Gerſtorfer.
Möller, Steins Buchhalter.		Hr. Meiſter.
Jäger Gottfried, genannt der Buchjäger.		Hr. Koch.
Weiler, Ulrichs Holzhüter.		Hr. Quanter.
Der Wirth von der Grenzſchenke.		Hr. Böhme.
Frei,	Wilddiebe.	Hr. Räder.
Lindenſchmied,		Hr. Wilhelmi.
Cathrine.		Frl. Wächter.
Baſtian, Steins Diener.		Hr. Simon.
Zwei Träger.		

Das Stück ſpielt abwechſelnd im Jägerhaus von Düſterwalde und in Steins Schloß zu Waldenrode, einmal im dritten Aufzug in der Grenzſchenke und im heimlichen Grunde.

A: Buchausgabe: Der Erbförſter. / Trauerſpiel in fünf Aufzügen / von / Otto Ludwig. / Den Bühnen gegenüber Manuſkript. / Leipzig / Verlag von J. J. Weber. / 1853. Links davon: Otto Ludwig's / Dramatiſche Werke. / Erſter Band. / Der Erbförſter. / Leipzig / Verlag von J. J. Weber. / 1853. Davor auf einem Schmutztitelblatt: Dramatiſche Werke / von / Otto Ludwig. Auf dem dem Spezialtitel folgenden Blatte: Herrn / Eduard Devrient, / Intendant des Großherzogl. Hoftheaters zu Carlsruhe, / dem Verfaſſer der Geſchichte der deutſchen / Schauſpielkunſt, / meinem lieben verehrten Freunde, / im dankbaren Andenken ſo viel ſchöner Stunden voll / Aufmunterung und Belehrung. Auf dem der Widmung folgenden Blatte nochmals Der Erbförſter. / Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Im ganzen 3 Blatt und 178 paginierte Seiten.

3. Lesarten.

Unserem Abdruck liegt *A* zugrunde, von dem nur in Fragen der Orthographie und Interpunktion abgegangen wurde; offenkundige Schreibfehler von *H* wurden nicht verzeichnet.

8,6 Sophie] fehlt *H* nachträglich mit Bleistift dazugeschrieben 10 ein großer Bauer, der Förſterin Oheim] der Förſterin Oheim, ein großer Bauer *H* 18 Kathrine] Katharine *H* 22 in Steins Schloß zu Waldenrode] auf Steins Schloß in Waldenrode *H*

Erſter Aufzug

Erſter Aufzug] darüber Eine Waldtragödie // 5,3–7 Regieangabe] // von Ludwigs Hand nur Im Hintergrund des Zimmers eine Flügel-, zu beiden Seiten gewöhnliche Thüren, das weitere von Devrients Hand eingefügt, aber mit folgenden Abweichungen: 5 vorn] vor // mehre] mehrere // mehre die Ludwig eigentümliche, auch in den Novellen mehrfach belegte Form darunter zwei doppelläufige] fehlt // *E* und dergleichen Gerät] fehlt *H* 7 welchem] dem //

Erſter Auftritt. 10 Mittelſtür] Mitteltüre // 11 zuletzt] und zuletzt // 12 Förſterin] die Personenbezeichnungen stehen in // und *E* vor, in *A* über den Textworten 6,6 Dienſtag] Donnerstag // 13 ſeinem] dem // 17 auf der linken Seite] fehlt // 21 Ofen] Fenſter // 26 Bank] fehlt // 32 immer auch was] auch immer etwas // 33 andere] andre // 7,1 und mehr] und // 5 übrig bleibt] überbleibt // 12 nacht] nachts // 19 keinem] keinen // 21 das zweite Der Stein] fehlt // 25 und an den bereits zur Linken ſtehenden Tiſch fügen, der in der Richtung von der Rampe nach dem Hintergrunde ſteht] Einfügung von Devrients Hand // 32 Gehen] Gehn *E* die] alle // 8,9 mal] einmal // 19 Sie deckt die Tafel] deckt die Tafel // Einfügung von Devrients Hand 9,30 ſtreichen] ſtreicheln // 31 ſich's] ſich // 10,22 einmal] folgt leiſe // 31 Urſach'] Urſache // 11,9 hangen] hängen // 14 war] folgt auch // 23 damit] daß // aber am Rande ein als Korrektur vermerktes, unterstrichenes damit von Ludwigs Hand

Zweiter Auftritt. 12,6 heute traurig] fehlt // 9 andre] andere // 22 alte liebe] liebe alte // 33 nur] nun // 13,8 links] Bleistifteinfügung von fremder Hand // 10 Augenblicke] folgt einander // *E* 15 böſe] bös //

Dritter Auftritt. 14,3 Marie] Marien // 8 Weibsvolk] Weibervolk //

Vierter Auftritt. 14,27 einige Mal] einmal // 15,2 am vordern Ende des gedeckten Tiſches] Einfügung von Devrients Hand // 5 nimmt die Bibel vom Bord] Korrektur von Devrients Hand, erst von Ludwigs Hand holt eine Bibel // 10 nach] Korrektur Devrients, erst von Ludwigs Hand aus // 22 ſagen] folgt // Ich bin auf das Sie noch nicht eingerichtet, aber mit Bleistift gestrichen 16,26 Siehſt du] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Man muß dem Hirſch den Wind abgewinnen. Und der Frau auch. Das iſt's. Und das tuſt du nicht.
Robert. Aber was heißt das?
Förſter (ungeduldig). Das muß ich ſagen! – Einen Jäger hab' ich aus dir gezogen und einen Forſtmann; ſchade, daß du kein Förſter biſt. Aber was andere Dinge betrifft, da – nimm's nicht übel //
28 weniger] folgt Ich hab' eine – ſiehſt du. Dir ſag' ich's, weil ich weiß

daß du's ihr nicht wiederſagſt. Denn ſie darf nichts davon wiſſen. Sonſt war alle Arbeit umſonſt. Und Arbeit hat mich's gekoſtet, bis ich ſoweit gebracht hab'. Arbeit ſag' ich dir // Weibern] folgt Tauſend Element! Mach' mir nicht ſoviel Sachen mit den Weibern! // 31 genug] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Schritte, dann // 32 Sie ſitzen am Rande des Tiſches, dem Publikum zugewendet] nachträgliche Einfügung am unteren Rande der Seite von Devrients Hand // 17,3 proſt] proſit // 5 im Heimlichen] am heimlichen // 9 Marie] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Ich mach' Anzeige. Nichts. Nichts. Keine Marie. Die ganze Nacht geſucht – keine Marie // 10 ganze] fehlt // *E* 16 der kleine] nachträgliche Bleistiftkorrektur, erst ein kleiner // 19 geſchlafen] angeſchlafen // 24 halben] Bleistiftkorrektur, vorher ganzen // 26 ſich unterdes] unterdes ſich // 18,3 dächte] dächt' // 14–18 Ich – dir] fehlt // *E* 18 Daß du mir mein Mädel nicht verdirbſt] Robert, verdirb mir mein Mädel nicht // *E* 23 tauſend Element] nachträglicher Zusatz von Devrients Hand // nicht] folgt mehr // 19,9 ſehn] folgt ſie gibt in ihrem Herzen vielleicht etwas mehr auf Geld und Wohlleben als ſie ſollte. Das geht mich jetzund nichts an; aber jen's iſt recht, und ſie gefällt mir darum noch eins ſo ſehr // das] fehlt // 14 ungefähr] ohngefähr // 15 Erbförſter] Bleistiftkorrektur, vorher Erbjäger // die] das // *E* 16 vom] von // 22 über das Auge] über's Aug' // 24 ſich um, ſeine] ſich, um ſeine //

Fünfter Auftritt. 27 Marie. Förſterin.] Förſterin. Marie. // *E* 28 Begrüßungen mit dem Förſter] Einfügung von Devrients Hand // 20,9 Aber] folgt, aber mit Bleistift gestrichen iſt denn gar nichts zu entſchuldigen heut? Du kommſt mir ja ganz aus der Gewohnheit.

Förſterin. Die Herren nehmen fürlieb, wie's iſt. Das weiß ich einmal. Es könnte freilich alles beſſer ſein. Die Kuchen –

Förſter (ernſthaft). Ja, da kommt's zum Vorſchein. Die ſind freilich auf der Hefe ſitzen geblieben. Der Braten iſt verbrannt, die Suppe verſalzt. Die Herrn dauern mich aber –

Förſterin. Es iſt gar nicht wahr –

Förſter. Deſto beſſer. Haſt du noch was vorzubringen? Außerdem – (Macht ein Zeichen.)

Förſterin. Du biſt auch – (Holt Karten.) //

9 gib uns Karten] Einfügung Devrients am Schluss der gestrichenen Stelle // 13 rechts] Einfügung von Devrients Hand // 18 links] Einfügung von Devrients Hand // tretend] getreten // Marie] Marien // 23 Oheim] Ohm // 21,7 Wendet ſich zum Brautpaar] Einfügung von Devrients Hand // 10 Rechtes] Rechts // *E*

Sechſter Auftritt. 27 Förſter] Der Förſter //

Siebenter Auftritt. 23,18 geführt bringt] fehlt // 14 Bitte] Einfügung von Devrients Hand // 24,14 daran] dran // 25,25 Herrn] Herren E

Achter Auftritt. 26,18 der gleichmäßig dort ſitzt] fehlt // und steht erst nach Förſter auf der folgenden Zeile 27,20 mir] fehlt //

Neunter Auftritt. 28,13 Handelshauſes] Handlungshauſes // 25 gedient] folgt // 27 Nordweſt] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand Nordoſt // 29,9 nichts] nicht // 30,10 Frau] Weib // 11 wird] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Aber wenn Er nur Vernunft annähme, ſo ſäh' Er überdies, daß es Seinem Herrn nur darauf ankommt, daß er ſein Herrenanſehn durchſetzen will. Der Herr denkt nicht an Seine Bäume.

Förſter. Aber ich. Und das iſt meine Pflicht.

Wilkens. Hm; ins Guckgucks Namen denk' Er, woran Er will. Aber tu' Er, was Er ſoll. Sonſt konnt' Er anders mit ihm reden, mit dem Herrn Stein. Wie der noch blos Sein Freund war. Jetzt aber iſt der Stein Sein Herr. Und wenn Ihm Sein Herr was befiehlt, ſo muß Er Ja ſagen. Das iſt Seine verdammte Schuldigkeit. Eine Vorſtellung kann Er tun in aller Beſcheidenheit. Und wenn Er die getan hat, ſo hat Er Seine Schuldigkeit beobachtet. Zumal vor den Leuten. Denn der Buchhalter und ich, wir haben alles mit angehört // 20 gehen] gehn // 31, 10 Runder] Ründer // 32 hereinziehn] hereinziehen // 32,2 nun] fehlt //

Zehnter Auftritt. 33,16 andrer] anderer // 34,2 meine] folgt, aber mit Bleistift gestrichen (tritt zwiſchen die Liebenden) // 9 Marie, wie es auch werden mag] Wie's auch werden mag, Marie // 23 wendet ſich mit ihr nach dem Hintergrunde] Einfügung von Devrients Hand, Hintergrund // 25 geht] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Auf der einen Seite die Förſterin den Andres, auf der andern Marie den Robert zurückhaltend. In der Mitte der Förſter. Wilkens mit Hut und Stock, keine Miene ändernd hinter der Gruppe nach der Türe zu. Immer raſcheſtes Zuſammenſpiel // 27 Sie geht zu ihm auf die linke Seite] Einfügung von Devrients Hand // 35,22 reißt eine Flinte von der Wand] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand, aber mit Bleistift gestrichen wendet ſich ſchweigend ab und lädt ſein Gewehr // 36,8–22 **Andres:** Bei Reden ſoll's – Wo du nicht mehr] Devrients Hand auf überklebter Stelle //, aber mit folgenden Abweichungen: 10 das letzte du] fehlt // 20 faſt zugleich] fehlt // 24 indem er zwiſchen die beiden tritt] tritt zwiſchen beide // Der noch lesbare, überklebte Text Ludwigs bietet folgenden Wortlaut:

Andres. Hörſt du, wie er uns noch verhöhnt? Wie begegnen uns –

Förſter. Andres!

Robert. Heute noch.

24 Rebelliſche Jungens! Ruhe da.] Ruhe! Ihr rebelliſchen Jungens da! // 28 er] der // 31 Muck] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Schultert's

Gewehr. Rechtsum. *H* Vorwärts!] folgt Marſch! *H* 37,10 milder] davor, aber mit Bleistift gestrichen wendet ſich im Gehn *H* 11 Ruh'] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Wenn er Robert gehen ſieht, geht er auch *H*

Zweiter Aufzug.

38,2 Im Schloſſe] Schloß *H*

Erſter Auftritt. –

Zweiter Auftritt. 39,5 Kind] Knabe *H* 40,27 Tone] Ton *H*

Dritter Auftritt. 41,5 verredet] verſchworen *H E* 24 vorher] voraus *H* 26 Dasmal] Diesmal *H* 29 drein] darein *H*

Vierter Auftritt. 43,9 nur] fehlt *H* 21 einzuſtehen] einzuſtehn *H* 24 gemacht] folgt hat *H E* 44,11 links] zur Seite *H*

Fünfter Auftritt. 30 ihn Möller] Möller ihn *H* 31 Holt mir den Stein. Gedanken] fehlt *H* 45,4 gnug] genug *H* 8 noch] fehlt *H* 9 draufſetzt] daraufſetzt *H* 22 Ulrichs] Ulrich *A* Ulrichs *H E* 26 ſchamhaft und äußerſt verlegen] verlegen und äußerſt ſchamhaft *H* 46,5 Jammergeſchrei] Jammerſchrei *H*

Sechſter Auftritt. 46,18 ſpäter] fehlt *H* 23 tritt] eintritt *H E* 27 Holt einen Teller mit Speiſen aus dem Ofen, Brot u. ſ. w. dazu aus dem Schrank und ſetzt es auf den Tiſch zur Linken] Einfügung von Devrients Hand *H* zur Linken] links *H* 30 Setzt ſich zum Eſſen] Einfügung von Devrients Hand *H* 47,17 frißt] davor er *H* 22 ſeine Mahl-Zeit beſorgend] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand, aber mit Bleistift gestrichen ſtellt ihm zu eſſen hin *H* 29 bleibt] davor ſteht auf, aber mit Bleistift gestrichen *H* 32 Treſſen] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand Federn *H* umgetan] umgeſchnallt *H*

Siebenter Auftritt. 48,25 ſehen] ſehn *H* 27 was] folgt iſt *H*

Achter Auftritt. 49,15 Vorige. Weiler ſitzend] Willens. Weiler ſitzend. Förſter, Förſterin *H* 50,24 (gedehnt)] fehlt *H* 51,19 Rupert] Ruprecht *H* ebenso Z. 20 20 wär'] bin *H E* 32 Jägersleute] Jägerleute *H* 34 nicht] folgt mit *H* 52,2 Grabhügel] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand Grabſtein *H* 4 ſo] fehlt *H* 5 Aber] Einfügung von Devrients Hand *H* 6 meinem] meinen *H E* 9 als] wie *H* 18 Wagen] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Er hat da Sein Meiſtes in den Wald gewandt; will Er das Wenige, was Er noch für Weib und Kind behielt, an den Advokaten hängen? Das wär' die Krone, die Er Seinem Eigenſinn aufſetzte da *H*

Neunter Auftritt. 52,24 Vorige.] Willens. Paſtor. Förſter. Förſterin. Weiler. *H* 53,1 Er] fehlt *H* 2 Türe] Tür *H*

Zehnter Auftritt. 53,10–11 Förſter – Mitte Einfügung von Devrients Hand *H* 11 Mitte] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Andres mit abgewandtem Geſicht // 13 Forſtgehülfe] Forſtgehilfe *E* 54,2 Schiffsjunge] folgt mit // 55,34 mich] folgt, aber mit Bleistift gestrichen nackt // aus] folgt, aber mit Bleistift gestrichen bis auf den Gürtel // 56,4 ſpringt auf] Einfügung von Devrients Hand // 17 Stille jetzt! Sag's hernach – Andres] Korrektur Devrients, erst von Ludwigs Hand Sag's hernach – Andres – Stille jetzt! // er geht bei Andres vorüber, der nun zur Förſterin tritt] Einfügung Devrients, vorher von Ludwigs Hand, aber gestrichen Schritte // 21 dich] folgt, aber mit Bleistift gestrichen einmal muß es ſein // 22 Macht] fehlt // 57,3 will] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Wenn's nicht der Herr iſt oder ſein Sohn oder einer, der mit ihnen geht // 7 der] die // 14 als] wie // 18–24 Zu Andres – binden] Einfügung von Devrients Hand auf einer aufgeklebten Viertelseite //, aber mit folgender Abweichung: 19 Ich nehm' die andere] fehlt // *E* 31 der ſich unterdeſſen den Hirſchfänger angeſteckt] Einfügung von Devrients Hand: hat ſich indeſſen den Hirſchfänger angeſteckt // 58,5 Was] davor, aber mit Bleistift gestrichen Klügelei // 11 Herren] Herrn // eignen] eigenen // 13 Kopfe] Kopf // 15 doch] fehlt // 26 muß es unrecht ſein] iſt's unrecht // 28–59,3 und der – Förſter] Korrektur von Devrients Hand auf einer aufgeklebten Seite //, aber mit folgendem etwas vom Druck abweichenden Text und wer mir noch ein Wort vom Nachgeben ſpricht, der iſt mein Freund geweſen für immer. Wenn's nur ein Aber braucht, Unrecht aus Recht zu machen, ſo wollt' ich lieber unter den Wilden leben; ſo wollt' ich lieber das erbärmlichſte Tier ſein auf Gottes Erdboden als ein Menſch. Seid ihr fertig?

Andres und Wilhelm. Ja Vater!

Förſter.

In der noch lesbaren überklebten Fassung Ludwigs zusammen mit einer folgenden, mit Bleistift durchstrichenen Halbseite lautete der Schluss dieser Szene folgendermassen: Wenn's nur ein Aber brauchte, Unrecht aus Recht zu machen, ſo wollt' ich lieber unter den Wilden leben. So wollt' ich lieber das erbärmlichſte Tier ſein auf Gottes Erdboden als ein Menſch. Wenn mich's innerlich zwänge, rechtſchaffen zu ſein, und es wär' doch nur – Herr, wenn ich Ihnen das glauben müßte, daß mein altes Herz da ein Lügner wär', ſo lüd' ich die Minute noch eine Kugel in meine Flinte, daß es das Lügen ſein laſſen müßte. – – Nimm die mit dem gelben Riemen, Andres.

Andres (indem er ſie holt): Mutter, ein Tuch. Mich überläuft's ſo kalt.

Förſterin (an der Tür): Gib dem Andres ein Tuch.

Marie: Aber du ſollteſt heimbleiben, Andres, auf den Ärger.

Wilkens (hat Hut und Stock, auf den Förſter deutend): Eher nimmt Öl Waſſer an als der da Vernunft.

Marie (tritt auf und gibt Andres ein Tuch): Hier, Andres.

Förſter: Seid ihr fertig, Jungens?
Andres u. Wilhelm: Ja, Vater.
Paſtor (der ſich unterdes beſonnen hat, zum Förſter): Aber –
Förſter (wendet ſich im Gehen nach ihm um): Haben Sie außerdem noch was, Herr Paſtor? Womit ich Ihnen zu Dienſten ſtehen kann? Aber die Sache da, Herr Paſtor, die geht mich allein an. Und der iſt mein Freund geweſen für immer, der mir noch das Wort vom Nachgeben ſpricht. Amen. Sagen Sie dem Stein, Herr Paſtor, was ich Ihnen geſagt hab'. Einen alten redlichen Mann zum Schurken machen, das macht kein Aber und kein Wenn zum Recht. Kommt, Jungens. Alles andere kann zum Teufel gehen, Herr. Aber Recht, Herr, Recht muß Recht bleiben!
(Indem er geht und die andern folgen, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt. 60,4 Wirt] davor Der *H* nach] davor gleich *H* 19 Sie] fehlt *H* 26 uns] euch *H* von Ludwig versehentlich ausgelassen und von Devrient offenbar falsch eingefügt 61,9 heiſer] heiſcher *H E* 23 Lindenſchmied] folgt, aber mit Bleistift gestrichen (ſteht auf und nähert ſich Frei) *H* 24 gedämpft] Einfügung von Devrients Hand *H*

Zweiter Auftritt. 62,10 ſteht auf] Einfügung von Devrients Hand *H* 19 mal] einmal *H* 24 ihnen] folgt auch *H* 26 den] fehlt *H* 31 Pantomime] Pantomine *H E* 63,4 anderer] andrer *H* ebenso Z. 6

Dritter Auftritt. 19 hereintretend] eintretend *H* 32 mehr] fehlt *H* 64,3 über den Tiſch gelehnt zu Frei heimlich] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand, aber mit Bleistift gestrichen Er führt Frei vor *H* 13 ſollt] ſolltet *H* 16 ihn] folgt, aber mit Bleistift gestrichen noch weiter *H* 24 gnädige] gnäd'ge *H* 28 im] am *H E* 65,2 Während] davor, aber mit Bleistift gestrichen er nähert ſich allmählig der Flinte *H* Andres] folgt und die andern *H* 12 heiſer] heiſcher *H E* 14 im] am *H E* 18 Herrn] Herren *H* 23 allein im Vordergrund] Einfügung von Devrients Hand *H* 26 ſehn] ſehen *H* 27 hat's mich] hat mich's *H* 66,5 ihn] ihm *H* 6 eignen] eigenen *H* 8 zu zahlen zu guter Letzt] zu guter Letzt zu zahlen *H*

Vierter Auftritt. 66,24 kommen] folgt Frei trinkt aus und geht *H* 28 im] am *H E* 30 von] vom *H* 67,11 Hülfe] Hilfe *E* 14 doch] fehlt *H* 68,2 andere] andre *H* Hauſe] Haus *H* 10 Verwandlung] Einfügung von Devrients Hand *H* 12 jenſeits] jenſeit *H E* 13 gleichläuft] folgt links ein Steg über den Bach *H* Dämmerung] fehlt *H*

An dieser Stelle folgt in *H* (nach Seite 82) auf drei eingeklebten Blättern von Eduard Devrients Hand eine neue Szene, die offenbar von diesem selbst hinzugedichtet worden ist. Dass diese Szene, obwohl von Ludwig weder in *E* noch in *A* aufgenommen, auf der Dresdener Hofbühne und auch an anderen Orten mit zur Aufführung kam, scheint daraus hervorzugehen, dass auch ein altes Dresdener Regiebuch (Hoftheaterarchiv Nr. 2181 D) diese Szene, von Devrients Hand geschrieben, aufweist, und dieselbe ebensowohl in das Bühnenmanuskript des Weimarer Hoftheaters wie in das von Ludwig selbst für Wien bestimmte Bühnenmanuskript (Dresdener Stadtmuseum) eingeklebt ist. Sie mag als Bestandteil der ersten deutschen Erbförsteraufführungen deshalb hier folgen:

Fünfte Szene.

Paſtor und Stein im Geſpräch von rechts.

Stein (im Auftreten.)

Aber was denkt nur dieſer alte Eigenſinn? Verklagen! Des Abſetzens wegen verklagen! (Bleibt ſtehen.) Kann er aber nur wirklich glauben – Recht zu behalten will ich gar nicht ſagen, nein, nur mit der Klage ankommen zu können?

Paſtor.

Es iſt wunderlich das. Sie haben ſchon recht. Aber er hat auch recht, wie er die Sache ſieht und wie er ſie ſehen muß – der närriſche Alte denkt einmal mit dem Herzen und nicht mit dem Kopfe. Und dies wunderliche Herz iſt ein Mannesherz, das imſtande iſt, ohne einen andern Bundesgenoſſen als ſeine Überzeugung dem vermeinten Unrecht der ganzen Welt entgegenzutreten.

Stein.

Mannes genug iſt er dazu. Und bei alledem ein altes fünfundſechzigjähriges Kind – in den fünfundſechzig Jahren nicht ein einzig Mal aus ſeinen Waldbergen herausgekommen. Und ich hab's noch ſelbſt verzogen, das alte Kind. Wir hätten uns vielleicht noch ein Zwanzig Jahre in aller Eintracht täglich herumgezankt, und ich hätte das alte Kind ſo fortgehätſchelt, da muß mir der unglückliche Gedanke kommen, ſein Herr zu werden. Unglücklich, ſo gut er gemeint war. (Im Weitergehen.) Aber Paſtor (Bleibt ſtehen.), wo führen Sie mich hin? Das iſt gegen die Abrede. Da iſt das Jägerhaus. Sie ſind hinterliſtig, Paſtor. Sie führen mich nicht umſonſt den Weg.

Paſtor

(gutherzig ſeine Hände faſſend). Und wenn?

Stein

(macht ſich los, ungewiß). Und wenn? – Mit Ihrem „Und wenn?" Und da reißt mich auch noch die alte Gewohnheit in Händen und Füßen, ſchlimmer als das Podagra. Nichts da. Promenieren, das war die Abrede. Promenieren, und nichts weiter. (Will weiter.) Mit Ihrem „Und wenn." Nach der Drohung. Daß es ausſähe, als hätte man ſich einſchüchtern laſſen? ſich's abtrotzen laſſen von dem alten Eigenſinn? Und doch – – Paſtor, kommt mir da plötzlich ein Einfall wie vom Himmel herunter! Was der alte Herr nicht konnte, das könnte ein neuer. Wie, Paſtor? – Wenn ich dem Robert heute noch Düſterwalde ſelbſtändig abträte. Der könnte alles, was ich nicht kann, ohne mich ſchändlich zu blamieren – den Buchjäger entfernen, den Ulrich mit allen Ehren wieder einſetzen. Und dann möcht' ich doch ſehen, was der allgemeinen Verſöhnung noch im Wege ſtehen ſollte? – Und morgen, Paſtor –

Paſtor.

Und morgen –

Stein.

Wär' die Verlobung, als wär' kein Heute geweſen.

Paſtor.

Das Heute ſtreichen wie aus dem Kalender.

Stein.

Daß es auch nicht als Geſpenſt in den fröhlichen Morgen hereinſpuken darf.

Paſtor.

Und morgen kommt Herr Stein wie gewöhnlich um die Jägerhausecke und pocht an das Fenſter, und der weiße Schnauzbart drin brummt ihm ſein „Gleich“ entgegen!

Stein

(im Gehen). Kommen Sie, Paſtor, die Ceſſion aufzuſetzen – dem Robert alles ſagen. Dann ſoll er ſie alle aufs Schloß holen, die Alten und die Jungen, die Mutter und die Braut. Und dann brechen wir zum Friedensfeſt meinem älteſten Johannisberger den Hals. (Beide links ab.)

Fünfter Auftritt. 68,15 Kathrine] folgt kommen über den Steg *H* 69,3 Forſt] die auffällige Form Forſt anstatt Fürſt findet sich gleichmässig in *H*, *E*, *A*, ebenso auch in der Heiteretei (s. II, 367,1) 69,6 begegnen ſollte] begegnete *H* 31 Kathrinen] Katherinen *E*

Sechſter Auftritt. 70,5 käme] käm' *H* und nähm'] nähm' *H* 6 etwas] was *H* 8 umſchlänge] umſchläng' *H* Glück] fehlt *H* 71,4 hinzutretend] herzutretend *H* 72,2 Abgehen] Abgehn *H*

Siebenter Auftritt. 72,9 Und] fehlt *H* 13 ſtehn] ſtehen *H* 14 zu tun] fehlt *E* 17 findeſt] findſt *H* 30 hinten] folgt von links, aber mit Rotstift gestrichen *H* über] fehlt *H* 73,14 Felswege] Felsweg *H* 22 Die] fehlt *H* 25 Da] vorher nochmals Andres. *H* 74,1 Verwandlung] Einfügung von dritter Hand *H*

Achter Auftritt. Diese Scene ist in *H*, offenbar im Hinblick auf jene eingefügte Devrient-Scene, mit der sie sich teilweise deckt, in ihren vorderen Partien mit senkrecht über die Seiten laufenden Bleistiftlinien gestrichen. 74,4 ſpäter] fehlt *H* 12 gegangen] folgt Stein: Und noch nicht wieder zu Haus? Baſtian: Noch nicht. Befehlen Herr Stein vielleicht – *H* 28 Endlich! Endlich!] fehlt *H* *E* 75,4 hofft'] hoffte *H* lange] lang *H*

18 Unterdes hatt' ich einen Gedanken – aber erſt:] fehlt *H E* wie] davor Nun *H E* 23 Anders] Das Folgende von 76,24 – 77,8 fehlt *H E*, dafür folgt:

Stein. Und dem Buchjäger –

Paſtor: Sie wiſſen?

Stein. Der brutale Menſch! Ich weiß alles.

Paſtor. Der arme Junge kam mir juſt dazwiſchen. Und nun war's natürlich, daß der Alte auf nichts mehr hörte und außer ſich drohte, Repreſſalien nehmen zu wollen. (Stein macht Schritte.) Weil der Buchjäger ſeinen Jungen als Holzdieb behandelte, will er nun jeden, der außer Ihnen mit einem Gewehr in den Forſt kommt, als Wilddieb behandeln.

Stein. Der Buchjäger iſt ein ſchlechtes Subjekt, ein ganz unwürdiger Menſch, von dem ich meine Hand gänzlich abziehen werde; aber dieſer alte Eigenſinn iſt doch auch bösartiger, als man glauben ſollte. Ich hab' ihn immer nach mir beurteilt, aber das iſt nicht Hitze und Empfindlichkeit allein, das iſt Rachſucht, es liegt etwas Gewalttätiges in ſeinem Weſen.

Paſtor. Ich bin noch nicht fertig. Er läßt Sie noch obendrein – oder vielmehr er will Sie verklagen laſſen.

Stein. Aber was denkt er denn nur? Kann er denn wirklich glauben – Recht zu behalten, will ich gar nicht ſagen; nein, nur mit der Klage ankommen zu können?

Paſtor. Es iſt wunderlich das – Sie haben ſchon Recht, aber er hat auch Recht. Wie er die Sache ſieht und wie er ſie ſehen muß – der närriſche Alte denkt mit dem Herzen, nicht mit dem Kopfe [Kopf //] – aber dies wunderliche Herz iſt ein Mannesherz, das imſtande iſt, ohne einen andern Bundesgenoſſen als ſeine Überzeugung von ſeinem guten Recht dem vermeinten Unrecht der ganzen Welt entgegenzutreten.

Stein Mannes genug iſt er dazu. Und bei alledem ein altes fünfundſechzigjähriges Kind — in den fünfundſechzig Jahren nicht ein einzigmal aus ſeinem Waldtal herausgekommen. Und ich hab's noch ſelbſt verzogen, das alte Kind. Wir hätten uns vielleicht noch ein zwanzig Jahr in aller Eintracht täglich herumgezankt, und ich hätte das alte Kind ſo fortgehätſchelt, da muß mir der unglückliche Gedanke kommen, ſein Herr werden zu wollen. Unglücklich, ſo gut er gemeint war! Paſtor; heut ſchon dacht' ich dran, dem ewigen Zwiſt mit dem Robert ein Ende zu machen, ihm die Fabrik oder eins von den Gütern ſelbſtändig abzutreten. Was meinen Sie? Ich kann meine letzten Maßregeln als Herr von Düſterwalde unmöglich zurücknehmen ohne unendliche Blamage, aber mein Nachfolger könnt' es. Den Buchjäger beſeitigen und den Förſter mit allen Ehren wieder einſetzen. Wenn ich dem Robert Düſterwalde übergäbe, dann ſäh' ich doch nichts mehr, was der Verſöhnung im Weg ſtehen könnte. Der Alte wär' befriedigt, der Robert wär' befriedigt, und morgen würde die Verlobung gefeiert, als wär' kein Heute geweſen. Aber freilich; dieſen Abend müßte noch alles (alles noch *H*) in Ordnung gebracht werden, eh' der Alte oder die hitzigen Jungen oder alle drei einen Streich machen, der den ganzen ſchönen Plan noch vor der Ausführung vereitelt.

Paſtor (ſteht auf). Das Heut ſtreichen wir aus unſerem (dem *H*) Kalender. (Sucht Hut und Stock.)

Stein. Daß es auch nicht als Geſpenſt in den fröhlichen Morgen hineinſpuken darf.

Paſtor. Und morgen *E H*

77,10 ſchnarcht] folgt wieder *H E*   11 Stein] folgt (gibt ihm die Hand) Gehn Sie *H E*   14 Bin ich der erſte, der dem neuen Gutsherrn von Düſterwalde gratuliert —] Gratulier' ich dem neuen Gutsherrn von Düſterwalde *H*   17 Und heute] Wo möglich *H E*   den Alten] folgt und *H*   18 Kommt zum Paſtor nach der Türe] fehlt *H E*   19 Johannisberger] Johannesberger *H*   20 aber] fehlt *E*   Türe] Tür *H E*

Neunter Auftritt. 78,4 Tritt beſorgt zu Stein] fehlt *H*   5 Baſtian tritt ein] von Ludwigs Hand mit Bleistift nachträglich eingefügt   16 Schritte] Schritt *H*   19 Pferde] folgt Möller *H*   22 zuſammenrufen] zuſammengerufen *H*   26 überm] über dem *H*   30 Baſtian!] folgt Jeder Augenblick Verzug *H*   32 Möller ab] fehlt *H*

Vierter Aufzug.

80,3 Dämmerung] fehlt, dafür Eine Lampe auf dem Tiſch *H*

Erſter Auftritt. 5 Die] fehlt *H*   7 nicht den] keinen *H*   21 abziehn] folgt, aber mit Bleistift gestrichen:

Wilkens: Wenn der Ulrich auf mich rechnet, da hat er ſich verrechnet. Hm. Es gibt allerlei unverſchuldet Unglück, was einen ſonſt vernünftigen Menſchen aus dem Brode bringen kann. Per Exempel Alter, Krankheit und dergleichen. Aber für einen Menſchen, der aus purem dummem Eigenſinn ſo ein ſchönes Glück ruiniert und ſeinen dummen Kopf durchſetzen muß, für ſo einen hab' ich nicht die kleine Fingerſpitze, um ſie ihm hinzureichen. Hm. Ich will's nicht darauf ankommen laſſen wie der Stein, wenn ich ihm die Hand hingereicht hätt', daß er ein Recht daraus machte, um das er mich verklagen könnte.

Förſterin: *H*

22 Wetter] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Wilkens *H*

Zweiter Auftritt. 81,25 allein] fehlt *H*   82,4 ſäh'] ſähe *H*   15 ſchwer] folgt ſo ſchwer *H*   18 dem Haar] den Haaren *H*   25 der] fehlt *H*   32 Ach] fehlt *H*

Dritter Auftritt. 83,7 Die Bühne wird immer dunkler] fehlt *H*   8 am Tiſche links] Einfügung von Devrients Hand *H*   84,4 auffahrend] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand aufbegehrend *H* 19 zum] in dem *H* 34 andere] andre *H* **85**,11 der Hund] fehlt *H* 12 Hund] Nero *H* 14 Hund] Nero *H* 17–22 Man – Beſtie] fehlt *E* 20 Jahre] Jahr *H* 22 will in ihrem Hundehaus] in ihrem Hundehaus will *H* 23 in] auf *H* 25 ſich der Menſch] der Menſch ſich *H*

Vierter Auftritt. **86**,4 rechts] Einfügung von Devrients Hand *H* 21 Marie zündet die Lampe an und ſetzt ſie auf den Tiſch zum Förſter] Einfügung von Devrients Hand *H* **87**,13 Herren] Herrn *H* 25 was] das *H* hineingewendet] hineingewandt *H* 26 ſelber] ſelbſt *H* 30 nicht] nichts *H E* 31 ſteht auf] Einfügung von Devrients Hand *H* 33 Rupert] Ruppert *E* **88**,6 Gut] Davor, aber mit Bleistift gestrichen Alſo ich muß ein Schurke bleiben vor der Welt *H* 10 dürfe] dürfte *H* 16 die] der *H* 19 hat ſich wieder geſetzt] Einfügung von Devrients Hand *H* eine] kleine *H* 24 Alſo ich muß ein Schurke bleiben vor der Welt? Gut.] fehlt *H E* **89**,20 offene] offne *H* 23 ſo] fehlt *H* 25 zwanzig] so nach dem ursprünglichen Wortlaut von *H* auch *E A*, obwohl übereinstimmend mit 85,27 in *H* eine Bleistiftkorrektur die Zahl 25 darüber schrieb 33 der] dein *H*

Fünfter Auftritt. **90**,9 am Tiſche vorbei] am Tiſche oder, Einfügung von Devrients Hand *H* 11 hinaus iſt] ab *H* ſäheſt] ſähſt *H* 18 könnte] folgt, aber mit Bleistift gestrichen nachts *H* 25 lieſ'ſt] lieſt *H E* **92**,16 einen Spitzbuben daraus] haben es zum Spitzbuben *H* 16–18 dem – haben] fehlt *E* 18 verbrieft] folgt hat *H* 26 gingeſt] gingſt *H* 30 ſeinem] ſeinen *H* **93**,8 wußt's] wußt' es *H* 10 nicht] fehlt *H* 13 ſein] folgt Marie: Mutter! Förſterin: *H* 18 den Kopf ſchüttelnd] kopfſchüttelnd *H* 20 Robert] folgt bliebe und *H* 21 nochmal] noch einmal *H* 13–33 Und – gegangen] fehlt *E* **94**,24 Förſter] folgt (kurz) *H* **95**,16 ihm] davor zu *H* 26 dir] folgt eine *H* **96**,2 alles mit] folgt, aber mit Bleistift gestrichen (kramt ſeine Weſtentaſche aus) da; dafür könnt ihr unterwegs einmal trinken. *H* 12 Namen] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Ich bin ein Schurke vor der Welt. Und das Recht iſt doppelt. Das Recht hat zweierlei Achſeln jetzt. Schlaf' wohl. *H* 21 nicht] mit Bleistift nachträglich eingefügt *H* **97**,5 gehen] gehn *H* 9 Tage] Tag *H* 13 Vater] fehlt *H*

Sechſter Auftritt. **98**,4 hängt die Flinte an den Riegel und macht ſich mit dem Jagdzeug zu tun] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand, aber mit Bleistift gestrichen bringt ein Reh zum Vorſchein, das er auszuwirken beginnt *H* 7 Er] Ihr *H* 9 Ich] folgt, aber mit Bleistift gestrichen (nimmt ſein Meſſer in den Mund; arbeitet mit den Händen.) *H* 13 Euern] euren *E* **99**,7 (zeigt nach dem Fenſter.) Da unten überm Lautenberge kommt eins herauf. Die Kibitze kreiſchten ſo ängſtlich. Dacht's vorher. Es war zu ſchwül.] fehlt *H E*   9 (kommt zu ihm)] Korrektur Devrients, erst von Ludwigs Hand, aber mit Bleistift gestrichen ſteht auf *H*   13 Weiler] folgt, aber mit Bleistift gestrichen (arbeitend) *H*   17 Weiler] folgt, aber mit Bleistift gestrichen (kommt zu ihm.) *H*   **100,6** (Der Förſter am Tiſche rechts ſitzend; Weiler hat ſich einen Stuhl dicht zu ihm gerückt, erzählt haſtig mit unheimlich gedämpfter Stimme.)] Einfügung von Devrients Hand am unteren Rande der Seite *H*   10 darauf] drauf *H*   11 bei dem] beim *H*   13 denn] fehlt *H*   20 auf dem] am *H*   23 Felſenweg] folgt drüben *H*   27 gehört] folgt in meinem Leben *H*   **101,7** darauf] drauf *H*   18 Lauter] davor, aber mit Bleistift gestrichen Der Wein – *H*   Der Wein] an dieser Stelle Einfügung von Devrients Hand *H*   28 eine] davor macht *H*   29 zu] zur *H*   33 die] ſie *H*   **102,3** nur] fehlt *H*   4 recht] folgt Denn wer tot iſt, der verdeſendiert ſich nicht *H*   7 iſt] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Was tut der da mit der Büchſe in dem Buchjäger ſeinem Forſt? *H*   15 unten] fehlt *H*   26 gehen] gehn *H*

Siebenter Auftritt. **103,2** geht] fehlt *H*   5 Kammer] Kammertür *H*   13–18 Staket – daſein] Korrektur Devrients auf aufgeklebtem Papierstreifen *H*, aber mit folgenden Abweichungen: 16 Mörderbande] folgt hier *H*   27 er] der Stein *H*   Darunter lautet der Text in Ludwigs Handschrift: Staket. Der Stein hätte den Möller in die Stadt geſchickt. Der ſollte Soldaten holen, die ganze Mörderbande im Jägerhaus ſollten ſie gefangen nehmen. Er wäre eben im Karriere vor Kramers vorbeigeſprengt. Vor eins könnten ſie daſein.   13–15 wäre – Stein] fehlt *E*   17 Möller] fehlt *E*   31 Türe] Tür *H*   **104,9** hab' ich's ihm] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand, aber gestrichen hat's ihm die Marie *H*   11 Haſt du's ihm] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand, aber mit Bleistift gestrichen Die Marie – *H*   gut] folgt (will's einſtecken.) *H*   13 Ja!] das zweite Ja fehlt *H*   Sie] fehlt *H*   32 Herrn] Herren *H*   **105,4** tritt] fehlt *H*   Er ſteht bei Wilhelm; während des Folgenden nimmt er unwillkürlich den Hut ab und faltet die Hände darüber] fehlt *H*   20 Förſter] folgt (die Hände über den Hut gefalten) *H*   21 ſetzt] davor Er *H*   auf] folgt und *H*   wendet ſich] fehlt *H*   30 Noch] folgt, aber mit Bleistift gestrichen iſt's nicht zwölf – *H*   32 Wozu] zu was *H*   **106,2** eintritt] kommt *H*   10 Ja] fehlt *H*   25 Zu] Davor, aber mit Bleistift gestrichen Es ſind eben Reden *H*   31 Förſterin] folgt, aber mit Bleistift gestrichen (erſchrocken) Wenn er der Marie begegnete! Sie *H*   32 Ulrich –] folgt (Der Schein fernen Wetterleuchtens dringt durch die geöffnete Tür.) *H*   **107,2** leiſe vor ſich hin] fehlt *H*   5 Schein des Wetterleuchtens zurückweichend] Wetterleuchten zurückfahrend *H*   der durch die geöffnete Tür dringt] fehlt *H*

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt. **108**,9 wieder] fehlt *H*

Zweiter Auftritt. 18 Hemdärmeln] Hemdeärmeln *H E* **109**,12 Mutter] folgt, aber mit Bleistift gestrichen gib mir meine Jacke *H* 18 untern] unten *H*

Dritter Auftritt. –

Vierter Auftritt. **110**,6 ſich] fehlt *H* 18–**111**,25 überall – könnte] Korrektur Devrients auf einer aufgeklebten Seite, jedoch nur **111**,16–25 der jetzigen Fassung, während **110**,18–**111**,16 fehlt *H*. Der überklebte Text Ludwigs lautet zusammen mit einer folgenden halben durchstrichenen Seite:

Es iſt nichts. (Er macht Schritte nach Mariens Kammer zu, wendet ſich zum Tiſche rechts.)

Förſterin. Wenn er in die Kammer ſäh'. Was ich frage, das frag' ich nur in der Angſt, daß er die Marie drüber vergeſſen ſoll. (Horcht.) Regt ſich's nicht in der Kammer? (Laut.) Ulrich meinſt du nicht, daß der Robert noch alles wieder gutmachen könnte? Was fährſt du ſo auf?

Förſter. Die Suppe warm? Die Zunge klebt mir an.

Förſterin (holt und gießt ihm in einen Teller). Der Robert –

26 Förſter macht eine Bewegung] fehlt *H* **112**,9 hat ſich zu ihm geſetzt] fehlt *H* 15 heftig] Einfügung von Devrients Hand *H* 18 hin] weg *H* 31 zurückweichend] fehlt *H* **113**,2 bleibt vor ihm ſtehn] Korrektur Devrients, vorher von Ludwigs Hand, aber durchstrichen ſtellt ſich vor ihn, beſieht ihn *H* 9 links] fehlt *H* 14–17 Und – will] fehlt *E* 22 Es] davor (halb für ſich) *H* 23 alles doch] doch alles *H* nur] folgt ein Traum *H* 22–23 Es – vergeblich] fehlt *E* 24 nahe] nah *H* **114**,17 Ich] davor Ich hab' ihn nicht gemordet *E* 19–20 Sie – gerichtet] fehlt *E* 20 haben] folgt Ich hab' erſt den Stab gebrochen über ihn, wie der Richter tun muß, wenn er recht richtet *H* 24–27 aber es iſt doch wohl geſchehen – was geſchehen iſt – und wie's geſchehen ſollte – was geſchehen iſt] fehlt *H E* **115**,2 Sie war's nicht. Wie ſollte die Marie dort hinkommen? Es iſt eben der Wein, daß ich ſie heut überall ſeh'. Aber ich war doch erſchrocken, bis ich ſah] fehlt *H E* 10 Stutz] Korrektur Devrients, erst von Ludwigs Hand Hut *H* 12 krächzte] krächzten *E*

Fünfter Auftritt. 22 wie oben] fehlt *H* 25 nicht den . . . mehr] keinen *H* **116**,5 Tuche] Tuch *H* 12 ſeine] die *H*

Sechſter Auftritt. 16 Die Vorigen] Vorige *H* 24 Hier] davor Und *H* 27 Vater] davor (lauter) *H* 31 ein] auf *H* **117**,2 wahr] möglich *H* 6 die Hand abwehrend gegen ihn ausgeſtreckt] ſtreckt die Hand abwehrend gegen ihn aus *H* 18 Tuch, das der Lindenſchmied mir geſtohlen hat] Tuch –

und wiſſen noch nichts? Stein. Was, Andres? Andres. Das Tuch hatte der Lindenſchmied mir mit meiner Flinte geſtöhlen *H* 21 Und mein Robert –] fehlt *H* 23 Robert] davor Ich kam zu ſpät ihn zu warnen *H* ihn. Er zwang Robert] den Lindenſchmied. Der zwang ihn *H* ſchießen] folgt Wir holten ihn aus dem Waſſer *H* 25 Der] Den *H* 27 Mit meinem Tuch geſtohlen] Freilich, Vater *H* 32 Mühle] Nähe *H* **118**,6 Gewehre] Gewehr *H* 10 Aug' um Aug'] folgt und *H* 18 Zugleich] fehlt *H* 30 Zugleich] fehlt *H* **119**,2 Es] davor, aber mit Bleistift gestrichen Ich ſoll Atem holen? Ich ſoll ſagen: Gott ſei Dank *H* 7 Mann] fehlt *H* 18 Paſtor] Einfügung von Devrients Hand *H* 23 nach] davor, aber mit Bleistift gestrichen ſpringt plötzlich auf, nimmt die Lampe von dem Tiſch und eilt *H* iſt ... gelaufen] Korrektur von Devrients Hand *H* 24 Horchend] Horcht *H* 25 einen] folgt ſo *H* 34 Er] fehlt *H* öffnet] folgt und leuchtet hinein *H*

Siebenter Auftritt. **120**,31 – **121**,4] fehlt *H E* 12 am Tiſche rechts] Einfügung von Devrients Hand *H* 17 – 26 Dummes – Fieber] fehlt *E* 25 – 26 Holundertee – Fieber] fehlt *H* 30 Sie weiß, daß ich nicht leben kann ohne meine Marie] fehlt *H* 32 draußen] folgt So macht ſie's immer, das tolle Ding *H* 30 – **122**,1 Sie – außer ſich] fehlt *E* **122**,1 ein] folgt närriſches Weſen *H*

Achter Auftritt. 6 Die Vorigen] Vorige *H* 29 klar] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Förſter. Fragt den, und dann will ich's euch erklären. Und ihr ſollt Gott danken, daß ihr ihr ſeid, und wärt ihr die gräßlichſten Böſewichter auf der Welt *H* **123**,1 eignen] eigenen *H* 2 ich will – Marie] fehlt *E* 3 ich ſtürze über ſie] fehlt *H E* 8 hält] hat *H* 10 Sie ſah mich auf ihn zielen und lief abſichtlich in meinen Schuß] fehlt *H E* 12 – 14 Ich – mich] fehlt *E* 18 Wahnſinn] Wahn *H* 22 den] folgt äußerſten *H* 22 – 24 Unſchuld – Puls] fehlt *E* 25 – 31 Förſter – tot] fehlt *H E* 34 Dein Weib und deine Kinder ſind die meinen] fehlt *H E* **124**,12 – 32 und – Vater] und den Alten – ſagt, er ſah aus wie ein Wolf, ſonſt glaubt's euch niemand. Sagt nicht: Sein Bart war weiß, wie er's tat, ſonſt gibt euch niemand was. Das glaubt euch niemand, daß einer ſo alt ſein kann und doch ſo ein Böſewicht. Sagt: Von Kind auf hat er Menſchen und Tiere gequält. Er war ein Säufer, ein Gotteslästerer, ein Spieler, ein Sabbathſchänder, ein Dieb. Sagt nicht, der Mann war redlich ſein Leben lang und hat ſich gehütet vor dem Böſen und hat einen Gott geglaubt und hat kein Stäubchen an ſeiner Ehre gelitten. Sonſt glauben ſie's euch nicht. Abel war ein Mann und Kain nur ſein Bruder. Aber das war ein Kind, und der's erſchlug, das war ſein Vater *H* 12 – 17 und – erſchoß] fehlt *E* 23 – 34 Und – keine fehlt *E* **125**,22 irgendeinen] einen *H* 23 ſterben] folgt, aber mit Bleistift gestrichen Das iſt Troſt *H* heißt] folgt, aber mit Bleistift gestrichen der ſoll ſterben *H*   24 ein] Von da an lautet der Schluss in *H* und *E*:

Andres. Vater, wo willſt du hin?

Förſter (feierlich). In die Gerichte, Andres und dann – (Zeigt in die Höhe.) Lebt wohl, Andres, Wilhelm – Haltet die Mutter gut. [folgt *H*, aber mit Bleistift gestrichen: Wer aber einen Menſchen erſchlägt, der ſoll ſterben.] (Gibt allen die Hände.) Stein – Herr Paſtor – Robert – Sophie – Sie iſt ohnmächtig; Gott wird ſie mir bald nachſchicken. – Begrabt mir mein Kind. Laßt die Glocken läuten; ihren Brautkranz legt auf ihren Sarg – o ich bin ein altes Weib. – Wenn wir uns wiederſehn, bin ich kein Mörder mehr. (Grüßt noch einmal alle mit der Hand.) Ich geh' zu meinem Kind. (Er geht.)

Paſtor (nach kurzer Pauſe, in welcher alle mit Verwunderung und Rührung dem Gehenden nachſehn und der Vorhang langſam zu ſinken beginnt). Geſcheh' ihm, wie er glaubt.

Ende des fünften Aufzugs.

4. Bühnenbearbeitungen.

B: Wiener Bearbeitung. Dresdener Stadtmuseum, Otto Ludwigzimmer. Dieses von Ludwig mit rötlicher Tinte eigenhändig durchkorrigierte Exemplar von *E*, das die Aufschrift Nach der Redaktion für Wien trägt, stellt offenbar Ludwigs Belegexemplar dar, während das Original laut Eintrag im Hauskalender am 28. März 1850 an Laube abging, nachdem dieser ihn in einem am 26. März eingetroffenen Briefe um einige Änderungen ersucht hatte. Nachforschungen im Archiv des Hofburgtheaters in Wien blieben ebenso erfolglos wie im Archiv des Münchner Hoftheaters, da an beiden Stellen ältere Regie- und Souffliérbücher, bez. Mitteilungen sich nicht erhalten haben.

W: Weimarer Bearbeitung. Archiv des Weimarer Hoftheaters (Nr. 666). Enthält zahlreiche Bleistiftstreichungen, die, zweifellos von fremder Hand stammend, unberücksichtigt blieben. Authentischen Wert dagegen haben zwei eingeklebte Partien (s. u.), die auch in dem für Wien bestimmten Exemplar wiederkehren, sowie Streichungen und Bemerkungen mit rötlicher Tinte im fünften Akt, die auf Ludwig selbst zurückgehen. Vgl. Hauskalender, 18. April: „Die Wiener Änderung nach Weimar geſchickt." Für den folgenden Variantenapparat von *B* und *W* bietet *E* die Grundlage, während die Seiten- und Zeilenzählung unserem Texte *(A)* folgt.

7,5 durchforſtet] durchgeforſtet *B* ebenso Z. 6–9   17–18 Und – geweſt] gestrichen *B*   9,16–17 Der – etcetera] gestrichen *B*   9,22–10,2 Weiler – ſein] gestrichen *B*   11–15 Und – Stein] gestrichen *B*   15 Hier] davor Alſo *B*   12,1–4 Wo – Gras] gestrichen *B*   33–13,5 Und – einer] gestrichen *B*

23–25 Oh – zuviel] gestrichen *B* **15**,17–20 Förſter – Herr] gestrichen *B* **17**,8–9 Soll – Marie] gestrichen *B* 11–12 Da – Marie] gestrichen *B* **24**,32 durchforſtet] durchgeforſtet *B* ebenso Z. 36 u. **26**,2,4 **29**,2–6 Bis – behalten] gestrichen *B* 11–14 Willens-ſelbſt] gestrichen *B* **30**,7–11 Hätt' – wird] gestrichen *B* 13 durchforſtet] durchgeforſtet *B* ebenso **31**,13 **34**,33–**35**,11 Robert – Vater] gestrichen *B* **38**,15 Was] gestrichen *B* **39**,27–29 So – treffen] gestrichen *B* **40**,14–17 Ich – ich] gestrichen *B* 18 daß – ſein] gestrichen *B* **43**,9 Beruhigen – nur] gestrichen *B* **45**,4 Laßt – zufrieden] gestrichen *B* 7–10 Ihr – verdirbt] gestrichen *B* 32–33 und – Ihr] gestrichen *B* **48**,29–**49**,4 Begegnet – der] gestrichen, dafür draußen ſteht da der *B* 4 Denk – Hm] gestrichen *B* 5–7 fort – der] gestrichen *B* 27–29 Und – bringe] gestrichen *B* **50**,2 Was denn] gestrichen *B* **51**,34–**52**,1 Warum – ſuchen] gestrichen *B* 16–18 In – da] gestrichen *B* **58**,10–12 Hier – ſoll] gestrichen *B* 16 Die – Übel] gestrichen *B* 27–29 Mich – Amen] gestrichen *B* **64**,10–12 Und – Türſchwelle] gestrichen *B* **67**,6 den] folgt Buchjäger *B* **68**,10–13 gestrichen *B* dafür Verwandlung vide die Einlage *B*. An dieser Stelle folgt in *B* und *W* auf eingeklebten Blättern jene Devrientszene, die auch *H* aufweist (s. Lesarten). **78**,25 Büſchen] folgt Vorhang fällt. Ende des dritten Aufzugs. Die beiden folgenden Szenen gestrichen *B*. Auch *W* bezeichnet hier den Aktschluss und streicht die beiden folgenden Szenen mit Bleistift. Daneben aber bietet *B* in Randnotizen Ludwigs mit älterer schwarzer Tinte weitere Ausführungen, die offenbar an Stelle des mit der Devrientszene überflüssig werdenden 8. Auftritts treten sollten, falls der 9. Auftritt folgte.

Baſtian. Da ſchickt –

Stein. War mein Robert nicht wieder zu Hauſe ſeit heut mittag?

Baſtian. Der Herr Robert haben ſich reiſefertig gemacht und ſind dann mit des Kaſtellans Kathrine weggegangen.

Stein. Und der Paſtor – könnte nun auch längſt zurück ſein – Endlich muß doch der Eigenſinn zu Vernunft kommen!

Baſtian. Von dem Herrn Paſtor das eben.

Stein. Er ſchreibt? Warum kommt er nicht ſelbſt?

Baſtian. Von einem Krankenbeſuch in Düſterwalde zurückgehalten, wie der Bote ſagte, der ihn brachte.

Stein (lieſt). Weiß der Bote? Schnell lauf ihm nach und frag' ihn. (Das wird dann vergeſſen.)

80,7–18 Und – laſſen] gestrichen *B* **81**,10–11 Ich – Weg] gestrichen *B* **84**,6–9 du – rät] gestrichen *B* **85**,13 und – Welt] gestrichen *B* 30 will] folgt (Umarmung) *B* 32 Wir ſind zwei von nun an] gestrichen *B* 86,10 – 11 Des – Gedanken] gestrichen *B* 87,19 bis 21 So – jener] gestrichen *B* 89,25 – 90,1 Wenn – könnte] gestrichen *B* 93,12 – 13 Es – ſein] gestrichen *B* 103,13 Staket] folgt in Randkorrektur *(B)*, bez. auf eingeklebtem Streifen *(W)* wie *A* Der Stein wär' außer ſich; man hätte Schüſſe im Walde gehört [Es wären Schüſſe gehört worden im Wald *W*]; der Robert fehlte und [der Robert fehlte; da hätte *W*] *B W* 17 er] der Stein *B* Der Möller] *A B*, während *E* nur Der 20 Was – draußen] gestrichen *B* 22 – 23 Wilhelm – nichts] gestrichen *B* 25 So – ſein] gestrichen *B* 105,35 – 106,2 Wilhelm – Hand] gestrichen *B* 7 – 28 Förſterin – bleib'] gestrichen *B* 109,17 bis 20 Sag' – ſich] gestrichen *B* 110,18 – 111,14 Daß – zeigen] gestrichen *B W* 113,13 – 14 Ich – Aber] gestrichen *B* 19 – 30 Förſterin – Bibel gestrichen *B W* 115,10 – 13 Und – Füßen] gestrichen *B* 18 Ulrich] davor mit schwarzer Tinte Nun denn, ich folge Ihnen *B* 116,11 vor – Welt] gestrichen *B* 14 nicht] folgt mit schwarzer Tinte, aber wieder gestrichen **Paſtor.** Daß Sie mir nicht folgten! Ich war ein Prophet. **Stein.** Wär's möglich. 117,21 – 23 Und – ſchießen] gestrichen *B* 118,7 – 10 Stein – Zahn gestrichen *B W* 24 Arm] folgt **Paſtor:** Sie haben kein Recht zum Richten *B* 119,1 – 7 Förſter – weg] gestrichen *B W* 28 Der Unglückliche] gestrichen *B* 120,10 – 11 vom – hereingeriſſen] gestrichen *B* 13 Wo] davor (vor ihr zurückweichend) *B*, (weicht vor ihr zurück) *W* 20 ſchüttelt ſie] gestrichen *B W* 20 – 23 mein – Förſter] gestrichen *B W*, daneben (auf ſie los) *B W* 121,5 – 8 Paſtor – los] gestrichen *B W* 14 los] gestrichen *B* 122,8 Siehſt – lebt] gestrichen *B* 11 – 12 Stein – dir] gestrichen *B* 123,8 faſt – dich] gestrichen *B* 11 – 12 Verbrechen – eins] gestrichen *B* 18 – 19 Ein – Willen] gestrichen *B* 21 Nicht ſo ſtarr, Mann] gestrichen *B* 32 – 124,23 Stein – Böſewicht] gestrichen *B* Daneben am Rande mit schwarzer Tinte eine andere, *A* nahestehende Version, nämlich nach 123,16:

Paſtor. Daß Sie mir gefolgt hätten.

Stein. Unſeliger Zorn! Ulrich! Du haſt's nicht getan; du haſt's nicht mit Bewußtſein getan. Ein ſchrecklicher Wahnſinn trieb dich wider deinen Willen.

Paſtor. Nicht ſo ſtarr, Mann. Gott legt nicht den äußeren Maßſtab an die Tat. Unſchuld und Verbrechen ſtehn an beiden Enden des Menſchlichen, aber den Verbrecher trennt vom Unſchuldigen oft nur ein ſchnellerer Puls.

Förſter. Iſt's drum ungetan?

Stein. Du ſtrafſt mich mit, der mitgeſündigt hat. Ich bin nicht ſchuldloſer, nur glücklicher. Flieh nach Amerika, ich will dir Päſſe beſorgen; all mein Geld iſt dein. Deine Familie iſt die meine. Geh nur, geh!

125,10 – 11 Ihr – weiter] gestrichen *B* 15 – 18 Stein – tröſtet] gestrichen *B*   126,6–8 Stein – nachſchicken] gestrichen *B*   31 glaubt] auf einem folgenden unbedruckten Blatte stehen in *B* folgende Schlussworte:

Stein. Gott gebe, das letzte Opfer unglücklicher Irrungen.

Paſtor. Nicht der Irrungen, eurer Leidenſchaftlichkeit. Sie waren nur der tote Leib dieſes Schickſals, ihr habt ihm die Seele gegeben. Weh dem, der das Herz allein zum Führer durch das Leben wählt und dem nüchternen Wächter Verſtand vorſätzlich die Augen bedeckt. Er macht ſich zum Spiel jeden Zufalls, der niedrigſten Leidenſchaft gibt er die Macht, mit edler Larve ihn ſelber zu verderben. Ein zu warmes Mannesherz iſt an ſich ſelbſt zugrunde gegangen. und ein goldenes Tal von Glück iſt verſchüttet durch ſeinen Sturz. Er wollte richten, er iſt gerichtet. Geſcheh' ihm, wie er glaubte!

II.

Die Waldburg.

(S. 127–183.)

1. Handschriften.

Ha: Ungebundenes Quartheft mit 69 paginierten Seiten. Goethe- und Schiller-Archiv (II 8*a*). Enthält eine vollständige Niederschrift des ganzen Dramas; reichliche Korrekturen, flüchtige, aber gut lesbare Schrift. Anfang des Jahres 1845 (vgl. Brief an Ambrunn, 17. Jan. 1845; Brief an die Braut 28. Jan. 1845). Auf dem ersten Blatt von Ludwigs Hand: Die Waldburg. / Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Weiter unten der Vermerk: Begonnen den 4. Jan. abends.

Erſter Aufzug am 4. begonnen, am 6. geendet.
7. Jan. fiel aus.
Zweiter Aufzug am 8. begonnen, am 9. Vormittag geendet.
Dritter Aufzug in den Vormittagsſtunden des 10. bis 13.
Vierter Aufzug begonnen und geendet am 14. Jan.
Fünfter Aufzug in den Vormittagsſtunden des 15., 16., 17. Jan.

Hb: Zwei ungebundene Hefte in Oktavformat mit 12 und 14 unpaginierten Blättern. Goethe- und Schiller-Archiv (II 8*b*). Reinschrift der beiden ersten Aufzüge der Waldburg, doch fehlt infolge Raummangels der Schluss des ersten Aufzugs, der in der Rede des Kastellans bei den Worten abbricht: dazu war er ſchön, reich. Auf dem Titelblatt des ersten Heftes von Ludwigs Hand: Die Waldburg, / ein Trauerſpiel in drei [!] Aufzügen. / Leipzig. / erſte Hälfte Januars 1845. / O. Ludwig v. Eisfeld. Bis auf geringe stilistische Abweichungen mit den entsprechenden Szenen in *Ha* übereinstimmend; doch führt hier Auroras Zofe durchweg den Namen Pauline.

2. Drucke.

Bisher ungedruckt.

3. Lesarten.

Unser Abdruck folgt in den beiden ersten Aufzügen *Hb* und setzt nur für Pauline überall Liſette ein, wie die Zofe in *Ha* heisst, das für die weiteren drei Aufzüge zugrunde gelegt ist. Einige wenige am Rande der Handschrift *Ha* bemerkte nachträgliche Zusätze wurden stillschweigend mit in den Text gezogen. Die Aufnahme des Zusatzes **155**,32 – **156**,3 (Der Pöbel – ſchon iſt.) bedingte, dass **156**,3, um den Zusammenhang zu wahren, den Pöbel eingesetzt wurde für dieſen, wie *Ha* schreibt. Am Schluss des fünften Aufzugs findet sich in *Ha* noch die offenbar für eine weitere Ausführung vorgesehene Bemerkung: Er nähme den Brief und ſpräche erſt ſeine Abſicht aus, ſeinen Sohn in ſeiner Pracht zu ſehen und zu frohlocken. Siegesjubel. Er lieſt ſeines Sohnes Tod und wird wahnſinnig. So ſoll kein Stein der Nachwelt zeigen pp., ſtürzt ſich mit dem Wappen herab.

III.

Waldburg—Wildschützen—Erbförster—Waldburg.

Vorstufen und Entwürfe.

D: Diarium I. Goethe- und Schiller-Archiv (VII 9). *Da:* Blatt 105*a*, *b* – 106*a* Z. 11 [11. April 1840]; *Db:* Blatt 107*a* Z. 20 – 107*b* [12. April]; *Dc:* Blatt 108*a* Z. 4 – 8 [14. April]; *Dd:* Blatt 109*a* Z. 30 – 32 [17. April]; *De:* Blatt 114*a* Z. 27 – 114*b* Z. 8 [22. April]; *Df:* Blatt 116*a* Z. 14 – 116*b* Z. 5; *Dg:* Blatt 116*b* Z. 8 – 12 [24. April].

Hc: Gebundenes Heft in Hochoktav mit rotbraunen Pappdeckeln, loser Heftung und der von Ludwigs Hand stammenden Bemerkung auf der ersten Seite: Notizen. Goethe- und SchillerArchiv (VI 15). Enthält vorwiegend Skizzen zu epischen Entwürfen (Der Kandidat. Schulmeiſterleben. Der Neue Donquixote u. a.) und gehört im wesentlichen der Mitte der vierziger Jahre an, doch finden sich gegen das Ende zu auch Einträge, die, dem Stoff und Schriftcharakter nach zu urteilen, dem Anfang oder der Mitte der fünfziger Jahre zuzuweisen sind. Blatt 33*b* – 34*a:* Gedanken zu einer Wiederaufnahme des Waldburgstoffes. [Vermutlich 1845]

Hd: Grau gebundenes, von beiden Enden her beschriebenes Taschennotizbuch in Oktav, das dem Inhalt und Schriftcharakter nach zumeist der Mitte der vierziger Jahre angehört. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 92). Enthält neben Plänen und Entwürfen zu Agnes Bernauer, Hermann, Eckart, Pfarroſe, Maſaniello, Schulmeiſterleben u. a. auf den Seiten 62, 64, 63, 65–68 Skizzen zu einer Verschmelzung des Waldburgstoffes mit der Urfassung der Pfarrose. 1845 oder Anfang 1846.

He: Ungebundenes Heft in Querquart von 12 Blättern, beschrieben nur Blatt 1*b*–5*a*, das übrige leere Seiten. Goethe- und Schiller-Archiv (II 4*b*). Auf der Titelseite von Ludwigs Hand: Des Pfarrers Tochter von Taubenheim. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Skizze. Ältester erhaltener Entwurf der Pfarrose verbunden mit Waldburgmotiven [Vermutlich Anfang 1846]

Hf: Ungebundenes Quartheft mit 14 z. T. losen und lädierten Blättern. Goethe- und Schiller-Archiv (II 8*c*). Enthält auf den ersten sieben Seiten weitere Waldburgskizzen, die sich dem Inhalte nach ziemlich eng an *Ha* und *Hb* anschliessen; doch muss mindestens eine weitere hierhergehörige Handschrift verloren gegangen sein, da der auf Seite 6 dieses Heftes sich findende Seitenverweis auf eine frühere Niederschrift für *Ha* und *Hb* nicht stimmt. Von Seite 8 ab neue Entwürfe, die den Waldburgstoff weiter führen und die Überleitung zu den Wildschützen bilden. Von Seite 23 Mitte an mit anderer Tinte noch spätere Motive, die bereits *Hg* voraussetzen. S. 1–23: 1845 oder Anfang 1846.

Hg: Gebundenes Heft in Oktav. Goethe- und Schiller-Archiv (IV 8, 1). Das von beiden Enden her beschriebene, unpaginierte Skizzenbuch, das, dem Inhalt und Schriftcharakter nach zu urteilen, der Mitte und dem Ende der vierziger Jahre angehört und Entwürfe zu Hermann, Friedrich d. Gr., Alfred, Andreas Hofer u. a. enthält, bringt unter dem Titel Das Jagdrecht, den das Buchschild neben anderen Titelvermerken angibt, auf den 41 letzten Seiten und auf der Innenseite des Rückendeckels flüchtig geschriebene, z. T. gestrichene Pläne und Entwürfe. Vermutlich Anfang 1846.

In der Reihenfolge der Handschriften ist hier ein verloren gegangenes Heft mit der von Ludwig stammenden Signatur *LI* anzunehmen, da in *Hm* Blatt 2*a* sich ein Randvermerk, Freis, Lindenschmidts, Weilers Charakter betreffend, auf eine Stelle in Heft *LI* findet.

Hh: Ungebundenes Quartheft von 24 unpaginierten Blättern, von denen das letzte stark beschnitten ist. Goethe- und Schiller-Archiv (II 9*b*). Vollständiger Entwurf eines durchgeführten Dramas. Auf der ersten Seite die Signatur von Ludwigs Hand *LK* sowie der Titel: Die Wildſchützen. / Trauerſpiel in fünf Aufzügen. / Scenarium vom 10. 5. 1846. Darunter:

Perſonen:

Herr von Waldenrode
Seine Schweſter [erst: Gemahlin]
Robert, ſein Sohn
Der Amtmann von Waldenrode
Pulſer, Amtsſchreiber
Der Paſtor von Walderode [sic]
Der Jäger von Walderode
Wilm Berndt, geweſener Gemeindebrauer von Rodenwalde
Sophie, ſeine Frau
Andres, zwanzig Jahre alt
Marie, achtzehn „ „ } Beider Kinder
Wilm, ſiebzehn „ „
Wilken, Sophiens Mutterbruder
[illegible]
Frei
Lindenſchmidt } Bauern von Rodenwalde und Wildſchützen
Weiler
Baſtian, Amtsdiener

Daneben szenarische Übersicht über alle fünf Akte; am oberen Rande der Seite die Bemerkung: Jeder Seelenzuſtand, jede Stimmung von Gleichgültigkeit und vertraul. Scherz bis zur wildeſten Wut und Verzweiflung.

Hi: Ungebundenes Folioheft. Goethe- und Schiller-Archiv (II9*a*). 10 gebrochene Blätter, von denen nur die dritte und halbe vierte Seite mit ausführlicheren Entwürfen beschrieben ist, während die übrigen Seiten lediglich Szenarien enthalten. Die Titelblattseite trägt die Aufschrift von Ludwigs Hand: Die Wildſchützen, darüber, aber durchstrichen Das Jagdrecht. 1846

In der Reihenfolge der Handschriften ist hier ein verloren gegangenes Heft Das Jagdrecht anzusetzen, von dem Devrient in seinem Tagebuch unter dem 24. Jan. 1847 berichtet.

Hk: Ungebundenes Quartheft von 28 Blättern. Goethe- und Schiller-Archiv (II9*c*). Das von beiden Enden her beschriebene Heft, dessen Schriftseiten z. T. mit senkrechten Tintenlinien durchstrichen, in einigen Fällen auch mit der Randbemerkung: Anders! versehen sind, zeigt auf der einen Aussenseite die Aufschrift von Ludwigs Hand: Die Wildſchützen. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Szenarium. Dresden, Zur Hoffnung. 13.3.47. Von diesem Ende her nur wenige Bemerkungen auf drei Seiten. Das Personenverzeichnis entspricht im wesentlichen demjenigen von *Hh*, nur dass Herr von Waldenrode hier genauer bezeichnet ist als Herr von Steinrück, Beſitzer von Walderode, ſonſt Fabrikant, jetzt geheimer Finanzrath, und die Rolle seiner Gemahlin, bez. Schwester in Wegfall gekommen ist. Die Altersunterschiede der Kinder Berndts sind etwas verschoben, nämlich: Andres zwanzig, Wilhelm achtzehn. Marie ſechzehn Jahr alt. Am Schlusse des Personenverzeichnisses die Zeitangabe: Das Stück ſpielt im Walddorf Walderode zur Zeit des heiligen römiſchen Reichs.

Die andere Aussenseite, der der weitaus überwiegende Inhalt dieses Heftes mit Ludwigs Paginierung folgt, trägt die eigenhändige Signatur Ludwigs *L L* sowie die Generalbemerkung: Die Drucker [d. h. die Wildschützen] zu verteilen und das Andere darum zu gruppieren. Womöglich jede Szene zu einem kleinen Drama entwickeln. Alles groß. Wie manche Helden in unſern neuern hiſtoriſchen Dramen mit dem Königsmantel maskierte Charaktere aus unſerem bürgerlichen Schauſpiel, ſo müſſen in dieſem bürgerlichen Trauerſpiel die Figuren wahre Könige und Helden im bürgerlichen Inkognito ſein.

Zum Abdruck kommen S. 10–25, S. 31, einzelne Partien von S. 34 und 35, sowie S. 36–39, 43–45, 46.

HI: Ungebundenes vollgeschriebenes Quartheft von 48 Blättern. Goethe- und Schiller-Archiv (II9*d*). Das Titelblatt trägt von Ludwigs Hand die Signatur *L M* sowie die Titelangabe: Die Wildſchützen. / Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. / Szenerie vom 24. März 47. Daneben Inhaltsverweise auf die Blätter 6–34 mit der darüberstehenden Angabe: Szenerie vom Juni. Die untere Hälfte des Titelblattes weist folgende allgemeine Bemerkungen auf:

Grundidee. Paſtor: Ihr ſagt, Gott allein kommt's zu, gnädig zu ſein; ich ſage Euch, Gott allein kommt's zu, zu richten; wer an Gottes Stelle richten will, richtet ſich ſein eigen Gericht. Der Menſch iſt ſchwach, drum ſoll er des Nebenmenſchen Schwäche freundlich tragen. Und wo er ſich am ſtärkſten fühlt, da bricht der Boden unter ihm pp.

Die ganze Metaphyſik des Rechtsgefühls.

Das Stück muß ohne Nachlaß wachſen; in Iffland zu wurzeln ſcheinen und mit dem Wipfel an Shakespeare rühren, die drei erſten Aufzüge ſcheinen dem Familiengemälde anzugehören.

Alles plan, nichts, weder in Charakter noch Situation, geſucht oder abenteuerlich.

Verlauf ganz ſtetig.

Die Motive ſchnell aufeinander folgend und dringlich.

Jeder Zuſtand erſchöpft.

Der Stoff aufs Möglichſte ſimplifiziert, ſo daß für die Mannigfaltigkeit

der Ausmalung der Charakter und Situationen und des Ausdrucks der Seelenzuſtände deſto mehr Breite gewonnen wird und das Gefühl der (Tonika) Einheit befeſtigt. Keine Spur von Weichlichkeit; eine Geſtalt immer kräftiger als die andere, aber keine abenteuerlich.
Sprache kernig, volksmäßig, anſchaulich, derb, ſprichwörtlich, kurz, lutheriſch.
Jede Szene muß präzipitieren, ein kleines Drama ſein; ſeine Entelechie haben.
Der rauſchende Wald muß dem Stück ſtets über die Schulter ſehn; dazu das ſchaurige Handwerk. Lokalitäten pp. genannt: Burgberg u. dergl.

Das Personenverzeichnis auf der Rückseite des Titelblattes stimmt im wesentlichen mit demjenigen von *Hk* überein; nur dass Wilm Berndt mit der Angabe ehmals Braupachter auftritt, neben dem Herrn, der hier Herr von Steinbrück genannt ist, wie in *Hk* dessen Gemahlin erscheint und Marie als ſiebenzehn Jahr alt bezeichnet wird. Am Schlusse des Personenregisters folgt die Angabe: Das Stück ſpielt teils in Rodenwalde, teils in Walderode, im vorigen Jahrhundert.

Auf Blatt 1*b* findet sich ein mit dem oberen im wesentlichen übereinstimmendes zweites Personenverzeichnis unter der Überschrift: Perſonen nach dem neuſten Plan vom 26. März. aber mit Angabe des Alters der Personen und der in Aussicht genommenen Schauspieler des Dresdner Hoftheaters:

Herr von Steinrück (63 Jahr alt) (grauer Schnauzbart, zwiſchen der Unachtſamkeit der Melancholie Spuren von milit. Haltung. Im Zorn ganz der alte Huſar)		Ed. Devrient
Seine Schwägerin [erst Gemahlin]		[Ohne Rollenbesetzung]
Robert, ſein Sohn (20) (Feuriger Jüngling ohne Weltkenntnis)		Emil Devrient
Wilm Berndt (42)		Winger
Sophie, ſeine Frau (36)		Frl. Berg
Andres (18)	Beider Kinder	Mende
Wilm (16)		Kramer
Marie (17)		Frl. Bayer
Der Amtmann (50)		Quanter
Pulſer (57)		[Ohne Rollenbesetzung]
Der Paſtor (72)		Burmeiſter
Der Jäger (66)		Dithmarſch
Paul Schoche (40)	Wildſchützen	Porth
Kaspar Frei (42)		Kriete
Balzer Lindenſchmidt (35)		Herſe
Joſt Weiler (40)		Meiſter

Wilken, Sophiens Mutterbruder (50)	Koch
Baſtian, Amtsfron (64)	Seiling
Bediente	

Zum Abdruck aus diesem umfangreichen Heft kommen Bl. 21*b*–22*a*, 25*a*, 26*ab*, 27*ab*, 32*b*, 34*a*, 36*ab*, 41*a*, 42*a*, 43*a*, 46*b*.

Hm: Ungebundenes Folioheft von 16 Blättern. Goethe- und Schiller-Archiv (II 10*a*). Durchgehendes Szenar mit Gedanken und Ausführungen zu einzelnen Szenen, am Schluss eine Reihe leerer Seiten. Auf der Titelseite von Ludwigs Hand die Signatur: Litt. C, weiter unten die Titelangabe: Die Wildſchützen. / Trauerſpiel in fünf Aufzügen. / Szenar, beg. 1. Juli / 1847. / Köln bei Meißen.

Zum Abdruck kommen nur die Ausführungen zur Eingangsszene, da die Entwürfe dieses Heftes zu einzelnen weiteren Szenen inhaltlich den entsprechenden Partien von *Hn* sehr nahestehen.

In der Reihenfolge der Handschriften sind hier mindestens zwei verloren gegangene Hefte anzunehmen mit den von Ludwig stammenden Signaturen *L* und *LD*, auf die in der Handschrift *Hq* Blatt 11*b* und 13*b* verwiesen wird.

Hn: Ungebundenes Folioheft von 10 Blättern. Goethe- und Schiller-Archiv (II 10*b*). Auf der ersten Seite die von Ludwigs Hand stammende Signatur: I. Darunter: Die Wildſchützen. / Erſter Aufzug. / Zweiter Aufzug. /

Perſonen.

Oberſtlieutenant von Schauroth auf Waldenrode
Conferenzräthin Buttler, ſeine Schwägerin
Robert, ſein Sohn
Der Amtmann von Waldenrode
Pulſer, ſein Schreiber
Der Pfarrer von Waldenrode
Der Förſter von Waldenrode
Wilm Berndt, ehemals Pachter der Brauerei in Waldenrode
Sophie, ſeine Frau
Andres, 19 Jahr alt
Marie, 17 1/2 Jahr alt } Beider Kinder
Wilm, 16 Jahr alt
Andres Wilken, Sophiens Mutterbruder, Andres' Pathe, ein großer Bauer
Joſt Weiler, Schenkwirth in Waldenrode
Kaspar Frei
Balzer Lindenſchmidt } Nachbarn in Waldenrode und } Wildſchützen
Paul Schoche und
Andere

Baſtian, Gerichtsdiener in Waldenrode
Bediente
Vier Träger
Zeit: im vorigen Jahrhundert. Ort: Dorf Waldenrode und Umgebung. Darunter der Entstehungsvermerk: Köln, 12. Juli 1847. Daneben die Bemerkung: NB. Wenn die erſte Ausarbeitung fertig, muß ſie mit dem Schema *LM* von Seite 6 an verglichen werden, der Beziehungen und Hindeutungen wegen. Am unteren Rande noch die Notiz: Letztes Szenar.

Diese Handschrift, die vollständig zum Abdruck kommt, enthält Szenarien zu den beiden ersten Aufzügen mit Entwürfen und ausführenden Skizzen zu einzelnen Szenen.

In der Reihenfolge der Handschriften scheint hier ein Heft mit der alten Signatur: II eingegliedert werden zu müssen.

Ho: Ungebundenes Folioheft von 14 Blättern. Goethe- und Schiller-Archiv (II 10*c*). Auf der ersten Seite von Ludwigs Hand die Signatur: III. Darunter der Inhaltsvermerk: Die Wildſchützen. / Dritter Aufzug. / [darunter, aber mit späterer Tinte:] Vierter Aufzug.

Diese Handschrift, die vollständig zum Abdruck kommt, enthält Szenarien und Ausführungen zum dritten und vierten Aufzug. Die zu den einzelnen Szenen am Rande der Handschrift vermerkten Zahlen beziehen sich auf die entsprechenden Stellen in *Hl*.

Hp: Ungebundenes Folioheft von 12 Blättern. Goethe- und Schiller-Archiv (II 10*d*). Auf der ersten Seite von Ludwigs Hand die Signatur: IV. Darunter der Inhaltsvermerk: Die Wildſchützen. / Vierter Aufzug, sowie die Bemerkung: Der Berndt ſpricht einfach, kurz und ſentenziös, ſprichwörtlich, im 1. trocken; Criminalrath langatmiger, weniger akzentuiert; Sophie, beſonders nach hinten, altteſtamentlich; Andres naiv und ſehr einfach, etwas ſchüchtern.

Dieses Heft enthält – entgegen dem Titelblattvermerk – Szenarien und z. T. weitgehende Ausführungen zum I. – III. Aufzug. Zum Abdruck kommen nur ausgewählte Partien.

Hq: Ungebundenes Heft in Hochoktav von 17 Blättern verschiedener Papierart. Goethe- und Schiller-Archiv (II 10*e*). Auf der ersten Seite: Die Wildſchützen. / Trauerſpiel in fünf Aufzügen und einem / Vorſpiel. / Engſte Skizze. / 16. bis 18. Dezember 47. Darunter:

Vorſpiel hat	1	Szene	=	10	Auftritte	16	Seiten	
Erſter Aufzug	2	—	=	11	—	$24\frac{1}{2}$	—	
II. —	1	—	=	12	—	$18\frac{1}{2}$	—	
III. —	1	—	=	14	—	21	—	
IV. —	2	—	=	8	—	$18\frac{1}{2}$	—	
V. —	1	—	=	9	—	$14\frac{1}{2}$	—	$12\frac{1}{2}$ bis jetzt

Wildſchützen: 6 Aufzüge mit 8 Szenen, drin 64 Auftritte auf 113 Seiten, erfordert 15 Herren, darunter 2 Nebenrollen und 4 Hauptrollen, 4 Damen, darunter 1 Nebenrolle; 4 Zimmer und 1 Walddekoration.

Die vollständige Handschrift, auf die in diesem Auszug verwiesen wird, ist nicht erhalten. Auf dem 2. Blatte:

Perſonen.

Der Kriminalrath von Walderode.
Robert, ſein Sohn.
Der Paſtor von Waldenrode.
Wilm Berndt, der Brauer von Waldenrode.
Sophie, ſeine Frau.
Wilm, genannt der große Wilm, 20 Jahr alt
Andres, neunzehn Jahr alt
Marie, achtzehnthalb Jahr
Wilm, genannt der kleine Wilm, fünfzehn Jahr alt
Kinder Berndts und Sophiens.
Willken, Sophiens Ohm, ein großer Bauer.
Der Jäger von Waldenrode.
Kaſpar Frei
Joſt Weiler
Balzer Lindenſchmidt
Paul Schoche und
Andere
Wildſchützen.
Baſtian, des Kriminalraths Kammerdiener.
Niclas
Peter und
Andere
Knechte Wilm Berndts.
Chriſtel und andere Mägde Wilm Berndts.
Einige Bauern.

Es ſpielt bei Berndt, auf dem Schloß, in der Waldſchenke und im heimlichen Grunde, in und bei dem Walddorf Walderode.

Diese Handschrift enthält eine Inhaltsangabe des ganzen Dramas, die vollständig zum Abdruck kommt.

An dieser Stelle ist zweifellos mindestens eine verloren gegangene Handschrift anzusetzen, da die kurze Inhaltsangabe des folgenden Heftes *Hr* bereits einen Auszug der letzten Erbförsterfassung darstellt. Eine Bestätigung erfährt diese Vermutung durch den Eintrag Devrients in sein Tagebuch, 28. Juni 1849: Otto Ludwig hatte wieder ein Stück geſchickt, die Umarbeitung der „Wildſchützen", „eine Waldtragödie". Diese Handschrift wurde laut weiteren Tagebuchnotizen von Devrient und Ludwig gemeinsam durchgearbeitet, während *H* die endgültige Reinschrift darstellt, also nicht mit jener Handschrift identisch sein kann.

Hr: Ungebundenes Quartheft von 12 z. T. lädierten Blättern. Goethe- und Schiller-Archiv (II 11 *a*). Auf dem Titelblatt von Ludwigs Hand: Eine Waldtragödie. Enthält S. 1–7 eine Inhaltsangabe des Stückes (vermutlich unter Zugrundelegung der von Devrient unter dem 28. Juni 1849 erwähnten Handschrift „Eine Waldtragödie") und allgemeine Bemerkungen; von S. 8–20 folgen, nach einem Szenar mit der Überschrift: Neueſte Szenerie, Ausführungen zu einzelnen Szenen, die fast wörtlich mit der endgültigen Fassung übereinstimmen und deshalb nicht mit zum Abdruck kommen.

Hs: Ungebundenes, von beiden Enden her beschriebenes Heft in Hochoktav von 188 Seiten. Goethe- und Schiller-Archiv (I 14). Enthält zumeist Novellenentwürfe, so zur Heiteretei, zum Kandidaten, zum Neuen Donquichote u. a. Auf den Seiten 29–32 weitere Skizzen zum Erbförster unter der Überschrift: Über den Erbförſter zu einer etwaigen Umarbeitung. Vermutlich aus dem Jahre 1850 stammend, jedenfalls nach dem März 1850, da die Wiener Änderung vorausgesetzt ist.

Ht: Dasselbe Heft wie *He*, Blatt 46 *a, b* (I); darin Einträge, die dem Schriftcharakter nach unverkennbar aus späterer Zeit als *He* stammen, voraussichtlich aus den Jahren 1849 oder 1850 (unmittelbar vorher mit demselben Schriftcharakter die älteste Makkabäerskizze). Wiederaufnahme der in *Hd* und *He* versuchten Verschmelzung Waldburg-Pfarrose. Die in dem folgenden Abdruck in gebrochenen Klammern wiedergegebenen nachträglichen Einfügungen zu dieser Skizze, sowie ein weiterer auf Blatt 45 *b* dieses Heftes stehender Entwurf (II) scheinen der noch kleineren Schrift nach, die für die spätere Zeit Ludwigs charakteristisch ist, abermals einige Jahre später zu fallen, doch ist eine genaue Entscheidung nicht möglich.

Hu: Drei gebrochene Blätter (*a*–*c*) in Querfolio, davon das dritte ein Doppelblatt. Goethe- und Schiller-Archiv (II 8 *d*, α–γ). Weiterer Versuch der Verschmelzung der Waldburg mit der Urfassung der Pfarrose in Romanform. Dem Schriftcharakter nach aus der Mitte der fünfziger Jahre stammend. Sehr kleine, schwer lesbare Schrift. Einige nicht zu entziffernde und z. T. lädierte Randbemerkungen fehlen bei dem folgenden Abdruck.

Hv: Dasselbe Heft wie *Hs*, Seite 60 *b*–63 *b*. Inhaltsskizze und Disposition des Waldburgromans. Nach 1855, da auf S. 61 *b* innerhalb einer Rechnungsnotiz der „Jahrgg. 55" einer nicht genannten Zeitschrift vermerkt ist.

Hw: Gebundenes Buch in Grossquart mit der von Ludwigs Hand stammenden Bezeichnung auf dem ersten Blatt: Romanſtudien. Goethe- und Schiller-

Archiv (VI 7). Enthält Seite 79–82 die späteste nachweisbare Bearbeitung des Waldburgromans aus der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, drei Blätter vorher der Eintrag: Juni 1858. Zum Abdruck kommen nur die ersten Partien rein epischen Inhalts, während die folgenden technischen Erwägungen über die Anlage des Romans ausgeschieden werden mussten.

[*Da.*]

NB. Agnes Bernauer. Als hiſtoriſches Drama kann es nicht wohl gelten; weil das Hiſtoriſche nur gelegentlich – nur zufällig dabei iſt, und drum wohl beſſer, auch dies wegzulaſſen, denn in einem guten Drama ſoll nichts zufällig Eingemengtes ſein. Franz würde ein Schwärzer (Wildſchütz) u. ſ. w., Meißenbeck ein Beſucher bei Albrecht, dem Herrn des Dorfs, deſſen Vater in Paris. Spielte zur Hexenzeit. Raimund vielleicht der Gerichtsſchreiber. Meißenbeck wäre ein etwas rauher, hochmütiger Edelmann. Rinken ein ehemaliger Soldat und Schwärzer. Szene ein gebirgiges Land an einer Grenze. Wenn nun Franz dem Meißenbeck aufpaßte mit der Flinte? Zielte? Und: Pfui des kindiſchen Treibens! Wie tief geht ſo 'ne Kugel. Wo ſitzt die Seele, daß man ſie trifft? Agnes die Tochter eines Fabrikanten oder ſo? oder des Müllers oder Gärtners? Angelika, ihre Geſpielin. Agnes, ein liebliches Naturkind. Der Paſtor, eine ehrliche Seele, ſelbſt betrogen. – Gedrängt und fortreißend. Die Perſonen alſo ohngefähr:

Junger Graf. (Albrecht.)
Junker. (Meißenbeck.)
Franz.
Rinken.
Paſtor Sölber.
Raimund.
Unger, Gärtner.
Fides, ſeine Tochter.
Angelika, Franzens Schweſter.
Büttel.

Dramatiſch wird das Sujet auf dieſe Weiſe ſehr gewinnen – aber poetiſch? Das müßte eben die Sorge ſein. Der ganze Entwurf noch einmal zu vergleichen. Erſt in Szenen zu bringen pp., um zu ſehen, ob das Stück an Einheit und Gedrängtheit ſoviel gewinnt, als es an Exterieur verliert durch die neue Einrichtung. Der Wald, das Leben der Waldbewohner, die wilde Natur, das Abgeſchiedene pp. müßten das Luſtige, Freie des Volksliedmittelalters erſetzen.

Doch ließe ſich das Volkslied deſto bequemer in den beiden Mädchen repräſentieren. Rinken ein Abenteurer.

NB. Inmitten der wilden Natur fühlt ſich Franz als Element und tritt aus der Reihe der Menſchen. Er iſt eine von den zerſtörenden Naturkräften, die ſich in einen menſchlichen Körper verirrt hat, der ihn nun hindert, ſich frei in die Natur zu tauchen. Er hat verſucht, Menſch zu ſein, man hat ihn nicht Menſch ſein laſſen. O daß ich ein Vulkan wäre, dieſes Lügenei zu zerſprengen mit all dem Ungeziefer, das drauf herumkriecht und dem, das wieder auf dieſem ſitzt. Seine Bilder ſind alle aus der Natur genommen; ſie iſt ſein Organ. Wie ſein Gewiſſen erwachen will, beim Todeskampfe des Junkers, zeigt ſich dieſer ſein Wahnſinn (in ſeiner ganzen ſchaurigen Größe). Hab' ich um ſein erbärmlich menſchlich Antlitz mich bemüht? Hat er mir's gegeben, ſo war ſein Zweck derſelbe, wie da er die Tollkirſche in die verführeriſche Lüge einer erquickenden Frucht hüllte, da er über den ſchwarzen Schlangenwurm den ganzen (flimmernden) Blumenfrühling ſeiner Farben ausgoß. So hat er verheerende Naturkräfte in tauſendfältige Formen gegoſſen, die nach zerſprengter Form wieder zurückkehren zum Element. (Drum iſt Krieg die ewige Loſung alles Lebens, und findet der Geiſt keinen äußeren Widerſtand, ſo zerreibt er ſich ſelbſt.) Erſt gehen ſie als Geſpenſter um, denn der innere luſtigere Menſch braucht länger um zu verfaulen als der äußere pp. Sein Kummer iſt, daß er den Junker nicht ganz, und ſo wie er möchte, verderben kann. Deswegen möcht' er an die Pfaffenlügen glauben, um glauben zu können, daß der Menſch ewige Glückſeligkeit verlieren könne. Im Auftritt mit ſeiner Schweſter pp.: Ich trank den Becher der Ausſchweifung in einem Zuge leer, und der Satz im Becher war wieder der Menſchenhaß; im Walde einſt bei einem mächtigen Sturm kam ihm eine Andacht an, gleichſam eine Eingebung pp. Vielleicht ins Stück eine ſolche Naturandacht zu bringen.

Der Gärtner vielleicht das Gegenteil davon, indem er die Moral und Religion in die lebloſe Welt überträgt. Blumenduft ein Gebet. Völliger Blumengottesdienſt. Fides will unter Blumen begraben ſein. Ihre Seele wie ein Hauch. Auf dieſe Weiſe Diktion und alles poetiſch und ſymboliſch. Die Handlung dabei raſch und draſtiſch pp. Das Stück muß zugleich pathetiſch und beſtimmt, intereſſant, voller plaſtiſcher Wahrheit und zugleich wunderbar zart und ſpielend poetiſch ſein. Beim erſten Anhören oder Leſen muß die Handlung ſpannen und feſſeln, beim zweitenmal muß es ein ganz anderes erſcheinen. Erſt muß alles im dramatiſchen Element untergehn, dann das Dramatiſche im pſychologiſchen und poetiſchen; geſehn muß es ein Drama, geleſen eine wunderbare Novelle ſein – ein anders von jedem Geſichtspunkt wie die Farben einer Libelle.

[*Db.*]

Vielleicht denkt Franz ſeine Familie an jener zu rächen, von der er, wie es ſich zuletzt – zu ſpät erweiſt, ſelbſt ein Glied iſt, vielleicht des Mädchens Bruder?

Während, wie der Zuſchauer und auch Franz wüßte, daß das Unglück (ihr Tod) geſchehen ſoll, nähme ihn der alte Graf als ſeinen Sohn auf. Er erführe mit Schrecken, daß er der Bruder und daß er ſeine Schweſter in den Tod jage. Oder vielleicht Meißenbeck?

– Geſpräch der Heldin mit ihrem Pflegevater. Abſchied.

Franz: Oh, es iſt ein Haus, das mordete, wie unſereins ein Butterbrot ißt.

Am beraumten Brauttage ſchmückt ſie ſich. –

Freilich würde das Stück auf dieſe Art etwas ärmlich werden; auch die Erfindung erſchien nicht neu genug. Zu verſuchen, wie weit ſich dieſe beiden Stoffe verbinden könnten.

Wenn vielleicht der alte Gärtner ins Komplott gezogen, ſie belügen müßte und dann bereute.

Wenn nun das böſe Prinzip der alte Jäger wäre, der den jungen Menſchen hetzte, indem er ihm weismacht, Angelika ſei ſeine Schweſter, er ſein Vater und die ganze Glut der Rache in ihm aufregte, ihn zum Mord brächte am eigenen Vater und dazu, ſeine Schweſter zu verderben. Ohrfeige. Wo denkt Ihr hin? Seid Ihr doch ein Junker. Iſt es nicht eine Ehre für die bürgerliche Wange, wenn ſie ein Adliger berührt pp. Ihr Geliebter gegen ſeinen (vermeintlichen) Vater.

Statt der Mönchsſzene – die Myſtifikation mit der Schweſterſchaft, die ihm nicht entdeckt werden ſoll, weshalb ſie erſcheinen muß als untreu pp., um ihn abwendig von ihr zu machen, woraus auch ihr Entſchluß, ſich umzubringen, ſtammt, zumal da ſie ſelbſt ihre Liebe nicht loswerden kann trotz allen Kampfes. Meißenbeck ganz zerknirſcht. Nachricht vom Verſchwinden der Heldin. Furcht. Man erinnert ſich ihrer Reden pp. Alles fortgeſchickt. Franz erzählt und jubiliert. Seht, ihr Schmerzensmenſchen, beugt ſich euerm Kummer auch nur ein Zweig? Seht wie heiter der Tag. Vielleicht erfährt er zuletzt, daß er ſelbſt zur Familie gehört, und hat ſeinen Jux darüber.

NB. Den Franz 'mal genauer als Naturdämon zu betrachten oder in ſeinem Kriege mit der Welt.

[*Dc.*]

Wenn freilich bei der neuen Änderung die Mannigfaltigkeit des alten Plans erhalten werden könnte, zugleich auch die Beſtimmtheit der Charaktere, ſo wäre viel gewonnen.

Nun die erſte Frage, ſoll Franz oder der Kaſtellan der Dämon ſein, ein Menſch? oder eine Naturkraft? Oder beides? Franz und der Zuſchauer müßten den Franz für den Dämon halten, und zuletzt käm' es heraus, daß er nur des Kaſtellans Spielzeug geweſen. Freilich wäre dasſelbe Motiv hier zweimal gebraucht.

[*Dd.*]

Ich will doch ſehen, wenn ich einmal mit meinem Trauerſpielentwurf ins Reine kommen werde. Anſtatt daß ſich ausſcheiden ſollte, wird das Ding immer verwickelter.

[*De.*]

Zur Agnes Bernauer; nicht Franz war verreiſt, ſondern ſeine Schweſter kommt heimlich von ihrem Wohnorte, den Meißenbeck aufzuſuchen, von dem ſie nicht weiß, wie er mit ihr daran iſt. Franz ſagt dann im Geſpräch, er ſei nicht mit dem Meißenbeck verreiſt geweſen; alſo das war ſein luſtiges Ausſehn, mit dem er kam! Zwei Nächte hatt' er nur und wußte ſie ſo gut zu nutzen. Wo iſt der Vater? pp. Ei nicht doch, das iſt dein Pflegevater und deine Pflegemutter; ich meine die wirklichen. „Du weißt ja, daß ſie tot ſind, ſchon ſeit ich ein kleines Kind war.“ Und was ſagte man dir von deinen Eltern? „Daß ſie brav waren.“ – So ſagte man dem Kinde, denn es iſt nichts Schrecklicheres für ein Kind, als ſeine Eltern nicht achten können pp. Jetzt biſt du keins mehr; biſt ja mündig, denkſt ans pp., ziehſt den Männern nach. So will ich dir's denn erzählen. Paß auf! pp. –

[*Df.*]

Wär' es nicht großartiger, wenn der Dämon ein ganzes Haus zerſtörte wie der Kaſtellan, als einen Schwächling wie Franz? Und ſogar die Stammburg mit, die er zuletzt anzündet, daß garnichts überbleiben ſoll. Freilich einzelne Schönheiten und draſtiſche Szenen würden wegfallen. Doch könnte man nicht die hiſtoriſchen Namen weglaſſen und aus Meißenbeck und Albrecht etwa Brüder machen? Darüber weiter nachzudenken. Die einzelnen Schönheiten gegeneinander abzuwägen.

Wenn nun Franz ſelbſt nur ein Werkzeug des Kaſtellans wäre; der Natur und ihrer Feindſchaft dienend, während er ethiſch zu wirken glaubt. Sollte die Agnes doch in ihrer bisherigen Geſtalt bleiben, ſo muß der mittelalterliche Ton das meiſte dabei tun.

Oder der Franz und Raimund flöſſen in eine Perſon zuſammen; das Dämoniſche des Franz würde auf den Kaſtellan mit übertragen.

Vieles pſychologiſche Intereſſe würde wegfallen, z. B. die Liebe Franzens zu ſeiner Schweſter, die er doch in ſeine allgemeine Menſchenverachtung einſchließend, als blindes Werkzeug benutzt, worin ſeine Individualität mit beſteht. Denn dieſe Liebe iſt das, was ihn aus dem Allgemeinen eines racheburſtigen Teufels heraushebt und zu ihm ſelbſt macht.

Nur ja beim Hauptplan nicht zu ſehr auf die Erhaltung bisheriger Ausſchmückungen geſehen. Das Intereſſe (wenn die A. W. bleibt,) iſt ohnedies zu wenig konzentriert und wird durch ſolche Extravaganzen gar zum Stückwerk.

[*Dg.*]

Nur um alles in der Welt keinen pſychologiſchen Roman darausgemacht. Lieber manches unbenutzt gelaſſen, als dem Stücke das freie poetiſche Spiel geraubt! Die Auftritte müſſen ſich auch natürlicher machen, namentlich müſſen die Parallelſzenen zwiſchen Franz und Meißenbeck anders geordnet werden.

[*Hc.*]

Waldburg noch einmal aufzunehmen. Adel und Proletarier. Man muß aber gleich von vornherein wiſſen, daß Ernſt der Sohn des Grafen. Der Alte hätte ſeine Bedenken; der alte Graf noch rüſtig genug, Kinder zu erzeugen? Nein. Vielleicht noch ein Kamerad? Mehr von des Kaſtellans Bemooſtheit und Unheimlichkeit. Er war ſchon ganz apathiſch geworden, als das Wiederſehn des Grafen ihn aufregt. Der alte Graf muß ſeinem geſtohlenen Sohne auf der Spur ſein; vielleicht kommt der Kaſtellan in die Klemme und wird dadurch wild. Wie der Kaſtellan erfährt, ſein Sohn ſei tot (der Gnadenſtoß für den Grafen, und der Anſtoß zur Vollendung der Intrigue, weil nun Heinrich allein überbleibt und der Graf nun, der ſchon zugeben wollte, von neuem auf die ſtandesmäßige Vermählung dringen muß und eine Rechtfertigung des ſtarken Mittels) beſchließt er, daß nun auch niemand übrigbleiben ſoll. (NB. Der Haß, die Rache macht den Kaſtellan wieder jung; der Schwur, der ihn nicht ſterben läßt. Sowie die Tat getan, tritt das Traumhafte in ſeinem Zuſtand wieder ein.) Seine Geſchichte erzählt er als von einem andern verübt; muß ſich immer zuſammennehmen, daß er ſein Geheimnis nicht verrät. Er wechſelt zwiſchen marionettenartiger Agonie und wütender Rachſucht. Behauptet, er wäre lang geſtorben, wenn nicht ſein Eid ihn feſthielte im Leben. Beiſpiele von dieſer Kraft ſeines Eides. Die Nachricht von ſeines Sohnes Tod macht ihn erſt recht munter. Wird noch ein anderer vergeblicher Verſuch gemacht, die Liebenden zu trennen. Die Gräfin findet in dem Mädchen nicht, was ſie gehofft; das Mädchen imponiert ihr ſtatt umgekehrt. Sie ſchwankt zwiſchen Zuneigung und Eiferſucht. Heinrich und Ernſt müſſen mehr zuſammengehetzt werden. Der Graf hat eine Wiederkehr eines Anfalls zu erwarten, der ihn töten kann. Er zeigt ſich auch hochfahrend pp. gegen den Kaſtellan, zeigt ihm vielleicht ſeine Verachtung, wofür der zuletzt, den Sterbenden verhöhnend, ſich rächt. Kommt vielleicht der Komplice und droht mit Verrat; er ſtürzt ihn durch eine Falltüre. Er hat Ernſt ſchon zur Feindſchaft erzogen. Hat ſeinen Plan damit aufgegeben und nimmt ihn wiederum auf. Auch Heinrich und Clara mehr in Berührung. Die Art, wie alle umkommen, muß nicht gerade ſo berechnet ſein vom Kaſtellan, wie es geſchieht. Will er ſie blos hereinlocken, um ſie zu verbrennen. Irgendein Lakonism, wie nach den Grafen gefragt wird. Vielleicht führt er den Frager an die Falltür. Sie ſind ganz wohl; ſie geruhen pp. Das iſt die Türe, durch welche die alten Grafen einmal einen Feind fallen laſſen.

[*Hd.*]

Die Waldburg damit verſchmolzen. Der Kaſtellan hat die Kinder vertauſcht. Die rebelliſchen Bauern anführend kommt des Grafen echter letzter Sohn und wird vom Grafen ſelbſt umgebracht. Gilt nun durch dieſe Eröffnung der Junker nicht mehr für des Grafen Sohn oder glaubt's wenigſtens und rächt nun am Grafen; er iſt er's [so] doch. Der ganz Alte käm' zuletzt und weinte an ſeines böſen Sohnes Leiche und verfluchte deſſen Mörder, ſeinen Enkel. Der Alte wär' dadurch frei geworden, daß die Bauern die Gewölbe erbrochen. Da nun ſein Sohn tot, hat der Kaſtellan kein Intereſſe mehr, alles zu verheimlichen, und träte nun als Ankläger auf.

Der alte Kaſtellan kann nicht erſterben vor ſeinem gräßlichen Geheimnis; er erwartet den Geiſtlichen; an den Herrn iſt auch geſchrieben, der ſeinen jüngern Sohn beweint (?); der den Schwur getan, nicht zu ruhen, bis er gerächt und der Mörder abgetan iſt, deshalb hinzeſchickt. Das an des Sterbenden Lager oder vor der offenen Kammertür erzählt; auch, welche Gerüchte laufen wegen des Kaſtellans und Herrn, daß dies Schloß etwas Grauſiges enthalten ſoll. Wie der Alte im Fieber erſcheint, erſchrecken ſie wie vor einem Geſpenſt. Seine Phantaſien beziehn ſich auf den Vatermord, NB. ſo daß ſie erſt ſpäter deutlich werden. Was denn? Wer hat's ihm denn angeſehn? Niemand. Grabt ihn aus. Verſucht's doch, ob er noch dort pp., er lacht mitunter wie ſchadenfroh und wahnſinnig, dann kommt der mechaniſche Trieb, in ſich zu verſchließen. Stöhnen wegen Gewiſſensbiſſen. Er leidet gewiß nicht ſo; er war immer hart; er – wie ich ein Butterbrot aß. Die Blutflecke, die er immer ſieht. Die eine alte Frau: Hier mußten wir alle zwei Tage aufwaſchen, und es ſah doch niemand was. Der Pfarrer ſoll geholt werden. (Oft ſchon, dann wenn er wieder ein wenig beſſer, widerruft er's.)

Auch ein Sohn des Herrn, der die rebelliſchen Bauern anführt. Die Kindesmörderin im Gefängnis; wenn das der Kaſtellan wüßte, der keine Maus hereinließ. Vielleicht ein alter Rabe von Haushälterin, ſchaurig. Nun brechen die Wüſtlinge ein; die Alte will's verhindern, vergeblich. Außerſte Frivolität; da erſcheint der Fieberkranke wie ein Geſpenſt. Der Junker unterhält ſich in wilder Luſtigkeit, ſelbſt fiebriſch, mit dem Fieberiſchen. Erſt der Pfarrer. Es ſei nach ihm geſchickt; das macht den Übrigen ſchon einen Schauder. Junker: Ich bin's nicht. Paſtor: Und warum nicht (erkennt ihn). Wer von euch weiß, ob er nicht die nächſte Viertelſtunde nach mir verlangt. Nun kommt der Kranke dazu, will's nicht Wort haben, daß er nach dem Paſtor geſchickt. Das tun die Sterbenden, und ich bin geſund. Ich kann noch huſten, daß es klingt. Ich lebe noch hundert Jahre pp. Wie er die übrigen gewahr wird, will er ſie verſcheuchen; der Junker hält ihn. Kennſt du mich nicht mehr, Gerippe. Kaſtellan ringt ſeine Hände und geht jammernd und betend. Oder bittet er den Paſtor, den Geiſt von ihm zu halten. Vorhin ſchon die Ähnlichkeit mit dem Urgroßvater beredet. Das dein Vater. Wo dein Großvater? Von dem hab' ich nie ein Bild geſehn und kam auch ſchlecht an, wenn ich fragte. Das hat ſchon den Alten immer gegen den Jungen eingenommen, daß er dem Gemordeten ſo ähnlich; deshalb hat er ihn ſo ſchlecht (grauſam) behandelt und in nichts für ihn geſorgt, ihn wild aufwachſen laſſen, weil dieſe Ähnlichkeit ihn geſchreckt wie ein Prophezeiung. Er hat ihn überſtreng behandelt, um ihn nicht zu verziehn, weil ſein Vater ihn verzogen und dadurch pp. Durch dies Meidenwollen erzweckt er das Verkehrte. So liegt in dem Junker ein tiefer erbitterter Haß gegen ſeinen Vater, der ihn ohne Kenntniſſe gelaſſen pp.

Zuletzt hat der Junker alles verſperrt und brennt an. (Weil er das Mädchen nicht retten kann, hat er ſie umgebracht. Hier bleiben Sie. Ich will der Gerechtigkeit Ihren Namen entziehn. Machen Sie Ihre Rechnung mit dem Himmel. Von hier geht kein Weg. Der Alte fleht, droht mit der Strafe des Himmels. Junker: Dazu bin ich ſelbſt das Werkzeug. Kein Verzeihn. Der Alte: Gottes Gerechtigkeit pp. Junker: Dies Schloß trägt Ihren Namen. Alles weggefegt wie ein faulender Leichnam, der Peſt verbreiten kann. Es ſoll niemand wiſſen, daß pp.) Der Alte vergeblich flehend, niederfallend. Gerechtigkeit des Himmels; hier hab' ich meinen Vater erſchlagen. (Nun ſterben ſie zuſammen, die Leiche mitten innen.) Will der Alte dem Kaſtellan ein Succeſſionspülverchen einrühren, damit der nichts verplaudere in ſeinem Zuſtand; das wird entdeckt, und der Kaſtellan in ſeiner Erzürnung, weil das Leben ihm alles, geſteht nun?

Der Paſtor will das Mädchen von dem Junker trennen und flucht beiden, da es ihm nicht gelingt, u. geht pp.

(Sehen Sie die Spritzer Blut hier; das läßt ſich nicht wegwaſchen pp., es ſieht's niemand.) NB. Der alte Bediente geht mit Sterben um; der alte Graf kommt, um den Mitwiſſer ſeiner Taten zu bewachen. Durch dieſen Mitwiſſer erfährt ſein Sohn alles und hält Gericht, indem er jenen zum Zeugen aufruft. Zu dem Alten iſt der Pfarrer gerufen. Der Alte kommt in den Saal, weil ihn die Todesangſt von Ort zu Ort treibt. Der Alte war auch die Mittelsperſon bei der Verführung des Junkers.

Der Alte nennt keine Namen, wenigſtens nicht den ſeines Herrn; er muß die Sache losſein, um ſterben zu können, nennt aber aus altem Gehorſam pp. den Herrn nicht. Schwört der Junker Rache. Dann kommt ſein Vater dazu.

Der kranke alte Edelmann (aber bösartig ſtark), vielleicht auch ſein Vater, der durch den Wahnſinn des Kaſtellans frei wird. Die Kindesmörderin, des Junkers Kniee umſchlingend, der um ihretwillen ſeinen Bruder umgebracht, der durch des Alten Intrigue, der beglückte Liebhaber erſcheinen ſollen, und an ihm ſich haltend gegen den ſtrengen Vater, den Prieſter des Zorns. Der Alte ſelbſt verfolgt ſeinen Sohn, den Mörder ſeines Lieblings (weiß er, daß der es?). Auf dem alten Schloſſe treffen ſie ſich alle. Das Mädchen iſt ſchlecht geworden. Alle Tugend ſchien ihr nichts; bis das Gewiſſen ſie trieb, ſich ſelbſt anzuzeigen. Dazu die Bauern, die das Schloß ſtürmen und die Edelleute ermorden wollen. Der Junker war faſt der Tugend gewonnen; er hat die Spur des Mädchens, die er nun treu weiß – und ſein Kind; das ſoll anders werden als er pp.

Er will ſie mit fortnehmen. Hindert ihn ſein Vater daran, der das Vaterrecht geltend macht. Da keine Rettung mehr, macht er ſie ſelbſt tot. Das alles iſt dein Werk. Er rächt den ganz Alten am Alten.

Kommt die Kindesmörderin unter die Lärmer?

Oder der Geiſtliche und behauptet, er ſei zu einem armen Sünder gerufen; wie ſie ſich gefaßt und ihn verhöhnen. Ich bin recht; iſt der da kein armer Sünder, ſo iſt's keiner. Seht ihn an. Oft faßt die Hand Gottes mit ſchnellem Griff; wer weiß, wer von euch mich noch braucht? Ich bleibe bis zum Morgen.

Iſt ihm vielleicht ſein ehemaliger Freund, deſſen Frau er verführt hatte oder deſſen, da er ihn ſelbſt erſchlagen, Bruder nachgereiſt, den er nun auch erſchlägt?

Komm, wir wollen uns nochmal verloben.

Oder verlobt er ſich der bürgerlichen Kindesmörderin im Beiſein des Alten? Dann ſpricht er des Alten Urteil, den er im Anfang nicht merken laſſen, was er weiß.

Pfui, dies Gold iſt der Kuppler geweſen; deshalb hat ein Menſch ſeinen Vater erſchlagen und ſeinen Sohn der Hölle geopfert. Hilft dir's nun nicht, dies Ding, um das du alles in die Schanze geſchlagen haſt? Oh der falſche Freund war die Opfer nicht wert, die du ihm brachteſt.

Vielleicht kommen die Schergen, ihn zu holen, und man erfährt ſein Verbrechen; macht er ſich tot, um ihnen nicht in die Hände zu fallen?

Die Wüſtheit, Frechheit iſt Maske und Hülfsmittel, das ſchreckliche Mit-ſich-allein loszuwerden.

Iſt er aus Paris eines Mordes wegen entflohn?

Wie er mit dem Mädchen: Wir ſind herrliche Leute pp., das innigſt-tiefſte Mitleid mit ihr zeigt ſeinen gemütl. guten Kern; meine Seligkeit gäb' ich darum. Du auf dem Weg zum Rabenſtein, ich auch, wenn ſie mich fangen; wie lang, ſo wird die Nachricht mir nachkommen pp. Begegnung. Liebe, alte, wieder emporquellende, Reue, Verzweiflung, Mitleid, Verachtung gegen ſie und ſich pp. Rachewut. Hier waren wir glücklich. Erinnerungen.

1. Geſpräch des Kaſtellans pp. von dem jungen Herrn, wie er war, ein Spielball des Himmels und des Teufels; mit beſſerer Erziehung. Der Kaſtellan gibt zu verſtehn, er wiſſe manches. Lärmen. Furcht vor Räubern. Wegen der Kindesmörderin, die morgen gerichtet werden ſoll. Der Junge wäre ein herrlicher Menſch geworden, wenn nicht der Alte (ſpukt auch noch der Uralte? und kommt vielleicht in den wilden Kreis, ſo daß ſie verſteinern, oder nur der Paſtor? Oder weiß er wenigſtens, daß der Alte dem ganz Alten ſchlecht mitgeſpielt?).
2. Wildes Volk.
3. Vertraul. Erzählung des Wüſtlings.
4. Die andern kommen wieder. Von der Kindermörderin.
5. Der Paſtor.

Der Wüſtling, aus Paris kehrend mit einer Rotte, nachts das Schloß erobernd, das faſt unbewohnt, darin aber eine Kindesmörderin im Gefängnis ſitzt. Sie treiben ihr Weſen; einige legen ſich nieder; er kann nicht ſchlafen. Einem Freunde erzählt er, daß er nicht immer ſo geweſen. Seine Geſchichte; wie er erfahren. NB. ſein Benehmen muß immer ungerecht ſein. Wie er ſie zurückgewieſen höhnend. Manchmal, als habe er zuviel getan; ich habe ſpäter ganz andere Dinge gemacht, aber der eine Augenblick iſt ſchrecklicher für mich daran zu denken; er hat mich in die Wüſtenei getrieben, in der ich mich befinde. Ich bin ein Untier; (ich mag nicht daran denken, um es nicht zu entweihn) aber ich fühl's, ich wäre gut wie du, wenn pp.; ſeitdem hab' ich mich an dem Geſchlecht gerächt.

Bekommt er mit ſeinem Bruder darüber ein Duell? bringt ihn um, bedeckt ihn und zeigt ihn dann ſeinem Vater. Dem Alten wär's um die Erhaltung ſeines Geſchlechts. Da haſt du's erhalten. Wenn du fähig wärſt, das Geſchlecht noch fortzupflanzen, ſo tötet' ich dich auch. Zündet er zuletzt das Schloß an und jagt, die abhalten wollen, davon?

Haben die Alten ſelber ihm eine Dirne in die Hand geſpielt, um ihn loszumachen?

Es iſt genug; dies Haus hat ſchauerliche Dinge vollbracht pp. Nur Vermögen und der alte Namen! Die Unſchuld ihres Sohnes war nichts.

NB. er bekommt heraus, daß die Dirne (ich hätte nicht mißtraut, wär' ich ſelbſt rein geweſen), die ihn verführt, dazu von ſeinem Vater gewonnen worden pp. Zuletzt hält er Gericht; freilich hab' er kein Recht dazu, aber es iſt nur, die Greuel vollzumachen.

[*IIe.*]

Die Hauptfragen:

1. Wie wird's wahrſcheinlich, daß das Mädchen das Kind umbringt? Beſonders aus Eiferſucht; es wird ihr erzählt, wie er ſtolz, herrlich und in Freuden lebe, wie er eine Vornehme umwerbe, wie er verliebt ſei.

Sie muß alſo ſtolz, leidenſchaftlich, raſch, beſonders eiferſüchtig ſein. Nun müſſen Nebenhandlungen erfunden werden, die dieſen Charakter zu dem Ende treiben können.

2. Wie kann er ſie verlaſſen und dann doch mit ſolcher Reue kehren? Ein zweinaturiger Charakter, mit einer weichen Seite für weiche Berührungen und einer aufbäumenden gegen allen Zwang; Geduld, liebende Ausdauer, Jähzorn.

Geſchichten erfunden, worin beide all dieſe Züge in Handlung zeigen. Er handelt immer in der erſten Aufregung.

Ein ander Beiſpiel von Übereilung, die er gutzumachen, heißen Eifer zeigt. Wie er die Roſette verlaſſen ſoll, da trotzt er; da ſchwört er: Wenn er ſie verlaſſe, ſoll's ſein Verderben ſein.

Wird ihm wirklich eine Kokette, vielleicht die Schweſter des armen Adligen, der der Unterhaltung wegen als eine Art luſtiger Rat mit erhalten wird, als Köder vorgeführt? Wie er halb von ihr verführt iſt, da glaubt er auch an fremde Untreu. Theoretiſch wird erſt ſeine Meinung von den Weibern, von Treue pp. erſchüttert.

Der Andere hat Freude daran, das Mädchen zu quälen, die Mutter dazu; ſie muß ſich die Kirchenbuße vormachen laſſen, dann kommt ſein Liebeshandel und Hochzeit – da ſie immer noch ſeine Rückkehr gehofft, täglich an die Straße gegangen pp.

Sein Vater hetzt ihn wie ſonſt der Kaſtellan. Hinter des Alten Rücken will die Alte ihn warnen, gegen den Grafen zu gehn, ihm entdecken, daß er des Grafen Sohn ſei – halb vom Herzen, halb von Haß gegen ihren Mann getrieben, der ſie ſehr ſchlecht behandelt. Bei der Hetzerei hört man die Unbilde, weshalb er ſich an dem Grafen gerächt durch Wegführung ſeines Sohnes, ohne aber zu hören, daß die Rache ſchon vollzogen. Wie die Alte ihre Vorbereitung gemacht und ſchon ſoweit gekommen, daß der Junge erfahren, er ſei nicht ihr Sohn, kommt der Alte, ihr Bruder, dazu; dann wird er gefangen pp. Wunderliche Wirtſchaft, der Junge unter den Weibern, der geſpenſtigen Alten und der extravaganten Roſette.

Gleich im Anfang fragt der Alte den Kaſtellan nach dem ausgetauſchten Kinde pp. Aus dieſer Szene und der Einleitung der Alten oder auch aus dem Geſpräche des Alten mit der Alten, in welchem er ihr droht, wenn ſie verrate, den Jungen zu erſchießen – erfährt der Zuſchauer bei Zeit, wer der Junge iſt.

Der Junge hat etwas wie Neigung zum Grafen ſich regen fühlen; deshalb nimmt ihn der Alte vor, bringt ihn faſt zum Racheſchwur. Nun kommt die Aufregung durch Roſette und die Gefangenſchaft, in der er die Hände verlieren ſoll dazu; indem er weggeführt wird, ſchwört er noch, wenn er ſeine Hände behalte, damit dem Grafen ein Ende zu machen. Der Alte lacht hinter ihm her: Wir wollen ſchon dafür ſorgen, daß du die Hände behältſt. Hat nun der Alte den Jungen ſelber verraten, um ihn vollauf zu hetzen. Seine ſchauerliche Ruhe bei alledem. Nun fragt er, ob ſie was zu eſſen hat?

Er hat vielleicht noch einen Kerl dabei, der ihm rapportiert, daß die Gemeinen ziemlich aufgewühlt, ſo daß nur eine aufregende Gelegenheit von außen nötig. Für die hat er ſchon geſorgt. Der Alte hat den Jungen zum Wildſchützen gemacht und ihn dann verraten oder verraten laſſen. Die Alte, die ihren Zögling liebt, ſieht mit Angſt, wie ihr Bruder denſelben immer mehr in ſeine Gewalt bringt, aber Furcht vor deſſen Drohung hindert ſie zu hindern.

Die Dame ſchreibt ihm, ſie ſei zu einer Freundin auf Beſuch gegangen, er könne ſie abholen, wenn er wolle; Duellbrief. Er will erſt, weil ſich mit ihm duellieren dem Tod in den Rachen rennen heißt, nicht und die Frau bewegen, ſich auszuſöhnen und wieder zurückzugehn. Darauf der Brief des Mannes zum Duell; er nimmt's an. Oder vorher beide Briefe; er will ſie ausſöhnen, weil's noch zu machen.

In Paris mitten in der wildeſten Lüderlichkeit kommt dem Junker der weiche Augenblick, in welchem er dem Sanfteren ſein inneres Unglück mitteilt, die Liebe, die er immer noch für die fühlen muß, die ihn ſo elend gemacht. Denn eben dieſer Weichheit zu entfliehn, wirft er ſich aller Wildheit in die Arme und jetzt eben wieder, (nachdem er ſich erſt angeklagt.) (Er tut nun etwas, was er vorher nicht tun wollen, Verführung oder dergleichen, Rache am Geſchlecht; den Mann tötet er im Duell. NB. Er erhält den Brief, daß die Frau von ihrem Manne geflohen; iſt zweifelnd, ob er ſie nicht zu ihrem Mann zurückzukehren bewegen ſoll und großmütig ſein. Nachher: Reue!)

Gegen die andern läßt er nicht eher etwas merken als, da ſie, wie ſie glauben, nun ohne Gefahr tun zu können, ſie den Betrug als großen Witz erzählen (NB. Sie hätten das Mädchen erſt wirklich verführen wollen.), da er eben behauptete, er könne nicht betrogen werden, weil er nicht traue. Großartig treibt er ſie nun von ſich – an ihnen nicht rächend, weil's von ſeinem Vater ausging. Nun wird ihm gerade Vater und Roſette entgegengeſpielt.

Frühſter Morgen.

Roſette wartet auf Öffnung des Schloſſes.

Andere dazu.

Mädchen.

Geſellſchaft mit Falkenſtein. Schön; ſie hat den Galan gleich bei ſich pp., damit wird eine Mitleids- und Zweifelsregung in Falkenſtein niedergekämpft. Geſellſchaft ein Stück vorbei, warten.

Des andern Dreinmiſchen macht den Junker wütend. NB. Der die Täuſchungskomödie erfindet, tut's halb aus Rache, weil er nicht bei ihr ankommen können, er, der Don Juan, der nur den Mund zu öffnen braucht, ſo fallen ſie ihm hinein. Das Mädchen hat, des Junkers heftiges Temperament kennend, ihm nichts davon geſagt. Er hat ihr ein Strumpfband oder dergl. durch eine von ihren Kameradinnen, die neidiſch und wegen ihres Stolzes gegen ſie aufgebracht, ſtehlen laſſen, (vielleicht auch einen Brief, der an den Junker gemeint war, als an einen andern. Der zeigt ihn auf; Falkenſtein kann nicht zweifeln; es iſt ihre Schrift; er hat ihn vorgeleſen. Die andern einſtimmig, ſo ſei auch an ſie geſchrieben; einer ſucht den Brief; einer lieſt ſeinem Bedienten die Leviten, daß er die Papiere vernichtet. Der: Ich dachte, es ſollte niemand davon wiſſen, wie mit den andern Briefen.)

Der Don Juan: Du verſtehſt mit den Weibern nicht umzugehn; du haſt ordentlichen Reſpekt vor ihnen. Du mußt ſie nur für ſchlecht halten, und dann ſind ſie ſchlecht. Sie lachen über des Junkers unſchuldige Vorſtellungen.

Er wirft die Roſette, die jenen um Hülfe angerufen, mit dem Fuß aus dem Wege; haut den andern, der ihn wütend packt, mit der Peitſche übers Geſicht und eilt mit den ihn preiſenden Liederlichen ab. Roſette hebt ſich und flucht, wie ſie denn großartig und leidenſchaftlich iſt und ſelbſt von ihrem Vater ſtolz fortgegangen, betet, ſtammelt etwas nach. Der andere ſchwört über der Liegenden ſich ſelber Rache an jenem.

Falkenſtein und Roſette zwei titaniſche Naturen; ſie macht gegen den orthodoxen Rigorismus des Vaters die Freigeiſterei der Leidenſchaft geltend; von ſeiner Titanennatur, von ſeiner Gewaltſamkeit im Grimm müſſen Beiſpiele erzählt werden ſchon aus ſeiner Kindheit. Vielleicht Erkennung des andern und des Vaters, eh' der Falkenſtein ihn totſticht. Der treibt dann alle andern von ſich, nimmt einem die Fackel ab, ſteckt die Vorhänge in Brand; einer flüchtet erſt, als die Flammen ſchon draußen. Letzte Friſt. Er bleibt und ſchießt ſich nieder.

Roſettens Geſchichte.

Man ſieht ſie in ihrem Stolz, Eiferſucht, feurigen Liebe, ihrem Herunterſehn auf die Kameradinnen, die ihr deshalb gram werden u. ſich gegen ſie brauchen laſſen. Auch ihre Mutter kommandiert ſie, die, ſo vernünftig ſie iſt, von dem in Roſetten verliebten (eigenſinnigen) Alten gezwungen wird, des Töchterleins Willen zu tun. Er begünſtigt die Werbung des andern, der eiferſüchtig (Junker dem andern auch feind) eines Nachts dem alten Paſtor das Stelldichein der Jungen verrät. Wie er ſie getroffen pp. Der Alte macht das heimlich aufgelaſſene Schlupfloch zu und erwartet das Mädchen. Man ſieht die jungen Leute Abſchied nehmen; Hoffnung daraus, daß der Graf nichts mehr gegen die Liebe zu haben ſcheint. Falkenſtein ab; das Mädchen will herein; es iſt zu; endlich der Alte. Vertreibung. In einer Art Reue kommt nun der vorher kurzbehandelte andere zum Vorſchein. Was tun? Zum Jungen gehn. NB. Der andere vergilt ihr von nun an die Behandlung; er iſt zwiſchen Liebe und Haß, weil ſie auch in Gedanken von jenem [nicht] läßt; er iſt immer bemüht, ſie mit jenem zu quälen, ſie zu ſtrafen, daß ſie jenen noch immer liebt, u. ſolchergeſtalt ſeiner eigenen Eiferſucht hypochondriſch ein ewiges Qualfeſt zu bereiten. Dieſer Zuſtand demoraliſiert ihn. Es macht ihm Freude, ſie ſo zum Junker zu führen; er benimmt ſich ſo dabei und Roſette iſt ſo hingebend in ihrer Ratloſigkeit gegen ihn, gegen den ſie ſonſt ſo anders war, daß Falkenſtein in dieſem ſonſtigen Andersſein nur Heuchelei ſieht und alles in den Lüderlichen Kram paßt, die ihn ohnedies hetzen.

Mit dem Alten hat es ſchon eine Szene geſetzt; von des Grafen Reden empört kommt er heim und findet den Junker, jagt ihn fort; er glaubt ihren Verſicherungen, es ſei nichts, und bittet ſie nach Art Jähzorniger um Verzeihung, wobei ſie ſich bitter kränkt und dem Junker ſagen will, es müſſe anders werden. Sie ſchreibt hier vielleicht den Brief, den ſie der vermeinten Freundin gibt und den einer einigemal abſchreibt, immer mit anderer Adreſſe. Dieſe vermeinte Freundin, der ſie ſich ganz vertraut, verrät all das Vertraute dem Intriganten, der ſich ſeinerſeits an der Roſette für Verſchmähung rächt.

Nachdem der Junker, aus Eiferſucht, verletztem Stolz und weil er ſich beobachtet weiß, Roſetten von ſich geſtoßen und dem andern übers Geſicht gehaun – die andern, wie ſie flucht: Recht ſo; wie ſie betet, reißt er ſie auf; warte, ich will beten; nun ſchwört er Rache, und ſie ſagt gedankenlos Amen.

Die Tat iſt geſchehn. Als geknickte Blume iſt ſie bei des andern Mutter; ihr Weſen, dem man das böſe Gewiſſen anſieht, der Alten Verdacht. Die Eiferſucht und Rache, mit der der andere ſelbſt ſein Bild in ihren Gedanken verfolgt (und ſie ſchon halb wahnſinnig gemacht; er läßt ſie ausruhn, damit ſie nicht wahnſinnig wird, wie der Arzt bei der Folter.) Die Alte warnt ihren Sohn vor ihrem Bruder, eröffnet ſchon halb das Geheimnis. Ja, ſagt der Bruder, der das merkt; er darf nicht dableiben. Die Alte forſcht den andern aus; ſie hat Verdacht, er ſei Wildſchütz geworden pp. Der Bruder ſchickt ſeinen Helfershelfer, den andern dem Jäger angeben (Hausſuchung). Man hört, mit welchem Vergnügen der Bruder die Racheurſach des andern gehört; er erzieht ja den andern ſeiner Rache (er erzählt ihm die alten Greuel). Drohung, mit welcher in aller Gemütlichkeit der Bruder ſeiner Schweſter verbietet, auszuſchwatzen. Ich werd' ihn ins Gefängnis ſetzen laſſen pp.

Die alten Geſpielinnen tun ihr Außerſtes, der Roſette alle frühere Überhebung zu vergelten. Die damals Gefallene (?), die ihr Liebhaber geheiratet, kommt mit ihrem Kinde, zeigt ihre ganze Mutterſeligkeit und erregt dadurch einen Sturm in der Roſette. Die will dann beten; es geht nicht; das Kind kommt immer dazwiſchen (u. drückt mit ſeinen Händchen zurück). Sie ſieht es; will es immer ergreifen, das flieht — es iſt ja tot, ſeine Mutter hat's umgebracht pp. Halber Wahnſinn. Sie ſitzt regungslos; alle wiſſen nicht, was aus ihr zu machen.

Die Polizei kommt. (Der Graf hat geſchworen, daß der andere die Hände verlieren ſoll.) Der andere trotzig, weil er nicht glaubt, daß ſie finden werden.

Roſette in Gedanken darauf kommend, daß ſie ſich ausliefern will; lieber Menſchen als Geiſtern. In der Meinung, die Leute ſind gekommen, ſie zu holen, zieht ſie ſich an und ſagt dann: da bin ich; führt mich fort. Die erſtaunt. Ich bin ſie ja, die Mörderin. Sucht nur da und da (erzählt den Vorgang, als wenn er ſie gar nichts anginge.); wo die Flämmchen pp. verſteht ihr pp. Nun bringen ſie auch das gefundene Reh, führen den andern ab. Der Bruder ganz ruhig. Lang ſoll er nicht ſitzen; nur ſoll er erſt die Angſt ausſtehn. Nachher erzählt ihr der Bruder, was der Graf mit ihm machen wollen pp., und nimmt ihm das Gelübde der Rache ab.

Im Gefängnis ſingt ſie: Die Leut' im Dorf pp. Der alte Paſtor, zu einer Kindesmörderin beſtellt, trifft ſeine Tochter. Es überwältigt ihn, beſonders ihre Anklage, die ſie in wahnſinniger Dumpfheit macht. Er weint; dann findet er ſich wieder. (Ihr ſeid beſſer, ihr hättet's nicht getan, hättet Euer Kind nicht verſtoßen pp.) Er iſt wieder der grimme Prieſter. Durch Qualen gereinigt; ſeine harte Anſicht. Sie hofft im Sterben Ruhe zu finden. Sie ſoll im Wagen an den entfernten Gerichtsplatz gebracht werden. Oder vielmehr erſt in ein anderes Zimmer.

Am frühen Morgen, wenn das Glöckchen pp., ſoll die Hinrichtung ſein. Die Eitelkeit noch lebendig in der Sorge um das Armeſünderhemd.

Nun kommt die Szene vor dem Schloß; der andere will die Roſette retten. Weil man den Grafen und den Jungen erwartet, hoffen ſie, die dabei in ihre Hände zu bekommen.

Die jungen wilden Geſellen kommen. Sie verraten ſelbſt, nachdem ſie den Geiſtlichen geneckt und der Junker der ſchlimmſte war, des Alten Fluch verlacht hat, den alten Streich. (Der Vater ſelbſt. Schaffot. Was iſt das da draußen?) Er jagt ſie von ſich bis auf den Sanften, dem er ſich in Paris ſchon vertraut; ſchwört ſich der Tugend zu, ſchwärmt in der Seligkeit der alten Liebe pp.

Der Graf; Heiratsgeſchichte. Der Junge: Ich heirate die oder niemand. Kaſtellan vielleicht erſt mit der Entdeckung, vielleicht an den Jungen, den er für den Alten hält; der Kaſtellan wird beſinnungslos allmählich durch Gewäſche, was nichts ſagt. Sie wollen einen beſſeren Augenblick erwarten. Graf kommt wieder auf die Braut; Falkenſtein proteſtiert und ſpricht beſtimmteſt aus. Drohung mit Enterbung; der wiedergefundene Sohn ohnedies der Älteſte. Falkenſtein: Geben Sie ihm alles und laſſen Sie mich frei ſein. Nun kommt der Paſtor mit Roſetten. Falkenſtein mit leiſem Grauen; das iſt die Kindesmörderin. Erkennung. Der Paſtor will das Seelenheil der Tochter retten; die hat alle chriſtliche Sammlung vergeſſen; die Leidenſchaft noch glühender als ſonſt; vergeblich, daß der Paſtor dazwiſchen tritt mit dem Zorn des Herrn; ſie entgegen mit der Freigeiſterei der Leidenſchaft. Das Glöckchen – zugleich das Signal der Wildſchützen. Der Graf auch vergeblich. Der Paſtor will ſein Kind durchaus über das Schaffot in den Himmel retten; läßt ihr die Wahl zwiſchen Gott und Falkenſtein; ſie wählt den; der will mit ihr fliehn. Lärmen; die Wildſchützen. Andere (wie die Feinde einander ſehn) wütend, das Paar zu ſehn, will beide töten. Der Graf, ritterlich, ficht mit ihm. Der Kaſtellan erhebt ſich, will Einhalt tun, zu ſpät. Es kommen Soldaten, heißt's; da wird der andere des Teufels; der Graf ſinkt; der Kaſtellan wie ein Geſpenſt über ihm; es iſt dein Sohn. Aber der Junker hört auf nichts; rächt den Alten, (tötet jenen.) Soldaten, die den Bruder gefangen mit ſich führen. Graf will's nicht glauben, Junker auch nicht. Bruder. Streift ihm den Arm auf; der triumphiert. Siehſt du, das hab' ich getan. (Herr ſtirbt vor Schreck.) Paſtor fordert die Soldaten auf, die Roſette aus des Junkers Armen zum Richtplatz zu reißen. Der, da's nicht anders geht, erſticht ſie; ſo. Sie wollen ihn packen. Er zündet mit einer weggenommenen Fackel an; draußen iſt ſchon Brand. Er ſagt: Zehn Minuten halt' ich mich noch, aber in zehn Minuten iſt euch der Rückweg verloren. Geht; ihr ſeht, daß ich nicht leben will. Von dieſer hier ſoll nichts überbleiben; er ſtürzt das Wappen, das er als Schild gehabt, in die Flammen. Roſette hat ſelbſt den Tod durch ſeine Hand gewählt. Die Soldaten pp., da das Feuer ſchon entſetzlich kracht und der Ruf ertönt: Die Treppen ergreift das Feuer ſchon, ſo fliehn alle.

Falkenſteins kleiner Monolog; er lehnt die Roſette an ſeine Bruſt und nimmt das Piſtol, um ſie noch ſo lange zu betrachten, bis die Glut ihn hindre. Indem die Flammen ins Fenſter hereinlecken, fällt der Vorhang.

[*Hſ.*]

Überſicht.

Kaſtellan will den eigenen Sohn Waldburgs zu ſeinem Mörder dingen; den hält der Zug der Natur zurück; der Alte lenkt um und gibt ein Fieber vor.

Brief übergeben. Verſuch, die beiden Liebenden durch Vorſtellungen und Drohungen zu trennen. Graf kränker.

Gräfin hindert den Grafen an gewaltſamen Maßregeln. Er ergreift heiml. — Kaſtellan. Kaſtellan macht Annen weiß, ſie ſei ein Grafenkind. Ihre Freude. Den Namen hat er noch nicht genannt. Trauung.

Kaſtellan nennt Annen ihren Namen. (?) Anna zuletzt dahin gebracht, ſich Ernſten zu erklären. Heinrich wird getröſtet.

Gräfin vielleicht Heinrich auf der Jagd überraſchend. Anna wahnſinnig. Selbſtmord. Kaſtellan hetzt. Abrede mit den Räubern. Ernſt mordet den Heinrich, der Graf den Ernſt. Burg brennt. Kaſtellan wird wahnſinnig.

Der Alte müßte die Geſchichte nur erzählen, um ſich das Herz frei zu ſprechen. Den jungen Grafen, der ſich um ſeine Enkelin bewirbt, hält er für einen Maler. Er könnte nun, wie er deſſen Namen von Ernſt erfähret, zugleich dem Grafen gehorchend und ſeinem eigenen Zweck ſich nähernd, dem Mädchen das Bekannte weismachen. Wär' das nicht zu ungeheuer?

Wenn er ſie aber Heinrich nehmen will, warum will er ſie Ernſt verheuraten, der doch auch des Grafen Sohn iſt?

Wenn ihm die Enkelin verdorben wird, kann er die Rache wieder aufnehmen.

Der Kaſtellan müßte etwas zurücktreten. *Seine Racheabſicht würde erſt am Ende klar (nur Andeutungen)*, wie er dem ſterbenden Grafen die Gründe zur Rache vorhielte. Vorher hätte ſein Tun etwas Geſpenſtiges, aus frommen Redensarten, kauſtiſchen Einfällen, einzelnen Rapten, Nachtwandlergeſprächen beſtehend. Vielleicht erzählt er ſeine Geſchichte dem Ernſt als eines Dritten, der ihm den Auftrag gegeben mit dem Briefe. (Recht ſo! Äußere Kälte. Es bliebe nur der Monolog Annas. Die Geſchichte ſelbſt rollte ſich ohne Anhalt und lyriſche Ruhepunkte ab. Das von ſeinem Schwur etc. zuletzt.)

Er könnte bei alledem ſich mit dem Gedanken verſöhnen, ſeine Enkelin an das gräfliche Haus zu verheuraten, man weiß nicht, ob ſeine Freude, bürgerliches Blut hineingeſchwärzt zu haben, in die adelsſtolze Familie, die Hauptſache dabei iſt. Vielleicht macht er dieſe Verbindung zur Bedingung. Ein anderer müßte dann [bricht ab.]

Nein.

Von wegen des Zurückgebenwollens – iſt der Alte darüber erſt noch uneinig mit ſich ſelbſt?

Oder der Graf erwartet ſeinen anderen Sohn. Er hat die Amneſtieakte bereits ausgeſtellt und will deshalb bald wieder nach Hauſe, weil er ihn dort ſchon zu treffen glaubt. Das ſagt der Graf vielleicht zu Heinrich. Man erführe alſo ganz zuletzt, daß Ernſt der Sohn und der Kaſtellan ſein Dieb.

Kaſtellan zeigt einen Teil ſeiner Stimmung.

Oder das: Ihr Biskuitſeelen pp. und dergleichen als kleine Monologen und für ſich.

[folgt eine kurze Skizze des ersten Aktes, im wesentl. mit *Ha*, *Hb* übereinstimmend.]

2. Vor. Anna.
3. Vor. Graf. Gräfir.
4. Graf. Gräfin.
5. Heinrich. Vorige.

1. Kaſt. Ernſt. K. will den neuen Förſter vorſtellen.
2. Graf. Gräfin (die ihn führt). Vorige.
3. Graf. Gräfin. Graf bejammert, daß er nicht hin kann, den Sohn pp. (will ſchon die Amneſtie beſorgen.)
4. Gräfin. Anna.
5. Gräfin. Heinrich.
6. Gräfin, dann Anna.
7. Heinrich. Anna.

1. Graf. Gräfin.
2. Graf. Heinrich.
3. Graf. Kaſtellan.
4. Kaſtellan, dann Anna.
5. Anna. Heinrich.

1. Kaſtell. Anna.
2. Vor. Ernſt.
3. Kaſtell. Ernſt.
4. Kaſt. Graf. Gräfin.
5. Vor. Anna, dann Heinrich.
6. Vor. Ernſt.
7 Graf. Gräfin. Heinrich.

1. Gräfin. Zofe.
2. (?) Vor. Anna. (Gräfin entſetzt, will entſagen. Nein!)
3. (?) Anna.
4. ~~Anna. Kaſtell. Ernſt.~~
5. ~~Kaſt. Ernſt.~~
6. Kaſt. Räuber.
7. Kaſtell. Heinrich.
8. ~~Vor. Graf.~~
9. Vor. Ernſt mit Annens Leiche.

Wenn nun der Alte ſehr rechtlich wäre und ein anderer der Intriguant.

In ſeinem wütigen Schmerze, NB. indem er ſelbſt glaubt, der Graf habe durch Ernſt ſeine Enkelin verdorben, faßt er den gräßlichen Racheplan, die ganze Familie zu vernichten.

Oder ein gänzlich neues Stück aus dem Bauernkriege; ein bis zum Terrorismus rechtlicher Bauer, der viel Anſehn in der Gegend hat, wird, da er in gutem Einvernehmen mit dem Edelmann ſtehend nicht losbrechen will, von einem Intriguant, der aus Schuld pp. die Revolution will, berichtet, daß der alte Graf ſeine Kinder habe töten laſſen pp. Sein Rechtsgefühl brauſt auf; er ſchwört dem ganzen Geſchlecht den Tod und führt ſeine Rache teilweiſe aus; endlich, da er den Grafen ſelbſt in die Hände bekommt, zeigt ſich's, daß der alte Graf edel gehandelt hat, und der Bauer gerät in Verzweifelung und rettet nun vielleicht mit Aufopferung ſeines eigenen Lebens den Alten, oder zwingt ihn nun der Schwur, der Bauernſache treu zu bleiben; er bittet nun die andern Anführer, ſie ſollen ihm den Eid zurückgeben. – Hier ließen ſich aus dem Volksleben prächtige Charaktere anbringen. Der alte Graf ein herrlicher Greis, immer vornehm.

Vielleicht der junge Graf verliebt in des Bauern Tochter, die ein wunderbares Kind iſt; dagegen ſind nun beide Alten. Noch ein Knabe des Bauern, der ſo ſehr an ſeiner Schweſter hängt.

Etwa der wahnſinnige Herzog dabei. Eine Art Rinken dazu.

Vielleicht brächt' es der Intrigant allmählich dazu, daß der Bauer in ſeinem Wohlſtand zurückkäme. Es müßte vielerlei zuſammenkommen; er hielte noch immer, bis zu der Nachricht, ſeine Tochter ſei entehrt, was vielleicht durch einen Verkleideten geſchehen könnte, und ſein junger Sohn, der es verhindern wollte, ermordet. Da läßt er ſie alle weggehn und wütet. Vielleicht arbeitet an dem jungen Grafen ein anderer oder derſelbe Intrigant.

Vielleicht das Gerücht, dem der Bauer nicht glauben will (von der Entehrung pp.); den Mord vollführt vielleicht ein perſönlicher Feind des Bauern, dem er immer offen ſeine Verachtung gezeigt hat und der zugleich den Ruin des Bauern vorhat neben ſeiner Rädelsführerei. Der Bauer geht vielleicht mit ſeinem Gewehr hinaus, dem jungen Grafen aufzupaſſen, den er für ſeinen Sohn zu opfern denkt; tötet er ihn?

Manche Bauern laſſen ſich weismachen, ihr Herr habe ſie ſchlecht behandelt. Sie kommen, wie ſie hören, der Bauer ſei gegen den Grafen, und nachdem ſie ſich überzeugt, folgen ſie ſeiner Autorität.

Ideale, idylliſche, naive Liebe des jungen Grafen und der Bauerntochter, zwei herrliche Geſtalten, die vielleicht miteinander entfliehn, worauf beiden Alten etwas weisgemacht wird.

Werden die beiden vielleicht verkleidet gebracht, wie der alte Graf eben mit ruhiger Würde vor dem wütenden Bauer ſteht?

Oder gar der treue Eckart moderniſiert.

Schrecklich, wie der Bauer geht, dem jungen Grafen aufzulauern, wie ihn ſeine Frau abhalten will. (Junge Frau – gegen die (wegen des jungen Grafen) die Intriganten ihn eiferſüchtig gemacht haben. Oder iſt was daran?)

Vielleicht zur Zeit der franzöſiſchen Revolution. Einer, der ſie teilweiſe mitgemacht hat, findet einen guten Jünger an einem ehrloſen Menſchen, der zugleich in des Bauern Tochter verliebt iſt und einen Korb bekommen und in ſeinen Umſtänden herabgekommen iſt und mit ſich und der Welt zerfallen. Beginnt's vielleicht mit ſeiner Werbung.

Wie der Bauer aufpaſſen will, ſeine Tochter wie ein Engel. Hat ſein Sohn vielleicht den Wildſchützen gemacht und iſt erſchoſſen worden, aber von ſeinem Todfeind, dem Intrigant, und es heißt nun, von dem jungen Grafen. Der Intrigant ein Wildſchütze: Warte nur, der ſtolze, alte Kerl ſoll herunterkommen, wie ich heruntergekommen bin, dann wird er ſich ſchon lenken laſſen.

Bauernſohn Rival des Intriganten bei des Alten Pflegetochter, um die der Intrigant.

Oder wäre ein anderer geſchoſſen und unkenntlich und würde für den Bauernſohn gehalten.

Oder käme der Erſchoſſengeglaubte in dem Augenblick, wo der wütende Vater den Grafen oder ſeinen Sohn erſchießen wollte.

Es kommen immer mehr Nachrichten, die es unzweifelhaft machen, daß der Bauernſohn erſchoſſen. Endlich ſteht er taumelnd auf, langt nach dem Gewehr.

Einer hetzt beim Grafen.

Ein moderniſierter Eckart. Der Intrigant machte ihm weis, ſeine Kinder habe der moderne Burgund getötet. Die kämen vielleicht, wenn er mit dem Schlachten fertig oder wie er beginnen will; nun will er zurücktreten. Die andern verlangen vom Bundesgenoſſen die Bundestreue. Der Eckart übergäbe ſeine Kinder dem Burgund und brächte ſich um?

Ein Menſch mit ungeheuerm Rechtsgefühl (Peter Dyk?) kommt durch Zuſammenwirken von Umſtänden, auch Hetzerei, von großem Vermögen, Anſehen und von allem, und wird Wilddieb und allesmögliche; die Einſicht in ſeinen Irrtum, daß er Unrecht hat, zerſchmettert ihn (ſtatt ihn zu beruhigen); er kann nun nicht mehr leben; ſein Rechtsgefühl wird nun tätig gegen ihn ſelbſt; er liefert ſich aus und nimmt nun auch keine Gnade an. Der Geiſtliche, der ihm die Milde des Chriſtentums vorhielt, bezweckte nichts; von Milde will er nichts wiſſen, nur vom Recht. Es wird ihm mehr geboten als der Gegenſtand – er will das nicht; er will ſein Recht.

Er iſt ein ſehr angeſehener großer Bauer geweſen und kommt ins äußerſte Elend. Er ſoll auf andere Art entſchädigt werden pp., man will ihm helfen; er will ſein Recht. Dadurch daß ihm ſein Recht, wie er meint, verweigert, alſo der Kontrakt gebrochen wird, gerät er weiter, (wird Wilddieb.) Dazu Hetzerei; des Grafen Sohn ſoll ſeinen erſchoſſen haben, der aber in Wirklichkeit nur fortging, um in der Reſidenz dem Alten Recht zu ſuchen, und endlich kommt. (Gnade verwirft er.) Überdies Eiferſucht in ihm rege gemacht auf den Grafenſohn, der aber ſich ſehr nobel erzeigt. Das erſte Unrecht hat ihm ein gräflicher Beamter angetan. Er lebt zuletzt in einer Höhle, weil er nichts weiter hat und Mitleid ſeine ſtolze Seele verbittert. (Iſt Menſchenfeind.) Ein großer Charakter. Sein Stolz hat die andern immer beleidigt, daher Schadenfreude pp. Ja, die Hetzerei daher entſtanden, von einem Rival ſeines Sohnes bei ſeinem Mündel, der vielleicht ſelbſt glaubt, den Sohn erſchoſſen zu haben. Seine Frau ein prächtig Weſen, die von ihm viel zu leiden hat. Sie ſoll ſich ſcheiden laſſen und tut's nicht. Er brütet über einem Edikt oder was ſonſt wie ein Wahnſinniger. Auch ſeinen Eheſtand ſieht er bloß von der Rechtsſeite an. (Ein untergeſchobenes (durch den liederlichen Schreiber) Blatt über eine Gerechtſame. Wenn er auch weich, ja begeiſtert erſcheint, gibt er nicht ein Haar nach, z. B. der Werbung um ſein Mündel nicht.)

Kommen vielleicht arme Weber oder dergl. à la Schleſiſche zu ihm und wollen ihn zu ihrem Anführer machen; er examiniert die Sache, aber er hängt am Buchſtaben und weiſt ſie von ſich. Er befaßt ſich mit nichts als ſeinem konkreten Fall, (will geſetzlich ſein; zuletzt bildet er ſich ſelbſt ein Recht pp. Daß er zuletzt einſieht, wie er ungeſetzlich gehandelt, iſt die Kataſtrophe. Dazwiſchen kann er ſogar weich werden pp., ſowie aber die Rede auf ſeinen Fall kommt, iſt ſeine fixe Idee wieder da.)

Zuletzt wie er zitternd ſein Papier herumträgt in der Hoffnung, es ſei doch noch für ihn zu erklären.

Er verordnet, wenn er ſterbe, ſolle man das Inſtrument ihm [in] die Hand geben in den Sarg. (NB. wie er geht, um dem jungen Grafen aufzupaſſen, was mit Hinrichtung enden kann. Man weiß nicht, was einem paſſieren kann. Es können Fälle kommen pp. Drum herum.) Zuletzt will er nun ſeine Beſtrafung, um drüben frei zu ſein. Das gibt ihm Troſt.

Daß er geirrt habe, iſt ihm keine Entſchuldigung bei ſich ſelbſt.

Geiſtlicher redet ihm ein, wie daß mit dem Recht in dieſer Welt nichts gemacht ſei pp. – Hilft nichts. Er gibt allerlei zu, kommt aber immer wieder auf den Buchſtaben. Hier ſteht: PP.

Zuletzt iſt er Hauptmann einer Wildſchützenbande. Da kommt der erſchoſſengeglaubte Sohn wieder aus der Reſidenz, vielleicht mit der Aufklärung der Sache. Der glaubt, ſeinen Alten zu erleichtern dadurch, macht aber gerade das Umgekehrte. Die Nachricht, ſein Sohn komme, erſchreckt ihn. Er will's nicht glauben, wird wild, bis der ſelbſt kommt. Nun iſt er anſtatt froh (NB. der Sohn bringt ihm ſein Recht) zerſchmettert oder ſchwebt zwiſchen Freude über des Sohnes Leben pp. oder ſagt: Ich wollte, du wärſt tot pp.

Wie er die Liebe ſeiner Frau zurückweiſt. Er erkennt an, daß ſie brav ſei; das ſei ihre Pflicht. Erfährt er, daß ſie auf dem Schloſſe iſt und muß zuletzt glauben, bei dem jungen Grafen, der ihr früher nachgeſtellt, oder der eine frühere Liebe von ihr war, weshalb ſie alles bei ihm verſuchen will, was ſie noch gilt, zum Beſten ihres Mannes. Der ausgeſchlagene Liebhaber hetzt. Man weiß, daß der Sohn aufpaßt und der Bauer glaubt, auf Befehl des Grafen oder ſo pp.

Zuletzt müßten die Bauern den Grafen haben und über ihn richten. Der Held würde durch des Grafen Reden, aus denen hervorgeht, daß er unrecht hat, zerſchmettert und wollte ihn retten. Der will ſeine Interzeſſion nicht, da er's ſo weit gebracht, daß er des Lebens überdrüſſig. Der reizt die Bauern (in ſeinem Stolz); Held wirft ſich dazwiſchen. Die Bauern wollen ihm nicht gehorchen. Während des Geſprächs iſt auch der Sohn gekommen.

Die Geſchichte geht von einer Kleinigkeit aus.

Alſo:

Die Unzufriedenen haben ihn ſchon für ihre Sache ködern wollen, er will aber das Geſetzliche.

Wird im Anfang wirklich unrechtlich an ihm gehandelt? Sagt ihm der Amtmann Lügen oder wird das Urteil gefälſcht? Sagt ihm der Amtmann, er müſſe um Gnade bitten? Dann wolle der Edelmann (auf ſeiner Frau Bitte) [bricht ab.] Will er ſich von ſeiner Frau ſcheiden, weil ſie den Gang getan? Uberaus idylliſche Liebſchaft zwiſchen den Kindern beider.

Iſt der Graf noch jung und ſtrebt ſeiner vorigen Liebe noch nach? Will er ſie nehmen, wenn ſie ſich ſcheiden läßt? Das verwirft ſie mit Verachtung und nimmt ihres Mannes Partie mit Wärme. Iſt's dem Edelmann bloß um die Frau zu tun? Oder will er bloß eine amour mit ihr ſpielen?

Wie der Held erfährt, daß ſeine Frau beim Junker war. Wie er's ihr ſagt: Du haſt meine Ehre befleckt durch deinen Gang, mein Letztes.

Du warſt beim Junker! (Dabei hat er die Flinte in der Hand pp.) Nach einem Präambulum, was fürchten läßt. Wie die Kunde, ſeine Frau ſei dort geweſen, das fortissime einer Begegnung vielleicht mit dem Junker ſelbſt iſt, der ihn dadurch zerſchmettern will.

Er weiß nicht, ſoll er's glauben. Er bringt's aus ihr heraus.

Der Junker hat ſie ſchon frivol behandelt. Sein einer Sohn wirklich erſchoſſen; den andern muß er für erſchoſſen halten. Aber der eine, wie ſich ſpäter ergibt, nicht auf des Grafen Befehl, ſondern von einem Rival.

Daß der andere Sohn und des Grafen Tochter oder umgekehrt in Liebe, das hilft noch mit anfeuern. „Mein Weib des Junkers, meine Tochter ſeines Sohnes H—re.“

Er iſt da ſchon Wildſchütze, wie der junge Graf ſeinen Sohn erſchoſſen haben ſoll.

Der Junker ebenſo hart und ſtolz. Gericht über den Junker. Ohne deſſen Willen hat vielleicht der Amtmann, den des Helden Stolz und Rechtlichkeit geärgert, anfangs den Streit fortgeführt.

Bietet vielleicht der alte Graf, der zuletzt kommt, ihm Gnade an. Er will keine, Gott iſt gnädig. (Ich will Gottes Gnade nicht.) Ich will keines Menſchen Gnade, junger Menſch. Ich will mein Recht!

In ſeinem Geſpräch mit dem Geiſtlichen will er nicht einmal Gottes Gnade. Iſt Gott nicht gerecht, was tut Ihr mit ihm?

In der größten Alteration behält er ſeine Energie; wie er merkt, daß er Unrecht hat, iſt er zerbrochen. Ob man glaube, daß Verbrechen durch den Tod abgebüßt werden können? fragt er den Paſtor, zu dem er zuletzt in furchtbarer Nacht wie ein Geſpenſt kommt und zerknirſcht im innerſten Gewiſſen. Gibt ihm das Papier, von welchem der zweite Sohn die Nachricht gebracht, daß es durch einen früheren Beamten gefälſcht worden. (Buchſtabe S anders wie in des Grafen Handſchrift.) Mit zitternder Hand. Und ob die göttliche Gerechtigkeit ihm verzeihen werde und könne?

NB. Zuvor wird dem Pfarrer, um den des Helden Weib und Tochter pp., ein Mann gemeldet, der ihn allein ſprechen will.

Sie? (Namen). Er: Ich habe keinen Namen mehr. Bin ein Geächteter pp. Retten Sie ſich, Mann, die Grenze iſt nah. Nach Amerika. Hier ſoviel, als Sie zur Uberfahrt brauchen pp. Ich danke Ihnen. Aber ich fliehe nicht. Ich gehe nach P. P. und bitte um den verdienten Tod. Arbeiten vielleicht mit dem Pfarrer auch Weib und Kind. Er bedauert beide, daß ein Hingerichteter ihnen den Weg zu allem Glück verrammeln muß, aber pp. Seine Frau will ihm folgen bis an die Gerichtsſtätte. Das rührt ihn. Wie ſagten Sie damals, Herr Pfarrer? Von ſich ſelbſt ſoll man ſtrenge Gerechtigkeit fordern. Von andern ſoll man's als Geſchenk nehmen. Oder dergl.

Vorher hat die Frau den Pfarrer zu ihrem Manne geholt.

Oder kennt ihn am Ende zuerſt der Pfarrer nicht. Wer ſind Sie, entſetzlicher Menſch oder unglücklicher, armer Menſch? Sie haben mich einſt gekannt. Ich bin der pp.

Iſt ihm Gnade ausgewirkt oder wollen ſie dieſe ihm auswirken. Er will keine. Ich will dasſelbe, was ich ſonſt wollte – mein Recht. Sonſt ſprach's, wie ich meinte, für mich, nun ſpricht's gegen mich. Oder iſt zuletzt der Edelmann mit zugegen.

Er läßt das Papier den Paſtor leſen, das er in den zitternden Händen hält. Dies S iſt's, was ich immer überſehen habe. Dies S iſt's, was mich, wenn ich's früher begriffen, vom Verbrechen hätte retten können. Hier ſteht's, daß der vorige Beamte ein Schuft war. Das kam aber alles zu ſpät. Ich pp. Er erzählt, wie er zum Mörder wurde pp. Hätt' ich das S hier ordentlich angeſehn, das wäre alles nicht geſchehn. Sie wollen ihm Gnade auswirken, was ſie leicht halten, da ſie nicht glauben, er ſei der Mörder. Ich will keine Gnade. Ich will kein Mitleid. Ich will mein Recht.

Wie er immer auf ſeinen Sohn wartet und der nicht kommt. Endlich die Nachricht, des Grafen Jäger habe einen erſchoſſen. Es fehlt keiner weiter, alſo muß es der ſein. Wie er fort will. Aber iſt da ſeine Frau noch bei ihm?

Bezwingt er ſich; ſchon einmal auflauernd? Hält er zuletzt feierlich Gericht. Nachdem er den Junker verdammt, will er ihn (Nachricht, er habe Unrecht) wieder retten. Das geben die Schlimmern unter ſeinen Gefährten nicht zu, ſondern verhöhnen ihn. Er ſei ihr Werkzeug und nicht umgekehrt. Die Tat iſt vielleicht ſchon geſchehn. Er rennt nun fort und kommt endlich zum alten Pfarrer. Ein ſchönes Idyll im Pfarrhaus. (Pfarrer. Er ſoll bei ſeiner Familie bleiben. Dieſe kommt. Zureden. Tränen. Nun deckt er auf, was er irrend getan pp. Allgemeines Entſetzen.)

Beginnt's vielleicht auch im Pfarrhaus? Ähnlichkeit zwiſchen Anfangs- und Endſzene. In beiden zeigt er ſein Papier auf. Im erſten iſt er ganz im Gefühle ſeines Rechtes, noch ohne Erbitterung; im letzten iſt er vernichtet und geht der Hinrichtung mit Hoffnung entgegen. Aber er will's womöglich wörtlich aus der Bibel wiſſen; er will ſeiner Sache gewiß ſein.

Seine Kinder pp. reißt er mit ſich ins Unheil. Mit einer Art Trotz. Ihr könnt gehen zu meinen Feinden. Oder ſo. Nein; ſie wollen ihm anhängen.

Die arme Frau kommt vielleicht, um ſie alle noch auf den rechten Weg zu bringen. Sie verſucht's bei ihm vergeblich, der ſich auf garnichts einläßt. Ihr rührendes Zureden bei den Kindern, die ſie bei ihrer Liebe, bei den Schmerzen beſchwört, die ſie um ſie gehabt. Die aber wollen bei ihrem Vater aushalten, der ſeinerſeits ſagt: ſie ſollen gehen pp., mit Ironie. So will ſie denn auch bei ihnen bleiben, was von den Kindern mit Jubel vernommen wird. Er bleibt kalt pp.

Die Mutter bringt's durch ihre Klagen dahin, daß der eine Sohn doch noch in die Reſidenz will, um ſeinem Vater Recht auszuwirken. Der Alte weiß davon nichts und muß aus verſchiedenen Urſachen glauben, er iſt der Erſchoſſene. (NB. Einer hat den jungen Grafen da und da geſehn pp.) Er ſagt's der Frau, die es ihm glauben muß. Nun geht er hinaus. Dann kommt er wieder, (hat er zwei erſchoſſen?) Ein unbezwingbar Bedürfnis macht ihn mild gegen ſeine Frau. Seine Tat ſchwebt ihm fortwährend auf den Lippen. Er verteidigt gegen ſeine Frau, was er noch nicht geſtanden hat, erſchrickt dabei, ſowie ſich draußen etwas regt. Sie will ſeine Milde benutzen, um ihn herumzukriegen. Da kommt die Nachricht von dem Mord. Sie begreift's und verläßt ihn? Obgleich er nun gerade ſie braucht, ſie bittet, zu bleiben?? Noch iſt er feſt.

Drauf wird ſeine erſchoſſene Tochter gebracht, bei deren Anblick er außer ſich gerät. Er fragt ſchreiend, wo ſie gefunden? Will's ganz genau wiſſen, um vielleicht zweifeln zu können. Der Zuſchauer weiß nicht, was er getan, muß es bloß ahnen.

Oder kommt nach der Nachricht vom Tode des jungen Grafen der Sohn von der Reſidenz? mit der Nachricht, „der Alte habe ſeinen Prozeß gewonnen? oder dergl. oder das Inſtrument ſei ein gefälſchtes. Der Amtmann bereits verhaftet, der es gefälſcht. Das S.“ Der Alte will's nicht glauben, daß er kommt pp. Entſetzen darüber, daß er da iſt, und über ſeine Nachricht, welches die andern nicht begreifen. Zuletzt die Leiche ſeines Kindes, über der er zuſammenſtürzt. (Wirft die Frau ſich ahnend über des Kindes Leiche und ſchreit: Ungeheuer!) Darauf beim Pfarrer. Wollt' er ſich erſt ſelbſt umbringen? Aber das wäre dem Geſetz keine Genüge geweſen.

Wunderbar märchenhaft romantiſche (noch halb Kinder-) Liebe zwiſchen dem jungen Grafen und des Helden Tochter. Beiden iſt die Welt noch ein wunderbares Märchen. Die Kleine, des Alten Lieblingstochter, weiß nichts von den Verbrechen pp. des Alten, ſondern erzählt ganz unſchuldig von ihren Eltern und ihrer wunderſamen Lebensweiſe. (Ich ſage meinen Eltern nichts davon, weil ich weiß, daß ſie dir nicht gut ſind pp.) Der junge Graf ahnt ebenſo wenig daraus. (Er ſtehle ſich auch heimlich heraus, weil pp.) Sagt der junge Graf, der vielleicht der Kur wegen hier iſt, er werde, wie die Ärzte ſagten, nicht lange leben pp. Sie will mit ihm ſterben und weiß, daß der liebe Gott ſie nicht länger leben laſſen wird. Ihre naiven Äußerungen, wie ſie zu ihrem Vater ſagt: „Wir wollen doch wieder in unſer ſchönes Haus pp.; ei da war es ſchön pp.“ Dann reißt es den Alten derb herum. Er antwortet verblümt. In dieſen Reden liegt ſein ganzer Schmerz pp. Das Mädchen ſeine ganze Freude und ſein ganzer Schmerz.

Beim Pfarrer zuletzt ſagt der Alte: O es war gut, daß ich ſie erſchoß. Was wäre ihr Schickſal geweſen? Das der Tochter eines Hingerichteten!

Es muß alles auf der Erklärung einer Stelle beruhn.

Zeigt ihm vielleicht zuletzt ſein Feind eine Milde, die ihn völlig daniederwirft? Ich habe Dein Kind getötet pp. (Der andere Sohn hatt' es verſchuldet.) (Der will ſchießen: Nein, du biſt für den Henker.) Da entflieht er verzweifelnd, denn nun hat er nicht einmal von der Gerechtigkeit Rettung. So müßt' er doch von der Gnade alles erwarten. Halbwahnſinnig rennt er fort. Menſch, willſt Du mich um meine letzte Hoffnung betrügen? Er will ihm noch das Überfahrgeld pp. geben.

Würde er nun erſt zerbrochen und wieſe wie im Wahnſinn ſeinen Zettel herum?

Oder wäre das, wie er Gericht halten will?

Oder hat er bloß ſein Kind erſchoſſen?

Ein Gutmeinender will ihn unterſtützen. Er ſoll fort. Nun argwöhniſch, denkt er, der Edelmann will ihn forthaben und ſchickt den. Er nimmt ihn nicht freundlich auf, zeigt ihm ſein Papier: Sein Geld brauch' er nicht, keine Gnade, kein Geſchenk, nur ſein Recht.

Der Edelmann ſelbſt kommt zu ihm, ſich zu vergleichen. Nein; das ſoll Gnade ſein pp.

Ich habe mich ſelbſt gerichtet. (Oder kommt er zum Grafen ſelber,) um ſich ihm auszuliefern. Erzählt ihm, der mild iſt, er ſei der Mörder ſeines Sohnes. Da der doch mild, ſucht er in ſeinem Brief, ob er nicht doch recht habe. (Erſt weil er nichts mehr hat. Meine Kinder wollen leben. Wild und Holz wächſt für alle. Dann flieht er vor der Strafe.)

Erſt iſt ein Amtmann oder dergleichen ſchuld; wie der Graf ſelbſt kommt, weiſt der Gereizte ſeine Anerbieten zurück.

Zuletzt beim Edelmann. Er trifft da erſt den Pfarrer, dem er ſeine wunderliche Frage tut. Dann empfängt ihn der Edelmann mit alter Freundlichkeit und Erinnerung pp. Das kränkt ihn. Deshalb: Ich bin der Mörder deines pp. Schmerz des Alten um ſein untergehend Geſchlecht. Übrigens in der Erzählung ſeiner Fata ſchminkt der Held ſich nicht. Er will ja nur Gerechtigkeit. Letzte Milde des Alten zerſchmettert ihn. Er ſucht halb wahnſinnig in ſeinem Briefe. Wenn ihm doch jemand ſagte, er habe in ſeinem Handel recht.

Dieſe Milde des Grafen könnte ihm auch bei Gericht werden (Graf: Ich ſehe, daß ich ſterben muß pp. Nein! Er verzeiht ihm ſo. Unglücklichſter, du haſt dich ſelbſt geſtraft!); er hätte ganz vergeſſen, daß er noch andere zu fragen habe. Er wollte ſich dem Grafen ergeben. Zuletzt müßt' er ihn vielleicht mit Gewalt von den Bauern freimachen und würde dabei ermordet? oder dergleichen.

Alſo vielleicht 5. Akt.

1. Gericht, Sohn zurück. Tochter gebracht. Verzeihung. Widerſpruch der Bauern.

Oder nehmen die Bauern (Wildſchützen) das Schloß mit Sturm, worin der alte kranke Graf?

Der Held glaubt, alle die Wildſchützen ſind's aus ähnlichen Gründen geworden wie er, worüber ſie ihre Gloſſen machen wie gemeine Schufte.

Iſt's der Vogt, der vergeblich um des Helden Mündel angehalten und ſich nun rächt, indem er den Grafen vorſchiebt, gegen welchen der Held nun erbittert wird? Es muß aber dem Helden wirklich ſo ſchlecht gehn, daß man Partei für ihn nimmt; und die Veranlaſſungen, die ihn reizen, immer weiter zu gehn, müſſen derartig ſein, daß der Zuſchauer beſtändig mit fortgeriſſen, alles was er tut, für billig oder natürlich findet. Daß er aber nun ſeine Rache gegen den Unſchuldigen kehrt!

Läßt ihm vielleicht der Graf ſagen, ſein Sohn ſei unwohl, werde aber bald kommen – nachdem die Tat geſchehen iſt.

Das Schickſal muß das Seine tun durch Mißverſtändnis pp.

Der alte Graf würdevoll und mild gegen die Wütenden. Kommen ihm Leute zu Hülfe? Graf will ihn begnadigen. Ich will keine Gnade, nur mein Recht. (Verſpricht der Graf, ihm ſoll Recht werden? Daraufhin geht er.) Darauf die Nachricht vom erſchoſſenen Sohne, ſo daß er glauben muß, er ſei aufs ſchändlichſte getäuſcht, und der Zuſchauer mit. Zugleich erfahren, daß des Grafen Enkel da und da pp. Sein Entſchluß: Kopf um Kopf und Zahn um Zahn.

Erſt, im erſten Akte, muß es ein ländliches Gemälde ſein; nach und nach wickelt ſich das Ungeheuer heraus. Er, der Held, iſt bloß ernſt, wohl auch ſtreng – vielleicht Vorfall mit ſeinen Kindern, die ſich allemal ſelbſt nach der Gerechtigkeit richten müſſen. (Hat vielleicht eins den Vogt beleidigt?) Die Mutter bemüht, zu mildern, aber ſich fürchtend vor ihm. Kommt einmal der Vogt? deſſen im Scherz als eines alten Nebenbuhlers gedacht wird. Sie: Nun, vielleicht wär' er ein milderer Mann geweſen. Er: Ihr müßt nicht mildere Richter verlangen, ſondern ihr müßt beſſer werden. Sie läßt's nicht bis zum Krakeel kommen. Er: Ihr ſeid ſonderbar Volk. Ihr glaubt [bricht ab]. Ein alter Liebhaber wird immer in Gedanken gehätſchelt. Der wär' (ganz gewiß) beſſer geworden! pp.

Nun wird eine Frohnde verlangt oder dergleichen? Er ſucht ſein Papier. Ihm ſcheint die Stelle ganz gewiß für ihn zu ſprechen. Er ſchlägt's ab. Nochmalige Botſchaft. Endlich kommt der Vogt ſelbſt, der ihn durch Reden reizt, daß er ſich an ihm vergreift und ihn aus der Türe wirft. Der Vogt will gehört haben, wie der Held auch gegen den Grafen ſich vergangen haben ſoll mit Redensarten. Die Strafe, die ihm zuerkannt wird, erkennt er als ungerecht nicht an.

Der Vogt treibt ihm dafür ſein Vieh weg. Das tut er wiederum pp., bis er aus dem Hauſe getrieben wird? Oder gefangen werden ſoll? Er tritt aus und wird Wildſchütze, macht ſchöne Bekanntſchaften.

Da ſeine Frau vorher zum Vogt gegangen, um für ihn zu bitten pp. Du kannſt gehen, wohin du willſt. Sie, in ihrem Innerſten gekränkt – der Vogt war ſehr mild gegen ſie pp. – geht zu ihren Verwandten. Der Held hört vielleicht, daß ſie Scheidungszureden abgewieſen hat. Oder war ſie ſchon vorher faſt ins Netz gegangen? Der Vogt war ſo mild. Die alte Zeit kam ihr mit Gewalt. Bis er endlich das mit dem Scheiden ausſpricht. Nun kommt ſie zu ſich und zum Gefühl ihrer weiblichen Ehre und geht endlich zürnend. Daß ſie beim Vogt geweſen, erfährt ihr Mann. In ſeinem gereizten argwöhniſchen Zuſtand kränkt er ſie und treibt ſie von ſich. (Sie hat eigentlich den Vogt lieber gehabt. Er war liebender geweſen: ihr Mann betrachtet die Sache zu gemütlos, verlangt Gehorſam pp. als Herr des Hauſes, als Recht und Pflicht.)

Gibt's nun erſt eine Auseinanderſetzung zwiſchen den Eheleuten, ſie reuig alles erzählend, (er weiß ſchon davon, namentlich ihr Abweiſen des Scheidungsvorſchlages), worin er nicht etwa das Brave an ihr anerkennt, ſondern es nur als recht anſieht; ſie aber wegen deſſen, daß ſie ſeinen Ruf pp. und daß ſie gebeten für ihn, wo er recht habe, ſo kränkt, daß ſie geht. Sie kommt wieder, wie er noch weiter in der Schurre, will wenigſtens die Kinder mitnehmen. Er: Gut; das Mädchen hat ſeinen Willen.?? Da die nicht gehen, bleibt ſie auch. (Oder, damit der Zuſchauer nicht gleich weiß, hat der Held Recht oder Unrecht, macht er den Scheidungsvorſchlag erſt beim zweitenmal. Das erſtemal bedauert er ſie nur pp. und erinnert ſie an Vergangenes: Will ſehn, was er tun kann pp., aber dieſes Nichtsſagende wird durch ſeine Schmeicheleien für ſie zu etwas.)

Nun kommt der Graf. Der Pfarrer zum Helden, der Graf habe den Vogt entſetzt wegen mancherlei Streiche und wolle ihm Gnade vor Recht ergehen laſſen. Oder wird er zum Grafen geladen, wo [er] auspackt gegen des Pfarrers – Gnade für Recht? Ich will keine Gnade, keines Menſchen Gnade will ich. Gott iſt gnädig. Ich will nur mein Recht: Hier ſteht es! (Oder geſchieht es nach den Morden und ſeines Sohnes Rückkunft.) Dann wie ſie ihm bewieſen, er habe Unrecht, geſtände er ſeine Morde pp., da der Alte ihm ſagt, nachdem er ſich bezwungen, er habe ihm frei Geleite zugeſagt; hier Geld: Nach Amerika. Will er nicht. Halbwahnſinnig mit fliegenden Gliedern lieſt er immer wieder die Stelle, aus der ſein Unrecht bewieſen. Dann Frage an den Paſtor, ob ein Tod rechtlich ſühne. (Dann vielleicht erſt: Ich bin deines Enkels Mörder pp. Graf erſt wild, erinnert ſich an ſeine Zuſage; wie der Held darauf Verzicht leiſtet. Du haſt dich ſelbſt geſtraft. Gott hat ſchon gerichtet. Geh! Hier Geld. Dann bricht der Held ganz zuſammen.

Der Andere, der die Hebamme ſeiner ſchrecklichen Entſchlüſſe iſt:

1. daß er ein Wildſchütze wird.
2. daß er ſeine Frau vertreibt.
3. daß er ſeinen Sohn getötet glaubt.

1. Man ſieht ihn in ſeinem Wohlſtand. 2. Der Vogt. Zankapfel. 3. Frau zum Vogt. Verläßt ihn. Der Vogt möchte ſie gern noch kriegen. Sie wankt. 4. Er kommt herunter, wird Wildſchütze. 5. Frau kommt wieder. 6. Schickt den Sohn fort. 7. Gnade angeboten; zurückgewieſen. (NB. der Prediger vom Grafen ſelbſt geſchickt. Soll unterſucht werden.) 8. Nachricht, des Grafen Jäger habe einen erſchoſſen. Der Schlechte: Wer ſoll's ſonſt geweſen ſein? Er hat vorher ſeine Frau gefragt, die natürlich ſagt: nicht! 9. Sein ſchrecklicher Entſchluß: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. 10. Die beiden Jungen. Zwei Schüſſe. 11. Er kommt zurück. 12. Den Grafen hat er ſtürzen ſehn, das andere, von dem er nicht weiß, ob er's

richtig getroffen, erregt ihm Sorge wegen des Verrats. Wer weiß, ob es ein Menſch war. 13. Nachricht: Auf dem Schloſſe müßte was vorgefallen ſein. Nach Ärzten geſchickt. Er weiß, hier kann keiner helfen; er iſt ein zu guter Schütze. 14. Hier bringen ſie Euer Mädchen. Was? Sieh nach, Frau! Sie muß in ihrem Bette ſein. Darüber kommt der Totgeglaubte. Sein Schrecken darüber. Du lebſt? Ich bin ein Verbrecher. Er will in ſeinem Blatte leſen, daß er recht hat pp., in der Verwirrung. Kommt der Graf u. der Geiſtliche. Ihm Unrecht geſchehn. Ich bin der Mörder. Der will ſchießen, beſinnt ſich anders.

Scenerie.

I. Aufzug.

1. Wilm. Knecht. (Viell. Frau.)

2. Wilm. Schoche. (Wir ſind's doch, die das Land erhalten und dieſe mit. Verſpricht ihm ſeine Hülfe, nur ſoll er die Sache nicht fallen laſſen. Übermütiges Benehmen des Gerichtshalters gegen die Leute.)

3. Wilm. Frau.

4. Schwäher. Vor.

5. Schwäher. Frau.

(Vielleicht mehre Knechte nacheinander mit Nachrichten. Damit anzufüllen.)

II. Aufzug.

1. Vogt. Schreiber. (Oder der Vogt beim Helden mit ſeinem Schreiber. Schreiber und Schoche: Fälſchung. Geld her. Oho, Drohung mit Verrat. Was kann ich verlieren pp.)

2. Vogt. Frau. (Ja, er hat ſich ſyſtematiſch zugrunde gerichtet. Frau ſehr erweicht in ihrem bedrängten Zuſtand durch die Freundlichkeit. Er hat Euch nicht gut gehalten. Wenn ich Euch nun tanzen ſehe, das war ein Feſt für mich. Ja, aufs Tanzen hält er nichts. Zu unſerer Hochzeit hab' ich das letztemal getanzt. Seht, das hab' ich mir aufgehoben. Iſt ein Liebhaber.)

3. Wilm. Kinder (?) (Ausmalung.)

4. Wilm. Schoche. (Nun ja, daß ich vom Pacht bin, daß ich ein ruinierter Mann bin. Will Wildſchütze werden. Schoche möchte gern die Szene mit anſehn; dadurch wird Wilm noch gereizter.)

5. Frau. Vorige.

6. Wilm. Frau. (Frau in feierlicher Stimmung, will alles hingeben, nur wieder ein Verſtändnis; will nachgeben u. ſich in alles ſchicken, nur pp.

III. Aufzug.

1. Vogt.

2. Vogt. Frau. (Schwäher, der dem Vogt ſteht. Wildſchütze und Verbrecher. Scheidung.)

3. Vogt. Schreiber.
4. Wilm (Papier). (Wilm. Schoche. Frei. Lindenſchmidt?)
5. Kinder.
6. Kinder. Frau. (Mitleid mit dem ſchrecklichen, feuchten Aufenthalt.)
7. Wilm. Vorige. (Kehrt ſich gar nichts daran.)
8. Frau. Wilm (der die Kinder fortſchickt; namentlich ſeine Marie dürfe nichts wiſſen von ihres Vaters Unglück. Biſt du fertig, Wilderſophie? Bring' mich um: Sollte mich an dir vergreifen? Woher meinſt du, der Wilm iſt kein Mann. Glaubſt du, ein Mann vergreift ſich an einer Frau? Mit dem Grafen balg' ich mich u. dem Vogt, aber nicht mit einer Frau. Ich weiß, nach dem Geſetz muß ich doch wieder annehmen. Ich weiß, ſie hatten dir's vorgeſchlagen. Aber du hätteſt nie zum Vogt gehen dürfen.)
9. Pfarrer. Wilm. (Ihr ſeid ein ſeltener Mann, aber Ihr ſeid irregeleitet. Unterſuchung verſprochen. Ihr meint, die Sache iſt nicht recht, aber es ſind nur Perſonen. Müßt das einzelne nicht dem Ganzen entgelten laſſen. Ich habe mich überall hingewandt und kann kein Recht haben.)
10. Frau. Berndt. (Wilm gerufen.)
11. Wilm. Vor. (Berndt auf die Jagd; nimm *meine* Jagdtaſche, meine Mütze. Dieſe bringt dann Schoche.) (Er will das alles einem Nachbar aufzuheben geben. Auch mit den Söhnen; ich wollt' mein Leben dran geben, wär' ich ſchon in der Zeit geboren, die nun kommen muß.)

IV. Aufzug.

1. Frau. Marie. (Alte Liebe lebt ein wenig wieder auf. Ja„ die Zeit, wo pp.)
2. Wilm.
3. Wilm. Frau. (Frau: es ſoll einer erſchoſſen worden ſein; ach, es iſt ein ſchrecklich Handwerk.)
4. Wilm. (Wer hat mich dazu gezwungen?)
5. Wilm. Schoche. (Nehmt Euch in acht vor jener Stelle, da treibt ein Geſpenſt ſein Weſen pp. Nein, aber iſt der junge Graf, ich weiß nicht, mondſüchtig oder hat er Stelldicheins.)
6. Wilm.
7. Wilm. Frau.
8. Frau.
9. Wilm.
10. Graf. Marie.
11. Graf.
12. Wilm (ſtürzt vorbei. Was für Geraſſel im Buſch? Hin mit dir Verräter (ſchießt in den Buſch.) Phantom erſt, Engel mit aufgehobener Hand, wo er hinſieht.

V. [Aufzug.]

1. Frau.

2. Frau. Schoche. (Vogt abgeſetzt. Auch: Der Erſchoſſene ſei: derſelbe Namen, bei welchem Wilm jun. ſeine Sachen laſſen wollte.)
3. Frau. Wilm.
4. Wilm. Graf. Pfarrer. (Zeigt die Antwort. Die iſt nicht von mir. Ich habe nichts bekommen; aber? Euer Sohn. Was? Wer? (Muß ſich ſetzen.))
5. Vor. Tote Marie.
6. Vor. Berndt.
7. Vor. ohne Wilm.

Perſonen.

Der Graf von Waldenheim.
Robert, ſein Sohn.
Prediger.
Der Gerichtshalter desſelben.
Sein Schreiber.
Wilhelm Berndt, Pächter des Ritterguts daſelbſt.
Sophie, ſeine Frau.
Wilhelm
Fritz } ihre Söhne.
Marie, ihre Tochter.
Andre Hünig, Sophiens Oheim.
Paul Schoche.
Valentin, Knecht bei Wilm.
Kaſpar Frei
Balzer Lindenſchmidt } Wildſchützen.
Ein Diener des Grafen.

[V. Aufzug.]
1. Frau.
2. Frau. Schoche. (Neuigkeit: Der Amtmann und Schreiber verhaftet.)
3. Frau, dann Berndt.
4. (klopft.) B. erſchrickt, faßt ſich aber ſchnell, da er den Grafen ſieht. Pfarrer.

Graf: Wundert Euch, daß ich zu ſo ungewöhnlicher Zeit? Berndt, trotzig: Nun iſt's zu ſpät. Was geſcheh[en iſt, komme] auf dein Haupt. Hier; bringt ſein Papier. [Du] haſt alles zu verantworten. Du haſt mich zum Außerſten getrieben. Meinen Sohn [haſt du] erſchießen laſſen. Graf: Ich? Seid Ihr wahnſinnig? Berndt: Ihr habt mich rechtlos gemacht. Ich [lädierte Stelle]. Graf: Soll alles gut gemacht werden. Berndt: Gutzumachen iſt nichts mehr. Auf deinen Kopf [lädierte Stelle]. Euer Papier hier hat uns alle ins Unglück geſtürzt. Graf betracht's. Ein Bub[enſtück.] Das war Ihre Antwort, Herr Pfarrer. Du biſt ſchuld an allem. Dies [lädierte Stelle.] Anwalt bei dem Weltenrichter. Du haſt mich zugrunde gerichtet. Du haſt [lädierte Stelle], ich habe mir's wieder geholt. Du haſt mir alle Hülfe abgeſchnitten. [lädierte Stelle] geholfen. Pfarrer: Was iſt Euch, Mann? Graf hat geleſen. Ein Bubenſtück. [lädierte Stelle.] verzieh' ich. Berndt: [Du] verzeihſt? Daß du das Unglückspapier [lädierte Stelle] du mich. Graf: Das hab' ich nicht ge[ſchrieben. Berndt] wild: Was? Graf: Meine Hand iſt nachgeahmt [lädierte Stelle] Paſtor, ein Pf: Man ſieht die Nachahmung. Berndt: Das hat Ihres Amtmanns Schreiber ge[ſchrieben.] Graf: Der Schurke. Berndt: Hahaha! Der Schreiber – flüchtet hinter ſeinen Schreiber. Graf: So wahr ich lebe, Mann. Das hab' ich nicht geſchrieben. Stimme Wilms draußen: Chriſtian, unſer Vater behält Recht. Berndt ſchreit auf. Wilm herein. Ihr erſchreckt vor mir, Vater? Berndt: Das wär' gräßlich! Wo kommſt du her? Warſt nicht auf der Jagd? Wo iſt meine Büchſe? [Wilm:] Ich ließ ſie bei Kirſt. Jetzt wollt' ich ſie holen; Kirſt hat ſie mitgenommen und iſt noch nicht wieder zu Haus. Vater, Ihr freut Euch garnicht? pp. Berndt ſteht zitternd auf, zum Grafen: Du biſt verantwortlich. Auf dein Haupt. Hier. Deine Handſchrift iſt ein Anwalt beim letzten Richter. Du haſt mich rechtlos gemacht. Du hieltſt den Arm des Geſetzes, daß er mir nicht helfen konnte – da – half ich mir ſelbſt.

[*Hg.*]

Das Papier gelte nichts. Darin ſieht er blos Schlechtigkeit der Richter. Vogts Taten ſind in des Grafen Namen getan: Seht, Gevatter, ich kann nicht anders. P. Mußt du fremder Ungerechtigkeit dienen? Die Ungerechtigkeiten der Höhern hörten auf, wenn ſie nicht immer bereite Diener fänden. Ich will nichts mehr mit Euch gemein haben. Da iſt die Türe. Frau erhitzt ihn durch Abmahnen noch mehr. Es iſt ja der Herr Vogt. Ein Spitzbube iſt er. Der eine Sohn hilft treulich, der ſeines Vaters Verblendung teilt.

Oder will er ſich zum Schutze des Schlechten aufwerfen, alſo reiner Gerechtigkeitsſinn? Lehnt ſich auf. Vergreift ſich an einem Beamten. Will Gleich mit Gleich vergelten. Frau: Was gehn dich ſeine Händel an, mag er ſie ſelbſt ausbaden. Er hat nicht die Kraft, es durchzuſetzen. Kauft vielleicht dem Schlechten den verdorbenen Handel ab und das unſelige Papier?

Nach der Tat. Alles iſt vor ihm erſchrocken. Er muß doch ſchrecklich ausſehn. Sogar Hunde reißen wimmernd aus. (Wo er hinkam, ſchwiegen die Vögel.) Andere haben ihn für ein Geſpenſt angeſehen. Wäſcht ſich, als dächte er, er ſei voll Blut. Nimmt zuletzt ſeine Schrift zur Hand; ſieht ſich nur als den Vollſtrecker der göttlichen Gerechtigkeit an. Sieht den Schatten an ſich für Blut an. Seine Frau hat gebetet und geſungen; plötzliche Schläge an der Tür heftig. Sie erſchrickt. Kommt wie gehetzt herein. Verfolgte dich jemand? Mich? Nein. Ja. S. Das iſt ein ſchrecklich Handwerk, Gottfried, wovon du kommſt. Wirklich.

Wenn du dich nur ſelbſt ſehen könnteſt. Er (im Schrecken): Iſt was an mir? S. Was ſollte denn an dir ſein? Er: Nun, Blut oder Schmutz. S. Du ſiehſt ſchrecklich, mir graut vor dir. So muß der Kain ausgeſehen haben pp.

Will, wie er allein, ſein Liebſtes betrachten. Das wird ihn ſanfter pp. machen. Wie er die Tür öffnen will: Nein! Nein! Ich darf ſie nicht mehr anſehn pp. Und wenn ſie mich fragte: Vater, du ſiehſt aus wie ein – was haſt du getan. Nein! Nein! Ich darf ſie nicht mehr anſehn. Sie müßte ſich grauen und könnte vor Schrecken ſterben. An ihr könnte mir's vergolten werden. Aber ich ſelbſt, was hab' ich mehr, als nur vergolten.

Denkt daran nicht. Der ſtolze Kerl muß herunter.

Strafe der Jungen. Mutter will lindern.

Werbung des Schlechten. Abweiſung. Streich ſpielen. Vogt. Verkauft vielleicht der Schlechte ſein Zeug an ihn, weil er nun nicht dableiben will? Ihr wolltet ein pp. kaufen. Verkauft ihm vielleicht das Papier mit. Des Vogtes Forderung abgewieſen. Vogt ſelber hinausgeworfen.

Prozeß. Der P. kommt immer weiter herunter. Frau beim Vogt. Schlechte verleitet ihn zur Wildſchützerei und erzählt ihm, ſeine Frau ſei beim Vogt geweſen. Frau geht innerlichſt beleidigt.

Sie erkennt nun, wie's der Vogt meint, und weiſt ihn ſtrafend zurück. Will nun wenigſtens die Kinder retten.

Sie kommt zu dem ganz tief Gefallenen, dem der Graf vergeblich Gnade angedeihen laſſen will. Geiſtliche abgewieſen. Erſt brütet er über ſeinem Papier bei einem Kienſpan. Das Töchterlein führt den Haushalt. Man ſieht, ſie iſt ſein Einziges. Wie die Kinder nicht fortwollen, bleibt die Mutter auch. Nun ſo helfe mir Gott! Ich ſollte wohl hier nicht bleiben. Aber wo die Kinder ſind, da iſt der Mutter Stelle. Prediger verſpricht, es ſoll unterſucht werden. Mutter hat den einen Sohn fortgeſchickt, heimlich, er muß wie auf die Jagd gehn.

IV. Nachricht von dem Erſchoſſenen. (Gewitter.) Der Schlechte fragt nämlich erſt wie ganz gleichgültig: wo ſein Sohn? Warum? Kaltblütige Erzählung. Er hat etwas, was jener fallen laſſen, den Schrotbeutel? Der iſt des Andres, der hat ihn aber bei einem Bekannten abgelegt. Mordentſchluß. Abgang.

Verwandlung: Zwei Schüſſe. Vielleicht erſt Geſpräch zwiſchen P. und dem jungen Grafen.

V. Heimkehr. Nachr. von der Geſchichte auf dem Schloß. Mädchenleiche. Der lebendige Bruder. Geiſtliche. Wunderliche Fragen. Oder weiß erſt die Frau, wer der Mörder, oder verrät ſie's? Töte mich auch, Ungeheuer. Lebendiger Sohn anſtatt der Schergen. Nun bricht ſeine Kraft. Graf kommt vielleicht mit dem Geiſtlichen, um die Gerechtigkeitsſache abzutun. (Die Unechtheit des Papieres.) Nach einigen verwirrten Fragen an den Geiſtlichen: Ich bin der Mörder deines Sohnes. Nun hat er aber nur einen Streifſchuß. Der Graf: Ungeheuer! will ihn abtun. Pfui; das iſt Arbeit für den Henker. Hier Geld, macht nach Amerika. Nun könnte der Leichnam ſeiner Tochter kommen. (Unglücklicher, du haſt dich ſelbſt geſtraft.) Im Wahnſinn preiſt er ſie glücklich, daß ſie tot ſei. Es ſei für ein Kind eine Blame, wenn der Vater. Wenn mein Retchen ſähe, daß ich ein Mörder; macht ihre Kammer zu, ſolang ich da bin. Endlich ſtürzt er fort, ſich den Geſetzen zu überliefern.

Die Frau warnt den Mann wegen des Umgangs mit dem Schlechten, in welchem dieſer aber nur einen von der Ungerechtigkeit der Beamten Geſchlachteten ſieht, was der ihm weismacht. Die Frau: Nein, durch ſeine eigene Schlechtigkeit; ſieh ihn nur an. Pflicht getan, mehr nicht.

Die Lieblingstochter ſoll nichts wiſſen von ihres Vaters Handwerk, muß ſich deshalb bald ſchlafen legen. Sie merkt doch allerlei, fürchtet ſich vor ihrem Vater, ſieht ihre Mutter weinen, die ihr nicht ſagt warum; fühlt ſich deshalb ſehr unglücklich. Die Frau redet zu, das Kind zu einem Verwandten zu tun. (Daß ſie Chriſtentum bekommt, zum Prediger, der ſie als kinderloſer Mann annehmen wollen. Sein Hohn über das Chriſtentum der Geiſtlichen. Sie läßt ihn allemal austoben. Sie ein einfaches frommes Herz, aber ſo eingeſchüchtert, daß ſie das mit dem Kinde kaum vorbringen kann.) Der Vater geht ſchwer daran. Nur einen Tag noch. Sie weiß nämlich ſchon, daß ſie ihn bei der Gerechtigkeit faſſen muß. Das Kind möchte ſterben. Könnt' ich's nur für dich. Es muß eine reizende Erſcheinung ſein. Sie fragt ihre Brüder, was doch das unheimliche Treiben zu bedeuten. Bekommt ausweichende Antworten. Ich ſoll Chriſtentum lernen und (ach ich bin noch gar nicht fromm) fromm werden. Ach, ich will recht fromm werden, recht fromm, damit mir's der liebe Gott nicht abſchlagen kann, wenn ich zu ihm bete, daß er dich geſund machen und lange, lange leben laſſen ſoll.)

Die Schönheit des Grundes, wo der Mord geſchehn, ſpukt immer in ſeinen Reden. Es war eine ſo wunderbare Nacht, und ich konnte pp. Der Sproſſen, der dabei ſang pp.

Volksromanzenton!

Er grübelt ſchon über dem Papier, wie es noch des Schlechten iſt.

Vielleicht Tendenz Öffentlichkeit der Gerichte, wenigſtens darauf gedeutet.

Warum kneten ſie die Sache insgeheim? Es geht die Leute an; kann ſich jeder daraus nehmen; warum denn nicht vor den Leuten? Aber da könnten ſie nicht, wie ſie wollen, und die Leute würden klüger und machten kein dummes Zeug, und ſie hätten keine Sporteln pp. Da bekommt man ſein Urteil, man weiß nicht, wie's ausgeheckt worden iſt. Dann iſt's in Redensarten abgefaßt, daß man's nicht einmal verſteht und kaum ſeine eigene Sache wieder erkennt. Und Recht und Gerechtigkeit, die (unverkünſtelt) im Herzen wohnen müſſen, ſchlagen ſie in alten Büchern nach. Das Pergament gilt mehr als Gottes Stimme hier (ſchlägt auf die Bruſt). Frau: Mit ſolchem Räſonnieren kommt nichts heraus. Was? Das

Papier ſoll nichts gelten? Es ſoll gelten, ſag' ich euch, und die Dreher und Deutler ſoll –

Er grübelt über dem Papier, da umfaßt ſie ihn von der Seite wegen des Kindes, welches kein Chriſtentum noch hat.

Wie er vom Morde zurückkommt, fällt ſeiner Frau ſein Weſen auf. Allmächtiger Gott! Was haſt du getan? Schweig! ruft er mit halb erſtickter Stimme, oder ich ſchicke dich ihm nach. Sie fällt in Todesangſt auf die Kniee. Er (ſich faſſend): Was ſoll das? Will ich dir was tun? Verdammtes Winſeln. Du haſt nicht mehr zu dulden als ich. Verflucht dieſe reſignierte Miene, dies Duldergeſicht. Schimpfe pp., gut, ich will's mit tun. Gegen ſolche Dinge hab' ich keine Waffen.

Sie will ihn beſchwichtigen. Sie hat ihn geliebt bis zu der großen Kränkung, dann hat ſie's bereut, daß ſie nicht den Vogt pp. (Oder liebt ſie jenen?) Erzählt, wie ſie in jenem Gründchen. Was weißt du von jenem Gründchen? Dort, wo die Weiden unter den bunten Blumen – Er: Was weißt du davon? Er kommt wieder zu ſich. Ja ſo, ja dort war's. (Sie beſchreibt nämlich gerade das Dickicht, wo er die Tat vollbracht.) – Hab' ich Blut an mir? Tod und pp., war ich dort? Ich bin nicht hingekommen. Sie ahnt: Um Gottes willen, was haſt du getan? So muß ein Mörder ausſehn? Er fährt furchtbar auf. Sie denkt, ihr ſoll's ans Leben gehn pp.

Stille, weck' mir das Retchen nicht auf.

Die Mutter ſinkt zuletzt auf die Leiche des Kindes. Wie ſie ſie aufheben wollen, daß ſie ihren Mann mit bewegen ſoll, iſt ſie tot. Der ſagt: Umſo beſſer; ſo ſind ſie der Schande überhoben, ihren Gatten und Vater auf dem Richtplatz zu verlieren. Will auch zuletzt keine Gnade; will nur ſein Recht. Geiſtlicher: Was iſt das für ein Menſch? Ein irregeleiteter.

Oder kommt der Graf als Hausſuchender?

Graf (Max v. Wildenforſt)
Sein Sohn (Max)
Der Geiſtliche (Wilmſen)
Der Vogt (Düning)
Der Held (Friedrich Werner)
Seine Frau (Sophie)
Wilhelm } Söhne 20 Jahre alt
Andres } 18 Jahre alt
Marie, ſ. Tochter 16 Jahre alt
Der liederliche Hund (Gotthelf Schoche)
Bauern, Knechte, Mägde.

Gotthelf: Ich dächte doch, Euch könnt's nicht leid ſein. Habt Ihr doch Gewehr und verſteht damit umzugehn, und die Haſen und Rehe (hierum) hat Gott nicht für den gnädigen Herrn allein geſchaffen; ſonſt hätt' er ihnen das (gräfliche) Wappen auf den Pelz gemalt.

(Bricht zweimal ab, ſpricht etwas anderes, dann wieder. Dazwiſchen von ſeiner Frau, die die Eheſcheidung von ſich gewieſen. Doch hübſch? Was? Hübſch? Iſt das lobenswert, wenn eins ſeine Schuldigkeit tut? Ihr lobt doch Euern Hund, wenn er ſeine Sache gut macht. Dafür iſt er ein Hund. Apropos, wo iſt denn Euer Leo? Totgeſchoſſen. Von des Grafen Jägern? Nein, von mir. Er verrät. Die hätten's verſuchen ſollen. Was machen die ſich draus? Die nehmen noch andere Leute aufs Blatt. Wo iſt denn Euer Chriſtian? Draußen. Und Euer Wilm? Dann die Büchſe pp.)

Wo ſteckt denn Euer Wilm? (Auf der Jagd. Weiß nicht, wo er bleibt. Geſpräch von anderem. Dann wieder: Aber Euer Wilm? Iſt er zu Hauſe?) Warum? Darum, man kann doch fragen. Wenn man eine Urſache hat. Hm. Wißt Ihr? Ja ſeht – na, ich ſah ihn aber nicht, wie ich zu Euch kam. Ihr wißt etwas von ihm? Was ſoll ich wiſſen? Ihr ſeid ein Narr. Nun gut; wer viel fragt pp. Hatt' Euer Wilm eine Jagdtaſche mit? Wozu das? Na, mir kann's gleich ſein. Freilich doch. Eine mit rotem Leder? Freilich doch. Ich kenne doch Eure Jagdtaſche von Fiſchotter? Zum Teufel, was iſt's nun endlich? Habt Ihr ſie zu Hauſe? Nein. Seht wohl nach (gebt wohl acht), daß Ihr Euch nicht irrt. Gebt wohl acht, daß ich Euch nicht an der Kehle faſſe. Ihr habt ſie wirklich nicht? Nein. Hatte ſie Euer Wilm mit? Ja. Wißt Ihr's gewiß? Nun ja. Hört, hier iſt nicht zu ſpaßen. Ich werde nun gleich Ernſt machen. Laßt Euch mal was ſagen. Das wäre der Teufel! Was wär's? Geſtern pp. und vorhin war der Pfarrer bei Euch pp. Er will's unterſuchen. (Lacht.) Unterſuchen? Und Ihr glaubt's? Seid noch nicht genug gewitzigt? Ja, ich glaub' es und laſſe mich nicht irrmachen, wißt Ihr das? Meinetwegen. Euer Wilm iſt auf der Jagd? Geſtern nacht fort und noch nicht wieder da.

Vorher: Ihr ſeid ſchuld geweſen, daß Eure Baſe mich nicht heiraten durfte. Wißt Ihr noch? Ihr bekämt ſie heute nicht. Paßtet nicht für einander. So? Damals wußt' ich nicht, wie Euch die Gerichte mitgeſpielt hatten.

Vorher: Ihr ſolltet ſo 'n König ſein. Da wird's bald anders ausſehen im Lande. – Ich kann kein Unrecht ſehn. Zu einem König gehört aber mehr. Was? Kein Titelchen mehr als Gerechtigkeit. In der Gerechtigkeit ſind alle andern Königstugenden mit enthalten. Könnte wahr ſein; aber ich bin's nicht.

Die Frau knieet vor ihren Kindern, ſie ſollen ſich retten laſſen. Bei Gelegenheit, daß die Kleine zum Paſtor ſoll, lebt die alte Liebe wieder halbwege auf.

Dein Wilhelm iſt tot. – Und was willſt du? Ich? Nichts. Daß du mir die Marie nicht weckſt mit deinem Lärm. Ich wollte lieber Tag und Nacht pp., als ſie aus ihrem Schlummer geweckt wiſſen. Sie weiß nichts von der Schlechtigkeit der Menſchen. Ich wußte auch nichts pp.

Ich will ſchwer tragen, wenn mein Kind nicht mittragen darf. Wenn ich einmal heimkäme und ſie wüßt' es, daß ſie eines Wildſchützen Tochter iſt – ich will mir's nicht denken. An ihrem Lächeln bau' ich mein zerfallnes Weſen wieder auf, vergeſſ' ich mich, kann ich's wegwerfen. Wenn ich ſie ſchlummern ſehe, kommt's ſo heilig, ſo ruhig über mich – (will Türe öffnen) Nein; ich will nicht; ich könnte ſie wecken. (Das iſt, ehe der Schoche kommt. Aber ſchon beginnt's zu wetterleuchten.) Wir können was kriegen, eh' wir's uns verſehn. Die Gewitter, die dort herkommen, können drüben nicht über den Culm. Da wirft ſie's wieder zurück, und ſie wirtſchaften dann über dem Tal, ſolang noch ein Funken Blitz drin iſt.

Habt ja da noch Flinten und Büchſen von der Zeit her, wo der Graf noch hier war und Ihr immer zuſammen auf die Jagd gingt? Das waren andere Zeiten! Wie?

I. Im erſten Akt iſt der Held noch ziemlich im Wohlſtand, obgleich er um des Schoches Sache ſchon hat Strafen bezahlen müſſen. Hat auch Gewalt mit Gewalt vertrieben. Sie bittet ihn um alles, er ſoll ſich nicht mit dem liederlichen Kerl befaſſen. Liederlich! – ihr Menſchen ſeid ſchnell fertig mit ſolch einem Urteil. Gut; ich will zugeben, er iſt's; wodurch aber iſt er's geworden? Durch Ungerechtigkeit. Nun haben ſie ihn heruntergebracht pp. Ich kann nun keine Ungerechtigkeit erſehen pp. Das verſtehſt du nicht. Das iſt keine Sache für Weiber. Sie ſagt ihm vor, was alles ſchon geſchehen, und ſo würd' es fortgehn, bis er ein armer Mann ſei. Die Folgen der mit Gewalt vertriebenen Gewalt ſind noch zu erwarten. Er iſt entſchloſſen, die Sache bis auf die Hefe zu verfolgen. (Vielleicht der Vogt da, mit dem der Schlechte ſpricht. Der Held vermengt ſich nicht mit dem Schlechten, ſondern iſt Protektor.)

II. Er iſt ſchon weit herunter und läßt noch immer nicht von dem Schlechten. (Der wird immer vertrauter.) Seht Ihr, Ihr wolltet mir Eure Baſe nicht zur Frau geben, weil ich arm war; nun ſeid Ihr ärmer wie ich. Das würd' ich heute noch tun, und wenn Ihr der reiche Mann im Evangelium wärt. Damals wußtet Ihr nicht, wer an meinem Unglück ſchuld war. NB. Das mit dem Vermögen, ſeine Frau iſt ihm eine neue Ungerechtigkeit.

Frau beim Vogt mit ihrem Bruder, der ihr zuredet, ſoll ſich ſcheiden laſſen. Soll's heißen, ich hielt bei ihm, ſolang er reich war, und nun er aus ſeinem Gute ſoll, läßt ſie ihn? Hätteſt du den Vogt genommen, wie wir's haben wollten. (Sei du froh, daß dein Vermögen wenigſtens unter Vormundſchaft geſtellt iſt für deine Kinder.) Wenn du deinen Willen noch immer haben willſt, kann ich dir nicht helfen. (Geht.)

Sie denkt darüber nach: Ach ja, der Vogt wäre ein anderer Mann geweſen pp. Vogt ſehr teilnehmend. War er vielleicht erſt mit dem Schlechten zuſammen, (Iſt der Schlechte ſein Agent bei der Sache?), der ihm die Sache exponiert? Da wär' was zu machen; die Frau iſt hübſch, und die Tauſende ſind auch hübſch, und was ſie zu erwarten hat von ihrem Onkel, der ſie ohnehin enterben will, wenn ſie nicht von dem läßt. Vogt ſpricht ſehr freundlich mit ihr; das tut ihr wohl, wie ſie ſelbſt ſagt, ſtellt Vergleiche an. Er erzählt ihr, wie er ſie liebgehabt habe, und läßt merken, daß er das noch (und nie heiraten werde). Sie weint vor Rührung. Auf dieſe Freundlichkeit baue ſie eben, da ſie komme zu bitten, er möge doch pp. Er: Er will's ja nicht anders haben. Der Graf würde ihn gern pardonnieren. Zeigt einen Schmerz, der ſie innig rührt, daß ſie ihm die Hand drückt und ihn tauſendmal um Verzeihung bittet, daß ſie ihn nicht nach Wert geſchätzt.

Verwandlung: Der Held und der Schlechte. Der Held will kein Geſetz mehr achten, weil es weniger des Rechtes wegen, ſondern als Zwang für die Untern. Die letzte Klage abgewieſen. Ihr habt eben kein Geld mehr; und denen liegt nichts daran, ob die Leute Recht haben, ſondern ob ſie Geld haben. Wildſchützerei. Seine Frau ſei beim Vogt geweſen. Wollte der Vogt nicht einmal Eure Frau heiraten? pp. Frau kommt endlich ganz aufgeregt. Sie erinnert ihn an frühere Zeiten; jetzt wäre ſie herumzukriegen. Er achtet darauf nicht. Endlich: Du biſt da geweſen? In ihrer feierlichſten Stimmung ſo innerlich beleidigt, geht ſie.

III. Frau beim Vogt, der nun mit ſeinen Abſichten herausrückt. Sie weiſt ihn ab empört; iſt nun ganz ohne haltenden Stab: will ihre Kinder holen und retten. Verwandlung: Er iſt Wildſchütze. (Daß ſie nicht Scheidung will, erzählt der Schlechte.) Sie kommt und bittet die Kinder auf den Knieen. Die Kleine muß hinaus (?). Die: Unſern Vater, dem Unrecht geſchieht, verlaſſen wir nicht. Nun, ſo pp.; Gott helfe mir. Wo die Kinder ſind, iſt der Mutter Platz.

(Der Paſtor?) (Soll unterſucht werden, weil er nicht Gnade haben will.) Die Frau ſchickt den Sohn fort. Geſpräch über Gnade und Recht. Kind fleht die Mutter, zu ſagen, was ſie weiß pp.

IV. Das Kind (nimmt gute Nacht; mit ſonderbarer Ahnung) zum Prediger. Gewitter. Geſpräch über das Kind. Vom erſchoſſenen Sohn. Mordentſchluß. Frau kommt wieder.

1. Kind, Vater, Mutter.
2. Vater, Mutter.
3. Vater.
4. Vater, Schoche.
5. Vater.
6. Vater, Mutter.

7. Kind. Junger Graf. Oder 7. Vater (vor dem Mord).
8. Kind. Junger Graf. Zwei Schüſſe.

V. 1. Mutter. 2. Mutter, Schoche (der fragt, wo pp., ſie fenſtert ihn ab.) 3. Mutter, Vater. 4. Wilhelm, Vater, Mutter. Wilhelm hat die Erledigung der Sache und den niedergeſchlagenen Prozeß vom Grafen, der ſelber heraus wollte. Mußte warten, bis ausgefertigt war, noch einen Tag. (Wie es mit ſeinem Papier beſchaffen?) Graf hätte geſagt, er käme ſelber heraus und würde, ehe er auf ſein Schloß käme, die Sache mit dem alten Bekannten abmachen und alles gutmachen. — Da iſt nichts mehr gutzumachen. Graf ſelbſt und Geiſtliche.

Der Graf: Er ſoll Anſtellung wieder kriegen und ſeine Söhne verſorgt werden. Wunderliche Frage an den Geiſtlichen? (Alles gutgemacht. Alles gut? Das iſt zu ſpät.) Ich bin deines Sohnes Mörder. (Erzählt's recht ſchauerlich.) Hier das Gewehr. (Frau: O Gott, ich hab's geahnt!) Der will erſt. Einige bringen die Kinderleiche; Graf: Was macht mein Oskar? Einen Streifſchuß. Der Schrecken. Zu dem Helden, der regungslos dortſteht, als erwart' er den Schuß: Du biſt geſtraft genug. Sieh hin. Die Mutter ſinkt auf den Leichnam und ſtirbt. Er halb wahnſinnig, zeigt der Leiche ſein Papier; es ſoll mit ihm begraben werden, damit er's zeigen kann; in die rechte Hand gegeben. Graf: Er ſoll nach Amerika, hier pp., ſie wollen ihm Gnade auswirken. Er will keine, will ſein Recht. Seine Frau ſteht nicht mehr auf. Gut, daß ſie tot ſind. Aus tiefem Sinnen fährt er auf: Weckt mir mein Riechen nicht. Graf will für ſeine Söhne ſorgen. Nun rennt er ab, als könnt' er's nicht erwarten.

Das Papier vielleicht über ein ſteuerfreies Rittergut, wie den Rautenberg, oder ſonſt ein ſteuer-, zehnt pp. -freies Stück Grund oder was es iſt.

Verjährungsrecht? Ein altes Papier findet ſich, aus welchem erhellt, daß einer unnötig ſoundſoviel Jahre Steuern oder etwas an den Grafen entrichtet — Frone oder dergleichen. Will's nicht mehr tun. Verjährt. Oder iſt die Steuerfreiheit aufgehoben ohne Entſchädigung? Verweigert die Steuern, vertreibt Gewalt mit Gewalt.

Der Vogt muß ſchuld ſein durch eine unverhältnismäßige Strafe für ein leichtes Vergehn; auf mündlich Vorhalten gibt der Vogt zu verſtehen, des Grafen ſpezieller Wille. Iſt vielleicht etwas ſchnöd; der Held wirft ihn aus der Türe. Nun belügt der Vogt den Grafen, indem er vorgibt, die Händel rührten alle vom Helden her. Oder findet ſich zuletzt, daß ſein Papier gefälſcht iſt? Papierzeichen.

Verjährungsſache. Der Schoche hat das Papier gefälſcht. Es ſei aber verjährt. Zu der Zeit, da die Schrift ausgefertigt, habe noch kein Amt Reizenſtein exiſtiert. Schoche hat geſtanden, oder ein anderer, daß er dem Schoche das Papier gemacht habe, daß er alſo den Helden damit betrogen. Nun ſteht's um den Helden ohnedies nicht zum beſten; Mißjahre pp., daß er nun die Pachtung verliert, in welcher er viel aufgeopfert und auf ſeine großen Koſten das Gut verbeſſert hat, wovon er noch nichts geerntet. Das geſchieht durch den Vogt, der den Helden beim Grafen verleumdet und gegen dieſen den Grafen vorſchiebt, der als Geſandter irgendwo iſt.

Wird noch einer vom Vogt beredet, ihm ein Kapital aufzukündigen?

Oder eine Erbpacht mit einer (zweideutigen) Bedingung? Nimmt zuletzt ſeine Sache kein Advokat mehr an? Sobald er pp. Oder liegt's an einem Ausdruck (lateiniſchen?)? Er traut, wer über Ungerechtigkeiten klagt, gleich auf das Wort; deſto mißtrauiſcher iſt er auf die Gerichte.

Die Scheidung ginge, weil er als Wilddieb oder gegen die Obrigkeit ſich vergriffen pp. Ich bin ſein Richter nicht. Seine Kinder ſind meine Kinder.

Der Kerl hat ein Recht auf den Helden, weil der ihm verſprochen, ihm zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Der ſagt: Durch den Vergleich hätt' ich was gerettet; Ihr habt mich heruntergebracht. Ihr müßt nun Euer Wort halten. So hat er einen Schmarotzer. Vielleicht die Fälſchung deswegen, daß er ſich an dem Helden feſtſaugen kann. Auf Zureden der Frau und des Paſtors, vielleicht auch des Kindes (dahinter ſteckt die Mutter), will er ihn vielleicht von ſich tun (das im 2. Akt?); da wird der großartig: So; erſt habt Ihr mich vollends heruntergebracht, und nun vergeßt Ihr Euer Wort. So iſt's mit Eurer Gerechtigkeit? Ihr ſeid, wie ſie alle ſind; ich bin zu ehrlich für Euch. Gut, ſagt der Held, Ihr bleibt, ich halte mein Wort; aber Euch zu achten hab' ich nicht verſprochen. Nun wird der giftig und bringt das mit dem erſchoßnen Sohne. Der Kerl ſagt zu ſich: Ich brauch' ihm nur zu ſagen, daß man ihm Unrecht tut, ſo glaubt er's. Ich habe nichts mehr. Das iſt ein anderes.

Frau geht zum Vogt.

Schickt ihren Sohn.

Papier gilt nicht mehr (ganz) wegen Verjährung; und drin heißt's: auf ewige Zeiten.

Oder Steuerabgaben und das: auf ewige Zeiten von allen Abgaben frei? In dem Papier ſteht vielleicht noch mehr, was er nun alles exerzieren will.

Übrigens, ſagt der rückkehrende Sohn, wär' Euer Papier nicht richtig, Ihr wärt damit betrogen.

Was? Über die Lügner –

Ein Eingeſteckter hat geſtanden, er habe dem Schoche ein ſolch Papier gemacht. (Will nach der Flinte greifen.) Frau: Um Gotteswillen, halt' ihn, Wilm; laß ihn nicht fort.

Einer mehr, was liegt daran pp! Nein, es kann nicht falſch ſein, hörſt du? Du haſt mißverſtanden. Es iſt richtig pp.

Er ſagt, das könnte vielleicht das Waſſerzeichen aufklären.

Was? Sollt' es möglich ſein?

Man müßt' es gegen das Licht halten.

Der Alte zittert ſo ſehr, und vor ſeinen Augen ſind Phantome, daß er's nicht leſen kann. Wilm und Frau leſen: 1830. Und hier ſteht 1780. Das kann doch nicht richtig ſein.

Er glaubt es nicht. Betrachtet's immer wieder, ob's kein Irrtum ſein kann.

Das kann undeutlich ſein. Den Pfarrer könnt' er halbwahnſinnig fragen, ob das wirklich nicht eine Sieben ſei.

Vielleicht zeigt er ſeine Urkunde dem Grafen. Sie gilt erſtlich nichts mehr. Wie iſt das möglich? Das geht nicht. Dann iſt ſie auch ſelber falſch.

Oder bringt erſt, wie der Held auf dem Hund iſt, was der Schlechte vielleicht noch nicht weiß, die Urkunde? – Daraufhin wird er nun ſchlecht.

Die oben halten ihr Wort nicht. Muß ich nun meines halten? Wenn ſie die Gerechtigkeit mit Füßen treten, muß ich das dulden? Es ſind Geſetze über uns allen. Ihr übertretet ſie, und wir ſollten ſie nun halten? Nein; es iſt Krieg pp.

Er erhält einen Koſtenzettel. Geſpräche pp. Der zugegene alte Vetter ſagt auf des Helden Waldrichſche Predigt: Das iſt ſchon wahr, aber ich brauche mein Geld; in einem Vierteljahr. Die reden an ihm herum. Das gefällt mir ſchon nicht mit dem Prozeſſieren und Raiſonnieren. Ich muß ja recht behalten. Und für den liederlichen Kerl, den ich nicht leiden kann. Liederlich, ei das geht ſchnell pp; indem der Held dieſen mit den Ungerechtigkeiten der Gerichte entſchuldigt, wird er ſo derb, daß der Alte ſich noch beleidigt fühlt. Ihr habt eine eigene Art, gute Worte zu geben. Ich gebe niemand gute Worte. Könnt Ihr's verantworten, daß Ihr uns zu Grunde richtet, gut. Ich habe mehr Kinder.

Frau ſagt: Ich habe ihn nicht gewollt; ich mußte ihn heiraten, und nun. Alte: Das war ein ander Ding, damals lebte dein Vater noch, [erst: warſt du in den Juſtiziar vernarrt; der hätte keinen Ernſt gemacht, und wer weiß, dacht' ich: unter die Haube.] Vetter! [erst: Vater!] Nun, da du ihn nicht recht magſt, wie es ſcheint, und der ſo grob wird und vergißt, daß er durch mich um ſeine 10000 reicher werden kann, und mit dem liederlichen Kerl, den ich nicht leiden kann, hält und prozeſſiert, ſo will ich mich's was koſten laſſen, euch wieder auseinander zu bringen.

Da er dich ſchlecht behandelt –

Nein, Vater, das tut er nicht.

Hab' ich's doch ſelbſt geſehn.

Freilich, er iſt nicht ſo, wie ihn manche Frau ſich wünſchte. (Ja, was man tut, er ſieht's für bare bloße Schuldigkeit an;) er geht nicht um einen herum, und ſchätzt es nicht, wenn ich es tue pp; aber er verlangt auch nur, was die Pflicht gebietet. (Er ſagt, die Pflicht ſei die Hauptſache.) Damit will er mich nicht kränken; es iſt ſeine Art ſo, und ſieht's für Schuldigkeit an. (Und was ich tun mag, er dankt mir nicht darum.)

Andere Weiber haben es lieber, wenn ihnen der Mann zeigt, daß er ſie liebhat und um dies und das bittet, um was er eigentlich nicht zu bitten braucht; nur daß die Frau denken ſoll, er verlangt das von ihrer Liebe, was er von ihrer Pflicht fordern könnte. So daß es ausſieht, als erwieſen beide ſich freiwillig und noch wie Unverheiratete aus (bloßer) Liebe die Dinge, die ſie von einander fordern könnten. Das wollte mir im Anfang nicht gefallen, daß er alles mit dem Ton eines forderte, der das Recht hat, und daß ich es ebenſo machen mußte und die Freundlichkeit Schmeichelei und Tändelei nannte. Aber man gewöhnt ſich. Und muß ihn achten. Denn er tut nicht das Geringſte, was unrecht wäre. Ja, er hält auf Recht nur [bricht ab]

Er iſt feſt und ſtark, bis die Unechtheit erwieſen iſt.

Dann aber wird er halb [bricht ab].

Schoche hat vielleicht verſichert, er habe ein Papier darüber, hat es aber immer vergeſſen und bringt's nun endlich, dh. das gefälſchte.

Zu dem Schoche hat er ein unwandelbar Vertrauen. Das hat er zu jedem, der über Gewalt ſchreit.

Brütet über großen Plänen, wie er der ganzen Menſchheit Recht verſchaffen will. Das lateiniſche Buch muß weg. Wir ſind keine Lateiner. Es ſoll nicht mehr ausgekrikelt werden, ſondern einfach vernünftig überlegt. Allgemein verſtändlich. Der Schoche ſagt: So recht. Bringt vielleicht ein paar Wildſchützen mit, denen er vorpredigt.

Wie ſie zurückgekehrt iſt, geht er, nachdem ſie ſich vergeblich Mühe gegeben, zu ihr und fragt: Wild-Sophie, was wollt Ihr hier? Sie läßt ſich nicht vertreiben. Ich bin Mutter; wo meine Kinder ſind, muß ich auch ſein. Ich gehe nicht. Helfe mir Gott. Tu mir Gewalt, Wilm, was du willſt. Ich muß es leiden pp. Kinder alle darum herum. Er endlich weicher: Glaubſt du, es wird, wie es war? Sie: Nein, nein; ich weiß, das kann nicht. Du warſt bei dem Vogt, heimlich; du haſt deines Mannes Recht heruntergewürdigt durch Betteln. So, wie es war, wird's nicht wieder. Ich bin ein anderer Mann. Ein Mann an Vertrauen und Glauben verwaiſt. Ich bin ein armer Mann, ein furchtbar armer Mann pp.

Ihr Erbarmen wird gerührt. Ach, es ſollte wohl wieder werden, wie es war, wenn du mir folgteſt. Wer haßt, kann nicht glücklich ſein. Du gehſt mir nah. Ich ſollt' es nicht ſagen; du glaubſt mir's nicht. Er: Ich will keines Menſchen Mitleid. Will auch keins haben. Mein Recht will ich, ſonſt nichts auf der Welt. Mein Recht und das Recht aller Menſchen.

Von Zeit zu Zeit muß einer ſoweit getrieben werden, daß er aufſteht und dem Unweſen ein Ende macht. Und ein Ende ſoll werden, Wild-Sophie. Es gibt der Braven genug, die lange ſtill geduldet haben. Es fehlt nur an einem, der ſich an die Spitze ſtellt. Der des Rechtes wegen alles zu riskieren den Mut hat. Die einen haben Gewalt, Geld und alles, die andern haben nichts. Und die die Sache ins Gleiche bringen ſollten, laſſen ſich bezahlen und miſchen ihre Karten insgeheim und in ihrer lateiniſchen Gaunerſprache pp. Wild-Sophie, es muß anders werden; es wird anders werden. Es wäre anders, aber jeder denkt: Haus, Kinder und Frau ſind mir näher als das Recht. Es muß einer kommen, der ſich und das Seine nichts achtet um des Rechtes willen. Einer, der ſtark oder verzweifelt genug iſt, daß er weder Himmel noch Hölle fragt, ob er losſchlagen ſoll.

Er ſieht ſich immer noch als einen Märtyrer des Rechtes an, bis die Falſchheit des Papiers ihm unzweifelhaft iſt; nun will er erſt zu Schochen mit der Flinte. Der iſt eingeſteckt. (Zweifelt wieder und wieder.) Nun bricht er zuſammen. Ich bin der Mörder deines Sohnes, reißt die Bruſt auf.

NB. Erſt iſt er noch ganz ſtolz (hat ſich in den Trotz hineingeworfen) gegen den Grafen, wiewohl ihm nicht einerlei. Nun kommt der Sohn. Unechtheit. Nun die Leiche der Tochter. Auch der junge Graf ſei getroffen. Ich bin der Mörder. Der Graf erſt wütend, ſchießt ihn faſt nieder. Der Henker pp., erfährt, daß die Wunde nicht gefährlich, mehr Schrecken ihn niedergeworfen. Du biſt geſtraft, haſt dich ſelbſt geſtraft. Gnade auswirken. Geld. Nach Amerika. Er knieet ohne Bewegung. Pfarrer will die Frau bereden, ſie ſoll helfen. Die iſt tot. Er ſtudiert in ſeinem Papier. Will ſich totſchießen, denn er will ſein Recht, wie immer, keine Gnade. Frage an den Paſtor, ob der Henkertod Menſchenmord ſühne. Wie der ihn tröſtet, Reue pp. Hinrichtung wär' auch ein Mord. Nein, Herr Pfarrer, das iſt geklügelt. Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Ich will drüben mein Recht haben und keine Gnade. Gut, daß die tot ſind. Ich hab' es ehrlich gemeint pp. Graf will für ſeine Söhne ſorgen. Sie ſollen ſtreng rechtlich ſein, ſich in acht nehmen, daß ſie nicht betrogen das Recht verletzen wie er. Bittet oder will bitten, fragt den Geiſtlichen, ob ſie's tun würden, daß ſie ihm das Papier mit in die Erde geben. Dann geht er mit männlichem Schritt.

Der kleine Graf geht, indem er ſagt: Ich habe den Wilm immer liebgehabt, er ſieht aus wie ein Mann, wie ich einmal einer werden möchte. Ich will auch meinen Vater bitten und nicht eher ruhn, bis er ihn wieder in das hübſche Haus nimmt. Schuß in der Szene. (Erſtickter Ruf.) Ach Gott!

Er ſoll mit ſeinem Papier nicht ſo ängſtlich ſein; ſoll Gnade pp. Am Buchſtaben iſt ihm gelegen. Macht, daß die acht hier eine ſieben iſt, und ich will mein bisherig Unglück doppelt tragen und tanzen und ſpringen unter ſeiner leichten Laſt.

Mit dem Papier wird er abgewieſen, weil es nicht mehr gelte, da die Steuerfreiheit aufgehört habe. Hier ſteht: für immer und ewig.

Im erſten Akt wirft der Held den Vogt aus dem Hauſe unter nicht den beſten Reden. Das ſollt Ihr bereuen. Vogt hat ſich nämlich hinter des Grafen Willen geſteckt, wobei er den Schreiber zum Zeugen aufruft.

---

1. Aufzug.

1. Wilm (ſteht auf vom Leſen).
2. Knechte mit Befehl ab und mit Nachricht auf.
3. Wilm. Schoche. [Gestrichen: Verſprochen] (oder Schoche will das Papier holen; hat erzählt, wie er behandelt worden?)
4. Wilm. Schoche. Frau. (Schoche: Ich weiß, Eure Frau ſieht mich nicht gern.)

5. Wilm. Frau. (Schoche wendet ſich an Wilm um Hülfe und das ſchmeichelt dem. Mag er ſein, wie er will; er hat Vertrauen zu mir. Ich will ſeiner Meinung von mir Wort halten.)
6. Schwäher. Vorige. Rat.
7. Schoche (mit dem Papier). Vorige. (Verſprochen.) Schwäher, Frau.
8. Vogt. Vorige.
9. Wilm. Vorige. (Hinauswerfen.)
10. Vorige ohne Vogt. Predigt, Schwäher: Ja, ja; damit könnt Ihr Recht haben. Aber ich möcht' mein Kapital. Die Frau bittet. Der Wilm beweiſt, daß er Recht behalten muß. Lieſt aus dem Kaufbrief vor. Der Schwäher: Ja, da iſt auf deine Art gar kein Zweifel. (Wollt Ihr mir's ableugnen? Wilm ſtolz.) Wilm: Wollt Ihr uns ruinieren? I bewahre; aber ich mag auch nicht ruiniert ſein. Ich habe keinen Heller an die Advokaten weggeworfen; ich ſehe nicht ein, wie ich einen andern meine Thaler ſoll hinwerfen laſſen pp. Wilm: Ich bin der nicht, der bettelt. Gleich aber könnt Ihr's nicht haben; ich habe das Gut ſo verbeſſert pp. Iſt das im Kontrakt? Zeigt doch einmal. Ich hab' ihn noch nicht. Habt Ihr den Kontrakt nicht, habt Ihr auch kein Recht. Schwäher: Nun, Ihr werdet's ſchon machen. Ich habe Enkel, darf nicht leichtſinnig ſein. Wendet Euch mit der Zahlung an den Advokaten pp., dem will ich die Sache übergeben.

II. [Aufzug.]

Schreiber. Vogt. (Schoche und Schreiber erſt.)

Hängt Schoche mit dieſen zuſammen?

Oder hat ein Knecht die ſtaatsverbrecheriſchen Reden verraten oder ein anderer Wildſchütze?

Im zweiten Akt erzählt Schoche vielleicht oder hat ein Briefchen gefunden vom Grafen an Marie. Sprechen erſt von Marie, worin der Held ſeine ganze leidenſchaftliche Liebe zu ihr ausdrückt. Warum nicht; die Mutter geht zum Vogt, die Tochter gibt ſich Zuſammenkünfte mit dem jungen Grafen; ſchöne Wirtſchaft! Er ſpricht mit Marien darüber. Deren unſchuldige Anſicht der Sache. (War noch keinmal heimlich mit ihm zuſammen. Seine Galle über die gräfliche Familie. Du biſt das Einzige, was ich noch habe.) Wir waren uns gut; du biſt ihm aber feindlich geworden. Ach, er wird nicht lang mehr leben und iſt ſo gut; ich wollte gleich mit ihm ſterben. Wilm: Du ſiehſt mir ihn nicht wieder, ſonſt pp.

Im vierten Akt hat ſie ein Brieflein von ihm: Er hat die Ahnung, daß er die Nacht nicht überlebe. Sie möchte nicht ohne des Vaters Wiſſen, und es geht doch nicht anders. Deshalb der Abſchied ganz eigen.

Wilm: Was fehlt dir, Marie? Das iſt ja eine Gute Nacht, als wenn's die letzte wär'.

Wie die Alten allein, Wilm: Sie iſt krank. Oder ſollte ſie erfahren haben pp? Sie: Weil ſie zum Pfarrer kommen ſoll. Wilm: Mit ihr verlier' ich meine letzte Freude. Wenn ich mit Gott und der Welt zerfallen war, lauſcht' ich an ihrem Bette. Da wurd' mir's ſo heilig, wie wenn ich als ein Junge die Glocken hörte. Aber es muß! es muß!

Bringt die Sophie gegen den Pfarrer vor wegen Mariens, daß ſie ſo weit wegkäme als möglich: Ach, es geht nicht gerad im Hauſe zu. Sie muß ſo manches ſehn und hören. Und nun iſt ſie auch noch nicht konfirmiert, daß ſie Chriſtentum genug hätte. Sie iſt ein armes Kind, Herr Pfarrer, und arme Leute und unglückliche Leute haben das Chriſtentum ſo ſehr nötig. Ich habe chriſtliche Gedanken, die mich tröſten und aufrechthalten, aber ich habe die Gedanken nicht mehr dazu, das andern mit Worten zu ſagen, wie ich's fühle. Das Elend macht den Kopf ſchwer; manchmal iſt mir, als vergingen mir die Gedanken völlig.

III. [Aufzug.]

1. Vogt. (Legt's aus, warum nichts werden kann mit ſeiner Petition.)
2. Vogt. Frau. Schwäher. (Er müßte ins Zuchthaus.)
3. Vogt. Schreiber. (Iſt ein Böſewicht, ein Verbrecher.) Der Graf wird kommen. Zum Teufel, wie fällt ihm das ein. Wie alles beſtochen pp. Er kann nirgends ankommen. (Gute Nachricht in einem Brief oder Kammerdiener, daß ſie ſich nicht zu fürchten brauchen.)
4. Wilm.
5. Schoche. Wilm.
6. Kinder. Frau.
7. Wilm. Vorige.
8. Wilm. Frau. (In der Hoffnung auf des Grafen Antwort; wir werden nicht lange das ſchlechte Handwerk treiben müſſen.)
9. Vorige. Pfarrer (vom Juſtiziar geſandt?).
10. Frau. Pfarrer. (Sie ſei ſo groß, über ihre Jahre. Elend zeitigt. Sie hat uns immer betrübt geſehen pp. Die Äpfel frühreif, die ein Wurm.)
11. Wilm. Pfarrer. (Seine Hoffnung umſo größer, da der Pfarrer ſagt: Ich hab's nicht aus des Grafen Munde, ſondern mich ſchickt der Amtmann. Der muß das doch aus Furcht tun; weil der Graf da. Und nun will der Pfarrer überdies die Sache zu ſeiner eigenen machen, heute noch den Grafen ſprechen. Wilm: Alſo, Wilderſophie, morgen um die Zeit iſt's beſſer. Aber wie's war, wird's nicht wieder.)
12. Frau. Andere.
13. Wilm. Vorige.
14. Wilm. Frau.

IV. [Aufzug.]

1. Marie.
2. Frau. Marie. (Frau ſchickt den Wilm jun. ab. Die Tochter weiß doch, wie's ausſieht, wenngleich die Mutter es verbergen will. 's iſt einer totgeſchoſſen worden. Mitteilung. Zum letztenmal. Aber der Vater darf nichts davon wiſſen. Und ſie ſoll den jungen Grafen bewegen, bei ſeinem Vater. Die Mutter denkt, es iſt Gottes Schickung. Aber nimm dich in acht vor den Schützen.)
3. Wilm. Vorige. (Frau in Sorge, daß der Pfarrer noch keine Nachricht, da's doch ſchon über den Termin iſt. Wilm hat die Antwort auf ſeine Eingabe. Sie ſagt's Wilm. Der hohnlachend: Hier iſt die Antwort!)
4. Wilm. Frau. (Alte Liebe regt ſich.)
5. Wilm. (Schreckliches Handwerk. Konnt' ich anders? Was ſtand mir noch offen?)
6. Wilm. Schoche. (Oder hier Frei und Lindenſchmidt? Frei: Inſtruktion. Der Jäger ſagte im Krug, nun woll' er Ernſt machen. In acht nehmen der mit dem roten Band. Der Fürſt immer ehrlich, aber das Geſchmeiß um ihn. Erzählt, wie er zum Fürſten gerannt, nicht vorgeſollt, und wie ſie ihn als einen Raſenden gepackt und entfernt. Was ihm der Fürſt habe ſagen laſſen. Wie ſie in einem Wirtshaus geſagt, ich ſetzt' es nicht durch. Hat ſeine Sache eingereicht, erwartet nun den Beſcheid.)
7. Wilm.
8. Frau. Wilm. (Bei Gelegenheit der Nachricht, es ſei einer erſchoſſen worden: Wenn er einmal tot nach Hauſe gebracht würde, ſollen ſie ihn mit dem Papier begraben.)
9. Frau. (Sieht vielleicht nach. Will ſie nicht fortlaſſen; zu ſpät.)
10. Wilm.
11. Graf. Robert.
12. Graf. Marie (die ſich vor ihrem Vater gefürchtet hat, ohne ihn zu kennen.)
13. Graf. (Erſchießt er nun nur Marie oder beide?)
14. Wilm.

II. Aufzug.

1. Schreiber.
2. Schreiber. Schoche. Er will durchaus ein Papier haben.
3. Schreiber. Vogt. (Berndts Eingabe mitgeſchickt. Dieſe Nachricht bringt der Schreiber ſelbſt aus der Reſidenz. Herr hat auch gleich eine Antwort geſchrieben, die hingeſchickt werden ſoll. Die hat Hand und Fuß. Darüber kommt aber der Brief. Vogt will den Pfarrer hinſchicken mit einem Vergleich.)

4. Vogt. Frau.
5. Wilm. Marie. Söhne.
6. Schoche. Wilm.
7. Frau. Vorige.
8. Frau. Wilm.
9. Marie. Vorige.
10. Frau. Wilm.
11. Marie. Wilm.
12. Söhne. Marie. Wilm.

Warum traut aber der Held einem anerkannten Schlechten? Wär' er im Anfang ſcheinheiliger Betrüger geweſen und nun liederlich geworden, da er nichts mehr mit der Larve gewinnt? Damals hätt' ihm der Held das Verſprechen gegeben?

Oder wenn er im erſten Aufzuge noch die Larve vorhätte und treuherzig täte? Der Fall müßte ſo ſein, daß der Leſer mitgetäuſcht und für den Held gewonnen würde.

Später zeigt' er, nachdem er ihn an ſeinem Worte feſt hat, ſich immer mehr unverhüllt, und der Held behandelte ihn dann auch nach Verdienſt, ſchriebe aber eben dieſe Demoraliſierung der Ungerechtigkeit zu. Geht er damit um, (den Rechtszuſtand) zu revolutionieren und dann den Fürſten wieder einzuſetzen?

Berndt zeigt im Anfang eine ariſtokratiſche Mäßigung. Sein Weſen äußerlich ruhig feſt und entſchieden. Nicht etwa Sauſewind. Nur Vernunft und Überlegung. Selbſtgefühl faſt überſpannt. Seine Tollheit begeht er ruhig und aus Überlegung.

Klar iſt's, ich werde nicht nach dem Geſetz behandelt, ſo hab' ich auch keins. Soll ich die Schranke, die er herausgeriſſen [bricht ab] Wo kein Recht mehr gilt, wo kein Rächer der Leute mehr iſt, müſſen die Leute ſich ſelbſt helfen. Er iſt nach ſeiner Art ein Philoſoph dabei, und zwar ein ſehr ſelbſtzufriedener. Was andere ſagen, lobt er, wenn's ihm klug ſcheint, aber nur wie die Rede eines Kindes; ſcheint's ihm nicht klug, verwirft er's rückſichtslos im Gefühl ſeiner Überlegenheit; bleibt bis zum Ende ſtark. (Erſt wie ſein Sohn kommt und mehr noch) Wie ſein Papier ſich falſch erweiſt, verliert er alle Faſſung; ſammelt ſich wieder, ſo daß er den Henkertod ganz ruhig zu verlangen geht und ſeine Frage, ob ein Tod vollſtändig ſühne? Seine Rede über den beiden Leichnamen, daß es gut ſo ſei, ganz ruhig und vernünftig.

Schoche dagegen äußerlich unruhiger, ſticht ab, ſo daß Wilm faſt edel neben ihm ſteht. So adelt dieſer ſelbſt das Wildſchützenhandwerk durch ſeine große Ruhe. Wie er geht, den jungen Grafen zu erſchießen, *immer noch eine gewiſſe Ruhe*, wie eine Gerichtsperſon; ein gottbeſtellter Rächer geht er davon. So kommt er auch wieder.

Seine ſelbſtgefällige Philoſophie pp. für die andern ſtets demütigend und beleidigend. Schoche iſt grimmig, daß er, trotzdem er ihn lenkt, immer noch wie vor einem wirklichen König ſteht. Alle tadeln ſeinen Stolz und Hochmut und können doch nicht als Gleiche vor ihm ſtehn. Er iſt allemal, ſelbſt dem Prediger und dem Grafen gegenüber, der Beſtimmende.

Gut; Gott hat der Obrigkeit die Gewalt gegeben, aber nicht das Recht, ſie zu mißbrauchen pp. Die Gnade, die der Herr Graf mir angedeihen laſſen will, iſt nichts, was er gewährt, ſondern warum er bittet. Er ſoll nicht zuviel tun; dann braucht er auch nicht gnädig ſein zu wollen. Das iſt ebenſo verkehrt als jenes, weicht eins ſo ſehr von der Gerechtigkeit ab wie das andere. Will er das links Umbiegen gutmachen dadurch, daß er rechts umbiegt? Er ſitzt immer oben auf und rezenſiert ganz rückſichtslos, was die andern tun. Nicht heftig, aber beſtimmt. Ich habe geleſen, wie die alten Deutſchen öffentlich ihre Gerichte hielten. Warum denn das fremde Recht, wenn unſeres gut war? Das Selbſtgefühl der Deutſchen war leichter zu erobern als ihre Häuſer und Städte. Ihre beſſere Überzeugung gaben ſie zu leicht gefangen pp. Virtuoſentum.

Wenn Deutſche hintereinander waren, ſchimpften ſie ſich nicht erſt wie die Weiber. Wenn Wehren gilt, zieht ihr euern Gott aus der Scheide. Der Gott, der da hilft, iſt eure eigene Kraft.

Was ihm nicht an den alten Deutſchen gefällt, iſt ihre zu große Achtung vor den Weibern. Oder die alten deutſchen Weiber müſſen anders geweſen ſein als die jetzigen. Wer ſie ſieht, wie ſie jetzt ſind, wie ſie mit des Mannes ſchwer errungenem Schweiße prunken und ihre größte Wonne drin finden, ſich von albernen Buben begaffen zu laſſen, wie ſie aus bloßem Bedürfnis, die Zunge zu bewegen, verleumden und um nichts die Männer zuſammenhetzen, der kann's nicht begreifen.

Einmal Hohn. Wie machten's denn da die alten Deutſchen? Auch hinter ſeinem Rücken viel Spott damit. So geht ſeine Kinderzucht auf Abhärtung. Der ältere Sohn der Mutter nachgeraten, mild, aber brav, der andere leidenſchaftlich. So iſt der Held eine Art Don Quixote. Schoche kriechend neben ihm, möchte manchmal dominieren, muß ſich aber ſogleich wieder auf das Geſicht legen.

Held iſt eine mächtige Perſönlichkeit. In ſeinen Anſichten viel Schiefes, in ſeinem Willen aber immer Tüchtigkeit.

Seine beiden Zeiten, vorher und ſeit er lieſt: In ſeinen dummen Zeiten hat er ſchon ſo gedacht, es wäre ſchön, wenn's ſo wäre. Nachher hat er geleſen, daß es ſchon war; da ſah er ein, es könnte ja noch ſo ſein.

(Menſchen ſterben und werden wieder geboren, aber das Gericht bleibt dasſelbe.) Wenn einer ſich verſpielt hatte, machte er keine Flauſen; Wort halten. (Und jetzt ſchreiben ſie etwas, und dann ſoll es nicht mehr gelten.) Schoche: Ja, die alten Deutſchen, das waren firme Kerle. Die verſpielten ihre Freiheit, aber ſie hielten doch Wort. Die fixe Idee des Helden, es könne wieder ſo werden und müßte ſo werden, wenn die Leute nur alle das läſen; es müßte ſie überzeugen.

Hat er das Konzept zum Kontrakt?

An ſeiner Frau iſt ihm nicht recht, daß ſie nicht eine alte Deutſche iſt.

Er habe ſeine Frau nicht ſo ſehr erniedrigt, erſt einen geheimen Liebeshandel mit ihr anzuſpinnen.

Herr Pfarrer, Sie hatten recht. Wenn alle ſo wären [bricht ab]

Auch in ſeiner Entrüſtung behält er das Große, Titaniſch-Ruhige. Wenn keine Richter mehr auf der Welt ſind, muß der Menſch ſelbſt ſein Rächer ſein.

Wir brauchten vielleicht das Papier gar nicht (?).

Es muß ihm recht ſchlecht gehn, und warum? Weil er das Rechte gewollt hat. Damit der Zuſchauer Sympathie für ihn faßt und ſein Tun. Sitzt er zwiſchen dem erſten und zweiten oder zweiten und dritten im Zuchthaus? Nach dem zweiten, ſo daß die Frau darin einen Scheidungsgrund hätte. Wie aber hat er auf einmal die Kinder wieder? Wenn Ende des zweiten die Frau fortmacht, wer hat ſich denn nun der Kinder angenommen? Alſo die drei erſten Akte mit anderer Szenerie.

Er müßte vielleicht zum Aktſchluß abgeholt werden.

Ein gemißhandelter Mann, ein entſetzlich gemißhandelter Mann. Damit er ein wenig liebenswürdiger wird, vielleicht mehr Liebe zu ſeiner Frau; bis ſie beim Vogte war. Da bricht's ab, und er tut in ſeinem Grimm zuviel, was ihm ſelbſt leidtun kann.

Die Gewehre hat er aufgehoben, weil Gewehr des Deutſchen Höchſtes.

So; Ihr wollt mich losſein? Nun Ihr mein Letztes vergeudet habt? Wer Euch aber nicht losläßt, das iſt der Schoche. Wißt Ihr, daß Ihr mein ſeid? Habt Ihr Euern Hochmut nicht im Zuchthauſe gelaſſen? Und das war eine ſo ſchöne Gelegenheit dazu. Aber wer nicht zu kurieren iſt, an dem iſt Arztes Hülfe verloren.

Läßt ihn plaudern, dann ganz ruhig: Schoche, Ihr ſeid ein erbärmlicher Kerl. Warum zieht Ihr nun auf einmal Eurer Häßlichkeit den Mantel ab? So mißgeſchaffene Glieder dürfte man nicht bloß tragen.

Wenn die Fabel zuſammengedrängter werden ſollte, würde das Stück mit der Rückkehr aus dem Zuchthaus beginnen.

Dann Zurücknahme des Kapitals vom Vetter, (weil er Schochens Sache weiter treiben muß) Verjagung vom Pacht, alſo Bruch des (noch nicht in ſeinen Händen) Kontrakts.

Oder nach dem dritten Aufzug ins Zuchthaus?

Man muß ihn ſehn erſt in ſeinen beſſern Umſtänden.

Zum Prediger: Kann ich das Recht verſchenken? Mein Recht iſt nicht mein; Gott gehört das Recht. Darf ich's verkaufen? Und geſtänd' ich nicht ein, ich hätte unrecht, wenn ich die Gnade annähme? Was wäre das für eine Gnade? Die den Mann um ſein Recht bringt und um ſeine Ehre. Ich bin ein mißhandelter

Mann, ein entſetzlich mißhandelter Mann. Hat einer zu verzeihen und Gnade zu üben, ſo bin ich's. Der Graf muß ſeine Schuld nicht kennen, weil er ſie dem Himmel durch das erbärmliche Ding Gnade abkaufen will. Was iſt Gnade? Der Himmel iſt gnädig. Der Menſchen Gnade iſt keine Gnade; denn ſie ehrt den nicht, der ſie erweiſt, und erniedrigt den, der ſie ſich erweiſen läßt. (Was iſt der Preis? Ehrliche Leute kaufen ſie nicht.) Pfui über den, der die Gnade eines Menſchen annimmt. Ich will die Gnade keines Menſchen; ich will mein Recht. Gäb's keine Erbärmlinge, der Menſchen Gnade ſtände ſchlecht im Preis; Gnade iſt nicht eines Ehrenmannes Kauf.

Halbes Recht iſt Unrecht; entweder ganz oder gar nicht.

Ich habe meine Ehre vor den Menſchen eingebüßt; hätt' ich meine eigene Achtung verloren, ich lebte nicht mehr. Wozu die Not mich noch zwingen kann, denn ich bin Vater, das hat der Graf zu verantworten.

Hier das Papier.

Aber die Steuerfreiheit iſt doch aufgehoben?

Pfui, wer wird ſein Wort brechen; denn dies Aufheben iſt nur ein Wortbrechen. Das Recht bleibt ſich immer gleich. Was ſeine Verwalter geſagt haben, das müſſen ſie nicht widerrufen können. Was wär' das für ein Beiſpiel? Wo ſoll da des Volkes Vertraun herkommen? (So gut man die Steuerfreiheit nehmen kann, kann man auch ein anderes früher vor Gericht gekauftes Beſitztum nehmen.)

Was der Paſtor Vernünftiges ſagt, nennt er Spitzfindigkeiten.

Dies hieße alſo: unter gewiſſen Umſtänden braucht man ſein Wort nicht zu halten.

Sein Vorteil macht ihn blind, Berndt.

Mein Vorteil? Herr Pfarrer, es iſt nicht mein eigener Handel. Aber ich kann kein Unrecht ſehn. (Die Steuerfreiheit.)

Vorher ſagt ſchon der Schreiber, daß der Held nun doch endlich einmal aufs Maul geſchlagen werde. Er hätte ſich immer um aller Leute Händel gekümmert. Zwingt Berndt einmal den Vogt, ein anderes Urteil abzufaſſen? Oder iſt dies die Urſache des Zuchthauſes?

Unruhe. Zwang den Gerichten angetan.

Die Obern, die die Sache in die Hände bekommen werden, werden geſchmiert. Drum kann er nirgends ankommen. Sein Recht aber muß klar ſein, daß es jeder Zuſchauer begreift. Es beruht nur leider, wie man ſpäter erfährt, auf einer gefälſchten Urkunde.

Erſt gemeſſen, bezwingt ſich wunderbar; nur wie er ins Zuchthaus ſoll, etwas außer Ordnung, was er aber nicht merken läßt. Damit ſeine ſpätere Erregung deſto titanenhafter.

Schoche: Was habt Ihr denn? Ihr macht ſo'n gelehrtes Geſicht. Gedanken. Noch iſt's nicht recht in Ordnung, wird aber werden. Revolutionsgedanken.

Schoche: Ich mache mit ihm, was ich will. Warum muß ich mich immer vor ihm ſchmiegen und bücken? Er tut, als wär' er der Welt Herr. Das will ich nicht mehr dulden. Er muß ſehn, daß ich über ihm bin. (Und doch iſt's nichts.) Sooſt ich das zu mir ſage, ſowie er vor mir ſteht und ſeine ruhigen großen Schritte macht, ſo bin ich wie zuſammengeſchrumpft, und er wächſt vor meinen Augen immer größer. Es iſt nur um einmal Probieren. An Maulwerk fehlt dir's doch auch nicht. Und er hat doch wahrlich nicht Urſach' großzutun. Er tut auch nur groß, weil du klein tuſt, Paul. (Mit einem Schaf iſt's gut den Löwen ſpielen.) Merke dir's. Na, heut wird die Sache anders. Anſtatt daß er ſich des Zuchthauſes ſchämen ſollte, prahlt er damit. Und ſolang man ihn hört, hält man's auch für eine Ehre, im Zuchthaus geweſen zu ſein. Na, ich faſſe dich noch einmal, Berndt! Nimm dich in acht. Ich kann das Stolzieren nicht leiden. Du biſt ein ſchlechter Kerl wie ich; ich bin noch beſſer, bin doch nicht im Zuchthauſe geweſen. Ich faſſe dich noch für deine Prahlerei. Und mit ſeiner Klugheit! Wer iſt denn ſchuld, daß er ſich an dem Vogt vergriffen und bis in den Tod hinein prozeſſiert hat als ich? Und er will noch ſtolz tun? Und hat alle meine Lügen geglaubt und hat den falſchen Kaufbrief, den mir des Vogtes Schreiber gemacht hat, und hält das Ding wie ein Evangelium! (Und, was ich ihm für Lügen erzähle von Leuten, die zugrunde gerichtet worden wären durch Ungerechtigkeit der Obrigkeit, das glaubt er alles.) Da kann man ſich freilich noch für klug anſehn, wenn man ſeine Dummheit für Ehrlichkeit ausgibt. Und am End' iſt es mit all den ehrlichen Leuten nicht beſſer. — Ja, er hat den großen Bauer und Rittergutspachter im Kopf.

Nun käme der Vogt. Er ſoll abſtehn, ſonſt — er habe gemeſſenen Befehl vom Grafen, wenn ſeine Unruhe ſich nicht legte (wenn er nicht verſpreche, Ruhe zu halten), ihm den Pacht aufzukündigen auf der Stelle und das Kapital dazu. Den Pacht? Das kann er nicht. So, und wie ſo, wenn man fragen darf? Der Kontrakt lautet auf zehn Jahre, und erſt nach dem fünften ſoll gekündigt werden können. Wie nennt Ihr das? Kontrakt. Was? Kontrakt iſt ein Ding mit Tinte auf Papier geſchrieben, von beiden Seiten unterſchrieben und beſiegelt. Wißt Ihr das? Was meint Ihr damit? Ich meine damit: Habt Ihr ein ſolches Ding? mit Tinte auf Papier? Was Ihr einem vor die Augen halten könnt und ſagen: Hier iſt Moſes? Was ſoll zwiſchen Männern pp. beſprochen. Ihr ſolltet ihn aufſetzen. Vor einem halben Jahre ſchon ſollt' er fertig ſein. Sollt' er? Habt Ihr Zeugen, Freundchen? Könnt Ihr's beweiſen? Was? Ihr ſolltet das Recht bewahren und braucht es, Ungerechtigkeiten zu begehn. Ihr ſeid ein Schurke. Ein niederträchtiger Hund. Geht, ſo ſchnell Ihr von hinnen könnt, oder ich laſſe Euch Beine machen. Und iſt es wirklich Eures Grafen Wille, ſo iſt er ſo ſchlecht wie ſein Juſtiziar. Das könnt Ihr ihm ſagen. Braucht keine Zeugen. Berndt verantwortet pp. Hört, Euer Gewaltabtreiben wird Euch ſchlecht bekommen pp.

Nun fragt der Ohm: Wie iſt denn das mit dem Kapital? (Mißjahre. Freiwillig.) Wollt Ihr's bezahlen? Ja. Was? Ungerechtigkeit vergelten pp. Ich bin der Richter nicht.

Da könnt Ihr mir's aber auch nicht übelnehmen, wenn ich das Meine zurückhaben will.

Das wär' ungelegen. Das brächte mich in Verlegenheit pp.

Ich habe noch niemand um etwas gebeten. Ihr ſeid der erſte pp. (ſein Stolz.)

Beweiſt ihm auch, er müßte recht behalten. Ganz richtig pp., aber ich bin mir ſelbſt der Nächſte und ſollte Euch wohl näher ſtehn als der Graf. Dann habt Ihr Geld aus dem Fenſter zu werfen; was braucht Ihr da fremdes? Die Drohungen des Vogtes ängſten die Frau. Die furchtbare Schande. Wo kann ſie ſich denn ſehen laſſen? Sie bittet Ihren Mann um Gottes Willen, die Sache nicht ſoweit kommen zu laſſen. Er bleibt ruhig dabei. Soweit wird's der Vogt nicht zu treiben wagen. Der Vogt nicht, aber der Graf. Du hätteſt dem Herrn Vogt nicht ſo begegnen ſollen. – B. Wer Schurken wie ehrlichen Männern begegnet, wie will er Ehrlichen (der beſtiehlt die Ehrlichen). Das iſt ihnen geſtohlen. (Was gingen dich fremde Händel an?) Man ſieht, ſie iſt von dem Vogt geblendet, weiß auch die Rechtlichkeit (den Charakter) ihres Mannes als (Hochmut) übertrieben nicht zu achten und zu entſchuldigen. Die Eheleute neigen ſich auseinander. (Dem Ohm geſagt, ſie habe den Berndt nicht geliebt, auch noch kein Vergnügen bei ihm gehabt.)

Geht ſie in dieſem Akt zum Vogt, der ſie umſpinnt?

NB. Zwiſchen dem erſten und zweiten oder zwiſchen dem dritten und vierten das Zuchthaus?

Zweiter Aufzug.

Es könnten die erſten vier Szenen des dritten Aufzugs dazu genommen werden. Seine letzten Hoffnungen werden zunichte.

Er wird Wildſchütze. Ein ehrlicher Handwerk als manche treiben. Der Bauer, dem das Wild alles wegfrißt, drückt einem Wildſchützen die Hand; ſowie der Vogt, weichen ſie auf hundert Schritte aus. Freilich, uns ſteht nichts Gutes bevor. Zuchthaus pp., und ſo einer bekommt zuletzt einen Orden angehängt.

Hat er zuletzt den Tacitus in Händen? Die alten Deutſchen hatten kein Gericht über ſolche Dinge; ſie halfen ſich ſelber. Nun iſt ein ungerechtes Gericht ſchlimmer wie keins pp.

Wie der Mann ſo die Sache.

Gut, der Schoche mag ſchlecht ſein; aber ſeine Sache iſt's nicht. Es iſt nicht um den Schoche. Es iſt um das Recht. Denn das Recht gehört allen Menſchen. Wenn das Recht des einen gekränkt wird, ſo wird das gekränkt, was allen zuſteht. Das ſollte keiner leiden. Verjährungsrecht gemacht, das Mißtrauen zwiſchen Nachburen zu bringen. – Revers.

Die Frau wendet ſich zuerſt von ihm.

Der Hund liebt mit dem Magen.

NB. Bei Gelegenheit des erſchoſſenen Sohnes ſagt Schoche oder der Held ſelbſt oder vorher ſchon vom Jagdrecht.

Erzählt Schoche die ganze Geſchichte ausführlich?

„Die Jäger haben vom Grafen Befehl, alles aufs genauſte zu nehmen“ (nämlich vom Vogt.)

Das Jagdrecht vielleicht erſt beſprochen, eh' der Schoche die Geſchichte erzählt.

Graf kommt vielleicht vorzüglich deshalb, weil ihm Wilm erzählt hat, wie es ſeinem Vater und den andern armen Teufeln gegangen, deren Recht der Held ſuchen will und ſelbſt darüber untergeht, weil die Bureaukratie einverſtanden iſt. Vielleicht kommt auch die Geſchichte vor allen Dingen vom Wildſchaden her.

Pfarrer verſpricht, den andern Tag Nachricht zu bringen; ſtatt deſſen der geſchärfte Befehl mit dem Jagdrecht, ſo daß der Held auch dieſe letzte Hoffnung hingibt, um ſo lieber, als er der Hoffnung, ſo oft betrogen, nicht mehr traut.

Es wird beſſer werden, ſag' ich Euch.

Schoche: Es wird ſchlimmer werden. Wie, Nachbarn. Beſtätigung.

Mein Wilm hätt' Euch nicht fallen ſehen, ohne Euch zu rächen.

Was wollt Ihr tun?

Was ich — ? Nichts. Nichts. (Schoche lauert.)

Vielleicht vom Zerſtampfen der Früchte her pp.

Nehmt Euch in acht! Ihr habt dem Jäger das und das getan. Er hat geſagt: Wenn er Euch oder die Euren erwiſchen könnte.

Held (oder anderer) hatte Recht gegen den Jäger, die Sache wurde aber verdreht und es kam Strafe.

Oder iſt der Jäger dem Helden begegnet, der mit der Flinte? Hat ein Mitverſtandener, vielleicht Schoche ſelbſt, das Wild in die Hütte oder den Hof geſchafft, das bei der Hausſuchung gefunden wird? Der ſoll nämlich ſtumm gemacht werden, weil er den Vogt und den Jäger in ihren Ungerechtigkeiten hindert.

Der Jäger und der Juſtiziar haben vielleicht eine Szene miteinander. Der Jäger ſpricht vielleicht ſchon von einem roten Ranzen pp., den er oder ein Kerl von ihm geſehn. Weiß der Held vielleicht etwas von ihm? — womit er aber nicht durchdringen kann — und womit er jenem droht, der vorher [bricht ab] Nein; er muß es auf des Grafen Rechnung ſchieben.

Warum dringt er nicht durch? Natürlich, ſo ein Graf hat Verbindungen. Vielleicht führt der Held auch gegen den Jäger ſeine männliche Sprache.

Der Förſter ſteht für den feigen Juſtiziar.

Der Held empfängt den Grafen als ſeinen Feind. Der rechtfertigt ſich. Ich habe an Euch alles geſchickt durch Schoche (ſein Beamter in der Stadt. Graf: Ich habe nichts erhalten). Davon ſagt der Juſtiziar zum Förſter oder Schreiber, daß es ihr Freund, der Kammerdiener, weggefangen (und ihm geſchickt. Was drin ſtehe. Dieſer ſchmiedet eine Antwort: Seine Erlaucht ließe ihn als einen Ruheſtörer pp. zur Ruhe verweiſen. Er habe ſelbſt die Sachen unterſucht und ſich überzeugt pp., für nun und immer abgetan, nichts mehr von ſeinen Pasquillen angenommen, hätte er befohlen. Dies vielleicht das Papier, welches er immer bei ſich hat. Das muß doch des Grafen Wille ſein, wie wüßten's ſonſt die; auch iſt's dem Grafen übergeben worden. *Hat er's ſelbſt übergeben? Der Kammerdiener hat's verwechſelt.* Zum Wörtlich-Vorbringen war keine Zeit mehr. Der Graf finſter, hat aber doch das Papier genommen mit einer andern Bittſchrift. Sie ſtiegen gerade in die Chaiſe, um eilfertig zu reiſen. Hat es dem Kammerdiener gegeben, es ihm abends zu übergeben und ihn zu erinnern.)

Mutter zu Wilm: Aber du mußt ihm ſelbſt ſagen. Wilm erzählt, daß er deshalb ſo lang ausgeblieben, weil er immer abgewieſen worden ſei, bis er den Grafen ſelbſt zufällig geſehn, der ſehr entrüſtet geweſen ſei. Er iſt als Geſandter abweſend geweſen und ſoll ſchon wieder fort, und wäre vielleicht gar nicht auf das Gut gekommen, wenn nicht Wilm pp.

Der Graf ſchien doch immer ihm gewogen, hatte ſein gerades Weſen gern. Kinder ſpielten zuſammen, und der Held ging mit dem Grafen auf die Jagd.

Die Böſewichte ſind in Schrecken, wenn der Graf käme, ſchicken deshalb den Geiſtlichen zu ihm, ihm Gnade anzubieten und eine Entſchuldigung, wenn er ſich ändern und ſich ruhig verhalten will, vielleicht auf einem *andern* Gut. Geiſtlicher zum Helden zuletzt, ihm ſcheine der Graf unſchuldig pp. Er will auf der Stelle fort. Sie triumphieren und ſprengen das Gerücht aus von der ſchärferen Ahndung von Jagdfreveln. Der Pfarrer mit ſeiner Drohung kommt ihnen die Quere. Aber er kann nur nach des Grafen Abreiſe in die Stadt kommen und der *treue* Kammerdiener läßt nichts an ſeinen Herrn, was ſeinen Verbündeten ſchaden könnte. In einem halben Jahre mach' ich ohnedem nach Amerika. Ihn verfolgen noch manche Dinge.

Vielleicht ließe ſich die Sache dem Jagdrecht auf den Hals ſchieben. Schoche ſagte vorher: Der Jäger tut nur ſeine Pflicht, wenn er nun pp. Denn er iſt auf den Dienſt des Grafen verpflichtet.

Der Held müßte nun allerdings abends weggeweſen ſein, ſo daß auch die Frau glauben könnte, er habe das Reh wirklich geſchoſſen. Doch müßte man vorher ſeine Uneigennützigkeit geſehen haben in ſeinem Verſprechen gegen Schoche pp. Bei Gelegenheit der Hausſuchung könnt' er ſich im Förſter einen Feind machen.

Berndt iſt zugleich ein Grübler. Vielleicht ſtudiert er die Geſetze und verſteht drin etwas anders.

Mißtrauiſch nach oben, leichtgläubig nach unten.

Der Kammerdiener hat ein gräulich Papier untergeſchoben.

Zuletzt auch vom Fürſten abgewieſen; oder iſt er ein Reichsgraf?

Vielleicht ein Konzept des Grafen für den Pachtkontrakt, aber ohne Unterſchrift, kann nicht für einen vollzogenen Kontrakt gelten vor Gericht, und zuletzt iſt's auch nicht von ihm geſchrieben, ſondern von dem Schreiber. Das müßte denn doch ein ander Papier ſein und von Schoche ihm gegeben.

Aber ein bloßes Konzept, ihm von Schoche als Manuſkript des Grafen gegeben. Im letzten Akt ſagt der Graf, dem er's zeigt: das ſieht meiner Schrift ähnlich, iſt aber nicht. Wie, Herr Pfarrer? Pfarrer: Nein; das ſeh' ich an dem T. Gewiß von dem Schreiber meines Gerichtshalters; der ſitzt bereits; hat im Verhör ausgeſagt, er habe für den Vogt mehr dergleichen geſchrieben, z. B. falſche Schuldſcheine in des Grafen Namen. Auch das Kapital, welches er dem Berndt in Grafens Namen gekündigt, habe er auf ſeinem eigenen Leib behalten, um es mit nach Amerika zu nehmen. Er habe darauf gerechnet, daß der Graf diesmal nicht ſein Gut beſuchen werde. Wäre der Graf nur noch einige Tage ausgeblieben, ſo wär' er weggeweſen ſamt ſeinem Schreiber. Das letztemal, wenn der Vogt auftritt, muß er über Vorrichtung zur Reiſe ſein – ſcheinbar nur nach der Reſidenz. Spaß dabei, wie der Schreiber ihrer beide Päſſe ausſtellt. Nachricht, der Graf werde kommen, erſchrecken. Drauf, er müſſe morgen ſchon weiter. Nun ſind ſie ſicher.

Graf und Berndt. Ich bin deines Neffen Mörder. Graf will erſt: Ungeheuer. Pfarrer hindert ihn am Schießen. Er beſiegt ſich nun, da unterdeß ſein eigenes Kind gebracht wird und Nachricht, der junge Graf ſei mehr vor Schrecken gefallen, ſagt er, aber immer mit einer Art Abſcheu und Verachtung: Wir wollen Begnadigung auswirken pp. Jetzt wird der Berndt wahrhaft groß. Wendet ſich ganz gefaßt an den Prediger: Ob Tod eine vollkommene Sühne. Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern pp. Berndt ſchüttelt dazu den Kopf. (Ich weiß, das ſind die neuen Spitzfindigkeiten.) Ich will keine Gnade; Sie kennen mich; ich will mein Recht. Und halten Sie es für Gnade, wenn einer am Leben bleibt? Eine gräßliche Gnade. Nein pp.

Der Vogt muß im Anfange den Leſer ebenſo gut übertölpeln als die Frau, damit dies wahrſcheinlicher und milder wird.

Die Frau in ihrer Art ein ebenſo großer Charakter als Berndt ſelbſt. Muß etwas Antikes haben, etwas ganz einfach und darum doch unendlich Großes. Denn die Liebe zu ihren Kindern läßt ſie alles dulden. Sie iſt an ſich gar nicht mehr vorhanden, nur noch die Mutter in ihr. Als ſolche hält ſie alles ſtill reſigniert aus, ohne Murren und Klagen. Ihre Gedanken vom Schickſal haben etwas von der griechiſchen Schickſalsidee. Obgleich fromme Chriſtin, merkt ſie den Widerſpruch in ihrer Religion und in den bei ihr feſtgewurzelten Ideen nicht.

Der Held hat dem Amtmann und einigen andern, die ihm jagend ſeine Frucht zerſtampft, die Gewehre genommen.

Nun um alles: *Die äußerſte Naturwahrheit.* Die Sprache ganz ohne Blüte und Sentenz.

Am Ende des erſten Aufzugs ins Zuchthaus.

Anfangs des zweiten hört man, iſt er ſchon wieder da, ehe die Frau zum Vogte geht.

Die Ehe iſt ſchon im erſten geſtört; und zwar, wie man hört, ſeit des Helden dumme Zeit vorüber iſt, ſeit er lieſt und räſonniert. Seitdem iſt er auch erſt recht hochmütig.

Oder kommt er am Anfang des Stückes aus dem Zuchthaus?

Der Vogt und ſein Schreiber wundern ſich und lachen nur immer über des Helden Dummheit, weil ſie ſeine Rechtlichkeit nicht begreifen können.

Marie darf keine Nebenperſon werden, ein liebliches Blümlein, ſelbſt in ſeinem Hinſterben lieblich. Etwas Melancholiſch-Poetiſches in der ſchönſten ungekünſtelten Natur. Dies überhaupt die Grundfarbe des Ganzen.

Die Mutter läßt das Stelldichein nur deshalb zu, daß Marie für ihre Eltern bei ſeinem Vater zu bitten ihn bewegen ſoll.

Das Studierpapier: Ein für allemal pp. Er bekommt's Anfang des vierten Aktes. Nun iſt der Graf ſelbſt ſein Feind. Das Papier ſollen ſie ihm, wenn er einmal tot gebracht wird, in den Sarg legen. Nun muß er Wildſchütze bleiben.

Er lieſt es den übrigen Wildſchützen vor.

Die Zeiten ändern ſich. Man muß mit. Sonſt' mal hat dergleichen ſchlecht geheißen, jetzt heißt's klug.

Hätt' er nur nicht nach dem Geräuſche geſchoſſen. Darin hat er ſeine Sendung überſchritten.

Im erſten Akt weiſt er mit der grimmigſten Verachtung dem Amtmann die Türe, der mit dem Zuchthauſe droht.

Seine erſte Rede, indem er vom Leſen aufſteht: Wahr iſt's, den Menſchen geſchieht zuviel. Das ſagt jeder, aber wer hilft?

Allerlei Skrupel haben ſich bereits zwiſchen Amtmann und Berndt gehäuft. Im Berndt die ethiſch-ſubjektive, im Amtmann pp. die frivole, atheiſtiſch-materielle Richtung unſerer Zeit.

[118.]

Erſter Aufzug.

1. Frei. Weiler, dann Lindenſchmidt.

Daß der Herr erwartet werde. Weiler iſt aus einem andern Amte; er läßt ſich die Sache erklären. Fixe Idee geworden beim Berndt. Bücher. Weiler wundert ſich, daß Frei, da er alles wiſſe, dem Berndt nicht einen Wink gegeben. Bande. Was hat er damit zu ſchaffen? Entſchuldigung. Kühnheit pp. Daß die Jungen fort, um pp. Expoſition. Daß die Rechtszartheit des Berndt eine Verſuchung beſtehen ſoll. Daß der Berndt vollends herunter muß pp. Die Not brütet Schurken aus wie die Sonne Maden. In der Not werden Schurken wie Maden im Käs. Wenn angefangen werden ſoll? fragt Weiler. Lindenſchmidt möchte gleich, weiß, wo der Grundmüller ſeine Thaler hat. Frei will erſt die Bande organiſiert haben (Geſetzmäßigkeit macht ſtark.); darin liege die Kraft. Hauptmann. Lindenſchmidt: Muß ein Kerl ſein pp., denkt an ſich, und wie er meint: er, wird Berndt genannt. Nun begreift man, was vorher in der Expoſition von ſeinen Abſichten Geheimnisvolles fiel. Jetzt iſt der rechte Augenblick; fangen wir ihn jetzt nicht, ſo fangen wir ihn nie. Da kommt Schoche juſt recht.

Daß Berndt ſonſt Braupachter hier; ſich zu Schaden gebraut, die Pachtung ihm abgenommen und nun auch das Gütchen verlaſſen muß. Sein Bürgerſtolz. Man hört, die Bauern ergeben ſich noch in des Adels Tyrannei, aber der Bürgerſtolz wurmt ſie.

Die Charakter exponiert, der Edelmann aufbrauſend, gleich wieder gut.

Wie gut alles zwiſchen dem Edelmann und Berndt geſtanden. Vielleicht Schoche dazu, der beifügt: Das hatt' ich ihm weisgemacht. Schoche will ſich zu Tot lachen, wie der Berndt ſelbſt alles geſtört. Robert war ſchon beſchieden, zu reiſen; wenn er in zwei Jahren nicht vergeſſen pp. Nun er iſt nur vorhin gekommen; erwartet ſeine Eltern.

Expoſition: Kurz eh' der Edelmann abreiſen muß, will er wegen des Parkes Schoches Häuschen, was der nicht hergibt (weil er den höchſtmöglichen Preis durch Sperren erwartet? oder aus Schikane, aus Luſt, andern den Spaß zu verderben?). Der Herr trägt dem Amtmann die Sache auf und reiſt. Der, begierig, dem Herrn zu dienen, heckt da etwas aus, will aus alten Akten Beweiſe gefunden haben, daß das Häuschen des Herrn. Das glaubt kein Menſch als nur der Edelmann, der noch überdies das Häuschen bezahlen will. Berndt mengt ſich drein. Sie werden etwas ſchellig; [das Folgende bis abbricht durchstrichen] nun hatt' in dieſen Tagen der Herr die Liebe der Jungen erfahren; in einer Anwandlung von übler Laune gibt er dem Berndt ſchuld, die Sache gewußt und begünſtigt zu haben. Das verletzt dieſen dermaßen in ſeinem Bürgerſtolz, daß er alle Freundſchaft abbricht; zugleich nimmt er ſich der Schochſchen Sache mit Macht an. Nun hatte der Herr ſeinen Robert in die Welt geſchickt; wenn er in zwei Jahren das Mädel nicht vergeſſen, ſoll er ſie haben. Nun wird das wohl ſeine Mucken haben, da der Berndt ganz herunter iſt. Weiler: Nun möcht' er wohl gern? — Frei: Da kennt Ihr ihn ſchlecht. — Weiler: Aber ſo hat der Herr doch recht gehabt mit dem Häuschen? — Frei: Wenn zwei ſich zanken, behält der recht, der die beſte Lunge hat; wenn zwei vor Gericht prozeſſieren der, der das meiſte Geld hat. So klug der Berndt, ſo weiß er doch nicht, daß das Recht Geld koſtet. Recht iſt nur für die Reichen. Luxus pp. wie Pferd und Hunde. Ob der Amtmann recht hat? Aber der Herr Juſtizrat iſt des Herrn Amtmanns Gevatter, und der die Sache in Wetzlar über ſich hat, iſt ſein Schweſterſohn. Die Briefe fliegen wie Tauben, und zwar wie geſpickte. Der Amtmann hat's ſo auf den Berndt; er war der Liebhaber der Sophie. Ob er ſie aber geheiratet haben würde?

Ein Drohbrief verleſen, Aufforderung zum Aufſtehn, zugleich eingerichtet, daß man den Berndt dahinter glauben muß, um Berndt immer mehr einzutreiben, ihn abzutrennen. Wie aber nun den Jungen beigebracht? Haben ſie ein Schreiben aufgeſetzt, was Frei ihnen in einen Drohbrief einſiegelt? Oder hat Schoche irgend aus Schabernack ihnen etwas umgetauſcht? Will ſich krank lachen, wenn die Jungen ihr Zeug übergeben. Auch noch die Taſchen damit gefüllt?

Warum Frei den Berndt an die Spitze haben will? Des Dämoniſchen halber, was er hat. Er imponiert durch ſein ganzes Weſen. So albern das mit dem Recht iſt, ſo kann er einen doch förmlich mit ſich fortreißen. Er hat ſo 'ne Gewißheit in ſeinem Tun, daß man glaubt, alles muß einem gelingen, wo der vorangeht.

2. Schoche. Vorige.

Schoche kommt eben von Pulſer, erzählt Wort für Wort die Bearbeitung. Frei: Ihr ſprecht von einer Werbung; was war denn damit? Schoche erzählt nun die Geſchichte, zeigt ſeine Rachſucht. Nun rückt Frei heraus. (Vielleicht: Entweder wir haben ihn oder pp. Eine Probe iſt er ſchon wert.) Schoche zwiſchen Schadenfreude und Genugtuung. Weiler: Aber er iſt doch durch Euch hineingeraten. Schoche: Iſt er? oder umgekehrt? Gemeine Denkart, die auch den guten Willen um des ſchlechten Erfolgs willen ſchmäht und verhöhnt. Daß Berndt Wildſchütz werden ſoll, ohne zu wiſſen, wie er dazu gekommen, darüber will er ſich ausſchütten. Mitten im Zorn über ihn lacht er über „Berndts Dummheit,“ wie er's nennt. Er iſt ein böſer dummer Junge ohne Männlichkeit. Frei dagegen ein überkluger Politikus, ein geborner Ränkeſchmied. Lindenſchmidt ein brutaler, ruchloſer Kerl. Schoches Haß gegen Wilken und Sophie. Deren Bauernadelsſtolz. Er hat gemeine Weiber auf ſie gehetzt und will ſich zu Tod lachen, wie das werden wird.

Kommt Frei erſt durch Schochens Expoſition von Berndts gegenwärtigem Zuſtande auf ſeinen Gedanken mit der Verſuchung, auf den er ſich viel zugute tut, den er deshalb effektvoll von ſich gibt und die Bewunderung und Schoches Schadeluſt erweckt. Aber der reiche Wilken, ſeiner Frau Vaterbruder, wird helfen. Oho, der iſt anders geſonnen! (War von je gegen den Berndt. Gegen die Heirat; für den Amtmann.) Zum Prozeſſieren gibt ihm der nichts pp. Denn: Warum will der Berndt Geld? Weil die Seinen hungern? Oho! Dem Recht will er helfen. (Lachend.) Das deutſche Reich will er herſtellen. Lindenſchmidt (lacht). Als Brauer muß er doch wiſſen, daß Hopfen und Malz verloren pp.

Wenn wir nur erſt die Frau weghätten. Die iſt auf dem Sprung. Schoche: Ich ärgere ſie auf alle Weiſe. Hetzerei. Und ich hab' ſchon was. Heut war ſie beim Amtmann, (nun wenn das der Berndt erführe – Schoche: Hm – das wird er wohl. Wie ſie an mir vorbeiging, hielt ſie die Naſe ſeitwärts, als wollte ſie mich nicht riechen. Oho mit dem Stolzieren! Warte du pp.) Ihr Bauernſtolz. Ihr Vater galt bei den Herrn vom Amte alles pp. Sie ſah auf die Armern herab, war ſtolzer als die gnädige Frau. Darin paßte ſie zum Berndt. Der Kerl hat einen Gang pp., man denkt, er iſt ein König in bürgerlicher Kleidung. Wie es komme, daß Schoche bei Berndt gelte? Schoche: Der Stolze muß einen Schmeichler haben, das Mädchen einen Spiegel. Harte Haut will gekitzelt ſein pp. (Ich tu' eben auch, als wär' das Recht mein Vetter, wer das tut, der hat ihn. Bei all ſeiner Klugheit glaubt er jedem Menſchen. Frei: Er hat eben eine große Meinung von den Menſchen. Ich geh' ſicherer. Wer auf die Schlechtigkeit der Menſchen baut, dem muß alles glücken.) Lindenſchmidt würfe Schoche ſeine Feigheit und die Art, wie ihn Berndt nebenbei behandle vor, was der IV. Akt erwiderte, wie Berndt den L. ausweiſt.

Frei: Ich meine, wenn er nur erſt unſer iſt, in unſere Schlinge gegangen. Er iſt ſonſt klug, aber was die Gerechtigkeit betrifft; wenn er auf die kommt, da ſchnappt er allemal über. Er muß glauben, uns iſt's um die Gerechtigkeit zu tun; wenn er das glaubt, dann wird er gleich mitmachen. Weiler: Wenn er nun aber — Frei: Hat er einmal mitgemacht, dann laßt ihn immer wieder herüberſchnappen; dann iſt er an uns gebunden. Und zuletzt haben wir die Ausrede, er hab' uns den Kopf verdreht pp.

3. Amtmann. Pulſer. Jäger.

Briefe adreſſieren. Amtmann ſpricht mit ſich ſelbſt. Zum Glück bleibt der Herr nur die Nacht. Jäger will die Anweſenheit des Herrn benutzen, um Maßregeln für einen treuen Diener zu erhalten. Plaudert in die Selbſt- und Zweigeſpräche hinein. Treue Diener. Amtmann: Man kann auch zu treu ſein, und dann verlangt's Klugheit, ſollen wir gelobt werden pp. Wird wieder beſtellt.

Der Amtmann hat ſich ebenſo in ein Netz verwickelt mit ſeiner Launendienerei wie Berndt. Pulſer habe ihn meiſt gehezt, findet er nun zu ſeiner eigenen Verwunderung und würde faſt vorſichtig, wär' nicht Pulſer zu ununternehmend. Die Briefadreſſen mehrmal genannt, wozu Amtmann für ſich redend eine kurze Andeutung des Inhalts fügt. „Ja; wenn er ihn nicht ſchon abgewieſen hat, muß er's pp.“ Pulſer: Daß er Schoche bearbeitet. (Daß Berndt ſich wieder nach Wetzlar gewandt.)

Jäger immer dazwiſchen: Die Überhandnahme. Treuer herrſchaftlicher Diener. Frechheiten der Wildſchützen. Gebundene Hände. Im Geſetz ſtehe. Und das habe der Herr verboten. Was nun machen? Riskiert das Leben. Seine Phraſen von Ergebenheit gegen den Herrn und Wut auf die Bauern bringt er immer zwiſchenein, als glaub' er, die beiden beſchäftigen ſich mit ihm. Auf des Amtmanns Vertröſtreden wird er völlig wütend. Ich mach' mir nichts draus, wenn ich ſo 'ne Kanaille zuſammenſchieße pp. Milde. Warum aber gegen Diebe mild und hart gegen treue Diener? (Das iſt ſo, wie wenn man die Verbrecher füttert und die Ehrlichen darben läßt. Humanität nennen ſie's pp.) Über die noch ſo hübſche Sophie, der Pulſer vorhin begegnet. Daß der Amtmann ihr Liebhaber geweſen, komme jetzt zuſtatten. Keine Frau von ſiebzig Jahren, die nicht ihres vorigen Liebhabers denkt. Was ihr Mann nicht hat, das dichten ſie ihrem vorherigen Liebhaber an, aus dem nach und nach ein Heiliger wird, neben deſſen

Bild der Mann nur immer unſchöner erſcheint. Solch eine Puppe hat die Älteſte. Die Untugenden des vorigen Liebhabers werden vergeſſen pp.

4. Jäger. Pulſer.

Jäger kommt eigentlich ſeinen Vetter oder was? als ſeinen Nachfolger zu empfehlen; der ſei noch mehr als er geweſen; er eile damit, weil man nicht wiſſe, wie lange man lebe. Räſonniert über die Humanität, das Füttern der Spitzbuben, damit die Ehrlichen darben; ſollten die Verbrecher verhungern laſſen und dafür die Armen. Und um das wieder ſolch ein Ding, des treuen Dieners Leben, zu riskieren pp. Aber er werde nicht fackeln; es ſei Notwehr dann.

5. Edelmann. Frau. Amtmann.

Schlöſſe dieſer Auftritt den Aufzug oder käme wenigſtens noch der mit Robert? (Der Edelmann müßte doch ariſtokratiſcher ſein und erſt durch den Pfarrer bekehrt werden. Erzürnt. Er hat die Sache noch garnicht genau betrachtet und auch keine Luſt dazu.)

6. Edelmann. Frau.

7. Vorige. Paſtor.

Edelmann erzählt dem Paſtor, der noch nicht lange hier, die Geſchichte Berndts, ſeine eigene Schuld dabei, die er nicht hoch anſchlägt; NB. vom Geſichtspunkt des Amtmanns; ſo daß ſein Tun wirklich gnädig iſt.

8. Edelmann. Frau. Robert.

NB. Kommt erſt der Amtmann wieder und macht, daß der Herr ſeine Milde bereut; dem Robert befiehlt, nicht mehr an pp. zu denken? *Er würde nun umſo ſtrenger, als er ſich ſagen müßte, vorher zu mild geweſen zu ſein.* Er zeigte eine Heftigkeit, die die Expoſition von dem Beginn des Zerwürfniſſes wahrſcheinlich machte. Umſo heftiger, als er ſich vorwerfen müßte, ſich durch ſeine Frau und ſeinen Sohn zu zu großer Milde haben hinreißen laſſen.

9. Robert. Baſtian.

Zweiter Aufzug.

1. Wilken. Sophie. Marie. (Pulſer?)

Sophie außer ſich. Schoches Hetzerei iſt gelungen. Gemeine Weiber wollen Kameradſchaft mit ihr machen, und da ſie dem ausweicht, verhöhnen die ſie. Wilken: Sie ſoll mit ihm. Das will ſie doch nicht. Wilken: Ihr wollt und wollt nicht pp. Er will ihn demütigen. Wie er hört, daß Berndt auch zu ihm wollte, fühlt er ihn in ſeiner Hand und freut ſich deß, den Übermut wettzumachen. Er ſoll bitten. Ob er gewähre? Das ſteht immer noch bei ihm. Na, wenn er recht klein zugibt. Bringt Pulſer [vorher Wilken] die Botſchaft von den Kindern; will ſie zu ſich nehmen; erſt aber dem Berndt die Leviten leſen. (NB. Sie hat keine Ahnung, daß die Kinder nicht würden mit ihr gehen wollen.) Ich ſollte nicht von meinem Unglück reden und hab's auch nicht. Ich hab' ihn verteidigt, hab' alles getan, den Leuten das Elend zu verbergen, ſolang es ging, und tu's noch, obgleich alle Welt es weiß und ſie hinter mir her lachen. Hinter Milders Tochter! Pulſer ſchildert Herrn Milder pp. und bewundert pp. Ich hab' die Nächte durchgeweint für mich allein, damit ich den Leuten trockne Augen zeigen konnte. Wenn's zu ſchlimm wird, dann kann man nicht mehr weinen. Und das Weinen hilft meinen Kindern nicht. Pulſer: Nur das aus dem Haus pp. Ich bin ſchuld, hätt' ich ſie früher aus dem Elend geführt, ſie wären noch gut; wiewohl ich nicht glauben kann pp. (Nun will ich's.) Wilken: Und dann könnt Ihr zu mir kommen; Euch und Euern Kindern ſteht mein Haus offen. Aber noch nicht ſo ſchlimm. Morgen iſt's anders. Er kriegt nirgend Geld: Die Not ein gutes Mittel. Sophie: Die Not? Da kennt Ihr ihn nicht. Er wird immer ſtolzer und vornehmer. Glaubt Ihr denn, er geht nach Geld, weil ſeine Kinder hungern? Nein, damit er fort prozeſſieren kann.

Marie zeigt ihr Bedauern, daß der Vater ſo abfällt; die Mutter ſoll ihn ſchonen. Zuchthaus. Wollt Ihr ſeinen Feinden helfen? Sophie: Wenn's Gottes Schickung und er unſchuldig, wollt' ich's ohne Murren tragen; aber aus Eigenſinn, um eines Menſchen willen, der ein Todfeind pp. Sophie hat einen gewaltigen Haß gegen Schoche, einen Familienhaß. Die Schoches und Milders alte Feinde. Ihr großartig leidenſchaftlicher, ehrgeiziger Charakter.

(Marie kommt mit Berndt. Pulſer: Na, ſieht er aus, wie einer, der bettelt? Der wird nichts kriegen. Wilken: Ich möcht' doch mal ſehn, wie der Berndt ausſieht, wenn er bettelt. Pulſer: Laßt Euch nur nicht 'rumkriegen. Wilken: Ich? Ich will ihn nur mal demütig ſehn.)

2. Vorige. Berndt.

Hier muß Berndt noch einmal die Wahl haben. Wilken will ihm das Kapital laſſen und die Kinder ſollen ſeine Erben ſein, wenn er von Schoche läßt. (Berndt kann nicht betteln. Inneres Widerſtreben, wie er Wilken bittet; ſeine Heftigkeit, wie er ſieht, jener will nur über ihn triumphieren; ſcherzt er hier, um ſeine Überlegenheit zu zeigen?) Sie verſtehn dies Verhältnis gar nicht, ſo ſehr er auch ſucht, es begreiflich zu machen. Ja — aber — Berndt: Ihr ſeid doch ein rechter Bauer. Wenn Ihr zugeben müßt, habt Ihr allemal Euer Aber, und dann iſt's ſo gut als pp. (Berndt zu Wilken: Weil Ihr geſagt haben würdet: Es tut mir leid, aber ich kann nicht helfen? — wie ſoll's gut werden, wenn das jeder ſagt und die Achſeln zuckt und mit dem Himmel vertröſtet? Dazu iſt das Recht da, daß es gewinnen ſoll. Und dazu hat der Menſch einen Willen, daß er ſich nicht zu entſchuldigen braucht. Das Unrecht, das ich ruhig mit anſehe, das hab' ich mitgetan. Ich ſchäme mich zu ſagen: ich kann nicht. Denn das heißt: ich will nicht — ich bin ein — Bauer. Es kann jeder, wenn er will; aber wollen muß er können. Daß alle nur Sinn haben für den nächſten Nutzen! Daß alles zerbrechen muß an den harten Herzen!)

Berndt zuletzt: Ich weiß nicht, wo ich's herkriegen will, aber haben muß ich's. Wie ſie hintereinander und auch die Frau vom Gehen [ſpricht], ſagt Berndt: Ihr ſeid ſchon lang auf dem Weg. Ich halt' euch nicht. Weil jene ihn nicht verſtehen zu wollen ſcheinen, wird er heftig; mäßigt ſich, läßt ſich herab zum Bitten (die Ehre der Familie pp. wiederherzuſtellen, muß er ja); nun tut Wilken dick und läßt's ihn fühlen, daß er ihn nun habe und ſeinen Stolz pp. ihm vergelten könne. Endlich weiſt Berndt dem Wilken voll Verachtung die Türe. Sophie hat nicht übel Luſt, gleich mitzugehn. Wilken: Schoche iſt ja Herr hier; gehſt du nicht ſelbſt, ſo pp. Sie will nur erſt ihre Jungen erwarten. (Dieſe haben etwas gemacht?) Warum will Berndt Geld? Weil die Seinen hungern? Dummes Zeug; was iſt das weiter? um Brot arbeitet ſo einer nicht. Aber prozeſſieren muß er doch. Was geht Euch Weib und Kind an? Das Recht iſt Euer Weib und Kind; das Recht, das heißt Euer Eigenſinn. Euer Eigenſinn iſt Euer Weib und Kind. Wer will nun ſagen, Ihr haltet nicht auf Weib und Kind? Wer will ſagen, Ihr wärt nicht fleißig? Leſt Ihr nicht Bücher den ganzen Tag? Das Recht? Das Recht? Was wollt Ihr mit der Redensart? Freilich das Recht. Aber was iſt denn das Recht? Iſt's Euer Blutsfreund? Euer Haus, Euer Vieh? Das Recht? Dummes Zeug. Der Edelmann iſt das Recht. Die Obrigkeit kommt von Gott wie das Wetter. Nimmt die Gelegenheit mit, ihn überhaupt durchzuziehn. Bürger und Bauer. Seine Bauerei, (die mit der Aufſagung des Pachtes vergeblich wurde); ſeine uneigennützigen Muſterdinge. Wer tut denn nun was für Euch? Ich ſoll Euch helfen? Ich? ein dummer Bauer? Seid Ihr doch ſonſt, wenn ich ſpreche, gleich bei der Hand mit Euerm vornehmen „Ihr ſprecht wie ein Bauer", und jetzt möchtet Ihr die Silben mir aus dem Munde ziehn. Muß ich helfen? Ihr ſeid meiner Nichte Mann. Ich muß vergeſſen, wie oft Ihr mich und ſie beleidigt habt. Wer verſchimpft ſich gern das eigne Geſicht? Na, ich kann helfen und werd's auch. Wie? Dummes Zeug. Was ſchwatz' ich! Ihr ſeid ja der Berndt, der allen Leuten hilft, wird ſich doch ſelbſt helfen können.

(Für die Seinen ſorgen? Berndt: O ihr zernagtet meine Geduld, und wär' ſie wie ein Schiffstau. Was will ich denn? Ich will ja eben meiner Familie alles wiederſchaffen, aber nicht um den Verluſt der Ehre, und will der zweideutigen Gnade nicht danken, was mein Recht iſt. Wilken: Wozu habt Ihr Euer Geld da hinausgeworfen? Dankt Euch's einer pp? Hat Euch einer geborgt? Sie fürchten den Edelmann. Für wen hab' ich den Edelmann erzürnt? Nun ja; der Herr wollte des Schoche Häuschen; Ihr alle ließt es geſchehn, machtet Katzenbuckel und rittet erſt auf dem großen Pferd. Wilken: Eh's geſchehen war. Zu Geſchehenem muß man das Beſte reden. Berndt: Drum meint Ihr, muß man's loben, daß Ihr alles genehmigt habt? Eure ganze Weisheit läuft auf ein paar feige Bauernregeln hinaus. Bringt euch ſelbſt ins Trockne, das iſt eure Moral. Wilken: Was konnten wir denn? Sagte nicht der Amtmann, er könnt' es beweiſen, daß das Häuschen pp. Berndt: Nun iſt eine Bedientenſeele Euer Evangelium. (Wenn ein Recht da war, warum wußte keiner davon? Warum bewies er's nicht? Wilken: Hat er nicht recht behalten? [Berndt:] Weil Schlechte pp., aber nun in Wetzlar; in kurzem werdet Ihr's ſehn, und dazu brauch' ich Geld. [Wilken:] Ihr habt eine eigene Mode mit Leuten zu reden, von denen Ihr [etwas] haben wollt. Wollt Ihr Geld von mir und tut mir Grobheit an?) [Berndt:] Und damit entſchuldigt Ihr Euch vor Euch ſelbſt, wenn Ihr ſagt: es tut mir leid, aber was kann ich tun? Pfui, wer ſich entſchuldigen muß. Dazu hat der Menſch einen Willen, daß er ſich nicht entſchuldigen ſoll. [Wilken:] In Euerm Haus ſeid Ihr Kaiſer pp. Ihr ſeid wahnwitzig pp. Berndt (lächelnd): Ihr redet wie ein Bauer. Wilken: Und Ihr wie ein Wahnwitziger. Ihr ſeid beleidigt und habt Euch drin verbiſſen. Laßt's pp. Berndt: Erſt muß ich alles verſucht haben, damit die Menſchen ſehn, es liegt nicht an mir. Es ſoll mir keiner ſagen können: Ihr hättet das tun müſſen pp.)

Handſchrift. Berndt: Wißt Ihr auch, daß Ihr nichts in der Hand habt? Nun bittet den Wilken. Berndt: Hier; geſchrieben iſt es lang. Nun aber macht, daß Ihr fortkommt pp. Sophie, die hinausgemußt, weil Berndt nicht im Angeſicht eines Menſchen bei andern bitten kann, kommt juſt zum Ausweiſen. (Muß ich bitten? Verlangt das nicht, Vetter Wilken. Macht mir's leicht. Es gilt Eure Nichte und ihre Kinder. Ständ' ich für mich allein, ich tät's nicht.) Marie will ſie abhalten; ſie ſpricht, nachdem Wilken geſagt: Seht Ihr, dort kommt, der hier regiert. Das Gehen werde bald mit Gewalt an ſie kommen, wenn ſie nicht freiwillig. Sie wirft Berndt vor, wie er mit ihrem Ohm tun — weil er ihr Ohm. (Sophie: So ſtolz wie Ihr bin ich auch. Von ihren Ahnen, die nie mit der Obrigkeit Händel hatten. Berndt: Euer Stolz iſt ein äußerlicher; Ihr ſeid nicht auf Euch ſtolz, ſondern auf Euer Gut pp.) Sie wolle nur auch fort, wiſſe, daß ſie ein Dorn in ſeinen Augen. Berndt: Er halte ſie nicht; könne gehn, wenn ſie wolle. Er wiſſe, ſie ſei ihm lange fremd. Marie hält ſie ab; ſie will den Ohm abhalten, folgt ihm deshalb; Marie mit.

3. Schoche. Vorige. (Wilken im Abgehn).

4. Schoche. Berndt.

Berndt erſt kleinen Monolog; er hat Schochen vergeſſen, der nun räuſpert pp. und erſt quer herumſpringend nach ſeiner unruhigen, ſcheuen Art, dann doch merklich genug auf ſeine Verſucherei kommt.

Von Freis und Lindenſchmidts Planen geheimnisvoll. Na, ſie werden Euch ſchon ſelber pp.

Berndt: Der Kaiſer pp. Schoche: Freilich; 's iſt aber e biſſel anders damit. Wenn ein Armer arbeitet, iſt's, weil er Hunger und nichts zu beißen hat; arbeitet der Reiche, ſo iſt's, weil er zu beißen, aber keinen Hunger hat. Was der eine loswerden will, danach jagt der andere. Ja. beim Buſchwirt da über der Grenze haben die Zolleute einen Schmaus; wollen Wildpret haben, und er will Rehe, ſoviel man bringt und jedes mit drei Talern bezahlt. — Er ſoll ſich bedenken. Will wieder nachfragen; ſo iſt ſein Wiederkommen motiviert. [Die Bemerkungen zu dieser Szene nachträglich gestrichen.]

5. Berndt; dann Sophie. Marie.

Sophie will fort; Marie hält ſie. Sophie außer ſich, daß er zu ihr ſagen können, ſie halte nichts. Marie: Im Zorn! Wenn Ihr's nur einmal über Euch vermöchtet, ſanft und freundlich mit ihm zu ſein, ihn zu bitten [pp.] Sophie: Bitten, der meiner Kinder Armut verprozeſſiert hat? Sie habe recht und wolle nicht bitten. Marie: Jetzt redet nicht mit ihm. Erzählt mir von Eurer Trauung, wie's Euch da war. Das macht Euch mild, und dann geht zu ihm pp. Erzählung. Sie wird gerührt. Marie fällt ein, erzählt mit und weiß ſie in Rührung zu verſetzen. Nun verſucht's. Sophie: Aber ich bin Mutter und darf meine Kinder nicht verderben laſſen pp. Und wenn ich nun bäte und er — dann wär's für immer aus. Marie: Er wird ſchon nicht. Sophie: *Du wirſt's ſehen, er tut's.* Nun ſo will ich's pp. *Man ſieht, ihrer jetzigen Laune wär's faſt lieb, es fiele ſchlecht aus, damit nur die Leidenſchaft recht behielte.* Kommen auch ſchön an. Kampf um Marie. Sie hält zum Vater, nachdem ſie ſich alle Mühe gegeben, ſie zu verſöhnen. Das ärgert die Frau noch mehr; ſie will ihre Söhne aufſuchen und ſie zu retten ſuchen. Marie eilt ihr nach, um ſie aufzuhalten. (Immer dazwiſchen: Siehſt du's. Marie muntert auf; das Wort gerinnt Sophien im Mund; ſie iſt daran, ſich loszuſagen, bezwingt ſich.)

6. Berndt.

(Er lieſt oder will leſen.) Fällt immer wieder von der Geſchichte mit ſeinen Weibern auf die abgeriſſene Ideenreihe, daß er das Recht ſcheinbar verletzen müßte, um des Rechtes ſelber willen. Sieht dazwiſchen aus, ob ſein Mädchen nicht zurückkommt. Betrachtet ihr leeres Bett, läßt einen tiefen Blick in ſein Herz tun. Alles kann er miſſen, nur ſein Mädchen nicht. Ob er nicht ſein Recht um ſeines Mädchens willen aufgeben ſoll, die ſterben müßte, erführe ſie je, ihr Vater ſei Wildſchütz? Aber es iſt ja um das Mädchen mit. Den unbeſcholtenen Namen zu vererben pp. Er beſchreibt ſie ſich. Sieht ſie kommen. Das dürftige Kleidchen jammert ihn. Aber ſie iſt ſo ſchön darin. Nein, meine Marie kann mich nicht laſſen. Ihre Stimme draußen. Sein freudiger Schrecken.

7. Berndt. Marie.

Geſpräch vom Junker. Er: Geh zu deinem Ohm pp., um nur die Luſt zu haben, ihre begeiſterte Antwort zu hören. Gewalt, die er ſich antut, ſich nicht zu weich zu zeigen. Er tröſtet ſie auf künftig; ſoll wieder gut gekleidet gehn pp. —

Er fühlt, daß er ſeiner Marie unrecht getan, er geſteht ihr's auch indirekt, dann aber rafft er ſich zuſammen. Erzählt ihr von ſeinem Plan. Sie will da gerne alles tragen. Wie Luther pp. Dadurch will er ſich vielleicht bei ſich ſelber entſchuldigen wegen ihres Fähnchens.

Förmliche Losſagung von ihrer Liebe. Sie fühlt in dieſem Augenblick, daß ſie niemand ſo liebe als den Vater. Eine Art begeiſterter Wildheit in ihren Gefühlsausbrüchen. Sie iſt ganz geiſtig. Die Poeſie des Stückes. Ein Blümchen in wilder Schlucht. „Seht Ihr, das iſt die letzte Träne.“ (Ich hab' mir's bedacht: von Robert kann ich laſſen, von Euch nicht. Sagt Ihr nicht ſelbſt immer: Man kann, wenn man will; aber man muß wollen können.) Berndt: Wir müſſen fort, Marie. Morgen mit frühſtem. Eh' die Leute im Dorf. Dergl. freut pp. Und ich hab' um ſie. Ich hab' pp. und pp., und keiner hat Knechtesarbeit für mich. Wir haben bald geräumt. Sie haben's uns leicht gemacht.

[Marie:] Vom Ausziehen. Malt aus, wie ſie ihn, und wenn ſie unter freiem Himmel wohnen müßten, pflegen will. Weit, tief in den Wald hinein. (Gefällt ihr ſo nicht mehr bei den Menſchen.) Beſchreibt das Singen und Rauſchen pp. Hatte nicht das Herz, umzuſehn, dachte Engel zu verjagen. Iſt ihr's als Kind paſſiert, daß ſie ſich verlaufen hatte am Heimlichen Grunde, nach drei Tagen wiedergefunden, [und] ganz munter war. Das Kind, das mit ihr geſpielt. (Das hat ihr die Nacht im Traume gewinkt, am Heimlichen Grund.) Hättet Ihr nicht Eure Marie und Euer Recht! Sie ſoll ſich legen; kommt wieder, begeiſtert redend. Sie ſoll ſich legen und beten, pp. Marie: Ja, pp. Schöne Szene.

Er philoſophiert auch über das Eigentumsrecht der Herren über das Wild pp. Aber noch iſt's Geſetz. Wenn es recht wäre, würdeſt du nicht fragen: iſt's recht?

Er geht nicht ſo ſehr auf ihre Reden ein, nur wie aus Gefälligkeit, mitunter auch gerührt pp, aber neben ſeinem innern Kampf kann nicht viel anders aufkommen.

War ich zu hart? Wo iſt auch ein Herz, das leidet wie meines? (Sei's darum.) Wenn ich nur erſt mein Recht habe; dann kann alles wieder werden. Malt's aus, weil das das Trennende war. Aber daß meine Marie – Sie kommt wieder – Die Frau – vielleicht hat ſie mich einſt geliebt, verſtanden hat ſie mich nie. (Tauſenden, die mit dem Unglück kämpfen, iſt ihre Familie eine Zuflucht. Du mußt einen Teil allein tragen. Iſt's denn nicht ihre Sache mit?) Aber meine Marie. Übermorgen hab' ich mein Recht, dann wird alles wieder.

Wie Schoche ihn erinnert, iſt er noch in der Wahl; er entſcheidet ſich. Vor der Entſcheidung müßten die „Wider“ abgetan ſein; nachher blos Pro's, Beſtärkung. Wie mein Sommer war, ſtand ich da wie eine krausbelaubte Eiche, und die Vögel ſangen in meinen Zweigen. Nun hat mir der Herbſt Blatt auf Blatt genommen, und die Vögel ſind fortgezogen, einem andern Sommer nach.

Ich muß mir ſelbſt genug ſein.

Laß ſie gehn; im Herzen war ſie lang gegangen. Aber mein Mädchen, meine

Marie – es war doch etwas, worüber ich viertelſtundenlang vergeſſen konnte, wenn ſie mir vorplauderte – der Stolz auf ſie – der Menſch hat ſeinen Sommer und ſeinen Herbſt – wer möchte ſich der grünem Blätter freun, denkt er daran, wie ſchnell der Wind ſie entführen wird, wenn deer Herbſt kommt.

Die Eiche da vor dem Haus mit ihren krauſen grünen Blättern, wie ſie ſich ſchüttelt vor Luſt, und um einen Froſt, und der Wind jagt die Blätter durch den Buſch. Sie wachſen wieder, wenn der Sommer zurückkommt. Vielleicht wenn der Sommer wiederkehrt und meine Blätter wieder wachſen, bleiben auch die Vögel nicht aus mit ihreem luſtigen Singen.

8. Berndt.

Der Kampf, ob er ſoll oder nicht, hat den ganzen Aufſzug hindurch in ihm gewütet. Es ſchlägt elf. Berndt ſteht ſchnell auf. Marie: Was habt Ihr? Berndt: Nichts. Geh zu Bett, Mädchen. Nachdem ſie fort, ſetzt er einigemal an, kehrt wieder um. Verſpricht ſich ſelbſt. Soll das erſte und letzte Mal ſein. Kein Menſch ſoll's erfahren. Iſt's ein Unrecht, iſt's ſeim Unrecht, der mich dazu zwingt.

Dritter Aufzug.

1. Marie. (Kaffee.)

Will ihre Leidenſchaft ganz beſiegen, redet brav mit ſüch ſelbſt. Was der Vater ſagen wird, wenn er's hier wiederfindet wie zu Haus.. Sie ruft einmal durch die Türe: Vater, ſchlaft Ihr noch?

Ihre Angſt dieſe Nacht. Sie hat den Vater gehen höreen und endlich mit noch einem wiederkommen hören. Etwas hereingeſchleift. Ihrre Angſt, ohne zu wiſſen warum; wie ſie im Bett aufgekniect und endlich über dem Weinen und Beten eingeſchlafen. Ihre Beſorgnis über die Brüder; ſie iſt ja jjetzt die Mutter.

2. Berndt. Marie.

Marie macht ein liebliches Hausmütterchen. Dann aber geht ſie ihn an, ihr zu ſagen, was ihm fehle. Soll's ihr ſagen. Ihr haltet mich für zu pp. (Erſte Bearbeitung.) Er ſteht mitunter im Sinnen; während ſie das oder das holt, pp. Nein, ich darf ihr's nicht ſagen. Die Kinder dürfen nichtts wiſſen.

Ob ſie die Jungen nicht geſehn? Sie will ihn tröſten umd ſtellt ſich ganz unbeſorgt.

3. Berndt. Schoche. (Hier die Nachricht von den Kindern.)

Wißt Ihr noch, wie ich warb? Ihr ſagtet pp. Berndt: Ihr macht mich lachen. So ſagt' ich noch pp. Schoche: Wirklich? Seht Ihr, und wenn Ihr nun ſagtet: Ihr ſollt ihn haben pp. Nun möcht' ich nicht, und knietet Ihr hin da, hier vor mir. Hört Ihr? Euer Junge bekommt mein Mädel nicht. Und hättet Ihr alle Reichtümer der Erde und den Himmel (auf Spekulation zu parzellieren,) dazu zu verkaufen, wie der Papſt in Rom – Euer Junge nichtt.

Schoche wütend vergnügt, die Nichtachtung zu vergelten, aber doch wieder von Berndt imponiert, oszilliert zwiſchen furchtſamem Trotz und forciertem Rachehohn. Trotzt auf die Mitſchuld, gibt zuletzt klein zu. Wie er fort ſoll, Ohr pp. Wer Euch nicht läßt, das iſt der Schoche. Ihr ſeid mein pp. Endlich wird Berndt ernſthaft, Schoche flüchtet. Er iſt ſo ruhig, da iſt's gefährlich. Guckt noch einmal durch die Türe und bringt etwas, was beißend ſein ſoll. (O ihr alten Deutſchen! etwa.) – Berndt: Über Euch ereifr' ich mich nicht. – Schoche: Ihr ſollt Euch noch ereifern. – Wollt Euch doch nicht vergreifen an mir? – Griff' ich Euch und meinte, ich griff' einen ehrlichen Mann, hätt' ich mich freilich vergriffen. Wer Euch angreift, vergreift ſich. (Daß er gegen den Edelmann nimmermehr Recht behalten könne pp.)

Erſt erzählt Schoche, wie Sophie überall umhergelaufen, die Kinder von ihm zu retten. („Sie hat nicht unrecht; Ihr ſeid ein Wildſchütze.") Antwort: Das heil'ge römiſche Reich könne nicht pp. Wenn ſie Verbrecher wären, dann pp., lacht über ſeine Witze. Eheſcheidungsgeſchichte. (Dann könnt' (der Amtmann [?]) er was für die Kinder tun.) Wie ſie davon gegangen, um ihre Kinder aufzuſuchen, und was Wilken ihr nachgeſchrien. Schoche beleuchtet das alles von ſeinem Geſichtspunkt. Solch eine Närrin iſt ſie nun gewiß nicht, daß ſie wieder zu Euch käm'. Berndt: Sie iſt vernünftig. Schoche (lachend): Eben darum. Ihr wißt nicht, wie man mit Weibern umgeht. Cajoliert ſie nur am Sonntag, und pp. Schoche glaubt, er kann ſtärker auftragen und braucht nicht mehr zu heucheln, weil Berndt nun ſein Mitſchuldiger iſt.

Schoches Auftreten motiviert dadurch, daß er das Geld bringt und neue Beſtellung; worauf Berndt nicht eingehn will. Er zählt die Advokatengebühren ab (und wirft ihm das andere hin. Nimm, Menſch, und komm nicht wieder. Wir haben nichts mehr gemein pp. Nun iſt's Zeit, ſagt endlich Schoche, er wird ſo ruhig wie vorm Gewitter. Geht trotzig furchtſam wie ein dummer Junge.) Schoche: Ob Ihr zweimal oder einmal – ſeid Ihr – ein Wildſchütz ſeid Ihr doch einmal, und Eure Kinder wollen eſſen. Berndt: Ich bin kein Wildſchütz ums Leben [erst: Brot], nur ums Recht; und zwar um Euer Recht mit. (Iſt mir's um mich zu tun? Kränkt mich's allein, daß ich Unrecht leide? Daß das Unrecht das ganze Reich beherrſcht pp. Schoche: Na, und iſt's denn recht, daß Ihr Eure Kinder leiden laßt? Euer Haus iſt's, wo Ihr Kaiſer ſeid. Mit Euerm Recht! Wärmt Euch das Recht, wenn Euch friert? Werdet Ihr ſatt vom Recht, wenn Euch hungert und dürſtet? Könnt Ihr mit dem Recht Eure Jacke flicken, wenn Sie zerriſſen iſt? Berndt: Was wollt Ihr von mir? Schoche: Euer Mädel dauert mich. Laßt Euer Recht bei Seite; das wärmt Euer Mädel nicht, wenn ſie in dem Fähnchen da pp. Berndt einen Augenblick unſchlüſſig; er möchte noch ein Fähnchen für Marie, daß ſie nicht ſo friere. Nein, es iſt ein heiliges Geld; ſonſt wär's Diebſtahl geweſen. Ein Schurke, der einen Heller davon nimmt. Nehmt's; ich mag's nicht ſehen pp. Hört Ihr? Als traut er ſich ſelber nicht. Nehmt's weg!

Schoche läßt's mit Fleiß. Für ſolchen Goldtaler kann man zwei Fähnchen ſchaffen. NB. Dem Schoche iſt's nicht um ſeine Gutmütigkeit, ſondern um den Berndt, deſſen Dummheit ihm merkwürdig, in ſeine Gewalt zu bekommen. Seht einmal, wie meine Weiber aufziehn; ich brauche bei keinem Menſchen um Arbeit zu betteln pp.; will ihn verführen, das Geld anzugreifen, damit er am Wildſchützenleben Gefallen finden lerne.

Berndt hingegen, da er ſieht, Schoches Rechtsſinn ſei Lüge geweſen und Schoche ſei ein gemeiner Hund, jagt ihn fort pp.

Hochmut iſt's von Euch, damit Ihr herunterſehen könnt pp.)

Ich bin ſtark und kann arbeiten für meine Kinder. Die Flinte werf' ich; ich kann ſie nicht mehr erſehn. Aber es wird alles wieder in Ordnung. Es wär' kein Recht mehr im Himmel. Schoche: Macht mir doch nicht – um das Recht oder nicht ums Recht – ein Dieb ſeid Ihr und bleibt Ihr pp. Kommen hintereinander.

Er kehrt noch einmal um und erzählt kürzlich zwiſchen Furcht und Trotz die Geſchichte vom Attentat ſeiner Jungen. Brandbriefe. Pranger (?) Oh, Ihr ehrlicher Mann, der ſo ehrliche Jungen hat. Berndt will auffahren. Schoche: Freilich, wenn Zuchthaus 'ne Ehre iſt, iſt der Pranger pp. Na, wenn Euch der Name verdrießt. Sie haben einen Orden gekriegt; einen Ehrlichkeits-Orden von Eiſen um den Hals pp. Man hat ihnen das Rathaus an den Hals gehängt als Orden.

4. Berndt, dann Andres, Wilm.

Von Marie eingeführt, die er hinausgehen heißt. Vater, Ihr freut Euch nicht? Ihr ſeht ſo finſter. Berndt: Geh; Marie.

Seine Erſchütterung 1. wie er hört, ſie ſind Wildſchützen. 2. ſie wiſſen, daß auch er einer iſt; ſein Beiſpiel. Nun freilich, warum ſoll der Sohn nicht tun, was er den Vater tun ſieht? Er dämpft den Wilm: Knabe! pp. Unterſchied. Daß er nicht herunterſteigen könne von der Höhe ſeines Stolzes vor der Gewalt; daß er, der Gönner pp., nicht bei denen betteln könne, die er protegiert, für die er das und das getan, ihr Wohltäter. Das Übergewicht, welches ihm gar manches gekoſtet und welches noch zum Beſten der Welt wirken ſoll, das legt man nicht ſo leicht ab. In ſeinem Stolze wohne ſein Leben, daß er ſich beſſer fühle wie dieſe Gemeinheit. Und daß ich mich beſſer fühlen darf, das hab' ich mit Opfern erkauft. Der milde Andres bittet für den Wilm.

Er ſtellt ihnen vor, was dies Handwerk zu bedeuten. Wilm: Er ja ſelbſt, (ſie haben ihn geſehn. Berndt: Ihr ſolltet's nicht wiſſen, damit pp.) Berndt: Gründe – aber du? Er beſchreibt ihnen, was werden müſſe. Spricht gewaltig – drohend. Er will ſie verjagen, wenn ſie mehr. Andres: Nur noch einmal – Verſprechen. Sagt Ihr doch: Und hätt' der Teufel unſer Wort, wir müßten's halten. Den kecken Wilm muß er dämpfen, daß der zu Kreuze kriecht, nicht aus Furcht, ſondern daß er nicht ſeines Vaters Leiden teilen ſoll. Die Attentatsgeſchichte muß beigebracht ſein. Frei I. Akt, daß die Jungen in die Stadt ſeien, um ihrem Vater nicht zur Laſt und zugleich ihm Recht zu ſchaffen – der kleine Wilm wie ſein Vater. I, 3 erzählt Pulſer, wie die Geſchichte umgebogen klingt. Schoche erzählt III. [Akt] Ihr ſeid ein Dieb, und Eure Jungen ſind gepeitſcht worden pp. Hier erzählen die Jungen den wirklichen Verlauf.

5. Vorige. Marie, dann Sophie.

6. Berndt. Sophie, dann Der Paſtor.

Wenn der letzte Auftritt: Berndt, Sophie: ſo bleibt dieſer weg.

Berndt ſchickt die Kinder hinaus. Dann: Wißt Ihr, bei wem Ihr ſeid? Bei einem Wildſchützen. Gott weiß es, ob ich anders konnte. In dieſen Tagen muß ſich's entſcheiden. Meine Flinte iſt mir zuwider pp. Ich weiß, wenn Ihr bleibt, tut Ihr's nicht meinetwegen. Habt Ihr kein Wort darauf? Ihr hattet unrecht pp. (Kommt etwas entgegen. Ihr habt Euch verhetzen laſſen pp. Schmerzlich entſchloſſen.) Gut, ſo mag jedes das Seine tragen pp. Macht ſie vielleicht Miene, ſich ihm zu nähern, wie er kalt ſich zu ihr wendet und ſagt: Ihr hattet unrecht. Das „So mag jedes" ſpricht ſie nach.

7. Berndt. Der Paſtor.

Berndt: Geſchah mir recht. Warum hatt' ich vergeſſen, daß es Herablaſſung war vom gnädigen Herrn? Daß er ein Adeliger war und ich ein Bürgerlicher? Die Herren ſind ſo gern gnädig – wer ſchlecht genug iſt, ihre Gnade ſich gefallen zu laſſen. Meine Frau hatte den Einfall, die Kinder könnten – was haben die Weiber nicht für Einfälle pp. [Paſtor:] Warum habt Ihr Euch nicht an den Herrn gewandt? Berndt: Hab' ich nicht? Paſtor: Ich möchte Euch glauben, und doch – pp. Berndt übertreibt. Was der Paſtor vom Edelmann ſagen mag, Berndt glaubt ihm nicht. In ſeinem Draufbeſtehen iſt viel Willkürliches. Daß auch er nicht ganz im Rechte ſei, daß, was er will, der Rache ähnlicher als dem Recht, will Berndt nicht Wort haben. Aus dem wirklich freundlichen Anerbieten des Herrn lieſt Berndt erſt das Schimpfliche heraus, was ihm auch der Paſtor vorwirft. Sieht er des Herrn Unrecht für ganz unſühnbar an, und was er Recht nennt, wäre wirklich Rache? Seine Gereiztheit, die Bereitwilligkeit, mit der er dem Herrn alles Böſe zu leicht zutraut, mit einem Wort, die Ungerechtigkeit, zu welcher ſeine Subjektivität das Recht machen will. *Ihr ſeid Partei und wollt Richter ſein. Euer Rachegefühl wollt Ihr für Rechtsgefühl geachtet ſehn.* Ihr täuſcht Euch ſelbſt, Mann; was Ihr Recht nennt, das iſt Eure Rache. (Und Rache iſt Unrecht.) Der Paſtor ſchlägt vor, nur Verſöhnung will der Herr; in Gutem die Sache betrachten. Berndt in ſeiner Leidenſchaft will keinen Frieden. Bis aufs Außerſte will er's verfolgen. Der beleidigte Stolz verſteckt ſich hinter der Rechtsforderung. In den Himmel hinein.

Ich habe ſchon getan, was ich ſonſt nicht getan hätte. Und wer weiß, wozu er mich noch zwingt? Iſt's Unrecht, ſo iſt's ſein Unrecht. Und was daraus entſtehen kann, das hat er getan. Herr Pfarrer, ich bin raſch pp. Daß ich dem Herrn entgegentrat. Ich dachte, wenn er kalt wird, ſo dankt er mir's, daß ich ihn vom Unrecht abgehalten habe.

Ich weiß, warum er mich verfolgt. Paſtor: Er Euch? Ihr – Berndt: Eine Malice. Freilich muß ich; wenn man eine Gnade anbietet, muß er pp., ſonſt ſtimmt's nicht pp. Erſt iſt er malitiös; dann wird er ernſt, indem er erzählt; er erzählt wohl auch das mit den Wilddieben und dem zurückgewieſenen Geld. Der Paſtor ſtaunt neben ſeiner Teilnahme über die Feierlichkeit wegen des Rechtes [darüber: Gewiſſenhaftigkeit]. Ihr ſeid ein ſeltener Menſch. Berndt wird in ſeinem vornehmen (nicht tobenden) Zorn immer gewaltiger und entläßt ihn dann mit Botſchaft wie ein König. Warnung – Tendenz. Berndt: Ich kann nicht anders.

Euer Rechtsſinn iſt Nachluſt. Belügt Euch nicht ſelbſt. Wie Ihr auf den Herrn ſchoßt – Berndt: Ich? Paſtor: Leugnet Ihr's? Berndt: Wer hat das Ihnen geſagt? Der Herr. Berndt (lacht): Sie können alles brauchen; ich auf ihn geſchoſſen, und ich ſtände hier? Paſtor: Großmut. Ihr könnt dabei lachen? Wenn er recht gehabt hätte, er hätte nicht Großmut vorgeſchützt. Herr Paſtor, daß ein Schuß fiel, iſt wahr; aber der ſchoß, das war er. Ich wollte zu ihm ſelbſt; er war bewacht, man ließ mich nicht zu ihm. Natürlich pp. Wie ich auf der Straße ſeinen Wagen fahren ſehe, denk' ich, jetzt mußt du ihn ſprechen. Ich hielt den Wagen beim Rad pp. Wie er mit dem Kutſcher ringt, Schuß aus dem Wagen. Und das hat er mir verziehn?

Sowie er einmal in die Hitze kommt, bezwingt er ſich wieder.

Großmut? Gnade? Was iſt das? Wenn ein großer Herr nicht gerecht ſein mag, dann iſt er gnädig. Wie einer, der ſeinem Gläubiger das Kapital ſchenkt pp.

Paſtor macht ihn auf ſeine Einſeitigkeit aufmerkſam, vermöge welcher er alles vom Rechtspunkt faßt. Gott wäre nicht gerecht, wär' er bloß gerecht und nicht zugleich die Liebe. Er ſpricht prophetiſch die Tendenz des Stückes in klaren Worten warnend aus, die dann V. [Akt] von Berndt als eingetroffen nachgeſprochen wird und alſo dem Zuſchauer eingeſchärft: Wer unberufen andere richtet, der richtet ſich ſelbſt. Ihr ſeid nicht berufen zu richten. In ſeiner Sache ſoll niemand. Wer unberufen richtet, richtet ſich ſelbſt.

8. Andres. Sophie.

Andres: Ich kann's nicht mit anſehn, wie Ihr Euch abhärmt. Ich will zum Vetter. Auf mich gibt er. Andres will die Flinte mitnehmen: vielleicht ſtößt ihm was auf unterwegs pp. Er ſagt, nachdem die Mutter ab, dem Vater, er müſſe. Berndt iſt's nicht lieb. Berndt ſagt zuletzt: Es muß beſſer werden. Es wär' kein Recht mehr auf der Welt.

9. Berndt. Vorige.

(Oder Berndt. Andres.) (Sophie im Abgehn.)

[Erwägung auf dem Titelblatt, ob hier der IV. Akt beginnen und das Ganze auf VI Akte ausgedehnt werden soll.]

10. Pulſer, dann Amtmann.

Amtmann wild über die Wildſchadenklage, desgleichen daß der Herr nun ſchon den zweiten Tag da iſt; das ſtört ihn in ſeinem Lotterleben. (1. Der Jäger draußen. Amtmann gibt nichts darauf. 2. Mit der Pfarrſendung.) Grimm darüber, daß das mit der Frau ſo ſchlecht ausgefallen pp. Daß der Paſtor geſchickt iſt. Aber hier der Brief. [Gestrichen: Endlich — (man hört den Jäger draußen) was da draußen? Pulſer: Sie hätten ihn beſtellt.] Wenn man dem Paſtor beikommen könnte! Mit Geld? Nein; ſeine kleine Beſoldung wirft er den Bettlern in die Hände pp.

11. Amtmann. Edelmann.

(Brief über das Attentat der Jungen. Unzufriedenheit und Aufregung überall.)

Edelmann befiehlt, die alten ſtrengen Geſetze ſollen wieder in Kraft treten, da die Humanität ſo ſchlechte Früchte getragen. Die menſchliche Natur. Mit der Freiheit pp., gibt man, ſo mißbrauchen ſie ſie. Auch Berndt ſoll nicht mehr geſchont werden, da ſeine Strafloſigkeit alle Frechheit hervorgebracht. Strenge muß angewandt werden um der Untertanen eigenes Beſte. Amtmanns geſchicktes Verfahren. Er entſchuldigt Berndt. Edelmann: Ich habe Ihnen Unrecht getan (Verdacht). Nun ſoll keiner von den Seinen mehr für Berndt ſprechen. Drohbriefe in ihren Taſchen gefunden und Aufforderung, gemeinſame Sache zu machen. Das mit den Drohbriefen muß gleich im Anfang von Frei exponiert ſein. Beſonders, daß ſie auf Berndt paſſen.

(Sie haben wie auf was gelauert. Aufmerkſam geworden, hat man ſie gefaßt. Sie hatten (Dietriche) in einen Drohbrief gewickelt. Oder nur Drohbriefe? Drohbrief mitgeſandt; er erkennt mit Schrecken und Zorn die Kopie Berndts darin.

12. Vorige. Der Paſtor.

Paſtor: Durch weſſen Augen haben Sie die Sache geſehn? (wie der Herr geſagt, Berndt ſtecke das ganze Dorf an. Daß er ſein Freund geweſen, ſolle keinen ſchützen.) Haben Sie ihn ſelbſt gehört? Er war ihr Freund. Sie kannten ihn. Herr: Die Urteile der Behörden. Pfarrer: Das doppelte Urteil, durch welches Berndt ins Zuchthaus kommt. Geiſtlicher ſoll mit ins Kabinett und die Akten ſelbſt mit nachleſen. Der Geiſtliche zeigt ſich trotz ſeines hohen Alters als einen freimütigen Mann, der im Dienſte Gottes nichts fürchtet. Der Herr will erſt nichts hören. Mit dem Berndt ſei's abgemacht. (Der Paſtor meint, der Herr ſolle ihn anhören; Die Hauptſache ſei Klarheit.) Paſtor: Sie müſſen mich hören, im Namen der mißhandelten Menſchlichkeit. Er ſpricht ſo eindringlich, daß der

Herr bewegt ſagt: Warum mir das? Bin ich ein Tyrann? Paſtor: (Hörten Sie den Berndt? Mußten Sie nicht ihn hören? Die Urteile. Wegen des Attentats: ob der Herr die Sache vor Gericht gebracht? Großmut. Paſtor: Gerechtigkeit wäre beſſer geweſen als Großmut. Wie nun, wenn die Sache ſo geweſen wäre; Sie haben die Geſchichte von Leuten, die mit dem Amtmann einverſtanden ſein konnten. Haben Sie ihn ſelbſt darüber gefragt?) War nicht Berndt einſt Ihr Freund? Edelmann: Eben darum. Eben weil ich die Stimme unterdrücken mußte, die in mir für ihn ſprach. Ich fürchtete, meinem Gefühl die Gerechtigkeit zu opfern. Ich durfte nicht ſein Freund ſein, wollt' ich nicht der Feind der Armen ſein, die er verführt pp. Paſtor: Ich fürchte, Sie haben unrecht wie er. Auch Sie opferten die Gerechtigkeit dem Rechte. Damit Sie nicht parteiiſch ſein konnten, wollten Sie lieber ungerecht ſein. – Warum wandte er ſich nicht an mich? Wenn ſein Gewiſſen gut war. Er fühlte pp. Paſtor: Er hat dreimal an ſie geſchrieben. Edelmann: An mich? Nicht wahr. Paſtor: Sind Sie Ihrer Leute gewiß? Edelmann: Es hätte mein Sekretär –? Nein, er iſt treu – (ich kenne ihn pp.) Paſtor: Kennen Sie ihn ſo genau, wie Sie Berndt kannten? Edelmann: Sie pp. Paſtor: Daß Sie ihm trauten und Berndt nicht trauen wollen, pp. Beſchreibung von Berndts Wohnung pp. Des Herrn Mitleid. Aber was tun? Unterſuchung pp.

13. Amtmann (allein).

Man diene nur zu eifrig, und man ſteht bald zwiſchen beiden. Der Edelmann darf nichts wiſſen von den Beſtechungen pp. Nunmehr bin ich gezwungen, ſo fortzufahren. Wie bin ich nur hineingekommen? Pulſer. Hätt' ich doch die Kluft nicht groß genug gemacht?

[14.] Pulſer. Amtmann.

Pulſer läßt einige Witzblitze ſehn. Amtmann: Wenn ich's überlege, iſt er's, der mich hineingewickelt hat, der zuerſt die Gedanken von Scheidung hatte pp. Wenn er Herz hätte, müßte man ſich vor ihm fürchten pp. Nachdem Pulſer ſich ganz als Maſchine gezeigt, ſchickt ihn der Amtmann, zu lauſchen. Wie Pulſer erfährt, was geſchehen könne, preiſt er ſeine Klugheit, die Briefe behalten zu haben. Amtmann: Was hat Er da für ſich? Pulſer macht etwas vor. Erzählt erſt vom Jäger, der wütend, dazu etwas betrunken ſei, behaupte, Berndt ſei ein Wildſchütze, und Erlaubnis haben will zur Notwehr. Er läßt ſich nicht abweiſen.

(Sein böſes Gewiſſen. Er wär' um alles. Da muß zum Äußerſten gegriffen werden. Will den Berndt nicht mehr ſchonen – als hätt' er's je, und Berndt wär' der Böſewicht.

NB. Das mit Pulſern III, 2. Hier bringt Pulſer, er habe gehört von erneuter Unterſuchung. Hier iſt er nur mittelmäßig höflich; 8. iſt er ganz grob. Arretiert er da den Amtmann?

Wie Pulſer Berndt nennt, fährt Amtmann aus ſeinen Gedanken. Berndt? was iſt mit dem? Pulſer erzählt.)

[15.] Amtmann. Jäger.

Jäger etwas bezecht und wütend. Er habe fünf Kinder pp. Amtmann hört nicht gleich auf ihn; dann bringt er ihn vollends außer ſich, ſo daß der Jäger nachſieht, ob ſeine Flinte geladen. Sollen ſehn, ob er nicht rein mache. Geſtorben muß einmal ſein; beſſer als die währende Angſt pp. Der Berndt iſt imſtande; er ſchießt und hat eine Kraft. Vielleicht ſagt der Amtmann, der Berndt habe über ihn geſpottet pp. pp. Alles, wodurch er den Jäger reizt, iſt ſo, daß man ihn nicht dabei faſſen kann pp.

Der weiße Riemen, Berndts Geſtalt und Schritt, als wenn er Herr wär' im Walde, ſo daß unwillkürlich der Jäger oder ſein Gehülfe ſich verſteckt, als wär' er der Wilddieb. Beidemal hat der Jäger einen kleinen Rauſch. Sieht die Sache als Notwehr an. Nebenan haben ſie den Jäger angebunden. Dazwiſchen forſcht Amtmann, ob auch wirklich Berndt? Weiße Riemen. Hat er einen Vetter, der ihm beigeſetzt zu ſein wünſcht, ein toller Junge, den er zu Hülfe nehmen will; oder einen Sohn, der erſt angekommen *oder den er erwartet*, der ſich gleich empfehlen will? Er hat in PP, wo's die Schützen auf ihn abgeſehn, reine Arbeit gemacht; ſein Herr aber ihm geraten, nicht dort zu bleiben.

[16.] Amtmann. Pulſer.

Amtmann: Er hat nichts von mir. Pulſer: Ich nicht, aber der Herr hat einen Brief an pp., worin pp. Arretiert Pulſer den Amtmann und ſagt, ſeiner Briefe wegen, (die er beſchreibt)? Er wäre alſo vom Herrn geſchickt. Das kürzte ab, und der Herr zeigte dann nur ſeine Reue und Überſchwänglichkeit, der der Paſtor vernünftig Einhalt tun wollte. Pulſer meldete des Amtmanns Gefangennehmung und würde ſelbſt pp.

[17.] Amtmann (allein).

[18.] Edelmann. Paſtor. Pulſer.

Der eine Brief an ſeinen Schweſterſohn in Wetzlar: wenn er Berndt noch nicht abgewieſen, ſoll' es nun geſchehn. Der andere eine Belobung und Verſprechung von wegen der geſchickten Wendung zum Jungenattentat. Daß der Brief dem Berndt völlig den Hals brechen werde und morgen der Herr abgehe. Auch vielleicht, daß der Herr ſchuld ſei, indem er (der Amtmann) in das Verhältnis zu Berndt geraten dadurch, daß er (der Herr) ſich nicht habe proſtituieren wollen pp. (Die ſchlimmſte Stelle lieſt der Herr ſozuſagen als Beleg ſeiner Rede vor.) Edelmann ſieht nun das Unrecht nur auf der eigenen Seite, *und iſt ſchon wieder geneigt, mehr zu tun als gut*, was zu ſeinem Charakter gehört. Paſtor rät zur goldenen Mitte. Edelmann: Ob alles wieder werden kann, wird ſich zeigen, aber ich ſelbſt will ihm die Nachricht bringen und Sie, unſer beider Wohltäter, müſſen mich begleiten. Morgen ruft mich die Pflicht weiter; mit

Früheſtem begleiten Sie mich; Sie bleiben die Nacht bei mir. Ich werd' es den Ihrigen ſagen laſſen. Paſtor: Es ſei genug, wenn der Amtmann entlarvt und dann den Rechten gemäß verfahren würde. Mit der Wiederanknüpfung könnten unangenehme Kolliſionen verbunden ſein. Sein Anſehn pp. Das alles fruchtet nichts.

[19.] Edelmann. Paſtor.

[20.] Vorige. Baſtian.

[21.] Baſtian.

[22.] Robert. Baſtian.

Vierter Aufzug oder Fünfter Aufzug.

1. Sophie. Marie.

(Marie kommt vom Vetter, der nicht nachgibt oder woher? ſieht ihre Mutter heut zum erſtenmal.)

Mutter, Ihr ſeht ſo eigen aus. Mutter, was habt Ihr nur? Ihr ſeid ſo bleich, ſo abgefallen und Eure Augen ſind ſo eigen. (Und Ihr ſprecht gar nicht.) Es wird beſſer werden. Mutter, es wird wieder, wie es war. Sophie: Wir aus der Milderfamilie, wir ſterben zweimal. Alle Milder haben kurz vor ihrem Tod die Gabe zu ahnen. Marie: Kurz vor Euerm Tod? Wie mögt Ihr ſo reden? Sophie: Du glaubſt, ich lebe noch? Weil ich noch herumgehe? (Wie ein Schleier iſt's um meine Augen. Die Seele hat ſich ganz tief hineingeſponnen und denkt über ihre Abfahrt. Mir iſt immer wie eingeſchlafen, und dann ſeh' ich einen großen, großen Strom fließen und höre, wie er rauſcht, aber ich darf nicht einſchlafen und ſchreck' immer wieder auf. Die Seele wär' ſchon fort, aber das Herz kämpft mit ihr und will ſie nicht laſſen; aber es iſt auch matt und kann nicht, wie es will. Wie meine Kinder ſich von meinem Herzen losgeriſſen haben, da haben ſie's zerriſſen. Und doch kämpft's noch; 's will nicht eher ſtillſtehn, bis die Kinder gerettet ſind.)

Wie meine Kinder von mir ließen, da brach mir das Herz. Die Leute denken alle, ich lebe noch. An der Stelle in meinem Herzen, wo meine Kinder hineingewachſen waren, da ſaß mein Leben; wie ſie ſich losriſſen von meinem Herzen, da haben ſie's zerriſſen. Meine Kinder haben nur ihn geliebt, mich nicht pp. So iſt's motiviert in dem unendlichen Mitleiden mit ihrer Mutter, daß Marie, ſo ſchwer's ihr wird, doch den jungen Grafen treffen will und daß ſie ſich's ausreden läßt, es dem Vater zu ſagen. Aber ich geh' nicht für mich; ich ſag's ihm, daß ich von Euch komme. Sophie: Geh nur, geh nur, daß ich die Angſt loswerde. Marie: Mutter, ich weiß. wie wir den Schoche loswerden. Laßt nur den Vater kommen. Ihr ſollt's ſehn, er darf nicht mehr über die Schwelle. Sophie (lacht hyſteriſch): Dich und mich läßt er, aber den Schoche nicht. Sein Eigenſinn iſt ihm lieber wie der Himmel.

(Muß grauſig beklemmend klingen: Es iſt was Schlimmes im Kommen pp., geſpenſtiſch-geheimnisvoll. Wenn ich das nur noch abwenden könnte, eh' ich ſterbe. Daß es nur keinen von euch träfe. Wenn es trifft, mich trifft es mit. Ich bin wie ein Baum, den der Wind umgeriſſen und der ſich an einen andern angelehnt. So lehnt mein Leben an meinen Kindern. Sie iſt in einer Nacht ergraut. Selbſt Berndt und die Übrigen werden's gewahr. Auch daran iſt dem Berndt der Herr ſchuld. Will Berndt nun die Frau verſöhnen; ſie weiſt ihn geſpenſtig ab? Habe nichts mehr auf der Welt zu tun, als ihre Kinder zu hüten vor etwas, was kommen müſſe und was ſie ahne. Sophiens Art zu reden iſt ganz verändert; ſie iſt wie in tiefen Gedanken.)

Marie hat einen Abgang; kommt wieder, wie ſie Berndt kommen ſieht, weil ſie nun ihr Mittel gegen Schoche anwenden kann. (Wenn ich auf einen ſterbenden Wildſchützen ſtieße im Blitzesſchein — aber ſie iſt ja Berndts Mädchen pp. Die Schrecken des Waldes bei Nacht, das Gewitter.)

2. Vorige. Berndt.

3. Frei. Lindenſchmidt. Vorige.

Während Berndt lieſt und knittert, verſtehn ſich die andern untereinander. Lindenſchmidt iſt gegen die Langweile. Frei, der Bauernpolitikus und Pfiffikus — an die Stirn gelegte Finger. Wie? ſpricht gern in Rätſeln, die er dann ſelbſt mit ſelbſtgefälligem Lächeln löſt. Lindenſchmidt, ein roher, ruchloſer Kerl. Frei faſt humoriſtiſch (zweideutig) ihm rechtgebend. Freilich — na freilich — ſagt ich's denn — i — pp. Lindenſchmidt das Ganze verderbend, da er, Berndt nach ſich ſchätzend, meint, bei ſolchen Umſtänden brauch' es weiter nichts, als nur Berndt den Weg zu zeigen, auf welchem er ſeine Wut loswerden kann. Frei, da er den Berndt irrwerden ſieht, ſagt: Kehrt Euch nichts an den Balzer; er iſt betrunken und weiß nicht, was er will. Berndt hat ſich ſelbſt und die andern (?) in Begeiſterung hineingeſprochen. Die Szene wird immer lebendiger; jeden Augenblick glaubt man, nun iſt er der ihre. Soll ſein Wort geben; das tut er nicht; Lindenſchmidt wird darüber ungeduldig. Frei beſchwichtigt ihn. Alſo was nun tun? Lindenſchmidt: Der Berndt muß erſt ſchwören; einen Verräter brauchen wir nicht. Frei redet ihm zu. Lindenſchmidt nach nochmaliger Weigerung Berndts: Da habt Ihr Euers pp. Und Ihr wollt immer ſo klug ſein. Lindenſchmidt: Jetzt frag' ich Euch: macht Ihr mit? Denkt Ihr, wir ſollen Euch bitten? Und dann ſpringt Ihr uns doch ab, wenn's pp. Und ich ſag' Euch, Ihr müßt mit. Frei: Seid vernünftig Balzer. Lindenſchmidt: Was vernünftig? Mit Euren Lügen. Frei: Schweigt. Berndt: Laßt ihn reden. Frei: Kehrt Euch nichts dran, Berndt; Ihr ſeht, er iſt betrunken. Berndt: Drum laßt ihn ſchwatzen. (Frei: Er ſoll nicht ſchwatzen. Berndt: Er bringt Euch in Verlegenheit. Redet nur, Lindenſchmidt. Ihr wollt was anders, ſcheint's, wie der Frei da; ſagt's heraus, was Ihr wollt und was ich ſoll pp. Wollt ihr die Zeit verpaſſen? Heut hat der Grundmüller 6000 Th. im Haus, morgen ſind ſie ausgeflogen. Lindenſchmidt: Nun wenn geht's los? Der Buſchmüller pp. Berndt: Hm; ja und was wollt Ihr pp.? Frei: Seid Ihr bei Sinnen pp. Recht. Lindenſchmidt: Poſſen pp.) Frei wird endlich wild über den Lindenſchmidt, dieſer über den. Frei will ihn abhalten vom Schießen. Lindenſchmidt: Laßt mich; ſeht Ihr dem Ding da ins Geſicht? Ihr wärt nicht der erſte.

4. Vorige. Baſtian (der gleich wieder geht).

Zu Sophien: Milderſophie – Sophie: Habt Ihr Euer Recht? Berndt: Hier. Und dafür – ab und zur Ruh' – hört Ihr: für immer ab und zur Ruh' – (lachend) ab und – Milderſophie, darum bin ich Wildſchütze geworden und muß es bleiben. Milderſophie, wenn ſie mich (tot heimgetragen) bringen einmal zur Nacht, dann legt mir das da mit in meinen Sarg – hört Ihr? Sophie: Nun weiß ich, warum mir (die Ahnung) – Nein, ich will nicht – ich will arbeiten. (Sophie hat da ſchon etwas Feierliches, Seherartiges. Nun weiß ſie, was die Angſt bedeutet.) Kampf der Gedanken in ihm.

5. Vorige ohne Baſtian und Sophie,
(welche er auf Frei's Verlangen abgehn läßt).

Warum muß gerade er zum Außerſten getrieben werden? Denn allemal war es ein aufs Außerſte getriebener, der pp; er philoſophiert, die andern vergeſſend pp. Ich muß Wildſchütze bleiben. Wenn ſie mich bringen pp. Ich müßte? Was zwingt mich? Daß kein Recht mehr iſt. Warum iſt keins? pp. Kann eins werden, wenn jeder ſich bei ſich ſelbſt entſchuldigt? Es wird ihm immer klarer, Frei's kluge Worte ſcheinen gerad zu paſſen. Daß alſo alles ihn dazu hinzudrängen ſcheint, iſt ihm immer mehr Beweiſes; er ſteht erhaben da und ſpricht Worte der Begeiſterung, als er plötzlich ahnen muß, der Wind wehe von anderswo. Lindenſchmidt ſeinerſeits hat Berndts Begeiſterung nach ſeiner Weiſe mißverſtanden und glaubt, nun nicht mehr hinter den Berg halten zu müſſen, und iſt bei der Enttäuſchung ebenſo erſtaunt wie Berndt. Wie er ihnen ſeine Verachtung zeigt, die er emphatiſch auf das ganze Geſchlecht ausdehnt, ſteht er in ſeiner gewaltigſten und herrlichſten Größe jenen gegenüber. Ich dachte mir die Menſchen beſſer. Das iſt die Klippe, dieſer Irrtum, an welchem alle wahrhaft großen Seelen ſcheitern. Was einem gelingen ſoll, ſo rechn' er nicht auf das Gute im Menſchen. Was einer auf die Schlechtigkeit der Menſchen baut, nur das gelingt. Die Gemeinheit iſt der ewige Grund in den Menſchen. – Nein, die alten Deutſchen waren anders pp.

(Das Papier. Drüber brütet er, wie Schoche kommt.

Vergebt Berndt ſich in Reden an Gott? Will er nun Wildſchütze werden, will er ihn beſchämen oder ſagt er: Gott gleichſam aus Rache? Holla, ſagt Frei, das Eiſen glüht.

Er hat das Papier geleſen, und dies iſt der Wendepunkt, wo er von den

Rechtsanſtalten, von denen er bis jetzt mit Ergebung alles erwartete, auf die Rechtsidee in ihm ſelbſt verwieſen wird; wo er einſieht, der Zuſtand des Rechts müſſe ein anderer werden; wo er ſich in ſeinen Wahnſinn hineinſchwingt.

Frei redet drum herum. Berndt ſcheint drauf eingehen zu wollen, deshalb kürzt Lindenſchmidt die Sache, den vergebens Frei, der Bedächtige, zu hindern ſtrebt und den Worten desſelben eine mildernde Auslegung geben will. „Er meint“ pp. Berndt: Gut, ſo laßt ihnen meinen und hindert ihn nicht. Es währt nicht lang, ſo weiß Berndt, was ſie eigentlich wollen. Verachtung; noch ſtärker, da ſie ihm den Wildſchützen aufmutzen. Denkt Ihr, wir wiſſen nicht alle, daß Ihr Wildſchütze ſeid? Er erklärt, warum; bringt dabei von ſeinem Wahnſinn vor. Frei: Ihr ſeid ſonſt ſo klug, und nur darin ſeid Ihr wie verlaſſen. Glaubt Ihr denn? pp. Berndt: Ich habe nichts mit Euch gemein. Ihr denkt an Euch und Eure Gelüſte; ich denke an das, was der Welt nottut pp. Er wird immer größer, entwaffnet den wütenden Lindenſchmidt und weiſt allen den Weg. In ſein Sinnen verloren, bemerkt er den gekommenen Schoche nicht, der den Bock beiholt und beginnt, ihn auszuweiden, während Berndt phantaſiert. Dann geht er vor, als wär' alles beim Alten. Berndt bemerkt ihn nur erſt und beredet ſeine Frechheit pp.)

Momente der Szene:

1. Expoſition des Jagdgeſetzes; durch Erklärungen mehr eingeprägt.

2. Berndt lieſt. Die Wildſchützen beraten, winken ſich zu. Lindenſchmidt iſt ſchon unwirſch. Nun gut, aber er muß ſchwören, ſonſt wendet er doch um, und wir ſind kompromittiert. (Sollen zutrinken.)

3. Berndts Ausbruch; da es mit dem Recht zu Ende iſt. Lindenſchmidt trinkt ihm zu. Sie reden ihm zu Munde. Ja; es ſollte auch einmal einer's nicht mehr mit anſehn. Es würden ſich Tauſende finden. Frei: Aber einer müßte an die Spitze, der ums Recht ſich ſelbſt vergäße; einer, der nichts mehr zu verlieren oder pp. Berndt tritt auf ihn zu. Und wenn der eine gefunden wär', was dann? Ihr gebt dem Ding einen Namen, das wie ein Traum mich umſponnen hatte, und nun ſteht's fertig da. Frei beſtärkt ihn und er ſich ſelbſt. Berndt redet ſie an; wollt ihr haben? Alle: Ja. Berndt wird begeiſtert. (Alle ſtimmen bei, feierlich. Lindenſchmidt führt die Reden im Alten.) Lindenſchmidt durch vieles Zutrinken beſoffen; Berndt ſoll immer trinken; Berndt ſagt, nüchtern müſſe zu Werk gegangen ſein. Und nun will Lindenſchmidt, er ſoll ſchwören. Das will er nicht. Sein Wort. Das will Lindenſchmidt nicht gelten laſſen. Da habt Ihr Euern Berndt, Frei. (Daß er uns vollends aushorcht und den Verräter macht? Frei will ihn abhalten.) Allons geſchworen! Daß Ihr den Verräter machen wollt? Frei: Schweigt pp. (Frei und Lindenſchmidt kommen hintereinander. Lindenſchmidt vergißt ſich: mit Euerm Recht; dummes Zeug! Freilich recht. Gleichmachen pp. er muß ſchwören, ſonſt ſoll er pp.) Spielt Komödie, ſoviel Ihr wollt. Er ſoll ſchwören.

Oder einfachſt: Unter die Rechtsreden miſcht Lindenſchmidt berauſcht ſeine Reden, zweideutig, da er nicht meint, daß Berndt ihn durchſchauen wird.

Oder iſt's alſo fertig bis auf das Schwören?

Hol' der Teufel Eure Komödie. Will er mit, ſo ſoll er mir ſchwören, ſo wahr ich Lindenſchmidt heiße. (Will er dabei ſein, gut; will er nicht, ſo –) Was geht mich das Recht an; hol' der Teufel das Recht. Geld brauch' ich, und er braucht Geld, und was braucht's weiter? Frei: Schweigt. Berndt: Laßt ihn reden. Frei: Kehrt Euch nichts an den Lindenſchmidt. Einfaltspinſel fängt man wie Fiſche; dem einen hängt man den Köder dran, dem andern jenen. Frei mengt ſich drein. Berndt: Laßt ihn; was wollt Ihr alſo, Lindenſchmidt? Lindenſchmidt (lachend): Das Recht will ich. Zum Teufel, das Geld iſt das Recht. Für Geld kauf' ich Erd' und Himmel. Aber ſchwören ſollſt du uns pp.) Frei: Das Recht wollen wir. Lindenſchmidt: Verſteht ſich, gleichmachen. Lindenſchmidt wird dadurch zutraulich. Berndt, wie er weiß, was ſie wollen. Lindenſchmidt: Wollen wir was anders als Ihr wollt? Berndt: Ich hab' Euch für ehrliche Leute gehalten, aber Ihr ſeid –

3. endet ſich mit allgemeinem Zuruf.

4. Lindenſchmidt will Berndt ſchwören laſſen, Berndt ſchwört nicht. Frei will den Lindenſchmidt beruhigen. Lindenſchmidt: Daß er uns aushorcht und den Verräter macht. Recht, was iſt denn das Recht? Dummes Zeug! Geld; der Grundmüller hat Geld, und er ſoll's hergeben. Er hat Geld, und wir haben keins. Gleichmachen! Aber ſchwören ſollt Ihr uns, oder Ihr ſeid geweſen. Frei will Lindenſchmidt zur Ruhe bringen und Berndt von der Fährte locken. Berndt: Das iſt das Recht, was Ihr –?

5. Wie Berndt weiß, Verachtung. Lindenſchmidt droht mit Schießen; er ſei Wildſchütz, und brauche nicht tugendhaft zu tun. Berndt: er ſei nicht ihresgleichen; ſie ſollen ſich trollen. Nun werden auch die andern wild. Er imponiert ihnen. Lindenſchmidt will ihm aufpaſſen. Schoche: Laßt nur; ich hab' was für ihn. Fragt nur morgen wieder zu.

6. Vorige (alle außer Berndt im Abgehn). Schoche.

Berndt vergißt, über ſeinen Wahnſinn brütend, die Kerle. Er geht nach hinten; plötzlich umkehrend. Wollt ihr noch was? Lindenſchmidt: Du begegneſt mir noch einmal, wo's niemand ſieht. Schoche: Nun, Balzer, Ihr haltet ihm ja den Daumen pp. Lindenſchmidt: Verräter macht man ſtumm. (Zu Schoche.) Hol' Euch der Teufel, den und Euch. Jetzt zweifelt Berndt an der Möglichkeit ſeines Erfolges. Das Recht ſoll nicht allgemein herrſchen, ſo nimm dir ſelbſt. Schoche verhöhnt ſie als Gaſſenjunge[n].

7. Berndt. Schoche.

Berndt wird erſt den Schoche nicht gewahr. Dann: Was wollt Ihr hier? Schoche: Oh – ich kann's noch bei mir behalten. Schoche hat ſchon den Bock herein und weidet ihn aus. Berndt: Was wollt Ihr hier? Schoche (nimmt das

Meſſer aus dem Mund; als wär' nichts paſſiert.) Was ich –? Na, das ſeht Ihr doch wohl. Denkt Ihr, ich vergeſſe, daß der da halb mein iſt? Berndt: Nehmt ihn ganz, aber macht meine Stube rein. Schoche: Hm. Ihr ſeid alleine ſtolz, denkt Ihr – Von ſo einem – verſteht Ihr mich – nehm' ich nichts. Übrigens — na, ich bin nicht ſo einer, der ſich aufdringt – das iſt in zehn Minuten – Berndt: So macht und laßt mich ungeſchoren. Bald nimmt er das Meſſer in den Mund, bald wieder heraus. Berndt: Laßt Eure Zunge in die Finger fahren, ſo gewinnen wir beide. (Geht mit untergeſchlagenen Armen herum, an ſeinem Wahnſinn zauſend.) Schoche: Und draußen iſt's nicht ſicher. Die alten Deutſchen jagten keinen, der Zuflucht ſuchte. Der Jäger iſt des Teufels. (Geht zu ihm hin, ſchlägt ihm auf die Schulter) Seht Ihr nicht? Ich muß blaß ſein wie die Tonpfeife da? (Dann geht er wieder zu ſeinem Bock.) Der kann's nicht leugnen, daß Ihr ihn geſchoſſen habt. Gerad aufs Blatt. Eure Denkzettel trägt die Art nicht weiter. Eure Doppelbüchſe – das verleugnet ſich nicht. Hat den ſchwarzen Brand. Ein Schweigen tritt ein; Berndt ſitzt. Schoche kommt vor, ſchlägt ihn auf die Schulter wie weckend. Heda! Wo iſt denn Euer Wilm? Berndt: Macht, daß Ihr fertig werdet und geht. Schoche: Oh, ich kann's noch bei mir behalten. Geht zum Bock, kehrt gleich wieder um. Wo iſt denn Euer Andres? Wie nun Berndt ungeduldig wird und wiſſen will, dann geht er immer wieder zum Bock, gleichmütig: Denk', Ihr mögt nichts mehr wiſſen von mir. Seid zu vornehm, ſeit Ihr im Zuchthaus geweſen ſeid. Er iſt von dem, was er geſehn, wirklich im höchſten Grad alteriert; wie er die Sache erzählt, vergißt er ſeine Schadenfreude, dann wechſelt Grauſen und Schadenfreude, Raffinement und Hingabe an das Schreckliche, „Berndt", Leiſeſprechen, Grauen und Lachen auf ſchauerliche Weiſe. Doch ſchaurig, einen Menſchen tot zu machen, daß er auf einmal ganz ſo ſtill daliegt. Ich kann keinen Hund ſehen, ohne ihm einen Tritt zu geben, wenn er's nicht denkt; kein Kind, ohne daß ich eine Fratze machen könnte, vor der ſich's fürchtet; ich bin ein ſchlechter Kerl, aber ich habe doch keinen tot gemacht (wieder in Spott übergehend) und fröhlich gelebt und ſelig geſtorben — hahaha! Warum ſeid Ihr ſo ernſthaft? pp. Scheint es, als war's Robert, der angerufen und geſchoſſen, dieſem iſt vielleicht Schoche zuerſt begegnet? pp. Schwört er vielleicht, dem er begegnet, das war Robert? Es war nicht der Jäger, war jünger, blondes Haar flog unter der Mütze. Wer kann's weiter geweſen ſein? Wo iſt hier noch einer mit ſo langen blonden Locken? Berndt: Keiner ſonſt. Und begegnet' er mir nicht vorher nach dem Heimlichen Grund zu? Die Büchſe auf dem Rücken. Na, der Jäger hat's im Wirtshaus geſagt, der Herr ſelbſt wollte die Büchſe nehmen. Wenn die Herren ſelbſt ihr Revier begehen pp. – Berndt: Dem Junker ſeid Ihr begegnet vor dem Heimlichen Grund? und im Heimlichen Grund? Schoche: Er ſprach mit ſich ſelbſt pp. Berndt: Da ſieht man doch, daß Ihr fabelt. Die Großen und Reichen finden Schergen genug; ſie brauchen's nicht ſelbſt zu ſein. Schoche: Kennt Ihr die Mütze hier? pp.

Vielleicht zuletzt eine Art Gutmütigkeit vom Schoche. „Wollt's Euch nicht ſagen. Dachte, er erfährt's immer noch zu bald. Aber Ihr habt mich ſelbſt gezwungen. Hättet doch wenigſtens die Nacht ſchlafen können (?). [Daneben nochmals, nur wenig von dem Obigen abweichend, die Reden zwischen Berndt und Schoche.]

Erſt die Erzählung. Daß der Junker ſelbſt pp. Zuletzt der Tod des Schützen. Dann: Kennt Ihr die Mütze, Berndt? Die Büchſe, die der Erſchoſſene hatte, war die Eure, die mit dem weißen Band, wißt Ihr? Aber wie ſeht Ihr aus? pp. Was iſt Euch?

8. Berndt (allein).

Man weiß noch nicht recht, was er will. Nur kann man ſich denken, daß es etwas Schreckliches iſt. Sein entſchloſſenes Weſen ſagt mehr als Worte. – Ob aber die Sache auch wahr iſt? Wenn's wahr wäre – er erſchrickt ſelber über das, was geſchehen könnte. (Ruhig! ruhig! nur ruhig, Wilm. Nichts übereilt.) Warum hab' ich dies Gefühl. Nach ihm will ich fragen und ſonſt nach nichts, und heiß' es, wie es wolle.

9. Berndt. Sophie.

10. Im Heimlichen Grund.

Robert. Marie.

Robert: Ob ſie auch kommen wird? Sie kommt. Er will auf ſie zueilen, ſie umarmen. Sie weiſt ihn zurück. Dort bleib' ſtehn. Ich komme nicht für mich. Meine Mutter ſchickt mich. Er iſt ein Schwärmer; ohne Empfindlichkeit bewundert er ihre Heldengröße im armen Fähnchen. Im Anfang behandelt ſie ihn ſtolz und mit edelm Zürnen als einen Feind pp. Wie er ſeine Hoffnungen und die alte Zeit ausbreitet, bricht ſie in unaufhaltſam Weinen aus und ſinkt in die Knie. Dennoch darf er ſich ihr nicht nähern. Wie es ſo ſchön war. Sie habe ihn liebgehabt, wie – (die ſüßeſten Töne des Volksliedes voll naivem Schmelz.) Sie wünſcht ihm alles Glück. Du biſt jung; Schönere und Beſſere als mich wirſt du finden. Mein Vater hat auf dieſer Welt nur ſein Kind. (Ich muß nur meinem Vater angehören, und du biſt ſein Feind. Was kann ich mit meines Vaters Feind haben? Siehſt du nicht pp.) Und meine Mutter iſt ihm entfremdet; er findet keine Tochter mehr. Immer noch hält ſie ihn von ſich zurück. Wenn du nicht fromm biſt, geh' ich ohne Abſchied. Und nun Robert, ich hab' dich nie geſehn; du biſt mir geſtorben. Sie erhebt ſich mit wunderbarer Faſſung. Bleib' ſtehn; rühre dich nicht. Sie nimmt ſeine Hände, drückt ſie an ihr Herz, lehnt ſich einen Augenblick an ihn; wie er ſie umſchlingen will, entſchlüpft ſie ihm. (Wunderbar ſüßes Volksliedlebewohl. Sie war ſchon abgegangen, kommt wieder, um ihm ein herzliches Lebewohl zu ſagen.) Robert: Es kommt, Marie. Laß vorüber. Marie: Und meine Mutter? Robert: Ich habe für Deinen Vater geſprochen;

es half nichts. Aber verlaß dich drauf, ich ruhe nicht eher. Dir ſchwör' ich's, Marie. Aber komm' hierher, daß dich niemand ſieht. Ich ſtelle mich vor dich. Nimm meinen Mantel. (?)

Verzeihen? (Sie richtet ſich groß auf.) Mein Vater hat zu verzeihn, nicht der deine! Ihr Hymnus auf ihres Vaters Männlichkeit. Wunderſchönes Idyll. Die wilde Taube, der Kuckuck, Singdroſſel, Käfer pp.

Will Robert ſeinen Vater laſſen? Dein Vater iſt meines Vaters Feind, aber du biſt ſein einzig Kind und mußt auf ihn halten. Will ſie entführen? Oder: ſie laſſe ihren Vater nicht und der nehm' ihn nicht an.

Ihr Kummer um die Ihrigen. Ihre Mutter.

Sein Feuer. Ich hab' alles von mir geworfen; ich bin meines Vaters Sohn nicht mehr, um dein (Robert) zu ſein. Die Liebe iſt glücklich, wenn ſie ihre Größe zeigen kann, und wär's im Tod. Laß uns fliehn.

Du liebſt noch etwas mehr als mich. Marie: Du findeſt wieder ein Mädchen, ſchöner, beſſer wie ich; mein Vater hat nur mich. Meine Mutter iſt ihm fremd. Robert, wie ich lag und nicht ſchlafen konnte und mit mir rang, was ich tun ſollte, da kam mir's, daß ich dich verlaſſen kann, aber meinen Vater nicht. Oh beſinne dich nur; denke nur zurück, und du wirſt's fühlen, lieber hat dich kein Menſch gehabt als dein Vater. Ich hab' mir verſprochen, ich will dich vergeſſen. Es iſt ſchwer, aber Gott wird mir helfen. pp.

Robert (außer ſich.): Marie, du läßt mich?

Marie (ſich vergeſſend, wendet ſich ſchnell um): Robert. (Er will auf ſie zueilen; ſie hält ihn ab.) Hab' Mitleid, Robert. Bin ich ein untreues Kind, ſo hab' ich nichts, woran ich mich halte. Armer Robert. Wenn du wüßteſt, wie mein Herz um dich weint. Nein; bleibe dort ſtehn. Berühre mich nicht. Sonſt haſt du mich nicht lieb. Es war ſchön, Robert, ach! wie ſchön es war, wenn wir ſonſt hier gingen. Idyll pp. Robert will ſie entführen. Sie will bei ihrem Vater bleiben. So will er mit ihr ſein. Nein, Robert, ich darf dich nicht mehr ſehn; ich will dich vergeſſen, ich muß dich vergeſſen. Sie zürnt, daß ihr Vater ihr Vater iſt; ſodaß ihre Liebe zu ihm kein Verdienſt iſt. Was iſt das, wenn ein Kind ſeinen Vater liebt? Ich möchte mehr tun, als ich muß pp.

Leb' wohl, Robert, leb' wohl. Nein, laß mich. Gib mir deine Hände, deine lieben Hände. Leb' wohl. Oh, ich wollte, ich wär' geſtorben. Hier iſt kein Glück. Wie tauſendmal dacht' ich, wenn du ſterben ſollteſt für deinen Vater oder für Robert. Leb' wohl, im Himmel ſehn wir uns wieder. Robert, ich liebe dich, wie – aber belügen will ich dich nicht. Du biſt mir eine Blumenaue [?] im Frühling; aber mein Vater iſt mir wie der blaue Himmel und der grüne rauſchende Wald. Es wird alles größer, wenn ich an ihn denke.

11. Berndt. Vorige.

12. Berndt (allein).

(Rabe fliegt'? phantaſtiſch.) Blonde Locken.

Die *Antriebe für die Tat müſſen in dieſem Augenblick bei weitem überwiegen. Energie vorwiegend*; ſelbſt was er Lyriſches und Phantaſtiſches vorbringt, mehr *kriegeriſch als zweifelnd*. Er redet ſich au contr. recht in die Tatſtimmung hinein; er *darf nicht durch Einwürfe den Hörer ernüchtern*. Wenn es geſchehen, dann Reaktion der Natur, die er aber bewältigt pp. Er tut die Tat als Richter. Die *blonden Haare* erinnern ihn, von welchen Schoche geſprochen. Er redet ſich ſelbſt zu, ſich zu faſſen, weil er Richter ſein will. Du haſt das und das getan pp., *ſpricht ſozuſagen ſein Urteil*, eh' er ſchießt. Der erſte Schuß geſchieht mit gutem Bedacht und ohne ſein Gewiſſen zu berühren. Der zweite geſchieht in einer Aufwallung und Übereilung, und dieſer iſt's, über den ihm Zweifel kommen, über welchen er ſich durch allerlei Hypotheſen zu beruhigen ſucht und doch nicht kann.

Er hat eben im halben Traum Gericht gehalten – Schwarz im Kopf – vom Wein. Marie hat den Robert verteidigt? Nun erwachend mit dem Todesurteil, iſt das erſte, was er ſieht, der Verurteilte, Robert. (*Frevel!* Wenn im Himmel kein Recht mehr wohnt. Oder: Ich will ein Recht haben, und ſollt' ich's aus dem Himmel abſtürmen. Seine fixe Idee wächſt förmlich zum Wahnſinn. Aber ſeine gewaltige Kraft gießt immer noch den *Schein einer plaſtiſchen Ruhe* darüber.

Förmlicher Wahnſinn.

Feierlichſt: Meuchelmord gegen Meuchelmord. Mein Andres hatte dir nichts getan. Wie ein Sperling pp. So ſollſt's auch du.

Fünfter oder ſechſter Aufzug.

1. Sophie.

Das Unheimliche, Stiere, Gleichgültige wechſelt mit der Angſt um Marien und macht dieſer endlich Platz. Berndt beredet ihr geſpenſterhaftes Äußere, ihre Augen, ſo gläſern wie Totenaugen pp. (?).

Singt ſie erſt ein altes Totenlied?

Stellenweiſe iſt ſie abweſend, grübelt über Träumen und Ahnungen, dann kommt ſie wieder zu ſich und zu ihrer Angſt.

(NB. Oder kommt Schoche mit der Nachricht von der Arretur – um das Grauwerden in einer Nacht zu bereden; er möchte ſie ärgern, aber er fürchtet ſich, wie ſie ihn forttreibt?)

2. Berndt. Sophie.

Ihre Träume erzählt ſie ihm in geſpenſtiger Abweſenheit, hyſteriſch dabei lachend (oder wenigſtens lächelnd). Dazwiſchen iſt ſie wieder bei ſich. Zumal wie ſie ahnt, was er getan. Er hat keine rechte Acht auf ſie vor eigener Erregung.

3. Berndt (allein).

Über den erſten Schuß wird er mit ſich einig. Wie es in der Bibel ſteht. In Prophetenausdrücken von dem Recht, was wieder hergeſtellt werden ſoll. Er hat die Tat tun müſſen, um abgetrennt zu werden pp. (Der Robert hat ja auch ſein Kind verführen wollen. Ob ſie ihn deshalb verdorben, weil ſie geglaubt, nun werd' er die Schande liebkoſen?) Man ſieht, wie er ſich zwingt, die erſte Tat als eine rechte anzuſehn und darüber mit halb bewußter Übertreibung auf ſeinen Beruf kommt. Gott hat ganze Geſchlechter ausgerodet pp. Aber der zweite Schuß. Notwehr. Wo der zweite Schuß, da rauſcht' es, als wenn einer die Herbſtblätter mit krampfhafter Hand abſtreiſt; dann das Zweiglein. Er brütet darüber. Äſtchen, wie jemand, der im ſchweren Traum aufzuckt. Wind, ein Vogel, der aufflog pp. *Schauerlichſt ausgemalt.* Erſt will er ſich für den erſten Schuß entſchuldigen, redet ſich aber in ſolche Aufregung hinein, daß es noch nicht einmal genug erſcheint, was er getan. Refrain. Und wer iſt ſchuld? An ihm hättſt du –. Anklopfen; Stimme des Herrn. Erſt fährt Berndt auf nach der Flinte. Bezwingt ſich. Kommt der Herr als Richter über deine Tat? Ich habe zu richten. So ſetzt er ſich in Poſitur; ſein Ton, ſein Benehmen, alles iſt das eines Richters. (Zahn um Zahn.) Du und dein Geſchlecht. Ihr habt Unrecht zu Recht gemacht Jahrhunderte lang. (Habt das Recht verfälſcht, in heimlichen Stuben die Sachen geknetet, bis ſie Euch paßten und der Kläger ſeine eigene Sache nicht mehr kannte. Altes Buch! Diebsſprache der Advokaten. Wer ſchützte mich vor einem Advokaten? Ich wußte nicht, was er trieb, ob er ſich verſäumte; dann kam mir, was er verdorben, als eine Schickung vom Himmel. In der Bruſt wohnt das Recht. Es muß einer aufſtehn, und er ſteht auf pp. *Dies* zum 4. [Auftritt.] Die Unterdrücker des Rechts ſelbſt machen es aufſtehn, denn ſie bewehren den Ärmſten mit den Waffen des gerechten Zornes. Gott hat es in die Natur des Rechts gelegt, daß ſeine Verletzung zu ſeiner Aufbauung wird.)

Eine Tonleiter von Seelenzuſtänden.

Wirft er ſich nun das Meuchleriſche ſeiner Juſtiz vor? Aber ſo iſt ja auch ſein Andres umgebracht worden.

4. Berndt. Edelmann. Paſtor.

5. Robert. Vorige.

Er iſt im vollen Wahnſinn; nennt ſich den Richter; ſpricht von dem Gericht, welches zu halten er beſtimmt iſt. Du haſt meinen Sohn töten laſſen pp. – indem Andres' Stimme. (NB. Da Robert noch lebt, hat er das Gericht erſt noch zu halten.) Durch mich hat Gott gerichtet. (Der Sohn war der Scherge. Ihr beide ſeid geſtraft, einer durch den andern.)

6. Andres. Sophie. Vorige.

(*Unmittelbar vor dem Zuſammenbrechen* muß ſein Gefühl, er ſei im Recht, ja berufen, die Gerechtigkeit im Reiche wieder herzuſtellen, auf der höchſten Spitze ſtehn.)

Wie Andres kommt, ſtarrt er ihn an wie ein Geſpenſt. Seine Reden klingen den andern wie Wahnſinn. Während er nach der Vernehmung die fliehenden Gedanken ſammelt, ſinkt Robert, nachdem er ſich das Verſprechen wiederholen laſſen; damit er Marien nicht als ein Lügner – Berndt: Marie – wer ſpricht von meinem Kind? Was iſt mit meinem Kind? Robert: Unglücklicher. Berndt ahnt, eilt nach der Tür, findet leer, überredet ſich, er habe falſch geſehn – er ſeh' überhaupt nicht mehr recht; der Pfarrer ſoll ihm ſagen. Pfarrer: iſt leer. Ich ſehe niemand. Berndt ſieht ſich überall um. Milderſophie, wo habt Ihr mein Kind? Die und Robert erzählen. (Robert vorbereitend, was Berndt nicht merkt über dem Gedanken, ſeine Angſt ſei vergeblich geweſen, ſein Kind komme ja.) Berndt lacht und weint; ſie wird gleich kommen. Als Kind ſchon hat ſie ja ein Engel beſchützt. Seht Ihr (wie die Türe geht, lachend über unnötige Furcht, die er ſich mit Gewalt gegen ſeine Überzeugung vom Leibe gehalten), da kommt ſie ja. Ihre Leiche. Sein herzlich fröhlich Lachen geht in wahnſinniges über.

Wo haſt du die Büchſe? Andres: Ich ließ ſie hinwärts beim – Heinrich. Wie ich ſie heimwärts mitnehmen wollte, wär er die Nacht fort und noch nicht zu Haus. Dabei ſah ich viele Leute ſtehn. Sie holten eben den Heinrich aus dem Waſſer; wo die Flinte hin, weiß niemand. Oder hat er das Unglück des Heinrich blos gehört?

(NB. Erſt Freude über Andres' Leben. Dann Schrecken pp. Er ſtößt ihn von ſich. Sie halten ihn für wahnſinnig. Dann wieder Freude und wieder Zurückſtoßen pp. Dann wird ihm Poſten für Poſten, Zoll für Zoll genommen, was er von Gründen für ſein Recht hat; da er ſeine Mordtat in Gewiſſensangſt nicht auf ſich ſitzen [laſſen], ſondern den Herrn dafür verantwortlich machen will. Paſtor: Drum bringt Euch der Herr ſelbes Euer Recht. Mein Recht? Lacht gräßlich. Fährt wie ein Tiger nach dem Gewehr. Wohin? Berndt: Den Amtmann pp. Der iſt in Ketten in der Stadt. Berndt: Alle haben ſie recht; ich allein nicht. Aber nun ergäbe ſich erſt, daß Robert tötlich getroffen iſt!

7 Vorige. Mariens Leiche.

Nun verwirrte Ausrufungen. Frau ſtürzt über der Marie zuſammen. Paſtor und Andres treten zwiſchen Berndt und die Leiche, um ihren Anblick ihm zu entziehen. Er tobt, dazwiſchen macht ſein ruhiges vornehmes Gewohnheitsweſen ſich mechaniſch geltend. Er reicht dem Herrn ſein Gewehr, der ſoll ſeinen Robert an ihm rächen; der will es nehmen; aber Robert, den er halten muß, der ohne von ihm geſtützt zu werden, hinfallen würde (er kniet zuletzt bei dem Sterbenden; ſieht ſeinen Anteil ein pp., daß er ihn nicht gehört pp.), erinnert ihn mit ſeiner letzten Kraft an ſein Verſprechen, und der Paſtor ſagt ihm, er ſei nicht rein an dem, was geſchehen; er ſei Mittäter. (Der Befehl, gegen die Wildſchützen und gegen Berndt alle Strenge herauszukehren.) In einer Pauſe faſſen ſich beide, Edelmann nnd Berndt. Edelmann macht ſeine Anerbietung, die Berndt abweiſt.

Seine Verzweiflung erſt oszilliert zwiſchen Tochter und Recht. Rührender Hymnus auf ſein Kind. Und ich hab's erſchlagen. Wer hätt's auch tun können als ich? Kein wildes Tier hätte pp. *Hätt' ich das Recht gekränkt und hätte mein lebend Kind im Arm und hörte ihre Stimme, ich könnt' alles vergeſſen. Oder läg' ſie da vor mir, aber ich ſtünde da mit meinem Recht und könnte ſagen pp. Aber beide ſind tot, Kind und Recht, und ich — hab' ſie beide erſchlagen. Ein Richter wollt' ich ſein — das Leben ſpielt falſch — ein Richter wollt' ich ſein, und bin — ein Mörder pp.* Wer kann ſagen, er habe ſolch ein Kind gehabt? pp. Ihr ſteht bleich pp., ja, wenn der Berndt weint, iſt's keine Schande, bleich zu ſein. Stille, was will ich denn? Mußt' ich's nicht, damit meinem toten Andres — nein (lachend) er lebt ja. Du haſt dein Kind umgebracht — warum denn? i aus Laune, zum Zeitvertreib.

Daß Sophie tot iſt. Berndt: Er ſei wie jener Giftbaum, der alles vergifte, was in ſeine Nähe kommt. Ich hab' in einem Buch geleſen pp.

(Oder iſt Sophie nur wahnſinnig? Ihre Marie iſt ihr eine entfernte Verwandte, ihr Mann der Gärtner, an deſſen Roſen jene geſtorben. Paſtor: So wandert ihre Seele in den Leib eines mildern Schickſals. Berndt, der vergeblich mit ihr ſprechen wollen, preiſt ſie glücklich. Ich kenne dich, du biſt Berndt, das mein Kind. Sie fährt ans Herz; es wird Gott ſein die Allgerechtigkeit, weil er die Allliebe. Oder gibt ſie bloß zu verſtehen, und Berndt ſagt: Sie habe die Wahrheit getötet? Glücklich, — wenn man ſchuldlos iſt. Ich muß bei Sinnen bleiben, um meine Schuld zu büßen. Edelmann: Unglücklicher, flieh; du biſt geſtraft genug. Hier Wechſel nach Amerika.)

Berndt wiederholt des Paſtors Sentenz (und ſinkt auf den Stuhl). Endlich ſteht er auf und fragt den Paſtor, ob der Gerichtstod ſühne? Auf die humanen Sätze des Paſtors hört er nicht. Gott verzeihe ihm, *das glaub' er ſchon, aber er habe auch die Menſchen in ihrem Heiligſten beleidigt, und das will er ſühnen pp. Der Paſtor ſpricht begeiſterte Worte vom Jenſeits; Berndt hört ruhig zu; dann ſteht er in ſeinem ganzen Stolze da. Wenn er nun „keine Gnade" verlangt, ſo iſt's kein Trotz, ſondern geläuterte Überzeugung, reicht beiden die Hand, ermahnt noch ſeinen Sohn pp. Geht vornehm ab, wie ein König, der ſeine letzten Befehle gegeben.* Paſtor Chorus: Im Berndt ein großer Menſch untergegangen. Oft iſt's Unglück, was den Menſchen Schuld erſcheint, die nur die Tat wägen. *Tugend und Verbrechen ſtehn an den Enden des Menſchlichen, den Tugendhaften und den Verbrecher trennt oft nur ein ſchnellerer Herzſchlag.*

[*Hi.*]

I. A. 1. Frei.	Intimität Berndts und des Herrn. Amtmann haßt Berndt wegen der Sophie und weil er nicht den Herrn beherrſchen kann.
I. A. 2. Schoche: Ich dachte, der Edelmann kann auch einmal pp. (wobei er immer über Berndt lacht.) Komiſch erzählt. Es hat keiner geglaubt, aber alle haben recht gegeben; nur allein der Berndt; er erzählt dieſe Geſchichte drollig. Dazwiſchen ſein ernſthafter Grimm. Auch ſein Rachegefühl zeigt ſich als kleinl. Heimtückerei und Poſſenſpielen. Die Andern wundern ſich, daß Schoche jetzt anders gegen Berndt geſinnt (Lachen, Wut, Jammer, Leichtſinn, ſogar Gutmütigkeit: Ich bin eben ein guter Kerl). Ihr ſagtet, der Berndt ſei pp. Er entgegnet allemal: Weil ich's jetzt erſt weiß. Ich wußte, er iſt ein Narr; warum hab' ich pp. Frei: Und ſonſt gab's keinen Klügern. Schoche: Weil er mir vormachte, ich müßte den Prozeß gewinnen; nun aber weiß ich pp. Aber Berndt hat ja ſelbſt bezahlt. Schoche: Das dank' ihm der Teufel. Wenn er gern prozeſſiert, ſoll ich's bezahlen? Hätt' ich mich verglichen; der Amtmann hat mir alles geſagt.	Herr möchte Schochens Hütte zu ſeinem Park. Der will ſie aus Geiz und Schabernak nicht geben trotz hohen Gebots. Der bedrohte Schoche wendet ſich an Berndt, der ihm verſpricht, es ſoll ihm nicht Unrecht geſchehen. Berndt tut Einſpruch. Der Herr in ſeiner Hitze. Spannung. Der Narr. Des Herrn Übereilung; Hütte eingeriſſen. Amtmanns Dienſteifer findet einen Vorwand; die Hütte gehöre eigentlich zu einem Gute, das des Herrn Vorfahr gekauft; man habe nur bis jetzt ſein Recht nicht geltend gemacht. Die andern Gemeindeglieder, den Amtmann fürchtend, verſichern's dem Herrn, der dadurch auf den allein einſprechenden Berndt umſo heftiger wird. Braupacht aufgeſagt, jetzt eben, da Berndt viel hineingewandt. Kein ſchriftlicher Kontrakt.
Frei. Weiler ſagt dem Frei: Und das wißt Ihr alles und habt's geſchehen	Herr bereut; kann nicht leben ohne Berndt; gibt dem Amtmann den Auftrag zur Verſöhnung und reiſt, um Gras wachſen zu laſſen, in der Hoffnung, wenn er nach einer Weile zurück,

laſſen? Frei (ſtolz): Weiß ſogar, was noch nicht geſchehen iſt. Die Jungen. Das Warum.

Berndt verliert durch Amtmanns Beſtechung den Prozeß Schoches und bezahlt für ihn verſprochengemäß.

Oder wird Berndt wegen Meuterei ins Zuchthaus gebracht; weshalb er einen Prozeß anfängt in Wetzlar?

Weiler: Und was treibt er denn nun? Schoche: Muß Geld haben. Weiler: Freilich, wenn ſeine Feinde – Schoche: Dummes Zeug, des Prozeſſes halber, ſonſt will ihm ſein Advokat nicht mehr dienen.

I. A. 2. Schoche: Daß Berndt und Sophie im Hader; ſie kann mich nicht leiden. Aber ich hab' pp. (Hetzerei) und ſehe, daß ſie beim Amtmann war.

Das ſagt ſie ihm ſelbſt.

Er verantwortet ſich, aber nicht wie ein Schulkind. Man ſieht, ſie gehen von zu verſchiedenen Standpunkten aus, als daß ſie ſich vereinigen könnten. Warum er das Geld haben müſſe für den Advokaten, verſtehe ſie nicht. Ihr meint, daß ich im Zuchthaus war pp.

Berndts Ruhe, vornehme, geht erſt IV. etwas, ganz V. [Aufzug] flöten; jedoch behält er immer das Plaſtiſche, was ſeiner Natur angehört, wenn er auch das Vornehme, was er ſich angeeignet, verliert.

wieder ins alte ſchöne Leben zu kommen. – Die Gelegenheit benutzt der Amtmann, den Zwiſt zur Feindſchaft zu machen. Beide ſind nur zu gläubig. Herr in Amtmanns Händen.

Amtm. hat des Herrn Umgebung beſtochen, die den Berndt nicht zu ihm laſſen. Amtmann ſelbſt ſo gegen ihn eingenommen, daß er ihn nicht mehr ſehen will.

So macht ſich das Attentat von ſelber, wegen deſſen der Herr nicht klagbar wird. Des Herrn Menſchenſcheu.

Wilken, der den Berndt nicht leiden kann, ſagt das Kapital auf; wodurch der in ſchlimme Lage, da er ſich für die Gemeine aufgeopfert (der Sophie Vermögen).

Sophie, die im Berndt ſchon lang einen Leichtſinnigen geſehn, da er ihrer Kinder Vermögen für Leute geopfert, die ihn darum nur auslachen, und deshalb häusliche Fehde mit ihm hat, wird dadurch, daß er das Übrige dem Schoche, dem Feind ihres Hauſes zulieb verprozeſſiert, noch wilder. Sie hat ihn nie geliebt und noch weniger verſtanden. Ihr Stolz [wohl Schreibfehler für Zorn], daß ſie nun, wo ſie und ihre Väter vornehmſt und ſtolzeſt geglänzt, im Elend lebt, beſonders, daß ihre Kinder ärmlich gehen und hungern müſſen, und daß ihn das gar nicht zu rühren ſcheint, weil er Geld haben will zum Weiterſtreiten; daß ſchlechte Dirnen Kameradſchaft mit ihr machen wollen, weil ihr Mann im Zuchthaus geweſen; dazu noch, daß Wilken droht, ihre Kinder zu enterben, wenn ſie ſich nicht von Berndt trennt.

I. A. 2. II. 2. (oder 3.) Erzählt Schoche und ſie ſelbſt, halb.

Amtmann I, 3. Ich wär' verloren, wenn's ihr gelänge. Wenn man dahinter käme. Aber die Urteile, und ſie haben nichts gegen mich. Laß ſehn. Weshalb könnten ſie mich fangen? Wegen des Rechts an die Hütte, was ich ihm verlog? Das beleg' ich mit dem Urteil. Wenn's gelegen war, wie konnt' er den Prozeß gewinnen? Und daß diesmal Geld Recht gemacht, weiß nicht einmal Pulſer.

I. A. 3. wird er adreſſiert. Pulſer: Aha, der Herr Rat in Wetzlar. (Lächelnd.) Und daß der Advokat erſt bezahlt ſein will, werden der Herr Amtmann auch ſchon wiſſen. Amtmann: Wie ſollt' ich? Wie kommt Er darauf? Und daß der Wilken die Berndt zur Frau Amtmannin machen will. Begegnete mir geſtern. Sie iſt noch drall pp., und die 30000 pp. Amtmann: Was ſie bei ihm getan?

3. daß der Berndt ein Rebell gegen ſeine Obrigkeit iſt; ſo iſt 1. ihr Stolz, 2. ihre Liebe zu ihren Kindern, 3. ihre Frömmigkeit und Loyalität gegen den überdies ungeliebten Mann gereizt und ſie wird, bald Wilken nachgebend, zu dieſem gehn.

Sie iſt zum Amtmann, um den zu flehn, daß der ſich ihrer Kinder wegen beim Herrn verwenden ſoll, weil er jetzt bei dem alles vermag.

Der Advokat will, wenn er nicht bezahlt wird, nichts mehr tun.

Der Herr iſt von ſeiner Schwägerin hierher geladen. Der Amtmann kann ſich denken weshalb; er braucht etwas, die Verwendung der Schwägerin zu übertrumpfen; beſonders, da er die Lenkbarkeit des Herrn kennt.

Umſo gelegener kommt ihm Freis Wink wegen der Jungen durch Pulſer.

Brief des Amtmanns an ſeinen Schweſterſohn wegen des Abweiſens.

Frei hat aus Wildſchützen eine Räuberbande gemacht. Sein Plan mit Berndt. (Das ſollt ihr noch hören.) Verſuchung durch Schoche. I. A. 1 und 2. Schoche hat Dirnen gehetzt; will die Sophie denunzieren.

Berndt geht umher um Geld und bekommt nichts.

Wilken will, daß Sophie den Amtmann nehmen ſoll. I. A. 3.

Jungenattentat.

[*Hb*]

[S. 1—9: Szenarische Bemerkungen zu einzelnen Szenen, von S. 10 ab tauchen neue Gedanken und Erwägungen auf.]

Der Geiſtliche ſchüchtern als Individ., mutig als Beamter, (mild als greiſer Menſchenfreund,) verachtend dem Amtmann gegenüber. Nachruf — das Poetiſche beſonders in Marie und Robert, die übrigens beide individuell, Robert naiv.

Berndt, ein Choleriker }
Schoche } völlig individuell.

Teilweiſe in Jamben? Nein. Die innigſte, einfachſte, kernigſte Proſa. Möglichſt ins Poetiſche erhoben, ohne das Charakteriſtiſche zu verderben. Wenn nun Steinrück ſeinen Adel zuſammenraffte; die Entdeckung vielleicht, daß die Kinder ſich lieben und die Berndts glauben, ſie werden ein Paar. Berndt kann mit ſeinem Selbſtgefühl ſich ſchon feſt hineingedacht haben. Die Berndtin müßte dann das Scheitern ihrer Hoffnungen ihrem Manne zuſchreiben.

Berndt hat das Stolze eines Naturſohnes.

Iſt er Förſter geweſen?

Iſt der Herr ein Adliger, beißt er ſich gegen Berndt wegen eines anweſenden anderen Adligen heraus? Oder iſt's die denunzierte Liebe, die ihn ſo wild macht?

Sein Wort an ſein ſtarkes Mädchen pp., (die die Sache noch nicht von dieſer Seite bedacht. Ihr iſt's noch nichts weiter wie Kinderfreundſchaft pp.) Sophie glaubt an die Möglichkeit einer Heirat, die nun Berndt vernichtet. Die Anſpielung deshalb, als habe er den Ehrgeiz, (das zu glauben,) bringt ihn ſo auf, vielleicht umſo mehr, da er ihn wirklich hatte.

Wenn Marie von ſeinem Rechte ſpricht, iſt ihm dies ein Vorwurf. Daß er vom Rechte hinweggetrieben, ſcheint ihm neue Urſache zu geben pp. Wie der Pfarrer mit dem Berndt ſpricht, iſt dieſer ſchon innerlich verwildert; hindurch aber blickt immer noch ſeine ſtolze edle Natur. Der Schmerz, ein ſolches Leben führen zu müſſen. (?) Aber muß er's denn? (Er war Förſter. Daß er nicht in den Wald ſoll pp., er iſt förmlich krank; ich muß doch ſehn — die Arbeiter — ja ſo — Iſt das nicht ein Horn? — von Kind auf im Walde. Alle Augenblicke will er die Flinte nehmen und nach ſeiner Gewohnheit hinausgehn. Das Stubenſitzen bei Nacht. Aufgelöſter Kontrakt. Wenn meine Rechte nicht geachtet werden [bricht ab]. Naturzuſtand.)

Sein beleidigter Stolz zeigt ſich in einer Art von Scherz; es macht ihm Vergnügen, demütigende Bilder ſich vorzumalen, womit er ſich ſtachelt. Er kann nicht ſo bleiben wie bisher, muß wirklich von Aufzug zu Aufzug verwilderter erſcheinen. Je ruhiger er dabei iſt, deſto ſtärker ſiedet's in ihm. Er brütet immer nur über ſeinen Beleidigungen; hier iſt viel pſychologiſche Ausmalung anzubringen. Alles führt ihn darauf; aber ſo tief iſt er noch nicht geſunken, wie die Kerle glauben. Seine edle Natur erhebt ihn im IV. [Akt] noch einmal. Wilddieb iſt er geworden aus Trotz; er erſchrickt, wie er merkt, er finde Gefallen daran — wegen der Wagnis. Er hält's auch nicht geheim. Wenn der Jäger ihn laſſe, laſſ' er auch den Jäger.

(Mein Kind, warum ſoll's ſchlechter ſein? — und über dem Recht — zwiſchen der Lampe und dem offnen Fenſter, von wo er Wild rauſchen hört, wo ihn Marie ſtört. Warum ſoll ich Fußtritte halten? pp. Sie muß ſich niederlegen; er kommt zum Entſchluß; kommt ihm das Mädchen mehrmal in den Weg? Sie darf nichts davon wiſſen. Endlich nimmt er die Flinte, die er erſt herausgenommen, dann aufgehängt, herab und geht ſchnell. Nicht bloß die Not, auch das Wagnis lockt *und der grüne Wald*!)

Erſter Aufzug enthält:

a. Aufzeigung der Harmonie der Familien.

Vielleicht ſchon von der freien Sprache Berndts? Oder Frechheiten, entſtanden aus der Humanität des Herrn. (Oder fällt, wozu der Herr ſich hinreißen laſſen, in die Vorgeſchichte? Er iſt ärgerlich, und Berndt kommt zur Unzeit und zu derb; gibt ihm der Herr innerlich recht, aber aus Trotz und weil ihn der Ton beleidigt *und eben weil er Unrecht hat*, wird er hitzig über den Vormund. Berndt begeht den Gewaltſtreich, der dem Herrn ſelbſt unangenehm iſt; die Mißverſtändniſſe und Motive zu Berndts Untat müſſen ſich überſtürzen, während der Herr nur ſich nicht erniedrigen will, die beſſernden Folgen ſeines Fehlers zu tragen.)

Amtmann findet einen Vorwand. Amtmann und Berndt geſpannt. Entzweiung. Amtmann war der Liebhaber Sophiens.

Herr will wenigſtens einige Tage abbrechen; hindert ſeine Frau zu Berndts zu gehn. Er habe ihn zu bedeutend werden laſſen. (So geht's, wenn man Geringe pp. Frau und Amtmann halten die Wage und machen ihn erſt wild.)

b. Bei Berndt. Schoche nimmt ſeine Zuflucht zu ihm. Wilken und Sophie reden ab; beide Todfeinde des Schoche, der ſich an Sophiens Vater vergangen. (Werbung.)

Zeit zwiſchen den Aufzügen möglichſt kurz.

Zweiter Aufzug: Schoche hat verloren. Berndt will's weiter verfolgen. Man hört, die Trennung iſt fertig. Berndt iſt vielleicht ſchon herunter, wird Wildſchütz. Wilken ruiniert ihn vollends. Die Jungen vermißt. Oder iſt Berndt ſchon Wildſchütz, wie man von dem Jäger vernimmt? (NB. Die Inſtruktion, die der Jäger verbringt, als ſei ihm aufgetragen, *den Berndt ausdrücklich zu erſchießen*. Gleich darauf die Nachricht von Andres' Tod — *weiße Riemen*.

Ob er Wildſchütz werden ſoll? Man muß ſehen, wie er herunterkommt, einige Schläge unmittelbar hintereinander. Wilken ſagt das Kapital auf.)

Sophie geht. Sie war beim Amtmann (um Vermittelung bittend). Schoche denunziert.

Geiſtliche geſandt. Herr iſt edel genug, nicht Recht — Unrecht haben zu wollen, will aber nicht geſtehn. Jäger inſtruiert; auch Berndt wird Wildſchütz. Seine Jungen ſind es ſchon?

III. Sophie geht und kommt wieder; oder blos, ſie kommt wieder. Kommen die Jungen wieder, auch Wildſchützen?

Des Geiſtlichen Bericht und Rede.

Des Herrn Entſchluß, dem Berndt entgegenzukommen mit dem Geiſtlichen.

IV. }
V. } wie ſonſt.

---

1. Berndt könnte dem Schoche verſprechen zu helfen; er ſpräche deshalb mit dem Herrn und käme darüber mit ihm zuſammen. (Das benutzte der Amtmann, ſeine Dienſtwilligkeit zu zeigen, und begänne dabei die Kluft zu erweitern pp.)

Oder der junge Jäger – ein Fräulein in ihn verliebt –; ſein eigener Vater zeigt ihn an oder nimmt ihn gefangen und warnt den Herrn wegen ſeiner Tochter – Geſetz verſchärft – der Alte legt ſeine Stelle nieder, weil er ſonſt ſeinem Sohn begegnen könnte – oder wär's des Herrn Frau – der Alte kommt und geſteht, ſein Sohn pp.; er habe nicht ſchießen können – der Herr ſelbſt will Ordnung ſchaffen – erſchießt ſeine eigene Tochter?

Oder zwei Brüder, die in ſolchen Konflikt kommen?

Begegnen ſich Berndt und der Herr im Wald?

Sind die Alten Brüder?

Oder [der] junge Edelmann in des Jägers Schweſter verliebt. Er läuft überall umher, um Recht zu finden. Weil ſeine Schweſter freiwillig bei dem Edelmann, iſt nichts auszurichten. Revolutionsſtimmung überall.

Oder er wäre Wildſchütz; der Böſewicht ſelbſt erſchöſſe ſeinen Sohn (oder Bruder)? Er rächte ihn, glaubte nicht den rechten Ort getroffen zu haben, ſchöſſe nochmals?

Marie: Nein, Vater, mit Euch will ich leben und ſterben. – Ich will vergeſſen, ich will. Glaubt mir, es gelingt.

Szene mit Robert muß ergreifend werden. Geht ſie freiwillig? Vom Gelde darf die Rede nicht ſein. Moraliſche Motive.

Wenn der eine Böſewicht den Andres erſchoſſen, ſo müßte man auch ſehn warum.

Der Förſter ſchon ein alter Mann, ein *treuer* Diener (was er beweiſt), wird von dem Herrn plötzlich abgeſetzt. Will ſich's nicht gefallen laſſen.

Der Mann gerät darüber außer ſich; ſein Hauptkummer, daß ſeine Dienſttreue verdächtig iſt; er macht gemeine Sache mit den Wildſchützen in einer Art Wahnſinn. Ein junger Förſter will gleich eine Probe ablegen und die Wilddiebe zu Paaren treiben.

Sein Sohn pp. wird getötet, aber nicht auf des Herrn Befehl. Oder auch nur für tot gehalten.

Unterdes hat der Herr erfahren, daß er dem Alten unrecht getan. Die Sendung des Geiſtlichen mißlingt, der ihm eine andere Stelle anbieten ſoll pp. Er will ſeine Treue offen anerkannt ſehn.

Die Tat.

So wäre der Berndt eine Art Lear?

Ihm bliebe nichts als ſeine Tochter; alles andere verließe ihn. Er würde kein Wilddieb, ſondern verſähe ſeine Stelle noch wachend pp. Der Wald iſt ſein Element. Die Tochter ginge freiwillig.

Ein alter Mann, ſkrupellos treu und rechtlich.

Der Amtmann denunziert die Liebe Roberts; mehres noch; der alte ehrliche, ſtarr ehrliche Mann hindert die Gauner; drum ſuchen ſie ihn loszuwerden. Es gelingt.

Es wird ihm etwas befohlen, was wider ſeine Überzeugung iſt; ſeine Weigerung haben ſie gewollt.

Er wird abgeſetzt. Iſt nah am Wahnſinn. Läuft außer ſich aufs Schloß. Seinen Gegnern wird es leicht (da ſie ihn noch reizen und er Drohungen ausſpricht, die er nicht im Ernſt meint), dieſen Beſuch als ein Attentat darzuſtellen. (Sie laſſen ihn vielleicht nicht vor; er hatte die Flinte dabei. Er heult, wird in des Herrn Namen abgewieſen, dem er nicht wieder vor die Augen kommen ſoll; der Herr ſchickt dann den Geiſtlichen.)

Auch in ſeinen Söhnen wird er verletzt. (Seine Söhne wollen was? Er jagt ſie von ſich. Später hört er, ſie waren unſchuldig und er habe ſie in den Tod gehetzt.) Er wird als Wahnſinniger behandelt. Mit dem Irrenhaus gedroht. Will er dem Herrn aufpaſſen?

Der (eine) neue Jäger hat ihn im Wald gefunden. Er fürchtet ſich vor ihm. (Der andere höhnt darüber pp.)

Ganze Nächte geht er im Walde um wie ein Geſpenſt. Notwehr. Nachricht vom erſchoſſenen Sohne.

Seine Tochter, die den Erzähler ſonſt nicht an ihn läßt, iſt gegangen, um für ihn zu reden.

Tat. Nach der Tat kommen der Herr und der Geiſtliche vorbei.

Oder iſt er nur gegangen, um aufzulauern? Anſtatt deß hat er das Glück, den Herrn zu retten.

Der Herr hätte vielleicht ſeine Tochter erſchoſſen, aber wie?

Soll's näher an den Eckart ſtreifen?

Es fiele in die Bauernkriege.

Seinen kleinen Sohn ſchickt er ab.

Bauern kämen, gemeine Sache zu machen.

Nachricht, der Sohn ſei eingekerkert.

Er geht aus, um ihm aufzulauern.

Rettet den Herrn.

Nimmt man den Berndt mehr von der ethiſch erhabenen Seite, dürfte er ſelbſt kein Wilddieb ſein, ſeine Jungen aber; und der wilde könnte den andern mit ſich geriſſen haben — oder im Wildſchützewerden müßte ſchon das Brechen mit den Verhältniſſen liegen, ſchon der Gedanke, der Kontrakt zwiſchen mir und dem, der meine Behörde war, iſt aufgehoben; wir ſind Feinde von nun an. Dennoch könnte er der Werbung der Gauner widerſtehen, die (andern, die die beſtehlen wollen pp.) haben ihm nichts getan. Eine unverdiente Abſetzung und verweigertes Recht könnte [bricht ab] Erzählung des Jägers mit ſeinen großen Schritten; er hat ſich verſteckt gehalten, weil er nichts tun und ſich doch nicht ausſehen durfte; ich habe Kinder pp.

Er ſitzt den ganzen Tag und brütet.

(Die Frau hätte bei offnem Vorſatze des Krieges mit der Obrigkeit, inſofern ſie dieſen für Eigenſinn und Verbrechen an ſeiner Familie nimmt, recht pp.)

Berndt müßte in dem Dinge, durch welches er ſeine Abſetzung herbeiführt, gerade pflichtgemäß und zum Beſten des Herrn gehandelt haben.

Wie der Berndt den Herrn zur Rede ſetzt, macht er durch die Weiſe, wie? die Sache erſt ſchlimm, kann vielleicht nicht durchdringen und die Sache wird ihm als Attentat ausgelegt. Das Stück eine Metaphyſik des im höchſten Grade beleidigten Gefühls, das nun alles auf Beleidigung auslegt und ordentlich danach ſucht und, ſich ſelbſt gewaltſam täuſchend über den Verderben bringenden Feind, ſich freut und ungerecht wird gegen die, die den Fall beurteilend nicht in ſeine eigene Ungerechtigkeit einſtimmt. Will er nun nicht aus ſeinem Amte weichen und den neuen Förſter nicht anerkennen, ſolang ihm nicht nachgewieſen iſt, daß er die Abſetzung verdient, ſolang er ſie alſo nicht anerkannt hat? Iſt Schoche ein Unterförſter oder dergleichen? Oder ein benachbarter Jäger? So paßte dann des Geiſtlichen Warnung und zugleich ſein Rat an den Herrn. Sein Kind iſt ſo kühn wie er? Der Amtmann beſtärkt den Jäger, der, wenn er nicht handeln darf, ſich iſolieren muß.

Edelmann. Bürger.
Zuſammen erzogen.
Bürgerſtolz dem Edelmann gegenüber; er will auch zuletzt ſeine Gnade nicht.
Der Bürger wäre der Liebſchaft feindſeliger als der Adlige.
Szene, in der er ſein Mädchen zu enttäuſchen meint.

Die letzten zwei Aufzüge blieben ſich gleich. Berndt hat nach ſeinem Gewiſſen kein Unrecht getan. Hat er ſeine Jungen von ſich getrieben? Nein. Das andere kann alles bleiben. Der Schoche [bricht ab]

Den Forſt hat er behütet und ſeine Ahnen ſchon. Er muß hinaus zu ſeiner Stunde und ſeine Jungen ebenfalls. Iſt allerdings ſein Bruder erſchoſſen, aber von einem andern?

Ihm wird geſteckt, was der Jäger im Wirtshaus geſagt pp.

Die Einlage von der Frau könnte bleiben; die Jungen wären vielleicht als Wilddiebe gefangen; Strafe geſchenkt, was ihn nur wieder ärgert. Bringt ſie der Geiſtliche?

Schoche, den er als Waldhüter angenommen (und um den vielleicht der Streit) — der nebenbei Wildſchütze iſt und beide Teile betriegt; er fürchtet ſich nur vor Berndt, drum hält er's mit dem. (Schoche reizt ihn noch. Berndt hat ihm vielleicht erlaubt, auf die Jagd zu gehn als Förſter.)

ad IV, 11: Die Sophie, wenn ſie Marien fortſchickt, hat die Ahnung. Geſpenſtig. Den Abend geht Berndt nicht hinaus; darauf verläßt ſie ſich. Das Ausbleiben des Andres ängſtigt ſie vielleicht auch. Geht Marie, um ſich zu überzeugen, ob er nicht da oder da iſt? Wie begegnet ſie nun aber dem Robert? der ſie überzeugt, er mein' es redlich mit ihr.

Sie ſinkt weinend auf einen Stamm nieder. Er will nur hören, ob ſie ihm nicht zürnt; ſein Vater will vielleicht einwilligen, wenn er in ſo und ſoviel Jahren noch ſo denkt. Aber ſie ſoll nun auch ihrem Vater zureden. Das will ſie nicht; ſtellt ihm zornglühend dar, was ihr Vater gelitten unſchuldig. Nein! Sterben will ich für dich und meinen Vater; oh das iſt's, warum ich allnächtlich bete, aber mit dem Feindesſohn meines Vaters hab' ich nichts. Schöne Szene: die ſüßeſte, ſchmerzlichſte Liebe und doch die Pflicht. Du wirſt ein hoher Herr — ich pp; geh deinen Weg, laß mich den meinen gehn. Schritte; er hat ihr verſprochen, ihrem Vater Verzeihung [zuerst ſein Recht] zu ſchaffen, oder er will ſeines Vaters Sohn nicht mehr ſein. Marie: Wer ſpricht von der Verzeihung? Hat jemand zu verzeihen, iſt's mein Vater. (Ich bin ſein Letztes. Du findeſt ein Mädchen beſſer wie ich; mein Vater findet keine Tochter wieder. Meine Mutter iſt ihm abgewandt. Wer ſoll ihn pflegen? Wer weiß ſo wie ich, was er gern hat pp? Ich will dich vergeſſen und härme mich, daß ich's nicht kann. Gott weiß es, ich tu', was ich kann. Sonſt wär's eine Lüge, ſagt' ich: Vater, ich bin Euer Kind; ſonſt will ich nichts ſein. Gott hört mich. Gott wird mir helfen, dich zu vergeſſen. Für mich wär' Sterben das beſte; aber meinen Vater darf ich nicht laſſen. — So die Hand. Das iſt das letzte, Robert. Unſere Wege führen auseinander. Sei ſtark. Mein Vater ſagt: Man muß nur wollen können. Was kommt da?) Geräuſch. Geh auf die Seite. Berndt kommt.

Zwiſchen ihrer Liebe und ihres Vaters Recht. Sie iſt endlich erweicht: Ach, Robert, wie war das eine ſchöne Zeit. Du kannſt viel bei deinem Vater. Meine Mutter bittet dich. Verſprich mir's für meine Mutter. Robert: Und du? Bleib' dort, Robert. Wenn mein Vater ſein Recht hat. (Weich.) Geh, du findeſt ein Weib beſſer wie mich. Mein Vater hat nur eine Tochter. Soll ich ihm das letzte nehmen? Meine Mutter iſt ihm abgewandt. Wer ſoll ihn pflegen, wenn pp?)

Auch die Abweiſung der ſchwierigen Bauern, die ihn zu ihrem Führer haben wollen und ihn erſt ſondieren pp. Lindenſchmidt droht (?).

Nach ſeinem großen Charakter hält er an ſich. Sein vornehmes Weſen ſieht man beſonders am Anfang.

Hat er's erſt mit dem Amtmann? Oder fällt dieſer weg?

Der Herr auch leicht reizbar, aber auch leicht verſöhnlich. Der Berndt ſelber iſt Schuld, daß der Herr fortwährend gegen ihn Front machen muß.

Die Drohung, wenn er ſich im Walde antreffen ließe, werde man ihn für einen Wildſchützen nehmen.

Im Anfang ſcheint der Herr mehr geneigt, die Kinder zu vereinigen, als Berndt.

Der Herr ſpielt, erſt gereizt vom Berndt, den Edelmann. Er hat von Haus aus weniger Adelsſtolz, als der Berndt Bürgerſtolz hat. Berndts Bürgerſtolz fordert erſt den Adelsſtolz des Herrn heraus.

Berndt hat vielleicht den Herrn verklagt, wird abgewieſen mit der Klage. Er redet ſich ſelbſt in die Hitze. Bei dem Tod ſeines Sohnes iſt vorauszuſehn, daß ihm keine Hülfe werde, weil er als Wilddieb erſchoſſen iſt. Der Schoche denkt im Trüben zu fiſchen und hetzt deshalb.

Nachdem Sophie den Andres inſtruiert hat, befiehlt ihm Berndt, am Heimlichen Grunde nachzuſehn (?). Er macht ſich Selbſtvorwürfe, die zu ſeiner Wut helfen.

Mit hypochondriſcher Fertigkeit pp.

Zuletzt bei dem Schauder der geſchreckten Natur hält er ſich damit aufrecht und gewinnt trotzige Haltung, daß er nur ſein Recht ſich geholt. Er ſei der Rächer der Gerechtigkeit. Sonſt könnt' es ihn nicht ſo ſehr packen, wenn er ſieht, er hat unrecht.

Dann halt' an dich, Menſch, wenn, was nur eben Recht war, Unrecht wird, wie man die Hand umkehrt. Du kannſt als ein Ehrenmann dich zu Bette legen und aufſtehn als ein ſcheußlicher Verbrecher.

Schoches Grimm auf die Frau, deren Vater ihn um alles gebracht. Er hatte vielleicht die Stelle, die Berndt jetzt hat. Wo er befohlen, muß er ſich nun befehlen laſſen. Hat er die Abſetzung hauptſächlich zuſtande gebracht? Er will den Berndt und ſeine Frau gedemütigt ſehn.

Das Ganze beginnt vielleicht mit einem Drohbrief, worin geſagt iſt, der Förſter iſt des Herren Herr; er wird nächſtens ſeiner Tochter den Edelmannsſohn zum Manne geben pp. Die Edelfrau tut ja, was der Berndt will; das weiß jedes Kind, und der Edelmann muß tun, was ſeine Frau will. Dazu kommt, daß die Frau wirklich gleich darauf von der Sache mit ihm ſpricht. (Es habe niemand das Herz, weil ſich alle vor Berndts Einfluß fürchten, ſo etwas ſagend deſſen Haß zu riskieren. Grobe Schmeichelei.)

Vielleicht ein Komplott des Amtmanns, der nicht kann, wie er will, vor dem

Berndt (mit dem leicht zu leitenden Herrn), mit dem Schoche, den Berndt loszuwerden. Dazu nimmt Berndt in der Sache, die der Amtmann dem Herrn ſo gerecht geſchildert, die Gegenpartei mit großem Freimut und faſt befehlend, nennt die Sache bei ihrem rechten Namen. Nun hat der Amtmann die Dinge, die im Briefe ſtehen, nach vielfältigem Ausweichen allerdings für Gegenſtände des allgemeinen Geſpräches anerkannt und die Ausflüchte hauptſächlich als der Edelfrau wegen gemacht – daß, wenn's die übelnehmen ſollte, er's nicht entgelten dürfte, weil der gnädige Herr ihn gezwungen. Die Denunziation der Liebe, und zwar, als wenn der Berndt ſie begünſtige, ja ſogar die Sache eingeleitet, trifft den Herrn. Er wäre zwar nicht dagegen geweſen, aber daß der Berndt ſo falſch. Nun fährt ihm in dieſer Stimmung der Berndt übers Maul, (der vielleicht auch etwas gereizt iſt.) Die Sprache, die er ſonſt an dem rechtlichen Manne geliebt, kommt ihm nun anders vor. Anzügliche Reden finden derbe Antwort. Die Sache endet mit dem völligen Bruch. Auch die Geſchichte mit den Kindern, von welcher er gar nichts weiß, kommt vor; ſein Bürgerſtolz aufs äußerſte gekränkt. (Abſetzung verfügt.) Der Herr kommt vielleicht zu ſich; der Paſtor erweiſt ſich als Berndts Hülfe, wird an ihn geſandt. Oder wie vorhin, erſt wiederkehrend?

Auf die Klage Berndts Antwort, er müſſe bis den Tag die Dienſtwohnung räumen.

Nicht das Federchen hab' ich an meiner Rechtlichkeit gelitten.

Wie der Pfarrer abgeht, ſcheint alles gut zu werden.

Berndt ſteht im Streit dem Herrn gegenüber. Er leid' es nicht, daß der Herr unrecht und gegen ſich ſelbſt handle pp.

Er muß ſich womöglich erſt in ſeinem ſkrupulöſen Pflichteifer und Rechtlichkeitsſinne zeigen – ſelbſt in Kleinigkeiten, vielleicht in dem Gericht, was er mit ſeinen Kindern hält.

Erſt muß ſich des Schauers Neigung auf ſeine Seite wenden.

Vielleicht reizt den Berndt die Entdeckung des Liebeshandels, dem ſich Marie in ihrer Kindlichkeit ergeben und worin Berndt eine andere Abſicht ſieht. Wie ihm nun vollends die Sache vorgeworfen wird als angelegt von ihm, da bricht er los. Ein Wort gibt das andere. Der Herr ſagt leicht, er könne gehn von ſeiner Stelle. Berndt: Mit nichten.

Der Herr in ſeiner Erregung gibt dem Amtmann den Befehl zur Entſetzung; einen andern Jäger hat der Amtmann, froh über den Entſchluß, bei der Hand. Der Herr befiehlt ihm Schnelle an, wie der Amtmann ihn reizt und durch Zureden abredet – als wenn er fürchte, dann vom Berndt durch ihn pp. Der Herr wird immer böſer. Wie der Herr ab: Nun ſchnell.

Im II. [Akt] will der Herr ſeinen Befehl zurücknehmen. Schon vollzogen. (Zugleich Meldung, daß Berndt nicht gehen wolle und gedroht habe.) Sonſt ſind ſie nicht ſo eilig; der neue Förſter vorgeſtellt. Der Paſtor abgeſandt, Verzeihung zu bringen.

Im 1. [Akt] hätte man ſchon den Unfrieden zwiſchen dem Berndt und ſeiner Frau geſehen?

Der Frau hat der Amtmann als Aufruhr die Sache dargeſtellt. Sie kommt mit ihm hintereinander und will fort; geht. Kinder fragen nach ihr. Dann kommt ſie wieder, und weil die Kinder nicht gehn, bleibt ſie auch.

Er befeſtigt das Haus förmlich, wie es heißt, er ſoll exmittiert werden. Des Pfarrers Sendung. Warnung.

Frau ſendet den Andres. Um ihrer und der Kinder willen; um das Ärgſte zu hindern.

Der Herr will alles tun; ſelbſt zu ihm kommen; des Pfarrers Beſchreibung hat ſein Mitleid aufgeregt. Wie Berndt ſich nicht mehr ähnlich ſehe.

Drohung des Jägers. Seine Abſetzung ſollen ſie ihm [in] den Sarg legen pp.

Nachricht von Andres' Tode. Der iſt gleich nach des Herrn Weggang gekommen und kommt nun jubelnd, weil er gehört hat pp.

Wie er von den Gerichten abgewieſen wird, predigt er über die Gerichte.

Erſt hat der Herr unrecht; Berndt iſt gekränkt, aber vor der Hand nur innerlich; er weiß ſich zu faſſen und zeigt ſeinen Stolz.

Berndt muß den Herrn beleidigen durch eine Handlung, in welcher der Herr ſpäterhin ſelbſt eine pflichtgemäße und zu ſeinem Beſten getane erkennen muß, worauf er wieder gut ſein will.

Er, wie er Berndt zürnt, muß in ihm den zu hoch gewachſenen Günſtling ſehn.

Berndts hypochondriſcher Pflichteifer – vielleicht etwas zu weit getrieben – verurſacht den Bruch. Er widerſetzt ſich einer Handlung, auf die der Herr verſeſſen iſt. Dieſe Widerſetzlichkeit kommt dem Amtmann eben recht. Der Umſtand, um welchen ſich's handelt, muß ſo klar daliegen, daß es keinerlei Erklärung bedarf.

Berndt, eigenſinnig, ſkrupulös in ſeinen Dienſtſachen und für des Herren Ruf, der da ſoll beſchmutzt werden durch eine ungerechte Handlung. Der, an dem das Unrecht ſoll geübt werden, kommt zu ihm. Er gibt ſein Wort, obgleich er mit dem Manne nichts gemein haben mag. Ihm iſt's mehr um den Herrn zu tun, der Gerechtigkeit will und deſſen Namen ein Makel ſoll aufgeladen werden. Der Herr iſt gegen ihn eingenommen – der PP ſei zum Förſter, ihn zu verklagen. Der Amtmann will nichts verfügen, eh' nicht der Förſter dageweſen, womit er zu verſtehen gibt, daß er den Förſter für den Vormund pp. Er ſoll's tun. Amtmann: Aber der Herr Förſter pp. Er macht den Herren wild. Gerücht von der Heirat der jungen Leute und daß der Förſter den PP in Schutz genommen und der ſich damit beſchönige. Er habe geſagt, der gnädige Herr will's. Der ſagte: Aber der Förſter will's nicht.

Der Herr ſagt zum Förſter: Ihr wollt meinen Sohn verheiraten pp. Amtmann und Schoche verſtehen ſich. Schoche bekommt den Auftrag, den Berndt zu hetzen; macht der Amtmann erſt dem Schoche weis, der Berndt ſei ſchuld, daß er die

Stelle verloren, und daß er ſie vielleicht wieder bekommen könne, wenn er pp? Iſt nun wirklich Berndt ſchuld? – Wenn er Euch nun ganz losſein will? Iſt da nicht das beſte Mittel, Euch aufzuhetzen?

Er kennt den Herrn; er weiß, daß er's bei ihm ertrotzen kann. (Tät' ich nicht das möglichſte, ſo wär' er ſchon wieder Herr und Ihr wärt abgeſchafft. Und ich kann's nicht verhindern, wenn Ihr nicht helft. Wenn Ihr nicht den Berndt reizt, daß er mir in die Hände arbeitet. Iſt er weg, dann iſt die Stelle frei pp. Der Amtmann hat einen Betrug vor, den er nicht machen kann, ſolange Berndt Förſter.)

Weil der Herr bald verſöhnt iſt, ſo muß am Berndt gearbeitet werden.

Der Jäger vom benachbarten Gut muß die Sache mit verſehn. Wird auch dieſem die Stelle als Köder gezeigt? Redensarten; er ſolle auch ſeine jetzige Stellung verlieren pp. Dabei aber wird ihm nichts geradezu befohlen. Er ſelbſt ſieht ſein Leben in Gefahr; hat ſoundſoviel Kinder. Daß er nicht darf, wie er will. Erzählung, um welche der Amtmann ihn verhöhnt. Er iſt ja doch kein Wilddieb. Laß ſehn, ſagt der Amtmann, ob wir nichts finden. Lieſt: Wenn der Jäger einen mit dem Gewehr findet, ihn anruft pp. Aber er iſt Jäger. Amtmann: Den Teufel iſt er! Hätte der Herr ſonſt Euch pp. Aber das gilt doch nur von Wilddieben. Amtmann: Steht das da? Ihr ſeid recht gewiſſenhaft. Das iſt eine ſeltene Tugend in unſerer Zeit. Ihr fragt wohl, wenn Euch einer treffen will, erſt: Guter Freund, um Entſchuldigung; ſeid Ihr auch ein Wilddieb? (Will ſich tot lachen.) Aber ich weiß nicht, wozu ich da plaudre; ich habe mehr zu tun. Wenn Ihr nicht den Mut habt mit der Fauſt, ſo helft Euch mit dem Maul. Das iſt was für die Schenke.

Auf die Nachricht von der Entſetzung wird der Berndt grimmig. Was tun? Er iſt faſt dabei, ſich zu rächen. Bezwingt ſich aber. Doch will er nicht weichen. Es kommt ihm der Wildſchützengedanke; die Waldſucht: er iſt faſt krank. Nein; er will ſeine Stelle verſehn; daß ihm niemand einen Vorwurf machen kann. Halt. Das wär' gerad das Rechte geweſen.

Wie er hört, daß der Graf dem Jäger befohlen, auf ihn zu fahnden und ſeine Söhne [bricht ab]

(Einen abgeſetzten Jäger nimmt niemand. Schoche: Und was wollt Ihr nun tun? Wie der Berndt ſeine Schlechtigkeit einſieht, will er ihn fortſchicken. Oho, ſagt Schoche; könnt Ihr mich fortſchicken, ſo kann Euch auch der Herr. Könnt Ihr mir in meinem Dienſt etwas nachweiſen? Ich bin des Herrn Diener ſo gut wie Ihr.)

Oder iſt Schoche der einzige Böſewicht? und erſchießt ſelbſt den Andres?

Iſt's ihm gar nicht klar zu machen, daß man einen Privatbeamten wegſchicken kann, ohne daß er's durch Unrechttun verſchuldet? Die Ehre iſt die Hauptſache dabei. Er grübelt über dem Papier. Es iſt in dieſer Art gar nichts mit ihm anzufangen.

Seine Frau: Er ſoll den Schoche abſchaffen. Kann er nicht. Was der Schoche ihrem Vater zugefügt. Soll ihm wenigſtens nicht traun. Er meint's aber doch ehrlich; iſt er doch der einzige, der noch an mir hält. Die Gefahr der Söhne iſt's hauptſächlich, warum Sophie ſie mit ſich nehmen will.

Wilm oder beide Söhne haben ſich zu etwas hinreißen laſſen. Wollt Ihr Eures Vaters Recht in den Augen der Welt beſchmutzen? Darüber kann er mit der Sophie zuſammenkommen. Sein Brüten. Allerlei fällt ihm ein.

Auf die Nachricht von des Herrn Befehl wird der Sophie angſt. Will ſie nun die Kinder mitnehmen? Aufruhr pp. Oder geht ſie aus Frömmigkeit, nachdem ſie gefragt? Dann dauert ſie ihn wiedergekehrt, aber das Mitleid macht ſogleich der alten Leidenſchaft Platz.

Marie geht, um ihren Auftrag auszurichten, weil ſie es verſprochen; für ihren Teil iſt ſie anders geſonnen als die Mutter.

Geht Sophie, nachdem ſie dem Pfarrer geholfen zureden?

Die erſten zwei Aufzüge müßten den ehrenwerten, faſt zu rechtlichen Sinn des Helden zeigen. Im dritten die Abſetzung. (Erſt zittert er und weint beinah. Iſt wie vom Donner gerührt. Dann greift er zur Flinte. Wohin? Ich hab' Arbeit – ja ſo.) Der Geiſtliche. Der Jäger, der ſeine Notwehr ausüben dürfen will.

Der Jäger ſoll Euch nehmen, als wärt Ihr ein Wilddieb.

Oder ſtehn der Herr und der Förſter ſich fremder gegenüber?

Sind ſeine Söhne Wilddiebe geworden und bringen einen Bock oder dergleichen (was der Jäger vielleicht geſehn hat); er läßt ſie großartig hart an? Gebt Ihr meinen Feinden recht? pp. Seine Rechtlichkeit. Er weiſt ſie von ſich. Geht, wohin Ihr wollt pp. Sie gehen. Wie es heißt, der eine iſt erſchoſſen, rechnet er's darum ſich an, weil er ſie von ſich getrieben; das reizt ihn nur mehr. Dann hat Marie recht (da die Mutter auch fort iſt), wenn ſie ſagt, er hat nur mich.

Ordnung ſo:

Verfeindung. Denunciation. Herr im Zorn.

Neue Reizung. Abſetzung. (Befehl, vom Förſter aus Pflichtgefühl nicht vollzogen. Drohung, da er nicht nachgibt.) Brief.

Frau beim Herrn (bittet blos). Geiſtliche geſandt. Herr will Gnade ergehen laſſen. Schoche denunziert.

Frau geht oder will gehn. (Geiſtliche bei Berndt.)

Kommt wieder. (Geiſtliche wieder beim Herrn. Herr will ſtrengſt verfahren. Jäger inſtruiert. Amtmann verraten. Brief: Solang der da war, war nichts zu machen. Nun werden Sie auch helfen.)

Berndt jagt ſeine Söhne fort.

Frau ſchickt Marie.

Nachricht von des Sohnes Tod. Er hält ihn in den Tod gejagt. Kann nicht ſein. Der Förſter wohnte allerdings nun in einem Waldhäuschen. Seine Söhne würden Wilddiebe; er nicht oder er zuerſt? Dann könnt' er ſie nicht von ſich ſtoßen.

Geſchichtserzählung [unvollständig].

Der Herr von Steinrück und ſein Brauereipachter Berndt waren ſo intim, daß man glaubte, da man ihre Kinder immer beieinander ſah, die würden einander heiraten. Das dauerte, bis der Herr einen gewiſſen Schoche, deſſen Häuschen der Lieblingsidee des Herrn, einem Parkbau, im Wege ſtand, dieſen, nachdem er ihm mehr geboten, als ſein Häuschen wert war, durch Drohungen zum Verkaufe (und zwar vorteilhaften) zwingen will. Berndt, von Schoche um ſein Fürwort gebeten, ſpricht für ihn; der Herr iſt gerade nicht der beſten Laune; ein Wort gibt das andere; ſie gehn verſtimmt auseinander, nachdem Berndt erklärt hat, er werde kein Unrecht dulden. Der Herr bekommt einen Auftrag von ſeinem Fürſten, der ihn etwa ein Jahr lang an einem fernen Hofe feſthält. Das benutzt der Amtmann, der dem Berndt feind iſt, teils weil er der nachgeſetzte Freier Sophiens iſt, die trotz ihrer Neigung zum Amtmann den Berndt heiraten mußte, teils aus Neid, daß Berndt ſo gut ſteht beim Herrn, daß er ſich nicht beimachen kann. Er benutzt die Entfernung, den Riß unheilbar zu machen; Streben, worin Berndt ihn durch einen Gewaltſtreich unterſtützt. Berndt bringt die Gewißheit vom Gerichtsorte [erst Wetzlar] mit, daß Schoche, deſſen Sache er mit ſeinem eigenen Gelde führt, recht habe; wie er heimkommt, findet er Schoches Häuschen vom Amtmann ſchon in Beſitz genommen. Erzürnt läßt er durch ſeine Dienſtboten die neuen Beſitzer hinauswerfen und geht wieder nach dem Orte [erst Wetzlar], um die Sache ſchriftlich zu haben, wird aber nun abgewieſen, und wie er ernſthaft wird, als Stänker abgewieſen; das hat der Amtmann durch Beſtechung [erst ſeinen Schweſterſohn, der Rat iſt] bewirkt. Wegen des Gewaltſtreiches kommt Berndt ins Zuchthaus. Während er daſelbſt ſeine Strafe abſitzt, wird ihm ſeine Frau entfremdet und Wilke [so], ihr Oheim, der ohnehin dem Berndt nicht ſehr gewogen und der ein bedeutend Kapital bei ihm ſtehen hat, ihm vollends abgewandt. Schoche iſt der Todfeind von Sophiens Vater geweſen; das bietet einen Haken. Sie ſieht in dem Rechtsſinn ihres Mannes nicht ganz mit Unrecht Eigenſinn. Schon daß Berndt aus gemeinnütziger Geſinnung viel Geld in Muſtergeſchichten geſteckt, die neue Brauerei gebaut pp., war nicht recht. Vollends daß er ſich der Obrigkeit widerſetzt und ein Freiſinniger iſt, was ihr Pulſer, ein frommer Heuchler, für Atheismus erklärt. Sie will Wilkens Vorſchlag, ihren Mann zu verlaſſen, annehmen, wenn Berndt nicht den Schoche abtun und ſich den Gerichten fügen will. (Wilken hat ihn in der Gewalt und will ihn zwingen, ſich zu beſſern. Er wird ſchon kommen; in der Not hört der Stolz auf. Sophie: Da kennt Ihr ihn ſchlecht. Er wird nur immer eigenſinniger. Nun kommt er.) Deshalb war ſie beim Amtmann – mehr um der Kinder willen; der hat ihr geſagt, *ob Friede oder Krieg, das liege ja nur am Berndt ſelbſt und* ſeinem Benehmen. (Er ſelbſt habe ſchon gegen des Herren Willen zuviel für ihn getan.) Berndt, vom Zuchthaus zurück, findet ſeine Familie in ſchlechter Wohnung; ſeine Vermögensumſtände ſind gänzlich derangiert. Er will Arbeit ſuchen und bekommt keine, weil er nicht betteln kann. Es bleibt nun nichts, als den Wilke um ſeine Verwandtenhülfe anzuſprechen. Der fühlt ſich und will frühere Geringſchätzung wettmachen; das kann Berndts Selbſtgefühl nicht ertragen; er brauſt auf und Wilke geht. (Von Schoche laſſen? Der hat mein Wort. Eid. Mein Wort iſt mein Eid pp.) Sophie ſoll mit ihm; für ſie und ihre Kinder ſtehe ſein Haus offen. Sie will nicht eher, bis ſie ein letztesmal verſucht hat, ihren Mann zur Nachgiebigkeit gegen die Obrigkeit und zum Wegſchicken Schoches zu bewegen. Nun kommt Pulſer, oder er iſt ſchon da, um die Lüge vom Amtmann wegen der Jungen auszurichten — worüber hernach? Berndt brauſt abermal auf; es ſei eine Lüge und weiſt auch Pulſer die Türe. Marie führt Sophie ab, weil ſie in ihrer Aufregung jetzt mit Berndt redend alles verderben würde (oder hält ſie ab zu gehn; ſie habe noch nicht alles verſucht.) Schoche erzählt boshafterweiſe, daß Sophie beim Amtmann geweſen, was die Leute darüber ſagen, auch daß Marie ein Brieflein bekommen, welches Baſtians Mädchen überbracht, und geht.

[Am Rande: II, 7] Berndt in großer Aufregung, nimmt ein Buch, als ob er leſe, da Sophie und Marie hereinkommen. Sophie iſt des ſchlechten Ankommens ſchon gewiß. Marie erinnert ſie an ihre Trauung, weil ſie dadurch weich zu werden pflegt. So will ſie denn mehr tun als irgendeine; will entgegenkommen, (als wär's nur, damit Marie ſehe, daß hier nichts helfe,) als hätte ſie unrecht, worin Marie ſie beſtärkt. Sie kommt ſchlecht an. Will ihren Söhnen entgegen, ſie flehen, daß ſie bei ihr bleiben, weil Marie zwiſchen Vater und Mutter für den Vater ſich erklärt. Marie eilt ihr nach.

Nun wird er Wildſchütz? Daß die Kinder, die nun kommen, das ſchon ſind, weil ſie ſonſt kein Unterkommen finden. Nun kommt der Paſtor mit dem Gnadenanerbieten, findet den Berndt, der ſich von allen verlaſſen glaubt, gereizteſt. Der erzählt den wahren Vorgang. (Iſt er ſchon Wildſchütz, ſo hat er deſtomehr zu erzählen.) Paſtor geht: Ich kann Euch nicht verſprechen pp., habe auch Eure Ankläger noch nicht gehört.

[Am Rande: II, 9] Ausziehen. Zu Marien, wie ſie ihn verſichert, ſie halte bei ihm aus: Sie ſehe ſo blaß. Zitterſt, (frierſt in dem Fähnchen. Sie: Gott bewahr', Vater, bin ja das Kind des Waldes pp. Um ihr alles wieder zu ſchaffen, den guten Namen, der das beſte Erbe, wird er Wildſchütze.) Haſt nichts gegeſſen heute. Marie: Ihr auch nicht. Ich dachte, aber — Armes Ding. Morgen ſollſt du haben. Geh, ſchlafe.

Mein Kind darf nichts davon wiſſen pp. Marie käme nun mit der Verſicherung, ſie bleibe. Jungen kämen; Marie müßte abtreten. Sowie eine andere Hülfe, die Flinte weggeworfen; ſeine Söhne beriefen ſich auf ihn.

[Auf den folgenden Seiten dieses Heftes weitere zumeist nachträglich gestrichene Skizzen und Entwürfe zu einzelnen Szenen, die aber wenig Neues enthalten, einige Situationen im besonderen ins Auge fassen und allgemeine Erwägungen anstellen. Nur einzelne Abschnitte von grösserem Interesse seien im folgenden herausgehoben:]

Weiß Robert, daß Berndt der Mörder? Ja.

Seine innige Liebe zu Marien.

Seine Idee von ſeinem Recht und daß er berufen, den Rechtszuſtand zu reformieren, müſſen in ſeiner Gewißheit davon in grellem Kontraſt ſtehen mit ſeiner Wildſchützerei und ſeiner darauf folgenden Rechtsverletzung.

Das Pathos muß im Berndt auf das Ende des vierten und auf den fünften Aufzug geſpart werden.

Frei ein ſelbſtzufriedener Bauernpolitikus oder Pfiffikus. Lindenſchmidt ein ruchloſer Kerl.

Die Szene, in welcher Berndt die Wildſchützen haranguiert, muß etwas Feierliches haben. Frei faſt humoriſtiſch ihm rechtgebend. Lindenſchmidt das Ganze verderbend, da er meint, bei den Urſachen Berndts, loszubrechen, brauch' es weiter nichts, ihn zu dem ihren zu machen. Frei zu Berndt: Kehrt Euch nichts an den Lindenſchmidt. Er iſt betrunken und weiß nicht, was er will. Lindenſchmidt wild: Wenn er nicht will, wir brauchen ihn gar nicht. Was willſt du dem Kerl noch vorheucheln. Und hab' ich's nicht geſagt? Aber da mußt's der Berndt ſein, als gäb's keinen ſtarken und herzhaften Kerl weiter. Da haſt du ihn nun pp. Frei will ſeiner Indiskretion Einhalt tun. Berndt weiß nun, wie er denn iſt, und begegnet der ganzen Geſellſchaft mit Verachtung.

Beziehungen. Der Brief des Amtmanns an ſeinen Schweſterſohn in Wetzlar berührt auch die verſprochene Abweiſung. Iſt Berndt ein Wildſchütze geworden, um die Eingabe in Wetzlar zu ermöglichen? Oder hat der Advokat gedroht, die Sache gehen zu laſſen und die Friſt zur Appellation iſt bald vorüber? (Der Berndt habe nichts mehr, dann müßte es gelingen. Anweiſung und Verſprechung. Der Berndt ruhe nicht, rege alte Dinge auf und werde bald ihn ſelbſt kompromittieren wegen der und der Prozeßſache – worin der Amtmann und der Advokat ſchon Kartell gemacht.) So iſt er gezwungen. Das hat Berndt auch dem Wilken vorgeſtellt, wenn er Geduld habe oder ihn unterſtütze, müßte alles wieder gut werden. An die Wildſchützerei hat er ſchon gedacht, ſie aber für den äußerſten Notfall aufgeſchoben. Wilken erregt ſeinen Zorn; er beleidigt ihn, und infolgedeſſen drängt Wilken die Frau, wenn ſie ſein Vermögen ihren Kindern zuwenden will pp. Vielleicht ſteckt der Advokat im Komplott und verlangt blos zur Ausflucht ſein Geld von Berndt. Iſt das der andere Brief? Er ſolle ſich verſäumen? (Oder eine Anweiſung und Dank für ſeine Hülfe, die er gleich von Anfang geleiſtet?) Wie Berndt nun auf ſein Recht wartet, kommt die Abweiſung von Wetzlar; ſtatt der Folgen von des Paſtors Intention die Nachricht von des

Jägers Inſtruktion, die Berndt erſt nicht glauben möchte, der aber die Nachricht von Andres' Tod Glaubwürdigkeit zu geben ſcheint.

Jede einzelne Szene muß ein kleines Drama im Schoße haben, eh' die Ausarbeitung begonnen wird.

Daß die Klimax recht gleichmäßig wächſt. Im Anfang aufgeſpart.

Ad I, 5, 6: Herr von Steinrück und Gemahlin kommen von einer Geſchäftsabweſenheit im Auftrage des Fürſten nach Walderode zurück, wo ſie ſich einen Tag aufhalten wollen, um den Sohn, den ſie (von der Schule) hierherbeſtellt, da zu ſprechen. Auch um ſich mit Wilm Berndt zu verſtändigen, den Braupachter (oder Fabrikanten), mit dem ſie ſonſt in beſtem Einvernehmen gelebt, bis der Herr am Tag ſeiner Abreiſe ſich mit ihm entzweit. Und zwar um eines gewiſſen Schoche willen, deſſen Grundſtück der Herr kaufen wollte, um es ſeinem Park einzuverleiben. Dieſer, der glaubte, einen übermäßigen Preis zu erlangen, wollte nicht; er ſollte dadurch gezwungen werden, daß ihm ein Weg verwehrt wurde, der über Grund und Boden des Herren führte, ſo daß Schoche nicht auf ſeine Felder konnte. Schoche wandte ſich deshalb an Berndt, der bei dem Herrn ſeine Partei nimmt. Der Herr iſt nicht in der beſten Stimmung und verſteht diesmal die Vormundſchaft Berndts übel. Berndt, empfindlich, erklärt, Schoches Recht ſchützen zu wollen. Der Herr reiſt ab, und der Amtmann ergreift die Gelegenheit, den Riß zu einem Bruch zu machen. Und nicht allein zwiſchen dem Herrn und Berndt, ſondern auch zwiſchen Berndt und ſeiner Frau und deren Mutterbruder Wilken ſtiftet er durch Pulſer Unfrieden. Berndt hat von dem Vermögen ſeiner Frau zum Beſten des Dorfes gar manches getan, was ihm niemand dankt, da ſein eigentümliches Weſen, ein übermäßiges Gefühl von Superiorität ihm alle zu Feinden macht. Die Schocheſche Geſchichte naht dem Endurteil; er bekommt mündlich die Verſicherung, Schoche habe gewonnen und die Ausfertigung werde den andern Tag folgen. Wie er heimkommt, findet er den Schoche exmittiert und neue Beſitzer drin. In einer Aufwallung von Zorn läßt er durch ſeine Leute dieſe heraustreiben, im Vertrauen auf das Erkenntnis, was er morgen ſchriftlich haben ſoll. Aber dies kommt nicht. Statt deſſen wird er wegen „Raubanfalls" ins Zuchthaus getan, nachdem er von dem Gerichte als Ruheſtörer verwieſen iſt, da er auf die Antwort der Herrn vom Gerichte, Schoche habe unrecht, zornige Reden ausſtößt. (Dieſe Geſchichten vielleicht in Maße behandelt: Er iſt durch ſeine Widerſetzlichkeit ſoweit gekommen.) Durch des Amtmanns Vermittelung (durch Beſtechung) iſt die Sache niedergeſchlagen worden. Berndt hat nun ſich nach Wetzlar gewandt. Der Advokat ſchreibt nun um ſein Geld, widrigenfalls er die Sache, die jetzt gerade energiſche Schritte verlangt, aufgeben will (weil ſo nichts zu hoffen). Dieſer Advokat ſteht mit dem Amtmann im Verſtändnis. Da nun zugleich Willen vom Amtmann gewonnen iſt, ſo iſt vorauszuſehn, daß Berndt das Geld nicht zuſammenbringen wird. Auf den Fall aber, daß er es doch könnte, ſo iſt des Amtmanns Schweſterſohn, ein Reichskammergerichtsrat, geſchmiert.

So ſteht's mit Berndt, als der Herr in Walderode ankommt. Er erfährt mit Schrecken durch den Amtmann, was alles geſchehen ſei; ('s iſt gut, daß wir nicht gleich beim Berndt ausſtiegen.) Nach dieſer Darſtellung der Sache iſt natürlich Berndt an allem ſchuld; der Amtmann nur, inſoweit er den Berndt geſchont und dadurch übermütiger gemacht hat. Denn der Amtmann wählt ſeine Methode, den Herrn gänzlich gegen den Berndt einzunehmen — da er deſſen Eifer für die Gerechtigkeit kennt — ſehr kläglich. (Er habe alles getan, mehr als er durfte, umſonſt; Berndt habe ſich mit zwei Menſchen abgegeben und ſich ſelbſt ins Malheur hineingerannt. Er macht immer Schonung geltend; als wenn er ſie im Herrn gegen ſeinen Freund vorausſetze, wodurch er den noch mehr ſtachelt, der nicht parteiiſch erſcheinen ſoll.) Seine Anklage ſcheint Entſchuldigung zu ſein. Er erzählt auch — was übrigens der Herr ſchon außerhalb erfahren — daß die Wilddieberei im Schwange, Drohbriefe greulicher Art überall gefunden werden. (Wegen der Drohbriefe hat der Amtmann eine Ahnung, die ihn betrübe, will ſie aber um keinen Preis ausſprechen — tut ganz edel.) Muß nun Schoche kommen und ſich verantworten, daß ihn (nur) Berndt zur Widerſetzlichkeit angetrieben pp?

Wie der Amtmann einmal abgetreten, nimmt die Frau Berndts Partei; es kommt auch Robert. (Schlechte Behandlung Sophiens durch ihren Mann. Beſuch. Die Dame kombiniert argwöhniſch. Das darf, ſagt der Herr, ich nicht hören; es könnte einfließen. Und doch hörteſt du den Amtmann? Dieſe Kombinationen beſtimmen ihn, in des Pfarrers Sendung einzuwilligen.) Der Herr am Scheideweg; er gibt halb nach; nämlich der Paſtor ſoll an Berndt geſchickt werden, als Gnade ihm anbieten, wenn Berndt Ruhe halte. Offen kann der Herr nichts für Berndt tun. (Er denkt ſchon nicht, *wie* der Berndt ſo geworden ſein könne, ſondern hält nun Berndts voriges Tun für Maske. So wär' es wahr, daß ein wildes Tun in uns, das Jahre lang ſchlummern kann, bis es plötzlich doch ausbricht? In ſeinen Augen iſt's wirklich Gnade, was er dem Berndt gewähret, und *nur als Gnade* ſoll es ihm gewähret ſein, damit der nicht noch ein Recht zu haben glauben ſoll und daß man ſich um ihn bemühe. Er, der Herr, habe zwar die erſte Gelegenheit, gegeben, darin aber gar keine Nötigung zu ſo greulichen Dingen gelegen.)

Auch dem Amtmann nichts vorwerfen, weil der ſeine Erzählung mit dem Urtele belegt pp. Er hat keine Urſache, die Rechtſchaffenheit des Amtmanns durch Verdacht und Unterſuchung zu kränken. Robert wird bedeutet, vor der Hand keine Annäherung zu verſuchen. Man muß erſt den Erfolg von des Geiſtlichen Gang abwarten.

Dieſer Geiſtliche, ein herrlicher Greis, von Humanität durchdrungen, zugleich Arzt, wie die Dame weiß, iſt erſt ſeit Tagen in dieſer Stelle. Was er von Berndt weiß, ſpricht nicht für dieſen.

Robert will an Marien ſchreiben, um die zu ſprechen.

Der Amtmann kommt wieder mit einem Brief aus der Stadt, Inhalts: Berndts Jungen ſeien nachts in des Richters Haus gefangen worden; in ihren Taſchen habe man Drohbriefe gefunden. Auf des Amtmanns Verwendung (der den Herrn verſchätzt und dann Lob vom Herrn zu erwarten ſcheint, da er ihn doch eigentlich mild machen will,) habe man ſie mit leichter Strafe durchkommen laſſen — Pranger oder als Gaſſenbuben durch den Vogt öffentlich prügeln.

Der Herr bereut, daß er den Paſtor geſchickt. Morgen will er abreiſen. Es ſoll keinerlei Gnade und Schonung mehr gezeigt werden.

Schoche macht den Vorſchlag vielleicht ſchon I. Akt. Berndt will erſt alles verſuchen. Die Jungen gehen vielleicht.

Schoche: Nun gut. Punkt elf an der dicken Eiche. Kommt Ihr, gut; kommt Ihr nicht, ſo gibt's andere Leute.

Der Kampf, ob er ſoll, ob nicht, währt durch den ganzen dritten Akt. Zuletzt hört man ſchlagen; Berndt ſteht ſchnell auf. Marie: Was habt Ihr? Berndt: Nichts. Geh zu Bett, Mädchen. — Wie er allein, ſetzt er ein paarmal an, bis er endlich geht — vielleicht, nachdem er ſich durch das Verſprechen beruhigt, das ſolle das erſte und letzte Mal ſein. Kein Menſch ſoll' es erfahren, wenigſtens von ſeinen Kindern, um die er's mit tut. Schiebt zuletzt das Unrecht, welches er ſich nicht ableugnen kann, auf den Herrn. Kein Licht mehr.

Für ſeine Marie und ihren Kummer hat er das weichſte Herz, obwohl er ihr's verbirgt. Seine ganze Liebe und Weichheit hat ſich auf dieſe Inſel geflüchtet. Steht der Herr ihm adlig — feindlich gegenüber, ſo daß die beiden Pole der Geſellſchaft pp? Schulkameraden? Der Herr ließe ſich leicht vom Amtmann perſuadieren —

Man müßte das Unrecht des Herrn am Berndt im Anfange ſehn. Die Denunziation der Liebe pp. Davor geht die Freundſchaft gleich in Stücke. Robert wird fortgeſchickt auf Reiſen. Der Amtmann bekommt den Auftrag, die Sache zu führen. Bei ſeiner Wiederkunft ſieht er die Sache ſchlimmer geworden, als ihm lieb; will er nun ſeinem Robert zu Willen ſein, an dem er ſehr hängt? Gnade angeboten — das Zuchthaus erſt in Ausſicht? Kaution oder Gefängnis? pp.

(Alſo im erſten: Junge Saat der Zwietracht, Robert auf Reiſen geſchickt, der Herr ſelbſt will reiſen; Amtmann triumphiert, da Berndts Trotz in ſeine Karten zu paſſen verſpricht.)

So behielte nun Berndt auch V. [Aufzug] wiedergefaßt ſeine Verachtung gegen den Herrn, der ihm Geld oder Gnade? Womit willſt du mir's abkaufen, daß du mich zum Mörder gemacht an meinem Kind (zum Verletzer an der Gerechtigkeit)? Ich gehe, um die Ausgleichung mit den Menſchen zu erdulden. Gott wird anders richten. Deine Gnade will ich nicht. (Ihr dürft uns zu Verbrechern machen pp.) Iſt nun Robert bloß verwundet oder gar nicht getroffen?

Eine kleine Veranlaſſung durch den Disput, worin der Herr ihn verhöhnt wegen ſeiner hohen Pläne. Der hat garnichts von der Liebe gewußt. Der Herr iſt ſonſt nicht ſo ſchlimm; iſt aber hitzig; es reut ihn auch vielleicht, und er ſchickt den Paſtor, er will vielleicht auch Roberts Verlangen befriedigen. Wie wird nun Berndt Wilddieb?

Um die Sache durchſetzen zu können bei den Gerichten pp.

Im erſten Aufzug ſähe man den Zwiſt. Der Herr reiſte ab; des Amtmanns Triumph, der nun machen kann.

Beim Wiederkommen erführ' er nun pp.

Wenn freilich der Herr dableiben könnte und alles ſchnell ſich folgte.

Er wäre Förſter oder ſeine Jungen nur würden Wilddiebe?

Der Herr wütete gegen ihn irrend – die Gaunerbande käme mit ins Spiel; hier hetzend, dort verlockend? Aber ſeine Frau? Fiele ſie dann weg?

Oder läge nur zwiſchen I. und II. [Aufzug] ein Zeitraum?

Das Ganze und namentlich die Einſicht in ſein Unrecht müßte eigentlich ſo berechnet ſein, daß der Zuſchauer ſein Bundesgenoſſe, mit ihm geſündigt hätte, mit ihm auf ſein Recht trotzte und mit ihm durch die Einſicht in ſein Unrecht zerſchmettert würde.

Die Tat müßte Übereilung ſein.

Oder im Bauernkrieg? Der Held wär' Anführer der Bande, (in der Meinung, ihnen ſei's ums Recht)? Zuletzt käme der Herr, ein Greis, und brächte ihm ſeine totgeglaubten Kinder, die er geſchützt, käme als Wohltäter, vertrauensvoll, und der Held hätte ihm den Sohn erſchoſſen pp?

Weil III. [Aufzug] zu lang würde, vielleicht eine andere Einteilung.

Vielleicht I. und II. [Aufzug] in einen Aufzug verſchmolzen? Oder der bisherige erſte Akt ein Vorſpiel, und zwar den Grund zum Zwiſt darſtellend? Triumph des Amtmanns und ſein Plan. Robert und Marie. – Edelmann und Bürger. Berndt im Stolz. Schoches Werbung.

I. Frei und Schoche exponierten, wie ſehr des Amtmanns Plan gelungen ſei. Es käme dann wie bisher im II. [Aufzug] und ſchlöſſe mit der Wildſchützenwerbung.

II. Herr und Dame kämen an. Wildſchützen; Jäger vorher (kann der Amtmann nicht ſelbſt ſprechen (?)), Geiſtliche geſandt. Der Jäger hätte noch gar keine Details ausgekramt. — Wiederkehr der Sophie. Der Geiſtliche. Abſendung des Andres. (Oder nach dieſer Abſendung der Geiſtliche?)

III. Auf dem Schloß. Amtmanns Entlarvung.

IV. }
V. } wie bisher.

Wenn nun die Wildſchützen die einzigen Böſewichter wären? Der Amtmann blos ein herrſchaftlicher Diener?

ad V. Robert kommt zuerſt. Vorbereitung. Fürbitte.

Dann Mariens Namen pp.

Bis zum Ende des III. [Aufzugs] muß man das Beſte hoffen. Von Schoches Nachricht erſt die tragiſche Wendung. Bis dahin muß ſeine Feſtigkeit zu ſiegen ſcheinen. Geht er Ende IV. A. mit der Zuverſicht, es ſei nicht wahr? Aber man müßte das fürchten, was er tun könnte, wär' es wahr.

ad IV. Er läßt ſie ſich ausſprechen, nachdem er zu zweifeln begonnen an ihrer guten Meinung; ſie und die Zuſchauer denken, er geht drauf ein. Dann Ironie und gleich darauf ſein Donner.

In Berndt verſteckte Gefühlstiefe, die zu zeigen er ſich ſchämt und die, wenn er doch etwas davon gezeigt, durch Unwillen tiefer verſchanzt wird. Immer eine vornehme Zurückhaltung gegen andere. Iſt er gerührt, ſcheint er deſto härter, kälter und ſtrenger.

Im Vorſpiel ſeine große Ruhe und ſein Überlegenheitsgefühl. Erſt von Schoches Nachricht, vielmehr von ihrer Beſtätigung an, wird er volles Pathos. Oder erſt, wie er ſieht, er hat unrecht? Schauerliche Pauſe, in welcher der Geiſtliche die Tote prüft. Drauf hat er ſeine Ruhe wieder, dazu ſogar eine gewiſſe Demut, die aber voller Stolz iſt. Demut, daß er gefehlt; Stolz, daß er ohne Abzug dieſe Schuld bezahlen will.

ad Vorſpiel: Sagt er Schochen gleichgültig ſeine Hülſe [zu]; erſt der Widerſtand und daß er von dieſer aus Furcht laſſen ſoll, weckt ſeinen Trotz; ohne dieſen würd' er Schochen nicht mit ſeinem Wort zugeſagt haben, deſſen Werbung er mit Stolz abweiſt?

Unmittelbar vor ſeinem Zuſammenbrechen muß ſein Gefühl, er habe recht, ja ſei berufen, das Recht im Reiche wiederherzuſtellen, auf der höchſten Spitze ſtehn.

ad II. oder III. Pfarrer macht ihn auf ſeine Einſeitigkeit aufmerkſam, vermöge welcher er alles vom Rechtspunkt faßt; er ſpricht in prophetiſcher Warnung die Idee des Stückes in klaren Worten aus, die dann im V. [Aufzug] von Berndt wiederholt wird, da er ihre Wahrheit erſt einſieht, und dadurch dem Zuſchauer eingeſchärft.

Der Mord darf nicht wie unverſehens begangen werden, wiewohl in ſo ſchrecklicher Gereiztheit, worin er Rache für Recht anſehen kann; (er iſt nämlich entſchloſſen, Recht zu üben, wenn ihm auch die Leidenſchaft den richtigen Geſichtspunkt verdreht.)

Die Schuld muß von beiden Seiten ſchon im Vorſpiel liegen; alles andere natürliche Folgen desſelben.

Hat der Amtmann alles gegen Berndt getan, um ſich bei dem Herrn beizumachen? wie er nun findet, der Wind blaſe jetzt aus anderm Loche, iſt er gezwungen weiterzugehn; wie er für ſeine Dienſtfertigkeit noch ſchlimm wegkommen ſoll, wird er wütend und inſtruiert; er ſieht nun im Berndt die Schuld ſeines Nachteils. Inſtruktion.

Im Herrn und Berndt die beiden Extreme: zu leicht und zu ſchwer eine Sache nehmen, 2. zu große Lenkbarkeit, zu großer Eigenſinn; zuletzt will auch der Herr die Gerechtigkeit, die er nun in der „Unparteilichkeit“ ſieht, worin ſie wohl gelegen haben würde, wäre ſie gleich von Anfang genommen worden.

Ad I, 1. Hat wirklich Pulſer (wie im Alten) den Amtmann mitgehetzt? Berndt widerſteht allen äußern Verſuchungen (Frei pp.), um ſich ſelbſt pp.

Berndts Bürgerſtolz durch die Entdeckung der Liebſchaft gereizt; dies vielleicht exponiert von Sophien gegen Wilken, der noch nicht begreifen kann, wie das gute Vernehmen ſo gänzlich geſtört werden können. (Marie verteidigt Berndt. Sophie: Deine Augen ſtrafen deinen Mund Lügen. Marie: Sagen's meine Augen anders, ſo lügen meine Augen.) Berndt exponiert's vollends auf Wilkens und Sophiens Vorwürfe. Wilke macht aus ſeinem Bauerngeſichtspunkt ſeine Gloſſen über den Bürgerſtolz, auf welche Berndt antwortet.

Auch gegen den Paſtor kommt die Sache zur Sprache? oder das, was der Trennung folgte? Paſtor ahnt, daß der Amtmann den Riß aus Wohldienerei — er will nicht fürchten, was Schlimmerm — vergrößert. Bureaukratie. Der Paſtor ein Mann des Volkes.

Die Vorgeſchichte zu entwerfen und an die Szenen zu verteilen.

[*Hl.*]

Marie.

II, 3. 4. Das verſtändige Mädchen ſpricht umſonſt zur Mutter, ſie zu verſtändigen, daß ſie ſich Berndts Feinden hingebe; ihre Verteidigung Berndts macht nur ſchlimm ſchlimmer.

6. ihre Bemühung, Vater und Mutter zuſammenzuhalten. Aber die Leidenſchaften überſchreien des Mädchens Bemühung. Doch gelingt's ihr noch, die Sophie abzuhalten, die alles getan haben will und deshalb noch einmal mit Berndt reden will.

8. Endlich hat Marie die Mutter milder gemacht. Aber die Leidenſchaftlichkeit bricht immer wieder durch. Nur daß Marie ſieht, ſie kann nicht anders. Marie iſt des beſten Erfolges gewiß. Die Sache kommt ganz anders. Daß der Vater glauben kann, ſie nehme Briefe, das erſchüttert ſie. Sie eilt der Mutter nach, ſie zurückzuhalten, nachdem ſie alles getan, ſie zuſammenzuhalten.

11. Sie kommt wieder, da's ihr nicht gelungen. Berndt zeigt auf einen Augenblick ſeine ganze Weichheit, Liebe und Mitleid. Sie iſt außer ſich, namentlich wo er von Robert ſpricht, daß ſie nicht ſo glücklich ſein pp. Sie ſagt, ſie will fortan nur dem Vater gehören; ſie fühle, ihn liebe ſie mehr als ſonſt etwas auf der Welt. Und auch ihre innerſte Seele ſoll er mit niemand teilen. Seht Ihr, das iſt die letzte Träne pp. Berndt hat ſeine Weichheit bald bezwungen und wehrt ihre wilde Begeiſterung ab. Fort von den Menſchen; das iſt ihr umſo lieber. Sie kommt immer wieder pp. Die Geiſtigkeit ſiegt in dieſem Auftritt in ihr. Von nun an iſt ihr der Robert ein Feind.

II. 1. Zu ihrer Geiſtigkeit pp. geſellt ſich nun auch das niedliche beſorgte Hausmütterchen. Ihre Beſorgniſſe wegen der Nachtgeſchichte (wegen Mutter und Brüdern) verjagt ſie; er ſoll nur ein frohes Geſicht an mir ſehn. Ich habe die Nächte hindurch Zeit genug zum Weinen. Aber er ſieht mir's an, hab' ich geweint. Ich will auch nicht mehr weinen. (Ich will luſtig ſein.) Stellt' ich mich heiter und wär's nicht, es wäre doch Lüge. Er iſt ſo ſtark pp; was iſt's, daß ich ſeinen Namen trage? Deshalb bin ich ſein Mädchen noch nicht, (daß man mich Berndts Marie heißt.) Ich könnte anders heißen. Nein, ich will ſtark ſein wie er; nur dann bin ich wirklich ſein Mädchen. Berndt kommt. (Wenn nur die Jungen wenigſtens da wären. Die Mutter kann auch nicht wegbleiben. Dann wollt' ich gern Poſſen treiben, daß alle ihr Unglück vergäßen und ich mit.)

2. Sie geht ihn an, ihr zu ſagen, was ihm fehlt pp. Er weicht aus. Voll Begeiſterung ſagt ſie, ſie ſei ſtark. Wenn ſie ihn bloß erheitern ſollte pp., dann ſei ſie Berndts Hündchen oder Kätzchen, aber nicht Berndts Mädchen. Er will ihre Jugend nicht wie einen jungen Baum belaſten, der ſich biegen oder brechen muß, wie er zu ſich ſelbſt ſagt, kann ſeine Freude über ſie kaum bergen; faßt ſich aber und ſcherzt mit ihr; ſie liegt ihm an, bis er, Schoche kommen ſehend, ſie fortſchickt. Er hat ihr aber im Angeſicht des Geldes, das Schoche bringen muß, vom baldigen Siege ſeines Rechtes erzählt. Marie: Laßt mich mit Euch tragen, nur daß ich dann ſagen kann, ich habe mitgetragen, damit das Glück ein verdientes iſt.

4. Ihre Freude, wie ſie die Brüder bringt und ſie ermahnt, an dem Vater zu halten, worüber der trotzige Wilm ihr ein hartes Wort ſagt, „daß die Jungfer Klug den Leuten immer ſagen will, was die ſelbſt ſchon wiſſen.“ Marie: Sei nur wild; ich hab' dich ſchon lieb. Ihr Verhältnis zu den Brüdern ein liebliches. Der ſanfte Andres weiſt den Wilm zurecht; 's iſt einmal ein wilder Junge. Drei herrliche Kinder. Sie tanzt um beide herum recht mädchenhaft, bis der Alte, der

die Jungen mißt, ſie hinausſchickt. (Wilm (entrüſtet): Wer will ihn denn laſſen? Daß die Jungfer Klug den Leuten immer ſagen will, was die ſelber wiſſen.

Andres: Pfui doch, Wilm. Sei nicht bös, Marie. 's iſt einmal ein wilder Junge. Marie (nimmt den Wilm mit beiden Händen am Kopf): Sei du nur wild, du wilder Wilm; ich hab' dich doch lieb. Und wenn ich dich einmal liebhab', was willſt du denn machen, du dummer Junge?

Berndt: Marie, laß uns allein.

Marie: Vater, ſeid den Brüdern nicht bös. Sie bleiben gewiß nicht wieder aus.

Berndt: Geh nur, Plaudertaſche.

Marie (Wilm poſſierlich drohend): Na du – ich komme wieder. (Geht.) Wenn nun die Mutter noch käm'.)

Sie geben nun das Geld hin, daß der Alte nicht die Sorge allein haben ſoll und *ein grünes Kleidchen für die Marie*, ſagt Andres gar freundlich, zutraulich bittend; ſie hat ſich immer eins gewünſcht; (die Blätter fangen ſchon an zu fallen;) mir tut das Herz weh; in dem alten Fähnchen friert ſie ſo ſehr pp. *Ein paar Jungen noch die volle Unſchuld* (und die naivſte Weltunerfahrenheit.) Der PP Heinrich hat geſagt, der liebe Gott habe das Wild für die armen Leute geſchaffen.

5. Marie iſt ganz trunken vor Freude, wie nun die Mutter auch wiederkommt. Sie will zuletzt fort und Heckenröschen holen, die die Mutter ſo gern riecht.

Sophie. Hauptzüge:

Stolz auf ihre Bauernariſtokratie, Frömmigkeit, leidenſchaftliche Beſchränktheit, und beſonders: leidenſchaftliche Liebe zu ihren Kindern, und daher entſtehende Eiferſucht auf den Berndt, dem ſie mehr zugetan ſich zeigen. Ihr Stolz iſt ein Stolz auf äußere Dinge, muß daher mit dieſen brechen; dann bleibt ihr allein die Liebe ihrer Kinder über; wie ſie auch in dieſer ſich getäuſcht glauben muß, bricht ſie gänzlich zuſammen. Ihr (wie ſie meint in ihrer Beſchränktheit) völlig begründeter Unwillen gegen Berndt wird durch Zutritt dieſer Eiferſucht zum (leidenſchaftlichen) unverſteckten Haß – der ihr alles andere genommen, hat ſie auch um die Liebe der Kinder gebracht –; dieſer leidenſchaftliche Ausbruch von Schmerz und Zorn iſt die letzte Spur ihres mächtigen Weſens. Sie iſt gebrochen, ſchmiegt ſich halb furchtſam und halb agoniſch ohne Widerſtand vor Berndt. Nur die Kinder retten. Der Gedanke, daß ihre Kinder einer furchtbaren Gefahr entgegengehn, zwingt ſie ins Leben zurück. Wie Andres wiederkommt und der Herr verſöhnt zugegen, wird ſie noch einmal lebendig; verweiſt dem Berndt ſeine „Wunderlichkeit“. Der unvorhergeſehene gräßliche Ausgang tötet ſie um ſo gewiſſer.

ad II. Sophie, die im Berndt ſchon lang einen Leichtſinnigen ſah, da er ihrer Kinder Vermögen für Leute opfert, die ihn darum nur auslachen, und deshalb öftere häusliche Fehden mit ihm hatte. (Berndt ſich verantwortend: Ihr habt recht, Milderſophie, ſie waren's nicht wert. Keiner von denen, denen ich half, wenn ſie in Not waren – keiner hat auch nur Arbeit für mich.) Oder ſagt ſie das ihm: Nun, hat's Euch einer vergolten? Jetzt habt Ihr Gelegenheit pp. Berndt (ſtolz): Ich hab' keinen Dank erwartet von dem Geſindel pp.

Und nun hat er das noch Übrige dem Schoche, dem Todfeind ihres Hauſes zulieb, verprozeſſiert. Berndt: Dem Schoche zulieb? ſagt: Dem Recht zulieb. Sophie: Mit Euerm Recht pp. Berndt: Das verſteht Ihr nicht, Milderſophie. Ihr habt mich nie verſtanden. Iſt mir's um mich? Er zeigt ſein edel Gemüt. Sophie: Und was habt Ihr nun davon? Berndt: Daß ich aufrecht ſtehn kann, das hab' ich davon. Daß ich ſtolz herabſehn kann auf meine Feinde und ihr Treiben. Das können meine Feinde nicht. Daß ich pp. (ungebeugt), das hab' ich davon. Ihr Hohn auf ſeinen Bettelſtolz. Daß ſich kein Menſch mehr was aus ihm mache pp., das hab' er davon pp. Berndt: Daß ich Euch ſo reden hören kann (daß ich noch leben kann pp.), das hab' ich davon. In dieſer ganzen Szene ſeine Überlegenheit; er geht nur wie, weil er einmal die Laune dazu habe, auf dieſe Verantwortung ein; als wenn er einem Kind antworte, deshalb ſagt ſie endlich zornig: Glaubt Ihr, Ihr allein ſeid ſtolz? Berndt: Ihr ſeid's auch, ich weiß es, aber nicht auf das Rechte. Und nun laßt mich mit Euerm Ohm reden. Das ſind Dinge, die Frauen nichts angehn. Hört Ihr? (Marie (in dem Hintergrund, man ſieht, wie öfter Marie ihre Mutter abhält) zieht die Widerſtrebende mit ſich.) Sophie: Wenn ich's glauben ſoll, daß Ihr ein Herz habt für mich und die Kinder, ſo bittet meinen Ohm, daß er uns hilft. Berndt: Ich will's tun, ſo ſchwer mir's wird. Aber geht ſo lang. Sophie: Denkt, es iſt um die Kinder pp.

[Es folgt die Skizze des Dialogs zwischen Berndt und Wilken.]

Alſo weiter von Sophien:

Sophie kommt wieder herein, wie Berndt dem Wilken die Türe weiſt (Oder iſt ſie gar nicht ab, ſondern hinten mit Marien ſpinnend oder wie beſchäftigt? Berndt führt den Wilken vor.), wirft ſich dazwiſchen. Daß er ihren unverſöhnlichen Oheim, den Mann, von welchem ihre Kinder alles zu hoffen haben, um ihres Todfeindes willen – das iſt das Geſpenſt, was ſie immer ſieht – ſo beleidigt, befeſtigt ihren Entſchluß, und ſie droht mit dem Fortgehn. (Es iſt ihr Ernſt damit, zu glauben, daß der Schoche auch ſie noch forttreiben wird, wenn ſie nicht ſelber geht.) Er ſagt darauf: Ihr ſeid mir lange fremd; Euch hält niemand. Sie würde augenblicklich gehn, wär' Marie nicht. Zu Marien ſagt ſie: Soll ich warten, bis es dem Schoche gefällt, mich hinaustreiben zu laſſen? Ich gehe ſelbſt. Dazu die maſſive Drohung des Wilken, ihre Kinder und ſie zu enterben. Sie wankt heftig zwiſchen den zwei Entſchlüſſen. Mehr, um keine Urſache mehr zum Bleiben zu haben, will ſie nochmals verſuchen, den Schoche auszutreiben und den Berndt zu vermögen, ſich mit Wilken zu verſöhnen; daß man nicht ſagen könne, ſie habe [nicht] alles verſucht; worin ſie Marie beſtärkt, aber ſagt, ſie müſſ' es nur ordentlich anfangen; einem ſanften Wort widerſtehe der Vater nicht. Marie ſagt: Nur jetzt nicht; Ihr ſeid zu aufgeregt und der Vater auch. Kommt, erzählt mir von Eurer Kindheit; da werdet Ihr allemal mild. (Marie: Aber was ſoll denn dann werden? Sophie: *Weiß ich's? Bei dem Verderber meiner Kinder bleib' ich nicht.*

Nachdem Schoche fort, zieht Marie die Sophie herein. Seht Ihr, er iſt allein. Und wie war's denn nun mit Eurer Trauung? Erzählt. So, Mutter, nun ſeid Ihr, wie Ihr müßt, wenn's gelingen ſoll. Im Kommen erzählt Sophie noch. Marie: Seht Ihr, er iſt allein. Nun verſucht's. Sophie aus ihrem Erinnerungstraum geweckt, ſagt: Du ſollſt ſehen, daß alles vergebens iſt. Siehſt du, ich will alles tun; ich will tun, was kein Weib tut; ich will tun, als hätt' ich unrecht; du ſollſt ſehn, wie er iſt und daß du deiner Mutter unrecht tuſt. So muß ihre Gereiztheit ſich prophetiſch zeigen; ihr ſcheint mehr daran zu liegen, daß Marie ihr recht geben müſſe in ihrer Meinung von Berndt, als daß es gelinge. Zu dieſer Stimmung paßt das Benehmen Berndts. Sophie: Nun iſt's noch dein Vater, der recht hat? Marie: Wißt Ihr denn, was in ihm vorgeht? Sophie: Du verteidigſt ihn, wenn er mir ein Meſſer ins Herz geſtoßen hätte. Das hätt' er aus Liebe zu mir getan? Willſt du mit, Marie? Hier bleib' ich keine Stunde mehr; keine Minute, keinen Augenblick. Du willſt nicht mit? So ſuch' ich meine armen Jungen auf; die werden ihre Mutter nicht laſſen. (Das hat mir immer am meiſten weh getan, daß er euch nicht liebt; hat er je ein ſanftes Wort für euch? Marie: Er ſpricht nicht von ſeiner Liebe, damit er ſie nicht verkleinert. Sophie: Freilich; dir iſt alles vollkommen, was er tut. Marie: Jeder Hauch an ihm iſt Liebe für uns, wenn er's auch nicht ſagt; Ihr verſteht ihn nur nicht. Was ſoll er ſagen, was ſpräche wie ein einziger Blick?)

Daß ihr Anträge von Wilken und dem Amtmann gemacht ſind, die ſie mit Entrüſtung von ſich gewieſen. daß ſie kommen wird, die Kinder mit ſich zu nehmen. Daß ſie lieber den Ohm ſich zum Feind macht, als ſich ſcheiden laſſen wollen, erzählt Schoche; Berndt hat die Hoffnung, es werde wieder gut werden; ſie iſt vernünftig pp. Wie ſie aber wiederkommt, iſt ſie Berndt im Innern gänzlich fremd und ſeine Annäherung mißlingt. Er läßt die Kinder hinausgehn und ſetzt ſich dann moraliſch mit ihr auseinander, beweiſt ihr, daß ſie unrecht habe, worauf ſie nicht hört. Das kränkt ihn noch mehr. So mag jedes für ſich das Seine tragen, bis es genug hat. Andres, von Mitleid durchdrungen, will mit dem Ohm reden pp.

Sie iſt gebrochen.

Daß ſie die Kinder nicht aus den Klauen ihres Verderbers retten kann, daß dieſe ihren Vater ſo ſehr und ſie ſo wenig lieben, daß ſie es ihr zum Vorwurf machen, daß ſie (Sophie) ihren Vater verlaſſen und nun auch ſie (die Kinder) ihm abwendig machen wolle, darüber bricht ihr Mutterherz. Böſe Ahnung dazu – ihre Vorfahren haben das zweite Geſicht vor ihrem Tod bekommen; ihre Ahnungen ſind ihr das zweite Geſicht, welches ihr – natürlich genug – ein Unglück vorherſagt, das die Kinder treffen wird. Zugleich ſchließt ſie davon auf ihren baldigen Tod. Mit ihrem Äußern geht die gleiche Veränderung vor; ſie hat das hypokratiſche Anſehn, ihre Stimme wird hohl und pfeifend; ſie oszilliert zwiſchen Neigung zum Einſchlafen – welches, wie ſie fühlt, der Tod wird – und erhöhter Angſt um ihre Kinder, alſo zwiſchen ſtarrer Agonie und krampfhafter hektiſcher Unruhe. Schon Andres, dann Marie bereden ihr Ausſehn; zuletzt [im] V. [Akt] noch Wilm; wie Andres kommt (V, 7), da flackert das Leben noch einmal auf in Freude, Hoffnung; da alles ſich ſo gut anläßt, ſcheint man nichts mehr zu fürchten zu brauchen; in einer Art gutlaunigen Vorwurfs ſpricht ſie von Berndts „Wunderlichkeit“; Ihr ſeht doch, daß alles wieder gut wird. Umſo ſicherer und gewaltiger trifft der letzte Schlag.

ad V, 3. Sie hat (im Geſpräch mit Berndt) mitunter einen Seherblick, der gleich wieder umnebelt in Agonie zurückſinkt. Was iſt das an Eurer Hand? Dann phantaſiert ſie, Märchen erzählend, von ihren Träumen. Dazwiſchen ſchrickt ſie auf zur Angſt um die noch nicht wiedergekehrte Marie, nach deren Türe ſie ängſtlich ſieht. Leuchtet hinter ſeinem Rücken, der ſich da mit Macht faßt und ſeinen Wahnſinn ausbildet, in die Kammer; zuckt die Achſeln, ringt die Hände und ſinkt wieder in ihren Stuhl hinters Spinnrad. Lämpchen dazu und Wind, der's verlöſcht, wie ſie V, 1 aus dem Fenſter leuchtet.

Berndt.

Eine mächtige, aber zuſammengefaßte, ſich ſelbſt beherrſchende Natur; ein ſittlicher Menſch, über den die Rachſucht erſt dann Gewalt erhält, als ſie ſich als Rechtsgefühl maskiert. Feſtigkeit bis zum eiſenköpfigen Eigenſinn. Die Gewohnheit, ſeine mächtige ausgreifende Natur zu beherrſchen und ſeine ſtarken innigen Gefühle zuſammenzuhalten, gibt ihm das Vornehme; die Ruhe, die er immer anſtrebt („ruhig, ruhig; nur Ruhe“, ein Mittel, welches er mechaniſch ſelbſt in der größten Aufregung vor ſich hinſagt und ſich dann auch einbildet, die Ruhe des ſchrecklichen Entſchluſſes ſei die rechte, die er immer erſtrebt) gibt ihm das Plaſtiſche, Große; das Bewußtſein ſeiner Gewalt über ſich ſelbſt und deshalb über andere (des Imponierenden) gibt ihm ein Selbſtgefühl und eine Überlegenheit, die zuletzt in Wahnſinn übergeht. Stark, nur durch ſeine Energie zurückgedrängt, durch ſeine ſtolze Haltung verſteckt, ſind ſeine Gefühle und darunter beſonders ſein **Vaterherz**. Er liebt die Kinder ebenſoſehr wie die Sophie; aber ſie ſind, wie anderwärts die Urſache der Vereinigung, hier die Urſache der Trennung. Ihre Mutterliebe iſt leidenſchaftlich und deshalb eiferſüchtig; ſeine Vaterliebe iſt eine geiſtigere. Was ſie an ſeiner Handelsweiſe für Abſicht, die Kinder zu verderben, anſieht, das iſt in ihm Abſicht für ihr Wohl. Aber ſie hat eben das äußere Glück, er das innere der Kinder im Sinne. Er will, ſie ſollen ſich ihres

Vaters nicht zu ſchämen, ſondern zu rühmen haben; er will ihnen die Erinnerung an den Vater rein gewaſchen vererben. Wie ſie den Kindern immer voll eiferſüchtigem Vorwurf, ihrem (rückſichtslos-leidenſchaftlichem) Charakter gemäß, ihre Liebe vorhält, ſo verbirgt er, ſeinem Charakter gemäß, der alles aus Grundſätzen tut, die ſeine den Kindern. Sie dürfen nicht wiſſen, wie man ſie liebt: man darf ſie nicht mit gezeigter Liebe verhätſcheln, ſie nicht daran gewöhnen, ſonſt faßt das Leben die Verzärtelten zu hart an pp. Hinter all ſeiner Mäßigung muß man das Mitleid mit ſeinen Kindern, ſogar mit ſeiner Frau, die er geiſtig überſieht, die ihn nicht verſteht und der er ſich nicht verſtändlich machen kann, weil ihr Weſen dem ſeinen gerad entgegen, tiefwirkend ſehn und mächtig wie all ſeine Gefühle. (Aber auch ſeinen Kindern ſteht er mit Autorität gegenüber.) Das Rechtsgefühl im kleinen Wilm ſieht er mit Freude, obgleich er's in die richtige Mitte zu bringen ſucht; den verſtändigen Andres ſieht er mit Freude, dem die Mäßigung geſchenkt iſt, die er ſelbſt (und Wilm einſt) erkämpfen mußte. (Seinen Schmerz über das Kinderattentat ſpricht er gegen den Geiſtlichen aus; das iſt die Tat von Schwächlingen.) Aber ſein alles iſt ſein Mädchen; ſein Gefühl gegen (ihre Begeiſterung) ſie, kleidet er in ſcherzhaftes Abwehren. Biſt du heiß; das taugt nicht; du mußt ruhiger werden, Kind; du lebſt zu ſchnell. (Wer ſo ſchnell lebt, der lebt nicht lang.) Auf ſie iſt er ſtolz, er achtet ſie und gibt auf ihre Meinung, obgleich er's nicht merken läßt. Aber er will den Schmerz der Trennung von ihr um ihretwillen tragen.

Sophie verſteht ihn auch hierin nicht. Er liebt euch nicht; hat er je ein ſanftes Wort für euch? Marie: Nein, Mutter, er liebt uns; Ihr verſteht ihn nur nicht.

Es iſt Rechthaberei (Eigenſinn. Oder doch Gewiſſenhaftigkeit?) von ihm, wenn er das Recht möglichſt ehrt, um nur vor ſeinen Gegnern dies vorauszuhaben, um nur Grund zu haben, über anderer Rechtsverletzung ſich zu erzürnen und ſo ſeine Rachſucht – ihm ſelbſt unwiſſend – mit dem Rechtsmantel und -waffen umzutun.

Schoche: Ich kenn' Euch und Euern Hochmut; Ihr wollt was voraushaben. (Ihr wollt nur die Summe vergrößern, die ſie Euch ſchuldig ſind.) Wenn er auftritt, iſt er ſchon angekündigt. (Lachend.) Der Berndt bettelt – daß nicht die Kinder zuſammenliefen, die Merkwürdigkeit zu ſehn!

Amtmann, kein Iffland'ſcher. Keiner, der das Böſe als Handwerk treibt. Dadurch, daß er in ſeiner Dienſtbefliſſenheit gleich einen Grund ausdenkt, der den Herrn in den Beſitz bringen ſoll – er zweifelt nämlich nicht daran, daß die Sache nun durchgehn werde; ein Unrecht ſcheint auch nicht drin zu liegen, da der Schoche noch obenein mehr bekommen ſoll als die Hütte wert. Wie nun aber der Berndt abredet, der Herr heftig wird und dadurch den Berndt im Widerſtand beſtärkt, die Sache zum Streit kommt, muß er, um nicht als Lügner dazuſtehn, alles anwenden, daß der Herr recht behält. Zu demſelben Zweck darf er keine Wiederannäherung der beiden geſtatten. Der Widerſpruch mit ſich ſelbſt, in welchen er dadurch gekommen, die Unruhe, die Schlechtigkeiten, zu denen er gezwungen worden durch die Notwendigkeit, ſich aufrecht zu erhalten, das alles rechnet er dem Berndt an; in ſeinen Augen iſt er der Leidende und der Berndt ſein Verderber, an welchem ſich zu rächen ihm zuletzt kein Mittel zu ſchlimm. Den Edelmann zu betriegen, ſcheint ihm nun bloße Notwehr; der ſelbſt hat ihn in die Notwendigkeit verſetzt. – (Ein Repräſentant der Bureaukratie.) Er iſt ein ſtolzer, heftiger Mann, aber fein, wo es ſein muß. Nach oben mild, gewiſſenhaft ohne Übertreibung, treu anhänglich (Der Edelmann ſoll ihm die Schwäche zugut halten.); lacht ſelbſt mit über ſein hypochondriſch-ängſtlich-gewiſſenhaftes Weſen; nach unten iſt er ſchroff und unverſtellt; den **Pulſer** hält er für ein Nichts, das das Schlimme, was einträglich, tue und eben in der Erbärmlichkeit, ſich ſelbſt nur als eine Maſchine anzuſehn, darüber vollkommene Beruhigung finde und denen, die ihn benutzen, dieſe zugleich gebe. Dazu iſt Pulſer äußerſt religiös. Und, wie ſein Herr nach oben vorgehend, nach unten Tyrann und barſch.

Der **Jäger** dagegen ein bornierter, heftiger, alter Mann, eine fanatiſche Bedientenſeele.

Frei lächelt ſich ſelber Bewunderung zu. Er iſt etwas Salbader unter den Seinen. Ein pfiffiger Bauer mit viel natürlicher Neigung und Talent zur Intrigue. Er hat ſeinen Wahnſinn auch wie die andern: Die Umkehrung der Sozietät, will die Welt umwenden wie 'nen Pelzhandſchuh, daß das Haarige herauskommt. **Schoche** ein Schabernacker, eine Art Eulenſpiegel; dabei mitunter faſt gutmütig. **Weiler** eine ängſtliche Seele, die kein Böſewicht wäre, wenn ſein Geiz nicht größer als ſeine Furcht; voll trivialer Reden: ich denke, man muß ſich ſeiner Haut wehren. **Lindenſchmidt** ein gewalttätiger Kerl.

Der Herr hat ſelbſt aus Hitze den Berndt beleidigt; der Amtmann hat weiter nichts getan, als als treuer Diener dem Herrn auf alle Weiſe zum Rechtbehalten verholfen und die Gelegenheit benutzt, ſich an die Stelle des Berndt zu bringen. Daß an der Ausſöhnung des Berndt ihm nichts gelegen ſein konnte pp. Erſtlich iſt er Berndts Feind; dann will er deſſen Frau heiraten, was nur geſchehen kann, wenn der Berndt gänzlich nieder. Er prüft und findet, daß er ſeine Rolle immer ſo gut geſpielt, daß ſein Einfluß ein unmerklicher, wenn er den Herrn **abredend überredet**.

Wegen zu großer Breite des Details werden die übrigen Rollen mehr ſkizziert, nur Berndt, Sophie, Marie, die Jungen, der Paſtor, der Oberſtleutnant und Schoche werden ausgeführt und unter dieſen wiederum beſonders Berndt, Sophie, Marie, Robert und Schoche, weil er die Szenen mit dem Berndt hat.

Das Theatraliſche.

Zuſammenfaſſen der Wirkung; ſogenannte ſtarke Stellen; Lakonismen, Drucker, Gruppierungen, Crescendos, theatraliſche Effekte, Abgänge, Wiederkommen. Das Sichzuſammenfaſſen des Berndt auch mimiſch dargeſtellt.

Bei der erſten Bearbeitung die Fäden geſponnen; dann die einzelnen Szenen nochmals nach der dramatiſchen Wirkung bearbeitet, die Momente derſelben in die effektvollſte Ordnung gebracht, Licht und Schatten gegeneinandergeſtellt, die Näte vertuſcht, Charakterzüge und ſtarke Stellen herausgehoben; die Hindeutungen und Vorbereitungen eingefügt. Ort und Perſonen ungezwungen genannt.

Zuerſt noch in der Szenerie die pſychologiſchen und pathologiſchen Züge und Charakterlinien angemerkt; und alles eingetragen, was jede Szene bringen ſoll.

Die Berndtſzenen erſt in *einer* Folge ausgearbeitet. Sodann die Szenen Sophiens (ohne Berndt). Zuletzt die Szenen der Nebenfiguren, welche mehr nur ſkizziert werden.

Den Nebenfiguren liegen folgende Ideen zu Grunde:

Dem Oberſtleutnant der Kontraſt ſeiner Bedürftigkeit und Aufflackern nach verſchiedenen Seiten zu Berndts Zuſammengefaßtheit und Selbſtändigkeit. Auch Schwäche des beſten Charakters kann Verbrechen werden, wie bei Berndt die Stärke zum Eigenſinn und Verbrechen, der Stolz zum Hochmut, der Rechtsſinn zur Nachſucht.

Schoche iſt die Gemeinheit, die ſich wütend abarbeitet, das Große und Schöne zu ſich herunterzuziehn. Seine Fahrigkeit gegen die plaſtiſche Ruhe Berndts.

Frei die feige Pfiffigkeit, die alles berechnet und am falſchen Anſatz, der falſchen Taxation des Menſchenwerts ſcheitert, welche ſie von ſich abgenommen hat.

Amtmann die Bedientennatur, die um der Laune des Gebieters entgegenzukommen, das Recht verletzt, aus Notwehr die Schlechtigkeit fortſpinnen muß, ohne etwas weiteres davon zu haben als ſtete Unruhe und Angſt, und die durch eben das zur Strafe kommt, dem ſie zu eifrig war zu dienen, der Beſtimmbarkeit des Herrn.

Pulſer ein Menſch, der, wenn er auch dem Guten hilft, dies nur aus Schlechtigkeit tut.

Der Paſtor eine Art Chorus des Stückes, vermittelnd und zum Guten wendend und die Idee des Ganzen als Warnung ausſprechend und das Ideal eines Geiſtlichen, noch zuletzt verſöhnend.

Förſter eine echte Bedientenſeele mit allem Fanatismus eines bornierten Kopfes.

Berndt, plaſtiſche Ruhe; wenig, aber große Bewegungen, eine gewiſſe vornehme Zurückhaltung der äußern Zeichen innerer Bewegung.

Oberſtleutnant lebhaft und heftig in Geberden wie in Affekten.

Schoche iſt fahrig, gemein in Gang und Geberden, ſieht nicht geradaus; wenn er auftritt, drückt er ſich an den Kuliſſen hin, kann nicht lang auf einer Stelle ruhig ſtehn, immer wackelnd pp.

Die übrigen Wildſchützen mehr blos ſkizziert.

Berndt handelt mehr, als er ſpricht; ſeine Entſchlüſſe ſind allemal die Tat ſelbſt; id est er klügelt wenig; eine kleine Pauſe und dann Befehl (oder wie der Entſchluß ſich gibt). Den Hörer muß die Energie des Berndt von ſeinen eignen Pro's und Contra's befrein und ihn mit fortreißen; aber ſeine Entſchlüſſe müſſen alle konſequent aus ſeinem Wahnſinn, die Gerechtigkeit herzuſtellen, entſpringen. Seine tragiſche Sünde iſt, daß er ſich der Menſchheit überhebt, und die Vorſehung macht ſein Streben zu ſeiner Strafe; er muß die Schwäche des Menſchlichen an ſich erfahren. NB. Sein mächtiges Anſichhalten hat man erſt noch ſehen können.

Der alte (?) Förſter verliert zum Lohn für ſein dem Herrn falſch dargeſtelltes Wirken für den Herrn (er iſt vielleicht einem Komplott im Wege) ſeinen Dienſt. Er — in ſeinem Briefe ſteht, er dürfe ohne Vergehen nicht abgeſetzt werden — will nicht Platz machen; ein neuer Förſter iſt ernannt und jener, der ſein Amt noch mit Gewalt beſorgt, als Wildſchütz erklärt. Die Behörden nehmen ſeine Beſchwerde nicht an. Drohungen des neuen Förſters, der ſich zeigen will. Der Mann hat ſich an ſein Amt, in welchem er geboren, gewöhnt. Er ſoll gute Worte geben; geht nach großer Überwindung; da dem Herrn die Liebe der Jungen verraten iſt, ſo wird die Sache animos und endigt mit Zank. Nun die Ausweiſung; er findet ſeine Kinder exmittiert. Nun wird der Herr den wahren Verlauf der Sache inne, will ſich aber nicht blosgeben; der Paſtor muß Gnade anbieten. Die weiſt jener ab. Der Geiſtliche bewegt den Herrn. Dazwiſchen kommt die Nachricht von Andres' Tod. Die Tat pp. Der Herr könnte, da eine Reiſe ihn nicht weit vorbeiführt, bei der Gelegenheit pp.

NB. Er will immer raſch handeln, nimmt's aber jederzeit zurück, weil er das Recht auf ſeiner Seite behalten will. Man muß ſehen, daß ſein Charakter zur raſchen Tat drängt, aber ſeine Geſinnung umſo mächtiger daſtehn; daß ihn keine Spur von Ängſtlichkeit zurückhält von entſchiedener Tat, ſondern nur eben ſein Selbſtgefühl, vermöge deſſen er über ſeinem Feinde ſtehen muß. Wenn er nach der Abweiſung nun handelt, ſo bleibt er deshalb immer in ſeinem Charakter.

Berndt wäre die neue Zeit, Wilken die alte; Sturmlauf und harte Ausdauer. Sophie zur alten, ihre Kinder mit ihrem Vater; die Spitzbuben zur neuen Zeit im ſchlimmen Sinn; der Herr zur alten pp.

Stellt der Paſtor das Chriſtentum vor? Die Liebe, mit und in welcher die Gerechtigkeit erſt göttlich wird? Deshalb muß Berndts Weigerung dem Paſtor gegenüber dergeſtalt gefaßt ſein, daß in ihr das Prinzip des Rechts einſeitig das Prinzip der Liebe ausſchließt. So hat alſo das Stück wie eine griechiſche Mythe noch einen zweiten allgemeinen Sinn neben dem äußern. Es verſteht ſich von ſelber, daß das äußere Stück in Charakteren, Motiven, Situationen ſo individuell werden muß als nur irgend möglich. Die innere Fabel muß im Bau liegen. Bei der Ausführung darf gar nicht mehr an ſie gedacht werden.

Der Zufall darf nur als Geſchick, die Ironie pp. Das ganze Übrige muß feſt ineinander gefügt ſein.

Intereſſen – Ehe – Erzählung der Sophie; Familie.

Die Ungerechtigkeit, die Berndt gegen ſich ausüben ſieht, macht den ſtarren Mann nur feſter an der Idee der Gerechtigkeit hangen. Er läßt ſeine Hausgenoſſen ſelber ſich richten. Er vernimmt, reſümiert, und der Beklagte muß dann ſelber ſein Urteil ſprechen. In allem dieſem ſehen die andern Wahnſinn. Mit dem iſt's nicht richtig. Ich weiß, was ſie von mir ſagen; was ſie von jedem ſagen, der nicht in der allgemeinen Erbärmlichkeit untergehen will, (dem noch etwas heilig iſt.) Er iſt nicht richtig. Ganz recht; denn das Erbärmliche iſt dieſem Geſchlecht das Richtige. Jeder iſt ſich das Maß für die andern. Übrigens iſt er borniert, wie die übrigen auch.

Der Edelmann würde, den Prozeß verlierend, ſehr viel verlieren (in der Meinung? was da für ein Motiv zu erſinnen?). Er will dem Berndt zukommen laſſen, was der, den Prozeß gewinnend, erhalten würde; er will nur pro forma den Prozeß nicht verloren haben.

[*Hm.*]

Erſter Aufzug.

Schenkſtube.

1. Weiler. Frei. Lindenſchmidt. 2. Schoche. Vorige.

Pittoreskes Nachtbild. Indem der Vorhang aufgeht, öffnet Weiler die Türe vorſichtig. Parole oder Namen von draußen genannt. Hereintreten der Fuchs Frei und der verwogene Lindenſchmidt. Weiler ängſtlich wegen der Drohungen des Förſters. Da der Herr ſelbſt wieder einmal da iſt, will er nicht ruhn, bis die alten Geſetze wegen der Wilddieberei wieder gelten. Dabei verriegelt Weiler ängſtlich pp., horcht manchmal. Lindenſchmidt: Der Herr iſt hier? Denk', er will lebenslang nicht wieder nach Walderode. Weiler: Seine Schwägerin hat ihn herbeſtellt; heut abends ſpät iſt er gekommen. Frei: Und morgen abends oder übermorgen frühſtens iſt er wieder auf dem Weg. Weiler: Seit zwei Jahren der erſte, iſt das 'n flüchtiger Beſuch. Ihr wißt ja immer alles, Frei; iſt's wahr, daß ihm kein Menſch vom Berndt reden darf, daß von ſeinen Leuten, wenn einer nur den Namen Berndt gegen ihn ausſpricht, gleich aus dem Dienſte muß? Und ſoll ſonſt nicht haben leben können ohne den Berndt. Frei: Wie lang ſeid Ihr nun hier? Weiler: Auf Martinstag zwei Jahr'. Frei: Da wißt Ihr freilich nichts davon. Wenn der Herr auf die Jagd ging, da kam er allemal zwiſchen der Kirchlinde herum an das alte Brauhaus und klopfte ans Fenſter. Dann brauſten erſt des Berndt zwei große Hunde heraus, ein Paar Rieſen wie er ſelber; dann kam er, ſeine Flinte mit dem breiten weißen Band – ſeh's noch, als wär's heut – mit dem weißen Band über der Schulter; und wer ſie gehn ſah, dachte, der Berndt iſt der Herr. Dann wurd' ihm auch das alte Brauhaus zu eng, baute da einen Palaſt und ſteckte ſein Geld hinein und pp. Und ſo waren die Weiber. Die Leutenantin war auch aus bürgerlichem Blut, und der Herr hatte ſeinen Adel ganz vergeſſen; der kleine Junker und Berndts Marie liefen miteinander; 's war ſo gut, als wär' der Paſtor ſchon beſtellt. Weiler: Möcht' ich die Berndtin geſehen haben! Iſt die noch heut ſtolz und reſolut! Lindenſchmidt: Die ganze Sippſchaft iſt ſo hochmütig, die Jungen wie die Alten. Weiler: Mich dauert nur die Marie; 's iſt ein Kernmädel, ſo verſtändig; ich glaub', wenn die nicht wär', die wären längſt auseinander. (Lindenſchmidt: Das iſt der alte Berndt im Balg.) Die Frau ſoll ſchon 'n paarmal dran geweſen ſein, davonzulaufen. Hat ſich zu laufen, wenn man nicht weiß wohin. Frei: Hm, wenn die davonläuft, ſo weiß ſie wohin und warum. Ihr Mutterbruder, der reiche Wilken, hat ihr tauſendmal geſagt: Läßt du von deinem Mann, ſo erbſt du mich; läßt du nicht von ihm, ich finde ſchon einen Erben. Aber du biſt's nicht und deine Kinder auch nicht; (und das wird noch einmal ziehn; ihre Kinder – damit kann ſie einer in die Hölle locken.) Weiler: Und zum Fortlaufen hat ſie wohl den Berndt zu lieb? Frei: Den hat ſie nie liebgehabt. Nach dem Amtmann ſtand ihr der Sinn. Weiler: Das glaub' ich, das Vornehme, aber der – Frei: Er gab ſich auch alle Mühe. Ihr Vater, der alte Milder, war nicht arm, und der Wilken, ihr Mutterbruder, hat keinen Verwandten mehr auf der Welt als ſie. Aber der Milder, ſo ſtolz der Mann war, hatte an dem armen Berndt ſeinen Narren gefreſſen. Der Amtmann bekam einen Korb, und die Sophie mußte den Berndt nehmen. Daher kommt's auch, daß der Amtmann den Berndt nicht leiden kann, und daher wieder Berndts ganzes Unglück.

NB. Hier wird von den Nebenumſtänden nichts exponiert, bloß, daß der Berndt mit dem Herrn ſo gut war und jetzt ſeinen Namen nicht mehr nennen will.

1. Expoſition, daß ſie Wildſchützen ſind, von der Bande, daß Frei was Großes damit im Sinn hat und nur auf den rechten Mann wartet, um zu beginnen. Der Edelmann da.

2. Rede kommt auf Berndt.

Die erſten Reden abgebrochen.

Es iſt erſt noch dunkel. Frei: Soll man ſich die Naſe einſtoßen bei euch? (Geduld – 's wird gleich.) Lindenſchmidt flucht läſterlich. Weiler (bekreuzt ſich): Alle guten Geiſter; wenn ich's nicht wüßte, daß Ihr's ſeid, ich erkennt' Euch am Fluchen. Lindenſchmidt!! Es braucht keiner den Segen nötiger als ein armer ehrlicher Wilddieb. Lindenſchmidt: Dafür ſeid Ihr. Ich halt' nur Eurer Frömmigkeit das Gleichgewicht. Weiler: Still!! (hat indeß eine Lampe oder eine Schleiße angebrannt.) So, nun kann man einander auch erkennen. Lindenſchmidt: Ich brauch' keine Schleiße dazu, um zu wiſſen, was Ihr für ein Haſe ſeid. Ein Haſe iſt noch ein reſpektabler Kerl gegen Euch pp. Weiler: Da der Herr einmal ſelber da pp. Frei: Deſto beſſer, ſo bekommen wir mehr Zuwachs. Was? merkt Ihr? Die Gewalt wirbt für uns. Heut hab' ich wieder zwei Jungens gefangen. Der eine machte noch 'ne Schwierigkeit, der andere war ſchon unſer. Weiler: Ihr auch! Wollt ſo klug ſein und – die Leute ſehn uns ſchon drauf an. Heut ſprachen ſie von dem Einbruch beim Wildmüller. Einer ſagte: Wenn ſie mich fragten, ſollten ſie's ſchon erfahren, aber hingehen tu' ich nicht. Fuhr mir doch in den Magen, daß ich den Atem verlor. Mit Euerm Werben! Je mehr's ſind, deſto leichter ein Verräter darunter. Frei: Denkt Ihr, dem Frei iſt's um ein paar Riemen Speck, einer alten Hexe aus der Rauchkammer geholt? Oho! Der denkt weiter. Ihr aber habt keinen Sinn für was Großes; Ihr ſeid gemeines Pack. Lindenſchmidt: Ihr tut ja einmal ſo grand wie der Berndt. Leſt Ihr auch Bücher und predigt den Leuten von den alten Deutſchen vor? Frei: Hm; und was wär's denn nun? Man kann ein Narr und doch zugleich ein verflucht geſcheiter Kerl ſein. Und was irgendein Geſcheiter in der Welt Großes zuwegegebracht hat, das haben wir ſeiner Narrheit zu danken. Verſteht Ihr? Einem armen Teufel ſein Wenigs abnehmen – pfui. Hier ſitz' ich; wieviel wiſſen, wie ich heiße? Aber ich ſag' Euch, die Welt ſoll meinen Namen nennen pp. Aber noch iſt's nicht Zeit, davon zu reden. Der Mann, den ich brauche, iſt noch nicht zu haben. Ich ſag' Euch, die Menſchheit muß umgewendet werden wie ein Handſchuh; die Welt muß auf den Kopf geſtellt werden; was bis jetzt unten war, muß oben ſein, was oben war, unten pp. Weiler: Seid Ihr bei Sinnen? Frei: Die Gedanken dazu will ich hergeben; aber es braucht einen, der die Menſchen durch ſein Tun mit ſich fortreißt, die meiſten haben kein eigen Tun; wo ſie eine Gewißheit ſehn, da lehnen ſie ſich an. Auf ihre eigene Hand ſind ſie zu klug, aber ein Tollkopf voran, und ſie machen alle mit. Wenn's gelingt, dann will's jeder angefangen haben, mißlingt's, ſo können ſie's auf jenen ſchieben. Es gibt ſolche Menſchen, die mit ihrer Gewißheit, mit ihrem Selbſtvertraun Tauſende anſtecken, die keins haben. So einen brauch' ich, und ſo einen hab' ich, aber er iſt noch nicht fertig. Wir reden noch mehr davon – (Klopfen außen.) Weiler erſchrickt. Das iſt der Förſter! Frei: Seid vernünftig. Lindenſchmidt (aufſtehend): Iſt er's, ſo iſt er's zum längſten geweſen. Weiler: Was wollt Ihr tun, Lindenſchmidt? Lindenſchmidt: Gott's Mord (nimmt die Flinte auf). Weiler: Wie Ihr wild ſeid! Lindenſchmidt: Fort, Haſe! Frei: Seid vernünftig. Schämt Euch. Weiler: Ihr ſeid erſchrocken wie ich.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

(Schoche draußen: Wollt Ihr aufmachen! Joſt!) Frei: Der Förſter? Dummes Zeug, das iſt der Schoche. Weiler: Um Gottes willen ſeid ſtill. Frei: Das iſt ſeine Art. Der Kerl iſt wie ein Gaſſenjunge. Macht auf, Joſt! Der Kerl kommt mir gerad recht. Hört ihr ihn nicht kickern? Weiler öffnet. Schoche tritt lachend herein. Schoche: Hört, Euer Fenſterladen, der zweite von rechts, hat einen Riß; das Licht ſieht man auf hundert Schritt. (Weiler ſtopft.) Frei: Was ſchadet's. Wir ſind einmal umſtellt; ſie ſollen unſer Leben teuer kaufen. Habt Ihr ſie nicht geſehn? Schoche (erſchrocken): Wen? Frei: Na, fallt nicht um vor Schrecken. Niemand. Nur eine kleine Vergeltung. Schoche: Hol' Euch der Teufel damit! Ihr wart heut beim Amtmann, Schoche? Habt Ihr Euern Prozeß gewonnen? Schoche: Hol' der Teufel den Berndt! Hat mich hineingeritten da. Frei: Ich denke, der Berndt iſt Euer Advokat und hat ſich Eurer Sache angenommen? Schoche: Was braucht' er das — Frei: Wart doch erſt ganz untertänig und wußtet nicht, wie Ihr ihm den Hof machen ſolltet. Schoche: Weil ich ein Dummkopf war. Der Amtmann hat mir's auseinandergeſetzt. Der Herr iſt hier; wenn er mich nur fragt! Der Berndt hat mich verführt, ſchändlich verführt. — So iſt er doch für Euch unglücklich worden. Schoche: Warum war er ſo dumm. (Und was hab' ich davon?) Aber ſeiner Frauen Vater war mein Todfeind, und ich kann das Stolzieren nicht leiden. Lindenſchmidt: Ja, Ihr könnt's ihm nicht verzeihen, daß er kein Lump iſt wie Ihr. Schoche: Oho; ich bin noch nicht im Zuchthaus ein Bruder geweſen. Ob's möglich iſt! Lindenſchmidt: Man ſieht, Ihr ſeid nicht lang hier. NB. An Schoches Handlungsweiſe vielleicht nur das Stolzieren ſchuld; der Grimm, daß ihm jener imponiert; er will ihn ſo ſchlecht haben wie ſich, um ihm imponieren zu können. Werbung kann vielleicht erſt im Dialog III 3, wo ſie in Kampf kommen, erwähnt werden. Außerdem Schabernackerei.

[*Hn.*]

Erſter Aufzug.

1. Weiler. Frei. Lindenſchmidt.

Schenke. Exponiert:

Daß ſie Wildſchützen ſind und zu der Bande gehören, die ſchon einigemal eingebrochen. Weiler iſt ängſtlich; der Förſter wolle alles dran ſetzen, die alten Wildgeſetze wieder auf den Strumpf zu bringen. Er wolle den Herrn nicht fortlaſſen, bis — Lindenſchmid: Da müßt' er erſt da ſein, und der Edelmann geht nicht mehr nach Walderode, wenigſtens ſolang der Berndt lebt. Darf nicht einmal des Berndt Name vor ihm genannt werden. Wenn einer von ſeinen Leuten vom Berndt ſpricht, iſt er auch außer Dienſt. Weiler: Er iſt aber da, der Herr. Ich hab' ihn doch ſelbſt kommen ſehn. Aber ſagt nur einmal, der Herr ſoll mit dem Berndt geweſen ſein wie ein Bruder, und ihre Weiber wie Schweſtern, der

Junker und die Marie wie Brautleute. – Frei: Wie lang ſeid Ihr hier? Weiler: 1½ Jahr. Frei: Wärt Ihr ein Jahr länger hier, ſo [bricht ab]

1. Daß ſie Wildſchützen ſind und zu der Bande gehören, die pp.

2. Daß der Jäger beim Herrn durchſetzen will pp.

3. Daß der Herr nie wieder nach Walderode wolle und man Berndts Namen nicht vor ihm ausſprechen dürfe; (daß die Schwägerin und der Junker vergebens ihn herlocken.)

4. Wie der Herr und Berndt ſo intim geweſen.

5. Wie ſie über Schoches Hütte zu Feinden wurden. (Nur in Bauſch und Bogen, daß über dem Schoche der Zwiſt begann.)

6. Wie der Amtmann die Gelegenheit benutzt, den Riß unheilbar zu machen, (und alle Leute des Herrn beſtochen hat. Amtmann hat dem Berndt wohl Vergleiche angetragen, aber wie?)

Attentat. Daß Berndt auf den Herrn geſchoſſen habe. Frei: Hm. Weiler: Ihr tut, als wüßtet Ihr –

7. Frei läßt ahnen, daß er wiſſe, wie's damit beſchaffen. (Erzählt vielleicht die Geſchichte vom Attentat, daß er mit dem Amtmann Bartel. Oder an des Attentats Stelle etwas anderes?)

8. Warum Frei ſein Wiſſen pp. nicht dem Berndt mitgeteilt. (Lindenſchmidt witzelt über Freis Allwiſſenheit. Prophezeiung wegen der Jungen.)

9. Freis Darlegung ſeines Plans. Überall Unzufriedenheit. Berndt müßte gewonnen werden, der Mann dazu.

10. Lindenſchmidts Eiferſucht.

11. Drohbriefe, die man auf Berndt beziehen muß.

12. Schoche als Werkzeug.

2. Schoche. Vorige.

(Schoches Kommen exponiert ſchon ſeine Vexierluſt. Er klopft ſtark an und will ſich dann zu Tod lachen über den Schrecken.)

1. Expoſition der häuslichen Zuſtände bei Berndts.

2. Schoches Charakter.

3. Berndt geſchildert. Alte Deutſche, Bücher, Recht.

4. Wie's komme, daß Schoche bei Berndt gelte.

5. Berndt gehe jetzt um Arbeit, die er vorausbezahlt will. Wie er ſich zum Betteln anläßt, von Schoche humoriſtiſch erzählt. (Nicht um ſeine Familie, ums Recht?) Bierbrauer, Hopfen und Malz.

6. Die Berndtin. Charakter. Schoches alter Haß.

7. Wilken gegen Berndt. Aufgeſagtes Kapital hat den Berndt vollends heruntergebracht. Will die Berndtin geſchieden haben, ſonſt Enterbung der Kinder.

8. Schochens Schabernack, den er der Berndtin vorbereitet. Denunziation des Beſuchs beim Amtmann. Daß der Junker an Marie ein Briefchen geſchickt,

das erzählt Frei; daß er es an Baſtians Mädchen gegeben, um es mit frühſtem zu beſtellen. Mädel ſchlich dort herum. Was haſt du denn? Pſt, ſagt ſie; ein Brieflein an Berndts Marie, aber der Berndt darf's nicht wiſſen.

9. Schoche froh, durch Freis Auftrag Urſache zu haben, den Berndt heimzuſuchen. Der Wirt beim Auftrag iſt fingiert; das Geld kommt an Frei. Dieſer markiert's vielleicht, daß es geſtohlenes iſt. (Büchſen gekauft und bei ihm gelaſſen; aber es braucht mehr.)

10. Schoche: Rechtſchaffenheit? Hochmut iſt's, ſag' ich euch. Daß er herabſehn kann auf alle andern. Aber ich vertreib's ihm noch. Sein Stolzieren kann ich nicht leiden. (Ab.) Frei: Der kann's dem Berndt nicht verzeihn, daß der nicht ein Lump iſt wie er.

[Nachträgliche Randbemerkung u. a:]

Frei und Schoche eine Perſon – ſtatt Pulſers mit dem Amtmann zuſammen? Erſtlich iſt's Haß von ihm; er nimmt aber auch von jenem Geld; ein beiläufiger Verdienſt.

Weggelaſſen, was Schoches Charakter zu exponieren beſtimmt war?

So, wenn die Privaturſache Schochens wegfällt pp., ſimplifiziert ſich's um ein gutes. Die Schützen bilden trotz ihrem kontraſtierten Charakter eine Maſſe, gleichſam eine Perſon.

Schlimm, daß drei Maſſen da ſind ſtatt zwei.

Einverſtändnis der Schützen mit dem Amtmann. (?)

Auf dem Schloſſe.

3. Amtmann. Pulſer. Domeſtiken.

Domeſtiken ſchaffen Koffer pp. hinaus. Haben einen falſchen. Der Herr bleibt noch bis morgen früh; die Rätin nur macht fort. Amtmann dirigiert und monologiſiert dazwiſchen.

1. Amtmann: Warum die Schwägerin den Herrn hierher beſtellt? Auch der Junker hier. Gelte gewiß dem Berndt. Sie war eine Verehrerin Berndts und gilt viel beim Herrn.

2. Wie man ſolch hitzige Leute behandeln müſſe. Sie dahin bringen, daß ſie glaubten, ſie hätten ein Unrecht gutzumachen. Abratend zuraten.

3. Man müſſe wachſam ſein, da der Herr ſo beſtimmbar ſei.

4. (Aha, Pulſer; nun wie iſt's? – Er war beordert zu horchen.) (Der Amtmann hofft, der Herr werde gar nicht kommen. Wenn nur wenigſtens die Rätin weg iſt, wenn er kommt. Sie will nicht länger warten.)

5. [Gestrichen:] Meldung. Die Dame hat's einigemal auf den Berndt gebracht. Der Herr zog ſein Geſicht und fing von was anderm an.

7. Freis Arbeit. Berndts Jungen. Sie lachen über die Unerfahrenheit. (Die Ehrlichkeit verdient ſchon deswegen ihr traurig Los, daß ſie ihre Sache ſo

dumm anfängt.) Untergeſchobene Drohbriefe. Sie ſollen gefangen werden. (Sie wollen den Herrn abwarten im Hofe. Da ſollen ſie gefangen werden. Werden die Tölpel Geſichter ſchneiden!)

8. Ein Eilbote, daß der Chargé die ganze Geſchichte ſo ſchreibe, daß er den Brief dem Herrn zeigen kann.

9. Brief an den Neveu adreſſiert. Pulſers halblachende Vermutung. Amtmannes bureaukratiſche Entſchuldigung.

10. Beſuch der Berndtin. Wilkens Plan, die Sophie noch zur Frau Amtmännin zu machen. Ihre ſchwachen Seiten benutzt. (Pulſers feine pſychologiſche Bemerkung macht den Amtmann irr und läßt ihn ſagen: Wenn Er nicht ſo feig wäre, vor Ihm müßte man ſich fürchten. Nämlich Pulſer: Was ſie hindere, die Kinder, müßte man zur Förderung brauchen. Amtmann ſinnend: Eigentlich habe Pulſer ihn ſelbſt zu allem getrieben. Pulſer: Die ſtarken Seiten müſſen uns helfen, wenn wir nur verſtehen, ſie zu ſchwachen zu machen — oder dergl.)

Dazwiſchen Befehle: Nicht dieſe Koffer; der Herr bleibt bis morgen früh; die Frau Rätin reiſt jetzt pp. Der Amtmann beſchleunigt nach Kräften das Fertigwerden der Anſtalten, damit ſie aus dem Wege kommt. (Pulſer macht fromme Witze, worüber der Amtmann verduzt wird und ſagt: Hör' Er, Pulſer, wär' Er nicht ſo feig, man müßte ſich vor Ihm hüten.)

4. Förſter. Vorige.

1. Förſters Kettenhundswut und antihumane Philoſophie.

2. Sein Vetter, den er empfehlen will.

Er läuft dem Amtmann belfernd hintennach.

Auf morgen beſtellt.

5. Rätin. Robert.

1. Expoſition des Verhältniſſes mit Marien.

2. Wie der Zwiſt ausgebrochen, muß Robert reiſen; der Alte glaubt, bis dahin wird alles wieder in Ordnung kommen. Und nun zurückgekehrt mahnt er ſeinen Vater, der verbietet ihm bei ſeinem Zorn, Berndts Namen zu nennen. Die Verbindung könne nie geſchehn. (Einen Zorn, den er, beſonders der Dauer nach, nie bei ſeinem Vater gefunden. Dieſe Härte, ſagt die Tante, iſt oft nur ein Wall, den ein zu weiches Herz um ſich baut. Die Auſter iſt der Muſchel Kern. Hinter einer zu harten Schale birgt ſich gern ein zu weiches Herz.)

3. Sie, die Tante, habe ſo große Gewalt über den Herrn.

4. Die Dame fürchtet, er werde nicht kommen. Sie habe die Einladung ſehr dringend gemacht; aber pp., und ſie könne auch nicht länger bleiben. Robert außer ſich, daß ſeine letzte Hoffnung ſcheitern ſoll.

5. Der Herr kommt! Robert will zu Marien, während ſie mit dem Vater ſpreche. Dame: Er ſoll keine Unbeſonnenheit begehen; könne mehr verderben als ſie imſtande gutzumachen. Er will nur ſchreiben, nur aus der Ferne ſie ſehn. (Hat

das Brieſchen ſchon geſchrieben; nunmehr hat ſie's; geſtern war es zu ſpät, konnte Baſtians Mädchen nicht mehr zu ihr kommen.)

6. Dame vermutet, der Amtmann ſtecke dahinter. Drum müſſe die Sache ſehr fein angegriffen werden.

7. Robert: Was er und Marie zum Zwiſt der Eltern könnten? Sie habe ihm nichts getan. Wie kämen nun pp. Die Dame muß ſein Feuer dämpfen.

NB. Das dramatiſche Leben durch Roberts Jugend- und Liebesfeuer hineingebracht. Erinnert er ſie an Geſchichten von der Marie, ihrer Wahrhaftigkeit pp., um ſie zu gewinnen? Die gute Frau kann ihm nichts abſchlagen; ſie iſt der alte Weg für ihn zu ſeinem Vater, bei dem er's mit ſeiner Hitze zu leicht verdirbt.

6. Oberſtleutnant. Rätin.

(Herr kommt. Der begleitende Amtmann, den der Herr ſehr freundlich behandelt, wird von der Dame weggeſchickt, die Packung pp. beeilen zu laſſen und ihr dann zu wiſſen zu tun. Der Herr ſieht finſter zu, weil er ahnt. Sie wundert ſich über ſeine Veränderung. Er will nicht eingehn auf die Urſach davon. Allgemeine menſchenfeindliche Phraſen.)

1. Er will über Anfrage weggehn; ſie hält ihn feſt. Er wird zornig, ſetzt ihr aber — der einzigen, mit der er davon ſpricht — die Sache auseinander. Daß er nicht zu ſtreng, ſondern zu mild verfahren. Daß er freilich die erſte Schuld trage.

2. Daß er ihm aber alles gutzumachen ſich erboten, wiewohl umſonſt.

3. Dame fragt, ob er das ſelbſt getan.]

4. Nein; durch den Amtmann.

5. Dame: Der ſagte Ihnen pp., aber Ihr Gefühl — ſie kannten den Berndt — was ſagte dies?

6. Herr: Sie wollen mir das Letzte nehmen. Fühlen Sie nicht, daß ich jemand vertrauen muß?

7. Dame: Sie mußten den Berndt ſelbſt ſprechen.

8. Herr: Ich fürchtete meine Hitze. Und nun genug davon. Sie wiſſen nicht, wie Sie mich martern. Die Stimme eben in mir ſelbſt fürcht' ich. Sie glauben, ich haſſe den Berndt? Sie tun mir unrecht. Ich ſollte ihn haſſen; ich kann es nicht. Laſſen Sie mich. Ich muß mich ſelbſt zwingen, keine Torheit zu begehn; wollen Sie mir's noch ſchwerer machen, vernünftig zu ſein. Seinen Namen mag ich nicht hören; die Erinnerung an die Stunden unſers Zuſammenlebens ſind mir quälende Geiſter. Ich mag nicht erinnert ſein, was er mir war. Was hätt' ich um ihn getan? Ich liebte ihn zu ſehr. Und doch ſchien auch die größte Neigung nur der ſchuldige Tribut, den die Natur für ihren Liebling forderte. Ich habe Soldaten geſehn, bin ſelbſt nicht der ſchlechteſte geweſen; aber das war ein Mann, ſo aus einem Stück geſchnitten — Perſonalbeſchreibung. Er gab mir Achtung vor der Menſchheit — nur um mir ſicherer den Glauben an die Menſch-

heit nehmen zu können. Er log – der Mann, der – –, er konnte als Bandit auf des Menſchen Leben lauern, der nichts Teurers auf der Welt hatte wie ihn.

9. Dame: Nicht möglich. Das muß ein Irrtum ſein.

10. Herr: (Erſt Drohbriefe, dann) erzählt, wie Berndt ihn überfallen wollen; wie er ſein Leben dem ſchnellen Entſchluß des Attaché danke.

11. Dame: Menſchen wie Berndt haben etwas vorauszuhaben, den Anſpruch; wo ich andere verdammen würde, kann ich's ihn nicht. Nein, ich kann's nicht glauben.

12. Herr: Niemand hat es erfahren. Ich verbot meinen Leuten. Konnt' ich mehr tun? Dame: Und doch; Sie müſſen mehr tun; Sie haben ihm Vergleiche angeboten; Sie haben das Beſte gewollt. Ob auch der, der das Werkzeug Ihres Edelmuts werden ſollte? Hat der Unglückliche wirklich das getan, ſo muß es ein Werk der Verzweiflung geweſen ſein. *Was muß man ihm getan haben?* (Redet ſehr überzeugt und hinreißend. Sie ſollen ſich nichts vergeben gegen ihn. Sie ſollen nur, was Sie verſäumt, die Sache auch von ſeinem Standpunkt prüfen.) Ich verlange nicht, daß Sie ſelbſt – wie ein Bote des Himmels kommt der Paſtor zurecht (der eben gemeldet wurde). Er ſoll ein wackerer Mann ſein. Herr: Der Ruf davon hat mich beſtimmt, ihm die Stelle zu geben, ohne daß ich ihn kenne. Dame: Laſſen Sie ihn der Bote ſein, noch einmal den Vergleich anbieten. Herr: Sie wollen mich zu einer Unbeſonnenheit hinreißen, und mein Herz iſt nur zu ſehr im Bunde mit Ihnen, als daß mein Verſtand pp. Wenn er entſchuldigt daſtände (und Ruhe halten wollte), alles ſollte ſein, wie es war. Sogleich empfang' ich den Pfarrer. (Chaiſe angeſpannt.) Dame: Ein ſchöneres Geſchenk konnten Sie mir nicht mitgeben. Doch eine Bitte noch, ſchweigen Sie davon gegen Ihre übrige Umgebung; wenn ein böſer Wille, ſo ſoll er nicht provoziert werden. Herr: Ich komme ſogleich mit ihm, dann geleit' ich Sie. (Oder will er ſie geleiten, und ſie will warten, bis er den Geiſtlichen inſtruiert hat?)

7. Paſtor. Rätin. Oberſtleutnant.

8. Rätin. Robert. (Paſtor und Oberſtleutnant im Abgehen.)

1. Robert ungeduldig herein. Hoffnung! Nur keine Übereilung.

2. Er hat ihr ein Brieflein geſandt; ſie hat's nicht genommen.

3. Dame: Wird ſich belauſcht gewußt haben oder dergleichen.

4. Robert: Das glaubt' ich auch, wie Baſtians Mädchen mir's ſagte. Aber wie ich ſie ſelbſt ſah.

Begeiſterung und ſchmerzlichſtes Mitleid in der Perſonalbeſchreibung; wie ſie ſchön geworden. Wie eine Fürſtin in Lumpen. Wie ſie ihn kalt an- und von ihm wegſieht, Erröten der Ohrläppchen. Schönes Bild, darin der Wald eine Figur ſpielt – an der Buſchmühle, im Heiligen Grund – ſchöne Erzählung. Ich hatte wieder keinen Troſt als den Gedanken, es könne jemand in der Nähe geweſen ſein oder ſie habe ſich gefürchtet, durch freundliches Anſehn eine ſie in

Angſt wegen des Alten bringende Näherung ſeiner zu bewirken. Darüber kommen Pfarrer und Herr. Die Dame ſagt nur eben noch ganz kurz, daß Hoffnung. Er ſolle nur nichts verderben.

9. Paſtor. Oberſtleutnant. Vorige.

1. Der Herr rekapituliert, was er dem Pfarrer ſchon geſagt.

2. Der ſpricht ſeinen Dank aus, der Bringer einer Gnadenbotſchaft zu ſein.

10. Amtmann. Pulſer. Vorige.

1. Kündigt nochmals die Chaiſe an und will ſich empfehlen.

2. Während die andern gehn, ſagt der Amtmann zum Pulſer: Ich hab's geahnt. Unſere Gegner haben eine Mine gegraben. Was iſt's, was der Schwarzrock zu beſorgen hat? Geh' Er ihm nach, wohin der geht; wie lang er bleibt pp.

3. Herr ruft in der Szene: Herr Amtmann! Amtmann: Zu Befehl; will ab, bleibt noch; zu Pulſer: Verſteht Er? Bis Abend muß ich's wiſſen. Gnädiger Herr! (nacheilend.)

Pulſer allein.

Wenn er wüßte, woher der Wind zuletzt blaſen möge. Sicherheit halber will er doch — (lieſt die Adreſſe des Briefs: Dem Herrn Rat pp. PP. — des Amtmanns Schweſterbruder [verschrieben für Schweſterſohn?] hat die Berndtſche Klage pp. Dadrin könnte was ſtehn. Die Schrift ſagt: Seid fromm pp., aber klug pp. Wenn man ſähe, daß der Amtmann zuletzt verlöre, ſo könnte man ſich durch Denunzieren retten — ja, ich möchte den nicht gleich abſenden. „Wenn Er Geiſt hätte —“ ein beleidigend Wort des Amtmanns; da könnt' er ſehen, ob — pfui, Pulſer; Rachegedanken in deiner Seele; iſt das unchriſtlich. Und es bringt doch gar manches Tälerchen ein — nein; ich will ſehn, wie die Sache läuft. Wenn ich's nicht aus Schuldigkeit gegen den Herrn tun muß — aus Rache (faltet die Hände) will ich's nicht tun. Nein.

Zweiter Aufzug.

Bei Berndt.

1. Wilken. Pulſer. [Dann] Sophie.

1. Pulſer ſucht den Wilken hier. Er ſieht furchtſam herein. Wilken: Er braucht ſich nicht zu fürchten. Der Berndt im Dorf. Pulſer: Sucht — ich weiß — Und die Frau? Wilkens Plan. Der Amtmann ſei's zufrieden. (Mit den Kindern müſſe man ſie fangen. Er (Wilken) ſoll ſich nur vom Berndt nicht bereden laſſen. Wilken will ſich nur an ihm weiden. Ihr wißt, ich konnt' ihn nicht leiden und war damals ſchon *für den Herrn Amtmann, wo ſie den Berndt heiraten mußte.*)

2. Sophie kommt außer ſich vom gelungenen Schabernack. Will ſich vor Pulſer genieren; der Zorn bricht immer durch. Wie ſie bis jetzt alles ſtill getragen.

Wenn ihr Vater. Pulſer: Ja, der alte Herr Milder. Sophie: Beſchreibung. Sophie: Und jetzt wollen gemeine Dirnen mit ſeiner Tochter Kameradſchaft machen. Pulſer: Wie's der Amtmann ſo gut meine. Sophie: Ich weiß – ſie war dort; der Amtmann will alles tun, aber Berndt müßte Ruh halten. Pulſer: Das wird er gewiß. Sein Herz kann ja unmöglich das Elend ſeiner Familie tragen. Ich höre ja, daß er ſich nach Arbeit umſieht. Da wird er die Bücher und den Schoche laſſen. Sophie: Er geht nach Arbeit, aber nicht um ſeine Familie, um den Schoche; damit er fortprozeſſieren kann. Pulſer: Ich glaubte, das Zuchthaus hab' ihn gebeſſert; ſo ſchein' er unverbeſſerlich. Macht Sophie durch ſein Bedauern erſt recht rabiat. Arme Frau. Ob die Söhne noch nicht da? Sophie: Ob er wiſſe? Pulſer tut, als könnt' er's nicht ſagen, bedauert ſie nur immer mehr. Beſchwört ſie, alles zu tun, was ſie kann. Das Beiſpiel des Vaters – freilich, freilich – ſehn ſie denn Beſſeres von ihrem Vater? Sophie: Heiliger Gott, was iſt mit den Kindern? Pulſer: Fragt mich nicht. Er entweicht und läßt ſie vorbereitet zu Wilkens Rat, ſie ſoll den Berndt verlaſſen, dann könne ſie der Kinder wegen. So könne das Reich nichts tun; er habe ſich ſchon erkundigt; wenn die Kinder Verbrecher geworden – Sophie: Verbrecher! – Wilken: Dann ſteckt ſie der Staat bei. Sie iſt ratlos zwiſchen den zwei Wegen.

---

1. Sophie iſt außer ſich. Schoches [Schabernack mit dem Weibsbild iſt gelungen. (Weil ihre Männer im Zuchthaus pp., daß ſie, die Tochter Milders –)
2. Pulſer kommentiert dies. Vom alten Herrn Milder. Der Amtmann. (Sophie: Ja ich weiß, daß der's gut mit mir meint. Pulſer beſchreibt den Amtmann bei Sophiens Trauung. Wilken über den Milder. Pulſer: Ja, das iſt allerdings ein Fehler von ihm geweſen pp.)
3. Sie will nicht länger bleiben. Wie ſie geduldet; das Elend der Kinder.
4. Wilken: Ich ſag's nochmal; das Geſchick Eurer Kinder liegt in Eurer Hand. Sagt Euch los, und Ihr und Eure Kinder ſeid meine Erben.
5. Pulſer gibt zu verſtehn, er wiſſe von den Jungen – Sophie: Seit geſtern ſind ſie fort. Ich hab' ſie überall geſucht. Er weiß, wo ſie ſind. Er ſoll's ſagen. Er tut, als könnt' er's vor Wehmut nicht. Redensart: Dergleichen erfährt man immer zu früh. Er geht; verſpricht, wenn er wiederkomme. Überdies komme jetzt Berndt, dem er nicht begegnen möge; ſonſt müßte ſie's ausbaden, die arme Frau. Sophie: Er ſoll gehn; der Berndt glaube ſo, ſie werde verhetzt. Pulſer: Hetzt jemand, ſo iſt er's doch ſelbſt. Das iſt aber immer hübſch von ihm, daß er nun arbeiten will, daß er den Zuſtand ſeiner Familie nicht mehr über ſeinen Büchern und Prozeſſen vergißt. Sophie: Seiner Familie? Glaubt Er denn, der Berndt ſucht Geld für uns? Nein, daß er fortprozeſſieren kann.
6. Sie ſehen ihn kommen. Wilken: Na, der ſieht noch nicht aus wie ein Bettler. Wer was haben will, muß demütig tun. Pulſer: Er wird ſich an Euch wenden; denn ich weiß, kein Bauer riskiert des Herren Zorn. Wilken: Ich möcht' doch

mal ſehen, wie der Berndt ausſieht, wenn er bettelt; der einen ſonſt behandelt, als wär' er der große Mogul. Pulſer: Laßt Euch nur nicht rumkriegen. Wilken: Hat ſich mit dem – nur mal demütig will ich ihn ſehn pp. (Und wenn er nun Ruh halten wollte, nun kräg' er nichts. Seinen Hochmut muß man ihm wettmachen.) (Pulſer geht, indem er der Kinder wegen noch mehr zu fürchten gibt; der Einfluß Berndts auf ſie. Sophie: Kann man denn nicht von Obrigkeit wegen –? Pulſer: Das heilige römiſche Reich meint ſie? Das hätte viel zu tun. Warum werdet Ihr's? Wenn Ihr's ſeid pp. Er geht, und ſie iſt in der rechten Stimmung.)

7. Wilken: Geht; laßt mich mit ihm reden.

2. Vorige ohne Pulſer, dann Berndt, Marie.

1. Marie, Hand in Hand mit ihm. Habt Ihr? pp. Berndt: Nein. Marie: Keiner? Und ſie ſind alle Euch ſoviel ſchuldig. Und haben's tauſendmal geſagt. Berndt: Solang man nichts von ihnen will, ſo lang ſind die Menſchen dankbar. Will man was, dann haben ſie's vergeſſen. Wort und Tat, ſind wie die zwei Eimer im Ziehbrunn. Marie: Und Ihr müßt's doch haben, wenn Ihr Euer Recht behalten ſollt. (Sind die Brüder noch nicht [da]? Marie: Nein, Vater.) Berndt: Ihr, Vetter Wilken? Das erſpart mir einen Weg. Geh, Mädchen; ich hab' mit dem Vetter zu reden.

2. Marie beſchäftigt ſich neben Sophien häuslich. Sophie iſt mehr bei dem Geſpräch als bei ihrer Arbeit. Die kluge Marie ſucht ſie durch Fragen pp. davon abzuhalten.

3. Berndt: Setzt Euch. Wilken: Ich ſtehe lieber. Berndt: Wie Ihr wollt. Ihr habt mir einen böſen Streich geſpielt, wie ich Euch das Kapital ſo ſchnell auszahlen mußte. Ich will darüber weiter nichts ſagen. Wilken: Es gibt Hände, in denen kein Geld bleiben will. Und Ihr hattet meinem Geld zwei Türen aufgemacht. Erſt mit Eurer Bauerei. Wozu einen Palaſt? Berndt verantwortet ſich wie im Alten. Hab' ich nicht recht? Wilken: Ihr wollt recht behalten; da iſt Reden unnütz. Und dann mit dem Prozeſſieren. Ihr ſolltet ein wenig zu Euch kommen von Eurer – zu großen Klugheit. Und das ſeid Ihr hoffentlich nun. Geld iſt bei einem Prozeßſüchtigen, was Fleiſchbrüh' bei einem iſt, der das Fieber hat; ſie ſtärkt nicht den Kranken, ſondern die Krankheit. Da iſt eine Waſſerſuppe (daß der Kranke nicht ganz verkommt), und drum hab' ich Euch auch hier wohnen laſſen; Ihr wißt doch noch, daß das Häuschen hier mein iſt und das Zeug darin? Iſt's nicht genug, daß ich Euch auf meinen Stühlen ſitzen laſſe? Berndt: Von Euch iſt's außerordentlich. Wilken: Wenn Ihr das wißt, warum wollt Ihr noch mehr? Berndt bezwingt ſeine Aufwallung. Wär's meine Sache allein, wahrlich, kein Wort ſolltet Ihr von mir hören. Aber es betrifft Eurer Schweſtertochter Kinder mit. Er erzählt. Wilken: So; ich dachte, es wär' um Eure Frau und Kinder. Aber es iſt ums Recht. Recht – was heißt

das? Iſt's recht, daß Ihr Frau und Kinder darben laßt und Eurem ſogenannten Recht nachjagt? Berndt: Wenn Ihr die Sache nur vernünftig betrachten wolltet. Wilken: Das heißt, wie Ihr's tut; Ihr ſeid allein vernünftig. Berndt: Ihr macht mir's ſchwer. (Trocknet ſich den Schweiß.) Meine Kinder –

4. Sophie meliert ſich drein. Redet nicht von Euern Kindern, Berndt; Ihr habt ſie nie geliebt; Euer Eigenſinn iſt Euer Kind. Berndt: Ihr wißt nicht, was Ihr redet. Weil ich keine Puppen aus den Kindern mache; das nennt Ihr Weib und Kinder lieben. (Ihr verſteht mich nicht, Milderſophie. Ihr habt mich nie verſtanden. Iſt mir's um mich?) Um wen iſt's als um Euch und die Kinder, wenn ich mein Recht ſuche? Unverdienterweiſe hab' ich meine bürgerliche Ehre verloren. Ich war im Zuchthaus, weil der Herr bei ſeinem Gerichte mehr vermag als das Recht (und meine Behörde keine Klage mehr von mir nimmt). Nun hab' ich mich an des Kaiſers Gericht gewendet. Ich muß meine Ehre wiederhaben; meine Ehre iſt meiner Kinder Ehre, meine Schande iſt meiner Kinder Schande. Ihr redet, wie Ihr nicht ſolltet. Wenn ich's ruhig dulde, um wen duld' ich's als um Eure Kinder? Und Ihr macht mir's noch ſchwer. Ihr nicht, ich weiß. Meine Feinde reden aus Euch. Wilken: Seht doch; das iſt mir was Neues. Alſo um Eurer Frau und Eurer Kinder willen habt Ihr Euch an den Schoche gehängt? (Der Herr iſt Euch gram geworden wegen des Schoche, aber) Ihr wißt, er iſt unſer Todfeind. Berndt: Der Schoche iſt Euer drittes Wort. Was wollt Ihr mit dem Schoche? Iſt mir's um den Schoche? Was geht mich der Schoche an? Sein Recht hab' ich verteidigt, nicht ihn. Das Recht iſt nicht des Hinz oder des Kunz oder des Schoche. Das Recht gehört allen. Drum müßten alle aufſtehn, wenn's das Recht gilt. (Soll's kein Recht mehr geben, weil Ihr ein Feigling ſeid? Wilken: Ich denke, Ihr wollt was von mir?) Wollt Ihr aus Eurer Feigheit eine Tugend machen? Daß Ihr's ruhig mit anſaht? Ihr glaubt Wunder, was Ihr könnt, wenn Ihr die Achſeln zuckt und ſagt: es tut mir leid, und Euch entſchuldigt: Ihr könnt nicht helfen. Ihr mögt nicht. Ich ſchäme mich, zu ſagen: ich kann nicht. Dafür bin ich ein Mann, daß ich können ſoll. Dafür hab' ich den Willen, daß ich mich nicht entſchuldigen ſoll. (Wilken: Wenn Ihr ein Mann ſeid, der niemand braucht, was wollt Ihr von mir?) Wilken: Geht mir mit Eurem Recht. Was iſt das Recht? Wer iſt das Recht? Der Edelmann iſt das Recht. Was wollt Ihr mit dem Recht? Ihr ſeid arm, und das Recht koſtet Geld. Das Recht iſt ein Luxus wie Pferd und Chaiſe zum Spazierenfahren. Das Recht iſt für die Reichen. Müßt Ihr Geld haben zum Verprozeſſieren, ſeht, wo Ihr's herkriegt; wie komm' ich dazu, daß Ihr Advokaten mit meinem Gelde mäſten wollt? Was ſtemmt Ihr Euch gegen Eure Obrigkeit? Obrigkeit (und Wetter) kommt von Gott, einmal gut, einmal ſchlecht. Ihr möchtet Sonnenſchein, und es regnet. Wollt Ihr Gott einen Prozeß anhängen darum? Ein vernünftiger Mann wartet's ab. (Ihr redet wie ein Bauer. NB. Nun Bürger und Bauer. Ja, ich weiß; die Obrigkeit heimlich betrügen, wenn Ihr einen Vorteil dabei habt, das

geht nicht gegen Euern Katechismus, aber – ich kenne Eure Bauernmoral.) Berndt: Ihr zernagt meine Geduld, und wär' ſie wie ein Schiffstau. Was ſind Euch zehn Taler, Willen? Will ich's geſchenkt? Ich will's abarbeiten, als Tagelöhner, wie und wo Ihr wollt. Ich will Euch das Doppelte Zins geben und Euch noch danken, als wärt Ihr mein Retter. Hab' ich Euch mit Reden erhitzt, ſo bedenkt meine Lage. Es handelt ſich darum, ob ich als unbeſcholtener Mann daſtehe oder einer, der ehrlos iſt im Leben. Ihr kennt mich; Ihr wißt, welche Gewalt ich mir antun muß, ſo mit Euch zu reden, wie ich tue. Ihr könnt's nicht begreifen, daß ich's für mein Weib und meine Kinder tue. Ihr glaubt, ich ſeh' ihr Elend und meins mit kaltem Herzen. Kann Euch das hindern, mir Geld zu geben, wenn ich's Euch doppelt verzinſe? (Ihr glaubt's oder tut, als ob Ihr's glaubtet, um mich zu kränken. Bekommt Ihr mich nicht, wenn ich als Knecht arbeite bei Euch, in Eure Gewalt? Und die Gelegenheit wolltet Ihr von Euch weiſen? Wollt Ihr's nicht aus Liebe, ſo gebt mir's aus Haß; nur gebt; Ihr ſeht, ich muß Geld haben. Euch iſt's um meine Erniedrigung; mir iſt's um das Geld, uns beiden könnt Ihr helfen.) Ihr wollt arbeiten? Ihr ſeid das Anfaſſen nicht gewohnt. Ihr wollt den Knecht machen und habt mehr Stolz als der Edelmann? Berndt: Arbeiten ſchändet nicht. Der Kaiſer arbeitet. Arbeiten kann ich, aber nicht betteln um Arbeit. Drum macht mir's leichter, Willen. Willen: Hm – Ihr könnt nicht betteln? Mich dünkt, Ihr tatet's eben. Um zehn Taler betteln; wer hätte das hinter dem ſtolzen Berndt geſucht? (Berndt will auffahren, beherrſcht ſich.) (Seht Ihr, Ihr verſchenktet's hüben und drüben; Ihr verhalft jedem zu ſeinem Recht. Was ſucht Ihr bei mir? Ich bin kein Allerweltshelfer.) Willen: Hm. – Berndt (mit einer Art Angſt): Was wollt Ihr ſagen? Willen: Nichts, als daß Ihr ein wunderlicher Bettler ſeid. Ihr erinnert mich an den Bettler in der Fabel, der mit dem Säbel in der Hand Almoſen fodert. (Ein Wort für alle; ſo wahr ich Willen heiße, keinen Groſchen werf' ich aus dem Fenſter.) Berndt (geht einmal über die Bühne): Ihr meint, ich bin Euch noch 500 Taler ſchuldig, und werde ſie bezahlen, wenn ich wieder zu Geld komme? Willen (beſorgt): Was wollt Ihr damit? Mein' ich doch – Berndt: Habt Ihr's ſchwarz auf weiß von mir? Willen: Ihr wolltet? Ich hab' mich auf Eure Ehrlichkeit verlaſſen – wollt Ihr das an Eures Weibes Ohm tun? Berndt: Beruft Ihr Euch nun darauf? (Geht und holt.) Hier; geſchrieben iſt's lang – Willen: Na, Ihr ſeid doch – Willen [wohl verschrieben für Berndt]: Und nun geht Eurer Wege und kommt mir nie wieder ins Haus. Willen: Macht Ihr einem erſt angſt. Berndt: Ihr ſolltet nur ſelber ſehn, wie erbärmlich Ihr ſeid. Und nun – Willen: Mich wollt Ihr – Ihr wollt – oho – wollt Ihr mich aus meinem Eigentum weiſen? Ich ſag' Euch. Ihr ſollt hinaus. Augenblicklich geh' ich ins Amt. Berndt: Morgen ſeid Ihr hier Herr. Jetzt bin ich's. Und ich ſag' Euch – Sophie: Ihr wollt –? Seid Ihr bei Sinnen? Willen: Recht ſo; kommt, Sophie. Wollt Ihr warten, bis die Reih' an Euch kommt? Wollt Ihr noch länger beim Schoße auf Gnade wohnen? (Denn der Schoche iſt's, der hier regiert.) Sophie: Berndt, Ihr ſollt nicht. Glaubt Ihr, Ihr ſeid allein ſtolz? Weiſt Ihr meinen Verwandten aus, ſo weiſt Ihr mich aus. So wahr ich Milders Tochter bin, heißt Ihr ihn gehn, ich gehe mit. Berndt: Ihr habt Euern Willen, Sophie. (Euch hält niemand. Im Herzen ſeid Ihr lang gegangen.)

Berndt ſetzt ſich und lieſt. Sophie (ſchreit auf): Umſonſt habt Ihr das nicht geſagt. Marie: Mutter, um Gotteswillen, ſchweigt; Ihr bringt's an ihn. Sophie: Bleibt, Vetter, verlaßt mich nicht. Wilken: Geht Ihr mit, ſo ſeid Ihr und Eure Kinder meine Erben. Laßt Ihr nicht von dem Menſchen – Ihr wißt, wenn der Wilken was ſagt, ſo hat's Gewicht – verflucht die Hand, die Euch und Euern Kindern einen Biſſen Brot ſchneidet. (Sophie will zu Berndt.) Marie (hält ſie ab): Ihr ſollt jetzt nicht mit ihm reden. Ihr ſeid außer Euch. Wilken: Ihr wißt, wie ich's meine. (Geht ab.) Sophie: Vetter! (ihm nach mit Marien ab.)

3. Berndt. Wilken. [s. 2. Szene.]

4. Sophie. Marie. Berndt. Wilken (im Abgehen). [s. 2. Szene.]

5. Schoche. Berndt.

(Schoche geht nie diagonal über die Bühne, drückt ſich immer an den Kuliſſen hin; er hat immer den Kopf eingezogen, und ein lauernder Blick iſt ihm zur Gewohnheit geworden.)

Berndt: Geld muß ich haben. Woher? Nun mein Recht mir werden ſoll, nun – wie einer, der noch einen Schritt zur Höhe hat und den Halt verliert. Ruhig ruhig, Berndt – vielleicht iſt noch ein Weg –

Schoche: Wie das die Naſe rümpfte, wie ich vorbeikam. Geht nur, hochnaſig Volk, werd't noch auf die Naſen fallen; iſt mir nicht bang. Die Frau war feuerrot im Geſicht. Wenn's innen brennt, ſchlagen die Flammen heraus. Das mit der Roſel iſt geglückt. Warte du; 's kommt noch beſſer. – Na, Ihr ſeid doch wieder da. Berndt (wird ihn gewahr): Was wollt Ihr? Schoche: Ich? Ein Nachbar beſucht den andern. Man nimmt teil. Berndt: Ihr? Ja, die Schadenfreude iſt das erſte, was zum Unglück kommt. Ich weiß, was Ihr wollt. Schoche: Denk' nicht dran. Berndt: Möchtet mir das Zuchthaus aufrücken und die alten Deutſchen. Ich ſag' Euch aber, wer die Schande nicht mit ins Zuchthaus, der bringt ſie auch nicht mit heraus. Schoche: Dacht' ich's doch; nun iſt's eine Ehre, wenn man im Zuchthaus iſt, ſeit er darin war. Mich geht's nichts an, Berndt; aber was wollt Ihr denn nun treiben? Vom Bücherleſen wird man nicht ſatt, und mit Euerm Recht kann Euch kein Schneider die Jacke flicken, wenn ſie zerriſſen iſt. Stärke habt Ihr, aber anfaſſen, he? wenn man immer befohlen hat. Da ſchämt Ihr Euch? Berndt: Wer ſoll ſich der Arbeit ſchämen? Arbeit ſchändet nicht. Der Kaiſer arbeitet und der Prälat. Schoche: Hm, 's iſt aber 'n biſſel anders damit. Der Arme arbeitet, weil er Hunger und nichts zu beißen hat; arbeitet der Reiche, ſo iſt's, weil er zu beißen, aber keinen Hunger hat. Hm (ſieht ſich um), arbeiten, aber ich ſeh' doch nicht, daß Ihr Anſtalt macht — Berndt: Arbeiten kann ich, aber betteln um Arbeit kann ich nicht. Schoche: (Ich muß erſt drum herum gehn.) Habt noch die ſchönen Jagdflinten, was? (Berndt: Sie ſind verkauft. Schoche: An den Frei; aber abgeholt hat er ſie noch nicht. Und, denk' ich — verſteht, ich denke nur — weiter nichts: Pulver iſt noch zu haben und Blei auch. Und hätt' der Herrgott die Haſen expreß für den Edelmann gemacht, ſo hätt' er ihnen ſein Wappen in den Pelz gebrannt, ('s war ein Aufheben.) Was, Berndt? verſteht Ihr mich? Berndt: Was wollt Ihr damit? Schoche: Eigentlich komm' ich — na, ein Nachbar muß dem andern helfen. Ihr habt eine Geduld — hört mal, der Frei und der Lindenſchmidt — von wegen Euerm Recht; na ſie werden's Euch noch ſelber ſagen. Berndt: Was geht mich Euer Frei an und Euer Lindenſchmidt? Schoche: Hört mal, Berndt. Da iſt der Wirt drüben in Alzingen, der treibt einen Wildhandel und ſoll Rehe liefern zu einem großen Schmaus. Der hat ſich an mich gewandt. Soviel ich ſchaffen kann, und morgen hab' ich mein baar Geld. Ich hab' ihm fünf Stück verſprochen bis morgen; allein trau' ich mir's nicht zuſammenzubringen. (Ich bin kein Schütz.) Ihr tut doch ſonſt gern einem Nachbar — und auf zehn Stunden wiegt Euch kein Schütze weg, ſo dacht' ich — Berndt: Sollt' ich Euch zu Gefallen ein Wilddieb ſein? Geht man auf den Berndt zu, wenn man ſolche Gefälligkeit braucht? Schoche: Na, nichts für ungut; ich finde meinen Mann ſchon. Mir zu Gefallen? Warum denn nicht Euch? Seid Ihr ſo reich, daß Ihr die Hand nicht ausſtreckt — wenn's weiter nichts braucht, ein zehn oder fünfzehn Taler aufzuheben. (Was? Hier liegt's auf dem Tiſch, was Ihr braucht, es braucht nichts als ein Zugreifen — was, und Ihr greift nicht zu? Und kein Menſch erfähet davon, und den Talern ſieht's kein Pfaff' an, daß ſie aus Pulver und Blei gemacht ſind.) Wie ich heut Euer Mädchen ſah, dacht' ich — Na, ich ſeh' nicht ein, warum die Haſen warm ſitzen ſollen und Euer Mädchen frieren. Steht nicht geſchrieben: Und das Vieh auf dem Felde — Adam war wohl 'n Edelmann? Was? Denkt Ihr, ich bin ein alter Wildſchütz? Kein Haar noch hab' ich verbrannt. Aber ich ſeh' nicht ein; man iſt ſo lang ehrlich, als es geht; (ein Hundsfott, der's länger iſt;) und den Talern riecht man kein Pulver an, ſag' ich Euch. Berndt: Ihr ſeht, Ihr ſeid vergeblich gegangen; was wollt Ihr noch? Wer heißt Euch zu mir gehn, wenn Ihr Euresgleichen braucht? Schoche: Hm, ja; wenn Ihr einen andern Weg geht zum Gelde — deswegen braucht Ihr meinen nicht ſchlecht zu machen. Ihr meint, Ihr ſeid ehrlich, weil Ihr eine ſchöne Frau habt? Berndt: Was wollt Ihr damit? Schoche: Das ganze Dorf iſt voll davon. Hintertüre oder vordere Türe; dazu ſind ſie gemacht, daß die Leute durchgehn. Warum ſoll eine Frau nicht zum Herren gehn. Ihr wißt, wie die Leute ſind. Aber warum ſeid Ihr auch ſo verſtockt. Ich glaube nichts davon. Gott behüte. Ich bin nicht ſo einer. Ich weiß es beſſer. Tut doch einfältig, der Schoche iſt nicht von geſtern. Berndt: Ihr ſeid ein Narr. Schoche: Soll mich der Teufel holen, wenn ich's nicht dachte, wie ich Eure Frau da vom Amtmann herauskommen ſah. Sie leuchtete ordentlich (durch die Büſche an der Hintertür). Berndt: Meine Frau vom Amtmann? Was ſchwatzt Ihr da? Schoche: Tut mir, als wüßtet Ihr nichts. Oh, der Schoche iſt ein Fuchs. Und das Brieſchen geſtern vom Junker an Eure Marie? O Ihr Tuckmäuſer. Oh, der Schoche macht auch ſeine Reime. Was? Es gibt Hochzeit zwiſchen dem Junker und Eurer Marie. Ihr ſeid wieder eins mit dem Herrn und macht's ſo heimlich, damit's nicht ausſehn ſoll, als hättet Ihr zu ſchnell nachgegeben. Na, ich gönn's Euch. Berndt: Schoche, ich rat' Euch Gutes. Ich verſteh' keinen Spaß von Euch. Schoche: Nun freilich, drum winkte der Herr Amtmann noch mit dem Schnupftuch nach. Macht mir nichts weiß. (Sophie und Marie kommen.) Na, ich gehe jetzt; ich weiß, Eure Frau kann mich nicht leiden. Aber hört, das mit dem – (Pantomime des Schießens.) – Ihr könnt's Euch bedenken. Ich frag' ſchon wieder um. Berndt: Blindſchleiche! Ruhig, Berndt. Ich kenn' ſie beſſer. Ruhig doch! (Setzt ſich und nimmt ein Buch.)

6. Sophie. Marie. Berndt.

7. Berndt. (Gleich darauf) Schoche.

8. Berndt (allein).

9. Marie. Berndt.

10. Berndt (allein).

[Die folgenden Entwürfe zu diesen Szenen gehen ohne Einhaltung des ursprünglich vorgezeichneten Szenars durcheinander.]

Berndt: Ich bitt' Euch, weiſt mir jetzt Eure Verſuchung nicht. Erſt iſt er ſo alarmiert, daß er ihn faſt bittet. Er faßt ſich. Schoche: Alſo topp! Ihr kommt. Berndt: Hab' ich das geſagt? Geht, Menſch. (Es iſt nichts. Es geſchieht nie. Schoche: Hm; iſt er nur erſt mit ſeinem Gewiſſen im Handel, ſo werden ſie wohl eins werden. Ihr findet mich, bis die Lunzener Kirchglocke elf ſchlägt beim Heimlichen Grund. Kommt oder kommt nicht; wie Ihr wollt.) Woher wiſſen's die dunklen Mächte, wenn der Menſch zum äußerſten getrieben iſt? (Die Hölle iſt ſchnell, die voreilige Leidenſchaft beim Wort zu nehmen.) Ein Augenblick Selbſtvergeſſens, und die Hölle nimmt dich beim Wort.

1. Er fürchtet ſich vor ſich ſelbſt, drum heißt er jenen gehn. Ich muß beim Rechten bleiben, mein Stolz hält mich. Ich wär' ein Feigling, hätt' ich unrecht.

2. Ich müßte unrecht tun, um recht zu tun. Der Augenblick wär' aufzuwiegen. Meinen Kindern bin ich's ſchuldig, ich muß. Iſt's ein Unrecht, iſt's ſein Unrecht pp. (Er iſt nicht der Mann des Grübelns?)

3. Er wollte, es wär' mit Schochens Abgang abgetan. Aber die Lockung dauert bis elf Uhr. Ich wollte, nun ſchlüg's zwölf, und es wär' zu ſpät. Er zählt. Tor, was zählſt du; du weißt's, es iſt elf. Und dein Recht? Und deine

Kinder? Vor allen Menſchen, vor dem eigenen Weibe ſtänd' er unwiderruflich als Geſchändeter. Dann biſt du erſt im Zuchthaus geweſen. Dann biſt du erſt elend.

Es iſt nur eine halbe Stunde dahin. Halb elf müßt' ich fort, ſo wär' ich um dreiviertel an der hohen Eiche, mit dem Schlag käm' ich an den Heimlichen Brand.

Alſo: 1. Er iſt von der vorigen Szene ganz alärmiert. Er tut einen Schritt, wie um Sophie oder Marie zu folgen. (Der Stolz hält ihn ab.) Seine Liebe zu Sophie, die ihm aber lang entfremdet; ſeine leidenſchaftliche Liebe zu Marien. Ob ſie ihn laſſen kann?

2. Schoche, als glaubt' er, vergeſſen zu haben, ihm zu ſagen, wenn und wo. Den Berndt übereilt's; er greift ſchon nach der Flinte. Aber es hält dich das allein, daß du rein daſtehſt, und was würde Marie ſagen? Sie dürft' es nicht wiſſen. Aber ihr bin ich mein Recht ſchuldig; ſie ſoll nicht unter dem Gewicht meines ſchlechten Namens leben. Alles ſtürmt ſo auf ihn ein, daß er im erſten Augenblick den Schoche bittet, zu gehn. Der merkt, ſein Mittel wirkt, und geht deshalb nicht. Berndt wiederholt zornig ſeine Bitte; dann ſchämt er ſich, ſein Inneres dem Kerl zu zeigen, der ſeinerſeits aufdringlich iſt wie der Teufel. Es gelingt ihm, ſich ruhig anzuſtellen; ob Schoche die Ruhe ihm glaubt? Schoche wirft ihm mit der Fortdauer der Wahl einen Brand in die Seele.

3. Er will den Gedanken von ſich abhalten, geht aber nach dem Gewehr; fragt ſich: was willſt du denn? Da kommt Marie; er ruft aus zwei Gründen: Gott ſei Dank. In dieſem Zuſtand läßt er Marie *mehr von ſeinem Herzen ſehn als ſonſt*, wodurch dieſe nur immer begeiſterter wird. Daß ſie ausziehen müſſen. (Sein Mitleid mit ihrem Fähnchen pp. Ihr Vertrauen wegen des Engels.) Sie erzählen ſelbander die Geſchichte von dem Engel. Sie hat das Briefchen nicht angenommen, aber ſie war doch ſchlecht; der Vater war ihr noch nicht alles. Nun aber: Seht Ihr, Vater, das iſt die letzte Träne, die ich um ihn weine. Nun gehöre ich Euch, nur Euch. Träume von zukünftigem glücklichen Leben, wo er natürlich ſein Recht hat. *Verachtungsvoll* auf die gemeinen Menſchen ſehn pp. Da fällt ihm plötzlich ein, daß ſein Recht ja daran hänge, ob er jetzt Wildſchütz werde. Er iſt faſt auf dem Weg, es ihr zu ſagen; nein — ihre Seele muß bleiben wie ein Spiegel; ich will tragen, mein Kind darf's nicht. (Ihr Recht ſollen ſie haben.) Keins ſoll wiſſen, was mich es koſtet.

4. Nun bricht der innere Kampf wieder in ihm aus. Er antwortet immer gedankenloſer. Sie weiß nicht, was in ihm vorgeht. Wie ſie ihm darum anliegt, antwortet er Unſinn, verſpricht ſich, indem er aus den Gedanken mit in die Antwort miſcht, die ihn gerade beſtürmen. Es ſchlägt ein Viertel. Unwillkürlich eilt er dahin, wo die Gewehre. Ja ſo. Leg' dich, Kind; wir müſſen morgen früh auf. Er findet ſeinen alten ſcherzhaft abwehrenden Ton gegen ſie wieder, der mit den abgeriſſenen Gliedern ſeines innern Kampfes wunderlich kontraſtiert. Ihr wird ordentlich ängſtlich.

5. Ich will beten für Euch und mich. Berndt: Ja, bete; ich kann jetzt nicht. Geh. Hörſt du? Sie geht, kommt wieder. Endlich riegelt er hinter ihr zu.

6. Nun beginnt der Kampf in voller Wut. Endlich nimmt er die Flinte. An der Türe bleibt er ſtehn. Es kommt ihm der Gedanke, wenn er nun ginge und unterdes käm' ſein Recht. Es rauſcht draußen. Warum ſoll's nicht der Bote ſein von Wetzlar? Wenn ich dann zurückkäme als – und fände – und hätt's ohne Not getan, ohne Not mein Recht ſelbſt verletzt? Und wenn meine Marie erführe, was ich jetzt tun will? Aber wie kann dein Recht kommen? Damit es kommen kann, ſollſt du ja erſt –

7. Wenn die Hölle ſich um den Menſchen bemüht, ſollt' es der Himmel nicht? Hat man nicht tauſend Beiſpiele, daß die Hülfe der Not auf dem letzten Schritt entgegenkam? (Sieht ſich um.) Da in der alten Spinde – man hat Beiſpiele, daß einer juſt noch, eh's zu ſpät war, etwas fand, das ihn rettete – in Büchereinbänden, in alten Spinden – (er kramt in der Spinde) es will nichts kommen, altes Papier, Kugeln und Pulver – warum gerad Kugeln und Pulver? Wie ſollte Geld hier herein? Iſt nicht alles möglich? Wenn hier an den Wänden ein hohler Fleck wäre – (fährt auf) – da ſchlägt's ſchon in Bergdorf – wenn das elf wäre (mit einer Art Freude) – der Wind kömmt vom Burgberg; er hat die erſten Schläge verweht – drei – jetzt muß es hier ſchlagen (öffnet das Fenſter). Wenn's zwölf wäre und zu ſpät. (Ich wollte, es wär' zu ſpät. Es wär' nicht zu ändern.) Ich müßt' es tragen; es wär' keine Wahl mehr – und ich könnt' es vielleicht – wer weiß – eins – jetzt ſchlägt's – zwei – (er horcht hinaus) – es bleibt zwei und kein Schlag mehr (ſtill, nein das ſind die Unken da unten im Sumpf, und ein Kiebitz ſchreit dazwiſchen). – Die Bäume rauſchen – nimm dich in acht vor dieſer Nacht, Berndt; wie ein Schwindel kommt's zum Fenſter herein – ich weiß nicht, hör' ich's außer mir oder iſt's da innen, was mich fortreißen will – die Nacht iſt finſter – wie dazu gemacht '– Geh' ich jetzt, bin ich um Dreiviertel an der hohen Eiche und um elf beim Heimlichen Grund. (Nimmt die Büchſe; in der Tür kehrt er nochmal um.) Es iſt ein Unrecht, was du tun willſt. Iſt's ein Unrecht, ſo iſt's ſein Unrecht, der mich dazu zwingt. Da hilft kein Sinnen und kein Beten – der Menſch muß, was das Leben will. Es iſt das erſtemal und – das letztemal ſoll's ſein. (Sonſt war's anders, wenn du zur Jagd gingſt; zwei Hunde ſprangen an mir auf, daß ich ſie kaum abwehren konnte. Wer mir begegnete, grüßte mich. Jetzt – nimm dich in acht, Berndt; es liegt ein Reiz im Geheimnis und in der Gefahr. Berndt, verſprich dies! Das erſtemal iſt's; und das letztemal ſoll's, Gott weiß es, ich will nur mein Recht.) Wenn er geht, iſt er einig mit ſich, hat die Leidenſchaft ihn jeſuitiſch abſolviert. (Hier muß er noch ziemlich trocken ſein; woher ſoll ſonſt Steigerung kommen? Der ganze Kampf mit ſich läßt ihn noch nichts von ſeiner kräftigen Ruhe verlieren; er tut die Sache wie eine Notwendigkeit.

Er darf nicht fiebriſch werden. In den drei erſten Aufzügen muß er ſein plaſtiſches Weſen behalten.)

NB. Die Gereiztheit gegen den Edelmann darf nicht zu ſehr in den Hintergrund treten.

Marie: Du weinſt? Ihr habt doch naſſe Augen; Ihr denkt, ich ſeh's nicht? Berndt: Was du ſiehſt, dumme Trine! Marie: Wendet Euch nur nicht ab. (Ihr weint über mich, weil Ihr glaubt, ich nehme Briefe vom Junker. Berndt: Wenn du das täteſt – ich weiß, du tuſt's nicht. Marie: Nein, Vater; ich tu's nicht, aber doch bin ich) ein ſchlechtes Mädchen geweſen bis jetzt. Roberts Brief hab' ich nicht genommen. Aber ich dachte an ihn mehr wie an Euch. Aber nun, ſeht Ihr, das iſt die letzte Träne um ihn. Nun bin ich Euer, nur Euer. Nun fühl' ich's, daß ich Euch nur liebhabe auf der Welt. Berndt (abwehrend?): Muß man erſt unglücklich ſein, um ſein Glück zu erkennen? Marie: Wie Ihr mich dauert, Vater. Der Vogel hat ſein Neſt im Wald, Ihr ſollt keins haben. Euch treiben ſie fort, und iſt keiner, dem Ihr nicht wohlgetan. (Euer Eigenes habt Ihr für ſie aufgeopfert. Berndt: Wer auf Dank rechnet, darf keinem Menſchen wohltun. Der Wohltäter liebt im andern ſein Über-ihm-ſtehn; der Schuldner haßt im Wohltäter ſeine Abhängigkeit. Er hat aus Stolz wohlgetan. Meinem Stolz tat's wohl zu helfen. Im Helfer ſcheut man die Erinnerung an die Hilfsbedürftigkeit.) Vater, im Wald iſt eine verlaſſene Hütte. Dort ziehn wir hin. Morgen, eh's noch Tag wird. Eh' die Leute im Dorf auf ſind. Sie ſollen ſich nicht freuen an Euerm Unglück. Und hätten wir kein Dach, gibt's nicht weiches Moos draußen? Und Eure Füße wärmt' ich in meinem Schoß, wenn Ihr ſchlieft, und ſäng' Euch ein und auf. Nichts ſollt' Euch fehlen. Ich weiß alles, wie Ihr's gern habt. Berndt: Du biſt ein lebendig Märchen, Marie. (Wer ſollte nicht Luſt kriegen, der dich hört.) Fehlt nur noch ein Tiſchchendeckdich – Närrchen, willſt in den Wald und zitterſt in der Stube in deinen dünnen Fähnchen. Marie: Ich zittre? Da irrt Ihr Euch doch. Seht her, wie ich den Arm vor mich hinhalte, ob ich zittre. Laßt die Leute tun, was ſie können. Habt Ihr nicht Euer Recht? Wenn ſie vor Euch treten, müſſen ſie nicht die Augen niederſchlagen vor Euch? Und Ihr könnt frei aufſehn wie ein Mann. Laßt ſie uns forttreiben. Habt Ihr nicht (ſich an ihn lehnend) Euer Recht und Eure Marie? Berndt (für ſich, immer bewegter): Wer hat noch ſo ein Kind! Marie: Im Walde wohnen Engel. Wißt Ihr noch, wie ich in den Wald gelaufen war als ein kleines Kind? Und Ihr mich ſuchtet? Wißt Ihr noch –? Berndt: Ja, du böſes Mädel machteſt uns Sorge. Wußten drei Tage lang nicht, wo du hinwarſt. Das ganze Dorf war auf den Beinen nach dir. Endlich ſeh' ich – es war auf der Blöße, wo ich dich ſuchte – ein rotes Kleidchen. Ich mußte ſtehn bleiben, ſo arbeitete es in mir, ob du's auch wirklich warſt. Ich denke, ſie muß verhungert ſein und vor Furcht geſtorben, ſo'n kleines Weſen drei Tage und Nächte allein im tiefen Wald. Und da liefſt du mir friſch und rot entgegen, als wären wir im Walde zu Haus und du wüßteſt's nicht anders und ich auch nicht. (Marie: Seht Ihr, das war eine Vorbedeutung, Vater.) Berndt: Und reichteſt mir das Händchen, wie wenn ich zum Frühſtück vom Brauhaus in die Stube kam. Und Euch liefen die Tränen aus den Augen und drücktet mich an Euch – und wurd' nicht müd, deine Ärmchen und die blonden Löckchen zu küſſen – und ich ſah Euch noch verwundert darüber an. Berndt: Und konnte nicht begreifen, wie du munter ausſahſt. Marie: Und ſagtet: Kind, mein Kind! Biſt du mir nicht verhungert? und haſt dich nicht zu Tod gefürchtet, die drei Tage hieraußen im Wald? Berndt: Und du fingſt nun an, zu erzählen und zu jauchzen, wie du mit dem ſchönen Kind geſpielt, das im tiefen (einſamen) Wald zu dir gekommen, wie du eben weinen wollteſt, daß du ſo allein warſt und niemand bei dir. Marie: Es war weiß, ſchneeweiß und glänzte; mehr wie hundertmal war es wieder im Traum bei mir. Ihr hattet Eure Marie drei Tage lang geſucht, und ich wußte nicht, daß es dreimal Nacht geworden war im Wald. Mir war's, als wär's noch keine Stunde, daß ich in den Wald gegangen war.

(Wie er allein iſt.) Ja, das Recht – das war's. Das Leben hat ein ander Geſicht als dein ſchöner Kinderglaube. Das Leben will's nicht dulden, daß der Menſch rein bleibt. Es iſt ein Tauſch von Nebeln, und glücklich der, der das kleine für das große tauſcht. Wer recht haben will, muß den Mut haben, unrecht zu tun. NB. Sein Grimm gegen den Edelmann, der ihn zwingt.

NB. Er darf nicht hin- und herſchwanken; nachdem der Entſchluß gefaßt iſt, können noch Zweifelblaſen aufſteigen, die aber ohnmächtig von ſeiner Entſchloſſenheit abprallen; der Entſchluß darf nicht wieder zurückgenommen und wieder von neuem gefaßt werden. Sonſt wär' er ein unentſchloſſener Charakter, und das ſoll er am wenigſten ſein. Er ſäh' ſich wohl gern der Ausführung ſeines Entſchluſſes (durch glücklichen Zufall) überhoben; das bringt die Sache ſelbſt mit ſich; und je mehr die Zeit drängt, deſto heißer wünſcht er dergleichen Zufall herbei und ſchiebt deshalb die Ausführung noch auf. Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.

[*Ho.*]

Dritter Aufzug.

Bei Berndt.

1. Marie (allein).

2. Berndt. Marie.

Er wartet auf Schoche. Wenn der ihn nun im Stich ließe? Durchs Fenſter ſehend hört er zerſtreut auf ihre Reden und trinkt nicht.

3. Schoche. Berndt. Marie (im Abgehn).

Berndt: Ob er das Geld bringe?

Schoche: Und – hört noch was von der Frau.

Auf Schoches: Ihr ſeid ein Dieb einmal; Ihr habt einmal ein Unrecht, Berndt: Das Unrecht auf den Herrn.

Solch eine Närrin.

Schoche: Glaubt Ihr, ſie wird wiederkommen zu Euch?

Berndt: Sie iſt vernünftig.

Schoche: Eben darum. (Dabei zählt er hin.)

Wie er fertig, zählt Berndt ab, was er braucht. Das andere wirft er dem Schoche vor die Füße. Nimm, Menſch, und komm mir nicht wieder. Wir haben nichts mehr gemein.

Schoche: Nichts mehr? Was? Ihr habt nichts mehr gemein? Habt Ihr mir nicht verſprochen? Ihr wollt mich losſein? Wer Euch aber nicht läßt, das iſt pp. Seid Ihr noch immer ſo ſtolz? Schad' um die ſchöne Gelegenheit mit dem Zuchthaus. Berndt: Andre verbergen ihre Übel; Ihr tut groß mit Eurer Häßlichkeit. Ihr ſeid auch ſo ſtolz. Wißt Ihr, was Ihr ſagtet, wie ich warb? pp. So ſag' ich noch. Schoche: Und ich ſag' Euch, wenn Ihr nun vor mir hinkniet, und wenn Ihr pp. und den Himmel zu verparzellieren hättet auf Spekulation wie der Papſt in Rom – Wollt Ihr Euch an mir vergreifen? Berndt, Ihr handelt nicht recht an mir und an Euren Kindern. Euer Mädchen, habt Ihr kein Herz im Leib? Fähnchen. So nehmt nur Eure Taler noch; drei Fähnchen pp. (Na, nehmt mir's nicht übel. Seht einmal Euer Weib an.) Berndt (mehr vor ſich): Nein, das iſt ein heiliges Geld. – Oho, ein Dieb ſeid Ihr einmal, habt einmal pp. Berndt: Das hat er, nicht ich. Schoche: Jetzt iſt's Zeit; er wird ſo ruhig – na, Ihr werdet ſchon mal vernünftig ſein; wir haben auch noch zu teilen.

Eins, zwei, drei, vier (läßt ſie klingen). Riecht Ihr's den Talern an? Und da draußen läuft noch mancher Taler (ungemünzt) herum im Wald, haha, wie? und wir wiſſen zu anlegen.

4. Marie (einführend:) Andres. Wilm. Berndt.

5. Marie. (Gleich darauf) Sophie. Vorige.

6. Berndt. Sophie.

7. Paſtor. Berndt. Sophie (im Abgehn).

8. Andres. Sophie.

9. Berndt. Andres.

Er will die Flinte mit dem weißen Riemen. Berndt will's erſt nicht. Und doch nimm ſie; der Zwilling hier – der PP. hat ſich mit erſchoſſen, ein anderer (der NN. in PP.) hat ſeinen Bruder aus Verſehn damit getötet, 's iſt, als wär' ein Fluch darauf. Nimm jene pp.

Auf dem Schloſſe.

10. Amtmann. Pulſer.

1. Pulſer bringt Meldung, wo der Pfarrer geweſen, wie lang er geblieben; daß er auf das Schloß zu mache und er ihm vorausgeeilt ſei. Verflucht! Wenn ihm beizukommen wär' mit Geld! Der Kerl hat keine Leidenſchaften, iſt wie ein Topf ohne Henkel.

2. Daß mit Sophien und der Scheidung nichts war. Kommt denn alles, was ärgern muß, auf einmal? Unglück paart ſich gern.

3. Amtmann: So kam der Brief aus der Stadt zur rechten Zeit. Endlich iſt er gekommen; ganz wie ich ihn brauchte. Er konnte nicht beſſer ſein pp. Die Drohbriefe und die Frechheit der Wildſchützen und Gauner ſind ſo prächtig mit dem vermeintlichen Gewaltanſchlag der Jungen in Verbindung gebracht, und doch iſt ſo wenig Abſicht drin ſichtbar und alles der Humanität des Herrn ſo in die Taſche geſpielt, daß einer in Feuer und Flammen geraten müßte, und wär' er nicht der alte Huſar. Freilich iſt ſein Feuer Strohfeuer, aber ich denke, der Dampf ſoll ihn wenigſtens bis morgen in die Augen beißen. Iſt er einmal wieder in der Stadt, dann haben wir gewonnen. In dieſen Tagen muß auch die Geſchichte von Wetzlar kommen. Denn ſolang dieſer Berndt noch einen Schimmer von Hoffnung ſieht, ſo lang gibt er keine Ruhe.

11. Oberſtleutnant. Amtmann.

1. Oberſtleutnant kommt heftig aufgeregt mit dem Brief. Amtmann braucht wenig zu ſagen, und was er ſagt, iſt ſehr politiſch. Er ſcheint für den Berndt zu ſprechen. Die Heftigkeit des Oberſtleutnant muß ſeine Trennung vom Berndt nachträglich möglich machen.

2. Oberſtleutnant: Sprechen Sie nicht mehr für ihn. Alles hätt' ich ihm vergeben können, aber daß er ſolche Mittel braucht! Noch hab' ich gezweifelt, aber wer ſolche Mittel brauchen kann, der iſt nicht zu gut für den ſchlimmſten Zweck. Dieſes Verführen und Verhetzen der armen Bauern. Drohbriefe pp. Schweigen Sie. Wie ich der Beleidigte war, konnt' ich vergeben. Was er gegen Glück und Ruhe meiner übrigen Untertanen tut, das darf ich ihm nicht verzeihn. Seine Ungeſtraftheit iſt's, die die Wilddiebe zu ſolcher Frechheit ermutigt. Sie werden Vorſorge treffen, daß die Geſetze in all ihrer Strenge gehandhabt werden. Ich habe geglaubt, mit Menſchen zu tun zu haben; ich wollte ſie menſchlich behandeln; aber es ſind Tiere (Beſtien?), die man behandeln muß wie Tiere.

3. Amtmann: Es iſt möglich, daß ich milder verfahren bin, als gut war. Aber Sie, gnädiger Herr, waren mit kompromittiert. Ihre Freundſchaft für ihn – erlauben Sie einem treuen Diener ein Wort. Ich weiß, daß Sie ihn

verſöhnen wollen — Ihre Güte und Milde, ſo lobenswert dieſe Eigenſchaften ſind — aber durft' ich Ihre eigenen Bemühungen kompromittieren? und noch eins — gnädiger Herr, verzeihn Sie meiner Freimütigkeit — wenn es ihm gelang, ſo ſtand der, der Ihre ſtrengern Befehle ausführt, dann in falſcher Stellung da, und mit den eigenen frühern Befehlen hätten Sie auch ihren Vollzieher gehaßt (fallen laſſen müſſen) pp. Er ſticht ihn dabei, gibt ihm ſeine Lenkbarkeit — wiewohl unter milden Ausdrücken — zu verſtehn. Je mehr der Herr fühlt, daß er dergleichen Vorwurf verdient hat, deſto heftiger wird er. Daß einer mit Freundeslarve mich getäuſcht, ſoll ihn nicht ſchützen. Er ſoll gleich wegen der Wilddiebe Anordnung treffen und zur Abreiſe mit frühſtem. (Legt ihm alles in die Hände.) Güte kann zur Ungerechtigkeit werden, Strenge zur Güte. Da Robert kommt: Gehen Sie; ich werde Sie wieder rufen.

(Während Ihr Sohn mit dem Mädchen das Verhältnis neu knüpft — Was ſagen Sie da? — Amtmann: Dies Billettchen — Oberſtleutnant: Laſſen Sie mir den Jungen rufen. (Während der Amtmann hinausgeht.) Ich habe mich zu einem dummen Streiche hinreißen laſſen. Der Amtmann hat recht. Er mußte fürchten pp. Er gibt jetzt dem Amtmann, um nicht unrecht zu tun, zu ſehr recht.

12. Robert. Oberſtleutnant.

Kommen hintereinander. Roberts Widerſpruch macht ihn noch hitziger. Willſt du deinen Weg gehn, ſo geh ihn; aber unſere Wege kommen nicht mehr zuſammen. Robert will dartun, daß er nicht unrecht. — Herr: Geh — tu', was du willſt. Es liegt an dir, ob wir Freunde bleiben (da er nicht reiſen will —). Robert ab.

13. Paſtor. Oberſtleutnant.

Paſtor hat einen ſchweren Kampf zu beſtehn. Der Herr ſieht ein Komplott pp.

1. Der Oberſtleutnant will erſt nichts vom Berndt wiſſen, (will das Geſpräch auf was anders bringen. Der Paſtor bleibt ruhig, aber feſt. Der Oberſtleutnant wird wild, fährt ihn an. Paſtor zeigt edle Empfindlichkeit, und daß er, wenn der Oberſtleutnant ihn nicht hören wolle, weitergehen werde. Gott hat mich hierher berufen; ich ſteh' im Namen des Rechts und werde nicht weichen. Das Wohl meiner Beichtkinder iſt die Fahne, von der ich nicht deſertieren darf. Was halten Sie von einem Soldaten, der ſeine Fahne verläßt? Die Wahrheit iſt meine Fahne.) Daß er an Berndt geſandt, war ein dummer Streich. Milde iſt ſchlecht angewandt. Wenn er was habe, das für den Berndt ſpreche, ſoll er's dem Amtmann ſagen.

2. Paſtor: Sie müſſen mich hören. Oberſtleutnant: Sein Zorn — Paſtor: Herr, ich bin fünfundſiebenzig Jahr'; ich ſteh' dem ewigen Richter näher als dem irdiſchen. (Zwei Schritte vom ewigen Richter ſoll ich Menſchen fürchten?) Oberſtleutnant: Wollen Sie mich pp.? Paſtor: Was Sie tun wollen, wenn Sie mich gehört pp.; aber hören müſſen Sie mich. Sie konnten Ihren Auftrag zurück-

nehmen. Aber ich ſteh' nicht (nur) mehr in Ihrem Auftrag vor Ihnen. Ich ſteh' in Gottes Namen vor Ihnen, weiſen Sie mich zurück, wenn Sie den Mut haben. Ich ſteh' hier für Gott und das mißhandelte Recht. Was ich zu ſagen habe, müſſen Sie hören. Für Ihre Redlichkeit können Sie ſtehn, nicht für die Ihrer Beamten. Oberſtleutnant: Will Er mir auch den Letzten verdächtigen? Soll ich keinem mehr glauben dürfen? Wollen Sie der Advokat eines Banditen ſein? Paſtor: Der Amtmann ſoll Richter ſein? Und woher kommt Ihnen das Schlimme, was Sie von Berndt zu wiſſen glauben? Haben Sie den Berndt ſelbſt gehört? Wenn der Chargé nun mit dem Amtmann einverſtanden wäre? Oberſtleutnant: Mit Seinem Wenn! Herr: ich kenne den Amtmann – Paſtor: Gab's nicht eine Zeit, wo Sie ſagten: Ich kenne den Berndt? Mußten Sie den Berndt nicht ſelbſt hören? Durften Sie glauben, wenn man Ihnen ſagte, der Mann, den Sie als redlichen Mann kannten, ſei ein Elender? Der Mann, der Ihnen ſo nah geſtanden? Aber Sie hörten ihn nicht. Fremden Stimmen glaubten Sie mehr. Wo war die Sicherheit (Bürgſchaft) für die Wahrheit dieſer Stimmen, wenn Berndt lügen konnte? Oberſtleutnant: Will Er einen Tyrannen aus mir machen? Sieht Er nicht, daß ich eben deshalb ſtrenger ſein mußte, weil er mir nah ſtand? Sie ſprechen von Gerechtigkeit und wollen mich parteiiſch haben? Paſtor: Mußt' ihm das zum Schaden gereichen, was ihm nicht zum Nutzen gereichen ſollte? Sie wollten lieber ungerecht ſein als parteiiſch erſcheinen? Oberſtleutnant: Graukopf, gib mir Gewißheit! Gott iſt mein Zeuge, daß ich das Rechte will; aber wo iſt's? Zeige mir, welches das Rechte iſt. Wenn du das nicht kannſt, martre mich nicht. Hätt' ich nicht das Rechte ergriffen, wär' ich ſein Verderber. Warum ſprach nicht eine einzige Stimme für ihn, nicht eine einzige, als die in meiner Bruſt, die ich nicht hören durfte? Paſtor: Ob das ſeine Schuld war? Gnädiger Herr, Sie ſelbſt, bezeugen Sie mir, ob Sie mir's leicht machten, für ihn zu reden? Wer ſollte ſprechen, wenn Sie nicht hörten? Oberſtleutnant: Warum, wenn ich ihn hören ſollte, warum wandt' er ſich nicht an mich? Er kannte mich; warum tat er's nicht? Paſtor: Wiſſen Sie, ob er's nicht wollte? Wiſſen Sie, ob man ihn nicht hinderte? Wenn man ihm den Zutritt verweigerte, wenn er deshalb den Pferden in die Zügel griff? Die Chaiſe war verdeckt, in der Sie fuhren. Wiſſen Sie, gnädiger Herr, wer ſchoß? Haben Sie das Gewehr in ſeiner Hand geſehn? War es nicht derſelbe, der Ihnen ſagte, Berndt habe in den Wagen ſchießen wollen, von dem Sie nur Schlimmes von Berndt zu hören gewohnt waren? Wiſſen Sie, ob der Kutſcher nicht gemietet war – wiſſen Sie, ob der Berndt ſeinerſeits, den Sie eines Mordverſuchs anklagen, Sie nicht in demſelben Verdacht hat? Sie wollten ihn für die vermeintliche Tat nicht geſtraft? Gerechtigkeit wäre beſſer geweſen als Großmut. Er hätte dann wenigſtens erfahren, was Sie ihm nachtrugen. Aber auch wenn er's erfahren hätte, wie hätt' es ihm gelingen ſollen, ſich bei Ihnen zu verantworten; denn keins von ſeinen Schreiben iſt an Sie gekommen, und ihm machte man vor, man tue, was man könne, aber Ihr

Zorn, Ihr Haß pp. Oberſtleutnant: Iſt's möglich? (Er will ſchon aufbrauſen; der Paſtor muß ihn bewegen, das Kind nicht mit dem Bade auszuſchütten. NB. Der Oberſtleutnant iſt etwas borniert; da er ſelbſt ſo geradezu, ſieht er keine Schlinge, auch wenn er ſchon gefangen iſt.) Oberſtleutnant: Herr Paſtor; der Tag, der Sie mir zuführte – warum beſchleunigte ihn der Himmel nicht? Ob ich anders von der Sache dächte – ich weiß es nicht; aber ich wüßte, es wär' das Rechte, was ich dächte. Wenn ich Ihnen noch nicht glauben kann, ſo iſt's, weil ich den größern Schmerz fürchte, den Freund zum zweitenmal zu verlieren. Herr, und der Mann, den ich verlor, er war ſo ich ſelbſt, daß ich das Beſſre meines Ich mit ihm verlor. Ich verlöre das wenige noch, was ich behielt. Herr, ich könnte nicht leben. Paſtor: Nun denken Sie, gnädiger Herr, daß man ebenſo den Mann von Ihnen zu entfernen ſuchte wie Sie von ihm. Wiſſen Sie, ob er nicht leidet wie Sie um den verlorenen Freund? Oberſtleutnant: Ich höre jemand; kommen Sie. Sie ſind ein Mann, den ich hochſchätze. (Keinen andern will ich hören; Sie pp.) Einem ſolchen Mann ſchulden iſt mehr als eines andern Gläubiger ſein. Kommen Sie. Nur Ihnen will ich vertraun. Kein Mund ſoll ſich zwiſchen Sie drängen und mich. (Indem ſie abgehen, kommt der Amtmann.)

14. Amtmann. Vorige (im Abgehen), gleich darauf Pulſer.

Amtmann merkt, wie jene an ihm vorübergehn, daß etwas gegen ihn im Spiele. Gleich darauf Pulſer. Der Amtmann fährt ihn an in ſeinem Ärger. Pulſer: Der Jäger draußen wolle ſich nicht halten laſſen, er müſſe zum Herrn. Der Amtmann will nichts davon wiſſen, bis Pulſer davon ſpricht, daß Berndt Wildſchütze ſei. Da wird er aufmerkſam. Hat Er recht gehört, Pulſer? Pulſer: Was der Jäger geſagt. Er könne ihn ſelbſt hören. Laß Er ihn herein. (Sehr gütig gegen den lieben Pulſer.) Dann lauſch' Er doch. Pulſer wundert ſich; beſonders wie er hört, daß der Herr an ihm vorbeigegangen. Pulſer ſagt aus der einen Tür: Der Jäger ſoll herein. Der andern Tür ſich nähernd, ſagt er für ſich: Wär's Zeit nun? Dich ſelbſt kannſt du nur ſalvieren, wenn du ſelbſt pp. Amtmann: Was hat Er da? Pulſer: Halten zu Gnaden, ich ſagte da, wie das doch ganz verwünſcht wäre.

Pulſer: Er ging vor dem gnädigen Herrn Amtmann vorbei –? Amtmann: Ohne mich anzuſehn. Pulſer: Ohne den Herrn Amtmann anzuſehn? Amtmann: Der Schwarzrock triumphiert. Pulſer: Der Herr Paſtor triumphierten? Amtmann: Indem ſie ins Kabinett eintraten, hört' ich, wie von neuer Unterſuchung die Rede war. Pulſer: Hm. Amtmann: Sie können mir nichts beweiſen. Pulſer: Hm. Amtmann: Das iſt der Dank! pp. Was iſt da draußen? Seh' Er, Pulſer. (Pulſer hinaus.) Amtmann: Unglück paart ſich gern. Wenn der Teufel einen Zeugen – Eins muß man ſein, ehrlich oder klug. Was haſt du dieſen Berndt geſchont? Hättſt du die Schlange gleich zertreten, ſo könnte ſie nicht mehr ſtechen. Pulſer (wieder herein): Der Jäger – Amtmann: Soll wiederkommen. Pulſer: Er müßte den Herrn Amtmann ſprechen. Amtmann: Ich kann niemand ſprechen jetzt. Pulſer: (Er iſt außer ſich.) Er will ſich nicht abweiſen laſſen. Amtmann: Will mir der Menſch Gewalt antun –? Pulſer: Der Herr müſſe ihm erlauben zu ſchießen. Amtmann: Geh Er zum Teufel ſamt Seinem Jäger; ſieht Er nicht, daß ich keine Zeit habe? Pulſer: Geſtern hab' er den Berndt – Amtmann (will auffahren; wie er den Namen hört, wird er aufmerkſam): Berndt? Was iſt mit dem? Pulſer: Nun der Berndt unter den Wildſchützen wär' – Amtmann: Was ſagt Er? Pulſer: Müſſ' er wieder freie Hand bekommen. Amtmann: Hat Er recht gehört? Der Berndt Wildſchütz? Wer weiß, was der Jäger geſehn hat! Pulſer: Erſt hab' er die Büchſe mit dem weißen Band erkannt, die der Berndt gewöhnlich gehabt, wenn er mit dem Herrn jagte. Amtmann: Dann –? Pulſer: Hab' er ihn ſelbſt geſehn, ſo deutlich – Amtmann: Laß Er den Jäger herein. Dann mach' Er ſich vor dem Kabinett zu ſchaffen. Vielleicht – wenn ſie laut reden – fängt Er etwas auf, was wir brauchen können. (Pulſer ab. Amtmann ſtellt ſich an ſein Pult, vom Jäger abgewandt.)

Pulſer (im Gehn): Vielleicht –

Amtmann: Was hat Er da?

15. Förſter. Amtmann. Pulſer (im Abgehn).

Amtmann. Pulſer mit dem Jäger herein. Pulſer geht die Türe nach innen ab. Der Jäger hat ſein Gewehr bei ſich. Der Herr Amtmann – Amtmann (ſieht ſich um): Iſt's der Jäger? Jäger: Halten zu Gnaden. (Eh' er weiter reden kann.) Amtmann: Er kann ſich den Reſt des Jahrs bezahlen laſſen, dann – (Jäger verduzt.) Amtmann: Die Unordnung in Seinem Revier iſt aufs höchſte gediehn. Das Vierteljahr Beſoldung ſoll Er noch haben, dann kann Er gehn. Jäger (ganz verduzt): Halten zu Gnaden, ich höre nicht leiſ'. Amtmann: Der Jäger von Schaurode iſt ein entſchloſſener Mann. Er wird morgen kommen. Jäger: Der Jäger – Amtmann: Der Herr hat geſagt, es iſt Zeit, daß man ſich nach treuern Dienern umſieht – Jäger: Hat er geſagt – Jeden Tag ſag' ich: Jungens, werdet treue Diener, (ſag' ich) und nun – mit Verlaub, Herr Amtmann (Setzt ſich kraftlos.) – wird gleich vorüber ſein – Treuere Diener – (Steht auf; mit entſchloſſenem Ton.) Brauchen ſich nicht umzuſehn, Herr Amtmann. Werden das nicht an einem alten treuen Diener tun. Hab' all mein Tag' den Herrendienſt vor Augen gehabt – und nun – er braucht – (Die Stimme bricht ihm.) einen Treuern – Halten zu Gnaden, einen verabſchiedeten alten Mann nimmt niemand wieder in Dienſt – (Er ſetzt den Hut auf und nimmt ihn wieder ab.) Halten zu Gnaden, wenn Sie's noch einen Tag probierten, aber mit dem Geſetz, wie's früher war – ſo wollt' ich – Amtmann: Er kann ſich ganz nach Seiner Inſtruktion richten. Der gnädige Herr ſieht, daß die Milde nicht (mehr) angewandt iſt. Jäger: – angewandt iſt. Nach der Inſtruktion, halten zu Gnaden, ruf' ich, und der Wildſchütz wirft's Gewehr nicht von ſich, (Hebt die Flinte an die Backen, als woll' er ſchießen.) – halten zu Gnaden, was der von

Schauenrode kann — mag der Kerl ſtehen bleiben oder davonlaufen — wenn er die Flinte nicht wegwirft — halten zu Gnaden, mein Schweſterſohn und ich — möchte gehorſamſt gebeten haben wegen meiner fünf unerzogenen Kinder — wenn ich morgen gehorſamſt nicht mehr leben täte — für meinen Schweſterſohn ergebenſte Verwendung wegen der Stelle — einen treuen Diener — verzeihn ergebenſt, daß einem alten Mann und herrſchaftlichen Diener die Tränen — vierzig Jahr' gedient und einen treuern — das iſt hart, entſchuldigen der Herr Amtmann — Amtmann: Es ſoll eine organiſierte Bande ſein, und der Rädelsführer, ſagt man, hat weißes Riemzeug — Jäger: Halten zu Gnaden, der Berndt und ſeine Jungen — Amtmann: Der Herr will durchaus keine Milde mehr verſchwendet wiſſen. Jäger (ausbrechend): Herr, ich treffe meinen Mann — verzeihen gnädigſt — Amtmann: Man muß ein Beiſpiel — Jäger: Verſtehe — verſtehe — ſoll beſorgt werden, halten zu Gnaden — er ſoll — Amtmann (mit einer Art Schauder): Was will Er, Menſch? Was will Er beſorgen? Ich habe nichts geſagt; ich habe niemand genannt. Er kann ſich nicht auf mich berufen, als hätt' ich — Der Herr will, daß Ordnung wird. Jäger: Ganz wohl — will der Herr (Sieht, ob die Flinte geladen.) — ein treuer Diener verſteht, was geſagt wird und was nicht geſagt wird. Ergebenſt Gehorſamſter. Brauchte den Schauenroder nicht. (Geht.) Amtmann: Jäger! Hört Er! — Iſt das ein entſetzlicher Menſch. — Auf mich kann er ſich nicht berufen. Wie ich's ihm geſagt, hat mir's der Herr. Ich möchte ihn doch —

16. Pulſer. Amtmann. Förſter (im Abgehn).

Pulſer hat den Auftrag, den Amtmann zu arretieren.

(Amtmann vermaskiert ſich vor ſich ſelbſt und Pulſer, ſchiebt die Schuld auf den Herrn. Undank. So ſehr hat er ſich ſelbſt verloren, daß er ſich vor dem Gehülfen ſeiner Schlechtigkeit weißbrennen will, damit der ihn nicht verhafte; worauf dieſer ſarkaſtiſch alle Demütigungen ihn entgelten läßt. Dann: Er habe nichts von ihm in Händen. Pulſer: Ich nicht, aber der Herr Oberſtleutnant. Dann zeigt der Amtmann ſich wieder in wahrer Figur. Laß Er mich nur. Künftig will ich klüger ſein. Wenn ich nicht ehrlich ſein wollte; zum Teufel, warum war ich nicht klüger. So wär' ein Einfaltspinſel mit ſeiner Ehrlichkeit klüger als der feinſte Kopf?) So könnte man nichts Klügeres tun als ehrlich ſein?

17. Oberſtleutnant. Paſtor. Pulſer. Amtmann (im Abgehn).

Im Briefe, daß zum Glück der alte Huſar ſich ſelbſt von der Wahrheit abgeſchloſſen. Zugleich des Amtmanns Geſichtspunkt; daß er dem Herrn helfen wollen und nun nicht anders könne. Es ſei Notwehr. Des Herrn Schwäche die Urſache. Er (d. A.) will's aber nicht ſoweit kommen laſſen, daß ihn Undank lohne. (Berndts Dummheit, der ſich einbildete, dem Herrn ſo treu ſein zu müſſen. Solche Treue lieben die Herrn an ihren Dienern nicht. Sie darf nie auf die hinteren Beine treten.) „Wer immer Recht haben will, muß den Mut haben, am richtigen Fleck unrecht zu tun. Weh dem Diener eines ſolchen, der ihn über jenes weghelfen will, indem er's auf ſich ſelbſt nimmt pp. Wenn er nur einmal wieder bei Ihnen iſt; dort mag er ſeinen Plutarch ſtudieren. Des Attentats ſatiriſch gedacht und des Zufalls, der ſich immer günſtig erweiſt. Dieſe letzte Lüge „hält wieder lang vor" pp. Geld für den Rat, der den Bericht zu machen hätte. In dieſen Tagen wird Berndt gänzlich abgewieſen; dann bekommen wir einmal Ruhe. Einige Bureaukratie." So muß die B. allemal zuſammenwirken, ſonſt wächſt uns der Bauer über den Kopf. Man ſoll ehrlich ſein oder klug; ich war keins von beiden, wie ich, Undank riskierend, mich ins Mittel legte. Aber er war ganz verſeſſen auf die Hütte pp. Der Brief muß ſo geſtellt ſein, daß der Herr Urſache hat, ſich als die Schuld des Ganzen anzuſehen. 1. ſeine Hitze. 2. ſeine Schwäche. (Paſtor will ihn entſchuldigen. Herr faſt grob: Er ſei nicht zu entſchuldigen.) Er ſieht nun auch nichts, als was er wieder gutzumachen habe, und will wieder – ſeinem Charakter gemäß – gleich das Kind mit dem Bad ausſchütten. Nun muß ihm der Paſtor wieder Einhalt zu tun ſuchen auf dem andern Extrem. Berndts Elend pp; er rekapituliert, was ihm der Paſtor davon geſagt, und bringt ſich ſelbſt außer ſich. Heut iſt's zu ſpät, aber morgen mit frühſtem will er ſelbſt zum Berndt; der Paſtor ſoll über Nacht dableiben, um gleich mit ihm zu können. Es ſoll bei ſeiner Familie gemeldet werden. Deshalb Baſtian geklingelt. (Ein Menſch, der rechtlos gemacht, muß ein Böſewicht werden, oder er iſt mehr wie ein Menſch.)

Äußerſte Indignation nach dem Brief.

Der Herr gibt ſich alle Schuld. Pfarrer ſchiebt's auf die Schlechtigkeit ſeiner Umgebung; Sie haben unrecht getan, weil Sie zu eifrig waren, das Rechte zu tun. Oberſtleutnant: Nein, ſein Sie nicht mein Anwalt pp. Er gerät in ſanguiniſche Freude und Hoffnungen pp; ich werde wieder an ſeinem Fenſter klopfen, wenn ich auf die Jagd gehe pp. Die Kinder pp. Paſtor: Solle nicht zuviel tun. Oberſtleutnant: Zuviel, ſagt Er? Kann ich zuviel tun? Kann ich die Nächte ihm bezahlen? Das Äußerſte, was ich tun kann, iſt elende Abfindung pp.

18. Baſtian. (Gleich darauf) Robert.

Baſtian: Sie wollen bei Nacht in den Wald? Jetzt in den Wald? Und vollends in den Heimlichen Grund? Wo die Wilddiebe am meiſten hauſen? Hätt' ich das gewußt, mein Mädchen hätte was anders tun ſollen, als Briefe tragen. Jetzt – Herrgott – wiſſen Sie, die Wilddiebe – Robert: Narr; hab' ich nicht die Flinte? Baſtian: Eben deshalb. Der verrückte Förſter poſaunt aus, Ihr Herr Vater ſelbſt wollte in den Wald gehen – um den Wilddieben Angſt zu machen. Die und Angſt machen! Es ſind verwegene Menſchen. Da iſt der Lindenſchmidt, der im Ruf ſteht, daß er im J'ſchen ſchon zwei Jäger kalt gemacht hat, ob man gleich nichts auf ihn bringen konnte. (Wenn Sie einer mit der Flinte ſieht, er glaubt, Sie kommen ſeinetwegen, und nimmt Sie aufs Korn – Das hat nicht ſoviel Gewiſſen wie [bricht ab]) Hören Sie mich um Gotteswillen! Und wenn Sie ein andermal Briefchen zu ſchicken haben – nehmen's nicht übel, aber beſorgt wird keins mehr. Ich hätt's dem Oberſtleutnant ſagen ſollen. Aber 's iſt noch, wie da Sie noch klein waren. Wenn der Baſtian auch nicht wollte, da wurde geſchmeichelt, bis der alte Eſel drin ſaß und den dummen Streich ausbaden mußte. Der Herr Amtmann hat ohnehin Ihr erſtes Briefchen; weiß Gott, wie er dazu kam. Robert: Nun ſei nur ruhig, guter Alter. Sag' mir nur, wie Marie das Briefchen aufgenommen hat. Baſtian: Meine Anne iſt nicht dumm. Sie hat das Briefchen in einen großen Strauß geſteckt; und wie's die Jungfer Berndtin in der Hand hatte, iſt ſie davongelaufen und hat nicht getan, als wenn ſie Anne hieß, wie die hinterher rief. Aber nun tun Sie mir die einzige Liebe und ſagen, daß Sie nicht mit der Flinte an den Heimlichen Grund wollen. Da klingelt's ſchon wieder. Robert: Sei ohne Sorge; ich bleibe ſchon. Baſtian ab.

19. Robert (allein).

Ich muß ſo tun, ſonſt ſagt er's meinem Vater. — Ob ſie kommen wird? Hat ſie das Briefchen geleſen, kommt ſie. Sprech' ich ſie nur, ſo geht ſie mit mir in die Welt. Das Fenſterchen iſt faſt ſo niedrig als der Boden, von dem Anne ſagt, es ſei ihre Schlafkammer, wo ſie allein ſchläft. Warum ſollte ſie nicht kommen? Kann's doch niemand ſehn, und vor der Nacht und dem Wald fürchtet ſich das wilde Mädchen nicht, darauf kenn' ich ſie. Was mein Vater ſagen wird? Unſere Liebe iſt älter als ihr Zwiſt. Der Abgang muß recht feurig und ſeiner Sache gewiß ſein.

Vierter Aufzug.

1. Sophie. Marie.

2. Berndt. Vorige.

3. Berndt. Sophie.

4. Frei. Weiler. Lindenſchmidt. Wildſchützen. Berndt. Sophie (auf- und zugehend).

5. Vorige (ohne Sophie).

NB. Wie er den Abweis lieſt, lacht er: Was er gethan darum, und nun.

6. Schoche. Berndt. Wildſchützen (im Abgehn).

7. Berndt. Schoche.

1. Berndt, dem vor Ekel vor den Menſchen und dem Leben Selbſtmordgedanken kommen, bemerkt Schochen nicht. Der bringt ſeinen Bock und fängt an auszuweiden.

2. Bald kommt Schoche zu Berndt vor, bald geht er wieder zum Bock, das Meſſer im Mund hindert ihn zuweilen am Sprechen.

3. Berndt will ihn losſein. Schoche beruft ſich auf ſein Miteigentumsrecht an dem Bock. Berndt: Er ſoll ihn ganz haben. Schoche: Nein; denkt Ihr, Ihr ſeid allein gewiſſenhaft? Meinen Teil und nichts weiter. Und geſchenkt nehm' ich von Euch nichts. – Dann Urſache aus der Gefahr außen. Nicht allein der Jäger, auch der alte und junge Herr. Erzählt, er ſei ihnen begegnet. Die alten Deutſchen jagten den Feind nicht von ſich, wenn er Zuflucht bei ihnen ſuchte. Habt Ihr mir das nicht ſelbſt vorgepredigt? Aber Ihr denkt wie die andern: Tut nicht nach meinen Werken, ſondern nach meinen Worten.

4. Er erzählt. Während der Erzählung wiederum Berndt: Seht Ihr, daß Ihr fabelt. Die Großen und Reichen finden Schergen genug, ſie brauchen's nicht ſelbſt – Meint Ihr, der alte Jäger hat blonde Locken gekriegt? Daß einer in einer Nacht graue Haare bekommt, das paſſiert; aber daß ein Graukopf ſolch blonde Locken pp. Nach der Erzählung wiederum: Wo iſt denn Euer Wilm? (Nachdem Berndt ungeduldig.) Dann plötzlich: Kennt Ihr die Mütze, Berndt? Und die Büchſe, die der Erſchoſſene hatte, war die Eure. – Werd' doch Eure Büchſe kennen? Die mit dem weißen Riemen. Was habt Ihr? pp. Soll ich Eurer Frau rufen?

Keine unnütze Weichheit von Berndt. Seine Liebe zu ſeinem Andres fordert ihn nicht zu klagen auf. Er unterbricht ſeine Klage ſelbſt: ihn zu beklagen iſt immer Zeit; ſein Recht ihm zu ſchaffen, geht er.

8. Berndt. Sophie.

Beim Heimlichen Grund.

9. Berndt.

10. Robert. Berndt (im Abgehn).

11. Marie. Robert.

12. Berndt. Vorige (im Abgehn).

13. Berndt (allein).

(Der Burſche log nicht. Die Nacht will ihn nicht dulden unter ihrem Schutz. Der Blitz zeigt ihm den Mörder.)

Er kommt in der höchſten Aufregung, äußerlich ruhig von ſeiner Unterſuchung. Er ſetzt ſich. Hier iſt der Richterſtuhl. Ausmalung: Bäume ſind die Öffentlichkeit. So; gut. Kläger tritt vor. Er betrachtet ihn. Wer biſt du, armer blutiger Junge? Du biſt ſanft und haſt niemand etwas zuleid getan. Hierhin tritt. Warum kommſt du zu mir? Zu wem ſoll das Kind, wenn nicht zu ſeinem Vater? Warum klagſt du? – So, ſie haben dich getötet, als wärſt du ein Tier des Waldes. Und wie du einſam ſtarbſt wie der verendende Hirſch, dich wandeſt im Todeskampf – Sieh mich nicht ſo ſchmerzlich an; ſonſt findet meine Seele den Schrei nicht, der ſie rettet. Ich bin der Richter und muß ruhig ſein. Haſt du Zeugen? Hier an der Büchſe, an der Taſche – eins – zwei – drei – vier – fünf blutige Flecken. Zeugen genug. – Warum kommſt du hierher? Deine Klage gehört vor die Richter in der Stadt. — So? Du biſt rechtlos? Du biſt ein Wildſchütz? Iſt ein Wildſchütz kein Menſch? Wer ein Reh tötet, der wird geſtraft; wer einen Wildſchützen tötet, iſt frei wie die Luft. Das Elend iſt das Verbrechen; wer reich iſt und vornehm, der iſt gut. Sie teilen ſchon den Himmel unter ſich, wie ſie die Erde geteilt haben. (Ihr Recht iſt feil wie ſie ſelbſt.) Du kannſt nicht; du liegſt ſo verſteckt, daß das Vaterherz dich nicht fand. Über dir rauſcht's luſtig; vielleicht jubelt eine Nachtigall über dem Gebüſch, in dem du liegſt; und der Bach tanzt an dir vorbei, als hätte nie ein Leichnam in den Himmel geſtunken. 's iſt ja nur ein armer Wilddieb, der einſam und gott- und menſchenverlaſſen die Seele ausſtöhnte. Du kannſt nicht aufſtehn; das begreift ſich. Haſt du keinen Vater, arme Kreatur, der deinen Mörder verklagt und dein Recht dir ſchafft? Dein Recht, ha ha! Er iſt rechtlos wie du. Rechtlos vor den Rechtverletzern. Das Recht iſt ewig wie Gott. Wenn die Menſchen in den Städten es vernichten wollen, wird es in die Wälder fliehn. Die Steine werden's bezeugen, und die Bäume des Waldes werden die Richter des Menſchen werden. Im Namen des heiligen Rechtes, Beklagter, tritt vor dies Gericht. (Man ſieht Robert.) Andres Berndt; iſt dieſer dein Mörder? Die blonden Locken und die Büchſen rufen Ja. Schöffen, iſt er des Meuchelmords ſchuldig? — Schuldig. Wie ſie nicken mit den grünen Bärten. Brav! brav! Vor euerm Richterſtuhl hat der (reiche) gräfliche Bube nicht mehr recht als das Bettlerkind. Wie der Menſch tut, ſo ſoll ihm getan werden. (Erbarmungslos) Wie das Wild des Waldes ſei er vertilgt, der ſeinen Nächſten (erbarmungslos) vertilgt hat; (wie das Wild des Waldes) elend ſoll er ſterben aus dem Hinterhalt, wie er aus dem Hinterhalt mordete; Auge für Auge, Zahn für Zahn. Wie die Hälfte dieſes Zweiges von der andern Hälfte, ſo biſt du getrennt von der Geſellſchaft der Lebenden. Fort mit dir. (Er ſchießt.) Noch nicht aus. (Ich bin ein Richter und kein Henker.) Barmherziger als du warſt. (Zweiter Schuß.) (Die Schöffen rufen Amen. War das nicht eine Weiberſtimme?) Ein Äſtchen zittert noch. Nun nicht mehr. (Es iſt aus.) (Nimmt ſeinen Hut ab.) Gott ſei deiner Seele gnädig. (Und nun führt mich in den Turm.) (Er geht.) Vorhang fällt.

[Daneben:] Oho (er ſieht den Robert), Schoche, du haſt nicht gelogen. Die Nacht ſagt ſich von ihm los. Der Himmel zeichnet ihn. (Die Nacht nimmt ihren bergenden Mantel von ihm; der Himmel zeichnet ihn.) Ob er auch ruhig genug ſei, das Urteil zu ſprechen? Ja. Das iſt die Schlange, die dein Kind mordet. Triumphierſt du noch?

Wenn's gemildert werden ſollte: So würd' er all dies ſagen, aber noch nicht ſchießen; mit dem: „Gott ſei deiner Seele gnädig“ und dann angelegtem Gewehr abgehn. Umſo ſchauriger wär' die Ungewißheit und die Auflöſung dann im fünften Aufzug.

[Am Rande:] Nichts. Dieſe Rede iſt ein undramatiſcher Brei. Fehlt an großen Akzenten. Es muß mehr die Energie vorherrſchen. Das Gefühl muß er gleich zurückzwingen, denn: „ein Richter muß ruhig ſein.“ In bloße Weichheit darf er nie verfallen oder gleich darauf allemal die Drucker fallen. Daß er richten will, das iſt beſtimmt, und ſo müßte dieſer ganze Monolog ernſte und ſogar feierliche Entſchloſſenheit atmen.

[*Hp.*]

Der Kriminalrat iſt als Rittergutsbeſitzer Berndts Nachbar. Die Familien ſind dadurch bekannt geworden, zuletzt intim, ſo daß die Mütter ausmachen, des Kriminalrats Sohn ſoll Berndts Tochter heiraten.

Der Kriminalrat ein grübleriſcher menſchenhaſſender Mann, ein Hypochonder, ſonſt ein braver, ja edler Mann, fängt auch an am Berndt zu zweifeln, und zwar aus bloſer Monomanie; ſolang ſeine Frau lebt, bleibt’s beim alten, und der Umgang mit Berndt löſcht oft die Argwohnsflamme – freilich glimmen die Kohlen immerfort. Er hat als Jüngling trübe Erfahrungen gemacht; ſeinen Ahnungsgeiſt (Argwehn) hatt’ er ſchon damals; mehre prächtige Kerle waren ſeine Freunde. Aus der Intimität ging ihm allemal der Ahnungsgeiſt hervor, ganz in Widerſpruch mit dem Urteil der Welt und mit ſeinem eigenen Herzen, ja ſeinem Verſtande; er litt; forſchte, um Ruhe zu erlangen; ſeine Forſchungen bringen ihn allemal auf das unglückliche Reſultat, daß ſeine Ahnung die richtige war. (Je beſſer einer ſchien, deſto vorſichtiger war er.) Er floh neue Freundſchaften, um nicht wieder an Enttäuſchung zu kranken, weil ſein Gemüt zu zart war, viel dergleichen auszuhalten. Er wurde Beamter und Mann; das Ahnungsvermögen ſchwieg allmählich. Er wird bekannt mit Berndt. Einſtmal zeigt ſich Berndt recht herrlich; da kommt dem Kriminalrat mit dem Gedanken dieſer Herrlichkeit zugleich der alte böſe Geiſt. Wie geſagt, die Rätin hält zuſammen; aber wie ſie ſtirbt, geht die Sache mählich aus den Fugen. Der Kriminalrat ſchickt, um auch dem Verhältnis zwiſchen den Kindern ein Ende zu machen, ſeinen Sohn auf Reiſen. Dann bricht er gänzlich mit Berndts.

Nun iſt ſein Sohn wiedergekehrt und zuerſt, eh’ er noch ins väterliche Haus, bei Berndts eingekehrt. Da hat er erfahren, wie’s ausſieht. Berndt, der ihn findet, weiſt ihm die Tür. Nun ſoll der Paſtor den Sohn koramieren.

Dazu iſt nun gekommen, daß Berndt erfahren hat, ſein Wilm ſei auf der Jagd geweſen; vielleicht hat’s der Jäger geſagt (?), der iſt ihm ſelbſt nachgegangen; da iſt ihm der mit der Büchſe begegnet. Den Tag darauf hält Berndt Gericht; der Wilm muß ſich ſelbſt richten. Das Reſultat: Sich ſelbſt angeben, damit Berndt nicht als Angeber des eignen Sohns auftreten muß. Gründe: Wilm iſt in ſchlechte Geſellſchaft geraten, aus welcher er nur durch dergleichen herauskommen kann. Denn ein gemeinſam Geheimnis iſt eine feſte Kitte. Er muß froh ſein, wenn er noch ſo billig durchkommt, daß ihn die Geſellſchaft noch nicht vom Schlimmen zum Schlimmern geführt und das Loskommen ganz unmöglich gemacht. Wer die Geſellſchaft, das gehe ihn nichts an pp. Wilm ſagt auch: Laßt’s Euch genug ſein, daß ich eingeſtehen will pp.

Erſter Aufzug.

Bei Berndts.

1. Auftritt.

Sophie. Marie. Wilm ſen. Andres. Knechte und Mägde.

Familienkaffee oder Frühſtück. Sophie als wackere Hausfrau. (Sind die Dienſtboten in der Nebenſtube?) Geſpräch über die alte Zeit. Mit dem Tod der Rätin nahm's allgemach ein Ende. Sophie fürchtet, Berndt mög's mit ſeinem Stolz oder ſeiner Rückſichtsloſigkeit verdorben haben. Der Herr iſt ſo zart. Der junge Robert auf Reiſen. Der kleine Wilm zieht ſeine Schweſter auf oder fragt naiv, wenn die Hochzeit. Sophie: Dummer Junge!

Sophie wird Wilms Verſtörtheit inne, der vergeblich gefragt vielleicht eben von Wilm jun., der ſeinen kleinen Grimm ausſpricht, wenn der ſeine Schweſter ſitzen laſſe. Die Leute hätten ſchon ihren Spaß darüber pp. Endlich, von Fragen überall beſtürmt, da die Beſorgnis durch ſeine deſperaten Reden gemehrt wird, fährt er auf und ſagt: Was iſt weiter? Ich bin Wildſchießen geweſen, und der Vater hat mich geſehn. Beſchreibung: Guten Abend, Wilm. Sophie und alle erſchrocken. Das wird ſchön werden. Kommt gewiß von der Liebſchaft bei Schoches. Sie denken, Berndt kommt, aber es iſt:

2. Robert dazu. Vorige.

Robert kommt von der Reiſe, iſt noch nicht einmal zu Hauſe geweſen. Er wundert ſich, daß man ihm nicht freundlicher entgegenkommt. Ob ſein Vater lange nicht dageweſen? Seit einem Jahre nicht. Robert ſchiebt's auf die menſchenſcheue Laune des Alten; will Berndt erwarten, um den zu fragen.

3. Schoche. Vorige.

Schoche will mit Berndt reden. Wilm nähert ſich ihm und verſtändigt ſich. Wirft ſich vor, ihm und den andern gefolgt zu haben; ſein Vater wiſſe es; wie es aber werden möge, Eurer Anna wegen hab' ich einen Schwur getan, keinen von Euch zu nennen. Schoche: Was? Wenn die Haſen dem Herrn gehören ſollten, hätt' Ihnen der Herrgott das Wappen auf den Pelz gebrannt. Und daß ſie ſeine Kameraden geweſen, brauche auch erſt des Beweiſes.

4. Berndt. Vorige.

Befiehlt wie ein Fürſt. Schoche ärgert ſich und wünſcht, Berndt ſein Stolzieren zu vergelten. Berndt ſieht Robert, empfängt ihn ruhig. Der ſagt, er komme von der Reiſe. Berndt ſetzt die Sache auseinander. Er könne ſeine Beſuche nicht verhindern. Er wiſſe nicht, wie die Sache ſtehe. Als Bräutigam. Außerdem iſt ein Kind pp. Will Robert von Marie wenigſtens wiſſen, ob ſie ihn noch liebt? Er iſt feurig.

NB. Berndt bricht den halben Zuſtand ab. Wirft Robert, ein naiver prächtiger Junge, Berndt ſein Fremdtun vor? Nun gut, wenn der Alte geſpannt, ſo muß ich's nicht ſein. Wißt Ihr, ich war immer lieber bei Euch. Der Vater war immer ſo finſter. Berndt ſtellt ihm kalt vor, das gehe nicht; es würde das Anſehn haben, als mache man ihn ſeinem Vater abwendig. So macht, was Ihr wollt, ſagt Robert endlich; ich halte mich an dich, Marie. Robert iſt leicht reizbar; er ſagt endlich zornig: Er gehe, aber Marie geb' er nicht frei. Wie er in der Türe, wendet er ſich nochmal um. Sophie hat ein Wort von Troſt pp. einfließen laſſen, drüber zankt Berndt. Sophie verkriecht ſich in ſich mit Reſignation.

5. Vorige ohne Robert.

Einige Reden an Marie. Dann mit Schochen. Abweiſung; zeigt ihm ſeine Verachtung. Deswegen aber will er doch für ſein Recht ſehn. (?) Schoches Grimm in lachenden Redensarten.

6. Vorige ohne Schoche.

Die Dienſtboten (hat er ſchon verſandt?) Er ſteht am Fenſter. Angſtliche Pauſe. Wie er ſich wendet, ſagt Wilm: Jetzt kommt's an mich. Berndt fragt: Hat eins was auf dem Herzen? Alles ſchweigt; er verſendet den kleinen Wilm pp. Wiederholt die Frage. Sophie will vermittelnd eintreten. Habt Ihr was auf dem Gewiſſen? Nun gut, ſo hab' ich's jetzt nicht mit Euch. Nachdem er noch einmal gefragt, ſpringt Wilm auf und ruft: Ihr habt's auf mich. Nun, da bin ich. Berndt: Se. Wilm: Ihr habt mich geſehn. Berndt: So. Wilm: Geſtern nachts – Ihr könnt einen ins Zeug hetzen. Nun ich war Wildſchießen – weiter nichts – Berndt: Weiter nichts? Wilm: Nun wißt Ihr, was mich betrifft. Weiter fragt mich nichts; weiter weiß ich nichts. Berndt: Mir iſt's zuviel, was ich ſchon weiß. Wilm bringt das Kommuniſtiſche, was er gelernt. Berndt: Das ſagſt du nicht – Wilm: Und wer ſonſt? Berndt: Die üble Geſellſchaft, an die du dich gehängt haſt. Von mir haſt du's nicht. Wilm: Ihr ſeid auch zu ſcharf und habt nicht einmal was davon. Berndt: Nicht einmal was davon? Er ſteht auf und ſagt: Was er davon habe? Daß er frei aufſehn könne pp., nicht von der Barmherzigkeit irgendeines abhängen müſſe, der in ſeinem Herzen denke pp. Wilm: Ihr glaubt Wunder, wie ſie Euch loben. Berndt: Das Lob deiner Geſellſchaft verbitt' ich mir ohnehin. Ich jage blos nach eines Menſchen Lob, und das iſt mein innerer Menſch. Wilm: Und die andern gelten Euch nichts? Berndt: Willſt du, daß der Narr dich lobt, gib ihm nur Fleiſch. Und was ſind die meiſten Menſchen oder was wollen ſie gelten? Für Hündchen und Kätzchen. Denn ſie ringen und laufen nach Tand, den ein wirklicher Menſch nicht am Weg aufheben mag. Was ſie von mir ſagen, weiß ich. Was ſie von jedem ſagen, der nicht in der allgemeinen Erbärmlichkeit untergehn will, dem noch etwas heilig iſt auf der Welt. Er iſt nicht richtig. Ganz recht. Denn das Erbärmliche iſt dem Geſchlecht das Richtige. Ich muß herabſehen können auf ſie.

Berndt behandelt die Sache nun katechetiſch. Folgende Gründe: [bricht ab] Sophie hängt ſich drein. Die Schande – Berndt: Das mach' du mit dem Jungen ab. Liegt die Schande nicht in dem, was er getan, ſo liegt ſie auch nicht im Geſtändnis. (Bei Gelegenheit des Wilmskampfes kommt von Sophiens Seite ihr ganzes Leiden bis jetzt und die Deſperation darüber zum Vorſchein. Seine Ruhe, die ſie für Gleichgültigkeit anſieht, und Verachtung bringt ſie nur mehr auf. Seine Härte. Wärt Ihr hart genug geweſen, braucht' ich's jetzt nicht zu ſein. Sophie: Und wenn's nun niemand anzeigte – Berndt: So müßt' er's fürchten, und das Schwert hing immer über ihm. Die Freiheit ſeines Willens wär' ihm gefangen, und ſie könnten ihn mit Drohungen pp.) Will er abhängen von der Laune des erſten beſten Schurken, ſo will ich's nicht um ſeinet-, euert- und meinetwegen. Willſt du, es ſoll was Tüchtiges aus ihm werden? Nur wenn man frei umblicken kann und die Hände frei rühren kann, kann was aus dem Menſchen werden.

Soll er mit Schurken ein Geheimnis teilen, ſo haben ſie ein Band, woran ſie ihn weiterführen können, bis er nicht mehr umwenden kann. Koſtet's einen Schnitt, ſo iſt er nötig. Verwöhnung iſt die Krankheit unſerer Zeit. Lieber betriegt ſich der Menſch, als daß er ſich eine derbe Wahrheit geſtehn müßte pp. Wenn er ſich ſelbſt anzeigt, iſt die Strafe gelinder. Es war Leichtſinn; aber die Strafe will ich ihm nicht erſparen.

Wie Sophie ihm vorwirft: Die Schande, Berndt: So? Und wer hat nun den andern in Schande gebracht? pp. (Und wenn er leicht davonkommt, ſo hat er's dem zu danken, daß ſein Vater nie ein Stäubchen an ſeiner Ehre litt; daran kann er Lehre nehmen. Er hat den Seinen die Schande nicht erſpart, ſo pp.)

Er läßt ihm zehn Minuten Bedenkzeit; ich hoffe aber, er wird mich nicht zwingen, als Zeuge gegen ihn aufzutreten.

(7. Berndt. Wilm.

Er läßt die andern hinausgehen.)

8. Wilm. Sophie. Andres. Marie. pp.

Wilm will gehen. Sophie iſt außer ſich. Sie ſieht darin Eigenſinn und Gleichgültigkeit gegen ſeine Familie, daß er ſie in Schande bringt, damit er nur ſagen kann pp. Wilm läßt merken, daß er's nicht lange überleben werde, ohnehin wegen der Anna, da der Berndt nicht einwilligen will, ſeines Lebens ſatt.

9. Wilken. Vorige.

Wilken wird eingeweiht. Zeigt ſeinen böſen Willen gegen Berndt. Er als Älteſter der Familie will's nicht dulden. Er meint ihn zu haben.

10. Berndt. Vorige.

Berndt groß, ruhig, unerſchütterlich.

Berndt und Wilken kommen hintereinander. Wilken droht zuletzt und ſagt ſein Kapital auf. Sagt zu Sophie, er wolle ſie losmachen und ſollt's ſeine letzte

Kuh koſten. (Nun will ich meinen Willen auch einmal haben. Ich habe lang genug ruhig geduldet mit den Kindern.) Geht im Zorn, von Berndt mit ſeiner Handſchrift ausgewieſen. Sophie: Daß er gegen ihre Kinder und gegen ihre Verwandten wüte. (?)

[Aus dem zweiten Aufzug.]

[Erſter Auftritt.]

Sophie. Wilken.

(Kommen herein; letzterer ſehr aufgeregt.)

Wilken (ſieht ſich um).

Sophie: Er iſt nach dem Gelde aus.

Wilken: Iſt wohl ein Geldmacher geworden? Mit den Büchern zieht nicht der Reichtum ins Haus.

Sophie: Aber Ihr habt was! Sagt's heraus!

Wilken: Wenn dein Vater aus der Kirche kam – wie flogen die Hüte und Mützen von den Köpfen. Wem er die Hand reichte, der ſah ſich um, ob's auch alle geſehn, und wenn er dich an der Hand führte – o ich möchte! – geht jetzt hinaus, was ſie hinter Euch herſagen. Weiß ich etwa nicht, daß jetzt alle Lumpen tun, als wärt Ihr ihresgleichen? Weiber, die Ihr ſonſt nicht anſaht, lachen Euch zu, wenn Ihr vorbeigeht, als –

Sophie: Ich hab' vielleicht zuviele nicht angeſehn. Ich war vielleicht zuſehr aufs Außere. Wenn Gott züchtigt, muß man ſtillhalten.

Wilken: Dummes Zeug! Wenn man ſtillhält, wird man gezüchtigt. Drum ſollt Ihr nicht ſtillhalten. Ihr ſeid Wilkens Schweſtertochter –

Sophie: Aber Ihr habt was! Sagt's nur heraus!

Wilken: Ihr werdet doch noch von Euerm Berndt laſſen. Laßt Ihr von ihm, ſo ſollt Ihr ſehen, daß Ihr Wilkens Schweſtertochter ſeid. Laßt Ihr nicht – ich ſag' Euch, ich ruh' nicht, bis er herunter iſt, und ſollt's die letzte Kuh koſten im Stalle. Soweit kommt's Gott ſei Dank nicht leicht.

Sophie: Ihr habt immer noch was Schlimmeres –

Wilken: Und einmal müßt Ihr's doch erfahren. Erſchreckt nicht. Euer Wilm iſt von dem Umgang heruntergeſprungen auf die Straße.

Sophie: Großer Gott!

Wilken: Na, bleibt nur ruhig. Er iſt geſund davon gekommen. Aber Euerm Berndt habt Ihr's nicht zu verdanken. Bis dahin iſt's gut, aber nun kommt's wieder ſchlimm. Wißt Ihr, was Euer Junge ſagte, eh' er ſprang? Er wollte ſterben, damit er ſeinen Vater nicht hineinbringen müßte. Wißt Ihr, was das heißt? Und wißt Ihr, was ſich die Katzen im Dorfe auf jedem Dachfirſt erzählen? Wißt Ihr noch, wie ſie den Jäger erſchlagen fanden im Wald? Und kurz darauf war's alle zwiſchen dem Herrn und Euch. Die Leute ſagen, er hätte was erfahren vom Berndt, aber wegen der alten Freundſchaft hätt' er's ruhen laſſen.

Sophie: Ihr ſeid doch –

Wilken: Warum wollte Euer Wilm nicht geſtehen, wer ihn verleitet hätte? Und warum will er ſich nun umbringen, damit er ſeinen Vater nicht ins Unglück bringt?

Sophie: Das weiß ich nicht; aber ein Unrecht hat der Berndt nicht getan!

Wilken: Wir werden's ſehen. Der Schreiber vom Kriminalamt hat's erzählt. Der Berndt, hat er geſagt, hat, den Verdacht im voraus abzuſchrecken, ſeinen Jungen geopfert. Der weiß von der Sache und hat ihm ſchwören müſſen, ihn nicht anzugeben. Nun ſoll's heißen: Der Berndt hätt' ein Unrecht getan? Der ſein eigen Kind anzeigt aus Reſpekt vor dem Geſetz?

Sophie: Hört auf, Ihr könnt einen irrmachen an allem! Und Ihr habt immer noch was Schlimmeres. Ihr könnt's einmal nicht ſehn, daß ich beim Berndt bleibe. Ihr wißt, daß ich ihn nicht genommen hätte, wenn ich nicht mußte. Aber mein Vater hat's gewollt, und den Vater ſoll man ehren, ſolang man lebt.

Wilken: Und meint Ihr, daß es Euern Vater nicht gereut hat? Ihr wißt, es war niemand bei ihm im Augenblick, wo er ſtarb, als ich. Euch ſchickt' er fort, wie ihm das Geſicht kam –

Sophie: Ihr wolltet mir's nie ſagen, was er geſehn hat, eh' er ſtarb. Wie Ihr mich wieder hineinrieft, lag er tot da; aber er ſah nicht aus wie einer, der im Frieden ſtirbt.

Wilken: Ich hab's Euch nicht ſagen wollen – ich hätt' es gern ſelbſt wieder vergeſſen, wenn's möglich geweſen wär'. Ich muß es Euch nun doch einmal ſagen. Seht Ihr, nachdem er Euch hinausgeſchickt hatte, traten ihm die Augen heraus; er hielt die Hände davor, um nicht mehr zu ſehn, was er ſah, dann zuckt' er auf. Ich ſagte, ob er vielleicht etwas begangen hätte, daß er nicht erſterben könnte, wenn er's nicht vom Herzen loshätte. Er ſagte: Ja; ich hab' meine Sophie dem Berndt angezwungen, und der Berndt –

Sophie: Was iſt's mit dem Berndt?

Wilken: Der Berndt, ſagt' er, ſtirbt keines guten Todes.

Sophie: Barmherziger Gott!

Wilken: Ich wollt' ihn noch fragen – aber er war tot.

Zweiter Auftritt.

Berndt. Vorige.

Berndt (überſieht die Gruppe; dann geht er, als ob er den Wilken nicht ſähe, nach ſeinen Büchern).

Wilken: Ihr ſeht mich wohl nicht, Meiſter Berndt?

Berndt: Ich hab' Euch Zeit laſſen wollen, Euch davonzuſchleichen; wie die braven Leute tun, die gern ihr Unkraut in anderer Leute Weizen ſä'n. Aber Ihr habt vergeſſen, daß Euch mein Haus verboten iſt. Ich rat' Euch dran zu denken.

Wilken: Denkt Ihr an Euern Wilm, und wozu Ihr ihn gezwungen hättet – Ihr wißt's wohl noch nicht, daß er ſich umbringen wollte, damit er – Ihr –

Berndt: Es gibt noch Leute außer Euch, die dergleichen herumbringen. (Er geht nach den Büchern, dreht ſich um.) Wollt Ihr noch was?

Wilken: Ihr wollt mir Euer Haus verbieten? Euers? Gut! Aber das hier iſt mein. Und das verbiet' ich Euch. Wir wollen ſehn, wer hier bleibt. Habt Ihr das Kapital? Ihr habt's nicht. Ich hab's Euern Gläubigern abgekauft. Wenn der Tag um iſt, iſt das Haus mein, und ich ſag's Euch nochmal: Ich verbiet' Euch mein Haus.

Berndt (vom Buch auf): Wenn der Tag um iſt. So lang aber iſt's noch mein. Und ich rat' Euch –

Wilken: Wollt Ihr Eure Knechte rufen? Seht Ihr, das kommt von den weiten Fenſtern, die Ihr gebaut habt. Zu weiten Fenſtern fliegt das Glück hinaus. (Da Berndt aufſteht.) Bemüht Euch nicht. (Zu Sophien.) Ihr aber, Sophie, hört, was ich ſage. Und Ihr wißt's, mein Wort wiegt ſein Pfund. Ich ſag' Euch: Wenn Ihr nicht von dem Menſchen laßt – ein Schurke, der Euch oder Euern Kindern einen Biſſen Brot ſchneidet. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Marie. Die Vorigen ohne Wilken.

Marie (tritt zu Sophien): Was fehlt Euch, Mutter?

Sophie (ſteht auf): Komm, Marie.

Marie: Wohin?

Sophie: Zum Ohm Wilken.

Marie: Was wollt Ihr dort?

Sophie: Fort von dem Mann, der Euch nicht liebt, der –

Marie: Meint Ihr den Vater?

Sophie: Nein, er hat kein Herz für Euch! Wie der Ohm vom Wilm ſprach, beobachtet' ich ihn. Hätt' er nur ein Fünkchen Gefühl – oh, Mutterliebe ſieht ſcharf. Er war ſo ruhig – ſo –

Marie: Tut Ihr dem Vater wieder unrecht? Ihr müßt Euch nur den Mut faſſen, an ſeine Liebe zu glauben.

Sophie: Du läßt ihn nicht fallen. Und wenn er mir das Meſſer in die Bruſt ſtieße, du ſagteſt: Seht, Mutter, das tut er aus Liebe zu Euch.

Marie: Wenn Ihr nur einmal mild mit ihm ſprächt. Über den Wolken iſt der Himmel blau, aber Ihr ſeht die Wolken für den Himmel an. Ihr glaubt, er liebt Euch und uns nicht, weil er's nicht ſagt. Muß die Sonne ſagen, daß ſie ſcheint? Sie ſcheint nur, und die Blinden fühlen's, daß ſie ſcheint.

Sophie: Die Leute verdenken mir's, wenn ich bleibe.

Marie: Und wenn Ihr geht, verdenken ſie Euch, daß Ihr geht. Kennt Ihr die Leute nicht beſſer? Der Vater iſt ihnen zu brav, darum haſſen ſie ihn. Und Ihr wollt mit den Leuten gegen den Vater ſein? Wenn ich's Euch nur ſo deutlich machen könnte. Soll er mit uns jammern? Er weiß, daß auf einem Starken viele Schwache ruhn können. Mutter, wenn er klagte über ſein Unglück, wie's andere tun – aber wie er den Schmerz in ſeiner Bruſt zuſammenfaßt, als wollt' er nichts davon verlieren – mit einer Frau wein' ich und denk', nun iſt uns beiden geholfen; ſeh' ich den Vater, muß ich die Hände falten, als wär' ich in der Kirche, ſo hat ſein Schmerz was Heiliges.

Sophie: Sein Schmerz – ſein Unglück – wer iſt daran ſchuld als er ſelbſt? Warum hat er den Robert fortgewieſen?

Marie: Mutter, erinnert mich nicht an Robert!

Sophie: Freilich, und des Wilddiebs Schweſter konnte nun der Edelmannsſohn nicht frein. Und das war ſeine Liebe zu Wilm, daß er ihn ins Gefängnis und in Verzweiflung gebracht hat? Das war ſeine Liebe zu dir, daß er Robert – arme Marie –

Marie: Mutter, macht mich nicht weich.

Sophie: Komm mit, Marie. Komm mit.

Marie: Vom Vater weg? Jetzt vom Vater weg? Jetzt, Mutter? Mutter, Euch ſag' ich's. Ich hatte Robert lieb – lieber, glaubt' ich – als irgendeinen Menſchen auf der Welt. Aber jetzt, wo Ihr wollt, ich ſoll den Vater in ſeinem Elend verlaſſen, jetzt fühl' ich's, den Vater hab' ich doch noch lieber! Bleibt, Mutter, bleibt! Wollt Ihr gehn, ſo geht allein. Aber Ihr könnt ja nicht! Ihr könnt nicht gehn!

Sophie: Wenn mir's Gott gäbe, was ich tun ſoll! Ich will mit ihm reden. Und da ſoll mir's ein Zeichen ſein, was ich tun ſoll. Wenn ich ſeh', es iſt ihm dran gelegen, daß ich bleibe, ſo will ich bleiben. Berndt! Der Ohm will die Kinder enterben, wenn ich bei Euch bleibe. Sagt Ihr nichts darauf?

Berndt: Das iſt Eure Sache.

Sophie: Es iſt um die Kinder, wenn ich gehe.

Berndt: Im Geiſte ſeid Ihr lang gegangen.

Sophie: Ihr könnt mir's nicht verdenken. Ihr habt den Wilm – Ihr glaubt, man weiß nicht –

Berndt: Was weiß man nicht?

Sophie: Fragt Ihr mich? Ihr wißt's beſſer als ſonſt jemand.

[Vierter Auftritt.]

[**Berndt.**] **Marie** herein und in ſeine Arme.

Berndt: Marie – (Er bezwingt ſich.) Du weinſt –

Marie: Habt Ihr doch naſſe Augen. Ihr denkt, ich ſeh's nicht.

Berndt: Was du nicht ſiehſt, dumme Trine.

Marie: Wendet Euch nur nicht ab. Vater, Eure Marie war Euch abwendig geworden. Seine Briefe nahm ich nicht, ich ſprach ihn nicht, aber ich dachte an ihn. Vater, ich dachte mehr an ihn als an Euch. Aber nun, ſeht Ihr: Das iſt die letzte Träne um ihn. Nun bin ich Euer, Vater, nur Euer. Nun fühl' ich's, nur Euch hab' ich lieb auf der Welt.

Berndt (ſteht auf, wendet das Geſpräch): Marie, wir müſſen fort aus dem Haus –

Marie: Wie Ihr mich dauert, Vater! Der Vogel im Wald hat ſein Neſt, Ihr ſollt keins haben. Euch treiben ſie fort und iſt keiner, dem Ihr nicht wohlgetan habt. Hört, Vater. Im Wald habt Ihr noch das kleine Häuschen. Dort ziehn wir hin. Morgen, eh's Tag wird. Eh' die Leute auf ſind im Dorf. Sie ſollen ſich nicht freun an Euerm Unglück. Vater, und wenn ſie Euch noch das Häuschen nehmen – Der Wald iſt das ſchönſte Haus. Die großen Tannen laſſen keinen Regen durch, und das Moos und der harzige Duft! Und Eure Füße wärmt' ich in meinem Schoß, während Ihr ſchlieft. Eure Lieblingslieder ſollten Euch einſchläfern und aufwecken. Nichts ſollt' Euch fehlen. Eure Marie weiß wohl nicht alles, wie Ihr's gern habt? Und nicht, Vater, die Mutter wird auch wiederkommen?

Berndt: Vielleicht. Wenn mein Frühling wiederkommt. Warum gingſt du nicht mit?

Marie: Ich?

Berndt: Du närriſch Ding; dein Wald und deine Lieder! Und ein Tiſchchen deck' dich dazu, und das Märchen wär' fertig. Willſt im Walde ſchlafen, und zitterſt in der Stube in deinem Fähnchen.

Marie: Ich zittere? Da irrt Ihr Euch doch einmal. Seht her, wie ich den Arm vor mir hinhalte, ob ich zittere? Laßt die Leute tun und ſagen, was ſie wollen. Seid Ihr doch nie vom Recht gewichen. Wenn ſie vor Euch treten, müſſen ſie nicht die Augen niederſchlagen vor Euch? Und Ihr könnt frei aufſehn! Laßt ſie Euch forttreiben. Im Wald wohnen Engel. Wißt Ihr noch, wie ich in den Wald gelaufen war als ein kleines Kind, ſo klein? Und Ihr und das ganze Dorf mich ſuchtet und mich am dritten Tage endlich fandet? Und meintet, ich müßte mich totgehungert und totgefürchtet haben, drei Tage und zwei Nächte allein im Wald? Und ich lief Euch friſch und rot entgegen, als wären wir im Wald zu Haus, und ich wüßt' es nicht anders und Ihr auch nicht. Und ich erzählte Euch von dem ſchönen Kind, das zu mir gekommen war, wie ich weinen wollte, daß ich ſo allein war und fern von Euch im Wald und keinen Weg fand zu Euch. Und wußte nicht, daß es zweimal ſeitdem Nacht geworden war, ſo ſchön hatte das Kind mit mir geſpielt. Und ich wollt' nicht eher mit Euch heim, bis das Kind wieder da wär', das eben fortgegangen war, Beeren zu ſuchen, und nicht wiederkam. Das Kind war ein Engel, Vater. Im Walde wohnen die

Engel noch. Aus dem Dorfe ſind ſie fort, weil's da böſe Menſchen gibt. Kommt, Vater, laßt uns gleich gehn. Nicht, Vater, die Mutter wird auch wiederkommen?

Berndt: Wie du heiß biſt, närriſches Ding. Du mußt ruhiger werden. So heftige Menſchen werden zu ſchnell mit dem Leben fertig; ſie leben nicht lang.

Marie: Leb' ich nur für Euch, Vater, ſo leb' ich lang genug.

Berndt: Morgen früh gehn wir –

Marie: Ja, Vater; die Lerchen ſollen ſich wundern, wenn ſie aufwachen und wir ſind fort.

Berndt: Wer kommt da?

Marie: Der Herr Pfarrer. Was der von Euch will? Ich packe unterdeſſen, Vater. – Es wird nicht viel zu packen ſein. (Ab.)

[*Hq.*]

Kürzeſter Plan.

Vorſpiel.

Beim Berndt.

1. **Sophie. Marie. Wilm maj. Andres. Brauknechte.** Ein Lebensbild. Knechte referieren. Berndt iſt noch heruntergekommen. Was ihm ſein mag. Ein Knecht erzählt, er hab' ihn die ganze Nacht auf herumgehn hören (und laut reden). Sophie ängſtlich, was das ſein möge. Hat's ihm, daß er des Schoche Sache führt, wieder Unangenehmes gebracht? Er hat ſich dadurch mit dem Herrn veruneinigt. Gewiß bloß deswegen zog jener ſich zurück. Wilm: Nein, Mutter. Sophie erſchrickt über Wilms Ausſehn, der vorher ſchon auffiel, nicht trinken wollte (Lieblingsſohn der Mutter). (Gewiß wegen Schoches Anne, die du nicht laſſen willſt.) Nein, Mutter, ich will's Euch ſagen. Ich war Wildſchießen, und der Vater ſah mich mit dem Gewehr aus dem Walde kommen. Die Angſt der Mutter. Zu Marien ſagt ſie, ſie lebe keinen Tag ohne Angſt, ſeit ſie den Berndt habe. Ich hab' ihn nehmen müſſen. Ich wollte nicht. Wie ich's dem Vater zulieb tat, ſagt' er: Dir muß es gut gehn. Das müßte noch kommen. (Sie ſei ganz anders geweſen, fröhlich pp.) Die Strenge beſonders gegen die Kinder, die ſie für Mangel an Liebe hält. Marie macht des Vaters Advokaten. Schrecken: Er kommt.

2. **Schoche. Vorige.** Schoche will mit Berndt reden. Setzt ſich einſtweilen. Wilm tritt zu ihm und ſagt, es reue ihn, daß er ſich von Schoche verführen laſſen; aber ſeiner Anne wegen woll' er nichts ſagen. Er fürchte, ſein Vater werde ihn ſelbſt anzeigen. Er tritt weg von ihm, da man kommen hört. Man ſieht überall den Reſpekt.

3. **Robert. Vorige.** Er tritt ein, als wär' er ein Kind vom Haus. Marie zutulich, während Sophie etwas fremd ſcheint. Er kann's nicht begreifen. Wenn ich rückkehrte, ſollte die Hochzeit ſein; ich komme zwar ein halb Jahr früher.

Sophie macht ihm begreiflich; Zurückziehn. Erſt hat er von dem Mord an einem Jäger, der ſein Jugendfreund war, erzählt; er habe geſchworen, wenn ihm ein Wilddieb vorkäme, ebenſo unbarmherzig zu ſein. Gedrücktes Weſen, nimmt zu mit Berndts Auftritt.

4. *Berndt. Vorige.* Wie ein Fürſt. Erſt kommandiert er ſeinen Knechten und nimmt die Meldungen derſelben entgegen. Wie die abgegangen, nimmt er erſt Notiz von den andern.

5. *Vorige ohne Dienſtboten.* Zuerſt tritt ihn Schoche an wegen des Mädchens, glaubt, Berndt will ſich ganz von ihm losmachen. Der: Was hat Euer Recht damit zu tun? Schoche geht mit Außerungen des Grimms.

6. *Vorige ohne Schoche.* Robert naht ſich mit freundlichem Gruße. Berndt fragt ihn, ob er mit Erlaubnis ſeines Vaters hier ſei. Robert: Er komme unmittelbar von der Reiſe; habe dergleichen nicht vermutet; nun begreife er einige undeutliche Stellen in ſeines Vaters Briefen, Vorbereitungen zu etwas, was er noch ſchreiben wollte. Berndt gibt ihm, der vergeblich Erinnerungen geltend machen will, kalt zu verſtehen, daß er ſeinen Zuſpruch, wenn nicht mit des Vaters Bewilligung, ſich verbitten müſſe; desgleichen auch alle heimliche Verbindung mit Marien. Robert, ganz allein ſtehend und nach keiner Seite Anklang findend, geht etwas verſchnupft, daß die Liebe Hinderniſſe nicht fürchte oder dergleichen, wodurch er demonſtriert, daß er ſeine Anſprüche nicht aufgebe. Er geht. Berndt wendet ein *einzig*, aber ſchweres Wort an Marien; ihr Anſchmiegen erwidert er mit einem: Schon gut!

7. *Vorige ohne Robert.* Berndt geht einmal wie ein Löwe über die Bühne. Wilm: Nun kommt die Reihe an mich. Berndt fragt dann: Ob jemand ihm etwas zu ſagen habe. Es ſeien fünf Minuten Zeit. Wilm tritt nach einigem leiſen Verſtändnis mit Mutter pp. vor zu ihm. Berndt ſetzt ſich. Dann fragt er ihn, was er wolle, und Wilm muß nun ohne Hülfe ſeine Geſchichte erzählen. Die andern ziehn ſich in den Hintergrund und drücken ängſtliche Spannung aus. Berndt läßt den Wilm ſein Urteil ſelber ſprechen, dieſen, wie er einmal auffahren will, dämpfend. Alſo 1. daß er ſich gegen das Geſetz vergangen, 2. an der Familie, die er in Schande ſtürze, wenn ſie ſich nicht von ihm losſage. NB. Man hört den tiefen Schmerz Berndts durch, – auch daß die Heirat ſeiner Schweſter unmöglich gemacht durch ihn. Alſo was er an jedem einzelnen der Familie verbrochen. An ihm der Stolz – ich muß herabſehen können, an der Mutter die Kränklichkeit, an Marien pp.

8. *Wilken. Vorige.* Wilken wegen Schoches, daß ſich Berndt ſeiner annehme. Reden über Recht wie im Alten, beſonders das Motto. Ich kann kein Unrecht leiden. Wilken: Er tu's aus Stolz, glaube Wunder, was die Leute ſagen werden. Berndts idealiſtiſcher Stolz und Verachtung der Gemeinheit. (NB. macht das Ende des Vorſpiels.) Wilken gibt ihm zu bedenken daß ſeine Situation – Schulden pp. – verlangten, er ſondere ſich nicht ſo vornehm von den Menſchen ab.

Berndt: Ich zeige nur dem Achtung, vor dem ich ſie empfinde. Wilken: Der Amtmann iſt das Recht pp. wie im Alten. Berndt: Das Dorf iſt nicht die Welt. Wilken: Das Dorf iſt die Welt. Das alles in kurzen Schlagreden nebſt den Abmuckungen der Bauern. Wilken iſt gereizt. Nun, ſagt Berndt, muß ich einen Gang nach dem Kühlſchiff. Wollt Ihr mit? Zu Wilm: Er ſolle ſich entſcheiden, ob er ſelber gehen wolle und ſich anzeigen, oder ob er ſeinen Vater zwingen werde, ihn anzuzeigen; bis er wiederkomme. Er geht, aber den Wilken ruft Sophie zurück.

9. Vorige ohne Berndt. Wilken wird eingeweiht. Wilm gefragt: Was er tun wolle? Er wolle ſich anzeigen, droht aber mit Selbſtmord.

(Ihr glaubt, Ihr habt niemand nötig. Eine Hand wäſcht die andere, und wer allein ſein will, der iſt gleich allein.)

10. Berndt. Vorige. Berndt fragt Wilm. Wilm: Ich gehe ſchon. Wilken zu Sophie: Laßt Ihr ihn gehn? Die Schande auf die ganze Familie. Berndt: Ich mache der Familie keine Schande, ſondern er hat's getan. Wilken: Es müſſe verdunkelt werden. Berndt: Und ich ſollte und wir alle von der Diskretion ſeiner ſchlechten Geſellſchaft abhängen? (Ich muß hinunterſehn.) So wird er von der böſen Geſellſchaft mit einem Schnitt abgeſchnitten, die ihn ſonſt durch das geteilte Geheimnis in ihrer Gewalt hätten. Wilm, du weißt, was ich geſagt: die Zeit iſt noch eine Minute. Wilken: Sophie, laßt ihn nicht. Ihr habt auch zu ſagen; befehlt ihm, er ſoll bleiben. Sophie: Nein, Ihr ſollt Eure Härte nicht an ihm üben. (Sie befiehlt. Wilm: Mutter, verzeiht mir, aber der Vater hat recht.) Wärt Ihr härter gegen ihn geweſen, ſo müßt' ich's nicht ſein und Euerm Liebling wär's beſſer. Jetzt hebt Berndt ſeine Taſchenuhr und ſagt: Du gehſt nicht, ſo muß ich's. Eh' er an der Tür, hält ihn Wilm auf, der ſich losmachen muß mit dem Geſtändnis: Der Vater hat recht. Berndt ſagt: Du begreifſt's ſelbſt, daß wir dich nicht mehr annehmen können. Zurück in mein Haus darfſt du nicht wieder, du müßteſt denn den Fehler gutgemacht haben. Und daß dies dir möglich wird, dafür ſoll geſorgt ſein. Vom Gefängnis — deine Strafe wird nicht ſo groß ſein, — gehſt du rekta nach Amerika. Beim Vetter in Bremen ſollſt du Geld finden. Und kommſt du mit leichter Strafe los, ſo denke, daß man die Rechtlichkeit des Vaters in des Sohnes Wagſchale legte, und nimm dir eine Lehre draus. Wilm will ihm weinend die Hand reichen. Berndt (weigert's): Wenn du brav wiederkommſt. Er wendet ſich ab und macht einen Gang. Wilm nimmt ſchweigend Abſchied von den übrigen. Wilken ſagt ſich los und prophezeit, wozu den Berndt ſein Hochmut noch bringen werde. Und geht im Zorn gleich hinter Wilm. (Ihr denkt, das Dorf iſt nicht die Welt.) Berndt befiehlt hereinkommenden Knechten; und geht majeſtätiſch. (Fahr' wohl, armer Junge?)

Ende des Vorſpiels.

Erſter Aufzug.

A. Waldſchenke.

1. Frei. Lindenſchmidt. Weiler. Schoche.

Unterhalten ſich vom Berndt. Daß er ſo herunter. Schoche erzählt: Wie Wilm von dem Herrn ſo lang vernommen worden, bis er aus Desſperation ſich umgebracht. Er wollte ſeine Geſellen nicht geſtehn; der Herr, der ohnehin meinetwegen dem Berndt gram geworden war, nahm's ſo an, als wär' der Berndt ſelber ſein Verführer geweſen – da wird er ihn doch nicht anzeigen? Frei: Der Kriminalrat iſt argwöhniſch und traut keinem Menſchen Gutes. Es waren gerad böſe Dinge vorgefallen, über der Grenze hatten die Wilderer einen Jäger abgetan. Über den hatte der Berndt oft harte Reden geführt, weil er zu hart war. Ich weiß es von des alten Aktuars junger Haushälterin. Zu der ſagt' er öfter: Der Kriminalrat hat Verdacht auf den Berndt; das leuchtet aus allem hervor. Aber wie kam er denn ſo in das Elend? Nun, es erhob ſich ein Gerücht – Lindenſchmidt: Sagt nur, wie erhoben's – Frei: Daß es dem Berndt bald an den Hals gehn würde. Erſt wollt's niemand glauben; aber ſie lernten's doch glauben, denn ſie glaubten's ja gern. Des Berndt ſein Hochmut hatte ſie lang auf ihn aufgebracht. Wie nun vollends ſein Wilm ſich den Hals freiwillig abgeſtürzt hatte, wie ſie ihn einmal zum Verhör führen wollten, da geriet der Berndt außer ſich und ſagte, der Kriminalrat hätt' ihn umgebracht. – Er hat ſich den Hals abgeſtürzt? Weiler: Freilich; er ſagte, zum Büttel ſagt' er: Wenn ich nicht ein End' mache, ſagt' er, ſo muß ich meinen Vater noch ins Elend bringen, ſagt' er, und ſprang über die Bruſtwehr vom Gang, (ſechs Stock) daß er augenblicklich tot war. Frei: So behauptet' er nicht allein, der Kriminalrat hat's getan, ſondern er fing nun auch an zu prozeſſieren. Lindenſchmidt: Will immer ſo klug ſein und weiß nicht, daß die einander kein Unrecht geben. Er hatte ſein Zeug auf Borg gebaut; nun kamen alle und wollten das Ihre wiederhaben. Wenn er auf morgen Mittag keine 4000 Taler aufbringen kann, ſo iſt das Haus auch zum Teufel. Und wo ſoll er die herkriegen? Er läuft ſchon ſeit geſtern danach herum. Schoche: Danach? Oha. Um ſein Haus iſt's ihm nicht, um ſein Recht iſt's ihm, wie er's nennt. Die Sache gegen den Kriminalrat wollte kein Advokat annehmen. Der einzige, der's tat, will die Sache ſitzen laſſen, wenn Berndt ihm nicht erſt die zehn Taler bezahlt, die er ſchuldig iſt; ich denke, es reut ihn, und er will's auf die Art vom Hals kriegen. Aber der Berndt glaubt ſteif und feſt, er muß den Prozeß gewinnen. Frei (ſelbſtgefällig): Das hat ſeine Gründe. Schoche: Nu, ich wette doch, auch da ſteckt Ihr dahinter, Frei. Ihr ſeid ein Mordkerl, ſo mager Ihr ſeid. Frei: Und Ihr ein Gaſſenbube, ſo lang Ihr ſeid. Schoche: Seinen Hochmut hat er noch immer – auf ſein Recht, wie er's nennt. Wenn ich ihm den noch austreiben könnte! Frei: Ihr könnt's ihm nicht vergeben, daß er kein Lump iſt wie Ihr. Schoche: Aber ich muß es noch. Aber der Kerl! Wenn ich einmal denke, nun will ich ihn demütigen, und er macht ſeine langen (ruhigen) Schritte, hol' mich der Teufel, ſpür' ich nicht, als würd' der Kerl ſichtlich immer größer und ich immer kleiner? Frei: Na hört, dazu will ich Euch verhelfen. Ihr müßt ihn zum Wildſchützen kriegen. Schoche: Was? (Das wär' ein Freſſen für Einen!) Wenn Ihr das machen könntet! Iſt er einmal ſo ſchlecht wie ich, dann hab' ich Mut. Aber wie? Frei: Das will ich Euch ſagen. Kommt nur hernach zu mir herum. Es wird bald Tag, und wir müſſen heimlich hier ausfliegen. Überall ſind Soldaten hier herum. Ja wegen der Revue. (Schoche ab.)

NB. Vom Kriminalrat braucht wenig exponiert zu werden, nur angedeutet.

2. Vorige ohne Schoche. Frei ſagt: Den müſſen wir kriegen. Wenn er nichts mehr zu verlieren hat – und ſolche werden dann allemal die beſten. Ihr denkt, mir iſt's darum zu tun, den Bauernweibern die Unterröcke zu ſtehlen? Nein, die Geſellſchaft umwenden, daß der Schlamm dem oberen Waſſer um die Naſe ſpritzen ſoll. Er geht mit Gedanken um, er will das Recht auf der Welt wiederherſtellen, damit fangen wir ihn. Haben wir ihn nur erſt! So einen Kerl muß man haben, der wie begeiſtert iſt und der an die Sache glaubt. So einer geht blind ins Zeug, und im ſchlimmſten Fall hat man einen, den man vorſchiebt als Sündenbock und Verführer. Lindenſchmidt: Und morgen nachts zünden wir das Gut noch an? Er hat (der Kriminalrat) meinen Bruder köpfen laſſen, den einzigen, den ich leiden konnte. Ich wollte, er hätte die andern ſechs geköpft. Aber pp. Frei: Und morgen abend wollen wir ihn ſondieren. Frei: Freilich angeſteckt; die ganze Gegend wimmelt voll Soldaten, und mitten drin ſoll's brennen pp.

3. Vorige ohne Lindenſchmidt. Damit der Berndt ganz kirr wird, müſſen wir den Kriminalrat auf ihn hetzen. Der Teiper, den ſie wegen des Jägers geſetzt haben, muß bei dem Lärmen frei werden. Ich hab' ihm ein Zettelchen zugeſteckt, er ſoll auf den Berndt bekennen. Und wenn er durchbricht (es iſt ſchon angefeilt), ſoll ein Meſſer vom Berndt unten liegen, und der Strick, den er kriegt zum Herunterſteigen, muß aus Hopfenſäcken gedreht ſein. So wird er reif.

B. Beim Kriminalrat.

[Ohne Inhaltsangabe, nach anderthalb leeren Seiten folgt:]

C. oder B. Bei Berndt.

7. Wilken. Sophie. Wilken iſt gekommen, um die Sophie vom Berndt zu bringen. Sophie erzählt, daß Berndt nach Geld ſich umſchaue. Man hört etwas Triumphverkündendes am Wilken. Er hetzt an ihr, ſucht ſie durch Einbrennung der Schande abwendig zu machen. Schoches Frau. Für die fromme Sophie iſt das, was Wilken von ihres Vaters letzter Stunde erzählt, von Gewicht, da ſie ſich daran tröſtete, daß es ihres Vaters Wille. Daß die Leute es ihr verdächten.

8. Berndt, von Marie umſchmeichelt. Er iſt müd. Macht einen Verſuch, von

Wilken das Geld zu bekommen. Sein Recht iſt fixe Idee bei ihm geworden. (Die Leute müßten ſehen, daß nicht ſeine (Wilms) Schuld, ſondern des Richters Ungerechtigkeit ſeinen Wilm umgebracht; (alſo Wilms Recht gilt's, das die ganze Familie vertreten muß;) wenn die Gerüchte ſo widerlegt würden, ſo hab' er eine Schuldigkeit gegen ſeine Kinder gelöſt, denen er das Andenken an einen braven Vater ſchulde.) Das kann er jene nicht begreiflich machen. Er hat noch alten Stolzes genug, den Wilken, der triumphiert, fortzuweiſen. Die Frau hängt ſich drein. Wilken macht der Sophie noch im Abgehen die Alternative, nachdem er dem Berndt (von morgen) *ſein* Haus gewieſen. NB. Er wiſſe gewiß, daß er gewinnen müſſe, Advokat hat's ihm vorlügen müſſen.

9. **Berndt allein.** Recht und Stolz kämpfen in ihm. Schoche hat ihm ſchon den Antrag von weitem gezeigt. Dagegen ſein Stolz, daß er der Genoſſe ſolch eines Kerls werden müſſe, da es ſchon ſchlimm genug, daß der dergleichen Antrag nur wagen könne. Seinen Wilm hat er deshalb angeklagt, aber er muß deſſen Recht ſuchen. (Er hat ſich ein Wort gegeben, dem Wilm ſein Recht zu ſchaffen.) Macht ſich Berndt ein Orakel: was zuerſt zu ihm ſpricht? Ein Unrecht iſt es freilich, aber es iſt deſſen Unrecht, der ihn dazu zwingt. Martert ſein Hirn nach Auswegen. Wenn nur Andres aus der Stadt käme. Vorwürfe Wilms wegen. Mußt' ich denn? pp.

10. **Schoche. Berndt.** Orakel wär' alſo gelöſt. Dennoch will er nicht. Antrag wiederholt. Berndt gegen die Frau gehetzt.

11. **Berndt,** dann **Marie, Sophie.** – Auch von Robert die Rede. Entſchluß Mariens. Sophie geht.

12. **Berndt. Wilm** und **Andres** vom Advokaten: Der Schuldner will in acht Tagen; haſt du ihm geſagt: Wenn er die zehn Taler geben könne, will ich nichts mehr verlangen? (Oder iſt Berndt ſelbſt bei dem Advokaten geweſen?) Wilm Geldheiſchen nämlich borgen [so]. (Auch keine Arbeit.) Metzgergang. Wilm will zum Schuldner Berndts. Dazwiſchen horcht Berndt, ob Sophie und Marie nicht wiederkommen. Wollen die Jungen die Mutter holen? –

13. **Berndt.** Ich muß alſo; ich muß. Tun, um was ich ihn dem Tod entgegen jagte. Um ſeines Rechtes willen. Wie wunderlich pp. Von Marien.

14. **Schoche. Berndt.**

15. **Berndt.** Dann **Marie.**

16. **Berndt** allein, der der Marie Heftigkeit ablehnt, ſeinen Kampf im Kopfe – vielleicht ſchon nicht mehr Kampf. Wenn man den tauſendſten Schritt wüßte, eh' man den erſten tut.

Zweiter Aufzug.

Bei Berndt.

1. **Marie** (Hausmütterlein).

2. **Berndt. Marie.** Er fragt nach den Brüdern, die die Nacht nicht gekommen. (Marie: Der Bote ſchon dageweſen vom Advokaten.)

3. Schoche. Berndt.

4. Berndt, dann der Paſtor. (Wie Berndt den Paſtor ſieht, will er gerade zum Boten, ſchickt nun das Mädchen.) Der Paſtor kennt den Berndt noch nicht und erſtaunt über ihn. Berndt bringt ſchon ſeine Theorie vor. Auf des Paſtors Einwurf: Wenn Sie nun Unrecht behalten? Herr Pfarrer, komm' es, wie es will, Unrecht behalt' ich nicht. Pfarrer: Was heißt das? Berndt: Jeder Menſch iſt ein geborener Richter. Aber er überläßt ſein Richteramt dem Staat, ſonſt könnte der Staat nicht richten. Findet der Menſch beim Staate kein Recht, dann kann er ſein Richteramt wieder zurücknehmen. Pfarrer. Berndt: Was iſt das, wenn die Richter einen armen Teufel zu Tod inquirieren? pp. Machen Sie Ihren Herrn drauf aufmerkſam (NB. Damit er nicht durch ſeinen Einfluß in dieſem Prozeß Unrecht zum Recht machen läßt), was entſtehen kann. Vergleich ſeiner Zuſtände vom vor'm Jahr und heut. Er faßt alles zuſammen. Paſtor dringt in ihn, zu warten bis auf weitere Nachricht von ihm; nichts Unbeſonnenes zu unternehmen, wozu Berndt lächelt: Er ſei über die Jahre des unbeſonnenen Handelns hinaus, und ſeine Schickſal-herausfordernde idealiſtiſche Gewißheit ſeiner ſelbſt zeigt. Er habe einen Bürgen (ſein Herz); das ſei das lebendige Buch der Gerechtigkeit.

5. Marie (ſucht den Vater, um ihm zu verkünden, daß die Brüder kommen; dann) Berndt.

6. Andres. Wilm. Vorige. Marie muß hinaus.

7. Vorige ohne Marie. Es findet ſich, daß die Jungen auch Wildſchützen waren. Schoche hat ſie geſtern gefunden und beredet. Wollten nicht, bis ſie den Vater mit dem Gewehr ſahen. Wilm hat ihn erſt angefahren: Der Vater hab' den großen Wilm deshalb angezeigt. Schoche: Es iſt des Rechts wegen; euer Vater muß Geld haben.

Darum bieten die Jungen dem Berndt ihr Geld für ſein Recht an; dann, wie er's nicht will, für Mariens Fähnchen pp.

Sie ſollen's nicht mehr tun; auch Marien nichts davon ſagen. Seine Situation ſpricht: Er, der den Wilm opferte, iſt nun ſamt ſeinen Söhnen dasſelbe. Dann kränkt das Verheimlichen ſeinen Stolz. Darüber brütet er, wie Sophie kommt.

8. Marie, dann Sophie. Vorige.

Marie atemlos vorausgerannt, um anzukündigen, daß nun wieder alles gut ſei. Drauf rennt ſie wieder hinaus und bringt nun im Triumph die Mutter. Sophie gibt ſich alle Mühe umſonſt. Berndt läßt, wie ſie ſich zum Hierbleiben entſchieden, die Kinder hinausgehn.

9. Berndt. Sophie. Er macht, voll Mitleid, ihr einen Schritt entgegen. Sie aber iſt gänzlich von ihm abgewandt. Sie weiß ſchon, daß er ihre Kinder zum Wildſchießen verführet. Schoches Frau: Unſere Männer und Kinder haben gute Jagd gehabt. Zutulichkeit. Berndt will ſich rechtfertigen; ſie ſchneidet ihm

den Faden ab. (Soll Marien nichts davon ſagen.) Beſonders wirkt dies ihre Eiferſucht auf Berndt wegen der Kinder. Ihre Herzen hat er ihr geſtohlen. Aber verderben ſoll er ſie nicht. Er kann mit ihr tun, was er will; ſie bleibt bei ihren Kindern, um ſie vor ihm zu ſchützen. Endlich ſagt er: Gut, ſo mag jedes allein dulden, ſolang es kann. Er ſetzt ſich zu den Büchern; ſie geht den Kindern nach. Ihm kommt der Gedanke wieder, der ihm ſchon als Kind oft kam, wenn er, da er Unrecht ſehen mußte, zornweinend in den Wald lief und da Gott bat und drohte, wie es kam: man werde ihn nicht mehr fürchten, wenn er [pp.] Und dieſe lächerlichen Kinderträume könnten doch etwas bedeutet haben. Warum löſe ihn das Schickſal von allem ab? Warum dräng' es ihn ordentlich hin? (Sagt er das alles zum Paſtor?) Wie Frei ihm ſagte, liegt der Zunder rings aufgehäuft. Inmitten ſeines Brütens kommen die

10. Spitzbuben. Berndt (erſt in Gedanken, ſodaß Frei, da er einen Teil der Spitzbuben mit Befehl, ſie ſollen alles parat machen und dann warten, zur Sicherheit wegen des vielen Militärs umher, in der Scheuer, auf ein Loſungswort (welches dem Andres mit geſagt wird pp).

11. Vorige ohne die abgeſandten. Nun wenden ſie ſich zu Berndt. 1. mit dem verlorenen Prozeß, 2. daß bekannt ſei, er und ſeine Jungen ſeien Wilddiebe. Lindenſchmidt will erſt reden. Frei ſagt: Laßt mich ihn erſt ſondieren. Nun fängt er an; wie Berndt einſtimmt, es müſſe anders werden. Es hätten ſich Männer vereinigt. Wie Berndt, darin einen Schickſalwink ſehend, daß die gerade jetzt kommen, einſchlägt, fährt Lindenſchmidt vor; Zeit verloren. Müſſe gehandelt werden. Frei will Lindenſchmidt Einhalt tun; vergeblich. Was? Der Redensarten wegen brauchen wir ihn nicht; brauchen keinen Feldprediger. Berndt: Und was tun? Wie Frei wiederum den Lindenſchmidt hindern will, ſagt Berndt: Laßt ihn reden; jeder wackere Kerl muß reden können. Lindenſchmidt ſchwatzt nun alles aus; in der Scheune liegen Kameraden auf die Loſung wartend. Aus der Mitte der Soldaten heraus ſoll das Gut verbrannt werden, deſſen Herr aller armen Leute Feind, der ihm einen Bruder und Berndt einen Sohn getötet. Lindenſchmidt iſt ein fanatiſcher Kerl. Wie Berndt zufrieden ſcheint, läßt's Frei geſchehn. Eine Patrouille, die vorbeimacht, beredet; leiſe zu ſprechen. Eine Flamme, die alle Gleichgeſinnten verſammeln ſolle. Berndt: Ja; das Ungeziefer ſucht das Licht. Lindenſchmidt. Wie? Berndt: Weiter. Weiter.

Berndt wendet um; lieſt ihnen die Leviten. Wenden ihm den Wildſchützen ein? Lindenſchmidt wie im Alten, will ſchießen. Berndt imponiert ihm, nimmt ihm die Büchſe; nun bedroht er ſie. Alle müſſen ſtill ſitzen.

12. Andres. Vorige. Andres meldet, die Mutter ſei ſehr krank geworden. Berndt: Höre, Andres — dazwiſchen bedroht er die Kerle — lauf' ſchnell, hol' mir die nächſte beſte Patrouille; dann komm nicht erſt wieder nach Haus, ſondern lauf' aufs Schloß; der Herr iſt da; ſie ſollen ſchnell die Scheune umzingeln; auf das Wort „Schweiz" werden die drin verborgenen Räuber von ſelbſt heraus-

kommen. Sag' bei der Mutter nichts; ſie möchte erſchrecken; etwas über dem Schloß wohnt ein Arzt; der ſoll zur Mutter. Wilm ſoll unterdeſſen bei der Mutter bleiben; (es ſoll niemand herein.) Andres: Da geh' ich gleich hinten heraus. Andres ab.

13. **Vorige** ohne Andres. Frei und Weiler laden Lindenſchmidt die Schuld auf; und machen ſeine Feigheit herunter, über der nun große Plane zu Grund gehen ſollten. Man hört Andres' Stimme: Hier herein; Schritte und Waffenklirren. Wie die Tür aufgeht, Berndt: Leiſe, meine Herren, wenn ich bitten darf. Es iſt eine kranke Frau im Haus.

Vorhang fällt.

[Folgen einige schwer zu entziffernde, zusammenhanglose Reden der überraschten Wilddiebe.]

Dritter Aufzug.

Auf dem Schloß.

1. **Baſtian. Robert.** Baſtian exponiert den Charakter des Kriminalrats vollends; erzählt, wie er gemerkt, daß der Herr anfing, Berndts Namen zu verbieten, daß er allemal tiefſinnig geworden. Dann Wilms Selbſtanzeige. Die vielen Verhöre, wobei's dem Herrn Kriminalrat ſo angſt, wenn nicht noch ängſter zu ſein ſchien. (Einmal nachts ſchellt's, wie ein Geſpenſt: Was er vom Berndt denke? Lob. Wehmütiges Kopfſchütteln. Wink.) Wilms Tod, Prozeß. Sendung des Paſtors. Robert: Und ſonſt liebt' er ihn. Baſtian: Ich glaube, er liebt ihn noch. Robert: Ich muß das Rätſel durchdringen. Von Marien laſſ' ich nicht. Nun Frage wegen des Briefchens. (Die Berndtin hat's genommen.) Der alte Baſtian Torheit fürchtend und doch machend. (Alſo der Kriminalrat wird heute kommen. (?) Wird immer argwöhniſcher; 's geht einem manchmal hart, und Sie wiſſen nicht, wie ungerechter Argwohn ſchmerzt.)

2. **Baſtian** (allein). Hier kann er die Betrachtung über die Torheit anſtellen.

3. **Kriminalrat. Baſtian.** NB. Kriminalrat bemerkt Baſtian nicht; ſpricht ſeine vergangenen Zuſtände in einem Monolog aus; (Qual der Unentſchloſſenheit und Ungewißheit.) Baſtian redet einigemal, bis der Kriminalrat hört und ſein Zuſammenſchrecken verbirgt. Kriminalrat: Wenn der Teupel [so] ohngefähr entſprungen ſei? Wo das, was man gefunden. Der Strick, an dem er ſich herabgelaſſen, aus Hopfenſäcken gedreht. Kriminalrat: Wie? Baſtian: Man riecht noch, was drin war. Und das Meſſer liegt dort auf dem Tiſch. Er holt's. Kriminalrat betrachtet's und ſinkt auf einen Stuhl. Winkt dem verwunderten Baſtian zu gehn.

4. **Kriminalrat** (allein). (Gründe für den Jägermord. Äußerungen Berndts. Sein gewalttätiges Weſen. Warum liefert er ſeinen Sohn? Warum gerad' in einer Zeit, wo Verdacht auf ihn fallen mußte? Noch war zu zweifeln; nun, da

der Kujon ausgeſagt und von ihm befreit, kein Zweifel mehr.) Sein trauriger Zuſtand. Und wenn mir dieſer noch lügt, woher dann den Mut nehmen, einem Menſchen wieder zu trauen? Alſo doch hinter dieſem Schein eines Mannes, wie's wenige gab, ein gemeiner Lügner pp.

5. Robert. Kriminalrat. Robert erzählt. Es freut ihn, daß der Vater den Paſtor geſchickt; er fragt noch, ob's auch wahr. Dabei kommen die Umſtände zur Sprache; das Geld und dafür das Wort. Das gefällt nun dem Robert eigentlich nicht; ſieht aus wie ein Kauf. Der Prozeß war für ihn verloren, deshalb nicht; es war ein anderer Grund. (Alte Freundſchaft.) Das Wort dafür, auch Sie wollten nichts. Kriminalrat: Ich war ein Tor. Robert erzählt von Marien.

[Folgen einige später angefügte Gedanken zu einer andern Verteilung des Stoffes auf die Anfangsszenen dieses Aufzugs.]

6. Paſtor. Vorige. Paſtor denkt an nichts weniger, als daß der Kriminalrat ſich freuen wird, daß ſeine Schuld nicht angenommen; er dringt darauf, es müſſe etwas geſchehn, (Berndt's Gereiztheit) den Berndt zu beſänftigen. Robert auch eifrig: Er laſſe nicht von Marien; wenn der Vater der Familie unrecht tue, müſſ' es der Sohn gutzumachen ſuchen. Kriminalrat: Unglückliche, was wollt Ihr? Willſt du eines Mörders Schwiegerſohn werden? Die beiden prallen zurück, können es nicht glauben. (Ich hab' ihn mehr geſchont, als ich durfte. Paſtor: Geſchont? Kriminalrat: Ich darf's nicht mehr. Ob er's getan, ob nicht. Ich konnte mich beruhigen; noch ſprach bloße Vermutung dafür. Es war kein hinreichender Grund, ihn feſtzunehmen. Durch den Prozeß konnten Dinge zur Sprache kommen, die um ſeiner Familie willen ruhen durften. Waren ſie angeregt, durften ſie nicht ruhen. Ich wollte die Möglichkeit verhüten; nun die Inzichten ſtark genug, muß ich einer Pflicht folgen. Jetzt gilt's nicht mehr bloß Möglichkeiten, um derenwillen die Familie vielleicht ſchuldlos pp, jetzt iſt die Sache nur zu wahrſcheinlich. Jetzt kann ich nicht mehr handeln, wie ich will, ſondern wie ich muß. Paſtor bringt's ſchon; eben daß der Berndtname doppelt vorkommt, ſcheint ihm gemacht, mit dem Geſtändnis des Kujons übereinſtimmend berechnet, zu abſichtlich.) Kriminalrat erzählt nun, wie der erſte Verdacht in ihn gekommen, weil der Berndt ihm zu ideal vorgekommen; beruft ſich auf Wilms Rede. Paſtor: Darauf berufen Sie ſich? Sucht dann ſeine ſubjektive Überzeugung als objektiven Tatbeſtand hinzuſtellen, wobei er ihren Einwürfen zuvorkommt und die Phantaſterei ſeiner Hypochondrie mit dem Scharfſinn ſeiner Gründe pp. wunderlich, ja ſchrecklich kontraſtiert. Paſtor und Robert halten Widerpart; erſtem iſt's um den Berndt, dem andern um Marien zu tun. Der Kriminalrat wird irr an beiden; Robert ſtellt die Alternative; Kriminalrat in ſeiner Borniertheit groß. Robert geht.

7. Vorige ohne Robert. Kriminalrat will ſich an den Paſtor lehnen; der lehnt's ab; wird maliziös. Mein Gott, ich glaube, ich werde noch maliziös.

Wenn der Berndt noch kein Verbrecher, ſo ſei des Kriminalrats Handlungsweiſe von Anfang berechnet, ihn zum Verbrecher zu machen. Er geht auch.

8. **Kriminalrat** (allein), verletzt und außer ſich. Geh du. Geht alle. Was hab' ich mein Herz nicht geſpart? Aber ich will nicht ſchonen, wenn man mich nicht ſchont. Ich bin von Verrätern umgeben – die es alle mit dem Berndt halten, dem Unſchuldigen; ja, der iſt der Unſchuldige, und ich bin der Verfolger.

9. **Baſtian** meldet den Jäger.

10. **Kriminalrat** (ſitzt brütend). Der Jäger bringt erſt ſeine Litanei von ſeinem Vetter, der dem Junker ſo ähnlich ſehe – mit Entſchuldigung – verziehen – man ſollte keines gemeinen Mannes Kind mit einem gnädigen Junker vergleichen – wegen der Wilddiebe – weißer Riemen wird geſehen; ſtrengere Inſtruktion. Kriminalrat behandelt auch ihn als einen Verräter und macht ihn außer ſich. Ich *muß ſelbſt gehn, wenn ich* pp, was der Jäger falſch auslegt und dann als Außerung des Herrn erzählt und zum Schuß fertig geht.

11. **Kriminalrat**, der brütend das letzte überhört, wundert ſich zankend, daß der Jäger fort iſt. Baſtian kommt und meldet den ihm in den Arm gefallenen Andres. (Baſtian will nicht fort. Was ſoll draus werden? Wenn Sie einem andern in die Hände kämen! Mit ihren Grillen! Sie wiſſen nicht, wie leicht ein pp. Sie trauen zu wenig. Und je weniger einer traut, deſto mehr wird er betrogen. Und ich bleibe. Ob ich fort ſoll oder nicht, dazu gehören zwei pp.)

12. **Kriminalrat**, dann **Andres**.

13. **Kriminalrat. Paſtor. Der Täter**; alſo kein Zweifel mehr, daß er Berndt nicht mehr im Verdacht haben kann.

14. **Baſtian. Vorige.** (Andres zum Arzt.)

15. **Vorige** ohne Baſtian. (Wegen Berndts Gereiztheit. Im erſten Anprall will der Kriminalrat alles tun, den unſchuldig gekränkten Freund zu beſänftigen. Zweifel: Woher weiß es Berndt? Muß er nicht mit dem Geſindel in Verbindung ſtehn? Daß Andres nicht mehr da, den man drüber fragen könnte.)

16. **Robert** (iſt er etwas vom Zweifel an Berndt angeſteckt?)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

A. Bei Berndt.

1. **Sophie** läßt ſich von Marien und Kleinwilm hereinführen. Ihr Zuſtand exponiert. Manchmal ſpricht ſie irre (kennt, die um ſie ſind, nicht); ganz kalt, als ging' ſie nichts an, da hat ſie das Brauſen. Sie will allein gehn, ſie könn' es ſchon. Sie ſchickt den Kleinwilm zu ſeinem Alterskameraden in die ganz nahe Waldſchenke, weil ſie mit Marien wegen des Briefleins reden will, das ſie ſelbſt heut zu beſtellen verſprochen.

2. Marie. Sophie. Marie will gehn – wie im Alten. Vide L. C.

3. Berndt. Vorige. v. L. und L. D.

Berndt von Mariens Rede getroffen. Sophie entſchuldigt ihr Außerſichſein: Er weint um mich. Mir kann's nicht gut gehn. pp. damit, daß ſie ihr geſagt, ſie ſolle zum Pfarrer. Nun die einzige eigentlich weiche Stelle; über Marien: Wie er's eigentlich überſtehen will? Aber es muß! (Daß ſein Wilm ohne ſein Lebewohl geſtorben iſt.)

4. Schoche. Vorige. vide L. und L. D. und L. K. beſonders.

(Berndt: Ihr habt etwas. Wartet, bis wir allein ſind. Meine Frau [bricht ab]) Wie Schoche hereintritt, geht Sophie ab (Die vielleicht erſt annähern wollte? Nein!). Berndt iſt noch vertieft und merkt nicht, wie Schoche ſeinen Bock auskramt und anfängt auszuweiden. Wie im Alten. Charakteriſtiſch. (Man ſieht, Schoche will gefragt ſein. Berndt iſt zu verſunken, dies ſogleich zu merken.)

Endlich: Er ſoll der Frau nichts ſagen. Wenn's doch nicht wahr wäre pp. Schoche: Er ſoll ſich in acht nehmen; der Junker ſtehe im Heimlichen Grund ordentlich auf Anſtand auf die Wilddiebe. Wie er auch vorbringt, daß auf Berndt und ſeine Jungen förmlich gefahndet werde, Berndt: Wenn er einen Schergen braucht; für Geld kann er heutzutage haben ſoviel er will, braucht nicht den eigenen Sohn. Schoche: Hat's doch der Jäger geſagt: Der Herr wollte ſelbſt gehn, weil er ihn nicht gefaßt habe. Berndt: Ich weiß, er ſoll's in der Schenke geſagt haben. Dummes Zeug. Ob das ſein Ernſt iſt? NB. Schoche erzählt, daß der mit der weißriemigen Flinte ausgeruht und ſtark geatmet, wie einer, der gelaufen iſt. Anrufen; der ſieht auf, hebt die Flinte, klapp ſitzt der Schuß; er war noch nicht aufgeſtanden pp.

Er hat ihn endlich fort.

5. Sophie (während Berndt, die Tür ſchließen wollend, den Wilm hereinläßt). Sophie öffnet die Kammer. Sie iſt fort. Nunmehr kann ſie unter den Weiden beim Waſſer ſein. Berndt fragt Wilm: woher? Dann ſucht er im Gewehrkaſten. Die weißriemige iſt nicht da. Er fragt Wilm, ob er ſie nicht geſehn? Wilm: Andres hat ſie mit; ſie ſtand in der Kammer. So. Sophie: Wo iſt Andres? Berndt: Ich habe ihn verſchickt. Sophie: Kommt er bald wieder? Berndt: Ich weiß nicht. Sophie: Wißt nicht? Wilm: Vater, Ihr ſolltet die Flinte nehmen und Ernſt machen. Ihr laßt Euch zuviel gefallen. (Berndt: Burſche!) Der Edelmann pp. Der Jäger hat geſagt, einem müßt' es heut ans Leben; einer wär' ihm gewiß. Und – Berndt: Was gibt's noch? [Wilm:] Ich ſollt' es nicht ſagen, aber ich kann nicht. Des Gerichtsboten Junge ſagt' es in der Schenke: Morgen ſollt Ihr geholt werden in den Turm. Berndt: Morgen erſt – Wilm: Aber mit frühſtem. Berndt: Bis dahin iſt viel Zeit. Wilm: Wozu, Vater? Berndt: Zum Ausſchlafen. Geh, Junge, gib der Mutter die Hand. Schlaf wohl. Wilm: Morgen, wenn ſie Euch holen wollen, geh' ich mit Euch. Sie ſollen mich nicht von Euch bringen. Sophie: Komm, Wilm. (Mit ihm ab).

6. **Berndt** (allein). Wenn der Schoche nicht gelogen hat. Man muß ſicher gehn. (Holt die Flinte, unterſucht.) Beide Läufe geladen. Alles hat ein Ende; die Geduld auch. Die Nacht iſt noch mein. Wenn ſie mich morgen ſetzen — vielleicht halten ſie mich jahrelang. Ich kann ſterben im Gefängnis oder meine Kraft verlieren. Er will gehn, die Flinte unterm Arm.

7. **Sophie. Berndt.** Sophie hält ihn auf. Er weicht aus mit ruhigen Reden. Phantom. Überwunden. Sophie: Er wird ſie treffen. Gott, mein Gott! Wendet er ſich und ſagt: Wenn ſie mich bringen heut nacht, ſo legt mir den Wiſch hier von den Gerichten in den Sarg. Sophie (hat ihn nicht verſtanden): Was ſagt Ihr? Berndt: Nichts, nichts, Ihr ſollt mir meine Suppe fertig halten. Er geht; Sophie will nach; ein ſchwacher Blitz zur Türe herein. Sophie zurückfahrend: Gott im Himmel! Berndt iſt draußen; ſie ihm nach. Man hört dreimal immer ſchwächer ſie Berndt rufen.

B. Heimlicher Grund.

Nacht, ſehr fernes Wetterleuchten, manchmal ein Blitz näher.

8. **Robert** kommt. Naturpoeſie; manchmal alles ängſtlich ſtill, als ſollte was Schreckliches geſchehn; dann ein Windſtoß. Eine Stunde iſt er ſchon hier. Ob ſie kommen wird?

9. **Marie. Robert.** Ihre Phantaſie aufgeregt von den Schrecken der Nacht, hatte ſich verirrt; überall hat ihr die Phantaſie vorgeſpiegelt das Ächzen eines erſchoſſenen Wilddiebs pp. Wie [ſie] ſich erholt pp. und Robert ſieht, faßt ſie ſich, macht Fronte gegen ihn, erklärt erſtlich, daß ſie nicht pp. Ich bin für meine Mutter gekommen, für mich nicht. Ich hab' auch den Brief nicht genommen, ſondern meine Mutter, und nur weil ſie mich ſterbenskrank darum gebeten hat, bin ich gekommen. Seine zärtlichen Reden vermögen nichts. Ihrer Mutter Auftrag: Dein Vater ſoll meinen Vater nicht mehr verfolgen um ihrer Kinder willen. Robert: Deine Mutter. Und du? Du haſt mir nichts zu ſagen? Marie: Was ſoll ich ihr ſagen? Sie wird mit Schmerzen harren. Robert: Du biſt hart. Und ſo ſag' ihr: Was ich kann, ich will's tun. Marie, ich kam, um mit dir zu fliehn. (? Das hier?) Sie nimmt ernſt Abſchied, nachdem er eine recht rührende Erinnerung geſprochen, und wendet ſich zu gehn; er ſieht ihr einige Schritte nach, dann wendet auch er ſich. Leb' wohl! ruft er außer ſich und geht. Marie wendet ſich und ſinkt weinend in die Kniee. Er ſieht's, indem er ſich ebenfalls noch einmal wendet, und eilt zu ihr, will ſie umfaſſen. Marie: Nein. Faſſe mich nicht an. Bleib dort ſtehen — Robert: Du weinſt, Marie? Weinſt du um mich? Marie: Um dich, um mich, um meinen Vater und meine Mutter. Um die ſchönen Tage, um alles! — daß alles vergehn muß — um dieſe ſchönen Blätter und Blumen — daß alles verklingen muß wie ein Glockenton — Robert: Marie, flieh mit mir. Marie: Wir haben uns nie gekannt. Robert: Du haſt mich nie geliebt! Marie erhebt ſich: Mein Vater iſt das einzige auf der Welt, was ich liebe und was ich lieben

will. Ich habe dich geliebt, aber ich lieb' ihn mehr wie dich, und ich will dich ganz vergeſſen und nur ihn lieben, wenn ich kann. Robert: Du verwirfſt mich? Was ſoll ich nun? Marie: Du haſt einen Vater wie ich. Robert: Der uns trennt! Marie: Er iſt dein Vater. Robert: Ich hab' ihn verloren. Er will deinen Vater in den Turm werfen laſſen. Laß uns fliehn mit deinem Vater. Marie: Mein Vater flieht nicht. Robert: Er kennt kein Verzeihn. Marie: Hat einer zu verzeihn, ſo iſt's mein Vater, der zu verzeihn hat, und nicht der deine. Das iſt das letzte Wort zwiſchen uns. Leb' wohl! Robert: Er darf ihn nicht mehr verfolgen, und ſollt' ich zum Fürſten gehn, ich, ſein einziger Sohn. Sag' deiner Mutter, ich halte mein Wort! Und dann? Oh, was kümmert's dich. Für dich lebt nur dein Vater. Du haſt kein Herz für mich. Duld' es nur, daß ich dich begleite. Marie: Ich fürchte mich nicht. So laß mich nur zehn Schritte von dir dir folgen. Marie: Dort kommt etwas. Das wart' ich ab pp. Gehen; man ſieht den Robert, der ſie in einiger Diſtanz begleitet, von Zeit zu Zeit weiter hinten. Indem ſie abgehn, kommt links:

10. **Berndt** kommt. Die Flinte hat er unten gefunden, die Mütze hing ſchwebend an einem Buſch; beides bringt er mit. Der furchtbaren Ruhe folgt der Sturm. Er hält ſich immer noch für ſo ruhig, als ein Richter ſein muß. Jammer, Zorn, Liebe zum Andres pp. miſcht ſich mit ſeinen Rechtsphantaſien zu einer Art Wahnſinn, in welchem aber die energiſche Seite weit vorwiegt. Dies die alte Gerichtsſtätte, an welcher das lebendige Recht galt. Bei einem ſo erwieſenen Unrecht, als das ihm geſchehn, muß das Unlebendige vor Zorn lebendig werden. Er hält Gericht: wie er den Beklagten vorfordert, wird er den Robert gewahr, der aber ſchon einigemal ſeitdem und jetzt auch ſchon länger ſichtbar iſt. Er ſtarrt wie ein Nachtwandler. Robert (etwa): Nun wird der Weg bequemer. Ich halte mein Wort. Leb' wohl. Berndt ſchießt (der natürlich Robert nicht hört) wie ein Löwe aufſpringend plötzlich. Er horcht. Ein Weiberſchrei? Macht mir nun das Ohr Fratzen vor wie vorhin das Auge? Noch einen Schuß aus Barmherzigkeit. Das Äſtchen, dann alles ſtill. Er richtet ſich hoch auf, nimmt den Hut ab und ſpricht: Gott ſei ſeiner Seele gnädig. Er hält den Hut noch einen Moment, dann ſetzt er ihn auf. Nun führt mich in den Turm! ſpricht er dann, im Gefühle, daß nun ſein Recht ihm geworden iſt, und geht mit Titanenſchritten ab. L. D.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Bei Berndt.

1. **Sophie** geſpenſtig; zuweilen verſinkend, zuweilen wie erwachend oder ſich aufreißend; ſieht nach, ob Marie noch nicht wieder da. Sieht aus dem Fenſter, ob ſie nicht kommt, betet in ihrer Angſt ein Gebet, was aus Vorwürfen beſteht. vide Älteſtes.

2. **Kleinwilm. Sophie.** Der Junge kann nicht ſchlafen vor dem Büttel. vide L. D.

3. **Sophie** (allein). Wie in L. D. Ein paar Schläge, die in der Sophie: Wenn ich nun die Marie noch ſäh', dann – (Schläge) wär's aus. Was iſt das? (Fährt ſie auf.)

4. **Berndt. Sophie.** Vergl. Älteſtes. Dann will Berndt an das Bett ſeines Mädchens. Angſt Sophiens.

5. **Berndt** (während Sophie aus dem Kammerfenſter ſehen will?) Er ermannt ſich wieder. Die erſchreckte Natur. Seine Reformträume. Dazu muß man abgehärtet werden pp. Er iſt auf dem höchſten Gipfel ſeines Idealismus, ſieht ſich förmlich für den Helfer der Zeit an und hat vor ſich ſelbſt Reſpekt. In dieſer Stimmung empfängt er den:

6. **Kriminalrat. Pfarrer**, wie ein Richter den armen Sünder. Wie er eben dem Kriminalrat vorhält die Verfolgung durch ſeine Schergen und dieſer nicht weiß, was er denken ſoll: Haſt du mir meinen Wilm getötet und meinen – Andres Stimme.

7. **Andres. Vorige.** Sophie, den Andres herzend: Doch *ein* Kind, eh' ich ſterbe. Andres und alle außer Berndt über die grauen Haare. Andres läßt die Mutter ſetzen. Berndt noch immer, als ſäh' er einen Geiſt. Seine Reden ſcheinen Wahnſinn. Walderode, ich glaubte pp., ich wollte ein Richter ſein und bin – Walderode, ſuchſt du deinen Sohn –

8. **Robert. Vorige.** Berndt ganz ſtarr. Will eben froh werden, daß alles gut ſcheint. Robert nimmt ſeinem Vater den Schwur ab, ihm eine Bitte zu erfüllen. Er merkt gleich an Berndts Benehmen, wer es getan. Dem bläſſer und bläſſer werdenden „Blut-antwortenden" Sohn, der ſonſt von nichts wiſſen will, *kann* der Kriminalrat den Schwur nicht verſagen, wofür Robert den Paſtor zum Zeugen nimmt. Er beginnt nun von Marien zu reden. Der Name Marie (oder erſt: Ich bin ſein Mörder! Kriminalrat will aufbrauſen, aber der ſterbende Sohn in ſeinem Arm und der Paſtor: Sie dürfen nicht ſtrafen, was Sie ſelbſt gewollt. Hätten Sie die Menſchen geachtet. Kriminalrat macht eine Bewegung des ſchmerzlichen Einſehens.) reißt den über dem Ächzen und die Weiberſtimme brütenden Berndt in die Höhe. Er ahnt, kann's aber nicht möglich denken. Er ſtürzt auf Robert, will wiſſen, was mit der Marie iſt; der iſt ohnmächtig; ſtatt der Rede Blut. Er antwortet mit Blut, antwortet, wie er gefragt iſt. Da er hier nichts erfahren kann, ſpringt er auf, nimmt das Licht, eilt auf Mariens Tür, hat erſt nicht das Herz zu öffnen „weil ſie vor Schrecken über ihn ſterben könnte", wie er ſich ſelbſt weismacht. Er gewinnt ſich's aber ſelbſt ab; (erſt hört er ihren Atem, aber er kann ſeinen Ohren nicht mehr trauen, ſie ſind Lügner geworden.) die Kammer leer. Der Paſtor muß ihm ſagen, Andres pp., ob die Kammer wirklich leer ſei; ſeit heut dürf' er ſeinen Sinnen nicht mehr traun, ſie machten ihm Dinge vor zum Verzweifeln, wenn ſie nicht Schein wären. Wie die alle ſagen:

Sie iſt leer, (Nicht möglich, ich hörte ihren Atem) trotzdem daß er weit hinausleuchtet, fährt er nach Sophie hin, die in Agonie liegt, von Andres gehalten. Milderſophie, wo habt Ihr mein Kind? Sophie antwortet geſpenſtiſch: Seid Ihr nicht der, der – (oder dergl.) Er ſchüttelt ſie. Mein Kind! Mein Kind! Wo habt Ihr mein Kind? Sophie fährt auf. (Oder hat ſie hier ihren Seherſpruch begonnen: Da iſt der Herr pp., der hat ſeinen Robert im Arm; hier der, den ſie ihren Vater nennen –) Berndt: Mein Kind! Sophie: Da ich und Andres; nun fehlt nur noch die Marie; wenn ich die ſehe, wird's aus mit mir. Berndt: Mein Kind! (rüttelt ſie) Wo habt Ihr meine Marie? Sophie (fährt erwachend auf): Die Marie? Sie iſt nach dem Heimlichen Grund – Berndt: Rabe! Rabe! (Will die Flinte nehmen.) – Ja, ſie iſt mir begegnet. Jetzt, wie ich kam. Sophie: Das war Wilm, der ſie holen wollte. Berndt: Wilm? Zum Henker mit Euerm Wilm! Die Marie war's. (Droht dabei.) Sophie: Nein – Berndt: Wollt Ihr – (Pochen an die Türe.) Da draußen iſt ſie ja. Sie fürchtet ſich nur, weil ſie in die Nacht hinausgelaufen war. Sie hat das Herz nicht. Ich bin ſtreng; ſie fürchtet, ſie bekommt Schelte. Dumme Trine. (Er ſteht weit von der Tür, man ſieht, er hat nicht den Mut; ſieht ſich grauſend um. Neues Pochen.) Warum öffnet niemand? Warum grauſt euch allen? Wollt Ihr mich wahnſinnig machen mit euern Augen? Ich ſag' euch, meine Marie iſt's. Hört ihr ſie nicht kichern? So macht ſie's, die tolle Trine. Nun wird ſie hereinfliegen und mir die Augen zuhalten – (ſchluchzend) oh, es iſt ein närriſches Weſen. Was zittert ihr? Ihr ſollt ſehn. So ein Kind hat der Tauſendſte nicht. (Er überwindet ſich und geht.) Währenddes Sophie: Nun muß die Marie noch da ſein, dann iſt's aus mit mir. Berndt hat geöffnet; Träger bringen die Leiche herein, ſtellen ſie vor Sophie, die ſterbend auf ſie ſinkt. Berndt ſteht vor beiden erſt wie erſtarrt, dann ſtößt er ein krampfhaftes Lachen aus. (Wieder zwei! Wieder zwei!) Robert kommt zu ſich und erzählt: wie er ſie durch den Sumpf geleitet. Sie ſprach nichts. Sie wollte mich vergeſſen. Sie ſah mich nicht an. Nur ihr Vater war ihr alles. Wo der Sumpf aufhört, fühl' ich plötzlich einen Schmerz und ſinke; Marie ſieht's, will mir helfen, kniet zu mir; ein zweiter Schuß trifft ſie und wirft die Sterbende über mich. Ich raffte mich auf, ich wollte gerne ſterben, weil ſie geſtorben war, aber ich fürchtete, ſie verſtieße mich auch dort, käm' ich ohne mein Wort erfüllt zu haben und könnt' ich nicht ſagen: Ich habe deinen Vater – Jäger fanden mich – Sie wären hier – denken Sie Ihres Wortes, daß ich Marien – (ſtirbt). Paſtor tritt zu Berndt, der wie verſteinert dort ſteht, nun aber ſich faßt und will ihn tröſten. Herr Paſtor, ſagt Berndt, Sie meinen es gut; aber ſolch ein Geſchick ſteht über dem Troſt. Hätt' ich noch den Glauben an mein Recht, ich könnte mich über mein Kind tröſten. Hätt' ich mein Kind noch – Aber alles beides, was mir das Höchſte war und das Liebſte auf der Welt – hier liegt's gemordet, und ich ſelbſt hab's getan; und Sie wollten mich tröſten? Kriminalrat: Nicht du, ich hab's getan. Ich hab' ſie gemordet, und dich hab' ich zu ihrem Mörder gemacht.

Und habe dich doch geliebt. Berndt, bei dieſen heiligen Leichen, ich war nicht dein Feind! Paſtor: Berndt, wo wollen Sie hin? Berndt: Mein Recht will ich mir holen. In die Gerichte. Kriminalrat: Berndt, laß mich nicht auch dich gemordet haben. Nimm, was ich habe; es weiß den Täter niemand. Berndt: Und wenn ihn niemand wüßte als ich! Kriminalrat: Flieh dieſe Gegend, die dich erinnern muß. Du biſt in voller Kraft; geh nach Amerika; was ich habe, iſt dein. (Mein Stolz auf ein Recht war meine Kraft.) Paſtor: Sie haben geſündigt. Aber Gott will nicht des Sünders Tod, ſondern daß er lebe und ſich beſſere. Berndt: Nein, Herr Paſtor pp. Leben Sie wohl. Kriminalrat: Für mich haſt du kein Wort? Berndt (wendet ſich): Du, Heinrich, ich will dir glauben. Ich bin wild geworden. Wir wollten beide das Recht; aber wir wollten's nicht recht. Wir waren Menſchen. Meine Kinder! Kriminalrat: Sie ſollen meine Kinder ſein. Nun bittet Berndt nur um zurückzuzahlende Unterſtützung. Verwöhnt nicht; das iſt die Krankheit, an der die Welt jetzt darniederliegt. Sie modeln die Geſetze jetzt nach ihrer Schwäche. Einige Worte der Lehre an ſeinen Andres und Wilm. Paſtor und Herr ſind dahingeſtreckt; Berndt iſt der Alte wieder, aber bei derſelben Größe milder.

Ende des fünften Aufzuges
und des Stückes.

[*Hr.*]

Eine Waldtragödie.

Fabel.

1.

Des Fabrikanten Sohn und des Förſters Tochter ſollen ſich verloben. Die Hitze des einen und die Unzugänglichkeit des andern ſtören den Tag. Stein eilt im Zorn nach Hauſe. Andres eilt den Robert zu rufen und ihm zu ſagen. Müller geht nach ausgeſprochenem Ultimat. Robert kommt aufgeregt herein, macht Vorwürfe, daß die Alten um der Kinder Glück nicht einmal ihren Launen Zwang antun. Er fordert Nachgiebigkeit vom Alten — er weiß von Andres alles, was paſſiert iſt. Der Förſter will nur unter der Bedingung von der Verbindung etwas wiſſen, wenn Stein einwilligt. Robert wird dagegen heftig; zeigt ſich als ſeines Vaters Sohn. Die Marie ſei ihm zugeſagt und durch Liebe ſein. Niemand könne ſie ihm nehmen. Ulrich ſolle Wort halten, oder er werde Marien als ſein Eigentum ſich zu ſchaffen wiſſen. Ulrich droht dagegen. Andres tritt für den Vater ein. Heftiges Aneinanderprallen der Jünglinge. Ulrich dämpft den Jungen (Andres) und ſchickt ihn in den Wald. Robert zornig fort. Förſterin und Willem ſchließen.

II.

Stein kommt échauffiert; Robert gleich hinter ihm, tritt dem Vater mit ſeiner vollen Berechtigung entgegen, und der alte Zwieſpalt klafft auf. Stein ſagt, er ſoll Ulrich zum Nachgeben bringen. Robert berichtet, er habe gegen ihn angeſtürmt, er ſei im Zorne geſchieden, habe ſich mit Andres verfeindet; „wer weiß, ob wir uns nicht bald auf Leben und Tod entgegenſtehn“ und ſchließt in heftigem Streit, daß er Marien beſitzen, ſeine Selbſtändigkeit geachtet wiſſen wolle, und wenn es Menſchenleben koſten ſolle.

Er ſtürzt fort. Der Paſtor weiß den Stein zu behandeln; Möller kommt; der Paſtor erhält ſeine Botſchaft. Möller ſoll ſich nach dem hitzigen Jungen umſehn. Szene mit dem Buchjäger.

Im Jägerhaus.

Die Förſterin erwartet in der Zurückkunft Roberts das Reſultat ihrer Bitte an den Paſtor. Willens bereitet die Verhörſzene vor. Der Paſtor bringt ſeine Botſchaft. Wilhelm kündigt Andres an. Andres' Verhör. Schließt mit der Inſtruktion des Wilhelm wegen der Klage, mit dem Triumph über den Paſtor und dem Abgang, um die Jungen zu begleiten.

III.

Grenzſchenke.

Möller macht ſich aus dem Staube, will nach dem Hochofen. Während Frei dem Lindenſchmidt predigt, kommt Andres. (Frei: Der Möller hat ihn bis dorthin gebracht, wie der ging, hat er ſich geſetzt pp. (?) Gestrichen: Andres hat dem Buchjäger gedroht und zum Weiler geſagt, wie er nach der Baumſchule ging: wenn der Robert ſeiner Schweſter zu nah käm', ſo wär' ſein einer Lauf dem, der andere ihm ſelbſt. Nein!) Lindenſchmidt ſtiehlt dem Andres Flinte und Tuch und geht mit Racheausbruch. Der Wirt ſagt Andres ſeine Befürchtung. Der hat eine Anwandlung von Schadenfreude, beſiegt ſie aber nicht ohne Anſtrengung und geht.

Im Heimlichen Grund.

Robert kommt mit Kathrine, ſchickt die vollends ins Jägerhaus mit dem Brief; er will warten. Ein Schuß. Robert wird aufmerkſam.

Der Buchjäger taumelt verwundet auf die Bühne und fällt vor Roberts Füßen hin, ſeinen Mörder verwünſchend. Robert ruft, ob niemand in der Nähe.

Möller kommt mit zwei Arbeitern vom Hochofen; ſie befragen den Buchjäger; der ſtammelt noch von der Büchſe mit dem gelben Riemen. War's der Andres? fragt Möller. Ja, der Andres, ſagt der Verſcheidende. Entſetzen aller. Möller findet einen kombinierten Plan darin – Weiler iſt mit der Büchſe auch in der Nähe geſehen worden; an Robert ſelbſt iſt er vorbeigegangen, der boshafte Menſch. „Sie machen Jagd auf ihre Gegner.“ – Möller beſchwört Robert, die Gefahr zu fliehn, mit nach Haus zu kommen; der antwortet trotzig und meint, ſeinen Mann ſtehen zu können. Möller und die Arbeiter bringen den Buchjäger fort. Robert bleibt entrüſtet und murrend zurück. Da naht ſich Andres, ſchwankend und bleich. Mörder! ruft ihm Robert entgegen, weiche zurück; mich findeſt du auf der Hut! Andres hat den Schuß gehört, fragt, ob es zu ſpät ſei. Robert: Du fragſt und der Buchjäger verblutet? Andres: So iſt's geſchehen? pp. Erklärung. Seine Büchſe, die gegen ihn zeugt, iſt ihm geſtohlen vom Lindenſchmidt. Er kann nicht weiter, ſinkt nieder — Robert in ſeiner Empörung bemerkt jemand im Hintergrunde auf der Höhe; Lindenſchmidt ſchleicht vorüber. Ruf und Verfolgung. Andres folgt in den Hintergrund, taumelt zu Boden. (Andres (von Robert zu ſich gebracht?) beſorgt die Sache mit Lindenſchmidt, weil Robert „im Heimlichen Grunde jemand erwartete." (F. Er erwartete jemand?)) Die beiden Schüſſe fallen. Sieht man Weiler am Bach das Tuch finden und fliehn?

Schloß.

Stein über ſeine Hitze hitzig — aber auch noch über den alten Eigenſinn. Der Gedanke an die Blamage hält ihn ab, zu verſöhnlich zu ſein. Paſtor bringt die Antwort, (die um ſo unbefriedigender, da Stein auch noch keine Nachricht von Robert hat. Sollt' er dasmal ſeine Drohung doch wahr gemacht haben? Ob's der Möller vergeſſen hat? Oder ob der Junge nicht kommen will? Und auch der Paſtor kommt nicht. Wo hat ſich der Paſtor aufgehalten, daß er ſpäter kommt als die Gerüchte?) Er kann kurz ſein, denn Stein weiß ſchon von der Mißhandlung. Steins Auskunft. Paſtor geht, will auch den Robert ſchicken, wenn er ihm begegnen ſollte, um den Stein ängſtlich wird.

Möller bringt nun die Meldung von des Buchjägers Tod und daß Robert der äußerſten Gefahr ausgeſetzt noch im Walde ſei, in der Nähe der Förſterei, wo ſeine Gegner die Verfolgung ordentlich organiſiert; Weiler auch in der Nähe.

NB. Möller hat in der Schenke erfahren, daß der Förſter ſeine Leute auf den Buchjäger inſtruiert, zugleich, daß Andres mit dem Robert zuſammengekommen ſei und beide ſich bedroht pp. Stein ruft nach der Flinte, ſchickt Möller nach dem Militär wegen der Mordbande (was nun viel wörtlicher paßt) und ſtürzt fort, Robert zu ſchützen. Der Paſtor nach, um möglichſte Übereilung zu verhüten.

IV.

Jägerhaus.

Willen macht der Förſterin Angſt.

Marie mit dem Briefchen.

Förſterin. Marie: Die Kathrine ſagte, er wartet im Heimlichen Grund. Hierher der Traum von der blutroten Roſe.

Der Förſter kommt.

Wilhelm bringt der Advokaten Antwort.

yy. yy.

Weiler: Geh' ich durch den Buſch, ſteht da bei der Eiche der Robert; ich grüße; er hört nicht hin (!). Kaum bin ich [Lücke im Text], fällt hinter mir ein Schuß. Ich zurück und bin kaum wieder hin, wo ich den Robert getroffen, da hör' ich ihn rufen und zanken, und mit wem? deutlich Eures Andres' Stimme und Hin- und Herrennen im Wald; auf einmal oben den mit der Büchſe mit dem gelben Riemen; ich ſah ihn kaum, da ruft was, nicht zehn Schritte von mir, wieder den Robert. Die Schüſſe. Wie die Tat geſchehn, macht ſich Weiler fort. Den Robert hat er genau geſehen, mit Andres zanken gehört und den mit dem gelben Riemen von Roberts Schuſſe fallen. „Der Robert und Andres ſind nun richtig zuſammengeraten" – Hinweiſung auf deren Streit, Ende des erſten Aufzugs.

Förſter: Alſo im Heimlichen Grunde ſteht der Robert? Weiler: Ja; er ging hin und her wie einer, der auf etwas wartet.

Ende des Aufzugs etwas ſchlagender.

V.

Stein ſtürzt herein, vom Paſtor gefolgt. Seine haſtige Anrede gibt dem Förſter ſeine Spannkraft wieder. Die beiden ſtehn einander in voller Embarras entgegen. Des Paſtors Auseinanderhalten iſt nötig. Jeder fordert vom andern ſeinen Sohn; das blutige Tuch bringt Andres in den Vordergrund. Während des Alten Zanken kommt Andres. Die ganze Sache entwickelt ſich. Robert lebt; er hat den Andres zu ſich gebracht und dem und einigen Beigerufenen den Lindenſchmidt übergeben, den dieſe nun in die Mühle gebracht – weil Robert jemand erwarten müſſen. Förſter: Jemand erwarten? So war er nicht allein? (Erſte leichteſte Ahnung.)

Wilhelm kommt blaß; ſchon in der Szene ruft er: Mutter, iſt die Marie noch immer nicht zu Haus? Der Förſter ſucht. Wilhelm kommt, erzählt, daß er Robert über Lautenbach mit Leuten und einer Trage in den Heimlichen Grund hinuntergehen ſehn. Förſter: Was war unten? Wilhelm: Ich weiß es nicht. Es grauſte mir, hinunterzugehn. Förſter holt die Förſterin. Von da Schluß wie ſonſt.

Friſche!

Es ſind eben Naturmenſchen voll Kraft und Leben; Robert der junge Stein, Andres der junge Förſter. Sie zürnen, aber ſie lamentieren nicht. Für gewöhnlich anſpruchsloſe kräftige Ruhe. Robert iſt leichter zu erregen als Andres. Andres macht auch nicht ſoviel Worte, aber derbere. Er hat von Ehre noch engere Begriffe als der Alte. Die Ehre der Schweſter, der Familie will er verfechten; der Alte aber zeigt ihm bald, daß der in dieſem Punkte keinen Stellvertreter braucht. Er iſt überhaupt noch nicht recht überzeugt von der Wirklichkeit der Abſetzung; er wird erſt mit des Paſtors Botſchaft bösartig. Andres aber iſt raſcher; die Beleidigung an ſeinem Vater durch Stein hat ihn ſchon aufgebracht, der Alte hat ihn vielleicht ſchon im Geſpräch mit Möller dämpfen müſſen. Nun läuft er hinaus, den Robert zu holen und zu unterrichten. Die Szene gibt nun gute Gruppen; auf der einen Seite Andres, der die Marie von Robert wegreißen will, von der Mutter zurückgehalten, auf der andern Robert, Marie; im Abgehen Wilken; Förſter in der Mitte auseinanderhaltend einerſeits Andres und Robert, andererſeits Robert und Marie, alle beherrſchend. Hier iſt er noch nicht verbiſſen.

Wiederaufnahme der Waldburg.

[*Hs.*]

[1.] Ein Graf hat ein Mädchen verführt; ihr Bruder, durch die rohe Art des Verlaſſens empört, tauſcht ihr Kind um das der geſtorbenen Gräfin aus, was angeht, weil der Graf nie zu Haus und die Amme des Bruders Schatz. Der hat dann die geheiratet, ſie haben der Gräfin Kind als ſeiner Schweſter erzogen, die wahnſinnig. (Dieſe Schweſter ſelbſt die Amme. Während der Bruder ſie vernimmt, die Botſchaft, die Gräfin krank, könne das Kind nicht ſtillen. Sie ſoll. Das fährt dem Bruder wie ein Gedanke durch den Kopf.)

Das Kind der Verführten wird in allem vornehmen Übermut des Grafen erzogen, zeigt aber ſchöne Anlagen; der Gräfin Sohn dagegen von dem Bruder im Haſſe gegen das gräfliche Haus. (Die Paſtorsfamilie hält den Sohn moraliſch.)

Nun beginnt das Stück.

1. Der Paſtor ſelbſt zeigt ſeine Entdeckung, daß ſeine Tochter einen heimlichen Handel mit dem vermeinten jungen Grafen habe, dem Grafen an, der dazu lacht; der Paſtor, aufgebracht, geht und verbietet der Tochter bei Strafe der Verſtoßung den Umgang. Der alte Graf erfährt, daß der junge es ernſtlich meint, verbietet ihm das. Die Jungen, aufs äußerſte gebracht, verloben ſich vor Gott. (Dem alten Grafen war's ſchon nicht recht, daß der Junge ein Stubenhocker; er blickt mit Neid auf einen Verwandten, der liederlich, Mätreſſen hält, aber alles adlig.)

2. Der vermeinte Sohn des Mädchens ebenfalls in die Paſtorstochter verliebt, bietet aus Haß und Eiferſucht die Hand, die Jungen zu trennen. (Der alte Graf läßt den Sohn verführen durch eine ſchöne verkappte Mätreſſe des Ideals, der ihm das rät. Selbſt gefallen glaubt er nun auch des Mädchens Fall.) Er ſteigt heimlich ins und aus dem Fenſter. (?) Der Graf, um Verſtändigung nicht aufkommen zu laſſen, ſchickt den Jungen mit andern, die vielleicht die Sache inkaminiert, nach Paris. Der alte Paſtor hat, wie er die Schmach der Tochter ebenſo erfahren wie der junge Graf, ſeine Tochter verſtoßen; die in ihrer Angſt, hörend zugleich, daß der Junge nach Paris will aus Irrtum, eilt zu dieſem, der eben ſein Pferd beſteigen will. Der Mädchenſohn, auch getäuſcht, dient ihr als

Stab und Sekundant. Die beiden Brüder geraten in lichten Zwiſt, der Junge gibt ihm einen Schlag mit der Reitgerte, die Tochter hält den Beleidigten; der Junge ſteigt auf, und Poſthörner tönen. Der Mädchenſohn ſchwört ihm Rache nach und führt die Tochter zu ſeiner Tante und wahnſinnigen (vermeintlichen) Mutter.

3. Der Mädchenſohn quält nun das Mädchen, das von ſeiner Liebe nicht abläßt, aus Eiferſucht; der Alte ſeit lange nicht daheim. Freundinnen ehemalige beſuchen die Tochter mit einem Kind. Die will's als ihr's nicht hergeben; ſie offenbart in ihrem Zuſtand ihren Kindesmord und geht dann, ſich anzuzeigen. Der Mädchenſohn geht mit Aufruhr um.

4. Der Junge mit Genoſſen wiederkehrend, weil ihn eine Braut und die Übergabe erwartet, erobert (weil das Schloß geſchloſſen, da Unruhe) das Schloß, auf dem eine Kindesmörderin ſitzen ſoll, die nächſten Morgen hingerichtet wird. (Aus Tollheit will er die Kindesmörderin retten. Er erkennt ſie und wird getroffen. Nun erfährt er, daß ſie treu geweſen.) Er iſt gänzlich demoraliſiert; ſie verhöhnen den Paſtor, der zu der Kindesmörderin geht; Blitze von Reue und Sehnſucht nach den Tagen ſeiner unſchuldigen erſten Liebe. Die Nachricht von der Kindesmörderin macht ihn ernſthaft. Einer der Geſellen hat ihm nun lachend als einem Kurierten erzählt, wie man ihn des Mädchens wegen hintergangen. Da wird er anders, jagt alle von ſich, nachdem er jenen gefordert (und erſchlagen. Er ſoll fliehn.) (Er kann erſt zufällig zu dem Mädchen geraten, die ihn angeht, ihn erkennend, ſie zu retten. Nun erfährt er und will ſie retten.) Der alte Graf kommt. Die Tochter vom Paſtor geführt. Erkennung. Er will ſie nicht hergeben, mit ihr fliehn. Der alte Graf würd' es nicht hindern können, wenn nicht eben die Bauern die Burg ſtürmten. (Der Paſtor will vom Hinrichtungszuge Hülfe holen, weil auch die Tochter aus ihrer Reue und Todesergebung zurückfällt in die alte Leidenſchaft.) Die Brüder kommen über der Tochter hintereinander. Der alte Graf, dem Jungen helfend, wird von ſeinem legitimen Sohn ſchwer verwundet, der ſelbſt von dem Jungen getroffen. Der Alte, (der den letzteren retten wollte (?)), erklärt ſterbend hohnlachend. Man kann nicht mehr fliehn; der Junge ſtürzt das Wappen um und ſich mit der Tochter ins Feuer oder tötet ſie (vielleicht ſelbſt vom Bruder verwundet).

(Die Situationen in vielen Begegnungen recht eingetieft. Viel Detail à la Lear. Die Charakter recht ausgeführt, Rollen.)

[II.] Vielleicht: Der Jäger kommt zurück und bringt ſeiner Frau, die er vom Schloſſe holen laſſen, das Geſtändnis ihrer Untreue ab; damit zwingt er ſie zu dem Umtauſche. Nun erzieht er den Sohn des Grafen nicht abſichtlich zum Haſſe; ſein eigener erbt. Er kann den Jungen nicht leiden, dagegen ſeinen, den vermeinten jungen Grafen, ſehr; das erregt des Grafenſohns Eiferſucht, die ſich vergrößert, da auch ſeine Geliebte jenen vorzieht. Von dem Überfalle weiß er nichts, er kommt mit dem Grafen. Der vermeinte Sohn und die Bauern ſchonen ihn, bis er ſeinen Sohn verteidigend fällt. Nun eröffnet er dem Grafen triumphierend, daß ſein Sohn ihn getötet, der von ſeinem, des Jägers, getötet worden ſei. Nun kommt dieſer wieder und findet den Grafen tot; er kann nicht mehr hinaus. Der Jäger ſieht noch ſprachlos den eignen Sohn untergehn.

Der Graf war wenig auf der Waldburg; er liebte ſeine Frau nicht. Der Knabe wuchs bei der Mutter auf (oder die geſtorben bei der Geburt, und er erwächſt in des Paſtors Familie), die einfacher Natur mit der Pfarrfrau Freundſchaft ſchließt. Der Junge und das Pfarrmädchen wachſen ſo miteinander auf. Die Gräfin ſtirbt. (Der Graf kommt wieder von Paris und wütet, daß ſein Sohn den Anfang zum Gelehrten macht.) Nun kommt der Graf; er will ſparen (gestrichen: und lebt nun nicht mehr wie ſonſt in Paris.) Der Sohn gefällt ihm nicht, iſt ihm zu gelehrt, zu ordentlich, hat ihm nicht genug Kavaliersneigungen. Dafür gefällt ihm ein Nachbarsſohn, der ein Ausbund. (Die Sehnſucht pp., mit der der Held an jene Zeit zurückdenkt.)

Da kommt der Pfarrer und bringt Briefe von dem Sohn an ſeine Tochter und enthüllt, was er ſelber gemerkt. Er iſt fromm, aber hart. Der Graf wirft ihm vor, er habe den Jungen zu einem Schulmeiſter gemacht und das gräfliche Blut verdorben. NB. erſt hat er ſeine Schadenfreude, bis ihm der Paſtor ſagt: ſie gehen damit um, zu fliehn und ſich zu heiraten. Nun wird's ernſthaft. Der Paſtor innerlich zornigſt ſagt heimkommend, daß ſeine Tochter, wenn ſie beharre und ſich vergeſſe, nicht bei ihm bleiben dürfe.

Junge widerſteht, ſchleicht ſich zu dem Mädchen, das nichts wiſſen will. Er verlobt ſich mit ihr.

Der Graf klagt dem Ideal; der will helfen. Er mit einer Mätreſſe als ſeiner Schweſter und mehren Geſellen zieht ein. Das macht allmählich einigen Eindruck auf den Jungen, beſonders das Mädchen. Viel von Paris. Er wird allmählich hingeriſſen. Er ſoll mit. Noch zieht ihn die Tochter. Da die Confidencen, endlich mit Hülfe des Mädchenſohns. Das Ideal tut nicht, als wüßt' es was von der Liebe des Helden; er ſagt auf den Glauben des Helden an die Frauen von einem Verhältnis, das er habe; er vermute aber. Er zeigt, wie gleichgültig. Wär' das Mädchen danach? Er nimmt ihn mit; da ſteigt der Jäger über die Mauer. Der Held außer ſich, ſetzt ihm nach, findet ihn nicht, will das Mädchen ſtrafen. (Schämt ihr euch nicht?) So ſind alle. Nun gelingt's der Mätreſſe. Nun ſoll's nach Paris gehn. Oder iſt's ihm nun faſt recht, daß ſie untreu iſt?

Mädchen verſtoßen, ſucht ihn auf, der Jäger folgt ihr. Der bekommt einen Hieb.

Das Mädchen iſt nun nicht eigentlich Kindesmörderin; ſie wollte ſich mit ertränken. Sie will's noch, aber ſie wird bewacht. Wie ſie erfährt, ihr Geliebter wird kehren, um zu heiraten, da — weil ſie ſich nicht ertränken kann, geſteht ſie ihren Mord einem Beſuch; nun kann ſie nicht gehindert werden. Nun iſt's natürlich, daß ſie leben will, als er ſie noch liebt und mit ihr fliehen will.

[*Hn.*]

Die Waldburg.

Ein Nachtſtück.

(1. Gegend. Nacht wie jene. Selbſtmord.)

2. Gegend. Jägerhaus.

Der junge Graf wird kommen. Sein Leben in Paris, Warum der Rückkehr. Er ſinne was gegen den jungen Grafen. Sie wiſſen, es gehe allerlei vor und er (der Förſter) gebe ſich mit den Wilddieben ab jetzt, die des Grafen Feinde. Ja es kommt nun ein Gericht. Er haſſe den jungen Grafen und ſoll das nicht. So? Habt ihr nicht ſelbſt mich dazu gebracht? Und dann das Mädchen; wie er mit ihr, und der junge Graf ihn übers Geſicht gehauen, den Hieb ſpürt er noch immer als Entehrung und pp. (die Stelle wird rot und heiß) und hat Rache geſchworen. Das ſagt er, wie er draußen iſt, wo es paſſiert. Seiner Mutter ſagt er nicht, was er ſinne; die errät es doch umſo ſchlimmer, da er ſo zurückhält. Bezügliches, was der Leſer noch nicht verſteht. Dann allein: Ja, Natur macht die Kunſt zu Schanden; ſie fühlt ein Unrecht an dem Förſter, wird einig mit ſich, ſie will's dem Paſtor anvertraun, eh' etwas geſchehe; ſchickt nach ihm. Dann Antwort, er ſei bei der Kindesmörderin (?), aber man werd' es ihm ſagen.

Vielleicht ſpielt nun, während er wartet am Sammelplatze, die Geſchichte von dem Selbſtmordverſuch in ſeiner Phantaſie, wie er daran iſt, daß ſie auch ins Waſſer ſpringt, die er liebt, lieben muß trotz Sträubens und die in ſeinen Haß verknüpft iſt, wird er geſtört, ſo daß man meint, ſie iſt damals ertrunken. Der Störer ruft ihn [in] die Verſammlung im Walde.

3. Eroberung.

Man hört die wüſten Abenteuer des Grafen, vor dem ſelbſt der ... [unlesbares Wort] Reſpekt hat und ihn über ſich erkennt, trotzdem daß er geſteht, ihm den Rang ſtreitig zu machen, ſich gemüht zu haben. Der Held könnte auch aus dem Schädel einer Geliebten trinken.

4. Erzählung des Grafen mit Ergänzungen des alten Dieners, da er wieder hineingezogen wird.

Von einer Zinne der Zugbrücke ſehen ſie herab; auf der einen Seite das Dorf und Schloß pp., auf der andern See und Jägerhaus. Der Held eine Art Lord Byron. Die Orte, wo er als Knabe und Jüngling und mit Roſen gelebt. Was er erzählt im ſkeptiſchen Tone der Selbſtverachtung und Verachtung aller Welt. Die Sehnſucht nach der Unſchuld der Jugend bricht immer durch, ſo ſehr er ſelbſt darüber ſpottet. Aber das jetzige Treiben iſt ihm ebenſo verächtlich, in dem das Ideal ſich etwas weiß. Um Altes zu vergeſſen, treiben wir, was wir dann wieder müſſen zu vergeſſen wünſchen. Kann ſein, ich wäre das geworden, was man tugendhaft nennt, ein Beglücker der Häuſer da unten, ein Engel der alten

Bauernweiber, wenn einer vielleicht; wer weiß es. Wenn er merkt, er wird ſentimental, indem er die Stelle zeigt und die Gefühle von da rekapituliert, wird er umſo diaboliſcher, aber immer groß, nobel und mit Geiſt und Stolz, wogegen das Ideal abfällt. Poetiſche Gedanken [bricht ab] (Er hat keinerlei Adelsſympathie, eher etwas Freiheitsſchwärmerei, und doch iſt das auch dummes Zeug. Wer die Gewalt hat, mißbraucht ſie; aber etwas Neues, worüber man ſich wenigſtens einige Zeit vergeſſen kann. Seine Witze über das Adelstreiben im Mittelalter, worauf ihn die altertümliche Burg bringt, und das, nur etwas moderniſiert, noch jetzt, haben etwas von ſittlicher Entrüſtung. Er fühlt aber, daß dies wunderlich aus ſeinem Munde klingt, wie er jetzt iſt. Dort hat er die Untreue erfahren, er hat den Frauen hundertmal vergolten, aber was dabei gewonnen, wenn die Verachtung anderer nicht allemal zu Selbſtverachtung führte!)

5. Wilde Poſſen. Dazwiſchen: Kindesmörderin unſre Nachbars, die morgen ſoll hingerichtet werden. Dann Paſtor, wird zur Förstersſchweſter geholt; verhöhnt. Prophetie. Zuletzt gar kein eigentlicher Kindermord, nichts Extragrauſiges, eine Lumpengeſchichte, wie ſie zu hundert Dutzenden vorfallen pp. Und ſchon alt. Dem Helden wird's eigen. Alte Graf eingeladen. Selbſtanzeige; der Graf ergriffen, die andern fortwitzelnd, was nicht recht gehn will. Nun bringt das Ideal die Geſchichte.

(Ein Knecht, der ſich verſteckt, vielleicht ein Gefangenwärter, der ſagt, er habe geglaubt, es ſeien die rebelliſchen Bauern. Er wird gefangen, und vor das Gericht gebracht, ruft er: Freiheit und Gleichheit. Gelächter. Eine Kindesmörderin da. Frevelnde Witze, wozu der Paſtor kommt und vom Ideal geneckt wird. Grauen über den Paſtor? Der Held kommt wieder hinein, wie einer den Knecht weiter ausfragt. Der Held wird von ſeinen Gedanken abgebracht. Eine alte Geſchichte. Und nicht einmal eine echte Kindesmörderin, frevelndes Bedauern. Entführungsſpäße, Bürgers Ballade deklamiert, macht das Schaudern noch größer. Das Ideal will die Luſt herſtellen. Seine Erzählung, daß er ſchon einer geweſen, wie der Held noch ein Neuling. Ich hab' dich zu dem Manne gemacht, der [bricht ab] Deinen Ruhm haſt du mir zu danken. Er will eine Geſchichte erzählen. Nun unter fremdem Namen – Gelächter darüber, wie er gläubig war. Nicht möglich. Geht's doch allen ſo. Die Renegaten allemal die Eifrigſten.

Der Held ſcheinbar eingehend, lockt alles heraus, läßt ſich nichts merken, wird dann immer großartiger. Das Ideal verhöhnt ihn, obgleich angſtvoll; er ſelbſt gibt ſelbſt immer wieder den ernſten Ton an. Wie aller Spott verſtummt vor ſeiner gewaltigen Rede. Perſönlichkeit. Nun wir haben Platz genug, auf einen drei Minuten gerechnet, was genug ohne Sekundanten, ſind wir lang vor morgen fertig.)

6. Enttäuſchung. Um die alte Luſtigkeit wieder herzuſtellen. Held lockt ihm erſt eingehend alles ab, dann wird er groß. Duell. Er geht ahnend zur Kindesmörderin.

Ideal geſteht, daß er trotz aller Mühen kein Glück bei der Kindesmörderin gehabt. Er iſt ein echter Adliger, das Verbrechen an einem Bürgermädchen iſt ihm nichts. Der Held iſt über dieſe Vorurteile hinweg; au contr. gilt ſein Spott immer dem Adel.

Ja, ich habe noch etwas von dem alten Träumen. Meine Herren, warum lachen Sie nicht? Die Situation iſt ſo lächerlich. Welche himmliſche Bonmots für die Salons der pp. Nun ja, Sie haben ein hübſches Geſchöpf pp.

7. Jägerhaus. Beichte. Kindertauſch. Zeichen. Paſtor eilt. Förſter weiß nicht, daß er des Grafen Sohn. Große Vorſicht des verſtorbenen Bruders, der die Sache gemacht.

8. Im Walde. Erzählung der Rettung des Mädchens, die Hoffnung, darüber der Haß ſteigt, ihre Selbſtanzeige. Racheſchwur erneut. Der Held iſt auf der Burg, der Graf wird auch hinkommen. Hölliſche Freude. Nachrichten von Frankreich; wollen das Mädchen befreien, das von dem Grafen gelitten, Märtyrerin, Symbol des Volkes, und die Grafſchaft ein Ende. Feuer hineinwerfen. Der Graf kommt; ſie folgen ihm leiſe.

(NB. Erſt Kindesmörderin befreien; andere wollen dann die andern Schlöſſer ſtürmen, wenn, wie zu vermuten, die ſämtlichen Untertanen mitmachen. Nun Nachricht, der junge Graf im alten Schloſſe. Der Junge hetzt, will aber nicht des alten Grafen Untergang, weiß nicht warum, als das Feuer gemeldet wird. Gegen den Alten haben's aber die andern. Alſo jede Partei ihren Mann.

Er hetzt beſonders gegen den jungen Grafen. Ein Wildſchütz will beſonders an den Alten. Wir wiſſen nicht, was Ihr an dem alten Grafen habt. Der muß zuerſt daran, ſonſt trauen wir Euch nicht. Gut, nehme jeder ſeinen Mann. Jetzt die Gelegenheit; ſonſt möchte ihnen vom Alten vergolten werden.)

9. Held gewinnt das Mädchen durch Erinnerungen pp., will mit ihr flüchten. Alte Graf hält ihn auf. Darüber der Sturm. Förſter hat das Mädchen nicht im Gefängnis gefunden, findet ſie jetzt in des Helden Armen; will ihn niederſtechen. Graf dazwiſchen, er trifft den Grafen, Held den Förſter. Paſtor kommt und erklärt, will das Mädchen zum Gerichte. Held: Hier iſt ein Gericht, alte und neue Sünden. (Flieht, ſonſt Feuer; ein anderer zerrt den Paſtor mit fort.) Paſtor ſoll fort, daß es ihn nicht mittreffe. Der Held ſchafft den Paſtor hinaus und wirft ſich mit dem Mädchen in die Flammen, Wappen vorher. Gegend wie zuerſt: Stille.

---

1. (Kindertauſch.)

2. Szene in Paris. Der tolle Deutſche. Abenteuer.

3. Szene am See. Mädchen und Kind. Vorher Jäger. Wo iſt ſie hin? (Drohend ſein Haß gegen den jungen Grafen.) Rache. Bund mit den Wilddieben.

4. Geſpräch auf dem Schloſſe vom jungen Herrn und der Paſtorsfrau, was ſie davon wiſſen.

Szene des Paſtors mit dem Grafen. Erziehung.

Einzug des Ideals.

Wie der junge Graf merkt, daß er angeführt iſt. Trinken. Nach Paris! Das Mädchen am Tore pp. erfährt; wie der Jäger gehauen wird (der Rache ſchwört. Jetzt mit allen Wilddieben befreundet. Haß und Ähnlichkeit. Brüder, aber vom Tauſch weiß der Erzähler nichts.) Wie er ſein ſoll. Wie der alte Graf nun erſt Freude an ihm hat. Wo das Mädchen? Weiß der liebe Gott. Der Erzähler glaubt wirklich wie der junge Graf.

(Ende des Abenteuers.)

5. Paris. Dem jungen Grafen, der ein Byronsleben führt, kommt die Nachricht er ſoll heim, heiraten.

6. Eroberung. Der Kaſtellan geflohen. Es ſcheint niemand dazuſein. (Orgie. Einer bringt einen Knecht.) Ein Knecht vielleicht ſagt: nur eine Kindesmörderin. Warum der Kaſtellan geflohn und verſchloſſen gehabt. Nachricht, daß der alte Graf komme. Einladung. Orgie fort. Der Paſtor kommt zeitig. Wird verhöhnt. Prophetie.

Das von der Kindesmörderin ergreift den Helden eigen. Zur Erheiterung erzählt das Ideal. Duell. Held will die Kindesmörderin retten. Er erkennt ſie.

7. Im Walde. Wildſchützen. Daß der Todfeind darin. Wie der Jäger Roſen gerettet, ſein ganzer Anteil an der Geſchichte; wie Roſe ſich ſelber angegeben. Sie wollen in Nachahmung anderer Orte den Grafen zu Zugeſtändniſſen zwingen. Der Junge bedroht den, deſſen Bruder der Graf ſelbſt erſchoſſen (als Wilddieb). Der Graf kommt, ſie laſſen ihn durch, ſo wie er drin. (Daß der Held in der Burg, erfahren ſie, desgleichen daß der alte Graf dahin geht. Sie umlagern die Burg und laſſen den Grafen hinein.)

8. Nun Held beim Mädchen; überredet ſie endlich zu fliehn; ſie erzählt ihre Geſchichte. Im Salon trifft er auf den Paſtor und den Vater mit dem Jäger. Sturm.

NB. So kann man ſich die Detaillierung des Betrugs erſparen und braucht nicht die pſychologiſche Stätigkeit, denn man trifft den jungen Grafen bereits demoraliſiert.

Grafen von Waldburg.

Welf.

Georg.

Sein Onkel.

Ideal Bruneck.

Wichtershauſen.

Abenteuer. Eine durch Liederlichkeit begonnene oder dadurch entſtandene Ehrenſache ficht der junge Graf ſo großmütig, dabei ſo furchtlos pp. aus, daß er unſere Teilnahme gewinnt. Nach der wilden die Reueſeite. Was anders aus ihm hätte werden können; wie die Kraft ihn großmachen könne, wenn nicht ins Schlimme gewendet. Er hat einen wunden Fleck, den er zuweilen mit Gewalt von ſich abhält und dem er ſich zu anderen Zeiten doch wieder mit ſchmerzlicher Luſt ergibt; (dann von ſich weiſt und ſchämend wild wird; er läßt's niemand merken.) Er ſagt ſelbſt, eine Geſchichte ſchuld. Das Bild des Mädchens kommt ihm in ſeine Träume und ſagt: ich war doch unſchuldig. Warum haſt du mich ſo behandelt und biſt ſo geworden? Und ich warte noch immer pp. Aber er hat's ja ſelbſt geſehn. (Eine Zeitlang dann lebt er ordentlich u. pp.) Und ſie lebt ja mit ihm. In der Aufdeckung durch den [so] Ideal ſelbſt: daß der junge Jäger ſich aus Haß hergegeben, nicht um Geld.

Neues (Dorf dabei) und altes Schloß, hinter dem alten der See; dahinter das Jägerhaus. Kinderfreundſchaft.

Liebe mit zwanzig Jahren oder weniger.

Nach Paris.

Ein halbes Jahr darauf der verſuchte Selbſtmord.

Sechs Jahre darauf ſoll der junge Graf zurück.

1. Kindertauſch. (1. Schilderung der Gegend, neues Schloß, altes Schloß, See, zuletzt Jägerhaus; da ſpielt die erſte Szene.)

2. In demſelben Jagdhäuschen 21 Jahre ſpäter. (Von der Sie iſt die Rede.) Der junge Jäger allein daheim; mein Onkel fort. Wunderliches Tun ſeiner Mutter. Ich weiß doch, daß Ihr ihn liebhabt, den ich haſſe. (Ähnlichkeit.) Die Alte will ihn beſänftigen. Der junge Jäger geht auf den Anſtand.

Das Mädchen mit dem Kind.

3. Paris mitten in dem Abenteuer. Die andern möchten fort aus den Stürmen der Revolution.

4. Exponierend Geſpräch. Abgebrochen, wie ſie weiter reden wollen vom Mädchen. Oder beſſer dies Geſpräch in Paris. Der Brief vom Grafen gebracht. Vielleicht erzählt's der Herr ſelbſt in ſeiner ironiſchen Art, die Dinge zu ſehn mit einer Art Selbſtverachtung, daß er die Sehnſucht nicht loswerden kann, die er ebenfalls ironiſiert. Der andere ſieht, daß er ſich ſchämt gut zu ſein. Er verachtet gewiſſermaßen die eigene Selbſtverachtung.

5. Ende des Abenteuers. Heimruf übergeben.

6. Eroberung. Er will die Erinnerungen, die ihm kommen, wegtun. Die alte Burg, die Stammburg.

7. Im Walde.

8. Auf der Burg.

Alſo vielleicht:

1. Kindertauſch.

2. Jäger auf den Anſtand. Mädchens Selbſtmordverſuch. Die Mutter des Jägers über die Erzählung von des Helden Leben jammernd, worüber der Jäger wild wird.

3. Eroberung.

Des jungen Grafen Erzählungen an den Vertrauten. Der Unterſchied in ſeiner Stimmung, Kontraſt mit dem, wie er in Paris war. Wie Sie das taten, das [bricht ab] Hab' ich das getan?

Warum verſchloſſen und verlaſſen. Nachricht, daß der alte Graf komme. Einladung herüber. Paſtor. Kindesmörderin. Vielleicht haben einige gelauſcht. Ähnlichkeit. Enttäuſchung. (Wie ſie an der Türe nicht pp. Vielleicht erzählt das ein Knecht oder ein Bauer, der es ſelbſt geſehn. Auch den Racheruf. Und ihm iſt's anders geſagt, wie er's vorhin erzählt hat. Oder erzählt das ein Diener einem andern draußen?) Duell. Zur Kindesmörderin. Vielleicht erſt, daß die Sache ſchon Altes ſei. Ein Knecht vielleicht, der nicht Näheres weiß; wie ſie ſtand am Tore, zum Jäger kam und wie's ihm ging und ihr und wie der nachfluchte. Der Knecht glaubt vielleicht, nur das Ideal iſt der Anführer, und ſpricht mißbilligend.

Oder der Held erkundigt ſich und erfährt das? Vielleicht nach dem Duell und nachdem er ſeine Kameraden ſämtlich verjagt, oder verjagt er ſie nun?

Es wär' gut in folgender Ordnung:

1. Geſchichte, die der Held ſelbſt erzählt. Oder erzählt einer, was er gehört davon, ein Diener? Sein Aufwachſen im Wald und Pfarrhaus. Träumen.

2. Enttäuſchung.

3. Das Mädchen, wie es vor dem Tore ſteht und bis zum Racheſchwur des Jägers.

4. Daß ſie keine eigentliche Kindesmörderin, daß die Geſchichte ſchon alt, wodurch der Held auf den Gedanken kommt, ſie könne es ſein.

Oder die Enttäuſchung zuletzt?

5. Ihr Aufenthalt nach Rettung beim Jäger und Selbſtanzeige.

NB. Der Held ironiſch-diaboliſch. Er könnte ſeinen Vater charakteriſieren pp. Eine Art Heineſche Ironie.

Ein Bedienter könnte dann einem andern auserzählen.

So daß nach zwei Abſchnitten, Kindestauſch und Jägerhaß und Kindesmordsverſuch dann die Geſchichte ganz ſtetig, aber immer mehr dramatiſch zum Ende liefe.

Drei Nächte alſo erzählt, die ganz ähnlich in der lyriſchen (Natur-) Stimmung. Womöglich, daß der ganze Verlauf vollſtändig erzählt würde.

Das Ganze könnte auch in einer Nacht geſchehn — wenn nicht zuviel Erzählung hineinkommt.

[*Hw.*]

Die Waldburg.

Ein Baron (Graf?) verführt (und demoraliſiert) ſeines Jägers Schweſter, an welcher der durch jenen — Reiſegefährte — Verdorbene noch hängt. Da tauſcht er im Abſein des Grafen dies nicht lang geborene mit dem ebengeborenen der Gräfin aus, die in Folge der Entbindung ſtirbt. Seine Frau iſt Hebamme; ſeine Schweſter wird Amme – ihres Kindes, dem andern gibt ſie auch? Nun erbt ſich der Haß des Jägers auf den abweſenden Grafen auf deſſen Sohn, der für den ſeiner Schweſter gilt. – Die Grafenfamilie, dh. der Knabe kommt wieder, und gegen des Jägers Willen entſteht eine Feindſchaft des Grafenſohnes gegen ſeiner Schweſter Sohn, den vermeintlich legitimen jungen Grafen, völlig erſt bei Gelegenheit einer Doppelliebe zu des Paſtors Tochter, der Ketzer- und Hexengeſchichte ſtudierend, nichts ſieht. Der alte Graf pp. kommt und findet den vermeintlichen Sohn liebend und treu. Szene mit dem Paſtor, der ſtreng gebietet. Den alten Grafen bringt ein junger Vetter auf den Plan mit einer Tänzerin (oder Modedame). Beſuch. Verführt, ſelbſt untreu, glaubt nun der junge Graf eine Vorſpiegelung, zu der der andere, den Nebenbuhler loszuwerden, hilft. Nun reiſet er. Das Mädchen, verſtoßen vom Vater, an ſeinem Wege, von dem andern begleitet, verhöhnt, der andere mit der Reitpeitſche gehaun und halb überritten. Das Mädchen bringt ihr Kind um, nach Jahren kommt es heraus. Bedrückungen haben die Bauern endlich außer ſich gebracht, eine Anzahl ruinierter formiert ſich zur Bande, welche den andern zum Anführer hat, der das Mädchen in der Nacht vor ihrer Hinrichtung befreien will. Da kommt erſt eine Zahl Roués und erobert das Schloß; hier wollte auch der alte Graf ſich mit dem Sohn treffen. Der Sohn iſt der Führer; der Jäger und jetzt Kaſtellan berichtet? Der Paſtor, der ſeine Tochter vorbereiten muß. Der Paſtor, durch die Punſchenden gehend, verſpottet. Oder berichtet der Alte dem Helden? Den alten Grafen in ihm ſehend? Der Planerfinder verrät im Rauſche oder in der Meinung, nun geſchehe es gefahrlos, den Plan und die Myſtifikation. (Duell auf einem Platze, wo er die Roſe rächen will; da ſieht er ein Gebäude; nach dem Duell und Falle des Planmachers erkennt er erſt das Gebäude für ein Schafott, und dadurch erfährt er vielleicht von einer Arbeit daran – von der Kindesmörderin; auch vielleicht, wie es komme, daß ſo lange nach der Tat erſt das Gericht, und dadurch, daß es Roſe iſt, was ſich vielleicht erſt auf dem Schloſſe beſtätigt, wo er den Schließer zwingt, zu öffnen (?) und ſie erkennt.) Der Held hat aber in ſeiner Verdorbenheit, in die er deſperat hineingerannt, noch die alte Liebe und das Heimweh nach der Jugendunſchuld; es iſt zuviel Geiſt und Gefühl in ihm, geſättigt zu werden von der Tollheit, die er zur Zerſtreuung macht. Er erzählt ſeine Jugend; da erfähet er – aus einem Zeitungsblatt, daß eine Kindesmörderin des Gerichtes hier harre, auch daß es Roſe. Er ſpringt auf und will ſie retten. Der alte Graf kommt. Szene. Er hat eine Braut für den Helden. In derſelben Nacht der Sturm der Meuterer. Kampf der beiden um das Mädchen, das dem Paſtor nicht folgt. [Einige unleserliche Worte.] Der Graf, in den Kampf ſich mengend, bekommt einen Todesſtoß von dem andern, der von dem Helden. Aufklärung. Das Schloß brennt. Wer fliehen kann, tut es. (Der Graf tröſtet ſich, den Helden zu legitimieren, aber er muß ſterben.) Der Held, ſehend, da Militär zur Hinrichtung kommt, keine Rettung möglich; ſtößt das Wappen in die Flamme, die das ganze verdorbene Geſchlecht verzehren ſoll bis auf den Namen.

Das Ganze balladenhaft. Drei Nächte? Der Austauſch. Der Kindesmord. Die Entwickelung.

Oder wie ſonſt das Arrangement, damit alles herauskommt und doch der Balladenzauber ſpielen kann, der allein es erträglich machen kann. Das Pittoreske, Muſikaliſche. Erſt die Ruine beſchrieben, die Heiterkeit des Jetzt, Freiheit der Bauern, Wohlhäbigkeit, Kultur. Einen Schritt tiefer in den Wald, der hier um das Schloß – See oder Teich – ſieht nun auch anders. Schwäne darauf, hier kürzeſt möglich die Erzählung, gewiſſermaßen in die Zeit zurückverſetzt, dann wieder hinaus in die Abendſonne. Der Erzähler hat es aus Erzählungen des Volkes in eine ſolche verarbeitet. Der andere denkt ſich romantiſch in eine alte Zeit; die war nicht als in der Phantaſie. Früher war es anders, und nun werden einige Bilder ausgemalt, vom Ausſehen und Leben da in der alten Burg, dann ſpielt die Geſchichte in dem Hauſe dabei. Die allererbärmlichſte Zeit, wo der deutſche Adel Pariſer Laſter heim- und eitel zur Schau trug. Die Bauern leibeigen pp. Mehremal ſchon Bauernaufſtände damals. Burg, altes Schloß, neues Schloß. Ihre Phyſiognomie deutet ihr Weſen.

Die ſämtlichen Erzählungen des Bandes müßten dies Thema vom „jetzt beſſer“ behandeln. Eine das Herrenleben, eine das Militärleben, eine das religiöſe Leben, eine die Kunſt?

Ein Freund und Nachbar, der mit dem Helden aufgewachſen, d. h. in einem benachbarten Hauſe wohnend, kann die Geſchichte erzählen, oder ein jüngerer Bruder eines ſolchen, der von dieſem manches gehört hat. Oder aber: a. Einleitung in die Stimmung durch Landſchaft und Zeitſchilderung. b. die Geſchichte, aber ſo, daß der Erzähler nach ſeinen Recherchen im Archiv pp. die Traditionen ergänzt. Die eigentliche Geſchichte aus den Aufzeichnungen des benachbarten Adligen, der mit dem Helden in Paris zuſammentrifft, und dabei, was ſein älterer Bruder, jenes Alterskamerad, von demſelben ihm erzählt, beibringt. Der Schreiber, den etwas Dämoniſches im Helden anzieht und wiederum der einzige iſt, dem jener ſich zuneigt und öffnet. Dieſe Erzählung, dieſe Aufzeichnung hat nun entweder der Autor oder erſte Erzähler in der Erzählung überſetzt ins Deutſche.

Oder drei Dokumente die Quellen. Die eine beim See nach einiger Einleitung. Da die Kindesmörderin irre, kann man die Sache nicht ordentlich herausbringen; ſoviel aber ſcheint: daß ſie die Tochter des Paſtors, von ihm vor ſoviel Jahren vertrieben. Die ſeltſame Weiſe, wie das Verbrechen herauskommt. 2. Jägerhaus, die (durch den Patrimonialrichter) aufgeſchriebene Beichte des Jägers, nachdem man erſt den Weg vom Hauſe nach dem Jägerhauſe gegangen iſt. In derſelben Folge wie hier hat der Erzähler, ein Nachkomme oder auch Folger des Aufzeichners des Dokuments Nr. 3 die Dokumente in die Hand bekommen. Erſt zeigt der Erzähler einem Freunde die Gegend, Reflexionen über ſonſt und jetzt; die Stimmung, die See, Jägerhaus und Haus mit den Portraits (des alten Grafen, ſeiner Frau und des Helden) hervorbringen. Wie der Erzähler ſich bemüht, etwas von der Geſchichte zu erhalten. Was die Tradition ergibt. Jägerhaus ein Stück der alten Burgruine, an welches das neue Haus gebaut wird.

Nun kommen nach genauerer Beſchauung der Portraits die Aufzeichnungen, durch welche Nr. 1 und 2, wie 2 ſchon 1 näher beleuchtet, völlig aufgeklärt und in ein Ganzes gebracht werden. Jede Quelle in ihrer beſonderen Atmoſphäre. Wie dem Erzähler die Geſchichte geworden, ſo läßt er ſie dem Hörer werden. Wo auch die dritte Quelle ſie verläßt, da können ſie es ſich ausdichten. Der Erzähler ſieht den Helden das Wappen hinunterſtoßen; nicht der Name mehr pp.

(Der Held über die Inhaltsloſigkeit des deutſchen Adels – wären wir Engländer, ich triebe mich nicht hier herum; ich wüßte beſſeres zu tun. Der Held lebensſatt, höchſt blaſiert, war nach langem Abſein wiedergekommen; der Paſtor will nichts von ihm wiſſen. Sie lebte bei der Jagdhüterin, deren Sohn ſie heiraten wollte; ſie wollte ihn nicht. [Folgen einige unleserliche Randbemerkungen.])

Nun muß geſorgt werden, daß auch die zwei erſten Geſchichten an ſich intereſſant ſind und durch balladenhafte Färbung äſthetiſch, jede außerdem von kulturhiſtoriſchen Bemerkungen motiviert und in die richtige Beleuchtung gerückt. Man darf nicht gleich von Anfang wiſſen, daß die drei Geſchichten eigentlich eine Geſchichte ſind. So wird die ganze Geſchichte aus ihrer Zeit heraus motiviert; die Charaktere, ohne daß damit die Zurechnungsfähigkeit der Perſonen aufgehoben würde; vielmehr muß das ſittliche Urteil über ſie eine Hauptſache ſein, nur daß davon die Verdorbenheit nach oben, die Verkommenheit nach unten und der Mangel allen idealen Gehaltes der betreffenden Zeit in Abzug gebracht wird; z. B. zur Motivierung der Austauſchgeſchichte aus der Geſchichte der Herrſchaft ſelbſt die Belege herbeigebracht werden, zum Teil auch in kleinen Geſchichten oder Anekdoten, dh. in Tatſachen.

Verhältnis des Paſtors zur Herrſchaft; von dieſer tyranniſiert, wieder Tyrann in ſeinem Kreiſe. So gewinnen die Figuren ein hiſtoriſch-typiſches Intereſſe. Verhältnis der Untertanen zur Herrſchaft, des Paſtors zum Dorfe pp., der Adligen zum Staate und zu den andern Adligen, der Nachbaren.

Den Erzähler intereſſiert die Natur mit Ruinen pp. erſt durch die Geſchichte, dann wird ſie ihm erſt lebendig und intereſſant, dann erhalten ſie ihm erſt Phyſiognomie.

Daß unſere Zeit ſich ſo elend vorkommt, weil ſie Bewußtſein hat. Wenn der Hund hier, der ſo heiter, plötzlich Bewußtſein ſeines Verhältniſſes erhielte.

Leben auf den Schlöſſern, Kindererziehung. Selbſtſucht aus Mangel an idealem Gehalt.

Bürger-, Bauernfamilie.

Zug nach Paris, die Tölpelei der äußerlich geſchliffenen Dachsjäger. Das Konventionelle, Äußerliche der Nachahmung des Pariſer Lebens.

Der Aberglaube unten, Skeptizismus und Frivolität oben, der Buchſtabenglaube und Äußerlichkeit der Theologen; der überall fehlende ideale Gehalt, kein Patriotismus, keine Sittlichkeit, kein Herzensglaube. Das Bedürfnis nach alledem im Helden, einer begabten kräftigen Natur, die ſich dadurch im Haſchen nach wilder Betäubung völlig demoraliſiert und aufreibt. Er hatte Luſt als Knabe, Theologie zu ſtudieren. (Da der Anlage nach beſſer als ſeine Zeit, wird darum ſchlimmer als ſeine Zeit; ſeine Kraft, ſein Tatendrang, dem nicht Würdiges dargeboten wird, fällt auf Unwürdiges.)

Das Ganze alſo eine Vindikation unſerer Zeit, die den Katzenjammer hat von dem Rauſchen der Vorzeit.

Die Quelle der Kindermördergeſchichte ein fliegendes Blatt, wie ſie ſonſt bei Hinrichtungen ꝛc. und auf Jahrmärkten verkauft wurden; auf grauem Löſchpapiere mit einer Vignette, vielleicht auch die Hinrichtung ſchon vorläufig mit dargeſtellt.

Inhalt

Seite
Einleitung VII
Der Erbförſter 1
Die Waldburg 127
Lesarten und Entwürfe 185

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolſtadt.